



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

699

Par. 27835 d. 29
1869

tung.

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1859.

Erster Band.

699

Par. 27835 d. 29
1859

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1859.

Erster Band.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1859.

Erster Band.

J a n n a r b i s J u n i .

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

J. A. Brodhau s.

1859.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahres 1858. Von Hermann Marggraf. — Zur Glückseligkeitslehre. Von Adolf Schilling. — Kritik des Raschikovskianus. Von Julius Braunsfeldt. — Dichtungen in westfälischer Mundart. — Nachträgliches zu der Satiratur über die jenseitige Scharlatanfeier. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahres 1858.

Es dürfte nicht un Zweckmäßig und manchem unserer Leser willkommen sein, wenn wir jetzt, bei Beginn des Jahres 1859, also ein Decennium nach einer aufgeregten Periode, von der wir uns auch für Literatur und Kunst zu außerordentlichsten Folgen versprochen, einen Rückblick auf die literarische Production des letzten Jahres werfen und damit eine Art Zeitfaden durch ihre verworrenen Rassen und vielfach verschlungenen labyrinthischen Gänge dem Leser in die Hand geben. Wir glauben, daß eine solche Uebersicht und Gruppierung des Gleichzeitigen in mehr als einer Hinsicht instructiv sein müsse. Eine solche Literaturschau wird zugleich zu einer Zeitschau, ein solcher Rückblick in die nächste Vergangenheit zugleich zu einem Blick in die nächste Zukunft, indem wir die producirenden Kräfte, über welche die Zeit verfügt, die gegeneinander streitenden Principien, die herrschenden Gewalten der Gegenwart und die normalen und anormalen Verrichtungen der literarischen Production wie des nationalen Geistes überhaupt aus einer solchen Ueberschau am besten und deutlichsten kennen lernen.

Einige Unterstützung bei dieser nicht wenig mühsamen Aufgabe finden wir an dem „Vorwort über Schriftthet und Buchhandel“, womit Karl Klüpfel den jüngst erschienenen dritten Nachtrag zu seinem „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ (Leipzig, G. Maner, 1858) eingeleitet hat. Indes werden wir gerade im Gegensatz zu Klüpfel vorzugsweise, außer der Literaturgeschichte und ihren Seitenzweigen und Hülfswissenschaften, die poetische Production berücksichtigen, von deren Gattungen Klüpfel nur dem Roman Beachtung schenkt, weil in diesem zufällig die Fiction mit dem Hausgewand der Prosa bekleidet ist. Man liebt überhaupt heutzutage die Bedeutung des poetischen Schaffens und der poetischen Schöpfungen zu unterschätzen, schon doch in ihnen gerade die feinsten geistigen Säfte

des nationalen Geistes und der Zeitbildung zur Blüte, freilich auch oft zur giftigen Mistblüte gedeihen. Und selbst in ihren oft sehr abschaulichen und schädlichen Aferbildungen und Ausartungen bleibt die poetische Production in hohem Grade als Culturmesser und Krankheitsstomptom wichtig, um danach die sittliche und geistige Entartung und Verkommenheit einer Zeit beurtheilen zu können. Poetische Werke werden außerdem wahrscheinlich immer an dauernd, populärer Wirkung die Werke der Prosa überlegen. In Bezug auf ausgebreiteten Einfluß kommen Aristoteles und selbst Plato nicht Homer und Sophokles, Baco nicht Shakespeare, Kant und Schelling nicht Schiller und Goethe gleich. Selbst an sich mehr prosaische Naturen, die sich auf die Literaturgeschichtsschreibung warfen, haben dieses populäre Uebergewicht der Poesie dadurch anerkannt, daß sie fast ausschließlich die „poetische“ Nationalliteratur in ihren Literaturgeschichten behandelten. Trotzdem ist es zu beklagen, daß die prosaische Nationalliteratur in Deutschland noch keinen so gründlichen Bearbeiter gefunden hat, wie sich die poetische deren so vieler rühmen darf; und es ist dies um so mehr zu beklagen, da diese Gelehrten mit ihrem überwiegend kritischen Geiste und ihrer tendenziösen Richtung meist weit mehr auf die Prosa als auf die Poesie angewiesen zu sein schienen. Das beweisen auch einige neuere Literaturgeschichten, die, soweit sie zufällig die Prosa betreffen, bei aller Tendenz in scharfsinniger Grörterung zum Theil vortrefflich, soweit sie die Poesie betreffen, schwarzgallig, einseitig und oft im höchsten Grade ungerecht sind. Wenn man wie Gerwinus die verhaßte poetische Production der Gegenwart dann ganz beiseite liegen läßt, so hat dies Verfahren noch Sinn und Logik; aber weniger citterlich ist es, sie nur dazu zu benutzen, um mit ihrer Verunglimpfung und Gerabsetzung ganze Bände zu füllen, dieses Geschäft zu seinem Metier zu machen und sich durch das dadurch Erworbene das Leben zu versüßen, während man es andern dadurch verbittert. Wenigstens sollte man dann doch die Artigkeit haben,

zum Schlusse eine Dankadresse an die so ausgebeuteten Dichter folgen zu lassen oder ihnen einen Theil des Honorars, soviel auf jeden nach der mit seiner Verunglimpfung gefüllten Bogenzahl kommen würde, als Schmerzensgelder zuzustellen.

Darum loben wir es an Klüpfel, daß er, der und ebenfalls eine mehr verständig=prosaische als naïv=poetische Natur zu sein scheint, sich darauf beschränkt hat, das Publikum nur auf den verschiedenen Gebieten der Prosa zurecht zu weisen, obgleich er aus demselben Grunde vielleicht am besten gethan hätte, auch den Roman beiseite zu lassen. Von seinem Verhältniß zur Poesie und seiner literarischen Parteilichkeit überhaupt zeugen wol genügend die folgenden Worte:

Daß die Poesie in unsern Tagen keine bedeutenden Leistungen aufzuweisen hat, ist eine bekannte Sache. Die poetische Production hört zwar nicht auf und hat sich in der Quantität gegen früher kaum vermindert, aber von den neuen Gedichtsammlungen wird nur wenig gekauft und gelesen, das, was Abfah findet, sind nur die neuen Auflagen älterer anerkannter Dichter.

Rechnet er Welzel, dessen Gedichte 45, Trelligrath, dessen Gedichte 18, Bruß, dessen Gedichte 4, Julius Hammer, dessen „Schau um dich und Schau in dich“ 8 Auflagen erlebt haben — von andern Gedichtsammlungen, welche 2 oder 3 Auflagen erlebten, nicht zu sprechen — schon zu den „ältern“ Dichtern? Und stehen diesen Erfolgen auf lyrischem Gebiete nicht die Bühnenerfolge von Stücken wie „Uriel Acosta“ und „Jovf und Schwert“, „Der Fehler von Ravenna“, „Die Journalisten“ und „Die Valentine“, „Marci“, „Die Karlschüler“ und „Was Esfer“ u. s. w. vollkommen ebenbürtig zur Seite? Behauptungen wie die angeführte können bei einem Bücherkenner wie Klüpfel doch nicht aus Unkenntniß herrühren; sie müssen einen Zweck haben, der sich auch, wie wir glauben, leicht errathen läßt. Es ist aber bedenklich, in so absprechender Weise über die Poesie der Gegenwart zu urtheilen, solange man es Vortheil nicht vergeblich kann, daß er der Uhländ=Schwab'schen Dichterschule einen „religiös=stiltlich=poetischen Bettlermantel“ angehängt hat. Daß ferner Klüpfel die humoristische Literatur, auch soweit sie der Prosa angehört, im ganzen sehr stiefmütterlich behandelt, versteht sich von einem neuern Literaturgeschichtschreiber — denn etwas von einem solchen ist doch auch Klüpfel — im Grunde von selbst.

Einige Bemerkungen und statistische Angaben des Verfassers werden uns für den Zweck, den wir uns mit gegenwärtiger Betrachtung vorgesetzt haben, von Nutzen sein und verdienen an dieser Stelle angeführt zu werden. Klüpfel bemerkt mit Recht, daß die literarische Production der beiden letzten Jahre wie in frühern Jahren eine Fruchtbarkeit entwickelt habe, welche das Bedürfniß weit übersteige. In andern Gebieten menschlicher Thätigkeit werde die Menge des Erzeugnisses durch die Nachfrage und den Bedarf bestimmt, und ein mißlungenes Product könne sich nicht in die Länge auf dem Markte behaupten. Anders verhalte es sich beim Buchhandel, wo nicht immer der augenblickliche Erfolg über die Bedeutung eines Han-

delsartikels entscheide. Für den Kaufmann sei jede Waare gut, deren Absatz gesichert sei, für den Verkäufer von Geisteserzeugnissen aber genüge dieser Gesichtspunkt nicht. Denn wie der Schriftsteller nicht bloß den Beruf habe, den geistigen Ansprüchen seiner Zeitgenossen zu genügen, sondern auch den, neue Bedürfnisse zu schaffen, indem er Gedanken ausdrücke, welche befruchtend wirken und neue Bahnen des geistigen Lebens eröffnen, so habe auch der Buchhändler die Aufgabe, an der Erziehung des Publikums mitzuwirken und nach der Brauchbarkeit seiner Waare in dieser Richtung zu fragen. Klüpfel fährt dann fort:

Dies ist nicht bloß eine ideale Anforderung, welche mit dem kaufmännischen Interesse eines Verlegers im Widerspruch stünde, sondern sein Credit hängt davon ab, die Erfüllung dieser Aufgabe muß die Grundlage seiner buchhändlerischen Stellung und Ehre bilden. Die Masse werthloser oder schädlicher Bücher konnte nicht so sehr sich vermehren, wenn die Verleger in ihren Unternehmungen mehr Kritik übten. War manche Erzeugnisse der Literatur verdanken ihr Dasein nicht dem wirklichen Bedürfniß des Publikums oder der geistigen Schöpferkraft ihres Verfassers, sondern der Speculation oder der Urtheilslosigkeit des Verlegers, und versperrten guten Büchern die Bahn.

Klüpfel weist dann weiter auf die Thatfache hin, daß der Absatz oft gar nicht im richtigen Verhältniß zu dem innern Werth der Bücher stehe; nicht sowol, daß schlechte Waare besonders glänzend abginge, obgleich sich jedoch auch davon Beispiele finden, als daß das Mittelmäßige den Vorzug erhalte vor dem Ausgezeichneten. Das alles ist sehr richtig. Der Buchhandel ist so sehr schuld an der vielen schlechten und verwerflichen Literatur, daß es vielleicht gerechter und nützlicher wäre, wenn man weniger die Autoren, welche schlechte oder schädliche Bücher produciren, als die Buchhändler, welche sie verlegen und oft dazu anregen, aufs strengste recensiren wollte oder könnte. Treulich würden diese Verleger sehr wahrscheinlich über Beeinträchtigung ihres Gewerbes und zugleich vielleicht wegen Injurien klagbar werden, was der in seinem Gewerbe und in seiner Ehre beeinträchtigte Schriftsteller aus guten Gründen fast nie thut, weil es ihm doch zu nichts helfen würde. Jedenfalls ist es von großem Werth, wenn der Buchhandel, wie dies jetzt mehr und mehr der Fall ist, an seine hohe nationale Aufgabe gemahnt wird. Man muß gänzlich und für alle Zeiten von den Grundfägen zurückzukommen suchen, die noch Kaiser Joseph in Betreff des Buchhandels und Verlags hegte, indem er z. B. in einer am 20. November 1780 ertheilten Resolution sich dahin aussprach:

Wer sich Lettern, Farbe, Papier und Presse anschafft, kann drucken, wie Strumpflüthen, und wer gedruckte Bücher sich macht oder einschafft, kann selbe verkaufen; jedoch haben alle den öffentlichen Polizey- und Censurgesetzen genaustens zu unterliegen. Die löcherlichen Atteste und Prüfungen der Gelehrsamkeit, so der Regierungsreferent von demjenigen, wer eine Buchhandlung führen will, fordert, sind ganz absurd. Um aus der Lesung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenige die Prüfung anhalten, ob ihnen das Lesen wahrhaft nutzbar sei. Um aber Bücher zu verkaufen, braucht man keine mehrere Kenntniß, als um Käse zu verkaufen, nämlich ein jeder muß sich die Gattung von Büchern oder vom Käse zeitlich einschaffen, die am meisten gesucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preise reizen und nützen.

Gerade diese halbhumoristischen Anschauungen scheinen aber vielen Buchhändlern nur zu sehr eingeleuchtet und ihnen zur Richtschnur gedient zu haben.

Klüpfel spricht weiterhin sein Bedauern darüber aus, daß es bis jetzt an statistischen Nachweisungen über den Absatz der verschiedenen schriftstellerischen Erzeugnisse nach Literaturzweigen, Ländern und Lebenskreisen fehle, und versucht nun, einige Beiträge zur Statistik des Buchhandels zu geben, soweit sie ihm durch eigene Beobachtung und durch Mittheilung befreundeter Buchhändler möglich seien. Was den literarischen Verkehr Deutschlands betreffe, so gelte als ausgemacht, daß in Norddeutschland viel mehr Bücher geschrieben und gekauft würden als in Süddeutschland; besonders Sachsen (die sächsischen Verlagsstädte wol mit inbegriffen) und die Mark seien wol am schrift- und kaufstärksten. Sicherlich verdient die Erscheinung beachtet zu werden, daß die Verfasser von Ritter- und Räuberromanen fast ausschließlich Norddeutsche, zum größten Theile aber in den sächsischen Landen geboren oder ansässig waren. Erst in neuerer Zeit scheint Wien, das sich freilich immer im Guten wie im Bösen verspätet, auf diesem Gebiete mit Norddeutschland, nachdem diese Gattung literarischer Production hier schon bei weitem nachgelassen hat, in Concurrenz treten zu wollen. Außer den genannten Landstrichen, heißt es in der Klüpfelschen Vorrede weiter, sei das in geistigem Interesse gerade nicht voranstehende Oesterreich ein von den Buchhändlern besonders berücksichtigtes und geschätztes Absatzgebiet, während auffallenderweise das benachbarte, Baiern für den schlechtesten Büchermarkt gelte. Schon günstiger als in Baiern stelle sich die Sache in Würtemberg; Stuttgart sei ein Hauptplatz für die literarische Production, weniger freilich für den Absatz. Das umgekehrte Verhältniß finde in Baden und der Rheinpfalz statt, wo schon der allgemeine Wohlstand des Volks dem Bücherkaufen günstig sei, während die Productionslust zurückträte. Vom Jahre 1831 sei der Buchhandel im Wachsen gewesen bis zum Jahre 1846, dann sei infolge der Theuerung und noch mehr der politischen Ereignisse im Jahre 1848 eine Abnahme eingetreten, die sich aber mit der hergestellten Ruhe allmählich wieder ausgeglichen habe. Besonders auffällig zeige sich die Zunahme der Buchhandlungen in Berlin, Leipzig und Stuttgart; Berlin habe 1831 nur 80, im Jahre 1855 dagegen 195, Leipzig 1831 79, 1855 156 und Stuttgart 1831 17, 1855 dagegen 55 Buchhandlungen gehabt. Leider nehme gerade der Absatz von Büchern wissenschaftlichen Inhalts in neuerer Zeit ab, da die schmalen Besoldungen der Universitätslehrer, Lehrer, Geistlichen und Aerzte nicht mehr zureichten, um neben den sich fortwährend steigenden Ausgaben für die täglichen Bedürfnisse einen Bücheretat zu erübrigen. Doch hängt dies vielleicht auch mit der Abnahme höhern wissenschaftlichen Strebens in diesen Kreisen zusammen, wie ja auch unter den Studirenden, nach der Verflüchtigung vieler Universitätslehrer, diese Abnahme sich bemerkbar macht, indem die meisten sich darauf beschränken, genau nur die Kenntnisse zu erwerben, die für das Brotstudium nöthig und

zum Zweck der Prüfungen gesetzlich vorgeschrieben sind. Daher auch wol der von Klüpfel beklagte Umstand, daß die früheren Literaturzeitungen, die sich gründlicher, mit Auszügen verbundener Beurtheilungen rein wissenschaftlicher Werke befassen, eine nach der andern verschwunden sind, weil ihnen keine genügende Theilnahme mehr entgegenkam. Klüpfel fährt fort:

Dieses unnatürliche Verhältniß ist um so mehr zu bedauern, als mit der größern Einnahme in den höhern Kreisen der Gesellschaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnismäßig steigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweise auch in Frankreich auf den Familienhöfen des Adels eine Bibliothek zur Ausstattung des Hauses gehört und es auch bei deutschen Familien der adelichen und bürgerlichen Aristokratie früher Sitte war, eine Büchersammlung zu halten, so ist es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hause alljährlich eine bestimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Conversations-Lexikon, eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn's hoch kommt, eine Weltgeschichte angeschafft. In dieser Beschränkung geht die Literatur wol auch in die Kreise des städtischen Handwerkerstandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Lesegesellschaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und diese Institute sind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweise zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Lesegesellschaften wird in der Regel für Zeitschriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig.

Da wir auf Klüpfel's „Wegweiser“ und die Nachträge dazu später nicht weiter zu sprechen kommen werden, so wollen wir gleich hier noch bemerken, daß dieser Reiseführer durch die deutsche Prosaliteratur, dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit eine Thatfache ist, zu jenen Werken gehört, wie sie nur deutscher Sammelleiß zu Stande bringen kann. Der Verfasser verräthert, den größern Theil der von ihm beurtheilten Bücher aus eigener Ansicht zu kennen, was bei der enormen Menge dieser Bücher und Schriften einen wahrhaften Fleiß voraussetzen läßt. Unmöglich aber konnte er alle lesen, und er hat sich daher bei vielen auf fremdes Urtheil stützen müssen; namentlich nennt er das Jarndtsche „Literarische Centralblatt“ als die Quelle, die er vorzugsweise benutzt habe, wenn ihm die Autopsie eines Buchs fehlte. Seine eigenen Urtheile lassen sich, wie wir glauben, an einem gewissen Geiste der Mäßigung erkennen, der auch am allerwenigsten da fehlen darf, wo über ein Buch in nur wenigen Zeilen abgeurtheilt wird. Tadel erfordert mehr noch als Lob einer eingehenden Motivierung, weil er sonst leicht den Charakter der Gehässigkeit erhält und doppelt verlegend wirkt. Zu den schroffsten und absprechendsten Urtheilen gehört das über Gottschall's Literaturgeschichte, die doch gewiß ihre Verdienste hat, welche selbst von einem Gegner seiner Richtung nicht so gänzlich übersehen werden durften, wie hier geschieht. Auch unsere Zeitschrift hat sich über eine solche Kürze des Urtheils zu beklagen, indem von ihr rundweg behauptet wird, daß sie sich nur auf Unterhaltungsliteratur beschränke. Man möchte danach fast

glauben, daß Klüpfel unsere Blätter nur oberflächlich kennt. Es ist richtig, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung“ über diejenigen Schriften, welche man zur Unterhaltungsliteratur zu rechnen pflegt (obgleich doch eigentlich nur die Erzählungsliteratur, nicht aber die Höheren Gattungen der Poesie, auch nicht Reisen, Biographien u. s. w. in diese Kategorie fallen), ausführlichere und vollständigere Rundschauen bringt, als irgendein anderes kritisches Blatt; wenn sich aber Klüpfel die Mühe geben wollte, den ersten besten Jahrgang derselben zu durchblättern, so würde er sich sehr bald überzeugen, daß Naturwissenschaften, Geschichte (insoweit sie nicht auf bloß gelehrte Specialforschung hinausläuft), Sagen- und Literaturgeschichte, auch die ältere deutsche, Kulturgeschichte, Physiologie, Psychologie, Anthropologie, Ethnographie, Staatswirtschaftslehre, selbst Theologie, soweit sie in die allgemeine Bewegung auf kirchlich-religiösem Gebiete eingreift, von d. Bl. keineswegs ausgeschlossen sind, daß vielmehr die diesen Disciplinen angehörenden Hauptwerke oft in so eingehender Weise besprochen werden, daß sie nicht jedem „unterhaltend“ dünken mag. Ja, über gewisse wissenschaftliche Disciplinen liefern unsere Blätter so vollständige und übersichtliche Referate, wie sicherlich kein anderes Journal. Wir sagen dies nicht, um unsere Blätter vor dem Publikum herauszustreichen, was sie auch unsern Lesern gegenüber kaum bedürfen, sondern um den Verfasser des „Wegweiser“ künftighin zu größerer Vorsicht in seinen Urtheilen aufzufordern. Auch über die von dem Schreiber dieses aus des Dichters Briefen und Lausgedichten zusammengestellte Biographie Ernst Schulze's finden wir im „Wegweiser“ eine Bemerkung, welche der Berücksichtigung bedarf. Klüpfel sagt darüber:

Sehr interessante Mittheilungen aus dem innern Leben des Dichters, die aber im ganzen den betrübenden Eindruck machen, daß das, was man als tragisches Geschick anzusehen pflegte, im Grunde selbstverschuldete Verfehrtheit und Grivolität ist. Der Herausgeber scheint nicht zu wissen, daß die Verfasserin der Briefe, die er nach dem im Nachlasse Schulze's vorgefundenen Copira benutzte, noch lebt und wol sehr überrascht sein wird, daß das, was sie als lebensschaffliche Orgüsse eines bewegten Herzens hingeworfen und für ein zwischen dem Verfasser und ihr bestehendes Geheimniß bewahrt hat, vom ihm selbst als berechnete künstlerische Schöpfung angesehen wurde, die er als literarische Erzeugnisse für die Nachwelt durch Copien sichern zu müssen glaubte.

Es wäre methewürdig, wenn wir als Herausgeber der Biographie nicht getraut hätten sollten, daß die Verfasserin der Originalien dieser Briefe noch lebt; was aber die Copien betrifft, so erhielten wir diese durch Schulze's Schwester, die noch im Kloster Wienhausen lebende Frau Superintendentin Hornbostel, sicherlich nicht ohne vorausgegangene Verständigung zwischen ihr und der Verfasserin der Originalien. Die Behauptung Klüpfel's, daß Ernst Schulze selbst seine Briefe an Adelheid Lychnen als „berechnete künstlerische Schöpfung“ angesehen habe, wollen wir hier auf sich beruhen lassen, obgleich sie uns sehr wenig begründet zu sein scheint.

Indem wir nun darangehen wollen, von unserem Standpunkt eine gedrängte Uebersicht der letztjährigen literarischen Erzeugnisse zu geben, finden wir nicht über-

flüssig zu bemerken, daß wir keineswegs ausschließlich solche Werke und Schriften berücksichtigen werden, die auf dem Titel zufällig die Jahreszahl 1858 tragen. Da uns jedoch die Masse dieser Erscheinungen nöthigt, und doch in gewisse Grenzen einzuschränken, gedenken wir vorzugsweise nur diejenigen Publicationen zu berücksichtigen, welche im Jahrgang 1858 d. Bl. entweder im Text besprochen oder doch in der Bibliographie aufgeführt und dabei in einer oder der andern Hinsicht bedeutend oder für ihre Gattung charakteristisch sind oder von namhaften Autoren herrühren. Auf vollständige Nomenclatur müssen wir überhaupt aus verschiedenen Gründen von vornherein verzichten.

Von Klüpfel's oben erwähnten „Wegweiser“ ist der bequemste und nächste Uebergang zur Literaturgeschichte. Was die allgemeinen Geschichten der deutschen Nationalliteratur betrifft, so fällt hier zuvörderst ihre tendenziöse Richtung auf, wovon zunächst Robertstrin und andere Verfasser von Werken, die mehr Compendien sind, zu sprechen sein mögen; auch trifft dieser Vorwurf wenig oder gar nicht die Literaturhistoriker Wadernagel, Scholwin, Hildebrandt, der vielleicht nur zu kritisch in das Detail der von ihm beurtheilten Schriften und Schriftsteller eingreift, und Th. Mundt, der wol auch wie jeder seine Sympathien und Antipathien hat, aber in seiner alle europäischen Literaturen umfassenden „Geschichte der Gegenwart“ in humaner Weise die einzelnen Dichter und Schriftsteller aus ihrem eigenthümlichen Wesen herauszuverklären sucht. Dagegen W. Menzel, R. Barthel, W. Brühl (dieser vom katholischen Standpunkt), Wilmar, Julian Schmidt, Gottschall, selbst Gervinus, der noch von allen das allgemeinste wissenschaftlich gebildete Publikum hat, haben ihre Tendenzen, und jede religiöse oder politische Partei faßt oder liest die Literaturgeschichte, die ihrer Richtung am meisten zusagt. Vielleicht kann man nach der Menge der Auflagen, die jede erlebte, die Stärke und den Umfang der verschiedenen Parteien einigermaßen ermessen. Diese Tendenzen spiegeln sich nicht bloß in dem Verhalten der verschiedenen Literaturhistoriker gegenüber der Literatur der Gegenwart, die von dem einen verächtlich ignoriert, von dem andern zu Gleichnissen geholt, von dem dritten als die bisherige höchste Entwicklung unserer Nationalliteratur gefeiert wird, sondern selbst in der Behandlung älterer Perioden. Der eine verkümmert und verflümmelt uns Goethe's, der andere Schiller's Bild; der eine erkennt in Lessing den großen Apostel moderner humaner Bildung, der andere verwirft ihn als unchristlich; der eine läßt überall seine demokratischen, der andere seine constitutionellen oder ultraconservativen Tendenzen durchblicken. Dabei herrscht die größte Verwirrung; die Patavine des „gesunden Menschenverstandes“ und der bürgerlichen Sittlichkeit heben trotz dieser Sittlichkeit den zwar genialen aber sitzvollen und mit der Sittlichkeit seinen Spaß treibenden Heinrich Heine aufs Schild und berufen sich auf seine Aussprüche wie auf die Sprüche des heiligen Evangeliums; die Gegner der Völgroßmoral und des Philistertums wollen doch wieder nichts von den Roman-

klern wissen, die doch in dieser Beziehung den allerfreiesten und vorurtheilslosesten Standpunkt einnehmen und die (z. B. Kier, Eichendorff, Achim von Arnim, Brentano, Hoffmann u. s. w.) einen fortwährenden Krieg gegen alle Arten der Willkür führten. Diese Literaturgeschichten haben meist ihre sehr großen Verdienste; keine andere Nation besitzt solche von gleichem Werth, aber infolge ihrer subjectiven Färbung erhält man durch sie kein ungezerrtes Bild unserer Literatur, so reich sie auch an sinnreichen Combinationen, wie namentlich die Gervinuss'sche, an vorzüglichen Charakteristiken einzelner Autoren und an ausgezeichneten Analysen einzelner Werke sein mögen. Robert Bruns hat in Nr. 50 des „Deutschen Museums“ ein beachtenswerthes Wort über die moderne Literaturgeschichtsschreibung gesprochen, und vollständig stimmen wir der Bemerkung bei, mit der er seinen ersten Artikel schließt:

Diese ewig vermischten Räume von Licht und Schatten, von Wahrheit und Irrthum zu sondern, ist denn also die nächste und dringendste Aufgabe des Historikers überhaupt, so auch des Literaturhistorikers unserer Tage, und er wird sie nur erfüllen können, indem er weder ausschließlich zur einen noch zur andern Partei, weder zu den Idealisten noch zu den Realisten, weder zu den abstracten Lobrednern noch zu den ebenso abstracten Verdächtern unserer Literatur schwört, sondern, gestützt auf ein höheres Princip, in welchem jene Gegensätze selbst aufgehoben, streng von der Mitte innenhält, der ihm die freie Aussicht nach rechts wie nach links gestattet. Diese Art der Auffassung, wie wiederholte es, hat wenig Pilantes und Götzenbesen, und wer sich entschließt, sie zur seinen zu machen, der muß auch von vornherein auf das laute Beifallsgegeschrei der Menge verzichten. Ja er muß sich vielleicht gefallen lassen, daß man seine Darstellung farblos und langweilig schilt; — ihm wird dann immer noch der Trost bleiben, durch seine farblose und langweilige Darstellung mehr zur wirklichen Aufklärung des Publikums und damit auch zur endlichen Lösung der uns gestellten Aufgaben beigetragen zu haben als jene pilantes und glänzenden Schriftsteller, die durch ihre farbreichen, aber einseitigen und unwahren Aussprüche die öffentliche Meinung nur immer mehr verwirren und den Tag der endlichen Genugthuung nur immer weiter hinauschieben.

Die Frage ist freilich die, ob bereits in unserer Zeit, die so überaus reich ist an sich gegenseitig beschuldenden politischen, religiösen, sozialen und literarischen Gegensätzen, unsere letzte und glänzendste Literaturperiode von Herder, Goethe und Schiller an bis jetzt mit derselben Objectivität behandelt werden kann als die frühere. Namentlich wird es für den Literaturhistoriker immer eine höchst schwierige Aufgabe bleiben, durch seine Präbilectionen für den einen oder den andern unserer sogenannten klassischen Schriftsteller wie durch die persönlichen Beziehungen zwischen Herder, Schiller und Goethe hindurch den richtigen Weg zu finden und in der Aufdeckung ihrer Verirrungen und Erbitten, die doch nicht ungerügt bleiben können, wohl gerade die Fehler großer Männer die verführerischsten und somit schädlichsten sind, wie in der Darstellung ihrer so strahlenden Vorgänge und Tugenden, in denen sie uns ewige Vorbilder sein sollen, mit störrischem Takt ein anständiges Maß zu halten; ferner den Talenten und Bestrebungen der jetzt so allgemein unterschätzten Romantiker, die sicherlich in ihrer Gesamtheit als ein höchst merkwürdiges, wenn auch vielfach bloßen Nihilismus ausdrückendes Strebenbild am Horizont der deutschen Literatur glänzten, in jeder Hinsicht, im Ge-

den wie im Bösen gerecht zu werden; endlich in den kritischen Leistungen der Modernen das Weibliche vom Bergänglichen, das Wahre vom Unwahren, die Frucht von der Syre, die lebendvollen Reime von den in sich todteten zu sondern.

Den ältern Perioden unserer Literatur wurden auch in letzter Zeit die erfolgreichsten Studien gewidmet. Dem vorzüglichen Werke Wagners über das deutsche Nibelungenlied folgte die „Deutsche Sionsharfe“ von Simrock, der auch eine Schrift über die Nibelungeneposie und vom „Geliand“ (neben Kuhn und Georg Meissner) eine treffliche Bearbeitung herausgab. Nennenswerth sind ferner, außer dem „Heldenbuch“ von dem verstorbenen H. v. v. der Hagen, der als eigentlicher Begründer dieser Studien doch immer besondere Beachtung verdient, die Arbeiten von J. Keller über Dietrich von Bern, von R. Haupt über Heidegger von Meinhart, von L. Giese über das geistliche Schauspiel, von Scher über die deutschen Weihnachtsspiele in Ungarn, von H. Wiskott über Sebastian Brant, von H. Greville über Martin Opitz, über den auch Hoffmann von Fallersleben eine bibliographische Schrift als „Vorläufer und Probe der Väterkunde der deutschen Dichtkunst bis zum Jahre 1700“ veröffentlichte. Geiler von Kaiserberg's Schriften erschienen in neuer Auswahl, herausgegeben von Braun, und O. Schade sammelte Satiren aus der Reformationszeit. Hier schließen wir gleich die deutsche Sagenforschung mit an. Hansen brachte fränkische, Preule unterhargische, Schmitz eiser, H. Müller siebenbürgische, Beckstein thüringische, Grollin frankfurter Sagen, Hochholz Sagen aus dem Adre-gau und Freih. von Leoprechting Sagen aus dem Lehrn. Hartig sammelte deutsche Volksmärchen. Auch W. Schiller's Schrift: „Deutsche Städtewahrzeichen“, enthält interessante Beiträge zur deutschen Sagenforschung.

Den reichlichsten Zuwachs erhielt auch diesmal die unsere neoclassische Periode betreffende Literatur, und namentlich war die Goethe-Schiller-Literatur fortwährend im Aufschwelle. Man wendet diesen beiden Männern ein Einbium zu, wie sonst nur den klassischen Autoren des Alterthums. Besonders ruhm man an Goethe heran, dessen Leben und Schriften allerdings auch viel mehr Geheimnisse und Räthsel enthalten, als das Leben und Wirken Schiller's, die viel klarer und unzweideutiger dem Blicke vorliegen. Das von J. Frese trefflich übersetzte und auch in einer wohlfeilen russischen Ausgabe in Deutschland erschienene Werk über Goethe von dem Engländer G. F. Lewes ist so vielfach und ausführlich in d. Bl. besprochen worden, daß wir es hier nur einfach zu nennen brauchen. Die schon früher angerogte und von Lewes wie auch gleichzeitig von Goedeke und Dinger zu Ungunsten Bettina's entliebene Frage, inwiefern diese mit ihren Briefen das Publikum mystificirt und die bekannten Goethe'schen Sonette willkürlich und ungerechtfertigterweise auf sich bezogen habe, führte zu einer Polemik, indem namentlich G. Siegfried in einer nicht sehr glücklich stilisirten Epistel an Lewes für Bettina's Ansprüche in die Schranken trat. In einem bei

welchem tactvoller und gründlicher gearbeiteten Blaubogen hat sich dann weiter noch A. Buben (in Nr. 30 des „Frankfurter Museum“) Bettina's angenommen, worauf wir hiermit einfach verweisen wollen. Wenn man übrigend verlangt hat, daß Bettina selbst mit einer runden und bestimmten Erklärung hervortreten solle und dieses Verlangen, weil es gegen eine Frau gerichtet sei, als ein geblöcktes und plummes bezeichnet worden ist, so wollen wir dagegen einfach bemerken, daß einer Frau gegenüber, welche öffentlich und namentlich mit solchen Ansprüchen auftritt, die Salanterie ihre Grenzen hat, wenn es sich vor dem literarischen Gericht um Feststellung der Wahrheit handelt. Neben dem Lewes'schen Werke behält auch J. W. Schaefer's, des Verfassers einer „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts“, in zweiter vermehrte und revidirter Auflage erschienene und durch kritische Genauigkeit sich auszeichnende Biographie Goethe's ihren vollen Werth, und ebenso neben beiden Werken die vortreffliche, in gedrängter Vollständigkeit auftretende Biographie über Goethe, welche K. Goedeke seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ einverleibt hat. Oldenberg verfaßte eine Schrift über Goethe's pädagogische Grundsätze, Knechtke behandelte Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, der Holländer Dosterger erörterte in einer von Lange übersetzten Vorlesung Goethe's Stellung zum Christenthum, K. Jügel gab in seinem „Puppenhaus“ neue Aufschlüsse über Billi und ihr Verhältniß zu Goethe und Th. Bergk commentirte in einer Schrift acht Goethe'sche Kinder, die er theils neu entdeckte, theils zum ersten mal für Goethe in Anspruch nimmt. Was Schiller betrifft, so wird sein Leben in einem umfangreichen Werke von Wallerke behandelt, das als Pendant zu Lewes' Leben Goethe's zu betrachten und von dem der erste Band erschienen ist. Wir werden darüber nach dem bald zu erwartenden Erscheinen des zweiten Bandes ausführlicher berichten. Karl August's Briefwechsel mit Schiller wurde von Emilie von Gleichen-Rußwurm veröffentlicht, Runo Fischer beleuchtete Schiller's Philosophie und seine in Dramen und Gedichten enthaltenen Selbstbekenntnisse und Gerlinger die griechischen Elemente in der „Braut von Messina“. Viele interessante und zum Theil neue Mittheilungen in Betreff Goethe's und Schiller's enthalten Diezmann's „Goethe-Schiller-Museum“ und „Weimar-Album“, während A. Clemens in einer geistreichen Schrift Schiller in seinem Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtete. Auch ist hier die „Schiller-Galerie“ zu nennen, welche durch Bild und Text (letzterer von einem der Zeichner, dem geistvollen F. Pecht) die Hauptcharaktere aus Schiller's Werken zur Veranschaulichung bringt. Zwei andere Classiker, Lessing und Wieland, sind, jener von A. Stahr in einem selbständigen Werke, dieser von J. W. Voebell im zweiten Bande seines wie es scheint weit angelegten Werks „Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethe's Tode“ ausführlich behandelt worden. Beide Werke werden seinerzeit eine gründlichere Besprechung in d. Bl. nöthig machen. Lessing, dieser seltene Mann, dessen Bestrebungen und

Tendenzen mit den Richtungen unserer Zeit an vielen Punkten so genau zusammenfallen, daß man ihn recht eigentlich als unsern literarischen Gesetzgeber betrachten darf, hat eine so ausführliche Behandlung, wie ihm A. Stahr angedeihen ließ, schon längst verdient, und auch Voebell wird man es Dank wissen, daß er unserer Generation wieder ins Gedächtniß bringt, was Wieland für seine Zeit war. Die Schrift von G. Findel: „Die classische Periode unserer Nationalliteratur“, erwähnen wir nur als einen Versuch, die Forschungen gelehrter Literaturhistoriker in eine populäre Tonart zu übertragen; der Verfasser ist derselbe, welcher auch K. Barthel's Nachlaßwerk: „Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter“ bearbeitete. Ueber Gleim, diesen verdienstvollen Protector der deutschen Muse, veröffentlichte G. Pröbke, der Verfasser einer dankenswerthen Biographie Bürger's, eine kleine Schrift „Gleim auf der Schule“ und andere werthvolle Mittheilungen in „Westermann's Illustrierten Monatsheften“, und Hölty's „Gedichte“ erschienen in neuer vollständiger Ausgabe mit biographischer Einleitung, herausgegeben von F. Voigt. Ein anderer älterer Schriftsteller, der wackere Matthias Claudius, der in seinen Schriften eigentlich unter den Deutschen zuerst einen echt humoristischen und dabei echt volksthümlichen Ton anschlug, fand seinen Biographen an W. Herbst, dessen Lebensbild „Matthias Claudius, der Wandseeder Vöte“ eine zweite neu bearbeitete Auflage erlebte, und der „Barde“ Kreischmann seinen Biographen an Knothe. Die neue vollständige Ausgabe von Theodor Körner's sämtlichen Werken, welche A. Wolff besorgte, enthält dankenswerthe Mittheilungen über den Appellationsrath Körner, das Körner'sche Haus und Theodor Körner selbst und außerdem eine ziemlich ansehnliche Anzahl bisher nicht gedruckter Briefe zwischen Vater und Sohn. Reichen Literaturstoff enthalten auch Dünker's letzte Veröffentlichungen aus Ludwig von Arnob's Briefnachlaß, und zur Kenntniß des Jean Paul'schen Gemüths, weniger seines äußern Lebens und seines literarischen Wirkens, tragen Jean Paul's von Täglichsbed herausgegebene „Briefe an eine Jugendfreundin“ wesentlich bei. Wir erwähnen hier noch Robertlein's „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik“, die Fortsetzung der nun ihrer Vollendung rasch entgegenstehenden, in vielen Beziehungen trefflichen „Geschichte der deutschen Literatur“ von Heinrich Kurz, W. Menzel's „Deutsche Dichtung von der Ältesten bis auf die neueste Zeit“ und die eben sowohl in literatur- als culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Schrift J. W. Appell's über die Ritter- und Räuberromantik. Auch diese rohen und cynischen Elemente verdienen Beachtung, wenn es zu einer wirklich sittengeschichtlichen Begründung der Literaturgeschichte kommen soll. Einzelne mitlebende Dichter und Autoren findet man in Schmidt-Weissenfeld's zweibändiger Schrift: „Charaktere der deutschen Literatur“, darunter Julian Schmidt, Friedrich Schalm, Auerbach, A. Reissner, Gupfow u. s. w. in theils scharfen, theils leichten Umrissen dargestellt. Endlich ist hier die Skizze von G. Hebert über Uhländ als eine liebevoll in die Eigenenthümlichkeiten des Dichters eingehende Arbeit zu nennen,

ganz vorzüglich aber Klüpfel's biographisches und literarhistorisches Werk über G. Schwab, das zugleich um diese Persönlichkeit eine große Anzahl oft genannter oder interessanter Persönlichkeiten und Zeit- und Streitfragen gruppirt.

In unserer der Theorie wenig geneigten Zeit wird die Aesthetik als selbständige Wissenschaft mit nicht sehr großem Eifer angebaut und was darin geleistet wird, scheint meist keinen sehr großen Anklang im Publikum zu finden. Dies ist auch wol der Grund, weshalb A. Zeising's zum Theil scharfsinnige und neue Forschungen auf diesem Gebiete nicht die verdiente Beachtung und Würdigung gefunden zu haben scheinen, zumal da er sich zum Theil gegen Wischer wendet, der den meisten als eine unantastbare Autorität auf diesem Felde gilt und erst noch jüngst mit einer Schrift „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst“ aufgetreten ist. Wenn wir noch L. Erdard's Schrift über „Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatz zur pantheistischen“ und A. Zimmermann's „Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft“ nennen, so glauben wir so ziemlich alles genannt zu haben, was in neuester Zeit auf diesem Gebiete, in das auch Gottschall's, ganz dem Standpunkt der Modernität huldigende „Vorles.“ vielfach einschlägt, Hervorragendes geleistet worden ist. Indes verdient erwähnt zu werden, daß sich eine neue Aesthetik von M. Carrière unter der Presse befindet, aus welcher im „Morgenblatt“ bereits einige Abschnitte veröffentlicht wurden. Auch die Theorie der bildenden Künste wird jetzt wenig in selbständigen Werken angebaut; um so lieber knüpft sie sich an die Betrachtung einzelner Kunstwerke oder zieht sich durch ganze kunstgeschichtliche Darstellungen hindurch, wie durch A. Hagen's verdienstvolles Werk „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert“ und durch A. Springer's „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert“. Auch auf diesem Gebiete herrscht übrigens viel subjective Einseitigkeit und Verwirrung der Begriffe; die auch in der Literatur täglich zu hörenden Parole und Gegenparole „Idealismus“ und „Realismus“ klingt allorten wider und gewisse Stichworte (vgl. der „Deutschen Kunstbriefe“ von A. Helfferich erstes Heft: „Das Kunststichwort“) summen in jederman's Ohren. Wir nennen noch auf diesem Gebiete Wilhelm Stier's von gesunder und zugleich recht dichterischer Kunstanschauung zeugende „Gespenstliche Blätter“, aus seinem Nachlaß herausgegeben, U. Suhl's Schrift „Die Frauen in der Kunstgeschichte“ und A. Schlüter's Reise-werk „Aus und über Italien“, das sich vorzugsweise mit Kunst und Kunstwerken beschäftigt. Einen interessanten Specialbeitrag zur deutschen Kunstgeschichte lieferte Geyser in seiner „Geschichte der Malerei in Leipzig“. Auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik nehmen die Kämpfe zwischen den Orthodoxen und den „Zukunftsmuskern“, deren Richtung namentlich F. Brendel in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ vertritt, ihren Fortgang, doch mißt nur in kleinen Schriften, von denen wir U. Sobolewski's „Oper, nicht Drama“ und Bronsart's „Musikalische Pflichten“ nennen. W. Niehl's gern gelesene größere Schrift „Musikalische Charaktertypen“ erlebte eine zweite verbesserte Auflage.

Ein jetzt mit besonderer Liebe angebautes Feld ist das der Biographik. Mehrere hieher einschlagende Werke oder einleitende biographische Skizzen über Goethe, Schiller, Lessing, Claudius, Bürger, Kreischmann, Göthe, Körner, Schwab u. s. w. haben wir, insofern sie Notabilitäten der Literatur betreffen, schon oben genannt. Damit ist aber dieses Feld noch lange nicht erschöpft; wir haben noch die meisterhaften Werke von Strauß über Ulrich von Hutten und Nicodemus Frißlin, Stenzing's namentlich auch in culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Biographie des Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, Spicker's Biographie des Chronologen Andreas Rudolus und die des geistlichen Lieberdichters Johann Hermann von Ledderhose zu nennen. Nachdem Chrysander mit einer ausgezeichneten Biographie und Charakteristik Göthe's vorangegangen, lieferte D. Jahn eine vortreffliche Biographie Mozart's, Marx den ersten Band eines Werks über Beethoven, L. Bischoff eine Uebersetzung der Schrift Ullrich's über Beethoven, und Basilewsky eine Lebensbeschreibung A. Schumann's. Das Leben und Kunsttreiben des Bildhauers Schwanthaler behandelte der Münchener F. E. Trautmann mehr novellistisch und unterhaltend in seiner Schrift „Ludwig Schwanthaler's Reliquien“, die auch mit nachgelassenen Gedichten des Künstlers und Holzschnitten nach seinen phantastischen Gelegenheitszeichnungen ausgestattet ist. Das Leben eines Schauspielers, eines Schülers von Jffland, des in Berlin verstorbenen A. Wauer, wurde von W. Mai beschrieben. G. Korfer's Biographie von G. Koenig erlebte eine zweite vermehrte Auflage, über F. Koriüm lieferte Freid. von Reichlin-Meldeg eine Monographie und Genz' Charakter, Leben und Wirken wurde von E. Schmidt-Weismann's, der schon früher eine Schrift über die Raquel herausgab, in einem zweibändigen Werke behandelt. An Selbstbiographien und memoirenartigen Schriften war kein Mangel. Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben verarbeitete Arndt in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen, zeitgeschichtlich interessanten Schrift: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein“, G. Giers gab einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniss der neuern Zeitbewegungen in seinem mehrbändigen Werke „Meine Wanderung durchs Leben“, A. von Sternberg reichte in seinen grazios geschriebenen „Erinnerungsblätter“ eine Reihe pikanter Mittheilungen über Personen und Zustände aneinander, Julie Burow beschenkte ihre Freunde mit ihrer Selbstbiographie und selbst Bäuerle beehrte das Publikum mit „Memoiren“. Eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über das, was die Verfasserin in bewegter Zeit in Berlin und Paris, Heidelberg und Köln, Dresden, Wien und München erlebte, bieten die Denkwürdigkeiten der Dichterin Helmina von Chezy, welche unter dem Titel „Invergeßenes“ erst am Schluß des vorigen Jahres erschienen und natürlich einer ausführlicheren Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Die zu unterhaltendem und nicht selten etwas inblinderem Geylauber aufgelegte Natur des Weibes verrieth sich auch in den Erinnerungen von Henriette Berg, die, von Fürst herausgegeben, in zweiter vermehrter Auflage erschienen sind. Eine sehr anziehende Lectüre bieten

G. Harlort's Erinnerungen aus Mexico, aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von G. Kühn, der auch die zweite Auflage der Erinnerungen von Elisabeth von Stragemann mit einer biographischen Einleitung versch. Th. Rumb's dreibändiges Werk über Mirabeau, worin, wie in seinem spätern „Robespierre“, eingehende Studien über die Französische Revolution in halb-novellistischer Weise verarbeitet sind, bildet den Uebergang auf der einen Seite zur reinen Geschichtsliteratur, auf der andern zum historischen Roman und zum Roman überhaupt. Wir wenden uns hier zuvörderst zu letzterem.

Freitag's „Soll und Haben“ hat, es ist sicherlich nicht zu leugnen, Epoche gemacht. Das beweisen die sieben Auflagen dieses Romans, das beweist noch mehr die literarische Controverse, die sich über ihn angesponnen und ihr Ende noch nicht erreicht hat. Wenn man auch im allgemeinen zugeben möchte, daß der Roman, laut dem vorangestellten Motto, das deutsche Volk bei der Arbeit zu suchen habe, so fragt es sich doch, ob die für das deutsche Volk charakteristische Arbeit gerade in der Bodencultur und im Handel bestehe; sind uns doch z. B. die Holländer und Engländer in beiden sicherlich weit überlegen. Es wollte manchem bedünken, als ob die Thätigkeit der deutschen Nation auf geistigem Gebiete von Freitag zu geistlich ignoriert und zurückgesetzt und die bloße Erwerbsfrage als solche und ohne einem höhern Zweck zu dienen, zu sehr in den Vordergrund gestellt sei. Außerdem sonderten sich aus dieser Controverse die beiden Stichworte „Idealismus“ und „Realismus“ aus: zwei Schlagtrufe, die nun auf dem literarischen Kampffelde ebenso oft gehört wurden, wie in den mittelalterlichen Kämpfen die Schlagtrufe: he Welsen! he Waiblingen! Nun aus dem Conflict herauszukommen, bewies man uns durch eine schlaue dialektische Escamotage, daß der Realismus im Grunde dasselbe wolle wie der Idealismus, andere nahmen ihre Zuflucht zu dem sogenannten Idealrealismus, und so könnte man noch, als von weitem Untergraben, von einem Ideal-Idealrealismus oder Real-Realidealismus sprechen, nach der Analogie von Nordnordwest oder Südwest, je nachdem der Tendenzwind eines Werks mehr aus dem Winkel des Realismus oder mehr aus dem des Idealismus weht. Und erscheint dieser Streit als ein ziemlich unerquicklicher und müßiger, und wir wären fast geneigt, jener Stimme aus England recht zu geben (denn selbst über den Kanal hinüber trug der literarische Zugwind das Echo dieser Stichworte), welche in der „Westminster review“ behauptete, dem Realismus stehe nicht der Idealismus, sondern der Pessimismus gegenüber. Hiermit wollen wir uns fürs erste beruhigen, ob schon wir wissen, daß damit der Streit gewissermaßen mit der altromischen Gerichtsformel „Non liquet“ unentschieden ad acta gelegt, statt zu Ende geführt ist, um uns zu einer gedrängten Aufzählung der hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans zu wenden. Da begegnet uns gleich ein Roman von G. Willkomm: „Banco“, in welchem ebenfalls die große Frage des Tags, die Erwerbsfrage vermittels Geld- und Waarenhandels zu Grunde gelegt ist, während wir doch dem Verfasser die Anerken-

nung nicht versagen dürfen, daß er wenigstens bestraft gewesen ist, in dem Bankier Silbermann eine Persönlichkeit aufzustellen, welche den Reichtum nicht hamsterartig hütet, sondern auch etwas für Kunst und geistige Interessen thut. Es ist damit wenigstens ausgesprochen, daß das Kapital nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu höhern Zwecken sein soll. Indessen scheint „Banco“ nicht so großen Anklang gefunden zu haben, als desselben trefflicher Fabrikantenroman „Die Familie Ammer“. Dagegen hat sich Th. König in seinem Roman „Ein Bild der Zeit“ ganz entschieden gegen den Materialismus der Zeit gewandt. Indirect geschieht dies ferner in allen Romanen, deren Haupthelden Künstler oder Dichter sind, wie G. Rau's sechsbändiger Roman „Mozart“; doch sind Romane dieser Art jetzt eben nicht sehr häufig. Vielleicht gehört dahin auch des unerschöpflich productiven G. Willkomm's neuester Roman „Dichter und Apostel“, der bereits die Jahreszahl 1859 trägt. Auf mehr realistischem Wege, wie es scheint, suchte D. Roquette in seinem „Heinrich Galt“ die an sich mehr der Epiküre des Idealismus angehörende Frage zu lösen, wie ein Individuum zur Kunst und künstlerischen Bildung erzogen werden könne, ohne ein gebornenes Genie zu sein. Die Macht der Erziehung bestreiten zu wollen, wäre sinnlos; aber die Ansicht, daß die Erziehung und die äußern Lebensumstände allein ein Individuum zu einem Genie bilden könnten, wo dieses nicht in ursprünglicher Anlage vorhanden, ist allerdings eine Ansicht, wie sie vorzugsweise den Anhängern des Materialismus eigen zu sein pflegt. „Heinrich Galt“ hat übrigens in Stil und Composition nicht gewöhnliche Vorzüge. Ueber Gutzkow's wie die „Ritter vom Geiste“ im großartigsten Stile angelegtes Zeitundgemälde „Der Zauberer von Rom“, welches schon in den beiden ersten Bänden außer dem Reichtum an Ideen und Zeitbeziehungen die spannende Erfindung und die Kraft der Charakteristik bewundern läßt, können wir einfach auf Gottschall's Bericht in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 verweisen; ebenso können wir des A. Meißner'schen Romans „Samsara“, der bereits in zweiter wohlfeiler Auflage erschienen ist, hier als eines hervorragenden Erscheinung, nur gedenken, da wir demnächst einen Bericht darüber aus der Feder eines unserer Mitarbeiter entgegenzusehen haben. Als ein zeitgeschichtlicher Roman von besonderm Werth, der aber wegen des darin hervortretenden schroffen Pessimismus beim großen Publikum und wegen der allzu ehrlichen Zeichnung der Frauencharaktere bei dem weiblichen Lesepublikum schwerlich den Beifall findet, wird, den er wegen der darin sich kundgebenden Kraft der Wahrheit verdient, erscheint uns E. Strub's Roman „Deutsche Träume“, der das deutsche Volk bei seinen „Leiden“ sucht. Eine um so gemüthlichere Lectüre bietet dagegen der Roman „Sabbatfeier“ von Elise Volke, der sich, gegen den Strub'schen Roman wie ein kühles, Gegenstände des häuslichen Lebens ruhig abspiegelndes und nur in der Tiefe bewegtes Minnenwasser gegen die offene, von Stürmen aufgewühlte Meerflut verhält. Das tiefere Gemüthselben findet auch vorzugsweise Befriedigung in A. Stifter's „Nachsommer“,

obgleich darin die künstlerische Einheit nur zu sehr vermischt wird, während man dem Verfasser allerdings zugeben muß, daß er zu den wenigen gehört, die aus innerem Drang und Bedürfnis schreiben, und in F. Koenig's „Marianne“, wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, daß Koenig einer aus der verhältnismäßig geringen Zahl deutscher Romanschriftsteller ist, welche sich in keinem Augenblick auf der Nachahmung ausländischer Muster betreffen ließen und lieber dem augenblicklichen glänzenden Effect als ihrer treuen deutschen Natur entsagten. Mehr in Abenteueruern bewegen sich Gerstäcker's californisches Zeitbild „Gold!“ und „Aus dem Waldleben Amerikas“ und Wachenhusen's „Rom und Sahara“, während Th. Mügge in „Leben und Lieben in Norwegen“ nach dem hohen Norden führt.

Den ausgedehntesten Ausbau unter allen Gattungen des Romans erfährt die historische, und wir nennen hier in erster Reihe den durch Fülle der Thatfachen und durch Reichthum an Charakteren hervorragenden, auch bereits in zweiter Auflage erschienenen Roman von E. Reissab: „Drei Jahre von Dreißigen“, worin uns die ersten Schreckensjahre des Dreißigjährigen Kriegs vorgeführt werden, während Ludwig Rosen in seinem Roman „Der Außenhof“ die durch den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland angerichtete sittliche und politische Verwüstung und das Treiben einer verwilderten Soldatrasa schildert, zugleich aber in einer geordneten Zeit, wie man sie vorzüglich dem Großen Kurfürsten verdankt, erfreuliche Perspektiven eröffnet. Ein anderer bewährter Meister in dieser Gattung, Wilibald Alexis, sammelte seine „Vaterländischen Romane“. H. Keller gab uns in seinem Roman „Der Reichspostreiter in Lubwigsbürg“ ein fein und sauber ausgeführtes, lebhaft interessantes Gemälde aus dem württembergischen Postleben zur Zeit der Gräfin von Würben. Wir nennen außerdem noch die Romane „Ein getheiltes Herz“ und „Maria Theresia und ihre Zeit“ von Franz Carlon; „Die Hunyadi“ von Wilhelmine Gulschard; „Schloß Krakau und das letzte Turnier“ von W. Bachmann; „Graf d'Antichan Entragués von G. Geseke, der einer der talentvollsten und taktvollsten Schildträger der Kreuzzeitungspartei ist; den anonym erschienenen Roman „1806“, J. Bacher's „Brautschau Friedrich's des Großen“, den Roman „Napoleon in Deutschland“ von Luise Mühlbach, die ihr Publikum festzuhalten weiß, und „Andreas Burns und seine Familie“, einen die Ereignisse während der Schleswig-holsteinischen Erhebung lebhaft schildernden Roman von dem pseudonymen Philipp Galen, dessen Romane auch gesammelt erschienen sind. Uebrigens wurde nicht bloß die Zeitgeschichte, sondern selbst die Geschichte vergangener Tage bisweilen dazu benutzt, sie in geschäftiger Weise zu Parteizwecken, namentlich in religiöser Hinsicht zu entstellen, wie dies ein katholischer Priester, der pseudonyme Karl von Volanden, in seinem Roman „Eine Brautsahrt“, gethan hat, worin er das historische Bild Luther's mit schauriger Benutzung einzelner Züge in eine Caricatur verwandelte.

Unter den Erzählungen und Novellen sind wol vor allem A. von Sternberg's Künstlernovellen zu nennen, oft

wahre kleine Meisterstücke, die in zwei Bänden unter dem Titel: „Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder“, erschienen und ihm den Anspruch sichern, als der beste und vielleicht letzte Meister im Novellensach und als einer der gräßlichsten Stilisten anerkannt zu werden, insofern man ihm nicht W. Geyse, der mit „Neuen Novellen“ hervortrat, in der ebenso einfachen als schwierigen Kunst der Novellistik zur Seite stellen will. Doch scheint diesem das seine ironische Element zu fehlen, durch welches sich Sternberg seinem Vorbilde Lied verwandt zeigt, den er aber im ganzen an naturwahrer Charakteristik übertrifft. Kumstliche Bilder aus dem Leben und Treiben älterer Künstler gab auch Elise Volke in ihrer Novellensammlung „Aus der Künstlerwelt“. Ein ganz anderes Talent ist der pseudonyme M. Solitaire (Münzberger), der in seinem „Braunen Buch“ und in seinen „Erzählungen bei Nacht“ dämonische Zustände und Ereignisse und die Verhältnisse unglücklicher moderner Existenzen in nachdunkeln, von grellen Schlaglichtern unterbrochenen Farben malt. Ferner verdienen M. Hartmann's „Erzählungen eines Unsteten“ und „Märchen und Geschichten aus dem Osten“, zum Theil Erinnerungen aus seinem eigenen Reiseleben, Holtei's „Bilder aus dem häuslichen Leben“, Hieronymus Form's „Erzählungen des Heimgekehrten“, F. Münzberger's „Ausgewählte Novellen“, G. Raymond's „Novellen“, E. Willkomm's „Neue Novellen“ und E. Schücking's, der auch einen Roman „Waul Brondhorst oder die neuen Herren“ veröffentlichte, „Gesammelte Erzählungen und Novellen“ auf diesem Felde hervorgehoben zu werden.

Die Dorfgeschichte scheint allmählich in Abnahme zu kommen, denn es hat auch in der Literatur alles seine Zeit, die Salonnovelle hat sie gehabt und die Dorfnovelle wird sie auch haben. Außer den „Thüringer Naturen“ von D. Ludwig, welche in d. Bl. eine weitläufigere Besprechung fanden, nennen wir W. Stein's „Aus dem schwäbischen Volksleben“, Otfried von Taub's „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ und F. von Sommerfeld's „Volksgegenden aus dem Schwarzwaldland“. Vielleicht verdienen auf diesem Gebiete, das nach zwei verschiedenen Richtungen hin in Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach — von diesen beiden sind auch Gesamtausgaben ihrer Werke zu erwähnen — seine Hauptvertreter fand (ihrer Vorläufer, Zimmermann, Willkomm und Rant nicht zu gedenken), noch einige andere Erscheinungen gleichen Wertes genannt zu werden; in dessen wollen wir uns mit bloßen Titelauszählungen den Raum nicht zu sehr verengern. Gleich ja die Dorfgeschichte obnein einer starktündigen Persönlichkeit, deren Physiognomie und äußere Erscheinung jedermann kennt. Die Unwahrheit liegt nur darin, daß während der meisten Verfasser, der raffinierten städtischen Cultur gegenüber, das Menschheitsideal auf dem Lande suchen, sie selbst doch keineswegs zu Flügel und Dreschflegel greifen, sondern sich im städtischen Comfort sehr wohl zu behagen scheinen, wie auch die fanatischsten Liebhaber der Rectüre von Dorfgeschichten ihre Sympathien für das fingirte Dorfvolk keineswegs auf das wirkliche übertragen, sondern sich von diesem meist in respectvoller Entfernung zu halten pflegen.

Für dramatischen Literatur übergehend, wollen wir zuvörderst eines merkwürdigen in der „North British review“ erschienenen Artikels, der in den literarischen Kreisen Englands lebhaftes Aufsehen gemacht hat, hier gedenken, weil darin die auch in Deutschland so unaufhörlich behandelte Frage vom Verfall des Theaters und dem Verhältnis des sogenannten Bühnen dramas zum Bühnendrama aufs schärfste beleuchtet ist. Der Britte behauptet geradezu, daß es mit dem Bühnendrama für immer aus sei. Ein zweiter Shakspeare sei jetzt unmöglich. Den Grund findet er in der großen Ausgleichung und Vermischung aller gesellschaftlichen Unterschiede, die seit einer Reihe von Jahren eingerissen sei und täglich vollständiger werde. Die fortschreitende Weiltung, und das sei vielleicht ihr unvermeidliches Ergebnis, verschleife die scharfen Ecken des besondern Charakters und beraube so das Drama eines seiner Hauptnahrungs- und Anziehungsmittel. Böse Naturen und böse Lebensweisen seien leider die Begleiterinnen jedes Zeitalters, aber darum stellten sie sich nicht immer gerade in dramatischer Form dar. Mit dem Verschwinden der malerischen Unterschiede im Leben sei zum großen Theil der Geschmack des Volks verschwunden, sie dramatisch dargestellt zu sehen; aber die feinen geistigen Elemente, welche den Mangel derselben im geschriebenen Drama ersetzen sollten und auch wol ersetzen, seien nicht darauf berechnet, auf der Bühne Wirkung zu machen. Ein Prämium für falschen Effect werde unsern Dramatikern nicht länger geboten, und demgemäß bildeten die Stücke, welche in den letzten Jahren geschrieben seien, einen sehr merkwürdigen und vortheilhaften Contrast mit einer gleichen Zahl Dramen, die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts geschrieben seien, wo die Darstellungsfähigkeit als das Haupterforderniß bei einem Stück gegolten habe. Kurz, der Mevriewer ist der Ansicht, daß der dramatische Dichter, welcher die unsere Zeit am tiefsten bewegenden Ideen zum Ausdruck bringen wolle, auf die Bühne verzichten müsse, worin man ihm doch im Grunde nur recht geben kann. Leider tritt hierbei nur, wenigstens in Deutschland, der Uebelstand ein, daß gegenwärtig das Publikum von allen vorzuziehenden Schöpfungen die dramatischen am wenigsten liebt, während noch zum Schluß des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die dramatische Form so beliebt war, daß selbst die für das große Publikum bestimmten Romane streckenweise vollkommen dramatisch scenirt und dialogisirt waren. Unglücklicherweise besucht das Publikum das Theater heutzutage nicht mehr, um sich an Gedanken und Gestaltungen zu erbauen, sondern um sich zu unterhalten oder irgendwelchen bedeutenden Künstler oder eine beliebte Künstlerin zu bewundern, über denen dann in der Regel der Dichter vollkommen vergessen wird. Nur sogenannte „dankebare“ Rollen halten jetzt ein Stück, und die Nöthigung, auch die erste Liebhaberin und den ersten Liebhaber zu beschäfligen, zwingt zur Einführung von Liebescenen, die namentlich in historischen Stücken oft aufs äußerste störend sind und sich in unangenehmster Weise hervorbringen. Declamatorisches falsches Pathos und falsches Sentiment stehen damit im Zusammenhang, und so ist die Lüge auf

unserer Bühne man möchte sagen permanent geworden. Ueberblickt man unsere dramatische Literatur, so erschrickt man förmlich vor dieser unsäglich effectistischen Buntschweifigkeit von dramatischen Formen, die allen Zeiten und allen Völkern entlehnt werden, und mit nur zu gerechtfertigtem Reid blickt man auf die Tragiker der Griechen, der Spanier und Altengländers, die aus einer in sich geschlossenen Nationalität und einem einheitlichen Sitten- und Bildungszustande herausdichteten. Trotzdem verleugnet sich in der dramatischen Poesie der Gegenwart der deutsche Charakter nicht immer; in mancher Hinsicht, namentlich in Bezug auf die Handhabung der technischen Mittel, zeigt sich ein Fortschritt gegen frühere Jahre und im ganzen eine große, zuweilen brillante geistige Beweglichkeit; wir haben neuere deutsche Dramen, die, wenn sie vor Goethe oder Schiller geschrieben worden wären, wol nicht häufiger gelesen werden, aber doch in demselben literarischen Ansehen stehen würden, wie Werfenbergs „Ugolino“ oder Reizwigs „Julius von Tarent“, und wenn wir auf den Zustand der Bühne bei den meisten andern Völkern blicken, so können wir uns zu dem Standpunkte der unserigen immer noch Glück wünschen, namentlich was die Tragödie betrifft, von der als einer sich fortentwickelnden Gattung bei den andern Völkern kaum noch die Rede ist.

Hier können wir uns selbstverständlich nur auf diejenigen Dramen, und zwar nur auf die hervorragenden einlassen, die im Buchhandel erschienen sind, und ihre bloße Aufzählung wird genügen, um ein Bild jener effectistischen Bunttheit zu geben, von der wir oben gesprochen haben. Antike Stoffe behandelten Tempelley in seiner „Alcibiades“, W. Jordan in seiner „Witwe des Agis“, G. Herich in seiner „Sophonisbe“, P. Rohmann in seinem „Appianus Claudius“ und A. von Mallig in seiner „Virginia“, wobei wir nur bemerken wollen, daß wir antike Stoffe zwar unsern dramatischen Dichtern nicht besonders empfehlen möchten, weil die Erfahrung zeigt, daß sie unser bürgerliches Publikum nicht erwärmen, daß wir aber auch nicht gesonnen sind, sie gänzlich zu verwerfen, weil das Alterthum an großen Charakteren und echt tragischen Conflicten unendlich reicher war als unsere träumerhafte und grübelnde Generation, und es gut sein mag, dem Publikum von Zeit zu Zeit solche Gestalten und Conflicte vorzuführen, um es an die Mittelmaßigkeit und Schwächlichkeit der Mitwelt zu erinnern. Uebrigens werden wir noch der Veröffentlichung mancher Tragödien antiken Charakters, die um den münchener Preis concurrirten, darunter z. B. der gekrönten Tragödie von W. Heyse: „Die Sabinerinnen“, wol demnächst entgegenzusehen haben. Merkwürdig als das Erzeugniß einer Frau ist die dramatische Dichtung „Die Sibylle von Tibur“, wie es scheint, mehr theosophischen Charakters, während Rinkel in seinem „Rimrod“ in die früheste Urzeit zurücktauchte, um darin seine Lehre vom Staat und seiner Entwicklung dramatisch zu verkörpern. Aus der altdeutschen Redenzeit holte Gröbel in seiner „Brunhild“ die mächtigen Riesenleiber der Nibelungen hervor, in demselben Versuch mit Gröbel zusammen treffend. G. von Meyern behandelte in seinem „Grimmich

von Schwertin", mit deutlichen Seltenbildern auf Schleswig-Holstein, einen Stoff aus dem deutschen Mittelalter, wie A. Brachvogel, der renommierte Verfasser des „Narciss“ und des noch nicht gedruckten Trauerspiels „Von der Gaus“ (womit er schon in dem Normweger Mund einen Vorgänger fand), in seinem „Albalbert von Babenberge“, der im ganzen gesünder, aber weniger bühnengerecht ist als „Narciss“. Genast bearbeitete eine Episode aus dem Bauernkriege in seinem „Hortlan Erger“, wie wir vermuthen mit Jugrundenlegung des gleichnamigen Romans von Robert Keller. Auf nichtdeutschen Boden versetzten uns A. Werber mit seinem „Columbus“, der auch von G. Schmidt in München zum Helben eines Trauerspiels gemacht wurde, A. Meißner in seiner Tragödie „Der Prätendent von York“ und Gutzkow in „Korber und Myrte“, ein Drama von künstlerischer Durchbildung, in dem wir uns an den prächtigen Hof Ludwigs XIV. und zugleich in den Kreis moderner Empfindungen und Anschauungen versetzt sehen. Der wackere, seit langem schwer leidende J. Rosen brachte sich seinen Freunden durch sein Drama „Der Sohn des Fürsten“ wieder in Erinnerung, und ebenfalls eine preussische Heldengestalt führte uns G. Wiegert in seinem Drama „Unser General York“ vor. Dieser preussische Patriotismus zeigt sich auch in dem noch nicht gedruckten, aber viel aufgeführten historischen Schauspiel von G. zu Putlig: „Das Testament des Großen Kurfürsten“, was wir als Symptom der Zeit hier hervorheben wollen. Mehr dem phantastischen Genre gehört Mosenthal's dramatische Dichtung „Das gefangene Bild“ an, in der er plötzlich aus der verben vorjgeschichtlichen Sphäre des „Sonnenhofes“ in die dämmerige mondbeleuchtete Welt der Romantik niedertauchte. Von Trauerspielen oder Dramen, welche Konflikte des modernen bürgerlichen Lebens behandeln, wüßten wir keins, wenigstens kein hervorragendes zu nennen, so nahe uns Stoffe dieser Art auch liegen zu sein scheinen. Ziemlich empfindliche Dürre herrscht auf dem Gebiete des Lustspiels; wir haben da etwa nur Haslenders „Hur Ruhe setzen“ und A. Wifels „Die beiden Tagelöhner“ zu nennen. Doch läßt sich aus einigen Lustspielen, die jetzt auf den Bühnen anlaufen, wie aus A. Müllers „Die Preußen in Breslau“, aus G. Bersch's „Anna-Lise“ (dem Titel nach Schauspiel, der Behandlung nach mehr Lustspiel) und aus einigen kleinern gedruckten Stücken erkennen, daß man wieder zu der echt deutschen berealistischen Weise zurückkehren zu wollen scheint, nachdem man der mehr pointirten französischen Weise und der Unwahrscheinlichkeiten französischer Lustspielintrigue mehr und mehr überdrüssig geworden zu sein scheint. Da nun aber die moderne Gesellschaft keinen großen Vorrath an komischen Charakteren bietet, die für das Lustspiel sehr brauchbar wären, so wendet man sich mit Vorliebe (und vielleicht hat hierzu Kaupach's „Vor hundert Jahren“ den Anstoß gegeben) an das vorige Jahrhundert, das in dieser Hinsicht eine reichere Ausbeute gewährt, und verarbeitet besonders historische Persönlichkeiten, unter denen z. B. der alte Dessauer herhalten muß. Daß es hierbei nicht immer ohne Verstümmelung und Verhöhnung der

historischen Wahrheit und wie überhaupt im modernen Lustspiel nicht immer ohne eine zweideutige Moral abgeht, die, in das gewöhnliche Leben eingeführt, alle sittlichen Verhältnisse von oberst zu unterst seht und ein geordnetes Familienleben unmöglich machen würde, versteht sich im Grunde selber von selbst. Das geschlechtliche Verhältniß, oft in ziemlich zweideutigen Situationen, bildet auch in unsern Lustspielen, wie überhaupt in unsern modernen Tragödien und meisten Romanen und Dichtungen den Mittel- und Schwerpunkt. Daß sich die Komik in unsern Lustspielen in großartigen Dimensionen bewegen könne, wie bei Aristophanes, oder in genialer Summorsik, wie bei Shakspeare oder Holberg, oder in romantisch-ritterlicher Anmuth, wie bei Molière, oder in fein und mathematisch bis in den kleinsten Zug ausgeführter Charakteristik, wie bei Voltaire, das lassen ein und für allemal unsere Bühnenvverhältnisse, die allgemeinen Zustände und der Geschmack des Publikums nicht zu.

Ungemeine Fruchtbarkeit herrscht auf dem Gebiete der Lyrik, eine Fruchtbarkeit, die manchem wahrhaftes Entsetzen einzuflößen scheint. Während man aber so auf unsere freilich zum Theil sehr unbedeutenden, aber auch um so unschuldigeren Lyriker losschlägt, die im Grunde doch am meisten sich selbst schaden, wenn sie sich unnütze Kosten und Hoffnungen machen, vergißt man, den eigentlichen Sumpfflecken unserer Literatur nachzuspüren, aus denen die eigentlich schädlichen und verderblichen Miasmen entspringen. Indessen lassen wir auch hier A. Bruch für uns sprechen, der im zweiten Artikel seines Aufsatzes über Literatur und Literaturgeschichte (Nr. 51 des „Deutschen Museum“ f. 1858) bemerkt:

Wie jeder neue Frühling neue Blätter und neue Lerchen bringt, und wie selbst der Kreis am Stabe, der diese Wiederkehr des Frühlings mit seinen Blumen und Liedern schon achzigmal gesehen hat, sich dennoch glücklich schätzt und es als eine hohe Gabe des Himmels betrachtet, daß er dasselbe Schauspiel noch zum einundachtzigsten male erleben darf, so bringt auch jedes neue Geschlecht seine neuen Frühlings- und Liebeslieder hervor, solange noch ein Becher schäumt, eine Rose duftet, noch ein schönes Mädchenauge winkt — und verräth es daher eine mehr als greisenhafte Morosität, wenn man diesem ganz natürlichen und recht menschlichen Treiben durch kritische Nachsprüche ein Ende setzen will. Etwas anderes freilich ist es, wenn die Frühlingslieder, denen wir also ihre Existenz an sich von Herzen gönnen, entweder falsche Tonarten singen oder aber wenn sie sich einbilden, im Mittelpunkt der Welt zu sitzen und niemand auf Erden hätte etwas Wichtigeres und Dringenderes zu thun als ihrem Gezwitscher zu hören.

Der Zug nach der Lyrik ist übrigens ein in der deutschen Natur so mächtiger, daß er nur zu häufig unsere epischen Gestaltungen verdirbt und unsere dramatischen schwächlich und gebrechlich macht; daß aber dagegen auf dem Gebiete der reinen Lyrik noch fortbauend manches Gute geleistet wird, was vielleicht Aussicht auf längere Dauer hat, als manche unserer gefeiertsten Romane und Dramen, wenn es sich auch nur in Anthologien oder im Gesange fortpflanzen sollte, das wird niemand in Abrede stellen können, der sich nicht aus Willkür vor dem wüßten Unkraut, wovon der Garten der Lyrik allerdings angefüllt

ist, abhalten läßt, die duftigen und farbigen Blumen darunter hervorzufuchen. Thatsache ist, daß die Ausländer gerade an der deutschen Lyrik ihre größte Freude zu haben und am liebsten aus dem reichen Vorrath deutscher Lieder und Balladen zu übersetzen pflegen, und daß sie (z. B. der Franzose Chamisso, der Lombard Gajetan Cerri, der Ungar Wafobn, der Russe Jacowlew u. s. w.), sobald sie in deutscher Sprache dichten, nicht Romane und Dramen schreiben, sondern ihrem Herzen in lyrischer Form Luft machen. Im allgemeinen möchten wir nur bemerken, daß das Zurücktreten von Anschauungen, welche auch auf das eigentliche Volk bildend wirken könnten, in unserer Lyrik sehr bemerkbar ist, das Zurücktreten vaterländischer Ideen leider noch mehr als im Drama. Zu den schönsten lyrischen Gaben der letzten Zeit gehören wol N. Prug' neueste, unter dem Titel „Aus der Heimat“ erschienene Gedichte wegen der darin enthaltenen Liebesgedichte, gegen die man wol ein oder das andere Bedenken vom nichtästhetischen Standpunkte haben kann, unter denen sich aber Liebeskynuren befinden, die an Blut der Leidenschaft und an Feuer und zugleich Plastik des Ausdrucks wenige ihresgleichen in der deutschen Literatur haben dürfen. Zu den hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik gehören ferner N. Gottschall's „Neue Gedichte“, in denen der planmäßig durchgeführte Versuch, den Reim auf antikisirende Verweise anzuwenden, interessant und beachtenswerth und überhaupt der pathetische Ton charakteristisch ist; D. Wand's Gedichte, welche unter anderm auch einen reichen Vorrath zum Theil pikanter Epigramme enthalten; R. L. Reich's von männlicher Gesinnung zeugende Gedichte; F. Hebbel's Gedichte; F. Bodenstedt's „Aus der Heimat und Fremde“; S. Schott's, Schurzlin's, N. Waldmüller's Gedichte; die Gedichte von Katharina Diez; Strodtmann's „Hohes Lied von der Liebe“; W. Sigismund's „Asclepias“; H. Delbrunn's „Herzliedebuch“; H. von Treitschke's „Studien“; G. R. Ring's (eines Pseudonymus) „Aus der Edda“ u. s. w. Schöne Balladen brachte A. Böttger's „Buch der Sagen“, das jetzt in zweiter, vom sächsischen Kultusministerium für die Schulen empfohlener wohlfeiler Ausgabe herausgegeben ist, und Balladen nebst Sinngedichten bilden auch wol den Kern der zweiten sehr vermehrten Auflage der Gedichte des Ritters von Leitner. Ebenfalls eine zweite vermehrte Auflage erlebten Dingelstedt's Gedichte, die durch scharf pikante, unverblühte und ironische Auffassung und Darstellung moderner Zustände eine ganz eigenthümliche Erscheinung bilden und einer ringehendern Beiprehung vorbehalten bleiben müssen, G. Ring's Gedichte eine dritte, Prug' frühere Gedichte und Griebel's „Neue Gedichte“ eine vierte, Hammer's „Schau um dich und Schau in dich“ sogar eine achte, und Ritterhaus' Gedichte eine zweite Auflage. Letztere wie Hammer's neue Gedichtsammlung „Auf stillen Wegen“, des verstorbenen A. Schuls „Der Hofner am häuslichen Herd“, J. Sturm's „Neue fromme Lieder“ und die Gedichte von Marie Förster und Julie Burow gehören einer ganz an-

dern Richtung an, indem sie, zwar sehr verschieden im Ton und im Grade technischer Vollkommenheit, die gemüthliche Erbauung des innern Menschen oder die Verherrlichung des häuslichen Wirkens und Familienlebens bezwecken. Eine entschiedene religiöse Färbung, bald mehr rationalistisch bald mehr pietistisch, tragen „Die Sonntagblätter“ der Gräfin Franziska von Schwerin, A. Krummacker's „Gartenslänge“ und Pfellschmidt's „Heilige Zeiten“ auf protestantischer und G. von der Hilde's Gedichte auf katholischer Seite. Ihnen allen stellt sich als entschiedener und schroffer Gegensatz der jedenfalls sehr aufrichtige und bis zum Gynismus schonungslose Materialismus in R. Feigen's zu Newyork erschienenen Gedichten gegenüber. An lyrisch-epischen und pseudoeischen Dichtungen war das vergangene Jahr nicht ganz so reich als die Vorjahre. Als eine vortreffliche Arbeit im rein epischen Genre ist Gregorovius' „Euphronion“ und in einer andern Richtung Wolfgang Müller's „Johann von Werth“, ferner A. Stern's „Jerusalem“ und Hammerling's „Venus im Exil“ hervorzuheben. Ueber L. Scherer's „Apotheose des Homer“ haben wir noch kein Urtheil. Vorgeschichten in Versen gaben F. Dörr in seinem „Christabend“, wovon die zweite Auflage erschien, M. Horn in seiner „Vorgeschichte mütter“ und Minna von Wädler in ihrer rührenden und anmuthigen livländischen Vorgeschichte „Anna“. Die vom Comité der Liedgessung gekrönte poetische Erzählung von F. Hebbel: „Mutter und Kind“ ist erst ganz vor kurzem erschienen. Alle Sammelplätze deutscher Lyrik, die überaus zahlreichen Almanache, Rosenalmanache, Jahrbücher, Albums, Wohlthätigkeitsalbs und Prachtalbs hier zu nennen, müssen wir uns versagen, und laun haben wir noch Raum genug darauf hinzuweisen, daß die mundartliche Vorre durch R. Groth ihren Schwerpunkt für den Augenblick aus Süddeutschland nach Norddeutschland verlegt hat, obgleich von seinen Nachfolgern nur F. Meuter mit seinen mehr verben „Läuschen und Nymel" ein größeres Publikum gefunden zu haben scheint. Groth selbst ließ einen zweiten Band seiner „Vertelln“, ein Prachtalbs mit Richter'schen Zeichnungen unter dem Titel „Woer de Worn. Kinverreime“ und „Vriese über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ erscheinen.

Was die Humoristik und Satire betrifft, so haben wir schon früher bemerkt, daß sie gegenwärtig mehr nur in kleinen Federbissen in unsern illustrierten Witzjournalen und Broschüren und Schriftchen von kleinem Umfang aufgetischt wird, als daß sie durch umfangreiche, alle diese einzelnen Ausstrahlungen zu einer mächtigen Lichtwaſſe verarbeitenden und condensirenden Productionen vertreten wäre. Es ist dies ebenso auffallend als zu bedauern; denn wohin würde man sich vor dem oft so ungefundnen Ernst, vor der erkünstelten Leidenschaft, vor der lügenhaften Phrase, vor dem Gwühl der vielen kleinen und großen verstimmennden und verbitternenden Jänkereien auf allen Gebieten hinüberstellen, als in das freie, göttliche und lichte Reich eines wahrhaft gefunden, objectiven Humors? Wir erinnern daran, was W. Schöu über die

Nützlichkeit des Humors bemerkt, wenn er in der Vorrede zu seinen „Humoristischen Willen“ versichert, daß er, als Seelsorger der Kranken im Wiener Irrenhause, für seine Reconvalescenten gar keine andere Lektüre brauchen könne als humoristische, daß er damit bei einigen die merkwürdig günstigste Wirkung erzielt habe, daß für die vielen an Grillen und fixen Ideen leidenden Menschen, die sich außerhalb der Irrenhäuser befänden und für leidlich gesund gelten, ebenfalls kein besseres Heilmittel gäbe als den Ideenhumor (den er von Wortwitz und Aniechsenhumor unterscheidet), und daß, wer humoristisch schreiben könne, dies ja thun solle, da er damit mehr nütze als er selbst ahne. Nun geben wir freilich zu, daß es unserer Zeit, wie schon oben bemerkt, allerdings an Originalen fehlt, die z. B. für das Lustspiel mit besonderm Glück benutzt werden könnten; um so mehr eignen sich aber unsere Zustände und eben unsere fixen Ideen und geistigen und freilichen Wunderlichkeiten, unser oft sehr donquixotisches Trachten, unser falsches Pathos und Sentiment, unsere Ostentation u. s. w. für humoristische und ironische Behandlung, und mit diesen läßt sich z. B. im komischen Roman und in der komischen Dichtung immer noch etwas anfangen. Wir gestehen freilich offen, daß wir noch nicht Zeit haben gewinnen können, Gadländer's Roman „Der neue Donquixote“ und H. Presber's von mehreren Seiten gerühmten, erst jüngst erschienenen humoristischen Roman „Wollenkufelsheim“ zu lesen; was wir aber sonst von größern humoristischen Producten kennen, so enthalten diese, wie Winnewert's „Narren-Album“, E. Helmer's (Ernst Koch), „Prinz Rosa: Stramin“, der in zweiter Auflage erschien, und andere, immer nur humoristische Einzelheiten, während das Ganze formlos und zerfloßen ist und der künstlerischen Durcharbeitung ermangelt. Ein kleines Büchlein voll Geist und humoristischer Schärfe, bei dem man nur bedauert, daß es so kurz ist, ist die Erzählung von R. A. Hartmann, welche unter dem nicht sehr glücklichen Titel „Das Lied vom Ewigen“ erschien. Auch G. Keller entfaltet in manchen Erzählungen, z. B. in der von den drei Kamachern, eine selbst von der englischen Kritik anerkannte besondere Anlage für den Humor. Treffende humoristische Einfälle findet man ferner in R. Binder's „Lichtfunken und Pfefferkörnern“, und sehr reich ist daran, des Kladderadtschkalender nicht zu gedenken, der mit ergötzlichen Zeichnungen von H. König ausgestattete neueste (erste), sofort in zweiter Auflage erschienene Jahrgang des „Lustigen Volkskalender“ von A. Brennglas, der auch hier jenen gemütlichen und doch heisenden Schalkernst offenbart, den er in seinen größern komischen Dichtungen als Adolf Glasbrenner und Ernst Fritter entfaltete. Dagegen ist die Polemik in dem satirischen Meinwerk von Emilie Emma von Hallberg: „Die deutsche Nationalliteratur“, von grobem Gehalt und oft widrigem Ausdruck: eine Erscheinung, die bei einer Frau, welche sonst im rein Lyrischen nicht ohne Gefühl und Zartheit ist, doppelt befremdet. Um so freudiger begrüßen wir die Uebersetzung

gen Holberg'scher Lustspiele, welche M. Prutz seinem noch näher zu besprechenden Werke über den dänischen Lustspielbildner Holberg beigegeben hat und die trotz mancher rohen Auswüchse eine unerschöpfliche Fundgrube gesund verber, wirksam realistischer und das Leben getreu abspiegelnder, wenn auch nicht eigentlich poetischer Komik waren und immer noch sein können. Daß übrigens die Deutschen den ihnen wol in jüngster Zeit gemachten Vorwurf, an komischer und humoristischer Literatur arm zu sein, nicht verdienen, das wird wol dem klar werden, der sich die Mühe geben will, dem bisher in fünf Lieferungen erschienenen „Hauschat der deutschen Humoristik“ und die von mir dazu geschriebene literarhistorische Einleitung näher anzusehen.

Ich erschrecke bei dem Rückblick auf die Literaturmasse, die ich in Vorstehendem zu klassificiren und kurz zu charakterisiren gesucht habe, und ich erschrecke noch mehr bei dem Gedanken, was ich noch alles vor mir hätte, wenn ich es unternehmen wollte, nur in derselben Weise auch die wissenschaftlichen Disciplinen zu behandeln. Da liegt noch vor uns in breiten Massen die Geschichtsliteratur, in deren neuesten Erzeugnissen, bei größerer kritischer Schärfe, gegenwärtig im allgemeinen mehr auf künstlerische Verarbeitung des Materials hingestrebt wird als früher, obgleich allerdings von manchen derselben wie von der Mehrzahl der neuern Literaturgeschichten der in dem „Göttinger gelehrten Anzeigen“ bei Gelegenheit der Controverse über Hegel erhobene Vorwurf gelten mag: daß ein parteilichiger Ton die Geschichte in ihnen zum Hebel der Tendenz zu machen strebe und ihnen nicht die Lichterwürde, sondern die Advocatenrolle zuweise; ferner die Militärliteratur, die sich gerade in letzter Zeit mit vorzüglichen Beiträgen bereichert hat; die zuweilen auch zu tendenziös, aber in immer wachsender Bedeutung auftretende Culturgeschichte (zum Theil, wie in R. Wiedermann's „Deutschland im 18. Jahrhundert“ sich zu literargeschichtlichen Erörterungen ausbreiten); die Reiseliteratur und Ethnographie, die Pöbelosophie, Physiologie und Psychologie, die Naturwissenschaften, die den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus und die theologische Fragen unter Christen, Juden und Heiden (zu denen auch Millionen Nichtheiden zu rechnen sind) betreffende Literatur, endlich das Schriftwesen über ausländische Literaturen und Autoren (worunter H. Kreißig's „Vorlesungen über Shakespeare“, Dingelstedt's „Studien und Copien nach Shakespeare“, H. Foto's Werk über Dante, Gruppe's „Deutsche Uebersetzungskunst“ u. s. w.). Wir verzichten jedoch darauf; theils weil wir dadurch auf manche Gebiete geführt werden würden, die uns zwar nicht gänzlich fremd sind, von denen wir aber nicht die sprechende Kenntniß eines sich mit ihnen fortdauernd beschäftigenden Mannes vom Fach besitzen, theils weil wir, wenn wir die diesen Disciplinen angehörenden Schriften und Werke in nur einigermaßen eingehender Weise besprechen wollten, mindestens diese ganze erste Jahresnummer darauf verwenden müßten. Wir beschränken uns daher auf die mehr productive oder sogenannte schön-

wissenschaftliche Literatur und was damit zusammenhängt, und wollen die Arbeit, die wir auf Aufzeichnung weiterer zahlreicher Notizen verwandt haben, gern oder ungern umsonst gemacht haben. Recht werden wir aber dem Verfasser des „Literarischen Begleiter“ geben müssen, wenn er am Schlusse seines Vorworts bemerkt: „daß in fast allen Gebieten tüchtige, von wissenschaftlichem Ernst, Geist und Gelehrsamkeit zeugende Leistungen vorhanden sind, welche den Beweis liefern, daß die Literatur im ganzen sich abklärt und durchgebildeter wird, daß entschieden verkehrte Richtungen zurücktreten, das wirklich Gute aber anerkannt wird und zur Geltung kommt“, freilich, wie wir hinzufügen, fürs erste oft nur bei der eigenen Partei, bei der leider oft selbst das minder oder nicht Gute Anklang findet und willkommen geheißen wird.

Noch eine Schlussbemerkung wollen wir uns gestatten. In dem zwölften Hefte der „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ bemerkt N. Bohl zum Schlusse eines Artikels: „Ueber gesammelte Werke und sämtliche Schriften“, worin namentlich auch über die Gotta'sche „Bibliothek deutscher Classiker“ und die „Deutsche Volksbibliothek“ gehandelt wird: „Aus all diesen neuern Erscheinungen geht auch hervor, daß das Interesse des Publikums an der werthvollen Literatur im Zunehmen ist“; dagegen bemerkt Brug im „Deutschen Museum“ (Nr. 51): „Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren; darüber dürfen wir uns nicht täuschen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, recht verstanden, eine Erscheinung ist, die wiederum zu den erfreulichen Erscheinungen gehört.“ Das sind nun wieder zwei schroff gegeneinander streitende Ansichten, wie man ihnen heutzutage so oft begegnet. Richard Bohl versichert, daß die Theilnahme an der werthvollen Literatur im Zunehmen sei, und Brug behauptet, daß sie im allgemeinen in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren habe. Freilich „recht verstanden“ wird man zwischen beiden scheinbar widerstreitenden Behauptungen wol den richtigen Weg hindurchfinden. Wäre übrigens Brug' Ansicht, daß die Literatur an Ansehen verloren habe, der Wahrheit gemäß, so vermöchten wir keineswegs darin mit ihm geradezu eine „erfreuliche Erscheinung“ zu erkennen; denn es würde sich dann immer noch fragen, ob die Nation, indem sie sich der Literatur entfremdet, wirklich den andern preiswürdigen Gütern, welche Brug höher anzuschlagen scheint als die Literatur, in allem Ernste zuwendet. Das Publikum entweicht sich vielleicht, ernste, z. B. literarische Blätter und die gründlich erörternden Leitartikel in politischen Zeitungen zu studiren, um nur um so eifriger leichtfertige Feuilletons und schlechte Unterhaltungsblätter zu lesen; es entweicht sich vielleicht, gute Theater zu besuchen, um die zweideutigen Räume eines Sommertheaters und einer Kletterbude zu füllen. Wie oft täuscht in solchen Dingen der Schein! Was wäre überhaupt ein Volk ohne eine sich fortentwickelnde Literatur? Was wären uns alle Kriege der Griechen ohne Homer und Sophokles, ohne Plato und

Aristoteles? Und wiegt nicht Horaz einen Sieg Scipio's vollkommen auf? Mit dem Stillstand oder Ende ihrer Literatur steht auch die Nation still oder hat ihr Ende erreicht, wie sich dies aus der Geschichte nachweisen läßt. Freilich gehört bei einer Nation zu einer wahrhaft großen, von echt nationalem Geiste erfüllten Literatur auch eine großartige politische Entwicklung dieses Volks, da sie ohne eine solche stets in ihrem Haushalt gewisse Schwächen, an ihrem Organismus gewisse Auswüchse und Krankheitserscheinungen verrathen wird. Es ist stets darauf zu sehen, daß bei einem Volke alle Functionen gleichmäßig und regelmäßig von statten gehen, und daß dieses oder jenes Organ, womit es arbeitet, nicht zum Schaden eines andern ebenso wichtigen und vielleicht noch wichtigeren einseitig zur Herrschaft gelangt.

Hermann Marggraff.

Zur Glückseligkeitslehre.

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Von Alexander Jung. Zwei Theile Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 8 Thlr. 20 Ngr.

Wie weit auch sonst die Wünsche und Pläne der Menschen auseinander gehen — eins ist, was sie alle mit gleichem Verlangen erstreben: ein glückliches Leben! Welchen Weg auch jemand aus freiem Antriebe eingeschlagen möge, den geraden oder den krummen, den bequemen oder den mühevollen, den durch lachende Gesilde oder traurige Gindöden führenden: er wählt denjenigen, welchen er wählt, nur, weil er auf ihm oder durch ihn zu erreichen hofft, wovon er sich das höchste Glück, die vollkommenste Befriedigung verspricht. Sieht man nun, daß in dem ganzen Umkreise des menschlichen Lebens und Strebens keine Richtung existirt, die nicht von irgendwem ergriffen und mit mehr oder weniger Eifer verfolgt würde, kein Punkt, der nicht irgendjemand als das erstrebenswertheste Ziel vorschwebte, so kann man nicht daran zweifeln, daß das Menschengeschlecht in seiner Totalität eigentlich an eine Allgegenwart des Glücks glaubt; und soll man nicht diesen Glauben für einen radicalen Irrthum halten, so muß man annehmen, daß wirklich die Sonne des Glücks die Strahlen ihres Lichts und ihrer Wärme überallhin ausendet und daß wirklich in dem weiten Bereiche des Daseins kein Pünktchen existirt, wo man nicht des gesuchten Glücks wirklich theilhaftig werden könnte, dergestalt, daß der Dichter recht hat, wenn er den dem Glück Nachjagenden und immer weiter und weiter Schweifenden zuruft, sie sollten nur das Glück ergreifen lernen, denn das Glück sei immer da! Nun aber, warum wird trotz alledem das Glück so selten, fast niemals gefunden? Warum vermag uns das gefundene immer nur auf eine Weile, nicht für die Dauer zu befriedigen? Die Antwort ist sehr einfach. Was überall ist, das ist eben auch nirgends, wenigstens an keinem Punkte ganz und vollständig, meistentheils nur in einem kleinen, winzigen Bruchtheil vorhanden, dessen Zähler in dem unendlichen Nenner vergeht, verschwindet, daß er uns gar nicht mehr zu zählen,

sondern gleich Null zu sein scheint. Die Unendlichkeit des Menschen ist es aber gerade, was wir erstreben, weil das Streben selbst nur aus dem Gefühl erwächst, daß wir selbst nur kleine verschwindende Bruchtheile im großen, unendlichen Ganzen sind, daß wir der Ergänzung durch andere Bruchtheile bedürfen und zwar so lange bedürfen, bis der Zähler unser Daseins dem unendlichen Nenner gleich ist. Wann aber ist das? Was wir auch von dem außer uns Seienden uns aneignen, zu welcher Zahl wir uns auch emporarbeiten mögen, die Unzahl des Menschen ist schlechterdings durch keine Zahl zu erreichen, das Endliche kann nie dem Unendlichen gleich werden, dies Bewußtsein muß uns stets und überall wieder ergreifen und in und mit ihm ist uns jedes irgendwo erhaschte Glück wieder in eine unerreichbare Ferne gerückt, vergeht, daß auch der andere Dichter recht hat, wenn er singt:

Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Also überall und nirgends! Für den Augenblick auf jedem kleinsten, unscheinbarsten Pünktchen, und auf die Dauer in keinem noch so weiten Raume des weiten Weltalls! Was ist da zu thun? Wie hat es der Mensch anzufangen, das Flüchtige in ein Bleibendes, das momentan Beglückende in ein dauernd Befriedigendes zu verwandeln? Diese Frage ist die Haupt- und Cardinalfrage aller Lebensfragen. Die Beantwortung derselben hat von den ältesten Zeiten an Dichter und Denker, Theoretiker und Praktiker, Weise wie Thoren beschäftigt. Im Grunde ist jede Religion, jede Philosophie, jedes Kunstwerk, jedes politische und sociale System, ja jede einzelne Handlung und Beschäftigung nichts weiter als ein Versuch, dieses wichtigste aller Probleme für sich oder für eine größere Gesamtheit, wenn nicht gar für die ganze Menschheit zu lösen, und die ganze Weltgeschichte wie der Verlauf jedes Einzel Lebens läßt sich mit bestem Recht als eine Reihe von Versuchen bezeichnen, welche die Menschheit in der Glückseligkeitslehre, in der Kunst des Lebens theoretisch und praktisch durchzumachen hat.

So sehr aber auch jeder ohne Ausnahme an der Bewältigung dieser universellen Aufgabe mitarbeitet, nicht bloß als Schüler, sondern auch als Lehrer, für sich wie für andere, so thun es doch immer nur sehr wenige mit einem mehr oder minder klaren Bewußtsein. Die große Mehrzahl folgt dabei einem dunkeln, unbegriffenen Triebe, legt sich weder über das Ziel, noch über die Wege, welche sie einschlägt, Rechenschaft ab, und so begegnet es den meisten nicht selten, daß sie einmal zur Lösung der Frage einen wichtigen Beitrag liefern, ein andermal auf einem trostlosen Irrwege begriffen sind, ohne sich in jenem Falle der Wahrheit, in diesem Falle der Täuschung bewußt zu werden. Dies ist um so mehr dann der Fall, wenn irgendeine Zeit von einem mehr oder minder dämonisch wirkenden, die ganze Masse beherrschenden Drange ergriffen ist, wie namentlich die unserige von dem Rennen und Jagen nach dem Materiellen; und in solchen Zeiten thut es dann um so dringender noth, daß jene Frage

nicht bloß durch unbewusste Experimente, sondern auch durch selbstbewusstes Forschen und Denken, nicht bloß aus der Mitte des Reibens und Treibens heraus, sondern von der Warte eines höhern, umfassenden Standpunktes herab ihrer Beantwortung und Lösung näher geführt wird. Dies ist die Aufgabe, die sich der Autor des vorliegenden Buchs gestellt hat, und wer den Verfasser aus seinen früheren Schriften kennt, wer ihn als einen tiefinnigen, gemüthvollen Denker, als einen die Sache der Menschheit stets mit Wärme und Begeisterung erfassenden Apostel des Wahren, Schönen und Guten, als einen der geistigen Nachkommen Hamann's, Hippel's, Herder's und Kant's achten und lieben gelernt hat, der wird schon hieraus die Ueberzeugung gewinnen, daß ihm in einer Arbeit dieses ebenso religiösen wie philosophischen Geistes keine feichte und oberflächliche, sondern gehaltvolle und tief eingehende Erörterung der wichtigsten aller Lebensfragen geboten wird, und wer in diesem Vertrauen das Buch zur Hand nimmt, wird sich in seinen Erwartungen sicherlich nicht getäuscht fühlen. Wie groß die Anzahl derer ist, welche für das Buch von vornherein diese günstige Disposition mitbringen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. So viel aber ist jedenfalls außer Zweifel, daß neben diesen sehr, sehr viele existiren werden, denen das Buch das nicht leistet, was sie nach dem Titel vielleicht von ihm erwarten, und daß, wie der Verfasser in der Vorrede selbst vermuthet, wirklich mancher nach Lesung desselben ausrufen wird: „Also das ist die ganze Sache?“ Mehr oder weniger werden so über das Buch alle diejenigen urtheilen, welche darin etwa eine Anweisung zum „Savoir-vivre“ im socialen Sinne des Wortes erwarten; noch mehr diejenigen, welche darin Regeln oder Rathschläge zu finden hoffen über die sicherste und leichteste Manier, sich die äußern Mittel zur Einrichtung eines behaglichen, genüßreichen Lebens im Sinne unserer Zeit zu verschaffen. Ein Leser, der das Geheimniß der Lebenskunst in dieser Weise vom Verfasser gelöst zu sehen hofft, wird gar bald inne werden, daß er sich in ihm getäuscht hat, daß das Reich der Glückseligkeit, wozu ihm dies Buch ein Schlüssel sein soll, kein Reich von dieser Welt, wenngleich keine blasser Verdrüstung auf jene Welt, sondern gewissermaßen eine Colonie des Himmelreichs auf Erden ist: eine Colonie, die zwar, was die Erde bietet, nicht verschmäht und verachtet, darin aber gleichwol nicht das allein Beglückende und Heilbringende erblickt, sondern stets im Auge behält, daß sie alles, was sie ist und vermag dem Mutterlande, einer höhern geistigen Welt, verdankt und daß sie nur im innigsten Verbande mit diesem Geistes- und Gottesreich, nur durch eine Aufrichts- und Heilighaltung seiner Sitten und Gesetze das wahre und dauernde Glück zu erringen vermag.

Hiermit ist allerdings in einer Zeit wie die unserige ist, nur wenigen gedient. Man sucht das Glück, aber man sucht es nur noch in den Gütern der Außenwelt; an ein aus dem Innern flammeendes Glück, an ein Glück, welches auch ohne jene Güter zu bestehen vermag, glaubt man nicht mehr, oder wenn man noch daran glaubt, hält man es

doch für ein sehr bescheidenes, untergeordnetes Glück, um das man niemand beneidet, nach dem zu streben kaum der Mühe werth scheint. Daß also unser Autor außerhalb des Kreises derer, die ihm ohnehin geistes- und gemüthsverwandte sind, allzu viele für seine Glückseligkeitslehre gewonnen werde, müssen wir bezweifeln; hiermit aber soll keineswegs gesagt sein, daß nicht sein Buch auch denen, die es nicht zu befehlen vermag, doch ein Gegenstand des Interesses, des ästhetischen Genusses, ja selbst einer vorübergehenden Erhebung und Belohnung zu werden vermag. Mag sich auch unser jetziges Geschlecht noch so sehr dem Materialismus ergeben, die Sphäre, aus welcher es Kräftigung und Erholung schöpft, ist und bleibt dennoch das Reich des Geistigen und Idealen, und selbst wenn es die Reize und Herrlichkeiten desselben als eitle Träumereien belächelt, es kann nicht umhin sich ihnen doch von Zeit zu Zeit in die Arme zu werfen, und so üben denn auch Schriften wie die vorliegende, trotzdem daß man für die Praxis nichts mit ihnen anzufangen weiß, auf gar manchen, der sonst einer diametral entgegengesetzten Richtung folgt, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, eine Anziehungskraft, die sich am besten mit der der Musik vergleichen läßt, sofern darin etwas Geheimnißvolles liegt, was man als solches bestehen zu lassen, nicht ins Klare gebracht zu sehen wünscht.

Aber auch abgesehen hiervon ist die Wirkung dieses Buchs der eines Tonstücks nicht unähnlich, und der Autor hat das selbst richtig herausempfunden. Die Grundstimmung, in welcher er diese Composition zu Papier gebracht habe, bezeichnet er in der Vorrede ausdrücklich als eine musikalische und spricht daher auch den Wunsch aus, daß man sein Werk „als eine sprachlich-musikalische Darstellung“ betrachten möge und an die Lesung desselben mit jener Andacht gehe, die uns stets erfüllen sollte, wenn wir uns darauf besinnen, daß wir da sind, ohne daß wir uns selbst gerufen hätten, und ohne welche eine würdige Aufnahme eines musikalischen Productes nicht möglich sei. Wer Musik ohne Andacht, ohne Erstaunen über das Wunder der Existenz höre, der dürfe von seinem musikalischen Gehör nicht viel Ruhmens machen. So dürfe man auch an die Lebenskunst und deren Geheimnisse nicht mit alltäglicher, schäfer Gemüthsstimmung herangehen; wer das zu thun gedenke, möge sich lieber in die Geheimlehren der Kochkunst oder der Alchemie einweihen lassen. Was der Verfasser hier mit dem Worte „Musik“ bezeichnet, bezieht sich jedoch auf eine weitere Sphäre als die der eigentlichen Tonkunst, nämlich, wie er sich ausdrückt, „auf den Rhythmus, welchem alle Existenz in ihrer Bewegung folgt“ und welchen „Ton und Sprache ihrer Natur nach am besten wiedergeben“. Er räumt zwar ein, daß keine Kunst so unmittelbar dazu geeignet sei, und die Geheimnisse einer höhern Welt zu verkünden, als die Musik in engerer Bedeutung, aber trotzdem hält er ihre Offenbarungen allein nicht für ausreichend. Er sagt:

Sollen diese Räthsel im Anschluß die höchste Klarheit erreichen, sollen sie jedem verständlich, für jeden praktisch werden, so muß die Sprache noch hinzukommen. Sie soll die Sehnsucht des Gemüths nicht bloß erregen, sondern auch be-

friedigen. Sie darf uns den Baubau des Musikalischen nicht schuldig bleiben, sie muß aus ihm aber auch bestimmte Ergebnisse gewinnen.

Und worin bestehen nun diese Ergebnisse der Sprache, welche der Autor hier zu uns redet? Welches sind die Geheimnisse, die er uns enthüllt? Wir würden dem Autor einen schlechten Dienst leisten, wenn wir diese Fragen hier sogleich mit ein paar nackten, dünnen Worten beantworten wollten. Er selbst hütet sich auch wol, so ungewöhnlich zu verfahren, vielmehr schlägt er ganz jenen Weg ein, auf dem geheime Gesellschaften ihre neuen Mitglieder in ihre Mythen einführen, d. h. er geleitet den Leser ganz allmählich von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad, unterrichtet ihn in den „Propyläen“ zuerst über Begriff und Wesen des „Geheimnisses“ überhaupt, sodann über das, was „Leben“ bedeutet, hierauf über „Das Geheimnis des Lebens“, alsdann über „Die Kunst“, ferner über „Die Lebenskunst im Allgemeinen“ und endlich über „Das Geheimnis der Lebenskunst“, und erst nach diesen Vorbereitungen hält er es für gerathen, ihn in „Das Heiligthum“ selbst einzuführen und ihn hier zuerst mit der „Theorie“, sodann mit der „Praxis der Lebenskunst“ bekannt zu machen. Man sieht, die Sache wird wirklich in echt maurerischem, eluistischem Geiste betrieben, und wollten wir daher hier den Kern und Mittelpunkt der Geheimlehre, in welche der Leser nach und nach eingeweiht werden soll, von vorn herein und auf einmal verrathen, so würden wir damit das Buch um einen nicht geringen Theil seines Reizes und seiner künstlerischen Wirkung, den Leser aber um die wesentlichere Hälfte des aus dem Buch zu schöpfenden Gewinnes und Genusses bringen; denn wie nicht selten auf Reisen der Weg zum Ziel mehr Interesse und Belehrung gewährt, als das Ziel selbst, wie der Schatz, nach welchem der sterbende Vater seine Söhne den Weinberg durchwühlten hieß, im Graben und Schaufeln selbst bestand, so liegt auch hier der Hauptgewinn und der Hauptgenuß, den der Leser aus diesem Buche ziehen kann, darin, daß er dem Autor in seiner zwar langsam fortschreitenden, aber immerfort reichhaltigen, immerfort Geist und Gemüth beschäftigenden Belehrung Schritt vor Schritt folgt und sich von ihm nach und nach durch alle jene mystischen und mysteriösen Seelenstimmungen hindurchgeleitet läßt, die der Verfasser selbst hat durchmachen müssen und die zwar nicht immer vollkommen befriedigend auf die Wissbegierde des Verstandes, aber stets anregend, erhebend, vortreibend auf die religiösen, ästhetischen und sittlichen Triebe des Lebens wirken werden.

Daß hierzu eine Hingebung und Ausdauer gehört, wie sie heutigen Tage selten gefunden wird, kann nicht bestritten werden. Für die wahren „Freunde des Nachdenkens und der Erhebung“ aber, denen ja der Autor sein Buch nur geweiht hat, enthält es der Elemente, welche den Leser stets aufs neue anziehen und zu fesseln vermögen, in so ungewöhnlicher Fülle, daß sie ihm gern jene Hingebung und Ausdauer schenken werden. Am meisten dürften sich solche Leser durch dasselbe befriedigt fühlen, welche philosophische Reflexion und religiöse Er-

baung in eins verschmolzen und in ein mehr poetisches als wissenschaftliches Gewand gekleidet lieben. Wer reine Philosophie, reine Religion, reine Poesie verlangt, dem wird Form und Inhalt des Buchs weniger zusagen. Der Philosoph wird darin eine streng logische, dialektische Entwicklung, einen systematischen, durch Gründe überzeugenden Gedankengang vermissen; dem spezifisch-religiösen Sinne wird darin vieles zu profan, zu weltlich behandelt und namentlich der Verwurf ein zu breites Terrain eingeräumt erscheinen, und derjenige, welcher nur auf einen poetischen Genuß ausgeht, wird, wenn auch einzelnes von unvergleichlicher Schönheit und Lebendigkeit, doch das Ganz zu abstract, nicht concret und anschaulich genug finden. Wir unsrerseits gehören zwar nach unserm persönlichen Geschmack zu denen, welche die hier erörterte Frage lieber in rein wissenschaftlicher Form behandelt zu sehen wünschten; andererseits aber müssen wir allerdings bezweifeln, ob eine solche Behandlung im Stande sein würde, zu Resultaten von allgemeiner und durchgreifender Gültigkeit zu gelangen und denjenigen Resultaten, welche sie gefunden, eine weitere Verbreitung und Einführung in die Praxis zu sichern. Vom Standpunkte der Leicht-erfaßbarkeit und Anwendbarkeit aus betrachtet, stellt sich in der That eine Behandlungsweise, wie sie unser Autor gewählt hat oder wie er sie seiner Natur nach wählen mußte, als die zweckmäßigste dar, sofern sie eben, was sie vielleicht durch ihre Resultate nicht zu erreichen vermag, zum Theil durch ihre unmittelbare Einwirkung auf Herz und Gemüth erreicht. Nur das wäre zu wünschen, daß der Autor mehr als er gethan auf die Mobilisationen eingegangen wäre, die seine allgemeinen Maximen unter den einzelnen Lebensverhältnissen erleiden müssen, und daß er seine Lebensregeln mehr mitten auf der hohen Flut des Lebens, als in der klänerischen Zelle eines zurückgezogenen Beobachters gewonnen hätte. Uebrigens unterschätzen wir die Beobachtungen solcher anachoretischen und mehr in sich, als um sich schauenden Naturen durchaus nicht; denn sie sind in der Regel mit einem divinatorischen Takte begabt, der sie befähigt, über ihnen fern liegende Lebenssphären oft weit richtigere Urtheile zu fällen, als diejenigen, welche sich zeitweilig darin umhergerummelt haben. Auch darin müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er dem denkenden Geiste das Vermögen zuschreibt, rein aus sich und durch sich selbst zur Entdeckung von Wahrheiten und Weltgesetzen zu gelangen, welche der sinnlichen Beobachtung ohne den vorausschauenden und sie leitenden Geist ewig verborgen bleiben würden. Gerade auf der Anerkennung eines in sich selbständigen Geistesreichs, eines ebenso wie die Außenwelt nach bestimmten Gesetzen geregelten und daher rein geistig erforschbaren „Gedankenkosmos“ beruht der Haupt- und Fundamentalsatz der Jung'schen Theorie und gerade hierüber hat er in seiner Schrift sehr wahre und beherzigenswerthe Gedanken niedergelegt. Er sagt unter anderm:

„Ideen und Gedanken bekanden sich so sehr in einem durchsichtigen geordneten Verhältniß zueinander, daß sie ebenso ein System und Weltssysteme untereinander bilden wie die Sphären
1859. 1.“

des Firmaments, wenn man bei jenen nur nicht an triviale Einfälle, Vorstellungen, Meinungen denken will. Selbst die Phantasien künstlerischer Natur sind auf Gesetze des Vorhandenseins und der Bewegung zurückzuführen. Wer irgendein Studium mit Nachdenken gemacht, eine künstlerische Schöpfung vollbracht hat, wird zu fröhlichem Erkennen wahrgenommen haben, wie er schon innerlich gewisse Ideen als vorhanden schaute, deren Orte und Vertreter draußen für ihn gleichsam auch leer waren, bis das im Geist Geschaute nun auch draußen von ihm gesehen ward. Seligkeit gewährt schon auf Erden dem Denker und Dichter solche Anschauung. In diesem reinen Spiegel des Anschauens und des Gedankenkosmos sah Columbus schon lange Amerika vor sich, bevor es nun auch draußen vor ihm ausgebreitet lag.

Bei dieser Hochschätzung des Gedankens kann natürlich die Grundanschauung des Verfassers nur eine entschieden idealistische sein. Er selbst hebt dies stets sehr nachdrücklich hervor und legt es unter anderm durch eine scharfe Bekämpfung des Materialismus an den Tag. So sagt er S. 177:

Der Gedanke erscheint dem Naturalisten, dem in die Materie Versunkenen als das Unwesentliche, Gespenstliche, als das Nichts. Daher ist ihm auch Gott das Nichts, da er doch der Schöpfer des Alls ist. Da, wo die Materie aufzuhören scheint, beginnt für den Materialisten das Nichts. Aber auch der Raum ist nur die gröber oder feiner erfüllte Geistigkeit. Je mehr sich die Materie in die Niedrigkeit absenkt, desto weniger dem Gedanken und Geiste verwandt wird sie, von der Schwere und Finsterniß beherrscht. Je mehr sie nach der Höhe aufrückt, desto mehr nähert sie sich dem Lichte dem Geist. Im Feuer der Traube weht schon dieser Gedankengeist. Und selbst in der Schwere der Niedrigkeit blüht schon in der Erdnatur auf, was mit dem Lichte an den Geist und dessen Herrlichkeit uns gemahnt, wie im Diamanten und in allen edeln Steinarten, diesen Geistesfluren des Erdinnern und seiner Nacht. Licht ist der Leiter zur Lebenskunst. Goethe wollte mehr davon, selbst als er starb. Der Gedanke ist das Licht des Geistes. Jeder leuchte noch im Tode nach einem großen Gedanken.

Nicht selten braucht er, gegen den Materialismus die Waffen eines ziemlich heißen Spottes; so z. B. da, wo er die Hypothese bespricht, daß der Mensch nur eine auf chemisch-physikalischem Wege zu Stande gekommene Metamorphose des Thiers, das Thier nur eine Metamorphose der Pflanze, und diese nur eine Metamorphose anorganischer Naturgebilde sei. Er ruft aus:

Wem will man solche Fabeln einer corrupten Geschichtspanthase aufbinden? Und doch bleibt denen, die nur an die Natur glauben, denen, deren offenbar gewordenen Geheimniß nur Stoff und Kraft ist, nichts anderes übrig als der Wohnsitz jener Fabel. Man wird auf diesem Standpunkt der geistarmen Geheimnißlosigkeit wahrscheinlich genöthigt sein, dem letzten Menschen als langarmigen Affen, oder besser den kurzarmigen, am Gängelbunde des Schweifes, wieder ebenso in den Polypen zurückzuschöpfen zu lassen, diesen in die Pomeranze, diese in das Blatt, dieses in den Granit, um den Wahnsinn der Natur auf neue durchzuführen zu sehen, vielleicht auf einem andern Stern, wie die Natur ihn mit dem ersten Menschen, nach jenen Irregläubigen, auf Erden durchgeführt haben soll. Man möchte aber doch fragen, wer hier mehr in die zweite Kindheit des Alters gerathen ist, derartige Naturforscher mit ihrem Verstande oder derartige Affen mit ihrer Verwandelung. Auch möchte man sich fast wundern, bei der sonstigen Experimentierlust unserer Zeit, warum nicht schon längst einer jener Herren eine Anstalt errichtet hat für Thierstöcher und Thierstöhne edler Herkunft, d. h. hier: besonders beanlagter junger Köpfe, Fubel, Füchse, Wiber, Wesanten, um sie in einem Jahre, sage: einem Jahre, zu Men-

sehen ausgebildet, die nicht bloß aufrecht gehen, sondern sprechen und geistreich sind. Sollte wirklich der Grund bloß der sein, daß man voraussetzt, man würde sich blamiren?

Diese antimaterialistische Richtung macht jedoch unsern Autor nicht blind gegen die Verdienste der naturwissenschaftlichen Forschungen, ja er gesteht denselben auch einen fördernden Einfluß auf die Erkenntniß des Geistes zu. Er sagt:

Unsere Physiologie wird, was das Vorhandensein einer unendlichen Gedankenwelt betrifft, große Veränderung erfahren, die auch durch den Fortschritt der Naturwissenschaften zu einer ganz andern Naturphilosophie als bisher herbeigeführt werden muß. Der Unterschied zwischen Innen- und Außenwelt ist oft völlig plump und karr, man möchte sagen leblos festgestellt worden. Ihre Einheit für den Geist muß innerhalb nicht bloß begriffen, sondern geschaut, erlebt werden. Die feineren, die denkenden Sensualisten haben darin ganz recht, der Materie, der Leiblichkeit eine so große Bedeutung beizulegen, daß sie selbige als den Leiter betrachten, der mit dem Geistesleben in einem telegraphischen Rapport, saß du auf du, steht. Es bringt allerdings ein Blumenkranz von Gedankenfeelen von dem All der Aufzählung auf uns ein, was die bereits vorhandene Gedankenwelt keinem Zweifel unterliegen läßt, und sie nicht bloß in uns herein-, sondern auch wieder in die Dinge, die Realitäten hinausleitet, so daß diese uns immer mehr aufgeschlossen werden u. s. w.

Aber diese Anerkennung eines innigen Zusammenhangs des Immaterialien mit dem Materialien ist natürlich bei ihm Himmelweit entfernt von der Annahme einer absoluten Abhängigkeit des Geistes von dem Stoff oder gar einer völligen Identität beider. Statt, wie die Materialisten im Gedanken nur ein Product oder eine Function der Materie zu sehen, betrachtet er ihn in seiner Reinheit vielmehr als eine unmittelbare Urthat Gottes und gesteht dem Geiste die Kraft zu, sich innerhalb seines Reichs, d. h. innerhalb des Gedankenkosmos nach eigenem Ermessen und eigenen Gesetzen zu regieren, oder, wie er sich ausdrückt, „unausgesetzt Herr seiner Gedanken zu sein“. Und gerade hierauf gründet er seine Theorie und seine Praxis der Lebenskunst. Daß dasjenige, was er hier als Grundbedingung fordert, etwas unendlich Schweres, mancher möchte meinen etwas Unmögliches sei, verkennet er nicht. Aber dies schreckt ihn nicht. Er sagt:

Wäre es aber möglich und könnten wir es vermögen, wir wären Lebenskünstler im vollen Sinne des Wortes. Aber wir wollen uns nicht lange bekümmern, ob wir es können. Wir wollen ins Wasser gehen, um das Schwimmen zu anzueignen. Oder nicht einmal so bedenklich. Wir wollen das hohe Meer der Gedanken, auf dem wir jetzt angekommen sind, wie unermesslich und schauerlich es sich vor uns auch anstreckt, und welche Gefahren uns auch begegnen könnten, getrost beschiffen, ob wir uns irgendwie darin zurecht finden, oder gar da landen, wo die seligen Lebenskünstler wohnen. Ist jenes Meer schon für sich eine Welt, ein Universum, das uns fast übermächtig, so wird das Land, in welches es uns bringen dürfte, vielleicht um so mehr eine Welt sein, aber eine solche, in der es gut Hütten bauen ist.

Wir können den Leser, der Sinn für sinnige, tief-sinnige Contemplationen besitzt, nur einladen, dem kühnen Schiffer auf seiner Entdeckungstour nach den glückseligen Inseln zu folgen. Auf einige Mytil, Uberschwenglichkeit, Phantastik wird er sich allerdings gefaßt machen müssen, aber er wird vom Autor zugleich lernen, daß

eben das Lebensglück nicht ohne die Thätigkeit dieser Factoren zu erreichen ist. Und wer wollte sein Auge gegen den Zauber einer Kata-Morgana verschließen bloß darum, weil sie nicht mit Händen zu greifen ist? weil sie sich vor dem nüchternen Verstande in nichts auflöst? Ob das Ziel der Reise, an welchem der Autor den Leser aus Land setzt, vom Letztern ebenso wol wie vom Erstem als das Bild der Glückseligkeit anerkannt werden wird, lassen wir unentschieden, da hierbei ebenso viel auf den Leser, wie auf den Autor ankommt. Aber auf der Fahrt selbst wird es ihm nicht an den mannichfachen Erhebungen für Geist und Herz fehlen und unter diesen werden sich ihm die „kleinen Excursionen“ — eine Sammlung von aphoristischen, obwohl zum Thema des Ganzen in engster Beziehung stehenden Gedanken — als eine ganz besonders reiche Fundgrube anregender oder befriedigender, belehrender oder erbauender Lebensansichten bewähren. Unter den Abschnitten, welche besonders von der poetischen Weltanschauung des Autors ein ebenso vortheilhaftes, wie charakteristisches Zeugniß ablegen, dürfen „Auf der Spitze eines Thurms“ und „Mein Haus und eine Dachstube“ ausdrücklich hervorgehoben sein.

Adolf Reising.

Kritik des Machiavellismus.

1. Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtniß Friedrich's des Großen gehalten am 25. Januar 1855 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, G. Reiche. 1855. Gr. 8. 4 Bgr.
2. Vertheidigung des Machiavellismus. Von Karl Bollmann. Quedlinburg, Buch. 1858. Gr. 8. 15 Bgr.

Den Machiavellismus vertheidigen zu wollen scheint ein sehr gewagtes, bedenkliches Unternehmen. Denn der Machiavellismus gilt in der öffentlichen Meinung für ein System der List und Verschlagenheit, dem alle Mittel, auch die unmoralischen, recht sind, wenn sie nur zum Zwecke führen. Machiavellismus und Jesuitismus sind bei rechtlich denkenden Leuten gleich schlecht angeschrieben, wegen ihres Grundsatzes: Der Zweck heiligt die Mittel. Und einer der größten, rechtlich gesinntesten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, Friedrich der Große in seinem „Antimachiavell“, hat ja den Machiavellismus verdammt.

Dennoch hat auch der Machiavellismus eine Seite, von der er sich sehr wohl vertheidigen läßt. Denn der Machiavellismus gehört eben zu jenen zweiseitigen Theorien, die sich weder absolut annehmen, noch absolut verwerfen lassen, sondern die in einem gewissen Sinne genommen annehmbar, in einem andern verwerflich sind. Es kommt eben alles darauf an sie cum grano salis zu verstehen. Friedrich der Große besaß sich, wie Adolf Trendelenburg in seinem gediegenen Vortrag zeigt, nicht in der Lage, den Machiavellismus richtig aufzufassen, als er seinen „Antimachiavell“ schrieb. Friedrich folgte dem Zuge des ersten stillosen Eindrucks. Ihm ist Machiavell's Buch vom Härten Geist und er verhält seinen Born gegen den Verfasser nicht. Voltaire sah in solchen Ergüssen des persönlichen Gefühls eine Schwäche und nicht eine harte Seite der Widerlegung; er beschränkte und beschnitt solche Stellen oder ermäßigte den Ausdruck zu wiederholtemal. *) Stillschweigend geht ein her-

*) Der „Antimachiavell“ Friedrich's des Großen erschien, wie Trendelenburg mittheilt, zuerst in der Original, in welcher die Schrift von Voltaire durchgesehen und hier und da verbessert worden war. Ende September 1740 unter dem Titel: „L'Antimachiavell ou sommaire des principes de Machiavel, avec des notes historiques et politiques“

gegenüber Affekt, der Affekt eines Abzuges, durch Friedrich's Schrift hindurch. Voltaire mochte fühlen, daß gegen einen Schriftsteller, wie Machiavelli, welcher in der kalten Ruhe und in dem stillen Grabe der Betrachtung die größte Wirkung äbt, auch der edelste Affekt außer dem Vortheile, ja fast außer dem Rechte sei. Friedrich warde bei seiner Arbeit von der Empfindung beherrscht, historische Untersuchungen oder Berücksichtigung der andern Schriften Machiavelli's, um ihn vielseitiger, tiefer und daher billiger aufzufassen, lagen von seinem Wege ab. „*Ad id*“, sagt Trendelenburg, „als ob er nur jenen Rabel klagen und den stillschweigenden Einbruch, der durch Machiavelli's Härten in die Welt gekommen, aus der Menschheit auslöschen möchte. Kapitel für Kapitel, Schritt für Schritt folgt er dem Machiavelli und widerlegt ihn bald durch allgemeine Betrachtungen, bald durch andere Auffassung der historischen Thatfachen, bald durch entgegengesetzte Beispiele aus der Geschichte. Eine solche Widerlegung Blatt für Blatt ist von einer Seite gründlich. Aber indem sie dem Einzelnen nachgeht, verläßt sie das Allgemeine, um in dem Ganzen das Richtige und Unrichtige zu untersuchen. Indem sich die Schrift an die Herzen des Gegners heftet, erachtet sie der größern eignen Bewegungen, allzu sehr durch die Gänge des Gegners bestimmt.“

Trotz des stillen Wesensgeistes zwischen Friedrich und Machiavelli findet aber doch zwischen beiden eine größere Gemeinschaft und Uebereinstimmung im Grunde der Sache statt, als es bei Friedrich's Art der Widerlegung den Anschein hat. Es sind, wie Trendelenburg nachweist, ganze Kapitel einer wesentlichen Uebereinstimmung da. So z. B. das fünfundzwanzigste Kapitel, in welchem Machiavelli vom Glück in den mensche-

lichen Dingen und von dem Widerstand handelt, welchen man ihm leisten könne. Abgesehen von der nachlässigen Färbung, mit welcher Machiavelli das Glück behandelt, stimmt praktisch Friedrich mit ihm überein und gibt keine andern Mittel an, um dessen Wirken zu werden, was dem Handlenden von außen begegnet; sie sind ihm, ähnlich wie dem Machiavelli, Räthsel und Vorkämpfer, und zwar die eine, wie die andere, zu ihrer Zeit. Auch in Kapitel 9, 11, 12, 13, 14, 22 finden sich Uebereinstimmungen zwischen Friedrich und Machiavelli. Des letztern mährlich gedachtes Kapitel über die Schmeichler klingt in Friedrich wieder; indem er das Gift der Schmeichelei bezeichnet, welchem nur der feste Hark widerstehe, erweitert er diese Betrachtungen in kluger Menschenkenntnis. In solchen Stellen, in welchen der Sache nach mehr Uebereinstimmung als Widerspruch herrscht, führt der Geist des Widerlegens Friedrich bisweilen ins Kleine und Unrichtige, wie z. B. da, wo Machiavelli für den kriegerischen Geist des Fürsten im Frieden die Jagd empfohlen hat (Kapitel 14), Friedrich hingegen mit demselben bezeichneten Widerwillen, der einst seinem Vater mißfällig gewesen, gegen die Jagd als ein geistloses, leeres Vergnügen einen weitläufigen Ausfall that; oder da, wo Friedrich dem Machiavelli vorwirft, daß er nur für kleine Staaten und kleine Fürsten schreibe (Kapitel 13); oder da, wo Friedrich gar die ausschweifende Liebe des Fürsten zu den Frauen, vor welcher Machiavelli als vor einem Anlaß zur Unzufriedenheit im Volke warnt, in dieser Beziehung nach dem Beispiele Ludwig's XIV. und anderer für gleichgültig oder unschädlich erklärt; oder da, wo Friedrich die Staaten der Gegenwart vor Revolutionen für sicher hält (Kapitel 17 und 20), eine Sache, worüber er 30 Jahre später, da er in der Kritik des „*Systeme de la nature*“ den auslösenden Geist des Buchs bekämpfte, vielleicht schon anders dachte.

Trendelenburg macht Friedrich's Färbung der Verwandtschaft aufmerksam, die in dem Charakter Friedrich's wie Machiavelli's liegt. Machiavelli ist ein gerader und derber Charakter; selbst seine List ist offen; er steht dem Wirklichen wie es ist, scharf und kühn ins Angesicht. Er ist ein Mann, der dem Schicksal gegenüber sich auf sich selbst beruht. Auch in Friedrich dem Großen verkörpert niemand den festen, auf sich selbst beruhenden Geist und Charakter. Machiavelli kennt die Menschen, und Friedrich kennt sie auch. Ihre Klugheit entspringt aus einer und derselben Grundanschauung vom Menschen. In dem jugendlichen Verfasser des „*Antimachiavelli*“ tritt diese Uebereinstimmung noch nicht hervor, aber sie liegt dem strengen Wesen und dem durchdringenden Blick des Königs zum Grunde. Machiavelli erklärt, daß alle Menschen böse sind und nur aus Noth Gutes thun, aber sobald sie freie Gelegenheit haben, ihre bösen Gemüthsart folgen. Auf die Frage Friedrich's II., wie es mit den Schulen in Schweden ginge, antwortete einmal Sulzer: „*Entweder daß man auf den Grundsatz Rousseau's, daß der Mensch vom Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an besser zu gehen.*“ Aber der König erwiderte: „*Ach, ihr kennt nicht genug diese verwünschte Rasse, welcher wir angehören.*“

Friedrich der Große hat nach Trendelenburg durch die That erfüllt, was Machiavelli theoretisch auf der Grundlage der Kraft und Consequenz, die der Herr seines Wesens sind, Großes und Gutes geleistet hat. Trendelenburg führt zum Belege dessen mehrere Beispiele an. Was Machiavelli von seinem Fürsten an Kraft und Consequenz, an Voraussicht und Thätigkeit Großes verlangt, das hat der König in den guten und bösen Tagen seiner Regierung Kraft seines angeborenen Genies geleistet. Aber im letzten stillen Prinzip bleibt dennoch ein Gegensatz zwischen beiden. Machiavelli hat in seinem „*Fürsten*“ fast keinen andern Zustand vor Augen, als einen solchen, in welchem zwischen Fürst und Volk noch kein Friede, sondern Krieg ist und daher statt der Macht des Gesetzes nur die Mittel der Gewalt und der List erscheinen. In dem neuen Fürsten steht die persönliche Selbstbeherrschung und die Nachvermehrung mit dem Volke in vielfachem Widerspruch. Selbstständig für sich selbst hat der neue Fürst feindlich gegen das Volk und gegen den Staat. Machiavelli's

(Haug, bei Johann von Dürer, mit der Jahreszahl 1761). Als der Druck dieser Ausgabe in Göttingen bereits begonnen hatte, wünschte der König, der inzwischen auf den Thron gelangt war, das Buch zurückzugeben, „*offenbar aus demselben Grunde, aus welchem er als Kronprinz verlangt hatte, daß der „Antimachiavelli“ anonym erscheine.*“ „*Ich werde im „Antimachiavelli“ von allen Büchern zu frei*“, hatte er an Voltaire unter dem 3. Februar 1740 geschrieben, „*um zu erlauben, daß das Buch unter meinem Namen hervortrete.*“ Voltaire, der den Auftrag hatte, die ganze Ausgabe zu kaufen, unterhandelte mit von Dürer, aber der Verleger ließ jede an seinem Rechte und die Schrift trat aus. Voltaire millieterte nun einige Stellen und gab eine andere Ausgabe besorgen. Dessenungeachtet war der König nicht befriedigt, insbesondere waren noch seiner Ansicht das fünfzehnte und sechzehnte Kapitel nicht gut, was sie sein sollten; er beschloß, wie er an Voltaire im October schrieb, für die Zeitungen einen Artikel zu schreiben, in welchem der Verfasser des Versuches die beiden erwähnten Absichten verweigern sollte, und er glos damit um, das Buch zu überarbeiten und in Berlin eine eigene Ausgabe zu veranstalten, da in der von Voltaire besorgten zu viel Fremdes sei, um sie als sein Werk anzuerkennen. Dem König scheint die Dringlichkeit zu verwehren, wie man daraus sieht, daß er Voltaire an die von ihm verlangte Geheimhaltung seines Namens erinnert und ihn bittet, den Verfasser nicht allzu sehr an die Grenzen der Anzweiflung. Er that in der Sache nichts weiter und seine Erklärung, sowie die eigene Ausgabe unterbleibt. Die erste bei von Dürer erschienene galt nun für die echte und es folgte von derselben Auflage auf Auflage, Uebersetzung auf Uebersetzung, ins Englische, Italienische, Lateinische, Deutsche. Sie ging durch die Welt. Es ist sogar der Kaiserin Katharina II. Friedrich's des Großen „*Antimachiavelli*“ ins Russische übersetzt, damit das Werk ihm und seinen Söhnen zum Unterricht diene. Es ist gelungen, als Seitenstück zu der Voltaire'schen, zwei Ausgaben zu drucken auch jüngeren Uebersetzung, auch der heils im königlichen Archiv, theils im Privatbesitz erhaltenen Handschrift Friedrich's des Großen die ursprüngliche Schrift so weit herzustellen, daß aus dem zweiten Kapitel in dieser Gestalt steht. Die neue Gesamtausgabe der Werke Friedrich's des Großen hat daher neben seinem „*Antimachiavelli*“ diese ursprüngliche Schrift unter dem ursprünglichen Titel: „*Revelation du premier de Machiavel*“ aufgenommen. Dieser folgt Trendelenburg in seinen Bemerkungen.

Härk sucht selbst da, wo er sich zum Volke hält, zunächst nur seine Erhaltung, seine Herrschaft. Friedrich dem Großen ist der Gedanke eines solchen Zwiespalts unerträglich und er nimmt von vornherein den entgegengesetzten Standpunkt ein. Daher erklärt er gleich im ersten Kapitel, daß der Fürst, des Volkes Haupt, nur sein vornehmstes dienendes Glied sei. In Machiavelli's Fürsten ist die Triebfeder des Handelns eine den begehrtlichen leidenschaftlichen Menschen berechnende Klugheit und rücksichtslose Kühnheit in der Ausführung des kalt berechneten. Friedrich der Große kennt wie Machiavelli den Menschen, und er hat wie Machiavelli Entschluß und Konsequenz. Aber die Begründung seiner Staatskunst hat einen tiefern Grund. Kraft und Konsequenz sind nach Friedrich nur dann Tugenden von innerem Werth, wenn sie einem Höhern dienen, wenn ein sittlicher Geist sie befehlt, wenn nichts anderes als die Gerechtigkeit und das Streben für die Wohlfahrt des Volkes den Fürsten bestimmt. Die sittliche Weltanschauung Friedrich's ist, wie Trendelenburg zeigt, nicht bloß tiefer, sondern auch weiter und reicher als die Machiavelli's. Das Bild eines Fürsten, welches Friedrich im Gegensatz gegen Machiavelli in seinem Geiste trägt, drückt sich am schönsten in dem Worte aus, das einst König Johann der Gute von Frankreich in der mildesten Lage gesprochen und das Friedrich wenig verändert wiederholt (Kapitel 18): „Wenn es in der Welt keine Ehre und Tugend mehr gäbe, müßte man ihre Spur bei den Fürsten wiederfinden.“ Machiavelli will Kraft und Konsequenz, aber er erhebt sich nicht zu der Geistesstärke, welche die sittlichen Begriffe ein- und durchsetzt. Für Friedrich ist es bedeutsam, daß in den Beispielen, die er dem Machiavelli entgegensetzt, mehrerimal die Erinnerung an den Kaiser Marc Aurel hervortritt. Nicht ohne Bewunderung nennt er ihn den glücklichen Krieger und weisen Philosophen, der mit der Lehre die strenge Übung der Weisheit verbinde, und bezeichnend für die eigene ethische, in eine allgemeine Religion zurückgehende Gesinnung Friedrich's ist es, daß er ein Kapitel (Kapitel 21) mit einem dem Marc Aurel beigelegten Worte schließt: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat das Weltganze zu seinem Tempel und die guten Menschen sind darin die Priester und Opferer.“

Von diesem höhern moralischen Standpunkt aus mußte Friedrich ganz natürlich und nothwendig zum Gegner Machiavelli's werden. Aber eine andere Frage ist es, ob der moralische Standpunkt der richtige bei Beurtheilung des Machiavellismus ist. Eine Theorie, die sich moralisch nicht rechtfertigen läßt, kann doch historisch sich sehr wohl rechtfertigen lassen. Es ist mit der Theorie, wie mit den Handlungen der Menschen. Die viele Handlungen sind in der Geschichte vorgekommen, die moralisch höchst verwerflich waren, und die der Historiker dennoch als notwendige Momente der geschichtlichen Entwicklung erklären muß. Auch dem Machiavellismus kann man, wie Trendelenburg zeigt, nur dann gerecht werden, wenn man ihn historisch auffaßt. In Machiavelli's Zeit ist Italien ohnmächtig und verworren, zerissen und zuchlos. Fremde, vom Volke gläubig geliebt, Franzosen, Spanier, Deutsche kämpfen um seinen Besitz. Unter kleinen Zwingerherren, zwieträchtigen Republiken, selbstherrschaftigen Päpsten, eindringenden Fremden ist kein Zustand rettungslos. Da faßt Machiavelli, der sonst, wie in der forensischen Geschichte, für die „Tüchtigkeit des freien Lebens“ begeistert ist, ein Republikaner in seinem Dichten und Trachten, den verzweifeltsten Gedanken eines Tyrannen, eines „neuen Fürsten“, der, wenn auch mit Tug und Grausamkeit, die Macht in seine Hand nehme, die Fremden verjage und das verödete Italien zu neuer Herrlichkeit verjunge. In diesem Sinne ist das letzte Kapitel seiner Schrift ein Aufschuf, Italien von den Barbaren zu befreien. Für diesen Zweck entwirft er die Mittel, wie der neue Fürst seine Macht erhalte und mehre. Für den Fürsten, als die Grundlage zur Einheit und Befreiung Italiens, ist ihm jedes einschließende Mittel, sei es Gewalt, sei es List, gut und recht. „Er suchte“, sagt Ranke, „die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt,

daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.“ Machiavelli's Buch ist also nicht als Lehrbuch, sondern als die einer eigenartigen Krankheit angepasste Vorschrift eines Arztes aufzufassen. Friedrich der Große ging nicht auf die Absicht des Buchs, sondern auf dessen Wirkung ein, die er vor Augen hatte. Ueber seinen Ausruf, Italien zu befreien, am Schluß des „Fürsten“ schweigt er ganz; er geht nicht auf das Vergangene, er geht auf den gegenwärtigen fortwirkenden Eindruck eines Buchs, welches unerschöpflich und allgemein, ohne Ausnahme und ohne Gegengewicht, die politische Klugheit vorträgt: wenn der Fürst zwischen Freigebigkeit und Geiz, zwischen Grausamkeit und Güte, zwischen Treue und Hinterlist zu wählen habe, so müsse er geizig, grausam, treulos sein; er müsse thun, was ihm nütze; nur müsse er nichts an sich spüren lassen als Güte, Unbescholtenheit und Religion (Kapitel 16 und 18). Machiavelli hatte selbst Schuld daran, daß man seine Schrift mit ihren allgemein gehaltenen Betrachtungen als ein Lehrbuch des Fürsten nahm, und daß sie in der politischen Welt als ein Lehrbuch wirkte, wie z. B. in den Staatskassen jener Katharina von Medici, der Tochter des von Machiavelli zum neuen Fürsten ersetzten Lorenzo, deren machiavellistische Politik sich unter anderem durch die Pariser Bluthochzeit bekundet hat. „Keine Art von Wächern“, bemerkt Trendelenburg sehr wahr, „wirkt schlimmer, als solche, welche einseitige Bekrebungen scharfsinnig zur Theorie ausbilden und dadurch die Selbstsucht mit dem Stempel der Nothwendigkeit ausprägen. . . . Wo ein Krieg aller gegen alle herrscht, da gilt die Selbsterhaltung als letztes Gesetz, da gilt unvermeidlich Gewalt und List. Soll aber der Krieg aller gegen alle enden, so bedarf es für den, der ihn beizulegen berufen sein soll, außer der Kraft und Konsequenz einer innern Erhebung über Gewalt und List; es bedarf, um einen Ausdruck Platos anzunehmen, einer königlichen Natur, die den Keim der Tugend, welche sie um sich herum schaffen will, schon in sich selbst trägt.“

Aus der ganzen Trendelenburg'schen Kritik des Machiavellismus geht hervor, daß derselbe sich nur höchst bedingt und eingeschränkt vertheiligen läßt. Und wie sollte es auch anders sein! Gewalt kann niemals der letzte und höchste Zweck des Fürsten, sondern nur Mittel für die höhern sittlichen Zwecke seines Berufs sein. Es kann nur unter ganz bestimmten Umständen und nur vorübergehend nothwendig werden, in der von Machiavelli bezeichneten Weise nach der Gewalt zu greifen. Trendelenburg ist sogar der Meinung, daß es auch in Italien, selbst in einem Zustande des Kriegs aller gegen alle, anderer Vorschriften bedurft hätte, als solcher, welche an dem Beispiele eines Cäsar Borgia gefunden werden.

Trendelenburg's ebenso gründliche als vielseitige Abhandlung ist, dankt und, bei Beurtheilung der den Machiavellismus betreffenden Literatur zum Maßstab zu nehmen.

Karl Hollmann verfolgt in seiner „Vertheidigung des Machiavellismus“ einen praktischen, auf die Gegenwart bezüglichen Zweck. Daraus deutet schon das Motto seiner Schrift: „Das Vaterland über alles!“ In der „Vorberufung“ sagt er, unter den gegenwärtigen Umständen sei es die Pflicht jedes wahren Patrioten, das Schicksal, unabehrt durch ständliche Rücksichten, zum Nutzen des Vaterlandes beizutragen. Mit seiner Schrift möchte auch er ein Scherflein für diese große Sache liefern. Es handelt sich demgemäß in Hollmann's Schrift nicht soviel um eine theoretische Beleuchtung des Machiavellismus, als vielmehr um eine praktische Anwendung und Ausbarmung desselben für die Gegenwart; daher sich der Verfasser viel mit Besprechung der gegenwärtigen politischen und sozialen Zustände zu schaffen macht, theils erklärend, wie sie geworden sind, theils angebend, wie sie nach seiner Ansicht zum Bessern zu werden. Auf dieses Gebiet praktischer Politik können wir dem Verfasser hier in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, die seine Zeitschrift für die Zukunft zu schreiben, keine politischen Programme zu entwerfen haben, nicht folgen. Wir begnügen uns daher, kurz zu referiren, was der Verfasser eigentlich will und müssen es

den Staatsmännern überlassen, Gebrauch davon zu machen. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf die äußere Politik einer Nation und läßt die innere Politik erst in zweiter Linie folgen. „Erst muß ein Volk eine Nation werden, ehe es an etwas anderes denken kann. Die Unabhängigkeit vom Auslande ist die erste Bedingung des Wohlergehens eines Volkes, und deshalb muß auch jede Regierung das Hauptgewicht auf die auswärtige Politik legen. Erst in zweiter Reihe kommt die innere Politik. Solange Italien dem Auslande gegenüber unabhängig dastand, war es groß und glücklich; mit seiner Unabhängigkeit aber verlor es auch seinen innern Wohlstand und sein inneres Glück. Dies ist immer und überall so. Aus diesem Grunde waren denn auch Machiavelli's Maximen, welche außerdem noch die für die damalige Zeit epochemachende Lehre von der staatlichen Centralisation proclamirten, nicht nur damals brauchbar, sondern sie sind dies auch für alle ähnlichen Zeiten. War Machiavelli's Buch vom Fürsten auch nur eine Gelegenheitschrift, welche zugleich ihren Verfasser für den Staatsdienst empfehlen sollte, so kann dieses Werk doch auch Aufpruch auf universelle Bedeutung machen, indem sich derartige Zustände, wie diejenigen, welche dasselbe veranlaßten, so lange wiederholen werden, als die Welt steht, und deshalb werden sich auch die von Machiavelli empfohlenen Mittel, welche einer tiefen Kenntniß des menschlichen Wesens entsprossen sind, im wesentlichen so lange als brauchbar bewähren, solange die Menschen eben Menschen und keine Engel sind.“

Offenwärtig glaubt nun der Verfasser in Bezug auf Deutschland und Italien wieder eine solche Zeit gekommen, in der sich die machiavellistische Politik als brauchbar erweisen dürfte, um beide Länder von ihrer innern Verfallenheit und der dadurch herbeigeführten Schwäche zu retten. Er schreibt Preußen dieselbe rettende Aufgabe für Deutschland zu, wie Piemont für Italien. „Deutschlands Zukunft ruht in Preußen und Italiens Zukunft in Piemont. Das italienische Preußen und das deutsche Piemont haben für ihr größeres Vaterland die ganz gleiche Aufgabe, dasselbe zu Einheit, Macht und Herrlichkeit hinarzuföhren.“ Deutschland bedarf nach dem Verfasser, wie einstmal Italien und wie auch das heutige Italien wieder eines bewaffneten Reformators, der es, „und müßte es selbst durch das Rothe Meer eines allgemeinen Kriegs sein“, in das Gelobte Land nationaler Einheit und Unabhängigkeit führt. Solch ein bewaffneter Reformator aber werde die Eigenschaften besitzen müssen, die der Machiavellismus fordert. Ein solcher Fürst werde alle Hindernisse besiegen, er werde groß, mächtig, unüberwundlich sein. Er werde in Bezug auf die Gestaltung der innern Staatsverhältnisse die Vorschriften der bürgerlichen und in Bezug auf die äußere Politik die Lehren der politischen Moral zu befolgen haben; er werde, wie Machiavelli, dieser große italienische Staatsmann lehrt, das Wohl des Volkes heilig halten, aber dem Auslande gegenüber weder Milde noch Graftsamkeit, weder Treue noch Wortbruch, weder Ehre noch Schande, sondern nur die Einheit, Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes kennen. „Wann“, ruft der Verfasser begeistert zum Schluß aus, „wird du erscheinen, König der Zukunft? Wann wirst du die Vornehmen innerer vaterländischer Zersplitterung durchdringen und das Dornbüschel nationalen Glücks zu fruchtvollem Erwachen auf den süßen Mund und die geschlossenen Augen küssen? Wann wirst du sie unter den Panzern des Hochzeitmarsches einführen in den Rhythmus, damit endlich Barbarossa erwache aus schwerem, drückendem Schlafe und die Räder nicht mehr den allen, geweihten Berg der Sage umheissen umkreisen? O komm, komm bald! und alle Thore werden sich dir öffnen und alle Deutschen werden dir entgegenjubeln und dir folgen zu Kampf und Sieg! Komm, König und Herr!“

Der Enthusiasmus des Verfassers für die Einheit, Macht und Größe des deutschen Vaterlandes ist zu loben. Aber ob wirklich Deutschlands Zustand ein so verzweifelter ist, daß nur eine machiavellistische Cur helfen kann, eine Cur, die Treubruch

und Ströme von Blut nicht scheut, das ist freilich eine andere Frage, deren Verantwortung jedoch nicht mehr hierhergehört. Treubruch hat in seiner Abhandlung die Bedingungen entwickelt, unter denen allein sich die machiavellistische Politik erheben läßt. Ob diese Bedingungen, wie Bollmann meint, gegenwärtig vorhanden seien, das bedarf einer eignen eingehenden Untersuchung, zu der hier natürlich nicht der Ort ist.

Julius Frauenstädt.

Dichtungen in westfälischer Mundart.

1. Poetische Versuche in westfälischer Mundart von F. Zumbrood. Sechste Auflage. Münster, Wittenberg. 1857. 8. 10 Ngr.
2. Neue poetische Versuche nebst einem Anhange enthaltend Lieder mit Melodien in westfälischer Mundart. Von F. Zumbrood. Münster, Wittenberg. 1857. 8. 10 Ngr.

Das erste schon vor mehreren Jahren erschienene Werk hat in Westfalen einen außerordentlichen Beifall gefunden und bereits die sechste Auflage erreicht. In einem Vorwort bemerkt der Verfasser über den Zweck seiner Dichte:

Das Lachen ist gewiß gesund,
Man hat so selten darto Grund;
Denn war man noch wull lachen kann,
Der lacht doch an jeder Mann —

und diesen hat er in der That erreicht. Die Gedichte sind der Mehrzahl nach humoristischen Inhalts, manche höchst ergötzlich; so unter andern: „Das billige Kaspern“, „Die Thiergesellschaft“, „Die Thierungelassen“, „Die eilige Dienstmagd“, „Jan Wärd up de Wusthau“, „Jan Wärd as Bedienter“, ganz vorzüglich aber: „De Besauheit“, und das folgende: „Das Upwaken“, die in ihrer Art ausgezeichnet genannt werden können.

Auch unter den Liedern, welche hauptsächlich in den „Neuen poetischen Versuchen“ vorkommen, und von welchen einige zu Aufzählungen im Carneval benutzt sind, befinden sich manche recht gelungene. Ferner sind einige, theilweise bekannte Melodien mit aufgenommen und auf eine sehr ansprechende Weise behandelt, z. B. „De gelachte Kye“, enthaltend die Erzählung, als Voltaire auf einer Reise mit Friedrich dem Großen für einen Affen gehalten und als solcher behandelt wurde. Unblich kommen auch einzelne biblische Gedichte vor, die sehr anprechen, z. B. „De plattbüsche Spraele“, in welchem die lächerlich gemacht werden, welche sich derselben schämen, sowie „Dänner den Gheband“, in welchem ganz gemüthliche und gesunde Lehren für die Gehelente enthalten sind.

Der Verfasser ist der plattdeutschen Sprache in hohem Grade mächtig; dabei schreibt er leicht, deutlich, fließend, und auch für den gemeinen Mann verständlich; man sieht es den meisten Gedichten an, daß sie ihm nicht viele Mühe gemacht haben; sie sind fast sämmtlich so ganz aus dem Leben gegriffen. Der Schluß ist in der Regel alt, oft schallhaft und daher befriedigend; wir wollen nur einen hervorheben. Nachdem in dem oben bemerkten „Das Upwaken“ die Folgen der Betrunktheit in höchst komischer Weise geschildert sind, ist das Finale:

Un de Knecht moß laupen
Um en Herre laupen,
Dann drunt he en Glas of veer
Wen dat nämliche Herr.

Von den in der ältern Sammlung dieser poetischen Versuche enthaltenen Erzählungen in Prosa wollen wir uns nicht versagen, eine kleinere mitzutheilen: „Se lagge up en Sturwede, se satt derder an holl de Kärpe“ in de Hand, an bildde, datühr de Wand schumme; up enmaal das grummel“) et. „Das ligg en Unwider“) up“, sag se, „mi hävet all“ dat Hen los, das mett if malen, dat wi et bi' ene frigt! — da Jan Wärd! hall de Kärpe fast,

*) Das Knecht. **) donnerie. ***) Ungewitter.

we man zu mer bewille klumen soll, denn zuß doch erst die Sache ut, dat mi doch ein Rätherr horet.“

Für diejenigen, welche der plattdeutschen Sprache nicht mächtig sind, entstehen beim Lesen allerdings erhebliche Schwierigkeiten, und wird vieles unverständlich bleiben, dagegen aber haben wir gefunden, daß dieselben beseitigt werden, sobald das Vorlesen durch einen derselben Kundigen erfolgt. Wir können daher nur wünschen, daß seine Werke eine noch größere Verbreitung finden, erachte auch den Verfasser nach seinen bisherigen Leistungen für völlig befähigt, ein größeres Werk humoristischer Gattung zu liefern.

82.

Nachträgliches zu der Literatur über die jenaische Säkularfeier.

In unserm Bericht über die das jenaische Jubiläum betreffende Literatur in Nr. 44 d. Bl. f. 1868 haben wir hier noch einen Nachtrag zu liefern, indem uns nachträglich noch mehrere solcher Gelegenheitschriften zugekommen sind, darunter folgende: „Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. Sprachwissenschaftlich entwickelt und dargestellt. Nebst geistlichen Liedern und Gedichten zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Einweihung der Universität Jena“, vom Pfarrer J. K. Schauer (Weimar, Böhlau, 1868). Der sprachwissenschaftliche Theil der Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste die früheren, bezüglich falschen Ableitungen und Erklärungen des Namens Jena aus dem Hebräischen und Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Deutschen behandelt. Man hat z. B. dem Namen Jena von den hebräischen Worten „Jain“, d. i. Wein, abgeleitet, wonach Jena so viel als Weinort, Weinstadt bedeuten würde, besser noch „Eggenstadt“, da Luther bekanntlich den jenaischen Wein „acetum“ nannte. Da man nun den jenaischen Wein eher Eßig wahrscheinlich nach Weimar zum Verkauf brachte, so lag natürlich nichts näher als dem Ortsnamen Weimar für eine Verkömmerung aus „Weinmarkt“ zu erklären! Doch welchen Anstoss hat nicht schon der Schachplan unserer Etymologen ausgebreitet! Auch Gerhard Deceator und Hundius, die „Jena“ von dem griechischen εἶνος ableiteten, gaben dem jenaischen „acetum“ die gebührende Ehre. Der Superintendent Demler (Georg Kemnitz) leitete gar den Namen Jena von dem lateinischen Personennamen Janus, andere ihn aus dem Slavischen ab, z. B. von „Jeden“ (Eins), das wie „Jeon“ ausgesprochen würde, wonach der Name Jena soviel als „Einsdrei“, oder „Dreieins“, oder „Dreikind“ bedeute, weil die Stadt aus drei (jedoch unbekannter) Dörfern entstanden sei. Unter den Ableitungen aus dem Deutschen sind folgende die curiöseren: „Jena“ sei aus „gähnen“ entstanden, mit Bezug auf das Uebel auf dem Rathhause zu Jena, wo ein aus Eßig gegossener Mann (von Luther „Hans von Jena“ genannt) beim Schlagen das Maul aufsperrte; oder aus dem Worte „Genieß“, weil die Einwohner dieser Gegend „alles in gemein genossen und gebraucht hätten“. Der Verfasser unserer Schrift führt dagegen den Namen Jena auf celtischen Ursprung zurück, nämlich auf das kymrische gen (wobei auf das verwandte Geneva der Allobroger, jetzt Genf, und auf das Genes der Figurier verwiesen wird), und er behauptet, daß Jena ein celtischer Ahdan und gewiß von hohem Alter sei. Wie erfahren auch im Verlauf der Schrift, daß die so ebenlich deutsch klingenden Namen Ziegenhain, Ziegenfeld, Gessler u. s. w. celtischen Ursprungs seien. Ziegenhain habe ursprünglich wol Ziegenhain geheißen, vom irischen seagans Walb, Ziegenfeld komme her vom irischen loerg, Anhöhe, Abhang, und Gessler von irischen aigiol, sumpfiges Thal. Selbst Luther's deutsche Abkunft wird verdächtigt, denn ein Nachfahre der Selken habe Luther (bei den Römern Lutarus) geheissen. So soll auch „Düfel“ und „düßig“ vom irischen duval, Weizen aus dem kymrischen gwyrien, Lortz vom kymrischen lorth herkommen u. s. w. Vielleicht wird man uns

bald davon überführen, daß wir Deutsche überhaupt kein Deutsch, sondern das reine Celtisch sprechen. — Eine überschüssige und detaillirte, begrifflicherweise in sehr entbehrlichem Grade abgeschätzte Schilderung der jenaer Säkularfeier erschien unter dem Titel: „Jubelkronen. Beschreibung der dreihundertjährigen Jubelfeier in Jena. Von H. Stierich“ (Jena, Verlags, 1868), welcher allen denen zur Lectüre und belegendend vielleicht auch zur Nachart zu empfehlen, welche an dem hier geschilderten Szenen persönlich mittheilhaft waren. — Besondere Erwähnung verdient die Schrift: „Jena Hungarica“, von dem protestantischen ungarischen Pfarrer L. A. Haas in Békés-Gsaba, worin über kimmerische Ungarn, welche in Jena andirt haben, biographische Notizen mitgetheilt sind. — Allen Erziehern und Lehrern ist folgende Schrift: „Das pädagogische Seminar zu Jena. Historische Bilder aus den Jahren derselben Druckschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena von dem ältesten Mitgliede des Seminars“ (Leipzig, Engelmann, 1868) angelegentlich zu empfehlen; mit ihr beginnt eine Serie „Monographien zur historischen Pädagogie“. Im Verein mit wissenschaftlichen Pädagogen herausgegeben von Karl Volkmar Stoy. Derselbe Pädagoge gab in demselben Verlage ein „Album des pädagogischen Seminars an der Universität Jena“ heraus, welches zwei Abhandlungen: „Schrift und Jugend, sonst und jetzt“, von Dr. Stoy, und „Leonardo da Vinci“, von dem Professor R. W. Stort in Heidelberg enthält. Interessant waren und in ersterer besonders die historischen Rückblicke. Rudolf Agricola nannte die Schulen seiner Zeit „Gefängnisse, wo Schläge, Thränen, Scheul ohne Ende; mit Unrecht nannte man die Schule schola (Ruhe) oder ludus (Spiel) (wissenschaftliches Spiel); richtiger erhalte sie von Aristophanes den Namen γυμνασιον, d. h. Sorgenort“. Zum Schluss zieht Stoy heftig gegen alle „Kinderliteratur“ zu Felde, von Weis an bis auf Herich und Franz Hoffmann, wie gegen alle Verschrobtheit, womit z. B. ein Lehrer in einer großen Stadt Norddeutschlands seinen zwölfjährigen Schülerinnen die Aufgabe stellte, „die Gefühle Karl's XII. nach der Schlacht bei Pultawa“ auszudrücken. Ihn übertraf noch ein Lehrer in B., der seinen Schülerinnen in der Oberklasse aufgab, die Frage zu beantworten: „Würde Agamemnon, wenn er leben geblieben wäre, Glorchen geheiratet haben?“

A. M.

Notiz.

Literarische Notizen aus Frankreich.

In den neuern französischen Schriften, welche für uns Deutsche von besonderem Interesse sein dürften, weil darin auf deutsche Gesichtspunkte oder deutsche Ideologie, Philosophie und Wissenschaft Bezug genommen ist, gehören Roussin's „Tableau du progres de la pensee humaine depuis Thales jusqu'à Leibnitz“, worüber in der „Revue des deux mondes“ lobend bemerkt wird: „Von welchem Gesichtspunkte man auch dieses Werk betrachten mag, wird man dem Verfasser eine ausgezeichnete Befähigung für Untersuchung und Auseinandersetzung nicht in Abrede stellen können“; Mariano Gubi i Soler's „La phrenologie regénérée“; Paul Janet's „Histoire morale et politique“; de Gladman's „Les Strauss françaises“. Die „französischen Strauss“, deren Doctrinen in dieser Schrift als antireligiöse bekämpft werden, sind Renan und Littré, Mitglieder des Instituts. J. Ferrati's vierbändiges Werk: „Histoire des revolutions de l'Italie ou Guelles et Gabelins“, ist für deutsche Leser ebenfalls von besonderem Interesse. Der Verfasser hat von der Geschichte im allgemeinen eine sehr pessimistische Ansicht; er fragt: „Ist die Geschichte etwas anderes als ein bloßes Spiel der ausschweifendsten Leidenschaften, der raffiniertesten Intriguen, des angelegentlichsten Ehrgeizes? Ist sie nicht eine ununterbrochene Reihe von Scandalen? Sind ihre geistig bewegtesten Epochen nicht zugleich auch die verbrecherischsten? Was ist nicht Ungeheuer schaffen, wenn sie Menschen schaffen will?“ Befremdend ist auch ein Aussatz: „Goethe naturaliste“, von E. Favre, ein anderer: „Les phases diverses de la philo-

ophie allemande depuis Kant", von F. Böhle in der „Revue contemporaine“, und der Auffag von St.-René Taillandier in Nr. 20 der „Revue des deux mondes“ mit der Ueberschrift: „La philosophie et l'histoire en Allemagne“, worin die „neuen Schulen“ von F. Böhle und Th. Mommsen abgehandelt sind. Letztern fühlte der Verfasser sich fast versucht, den „journaliste pamphlétaire“ zu nennen. Wir bemerken noch, daß Friedrich von Schubert's berühmtes Werk über die Alpen unter dem Titel: „Les Alpes. Seule traduction autorisée“, ins Französische übersezt worden ist, und daß in Paris bei Morillot ein „Voyage pittoresque en Allemagne. Partie meridionale“ von A. Rarmier und eine „Voyage pittoresque sur les bords du Rhin“ von Edmond Texier erschienen sind, beide mit Illustrationen von den Brüdern Rouargue und überhaupt topographisch prächtig ausgestattet. Dem ersten Theil des Rarmier'schen Reisewerks wird der zweite, das nördliche Deutschland umfassend, demnächst folgen. Rarmier macht in dem vorliegenden Theile unter andern auch gelegentlich eine Bemerkung über die verschiedne Art, wie die Gäste speisen: in Frankreich bestellte man ein Diner nur als eine Gelegenheit zu freundschaftlichem Gespräch; in Nordamerika, wenigstens in den Hotels von Philadelphia, Newyork und Washington sei es ein „acte de voracité brutale“; in Deutschland ein „recueillement“. Selbst die deutschen Frauen aus dem Stande der Bourgeoise, so heftig aber sentimental sie auch seien, hörten nur mit halbem Ohr auf das, was man ihnen während der Mahlzeit zurannte, und der würde schlecht anlaufen, der vielleicht ein Diner als Gelegenheit benutzen wollte, um ihnen eine Liebeserklärung oder einige schöne Schiller'sche Verse zuzufächeln. An schrecklichen Bräutungsklagen der Eigennamen fehlt es namentlich im Lexier'schen Werke nicht; so soll in Düsseldorf außer Heine, „ce grand et charmant Français, né en Allemagne“, auch ein „Varnhagen van Eine, littérateur estimé“ geboren sein. Ohne Zweifel ist unter letzterm der verstorbene Varnhagen von Ense gemeint.

A. M.

Bibliographie.

- Abenteuer eines Unporkommings. Ein Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 Thlr.
 Biffart, R., Deutschland, sein Volk und seine Sitten. In geographisch-ethnographischen Charakterbildern. Mit vielen Abbildungen. 1ste Lieferung Stuttgart, Rigische. Gr. 8. 12 Ngr.
 Böttcher, G. J., Das Leben Dr. Johann Gerhard's für deutsche Leser insgemein erzählt. Mit Joh. Gerhard's Bildniß. Leipzig und Dresden, Neumann. 1858. 8. 10 Ngr.
 Espari, V., Das Leben des heil. P. Franziscus Borgia, Bräutigam von Gambia und dritten Generals der Gesellschaft Jesu, nach den Chroniken der Gesellschaft, dem Canonisationsproceß, den Acten der Rota und der Congregation der Riten dargestellt. Aus dem Italienischen. Mit einem Vorwort von W. Reischl. Regensburg, Montag u. Meiß. 1858. 8. 20 Ngr.
 Christensen, G., Rechtliche Würdigung der Einzelhaft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.
 Derschau, T. Freih. v., Die Romanov. 1ster Band. Leipzig, Russisches Atelier. Gr. Fol. 88 Thlr.
 Dethleff's, Sophie, Gelegenheitsgedichte. Hamburg, Beyer. 16. 22½ Ngr.
 Dittmann, A. F., Die großen Veränderungen der Erdoberfläche. I. Bisherige Aufnahmen, Ansichten und Theorien über die Entstehung des Erdbodens, die Beschaffenheit seines Innern, die Bildung seiner Oberfläche und die darauf vorgenommenen Veränderungen. II. Ursachen, durch welche die großen Veränderungen der Erdoberfläche bestritten werden. III. Mögliche Ursache derselben. — entdeckt und erläutert. Schleswig, Heiberg. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
 Egenter, F. J. (Venedict Dalei), Rosen und Trauerweiden. Ulm, Gebr. Hübner. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Elling, F. v., Dunstige Wege. Erzählungen und Ge-

sichten. 1ster Band. Stuttgart, F. Müller. 1858. 12 1 Thlr.

Fischer, G. W. L., Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. Zwei Theile. Grätz. 1856. 8. 3 Thlr.

Frölich, K., Lilgen Konfession. Plattebüsche Nimels und swarte Bülter vorr fine lütten goben Grün. Berlin, Wagner. 1858. 4. 15 Ngr.

George, Amara, Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Generalsynoden beider evangelischen Con-fessionen in Ungarn vom Jahre 1791 von CLVI. Jena, Döbereiner. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Gieseler, L., Anreden an Marschall Radetzky. In der am 10. November 1858 stattfindenden Enthüllungsfest der Radetzky-Monumente in Prag und als Supplement zur gesammten Radetzky-Literatur herausgegeben. Mit der Abbildung des Prager Radetzky-Denkmal und mehreren wichtigen Beigaben. Prag, Storch. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Golz, B., Tracte Menschen-Kennntniß in Studien und Stereoscopien. 1ste Abtheilung. — H. u. d. T.: Zur Charakteristik und Natur-Geschichte der Frauen. Berlin, Jansse. 8. 1 Thlr.

Görner, G. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. 6ter Jahrgang. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer, J., Auf stillen Wegen. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Handelmann, H., Geschichte von Brasilien. 1ste Lieferung. Berlin, Springer. Lex.-8. 15 Ngr.

Der alte Hauptmann. Roman in drei Bänden vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder“. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Häuser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien. Gesammelt und herausgegeben von S. Häuser. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt-Weissenfels, Charaktere der deutschen Literatur. Zwei Bände. Prag, Kober u. Mayras. 8. 3 Thlr.
 Wernsdorff, E. v., Jane, Biquette, Glorinda. Drei Weber-Schicksale. Frei nach dem „Filles de plaisir“ von Montpin bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Reite. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Die versuchte Einigung der deutschen Burschenschaft während der Jubeltage den 16., 16., 17. August 1858 zu Jena. Ein Rückblick und Nachklang nebst einem offenen Sendschreiben an die Teutonen, Germanen und den Burgfester zu Jena von einem Zeitgenossen. Weimar, Kühn. 1858. 8. 5 Ngr.

Friedrich, G., Deutsche Gegner der Phrenologie aus neuerer Zeit. Zum 100jährigen Geburtstage Gall's. Coblenz, Schettler. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heber, P., Die Diakonissen nach ihrer Geschichte und Bedeutung in der evangelischen Kirche. Als Beitrag zum Diakonissenhand in Darmstadt den verehrlichen Vorleserinnen desselben dargebracht. Darmstadt, Würb. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Poland, F., Rechtsgelehrte Richter oder Geschworene. Ein Vermittlungsvorschlag mit Rücksicht auf das neue schweizerische Strafverfahren, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Leipzig, Jockowich. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Reuter, F., Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Goetz in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Röde, W., Hat Pastor Nallet die Juden wirklich gesucht? Ein offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Franzwerde. Hamburg, Rolte und Köhler. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Wergmann.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 2. —

6. Januar 1859.

Inhalt: Dramatische Literatur. Erster Artikel. — Zur Dante-Literatur. Von Wilhelm von Kademann. — Klaus Groth über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Von Hermann Werggraff. — Kollagen. (Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte; Goethe's „Faust“ in Frankreich; Die Gräfin Dora d'Almeida.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

Erster Artikel.

Wer hat nicht erfahren von den Schwierigkeiten, die ein dramatischer Dichter zu überwinden hat, ehe er mit seiner Arbeit vor das Publikum tritt und sie dem Urtheile preisgibt? Abgesehen von den Vorarbeiten und dem Schaffen selbst, das noch immer Lust und Hoffnung mit sich führt, welchen Aerger und welche Kränkungen hat er durchzumachen bei der Einreichung, bei dem Lesen, bei der Besetzung, bei der Aufführung. Ist es doch fast ganz unmöglich geworden ohne Benutzung von Protection und andern Kanälen, bloß durch den Werth der Arbeit ihr Aufnahme in das Repertoire eines größeren Theaters zu verschaffen. Erst vor kurzer Zeit fanden wir eine dramatische Arbeit durch einen Theateragenten mit der ganz besondern Bitte empfohlen, die Leiter der Theater möchten das eingesandte Stück doch nicht ungelesen zurückschicken. Mit welchen Illusionen läßt der Dichter durch die Agenten seine Arbeit versenden und nicht einmal der Trost bleibt ihm, daß es an maßgebender Stelle durchgesehen wird. Man mache das den Intendanten und Directionen nicht allein zum Vorwurf; steht man in ihren Lesezimmern die hoch aufgestapelten Manuscripte, die nicht enden wollende Zuspandung von dramatischen Novitäten, so findet man schon darin eine Entschuldigung für sie; bedenkt man, daß im Jahre höchstens zehn größere Novitäten vorgeführt werden können, daß dabei die Dramatiker von Auf zundächst berücksichtigt werden und daß bei jener Zahl auch die Bereicherung des Repertoires mit classischen Stücken eingerechnet ist, nimmt man hierzu noch die Rücksichten, welche die Leiter der Theater zu nehmen gezwungen sind, so wird man einsehen, daß es dem Talente schwer gemacht ist, sich durch dramatische Werke auf der Bühne bekannt zu machen. Da haben sich denn ihre Arbeiten aus dem Glaube der Lesezimmer nachgerade durch den Buchhandel direct an das Publikum adressirt, um durch dieses oder durch die Kritik den ersehnten Platz hinter den Theaterlampen zu erringen. Aber täuschen wir uns nicht; das eigentliche Interesse an der Bühne ist in Deutschland, wir möchten behaupten fast überall

(Spanien vielleicht ausgenommen) erkaltet; die Vergnügungslust, welche die Theater füllt, der Beifall, den das Virtuositenthum eines Künstlers erringt, die Neugier, mit der jede neue Erscheinung betrachtet und bekräftigt wird, ist weit entfernt von dem regen Interesse an dem Theater selbst, von der Bedeutung der Bühne als einer moralischen Anstalt; es gleicht vielmehr nur jenem billigen Interesse für Reiter- und Thierbuden. Kein Ausdruck ist wahrer als der, daß die Künstler es verschulden, wenn die Kunst fällt. *) Die dramatischen Dichter haben nicht allein auf den jedesmaligen Zeitgeschmack speculirt, sie haben nicht nur in die Dramen der Vergangenheit die Schlagwörter der Zeit hineingespielt und auf die Zeitrichtung durch Phrasen influiren wollen, wo die dramatische Größe allein hätte wirken sollen; sie haben auch, und namentlich die deutschen, versucht, fremden Geist zu inoculiren und wie jener König die Griechen nach und nach gewöhnte, Gefallen an den Thierkämpfen zu finden, so haben sie unser Publikum von der nationalen Einfachheit und von dem Interesse an den großen Leidenschaften abgezogen und so lange mit psychologischen Ausnahmen, oft geistreich genug, übersättigt, bis es anfang das Besondere für die Regel zu nehmen. So lange ist

*) Wie der Herausgeber d. Bl. das Publikum und die Welt so kennen gelernt hatte, wie er sie jetzt kennen gelernt zu haben glaubt, schwärmt auch er auf diesen Ausdruck Schiller's wie auf ein Wort der Bibel. Es liegt allerdings in diesem Satz eine tiefe Wahrheit, aber sie ist einseitig, besonders da unser Berichterstatter unter den die Kunst vererbenden Künstlern ausschließlich nur die dramatischen Dichter zu verzeichnen scheint. Lebte in den Intendanten und Directoren, in den Schauspielern, in denen, welche auf die Gestaltung und Erhaltung der Hof- wie der städtischen Bühnen gerade den größten Einfluß haben, endlich im Publikum ein höher, ernster, echt nationaler Sinn, ein heiliger Eifer, gegen jede noch so leise Neugier der Trivialität in stiltlicher wie nationaler Hinsicht sofort entschiedenen Protest einzulegen, so würden ja die dramatischen Dichter von selbst genöthigt sein, in streng sittlichem und nationalem Sinn zu dichten oder ihr Meier ganz aufzugeben; auch würde man dann verschmähen, seinen Vorrath an der Werthlosigkeit der pariser Dramatik zu beziehen. Steht es auf dem Grunde der musikalischen Production etwa besser als auf dem der dramatischen? Und wie würde es mit der bildenden Kunst stehen, wenn sie sich allein dem guten Willen und dem Geschmack des Publikums und der von diesem Publikum abhängigen Künstler überlassen läße?

D. Reb.

es durch die dramatischen Dichter von Consequenz zu Consequenz geführt worden, bis es Gefallen fand an den französischen Maltressenstücken, die ihren entsetzlichen Eindruck um so mehr ausüben, da sie unter der Maske einer nichtswürdigen Moral erscheinen. Als Kopehne die Bühne beherrschte, war in Deutschland kein edler Mann, der nicht mit Trauer den Verfall der Bühne, den verfehlten Zweck derselben betrachtete. Und jetzt? Sind wir nicht viel weiter gekommen, ist nicht die Bühne mehr denn je von einer moralischen Anstalt verschieden, ist sie nicht bei uns viel undeutlicher geworden als damals? Wir fühlen uns nicht berufen als modernster Abraham a Sancta Clara eine Noth- und Bußpredigt über die Bühne zu halten; aber wir müssen erklären, daß wir den Verfall unserer Theater nicht aufgehoben glauben, weder durch die neuesten Maßregeln der Intendanten, noch durch die in Aussicht gestellte Verbindung der dramatischen Dichter. Wir befürchten vielmehr, daß nur dadurch Coalitionen geschlossen werden zum Schaben des dritten Factors, des Publikums.

So tief ist der Verfall der Bühne, daß nur durch eine gründliche Reaction ihr geholfen werden kann. Es wäre dazu notwendig: 1) Beseitigung der dramatischen Dichter an der Leitung der Theater, d. h. Dramaturgen, die hauptsächlich mit der Prüfung der eingegangenen Stücke betraut würden. 2) Zurückweisung aller unmoralischen, leichtfertigen, unedlen Arbeiten und besondere Begünstigung der nationalen Dramen. 3) Hauptaufgabe der Bühne sei Stärkung des Nationalgefühls und des Sinns für die Familie, der ewigen Grundlage der Gesellschaft. 4) Zurückführung der Bühne auf Einfachheit und Natürlichkeit, sei es nun hinsichtlich der Anforderungen der Künstler oder in Betreff der Ausstattung, namentlich der Oper und des Ballets. 5) Verbindung der Intendanten und Directoren zur Befolgung der vorstehenden Punkte, zur gleichmäßigen Annahme der durch die Dramaturgen vorgeschlagenen Stücke, nachdem eine Commission aus ihnen noch darüber entschieden hat. 6) Berücksichtigung der Wünsche der dramatischen Dichter beim Lesen, Aufführen u. s. w. ihrer Arbeiten. 7) Vollständige Verständigung der Leiter der Theater und der Dramatiker (durch die Presse) mit dem Publikum über die Bedeutung der neuen Maßregeln. Eine große Aufgabe hätte dabei die Kritik zu übernehmen; sie hat vor allem den Rothbuck abzuschneiden, von dem aus sie alle neuen Erscheinungen betrachtet und sie in Parallele stellt mit klassischen Mustern; sie hat das abstracte Urtheil zu vermeiden, durch welches sie sich in directen Widerspruch mit dem Geschmack des Publikums gesetzt hat, das sie, oft nur aus Eitelkeit, statt zu leiten brüßelt; sie hat sich der Animosität zu enthalten, nach welcher jedes Stück von vornherein verdammt ist, weil es von diesem oder jenem Dichter ist; sie hat endlich die Bemühungen der Dramatiker und der Leiter der Theater zu unterstützen und ihre Pläne zu fördern, indem die Kritik recht eigentlich berufen ist, den Vermittler zwischen jenen und dem Publikum zu bilden. Möchte die Kritik sich dieser hohen Aufgabe immer bewußt sein!

Wir wissen recht gut, daß wir fromme Wünsche aussprechen, daß ihnen noch manches hinzuzufügen wäre, was über den Raum d. Bl. hinausgeht: es sind eben nur die Hauptmomente skizziert; es sind die Grundzüge eines Ideals gegeben, zu dessen Verwirklichung wir beitragen und anregen wollen. Wir sind endlich überzeugt, daß ohne eine gründliche Heilung der Sinn für das Theater immer mehr erkalten und die Schaubühne bald nichts mehr sein wird, als eine Arena kleinlicher Leidenschaften.

1. Florian Geper. Trauerspiel in fünf Acten aus der Zeit des Bauernkriegs von Wilhelm Genäß. Weimar, Böhlau. 1857. 8. 12 Rgr.

Es ist etwas Gefährliches mit den Dramen aus der Vergangenheit, deren Helten für eine späte Zukunft kämpfen und deren künftiger Sieg entweder allegorisch angedeutet oder nur einer modernen Phrase am Schluß abgemacht werden muß. Von vornherein fehlt solchen Dramen die Einheit der Idee und gerade an dem Punkte, wo der Leser oder Zuschauer der Ruhe bedarf, um die erregten Eindrücke in sich zu verarbeiten und das Einzelne mit dem Ganzen in sich selbst in Uebereinstimmung zu bringen, treten verwirrende oder wenigstens abziehende Bezüge vor die Seele, die, wie z. B. in dem vorliegenden Drama, den ästhetischen Genuß in eine politische Reflexion umgekalten. Die Einheit der Idee vermissen wir hier und bei den meisten unserer modernen Dramen, weil sie nicht das große Allgemeine, nicht die ewig feststehenden gewaltigen Leidenschaften zu schildern unternehmen, sondern, zu Liebe der Geschmacksrichtung des Publikums, die Ausnahmen für die Regel, das Gefährliche für das Wahre geben. Der Dichter des vorliegenden Dramas hat versucht, Florian Geper zum Träger einer sittlichen Idee zu machen; der Schuß des unterdrückten Bauernvolks gegen den Uebermuth des Adels ist seine Aufgabe. Allerdings gelingt es seinem Helten die Bürger zu zwingen, aber dieser selbst fühlt, daß damit etwas nur Keußerliches gewonnen ist. Die Revolution wächt ihm über den Kopf, Nord und Brand sind die natürlichen Folgen einer Bewegung, der nach dem Bildungsgrade der Theilnehmer weniger eine sittliche Idee, als das übrigens natürliche Gefühl der Rache zu Grunde lag; von den Verbündeten hat außer einer Nebenperson, Wendler Hipler, der frühere Hofenlohe'sche Kanzler, niemand eine Vorstellung von der Bedeutung des Aufstandes; die politischen Organe Kastner's im fünften Aufzuge in der ersten Scene sind unwar und unnatürlich, wenigstens gewiß für einen Markgrafen der damaligen Zeit. Auch die Motive Florian's, die ihn an die Spitze der Bewegung bringen, haben wenig sittlichen Werth, geschwächt werden sie jedenfalls durch seine (angedeutete) verlegte Eitelkeit, in Folge der verunglückten Werbung um Margarethe Helfenkeim; selbst seine Gerechtigkeit macht eher den Eindruck von Humanitätsbekretungen des 18. Jahrhunderts, als von dem Bewußtsein seiner Aufgabe. Somit erscheint es denn auch natürlich und keineswegs bedauerndwerth, daß der Held untergeht, ohne sein Ziel erreicht zu haben; er ging unter an der Unklarheit, die in dem „allgemeinen Drang nach ewiger Gerechtigkeit“ und in dem Gefühle, „wie viel von seinem Wesen denen noch verbunden war, denen er feindlich gegenüberstand“, in ihm schlief. Wäre dieser Kampf im Anfange des Dramas lebendig vor ihn getreten, hätte er in dem Verlaufe desselben den Dualismus männlich bekämpft, oder selbst nur das Widerstrebende wahrgenommen, so hätten wir einen ganzen Helten. Der Kampf um selbstgewählte Principien, selbst wenn sie nachher als Irrthum sich erweisen und das Unterliegen des Helten nothig erscheinen lassen, hat immer etwas Dramatisches, während das Unterliegen durch Unklarheit und Unbestimmtheit weder festsetzt noch rührt. Das eine ist der Fall bei „Obz von Verlichingen“, mit dem hier der Vergleich sehr nahe liegt; das andere im vorlie-

gnden Drama. Nachräkmen müssen wir dem letztem eine kurze, correcte Sprache und eine leicht fließende Handlung, die noch viel an Interesse gewonnen hätte, wenn von Senaß nachliegende Motive besser ausgedeutet wären. So ist der Kampf Florian's, als er von seiner Familie scheidet, mott und jedenfalls unrichtig, das Benehmen gegen seine Mutter sehr modern. Der Dichter hätte dazu „Gis“ und „Goriolan“ studiren sollen, wie er nicht ohne Geschick (im zweiten Act, zweite Scene) die Verschmörungsscene aus Schiller's „Teil“ copierte. Die Diktionen Mana's und die Erklärung Sakmir's am Schlusse des Dramas führen uns zurück auf unser erstes Urtheil, daß Hoffnungen, für die Zukunft ausgesprochen, verwirren und nicht befriedigen.

2. Pausanias. Eine Tragödie in fünf Acten von Fritz Gildhorn. Düsseldorf, Kaulen, 1858. Gr. 8.

Dem Dichter der vorliegenden Tragödie scheint es so an der richtigen Kraft zu sein, seine Aufgabe würdig zu lösen, er deutet so richtig in seiner Vorrede die Erörterungen an, durch welche unsere dramatische Kunst danciderliegt, daß wir bebauern, in ihm nur einen Arzt zu haben, der geschickt in der Diagnose, aber desto weniger in der Wahl seiner Mittel ist. Die vorliegende Tragödie behandelt das bekannte Schicksal des Pausanias; den verschiedenen Leidenstufen und Situationen hat der Dichter versucht, nach Art der alten Tragödie, entsprechende Verse anzupassen; es ist eben ein Versuch, der in der Wahl und Ausföhrung nicht immer glücklich ausgefallen ist. Der Prolog bis zur sechsten Seite ist in sechsföhrigen Jamben geschrieben, die nicht alle zu rechtfertigen sein können; dann folgen anapästische Septapodien, die ohne Verständniß gebaut sind; besser wären diese sieben Verse als anapästische Dimeter gefaßt, von denen der zweite jedesmal catalecticus in syllabam wäre, also als Ratt

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Die Jamben von S. 6—28 haben manchen schlechten Vers aufzuweisen, z. B. S. 22: „Wohl lauschen viele gerne auf dein schmeichelnd Wort“, und S. 25: „Du herder der Wein!“ während gleich darauf: „Welch“ u. s. w. Wechsel der Besatzter Diomios statt Dionisos schreibt, ist uns, nebenbei gesagt, unklar. S. 28 erscheinen wieder Anapästien, die zuletzt ganz formlos

werden, z. B.: „Ist auch mein Gedert nicht wohlstandend, weil“ u. s. w. Die zwölfte Scene schließt mit metrischem Wirrwarr; ebenso beginnt die dreizehnte und geht dann zu erträglichen Anapästien über. Der dritte Act beginnt mit iambischen Trimetern, dann folgen in der zweiten Scene schauerliche Anapästien, wie: „Er, der in dem Kampfe dem Schlachtfeld gleichstand“, S. 22 gewöhnliche Jamben und in der fünften Scene wieder, übrigens hier der Stimmung nach durchaus unmotiviert, Anapästien, die von den Alten nur gebraucht wurden, um den Uebergang des Dialogs zum Lyrischen anzudeuten; in der sechsten Scene Jamben. Der vierte Act erste Scene ist zunächst trochäisch, dann folgen iambische Trimeter, S. 43 Dimeter anapaesticus catalecticus in syllabam, S. 44 Formloses, S. 45 Anapästien unter Jamben, die naler sich mit Prosa bis zum Schlusse wechseln. Man sieht, an verschiedenen Formen fehlt es dieser Tragödie nicht, wohl aber ihrem Verfasser an Geschick, sie zu handhaben und zu benutzen. Wenn somit die Lösung der Aufgabe für die Fähigkeit des Verfassers zu groß war, so erkennen wir doch gern den Ernst und die Liebe an, mit welcher er dieselbe anzuföhren versuchte, und hoffen, daß dieser erste nicht ganz gelungene Versuch ihn nicht abschrecken wird, auch künftig für das wahrhaft und einzig Dramatische zu wirken. Zu rathen ist ihm allerdings vor allem einiges Studium der Technik des modernen Theaters, um lächerliche Anforderungen zu vermeiden, wie „Pausanias nach einem furchterlichen Kampfe“ oder „Ueberall orientalischer Luxus und sybaritisches Betragen“ u. s. w.; die Beschaffenheit und Bedeutung der Silbemaße endlich kann noch

immer mit Vortheil studirt werden, selbst aus dem wenigen, was Schlegel darüber sagt.

3. Don Manuel oder des Helden Standbild. Trauerspiel von E. Humbert. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1858. 12. 15 Rgr.

Der Dichter kündigt in der Vorrede sein Drama ausdrücklich als ein „christliches“ an und sagt unter andern, das Theater solle eine moralische Anstalt sein, aber nicht „anstalt“ (wer verlangte das?), sondern „vermittelt“ der Kirche, ein Verlangen, dessen Bedeutung uns auch nach Lesung des Stücks nicht klar geworden ist.

Die Fabel des Trauerspiels ist folgende: König Alfons II. von Arrurien, nach seinen Teden der Erfinder der Concorde, bringt seine natürliche Tochter Clara bei seinem Oheim Manuel unter, den er von ihrem Geburtsstande unterrichtet, während außer diesem nur der Betreffende und der Bischof, als Seelenhirt, davon weiß. Der Oheim, zugleich Oberfeldherr, zieht gegen die Mauren, kehrt nicht zurück und wird todt geglaubt. Nach neun Jahren, die zwischen dem ersten und dem zweiten Acte liegen, kommt eine Deputation der Vaterstadt des Verschollenen und bittet um die gern gewährte Erlaubniß, diesem ein Standbild setzen zu dürfen. In derselben Zeit erfährt der König, daß Don Manuel's Witwe, Juana, die Pflegemutter seiner natürlichen Tochter, sich anderweitig vermählt habe. Der erst erzürnte König verzichtet und damit schließt der zweite Act.

Vin als Hellscher bekannter Gremit soll dem König die Verabstung geben, daß Manuel wirklich todt sei; die Kirche, in der Person des Bischofs Abulfus, unterstützt den König in diesem Vorhaben und eine Wallfahrt zu ihm, der nur noch von der Quacksalbe lebt und nur Freitags die Erhergabe hat, wird beschloffen. Unter Blig, Donner, magischer Beleuchtung u. s. w. verkündet er dem König, daß Don Manuel — lebt. Sofort wird man nach Cordova versetzt, der Held ist dort als Sklave, geliebt von seiner Herrn Schwester Fatime mit stillsamter Liebe. Man erfährt, daß Fatime die beiden Zeugen, die Manuel's Tod beschworen und dadurch seiner Witwe Verheirathung möglich gemacht haben, angeklagt hat. Dieselben Zeugen (Christensklaven) werden nun benutzt, um der Witwe Wiederverheirathung dem Don Manuel anzuzeigen. Fatime vertheidigt sich dieser kleinen Niederträchtigkeit wegen dem Publikum gegenüber; ihre Inertie bleibt ohne Erfolg, Don Manuel vermählt sie auch als vermeintlicher Witwe. Am Schlusse des Actes wechselt die Scene nochmals, um der entlaufenen kleinen Clara einen Ring, ein Zeichen der königlichen Patenschaft (sie gilt nämlich allgemein für die Pathe des Königs) auf eine möglichst ungeschickte Weise in die Hände zu spielen. Im vierten Act, wieder nach neun Jahren, beginnt nun eine ganz neue Geschichte. Henrique, Manuel's Sohn, und Clara sind während drei Acten nun so weit herangewachsen, um sich zu lieben, „d'amour“, obgleich sie sich für Geschwister halten. Den Ruth hierzu haben sie durch den Ausdruck eines alten unbekannten Weibes, das der Clara verkündigte, „sie sei nicht, was sie hat geglaubt zu sein“. Sie trauen dem Frieden aber nicht und haben Neue über ihre unmoralische Liebe. Jetzt wird das Thema schon interessanter für ein lässiges Publikum; erwiesene Bigamie und unmoralische Liebe, natürliche Kinder, durch die Kirche gebilligte Verheirathung der Vaterstadt und dadurch functionierte Lügen, Zanberer: was will man mehr und wer könnte das überhaupt erwarten in einem christlichen Drama? Clara fragt mit Quittaren begleitung ein Lied von zwölf Versen und vier Strophen von Brüdern, Schwesterlein, Tochterlein und Kämmlin. Da erblickt Henrique den Ring, erfährt dadurch, daß Clara des Königs Pathe sei und schließt nun mathematisch, daß er nicht ihr Zwillingesbruder sein könne, da er sich einer so hohen Patenschaft nicht erfreue. Zum Ueberflus kommt die Mutter hinzu und bekräftigt dies, ohne Clara's Geheimniß zu offenbaren. Henrique begibt sich sofort auf eine gelobte Wallfahrt. Nun kommt eine Nachscene. Don Manuel, als Garkner verkleidet, singt

seine Lebensgeschichte, Einkerkierung und wunderbare Rettung; zufällig hört ihn eine Nonne, und zufällig ist dies Fatime, jetzt Schwester Dolorosa, die ihm wenigstens über den letzten Theil seiner Lebensgeschichte Aufschlüsse geben kann. Sodann kommt der wallfahrende Henrique, Manuel sieht ihn, glaubt sich selbst zu sehen und erschrickt darüber so, daß er krank von Klostersbrüdern aufgenommen wird. Henrique wallfahrt weiter.

Fünfter Act: Enthüllung des Standbildes, dabei Verlobung von Henrique und Clara. Die Procession ist in die Kirche gezogen, da kommt Don Manuel und plötzlich auch ein Kriegsbote, der den Einfall der Sarazenen meldet. Manuel entweicht seinem Standbilde die Fahne und stürzt in den Kampf; alles folgt ihm, mit Ausnahme des Bischofs, der Frauen und — des Königs, der vorzieht, am Standbilde mit den Priestern ein „in pace requiescat“ zu singen. Circa 30 Verse später hat Manuel viele tausend Mann besiegt, den Bruder Fatime's, Al, gefangen genommen, und erscheint wieder als Leiche auf einer Bahre. Voui, vici et reveni! Der Schlag erglöhrt sich von selbst. Al wird Christ, Henrique heirathet Clara, ohne über ihre Herkunft aufgeklärt zu werden. Dem Bischof oder der Kirche erscheint die Buße (das Eölibat), die sich Alfonso für sein Jugendvergehen auferlegt, vorzüglich, als ein offenes Bekenntniß vor der Welt. Henrique erhält die Anwartschaft auf den Thron. Juana beruhigt sich leicht,

— weil sie nicht wußte.

Was sie gethan.

Die meinelidigen Sclaven wandern in den Kerker; unter lang anhaltender kriegerischer Fanfare, die das ungeduldige Publikum gewiß bei einer Aufführung sich schenken wird, fällt der Vorhang.

Wir haben bei der vorliegenden Arbeit etwas länger verweilt, einmal, weil der Dichter 12 Jahre zu ihrer Bearbeitung brauchte, sodann um zu zeigen, wie wenig das Publikum auch von diesem sogenannten christlichen Drama zu hoffen oder zu fürchten hat. Die Verse (ungereimte Jamben) sind ziemlich kiefend, die Sprache aber prosaisch, etwas schwerfällig, dabei übrigens logisch und verständlich. Poetische Stimmung und Charakteristik fehlt und auch die sittliche Idee, die der Verfasser sehr richtig als Trägerin einer jeden dramatischen Darstellung verlangt, haben wir nicht entdecken können.

4. Der Schmied in Rußla. Schauspiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Knapp. 1858. Gr. 8. 20 Bge.

Das Schauspiel behandelt die bekannte Erzählung des Lubowig von Thüringen, der durch des Schmiedes Wort: „Landgraf werde hart“, der Ulfen wurde. Statt eines schwachen Mannes, dessen Bewußtsein und Thätigkeit erwacht, hat der Dichter aus einen Helden hingestellt, der in Grund und Boden verborgen ist, und dessen Erheben psychologisch andenkbar erscheint. Wahrscheinlich um den Contrast der Urmannung mehr hervorzuhellen, gibt er uns ein Bild von einem Menschen, der von Anfang an verächtlich durch seine Sinnlichkeit, und lächerlich durch die Art und Weise wird, wie er sich durch einen höchst ungeschickten Intriguanen leiten läßt. Daß der Landgraf einem Manne wie Gleisberg traut, der ohne Scheu und Scham seine gemeine Sinnlichkeit zur Schau trägt (Act 3, Scene 1), macht von vornherein alles Interesse für ihn unmöglich. Gleisberg ist eine Figur für die männlicher „fliegenden Blätter“, ein patratirter Bösewicht, der dabei dumm genug ist, sich und seine Pläne zu verrathen und dann und wann Anwandlungen von Gewissenbissen bekommt, die mehr lächerlich als versöhnend klingen. Wölfe, der Sohn des Vorgenannten, die einzige Persönlichkeit des Stücks, für die man vielleicht ein vorübergehendes Interesse gewinnen könnte, stirbt am Ende des dritten Actes, von seinem Vater durchbohrt, indem er den Stoß empfängt, der den Landgrafen ermorden sollte; die Art und Weise übrigens, wie er im Gespräch mit den Landknechten eingeführt wird (Act 1, Scene 6), die Vorlesung, die er ihnen hält und die politischen Urgründe, die

er dagegen von den hiebrn Thüringern — immer wohl bedacht im Jahre 1150 — eintauscht, sind unwahr und uncharakteristisch, das Benehmen gegen den Landgrafen und gegen seinen Vater aber grob und theilweise unverschämmt. So erzählt er den Vauern den Ausspruch einer italienischen Dame:

Leffet den Deutschen! Seht mir doch sein Man!

Es ist zu breit zum Sprechen; sollt ihr's nicht lassen

Wiel lieber wälm' ich meines Hundes Nase —

und andererseits ruft er seinem Vater nach:

Es möge Gott ihr gnaden, fatter Mann!

Dank dieser Stunde ein, die die den Sohn

Gerade: ein Leichenschein erschein'! So die,

Bersäfter Mann, doch nicht mein Vater mehr!

Uebershaupt scheint Lohmann das Charakteristische der Zeit des Ulfen Landgrafen in der Grobheit, die doch weit von Dürbheit verschieden ist, zu finden; er hat namentlich ein Exemplar von Wangrafen vorgeführt, der ganz gut unter der beschriebenen Hülle eines Hausrechts auftreten könnte. Selbst wenn er, wie Apolde gegen Gleisberg von sich selbst erzählt, seine „Seele schon verlossen“ hätte, so würde er doch gewiß noch so viel Achtung vor seinem Lehnsherrn haben, um nicht diesem auf die einfache Frage, wie er sich nenne, zu antworten:

Apolde, Landgraf!

Apolde, schlicht und recht, wie's Euch gefällt

Und wenn's Euch nicht gefällt, habt Dank,

Ich lieb' die Grobheit.

Jegendeine nur mittelmäßige geistreiche, aber zum wenigsten anregende Bemerkung haben wir unsosank gesucht. Für das, was wir vermiffen, kann uns die Handlung nicht entschädigen, die eben nicht von einem weitgehenden Erkundungstalent Zeugniß ablegt. Gleisberg will durch künliche Genüsse den Landgrafen einschläfern, um mit dem Landgrafen die alten Bedrückungen gegen die Landknechte fortsetzen zu können; er verbindet sich mit den ersten, und da augenblickliche Gefahr durch einen kaiserlichen Gesandten droht, der Barbarossa's Schwurter dem Landgrafen anzubieten kommt, beschließen sie Ludwig zu ermorden; Wölfe stirbt für seinen Herrn und dieser sagt zu seiner Sinnlichkeit und Dummheit noch die Freiheit, um sich vollständig verächtlich zu machen. Er ruft: „Entsetzlich, wehe mir!“ und flieht auf die bloße Nachricht, daß ihm Gefahr drohe. Er eilt verkleidet zu den Landknechten und hört erst jetzt, wie seine Statthalter gehandelt haben, und daß auch hier ihm der Tod drohe. „Sein Haupt ist von Angstschweiß naß“ geworden unter der Kapuze, die ihn verdeckt, „ihm wird zu Lode angst“ (Act 4, Scene 4). Aber die Todesangst hat wenigstens das Gute, daß er sich endlich vornimmt ein Vater seines Volke zu werden. Eine Scene in Reinhardtsbrunn zeigt uns die unter sich uneinigen Wangrafen, Gleisberg gelähmt und halb wahnsinnig; die Burg, die der Landgraf so schnellig verlassen hatte, wird erobert, die Wangrafen werden verbannt.

Graf Gleisberg stürzte sich von dem Ulfen,

Ihm lag ein Schwurter der gl'gen Neben nach! —

meldet ein eilig eintretender Knecht; ein neuer Bote Barbarossa's, Katt des von Gleisberg gefangen gehaltenen, trägt dem Landgrafen die Schwester des Kaisers wiederholt an, zuvor aber will Ludwig den Kaiser auf dem Zug nach Malland begleiten,

— daß seine Brust erwarme

Von all dem Wie des Treubruchs und Verraths!

Hoffen wir, daß die neue dramatische Arbeit Lohmann's: „Appian Claudius“, die wir bis jetzt nur angekündigt fanden, den ungünstigen Eindruck zu verwischen im Stande sei, den der „Der Schmied in Rußla“ auf uns gemacht hat.

5. Einert Lüge Folgen. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von M. G. Stern. Leipzig, Gerhard. 1858. Gr. 8. 20 Bge.

Selten haben wir in der dramatischen Arbeit eines Literaten von Fach einen größern Mangel an Erfindung, an Geschmack

und an Fähigkeit des Ausdrucks gefunden, als in dem vorliegenden dramatischen Geiste des Redacteurs des „Kochb. Signal“. Die Unfähigkeit Stern's, den ersten Bedingungen zu genügen, die man auch bei den verschiedensten Anforderungen an jeden dramatischen Dichter zu stellen berechtigt ist, zeigt sich gleich in der Exposition. Die Frage: „Warum geschieht das alles gerade heute?“ brängt sich dem Leser unwillkürlich auf, macht auf die Unwahrscheinlichkeiten fast absichtlich aufmerksam, zerstört jede Illusion und raubt das nothwendige Interesse, um den Zustand der Dinge zu verfolgen, von dem aus der Dichter seine poetischen Gestalten handeln lassen will. Dieser Ausgangspunkt wird übrigens für die Leser mit einer Anstrengung gewonnen, die zu gleicher Zeit von der Unbeholfenheit des Dichters einen Begriff gibt. Wir erfahren, erste Scene: Ottkar, Sohn des Grafen Diether von Valent und dessen Nichte und Pflanztochter Lidia sind verlobt und schäfermäßig verlobt; seine Mutter, beständig einen alten Streit zwischen Drachens und Valent's zu vermitteln, mußte Diether die Hand reichen, während sie einen Jüngling aus dem edeln Geschlechte der Halben liebte; die Gräfin starb, als sie den Sohn geboren hatte. Zweite Scene: Hinko, ein Leibeigener, blickt dem Liebespaar nach und spricht „mit bitterer Ironie“ seinen Mergel über diese Liebe aus; für einen Leibeigenen der Ritterzeit sagt er etwas antizipierend:

Man träumte sich in eine Schäferwelt,
Wo Geladene nur und Daphnen atmen.

Er liebt Lidia und hat keine Lust „dem ritterlichen Automaten“ (eigene Worte des Leibeigenen) zu weichen, vielmehr erzählt er in Versen, die uns zugleich einen Begriff von der Ausdrucksweise des Dichters geben:

Ich will's und mag's, den Kampf, sie zu bestehn,
Um solchen Preis sey' ich das Leben ein!
Will dieser seltsamen Blume mich erfreuen;
Ich will's und mag' darob mein Blut verstreuen!

Aus einer Höhle tritt Balthasar, der Gremil; gegen diesen beklagt sich Hinko über die Unbill, die er als Leibeigener zu dulden hat, während er im Grunde so überaus menschenfreundlich und gütig behandelt wird, daß er dazu keine Veranlassung hatte. Die Declamation hat aber den Vortheil, daß Balthasar Gelegenheit nimmt, für sich zu sprechen:

Des Adels Blut verleugnet sich doch nie,
Der Arz will nie ins Schwalbennest sich fügen!

Der Leser, der jemals Bekanntschaft mit einem Ritterroman gemacht hat, befindet sich nun auf bekanntem Terrain; da gibt's z. B. vertauschte Kinder, wahrscheinlich Ottkar der Leibeigene, Hinko des Grafen Sohn, Balthasar der Eingeweihte; letzterer hat Gründe den Hinko als Leibeigenen erscheinen zu lassen, denn er beklagt ihm, daß Gorge, eine Skavin, und Benno, ein Verbannter, seine Kellern seien. Das Motiv ist Rache, wie Balthasar aus ausführlich in einem Monologe (Scene 4) berichtet, weil man (unzweifelhaft Diether) ihn „aus seiner Liebe schönem Himmel in der Verzweiflung Höllenspfuhl geschleudert“ hat; deshalb mußte Gorge die Kinder vertauschen und sie, die einzige Mitwisslerin, ist todt. Ein Blick auf das Personenverzeichnis lehrt uns, daß Balthasar hierin schlecht unterrichtet ist; sie lebt, was allen zum Verderben, zum Vexen eines fünften Aufzugs. Wir lassen uns nicht darauf ein zu untersuchen, ob es psychologisch denkbar sei, daß ein Mann, dem seine Geliebte, wie er wußte, gezwungen entsagte, sich statt an dem Räuber seines Glücks an dem unschuldigen Sohn seiner einstigen Geliebten rächt; des augenscheinlich Unwahren gibt es in diesem Stücke so vieles, daß wir diese Unwahrscheinlichkeit, trotzdem sie die Pointe des dramatischen Gedichts ist, mit in den Kauf nehmen. Gleich der Uebergang von der vierten zur fünften und sechsten Scene liefert klare Beweise für unsere Behauptung. Kaum hat nämlich Balthasar ein schauerliches Bild von dem Charakter Diether's geliefert, „der ihn zum lebenden Werppe gemacht und dazu gelacht hat“, so wird aus der Graf als ein liebenswerther Mann vorgeführt, als ein vorzüglicher Vater und ein sanftmüthiger Herr, so wohl, daß er

sogar Hinko bittet, „ihm seines Herzens Kummer anzuvertrauen“. Selbst der Leibeigene, der sich gegen Balthasar so schroff über die Bebrückungen, die ihm widerfahren, ausgesprochen, muß eingestehen, daß Diether ihm „mehr Vater als Herr war“, und endlich gibt Diether ihm noch ein Zeichen von Vertrauen, das in dem Verhältnisse zwischen Herr und Leibeigener zu den Seltenheiten gehören möchte, indem er ihm zuerst die Verlobung Ottkar's mit Lidia anzeigt. Auf Hinko macht aber dies Vertrauen wenig Eindruck, denn in einem Monologe (Scene 8) setzt er sein Recht zur Freiheit auseinander und ruft vor dem Fallen des Vorhanges:

Und um mein Recht will ich als Teufel ringen,
Es gilt der Kampf und wird uns toll gelingen.

Die Leser d. Bl. werden uns dankbar sein, wenn wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit die folgenden Aufzüge wie diese Exposition behandeln.

Im zweiten Aufzuge erfahren wir, daß Ottkar auf seinen Wanderungen, auf denen er gewohnt war „mit Blumen und Kräutern zu tosen“, von Ritter Kuno gefangen genommen wurde; Diether beschließt ihn zu befreien und Balthasar freut sich, daß jener sich bemüht

Um einen Fre... (hält plötzlich inne) (Ablösung für Fremden)

Ha, stille Balthasar,

Spricht es nicht aus, denn Ohren hat die Wand! (Wach?)

Vor Diether's Auszuge wird Hinko frei erklärt, die Burg und Lidia seinem Schutze anvertraut. Der Leibeigene verfolgt nun letztere mit seinen Liebesanträgen und ermordet den Kastellan, der ihr zu Hülfe eilt. (Erster Mord.) Der dritte Aufzug zeigt uns Balthasar, der, nach des Dichters Verlangen, „im Vorgefühl seiner Rache aufjubeln soll“. Lidia beschließt zu fliehen, Diether belagert umsonst Kuno's Burg. Im vierten Aufzuge erscheint Lidia mit der todtgeglaubten Gorge, Diether kehrt zurück und Hinko, in seinem fortgeschrittenen Bewußtsein der Freiheit, ermordet ihn. (Zweiter Mord.) Allgemeines Entsetzen, heftiger Donner und Blitz leiten folgende Sterbescene ein:

Balthasar (mit schauerlichem Tone).

Nicht einen Herrenmord beging der Knecht;

Ein Sohn hat seinen Vater hier erschlagen.

Diether (außer sich, im Aufscheln der letzten Kräfte).

Ha, wieviel gift'ge Wunde — Weh — — —

Balthasar.

Verblute!

Diether.

Und von — der eignen — Kinder Hand

Balthasar

Verzweifelt!

Diether (mit gebrochener, verlöschender Stimme).

Ha, steh' — ich so — an meinem — Hele!

Balthasar (hohnlachend).

Stich!

(Ein leuchtender Blitz erhellt die Scene. Der Graf fällt todt auf die Rasenbank zurück.)

Nach dieser tragikomischen Scene wären die Folgen der Tüge, nach unserer Ansicht, anschaulich genug gemacht; aber damit wäre eine einfache Rittergeschichte erzählt und ein fünfter Aufzug wäre nicht nöthig gewesen. Dieser beginnt mit einem Monologe, in welchem Balthasar „sich niederkauert und gierig die Blutspuren Diether's zusammensammelt“ — gewiß etwas genial Anfergewöhnliches, auf der Bühne noch nie Dagewesenes. Hinko kommt dazu und „kocht“ (nicht köcht) ihm sein Schwert in die Brust. (Dritter Mord.) Gorge tritt auf, wir erfahren, daß sie die Kinder nicht vertauscht hat, daß also alle unsere Conjecturen in Frage gestellt sind, daß Hinko ihr und Balthasar's Kind ist, und höchst tragisch wird nun die oben wiedergegebene Sterbescene wiederholt, nur daß Balthasar jetzt der Verhöhlte und Gorge die Mittheilende ist, was auf sein sehr intimes Verhältnis zwischen Hinko's Kellern schließen läßt. Der Leibeigene

scheint schließlich seinen Verstand verloren zu haben, denn er behauptet selbst nach diesem Aufzuge noch, daß „die Lüge das alles verschuldet“ hätte und ersucht die Ritter, ihn zum Raben-Reine zu führen. Das Schicksal Ottar's und Vidia's, sowie der Mutter Gorge, die auch ihren Sohn ohne Schmerz scheiden sieht, bleibt unentschieden. Die Kritik aber, und das ist das einzige Wort, was wir noch hinzuzufügen haben, kann nicht streng genug gegen diese anstauenden Dichter sich aussprechen, die, nachdem Himmel und Erde dramatisirt sind, wie Grébillon nach Corneille und Racine, den genre terrible ausbenten, den sie, mit deutscher Romantik verbrämt, nicht immer so geschmacklos wie hier und deshalb bestechender in unsere Literatur einzuschwärzen suchen.

6. Romeo und Julie. Lustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen von August Rökemüller. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 15 Ngr.

Voltaire's Ausdruck: „Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux“, bricht über dieses Lustspiel unbedingt den Stab. Es zeigt, wie der Verfasser, welcher Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in London ist, sich hineingelegt hat in die ge-

Kostlich, der Vertraute des Herzogs und mit dem Thronfräulein der Herzogin Anna, Julie, verlobt, wird auf Rundschaft ausgeführt und von den Mongolen gefangen genommen; wie es zugegangen, erzählt der treue Diener, der wunderbarer Weise sich hat retten können.

Zweiter Aufzug: Friedrich II. vor Rom, der Papst Gregor IX. darin von ihm eingeschlossen. Die Ritter Anselm von Jankinger und Walther von der Vogelweide erscheinen vor ihm als Abgesandte der deutschen Fürsten, den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland einzuladen, und mit Vorschlägen zu einer Reichsconstitution, öffentliches Rechtsverfahren, ein höchstes Reichsgericht, ganz Deutschland ein Gesetz und ein Recht, ein allgemeines Handelsrecht, Verbesserung der Münzen, Rasse und Gewichte, ein freies Städtethum, ein freier Bauernstand. Der zwischen Streit zwischen Anselm, dem Kaiser und dessen Kanzler über ein geschlossenes Beamtenhum, Furcht des ersten, daß der Kaiser herrschen, aber nicht regieren und bald das Werkzeug eines kaiserlichen Joppbeamtenhumes sein werde. Der Kanzler und der Ritter gerathen darüber so aneinander, daß der Kaiser sich ins Mittel schlagen muß. Derselbe tritt nun, nachdem er sie wieder versöhnt, als Vermittler ihrer verschiedenen Meinungen auf; ein Parlament auf breiterer Grundlage und durch die Constitution eingeführt, ist sein System, von dem er alles Heil erwartet. Anselm ist damit einverstanden, verlangt aber, daß die Fürsten daneben einen höhern Rath bilden und erst Fürsten und Volksversammlung vereint das deutsche Parlament ausmachen sollen; der Kaiser sei die dritte Macht in diesem Einheitsbunde; ihm allein gebühre die vollziehende Gewalt. Deutsches Seerecht, Aufhebung der Flußzölle, Reichshandelsconsula sind die weiteren Verlangen. Der Kaiser ist mit allem zufrieden und läßt darüber ein Protokoll aufnehmen. Als Kaiser Friedrich II. (es ist immer gut zu erinnern, daß er es ist, der spricht und handelt) eben im Begriff ist, dasselbe zu unterzeichnen, geräth Anselm des Vorbehalts der Fürsten, in ihrem Lande ganz nach eigenem Recht unbeschränkt zu regieren; das gibt wieder Veranlassung zu einer neuen politischen Discussion, bei welcher der Kaiser auf die Wechsel, das Wechselrecht und das Bankwesen kommt, ohne übrigens den credit mobillier zu erwähnen; darüber wird er endlich hungrig und vertagt die Verhandlung bis zum Nachmittag. (Dieser tolle politische Discurs nimmt nebenbei gesagt 107 Seiten ein.)

Dritter Aufzug: Unterbrechung des Papstes Gregor mit dem Grafen Richard von Cornwall, dem aus dem Gelobten Lande zurückkehrenden Schwager des Kaisers, der für diesen anterschwadelt. Der Papst, so bebrängt er ist, gibt nicht nach, entsetzt vielmehr den Kaiser — übrigens ist dies die einzige Scene von einigem dramatischen Effect — Veranlassung. Der Kaiser setzt sein früher abgebrochenes Gespräch mit Anselm fort, der nun erst den Kaiser von dem drohenden Einfall der Mongolen unterrichtet und zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen sucht. Kaiser Friedrich II. darauf:

Ja, ja,
Da thut wol Gottes Hülfe noth! Das steht,
Die Heidenbrut! ganz heidenmäßig jetzt
In Deutschland aus, wenn's heuer so weit schon
Gekommen ist u. s. w.

Walther tritt auf, preist, um den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, die Vorzüge und Schönheit Deutschlands; der Kaiser ergiebt sich dagegen in einen Wortschwall über deutsche und italienische Dichtkunst, gibt auch eine Langesonette in italienischer Sprache zur Zugabe, worauf Walther sich bewegt fühlt, ex tempore ein deutsches Lied zu singen. Dann kommt der Kaiser auf den Kampf mit der Hierarchie, der müsse in Italien zu Ende geführt werden; Anselm ist dagegen der Ansicht, das könne nur in Deutschland geschehen, von unten auf durch Ueberzeugungskraft. Das führt im Wechselgespräch beider auf die Gefahren der Toleranz und der Gewissensfreiheit, auf das Volksschulwesen, auf die Stellung der Gemeinden zur Kirche (Dunsen's Bibelwerk wird nicht erwähnt), auf das Kirchen-

Solter: Außer sich und außerhalb des Hauses dazu.

Wir wiederholen: so und noch viel schlimmer ist die Sprache auf 176 Seiten.

7. Herz und Haupt. Ein dramatisches Gedicht von Karl Schwebemeyer. Berlin, Springer. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies sogenannte dramatische Gedicht ist ein Dialog theils historischer, theils fingirter Personen über den zerrissenen Zustand Deutschlands und die Mittel, ihm abzuheilen; es sind Reden, wie sie in der Paulskirche hätten gehalten werden können, wenn sie eben nicht in sehr ungebundenen Versen geschrieben wären. Daß der Kaiser Friedrich II. als Mittel zum Zweck gebraucht ist, mag der Verfasser verantworten, wir bemerken nur noch, daß das dramatische Gedicht keine Handlung und keine Charakteristik hat.

Erster Aufzug: In Schlessen ist der Hof Herzog Heinrich des Frommen zu Liegnitz von den Mongolen bedroht und harret auf deutsche Hülf. Ritter von Eschenheim erscheint, verkündet, daß die Fürsten, zu Merseburg versammelt, berathschlagen, wie die Gefahr abzuwenden, daß zwar das Volk, alt und jung, zur Vertheidigung rings aufgefunden sei, die Fürsten aber fürchteten, daß diese Kraft sich leicht überstürzen könne. Zum Schluß, als bereits die Nachricht von dem Eintreffen des Mongolenheeres vor Breslau durch einen Boten überbracht worden ist, reitert er noch ein Kriegerlied, das der Erzbischof von Magdeburg gebichtet und unter das Volk hat verbreiten lassen. Der Ritter Konrad von

nicht, den falschen **Idol**, Säkularisation der geistlichen Eilfert; endlich überbringt Cornwall die Nachricht von der Golestarrigkeit des Papstes, der Kaiser lehnt nun alle Bitten auf Rückkehr nach Deutschland ab. Anselm und Walter empfehlen sich, der erste nimmt das Protokoll mit, um es in Kyffhäuser's äußerem Schloss bei dem schlafenden Barbarossa niederzulegen.

Vierter Aufzug: Feldlager der Mongolen. Unterredung des Heerführers Bala mit dem Grafen Rothkirch, die damit endet, daß der letztere lebendig gefressen werden soll. Julia, als Salarmarktlebenderin verkleidet, befreit ihn. Kriegsrath auf dem Schlosse zu Biegen, eine offene Feldschlacht wird beschlossen, Herzog Heinrich nimmt unter allerhand bösen Vorbedeutungen Abschied von Mutter und Gemahlin.

Fünfter Aufzug: Ein Boten bringt der Herzogin Nachricht von der Schlacht, die morgen fortgesetzt werden soll. Darauf werden wir nach der Wahlstatt geführt, auf welcher der tödlich verwundete Pops von Oherna sich von seinen Knappen den Gang der Geschehnisse erzählen läßt. (Eine Scene, die ihren dramatischen Effect der getreuen Nachahmung der gleichen Scenen in „Rachet“ und „Gib von Verlichingen“ verdankt.) Herzog Heinrich fällt, die Schlacht nimmt für die Christen eine ungünstige Wendung, schon will sich Oherna vollends tödten lassen, da hört er Hwrah, Hurrah, der Preußen Schlachtruf. Endlich Sieg.

Kessomer, o Kessomer,
Deutschen Weibern treu verannt
Kämpfte heut' ein Preußenherr —
Und gefallen ist der Feind.

Kessomer, o Kessomer,
Goch verand' es aller Mund,
Nichts hinfürs trenne mehr.
Diesen hehren Freundschaftsbund!

Jetzt das Begräbniß Herzog Heinrich's, dessen Leichnam die Herzogin Anna auf dem Schlachtfelde aufsucht. Hedwig steht im Grabe die Zukunft und enthält sie den Anwesenden, steht vor deutschen Völkern alle zu einem, einem Volk vereint, wenn Deutschland „die zum alten Herzen bereinigt ein neues Haupt erhält“. Die Verwirklichung dieses Traums legt sie allerdings andeutungsweise in weite Ferne, indem sie ihre Rede zunächst an den Kinder von Eschenheim richtet, und dadurch dem Leser diese Namen mit der Eschenheimer Waffe und den dort verfolgten Einheitsbestrebungen in Beziehung bringt.

3. **Columbus**. Trauerspiel von Karl Werder. Berlin, Welt und Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thle.

Vor 30 Jahren erschien dieser „Columbus“ zum ersten Male auf der Bühne; er fand nur getheilten Beifall und wurde von dem Dichter zurückgezogen, der seit jener Zeit an ihm feilte und ihn prüfte, in öffentlichen Vorlesungen das Urtheil über ihn zu erlauchten suchte und danach endlich sich entschloß zu geben, was vor ihm liegt. Anerkennung verdient zunächst der Fleiß, der Straß und die Würde, mit der Werder seine Aufgabe erfaßte und ausführte; vielen kann er darin ein Vorbild sein. Daß ein Mann wie Werder als Resultat seines Fleißes nichts liefern würde, was mit wenigen Worten zu den Töthen geworfen zu werden verdient, versteht sich ohne Erwähnung; Last, Geschmach und Bildung trugen unverkennbar aus seinem Trauerspiele heraus und helfen uns über das vielfach Befehlste hinweg. Dabin gehört zunächst der Stoff selbst, der von dem Momente an, wo Columbus seine Lebensaufgabe erfüllt hat, jedes dramatische Interesse, ja, was noch viel mehr sagen will, jeden poetischen Inhalt verliert. Das Fälligen hin und her um die Belohnung für die Entdeckung ist ebenso prosaisch, wie der sich durchziehende Schand von dem Unvollkommenen im menschlichen Dasein keinen Anspruch auf Originalität machen kann. Es ist eine Bekräftigung des Feldes, der sich seines geistigen Sieges so bewußt ist, wenn wir ihn die Erfüllung seiner materiellen Hoffnungen beklagen sehen; große Männer, die sich nicht genügen lassen an dem eigenen Bewußtsein, an dem Siege ihrer Idee

und an dem Fortschritte, den selten die Natur, gewiß aber die Nachwelt nicht, schrumpfen zusammen zu Hygänen und beeinträchtigen selbst die Bewunderung für die Zukunft. Das mußte Werder fühlen, und daß er es nicht zu klaren Anschauung brachte, zeigt, daß er kein Dichter ist. Dafür spricht übrigens nicht allein das Bergreifen in der Wahl seines Stoffes, den Werder liefert außerdem reichlich die Sprache, die in dem Streben zu erzählen und auseinander zu legen nicht den Dichter, ja nicht einmal — und das hat uns von Werder am meisten in Verkannten gesetzt — den Rhetoriker erkennen läßt. Oft scheint es uns, als hätten wir eine Weltgeschichte in Versen vor uns, und letztere sind, bei aller Correctheit, oft so prosaisch, daß man beim Vorlesen sie für wirkliche Prosa halten würde. Was die Handlung betrifft, so liegt sie meistens außerhalb der Tragödie, wir erfahren was geschieht, was gedacht wird, aber wir sehen nur referierende, nicht agierende Personen; dadurch bekommt das Ganze etwas ungemein Schleppendes und Ermüdendes, es überschleicht uns das Gefühl, als habe Werder seine Studien verwerthen wollen und in dem Massenhaften verschwindet leider das einzelne Schöne, das wir namentlich den zwei ersten Aufzügen nachzählen haben.

Je einfacher die Handlung und die Sprache sind, desto größer sind die Anforderungen, die von dem Verfasser an Scenarie und Decorationswesen gestellt wurden, als sollte die Ausstattung, wie bei der Oper, über den Mangel an Handlung hinweghelfen. Immerhin bleibt das Werk als Zeichen deutschen Fleißes und treuer Hingabe für die gegebene Aufgabe beachtungswerth, jedenfalls aber geeigneter für die Lectüre, als zu einer Vorführung auf den Brettern.

9. **Joseph und seine Brüder**. Biblisch-historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von M. Behrle. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 13 Bgr.

Abgesehen von dem Interesse, welches das vorliegende Schauspiel durch den Stand seines Verfassers, eines katholischen Pfarrers, verleiht, haben wir ihm so viel Gutes nachzusprechen, daß wir es nur warm empfehlen können. Die Reinheit und Einfachheit seines Inhalts, die partei Art, mit der der Verfasser ohne Pruderie das etwa Anstößige zu umgehen weiß, der Mangel an Leidenjähem endlich dürfte es vielleicht manchen als eine angenehme Gabe erscheinen lassen und macht es besonders zur Auführung durch Böglinge bei Instituten geeignet: ein Ziel, das der Verfasser selbst vor Augen gehabt hat. Die Vorzüge des Schauspiels sind freilich nicht in einer verwickelten Handlung und in besonders geläufiger Diction zu suchen; solchen Ruhm scheint der Dichter selbst nicht zu beanspruchen; er will nur „ein wahres, ehrwürdiges Bild zeichnen, das wohlthuend ergreifen und bewegen soll“, und das ist ihm unserer Ansicht nach vollkommen gelungen. Daß hier und da christliche Anschauungen in dieses alttestamentliche Schauspiel sich einmischen, daß einzelne Verstöße gegen das Vermaß bemerkbar sind, wollen wir dem Verfasser gern um der Freude willen nachsehen, die uns durch das Ganze bereitet wurde.

10. **Dramatische Werke von Gisela von Arnim**. Zwei Bände. Bonn, Weber. 1857. 8. 2 Thle.

Gisela von Arnim hat in zwei Bänden drei dramatische Werke gegeben: „Ingeborg von Dänemark“, „Das Herz der Kaiserin“ und „Troß in Thronen“. Eine echte Tochter Bettina's und mit allen Vorzügen Brentano's ausgestattet, glängen ihre Arbeiten durch Kühnheit der Ausdrucksweise, die sich leider oft bis zur Werwegtheit steigert. Das „faire l'esprit sans le savoir“ begegnet der Verfasserin nie; wohl aber läßt sie sich durch ihre Phantasie verführen, alles auszusprechen, was diese ihr dictirt, ohne durch Denken zu begrenzen, wo das Aesthetische überschritten wird. Was eine Frau zu empfinden fähig ist, das schilbert sie so glühend, daß man fast erschrickt über die Thranen und Feuernatur, die sich in ihren Dramen ausdrückt; das Unklare und Traumhafte aber ist ihr eigentliches Element; alle Empfin-

dungen, die ein bemustertes, folgerichtiges Denken verlangen, wie Haß, Rache, Intrigue mißlingen ihr in der Schilderung. Gedanken leuchten wie Blitze in diesen Dramen, aber es fehlt der durchgehende Gedanke, der Inhalt; die Form, die bios zufällig die dramatische geworden zu sein scheint, kann uns nicht entschädigen für das Fehlende. Ueberall tritt das Breite, Auseinandergehende hervor, es wird zu viel geträumt und gefühlt, zu wenig gedacht und gehandelt. Dazu kommt, daß das eigentliche Interesse nie in den Helden dieser Dramen, sondern außerhalb derselben zu finden ist, daß dies außerhalb Stehende aber allem Gisela von Arnim ist, die mit ihrer räthselhaften und maßlosen Begeisterung ein psychologisches Interesse gewährt. Das Liebt, lebt und stirbt alles mit einem Herzen von 16 Jahren selbst im Greisentaler. So weit geht die poetische Stimmung, die aus der Dichterin Herz auf das Papier fließt, daß die gehobene und im Grunde exaltirte Stimmung selbst in den Momenten in der Ausdrucksweise sich zeigt, wo Ruhe allein wirken kann. „Ueberall ein Ueberfluß an Wärme — und weil wir denn von allem Ueberfluß wieder überfließen, fließt unsere Lippe über, und jedes Wort wird ein Strahl in einer andern Seele“ — mit den Worten, welche die Dichterin dem Rafael Tenbe in den Mund legt, schildert sie sich selbst, mit ihnen spricht sie aus, wie sie alle hineinziehen möchte in den Zauberkreis ihrer poetischen Stimmung. Der ruhig Denkende aber wird mit den Worten des Nicolo de Bertolli in „Troß in Thränen“ sprechen: „Und es gefällt nicht allen — alles.“

Denn wir in dem „Columbus“ von Werder gerügt haben, daß er oft Verse schreibt, die Prosa zu sein scheinen, so liegt hier der entgegengesetzte Fehler vor: Gisela von Arnim ist eine so poetische Natur, daß sie nur in Versen sprechen und denken kann; namentlich in „Ingeborg von Dänemark“ ist die Sprache in Jamben, ja sogar in sich reimenden Versen, trotz der prosaischen Form vorherrschend. Dazu kommt eine Kühnheit der metaphysischen Redensarten, die oft jedes Maß des Erlaubten überschreitet. Vorstellungen wie: „Der Rauch winkt“; „der Rauch träumt seine Finger“; „ich erklicke an dem süß fallenden Worten, die aus meinen Lippen fließen“; „das steht zu euch das Blut, wie Feuerzint zu einem Dom, und „mein Herz ist dabei wie der erste Schrei der Menge“ u. s. w., sind zu kühn; dagegen Gedanken wie: „Ich müßte Nachtlichter essen, um etwas Wärme und Feuer in mich zu bringen“ u. s. w. zu trivial. Von ähnlichen metaphorischen Ausdrücken aber wimmeln diese Dramen, und wir versichern, daß wir nicht die weitgehendsten, sondern nur zufällig zusammenliegende herausgenommen haben. Daß bei solcher Sprechweise auch die Charaktere etwas Märchenhaftes und Traumbildartiges haben, versteht sich von selbst; wo einmal eine Gestalt mit Fleisch und Blut auftritt, gleich verschwindet sie wieder in dem selbst herausgeschworenen Nebel. Solche Sprache und solche Charaktere müssen aber auch die beängstigendsten dramatischen Situationen verwirren und auseinander halten, ja sie machen es vollkommen unmöglich, der Dichterin zu folgen und ihre Intentionen zu verstehen. Eine eigentliche dramatische Handlung hat im Grunde nur „Ingeborg von Dänemark“; „Troß in Thränen“ ist eine dialogisirte Künstlernovelle aus der romantischen Schule, „Das Herz der Lais“ endlich eine Originalität, die auf das Talent der Ristori berechnet und für diese geschrieben ist.

Das aber haben wir herausgesehen, daß der Gisela von Arnim eigentliches Talent der dramatischen Gestaltung geradezu entgegensteht, daß die Erzählerin lieblicher Märchen den wohlverdienten Lorbeer in dieser Sphäre — einzelne Episoden dieser Dramen beweisen, wie sehr sie ihn verdient — sich selbst nicht schmälern sollte durch Versuche in einer Richtung, die ihren Elementen zuwider ist, weil sie Ruhe und maßvolle Gestaltung bedarf. Unser scharfes Urtheil aber mag denen ungerecht erscheinen, die nicht wollen, daß mit dem Verstande gerichtet werde, was hauptsächlich das Herz geschrieben hat.

3.

Zur Dante-Literatur.

1. Grundzüge religiös-philosophischer Anschauung in Dante's *Paradies* nach Philalithes. Festrede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen am 12. December 1857 gehalten von Hermann Richter. Jwidan, Verlagsbuchhandlung des Volksschriftenvereins. 1858. Gr. 8. 5 Rgr.
2. Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hartwig Histo. Stuttgart, Besser. 1858. 8. 27 Rgr.
3. Dante Alighieri. Ein im wissenschaftlichen Bereich zu einem gehaltenen Vortrag. Von Hermann Grieben. Eisen, Müller. 1858. 16. 10 Rgr.
4. Dante. Studien von F. G. Schloffer. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Die Kritik des 18. Jahrhunderts sah die Philosophie und Poesie als entgegengesetzte Thätigkeiten des Geistes auf; die Gegenwart begreift ihr Verhältniß zueinander in anderer Weise. Poesie ist und jetzt das zur Anschauung gewordene Denken. Dichten und Denken greifen mit einander; sie schaffen zusammen und gleichsam Hand in Hand das Harmonisch-Schöne und das Rational-Große. In keinem Dichter alter und mittler Zeit lebten und wirkten beide enger und einträchtiger zusammen als in Dante Alighieri, der in der „Divina commedia“ den ganzen Gedanken- und Wissensschatz seiner Zeit dichtend niederlegte. Geschichte, Philosophie, Astronomie und Theologie, Politik und Staatskunde, alle diese bilden den Inhalt seines Gedichts; in allen wurzelt er mit seinen Gedanken und überall verwandelt sein Sinnen den Gedanken in die erhabenste Anschauung in diesem tiefkinnigsten Gedicht „von ew'ger Dunkelheit und ew'ger Helle“. Indem er von der Oberfläche der Erde, auf der er seinen Fuß verloren hat, in die Hölle — in ihrem Innern — niedersteigt und von da aufwärts zur entgegengesetzten Oberfläche sich emporarbeitet, den Berg des Fegfeuers erklimmt und von hier durch die Sphäre des Mondes, der Sonne, der Planeten und der Fixsterne zum Empyrium, dem höchsten Sitz des Lichts gelangt, bleibt ihm nichts Irdisches, nichts Himmlisches fremd. Bevor er zu den seligen Sphären gelangt, zu deren Form der Erleuchtet es gehrt:

Sich innen dessen, was Gott will, zu halten,

Sodas der Wille aller einer wird —

bringt er in immer wachsender Erkenntniß, immer reiferm Selbstbewußtsein „durch alle Himmel bis zur Strahlenquelle“, d. h. ins Paradies, wo sich des Dichters religiöse und philosophische Anschauungen voll entfalten. Von diesen ein Bild zu geben, ist die Aufgabe, die unser Verfasser sich gestellt hat. Diese Aufgabe ist ebenso schwierig wie sie bedeutungsvoll ist; schwierig durch die eigenthümliche poetische Ausdrucksweise des Dichters und bedeutungsvoll dadurch, daß sie uns klar machen soll, wie einer der erhabensten und freiesten Geister des Mittelalters das Verhältniß des Schöpfers zum Geschöpf, Gottes zur Welt und zum Menschen begreifen machte. Die Güte Gottes, lehrt Dante, ohne Ende und frei, verspricht ihre Herrlichkeiten aus freiem Gefallen dem menschlichen Geschöpf und gibt ihm Unsterblichkeit, Freiheit und Gottähnlichkeit. Aber die Freiheit des menschlichen Willens findet ihre Schranke in der Ordnung Gottes; der dagegen anstrebbende Wille

brachte die Sünde in die Welt, „die uns undäblich macht dem höchsten Gute“. Das Verlorene wiederzugewinnen lag nicht in der Macht des Menschen; er sank vielmehr, indem er steigen wollte, tiefer und tiefer; die ursprüngliche Achselheit war nur wiederzuerlangen dadurch, daß Gott sich in Christo zu ihm erniedrigte:

Denn der Gerechtigkeit war jede andre
Helfe ungenügend, wenn der Sohn Gottes
Sich nicht herabgelassen, Fleisch zu werden.

Sich selbst schenkend betätigte sich die Liebe Gottes viel tiefer, als wenn er bloß vergeben hätte. So wurde das Erlösungswerk vollbracht, zu dessen Vollendung und Ordnung von Gott die Kirche und das Reich gestiftet wurden, welche zusammen auf Erden und im Himmel die Ordnung Gottes erhalten, die Gerechtigkeit herstellen. Zur Erlösung aber genügt die sittliche Kraft nicht, es bedarf dazu der Kraft der Gemüths, recht zu lieben, recht zu glauben und recht zu hoffen. Die Liebe ist ein Erfassen des göttlichen Wesens mit dem ganzen Geist, die Hoffnung ein Bewußtsein der künftigen Glorie, der Glaube die grundlegende Erkenntnis des zu Hoffenden. Der Sieg der drei ist das unmittelbare Schauen der vollen Herrlichkeit Gottes „nicht durch Beweis, nein, sie an sich erkennend“. In diesem Moment seligen Schauens endet auch der Dichter, von Grad zu Grad emporgestiegen, von Sphäre zu Sphäre durch Beatrice (die Religion) aufwärts geleitet und endlich durch Vermittelung der Himmliskönigin an den Rand des Strahlenkreises gebracht. Zum Irdischen zurückgekehrt, ist ihm das Gedächtniß fast erloschen; die Süßigkeit des Moments aber trübt in seiner Seele nach; nur in diesem Schauen ist Frieden für ihn zu finden.

Dies ist, nach Hermann Richter, dem Verfasser der oben zuerst genannten Rede, der bewunderungswürdige Rahmen dieser größten und kühnsten Dichtung, wie sie Philalethes analysirt. Wer aber wüßte nicht, daß Philalethes niemand anders ist, als der regierende König von Sachsen, im Verständniß Dante's wol kaum von einem übertroffen. Uns scheint, daß, alles in allem genommen, die katholische Weltanschauung zugleich keine erhabener Ausdeutung und keine tiefere Grundlegung erfahren kann, als sie ihr in Dante's „Paradies“ philosophisch und dichterisch gegeben sind.

Das volle und richtige Verständniß des Lebens und der Werke Dante's ist unter uns in stetem Wachsen begriffen und es ist daher eine unabwiesbare Pflicht jeder literarischen Zeitschrift, von Zeit zu Zeit von den Fortschritten Kenntniß zu geben, die in dieser Beziehung fast Jahr für Jahr gemacht werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß ein Werk von Bedeutung sein, das nicht nur den gesammten Inhalt der Dante-Literatur summarisch recapitulirt, sondern diesem Inhalt auch Wichtiges und Bedeutungsvolles hinzuzufügen weiß. Es ist dies das zweite der oben angezogenen Werke: „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke“ von Hartwig Hoto, einem Schüler Ranke's.

Der Verfasser gehört zu den besonnenen Bewunderern
1869. 1.

Dante's, die sich selbst nach dem Grunde ihrer Bewunderung und ihrer Freude an dem Dichter fragen. In dieser Beziehung heißt es zum Schluß:

Wenn ich schildern soll, wie mir die ganze „Divina commedia“ erscheint, so möchte ich dies sagen: Mir sehen ein Gebäude vor uns von fremdartigem Plan. Die Idee des Baumeisters war in seiner Zeit völlig berechtigt; aber heute dürfte niemand nach diesem Plane bauen. Einige Theile betrachten wir nicht gern; sie erscheinen uns häßlich; aber dennoch ist dies wunderbare Denkmal einer längst verschollenen Zeit in so kühnem Stil errichtet, mit so viel kostbarem Schmuck, ja mit ganzen Gruppen von Edelsteinen geziert, daß es stets von neuem fesselt. In diesen Edelsteinen liegt vorzüglich für mich der Reiz des Gedichts, in jenen Stellen, wo man vergißt, wo man sich gerade befindet. In diesen Stellen tönt alle Musik der menschlichen Sprache wider; denn Dante hat die schönste derselben so meisterlich gehandhabt, wie niemand nach ihm. Hier redet er in Worten, die bald klingen wie Posannen, bald wie Harfen; wir vernehmen Lüge, hier wie Sturmglocken, dort wie Ave-Maria-Läuten, das dem Pilger, der es in der Ferne hört, heimlich verurfaßt:

Squilla di lontane

Che paja il giorno pianger, che si muore.

Solche Lüge fand Dante, weil sein Geist so wunderbar organist, sein Verstand so durchdringend, sein Herz so voll tiefer Empfindung war. Weil in ihm jeder Nervo zittert, wenn er dich tet, darum vermag er jede Faser des menschlichen Herzens bloßzulegen, darum jene Schilderungen zu geben, bei denen wir unwillkürlich zu lesen aufhören und uns fragen, wie es kommt, daß in diesen so einfachen Worten so unendlich viel Zauber liegt!

Diese einfachen aber gefühlten Zeilen machen uns den Verfasser werth, da sie ihn so vielen Liebertriebsheiten gegenüber als einen klaren und besonnenen Geist bekrunden. Und als einen solchen weist ihn denn auch diese ganze dankenswerthe und verdienstvolle Arbeit aus. Nach einer kurzen Einleitung, in der die Ansicht niedergelegt ist, daß Dante diesen großen Schwanengesang des Mittelalters keineswegs nach einer durchgreifenden Disposition gedichtet und ebenso wenig bei jeder allegorischen Figur an einen bestimmten Gegenstand, einen speziellen Gedankenstoff gedacht habe, hält er für seine Arbeit folgenden Plan fest. Ein kurzer Ueberblick der Schicksale der Dante'schen Poesien, die übrigens niemals im Sinne von Ariosto und Tasso populär werden konnten, unter eingehender Entwicklung der politischen Zustände Italiens und im besondern seiner Vaterstadt Florenz, von der ihn ein einundzwanzigjähriges Exil schied, leitet den Lebensgang des großen Dichters ein. Dante (Durante) Alighieri wurde am 27. Mai 1265, drei Jahre vor der Hinrichtung des letzten Hohenstaufen, zu Florenz geboren; die Familie gehörte zu den edelsten der Stadt und war reichlich wohlhabend; sie hielt sich zu den Guelfen und sein Vater brachte sieben Jahre in der Verbannung zu, bis die Guelfen siegen, um sofort wieder in zwei Parteien zu zerfallen, die sich um das Stadregiment stritten und endlich in einer dritten Stadtverfassung sich vereinigten. Die Stadt war reich und sehr bevölkert, die Häuser schön und fest; die Bürgerschaft stolz und freisüchtig. Der Knabe Dante war ein ernstes, sinniges Kind. Er stand im neunten Jahre, als er die achtjährige Beatrice de' Portinari, die Tochter eines adelichen Nachbarn, sah, die fortan der Stern seines Le-

brun sein sollte. Damals sprach er sie nicht, aber in der „Vita nuova“, dem Gedicht vom neuen Leben, das damals über ihn gekommen, sagt er selbst: „Bei diesem Anblick geschah es, daß der Geist des Lebens in den Kammern meines Herzens zu erittern begann: und siehe da, ein Gott, der stärker ist als ich, rief.“ Im übrigen war Beatrice schon tot, als die „Vita nuova“ beendet wurde. Dante's Vater starb, der Knabe studierte eifrig, seine Mutter Donna Bella überwachte ihn. Die Studien in Bologna waren vollendet, da sah er Beatrice im achtzehnten Jahre wieder. Sie sprach mit ihm und sein erstes Sonett an sie entstand. Bald darauf vermählte sich Beatrice mit Simon de' Bardil, einem Freunde Dante's, und da über ihn sich nachtheilige Gerüchte verbreitet hatten, grüßte Beatrice ihn nicht mehr. Nicht lange nachher starb sie, die Dante, wie er sagt, über das gewöhnliche Maß der Menschen erhoben hatte. In diesem Verhältnis ist uns vieles räthselhaft, ja unsagbar. Um es nur einigermaßen zu verstehen, muß man sich in jenes wunderliche Verhältnis der Ritterzeit, den „Frauendienst“ hineinbegeben, der die Liebe als eine sehnstüchtige Bewunderung der Geliebten ohne sinnliches Verlangen begriff und zwar dergestalt vergeistigt und ausschließlich, daß das Liebestribunal der Gräfin von Champagne auf die Frage: ob in der Ehe die Liebe möglich sei, im Jahre 1174 in Form eines förmlichen Richterspruchs ein kategorisches Nein aussprach. Das Ideale, Poetische, Freie einer solchen Liebe, die ganz unabhängig von den äußern Lebensverhältnissen fortbestand und die Dante gegen die Gattin seines Bräutigams bis zu ihrem Tode auch nach seiner eigenen Verheirathung offen bekennen durfte, befaß die Geister und schlen den moralischen Sinn gar nicht zu berühren, wie unerklärlich dies auch uns erscheinen und wie viel Mühsen und wie viel Widerspruch bei der Sache selbst auch unterlaufen mochte.

Hiernach berichtet die „Vita nuova“ uns nun weiter von dem Schmerze Dante's über Beatrice's Zürcnen; ihr Anblick wurde ihm eine Qual, er nicht und sucht sie, bis er 1289 Florenz verläßt, um bei Campaldino gegen Arezzo mitzufechten. Im Jahre 1294 erkrankte er schwer; in demselben Jahre am 9. Juni starb Beatrice, 26 Jahre alt. Von ihrem Tode zu sprechen, versagt er sich, um sich nicht selbst zu loben, aber er beschließt, keine andere Dame zu feiern als sie, und verheißt von Beatrice in einer Weise zu sprechen, wie nie von einer Dame gesprochen ist, er dichtet nämlich schon an der „Divina commedia“. Ein Jahr darauf vermählte er sich mit Donna Gemma de' Donati, ward Haupt einer leidlich zahlreichen Familie und führte eine, wie es scheint durch eigene Schuld, nicht allzu glückliche Ehe. Die Sonette und Ganzen der „Vita nuova“, im Technischen von der Kunst Petrarca's unvöllig übertroffen, sind, wie der Leser sieht, hienach der wahre poetische Ausdruck seines Jugendlebens; aber der männliche Geist Dante's fordert die größere Freiheit der Terzine, um sich voll und ganz entfalten zu können. Die Zeit wüsten Treibens, welches ihn eine Zeit lang umstrickte, eckte ihn endlich an: der düstere Wald der „Divina commedia“; er wandte sich der Politik zu, be-

kleidete die ersten Stufen in der Republik, ward als einer der sechs Prioren verbannt und fand, vom Gelanthe, vom Gefühl erfahrenen Unrechts verzehrt, das Brot der Armut kostend, fortan nur in der Arbeit an seiner großen Dichtung Trost und Beschäftigung. Dies Gedicht ward zugleich eine That seines Lebens, indem es seine religiösen und politischen Grundsätze vortrug, an seinen Feinden seine Rache vollzog und seine Freunde freierte, während freilich sein Haus in Florenz zerstört, seine Landgüter verwüßt wurden und er selbst (im März 1302) als Flüchtling nach Carrara wanderte, seine Gattin und fünf Kinder in der Hand seiner Feinde zurücklassend. Dante war damals 37 Jahre alt; unter seinen Unglücksgegnen hatte er keinen Freund, er konnte sie nicht achten; sein bester Freund, Cavalcanti, stand auf Seiten seiner Gegner. Dieser Schmerz ließ ihn nicht ruhen; er besuchte den Hof der Malaspina in La Magra, den der Scaligeri in Verona, die Romana in Casentino und fand endlich bei den Potentaten in Ravenna eine Ruhestatt, nachdem er noch Paris und Flandern, vielleicht auch Deutschland und England besucht hatte. Viermal trat ihm die Hoffnung zur Rückkehr nahe; sie scheiterte stets am Gange der Ereignisse, und so sah Dante seine Gattin nicht wieder; er starb nach zwanzigjährigem Exil, das die Schwingkraft seines Geistes mit unsterblichen Werken ausfüllte. Die Sehnsucht nach der Heimat, der Jörn über die Zustände Italiens, die herben Erfahrungen seines Pilgerlebens, der Kampf für sein Ideal vom Staat und der Ekel an dem unwürdigen Gebahren der Parteien: dies sind die frischen Quellen jener großen Schöpfung, die mitten im Glend des Exils seine höchste Freude war, und der er sich mit höchstem Eifer und höchster Lust hingab. Unter solchen Umständen wurde die „Divina commedia“ geschrieben; das Gedicht ist so groß, in allem seinen Verhältnissen so selten und einzig, weil wenige Dichtungen unter so seltenen und den ganzen Geist des Dichters erfüllenden Umständen geschrieben wurden.

Vorher oder besser im Beginn der Arbeit an der „Divina commedia“ hatte Dante eine Art poetischer Encyclopädie, „Il convito“ („Das Gastmahl“), vollendet. Diese Arbeit ist in vieler Beziehung verfehlt. Dante wollte offenbar seinem Jugendwerke, der „Vita nuova“, mit einer ernsten philosophischen Gedichtsammlung ein Gegengewicht gegenüberstellen, oder besser, an jene Arbeit anknüpfend, sie zur höhern Wissenschaft hinüberleiten. Dieser Plan ist wenig gelungen; er konnte nur ein unpoetisches, schwerfälliges Werk erzeugen und es blieb daher auch unvollendet. Die Schrift „De monarchia“ setzt Dante's Lehre vom weltlichen Regiment in der Christenheit fort. Die Erde soll nur ein Reich sein und dieses Reich ist des Kaisers; die Menschheit ohne den Kaiser ist wider Gottes Ordnung und ein Ungeheuer. Dies ist der Inhalt der drei Bücher von der „Monarchie“. Es kam ein Kaiser nach Dante's Sinn, Heinrich VII.; sein Herz jauchzte hoch auf. „Freue dich, Italien“, rief er, „der Bräutigam kommt!“ Doch seine Hoffnung raffte der Kaisers Tod 1313 dahin; im „Paradiso“ (XXX) wies ihm Dante seinen Lichtstern an. Bald sollte er selbst ihm folgen; angebotene Begnadigung für Geld hatte der stolze

Geist verschmäh't und 1319 mit seinen drei noch lebenden Kindern Jacopo, Pietro und Beatrice in Ravenna, wo er, wie Boccaccio berichtet, Poetik lehrte, Zuflucht gefunden. Hier starb er am 14. September 1321, 56 Jahre alt und ehrenvoll in der Kirche S. Francesco beigesetzt. „In Florenz“, sagt Boccaccio, „weinte niemand um ihn.“) Dante war mittelgroß, etwas gebeugt, dunkeln Teints, krausen schwarzen Harts; ernsten Ausdrucks, be-
rebt, wenn er sprach, aber im ganzen schweigsam; er sang und liebte Gesang, war höflich im Benehmen, besonnen in allem; reizbar, tiefempfindend, stolz und nach Auszeichnung strebend. Unter seinen Fehlern treten Unversöhnlichkeit und, was Boccaccio besonders betont und etwas blumig als „Lascivia“ bezeichnet, seine Schwäche für das

or; er selbst verhehlt uns seine sinn-
nvito“, I, 4 und an andern Orten).

ch zu der „Divina commedia“ oder
sie Dante selbst genannt hat. Der
dichters war ohne Zweifel schon vor
zeiten entworfen; Brunetto Latine's
und Voltaire („Il tesoretto“) mö-

gedanken, das Verlangen, Beatrice
würdig zu feiern, den Impuls dazu gegeben haben. Als
Dante in die Verbannung ging, blieben sieben Gesänge
in Florenz unter andern Schriftstücken zurück. Im Jahre
1308 oder 1307 empfing er die Handschrift wieder; er hatte
sie gänzlich vergessen. Vieles spricht dafür, daß diese Ge-
sänge lateinisch und in Hexametern geschrieben waren und
nun erst in die Vulgärsprache und in Terzinen umgedich-
tet wurden. Dante sagt uns selbst, warum er die Dich-
tung „Commedia“ genannt habe und Boccaccio kannte sie
nur unter diesem Namen. Der Zusatz „divina“ ist spä-
tern Ursprungs. Den Plan des Gedichts nehmen wir als
bekannt an: es ist eine Wanderung durch Hölle, Feg-
feuer und Paradies, in welche Dante alles zusammen-
drängt, was seine Zeit über Gott und Bestimmung des
Menschen, kurz über die höchsten theologischen und philo-
sophischen Fragen wußte, dachte und ahnte, eingetrahmt in
einem glühenden Gemälde von den Zuständen Italiens und
gefärbt mit den politischen Ueberzeugungen, mit Haß und Liebe
des Dichters, der in dieser Dichtung seine ganze Seele ergießt,
ohne Rückhalt wie ohne Furcht. Der Weltbau, wie ihn der
alte Ptolemäus anschaut, liegt dem Räumlichen der Wan-
derung freilich zum Grunde, die neun Himmel sind da, aber
ihre moralische Bedeutung wird eine andere. Die Wich-
tigkeit des irdischen Lebens („Paradis“, XII, 133), der
letzte Zweck, die höchste Seligkeit des Menschen, das Schauen
Gottes, der Begriff der stillen Augen, die Vorstel-
lung von der Abwesenheit Gottes, dies und vieles andere
gehört dem Dichter Dante an. Den Vorwurf, den man
Dante gemacht hat, daß er Gott nur an einer beslimm-
ten Stelle im Weltgebäude erblickt, trifft ihn nicht; der
Eingang des „Paradieses“ rechtfertigt ihn vollkommen da-
gegen: „Gottes Glorie durchdringt das All“, sagt er,
„aber sie strahlt an dem einen Orte mehr als an dem

andern.“ Hiergegen kann niemand etwas einwenden, der
da glaubt, daß Gott im Menschen mehr als im Wurm
von seinem Wesen niedergelegt hat. Auch unser Verfasser
übersteht dies seltsamerweise.

Die Frage, wie Dante zu deuten sei, ob allegorisch,
ob buchstäblich, ist zwischen zahllosen Commentatoren bis

das Ganze erquicklicher, die Sprache lieblicher und weicher,
ohne daß es den Gedanken an poetischer Kraft gebrähe.
Am höchsten steht ihm jedoch, wie schon Schloffer, das
wenig gelesene „Paradis“, besonders in seinen letzten Ge-
sängen. Betrachten wir diese etwas näher. Dante ist
über die Planetenkreise hinaus, von der Einwirkung der
„geschaffenen Dinge“ befreit, betritt er den Fixsternhimmel
und sieht nun

die Heere

Von Christi Siegeszug. . .

Er sieht Beatrice's Antlitz voll unbeflecklicher Wonne
leuchten; er erträgt es nicht, dies Licht ist Christus; da
geht Dante's Geist aus sich selbst heraus. Als er aus
der Vision erwacht, mahnt ihn Beatrice, die Rose, die
einst Fleisch geworden (Maria), und die Lilien, welche die
rechte Straße bezeichnen (die Apostel), zu betrachten, in-
dessen Maria, Christus nach, zum neunten Himmel empor-
schwebt. Das Paradies singt Gloria:

Sodas der süße Sang mich trunken machte,

Und was ich schaute, mir ein Edelstein

Des ganzen Weltalls schien. . .

Dann kommt Petrus vor ihm auf, zürnend, daß seine
Schlüssel auf Erden als Kriegsfahne wider Christen er-
scheinen und sein Bild verkaufte Privilegien schmückt.
Der Lichtglanz wächst im Krystallhimmel: Beatrice erscheint
unbeschreiblich schön in diesem Licht. Im Amphitheatrum end-
lich steigert sich seine Sehkraft, sodas sie jedem Lichte
trugt. Auf tausend Sigretzen erglänzen vor ihm die
Seligen, die eine weiße Rose bilden, die Paradieses-
rose, die Heiligen des Alten und Neuen Bundes. Drei
Kreise flammen auf, einer des andern Abglanz; in-
mitten glaubt er eine menschliche Gestalt zu sehen. Da
leuchtet Beatrice's Antlitz von so starkem Glanz, ihr Auge
sieht die Gottheit und ihr Abglanz raubt dem Dichter das
Bewußtsein. Von Wonne durchdrönt sinkt er in Traum,

*) Die Stadt Florenz beschloß jedoch im Jahre 1860 ein Dante-
Jubiläum zu feiern.

die Sprache ist zu arm, das Gedächtniß zu kurz, von diesem Schauen zu erzählen: die Vision ist verschwunden. So spricht Dante von dem, was keine menschliche Zunge aussprechen kann, und wir zweifeln nicht, daß größer und würdiger kein Ausdruck gefunden werden kann, als der, daß eben nur der Abglanz der Gottheit auf Beatrice's Antlitz den Schauenden entseelt.

An geschichtlichen Commentaren zu Dante's Trilogie fehlt es schon lange nicht mehr; der Verfasser aber bringt in einer Reihe von Noten noch manche werthvolle historische Notiz bei, für die wir ihm zu danken haben. Noch dankbarer aber sind wir ihm dafür, daß er sich auf die allegorischen Deutungen fast gar nicht einläßt, indem wir offen bekennen, daß wir diese Bemühung nicht nur für völlig ertraglos erachten, sondern auch gerade in der Verdänerie dieser allegorischen Deutungen ein Hinderniß im freien Genuß der Dante'schen Dichtung zu erblicken glauben. Zum Verständniß, zur rechten Würdigung des unvergleichlichen Dichterverks, das eine Perle und der wahre Schwanengesang des Mittelalters ist, hat der Verfasser reichlich und nach Kräften beigetragen und er hat nicht bloß gewollt, er hat sich selbst zu Dank und Ehre gewirkt.

Wir haben ferner von einer kleinern Schrift: „Dante Alighieri“, von Hermann Grieben (Nr. 3), welche sich als ein im Wissenschaftlichen Verein zu Stettin gehaltenes Vortrag gibt, mit wenigen Worten Rechenschaft zu geben. Der Verfasser hat vollständig begriffen, und hält fest daran, daß Leben und Dichtung bei Dante ein und dieselbe Erscheinung sind und daß der ganze Humanitätsbegriff des Mittelalters in ihm seinen vollen Ausdruck finde. Indem er aus diesem Standpunkte her gegen die frivolen Spätereien Voltaire's und die gedankenlosen Urtheile Lamartine's über die „Divina commedia“ auftritt, die dieser vermeintliche Repräsentant gedanklicher Poesie confus, barbarisch und trivial nennt, vindicirt er ihr schließlich den Ruhm, die Geschichte, das wichtigste Kulturmoment, das Selbstgericht des sterbenden Mittelalters, die göttliche Komödie einer ganzen ins Chaos zurückstarkenden Welt zu sein. Wir lassen es dahingestellt, ob mit diesen Bezeichnungen viel für den wahren Genuß und das richtige Verständniß der großen Dichtung gewonnen ist, und wenden uns zu dem, was der Verfasser etwa an materiellem Inhalt über dieselbe beibringt. In dieser Hinsicht begegnet er sich vollständig mit Floto, so daß es scheint, daß hier wie dort dieselben Quellen vorgelegen haben. In der Lebensgeschichte Dante's findet sich fast nur der eine abweichende Punkt, daß nach unserm Verfasser auf die erste Kunde vom Tode des Dichters Gesandte aus Florenz nach Ravenna gekommen, um die Leiche heimzubringen, welche verweigert wurde, während nach Boccaccio's Ausdruck niemand ihn Florenz um ihn trauerte. Im übrigen stimmt sowohl die Lebens- wie die Entstehungsgeschichte der Dante'schen Poesien in beiden Schriften nahezu überein. Fällt hiernach in dieser Beziehung auch nicht viel Verdienst für den Verfasser ab, so kommt ihm doch mit vollem Recht ein anderes zu. Ueber sein Schriftwerk

haben sich die Commentare mehr gehäuft als über die Bibel und die „Divina Commedia“; ja von Boccaccio bis Böckel liegt uns von solchen ein in der That schreckhafter Wust vor. Der Verfasser versucht es nun, diesen Wust mit tüchtiger Hand einigermaßen zu sichten; er unternimmt es, uns wenigstens den Grundgedanken der namhaftesten Commentatoren in ihrer Auffassung der Dichtung, ob sie buchstäblich, allegorisch oder anagogisch sei, kurz anzudeuten. Es ist nur ein Versuch: vollständig ausgeführt aber gäbe er ein neues Werk, aus dem viel über die geistigen Verkerrungen des Pedantismus zu lernen wäre. Der Autor begnügt sich jedoch mit einigen Andeutungen. Nachdem schon Boccaccio, der erste Interpret Dante's, das abstract-moralische Verständniß der Dichtung mehr als billig angebahnt und empfohlen hatte, kamen seine Nachfolger Fillesio (1460), Landino (1480), Nannini (1477), Belutello (1544) und Daniello (1568) darin überein, unter einem Aschenregen von Deutungen, Wortverbrechungen und exegetischen Ungeheuerlichkeiten dem ursprünglichen Geist der „Commedia“ völlig zu verschütten. Die Erregten des 17. und 18. Jahrhunderts, denen das geistige Band zum Wesen des Mittelalters völlig abhandeln gekommen war, und die sich bogenlang darüber stritten, ob Dante, der als Bürger in der Kunst der Apotheker eingeschrieben war, in der Pharmacie bewandert gewesen sei oder nicht, verschlimmerten die Sache noch. Erst durch Voltaire's Wigaleien und Windelmann's Aufruf wurde Dante in Deutschland bekannt; im Jahre 1767 erschien die erste deutsche Uebersetzung der „Hölle“ von Bachenschwanz und zwei Jahre später Verstenberg's „Ugolino“. Schlegel und Schelling führten diese Kunde weiter. Von nun an fand in Deutschland die katholisch-theosophische Auffassung, in Italien aber durch Marchetti, Costa und Troya mehr die politische Deutung des Gedichts Anhang, bis Rosetti in London allem Streite dadurch ein Ende zu machen glaubte, daß er die ganze Dichtung kurzweg für ein „Kaiserspiel der Weltmonarchie wider den Papst“ erklärte. Ueber alle diese unglücklichen Bestrebungen urtheilt der Verfasser mit gesundem Sinn und in annehmbarer Weise. Um so mehr müssen wir überrascht sein, ihn schließlich zu folgendem eigenen Richterspruch gelangen zu sehen:

In der Chiffresprache des Mittelalters — sagt er — ist die „Hölle“ das Papst- und zugleich das Weltenthum, die blutrothe Rebellion wider Kaiser, Reich und Weltordnung, der politische Selbstmord der Völker. Das „Fegfeuer“ ist das Chibellenthum, der Subgriff der in Jämmerlichkeit aufgehenden Particularinteressen, die unfähig sind, das ewige Recht wiederherzustellen. Das „Paradies“ endlich ist der Sammelplatz der Geister, welche das Glanz der Welt erkannt haben und die sich zu dem Werke der Errettung raffen, d. h. zur Wiederherstellung des Universalreichs des Römischen Kaisers.

Unsere Leser mögen hieraus entnehmen, wie schwer es einem besonnenen Geiste fällt, da, wo Alles rast, klar und besonnen zu bleiben. Und hiermit genug!

Wie hiesher waren wir in unserer Ausführung gelangt, als wir darauf hingewiesen wurden, daß auch noch das Werk des achtzigjährigen kritischen Geschichtsforschers

Schlosser, das wir unter Nr. 4 ausführten, vor unsern Lesern zu besprechen sei. Und allerdings gehört das Werk des tiefinnigen und gelehrten Historikers zu den bedeutendsten Arbeiten, die über Dante in deutscher Sprache vorhanden sind, obgleich der Verfasser vornomig erklärt, allen gelehrten Betrachtern von dieser Arbeit ausschließen und nur den Eingebungen gemüthvoller Betrachtung und poetischer Anregung habel folgen zu wollen. Bedeutungsvoll wird das Werk Schlosser's besonders dadurch, daß es uns über den gebantlichen Zusammenhang der „Vita nuova“ mit der „Divina commedia“, der bis dahin mehr geahnt als festgestellt oder nachgewiesen war, vollständig ins Klare bringt und den geistigen Inhalt beider Werke logisch auseinander entwickelt, demnachst aber durch das kritische Licht, mit dem er die namhaftesten Erklärer Dante's, vorzüglich Landino und Rosetti, beleuchtet. So voll und klar wie dem Geiste Schlosser's ist der ganze Inhalt der Poesie Dante's gewiß nur wenigen gegenwärtig und die überzeugende Kraft in dem, was er über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Dichtungen unter sich und mit dem Leben des Dichters ausspricht, bewältigt oder löst in der That jeden Zweifel und zerstreut jede Ungewißheit. Der Verfasser stellt zunächst die „Divina commedia“ ohne die „Vita nuova“ als etwas Unvollständiges, ja als etwas Unverständliches an. Beide zusammen aber geben uns nach ihm — in allegorischer Darstellung — das völlig geschlossene Bild des menschlichen Aufstiegs aus der irdischen Sinnlichkeit zu göttlicher Sittlichkeit. Beide Dichtungen besingen in platonisirender Auffassung den Weg, auf dem der Mensch von der sinnlichen Liebe zu der himmlischen gelangt, von irdischen (politischen) Bestrebungen zum betrachtenden Geistesleben, vom Staube zum Licht, indem der Dichter zugleich und wie nebenher den Gang der menschlichen Kultur überhaupt und die Geschichte seiner Zeit, bald allegorisch, bald historisch, bald im poetischen Gewande darstellt. Nach ihm ist Liebe das Band, das den sinnlich frei gewordenen Menscheng Geist zur Gottheit zieht und endlich mit ihr vereinigt. Diese Wandlung ausdeutend zeigen uns die Canzonen der „Vita nuova“, wie die sinnliche Liebe in die platonische (übersinnliche) übergeht; ja, Dante sagt uns selbst, daß seine Liebe zu Beatrice ein Uebergang, ein Bild davon sei, auf welchem Wege der Mensch überhaupt vom Kummer, Verlangen und Schmerz, bußend und leidend, zum Himmlischen gelange. Deshalb klagt er über Beatrice's Entfernung, ihre Krankheit, ihr Jürnen; denn in dem irdischen Mädchen erkennt er das Wesen der Gotterkenntnis, die vollendete Gnade, wie die Scholastik es nennt. An diesem Punkte angelangt, endet die „Vita nuova“ und beginnt die „Divina commedia“ mit einer allegorischen Darstellung davon, wie der Gang der menschlichen Natur an der eigenen Geschichte des Dichters sich zeichne. Im „Inferno“ ist es nun die Aufgabe, die Ausartung aller Sinnlichkeit und ihre Strafe an sich darzustellen. Im „Purgatorio“ ist sodann der Weg bezeichnet, wie durch mühsame und schmerzliche Bekämpfung der niederen Triebe and gleichzeitige Beschönigung und Beschäftigung mit dem Uebersinnlichen aus

dem Dunkel der Verirrung zum Lichte göttlicher Wahrheit zu gelangen sei. Hier jedoch ist die Grenze des menschlichen Vermögens; um in das Paradies emporzusteigen, ist die völlige Entsagung der Welt und die Selbstverleugung erforderlich. Virgil steht daher als Führer am Ziel seines Werks — die irdische Weisheit — und Beatrice, nicht mehr die irdische Geliebte, sondern ein himmlisches Wesen — Pietas, Gnade, Glaube — beginnt ihr Werk. An dieser Stelle vermag der Referent den, soviel er weiß, niemals ausgesprochenen Gedanken nicht zu unterdrücken, daß Dante bei dem Namen Beatrice wol an die Stammsitze desselben, an beata und beatitudo, gedacht und so die Geliebte als Vermittlerin der Seligkeit zu feiern gesucht haben werde.

Dies sind die leitenden Gedanken Schlosser's, und wenn er nun hinzusetzt, wie der Dichter im ersten Theil der „Divina Commedia“ seine Hingabe an die Parteien der Zeit tief beklagt und im letzten den Segen preist, durch Beatrice aus dem Dunkel des Irdischen an das Licht des Göttlichen geführt zu sein, was bloßer Verstand ohne Erleuchtung nicht hervorzubringen vermöge, so glauben wir so ziemlich alles vorgetragen zu haben, was wesentlich zu der Auffassung Schlosser's von dem Zusammenhange beider Dichtungen Dante's gehören mag. Und in der That, schließen wir uns dieser Auffassung an, so wüßten wir kaum, was in ihnen dann noch dunkel oder weiterer Aufklärung bedürftig erscheinen möchte!

Näher und genauer begründet sich diese Auffassung noch in dem folgenden Aufsatze: „Ueber die Erklärer des Dante“, unter welchen, wie schon angedeutet, Landino und Rosetti dem Verfasser am nächsten stehen; ja, die Beleuchtung dieser Commentatoren erwirkt die völlige Ueberzeugung bei uns, daß der Verfasser im ganzen und großen das „Allerwichtigste“ getroffen hat und daß er mit seiner Ausdeutung der großen Dichtung unanfechtbar dasiehn wird. Es ist uns nicht gestattet, ihm hier im einzelnen zu folgen, nur einige wesentliche Betrachtungen noch kurz anzudeuten sei uns vergönnt. Im ersten Gesang des „Inferno“ (Vers 111) ist der Plan des Gedichts von Dante selbst ziemlich genau angedeutet. Mit dem Finden des himmlischen Weibes: Erleuchtung im achten Gesang des „Paradiso“, öffnet sich durch Buße und Besserung das Thor der Gnade dem Wanderr, der es über die drei Schwellen Bekenntnis, Zerknirschung und Buße betritt. Hier nimmt die sterbliche Weisheit in der Person Virgil's von ihm Abschied, indem sie ihm zuruft: „Erwarte nichts ferner von mir, von meinem Winke; frei und gesund ist dein eigenes Urtheil; es wäre Sünde, dir nicht selber zu folgen; drum tröne ich dich!“ worauf ihn nun Matilde, die Allegorie des thätigen Christenthums, empfängt und ihn zum Erkennen ohne Bild, zum Schauen ohne Hülle einweilt, bis er mit jenen herrlichen Versen im Eingang des „Paradiso“ zum Seher der himmlischen Gnade sich erhebt. Das Emporstreigen von Sphäre zu Sphäre verfinbildet uns hierbei die Erhebung zu immer höherer Erkenntnis, Liebe und Seligkeit, bis zum Versinken in Gott, das in der wunderbar erhabenen Darstellung vom Anschauen Gottes im

u machen, bedürfen wir der Form von
 . Der kirchlichen Lehre zufolge gibt es
 der Seligkeit und der Dichter schließt
 so weit an, daß er alle Seraphim — nur
 in denselben Himmel, dem obersten, ver-
 zen Dante nur höher oder tiefer, damit
 teise erkenne, wie ihr Zustand sei. „So
 gebührt sich's zu euerem Verstande zu reden“, sagt Beatrice,
 „die Schrift versteht es anders.“ Endlich kommt der Dich-
 ter auf die göttliche Gerechtigkeit und die Zurechnung.
 Hier beginnt er mit der scholastischen Lehre vom Zwange
 des Willens. Wenn eine Gewalt, der zu widerstreben die
 Seele außer Stande war, sie zwang, so ist sie nicht ent-
 schuldig; denn der Wille, der nicht will, ist, gleich dem
 Feuer, nicht zu beugen. Sobald der Wille sich fügt, so
 hört er auf, ein Wille zu sein; der Wille, der der Ge-
 walt nachgibt, wird mit dieser eins und nimmt an ihrer
 Missethätigkeit vor Gott theil. Dann fährt der Dichter
 fort: so könnte der heilige Wellenschlag aus der Quelle,
 aus der die Wahrheit träufelt, so sollte sein heiliges Was-
 ser meinen zwiefachen Durst!

Hiermit müssen wir von dieser trefflichen Arbeit Schloß-
 fer's Abschied nehmen, tief bedauernd, daß wol kaum zu
 erwarten steht, diese Hand werde das große Unternehmen
 einer vollständigen Uebersetzung des „Paradiso“ vollenden kön-
 nen. Freuen wir uns um so mehr dessen, was wir an
 dieser Ausbeutung der sechs ersten Gesänge des mit jedem
 Jahre mehr in seiner Unvergleichlichkeit erkannten und ge-
 würdigten Gedichts besitzen! Wilhelm von Kudenmann.

Klaus Groth über Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Klaus Groth.
 Kiel, Schwes. 1858. 8. 24 Bgr.

Sicherlich haben alle Verehrer der Klaus Groth'schen Muse
 bisher geglaubt, daß Groth ein rein naiver Dichter und nichts
 als Dichter sei; aber die Lectüre seiner obengenannten Schrift
 wird sie eines andern belehren; sie werden erkennen, daß auch
 Klaus Groth ein zusammengewachsener Zwilling von einem Poe-
 ten und von einem Kritiker ist, und daß er, indem er plattdeutsch
 dichtete, dabei den Nebenzweck im Sinne hatte, seiner geliebten
 theuern Muttersprache oder Mundart dem gebräuchlichen Schrift-
 deutsch gegenüber wenn auch nicht zur Herrschaft doch zu dem
 Ehrenplatz zu verhelfen, der ihr seinem Dasein nach gebührt.
 Groth betrachtet das jetzige sogenannte Hochdeutsch eben auch
 nur als eine „Mundart“, die von Luther auf den Thron gesetzt
 worden sei; es sei die sächsische Mundart, die zu Luther's
 Zeit am häufigsten als Schriftsprache gebracht wurde, wie dies
 ganz deutlich aus seinen eigenen Worten hervorgehe: „Ich rede
 nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten
 und Könige in Deutschland. Alle Reichsräthe, Fürstenhöfe
 schreiben nach der sächsischen und unser Fürsten Kanzlei, da-
 rum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache“, oder, nach Groth's
 lichem Begriff, „Mundart“. Indem Groth diesen mitteldeutschen
 Dialekt gewissermaßen als einen Usurpator betrachtet, geht er,
 wie sich denken läßt, mit etwas heftiger Polemik gegen ihn zu
 Werke, dabei auch mit einem Selbstgefühl, das wir uns aus
 der Stellung, welche ihm durch stimmsührende Autoritäten in der
 Literatur angewiesen worden, wol erklären können, das wir aber
 doch zuweilen etwas gedämpfter gewünscht hätten. Jedenfalls
 bietet Klaus Groth's in vier Abschnitte und 26 Briefe gezeigte
 Schrift, wie sich von einem in die Geheimnisse und das Material
 des sogenannten Plattdeutsch so tief eingeweihten Autors erwar-

leben? Er zeigt, wie die unendliche Mannichfaltigkeit des
 Verdienstes und der Belehrungen dem sterblichen Geiste
 nur anschaulich gemacht werden könne durch Abstufungen
 im Raum und im Sein. Die That der Gottheit mensch-

ten läßt, sehr interessante Gesichtspunkte, und da es sich darin gewissermaßen darum handelt, das Anrecht des Hochdeutschen auf seine Herrschaft in der Literatur und dadurch möglicherweise diese Herrschaft selbst in Frage zu stellen, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier auf den Inhalt der Schrift etwas näher eingehen.

Der Umstand, daß diese Streitfrage überhaupt nur erhoben werden konnte, ist in der That von einer großen Bedeutung, die man nicht verkennen darf. In England, Frankreich und Italien würde es schwerlich jemand einfallen, eine Mundart auf Kosten der Schriftsprache so zu erheben, wie Groth dies thut, selbst nicht in Spanien, obgleich das Spanisch ebenfalls eine zur Herrschaft gelangte Mundart, die kastilianische ist. In Deutschland, wo bei dem sich überhebenden Individualismus der Personen wie ganzer Stämme dem Ruf nach Abfall und Auseinanderfall eher Gehör gegeben wird als dem Ruf nach Einigung, läßt sich der Ausgang einer solchen Streitfrage niemals im voraus berechnen. Und das Plattdeutsche ist kein verächtlicher Prätext, denn es befehrt 9—10 Millionen Unterthanen, die wenn auch politisch getrennt, doch stillschweigend geistig und sprachlich getheilt sind, als irgendeine andere gleich zahlreiche Masse von Deutschen, und dabei hat dieser Prätext allerdings manche Tugenden und Eigenschaften, welche dem als Souverän anerkannten, übrigens durch andere höhere Vortrefflichkeiten sich wieder vor jenem auszeichnenden Idiom abgehen. Wir können uns zwar nicht als möglich vorstellen, daß das Plattdeutsche je das Hochdeutsche verdrängen könne, da es, was auch Groth sagen mag, bei aller Bildungsfähigkeit doch nicht mit den Entwicklungen des geistigen Lebens in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat und um zu derselben Ausbildung zu gelangen, erst die Vergangenheit von drei Jahrhunderten nach- und durchleben müßte, was doch nicht möglich ist. Aber wol könnte sich neben der hochdeutschen Literatur eine selbständige plattdeutsche bilden, da sich das Plattdeutsche für gewisse Gattungen, z. B. die humoristische, und für den Ausdruck gewisser einfacher und inniger lyrischer Empfindungen vielleicht besser eignet als das Hochdeutsche. Beweis dafür ist, daß z. B. Arneke Fuchs und Klaus Groth's Geschichte selbst in hochdeutscher Uebersetzung nie die Wirkung des Originals erreichen werden, was jedoch so ziemlich von allen Dialektproben gilt. Das süße oder possirende Geplauder im Munde eines Kindes, läßt sich von einem Erwachsenen nicht nachsprechen, ohne seinen Reiz zu verlieren oder gar unangenehm zu werden. Die Frage aber, ob das Plattdeutsche zu einer selbständigen Literatur berufen sei, muß sich schon in nächster Zeit entscheiden. Denn wenn der Anlauf, der hierzu in letzter Zeit durch Klaus Groth und einige andere genommen ist, nicht bald zu Resultaten führt, die in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen, so dürfte es um eine weitere Entwicklung auf diesem Gebiet mundartlicher Production für immer geschehen sein. Einzelne plattdeutsche Lyriker, Scherzmacher und Satiristen können dann wol immer noch von Zeit zu Zeit austauschen, aber Lyriker und komische Schriftsteller bilden keine selbständige Literatur, weil sie das stiltliche, politische und geistige Leben eines Volks, ja nur eines Volksstammes nicht nach allen Seiten und Richtungen erschöpfen, zumal nicht in einer hinter der Zeit zurückgebliebenen Mundart, die stets einen sehr specifisch territorialen Beigeschmack hat und selbst den Lyrikern und Humoristen immer gewisse enge Grenzen anweist, über die sie nicht hinauskönnen, ohne geschmackwidrig zu werden. Wer möchte wol eine pathetische Ode in plattdeutscher Mundart erträglich finden? oder eine philosophische Abhandlung oder eine ernste Kritik? Eine kleine plattdeutsche Fabel sollte dann vielleicht höchst komisch wirken; aber was würde man zu einer plattdeutschen historischen Tragödie, ja nur zu einem plattdeutschen, feine und elegante Formen aufstrebenden Conversationsdrama sagen? Hierzu müßte das Plattdeutsche sich eben stets in seiner Gesellschaft bewegt haben, um den nöthigen Schlf zu erhalten. Das aber hat es nicht gethan, und niemals weniger als jetzt ist wol dazu Aussicht, daß es je zur seinem Umgangssprache erhoben werden könnte, da es ja immer

mehr selbst unter den mittlern Ständen dem Hochdeutschen Platz macht, freilich einem oft verdrängt, einem verplattdeutschen Hochdeutschen oder verhochdeutschen Plattdeutschen, das die Vorzüge des letztern verloren und die des erstern nicht erworben hat. Wir sagen dies nicht aus irgendeiner vorgefaßten Meinung gegen das Plattdeutsche, vielmehr neigen wir uns für unsere Person der Ansicht zu, es sei zu bedauern, daß dasselbe in seiner Entwicklung stecken geblieben sei wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehle, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume infolge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blüthenentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelentwicklung ihr Kraut und Erdbreich benahm und dadurch zu ihrer Verklümmern beitrug.

A
das A
menere
sogena
von i
priesen
es ihm
sen, se
gemein
40 Ja
geschri
gefallen
gegeng
sche Sp
seiner i
daß das
hältniß
auszudrücken." Vor dem Erscheinen seines „Quickborn“ habe man das Plattdeutsche nur zum niedrig Komischen brauchbar gehalten. Indes diese Mundart sei zu allem fähig, und wäre sie es nicht, so könnte sie in 50 Jahren so gut wie ihre Schwester befähigt werden. Das ist es nun, was wir weiter oben schon bezweifelt haben; denn um das Plattdeutsche zu dem fähig zu machen, was das Hochdeutsche nach allen Richtungen und Seiten hin leistet, müßte es erst zur allgemeinen deutschen Geschäfts- und feinem Umgangssprache, zur Sprache des Rathes, der Kanzel, des Bureaus, des Theaters u. s. w. erhoben werden; nicht bloß lyrische Dichter, auch Gelehrte, Philosophen, Geschichtsschreiber und Gesetzgeber müßten sich neuer zu bedienen anfangen; und wo ist jemand, der dies im Ernst für möglich hielte? Hat sich doch selbst eine so schwerwiegende Autorität wie Jakob Grimm dahin ausgesprochen, daß es das Schicksal des Plattdeutschen wie aller Mundarten sein würde, vom Hochdeutschen verschlungen zu werden.

Der Verfasser rückt in seiner Schrift gegen die Hochdeutschen mit einer zahlreichen Armee harter Vorwürfe ins Feld und leider kann man ihm in vielen nicht unrecht geben. Er sagt z. B.: „Wenn man ein gut geschriebenes französisches Buch mit einem deutschen dem Stile nach vergleicht, so macht das französische immer den Eindruck des Ungefühls, es ist, als wenn der schlichte gesunde Menschenverstand daraus spräche. Zwang und Mühe sitzen immer mit dem Deutschen an seinem Schreibepult, seine Sprache ist nie ganz wie bloß gesprochen, seine Sätze reihen sich nicht leicht hin aneinander, sie sind immer verkettert, verschlungen“ u. s. w. Er führt dies zum Theil auf ängere in der hochdeutschen Sprache und ihrem Bau selbst liegende Gründe zurück, die allerdings gelesen und beachtet zu werden verdienen. Indes der deutsche Geist hat sich diese Sprache geschaffen, und erscheint diese schwerfällig, so liegt dies an der schwerfälligen Art der Deutschen zu denken und ihre Gedanken zu motiviren. Sehr klaren Denkern — und allerdings haben wir deren weniger als tiefe Denker — ist es gelungen, auch in der hochdeutschen Prosa ihre Gedanken mit vollendeter Leichtigkeit und Klarheit auszudrücken. Ich will mich hier nicht auf die oft citirte Prosa eines Lessing oder Goethe berufen, sondern auf

die eines viel seltener genannten Autors, nämlich Lichtenberg's, bei dem jeder Gedanke mit einer so vollendeten Präcision und Rundung ausgedrückt und sprachlich verkörpert ist, wie sich dies bei wenigen Prosaisten auch anderer Völker findet. Der Verfasser wirft namentlich dem als gewandt und fließend gerühmten modernen Stil vor, daß er charakterlos, in seinen Wendungen eintönig, in Fleiß und Farbe blaß und abstrakt geworden, und er mag damit nicht so ganz unrecht haben. Niehl z. B. habe sich zwar um deutsches Volk und deutsche Elite verdient gemacht wie wenige, auch sei er zu den gewandtesten Stilisten der Gegenwart zu rechnen, aber sein Stil krankte mit an dem allgemeinen Verderbniß unserer Sprache, namentlich an unndthiger Häufung abstracter Substantiva.

Gegen alles dies, gibt der Verfasser zu verstehen, würden wir gesichert sein und gewesen sein, wenn wir aus des Platteutschen bester und von jeder Bedient hätten. Lessing sage von sich, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg, d. h. durch das Plattdeutsche habe kennen lernen; ja, Groth hält es gar nicht für unmöglich, daß man seinen wun-derbaren Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitschriften mit dem hamburgischen Pastor Voegel seine Vollendung erreichte, dem Plattdeutschen danke. Norddeutschland habe fast immer das verständige, logische Element vertreten, und Schriftsteller wie Fischart und Jean Paul wären in Norddeutschland unmöglich gewesen. Wir erinnern hierbei daran, daß Lichtenberg, obgleich in Süddeutschland geboren, den größten Theil seines Lebens in Göttingen zubachte, und daß Goethe's Stil im „Werther“, den er in Süddeutschland schrieb, ein auffallend verschwiebener ist von dem Stil in denjenigen seiner prosaischen Werke, die er in Norddeutschland verfaßte. Groth findet ferner, daß die norddeutschen Dichter, welche von Jugend auf die weichen Töne des Plattdeutschen um sich hörten, viel mehr Gefühl für Wohlklang hätten als die süddeutschen; er erinnert dabei an Bürger, gegen dessen „Vocals und Consonantenrausch“ nicht einmal Goethe wetteifern könne, an Geibel und Freiligrath. Wir finden diese Reizung für weiche und dabei angefüllt hervorgebrachte Klänge, dieses Gefühl für harmonische Vertheilung der Vocale, diese Abneigung gegen Häufungen von Bisslauten und harten Consonanten auch bei Götz (dem bekanntlich der weiche Nikolaus Lenau in seinen Jugendgedichten nachahmte), bei Ernst Schulze, Wilhelm Müller, Novalis, August Wilhelm von Schlegel, Heine (trotz seiner oft salopen Verse) und andern nord- und niederdeutschen Dichtern. Unrecht ist zu diesen Reizern des Wohlklangs weniger zu rechnen, aber er hat ein Gedicht geschrieben, das vielleicht zu den wohlklingendsten in deutscher Zunge gehört und dessen Wirkung allein in seiner Musik beruht, das Gedicht „Dals lade“. Nun ist sicherlich nicht zu leugnen, daß Goethe's Gedichte, namentlich die kleineren, voll süßen natürlichen Wohlklangs sind, aber zu Zeiten läßt er sich Härten und Mißlänge zu Schulden kommen, an denen nicht bloß eine ausländische, sondern selbst eine deutsche Zunge zu arbeiten hat:

Koch's gleich, brich's doch nicht.
Brich's gleich, brich's nicht mit dir.

Oder:

Nach schwarz's noch gar.
Mir's immer doch nicht schwarz g'ang war.

Schiller's Jugendgedichte sind voll von isophonischen Lauten und Wortstellungen, und auch bei Uhland findet man je zuweilen anagrarische Härten, selbst in seiner herrlichen Ballade „Des Sängers Fluch“, z. B.: „Ein Blutrath hoch auf springt.“ Ein Muster sprachlichen Wohlklangs ist allerdings der Graf Platen, der aber in Ansbach, wo man schon feinere Klänge hört, geboren war und mit einem hervorragenden Gehör für Rhythmus begabt, sich an den besten Versmakern, namentlich auch den italienischen, geübt hatte. Dieses Kunststudium merkt man ihm aber doch auch nicht selten an, wie dem sprachgewaltigen Versmeister Rückert, der, nebenbei gesagt, auch von Klaus Groth manchen Tadel erfährt, oft und noch öfter das Behagen an halbrechtlichen Versanknüpfen, die uns Erkennen abnäh-

gen, zugleich aber auch Schwindel erregen. Einfacher Wohlklang findet man bei Rückert weniger als künstliche Klangverschlingungen, die das Ohr mehr reizen als ihm wohlthun.

Nun vergehe uns diese Abschwörung, zu welcher uns Klaus Groth verführt hat. Wir kehren wieder zu ihm zurück, und zwar namentlich zu dem Besonderen und dem achtgehrten Briefe. In seinem eifert er unter andern über den Witzbewußt bei manchen hochdeutschen, besonders norddeutschen Dichtern, aber die bei ihnen so häufig anzutreffende unerlaubte Umkehr und Verdrehung der Bilder und die übertriebenen Hyperbeln, in denen oft das Witzberührende zusammengemischt und haarer Unfluth zu Tage gefördert sei. Und mit Recht sagt er hinzu: „Man findet sie in Musterbüchern jeder deutschen Anthologie als geistige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Die müssen sie das erwachende Sprachgefühl, Geschmack und Sinn fürs Einsachschöne verderben!“ Aber für diese Verirrungen ist doch die hochdeutsche

zu dazu leichter verführen mag als das nicht allein verantwortlich zu machen, sondern, die sie dazu mißbrauchten. Im folgenden den Briefe springt er plötzlich auf ein an-nämlich auf die Germanennatur der platt-und er sagt sehr schön: „Die plattdeutsche einmal mit der Santa die Welt beherrscht, so Meer oder theilt die Herrschaft mit ihrer igitischen. Sie hat nicht bloß gebietet, hat Putt an Plag“ gehocht, sie hat gegen Sel-l. den Sieger gerebet. „Sarnen un sarnenig Sdaese“, hat Schreden gesprochen im Fengericht der Westfalen, Uebermuth mit dem alten Dittmarschen, Klugheit in den Comp-toirs der Handelsreizen von Lübeck und Rüneburg, in den Kauf-häusern von London und Newyork. Das verschwindet nicht wieder aus ihrem stolzen Gang. Welche Sprache eignet sich zum Commando wie sie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbrust? Heeren befehlt sie nicht mehr wie zur Zeit Mittelalt's, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Gangsill und Steuer lenken, die Ruhe und Festigkeit werden in manchen braven Mannes Herz.“ Der Verfasser hebt hervor, daß hochdeutsch auf seinem Schiffe commandirt werde, daß jeder hochdeutsche Seemann sich bequemen müsse, plattdeutsch zu lernen. Dem Hoch-deutschen fehlten alle Ausdrücke für die Schiffsfälle und die Seemannsthätigkeiten, und jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erscheinen, daß das Plattdeutsche je vom Meere verdrängt werden könne; das Plattdeutsche sei also in diesem großen Gebiete geradezu eine notwendige Ergänzung der Schriftsprache. Goethe und Schiller müssen sich bei dieser Gelegenheit sagen lassen, daß sie „Landratten“ seien; ihre ganze Sprache offenbare es und nicht zu ihrem Vortheil; nicht bloß „Der Laucher“, „Der Fischer“, „Der König von Thule“ seien nicht von Meerbewohnern geschrieben, auch die ganze Sprachan-schauung dieser Hauptmeister sei binneländisch. Nun, ein platt-deutscher Sprechender Ercecapitän würde allerdings den „Fischer“ oder den „König von Thule“ etwas anders gedichtet haben als so eine „Landratte“ wie Goethe. Wozu man übrigens zur See gewesen sein oder gar das Seemannsleben innehaben solle, um so einfache Vorgänge poetisch zu behandeln, wie sie diesen beiden Balladen zum Grunde liegen, läßt sich schwer einsehen, und was dem „Laucher“ an intuitiver Aufschauung des Meeres fehlt, wüßten wir auch nicht zu sagen. Dagegen versichert Klaus Groth, daß Hof's unübertreffliche Uebersetzung des Homer in dieser Vollendung keinem Binneländer je möglich gewesen sein würde.

Nun steht, daß sich Klaus Groth von seiner Liebe zum Platteutschen oft etwas weit hinreisen läßt, und ähnlich gewissen selbstbewußten Autoren, die alles besser wissen wollen als andere und den auch noch so bescheidensten Tadel anderer nicht vertragen können, bemerkt er zum Schluß dieses Briefes: „Die Mängel des Plattdeutschen kenne ich vielleicht genauer als irgend-jemand, der ich der erste mit diesen Rängeln praktisch gekämpft

kehr und sie habe überwinden müssen. Es sind aber ganz andere Dinge, als die angegeben, die uns freistehen.“ Seine Behauptungen sind oft sehr apodiktisch. Im funfzehnten Briefe wünscht er Deutschland dazu Glück, daß es an dem plattdeutschen Stamm seiner Sprache einen „Regulator“ besitze, „der das natürliche Bewußtsein dadurch erhalten hat, daß er nicht mit philosophirte, daß er Mundart geblieben ist“, und er verküßert bei dieser Gelegenheit kurzweg: „Die ganze Philosophie ist im Mäccredit.“ Zudem weiß er aber auch seine Ansprüche für das Plattdeutsche auf ein Maß zurückzuführen, gegen das sich nicht viel einwenden läßt, so wenn er im zwanzigsten Briefe versichert, auf das Plattdeutsche nicht wie auf ein unbedingtes Muster hinweisen zu wollen, „sondern nur als auf die stets noch fließende Offenbarung des gesunden Menschenverstandes, der sich aus der Aufmerksamkeit nährt und sein Bedürfnis zum Ausdruck seiner Gedanken hat als das natürliche: diese Gedanken klar zu machen“. Im ganzen mag Klaus Groth recht haben, wenn er das Plattdeutsche als den Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes betrachtet, aber eines Menschenverstandes, der, wie wir fürchten und hinzufügen, immer etwas Nüchternes und Beschränktes behalten wird. Jedenfalls ist das Plattdeutsche ehr- und merkwürdig durch sein Alter; wenn man zwei niederdeutsche Männer miteinander plattdeutsch reden hört, so glaubt man aus diesen Klängen zuweilen vollständige englische Phrasen herauszuhören, und es ist dies ein Beweis, daß das Plattdeutsche, mit sicherlich sehr geringen Modifikationen, sich noch ganz in demselben Zustand befindet, in welchem es sich schon damals befand, als es vor länger als 1500 Jahren mit Denglisch und Gorka in England einwanderte, um fortan der Grundstock einer Sprache zu werden, die infolge großartiger Verhältnisse und der Vermischung mit ritterlichen Sprachelementen die Stammsprache freilich weit überflügelte.

Groth's Schrift ist übrigens, wie schon bemerkt, reich an höchstwerthen Fingerzeigen und Bemerkungen, von denen wir hier nur noch folgende zwei anführen, die sich gegenseitig ergänzen: „Für die Armen, denen wir Vorwurf sein müssen, lautet die Sache noch ganz anders. Für sie ist Lessing, Schiller, Goethe gar nicht vorhanden, für sie ist die Literatur der Schriftsprache doch nicht, selbst wenn sie nicht plattdeutsch sprächen. Oder lernen die Wäzger des Rheins und der Mosel etwa mehr als die Kornbauern der Nord- und Ostsee? Keineswegs. Im Gegentheil, wenn noch im Volke die Bibel, d. h. hier der Luther gelesen wird, der die Einheit des deutschen Geistes soll herbeiführen haben, so ist es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn schimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, so habt ihr für euch noch was ganz anderes auszuwählen, als unsere Muttersprache“ (zehnter Brief), und: „Es bezeichnet so recht unsere bayerische Zeit, daß für sie nur das lebt und existirt, was man zu Papier gebracht, beschrieben, notirt und registriert hat. Nur das ist eine That, die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land, wovon in Reisehandbüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm, den die «Blätter» vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch, das in Recensionen oder Literaturgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte, die der calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhandeln gekommen zu sein, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie.“ Sicherlich, wer eine Geschichte und Charakteristik des deutschen Volksschrifttums und der dahin einschlagenden Literatur schreiben wollte, würde sich ein größeres Verdienst erwerben, als wer zu den neuundneunzig zwischen Goethe und Schiller bereits gezogenen Parallelen noch die hundertste hinzufügen wollte.

Die Schrift Klaus Groth's hat, wie es scheint, noch nicht die Aufmerksamkeit erregt, die sie doch zu erregen verdient, aber auch ebenso wenig von kompetenter Seite den Widerspruch gefunden, zu dem sie herausfordert. Oder diese Kritiken müßten gerade uns zufällig entgangen sein. Rascher ist man in Deutschland

zur Hand, wenn es gilt, persönliche Interessen zu verteidigen und sich seiner eigenen Haut zu wehren. Klaus Groth hat, was wir nicht für sehr klug halten, sich dazu hinreissen lassen, in der vierten Abtheilung seiner Schrift Fritz Reuter's „Läuschen und Rimels“ als „durch und durch gemein“ zu bezeichnen und ihm „Dängerbegeisterung“ vorzuwerfen; wer seinem Volke ein Dichter sein wolle, müsse den Willen und die Neigung haben, das Ueble zu sehen; es möge die Aufgabe der Polizei sein, den Schmutz aufzuräumen, aber nicht die des Poeten, wogegen freilich zu bemerken wäre, daß man nicht alles der Polizei überlassen darf und daß es allerdings moralischen Unrath gibt, dem die Polizei nicht beikommen kann, zu dessen Beseitigung es keinem zur Schande gereicht, die Hand mit anzulegen. Es ist dies freilich ein streitiger Punkt, mit dem die Tendenz Fritz Reuter's vielleicht gar nicht einmal viel zu thun hat; und wir beschränken uns daher nur darauf, unsern Lesern anzuzeigen, daß Reuter gegen Groth eine kleine Schrift herausgegeben hat unter dem Titel: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat.“ Insofern diese, und noch nicht zugegangene Schrift nicht etwas besonders Pikanteres und von allgemeinem Interesse statt bloßer Persönlichkeiten enthalten sollte, denken wir auf sie nicht weiter zurückzukommen.“)

Hermann Marggraf.

Notizen.

Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen.

*) Wir erwähnen gleich bei dieser Gelegenheit, daß Klaus Groth zur letzten Weihnachtszeit die deutsche Aderwelt und ihre Freunde mit folgender schönen Festgabe überrascht hat: „Woer de Voern. Kinderleime alt und neu von Klaus Groth. Mit 32 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, geschnitten von August Sauer“ (Leipzig, G. Wigand). An den Reimen und namentlich an den vorzüglichen Richter'schen Zeichnungen werden aber sicherlich nicht bloß Kinder, sondern auch ältere Personen ihr Wohlgefallen haben. Klaus Groth hat die Sammlung mit folgendem Spruche eingeleitet:

Das Boek is mi leef,
De mit' steht is en Deef,
De het aldach weer en Dichter,
De dat utmal Ludwig Richter,
De dat rutgevoert Georg,
De dat seht hatt dat blot to Borg,
De mit' schenkt hatt weer al lof,
Denn son Deunjeut adelt mi kann it of.

Großmann's Lustspiel „Nicht besprochen und als Spiegelbildlichen Zustände der betref-
 1. Der Verfasser geht dabei
 wir schon früher in d. Bl.
 ie aufzufassende und durch-
 Literatur aufstellten. Alle
 d nur von relativem Werth,
 aber es ist in hohem Grade
 wie es kam, daß „Cyprien“
 in ihrer Zeit mit so großer
 e gelesen und förmlich ver-
 mehr noch nach dem „Siege-
 wart“ als nach dem „Werther“ eine ganze Periode genannt wurde.
 Gibt es ein ungeschlachteres Drama als Klingers „Sturm und
 Drang“? Und doch wurde nach ihm eine ganze literarische Pe-
 riode getauft. Nehmen wir Großmann's ebenem berühmtes Lust-
 spiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln“. In den Tagen, wo ich
 jung war, kannte ich mehr als einen alten Herrn, der jung ge-
 wesen war in den Tagen, wo das Großmann'sche Lustspiel das
 deutsche Theaterpublikum entzückte. Diese Herren kannten kaum
 ein Goethe'sches Drama und von Schiller vielleicht nur die
 „Räuber“, aber das Großmann'sche Lustspiel galt ihnen als ein
 Theaterstück, welches nicht seinesgleichen habe. Woher kam
 dies? Einmal bildete Großmann's Lustspiel mit Gimmingsen's
 Stück „Der deutsche Familienvater“, das in demselben Jahre
 (1780) erschien, den Anfang zu dem deutschen Familiendrama,
 das — man mag es beklagen oder nicht, zugeben wird man es
 lebhaftere
 Ideen, wie
 den deut-
 verb haus-
 land mehr
 g, obgleich
 denn man
 nser heuti-
 icht dürfen
 Vorstudien
 hen Sinne
 re Periode
 el Wieder-
 französisch
 in dersel-
 enweise mit
 e deutsche
 i zeit: als
 eutsamen
 r Nachsatz

Goethe's „Faust“ in Frankreich.

Sehr wahrscheinlich infolge der gelegentlich von uns schon
 erwähnten Aufführung des Denner'schen „Faust“ in der Porte
 St.-Martin und der angekündigten Absicht, den echten Goethe's-
 chen „Faust“ auf dem Odeon in Scene gehen zu lassen, mag
 sich die „Illustration“ bewegen gefunden haben, die Corne-
 lius'schen Zeichnungen zum „Faust“ durch Nachbildungen, die
 in Nr. 46 beginnen, zur Kenntniß des französischen Publi-
 kums zu bringen. Der Herausgeber bemerkt im Eingange seines
 Artikels, daß keine Nation, selbst nicht die französische, ein Werk
 besitze, welches wie Goethe's „Faust“ so tief in das Volk ein-
 gedrungen sei; Gelehrte und Studierende, Krieger und Bauern
 wüßten, jeder nach seiner Weise, Stellung und Bildung dieser
 „création magistrale“ zu würdigen. Das rühre daher, weil
 „Faust“ ein „oeuvre éminemment nationale“ sei u. s. w. Dies
 ist sicherlich sehr richtig und dieses specifisch Deutsche, welches
 dem Goethe'schen „Faust“ zum Unterschiede von allen überhaupt
 existirenden Dichtungen eigenthümlich ist, mag auch einer seiner

Hauptzüge für den Ausländer sein, während doch auch wieder
 keine andere Dichtung so reich an allgemein menschlichen Ge-
 sichthspunkten ist, keine wie diese dem ganzen Kreis des modernen
 Bewußtseins so nach allen Richtungen ausbreitet. Ob aber,
 wie der französische Interpret versichert, Goethe's „Faust“ auch
 in die Hütte des Bauern getragen, möchte doch wol zu be-
 zweifeln sein. Sehr wahrscheinlich beschränkt sich die Kenntniß
 des Landmanns von der Faustsage auch jetzt noch auf das alte
 Fauchbuch. Ueberhaupt ist die angebliche Popularität selbst oder
 gerade unserer größten Dichter wol nur eine Illusion; der eigent-
 liche Bauer, das eigentliche Volk liest sie nicht und versteht sie
 nicht, kann sie auch seiner ganzen Anschauungsweise nach nicht
 verstehen, denn sie reden zu dem Volke in einer Sprache und
 in Vorstellungen, die es erst mühsam lernen müßte. Von un-
 sern Dichtern erkennt Kanges hat es wol nur Bürger mit einigen
 seiner Lieder und Balladen, namentlich der „Lenore“, wirklich
 zu einiger Volkstheilnahme gebracht. Noch jüngst schrieb uns
 ein preussischer Schulmann, auf dessen briefliche Bemerkungen
 wir schon dann und wann Bezug genommen haben: „Ja, ja,
 predigen Sie unaufhörlich die Wahrheit, die reine wenn auch
 so traurige Wahrheit, daß unsere classischen Dichter wenig oder
 vielmehr ganz und gar nicht ins Volk getragenen haben“, predi-
 gen Sie dieselbe unermüdlich ebn darum, weil es allein die
 Wahrheit ist, von jedem andern Beweggrunde vorerst ganz
 abgesehen.“ Die gäng und gäbe gewordene Meinung, daß z. B.
 Schiller, von Goethe gar nicht zu sprechen, im eigentlichen
 Sinne populär sei, ist deshalb schädlich, weil sie unsere Begriffe
 über das, was das Volk begehrt und versteht, gänzlich irre führt.
 Der französische Interpret der Cornélius'schen Zeichnungen, um
 auf diesen wieder zurückzukommen, zieht unter andern auch eine
 Parallele zwischen ihm und Delacroix und bemerkt: „Der Faust
 Eugène Delacroix ist nicht der Faust Goethe's und konnte es
 nicht sein; er ist der Faust Eugène Delacroix, er hat die Fehler
 und sämtliche Eigenschaften dieses Künstlers. Groß ist der
 Uebergang von Delacroix zu Peter Cornelius; die Vorzüge des
 einen sind die Mängel des andern, und umgekehrt; nur das Genie
 ist beiden gemeinsam.“ Schließlich mag erwähnt werden, daß
 ein jüngerer Fürst Polignac Goethe's „Faust“ streng nach dem
 Originale übersezt hat, mit welcher Arbeit er sich die Langeweile in
 den Laufgräben von Sebastopol zu vertreiben suchte, und daß
 gegenwärtig eine von drei pariser Autoren verfaßte Parodie des
 Denner'schen „Faust“: „Le faux Faust“ auf einer der kleinen
 pariser Bühnen gegeben wird.

Die Gräfin Dora d'Istria.

Die Verfasserin des in französischer und deutscher Ausgabe
 erschienenen, durch freisinnige Tendenz, thatsächlichen Inhalt und
 umfangreiche wohl angewendete Kenntnisse im historischen, literar-
 historischen und theologischen Gebiete ausgezeichneten Werks:
 „Die deutsche Schweiz und die Beseitigung des Abtthums“, Gräfin
 Dora d'Istria (Gräfin Kolgoff Raschaleh), geborne Helene
 Ghika, hat mit Bezug auf unsern Bericht über ihre erwähnte
 des Werk in Nr. 46 d. Bl. f. 1858 ein Schreiben an uns
 gerichtet (datirt Veytaur, Canton Waadt, 25. December
 1858), worin es unter andern heißt: „J'ai vu avec satisfaction
 que vous regardiez comme une oeuvre utile de faire con-
 naître à l'Occident les tendances religieuses et sociales
 des Orientaux. Cette manière de voir est un puissant en-
 couragement pour moi. Après avoir publié récemment
 une nouvelle édition, entièrement refondue, de cette
 « Vie monastique dans l'église orientale », oeuvre que vous
 avez bien voulu mentionner, je prépare maintenant un
 tableau complet de la vie des femmes en Orient. J'ai en
 vue bien d'autres projets analogues, et j'espère que je les
 réaliserai avec le temps.“ Ein Werk über die morgenländi-
 schen Frauen aus dieser Feder hat gerechten Anspruch darauf,
 allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. H. M.

Bibliographie.

Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienster Künstler. Herausgegeben vom Central-Ausschuß. Würzburg, Stahl. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
 Alstra. Taschenbuch für Fremden auf das Jahr 1858. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Beschlein. 20ter Jahrgang. Godeshausen, Cypel. 1858. Gr. 16. 1 Thlr.
 Bähler, F., Wilfried. Episches Gedicht in neun Gesängen. Berlin, Decker. 16. 27 Ngr.
 Beschlein, L., Schloß Wartburg. In Liedern und Romanzen gefeiert. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.
 Burrow, Jalle, Herzens-Notte. Eine Festgabe für Deutschlands Lächler. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr.
 Der Göttermann. Eine Schwarzwaldfage von F. B. Lüttingen, Nieder. 1858. 16. 5 Ngr.

Handelshaus in den
 jinalausgabe. 1ster
 f. 8. 22 1/2 Ngr.
 Studien. Hannover,

ben. Erzählungen.
 1r. 15 Ngr.
 illiche Ställe. Aus
 Gr. 16. 8 Ngr.
 n Gedicht in sieben
 16. 1 Thlr.
 n. 2ter Band. —
 . Novelle. Frank-
 . 1 Thlr. 20 Ngr.
 iel in fünf Alten.
 Ngr.

Gornay, Die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
 Jewsbury, Geraldine Endfor. Das Pflegekind. Ein Roman. Aus dem Englischen überfetzt von Henriette Lewald. Mit einem Vorwort von Fanny Lewald. Berlin, Guttentag. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Kerner, L., Natur und Erleben. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 26 Ngr.

Kind, G. J., Die Reformation in den Bistümern Thür und Como dargestellt nach den besten ältern und neuern Hülfsmitteln. Göttingen, Grubenmann. 1858. 8. 24 Ngr.

Klapp, M., Römische Geschichten aus dem jüdischen Volkleben. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Erzählungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 1ster Band: Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von J. Falke. Zwei Theile. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Lebensabriß vom Herrenhuter-Bruder Johann Andreas Schönbach, Wortensmacher in Neuhagen unter Ulrich. Ludwigsburg, Riehm. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Liduffa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von P. A. Klar. 18ter Jahrgang. Mit 1 gezeichneten Porträt, 2 gezeichneten Kunstblättern und 1 Lithographie. Prag, Gleditsch. 1858. Gr. 16. 2 Thlr.

Lutherbriefe. Herausgegeben von J. R. Seibemann. Dresden, Sch. Gr. 8. 15 Ngr.

Mollière, J. P. de, Lartuffe. Lustspiel in fünf Aufzügen. In deutschen Jamben übertragen von K. Otto-Walster. Leipzig, Voigt u. Günther. 1858. 16. 16 Ngr.

Nägge, L., Verloren und gefunden. Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Melbinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neuther, L., Der Reformationsjurist Dr. Hieronymus Schürpf. Ein Vortrag gehalten im April 1858 zu Königsberg in Preußen. Erlangen, Deichert. 1858. Gr. 12. 6 Ngr.

Pleitner, R., Des D. Valerius Catullus Hochzeit-gefänge kritisch behandelt. Mit 1 Tabelle und 1 lithographirten Abbildung. Dillingen, Blättermann. 1858. Gr. 4. 1 Thlr.

Schönholtz, F. v., Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der griechischen Philosophie. Herausgegeben von G. Kdlin. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Soden, J. L. Freih. v., Kaiser Karl V. in Nürnberg. Zur Krieger- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Nach archivariischen Quellen bearbeitet. Nürnberg, Raw. 1858. 8. 20 Ngr.

Der Streit zwischen Menschen und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauterer Brüder überfetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, so wie mit Anmerkungen versehen von F. Dietrich. Berlin, Mittler u. Sohn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Szavady, F., Der Suezkanal. Mit 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Trykany. Biographisches Lebensbild vom Verfasser von „Vier Lebenswege“. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

ausg.
 1ster
 22 Ngr.

gegeb
 luf,

und 1
 25 Ngr.

Willis der Lustse, oder Abenteuer einer im Stillen Meere an unbekannter Küste schiffbrüchig gewordenen Emigranten-Familie. Mit eingestreuten Erzählungen, Reiseerlebnissen und naturgeschilderlichen Schilderungen. Aus dem Englischen. Mit 12 lithographirten Bildern. Dresden, Runge. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wiß, W. F., Gedichte in schwäbischer Mundart. Tübingen, Nieder. 1857. 16. 6 Ngr.

Lagerliteratur.

Aus dem Briefe eines Juristen über die bei Sr. Maj. dem König von Bayern unter der Benennung: „Vorstellung und Bitte der evangelisch-lutherischen Einwohner der Stadt Nürnberg, wegen Verletzung ihrer verfassungsgemäßen und kirchlichen Rechte durch Uebergriffe der geistlichen Gewalt“ eingereichte Beschwerdeschrift wegen der jüngsten Entschliessungen des protestantischen Oberkonsistoriums. Nürnberg, Raw. 1856. Gr. 8. 1 Ngr.

Diezel, G., Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Göttingen, Schöbe. 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Hieronymi, W., Nur keine Kalbfride!! Ein abgeändertes Schlusscapitel zum sogenannten Darmstädter Teufelsreite. Weiden, Limbarth. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Hopf, A., Berlin, wie es kuckelt und niest. Ein Wiener Ragout mit Berliner Sauce, halb süß halb sauer, in zwei Aufschlägen. Für das Volkstheater bearbeitet. Berlin, Artistische Anstalt. 1858. 8. 2 1/2 Ngr.

Lenz, G. L., Denkschrift über die neuesten kirchlichen Bewegungen in Pommern. Berlin, W. Schulze. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Walter, F., Zu Richter's Kirchenrecht. Bonn, Marcus. 1858. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Wiel, G., Glauben und Unglauben. Gewidmet jedem Einzelnen. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schücking (Levin), Paul Bronckhorst oder Die neuen Herren. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Levin Schücking, anerkannt als einer unserer beliebtesten Romandichter, liefert in diesem seinem jüngsten Roman ein Gemälde der westfälischen Zustände zu Anfang dieses Jahrhunderts vor der Invasion der Franzosen. Eleganz der Form wie äußerst spannender Inhalt sichern diesem neuen Roman Schücking's eine gleiche günstige Aufnahme, wie sie seine früheren Werke gefunden haben.

Die früheren Romane Levin Schücking's, sämtlich von dem deutschen Publikum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen ebendasselbst unter folgenden Titeln:

- Die Spying. 8. 1856. 1 Thlr. 24 Ngr.
 Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.
 Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
 Der Banerfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
 Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
 Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
 Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
 Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Außerdem erschien von dem Verfasser in demselben Verlage:

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. (Brockhaus' Reise-Bibliothek.) 8. Cart. 10 Ngr.

Allen Reisenden die Westfalen berühren, wird Schücking's Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als „ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur“ bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. (Brockhaus' Reise-Bibliothek.) 8. Cart. 10 Ngr.

Levin Schücking schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Deynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte (Wittelsbach, Hermann, das Hemmerich etc.) und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell, (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Eschubi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Eschubi bearbeitete dritte Auflage des berühmten noch unübertroffenen bestehenden Winckell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der früheren Auflagen. Das Werk liegt jetzt vollständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Zeitschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesern, Journalisten u. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das Deutsche Museum beginnt jetzt seinen neunten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2–3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2 1/2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gupkow's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Auch in dem gegenwärtigen siebenten Jahrgang hat diese weitverbreitete Zeitschrift sich des allgemeinsten Beifalls der Gebildeten zu erfreuen. Der ergötzende Theil bietet keine zu lang ausgesponnenen Mittheilungen, sondern kurze, doch immer fesselnde Lebensbilder. Der populärwissenschaftliche Theil ist von ausgezeichneten Gelehrten vertreten. Die früher mit so vielem Beifall gelesenen, aus einer hochgestellten Feder stießenden „Dinner Briefe“ sind neuerdings wieder aufgenommen worden und bringen in einer der nächsten Nummern den dritten Brief neuer Folge. Den Freunden der geistvollen, anschauungsreichen Mittheilungen von Mar Maria von Weber wird eine Schilderung der arabischen Gazellenjagd, den Freunden der mit so blühenden Farben ausgestatteten literarisch-historischen Gemälde von Karl Frenzel ein neues Lebensbild: „Der Dichter des Don Quixote“ willkommen sein. Außerdem bringen die nächsten Nummern eine Darstellung über den Einfluß der Seele auf den Leib von Karl Reclam, vom Herausgeber eine Reihe von Anregungen „Ueber die Liebe“. Ueberhaupt bedarf die dieser Zeitschrift eigenenthümlich angehörende Rubrik der „Anregungen“ keiner weiteren Empfehlung, da ihre Mannichfaltigkeit, Frische und die Unparteilichkeit der gefällten kritischen Urtheile allgemein anerkannt sind.

Jeder Jahrgang von 52 Nummern bildet einen Band und eignet sich sowohl durch seinen reichen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff, wie durch seine gefällige Form zur Aufstellung in jeder Familienbibliothek.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

13. Januar 1859.

Inhalt: Julian Schmidt's französische Literaturgeschichte. Von Thaddäus Pan. — Roberty's Denkschriften. Von Karl Oskar von Bernad. — Die deutsche Literatur, Räuber- und Schauerromantik. — Ritlig's Reise nach dem russischen Amerika — Rottz. (Die „historisch-politischen Blätter“ und Schmidt's „Philippine Welter.“) — Bibliographie. — Anzeigen.

Julian Schmidt's französische Literaturgeschichte.

Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Verlag. 1858. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

Sich mit der Kritik der deutschen Literatur beschäftigen, heißt nach Julian Schmidt ein Typhus: oder Cholerahospital besuchen und aus demselben, von dem Pesthauche der Todkranken angesteckt, zu dem eigenen Sterbette heimkehren. In dem Munde ihres Autors begreift sich die Behauptung durchaus und vollkommen. Von Joseph de Maistre rührt das Wort her: „Der Senker ist der Götter der Gesellschaft, sein Amt ein heiliges Priesterthum.“ Julian Schmidt variirt den Satz dahin: Der kritische Nachrichter ist der Pontifex maximus der Literatur. Wenn Gzelin von Romano, erzählt der Chronist, wie eine ehrene Bildsäule auf offenem Markte von Paden über seine Opfer zu Gericht saß, umgeben von den Schergen und Schreden seines Namens, wenn das Blut floß und der Weheruf der Gemarterten zum Himmel aufstieg, dann pflegte Gzelin mit der kältesten Ruhe zu erklären: „Die Welt ist sündhaft, und ich bin ihr gegeben, um sie von den Sünden zu reinigen.“ Den nämlichen Eindruck macht das nämliche Verfahren des Grenzbotenkritikers. Das Dogma von der Fäulnis der Literatur und von seinem eigenen kritischen Messiasberufe ist in ihm Fleisch geworden.

Seit einem Jahrzehnd hat Julian Schmidt mit dem Fanatismus einer sophistischen Dialektik und einer rückstehenden Impetrität in dem von ihm geleiteten Journal dahin gestrebt, als der Großmeister der literarischen Nachrichter zu gelten und zu wirken. Als Student schrieb er für das historische Seminar zu Königsberg, dem er als Schüler angehörte, eine Abhandlung über Robespierre; das war seine erste historische Studie. Die Beschäftigung mit dem Terrorismus der Schreckensherrschaft ist denn auch nicht ohne Nutzen für ihn geblieben. Von dem Robespierre des Bergs hat er gelernt, wie man ein „Robespierre im Gänsefelle“ wird.

Man glaube nicht, daß diese Bemerkungen nicht hierher gehörten. Eine Besprechung von Schmidt's französischer Literaturgeschichte hat ebenso nothwendig auf die journalistische Thätigkeit des Mannes als auf seine deutsche Literaturgeschichte zurückzugehen. Ohne den äußern Erfolg des letztern Buchs hätte sich Schmidt nicht zum Buchmeister der französischen Literatur aufgeworfen. Die französische Literaturgeschichte ferner ist in dem gleichen Grade wie die deutsche Literaturgeschichte es war, eine immerhin geistvolle Speculation auf Skandal; gleich dieser ist auch jene eine Nacharbeit, die aus einem chaotischen Haufen journalistischen Mosaikabfalls entstanden.

Man wäre so ungerecht, wie es Julian Schmidt selbst ist, sowol wenn es gilt, aus freundgefälliger Courtoisie den Kollegen bei der Redaction der „Grenzboten“ als das einzige deutsche Dichtertalent der Gegenwart zu präconisiren, als wenn es gilt, über alle übrigen Dichter und Schriftsteller Pranger und Brandmal mit souveräner Verachtung zu verhängen, wollte man es leugnen, daß die Arbeiten von Schmidt gewisse Vorzüge besitzen. Der sentimentale Kladderadatsch Narciss, wie ihn Brachvogel gezeichnet, ist gewiß ein so verhaßter Gesell, wie er nur irgend auf dem Pflaster einer großen Weltstadt umherlaufen kann; dennoch interessiert man sich in lebhafter Theilnahme für den Charakter. Die Darstellung Schmidt's ist von einer muster-gültigen und classischen, ja auch nur von einer guten und anerkennungswürthen ebenso weit entfernt, wie Brachvogel's Narciss von einem wirklich dramatischen Charakter; dennoch fesselt diese Darstellung die Aufmerksamkeit ähnlich wie jene Persönlichkeit. Man denke sich eine jener zarten und duftigen labdilen Frauen-gestalten, wie sie in aristokratischen Salonromanen eine Rolle spielen, in glänzender Balltoilette und reichem Schmuck. Die Dame steht vor einem silbernen Becken. Der parfümirte Glacé greift in einen Haufen der größten und schmutzigsten Wäsche, um sie in jenes zu werfen. Die Dame hat die Caprice, in diesem Anzuge die schmutzige Broletarietwäsche zu waschen. Bevor aber die Wäsche beginnt,

werden die einzelnen Schmutzstellen auf den einzelnen Stücken durch die goldberänderte Vornette, auch wol der bessern Wissenschaft wegen durch ein Vergrößerungsglas gründlich untersucht; es wird über die Entstehung der Flecken, über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Entstehung nicht minder gründlich reflectirt. Eine solche pikante Waschfrau ist Julian Schmidt. Wie alle Welt in dem Falle, daß in einer öffentlichen Scene die lachliche Wäsche wirklich statifände, stehen bleiben würde, wäre es auch nur, um der Indignation über den Hohn gegen Takt und Anstand, Zucht und Sitte Ausdruck zu verleihen, so ist alle Welt bei dem Schauspiel der Wäsche aus dem gleichen Grunde stehen geblieben, der sich Julian Schmidt unterzog. So zumeist erklären sich die vier Auflagen der deutschen Literaturgeschichte, dieses „Nationalwerks“, wie sie in der Anzeige des Verlegers getauft worden.

Die pikante, sich über alles hinausgehende Werve der Darstellung ist der erste und hauptsächlichste der zu erwähnenden Vorzüge Schmidt's. Einen zweiten erblicken wir in dem Beweise, der von ihm mit Evidenz geführt wird, daß Athens Sophisten gegen unsere modernen Sophisten nichts als Kinder gewesen. Jener vagabondirende Philanthropenapostel Kauffmann, dessen Andenken Dürger jüngst hin in Raumer's „Historischem Taschenbuche“ erneuert hat, sagt: „Der Mensch kann was er will.“ Julian Schmidt sagt: „Der Mensch kann beweisen, was er will.“ Seine dialektische Verbalglatiorfertigkeit schreift vor keiner Aufgabe als vor einer unmöglichen, zurück. Als Staatsanwalt in Alba's Blutrath würde Schmidt's rabulistische Virtuosität dieses Colleg vor dem Odium bewahrt haben, welches auf die Körperschaft fiel, weil einer seiner Beisitzer während der Verhandlung schlief und aufwachend dahin resolvirte: „Zum Galgen!“ Kein Zweifel, Schmidt hätte so beredt und glänzend plädiert, daß die Sentenz des Schläfers vollkommen motivirt erschienen wäre.

Wenn man will, ist alles Leben ein Carneval, eine Bühne das Leben und Schauspieler die Menschen. Der Direktor alles Seins hat uns allen Engagement gegeben, das Dasein; sein Kassirer, das Gewissen, zahlt einem jeden die Wage. Was wunder, wenn wir uns alle, die einen mehr und besser, die andern weniger und schlechter, auf Coulißengeheimnisse verstehen, auf die Kunst der Schminke und auf den Faltrwurf des Mantels. Es ist ein weiterer Vorzug von Schmidt, daß er in solchen Schauspielermitteln bewandert ist wie nur je ein Moliere. Keiner der altrömischen Senatoren, die den Gellenhauptling Brennus auf dem Forum erwarteten, kann die Toga majestätischer, und weltverachtender um die Schultern geschlagen haben, als Schmidt seinen Mantel, wenn er die Bühne betritt. Er macht uns glauben, sein leidenschaftliches Schaufeuern, seine morose Verbitterung gegen jede productive Kraft sei die imponirende Ruhe geistiger Gedankenhöhe; er schauspielert ganz unübertrefflich stillen Ernst und stillen Charakterintegrität.

Es wurde schon Brachvogel's Narcis erwähnt. Die consulsivischen Declamationen dieses dramatischen Helten

üben gerade deshalb einen so großen Reiz, weil sich durch dieselben bei aller Herbe und Bitterkeit ein lyrisch-elegischer Ton tiefter Wehmuth hindurchzieht. Narcis ist ein Lump. Wenn er die respectable Gesellschaft verflucht, thut aus den Klüften immer die Selbstanklage: ich trage nicht die moralische und geistige Kraft in mir, mich aus meinem Lumpenthum zu der respectablen Gesellschaft herauszuarbeiten. So flucht der gefallene Engel in der Reflexade dem Eden, welches ihm verschlossen und nach dem doch heiße Sehnsucht die Seele füllt. Die ingrimmige Bersekerwuth, mit welcher Schmidt über die geistige Production herfällt, erinnert an die elegischen Klüfte des gefallenen Engels bei Klopstock; sie übt ganz den nämlichen Reiz wie die Verwünschungen der respectablen Gesellschaft durch den pariser Gamin. Schmidt möchte productiv sein, möchte dichterisch und schöpferisch gestalten; dazu drängt glutverzehrend heiße Sehnsucht. Aber das Eden bleibt seinem Unvermögen verschlossen. Nun lästert er das Eden und seine Bewohner, aber je krampfhafter er dem Paradies nach tobt, desto elegischer wirkt er in der Wirklichkeit und es überschleicht und eine Art Mitleid mit dem armen Kranken.

Daß ein Schriftsteller von einer so ausgeprägten Physiognomie diese seine eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge in einem seiner Werke verzeignen sollte, wäre schwer glaublich. Auch fehlen diese eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge seiner „Geschichte der französischen Literatur“ keineswegs; sie sind alle auch hier vorhanden. Wir rathen uns für verbunden, soweit wenigstens der Raum eines Referats es gestattet, den Leser auf die Genüsse vorzubereiten, die derselbe sich in dem Buche verschaffen kann.

Der Einteilung in zwei Bände liegt eine innere Nothigung nicht zu Grunde; die Einteilung ist eine ebenso willkürliche und äußere, wie die ganze Composition eine willkürliche und flüchtige. Es fehlt durchaus die organische Zueinanderarbeitung und Verschmelzung des Stoffes. Schmidt hat, wie sich das bei einem Tageschriftsteller ganz von selbst versteht, mit einzelnen Partien der französischen Literatur Bekanntschaft gemacht. An die gelegentliche und oberflächliche Lectüre knüpften sich gelegentliche und oberflächliche Excerpte; aus den Excerpten entstanden allmählich Journalaufsätze; das auf diese Weise gewonnene Material wurde durch die nächstbesten Hülfsmittel, die jedermann zugänglich, zu einer Literaturgeschichte erweitert, indem der Verfasser einen Stein auf den andern legte, just wie er ihm in die Hände fiel; ein paar Stellen Moliere, will sagen philosophische Reflexionen und rhetorische Stilübungen, ästhetische Notizen und culturhistorisches Raisonnement, wurden als Ritz zwischen die Bausteine geworfen, und gestaltungslos und anspruchlos frigt das wunderliche Gebäude, ein architektonisches Räthsel, in die Höhe. Außerdem wurden die Schriften der zu beurtheilenden Schriftsteller seitenlang abgeschrieben. Das ist gewiß die bequemste, aber auch die verwerflichste und schlechteste Manier, einem Autor zu charakterisiren. Weiter ergibt sich aus dieser gleich unwissenschaftlichen wie unkünstlerischen Methode

die Ungleichartigkeit der Behandlung. Ueber das halbe oder ganze Duzend Dichter und Schriftsteller, welche Schmidt wirklich kennt, ist er bis zum Ermüdenden weit-schichtig, breitspurig bis zum Erdrückenden; da wird in den Koffer eingepackt, was nur immer in den Koffer sich einpacken läßt. Die Koffer der übrigen Reisenden sind zum Erschrecken leer; über die überwiegende Mehrzahl der Autoren, die er nicht gelesen, erfahren wir nichts als ein paar biographische Angaben und die Titel ihrer Werke aus dem Conversations-Lexikon und aus einem antiquarischen Index. Um die also zubereitete Schüssel einigermaßen genießbar zu machen, werden jene Vorzüge, von denen wir sagten, daß sie die eigenthümlichen und eigenartigen Schmidt's seien, als Hülfstruppen in das Gefecht geschickt. Das Aufreizende und Reizende, das Stachelichte und Hämische des Tons, der durchgehendts angeschlagen wird, erreicht den nöthigsten denkbaren Culminationspunkt; alle Taschenspielerstücke der Rhetorik, Dialektik und Sophistik werden in Scene gesetzt, um uns mit Schauer vor der Gänze in der modernen französischen Literatur zu erfüllen, und die Rolle des in olympischer Majestät hoch über diesen irdischen Dichterlingen schwebenden Kritikers wird ganz untadelig geschauspielt. Das Parade Pferd des „gesunden Menschenverstandes“, von dem man doch glauben sollte, es sei bereits in der deutschen Literaturgeschichte brust- und kreuzlahm geritten, wird noch einmal bestiegen und der Reiter kommt von dem bedauernswerthen Gaul nicht mehr herunter. Es gibt kein einziges Kapitel in den beiden Bänden, fast könnte man ohne Hyperbel sagen kein einziges Blatt, auf dem nicht der ewige Klingklang von dem „gesunden Menschenverstande“ wiederholt würde.

Kritikationen über die erste Revolution leiten das Ganze ein:

Die Französische Revolution klingt den Schriftstellern, die übrigens alles begreifen (uns dünkt, nur Julian Schmidt ist so glücklich), noch immer wie ein Räthsel. Die einen sehen in ihr einen providentiellen Act, den Anfang der wahren Geschichte der Menschheit, die andern den ungeheuersten Frevel, den selbst das Elend eines ganzen Geschlechts noch nicht völlig gesühnt. Niemand hatte sie geahnt, obgleich sie fast ein halbes Jahrhundert lang vorbereitet war. Seit Jahren regte sich bei allen Völkern die dunkle Ahnung, es stehe eine neue Zeit bevor, und als sie nun eintrat, war alle Welt überrascht, am meisten die Führer der Bewegung. Die Weisesten geriethen in Verwirrung; selbst als der Sturm losgebrochen war, begriffen sie noch nicht, wohin er wehe.

In dem Tone geht es bis S. 39 fort:

Der Eindruck der Revolution ist verschieden, je nachdem man sie in ihren großen allgemeinen Zügen auffaßt, oder sie in ihre Elemente zerlegt. Uebersteht man ihren Lauf im Zusammenhang, so wird jede Partei, gleichviel, ob sie sich dafür oder dagegen ausspricht, das Große und Gewaltige der Revolution anerkennen; daher z. B. der hureisende Eindruck, den die gedrängte, fast trockne Darstellung bei Mignet macht. Er betrachtet das Ereigniß von weitem, ohne irgendwas zu verfälschen, nur so, daß die kleinen Parteien in Schatten treten. Dadurch gewinnt das Ganze Form und Gestalt und zugleich einen logischen Zusammenhang, der der Geschichtsschreiber nicht erst hinzulegen hat. Anders wird der Eindruck, wenn wir näher treten; vieles, was

und in der Ferne in kräftigen harmonischen Farben erschien, zeigt sich als krankhaft, kläglich, unästhetisch. Eine Geschichte der Revolution vom psychologischen Standpunkte aus, oder eine Geschichte des Geschlechts, welches die Revolution machte und erlitt, in seinen hervortretenden Individuen, würde fast aussehen wie eine Philosophie des menschlichen Elends. Die eine Betrachtungsweise darf die andere nicht widerlegen, sie müssen sich gegenseitig ergänzen, und nur durch die Vereinigung beider gewinnt man ein getreues Bild.

Daß ein Rückblick auf die Revolution in einer französischen Literaturgeschichte seit 1789 erforderlich war, wird kein Verständiger leugnen, indessen auch ebenso wenig behaupten wollen, daß diese Betrachtungen zu einer so massigen Ausdehnung anschwellen mußten. Der Koffer wird eben zusammengepackt; gleichviel, was sich gerade ergreifen läßt. Da lesen wir allerlei und Verschiedenes über den Fendalstaat und die Centralisation, über den Militärstaat und die Literatur des 17. Jahrhunderts, über schlüpfrige Romane und über den Geist der Philantropie, über die öffentliche Meinung und über den gesunden Menschenverstand: kurz, es wird in dem Ragout de omnibus rebus et de quibusdam aliis gehandelt. Ein nächster Abschnitt überschreibt sich: „Die Ideologen.“ Ihn füllen Notizen über Chamfort, Condorcet, Sieyès, Cabanis, Volney, Tracy, Broussais und andere verwandter Richtung. Etwas Untes wird den wenigsten gelassen; ebenso fehlt und hämisch wie über Chamfort: „Seine Tragödie «Musalapha et Zwangir» war nicht besser und nicht schlechter als viele andere der Zeit, aber sie hatte das Glück, die junge schöne Königin zu rühren“, wird über die andern geurtheilt. Wir fragen, heißt es eine ernste Kritik ausüben, oder nennt man es eine frivole Annäherung und Unwissenheit, wenn man mit den zwei Worten, die wir durch Anführungszeichen markirt haben, das anerkannteste und gefeiertste Hauptwerk eines Dichters abfertigt, der ein Jahrzehnd hindurch der anerkannteste und gefeiertste Dichter Frankreichs war? Auf S. 86 hebt ein neuer Abschnitt an: „Die Dichtung.“ Man wird belehrt, „der Abstand ist außerordentlich, wenn man die Lyriker von 1830 mit denen von 1770 vergleicht“, denn „die Franzosen verstanden besser als irgendeine Nation, dem Inhalt des gesunden Menschenverstandes einen geistvollen und wichtigen Ausdruck, dem Inhalt des Gemeingefühls eine kräftige sonore Form zu geben“. Ueber Vernachlässigung können sich Porny, Lebrun, Delille, Millevoye u. s. w. nicht beschweren; Proben von ihnen sind ganz wacker zu einer stattlichen Anthologie ausgeschrie-ben. Von dem Chansonnier Béranger heißt es unter anderem: „Der Stil Béranger's ist nicht überall gleich. Zuweilen wird man an den Geschmack der Kaiserzeit erinnert, die Anspielungen auf die lateinische Mythologie stören den Fluß der Stimmung; er sucht nach geistvollen Wendungen, die zu künstlich und zu verwickelt sind, um nicht gegen den Ton zu verstoßen“, „er wird widerlich, wenn er den gebildeten Mann herausleert“, „Freillon als tragische Erscheinung ist im höchsten Grade widerwärtig“, „«La Bacchante» ist ein steifes, anspruchs-volles Gedicht, dessen materialistische Schilderungen nur

Ufel erregen"; „bei Béranger tritt das Recht und die Pflicht der sittlichen Kritik ein, und man darf nicht verschweigen, daß der Dichter nicht selten einen argen Anstoß gegeben hat" u. s. w. So vornehm und wegwertend lautet Schmidt's Conduitenliste über einen Dichter, mit dem er noch glimpflich verfährt. Von Béranger's Begräbniß im Sommer 1857 springt er zum Theater der Revolution über, zu Arnault, Raynouard, Ducis, Lemercier, Talma, Andrieux, Picard, Etienne. Auch Escribe und Delavigne werden gleich abgethan. Was noch nicht erledigt, fällt in ein Schlußkapitel: „Die Classiker." Vortalis, Zoubert, Michaud, die Kritiker des „Journal de l'Empire" und — der Maler David bilden den Inhalt des Kapitels. Es ist sehr bezeichnend für Schmidt, wie er über die Heulkeitskritiker jener Epoche abspricht. Jedes Kind weiß es, daß die ersten Jahre des Kaiserreichs das goldene Zeitalter der literarischen Kritik waren, jeder Dilettant in der französischen Literatur weiß es, welche Stelle unter jenen Kritikern Geoffroy einnimmt. Geoffroy ist für Frankreich ein Leßling. Julian Schmidt, der wahrscheinlich den Gedanken nicht ertragen kann, das Jahrhundert hätte außer ihm noch einen zweiten Kritiker aufzuweisen, unäelt und heßelt an Geoffroy nach Kräften, und die widerwillige und karge Anerkennung, die er für den Mann hat, besteht in einem Compliment für seinen — gesunden Menschenverstand! „Seine Bildung wie sein Urtheil waren einseitig, aber ein verber gesunder Menschenverstand und eine Entschlossenheit, die keine Schonung kennt, eigneten ihn zum Kritiker jener Periode." Das Kapitel wird durch eine der zahlreichen politischen Digressionen, die hier theilweise eine indirecte Hinweisung auf die Zustände in dem heutigen Empire, beendigt:

Für diejenigen, welche weder Militärs noch Geometer waren, war das Kaiserreich eine unerfreuliche Epoche, man fühlte, daß Frankreich's Blut in den fortwährenden Kriegen erschöpft, daß alle productiven Kräfte der Nation im Keime erstickt wurden, es verbreitete sich ein tiefes Gefühl der Traurigkeit über das Volk, man war unruhig über die Zukunft und doch in einer vollständigen Unwissenheit über das, was man hoffen sollte; man wandte sich nicht von der Regierung ab, man suchte sein Heil nicht anderwärts; die Zeit der Illusionen und Wünsche war vorüber, und mit der Freiheit war auch die Kraft des Hasses, die Kraft der Aufopferung untergegangen. Man wünschte nicht den Fall des Kaiserreichs, man hoffte keine Reform, man unterzog sich ihm wie einer dunkeln Nothwendigkeit: gleich unfähig, ihm Schranken zu setzen oder es zu kürzen, empfand die ganze Generation ihr Dasein als ein zweckloses; längst von den Theorien zurückgekommen, bewahrte sie eine unbestimmte Abneigung gegen alle Systeme, sie mißtraute jeder Opposition, falt und berechnend glaubte sie nicht mehr an die Ideen, sondern nur noch an die Thatfachen. „Ich denke überhaupt nicht!" antwortete Sieyès, als man ihn fragte, was er über eine bestimmte Sache dachte. . . . Es war dem Militärstaat doch nicht gelungen, die gesammten Kräfte der Nation für sich zu gewinnen; wie die ehemalige Demokratie stand er außerhalb des Lebens, und die düstere Niederlage mußte auch seinen inneren Sturz herbeiführen. Die Kraft der Revolution aber hatte sich ausgegeben, zu ihr konnte das Volk nicht mehr zurück, und so blieben nur die historischen Mächte übrig u. s. w.

Es bedarf nur sehr unwesentlicher Striche und Correcaturen, und man hat die pariser Correspondenzen neuer-

sten Datums, wie wir sie oft genug in dem „Grenzboten" angetroffen.

Von dem zweiten Buche: „Die Restauration der Kirche", könnte man meinen, es sei geschrieben, um alle denkbaren und möglichen Bitterkeiten gegen Chateaubriand abzulassen, ganz wie man gesagt hat, Schmidt's deutsche Literaturgeschichte sei geschrieben, um alle denkbaren und möglichen Invectiven über Gutzkow auszuschlitten. Schmidt weiß es ganz genau, daß der größte Theil von Chateaubriand's Ruhm von dem Umstande herrührt, daß der Dichter ein so außerordentlich lebenswürdiger Don Juan gewesen, der zwar „im Alter ein eitler Oed geworden", an dem sich aber „alle spätern Dichter Frankreichs beirraucht haben". In dem Sündenregister, das ihm mit Inquisitionsmäßiger Genauigkeit vorgelegt wird, figurirt es obenan, daß Chateaubriand, als er im Exil in England lebte, eine Pfarrerstöchter kennen gelernt, und obwohl verheiratet, eine so glühende Neigung zu dem schönen Mädchen gefaßt, daß er sich nur durch eitle Glucht zu retten vermocht. Auch ist es unverzeihlich von dem Dichter, daß er seine Frau so lange und so arg vernachlässigt hat. Die Aermste! Ob und womit sie sich der Vernachlässigung getrübet, ist ihrem Ritter Julian Schmidt nicht bekannt. Im zweiten Bande (S. 101) liest man:

Die moralische Pedanterie, die an alle einzelnen Fälle denselben Maßstab legt, jene Gellert'sche Spießbürgerei, die den christlichen Keitknecht höher stellt, als den kiegereichen Helden, weil man ihn weniger zur Last legen kann, eignet sich schon am wenigsten für die Geschichtschreibung.

Andern Lehren und Vorschriften zu ertheilen, versteht Schmidt vortreflich, aber für sich selbst, der doch so leidenschaftlich gegen alle Monopole und Exemtionen declamirt, nimmt er — exemplum docet! — Exemtionen in Anspruch. In den Dichtungen Chateaubriand's trifft er „Herzenskälte, verbunden mit erhöhter Einbildungskraft"; von einem seiner Uebersetzer bemerkt er, „derselbe sei aus dem Innersten seiner Seele geschrieben und werfe ein unheimliches Licht auf die Günde dieses vermessenen Herzens". In den „Natchez" muß man von „der müßigen Formlosigkeit absehen", und findet doch bloß „Schönheiten blutiger Art". Man nehme die entsetzliche Scene, „welche auf die Ermordung René's folgt. Das Herz wird krank in diesem Reichenbust, in dieser Mischung des Gespenstischen und der Wollust; es ist eine durch und durch verdorbene Phantastie, die solche Scenen schaffen kann. Selbst in der Perle des Werks, in der Episode der Atala, weht eine Fieberluft." Der „Geist des Christenthums" ist nichts als „das phantastische Spiel mit kirchlichen Formen". Wenn Chateaubriand am Jordan niederkniet und Wasser in eine Flasche füllt, das nachmals bei der Laufe des Herzogs von Bordeaux angewandt wird, wenn er sich in Jerusalem die Kitterweiche geben und mit dem Schwerte Gottfried von Bouillon's umgürten läßt, ist er in des Verfassers Augen „der Ritter von La Mancha und aus René's dämonischer Natur wird ein komisches Bild". René und Chateaubriand werden förmlich identificirt; so ungefund dieser Charakter, sei der Dichter selbst:

Es liegt etwas Dämonisches in dieser Natur, eine unüberwindliche Macht der Zerstörung. Diese Neigung, die Vorstellungen des Todes stets in die Vorstellungen der Liebe zu mischen, diese Betrachtung gegen sein eigenes Gefühl in dem Augenblick, wo er aufs höchste entzückt zu sein glaubt, dies quälende Gefühl der Leere auch im Genuß, dieser Durst nach einer unendlichen Befriedigung, die ihm nie zu Theil wird, weil er ihr sein inneres Leben entgegenbringt: das ist der Typus des modernen Epikuräismus im Gegensatz zum einfachen Epikuräismus des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein Genuß, der gewissermaßen seine eigene Sündhaftigkeit fühlt und in dieser schwelgt. René spottet und verachtet, auch wo er glüht; er verachtet im Grunde sich selbst, und nur ein geheimes unbekanntes Etwas in seinem Innern, das kein anderer ergründet, von dem er selbst nicht weiß, was es ist, bleibt ihm heilig. René hat das stolze Gefühl, von keinem begriffen zu sein, vielleicht auch von Gott nicht u. s. w.

Schmidt hätte sich die Länge der Auseinandersetzung ersparen können; wir kennen das Raisonnement ganz hinlänglich aus den „Grenzboten“. Das Verdienst sei ihm nicht vorenthalten, daß er Chateaubriand's Bild zur Caricatur verzerrt hat. Nur wenig besser ergeht es den übrigen, meistens sehr bedeutenden Köpfen, mit denen sich der Abschnitt beschäftigt; die Latharpe, Rivarol, St.-Martin, Maury, Bonald, Maistre, Lamennais, Lacorbaire, Montalembert u. s. w. finden wenig Gnade vor Schmidt's Augen; ihre principielle Richtung ist ihm zuwider. Bis in das Rothe und Brutale verleiht sich die Festigkeit der Ausfälle gegen Bonillot.

Das dritte und letzte Buch des ersten Bandes nennt sich „Versuche einer Vermittelung“. Die Erschütterungen der Revolution hatten in der französischen Gesellschaft eine tiefe Kluft hervorgebracht. Es waren nicht mehr bloß die Interessen und Neigungen, welche die Menschen trennten, es waren die Ideen; beide Parteien redeten eine ganz verschiedene Sprache, die eine verstand die andere nicht mehr. Jede der beiden Seiten enthielt etwas, was der Nation unentbehrlich geworden war: man wollte keine der großen Errungenschaften der Aufklärung aufgeben, man suchte aber doch für sein Herz eine Stätte, wo es sich in die unsichtbare Welt vertiefen und unbeirrt durch den Lärm des Tages seinen Träumereien nachhängen konnte. Zwischen den Extremen, die sich in wilder Leidenschaft gegenüberstanden, suchte die französische Nation nach einer gesunden Mitte, sie strebte den verlorenen Schwerpunkt wiederzufinden, in dem der Verstand und das Gefühl sich begegneten. Dazu konnte weder die alte revolutionäre Schule verhelfen, noch die neue christliche Schule, denn beide verleugneten einen wesentlichen Theil der französischen Gesellschaft. Die Vermittelung, das Ausfüllen der Kluft wird von der gemäßigten Schule übernommen. Man versteht unter ihr nicht eine zusammenhängende Partei von geschlossenen Ueberzeugungen und bestimmter Organisation, sondern eine Reihe von Schriftstellern, die durch ihre Gesinnung und Kultur miteinander zusammenhängen, die von der Aufklärung ausgehen und sich durch einen innern Proceß ihres Denkens und Empfindens zu jener höhern Ideenvelt aufschwingen, welche das vorige Jahrhundert vernichtet zu haben glaubte. In diese Kategorie werden von dem Verfasser Meier, Wallat du Van, Frau von Staël, Frau

von Genlis, Frau von Krüdener, Frau von Charrière, B. Constant, Sidonni, Gauriel, Barante gerechnet. Ambosshaften und malicidösen Bemerkungen wimmeln die einzelnen Charakteristiken, oder vielmehr das, was dafür gelten soll; von Frau von Krüdener heißt es beispielsweise: „Ohne stark sinnliches Temperament hatte sie einen unstillbaren Ehrgeiz des Herzens; sie war eine spirituellistische Kokette, die Welt sollte sich mit ihr und ihren Empfindungen beschäftigen. Darum sprach sie gern von Liebe, gleichviel ob von der irdischen oder der himmlischen.“ Auch habe sie es verstanden, „ihr Buch auf eine Weise zu colportiren, in der selbst die Industrieritter unserer Zeit mit ihr nicht wetzeln können“. Excuse über die effectistischen Philosophen, deren Wirksamkeit hauptsächlich in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts fällt, über Maine de Biran, Royer-Collard, Cousin, Jouffroy, Terminier, Simon, Remusat endigen den Band, nicht aber das Buch.

Die Fortsetzung des dritten Buchs eröffnet den zweiten Band. Diese Fortsetzung zerfällt wieder in zwei Kapitel; das letztere zieht die Literaturgeschichte und Kritik in den Kreis seiner Betrachtungen, Männer wie Willemain, Girardin, Nisard, Saint-Beuve, Patin, Planché, während das erste auf die historische Schule eingeht, auf Guizot, Broglie, Salbandy, Saint-Pris, Thiers, Carné, Raudot, Torquerville, Mignet, Thiers, A. Garrel. Wir halten dies Kapitel für das beste, was die gesammte Arbeit bietet. Hier hat Schmidt selbständige Studien gemacht, ist wohl orientirt und zu Hause. Auch die Gewohnheit des Lästerns und Blasphemirens tritt in den Hintergrund. Störend bemerkbar macht sich dagegen das Unorganische und Abgerissene der einzelnen Artikel; es wird sehr offenbar, wie das Ganze keineswegs aus einem Guß, sondern mosaikartig zusammengefügt ist. Aus dieser Untersuchung erklärt sich ein weiterer Tadel, der die Darstellung treffen muß. In einem Grenzbotenfeuilleton mag es ganz am Orte sein, wenn der Leser in das beschriebene Zimmer eingeführt wird, welches Mignet und Thiers gemeinschaftlich bei ihrer ersten Ankunft in Paris bewohnten, wenn Thiers als ein kleines Männchen beschrieben wird, dessen Gesicht durch eine große blaue Brille entstellt wurde, der beständig spöttisch lächelte, der aber auch über alle Dinge, über Kunst, Wissenschaft, Politik mit so frappirender Unsicherheit zu sprechen wußte, daß man ihm ein Ministerportefeuille prophezeite u. s. w. In eine Literaturgeschichte, die ein wissenschaftliches Werk zu sein prätendiert, dürfen dergleichen Blüthe kaum hineingehören. Thiers wird übrigens zu einem Vertreter des gesunden Menschenverstandes gemacht, der nun einmal nirgends fehlen kann: „Thiers ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen Gegensatz zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen“, und: „Niemand konnte verkennen, daß Thiers in dieser drängenden Lage (1848) unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung den gesunden Menschenverstand entwiderte.“ Gegen Mignet wird mit Recht der Vorwurf erhoben, er habe das liberale Publikum mit seiner „Ge-

sichte der Revolution“ daran gewöhnt, es mit dem politischen Gewissen leicht zu nehmen:

Persönlich verabschiedete er die Gravelhuten von 1793 auf höchste; aber er wußte sich mit den Umständen abzufinden. Er stellt die Geschichte wie einer dar, der während der Revolution zuerst zu Lafayette, dann zu Brissot, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsausschuß, zu den Thermidoriern, zu Bonaparte, zum Kaiser gehalten hätte, und der endlich mit dem bekannten Marschällen ins Lager der Restauration übergegangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen persönlich kein Flecken haften, die sich aber in Perioden der Leidenschaft überall der leidenschaftlichsten Partei angeschlossen, weil diese zugleich die stärkste war. Aber daß es solche Männer gab, daß es sie in einer so großen Anzahl gab und daß sie mit so großen Talenten ausgestattet waren, das war gerade der Grund, warum die Revolution einen so unheilvollen Verlauf nahm. Alle Achtung vor ihrer Einsicht, sie waren doch nur politische Mantelträger, und es ist sehr schlimm, wenn in den Mantelträgern der Kern der politischen Einsicht gesucht wird.

Auch die Einleitung zu der Charakteristik von Thiers und Mignet enthält manche zutreffende Punkte:

Man versteht die schnell eintretenden Katastrophen der französischen Zustände innerhalb der letzten Jahrzehnte erst dann, wenn man die Stimmungen und Gefinnungen durchforscht, die sie nicht gerade herbeiführten, aber die ihnen entgegenkamen. Zum Eintritt einer Thatfache gehören noch viele Umstände, die sich insofern der Berechnung entziehen, als sie nicht aus dem allgemein sittlichen Geist hergeleitet werden können. Bei einem so elastischen Volk wie die Franzosen muß der Zunder gerade in einem bestimmten Augenblick aufgehäuft sein, daß der elektrische Strahl ihn trifft, und es wäre vermessend, nachträglich die innere Nothwendigkeit aller jener Revolutionen beweisen zu wollen. Die Julirevolution war zu vermeiden, auch die Februarrevolution; aber da sie einmal eintraten, wurde ihre Richtung durch die früher vorbereitete Gefinnung festgestellt. Der Thermometer der öffentlichen Gefinnung ist derjenige Theil der Literatur, der sich auf die Wirklichkeit bezieht; nicht die eigentliche periodische Literatur, für die es schwer sein würde eine mittlere Propagation zu finden, sondern einzelne Werke, die durch ihre unmittelbare Wirkung beweisen, daß sie die Stimmung der Zeit getroffen haben. Die Julirevolution versteht man nur aus Thiers und Mignet, die Februarrevolution nur aus Lamartine, Louis Blanc und Michelet.

Im vierten und fünften Buch, „Die romantische Schule“ und „Die sociale Bewegung“, empfängt man den Eindruck, als befände man sich in Unterhaltung mit jemand, dessen bisheriges Reden zwar keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß derselbe eines sehr gallischen Temperaments, von dem man aber doch völliges Desistiren nicht erwartet hätte. Was Schmidt über die deutschen Romantiker zusammengelästert, ist nur eine schwache Leistung im Vergleich zu seinen Leistungen über die französischen Romantiker. Jeder von ihnen ist eine „Kassandra, welche von der Welt mit äußerem Glanz verehrt, welche in Sammt und Seide gekleidet sein und Schildkröten-suppen und indianische Vogelnester verschlingen will“. In der Specialrevue eröffnet Lamartine den Reigen. Wie Chateaubriand Schmidt's Prügelknabe im zweiten Buche des ersten Bandes, so ist Lamartine der Prügelknabe im vierten Buche des zweiten Bandes. Zu den Sünden dieses Autors gehört es, daß er „schon als junger Mann sein eigenes Zimmer erhielt, eine Uhr, ein Reispferd und ein

Gewehr, und sich der Schätze einer Bibliothek bediente“. Das meiste, was er geschrieben,

ist nicht bloß in Bezug auf den Inhalt von einer erschreckenden Nullität, sondern auch in der Form eine Subletti;... während des ganzen Lebens halte sich bei ihm die Wirklichkeit nur in blendenden Phantasiegemälden geltend gemacht, seine Seele war der einzige Mittelpunkt seines Lebens, sein einziges Bestreben eine vornehme und feierliche Haltung, seine Beobachtung kam aus Hallucinationen heraus, seine Handlungsweise wurde durch zufällige Eingebungen bestimmt, seine Ideale gingen gleich Wolkengebilden fortwährend in ihr Gegenbild über. Er hat aller Welt Höflichkeit gesagt, aber geliebt hat er niemand als sich selbst. Seine Virtuosität in der Träumerei war niemals durch ein ernsthaftes Studium, niemals durch einen männlichen Gehirnen unterbrochen;... am liebsten verweilt Lamartine bei seinen eigenen Grimaßen; sein mißes, verklärtes, humanes und doch spirituelles Lächeln wird des Breiten explicirt; wenn er aber etwas nachdenkt, so wird die Haltung der Arme, des Kopfes, die verschleierten Stirnfalten gründlich ausgemalt....

Nach solchen Proben über Lamartine, über das grüne Holz, kann man errathen, was an Urtheilen und Eplitheten für das dürre Holz übrig bleibt, für Prosper Mérimée, Courcier, Bazin, A. de Musset, Capesigue, B. Hugo, Gautier, A. de Vigny u. a.

Unter den Socialisten werden die Philosophen Saint-Simon, Fourier, Cabet, Leroux, Reybaud, Buchez, L. Blanc, Proudhon von den „industriellen Romanschreibern“, A. Dumas, Jules Janin, Alphonse Karr, Soulié, E. Sue, Balzac, George Sand gesondert. Die Farben, in denen Schmidt hier malt, haben ihre Berechtigung, obwohl weniger brennend Roth und Grün auch dem Zwecke genügt haben würde:

Es waren krankhafte Gebilde eines Opiumtrankers, und nur dem Sinn für Wahrheit war auch das Gewissen geschwunden. Da man an nichts mehr glaubte, so combinirte man zuerst Stoffe, die nicht zusammengehörten, dann stellte man diese Ausgeburt der Willkür als die Ideale der Zukunft dem wirklichen Leben entgegen. Eine unheimliche Toleranz rechtfertigte nicht bloß die Leidenschaft, nicht bloß das Verbrechen, sondern auch das Laster, und was das Unerhörteste ist: diese Corpisten, die auch das Widerwärtigste zu rechtfertigen und zu erklären unternahmen, geberdeten sich als Charlatane, sie versprachen allen Leiden der Gesellschaft abzuhelfen, eine neue Religion und eine neue Weltordnung herzustellen. So geht in letzter Instanz die Romantik durchweg mit dem Socialismus Hand in Hand; sie predigt die Emancipation des Weibes, die Aufhebung der Armuth, die Gleichheit aller Menschen, die Geburt eines neuen Gottes, die Erldung des Teufels; man hat sich vom Standpunkte der Moralität darüber scandalisirt, aber was sollten diese Induzirriten anders schreiben, alltäglich den abgestumpften Gaumen der Leute durch ein neues Gewürz zu kugeln? Das Mittel, diese festsamen Glaubenssätze zu vertheidigen, fanden sie in der materialistischen Analyse. Die artistische Bildung hörte auf, dagegen wehrte die Romantiker, Handbücher der Medizin, der Chemie u. s. w. anzuschreiben und ihrer Phantasie nachzugehen, indem sie die Nothbücher der Aerzte und die „Gazette des tribunaux“ romantisirten u. s. w.

Wir fügen hinzu, der Literaturhistoriker Schmidt macht seine Literaturgeschichte, indem er weitest, die Romane dieser Romantiker auszuschreiben. Von Dumas, den Schmidt noch den „unbefangenen unter den Aposteln des Infinites“ nennt, heißt es:

Die Nachahmung der Natur, und zwar der romantischen

Wacht, wurde seine Aufgabe, an die Stelle des Erfolgs setzte er die Begierde, an Stelle der Liebe den Trieb, an Stelle der geistigen Erregung das Blut. Er kennt nur die Stärke, die begehrt, und die Schwäche, die sich fügt.

Die blinde fanatische Wuth, in die sich Schmidt bei der Darstellung der romantischen Schule von vornherein versetzt, schließt jede gerechte Würdigung aus. Gewiß bieten die Leistungen der Romantiker dem Begründeten Tadel Anhalt; die Schule jedoch in Vausch und Bogen als unsittlich und wahnwitzig verzeichnen, ist jedenfalls unrecht.

Wir können schließen. Wie haben wir gelacht, wie mitleidig die Achseln gezuckt, wenn wir als Kinder von den Kindern aus Hameln lassen, die sich von dem Ratzenfänger blauen Dunst vormachen ließen! Die Geschichte wiederholt sich jeden Tag, nur daß die Axtens nicht die Kleinen, sondern die großen Kinder sind. Oder hat es nicht, um mit unserm concreten Fall zu endigen, eine Zeit nicht Leute gegeben, von denen Julian Schmidt für einen Kritiker und Historiker gehalten worden ist?

Thaddäus Kan.

Kadebly's Denkschriften.

Denkschriften militärisch-politischer Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Grafen Kadebly. Stuttgart, Gotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Die Sammlung der Denkschriften Kadebly's bildet eine Ergänzung der 1858 erschienenen sogenannten biographischen Skizze „Der k. k. österreichischen Feldmarschall Graf Kadebly“ (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858) und ist dem Verfasser der letztern, welchen die allgemeine Stimme schon genannt hat, bereits vor Jahren von dem vorwiegenden Feldherrn übertragen worden, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, solche erst nach seinem Tode zu veröffentlichen. „Was hier dem Leser geboten wird, ist durchaus den eigenhändigen Concepten des Feldmarschalls entnommen oder nach dessen Dictaten niedergeschrieben; einiges auch bloß nach seinen Ideen ausgearbeitet, obgleich immer wieder durch ihn selbst verbessert. Seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht vor die Öffentlichkeit zu treten, solange er noch am Leben war. Er schaute nichts so sehr als eine einstige Kritik, ein Verleumdungselend seinen Streben.“ Wir nehmen das Gebotene mit Freuden an. Was kann interessanter und belehrender sein, als die Gedanken eines großen Mannes zu lesen, der auf dem Felde der Staatskunst, der Heeresorganisation und Administration in einer langen ruhmvollen Laufbahn gewirkt und diese als Feldherr so glorieus beschloßen hat! Der Herausgeber hat recht: die kriegswissenschaftliche und kriegshistorische Literatur wird Kadebly's Denkschriften nicht unbeachtet lassen können; und wenn die Kritik, besonders die junge, leichtfertig mit dem Wort ist, hier mag sie Achtung lernen vor dem Gedanken, dem eine große Zeit, welche das jüngere Geschlecht kaum noch versteht, zur Grundlage und die eigene Leistung zur Legitimation dient.

In der erwähnten biographischen Skizze ist bereits angedeutet, daß der Verewigte nicht bloß den Degen, sondern auch die Feder zu führen verstand. Wie wäre er auch sonst Chef des Generalstabes der Armee gewesen! Er schrieb bis in die letzten Jahre seines Lebens viel, gern und auch mit großer Beilichtheit. Die Reihe der Denkschriften, welche uns mitgetheilt werden, beginnt mit dem Jahre 1809 und endet 1834. Es sind deren 66. Viele davon sind schon in der biographischen Skizze berührt worden, auf welche wir verweisen. So die Aufsätze über die oberste Kriegsführung, mit welchen die Sammlung eröffnet wird und viele der

Memoires, Instructionen und Operationsentwürfe aus den großen Kriegen von 1813 und 1814. „Meine Ansichten“ ist die zweite Denkschrift betitelt; sie berührt die Lage Oesterreichs nach dem Frieden von Wien, und findet das einzige Heil der Zukunft in der zu künftigen Wehrkraft. Er erwägt die Grundsätzlichkeit der Mittel dazu, auch die finanziellen, und geht dabei in das kleinste administrative Detail ein. Auch die wachsende Aemterung und der dadurch erzeugte Nothstand des Militärs wird ins Auge gefaßt, und Abhilfe durch Naturalien, selbst Uniformstücke für Offiziere vorgeschlagen. Damals schon die Klage; was soll erst die heutige Generation sagen? Ein „Entwurf zu einer Instruction für die Generalcommanden, die Zuteilung der Offiziere des Generalstabes betreffend“ von 1810 enthält für die Beschäftigung der letztern sehr vortreffliche Bestimmungen. Gleichfalls von 1810 hat die „Ansichten über die Streitkräfte bei Ausbruch eines Kriegs zwischen Rußland und Preußen einerseits, gegen Polen und Frankreich andererseits“, wobei sich der Verfasser Oesterreich verbündet mit Frankreich denkt, entweder bestraft oder offenbart und die Basis der Operationen für beide Fälle ermittelt.

Die beiden folgenden Denkschriften: „Ueber die Beschäftigung der Offiziere des Generalquartiermeisterstabes“ und „Instruction für einen bei einer auswärtigen Gesandtschaft zugetheilten Offizier“ können noch heute für normal gelten. Wir empfehlen sie besonders der Aufmerksamkeit. „Betrachtungen über einen künftigen Krieg des Hauses Oesterreich“ von 1811 rathen zur Befestigung eines zweckmäßigen Vertheidigungssystems an seinen westlichen und nordöstlichen Grenzen, weil Oesterreich durch den Frieden von 1809 den größten Theil seiner durch die Natur selbst gebildeten westlichen Grenzbarrieren verloren habe und die ganz von Napoleon abhängige Macht in Polen zu bedeutender Stärke angewachsen sei. Der Grundgedanke ist, dem Feinde durch ein wohlgeordnetes System von Befestigungen seine kürzeste Operationslinie, die Donau, zu sperren und gegen Polen die Defensionslinie so weit zurückzuziehen, bis sich Punkte finden, wo große Landstrecken mit mäßiger Truppenzahl zu bedecken sind. Ein „Kartographischer Ueberblick der Beweggründe“ zu gleichzeitigem Aufmarsch dieses Werks, sowie der möglichen Einwendungen der obersten Finanzstelle unterstützt die vorige Schrift. „Dem Staate kann kein Opfer zu groß sein, wenn er dadurch seine Sicherheit und die Erhaltung des Ganzen erlangt. Solche Summen sind auf große Zinsen gelegt“, lauten Kadebly's Worte, welche für alle Zeiten gelten, besonders für solche, wo in der trügerischen Hoffnung auf einen ewigen Frieden um jede noch so notwendige Verbesserung der Wehrkraft gekümmert wird. „Mittel um in militärisch-politischer Hinsicht in einer genauen fortlaufenden Kenntnis zu sein“, gibt der Bericht vom Februar 1813 an, welchen der Kaiser über diesen Gegenstand von Kadebly gefordert hat. Diese Mittel werden heute von allen großen Mächten angewendet: bei den Gesandtschaften attachirte Offiziere, geheime Bereisung der wichtigsten Operationsstraßen, ein Landkastellsystem an der Grenze, eine Centralstelle für das Nachrichtenwesen. Man beginnt die Reihe der Denkschriften aus den großen Kriegsjahren, die wir als wichtiges Material für die Geschichte derselben, die noch immer nicht zum Abschluß gekommen ist, bezeichnen. Sie erhalten ihr specielles Interesse eigentlich erst in Verbindung mit dieser. In der biographischen Skizze ist überall ihre Entstehung bezeichnet. Kadebly sprach sich „Ueber die Aufstellung einer Armee zur Vermittelung eines dauerhaften Friedens“ unterm 17. März 1813 aus und nahm darin schon Frankreich als nothwendigen Gegner an; „Ueber die Mittel und Wege, welche den combinirten Armeen zu Gebote stehen, um die Macht des Feindes zu brechen“, ist der Titel einer Denkschrift, ebenfalls vom März, worin er die Aufgabe für das russisch-preussische Heer sieht, die Itale zwischen Genua und Venedig zu gewinnen, um die Streitmacht des Feindes in Nord- und Süd-Deutschland zu trennen (also ein strategisches Durchbrechen) und durch die hier gewonnenen Basen jedes weitere Vorgehen auf der Operationslinie gegen Frankfurt und Mainz zu sichern, während Oesterreich seine Macht im Donauthal sammelt und gegen den

Bodensee operirt. So kam es bekanntlich nicht, aus vielen Gründen. Von Mai ist das „Memoire über die Aufstellung und Bedürfnisse der Observationsarmee in Böhmen“, in welchem angenommen wird, daß sie denjenigen Theil, der sich gemäßigten Friedensbedingungen abgeneigt zeigt, mit Waffengewalt dazu zwingen soll, und daß dies aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich sein werde. Darauf sind die Entwürfe berechnet. Für die neue Armeeinteilung werden selbständige leichte Divisionen vorgeschlagen, die auch gebildet worden sind. Ein zweites Memoire handelt „Ueber den Zweck der Operationen und deren mutmaßlichen Gang, sowie die anzuwendenden Mittel“, auch vom Mai 1813. Kadeßky sieht voraus, daß die Verbündeten sich nicht an der Gibe halten werden, hofft aber, daß sie die Ober behaupten können, bis Oesterreich so weit schlagfertig sei, den größten Theil der französischen Streitkräfte auf sich zu ziehen. „Ueber den Waffenstillstand“ sagt er, was angesichts der Möglichkeit geboten sei und was Oesterreich zu thun habe, um sein Staats-schirmen, er spricht als Hauptzweckspians aus: bloß mit der Haupt-sen, mit allen andern Streitkräften a, bis Napoleon's Hauptmacht gegen Eingabe „Ueber das Avancement alquartiermeisterhabes“ beklagt sich dieser Beziehung stark beeinträchtigt als anders geworden, nicht wahr, „Memoire“ überschriebenes Document die allgemeine Kriegslage für die h, die Entscheidung erst dann zu nie er Ende Juni an der Weichsel ort zurückgeworfen haben. Dies das vorige, aufgesetzt zu sein; das „Was ist nöthig, um die Offensiv-können?“ auch vom Juni bezeich-hon von den drei Armeen der Vers-onrungen von Schweden die Rede Ordanken über die Ergreifung der gegen Tirol und Italien“, worin d der hohe Werth von Tirol, (da-l wird: Tirol als das eine, Böhm-t der Westgrenze, um das Donau-m durch große Brückenkörfe die en Ländern zu sichern wäre; Tirol Böhmen Norddeutschland, wie sich Diese Denkschrift enthält aber noch -spricht sich freimüthig über Oester-s. Es habe den günstigen Moment Rußland unterlegen; jetzt bedürfe

es größerer Anstrengungen, um dasselbe Resultat zu erreichen, welches früher mit geringern Opfern und größerer Sicherheit zu erlangen gewesen. Wäre aber Oesterreich zu irgendeiner Aus-gleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß auf Deutsch-land behielte, so unterschreibe es sein Todesurtheil. „Nur Krieg!“ heißt das Thema, welches dann mit wahrer Begeisterung und Siegeszuversicht auszuführen wird und speciell die Offensive Italien behandelt. Das strategische Vor-zettabschnitten dargestellt. Wir empfeh-fern Fachgenossen ganz besonders. Der-uction für das erste Armeereserve-r für das zweite, beide vom Juli, ent-ung, das Donaurthal und Wien gegen ein-u und des Kaiserthums aus Italien zu-te die „Stärke der französischen Armee-erbündeten Arme“ am 19. August, also-rtstselbstzug. Aus dem Monat Septem-rschiedene Denkschriften, zum größten Theil ie wir, den Raum und Zweck d. Bl. im-n verfolgen können, die aber aufmerksam-nennen. Im September trat bekanntlich je auf Seiten der Verbündeten ein, welche

ihre Verstärkungen erwarteten. Kadeßky warnt in den „Glaub-sagen“ vor einer Vereinigung vieler Streitkräfte, also der Haupt-armee mit Bernadotte oder Blücher, wodurch ein unbeholfener Koloss entstünde, dem nur ein Gott gleichen Willen und glei-chen Gehorsam einzuschüßen vermöchte. Wir würden vereinigt zur Armee des Kerres.“ Er rätb zum Ermüdungskriege, wobei sich aber wol eine sinnentstellende Auslassung im Druck eingeschli-chen: „Wir können ihn nur dadurch vernichten, daß wir ihn in Ruhe lassen (d. h. nie!), ihn unaufhörlich in Detailgefechten ermüden, ihm jedes Subsistenzmittel entziehen“, wenn der erste Satz nicht das Vermeiden einer Hauptschlacht bedeuten soll. Ka-deßky's Schreibart ist aber sonst so klar wie seine Ansichten. In dem letzten dieser Schriftstücke ist nun schon die bairische Arme mit berührt, für General Wrede eine Instruction gege-ben. Noch immer aus dem Hauptquartier Töpliz, datirt vom 1. October ist ein „Memoire über den Krieg 1813“, welches die bisher gemachten Erfahrungen zusammenfaßt und nur dem Kronprinzen von Schweden zu viel Ehre anrührt. Dann folgte die große Einkasziehung. In dem Operationsentwurf vom 5. Oc-tober aus Marienberg lesen wir noch immer als Hauptgrund-satz, daß einer Hauptschlacht vermieden werden soll, nachdem in dem vorhergehenden gesagt ist, daß immer auf die Hauptcom-munication des Feindes gewirkt werden müsse. Dies ist also ein klarer Beleg über die Ansicht des obersten Hauptquar-tiers. Ueber die Schlacht von Leipzig findet sich in vor-liegender Sammlung keine Zeile von Kadeßky, und wir be-dauern es sehr, daß alles, was er für die zur Schlacht füh-renden Operationen und für die Schlacht selbst aufgesetzt hat, nicht aufgenommen worden ist. Manches, was noch dunkel ist, würde dadurch aufgeklärt worden sein. Diese Lücke ist schmerz-lich bemerkbar. Der nächste Operationsentwurf vom 29. Oc-tober spricht nur von dem fernern Verhalten, das von nun an „mehr als seither den Charakter einer vollkommenen Offensive annehmen kann“, und es am gerathensten findet, „den Rhein so-fort zu passiren und so mit vereinten Kräften so tief als mög-lich in das Innere von Frankreich vorzubringen“. Hier spricht sich Kadeßky's volle Thätigkeit aus. Auch in den folgenden „Vorschlägen“ und „Memoires über die zu beobachtenden Grund-sätze bei künftigen Operationen“, „über die Nothwendigkeit, die Operationen diesen Winter fortzusetzen“, mahnt er, „das kräftig Begonnene kräftig auszuführen und seinem Augenblick zu versäu-men“; „nur aus unserer eigenen Bedenklichkeit kann Napoleon Heil erwachen“.

Aus dem Feldzuge von 1814 liegen nur vier Schriftstücke vor: „Concentrationspunkte für die drei Hauptcolonnen der im Innern von Frankreich operirenden verbündeten Armee“, vom 18. Januar; „Ueber die Bewegungen der Corps des Feldmarschall-leutenants Bianchi und des Kronprinzen von Hessen-Homburg und Aufstellung des dritten, vierten, fünften und sechsten Armeecorps“, vom 5. März; „Entwurf zu einer Demonstrationsoperation“ (als über Blücher's Operationen vor der Schlacht von Baon Ungewissheit herrschte), und ein „Entwurf für die Operationen, falls der Viceldnig von Italien sich nicht unterwerfen sollte“, vom 9. April. Eingeschoben sind „Anträge über das Voten-meistercorps der Hauptarmee“, das zum Kundtschaften, zum Kur-rierdienst und zu andern Versendungen und zur Stabswache im Hauptquartier bestimmt war.

In der Denkschrift „Ueber das Wiedererschienen Na-poleon's in Frankreich“ spricht sich Kadeßky in Wien un-ter dem 24. März 1815 dahin aus, daß die Einleitung zum Krieg mit so viel Nachdruck zu betreiben sei, „um späte-stens Ende Mai die Offensive zu ergreifen oder nie!“ Die Andeutungen über den Congreß und den Einfluß seiner Länderbegrenzungen bezugden den politischen Scharfblick des Feldben. An dies Memoire knüpfen sich wieder Operationsent-würfe, welche zwar durch Waterloo überflügelt, aber doch lehr-reich sind. Wir heben die Ansichten über die Vertreibung des Oberrhein und Süddeutschlands hervor, und die Ermüdung, ob und wie Straßburg erobert werden könne?

Nach dem Frieden folgt noch eine Reihe von Denkschriften als Frucht gereifter Erfahrungen und hoher militärischer Einsicht. Der „Vorschlag für die Einrichtung der obersten Geschäftsleitung im Hauptquartier“, noch von 1815, stellt den Grundsatz auf, das rein Militärische den Maßstab geben muß, was der Administration zu thun habe. In dem „Vortrag über den Zweck der Uebungslager in Friedenszeiten, deren Dauer und über die sichersten Wege, den gegebenen Zweck zu erreichen“, 1816, sind schon die Ideen zu erkennen, welche Radeky später in Italien bei seinen berühmten Manövern auf so großartige Weise ausgeführt hat. Er erklärt sich gegen die nach „Friedrich's, der Preußen Einzigen“, Beispielen überall üblich gewordene Aufstellung zweier sich gegenüberstehender Corps, weil dabei nur derjenige Theil im eigentlichen Verstande befehrt werde, welchem der Sieg zugesichert sei, der andere Theil aber auch bei der vollkommensten Anlage der Uebung doch jedesmal ohne sichtbare Noth und ohne sogar anscheinend gegen Ehre und Pflicht das Feld räumen müsse und dies im Gewichte des Soldaten eine Saite sei, die man nie antimmen dürfe. Auch die höhern Offiziere erhielten dadurch nur ein beschränktes Feld zur eigenen Verrichtung ihres Offiziers und zur freien Anwendung der Grundsätze höherer Kriegskunst, weil ein Gefecht mit seinen Folgen nie vorge stellt werden könne, ohne den einen oder den andern Theil zu binden. Es sei daher besser, alle zusammengezogenen Truppen als ein zusammengehöriges ganzes Heer zu betrachten und mit ihm großartige Uebungen im Sinne des wirklichen Kriegesgebrauchs anzustellen. Ueber diesen Gegenstand wurde in letzter Zeit eine lebhafte Discussion in den Militärzeitschriften geführt. Bemerkenswerth bleibt, daß auch Napoleon I. ein Gegner des Manövirens in zwei Parteien war, und daß sowohl einst bei Boulogne, als gegenwärtig bei Châlons dasselbe nie vorgekommen ist. Indessen haben wir zu bemerken, daß in Preußen seit vielen Jahren dahin gestrebt wird, die Manöver soviel als möglich dem Ernst des Krieges anzupassen, und daß bei den letzten Herbstübungen in diesem Sinne wieder sogenannte „conventionelle Bestimmungen“ erlassen sind, welche alle unnatürlichen Vorurtheile zu beseitigen streben.

„Organisatorische Gedanken“, 1827 niedergeschrieben, stellen den Ausdruck an die Spitze: „Eine zu jeder entsprechenden Verwendung gut organisirte Armee muß ihr Augenmerk bloß auf die Tüchtigkeit richten.“ Was sie dazu bedarf: Hauptquartier, Corps- und Batterie, Administration, wird eingehend und klar erörtert. Vieles davon ist beachtet und durchgeführt worden. Zur richtigen Kenntniß der Zustände in der k. k. Armee damals maliger Zeit liefern Radeky's Vorschläge, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, die wichtigsten Aufklärungen. In den „Gedanken über Festungen“, 1827, finden wir über die Türken Anmerkungen, welche überraschend in die heutigen Verhältnisse passen. Noch lesen wir auch, was Oesterreich thun würde, wenn es zu einem Oeffenstriege die Grenzen des „absterbenden Reichs“ überschritte, nämlich Serbien und Bosnien für unabhängig erklären, die Völker bewaffnen und mit in den Krieg gegen die Türkei führen. Das steht für den Augenblick anders.

Eine „Militärische Betrachtung der Lage Oesterreichs“ von 1828 findet dieselbe aller Defensivbarrieren beraubt, ohne verlässliche Bundesgenossen und nur auf sich und seine eigene Kraft gewiesen. Was über die politischen Verhältnisse zu den Nachbarstaaten gesagt wird, namentlich über Preußen, „dem in seiner Territorialschwäche unförmlichsten Staat, den es je auf dem Erdplan gegeben hat, der daher eine Abrundung lebhaft wünscht, es aber nie aussprechen darf“, ist höchst beachtenswerth. Als gefährlichster Nachbar wird Rußland betrachtet und für einen Krieg mit dieser Macht eine strategische Anweisung der möglichen Operationen angeeignet. Für die innere Vertheidigung des Staats findet Radeky, „da das große und weise Princip, entsprechende Konstitutionen zu geben, wahrscheinlich binnen kurzem in allen Ländern Europas zur Ausführung gebracht sein werde“, die zur

verlässigste Stärke in zweckmäßig gebildeten Landwehren. Man kann nicht kräftiger für das Landwehrsystem sprechen als Radeky. Diese Einrichtung ist die natürlichste und deshalb auch die beste. Sie liefert dem Staate im Verhältnis seiner Bevölkerung die größte Anzahl Streiter; sie erhält im Volk das Bewußtsein lebendig, daß es sich selbst vertheidigt, eben dadurch also auch einen kriegerischen Geist, der nicht leicht ausarten wird, weil diejenigen, welche er belebt, niemals aufhören, Bürger zu sein. Ein solcher Geist, auf einer solchen Höhe aber, macht ein Volk unüberwindlich. Man wird es nicht unterlassen, viel weniger auszurotten können.“

Die Denkschrift: „Ueber den Werth der österreichischen Cavalerie“, 1809, ist für jeden Reitersoldaten von großem Interesse, da sie allgemeine Grundsätze über Bestimmung der einzelnen Gatt großer Cavalerietörper ausspricht gezeichneter Reitersführer geben. Die Schrift des kürzlich verstorbenen Schreckenstein, in welcher war im Jahre 1863 dem „D“ zugefügt. Dem Leser d. Bl. i. sein Werk: „Die Cavalerie“ erinnert, das als Manuscript 1855 besprochen wurde und je ist nach seinem Tode sind n. ichienen, auf welche wir unsere merksam machen.

Die drei

datirt. „Ueb-

Frankreich, im

1832, denkt die

Zulibnastie (

auf eine gena

Jahre später,

seinen Lagers t

verursachen spät

behandelt die (

wenig Kosten

wieder an die

der Cadres u

nicht passend l

Werbbeziehen t

einheitlichen t

mischen, österr

gestalten würd

he habe, sei

herrscher und d

„Sollte in Br

ganda einmal l

hen, denn sie t

Landwehrsystem

weil es seitder

worden ist,

werden die Mi

freimüthig au

lich erst nach

Denkschrift al

Kaiser geschehen ist.

Wir glauben unsern Lesern die Reichhaltigkeit der Den

schriften Radeky's, soweit es in gedrängter Uebersicht möglich

war, geschildert zu haben und nennen sie mit dem Herausgeber

nicht bloß eine Fundgrube prägnanter Gedanken, sondern auch

ein werthvolles Material für die Geschichte der Kriegskunst.

Karl Gustav von Bernck.

Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Von J. B. Appell. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 15 Rgr.

ist möglich-
ig, wie sie
merkwürdige
und nun
treiben ver-
arbeiten
Literatur
nbeln, sehr
ren viele in-
U das cul-
ab. Schon
ol ein Bei-
her-Periode,
ang gewisser
lgefaßt der
ging. Die
krift fallen,
haben über-
h nicht ab-
halten, daß
Aufsichtigung
gende Män-
des Wissens
a classischem
ich erzeugen
usende von
wegs waren
eratur ein-

drang) ihr Wohlgefallen an ihr haben könnten; daß diejenigen, welche sofort alle Manuscripten der Polizei in Bewegung gesetzt haben würden, wenn ihnen ein angehender Karl Moor oder Rinaldo Rinaldini oder Abällino ein Taschentuch entwendet hätte, jenen Fragen von Menschen zuwachten, die ihre Hände in Blut tauchten und in großartigem Stile das Räuberhandwerk trieben, um mit dem Gefohlenen ihre Zuhörerinnen zu unterhalten und der „unterdrückten Unschuld“ zu Hülfe zu kommen; daß diejenigen, die selbst nur die Feder oder die Krämerelle oder das Büchergesirn führten, sich für die abenteuerlichen Thaten ungeschlachter Ritter begeisterten, die man in diesen Romanen als Helden darstellte, während sie in der Wirklichkeit doch oft nur Buschschlepper und Wegelagerer waren und den Rinaldo Rinaldinis ins Handwerk pflückten. Es liegt hier in der That etwas Räthselhaftes vor, das ein künftiger Literaturgeschichtschreiber zu erklären versuchen möge, ein Literaturgeschichtschreiber, der nicht bloß die einzelnen Autoren von diesem oder jenem Standpunkt kritisch feiert oder abfanzelt, sondern der es sich zur Aufgabe macht, in den literarischen Erscheinungen das kitemgeschichtliche Moment hervorzubeben und sie als Spiegelbild und Product ganzer Klassen der Gesellschaft darzustellen. Denn auch das Publikum arbeitet an der Literatur mit, und namentlich an der entarteten ist es mitschuldiger als man zu glauben sich die Niene gibt.

Der Verfasser gibt zwar zu, „daß wir niemals so frevelhafte, stark unzüchtige Bücher aus Tageslicht gefördert haben als die Nachbarn überm Rhein“; aber er fährt fort: „Dagegen müssen wir mit einiger Beschämung auf die Blut anierter gemeinen Unterhaltungsliteratur sehen. Welches andere Land,

fragen wir, hat je eine solche Pfefferbätsliteratur gehabt, wie unsere Tagesbelletristik im letzten Viertel des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts? An Masse wie an Rohheit und Erbärmlichkeit fanden diese schlechten deutschen Romane und Komödien nie und nirgends ihresgleichen. Wir nennen uns so gern selbst das gebildete Volk in Europa; wer und jedoch nach der damaligen Lieblingslektüre des großen Publikums beurtheilen wollte, der müßte die »Nation von Denfern und Dichtern« beinahe für die geschmackloseste und zugleich schwachmüthigste unter allen Nationen ansehen.“ Nur ist zu bemerken, daß doch selbst von dieser wüsten Literatur, wie Appell selbst berichtet, manches in fremde Sprachen übertug; so übersehte Charles Louis de Sevelinges, der auch den „Werther“ und „Wilhelm Meister“ übertrag, den 1796–98 in vier Bänden erschienenen Roman von Spieß: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers“, unter dem Titel: „Les voyages dans la caverno du malheur et les repaires du dèsespoir“, und noch 1820 erschien eine Uebersetzung seines „Petermännchen“ unter dem Titel: „Le Petit-Pierre, ou aventures de Rodolphe de Westerbourg“; von dem „Rinaldo Rinaldini“ erschienen 1800 und 1801 zwei französische Uebersetzungen zu Paris, die eine von Duperrey, die andere von Deslamarre, eine englische von Gintley 1800 zu London, dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italienische. So hat also dieses jetzt verpörrtete Buch die Reise um die Welt gemacht, es ist seinerzeit ein Weltbuch gewesen! Der Einfluß dieser Romanliteratur ging also über die Grenzen Deutschlands hinaus, und um so auffallender erscheint es, daß ihr unsere Literathistoriker bisher keine Beachtung geschenkt haben, wie jedoch Appell hinzufügt „mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden Robertlein, dem wir in Bezug auf die Entartung und Verwilderung unserer Belletristik die ersten näheren Angaben verdanken“. Man behauptet, sagt Appell weiter, daß die gemeine Unterhaltungsliteratur, trotz ihres breiten Umfangs, seinen Platz in der Literaturgeschichte verdiene, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränke, möge sie in der That ganz gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger sei sie für den Sittenforscher beachtenswerth. Ihre Einwirkung auf den Mittelstand und die unteren Klassen sei unstreitig bedeutend gewesen, bedeutender als man sich in unsern Tagen gemeinhin vorstelle; sie mache aus manche Züge des frühern Lebens anschaulich, liefere einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Ton der großen Mehrheit des damaligen lesewüthigen Publikums und führe zu belehrenden Vergleichen zwischen sonst und jetzt. Nur meinen wir, daß auch in unsern Tagen noch manche Sisse aus der großen Apotheke der Romanproduction dem Publikum verabreicht werden, wenn auch unter anständigerer Etiquette und mit feineren Ingredienzien verfeßt. Uebrigens hat auch die Ritter- und Räuberromantik in Deutschland noch immer ihr vorberogenes Publikum, wie so manche noch in den letzten Jahren namentlich bei Goldig in Leipzig und bei Dresden in Dresden erscheinene Romane dieser Art und die gar nicht so seltenen Wiederauslagen älterer zu beweisen scheinen. Bedeutungsvoller erscheint noch diese Literatur, wenn man sie in ihren Zusammenhängen mit den Jugendwerken unserer beiden größten Dichter, mit „Götter von Verlichungen“ und den „Räubern“ betrachtet. Ersteres Trauerspiel, so sehr man auch die darin waltende geniale dramatische und poetische Kraft anerkennen mag, trag sammt einigen Schiller'schen Jugendgedichten, wie die „Kindesmörderin“, namentlich dazu bei, die stillosen wie ästhetischen Begriffe in Deutschland zu verwirren. Das Publikum verlor vielfach seine Unterscheidungskraft für gut und böse, schön und häßlich, erhaben und überpannt, groß und wild, und rohe oder gewissenlose Schriftsteller sünbigten auf das Beispiel des gefeierten Schiller ohne Anstand los. Unsere Generation darf mit der Anerkennung dieses Factums um so weniger zurückhalten, da die Zeit fortgeschrittener Civilisation schließlich ausbleiben kann, wo es kaum jemand begreiflich finden wird, daß dieses immerhin titanische und auch zur Lieb-

brechung gewisser allzu engherziger Schranken vielleicht sehr nöthige Jugendwerk eines später zu so hoher Vollkommenheit gelangten Dichters einen so ungeheuren Enthusiasmus in Deutschland hervorrufen konnte. Würde es doch jetzt schon kaum noch auf der Bühne erscheinen, wenn es nicht noch Charakterdarsteller gäbe, welche in der Rolle des Franz ihre Künste zeigen wollen.

In seiner geschichtlichen Darstellung geht Appell bis auf das 17. Jahrhundert zurück, auf August Böhse, genannt Laubauer, Hoppel und Sunold, ps. Menantes, der in der Jugend schüpfte, sogenannte „galante“ Romane schrieb, später aber Universitätslehrer in Halle und ein gelehrter Mann wurde und seine frühere Richtung mit den Worten verdammt: „Ich wünschte, daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und vielen andern getrieben worden, hat mehrtheils einen geringen Nutzen und noch weniger Tugend in sich.“ Appell erwähnt, daß in dem 1785 gedruckten Katalog der Bucherei des selbigen Sammlers Professor Schwabe in Leipzig 1687 Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523—1783 verzeichnet sind, worunter auf das 17. Jahrhundert 144 Romane kommen. Wir erfahren dabei, daß nach Reuß's 1806 angestellter Berechnung in Deutschland 1771 über 3000, 1776 über 4300, 1784 über 5200, 1791 ungefähr 7000, 1795 ungefähr 8000, zu Ende des 18. Jahrhunderts 10648 Schriftsteller in Deutschland lebten und daß dieses Meer schon nach dem ersten Decennium des 19. Jahrhunderts sich mindestens auf 12500 Köpfe belief; also einige 1000 Mann stärker war als das jetzige Kriegcontingent des Großherzogthums Hessen. Ausführlichere Charakteristiken gibt hierauf der Verfasser von den Romanschriftstellern Gramer, Spieß und Vulpius. Es ist bezeichnend, daß sich der ungeschlagene Gramer seinen Recensenten, den „ausgetrockneten Halbmannern“ gegenüber, die er, auf den Erfolg seiner Romane pochend, gründlich zu verachten sich anstellte, einmal auf den Beifall eines Fürsten berief, der nach Appell's sicherlich begründeter Vermuthung kein anderer war, als Gramer's Protector, der Herzog Georg von Meiningen. Diesen traf Tied einmal im Bade Liebenstein als Zuschauer in einer Marionettendude, „wo er aus einem ungeheuern Meereschaumkopf rauchte und sich an dem hier dargebotenen Kunstgenuß, sowie an dem überflüssigen Treiben des Janagels weiblich ergötze“. Eine gewisse roß demokratische Gesinnung half zur Verbreitung der abscheulich stilisirten Gramer'schen Romane wesentlich mit und schabete ihm nicht in der Gunst seines Herzogs, der ja wol genug schlechte Minister, Finanzräthe, Oberhallmeister, Kammerjunker und sonstige Hoffstrangen hatte kennen lernen, als daß er sich nicht hätte freuen sollen, wenn sie von Gramer einmal einen tüchtigen Fies bekommen, den er seiner ganzen Natur nach auch wol seinen fürklichen Standesgenossen mitunter von Herzen gönnen mochte. Wir gestehen, daß wir bisher weder von Gramer noch von Spieß irgendeinen Roman gelesen haben, aber nach einigen von Appell mitgetheilten Auszügen scheint uns Spieß doch auf einer etwas höhern Stufe zu stehen als sein Rival, wenn es auch in seinen Romanen oft scheußlich genug hergeht. Aber eine gewisse praktische Beobachtung und eine Neigung zur Auffassung der düstern Regionen des modernen Lebens findet sich doch bei ihm, namentlich in dem schon erwähnten Roman: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks.“ Wenigstens finden sich in der Vorrede einzelne Gedanken, die sich bekreiten lassen, die aber doch eine gewisse Wahrheit haben, dazu stillschweigend gar nicht übel ausgedrückt sind und vielleicht, wie der ganze Roman, zu der Entstehung der späteren, in den Nachzeiten des menschlichen Geschlechts wühlenden socialistischen Literatur mehr als man glaubt beigetragen haben, eine Vermuthung, die durch den Umstand einige Wahrscheinlichkeit erhält, daß der eben genannte Roman ins Französische überging. Es ist schon manche deutsche Erfindung in ihren tothen Anfängen vom Auslande adoptirt und weiter ausgebildet worden, um dann als ausländisches Product wieder in Deutschland eingeführt und bewundert zu werden. Ueberhaupt ist an einzelnen dieser Romanschriftsteller doch nicht alles so lächerlich, als es in seiner

äußern frohenhaften Erscheinung aussehen mag. Wenn Spieß in seiner Vorrede bemerkt: „Ich fuhr erschrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinste Ursache die Mutter der größten Begehrheiten wurde; daß ein geringes von mir und tausend andern schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den warmsten Patrioten zum Verräther seines Vaterlandes machen kann“, so ist dies im Grunde doch dieselbe Doctrin, die durch den heißen Wuth der heiligen Wuthwürde dem ersten nannten an Geschwäge Tasso, wenn man Romane einen Mann von ihm

trifft: „von Aufzügen über die ältern Zeiten, Volkslieder u. s. w. ist er noch gegenwärtig unvergessen und fortbauend wirksam.“ Was seine bekante auch von Appell mitgetheilte Unterredung mit Schiller betrifft, so hat diese für uns viel mehr etwas Rührendes als Lächerliches, so souverän auch Schiller über Vulpius' „keine dürrer Figur“, seine „krumme und sehr gebückte“ Haltung, seinen weißen Frack und seine grüngelbe Weste zu spotten beliebte. Schiller behandelte ihn offenbar äußerst wegworfend, dennoch bräute sich Vulpius mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.“ Hierüber hätte einem Manne, einem Dichter wie Schiller doch der Spott vergehen sollen; der Spott an sich hat niemals etwas Moralisches, das zu ihm nur hinzutritt, wenn der Humor sehr versöhnendes Licht über ihn verbreitet. Um Vulpius' und seiner Schwester Charakter und Schicksal in humanem Sinne zu würdigen, darf man übrigens nicht die traurige Jugend vergessen, die beide in der Umgebung eines der Trunksucht bis zum Excess ergebenen Vaters verlebten. Solche Eindrücke verwischen sich nicht so leicht im Leben eines Menschen, zumal wenn fortbauend der äußerer Druck hinzukommt. In andern erwecken diese Eindrücke Groll, Haß und Neid; Vulpius stimmte sie zur Demuth; er rechnete es sich zur Ehre, großen Männern nahe zu treten und ihr Kalak zu sein, selbst Kürzer, aber voll bekanten Romanschreiber, die einst selbst von Albrecht, geborene Bauhand ging: Karl von spanischen Grafen C. oder Marquise von Ph. und Ottokar Sturm), I seines Schülers Tied be beühlich zu sein; J. J.

*) Es verdient erwähnt zu werden, daß noch ein neuerer Dichter und Alterthumsforscher, Eduard Boas, dem Gaius des Senius in der Person Minato Minadimi's gehuldigt hat. In einem seiner Gedichte wünscht er, was doch alles Mögliche ist, Minato Minadimi selbst zu sein. Im Schloß des Lebens ruht ich, wenn ich müde; An meiner Seite wacht der treue Knecht; Die Wächter scharf geloben jedenfalls, Die Silberpfote trag' ich um den Hals. Und laß ich ihre lauten Löne gelten, Dann lauchern auf die wilden Spielfesseln Im Waldesdickicht u. s. w.

Reisen, wie Sie, auf der wir uns befinden, mitunter von nicht geringer Wichtigkeit ist."

Erst am 20. März konnten Sie wegen widriger Winde die Bucht verlassen und langten am 27. in Valparaiso an, wo Sie Dr. Böppig antreffen, in der Vorstadt Almendral ihren Studien lebten und bis zum 15. April, dem Tag der Abreise, größere Ausflüge in das Innere des Landes unternahmen. Die gewaltig lange Seefahrt von Valparaiso bis Sitta begann mit widrigen Winden und endete erst am 24. Juni, nach einer siebenundsechzigstägigen Fahrt, wo Sie in den Morfoll-Sound des Bancouwer einliefen. Am folgenden Tage begannen die Naturforscher die ihnen angewiesenen Wohnungen in Sitta (Neuarchangel). Der Jull wurde mit Ausflügen zu Land und zur See zur Erforschung der Bai von Sitta verbracht und am 1. August besand das Schiff sich in der Nähe der Fischinseln, und am 22. betreten die Naturforscher Julluf, den Mittelpunkt der russischen Besitzungen, auf der Halbinsel Anaslaska gelegen. Am 31. August verließen Sie diesen Hafen, erforschten die im Behringsmeer gelegenen Inseln St. Georg und St. Matthäus und fuhren an der Behring-Insel vorbei nach dem Peter-Paulshafen, wo Sie am 29. September anlangten. Nach einem sehr interessanten Aufenthalt hier und in der Umgebung, verließen Sie am 31. October die Kowatschabai nach Süden, passierten am 26. November die Koralleninseln der Brownsgruppe und lagten am 9. December in der Bucht der Ularinseln von der Karolinengruppe. Kurz vor dem Jahreschluss wurde diese Insel verlassen, das Schiff segelte erst mehr als 2° südwärts, dann nordwestlich und man entdeckte am 14. Januar 1828 unter 6° 42' nördl. Br. und 201 1/4° westl. L. von Greenwich eine Insel, welche nach dem Schiff Senjavin-Insel genannt wurde. Die Untersuchungen im Karolinenarchipel wurden bis zum 24. April fortgesetzt, worauf man nach Norden umkehrte. Am 10. Juni lag das Schiff wieder in der Kowatschabai. Wegen des kurzen Sommers in den noch zu bereisenden Gegenden der Behringstraße durfte der Aufenthalt des Schiffes hier nicht von langer Dauer sein. Rittig, am sich ungekräft der Erforschung des Landes widmen zu können, entschloß sich, die Expedition hier zu verlassen, entweder bis zum Herbst, oder gänzlich; im letztern Falle wollte er wenigstens noch ein folgendes Jahr daranwenden und durch Schwärze zurückkehren. Am 27. Juni verließ der Senjavin den Hafen. Der Verfasser kann diesen Entschluß, den er nach seinen spätern Erfahrungen als einen unglücklichen bezeichnet, nur der eigenthümlichen Wirkung zuschreiben, welche Klima und Landbauart von Kamtschatka, eraltirend und deprimirend, auf die Stimmung der Fremden abt. Der geringe Erfolg seiner zur See, auf Flüssen und zu Lande betriebenen Erforschung von Sitta-Kamtschatka bis Volschereff ließ ihn den Entschluß, sich von der Expedition gänzlich zu trennen, aufgeben. Im October war der Senjavin wieder angelangt und am 10. verließ Rittig mit diesem Schiff den Hafen von Peter-Paul, um über die Karolinen und Philippinen (Manila, 16–30. Januar 1829), St. Helena (30. April) über Papai (29. Juni) nach Havre (12. Juli) die Rückfahrt anzutreten. Schon diese trodene Ueberfahrt vermag dem Leser einen Begriff zu geben von dem Reichthum des Stoffes, der ihm hier geboten wird. Wir wollen nun, soweit es die und vergante Raum erlaubt, noch einige interessante Mittheilungen hervorheben.

Wir beginnen mit der Schilderung von Petersburg: „Auf denjenigen, der Petersburg zum ersten mal besucht, kann der Anblick dieser großen, ihrer Schönheit wegen weltberühmten, so viel Eigenthümliches darbietenden Stadt gewiß zu keiner andern Zeit einen so wunderbar ergreifenden Eindruck machen, als eben in diesen längen Tagen des Sommers, wenn man, sowie wir damals, um 3 Uhr Morgens aufkommt. Das ist vielleicht die einzige Stunde der Nacht, in der mit seltenen Ausnahmen alles schläft; denn bis 2 Uhr pflegt noch viel gearbeitet zu werden und um 4 Uhr steht man schon wieder einzelne Leute die Geschäfte des Morgens besorgen. Das Sauberhafte des Eindrucks wird

vermehrt durch die ungeheure Regelmäßigkeit und die fast beispiellosen Dimensionen der so sichtbar nach einem Plane entworfenen Stadt. Diese weitläufigen Perspectiven, die riesigen Plätze, von Palästen und palastähnlichen Gebäuden in sichtbarer Raumverwendung umgeben, die Kirchen mit goldblühenden Kuppeln, die zahllosen Fenster und Thüren einer Hauptstadt, die damals schon nicht weniger als 400000 Einwohner zählte, wiewol sie immer noch im Vergleich zu ihrer ungeheuren Ausdehnung menschenleer zu nennen war: das alles zeigte sich dem erschauerten Aufschallung im raschesten Fluge; aber alles offenbarte, die wenigen in so großartiger Scenerie verschwimmenden Schilde wachen ausgenommen, auch nicht die geringste Spur von Leben, die ganze Stadt war wie durch Zauberei verödet; dabei war es heller Tag, selbst die Sonne war längst schon aufgegangen und hatte bereits einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Weges zurückgelegt."

Der glänzenden Hauptstadt stellen wir dann auch einen Hauptort gegenüber, das oben erwähnte Julluf auf Anaslaska: „Anzige Häuser, sowie die sehr neu aufgeführte Kirche, waren nach russischer Art aus Holz gebaut, die übrigen hatten mehr oder weniger die Form der alcutischen Wohnungen. Diese bestehen meistens aus Kisten, dem nur einige Wälsen von Treibholz mehr Festigkeit verleihen, und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgetürmten Kisten dächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen; sie geben den Gebäuden allerdings nicht das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Von welcher Wichtigkeit übrigens bei dieser Bauart, wo es vor allem gilt, so wenig Holz als möglich zu brauchen, der reichliche Graswuchs auf diesen Dächern ist, beweist die Thatfache, daß man sich hier sehr ungern entschließt, zahme Ziegen zu halten, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß solche sehr viel auf die niedrigen Dächer klettern und daselbst das Gras abstreifen, worauf denn der weniger dicke Kasten sogleich mehr Feuchtigkeit durchläßt. Das Innere der Häuser zeigt übrigens eine lobenswerthe Keilichkeit und ist im allgemeinen gegen Kälte sowohl als Hitze gut verwahrt."

Die Kowatschabucht (von der der Peter-Paulshafen einen Theil bildet) schildert der Verfasser Ende September folgendermaßen: „Steile Gebirgsmassen mit anscheinlich hohen Felsenwänden an der Wasserseite zeigten sich fast durchgängig bedeckt mit lichter Wiesenwaldung, unter welcher der Boden außer sehr üppigem Gras und Kräuterwuchs, den die späte Jahreszeit noch immer nicht zerstört hatte, besonders auf den Höhen, beträchtliche Massen sehr dichten Unterholzes, und verschiedenen voneinander gesonderten krautartigen Gewächsen, Nadel- und Laubholz, bestehend, das letztere bereits stark gefärbt mit den herbstlichen Tönen, in gelb, roth und braun. Die Hauptzierden der Kowatschabucht, jenes großen, nach innen zu fast freistehend sich erweiternden Wasserbedens, bildet der Anblick der entfernten Gebirge. Bei heller Witterung zeigen hier die hohen, steilen, phantastisch ausgezackten und mit ewigem Schnee reich besetzten Bergketten ein unvergleichliches Panorama, das außerdem noch vier vulkanische Kegele verherrlichen, deren höchster bis zu 14000 Fuß ansteigt. Neben ihm, aber der Küste noch etwas näher, erhebt sich der sehr noch brennende Vulkan von Kowatscha, der erst zwei Monate vor unserer Ankunft die Umgegend weit und breit mit Asche bedeckt hatte."

Nachdem die Reisenden, wie früher erwähnt, von Peter-Paulshafen vor dem Winter nach Süden entlassen waren, verweilten sie länger auf der Karolineninsel Ngauron. Die Kleidung der dortigen Frauen besteht seltsamerweise außer einem schmalen Gürtel noch aus einer aus Kollodfasern gekochten Halbinde; die Lebensweise und das dabei übliche Geremoniell auf diesen Inseln schildert der Verfasser folgendermaßen:

„Diese gastfreien Insulaner sind stets auf bestmögliche Bewirtung des bei ihnen eintretenden Reisenden bedacht. Ueber den drei regelmäßigen Mahlzeiten am Morgen, Mittag und Abend wird auf dem Lande gewöhnlich Zuckerrohr zur Erfrischung ge-

erleht; die Grundherren, in deren Besitz die besten Bräute sind, bewirthen ihre Gäste mit Kokosnüssen, deren wasserhelle Milch aus der angebrochenen Schale selbst getrunken wird. Die Mahlzeiten bestanden zu jener Jahreszeit fast immer aus frischer Brotschokolade. Ihre Zubereitung ist so, daß die rohe Brotschokolade in zwei Hälften zerhacken, sodann in der von der Haut abgewaschener gerinnender heißen Milch vermischt und mit Blättern bedeckt wird. Um nach einer Viertelstunde nimmt man die gar gewordene Speise heraus, die dann auf länglichen, aus Palmblättern geflochtenen Platten, welche die Teller und Schüsseln vertreten, aufgetragen wird. Aber ein Gerumreichen der Schüssel im Kreise der Anwesenden ist nicht gebräuchlich; sie wird entweder vor dem Hausherrn oder vor dem vornehmsten Gaste niedergelegt, dem es nun obliegt, jedem seinen Antheil mit Grazie zuzuwenden. Ich selbst bin so schon in der Lage gewesen, daran erinnert werden zu müssen, daß wir eben dieses Ehrenamt zuleben; bis ich es richtig verwalte hatte, saßen die Uebrigen geduldig und unbeweglich im Kreise da, zögerten aber durch die Geduldlosigkeit, mit der sie das Zugeworfene zu fangen suchten, daß sie mit der fleißigen guten Lebensart hinreichend bekannt waren."

Nachdem wir bishier den Tischen Bruchstücke aus dem russischen Reiche und aus dem Gebiete von Volkern malaischer Cultur mitgetheilt, schließen wir unsere Auszüge mit einem Bild aus dem westlichen Colonisatlande. „Manila liegt in einer weiten, kultivierten und waldboden Ebene, der es jedoch keineswegs an zahlreichen Bäumen und kleineren Gehäusen fehlt. Von der Mündung des Flusses Bagu, der zum Ankerplatz der Schiffe dient, fährt ein langer, ziemlich breiter Damm nach der Stadt, deren bei weitem größter Theil aus den verschiedenen sehr vollstehenden Vorstädten besteht, zu denen die vielen kleinen Ortschaften, welche die Ebene bis an den Fuß der Berge bedecken, gewöhnlich mitgezählt zu werden pflegen. Nur ein verhältnismäßig kleiner Theil ist durch hohen Hauptwall, hohen Graben und sorgfältig unterhaltenen Mäuren besetzt; dieser hat gerade, sehr regelmäßige Straßen; die schweren massiven Gebäude sind außer den Kirchen und dem sehr weitläufigen Regierungspalast, wo der General-Lapitan der Philippinen seinen Sitz hat, weißt Klöster und Kasernen. Der viel größere, nicht besetzte Theil der eigentlichen Stadt hat unregelmäßige, ziemlich enge Straßen, und Häuser von sehr verschiedener Größe, die meisten davon sind zweistöckig und mit geräumigen Veranden versehen; das untere Stockwerk ist gewöhnlich gewölbt und von sehr schönem Giebelwerk. Die Dächer sind mit gebrannten Ziegeln versehen, die geräumigen Straßen meistens ohne Glas, aber mit hölzernen Jalousien, zum Theil auch mit Eisengittern von zusammengefügten durchlöcherigen Kupferschalen versehen. Diese Häuser mit den dazu gehörigen Pferdeställen und andern Nebengebäuden umgeben gewöhnlich sehr sauber gehaltenen, mit Quadern gepflasterten Höfen mit kleinen Gärten, aus denen die Wipfel der Aracalme, des Melonenbaums u. s. w. hervorstehen. Zielliche feinerne Treppen verbinden die Hofräume mit den geräumigen Plattformen der Nebengebäude. In den weit mehr ländlichen Vorstädten sind die Häuser von größeren Gärten unterbrochen und von viel leichterer Bauart, häufig aus Bambusrohr auf Pfählen erbaut; Zwischenwände und Fußboden sind sägigartig durchbrochen, um den Luftzug zu erhalten, den man nach Gefallen durch Decken oder Matten hemmt." Wir glauben, daß diese Auszüge genügen, um dem Leser von der anschaulichen Schreibart dieses Buches einen Begriff zu geben; aber der Verfasser malt nicht mit den Worten allein, sondern zahlreiche Originalabbildungen und eingedruckte Holzschnitte nach seinen Zeichnungen erläutern das Gesagte in angenehmer Weise.

25.

Kotig.

Die „Historisch-politischen Blätter" und Redwig's „Philippine Welter".

In einem im Decemberheft der „Historisch-politischen Blätter" enthaltenen Bericht Herr Doktor von Redwig's „Philippine

Welter" stehen wie auf folgende Worte: „Das eine Ergebniß, das die münchener Preisconcurrenz negativ lieferte, ist bei den großmüthigen Absichten, die man ihr entgegenbrachte, dennoch gewiß betrübend: die Thatfache nämlich, daß nicht ein einziges nationales Drama sich fand, das zur Darstellung auf der Bühne wenigstens empfohlen werden konnte. Was sollen und die griechischen Muttermörder und die römischen Weiberwandler? Nur die dürre Schulbildung der Panatiler des Classicismus experimentiert noch mit dem unfruchtbaren Satz, daß das Heil bei den Alten und auf antiken Boden zu holen sei. Das Heidenthum ist todt, seine Anschauung und fremd, und das gelangene Maß der Dichtung ist kaum neuer als zur frohlichen Bewunderung." Wir führen diese Stelle an als einen abermaligen Beweis, daß in unserer Zeit elktischer, hin- und herziehender Verwirrung die einander widersprechendsten und feindseligsten Principien doch irgendwo wieder zusammentreffen und sich wider Willen und Vermuthen plötzlich auf einem und demselben Boden befinden: die Anhänger der „Philisternmoral" oder des sogenannten gesunden Menschenverstandes wollen ebenso wenig etwas von der Romantik und den Romantiken wissen, als so manche Gegner dieser Richtung, welche das Genie von den Schranken bieder Moral erimirt wissen wollen, während beide Richtungen in der Verehrung Goethe's wieder zusammentreffen; und hier sehen wir vom orthodoxen katholischen Standpunkte die Dramatisierung antichristlicher Stoffe verworfen, die auch vom ganz entgegengegesetzten modernen heidnischen Standpunkte verworfen wird. Im übrigen weiß das Alterthum noch ganz andere und zureichendere Stoffe auf als die Geschichten „griechischer Muttermörder" und „römischer Weiberwandler". Was nun das Redwig'sche Schauspiel „Philippine Welter" betrifft, so wollen wir gern dem Berichterstatter der „Historisch-politischen Blätter" die Bewunderung gedenken, womit er die darin sich ausprechende „aufrichtige und unverhaltene christliche Erkenntnis" und die Redwig'sche Tendenz, die „Unlösbarkeit der Ehe" und das „Princip der Standesunterschiede" zu verherrlichen, in salbungsvollen Worten feiert. Wir müssen gestehen, daß wir nach den Recommendationen bairischer Blätter doch etwas Interessanteres erwarteten, als wir bei der Aufführung des Stücks auf der Leipziger Bühne fanden. Das neue Redwig'sche Schauspiel schien uns aus meist ziemlich gewöhnlichen Ingredienzen deutscher Kluge- und Familiendramatik zusammengesezt zu sein. Daß die Personen des Stücks zufällig historische sind, verändert an der Sache nichts. Man denke sich den Kaiser als einen störrigen Landesherrn und den Erzherzog als einen verliebten, etwas schwach sinnigen Junker, den alten Welter als einen modernen geldgierigen Bankier und Philippine als sein sentimentales Töchterchen — und man hat ein ganz modernes Familiendrama. Es ist die Geschichte der Däse und noch mehr der Agnes Bernauer, nur ohne tragischen Ausgang, oder die der bekannter Apothekerdochter Wundt's, nur ohne Humor. Die Sprache ist bald ziemlich schwülstig, bald ziemlich hölzerner Prosa, die sich nur in einigen Stellen über das Gewöhnliche erhebt und den Dichter durchblicken läßt. Gutgearbeitete Jamben würden das Thrasenhafte der Sprache weniger fühlbar gemacht und eine poetischere Stimmung erzeugt haben. Der Stoff eignet sich überhaupt mehr zu einer kurzen Ballade oder Novelle als zu einem rauschenden Drama. Dabei wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß sich in „Philippine Welter" jedenfalls ein bedeutender Fortschritt in der Handhabung dramatischer Mittel gegen denselben Verfasser „Engländer" bemerkbar macht; unter andern ist der alte Patriarch Welter, der dem Kaiser gibt, was der Kaiser ist, sich aber im Bewußtsein bürgerlicher Unabhängigkeit, wie es Beck und Richthum gewahren, gewissermaßen als selbständige Macht ihm ebenbürtig stellt, eine trefflich angelegte Figur, obgleich der Contrast zwischen beiden nicht so prägnant und erschöpfend durchgeführt ist, auch wol als mehr episch als aufstrebend nicht so durchgeführt werden konnte, wie man wol wünschen möchte.

A. M.

Bibliographie.

- Kurort-Album.** Dichtungen von R. Anschütz, L. Bommich, J. F. Caspelli, G. Cerri, W. Constant u. s. w. Bilder von Bachmann-Hohmann, G. Ender, Fr. Fries, G. Grefe u. s. w. 1ter Jahrgang. Wien, Tendler u. Comp. 1858. Gr. 4. 4 Thlr.
- Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. 5ter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 6 Thlr.
- Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Herausgegeben von dem Heunbergischen alterthumsforschenden Verein durch G. Bräuner. 1te Lieferung. Meiningen. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
- Bessell, W., Ueber Pythas von Massilien und dessen Einfluß auf die Kenntniß der Küsten vom Norden Europas insbesondere Deutschlands. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Brunner, S., Ein eigenes Volk. Aus dem Venediger- und Sengobardenland. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
- Chézy, Helmina v., Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 3 Thlr.
- Chlumeck, B. R. v., Das Lobitzhauser-Buch, eine Quelle zur Rechtsgeschichte des XV. Jahrhunderts in Mähren. Brünn, Ritsch u. Grosse. 1858. 4 Ngr.
- Grasenkolpe, M. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Anstand vor Peter dem Ersten. Fortgesetzt von G. Goldhausen. 8ter Band. — H. u. d. L.: Nikolaus I. Von der polnischen Revolution bis zur Inkarnation in Ungarn. Von G. Goldhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Dichtersimmen aus Heimath und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen ausgewählt von Luise Büchner. Frankfurt a. M., Weininger Sohn u. Comp. 16. 2 Thlr.
- Dräcker-Maxfeld, G., Pentameron. Geschichten aus dem Leben. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 27 Ngr.
- Ernst, Gebichte. Leipzig, Engelmann. 1858. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Fichte, J. F., Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Fischer, H., Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.
- Gladisch, A., Herakleitos und Zoroaster. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 26 Ngr.
- Groth, R., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. 1ter Band. — H. u. d. L.: Trina. Kiel, Schwed. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Hoffrich, A., Entstehung und Geschichte des Westgothen-Rechts. Berlin, G. Reimer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
- Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 38ter Jahrgang für 1859. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Judaea capta oder die Zerstörung Jerusalems. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung von W. Hoffmann. Stuttgart, F. F. Steinkopf. 1858. 8. 15 Ngr.
- Korzen, S. J., Der christliche Heidenbote. Ein Gedicht. Aus dem Holländischen überf. von H. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 12 Ngr.
- Mödling, L., Briefe an seine Freunde. Solothurn. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Mud, G., Beiträge zur Geschichte vom Kloster Heilsbrunn. Die Verhältnisse vor der Klosterstiftung Die Heilquelle. Die Heidederapelle. Das Rastum oder Burggrafen-

haus und seine Bewohner. Der Prediger Hoder. Mit 1 Abbildung. Ansbach, Seybold. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, D. C., Die Monstratie, das Grundprinzip des Organischen im Natur- und insbesondere im Menschen-Leben und dessen allgemeinste mathematische Formel. 1te Abtheilung. Alschaffenburg. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Mürdler, J. F., General-Major Sir Henry Gavelock, Baronet von Lachau, Kommandant des Bathordens u. als Kriegsheld und als Christ. Nach den Biographien von W. Brock, James Grant und John Marshall geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 12 Ngr.

Norden, Marie, König Wilhelm der Dritte und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. Dresden, Schaefer. III. 1 Thlr. 15 Ngr.

Perner, Ueber die Hauptgebrechen der Erziehung. München. 1858. 8. 12 Ngr.

Preger, W., Matthias Placius Jilysicus und seine Zeit. 1te Hälfte. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rückert, W., Die kurfürstliche Neutralität während des Basl 1438 Beschichte von 2 Thlr.

Seel. Trier,

dem Nachlasse

in. Berlin-

tert. Berlin,

Gr. 8

Tagesliteratur.

Die Aufgaben deutscher Politik. Oesterreich und Preußen. Frankfurt a. M., Brönnel. 8. 15 Ngr.

Reumgarten, M., Predigt im Auftrage des evangelischen Kirchentages gehalten am 17. September 1858 in der Waisenhauskirche zu Hamburg. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

— Offenes Sendschreiben an Herrn Konfistorialrath Professor Dr. Krabbe. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Wischoff, Th. E. W., Ueber Johannes Müller und sein Verhältniß zum jetzigen Standpunkt der Physiologie. Festschrift. München. 1858. Gr. 4. 10 Ngr.

Die Eisenbahnen und der Nationalwohlstand der Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf Ziegler's Schrift: Die Gewerbetätigkeit und die Eisenbahnen der Schweiz. Zürich, Schabelig. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Gruenerung an die Festeier am 16. November 1858 bei feierlicher Eröffnung der erzenen Thüren mit den 95 Sägen an der Schloßkirche zu Wittenberg. Wittenberg, Herrsch. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Frize, A. C., Mein Rücktritt vom Predigtamt in der Gemeinde Ströben. Altenmäßig dargestellt. Rest's einzigen Belagen. Gotha, Stollberg. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geiser, J., Oesterreichs Lage und Hilfsmittel. Denkschrift. Leipzig, D. Wlgand. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Rückblick auf das letzte kirchliche Jahrzehend Deutschlands. Jena, Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Reinhold, C., Die Mitwirkung der Pommerschen Stände in kirchlichen Dingen. Kirchengeschichtlich erörtert. Berlin, Schulp. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Ranke, C., Mittheilungen in Sachen des kirchlichen Streites in Oberhessen. Marburg, Alwert. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, S. v., Preußen und der Prinz-Regent. Frankfurt a. M., Wofli. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! Ein Beitrag zur Lösung der Gewerbefrage. Bremen, Geisler. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1859 von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis jährlich 6 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

4. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prug.

8. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Sukow.

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. In wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigsten neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von Paul Trömel.

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur.

Zusammengestellt von Paul Trömel.

8. Wird gratis ausgegeben. Halbjährlich 1 Nummer.

Zeitschrift der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Hermann Brockhaus.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probennummern derselben sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von

Kottke und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des sechszwanzigsten Heftes:

Bulle, f. Curie. — Bund, Bundesverfassung. Von Welter. — Bund Gottes. Von H. G. O. Paulus und Welter. — Bündniß, f. Bund. — Bonaparte (Napoleon) und sein Haus. Von Kottke und Welter. — Bureaukratie. Von H. von Gager.

Inhalt des achtundzwanzigsten Heftes:

Bureaukratie. Von H. von Gager. (Schluß). — Bürger. Von R. J. A. Rittermaier. — Bürgerkrieg, f. Krieg. — Bürgerrecht. Von R. J. A. Rittermaier. — Bürgerbund. Von R. J. A. Rittermaier. — Bürgerfugend und Bürgerinn. Von Welter. — Bürgschaft, f. Garantie. — Burgunder, f. Deutsche Volksstämme. — Burke (Edmund). Von H. Marquardsen. — Cabinet, Cabinetbefehl, Cabinetminister, Geheimtes Cabinet, Cabinetregierung. Von Kottke. — Cabinetjustiz, Cabinetbank. Von Welter.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

„Aus der Heimath“ ein naturwissenschaftliches Volksblatt, von Professor Rosenkäsler. Wöchentlich 1 Bogen mit Illustrationen, Preis pro Quartal 1/2 Thlr., durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.
C. Flemming.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

20. Januar 1859.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus. Sechster Artikel. Von Karl Fortlage. — Ulmar und Rosa Weber. — Geschichtliche Notizen. Von J. Gegenbauer. — Notizen. (Englische Artikel über deutsche Literatur, In Olypod eine tragische oder komische Figur?) — Bibliographie. — Anzeigen.

Materialismus oder Spiritualismus.

(Sechster Artikel.)

1. Kritik des Materialismus von Robert Schellwien. Berlin, G. W. K. Müller, 1858. Gr. 8. 20 Rgr.
2. Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. Ein Vortrag von G. J. Braniff. Breslau, Treves. 1858. Gr. 8. 10 Rgr.
3. Die Prädenken der exakten Naturwissenschaft, betrachtet und mit polemischen Glossen wider Hrn. Prof. Dr. Schellwien begleitet von A. Franz. Nordhausen, Buching. 1858. Gr. 8. 20 Rgr.

Der Materialismus ist eine Doctrin, welche die Fortschritte über die Naturdinge geschildert und absichtlich nur bis in eine mäßige Tiefe treibt, ähnlich einem Bergmann, der sich vorsetzt, niemals über 100 Fuß tief seine Schächte zu treiben. Es ist dies eine Art und Weise, an welcher sich an und für sich nicht viel aussetzen läßt; sie kann sogar in manchen Fällen als auf einer Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Denkfähigkeit beruhend ganz lobenswerth sein. Nur muß dann auch nie dabei vergessen werden, daß alles, was sich auf diesem Standpunkte aufstellen läßt, nur immer bis in eine Tiefe von 100 Fuß reicht. Wenn z. B. jener Bergmann von oberflächlichen Betriebs und schlechten Werkzeugen versichert, er habe bis auf 100 Fuß Tiefe nur taubes Gestein und keine Metalle entdeckt, und folglich sei auch in einer Tiefe von 200 Fuß und darüber noch viel weniger daran zu denken, so müßte man diese Aussage mit Beziehung auf den bequemen Betrieb und die schlechten Werkzeuge zu verstehen wissen.

Und auf diesen Standpunkt zu versetzen, und von der Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Grundbegriffe des Materialismus aufs deutlichste zu überzeugen, diesen Zweck erreicht die „Kritik des Materialismus“ von Schellwien auf vollständige Weise. Sie ist mit großer dialektischer Gewandtheit geschrieben. Sie geht sogleich auf die Hauptsache zu, indem sie es mit vollständiger Evidenz klar macht, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff,

auf welchem der Materialismus fußt, nämlich von der Kraft als einer bloßen Eigenschaft am Stoffe, ein der äußersten und trügerischen Oberfläche des Sinnenlebens entnommenes Verhältniß ist: ein Verhältniß, welches nicht der gründlichen Verarbeitung der Anschauung durch den Verstand, sondern einem flüchtigen Arrangement derselben durch die bloße Einbildungskraft angehört. Woher es denn kommt, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff, wie es sich die Materialisten denken, zwar in einigen Fällen der Physik eine brauchbare Anwendung leidet, in andern hingegen sich nur auf eine geschriebene und die Natur mißhandelnde Art durchsetzen läßt, endlich aber im Gebiete der organischen Kräfte zu einer bloßen Fabel herabsinkt, indem man z. B. mit der Kraft des Gehirns zu denken, der Kraft der Drüsen abzusondern, der Kraft der Zellen zu wachsen, der Kraft der Muskelfasern sich zusammenzuziehen, ungefähr ebenso gut oder ebenso schlecht einen Begriff verbinden kann, als mit der Kraft des Siebes, das Wasser durchzulassen, oder mit der Kraft des Rüdens, Schläge zu bekommen.

Es hätte dem Verfasser nicht gelingen können, dem Materialismus so einbohrend und erfolgreich zu begegnen, wenn er bloß negativ und abwehrend verfahren wäre. Die Kraft seines guten Angriffs beruht wesentlich auf dem positiven Gehalte einer mit consequenter Logik durchgeführten philosophischen Bewegungslehre, welche mit besonnener Kühnheit das Dasein alles und jeden Stoffs überhaupt in gegründete Abrede stellt. Freilich ist zu fürchten, daß der Gegner, gegen welchen hier gekämpft wird, im allgemeinen wol nicht die Vorbildung mitbringen wird, welche nöthig ist, um die Schärfe der hier vorgebrachten Gedanken aufzufassen und sich einen klaren Begriff davon zu machen, was mit einer Dialektik nicht nur der Begriffe, sondern auch der Sache selbst im Naturprozeß gemeint sein könne. Jedenfalls aber wird ihm die Thatsache eine gewisse blinde Verwunderung abnötigen müssen, wie sich eine Weltansicht mit einschneidender Schärfe der Gedanken vertheidigen läßt, in deren Gebiete es weder Atome, noch Stoffe, noch überhaupt Dinge gibt, sondern nirgends etwas anderes als Erscheinungen,

*) Vgl. die früheren Artikel in Nr. 30 u. 49 d. Bl. f. 1856, 19 f. 1857, 12 u. 30 f. 1858. D. Red.

durchwaltet von gewissen sie beherrschenden Gesetzen; sobald also das Gesetz ganz allein und für sich selbst die Grundlage alles Gegebenen bildet. Dem Philosophen drängen sich hierbei freilich noch immer manche Fragen auf, welche höchst verschieden beantwortet werden können, auch von dem, welcher die Unbeweglichkeit des Gesetzes über den Stoff vollkommen anerkennt. J. B. ist, wie Schellwien behauptet, auch im Geiste wie in der Materie das Gesetz das erste und das individuelle Dasein das zweite, oder ist nicht vielmehr das gerade Gegentheil hiervon der Fall? Ist nicht der Geist das eigentlich individuelle Dasein, welches um so individueller wird, je mehr es aus der Sphäre der Erscheinung (der Materie) in die Sphäre des reinen Gesetzes (der Erkenntnis) übertritt? Ist nicht das reine Gesetz das Gesetz, welches sich die erkennende Vernunft selbst zur Vollziehung gibt und welches sie daher nicht vollzieht? Steht das Wesen auf fr über 2 duelles neßglei allgem und u. Diese ! genübe folgt werden. Sie sollen nur erwähnt sein, um anzudeuten, wie entschieden Schellwien innerhalb des Standpunktes, welcher die Realität des Stoffs leugnet, auf das eine Extrem desselben verfällt (auf den Universalismus) mit völliger Verneinung des andern (nämlich des Individualismus).

Vielmehr möge ein anderer Punkt herausgehoben werden, welcher dem Verständniß der Materialisten selbst näher liegt und in welchem die Ansicht der Stofflehrer, mindestens bis auf eine gewisse Strecke weit, gegen die hier geführten Angriffe geschützt werden kann. Es wird behauptet, welche miteinander in darin bewahrt bleibe Erscheinungen Erhalten allein das Gesetz gehen im Wasser mehr. Und ebenso n ihnen zu Grunde ab so wird immerfort nur statt des einen etwas anderes gefunden, nach bestimmtem Gesetz. Aber weder ist das eine im andern, noch das andere im einen, sondern das eine und das viele sind vorübergehende Phänomene innerhalb des sich niemals gleichbleibenden, immer aber bestimmten Gesetzen gehorchenden Flusses der Dinge, welcher jene Bestimmungen als verschwindende Ansichten an seiner Oberfläche vorüberführt. Wegen die rohe Ansicht von einer ruhenden Materie ist dies eine gute Bemerkung. Sie dient dazu, das geträumte Festland eines sichern und geborgenen Daseins aus soliden Dingen an sich in den Meeresfluten eines unsichern Erfahrungswechsels untergehen zu lassen.

Aber sie unterläßt es, uns die hervorragenden Inseln und Korallenbänke zu zeichnen, welche von dem unter Wasser stehenden Grunde eine wenn auch nur mutmaßliche Kunde geben, sie vergißt die vereinzelt stehenden Landzungen und Dämme zu betreten, auf denen man hin und wieder bis auf eine gewisse Strecke weit trocknen Fußes die Fluten durchschreiten kann. So J. B. ist das spezifische Gewicht eines Gemischten Stoffs ein schlechterdings nicht in den dialektischen Strom des Werdens mit eintretender, sich vielmehr diesem Strom, welcher mit den übrigen Eigenschaften spielt, hartnäckig widerstehender Damm. Wir mögen ihn zu erschüttern suchen soviel wir wollen, er sinkt nicht mit unter, er erhält sich fortwährend. Sein Vorhandensein beweist zwar noch durchaus nicht, daß darum, weil sich eine gewisse Eigenschaft dem dialektischen Strome des Werdens widersteht, mit dieser Eigenschaft sich nun auch schon zugleich gewisse Klumpen oder Atome ihm widerstehen müßten. Denn ein spezifisches Gewicht ist etwas ganz anderes als ein Klumpen. Aber sie beweist, daß das Untertauchen der Erscheinungen in den allgemeinen Strudel von Verwandlungen und Veränderungen seine genau abgesteckten Grenzen hat. Und sie gibt dem Dialektiker eine Warnung, welche er nicht vernachlässigen darf. Denn wenn es auch im allgemeinen der Strom und nicht das Atom ist, was dem Philosophen als solchem einleuchtet, so wird doch auch der Strom ihn unrettbar irre führen, wenn er nicht genau auf die Punkte achtet, welche dem Strome widerstehen und dadurch ebenso sehr ein über den Strom erhobenes Dasein bekunden, als die sich immer gleichbleibenden Gesetze haben, denen der Strom gehorcht. Achtet er hingegen genau auf diese Punkte, legt er eine Klassenordnung an zwischen den verschiedenen Qualitäten und Eigenschaften, je nachdem sie dem Strome auf längere Zeit oder auf immer, ganz oder zum Theil, allein für sich oder in Verbindung mit andern Qualitäten Widerstand leisten, so scheiden sich ihm gewisse Phänomene als Grundkräfte, welche im Wechsel des Erscheinens ihr Dasein verteidigen und die Dialektik des Werdens besiegen und vernichten, von ihren Nebenphänomenen ab, welche durch ihr Ergriffensein von der Dialektik zu bloßen Eigenschaften oder zufälligen Erscheinungen an den Grundkräften oder ihrem gegenseitigen Zusammenspiel herabsinken. Erst sobald dieses geschieht, zeigt sich uns die Lehre von der Ewigkeit der Stofftheilchen oder Atome in ihrem wirklichen Werthe, nämlich als eine Lehre, welche darin irrt, daß sie mit den Eigenschaften, die uns die Natur im Wechsel als bestehend zeigt, auch sogleich eine Anzahl anderer Eigenschaften fortbekennen läßt, von denen die Erfahrung dieses Bestehen verneint. Nicht bloß Gesetze, sondern auch Grundkräfte überdauern den Wechsel der Erscheinungen, nicht aber Stofftheilchen. Letztere sind bestimmt, sich weder aufzulösen in die Grundkräfte, aus deren Spannungen sie hervorgingen. Sind aber die gottfälligen Klumpen nicht ewig, sondern vergänglich, dann ist fortan nur noch derjenige Materialismus möglich, welcher spricht: Im Anfang war die That! Dieses eben und nichts anderes ist es, was der Idealismus will.

Die Abhandlung von Branis „Ueber atomistische und dynamische Naturanschauung“ nimmt sich diesen Punkt ebenfalls zum Augenmerk, aber von einer andern Seite her. Sie nimmt sich zum Gegner den geistvollen Vertheidiger der Atomentheorie, nämlich Fechner. Sie sucht zu zeigen, daß es einem geistvollen Manne wie Fechner nur dadurch möglich wurde, ein in den letzten Stufen liegendes Vorurtheil aus der mechanischen Physik zu vertheidigen und zu stützen, daß er ihm statt der gewöhnlichen Auffassung ganz andere Begriffe von feinerer und gebildeterer Art untergeschob, mit denen weit eher die Gegner des Atomismus als seine bisherigen Freunde sich werden vertragen können. Denn Fechner erklärt die Atome nicht für einfache, sondern für zusammengesetzte Wesen, zusammengesetzt nämlich aus dynamischen Kraftpunkten von einfacher Art, so daß hier der einfache Kraftpunkt zum Grundbegriff erhoben, der zusammengesetzte Massentheil hingegen zum abgeleiteten Begriff herabgesetzt wird. Branis erkennt es daher auch an, daß das physikalische Denken bei Fechner ganz auf jenem unheilvollen und kritischen Standpunkte steht, welchen die Philosophie will, und findet nur das an ihm zu tadeln, daß er, anstatt offen und entschieden mit dem veralteten Vorurtheil zu brechen, noch immer neuen Wein in alte Schläuche füllen möchte, noch immer das, was im Grunde der Sache nichts ist als eine rein dynamische Naturansicht, unter der nur zur Hälfte passenden Aufschrift einer neuen Atomistik desto leichter an den Mann bringen möchte.

Daß Fechner mit seiner neuen Art von Atomen nicht dasselbe will, was der größte Theil der Physiker sich unter Atomen denkt und was namentlich die materialistisch Gesinnten derselben unter diesem Namen festhalten, daß er vielmehr im Grunde die aufgedeckten und durchgeackerten Begriffe einer philosophischen Dynamik unter einem geschickten Deckmantel in die Physik einführt, darin hat Branis vollkommen recht. Denn sowenig die zwei Personen eines Ehepaars schon dadurch zu einer einzigen Person zusammenschmelzen, daß sie Katholiken sind und folglich niemals zu einer Ehecheidung scheitern können, ebenso wenig schmelzen die anausgebeuteten Kraftpunkte, aus denen das Fechner'sche Atom zusammengesetzt ist, schon dadurch in ein einziges Wesen zusammen, daß ihnen unter allen Umständen die Scheidung verwehrt ist. Vielmehr geben viele unter ihnen durch ihre starke gegenseitige Repulsionskraft zu erkennen, daß es nur ein äußerlicher Zwang und nicht eine innere Wesenseinheit ist, welcher sie aneinander fetzt. Und so erscheint Fechner den philosophischen Dynamikern gegenüber in einem gewissen Unrecht, wenn er nicht in Hinsicht darauf, daß beiderseitig nur ganz auf einen und denselben Punkt losgerichtet wird, sich die Sprache der philosophischen Dynamik aneignet und in Gemeinschaft mit den Philosophen aller Atomistik entschieden entgegenzutreten will.

Zu einem andern Urtheil gelangt man, wenn man die Frage aufwirft: Welcher Weg verheißt dem dynamischen Standpunkte in der Physik ein rascheres und wirksameres Umsichgreifen? Der Branis'sche, welcher sich vom

Alten einfach losreißt? Oder der Fechner'sche, welcher mit möglichster Schonung altes Baumaterial in den Nutzen zweckmäßigerer Constructionen zu verwenden sucht? Dem Philosophen liegt der Gedanke einer völligen Revolution in der Physik darum so nahe, weil er die schwere Last der Ausführung nicht mit auf seine eigenen Schultern gewälzt fühlt, und selbst dann, wenn er es versucht, sie darauf zu wälzen, die Sache immer zu nichts weiter als einem Streite der Facultäten führen könnte. Dem Physiker muß umgekehrt alles daran liegen, in dem großen Gewirke, das sich amirsenhaft aus lauter einmüthig conspirenden minuculösen Bemühungen zusammensetzt, so wenig als möglich eine unnöthige Störung eintreten zu lassen. Er wird daher überall lieber durch Wetteifer liegen als durch Polemik, überall den Gegner lieber zum freiwilligen Mitarbeiten als zur Unterwerfung zwingen. Und so kann sich diesmal auch Fechner den Revolutionsplanen von Branis gegenüber nicht wohl anders, denn als ein zögernder Reformator betragen, obgleich er vielleicht zuletzt doch ebenso kühne Entwürfe als jener im Sinne wälzt. Andererseits befindet sich auch den Naturforschern gegenüber Fechner im völligen Recht, wenn er nicht um eines vom veralteten Sprachgebrauche der Atomie abweichenden bessern Begriffs derselben willen sich aus dem behaglichen Verbände der auf atomistischer Grundlage innerhalb bestimmter engegezogener Grenzen solb und stetig fortbauenden Naturwissenschaft gewaltsam losreißen will. Und zwar ist dieses Recht Fechner's den Naturforschern gegenüber ein historisch begründbares. Er geht nämlich aus den confusen und gedankenlosen Abartungen, welche der Atombegriff im Verlaufe der Geschichte der Wissenschaft erfahren, wieder auf seine Anfänge zurück und zieht an eine Wiederherstellung der historischen Grundidee dieser Lehre. Der Erfinder der Atomistik ist Pythagoras, ein Mann erhabenen Andenkens, welcher, wie er den mathematischen Künsten zuerst ihr Maß bestimmte, so auch zuerst der Physik die Aufgabe stellte, nicht auf dem Wege des dialektischen Raisonnements, sondern der Waage und Gewichte, der Zahlen und Figuren ihr Werk zu treiben. In seinen Begriffen hatte der feste Körper kubische Atome, der feurige tetraedrische, der luftförmige octaedrische, der flüssige ikosaedrische, aber diese Atome waren ihm nicht die letzten Elemente des Seins. Der den Modernen so geläufige Gedanke, daß die Thätigkeit, welche Tetraeder, Kuben und Octaeder construirt (nämlich das Denken), die Function einer aus Tetraedern, Kuben und Octaedern zusammengesetzten Substanz sei (nämlich des Gehirns), würde ihm vollkommen unstimmt erscheinen sein. Denn früher als die Atome sind ja die Zahlen oder Punkte, aus denen sie bestehen, und früher als die Zahlen ist ja die zählende Thätigkeit, welche sie hervorbringt. Ebenso urtheilt sein neuester Schüler und zeigt sich darin des alten Meisters werth. Soll man es ihm verdanken, wenn er die Atome ebenso wenig als der alte Meister selbst wissen mag, indem sie anschauliche Haltepunkte des Messens und Rechnens geben, ohne in der Naturansicht, welche dabei dennoch eine von Grund auf dynamische bleibt, irgendeine Störung oder Trübung zu

veranlassen? Ist es nicht vielmehr eine wahre Lust, von physikalischer Seite her einen Weg eröffnet zu sehen, auf welchem die im Laufe der Zeiten dunkel und trübe gewordenen Atome sich aus neue auslichten zu ihrer ursprünglichen dynamischen Klarheit, worin sie Producte aus göttlichen Schöpfertrieben, Figuren aus der Phantasie des Urgeistes, Bestandtheile einer durch das Dunkel der wandelbaren Welt hindurchleuchtenden und für sich selbst ewig unverlorenen Urwelt bedeuteten?

Von dieser Seite angesehen scheint uns die von Braniß gegen Brühner geführte Polemik daher zu weit zu gehen. Der Philosoph darf dem Physiker nicht zumuthen, seine Grundbegriffe auf das Maß des Streng und apodiktisch Erweisbaren herabzuspannen. Er muß ihm vielmehr gestatten, auch gewisse unerweisbare, ja sogar erweislich falsche Hypothesen zu Hülfe zu nehmen, vorausgesetzt daß dieselben unschädlich und zur Vollziehung des mathematischen Calculs unentbehrlich sind. Ebenso wenig als der Mathematiker dieses vermeiden kann, kann es auch der Physiker. Sätte sich der Mathematiker nicht die Hypothese erlaubt, den Kreis für ein Vieleck von einer gewissen Art anzusehen, so würden wir das Verhältniß des Diameters zur Peripherie heute noch nicht wissen. Und doch entbehrt diese Hypothese ebenso sehr der Gewißheit, als die Hypothese der Atome. Sie ist sogar noch viel unrichtiger. Denn im Begriff eines edigen Kreises liegt ein viel härterer Widerspruch als im Begriff eines Atoms. Die Gefahr der Sache liegt nur darin, daß, während der Mathematiker zwar seinen Kreis als Vieleck behandelt, ohne jedoch an die Möglichkeit desselben im Grunde zu glauben, der mit Atomen rechnende Physiker in der Regel der Illusion unterliegt, daß, weil das Rechnen mit ihnen so gut geht, daraus auf ihre Wirklichkeit geschlossen werden dürfe. Dieser Schluß ist falsch. Aber daraus, daß er falsch ist, folgt dennoch hinwiderum nicht, daß die Physik sich der notwendigen Fiction der Atome zu entziehen habe, ohne welche sie ihren Calcul nicht begründen kann. Denn es gehört eben mit zum Charakter dieser Wissenschaft, in ihren Grundbegriffen gewisse Fiktionen nicht entbehren zu können. Die Ursache hiervon ist, weil der ganze Gegenstand, mit welchem sie sich beschäftigt, der bloßen Sinnlichkeit als der Sphäre des äußern Erscheinens angehört, deren Existenz nirgends eine reine und lautere, sondern an allen Punkten eine mit unwillkürlichen Fiktionen und Phantasmen durchwachte ist, in deren Zusammenhänge nur dadurch einzubringen ist, daß man gewisse ihnen entsprechende willkürliche Fiktionen und Phantasmen zu Hülfe nimmt.

Schriften, welche den Grundbegriffen des Materialismus so tief an die Wurzel gehen, wie die von Braniß und Schellwien, verdienen unsern Dank. Durch sie kommt es immer deutlicher an den Tag, daß die hauptsächlichsten Ursachen, aus denen der Materialismus die Folge ist, nicht in dem bösen Willen seiner Vertreter, sondern in dem Mangel an Aufklärung in den Grundbegriffen der empirischen Naturwissenschaft beruhen, an welche jene Männer einen viel zu gutmüthigen und starken Glauben mitbrachten, durch welchen sie, wie der Wanderer durch

Irrelichter, in Sümpfe gelockt worden sind. Man sieht es immer deutlicher ein, daß nicht die Irrenden zu bekämpfen, sondern die Irrelichter zu vertilgen, die Sümpfe auszutrocknen sind.

Daß in der Naturwissenschaft des heutigen Tages nicht alles mit rechten Dingen zugehe, daß hier etwas faul sein müsse im Staate Dänemark, hat auch Franz mit gesundem Organ herausgewittert. Aber da ihm auch aller und jeder Begriff von dem fehlt, was die Naturwissenschaft des heutigen Tages denkt und will, so schlägt seine Indignation leider die allerverkehrteste Richtung ein von allen, die sie nur erdenklicherweise hätte nehmen können, sodaß jeder Hieb, welchen er versucht, zu nichts führt, als einer empfindlichen Selbstverwundung. Dies würde ihm nicht begeben sein, wäre da ihm auch aller und jeder Begriff nicht von so boshafter Galle aufgebläht gewesen. Der Faden seiner bisher gewiß schon schwer geprüften Geduld riß bei einer Abhandlung Schleiden's in „Westermann's Illustrierten Monatsheften“, und so bekommt denn dieser Naturforscher die Labung eines theologischen Jorns, welcher zwar der ganzen Naturwissenschaft in Bausch und Bogen gilt, sich jedoch mit einer offenbaren Vorliebe gegen denjenigen unter ihren Vertretern wendet, welcher innerhalb seines wissenschaftlichen Feldes die Rechte des Glaubens, der Sittlichkeit und vor allem der Willensfreiheit im Namen der Philosophie unermüdet in Schutz nahm, gleich einem Arbeiter am Bau des Tempels von Jerusalem in der einen Hand das Schwert, in der andern die Kelle führend.*) Eben hier, wo der Dämon der Finsterniß die engelgleiche Lichtgestalt der Unschuld und Reinheit anzog, schien er dem Verfasser (einem Geistlichen) seine grauenvollsten Blendwerke auszuspinnen, seine unsagbarsten Mißthaten auszubrüten.

Das Ganze zeigt die Absicht, die Naturwissenschaft beim großen Publikum von Seiten der Kirche her in einen allgemeinen Mißcredit zu bringen durch eine Verdächtigung der wirklich religiös Gesinnten unter den Naturforschern als sentimentaler Heuchler und Phrasenmacher. Es ist nicht denkbar, daß eine solche leichtsinnig und unverzeihlich in die Welt hineingeschleuderte Verdächtigung irgend einen erheblichen Eindruck hervorbringe; wohl aber erregt ein Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer, welcher mit solcher Leichtigkeit, als wäre dies bei uns Routine, andern ein Verleumdungsspiel mit den heiligsten Dingen zutraut, über seine eigene Ueberzeugungstreue Gedanken, welche hier nicht weiter ausgeführt werden sollen. Der Herr Superintendent kann sich nicht finden in die unübersteigliche Kluft, welche Schleiden setzt zwischen der materiellen und der geistigen Natur, und weil er selbst mit seiner eigenthümlichen Art von Religiosität sich nicht darin finden kann, so meint er, daß niemand, welcher an eine solche Kluft glaubt, es mit der Religion gut meinen könne. Was die von Fries festgesetzte Art der Grenzbestimmung zwischen Natur und Geist betrifft, welcher Schleiden anhängt, so hat dieselbe ohne Zweifel

*) Dusselt'sche Zeitschrift 4. 27. 28.

etwas Gefährliches an sich und ist deshalb auch ein von fast allen übrigen philosophischen Richtungen der Gegenwart einstimmig bestrittener Punkt. Allein die Meinung, als ob eine scharfe Grenze zwischen Geist und Natur gezogen sich mit einem aufrichtigen Sinne für stilles und religiöse Interessen nicht vertrage, enthält ein seltsames Quibproquo. Die Philosophen sind gewohnt, sonst von theologischer Seite her das Gegentheil vorgeworfen zu bekommen: nämlich daß sie die Grenze zwischen Natur und Geist zu sehr verwischen. Ehemals klagte man über zu wenig Grenze, jetzt mit einem Male soll deren zu viel geworden sein? Dem will das in den Kopf? Und was den Urheber jener Grenzbestimmung, S. J. Fried, selbst betrifft, so gehörte dieser Mann in einem ausgezeichneten Grade zu jenen tief religiösen, gartführenden und sinnigen Naturen, welche vor allen andern dazu gemacht erscheinen, die Wissenschaft, in welcher sie arbeiten, vor jenen Verfalls gegen das religiöse und echt volksthümliche Gemeingefühl zu sichern, in welche sie durch schulmäßigen Pedantismus und falsche Consequenzmacherei verfallen kann. In diesem Falle hat also der Herr Superintendent einen recht ansehnlichen Bod geschossen. Doch darf hierbei auch nicht verschwiegen werden, was anerkennungswerth ist an dem Mann. Es gehört dahin vorzüglich sein ritterlicher Muth, mit welchem er dem Naturforscher zum Dank dafür, daß sie ins theologische Gehege gebrochen, wiederum in das Ihrige bricht, und zwar mit Gewalt durch Bekämpfung der Kopernicanischen Hypothese als einer unchristlichen. Das ist eine fürchterliche Raube, auf welche der Feind nicht gefaßt sein konnte. Aber auf welche Schichten unserer Volksbildung mag dieses Randver wol berechnet sein?

So nichtsbedeutend Angriffe wie die Franz' für die Wissenschaft sind, so sind sie doch nicht ohne Folgen fürs Leben. Eine solche Invektive dieser Art pflegt andere aufzumuntern. So z. B. hat ein gewisser Herr Superintendent und p. pr. Ludwig in Schöningen im „Braunschweigischen Magazin“ einen Roth- und Hülfschrei ergeben lassen in den Landen Braunschweig gegen die Naturforscher und die Naturwissenschaften als Zerstörer des Christenthums und Degradirer der bessern Menschheit und hierdurch eine Erwiderung hervorgerufen unter dem Titel:

4. Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Blonsmächter im Kampfe gegen die Naturforscher. Von J. G. Blasius. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1858. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Daß diese Erwiderung es unterläßt, Scheltworte mit Scheltworten zu erwidern, ist in der Ordnung; daß sie einem ohnmächtigen Gegner gegenüber nicht in Eifer geräth, ist der überlegenen Stellung der Naturwissenschaft über einen zurückgebliebenen theologischen Bildungsstandpunkt angemessen; daß sie durch Verleumdung nur ermuntert wird im Eifer des Beharrens auf der mühevollen Fahrt zu der zu entdeckenden Atlantis, welche an künftigen Geschlechtern die Arbeiten der kühnen Seefahrer von heute lohnen wird, wenn sie nun entdeckt daliegt „eine

rolgende Insel San-Salvador, wild, üppig, mit großen und schönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umspült von einem kristallklaren Meere“, ist gar nicht zu vermeiden. So stehen allerdings die Sachen. Und wer kein Herz hat mitzuempfinden, in welchen ruhmvollen Anstrengungen zum Heil der Menschheit die Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts kämpft und arbeitet und daß diese Arbeit einen wesentlichen Bestandtheil bildet seiner Religion, seiner stillen Größe, seiner Idealität und Tugend, der hat keinen klaren Spiegel in der Seele, die Verhältnisse des gegenwärtigen Geisteslebens der Menschheit ohne Verzerrung aufzufassen. Aber bei dem allem bleibt der eigentliche Schaden, welcher den Streit zuletzt verursacht, immerfort unberührt. Man redet von selten der Naturforscher, als ob die materialistische Theorie die Naturwissenschaften gar nichts angehe, als ob dieselbe eine nur ganz willkürliche und gewaltsam wie an den Haaren in ihre herbeigezogene Hypothese sei. Und dies ist doch nachweislichermassen nicht so; sondern die Trennung und Geschiedenheit der heutigen Naturwissenschaft vom Materialismus beruht wesentlich auf dem Grundsatz, daß all unser Wissen Stückwerk sei, und man daher die einzelnen Stücke, die man weiß, niemals zu einem einheitlichsten Ganzen zusammenfügen dürfe mit rigoroser Consequenz. Nun ist dieses auch nicht nöthig und am wenigsten in einem aus lauter Kleinigkeiten das Große zusammenbauenden Gebiet wie die Naturwissenschaften sind. Allein, was nicht nöthig ist, das ist doch auch nicht in allen Fällen zu verhindern, um so weniger, als in andern Gebieten der Wissenschaft strenge Consequenz und durchschlagendes Charakterfestes Denken immer als Haupttugenden gegolten haben.

Nun ist aber offenbar auf dem Felde der heutigen Naturforschung der rigorose Denker gleich verloren. Denn richtet sich das Denken nach strengem Gesetz und nicht nach Willkür, ist alles strenge Gesetz von mathematischer Art, beziehen sich alle mathematischen Gesetze auf Raumbewegungen, ist keine Raumbewegung ohne bewegte Theilchen und sind die bewegten Theilchen die Atome, so wird der Geist unabwendlich zu einer von den Atomen unabtrennbaren Eigenschaft. Obgleich man nun, wie gesagt, im Felde der Naturwissenschaft niemals so zusammenhängend zu denken braucht und niemals so zusammenhängend denken soll, so gibt es doch auch unter den Naturforschern Köpfe, welche das zusammenhängende Denken nicht lassen können und in Folge davon die obigen von der heutigen Naturwissenschaft insgemein zugestandenen Sätze so zusammenketten, daß am Ende auch der Geist als eine Art von atomistischem Regels- oder Billardspiel erscheint. Und daher bleibt die Wurzel des Atomismus so lange unangestastet stehen, als das Regelspiel der Atome nicht entweder zertrümmert oder doch in den Rang eines edigen Kreises erhoben wird, mit welchem man rechnet, ohne an ihn zu glauben.

Damit indeß jene plumpen Blonsmächter in keinerlei Weise in Schutz genommen werden. Ihnen kann

man zur Beschönung nichts Besseres gegenüberstellen als die wirklich schätzungs- und achtungswerthen Versuche derer, welche sich bemühen, die Wahrheiten der Religion, sei es der geoffenbarten, sei es der natürlichen, mit den ebenso sichern Thatsachen der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen.

5. Bibel und Astronomie nebst Zugaben verwandten Inhalts. Eine Darstellung der biblischen Kosmologie und ihrer Beziehungen zu den Naturwissenschaften. Von Johann Heinrich Kurb. Biele, zum großen Theil neu ausgestattete Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundfragen der Philosophie und Theologie dargestellt von Albert Stöckl. Erster Band. Würzburg, Stöckl. 1858. Per. 8. 2 Thlr.
7. Zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben. Eine Zeitstudie für Selbstforscher. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Wienbrack. 1858. 8. 24 Ngr.
8. Kurzer Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse für Leben, Wissenschaft und Kunst, enthaltend die Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik u. s. w., zum Schul- und Selbstunterricht, von R. H. W. Mannich. Dresden, Adler und Diege. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Horstath Lupin an Madame Hellbroof über die Natur im Weisse. Von Karl Grafen von Haubissin. Leipzig, D. Wigand. 1857. 16. 1 Thlr.

Herr Dr. J. H. Kurb von Dorpat steht ebenfalls wie Herr Dr. A. Franz von Sangerhausen auf dem Standpunkte eines strengen Bibelglaubens; dieses aber in einer völlig andern und zwar für den letztern beschämenden Weise. Denn erstlich ist er nicht so unbesonnen, blindlings gegen die Kopernikanische Hypothese anzunehmen; zweitens besitzt er so viel humane Liberalität, um die Wohnbarkeit anderer Weltkörper im Universum außer dem Erdball als möglich zuzugeben; und drittens legt er in seinen Expositionen eine nicht zu verachtende Kenntniss astronomischer Thatsachen und Berechnungsmethoden an den Tag, welche mit der tiefen Unwissenheit Franz' in diesen Dingen einen interessanten Gegensatz bildet.

Der Plan des Buchs ist anziehend entworfen und mit geistvoller Schriftkenntnis durchgeführt. Es soll an der Hand des so genau als möglich gewahren Buchstaben der Heiligen Schrift einerseits und der naturwissenschaftlichen Kenntniss andererseits die Skizze eines vollständigen Weltbildes in seiner genetischen Entwicklung gezeichnet, es sollen damit die Grundzüge einer kosmischen Geschichte des Alls vor Augen gestellt werden.

Die starke Seite an der Arbeit ist der Scharfsinn und die Geschicklichkeit, womit verfahren wird. Die schwache Seite ist, daß überall bloß nach synoptischer Methode verfahren wird, so nämlich, daß die Ansprüche aller. Schriften sowohl Alten als Neuen Testaments mit gleichem Vertrauen herbeigezogen werden. Und zwar dieses wiederum erstlich mit der Voraussetzung, daß wirkliche Widersprüche verschiedener Autoren unter sich hier niemals vorkommen können und daher, wo sie sich finden, als bloß scheinbare sich

um jeden Preis gegenseitig auszugleichen haben. Und zweitens mit dem Bestreben, alles Schriftwort am liebsten handgreiflich und buchstäblich zu verstehen, daher eine biblische und allegorische Auslegung immer erst dann einzutreten zu lassen, wenn eine nöthige schlechterdings nicht möglich ist.

Die Geschichte des Weltalls wird uns hier in vier großen Perioden oder Weltaltern dargestellt, welche eine zweimalige Unterbrechung oder Störung und eine zweimalige Wiederherstellung des göttlichen Plans mit seinen Creaturen in sich schließen. Die erste Unterbrechung geschah durch den Sturz der Engel und Verfinsternung ihrer Wohnsitz. Der zweite durch den Fall des Menschen in die Erbsünde. Die erste Wiederherstellung geschah durch das Sechstageswerk der Schöpfung, vermöge dessen der Allmächtige aus dem durch den Engelsturz verödeten Raume unserer Planeten die gegenwärtige Gestalt der Erdoberfläche bildete und ordnete. Die zweite Wiederherstellung geschah durch den Kreuzestod, vermöge dessen die durch Verlust des Paradieses gewirkte Krankheit der Erbsünde ihre entsprechende Arznei empfing. Demgemäß ordnet sich das Ganze in vier Zeitabschnitte oder Weltalter.

Das erste Weltalter umfaßt die Urwelt, als die Erschaffung des Weltalls und seiner ursprünglichen Bewohner, der Engel. Sodann den theilweisen Fall der letztern, durch welchen wenigstens eine von den seligen Lichtwelten des Anfangs in den Fluten des Verderbens verfunkt und zur finstern öden Wüste, zum thohu vabohu wird.

Das zweite Weltalter umfaßt die Vornwelt, als die schöpferische Wiederherstellung der durch den Fall der Engel zerstörten Erde, nebst Erschaffung des Menschen. Dann die von letztern gegebene gottwidrige Entscheidung, welche einen neuen Riß in die Einheit des Weltalls, einen neuen Misston in den Accord der Sphären bringt.

Das dritte Weltalter umfaßt die Mitwelt, als die Erlösung des Menschen und die Erneuerung der durch des Menschen Fall gestörten Schöpfung vermittelt der Menschwerdung Gottes in Christo. Hier endlich gelangt der auf zweifache Art gestörte Weltplan Gottes zur absoluten Darstellung.

Das vierte Weltalter ist der ewige Sabbat aller gottgetreuen und zu Gott erneuten Creatur, wo sie eingegangen sein wird in die ewige Ruhe Gottes. Sie ist die zukünftige Welt und enthält eine mit der Ewigkeit eine gewordene Zeit.

Der Grund, auf welchem sich diese ganze Theorie erbaute, ist eine eigenthümliche Auslegung des Sechstageswerks der Schöpfung in der Genesis. Während die herrschende Ansicht der Gegenwart diese Tradition als die kindliche Vorstellung einer unweisen Vorzeit von der Entstehung der Welt aufzufassen gewohnt ist, steht Kurb in ihr eine entweder von Adam oder einem seiner Nachkommen in prophetischer Conception empfangenes historisches Document. Der Concipient hat (S. 77), in prophetischer Erläuterung zur Heilmahnung an göttlicher Autopsie erhoben, mit dem Gesichtsauge geschaut was vorging, ehe noch ein menschliches Auge vorhanden war. Es sind lauter

prophetisch-historische Tableaux, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Szenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas darstellen. Die Schöpfungstage aber haben ganz dieselbe Begrenzung, die noch jetzt ein chronologischer Tag hat. Die Tradition setzt also die astronomischen Verhältnisse unseres Planetensystems als bereits vorhanden voraus. Sie bezieht sich bloß auf die letzte Zurechtung der Erdoberfläche für die Wohnung des Menschen, welche, wie wir zuverläßig aus ihr erfahren, nicht mehr und nicht weniger als genau sechs Erdentage in Anspruch genommen hat. Die ungeheuern Zeiträume der Entwicklung und Zerstörung, welche den Forschungen der Geologie zufolge der gegenwärtigen Erdoberfläche vorangingen, fallen entweder vor oder in das thohu vabohu, mit welchem die Erzählung beginnt. Die Astronomie lehrt uns, daß der Fixsternhimmel mit allen seinen Sonnen schon seit Hunderttausenden oder Millionen von Jahren bestand. Dagegen erfahren wir aus der heiligen Tradition mit eben derselben Sicherheit, daß erst im vierten Tagewerk jener letzten Zurechtung der Erdoberfläche Sonne, Mond und Sterne am irdischen Horizonte hervortraten und dadurch anfangen, die Tage und Nächte der Erde zu regulieren und zu beherrschen. Denn zur Kraft der Lichterregung, welche die Sterne wol seit ihrem ersten Bestehen gehabt haben müssen, mußte erst noch die Lichtempfanglichkeit von Seiten der Erde hinzukommen, damit ihr Lichtagend auf die Erde einwirken konnte. Und daß diese Lichtempfanglichkeit nicht vor dem vierten Tage eingetreten ist, erfahren wir durch den prophetischen Concipienan. Hiermit erhebt sich dann auch der schwierige Punkt, in welchem so viele einen Anstoß gefunden haben, nämlich die Erschaffung des Lichts vor der Sonne am ersten Tage. Denn natürlicherweise konnte das am ersten Tage geschaffene Licht kein Sonnenlicht sein, weil am ersten Tage jene Lichtempfanglichkeit von Seiten der Erde noch nicht hervorgebracht war und daher am diesem Tage die Strahlen der Sonne, mochten dieselben für sich auch noch so heftig brennen, auf die Erde noch keinen Lichteindruck hervorbringen konnten. Wir haben daher das am ersten Tage erschaffene Licht für eine aus dem Vermögen eigener Lichterzeugung unseres Planeten hervorgegangene und also vielleicht dem Nordlichte verwandte Erscheinung zu halten. Oder wir können auch annehmen, daß die lichterregenden Kräfte, welche vom vierten Tage ab an die Sonne gebunden wurden, zuerst, nämlich drei Tage vorher, in den planetarischen Weltkörpern selbst ihren Sitz nahmen, und erst dann, als am vierten Tage die Körper unseres Weltsystems in ihrer individuellen Entwicklung weiter fortgeschritten waren, die polare Entgegensetzung zwischen Sonne und Planet eintrat, nach welcher die Sonne, vielleicht schon wegen des Uebergewichts ihrer Masse und Schwere, die lichterzeugenden Kräfte an sich riß und verschlang. Dann würde die Erschaffung der Sonne am vierten Tage die Bildung der Photosphäre des Sonnenkörpers bezeichnen, vermöge einer Concentration des früher geschaffenen und bis dahin diffusorisch wirkenden Lichtagend um den planetarischen Kern dieses Fixsterns.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat das Sechstageswerk es nicht mit der Erschaffung der Erde, geschweige denn mit der Erschaffung des Welalls zu thun. Es findet Himmel und Erde schon vor; sie sind schon geschaffen und individualisiert. Aber der Erde fehlt es noch an Licht und Leben. Sie ist thohu vabohu. Das Sechstageswerk gibt ihr beides, im stetigen Fortschritt von der niedern zur höhern Stufe. Es gibt ihr ihre gegenwärtige Gestalt, ihre gegenwärtigen Naturkräfte, ihre gegenwärtigen Bewohner und ihre gegenwärtigen Beziehungen zu den übrigen Weltkörpern. Aber auch die urweltliche Thierwelt, welche wir als eine von den Flößgebirgen eingeschlossene durch die Geologie kennen lernen, kann, weil sie Noth und Tod in sich trug, nicht im Sechstageswerk entstanden sein. Sie gehört vielmehr, wie die Gebirge, die sie umschließen, einer früheren Geschichte an, von der die Schöpfungsbuchkunde uns nichts offenbart. Es ist eine von der Mittwelt ganz heterogene, längst schon vor ihr untergegangene Welt. Wenn wir daher in ihr schon Raub und Mord, Krankheit und Tod finden, so kann dies nicht das mindeste dafür beweisen, daß Mord und Tod auch in der Mittwelt von Anfang an vorhanden war. Jene untergegangene Welt, die in den Flößgebirgen begraben liegt, kann nicht als eine reine Schöpfung Gottes angesehen werden. Wie Mord und Tod durch die Sünde und Empörung gegen Gott in die Mittwelt gekommen sind, so muß auch, scheint es, dort schon ein widergöttliches Element wirksam gewesen sein. Ueber dieses widergöttliche Element bekommen wir ein Licht in dem Berichte vom Genuß der verbotenen Frucht im Paradiese. Hier tritt uns jenes Element in einer dreifachen Einförmigkeit, einer persönlichen, animalischen und vegetabilischen entgegen, als Satan, Schlange und Baum der Erkenntnis von gut und böse. Hier leuchtet der volle Zusammenhang ein. Baum und Schlange waren die letzten Reliquien des Satanischen auf der erneuerten Erde. Durch Gottes schöpferisches Walten war die Macht des thohu vabohu bereits gebrochen. Die letzten Ausläufer desselben, Baum und Schlange, sollte der Mensch selbst überwinden und bannen. Es waren die letzten, die einzigen Anhaltspunkte Satans auf der neuen Erde, das einzige auf ihr, was er noch sein nennen konnte.

Und so treibt uns denn das buchstäbliche Verständnis des Sechstageswerks folgerichtig zum Schluß, daß Tausende von Jahren vor Erschaffung des Lichts und vor der sechstägigen Ausbildung der heutigen Geographie bereits durch Satans Empörung Tod und Verderben als kosmische Pestenz in die urweltliche Erde hineinkam und die Erde zum thohu vabohu, zum Wohnplatze widergöttlicher und dem Untergange geweihter Geschöpfe wurde. Durch die Restauration im Sechstageswerk hat Gott neue kosmische Pestenzen des Lebens in die verführte Erde hineingesenkt. Aber durch den Sündenfall gerieth der Mensch in die Noth seines Verführers und dieser wurde nun auf neue zum Fürsten, ja zum Gott dieser Welt, bis durch das zwischen eintreten des göttlichen Heilsplans der Erlösung dem Satan und seinen Angeln die Erde als der Schauplatz der

Heilsgeschichte streitig gemacht wurde. So bleibt denn für die Geister der Boshheit, welche aus dem Himmel als der Wohnstätte der Seligkeit und Herrlichkeit verstoßen wurden, fast nur allein noch die Stellung zwischen Himmel und Erde, im Lufthimmel, übrig, als Beherrscher der Nacht der Luft (nach Ephes. 2, 2). Und es ist ihnen kaum zu verdenken, wenn sie von hier aus immer neue Angriffe zur Zurückgewinnung ihres verlorenen Besitzes, ob schon vergeblich, zu machen wagen. Denn die Erde war ihre ursprüngliche Wohnung; sie haben alte Ansprüche an sie wegen des Ithohu vahohu, aus dem sie gebildet ist. Sie haben auch neue Ansprüche an sie gewonnen durch die Sünde und das Verderben in der Menschenwelt.

Auf einen liberalern und minder buchstäblichen Standpunkte in Betreff des Sechstageswerths sehen wir uns aufmerksam gemacht in der „Speculativen Lehre vom Menschen und ihre Geschichte“ von A. Stöckl. Dieser gibt von seinem theologischen Bekenntnisse aus die Möglichkeit zu, das Sechstageswerk auf allegorische Weise so zu verstehen, daß darin nur von einem System der Ideenwelt im göttlichen Verstande die Rede sei und daher unter den dortigen Geschöpfen unmöglich die Anordnung und Reihenfolge gefunden werden könne, wie wir sie unter den Gegenständen der wirklichen Welt antreffen. Obgleich er sich selbst diese Idee nicht völlig aneignen zu wollen scheint, so spricht er doch von ihr bei Gelegenheit der Abhandlung der rein philosophischen Lehrlänge der idealistischen Anthropologie und ihrer möglichen Verschmelzung mit dem christlichen Lehrinhalte in folgenden Worten (S. 106):

Wenn daher das Christenthum von einem höhern, übernatürlichen Lebenszustande des ersten Menschen spricht, so kann hier jener erste Mensch kein anderer sein als der ideale Mensch, jener geistige engelgleiche Mensch, der unmittelbar aus Gott emanirt ist, und das Paradies, in welchem nach der Lehre des Christenthums der erste Mensch sich befand, kann nur diesen übernatürlichen geistigen Zustand des Menschen selbst bedeuten. Hieraus geht dann von selbst hervor, daß auch der Sündenfall des ersten Menschen, wie er in der Heiligen Schrift erzählt ist, mit dem überzeitlichen Abfall des idealen Menschen von Gott zusammenfallen müsse. Der Widerspruch, in welchem die Erzählung der Heiligen Schrift mit dieser Annahme steht, kann durch Allegorisirung dieser Erzählung beseitigt werden u. s. w.

Dieser ideale Mensch, als lebendige und substantielle Idee in der Gottheit, würde so zu denken sein, daß er zwar eine leibliche Natur schon ebenfalls in sich schloffe, aber nur von einer höhern, idealen oder rein formellen Art, nicht jene niedere thierische, die wir gegenwärtig an ihm wahrnehmen und die auch am empirischen Menschen nichts als die äußere und abstreifbare Hülle des Ersten ist. Der Verfasser weist im historischen Theile seines Werks mit besonderm Nachdruck auf den Alexandriner Philo hin, bei welchem wir diesen Gedanken bereits aufs entschiedenste ausgebildet finden. Nach der Philonischen Auslegung sind die sechs Tage, innerhalb welchen den heiligen Schriften zufolge die Welt vollendet wurde, nicht als wirkliche Zeitabschnitte zu denken, sondern sie drücken nur die Ordnung aus, in welcher die Dinge vermöge ihrer Idee aufeinander folgen, und diese Ordnung ist geregelt durch die Sechszahl, weil diese die vollkommenste ist. Das Sech-

tagewerk bezieht sich somit bloß auf die ideale Schöpfung der Dinge im Logos. So spricht Philo auch fortwährend von zwei Menschen, dem idealen und dem irdischen. Der ideale Mensch ist der wahre vollkommene Mensch, wie er ursprünglich von Gott in der Idee gedacht worden ist. Er ist das vollkommene Abbild Gottes und zugleich das Musterbild des irdischen Menschen. Er ist derjenige Mensch, von dem es im ersten Kapitel der Genese heißt, daß ihn Gott nach seinem Bilde geschaffen habe, während dagegen unter dem irdischen Menschen derjenige zu verstehen ist, welcher im zweiten Kapitel der Genese auftritt, und von welchem es daselbst heißt, daß ihn Gott aus Erdboden gebildet und die Seele ihm eingehaucht habe. Der ideale Mensch befindet sich im Logos als in der Einheit der Ideen in Gott. Und auf der andern Seite wird der Logos selbst von Philo als der ideale Mensch oder der Urmenesch bezeichnet und damit angedeutet, daß der Mensch als die höchste und letzte Stufe der Ideenentwicklung in Gott zugleich alle übrigen Ideen in sich als in einem Mikrokosmos eingeschlossen oder eingewickelt enthalte.

Sobald wir uns nach Philonianscher Methode eine allegorische Auffassung des Sechstageswerks erlauben, treten der hebräischen Tradition mehr oder weniger ähnliche und daher zur Vergleichung mit ihr auffordernde Traditionen aus dem indischen, tibetanischen, persischen, griechischen und nordischen Alterthum zur Seite, welche, obwohl in einzelnen Zügen voneinander abweichend, doch alle auf den gemeinsamen Sinn hingleiten, daß aus einem uranfänglichen seligen Leben von idealer oder himmlischer Natur in den gegenwärtigen unvollkommenen Zustand ein Sturz geschah. In der einen Sage sind es Engel, welche stürzen, in der andern paradiesische Menschen, in der dritten sind es Engel, welche durch den Sturz sich in irdische Menschen verwandeln. In der letzten Form tritt die Sage bei den Tibetanern auf, sowie auch bei Empedokles, wo sie auf ägyptischen Ursprung zurückweist. Die Sage vom Sturze der Engel und vom Falle paradiesischer Menschen (die ja auch eine Art von Engeln sind) fließen durch allmähliche Uebergänge in den Traditionen der Völker so in eins, daß sie nur für eine abweichendeinkleidung eines und desselben mythologischen Grundgedankens angesehen werden dürfen. Dieser Grundgedanke der Völker ist von der Art, daß er bis auf den heutigen Tag noch in keinem unserer modernen speculativen Systeme sein vollkommenes Aequivalent findet. Weit näher steht ihm ohne Zweifel der antike Platonismus. Aber auch dieser bleibt hinter seinem mythologischen Urbilde, dem er nachtrachtete, noch immer darin zurück, daß er uns zumuthet, das, was die Mythologie der Völker als Realitäten von anschaulicher Natur bezeichnet, in Gestalt bloßer Ideen zu denken. In diesem Punkte hat also die Theologie wol recht, wenn sie behauptet, daß zwischen der bloßen Platonischen Idee eines Sturzes und dem realen Glauben der alten Völker an einen solchen noch immer ein Unterschied zu setzen sei. Nur begibt sie sich von diesem letzten Boden aus, welcher unangreifbar ist, auf ein sehr schlüpfriges Terrain, sobald sie es unternimmt, im Sturze Lucifers und im Falle

Adam's zwei historische Thatfachen von unterschiedener Art einander entgegenzusetzen, anstatt natur- und sachs- gemäß in beiden nur zwei verschiedene Einkleidungen einer und derselben mythologischen Grundanschauung zu erkennen.

Uebrigens trägt das Werk von Stöckl eine entschieden spezifisch-katholische Färbung. Es wird darin beklagt, daß es noch keine nach den Quellen bearbeitete katholische Geschichte der Philosophie gebe, und daß die Katholiken genöthigt seien, in dieser Beziehung fortwährend aus protestantischen Quellen zu trinken. Es entgeht dem Verfasser hierbei, daß eine vom katholischen Standpunkte verfaßte Geschichte der Philosophie keine solche mehr sein, sondern ins Gebiet der Apologetik des Katholicismus vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte fallen würde. Diesen gefühlten Mangel sucht indessen der Verfasser im zweiten, nämlich im historischen Theile seines Werks in Betreff der speculativen Anthropologie nach Kräften zu ersetzen und dieses mit großem Fleiß und guter Sachkenntniß in einer Geschichte der speculativen Lehre vom Menschen, welche von Pythagoras bis Philo reicht und weiter fortgeführt werden soll. Voran geht im ersten Theile eine Darstellung der speculativen Lehre vom Menschen nach ihren drei möglichen Gestaltungen, nämlich als idealistische, als empirisch-realistische und als christlich-speculative Lehre. Die dritte Lehre verhält sich zu den beiden ersten einerseits als eine dieselben versöhnende Mitte, andererseits als eine dieselben überragende Höhe. Wenn nämlich der Idealismus diese gegenwärtige Welt ausschließlich nur als einen künftigen Strafort anerkennt, der bloß dem Abfall der Geister von Gott seine Entstehung verdankt und daher Lust, Leben und Freude einzig und allein in einer jenseitigen Welt walten läßt, und wenn umgekehrt der empiristische Materialismus die jenseitige Welt gänzlich leugnet und den Menschen bloß auf den Genuß dieser empirischen Welt verweist, so vermehrt die christlich-speculative Lehre mit Sicherheit beide Extreme, indem sie als objective Erkenntnisquelle weder die Idee, noch auch die Erfahrung, sondern die Religion, und zwar auf dem Wege des Autoritätsglaubens, erkennt. Indessen wird dabei in Rücksicht auf die vorchristlichen Philosophen, denen die letztere Wahrheitsquelle noch unzugänglich war, ausdrücklich bemerkt, es sei kein Unglück für die antike Zeit gewesen, daß es in ihr eine Philosophie gab. Auch diese kleine Concession, so geringfügig sie immerhin erscheinen möge, nehmen wir im Namen der Philosophie dankbar in Empfang.

Eine andere Art, sich über die Extreme eines jenseitshungrigen Idealismus und eines diesseitsüberfüllten Materialismus in die richtige Mittelstraße emporzuschwingen, begegnet uns in der „Zeitschule“ eines Anonymus, welche dienen soll „zur Charakteristik des einseitigen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben“. Auch hier sind die beiden Extreme ebenso sehr geklohen, als im vorigen Fall. Aber die Mitte, zu der wir geführt werden, ist nicht der Autoritätsglaube, sondern das Christenthum

als eine Darstellung der Idee der Tugend als guter Gesinnung verbunden mit Stärke der Ausführung in einem praktisch-humanistischen Leben. Und allerdings sollte man wol glauben, daß die Tugend und nicht der Autoritätsglaube die eigentliche Magnetenadel sein müsse, welche den richtigen Weg durch Scylla und Charybdis hindurch zur Wahrheit und zum Leben weise, zufolge der alten Sentenz, daß in der Vermeldung des Bösen das eigentliche Grundprincip aller Weisheit enthalten liege. Denn wenn es gelänge, die Tugend unter den Menschen zum Gemeingut zu machen und so in ihre höchste Ausübung zu setzen, mehr noch: wenn dieses vorzüglich mit durch die Weisheit des kirchlichen Autoritätsglaubens gelänge, welcher hierbei auch keinesfalls würde entbehrt werden können, so würde doch immer die Tugend in ihrer Ausübung hierbei als der alleinige Zweck, der kirchliche Autoritätsglaube aber sammt allen übrigen Erleichterungsmaßregeln als bloßes Mittel zum Zweck erscheinen. Man erklärt dadurch noch lange nicht eine Sache für entbehrlich, daß man sie für ein bloßes Mittel erklärt. Was ist unentbehrlicher als Brot? Und doch ist das Brot ein bloßes Mittel des Lebens, das im Gebiete seiner Zwecke schlechterdings keinen Platz findet. Wie mit dem Brote, ist es mit der kirchlichen Autorität. Unentbehrlich wie das Brot, ist sie auch gleich ihm ein bloßes Mittel. Zweck an sich selbst ist nur die Tugend und schlechterdings nichts außer der Tugend. Zwar ist es viel leichter und bequemer, und daher den niedern Kräften unserer Natur viel angemessener, sich einer kirchlichen Autorität als einer strengen Tugendübung zu unterwerfen. Dieser Umstand aber darf das Urtheil der reinen Vernunft nicht modifiziren.

Noch zurück zu unserm Anonymus. Er construirt tabellarisch in lauter Triangeln nach Art des Paracelsus und seiner Schüler. Vom praktisch-humanistischen Leben, als dem Gipfel des Triangels, gleiten alle Schenkel ab, einerseits das Geistesleben im Gebet und andererseits das Naturleben in der Arbeit. Herrscht auf der Naturseite das Herz als Gefühl- und Fassungsvermögen, so herrscht auf der Geistesseite das Hirn als Denk- und Vorstellungsvermögen. Beide aber schließen sich schräg ansetzend im Gipfel zusammen zum Ethischen als zum Gewissen oder Glaubensvermögen. Letzteres ist das Göttliche unter der Idee der Liebe, und von ihm abwärts steigen seine beiden Hülsen oder Mittel, einerseits das Herz als das Weltliche unter der Idee der Seele, andererseits das Hirn als das Geistige unter der Idee des Gedankens. Dem Geistesleben entspricht die Wahrheit, das Allgemeine und die Wissenschaft. Dem Naturleben entspricht die Schönheit, das Besondere und der sinnliche Nij. Und im Gipfel der Pyramide thront die Tugend als Nächstenliebe, als die Aufnahme des Allgemeinen ins Besondere. In allen diesen Eintheilungen ist der Entwurf einleuchtend und gut, aber der Eil und die Ausführung leiden überall an einer gewissen Ungelenkheit und Trockenheit. Anonymus scheint ein Mann von treuer Auffassungsgabe aber wenig Phantasie zu sein.

Ein desto regerer Schwung des Geistes herrscht in dem „Kurzgefaßten der philosophischen Vorkenntnisse“ von Rénan. Davon zeugt schon der Umstand, daß hier auf 192 Seiten nichts Geringeres gegeben wird, als die vollständigen Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik und Metaphysik, der Pädagogik, Moral, Ethnologie und Aesthetik. Und überall, wo sich irgendwelche abschließender Gedanke einstellt, erscheint die Muse und wir hören ein vollkommenes Saltengestirn, wo wir beim Anonymus nichts gewahren als das seine monotone Geflügel seiner Triangel. Doch sind beide Instrumente in denselben reizen und correcten Accord gestimmt, worüber man nur Freude empfinden kann, in den Accord des Wahren, Schönen und Guten; des Wahren als der Idee des menschlichen Bewußtseins, des Schönen als der Idee der Weltarchitektur, des Guten als der Idee der göttlichen Liebe. Und gern stimmt man daher hier mit in den begeisterten Ruf der Muse ein:

Der Mensch nur darf über die Sterne fliegen
Auf Geisterflügen zum höchsten Ziel;
Er darf zum heiligen Dreifaltigkeit stimmen:
Gott, Welt und Mensch! sein Saitenspiel.

Je mehr es bei der heutigen freien und ungehinderten Circulation aller Ideen zu Tage kommt, wie sich häufig gebildete Geister quälen und martern mit einer Anknüpfung idealistischer Religionsideen an eine materialistische Denkart, welche ihnen aus bloßer Gewöhnung anklebt, und wie schwer es ihnen häufig wird, sich auch nur annäherungsweise in den erhabenen Idealismus der immateriellen Voraussetzungen lebendig hineinzudenken, von denen die Traditionskette der abrahamitischen Religionsysteme sich gemeinsam durchherzieht, desto freudiger ist es immer zu begrüßen, wenn, auch ohne alle Beweisführung, die Höhe einer rein idealistischen Anschauung so ungetrübt ausgesprochen wird, wie z. B. in den Worten des folgenden Symbolums:

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seins.
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten.
Nur in ihm, durch ihn ist das Weltall eins.

Auch hat es wenig Sinn, solche Devisen als längst bekannt oder abgedroschen zu scheitern. Sie erscheinen nur denen als trivial, denen die Einsicht fehlt, ihren speculativen Gehalt seiner unendlichen Schwere nach zu wägen und zu schätzen. An sich selbst bleiben sie ewig jung wie Gottes Frühling, welcher ebenfalls dadurch nicht altert, daß er im vorigen Jahre schon ebenso geblüht hat wie im heurigen. Oder auch wie die Freundschaft, welche wol verbunkelt, aber nie ganz aus dem Herzen vertrieben werden kann, zufolge dem Motto der Vorrede, in welcher der Verfasser sein Buch einer Tafelrunde von achtzehn alten athenischen Jugendfreunden, theils diesseits, theils jenseits, gewidmet hat:

Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergessen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träufelt,
Sich wie Unsterblichkeit geht sie durch die Cypern,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

Aber es wird Zeit, daß wir auch dem Forstrath

Kupin in Vorkursen ein kleines Geheiß schenken, welchen uns Karl Graf von Baudissin als im wissenschaftlichen Briefwechsel mit einer Freundin, der Madame Gellert in Paulinental, begriffen vorführt. Der Forstrath erscheint auf den ersten Anblick als ein ganz ordentlicher und christlicher Mann, welcher nur die unglückliche Grille hat, seine Gedanken über Gott und Unsterblichkeit in einen solchen Gallimatias von naturwissenschaftlicher Stofflehre eingewickelt mitzutheilen, daß seiner Freundin dabei allmählich angst und bange wird und sich das freundschaftliche Verhältnis zusehends dadurch abkühlt. Und so nach spränge wol als die Moral aus der Fabel hervor, daß man sich weise hüten soll, gegen Frauenzimmer die mystischen und schwärmerischen Ideen über Gott und Unsterblichkeit, an denen die eigene Brust erwarmt ist, anders verlauten zu lassen, als in einer abgeschwächten, durch die hergebrachte dogmatische Terminologie verdünnten und dadurch erträglicher gemachten Form. Wollte man das, was man Gefahr, entweder für einen verrückten Schwärmer oder für einen ziellosen Freigeist gehalten zu werden. Das letztere begegnet dem Forstrath. Aber die Fabel hat noch einen tieferen Sinn. Offenbar war der Hauptzweck des Verfassers, die Ideen seines Forstraths vor dem Publikum zu entfalten, welche aus einem seltsamen Amalgama von platonischem Idealismus und materieller Stofflehre bestehen, wie dasselbe heutzutage in manchen Köpfen herumspukt, und dadurch gewissen Leuten den Spiegel vorzuhalten.

Die Seele des Menschen — so lehrt der Forstrath — ist der feinste Stoff, der Aether. Ihm kommt zugleich die vollendetste Form zu. Solange die Seele auf Erden weilt und sich in einem Zustande von Unruhe befindet, enthält sie nur die Anlage zu jener vollendeten Form, die sie späterhin sicher annehmen wird und von der wir uns keine Vorstellung zu machen im Stande sind. Der im Menschen ursprünglich mit dem Körper zusammenge wachsene Seelenorganismus löst sich nach und nach ab und gewinnt seine eigene Dynamik, die indessen nur dem Grade nach von der des Körpers verschieden ist. Der reine oder bloße Aether ist das Denkvormögen. Aber er steht in Verbindung mit einem Lebensstoff, durch welchen ebenso das Empfinden und Begehren im Gefühl vermittelt wird, wie durch den Aether die Wahrnehmungen und Combinationen des Verstandes. Auf diese Weise wird die Seele aus der Wüste in einen Garten zurückgeführt, wo alles grünt und blüht und wo auch sie ihre Frische wiedergewinnt und die übrigen Blumen durch ihre Schönheit besiegt. Nur so erscheint auch das Universum als eine harmonische Einheit, welche alle absoluten Gegensätze ausschließt, wenn wir uns vorstellen, daß von den zwei feinsten Stoffen, welche im Leben der Seele in Wechselwirkung sind, der eine (der Aether) durch das ganze Weltall ausgebreitet ist, der andere (der Lebensstoff) zwischen den Himmelskörpern, das Leben fördert, auf- und niederwacht, so daß die Seele ungeachtet ihres planetarischen Ursprungs doch zugleich geeignet ist, auch die bevorzugteren Theile des Universums zu bewohnen. So heben sich alle Gegensätze zwischen Geist und Materie, Gott und Natur,

Tod und Leben auf und alles führt sich auf eine bloße Abkufung der Stoffe zurück, unter denen der feinste, beweglichste, die übrigen beherrschende sich in Gott zur Persönlichkeit concentriert.

Da die Seele ein selbständiger und vom Körper trennbare Organismus ist, so trägt sie die Merkmale einer höhern Bestimmung an sich und wird ihr volles Bewußtsein mit uns Jenseits hinübernehmen. Es muß, damit die Kette der Entwicklung keine Unterbrechung leide, ein Uebergang zu andern Welkörpern stattfinden, wo den Ankommen eine günstigere Natur aufnimmt, sobald hienieden für die höhere Entwicklung keine entsprechende Vertiklichkeit mehr vorhanden war. Eine solche schönere Natur können wir mit voller Ueberzeugung den lichtumgebenen Himmelskörpern beilegen. Auf unserer Sonne, die zur Zahl dieser Gestirne gehört, wird der Tag nicht wie auf den Planeten durch die Nacht, der Sommer nicht durch den Winter abgelöst. Ihre Bewohner werden daher weder von Krankheiten heimgesucht, noch durch Nahrungsforgen oder den Mangel irgendwelcher materiellen Bedürfnisse gebrückt. Folglich sind die Planeten die Pflanzschulen, aus welchen die Sonnen ihre Bewohner beziehen. In der That besäht uns mitunter eine leise Ahnung von den verborgenen Schätzen unserer Seele und einer glanz erfüllten Zukunft, aber selbst die kühnste Phantasie wird es nicht wagen, solchen Ahnungen Worte zu leihen. Ist das Leben Folge des Austausches einer von der Sonne emanirten Substanz, die, nachdem sie auf den Planeten zu einer nur dort möglichen Verbindung schritt, wieder zu ihrer Heimat zurückkehrt, so haben auch Thiere und Pflanzen auf Fortdauer Anspruch, in welcher jedoch die Erhaltung der Selbständigkeit, die bei ihnen nie zur Reife gelangte, nicht mitbegriffen sein kann.

Wenn nun Madame Hellbrook auf diese zwar materialistischen, aber doch ebenso sehr auch tief religiösen, sowohl den persönlichen Gott als die individuelle Fortdauer der Seele verteidigenden Expectationen nichts zu erwidern hat, als ablehnende Antworten, so erscheint sie darin zunächst in jenem einfachen Unrecht, in welches so leicht der beschränkte Geist entgegen dem höhern tritt, welchen er nicht versteht. Aber auf der andern Seite windet sich doch auch durch des Forststrahls Briefe schlangengleich ein grauenvolles Etwas, für welches weibliche Spürnasen einen feinen Geruch zu besitzen pflegen. Denn sie schreibt manchmal, als wären ihr Spinnen über das Gesicht gelaufen. Und so schlägt sich zuletzt der Leser doch unwillkürlich und mittheilend auf die Seite der armen mykistierten Freundin. Denn zu fürchten ist Keinerlei zwar unter jeder Maske, unter keiner aber mehr, als wann er den Rosenkranz betet und die Himmelstreppe hinansteigt.

Karl Fortlage.

Wilmars und Bedas Weber.

1. Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Fortschritt der, wiederum gesammelt von H. F. G. Wilmars. Erster Theil: Politisches und Sociales. Frankfurt a. M., Springer und Zimmer. 1868. Gr. 8. 1 Theil.
2. Ueber conservative Gestaltung und Lebensrichtung. Festschrift zur akademischen Feier des Geburtstags Sr. Majest. Königs des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. am 20. August 1868 in der Aula der Landesuniversität. gehalten von H. F. G. Wilmars. Marburg, Elwert. 1868. Gr. 8. 2 1/2 Bgr.
3. Beda Weber. Lebens- und Literaturbild. Mit Beda Webers Porträt. Regensburg, Pustet. 1868. 8. 24 Bgr.

Wir stellen hier die Schriften zweier Männer zusammen, die, obgleich aus verschiedenen Helblagern gewachsen und ausziehend, der eine aus dem Helblager des orthodoxen Protestantismus, der andere aus dem des orthodoxen Katholicismus, sich auf der Hälfte des Wegs begegnen, einander die Hände schütteln und gegen einen gemeinlichen Feind Stellung nehmen. Dieser gemeinliche Feind ist das Revolutionsfeind der Zeit, wie es 1848 auch in Deutschland zum Ausbruch kam, der Communismus, der Socialismus, die Republik bis herab zu den sanfteren Nuancen des Liberalismus und Constitutionalismus, die ihnen im Grunde ebenso verhaßt und vielleicht noch verhaßter sind als jene verschiedenen Richtungen. Nur aus dem Gefühl des Sieges und der Sicherheit, in dem sich ihre Partei nach vor kurzem wiegte und wol noch wiegt, läßt sich erklären, daß man uns jetzt noch zuzumuthen will, politische Betrachtungen und Schilderungen aus jener aufgeregten Zeit lesen zu sollen, die zum größten Theil doch nur für den Augenblick Bedeutung hatten, dem sie ihre Aufstellung verdanken. Manche derselben werden freilich auch jetzt noch dem gründlichen und besorgten Beobachter der Zeitläufe keineswegs unwillkommen sein, da die ruhige Oberfläche, die sich jetzt in breiter Gewöhnlichkeit unsern Blicken darstellt, schwerlich Bürgschaft dafür leistet, daß gewisse in der Tiefe arbeitende dämonische Mächte nun wirklich auch auf die Dauer beschwichtigt und zur Ruhe verworfen worden seien. Angenommen übrigens, daß die sogenannten destructiven Tendenzen von 1848 wirklich Sieger geblieben wären, so würden wir vielleicht eben solche Sammlungen aus der Feder der Radikalen und Anarchisten lesen müssen, und es möchte doch gewiß viele geben, welche die beiden Reactionäre Beda Weber und Wilmars für ein kleineres Uebel halten als Angst und Simon und einen vielleicht nicht wohlgeordneten Zustand doch immer einem Zustande vorziehen, der fürs erste und vielleicht auf lange Zeit nur nicht wohl, vielmehr gar nicht geordnet gewesen sein würde. Welche Schwerkraft, wenn auch zum Theil nur die Schwerkraft der Trägheit und des Eigennutzes, die conservativen Interessen besitzen, das, meinen wir, sollte den Anhängern der Lehren Proudhon's, Considérant's und Fourier's nun doch wol klar geworden sein.

Die Aufsätze, welche Wilmars in der erwähnten Schrift gesammelt hat, fanden früher in einem kleinen periodischen Blatte, „Der heftige Volksfreund“, welches von ihm 1848 gegründet und bis in das Jahr 1853 fortgesetzt wurde. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Gerichtet war dieses Blatt gegen die geistigen Grundlagen jener Revolution, und in dem engeren heftigen Kreise, für welchen es bestimmt war, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg. Da nun von manchen Gesinnungsgenossen und Mitkämpfern wiederholt der Wunsch ausgesprochen wurde, dasjenige aus jenen längst zerstreuten Blättern aufbewahrt und zusammengestellt zu sehen, was am meisten geeignet schien konnte, jene geistigen Grundlagen der Revolution von 1848—50 zu charakterisiren, so habe ich mich der Erfüllung des Wunsches nicht entziehen wollen. Der Kampf ist ja noch heute um dieselben Lebensgrundlagen vorhanden, wie in jenen drei Jahren und hat kaum einige Formen und einige Personen gewechselt. Der Haß gegen geistige Vorzüge und geistige Beudrundheit, der Haß gegen den Geist, der Haß gegen das Recht sind heute

nach genau so vorhanden, wie in jener Zeit, und der Haß gegen kirchliche Beschränkung und kirchliche Verfassung ist, wie nicht scharfer doch offener und weit auch weit erfolgreicher als damals, freilich schon darum, weil zur Zeit das Feld der Kirche das einzige ist, auf welchem sich der Haß gegen den lebendigen Gott, der auch in dem Haß gegen Volk und Recht liegt, in voller Gefährlichkeit und mit dem Gefühl der Sicherheit, welches von der Gewalt verliehen wird, ausdrücken kann.

Wie man auch von dem Standpunkte des Verfassers denken mag, innerer Vorzüge wird man ihm zugesprechen müssen: einen nicht grundhulischen Muth — denn dieser gehörte dazu, um sich in jenen Tagen der Proscriptionen, die damals nur umgekehrt von unten statt von oben ausgingen, so aufrecht und energisch auszusprechen, wie der Verfasser sich auszudrücken die Kühnheit hatte —, die Gabe, populär und allgemein faßlich zu schreiben und sich in der Begriffssphäre und den Interessen des Volkes herabzulassen. Durch solche Mittel wirkte auch die Kreuzgenossenschaft, und an Schriftstellern dieses volkshämischen Gepräges fehlte es allerdings der bairischen, wenn auch noch so christlich gesinnten Mittelpartei, oder sie verschmähte sich ihrer zu bedienen. Die natürliche und unausbleibliche Folge davon war, daß sie in letztem nach oben wie nach unten isolirt und gleichsam in der Luft stand, daß sich beide Flügel, der rechte wie der linke, sich gegen das Centrum wandten und es anstießen, jedes in der Hoffnung, die Früchte aus dessen Niederlage für sich auszudeuten, was denn auch, wie jeder weiß, für den Augenblick dem rechten gelungen ist. Freilich, wenn Vilmar vom Volke spricht, so versteht er darunter vorzugsweise den hand- und grundbesitzenden, also allerdings conservativen und vielleicht auch selbsthüthigen Theil desselben, und diesen strebt er in aller Weise gegen die Arbeiter, Fabrikarbeiter, Handwerkgesellen, Proletariat und Brülllosen einzuschüchtern und zu erbittern, was ihm denn auch in seinem engern bairischen Kreise nicht wenig gelungen sein mag. Denn man appellirte nur in überzeugender Weise an das Sonderinteresse einer bestimmten Menschenklasse, selbst zum Schaden einer andern, und man wird bei ihr stets gewonnenes Spiel haben. Man hört es wol auf gewisser Seite nicht ungern, wenn man, wie Vilmar, den Arbeitern vorwirft, daß sie „sich angewöhnen haben, alles, wie man spricht, mit unter die Decke zu nehmen, und die Kunst des Haushaltens und Sparsams nicht gelernt haben, auch wol nicht lernen mögen“. Nur blüht und Vilmar den Nachweis schuldig, wie diese Arbeiter, vorausgesetzt, daß sie zahlreiche Familie haben, was ja sehr oft der Fall ist, es anfangen sollen, von ihrem Verdienste etwas zurückzulassen. Man kann doch sicherlich annehmen, daß in einem Arbeitshaufe der möglichst niedrige Kostenfuß für den Kopf veranschlagt und in Ausführung gebracht ist. Dennoch kommen z. B. im Berliner Arbeitshaufe von den Gesamtkosten durchschnittlich auf den Kopf etwas über 73 Thlr. oder täglich 6 Egr. Angenommen, eine Arbeiterfamilie bestehe aus acht Köpfen und verdiene jährlich 800 Thlr., so würden hiernach auf den Kopf nur etwas über 87 Thlr. kommen, also ungefähr die Hälfte von dem, was ein Insaße des Berliner Arbeitshauses braucht. Und hiervon noch sparen? Ist dies ein menschliches Verlangen? In Betracht kommt hierbei ferner, daß gerade der minder gewissenhafte, aber gewitzigere Arbeiter eher einen Nebenprofiß zu machen weiß als der gewissenhafte, minder schlaue, mithin aus dem Umstande, daß jener vielleicht eher im Stande ist etwas zurückzulassen, noch keineswegs auf seine größere Moralität zu schließen ist. Vilmar schwärmt auf S. 263 für den Militärstand als den einzigen Stand, bei dem noch Zucht und Ordnung zu finden sei, während sich davon in manchen Garnisonsstädten nicht gerade sehr viel Vertrauenswürdiges erzählen lassen soll, abgesehen etwa von der äußeren Disziplin in Reich und Olieh. Nun sagt man fast in allen Ländern über die zunehmende Verflämmerung des Geschlechtes, über den fast von Jahr zu Jahr wachsenden Rangel an diensttauglichen jungen Männern, wie auch die Refraktionslisten mit sprechenden Zahlen beweisen. Es sind hundert, zumal auch in Brauttrieb, ganze Bänder geschrieben worden und man hat, gewisse

moralische Verhältnisse beiseite gelassen, einen Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung in der schlechten oder unzureichenden Ernährung der heranwachsenden Jugend gefunden. Von hinreichender kräftiger Nahrung und richtiger Körperpflege kann auch in Familien, in denen, wie wir gesehen haben, sehr oft nur 37 Thaler, oft noch weniger auf den Kopf kommen, bei den sonst so gesteigerten Ausgaben (Schulgeld u. s. w.) gar nicht die Rede sein. Will aus Wilmar, daß das Haupt einer solchen Familie, um ein paar Groschen zurückzulegen, seinen Kindern immer noch mehr Nahrung und Kleidung abdarbe? Woher soll im Verlaufe der Zeit die Mannschaft genommen werden, die dazu nöthig ist, um seinen Lieblingsstand, den Stand der Zucht und Ordnung, den Militärstand, zu rekrutiren und in tüchtiger Beschaffenheit zu erhalten?

Vilmar spielt in seinen Aufsätzen der Demokratie übel mit. „Haben wir gelernt“, fragt er einmal, „daß die Demokratie nur einem, was drum- und dranhängt, nichts anderes ist, als Dummheit, Schande, Liederlichkeit, Raub, Diebstahl und Mord? Hier gilt kein „Ja, aber“, kein „doch“, kein „indess“, kein „freilich“ und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit solchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der ist nicht allein ein verräthlicher Schwachkopf und ein Narr, sondern auch selbst ein Diebgestell und Schandgenosse.“ Nun, das ist doch eine Sprache, die dem übertrüfften Leser die scharf geladene Pistole auf die Brust setzt und laum von der Sprache übertroffen wird, womit der Freiherr von Goltz, der selbst Staats- und Hofmann war, in seiner merkwürdigen Satire „Der Hof“ die Fürstenthöfe seiner Zeit als einen Inbegriff aller an immer möglichen Schlechtigkeit und Liederlichkeit, der Dummheit, Schande, Liederlichkeit u. s. w. schilderte. Man muß freilich zwischen Vilmar von 1848 und Vilmar von 1858 unterscheiden. Damals galt es, einen Feind, der noch auf dem Plage war und sich selbst jedes Mittel gestattete, in jeder Weise verächtlich und unschädlich zu machen und ihn in all seiner moralischen Blöße darzustellen. Dieser Feind ist jetzt wenigstens nicht mehr activ, und schon erblickt Vilmar einen vordringend noch gefährlicheren Feind in den Reichen seiner eigenen Partei. In seiner am 23. März 1858 geschriebenen Vorrede klagt der Verfasser: „Auf der andern Seite ist die Sorglosigkeit und Genüßsucht, das rückstichlose Ausbeuten des Volkes als solchen, das Vertrauen auf materielle Mittel und die Verschmähung der geistigen Mittel, vor allen derjenigen geistigen Mittel, welche allein im Stande sind, die Revolution in ihren Principien zu besiegen, jetzt nicht allein in eben solchem Umfange und in eben solcher Stärke, wie bis zum Jahre 1848, sondern in unvergleichbar größerem Umfange und in weit größerer Stärke vorhanden, und zwar vorhanden bei eben denselben, gegen welche die Revolution von 1848 zunächst gerichtet war.“ Man ertranz hieraus, daß Vilmar jedenfalls ein ehrlicher und aufrichtiger Mann ist und nicht zu jenen Schmeichlern und Heuchlern gehört, welche an ihrer Partei alles anbescheidend lobenswerth finden und gutheißen, um nicht für ihre Person Unloß zu erregen und sich ihrem Mitreactionären verdächtig zu machen.

Diese Klagepunkte führt er in seiner Rede „Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung“ weiter aus. Er klagt über die zweideutigen Parteigenossen, denen das Wort „conservativ“ so aberaus gelegen gekommen sei. „Kann man sie doch“, sagt er, „mit diesem Ehrennamen ihre Unfähigkeit, sich in der geistigen Welt zurecht zu finden, ihre Unvermögen, geistig schaffend thätig zu sein, ihre Trägheit und Einnässigkeit bedeu; konnten sie doch damit ihren Liebbling, den faulen Frieden, den faulen Frieden vornehmlich des Kapitalbesizes, der Bureaucratie, des Indifferentismus, in ein anständiges und schmeichelndes Gewand hüllen. Niemand war gleich von Anfang an, da die Bezeichnung „conservativ“ aufkam, eifriger als diese Menschenklasse, diese Bezeichnung für sich in Anspruch zu nehmen, niemand besorgte, dieselbe auf alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens, auch die gleichgültigsten und untergeordneten, anzuwenden, niemand unermüdlicher, sie unausföhrlich, bei jeder passenden

und unpaßender Gelegenheit anzuwenden, niemand thätiger, als für seinen künftigen Haushalt möglichst nutzbar zu machen als sie. Haben wir es doch wiederholt erlebt, daß die Beibehaltung des untergeordneten Beschränkungscharakters als „conservativ“ gepriesen wurde, weil derselbe den möglichst geringen Aufwand an Einsicht und Thätigkeit erforderte“ u. s. w. Freilich, ob die von ihm vorgeschlagenen Mittel ausreichend und geeignet sind, die Unzufriedenheit mit den Regierungen in den Völkern vollständig zu erlösen, dürfte zu bezweifeln sein, ja, da die Regierungen der verschiedenen Staaten selbst keineswegs eine mit der andern zufrieden sind, sich vielmehr geheim oder offen bekriegen und einander bald in diplomatischen Noten bald in officiellen und halb-officiellen Blättern die bittersten Dinge ins Gesicht sagen oder sagen lassen. Wilmar hält das „Befremtsein“ für das Universalmittel gegen den Revolutionsgeist. „Schonung und Zurückhaltung“, sagt er in dem Aufsatz „Gott und Liebe“, „haben aufgehört — halte du in der Kirche das Befremtsein einem jeden unter die Augen, zur Zeit und Unzeit; es ist die letzte Zeit. Laß sie antworten und sie müssen antworten mit kurzem Ja oder Nein. Von Christo viel zu lehren, wird die nicht mehr erlaubt sein; es ist eben nur noch so viel Zeit, den Herrn zu bekennen. Der Herr ist nahe? Wie nahe? Ich weiß es nicht. Möglicherweise geröthet die zu seiner schmerzlichen Verhaftung vielleicht noch eine lange Reihe von Menschenaltern“ u. s. w. Wird aber das äußere Befremtsein viel helfen, wenn es nicht gelingt, den alten Glauben in den Herzen wieder lebendig zu machen? In seiner Festschrift fordert Wilmar für die Handwerker, solange deren existiren, corporative Ordnung, „damit nicht die Städte zu Herbergen einer ungegliederten erwerbslosen Masse, dem Ziel und der Freude der Nationalen herabfallen“, für die Bauernwirtschaft die „strenge und genaue Sorge für die Zusammenhaltung der Güter“, für den Adel seine alten Rechte, aber von dem Adel auch seine alten Pflichten und Güten: „die Frasse und ernste Haltung, den Königsdienst im Frieden wie im Kriege“, selbst „den Stolz auf seine Ahnen“, im Gegensatz zu dem „Kraut- und Kautschuk“, der „fashionablen adelichen Nichtsthuerei und Rente“, dem „adelichen Spiritusdranker und Rügenquäler“, ja er fordert zur Aufrechterhaltung der „Besonderheiten“ sogar die „Schonung des Dialects in den Schulen“ (vermutlich um den deutschen Particularismus zu verringern), und womit wir schon eher einverstanden sind, Schonung der alterthümlichen Kleidung der Stände und Erhaltung der althergebrachten Fußstapfen und Ergänzungen, von denen leider ohnehin nur noch dürftige Reste vorhanden sind. Mit Recht flagt er gelegentlich über die fremdbildigen Wortungeheuer „Cervillismus“, „Liberalismus“, „Progressismus“, „Stabilismus“ u. s. w. und es ist in der That auffallend, daß man aus dem sich noch immer fortentwickelnden ungeheuren deutschen Sprachschatz für diese Parteilbegriffe keine deutschen Ausdrücke aufzufinden wußte. Man dachte in der That auf die Vermuthung kommen, daß diese Begriffe selbst rein ausländischen Ursprungs seien, ließe sich nicht aus der Geschichte aller Völker und schon der Griechen und Römer nachweisen, daß auf einer gewissen, freilich immer bedenklichen und äußerst kritischen Entwicklungsstufe eines Volks diese also in paries sich aus den Verhältnissen von selbst erzeugt.

Die Auswahl aus den bedeutendsten Schriften Bede Weber's ist, wie der Herausgeber Moriz Brühl im Vorwort bemerkt, „mehr zu dem Zweck getroffen worden, um seinen Geist, sein Denken und Fühlen zu charakterisiren, als eine Binne des Wesens zu geben, was er geschrieben“. Der dabei befolgte Plan, führt der Herausgeber fort, sei im wesentlichen derselbe, der seinen Schriften über Herder und Geller zu Grunde liege und nicht ohne Anerkennung geblieben sei; und er bemerkt weiter: „In unserer Zeit, wo die Masse der Bücher immer mehr anschwellt, das Vortreffliche in Gefahr ist, sich im Meer des Mittelmäßigen zu verlieren oder rasch zu veralten, scheinen Sammlungen wie die gegenwärtige, welche mit der Nachschärferei geist- und planloser Anthologien nichts gemein hat, ein Be-

darfniß.“ *) Voraufgestellt ist eine Biographie Bede Weber's, woraus wir erfahren, daß er am 26. October 1799 zu Eenz im tirolischen Pustertal geboren wurde. Von 1822 an war er 23 Jahre lang Professor am Gymnasium zu Meran, und dieser Bezirk war es auch, der ihn im Jahre 1848 in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. wählte, in welcher Stadt er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm, da er die ihm angetragene zur Friedigung gekommene Stelle eines latholischen Stadtpfarrers annahm, mit welcher die eines Domcapitulars der limburger Diöcese verbunden ist. Am 26. Februar 1858 raffte ihn ein jäher Tod hinweg. Von seinen nicht wenig zahlreichen Schriften haben ihn besonders seine „Lieder aus Tirol“, seine „Charakterbilder“ (Frankfurt 1853), seine „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ (Mainz 1858) u. s. w. in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Von den im vorliegenden Werke gesammelten Aufsätzen gehören in den Kreis unserer Betrachtung zunächst nur die, welche unter dem Titel: „Kausendes zur Geschichte und Signatur der Gegenwart“, die dritte Abtheilung bilden, und ein Aufsatz: „Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main im December 1848.“ Wir dürfen und wollen in die Lastertheil der religiösen und politischen Ansichten Bede Weber's keinen Zweifel setzen; aber was den Geist und den Reichthum an fruchtbaren, unmittelbar in die Zeit schlagenden Gedanken betrifft, so kann er sich mit Wilmar nicht messen. Beide bekämpfen die Revolution, aber Wilmar's Gesellschaft ist doch ein weiterer und zugleich ein deutsch-völkisch-mittelbarer, während Bede Weber die Fiktion des Ultramontanismus ganz offen aufstellt, wie das z. B. in dem Aufsatz „Katholische Volksverdummung“ nur zu deutlich geschieht. Er zieht nicht wie Wilmar ausschließlich gegen die Revolution zu Felde, sondern zugleich gegen den Protestantismus, in dem er doch im Grunde die Wurzel alles Übels erblickt. Doch das läßt sich erörtern, und es ist hierüber eigentlich kein Wort zu verlieren; selbst dem Vorwurf, daß der protestantische Patriotismus „die Schwaben und Franzosen zu Bundesgenossen gegen Deutsche auswählte und in diesem faulden Handel die schönsten deutschen Länder auf immer an unsere Erbfeinde überlieferte“, wollen wir hier nicht mit Gegenwürfen begegnen, die wir sehr leicht aus der hispanisch-ultramontanen Politik des wiener Hofes und der Ueberschwemmung Deutschlands mit spanischen, wallonischen, italienischen und französischen Scharen zur Unterdrückung deutscher Freiheit heranziehen können, einer späteren Allianz mit dem „Erbfeind“ gegen einen deutschen Reichsfürsten nicht zu gedenken. Aber mehr als bei irgendeiner andern Partei gilt bei dieser der Satz: wenn zwei dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe. In manchen Nebenpunkten, in denen Bede Weber von Wilmar, der gar sehr dem Panpatriotismus selbst bis auf die Pflege des Dialects in den Schulen zu huldigen scheint, abweichen dürfte, möchten wir dagegen wieder eher Bede Weber recht geben, z. B. wenn er den kleinen Unvorsichtselbstern „Wangel an Weltbildungsmitteln und großartigen Lebenserfahrungen“ vorwirft; ja er findet sogar, daß „die wertwürdigsten Exemplare deutscher Bedanten mit ihrem Dunkel und Trennungsgeläch, mit ihrer

*) Bei dieser Gelegenheit gedenken wir noch flüchtig des in demselben den Verlage erschienenen „Vatiquis auf Bucher in Romanform: „Eine Brautfahrt“, von dem pseudonymen Karl von Solander. Ihnen wir durch eine Angabe desselben auf dem inneren Umschlage vorliegenden Buchs in etwas eigenenthümlicher Weise daran erinnert werden. In dieser Angabe heißt es nämlich: „Nachdem protestantischerseits lange Zeit die Ordnung der Brautfahrten noch nicht geregelt worden war, traten vor langer Zeit zwei Interventionen in den „Gästebüchern“ der literarischen Unterhaltungen und in der „Gästebüchern“ der literarischen Unterhaltungen dagegen auf, die das frühere Stillschweigen wahrscheinlich durch ein um so ärgeres Gerede rechtfertigen zu können glaubten. Der Kaiser wird diese nachträglich gekommenen Aufschüßelungen, Verleumdungen und Unschärfungen in einer neuen in Aussicht stehenden dritten Ausgabe nach „Bedacht“ abfertigen.“ Also „nach Bedacht“ — mehr können wir ja nicht verlangen.

sächlichen (!) Vornehmheit und Klopffecherei in den Bistern dieser städtischen Landwirthschaftlichen Kasse gewonnen hat". Dagegen stimmen beide in der Verherrlichung des Grundbesitzes und der Ackerbauinteressen und in der Polemik gegen das Schreibernthum und die Bureaukratie überein. Das Ideal Beda Weber's ist ein Landwirth, der seine sieben Pferde besitzt; schliesslich, wir alle würden lieber mit sieben Pferden, als mit einer Stahl- oder Sänkefeder arbeiten, wenn sich das nur machen liesse. Nach Beda Weber muß man in den meisten deutschen Ländern die „Ungläubigen, Schwachgläubigen und Trügläubigen“ vorzugsweise unter den Beamten suchen; hier gebricht die „Schmarperspionage des verirrten Konstitutionalismus“, und „da kein überwiegendes Ackerbauinteresse einigermassen heilkräftig dagegen einwirkt“, so gedeihen hier besser „nur die Rikschette mit dem ephemerem Pilzen parlamentarischer Wählerlei ohne möglichen Saatkern, um die geschmacklose Teilmasse der Professoren, Advocaten und Beamtenweiblichkeit zu durchdringen“. Dies zugleich als Stillschub! Uebrigens wollen wir hier nicht unterfragen, inwiefern das deutsche Landvolk durch seine übermäßige Prochefsucht und andere Untugenden zur Vermehrung der „Schreibermirchenschaft“ beigetragen hat. Bismar ist jedenfalls der feiner gebildete Geist und von noblerer Haltung, während Beda Weber in seiner Polemik oft alle Humanität beiseite setzt und nicht selten zu den gaskigen Hülfsmitteln persönlichen Klatsches und persönlicher Verdächtigungen greift. Auch der entscheidende Gegenstand Bismar's, wenn er nur sonst Auslandsgefühl hat, wird die empfindende Weise nicht gutheissen können, womit Beda Weber in seinen „Ausreisen aus der Paulskirche“ ihn, der für seine Irrthümer bereits mit dem Tode bestraft war, verfolgte und brandmarkte. Man lese z. B. folgende Stelle: „Gleich in den ersten parlamentarischen Versammlungen war der Red seiner Streifenbereitschaft verpufft, die gemeinen Klischees des Offiziershanges verkörpert den Verfallungsgeheim, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt (!) fern von den überzärtlichen süddeutschen Eintrachtstheorien umflattert hatte. Die akademische Egreisladenzugend Moritz Hartmann und Oskar mit dem doppelten Reiz der Redlichkeit und Liebesmacht, fräuleinartige Docenten und Philosophen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Freischaubereitschaft, ja selbst die Caricaturen im lebendigen Zustande, Jig, Schloß und Wiesner mit den weiten Ringen der polypemartigen Verdränger machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frangierung vom Mund weg, die er einst trotz faulenhaftiger Umpassung so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grosser Resignation in die „Reichstagszeitung“ zurück, wo er als lauernder Wesp im Gaudenbroit nach Herzgenuss griffen und belken konnte. Eine Sängerin aus frankfurter Stadttheater, die vom Busche des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mittelbare Theilnahme.“ Das sind echte Schmutzfaden vom Jahre 1848, in die der priesterliche Verfasser hier den Pinsel getaucht hat. Man sieht, es gibt nicht bloss eine „sächsische“, sondern auch eine tiroler „Dauergröbheit“. Außerdem versichert Beda Weber, daß Blum mit seiner Frau in einem Scheidungsproceß begriffen gewesen, daß er seine vielen „trostlosen“ Stunden mit Hülfsgeldern aus Polen erbricht, daß Bogt ihm bei seiner verhängnisvollen Ueberse nach Wien die Hand gedrückt und gesagt habe: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es schon längst“ u. s. w.

Doch wir brechen von diesen Skandalgeschichten hiermit für immer ab, um noch einige Betrachtungen hinzuzufügen, zu denen wir während der Lectüre der oben besprochenen Schriften angezogen wurden. Wir für unsere Person glauben an eine höhere sowohl moralische als logische Weltordnung; die dumme Materie ist nicht unser Gott. Dennoch lassen uns so manche Brüche der Zeit selber fürchten, daß der Materialismus (der in seiner wissenschaftlichen Begründung durch Haeckel wirklich so manche humane Kräfte und ein heilsames Gegengewicht gegen die vorzugweise durch Hegel proclamirte unbeschränkte Selbstherrlichkeit

heit und Vernunftselbstheit des menschlichen Geistes anstellt, indem aber die allerdings fast nothwendig in ihm liegende Bewegung nach abwärts zum Noth-Christlichen nur zu rasch vorüber hat in der nächsten Zeit noch reichende Eroberungen machen dürfte. Diejenigen, welche diese Richtung der Zeit zu bekämpfen vorzugeben, glauben oft alles gethan zu haben, wenn sie nur die äussere Kirchenzucht und die äussere Bekenntnisformeln, die hoch und wichtig sind ohne den Glauben, wiederherstellen oder (auf katholischer Seite) Dogmen schaffen, die selbst das Mittelalter nicht kannte. Man droht uns bereits mit dem Schreckbild des Tausch, den der eine der Männer, deren Namen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bilden, leidenschaftlich gesehen haben will; als ob, was das Princip des Bösen in der Welt in fleischliche oder doch sichtbare Formen kleidet, nicht selbst ein Materialist sei! Weiter hält man uns die Idee vom „christlichen“ Stande vor Augen. Aber wollte Christus wirklich privilegierte Klassen, Schurken, Grubenunterführer, stehende Heere, die immer bereit sind, aufeinander loszuküngen, politische Verfolgungen und Proscriptionsen? Das alles mag sich so historisch entwickelt haben und durch die Verhältnisse zur Nothwendigkeit geworden sein; aber die Christlichen solcher Zustände kann man doch nur auf dem Wege einer Copulistik beheben, die nur schädlich wirken kann. Entweder man stelle Christus Reich in allen Consequenzen dar, oder gesthe offen, daß dies nicht möglich ist. Sicherlich wollen Christus nicht die privilegierte Ueberhöhung der einen Menschenklasse über die andere, nicht eine Religion der äusseren Bekenntnisse statt einer Religion der Gesinnung, nicht die Verwandlung irgendeines christlichen Staats in eine Finanzkassette, nicht die Allianz eines solchen Staats mit den Erbfeinden, dem von äußerlicher Beschäftigung, dem Kapital, dem Lurus, dem Hypothek einen „moralischen Herker“ nannte. Die Menschen verlieren den Glauben an eine höhere moralische Weltordnung, wenn sich diese moralische Ordnung nicht auch im Staat, mag er nun republikanisch, konstitutionell-monarchisch oder absolut-monarchisch sein, im Abbilde darstellt. Das Volk fällt mehr und mehr der Corruption, der sittlichen Auflösung, dem Uebel nach; es macht die Materie, den Zufall zu seinem Gott, wenn es bemerkt, daß Schurk und Reichthum vor dem Verdienst bevorzugt werden, daß nur zu oft schlauer Eigennutz, Weltgewandtheit, Häufsamkeit und Verwundtheit, jedes juridische Mittel außerordentlicher Machtwortens oder Jesuitismus einflussreiche Stellen einnehmen, zu welchen nur Weisheit, Unrücksichtigkeit und Rechenschaftsdruck berufen werden sollten — worin wir übrigens nichts weiter bekennen, als was sich der jetzige Prinzipat von Preußen in seiner nun zur öffentlichen Kenntniss gekommenen Konfirmationschrift als junger Prinz bekann hat. Schon Aristoteles sagte: „Der Staat ist kein bloßes Kruggebäude zum Schutz gegen fremde Gewalt, ebenso wenig ist er eine Handelsgesellschaft, damit einer durch des andern Günstigkeit bereichere; der Zweck eines wahren Staats ist vielmehr auf ein tugendhaftes und glückliches Leben gerichtet, welches durch die Gottesfurcht bedingt ist.“ Und Aristoteles war ein Heide, und wir nennen uns Christen.

Geschichtliche Romane.

1. St. Aubert. Geschichtlicher Roman von Gotthardt A. Luther. Drei Bände. Leipzig, F. Schulze. 1858. 8. 4 Thlr.
2. Drei Jahre. Roman von George Hefelich. Drei Theile. Berlin, Reineke. 1857. 8. 3 Thlr.
3. Von Lurgen des Sabraf. Ein sozialer Roman von George Hefelich. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adelslexikons. 1856. 8. 4 Thlr.
4. Reiter Ratsch und seine Gefährten. Ein helvetischer Roman von Alfred Hartmann. Zwei Bände. Göttingen, Jent und Gasmann. 1858. 8. 2 Thlr. 24 Rgr.

Wenn bei den vorliegenden Büchern sich auch nicht überall der Charakter des historischen Romans streng durchgeführt findet, so sind sie doch im Wesentlichen so eng an der geschichtlichen

ihren Grundlage aufgeworfen, daß eine Zusammenfassung derselben darin ihre Berechtigung findet.

Der Roman „St. André“ von G. K. Fathert-entlehnt seinen Stoff der Geschichte des Tempelherrenordens. Der Verfasser handelt der eigentlichen Erzählung eine Einleitung voraus, in welcher er von der Entstehung, der Bedeutung und den Folgen der Kreuzzüge handelt, und damit verknüpft er die Entstehung und die Geschichte der geistlichen Ritterorden und vorzugsweise die des Tempelherren. Er zieht aus Auszüge und Übersichten aus der Geschichte der Ritterorden mit, sowohl ihrem äußern Verlauf als ihrer innern Entwicklung nach. Wir werden bekannt gemacht mit dem Ursprung des Ordens, mit der Entwicklung seiner Statuten, mit den Ceremonien und den Bedingungen der Aufnahme, kurz wir finden da vollständige Auszüge aus historischen Werken über innere sowie äußere Geschichte des Ordens. Der Verfasser hat diese Einleitung für nöthig gehalten, um dadurch den Leser besser in den Stand zu setzen, den nachfolgenden Roman zu begreifen. So sehr willkommen auch diese Übersichten, in denen wir freilich sehr oft auf Wiederholungen stoßen, dagegen eine gewisse Vollständigkeit und Abrundung in der Darstellung vermissen, ein gewisser Interesse von Interesse sein werden, so sind sie doch für den größeren Theil des gebildeten Publicums überflüssig, da dasselbe den historischen Stoff bereits anderwärts ausführlicher und gründlicher dargestellt gefunden hat; zugleich aber auch sind diese weiteren historischen Auseinandersetzungen, welche 70 Seiten einnehmen, ein sprechender Beweis dafür, daß der Roman selbst nicht derart konstruirt und ausgeführt ist, daß er durch sich selbst ein vollkommenes, in sich getragenes, durch sich klares Bild der Zeit und ihrer Ereignisse bei dem Leser zu erwecken im Stande ist, denn sonst würde ja dieser weitläufige Commentar vollständig überflüssig sein. Wissenschaftlich gebildeten Lesern aber wird es wohl schwerlich einfallen, in einem Roman eine Aufklärung zu holen über Bedeutung und Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens im Mittelalter, über deren Folgen sowie über die Stellung der geistlichen Ritterorden zu dieser wie zur Rechtsentwicklung geistlicher oder weltlicher Herrschaft. Der Verfasser hat auf diese Weise die gesamte Geschichte des Tempelherrenordens in sein Gebiet gezogen, nur mit dem Unterschiede, daß er die ersten Zeiten desselben mehr fragmentarisch behandelt, während er die letzten Zeiten, die Geschichte der vier letzten Großmeister des Ordens bis zur Auflösung desselben und dem vorausgehenden Proceß durch Philipp den Schönen von Frankreich ausführlich entwickelt. Der Verfasser verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß er von seinen Vorurtheilen erfaßt, nicht einen Stein mehr auf den überhaupt schon vielfach angegriffenen, zu oft aber auch ganz mit Unrecht in Schatz genommenen Orden zu werfen gewillt sei, sondern daß er im Gegentheil, was historische Thatfachen anbelangt, bestrebt sei, die Grenzen der Wahrheit auch nicht um eine Linie breit zu überschreiten. Wir erkennen gern dieses Streben an, können jedoch nicht umhin, ein entschiedenes Paracinehmen gegen den Orden darin zu finden; es werden da alle die Beschuldigungen, mit denen der Staatskaiser Philipp's des Schönen sowie die im Schlepptau der weltlichen Macht desselben stehende päpstliche Gewaltigkeit sich zu rechtfertigen suchte, alle die Ränken und Abgeschmacktheiten, die dem Orden zur Last gelegt werden und für deren Griffigkeit man auf alle Weise Verhältnisse namentlich durch Folter und Marter erzielt hatte und die von dem größten Theile auch wieder in freiem Zustande widerrufen worden, als wirkliche historische Thatfachen aufgenommen. So hat der Verfasser die Abscheulichkeiten, welche dem Tempelorden bei der Aufnahme der Mitglieder in die sogenannte innere Congregation zur Last gelegt werden, das Käßen des Rebells und des Räubers des Großmeisters, das Ansehen des Crucifixes, das Verhüten und Verleugnen Christi, die göttliche Verheißung des Balsamhauptes mit allen widerwärtigen Szenen und Handlungen, geradezu in die Darstellung als wirkliche und erwiesene Thatfachen aufgenommen, ohne dabei zu bedenken, wie oft und gründlich diesen Darstellungen von der Geschichte widersprochen worden ist. Und

wenn auch einzelne nicht ganz wegzuleugnen ist, so besteht doch im ganzen ein allgemeiner Zweifel noch fort, der für seinen Charakter bisher verschwunden ist und der um so mehr den Romanschreiber hätte vorsticht machen sollen, der gleichen Darstellungen nicht als unumstößliche Thatfachen hingenommen, da sie in ohnehin jedes ästhetischen Moments so bar und lebzig sind, daß das reine Gefühl von solchen Schandlichkeiten verzieht sich abwendet und die Darstellung solcher Szenen nur für ganz grobnerwige Leser einigermaßen genießbar sein wird.

Die Handlung des Romans beginnt im Frühjahr 1268 zu Marseille, woselbst der Großprior des Ordens der Tempelherren für die Provence seinen Sitz hatte. Es war dies Wilhelm von Beaujeu, dessen Gmüthar Odo von Chavaunne war. In den Orden wird hier der Held unseres Romans, Gaston von St. André, aufgenommen; wir erfahren, daß derselbe aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Provence stammte und daß er und sein Vetter, Bryden von St. André, die einzigen Stammgenossen sind. Das Interesse des Ordens, das große Vermögen der St. André zu erwerben, ist damit rege gemacht; Gaston vermacht seinen Theil bereitwillig dem Orden, während er aber die Hälfte zu Gaston seines Veters verfügt hat, und die ganze Handlung des Romans dreht sich nun darum, diese Hälfte ebenfalls für den Orden zu erwerben. Die Großmeister sind darum nicht in Verlegenheit, man räumt dem Vetter und seine Nachkommen gewissam an dem Wege nach St. André sucht man zu verhindern, darüber weiter zu verfügen. Dies ist der eigentliche Kern des Buchs, um den nun die Geschichte und die Wahl der Großmeister, die Kämpfe des Ordens in seinen letzten Zeiten, die Verhältnisse und Leiden der Tempelherren und der Ritter in weiten langen Falteln geschildert sind. Die Darstellung ist sehr weitläufig und umständlich, überall sind historische Notizen eingegeben, von einzelnen Städten werden sogar die Längen- und Breitengrade angegeben, unter denen sie liegen, die Schilderung der Auszüge, des äußern Erscheinens wird mit großer Sorgfalt behandelt. So erscheint der nachmalige Großmeister Brauen, mit einem Halbrock von weißem Sammt, dessen Stams mit breiter Silberstickerei besetzt sind; eine seidene Daubenschneur schlingt sich um die Hüfte; eine seine weiße Spitzentasse umschließt den muskulösen Hals; weiße, seidene Beinleider liegen dicht an einem Paar kräftiger, schlangenförmiger Beine, gelbe hirschlederene Halbschuhe, goldene Sporen, die tragen, ein mit Sammet besetzter Mantel vollendet den Anzug, und die Brust dieses Mannes war „von der Größe eines Auerhahns“. Auf diesen breiten Schilderungen in dem äußern Erscheinen der anstehenden Personen finden sich auch noch unendlich weit ausgehobene Dialoge, Conversation in Halle und Halle, Gebete, welche nicht weniger als zwei Seiten einnehmen (S. 89 und 106). Die Uebersetzung in der Darstellung, die geschilderten Charaktere, die großen Lichter der Szenen, die phrasenreiche Sprache scheinen für einen Leserkreis berechnet zu sein, bei dem man nur durch starke Mittel Wirkung zu erzielen im Stande ist.

Wenn wenig ist in den vorliegenden Romanen Gesehies die Berechnung auf einen ganz bestimmten Leserkreis zu erkennen. Freilich tritt alles hier ganz anders auf: wir bekennen und in den sogenannten exotischen Werken; da ist schon die äußere Erscheinung eine andere; das gewöhnliche gemeine Dasein selbst das gewöhnliche Daseinsformat ist nicht für die vornehmen Hände, welche mit Glanz und Pracht die Bücher Gesellschaft's lesen sollen; Großoctav, beinahe Kleinfolio, breiter prächtiger Druck, große, weiße und breite Ränder zeichnen schon auf dem ersten diese Bücher vortheilhaft von ihren Brüdern und Schwestern der niederen Gattung aus; der Stil ist epigrammatisch, gehobener; die Phrasen glänzender, glatter; die Stimmung weicher, friedlicher; die Farben zarter, schillernder; die ganze Welt rückt unter das Prisma der exotischen Partei, die Thatfachen werden geblendet, die Geschichte wird zurecht geschrieben, bis sie für die Augen der Kreuzritter ihren spezifischen Glanz hat und den ge-

wünschten Effect erzielt. Es bedarf auch, meint die Verlags-
handlung, keiner weiteren Empfehlungen dieser „Schöpfungen“
Gefertel's und die „Neue Preussische Zeitung“ hebt mit heilem Jubel
den Roman ihres Parteigenossen auf den Schild. Das ist der
historische Roman, aus dem man Geschichte lernen kann, sagt sie.
Und wir sagen, das ist der Roman, aus dem man die Geschichte
verlernen kann. Der Hintergrund, auf welchem Gefertel seine
willkürlich erfundenen Romanfiguren handeln läßt, ist freilich
einzelnen Abschnitten der Geschichte entlehnt; diese Abschnitte
oder Perioden sind aber keine treuen Schilderungen, sondern nur
Umrisse, Profile, deren Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit
auch nur so lange unverändert beibehalten wird, als sie mit den
Anschauungen, Tendenzen, Stimmungen und Zwecken der Partei
Hand in Hand gehen. Es ist für unsere Zweck gleichgültig, da
wir es ja mit der Sache und nicht mit der Person des Ver-
fassers zu thun haben, zu untersuchen, welche Veränderungen dieser
in seinem Bildungswege durchgemacht hat, welche Einflüsse auf
denselben stattgefunden haben, seit er das „Liebe Dorel“ oder
gar seit er seinen Roman „Rauschen und Brüllen“ geschrieben
hat. Es ist nicht unsere Sache, weder bei einzelnen Anschauun-
gen noch bei großen Ereignissen den heimlichen persönlichen Nagel
anzulegen, wir halten und lieber an die Sache, denn diese
ist trotzdem und allemal dennoch die Siegerin über alle ver-
schwimmenden Einzelheiten, wenn wir in denselben auch nicht
überall den specifisch „preussischen Verstand“ zu fühlen im Stande
sind. Derselben Vorurtheilen der allgemeinen Geschichte für
preussische Zwecke, des preussischen Eingemachte, wenn man sich
des Ausdrucks bedienen darf, mag wol, darüber sind wir nicht
einen Augenblick im Zweifel, zu den Erfolgen Gefertel's besonders
beigetragen haben; es mag dies die Ursache sein, daß die Partei
namentlich wie in Wagen der Publiken, in Gefertel's Roman-
schriftsteller anerkannt. Aber die Kritik kann einmal diesen Stand-
punkt für einen allgemein berechtigten nicht anerkennen, weil eben
die historischen Thatfachen so verschiedener Natur sind, daß sie nur
widerstrebend in den preussischen Stiefel sich schnüren lassen.

Der Roman „Drei Jahre“ spielt vom Rückzuge Napoleons I.
aus Rußland bis zum Einzug der Allirten in Paris und dem
Pariser Frieden. Es sind die Befreiungskriege im Brillantfeuer
preussisch-bengalischer Beleuchtung; da ist alles vom König aus-
gegangen, vom preussischen Volke im Triumphe für Gott und Va-
terland am Herzen aufgenommen, da ist alles „Häbste Preussen-
treue“, „Preussenhand“, „Preussenwaffen“, alles Jubel für den
König, den Alleinherrscher; das herrliche Kriegsheer unter dem
Waffen, die Lientenants und Böhnen die Gelben des Lags,
alles durch Preußen, alles für Preußen, alles andere unbebe-
tend, klein und verächtlich, nur die Weissenbrüder, die Russen,
treten in diesem Brillantfeuerwerk noch einigermaßen in ein
hellere Licht, wie sie denn auch allerdings, und das mag dem
deutschen Bewußtsein etwas hart klingen, wesentlichen Anstoß
zur allgemeinen Befreiung und zur großen Coalition gegen Na-
poleon gegeben haben. Wir haben zufällig gerade was die Be-
freiungskriege betrifft einige gute historische Werke, wenn viel-
leicht auch eins oder das andere, wie gerade das neueste Werk von
Förster, sehr entschieden den preussischen Standpunkt festhält.
Wir haben daher auch nicht nöthig hier auseinanderzusetzen, welche
Verlegenheiten der Abfall Preußens am preussischen Hofe hervor-
gebracht hatte, und gerade dieser Abfall war doch ein wesent-
licher Act der Befreiung; wir haben nicht nöthig hinzuweisen
auf die Unentschlossenheit, auf die Halbheit, die gerade in den
ersten Jahren der Befreiung in den höchsten Regionen vorherrschte
und so entschieden lähmend und verzögernd wirkte; wir halten
es auch nicht für nöthig, auf die ausgemachte Thatsache hinzu-
weisen, wie gerade ein entschieden liberales Princip gegenüber
der alten Hohenherlichkeit in Preußen in den Befreiungskriegen
sich Geltung und Anerkennung verschaffte, ebenso wenig wie man
nöthig hat, beargen Verwahrung einzulegen, daß man die nation-
ale deutsche Sache, wie sie in den besten Köpfen und edelsten
Herzen der damaligen Hauptträger des öffentlichen Lebens ihre
sehr Wurzel geschlagen hatte, mit einer bloß preussischen Action

verwechselte, wie sehr man auch das Starke und einseitige Ber-
angehen Preußens anzuerkennen hat. Wir halten daran am
historischen Hintergrund, wie er diesem Romane zu Grunde
liegt, nicht für getrennt; besonders aber sind die Urtheile über
Personen aus dieser Zeit ebenfalls mit großer Vorsicht auf-
zunehmen; denn alles was nicht in das gegenwärtige System
der Partei paßt, das wird wegworfen behandelt oder igno-
riert. In diesem Buche finden sich so erst alle Sympathien
der „kleinen oder mächtigen Partei“ wieder und zwar sind die-
selben hier und da mit einer Raine der Reaction angethan, so
sehr in der romantischen Brähe gar gekocht, daß man vor lauter
Eufigkeit, vor lauter Düsterei, vor lauter Weißbraut Kopfweh
bekommt. So ist ein Hauptzug dieser Partei das Liridagel
mit den Zuständen der Vergangenheit; eine gewisse Berechtigung
hat diese Anschauung, wenn sich das aber auf Sachen und Ver-
hältnisse ausdehnt, auf eine Vorliebe für dunkle Wälder und
Wälder in alten Säulen, auf eine Auklage gegen das viele
moderne Briefschreiben; wenn der Verfasser seinem Leser zu
macht darüber, daß man Verlobungs-, Beiraths- und Tauf-
zeugen durch Zeitungen veröffentlichen, daß so das heilige Leben
der Familie „mit Druckerfchwärze befleckt, schamlos aller Welt
verfunden wird“, so hat dieses Koffitiren mit alten Zuständen,
die sogar ganz gleichgültiger Natur sind, etwas so Krankhaft
es und Corruptes, daß man zu zweifeln berechtigt ist, ob dies
die Anschauungen wirklicher gesunder Organismen oder ob sie
bloß phantastische Träumereien eines müßigen Geistes sind. In
dem Buche wird einmal das schöne Lied „Kennen von Tharen“
gesungen, der Verfasser bemerkt dabei, daß das Lied fast ganz
vergessen sei; ein flüchtiger Blick in die erste beste Literaturge-
schichte oder in eine Sammlung von Gedichten der Lieder des
17. Jahrhunderts wird den Verfasser hierüber aufklären, daß
das Lied nicht vergessen ist. Der Stil des Verfassers ist Na-
menreich und voller Inventionen; in Jamben und Daktylen läßt
die Prosa vor unsern Augen und redt sich oft zu schallenden
Dithyramben; das Klingeln und Rirren, als ob fortwährend der
Säbel des Lientenants von Krausenfer in die Schwadronen der
Feinde rasselte, indes im gezielten Takt der Kasse Hufschlag
das Feld erschütterte! Der Lientenant Krausenfer, sowie dessen
Familie bilden die eigentlichen Träger der Geschichte; das Buch
zerfällt in drei Abtheilungen: „Eine Abendröthe im Osten“, „Die
Freilicht“, „Hundert Tage“. Der Lientenant Krausenfer erscheint
als Kurier am dem Quartier Post's in Berlin, um an den
Hof die Nachricht von dem Abfalle zu überbringen; auf dem
Wege lernt er am Herde des Renneuten ein Mädchen kennen,
das sich in ihn verliebt und darüber später die Wohnung ihrer
Kellern verläßt und so stillos verkommt. Die Ereignisse führen
den Lientenant nun in den Krieg; wir durchleben mit ihm die
Befreiungskriege und manche Waffenthaten, die ihn zum Ritter
des Eisernen Kreuzes und später zum Stabschef machen. Die
Verhältnisse der Familie der Krausenfer sind mannichfach in
die Geschichte verflochten, ohne daß man in ihr eigentlich mehr
denn Stoffe für die Haupthandlung sehen könnte. Diese ist
nämlich im ersten Theile die Befreiung vom französischen Joch,
dann die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons in Frankreich
und endlich die Geschichte der Hundert Tage. Es ist dies eine
große bewegte Zeit, die allerdings Gelegenheit genug darbietet, die
preussischen Waffen zu verherrlichen. Zugleich werden die Bourbonen
mit großer Vorliebe in Schutz genommen, dagegen kommen die
Bonaparten sehr schlecht weg; viele Episoden finden sich außer-
dem noch in dem Buche, Schilderungen von Schlachten und
Feertagen; Staatsactionen und Friedensfeier, Intriguen und
Duelle, sodas wahrhaftig der sehr reiche Inhalt die Schuld
nicht trägt, wenn am Schlusse das Auge des Lesers sich nach
dem grünen Zweiglein der Laube schaut, auf dem es auserkosen
kann, nachdem es in wider Jagd durch drei Theile hindurch von
Aufregung getrieben worden ist. Kreuz und Exer-
zen, Bibel und Rosenkranz, Schwert und Lirer, Scepter und Stiefel
Feide und Wäls, Schlacht und Kampf, das alles wechselt in bunten
Bildern; in grellen Contrasten treibt das Buch seine Gestalten an

aus verlor, bis wir endlich das schmerzliche Erbhaus haben gründen helfen, und in dem Räume mit der beweglichen Kugel und dem ständigen Sturz am schwarzen Fieberstücken den künftigen Major a. D. Herrn Philipp von Krumpholtz als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Schottische mit seiner Gattin Baldemar erheben und aus nun patriotisch zu nahe setzen mit dem Rette des Hosen; schließlich, der, welcher fern von der Welt, den ersten Menschen ähnlich, der Erde Erde edelt mit eigenem Bilde.

Das andere vorliegende Buch Gessell's: „Von Tugend die Babel“, führt den Titel sozialer Roman; wir haben es jedoch zu den historischen gerechnet, weil denn doch die gesellschaftlichen Staatsumwälzungen der ersten französischen Revolution Ereignisse erster historischer Bedeutung sind. Das Buch zerfällt in zwei Theile: die Revolution von oben, und Revolution und Reaktion. Der Verfasser führt uns in das Treiben der französischen Parteien kurz vor Ausbruch der ersten französischen Revolution; die Schuld des Aufstandes tragen die Minister, namentlich die Finanzminister, die Vernichtung der Privilegien dienten, den Sturz der Monarchie herbeizuführen; die Monarchie ist ganz schuldlos, die meisten Kisten schwanden in unbefriedigtem Glanze über den Ereignissen, die Minister, die Weidmänner, die Charlatane, die Philosophen sind die Ursachen der Revolution; einzelne unrühmliche Köpfe: Robespierre, der sich in eine Gräfin von altem Adel verliebt hat; Babeuf, der schlechte Schreiber mit den Ueberzeugungen in dem scharfgeschnittenen Gesicht: Maratton, die Tochter des Raskasienfürstens: das sind die Hebel der Revolution. Diese moderne Staatstheorie der Revolution weiß alles lebendig zu machen, sie individualisiert, sie ist schillernd; was braucht es noch all der gründlichen historischen Untersuchungen, die haben aufzufassen, die alle zusammen erst sich schlingen müssen, um die gewalttätige Erzeugnisse der Revolution und der großen Staatsumwälzung in Bewegung zu setzen? Wozu hat man nöthig den Spuren nachzugehen, die fast ein Jahrhundert an der Geschichte Frankreichs zurückliegen, und die am Ende des 18. Jahrhunderts die breiten Straßen bildeten, auf denen der Strom der großen allgemeinen Bewegung sich lovinnartig ergoß? Wozu dies? Die Monarchie ist gut, die Litten sind wir; aber die Minister, namentlich „bürgerliche“ werden wie Robespierre, „der kleine Herzog Egalité“, die verlegte Aristokratie Robespierre's, die bedeutigen zurückgesetzten Persönlichkeiten gedenken, um die größte Umwälzung des Staats zu erklären. Wozu bedarf es großer, welthistorischer Motive? Die Revolution hat das Unheil über den friedlichen patriotischen Staat gebracht, die Privilegien vernichtet, den Adel sehr unangenehm berührt — Grand genug zu deren Verurteilung. Der einzige Trost nun in dieser allgemein gültigen Zeit sind die Monarchen, die Träger der Lüge; sie stehen fest, bis alles wankt, bis der künftige Thron sie unter klaren raschenden Trümmern begräbt. Der Verfasser versteht es im übrigen, durch eine Masse historischer Details, die er freilich willkürlich genug zusammenträgt, Interesse an seinen Personen zu erwecken, und eine nicht unbedeutende Gewandtheit in der Erzählung läßt sich ihm leinstenfalls absprechen. Er sieht aber die ganze Weltgeschichte nur im Kaleidoskop der romantischen modernen Krenzritter; alle Sympathien derselben sind der Macht für die Einheit oder Nichtexistenz der Gefühle seiner handelnden Personen; er schmeißt allen den Aufschauungen, die in jenen privilegierten Ständen, für welche er schreibt, guten Klang haben; er weiß meisterhaft über Scenen hinwegzugehen, bei deren Darstellung jene Anschauungen sich unangenehm berühren würden; er weiß dagegen wiederum andere, wodurch namentlich die Männer des Bolle sich Blößen geben, in ein gelbes Licht zu stellen und bedrückt nur leise die Ereignisse oder vielmehr überfließt sie fast ganz, wodurch die Bourbonenregierung in Frankreich sich systematisch ruinirt hat; denn es waren ganz andere Motive als die Gutmüthigkeit Ludwig's XVI., welche den Thron Frankreichs stürzten. Persönliche Motive dienen ihm fast überall zur Erklärung historischer Umgestaltungen; er weiß und ganz genau zu schildern, wie und auf welche künstliche Weise

die öffentliche Meinung gemacht wurde. Den Herzog von Orleans belegt er mit sehr scharfem Titel, er heißt einmal „der ernstliche Schatz“. Robespierre nennt er „barnet“, „armer Koss“, Robespierre, „mittelmäßig, unfähig, langweilig, beschärfte“. Das Buch geht bis zum Tode Danton's; „in ihm“, sagt der Verfasser, „hört der letzte Reactionär und das gesunkene Frankreich schüttelte sich rasch los in den Despotismus“.

Die Erzählung „Meister Ratsch und seine Gefellen“ von A. Hartmann hat auf ihrem Titel noch die besondere Bezeichnung „ein helvetischer Roman“, weil er die Geschichte und die Ereignisse der letzten 30 Jahre in der Schweiz zum Gegenstande der Darstellung hat. Der Verfasser verwahrt sich in dem Vorworte, daß er eine Parteilichkeit habe liefern wollen. Derselbe hat an den Kämpfen der Schweiz nicht selbst theilgenommen, er hat nur theilnahmepoll, wie er sagt, vom Ufer her dem Schiffein zugehört, wie es zwischen den Lippen umhertrieb. Die Charaktere, die sein Gemüth damals empfing, gibt er photographisch getreu wieder. Damit steht nun freilich im Widerspruch, daß er die handelnden Personen nicht als solche wiedergibt, sondern die Porträts vermischt, aus denselben Typen bildet und den individuellen Charakter zur Geltung zu erheben sich bemüht. Wir sind nicht so sehr mit den einzelnen Persönlichkeiten der Schweiz vertraut, um entscheiden zu können, ob diese Aufgabe ihm gelungen ist; wir haben im Gegentheile eher Grund anzunehmen, daß er sehr oft nur nach der individuellen Natur gezeichnet hat, wenigstens er der Person auch einen andern Namen gegeben hat. Es liegt dies schon in der Natur der Sache. Der Roman hat seinen Namen von den verschiedenen Unternehmungen und Streifs oder Freischarenzügen, wie sie seit 1840 wiederholt in der Schweiz vorgekommen sind. Vorzugsweise hat er die Freischarenzüge gegen Luzern zum Sturz der bürgerlichen Regierung bis zur Expedition des Bundesheeres zur Verechtung des Sonderbundes zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Jene zum Theil abentheuerlichen Unternehmungen führten in der Schweiz bekanntlich den Namen „Välsche“. Das erste Buch behandelt das Schicksal in Solothurn vom Jahre 1840; daselbst wurde ein allgemeiner Frieden zwischen den verschiedenen Cantonen offiziell zwar geschlossen, aber schon glimmte das Feuer unter der Asche, das demagogische Wähler gar bald wieder zum Brande anzufachten. Die Erzählung folgt nun den Ereignissen Schritt vor Schritt; wir sehen die Vorbereitungen zu diesen „Välschen“ und lernen auch die „Gefellen“ kennen, die ihrem Meister anführen halfen. Durch das Streben des Verfassers nun, die Persönlichkeit der handelnden Personen zu verwischen, ist die Schilderung oft verbläßt, das Bild tritt nicht heraus, es fehlt den Charakteren die Schärfe der Umrisse, es fehlt den Situationen die Frische der Farbe, es treten viele Nebenfiguren auf die Bühne, die für die eigentliche Entwicklung gleichgültig sind und es fehlt damit der Handträger des Buchs, der im Stande wäre, dasselbe zu einem eigentlichen Romane zu machen; es sind so gedanklos nur einzelne Bilder, Scenen, Skizzen, die sich der Festsolge nach aneinander reihen. Wir gehen so mit dem Verfasser noch einmal hinter den Ereignissen her; wir wohnen den Beratungen bei, welche von den einzelnen Clubs oder Comités gehalten werden; die Schlagwörter mit allem Phrasenschwall schlagen noch einmal an unser Ohr; wir ziehen mit den Freischaren noch einmal nach Luzern und gewinnen von neuem die Ueberzeugung, wie wohl und abgeschmackt das ganze Treiben jener Felder war, die sich an der Schärfe zu neuen Wälsch und Tello in Wien und Wien drauschten und dann elendiglich die Flucht ergriffen, als der erste Haufe kam. Der Verfasser läßt uns auch hier und da einen Blick thun in die einzelnen Kantone, welche zur Gewinnung der öffentlichen Meinung von einzelnen Führern der Parteien unternommen wurden: dahin gehört die Geschichte mit dem Kufmessen, wo ein Candidat, um bei den nächsten Wahlen gewählt zu werden, die Camera lehren will, mittels kleiner Instrumente die Käte zu messen. Es mögen dergleichen anecdotenartige Episoden für die Schweiz selbst von größtem Interesse

sein als für uns, die wir den Einzelheiten fernere sehen und mit den dabei handelnden Persönlichkeiten nicht verrent sind. Der Verfasser scheint übrigens schon bei der Abfassung seines Romans das Bedürfnis gefühlt zu haben, etwas zu den Ereignissen hinzuzusetzen, wodurch sie sich eben von einer Schilderung unterscheiden und zu einem Romane werden. Wir halten jedoch diese That oder wenn man will die Construction des Romans geradezu für die allerschwächste Seite des Buchs oder für einen unzulässigen Versuch, einen einheitlichen Träger der Handlung aufzustellen. Wir meinen die Person des Fürstlichen Fritz Waldmann, den wir zuerst als Veneranda und Studenten kennen lernen und den sodann der Verfasser zu einem Jäuler von Muthwillen macht und zwar auf eine so überaus schräge Weise, daß wir sie nur als Deus ex machina bezeichnen können, abgesehen davon, daß sie selbst innerlich unwahrscheinlich und unnatürlich erscheint. Dieser Waldmann war nämlich, da seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, zur Pflege zu einer Waise gebracht worden; diese hatte ebenfalls einen Knaben, der jedoch sehr schwach und elend war; die Mutter gab nachher diesen als den Sohn des Jäulers aus, während sie selbst den Sohn ihres als den ihrigen erzog. Ihr Sohn Theophil kam im Sonderbundskriege um, da machte sie endlich, vom Grollen getrieben, Bekanntschaft über den eigentlichen Sachverhalt. Der Stil des Buchs erinnert an manchen Stellen fast an das Elchgeheiß der Studentensprache.

Notizen.

Englische Urtheile über deutsche Literatur.

Man hat in uns in jüngerer Zeit Zweifel zu erwecken gesucht, ob auf die Urtheile Englands über deutsche Schriftsteller und deutsche Literaturerzeugnisse überhaupt Werth zu legen sei. Herr Gough hat in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ — allerdings in einer anständigen Weise, welche die journalistische Forderung literarischer Streitsfragen nicht nur möglich, sondern auch willkommen macht — seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der Herausgeber d. Bl. „so oft und so nachdrücklichen Werth auf die Urtheile legt, die sich in englischen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften über die deutsche Literatur finden“. Gough bezieht sich dabei besonders auf die von uns in Nr. 49 d. Bl. f. 1858 ausdruckswise mitgetheilte Betrachung der „Westminster review“ über den deutschen realistischen Roman und er scheint es einigermaßen auffallend zu finden, daß wir „mit besonderer Reizung“ auf die geringfügige Meinung der englischen Kritiker über einen gewissen Roman (Freitag's „Soll und Haben“) zurückkommen, was sich jedoch einfach daraus erklärt, daß in der Zeit zwischen Gough's „Mittern vom Gelfe“ und seinem „Zauderer von Rom“ Freitag's „Soll und Haben“ eben das meiste Aufsehen erregt hat, dreimal ins Englische überetzt und daher auch am häufigsten in englischen Journalen besprochen worden ist. Gough freilich scheint die Competenz der Engländer, über die deutsche Literatur zu urtheilen, überhaupt in Zweifel zu stellen. Was uns betrifft, so glauben wir den Grad des Interesses, den solche ausländische Urtheile für uns haben können, in Nr. 49 ziemlich genau bezeichnet zu haben; auch wir haben die Competenz der Engländer, in Betreff gewisser Literaturgattungen ein unbefangenes Urtheil abzugeben, bestritten, in Betreff anderer, wie namentlich des realistischen Romans, dagegen anerkannt. Wie stimmen mit Gough überein, wenn er sagt: „Die deutsche Nation hat ihre besonderen Geheimlichkeiten, die von einem Fremden nicht durchschaut werden können“; sollte es aber einzig und allein an der Unfähigkeit der Engländer, sich in unsere „Geheimlichkeiten“ zu versetzen, und wieder an unserer nur zu großen Kascheweisigkeit an ausländische Geheimlichkeiten oder auch Offenlichkeiten liegen, wenn deutsche Romane in England bei weitem nicht mit derselben Begeisterung gelesen werden, als englische Romane bei uns? Wir geben ferner zu, daß manche Urtheile über deutsche Literaturerzeugnisse in englischen Blättern von deutschen Schriftstellern

zugeföhrt, nicht selten sogar verfaßt sein mögen; aber wir glauben durch langjährige Übung wol einige Fähigkeiten erlangt zu haben, die von Engländern und die von Deutschen in englischen Blättern über deutsche Literatur abgegebenen Urtheile voneinander unterscheiden zu können; denn englischer Stil und englische Auffassung haben etwas so specifisch Nationales, daß es kaum einer langjährigen Übung wie der unserer bedarf, sie sofort als unenglisch zu erkennen. Die Urtheile englischer Kritiker (und wer möchte gründlichen Kennern der deutschen Literatur, einem Carlyle, Walter, John Ruskin, Lewis, Hazlitt, Bowring u. s. w. die Befähigung dazu absprechen?) mögen deutschen Schriftstellern freilich nicht immer sehr angenehm sein, aber wir haben nicht vorzugeworfen sie, sondern unsere Leser zu berücksichtigen, und diesen, glauben wir, ist es nur willkommen und hehrreich, die Ansichten des Auslandes über deutsche Wissenschaft, Kunst und Poesie kennen zu lernen, zumal da außer d. Bl. nur noch das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ und hier und da die „Allgemeine Zeitung“ von ihnen Kenntnis nimmt.

Auch heute haben wir eines englischen Urtheils über einen deutschen Autor, nämlich über Lessing, welches der „Spectator“ auf Grund des Adolf Stahr'schen Werks abgegeben hat, vorzulegen mit einigen Worten zu gedenken. Allerdings scheint dieses Urtheil des „Spectator“ zu beweisen, daß Lessing nicht zu denjenigen deutschen Autoren gehört, deren umfangreiche Schriften sich zum größten Theil dem Urtheil der Engländer entziehen. Zwar wird von dem Berichterstatter des „Spectator“ gesagt, daß seine Werke „ausnehmend unterhalten und lebhaft“ seien, aber weiter wird versichert, daß sie sich mehr an die Literaten von Handwerf herantreiben, und von „Männern dem Werke“ wird behauptet, daß diese „rückwärts dramatische Predigt“ und die von Engländern theils ärgern, theils langweilen nicht. Das scheint uns freilich wenig zu einem Urtheile der „Edinburgh review“ vom Jahre 1815 zu stimmen, wonach der Name Lessing's unter den gebildeten Engländern fast so populär und familiär geworden sei, wie die Namen Addison's und Fielding's, und (man höre!) den „weniger respectablen“ William Schiller's, Johnson's und Keats's Bahn gebrochen habe (Schiller war zu jener Zeit, wo Carlyle's Werk über ihn noch nicht erschienen war, in England zumal nur als Verfasser der „Räuber“ bekannt), und mit einem Urtheil derselben Review im Jahre 1846, wonach Lessing einer der wenigen, ein oder zwei deutschen Autoren sei, welche eine vortheilhafte Prosa geschrieben hätten. Schließlich sei noch bemerkt, daß von „Männern dem Werke“ eine treffliche Uebersetzung von Taylor vorhanden ist, die derselbe auch in seine 1850 erschienene Anthologie „History survey of German poetry“ aufgenommen hat.

Ist Shylock eine tragische oder komische Figur?

Die in Wien erscheinende vielgenannte „Monatsschrift für Theater und Kunst“ enthält im Decemberheft, der Angabe nach aus der Feder eines Schauspielers, einen interessanten Aufsatz über Shylock und den „Kaufmann von Venedig“, in welchem der bisher bei unsern Schauspielern üblich gewesene Auffassung des Shylock aufs entschiedenste entgegengetreten wird. Man ist gewohnt, ihn als tragische Figur darzustellen, welche „Hohn und Mitleid“ erzeuge und zerbreche dadurch den wesentlich humoristisch gehaltenen Charakter des Stücks. Aber der „Kaufmann von Venedig“ sei ein Lustspiel und gehöre seiner Mischung nach, auch Shylock sei ein komischer Charakter und müsse als solcher zur Erscheinung gebracht werden. Der Verfasser analysirt nun den Charakter des Shylock und weist allerdings auf ihre jugendliche nach, daß im Shylock nicht ein einziger roter Faden sei, daß dieser „Teufel in Gestalt des Juden“, wie die Dichter selbst ihn nennen, dem verhassten und ihm durch seine edelherzigen humanitären Grundzüge hinderlichen Antonio nicht deshalb zu verhasst und sein Herz zu haben begehrt, um ihm sein unterdrücktes Boll an ihm, dem Einzelnen, Uebel zu richten, sondern nur, um, wie er selbst sagt, in Venedig Handel zu

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte
des 19. Jahrhunderts.

von Dr. Gerd Eilers,

Winkl. vord. Geheimen Regierungsraths a. D.

Vierter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste bis dritte Theil kosten 5 Thlr. 5 Ngr.)

Soeben ist der vierte Theil dieser Schrift erschienen, die in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit gefunden hat. Es sind interessante und werthvolle Memoiren, die die Geschichte des geistigen und politischen Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, angeschlossen an eigene Erlebnisse und mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders das zeichnend, daß der Verfasser überall die volle Freiheit und ohne Furcht und Verhüllung

Während der erste Theil in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen spielt, und unter andern den Geschichtsfreier Schloffer, Voß, Paulus, Reander und den Freiherrn vom Stein schildert, behandelt der zweite und dritte Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Zustände Preußens und insbesondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren. Der vierte Theil beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Minister Eichhorn, dem der Verfasser nahe stand, und den damaligen Zuständen Preußens, weshalb dieser Theil der Memoiren fast noch größeres Interesse erregen wird, als die früheren. Mit dem später erscheinenden fünften Theile wird das Werk abgeschlossen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Bauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

Karl Gutzlow.

In neun Bänden.

Erster bis dritter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der dritte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Mittern vom Geiste“, in gleicher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schildert, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Venedig, am Rhein, in Wien und Norditalien und endet in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in ungefähr monatlichen Zwischenräumen erscheinen.

Gleichzeitig ist von den ersten beiden Bänden eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste bereits vergriffen ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes (Bogen 47—50 [Schluß] des zweiten Bandes):

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa. Zweiter Artikel. Die Reisende Ida Pfeiffer. — Kleinere Mittheilungen: Egger (Emile). — Gherdary (Graf Valentin Ladislaus Ferdinand). — Rein (Günther). — Gillies (James W.). — Gortzowitsky (Carl, Ritter von). — Mikulsky (Rajar). — Otto (Johann Karl Theodor). — Owen (Robert). — Putzsch (Graf Egidius Maximilian).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchs selbständigen Werth, indem es bestimmt ist, das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. d. die Fragen des Tages in längeren oder kürzeren Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit selbener Einmüthigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben. Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, jedes im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige erste Band (der gewissermaßen der 16. Band des Conversations-Lexikon bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Bindungen wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar erschien soeben:

Gedichte

von Richard Vogl.

11 1/2 Bogen. Miniaturformat. Eleg. brosch. 25 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der als musikalischer Schriftsteller bereits hinlänglich bekannte Verfasser tritt hier zum ersten male als Dichter auf und dürfte als solcher die allgemeine Theilnahme in nicht geringer Maße in Anspruch nehmen. In den Abtheilungen Heile Tage, Getrennte Liebe, Dunkle Nächte und Wanderbuch bietet er eine Reihe jarter lyrischer Stimmungen, welche Componten eine um so reichere Ausbeute versprechen, als sie zum größten Theil vom Dichter selbst zur Composition bestimmt wurden. Die letzte Abtheilung Rheinflänge enthält Naturbilder, Stimmungsgemälde und kleinere epische Dichtungen, zu denen das Rheintal und Baden-Baden die äußere Veranlassung gegeben haben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 5. —

27. Januar 1859.

Inhalt: Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums. Von W. Färling. — Nordamerikanische Zustände. — Eine moderne Lebensgeschichte. — Notizen. (Ersch. als Reichshofrath in Wien; Zur Schiller-Stiftung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und künstlerischen Ausbildung zu seinem heutigen Zustande. Von Friedrich Christian Benedict Hofmann. Erster und zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

„Die Geschichte der deutschen Polizei erscheint wie eine große Krankengeschichte des Volks, in welcher man erkennt, wie der Reichtum der social-politischen Zustände vom prüfenden Blick der zur Heilung berufenen Staatspolizei ebenso oft richtig wie falsch aufgefaßt, mit einer Menge drastischer und mitglühender Heilmittel behandelt, immer aber nur dann glücklich geheilt worden ist, wenn die natürliche Constitution des kranken Körpers richtig erkannt und berücksichtigt wurde.“

In diesen Worten spricht der Verfasser des inhaltreichen Werks den leitenden Gedanken seiner Geschichte des deutschen Gaunerthums aus. Das Gaunerthum war ein secundäres Uebel am kranken social-politischen Körper, wie es schon im frühesten Mittelalter sich zeigte. Es ward nicht zur rechten Zeit angegriffen, um es radical zu heilen, sondern blieb ein vierhundertjähriger, ununterbrochener Proceß zwischen Leben und Tod, weil das deutsche Bürgerthum, in dem eine eigene sittliche Kraft ruhte, sich im fortgehenden politischen Proceß jener Cur nicht ausbilden konnte. In den deutschen Städten hatte das gedrängte Zusammenleben die deutsche Polizei „als die vom deutschen Bürgerthum selbst zu seinem Schutze gewollte Ordnung“ gefordert und geschaffen. Man erkannte über die Nützlichkeit, die Klarheit und den sittlichen Ernst dieser städtischen Polizeiordnungen; aber eine wissenschaftliche Ausbildung war unmöglich, nachdem im Laufe des Mittelalters mit der sinkenden Macht der Städte, dem Verfall ihres Selbstgovernment, auch eine vielfach gelähmte Kraft in ihrer Administration gegen Ungerechte und Verbrecher sich hervorthat. Die Sicherheitspflege ging selbstredend zur Reichs- und Landespolizei über, welche meist zu wenig und zuweilen dann zu viel that. Statt zur rechten Zeit zu behüten und zu ergreifen, wartete die Polizei im Mittelalter und auch in den spätern Zeiten (auch unsere ist nicht davon freizusprechen) lässig eine Weile zusehend, bis das Uebel so arg und schreiend ward, daß sie

durch gewaltsame Eingriffe, durch Galgen, Feuer und Schwert, summarische Justiz oder in unserm Sinne Belagerungszustände, allen mit einem male helfen wollte. Ein gedeihlicher Zustand, eine wissenschaftliche Bildung der polizeilichen Zustände waren daher im Mittelalter unmöglich, die Vorarbeiten dafelbst waren verloren und wenn man sich gedrungen fühlte, etwas Geseßliches und Wissenschaftliches zu gestalten, sah man sich immer genöthigt von vorn anzufangen. Aber des historischen Materials ist mehr vorhanden als man glaubt und der Verfasser hat mit großem Fleiß und großer Mühe das Verstreute zusammengetragen und kritisch gesichtet.

Die Geschichte der Vaganten, Gauner, Strauchdiebe und Räuber in historischer Reihenfolge zu liefern ist schwierig, wie viel Thatfachen aus jedem Zeitalter auch vorliegen; es fehlte aber vielen unmöglich einen rothen Faden zusammenhängender Verwandtschaft, kunsthaltiger und wissenschaftlicher Vereinigung in den Verbrechern zu finden, wenn nicht zwei Momente constatirt wären. Zwei rothe Fäden sind nämlich in den fortschleichenden Sumpf von Laster und Verbrechen seit Mitte des Mittelalters eingedrungen und sie färben die schmutzige Strömung, welche ihre Richtung zu verfolgen möglich macht. Es ist ungewiss, daß das Gaunerthum von jüdischen Resten und Zigeunern insicirt, organisiert, gebildet und fortgesetzt worden. Ihre Sprache, ihr Herkommen, ihr Aberglaube dauerten durch Jahrhunderte, sie dauern noch jetzt. Wann vertriebene und gehezte Juden sich in der Communio der Gauner eingenistet haben, ist nicht zu ermitteln, man findet aber Winke und Spuren, daß sie schon vor dem Mittelalter, vielleicht bald nach ihrer letzten Vertreibung aus dem zerstörten Jerusalem sich mit dem kleinen Welthandel auch ihrer geheimen Künste bemächtigt haben, während die Zigeuner historisch im 14. Jahrhundert, unerklärlich, in Europa auftraten, um schon während ihres Entstehens als die zu erscheinen, wie sie uns jetzt bekannt sind. Dem Verfasser ist es nicht möglich gewesen, über die Herkunft der Zigeuner mehr zu ermitteln, als was man sonst schon davon weiß. Er erkennt an, daß wenn die Zigeuner eine bestimmte Rasse (sei es von Aegypten oder Indien), aus einer bestimmten Volksrasse gewes-

sen, sie ihr goldenes Buch doch nicht geschlossen hätten; sie nahmen vielmehr durch Vermischung oder Adoption auch fremde Landläufer in sich auf, haben aber weniger Markzeichen ihrer Eigenthümlichkeit in das Gaunerthum eingeprägt als die Juden. Doch hält der Verfasser es für überhaupt geschichtlich und sprachgeschichtlich gerechtfertigt, wenn man das Wort Gauner für eine Ableitung, d. h. für eine Abkürzung des Wortes Zigeuner nimmt.

Betrübend ist der so hingestellte Satz, daß, wie infolge der Sklavenemanzipation der Vauperismus entstanden, das Christenthum, welches die heidnische Sklaverei verwarf, das Bettlerthum vermehrt habe, indem aus versorgten Sklaven freie bestialische Menschen geworden sind. Möge es andern obliegen, diese Behauptung, außer andern von Granier de Cassagnac hingeworfenen, zu bekämpfen. Das Gaunerthum hat der Quellen so viele, daß es zu große Arbeit wäre, sie alle zu verfolgen und zu ergründen, und merkwürdig ist nur, daß in jeder dieser Quellen, wenn sie viel Abfluß hatte, immer Juden am Rande derselben zu finden sind. Im deutschen Heidenthum war das Gaunerthum noch unbekannt, wir wissen wenigstens nichts davon; desto deutlicher tritt es im Verfolg der christlichen Kirche vor und um die Dome und Klöster drängten bunt durcheinander Frauen, Misdhätige, Kaufleute, Bettler und Gesindel allerlei Art. Verstärkt wurde es massenhaft durch entlaufene Sklaven, die denn bald auch das flache Land heimjuchten. Das ausgeprägte Bettlerthum folgte bald und mit ihm das controlirte Bettlerthum, welches sich über das ganze Mittelalter erhalten hat. Bei Basel erfahren wir in authentischen Nachrichten von der Freistätte für alle, auch fremde Bettler, mit schon geführter Ordnung ihres Lebens und Treibens. Die Erlaubniß zum Betteln mußten die Fremden sich vom Reichsvogt erbitten, es mußte „recht gebettelt“ werden, und dieser Reichsvogt erhielt einen Antheil vom Erbettelten und war Erbe der Verlassenschaft eines verstorbenen Bettlers! Dazu kommen schon früh andere Schäden, die vielen fahrenden Frauen, Bordelle unter obrigkeitlicher Verwaltung, wie sie in der frivolsten Epoche des vorigen Jahrhunderts nicht vorkamen. Man kennt die Wirthschaft des Rostniger Concils, wo nicht weniger als 1400 fahrende Frauen sich einfanden, von denen eine einzige Dirne berechnet hatte, daß sie während jenes Concils sich 800 Goldgülden erworben hatte. Der Rath zu Basel kaufte und verließ sogar den Frauenwirth „ein Häuslein, da die hübschen Frauen insßen“ und unterhielt es in baulichem Stande auf seine Kosten. Ja in allen berühmten Städten wurden solche Häuser gebildet und daß die Magistrate davon sich Steuer zahlen ließen, kann uns so weniger wundern, wenn man weiß, daß die Päpste zu Avignon von der Verantwortung ihrer Nevennen zogen! Noch 1542 wurde zu Rom durch die päpstlichen Beamten die Abgabe von 46000 Dinren erhoben und in Nürnberg hatten die Töchter im Frauenhause 1492 die Frechheit, an den Rath wider die Eingriffe der Winkelhasen zu suppliciren: „Und arme vermaßen und von alter Herkommen, Recht und Sit ist zu halten.“ In Überlingen aber wird 1472 der Na-

gistrat die Geistlichen an, „daß sie nicht mehr in der Nacht, sondern nur am Tage die Bordelle besuchten“.

Ein Schritt von dieser Freiheit und Corruption der Bettelnden und Fahrenden zur großen Junst der Wagneten und Betrüger ist nahe. Dieses Gesindel sammelte sich bald in erschreckender Weise von allen Seiten. Auf wie viele Handlungen stand nicht die juristische oder factische Strafe der Landesverweisung, wie viele ehrlos erklärte Personen wurden „ins Elend“ gestoßen. Gaustrecht im ganzen Deutschland, ein räuberischer Adel, welcher gern die herrenlosen Knechte auf Zeit ermietete, um sie zu zwingen, nachher auf eigene Hand auf den schlechten und unsichern Landstraßen ihr Heil zu suchen. Und das Conziment derer, welche im Elend ihre Existenz zu fristen suchen mußten, vergrößerte sich, sagt der Verfasser, „durch fahrende Priester, fahrende Weiber, fahrende Kirchen- und Schullehrer, wandernde Handwerksgefallen, Marktschreier und Taschenspieler“. In der Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit Karl's IV., zeigen sich die ersten förmlich organisirten Räuberbanden. Um die reiche Handelsstadt Basel concentrirten sich Räuber und Gesindel und der Rath schloß (wie natürlich auch viele andere Reichsstädte) Bündnisse mit Fürsten gegen die erstern; gegen die letztern half er sich selbst durch ein Mandat „wider die Giten und Lachmen“, welches, in der Zeit zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert erlassen, einen vollständigen Organismus des deutschen Gaunerwesens beurfundet. Dies und die von Reich und Kaiser den Städten erlassenen Privilegien, Räuber zu verfolgen und Schädliche zu richten („im Bewußtsein der reichspolizeilichen Ohnmacht“) halfen indessen wenig. Etwas besser half 1495 Kaiser Maximilian's Landfriede; wenigstens, sagt der Verfasser, daß man im Augenblick des Kaiserthums mit den Verbrechern „die ungeheuere Gruppierung des Verbrechens und der sittlichen Versunkenheit auf der einen, auf der andern Seite die Schwäche der obrigkeitlichen Gewalt und der Reichspolizei überschauen konnte“. Das Verbrechen war schon Kunst und Verbrechen geworden, wie man in dem „Liber vagatorum“ ersieht, jenem berühmten Werk, das kurz nacheinander in vielfachen Auflagen erschien, von Luther selbst editirt wurde, und welches der Verfasser auch in diesem Werke abgedruckt hat, als einen Beleg, daß es schon eine eigene Literatur der Verbrechergunst gab. Und wie groß diese Literatur, schon damals bedeutend, in den folgenden Jahrhunderten angewachsen ist, darüber hat derselbe einen eigenen Abschnitt seinem Werke eingeräumt.

Einen andern gewagten Schritt thut der Verfasser. Die sogenannte Reichspolizei war zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, auch die Landespolizei war als Rothwehr gegen das gruppirte Räuberthum nicht hinreichend, darum mußte man endlich zu dem französischen Polizeisystem greifen, „mit welchem wir uns noch heute behelfen müssen, trotzdem daß es noch ein deutsches Bürgerthum mit dem dringenden Verlangen nach seiner Würdigung und Beschützung gibt“. Neben wir das zu, auch die Anklage gegen die polizeiliche Gesetzgebung und Gewalt, weist von der zürnenden Geistlichkeit citirt, welche mit schneidiger

Gewalt in die zartesten Elemente des bürgerlichen und Familienlebens eingriff, wie bei den vielen Kleider-, Lauf-, Begräbnisordnungen u. s. w. und daß auf diese Weise durch die Polizei der Zerstörungsproceß gegen die Grundlage des deutschen social-politischen Lebens, gegen die Familie, das bürgerliche Haus begonnen sei; aber es ist wol zu viel gesagt, wenn der Verfasser behauptet, das Gaunerthum wäre nie in das deutsche Familienhaus gedrungen, wenn nicht jener Zerstörungsproceß gerade von seiten der Polizei so zeitig begonnen und das deutsche Haus und die Familie getrennt hätte, daß unsere Häuser nur noch Wohnhäuser sind, die keine Familie mehr haben. Die sittliche Fäulniß, welche allerdings die Gaunerwirtschaft in die Winkel der Häuser (wie den Stroh in die sonnenlosen Mauern) gesockt haben mag, hatte doch wol auch und meist andere wesentliche Gründe.

Vom Schluß des Mittelalters an zeigte sich mit der Verbreitung eine bedeutende Verfeinerung des Gaunerthums und das Verbrechen ward kunstmäßig betrieben. Aber andererseits drängten historische Umstände die rohe Gewalt und offene Räuberbanden hervor: zuerst der Bauernkrieg, dann der Dreißigjährige. Es waren grauenvolle Wüsten, welche sich in jenen Banden zusammenthaten, von denen man aber, bebauert der Verfasser, sehr wenig erfahren hat, weil die Justiz die einzelnen Eingefangenen rasch judiciren ließ, und man daher so wenig über den Zusammenhang der verschiedenen Banden als psychologisch über die Persönlichkeit der Hauptleute erfahren hat. Wenn möglich, zwang die Tortur und der allgemeine Glaube die Räuber und Gauner, welche die Gerechtigkeit fing, sich auch zu Zauberern, vom Teufel Besessenen, Hexen selbst zu erklären und dann hatte die Justiz leichtes Spiel und mit ihrem eigenen Gewissen nicht viel Arbeit. Zugleich ist aber evident dargethan, daß schon gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland eine so überaus feste, geschlossene Verbindung des Gaunerthums mit einer in allen Künsten und Theorien desselben eingeschulten Ausbildung existirte, daß „die neueste Zeit kaum irgend ein neues Kunststück hervorgebracht hat, sondern daß sie immer nur mit der Verlassenschaft eines alten Erbgutes wuchert“. In Frankreich, Deutschland, Spanien und England lebte eine Anzahl Gauner und Räuber, deren Namen schon Berühmtheit im Volke gehabt, die aber im Dreißigjährigen Kriege, in Wallenstein's Arme und den vielen Freiheutern unterjauken.

Es geschah zu viel, um alles speciell zu registriren, und in dem Schlamm von Roheit und Greuel konnte die Justiz nichts mehr entdecken und verfolgen; nach diesem Kriege aber tauchten die allgerößten Betrüger und die furchtbarsten Räuberbanden auf. Der Zusammenhang der berühmtesten Gauner der verschiedensten Länder ist ebenfalls bewiesen. Die englischen und französischen finden sich häufig mit den deutschen zusammen in Holland, welches wie „eine mystische, unheimliche Gaunerschule“ erscheint. Von den in der Literatur allgemein bekannten wollen wir nur der Celebritäten gedenken, welche auch in Deutschland oft genannt wurden: der Alchemist Giovanni

Graf von Capitani (der als Goldprinz in Preußen in Goldpapier gehüllt ward), Lips Tullian, in Sachsen verwurgen Kufs, der Engländer Jack Sheppard, Cartouche und der Deutsche Nicol List.*)

Die Thaten und die Bande des letztern haben an einzelnen Theilen etwas Romanhaftes, wenigstens was die Person ihres Anführers betrifft, der, ein gemeiner kurbrandenburgischer Reiter, welcher in der Schlacht von Fehrbellin für Brandenburg und Deutschland einen für beide ruhmwürdigen Sieg mit zu gewinnen hatte, einer der verwegenen und stärksten Räuberhauptlinge war, die Deutschland kennt. Als vornehmer Edelmann, ein Herr von der Mosel, mit Roß und Troß die Messen und frequente Wirthshäuser bereisend, flog er durch ganz Deutschland, um Schätze zu heben. Vor ihm waren die Waldower, die Spürer oder Spurhähne, vorausgegangen und hatten, wenn List angekommen, ihm Rapport zu thun; er untersuchte, theilte dann die Bande, die al anderer Hülle unsichtbar um ihn, daß ein Einbruch ihm u mußten die feinsten Schlösser und ebenso geschickt und rasch n gethan, die Schätze forttransportiren denn es waren meistens wi gekettet und geschnitten in Ki Schlössern; man glaubte in de jährigen Kriege an keine and latio materielle. Die Bande Juden, und gewiß weniger welche den Raub verwertheten englische Gentlemen unter den hannoverschen Regimentsquartiermeister, welcher in seiner Jugend als Page am Hofe gelebt hatte. Nicol List's Person und Proceß sind uns doppelt interessant, weil der Beichtvater der geräderten und gehängten Maleficanten mit unsäglicher Mühe in einem dichten Quartanten die ganze Lebensgeschichte und Proceß beschrieben hat. Das Werk, welches trotz seines Anfangs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in mehreren Auflagen erschien, gewährt uns die genügendsten Blicke in das gesammte Räuberleben nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Nicol's Bande war um 1700 so ziemlich ausgeilgt und die sich aufräufende Polizei und die Justiz begannen einen furchtbar blutigen Kampf mit dem Gaunerthum. „Die Schaffote triefen vom Blute ganzer Banden nach einer kaum verantwortlichen kurzen Proceßur.“ Aber es fing doch eine systematische Behandlung des peinlichen Rechts an und zugleich erhielt aus den vielen literarischen Redactionen einzelner Proceße einmal, eine wie ungeheure Ausbreitung das Gaunerthum in und um Deutschland hatte, dann wie ungelent und störrisch die Polizei und Criminaljustiz der verschiedenen Länder war, welche zuweilen lieber die Verbrecher entslüpfen als eigene Rechtsame aus

*) Die Lebensgeschichte der drei letztern findet sich im „Nouveau Roman“.

der Hand ließen. Curiosa wunderbarer Art tauchen dabei auf. Ein hannoverscher Patriot machte nach 1758 den Vorschlag, „daß man alles, was man von solchem Gefindel bekommen könne, durch Zersprenzung des Trommelfells in den Ohren taub und mithin zur weitem Communication unter sich untüchtig mache“.

Daß aber Justiz und Polizei bereits zu Mitte des 18. Jahrhunderts des ärgsten wuchernden Uebels schon mehr Herr gewesen, davon gibt man uns als Beweis, daß weder durch den Siebenjährigen noch durch die vorangehenden Kriege wirkliche Räuberbanden sich gebildet hatten. Sonst gab es nach wie vor gefährliche und verwegene Gaunerverbindungen und der deutsche Boden „war von dem Miasma stillosen Verworfenheit überzogen“. So bekannte der 1745 in Hildburghausen hingerichtete Gauner Schwarzmüller, daß seine Bande seit 50 Jahren in der Stärke von 150 Mitgliedern von Schwaben bis Hannover thätig gewesen; ihr Anführer Krummfinger = Balthasar führte ein eigenes Siegel und Chargen, als eines Hofraths, Oberamtmanns, Regierungsraths und ertheilte auch den Adel! Nach einer geschriebenen Verfassung, dem „Platzenrechte“, handhabte und verfügte er die Strafen. Indessen eigentliche Räuberbanden wie die, von denen man nach dem Dreißigjährigen Kriege wußte und von denen die Romantik im philosophischen Jahrhundert soviel gesungen und geträumt, gab es nur ausnahmsweise, bis die französische Revolution wie durch einen Zauberschlag auf den erschütterten Grundfesten Frankreichs über ganz Holland und Deutschland und weiter hinaus eine verbrecherische Verbrüderung erzeugte, wie sie die Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat. Durch die revolutionären Bewegungen in Brabant und Flandern begünstigt, erhoben sich um 1790 in Holland aus der berühmten Merseener Bande die vielen Banden, welche unter verschiedenen Namen auf beiden Seiten des Rheins über ein Jahrzehnt unzählige Einbrüche, Raub-, Mord- und Brandthaten verübten und der Schrecken ganzer Gegenden und Länder waren. Ihre verschiedenen Namen waren: Die Niederländische, Brabantische, Holländische, Neuwieder, Reuffer, Ersfelder, Essener Bande; ihre Haupthelden aber die Freger, Damian Hessel, die zwei Vosbeck, Wagner, Picard, Doertusch, Hackmann u. s. w., ferner der vielgenannte Schinderhannes, dessen Ruf aber im Verhältniß zu den Thaten der Mehrzahl jener erstgenannten über seinen Werth geschätzt war. Er operirte meist auf eigene Hand mit seiner Roselbande und trat nur in einzelnen Fällen mit den Häuptlingen der andern nördlichen Banden in Verbindung. In dem Orte Merse, unsern Maastricht, hatte schon seit langen Jahren ein Raubgesindel „im stillen“ gelebt. In der Nähe von gegen fünf verschiedenen Landestheilen hatten die Wagabunden die Leichtfertigkeit, von einem District in den andern dem Auge der Justiz zu entschlüpfen, und durch die Menge Handelsjuden, welche sich dort aufhielten, die, das Geklopfene aus Hand in Hand zu entfernen. Die Raubmethode der alten Merseener war im Vergleich zu der ihrer Epigonen eine eigenthümliche. Sie stürmten und brachen nicht mit roher Gewalt ein, noch

mordeten und mißhandelten sie die Personen, sie stiegen nur in der nächtlichen Stille ein und entsprangen mit dem Geklopfenen, ohne daß oft die geringste Spur zurückblieb. Es geschah eben so oft und so geheimnißvoll, daß der gemeine Mann glaubte, es könne nur mit unrechten Dingen verübt und der Böse müsse mit dem Dieben im Bunde sein. Diese Vorstellung ward zur Gewißheit, als man erfuhr, daß mehrmals die geklopfenen Sachen schon am nächsten Morgen nach der Raubnacht in dem viele Meilen entfernten Merse zum Vorschein und Verkauf gekommen waren. So schnell konnte nur der Teufel fliegen! Man fand es am angerathensten, wenn jemand werthvolle Sachen geklopft waren, sofort nach Merse zu reisen, um sie in Natur wiederzufinden und für den möglichst billigen Preis zurückzukaufen. Das also schien ein Geschäft, wie in London etwa ein Jahrhundert früher der berühmte Jonathan Wild etablirt hatte; es blieb indessen nicht lange, da die politischen und Kriegekrämpfe ein friedliches kaufmännisches Geschäft nicht duldeten, vielmehr wurden aus den Dieben und Gaunern vollkommene, fast militärisch geschulte Straßenräuber.

Aber die Romantik hatte zu Ende jenes Jahrhunderts der Aufklärung noch ihr volles Recht und auch die Geschichte muß Act davon nehmen. Die Merseener galten weit unthier als vollkommene Herrenmeister. Die Phantastie entwarf ein ausführliches Gemälde ihrer Teufeleien. Die Räuber mußten über einem ermordeten Körper ihren gräßlichen Eid ableisten. Wellal selbst führte den Vorstoß, musterte die Glieder, inspirirte ihnen die Diebstähle und half ihnen bei der Ausführung. Jedem der Gläubigen stand ein zottiger Ziegenbock zu Gebote, auf dem er bei seinen Raubexpeditionen hin- und herreiten konnte; daher ihr allbekannter Name Bockreiter. In Winterabenden lebten im Volke tausend Geschichten von den unglaublichen und schauerlichen Aventuren der Bockreiter. Da war plötzlich — nach mehr als zwei Jahrzehnten des Merseener Landfriedens — die Justiz erwacht und ging ans Einziehen und Verhaften, ans Foltern und Hinrichten. „Eine ganze Reihe von Häusern ward durchs Schicksal verödet und ein großer Theil von Merse starb als Missethäter.“

Die zersprenkten und geretteten Mitglieder der merseener Gidgenossen (wenn man so sagen will) bildeten nun die oben erwähnten großen Straßenräuberbanden oder traten in deren Verbindung. Man irrt übrigens, wenn man an Bande in dem Sinne der Romane denkt, d. h. wenn man die Gefellen des Michel List und Schinderhannes als von ihm geworbene und gehorsame Hörige, Soldaten, Knechte des Führers hält. Alle waren Freiwillige mit gleichen Rechten; der sogenannte Räuberhauptmann übernahm nur bei einzelnen Expeditionen das Commando und durch die List, Stärke und das Glück des Vorangehenden drückte er der Bande den Stempel seines Namens auf; aber auch nur im Landvolke oder vielleicht vor der Polizei, die Genossen wußten nichts davon. Das Verhältniß der berückichtigten einzelnen Räuber zu den andern ist eher dem berühmten Schauspieler zu vergleichen, welche es

vorziehen, sich bei keinem stehenden Theater zu engagiren, sondern frei umherreisen, um, wo Gelegenheit und eine ihnen convenienter Bühne ist, ihr Debut zu machen. Die republikanische Gleichheit in diesen (und in der Mehrzahl der frühern Räuberbanden) ward nur dadurch verrückt, daß die verschiedene Fähigkeit oder der Beruf der einzelnen verschieden taxirt und bei der Theilung bezahlt ward. So stand z. B. der Spürhahn, der Waldbauer, sehr nahe dem Hauptmann. Doch schwankte die anderweitige Schätzung vielfach zu Zeiten und Orten. Aber in den Tausenden von Verbrechern dieser verschiedenen Banden „erkennt man das vollendete Räubergenie fast aller (?) Genossen, die feinste List und Verschlagenheit und die größte Sicherheit und Verwegenheit in Ausführung der ausgedachten Pläne“. Wie sie nachts mit lärmenden Waffen inmitten einer volkreichen Stadt das Haus eines Wechsellers stürmen (mit dem Rammbaum den Thorweg sperrend), in einer andern Stadt die Häuser verwechseln, schnell aber den Gegenstand der Beute und des Angriffs tauschen, einbringen, schießen, massacriren, die Beute rauben, als schon die Sturmglocke läutet, dann vor den zusammengerafften Bürgern strategisch zum Thor hinausmarschiren, im Nebel verirrt in einen Wald kommen, wo eine Compagnie Soldaten und tausend alarmirte Bauern sie belagern und sie zwei Stunden lang sich gegen die Mehrzahl vertheidigen und endlich erst der Ermattung und der Mehrzahl weichen und gefangen werden: das ist fast mehr in der Wirklichkeit als die Romantik (jener Zeit) zu berichten magte. Es war auch nur möglich, wo das Kriegstheater zwischen Frankreich und Deutschland so oft furchtbar wechselte, wo die Justiz und Polizei so vieler Territorien nicht ineinander greifen konnte. Als Frankreich zu räumen anfieng, flohen die Alten und die flüchtige Brut über den Rhein und das gesammte Räubertum bildete eine gewaltige, große Masse, welche sich über ganz Deutschland verbreitete. Die alten Gefängnisse waren nicht fest genug (so brachen die allergefährlichsten Räuber 1800 aus Wesel los) und die alten Brauten nicht zuverlässig im mürben alten Reiche; einige versuchten wol, aber griffen nicht die Verbrecher, während andere geradezu die Augen zudrückten und die Hände aufhielten. Die Borgele, namentlich in Köln, waren die warmen Höhlen der Verbrecher; hier fanden die Genossen sich zusammen, hier lagen sie im Versteck gegen die Polizei und hier vergruben sie in wenigen Tagen und Stunden die ungeheure; oft mit Blut besudelte Beute. Die „Actenmäßige Geschichte der rheinischen Räuberbanden“, ein mit unendlichem Fleiß zusammengetragenes Werk, liefert diese unglaublichen Begebenheiten; der „Neue Pitaval“ hat eine kürzer zusammenhängende Relation mit mehreren eigenen Bemerkungen von der Hand eines ältern rheinischen Justizbeamten aufgenommen.

Napoleon's eiserner Arm, die zwölf siegreichen Jahre des neuen Jahrhunderts und die Guillotinen in Köln, Mainz und Würzburg hatten diesem in hundert kleine Banden zerfallenen Räubergesindel zwar Einhalt gethan, aber, als der Befreiungskampf für Deutschland kam, noch lange nicht alles fertig gemacht. Der Befreiungskrieg

für Deutschland befreite auch leider viele Criminalverbrecher. Die Polizei wechselte zu rasch, als daß die neun eingesezten Beamten sich sogleich zurecht fanden. So entsprangen, als die Russen 1813 Rassel besetzten, 171 Sträflinge, darunter verwegene Räuber, in Heiligenstadt 88. Der neuen Gendarmerie gelang es nur mühsam, dieses und andern Gesindels Herr zu werden, und wenn auch seitdem die offenbaren Räuberbanden verschwanden, so kamen doch die gefährlichsten organisirten Diebesbanden und Gaunerverbindungen zu Tage. Von den vielen vom Verfasser erwähnten heben wir nur hervor die großartige Gauneruntersuchung, die 1831 zu Berlin gegen den Handelsmann Moses Levin Löwenthal und Consorten eröffnet wurde, bei welcher nicht weniger als 520 Personen implicirt wurden und über 800 Verbrecher zur Sprache kamen, unter denen 506 als Raub oder beträchtlicher Diebstahl, an 46 öffentlichen Kassen und 460 Privaten verübt, bezichtigt sind; die Summe der Gestohlenen betrug 210000 Thlr. und in Summa jubicirt wurden die Verbrecher zu 1264 Jahr Zuchthaus und 1060 Fiehn. Die Untersuchung hat aber wichtigere Resultate hervorgebracht; „als ein offenkundiger Beweis von der historischen Propaganda des Gaunerthums, das mitten im tiefsten langjährigen Frieden und bei dem Bestande einer scharfsichtigen Polizei dennoch in allen social-politischen Schichten so geheim und mächtig forttouchern konnte, daß es sich zu solcher Gewalt zu erheben vermochte“. Die offene Gewalt des Verbrechens hat jetzt aufgehört, „insofern als der gegnerische Widerstand seine Kraft zur Niederhaltung behauptet und an den Tag legt. Die Polizei und das Gaunerthum halten einander in Schach und stehen einander beobachtend gegenüber.“

Vorangehendes, die Geschichte des Gaunerthums, ist gewissermaßen nur die Einleitung des inhaltsreichen, mit ebenso viel Studium und mühsamen Forschungen als mit wirklicher Begeisterung geschriebenen Werks. Der zweite Abschnitt enthält die Literatur des Gaunerthums mit einem Abdruck des besprochenen „Liber vagatorum“ und dem frühern Vocabular in Rothdeutsch; ferner die Darstellung des eigentlichen Gaunerthums, wie es jetzt ist, d. h. seine persönlichen und sächlichen Geheimnisse, die Praxis, Sprache und Terminologie, mit Zusatz einer Vergleichung der französischen mit der deutschen Polizei, endlich einen Hinweis auf die Aufgabe, welche der letztern vorliegt, um das Gaunerthum nicht allein zu verfolgen, sondern damit ein moralisches Ziel zu erreichen. Nachdem ein schlagendes Beispiel angeführt ist, wie es einem religiösen und werththätigen Manne gelang, einen furchtbaren Gauner, der zehnmal das Leben verwickelt hatte, so zu läutern und zu bessern, daß er nach wenigen Jahren entlassen werden konnte, schließt der Verfasser sein ernstes Werk (soweit es jetzt vorliegt) mit den Worten: „So mag die Neuzeit ermuntert aufblicken und auch die Polizei inne werden, welche Aufgaben sie zu lösen vermag, wenn sie sich innerlich und äußerlich umgestaltet zu einer wahrhaft christlich-deutschen Polizei.“ Wegen dieses zweiten Theils, welcher den dauernden, praktischen und wissenschaftlichen Inhalt des Werks umfaßt — der noch nicht erschienene,

das Werk abschließende dritte Theil wird eine Grammatik und ein Wörterbuch der Gaunersprache enthalten — gehört das Werk eigentlich in den Besitz und die Bibliothek jedes praktischen Polizeimannes und Criminalisten, vielleicht auch in die jedes administrativen Beamten. Es ist für ihn ein Handbuch und Lexikon, wo er in hundert Fällen nachgreifen, seltener aber so im Zusammenhang lesen wird, wie in der historischen Einleitung. Auch unsere recensirende Behandlung muß, besonders in einem Blatt „für literarische Unterhaltung“, davon absehen, alle die Kapitel über Schlüssel, Dietriche, Verfälschung der Wechsel, Drohbriefe, Brandbriefe, Signale, Zeichen der Genossen u. s. w. zu verfolgen, wie viel Interessantes auch das einzelne enthält, um uns einstweilen als Motto mit dem begnügen zu lassen, welches der Verfasser mit den Worten triumphirend ausdrückt: „Der Gauner ist nicht unverbesserlich!“

Der Geschichte, wie der Verfasser sie behandelt, wird gewiß jeder mit Interesse folgen und die unendliche Schwierigkeit, die er überwunden hat, anerkennen. Vielleicht würde mancher bei einem Thema, welches auch den Schlichtesten interessieren muß, auch eine einfachere Diction gewünscht haben. Zugleich bemerken wir viele der reichsten Notizen in die Anmerkungen zerstreut. Hätte es dem Verfasser mehr gegolten als eine Einleitung seines wissenschaftlichen Werks, nämlich ein Geschichtswerk selbst zu schreiben, würde er mehreren dieser Anmerkungen einen leitenden Artikel vorangestellt haben. Das war aber nicht seine Absicht, und vielleicht mit Recht. Aber gegen etwas möchte man Protest einlegen. Bei Gelegenheit, wo er seinen sittlichen Zorn, wozu oft Anlaß war, schüttelt, klagt er auch die romantische Sentimentalität an, welche Verbrecher als interessant, liebenswürdig, ja als Helden der wahren Humanität und des gekränkten Menschenrechts zu schildern sucht. Das Factum ist nicht zu bestreiten; die Schelmenromane Spaniens, Deutschlands und wo anderwärts ähnliche sich vorfinden, die Romane, Balladen und gewürzten Anekdoten, welche berühmte Räuber und witzige Gauner in glänzendem Licht darstellen, sind Züge, die man vor der Moral verdammen mag, die aber ihr ewiges Recht haben in der Menschennatur, welche immer Opposition der Unterdrückten gegen die Drückenden erhebt und erheben wird, auch wenn diese nur die Vertreter der Ordnung sind. Verderblicher noch ist die factische Sentimentalität der Vornehmen, besonders der selbst gefeiertsten Modebamen, welche in London und Paris seinerzeit Straßenräuber, Highwaymen und Diebe (wie Jack Sheppard), wenn sie durch ihre Verwegenheit, Kühnheit und List einen ungewöhnlichen Ruf erworben hatten, nach Möglichkeit lieblos, ihre Kerker besuchten, sie besuchten und ihre letzten Augenblicke vor dem Galgen durch Delicateffen, Annehmlichkeiten oder wenigstens schmeicheleiche Worte zu versüßen suchten. Zu welchem Hautgout verfiel nicht Frivolität und Ueppigkeit der Modewelt! Sündhaft allerdings, aber ehrlern Ursprungs war die Vorliebe, mit welcher die deutsche Romantik der großen Räuber sich bemächtigte, als wären, sollten und könnten sie Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit sein, wo die menschliche schläft,

hinkt oder corrumpt ist. Der Frage will ich schweigen, welche Vulplus in seinem „Rinaldo Rinaldini“ auf drei bis vier Bände sprügte (wer hat sie noch gelesen! Ich zufällig, in einer langen schweren Krankheit als Probe der Geduld! Es scheint Unmögliches geleistet; unmöglich nämlich, daß es ein Publikum und vier rechtmäßige Auflagen — der Nachdrucke unbeschadet — gewinnen konnte!) auch des Zschokke'schen verwandten, doch ungleich könnigeren und bessern „Abällino“; aber zwischen Schiller's Räuber Moor und Grillparzer's Räuber Jaromir („Abt'srau“) sind noch manlich Räuber verherrlicht, d. h. mit humaner Theilnahme weit ehler geschildert worden als sie in der Wirklichkeit jemals gelebt haben und gelebt haben können. Das Motiv ist oben erwähnt und auch unter andern Nationen haben ausgezeichnete Dichter, wie Goan-tes und Byron sich dieser Schwäche oder dieses Riegels schuldig gemacht. Aber kann der Verfasser unsers Werks im Ernst glauben, daß diese Literatur auf die Thatsache der Verbreitung des Gaunerthums in der civilisirten Welt eingewirkt habe? Betrachte man doch die Zahl der Tausende oder tausendmal Tausende, welche den Versammelten angehörten. Wie unendlich gering ist die der wirklich Verlorenen aus der Bildungsgeschichte, welche sich mit der Literatur beschäftigt hatte! Daß Scholaren einmal in die böhmischen Wälder laufen wollten, als Schiller's „Räuber“ ihr Knabenblut entzündet zu haben schienen, war doch rein muthwilliges Spiel ohne alle nachtheilige Folge. Unter den tausend Zigeunern, Juden, Spielern, Banzkrotzern, Säufern, Niederlichen jeder Art, den Söhnen von Verbrechern und Proletariern, befanden sich nur wenige, welche lesen konnten; aber eine Seltenheit war es, wenn einer einmal hatte studiren wollen oder sollen! Weil er eine Rarität war, hieß ja Damian Gessel der „Student“, und zur Zeit ist es kaum authentisch erwiesen, daß ein Reichsgraf Moor seit dem Mittelalter Räuberhauptmann war. Den Riegel, die Romantik, das Mysterium, wie man es nennen will, wer verleugnet das; welcher Knabe hat nicht zu einer Zeit nichts lieber gespielt als Räuber und Banzverer? Als Kind, zur selben Zeit als Schinderhannes auf der Guillotine blutete, ward ich von meiner Wärlerin in eine Wachsfigurenbude geführt, wo er selbst, der Gräßliche, lebensgroß vor mir stand, und hinter ihm zehn, zwölf seiner Gesellen, alle greulich und in rothen Hemden! O wie verschlang man damals das entsetzliche Schauspiel, und wer in der Stadt einen Groschen zu geben hatte, mußte es gesehen haben! Der Feger war auch ein Held des Volks; ein Spielmann sang in Deusch seine Herrlichkeit als er noch lebte; man wußte und ahnte es, daß der Fiermann ein Balbover der Bande war, und doch hörte das Volk es mit Grauen und Interesse an; noch heute, wenn das Dampfschiff an Adla vorbeifährt, zeigt der Eingeborene wol dem Reisenden den Thurm, wo der Feger gefessen und mit unglaublicher Kraft und List entsprungen war. Vor einigen vierzig Jahren, im Feldzuge durch die Gifel, trat ich als Militär beim Durchmarsch in ein einsames Wirtshaus. Als ich auf einen Scheitel mich gesetzt, erinnerten mich die Wirtsh-

leute: ich wisse wol nicht, wo ich jetzt stehe — auf dem Stuhl habe Schinderhannes gefessen! Solch eine große Erinnerung ist dies den Lesern! Krankhaftes Rißel, geheimnißvolle Schauer umwehen das Räuberthum; traurig immerhin, daß die Literatur ihrer sich zu befassen für gut hielt; aber wer kann ihr nachweisen, daß sie selbst das Medium war, um Gauner und Räuber zu heilen!

Eine psychologisch sehr interessante Bemerkung des Verfassers lämpft sich daran: daß kein wahrhaftes Volksthum von wirklichen Gaunern und Raubgefeilen existirt; dieser Zustand des Laßers, der Roheit, innerer Verworfenheit und Unsicherheit lasse wie keine fröhliche Stimmung und Ruhe auch die Poesie nicht auskommen. Desto mehr des Aberglaubens! In wie greulichen Gefaltungen er bis in die letzte Zeit zu Tage gekommen, darüber gibt der Verfasser schreckenvolle Beispiele. W. Häring.

Nordamerikanische Zustände.

1. Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Enthaltend: Skizzen über die dortigen sozialen und politischen Zustände während der Jahre 1849—56. Von G. B. W. Wernesried. Wichtig für Wanderer u. a. Köln, Bachem. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Lebende Bilder aus Amerika von Theodor Griesinger. Stuttgart, Lipsch. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser der unter Nr. 1 verzeichneten „Pilgerfahrt“, G. B. W. Wernesried, ist jedenfalls ein guter Katholik, aber ein schlechter Kritiker. Ein so wunderliches Dopus wie dieses Buch ist mir seit langer Zeit nicht zu Theil gekommen. Bücher, vom Standpunkt des neuesten Katholicismus aus geschrieben, sind zwar heutzutage keine Raritäten; allein diese „Pilgerfahrt“ übertrifft unkräftig alles in ähnlichem Genre Geleistete. Für gegenwärtige Besprechung kommt das Werk etwa nur mit dem dritten Theile seines Inhalts in Betracht; denn einen größern Raum nehmen die auf dem Titel angekündigten „Skizzen über die politischen und sozialen Zustände“ Nordamerikas nicht ein. Die übrigen zwei Drittel enthalten langweilige religiöse Abhandlungen, erbaulich sein sollende Betrachtungen und jämmerliche und grobe Ausfälle gegen alle Ungläubigen, als da sind „Heiden, Protestanten, Philosophen, Freigeister, Humanisten“ u. dgl. m. Mit bloßen Erbauungsbüchern oder confessionellen Streitschriften ohne allen Anspruch auf wissenschaftlichen oder ästhetischen Werth besaßen sich natürlich d. Bl. nicht, und was meine eigene Compensur zur Beurtheilung derartiger Geisteserzeugnisse anbelangt, so hat es mir, offen gestanden, einen wahrhaft heroischen Entschluß gekostet, die hierauf bezüglichen Partien auch nur oberflächlich zu durchfliegen; ich pflege aber als gewissenhafter Kritiker nichts zu verwehren, was ich nicht aufmerksam durchgesehen habe. Dem Verfasser aus seiner eigenen Intention heraus zu beurtheilen geht mir jede Fähigkeit ab, und wenn ich durchaus meinen eigenen Gesichtspunkt festhalten wollte, so müßte ich sein Nachwort in einem Tone behandeln, der weder der Würde d. Bl., noch der unbefleckten Ehrlichkeit seiner Uebersetzung angemessen wäre. Zur Charakteristik dieser Partien genügt es zu bemerken, daß sie nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form und Darstellungsweise nach ultrakatholisch sind. Der Verfasser hält es augenscheinlich für eine Ehre, vielleicht für die erste der von ihm weiskläufig abgehandelten sieben Todsünden, für verdammliche Hockerei, eigene Gedankens zu haben. Rein Mißbrauch ohne gehörige Begleitung. In erster Reihe figurirt die Heilige Schrift Altes und Neues Testament, freilich auf eine Weise, daß protestantische Gelehrten sich über die menschlichen Texten zumuthete Beweiskraft vorzulegen die Haare andraußen wack-

ten. Sodann rangiren die Esrabarungen der Heiligen, namentlich die der heiligen Katharina von Siena, an deren Hand wir unter andern einen kleinen Auszug ins Fegfeuer machen, und die der heiligen Brigitte, welcher „ein Engel die täglichen Lesungen für ihre Ordensschwester in die Feder dictirte“. An letzter Stelle müssen die gottseligen und erleuchteten Männer der Gegenwart ihre Autorität herleihen, insonderheit diejenigen, deren Namen in der Bachem'schen Officin zu Köln geschmiedet worden sind. Ob „seine in Händen habenden Quittungen“, „jede von diesen bis zu einer gefurchten Nacht sich erhebenen Patrie“, „Prosch abgelegte Religionen“ und dergleichen Construktionen für gut katholisch gelten, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur so viel, daß sie nicht deutsch sind.

Um jedoch Anschauungsweise und Tendenz des Verfassers vollständig zu charakterisiren, halte ich es für billig ihm selbst das Wort zu gönnen, zumal da ich auf diese Weise einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit, ja für gläubige Seelen vielleicht sogar einen Beitrag zur Geschichte des Himmelreichs auf Erden zu geben glaube. In dem letzten Kapitel mit der Ueberschrift: „Wunderbare Erscheinungen in der Natur, aber keine Wallfahrtsorte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“, erzählt der Verfasser unter vielen andern Mirakeln auch eine Erscheinung der Jungfrau Maria, welche sich bekanntlich während der jüngsten entscheidenden Verhandlungen über das Dogma von der unbefleckten Empfängniß zum Staunen der gläubigen wie der ungläubigen Welt als Notre Dame de la Salette auf dem Berge in dieser Hinsicht ganz absonderlich begnadeten Boden von Frankreich in lebhaftiger Gestalt dem Unmündigen offenbart hat. Sie scheint in Amerika einen ähnlichen, jedoch etwas schüchternen Versuch gemacht zu haben. Der Verfasser berichtet:

„Diesen Morgen (27. September 1853) stieg die Sonne bei heiterem Himmel und ruhiger Luft zwischen 6 und 6½ Uhr wie eine blutrothe Feuerkugel über das Alleganygebirge in die Höhe und ein im Garten des Schenkweins Stadtmüller zu Indiana beschäftigter Deutscher sah in der Sonne eine menschliche Figur, mit einem Mantel bekleidet. Da er dergleichen noch nie gesehen, so hatte er nichts Uiligeres zu thun, als die Nachbarn von diesem wunderbaren Zeichen in Kenntniß zu setzen. Alle schauten nach der Sonne, sehen aber anstatt einer jetzt zwei Personen mit Mänteln bekleidet, die sich die Hände reichten und außerhalb der Sonne emporhoben, bis ihre Köpfe noch auf dem Rande der Sonnenscheibe haften. Sodann senkten sie sich, ebenso ruhig wie langsam, wieder in die Sonnenscheibe hinab, und die Erscheinung, die etwa 10—15 Minuten gedauert, war vorüber. Einer von jenen Zuschauern behauptete, die eine Person habe einen solchen Mantel getragen, als wußte man die Muttergottes auf Bildnissen wol bekleidet sehe. Ob diese Person die Jungfrau Maria, als Schutzpatronin von Amerika, oder überhaupt die römisch-katholische Kirche, ob die andere Person den deutschen Kaiser oder überhaupt den Staat bedeute, der späterhin mit der Kirche Hand in Hand gehen werde? das wußte keiner zu sagen. Nur meinten die Unkundigen, die Zeit werde dieses Räthsel schon lösen.“

Der Verfasser hat seine Reise eine „Pilgerfahrt“ genannt, weil ja nach dem Sprachgebrauch der Heiligen Schrift die Christen „Fremdlinge und Pilger“ genannt würden. Aber gerade nach diesem Sprachgebrauch hätte er ruhig zu Hause bleiben können und die Welt würde nicht viel dabei verloren haben. Denn obgleich er sein Buch „nach der Vorschrift unser göttlichen Meisters“ geschrieben zu haben glaubt, der da wolle, „daß ein wohlunterrichteter Literat «Altes und Neues» aus seinem Schatze hervorbringe“, so war doch weißt weder das Alte noch das Neue, welches er aufstischt, des Niederschreibens werth. Das wenigste, was an dem letztern einigermassen zuverlässig zu sein scheint, wie namentlich die Aufzählung der katholischen Institute und Akademien, Ordensorden und Erziehungsanstalten in der Union, ist von zu speziellem Interesse; was dagegen die Statistik des Katholicismus in Nordamerika überhaupt und die Schilder-

zung aller dahin einschlagenden Verhältnisse betrifft, so erregen die Angaben des Verfassers gerechten Zweifel. Daß in den Vereinigten Staaten drei oder gar vier Millionen Katholiken leben sollen, ist eine Behauptung, die mit anderweitigen Berechnungen zu sehr im Widerspruch steht, um glaubhaft zu sein; und wenn auch die Zahl von $\frac{1}{2}$ Millionen, auf welche sie der Gouverneur von Virginien schätzt, jedenfalls viel zu niedrig gegriffen ist, so übersteigt sie doch schwerlich $1\frac{1}{2}$ Millionen. Da aber diese Zahl eine compacte Einheit bildet, so ist ihr Einfluß gegenüber den „666 protestantischen Seiten“, wie sich der Verfasser das ganze Buch hindurch ausdrücken beliebt, unter allen Umständen groß genug, um eine eifersüchtige Wachsamkeit von Seiten der protestantischen Mehrzahl, die mit Recht in ihrer gemeinsamen kirchlich-religiösen Grundanschauung den Ausdruck des ursprünglichen angelsächsischen Nationalethos und die einzig mögliche Bedingung für die Fortdauer einer freien demokratischen Verfassung erkennt, vollkommen zu rechtfertigen. Nur hat sich bedauerlicherweise diese Eifersucht, wie merkwürdig alle politischen-socialen Bestrebungen jenseit des Oceans, auf eine Weise fund gegeben, die ihres idealen Gehalts ganz unwürdig ist. Der Knownothingismus ist eine der allerwidertlichsten Erscheinungen auf amerikanischem Boden. Zwar scheint derselbe im gegenwärtigen Augenblick einen moralischen Vantort erlitten zu haben; allein solange die sozialen Erscheinungen, welche ihn ins Dasein gerufen haben, fortbauern, kann die geringste äußerliche Veranlassung ihn in noch gewaltsamern Formen wiedererwecken. Es wäre daher von höchstem Interesse, aus sachkundiger und unparteilicher Feder eine genaue Schilderung der Entstehungsgründe, des allmählichen Wachstums und der Organisation dieses Geheimbundes sowie seiner Beziehungen zu den politischen Parteien zu erhalten. Von Unparteilichkeit kann bei dem Verfasser nach seinem Standpunkte gar keine Rede sein; aber auch mit seiner Sachkenntnis ist es kläglich bestellt. Eigene klare Ansichten hat er auch in diesem Punkte nicht und die Ausprüche anderer, welche er beibringt, muß man mühselig aus allen Theilen seines Buchs zusammensuchen. Wo er aber wirklich aus selbständiger Ueberzeugung zu sprechen die Miene annimmt, drückt er sich wunderbarerweise im Sinn und Geist einer Partei aus, die er anderwärts nicht schwarz genug malen kann. So sagt er von den Deutschen in Amerika, sie hätten sich früher um die Politik des Landes „soviel wie gar nichts“ gekümmert, und fährt alsdann fort: „Hiervon machen jedoch eine Ausnahme die politischen Flüchtlinge aus den Revolutionsjahren von 1848—49, welche die Union in allen Richtungen durchzogen und ihren Landvolken die Augen zu öffnen bemüht waren, entweder durch Reden oder Zeitungen. Die Mehrzahl dieser gehörte dem gebildeten Stande an und hatte auch nicht geringes Vermögen mit aus Deutschland herübergebracht. Unter diesen befand sich eine Menge politischer Schriftsteller, welche entweder aus eigenen Mitteln Zeitungen herausgaben oder bei dem Herausgebern als Mitarbeiter in Dienst traten. Sie verbreiteten Zeitungen über die ganze Union und erweckten ein neues regsameres Leben in den für Politik erforderlichen Landvolken; sie brachten sie auf Gedanken, worauf sie von selbst nimmer gekommen wären, die aber den Richtwissern, d. h. ihren Hauptleithammeln nicht verborgen bleiben konnten; weil der Deutsche von Natur offenherzig und an Gerechtigkeit gewöhnt ist. Aus diesen Zeitungen mußte der Amerikaner zu seinem Leid in Erfahrung bringen, daß sein Ideal menschlicher Weisheit, die amerikanische Verfassung, voller Achter ließe, und er, der Native selbst, gegen europäische Kultur noch 1000 Jahre zurückgeblieben sei; mithin daß beide im Geiste europäischen Fortschritts cultiviert werden müßten.“ Schmerzlicher konnte aber amerikanischer Stolz und Dummheit nicht verwundet werden. Die Infolge dessen wach gewordenen Besorgnisse beschleunigten die Geburt der Richtwisser und das Hervortreten ihrer Corporation ans Tageslicht; wenn auch die Hauptleuten dieser Partei unklugbar blieben, um ohne eigene Gefahr, unter Niedertrachtung aller entgegenstehenden Gesetze, ihre Streiche gegen die Fremden, insbesondere aber gegen die Katholiken führen

zu können.“ Nach dieser Herrscherergießung konnte man in Versuchung gerathen, den Verfasser für einen Versinnungsgegnen Heiligen und anderer „Atheisten, Pantheisten und Indifferenten“ zu halten; die Wahrheit aber ist, daß er auch diese in seinen Augen verabscheuungswürdigen Autoritäten benutzte, weil sie seinem momentanen Zwecke, der Erhabsetzung und Verschöpfung der Knowthings als der rücksichtslosesten Vertreter des amerikanischen Nationalismus, dienen! Das Gesagte hat allerdings seine vollkommene Richtigkeit: denn so wenig auch der persönliche Charakter und das persönliche Auftreten vieler deutschen Flüchtlinge ihren Versinnungsgegnen und ihren Landvolken überhaupt zur Ehre gereichen, in demjenigen, wodurch sie bei den Knowthings den Hauptanstoß erregt haben, befinden sie sich jedenfalls im Rechte, und die nationale Bornirtheit der Amerikaner bekundet sich den freieren philosophischen und religiösen Anschauungen der deutschen Einwanderer gegenüber als eine hoffentlich erfolglose Barbarei. Am allerwenigsten aber stand es dem Verfasser zu, gerade diesen Punkt zu ergreifen, jama da der Knowthingismus sich von dem gleichen [nationalen] Standpunkt aus weit früher und weit entschiedener gegen die Lehren jener freigeistigen Bestrebungen, gegen das große Autoritätsprinzip des Katholicismus mit seiner Tendenz, einen großen Theil der republikanischen Staatsbürger und darunter gerade die geistig verwahrlosten, die Irrenden, durch slavische Abhängigkeit von ihren geistlichen Obern und mittelbar von einem fremden geistlich-weltlichen Machthaber politisch unmundig zu machen, gewendet hat. Allein so sehr auch dieser Kampf vom protestantischen Standpunkt aus materiell berechtigt erscheint, so verwerflich sind die Mittel und Wege des Knowthingismus. Dies nachzuweisen überläßt der Verfasser dem bereits oben erwähnten, entschieden antikatolischen Gouverneur von Virginien, Henry A. Wise, dessen politisches Glaubensbekenntniß nicht weniger als 39 Seiten des Buchs ausfüllt. Das Ergebnis, zu welchem dieser gelangt, ist folgendes: Nichts ist für die amerikanischen Institutionen so verderblich als geheime Gesellschaften zu politischen und religiösen Zwecken auf Unzulässigkeit und Verwerfung Anderer denkender gegründet, nichts so sehr gegen das Gesetz, gegen den Geist der christlichen Reformation, gegen den ganzen Zweck des Protestantismus, gegen Glaube, Hoffnung und Nächstenliebe, welche uns die Bibel lehren, gegen den Frieden und die Einheit der Kirchen, gegen eine freie Regierung, gegen menschlichen Fortschritt, gegen amerikanische Volkfreundschaft und Höflichkeit, kurz gegen Amerikanerthum in jedem Sinne und jeder Form. Der Verfasser acceptirt auch diese Forderungen beifällig, obgleich er ihre Voraussetzungen verwirft. Ein solches Verfahren nennen wir Protestanten Jesuitisch.

In Betreff des sonstigen Inhalts kann ich mich kurz fassen. Es befindet sich einzelnes recht Gute und Brauchbare darunter, z. B. das über Einwanderung, Landwirtschaft, Gemüsegarten und Weinbau Gesagte. Dies nimmt aber nur einen geringen Raum ein. Von Handel und Industrie versteht der Verfasser offenbar sehr wenig und seine Bemerkungen über die „Geschäftsstilleme“ sind so unklar wie möglich. Die unvermeidliche Beschreibung von Newyork wird uns auch hier nicht erlassen, obwohl sie ebenso gut hätte weggelassen können wie die oberflächlichen Notizen über Wisconsin, Illinois und Missouri, welche der Verfasser augenscheinlich nicht aus eigener Erfahrung kennt. Seine Urtheile über die Verfassung, das Gerichtsverfahren, das Wahlwesen, die Knechtschaft, die zunehmende Unsielichkeit des Capitalismus und der Person, Weibgier und Mangel an Rechtschaffenheit, die Zeitungen u. s. w. enthalten leider nur zu viel Wahres; aber der Gesichtspunkt des Beobachters ist so beschränkt und sein Blick durch die größten Vorurtheile so getrübt, daß man nicht einmal den angeführten Thatfachen ohne weiteres Glauben schenken darf. Dazu herrscht in dem ganzen Buche die unglaubliche Verwirrung, und wer nicht von vorn herein mit dem Entschlusse, sich auf gut katholisch erheben zu lassen, an die Lectüre geht, der geräth ohne Zweifel in Verwirrung, es nach dem ersten Kapitel aus der Hand zu werfen.

Interessant ist die Schilderung des Parteitreibens zur Zeit der letzten Präsidentenwahl. Ich theile daraus einige Proben amerikanischer politischer Gelegenheitspoesie und Beredsamkeit mit, von denen man freilich nicht einsehen, warum ihnen der Verfasser einen Platz in seinem Buche eingeräumt hat, da ihr Inhalt kaum geeignet ist, die republikanische (oder, wie der Verfasser will, „revolutionäre“) Partei herabzusetzen, „welche für den Abenteurer Oberst Fremont (sic!) schwärmte“, denselben Abenteurer, dessen große Verdienste unser Alexander von Humboldt bei Gelegenheit seiner jüngsten Candidatur so glänzend anerkannt hat. Die englische Ode an die Freiheit lautet:

Free soil, free men,
Free speech, free men,
Freedom from slavery's thrall,
Free North, free East,
Free South, free West,
Freedom for one and all.
Free ports, free seas,
Free ships, free breezes;
Free homesteads for the people,
Free bells on every steeple,
Free pulpits and free preachers,
(Three cheers for all the Noochoers)
Freedom from southern rooks,
Freedom from southern Brooks;
Free schools, free books,
Freedom to worship God,
Freedom to read his word;
Freedom's star-spangled banners
Waving o'er gallant Kansas;
Freedom from border smugglers,
(Three groans for Pierce and Douglas)
Freedom to hear the battle bruit,
And, rushing to the battle front,
Fremont, Fremont!

Die Deutschen sangen:

Ihr Söhne der Freiheit, erwacht, erwacht!
Jetzt gilt es für heilige Rechte
Der Menschheit zu kämpfen mit Kraft und Macht,
Sonst werden wir alle noch Knechte!
Wer die Freiheit nicht als höchstes ehrt,
Ist selber der Ketten und Peitsche werth!

Es haben die Händler in Menschenfleisch
Sich Kaufas zum Dyrer erworben,
Vom Süden her kommt ein Rabengeleisch
Der freiheitsfeindlichen Thoren:
„Wir wollen die Herren vom Kaufas sein,
Sonst trennen wir uns vom Staatenverein.“

Doch der Norden donnert es laut zurück:
„Es ist aus mit der Herrschaft der Dauter,
In Unde geschieht es das schändliche Stück
Vom patriarchalischen Dauter.
Kein Fuß breit Landes hinduro sei
Euch offen für euer Tyrannet!“

„Längst habt ihr mit frevelndem Uebermuth
Ob des nördlichen Bruders gelächelt,
Daß in eignem Schweige er sammle sein Gut,
Während euch euer Sklave beschält;
Nur ob nicht allea der ein freier Mann,
Der den eigenen Kräften vertrauen kann!“

„Brüdt «Bud und Bred»“, so laut ihr wollt,
Unser Wahlspruch ist Fremont und Dayton!
Nur wenn ihr euch broht und schmaukt und großt,
Wir tanzen nicht länger an Drähten,
Die Freiheitsflamme ist angezündet,
Die Hölle zittert, der Himmel lacht!“

In Pennsylvanien gibt es Counties, wo die im vorigen Jahrhundert eingewanderten Deutschen ihre Muttersprache derartig verändert und mit englischen Wörtern vermischt haben, daß sie dem Uneingeweihten zwar unverständlich, für den Sprachforscher aber von Interesse sein könnte, weshalb wir der Curiosität wegen, eine solche Rede in vorbesagter Angelegenheit hier folgen lassen.

„Die demokratische Partei hatte sich zu einem Ratificationsmeeting für die Cincinnati-Plattform und für Bud und Bred versammelt. Banner mit Devisen flatterten in der Luft; Rauschgeschüsse beglückten den Beginn der Versammlung an. Schon mancher Redner hatte sich hören lassen, und dem alten «Bud» war manches Lebehoch gebracht, als ein Redner von der republikanischen Partei die Plattform bekrieg und die Demokraten in pennsylvanischer Mundart also anredete:

«Nau, Fellow Demokräte, jetzt will ich euch 'a Spiisch mache auf deutsch, so gut ich zusicht kann. Mein erscht deutsch Spiisch han ich brobe in der Dief Strick gemacht, un sell, glaube ich, ischt gut usgenomme worde.

«Ihr wißt; der Jimmy Buchanan ischt genominatet worde für Präsident vun der demokratisch Party un de Republikaner hawwe de Fremont genominatet.

«Nau, ei han zusicht nichts geze de Buchanan, bot es ischt mit ihm wie mit sellem Bock. Da will ich euch 'a Annedot von erzähle.

«Da war emol 'a Hermer, der hott zwere Bub' gehelt; der een von bene Bub' war 'a scharfer smarterer Kästel, un der annere war 'a schillerer Kerl. Nau, über 'a Weil, wie der Alte gestorben ischt; do hätt er unner annern bene Bub' 'a Herde Schoof zum verbeete überlasse.

«Bei bene Schoof war 'a großer fetter Bock, der war dem schille Bub' sein Favoritbock. Nau, isch emol der scharfe Bub' 'nausgegangen un hot die Schoofe verbeete, un hot alle derre Schoof un de fette Bock uf een Erit geschickelt, un alle fette Schoof uf de annere.

«Well, Bruder, sagt er, nau tschuße, welche du wißsicht. «Der schille Bub' hat sich den Mütter (the matter) 'a Bissel angesehen, ischt denn zum fette Bock bei de derre Schoof gegangen un hott gesagt: Du scheener, lieber fetter Bock, oft han ich mit dir geschpielt und dich gefüttert, aber nau bischt in verdammt schlechte Company gerathe, un ich will mir mehr mit dir zu thun hawwe.

«Well nau, Fellow Demokrät, so ischt es zusicht mit dem Buchanan; er ischt in 'a verdammt schlechte Company. Wir müsse also tschuße wie der schille Bub'!“

Was der Verfasser während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Amerika eigentlich getrieben hat, ist aus dem Buche nicht ersichtlich. Allem Anschein nach ist er ein katholischer Geistlicher. Wir erfahren nur, daß er in New Jersey und Pennsylvanien verweilt und eine Zeit lang „eine politische, jedoch katholisch redigirte deutsche Zeitung in Pittsburg“ herausgegeben hat. Er war ein so geschickter Redakteur, daß er seinen Hauptconcurrenten von der Gegenpartei todt machte, obgleich er im Stande war seinen Lesern zu erzählen, daß „der im vorigen Jahrhundert plaggegriffene Freiheitskampf der Nordamerikaner mit der am 4. Juli 1776 durch ihre Repräsentanten vollzogenen Unabhängigkeitserklärung“ grenzt habe. Auch daß Washington „in dem ersten sich zu New York versammelnden amerikanischen Congress Vorsitzender“ gewesen sein soll, ist eine Thatsache, welche erst noch in die Geschichtsbücher nachgetragen werden muß. Für den philosophischen Sprachforscher endlich dürfte es von höchstem Interesse sein, aus der vom Verfasser angeführten Rede des hochwürdigsten Bischofs Dupanloup über die Verirrungen der Geister und der menschlichen Vernunft zu lernen, „daß die babilonische Sprachverwirrung, welche wir überall in der Union antreffen, ihren tiefinnerlichen Grund im Abfall vom wahren Glauben und in dem Sittenverderbnis habe, worin auch die Schreibverwirrung der Amerikaner — wonach ein Vocal fünf verschiedene Laute repräsentirt — gekränkt ist“.

*) Buchanan und Breckinridge.

dafür aber, daß die efflere nie auch nur im geringsten durch die letztere getrübt wird, bürgt die glänzende Auffassungsgabe des Verfassers, welcher seinen fünfjährigen Aufenthalt in Amerika zum eingehendsten Studium aller dortigen Lebensverhältnisse benützt hat, bürgt der Vergleich mit anderweiten Sittenschilberungen von da, bürgt vor allem der ganze Ton und die Haltung des vorliegenden Werks selbst. Die Darstellung ist außerordentlich lebhaft und graphisch; Stil und Ausdrucksweise dem Gegenstande genau angepaßt, hier und da fast wie die Pinselstriche eines Malers. Man kann fast sagen, daß der Verfasser hierdurch ein neues Genre in die Literatur über Amerika eingeführt hat, ein Genre, welches zwischen der wissenschaftlichen Beschreibung und der Schilderung des Touristen in der Mitte steht und das eigenthümlich künstlerische Gepräge vor beiden voraussetzt.

Wir werden dem Verfasser vielleicht am ehesten dadurch gerecht, wenn wir eine seiner Skizzen vollständig wiedergeben. Wir wählen hierzu aus Rücksicht auf den Raum eine der kürzesten mit der Ueberschrift:

Der Schneider in Amerika.

Der Schneider ist der glücklichste Mensch in ganz Amerika. Das erste, was er thut wenn er ankommt, ist, daß er heirathet; das zweite, daß er nach Geschäft steht.

Ein ordentlicher Schneidergeselle ist nie ohne „Schag“, auch hier und da „Heinliebchen“ genannt, aber draußen, in Deutschland nämlich, verging's ihm, das Heirathen! Da mußte er die Woche durch für 18 Bagen, und wenn's hoch kam, für einen preussischen Thaler arbeiten, natürlich bei freier Kost und Anteil an einem Dachkammerlein; und wie mußte er arbeiten? Von Morgens früh bis Abends spät. Daher kam's auch, daß seine Sitztheile so dick und seine Arme so dünn wurden. Wie konnte er aber mit 18 Bagen wöchentlich heirathen? Und — wenn er's riskirt hätte, hätte man's ihn riskiren lassen? Draußen hat der Pfarrer und der Schultheiß und der Gemeinderath auch was dreinzureden, und der Gemeinde ist's gar nicht einerlei, wenn Bettelkinder auf die Welt gesetzt werden!

In Amerika ist das ganz anders. Sobald der Schneidergeselle ans Land tritt, wird er von selbst Meister. Er geht sofort zu einem Kleiderhändler und deren gibt's Legion, produziert sich als Schneidermeister so und so, und fragt, wie viel der Herr Kleiderhändler fürs Hofen- und Rockmachen zahle. Der Kleiderhändler ist sehr erfreut, den Herrn Schneidermeister kennen zu lernen, sagt, was er bezahlt, und gibt dem „Meister“ alsbald ein Duzend Röske zum „Nachschneiden“ mit. Sind die Röske fertig, so bringt sie der Schneider in den Kleiderbude zurück, zieht den ausgemachten Lohn ein und läßt sich ein Duzend neue Röske geben, die er nach acht Tagen abermals fertig bringt. So geht's jahraus, jahrein!

Und wie leicht geht das Arbeiten. Da ist kein Aufenthalt mit Messen und Zuschneiden, kein Aufenthalt mit Futter- und Knöpfe-Einkaufen. Der Schneider bekommt alles fertig zugeschnitten; er bekommt sogar Duzend Futter, Knöpfe, Haben als er braucht, nicht mehr, nicht weniger. Freilich gibt's auch seinen „Abfall“. Er kann in Amerika dem Kappenmacher nicht so und soviel jährlich abgeben; er kann sich von einer Kundenhose nicht eine Weste herauschneiden und von einem Kundenrock langt's auch kein Jacklein für seinen Duden. Aber — alle Worthteile kann ein Land nicht haben, und bis er draußen einen Rock fertig brachte, ist hier der vierte schon abgehügelt.

Der liebste Tag ist dem Schneider der Sonntag Mittag. Morgens wird noch streng gearbeitet, denn die Röske, die er am Montag abzuliefern hat, müssen heute schon fix und fertig sein. Aber — mittags geht's los. Er selbst ist nagelneu und flott genug ausstaffirt, aber sein Weibchen, wie steht die erst aus? Na, wer die draußen gesehen hat, als sie noch bei Secretärs so und so diente, und wer die jetzt sieht! Ein Rockhut mit Blumen, eine schwarzseidene Mantille, ein Libellkleid mit drei Garnierungen, Sammtstiefelchen, Stachhandschuhe, gesticktes Schnupstuch, na, was sagst du dazu? Und sie ist erst nicht zufrieden

damit, ob's gleich für den Anfang schon recht ist; zwei seidene Kleider müssen her, ein farbiges und ein schwarzes, und ein achteckiger Shawl muß her und eine echte Crinoline von Kantuschul oder Kopshaar, nicht von Fischbein oder Bandeisern. So kehrt's mit der Schneidersfrau.

Aber sie verdient's auch, das liebe Weibchen, denn von Morgens früh an ist sie auf den Beinen. Jetzt sitzt sie neben ihrem Mann und hilft ihm nähen und Knopflöcher machen; drauf steht sie am Kochofen und macht im Ring das Mittagessen fertig. Und dazu singt sie und lacht sie und pappelt sie den lieben langen Tag, wie wenn unser Herrgott den Sonnenschein nur für sie geschaffen hätte! Ohne sein Weibchen ist der Schneider nur ein halber Mensch; er würde kaum zwei Dritttheile fertig bringen.

Hat der Schneider am Sonntag mit seinem Weibchen einen Ausflug ins Land gemacht, oder in einem Concertsalon bei „sacred“ Musik Lagerbier getrunken — sie trinkt Bunsch —, so ist dagegen der Montag sein Eigenthum. Die „fertigen“ Röcke oder Hosen oder Westen werden fein hieulich zusammengefaßt und aufeinander gelegt; der Schneider macht sich selbst fertig und — an diesem Tag weiß die Frau schon, daß sie mit dem Mittagessen auf ihren Mann nicht zu warten hat. Zuerst wird die fertige Waare abgeliefert, dann wird das Geld eingeliefert, dann wird die neu übernommene Waare in ein Bündel gepackt und nun geht's ins Wirthshaus. Ein paar Kameraden sind schon da; man setzt sich zur „Kreuzmariage“ oder zum „Gaigel“ oder zum „Napoleon“, offenbar das geistreichste unter allen diesen Spielen, wenn's auch Napoleon selbst nicht erfunden hat. An diesem Tage geht's ohne einen starken „Dusel“ nicht ab. Die Frau zu Hause weiß es aber schon und grämt sich deshalb nicht zu Tode; im Gegentheil, gegen Abend nimmt sie den Weg unter die Beine und sucht ihre Ghehälftin im Lagerbiersalon auf und führt ihn friedlich nach Hause. Den andern Tag wird wieder drauf los genäht und drauf los gestochen, als ob's gar keinen Regenjammer auf der Welt gäbe!

So geht's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr.

Vom Kindern ist der Schneider kein besonderer Freund. So ein kleiner Schreihals ist nur ein Hinderniß fürs Geschäft. Die Frau hat was anderes zu thun als Kinderfängen und „Waidabwarten“. Der Himmel ist ihm in dieser Beziehung auch günstig und selten gibt's einen Schneider in Newyork, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte; im Gegentheil, die meisten Schneidereien sind kinderlos. Den Grund hiervon mögen Richter erforschen!

Hier und da läßt er sich verleiten, ein „Kundengeschäft“ anzufangen, und Röcke und Hosen auf Bestellung und nach dem Maße zu machen, gerade wie's in Deutschland Sitte und Gebrauch ist; aber es will nicht recht gehen, man muß zu viel in den Wirthshäusern herumlaufen, um Kunden zu bekommen, und — hier und da passiert's einem auch, daß eine Rechnung unbezahlt bleibt, gerade wie in Deutschland. Fröhlich oder trübselig daher der Schneider immer wieder zu seinem frühern Geschäft zurück und wird „Shoparbeiter“, d. h. näht zugeschnittene Kleider fertig.

Im Alter, wenn's mit der Arbeit nicht mehr so klink geht, wenn die Augen etwas nachlassen, wird er Flickschneider. Er mietet sich ein kleines Häuschen, besonders gern in der Nähe eines Hotels, und — an Arbeit fehlt's ihm nie, solange noch Rädye abspringen und Hosen zerreißen. Die Frau aber ist auch da nicht anhängig und verdient soviel wie er; denn sie bringt die „Nocken“ heraus und stellt Rock und Hosen wieder wie neu her.

Sein größter Feind war bisher die Nähmaschine; in neuer Zeit aber hat er sich wieder etwas mit ihr ausgeföhnt. Ja, wenn er übrige hundert Thaler zusammenge näht hat, ist er im Stande und lauft sich selbst eine solche und verdient dann in der Woche statt sieben oder acht Thaler seine zwölf oder vierzehn.

Frische oder amerikanische Schneider gibt's sehr wenige. Die ganze Schneiderzunft ist deutsch. —

Wierwirth.“

Alle die bisher eberer, welche ihr W aber doch ehrliche W eine große Menge a Fristung ihres Lebens Raum gekattat mir näher einzugehen und Doctor, Surgeon a deutsche Winkeladvoca grantenwirth“, „Der „Heute Schneider — das vom Primaner z sich zu etwas Bessern der Schneiderboutique mit einigem Gelde s treibt er sich zunächst das Geld ausgeht u Anglück vor dem W

erinnert er sich seiner Bortigkeit mit der Nadel und arbeitet einige Monate lang als Schneidergehülfe. Soweit er wieder einige halbes Geld in der Tasche klinkern hört, regt sich das Bewußtsein seiner höhern Bestimmung aufs neue. Er beschließt, sich als Cigarrenhändler zu etabliren, kommt aber bald dahinter, daß er bei diesem Geschäft nicht das trockene Brot verdienen kann, und tritt als Barkeeper in eine „Basementkneipe“ (gehobene Stube) ein. In dieser würdigen Stellung bleibt er so lange, bis es ihm eines Abends beikommt, sich selbst mit den Getränken seines Principals zu tractiren und er sich am andern Morgen keif und kalt oben in einer Kasse auf der Straße findet. Jetzt wird er Dock- oder Hafenarbeiter: die Arbeit ist hart, aber der Lohn nicht schlecht. Eine Zeit lang geht es gut; endlich aber kommt es zu einem Streite zwischen den deutschen und irischen Arbeitern. Die Polizei läßt natürlich die letztern laufen und stellt die ersten ins Loch, aus dem sie am andern Tage wieder entlassen werden, weil kein Kläger erscheint. Gerade zur rechten Stunde kößt er auf einen Farmer, der ihn als Nacht auf seinen Hof mitnimmt. Hier hält er trotz der schweren Arbeit und des schlechten Lebens bis in den Sommer hinein aus; eines Tags aber, wo er eben seinen Monatslohn erhalten hat, ergreift ihn eine solche Sehnsucht nach frischem Fleisch und Lagerbier, daß er seine letzten Schen zusammenpackt und auf- und davongeht. Nachdem er seine Sehnsucht befriedigt, verdingt er sich als zweiter „Porter“ auf ein Dampfboot, wo er sich so anstellt, daß der Kapitän ihn schon zu befördern geduldet, als er den Mantelsack eines Reisenden ins Wasser fallen läßt, und zwar unglücklichweise nicht den eines Deutschen, sondern den eines Amerikaners und noch dazu eines Congreßmitgliedes. Der Kapitän zieht den Revolver, um ihn zur Strafe niederschließen; da springt er ins Wasser und rettet sich durch Schwimmen ans Land. Er faßt den Beschluß, dem Kapitän einen Civil- und Criminalproceß anzuhängen. Nach vier vergeblichen Versuchen faßt er endlich in der nächsten kleinen Stadt einen Advocaten, welcher sich der Sache unter der Bedingung unterzieht, daß er die zum Austrage derselben „um's Warne“ als Schreiber bei ihm functionire. Eines schönen Morgens aber verschwindet der Advocat, nachdem er sich mit dem Kapitän um eine erkleckliche Summe abgesunden hat. Dem unglücklichen Schreiber bleibt nichts anderes übrig, als sich wieder auf den Weg zu machen. Dieser führt ihn an einer katholischen Kirche vorüber, in welche er eintritt und wo er durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des Pastors erregt, der ihn nach der Messe zum „Hochwürdigem“ beschickt. Der Geistliche engagirt ihn als Kirchengänger auf alle Sonntage und als Hauslehrer bei den Kindern seiner Haushälterin, da er ihn für einen guten Katholiken hält. Das irische Dienstmädchen übernimmt es, ihn im „Befremden“ und anderen katholischen und nichtkatholischen Mythen zu unterrichten, wird aber eines Nachts bei dieser Beschäftigung vom Hochwürdigem überrascht, welcher sich nicht ins Handwerd des Profelytenmachens pfeuschen lassen will und den Prophyten zum Hause hinausjagt. Dieser tritt in der nächsten Stadt in eine deutsche Schauspieltruppe, wird aber in seiner Rolle als erster Liebhaber ausgepfiffen und mit zerklüftem Kopfe und zerrißenen Kleidern aus dem Tempel der Thalia hinausgepfiffen. Nachdem er nunmehr alles gewesen, was man in Amerika zu den freien Kämpfen zählen kann, fühlt er endlich das Bedürfnis sich „häuslich niederzulassen“. Da kauft er in einer Zeitung die Annonce: „Ein protestantischer Geistlicher wird verlangt.“ Schnell entschlossen verwandelt er in der Nacht seinen Kirchgangrock in einen schwarzen Frack, schnürt sich von weißem Papier große weiße Watermörcher, schlingt ein Stüd von seinem Hemde als weißes Tuch um den Hals, streicht das Haar weit hinter die Ohren zurück, laßt eine Brille und macht sich unverzüglich auf den Weg. Den nächsten Sonntag hält er seine Brodepredigt und schlägt seine beiden Concurrenten, einen Prediger und einen Schuhmacher, glänzend aus dem Felde. Zwar die verlangten Zeugnisse kann er nicht beibringen; da aber die beiden andern Candidaten auch keine haben und die Tochter des

Squire, die in Theologie als Doctorin gilt, sich mit ihm von ihr mit dem Candidaten angeheilen „Gamen“ zuweilen erklärt, so wird der ci-davant-Schuhmacher Herr und die Squire Tochter von Barrer.

Den deutschen Juden, welche vor ihren übrigen Landsleuten in Amerika das voraushaben, daß sie alle reich werden, sind gleichbedeutend drei Kapitel gewidmet: „Der Pedler“, „Der Chathamstreijende in Newyork“ und „Der Patentroler“. Als Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts figuriren: „Die deutsche Arbeiterfrau in Newyork“, „Das deutsche Dienstmädchen“ und „Die Kellnerin in Newyork“. Letztere führt uns in das Gebiet der schauerlichen Orgien der Aphroditis hinüber, als deren Priesterinnen in absteigender Ordnung „Die Mercurstredome in Newyork“, „Die freundliche Bekanntschaft des „Befremden“ und „Die Straßenpomphe“ erscheinen. „Das Langhaus“ vervollständigt dieses Nachtgemälde der Gesellschaft. Mehr zur allgemeinen Charakteristik der amerikanischen Zustände, obwohl immer in Beziehung auf die Deutschen, dienen: „Heirathen in America“, „Die Californierwitwe“, „Der Grocer“, „Eine amerikanische Eisenbahn“, „Die Wahrsagerin“, „Der Kunner“, „Der Junkshop“, „Der Urhangebroter“, „Ein Spielhaus“, „Der Loosler“, „Der Boardingwirth“, „Canadafahret und Niedertracht“, und „Die Intelligenz-Office“, während „Der Lemperwirth“, „Ein amerikanischer Sonntag“ und „Der Ökonomiegärtner“ die deutsche Seite im Gegensatz zur amerikanischen und den Einfluß der ersten auf die letztere aufzeigen. Der Verfasser schildert hier die ganze Geschichte der amerikanischen Moralität und Religiosität aus eigener Erfahrung und läßt bei dieser Gelegenheit auch unter anderem dem culturhistorischen Vermittlungsberuf des „Lagerbiers“ sein Recht widerfahren. In „German friend and Dutch Son-of-a-bitch“ sieht er den politischen Einfluß der Deutschen bei den Wahlen und die Berachtung und freundliche Bekanntschaft der Amerikaner gegen dieselben auseinander. Die beiden ersten Skizzen: „Der Einwanderer“ und „Gasse-Garden“ beziehen sich speziell auf die Behandlung der Emigranten während der Seereise und bei ihrer Ankunft in Newyork; in Bezug auf die letztere kommt der Verfasser zwar mit Warnesried darin überein, daß die gegenwärtige Einrichtung immer noch weit besser als die frühere Concurrenz der „Kunner“ ist, führt aber die Verdienste der Emigrantencommision auf ihr gehöriges, ziemlich beschriebenes Maß zurück.

Fast man das ganze Gemälde, welches Wriesinger vor unsern Augen entrollt, mit einem Blicke zusammen, so kann man dasselbe zwar kein abschreckendes, aber noch viel weniger ein verlockendes nennen. Die Moral des Ganzen ist: Wenn ihr baprim ebenso arbeitet, wie ihr in America arbeiten müßt, so werdet ihr auch dort in neun Fällen unter zehn glücklicher und zufriedener fühlen als hier. Aber „Wie man in America arbeitet“, d. h. wie hier die gespannteste Aufmerksamkeit, die unverdrossenste Regsamkeit und die rastloseste geistige Selbstthätigkeit an die Stelle der deutschen Saumseligkeit und des deutschen Schlenkrians treten, wie dort jede Arbeit in Ehren gehalten wird und deshalb der Arbeiter bei kürzerer Arbeitszeit und eher geringerer als größerer Kraftanstrengung drei-, viermal soviel leistet als in Deutschland, das weiß der Verfasser in Kapitel 42 so unübertrefflich schön nach, daß ich meine Beschreibung seines Buchs nicht zweckmäßiger schließen zu können glaube als dadurch, daß ich allen Lesern, denen sowohl, welche sich mit Auswanderungsgedanken tragen, wie denen, welche ruhig dabei zu bleiben gebrahen, ganz besonders aber den letztern, den Inhalt dieses Kapitels dringend ans Herz lege.

Der Verfasser beabsichtigt den „Lebenden Bildern“ bald „Newyorker Geschichten. Erzählungen aus dem Emigrantentleben“, „Land und Leute von America“, „Sodom und Gomorrah oder Newyork bei Tag und Nacht“ und anderes Nachfolgendes zu lassen. Sie werden willkommen sein. Je eher, je lieber!

Eine moderne Lebensgeschichte.

Es ist schon wiederholt in d. Bl. die Frage aufgeworfen worden: ob denn wirklich unsere Zeit vorzugsweise zur Hervorbringung von Dichtungen berufen sei, welche sich als eigentliche Kunstwerke darstellen? Das moderne öffentliche und gesellschaftliche Leben bietet ja so wenig, was künstlerischen Sinn hervorbringen oder ihn befriedigen könnte oder sich sehr zu objectiv künstlerischer Behandlung eignet; um so mehr reizt und fördert es die Neigung zur Contemplation, die sich namentlich auf die Ergründung sozialer Probleme, individueller und allgemein menschlicher Zustände und des Verhältnisses des Individuums zum Staats- und Gesellschaftsganzen richtet. Diese kritisch-analytische Neigung ist namentlich bei uns nur zu subjektiven und beschaulichen Deutschen ausgebildet und es verbindet sich hiermit zugleich ein läßt sich nicht verleugern und fast ausschließlicher Zug, der sich sehr oft selbst bei Autoren, die sonst in ihren Schriften oder Dichtungen einem idealen Pathos und einem enthusiastischen Ausdruck huldigen, wenigstens in ihren mündlichen Äußerungen über Personen und Verhältnisse deutlich genug erkennen läßt; aus demselben Grunde geschieht es, daß zu überschüssig gekünstelter Enthusiasmus sich und meist als ein künstlicher und echauffierter verdächtigt macht. Viel mehr Muthen gewinnt uns, wir möchten sagen lieber, in der Regel jene lausliche und forsäliche Stimmung ab, die gerade bei Romantikern durch die fortwährende Reibung mit der Welt so leicht hervorgerufen wird und auch folgendem kleinen Büchlein zum Grunde liegt:

Das Lied vom Ewigen. Phantasie über ein unbeliebtes Thema von Robert M. Hartmann. Sanktallen, Scheitlin und Solhofer. 1869. 16. 15 Ngr.

Wir nahmen das Büchlein mit nur geringen Erwartungen zur Hand. Nicht deshalb, weil es so unscheinbar und klein ist. Kleine Bücher, wie kleine Leute, haben oft mehr Geist als große, und das kleine Buch Glos — mit dem wir übrigens das vorliegende nicht entfernt vergleichen wollen — wird so manche vielbändige Werke sicherlich noch auf Jahrhunderte überdauern. Über der sonderbar gewählte Titel, der gar nichts von dem sagt, was das Schriftchen enthält, ließ uns eine Schöpfung erwarten, ebenso abstrus und ungenießbar wie der Titel. Allein wenn auch diese kleine Erzählung eher alles andere als ein Kunstwerk ist, wenn es ihr auch nur zu sehr an Geschmack fehlt und bloße Kunst will den Humor ersetzen, so stehen wir doch darin auf eine größere Anzahl treffender oder anregender, zum Theil origineller Gedanken, als in manchen mehrbändigen Romanen. Ketten wie einen Theil derselben wogt uns für den Kreis unserer Leser, denn schwerlich dürfte die Erzählung, die an jeglicher spannenden Handlung Mangel leidet und nur in apophorischen Reflexionen fortgeschreitet, ein größeres Publikum finden.

Der Verfasser schildert darin den einfachen Lebenslauf eines experimentirenden, nach höhern Zielen unklar ringenden, echt modernen Menschen, Andreas Wallner, dessen Vater ein „Nüchtern“ war, in dessen Augen nur das einen Werth hatte, was mit einem Nade versehen war, weshalb er auch an der ganzen Schöpfung nichts so zu tadeln fand, als den Menschen mit seinem feinen Organismus von Nerven und Adern, Gefäßen und Knochen, da doch nach seinem Dafürhalten ein ordentliches Nadelwerk viel mehr am Plage gewesen sein würde. In einem weiteren Kapitel beschreibt der Verfasser die Gründe auseinanderzusetzen, warum er seinen Helden in Schwaben geboren werden läßt, statt dessen handelt er in seiner apophorischen Weise

von den modernen Intrigenkäden im Gegensatz zu den wienerischen, in denen doch hier und da „ein Regen Poetie“ herum schwimmt. Auch mit der Schilderung der Kinderjahre seines Helden steht es dürftig genug aus; zum Erfolg dafür polemisiert der Verfasser gegen diejenigen, welche sich durch künstliche Mittel in Regionen versetzen, für die sie nicht geboren und erzogen sind, um hinterher, wenn die künstliche Erregung vorüber, nur desto tiefer zu sinken. Hieran schließt der Verfasser seinen jugendlichen Helden auf ein Gymnasium, bei welchem Anlaß er bemerkt: „Während der dümmste Bauerjunge einen anregenden Vorwurf für den Genremaler oder den Novellisten darbieten kann, ist der Gymnasiast für den Künstler wertlos. Leider tangt er auch sonst nicht viel.“ Im sechsten Kapitel, d. h. schon auf Seite 24, bezieht Anton Wallner die Universität, jedoch im Grunde nur zu dem Zwecke, damit der Verfasser wieder einige Reflexionen machen kann, darunter folgende: „Während man früher über den freien Willen, Seele, Denkrast und dergleichen Begriffe für sich allein Betrachtungen anstellte, wobei allerdings manche ungeeignete Abschweifung vorgekommen sein mag, wird man jetzt, wenn man nach derlei Dingen fragt, einfach auf Wand so und soviel verwiesen, sehr häufig auch auf das ganze System selbst. Es gleicht dieses Verfahren einigermaßen dem Gebahren jenes Generals, der einst auf die Meldung, daß das Centrum seiner Armee durchbrochen sei, lediglich erwiderte: „Man bringe mir den dritten Band meines Werks über Strategie!“ Das achte Kapitel, worin der Held sich auf die Berufswahl vorbereitet, beginnt mit dem artigen Paradoxe: „Daß alles Geschickte schon einmal gesagt und geschrieben wurde, darüber kann nicht wol mehr ein gezänkelter Zweifel bestehen. Bedenklicher aber ist die Frage, ob auch alles Geschickte schon gelesen worden ist.“ Im neunten Kapitel hört Wallner bei einem Professor Admischen Recht, „womit man einen Proceß sechsmal entscheiden kann, während man nach Germanischem Rechte unter sechs Proceßen nur einen aufzulösen vermag“. Im zehnten Kapitel studiert endlich Wallner „das Ewige“, das sich ihm plötzlich bei einem Spaziergange erschlossen hatte, doch muß man mit Wallner dies Ewige mehr ahnen als begreifen, trotz der ritirten Worte Heinrich Heine's: „Wir jammern über die verlorene Zeit unserer Jugend, und bedenken nicht, daß wir dabei das Ewige gelernt haben.“ Ach, wenn man von diesem Ewigen nur gerade in den Jahren, wo man der Ewigkeit immer näher rückt, viel brauchen könnte! Wallner will sich nun plötzlich auf die Musik werfen, und zwar im ersten Kapitel, worin auch ein „berühmter Componist“, den der Verfasser zwar nicht nennt, den aber Musikfunde ohne Zweifel erkennen werden, in nicht sehr liebreicher Weise porträtiert ist. Da es mit der Musik nicht recht vorwärts will, geräth Wallner auf den in mancher Beziehung unglücklichen aller Entschlüsse, nämlich auf den, Schriftsteller zu werden. Dieser Entschluß ging aus einer Art „Dämmerung“ hervor, das, was der Verfasser sehr richtig bemerkt, nicht nur bei der Jugend, sondern auch bei alten Leuten, ja sogar im Völkchen vorkommt. Dabei hat aber der Verfasser von der Schriftstellerei einen hohen Begriff, für den wir ihm dankbar sind; er sagt: „Ich werde unter allen Umständen die Kunst verteidigen, daß der Beruf des Schriftstellers, der sein Geschäft ehrlich treibt, der schönste ist, weil an seinen Thaten und Werken Charakter und Talent gleichen Theil haben“; und: „Der Schriftsteller muß sich durch die That erproben, und das ist nicht die übelste Seite des Berufs in einer Zeit, wo man zwei Examina machen muß, um Kammerlehrer zu werden.“

Andreas Wallner geräth weiterhin in schlechte Gesellschaft. Da ist zunächst ein gewisser Emil Rosenbaum, von dem es heißt: „Es mochte ein Poetlein noch so obstr sein, Rosenbaum wußte seinen Geburtstag, und wenn er sich das letzte mal blamiert habe; er führte die Geburts- und Sterberegister der deutschen Literatur“, sodann ein Materialist, Ramond Donner, dessen Philosophie in folgendem kurzen Aphorismus bestand: „Der Mensch ist ein Haufen Dr. . . und ein bißchen Leben!“ Man kennt solche cynisch-gemiale Individuen, die, von ihrer hohen menschlichen

*) Wie machen bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf Ernst Renan's, Mitgliebes des Instituts, neueste gelehrte Arbeit: „La Vie de Job, traduit de l'hébreu. Etude sur l'âge et le caractère du poète“ (Paris 1868). Der berühmte Verfasser befindet in der vorangestellten „Zusammenfassung“ seine ausgezeichnete und gründliche Bekanntschaft mit den kritischen Forschungen deutscher Exegeten, die ihm aus Mitteln des Orientalismus eines „französischen Strauß“ zugezogen hat.

Bestimmung abgefallen, zuletzt im Realienleben untergehen und ihre größte Freude daran haben, harmlose, mehr zum Glauben neigende Naturen, welche sich leicht von ihnen imponiren lassen, mit dem Grundfalsch ihrer nihilistisch-materialistischen Lebens- und Weltanschauung anzufassen und womöglich in einen Strudel roher Genüsse hinabzuziehen, in denen sie als aus weicherm Stoff gemacht in der Regel sehr bald sich auflösen, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit sich zu ermannen wissen. Der Verfasser bemerkt sehr richtig: „Man könnte Donner kurzweg einen Dämon nennen. Ich hasse aber dieses Wort wie den Tod. Denn die Geringschätzung und Verächtlichmachung nicht hinreichend, um einen unbedarften Menschen zu befehligen, dann greift man zu einem andern Mittel und macht einen Gott, einen Dämon aus ihm.“ Aus dieser Periode Wallner's wird uns als fünfzehntes Kapitel eine seiner angeblichen literarischen Arbeiten mitgetheilt, ein „Besuch im Phäakenland“. Auf dieser Phantasterei legt er sich einmal zu Bett, wird aber durch ein gelientes Hundegeschell geweckt, das ihn eine ganze Stunde nicht schlafen läßt, und bemerkt bei dieser Situation: „Ich dachte lebhaft an die drakische Erzählung, die Goethe von einem ähnlichen Vorfall macht, der ihm in einer Stadt Mitteldeutschlands begegnete. Das ist ja eben das Gräßliche der vielen biographischen Leistungen unserer Zeit, daß man kaum mehr in eine Situation gerathen kann, in der nicht nachweislich irgendein großer Dichter auch schon gewesen wäre, was denn natürlich ein großer Trost ist.“ Er macht dann einen Besuch bei Goethe selbst, der ihn unter anderm nach dem gegenwärtigen Stande der historischen Studien in Deutschland befragt, was dem Verfasser Anlaß gibt zu bemerken: „Aus dieser Frage ersah ich wohl, daß Goethe bereits 25 Jahre todt ist; unendlich hätte er sonst eine Frage von dieser Tragweite an mich stellen können. Hat man doch berechnet, daß 600 Jahre ununterbrochener Lectüre erforderlich seien, um nur die Bücher über französische Geschichte alle zu lesen, welche in der pariser Bibliothek aufbewahrt werden. Rechnet man hierzu noch die Verichte des historischen Vertriebs für das württembergische Franken mit dem Sitz in Neresheim, und die Literatur, welche über die Geschichte der Stadt Prenzlau in den brandenburgischen Marken erwachsen, so ist begreiflich, daß man mit 25 Jahren in diesen Dingen noch nicht mitreden kann, ohne sich den Vorwurf der Unreife, der Ungründlichkeit, der Materiallosigkeit zuzuziehen, oder sich etwa gar sagen lassen zu müssen, man sei bloß geistreich.“ Von diesem Phantastereinschleßel führt uns der Verfasser wieder auf den realen Boden seiner Erzählung zurück, und da sein Roman hergebrachtermaßen ohne ein Zubehörsverhältniß bestehen kann, so wird uns auch ein solches vorgeführt, aber auch ebenso schnell wieder ironisch beseitigt, wobei der Verfasser anruft: „Gehe dich hinweg, verfluchter, felsenunbrecherischer Humor! Womit habe ich denn verschuldet, daß ich immer lachen muß, wenn mir das Herz bricht? Wer hat mir denn diese Frage eingehängt, die mit einem Auge lacht, und mit dem andern weint und die nur eine Larve des Todes ist? Ich gebe dir alles preis, aber schone nur das einzige, was mich noch aufrecht erhält in der Dürre des Lebens, schone meinen Glauben an die Liebe!“

Das folgende Kapitel, das neunzehnte, handelt von der „culturgeschichtlichen Bedeutung des Strasse“ und der „schrecklichsten Polizei, welche existirt“, der „Polizei des Auslandes“. Der Verfasser fragt: „Was will es denn sagen, wenn die Gensur in früheren Jahren mitunter einen guten Gedanken trieb? Strecken wir denn nicht alle Tage unsere besten Gedanken, unsere kühnsten Einfälle, das, was uns zum Individuum macht und was kein Censor der Welt je gekriechen haben würde, der Auslands-polizei zu Liebe?“ Er wirft dem weiblichen Geschlecht vor, daß dieses es gewesen, welches diese Art Polizei hervorgerufen, weshalb auch „das moderne Frauenzimmer den Mann nicht mehr als solchen zu sehen bekommt, sondern den hergerichteten, den gedärkerten, mit einem Wort: den Mann im Durchschnitt“. Aus dem zwanzigsten Kapitel erscheint uns folgende Bemerkung mittheilenswert: „Der größte deutsche Professor,

nämlich der verstarbene Professor Martens in Gießen, hat bekanntlich eine Abhandlung geschrieben über die Irrthümer, welche die Dichter alter und neuer Zeit in Bezug auf Nationalökonomie begangen haben. Ich wollte eben einen Aufsatz verfassen zur Abfassung eines Werkes über die Irrthümer, welche die Nationalökonomien in Bezug auf Poesie sich zu Schulden kommen lassen; aber ich fühle selbst, daß dabei nicht viel herausläge. Die Menschen der Nationalökonomie leben, wie die des Auslandes, nur im Durchschnitt; sie begehen im Durchschnitt Folgerfehler, erzeugen im Durchschnitt Kinder, erziehen dieselben auch mitunter, leben und sterben im Durchschnitt.“ Im einundzwanzigsten Kapitel sucht der Verfasser nachzuweisen, daß das Buch des Predigers Salomo als „das Decret des allermoderesten Materialismus und der äußersten Blässigkeit“ betrachtet werden könne; im vorliegenden Kapitel läßt er seinen Felden, mit dem er doch nichts weiter anzufangen weiß, an der Schwindsucht sterben, und im letzten macht er folgende Bemerkung, die eigentlich den Schlüssel zum Ganzen enthält: „Je weiter du von der Erde wegkommst, und je höher du gegen den Himmel steigst, desto dünner wird die Luft, es geht dir der Athem aus, unsere Lungen sind einmal nicht dazu gemacht, und du bekommst am Ende die Schwindsucht. Das Beste zu wissen, haben sich die Dichter vorbehalten; wenn wir aber auch nicht wissen, was wahr ist, so wissen wir doch recht gut, wenn wir gelogen haben, und das ist gerade genug.“ Wie gesagt, der Verfasser weiß uns zwar nicht für die Handlung, nicht einmal für den Helden seiner Erzählung sehr zu interessieren, aber in den mancherlei Hin und Wieder gerückten Wippen, zum Theil originellen Gedanken wird man die Abschnipfel eines tiefen Geistes und Gemüthslebens nicht verkennen.

Nur eine Stelle in der Vorrede mag uns noch zu einer Schlafbemerkung Anlaß sein. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen Berthoven und Rossini: „Berthoven componirt, wie er mußte, Rossini, weil er konnte und, zu seiner Ehre sei es gesagt, nicht viel länger als er konnte. Berthoven schuf seine Meisterwerke, um seine Gefühle durch das Medium der Musik loszuwerden“ u. s. w. Nun ist folgende Aeußerung Berthoven's gegen seinen Freund Wälder aus dem Jahre 1808 sehr bemerkenswerth: „Ich schreibe nur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Welches wegen, was ich brauche“, freilich hinzugefügt: „Es ist deswegen nicht gesagt, daß ich doch bloß ums Geld schreibe.“ *) Das ist wol auch das Doppelverhältniß aller begabten Dichter und Künstler, sie schreiben und schaffen fürs Geld, aber nicht bloß fürs Geld, und dieses ist ihnen wieder nur Mittel zu dem Zweck, die nöthige materielle Grundlage für künftige, vielleicht vollendetere Hervorbringungen zu gewinnen. Wer nur fürs Geld schreibt, ist am letzten Tage, wo ihm der Tod die Feder aus der Hand nimmt, nicht weiter als er am ersten war.

Notizen.

Leibniz als Reichshofrath in Wien.

Eine wenigstens kurze Erwähnung verdient die aus den „Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften“ (Januar 1856) abgedruckte, in Wien (1856) erschienene kleine Schrift: „L. Leibniz als Reichshofrath in Wien und dessen Besoldung. II. Ueber den kaiserlichen Reichshofrath, nach dem Verzeichniß der Reichshofräthe-Präsidenten von 1569—1806“, von Joseph Bergmann, Mitglied der

*) Von Karl Maria von Weber erzählt man, daß er, als er sich von einem reichen londoner Musikalienhändler zum Mittagsessen eingeladen worden, wie beglückt von der in dessen Zimmer herrschenden comfortablen Pracht plötzlich ganz laut vor sich hingefaselt habe: „Es ist doch besser mit Musik handeln als Musik schreiben!“ Dieser Ausruf erschien den Umgebungen des berühmten Componisten etwas sonderbar und pössig, und doch war er der Situation im Grunde sehr angemessen.

lässlichen Mademoiselle der Wissenschaften. Wie man aus dem Titel sieht, besteht die Schrift aus zwei Abtheilungen, von denen die erste, Leibniz betreffende hier in Betracht kommen kann. Leibniz hatte bekanntlich durch mehr als drei Jahrzehende seit des Hofbibliothekars Lambecius' Tode (gest. 1680), in dessen erledigte Stelle er so gern eingetreten wäre, seine Stelle nach Wien gesucht und anonym und pseudonym seine geschichts- und staatskundige Feder für die Interessen des kaiserlichen Hauses, namentlich im Spanischen Erbfolgekriege verwendet. Sein Wunsch war es immer, der Körperschaft des Reichshofraths anzugehören, und Bohnen spricht auch in seiner Biographie Leibnizens von dessen Ernennung zu dieser Würde, ohne jedoch seine Angabe genau zu belegen. Nun haben sich hierüber ganz bestimmte Angaben in Wien vorgenommen. Der Hofsecretär im Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Auswärtigen, Alfred Arneth, Verfasser der trefflichen Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen, wies dem Verfasser der vorliegenden Schrift auf einige Documente hin, die sich auf Leibniz' Ernennung zum Reichshofrath und seine Befolgung beziehen und im Archive der alten k. k. Hofkammer oder des ehemaligen k. k. Finanzministeriums aufbewahrt sind. Diese copirte Vergewinnung, und die Resultate, welche sich aus ihnen zur Aufhellung dieser bisher dunkel gebliebenen Verhältnisse ergeben, hat er in gegenwärtiger Schrift zusammengestellt. Er erzählt, daß Leibniz auf eine an ihn ergangene Einladung sich zum Jar Peter dem Großen nach Karlsbad begab, wo er vom 20. October bis 11. November 1712 verweilte und zu dessen geheimen Justizrath mit einem Jahresgehalt von 1000 Albrechtsthalern ernannt wurde. Auch in Dresden, wohin sich der Jar nun begab, machte Leibniz diesem die Aufwartung, und trat von hier seine winterliche Reise nach Wien an, „in Gesellschaft eines Edelmanns bequem und beinahe ohne Kosten“, zu der Absicht, Reichshofrath mit wirklichen Functionen am kaiserlichen Hofe zu werden und in den Genuß der ihm zugesprochenen Befolgung einzutreten, nachdem er schon am 2. Januar 1712 als wirklicher Reichshofrath und zwar auf der Geheimtenkanzlei berufen worden war, ohne jedoch, wie der Verfasser glaubt, an den Freiherrnstand erhoben worden zu sein. Wenigstens ist in den Reichsadelsacten von irgendeiner Standeserhöhung Leibnizens keine Zeile zu finden, wahrscheinlich ist auch, „da er vortheilhaft war und die Adelsstufen schmecken mochte“, nie ein solches Diplom ausgefertigt worden; indes wird er in einer Inschrift der k. k. Hofkammer vom 8. August 1714 ausdrücklich „Baron“ genannt. Der ohnehin mit dem kaiserlichen Hofe damals etwas gespannte Kurfürst von Hannover zeigte sich mit Leibnizens so langem Aufenthalt in Wien und über die Annahme von Titeln, Würden und Gehalten nicht mit Unrecht unzufrieden, zumal auch die Geschichte des Hauses Braunschweig dabei nicht recht fortrücken wollte, äußerte sich auch vor seiner Abreise nach England in einer zurückgelassenen Ordre über seine kaiserliche Arbeit herabsetzend, was für Leibniz um so schmerzlicher war, da man ihm gleichzeitig, solange er in Wien war, den Gehalt (2000 Fl.) und mehrere Auslagen zurückhielt. Allerdings war Leibniz trotz seines hohen Alters, seiner Gichtankfälle und der in Wien im Jahre 1713 herrschenden Pest, welche über 16000 Menschen hinraffte, sehr thätig und arbeitete mehrere Denkschriften aus, z. B. eine in Betreff des zu schließenden (französischen) Friedens, eine andere über die streitig gewordene Schwelge in Locrana u. s. m. Auch veranlaßte ihn sein vertrauter Umgang mit dem Prinzen Eugen, der nur einige Tage vor Leibniz in Wien angekommen war, sein philosophisches System, die berühmte Monadenlehre, zu entwerfen. Endlich trat er mit dem Grafen von Bismarck, der 1722 mit seiner ganzen Familie katholisch wurde, damals sich aber die Vereinigung der Katholiken mit den Protestanten anlegen sein ließ, in Correspondenz und besprach mit ihm den Plan einer in Wien zu gründenden Gesellschaft der Wissenschaften. Neun auf diese Wissenschaftsangelegenheit sich beziehende Urkunden sind der Bergmannschen Schrift einverleibt.

Bur Schiller-Stiftung.

Nr. 1 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter“ enthielt einen gutgemeinten Artikel: „Das Vermächtniß des Freiherrn von Plamungen an die Schiller-Stiftung zu Leipzig“, von einem Verfasser, der von sich selbst sagt, daß er keinen Anspruch an die Stiftung mache, da er nur Arzt sei. Der Verfasser bemerkt unter andern Charaktere, würdig sei, natürlich nicht fund gegeben. Soll dein A verschiedenen ziehenden S erhalte und beschenke, oder näher, wenn hast das ja Mangel sich erhalten bleibst sorgen stellers Das kann die M noffen, Schi der sich mit schreib, die genheit des uns daher a die vielleicht sollten, zur Kenntniß zu bringen, daß diese Streitfrage in einer für beide Theile gleich ehrenvollen, höchst erfreulichen Weise dahin ausgeglichen worden, daß der Vorstand der dreisbener Schiller-Stiftung das betreffende Legat an den Vorstand des Schiller-Vereins ausgeliefert, dieser dagegen seinen längst gehegten Plan, auch in Leipzig eine Schiller-Stiftung zu begründen, nun ausgeführt habe ein aus mehreren der achtba Comité gebildet, das auch be sel jetzt schon in weiteren Kre Beistehern in den Blättern die in dem citirten Artikel Warnungen von selbst; die dnung des Verfassers wird a nur zugute kommen.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. E. Kober. 18ter Jahrgang. 24ter Band: Die Abtheilung des Freischützen von R. v. Holtei. — 14ter Jahrgang. 18ter Band: Frau von Staël. Biographischer Roman von Amely Bölte. 18ter Band. Prag, Kober u. Hartgraf. 1858. 16. à 10 Ngr.

Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Dno: mander. 18ter und 24ter Band. Hamburg, Perthes & Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Feuerlein, E., Die philosophische Sittenlehre in ihren geschichtlichen Hauptformen. 2ter Theil — A. u. d. T.: Die Sittenlehre der neueren Culturvölker. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Walther von Lille, genannt von Châtillon, Zehn Gedichte. Nach der Pariser Handschrift berichtigt und zum ersten Male herausgegeben von W. Müldener. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 15 Ngr.

Weda Wdr. Lebens- und Literatur-Bild. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 24 Ngr.

Willis der Steuermann. Aus dem Englischen. Zwei Theile Mit zwölf colorirten Abbildungen. Leipzig, Schrader. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie

depuis 1804 jusqu'à 1850.

Par le Docteur

Barthélemy - Sylvestre Canibert.

Mit einem Porträt des Fürsten Milosch Obrenowitsch und
einer Karte von Serbien.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten Milosch Obrenowitsch war, gibt eine lichtvolle Darstellung der **politischen Zustände Serbiens** unter der frühern Regierung dieses Fürsten, und heilt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei den jetzigen wichtigen Ereignissen in Serbien wird das Werk gewiss vielfaches Interesse erregen.

Die zwei artistischen Beilagen des Werks sind auch einzeln zu haben: das Bild des Fürsten Milosch Obrenowitsch zu 10 Ngr., die Karte von Serbien zu 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das

Wachsthum der Haferpflanze.

Physiologisch-chemische Untersuchungen über Aufnahme, Vertheilung und Wanderung der Nahrungsstoffe.

Von **Dr. Rudolf Arendt.**

8. Geh. 1 Thlr.

Soweit die vergleichende quantitativ-analytische Untersuchungsmethode bis jetzt im Stande ist, sich an der Lösung anzen-physiologischer Fragen zu betheiligen, ist sie von dem Verfasser in obiger Schrift in Ausführung gebracht. Derselbe hat die Haferpflanze in fünf Vegetationsperioden untersucht und darin die relativen und absoluten Mengen der nähern organischen und sämtlicher Mineralbestandtheile bestimmt, und zwar wurde das Material jeder einzelnen Untersuchung nach den Organen der Pflanze in sechs verschiedene Theile getheilt, sodass sich ein vollständiges Bild über die Aufnahme, Vertheilung und Wanderung der Pflanzennahrung ergeben musste. Nach einer jeden dieser drei Richtungen hin sind bemerkenswerthe, zum grössern Theil neue Resultate erlangt worden, die sich in der Schrift in tabellarischer Form zusammengestellt finden und in der Schlussbetrachtung unter allgemeine Gesichtspunkte zusammengefasst sind. Das Werk bietet für praktische Chemiker insofern ein besonderes Interesse, als die bei der Arbeit in Ausführung gekommenen neuen Untersuchungsmethoden genau beschrieben, die gebräuchlichen kritisiert und deren Mängel nachgewiesen worden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für Seelenfrage.

Eine philosophische Confession von
Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese neueste Schrift des bekannten Philosophen ist zu nächst allen Lesern seiner „Anthropologie“ zu empfehlen, da sie die dort behandelten wichtigen Fragen in weniger methodischer Weise und verschiedenen Einwendungen gegenüber, namentlich von Loge, weiter erörtert. Allein sie hat zugleich auch einen selbständigen Werth als ein neuer wichtiger Beitrag zu der noch keineswegs als gelöst zu betrachtenden „Seelenfrage“. Ein „Anhang“ enthält drei interessante Aufsätze über die Schöpfungsgeschichte in ihrem Verhältnisse zum Theismus, über das Nervenphänomen nach Rudolf Wagner und über Traum, Ahnung Vision etc.

Das oben erwähnte Werk des Verfassers erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Anthropologie Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 8. 3 Thlr.

Fichte's „Anthropologie“ ist weder ein „Lehrbuch“ noch eine „speculative“ Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln.

Aus den zahlreichen anerkennenden Besprechungen des Werks theilen wir folgende Stelle in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (1856, Nr. 76) mit: „Eine wissenschaftliche Leistung von einem der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die allen Anspruch hat, als eine der hervorragendsten Werke der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln. . . . Der Titel schon zeigt, dass diese Schrift ihrem Stoffe nach die bedeutendsten wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart zu ihrem Vorwurfe hat. . . . Die erste Abtheilung, eine kritische Geschichte der Seelenlehre, ist unzweifelhaft das Beste und Durchsichtigste, was die moderne Literatur nach dieser Seite aufzuweisen hat.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sadi herausgegeben
von **Hermann Brockhaus.** Zweiten Bandes erstes Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Die erste in Europa gedruckte vollständige kritische Ausgabe des Hafis im Original, die unserer wissenschaftlichen Literatur bisher fehlte. Mit dem dritten Bande wird der Text, der vom zweiten Bande an ohne den Commentar erscheint, vollständig sein.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

3. Februar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Bunsen's Bibelwerk. — Norwegen. Von Emanuel Maull. — Der General von Winterfeldt. Von Karl Gustav von Bernad. — Der Verein der Bühnendichter und Componisten zu Paris. — Zur deutschen Literaturgeschichte. — Notizen. (Ein realistischer Roman des vorigen Jahrhunderts; Die „Revue germanique“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. Erster Band. — Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Erster Theil: Das Gesetz. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vom Tage des Erscheinens von Bunsen's Bibelwerk hat heute hat dasselbe in den weitesten Kreisen sowohl die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme hervorgerufen, als auch die verschiedenste Beurtheilung gefunden. Mühte schon die Persönlichkeit Bunsen's, dem seine früheren Werke die achtungsvolle Aufmerksamkeit des protestantischen Deutschlands zueigneten, gerade in der Gegenwart die Blicke auf sich ziehen, so wird dieses Interesse noch dadurch erhöht, daß nun ein Theil des Werks vorliegt, in dem er nach seinen eigenen Worten seine Lebensaufgabe gefunden, dem er seine besten Kräfte Jahrzehnte hindurch unausgesetzt gewidmet und dessen Natur endlich ihm nicht nur aus dem engern Kreise der Schule oder der Partei Leser sichert, sondern das sich an die Gemeinde wendet, das überhaupt nicht bloß Leser will, sondern das Herz und den ganzen Menschen fordert.

Zwar liegt die fesselnde Eigenthümlichkeit von Bunsen's Schriften jederzeit zum guten Theil darin, daß wie bei ihm stets der ganze Mensch redet, so auch des Lesers Herz und Gemüth stets mitgetroffen wird. Er richtet sich an das allgemein menschliche, richtiger wol christliche Gefühl, und darum ist ihm die Theilnahme aller sicher, in denen solche Worte ein Echo finden. Hier nun aber ist es ein Werk, das nicht nur Eine Frage berührt, nicht bloß polemische oder Parteinteresse hat, sondern die Sache aller, das Eigenthum aller betrifft und das darum auch die erhöhte Theilnahme wirklich verdient.

Bunsen will der Gemeinde, die am Gottesworte festhält, dieses neu erschließen. Er will dem gegenwärtigen Bedürfnis der Gemeinde entsprechen. Er will durch eine

neue Uebersetzung der Bibel aus den Grundsprachen mit untergeordneter Erklärung Kenntniß und Verständniß der Bibel in der Gemeinde erhöhen. Diese Uebersetzung ist zunächst begründet auf die Annahme, daß Luther's Bibel einer durchgreifenden Berichtigung bedürftig sei und diese bisher noch nicht erfahren habe. Er verweist dafür auf die Herstellung eines reinern Textes durch die Kritik und auf die erhöhte Kenntniß der Ursprachen in der Gegenwart, wodurch das richtigere Verständniß der Schrift vielfach erhöht wurde, wie es an 30 ausgewählten Stellen durch Vergleichung der bisherigen Uebersetzungen ausführlich nachgewiesen wird, sowie endlich auf den Fortschritt der Sprache selbst, die seit drei Jahrhunderten eine andere geworden ist. Dabei leitet ihn der Gedanke, daß während die bisherigen erneuten Uebersetzungen auf Luther's Werk die erste Rücksicht nahmen, diese dem heiligen Texte selbst gebührt. Endlich will er die Resultate der bisherigen gelehrten Bibelforschung berücksichtigen und das, was bisher nur Eigenthum der Schule war, ins Leben einführen.

Fassen wir das zusammen, so haben wir das folgende Bild des neuen Werks vor uns: Es ist eine neue Uebersetzung der Bibel, die das Bedürfniß und die Wünsche der Gegenwart entspricht. (Er selbst sagt: „Vorreden“.)

Jede gründliche Durchsicht eines der kirchlichen Bibles der Protestanten muß eine neue Uebersetzung sein. Diese Uebersetzung aber wird sich darstellen müssen in Sprache und Stil als eine Durchsicht der alten und sich lesen als eine neue Ausgabe des bisherigen gemischten Textes: nur wird sie getreuer und gemeinverständlicher sein und den Sinn vieler Stellen, besonders des Alten Bundes, aufschließen, welche dort unverständlich oder mißverständlich übersezt oder garadezu mißverstanden waren.

Und mit dieser neuen Uebersetzung wendet er sich an die „Gemeinde“, mit welchem schönen Worte er die Gemeinschaft aller in ihrem Glauben an den persönlichen Mittelpunkt und Träger des Christenthums einigen und dieses

Glaubend sich bewußten Glieder der christlichen Kirche bezeichnet. S. viii:

Allen denjenigen, welche Gott in Christus haben oder suchen und die Wahrheit des Wortes Gottes lieben über alles, ihre Mitmenschen aber als Brüder wie sich selbst, allen diesen reichen wir. Bibel und Predigerband. Der Geist Gottes hat uns einen Bund geschlossen über dem Tische, in welchem er waltet. Die Bibel ist die einzige gegenseitliche Stütze aller wahren Union; sie ist der feste Grund aller echten evangelischen Verbündung; denn wie sie für die Uebereinstimmung der Grundanschauung sorgt, so sorgt sie auch gewis und wahrhaftig wider die abweichenden Schulmeinungen der Reformatoren, sobald sie zu gemeinsamen Glaubenssätzen gemacht werden sollen. Die Bibel ist, welche die Heilsbotschaft vom Reiche Gottes in Christus verkündigt, der Gemeinde bewahrt und jedem einzelnen wechelt als Schlüssel und Spiegel seines Gewissens und der Weltgeschichte, so ist diese Bibel auch der Prüfstein aller christlichen Bekenntnisse zum Aufbau der Gemeinde und die allein heilige Urkunde aller evangelischen Verbündung.

Der Bibel sagt, sagt Gemeinde. Denn die Gemeinde der Christen ist der Erbkreis hat den Geist Gottes in sich, welchen Christus ihr verheißt (Joh. 14—19). Sie ist und bleibt die aus Gabe aller Dinge oberste Leuchte und Anleite dieses Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung ihres Gewissens. Denn so wichtig auch das geschichtliche Zeugnis von Christus ist, so ist und bleibt doch das höchste das Zeugnis des Geistes (1 Joh. 5. 6. 9).

Das Werk wird in seiner Vollendung acht Bände umfassen, deren erste Abtheilung in vier Bänden nach anfänglichen „Vorerrinerungen“ die Uebersetzung der Bibel mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte enthält. Die zweite Abtheilung wird in drei Bänden die „Bibelurkunden“ umfassen, d. h. Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte, mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung. Die letzte Abtheilung in einem Bande handelt von dem ewigen Reiche Gottes und dem Leben Jesu.

Wichtig sind die beiden Hälften des ersten Bandes erschienen. Sie enthalten nämlich ein Vorwort an die Gemeinde die „Vorerrinerungen“ zum ganzen Bibelwerke: 1) „Bedürfnis und Beruf“; 2) „Sammlung und Text der biblischen Schriften“; 3) „Die Uebersetzungen der Bibel und ihr Standpunkt“; 4) „Die gemeindliche Erklärung und Auslegung der Bibel“; 5) „Geschichte und Plan des gegenwärtigen gemeindlichen Bibelwerks“; 6) Anhang: „Dreißig ausgewählte Schriftstellen zur Prüfung und Vergleichung der gegenwärtigen Bibelübersetzung mit den bisherigen.“ Von der eigentlichen Uebersetzung liegen die fünf Bücher Moses vor.

Freilich dürfen wir uns die Bedenken nicht verhehlen, die gleich von vornherein vielen gegen eine solche Volks- oder Gemeindebibel aufsteigen werden und die auch jetzt schon hier wie bei andern Gelegenheiten geltend gemacht worden sind. Sie beruhen theils auf der Misstimmung gegen Luthers Uebersetzung, theils auf dem Zweifel, ob unsere aufgeregte Zeit dem Unternehmen einer erneuten Bibelübersetzung gänzlich oder nur sühlig, dazwischen sei, sowie es bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und der Auctorität ein einzelner es wagen dürfte, sich diese Aufgabe zu stellen: Bedenken, die allerdings Bunten in seinem „Vorerrinerungen“ selbst erörtert.

Gewis sind diese Bedenken sämmtlich beachtenswerth, wo nicht nur persönliche Gründe sie geltend machen. Dennoch aber stellt sich ihnen im allgemeinen die Thatfache entgegen, daß eine Reihe anderer Uebersetzungen, die Bunten in seinen „Vorerrinerungen“ sämmtlich aufzählt und würdigt, und auch denen die von Dr. Dietrich, Meyer und Stier zu nennen genügen möge, eben für das fortgeschrittene Bedürfnis einer erneuten Bibelübersetzung spricht, wie zugleich nicht leicht jemand den Vorwurf gegen jene Männer erheben wird, sie hätten durch ihr Werk die Misstimmung gegen Luther verleiht. Der kirchliche Gebrauch wird natürlich der Luther'schen Uebersetzung ausschließend bleiben, und ihr diesen annehmen wollen, würde doch wohl selbst für solche eine Unmöglichkeit erscheinen, die nur höhere Freunde derselben sind. Es ist dies eine Gewissheit, deren Begründung unnötig erscheint. Aber Bunten hat auch seine Uebersetzung weder für kirchliche Zwecke bestimmt, noch sie für immer fixiren wollen, da bei dem Fortschreiten der Wissenschaft auch seine Uebersetzung berichtigt werden wird. Es ist vielmehr seine Absicht, aus dem durch die bisherigen kritischen Bemerkungen gewonnenen Texte und mit Benutzung der Resultate, welche die biblische Wissenschaft geboten, eine richtigere Uebersetzung in Luther'scher Auser Sprache und zugleich nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache zu geben, aber allerdings nach dem vorher ausgesprochenen Grundsatz, von der Luther'schen Uebersetzung unbedenklich abzugehen, wo die oben erwähnte erste Rücksicht auf den heiligen Text das fordert. Bunten selbst sagt hierüber S. xv der „Vorerrinerungen“:

Die Grundansicht des gegenwärtigen Bibelwerks ist: die erste Rücksicht gebührt dem heiligen Texte und der Gemeinde. Diese hat ein heiliges Recht darauf, den Text so genau und verständlich als möglich zu besitzen, fortgebildet auf Grundlage der lutherischen Bibelsprache, nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache und der biblischen Wissenschaft.

Diese Stellung gilt dem Verfasser als die einzig richtige; so wird deshalb auch hier von vornherein in allem Nachdruck ausgesprochen; ihre nähere Begründung und Befestigung wird sie im folgenden hinlänglich finden. Dann wird sich auch zeigen, wie wenig sie eine undankbare oder unerschwingliche gegen Luther sei. Sie fließt aus der vollsten Anerkennung seines Werks und aus der Ueberzeugung, daß diese Erklärung seines Textes zur Bibel und zur Gemeinde die beste Huldigung ist, welche ihm dargebracht werden kann, weil sie nicht allein seinen obersten Grundsätzen, sondern auch seinem Geiste entspricht.

In diesem Sinn und Geiste kann es daher nur Freude erregen, wenn Bunten das Bedürfnis der Gemeinde nach einer neuen Bibelübersetzung anerkennend zugleich seine beste Kraft diesem Werke widmet, und ganz im Gegensatz zu jener Befürchtung für die Bädigkeit der Gegenwart mögen wir uns freuen an des Verfassers ehrenhafter Begeisterung für die Sache, die als Zeugnis für die Schrift gegenwärtig wol bei manchem nicht ohne Wichtigkeit und Eindruck sein wird, freuen auch an dem Vertrauen zur Zeit, daß sie dem Bibelwerke doch nicht so gar entfremdet sei.

Das evangelische Volk hängt allenthalben auch jetzt noch mit unerschütterter Zähigkeit an der Bibel und an dem Glauben an das Gotteswort in ihr. So will sich dieses Gotteswort weder durch Menschenwort, Sagen und Bräuche verdecken,

nach durch rationalistische Auffasser verächtlich lassen. Dem scheinbare Gleichgültigkeit kommt zuerst daher, daß man das Volk fast durchgehendes alles gemeinlichen Lebensgefühls beraubt hat, oder dieses wenigstens hat absterben lassen, so daß sich die Gemeinde um das nicht kümmert, worauf sie doch seinen Einfluß hat. Zweitens muß aber auch noch gesagt werden, daß das ganze Unglück jenes Zwiespalts zwischen Wissenschaft und Kirche, zwischen dem Bewußtsein der Gelehrten und dem der kirchlichen Lehrer hierbei zum Vorschein kommt.

In der That darf die Anregung, die das Bibelwort geben wird, nicht gering angeschlagen werden. Es will beitragen zur Beruhigung und Versöhnung der aufgeregten Gemüther, indem es die Parteien auf dem gemeinsamen Gebiete des Bibelwortes vereint, und so diejenigen versammeln helfen, die über der Hitze des Streites die wahre Einheit der Christen weder vergessen noch verloren haben. In diesem Zusammenhange sind daher die Stellen des Wortworts zu verstehen, in welchen es S. ix heißt:

Bibel und Gemeinde leiden jetzt Noth und werden verfolgt, nicht weil der Geist Gottes im Gottesworte schwach und ungenügend wäre erkannt worden; denn das ist nicht der Fall und liese gegen alle Verheißungen Gottes und gegen alle Hoffnungen der Menschheit von Anfang an; noch auch weil der Geist Gottes ausgekorkten oder absterbend wäre in der Gemeinde. Gerade umgekehrt, Bibel und Gemeinde werden jetzt gedrängt und verfolgt, weil der Geist Gottes wieder anfängt mächtig in ihnen zu werden, mächtig durch die Bibel in der Gemeinde; weil ein Leben sich regt und aufspricht, welches sich Ägäpropheten mit ihren Abgöttern zu Schande machen muß, wenn man es nicht im Entschenen erstickt.

S. vi:

Wir sollen alle, jeder persönlich, dieses Christus Jünger sein: Bezugsname dieses Geistes in der Gemeinde des Reiches Gottes, in ihm, uns erkennend und liebend als Brüder. Christusjünger sollen wir sein, nicht Jünger weder von Petrus noch von Paulus; wohl aber Jünger mit Petrus und Paulus und mit allen Aposteln, insbesondere mit Johannes, dem Jünger, welcher das Wort der ewigen Liebe gesehen und geliebt und zuletzt verkündigt hat. Als Christusjünger sollen wir die Bibel anschauen und nicht meinen, wie die Juden zur Zeit Christi, daß wir das ewige Leben in der Schrift haben, wenn wir ihn nicht darin suchen und finden, wenn wir nicht durch ihn und seinen Geist in ein unmittelbares Verhältniß mit Gott treten und ein Leben der Heiligkeit und Liebe führen in der Freiheit des göttlichen Geistes.

Am mindesten verkennt Bunsen selbst die Gefahren der Zeit nach dieser Seite hin (S. x):

Die Bibelchristen haben nicht mehr zu kämpfen um die Aussenwerke, sondern vielmehr um den Kern der Festung ihres Glaubens. Von außen schwirrt und drängt die unglaubliche Welt mit ihrem fast vorlautigen Frevel, mit ihrem Schwindel und ihrer Volgarheit, während im Innern grimmige Feinde von allen Seiten heranrücken.

S. xi:

Wir haben alle gefehlt, Haupt und Glieder, Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte; „wir mangeln des Ruhms vor Gott“ (Röm. 3, 23). Ein großes Verhängnis liegt heran: wir alle empfinden die Schwüle der Weltkluft, welche die europäische Menschheit athmet, die Welt und jenseit des Weltmeers. Der Kampf wird geführt um die höchsten, ja um die ewigen Güter der Menschheit; die fernere Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes ist strafbar in den Gemeinden und Völkern, doppelt in ihren Lehrern und Regierungen, und verderblich ist sie für alle.

Und die an dieser Stelle gemachten Vorwürfe sind schwer genug, wenn Bunsen von dem allerdings überwindlichen rationalistischen Unglauben redet, jetzt nur noch dem Erdpfeil vom Dache nach dem Gewitter vergleichbar, von den katholischen hierarchischen Bestrebungen mit offener Feindschaft gegen die Bibel und endlich von blindem Formelwesen, übereinstimmlicher schriftwidriger Bibelerklärung, priesterlicher Amtswürde und Nachvollkommenheit. Volk kommen wahr und zutreffend heißt es daher S. xi: „In solcher innern und äußern Noth gilt es sich im Glauben anklammern an die Bibel.“ Daß dieses Anklammern an das Bibelwort in solcher Zeit allein zu retten vermöge, lehrt die Kirchengeschichte, da mehr als einmal nur hierdurch eine neue Zeit begann und ähnliche Gegner mehr als einmal nur durch das Zurückgehen auf die Bibel überwinden wurden. S. xxi:

Man denke an Tahiti und Neuseeland!

Und der „Veruf der kritischen Schule“ entspricht dem Bedürfnis der Gemeinde an eine gemeinliche Berichtigung der Bibelübersehangen zu gehen:

Wenn wir nun näher in das Innere blicken, so erscheint jener Veruf als eine heilige Pflicht, jenes Bedürfnis als eine dringende Noth der Christenheit. Die Fortdauer des gegenwärtigen Zwiespalts zwischen Bibelwissenschaft auf der einen und kirchlichem Bibelfert und gemeinlichem Bibellese auf der andern Seite würde ein unheilvoller Schaden sein für die Wissenschaft wie für die Gemeinde. Es ist nöthig hierbei den Thatfachen ins Auge zu schauen und auch hier rückwärtslos die Wahrheit nach allen Seiten zu sagen. Wir stehen an einem Scheidewege, vor einem Abgrunde: es thut noth, daß wir uns beklennen und redlich miteinander sprechen.

S. xxxv:

Deutschland hat dabei einen hohen Veruf, es hat eine schwererrungene Stellung theils zu behaupten, theils auch wieder zu gewinnen. Wenn aber Schule und Gemeinde zusammen stehen und wenn ihr Rechte der Wissenschaft die Obrigkeit des Gewissens, dem Triebe der Wahrheit die Liebe des Guten und also die Sorge für die Gemeinde und ihr Wohl zur Seite geht, so wird dem Volk der Reformation niemand eine glänzende Zukunft rauben oder verkümmern können. Zunächst ist eine treue und lichtvolle Uebersetzung und eine Erklärung der Bibel aus dem Mittelpunkt ihrer Einheit die notwendige Stütze und Befestigung einer gläubigen und nationalen evangelischen Union.

Daß nun die hiermit gestellte Aufgabe eine wahrhaft große in mehr als einer Hinsicht ist, leuchtet ein, und der Umstand, daß Bunsen zwei jüngere aber selbständige Kräfte — Vicentius Adolf Kamphausen und Dr. Martin Haug —

seinem Unternehmen gewonnen, mit denen er Jahr und Tag hindurch in täglichen Bibelconferenzen alles erörterte, was besonders in den letzten Jahren über den vorliegenden Text geschrieben war, beweist nur seine Gewissenhaftigkeit, ohne daß hierdurch die gestellte Aufgabe verringert wird. Denn der gegenwärtige Stand der biblischen Wissenschaft ist allerdings ein solcher, daß eines Menschen Kraft und Leben kaum ausreichend erscheint, ihr gesamtes Gebiet gleichmäßig zu beherrschen. Bunsen fand freilich, von seltenen glücklichen Umständen von vornherein begünstigt, nicht nur in den exegetischen Werken und verwandten Arbeiten, sondern auch in den erneuten Bibelübersetzungen, vielleicht auch in seiner persönlichen Stellung z. B. zu Guald eine große Hilfe, aber es würde wol auch ihm kaum gelungen sein, ein solches Unternehmen durchzuführen, wenn er nicht in rastloser Thätigkeit seine Kraft Jahrzehnte hindurch hierauf concentrirt und das einmal gesteckte Ziel unaufhörlich im

Verfasser vorwerfen können — sagt er: „ungenügend“ — unvorbereitet oder ohne Bezug an das Werk gegangen zu sein. Lebens hat einen Werth an sich, wenn gewissenhaft geprüft ist; und am Ende ist es ihm als ein volles Mannesleben anzurechnen für ein wissenschaftliches Werk setzen erforderlichen Mittel nach Kräften wäh-

Und weil der hierauf folgende Abriß seines Lebens nicht bloß als Ausweis seiner Befähigung und das Gesagte bestätigend von Interesse ist, so möge ihm hier zum mindesten im Auszuge eine Stelle gegeben werden.

Schon im Vaterhause von frommen Aeltern auf Christus und die Bibel hingewiesen, las er in der Ursprache einzelne Theile schon auf der Schule. Im Jahre 1808 bezog er die Universität, um Theologie zu studiren; aber auch als er nach zwei Jahren der Erforschung des classischen Alterthums sich zuwandte, verlor er die Bibelforschung keineswegs aus den Augen; ja es dienten ihm diese neuen Studien nur zur allseitigen Vorbereitung auf jene, indem es ihm galt, die Kunst der geschichtlichen Kritik an den ewigen Mustern der Darstellung zu lernen und zu üben und die Wahrheit des biblischen Christenglaubens durch Leben und Erfahrung sich bewähren zu lassen. Von seinen gleichgesinnten göttinger Freunden gedenkt er der heimgegangenen Wilhelm Hey, Karl Lachmann und Friedrich Lücke. In Paris wurde ihm von Sylvestre de Sacy Unterricht im Persischen und Arabischen zu Theil, worauf er, zu einer neuen praktischen Lebensbahn in Rom berufen, während eines zwelundzwanzigjährigen Aufenthalts daselbst und von Niebuhr zur Fortsetzung seiner kritischen Bestrebungen aufgemuntert, die Bibelforschung eifrig fortsetzte. Er sagt S. cxix:

Sowol in Rom als in England, wo er fast 15 Jahre lebte, hatte er als Gelehrter und Gesandter vielfache Gelegenheit, den unschätzbaren Werth und die Nothwendigkeit der Bibel und ihres Gebrauchs von den zwei am meisten entgegengesetzten Seiten kennen zu lernen. In beiden Ländern fand er christliche Gebanten und Gemüther; aber wie früh (1814) in Holland, so hat er in

gereiftem Alter (1841—54) in England im großen gesehen und erfahren, was die Bedeutung des Bibellesens und eines darauf begründeten evangelischen Glaubens und christlicher Gemeinschaft in einem freien Volke sei. Während seines Aufenthalts in diesem Lande hielt er fest an dem, was er in Rom sich zum Gesetz gemacht hatte, jedes Jahr wenigstens einen oder mehrere Monate an dem Bibelwerke unmittelbar zu arbeiten. So vollendete er 1849, nach dem Entwurfe von 1835, den Text einer vollständigen Harmonie der vier Evangelien mit Voranstellung des Johanns. Endlich im Sommer des schicksalvollen Jahres 1850 ward ihm die Ruhe und der Trost, das Leben Jesu selbst so niederzuschreiben, wie er es im wesentlichen als Schluß des gegenwärtigen Bibelwerks der Gemeinde vorlegt. . . . Die jetzt vorliegende Arbeit ist somit die Frucht fast zwanzigjähriger gelehrter Vorarbeiten (1817—35), nach siebenjährigen akademischen studienmäßigen Vorstudien. Die 22 Jahre von 1836 bis Herbst 1857 sind also die Zeit des methodischen Arbeitens an einem Werke, welches 1864 seine gegenwärtige Form erhielt. Die Erfahrungen eines langen Lebens, der ihm von Gott erhaltene frische Muth und die ungeschwächte Geisteskraft lassen ihn hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, im Greisenalter die begeisterten Gelübde der Jugend zu bezahlen. Von seinen Forschungen auf verwandten und angrenzenden Gebieten, denen ein Uebersetzer und Ausleger der Bibel in unserer Zeit nicht fremd sein darf, hat er der englischen wie der deutschen Gemeinde so weit wie möglich genügende Gewähr vorgelegt, um sagen zu dürfen, daß er sich nicht zufällig oder als Nothbehelf oder aus anknüpfender Liebhaberei damit beschäftigt hat. Aller diese Arbeiten Mittelpunkt ist ihm aber immer die Bibel und Bibelforschung gewesen.

Allein die wissenschaftliche Befähigung ist natürlich nicht die einzige Bedingung zu einer solchen Bibelübersetzung. Wäre dies der Fall, Bunsen's Aufgabe wäre längst vor ihm vollzogen. Aber eben weil diese eine Bedingung nicht ausreicht, sind die bisherigen erneuten Bibelübersetzungen nie in das Leben eingedrungen. Eine kernige, volksthümliche Sprache, gemüthvolle Tiefe, glücklicher Text stehen mit jener Bedingung mindestens in gleicher Linie. Mit einem Wort: eine neue Bibelübersetzung muß auch den Genius Luther's fühlen lassen. Es ist nun freilich bedenklich, selbst nach dem Erscheinen des zweiten Halbbandes, da erst ein kleiner Theil der Uebersetzung vorliegt, ein Urtheil über diese Befähigung Bunsen's auszusprechen. Wollte man die vorliegende Uebersetzung nach den Abweichungen von der Luther's beurtheilen, so darf eben nicht vergessen werden, daß Bunsen's Aufgabe nicht ein behutsames Nachbessern von jener war, sondern daß er in der Vorhinein mit seinen eigenen Worten angegebenen Weise die erste Rücksicht nahm auf den heiligen Text. Man muß ebenso beachten, daß die Aenderung eines Wortes der Luther'schen Uebersetzung, das nach Bunsen's Uebersetzung dem Original nicht entsprach, den eigenthümlich rhythmischen Schwung der Luther'schen Sprache aufhob und so eine umfängliche Aenderung erheischte, was natürlich nur fortgesetztes Studium der Bunsen'schen Uebersetzung broachten kann, zu schäßen aber nur strenge Unparteilichkeit vermag. Endlich aber muß bei einer Vergleichung vor allem die allerdings schwere Forderung der Gerechtigkeit erfüllt werden, daß das Uebergewicht der alten Uebersetzung, welche mit jedem Worte tausend Gefühle und Erinnerungen wach ruft, mit welcher unser ganzes Wesen aufs innigste verbunden ist, die neue nicht erdrücke und ihren Werth nicht verbunkle. Mit Rücksicht

auf diese Schwierigkeiten ist daher dem ganzen Unternehmen der Einwand gemacht worden, daß sein Zweck durch eine kirchlich autorisirte Uebersetzung besser erreicht werde. Handelte es sich nun um eine neue Bibelübersetzung für kirchliche Zwecke, so müßte ganz gewiß ein anderer Weg eingeschlagen werden, und der angegebene dürfte gerade für den am einfachsten und sichersten zum Ziele führenden anzusehen sein. Eine Uebersetzung jedoch, die nur für den Privatgebrauch bestimmt ist, ist schwerlich zu bekämpfen. In diesem Falle wird ihre einzige Autorität in ihrer größern Vorzüglichkeit, d. i. Treue bestehen. Dies kann überhaupt nur die innere Autorität einer neuen Bibelübersetzung sein, und es scheint bei der Uebersetzung und Vertheilung der Arbeit an eine Mehrheit eine andere Gefahr zu entstehen: ihr einseitiger Charakter nämlich, die Einheit der Sprache würde dann wol sehr gefährdet sein.

Sehen wir nun zu, wie Bunsen seine Aufgabe gelöst. Daß er sich eine unendlich schwere Aufgabe gestellt, hat er sich schwerlich selbst verhehlt. Aber wenn auch die Achtung vor dem Uebersetzer uns abhält, nach dem Erscheinen eines geringen Theils der Uebersetzung jetzt schon und nur aus diesem Theile ein Urtheil darüber zu fällen, wie ihm die Uebersetzung gelungen ist, so können wir doch aus Bunsen's ganzer Persönlichkeit einen Schluß hierfür ziehen, ob er der Mann für ein solches Werk sei, wenn wir auch von den einzelnen Stellen absehen wollten, die ein ihm günstiges Urtheil motiviren könnten. Es ist der Mann, der am Abend eines reichen Lebens mit jugendlichem Feuer und echt protestantischer Unerfrockenheit kühn den Kampf aufgenommen hat für evangelische Freiheit der Gewissen und der Gemeinde gegen eine mächtige Partei und ihre hierarchischen Bestrebungen. Es ist der Mann, der auf entschieden christlichem Boden stehend und schon vor diesem Kampfe von allen hoch geachtet, die ihn kannten, gerade da seine Stimme erhob, als die bedrohte Sache gefährdeter als je erschien und die Reichen ihrer Vertheiliger sich immer mehr lütheten. Es ist endlich der Mann, der weder durch seine hohe Stellung noch durch vielfache Beschäftigung anderer Art dieses Werk der Bibelübersetzung je aus dem Auge verlor und durch daselbe gleichfalls der Gemeinde zu helfen und zu dienen suchte. Das sind wahrlich Eigenschaften, die Bunsen in aller Augen als zu diesem Werke geschikt und berufen hinstellen müssen; ja es mag gerade durch seine Persönlichkeit mancher ursprüngliche Gegner einer neuen Bibelübersetzung mit dem Unternehmen ausgeöhnt worden sein, wie auch sein Name nur die allgemeine Theilnahme der Gemeinde wie der Kritik erklärt. Hier ist es vor allem der Mann, der ins Gewicht fällt, und zu seiner Charakteristik möchte Referent noch ein halbes Curiosum anführen, in der Hoffnung, dabei nicht falsch verstanden zu werden. Es ist schon bemerkt worden, daß wenn Bunsen redet, er stets mit ganzer Seele redet. Hieraus scheint nun eine Eigenthümlichkeit hervorzugehen, die an sich nicht zu rechtfertigen, aber dennoch charakteristisch ist für Bunsen's ganzes Wesen. Es ist dies die etwas stürmische, um nicht zu sagen leidenschaftliche und hitzige Art zu schrei-

ben und namentlich die Gegner abzufertigen, die allerdings nicht immer die Ruhe einer wissenschaftlichen Untersuchung trägt und nur aus der Wärme seiner Ueberzeugung erklärt werden mag. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie himmelweit verschieden diese Art von dem oft nicht nur unwürdigen, sondern geradezu gemeinen Schimpfen einer ganz andern Partei ist, die in dem Wahne recht volksthümlich zu sein, wenn sie recht gemein wäre, vor nicht allzu langer Zeit neue Beweise ihrer geistigen Armuth gegeben. Bunsen's Name bürgt dafür, eine Probe seiner Polemik bestätigt es. Aber gerade diese Entschiedenheit, die in der Sache keine Halbheit duldet und daher auch in der Form nicht lange flüchtet, zeugt von einem volksthümlichen Geiste, wie denn auch entschledener Muth und entschiedene Offenheit dazu gehörte, in solcher Zeit das Werk zu beginnen. Verkennen wir auch nicht, daß bei einer nicht allzu fernliegenden Vergleichung mit Luther's Vertheidigung diese Parallele nur zum Nachtheil von Bunsen's Erregtheit ausfallen kann, so ist doch hierin eine Art Garantie dafür zu finden, die Uebersetzung werde nicht eine Gelehrtensprache reden und nicht das Gepräge einer Arbeit in der Stubirube tragen.

Bunsen selbst spricht sich nun in den „Vorreden“ (S. LXXXII) über die neuen gemeindlichen Uebersetzungen und die Grundsätze ihrer Erneuerung und Berichtigung folgendermaßen aus:

Treu und verständlich zu sein liegt eigentlich im Begriff der Uebersetzung. Es soll der wahre Sinn so genau als möglich wiedergegeben werden, und zwar so, daß er allgemein verstanden werde; d. h. bei einer gemeindlichen Uebersetzung der Bibel, so daß jeder sie leicht und mit Erbauung lesen könne. . . . Dann, wenn wir eine biblische Bezeichnung in unserer Sprache finden, welche gerade ebenso klar gekloppt sei, so werden wir sie mit beiden Händen ergreifen; wo nicht, so müssen wir das Bild aufgeben, um den Gedanken zu retten. Wir bringen sonst statt eines wahren volksthümlichen Kunstwerks höchstens ein philologisches Kunststück hervor. . . . Auch der Ausweg einer Uebersetzung des unverständlichen oder unverständlichen Ausdrucks in Numerismen und Randglossen wäre kein zulässiger, denn jeder unverständliche Ausdruck hat gar kein Recht; er war eben ein Mißgriff und die Geschichte hat gezeigt, daß er es war. Eine deutsche Uebersetzung soll deutsch sein, klar und durchsichtig wie die Rede des Volkes und eine Rede zum Volke. Mutterdeutsch ist die Sprache der Bibelübersetzung, nicht Gelehrtendeutsch oder Judendeutsch. Um es klar auszudrücken, es ist besser, daß die Uebersetzung einer schwierigen Stelle falsch, als daß sie unverständlich oder zweideutig sei. Das erste Erforderniß ist, daß die Gemeinde wisse, was der Uebersetzer hat sagen wollen. Dann ist wenigstens ein fester Grund und Boden für die Verständigung gewonnen. Das ist auch Luther's Weise allenthalben, wo er sich auf sich selbst verläßt. Wir haben aber an eine Uebersetzung jetzt andere Ansprüche zu machen, als man zu Luther's Zeit thun konnte.

Bunsen verweist hierauf auf die Bereicherung der deutschen Sprache und des Sprachgefühls, sowie auf das genauere Verständniß der hebräischen Sprache, deren wörtliche Uebersetzung zu zahllosen Willkürlichkeiten der Erklärung führte, während der Fortschritt der Wissenschaft gegenwärtig das System der hebräischen Sprachbildung zur Klarheit gebracht und den Gebrauch der einfachen Verbalformen an bestimmte Gesetze gebunden hat, so daß auch die feinsten Nuancirungen der Sprache deutlich geworden sind.

So beruhigend und zu Hoffnungen berechtigend nun auch diese Worte der „Vorerinnerungen“ sind, so muß doch auch schon der bis jetzt erschienene Theil der Uebersetzung zum mindesten einige Anhaltspunkte für die Beurtheilung bieten, zumal da der eigentlichen Uebersetzung eine Auswahl von alt- und neutestamentlichen Stellen vorangeht, die doch gewiß als mustergültig angesehen werden dürfen. Wenn indessen auch einige dieser Stellen es unschwer fühlen lassen, bis zu welchem rhytmischen Schwung der Rede sich die Uebersetzung zu erheben vermag, so scheint in ihnen doch die Rücksicht auf den Ausdruck vor der kritischen und grammatikalischen Seite zurückzutreten. Sie sollten nur den wirklichen Stand der Frage über die Zulässigkeit und Nothwendigkeit einer grundsätzlichen Berichtigung der bisherigen kirchlichen Uebersetzungen der Bibel anschaulich machen. Beweise also wären nur aus der Uebersetzung selbst herbeizuholen. Hier muß es nun freilich dem Gefühl des einzelnen überlassen bleiben, wie weit er Bunsen zugehen will, den rechten Ton getroffen zu haben, da ein wirkliches Urtheil jetzt noch zurückgehalten werden muß, wie es auch vielfach die Kritik gethan, theils bis zur Vollenbung des Werks, theils bis zur genauern Kenntniß und Aneignung, ja vielleicht bis zum genauern Verständniß. Jedes Urtheil würde jetzt nur ein vorläufiges sein können und gerade die Achtung vor dem Uebersetzer muß und davon zurückhalten. Dagegen hat es Bunsen in jener vorausgeschickten Auswahl von Stellen denen sehr leicht gemacht, die in seiner Uebersetzung ein glückliches Unternehmen und in ihm den Mann zu einem solchen Werke nicht zu finden vermögen — was denn auch gehörig benutzt worden ist —, da eine dieser Stellen und zwar gerade der Anfang der ganzen Uebersetzung, 1 Moses 1, 1 fg.; 2, 4 fg., allerdings schwerlich streitige Wertheiliger finden wird. Es ist dies die bekannte Stelle: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ u. s. w., welche Bunsen also übersetzt: „Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf und die Erde wußt und öde, und Finsterniß über der Urflut war, und der Hauch Gottes über dem Wasser wehte, sprach Gott, Es werde Licht.“ Es würde schwer sein demjenigen, welchem die hebräische Sprache völlig fremd ist, die sprachlichen Gründe auseinanderzusetzen, welche Bunsen zu dieser Uebersetzung bewogen. Um jedoch dem nichttheologischen Leser die Wahl dieser Periode wenigstens einigermaßen zu motiviren, wird die Bemerkung ausreichen, daß Ewald, dessen Name als epochemachend in der Geschichte der hebräischen Sprachkenntniß gewiß allgemein anerkannt ist, diese Uebersetzung zuerst gegeben, sowie daß namhafte Theologen die Uebereinstimmung der Genese mit dem Evangelium Johannis in diesen Worten, wenn auch nicht genau in dieser Weise festhalten, so daß die von Bunsen gegebene Erklärung und Begründung seiner Uebersetzung doch nicht so schnell als bloße Künstelei beseitigt werden darf. Die sprachlichen Gründe abzumäßen, ist jedoch hier nicht der Ort, zumal da die Uebersetzung dieser Stelle einfach nach Bunsen's eigenen Worten sich selbst richtet. Daß jene Periode nämlich unschön und undeutlich, ja — namentlich 1 Moses 2,

4 fg. — wegen ihrer Länge unverständlich ist, das ist einfach zuzugestehen und wohl allseitig zugestanden. Wer hat diese Stelle nicht, wie es Recensenten gegangen ist, zweimal gelesen und dann sich erkaut gefragt, ob er denn recht gelesen? Nun sagt aber Bunsen selbst S. LXXXIV der „Vorerinnerungen“:

Eine deutsche Uebersetzung soll deutsch sein, klar und durchsichtig wie die Rede des Volks und eine Rede zum Volk. Mutterdeutsch ist die Sprache der Bibelübersetzung, nicht Gelehrtendeutsch oder Judendeutsch. Um es klar auszudrücken, es ist besser, daß die Uebersetzung einer schwierigen Stelle falsch, als daß sie unverständlich oder zweideutig sei.

So entscheiden hier Bunsen's eigene Worte gegen ihn. Ganz im Gegensatz zu dieser einen Stelle — denn eine zweite hierhergezogene, die vierte der neutestamentlichen, Co. Marcus 1, 1—4, hat der Recensent in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ falsch verstanden — findet jedoch der Leser schon in dem bis jetzt erschienenen Theile der Uebersetzung viele Stellen, deren Schönheit und kraftvolle Sprache Bewunderung abnößigt. Dies ist der Fall besonders in den poetischen Stücken, bei denen auch dem Laien ein anschauliches Bild von der hebräischen Poesie gegeben wird, und deren Uebersetzung Treue und Verständlichkeit mit Schönheit und Kraft der Sprache in überraschender Weise verbindet. So vor allem in dem Segen des sterbenden Jakob, 1 Moses 49, in dessen Uebersetzung der Kenner zugleich die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung vereint finden wird, in dem Liede und dem Segen Moses', 2 Moses 15, 5 Moses 32—33 und vielen andern.

Gleichfalls glücklich ist bei der Uebersetzung die Erklärung der hebräischen Namen, deren Bedeutung Bunsen in den Anmerkungen durchgehend beifügt. Den Götternamen des Alten Testaments, besonders dem Worte Jhovah, ist zunächst nicht nur die philologische Erklärung gegeben, worüber ein interessantes ganzes Kapitel (S. LXXXVIII—XCII) handelt, sondern es ist auch auf die Bedeutsamkeit des Begriffs in den Stellen hingewiesen, denen ohne diese Erklärung ein Theil des reichern Sinnes abgeht, und endlich auch seine Uebersetzung „der Ewige“ durch das ganze Alte Testament beibehalten. Es heißt darüber S. xci:

Die Einführung des Namens Gottes als des Ewigen in die Bibelsprache der Gemeinde ist ebenso wenig eine gelehrte Buchstabenräumerei als eine Aenderung: es ist die Herstellung des der Gemeinde entzogenen oder unmerklich abhanden gekommenen unterscheidenden Gottesbegriffs der Bibel, auf dessen tiefsten Sinn sich Christus unmissverständlich bezogen hat, und welcher der Schlüssel seines ganzen Gottesbegriffs ist. Die schöne und gemüthliche Bezeichnung Gottes als unser Herr wird dadurch der Gemeinde nicht genommen, denn sie kommt häufig genug in der Bibel vor, um unsern Sprachgebrauch zu rechtfertigen; aber das Hinzutreten der eigentlichen Wesensbezeichnung gibt ihm erst seine volle Bedeutung.

Und diese Erklärung oder Uebersetzung wird mit demselben Recht auf die bedeutsamen Namen von Personen und Ländern ausgedehnt, auf deren Zusammenhang mit besonders wichtigen Ereignissen der hebräische Text nicht selten verweist und sie aus diesem erklärt, so daß dann

der Deutſcher nur die beſagte Erklärung jener Namen zum Verſtändniß erdient. Denn wenn z. B. Gen. 25, 30 den Namen Ehem erhält, weil er zu ſeinem Bruder Jakob ſagte: „Laß mich doch ſchlingen von dem Kothen da!“ ſo iſt dies dem Leſer geradezu unverständlich, bis er erfährt, daß Ehem „der Kothe“ heißt, und ſo iſt es der Fall in vielen Stellen, weshalb dann die Bedeutung des Namens in den Anmerkungen unter dem Texte geboten wird. Es mag der Werth dieſer Erklärung in dem angeführten Beiſpiele nicht zu überſchätzen ſein, werthlos iſt ſie nicht; es ſollte an einem Beiſpiele überhaupt nur die Art dieſer Erklärung nachgewieſen werden, deren Wichtigkeit für viele Stellen eine bei weitem größere iſt.

Dieſe Anmerkungen nun enthalten gewiß vieles Wichtige, Treſſende und Anſehende, aber zugleich muß, beſonders für den Anfang, hinzugefügt werden, auch nicht wenig für die Gemeinde Unwolltgeres und Entferntes. Die 11 Kapitel der Genefis, welche der erſte Halbband enthält, ſollen nach ihrem Inhalt für dieſe Anmerkungen allerdings beſondere Schwierigkeiten dar. Es galt nicht nur, das Verhältniß des Leſers zu jenen einfachen Verſtand klär auszuſprechen, ſondern auch aus dem ungeheuren vorliegenden Material hierüber zu ſondern. Es galt, dem Leſer, wenn auch nicht unbedingt Neues, doch ſolches zu bieten, was ſein Verſtändniß erhöhen, ſein Urtheil klären, ihn ſelbſt in ſeinem Verhältniß zu jenen Erzählungen befeſtigen mußte. Dieſer Aufgabe wird daher wol kaum je ein einziges Buch vollkommen entſprechen können; ſie wird vielmehr ihre volle Löſung nur in dem Geſamtwirken erhellender und wiſſenſchaftlicher Lectüre finden und wie dieſe von der religiöſen Grundſtimmung abhängen. Eben darum mußte auch die Beſtimmung über die Anmerkungen zu jenen erſten Kapiteln, beſondere zu dem Schöpfungserſte, der Erzählung von dem Paradies und Sündenfall, überhaupt zu dem geſamten Inhalt jenes Theils der Genefis von den größten Schwierigkeiten ſein. Iſt nun anzuerkennen, wie dieſe Anmerkungen ſich von vielen naheliegenden Fehlern frei erhalten, ſo muß es doch auch ausgedrückt werden, daß andere nicht ganz vermieden worden ſind, ja daß ſie der eben ausgedrückten Aufgabe, wie es ſagt nicht anders ſein konnte, doch nicht völlig entſprechen. Es iſt manches wiederholt, was in den „Vorerinnerungen“ bereits gegeben war, auf die außerdem noch verwieſen wird, wie auch zumweilen die Faſſung zu ausgedehnt erſcheint; es iſt manches ſagend, was ſchon bekannt ſein wird, namentlich im Bezug auf die erſten Kapitel, aus der reichen geologiſchen Literatur, der ſich ja gerade die Gegenwart viel ſachſagender und die nicht ſelten ſich auf den Schöpfungserſten der Bibel bezieht, wenn auch das Eingehen auf dieſe Stelle in den Anmerkungen maßvoll und maßvoll beſchränkt iſt; es wird manches ſagend, was mehr von dogmatiſcher Bedeutung iſt oder doch nicht einem gelehrten Commentar zukommt, ſo die ethnographiſche, jamaikanſche und ſonſtigen Notizen, deren Nothwendigkeit und Nutzen für die Gemeindeverſtändnis nicht einleuchtend iſt; es wird

endlich manches ſagend, das zum vollſtändigen Verſtändniß wol einer längern Ausführung bedürfte; die mathematiſche der Raum nicht zuläßt, ja es mag mancher Leſer wol dabei fragend der S. zum gegebenen Verſicherung gedanken: nichts zu ſagen, was nicht jedem einigermaßen Gebildeten verſtändlich und von Belang ſein ſollte. Dazu kommt noch, daß das Idealiſiren oder Deuten jener einfachen Erzählungen ſchlechthin wol für manchen Bedenkliches haben wird. So namentlich die Erklärung des Schrems mit der Flamme des verbrannten Schwertes von einer vulkaniſchen Kataſtrophe des nördlichen Hochasien, des Reinsprechens als Stammesnamen von der Widoſchirer Gegend, das Bild des Schöpfers, angeblich von Ideen und Kräften, als er ſagt: Laßt und Menſchen machen! die Verſetzung des Sündenfalls in die vorgeſchichtliche Welt. Dies zuzugestehen fordert allerdings die Wahrheit. Um ſo lieber ſprechen wir es daher aus, daß der zweite Halbband Anmerkungen einen beſtändigen Fortſchritt hierin anſchauen erkennen laſſen, ſowol hiſtoriſch der gedrängten Kürze als der Auswahl, wenn auch hier zuweilen Beſchränkung noch zu wünſchen wäre, ſowie das reiche Wiſſen des Verfaſſers in ſpäteren Büchern für dieſe Anmerkungen gewiß einen noch lohnenderen Boden finden wird, wo allerdings geſchichtliche Notizen, Erklärung des Zusammenhangs und ſchwereriger Stellen, ſowie ſachliche Bemerkungen aller Art dem Leſer höchſt willkommen ſein werden. So bei den ſpäteren hiſtoriſchen, ſowie bei den propheetiſchen Büchern. Vielleiſt dürften übrigens die Anmerkungen auch über Ruſſen's Berichtende Abweichungen von Luther's Ueberſetzung Aufſchluß zu geben haben, obgleich Referent gern erachtet, daß hierdurch ihr Umfang beträchtlich vermehrt; und doch nicht immer beſtändige Einſicht erzielt werden könnte.

Fortlaufend finden wir in den Anmerkungen Verweisungen auf Parallelen beſaß der Erklärung, d. h. auf andere Bibelſtellen, welche dieſelbe Thatſache oder denſelben Gedanken ausſprechen oder bezeugen und das Geſagte ergänzend erläutern. Es führt uns dies auf die Art der Erklärung im Allgemeinen, über welche Punkten im vierten Abſchnitt ſeiner „Vorerinnerungen“, welcher höchſt intereſſante Kapitel enthält, genauer Aufſchluß gibt. Zunächst wird nämlich S. zum Erklärung und Auslegung ausdrücklich unterſchieden. Die Erklärung iſt die unmittelbare Ergänzung der Ueberſetzung, ſofern dieſe eine ſolche erforderlich macht. Die Eigennamen von Ländern, Völkern, Stämmen, Perſonen, Bergen und Flüſſen gehören ſelbſtverſtändlich hierher, ebenſo eigenſinnliche Ausdrücke und Gedankenverbindungen, welche und die ſorgſame Ueberſetzung nicht ganz erklären kann. Im allgemeinen hat es die Erklärung mit dem Text zu thun, nicht mit dem Gegenſtand des Textes: alſo nur mit der Beſtellung der Thatſache, welche der Text meldet, und mit dem Verſtändniß des Gedankens, welchen er ausdrückt. Der Auslegung hingegen im ſtrengen Sinne ſoll zuzuwieſen, was über den Text hinaus von dem Gegenſtand ſelbſt der Gemeinde zu ſagen ſein möchte. Dabei wird als erſter Grundſatz aufgeſtellt, daß dieſe Auslegung

in den Anmerkungen zur Gemeindebibel sich rein auf biblischem Boden halten müsse.

Die Bibel legt sich selbst aus, vermöge der Einheit ihrer Grundanschauung von Gott und Welt und von der Natur der sittlichen Weltordnung, welche sie das Reich Gottes nennt.

Hierbei werden nun drei notwendige Stufen der Erklärung und Auslegung der Bibel unterschieden. Erstens nämlich soll das Tatsächliche selbst, wie es vorliegt, festgesetzt und dargestellt werden, eine Forderung, die Bunsen's philosophische Bildung in helles Licht setzt. Zweitens ist das Entstehen und die Geschichte der Bücher zu erklären. Drittens endlich muß die weltgeschichtliche und bleibende Bedeutung für unser sittliches Leben und Erkennen und für die fortschreitende Bildung der Menschheit betrachtet werden. Forderungen, welche den Wahrheiten entsprechen, die dem gesunden evangelischen Gemeindegelühl und Bibelbewußtsein zu Grunde liegen, und die folgenden drei sind: erstens, daß der Bibel eine tatsächliche Wahrheit bewohne, daher die Darlegung der äußeren Geschichte und der geschichtlichen Offenbarung; zweitens, daß die Geschichte dieser biblischen Verichterstattung eine wahre sei, daher die geschichtliche Untersuchung und Darstellung ihrer Entstehung; drittens, daß es einen bleibenden Kern dieser Thatfachen gebe, daher die Betrachtung dieser bleibenden Bedeutung.

Also die Bibel legt sich selbst aus vermöge ihrer innerlichen Einheit, das ist der oberste Grundsatz. Die innerliche Einheit aber oder der Mittelpunkt der Weltanschauung der Bibel ist für Bunsen das Reich Gottes, der Glaube an ein mit dem Menschengeschichte in die Zeit eingetretenes, von Ewigkeit her beschlossenes Gottesreich des Wahren und Guten, welches in Christus seinen persönlichen Mittelpunkt hat. Aber freilich fragt es sich nun bei aller Anerkennung dieses Grundsatzes: wie die Auffassung des Inhalts für die Gemeinde zu gewinnen und wodurch das richtige Verständnis nachzuweisen ist? Schon vorher ist gesagt worden, daß die Gemeinde oberster Träger und Ausleger des Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung des Bewußtseins, daß das Zeugnis des Geistes das höchste ist. Hierzu müssen jedoch zum rechten Verständnis dieses Grundsatzes, sowie zu seiner Vereinigung mit dem vorigen von der Selbstauslegung der Bibel eine Anzahl Stellen der „Vorreden“ gezogen werden, die im Zusammenhang mit der späteren Abweisung der andern Bibelauslegungen den scheinbaren Widerspruch lösen und Bunsen's wahre Meinung deutlich machen. Es soll nämlich die Gemeinde durch eigene Forschung die biblische Wahrheit erkennen und sich dergeßt aneignen, daß bei jeder Einzelfrage die Gesamtheit der darüber handelnden Stellen Alten und Neuen Testaments das klarste Licht hierüber ihr geben. Die durchgehende Verweisung von einem Buche auf ein anderes und vom Alten Bund auf den Neuen und umgekehrt macht dem Volksgeliste am sichersten die Einheit des Geistes der beiden Bünde, also die wahre Weisheitsfülle der Bibel anschaulich. S. xciv:

Den allgemeinsten, also gemeinlichen Bibelschlüssel finden

wir in dem Bewußtsein von ihrer Einheit, vom Mittelpunkt des Evangeliums aus vermittlest des Glaubens an das Gottesreich, oder an die gemeinliche, menschliche Menschwerdung Gottes, der in Christus persönlich geworden ist. Die Bibel heiligt und erbaute die Gemeinschaft des Hauses und der Pfarrgenossenschaft, und diese Gemeinschaft lebt die Bibel in sich fort und überliefert sie dem jüngeren Geschlecht. In dieser gegenseitigen Lebensbindung liegt das Geheimnis der Kraft des evangelischen Glaubens: an ihrem Absterben hängt der Tod, an ihrer Herrschaft die Wiederbelebung von Völkern, Kirchen und Staaten.... Die Schrift ist für den in der christlichen Gemeinschaft aufgewachsenen ein unerschütterlicher Spiegel und ein unerschütterlicher Trost, gerade wie die Natur es für die Begriffe und Vorstellungen ist, welche sich auf die Sinnenwelt beziehen. Ein getreuer Spiegel muß aber von der Willkür der Menschen unabhängig sein, ein gegenständliches Gewissen. Das ist für das Gottesbewußtsein nur die Bibel.

S. xcvi:

Das Wort Gottes in der Schrift als der Geschichte Gottes, wenn rein und verständlich vorgelegt in der Gemeinde, ist frei von des Menschen Weisheit wie von seiner Thorheit. Es ist ebenso unabhängig von allen richtigen Betrachtungen als von den falschen. Wie die Natur in ihrer ewigen Pracht und Ordnung den Geist des Menschen durch sich selbst erfüllt mit dem Bilde der ewigen Herrlichkeit und unendlichen Vernunft, aus welcher sie hervorgeht in den endlosen Raum, ohne daß der betrachtende Geist irgendeine Wissenschaft besitze von den mathematischen Gesetzen, welche dieser sichtbaren Ordnung einwohnen, also wirkt auch durch sich selbst jenes Bild der sittlichen Weltordnung, welches die Schrift uns als Gottes Geschichte in der Zeit vorführt, auf alle Menschen mit unmittelbarer Gewalt und mit unüberwindlicher Kraft. Die Bibel bedarf nicht der Nachhilfe gelehrter Allegation und Erklärung, um zur Vernunft und zum Wissen des Christen zu sprechen und seine Seele zu dem Schöpfer und Erhalter zu leiten, in welchem sie uranfänglich lebt und weht. Vom Geiste Gottes durchzogen, spricht sie fortwährend zum Geist und erweckt ihn zum Bewußtsein seiner sittlichen Würde und Freiheit.

Darum enthalten die Anmerkungen keine Parallelen, welche schon früh eingeführt den alten evangelischen Gemeinden eine innere Bibelfunde gaben, indem sie bei häuslichem Bibellesen, wie bei einsamer Betrachtung sorgfältig nachgeschlagen wurden und so eine Anschauung der inneren Einheit der Bibel bewirkten, von der man jetzt kaum noch eine Vorstellung hat. S. xciv:

Daraus ging jener unerschütterbare Glaube an die Bibel hervor, welcher sich mit der Bildung und Erfahrung des wirklichen Lebens innig verband. Es soll nun nachgewiesen werden, daß diese evangelische Bibelfunde auf einem Glauben und einer Anschauung ruht, welchen in dieser gemeinlichen Form durch: aus nichts mangelt. Daraus wird folgen, daß der wahre gelehrte Bibelschlüssel nur derjenige sein kann, welcher mit allen Elementen jenes gemeinlichen Bibelbewußtseins an die Bibel geht.

Es ist gewiß, daß mit dieser so verstandenen Selbstauslegung der Bibel in der Gemeinde eine große, recht evangelische Wahrheit ausgesprochen, und daß der Gedanke ein wahrhaft hoher ist, der Gemeinde zu jenem evangelischen Gefühl oder Takte mit zu verhelfen: ein Gedanke, der dem ganzen Bibelwerke die rechte Weihe gibt und ebenso von einem begeisterten evangelischen Streben, wie von dem Vertrauen zur Gemeinde zeugt, wie wir es schon im Anfang unserer Berichtsprache ausgesprochen. Hierin auch mag die Hoffnung auf den versöhnenden und

vereinigenden Einfluß des Bibelwerks gefunden worden, auf welchen die „Vorerinnerungen“ an mancher Stelle blicken, und in diesem Zusammenhange wird der Unparteiliche wol nicht bloße Unionismacherei darin finden. Es ist gerade das Zurückgehen auf die Bibel etwas, was der Gegenwart mangelt, ein Mangel, dessen Folgen schon sichtbar sind, und wenn das Bibelwerk an seinem Theile dazu beiträgt, jenen evangelischen Gemeindeggeist zu beleben und anzuregen, so hat es - hierin einen reichen Segen und einen hohen Werth gefunden. Jedenfalls aber verdient die damit gestellte Aufgabe die volle Anerkennung.

Nicht im Widerspruche mit der Selbstausslegung der Bibel aus ihrer innern Einheit steht, was S. c über die geschichtliche Forschung gesagt wird, welche die Thatfachen in ihrer Verbindung als Theile einer sich entwickelnden Reihe betrachtet und in ihrem Zusammenhange darstellt. Zwar gibt allerdings diese geschichtliche Forschung, was gerade jene Stelle hervorhebt, Aufschluß über das Verhältniß der einzelnen Berichte, wo mehrere über denselben Gegenstand vorliegen; zwar unterscheidet sie den Augenzeugen und seinen Bericht von dem bloßen Ueberlieferer, der nur verantwortlich sein will für die Ueberlieferung, die er empfangen, aber dadurch wird die innere Einheit der Bibel doch nicht aufgehoben, und für den Fall, wo über dieselben Vorfälle mehrere Berichte nebeneinander laufen — im Alten Testamente die Bücher der Könige und der Chronica, im Neuen Testamente die Evangelien —, verheißt das Bibelwerk die gleichlaufenden Texte der Erzählungen in geeigneter Weise nebeneinander zu stellen, und wo sich in einem Buche verschiedene Bestandtheile finden, gleichfalls sich nur an das Buch zu halten. Wenn endlich die Zerlegung nicht zu einer Herstellung der geschichtlichen Wahrheit führt, gehört sie nicht für die Gemeinde, sondern für die Schule und muß von dieser als eine bloße Schulmeinung angesehen werden, mit welcher die Gemeinde nicht zu behelligen ist, denn sie kann diese nur verwirren.

Zu klarerem Verständniß gelangt Bunsen's Meinung über die Selbstausslegung der Bibel noch durch die darauf folgende Abweisung der andern Bibelschlüssel, welche in ebenso interessanter als zutreffender Weise S. cu—cxvii erfolgt. Zunächst heißt es S. xciv:

Ein gelehrter Schlüssel bedarf die große Masse der Gemeinden keineswegs; wohl aber bedürfen der Lehrstand und die Gebildeten eines solchen; da sie nun auch Glieder der Gemeinde sind und zwar die angesehensten, so muß der für sie gesuchte Schlüssel möglichst gemeinlich eingerichtet sein. Das große Ganze der Gemeinde darf dabei nie aus dem Auge verloren werden.

S. cxviii:

Es treten uns für das gelehrte Verständniß zuvörderst zwei Systeme entgegen, welche einen feindlichen Gegensatz darstellen und doch beide nur durch ihren Gegensatz berechtigt sind zu bestehen. Das eine ist die scholastische Erklärung, welche gewöhnlich als die theologische bezeichnet wird; das andere die bei uns rationalistisch genannte, welche im gewöhnlichen europäischen Sprachgebrauch die philosophische heißt. Jenes erklärt die Bibel aus ihrem kirchlichen Glaubenssysteme und für dieses System.

1869. a.

Was nicht paßt in ihre Lehre, muß derselben gerecht gemacht werden. Die Lehre ist ihr maßgebend für die Auslegung der Bibel, obwohl die Bibel angeblich maßgebend sein soll für die kirchliche Lehre.

Diese kürzere Formel findet ihre Erläuterung in dem der dogmatischen Auslegung gewidmten Kapitel. Derselbe sucht also die Bibel durch einen Lehrbegriff zu erschließen, und ihre Berechtigung findet Bunsen darin, daß die Bibel wirklich eine Geschichte der göttlichen Dinge ist, indem sie in geschichtlicher Weise Lehren und Aussprüche gibt über Wesen und Natur Gottes und sein Verhältniß zur Menschheit, sowie darin, daß wir durch die begriffliche Ausbildung des Geschichtlichen und dessen erst recht klar bewußt werden. Diese Auslegung erkennt also einen bleibenden Gehalt in der Ueberlieferung der Bibel an. Damit jedoch, daß sie die Sprüche und Lehren zusammenfaßt oder vielmehr Haltepunkte für ihre fertigen Formeln in der Bibel sucht, sind ihre Mängel und die Unzulässigkeit dieses Verfahrens gegeben. Denn sie reißt den Spruch aus seinem geschichtlichen Zusammenhang und behandelt ihn bloß als Begriff, sie scheidet nicht aus, was geschichtliche Form des Spruchs ist gegenüber der Idee oder der geistigen Anschauung, ja sie läßt alles, was sich ihr verlagert, unberücksichtigt oder verbrennt es. Im weiteren Verlaufe der Ausführung wird der Gebrauch dieses Schlüssels und seine Folgen geschichtlich nachgewiesen, wobei allerdings die ruhige Darlegung zuweilen einer erregten Sprache weicht, obgleich diese nicht überzeugender als jene wirkt. Inbessenen das räumt Bunsen der scholastischen Bibelauslegung ein, daß die rationalistische, welche er nun widerlegt, nicht nur voller Widersprüche ist, sondern noch mehr Bedenken gegen sich hat als jene. Zunächst allerdings erkennt er die geschichtliche Berechtigung des rationalistischen Bibelschlüssels in dem Gegensatz zur Tyrannei und Unkräftigkeit der scholastischen Bibelauslegung, seine allgemeine aber darin, daß er vernünftig sein und die Bibel vernunftgemäß auslegen will. Aber die Schrift ist für diesen Standpunkt ein von Menschen unter gegebenen Umständen, in gewissen Zeiten und Verhältnissen und für gewisse Zwecke geschriebenes Buch, welches nach den allgemeinen Regeln der Auslegungskunst erklärt werden muß als ein Buch jener Zeit, jenes Volks und Landes, während der ewige Gehalt für die christliche Gemeinde verloren geht. Ja es verschwand wirklich die Bibel allmählich so als heiliges Buch, zuerst der Alte Bund als rein jüdische Nationalüberlieferung, dann auch der Neue, ja selbst das bloße Evangelium. Zuletzt ging den Vertretern dieser Richtung die Person Christi selbst verloren, eine Gemeinde aber hatten sie kaum noch vorgefunden und jedenfalls die Ahnung ihrer erhabenen Würde und Bedeutung verloren. So zerbröckelt also die rationalistische Auslegung, als endgültiger Grundsatz verfolgt, das Ansehen der Bibel als geschichtlicher Grundlage des frommen Bewusstseins.

Hieran reiht sich die Darlegung der theosophischen und pietistischen Bibelauslegung oder des mystischen Bibelschlüssels, welcher Name eigentlich der mystische heissen sollte und nur mißbräuchlich auf die ganze Richtung

übertragen wird. Denn die wahre Mystik, deren Vertreter im 14. Jahrhundert am Rhein und Jakob Böhme auch von Bunsen als rein evangelisch bezeichnet werden, zeichnet sich im Gegentheil durch ihr Zurückgehen auf die Bibel aus und hat wie stets, so auch für die Bibelauslegung nur belebend und anregend gewirkt, was um so mehr ausdrückliche Erwähnung verdient, als das stark verwerfende Urtheil am Ende des Abschnitts nur den Mystikern gelten kann. Diese Art der Bibelauslegung nennt Bunsen wie die älteste so die neueste, was er auch in der geschichtlichen Darstellung nachweist. Sie ist ihm jedoch die verkehrteste aller falschen, d. h. einseitigen Auslegungen, weil schwärmerisch und unwirklich, ungeschichtlich und unwissenschaftlich. Denn sie will das Körperliche und Geschichtliche begrifflich und geistig machen, tritt aber dabei die Grundsätze der geschichtlichen Erklärung und der philosophischen Auslegung mit Füßen. Sie erkennt zwar an, daß es einen bleibenden Kern, einen geistigen Sinn der geschichtlich erörterten Thatsachen gibt, eine bleibende Bedeutung der geschichtlichen Darstellung, aber die geschichtliche Betrachtung wird vernachlässigt, das rein Thatsächliche aus den Augen verloren.

Sie ist eine unvernünftige Art, die Bervunft nachzuweisen in dem Ueberlieferten, gerade wie die Traum- und Zeichen-deutung im Leben der Wirklichkeit, die Astrologie angesichts des gestirnten Himmels.

Um diese gänzliche Verwerfung zu erklären, bedarf es des nähern Eingehens auf die einzelnen Vertreter dieser Richtung, welches der Abschnitt gibt. Als eine besonders gefährdende Erscheinung wird endlich noch der jüngste Ausläufer dieser Richtung, die scholastische Mystik der Gegenwart, bezeichnet und auf seine unheilvollen Folgen hingewiesen.

Also Eine Wahrheit hat jedes dieser Systeme, eine der drei Wahrheiten, deren Anerkennung für die biblische Auslegung Bunsen fordert und die wir vorher anführten, aber durch einseitiges Betonen und ausschließliche Anerkennung dieser Wahrheit ohne die andern wird das System falsch. So bleibt denn nichts anderes übrig als zur Bibel selbst zu gehen. Die Gesamtanschauung der Bibel von Gott und Welt ist für die Gemeinde entscheidend und bewahrt ihr allein das christliche Gottesbewußtsein. Sie enthält nicht bloß erbauliche oder lehrreiche Geschichte; sie gibt nicht bloß Vorschriften für ein untergegangenes Volk, nicht Befriedigung bloß für Bedürfnisse, die unser Geist und Herz nicht jüht; sie ist nicht eine Legende.

Es ist demzufolge eine voraussetzungslose, aber christliche, welche die biblische in drei beschuldigt zu steht. Das der Bibel Wahrheit Glaubens

Dieser Theil der „Vorerinnerungen“ bietet uns zugleich zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Bei der Besprechung über den vorgemerkten Bibelschüssel finden wir nämlich die einzige Erwähnung eines Begriffs, der gerade für das Bibelwerk eine große Bedeutung hat, während wir seine Darlegung vermissen mußten. Es ist dies der Begriff der Inspiration mit den sich nothwendig anschließenden Fragen, worüber nur an dieser Stelle und zufällig bei der Abweisung der mechanischen Eingebung gehandelt wird, wenn wir von vereinzelt andern Stellen absehen, die gelegentlich oder indirect Verbindendes darbieten, aber den Gegenstand weder erschöpfen, noch eben wegen ihrer Kürze mögliche Mißverständnisse ausschließen. Es ist dieser Mangel allerdings um so weniger zu rektifiziren, als jener Begriff die Grundlage für manches ausführlich Behandelte bietet und erst bei klarem Verständniß über diese Fragen viele Aussprüche recht erhellt und gewürdigt werden können, daß fast der Bunsen entfehlt, es möchte die Besprechung umgekehrt vertheilt sein. Das führt jedoch zugleich auf eine andere Beobachtung, die gleichfalls nicht verschwiegen werden darf. Bunsen scheint nämlich von der Gemeinde eine fast gar zu günstige Meinung zu haben, insofern er ihr manches bietet und bei ihr ein Interesse dafür voraussetzt, was doch wol nur der Gelehrte zu beurtheilen und zu schätzen vermag. Es bezieht sich das Gesagte zunächst auf manches isagogisch und philologisch an sich Wichtige, dessen Studium und Prüfung aber die Gemeinde wol kaum durchführen kann, und dessen Anführung gemeindlichen Zwecken wol kaum entspricht. Vor allem aber bezieht sich dieses Urtheil auf die umfangreichen „Zelttaseln für die alttestamentlichen Geschichten“ vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis auf Alexander den Großen und mit einleitender Chronologischer Uebersicht der Epochen und Zeiten der ägyptischen, assyrischen und babylonischen Geschichten. Bei aller Anerkennung von Bunsen's gründlichen Forschungen und reichem Wissen, die auch die Kürze dieser unferer Bemerkung nicht verringern soll, gedenkt doch vielleicht mancher bei Gelegenheit der ägyptischen Tyrannen der Worte Delér's: „Die Urgeschichte Aegyptens ist ein Labyrinth, zu welchem die Chronologie den Faden verloren hat.“ Gewiß aber fragt sich der Leser, ob das in ein Bibelwerk für die Gemeinde gehört. Es ist der Umfang des Werks ein so bedeutender, daß möglichste Ersparniß des Raums zur Pflicht wird, und diese Rücksicht muß sowohl das Interessante vor dem Wichtigen zurücktreten lassen, als auch den Ausdruck möglichst präcis und einfach machen. Welches Wahrheiten, die sich auch bei den „Vorerinnerungen“ ausdrängen. Hierzu kommt noch, daß das ganze Werk zweite Abtheilung, die Bibelstudien umfassend, d. h. die Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung, gleichfalls einen ziemlich umfang haben soll, nämlich drei Bände. So wichtig und interessant gerade die herein behandelten Fragen über die Entstehung und die Verfasser der einzelnen Bücher dem protestantischen Leser sind, so müssen wir doch nach diesem

Umfange eine ausführlich wissenschaftliche Darstellung annehmen, die gleichfalls ein gelehrtes Publikum voraussetzt. Es wäre vielleicht in den „Vorerminderungen“, die auch einzelnes davon gehen, eine Stelle hierfür gewesen, die allerdings nur einen geringen Theil des Verheißenen enthalten konnte, der aber bei recht wahrer Fassung dem Bedürfnisse der Gemeinde entsprochen haben würde. Es sind dies beides Umstände, die im eigenen Interesse des Werks nicht bewältigt werden dürfen, da bei einem gemeindlichen Bibelwerke die möglichste Präcision des Ausdrucks und Begrenzung des Gehaltens schon wegen der Verbreitung des Werks nicht genug berücksichtigt werden können. Bei den wol hinlänglich bekannten und beklagten Verhältnissen unsers lesenden Publikums ist aber die profane Frage nach dem Preise des Werks freilich ein Umstand, der den Freunden desselben manche Befürchtung erregen muß. Wer es weiß, wie der deutsche Leserkreis selbst bei geringern Ansprüchen sich schnell verengert, wie geistige Interessen, ja Bedürfnisse bei deutschen Lesern eine wirklich beschämende Fähigkeit finden; wer es weiß, wie wenig Familien dem Ankauf von Büchern eine feste Stelle im häuslichen Budget anweisen, der wird sich fragen, wie es hier gehen soll. Es hat die Klage über diese Fähigkeit ihren Grund in der ganzen Zeit. Ist der Umfang des lesenden und seine Lectüre auswählenden Publikums gewiß nicht zu überschätzen, so ist die Zahl der Käufer wol noch geringer. Die bürgerliche Stellung oder zufällige Umstände mögen eine mäßige Büchersammlung mancher Familie geben und man darf darin auch nicht zu schwarz sehen, unberücksichtigt aber wird dieser Umstand wol nicht bleiben dürfen. Aber doppelt ungern verweilt man hierbei diesem Werke, diesem Manne gegenüber, und hoffen wir vielmehr, daß vor allem die Sache und dann die Begeisterung des Verfassers für die Sache auch des Publikums Fähigkeit überwindet.

Der Fortschritt, den das Werk macht in Bezug auf den Standpunkt wie die Uebersetzung, ist freudig begrüßt worden. Alle bisherigen Schriften des Verfassers, namentlich seine „Zeichen der Zeit“, sowie „Gott in der Geschichte“, an die sich der Inhalt der „Vorerminderungen“ in mehrfacher Weise anschließt, besonders in Bezug auf Bunsen's geschichtsphilosophische Ansicht, sind nur Vorbereitung und Vorläufer des Bibelwerks gewesen. Die Theilnahme, die jenen geworden ist, muß sich daher in diesem gipfeln, wie auch der Kampf, den jene hervorriefen, hier erneut und erhöht worden ist und werden muß. Bunsen verdient diese Theilnahme, wie er den Kampf nicht scheut, der seinerseits nur zur Sonderung und Klärung beitragen wird. Die Aufgabe, die sich das Werk gestellt, ist eine hohe. Möge sein Reichthum vielfach ausgebeutet werden zur Belehrung und Anregung für denkende und strebende Geister, für gläubige Gemüther zur Erbauung und Förderung, für die Gemeinde zur Stärkung und zum Segen!

38.

Norwegen.

Der Telegraphenbrant, die metallene Schlagader des Zeitgeistes, hat Länder und Völker einander nahe gerückt. Gedanken werden heutzutage, wie ehemals Passagiergut, allein weiter expedirt, Gedanken können nicht im Meere verfluten, nicht von Stürmen verweht werden; sie verwirklichen die alte Rhömusfage, sie verzängen sich im Sterben und die Welt zieht dann ein neues Kleid an. Die Gedanken sind eigentlich fortwährend auf Reisen, sie sind Touristen, die sich im Hotel à l'Univers gegenseitig verdrängen; sie sind hohe Herren, die mit Ertragzügen ankommen. Die vollständige Befriedigung aller jener Bedürfnisse, die das reisende Publikum hat, der überhandnehmende Comfort, der sich bereits in Europas fernste Gebirgswinkel eingeschlichen, macht es notwendig, daß der Dase Bequemlichkeit vorgearbeitet werde. Dies ist das Geschäft der gedruckten „Wegweiser“ und Lesebahnbücher. Kaum will sich ein Gentleman ohne solches in einen Waggon setzen, oder die Kajüte eines Dampfers betreten. Eines der interessantesten dieser Art Bücher ist wol folgendes:

1. Nach Norwegen! von F. Rehwald, Leipzig, Berl. 1858.

weiliche Wohlbedacht gewahrt. (Diese Anschauung schreibt ich hauptsächlich der Größe, Kraft, Ausdauer und Gesundheit der Norweger zu.) Der größte Theil Norwegens ist mit Birken bepflanzt. Die Birke haucht aber bekanntlich unter der sommerlichen Hitze und Wärmewirkungen so viel Sauerstoff aus, daß man überall, wo Forstwirtschaft rationell betrieben wird, die Kiefernwälder mit Birken plant, um durch die Birkenabstufung die Kiefernraupe abzuhalten. Für die menschliche Constitution ist der Sauerstoff Lebensprincip und mühen sich die norwegischen Birkenwälder im Sommer durch die fortwährende Entwicklung des Sauerstoffes mittels Einwirkung des Lichts gänzlich und unausgesetzt mit diesem Lebensprincip erfüllt“ u. s. w.

Der zweite Theil ist ein Wegweiser für Reisende durch Norwegen. Der Verfasser beschreibt zuerst den Weg nach dem Nordcap, wozu er bemerkt, daß es vornehmlich in Norwegen die Landreisen sind, welche auch die Reisefantasie in vollem Maße bieten. Sehr charakteristisch ist sein Bericht über die großen Bauern, von denen einzelne mehr als 20—30 Quadratmeilen Landes hofly ihr eigen nennen. Die an und auf dem Meere wohnenden Familien Lasse, Hjertin und Rongvaad sind für den Reisenden nicht nur bemerkenswerth, weil man sehr gut bei ihnen logirt, sondern auch weil es Königsfamilien sind. Sie leiten ihren Ursprung von König Harald Haarfager ab, haben alle Hausgesetze, wie die deutschen Königsfamilien in Bezug auf ehrendürftige Feiertage, Erbrecht u. s. w. und haben diese Gesetze sehr streng. Im übrigen unterscheiden sie sich wenig von den andern Bauernfamilien. Von dem „höheren Bewußtsein“ der Lasse, welche in einem sehr großen Hofe auf einer Berginsel unter Hjertin wohnen, erzählt man sich folgende sehr hübschen Zug: Als König Karl Johann von Schweden nach Drontheim zur Krönung fuhr, nahm er bei Lasse Nachtquartier, wie auch alle Reisende bei einer der vornehmsten Familien zu übernachten suchten. Der alte Lasse stand an seiner Hausthür und empfing Karl Johann mit der norwegischen gemüthlichen Karte: „Obgleich kein königliches Blut in deinen Adern fließt, so bringe ich dich doch im Hause eines Königssohns von Herzen willkommen. Gehade dich wie in deinem Eigenthume!“ Aus der wirklich pompösen Schilderung der eigenthümlichen Felsenformationen und der Gesteine Morgana am Gorgjonte der Tränentinseln heben wir hier folgende Stelle aus, für die sich Mathematiker und Geometer besonders interessieren dürften: „Man steht mit Wangen das Schiff in die engen Irwege zwischen den vielen Felseninseln einzulassen, weil man seinen Ausgang bemerkt; oder man schaut ungeheure platte Klänge (wie wenn sich ein senkrechter Berg gespalten und die eine Hälfte ins Meer stürzte), oder man bemerkt das Wunderhorste, die vollkommensten Naturfelsenstücke. Letztere sind fast merkwürdiger als die meisten andern Bergformen. Denn wenn man an verschiedenen Orten Bergfelsen sieht, deren Höhe ein bedeutend war, wie sie theils wagerecht, theils schräg und platt wie ein Eisfelsen abgeschnitten wurden, so fragt man sich, wie und auf welche Weise führte die Natur den tadellosen Regelschnitt aus, und wie sind die regelmäßigen Regelschnitte entstanden?“ Daß all diese seltsamen Erscheinungen auf den Nordländer den mächtigsten Einfluß ausüben, daß sie namentlich gegen Lappland hinaus, wo die Winternachtsonne so gewaltig auf die Pole des Lebensprinzips influirt, seinen Körper kühlen, abkühlen und zu ungewöhnlicher Thätigkeit und Kraftanstrengung befähigen, darf uns nicht wunder nehmen. „Während des ewigen Tages spürten die Nordländer seinen Schlaf zu bedürfen, denn sie arbeiteten fast ununterbrochen, und fragt man, wann sie schliefen? so antworten sie: schlafen können wir in der ewigen Nacht genug.“ Als zweite Hauptreisevorteil beschreibt der Verfasser mit gewandter Feder die Tour von Christiania nach den bergischen Hochgebirgen. Mit besonderer Vorliebe schildert er die wildromantischen Felsenformationen mit den großartigen Wasserfällen, wie sie in solcher Menge und Fülle kaum ein zweites Land des Erdballs außer Norwegen aufzuweisen hat.

Man höre z. B.: „Zwei von verschiedenen Bergen bei Drontheim etwa 500 Fuß als Schenkel herabstürzende Bergflüsse treffen auf dem Quale, wo sie sich vereinigen, auf eine granitfame Felsenebene, von welcher sie dann zusammen etwa 100 Fuß herabstürzen und unten im See auf eine empfindliche Felsplatte treffen, so daß sich der Wasserstrom wie ein ungeheurer Wühltheil und das ganze untere Thal in Dampf und Dampf wolken hält. Wenige Schritte davon fällt die Wassermaße in den Eile-Risfen, ein Wasserboden ringsum mit 4—5000 Fuß hohen Bergen umgeben und von oben gesehen, von wunderbarer Schönheit.“ Wir können uns kaum erinnern, je ein Landbuch mit solcher Spannung und Aufmerksamkeit gelesen zu haben, und wie hat uns derselbe in und dem Dampf, das betörende Land zu sehen, so regt gemacht, als gerade dieses. So sei es denn auch der deutschen Leswelt auf das wärmste empfohlen!

Norwegische Ländchen bilden wenigstens den Hintergrund in folgender Novellenammlung:

2. Leben und Lieder in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben von Thorvald Mägge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meißinger Sohn u. Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Umstand, daß in allen vier Novellen ein verliebtes Paar agirt, ein Nebenbuhler bestrebt und dies oder jenes Hinderniß überwunden werden muß, bis das abgedroschene „Sie kriegen sich“ zur Geltung kommt, dieser Umstand verleiht den Novellen einen hohen Maßstab von Eintönigkeit. Mägge's Erzählungsart, weniger sein Erzählungstalent, scheint sich erschöpfen zu haben; kein Wunder, wenn man, wie er, die Bücher aus dem Kessel schüttelt! Schöb! neuerdicht kraft sich immer selbst. Konnte er sich denn nicht wenigstens in einer dieser Erzählungen, die im Lande der so feinfühler Norweger spielen, sich alles weichherzigen Liebesgewissens enthalten? Soll das männliche Element in unsern literarischen Zeit wol ganz vor dem weiblichen Schnickschnack mucken und duden? Sind die verführten, nervenschwachen Salonbienen wirklich jetzt allein in der Welt die so-called ästhetischen Kunstschreiber, vor deren jümpeligen Kanonen der Schriftsteller knirschend den Knien beugen muß? Sind sie's? Dann gute Nacht, Adieu! Man mag E. B. Schlegel's, Runow's oder Tieck's Ansichten über die moderne Novelle theilen oder nicht, so wird man doch nicht zugehen müssen, daß die Hauptpunkte der Novelle darin liegen, einen neuen — schon das Wort weist darauf hin — oder doch wenigstens interessanten Gedanken poetisch aufzufassen und künstlerisch festzuhalten. Ist dies bei Mägge zu finden? Wir glauben, wir können antworten: sehr selten! So ist ihm nicht möglich, sich kurz zu fassen; daher entbehren seine Prosaerzählungen keine reichliche, seine wohlthuende Behagen, seinen feinen Takt, ohne den keine gute Novelle bestehen kann. Wie ganz anders springt und das norwegische Leben mit seinen gewaltigen Naturformen in Tieck's herrlicher erster Novelle: „Die vier Norweger“, in die Augen! Wie nett und abgeflacht dagegen bei Mägge! Bei Tieck's, welche Lust, welche geistige Reizung, welche eine Kenntnis des Menschenherzens! Bei Mägge, welche eine Oberflächlichkeit, modern-litterarische Eigensinnigkeit und hohle Phrasenmacherei! Die erste: „Der Schatz von Genesee“, mahnt fast an Sentimental, die aus Mägge schon im „Uraja“ angetrübte; wir wenigstens sind kein Freund von aufgedrängten Geschichten; vielleicht ergeht es andern Lesern dabei besser. Die zweite Novelle: „Geralt Dattley“, hat das Verdienstvolle, daß sie von der Mitte an bis gegen den Schluß hin immer interessanter und lebendiger wird. Die Entfengensnehmung Dattley's und seine überraschende Befreiung sind mit glänzenden Farben geschildert und mögen für die Mängel der Introduction allenfalls entschädigen. Die dritte: „Rufan-Boj“, ist eine langweilige Liebesgeschichte, die der Leser getrost überblättern kann. Die vierte und letzte: „Eigna, die Genua“, ist unsere Bedauernens die beste von allen, obgleich die Hauptperson Eigna eine Nebenperson ist.

Im Inhalt, gedrängt im Ausdruck wiedergegeben, dürfte ungekürzt folgen sein: Edward Halland, ein feingebildeter junger Mann aus Christiania, der sich der Malerei widmete, reist ins norwegische Hochgebirge, theils um Studien nach der Natur zu machen, theils um seine Nichte Emma, die auf dem Lande bei ihres Vaters Halbbruder lebt, nach Jahren wiederzusehen. Er ist das Gut erreicht, trifft er zufällig mit Grimmur Skalden, aus beiden Goldschmied, der sehr gerührt ist, dass er so zusammen kommen. Edward ärgert sich über Grimmur's Eitelkeit. Angelommen an Ort und Stelle, vom alten Wirtler halber norwegisch gastlich aufgenommen, kann sich Edward von Emma's Freundschaft doch nicht verhehlen, daß sich die Liebe, kaum ausgebildeter Jungfrau viel zurückhaltender gegen ihn bezeugt, als in verlaufeneren Jugendjahren. Edward's stille Ärgerniß zu ihr erleidet einen gewaltigen Stoß, wie er in dem heimlichen Grimmur einen, wie es scheint, begünstigten Nebenbuhler entdeckt. Auf einem Spaziergange ins Gebirge wagt Edward seinem bekümmerten Herzen Luft zu machen und dem kühnen Mädchen endlich seine Liebe zu gestehen, und ihn mit Stöhnen und Freuden, daß sie erwidert werde; jedoch kommt ihm Emma alle Hoffnung, da der Vater wünscht, daß sie mit dem reichen Grimmur eine Verbindung eingehe. Die Kluft zwischen beiden jungen Männern wird von Tag zu Tag härter; trotzdem heuchelt Grimmur stets noch eine freundschaftliche Gesinnung für Edward, den er einladet, mit ihm den Winterberg, der zu großartigen Scenerien des Hochgebirges hinüberführt, zu bestiegen, wobei er ihm seine Ausrüstung über das freie, wilde Leben der schären Gegend anzuweisen. Edward schämt sich nach Grimmur's beifälligen Epithelen der Kuchensamkeit, die gefährliche Alpenpartie abzulehnen; doch schlägt er glücklicherweise durch eine Nacht Emma's Art vor im Begleiten heimlich einen Zettel, worauf letztere die Worte schreibt: „Er führt dich gegen dich im Schilde, sei auf der Hut, geliebter Edward!“ Dieser ist so eifrig den Zettel Emma zu zeigen und zu sagen: „Ich denke besser von Ihnen.“ Grimmur's Herzen löst die Weisheit über den Ausdruck: „geliebter Edward“. Sie flüstern immer höher, erreichen eine Höhe, von der sich ein prachtvoller Wasserfall tosend in die Tiefe stürzt. Grimmur lockt den Fremden bis an den Rand des Abgrundes und hebt in rascher Bewegung seinen Arm. Edward, eingedenk der Warnung, springt schreiend zurück; er sieht sich die zwei Männer feindlich gegenüber. Grimmur ruft: „Hört an, was man sich von meinem Großvater Thorolf haben erzählt. Er liebte ein Mädchen, so schön wie Emma, und hat einen Nebenbuhler, wie ich. Da ging er mit diesem hoch an diese Stelle und sie kamen überein, um die Braut zu werden, bis es dem Guter gelang den Gegner in die Schlacht zu verführen. Mein Großvater kam von den Fortunaellen hoch und hoch herunter, sein Menschenauge hat je den wieder gesehen, der mit ihm hinausgegangen war.“ Nach einigen Verwundungen geht Edward, um den Schimpf der Feindschaft zu abwenden, den heftigen Kampf ein. Die Männer ringen auf Leben und Tod. Plötzlich erscheint auf einer Felsklippe, wo in den Wolken, Sigas, die Göttin, die beiden verflochten steht, und ruft Grimmur zu, daß sie ein Kind von ihm unter dem Felsen trage. Der Norweger steht beschämt und verspricht Ewig zu heirathen Edward und Emma „kriegen sich“. Die ganze Erzählung ist gelungen zu nennen; nur mahnt das Verbot der Censur doch zu sehr an einen theatraleischen Knall. Das konnte sie ja bereits in der Brautkammer sagen. (Emmanuel Kossif.)

*) Dieses Rezenst von einem andern, die ihm in nächster Zeit haben sollen, waren leider bei den letzten Selbstbescheidungen des Verfassers. Emmanuel Kossif, mit seinem westlichen Namen Rudolf Widmer, Rector des römisch-katholischen Orientalischen Instituts in Wien, starb an den Folgen eines Schlaganfalls zu Leipzig am 11. December 1888. In seiner Arbeit kennen ihn aus seinen Arbeiten an die kaiserliche Bibliothek, namentlich über byzantinische Poesien und

Der General von Winterfeldt.

Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Rosp am 7. September 1751. Götting, Grunz und Comp. 1857. Gr. 12. 15 Bgr.

Die hundertjährige Niederkehr des Tages, an welchem der General Winterfeldt bei Rosp gefallen, hat der zahlreich in Preußen blühenden Familie von Winterfeldt Veranlassung gegeben, die Leiche aus der Gruft, wo sie bis jetzt schlief, mit Genehmigung des Königs nach Berlin schaffen und auf dem Mühlentischhofe, wo so viele Feldern berühmten Namens ruhen, bestatten zu lassen. Diese Feier hat auch das vorliegende kleine Schriftchen in das Leben gerufen: es soll dem Feldern einen Denkstein setzen und zugleich die von seinen zahlreichen Söhnen auf die geworbenen Ehrentatzen als Mahnung dienen.

Hans Karl von Winterfeldt, am 4. April 1707 auf Wansleben in Pommern, dem Orte seines Vaters, geboren, trat 1720 als Junker in das Kürassierregiment Winterfeldt und avancirte 1722 zum Cornet. Bei einer Musterung fiel dem König Friedrich Wilhelm I. sein kühner Wuchs und sein angenehmes Aussehen auf, so daß er als Lieutenant zu dem Grenadierregiment Detmold versetzt wurde, wo er, bald zum Obersten befördert, sich das größte Vertrauen des Königs erwarb. Im Jahre 1732 erhielt er den Auftrag, mit einigen Unteroffizieren nach Braunsberg zu gehen, um dort neue Truppen auf den Wunsch der Kaiserin Maria auszubilden zu lassen; sie versprach dem König dafür 800 große Tente für seine Dienste zu schreiben. Er fand dort im Hause des Hofmarschalls Wülfing, seiner Oberstin, die liebreichste Aufnahme und verlobte sich mit der Tochter der Wülfing'schen Kammer aus erster Ehe: Julie von Wülfing, Tochter des Großfürsten Elisabeth. Die Vermählung fand einige Zeit später statt. Nach seiner Rückkehr blieb er zu dem König in denselben Verhältnisse und begleitete 1734 den Kronprinzen, der seinen Ungang gesucht hatte, an den Rhein, um dort unter Augen von Generalen den Krieg kennen zu lernen. Beim Regierungsantritt Friedrich's wurde er zum Feldmarschall ernannt und im December 1740 als General nach Rußland geschickt, um ein Vertheidigungsabkommen zu Stande zu bringen, was ihm, wenn auch nur momentan, gelang. Von dort zurückgekehrt, erhielt er das Commando eines Grenadierbataillons, mit welchem er 1741 bei der Einnahme von Olagan war und in der Schlacht von Kollin zwischen dem Schwedens des ersten Feldmarschalls, wo er sich durch kühnste Thaten den feindlichen Krieger auszeichnete. Das Geschick von Kollin am 17. Mai, in welchem er eine feindliche Abtheilung überfallen und zerstreut, brachte ihm, noch im Jahr, rasche Beförderung zum Obersten und Obersten (nach einigen gleich zum Obersten) mit vorbestimmtem Patent. Bei diesem Geschick fand Berthens, obwohl schon Oberstleutnant, seiner Winterfeldt's Beförderung, von welcher Zeit an ihre Freundschaft begann. Der Verfasser sagt freilich, daß Berthens auf Winterfeldt's Bericht zum Obersten alle seine Freundschaft auf Berthens; was aber der Charakter dieses Feldens kennt, mag doch nicht leicht daran glauben. Im Feldzuge von 1742 brachte er mit einer vom General Dietrichen befehligten Abtheilung — wiederum dasselbe Bataillon — die Grafschaft Magdeburg zur Ruhe, welche

Diebstahlthaten, welche d. H. seit einer Reihe von Jahren aus der Hand erlitten und verurtheilt, als deren Schutzherren, dessen Wohl: und Sicherheit nicht ohne eigenthümliche Bedenke war. Ein selbständiges Bataillon wurde von ihm als Grenadierbataillon unter dem Titel: „Grenat und Wülfing“ (Leipzig 1804) und eine Grenadierabtheilung unter dem Titel: „Aus der Wülfing'schen Kammer“ (Leipzig 1807), worin man unsere Berichte in Nr. 47 d. H. f. 1804 und in Nr. 11 f. 1807 vergleichen möge. Mit ihm ging nicht nur ein Leben, das allentags seine Thaten bezeugen konnte, was in dieser Welt noch mehr beweisen will, als sprachlicher und schriftlicher Charakter von ihnen. D. Red.

dann nach Böhmeng, zurück, und kam hier, mit 300 Husaren und sechs Grenadiercompagnien besetzt, den anrückenden Feind zu verzögern; er brachte die wichtige Nachricht vom Anmarsch der feindlichen Hauptarmee, die die Schlacht von Gossau und dadurch den Frieden von Breslau herbeiführte. Während der Kriegspause blieb Wintersfeldt, zum Generaladjutanten ernannt, an der Seite des Königs. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs hatte er in Sachsen den Durchmarsch zu vermitteln und kam erst nach der Einnahme von Prag wieder zur Armee, wo er anfangs einen Beobachtungsposten bei Thein, dann aber die Deckung des Magazins von Eitmeritz bis zum Rückzug nach Schleien übernahm. Während der Winterpostur blieb er beim Generalleutnant Damoulin. Als der König im Frühjahr 1745 bei dem drohenden Einfall des Feindes seine Streiftruppe zusammenzog, erhielt Wintersfeldt den Auftrag, „wegen seiner ausgezeichneten Thätigkeit“ mit dem Corps des Generals Hauptmann von Rederics der feindlichen leichten Truppen in Oberschlesien Einhalt zu thun. Er entledigte sich dieses Auftrags, wie eines zweiten bei Gersberg und Landshut, glückend. Das Treffen von Landshut ist ausführlich in unserer Schrift geschildert. Bei Hohenfriedberg war Wintersfeldt wiederum bei Damoulin's Avantgarde. Der Verfasser thut ihm aber doch zu viel Ehre an, wenn er consequent schreibt: „Wintersfeldt und Damoulin“; so war das Verhältnis keineswegs. Der König verlieh Wintersfeldt bald nachher die Amtshauptmannschaft von Lützen mit 600 Mann Einheiten. In Böhmen wurde er während des Sommers zu mehreren Unternehmungen verwendet; er machte durch eine Aufstellung bei Weidenau den Marsch des Königs von Königgrätz nach Eblau, bedeckte einen lebhaften Wagentransport, der aus Schleien kam, entsetzte das in Neustadt eingeschlossene Grenadierbataillon Tanneggen und vertrieb den Parteidanger Trend, der bei Landshut hauste. Deshalb war er nicht bei der Schlacht von Mollath. Nach dem Rückmarsch nach Schleien leitete er im October noch einen Einfall des Generals Raffen in Böhmen, und besetzte dann ein Beobachtungscorps bei Weissenstein, von wo er dem König wichtige Nachrichten über das Vordringen der Sachsen in der Gegend sandte. Bei der Offensiv gegen dieselben führte er die Vorhut. Auch hier, bei dem Besatz von Katholisch-Hennsdorf war Jethen wieder unter Wintersfeldt's Befehl gestellt, worüber er sich beim König beschwerte. Der Brief, den er darauf von Friedrich erhielt, ist bekannt und auch hier abgedruckt; er konnte aber den Gralenden nicht beschwichtigen. Wintersfeldt machte nachher, als der König einen Theil seiner Armee Danzig zu befehlen ließ, mit einem Detachement nach Schleien abziehen, um den feindlichen Streifzügen im Gebirge ein Ende zu machen. Unterdessen erfolgte die Schlacht von Kesselsdorf und der Friede.

Ueber das Leben Wintersfeldt's während der elf Friedensjahre sind nur wenige Nachrichten vorhanden. Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm in der Diplomatie. Seiner Gewandtheit gelang es, „durch Bedrängung und andere Mittel der List und Verstellung“ Abschriften der wichtigen Documente zu erhalten, welche der König von den Plänen seiner Gegner zu erlangen suchte. Im Jahre 1756 empfing Wintersfeldt die Beförderung zum Generalleutnant und den Schwarzen Adlerorden, auch wurde er zum Sondermarschall von Kalberg und Chef des Infanterieregiments Nr. 1 ernannt. Die Inhaberschaft war zwei Jahre erbligbar gemacht, und daher eine Summe von 10000 Thaler ausgenommen, welche aber Wintersfeldt an die Offiziere und Mannschaften seines Regiments, die einer Unterstützung bedurften, ungenügend vertheilte. Als die Zeit zum Handeln gekommen war, brief der König Schwerin, Wintersfeldt und Rapin zu einer geheimen Besprechung nach Potsdam, um ihre Meinung zu hören, ob er über den Hand soeben herfallen oder die Ereignisse abwarten sollte. Wintersfeldt war für das erstere, wozu auch der König schon längst entschlossen war. Angeblickt seinen Befehl wegen ging er hinaus nach Rastadt, in welcher aber im geheimen Rissau nach Sachsen und Böhmen, um zu

reconnoissiren und konnte von dort ausführliche Berichte vorlegen. Daraus erfolgte der Einmarsch des Königs in Sachsen. Hier ließ Wintersfeldt das Lager bei Pirna sofort zu räumen; der König wollte aber noch versuchen, das sächsische Gebiet zu gewinnen, welche Wintersfeldt, wieviel als der König gegen das österreichische vorrückte, wurde Wintersfeldt als sein Karl beigeordnet, welcher die Augen bewirken sollte. Auch hier entfiel er erhöht wurden, als Wintersfeldt aus eigenmächtig änderte und der letzter wurde. Wintersfeldt schloß dann in der Schlacht von Lomow die Capitulation aber vergebens, die Sachsen nicht Arme einzurücken. Während er mit sieben Bataillonen, einem Dragonerregiment und 500 Husaren bei Landshut, um diese Ortschaft zu besetzen und des Feindes Pläne und Rüstungen für den nächsten Feldzug durch geheime Forschungen zu ermitteln, war er mit dem Könige einen sehr lebhaften Briefwechsel führte.

Bei der Gründung des Feldzugs von 1757 führte er eine der fünf Colonnen, in welchen Schwerin's Arme aus Schleien in Böhmen einrückte, nach der Vereinigung derselben die Avantgarde. Nachdem Schwerin mit der Arme des Königs vor Prag zusammengekommen war, begleitete ihn Wintersfeldt bei der Anmarsch, welche bekanntlich die abgefallenen, unangenehmen Truppen, die mit Kaiser besetzt waren, für Coalitionen ansetzte und durch die Truppen in Terrainhindernisse verwickelte, die sie zum dem feindlichen Feuer nur mit dem größten Verlust posten konnten. Die Schuld ist Wintersfeldt allein aufgebürdet worden, der Verfasser sagt: Schwerin's Adjutant habe berichtet, daß der Feldmarschall in Begleitung Wintersfeldt's unternommen habe diesen Bericht zu vernichten, worüber Wintersfeldt über Schritt im Kampfe mit den ersten Truppen und rückte trotz des mörderischen Kartätschenfeuers über Sterblichkeit hinaus, wurde aber hier durch einen Schuß am Hals vom Pferde geworfen. Die Truppen flohen; er stürzte, von kurzer Betäubung ergriffen, ihnen blutend auf den Fuß nach und traf auf Schwerin, der ihm sein Handtuch geben ließ, um ihn zurückbringen und verbinden zu lassen. Er konnte also den Schmerz erlittenen Sieg nicht theilen. Von der Wunde wurde er bald geheilt, trotz des einen Glases Wein, das ihn der Arzt täglich erlaubt, während er aber zu besten Schreien mit von starker Größe gebraucht hatte. Prag war unterdessen eingeschlossen; der König hoffte mit der Stadt auch den darin eingeschlossenen größten Theil der feindlichen Arme zu gewinnen und Wintersfeldt hatte ihm bereits einen Entwurf zur Einnahme derselben eingereicht, in welchem der bei den Sachsen geschehene Fehler, ganze Regimenter zusammenzulassen, vermieden werden sollte. Daun's Anmarsch und die Schlacht von Kolin vereitelten aber diese Hoffnungen. Wintersfeldt war dem Feldmarschall Keith, der das Belagerungscorps befehligte, zur Seite geblieben. In gleichem, wenig beneidenswerthem Verhältnis wurde er nach der Aufhebung der Belagerung dem Prinzen August Wilhelm beigegeben, als dieser den Befehl über die nach der Lauf sich zurückziehenden Truppen erhielt. Der Prinz hielt ihn immer ungern geschehen und erbot sich vom König noch den General Schmettau als Rathgeber, der mit Wintersfeldt in sehr gespanntem Verhältnis stand. So mußten die unangenehmsten Zerwürfnisse folgen. Zum Unglück war der König von der irrigen Annahme befehligt, daß die Hauptarmee des Feindes ihm folgen und sein Bruder nur geringere Kräfte gegen sich haben werde; es war aber umgekehrt. Wintersfeldt hatte dem Prinzen die Stellung von Leipzig vorgezeichnet, diese bewahrte sich gut. Aber die Operationen des Feindes in Böhmen und Bienen bewogen den Prinzen zum Rückmarsch nach Babel, welcher jedoch, weil dieser Fuß schon verloren war, nicht dahin, sondern auf schwierigen Gebirgswegen über Gergenthal nach Jauern entzogen wurde. Wintersfeldt hatte die Avantgarde, die ihm bestimmt war, an Schmettau abtreten müssen, bei dem

Bittan erwiderte, hier oder, wo die Verhältnisse zur Unternehmung nachdrückliche Winterfeldt und der Prinz annehmen, mit diesen Vorurtheilen von den Deserteuren eingeschlossen wurde. Winterfeldt befreite ihn, indem er sich mit einigen Grenadierbatalionen tückisch zwischen die Stadt und das feindliche Lager stellte; doch warnte, nachdem der Feind Jittan in Brand geschossen hatte, der weitere Rückzug angetrieben werden, welcher dem Prinzen die höchste Angabe des Königs zugog. Winterfeldt mußte, auf ausdrücklichen Befehl, nachdem die Vereinigung mit den königlichen Truppen in Baugen Rathgefunden hatte, im Lager bei der Parole bekannt machen: „Die Generale hätten alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegerrecht gehalten werde, wo sie dann dem Spruche nicht entgegen ständen, die Köpfe zu verlieren; indessen wolle es der König nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse.“ Der Prinz trat sofort aus dem Kreise und ritt, ohne mit dem König ein Wort gewechselt zu haben, nach Baugen, um die Armee zu verlassen. Er sowie als die andern Brüder des Königs maßten Winterfeldt's Berichten die Schuld der königlichen Ungnade bei; die Behauptung, daß er solche Berichte heimlich abgehört und den Prinzen und mehrere Generale verleumdet habe, ist jedoch nicht erwiesen. Der Prinz, schon kränzlich, sagte später, als er die Nachricht von Winterfeldt's Fall erhielt: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist“, und noch auf dem Sterbebette am 12. Juni 1758: „Ich beschließe mein Leben, aber Winterfeldt ist es, der es mir verkürzte.“

Dieser gerieth in neue, widerwärtige Verhältnisse, als er bei dem Abmarsch des Königs nach Thüringen dem mit der Hauptarmee zurückgelassenen Herzog von Wevern, mit dem er schon von früher und mehr noch von Baugen her schlecht stand, beigeordnet wurde. Der König aber, wie er selbst in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs sagte, setzte eigentümlich auf ihn sein Vertrauen. Beim Abschied, gleichsam von König erfaßt, sprach er: „Wald hätte ich vergessen, Ihnen seine Instruktion zu geben! Nur diese weiß ich für ihn: erhalte Er sich mir!“ Der Herzog von Wevern bezog ein Lager bei Schönan, wobei Winterfeldt mit 10000 Mann bei Radeby gegen Radetzky stand; dann aber wurde die Armee, weil die Stellung zu ausgedehnt sei, gegen Winterfeldt's Rath bei Weitz an der Landstrasse concentrirt. Hier nahm Winterfeldt auf dem rechten Ufer der Weiße Position, das Dorf Woyz vor seinem rechten Flügel. Am 7. September wurde er von Radetzky angegriffen, während die Hauptarmee die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu ziehen suchte. Das Treffen von Woyz in seinen Einzelheiten wird ausführlich beschrieben. Winterfeldt war noch Oberrath geritten, um sich mit dem Herzog zu besprechen und befand sich gerade im Laden eines Buchhändlers, um Handkarten zu kaufen, als ihm die Meldung von dem Maroden flüchtigen Feind: hoher Rassen zuzug. Er hielt die Sache für unbedeutend; „Ich weiß wohl“, sagte er, „es sind Kroaten, die uns auszumischen wollen“, setzte sich nieder und fing an zu schreiben. Wiederholte Meldungen konnten ihn nicht überzeugen, bis er Kanonenschüsse hörte. Da sprang er auf und rief munter: „Aha! da sind meine Gäste! Nun, ich will sie auch gut bewirthigen!“ Er warf sich nun auf sein Pferd und ritt zu den Truppen. Bei dem Kampfe um den Hauptstützpunkt der Stellung, den Jäckelsberg, der verloren war, den er aber gegen Gritsch's Anstich wieder angriff, traf ihn die Kugel eines Krotens. Er wurde tödtlich verwundet nach Weitz gebracht, wo er, nachdem er noch den Generalen seine Befehle erteilt — nur Jochen vernahm seine Worte — und einen Brief an den König dictirt hatte, verschied. Seine Leiche wurde einbalsamirt und auf seinem Gute Darschau bei Volkowitz beigesetzt, wohnen ihr der Prinz von Lothringen, da der Weg durch die österreichischen Posten ging, eine Ehrenwache mitgab. Der König empfing die Nachricht von dem Verlust seines Lieblings mit tiefer Bewegung. „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich mich wol zu vertheidigen wissen“, rief er aus, „aber einen Winterfeldt finde ich nie wieder.“ Mit

diesen königlichen Worten und einer kurzen Schilderung der Persönlichkeit Winterfeldt's schließt die Schrift. Als eine für preussische Militärs, denen sie doch nur gewidmet ist, dankenswerthe Beigabe erkennen wir die Notizen unter dem Text, welche die Truppentheile angeben, die in den betreffenden Gefechten mitgekämpft haben und zugleich auch nachweisen, welche der neuen Formationen bei der Reorganisation der Armee, 1808 und später, aus ihnen gebildet worden sind.

Karl Gustav von Scharnh.

Vertreter.“ Dieser Fall hatte auch, wie wir aus dem „Theaterarchiv“ erfahren, eine Differenz zwischen dem Ausschuss des Vereins und der Direction des Théâtre lyrique zur Folge, indem letztere diese Cantate verstorbenen Autoren zu entrichten sich weigerte. Das Comité des Vereins der dramatischen Autoren und Componisten schlug nun den Weg der gerichtlichen Klage ein, wogegen die Direction des Théâtre lyrique sich bereit erklärte, ein Viertel der gefälligen Cantate zu zahlen. Nach der neuesten Mittheilung hat das Comité des Amateurs Vereins sich mit diesem Vorschlage begnügt und seine Klage zurückgenommen. Ueber Karl Mozart erzählt man bei dieser Gelegenheit Folgendes: „Mozart's Sohn empfing kurz vor seinem Tode mit Daniel die ihm überschickte Summe von 9000 Fr. Er lebte nicht, wie einige Zeitungen behaupteten, in gewöhnlichen Verhältnissen. Früher österreichischer Beamter, 1806 er ein

Inhalt, das, verbunden mit Ersparnissen, seiner bescheidenen Existenz ein genügendes Einkommen zuschaffte."

Man ist jetzt in Deutschland nur zu sehr gewohnt, über die Franzosen, die wie jedes Volk ihre Erbrechten und Schatzkammern haben, als Nation sehr abfällig zu urtheilen; dennoch ist es gar keine Frage, daß man in Frankreich in vielen sehr wesentlichen Punkten humaner und liberaler denkt und handelt, als bei uns, daß man dort eher als bei uns zu gewöhnlichen Unrichtigkeiten schreitet, denen in einzelnen Fällen selbst die Feinde bei den Franzosen so klar hervortretenden nationalen Vorurtheile und Einseitigkeiten weichen müssen. Unser Hauptgebrechen ist zunächst der Particularismus und die Kleinstadterei, deren mannichfache üble Folgen wir moralisch zu überwinden suchen müssen, und gerade in dieser Hinsicht werden wir von den Franzosen allerdings manches lernen können. *) Wären wir aus Menschen zum Theil nur zu gerechtfertigten Gründen gegenwärtig nicht allzu partiell gegen die Franzosen eingenommen, so würden wir z. B. in den Verhandlungen des Montalembert'schen Processes ebenfalls eine großartige Ersehnung erkennen; aber man nenne und einen andern continentalen Staat, in welchem diese oratorische Prachtentfaltung und zugleich diese Unabhängigkeitsbezeugung vor den höchsten Gerichten des Landes gegenwärtig denkbar wäre! Um übrigens auf das Thema, von dem wir ursprünglich ausgingen, wieder zurückzukommen, wollen wir bemerken, daß die erste Kammer des „Theatrarchiev“ unter andern ein vom Reichern von Gall und dem Intrudanten Franz Dingelstedt unterzeichnetes Einladungsschreiben an die deutschen dramatischen Dichter und Tonsetzer enthält, in der Hauptsache darauf hinauslaufend, „den schon mehrfach angeregten Plan eines Vereins unter sich mit bestimmten Sägungen und organisirter Gliederung zu emblemer und baldiger Ausföhrung zu bringen und zu diesem Zweck die bekannten Vorgänge und Beispiele zu empfehlen, wie sie seit Jahr und Tag in Frankreich und England beſehen und sich wirksam erwiesen haben“.

Wie schwer hält es doch, die indifferent-egoistische Masse deutscher Autoren zu solchen gemeinsamen Zwecken in Bewegung zu setzen, und doch sollten sie es als eine Ehrensache ansehen und betreiben, auch in diesem Grad es ihren Kollegen in England und Frankreich gleichzutun oder doch einigermaßen nachzukommen, die die deutsche Nation sollte noch mehr als bisher ihnen dabei zur Hand geben, damit wir auch in dieser Hinsicht vor Europa mit Ehren bestehen können, damit jene Vorwürfe endlich aufhören, die der französische Escubier im „Journal de l'Empire“ bis zu der schamroth machenden Anklage steigerte: „Das Leben Beethovens“, der bis zum Grabe von Unbilligungen und Eriden, von Noth und von der Intrigue verfolgt wurde, ist eine ewige Schmach für diese deutsche Nation, die sagt wie ihr Himmel ist!“ Will man dieser Anklage Escubier's dadurch einen Schein von Begründung geben, daß man, wie dies immer noch von vielen Seiten geschieht, die Begreife in dieser Hinsicht zu verwirren und die aufhebung des Leses talentvoller und verdienster Künstler, Schriftsteller, Dichter und Musiker gerichtlich beschredungen Schritt für Schritt demüthet? Noch jüngst wußten wir in einer deutschen Zeitung wieder die oft gehörete Behauptung lesen, daß die Noth das rechte Element für den Künstler sei, um ihn zu immer höhern Leistungen und Ausbreitungen anzuspornen. Nun, als Durchgangsperiode mag auch die Noth für den Künstler und Dichter ihren Werth haben, aber auf die Dauer reißt sie allmählich auch den Begabtesten auf, namentlich im wöhnlichen und höhern Alter und wenn die Sorgen um die Erhaltung einer Familie hinzutreten. Statt aller Lebensarten über den beschriebenen Einfluß der Noth auf die

poetische und künstlerische Schöpfungskraft kennen und was bei
den wirklich großen Werken, welche der Pöbel ihrer Fälschung un-
denken; man weiß und nach, ob Schopenhauer, Goethe's oder
Bauder hangerien, als sie ihre außerordentlichen Dichtungen schufen!
Ob Schopenhauer von Wäldigern gedrängt wurde, als er sein
„Essen“ oder „Rocher“ schrieb? Ob Ariost am Sommers-
nagel, als er seinen „Maler'sen Roland“ dichtete? Ob Rafael,
Lipari, Rubens unter zehrenden Nahrungsorgen ihre ewigen
Meisterwerke schufen? Ob Goethe, als er den „Faust“, o
Bieland, als er den „Oberon“ dichtete, ob Cervantes, als er
die Villa Massimi, die Ellyptischer, die Lezuwigstische mit ihm
schmückte, irgend Noth gelitten haben? Die grübeln hängen
sehr Jugendwerte Schiller's kann ich als Gewährte, die vom
Kochkessel irgend zu kulturellen Vermächtnis, nicht gelassen haben.
Als er seinen „Carlos“ schrieb, war man ihm schon von ach-
tern Seiten zu Hüfte gekommen, und als er an seinem „Wer-
kestein“ arbeitete, war seine Existenz hindänglich gefährdet, hat
er schon auf drei Jahre die Unterstützung von jährlich 100
Thaler genossen, die ihm der bayerische Minister Graf Schu-
nheimmann ausgereicht hatte. Es war eine bayerische Unterstützung,
wie Beethoven eine englische erhielt. Immer wieder nahm
mit die treffenden Worte Herder von Ritters's wiederholen.
„Geden einige sagen wollen, daß Kermath und Dürstigkeit für
seine Werke der Dichtung hervorbringen, als Wohlstand, so hat
dies leere Phantasien und barocke Erhabenheiten, die wir un-
dienten, daß sie an dem Arbeiter verfehlen, wenn er Lohn
hatte, erstarkt würden.“ Auch die berühmte Ritters geht von
dieser Ansicht aus in einem durch italienische Blätter veröffent-
lichten Briefe, worin sie, die Schauspieler und Dichter als im
Familie betrachtend (ein Standpunkt, zu dem sich deutsche Schau-
spieler sehr schwer erheben dürften), das einzige Mittel zu
Förderung der nationalen Bühne darin erblickt, daß man die ho-
matischen Dichter ermuntert, „und zwar nicht bloß dadurch,
daß man ihnen Merkmal durch die Aufführung stühnen und Be-
fall verschafft, sondern auch dadurch, daß man ihre Räder lenkt,
wenn auch nicht wärdig, was schwer ist, doch so gut als mög-
lich“. Nicht jeder befaßt die bessere fangulnische Natur Goeth's,
dem selbst eine bedrängte, obgleich doch auch vor dem großen
geschätzte Existenz nicht anhaben konnte. Aber auch in Deutschland
Mozart's bewertete der brave Haydn in einem an einen hoch-
gestellten Beamten in Prag gerichteten Brief: „Frage soll in
ihrenem Mann festhalten, aber auch ihn belohnen, denn ohne sie
ist die Geschichte großer Beamten traurig und gibt der Nachwelt
wenig Aufmunterung zu fernem Verbrechen, weshalb so viel
hoffungsvolle Werke deniederliegen.“

Diese Klage ist freilich sehr alt, in Deutschland wohl so alt als hier überhaupt gedichtet, verkörpert und gemeldet wird, und wir erinnern hierbei an einen in der Zusammenfassung dieser Betrachtung passenden Ausspruch Albrecht Dürer's. Man zeige ihm einst in einer Stadt ein Gemälde von einem ihm bis dahin unbekannten Künstler, dessen Schönheit ihm mächtig ergreife. Da lobt, das er ihm spendete, verabscheit aber eine der Personen, in mit ihm waren, und schmerzvoll bemerkt diese, der Schöpfer des Kunstwerks sei im kaiserlichen Spital verstorben und gebehen. Da sagt der andere Meister: „Das ist für den Künstler keine Schande, aber wohl eine Schande für die Stadt, welche einen so trefflichen Künstler, der ihr einen Namen hätte verschaffen können, so schlecht gelohnt hat!“ Schließlicb verweist wir auf Sollet's Vorschläge in der „Allgemeinen Zeitung“ in Betreff der dramatischen Autoren, auf Gottschall's Auffage „In Stellung der dramatischen Schriftsteller in Deutschland“ in Nr. 4 der in Wien erscheinenden „Revue-Roman“ und besonders auf den von H. Wehl „Ein Wort zu seiner Zeit“ in Nr. 3 derselben Blätter. Wehl hebt darin unter anderem hervor, wie die Entlohnung der französischen Autoren selbst vom Staate aus eine viel gescheiterte und gescheiterte Falsch die der deutschen. A. M.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Goethe's Leben von J. B. Schaefer. Zweite aufs neue durchgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen. Bremen, Schönmann. 1858. 8. 2 Hft.
2. Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Saldauna. Zweite Abtheilung: Von Klopstock bis Schiller. Erster Band. Mit 15 Portraits und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1856. Gr. 16. 1 Hft. 10 Ngr.

Man kann gegenwärtig wol keine Biographie Goethe's besprechen, ohne vor allem ihr Verhältnis zu dem gezeigten Tuche von Lewes zu erwähnen. Was die Stoffsammlung für Goethe's Leben betrifft, so sind dabei zwei Fundgruben besonders zu beachten: die eine sind die Briefwechsel mit Goethe, deren genaue Durchforschung immer neues Material liefert; die andere sind die Zeitschriften, welche, wie zumal die „Blätter für literarische Unterhaltung“, das „Bremer Sonntagsblatt“ und „Weimarer Sonntagsblatt“, das „Deutsche Museum“ und das „Frankfurter Museum“, die „Minerva“ und „Webermann's Illustrirte Monatshefte“ Berichtigungen der eigenen Aufzeichnungen Goethe's oder Nachrichten über darin genannte Persönlichkeiten bringen. Nun ist die erste Auflage des Schaefer'schen Werks 1851 erschienen, lange vor Lewes' Werk. Sicher hat also Schaefer das letztere Buch nicht benutzen können, während es Lewes freilich, die bei Schaefer enthaltenen Einweisungen auf Stellen in den Briefwechseln zu benutzen. Ein Beweis dafür läßt sich der Natur der Sache nach nicht führen, auch würde die Benutzung solcher Bünde dem Engländer durchaus nicht zum Vorwurf gereichen. Wir erwähnen diesen Punkt nur, weil wir nach der gründlichen Arbeit Schaefer's die glänzende Aufnahme des Lewes'schen Werks, als wenn eine Bearbeitung der Biographie Goethe's überhaupt noch nicht existierte, nur aus einem Rest von Ausländerthum erklären können. *) In dieser Aufnahme mag die Freude beigetragen haben darüber, daß den Wölfen englischer Junge nicht nur Goethe's Leben, sondern damit zugleich die Geschichte der deutschen Literatur von dem Aufgang Klopstock's bis zum Niedergang der Romantik in einem mit Liebe, Geist und Sachkenntnis gearbeiteten Bilde vorgeführt wurde; aber man sollte nicht vergessen, daß Lewes zunächst englische Leser im Auge gehabt hat und daß sein Verdienst besonders darin besteht, seine Landleute in das Verständnis Goethe's eingeführt zu haben. Schaefer selbst spricht sich über sein Verhältnis zu Lewes an einer Stelle an, wo er erwähnt (II, 379), daß viele seiner Aufichten ohne Aennung der Quelle aus seiner ersten Auflage in andere Werke übergegangen sind und von andern als neue Entdeckungen erzählt werden. „Es könnte scheinen, als hätte ich mir (in der zweiten Auflage) Fremdes angeeignet, während ich nur die Worte der ersten Auflage wiederhole. Ich bin es mir schuldig, dies ausdrücklich in Bezug auf Lewes' Leben Goethe's hervorzuheben, damit man nicht übereinkommende Stellen für Entdeckungen aus seinem Werke halte.“ Da es hier unsere Aufgabe nicht ist, eine Kritik über Lewes zu schreiben, so verlassen wir diesen Gegenstand, um einige Punkte hervorzuheben, wo dem Verfasser einzelne Berichtigungen entgangen sind. In Bezug auf Weichsch, den Goethe um etwa 10 Jahre zu alt macht, ist der feigige Aufsch von Karl Vitz in Nr. 2 des „Deutschen Museums“ für 1857 zu nennen, der auch noch Goethe's Angaben völliach berichtigt. Wenn Schaefer (I, 92) als Goethe's frankfurter Arzt um 1768 Gottfried Wilhelm Müller und in der Anmerkung dazu Dr. Weg nennt, mit dem Satz: „andere nennen Weg“, so ist dies dahin zu berichtigen, daß hier weder Zweifel noch Meinungsverschiedenheit obwaltet, sondern daß von derselben Seite her, wo aus einer Vermuthung die falsche Angabe, G. W. Müller sei dieser Arzt gewesen, in Lappenberg's

„Reliquien der Bräulein von Klettenberg“ (Damburg 1849) überging, diese Angabe auch berichtigt worden ist, nachdem an Lappenberg ein Auszug des Favart'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Bräulein von Klettenberg betreffend, vom Archiv aus mitgetheilt war, aus welchem hervorgeht, daß Weg dieser Arzt war (vgl. Nr. 379 d. Bl. f. 1850; „Frankfurter Museum“, 1856, Nr. 8). Es denkt uns, daß die Goethe'sche Buchhandlung mit dem Verlegerrecht der Goethe'schen Werke zugleich die Berücksichtigung übernommen hätte, endlich eine kritische Ausgabe der Goethe'schen Selbstbiographie zu geben. Es müßte nicht im Text geändert werden, aber in Noten müßten die zahlreichen Irrthümer aufgedeckt werden, welche die neuere Kritik aufgefunden hat. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß keine einzige Wiederholung jener Fehler und Versehen stattfindet, denn Goethe's eigene Angaben werden doch immer mehr gelesen, als die Commentatoren und Biographen. Es handelt sich dabei nicht bloß um Kleinigkeiten. Goethe hat erst in Nr. 50 d. Bl. f. 1857 nachgewiesen, wie fehlerhaft z. B. Goethe's Darstellung von Zimmermann's Charakter ist, den er zu einem Kamenischen und Hausmannen streift.

Von kleinen Fehlern sind uns aufgefallen: Edmürring durchweg statt Edmürring und II, 379 Barthold statt Berthold, im ganzen aber ist das Werk allen Litteraturfreunden zu empfehlen. Obgleich die Selbstbiographie Goethe's voraussetzend, läßt der Verfasser den Faden der Erzählung nicht fallen; überall gibt er die Entwicklung des Charakters und nur selten tritt das Urtheil hervor, dann aber die richtige Mitte haltend zwischen unbefangener Verehrung und unbilliger Schärfe; ästhetische Gerührungen nehmen nur geringen Raum ein und kritische Conteroverfen sind in die Anmerkungen verwiesen.

Das Werk von Saldauna ist bereits 1856 begonnen worden, aber zweimalige Wohnungsänderung des Verfassers (er ist gegenwärtig Director der höhern Bürger Schule in Frankfurt a. M.) hat die Vollenbung des vorliegenden Bandes von dem Schluß des Jahres 1858 unmöglich gemacht. Gegenwärtig ist jedoch ein weiteres Heft im Druck und eine eingetretene Theilung der Arbeit wird eine raschere Förderung des Werks hinfür möglich machen. Es ist mit Portraits im Holzschnitt geschmückt und schließt sich in Druck und Format der Goethe'schen Sammlung der deutschen Klassiker an. Die zuerst erschienene zweite Abtheilung wird von Klopstock bis zu Schiller's Tode reichen, die erste Abtheilung mit 1856 beginnen, auf unsere Tage sich erstrecken. De 638 Seiten bringt die Biographien von Julius Wöfe (geb. 1790), Klopstock (geb. 1729), M. Denis und Freye (geb. 1730), Wieland (geb. 1723), v. Kretschmann (geb. 1758), Schubart (geb. 1740), Boje (geb. 1744), Goethe (geb. 1748), Göttinger (geb. 1748), J. v. v. Stöber (geb. 1750), J. 4 endlich Kluge (geb. 1755) und Herder und Goethe werden in den nächsten nach der Wichtigkeit wechseln die 174 Seiten bei Klopstock und 26 Seiten bei Boje mit 4 Seiten, Kluge 3 2 Seiten. Auf gründlicher Forschung sich an die Schilderung und versucht zugleich dem Bedürfnis der Lesenden zu genügen. Demgemäß sind neben der Darstellung der äußeren Lebensverhältnisse und der inneren Selbstentwicklung der Schriftsteller, auf welcher allerdings der Hauptaccent ruht, ästhetische Würdigungen wichtiger Werke, zu deren Erläuterungen einzelne Stellen mitgetheilt werden, durchaus nicht ausgeschlossen. Der moralische und nationale Standpunkt ist überall festgehalten und so wird bei weitem Mosen'schen eine große Vorbereitung dem populären Werke hoffentlich nicht fehlen. 25.

*) Dieser Aufsatz unserer Referenten können wir allerdings nicht ganz bestimmen und verweisen in dieser Beziehung auf unsere nachstehenden Besprechungen über das Werk von Lewes. D. Red.

Notizen.

manen nicht im allgemeinen jene Haltung von Romanen, welche Begebenheiten und Charaktere aus der realen Welt und der Gegenwart behandeln, sondern nur solche verstehen wollte, welche es speziell mit der Erwerbsfrage und dem Mercantilismus zu thun haben, dann würde Lauthard's Roman nicht in diese Kategorie gehören, vielmehr in die Klasse der Elitenromane. Lauthard will in seinem Roman an den Schicksalen Franz Wolff's, des „dammen Teufels“, nachweisen, „daß die Augenb für sich allein, ohne Weltklugheit, sehr oft in weltliches Unglück führt, wie die leidige Erfahrung alle Tage lehrt“. Er fährt fort: „Wer in der heutigen Welt — und so war es zu allen allerlei Mittel aufschreibt, fallen die Würde Herr Marx in solchem Aussehen behandelt hätte? Nach der Wertheiliger des sich für die Aufs, um so mehr heraus, eine Zeit lang, den eten. Die Darstellung, der Verfasser nen, und schen, im labilität durch; aber damaligen Studenten den vornehmen und schließlich hat eben geführt, nicht lt. Die Einführung en zu schließen, zu wesen sein, während andern vielleicht mehr Dame durch oder, noch einen „Gan gement“, ein schter, eine grande mal- sie haben, der ihn stion war so unger der Sphäre seiner zweideutiges Deutsch

über: „Was, von dieser „Zotologie“, was, was Lauthard'schen Ausdrucks zu bedienen, hat sich wol noch auf unsere Unverständen erhalten, obgleich sich doch wol auf den meisten Hochschulen der Studentenjargon gegen damals vertheilt haben mag. Bei Lauthard äußert z. B. der Student und Mercantilist Kersch: „Maulschellen gefriert es immer wie ein abgehackenes Schwein. Ich danke, aber, Spet soll mich ich furchen ihn mit der Spet begehren sollte!“ Der Verfasser: „Die Studenten haben ebenso ihre Studenten ihre Burschensprache. Sprache scheint allen verstanden zu sein. Sie applaudiren jedem, nur einen neuen Kraflandsdruck es der Verfasser selbst an solchen so sehr liegt böse Angewöhnung bessere Einsicht!“

Die „Revue germanique“.

Die von H. Dollfus und A. Meißner herausgegebene „Revue germanique“ hat ihr Prüfungsjahr überstanden, indem, wie wir lesen, das erste Heft für 1869 bereits erschienen ist. Dieses liegt uns noch nicht vor, aber wohl das Decemberheft für 1868, dessen Inhalt von mannichfaltigem Interesse ist. Es enthält unter andern einen von höchst gründlicher Belantheit mit den Arbeiten deutscher Theologen zeugenden Artikel von Michel Nicolas: „La theologie des apôtres“, einen andern mit der Ueberschrift „Les legendes suisses du canton d'Argovie“, von J. Hunzler, dem die von Rochholz gesammelten „Schwyzersagen aus dem Argow“ zum Grunde gelegt sind, den Anfang einer Uebersetzung von Werthold Kirchbach's „Epinion“, den Versuch einer biographischen Abhandlung über Jean Paul von der Perouin Aloise von Gailoup, ferner einen Artikel „Les jeunes poètes autrichiens“ von H. Dollfus, in welchem Moritz Hartmann, Karl Beck und Alfred Meißner besprochen werden. Hartmann hat sich besonderer Auszeichnung zu erfreuen; aus seinen „Heillosen“ werden mehrere Stellen übersezt, und es wird ihm namentlich eine „suspense evanée“, die zu gleicher Zeit „naturelle“ sei, und eine in Deutschland nicht gewöhnliche Klarheit der Form nachgerühmt, so eine Frage, die zu Correggio erinnere, was freilich manchen als ein etwas überfchwängliches Lob erscheinen dürfte. Karl Beck, der im Graßer gepanzter Lieber einen so hässlichen Mordnahm, jetzt aber fast nichts mehr von sich hören läßt, und Alfred Meißner scheinen Hartmann nur beigesetzt zu sein, um ihm zur Folie zu dienen; namentlich wird Meißner von dem, was über ihn gesagt wird, sehr wenig zu erbauen sein. Als lyrischer Dichter, heißt es über ihn, sei er im Grunde nur ein „vornichtpateur éminent“, als Prosaist werde er vornehmlich immer nur „le premier des rhétoriqueurs“ sein, und als dramatischer Autor zähle er gar nicht mit. Gelegentlich polemisch Dollfus auch gegen die „critique a priori“ wie sie in Deutschland geübt werde, gegen die theoretisierende Aesthetik, deren Forderung doch immer nur darauf hinauskomme, daß die Poesie rein die Poesie, die Kunst die Kunst und das Schöne das Schöne sei. Auf die Lectüre eines Artikels „La premiere femme de Rembrandt“ verweisen wir namentlich den „savant rédacteur du catalogue de Drono“, Julius Häner, der darin einige interessante Angaben über Rembrandt's berühmtes Bild (Nr. 116 des Catalogs) finden wird. Darauf folgt eine Anzahl Proben aus einer „Anthologie allemande“, einer Sammlung schillernder oder geistreicher Gedanken aus den Werken deutscher Schriftsteller, welche Eugène Gringueret demnachst in einem kleinen Bande herauszugeben gedenkt. Unter den hier mitgetheilten Proben nehmen sich die von Lichtenberg und Börne besonders gut im französischen Gewande aus. Gringueret hat überdies, wie es uns scheint, mit dieser Anthologie einen sehr guten Einfall gehabt; denn die Schreiber, den besten deutschen Autoren

selbst wenn sie als Ganzes verfehlt sein sollten, enthalten doch oft einen wahren Schatz von kostbaren Gedanken und Gedankenreimen, welche den Anspruch haben, die Bücher selbst wie die Seele den Körper zu überleben. Unter dem Titel „Baisers“ werden Uebersetzungen einer Anzahl deutscher Liebeslieder von Adelt, Heine und Chamisso mitgetheilt, die man Paul Brignault verdankt. Das bekannte belächelte Liedchen, „Die Welt ist dumm, die Welt ist blind“, lautet bei Brignault:

Le monde est stupide et vulgaire.
Et on bâille va croissant;
Et on plaint de son caractère.
Le croirais-tu, rieuse, enfant?

Le monde est sot et ridicule,
Laisse-le faire les grands hommes;
Ah pauvre monde, il ne sait pas
Combien, combien ton baiser brûle!

Kleinere Bucherkritiken, Correspondenzen aus deutschen Städten, z. B. aus Heidelberg (von G. Feingut), der des Gerächts erwähnt, daß Professor Gausser's Berufung nach Berlin, und zwar mit nicht weniger als mit einem Gehalt von 5000 Thaler im Jahre sei), kleineren Notizen und eine „Chronique Parisienne“ bilden den Schluß auch dieser Lieferung. **M. M.**

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Album. Zum Besten des Rathhauser Waisenhauses. Herausgegeben von J. Novelli. Rasthan, Werder. 8. 2 Thlr.

Aus der Heimath. Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von G. H. Rossmäler. Jahrgang 1859. 52 Nummern. Glogau, Flemming. Gr. 4. Vierteljährlich 15 Ngr.

Belgien unter Maria Theresia. Aus dem Blamischen des F. van Bredingen (L. Mathot) überf. von M. v. Sturz. bearb. Wien, F. Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bläffen, J. Jacob Wilhelm, Director zu Frankfurt und Professor zu Gießen von 1524 bis 1558, als Schulmann, Richter und Schriftsteller dargestellt. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 Thlr.

Collins, W., Erzählungen eines reisenden Malers. Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers überf. von F. Du Bois. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Carletons. Eine Erzählung aus dem Englischen bearb. von W. L. H. S. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1858. 8. 2 Thlr.

Freudvoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. Berlin, Guttertag. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Einige Gedanken über die heutige Kriegsführung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Marinabader Gedendruck. Herausgegeben von E. Friede v. M. H. H. H. Dresden, am Ende. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Amerikanische Geschichte. Deutsch von F. Spielhagen. Leipzig, Koberg. 16. 24 Ngr.

Wiss, M. v., Wie viel entbehrt bis jetzt die neuere Naturwissenschaft? Ein kritischer Versuch im Sinne des Fortschritts, besonders gegen Herrn Dr. L. Büchner's „Kraft und Stoff“ und „Mater und Geist“. Braunschweig, Viewegmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gemey, P., Eine Welle im Meere. Gedichte. Berlin, H. 16. 16 Ngr.

Gefährlicher, F. M., Ring und Pfahl. Ein Gedicht in zehn Gefängen. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 24. 1 Thlr.

Die große Länge und Matthias Dahl. Zwei Lebensbilder aus der evangelisch-lutherischen Kirche. Herausgegeben von dem

christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Cisleben, Christlicher Verein für das nördliche Deutschland. 1858. 24. 6 Ngr. Lavater, J. G., Andenken an liebe Reisende. Basel, Bohnmaler. 16. 12 Ngr.

Lebensbilder aus Tirol. Von einem Norbländer. Mainz,

Eine Erzählung aus dem französischen. 6 Ngr.

die in fünf Lgr.

Die französische Fortsetzung. 20 Ngr. R., Verlag

Ne. Frank. 5 Ngr.

Die Philosophie der 58. Gr. 8.

12. Hgr.

19. Frank.

Ein bis-
wenn. A

1. Hgr.

Tagmann, R., Friedrich bei Lützen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Liss, Gräfe u. Unger. 8. 20 Ngr.

Lehner, L., Das Goldamant. Erzählung. Mit colorirten Abbildungen. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 1858. 8. 15 Ngr.

Eine politische Lobenschan. Zur Geschichte der staatsrechtlichen Anarchie in Preußen. Kiel. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

nach Br.
ogthümern
rechtlich
1. Manke.

Sache im
n. 1858.

aber die
H. Gatten.

Hivar und
12. St.

Duppen, W., Das unangefochtene Recht des lutherischen Bekenntnisses in der preussisch evangelischen Landeskirche. An Heubners Austritt aus derselben und seiner Schrift: „Liebt es in der preussisch evangelischen Landeskirche noch ein Recht für das selbstständige Bestehen lutherischer Gemeinden?“ beantwortet. Elberfeld, Wöhrer. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Schröder, M., Geschichte des Münsterdorfischen Kalands. Ein Vortrag gehalten in der Kalandsversammlung am 22. September 1856. Iphor, Ruffer. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber das Selbstgovernment in England und in Preußen. Von einem ehemaligen preussischen Staatsbeamten. Erlangen, C. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

Simpel, G. H., Welche Zeit ist es? oder, Aufmerksamkeitszeichen für das Kommen des Endes. Frankfurt a. M., Wöhrer. 1858. 12. 7 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jacquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rosdorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis vierte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die vierte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der „Schiller-Galerie“ zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis vierte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Sehmig, Götter, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold vom Reichthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Chello, Bartoligh, Graf von Blafewitz, Tell's Anrede.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des fünfundzwanzigsten Heftes (Bogen 1—5 des dritten Bandes):

Die Culturgeschichte und die culturgeschichtliche Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit. — Ary Scheffer. — Statistik und Statistiker in Belgien. (Wagemann, Mone, Smits, Reuberger, Ducrest, Heuschling, Duchéaux, Bisschers.) — London als Kriegshafen. — Kleinere Mittheilungen: Ghisel (Joseph). — Ghita (Helena, Fürstin). — Koromiles (Andreas). — Spont (Gomund, Lord). — Osann (Erichrich Gotthilf). — Schoppe (Amalie, eigentlich Emma Sophie). — Tolonia (Don Giovanni).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daraus hat dasselbe jedoch einen durchaus selbstständigen Werth, indem es bestimmt ist, das Zeitleben im Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. a. und die Fragen des Tages in längeren oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodass im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusam-

men einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste und zweite Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur. Zweiter Jahrgang.

Der „Central-Anzeiger“ hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens eine geachtete Stellung unter den Organen der Literatur zu erwerben gewusst. Treu seinem Programm, wird das Blatt auch fernerhin fortfahren, eine unparteiische und möglichst vollständige Uebersicht über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur zu geben und dadurch den Leser im steten Zusammenhang mit der mächtig fortschreitenden Literaturentwicklung halten.

Der „Central-Anzeiger“ erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die soeben erschienene erste Nummer des zweiten Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

10. Februar 1859.

Inhalt: Heinrich Barth's Reisen in Afrika. — Zur Lebensgeschichte Melancthon's. Von Thaddäus Lam. — Unterhaltungsliteratur. Von Eduard Schmidt-Weissenfels. — Charles Boner. — Ketzgen. (Zur Geschichte der französischen Theater, Deutscher Theat.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der britischen Regierung unternommenen Reise. Dritter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1857. Gr. 8. 6 Thlr. *)

Das Barth'sche Reiseverf hat, wie nicht anders zu erwarten stand, die allseitigste und unumwundenste Anerkennung gefunden, und selbst die englische Kritik hat sich allmählich dazu verstanden, dem Verfasser die ihm angeborene Eurydeutschen Herkommens und deutscher Denk- und Darstellungsweise zu verzeihen und seine Leistungen mit lauter und aufrichtiger Bewunderung aufzunehmen. Wenn gleichwohl einige deutsche Revuefchreiber die Schilderungen Barth's nicht genug von romantischer Bräute übergoßen und eine gewisse ihnen eigenthümliche Emotionsbedürftigkeit durch die Lectüre derselben nicht nach Herzenswunsch befriedigt gefunden, wenn andere ihre Unzufriedenheit darüber ausgesprochen haben, daß der Verfasser ihnen die mannichfaltigen Resultate seiner Erlebnisse und Forschungen nicht lieber gleich auf dem Präsentirteller des wissenschaftlichen Systems entgegengetragen hat, so muß man sich einfach ihrem Unverstande zugute halten. Wir wollen zur Ehre dieser Herren annehmen, daß auch sie für den Opfermuth, die Standhaftigkeit, die wissenschaftliche und humane Begeisterung, den Wissensdurst, die Muth, die Selbstbeherrschung und Lebenskraft des Verfassers einigermaßen Sinn und Verstandniß haben, obgleich der von ihnen angelegte Maßstab und berechtigende konnte, hieran zu zweifeln. Aber eine andere scheinbar geringfügigere Thatsache möchten wir ihnen zu Gemüthe führen. Daß ein Mann nach seiner Rückkehr von einer sechsjährigen Reise voller Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren sich unverzüglich hinsetzt und in kurzer Zeit einen fünf starke Bände umfassenden Reisebericht zugleich in englischer und deutscher Sprache veröffentlicht, um nach

dessen Bei und sich :
mals dem
dann doch
barkeit jed
und Panto
gelinde au
nen, wenn
volle Arb
eine Erhö
Lebenszwei
ordnetes T
ist, ein W
welche er
terhaltung
nicht sagen
Maßstab ei
nicht, wie
von der G
formellen
Wir unfer
nur um si
über die l
anerkennen
deshalb o

b. h. zu einer geträugten Inhaltsangabe des und jetzt zur Besprechung vorliegenden dritten Bandes über.

Barth hatte von seiner Reise nach Adamaua die Keime ernstlicher Krankheit nach Rufana zurückgebracht. Der Aufenthalt zur Regenzeit in der Hauptstadt von Bornu war nicht eben dazu geeignet, seinen Zustand zu verbessern; aber die Ordnung seiner nichts weniger als glänzenden Vermögensumstände hielt ihn noch längere Zeit daselbst zurück. Am 9. August beendete Overweg seine interessante Besichtigung des Lfah. Er hatte in dem mitgebrachten englischen Boote das leichte Wasserbecken dieses 830 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Sees befahren und einen großen Theil der Inseln besucht, welche in ihm zerstreut liegen und, zuweilen zu großen Sanddünen beschränkt, zuweilen zu weiten grabreichen Niederungen sich ausdeh-

*) Vgl. den Bericht über den ersten und zweiten Band in Nr. 40 d. Bl. für 1857; die inzwischen erschienenen letzten Bände des Werks, die vierte und fünfte, werden in einem besondern Artikel demnächst zur Besprechung kommen. D. Red.

neub, die Jedina oder Büdduma und Kuri, welche den Ueberrest einer großen, von den Kanori fast ganz vertilgten Nation bilden, in ihrer eigenthümlichen nationalen Unabhängigkeit fristen. Doch gestatten die von ihm hinterlassenen Materialien kaum mehr von dieser Reise zu sagen, als Uebermann bereits aus ihnen zusammengestellt hat. Derselbe Thätigkeit, womit er seine Notizen hinwarf, trägt auch die Schuld, daß die gemeinsame Reise nach Kanem nicht ganz die wissenschaftliche Ausbeute gewährt, welche man davon hätte erwarten können, wenn die von Overweg, welcher sich damals in vorzüglicher Gesundheit befand, nach und nach gesammelten Nachrichten und gewonnenen Anschauungen zu denen seines damals von Krankheit körperlich und geistig niedergedrückten Begleiters hinzugekommen wären.

ließ der Begier, die östlichen Ufer auszuforschen; er-
insolge einiger
Uelad Siltman
theils nunmehr
Die Reisenden
welche zu den
en; da es aber
Regierung war,
en sollten, und
Verkehr gänzlich

ausgeschlossen und vom Bornuhofe selbst so gut wie aufgegeben war, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre friedlichen Bestrebungen mit den weniger heilsamen dieser Horde zu vereinigen. Auch waren die Uelad Siltman für allerlei Verbindungen bereits einigermaßen vorbereitet, da sie, während sie noch ihre gastreichen Wohnsitze an der großen Syrte innehatten, mit den Engländern in öftere freundschaftliche Berührung gekommen waren. Uebrigens blieb den Reisenden um so weniger eine Wahl, als jene östlichen Gauen mehr oder weniger von dem damals mit Bornu

hern auch gefährlich erscheinen ließ. Nach dem Uebergange über den Fluß war nur noch Schutz von den eigenen Waffen zu erwarten, obgleich die Herrschaft Scheich Omar's von Bornu sich dem Namen nach bis Verdi im Norden des Sees und selbst bis jenseit dieses Ortes erstreckt. Der Zug durchschritt zunächst eine kasse Landstrecke mit einzelnen Talpalmästen, bis er kurz vor der Stadt Barrua ein gebautes Land und hinter derselben nach Uebersteigung einer bis über den Nordwestrand des Sees sich in kurzer Entfernung davon hinziehenden Reihe von Sandhügeln das Ufer des Isad selbst erreichte, dem entlang der Weg bald über Wald: bald über Weideland mit zahlreichen Elefanten und Straußbüschen (*Capparis sodata*), aus deren verbrannten Wurzeln von den Büdduma Asche genommen wird, nach dem Nordwestende des Sees und von da in nordöstlicher Richtung über Aggimi nach dem großen Dorfe Beri führte, welches so ziemlich den nördlichsten Punkt des Sees einnimmt. Bis zum 15. Drittengrade fortwährend dieselbe Richtung einhaltend, gelangten die Reisenden in ein schönes, hügeliges Land mit reichem Graswuchs, das weiterhin von tiefen dichtbewaldeten Einsenkungen durchschnitten ward, welcher landschaftliche Zug um so entschiedener hervortrat, je weiter sie in Kanem einbrangen. Kurz nachdem sie die nördliche Richtung (Länge des 15. Breitengrades) eingeschlagen hatten, ließen sie auf das Lager der Uelad Siltman, von deren Hauptling Aket sie feierlich empfangen wurden. Allein die schon vorher geringen Ausflüchte, das Ostufer des Isad zu erforschen, wurden noch geringer, als ein beträchtlicher Theil des Stammes nach Kufawa aufbrach. Der Ueberrest drang nach Zurücklassung des schweren Gepäcks weiter nach Osten vor, um entweder Mao, den Sitz des eben entflohenen Staatshalters von Wabai, zu plündern oder sich der großen Kameelherden in den berühmten Gründen von Bätel am Nordlaufe des Bahha el Ghafäl, zum Tagereisen jenseit Ege, zu bemächtigen. Die Landschaft scheint überall in Kanem denselben Charakter; eine sandige Ebene mit Bäumen mittlerer Größe, fast durchgehende Mimosen, geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohlgeegnet, hier und da durch tiefe Einsenkungen unterbrochen, die meist hinreichend mit Wasser versehen sind, um schöne Pflanzungen oder Weizenfelder hervorzubringen und zur Blütezeit des Landes die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen bilden, jetzt aber mit kuppigem Waldwuchs bedeckt sind und zahlreichen wilden Thieren Zuflucht gewähren. Hier und da liegen kleine Dörfer eingeborener Kanembu. Ein solches der Fugabu Kobber besuchte Barth und Overweg und fanden bei den freundlichen, aber von den Arabern verachteten und mißhandelten Bewohnern die gastlichste Aufnahme. Unter dem 15° östl. L. (von Greenwich) schlug man, die Landschaft Siltati verlassend, eine südöstliche Richtung ein, bis man Schiri, den District der Worchda erreichte, wo die Wands, welche den Eingeborenen eine Viehherde geraubt hatte, von diesen wiederholt angegriffen wurde. Bei einem dieser Angriffe wäre Barth, der in einem seltsamen Zu-

Hande zu lange in seinem Felle geblieben war, den letztern beinahe in die Hände gefallen. Obgleich nun die Vorhoda mit ziemlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, so bewog doch das Gerücht von der Annäherung eines Trupps Bedalreiter die Uelab Sillman zum Rückzuge in einer nordwestlichen, dem See näher gelegenen Richtung. Hiermit war jede Aussicht zum weiteren Vordringen nach dem Südostrande des Isad abgeschnitten, zumal da zu gleicher Zeit von Norden her die Nachricht von einem beabsichtigten Einfall der Tuareg, der gefährlichsten Feinde, welche bereits die frühere Nacht der Uelab Sillman vollständig gebrochen hatten, im Lager eintraf. Bis auf geringe Abweichungen den früheren Weg längs des Serufers verfolgend, langten die Reisenden am 14. November wieder in Katsua an.

Hier verweilten sie nicht länger als zehn Tage, welche sie damit verbrachten, sich mit ihren äußerst spärlichen Mitteln auf ziemlich ärmliche Weise zu einem neuen Zugem Süden auszurüsten. Schick und Begier waren bereits mit dem Kern des Heeres zu einer Expedition aufgebrochen, von der es anfangs hieß, daß sie gegen das Bergland Mandara im Südwesten gerichtet sei, bei der es aber lebhaft auf eine der gewöhnlichen Skaventräfschlachten gegen die heidnischen Bewohner des Südens abgesehen war. Die Gegend am Südostrande des Sees bis zu 12° nördl. Br. bildet eine weite Ebene mit spärlichem Baummisch, aber bedeutendem Hirse- und Baumwollenbau, welche in zahlreichen Dörfern verschiedener Größe von den Kanori bewohnt wird. Im südlichsten Theil derselben liegt an dem hier 300 Fuß breiten, der Südspitze des Isad zuströmenden Nalor (vielleicht der weiterhin Imbulu genannte Fluß) die große Stadt Tibba mit 25000 hauptsächlich mit Baumwollenweberei beschäftigten Einwohnern, um deren Mauern sich jetzt 20000 Mann Kriegsvolk mit 10000 Pferden und wenigstens ebenso vielen Lastthieren lagerten; obgleich die Truppen der Schua, d. h. der Nachkommen der vor mehreren Jahrhunderten in diese Gegend eingewanderten Araber, in deren Districte man nunmehr gelangte, sich erst jetzt allmählich angeschlossen. Dichte Wälder wechselten hier mit angebauten Landstrichen, wo neben dem Durra auch schon der wilde Reis vorkommt, von dem freilich die Elefanten den fleischliebenden Einwohnern nur die Knochen gestatten, und zuerst jene jagwunden Wasserarme erscheinen, welche die Äquatorialländer Afrikas auf höchst überraschende Weise charakterisiren. Man muß dabei unterscheiden zwischen solchen Gewässern, die mit größeren Flüssen in unmittelbarer Verbindung stehen und sich oft parallel mit diesen hingießen, und den sogenannten Ngaldjam, die ganz unabhängig ein kleines Wassersystem für sich bilden und sich oft in schnurgerader oder regelmäßig schön geschwelliger Linie, künstlichen Kanälen gleich, dahingießen. In Diggera, eine Tagereise von der Hauptstadt Mandaras, wurde der Plan gegen dieses Land definitiv aufgegeben; der Schick lehrte nach Katsua zurück und der Begier unternahm mit dem größten Theil des Heeres eine Rhaka weiter südlich gegen Nussu. An dem Grenzdistricte des bornuer Gebiets, Wolodje, eine

schöne und fruchtbare, von Kanori und Schua in zahlreichen Dörfern bewohnte Landschaft, schloß sich eine wol zehn deutsche Meilen lange Wildniß, hauptsächlich bedeckt von dichten Wald mit großen Elefanten- und Giraffenherden, hier und da mit Leihen, Reidsfeldern und Wiesenflächen, die von den wandernden Fulbe mit ihrem Rindern besucht werden. Der ganze Boden dieser Gegend war ein ununterbrochenes Reich von Elefantenlöchern, die den Marsch sehr erschwerten. Aber auch sonst verlor man nutzlos so viel Zeit, daß die Aufzugsumme hinlänglich auf einen Angriff gefaßt und vor einem plötzlichen Ueberfall auf der Hut sein konnten. In der That hatte sich auch die wechselfache Bevölkerung größtentheils zu retten gewußt; was von erwachsenen Männern erreicht werden konnte, das wurde niedergemacht oder grausam verkränkt, da es nur auf die allein zu Sklaven geeigneten Weiber und Kinder abgesehen war. Solchergehalt verproviantend, plündernd, fengend, raubend und mordend zog das Heer durch die schönen, vortreflich angebauten und zahlreich bevölkerten Districte Barea und Wulla, wo amuthige Höhenzüge mit Sumpfboden, dicke Wäldungen mit großen, von üppigem Gras überwachsenen Ngaldjams, abwechselten, welche das Vordringen des Heeres nicht wenig erschwerten. Die seligen Kanori aber verspurten, trotz der dringenden Aufforderungen der Fulbe aus den östlichen Theilen von Adamawa, der westlichen Nachbarn und Feinde der heidnischen Nussu und Tuburi oder Tufuri, keine Lust weiter südlich in das Land der letztern vorzudringen, von denen sie Ueberhand zu erwarten hatten, während die verjagten Kerbi sich im Rücken zu sammeln Anstalt machten. Sie schlugen daher ihr letztes Lager bei dem Dorfe Demmo am Nordrande des großen Ngaldjam von Wulla auf, wo sie acht Tage verweilten und während dieser Zeit nur zwei Streifzüge, den einen in nordöstlicher, den andern in südöstlicher Richtung durch breite unwegsame Wiesenwässer und eine breite Waldregion, nach dem westlichen Hauptzufluß des Schari entsandten, dem nortwestlich nördlich Arre genannten Serbewel, welcher an dem südlichen Punkte unweit des 10. Breitengrades durch mehrere Inseln in zwei 800 und 400 Fuß breite, theilweise unüberschreitbare Arme gespalten, an dem nördlichsten 1200 Fuß breit war und für die geflohenen Landeseinwohner eine sichere Schutzwehr bildete. Der Verfasser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß das große breite Ngaldjam von Demmo mittels des jetzt mit flachen Rähnen bis Dama im Tuburigebiet zu besahrenden Mayo Kerbi eine Verbindung zwischen dem Niger und Serbewel, also auch dem Isad bilde; wäre dies aber auch nicht der Fall, so meinte er, betrage die Wasserscheide doch höchstens fünf deutsche Meilen ganz flachen Landes, da das Niveau des Isad ganz dasselbe zu sein scheint wie das des obern Benue an der Einmündung des Mayo Kerbi, und er ist davon überzeugt, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Besuchen mit dem großen Becken des Isad unterhalten und dadurch eine Grundumwälzung aller dortigen Verhältnisse herbeiführen werden. Der große Fischreichthum dieser

wohlbewaffneten Rieberungen, deren Beschaffenheit zu den früherhin gäng und gebe gewesenem Ansichten in schnurgeradem Gegensatz steht, muß den unglücklichen Bewohnern die durch solche Raubzüge verursachte Hungersnoth, welche ohnehin noch Opfer genug fordert, theilweise ertragen helfen. Am 7. Januar trat das mit seiner wenn auch verhältnißmäßig nicht gar zu großen Beute beladene Heer den Rückzug an und schlug dabei im ganzen eine mehr östliche Richtung ein. Nachdem man der auch in Wadai und Darfur geltenden Sitte gemäß die Beute noch vor dem Austritt aus dem feindlichen Lande getheilt hatte, zog man abermals durch die oben geschilderte Grenzwildnis und berührte bei Wasa das Gebiet von Logone, dessen Bewohner nebst den Kotoko, den Mandara und Somergbu, den Watta und den Rußgu den großen Völkers Stamm der Massa bilden, am engsten aber mit den letztern verwandt sind, von denen sie sich mehr in politischer Hinsicht durch ihre größere Civilisation als durch eine Verschiedenheit der Nationalität absondern. Uebrigens ist der ganze Stamm der Massa-Rußgu in lauter feindlich einander gegenüberstehende Gemeinden gesplittet, die ebenso viel verschiedene Dialekte reden. Der Rest des Heeres lenkte bald darauf wieder in die frühere Richtung ein und hielt am 1. Februar 1852 seinen Einzug in die Hauptstadt.

Wir haben uns bisher auf eine knappe Schilderung der landschaftlichen Züge beschränken müssen, ohne den vom Verfasser auf seinen Zügen nach Kanem und Rußgu trotz seiner fortwährenden Kränklichkeit rastlos angestellten Beobachtungen auf den speciellen Gebieten des Naturlebens sowie seinen anziehenden Sitten Schilderungen und seinen mannichfaltigen Bemerkungen über Verfassung, Religion, Charakter, Sprache und Geschichte der von ihm besuchten Völkstämme unsere Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Ebenso wenig vermögen wir ein Bild von dem durch ihn in so lebhaften Farben geschilderten Heer- und Campagneleben zu geben, obwohl uns dasselbe einigermaßen für den Mangel an noch tiefer gehenden allseitigen Forschungen zu entschädigen bestimmt ist, welche der Verfasser angestellt haben würde, wenn es ihm verstatet gewesen wäre, jene Länder als friedlicher Reisender zu besuchen. Da der beschränkte Raum uns nun einmal eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung aufnöthigt, so wollen wir bei unserm Bericht über die Reise Barth's nach Baghirmi unser Augenmerk vorzugsweise auf die Resultate seiner ethnologischen und historischen Untersuchungen richten.

Schon am 4. Februar brach Barth, diesmal allein und als friedlicher Reisender, mit geringen Mitteln versehen, abermals von Kufua auf, während Overweg einen Ausflug längs des westlichen Seesufers zu machen beabsichtigte. Die Reise ging zunächst das Südufer des Isad entlang in die Provinz Kotoko, welche von dem nicht unbeträchtlichen Komadugu Lebo durchströmt wird. Das von Schua bewohnte, früher blühende, jetzt aber ziemlich verödete Land mit Ruinen ehemaliger Städte war früher der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Bornu und Baghirmi. Bei Afade, einer Stadt mit 8000 Einwohnern, wandte sich der Reisende mehr südlich und durchschnitt den 12. Breitengrad,

nachdem er vorher bei der 7000 Einwohner zählenden Stadt Kala das Gebiet von Logone betreten hatte. Im 13. März erreichte er Karnal Logone oder Logon Birn, die Hauptstadt dieses Bornu tributpflichtigen Staats, wo er vom Sultan Duffuf und dessen Beamten äußerst gastfreundschafflich aufgenommen wurde. Diese Stadt mit einer Bevölkerung von 16000 Seelen liegt am Logone, dem westlichen Aeußern Arme des Schari, den wir bereits oben kennen gelernt haben und der hier gegen 600 Schritt breit ist. Der Schari selbst bildet die nominelle Osgrenze des Landes, obgleich die Autorität des Sultans nicht soweit reicht. Im Zusammenhang mit diesen hydrographischen Verhältnissen steht die sumpfige Beschaffenheit des Bodens in jenen Theilen von Logone und das häufige Vorkommen des Wildschweins, des Rhinoceros, des Flußpferdes und einer giftigen Fliege, deren Biß gleich dem der südafrikanischen Tsetse dem Pferde tödlich ist. Die Einwohner des Landes gleichen mehr heidnischen Völkerschaften als Mohammedanern, obwohl sie einige bemerkenswerthe Fortschritte in der Kultur zeigen. Da sie aber nicht nur an Bornu einen regelmäßigen Tribut zahlen müssen, sondern auch von den Baghirimern mit der größten Ungerechtigkeit behandelt und allerlei willkürlichen Leistungen unterworfen werden, so ist es kein Wunder, wenn sich ihr Land nicht in dem blühenden Zustande befindet, den man nach seiner günstigen Lage erwarten könnte. Massena, die Hauptstadt Baghirmi, liegt von der Logone in ziemlich östlicher Richtung, welche von nun an mit geringen Abweichungen einhielt.

Am Schari oder Wa angekommen, der hier 1800–2000 Fuß breit ist, erfuhr der Reisende zu seinem Staunen, daß der Amtmann des jenseits gelegenen Dmi Affu ihm die Erlaubniß zur Uebersahrt verweigerte — was sich später herausstellte, weil einer seiner Reisebegleiter, das Haupt mehrerer von Kufua zurückkehrenden Baghirmier, ihn als eine höchst gefährliche Person bezeichnet hatte. Nun gelang es ihm zwar an einer weiter nördlich gelegenen Stelle glücklich über den Fluß zu kommen, aber er wurde schon an dem nächsten Kastorte wieder eingeholt und mußte nach Mele, wo er übergesetzt war, zurückkehren und hier eine Woche lang auf die Entscheidung des Serma oder Kadamange warten, den der Sultan, welcher eben auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Einwohner von Gogomi abwesend war (auf dem ihn Barth begleitet hätte), mit dem Oberbefehl über die Stadt betraut hatte. Dieser wies den Reisenden an, daß er die vom Sultan selbst einzuholende Antwort in Bugoman, einer weiter Stromabwärts gelegenen Stadt, abzuwarten habe. Da aber der dortige Amtmann ihn nicht aufnahm, so beschloß er ohne weiteres nach der Hauptstadt vorzudringen. Der Weg dahin führte durch eine ausgedehnte Waldregion und sodann durch eine fruchtbare Landschaft, die namentlich mit Hirse, Baumwolle und Sesam bebaut war, bis zu dem Dorfe Wafaba, wo er vierzehn Tage lang vergeblich auf die vom Statthalter erbetene Erlaubniß zur der Hauptstadt zu kommen wartete. Zum Glück fand er inzwischen bei einem kennntnißreichen Greise von sehr li-

knöcheliger Sandsteinstadt gefällige Aufnahme, und dieser lange Aufenthalt gibt ihm Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung des Dorfs und des Charakters und der Lebensweise seiner Bewohner. Endlich ging ihm aber doch die Geduld aus und er kehrte am 16. April auf einem noch nördlicheren Wege nach dem Schari zurück. Aber in Male angelangt, ward er verhaftet, an den Füßen gefesselt und seiner Waffen und seines Gepäcks beraubt. In diesem Zustande hatte er vier Tage verbracht, als sein Freund aus Bakaba, Hadj Ben-Best Esabib, ankam, seine Freilassung und die Zurückerstattung seiner Habe erwirkte und ihn über sein Heimatdorf in eine vorzüglich angebaute oder reich mit Gras bewachsene, mit Bäumen, namentlich Palmen und Hadjilidj geschmückte, an einzelnen Campibeden von schönen Tamarinden und einigen Dumm-palmen belebte, meist von Schua bewohnte Landschaft nach der Hauptstadt Massina geleitete, wo sie am 27. April eintrafen. Der Statthalter nahm ihn ziemlich freundlich an, entschuldigte das Benehmen seiner Landleute durch deren Unbekanntschaft mit seinen Absichten und rief ihm die Ankunft des Sultans abzuwarten, ohne ihm jedoch die Erlaubniß zu weitem Ausflügen zu gestatten, obwohl Barth namentlich gern den Baghirmi in westlicher Richtung durchströmenden Nebenfluß des Schari besucht hätte, welcher der Hauptstadt bis auf etwa 2 1/2 deutsche Meilen nahe kommt und sich bei der Stadt Miskin in den Hauptstrom ergießt. Er benutzte deshalb seine unfreiwillige Ruhe zu eingehenden Erkundigungen über die jetzigen und frühern Verhältnisse Baghirmi und Wadai, wovon er namentlich seine Bekanntschaft mit dem blinden, aber vortrefflich unterrichteten Kali Esambo, einem hochgewachsenen und hagern Pullo mit spärlichem Barte und ausdrucksvollen Gesichtszügen, und mit dem jungen Kali Ibrahim, einem Eingeborenen von Wadai, ungemein förderlich. Meteorologische Beobachtungen anzustellen war nicht ganz unbedenklich, da er bei den Baghirimern, die sich für aufgeklärte Mohammedaner hielten, aber tief in heidnischem Aberglauben staken, dadurch den Verdacht erregte, den sehnlichst erwarteten Regen zu vertreiben. Endlich, am 3. Juli, hielt der Sultan Abd-el-Kader seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt. Er erwies dem Reisenden gleich von Anfang an viel Aufmerksamkeit und ertheilte ihm nach einigen Tagen Audienz, jedoch nicht, ohne sich vorher noch der Harmlosigkeit seiner Absichten vollkommen vergewissert zu haben. Barth, welcher die Unausführbarkeit seines Wunsches, nach Wadai vorzubringen, einsah, und überdies durch kurz zuvor eingetroffene Depeschen der englischen Regierung ausdrücklich auf Timbuktu als ein passendes Reiseziel hingewiesen worden war, bat nur um die Erlaubniß ohne weitem Aufenthalt nach Rufana zurückkehren zu dürfen. Allein die Abreise verzögerte sich gleichwohl bis zum 10. August, wo er, obgleich außer Stande den Wunsch Sr. Majestät nach einer Kanone zu befriedigen, mit einem Gegen-schenk und einem ausserordentlichen Erlaubnißschein des Sultans zum unbehinderten Besuche des Landes versehen, nach der Hauptstadt von Bornu aufbrach, die er auf dem

früheren Wege am 21. August glücklich erreichte. Hier theilte er dem Scheich, der ihn gern als englischen Consul bei sich behalten hätte, den ihm gewordenen Auftrag, in westlicher Richtung womöglich bis Timbuktu vorzubringen, mit und machte dadurch auf ihn und den Begier, welche nichts mehr fürchteten, als daß die Reisenden nach Wadai gehen und mit dem dortigen Sultan in freundschaftlichen Verkehr treten möchten, einen so vortheilhaften Eindruck, daß der erstere am 31. August nicht nur den von der englischen Regierung vorgeschlagenen Vertrag unterzeichnete, sondern ihn auch hoffen ließ, daß, wenn wirklich englische Kaufleute in das Land kommen und nach anderer Waare als nach Sklaven verlangen sollten, dann der Sklavenhandel allmählich abgeschafft werden könne.

Overweg war bereits vor zwei Monaten von einer sehr interessanten Reise nach dem südwestlichen Gebirgslande von Bornu zurückgekehrt, hatte aber seit seiner Rückkehr fortwährend gekränkelt. Einzelne Ausflüge, die er, zum Theil in Gesellschaft Barth's, zur Erforschung der Umgegend unternahm, hatten nicht die gehoffte kräftigende Wirkung, da er sich zu unbeacht dem verderblichen Einflüssen des Klimas aussetzte. Insbesondere wurde eine Durchnäpfung bei einer Jagd auf einen Wasservogel für ihn verderblich, da er nicht die Vorsicht gebrauchte, seine Kleider zu wechseln. Er erkrankte ernstlich und wurde auf seinen Wunsch nach Maduari am See zu einem Freunde gebracht; hier ward sein Zustand immer bedenklicher; er versiel in ein heftiges Delirium und vermochte sich, als er ruhiger geworden war, nicht mehr verständlich zu machen. Barth, welcher die Krisis für überstanden hielt, war nach Rufana zurückgekehrt, ritt aber schon am andern Morgen auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit wieder nach Maduari. Aber ehe er noch das Dorf erreichte, war Overweg im dreißigsten Jahre seines Lebens Sonntag am 26. September mit Tagesanbruch verschieden. Am Nachmittag legte ihn Barth in sein Grab; es war im Schatten eines schönen Hadjilidj gegraben und gegen Raubthiere wohl geschützt. Er starb dicht an der Seite des Bootes, in dem er seine Reise gemacht, und ruht am Rande jenes Sees, durch dessen Besichtigung er seinem Namen ewige Berühmtheit gesichert hat.

Mit der Schilderung dieses traurigen Ereignisses schließt der dritte Band. Es erübrigt zur annähernden Lösung unserer Aufgabe nur noch, der vom Verfasser für die Ethnographie und Geschichte jener Gegenden gewonnenen Ergebnisse in wenigen Worten zu gedenken.

Die Quellen zur Geschichte des östlichen Sudan, welches die Länder Baghirmi, Wadai oder Dar-Fulai und Dar-For begreift, stehen noch spärlicher als die zur Geschichte des westlichen. Leo Africanus beschreibt innerhalb dieser Grenzen ein großes und mächtiges Königreich Namens Saaga, welches ohne Zweifel mit dem von Bornu nach seinen Beherrschern, den Bulala, ursprünglich einem Zweige des kaiserlichen Hauses von Kanem, benannten Reiche identisch ist. Die Bulala, welche den Islam und

Ane gewisse Bestimmung mitbrachten, hatten ihr Reich im Gebiete der Kusa, eines Stammes, der früher alles Land im Osten von Baghirmi bis weit ins Innere von Darfor hinein innegehabt hatte, begründet, die Hauptstadt Jauo erbaut und als Herren von Kanem, nachdem sie in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts selbst den großen Stamm der Sorghana unterworfen hatten, sich, wie es scheint, zu den Herrschern von Ägypten in vertraute politische Beziehungen gesetzt. Bald nach Leo's Abreise dehnte das heidnische Volk der Ländjur, welche sich in Dongola von dem ursprünglich in Benese sesshaften Stamme der Balalossa abgetrennt haben sollen und die in Darfor herrschenden Dabjo besiegt hatten, ihr Reich über ganz Wadai und einen Theil von Baghirmi aus. In Wadai behaupteten sie ihre Herrschaft zufolge einheimischer Tradition 99 Mondjahre, während der zuerst eroberte östliche Theil ihnen auch zuerst wieder entziffen wurde, indem Kuro, der dritte Vorfahr Silman's, des ersten Modjimfürsten, das heidnische Königreich Darfor gründete. Der mittlere Theil des Ländjurreichs dagegen wurde (1020 der Hebschra) von Abd-el-Kerim, dem Begründer des mohamedanischen Reichs Wadai, gekürzt. Zehn Jahre darauf ward der Islam auch in Baghirmi eingeführt. In diesem Land waren nämlich gleichfalls von Osten her und zwar von Kanga (Katale), fünf Tagereisen östlich von Mafessa und drei lange Tagereisen südsüdöstlich von Jauo gelegen, heidnische Auswanderer unter dem Häuptling Doffenge vor 300 Jahren eingebrungen, hatten sich der Fufbe- oder Hellata-Ansiedler gegen die Bafala angenommen, vier Meile in der Mitte des Landes gelegene Königsreiche sich durch List unterworfen und so das jetzige Reich Baghirmi begründet. Doffenge's zweiter Nachfolger erweiterte das Reich beträchtlich und dessen jüngerer Sohn Abd-Allah war es eben, welcher nach Besiegung und Ermordung seines Bruders den Islam einführte und die Wohlfahrt seines Landes bedeutend hob. Ihm folgten 14 Modjimfürsten, unter denen Mohammed-el-Amin durch seine glorreiche Regierung Epoche macht. Ebenso gerecht wie tapfer, erweiterte er nicht nur Gebiet und Machtstellung seines Reichs nach Norden gegen Kanem und nach Südosten gegen das sieben bis acht Tagereisen von der Hauptstadt entfernte Bögomil, sondern brachte es auch dahin, daß die Mehrzahl seiner Unterthanen sich zum Islam bekannte. Sein Sohn Abd-el-Rahman lehnte sich gegen die von einem seiner Vorgänger anerkannte Oberherrlichkeit Bornu auf und wurde von dem Sultan Abd-el-Kerim Esabun von Wadai, welchen Schich Mohammed-el-Kanemi zum Bräutigam herbeigerufen hatte, besiegt und getödtet. Gegen den von Abd-el-Kerim mit dem Königtitel besetzten jüngeren Sohn Abd-el-Rahman's, Mallam Ngarmaba Bert, erhob sich dessen ältester Bruder Othman, mit dem Beinamen Bugoman, konnte sich aber erst nach einer Reihe äußerst stürmischer Wechselläufe im Kampfe zuerst gegen Wadai und sodann gegen seinen eigenen Hertscha oder Begier auf dem Throne behaupten. Ununterbrochene Kriege mit Duffuf, dem Nachfolger Esabun's, dem er sich wegen der ihm gegen den Hertscha geleisteten Hülfe zum Tribut

verpflichtet hatte, gegen Mohammed-el-Kanemi, der, zum Theil mit dem Beistande des Pascha von Tripolis, die alte Oberherrlichkeit Bornu über Baghirmi wiederherstellen wollte, und gegen die von Südwesten andringenden Fufbe, denen er durch einen erfolglosen Zug gegen Wago, südlich von Mandara, vergalt, stülten den Rest seiner beschränkten Regierung aus. Othman scheint im ganzen genommen ein gewaltiger Despot, aber ein kraftvoller Mann und ununter selbst eckelmüthig und freigebig gewesen zu sein. Er starb gegen Ende des Jahres 1844 und ihm folgte sein ältester Sohn Abd-el-Kaber, der gegenwärtige Herrscher, der mit seinem Vater fast während dessen ganzen Lebens auf seinem freundlichen Fuße gestanden hatte. Er hielt es für zweckmäßig, die Tributpflichtigkeit Baghirmis sowohl gegen Wadai als gegen Bornu anzuerkennen und ließ es sich dafür besonders angelegen sein, sein Gebiet nach der allein offenen Südseite oder nach den Heidenländern hin zu vergrößern und diesen einen bestimmten alljährlichen Tribut, natürlich an Sklaven, aufzuerlegen. Er wurde dem Verfasser von allen als ein Mann von gesundem Verstande und großer Gerechtigkeitssinne geschildert. Uebrigens ertragen die Baghirmier die Abhängigkeit von ihrem beiden Nachbarn nur mit starkem, wielmal unterbrochenem Unwillen und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie, wenn es die Umstände irgendwie erlauben, die erste Gelegenheit ergreifen werden, ihr Joch abzuwerfen, obschon der an Wadai zu entrichtende Tribut jede Sammlung ihrer Kräfte erschwert.

Baghirmi, das sich von Norden nach Süden etwa 50 und von Osten nach Westen etwa 35 deutsche Meilen erstreckt, besteht aus einer flachen Ebene mit unmerklicher Abhangung nach Norden, nur von einigen wenigen Hügeln unterbrochen, welche die Wasserscheide zwischen dem Bedra des Gitti*) und dem des Isab bilden, wogegen die südöstlichen und südlichen Gewässerungen, wo der Brune, der Schari, der Fluß von Lögone und wahrscheinlich noch mehrere andere entspringen, sehr gebirgig zu sein scheinen, obgleich man dabei an keinen ewigen Schnee denken darf. Der Boden ist theils Sand: theils Kalkboden und bringt deshalb entweder Sorghum oder Negerbirse (pennisetum) hervor; außerdem wird viel Sesam und Bohnen, weniger Erdmandeln, Melonen und Zwiebeln, an Hühner für die Industrie Baumwolle und Indigo erbaud. Reis wird wohl in großer Menge geleset und auch verschiedene Arten eines vermuthlich mit der Poa Abyssinica identischen Grases, sowie die Blätter des Affenbrothbaums und des Fadilidj als Speise benugt. Wenn der Boden nicht so ergiebig ist, wie in andern Theilen Sudans, so hat dies seinen Grund darin, daß das Land sehr an Dürre leidet und die Arbeiten des

*) Der Gitti (d. i. in der Kusa Sprache Thal, Seebecken) hat zum Tagemärche im Umfang, ist durchaus mit frischem Wasser auf Thonboden versehen und ringsumher mit reichem Blasenland, aber nur spärlichem Baumwuchs umgeben, während das Thal des Batscha von Reichen (schwerer Baum) bewaldet ist. Dies ist der einzige Wald, welcher in den See mündet, der durchaus keinen Abfluß hat. In der Mitte liegt eine Insel Namens Moko, deren heidnische oder halbheidnische Bewohner den See mit kleinen Bothen aus angedörrten Baumstämmen, die zwei bis drei Menschen fassen, besahren.

Landmannen in großen Haufen von Territten und Wärentern vertriebt werden. Die häufigsten und nützlichsten Bäume sind die Lantane, die Delapalme, die Dampalme, der Schijilidj (balanites Aegyptiacus), der Korn und die Sykumore. Die Gesamtbevölkerung des Landes scheint kaum die Zahl von 1 1/2 Millionen zu übersteigen, die mit Noth 10000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter stellen, während die Reiter von Wadai auf 5—6000 und die von Darfor auf mehr als 10000 Mann anzuschlagen ist. Die üblichste Waffe ist neben dem Handbell der Speer; Degen und Piste, Schilder, Schwerter und Dolche sind selten; Feuerwaffen sieht man fast nie. Die Baghirnier, ein sehr schöner Menschenschlag, verdienen noch heutigen Tags mehr den Namen von Heiden als von Mohammedanern, sind ziemlich unwissend und haben nur in den aus Wadai eingeführten Künsten der Färberei und Weberei einige Fortschritte gemacht. Schwarze Löwen sind bei den Männern viel üblicher als in Bornu, und auch die Boine oder Lärkebi, welche gewöhnlich die einzige Kleidung der Weiber bilden, sowie das Oberkleid sind schwarz gefärbt. Die Regierung ist eine unumschränkte Monarchie, die weder durch ein aristokratisches Element wie in Bornu, noch durch einen Rinksterrath wie in den Haussa-Kaaten gemäßiget wird. Der Titel des Königs ist „Danga“. Die höchsten Staatsämter, deren Obliegenheiten jedoch nicht genau bestimmt scheinen, werden zum größten Theil von Sklaven besetzt. Die Mutter des Sultans und der Thronfolger genießen hohes Ansehen, jedoch ohne entsprechende Machtbefugnisse. Die Ausgaben werden theils in Getreide, theils in Baumwollentstoffen, von vielen Ortschaften auch in Butter entrichtet. Die Kräber von Baghirmi, hier Schima genannt, die im ganzen Lande zerstreut wohnen, aber auch einzelne Dorfschaften ausschließlich besitzen, zahlen eine beträchtliche Abgabe an Vieh, und die zinspflichtigen heidnischen Grenzmarken einen Tribut an Sklaven, welcher die Hauptinnahmequelle bildet. Der Hauptbestand, unter dem das Land leidet, ist der Mangel einer geraden Karavanenstraße nach der Nordküste, der es von seinen beiden Nachbarn abhängig macht. Von seinem großen, in allen Jahreszeiten schiffbaren westlichen Grenzflusse, welcher das halbe Gebiet des Landes umzieht und mitten durch dasselbe einen Arm sendet, den Wätschikam, der während des größten Theils des Jahres schiffbar ist und für kleinere Fahrzeuge leicht und zu jeder Jahreszeit schiffbar gemacht werden könnte, zieht das Land keinen Nutzen, als daß es sich desselben im Fall eines Angriffs von Westen oder Osten als einer wirksamen Schutzwehr bedient.

Wie erwähnt, bereits oben den Gründer des mohammedanischen Wadai. Abd-el-Kerim, aus dem Stamme der Gemit, dessen Großvater Boba mit seinen den Islam bekennenden Landeuten ins Reich der Ländur eingewandert war und hier großes Ansehen genossen hatte, erhob sich gegen seinen Lehnsherrn Daub, machte Rabada, einen zehn Meilen nördlich von Wara gelegenen Bergort, zu seinem Wohnsitz und sicherte sich nach verzweifelterm Kampfe die Herrschaft. Nach einer langen Regierung folgte

ihm sein Sohn Charut, der Wara („die von Hügeln umgebene Stadt“) gründete und zur Residenz erhob. Der älteste Sohn des letztern, Charif, fiel auf einem Eroberungszuge gegen den kriegerischen Stamm der Loma, der jüngere, Jakub Kruf, unternahm einen Heerzug ins Innere von Darfor, ward aber geschlagen und zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Sein Sohn Charut II. und sein Onkel Djoda sollen je 40 Jahre regiert haben, immer in Ruhe und zum bürgerlichen Glück seines Reichs, dieser in ruhmvollem und hegreichem Kampfe gegen seine Nachbarn. Er besetzte sein Land von dem Joche der Fortaurer, die es mit einem gewaltigen Heere überzogen hatten, und erhielt davon den Ehrennamen Mohammed Schalai (der Befreier), erhob Wadai, von ihm Da-Sulai genannt, zu einem geehrten und gesicherten Reich und entließ dem Sultan von Bornu den bessern Theil von Kanem. Sein Nachfolger Esaleh fiel nach einer achtjährigen schlechten Regierung (1805) in einer blutigen Schlacht gegen seinen eigenen Sohn Abd-el-Kerim, der später den Beinamen Esabau erhielt. Derselbe wird übereinstimmend als einer der weisesten Regenten geschildert, die man je in diesem Theil der Erde hat kennen lernen. Er machte Baghirmi zu einer tributären Provinz und suchte eine directe Verbindung mit der Küste des Mittelmeeres zu eröffnen, starb aber bereits im zehnten Jahre seiner Regierung, als er eben ein Heer gesammelt hatte, um gegen Mohammed-el-Kanemi von Bornu zum Schutz des eroberten Kanem Krieg zu beginnen. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, so erhoben sich die Parteigänger des Stammes der Rabada gegen die Rabongo oder die Partei Affel's, seines ältesten Sohnes, und setzten den jüngeren Duffuf auf den Thron. Dieser regierte 13 Jahre in der tyrannischsten Weise und wurde 1830 auf den Antrieb seiner eigenen Mutter getödtet. Sein Sohn Karab starb schon nach 18 Monaten im Kindesalter, worauf Abd-el-Affel, ein Urenkel Mohammed Schalai's, den Thron bestieg und sich mit Hilfe des kriegerischen Stammes der Kodoi zuerst gegen den Präsidenten der Kellagen und sodann gegen die Rabongo behauptete. Er war ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und großem Verstande, starb aber schon nach 5 1/2 Jahren. Sein junger Sohn Adam mußte dem Bruder Esabau's, Mohammed Esaleh, ohne triftigen Grund „e Scherif“ genannt, weichen, der sich mit Hilfe des Königs von Darfor, Mohammed Schidi, dem er dafür einen jährlichen Tribut zugesand, im Juli 1834 des Throns bemächtigte. Dieser Fürst hat sich um das Beste seines Landes bemüht; aber die letzten Jahre seiner Regierung sind für ihn sehr wie für seine Unterthanen unglücklich gewesen. Nachdem er einen erfolgreichen Zug gegen Karfa, dem aus Inseln und halbercunten Wiesen- und Weidbegründen bestehenden Sumpfgau im südöstlichen Winkel des Esab, unternommen und die Loma, einen räuberischen Stamm in einer bergigen Landschaft vier Lagerstellen nördlich von Wara besetzt hatte, brach er 1846 mit einem gewaltigen Heere in das Herz von Bornu ein, erreichte jedoch keinen Zweck, die alte Dynastie der Esabua in ihre Rechte

als Herrscher von Borna wider einzusetzen, nicht, sondern trug im Gegentheil zum gänzlichen Ruin derselben bei. Allerdings führte er eine ansehnliche Beute hinweg, verlor aber einen beträchtlichen Theil seines Heeres, wofür ihn die Unterwerfung der Lebu von Bahr-el-Schafel nur unzureichend entschädigte. Nach einer ruhigen Regierung von drei oder vier Jahren gab seine wirkliche oder vorgegebene Blindheit, die ihn nach dem Befehl regierungsunfähig machte, den Anhängern Adam's, den Koboi, Vorwand, ihn nicht länger als ihren Herrn anzuerkennen. Er verlegte deshalb zu größerer Sicherheit 1850 den Sitz der Regierung von Wara nach Abeschr, einem 20 englische Meilen südlicher gelegenen Dorfe im Gebiete der Kelingen, und zog von hier im folgenden Jahre gegen die Koboi, die ihn zuerst besiegten, bald aber selbst eine Niederlage erlitten, ohne darum ihre Absicht aufzugeben. Bald darauf erhob sich gegen ihn auch sein ältester Sohn Mohammed, besiegte in einem langen blutigen Kampfe Vater und Brüder und suchte seinen Sieg durch Gewaltthaten, namentlich gegen den Landesadel, zu besiegeln. Den neuesten unverbürgten Nachrichten zufolge soll jedoch dieser König von einem seiner Brüder entthront worden sein. Die Berichte Vogel's, falls derselbe oder wenigstens seine Papiere noch zu retten wären, würden über diese Verhältnisse ein volleres Licht verbreiten.

Wadai, das sich ungefähr von 15—23° östl. L. und von 15—10° nördl. Br. erstreckt, ist ein ziemlich ebenes, aber von einer großen Menge einzelner, fast quellenloser Berge unterbrochenes Land, welches sich von Ost nach West, d. h. vom Fuße des Djebel Marra in Darfur nach dem Westen des Gitti neigt, der mittels des Wat-ha alle Wasserläufe des Landes, vielleicht mit Ausnahme des allem Aufsteig nach einem Nilarme zufließenden Wadi Kia aufnimmt. Nur die Landschaft zwischen Gitti und Isad hat eine etwas höhere Lage. Die Bevölkerung von Wadai, deren verschiedenartige Elemente mit beinahe unbegrenzter, das Gesamtwesen des politischen Körpers schwächender Macht nebeneinander bestehen, zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die der einheimischen oder eingewanderten Negervölker und in die der arabischen Stämme. Von den erstern bewohnen das eigentliche Wadai oder Waba die Kelingen einen Tagemarsch südlich von Wara, die Malanga im Nordosten, die Wababe und Wadala nahe bei den letztern, die Koboi, d. i. Bergbewohner, welche sich vor allen andern durch Körperkraft, freisinnigen Sinn und Tapferkeit hervorthun, und außerdem eine Menge kleinerer Stämme von selbständigem Charakter. Die Gemir sind jetzt sehr geschwächt und verdienen nur deshalb besondere Erwähnung, weil aus ihnen das Königshaus stammt. Zahlreicher als die Gruppe von Waba sollen die verschiedenen Abtheilungen der Abu Scharib oder Abii sein, unter denen der kriegerische, länger als zwei Jahrhunderte unabhängig gebliebene Stamm der Lama hervorzuhellen ist. Die große Masse der übrigen Stämme muß man beim Verfasser selbst nachlesen; ebenso die verschiedenen Araberstämme, welche seit ungefähr 500 Jahren in Wadai angefahren sind, hier aber nie mit dem Ausdruck Schua

oder Schime bezeichnet werden und sich in die dunkelfarbigten Sorul und die hellfarbigten Homr scheiden. Bei einer so verschiedenartigen Bevölkerung muß natürlich auch die Regierung der Einheitlichkeit ermangeln. Das gesammte Reich ist nach den Himmelsgegenden in vier große Provinzen getheilt, an deren Spitze je ein Kamtsol mit einem Stellvertreter steht, welcher im allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten verwaltet, Macht über Leben und Tod hat und den Tribut erhebt. Doch scheinen nicht nur die Araber, sondern auch mehrere einheimische Stämme, die ihre selbständigen mächtigen Häuptlinge besitzen, ihrer Gerichtsbarkeit entnommen zu sein. Die Araberstämme werden von Agade oder Agids beherrscht, die ursprünglich als Sklavenhalter derselben befaßt waren und denen auch viele von einheimischen Stämmen bewohnte Orte zugewiesen sind. Diese Agids, unter denen Djirma, dem halb Wabai angehört, der mächtigste ist, besitzen große Autorität im Kriege wie im Frieden, denn sie haben nicht nur die Aufsicht über die Geschäfte ihrer Bezirke und die Erhebung des Tributs, sondern auch das Aufgebot der Kriegsmannschaft und deren Anführung in der Schlacht; auch unternehmen sie fortwährend große Raubzüge auf eigene Rechnung. Jeder von ihnen hat einen Chalisa oder Stellvertreter, während ihnen von seiten des Sultans ein Emin beigeordnet ist, welcher die Erhebung der Abgaben zu controliren hat. An der Spitze der Civilverwaltung des Reichs steht ein zahlreicher königlicher Rath, der Kaiser, in dem jedoch der Sultan Mohammed Scherif nie ersicht. Dieser Rath hält seine Sitzungen auf einem offenen Plage, wo überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden. Sein Vorstand und der erste unter seinen Mitgliedern an Machtbefugniß ist der Sling-Melk, der augenscheinlich die Stellung eines Bezirksamts hat. Die Hauptstärke des Heeres beruht in der etwa 7000 Mann starken Reiterei, wovon gegen 1000 Mann bepanzert sind. Hinten soll es im ganzen Lande nur 300 geben; die Stärke des Wadai-Volks beruht im Gebrauche der Speere, während die Gorau sich vornehmlich auf das Schwert verlassen. Die Rangordnung der Befehlshaber bestimmt sich hauptsächlich nach der Anzahl der von ihnen ins Feld gestellten Truppen; nur die vier obersten sind freie Leute, die übrigen fast ausnahmslos Sklaven. Die Ortschaften sind im allgemeinen klein und es soll keine Stadt geben, die über 1000 einzelne Wohnungen enthält. Diese bestehen, wie in allen Theilen des Sudans, aus Gruppen von runden, glöckchenförmigen Hütten aus Rohrgerüst, die mit einer Mauer oder einem Zaune umfriedigt, aber nur bei Standespersonen aus Lehm erbaut sind. Die Araber dagegen wohnen in tragbaren Hütten aus selbstgeflochtenen Matten von Dalechpalmbältern. Der Großhandel ist fast ganz in den Händen der Djellaba, die vor 100 Jahren aus dem Niltale in beträchtlicher Zahl eingewandert und jetzt hauptsächlich in Nimro, acht englische Meilen südwestlich von Wara, angesiedelt sind. Diese Kaufleute von Geburt treiben ihre Geschäfte in Gesellschaften, von denen jede ihre eigene Reisefinie hat. Der Sultan gibt ihnen auf die Dauer jeder Reise einen Agid bei, welcher

ihm für die sehr beträchtliche Abgabe vom Gewinn zu leisten hat. Ihre Haupthandelsartikel sind einheimisches Salz, das bis Ebgone, und Kupfer, das besonders nach Bornu verführt wird, europäische Waaren, Oel aus dem Oken, Turfed, Tabak, Lohol und mancherlei andere von den Hausfahrenden nach Baghirmi gebrachte Artikel, vor allem aber Sklaven. Dagegen gibt es in ganz Wadai keinen Marktplatz für die Hauptproducte des Landes und man muß sich selbst die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse aus beträchtlicher Entfernung herbeischaffen. Der Kunstfleiß wirkt natürlich nur die rohesten Erzeugnisse, wie Waffen und Kriegergeräte, zu denen man sich einheimischen Wissens, wol auch Kupfers bedient. Die Wadauer wissen nicht einmal den schönen Indigo, der in ihrem Lande wächst, zu verwenden, um ihre Kleider oder vielmehr ihre Hemden zu färben; es gibt nämlich unter ihnen nur wenige, die sich etwas Besseres als dieses wesentlichste Kleidungsstück anzuschaffen vermögen. Die Indigofärberei ist gänzlich in den Händen der in Wadai sesshaften Baghirnier und Bornuer, besonders der letztern. Doch gelten schwarze oder blaue Hemden noch immer als eine Auszeichnung für Standespersonen. Eine ausgebreitete Gelehrsamkeit darf man in einem solchen Lande natürlich auch nicht erwarten; müssen sind die wadauer Kahl und Allema wegen ihrer Kenntniß des Kutans unter allen Wäskern des Sudans brüht.

Der Anhang des Werks enthält wieder zahlreiche Itinarien und ein meteorologisches Tagebuch. Die drei letzten der Reisen nach Kanem, Rußgu und Baghirmi von Petermann mit gewohnter Genauigkeit und Eleganz ausgeführt.

Zur Lebensgeschichte Melancthon's.

Philipp Melancthon. Zum Säcularanden an den dreihundertjährigen Todestag des großen Reformators, den 19. April 1560. Von Johann Friedrich Theodor Wölsch. Leipzig, G. Blescher. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Non omnes licet adire Corinthum! Der Kirchenrath Wölsch hat sich ganz gewiß in der wohlwollendsten Absicht an die Biographie Melancthon's herangemacht, aber nicht minder gewiß fehlen dem Verfasser die Mittel und Kräfte, deren Bekk allein befähigt, eine solche Aufgabe befriedigend zu lösen. Wir möchten uns gern von jeder Bitterkeit gegen den Verfasser frei halten, aber es muß schon ausgesprochen werden, auch auf ne Gefahr hin, des gänzlichen Mangels an jeder Courtoisie bedürftig zu werden: Wölsch's Buch ist eine sehr ungenügende Arbeit. Abfällige Urtheile ohne Begründung vorzutragen, ist das Monopol einer gewissen Journalkritik, welche es liebt, allwöchentlich einmal zu verkünden, was wir alle schon wissen, daß Grotz und Schiller längst tot sind und daß einen Chaffetzere am Englands Literatur aufzuweisen hat: zur Begründung unseres abschälligen Urtheils über die angezeigte Biographie ist es notwendig, daß wir auf die einzelnen Theile derselben näher eingehen. Wir lesen zunächst auf nicht weniger als 16 Seiten ein Vorwort, dessen Inhaltslosigkeit und Schwerfälligkeit von vornherein kein günstiges Vorurtheil für Wölsch's schriftstellerische Befähigung erweckt. Daß es nicht jedermanns Sache ist, ein gutes Vorwort zu schreiben, daß ein solches keineswegs zu den leichtesten Aufgaben gehört, darüber kann kein Zweifel bestehn.

1858. 7.

hen; ein Buch kann sonder Frage recht richtig und dabei doch seine Vorzüge ein Mißgriff sein. Ueberdies legen wir uns das unglückliche Vorwort weiter kein Gewicht; wir bescheiden uns, die Thatsache zu constatiren, daß diese Auslassungen sich in den heftigsten Wiederholungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit verbreiten, verdienten Männern Denkmäler zu setzen. Der Gedanke wird, wie gesagt, auf 16 Seiten zu Tode geführt. Es folgt eine Einleitung; sie beschränkt sich auf nur 72 Seiten. Als wir von ihrer Lektüre lehrten, fragten wir vergebens, zu welchem Zweck der Mann gefällig worden, kaum daß wir uns Rechenschaft geben konnten, mit welchem Inhalt. „Es mag scheinen“, hebt der Verfasser an, „daß wir zu weit zurückgehen, wenn wir, bevor wir Melancthon's Bild enthüllen, wenigstens einige Bemerkungen über die Offenbarung Gottes an unser Geschlecht überhaupt voransenden.“ Dann läßt er einen Dr. Voigt sprechen, welcher behauptet, „Gott und Verstand sind dem Menschen gegeben, um durch sie zum Glauben und zur Erkenntniß zu gelangen. Die Mittheilung des fremden Anspruchs, welche mehrere Seiten einnimmt, schließt Wölsch mit dem eigenen Satz: „Nur ein durch einseitige und darum irrige Cultus des Verstandes als des Vermögens der sinnlichen Erkenntniß im Materialismus völlig auf- und untergegangener Laetretie; nur ein Mann, der in unbegreiflicher Verleugnung seiner Vernunft, des Vermögens der Erkenntniß des Ewigen, und seines sittlichen Gefühls, mithin des Gottesbewußtseins in jeder Menschenbrust, den Menschen für eine bloße Maschine, eine Pflanze („L'homme machine“, L'homme plante“, Potsdam 1748) erklärte und das verurtheilte „Systeme de la nature“ (Potsdam 1770)“) schreiben konnte; nur ein so bis zum äußersten Nordpol, wo niemand mehr weiß wo, wie Legat sagt, Ost und Süd, Nord und West ist, verirrter oder verfluchter Unglücklicher und dessen unter gleicher Verirrung untergegangene Genossen konnten, wie schon Atheisten zur Zeit Cicero's von einer Zeit zur andern die Behauptung wiederholen, die Religion sei eine Erfindung von Staatsmännern, um das Volk des Reiches zu beherrschen.“ Wir führen den Satz gleichzeitig aus dem Grunde an, weil er den Stills unserer Aufmerksamkeit, der sehr merkwürdig ist. Eine logisch geordnete Darstellung ist seine Sache nicht; er schreibt in abgerissenen meist kurzen Sätzen, die wir und hant als zusammenhangslos Absätze aneinander gereiht werden. Ein Dugend und mehr Absätze auf jeder einzelnen Seite ist das durchschnittliche Maß. Ob und zu wie oft diese Darstellung durch ein Periodikum unterbrochen, wie wir es eben beigebracht.

Kehren wir zur weiteren Charakteristik der Einleitung zurück. Difficile est salivam non scribere! Wie wahr der Satz, fühlen wir ganz und sehr in diesem Augenblick. Nach dem Ausfall auf das „Systeme de la nature“ erfahren wir: „Wie schon die Alten und unter diesen namentlich Aristoteles bei den Griechen und Cicero bei den Römern anerkannt, trägt jeder Mensch eine Gottesahnung, die bei fortschreitender Bildung zum Gottesgefühl, und wenn er auf noch höherer Stufe der Erkenntniß die Gründe derselben zu ermitteln strebt, zum Gottesbewußtsein sich erhebt und verkürzt“; und alsdann werden wir an einige Aussprüche von Cicero, „dem Humboldt seiner Zeit“, erinnert. Auffallend bleibt es, daß die Citate nach Uebersetzungen angegeben werden. Von Cicero gelangen wir mittels eines tüchtigen Sprachgeistes auf die Pollis der Priesterchaft: „Tacitus bemerkt ausdrücklich, daß die Priester durch geheimnißvolle Schauer (arcana et terror), die sie am sich verbreiten, und eine heilige Unwissenheit (sancta ignorantia), die sie zu erhalten suchten, ihre Herrschaft ausübten und ihr Ansehen behaupteten.“ Bildlich befinden wir uns in einem Meer von Citaten aus dem indischen Geseßbuch des Manu, dem persischen Dichter Saadi; Pythagoras, Sokrates, Xenophon, Plato, noch einmal Cicero,

*) Die letzte Schrift ist aber bekanntlich vom Herrn Leibniz nicht von Laetretie.

Antonius Pius, Salinarchos, Archischol, Perkus, Knecht und Hunderts von ihrem Anschreiben werden vorgeführt. Wir wissen in der That nicht mehr, was aus der Kays folgt; wir lesen und lesen; und überschleife die Gefähr, als befänden wir uns auf einem Schiffe, das ein Stiel der Wellen auf dem hohen Meere treibt, weil der Rann an dem Stener die Herrschaft über das Steuer verloren.

Ein schickte die Athenen eine Gesandtschaft nach Syria. Der beschriebene Redner sprach lange und viel in der Gerusia. Als er genügt, trieb ihn eine natürliche Unruhe, sich nach dem Gendern seines Vortrags zu erkundigen. Er fragte bei dem Nachbar an, neben dem er saß: „Mein Freund“, lautete die Rückantwort, „als du zu sprechen aufhörst, hatte ich längst vergessen, woran du zu sprechen angefangen.“

Der weitere Inhalt der Biographie setzt sich aus zwölf Kapiteln und einer Schlussbetrachtung zusammen. Das erste Kapitel, welches sich mit Melancthon's Kindheit, Jugend und Vorbereitung zur Universität beschäftigt, bietet manche interessante Mittheilung, namentlich in Bezug auf die Vorfahren des Reformators. Philipp stammte aus einer Familie, die sich Generationen hindurch durch bürgerliche Rechtschaffenheit und religiöse Frömmigkeit ausgezeichnet hatte. Sein Großvater, Georg Schwarzerb, stand als Rüstmeister und Waffenträger bei dem Pfälzgrafen Philipp, Kurfürsten am Rhein, im Dienst und erlernte sich wegen seiner ausgezeichneten Kunst der vollen Gnuß seines Herrn. Der Chronist schenkt ihm als einem rechten, frommen, gottesfürchtigen Mann, der Gott mit Ernst diente, fleißig bezeugt, seine Verdienste und so stark hielt als irgendein Christlicher, auch des Nachen aufkand, auf die Erde und sein Gebet mit Jubel und Ihn. Am 16. Februar 1497 wurde seinem Sohn zu Weimar nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe unser Philipp geboren; der Biograph meint, die Freunde der Ketteren konnten bei der Geburt des die Gefeunden des Zacharias in froher Gekung rufen: „Was, mein du, wird aus dem Kinde werden, um dessen Wege die Engel wahrhaft gottesfürchtiger Aelterliche auf und widersteigen?“ Die geistigen Anlagen und die Richtung des Knaben fertigt Melancthon sehr kurz ab; eine seltene, hohe Begabung, bemerkt er, und darin Melancthon's Bestimmung für die heilige Mission, zu welcher ihn die Weissagung bezieht, enthalte sich schon früher in dem Kinde. Aufzuehm wird in einem Absatz behauptet: „Melancthon war eine solche Johannesnatur“, und in einem zweiten und dritten, Luther sei zu einem Ranne der That und zum Felder geschaffen, den Melancthon als guter Genuß, als Engel begleitet habe. Sowol auf der Schule als im Privatunterricht machte Philipp nütze und bedeutende Fortschritte; die hervorragenden Anlagen und die seltene Willkür des Knaben setzten Reuchlin bei einem Besuche in Pforzheim, wohin man Philipp in die Schule gehen, auf, und er war es, der den vielversprechenden Schüler, indem er nach der Bitte der damaligen Gelehrten den Namen Schwarzerb in den entsprechenden griechischen Melancthon verwandelte, schon damals in die Gelehrtenrepublik aufnahm. Der Vater hatte eine heilige Freude an den Fortschritten des Sohnes, namentlich schmeichelte es seinem Stolz und dem des noch lebenden Großvaters, wenn Philipp während der Ferien mit folgenden Schülern öffentliche Diskussionen anstellte und in Folge seiner vielsachenden Kenntnisse und seines Scharfblicks stets als Sieger hervorging. Mit diesen vielsachenden Kenntnissen und diesem großen Scharfblick läßt es sich denn freilich schlecht vereinigen, was Wohlthat, von der Gergendenfals und seine Kindheit seines Feldes zu belegen, kurz darauf erzählt, Philipp hätte, als man ihm gesagt, der Vater sei todt, erst fragen müssen, was denn der Begriff todtbedeutete. Am 27. October 1507 starb Philip's Vater; zwei Jahre blieb der Knabe in Pforzheim im Hause einer nahe Verwandten mütterlicherseits, der Schwester Reuchlin's. Erst zwölf Jahre alt, bezog er die Universität Heidelberg. Das zweite Kapitel behandelt seine akademische Studienzeit. Dieser Abschnitt ist mangelhaft und ungenügend. Er eröffnet sich mit einer weitläufigen Einleitung, die sich in einem wahrhaft unentbehrlichen Maße über die Kunde verbreitet, die heute Ketteren empfinden, wenn ein Sohn auf die Hochschule kommt, über die Beschränkungen, daß etwa der Sohn die akademische Freiheit mißbrauchen und verloren gehen könnte, über die mannichfachen Gefahren, welche dem jungen Studenten drohen, über den Nutzen, „wenn alle Ketteren un-mittelbar oder mittelbar, wo irgend möglich, das College tragen möchten, daß ihre Söhne auf dem schätzbarsten Gebiet der Universität Aufnahme in ein Haus fanden, wo ein etwas Familienleben sie abhält, ihre Erziehung in weiteren Kreisen allein zu suchen, wo weiser Wohlwollen über sie wacht und ihre Schritte leitet“ u. s. w. Am ferns Zeit, so wird endlich ein Uebergang gewonnen, was der Zustand der Universität von der Art, daß Ketteren noch ungleich mehr beschränkt waren. Man erinnert eine Schilderung der Verhältnisse auf den damaligen Hochschulen, allein Wohlthat macht es sich bequemer. Die beliebten Citate müssen heißen. Er citirt Erasmus, der im Jahre 1490 von Paris das offene Bekenntniß abgelegt, „ich habe aus den Collegen nichts herausgehört, als einen Körper voll verdochter Giste und eine große Menge Ungelehrter“; er citirt ein paar bezügliche Aussprüche von Luther, unter anderem: „So ist das Magisterthum schon verloren, laufen den Studenten nach in die Ställe, Kammern und wo sie können, und bieten ihnen frei ihre Liebe an; und ich höre, daß viele Ketteren ihre Kinder sollen hinführen haben, und noch fordern und sagen, wenn sie ihre Kinder zu und schicken ins Studium, so hängen wir ihnen Weider an den Hals; entziehen ihnen ihre Kinder; daraus diese seine Schule einen bösen Namen bekommen“; alsdann schließt der Verfasser euphonisch, als hätte er wirklich die Sache, um die es sich handelte, in eingehender und erschöpfender Darstellung erzählt, mit vier Absätzen: „So waren die Universitäten beschaffen.“ — „So war das Dozentenpersonal.“ — „So war der Vortrag in den Wissenschaften.“ — „So war das Leben der Studierenden.“ Von Melancthon rühmt der Verfasser, daß er der Sylla und Charydis, die auf jeder Unterwelt sich öf-fnen, glücklich entgangen; ein schätzbare Genuß oder vielmehr die Hand der Verhütung, die ihn zum Großen erleser, habe über dem jarten Knaben gewaltet. „Wie der zwölfjährige Knabe Jesus hat Melancthon unter den gezeichneten Lehrern, einzig und allein für die Wissenschaft geliebt.“ Einem Theologen mag der Vergleich nahe liegen, allein in einer Arbeit, die denn doch mit dem Anspruch auftritt, eine historische Arbeit sein zu wollen, nimmt der Vergleich sich bedenkend genug aus. Schon nach vier Semestern empfing Melancthon die Würde eines Baccalaureus; ein Jahr später bewarb er sich um die Magisterwürde. Der Senat ertheilte einen abschlägigen Erlass, „bieweil er noch so jung und kindischen Aussehen sei“. Philipp wandte sich nach Tübingen und hier ward ihm zwei Jahre später die Magisterwürde zuerkannt. Eine in das zweite Kapitel eingeflochtene Philipp'sa „gegen die slavischen Gelehrten“, welche die Wissenschaft einzig und allein betreiben, um dreierlei ein Amt zu gewinnen, das sie nützt“, hätte sich der Verfasser wol ersparen können. Diese traurige Richtung mag heute auf allen Universitäten mehr oder minder groß an dem Tag treten; im 16. Jahrhundert war das Studium auf den Hochschulen Selbstzweck, im 16. Jahrhundert waren die Universitäten keineswegs zu Unrichtungsanstalten für Staatsbeamte herabgesunken.

Das dritte Kapitel zeigt Melancthon als akademischen Lehrer. So anspruchlos der sechzehnjährige Jüngling auftrat, entwickelte er doch einen so seltenen Schatz des Wissens und einer ausgeprägten Lehrgabe, daß sein Vorkurs sich schnell füllte und die Studierenden ihm den ungeheuersten Beifall zollten. Vor seinem Namen traten bald die Namen der gezeichneten Lehrer in den Hintergrund. Die griechische Sprache und Literatur war seine Specialität. Er übersetzte vieles aus Plutarch, Lucian und Aretas und gab eine eigene griechische Grammatik heraus; auch die Handschriften, in denen er sich Reuchlin's wies, der den kaiserlichen Jakob Hochstraten anahm, verfehlten nicht, ein bedeutendes Aufsehen zu erregen. Wie sehr sein Ruf auch

weit über Lößlingen hinaus gewachsen, bewußt das ehrende Urtheil, das Erasmus über ihn fällt: „Mein Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt nicht Philipp Melanchthon, der ein Jüngling, ja beinahe noch ein Knabe ist, in Kenntnis beider Sprachen denmahe gleich hoch zu stehen! Welchen Scharfsinn im Deutschen, welche Reinheit im Ausdruck, welche seltene und umfassende Kenntnis, welche vielfache Belesenheit, welche Zartheit und Feinheit des Geistes findet sich bei ihm!“ Es konnte nicht fehlen, daß Melanchthon glänzende Auerbietungen gemacht wurde; er entschied sich für Wittenberg, wohn er im Sommer 1518 überfiedelte. Zu seiner ersten Vorlesung strömte alles nach dem Hörsaale, der bald so angefüllt war, daß später Akademiker seinen Raum mehr fanden. „Auf den Lehrstuhl stieg mit schüchternem Schritt eine kleine menschliche Gestalt, mehr einem Kinde als einem Manne ähnlich. Die Erwartungen sanken. Man glaubte, der Kursus sei getäuscht worden. Als jedoch dieses Männlein sich emporrichtete und die hohe edle Stirn, die sanft und doch klar leuchtenden Augen auf die Anwesenden richtete und seine Lippen öffneten zu einer durch den reinen Gehör, den würdevollen Vortrag, den tiefen und doch gemeinverständlichen Inhalt ergreifenden und gewaltig fortwährenden Rede, da waren alle froh und räumten des Mannes, dessen irdische Gestalt sich verklärte, sobald nur ein Gefühl, das Gefühl der ungetrübten Bewunderung alle Zuhörer vereinigte.“ Auch Luther hatte sich unter den Zuhörern befunden. „Der Philipp“, äußerte er nach beendigtem Vortrag, „nicht als Lehrer anerkennt, der muß ein rechter Darschant und Esel sein, den der Dämon gebissen hat. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne beschneit, der solche Gaben hätte wie Philippus.“ Wenn hätte Luther gleich jetzt den neuen Kollegen für seine theologischen Bezeichnungen gewonnen, aber Melanchthon hielt sich diesen fern, vorerst ganz hingegen seinem wissenschaftlichen Lehrberufe. Wollte er doch selbst an seinem Hochzeitstage nicht einmal die Vorlesungen aussetzen. Doch konnte er es nicht verhindern, daß er 1519 in die theologische Fakultät aufgenommen wurde; die theologische Doktorwürde dagegen dünkte seiner Bescheidenheit viel zu hoch und trübend, er lehnte sie entschieden ab. Für eine nur schlecht verbürgte Sage hält es wohlfeil, daß der auf seinem akademischen Lehrstuhl so gewaltige Professor den Rath nicht habe gewinnen können, vor einer Gemeinde in der Kirche aufzutreten, weshalb ihm Luther einmal Löhle als Repräsentanten der Zuhörer in die Kirchenstühle habe setzen lassen.

Im nächsten Kapitel verspricht der Verfasser Melanchthon als Gatte, Vater und Freund darzustellen. Schade, daß der Inhalt des Abschnitts der Aufsicht in seiner Weise entspricht. Wenn eine Metapher gestattet ist, der Verfasser gibt eine Zusammenfassung von ausdruckslosen Farben und Tönen, nicht aber ein bestimmtes Bild. Einzelheiten aus dem häuslichen Leben des verdienten Gelehrten werden zusammenhanglos und ohne Ordnung in bunter Menge aufgeführt. Dabei leidet die Darstellung an der schon mehrfach gerügten Weise, in kurzen, sprunghaften Absätzen zu erzählen, die sich ohne jede Vermittelung drängen und häufen; die biblischen Vergleiche (z. B. die häufig wiederkehrende Phrase: „Melanchthon war ein rechter Israelit ohne Falsch“, oder: „zwischen Melanchthon und seinem Diener bestand ein echt patriarchalisches Verhältnis wie zwischen Abraham und Elieser“) sollen vermuthlich das Uebrige zur Erhöhung der Reize dieser Darstellung beitragen. Nicht ohne Bedenken, nicht ohne Zweifel an eine angemessene Vertretung und Gruppierung des Stoffes wird man bereits im fünften Kapitel die Parallele zwischen Melanchthon und Luther lesen; die Vetheiligung Melanchthon's an dem Reformationswerke seines Freundes wird erst in spätern Kapiteln entwickelt. Die Parallele selbst, von S. 164—183 reichend, erschöpft die langmüthigste Geduld. Es wird im vortheilhaftesten Sinne des Wortes leeres Stroh gebroschen; Worte, Worte, nichts als Worte. Die lange Auseinandersetzung bietet nichts anderes, als was schon im ersten Kapitel gesagt war und was fast in jedem andern mindestens einmal wieder-

holt wird, daß nämlich Melanchthon mit dem Evangelisten Johannes und Luther mit dem Apostel Petrus zu vergleichen sei. Das sechste und siebente Kapitel stehen in einem gewissen Zusammenhange; der erstere will Melanchthon als Reformator der Wissenschaften, der zweite als Reformator der Kirche charakterisiren. Um die erste Aufgabe lösen zu können, fehlt es Wohlfeil an der erforderlichen Kenntnis der damaligen Literatur- und Culturgeschichte, zumal der großen humanistischen Bewegung; mit dem Hineinsetzen einer bloßen Nomenclatur aus dem nächsten besten Handbuch ist eine solche Aufgabe nicht erledigt und abgethan. Für die Lösung der andern Aufgabe bringt der Verfasser theologische Kenntnisse und zumal in der Dogmatik mit, aber eine befriedigende Lösung der Aufgabe erblickte außerdem eine ungleich tiefere und umfassendere historische Bildung, als unser Autor sie besitzt. Die politischen Verhältnisse der Epoche sind ihm nur in ihren ganz allgemeinen und rohen Umrissen bekannt; die unerlässlichen Detailstudien auf diesem Gebiete hat er nie ange stellt. Die verkehrte Disposition, die wir bereits einmal berührten, zeigt sich sehr elatant darin, daß, nachdem in dem sechsten Kapitel gleichsam die Summe von Melanchthon's Thätigkeit für die Reformation gezogen worden, sich

sen
Kapitel
sich
betru
durch

Bild
ten,
sach
wort
jede
diese
gegn
bar,
bar

Unterhaltungsliteratur.

1. Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Von H. Maria George. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn und Comp. 1859. 8. 1 Hft. 20 Ngr.

Zu seiner Zeit haben mehr Frauen geschriftsteltet, als in der unserigen, und doch ist es gewiß, daß man unter ihnen nur selten eine hervorragende Gestalt erblickt, die, über das Niveau der gemüthlichen Erfindung emporragt. Wahrscheinlich Talente sind in den Frauenschären um so häufiger, je seltener sie sind. Die Erziehung, die hohle Weichheit des Pensons und Salonlebens unserer Zeit, der leise Wahnsinn, der sich aus der sterbenden Romantik in die Welberbsche gestürzt hat, haben die schöne Romanchheit weiblicher Poesie entweiht, und ihre verfräpellen Kräfte strengen sich meist nach Romie, Ränkelei, Affektation und allem sonstigen Champagnerkraut, um Geltung bei einer corrumpten Gesellschaft zu erreichen. Was aber am meisten dazu beiträgt, den Gehalt echter Poesie, bei Männern sowohl als besonders auch bei Frauen in ein erbärmliches Mochthum aufzulösen, sind die Kritiker unserer Zeit, denen die journalistische Routine meist nur die kämpffestesten realistischen Anschauungen gestattet und welche nach theoretischen Formeln der Kritik den Werth poetischer Productionen ebenso abmessen, wie die preussischen Polizeibeamten nach Quadratkollen den Ausbalt stempelplünderer Zeitungen. Seitungen stoffen die Poesie auf und seitdem sie dazu dienen, für uns Schriftsteller die prosaischen Posaunen der Declamation oder der Niedertracht zu sein, ist

Dichten und Schriftstellern auf den Boden des gemeinen, dem Bedürfnis unterthänigen Lebens gedrückt worden. Da kommen sie nun alle herbei, die blanken Bücher, die Marschälle, Volontäre und Kanoniere der Literatur, um für sich das Unsterblichkeitsattest von der kräftigen Feder des professionellen Recensenten zu begehren! Bekommen sie's, posaunt die ganze Klerisei für das neue Genie, welches eher tobt ist, als der kostbare Leib, in dem es zu leben bestimmt war; bekommen sie's nicht, und so sie vergriffen und erst eine spätere Zeit gräbt vielleicht die Verdienste eines Talents heraus, das unter dem Hofnepolus seiner Epoche r den Zeitungsruhm, i Stüd Unsterblichkeit, den Todten zu sein, ation zu jähem Raut-

wenn deiner einst ein er Blume unter den cit gedankt? Seifen- schwellenden und auf- nm auch die vornehme so thut, als verachte Beiberge schreibe längst a George hat ihn mir Meisterstück in ihrem te, gewoben aus urch- jen, ich habe darüber lba, die als Kind er- int; diese holdfellige isen Fittichen natür- Unschuld, die nicht in Nürnberg oder in the? „Vor Tagesanbruch“ tigkeit und Elasticität Novellen und Erzäh- Gedichte, Romanzen, achte bezweifeln, daß Talent documentirt? blüd. In ihren Er-

dichten zeigt Amara zuweilen eine Ueberreizung, die, wenn nicht erkünkelt, doch jedenfalls nicht gesunden Ursprungs ist. Woju ein so sauftes und schönes Talent immer in die Schrecken der Nacht, in die Klüfte der Verzweiflung füh- ren? Ist denn dies ein Zeichen des Genies, daß es nur in dem Gischte der Sturmfluten sich bewegen darf? Nein, das ur- sprünglich Liebliche soll sich nicht mit dem Schrecklich-Romanti- schen vermählen; nein, dieses Fieber muß enden, Amara! diese Gährung der poetischen Kräfte muß aufhören, die Saiten der Leier müssen nicht mehr erhitzt werden. Diese Analische Ueberspan- nung, dieser Zug nach dem Mystisch-Romantischen hat sich schon in den ersten Gedichten Amara George's „Blüten der Nacht" offen- bart und neuerdings noch durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche. Die Dichterin hüte sich wohl, daß nichts Gefährlicheres daraus erkehe, als ein Band Porsten und ein kirchlicher Abfall!

Amara hat es auch in dem vorliegenden Buch mit der Charakteristik einer Hausbälterin, „Fran Jankeisen", versucht; doch hier gerade erweist sich ihr Talent am schwächsten. Eine Rabener'sche Satire schreibt man nicht mit einem so glühenden und auf den Schwingen des Idealismus sich wiegenden Talent; ebenso wenig eine Dorigeschichte in Auerbach's Manier, wie sie sichtlich die Erzählung: „Die beiden Hirten", bilden soll. Zu- dessen, Madame, man ist zum Kritischen auch nur Mensch, und obgleich ich es selbst thue, so halte ich doch, wie ich schon andeutete, im Ganzen nicht sehr viel davon. Der sagt dies, jener etwas anderes — man hütet's, man ärgert sich, ärgert sich auch nicht, thut was man will; dieser Popanz von Nachwelt lacht am Ende doch die unerschütterliche Weisheit der Kritiker von einmala aus, oder auch wol die Berühmtheit von einem Tag.

2. Berliner Silhouetten. Von E. Kossak. Berlin, Jank. 1859. 16. 10 Agr.

3. Bade-Wilder. Von E. Kossak. Berlin, Schlingmann. 1858. Gr. 16. 15 Agr.

Ein neues Buch von Ernst Kossak hat den eigenthümlichen Reiz, daß es gerade so ist wie alle seine früheren. Der Feuille- tonist an der Spree, den man mit Recht zu den besten Feuille- tonisten Deutschlands zählt, schreibt für alle Zeitungen im Um- fange des ehemaligen Heiligen römischen Reichs deutscher Na- tion jene pikanten, graziosen, auf elegantem Stil sich wies- genden Feuilletons, die heute die gesuchtesten und für ein gewisses Publikum unentbehrlichsten Artikel geistiger Nahrung geworden sind. Es ist der glücklichste Schriftsteller; er hat das, Recht, ins Leben hineinzugreifen und alle menschlichen Dinge von ihrer wihigen und burlesken Seite zu betrachten. Er tippt mit seiner Feder hierhin und dorthin und überall springt, wie durch Rübezahls Zauberkraft, ein Wort des Hu- mors ihm entgegen. Kossak ist der geistreichsten Schriftsteller einer, immer ein wenig bitter, oft sehr bissig, nie langweilig, und so glücklich, seine Feuilletonartikel später gesammelt noch als Bücher erscheinen zu lassen. Vielleicht gelingt es ihm und an- dern, dem humoristischen Genre, das er so glänzend vertritt, auch endlich einmal einen bisher noch nicht gegönnnten Platz in einer deutschen Literaturgeschichte zu erwerben.

4. Kleine Wanderchronik von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.

Julius Rodenberg ist ein Schriftsteller, der mit Lust und Liebe die Feder führt und aus dessen Werken dem Leser meist ein Hauch frischen Lebens und innigen Fühlens entgegenweht. Sein Talent zu erzählen und zu beschreiben hat sich in diesen beiden Bändchen der „Kleinen Wanderchronik" aufs neue bewährt; es sind leichte, elegante, bald ernste, bald heitere, belehrende und gefällige Skizzen, wie sie ein Dichter hinwirft, wenn er Land und Leute sieht. Etwas Koketterie weht sich zwar manchmal mit in die Erzählungen, aber sie wird nicht lästig und muß auch wol bei subjectiven Schilderungen mit in den Kauf genommen werden. Rodenberg hat als Resultate seiner Touristenwanderungen bereits ein Werk über Paris und eins über Wales veröffentlicht. In dem vorliegenden greift er in die Zeit seiner Burschenschaftsjahre zurück und ihr interessantestes Bild ist „Das neue Gretchen", ein portu- sches, liebliches Mädchen in Frankfurt, welches als Tochter eines Gastwirths in dem Hause wohnt, in dem einst Goethe das Ori- ginal zu seinem herrlichen Faustgretchen gefunden. Auch die Skizzen aus dem Wiesbadener Leben zeichnen sich durch frische und interessante Darstellung aus. Mehr zur Touristenliteratur gehören die Erlebnisse und Betrachtungen in und über London, die sich über die Theater, die Volksmusik, den Crystalpalast und die Deutschen in der Themsestadt erstrecken. Von den letztern finden sich weniger neue als pikant abgefaßte Schilderungen, unter denen die Skizzen über Kinkel und Freiligrath von besonderm Interesse sind.

4. Die Ironischen. Erzählung von Karl Alt Müller. Göt- tingen, Wigand. 1859. 8. 22 1/2 Agr.

Der Verfasser hat ein außerordentliches hübsches Talent in dieser einfachen aber lebenswürdigen Erzählung entfaltet. Selten begegnet uns ein Buch, das mehr natürlichen Humor, mehr freie, leichte Rede, mehr poetischen Fonds enthielte, als diese simple Studentengeschichte, die mit der bekannten Burleske „Ein Rock und ein Gott" von Paul de Kock viel Aehnliches hat, ohne ihr doch nachgebildet zu sein. Die Ironischen sind eine Gesellschaft verkommener, lieberlicher, in cynischem Mate- rialismus vegetirender Studenten, eingepfercht in einer Stube mit einem Bett, und genöthigt, den einzigen Rock wechselseitig zu tragen. Sie dienen gewissermaßen als Folie eines natürlichen, bessern Geistes, der sich mit Widerwillen bald von dieser cyni- schen Genossenschaft ablöst und in der Liebe zu einer früher ver- lassenen Pfarrerstochter den wahren Halt eines stlichen Lebens wiederfindet. Die ganze Erzählung ist von einem so schönen,

als ausgleichenden, ebenso wol liebenswürdigen als scharfen Reiz, von einer so wunderbarsten und wohlthunenden Poesie getragen, daß sie mit voller Berechtigung Anspruch auf Anerkennung erheben kann.

i. Ensl und Bewegt. Von Walter Schwarz. Berlin, Sauer. 1858. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Den Inhalt dieses Buchs bilden romantische Skizzen und Anekdoten, die ein unstreitig poetisches, aber von frühern Einsichten etwas angeklärtes Talent bekunden. Der Idealismus, der sich in diesen Bildern offenbart, flieht durch das alte romantische Wesen schwer und trägt dahin und kann sich zu wahrer Gestaltung nirgends erheben. Schon die Composition zeigt die Unvollkommenheit oder vielmehr die Wirrnis des beschreibenden Geistes. Der Verfasser stellt gewöhnlich zwei Gegensätze auf, deren Zusammenstoß alsdann die Auflösung bildet. Von einem neuen Gang der Erzählung und einer logischen Entwicklung im Charakter, wie sie selbst in Novellen und Skizzen mindestens angedeutet werden muß, ist nirgends etwas zu finden und daher wird manche schöne Schilderung bloßes Fragment; der Geist, der dazu zum Vorschein kommt, erscheint gedrückt und anstatt eines reinen Genusses erzielt der Verfasser wenig mehr als einen grellen Effekt. Diese Poesie hat etwas Krankhaftes; sie lebt gern in Schwärmen der Nacht unter einem schweren, grauen, von Blitzen zerfetzten Himmel; um sie zu erheben, bedarf es nur der Reinigung und Abklärung aller falschen romantischen Einflüsse.

7. Schloß und Pfarrhaus. Von B. von Wiese. Breslau, Arn. 1858. 8. 1 Thlr.

Nach diese Erzählung, die den Gegensatz zwischen einer glücklichen vornehmen Familie und einem zufriedenen Pfarrhausleben handelt, leidet an vielen Schwächen. Der Verfasser verliert sich oft in Nebensachen, die ihn den Faden der Haupterzählung verlieren und auf ein nur schwaches, einen dürftigen Stoff zu bereicherndes Talent schließen lassen. Auch der Stil hat viel Mängel. Bilder wie folgendes: „Dann trieb sie den Esel an, der langsamen Schrittes, von der Morgenjonne beschienen, sein Weg fortsetzte“ (S. 17), sind mindestens lächerlich, da die Wirkung der Morgenjonne auf einen derbrealistischen Esel das um Vieles doch sicher nicht poetischer macht.

Eduard Schmidt-Weissfels.

Charles Boner.

Schon früher haben wir gelegentlich hervorgehoben, daß bei den Deutschlernern des Auslandes und namentlich den Engländern und Angloamerikanern gerade die deutsche Lyrik sich der meisten Liebe und Pflege erfreut und daß aus ihrem Gebiete mehr als aus jedem andern Gebiete dichterischer Production Uebersetzungen in die ausländischen Idiome und besonders auch in das englische stattfinden. Es ist dies ein Factum, welches nicht in Abrede gestellt werden kann; Namen wie Bulwer, Bowring, Dorn, Merivale (diese als Uebersetzer der Schiller'schen oder Goethe'schen Gedichte), John Drenford (als Uebersetzer Heine'scher Gedichte); Baskerville („The poetry of Germany“), Barn Bryd („A book of ballads from the German“), William Rind (als Uebersetzer Klopstock'scher Dichtungen), J. Macray, („Stray leaves or translations from the lyric poets of Germany“), „The golden lyre“, die Nordamerikaner G. Poe, Longfellow, Ch. Leland (der „nordamerikanische Goethe“), R. A. Butler, Charles Brooks, die Frauen Mary Anne Hart („Specimens of the German poets“), Frau von Freytag („My souvenir“), Katharina Winckworth („Lyra Germanica“) u. s. w. beweisen dies zur Genüge. Ihnert sich Charles Boner, der seit einer Reihe von Jahren in Augsburg lebt und aus durch seine Uebersetzungen Robell'scher Dichtungen, bairischer Schnadhaupfla, der „Naturstudien“ von J. Passus, wie durch sein liebenswürdiges Buch „Chamois hunting in the mountains of Bavaria“ und durch seine

Originalpoesien „Cain“, „The new dance of Death“ u. s. w. schon mehrmals Anlaß gab, in d. Bl. von ihm zu sprechen (vgl. Nr. 21 f. 1858 und Nr. 46 f. 1857). Gegenwärtig ist Charles Boner mit einer Sammlung seiner lyrischen Originalgedichte und Uebersetzungen deutscher Poesien aufgetreten, die unter dem einfachen Titel „Verses. 1834–1858“ bei Chapman und Hall in London (1858) erschien. Zwei deutsche Mottos sind der Sammlung vorangestellt, das eine von Goethe: „Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und mir nicht zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen“; das andre vom Grafen Schlabrendorf: „Ebles kommt schnell; Einfaches braucht Weile.“ Und einfach ist die Poesie Charles Boner's in der That; er meidet allen Bilderwitz, alle unnötigen Hyperbeln, alle überspannten Gefühle, alle Koketterie mit Byron'scher Zerrissenheit, alle Negmittel Heine'scher Ironie; er spricht ein gläubiges Gemüth in den möglichst einfachen Worten aus; er sucht die Menschen über ihr Los und die Vergänglichkeit ihres Daseins zu trösten, mit ihrem Schicksale zu versöhnen, nicht das gegen aufzuhacken; er predigt Humanität und Liebe, ohne deshalb in einen frommthuerrischen, moralisirenden Ton zu verfallen; und wer wollte sagen, daß dies alles nicht zu den schönsten Aufgaben eines Dichters gehöre? Er besucht einen Friedhof und denkt dabei seines Vaters:

Oh that I too could kneel beside thy grave,
My dear! dear father, upon this, the eve,
The vigil of the day thou leav'st me here!
Oh, could I lay my hand on that dear mound,
That little mound that holds what most I loved,
And there, as of I've done, pray unto God
To guide me so that I might serve Him, love,
And honour Him as he who was beneath:
T'implore His mercy for my erring ways!
But I can no more kneel beside thee: — now
We're far separate!

Would that thou didst lie here, 'neath the clear sky,
Where the dark mountains rising towards the west
Would cast their shadows as the sun went down,
With odorous gales floating above thy head,
And near around thee carefully-kept flowers:
While o'er thy bosom the glad lark would rise
Straight up to Heaven like a messenger,
Or as a spirit leaving the coarse clay,
And soaring upwards to its home with God etc.

In dem Gedichte „On reading the account of R. B. Haydon's death“ schilbert Boner, wie er noch ein Jahr vor dem unglücklichen Ende des Künstlers in dessen Atelier gewesen und von ihm mit heiterm Angesicht empfangen worden sei, und nun:

Oh, heaven! 't is sad to think of! What a host
Of broken hopes, and agonies and woes,
And cherished wishes overthrown or cross'd
Must have convulsed that heart with dreadful throes!

Almighty God! Yet Thou hast known the whole
Extent of grief that how'd his sorely-harden'd soul!

Diese Gedichte sind für uns Deutsche um so anziehender, da sie wol größtentheils auf deutschem Boden entstanden sind; ja Charles Boner befincht mit einem Enthusiasmus, wie man sonst nur einem österreichischen Dichter zutrauen könnte, die österreichischen Heldenthaten und das österreichische Herr, darunter auch die Wiener Freiwilligen in dem Gedicht: „The battle of Novara“ (mit dem Kaiserthum'schen Motto: „Das Lösungswort ist Lurin!“), und den Erzherzog Johann in der Ode: „To the archduke John, on his election to the supreme power by the parliament assembled at Frankfurt on the Main, 1848.“ Dieser Ode hat der Dichter eine Aumerlung hinzugefügt, in der es heißt: „Die Hoffnungen, welche man auf diese Versammlung

sehte, und der Enthusiasmus, mit welchem man die Wahl des Herzogs Johann begrüßte, dürfen nicht nach ihren Erfolgen beurtheilt werden. Diese blieben sicherlich hinter den Erwartungen weit zurück; aber unmöglich wird man leugnen können, daß es ein ruhrendes Schauspiel sei, zu sehen, wie ein ganzes Volk mit würdigem Ernst nach der Erreichung eines im Herzen gehegten Ziels ringt und in vollem Einklang auf einen einzigen Mann als seinen Rathgeber und Führer blickt. Anhänger wie Gegner werden gleicherweise gesehen müssen, daß man es an den besten und ehesten Kraftanstrengungen im Kampfe nicht fehlen ließ. Daran ist kein Zweifel; aber nur wer zu jener Zeit sich in Deutschland befand, kann über diese Sache ein Urtheil haben oder wissen, wie groß die in allen Gemüthern damals hervorgerufene Bewegung war."

Das schon früher veröffentlichte Gedicht: „The verdorer's daughter of Baiersich Zell" haben wir in Nr. 46 d. Bl. f. 1857 erwähnt und einige Strophen als Probe mitgetheilt. Wir erlauben uns, aus einer rhythmischen Uebersetzung, welche wir in Nr. 267 des „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" unter der Ueberschrift „Das Förstermädchen von Baiersich-Zell" davon fanden, folgende Strophen hier deutsch mitzutheilen:

Wir nun traten ein — Wie friedlich
Diese Ordnung, schlicht und lieblich!
Und da war sie, die so gutlich
Hatte durch das Thal gesungen,
Bis vom Echo es erklangen,
Dies Thal von Baiersich-Zell.

Wenn die Wange, frisch und glühend,
Eine Blume, Leben sprühend,
Nicht natürlich, kräftig blühend,
Und daneben so beschiden,
Wie Maiglöckchen bei den Weiden,
Am Bach von Baiersich-Zell.

Sie besaß den Zauberregen,
Den kein Jambvier weicht, den Segen,
Dem das Hofe stets erlegen;
Alle Sünde mußte weichen
Vor dem Hahn der sanfterreichen
Blume von Baiersich-Zell.

Auf die Krippe hochbeglückt,
Wo die Mutter, Schmerzentrückt,
Den Verheißnen an sich drückt,
Scheint ein helles Licht hernieder:
Solch ein Leuchten strahlte wieder
Die Maid von Baiersich-Zell.

Endlich noch die Schlusstrophen:

O, mit ihrem Heimatsorte
— Es sind keine Dichtersworte —
Stand sie herrlich im Accorde:
Solch ein Thal und solch ein Singen,
Das war ein Zusammenklängen!
Ein Lied von Baiersich-Zell.

Gedern und Drosselschlagen,
Grünes Lied und Wiesendlagen,
Wiesen, die zu Hause tragen,
Und beklante lust'ge Feiden —
Paßt zusammen! so die Feiden,
Die Maid und Baiersich-Zell.

Außer diesen Originalgeblüthen enthält die Sammlung noch eine gute Anzahl von Uebersetzungen deutscher Gedichte, besonders von Kobell, dann von Goethe, Hebel, Heine, Freiligrath, Geibel, Anastasius Grün, Dingelstedt, Schiller, von diesem unter andern die gelangene Uebersetzung der beiden großen Monologe aus der „Jungfrau von Orléans". Die erste Strophe des bekannten Monologs „Die Waffen ruhn" mag als Probe hier englisch angeführt sein:

Arms are at rest: — the storm of war is sleeping,
To bloody battle follow song and dance;
Through all the streets the merry groups are sweeping,
From church and altar festal splendours gleam,
And round the columns flowery wreaths are creeping:
Arches arise in green luxuriance;
Unnumber'd thronging guests to Rheims are coming,
And through the air resounds a busy humming.

Einige dieser Gedichte, unter andern Goethe's „Erlkönig" und Heine's Lied vom Fichtenbaum, dessen Uebersetzung wir auch in Nr. 21 d. Bl. f. 1855 mittheilten, fanden sich schon in den Anmerkungen zu den „Studies of nature" abgedruckt. Wie bei allen neuern englischen und nordamerikanischen Lyrikern, welche sich viel mit der deutschen Lyrik beschäftigten oder aus ihr übersehten, findet sich auch bei Charles Boner der weibliche Reim viel häufiger angewendet, als dies sonst wol der Fall war, und sicherlich ist dies für die englische Lyrik kein unbeträchtlicher Gewinn.

Notizen.

Zur Geschichte der französischen Theater.

Sehr charakteristische Mittheilungen über die pariser Theater während der Revolution brachte das von F. Abami redigirte „Deutsche Theaterarchiv" (zugleich offizielles Organblatt des deutschen Bühnenvereins) in Nr. 6, 7 und 10 des genannten Blattes, aus der Feder G. Giesel's. Die im erwähnten Aufsatz enthaltenen Thatfachen sprechen für sich selbst und zeigen uns die Sanceslotten im schlimmsten, aber auch die Royalisten nicht gerade in sehr glänzendem Lichte. Die künftige Fama hatte die französische Gesellschaft in allen Schichten, in den höchsten wie niedrigsten, ergriffen und von einer decennten Haltung, wie sie eines wirklich civilisirten Volks würdig ist, war nirgends eine Spur mehr. Frecher Uebermuth der Cavaliere und Royalisten und cynische sansculottische Unverschämtheit der Republikaner standen einander gegenüber und ergriffen jede Gelegenheit zu Reibungen. Im Theater kam es zwischen beiden Parteien nicht selten zu blutigen Kämpfen, die bis auf die Straße fortgesetzt wurden. Das kleinste Wort, welches der einen oder der andern Partei anstößig war, gab dazu Anlaß. Mit dem Fortgange der Revolution verschwanden freilich die royalistischen Rundgebungen immer mehr, bis sie endlich ganz aufhörten; nur die „comédiens ordinaires du roi" im Theater der Nation wehrten sich noch immer, selbst trotz des am 2. August 1792 erlassenen Decrets, wonach jedes Theater, „auf welchem Stücke gegeben werden, durch welche der öffentliche Geist deprimirt wird oder welche dazu dienen, den schändlichen Aberglauben des Königthums wieder zu erwecken", geschlossen und die Directoren nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden sollten. Nun aber schwemmen aber Stücke wie „Le mort de Marat", „Les crimes de la féodalité", „Le tombeau des impôts", „L'inauguration du temple de la vérité" u. s. w. die in Schamz verfunkenen pariser Theater. In dem letztern Stücke wurde der katholische Gekus durch eine Parodie verhöhnt, in der ein wirklicher Aktor auf der Bühne erschien, mit brennenden Lichtern, Weihrauchfassern u. s. w.; auch declamirte ein Schauspieler ein schreißendes Spottlied auf das Vaterunser, zu dem der bekannte Componist Bürger Ortruy, derselbe, der vor der Revolution die Censur der Musik verwaltete, eine groteske Musik geschrieben hatte. Die Worte „baron", „marquis", „aux rois" (in einem Racine'schen Stücke) durften nicht mehr vorkommen; statt „baron" wurde stets „Cleon", statt „marquis" stets „Damis", statt „aux rois" einfach „hélas" gesagt. Uebrigens mußten alle Cleons und Damis, ebenso gut wie selbst alle Dämonen, Nymphen, Propheten der Oper, selbst Tartuffe mit den großen dreifarbigten Gecarden erscheinen. Die „comédiens ordinaires du roi" suchten noch immer den Kampf aufrecht zu erhalten, bis sie plötzlich am 3. September 1793 arretirt wurden.

und ihr Theater geschlossen. An diesem Gewaltschritt sollen leider die unaufhörlichen Denunciationen, mit denen Talma seine Kollegen verfolgte, mitschuldig gewesen sein. — Ein ganz anderes, kaum minder unerfreuliches Bild führt uns in demselben Theaterblatte W. Eynder vor in seiner Mittheilung: „Das Theater in Kassel während der französischen Fremdherrschaft.“ Man sieht daraus mit Betrübnis, daß die Bevölkerung der Hauptstadt jener politischen Phantastischschöpfung Napoleons, welche Westfälisches Königreich hieß, die französischen Schauspieler gleichsam wie alte Bekannte begrüßte, während diese doch selbst gefürchtet hatten, mit einem widerstrebenden und grollenden, statt mit einem ihnen freundlich entgegenkommenden Publikum zu thun zu haben. Die kasselsche Bevölkerung juchzte den schönen Tänzerinnen aus Paris zu und vergaß über dieser Prachtentfaltung, daß diese Bajaderen Napoleons Siege tanzend feierten. Freilich hatten während der ganzen Regierungszeit des Landgrafen Friedrich die Franzosen in Kassel die Breiter beherrscht; ja selbst bessere deutsche Stücke wie „Minna von Barnhelm“ hatte das kasseler Theaterpublikum zuerst in französischer Uebersetzung kennen lernen. Uebrigens wurde unter Jödem das französische Schauspiel sehr kümmerlich behandelt, und ein einziger Versuch in der höhern Tragödie mißlang so vollständig, daß man sich nie wieder an Kassel zu vergeissen wagte. Um so prächtiger waren die Oper und das Ballet ausgestattet; der Sagenreichtum des letztern allein erreichte in einem Jahre 110000 Fr. Director der Oper war eine Zeit lang der bekannte Componist Reichardt, der früher für die französische Revolution und gegen Napoleon geschrieben hatte. Seine Geschmacksrichtung gefiel aber den Franzosen nicht, und bald folgte ihm als Director der Mailänder Wagner, der ihren Augen und Ohren besser zu schmeicheln wußte.

Deutscher Witz.

In Sebastian Branner's satirischem Reimwerk „Reichschriften“ fanden wir wenigstens Einen ausgezeichneten Witz, den wir auch in unserm Bericht darüber (Nr. 39 d. Bl. 1856) besonders hervorhoben und den man auch in andern Blättern lesen konnte. Es ist die Stelle, in der es von Heinrich Heine heißt, er sei

So leer wie das leere Blatt
Zwischen beiden Testamenten.

Oben steht auch von Branner's „Reichschriften“ zu lesen, was von so manchen Schriften gesagt wird: das Neue darin ist nicht gut, und das Alte darin nicht neu. Branner hat sich diesen Witz von der Tafel eines Reichthums angeeignet, und dieser Reichthum heißt Lichtenberg. Dieser wurde nämlich einmal in Betreff eines Juden, der sich vor einiger Zeit hatte taufen lassen und mit Lichtenberg bekannt war, von jemand gefragt: „Apropos, wie benimmt sich H. N., seit er sich zum Christenthum bekannt hat?“ Da versetzte Lichtenberg: „Es läßt sich gar nichts von ihm sagen; er ist wie das weiße Papier zwischen dem Alten und Neuen Testament.“ Wir fanden diese, irren wir uns nicht, schon von Jödem's erzählte Anekdote in Hermann Joseph Landau's Sammlung von Charakterzügen berühmter Männer und Frauen, die unter dem Titel: „Neuer Hanschap für Freunde der Künste und Wissenschaften“, vor kurzem (Hamburg, Verlagsbuchh., 1859) in zweiter um das doppelte vermehrte Auflage erschien, in vier Hefen: Musik, Literatur, bildende Künste und Theater umfaßt und eine wahre Fundgrube von lehrreichen oder pikanteren Anekdoten und geistreichen oder anregenden Gedanken bildet, namentlich das zweite und stärkste Heft, welches in alphabetischer Ordnung die Männer der Literatur in ihren wichtigsten oder charakteristischsten Einsäulen vorführt. Deutschland darf sich hiernach rühmen, zu dem europäischen Contingent witziger und geistreicher Männer ein sehr beträchtliches Contingent gestellt zu haben, und wie ungünstig man z. B. auch über Sappho's Charakter, Gesinnung und über das moralische Element seines heizenden Witzes denken mag, so wird man doch nicht leugnen können, daß ihn an schlagfertigkeit und scharfem Witz unter allen Nationen wol wenige gleichkom-

men. Nächst ihm zeichneten sich durch witzige Impromptus unter den Deutschen besonders noch Abraham a Sancta Clara, Kästner, Lichtenberg, Lessing, J. J. Engel, Moses Mendelssohn, J. M. Dreher, Rabener, Kant und Börne aus. Diese Männer beweisen, in wie hohem Grade sich die deutsche Sprache auch für die witzige Fassung geistreicher Einsätze, Sappho besonders, wie sehr sie sich auch für das Wortspiel eignet, und wie wenig dies auch manchem scheinen mag, so ist es doch immer stichhaltig, namentlich der Ansicht vieler Ausländer gegenüber, wonach die deutsche Sprache für den Witz nicht gemacht sei. H. N.

Bibliographie.

- Hubertien, G. N., 4
Bafel, Bahnmaier, 8. 12
Bauer, C., Badisch
Karlsruhe, Braun, 1858.
Braun, J., Geschichte
gang durch alle Völker der
der Ortskunde nachgewiesen
hellenische Welt. Wiesbaden,
2 Thlr. 15 Ngr.
Braun, J. W. J., Kaffee's Disputa. Düsseldorf, Bud-
deus, Gr. 8. 1 Thlr.
Brendel, H., Franz. Lige als Symphoniker. Leipzig,
Metschurart. Ver. 8. 10 Ngr.

Gr. 10. 20 Ngr.

Peschel, G.

testanten aus Böhme

kommen von Grular

Kau, 8., 2

Frankfurt a. M.,

Schneeflocken.

Winter, Berlin, 1

Sigbert, 3

bahnbüchlein. Lan

Speculum oc

J. Kelle. Münch.

Voigt, G. C. C., Napoleon I. Ein Lebensbild in Ge-

sängen. Marlenberg, Schreiber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr

Wickerhauser, M., Blütenkron aus Dschamis zwei-

tem Divan, bei der XVIII. General-Versammlung der Deut-

schen Morgenländischen Gesellschaft den hochverehrten

deutschen Gästen zur Begrüßung in der Kaiserstadt dar-

gebracht. Wien, 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Winkler, H., Egoismus und Humanismus oder: „In

Weltfachen hört die Gemüthlichkeit auf!“ Originallustspiel in

drei Akten. Berlin, Abelshoff. Gr. 8. 25 Ngr.

Tomaschek, J. A., Deutsches Recht in Oesterreich

im 13. Jahrhundert. Auf Grundlage des Stadtrechtes von

Iglau. (Mit Unterstützung des wahrhichen Landes-Aus-

schusses.) Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Ullrichseiff, H., Beethoven, seine Kritiker und seine Aus-

leger. Aus dem Französischen übersetzt von E. W. Hoff.

Leipzig, Brodhhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herzangehen von Hermann Wagner.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes Célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome I et II. In-8. Geb. 5 Thlr.

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und sowohl dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich interessirenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par Léopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tomes I à IV. In-8. 12 Thlr. 20 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bánk - Bán.

Drama in fünf Acten von Joseph Katona.

Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von Adolf Dux. 8. Geh. 24 Ngr.

Während die ungarische Lyrik und Romanliteratur dem deutschen Publikum bereits in mehreren Proben vorgeführt wurden, ist dies mit dem ungarischen Drama bisher noch nicht in genügender Weise geschehen, obwohl dieses ein ebenso wichtiges Moment in dem geistigen Leben der Ungarn bildet. Die vorliegende metrische Uebersetzung des als bestes nationales Drama der Ungarn anerkannten und vor 1848 wie gegenwärtig wieder ein Lieblingsstück des ungarischen Nationaltheaters bildenden „Bánk-Bán“ von Katona (seit 1848 wurde es nicht mehr aufgeführt, erst 1858 ging es mit bedeutenden Kürzungen wieder über die Bühne) wird deshalb gewiß auch in Deutschland Interesse erregen. Adolf Dux hat sich bereits als trefflicher Uebersetzer aus dem Ungarischen bewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Frederike Bremer.

In zwei Theilen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin, der von ihr als „Neue Stützen aus dem Alltagsleben“ bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten Romane gehalten ist. Er erscheint zugleich in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band der billigen deutschen Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften (jeder Band 10 Ngr.).

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tristan und Isolde

von

Richard Wagner.

8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Februar 1859.

Breitkopf & Härtel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LES SEPT-ILES IONIENNES

et les traités qui les concernent.

Par Nicolas Timoléon Bulgari de Corfou.

[8. Geh. 16 Ngr.

Äußerungen eines Ioniers über die in neuester Zeit viel verhandelte Frage der Ionischen Inseln und ihre Zukunft.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 8. —

17. Februar 1859.

Inhalt: Ludwig Holberg. Von Hermann Marggraf. — Zur Geschichte und Länderkunde. — Neuere Novellistik. — Die Lyrik des Sahagans. Von Moritz Carriere. — Notizen. (Zur Bauern- und Handwerker-Geschichte; Der Hohenasperg und seine Gefangenen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Holberg.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart, Gotta. 1857. Gr. 8. 3 Tlre.

Dänemark darf sich rühmen eher als Deutschland einen dramatischen Dichter besitzen zu haben, der eine europäische Berühmtheit wurde und mit dessen Lustspielen sich das Theaterrepertoire anderer Völker (namentlich auch des deutschen) bereicherte. Dieser dramatische Dichter war Ludwig Holberg. Zwar hatte Deutschland schon vor ihm einen Dichter, der unter günstigen Verhältnissen unser Holberg hätte werden können; wir meinen den hochbegabten Andreas Gryphius, dessen Scherzspiel „Die geliebte Dornrose“ in Betreff der Charakteristik und der verben Naturwahrheit einen Holberg verwandten Geist zeigt, ja was die kunstgerechte Composition und den geschlossenen Gang der Handlung anlangt, selbst die meisten Holberg'schen Lustspiele übertrifft, dagegen freilich an Gewandtheit und Leichtigkeit des Dialogs, an umfassender Menschen- und Sittenkenntnis, an geschickter Bühnentechnik, an schlagendem Witz und allgemeinen Wahrheiten und Gesichtspunkten die Holberg'schen Komödien bei weitem nicht erreicht. *) Gryphius schilderte in der „Geliebten Dornrose“ die Sitten und besonders die Proceßsucht des kan volks und zwar speckell des schlechten im ungesagten Provinzialdialekt, Holberg dagegen in einer gebildeten, durch ihn geregelten Sprache, welche Gemeingut eines ganzen Volks war und hauptstädtischen Schick hatte, die Sitten dieses Volks, besonders aber die hauptstädtischen und mit Vorliebe die der mittlern Bürgerschaft, und so stellte er Charaktertypen der mannichfaltigsten Art auf, die allgemeine Gültigkeit hatten und zum Theil noch haben. Gryphius, der verblendet genug war, der „Geliebten Dornrose“ als einem bloßen Gelegenheitsstück einen bei weitem geringern Werth beizulegen als dem Lustspiel „Absurda comica“, dem „Por-

ribilicribitfar“ und seinen Trauerspielen, verfolgte ohnehin diesen Weg populärer Charakteristik, den er mit so großem Glück betreten hatte, nicht weiter, was auch nicht thutlich war, weil es zu seiner Zeit noch keine eigentliche Bühne in Deutschland gab; Holberg dagegen, dem sich die neugegründete kopenhagener Bühne darbott, lieferte eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen, welche für lange Zeit den Hauptbestandtheil des kopenhagener Theaterrepertoires bildeten, in denen sich sein erfinderischer, welterfahrener Geist in erschöpfendster Weise offenbaren und sich Genüge thun konnte.

Zu der Zeit, als Holberg in Kopenhagen auftrat und wirkte, sah es mit der Bühne und der Bühnenpoesie in Deutschland traurig genug aus. Man hatte die greulichen, von Holberg verspotteten und parodierten Haupt- und Staatsactionen und die improvisirte Komödie, die roh und ungeschlachtet blieb, selbst nachdem auf den bessern Bühnen der Hanswurst abgeschafft war. Das höhere Drama, in dem man die sogenannte „klassische“ Tragödie der Franzosen kläglich genug nachahmte (z. B. Gottsched in seinem damals berühmten „Sterbenden Cato“), wie Gryphius den Holländer Wandel nachgeahmt hatte, blieb gescheitertes Drama, in dem sich die dramatischen Personen wie Schemen oder wie am Draht gezogene Holzpuppen bewegten. Dem Schauspieler war weder in der Komödie noch in der Tragödie Gelegenheit zu psychologischer Charakterentwicklung geboten. Dennoch war auch schon über die deutschen Schauspiele was mit dem neuerwachten Land überhaupt zusammen Dichter gewährten nur ein rig man auch nach jeder z. B. nach Lessing's Erhabene unerlöschliche Holbnische Verhältnisse basirt Situationen in Menge er Zeit in Deutschland auf deutschen Theatergesellschaft das Hauptkapitel bildete, sen. jogen, Der Umstand

*) Die neueste Ausgabe der beiden Stücke: „Das verlebte Geydenk“ und „Die geliebte Dornrose“, von denen das letztere in das erste bekanntlich arabischverfälscht eingekoppelt ist, ist die von Hermann Schöler, die 1855 in Berlin erschien.

Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen —

damals allgemein bekannt und allgemein als ein classischer Ausdruck verehrt wurde, läßt auf die allgemeine Beliebtheit schließen, deren sich Holberg's Komödien zu jener Zeit in Deutschland erfreuten. Auch Gottsched, der in vielen Stücken einen sehr richtigen Blick hatte, sollte Holberg in seiner „Deutschen Schaubühne“ das wärmste Lob; er verglich ihn mit Molière und Destouches, nannte seine Lustspiele „Muster der Schaubühne“ und fuhr dann fort:

„Politische Kannegießer“ in Berlin bekändig an der Tagesordnung und brachten der Theaterkasse schweres Geld ein, obgleich man freilich nicht recht einseht, was der „Politische Kannegießer“ zur Erhöhung der Stimmung, die man gegen Frankreich brauchte, hätte beitragen sollen, insofern dies nicht etwa ein von Unzelmann eingelegtes Interprompt hat. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo Hermann von Bremen nach der deutschen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu sprechen hat, die ein Koch bekommen, brachte nämlich Unzel-

Karte von Deutschland wird sich schon oder in Ordnung ist dem gewaltig: Unzelmann brachte aufgeführt ward. war es namentlich meiste Stück in auch ein Laster“, so so im Schwange Wohl der Nation ab.“ Brug führt re 1742—43 von gen nicht weniger Holberg kommen.

Bearbeitung des die Munde, ja Scholaren Hol-

berg'sche Stück auf, wie 1741 der Schullector in An-

snaberg den „Deutschfranzosen“, die Nachbildung des „Jean de France“. Aber nicht bloß die niederen Schichten des Volks erbauten sich an den Holberg'schen Stücken, auch die Vornehmen und die hohen und höchsten Herrschaften, die überhaupt damals noch derben Spaß verstanden, „geruheten diese Bürger- und Bauernkomödien mit Wohlgefallen anzuschauen“. Unter andern wurde 1769 der „Politische Kannegießer“ in Braunschweig auf ausdrückliches Verlangen des Hofes gegeben, wobei Schöf als Heinrich auftrat, und als die geschiedene Königin von Dänemark, die unglückliche Freundin Struensee's, im Jahre 1773 zu Celle in eine solche Schwermuth verfiel, daß nichts sie aufheitern konnte, so machte man den Vorschlag, ihr Holberg'sche Stücke vorzuführen, „woran sie gewöhnt sei“. Beweis genug, daß damals noch in Dänemark selbst der Hof sich an dem alten Holberg ergötze. Auch noch Kopenhagen verschmähte es nicht, zu einer Zeit, wo Holberg's Ansehen in Deutschland schon sehr gesunken war, Anleihen bei Holberg zu machen und „Ranudo de Colibrados“ (1802), den „Jeppe vom Berge“, den „Elften Juni“ (als „Der Sumpel auf der Wesse“) und den „Verpöndeten Bauerjungen“ zu bearbeiten, wovon sich der erstere ziemlich lange auf der Bühne erhielt. Selbst Goethe, obgleich er, wie Brug hervorhebt, im ganzen Umfang seiner Schriften Holberg's niemals auch nur mit einem Worte gedenkt, brachte den „Politischen Kannegießer“ 1808 auf die weimarsche Bühne, aber freilich nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern als zweiatctiges Singspiel mit modernen Anspielungen und Eide. Diese von H. Treitschke herrührende Verunstaltung kam im ganzen bis 1810 fünfmal in Weimar zur Auführung und wurde auch auf andern deutschen Bühnen damals ziemlich häufig gegeben.

Seitdem ist Holberg von der deutschen Bühne allerdings so gut wie verschwunden, obgleich die Ausbrüche „Politischer Kannegießer“ und „Kannegießern“ sich eingebürgert haben und häufig genug gehört werden, um uns immer wieder an Holberg zu erinnern. Auch in neuerer Zeit ließ und läßt sich dieser Hermann von Bremen und noch so mancher andere von Holberg erfundene Charakter bald in dieser bald in jener Verpöndung von Zeit zu Zeit noch immer auf der Bühne blicken, z. B. sein Jeppe in Wild's Lustspiel „Der verwunschene Prinz“, wiewol Wild dabei vielleicht nicht geradezu das Holberg'sche Lustspiel vor Augen gehabt hat, da dieser Stoff ursprünglich in Tieckermann's „Utopia“ zu finden und auch von andern dramatischen Dichtern und bekanntlich auch von Shakespeare benutzt worden ist. Der komische Geschmack ist nur zu wandelbar; dazu kam in Deutschland jene Periode der Sentimentalität, wo, um mit Brug zu sprechen, „ein Theatrentölpelchen, ein Mondsfelnsenfercher unendlich höher geschätzt ward als die gesündeste Maske der komischen Kunst“, die Periode des Sturms und Drangs, in der es für genial galt, östliche Nebelgeister oder verzerrte und gerissene Monstra statt menschlicher Menschen zu produciren, endlich die Periode, in der sich diese Elemente

zum Hellenismus und abstrakten Idealismus abklärten. Erst die Romantiker und namentlich Tieck hatten, neben manchen andern unbestreitbaren Verdiensten, auch das, eine gerechtere Würdigung Holberg's wieder anzubahnen, obschon sie ihn, nach unserm Verfassers Ansicht, nicht immer richtig auffaßten. Schiller, der freilich nur die rohen deutschen Bearbeitungen der Holberg'schen Komödien kannte, trieb sogar seine Verachtung gegen den dänischen Aristophanes so weit, daß er in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung kurzweg behauptete: „In welchem Schlamm zieht und nicht Holberg hinab!“ Prutz bemerkt hierzu:

Als Schiller so schrieb, hatte er von dem echten Holberg nie eine Zeile gesehen noch gelesen, und überhaupt war bei Schiller der Sinn für das Komische wol niemals sehr erschlossen, sodaß also, bei aller Ehrfurcht vor Schiller, doch diesem gelegentlichen Urtheil eine tiefere Bedeutung nicht beizulegen ist.

Im übrigen hatte Schiller in der Sache unrecht, während er von seinem Standpunkt doch recht hatte. Ihn und seinen idealen Tendenzen mußte gerade Holberg, der sein direkter Gegensatz war, ein fürchtbarer Stein des Anstoßes, ein Gegenstand des Widerwillens sein. Wir auf unserm jetzigen Standpunkte, zu dem uns zu verhilfen gerade Schiller so wesentlich beigetragen hat, können zuwerflicher und ohne große Gefahr wieder zu Holberg zurückkehren und uns an ihm im etwa gleichem Maße erbauen, wie wir uns in einer Gemäldergalerie an den Charakterbildern eines Diade, Prometheus oder Xenius erbauen, nachdem wir uns kurz vorher an einer Madonna des Rafael oder Murillo erquickt hatten. Aufsolender könnte es erscheinen, daß sich auch Hegel in seiner Aesthetik über Holberg als einen nützlichen langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach; wahrscheinlich ließ er sich von Schiller's Absprecherei leiten, kannte vermutlich überhaupt Holberg nur vom Hörensagen, wenigstens nicht im Original. Für uns ist Hegel ohnehin in allen eigentlich ästhetischen Angelegenheiten keine maßgebende Autorität.

Man wird es nun sicherlich Prutz Dank wissen, daß er in seinem vorliegenden Werke mit ebenso großer Wärme als Gründlichkeit das Leben und die Schöpfungen eines Dichters behandelt, der unsere Großväter und Urgroßväter in Entzücken versetzte und auf unsere Lustspielichter der frühern Periode, Krüger, Löwen, Romanus, Stephanie, Brechner, Großmann u. s. w. von größtem Einfluß war. Auch half Holberg gewiß die Deutschen auf der einen Seite durch die Freiheit in der Behandlung seiner Stoffe und sein gesundes tüchtiges Wesen ebenso sehr von den steifen Nachahmungen der im Schematismus befangenen französischen Komödie als auf der andern Seite durch seine größere Regelmäßigkeit, seine Naturwahrheit und Einfachheit und seinen geistreichern Witz von den Kabaletten und Ungeheuerlichkeiten der einheimischen Stöckchenbälle und dem Miß der Haupt- und Staatsaktionen und geschmacklosen Allegorien befreien. Die Unerschöpflichkeit für Schaffpeare ist durch ihn in Deutschland ohne Zweifel in sehr beträchtlicher Weise angebahnt wor-

den. Indem Prutz uns Holberg's Verdienste schätzen lehrt, ist sein Werk zugleich als eine Ehrenrettung für Holberg gegen Schiller's, Hegel's und anderer Ausfälle und Vorurtheile zu betrachten und zu würdigen. Was Holberg für Dänemark und die dänische Literatur war, steht für uns im Grunde erst in zweiter Linie; doch dürfen wir z als Gelehrte ha tersprache und daß schläger w nach seiner ehemals Reise" u dennen, se ziemlich 1 und einzelne Abhandlungen, soweit sie die Komödie betreffen, manche verständige und richtige Beobachtungen und profunde Fingerzeige.

Beschäftigen wir uns nach diesen Vorbemerkungen über die Bedeutung Holberg's für Deutschland etwas näher mit dem Werke von Prutz, der in der vorangestellten Widmung an Dahlmann berichtet, daß Holberg seit beinahe 20 Jahren sein beinahe täglicher Begleiter gewesen. Die erste Bekanntschaft mit dem dänischen Dichter habe er durch denselben Mann gemacht, dem er auch sonst so viel verdanke: dem verstorbenen Oberlehrer Albert Wellmann in Stettin. Als erste Frucht dieser Beschäftigung mit Holberg sei sein Aufsatz über denselben im zweiten Jahrgange seines „Literarhistorischen Taschenbuch" (1843) als Licht getreten. Das vorliegende größere Werk sollte unmittelbar darauf folgen, wie es denn auch schon im Verftatolog von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt worden; in der That jedoch habe es das alte Horazische „nonum prematur in annum" mehr als doppelt übersehen müssen. Wir glauben und hoffen nicht zum Schaden des Werks. Des Verfassers Ansichten über gewisse Punkte haben sich seit 1843 mehrfach geändert, geklärt und erweitert.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste unter dem Titel: „Ludwig Holberg's Leben und Schriften", den dänischen Lustspielichter biographisch, kritisch und literarhistorisch behandelt, während die zweite eine Auswahl seiner Komödien: „Der politische Kammerherr", „Jean de France oder Hans Frangzen", „Teppe vom Berge oder der verwandelte Bauer", „Der erste Juni", „Die Wochenstube" und „Allyste von Ithacia oder eine deutsche Komödie", in gewandter Uebersetzung nebst Anmerkungen enthält. In der ersten Abtheilung schlägt der Verfasser einen etwas umständlichen Platzadweg ein, ehe er zu seinem eigentlichen Gegenstande gelangt. Er gesteht sich, daß die Veröffentlichung seines Buchs in eine so fernem Grund und Erfolge nicht sehr günstige Zeit falle; da die in Deutschland mit Recht herrschenden Antipathien gegen Dänemarks Politik auch gegen eine Schrift, welche das Leben eines dänischen Schriftstellers behandle, vor-

urtheile hervorrufen könnten. Daß wir aber in eine so läbliche Stellung zu Dänemark gerathen seien, hätten wir, meint er, unserer eigenen Schwäche zuschreiben, und es sei ein schmerzliches Bekenntniß, aber es müsse doch abgelegt werden:

Es immer vortheilhafter gewesen, Deutschland sein Freund, und selbst unsere Freunde am besten dabei befunden, wenn sie uns und unsrer eigenen Nachsichtigkeit und haben.

erst ein einiges, selbstbewußtes und mächtiges Deutschland, dann, fährt

er, gesteigerte Selbstgefühl der Dänen bald die Schranken zurücktreten, und aus der Angst, welche beide Nationen sich und ihren rücksichtsamen Handeln erwachsen.

Bis dahin, daß dies geschehe und daß Deutschland bereinigt durch entschlossenes und männliches Handeln diese Schranken auswerfe, scheint es, meint er weiter, ein nicht unwürdiger Beruf für Kunst und Wissenschaft, durch ihre milden Strahlen den Boden zu erwärmen und vorzubereiten, dem dereinst eine so fruchtbare Frucht erwachsen solle. Sollte man darum, weil man die Politik der Dänen und die eigene unselige Schwäche haßten müsse, auch Dänemarks Dichter haßten? Er fährt fort:

Wie zweifeln; selbst die Römer, ein Volk, dem gewiß niemand eine zu weit getriebene Humanität schuldgeben wird, achteten zum wenigsten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derselben mit in ihre Tempel auf.

Brug weiß sodann auf die innerliche Verwandtschaft brüderlicher Völker hin:

Wie — den Aisengereizten der Dänen vom neuesten Datum zum Trost, die sich so gern als Autochthonen geberden möchten — die gesammte dänische Kultur, so ist auch die dänische Literatur wesentlich ein Product der deutschen Bildung: sie ist gleichsam unter der Sonne des deutschen Geistes emporgewachsen. Ja noch mehr als das: unsere eigene literarische Entwicklung hat innerhalb der dänischen Literatur, wie in einer Lectionsschule, gewisse Uebergänge und Durchgangsstufen durchgemacht, wir haben von ihr gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Gesammtheit unserer geistigen und namentlich für unsere künstlerischen Bildung von größter Bedeutung geworden sind.

Brug beklagt, daß man in Deutschland die dänische Literatur so wenig kenne, wie die ebenfalls stammverwandten Literaturen der Schweden und Holländer. Selbst größere literargeschichtliche Sammelwerke wie aus älterer Zeit das Wischhorn'sche oder auch nur das Bachler'sche, oder aus neuester Zeit das umfangreiche Gräff'sche Repertorium würden unvollständig und lückig, wo es das Gebiet der genannten Literaturen berührten, und Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“, dieses Denkmal deutschen Geistes und noch immer jedem neuen Forscher unentbehrlich, habe gerade diese nordischen Literaturen unberücksichtigt gelassen. Er kommt bei späterer Gelegenheit auf diese Klage zurück und bemerkt, daß es seines Wissens für die Geschichte der dänischen Literatur nur ein einziges deutsches Buch gäbe, nämlich der schon

1816 in Wien in zwei Bänden herausgekommene „Viele über die dänische Literatur“ von N. Fürst, aber dieses Buch sei unvollständig, unwissenschaftlich, unbrauchbar. Eine sehr genaue und vollständige Uebersicht gebe dagegen der Artikel der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyclopädie“ über dänische Sprache und Literatur, der aber begreiflicherweise nicht für das größere Publikum bestimmt sei. Es ist allerdings nicht sehr ehrenvoll für Deutschland, daß es einem Franzosen vorbehalten blieb, das geeignetste Buch für diese Gattung von Lesern geliefert zu haben; es ist dies L. Marmier's „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède“, von dem Brug sagt: „Es ist französische Arbeit, aber im guten Sinne des Wortes, indem sie mit der gewohnten Leichtigkeit und Mannich der französischen Schriftsteller auch eine leidliche Sachkenntnis verbindet.“ Sehr Werthvolles und Nützliches hätte sodann, wie Brug weiter bemerkt, die Dänen selbst für die Kenntniß ihrer Literatur geleistet, namentlich Rietup, Rahbek, Moltbech, Thortsen, dessen „Historisk Udsigt over den danske Literatur indtil Aar 1814“ (Kopenhagen 1839) wol eine deutsche Bearbeitung und, fügen wir hinzu, Fortsetzung bis auf die neueste Zeit verdiene, leider aber halte es im Innern von Deutschland außerordentlich schwer, sich zu einem selbständigen Studium der dänischen Literatur die erforderlichen Hülfsmittel zu verschaffen, und in der Mehrzahl unserer öffentlichen Bibliotheken werde man eher ein chinesisches Manuscript finden als ein dänisches Buch.

Was speciell Holberg betrifft, so bemerkt Brug in der Einleitung, wie wunderbar dessen Schicksale in Deutschland gewesen:

Vor 100 Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter. In manchen Dingen wol gar ein Nebenbuhler und Rival unserer Geschichtschreiber, vor allem der unbeschnittene König unserer komischen Bühne, die Lust unsers Publikums, der Stolz unserer Schauspieler, das gezeigte Vorbild unserer Komödientheater, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung ebenso tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der erste Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Dürftigkeit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruß zurück, man warf seinem Namen zu den Possenreißern und unaufrichtigen Gefellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch größerer Unrecht) 80 Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidung selten und sozusagen heimlich zugelassen.

Den Romantikern, „deren Verdienst um die Eröffnung neuer, die Wiedereinführung verschollener Literaturen und literarischer Persönlichkeiten hinlänglich bekannt ist“, war es, wie schon bemerkt, vorbehalten, auch den verschollenen Holberg „in der Erinnerung, sogar in der Achtung und Liebe, wenn auch nicht des größern Publikums, doch einzelner exklusiver Kreise wiederherzustellen.“ Namentlich geschah dies durch Tied, welcher gerade in Vorlesen Holberg'scher Stücke eine solche Fülle des glücklichsten Humors, der liebenswürdigsten und ursprünglichsten Laune entlockte, „daß auch die größten Sinne eine Ahnung von der komischen Kraft, der Schalkhaftigkeit und humoristischen Laune bekommen mußten, welche dem dän.

sehen Dichter erfüllen'. Freilich geschah es auch, „daß Holberg, statt durch eine derartige Verbreitung populärer zu werden, vielmehr dem gemeinamen Verhaß, dem diese Art literarischer Unterhaltung damals noch unterlag, gleichfalls verfiel und als ein bloßer Lederbissen für die Ausgewählten der Romantiker, die Ironischen und par excellence Geistreichen von der Mehrzahl des Publikums zurückgewiesen ward“. Aber das Interesse für Holberg wurde doch durch Tiedt angeregt und es geht mit solchen Anregungen wie mit den Kreisen, die ein in einen Leich geworfener Stein erst näher und dann weiter und immer weiter zieht, und sicherlich ist auch unser Verfassers Vorliebe für Holberg durch Tiedt's Vorlesungen mächtig gefördert worden. Die Romantiker mögen Holberg vielfach falsch aufgefaßt und in ihren eigenen Nachbildungen seiner Komödien gerade das Capriciöse und Wunderliche statt des Tüchtigen und Gefundenen nachgeahmt haben, dennoch bleibt es immer eine Art literarisches Ereigniß, als der Knabe Tiedt bei einem wohlhabenden Ökonom unter einer Pahl ausgefuchter und schön eingebundener Bücher die sehr hübsch aussehenden Bände entdeckte, welche Holberg's Komödien enthielten und die ihm der Besitzer mit Vergnügen als „nichtswürdige Schatzkisten“ zum Geschenk machte. Ueber Dröten'schläger's Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele äußert sich Prug sehr abfällig; er nennt sie „in jeder Hinsicht sowohl sprachlich wie in der ganzen Auffassung vermaßen mangelhaft, daß sie, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, sogar jenen alten und veralteten Uebersetzungen weit nachsteht, und konnte sie mithin zur lebhaften Verbreitung des übersehten Autors wenig oder nichts beitragen“. Sodann kommt der Verfasser auf seine früher schon erwähnte Arbeit über Holberg vom Jahre 1843 zu sprechen und bemerkt, daß er glaube sich seitdem aus gewissen Fesseln des Systems, in denen er sich damals noch bewegte, mehr und mehr herausgearbeitet zu haben und gewisser ästhetischer Einseitigkeiten, „auf die er damals nach der Weise der Jugend wol gar ein besonderes Gewicht legte“, ledig geworden zu sein, daher auch des Dichters überstrudelnde Laune, seine treuherzige Schalkhaftigkeit, seinen warmen stilkchen Eifer jetzt noch besser würdigen zu können als früher. Auch die Rücksicht, die er damals noch auf die Entwicklung unserer eigenen Bühne genommen, sei jetzt ziemlich überflüssig geworden, und er fügt hinzu: „Solange unsere politischen und gesellschaftlichen Zustände nicht anders werden als sie sind, solange hat auch das Theater bei uns keine Aussicht zu neuer Blüte zu gelangen.“

Prug läßt nun im zweiten Abschnitt dieser ersten Abtheilung eine Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg folgen, die sicherlich dankenswerth ist, hier aber füglich übergangen werden kann. Der Verfasser hebt darin besonders auch die Einflüsse deutscher Bildung und Literatur auf Dänemark hervor, die Protestantismus Dänemarks durch Theologen, welche als persönliche Schüler in Wittenberg zu Luther's und Melancthon's Füßen gesessen hatten, die populäre Wirkung, welche Hans Mikkel-

sen's dänische Uebersetzung der Lutherischen Bibelübersetzung in den weitesten Kreisen übte, die Uebersetzungen deutscher Volksbücher, der Schwänke von Hans Sachs, des Reinete Fuchs durch Reger (um 1550) u. s. w.

Wir wenden uns nun zu dem Leben Holberg's, welches manche interessante Momente bietet und im dritten Abschnitt in ausführlicher Weise behandelt ist. Ludwig Holberg, nach seiner eigenen und Albertus Thura's Angabe 1685, nach aller übrigen dänischen Biographen Angabe 1684 zu Bergen in Norwegen geboren, war der Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich lediglich durch seinen Muth und sein Talent zur Stelle eines Obersten emporgearbeitet hatte. Holberg's Vater starb, da der Sohn noch an der Mutter Brust lag und hinterließ ein ziemlich ansehnliches Vermögen, das aber durch eine nächtliche Feuersbrunst gänzlich vernichtet wurde. Nur einige Bauerhöfe blieben der Familie übrig; aber Holberg's Mutter hatte außer ihm noch sechs Kinder zu sorgen, und auch sie folgte bald ihrem Gatten im Tode nach. Verwandte nahmen sich nun der Erziehung des kleinen Ludwig an; er besuchte die öffentliche Schule in Bergen, zeichnete sich schon früh durch wichtige Einfälle aus und versuchte sich schon damals sogar in Satiren und Spottgedichten. Bereits im achtzehnten Lebensjahre bezog er die Universität von Kopenhagen und lag hier der Theologie, obschon er ursprünglich wenig Neigung zu ihr hatte, mit solchem Eifer ob, daß er schon nach Jahresfrist die vorchriftsmäßige Prüfung ablegen konnte, worauf er eine Hauslehrerstelle in der Nähe seiner Vaterstadt bei dem Probst zu Vos antrat. In dieser ziemlich unbehaglichen Stellung blieb er ein Jahr lang, erhielt aber, weil er in seinen Erziehungsgrundsätzen mit der Frau Predigerin nicht harmonirte, seinen Abschied. Hierauf legte er in Kopenhagen das sogenannte hohe oder große Examen ab und lehrte mit dem „Laudabilia“, aber auch, wie er selbst bekennt, mit völlig geleertem Beutel nach Bergen zurück, wo er Hofmeister bei dem damaligen Vicarbischof wurde, in welcher Stellung er ebenfalls nicht gerade auf Rosen gebettet war; kurz, Holberg machte, wie Prug bemerkt, „die auch bei uns noch nicht veraltete Misère eines armen Theologen“ nebst allen Chicanen redlich durch. Von jener Reiselust getrieben, wie sie vorzugsweise bei nordischen Männern angetroffen wird, und seiner bisherigen trostlosen Verhältnisse überdrüssig, beschloß er, in die weite Welt zu gehen, machte alle seine Habseligkeiten zu Geld, brachte alles in allem nicht mehr als 60 Thaler zusammen und schiffte sich mit dieser geringen Summe getrost nach Holland ein. Aber nach vierzehntägigem Aufenthalt in Amsterdam saß er auf dem Trocknen; seine Sprachkenntnisse, seine Talente, sein „Laudabilia“ verschafften ihm bei den amsterdamer Kaufleuten, denen jeder Bootsmann und Ausläufer eine respectablere Person war, weder Achtung noch Stellung, und er ging nun, zur Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit und weil er auch sonst nichts Besseres zu thun wußte, ins Bad nach Aachen. Von hier suchte er seinem Wirth, den er nicht bezahlen konnte, heimlich davonzugehen, man

setzte ihm nach und er wurde eingeholt, welche Klagliche Begebenheit ihm, wie er selbst erzählt, noch eine lange Zeit hernach sowohl des Tags als des Nachts vor Augen schwebte. „Unzähligmal“, erzählt er in seinen Aufzeichnungen, „kam es mir im Traume vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte und mich mit Gewalt wieder ins Haus zurückjog.“ Auf welche Weise er sich mit seinem Wirth ausinandersetzte, wissen wir nicht, aber so kam er von ihm und wanderte in den elendesten Umständen wieder nach Holland, von wo er sich wieder nach Norwegen begab. Wie er dies möglich gemacht hat, ist schwer einzusehen, und sicherlich wird er es, um bei ganzlichem Mangel an Geld und sonstigen Hülfquellen so große Reisen zu bewerkstelligen, mit der Moral, vielleicht auch mit der Ehre nicht sehr streng genommen haben. Ob er dann später, als er Rittergutsbesitzer und Kapittalkist war, daran gedacht hat, seine Schulden und vielleicht noch Schlimmeres zurückzahlen, davon wissen wir auch nichts; jedenfalls sind aber seinem Volke und der Welt die Erfahrungen, die er auf dieser abenteuerlichen Fahrt sammelte, von dem beträchtlichsten Nutzen gewesen. Wie leicht kam ihm dabei auch sein mittelberregendes knabenhaftes Aussehen zu flatten; das ihm übrigens auch bis in seine spätern Jahre anhaftete. Denn als er einige Jahre nachher in London war und eines Tags in einem Wirthshaus eine Pfeife Taback schmauchte, kam dies einem londoner Bürger, der neben ihm Platz genommen, so wunderbar vor, daß er lachend ausrief: „The boy will smoke tabacco!“ Ja, noch 10 oder 11 Jahre später, zu einer Zeit, da er bereits Professor extraordinarius in Kopenhagen war, widerfuhr es ihm, daß sein Wirth in Wars einem Nachbar, der ihn um Holberg's Alter fragte, die Antwort gab: „C'est un garçon de dix-huit ans!“ Jener Prediger, der, nach Holberg's eigenem Bericht, ihm während seiner ersten Reise darüber Vorträge erteilte, wie er als ein so blutjunger Mensch es wage, in der Welt herumzureisen, wird daher nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Holberg ihn als einer Blut von lateinischen Worten und Redensarten überhäutete und in Verlegenheit setzte. Voll Respect rief da der Geistliche aus: „De Heer ist en Theologant, ik gratuleerte Mynheer!“

In dem norwegischen Städtchen Christiansund gab er hierauf mit so großem Glück und Erfolg Unterricht in den Sprachen und namentlich im Französischen, daß er nach einiger Zeit ein Kapital von — 12 Reichthalern beisammen hatte. Durch diesen Erfolg mutbig gemacht, begab er sich wieder auf Reisen, diesmal nach London und von hier nach Oxford, wo er, um die Schätze der dortigen Bibliothek besser benutzen zu können, sich unter die Studenten einschreiben ließ. Auch unterrichtete er hier in Musik und Sprachen, galt für den besten Händelsbläser der Stadt und fand in Folge seiner Talente wie seines lebenswürdigen Wesens fortwährend Schüler und Freunde; so daß er, wenn auch nicht ohne Entbehrungen und Bedrücknisse, seine Existenz in Oxford wenigstens zu fristen vermochte. Für den Charakter der Engländer

gewann er, wie alle, die mit ihnen in näherem Verkehr treten, vorausgesetzt, daß sie ihr Vertrauen zu gewinnen wissen, was freilich nicht sehr leicht ist, hohe Achtung, die er später wiederholt offen aussprach. Mit Shakespeares Werken soll er während seines Aufenthalts in England nicht bekannt geworden sein, auf welchen Punkt wir jedoch späterhin noch zu sprechen kommen werden. Er verweilte in Oxford ganze zwei Jahre, dann noch einige Zeit in London und ging von hier auf einem schwedischen Schiffe nach Kopenhagen, wo er den Studenten Vorlesungen hielt, die auch, weil er ihnen „einen rechten Schatz von ausländischen Seltenheiten“ in Aussicht stellte, sehr zahlreich besuchte, aber nicht bezahlt wurden. Er erzählt selbst:

So bestand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn sie mir auf der Straße begegneten, was zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf.

Glücklicherweise fand sich ein einflußreicher Mann, der Staatsrath Winding, durch den guten Ruf, den sich Holberg durch diese Vorlesungen doch erworben, bewogen, ihn für seinen Sohn Andreas, der einen Auszug nach Deutschland machen sollte, zum Reisebegleiter zu wählen. Aber schon in Dresden hatte diese Freude ein Ende; denn da der junge Winding hier bei einem schwedischen Edelmann Wohnung nahm, erhielt Holberg „auf das höflichste seinen Abschied“. Auf eigene Hand begab sich Holberg nun nach Leipzig, wo er mit einem dort studirenden Landsmann fleißig die Vorlesungen der leipziger Gelehrten besuchte, „weniger zwar, wie er selbst bekennt, in der Absicht, etwas zu lernen, als vielmehr um sich im jugendlichen Muthwillen über Inhalt und Art des Vortrags lustig zu machen“. Hierzu gaben einige Professoren auch genügenden Stoff; so der Magister Stiffelmaier, der sich eines Tags große Mühe gab zu beweisen, „daß die Seligen im Paradiese mittags und abends gute Nachzeiten haben würden, und ein andermal im zierlichsten Latein eine Leichenerde über seine Handschuhe hielt, die ihm den Tag zuvor von seinen Schülern entwendet worden waren“. Doch rühmt Holberg den deutschen Gelehrten nach, daß sie gegen Fremde überaus höflich und zuvorkommend seien, und so besuchte er denn auch die Mehrzahl der damaligen leipziger Gelehrten, darunter den Theologen Börner und den bekannten Wende, von denen jener durch seine lebenswürdigen und geselligen Manieren und durch seine große und ausserlesene Bibliothek, dieser als wichtiger Kopf und als Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum“ u. s. w. bei den Zeitgenossen wohlbetreten war. Weniger zeigt sich Holberg von Theatralismus befreit, der „nur von der rauhen Jahreszeit, von der kalten Luft und andern alltäglichen Dingen fern, indem er es wol nicht für nöthig hielt, mit einem so jungen Menschen von wichtigem Gegenständen zu reden“.

Wir übergehen seine weiteren Schicksale in Kopenhagen und wenden uns zu seiner dritten großen Reise, zu der er sich dadurch in Stand gesetzt sah, daß er, der

inzwischen zum öffentlichen Lehrer an der Universität, wiewol ohne Gehalt, befördert worden, ein neu ausgeschriebenes Stipendium von 100 Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte. Er begab sich zu Schiffe nach Amsterdam und von da über Rotterdam und Antwerpen nach Brüssel, von wo er zu Fuß nach Paris wanderte. Und zwar bemerkselligte er dies, wie seine ganze vierjährige Reise durch Holland, Frankreich und Italien ohne Paß, was in unserer Zeit gegen damals so großer Freiheiten bedrückenden und in manchen Stücken doch wesentlich unfreieren Zeit nicht möglich sein würde. Die ersten Monate verlebte Holberg in Paris, nach seinem eigenen Ausdruck „überaus philosophisch“; er bewohnte ein Stübchen in der Vorstadt St.-Germain, besuchte zwar die Promenaden, verkehrte aber sonst nur mit seinen eigenen Blüchern, den Folianten der Bibliothèque Mazarin, in welcher damals namentlich nach dem Bayle'schen Wörterbuch eine so große Nachfrage war, daß sich die Studenten schon früh Morgens darum stritten und zankten, und mit seinem Hauswirth, der seines Handwerks ein Schneider, ein echter pariser Spießbürger und zugleich in seiner Art ein Original war, unwissend, neugierig und plauderhaft zugleich. Später wagte er sich mehr und mehr in die Oeffentlichkeit und besuchte die königlichen Lustschlösser in der Nähe von Paris und namentlich die pariser Gerichtshöfe. Nachdem er in Paris anderthalb Jahre zugebracht, machte er sich auf den Weg nach Italien, theils zu Rahne theils zu Fuße Frankreich durchreisend, um sich dann in Marseille nach Genua einzuschiffen. Von hier begab er sich, ebenfalls zur See, nach Rom, wo er sich, obgleich an den Folgen eines heftigen Fiebers fortwährend leidend, doch mit Eifer der Betrachtung der alten Kunstwerke und besonders dem mannichfachen Genuß des römischen Volkslebens mit Eifer hingab. Auch hatte er das Glück, daß gegen Neujahr 1716 eine Schauspielerbande zu ihm ins Haus zog, an deren Treiben er Studiren machen konnte, die ihm später für seine Lustspiele reichen Segen eintrugen. Von Haus aus mäßig, war es ihm leicht, sich an die ökonomische Lebensweise der Italiener zu gewöhnen. Gleich zwei neapolitanischen Edelknechten, die neben ihm wohnten, kochte er selbst, was er mittags und abends speisen wollte, wozu ihm sein Wirth Fleisch, Wurzeln und Kräuter einkaufte, und obgleich ihm diese ungewohnte Beschäftigung anfangs etwas peinlich war, brachte er doch bald seine Manestra so gut fertig wie irgendein Italiener. Nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Rom begab er sich über Florenz, Lucca, Lyon, Paris, Amsterdam und Hamburg wieder nach Kopenhagen zurück; wo er endlich (1718), „nachdem er gehörig ausgehungert und mürbe gemacht war“, in ein ordentliches Lehramt und damit zu einer für seine mäßigen Ansprüche und Lebensbedürfnisse ausreichenden Sicherheit des Unterhalts befördert wurde. Man übertrug ihm nämlich die Professur der Metaphysik, ihm, der eigentlich ein Gegner aller Philosophie und Metaphysik war, obgleich er gelegentlich gesteht, „zuweilen“ metapophysische Bücher zu lesen, und die Metaphysik, wenn er

auch nicht weit darin gekom zu halten, „die einem Phi Diese sonderbare Stellung; unterrichten sollte, und seit der Religion erwecken ihm denn, wie Brüg bemerkt, „vielleicht die dickköpfigste unsüßte sich allemal von eine beghen ergriffen, wo Männ abhängigem Charakter in ihr Glück für Holberg wie an wurde er schon nach Verla zu der seinen Neigungen u entsprechenden und überdies der Beredsamkeit befördert, Weisger im Consistorium e mals, abgesehen von dem Q Arbeiten, eine Vermehrung se seine akademischen Gegner Proceß streitig zu machen fu er, der seit seinen Knabenjal wandelungen verspürt hatte, an dem schönsten Gedichte sein Vergnügen hatte finden können“, sich nun plötzlich der Dichtkunst zuwandte und durch seinen „Reber Paars“, seine Satiren und Komödien in einem Zeitraum von kaum vier Jahren sich zum ersten Dichter Dänemarks emporzuschwang.

Im Jahre 1725 trat er seine fünfte und letzte Reise an; und zwar nach Paris, wohin ihn namentlich das etwas abenteuerliche Project führte, einige seiner beliebtesten Lustspiele, die doch so ganz auf ein nordisches Publikum berechnet waren, in selbstgearbeiteten Uebersetzungen auf die französische Bühne zu bringen; Brüg meint, es sei dies weniger der Eitelkeit Holberg's zuzuschreiben, als dem Wunsche, den Franzosen zu zeigen, daß auch ein Däne, einer jener Nordländer, die von den Parisern damals als complete Heiden angesehen und in Italien für mißgestaltete Menschen „mit Schweinsaugen und mit ungeheuern bis an beide Ohren reichenden Mäulern“ gehalten wurden, etwas auf geistigem Gebiete zu leisten vermöge. Natürlich scheiterte das Project, wie Holberg meint, „an dem schlechten Geschmac des pariser Publikums“; doch trat er mit manchen Celebritäten des damaligen Paris in genauern Verkehr. Im Jahre 1726 kehrte er nach Kopenhagen zurück und ergab sich wieder seinen literarischen Beschäftigungen, jedoch mehr auf wissenschaftlichem als poetischem Gebiete, und als König Friedrich II., der die Entstehung der dänischen Schaubühne wesentlich befördert hatte und, mit Ausnahme der letzten Jahre, ein prachtliebender, feinsinniger Herr war, im Jahre 1730 gestorben war und der pietistische Christian VI. ihm nachfolgte, feierte seine Waise ganz, wogegen er, an literarische Thätigkeit gewöhnt, wol aber auch zu Erwerbszwecken, nicht aufhörte, umfangreiche historische Werke, und unvergängliche moralische oder praktische Schriften zu Tage zu fördern. Seine „Unterirdische Reise des Niels Klim“ wagte er wenigstens nicht in dänischer Sprache zu schreiben

Holberg glaubte versagen zu dürfen. Hiermit steht seine eigene Klage, daß seine Schriften nach dieser Zeit „nicht mehr den Beifall hatten als vorher“, vielleicht nicht so im Widerspruch als es scheint. Holberg hatte seine Widersacher hauptsächlich unter dem Adel, der ihn zum Theil als einen Eindringling betrachtete, und unter den Vertretern von Wissenschaft und Literatur, die allerdings eine einflussreiche Clique gegen ihn gebildet haben mögen. Noch wahrscheinlicher ist es und aber, daß seine Stücke durch zu häufige Vorführungen einen großen Theil ihrer Anziehungskraft für das Publikum verloren hatten; auch schrieb er in späterer Zeit vieles Schwache, und um sich dies nicht gefallen zu müssen, schob er die zunehmende Rauheit gegen seine Stücke auf den äußern Umstand, daß er durch seine Erhebung in den Adelsstand Antipathien gegen sich nach gerufen habe, also auf die Bosheit seiner Widersacher.

Ein anderer und schlimmerer Vorwurf richtete sich gegen seinen angeblichen Geiz. Nun wird sich zwar ziemlich bei jedem Künstler und Dichter in einem gewissen Lebensstadium, wo das bloße Renommée seinen Reiz zu verlieren anfängt, der Wunsch einfinden, irgendetwas als äußern Lohn seiner vieljährigen Mühen und Arbeiten sein nennen zu können, und es ist dies ein Wunsch und ein Streben, die sogar zur moralischen Pflicht werden, wenn man Haupt einer Familie ist. Aber der bloß zusammenscharrrende Geiz ist gerade das Laster, welches einen Künstler und Dichter, zumal einen Junggefelln, am meisten verunziert; denn der Geiz ist die Unpoesie an sich, nicht bloß einfache Prosa, sondern complieirt schmutzige Prosa. Holberg selbst zwar beruft sich auf seine ihm angeborene Mäßigkeit im Essen und Trinken, die sogar zu dem lächerlichen und verleumderischen Gerücht Anlaß gab, er habe sich zuletzt nicht nur die Nahrungsmittel zuwiegen, sondern sich selbst vor und nach Lische wiegen lassen, um ja sicher zu sein, daß er die vorgeschriebene Diät nicht überschritten! Indes diese Mäßigkeit und Nüchternheit findet man eben bei allen, welche Neigung zum Geiz haben und daher jede ihrer Ausgaben auf Heller und Pfennig berechnen. Um nun diese Verdächtigung, daß er geizig sei, zu Schanden zu machen, wendete er, wie er selbst sagt, etwas auf seine Kleidung und verschiedene andere Dinge, die ihm „keine Beschwerlichkeit“ verursachten. Jedemfalls scheint ihm die Vermehrung seines Vermögens, das er in seinem Testament der Ritterakademie zu Sorde vermachte, mehr am Herzen gelegen zu haben, als es für einen Dichter und Vertreter geistiger Interessen geziemend ist. Sein Vermögen lag während seines Lebens brach, und so hat er sich die gerade einem Manne in seiner Stellung sich so häufig darbietenden Gelegenheiten, seinen Mitbürgern und darbenenden Jüngern der Wissenschaft Gutes zu thun und die Menschen durch gemeinnützige Handlungen mit seinen Schwächen zu versöhnen, wie es scheint, leider nur zu sehr entgehen lassen. Testamentarische Schenkungen eines alleinstehenden vermögenden Mannes sind nur sehr uneigentlich unter die Handlungen werththätiger Menschenliebe zu rechnen, da sie sehr häufig aus

Im übrigen ist meine Standeserhöhung aber auch eine solche, die einem Gelehrten, wenn man sich anders zu den Gelehrten rechnen will, auch sehr wohl zuschmmt; man müßte denn etwa glauben, daß einer, der die Geschichte, das Staatsrecht und die Sittenlehre vorträgt, nicht gerannt sei, eine höhere Würde zu bekommen, und daß Rang und Titel lediglich solchen Personen zukommen, die in g wissen andern Collegien sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Anekdöten aus Bittschriften macht und Formulare abschreibt.

Gerade an einem Uebermaß von Bescheidenheit scheint uns Holberg allerdings nicht gelitten zu haben; aber was seine Ankläger betrifft, so mögen sich darunter manche befunden haben, denen eine gleiche Erhöhung recht willkommen gewesen wäre, hätten sie sich nur in der Lage befunden, sie durchzuführen. Es ist einmal eine leidige Thatsache, daß in europäischen Ländern, wo diese Sucht in aller Weise von oben her gepflegt wird, die Menge vor Titeln, Würden und Orden größern Respect hat als vor dem unbittelten Talent und Verdienst, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht hat man die Frage aufgeworfen, ob Goethe, wenn er nicht Minister, ob Herder, wenn er nicht Consistorialpräsident, ob Schiller, wenn er nicht Hofrath und zuletzt sogar wie jene in den Adelsstand erhoben worden wäre, ob selbst Alexander von Humboldt ohne die mit bevorzugter Geburt sich verknüpfenden Vortheile es wirklich zu ihren europäischen Erfolgen gebracht haben würden. Wir lassen diese Frage auf sich beruhen; nur so viel ist anzunehmen, Holberg werde häufig genug die Erfahrung gemacht haben, daß man dem spätern Baron Holberg die äußern Zeichen der Achtung nicht schuldig blieb, die man dem frühern „Komödienschreiber“

Brutalität hervorgehen und mit keinerlei persönlichem Dyrer seitens des Schenkenden verbunden sind. Pruzz amert hierbei in sehr interessanter Weise an Hippel. Er sagt:

Auch Hippel zeigt eine Art von Janusgesicht, ein lachendes als Dichter, und ein anderes, gesuchtes von niedrigen Leidenschaften, von Stolz, Haß und rüchlicher Verstellung im praktischen Leben. Wie Holberg, so arbeitete auch Hippel aus einer untern, gedrückten Jugend durch eine Beharrlichkeit, fest wie Eisen, sich gleichfalls zu einer einflußreichen angesehenen Stellung und dem Besitz eines bedeutenden Vermögens empor. Auch er, in seinen Schriften die Menschenliebe, die Gemüthlichkeit, der alles verklärende Humor selbst, war im Leben schroff, menschfeindlich und habgierig. Auch er als Schriftsteller der medie Anwalt der Ehe, der begeisterte Lobredner der Frauen (was man übrigens von Holberg nicht wohl sagen kann) und der eiteln häuslichen Freude: führte in Wirklichkeit, wie Holberg, ein einsames, freudloses Hagensohlenleben. Ja, um die Parallele vollständig zu machen: auch Hippel ließ sich endlich in den Rechtsstand erheben, nachdem er so oft die Einsicht der Standeserwerthe verspottet und das eusepliche Weib, das sich aus ihm entwickeln kann, mit so schmerzbender Wahrheit geschildert hatte:

Pruz sucht zwar die Parallele zu Gunsten seines Liebings zu wenden; ob und inwiefern ihm dies aber gelungen, mögen die Leser seines Werks selbst sich sagen, obgleich es ihm gegliückt ist, manche menschlichen Entschuldigungsgründe beizubringen und Holberg wenigstens von einigen der größten Anklagen und Verleumdungen zu reinigen.

Noch muß Holberg's Verhalten zu dem weiblichen Geschlecht in Betracht gezogen werden, da es auf die Rolle, welche die Frauen in seinen Komödien spielen, natürlich nicht ohne Einfluß war. Holberg gesteht, daß er im Umgange mit Frauen größeres Vergnügen gefunden habe, als in dem mit Männern. Dieses Geständniß dürfte ihm vielleicht sofort die Sympathien unserer Leserinnen gewinnen; aber sie dürften sich sehr enttäuscht finden, wenn sie die Gründe erfahren, die ihn veranlaßten, den Frauen diesen Vorzug einzuräumen. Er besuchte die Frauen, wie er selbst gesteht, nur zu dem Zweck, um sich von seinen angestrengten Arbeiten in Gesprächen zu erholen, „die kein Nachdenken erfordern“. Er fährt fort:

Habe ich mir durch gar zu fleißiges Lesen und Nachdenken Kopfschmerzen zugezogen, so besuche ich niemand lieber als die Frau A. A., die mir nichts anderes erzählt, als was sie heute gepirkt, wie viel Eier die Hühner in der letzten Woche gelegt und andere dergleichen Dinge; wodurch der Kopf nicht angegriffen und wobei keine Aufmerksamkeit erfordert wird.

Ein andermal sagt er, er melde darum Männergesellschaften, weil ihm da entweder ein Glas Wein oder eine Birse Taback angeboten werde, was beides nicht nach seinem Geschmack sei, „in den Damengesellschaften dagegen (fährt er fort) trinke ich Thee und Kaffee und unterhalte mich von lauter harmlosen Dingen, was mir in meinen müßigen Stunden das Liebste ist“. Holberg gehörte zu der Zahl der sehr wenigen Dichter, in deren Lebensgeschichte nirgends die leiseste Spur eines verliebten Abenteuerers oder einer zärtlichen Neigung für irgendeine Schöne zu finden ist. Aufrechtig gestanden, halten wir dafür, daß Holberg eine zu selbstfüchtige, berechnende Natur gewesen, um der Liebe fähig gewesen zu sein, die, vorüber-

gehend oder dauernd, sinnlich oder geistig, in einer oder der andern Weise eine volle Hingabe an den geliebten Gegenstand und Opfer und Beschränkungen des eigenen Ichs verlangt. Mit der Liebe zu einem so kalten Object wie das Weib gehen wahre Freundschaft und Liebe schwer Hand in Hand. Darum tadelt auch A. W. von Schlegel nicht mit Unrecht an Molière's „Geizigen“, daß er Harpagon als verliebt darstellt. Holberg war nun sicherlich kein Harpagon; aber die Weib- und die Bequemlichkeitsliebe scheint bei ihm doch in ziemlich starkem Grade ausgebildet gewesen zu sein.

Holberg genoss die Vortheile und Ehren seiner Standeshöhen, die ihm freilich auch, wie wir gesehen haben, manche bittere Erfahrungen und Anfeindungen zuzog, nicht sehr lange. Pruzz schließt die interessante Darstellung seines Lebens mit den Worten:

Endlich, erschöpft von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er fast bis zum Tage seines Todes fortsetzte, gesättigt von Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, mußte auch er der Natur ihren Tribut zahlen; er starb 70 Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754. Sein feierliches Begräbniß fand erst beinahe ein volles Jahr später mit großem Gepränge statt; er liegt begraben in Sorde, neben der Kathedrale des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemar's des Großen, des Vönders des Saxo Grammaticus, der ebenso der größte mittelalterliche Schriftsteller Danemarks war (wenn auch in fremder Sprache) wie Holberg der größte unter seinen neuern Schriftstellern.

Den vierten Abschnitt des Weissen wissenschaftliche Werke handelt, li übergehen; er zeigt uns Holberg jetzt noch wenig bekannten Seite, die vergänglichste an seinem literarischen kann dabei nicht werden, daß und wissenschaftlichen Werke man kung enthalten und daß sie, namentlich Briefe“, soweit sich aus der ssetzung der von Pruzz citirten St einem bessern und reinern Danksch irgendein deutscher Gelehrter dama wußte. Doch das läßt sich schon Lustspiele schließen, denen Deutschla bürdiges zur Seite zu stellen hat dieser Gattung gleich Tüchtiges bis nichts zur Seite zu stellen hat.

Wir gehen zu dem fünften Abschnitt über, der über Holberg's poetische Werke handelt, mit Ausschluß der lateinischen Epigramme und der wenig bedeutenden „Moralkast Fabeln“, denen Pruzz bereits im vierten Abschnitt einige Worte gewidmet hat. Auch bei der konischen Epopöe „Peder Paars“, bei „Nicolai Klimi lter subterraneum“, bei den „Satiren“, „Verwandlungen“ und den kleineren Stücken, welche in Holberg's „Mindre poetiske Skrifter“ enthalten sind, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. „Peder Paars“, an dem die Dänen noch jetzt einstimmig den leichtesten gefälligen Fluß der Sprache rühmen, hat zwar für die Dänen einen hohen Werth, indem es überhaupt das erste lesbare Gedicht war, welches die dänische Literatur aufzuweisen hatte und weil

darin die dänische Sprache sofort in feste Regeln gebannt erschien; aber die darin behandelten Verhältnisse sind zu specifisch dänisch und die angebrachte Maschinerie von Göttern und Götinnen und andere burleske Hülfsmittel zu veraltet, als daß die Modernen und namentlich Nichtdänen besondern Geschmack daran finden könnten. Dasselbe gilt von „Niels Klim's unterirdischer Reise“, obgleich dieser allegorisch-moralische Roman seinerzeit unter Holberg's Producten das berühmteste war und auch am häufigsten in fremde Sprachen übersetzt wurde. Aber wie Holberg in diesem für und kaum noch genießbaren Product seiner Landessprache den Abschied ertheilt hatte, so hatte er darin auch das Gebiet des Natürlichen und Volksthümlichen, auf dem er sonst so Bedeutendes leistete, fast völlig verlassen. Eigentlich Mittelmäßiges konnte nun freilich Holberg nicht wol schreiben, eher Verfehltes und Geschmackloses, wo er eben dem jalischen Geschmack der Zeit zu sehr huldigte, und so wird auch „Niolaus Klim“ dem eigentlichen Literatursforscher, um danach den Geist und Geschmack jener Zeit beurtheilen und bestimmen zu können, immerhin von Werth und Interesse sein.

Den Lustspielen Holberg's, die ihm in der dänischen und europäischen Literatur jedenfalls eine bleibende und eigenthümliche Stelle sichern, hat Brug eine gründliche Abhandlung gewidmet, die reich ist an interessanten Gesichtspunkten im allgemeinen, wie an lehrreichen und fruchtbaren Beobachtungen über das Komische, dem Brug mit Recht eine ebenso hohe Stellung anweist als der ernsten Dichtung. Mit einer gewissen blästrten Vornehmheit wird zwar jetzt von manchem eine naserümpfende Nichtachtung und Geringschätzung der komischen Muse affectirt, während es doch eigentlich gar keines Beweises dafür bedürftig sollte, daß ein komisches Gebicht, in welchem irgendein lehrreicher Gedanke in angemessener plastischer Form und in geistreicher Weise behandelt und ausgesprochen worden ist, nicht deshalb, weil es eben ein komisches ist, geringer geschätzt zu werden verdient als ein ernstes; gibt es doch Stoff an Lebensbeobachtungen, Tendenzen und Gedanken genug in der Welt, der sich gar nicht anders behandeln läßt als in komischer Form. Wir können uns nicht versagen, hier eine Stelle mitzutheilen, in der sich Brug über die hohe Bedeutung des Komischen ausdrückt. Nachdem er die Komik als die vollendete Selbstgenügsamkeit des Geistes und als die friedliche Auflösung und Verklärung der widerspruchsvollen Welt bezeichnet hat, fährt er fort:

Es folgt daraus von selbst, daß die Komik nicht, wie man zu sagen pflegt, nur so am Wege liegt: vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte, reife Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwidlung des menschlichen Geistes zu erkennen. Und dies sowohl bei einzelnen Individuen als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und späteste Blüte eines Volks ist. Ja, es gibt Völker und Literaturen, welche hingestorben sind, bevor ihnen die köstliche Frucht der Komik überhaupt gelächelt oder wenigstens, bevor dieselbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Hülle gewonnen hatte. Ueberhaupt ist letzteres, streng genommen, in der ganzen Geschichte der Poesie nur einmal, nur in dem Raub, wo der Tempel des Dionysos aufgerichtet stand,

nur in Griechenland, und auch hier nur in der attischen alten Komödie der Fall gewesen. Selbst Cervantes, Scholpeare und Moliere, die eine ähnliche Stellung auf der Grenzmarke der mittelalterlichen und modernen Zeit einnehmen, wie Aristophanes die Vollendung und mit ihr den Untergang der Alten Welt bezeichnet, können schon als vereinzelte Erscheinungen den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, trotz aller ihrer Unabdingbarkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Wesen die Bühne beschränkt und die entzückten Richter dem Verfasser der „Frosche“ den Olivenzweig darboten. Nichts da von hässlicher Misere, vom angestrichenen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbschaften! Ein Spiegelbild war es des großartigen, öffentlichen Staatslebens, eine Kritik des gesammten volksthümlichen Daseins in Politik, Religion, Literatur, immer frisch, immer witzig, immer erfindungsreich, stets ohne Schonung und doch niemals ohne Poesie.

Freilich dauerte diese Herrschaft des Komischen selbst in Athen nicht lange, denn:

nur zu bald zog sich die Komödie aus jener großartigen öffentlichen Sphäre in die niedere Kiste des Privatlebens, die häßlichen Intrigen der Familienwelt zurück, und dieselben Dreier, auf denen vor kurzem noch zu unaussprechlichem Ergößen des gesammten attischen Volks der Buchhändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verschmigten Sklaven, die gefoppten Alten, die gewinnfüchtigen Stützen der mittlern und neuen Komödie tragen.

In Betreff der interessanten Bemerkungen von Brug über die Wanderungen der Komödie aus Griechenland nach Rom und durch die *Commedia dell' arte* (die bekannte Sammlung von Sberardi „Le théâtre italien“ ist von Holberg nachweislich stark benutzt worden) und durch die französische Komödie hindurch nach Kopenhagen müssen wir auf das vorliegende Werk selbst verweisen. Jedenfalls war es für Holberg ein Glück, daß er in Kopenhagen nicht schon hoch entwickelte oder abgelebte Theaterverhältnisse vorfand, sondern daß das 1720 in Kopenhagen gegründete Theater, wie man fast sagen möchte, recht eigens für ihn geschaffen wurde. Es war kein ausgelegener Boden, den er zu bebauen hatte, sondern Urboden, und seiner eigenen Ursprünglichkeit kam ein ebenso ursprüngliches, unverdorbenes oder doch durch raffinierte Theatergenüsse unverwöhntes Publikum mit frischster Anspänglichkeit entgegen. Brug bemerkt:

Für die erregten Nerven und den überfüllten Saumen eines heutigen Publikums erscheint diese Gasse allerdings häufig zu einfach und zu wenig gewürzt; bei uns sind es gerade umgekehrt Ueberraschungen, je toller je besser, was wir vom Dichter verlangen; wir wollen von einem Effect in den andern gerissen werden, ja selbst Wahrscheinlichkeit und gesunden Menschenverstand geben wir willig preis, wenn wir dafür nur von Effecten gehörig durchgeschüttelt und gerüttelt werden, und wenn wir nur bei der ersten Scene nicht wissen und ahnen können, was die zweite bringen wird.

Den Holberg'schen Stücken aber, aus denen übrigens die Verwandtschaft des dänischen Volks mit dem deutschen sehr klar hervorleuchtet, rühmt er nach:

Der Spiegel, den Holberg seinen Landeleuten entgegenhielt, war so tren, daß die Nation sich sofort darin erkannte, der nationale Boden, in dem Holberg seine Dichtungen verpflanzte, so fest und dem Bedürfniß so entsprechend, daß sich sofort das Gewand einer wirklichen dänischen Nationalliteratur darauf erheben konnte.

Brug rühmt ferner Holberg nach, und mit vollkommenem Recht, daß er die wahre Substanz der Sittlichkeit schlecht-

hin nie verletzt habe; er habe keinen Begriff, seine Meinung von dem leichtfertigen Spiel mit Eid, Treue, Pflicht, das heutigen Tags auf und außer der Bühne so häufig getrieben werde. Es ist richtig, daß den modernen Lustspielen, wenige ausgenommen, meist aller ethische Gehalt fehlt, daß darin die heiligen Sagen des Familienlebens und alle Respektverhältnisse oft in ganz freventhafter Weise untergraben und verspottet werden, und es ist ebenso richtig, daß Holberg, wo er die Zerrüttungen des Familienlebens, Ehebrüche u. s. w. berührt, wenigstens nie damit die Absicht verbindet, sie zu beschönigen oder gar reizend zu finden, wiewol er dann freilich in etwas plumper Weise mehr das Lächerliche als das Unstittliche darin hervorzuhelien liebt. Aber eine tiefere Ethik vermögen wir in seinen Stücken doch nicht zu finden. Er lehrt bloß rein praktische Moral, ohne höhere Gesichtspunkte. Er lehrt z. B.: kein Dummkopf zu sein und sich nicht betrüben zu lassen, nicht den Franzosen nachzuahmen, weil man sich dadurch nur lächerlich mache, sich nicht dem Trunk zu ergeben, sich nicht über seinen Stand erheben zu wollen; denn, meint Holberg (der sicherlich eher alles andere als ein Demokrat war) im „Teppe vom Berge“, wenn Bauern und Handwerksleute sich der Herrschaft bemächtigen wollten, so würden bald Tyrannen die Obrigkeit verdrängen und jedes Dorf seinen Nero haben. Die Moral seines Lustspiels „Der eiste Junl“ ist übrigens schon früher heftig angegriffen worden, und Brug hat es für seine Pflicht und sicherlich auch für seine Ueberzeugung gehalten, seinen Liebling gegen diese Beschuldigungen in Schutz nehmen zu müssen; er meint, daß wenn ein solcher Einfaltspinsel und Soubies wie Niels Ohnsdorf von andern noch größern Soubies geprellt werde, dies nichts Meinliches mehr habe. Nur ist das Schlimme, daß diese größern Soubies ungekräft ausgehen und den Gewinn ihrer abscheulichen Betrügereien, Ueberlistungen und Saunereien ruhig in die Tasche stecken, ohne daß die Nemesis sie ereilt. Von irgend einer alle mit gebührendem Maßstabe messenden Gerechtigkeit ist da keine Rede. Die Moral bleibt mithin immer keine andere als die: wenn du mit einem schelhaften Laugemisch zu thun hast, so betrüge und bestichle ihn wie du kannst! Ueberhaupt hat Holberg das häßliche Laster der Schadenfreude, das in den Menschen leider ohnehin nur zu tief wurzelt, und das Vergnügen an der Ueberlegenheit bloß plünderer Leute, z. B. seiner verschmitzten Bedienten, über die Einfalt nur zu häufig als Hebel der Komik benützt.

Werkwürdig ist, daß Holberg verständig sich mit der Frage beschäftigte, ob die Geschichtsstücke, die in unsern modernen Lust-, Schau- und Trauerspielen ein ungehörliches Uebergewicht behauptet, sich nicht völlig vom Theater verbannen lasse und ob es nicht möglich sei, Stücke und namentlich Lustspiele zu schreiben, in denen gar keine Verlebten, ja nicht einmal Frauenzimmer auftreten, und er hat diesen Versuch wirklich in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiele „Abraradabra oder das Hausgespräch“ ausgeführt. Bekanntlich sprach auch Heinrich von Kluge einmal den Einfall aus, ob es nicht besser sei, das weibliche

Geschlecht ganz aus dem Theater zu verbannen, da es den Dichter, der für die Bühne schreibe, werde und zu Rücksichten nötige, welche den Charakter und den Ernst der Stücke nicht angemessen seien. So etwas läßt sich freilich in einem Augenblick abler Laune eher aussprechen als ausführen. Im übrigen spielt auch sonst die Liebe in Holberg's Stücken eine sehr untergeordnete Rolle. Die Liebhaber sind meist sehr einfache ehrliche Jungen, die nicht viel Worte machen und geradezu auf ihr Ziel, die Heirath, lossteuern, die Liebhaberinnen ebenfalls einfach und unbedeutend, ohne alle Sentimentalität und Affectation. Die Ehefrauen erscheinen bei Holberg meist plump, roh und gemein; überhaupt schildert er die Frauen, im Gegensatz zu Oxyphius, nur selten von ihren lebendwürdigen Seiten. Zu den Ausnahmen gehört etwa die Wöchnerin in dem Lustspiel „Die Wochenstube“, während in den übrigen Weibern, die sie zu besuchen kommen (darunter auch ein paar verhungerte adeliche Damen), mit bewundernswerther Milderkeit der Auffassung und in ergötzlicher Weise eine Mankerkeite aller nur immer möglichen weiblichen Unarien aufgerollt wird. So gern der Dichter, wie wir gesehen haben, gerade Frauengesellschaften besuchte, so hat er doch offenbar dem weiblichen Geschlecht nur eine sehr niedrige Stufe auf der Leiter der Creaturen angewiesen.

Unter den mehr als 30 Komödien, welche Holberg verfaßt, hat Brug außer dem eben genannten Lustspiele noch dem „Politischen Kannegießer“, dem „Jean de France“, dem „Don Kanudo de Colibrados“, dem „Teppe vom Berge“, und der literarischen Komödie „Ulysses von Ithacia“ in seinen literarisch-kritischen Erörterungen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. Der berühmte und in seiner Art wirklich vortreffliche „Politische Kannegießer“ verdient schon deshalb vorzugsweise Beachtung, weil Holberg sich hier ganz seiner eigenen Erfindungskraft überlassen hat, wenn er auch für einzelne Scenen und Reden fremde Muster, z. B. das „Theâtre italien“ benützt hat. Zwar hat W. F. Suhm den Nachweis zu führen gesucht, Holberg habe dabei ein Stück von St. Evremont „Der Politie“ vor Augen gehabt; aber nach Mahel hat Holberg dieses Stück allem Vermuthen nach gar nicht gekannt; auch hat Holberg selbst die Gründung seines Lustspiels als sein ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen. Von besonderm Interesse ist noch der „Ulysses von Ithacia“, welchen Brug mit Irt „als das Juwel der Holberg'schen Dichtung und überhaupt als eine der ausgezeichnetsten Lustspiele aller Zeiten, angewandt von echt athophaulischen Geiste“, bezeichnet. Es war unmittelbar gegen die „Lyböl Komödie“ gerichtet, gegen die ungeheuerlichen Staatsactionen und Zauberstücke, welche die herumziehende Quoten'sche Bande aus Deutschland („Landstrolcher“ nennt sie Holberg einmal) von Zeit zu Zeit den Kopenhagenern vorführte. Brug sagt mit Recht:

Es ist unmöglich, mit beschreibenden Worten einen Begriff zu geben von der tollen Lustigkeit, dem vollen bacchischen Uebermuth dieses Stücks, das sich endlich, unter lauter Lohheit, Rederei und Jubel auf eine Höhe steigert, wo selbst die dramatische Form nothwendig zerfallen muß und die Selbstverneinung der Komödie gerechtfertigt erscheint.

Man kann der kopenhagener Bühne nur dazu Glück wünschen, daß sie damals noch im Stande war, ein solches Phantasiegebäude tollen Uebermuths und Wiges zu tragen, es wurde wirklich aufgeführt, und zwar gereichte dies Stück, wie Holberg selbst bemerkt, „nicht weniger dem gemeinen Mann, der bei moralischen und kritischen Stücken zu gähnen pflegt, als dem Vornehmen selbst zum Vergnügen“. Offenbar ist dieses Lustspiel zu den satirisch-literarischen Lustspielen, wie man sie Tied und der romantischen Schule verdankt, Anlaß und Vorbild gewesen; doch hat keine derselben das alte Holberg'sche erreicht, auch nicht Grabbe's übermüthiges Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, das in Witz und Laune schwerfälliger, persönlicher und minder harmlos erscheint.

Wenn ich selbst von den Eindrücken, welche die Lectüre der von Bruch bearbeiteten Holberg'schen Stücke auf mich gemacht hat, Aechenschaft geben soll, so werde ich von meinem Standpunkt Folgendes zu bemerken haben: Will man Holberg einen Dichter nennen, so wird man den Begriff Dichter freilich in etwas niedrigem Sinne auffassen müssen; denn Holberg erhob sich in seinen Stücken fast nie über das Niedrig-Komische. In dieser Gattung ist er freilich uner schöpftlich erfindend und unübertroffen, außer von Schaffpeare, wo dieser in das Gebiet des Niedrig-Komischen hinabsteigt, in dem er jedoch niemals lange verweilt, während Holberg darin seinen bleibenden Aufenthalt hat. Und selbst die niedrig-komischen Figuren Schaffpeare's haben doch immer noch ein höheres poetisches Element in sich, was sie von innen heraus durchleuchtet. Lyrische Aufschwüngen tieferer Empfindung fehlen Holberg gänzlich, weshalb er auch die verschiedensten Komödie verschmähte und verachtete. Aber an Witz und Laune (den Humor hinweggedacht, obschon sich auch von diesem einzelne flüchtige Spuren bei Holberg finden, von dem bloß phantastischen ironisirenden Humor sogar ein ganzer Vorrath im „Ulysses von Ithacia“) und an Menschen- und Lebenskenntniß steht der dänische Dichter, wie wir meinen, dem britischen gleich. Dabei bleibt er mehr bei der Sache als dieser und vermeidet alle bloße Spitzfindigkeiten und alle Wortspiele, die nur um ihrer selbst willen da sind. Am besten ist Holberg wol jenen holländischen Genremalern zu vergleichen, die es liebten, Wirthshaus-scenen, Prügeleien, Trunkenheiten, das bunte Treiben auf Kirmessen und Märkten u. s. w. in greller Wahrheit darzustellen. Holberg lebte in einer Hauptstadt, die aber, wie auch so manche sich selbst mit dem Prädicat „groß“ brüstende deutsche Stadt noch jetzt, äußerst kleinbürgerlicher Natur war, wo in den mittlern Schichten bei vieler Ostentation Kleinkrämergeist, Beschränktheit, Neid und Klatschsucht, in den untern Ständen, wie dies namentlich in Serfsbüden der Fall, Wöllerei und rohe Genußsucht nebst allen damit verbundenen Erscheinungen vorherrschten. Aus diesen Ständen — denn in die höhern verflieg er sich selten — und aus der Klasse tölpelhafter Bauern und Pächter nahm er seine Charaktere; diese wollte er unterhalten und auch wol bessernd auf sie wirken, indem er ihre Unarten schilderte, ohne sie auch nur durch einen Winkelfrich zu ver-

schönern. Nun freilich entsteht hier die stete Frage, ob man die Menschen mehr dadurch bessert, daß man ihnen ideale Charaktere vorführt, oder dadurch, daß man ihnen die Menschen zeigt wie sie sind. Für die erstere Ansicht spricht manches, wenn sich nur nicht mit diesem Idealisiren so oft ein absolut Unwirkliches, ein täuschendes Schein- und Ubrasenwesen verbände, wenn diesen idealen Gestalten nur nicht so oft Vorstellungen und Worte in den Mund gelegt würden, die dem Volke unfassbar sind. Goethe klagte einmal selbst darüber, daß sein König Thos sprechen müsse, als ob kein Weber in Apolda hungere. Daraus folgt denn auch, daß kein apoldaer Weber jemals diesen Goethe'schen Thos verstehen wird; die Sprache in der dieser spricht, ist ihm fast so fremd wie das Politische. Allerdings dichtete Goethe seine „Iphigenia“ auch für Weber; aber will man diese armen Leute beharrlich von allen bildenden Einwirkungen der Poesie ausschließen und absperrten? Und sicherlich kann eine Tochter aus dem Volke aus dem Geplauder der Holberg'schen Frauen mehr Warnungen und praktische Lehren für ihr Wohlverhalten entnehmen, als aus den Monologen der Schiller'schen Jungfrau. Leider ist es meist das Los der Satiriker und komischen Schriftsteller, daß sie der Menschheit Dienst leisten, die nur zu gering geschätzt und zu bald vergessen werden. Den einen Vorzug wird man der komischen Poesie nicht in Abrede stellen können, daß sie meist viel weniger schmeichelt, täuscht und lügt, daß sie meist ehrlicher ist als die pathetische; denn der Idealismus der letztern ist nur zu oft wie der Fliederstaat der Schauspieler, die, wenn sie ihn abgelegt haben, nicht selten als die erbärmlichsten Leute dastehen. Ueber den Nutzen der Komödie, mithin auch der komischen Poesie überhaupt, hat sich übrigens Holberg selbst in einer der Ausgabe von 1723 veröffentlichten Abhandlung ganz verständig ausgesprochen und Grundsätze darin aufgestellt, die er selbst in seinen Komödien getreulichst beobachtete, weshalb sie auch, diese Grundsätze gemäß, ebenso lehrreich als unterhaltend sind.

Der Dialog ist in den Holberg'schen Stücken durch seinen Fluß, seine Schlagkraft, Präcision und Lebendigkeit in der That bewundernswürdig und recht dramatisch und es ist von ihm viel zu lernen; dagegen steht die Composition auf einer sehr niedern Stufe. Die Leute kommen oft, man weiß nicht warum, sie gehen, man weiß nicht warum, und sie erscheinen wieder, man weiß nicht warum. Manches erinnert noch an die improvisirte Komödie, so wenn es einmal im „Elften Juni“ als Fingerzeig für die agierenden Schauspieler im Parenthese heißt: „Ein jeder kann sprechen, was er will“, oder in der „Wochenstube“ „Sie erzählen die Geschichte beide zugleich, aber in einem andern Stil.“ Ueberhaupt werden wol die Schauspieler manche Lücken in den Holberg'schen Komödien durch Improptus ausgefüllt haben, wozu ihnen Gelegenheit genug gegeben war. Von der kunstlosen Behandlung zeugen auch die oft sehr unmotivirten Actschlüsse; ein heutiges Publikum würde, wenn es ein Holberg'sches Lustspiel in seiner ursprünglichen Form mitansähe, oft sehr verwundert sein, wenn plötzlich der Vorhang fiel, ohne daß ein-
 11-2

sehen ist warum. Auch den rohen Effectmitteln der alten Volkstheater und namentlich der italienischen begegnet man häufig; Dichter werden überreichlich ausgekostet; disputierende Doctoren oder Advocaten fassen sich zum Schluß an der Brust oder an den Haaren; man steckt Einfaltspinsel auf der Bühne in ein Faß oder einen Wehlfaß u. s. w. Die Holberg'schen Lustspiele, obschon in Einzelheiten gründlich gearbeitet, sind, was Composition und Intrigue betrifft, doch nur leicht hingeworfene Eingebungen des Augenblicks, und wenn er im „Jean de France“ Martha sagen läßt: „Es geht mir wie den Komödienten schreiben; während die ihre Komödien schreiben, fällt ihnen erst ein, wie sie dieselben durchzuführen und entzigen sollen“, so bezeichnet dieses ironische Selbstbekenntniß sicherlich genau die Art, wie Holberg arbeitete. Wenn man daher ein Holberg'sches Stück unserm heutigen Publikum ganz so wie Holberg es geschrieben vorführen wollte, so würde es dem Ganzen nur wenig Geschmack abgewinnen, wenn auch einzelne Scenen und Situationen durch ihre packende ursprüngliche Komik ihre die Lachmuskeln erschütternde Wirkung sicherlich auch noch jetzt nicht verfehlen würden. Ueberhaupt bilden seine Lustspiele für Komödientenschauspieler eine unerschöpfliche Fundgrube an komischen Charakteren, Situationen und Einfällen, die zu benutzen und zu modernisieren sie um so weniger Anstand nehmen dürfen, da, wie schon oben bemerkt, Holberg selbst wie die meisten Lustspielichter im Entleeren keineswegs sehr verschämt war.

Zu den wenigen Stellen, in denen sich Holberg zum Humor erhebt, gehört der possirlich rührende Monolog Zeppes, in welchem er vom Leben Abschied nimmt, nachdem man ihm eingetrudet, er habe Gift getrunken. Zepp ruft aus:

Fahrt wohl Hans, Niels und Christoph! Fahrt wohl, meine Tochter Martha, fahrt wohl mein Knappe! Von dir weiß ich, daß ich wirklich dein Vater bin. . . . Du hast auch deines Vaters Augenlicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahrt wohl, meine Schafte und habe Dank für jedesmal, daß ich dich geritten habe: nächst meinen eigenen Kutschern habe ich kein Bock so geliebt wie dich. Fahrt wohl, Katsfar mein treuer Hund und Thierhüter, fahrt wohl, Hünze, mein schwarzer Kater, fahrt wohl, meine Lämmer, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Gesellschaft und für jeden Tag, den wir zusammen zugebracht haben!

Shakespeare's würdig und an gewisse Monologe bei Shakespeare erinnernd ist auch der Monolog Zeppes, als er überlegt, ob er ins Wirthshaus gehen oder den Auftrag seiner Frau, Selb zu kaufen, ausrichten soll:

Wäre mir nur erst das Wirthshaus aus den Augen, so hätt' es keine Noth damit, aber es ist, als ob mich einer hier festhielte. Ich muß wieder hinein! Aber, was willst du thun, Zepp? Ist es mir doch als sähe ich Nulle schon am Weg stehen mit Meißner Gisch in der Hand. *) Ich muß wieder antworten. Ach dürst' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen sagt: trink! Mein Rücken sagt: trink nicht! Wem soll ich nun folgen? Ist mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dachte ja. Soll ich nun anknöpfen? Heba, Jakob Schuster heraus! Aber da steht mir das verfluchte Weib schon

wieder vor Augen. Schläge sie nur so, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nehmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen, ob sie schlägt, oder sie schlägt wie. . . . Ach Gott helfe mir armen Mann, was soll ich thun? Zwing deine Natur, Zepp! War' es denn nicht eine Schande, wenn du dich ins Unglück stürzen wolltest um ein laumpziges Glas Brantwein? Nein, für diesmal soll das nicht geschehen, ich muß fort. Ach, dürst' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das ist mein Unglück, daß ich gestofet habe, nun kann ich nicht wieder davon loskommen. Fort, Deine! Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht! . . . Nein die Ganailen wollen meiner Sir nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg miteinander. Magen und Deine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt u. s. w.

An Malvolio's Dupirung erinnert sehr lebhaft die Art, wie der verschämte Heinrich dem Einfaltspinsel Niels Christensen einredet, daß sich Lucretia in ihn verliebt habe (Akt 4, Scene 2 des Lustspiels „Der eiste Juni“), und in dem renommirenden, sich hinein- und wieder hinaus-lügenden Offizier in dem Lustspiel „Die Wogenflut“ hat man ein Stück Kalkass. Dieser Offizier erzählt, wie er einen fremden Offizier bei der Vogelstange „todt gestochen“ habe, vergißt aber in der Schnelligkeit des Gesprächs diese Aussage und versichert weiter, er sei nahe daran gewesen, seinen Gegner niederzustechen; die Spitze seines Degens sei keinen Finger breit von seinem Herzen gewesen. Gorch erinnert den Offizier daran, daß er ja eben erst versichert, er habe ihn schon todt gestochen, worauf der Offizier ohne in Verlegenheit zu gerathen erwidert: „Hab' ich gesagt, ich habe ihn todt gestochen, so hab' ich ihn auch todt gestochen. Ach stieß er eine Secunde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terg wieder-gab (stößt nach Gorch), nachher stieß er nochmals eine Secunde und ich gab ihm eins über den Arm“ u. s. w. Brug sagt zwar, daß, den „Zepp vom Berge“ abgerechnet, es in Holberg's sämtlichen übrigen Lustspielen nicht eine einzige Stelle gäbe, die sich auch nur dahin ausdeuten ließe, daß er mit Shakespeare bekannt gewesen; wir glauben aber hier doch wenigstens zwei Stellen auch aus den andern Stücken citirt zu haben, die sich sehr wohl dahin ausdeuten lassen. Von Holberg's Kritikern ist die Frage, ob Holberg während seines Aufenthalts in England und namentlich in Oxford die dramatischen Werke Shakespeare's kennen gelernt oder nicht, vielfach erörtert worden. Brug ist der Ueberzeugung, daß Holberg den Shakespeare nicht gekannt, ja von ihm in England nicht einmal etwas vernommen habe; denn Shakespeare sei zu der Zeit selbst in England so gut wie verschollen gewesen. Aber doch fiel, wie wir bei Brug selbst lesen, der erste Versuch Rowe's, Shakespeare wieder in die Literatur einzuführen, fast in dieselben Jahre, da Holberg in England verweilte; ist es da glaublich, daß der dänische Dichter nicht wenigstens einige Stücke Shakespeare's kennen gelernt haben sollte? Daß Holberg den Namen Shakespeare's in allen seinen Schriften nicht ein einziges mal nennt, ist kein Beweis dagegen. Von allen andern Gründen abgesehen, glaubte Holberg den Namen Shakespeare's vielleicht schon deshalb nicht nennen zu dürfen, weil sein Name damals überhaupt kaum genannt wurde. Goethe kannte

*) Nulle ist Zeppes böse Frau, „Meißner Gisch“ ihre Kuchentasse.

stetlich Holberg's Lustspiele sehr wohl; aber Holberg war damals in Miscredit gerathen, und so hat auch Goethe für Weste gehalten, sich nirgends auf Holberg zu beziehen. Uebrigens dagegen widerlegt Brug die Ansicht von Servinus, der in einer gelegentlichen Erwähnung Holberg's denselben „von Weisse'sen oder ähnlichen Strüden und deutschen Schauspielern in Kopenhagen angeregt werden läßt“. Statt sich von der „Tödt Comödie“ antregen zu lassen, bekämpfte und verspottete Holberg sie ja, wie wir gesehen haben, auf das feindseligste, und was Weisse's Stücke betrifft, so sind sie, nach den darüber von Brug angeführten Forschungen, nur auf Schulbühnen aber nicht auf öffentlichen Bühnen aufgeführt worden.

Hermann Marggraff.

Zur Geschichte und Ländertunde.

1. Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Reisekizzen von Franz Köhler. Dritter Band. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 1 Zthr. 15 Ngr.
2. Die welthistorische Bedeutung der Meere, insbesondere des Mittelmeers. Historisch-geographische Abhandlung von Karl Rathlef. Dorpat, Gläser. 1858. Gr. 8. 1 Zthr.
3. Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Reichersunger Rump Haß. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von R. A. Barad. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. Von G. W. K. Kochner. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die Hohenjohann am Heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen bearbeitet von F. Geisheim. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 1 Zthr. 20 Ngr.
6. Reisen in Centralafrika von Runge Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Bearbeitet von C. Schauenburg. Erster Band. Erste bis siebente Lieferung. R. Park, G. Clapperton, R. Lanber. Mit Holzschnitten, Farben- und Stein- drücken und einer Karte. 1 Zthr. Schauenburg und Comp. 1858—59. Gr. 8. Jede Lieferung 7 1/2 Ngr.

Die beiden ersten Bände von F. Köhler's „Land und Leute in der Alten und Neuen Welt“ sind bereits in Nr. 7 d. Bl. f. 1857 besprochen. Wir können uns im ganzen auch für den vorliegenden Theil nur auf das dort Gesagte beziehen. Im Einzelnen bemerken wir, daß der Verfasser im dritten Bande nur von Amerika handelt; klos der letzte Abschnitt: „Ein Tag wider in Europa“ deutet auf die Heimkehr zur Alten Welt und zieht die Parallele zwischen beiden Welten. Vielleicht ist damit das Werk abgeschlossen; wir sagen: vielleicht, denn keine Vorrede vergewissert uns darüber. Eine Vorrede war schon deswegen erforderlich, um den Leser, bei der großen Fülle von Werken, welche das heutige Amerika schildern, darüber aufzuklären, daß hier die aus Zeitchriften gesammelten und überarbeiteten Gesammtkenntnisse einer vor mehr als zehn Jahren gemachten Reise vorliegen, wie denn beispielsweise die Schilderung von Outenberg (S. 162) von dem Verfasser schon im „Ausland“ vom 28. October 1848 mitgetheilt war.

Der Verfasser von Nr. 2: „Die welthistorische Bedeutung der Meere“, von K. Rathlef, bezeichnet, nachdem er den Kampf zwischen Orient und Occident, welcher mit dem Siege des Westens endet, geschildert hat, die Grundzüge seiner Ausdehnung folgendermaßen: „Das Ueberwiegen der Japhetiden und des Occidentis steht in näher Beziehung zu einem rein geographischen Verhältnis, zu dem der Karren und flüssigen Form unserer Erdoberfläche. Das feste Land ist überall auf seine Bewohner eine

wichtige Anziehungskraft, eine feststehende Gewalt aus, während das bewegliche Meer Leben und Bewegung weckt und in die Ferne lockt und treibt. Unser Erdboden gliedert sich sehr charakteristisch von Ost nach West, von continentalen zu immer oceanischeren Formen, vom Continente zu Binnenmeeren und dem Ocean hin. Der Orient ist die continentalere Erdhälfte, der Occident die oceanischere. Das Weltleben, das im continentalen Orient anhebt und zum gegliederten und oceanischen Occident fortschreitet, zeigt daher das Bestreben, sich von stabilen zu immer beweglicheren und freieren Formen zu gestalten. Nachst ihrer höhern, allseitigern Begabung verankern daher die Japhetiden unkreißig ihrem Wohnsitz im gegliederten Osten und ihrer nahen Beziehung zum Meere ihre überwiegende historische Stellung. Zwar hat die Schifffahrt im Orient und bei den Semiten begonnen und sind diese die ersten Meeresherrscher gewesen, aber den Phöniziern haben sie die Griechern, die Karthagern die Römer entzogen. Immer entschiedener zeigen im Verlaufe der Zeiten die Japhetiden eine innige Beziehung zum Meere und auf sie geht die Meeresherrschaft über. Dies gilt besonders von den germanischen Stämmen und unter ihnen haben zuletzt die Angelsachsen, in den am meisten oceanischen Gebieten des Westens angesetzt, sich zu Herren der Meere emporgeschwungen, die Herrschaft in den feilen Gebieten der Erde errangen, eine wahre Welt Herrschaft gegründet.“ Da nun das Mittelmeer die Verbindung zwischen dem Westen und Osten bildet, so hat der Verfasser auf dies zunächst seine geschichtsphilosophische Ansicht im einzelnen angewendet. Es geschieht dies mit großer Gelehrsamkeit und in gehobener Sprache im Sinne und auf den Spuren Karl Ritter's, aber mit gleichzeitiger Benützung der neueren Forschungen und Lehrmeinungen.

Das unter Nr. 3 verzeichnete „Lobgedicht auf Nürnberg“ ist aus einem jetzt erst aufgefundenen, von keinem Bibliographen verzeichneten Drucke von R. A. Barad herausgegeben, der gegenwärtig Eigenthum des Germanischen Museums geworden. Es fällt 16 Octavblätter und scheint den Typen noch aus der Druckerei von Anton Koberger in Nürnberg hervorgegangen zu sein. Die sprachlichen und culturgeschichtlichen Anmerkungen des Herausgebers geben ihm ein weiteres Interesse.

Von noch höherem und allgemeinerem Interesse, über das Weichbild Nürnbergs hinaus, ist die Schrift Kochner's: „Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit“ (Nr. 4). Wie es scheint, hervorgegangen aus Studien, welche die Feier des fünfzigjährigen Anstoßes Nürnbergs an Baiern veranlaßte, gibt uns die Schrift ein anschauliches Bild des innern und äußern Zustandes der Stadt und damit zugleich eine Rechtfertigung dafür, daß die alte Reichsstadt den Verlust ihrer Reichsfreiheit gestirrt hat. Durch seine Kunst- und Handelsblüte bietet Nürnberg ein so glänzendes Bild, daß es erst einer genaueren Kenntniss bedarf, um die arge Nothlage zu bemerken, mit welcher spätere Jahrhunderte das Bild verunzierten, nicht allein durch Schuld der Nürnberger, sondern auch durch den Verfall des Reichsverbandes. War doch die Reichsstadt so schutzlos, daß die vier Hauptthore im Sommer bei Sonnenuntergang, die andern noch früher geschlossen wurden, weil man, gleichwie 1796 geschehen war, einen preussischen Ueberfall fürchtete! Ueber die innern Verhältnisse hat Biedermann in dem ersten Bande seines culturgeschichtlichen Werks „Deutschland im 18. Jahrhundert“ werthvolle Nachrichten gegeben; hier finden wir weitere Züge. Uebersichtlich für eine so große Stadt ist gewiß die Einbläslichkeit offenkundiger Dungenhöfen, das Halten von Federvieh und Schweinen, gleichviel ob man dazu eine geeignete Dürftigkeit hatte oder nicht; doch mag eben diese Abgeschlossenheit in die Mauern die Städter genöthigt haben, auch diese Einbläslichkeit in ihre kleine Welt mit hereinzunehmen. Bis zum September 1809 gab es keine Straßen, sondern nur Gassen, Märkte und präpositionale Ortsbezeichnungen, die man nehmen konnte, wie man wollte, z. B. Bei den Wiesen, Unter den Gärten, Beim goldenen Adler u. s. w. Die Einwohnerzahl war auf 25000 herabgekommen (1852: 48841, 1855: 56398), in abgelegenen Gassen

und auf wenig betretenen Pfaden Wachs Gras zwischen dem Pflaster hervor. Wir verzichten darauf, weiterezüge aus der Schürft hervorzuheben und bemerken nur noch, daß sie eine Musterarbeit für die Schilderung deutscher Städte zu nennen ist.

Eine äußere Veranlassung für die Herausgabe der Schrift von H. Weisheim: „Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem“ (Nr. 5), vermögen wir nicht anzugeben. Der Herausgeber hat das Buch dem Herrnhutermeister des Johanniterordens, Prinzen Karl von Preußen, zugeeignet und eine Notiz über die deutschen Fürsten, welche das Heilige Grab besucht, vorausgeschickt. Der Reisebericht über die obgenannte Pilgerfahrt ist von dem Arzte Dr. Hans Kochner verfaßt und bereits 1790 und 1837 abgedruckt. In dem vorliegenden Werke fällt er die Seiten 206–253, während der übrige Theil Commentarien dazu enthält, die mit großer Gelehrsamkeit abgefaßt sind.

E. Schauenburg's Bearbeitung der „Reisen in Centralafrika von Rungo Bart bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel“ (Nr. 6) erscheint in Heften, deren erstes zu Anfang 1858 ausgegeben wurde und bereits im zweiten Abdruck erschienen ist. Die Kritik hat also schon Zeit gehabt, sich über das Unternehmen auszusprechen und dies ist, wie die beigedruckten Recensionen beweisen, in durchaus anerkennender Weise geschehen. In der That bedarf die Berechtigung eines solchen Werkes keines Beweises und die Ausführung ist in vollkommen zweckentsprechender Weise geschehen. Die Reisen nach Centralafrika hatten schon, solange sie nur ein tragisches Interesse boten, einen hohen Reiz für weite Kreise von Lesern; seit den riesigen Erfolgen Barth's und seiner glücklichen Heimkehr aber gestellt sich dazu nicht nur die Fülle reicher Belehrung, sondern auch der Stolz, daß Deutsche es sind, welchen der größte Theil der Erfolge zukommt. Barth's fünfbandiges Reisewerk kann nur in geschickten Auszügen ins Publikum bringen, und zu seinem Verständniß sind wieder die Erfahrungen seiner Vorgänger zumal seit Rungo Bart erforderlich, welche, wenn auch nicht zum ersten mal deutsch bearbeitet, doch in der ersten würdigen und gründlichen Zusammenfassung hier vorliegen. Da der erste Band mit A. Lander's Tod schließt, während nach dem Prospectus die Richardson-Barth'sche Expedition bereits einen Theil des ersten Bandes einnehmen sollte, so wird auch kaum der Inhalt der genannten Expedition in den zweiten Band zusammenzubringen sein, wenn nicht einige Hefte über die versprochenen zwölf zugegeben werden. Auch die Zugabe einer größeren Uebersichtskarte von Centralafrika ist erforderlich, da die bei dem vierten Hefte befindliche ganz ungenügend ist. Gewiß wird der Erfolg des schon ausgestatteten Werks ein solcher sein, daß Herausgeber und Verleger zu einer Erweiterung ihres Plans zu einer „Bibliothek der Reisen“ erwacht werden; Südafrika ist zufolge der Vorrede zunächst in Aussicht genommen.

Neuere Novellistik.

1. Bilder aus der Beamtenwelt. Von Konrad Ernst. Leipzig. D. Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.
2. Novellenalbum für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und G. Trewenbt. Mit Beiträgen von H. E. Brachvogel, R. Giffels, R. Gottschall, Karl von Holst u. a. Breslau, G. Trewenbt. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben von Clemens Ritter von Weiherthor und St. Neumann. Zweiter Jahrgang. Prag. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser der „Bilder aus der Beamtenwelt“ (Nr. 1), Konrad Ernst, hat uns in seinem „Parrer von Buchendorf“ jüngst einen psychologischen Roman geboten, den wir um seines Gedankeninhalts willen den Lesern d. Bl. empfehlen konnten. Er läßt dieser Arbeit jetzt eine Reihe von Genrebildern aus einer Sphäre des Lebens folgen, die er unstreitig sehr

genau gut und er ein auch die Porträts uns als bekannt wohlwollend uns so gründlich dem er Sympa

D machen täglich Leben 3 drei 6 und „3 Beleuch möglich zugleich Genre, beherrscht hier ge dieser ein hal

Gedanken zu Papier zu bringen, dessen Vaterherz durch die unsäuerliche Handschrift eines ungerathenen Sohnes gebrochen wird und der an dem Tage sterben muß, wo er nicht mehr schreiben darf, obgleich er seinen Sohn als gesunden und kräftigen Landwirth wiederfindet? Die folgende Erzählung „Der Professor“ gewährt den vorzüglichsten Beleg zu dem Gabe feinsten Ironie sagten, die denn der ehrenwerthe Gelehrte tritt auf, mit dem der Autor ihn verliert, Gespenst der Selbstsucht und der Eitelkeit vor, ohne daß der Erzähler ein Wort h. Zeugnis achtbaren Talents für Kritik Bürgermeister von Friedgarten“ in nicht ges Bild der Leidenschaft für das „A hier nicht alles die Grenzen des guten der Verfasser sonst wohl beobachtet. Im ist das Glend des Ehrgeizes und das G Befestigung gewährt: ein Bild voll Wahdigung. Von reicher Beobachtung und gutem Humor zeugt das gegen „Der Bureauveteran“, wie er für die Schreibfässer der Bureaubeamten und für die Näschen ihrer Familien die — Linte sucht, die so viel Sinn und so viel Unfuss in der Welt vermitteln soll und die bald Gift, bald ein Balsam der Civilisation ist, wie wir sie nun begreifen. Es ist das kleinste Genre, aber das Genre ist nicht schlecht. In dem „Leben eines Präbidenten“ thut uns der Hochmuth den Gefallen, vor unsern Augen zu Falle zu kommen, worauf ein heiterer Schluß uns mit ihm versöhnt. Die Salten des Gemüths aber schlägt der Autor am wirksamsten in der Erzählung „Aus der Registratur“ an, in welcher die Freude an der Natur und an der heitern Kunst mit der Knechtschaft des Bureaudienstes in einen so effectvollen Contrast tritt, als ihn Jean Paul nur immer hervorzubringen vermocht hat. Nach allem diesen ist von uns anzuerkennen, daß der Verfasser sein Ziel wohl getroffen hat: denn die Leiden und die Freuden jener trüben Knechtschaft treten in belebten und fesseln den Willern, bald anmuthig, bald ergreifend vor unsere Seele — und in diesen Bildern ist, was nun täglich sehtener wird, Charakter!

Als eine Liebesgabe, wie sie das „Novellenalbum für Bojanowo“ (Nr. 2) ist, nimmt man bekanntlich auch einen beschränkten Dufaten für voll an. Wie sollten wir also diese Novellenammlung,

zu Bomanowo gewidmet wurde, nicht in sie minder Achtbares enthielte, als bietet? Uebergehen wir selbst den ereignisse, mit dem H. Gortschall lebt doch noch genug übrig, dem künftigen Reiz zu verleihen oder pfehlen. Eine Novelle von Brachgünstiges Vorurtheil anzusprechen, sollte, daß die Erzählung: „Vau er Charakteristik und mehr als nöthig, sich als eine Jugendarbeit des nun gereiften Dichters beurfundet, so ist sie doch annuthig vorgetragen und auf gute Zeit- und Sittenstudien gegründet. Solche Wendungen aber wie: „Der Sonne dunkelrothe Flammenzunge war längst in jenes Nebelmeer getaucht, das sich abends über London aufzuthürmen pflegt“ u. s. w., wird der Verfasser sich wol jetzt nicht mehr erlauben. Der Erzählung selbst liegt übrigens wol lebensgeschichtliche Wahrheit und etwas Tatsächliches zum Grund: Die Geschichte John Macnaghten's, des

den „Family-romances“ von allerdinge vielleicht mehr für den Roman; indessen spannt sie doch und „Liebe macht schön“ ist eine ganz dem Reiz und dem Effect, welche, und all den Mängeln, die liegen, das sich im Fortschreiten in Tatsächlichem nicht von dem aber eben dieses Fehlers wegen ist. Das Lebensbild von Rohmann“, welches uns den bekann-

ch vorführt, und die Novelle ermacher nehmen keinen besondern Werth in Anspruch; indessen lesen beide sich leicht und gut. Eine vorzügliche, obwol nur kleine Gabe der humoristischen Satzung dagegen ist der „Basmaglu“ von Gustav vom See, ausgezeichnet durch Situationswitz und von der erheiterndsten Wirkung. Welchen Sinn oft der handgreiflichste Witz hat und wie aus dem gedankenlosesten Spiel oft für uns Lebensereignisse von äußerster Tragweite entspringen, zeigt diese wie im Kampf der Lust erfundene allerliebste kleine Erzählung. Was sollen wir mehr und Böblicheres von ihr sagen, als daß Schreiber dieses sie zweimal gelesen hat, ein Ehrentribut, den er seit Jahren seiner deutschen Novelle dargebracht hat. So möge dies Album denn den Leser und die armen Bomanower erfreuen.

Alles durcheinander gibt selten ein in diesem „Jahrbuch des Erz- und n wir vorweg zu tadeln, daß es: Skizzen, Naturschilderungen und ökonomische Aufsätze — über Affenst — und noch vieles andere Unleser salender- und salibesspartige auf einen dürftigen Vorrath von if mangelhafte Geschmacksbildung l bringt, hat die Vermuthung nicht, und wenn wir auch gern zugestehen eines Beitrags für die höh-uch hier zu milderer Kritik. Stimms des Mittelguts gar zu viel in worden. Doch nun zu dem Gedichte in schleifsch-böhmischer den bekannten Leistungen Holtei's nach, der schalthafte Witz, der

den Gedichten erster Gattung sind die von Elise Gräfin Schlick, von Wenig und Blauzel immerhin beachtenswerth, das Beste in seiner Art aber ist Vogt's „Weinsatz zu Helfenstein“. Hiernächst empfehlen sich die „Dämmerlieder“ von Hansgrieg durch guten Ausdruck nicht gewöhnlicher Gedichte:

Ja, Dämmerung, das Kind, das süße,
Wie schwebt's auf leichter, weicher Sohle
Und sendet weitem stille Größe,
Dunsthauchend wie die Nachtviole.

Das Lustspiel „Kantippe“ ist kaum mittelmäßig zu nennen. Unter den Sagen zeichnet sich „Wol von der Witzig“ von Mayer durch Charakter und Form aus. Die „Skizzen“ von Kleroth, dem Riesengröße entlehnt, bieten nur Gemüthliches dar, wie denn auch die Erzählung: „Die rothe Kueipe“, von demselben Verfasser, wenig bedeutet. Weit besser ist: „Demokle Lemaure“, von Fr. Steinbach, welche und die launige Bestrafung einer übermüthigen Komödiantin, die selbst an der allmächtigen Pompadour ihren Uebermuth auszulassen wagte, anziehend erzählt. In den Gedichten von Kallendrunner lesen wir.

Vom Riesen, der so stark gewesen,
Daß er die Welt am Rücken trug —

und haben an diesem grammatischen und echt österreichischen Bod genug. Leider ist derselbe jedoch nicht der einzige Sprößling dieser Klasse in diesem Buche, und wiewol es eigentlich noch für ein ungelöstes Problem gelten muß, ob es eine deutsche Sprache und eine deutsche Kritik gibt, so sehen wir uns doch zu der dringenden Bitte an unsere „lieben Kanbolschute“ am Strand der Moldau und der Donau veranlaßt, doch wenigstens dasjenige deutsche Vaterland, das wir unsere Sprache nennen, von Auswüchsen und Unkraut möglichst rein zu erhalten. Die ökonomischen Aufsätze, welche hierauf folgen, lassen wir natürlich unsprechen und wünschen dem Buche um seines guten Zwecks willen im übrigen viele Abnehmer.

Die Lyrik des Lahnthaus.

Lyrisches Album aus dem Lahnthau. Herausgegeben von Paul Wigan. Gießen, Nieder. 1858. 8. 1 Zhr. 10 Kr.

Hat die Kunst die Aufgabe, das ganze Leben nach seinen Höhen und Tiefen darzustellen, die Ideale der Menschheit alle zu verwirklichen oder die Natur und Geschichte zu erklären, so wird ein jedes Werk, Bild oder Gedicht willkommen sein, welches ein noch unausgesprochenes Wort verkündigt, den Gehalt eines noch unberührten Stoffes zu freier Schönheit entbindet. Aber wir dürfen dies Originale, dies Neue und Eigentümliche auch fordern; zur bloßen Wiederholung und Nachahmung ist die Zeit nicht da und jeder Mensch kann etwas Besseres thun als das von andern Geschaffene abzuschwächen und zu verschlechtern. Da jeder Mensch das Leben von vornan lebt, so scheint ihm selbst manches frisch und ursprünglich, was den andern längst bekannt ist; er mag es auch für sich und seine Genossen sagen, und auf die lyrischen Herzensergüsse können wir das Homerische Gleichniß von den Menschen anwenden:

Gleichwie der Blätter Geschlecht so sind die Geschlechter der Kiefern,
Blätter ergießt zur Erde der Sturm jetzt, andere zeitigt
Wieder der grüne Wald, wann neu aufgethet der Frühling

So können wir die Freude am Neuen mit der Strenge gegen das Unberechtigte verbinden, und die Sangerlein dürfen es uns nicht verargen, wenn wir an vielen Dingen gleichgültig vorübergehen, die ihnen vielleicht eine Fülle von Leid und Lust waren, die aber schon anderwärts einen vollendeten Ausdruck gefunden haben.

Wenn sich unter dem Vorfuge eines Veteranen der Wissenschaft, Paul Wigan's, des durch sein Buch über die Jeme berühmten Germanisten, eine Schaar von jüngern Männern an der Lahn zusammenschloß, um den Muses zu huldigen, so tritt damit ein deutscher Gau, von dessen poetischer Thätigkeit die Literatur noch wenig Kunde gewann, in sie herein. Wie man auch ohne ein Vaganat oder List zu sein durch das Spielen eines Instrumentes sich selbst und einem geselligen Kreise musikalischen Genuß bereitet, so haben unsere 15 Lyriker von der Lahn gewiß sich selbst und ihren Bekannten Freude mit ihrer Poesie gemacht, und man muß vor allem hervorheben: es herrscht in

ihrem Album durchaus ein gesunder stiller Sinn, eine ansprechende formale Bildung; man wird vieles für unbedeutend, aber nichts für verwerflich erklären können. Gut gemeint sind auch so schwache Producte wie die von Kessler oder Karl Altmann, von denen der eine ein abgeschliffenes Allegorisiren für bismarckische Gestaltung, der andere ein geschwadenloses Reimen auf Fremdwörter für Humor zu halten scheint. Paul Wigand nimmt es in seinen Dichtungen mit der Zeitmessung der deutschen Sprache noch so an, wie es in seiner Schulzeit gestattet war; doch sind aus seine Verträge lieber als Birnbaum's noch geschaltlos spielende Formgewandtheit; denn die Poesie ist die Kunst durch Sprache, damit die des Gedankens; bloße Bilder, bloßer Reimklang sind kein Gedicht, erst die in Bild und Stimmung sich erschlappende Idee macht es dazu.

Folgender Gedicht von Paul Wigand hätte als Einleitung, die Mannichfaltigkeit der Gaben bezeichnend, das Album eröffnen können:

Was ist ein Lied? Ich will dir's sagen.

Ein süßer Hauch aus freud'ger Brust.

Ein milder Klang aus Jugendtagen.

Ein Nachhall alter sel'ger Lust

Ein Schmetterling wenn Bacher schäumen,

Ein freud'ger Ruf durchs Erdentum.

Von heiserer Lieb' ein süßes Träumen

Ein Ruf von einem Nefenmum.

Ein heitres Lachen aus der Ferne.

Ein Erben, das die Brust erfüllt,

Doch oft ein Schleier, der die Sterne

Der Zukunft ahnungsvoll verhüllt.

Ein Schmerz auch wol aus alten Wunden,

Ein Seufzer aus bewegter Brust, —

Und doch kannst du allein gefunden

Durch Soltenklang und Lieberlust.

Christian Müller von Wittgenstein und Erwin Meier bringen die Natur ihrer Heimat, und die Bahn wie der Wälder und kommen und durch sie zur Anschauung. Guido von Meyer, Das Schloß, Konrad Hofmann von Neuborn bewegen sich mehr auf christlichem Gebiet mit religiöser Innigkeit; das christliche Bewußtsein waltet in ihren Liedern ohne dogmatische Befangenheit. Am reinsten klingt vielleicht dieser Ton in einem Gedicht Schiller's:

Dich betraun ich, ew'ge Nacht

Ueber meinem Haupte,

Dich, du hohe unsichtbare,

Demuthsvoll geglaubte.

Was vermag ein Menschenherz,

Was ein Menschenwille,

Spandest du ihm nicht die Kraft,

Deine lehre, Hilfe!

Kohlhauer, Sirt von Armin, Franzesi sind Soldaten, kriegerische Offiziere; das gibt sich selbst in den sinnig-garten kühnlichen Franzesi's kund, während Sirt von Armin einem unbefriedigten Thatenbrang empfindungsreich energischen Ausdruck gibt. Kohlhauer in der prächtigen „Preußenlesung“ und nachherigen Kampfschilderungen neben sinnigen Naturbildern von kaum Glaube Zeugnis ablegt. Von Kohlhauer und Franzesi sehen wir auch das Feld der historischen Lyrik angebaut, und es ist wol an der Zeit, daß gerade diesem, wie auch schon von Lingg, Weibel u. a. geschleht, die tüchtigen Kräfte sich zuwenden. Die Geschichte in ihrer Tiefe erfasst ist Poesie, sie sammelt den Geist der Zeiten selbst schon in großen Männern und Ereignissen, sie verwirklicht Ideen, sie zeigt die Herrschaft der ständigen Weltordnung im Geschick der einzelnen wie der Staaten. Der Lyriker wird nun zunächst die Aufgabe haben, die Stimmung einziger Helben oder ganzer Völker in großen Lebensmomenten auszusprechen, sodas uns die Gemüthsstimmung, die Seelenbewegung anschaulich wie, aus der das Ereignis hervorgeht

oder das Gefühl, welches die Thaten begleitet, durch sie erweckt wird. Auf diese Art sind „Deutschlands Klage unter Ludwig dem Kind“, „Napoleon vor Moskau“ und „Die Schlacht bei Leuthen“ von Kohlhauser, „Ransfred“ und „Karl von Anjou“ von Franzesi gelungene Gedichte. Aber der Lyriker kann die Begebenheit in den Vordergrund stellen, sie erzählend, jedoch um eben das Licht der Poesie auf die hervorragenden Punkte fallen zu lassen und das Schöne und Herrliche in ihnen zu feiern. Hier werden wir mehr den Ton der Ballade vernehmen, den auch unser Album mehrfach anschlägt, aber nicht immer befriedigend; bald ist die Erzählung zu trocken, bald der Gegenstand ohne die allgemein ergreifende Bedeutung. Endlich wird die Poesie gerade den Gedanken, den culturhistorischen Werth der einzelnen

Gewiss, den
heben, und
der Geschick
und vollen
hervortretend
Zeichen de
Man möch
fassen, nicht
schweimen
heben, die
Ausführung,
Alexander
ihrem voll
Nabiten w
Dichter rei
sind die G
das edelste
der tiefsten
und Gesch
Kriegerhaus
zu bloßen
trachtung
wer jetzt di
Schiller in
eines der R
nigstens sic
Lyrik noch
muß der T
das Cultu
Zum
Uebersetzung
zur Probe

Sir John Moore's Leichenbegängniß.

Nicht ein Leichenbegängniß, keine Krumme erscholl
Als zum Wall mit dem Leichnam wir schritten,
Es schloß kein Krieger sein letztes Fahrwehl
In das Grab dem Geden, dem Weiden.

Wir begraben ihn still beim Erblichen der Nacht,
Der Mond schien aus neblichter Ferne;
Mit dem Bajonnet wühlten wir aus ihm den Schacht
Sel dem traurigen Licht der Laternen

Kein beengender Sarg hat die Brust ihm bedeckt,
Nicht umwandten ihn Lächer und Haken,
Wie zur Nachtruß' so lag er, der Krieger, gestreckt,
Schützt in den Mantel, den alten.

Wir haben die Hand' auf's Herz nicht gepreßt
In Gebeten, Klagen und Sorgen;
Wir schauten ins Antlitz, das hehre, ihm fest
Und dachten mit Thränen den Morgen.

Wir dachten, als wir gebot uns hinab
Und das Lager bereitet ihm dranten;
Daß der Feind und der Fremdling beträte sein Grab,
Wenn fern in dem Meer wir verschwanden.

Daß der Feind und der Fremdling veröhne noch dort
Den Mann, der so muthvoll gestritten;
Noch schlammert der Trauer wol ruhig fort
In der Gruft, dein versenkt ihn die Eiten.

Raum hatten das Welt wir zur Hälfte vollbracht,
Da rief es vom Schiff aus zum Scheiden;
Wir hörten, wie rings die Kanone erkraft
Des krummen Feinds in den Weiten.

Wir senkten ins Grab ihn; noch trauete vom Blut
Ihm die Wunde, die purpurne Blüte,
Kein Denkmal verherrlicht den Helden, er ruht
Allan mit sich selbst — seinem Ruhme.

Moritz Carriere.

Notizen.

dem Volke aufzählt, welche das Bedürfnis geistigen Schaffens empfanden. Von prosaischen Schriftstellern kannte Prehle jedoch nur den weimarischen Buchhändlermeister Adam Henß, der sich durch seine Wanderungen bekannt gemacht hat, nicht aber unsern Ulrich Bräuer, welchen der Referent mit Recht den „bedeutendsten prosaischen Schriftsteller unter den Männern des Volks aus dem vorigen Jahrhundert“ nannte, mit dem Hinzufügen, die Literaturgeschichte erwähne Ulrich Bräuer nicht, und doch sei er eine der interessantesten Erscheinungen. Nun, unsere Literaturgeschichte müßten etwas ganz anderes sein als sie sind, um auch solchen merkwürdigen Phänomenen die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Bräuer's Lebens- und Jugendgeschichte ist wirklich unverfälschte Vorgeschichte, um so wehrvoller, da sie eben wahr ist, und wohl geeignet, des Begeistes der Gebildeten über den Charakter des niedern Volks aufzuklären. Man erkenne aus seiner Jugendgeschichte so deutlich als möglich, daß auch in den für so wohlthätig und friedlich gehaltenen Alpenhöfen, unter dem Landvolk nicht sowohl zärtlich als rohe Leidenschaften vormalten, daß auch hier, Unfrieden, Hölz und

Schadenfreude ihre Stätte haben, daß auch hier die Massen, wo so ihren Vortritt gilt, einander redlich zu quälen wissen, daß auch hier bis in die tiefsten Bergschluchten hinein jener erbarmungslose Krieg geführt wird, wie er überall stattfindet, wo der Mensch auf den Menschen stößt. Auch jene tieferer Empfindung für Naturschönheiten, wie man sie wol dem Volke zugeschrieben, sind dieser Bevölkerungsart meist fremd. Bräuer, der doch durch aufgeweckten Geist sich vor seinesgleichen sehr auszeichnet, gesteht selbst, daß dieser Sinn erst in ihm erweckt worden sei, nachdem er sich mit der Lectüre von Schriften beschäftigt hatte; deren Hauptelement die damalige englische Landschaftsmalerei bildete und die er aus der Bibliothek der lichtensteiger moralischen Gesellschaft bezog. Später ließ er sich von einem preussischen Unteroffizier für den preussischen Dienst pressen, machte alles Eind eines damaligen preussischen Soldaten in der Berliner Garnison mit durch, desertirte aber im Anfang des Siebenjährigen Kriegs und betrieb dann die Weberei in Barmbeil. So schlecht es ihm ging, setzte er sich nachts doch hin, um zu lesen und seine Gedanken zu Papier zu bringen. Namentlich wurde Shakspeare sein Liebling, und was er bewundernd über „Julius Caesar“, über „Timon von Athen“, über „König Johann“, über „Hamlet“ (den er den „König unter allen Spielern“, den „Kern aller Werke, die je ein großer Dichter machen konnte“, den „Edelstein in der Krone“, das „Herz im Herzen“ nennt) und zum Theil mehr tadelnd über „Romeo und Julie“ und „Othello“ bemerkt, beweist allerdings, nach Bülow's Worten, „tiefste Lebensweisheit und Weltkenntnis“. Er ruft seinen „theuern William“ an: „Ich zähle dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide dich nicht darum, daß der Himmel dich so besonderer Gnade würdigte. Du hast der Welt deine Gaben mitgetheilt. Wenn die große Welt deine Arbeiten verstände, so müßtest du mehr Nutzen schaffen, als Millionen schwacher Theologen mit all ihrem Kram; aber sie versteht sie nicht!“ Später nahm sich der 1844 zu Gunglshausen verstorbenen Bonnier Girtanner seiner aufs väterlichste an, und ihm setzte Bräuer auch ein Ehrenmal in seinen Schriften, während die persönliche Bekanntschaft mit den literarischen Notabilitäten von Zürich: Scherer, Lavater, Hirzel u. s. w., „die ihn durch und durch gutdachten und mehr fragten als er beantworten konnte“, ihm den Ruf auspreßte: „Es sind eben nur lauter Menschen in der Welt; man sucht vergebens Engel.“ Vielleicht bewegen diese kurzen Bemerkungen manchen unserer Leser — wir hoffen es wenigstens — zur Lectüre seiner Autobiographie; man wird die darauf verwendete Zeit nicht bereuen.

Der Hohenasperg und seine Gefangenen.

Die Feste Hohenasperg würde außerhalb Württembergs, wo sie allerdings als ein nothwendiges Landesübel seit Jahrhunderten ein sehr populärer Gegenstand ist, wahrscheinlich wenig genannt und gekannt sein, wenn sie nicht des Dichters Schubart unfreiwillige, zehnjährige Herberge gewesen wäre. So beweist sich auch hier, daß die Stätte, an der ein Dichter duldet — und wem möchte nicht hierbei auch der Spielberg und Silus Pellico, oder Hohentwiel und der Dichter Mikodemus Frisolin einfallen? — dadurch eine Art Welke empfängt, und wäre sie die unheimlichste von der Welt. Daher wird man auch außerhalb Württembergs folgende Schrift des Oberleutnant Wiffart: „Geschichte der württembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen“ (Stuttgart, Tue, 1859) vielleicht nicht ohne Theilnahme lesen. Wir übergehen die Rolle, welche Hohenasperg in früheren Zeiten als Kriegsfestung spielte, obwohl sich auch da manches Interessante findet. So wurde der Burghauptmann Gumbart, welcher sich von Herzog Ulrich befreien ließ und die damals in den Händen der Kaiserlichen sich befindende Feste ihm zu verrathen beabsichtigte, nach der Entdeckung des Complots im Jahre 1520 zur Strafe lebendig auf Asperg eingemauert! Von uns näherliegendem Interesse als die kriegsgeschichtlichen Ereignisse, deren Mittelpunkt, in früheren Jahrhunderten Hohenasperg war, ist die Geschichte des be-

richtigen Jaden Säß Oppenheimer, unehelichen Sohns des später cassirten Feldmarschalls von Peterzsdorf und einer Jüdinn, der nach seinem Sturz eine Zeit lang auf dem Hohenasperg in einem dunkeln Gemache saß und am 30. Januar 1738 auf der heutigen Galgenstraße bei Stuttgart gehängt wurde. Deutzutage würde ihm höchstens lebenslängliche Zuchthausstrafe zuerkannt werden. Dann folgen die bekannten Geschichten des Generals Rieger und des Dichters Schubart, über die uns hier wol nicht eben viel Neues berichtet wird, bis vielleicht auf einige Charakterzüge, welche den pietistischen und dabei doch sähornigen und malitiosen, durch lange harte Gefangenschaft selbst verhärteten Befehlshaber des Riegers betreffen. Rieger konnte z. B. die Garnisonsschwestern nicht leiden, weil sie rothes Haar hatten. Ging diese nun mit ihrem Kinde auf dem Wall spazieren, so pflegte er einen weißen Hahn gegen sie zu reizen und dabei zu rufen: „Unter, die ist röther als du!“ Für einen pietistischen Befehlshaber und General allerdings ein eigenthümliches Vergnügen! Unter den Anekdoten aus dem Anfange unseres Jahrhunderts erregen besonders Interesse die Separatisten und die Wergensheimer. Dene verworren bekanntlich Krieger- und Kriegerdienst, Kampf, Tod und Abendmahl, erkennen findet in Napoleons ihren Willen und Herrn und verweigerten den Befehlen Gehorsam, Steuern und Abgaben. Als Napoleon im Jahre 1809 in Begleitung des Königs nach Hohenasperg kam und letzterer ihn fragte, ob er seine schwärmerischen Anhänger sehen wollte, erwiderte Napoleon: „Lassen Sie die Ketten hängen!“ Von solchen Anhängern und Ideologen, welche Steuern und Kriegsdienst verweigerten, wollte Napoleon nichts wissen. Was die wergensheimer Verbannten anlangt, so waren dies die Räbelführer des nicht ohne Blutvergießen beschwichigten Aufstandes, welcher in der Stadt Wergensheim ausbrach, als diese 1809 dem Könige und der Regierung von Württemberg den Guldbüchsen leihen sollte. Sechs dieser Aufständischen erlitten den Tod durch Hinrichtung, die übrigen wurden theils zu lebenslänglicher, theils mehrjähriger Gefangenschaft nach dem Hohenasperg abgeführt. Im Jahre 1825 nahm die immer bereitwillige Feste Hohenasperg die Verurtheilten des sogenannten Jugendbundes aus 1833 die compromittirtesten Mitglieder der wahnhaften Ludwigsburger Militärverschwörung auf, darunter den unbekannten Oberleutnant Roser, welcher später begnadigt und vom Könige selbst mit Geldmitteln versehen, nach Amerika ging und hier 1838 in einem Epitale, nach andern Nachrichten auf einem Kriegszuge gegen die Seminolen am Gelben Flusse gestorben sein soll. Unter den politischen Gefangenen der Jahre 1848 und 1849 sind Fidler, Rödel von Dels, dessen glückliche Flucht in der Schrift ausführlicher erzählt wird, und Rau von Gaildorf die hervorragendsten. Es ist erstaunlich, wie eine lange und arbeitsvolle Geschichte menschlichen Elends, menschlicher Ruchlosigkeit und menschlicher Thorheit sich an die Geschichte einer solchen kleinen Feste knüpft, so natürlich es auch andererseits ist, selbst in dieser Jammerchronik die Spuren fast fortschreitender Humanität und milderer Sitten wahrzunehmen. Unter den beigegebenen fünf Holzschnitten ist wol die Abbildung des Schubartsturms geeignet, das meiste Interesse zu erregen.

Bibliographie.

- Barns, H., Fieber. Uebersetzung einer biographischen Skizze von H. I. von Barns. Leipzig, G. F. Winter.
Görge, L., D. Philipp Nicolai's den Dackten. Halle, Friede. Gr. 8.
Göller, G., Betrachtungen an der Infanterie C. L. v. Aker über 1 und pädagogischen Partei: Bewegung 1 der Thrl. Saarbrücken, Neumann 24 Mgr.

Ellenb, G., Jma. Rudolph

genbliebe. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Fris Natur. H

Frös sichtenpunkte

Gros sichte des

Hart über ein u

ser. 16.

Ger mann, L., Bernhard Dorn ober der Sohn des Mag. netisura. Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Katharina H., Kaiserin, Memoiren. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von H. Gengen. Autorisierte deutsche Uebersetzung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Mgr.

Langhein, B., Dr.

Schriften, Briefen und aus dargestellt. Stettin, Müller.

La Rochère, Eugeni fillon ober Duerch im 16.

aus der Zeit Heinrich IV. Priester aus der Diocese 1

21 Mgr.

Mayer, B., Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. München. 1858. 8. 27 Mgr.

Paul Morphy. Skizze aus der Schwachwelt. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Robert, G., Eine Geirath aus Gaf. Deutsch von Paul Helm. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Mgr.

Rosbach, J. J., Der Bücher Geschichte der Familie: Rüdlingen. Bed. 8. 2 Thlr.

Siedel, H., Die speculative Lehre vom Menschen nach ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt. 1er Band. — H. u. d. L.: Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit mit specieller Hervorhebung der durch sie bedingten speculativen Anthropologie. Würzburg, Stabel. Gr. 8. 2 Thlr.

Waltz, G., Eine ungedruckte Lebensbeschreibung des Herzogs Knud Laward von Schleswig. Mit 1 Facsimile. Göttingen, Dieterich. 1858. Gr. 4. 12 Mgr.

Wiltich, J. C. L., Die Schlacht von nicht bei Rosbach ober die Schlacht auf den Heibern von und bei Reichardtsmerbern den 5. November 1757, und was ihr voranging, und nachfolgte. Nach bisher noch ungenutzten authentischen und archivatischen Quellen und nach glaubwürdigen Berichten von Augenzeugen. Mit vier Beilagen, einem Schlachtplane und einer Lithographie mit den Schlachtfeldern. Reichardtsmerbern. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Antikritik gegen den Mecklenburgischen Oberkirchenrath Dr. Kriese. Ein evangelisch-lutherisches Zeugniß. Hamburg, Würger. Gr. 8. 6 Mgr.

Materialien zur Geschichte der Regentenschaft in Preußen. Anfang Dörber bis Ende Dezember 1858. Berlin, Springer.

e eines begnadigten,

den hantburger Kir die Heimath. Eine nach Trinitatis, den Kirche. Hamburg,

des Herrn Professor te n. Köpfer. 1858.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem hentigen Bestande.

Von Dr. F. C. B. Avé-Lallemant.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Mottet und Welfer.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welfer.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Hefen. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des neunundzwanzigsten Heftes (Bogen 17—20 des dritten Bandes):

Cabinetstisch, Cabinetstischung. Von Welfer. (Schluß.) — Cachet, lettres de. Von Welfer. — Calhoun (John Caldwell). Von F. Rapp. — Calhoun. (Zweiter Artikel.) Von R. F. Neumann. — Californien. Von R. F. Neumann. — Calmarische Union, f. Dänemark und Schweden. — Calvin (Johann). Von F. C. G. Paulus und Welfer. — Camarillo. Von Welfer. — Cambacérès (Johann Jakob Régis de). Von J. Weigel und Welfer. — Campo Formio, f. Friedensschlüsse und Französische Revolution. — Canada. Von R. F. Neumann. — Canning (Georg). Von J. Weigel und Welfer.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von Hermann Brockhaus. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendeteste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert und andere in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlte unserer wissenschaftlichen Literatur bisher noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wurde daher von allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen geheissen. Durch vollständige Vocabulation und Interpunktion des Textes wird das unmittelbare Ver-

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte.

Von Gustav von Meyern.

8. Geh. 16 Ngr.

Bei dem Aufsehen, welches Gustav von Meyern's „Heinrich von Schwertin“ erregte, wird diese frühere kleine Gedichtsammlung desselben gewiss manchen interessieren. Dieselbe, welche den größern Dichtungen des Verfassers („Das Welsenslied“, 1852, und „Ein Kaiser“, 1857) vorherging, wurde bei ihrem Erscheinen (1850) sehr beifällig aufgenommen, wie folgender Auszug aus einer Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ zeigt: „In diesen „Monatsmärchen“ feiert eine ungewöhnlich lebendige Phantasie eine Art von capriciösem Carneval. Der Gedanke: die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zu fassen, und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonifikationen zu gliedern, ist neu und eigenenthümlich. Die Aufgabe des Märchens ist von dem Autor dieser Märchenbilder auf das scharfsinnigste gelöst worden, und namentlich sind die drei: „April und die Sonne“, „Novemberwetter“ und „December's Triumph“, vortreffliche Genrestücke dieser Art.“ Dieselben Vorzüge bieten die beiden andern Bändchen der Sammlung: „Bilder“ und „politische Gedichte“.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Gustav Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 9. —

24. Februar 1859.

Inhalt: Zur Poetik. Von Hermann Wagners. — L. v. Frankl's Reise nach dem Orient. — Ein arabisches Märchen. — Notizen. (Schlag; Seltsame Enthüllungen einer nordamerikanischen Reis über Deutschland, Goethe's angebliche Bloßfession.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Poetik.

1. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkt der Kunst von Rudolf Gottschall. Breslau, C. Treves, 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Uebersetzkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbemeßung. Ein Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte von D. F. Gruppe. Hannover, Hümpler. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Jedem Delinquenten wird selbst von Amte wegen vor Gericht ein Verteidiger beigegeben; es ist daher ganz in der Ordnung, daß in der Person Gottschall's ein Anwalt aufgestanden ist, der es sich zur Aufgabe macht, die Sache der von gewissen Eriten aller möglichen Vergehungen angeklagten modernen Poesie vor dem öffentlichen literarischen Gericht zu verfechten. Er hat dies bereits in seinem Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ gethan, und in seiner „Poetik“ setzt er mit gleichem Eifer diese Amtverrichtung fort. Man mag sich veranlaßt fühlen, seinen Bestrebungen und seinen Anschauungen Einseitigkeit vorzuwerfen; aber das durch Einseitigkeit auf irgendeinem Gebiete gestörte Gleichgewicht kann nur dadurch wiederhergestellt werden, daß ihr eine ebenso entschiedene Einseitigkeit entgegentritt, vorausgesetzt, daß es ihr an Geist, tüchtigen Studien, Begeisterung für die Sache und an verständigen Gesichtspunkten nicht gebricht. Diese Eigenschaften wird man dem Verfasser der „Poetik“ nicht in Abrede stellen können, selbst wenn man in vielen Stücken nicht der gleichen Ansicht mit ihm sein sollte. Zudem ist auf dem speziellen Felde der technischen Poetik seit Jahren nichts Selbständiges von Bedeutung geleistet worden; denn die mancherlei in der letzten Zeit erschienenen Aesthetiken — und auch Moritz Gattiere's werthvolles Werk „Das Wesen und die Formen der Poesie“ ist wesentlich eine Philosophie des Schönen — können sich begreiflicherweise auf das, was an der Poesie Technik und bloßes Kunsthandwerk ist, nicht ausführlicher einlassen.

Im Vorwort verbreitet sich der Verfasser ausführlich genug über seinen Standpunkt und die Absichten, die ihn bei der Abfassung seiner Schrift leiteten. Nach seiner

Ueberzeugung ist die Lebenskraft der Poesie zu groß, als daß die vorübergehende Ungunst der Zeit sie ersticken könne. Im Gegentheil, so beginne sie an nöthiger als je, auch auf heute vom Vergänglichen Kunst nicht im Joche verannew Bahnen einschlage, Zukunft erreichen könne. than, aber ohne von einer würdigt zu werden, diese Bewegung nur mit verdross überhaupt in Deutschland technische Poetik erschienen einem wissenschaftlichen Werke, welches den neuen dichterischen Bestrebungen als Fahne dienen und die Gleichstrebenden um sich versammeln könne. Weshalb gesteht der Verfasser, daß zu einem solchen Unternehmen seine schwachen Kräfte gewiß nicht ausreichen, würden sie nicht dadurch verstärkt, daß er aus der Mitte der neuern Bestrebungen heraus sein Werk zu vollenden trachte und gleichsam die latente Poetik, welche in den Dichtungen der neuern Poeten schlummerte, entbinde und ihr einen wissenschaftlichen Ausdruck zu geben suche. Er hebt dann weiter hervor, wie es ihm unmöglich zum Nachtheil gereichen könne, daß er sich selbst productiv auf den verschiedensten Gebieten der Poesie versucht habe. Nur in der Werkstatt des dichterischen Schaffens selbst belausche man seine Geheimnisse, daher sei ein Dichter gewiß mehr als der bloße Theoretiker befähigt, einen lebendvollen und anregenden Canon der Dichtkunst zu entwerfen. Auch habe unsere Aesthetik gerade durch unsere classischen Dichter, durch Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Jean Paul die wesentlichste Fortbildung erhalten. Er nenne seine Poetik eine moderne; denn er verlange von der Poesie, daß sie aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volks herausdicke, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan, und nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborene Poesie dürfe auf eine Zukunft rechnen. Er sei keineswegs ein Verächter der Poesie

des Alterthums, er gehöre sogar zu ihren wärmsten Verehrern; nicht nur, daß die Wiedergeburt unserer National-literatur unter den Auspicien der großen Genien des Alterthums vollzogen worden sei, sie vollziehe sich noch immer, noch jeden Augenblick mit dem Hinblick auf diese großen Dichter; ja sie werde ihrem höchsten Aufschwung erst durch ihr vollkommenes Verständniß nehmen. Aber wie die Poesie der Alten ganz in die Kultur der damaligen Gegenwart aufgegangen sei, so möge sich auch die moderne Poesie vom Geist ihrer Zeit durchdringen lassen; denn dann sei sie besser bei den Alten in die Schule gegangen, „als wenn sie den lyrischen Gedanken in Spoden und Rosetten erweicht oder das Opfermesser der antiken Tragödin mit feierlicher Würde schwingt und das Blut, welches die Klytämnestren und Medeen vergossen, in ihrer dramatischen Wanne auffängt“. Nur drängt sich hier freilich die Frage auf, ob auch wirklich unsere Gegenwart so viel poetisches Element, so viel Kunst- und Schönheitsgeist in sich schließt, um den Dichter und Künstler in derselben Weise zu befruchten, wie die hellenische Kultur ihre Dichter befruchtete hat. Kunst und Poesie waren damals ein integrierender Theil dieser Kultur selbst, und ob sie das noch gegenwärtig sind, möchte wenigstens fraglich sein. Schließlich klagt Gottschall über die grenzenlose Zersahrenheit der heutigen Kritik, über die in ihr herrschende Verwirrung der Principien, „ganz abgesehen vom Lobe der Kameraderie und den verschiedenen Aeußerungen der Parteilichkeit“, große Talente würden durch kleinlich mäkkelnde Beurtheilung auf das Niveau der Mittelmaßigkeit herabgedrückt, der Glaube an die dichterische Kraft der Gegenwart durch die grundlosesten Behauptungen erschüttert. „Kein kritisches Organ“, fährt der Verfasser fort, „hat einen unbedingt tonangebenden Einfluß; Keins nimmt auf das andere Rücksicht, keine Association der Kräfte ersetzt an Macht, was dem einzelnen fehlt.“ Die Klage mag begründet sein; aber es fragt sich, ob diese Zersahrenheit der Kritik nicht der nothwendige Ausdruck der Zersahrenheit unserer Zeit selbst ist. Verwickeltere und fraglichere Zustände hat es nicht gegeben seit der Zeit der Reformation, und auch da nicht. Selbst Gesinnungsgegnern gehen jetzt meist nur eine gewisse Strecke miteinander, um plötzlich an einem Punkte anzulangen, wo sie sich trennen müssen, während wieder Antagonisten ebenso unversehens in einem und demselben Punkte zusammentreffen. Diese Erfahrung wird wahrscheinlich auch Gottschall mit seinem Buche machen; seine Gesinnungsgegnern werden sich von manchen seiner Behauptungen abgestoßen statt befriedigt fühlen, und seine prinzipiellen Gegner werden ihm in vielem recht geben müssen.

Die nun folgende Einleitung, eine kurze „Geschichte der Poetik“ enthaltend, ist im Grunde nur eine Fortsetzung der Vorrede. Ebenso entschieden, den ästhetischen Ansichten der Romantiker opponierend wie die Anhänger des Realismus oder des sogenannten „gesunden Menschenverstandes“, kann er seine Vorliebe für Hegel nicht verhehlen. Gottschall bemerkt:

Die Poetik Hegel's, der letzte Theil seiner „Aesthetik“, ist reich an den gebliebensten Entwickelungen und trefflichen, lange nicht genug beachteten Winken. Er hat die Stellung der Poesie zum Zeitgeiste meisterhaft entwickelt und damit einer modernen Dichtung die Bahn freigelassen; er hat die Bedeutung der von vielen Kunstrichtern gering geachteten Richtung Schiller's und seines dramatischen Nachfolgers Schlegel's gewürdigt, er hat sich gegen den Dilettantismus und eine ebenso schale wie forcierte Volkspoesie erklärt. Gerade nach dieser praktischen Seite hin (sah Gottschall fort) ist er von Bischof nicht erreicht worden, da er von einer ästhetischen Feinschmederei auf dem Gebiete der Poesie nicht freizusprechen ist und der modernen Dichtung in seiner Poetik keine erhebenden Ziele zu stecken verstand. Dies hindert indes keineswegs, seine umfangreiche „Aesthetik“ für das überaus verdienstliche Hauptwerk der Neuzeit zu erklären, das ebenso ausgezeichnet ist durch großartige Anschaulichkeit und speculative Philosophie, wie durch geistvolle und lebendige Kritik.

Im übrigen war es uns auffallend, daß Gottschall unter den neueren Aesthetikern den eigenthümlich forschenden Adolf Jelling und Ludwig Garbit unerkennlichst läßt. Möchte er sie von seinem Standpunkt bekämpfen, gänzlich übergehen durfte er sie nicht.

Um von der Reichhaltigkeit der Materialien, welche Gottschall in seinem Werke behandelt, einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir hier dessen Inhalt kurz angeben. Die erste Abtheilung: „Begriff und Wesen der Dichtkunst“, zerfällt in die drei Hauptstücke: „Die Poesie im System der Künste“, „Der Geist der Dichtkunst“ und „Die Technik der Dichtkunst“. Im ersten behandelt Gottschall in fünf Abschnitten die Thematika: „Das Schöne und die Kunst“, „Die Dichtkunst“, „Die Dichtkunst und die Malerei“, „Die Dichtkunst und die Musik“, endlich „Die Poesie und die Prosa“. Im zweiten Hauptstück handelt der Verfasser von der dichterischen Stoffwahl, von der productiven Phantasie, von dem Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus, von dem Verhältniß des Dichters zum Zeitgeist und vom dichterischen Kunstwerk; im dritten Hauptstück von dem dichterischen Wort, den Bildern und Figuren, dem Gebrauch des bildlichen Ausdrucks, von Vers und Reim, von den vorzüglichsten Versmaßen, endlich von den altdeutschen, antiken und orientalischen Strophen. Die zweite Abtheilung umfaßt die Formen der Dichtkunst und handelt im ersten Hauptstück von der Lyrik (Lied, Ode, Elegie), im zweiten von der epischen Dichtung (Volksdichtung, Kunstepos, dichterische Erzählung, Roman und Novelle, didaktisches Gedicht); im dritten endlich von der dramatischen Dichtung. Auf die Darlegung der ästhetischen Principien und Tendenzen des Verfassers brauchen wir wol, von andern Gründen abgesehen, um so weniger näher einzugehen, da wir voraussetzen dürfen, daß sie unsern Lesern aus seinen in d. Bl. veröffentlichten kritischen Aufsätzen über neuere poetische Erscheinungen der Hauptsache nach bekannt sind. Die Leser kennen Gottschall auch als einen warmen Fürsprecher für die Rechte des Idealismus gegenüber den maßlosen Ansprüchen des Realismus, was ihm bei ihnen ohne Zweifel nur zur Ehre gereichen wird. Wir sind sicher mit ihm einverstanden, wenn er von dem Idealismus behauptet, daß er sich mehr in der Sonnennähe der Kunst befinde, als der Realismus; wenn er aber

weiter die Behauptung aufstellt, „daß der Idealismus dem deutschen Volke näher steht und inniger mit seinem Geistes- und Gemüthsleben verwachsen ist“, so beruht diese übrigens schon oft genug gehörte Ansicht vielleicht doch nur selbst auf einer idealistischen Täuschung. Man will hier von nicht gern etwas hören, aber ich sehe nicht ein, warum man sich hierüber nicht offen aussprechen und verständigen soll. Wäre der Idealismus der Deutschen eigentliche Natur, so müßte er doch im Zuschnitt des öffentlichen Lebens zur Erscheinung kommen und den Menschen wie den Verhältnissen einen idealen Ausdruck verleihen, und daß dies wirklich der Fall sei, wird man doch nicht behaupten wollen. Doch dieser spezielle Punkt wird uns bei dem Gruppe'schen Buche wol wieder von selbst in die Hände laufen. Wir möchten hier nur noch bemerken, daß es mit einem Idealismus ebenso übel bestellt wäre, wie mit einer Religion, wenn beide für das Leben keine Früchte abwerfen wollten. Der falsche Idealismus, der von aller Wirklichkeit abstirbt und das bloße Jenseits für das Diesseits gibt, kann unter Umständen ebenso schädlich und trügerisch wirken, als der falsche Realismus, der den herrschenden vorwerflichen Impulsen und Tendenzen und den Schwächen der Zeit schmeichelt und das bloße Diesseits für das Jenseits gibt. Man wird vielleicht sagen können, daß man eines gesunden Realismus ebenso sehr bedürfe als eines gesunden Idealismus: des ersten, damit der Idealismus nicht auf reinen Boden und unter den Füßen wegnehme, bis wir völlig in der Luft stehen und uns deshalb für Engel halten; des letzteren, damit der Realismus nicht in groben Materialismus ausarte, alle höhern Götterbilder und religiösen Ideen, die in des Menschen Brust leben, mit Bandelantusch zertrümmere und in den Staub stürze und alle Wälder bis auf das schöne Buch, in dem die Wahrnehmungen eines jeden bezeichnet sind, vom Erdboden vertilge. Uebrigens schließt auch Gottschall den Realismus von der Poesie nicht aus, auch er hält ihn berechtigt, „wo er sich in den Dienst der Idee begibt und die von ihm durchleuchtete Welt in ihrer ganzen Wahrheit darstellt“.

Gottschall führt in seinem Werke eine gute Anzahl von Dichternamen an und von vielen theilt er auch Beispiele und Belegstellen zur Erläuterung seiner poetischen Regeln mit. Doch will uns bedünken, daß er sich hierin nicht ganz jener Unparteilichkeit beflissen habe, deren Mangel er der Kritik so sehr zum Vorwurfe macht. Nun hat freilich jeder seine Lieblinge und Gottschall besonders findet sie unter den hochpathetischen declamatorischen Dichtern, weshalb er auch im ganzen mehr Sympathie für Schiller als für Schaffpeare und Goethe bekundet. Auch die electrischen und dabei den Ausdruck menschlicher Empfindung und Leidenschaft häufig übertriebenen byronistischen Dichter scheinen bei ihm auf besondere Bevorzugung rechnen zu dürfen. Ueber solche Privat-sympathien, die aus des Menschen Innerem hervorgehen, darf man weiter nicht rechnen; aber in einem Buche, welches auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, dürfen diese mehr persön-

lichen Sympathien nicht allzu stark hervortreten. Um wir bei den Neuern stehen zu bleiben, so erinnern wir uns z. B. nicht, in dem ganzen Umfange seines Buchs die Namen Mendt, Bauernfeld, Bodenstedt, Schaudke, Müller, Gaudy, Gruppe, Friedrich Palm, Julius Hammer, Paul Kruse, Hoffmann von Fallersleben, Keller, Knapp, Wolfgang Müller, Betty Pauli, Gustav Pfiffer, Schwab, Starck, Julius Sturm, Wilhelm Wackernagel u. s. w. gefunden zu haben, während er doch manchen, die unbedeutender sind als viele von diesen, große Aufmerksamkeit schenkt. Unter den neuern Balladenbüchern weiß er nur Fontane zu nennen, „der den Balladenton mit Glück getroffen“. In dem Kapitel über den Roman vermisst wir manche Namen, die sogar Richtungen vertreten oder ebenso gut angeführt werden konnten oder mußten als die hier genannten, und unter den Novellenbüchern sogar Sternberg, der seit Lied die Kunst, eine gute Novelle zu schreiben, noch am besten versteht. Unter denen, die das komische Lied (von Gottschall etwas sonderbarerweise mit dem geistlichen Liede zusammengestellt) anbauen, nennt er von Neuern nur Holtei, Kopisch und Reinick, aber er vergißt Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Blasbrenner, Schnegler (der als humoristischer Liebedichter viel zu wenig anerkannt ist), Brug (in der satirisch-politischen Dichtung ausgezeichnet), Gassell, Gerloffsohn u. s. w. Ueberhaupt ist die komische Poesie auffallend dürftig behandelt, der humoristische Roman z. B. auf nur einer Druckseite, während doch gerade auf diesem von Literaturhistorikern und Kritikern so vernachlässigten Gebiete noch die meisten neuen Entdeckungen zu machen und dunkle Regionen aufzuhellen sind.

Gottschall schreibt gern in Bildern; er ist vielleicht der Ansicht Priestley's, daß der bildreiche Stil im Grunde ebenso natürlich sei als der einfachste, indem der Seele, wenn diese in der gehörigen Lage sei, jene Bilder ebenso natürlich vorlämen als die simple Redeweise. Nur thut Gottschall in dieser Hinsicht, obgleich er von dieser Manier allerdings etwas nachgelassen hat, noch immer etwas des Guten zu viel und hier und da sieht man sogar auf ein und das andere vulgäre oder geschmacklose Bild, dem man gerade in einem Buche von mehr wissenschaftlichem Charakter nur ungern begegnet. So sagt der Verfasser einmal: „Frau Birch-Pfeiffer z. B. stopft bei ihren Einschlüchtereien für die Bühne in der Regel zu viel in ihre dramatischen Wäsche.“ So liebte man es ehemals in Jungdeutschland wigig zu sein, aber die noch thätigen Repräsentanten besitzen haben dieser Manier schon längst ziemlich entsagt. Davon abgesehen ist der Stil des Buchs, obgleich im ganzen für ein wissenschaftliches Werk zu unruhig, doch von so voller und rascher Entfaltung, daß der Leser unwillkürlich von ihr fortgezogen wird; überhaupt blüht das Buch eine anregende, genussreiche und mit Verstand und gewissen Vorbehalten gelesen, auch vielfach lehrreiche Lektüre.

Hieran schließen wir das Werk von D. F. Gruppe: „Die deutsche Uebersetzungsart“, welches sich vielfach mit

Fragen der poetischen Technik, mit der geschichtlichen Entwicklung und der Theorie des deutschen Hexameters und in einer besondern Abtheilung mit der Lehre von der deutschen Silbenmessung beschäftigt. Ein solches Buch konnte nur in Deutschland geschrieben werden, wo das Uebersetzen aus andern Sprachen und besonders aus den alten zu einer wirklichen Kunst ausgebildet worden ist, wo die Frage von der rhythmischen Gestaltung der Sprache und namentlich der Nachbildung antiker Versmaße zu den literarischen Hauptfragen gehörte und noch gehört, wo Gelehrte diese Frage zu einer ihrer höchsten Lebensaufgaben machten und mit denen, welche mit ihren Principien nicht einverstanden waren, in Streitigkeiten gerieten, die mit einer Lebhaftigkeit geführt wurden, als ob davon das Wohl und Wehe der Nation abhinge. Daß die Wichtigkeit, womit man diese scheinbar nur secundäre Frage in Deutschland behandelt, den Ausländern unbegreiflich und fast lächerlich erscheint, läßt sich denken; dennoch ist die Sache so unbedeutend nicht, als sie aussehn mag; denn der Geist und die Seele einer fremdländischen Dichtung lassen sich nicht genügend wiedergeben ohne die Form, und indem dies den deutschen Uebersetzern bis zu einem sehr betrüblichen Grade, wenn auch begreiflicherweise nicht bis zur Vollkommenheit gelungen ist, hat sich der Geist hellenischer und lateinischer Dichtung vielen tausend Deutschen, welche die Originale nicht oder doch nicht mit genügender Beiligkeit zu lesen vermochten, einigermaßen erschlossen oder doch angeheimelt und befreundet. Zudem hat sich durch diese Leistungen, unter denen die Voss'sche Uebersetzung des Homer wol den größten Einfluß übte, das deutsche Sprachgebiet und die Metrik so erweitert, daß auch die Originaldichter davon ihren nicht unbeträchtlichen Nutzen gezogen haben. Gruppe bemerkt in der Vorrede:

Das die Sprache anlangt, so braucht man nur den Zustand derselben in Lessing's Hand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen: der weite Abstand, der sich in Wendungen, in der Wortfügung und Wortfolge kund gibt, kommt aber zum großen Theil, wie diese Schrift davon Zeugniß geben wird, von der Uebersetzung her. Dichter bedeutenden Rangs haben in dieser ihre Kräfte geübt, ihre Schule gemacht; aber nicht bloß die einzelnen, auch die Sprache im Ganzen verdankt dieser edeln Gymnastik ihre Biegsamkeit, ihre Stärke; viele der in ihr ruhenden Vorzüge, auf Stammverwandtschaft mit den alten Sprachen begründet, sind in solcher Übung erst zu Tage gekommen.

Aber nicht nur die deutsche Sprache und deren metrische und prosodische Gesetze haben dabei gewonnen, auch der deutsche Geist, wenigstens in den hervorragenden Dichtungen und Schriften einiger unserer edelsten Dichter und Denker, die in der hellenischen Schule viele ihrer frühern Wüßheiten und Roheiten abstreifen lernten, um fortan adelichere Geilde aus ihrer Hand hervorgehen zu lassen, und selbst die bildenden Künste, namentlich Architektur und Sculptur, sind davon nicht unberührt geblieben. Daher wird man es Gruppe, der selbst sich vorzugsweise in der Schule der Alten auch als Originaldichter gebildet hat, nur Dank wissen können, daß es in seiner von wissenschaftlichem Geiste getragenen und in wissenschaftlicher Sprache gesch-

riebenen Schrift dieses Thema von historischem wie ästhetischem Standpunkt eingehend behandelt hat.

Bevor wir jedoch auf den Inhalt der Schrift zu sprechen kommen, erlauben wir uns, an eine in der Vorrede enthaltene Behauptung Gruppe's einige Bemerkungen zu knüpfen. Gruppe wiederholt den von mehreren deutschen Gelehrten aufgestellten Satz von der Verwandtschaft des deutschen Volkes mit dem hellenischen. Die deutschen Gelehrten haben bekanntlich manche Grillen, und die Fiction von einer nahen Verwandtschaft zwischen dem Geist der Hellenen und der Deutschen scheint uns auch eine solche Grille zu sein. Verwandter mit den Griechen als etwa mit den Samojeben und Lappen sind die Deutschen allerdings; aber noch größer als einzelne nicht abzuleugnende Aehnlichkeiten sind die Verschiedenheiten. Unser Charakter ist romantisch und gothisch = phantastisch, wie unsere gothischen Dome, wie die mittelalterlichen Sculpturen, wie die Nibelungen, wie Dürer's Holzschnitte, wie Goethe's „Faust“, wie Cornelius' Zeichnungen zum „Faust“ und zur Apokalypse, nur daß dieser Charakter unter dem Einfluß des modernen Lebens sich allmählich wesentlich modificirt, d. h. verflacht und abgeschwächt hat. Daß sich bei der Dressurfähigkeit, Beweglichkeit und Unversalilität der Deutschen einzelne bevorzugte Geister (wie selbst Schwanthaler, obgleich er bekanntlich sich nur im Mittelalter eigentlich wohl befand) auf dem Wege gründlichen Studiums zur Kunstanschauung und selbst Kunstübung im griechischen Sinne erheben konnten, beweist nichts; die Gestaltung des Nationallebens im ganzen und großen ist das Entscheidende. Wahrhaft hellenisch gebildete Männer wie Gölderlin haben sich unter uns immer nur als Fremdlinge gefühlt, und Windelmann mied Deutschland. Ein Volkspoesie wie die Iliade oder die Odyssee ist in Deutschland rein unmöglich, und wenn wir ehrlich sein wollen, so findet der deutsche Geist, diesen im Massendurchschnitt genommen, wahrscheinlich mehr im „Meinelt Fuchs“, sogar in der „Johanne“ und ähnlichen Producten seinen Ausdruck als in Goethe's „Iphigenia“ oder „Torquato Tasso“. Ein Perikles oder Alcibiades würden wol niemals die Lieblingshelden des deutschen Volks werden, in dem Grade, wie dies etwa der alte Dessauer oder der alte Blücher waren. So groß der Abstand ist zwischen Aristophanes und Klopstock, so groß ist der Abstand zwischen einem griechischen und einem deutschen Publikum. Wir haben zwar unsere Theater, in deren qualmige Räume wir uns einsperren lassen, diese sollen aber von etwas anderer Structur sein als die griechischen; wir haben unsere Volkstheater, z. B. das Stralauer Fischerfest, das dresdener Fest auf der Vogelwiese, den tauchaer Jahrmarkt, den leserlocher Markt u. s. w., aber auch diese sollen von den griechischen Volkstheatern ziemlich verschieden sein; wir haben unsere Gymnasien und Akademien, bei denen man nur nicht an die Gymnasien und Akademien der Hellenen denken darf; wir haben sogar unsere gymnastischen Übungen auf Turnplätzen, nur daß vor diesen phantastischen und unschönen Gliederübungen ein Athletenwettbewerb wahrscheinlich ersprießen würde. Wir haben unsere Fabriken, Fabriken, Fabriken, Comptoirs,

Bathhäusern, Bureaux, Buchhäuser und Zellengefängnisse — erinnern diese Institute aber an Griechenland? Wir haben zwar keine Sklaven, aber es ist sicher, daß viele griechische Sklaven gebildet und selbstständiger Charakter waren als unsere sogenannten freien Arbeiter, Läger und Stiefelbeger. Wo also ist eine Spur griechischen Lebens bei uns? Nun können wir uns allerdings mancher wirklichen Vorzüge rühmen, z. B. unserer unermesslichen Fortschritte in allen Wissenschaften und der Anwendung ihrer Resultate zu praktischen Zwecken, der philosophischen Durchdringung aller Fragen, oder, da wir hier mehr Poesie und Kunst im Sinne haben, unserer Anlage zum Humor und unser tiefere Naturgefühl und Gemüthsleben, wodurch wir in Stand gesetzt sind, eine unendlich reichere Scala von Empfindungen und Stimmungen zu beherrschen als die Hellenen und „Kunst zu haben in uns selbst“; aber das alles sind ja eben Verschönerungen und nicht Ähnlichkeiten. Oder ist jene angebliche Verwandtschaft etwa dadurch intimer geworden, daß wir die schulmäßige Bedanterie so weit trieben, unserer dagegen sich auslehnenden Sprache durch aus trocknenfreie Hexameter abzuhelfen, oder daß Wolf das homerische *χλαυκῶπις* des Gleichklang wegen mit „gläubig“ zu übersetzen wagte?)

Betrachten wir nun den Inhalt der Gruppe'schen Schrift, so werden wir sagen müssen, daß sie für den Sprachgelehrten, den Metriker, den Aesthetiker und den ausübenden Dichter von gleich großem Interesse ist. Der Laie weiß es gar nicht, wie viele angestrengte Vorarbeiten und scharfsinnige Untersuchungen es gekostet hat, um die Gesetze der deutschen Silbenmessung, wie sie jetzt gelten, nur einigermaßen festzustellen; es wird ihm wie ein Wunder dünken, wenn er bei Gruppe liest, daß, von andern Versfüßen nicht zu sprechen, der Daktylus eine Zeit lang für die deutsche Poesie verloren war und daß, nachdem man ihn wieder erobert hatte und nun allmählich Hexameter und andere alte Versmaße aus Trochäen und Daktylen nachzubilden lernte, doch wieder der Spondeus fehlte, den man (d. h. dessen kunstmäßige Verwendung) mit noch viel größeren Mühen erobern mußte, was z. B. Klopstock erst in spätern Jahren gelang. Es ist freilich

der Versfuß, der in Folge des übertriebenen, veramtlichen Mißbrauchs, den man später mit ihm trieb, viel Unheil angerichtet und vorzüglich dazu beigetragen hat, den jetzt herrschenden Widerwillen gegen die Nachahmung antiker Versmaße hervorzubringen. Wie viel Mühe kostete es ferner, den reinen Niederschlag des Anapästs im Deutschen zu gewinnen, wie dies besonders Platen gelang, oder die Dichter zu überzeugen, daß spondische Zusammensetzungen wie Blendwerk, Andacht, Hochmuth, Lustbild u. s. w. nicht als Trochäen, Wörter wie Vaterland, Gottvertraun, Hochverrath u. s. w. nicht als Daktylen gebraucht werden dürfen. Spätere berühmte Verskünstler haben dann wieder schon gewonnene Resultate in Frage gestellt; Platen verstoß z. B. gegen das von Voss und Schlegel stets beobachtete Gesetz, daß kein zweifelliges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben könne und braucht Wörter, wie: über, ohne, aber, oder, in anapästischen Versen ohne Bedenken als zwei Kürzen. So haben wir auf diesem Gebiete immer noch gegen Willkürlichkeiten und Mißbräuche zu kämpfen; es ist aber zu hoffen, daß die Gruppe'sche Schrift manches Klärn wird, namentlich was die falsche und mißbräuchliche Verwendung des Spondeus im Hexameter betrifft.

In der Einleitung geht der Verfasser bis zu den frühesten Versuchen im Hexameter, auf Konrad Gesner, Geranus u. s. w. zurück. Betrachtet man Gesner's und Fischart's kindliche Versuche, so begreift man jetzt kaum, wie es in Deutschland jemals möglich war, Hexameter wie diese zu schreiben, welche mit dem griechischen Hexameter nicht die entfernteste Ähnlichkeit haben. Konrad Gesner machte z. B. um die Mitte des 16. Jahrhunderts folgende (vgl. Gruppe, S. 295):

Es macht alleinig der glaub die glaubige sällig
Und darzu fruchtbar zur lieb und gütige Herzen
Allday im menschen schafft er kein muße by imm ist
Und kein nachlassen nienen. er würet in allen u. s. w.

Wer möchte dergleichen jetzt für Hexameter lesen? Und selbst wenn man sie liest, wie sie gelesen werden müssen, nämlich:

Es macht alleinig der glaub die glaubige sällig

Und darzu fruchtbar zur lieb und gütige Herzen —

wobei an sich tonlose oder tiefstonige Silben den Accent und Hochton erhalten und als Längen gebraucht, Stammsilben dagegen willkürlich um ihren Ton und ihre Länge gebracht werden — selbst dann bringt man noch keine Verse heraus, die darauf Anspruch hätten, Hexameter zu heißen und zu sein. Und was sagt man gar zu folgendem Gesner'schen Hexameter:

Durch Jesum Christum, Gott und Mensch, unseren Herren.

Substantiva wie „Gott“ und „Mensch“ müssen hier alle Bedeutung und Majestät an das Bindewörtchen „und“ abtreten! Das einzige, was in diesen Versen vom Hexameter übrig geblieben ist, sind die Daktylen des fünften Fußes, außer denen sich aber in allen Gesner'schen Versen keine weiteren finden. Hiernach urtheile man, welche Mühe es gekostet hat und wie viele mißrathene oder nur halbgelun-

*) Diese Worte waren schon geschrieben, als aus das erste Decennium der „Revue contemporaine“ in die Hände kam, worin es in einem Artikel von Ch. Bernier über die münchener Kunstausstellung und mit Bezugnahme auf eine Rede Garrière's, der die Deutschen als Erben des Hellenenthums dargestellt hatte, unter anderem heißt: „Les Allemands ont le sens spéculatif très développé, ce qui fait qu'ils raisonnent plus volontiers en abstraction que de nous.“ Das würde sie nun wesentlich gerade von den Griechen unterscheiden. Wenn die Deutschen sich mit den Griechen vergleichen, so ist dies vielleicht nicht weniger irrig, als wenn sich die Franzosen mit den Römern in Parallele stellen. Zur Zeit der Revolution warf sich jeder Franzose in die Attitüde eines Brutus, heutzutage sind sie schon zufrieden, wenn man sie nur den verdröhten Römern zur Kaiserzeit ähnlich findet. Suche doch jedes Volk seinen wahren Werth in dem, was ihm eigenthümlich ist und es von andern Völkern unterscheidet und nicht im Angelehnten und Angelehnten!

gene Versuche gemacht werden mußten, um es so weit zu bringen, als wir es jetzt in der Kunst, deutsche Hexameter zu bilden, doch wirklich gebracht haben. Es war eine Arbeit von Jahrhunderten! Unendlich besser sind die Hexameter von Gerhauß aus dem Jahre 1713, die aber einen zu hüpfenden und gleichmäßigen Gang haben und ihren größten Reiz im hinten angehängten Reim suchen. Einen Schritt weiter ging Gottsched, der in seinen wichtigsten Hexametern, die er übrigens nur zur Probe machte, den Reim abwarf, z. B.:

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehen? O was für ein thörichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich im Tempel getrieben!
Pallas erschral und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor! Schwärmt, schwärmt, ihr rasen-
den Passen! u. s. w.

Man muß gestehen, daß dies bessere und vollstündigere Hexameter sind, als die meisten seiner Gegner, z. B. Bodmer, je gemacht haben. Gottsched war im Princip auf dem ganz richtigen Wege, wenn er hier und da auch Kürzen als Längen und umgekehrt Längen als Kürzen gebrauchte (z. B. „Ja, der Herr“).

Gruppe bemerkt gelegentlich, daß man auch im Englischen versucht habe, Hexameter nachzubilden, aber damit nicht weiter gekommen sei, als bei uns Gottsched. Indes hat Longfellow ein ganzes idyllisches Epos, seine „Evangeline“, in Hexametern geschrieben, die, wenn sie sich auch nicht mit Boppschen oder Platen'schen Hexametern vergleichen lassen, wohin es auch die englische Sprache niemals bringen wird, doch mit den Goethe'schen auf ziemlich gleicher Stufe stehen, wenigstens beweisen, daß „Freiheit, Schönheit und dichterischer Schwung“ in der Hand eines wirklichen Dichters mit dem englischen Hexameter doch nicht so ganz unverträglich sind, als Gruppe meint.

Ueber Klopstock handelt ein eigenes Kapitel. Seine Messiasse enthält 20000 Hexameter, während die Iliade nur 16262, die Odyssee nur 13010 und die Aeneide nur 9909 Verse hat. Virgil'schen und Homer'schen Hexametern können sie nun freilich nicht an die Seite gestellt werden. Es fehlt ihnen die feinere Durchbildung. Die weiblichen Cäsuren sind vorwaltend und kommen sehr häufig im vierten Fuß vor, wo sie unstatthaft sind; männliche Cäsuren gibt es zwar, aber sie stehen selten an der rechten Stelle, meistens zu weit hinterwärts, im vierten Fuße; der Gebrauch der bukolischen Cäsur am Schlusse dieses Fußes war ihm noch gänzlich unbekannt, und von dem spondischen Ausgang machte Klopstock einen übermäßigen Gebrauch. Gruppe sagt:

Hätte Klopstock die Feinheiten des Metrums erkannt und erstrebt, gewiß hätte er dann nicht jene Freiheit, jenen Strom und Guf erreichen können, der durchaus anerkannt werden muß und worin er kaum von irgend einem Nachfolger erreicht worden. Hierdurch aber verschaffte er der neuen Form bei seinen Zeitgenossen Eingang, welche den Mangel an feinerer Ausbildung fürs erste noch nicht vermisten, dagegen aber für alle Zeit jene antike Form für ein neues Bestthum der Sprache erkannten.

Man kommt aber Klopstock, der ein Mann von Dichter aus dem Ganzen und Vollen und trotz seiner der Fremde entlehnten Versmaße von echt nationalem Instinct war, dadurch nicht hinweg, daß man seine Versmaße jetzt langweilig findet; sie ist veraltet, weil ihr der kritische Sinn von damals nicht mehr entgegenkommt. Klopstock schuf die neuere deutsche Dichtersprache, die namentlich in Bezug auf Wortbildung und Periodisirung noch gegenwärtig im wesentlichen dieselbe ist, wozu er sich bediente; er machte die deutsche Sprache zu dem klaren, jedem Gedanken sich leicht anschmiegenden und ihn prägnant ausdrückenden Werkzeugen geschickt, und Goethe sowohl als Schiller haben von ihm großen Nutzen gezogen. In mancher Hinsicht freilich nicht genug. Gruppe bemerkt:

Selbst Goethe und Schiller ließen sich Klopstock's große Errungenschaft entgehen, und jener ist erst von Bopps ganz erst zu einiger feinerer Cultus gemahnt worden. Wie schlimm, wenn die sogenannten Classiker in prosodischer Behandlung der Sprache und in rhythmischer Ausbildung hinter ihrer eigenen Zeit zurückstehen, so daß sie, wo es die Nachbildung griechischer Maße gilt, uns schon jetzt als veraltet erscheinen müssen. In gleicher Weise sind sie freilich auch in Rücksicht auf die Behandlung des Reims bedroht; wo nämlich das Studium des Altdeutschen zu ungleich größerer Strenge geführt hat. Man ersehe daraus, wie mißlich es ist, den Begriff des Classischen auf eine lebende Literatur anzuwenden und ihn von einer so unlängst vergangenen Periode geltend zu machen!

Freilich dürfte die Frage erhoben werden, ob sie bei zu ängstlicher Beobachtung der prosodischen Forderungen sich nicht vielfach in der freieren Entwicklung ihrer Ideen behindert gesehen haben würden. Werthwüdig erscheint es übrigens, daß Klopstock erst im Verlaufe seines großen Epos den Spondeus entdeckte. In den ersten Gesängen hatte er ganz arglos Stammsilben, welche nicht den Hauptaccent haben, als Kürzen gebraucht; später, und namentlich vom ersten Gesange ab, übte er eine neue Prosodie und demgemäß Verskunst aus, welche er soviel als möglich bei neuen Auflagen auch in die ersten Gesänge übertrug. Diese Entdeckung begeisterte ihn so, daß er den Versfuß Spondeus in einer eigenen Ode, „Sponda“, feierte, was freilich eine jener echt deutschen Grillen war, die Klopstock's späteres dichterisches Wirken bezeichneten.

Die weiteren Kapitel betreffen die frühesten Versuche, Homer im Originalmaß zu übersetzen, darunter die Fragmente von Bodmer und Wieland (1755), von Steinbrüchel (1763), von dem Bruder Klopstock's in der Zeitschrift „Der Kreis“ (Band 9, Stück 107), Zacharia's holperige und jetzt völlig ungenießbare hexametrische Uebersetzung des Milton und Bürger's merkwürdige Bruchstücke einer iambischen Uebersetzung der Iliade. Jedenfalls muß man bedauern, daß es Bürger an Fleiß und Ruhe fehlte, sein begonnenes Unternehmen zu Ende zu führen, da seine Iliade unzweifelhaft ganz eigenthümliche populäre Vorzüge besessen haben würde. Weiter bringt Gruppe die in jeder Hinsicht schwache Uebersetzung des Homer von Bodmer (1778) zur Sprache, und bemerkt zum Schluß des betreffenden Kapitels:

Es lag hier offenbar eine ganz neue Aufgabe, eine Aufgabe für jüngere Kräfte. Sie sollte im Neudeutschland gelöst

wen; eine höhere Gerechtigkeit scheint dies verlangt zu haben. Hier war die rechte Fortbildung vorhanden, hier das genaue Studium des Griechischen zu Hause.

Im Jahre 1778, also gleichzeitig mit Bodmer's Homer, erschien die Uebersetzung der Iliade von H. L. von Stolberg, die gegen die Bodmer'sche einen unermesslichen Fortschritt befundete und bis 1798 drei Auflagen erhielt. Gruppe wirkt dann noch einen Blick auf Schellen von Stolberg als Uebersetzer griechischer Dichter und auf Ramler, von dessen Uebersetzungen einiger Horaz'schen Oden er sagt, daß sie in hohen Ehren gehalten werden müßten. Ueberhaupt erkennt er Ramler's Jeht mit Unrecht unterschätzte Verdienste um reinliche Verstärkung gebührend an, hebt jedoch gelegentlich als merkwürdig hervor, daß er, der sich in havischen Mäßen so vorzüglich bewährte, in Hexametern überall ein auffallendes Mangel zeigte.

Das Jahr 1779 brachte einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Uebersetzungskunst hervor. Hier trat Voss mit Proben seiner Uebersetzung der Odyssee zuerst auf, und man erkannte sofort, daß alle früheren Versuche, Homer zu übersetzen, eben nur Versuche gewesen waren. Auf alle Späteren sind über Voss nicht viel hinaus gekommen, eher in den wesentlichsten Stücken hinter ihm zurückgeblieben, namentlich da, wo sie von ihm abwichen und ihn zu verlassen suchten, um etwas Neues zu geben. Auf die Schwächen, die namentlich die späteren Auflagen infolge des zu eigensinnig festgehaltenen und mißverstandenen Spondeenprinzips aufweisen, werden wir noch später bei Erwähnung der zweiten Hauptabtheilung der Gruppe'schen Schrift zu sprechen kommen. Es ist die Art deutscher Gelehrten und gelehrten Dichter (auch Klopstock that dies in späteren Jahren), sich in irgendeinem Princip zu vergraben, es auf die äußerste Spitze zu treiben und ihm als Schönheit, Verständlichkeit und Natürlichkeit zum Opfer zu bringen. Von dieser Einseitigkeit befreit hat Voss die lateinischen Dichter, und namentlich Horaz und Tibull, in seinen Uebersetzungen wahrhaft mißhandelt, so daß seine Verdeutschungen oft dunkler und unverständlich sind als das Original; jedenfalls sind sie undeutsch. Freilich kam ihm bei diesen lateinischen Kunstwerken ein Einfluß nicht mehr zu flatten, der ihm bei dem alten Homer wol von nicht unbeträchtlichem Nutzen war; wir meinen den Einfluß der Luther'schen Bibelübersetzung. Auch ist Voss in späterer Zeit von einem gewissen handwerkmäßigen Betrieb des Uebersetzergeschäftes schwerlich ganz freizusprechen.

Voss hatte zwar in den späteren Ausgaben und namentlich in der Ausgabe letzter Hand dem Spondeenprinzip nur zu viel von der Leichtigkeit, Naturtät und Klarheit der früheren Ausgaben geopfert, aber doch auch Irrthümern noch immer zugelassen; auch Schlegel that dies Anfangs, ebenso wol in Uebersetzungen als in eigenen Producten, wie in der Goethe'schen Elegie „Die Kunst der Griechen“, die für lange Zeit ein Schicksal deutscher Hexameterei geworden ist; aber gerade die Kunstfertigkeit scheint für nicht nativ Dichter einen ganz be-

stehenden Maß, Ton, Stil, er ist wärmer, naiver; Voss kälter, hölzerner, gespreizter, vor allem ungleicher.

Die folgenden Abschnitte handeln über Herder, für dessen Uebersetzungen, aus der griechischen Anthologie der Verfasser nur Voss hat, über Friedrich Jacobs, über einige philologische Uebersetzer, über die Tibull-Uebersetzer Koreff, Günther, Strombeck, über Neuffer als Uebersetzer der „Aeneis“, Oslander als Uebersetzer der „Georgica“, Schwenk, Kannegießer, W. G. Weber, L. von Knebel, der wegen seines Lucrez als einer der besten deutschen Uebersetzer gepriesen wird, Köpke, dessen Uebersetzung des Plautus der Verfasser mit Recht sehr hoch stellt, Wilhelm von Humboldt als Uebersetzer der Oden des Pindar und des Hesiod'schen „Agamemnon“, Otfried Müller als Uebersetzer der „Gymnaden“, Bothe als Uebersetzer des Euripides, Böckh als Uebersetzer der „Antigone“, Troß und von Böcking als Uebersetzer der „Rosella“ des Aufonius, Mörike als Uebersetzer des Theokrit, Johannes Winckler, Komnagisch, Theodor Grynse u. s. w. Von Donner wird die Uebersetzung des Sophokles als „epochemachend“ bezeichnet, während seine Uebersetzung des Homer mehr Tadel als Lob erhält: sie mag flüßender sein als die von Voss, aber nicht mehr in denselben Grade

sei bedeutend herab-
e nur lesbar für das
Einfluß wird in einem
l, und ob schon Gruppe
nkhaften Trochäenpaß
über alle Vorgänger
den — ein Maßstab,
r von jetzt an an die
i des Alterthums ge-
jungen des Sophokles
des „Königs Oedip“
in während der ersten
ern Augenblicken ver-
ychologisches Problem
e Beachtung verdient;
vermissen wir, neben
den Verdeutschter der
Einleitung seine eige-
ger dargelegt hat, die
selbst wenn Gruppe
Die jetzt so häufigen
theilweise (z. B. die
ständig in gereimten
kaum berücksichtigt;
rmissen wir sein moti-
ob solche Ueberset-
nicht, nur ungern, da
sein würde.

In einem letzten die deutsche Silbennmessung behandeln-
den Abschnitt begründet Gruppe vieles, was er im Laufe der
ersten Abtheilung nur gelegentlich berühren konnte, mehr im
Zusammenhange und mit Belegung von Gründen. Seiner
Behauptung, daß die alten Sprachen den Reim nicht
haben konnten, indem hier immer (?) nur die gleichen
Endungen und Formen, wie *puerorum* und *populorum*,
evanescent und florescent aufeinander treffen würden, darf
man wol, was wenigstens das Lateinische betrifft (denn
auf die griechische Sprache möchte Gruppe's Behauptung
wol zutreffend sein), die gereimten lateinischen Kirchen-
hymnen entgegenhalten, die sicherlich einen so feierlichen
majestätischen Klang haben, daß sie, wie wir aus häufiger
Erfahrung wahrgenommen, selbst Ohr und Herz Un-
gebildeter, die den Sinn der Worte nicht kennen, mit
Wacht berühren. Gruppe geht in diesem Abschnitt auch auf
die Geschichte der deutschen Prosodie und Metrik ein.
Opitz stellte in seiner „*Prosodia germanica*“ (1634) zu-
erst das Griech auf, daß an die Stelle dessen, was bei
den Griechen und Römern die Quantität sei, bei uns
der Accent träte; woraus denn folgt, daß in unsern
Metren nicht eigentlich von langen und kurzen Silben,

sondern nur von Hebungen und Senkungen die Rede
sein könne. Freilich zog Opitz die gesammte Verskunst
in zu enge Grenzen zusammen; nach ihm gab es nur
zwei Rhythmen im Deutschen, einen männlichen, den
Jambus, und einen weiblichen, den Trochäus. Dactylische
Rhythmen und vollends Anapästien, oder auch nur Spon-
deen und bacchische Versfüße waren nach ihm im Deut-
schen unmöglich. Opitz' Freund, August Buchner, führte
wenigstens die erstern wieder in seiner Verskunst ein,
und seitdem wurde es wieder Brauch, von Länge und
Kürze der Silben zu sprechen, wie dies Philipp von Besen in
seinem „*Hochdeutschen Helicon*“ that. Gottsched machte
zuerst auf solche Versfüße aufmerksam, welche sich aus Län-
gen zusammensetzen, sicherte mithin dem Spondeus unter den
deutschen Versfüßen einen Platz. Diese Entdeckung scheint
aber damals unbrachtet oder doch ungewürdigt geblieben
zu sein; da Klopstock erst nach längerer Praxis, wie wir
gesehen haben, dem Spondeus auf die richtige Fährte
kam. Wir übergehen die zweifelhaften Verdienste Ade-
lung's und K. Ph. Moriz, um die deutsche Prosodie
und gehen sogleich zu Voss über, der zuerst den Begriff
von dem Stammswort und der Stammsilbe aussprach.
Gruppe bemerkt:

Er gewann dadurch ein feststehendes Element gegenüber
dem wechselnden Accent, sodaß jetzt erst von einer Zeitemessung
im Deutschen, wenn auch nicht in demselben Sinne wie in
den alten Sprachen, so doch in einem annähernden, die Rede
sein konnte.

Voss begründete seine Lehre, auf der gegenwärtig un-
sere besten Prosodisten und Verskünstler fußen, in seiner
Schrift: „*Zeitemessung der deutschen Sprache*.“ Hieraus
folgt nun die unverbrüchlich festzuhaltende, tief im Baue
der deutschen Sprache begründete Regel, daß kein zwei-
silbiges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben kann,
weil immer die eine überwiegt und der andern gegen-
über die Rolle als Stamm spielt. Es ist dies her-
vorzuheben, weil sogar Platen gegen dies Gesetz häufig
verstoßt und das Beispiel eines solchen Verskünstlers
leicht andere zu gleichen Verstößen verführt. An seinen
Beobachtungen sind Gruppe's Abhandlungen in diesem
Theile seiner Schrift sehr reich, so wenn er darauf hin-
weist, daß die Griechen das Verbot der weiblichen Cäsur
im vierten Fuße des Hexameters durch alle Zeiten beobach-
tet hätten, ein paar ganz einzeln stehende Stellen im
Homer ausgenommen, deren Echtheit noch nicht einmal
festgestellt worden sei. Voss' Hexameter seien in dieser
Hinsicht durchaus nicht musterhaft, und Schlegel, Wolf,
Platen seien ihm hierin gefolgt. Indes da auch Horaz
und Virgil sich erlaubt haben, von dieser Regel der Grie-
chen abzuweichen, und da gute Hexameter im Deutschen
zu bilden gar keine leichte Sache ist, wird man in diesem
Punkte doch wol nachsichtig sein müssen. Vollkommen
eindeutlich sind wir aber mit Gruppe in seinen Be-
merkungen über die Gefahren, die es hat, im Deutschen
durchaus trochäenfrie Hexameter bilden zu wollen; woher
es auch geschieht, daß diese Art deutscher Hexameter dem
Ausländer Ohrenzwang und auch dem deutschen Ohre
sicherlich kein Wohlgefallen bereitet. Die Spondeen müssen

*) Die von Gruppe, soviel wir uns erinnern, in seiner Schrift
nicht gewürdigte Donner'sche Uebersetzung des Euripides, deren voll-
ständiger Titel lautet: „*Euripides. Deutsch in den Vermaßen der*
Urschrift von S. J. C. Donner“, erscheint jetzt (Leipzig und Heidel-
berg 1859) in zweiter verbesserter Auflage, wovon uns der erste Band
vorliegt. Sein „*Sophokles*“ hat bekanntlich bereits die vierte (neu
bearbeitete) Auflage erlebt.

angewungen und natürlich kommen, sonst sind sie nur um Uebel. Am schlimmsten aber steht es mit diesen Spondeen, die im Deutschen zehnfach mehr Gewicht und daher auch mehr Schwerefülligkeit haben als im Griechischen, wenn ihr Gewicht in die Senkung, der Tiefen das Gegentheil in die Hebung des Versfußes fällt. Das hat sich Voß erlaubt und sich darauf selbst viel zugute gehen und die andern sind ihm darin gefolgt. Selten und an charakteristischen Stellen angebracht, kann dieses Kunststück sogar ein nicht zu verschmähendes vikantes Reizmittel sein, um das oft monotone Geklapper deutscher Hexameter zu unterbrechen; aber unsere Verskünster haben seit Voß förmlich danach Jagd gemacht. Zuweilen hat man sogar die natürliche und unnatürliche Stellung übereinander, wie in folgendem Hexameter in Voß' „Luise“:

Und mit süßem Kern Walnuß und köstliche Bartauf.

Infolge dieses Spondeenzwangs wird dann ein Schiff zum „Reerschiff“, ein Wahl zum „Festschmaus“, das Meer zur „Salzkut“, die Frucht zur „Feldfrucht“, der Wein zum „Festwein“, der Rod zum „Leibrod“, die Kraft zur „Rannkraft“, das Schwerin zum „Maßschwein“, u. i. w.; „hundert Söhne“, „zehntausend Weilen“ kann man nicht sagen, dafür sagt man „hundert der Söhne“, „zehntausend der Weilen“ (bei Schlegel); niemand darf mehr mitten im Hexameter „eine Frau“, „eine Wahrheit“, „die in Wann“, „meine Tochter“, „seine Söhne“ u. i. w. sagen; der unbestimmte Artikel oder das Pronomen muß dann notwendig den Ausgang des einen und das Subjekt den Anfang des nächstfolgenden Verses bilden. Welche Verkünstelungen und Gezwungenheiten müssen von einem solchen Systeme die Folge sein! Hunderte und darunter viele der schönsten, ja geradezu unentbehrlichen Worte der deutschen Sprache werden bei dieser Trochäen-Weise der Anwendung in Hexametern ausgeschlossen, und wenn man sich auch vielleicht bei den meisten mit manchen Umschreibungen helfen kann, so wird dies doch bei Eigennamen wie Brandenburg, Württemberg, Steiermark, Dänemark, Magdeburg, Regensburg, Halberstadt, Erzberg (wofür man sich vielleicht mit einem „Erberg“, das vom Erze sich nennt“, helfen würde, da solches Drollige und noch Drolligere in der That vorkommt), Denmark, Stubbenkammer, Bodensee, Verlichingen, Herzberg, Lauenzen u. i. w. rein unmöglich. Auch den hinführenden Strophen, die man den Alten nachahmte, hat man diesen Spondeenzwang auferlegt, und Gruppe, sonst ein enthusiastischer Bewunderer Platon's, bemerkt in dieser Hinsicht mit Recht:

Man prüfe mit näherm Eingehen die so hochgehaltenen ionischen und alckischen Strophen, wie Platon sie bildet: leicht ist in ihnen viel Kunstreich aufgewendet, sicherlich hat der Dichter es sich nicht leicht gemacht; allein in welcher Richtung und mit welchem Gewinn? Er irrt, wenn er glaubt im Gange der Sappho und des Alckas zu liegen, denn er bewegt sich nur in den Schalen des Porz. Er macht sich ängstlich an Sätzen und Spondeen, wo die Griechen nichts davon wissen.

Auf diese Weise ist 'g. B. der sapphischen Strophe, beim „weichsten und mildesten Maß, das je von der griechischen Lyra erklungen“, von neuzeitlichen Dichtern ein 1868. 9.

das Ohr verlegenden Charakter der Schwere, Härte und Gezwungenheit aufgedrückt worden. So hielten sich unsere neuern Dichter, wo sie die Wahl hatten zwischen der freieren Bewegung der griechischen Dichter und der kunstvollern der römischen, immer lieber an diese als an jene, nur um ihre Kunst zeigen zu können. Aber keine Nation läßt sich durch die Willen ihrer Gelehrten auf die Dauer octroyiren, was ihrer innersten Natur widerstrebt, und so geschah es leider, daß, wie schon bemerkt, diese Versprobenhören in weiten Kreisen Antipathien gegen die Nachbildung antiker Versmaße überhaupt hervorgerufen haben.

Hermann Marggraf.

2. A. Frankl's Reise nach dem Orient.

Nach Jerusalem! Von Ludwig August Frankl. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1868. Gr. 8. 2 Hft. 18 Ngr.

Wer die Bedingungen kennt, unter denen das vorliegende Reiseswerk zu Stande gekommen ist, dürfte auch ohne specielle Einsichtnahme in dasselbe ein ziemlich interessantes Urtheil darüber zu fällen im Stande sein. Es ist eben ein Exemplar aus der zahlreichen Species der modernen Touristenliteratur, aber deren mittleres Niveau es sich jedoch an einzelnen Punkten in anerkennenswerther Weise erhebt. Auf der einen Seite haben wir es mit einem Schriftsteller zu thun, welcher, ebschen bisher noch nicht auf dem fraglichen Gebiete thätig, ungewisselhaft eine nicht zu verachtende Auffassungs- und Darstellungsgebe besitzt. Auf der andern Seite sehen wir denselben im Fluge von Ort zu Ort einem bestimmten Ziele zuweilen, wo er, ebenfalls in verhältnismäßig kurzer Zeit, innerhalb eines beschränkten Kreises eine ganz specielle Mission zu erfüllen hat. Was ist der Leser unter diesen Voraussetzungen zu erwarten berechtigt? Eine Reihe von Beobachtungen und Urtheilen denen, wo sie von einiger Wichtigkeit sind, das Interesse der Neuheit, und, wo sie wirklich ausnahmungsweise neu sind, das Interesse der Wichtigkeit abgehen wird, und die daher sogleich hätten aufgeschrieben bleiben können, ohne daß die Literatur oder Wissenschaft gerade sehr viel verloren hätte, die aber, nachdem sie nun einmal geschrieben worden sind, sich für jedermann als eine angenehme Unterhaltungs- für die mit der Reiseliteratur über Syrien und Palästina wenig Vertrauten auch als eine belehrende und anregende Lectüre empfehlen lassen. Sollte es sich außerdem herausstellen, daß die Schilderung jenes beschränkten Kreises nach irgendeiner Seite hin auch die allgem. Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdient, so würde dieser Umstand den Werth des Buchs nicht unwesentlich erhöhen. Diese ganze Schlussfolgerung haben wir bei der Lectüre des vorliegenden Reiseswerks vollkommen bestätigt gefunden; insbesondere freut es uns aber hinzufügen zu können, daß auch die zuletzt ausgesprochene Voraussetzung eintrifft.

Franz Liise Herz zu Wien hatte beschlossen, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Simon Eden von Edeln eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem, zunächst für israelitische Kinder christlicher Unterthanen, zu stiften und zu diesem Zwecke ein Kapital von 50000 Gulden bestimmt. Dr. Frankl erhielt von ihr den Auftrag, zur Gründung dieses Instituts in Jerusalem selbst die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Nachdem derselbe die jüdischen Bewohner Jerusalems durch eine kurze Schrift („Kol me' aser“) auf den Zweck seiner Aufgabe vorbereitet hatte, trat er am 11. März 1866 seine Reise an, um von Triest aus mit einem Lloyd-Dampfer nach Konstantinopel zu fahren. Korfu und Bante wurden nur ganz vorübergehend berührt. Letztere Insel als die Geburtsstätte, erstere als der Aufenthaltort des inzwischen (am 21. Februar 1867) verstorbenen edeln Dionisios Edens veranlassen den Reisesenden zu einer kurzen Schilderung der Lebensverhältnisse und poetischen Schöpfungen dieses größten,

ngenden mongolischen Dichterschaft in Athen ist hauptsächlich von Interesse. Die man zu Tage tretenden Grinnereien und altgriechisches Leben istischem Mithras auf den

ersten Bild etwas zugleich Ueberraschendes und Manuskriptes, stehen aber doch, genauer betrachtet, selbst da, wo sie nicht gemacht sind, mit den Eigenthümlichkeiten und Anforderungen des modernen Lebens einigermaßen im Widerspruch. So fehlt es an einem nationalen griechischen Drama, weil Griechenland, abgesehen von dem italienischen Operngesang, kein Theater hat. „Jedes griechische Weib würde sich für entehrt halten, auf der Bühne zu erscheinen“, und „jeder Mann hielte es unter seiner Würde, als Schauspieler aufzutreten, und seine Freiheitskämpfer durch Knaben dargestellt zu sehen, würde ihm lächerlich vorkommen“. Auch in den Jahren am 25. Mai durch die Universität haltenden Dichterkrönungen spricht sich ein solcher antiker Zug aus. Von dem ersten dieser poetischen laureati, Kalafos, erhielt der Verfasser einen Besuch, während dessen sich der Dichter namentlich gegen die unnatürlichen Wiederbelebungversuche des Altgriechischen aussprach. Er sagte auch darüber, daß sich in Griechenland kein Buchhändler finde, der den Verlag von Gedichten übernehme. Der Verfasser verkehrte noch oft mit Kalafos, der in ihm jedesmal den Eindruck einer edeln, nationalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung hervorrief. Einem andern berühmten neugriechischen Dichter, dem Minister Rangabé, stattete der Reisende selbst einen Besuch ab. Der Minister, ein kleiner lagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen, von schlichtem, freundlichem Wesen, redete ihn gewandt in deutscher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Umland's und Rückert's; seien Sie mir herzlich willkommen.“ Er theilte dem Verfasser unter andern mit, daß er seit lange mit dem Gedanken umgehe, ein griechisches Theater zu schaffen, und die Art und Weise, wie er denselben einzurichten gedenke, hat

Ruse von seiten des russischen Gedichte: das alle und Liebe“, über die Beobachtungen des noch manches Auf die hervorstechenden den und griechischen ng des traurigen Zustand eine Lebenslyze a (Madame Lebrun), und 20 Jahre lang n seitfames und extra hervorgehoben werden ge auf den Dampfer elanntschaft der Amer von reiner Menschen ferlegt hatte, in allen Irremanikalen hingenommen und schilderte n Erfolg bei Pius IX. is kurze Zeit verweil in wenigen Tagen arj nach dem Pariser welche die allgemeine Hat-Humajum wirkte die Frage, welche reise, mit denen der, gerade so wie bei wortet ward. „Der m, der österreichische naren „Albanischen mit Sammlung gries: er voraussetzte, daß mit den deutschen auf-

fallen und zu manchen lächerlichen phantasiehaften Combinationen laß geben würden: „der Hat-Humajum und die in ihm angesprochene Gleichstellung der Confassionen ist möglich, aber — in türkischer Weise, langsam und erst nach langer Zeit. Was auch die Welt gegen das Tanfmat sage, doch hat es seine Wirkung gehabt und dauert sie noch fort und fort. Die Verhältnisse in der Türkei sind seitdem ganz anders geworden. Die Taten klagen zwar über ihre Zustände, wenn man aber ins Einzelne geht und ihnen die guten Folgen an besondern Fällen nachweist, dann sagen sie: Ja, das ist wahr! Ebenso ist der Zustand Griechenlands in fortgesetztem Vorschreiten begriffen; man bemerkt das deutlich, wenn man die Ansätze gesehen hat.“ Dies ist der officiell österreichische Standpunkt. In ganz anderem Sinne sprach man sich in einer Gesellschaft bei dem Hospodar des Sultans, Christian Eser, aus: „Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das Tanfmat sehr langsam, aber doch einigen Fortschritt herbeigeführt hat, so ist der Hat-Humajum ein Blatt Papier zwischen dem Großherra und seinem Volke.“ Es wird einleuchtend, solange die Westmächte die Hauptstadt schützen, d. h. belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonensugel an die Thorschwelle, an dem trügen Widerstande der türkischen Regierung zu verscheitern. Der Hat greift zu sehr an die religiösen Grundfelsen des Reichs und scheint mit der vielleicht sogar der türkischen Regierung nicht verschwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar sei, geknüpft worden zu sein.“ Auch die Worte Dmer-Pascha's, welchem der Verfasser einen zweimaligen Besuch abstattete, verdienen angeführt zu werden, obgleich wir damit nicht sagen wollen, daß dieselben ohne weiteres als der Ausdruck seiner vollen Ueberzeugung hinzunehmen seien. Auf die Bemerkung Frankl's, daß der Untergang vielleicht der Untergang der jetzt noch halb selbständigen türkischen Nation sein werde, entgegnete er: „Sie sprechen die Anschauung der gebildeten Völker Europas aus und iren mit ihnen“, und er stellte es ausdrücklich in Abrede, daß die Reformen an den Grundfelsen der Religion rütteln und den Fall des sinkenden Reichs herbeiführen würden, indem er sagte: „Gewiß nicht; der Türke ist tief religiös, aber nicht mehr fanatisch. Die Alimas haben keine Macht und ein fester Wille kann alles.“ Dmer-Pascha schildert der Verfasser folgendermaßen: „Seine Gestalt ist mäßig hoch, schlank, Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Zuckelne ist dem sonst länglich schmalen Gesichte etwas vortretend. Die kroatische Bildung ist unverkennbar, wie denn auch das correct gesprochene Deutsch nicht ohne slavischen Anklang ist. Er war als türkischer Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublaue, seidene Weste sehen. Der Haupt bedeckte ein rother Fes. Seine rechte Hand lag fort und fort die Kugeln eines schwarzen Rosenkranzes, der mit silbernen Quasten geziert war, durch die Finger gleiten.“ Wir wollen übrigens, um nochmals auf den Hat-Humajum zurückzukommen, nicht verschweigen, daß nach des Verfassers eigenen Erfahrungen die Sache auch ihre Rehrseite hat: Christen und Juden wollen zwar gern mit den Türken gleiche Rechte haben, aber von gleichen Pflichten und namentlich von der Militärflicht wollen sie nichts wissen; höchstens trösten sie sich mit dem Gedanken an die Möglichkeit einer Loskaufung von letzterer.

Von dem vielfachen in Konstantinopel und dessen Umgebung Beobachteten und Gesehenen sei hier nur noch der neue Palast des Sultans erwähnt, welchem der Verfasser, der ihn infolge besonderer Vergünstigung kurze Zeit vor dem völligen Ausbaue desselben in Augenschein nehmen durfte, eine ausführliche Beschreibung widmet. Alles Uebrige müssen wir übergehen, um mit einigen Worten der Verfassung der türkischen Juden zu gedenken, deren Verhältnissen der Verfasser natürlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Darstellung einräumt. Die einzelnen Notizen über die zerstreuten jüdischen Gemeinden des türkischen Reichs mögen in Ermangelung zuverlässiger Quellen für den Statistiker und insbesondere für die Glaubensgenossen des Verfassers von Werth sein; wir anerkennen jedoch nur das allgemeine

Wichtige. Die Verfassung der türkischen Juden entspricht der der übrigen ausnahmslos orientalischen Unterthanen des Sultans. Die Leitung aller öffentlichen Geschäfte steht dem Oberhaupte des einen der beiden konstantinopolitanischen Dschem oder Rabbinercollegien zu, welcher von dem ihm beim Amtsantritt durch die Regierung erteilten Oedern des Sultans Esham Befehl des Sultans führt. Mit ihm verfährt die Regierung in allen Angelegenheiten, welche die Juden des türkischen Reichs betreffen. Ihm liegt es ob, ihnen alle Befehle kund zu thun und über deren Vollziehung zu wachen. Er hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu verpartiren, was er mit Hilfe der Rabbinen in den jüdischen Gemeinden, die er ernennen und absetzen kann, ausführt. Ferner muß jede der Hauptgemeinden, z. B. Smyrna, Salonich, Jerusalem, wenn sie einen Rabbi wählen, dem Esham des Sultans in Konstantinopel davon Anzeige machen. Im Falle des Uebers zum Neugewählten Vertrauen hat, schlägt er ihn der Regierung vor, die ihn bestätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Laxe von 30000 Pischern dafür bezahlt, ebenfalls den Jaldunen des Sultans erteilt. Die damit verbundenen, was freilich wegen ihrer Armut nur die wenigsten Gemeinden haben, genießen das Vorrecht, ihre Wünsche oder Vorschläge dem Esham des Sultans in Konstantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung angeordnet davon in Kenntnis zu setzen. Wirklich ist das einzelne sowie der innere Verwaltungsvorstand der Gemeinde zu Konstantinopel müssen wir auf das Werk selbst verweisen.

Am 29. April ging der Verfasser abermals zu Schiffe. Von Smyrna, Rhodus und Gubern sah er gerade so viel, als man in Zeit von wenigen Stunden mit offenen Augen sehen kann; Rhodus besuchte er glücklicherweise noch kurz vor der furchtbaren Explosion, welche die Mitternacht, den Eingebogen, die Johannisfeier und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen in einen Trümmerhaufen verwandelte. Von der Landung in Beirut an gewinnt der Reize mehr den Charakter des Ertigen, Zusammenhängenden; das Dampfgeschiff läßt nunmehr dem Rasse, wol auch dem Kamel und Gezeleboote wieder sein altes gutes Recht. Ein höchst eigenständiges Interesse hat die Schilderung des Besuchs, welchen der Verfasser dem hochbetagten und blinden maronitischen „Häupter des Libanon“ auf seinem Schlosse zu Salme abstatte. Unter die Religion der türkischen Familie herrschen widersprechende Stimmen: sie bekennen sich wol zum Christenthum, allein der Priester konnte während seines vierstündigen Aufenthaltes keine Ceremonie, keinen Auspruch, kein Aerg oder Heiligspruch entdecken, welches ihn an das Christenthum des Hauses erinnert hätte, und der Häupter soll nach Umständen unbedenklich die Farbe wechseln. Von Beirut begleiteten wir den Verfasser zunächst über den Libanon, nicht weit von den heilendsten der Druzen vorüber. Maroniten, welche die Reformation im Late brachten, theilten ihm über die legitime folgenden mit: „Wir Christen leben mit den Druzen im besten Einvernehmen. Es sind tapfere, entschlossene Männer von guter Denkskraft. Aber ihren Glauben beweisen sie ein tiefes Bewußtsein, von dem sie selbst mit ihren besten und bewährtesten Freunden, wenn sie nicht auch Druzen sind, nicht sprechen. Sie wissen, wie die Juden und Mohammedaner, nur einen Gott an. Der Wille, die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit, das Wort sind unzerstörliche Wesen, die den Zusammenhang zwischen den Menschen ab Gott erhalten. Ihr Prophet Israhel ist der letzte, zu dem Gott sprach und der lebte seit Erschaffung der Welt. Jesus, er Sohn Joseph's und Maria's, ist ein falscher Prophet. Ihre heiligen Wandern, je nach ihrer Tugend oder ihrem Laster, in Hölle oder himmlische Reinschengefallen. Ihr Prophet wird überkommen, und das wird die Zeit der ewigen Glückseligkeit auf Erden, das Paradies sein. Das wird geschehen im Jahre 1141 (1). Die Kerkeln eines jeden Dorfs gehen den Freitag um die Winternachtsfeier aus den ihren zunächst liegenden Berg, um Gottesdienst zu halten. Sie lesen eine Stunde lang aus einem Buche, das niemals ein Menschenhand geschrieben hat. Selbst unter ihnen werden die Männer erst, wenn

sie das vierzigste Jahr erreicht haben, in die Geheimnisse der Religion eingeweiht. Einen Versuch derselben werden sie mit dem Tode bestrafen. Doch weiß man seit Wundungenden nichts von einem solchen Falle.“ Im wesentlichen damit übereinstimmend fand der Verfasser später auf der Rückreise das Urtheil der Christen in Kame, einem Dorfe zwischen Be- und Jere und Safed. „Sie sagen zwar, daß sie an Gott glauben, aber in Wahrheit ist dem nicht so. Sie nehmen nicht an, daß die Menschheit von einem Paare abstamme, sondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menschenpaar zugleich weiße und schwarze Kinder erzeugen? Sie glauben auch nicht an die Schöpfung. . . . Sie sind brave, tapfere Männer, deren das gesamte Wort heilig ist, es sind hilfsreiche Nachbarn, und ihre Weiber sind fromm.“

Eine dreitägige Reise brachte den Verfasser nach dem von einem Diamantjuweliere umwogenen Damaskus, dessen Schilderung uns mitten in das volle orientalische Leben hinstellt. Er machte hier manche interessante Bekanntschaften, unter andern die des Obersten Beiler, eines der aus dem persischen Heere in das türkische übergetretenen Offiziere, die des preussischen Consuls, des gelehrten Orientalisten Wegelin, und die — Abdol-Kader's, welcher nicht nur die medicinische Geschicklichkeit seines Vaters gegen die Schmerzen eines hohlen Zahns zu Hilfe rief, sondern auch sein poetisches Talent zu verwerthen wußte, indem er sich von ihm besingen ließ. Der Emir beabsichtigte damals, seinen zahlreichen Verehrern Vorträge über die muslimische Offenbarungstheorie zu halten. „Er hat einen großen Ruhm im Morgenlande, den er sich durch den Ruhm seiner Tapferkeit wie durch seine oft prophetische Voraussicht erworben hat. Seine Rolle ist nicht zu Ende gespielt, und wir überhaupt der Erwartung seines Todes, die Aussicht seiner Nachfolger Schlammigkeit bedektet, so scheint er mit dem feinsten Gefühle in die noch so fernsten Weltereignisse hineinzuhorchen und in sich entscheiden zu sein, wenn ein ihm glücklich schenken Moment kommen sollte.“ Wir eilen nun mit dem Verfasser in zwei Tagen über den Libanon nach dem erhabenen Kulnen von Baalbek und weiter über die schneebedeckten, gefährvollen Höhen des Gebirgs dem arabischen Gebirge des Libanon zu, deren Fuß jetzt auf uns herabgefallen ist, um vielleicht im Laufe des nächsten Jahres wieder gänzlich zu verschwinden. Das Dampfgeschiff trug den Reisenden von Tripolis zurück nach Beirut, und von hier weiter an die Ortschaft Palästina, die er bei Jaffa betrat. Durch die Güte von Baron über Kamel und Kurjet's d. Quid, das alte Atrich-Beirut, pilgernd, erreichte er am 20. Mai Jerusalem.

Die Beobachtungen und Erfahrungen des Verfassers in Jerusalem, sowie seine Wanderungen im heiligen Lande sind zwar, wie fast alles was er schreibt, anziehend, einen selbständigen Werth haben aber nur seine Aufschlüsse über die Zustände, Sitten und Anschauungen seiner Glaubensgenossen, zu deren genauere Erforschung ihm die zur Erleuchtung des ihm gemordeten Auftrags notwendigen Schritte hienachende Veranlassung boten. Jerusalem hat eine Bevölkerung von 18000 Seelen, unter denen sich 3000 Christen und 5700 Juden befinden. Die letzteren scheiden sich wie alle morgenländischen Juden in die zwei Hauptklassen der Sephardim und Ashkenasim. Sephardim heißen die Nachkommen der heusch-portugiesischen Juden, welche bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Jhabila von dort in alle Welt ausgewandert. Die Sephardim in Jerusalem kommen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Ägypten, Lais, Tripolis, Ägypten, Marokko, Persien, Indien u. s. w. und sprechen sich des spanischen Idioms. Sie bilden die bei weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen, und die Großgemeinde von Jerusalem, an deren Spitze der Esham Befehl steht. Die Ashkenasim kommen nur zum geringsten Theile aus Ostpreußen, d. i. Deutschland und Holland, die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen und Posen. Sie rechtfertigen aber trotzdem die Bezeichnung Deutsche, als sie deren Sprache, wenn auch in einem wunderlichen

als in meiner Seele empfangen und vom Geiste großgezogen worden." Ein kleines Segelboot trug ihn nach Achaia am Fuß des Karmel, in dessen prachtvollem, durch die unermüdete Thatkraft des einen Mönchs Giovanni Battista wieder aufgethanem Bergkloster er bei den echt toleranten Brüdern freundliche Aufnahme fand. Von hier ritt er längs des Bergklosters nach dem noch theilweise in Ruinen liegenden St. Jean d'Acre und sodann weiter über Safed mit seiner 2100 Seelen zählenden Juden-gemeinde, der größten nächst der in Jerusalem, nach dem Galiläischen Meere. Die interessanten Ansätze von Liberia aus mußten wir übergehen, halten es aber für erwähnenswert, daß er hier eine in hebräischer Sprache geschriebene, historische und Wunderbare, Gebete und Gebichte in hebräischer und spaniolischer Sprache enthaltende Chronik von Liberia kaufte, welche auch der damals mitgetheilten Probe nicht ohne geschichtlichen Werth zu sein scheint. Die weiteren Haltepunkte seiner Reise: Nazareth, der Labor, Jersel mit der nach ihm benannten großen und fruchtbaren und doch völlig entvölkerten Ebene, und die Ruinen von Samaria, brauchen nur genannt zu werden, um die reichen, an diesen geschichtlich schwangern Boden sich knüpfenden Erinnerungen, denen sich charakteristische persönliche Erlebnisse anschließen, ohne zu lassen. Von Nablus, dem alten Sichem, aus, wo er den Hohenpriester der nur noch 150 Seelen zählenden alten Samaritanergemeinde kennen lernte, erklimmte er den Garizim und besuchte Johann Jakob's Brunnen und Joseph's Grab. In Jaffa wieder angelangt, sagte er am 22. Juli dem Lande seiner Jugendschmacht Lebewohl, um über Aegypten der Heimat zuzueilen. Was er im Lande der Pyramiden gesehen, das gedankt er später in einem besondern Reisevermerk mitzutheilen.

Wir haben zur Würdigung des von uns besprochenen Buchs nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Die einzige Specialität des Verfassers haben wir bereits zur Genüge hervorgehoben; für den Mangel an einem tiefern naturwissenschaftlichen oder historischen Verstandnis entschädigt zum Theil die lebendige und in der Regel einfach gefällige Schilderung persönlicher Erlebnisse, welche von zahlreichen werthvollen Eagen und Legenden geschickt durchweben ist. Wir können also das Werk unter den angegebenen Beschränkungen warm empfehlen, dürfen aber dabei die Nachlässigkeit, mit welcher der Verfasser hier und da die deutsche Sprache behandelt, um so weniger ungerügt hingehen lassen, je häufiger sich gerade österreichische Schriftsteller, wenigstens in der Prosa, diese Unart zu Schulden kommen lassen. Wenn man neuerdings allgemein von Deutschland und Oesterreich oder von Oesterreich und Deutschland sprechen hört, so wollen wir ihnen wenigstens zu Gemüthe führen, daß fürs erste unsere gute deutsche Sprache noch keine österreichisch-deutsche geworden ist. Und wenn wir auf dem Raume einer einzigen halben Seite Wörter wie „Pyraus“, „Echnaden“ und „Rifladen“ finden, so thun wir dem Verfasser wol nicht Unrecht, wenn wir ihn ersuchen, künftige etwas mehr Sorgfalt auf die Orthographie zu verwenden.

Ein arabisches Märchen.

Hr. Dietrich, außerordentlicher Professor in Berlin, gab heraus: „Der Streit zwischen Mensch und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der Lantern Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, sowie mit Anmerkungen versehen“ (Berlin, Mittler, 1858). Die „Lantern Brüder“ waren ein dem Freimaurerorden nicht anhänglicher, wohlgegliederter Bund zu Bada, zu welchem im 10. Jahrhundert in dem hiesigen Religionszwang getriebenen Reiche der Abbasiden eine Anzahl würdiger Männer zusammentraten zu dem Zwecke, durch Erforschung der Religionen und Wissenschaften gelanterte Aufklärung über Tugend und menschliche Würde im Volke zu verbreiten, nächstmal den Schäden ihrer entmenschten Zeit entgegenzutreten und die Resultate der Wissenschaft in all-

gemein faßlicher Weise dem Volke zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke suchten sie in 51 Tractaten, welche als die Abhandlungen reich der M der wichtig platonismus: elern Anha einundzwanz lichen Besten die Härte u Creaturen (vor dem u

Die U ein Schiff u beherrschte absoluter O der Genien

Der Herrscher der Genien verlangt eine gerechte Untersuchung, worauf die Thiere Gesandte an alle sieben Thierklassen schickten, deren Könige eine Versammlung ihrer Unterthanen veranstalteten und die beerdigten zum König der Genien als Vertreter sendten. Nun beginnt vor den Genien ein Wettstreit, in welchem auf der einen Seite der Griche, Kraber, Syrer, Iragenser, Perser und Indier die Vorzüge des Menschen hervorheben, während auf der andern Seite die Birne, der Sproßer, der Schafal, die Grille und der Papagai als Sachwalter der Thiere den Menschen gerade seinen schmeichelhafte Sittenspiegel vorhalten, und in anziehender Weise dagegen die Ordnung und Zucht in ihren Thierstaaten, namentlich die im Vienenstaat, als Muster aufstellen. Alle Vorzüge, welche der Mensch in den von seinem vorständigen Raffinement und der seinen Genussucht hervorgerufenen Verhältnisse zu haben wähnt, werden mit scharfer Kritik und treffendem Witz niedergeworfen, und nur durch seine Unsterblichkeit rettet sich der Mensch aus der Niederlage.

In der dem Märchen folgenden Abhandlung über den Orden der Lantern Brüder werden zunächst die Tractate dieses Ordens aufgezählt, sodann die Hauptstellen des Islam, die Mutajilliten und Sufi charakterisiert; im dritten Abschnitt wird über die Auffassung der Weltseele bei den Arabern gehandelt; im vierten Abschnitt die Bedeutung des Ordens dargestellt und zuletzt vom Verfasser und dem Sinne des Märchens gesprochen. Erklärende Anmerkungen bilden den Schluß des dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmeten, durch hübsche Darstellung erfreuenden Buchs, das von dem Leben und geistigen Ringen der Kraber um das Jahr 1000, also zu einer Zeit, in der sie als die Vertreter der damaligen höhern Bildung angesehen werden dürfen, ein klares Bild gibt und für die Geschichte der Naturwissenschaft und der Philosophie bei den Arabern, sowie für die geistige Entwicklung des Islam von Bedeutung ist.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß die Abhandlungen der Lantern Brüder trotz ihrer großen Wichtigkeit für die Culturgeschichte bisher bei der geringen Zahl der Arbeiter auf dem so ungemein großen Felde der arabischen Philologie gar wenig Berücksichtigung gefunden hätten. A. Sprenger habe indes das Verdienst, in zwei Artikeln des „Journal of Bengal“ (1848) alle 51 Abhandlungen in Betracht gezogen zu haben, nachdem schon R. Hamwood 1837 einige Proben aus dem vorliegenden Märchen veröffentlicht hatte. Auch könnte man, bemerkt der Verfasser, einer Abhandlung über dieselben von dem Orientalisten Flügel entgegensehen. Für die Uebersetzung standen Dietrich neben den kalligraphen Druckern von 1812 und 1842 noch die pariser Handschrift Nr. 1005 und die berliner Handschrift aus der Sprenger'schen Sammlung Nr. 1946 zu Gebote.

Notizen.

Leßing.

Die „Allgemeine Zeitung“ brachte in den Beilagen zu Nr. 344 und 345 einen Aufsatz über Goethe's (demnach natürlich auch in d. Bl. zu beschreibendes) Werk über Leßing, der unter andern Behauptungen vorbringt, die an sich allerdings richtige Bemerkung enthält, daß es ein Mißgriff sei, wenn ein Biograph an seinem Helden schlechterdings alles und jegliches loben zu müssen glaube. Eine Lobrede sei keine Lebensbeschreibung. Was sollte der ehrwürdige Heiligenschein bei Männern, die groß und gewaltig genug seien, um trotz ihrer Verdorrenheiten unwarer Verdächtigungen entbehren zu können. Die Heuchelei erzeuge wiederum Heuchelei und außerdem Hochmuth, charakterlose Verdräuflichkeit, die tadellos zu sein wähne, weil man ihr die berühmten Landolente halb als Helden, halb als Engel vor Augen stelle u. s. w. Es heißt freilich auch: Richter macht, damit ihr nicht gerichtet werdet! und es fragt sich, ob jetztliche, gegen einen Mann von öffentlichem Charakter gerichtete Misslagen, die man z. B. einem Prediger auf der Kanzel sehr wohl vorwerfen und untersagen würde, einem Biographen zu gestatten seien. Wenn der Verfasser des genannten Aufsatzes den Grund zu dem großen Mißfall, welchen Lessing's Biographie Goethe's gefunden hat, einzig darin erblickt, daß der Engländer den deutschen Dichter von allen (?) Schwächen und Mängeln rein zu waschen verstanden, und sich dabei so weit vergibt, in diesem Mißfall ein Symptom „deutscher Mißthätigkeit“ zu erkennen, so ist dagegen zu bemerken, daß zu den Pflichten eines Biographen auch die gehört, seinen Helden gegen fälschliche Verleumdungen und Verdrehungen und gegen böswilligen Mißbrauch in Schutz zu nehmen. Im ganzen möchten wir als Grundbesatz aufstellen, daß in Bezug auf gewisse persönliche Schwächen, durch die der Held einer Lebensbeschreibung mehr sich als andern schadete, dem Biographen die äußerste Vorsicht und Humanität zur Pflicht gemacht sei; daß er dagegen unterbittlich streng sein müsse, wo es gilt, niedrige Ränksucht und gemeine Motive zu enthalten und überhaupt Handlungen zu gesein, durch die der Geschilderte seinen Ardenmenschen oder dem Gemeinwesen Schaden zufügte. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung“ meint, daß sich auch Goethe von der „unter uns tiefgewurzelten Lobrebnerrei“ gleichfalls nicht freigekommen habe; aber die Rügen, die er nun feinerseits gegen Leßing vorbringt, betreffen so unbedeutende Punkte, daß sie kaum zu einer eigentlichen Anklage gelt gemacht werden. Er rechnet zu Leßing's Fehlern z. B. „seine Eichen vor einer festen Lebensstellung, deren er nicht durchs Leben gekämpft wurde“, endlich sein „gänzliches Unvermögen mit dem Geld umzugehen“, sowie das Bedürfnis, „in rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen Zerstreuung und Lust zu suchen“. Nun, das „Unvermögen“ und das „Unvermögen mit dem Gelde umzugehen“, theilt Leßing gerade mit fast allen wirklich großen Männern in Kunst, Literatur und Wissenschaft, und der Vorwurf, daß er sich „rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen“ ergeben habe, ist nur zu sehr gerichtet, von dem anspruchslosen Charakter und den einfachen Lebensbedürfnissen Leßing's einen ganz falschen Begriff zu geben; dieser Vorwurf ist selbst noch zu hart für Leßing's kurze Aufenthaltzeit in Berlin, auf die er eigentlich genügt ist. Wer würde rein bleiben, wenn man flüchtige, vielleicht durch die Umgebungen hervorgerufene Jugendthorheiten bedeutender Männer mit solcher Kränkelerei messen wollte? Und soll man etwa auch Goethe's Jugendtraf bemerken, weil er einmal als junger Mann gewöhnlich war, einer Schwandreckung wegen heimlich und kitzig zu entweichen? Mit der nun folgenden Behauptung: „Seine über alles Lob erhabene Unbegreiflichkeit in einer so verführerischen Stellung, sowie die opferwillige Großmuth gegen seine Angehörigen ist nicht geeignet, ein derartiges Mißverhältnis auszugleichen“, und wir vollkommen einverstanden, wenn wir uns das „nicht“ vor „geeignet“ hinwegdenken. Wir

erwidern bei diesem Anlaß, daß J. W. Scherer in Nr. 34 des „Bremer Sonntagsblatt“ eine kleine Schrift von dem Professor Dyggemeier: „Leßing, der Freund der Wahrheit“ (Amsterdam 1856), zur Hand gebracht, eine Schrift, worin der Engländer unsern Dichter als ein Vorbild unbedingter Fortschritt und wahrer Wahrheitsliebe hinstellt, wie er schon früher in einer gelehrten vorwunden Schrift Goethe als Ideal der neueren Poesie schätzte und seinen Landesleuten als Muster der Nachahmung empfahl.

Geistige Entstellungen einer nordamerikanischen Miß über Deutschland.

In Nr. 49 des Gräzinger'schen „Pionier“ fanden wir in einer Anzeige des Werks von Fr. Kapp: „Das Leben des General's Struben“, gelegentlich einer literarischen Curiosität mit dem Worten erwähnt: „Küßlich erschien ein Buch über Deutschland von einer gewissen Miß Johnson, einer amerikanischen alten Jungfer mit blauen Strümpfen, ein Buch voll der lächerlichsten Ränksucht und Aufschauungen. Unter andern Meinigkeiten berichtet Miß Johnson, daß in St. Goar, dem romantischen Städtchen am Rhein, die Mädchen hundertweise auf öffentlichen Märkten verkauft würden.“ Ueber diese neuartige Ränksucht habe ich nun jetzt etwas Näheres aus einer neueren Correspondenz des „Rosenblatt“, in der das Buch „ein wahres Juwel der Dummheit“ genannt wird. Die Verfasserin des „Pionier'schen“ geht ganz offen, nach Deutschland gegangen zu sein, ohne ein Wort deutsch zu verstehen; jedoch habe sie das Glück gehabt, sehr bald ein Mädchen als Aufseherin in der Kammerjoseph zu finden, welches geläufig englisch sprechen konnte. Aus dieser zu Fleisch gewordenen Stenographen ist Miß Anna Johnson ihre bedeutendsten Inspirationen geschöpft zu haben, insofern sich ihre verführerische weibliche Fantasie nicht etwa das Vergnügen gemacht hat, der leichtgläubigen Miß einen Vorrath der schönsten Lügen anzuhäufen, um sie und noch mehr sich selbst dadurch zu amüsiren. Die Miß verwechelt unter andern Karl den Großen mit Karl V., läßt Luther im Rheingebirge geboren werden, macht aus der Pfalz einen Pfalzgrafen, erhebt die Schorckensinger zu Regierungsbeamten und verkündet, daß es in Holstein und Schleswig seinen Adel gebe. Sie verkennt es den Deutschen sehr, daß sie mehr auf Aufschmückung der Wohnungen mit Gemälden und Kupferstichen als mit Teppichen und andern Luxusgegenständen hielten, und von der Sentimentalität der weiblichen Jugend in Deutschland erzählt sie die haarsträubendsten Dinge. Ihrer Versicherung, daß in den höchsten Gesellschaften der Eitelkeit des Tabakrauchens allgemein geübt werde, wird man um so eher glauben schenken, da sie die höchste Gesellschaft Deutschlands ohne Zweifel nur in diesem oder jenem Gasthause und an der Table-d'hôte kennen lernt. Die schon andere ausländische Touristen vor ihr erzählt hat, daß die deutschen Studenten häufig mit der Pfeife im Munde auf der Landstraße bettelnd angetroffen würden. Wahrscheinlich sah auch sie sechende Handwerksburschen für Studenten an, was allerdings ein verzeihlicher Irrthum ist, da es leider in Deutschland genug Studenten gibt, die sich in ihren Manieren nicht eben sehr von der besten Sorte der Handwerksburschen unterscheiden. Den Wispel des Unkuns erkennt aber die Verfasserin in der schon oben erwähnten Behauptung, daß in St. Goar und in Ocken-Rassel Brauen und junge Mädchen altjährig an die Reichthümer verkauft würden und daß es in Deutschland nicht eine einzige politische Zeitung gibt. Letztere Versicherung ist übrigens nicht so ganz unwar, denn für jemand, der nicht deutsch kann, erklärt allerdings ebenso wenig eine deutsche politische Zeitung, als für jemand, der nicht englisch kann, eine englische politische Zeitung existirt. Sollte die nordamerikanische Miß vielleicht auch die im Jahre 1853 erschienene abdruckt „Letters from abroad by a young Lady“ (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1854) als Quelle benutzt haben, in denen unter andern erzählt wird, daß die Studenten in Bonn vorwiegend alle Heiligthümer geistig geistig werden, stürzende Gräzinger ausgenommen?

Goethe's angebliche Flohbissferration.

Die in Nr. 38 d. Bl. f. 1855 veröffentlichte Notiz „zu Goethe's Lebensgeschichte“ bedarf einer kleinen Berichtigung. Der Irrthum nämlich, als hätte Goethe eine Dissertation juridica über die Flohbeisse verfaßt, ist schon lange vor der in jener Notiz erwähnten Sitzung des frankfurter Kunst- und Alterthumsvereins und gründlicher widerlegt worden. Mit gerechtem Unwillen hat F. v. d. Hagen diese Fälschung aus die kurze Geschichte des Buchs in dem vierten Bande der „Germania“ (1841, S. 226 sq.) besprochen. Er vermaht dort sogar, daß der unter dem Pseudonym Opicius Jocosus verfaßte marburger Professor Otto Philipp Hauschülfer nur eine ältere Arbeit wieder herausgegeben, ansehnlichen Bedenkens jedoch mit schwachen Gründen. Eine so frühe Ausgabe, wie Hagen dort statuiert, Rastburg 1635, die dann von Hauschülfer's Geburt erscheinen wäre, kennt auch Emil Heller nicht, der in einem Beitrag zur Flohliteratur (Pegholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft“, 1854) dieses Werk mit herangezogen und seine verschiedenen Ausgaben verzeichnet hat. 34.

Bibliographie.

- Barack, L. K., Hans Böhm und die Wallfahrt nach Kitzbühel im Jahre 1476, ein Vorspiel des großen Bauernkrieges. Nach Urkunden und Chroniken bearbeitet. Würzburg. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.
- Bullrich, A. M., Telegraph der Seelen zwischen dem Deseit und dem Jenseit. Mit Abbildungen. Berlin, Stresemann u. Comp. 16. 10 Ngr.
- Corvinus, J. (H. Maabe), Die Kinder von Hinderode. Berlin, Schötte u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.
- John Baptist Dasalu. Ein Lebensbild aus West-Afrika. Basel. 1858. 8. 4 1/2 Ngr.
- Dichtungen. Von Karl Sch... Wien, Dirnböck. 1857. 16. 9 Ngr.
- Dirksen, H. E., Der Rechtsgelehrte Aulus Cassellius, ein Zeitgenosse Cicero's. Berlin, Dümmler. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.
- Griebner, L., Reisen in das heilige Land, nach Smyrna, Beirut, Constantinopel, Alexandrien und Cairo, in den Jahren 1851, 1856 und 1857. In zwei Theilen. 1ter Theil: Reise mit vier Diakonissen in das heilige Land, nach Smyrna, Beirut und Constantinopel im Jahre 1851. Mit 71 Abbildungen, einem Plane von Jerusalem und einer Karte von Palästina und einem Theile Aegyptens. Reichenwerth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Für Frankenstein. Eine Sammlung von Gedichten verschiedener Verfasser, herausgegeben zum Besten der armen Abgesandten in Frankenstein. Mit Beiträgen von: Th. Abtler, H. v. Kroßig, J. B. Krummacher, G. v. Meyern u. Halle, Friede. 16. 20 Ngr.
- Grossi, L., Marco Visconti. Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Aus dem Italienischen von G. Fink. Schaffhausen, Gurtner. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Geslein, B., Des Teufels Großmutter. Ober: Berlin Oben und Unten. Sittenbild aus der Gegenwart. 1tes bis 10tes Heft. Berlin, Verlags-Magazin. 1858. Gr. 8. à 3 Ngr.
- Kalidasa's Wolkenbote übersetzt und erläutert von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- König, L., Pöthner und seine Zeit. Gattungs- und Roman in vier Bänden. 1ter Band. — H. u. d. L.: Jugend und Entfaltung oder Hanspöth, Wogeburg, Eisenach, Erfurt. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Lang, G., Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwicklung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Leffière, S., Der Bakliel oder: Greuel der modernen

Chemise-Bakliel. Ein Gemälde der Gegenwart aus der englischen Verbrechenswelt. 1tes bis 10tes Heft. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. à 3 Ngr.

Leifer, W., Regenten-Spiegel. Aus dem 101sten Psalm des Königl. Propheten David dargestellt in vier auf dem Landtage zu Lötzen im Juni 1605 gehaltenen Predigten. Etwas abgekürzt, übrigens fast ganz unverändert, nebst einem kirchengeschichtlichen Vorbericht von F. Friederich. Bernerode. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Lesche, J. B., Jesus-Lieder. Breslau, Dülfer. 18. 8 Ngr.

Liebig, J. v., Naturwissenschaftliche Ortschaften über die moderne Landwirtschaft. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löber, R., Die Lehre vom Gebet aus der immanenten und ökonomischen Erkenntnis wissenschaftlich abgeleitet. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern“. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. F. v., Die Aufstehen eines alten Auswanderers. Kaiserswerth. 1858. 8. 6 Ngr.

Stradam, A. v., Gedichte. Wien, Manz u. Comp. 8. 20 Ngr.

Leut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausgegeben von F. J. Kruger. 1ter Jahrgang 1859. Vier Hefte. Hamburg. Gr. 8. 3 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für 1859. Redigirt von F. Steinebach. 46ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 2 Thlr.

Ueber Gefängnis-Verweise und Asyle für entlassene Straflinge zunächst in Rheinland und Westphalen. Ein Versuch zum Anbahnen einer Reform der Gefängnis-Verweise. Von einem Arresthausbeamten. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Tristan und Isolde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 20 Ngr.

Whitty, G. M., Aus dem Londoner Zigeunerleben. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wildeman, G., Der Knallkott. Lustspiel in zwei Acten. Frei nach dem Französischen. Detmold, Neleborff. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blumroeder, A. v., Ansprache an das deutsche Volk und insbesondere an die patriotischen Volksgenossen, denen die Würde und Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Colovin, J., Die Leibesgenossenschaft in Russland. Leipzig, Häbner. Gr. 8. 10 Ngr.

Hansgier, G. B., Lorbeer- und Eichenblätter. Poetische Festgabe zur Prager Akademie-Feier. Prag, Bellmann. 1858. Lex.-8. 7 Ngr.

Preussens Hoffnung. Ansprache Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten von Preußen an das neue Ministerium am 8. November 1858. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Raschke, G. J. A., Die Verfassungs-Zustände der Dänischen Monarchie und der Deutsch-Dänische Conflict. Kopenhagen, Hvalbdal. 1858. Gr. 8. 18 Ngr.

Gemeinsame Rechte Holsteins und Schleswigs. Nach den Königl. Erlassen vom 8. November 1858. Mit Beilagen A. B. C. D. Hamburg. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Suum cuique. Eine Denkschrift über Preußen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Uhlisch, Dissidentische Denkschrift. Gotha, Stollberg. 8. 5 Ngr.

Wauer, G., Preussens Prinz-Regent. Eine Ode. Berlin, Logier. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft.

Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens,

Von Wilhelm Schulz-Bodmer.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese hochbedeutsame und im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollen Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr von Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduktion der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht bloß für Militärs (welche ihr wahrheitsgemäßes Vorurtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomien und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit Österreichs.

8. Geh. 24 Ngr.

Ein bekannter, Österreich angehöriger Staatsmann, der sich aber vorläufig nicht nennt, um den Inhalt seiner Schrift allein wirken zu lassen, spricht sich hier über die inneren staatlichen Verhältnisse Österreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtposition des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwicklung durch eine Verfassung fester verbunden werden, und erblickt in der Erhaltung des Gesamtsaats das Hauptbedingnis für die glückliche Entwicklung der einzelnen Nationalitäten.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par Michael Antonides.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oessentlichkeit vorlegt.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Das unbewusste Geistesleben und die göttliche Offenbarung.

Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen.

Zwei Theile. 8. Geh. 8 Thlr.

Dieses Werk stellt sich als ein neuer geistreicher Versuch dar, durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. Was im Verfasser in jahrelanger Erörterung philosophischer Fragen und in tiefem Eindringen in die merkwürdigen Erscheinungen des unbewussten (magischen) Geisteslebens an Ueberzeugung gewonnen, findet sich in dem ersten Theile in klarer und lichtvoller Darstellung niedergelegt. Mit der daraus hervorgegangenen psychologischen Grundanschauung, daß diese letztgenannten Phänomene im innigsten Zusammenhange mit dem gesammten geistigen Leben des Menschen stehen müssen, schreitet er in dem zweiten Theile zur Untersuchung der hervorragenden religiösen Fragen, indem er versucht den Einslang zwischen philosophischem und theologischem Wissen anzubahnen und damit eine Religionsphilosophie herzustellen, welche das Gebiet des Glaubens zwar ergänzt, jedoch seinem wesentlichen Inhalte nach unangetastet läßt.

Genannt hat sich der den höchsten Kreisen angehörige Verfasser deshalb nicht, weil er der Ansicht ist, daß Gegenstand von allgemein menschlichem Interesse weit unbefangener geprüft werden, wenn man den Autor nicht kennt; denn so günstig der Vorurtheil sei, welches ein in der literarischen Welt geheimer Name bei den Gesinnungsgenossen erwerde, so ungünstig wird ein Name, den man nicht kennt oder gegen welchen man im voraus eingenommen sei.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Baumer's Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. (Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weiter Kreisen zugänglich zu machen.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1882–50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852–54. 8 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

3. März 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Geschichtsliteratur. (Benedey, Gervinus.) Von Wilhelm Schulz-Schömer. — Religion und Poesie. — Dichterschulen in Frankreich und Deutschland. — Burcard Waldis. Von Karl von Scholten. — Notizen. (Ein Franzose über die Universität Heidelberg; Shakespeare französisch) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichtsliteratur.

Benedey, Gervinus.

1. Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Jakob Benedey. Dritter Band: Versuch einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Dritter Band: Die Revolutionen der romanischen Staaten in Südeuropa und Amerika. Leipzig, Engelmann. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Die Leser von J. Benedey's lehrreicher „Geschichte des deutschen Volks“ mögen mit dem dritten Bande des Werks wieder einmal die „Verfassung des deutschen Reichs vom 28. März 1849“ zur Hand nehmen, sowie die am 28. December 1848 bekannt gemachten „Grundrechte des deutschen Volks“. Denn es handelt sich wesentlich in diesem dritten Bande — der den Zeitraum von Rudolf von Habsburg bis zur Eintheilung des Reichs in zehn Kreise und bis zur Errichtung des Reichskammergerichts unter Maximilian I. umfaßt — wie in den Jahren 1848 und 1849 um mißglückte Versuche einer Reform der Reichsverfassung; und eine Vergleichung jener Urkunden neuester Zeit mit den erfolglosen Bestrebungen, mit den getäuschten Erwartungen früherer Jahrhunderte wird neben belehrender Unterhaltung zugleich einigen Trost für die Zukunft gewähren. Nach zehnjährigem Starrkrampfe deuten die jüngsten Vorgänge in Preußen und einigen andern Staaten darauf hin, daß wieder ein deutsches Volksleben in freilich noch matten Schlägen zu pulsiren beginnt; und so werden sich ja die Deutschen wieder jener guten oder schlechten Vorsätze für ein neues öffentliches Leben erinnern wollen, die sie vor zehn Jahren gefaßt und urkundlich abgefaßt hatten. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß es sogar in unserer speculationswüthenden Zeit jetzt schon eine gute buchhändlerische Speculation sein würde, die Grundrechte von 1848 und die Reichsverfassung von 1849 in neuen Auflagen zu veröffentlichen und in irgendwelcher Form. — sei es nur als

Seine Schilderung Rudolf's von Habsburg ist zugleich die vorbildliche Schilderung der österreichischen Politik bis auf die neueste Zeit. Er hebt besonders hervor, wie Rudolf durch Hülfe der von ihm fortwährend begünstigten Bettelorden und infolge seiner Zugeständnisse an das Papstthum zum Thron gelangt sei und sich darauf berufen habe; und wie er bei Verfolgung seines ausschließlichen Zwecks, der Vergrößerung seiner Hausmacht gerade dem klerikalen Einflusse seine zeitweise großen Erfolge verdankte. Durch ebendiese rücksichtslose Ausbeutung des Reichs im Interesse des kaiserlichen Hauses trug er wesentlich bei, um auch an den andern Fürstenthümern jede nationale Politik in Vergessenheit zu bringen und eine fortwuchernde dynastische Familienpolitik des offenen und heimlichen Hochverraths und Landesverraths an die Stelle treten zu lassen. Von den Fürstenthümern ging sodann die engherzige Sorge für das Haus mehr und mehr auch auf die einzelnen Bürger über; sodaß endlich in Deutsch-

lands zu finstige Spieß- von mehr

Rudolf's für ach Venedig fen, welche 14) Form Methode in der Reichs- erst in die sel der fortz des deut- u gelangen.

Erziehung jedoch nicht. Theil siegen erst die der Schweiz triarchalisch- iehung ein- die Zeit der r städtischen ngen Regie- der Städte rung erhebe- damals im agung, daß dereinst in che Prophe- Deutschlands. mpfe gegen n die demo- Brengen des und ganz n 14. Jahr- sich später nerksamen rethlich un-

abhängigen Einzelvölker und Sonderstaaten gleichwohl zu einem großen gemeinsamen Schicksale verflochten und jenen socialen und internationalen Volkerverkehr, der seit zugleich die Wirkung und die Ursache von wesentlich gleichartigen Culturzuständen gewesen ist. War doch im 14. Jahrhundert die Einheitlichkeit der römisch-katholischen Kirche mit ihrem mächtigen Einflusse kein minder starkes Band für die Völkersolidarität des mittlern und westlichen Europa, als es im 19. Jahrhundert der tausendfach gehäugerte Welthandel für einen bei weitem größern Völkerkreis geworden ist! Mit Recht macht darum Wendt darauf aufmerksam, daß für die demokratisch-republikanische Bewegung jener Zeit sowohl der Aufschwung als die Niederlage eine gemeinschaftliche wurde. Im Zeitraum von nicht vollen drei Jahren erfolgte die Niederlage von Wat Tyler und dem Priester John Straw geleiteten Volksbewegung in London durch König Richard II. die der ständischen Städte in der Schlacht bei Roched (November 1382) durch den französischen König um Abel; sowie die der Commune von Paris, die auf dem Punkt gestanden, Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben. So wurden die früheren Siege der Schweizer, Friesen und der Hanse über Fürsten und Adel, wie der Sieg der schwäbischen Städte bei Reutlingen (1377) wieder aufgewogen. Damit trat zugleich ein entscheidender Wendepunkt ein; und der zeitweise wachsende ermattenden Demokratie konnte kein neuer Aufschwung gegeben werden durch die neuen Siege der Schweizer in Sempach und Näfels (1386 und 1388). Denn in demselben Jahr 1388 fiel die Niederlage der schwäbischen Städte, nachdem in dem mit der Schlacht bei Döffingen beendeten Kriege etwa 1400 Völkern zerstreut worden waren. Diese Niederlage war ebenso erklärlich als verhängnisvoll, da nicht die Stäbter — wie in der Schweiz — mit der Landvolke gemeinschaftliche Sache gemacht, sondern es gegen sich aufgereizt und den Fürsten in die Arme geworfen hatten. Ueberdies hatten sich die Stäbter des Fehlers schuldig gemacht, daß sie früher dem hohen Adel oder dem Landesfürstenthum zur Unterdrückung des Landadels Beistand geleistet. Unter solchen Umständen hatten die noch so glänzenden Siege der Schweizer zu Ende des 14. und diejenigen des folgenden Jahrhunderts in den Burgunderkriegen nicht mehr jene ursprüngliche Wirkung einer unmittelbaren demokratischen Propaganda des Weissiegels in der That, wie die erste Erhebung der Untertanen. Die Siege der Schweizer hatten nur noch die Folge, daß sie dadurch ihre eigene Freiheit und Selbstständigkeit befestigten; und daß sie mit heldenkühnem Trope ihren Fürstenthum, als einen Vorposten der kommenden Weltgeschichte in die Mitte des monarchischen und immer monarchischer werdenden Europa hineinschoben.

Im sechzehnten Buch berichtet der Verfasser über die Reformconcilien von Pisa, Konstanz und Basel (1409—50) und weist am Schluß darauf hin, daß im gleichen Jahr 1450, als Papst Nikolaus V. die Reform der Kirche durch ein solches Concilium feierte, die ersten gedruckten Bibeln verbreitet wurden; daß also der fortschreitende

Selbst der Verlagschlichte in demselben Augenblicke, als die Kirchenreform mit Rom gescheitert war, auch schon die Reform gegen Rom eingeleitet hatte. An die Geschichte des Conciliums von Konstanz knüpft sich die des Hussitenkrieges, worin das Feldherrngenie eines Hlita gebührend anerkannt wird. Der Verfasser vergißt nicht hervorzuheben, wie Hlita zuerst in größerem Maßstabe das Schießpulver und Feuergewehr benutzte, sodaß sich von Böhmen aus die zum Theil noch sehr gebräuchlichen Benennungen von Kriegsgewehren — als Kaufmizze (Handtze) und Pistole (Möhr, Pistole) — über Europa verbreiteten. Ueber der Sorge für das Feuergefecht vernachlässigte aber Hlita nicht die für das Handgefecht: er war nicht bloß der Erfinder der beweglichen, aus den mit Ketten aneinander befestigten Rüstwerken gebildeten Wagenburgen, sondern wandte auch eine besondere Sorgfalt darauf, seine eifrigen und schlagfertigen Taboriten auf den geordneten Gebrauch eines beschlagenen Dreifüßes tüchtig einzubüßen. Schon früher hatten die Schweizer mit ihren Morgensternen und Streikkolben eine ähnliche Bewaffnung und eine damit zusammenhängende neue Taktik zur Anwendung gebracht, und mittels derselben errangen die „groben Bauern“ der Schweiz und Böhmens jene Erfolge, die den militärischen Fachmännern jener Zeit völlig unbegreiflich schienen. Ueberhaupt läßt es sich in den meisten glücklich geführten Volkskriegen gewahren, daß darin bei den Volkshelden eine neue und noch ungewöhnliche Bewaffnung und Geschickverwendung aufkam, die für die in der alten Militärschule gebildeten Gegner etwas Ueberraschendes hatte, und welcher diese letztern mit ihren herkömmlichen Kriegsmitteln zu Schutz und Trutz nicht wirksam zu begegnen vermochten. Sodann macht Benedek die richtige Bemerkung, daß man sich bisher — hauptsächlich, aber nicht bloß in Italien — an einen „manierlichen“ Krieg gewöhnt hatte, worin es wenig Verdienste gab und der gefangene Krieger meist nur Pferd und Rüstung verlor, dann am Löfgeßel zahnte oder gegen neuen Sold zum frühern Feinde überging. Erst die Erhebung der Schweizer und Hussiten brachte wieder Leidenschaft und Vorwitz in die Kriege, und die neue Manier ihres unmanierlichen Todtschlagens trug bei den Volkshelden jener Zeit nicht am wenigsten zu ihren erstaunlichen und doch erblidlichen Erfolgen bei.

Der Schluß des dritten Bandes zeigt das Deutsche Reich im stets weiter gehenden Verfall, ohne daß sich das deutsche Volk noch besondere Mühe gegeben hätte, denselben Einhalt zu thun; er zeigt uns, damit gleichlaufend, die anaratische Drachensaat der Landesherren im stets lauernden Wachstume. Das allmähliche Aufkommen der stehenden Armeen seit Karl VII. von Frankreich — von denen schon der Kanzler seines Nachfolgers, Philipp von Simmern, mit hellem Blicke voraussagte, daß sie „eine furchtbare und gefährliche Bande seien, an der das Land lange bluten werde“ — trug zur raschsten Ausbreitung seiner Landesherren bei, die endlich zur unbeschränkten oder nur scheinbar beschränkten Herrschaftsvermehrung auszuwachsen sollte. Was dieser Entwicklung noch an

Weg stand, wurde mehr und mehr beseitigt oder bündel, als innerlich hohl, in sich selbst zusammen. So schwand namentlich die Bedeutung des Ueberrestes der altheimischen Volksgerichte, jener heimlich gewordenen Gasse, die noch ein letzter Damm gegen die Ugriffe der Landesherren war, weil ihre Mitglieder auch die vornehmen Verbrechen und Verbrechen zur Rechtsprechung zogen und nicht selten an Fürsten und Grafen die Todesstrafe durch Aufhängen vollzogen. Je mehr sich aber der deutsche Bürger von allen öffentlichen Angelegenheiten weg in das häusliche Leben zurückzog, um sich mit verengtem Geiste höchstens noch mit den Interessen seines Kirchspiels oder seiner Gasse zu befassen, desto mehr blieb es den weltlichen und geistlichen Dynastien überlassen, das Reich in Stücke zu reißen, und sich zugleich gegenständig aus dem Wege zu räumen. Das damals gebräuchliche dynastische Mittel zur Verminderung der Dynastien war die Vergiftung; und obgleich der später zum Papst Pius II. gewordene Aeneas Sylvius, ohne das geringste christliche Bedauern über die früher gelungenen Giftmorde, nur die trostlose Bemerkung machte, daß die Versuche dazu verschwunden oder erfolglos geworden seien, „seit jeder Fürst seinen Vorküster habe“; so ließ sich doch sogar nach dieser Bemerkung und ungeachtet der neuen Leibgarde der „Vorküster“, gewahren, daß eine Menge Fürsten an Gift starben. Gleichwohl waren der Dynastien schon allzu viele, als daß durch diese Bemühungen für Vereinfachung des Reichthums ein mächtiges und ganz Deutschland umfassendes Verbot nur annähernd hätte vorbereitet werden können, weshalb auch Nikkei in seinem Werke über „Die deutschen Einheitsbestrebungen“ (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1854) dieser dynastischen Einheitsbestrebungen mit keinem Worte Erwähnung thut. Ein Zeichen der mit der Zersplitterung in Landesherren zunehmenden Geniebrutigkeit und Schwächung des Deutschen Reichs war es wohl auch, daß schon gegenüber dem Kaiser Friedrich III. die Franzosen zum ersten Male vom Rhein und von ihren „natürlichen Grenzen“ sprechen durften. Auch kann es für ein Zeichen deutscher Reichthumsacht gelten, als sich Maximilian I. nach dem kläglichen Schwabenstriege an den Regenten kleinen Schwabens mit der Anfrage zu wenden suchte, daß sie „einen Bundschuh wider den geistlichen Stand, Adel und alle Ehrbarkeit“ aufgerichtet habe; und als er die bestehenden Stände mit der Versicherung zu schwören suchte, der schwäbische Bundschuh gehe darauf aus, „den Reichen ihre Güter zu nehmen und arm und reich gleich zu machen“. Also schon vor vierhundert Jahren der gegen die Schwabens gerichtete Vorwurf, daß sie „ein Herd des Communismus“ sei.

Im Vorhergehenden suchten wir einen Begriff zu geben sowohl von der für ein populäres Geschichtswerk so nöthigen Gruppierung der Thatfachen als auch vom Geiste ihrer Auffassung durch den Verfasser. Jedes einzelne Menschenleben, selbst das kleinste und unbedeutendste, konnte doch dem mitleidig aufmerksamen und sinnigen Beobachter die wichtigste Fülle eines Saum zu bewältigenden Stoffes darbieten. Handelt es sich um die Lebensgeschichte

eines ganzen Volks, so kann es nicht fehlen, daß sich die verschiedenen Betrachter und Erzähler aus dieser Einheit eines unermesslich Mannichfaltigen Verschiedenes herausgreifen, um das eine vor dem andern zu Tage treten zu lassen. Vergleichen wir namentlich die gleichfalls populäre deutsche Volksgeschichte von Duller und Hagen mit derjenigen von Venedey, so finden wir, daß Hagen den größern Fleiß und Raum dem socialen Volksleben gewidmet hat, sowie jener eigentlich sogenannten Kulturgeschichte, für welche das Politische und Staatsrechtliche nur ein einzelnes unter vielen, nur ein besonderes und nicht einmal besonders zu beachtendes Moment ist. Dagegen hat sich Venedey mehr den Staat, die politischen Bestimmungen und das Rechtsleben der deutschen Nation zum Gegenstande genommen. Die beiden neuen Geschichtswerke sind also in gewisser Weise als sich gegenseitig ergänzend zu betrachten. Mußte doch jeder achtsame Beobachter gerade aus den Vorgängen der allerneuesten Zeit die Ueberzeugung schöpfen, daß es ohne die Lösung der politischen auch keine Lösung der socialen Zeitfragen geben kann, und daß es nur die grundsätzliche Ansicht einiger Communisten und socialistischen Verächter der „alten, schlechten Gesellschaft“ war, wenn sie wähnten, daß man den Staat, Staatsrecht und Politik beiseite setzen und gleichwol zu einer erspriesslichen Socialreform gelangen könne.

Ueber das Rechtsleben der deutschen Nation enthält noch das dritte Band einleitende zwölfte Buch („Deutsche Kultur auf der Grenzschiede zwischen Mittelalter und Neuzeit“) eine anziehende Schilderung, besonders in der wohl-durchgeführten Vergleichung des Sachsenspiegels mit dem Schwabenspiegel. Es ist ein löbliches Beginnen, wenn man es bis in das Haus des schlichten Bürgers hinein zum Bewußtsein zu bringen sucht, wie das deutsche Volk durch Waffen und Doctoren des römischen und kanonischen Rechts um sein eigenes und heimatliches gutes Recht gebracht wurde. Der Verfasser weist also kurz darauf hin, wie im gesellschaftlichen Leben dieses Volks, in Literatur und Lebensweise, in Poesie und Kunst, im Gebiete der staatlichen Organisation und bürgerlichen Gesetzgebung ein fortwährender und mit abwechselndem Glücke geführter Kampf zwischen den ursprünglich deutschen und den eingebrungenen fremden Elementen statt hatte. Auf der Oberfläche, in den höhern Regionen herrschte während des Interregnums die lateinische Sprache vor und mit ihr römische und byzantinische Auffassung und Anschauungsweise; bei den Bauern und der Masse der städtischen Bevölkerung erhielt sich dagegen mit dem ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache zugleich die einfache, gerade und gesunde deutsche Volksthat. Für das öffentliche Leben in Staat und Gemeinde blieb das Volk selbst, die im weitem oder engern Kreise theilhaftige Gesamtheit aller freien Männer, die lebendige Quelle alles maßgebenden Rechts. Dieses Recht war also ein der eigenen Natur entsprungenes Wohnheitsrecht, und der Ausdruck für das sich selbst seine Regeln setzende Volksleben war der von unten aufwachsende Brauch, auf den jedes gesunde Volk — gegenüber

jeder willkürlichen Gesetzgebung und Maßregelung von oben herab — noch bis zur heutigen Stunde große Stücke hält. Denn alles einseitige und halbsinnige Festhalten an veralteten Gebräuchen ist immer nur die Folge eines einseitig-willkürlichen Drucks von oben durch eine Regierung und Staatsbeamtenschaft, die sich selbst schon vom Volksleben losgerissen und sich diesem zwiespältig entgegengesetzt hat; die gerade dadurch zu jenem einseitigen Festhalten zwingt, weil sie es nicht dulden mag, daß sich, nach Maßgabe der zeitlich und örtlich veränderlichen Verhältnisse, das Volk selbst seine Wohnheitsrechte und Bräuche aus freien Stücken umbilde. Als nun unter Heinrich dem Fünften und den andern sächsischen Kaisern die bei Karl dem Großen und seinen fränkischen Nachfolgern zu Tage tretende gallo-romanische Auffassung von Staat und Herrschaft wieder in den Hintergrund gedrängt war, erlangte auch das aus dem Volke selbst hervorgehende Wohnheitsrecht wieder die Oberhand. So blieb es in der Hauptsache während der deutschen Hohenstaufenperiode, obgleich schon in der zweiten Hälfte der Regierung von Friedrich Rothbart die bologneser Rechtsgelehrten und römischen Kaisergerichte den volksthümlichen Bräuchen und Wohnheitsrechten Abbruch zu thun begannen. Zum unglücklichen Schutz gegen diese fortschreitende Verdrängung der deutschen Volksrechte veröffentlichte also Gise von Reggow, kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Friedrich's II., seine Sammlung der Rechtsgewohnheiten und Gerichtsgebräuche des sächsischen Volks. Sein zu Anfang des 13. Jahrhunderts erschienener Sachsenspiegel beruhte noch auf derselben Grundanschauung, wie sie in der „Germania“ des Tacitus, in den Salschen Gesetzen und allen andern Denkmalen eines ursprünglichen und unverfälschten Volksthum der Germanen zu Tage getreten war. Gise von Reggow wollte damit zugleich den Umgriffen des Fürstenthums, sowie den von Rom ausgehenden Neuerungen einen Damm entgegensetzen; und im Bewußtsein, daß er auf dem Boden des guten alten Rechts stehe, sprach er einen feierlichen Fluch gegen jeden aus, der es wagen werde, sein Werk zu verfälschen und ihm Unrecht beizumischen. Die trübe Ahnung, die ihm diesen Fluch eingegeben, ging nur allzu bald in Erfüllung, als kaum nach einem halben Jahrhundert der Schwabenspiegel erschien. Er war eine Umarbeitung und Fälschung des Sachsenspiegels nach jenen Grundsätzen und Bestrebungen, welche die geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands freilich schon seit Jahrhunderten gehegt hatten, die aber besonders in der kläglichen Zeit des Interregnums (1254—73) solche Fortschritte machten, daß sie gegen Ende desselben vielfach in die öffentlichen Zustände übergegangen waren. Wo im Schwabenspiegel der Brauch noch anerkannt ist, da wird er doch in die von den Kirchengelehrten Roms ihm gezogenen Grenzen hineingewiesen oder von dem Willen des Königs und seiner Fürsten abhängig gemacht. Zugleich ist es im Schwabenspiegel auf eine Schwächung der Macht des Volkstheiles abgesehen, gegenüber einer gesteigerten Macht des Papstes und der Oligarchie der Bisthümer, besonders der geistlichen.

Nach den im Sachsenspiegel noch anerkannten Grundsätzen war dagegen die ganze freie Gemeinde, wenn sie als Gericht oder als Ding versammelt war, nicht bloß berufen, Recht zu sprechen und Unrecht zu sühnen, sondern sie führte zugleich die Aufsicht über alle bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände und Bedürfnisse der örtlichen Gemeinde und der Landesgemeinde, Alle Privatacte — Kauf, Tausch, Erbverträge, sogar Mönchsgelübde u. dgl. — geschahen vor Gericht, um ihnen höhere Sicherheit und Bürgschaft zu geben. Alles echte Eigenthum konnte gar nicht veräußert werden als im echten Ding. Auch wurde vor Gericht darüber entschieden, ob neue Burgen und Städte gebaut und alte befestigt, ob Schanzen, Wälle, Thürme irgendwo im Lande angelegt werden durften; und hatte das Gericht entschieden, daß eine Burg unangerechterweise angelegt sei oder wegen Unrechts zerstört werden müsse, so zog der Graf an der Spitze der Gerichtsgemeinde selbst aus und that die ersten drei Schläge gegen die Mauer der Burg, die der Zerstörung getreuet war. Das blieb also die durchgreifende Regel, daß alles Recht, alle Ordnung und alle Macht aus der richterlichen Gewalt der Volksgemeinde und Orts-gemeinde hervorgingen, weshalb auch der Sachsenspiegel mit dem allgemeinen Grundsatze schließt, daß keiner „ein Gebot, eine Heereslast, eine Strafe, einen Dienst, ein Recht auf das Land setzen könne, die das Land nicht selbst willkürte“. Es ist merkwürdig genug, wie im 19. Jahrhundert — nachdem die Erschütterungen der Revolution das überall erstarrte europäische Völkerleben in lebendigem Fluß gebracht — die noch im Sachsenspiegel niedergelegten Rechtsgrundsätze, welche aber seit Jahrhunderten verschollen schienen, aus den lange verschütteten Quellen wieder zu Tage brechen und von neuem ihre besuchende Strömung zu beginnen versuchen. Vor allem sind es germanische Völker, die sich der alten Bedeutung ihres Gemeinbewesens von neuem erinnern und deren Streben in erster Linie auf Wiederherstellung der Selbstständigkeit der Gemeinde gerichtet ist. Dieses Streben that sich namentlich wieder in den Grundrechten des deutschen Volks von 1849 besonders im Artikel XI (Grundrechte der Gemeinde) kund; und kaum waren 1858 im preussischen Volke neue Hoffnungen erwacht, als sich dieselben vorzugsweise auf die Befreiung der Gemeinden sowohl aus bürgerlicher als aus patriarchalisch-grundherrlicher Bevormundung gerichtet haben. Ein Blick auf den weiten Umfang der altgermanischen Volksrechte läßt aber zugleich erkennen, wie die Gemeinde stets auch die maßgebende Mischpfeilerin der sozialen Verhältnisse war; wie sie berechtigt und verpflichtet blieb zur fortwährenden Ausgleichung der scharfen Gegensätze von Armen und Reichen, von Hohen und Gebildeten, voneringen und Vornehmen. Und lassen wir die neueste Geschichte der sozialen Bewegungen ins Auge, so finden wir, daß auch wieder die Völker des 19. Jahrhunderts — durch einen richtigen Instinct der Rettung getrieben — von der Befreiung und Erneuerung des Gemeinbewesens zugleich die Lösung der verhängnisvollen sozialen Frage erwar-

ten. *) Ein guter: weder erschüttert oder tiefen Wurzeln und n bereits als Erneuer dauernde Periode rationen sind, dürfte darum erst mit der vollständigen Herstellung der alten Volksrechte und Volksfreiheiten zum Ablaufe kommen.

is Neuerung ent- nach seinen tief- Kerne nichts an- nahe 70 Jahre zugleich Restaurationen sind, dürfte darum erst mit der vollständigen Herstellung der alten Volksrechte und Volksfreiheiten zum Ablaufe kommen.

Zur dritten Bande seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ behandelt Gervinus die Revolutionen der romanischen Staaten im südlichen Europa und Amerika; er hat es also mit einem der verwickeltesten und schwierigsten historischen Stoffe der Neuzeit zu thun. Der eiserne Fleiß des Verfassers in Auffindung und Durchforschung der zahlreichen und doch unergiebigen, der weithin zerstreuten, mitunter seltenen und sich widersprechenden Quellen für die Geschichte dieses Abschnitts ist ebenso rühmendwerth als sein geübter historischer Scharfblick und Tiefblick, der das Zusammengehörige und wirklich Maßgebende zu verbinden und hervorzuheben, das Unwesentliche auszuschneiden und das labyrinthische Gewebe der tausendfach sich durchkreuzenden kleinen Ereignisse, bei dem nur die Anarchie des Zufalls ihr Spiel zu treiben schien, zu übersichtlicher Klarheit unter die das bunte Managelwerk der Vorgänge beherrschenden Kriesfedern zu gruppieren verstand. Dieser dritte Band enthält ein großes weltgeschichtliches Drama, das von weiß kleinen Menschen aufgeführt wird; wir erblicken meist nur unbedeutende Persönlichkeiten, die nach schwachen und schwankenden Motiven handeln, und sind doch im voraus gewiß, daß die äußerlich so geringfügig scheinenden Begebenheiten mit ihren unermeßlichen Folgen bis weit in die Jahrhunderte hineinragen werden. „Noch niemals“, sagt Gervinus von den südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen, „handelte es sich um so große Zwecke mit so kleinen Mitteln“; und diese Bemerkung ist nicht einmal ausschließlich auf die bloß materiellen Mittel zu beziehen.

Der Verfasser führt die Geschichte der südamerikanischen Bewegung bis zum Ausbruch der Militärrevolution von 1820 im spanischen Mutterlande, wodurch dessen mächtigste Anstrengung zur Unterwerfung der Pflanzlande der Neuen Welt vereitelt wurde. Er bemerkt sodann über den Einfluß des überall unerwarteten Ereignisses, daß er entscheidend war für die Sache der Unabhängigkeit in Südamerika. Als die Nachricht von den Vorgängen bei Cadix dahingelange, war zwar überhaupt schon für die kaum erst verloren geachtete Revolution eine günstige Wendung eingetreten, theils durch die Offensive San-Martin's gegen Chili, theils und hauptsächlich durch Bolivar's Lufthun und allen Gefahren trogenden Uebergang über die Anden, der sich demjenigen Bonaparte's über den St. Bernhardt sehr wohl an die Seite stellen läßt, sowie durch das südamerikanische Marengo, durch seinen Sieg am

*) Näheres darüber im „Staatslexikon“ von Kottel und Weller (dritte Auflage), Artikel „Communismus und Socialismus“ seit 1848“.

erwarteten Wechselfällen so reichen Kämpfe ohne den Aufstand im Mutterlande die Entscheidung noch lange verzögert hätte und zwar keine entgegengesetzte, aber doch eine andere geworden wäre, als sie wirklich geworden ist. Denn so weit war im Jahre 1820 der Bruch der Colonien mit dem schwachen Mutterlande allerdings schon gediehen, daß man sich eine dauernde Unterwerfung der erstern kaum noch als möglich denken konnte; und in der Hauptsache mag man darum wol der Bemerkung von Gervinus beipflichten, daß man sich in Amerika wie in Spanien die fähigsten und „thätigsten Urheber und Leiter der Bewegung alle hinwegdenken könne, ohne sich darum den ganzen Gang derselben wesentlich anders denken zu müssen“. Derselbe Bemerkung gilt jedoch auch für die spätern Volkserhebungen, einschließlich derjenigen von 1848 und etwa mit einziger Ausnahme der ungarischen Bewegung.

In der Geschichte der spanischen Revolution von 1820, die sich derjenigen des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs anschließt, zeigt der Verfasser, wie nicht bloß die spanischen Ereignisse nach Amerika, sondern auch die amerikanischen nach Spanien hinüberwirkten und den Losbruch in Cadix veranlaßten. In den Jahren 1811–19, in der Zeit der Volkserhebung gegen Napoleon und der Restauration, waren 42000 Mann nach den Colonien geschickt worden und fast gänzlich zu Grunde gegangen. Jetzt sollten unter dem mehr und mehr der Verachtung anheimgefallenen Ferdinand VII. — als die spanische Armee, ohne Kleidung, Sold und Waffen, wenig über 50000 Mann stark war und die Artilleriemunition kaum für eine einzige Schlacht ausreichte — noch größere und vorausichtlich vergebliche Opfer als je zuvor gebracht werden. Die in Andalusien versammelten Truppen sagten es sich also gegenseitig, daß man sie zur Schlachtbank führen wolke und die Intelligenz der Bajonnette setzte sich mit wenigstens augenblicklicher Wirksamkeit dem Mißbrauch entgegen, den die Willkür einer blödsinnigen Politik mit ihnen zu treiben gedachte.

Die Geschichte ist ein beständiger Kampf zwischen unaufhörlich wechselnden, aber stets sehr leidhaftigen Menschen und Menschengruppen, deren Bedürfnisse und Meinungen, deren Leidenschaften, Neigungen, Gelüste und Interessen sich zwar begriffsmäßig unter gewisse Kategorien bringen lassen, die aber als Triebfedern des menschlichen Handelns in innerweßlich mannichfaltiger Weise zur Wirksamkeit gelangen. Selbst die am unmittelbarsten wirkenden Bedürfnisse und Empfindungen des gemeinen Lebens — Hunger und Durst, Frost und Hitze — äußern sich ja immer nur stoßweise in zehntausend und

hunderttausend verschiedenen Paufen und Räumen. Um so weniger kam jene frühere deutsche Geschichtsschreibung der Wirklichkeit nahe, welche und noch die Geschichte wie einen in den Läften geführten Krieg von Gespenstern schilderte, die ihre kreisförmigen Leiber bereits auf der Erde zurückgelassen hatten; als einen Krieg, worin die in Schlachtordnung gereihten Meinungen der streitenden Parteien, ihre abstracten Principien des Rechts oder Unrechts und ihre verschiedenen „pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wol im Munde ziemen“, gleichsam auf eigene Hand gegeneinander loskämpften. Aber diese schiefe Auffassungsweise gewann allzu sehr nicht bloß in der Literatur, sondern auch in der Praxis des öffentlichen Lebens die Oberhand. Eine Folge davon war es, daß sich jede Partei nach jeder Niederlage mit dem künftigen Siege ihrer Meinung tröstete; daß aber keine Partei durch Scharfen Flug wurde, eben weil sie in der Selbstvergötterung ihrer Meinung, ihres sogenannten Principes der Freiheit oder der Ordnung, viel zu wenig die eigenen und sehr concreten Thorheiten und Verschäumnisse erkannte und beachtete, wodurch sie selbst ihre Niederlage verschuldet hatte. Diese moderne Suche eines Doctrinarismus, der aus dem Wolkenhimmel seiner Abstraction heraus die Völker en bloc zu beherrschen und zu beglücken wähnt, forderte auch in Spanien ihre Opfer. Die erst siegreiche revolutionäre Partei legte viel zu wenig Gewicht auf jene besondern Mittel und Maßregeln, wodurch sie sich eine starke und wohlorganisirte bewaffnete Macht hätte schaffen und dieselbe dauernd gewinnen können. Aber nicht bloß damals in Spanien, sondern noch in andern Ländern, die sich höherer politischer Bildung rühmten, und in spätern Zeiten trat es deutlich hervor, daß die Politik der Parteien viel zu ausschließlich Verfassungspolitik, daß sie viel zu wenig Militär- und Finanzpolitik ist. Nachdem endlich die Vorgänge von 1848–49 besonders auch in Deutschland einem Commentar zu der alten und einfachen Wahrheit geliefert hatten, daß ohne Macht nichts zu machen ist, schienen wenigstens die Historiker endlich damit anzufangen, den über Reichthümerungen allzu sehr überschienenen Machtmitteln, namentlich den militärischen und finanziellen Dingen größere Sorgfalt zuzuwenden.

Zu diesen Historikern gehört besonders Gervinus, der nichts geschichtlich Bedeutsames überieht, der es von seinen oft versteckten Wurzeln an bis zu seinen weitesten Verzäunungen mit gewissenhafter Sorgfalt zu erfassen sucht und mit der für den Geschichtsschreiber so besonders wichtigen Gabe der vertheilenden Gerechtigkeit sowohl hinsichtlich der Personen als der Thatfachen ausgestattet ist, so daß er den mehr oder minder einflussreichen Thatfachen den ihnen gebührenden und verhältnismäßigen Antheil in seiner Darstellung zuzumessen weiß. Darum berichtet er ausführlich genug, was andere vielleicht kaum erwähnt hätten, daß Quirós den Soldaten des Nationalheers nach zwei Jahren den Abschied und je nach ihrer Dienstzeit eine Belohnung an Nationalgütern versprochen habe; daß später Torrens in den Cortes den Antrag gestellt, dieses Versprechen anzuerkennen und zu erfüllen; daß

man auch darauf wirklich eingegangen sei und zugleich beschloffen habe, den Sold der ganzen Armee — kümmerlich genug — um monatlich 3. Realen 18 M. zu erhöhen. Allein gerade darum, weil es das infolge der Bewegung von Cadix berufene neue Ministerium als notwendig erkannte, daß man künftig der misshandelten Armee den ihr gebührenden Sold nicht bloß pünktlich auszahlen, sondern denselben erhöhen müsse, weil es aber zugleich die Finanznoth zu berücksichtigen gedachte, glaubte es die Auflösung des Nationalheers vorschlagen zu müssen. Ein weiterer Grund für diese Maßregel war die Rücksicht auf das Ausland, dem man durch die Entwaffnung die Bezeugung gewähren wollte, daß es von Spanien aus auf keine revolutionäre Propaganda abgesehen sei. Durch dieselbe Maßregel hatte sich jedoch, wie Servinus hervorhebt, die Regierung der besten Ordnungspläne beraubt, und es wurde damit zugleich das Zeißen zu der Bildung der reactionären Glaubensbünden gegeben. Auf dem Punkte, wohin der Verfasser im dritten Bande seiner Geschichte gelangt ist, läßt er indessen noch einige Dunkelheit darüber, wie weit denn wirklich jene Auflösung des Nationalheers vollzogen worden ist. Um so mehr wird er bei der spätern Geschichte der französischen Intervention darauf bedacht sein, den ganzen Umfang jener Fehler und Versäumnisse zu bezeichnen, wodurch es sich die Anhänger der Cortesverfassung von 1812 selbst unmöglich gemacht hatten, dem keineswegs sehr starken und sehr kriegswidrigen Invasionsheere der Franzosen ein bei weitem zahlreichereres, wohlorganisiertes und begeistertes Verteidigungsheer entgegenzustellen, in dem jeder einzelne durch sein eigenes und persönliches Interesse zu den äußersten Anstrengungen für die Erringung des Sieges angepornt war.

Ueber jenes Versprechen Duroga's an die Soldaten des Nationalheers sagt Servinus: „Dieser mächtige Röder gewann ihm nicht mehr als sieben Bataillone.“ Aber ein solcher erster Gewinn war keineswegs ein geringer. Damit war dem Despotismus, der über Spanien herrschte, das Werkzeug zu willkürlichem Schalten und Walten in zwei Stüde gebrochen. Dagegen muß man einräumen, daß es die Anhänger der Verfassung von 1812 — Moderados wie Exaltados — nicht verstanden haben, sich der günstigen Stimmung der Armee und Nation auf die Dauer zu versichern. Dies konnte in Spanien, wie in jeder andern Monarchie des europäischen Festlandes nur dadurch geschehen, daß der Arme und dem Volke eine große und unmittelbar empfundene Wohltat erfolgt wurde, und diese Maßregel konnte keine andere sein, als für jetzt und immer die gänzliche Aufhebung der Conseription, der in Spanien bis zum heutigen Tage so allgemein verhassten Dunta. So hätte man mit einem Schlage — und darum mußte es zunächst gelten — den innern Feinden der Constitution jeden Boden im spanischen Volke selbst unter den Füßen weggezogen. Für den Fall des Angriffs von außen hätte man sich aber mit leichter Mühe der bereitwilligsten Dienste der schon geküßten Soldaten versichert; und vielleicht mit der Hälfte

des Aufwandes, welche die Errichtung einer zum Felder denß fast gänzlich untauglichen Nationalgarde erforderte, hätte man die noch beibehaltenen Cadres der stehenden Armee mit einer Volkswehr ausfüllen können, die sich gegen den äußern und innern Feind in wirksamer Weise verteidigen konnte und wollte. Nach solchen Beschlüssen und Maßregeln, wodurch man dem Kern der Nation selbst die Verteidigung der neu gewonnenen Nationalrechte anvertraut hätte, wäre wahrscheinlich selbst jedem Versuche einer Gegenrevolution mittels des Einbruchs eines französischen Heers vorgebeugt worden. Wegen eine Nation, welcher die neue constitutionelle Regierung durch Abschaffung der Conseription die höchste Wohltat erzeigt, und welche doch durch eben diese Abschaffung dem Auslande eine Bürgschaft dafür gegeben hätte, daß sie nach außen hin keine gewaffnete Propaganda für die Freiheit machen wolle und könne, würde Frankreich sicherlich seine bewaffnete Propaganda für den Despotismus gewagt haben. Dies war um so mehr zu erwarten, als durch die Abschaffung der Conseription Spanien wol auch dem Volschen Frankreich die von den 1 heizene Abschaffung der Conseription zurückgerufen worden. Man

der spanischen Bewegung aus ihrer folgeschweren Versäumnis kaum einen besondern Vorwurf machen, da sich in viel späterer Zeit in andern Ländern dieselbe Versäumnis wiederholen sollte; da sie sich namentlich in Frankreich wiederholte, welches doch seit mehr als einem halben Jahrhundert die strenge Schule unaufhörlich sich erneuernder Revolutionen und Reactionen durchlaufen hatte. Nach den Februarereignissen von 1848 kamen allerdings in Frankreich einige lichte Gedanken im Gebiete der Militärpolitik zum Vorschein. So hatte E. Girardin die unverzügliche Entlassung von 200000 Mann gefordert. So äußerte E. Barrault in seiner gegen Lamartine gerichteten Strafrede, daß sich Frankreich keineswegs als „Don Quixote aller unterdrückten Nationalitäten“ hätte erklären, daß es vielmehr „die Entwaffnung hätte wagen sollen, um die hundertweise dadurch ersparten Millionen zu innern Verbesserungen und zur Befruchtung der augenblicklich ins Stocken gerathenen Arbeit zu verwenden“. Sehr entschieden bekannte sich auch Armandon zu dieser Ansicht. „Die Februarrevolution“, sagte er, „mußte als ersten Act die allgemeine Entwaffnung verlangen und eine Verweigerung der Entwaffnung als casus belli erklären.“ Er wollte also im schlimmsten Falle nur den einen Krieg zum Zwecke der Entwaffnung und folglich zur Herstellung eines wirklich dauerhaften Friedens. Gabelich wissen wir von Cavaignac und andern, daß sie die völlige Unverträglichkeit unsers jetzigen stehenden Heereswesens mit jeder Freiheit und dauernd gesicherten Ordnung einsehen lernten. Aber diese verständigern Ansichten kamen entweder zu spät, als schon wieder der Sieg der Reaction entschieden war, oder sie äußerten sich überhaupt nur als flüchtige Gedankenblitze, nicht aber als überlegte Pläne, die mit Besonnenheit und Ausdauer verfolgt wur-

den. Also nicht einmal die europäischen Völker des Jahres 1848 können dem spanischen Volke des Jahres 1820 eine besondere politische Unreife zum Vorwurf machen; und was jene verständigern militärpolitischen Ansichten betrifft, die jetzt endlich mehr und mehr Eingang gewinnen, die aber in allen Monarchien des europäischen Festlandes ihre Verwirklichung erst noch erwarten, so mögen darin auch das heutige Spanien und das heutige Frankreich so ziemlich auf gleicher Linie stehen.

Nachdem das eine verdammt war, was Spanien vor der Erneuerung des Despotismus hätte bewahren können, schlägt es wenig, was sonst noch von Seiten der Moderados im Ministerium und den Cortes von 1820 beschlossen und gethan wurde. Daß alle halben Maßregeln jener Lage nichts fruchten konnten, gibt auch Gervinus zu, ungeachtet einiger Vorliebe für die anfangs herrschende Majorität der Moderados. Ueber die sogenannten Exaltados bemerkt er (S. 378):

Das unverwerfliche Zeugniß eines Varisto San-Miguel wirft die Revolutionäre jener Zeit, denen er selber angehörte, zu dem frivolen Geschlecht der politischen Himmelsstürmer spanischer Schule, die ihre politischen Ansichten, noch mehr als nach ihrer Parteidoktrin, nach ihren persönlichen Ansichten zu modeln pflegen, deren Ehrgeiz von keiner Ehre, deren Geist von keiner Charakterwürde, deren krebhafter Gedanke von keiner Tugend, deren Kraft von keinem Mäße begleitet ist; die die strenge Gerechtigkeit verachteten, in der die Reformatoren anderer Zeiten (nach der Meinung San-Miguel's) das stärkste aller Wirkungsmittel erkannten, die vor allem vielmehr ihre Freiheit von jedem Vorurtheile glauben beweisen zu müssen durch die Annahme einer Wirklichkeit, ja oft selbst durch den Anschein einer erkünstelten Sittenlosigkeit.

Aber selbst diese wahre oder erkünstelte Sittenlosigkeit — wie verderblich ihre politischen Wirkungen sein mochten, da sie das Vertrauen des bessern Theils der Nation untergraben half — erscheint noch als glänzende Tugend neben der vollendeten Armseligkeit und Nichtswürdigkeit eines Ferdinand VII., über dem Gervinus ein besonders treffendes Urtheil fällt. Er zweifelt nicht, daß es auch diesem Könige während Augenblicken mit der von ihm beschworenen Verfassung Ernst gewesen sei und macht die richtige Bemerkung, daß eine solche aufrichtige und momentan ernstliche Meinung psychologisch in keiner Weise ein unlösbares Räthsel gewesen sein würde. Er fährt dann (S. 368—369) fort:

Es ist an andern Orten noch in spätern Jahren dies Schauspiel wieder erlebt worden, wie so schlaffe Naturen von so unempfindlicher Ehrlosigkeit auf solcher höchsten Stelle, auf die in so bewegter Zeit alle Stöße der Erschütterung gerichtet sind, einem jeden dieser Stöße nachgeben und sich schaukelnd zu jeder neuen, ehrenvollen und schimpflichen Stellung bequemen, um zuletzt wieder in die erst gewohnte Lage in ganz heilem Selbstgeföhle zurückzufallen.

Die Geschichte der Militärrevolutionen in Portugal und Neapel, die sich noch unmittelbar als der im dritten Bande nicht mehr behandelte piemontesische Soldatenaufstand, der eadiger Militärrevolution angeschlossen, führt Gervinus bis zu dem Punkte, da ihr augenblicklicher Sieg entschieden, aber in dem ihnen Sieg begleitenden Verhältnissen schon ihre künftige Niederlage begründet war. In

der Schilderung der portugiesisch-brasilianischen Expedition vom 1820, welcher die Militärrevolution von 1817 vorangegangen war, vergißt es der Verfasser nicht, auf die ungeheuren und erfolgreichen Anstrengungen hinzuweisen, die das kleine portugiesische Volk im Kriege gegen Frankreich und gegen Napoleon I. zur Behauptung seiner Unabhängigkeit gemacht hatte. Im Jahre 1811 hatte Portugal an Linientruppen, Milizen und Landsturm eine bewaffnete Macht von 385000 Mann oder mehr als 10 Procent auf den Weinen. Das waren also Leistungen zum Zwecke der Verteidigung, wie sie nur von der Schweiz mit ihrer Milizverfassung erreicht und theilweise übertroffen werden können. Aber die Schweiz ist zu ihren verhältnismäßig noch größern Leistungen nur dadurch befähigt, daß sie nicht schon im Frieden ihre Kräfte an die Unterhaltung eines kostspieligen stehenden Heers verschwendet. Portugal sollte dagegen auch nach dem Siege, durch den damals allmächtigen Einfluß von Lord Beresford, zu der herkömmlichen Thorheit der Unterhaltung eines zahlreichen stehenden Heers im bewaffneten Frieden verurtheilt werden. Dieses Heer sollte, wie Gervinus hervorhebt, aus nicht weniger als 59000 Mann, oder aus 22 Procent der Mannschaft zwischen 17 und 40 Jahren bestehen. Und doch war England selbst, wie sich aus den Vergleichen des Statistikers Walbi ergibt, um dieselbe Zeit hing genug, nur eine Armee von 5 1/2 Procent seiner gleichnamigen männlichen Bevölkerung zu unterhalten; wie es denn überhaupt jahrein und jahraus seiner Industrie eine bei weitem geringere Masse von Arbeitskräften entzieht, als dies in den Monarchien des Festlandes durch die Zusammenprufung von verhältnismäßig weit zahlreichern conscribirtten Zwangsheeren geschieht. Jener stehenden Armee sollte sich in Portugal außerdem eine Miliz anschließen, und alle Eigenthümer und Söhne von Eigenthümern von 18—40 Jahren umfassen.

Die vollständige Ausführung dieser Beschlüsse scheiterte aus finanziellen Gründen und eben damit ward auch manche, von Beresford brabstigte, zweckmäßige Maßregel vereitelt. Zu diesen „guten Bestimmungen“ zählt Gervinus mit Recht die projectirte Solderhöhung für die portugiesische Armee; und man kann es nur loben, daß er überhaupt auf die sociale und politische Stellung der fast überall auch ökonomisch noch so sehr vernachlässigten Soldaten eine größere Aufmerksamkeit richtet, als es eine nur allzu große Anzahl von oberflächlich urtheilenden Historikern und Statistikern vom Volksabgeordneten und nach herkömmlichem Schlenbrian büreaukratisch-wirthschaftlichen Staatsbeamten zu thun gewöhnt ist. Denn in der That handelt es sich dabei um Dinge, die vom größten geschichtlichen Einflusse schon gewesen sind, und die es in einer vielleicht sehr nahen Zukunft noch weit mehr sein werden. Dem Soldaten gebührt von Rechts wegen für die von ihm verlangten Militärdienste ein Lohn, wie er auch im freien Vertrage zwischen Dienstherrn und Dienstwilligen festgesetzt wird; also ein Lohn, wie ihn der englische Soldat oder der in der

Armeen des Festlandes freiwillig dienende Stellvertreter wirklich bezieht. Aber die gezwungenen Soldaten des Festlandes werden tief unter diesem gerechten Lohne bezahlt; und doch vertraut man diesen Hunderttausenden bewaffneter und waffengeübter Männer, die von Staats wegen mit augenscheinlicher Unbilligkeit behandelt, die Tag für Tag in ihrem rechtmäßigen Erwerb verkürzt werden, den Schutz der politischen und gesellschaftlichen Ordnung im festländischen Europa an! Die von Gervinus im dritten Bande geschilderten Militärrevolutionen in den meisten romantischen Staaten dienen indessen mit zum Beweise, daß es endlich für alle europäischen Staaten an der Zeit wäre, die ihren eigenen Armeen so lange versagte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Geschieht dies endlich, weil es zur Abwehr immer näher drohender Gefahren geschehen muß, so gibt es sich aus finanziellen Gründen ganz von selbst, daß nur noch kleine und nur aus Freiwilligen gebildete Gares ständig unterhalten werden können, denen sich im Kriege der Vertheidigung das zahlreiche Aufgebot der Landwehren oder Milizen einreihen oder anreihen würde. Dann mindert sich zugleich der maßlos gesteigerte Staatsaufwand im Frieden, während gleichzeitig dem Ackerbau und der friedlichen Industrie unschätzbare Arbeitskräfte gewonnen werden. Dann fällt sogar die Möglichkeit leichtfertig begonnener Offensivkriege weg, womit fort und fort der Ehrgeiz der Soldatenkaiser die Ruhe des Weltfriedes bedroht; und dann schließt sich endlich der seit mehr als 60 Jahren stets vergeblich beschworene „Abgrund der Revolutionen“, weil man die Periode des Friedens und Wohlfandes, der Freiheit und Ordnung für die Völker Europas beginnt. Hiermit glauben wir unsere Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt zu haben, daß auch Gervinus jeden seiner einsichtigen Leser in kurzem auf einige Punkte hingewiesen hat, womit in nächster Zukunft die Lösung oder Nichtlösung der politischen und socialen Wirren der Gegenwart im Zusammenhange steht.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. Lazarus. Trost und Rath für Leidende. Sonettenkranz von H. Reumann. Reife, Graveur. 1858. 16. 20 Ngr.
2. Alte Bergmannslieder. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. 1858. 16. 18 Ngr.
3. Das Hohelied in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutsche Reime übersetzt und erläutert von Friedrich Albrecht. Ulm, Gebr. Neubauer. 1858. 16. 18 Ngr.
4. Psalmen David's allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von G. Koller. Mit Parallelen aus dem Neuen Testamente. Zürich, Orell, Büchli u. Comp. 1858. 8. 12 Ngr.
5. Gedichte von Luise und Wilhelmine Fensel zum Besten der Elisabethstiftung in Bamberg. Herausgegeben von G. Lettke. Berlin, Rauch. 1858. 16. 20 Ngr.
6. Lieber einer Verborgenen. Herausgegeben von Albert Knapp. Leipzig, Felsche. 1858. 8. 24 Ngr.

7. Vom Delberge. Geistliche Dichtungen. Von J. P. Lange. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Bräuer. 1858. 8. 27 Ngr.

8. Die Tochter Jephtha's. Ein biblisches Gedicht. (Nach der Richter, Kap. 10 und 11.) Von Eugenie Stillfried. Stuttgart, Gebr. Schönlin. 1858. 8r. 16. 12 Ngr.

In einem früheren Artikel haben wir es als eine Hauptaufgabe der religiösen Dichtung bezeichnet, daß sie das ideale Moment der Religion erfasse und fürs Leben fruchtbar mache. Soll dies auf entsprechende Weise geschehen, so muß der Dichter individualisiren. Er muß einzelne Situationen und Lüge aus dem individuellen Leben, Denken und Empfinden herausgreifen und an diesem die Idee, die den Gegenstand des Gedichts bildet, zur Anschauung bringen. Unter den Werken, die wir heute zu besprechen haben, reichste Individualität zeichnet. Wir haben schon voraus, da religiöse Dichtung in völlig gesicherten und glücklichen auf das vortreffliche tief ergüsse unter obigen Anstand nehmen mochten.

Des „Lazarus“ Trost Reumann (Nr. 1) ist achtundachtzig Sonette auf hintereinander durchlesen, ermüden, im Gegentheil haben wir damit nicht ein größeres sagen läßt? Und liefern auf das wärmste, den uns recht geben. Der heilbar krank, jahrelang u. schen Leben und Tod schwer die bitterste Wahrheit, ihm das Singen längst der Verhältnisse nicht, aber waltung auch ohne jene Verfaß der schilbern, der Selbstheit Wie im äußern letzten Leben in Poesie und Stimmung Nachahmung; er ist eine mag vielleicht seine an aber männlicher, inniger, reiner und vergißt auch unter der bittersten Ironie und den wilden Ausbrüchen der Leidenschaft nie, was er sich und der Poesie schuldig ist. Es bedarf nach dem Gesagten kaum erst der Erwähnung, daß man in diesen Sonetten keine eintönigen Lamentationen zu befürchten hat; es sind Seelengemälde der ergreifendsten Art: sanft klagende und wild klagende, hypochondrische und lebensmüthige, Lob klagende und Tod wünschende, hoffende und verzweifende, ungläubige und gläubige, promethische murrende und finlich ergebene überall Schwäche und Kraft, Schwanken und Widerspruch, und doch ein Charakter, dessen Räthsel sich durch die Krankheit erklären. In diesen Sonetten ist Fülle und Bewegung, ein ewiges Kampfen und Ringen, Einlen und Aussetzen, Siegen und Untertlegen; sie sind nicht rein lyrischer Natur, sie sind dramatisch belebt, denn der Dichter hat Weiß und Klug und weiß die Situationen, die sich aus seinem Schicksal in Beziehung zu denselben ergeben, trefflich zu zeichnen. Er zieht dabei eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Ausendungen in seine Camera obscura, das Krankenzimmer, herein, und diese verlieren dadurch, daß sie sich in diesen dunkeln Räumen abspiegeln, nichts von ihrem Glanze. Daher gewähren die endlos wiederkehrenden Variationen über dasselbe Thema doch immer neuen Reiz. Shakespeare sagt in einem seiner Sonette:

Wie alt und neu die Sonn' ist alle Tage,
Spricht meine Lieb' auf neu' die alte Sprache.

So hier des Dichters Lied: Hören wir ihn selbst über die Frage, warum er sich von diesem Thema nicht lösen konnte:

Woher, so fragt ihr, nahmst du die Schuld
Zu diesem Traben, immensgleichen Traben,
Denn beide nur in einer Form zu schreiben,
Als läßtst du schon hier der Sünden Schuld?

Ich sah' das Haupt auf meinem Arm und Vult,
Die Stirne mir bedächtiglich zu reiben,
Um nicht die Antwort schuldig euch zu bleiben,
Denn fast klingt eure Frage wie Insult.

Was hat Petrarca einstens wol bewogen,
Sonette dichternd, von dem Schrittelbogen
Lure zu reifen bis zur kleinen Leche?

Das Ergentheil — den Haß — hab' ich gezogen
Aus meinem bleichen Bild, so oft ich's sehe,
Und darum klag' ich stets von meinem Wehe

Zeigt sich der Dichter hier von einer seiner schroffen Seiten,
so müssen wir ihm auch von der milden gerecht werden, und
bei dieser werden die Leser gewiß gern länger mit uns verweilen
als bei jener.

Wann schläfst du, Gute? — Stets, bei Tag und Nacht,

So oft ich suche, find' ich keine Ruhe,
Ihr sanfter Druck ist mir zu wohl bekannt,
Und hat mich ruhig stets und froh gemacht.

So hältst du mermüßlich Krankenwache,
Liegt nieder dich auf meines Lagers Rand,
Küßst leise Streicheln meiner Stirne Brand,
Hast neu den Lebensmuth mir angefaßt.

Und stehst du lauschend über mich gebeugt,
Hast mir zum Ruh den heißen Mund gereicht,
Und schaust milde lächelnd zu dem Kranken nieder;

Dann hebe ich des Geistes Schwingen wieder,
Balsam'sche Würze strömt durch meine Glieder,
Und stehst, der Dämon vor dir, Engel, weicht.

Dann und wann mischt sich doch ein Jubelton unter die
Klage, bei auftauchenden Genesungsschimmern oder bei dem Aus-
blick der Seinen. Hier ein Sonett, vielleicht bei der Rückkehr
von einer — erfolglosen — Wadereise geschrieben:

In Haus! In Haus! Es wohnt in diesem Worte
Ein wunderbarer, ein tief heiliger Sinn,
O, keine Lippe spricht es kalt dahin,
Kein Herz schlägt ruhig, lehrt's zu diesem Orte.

In Haus! In Haus! Sie schaute aus der Pforte,
Mein Weib, mein Alles, was ich ward und bin,
Mein Fleisch und Blut, mein Hassen, mein Erwinne,
Mein treuer Engel über Herd und Horte.

Sieh „du! o du!“ — Sie sank an meine Brust,
Ich küßte ihr die Thränen von den Wangen,
Und die Kinder lachend uns umsvangen.

O! meine Kinder! — Süße Vaterluth! —
Zu viel, zu viel, zu reich der Gottessegn!

Ich kann nicht schreiben mehr vor Herzensschlägen.

Der Gedanke an die Seinen drängt ihm das heiße Gebet
um Erlösung durch den Tod oft im Entsetzen schon wieder in
das Herz zurück. Er weiß nicht, was er um ihr willen wün-
schen muß: leben oder sterben? und entscheidet die Frage bald
auf die eine, bald auf die andere Weise:

O, weinstest Du um mich die letzten Thränen
An meinem Grab und gingest dann von bannen.
Du würdest beten, würdest dich ermannen,
Erfreuen wieder in dem Reich des Schönen.

Ich mag dich nicht den Freuden all entwöhnen,
Die güte Götter recht für dich ersannen,
Nicht in die dumpfe Krankenkube bannen,
Wo du nur hörst den Sicken trostlos jähnen.

In jedem Abend und an jedem Morgen
Sieh' ich dein rothgeweinetes Aug' voll Sorgen,
Und wünsche, daß dich Leid nur möge trennen.

Ich seh' zum Himmel mit erhobnen Händen,
Er möge endlich doch den Tod mir senden, —
Dein Leid — bei mir im Grabe wahr's geborgen.

Haben wir den Dichter in solchen Stimmungen kennen ge-
lernt, so vergehen wir ihm wol gern manches tobenbe' und tolle,
manches verdrossene, ja sogar harte Wort, und das um so mehr,
weil es stets ein poetisches ist. Es berührt freilich empfindlich,
wenn wir einem Weibe, das — gleichviel, ob Dichtung oder
Wahrheit, wir wissen es nicht — durch eine Menge der kün-
stlichen und jartesten Züge liebender Hingebung unsere vollste Zu-
neigung gewonnen hat, plötzlich den Vorwurf machen hören:

Doch als stets härter wurde mein Gemüthe,
Wah' ich verwillen mit dem Glücke Blüte, —
Zu hoch war solche Probe ihrer Liebe!

Wir verfolgen mit Spannung Sonett um Sonett, schon
mit innerm Jota die Vorwürfe härter und immer härter wer-
den, und athmen erst wieder auf, wenn der Dichter dann doch
noch sein Unrecht eingesteht:

So quäl' ich meine Lieb' stets ohne Schuld,
So auch verzehst sie, ohne mich zu krausen.

Doch kommen noch Rückfälle, bis endlich das Schlaffen
gezogen wird:

Jetzt seh' ich, daß mein Ich mein Leiden war.

Der Dichter moralisirt nie, er tritt dem Menschlichen im
Religion selbst noch für die Sterbekunde mit fast verletzender
Schroffheit entgegen, aber er hält der Seele einen Spiegel vor,
in welchem sie interessante und lehrreiche Studien machen kann.
Die Form ist vortrefflich.

Wah' die „Ulten Bergmannslieder“ von Reinhold Kö-
ler (Nr. 2) sind keineswegs von bloß religiösem Inhalt, aber
aber eine passende Stelle unter unserer obigen Rubrik, weil es
frommer Ton gerade bei den dem Bergmannsstande gewidmeten
oder von ihm ausgehenden Liedern fast überall durchklingt.

Aufrichtig, gottesfürchtig und fleißig dabei,
Dies sind die bergmannischen Tugenden drei,

heißt es in einem solchen alten Liede; und in einem andern:

Ein Bergmann muß viel aufsehn
mal in der Gruben tief;
in Klüften und in Gängen:
wie manchem Ungelüd
muß er doch unterworfen sein,
keine Stunde konnt' er leben
ohne Haß des Herren sein.

Das Bewußtsein der täglichen und ständigen nahen Gefahr
ist bei dem Bergmann so stark, daß mehrmals in diesen alten
Liedern der Gedanke wiederkehrt, Frauen und Kinder jedesmal
in dem Augenblick, wo der Vater und der Gatte in die Grube
fährt, schon als Waisen und Wittwen zu betrachten:

Wenn ein Bergmann des Morgens früh aufsteht
und geht von seinem Weibe,
sein Weib eine rechte Witwe ist;

oder:

Wenn ihr nun thut einfahren
wol in die Gruben rein,
in Reich und Lebensgefahren
thut ihr allezeit sein,
dazu euer Weib und Kinderlein,
die ihn auch gleichfalls sehn
wie Witwen und Waislein.

Und hieran sich knüpfende lebendige und unmittelbare Ge-
fühl steter Abhängigkeit von einer schützenden höhern Hand führt

von selbst zu religiösem Sinn. Das hindert aber den Bergmann nicht, das Leben froh und nach Belieben auch ziemlich leicht zu nehmen, wie's im „Lustig Berglied“ steht:

Wer da will ein Bergmann sein,
muß Karische (Courage) haben,
er muß ohne Angst und Pein
in die Grube fahren
und hiegegen reich Metall
aus der Erde haben.
Ist er nur frisch und gesund,
muß er Gott vertrauen.

Hat er gleich kein Kreuzer Geld,
darf er nicht verzagen,
er mag hier in dieser Welt
vergessen alle Mägen.
Wenn er in die Grube fährt,
bleibt die Sorg' auf Erden.
So genuekt er allezeit:
es wird besser werden.

Wollen wir essen Fleisch und Brot,
Müssen wir es bergen,
will es auch bezahlt sein,
lassen wir Gott sorgen.
Unsre Kleider, Strümpf' und Schuh
sammt dem Grubenittel,
und was sonst gehört dazu,
sind geborgte Mittel.

Fleisch und Brot das dienet zwar
den Menschen zu erhalten;
Tabak brauchen wir ebenfalls,
Kaffee warmen und kalten.
Musk' machen wir uns selbst,
spielen können wir alle,
mit den Jungfern tanzen wir,
und das recht mit Schalle.

Drum so laßt uns lustig sein,
ihr Stetzer und ihr Bauer!
Machen wir die Kässer leer,
wird das Bier nicht sauer.
Mag der Wirth wol unsre Zech'
an die Hände malen;
wenn uns Reichthum überfällt,
woll'n wir ihn bezahlen.

Interessant ist die hier vorkommende bergmännische Symbole. Da ist Christus ein „himmlischer Bergmann“ oder „ein auserwählter Bergführer“, dem „der Sinn zu bauen kumb“. Man heißt es weiter:

Der Durchschlag, den er machte,
Gefach zu Bethlehem;
den Gang er da nach trachte,
fuhr nach Jerusalem;
da schlug er ein im Tempel
und offenbart sich wol,
gab damit gut Exempel,
wie man recht schürfen soll.

Er baut „Straßen und Streden“ und kubit bald „sein Gefache“ und „die Handkeine“, bald „unartig Geden“ mit „den faden Rämmen und Anauer“; wo „Stahl und Eisen“ nicht versagen, braucht er „ein feine Kunst mit Feuer und mit Schießen“, fördert das tiefverborgene gute Erz heraus,

und wirt herrlich einführen
in seine Gitten gut
mit Fremd' und Subliern
aus mittellichem Ruch.

Die letzte Strophe lautet dann:

Herr Christ, hilf, daß wir alle
gute Goldkufen sein,
und führ' uns bald mit Schalle
in deine Häuten ein!
Ihn' uns mit Freuden bringen
ins schöne Paradies,
so wollen wir dir singen
ewig Lob, Ehr' und Preis.

Die Sammlung ist eine Nachlese zu den Sammlungen von Rosch und Ödting, von denen sie zwar auch Lieder mit auf genommen hat, jedoch unter Verhütung von Varianten und Umstellungen. Im übrigen ist sie theils aus mündlichen Quellen, namentlich den Mittheilungen der Ilmenauer Bergleute und aus den Liederbüchern der letztern, theils aus seltenen alten Büchern, besonders dem wahrscheinlich zu Freiberg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Bergliederbüchlein“, welches nicht allein mit schönen Berg-Reyhen, Sondern auch Andern lustigen, sowohl alt als neuen weltlichen Gesängen, Allen lustigen und frohlichen Gerhen, Zu Ergözung des Gemüthes, versehen“, sowie aus andern Volkslieder-sammlungen zusammengedrungen. Ist auch in diesen alten Bergmannsliebern die Poesie nur sparsam vertreten, so enthalten sie doch vieles, was für den Bergmann, und mancher, was auch allgemein, literargeschichtlich oder historisch, interessant ist, und die Arbeit ist eine verdienstliche. Die beigegebenen Anmerkungen, theils sprachlich, theils technisch erklärend, sind dankenswerth. Zu den Versen:

Der Zwitter in dem Kibel,
Das Malwert auf dem Roß,
Das bringt uns viele Freuden u. f. w.

sagt der
„Die leg
weiß ich,
dem Roß
bei welch
bracht u.
Kösten a
ist wol?
kannte A

Das Hohelied gehört nach der Auffassung des Bearbeiters von Hr. J. Albrecht, ebenfalls nicht zur religiösen Dichtung; wir stimmen ihm darin bei, glauben aber, daß es seinen Platz in derselben nicht eher verlieren wird, als bis eine christliche Gemeinde nach Joh. 10, 16 künftig einmal „einen neuen Kanon aufstellt. Unter den vielen Bearbeitungen des Hoheliedes haben bereits mehrere in d. M. Besprechung gefunden. Bei Gelegenheit des Referats über „Solandth“ von O. F. Gruppe (vgl. Nr. 49 f. 1858) bemerken wir, daß uns die Ansichten desjenigen, die das Gedicht für Fragmente eines Dramas halten, am meisten zusage; wir hatten an dieser Meinung noch immer fest, ohne uns eine entscheidende Stimme anmaßen zu wollen, die wir wie billig den Orientalisten von Fach überlassen müssen. Die Auffassung, die der vorliegenden Bearbeitung zu Grunde liegt, ergibt fasser erblickt in dem Hohelied 20, theils bruchstückweise, theils Dichtungen, welche, mit allein von einem Trint- oder Jäger Thema haben. Er gibt eine von denen Textes mit vorangeführte die Situation in poetischer Weise Einfaltungen zeigen von L nur sind hier und da die Inter stücklich, wie z. B. im „Trinklied“, das vier Stellen biblischen

Text (2, 15) und 20 Zeilen Inhalt des bearbeitenden Dichters enthält.

Bei den weiter folgenden Versen bedarf es nicht erst einer besondern Legitimation, sie gehören unbedritten in unser heutziges Gebiet.

G. Kollner bietet uns in seinen „Psalmen David's allgemein religiösen Inhalts“ (Nr. 4) eine Auswahl von 31 derselben, und wir erfahren aus der Vorrede, daß in der Schweiz an kompetenter Stelle der Wunsch nach einer metrischen Bearbeitung der Psalmen, anstatt der Lobwasser'schen, rege geworden. Daß sich die Psalmen zur Umarbeitung ins geistliche Lied vortrefflich eignen, wird niemand bezweifeln. Nur ist die Aufgabe außerordentlich schwer; wenigstens dem ganzen großen Leserkreise gegenüber, der mit Ohr und Gemüth an den kühnen Schwung der Luther'schen Poesie gewöhnt ist. Es ist nicht allein die mächtige Größe, mit der der neue Bearbeiter in die Schranken tritt, an sich, die er zu überwinden hat, es findet vielmehr das geistige Gebiet, das er sich eröffnen will, bei der evangelisch-lutherischen Welt von jener Größe schon ganz entschieden eingenommen, wenn die schönsten Stellen der Psalmen weiß jedermann auswendig. Soll die neue Form an dem so in der Seele fest gewordenen Eindruck nicht scheitern, so muß sie in Dithoramben erdönen, die mit den bereits eingeprägten an Großartigkeit wetteifern können. In der Schweiz, für welche der Verfasser zunächst schrieb, wird ihn diese Schwierigkeit vielleicht weniger betrüben. Seine Uebersetzung ist einfach und klar, aber in der formellen Ausführung verschoben; oft sehr leicht und fließend, z. B. Ps. 139 und 145, oft an Härten, namentlich an flötenden Inversionen leidend. Zur Vergleichung mit der Luther'schen Uebersetzung heben wir nur ein paar Verse heraus:

Ps. 103, 15. 16. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darübergehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.

Wiecht doch dem Gras unser Leben,
Menschen den Blumen gleich blühen;
Raum daß sich Winde erheben,
Stürzen sie spurlos dahin.

Ps. 19, 1—3. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht that's kund der andern.

Die Himmel verkünden des Ewigen Ruhm,
Das Weltall enthält seine Macht;
Laut rufet ein Tag es dem andern zu,
Und kühnend die Nacht es der Nacht.

Hier vermißt man den Luther'schen Schwung; dagegen erreicht derselben in Kraft und Rhythmus die Gellert'sche freilich in sehr freier Uebersetzung sich bewegende Hymne:

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere,
Nehmt, o Mensch, ihr göttlich Wort.

In der vorliegenden Uebersetzung schaden mitunter eingeschaltete Bei- und Nebenwörter, theils durch Beschränkung, wie das „kühnend“ in der angezogenen Strophe, theils durch eine Malerei, die zu sehr ins Breite geht, z. B. Ps. 23, 1. 2.:

Gott ist mein Hirt'
Kein Mangel wird
Mir träben das Vertrauen
Er lagert mich
So wonniglich
Auf grünen grünen Auen.

Zum süßen Quell
So spiegelhell
Wird seine Hand mich leiten u. s. w.

Wie ganz anders klang Luther's: „Der Herr ist mein Hirt: mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Wenn in der Vorrede von einigen „nothgedrungenen Erweiterungen“ gesprochen wird, so können wir die Berechtigung dazu in der durch die angeführten Beispiele erläuterten Weise nicht anerkennen; dagegen sollen wir der Accommodation des Verfassers, insofern er die an den herrlichsten Stellen der Psalmen oft so lebendigen Verwünschungen der Feinde und die Freudenbezeugungen an dem Unglück derselben weggelassen hat, unsern Beifall. Die mit vollem Text druckend parallelstellen aus dem Alten Testament bilden eine schätzenswerthe Angabe.

Die „Gedichte“ (Nr. 5) von Luise und Wilhelmine Hensel, zum Besten der Elisabethstiftung von Pantow, einer Waisenanstalt für arme Kinder, der die Dichterinnen Leben und Thätigkeit gewidmet haben und für die sie nun auch auf diesem Wege noch fortwirken, sind Klänge voll stiller Beherrschung, durch Glanz verklärt, denen wir recht viele Sympathien gönnen. Nur wenn diesen Herzensergüssen bei aller Resignation etwas weniger Lebensmüde und etwas mehr Lebensfreudigkeit zu wünschen gewesen. Doch trifft dieser Vorwurf in mindern Grade die von Wilhelmine Hensel beigetragenen Gedichte, indem aus aus den letztern öfters, namentlich in den Abschnitten Kindheit und Jugend ein hellerer Ton entgegenklingt, wie z. B. aus dem Gedicht „An der See“, das wir für das Beste der Sammlung halten und hier folgen lassen:

Strahlendes Meer mit der wogenden Flut!
Grünende Ufer und süßlicher Ruch,
Blumen im Thal und Muscheln am Strand,
Friede des Himmels auf See und auf Land.

Wer mit Verstand die's alles erkannt,
Dem ist die Brude nach eben erbat!
Auge des Herrn ist das entloste Meer,
Auge des Herrn strahlt von Thautropfen her.

Hört ihr der Wogen melodischen Klang?
Gräß und erhaben wie himmlischer Sang,
Menschenkind, jede durch Woge und Wind,
Wort hört so gerne sein bantbares Kind.

In den „Liedern einer Verborgenen“ ist, wie Albert Knapp uns mittheilt, die Verborgene „eine liebe, bald ein- undschätzjährige Frau und Familienmutter, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verkündigerin der Liebe Christi großgezogen“: eine Charakteristik, die der Inhalt des Buchleins rechtfertigt. Der Herausgeber hat ihr diese Lieder „nach langen Bitten und Mahnungen abgerungen“ und bietet uns in denselben eine Sammlung frommer, gläubiger Gedichte, die sich durch warmes Gefühl und steten innigen Hinblick auf das Heil durch den erlösenden Christus charakterisiren. Wir haben uns früher einmal in d. Bl. über die Passionsmänner ex professo, welche das Wesen der Verdammungssünder vor allen Dingen in Jesu Wundenblut, durchbohrtem Herzen, durchgrabenen Händen und Füßen suchen und über dem Körperlichen das Geistige vergessen, ausgesprochen. Die Verborgene gehört nicht zu den Dichtern dieser Kategorie; allein eben deshalb, weil sie hoch über ihnen steht, müssen wir jeden Vorstoß in dieser Beziehung doppelt rügen, und einen solchen finden wir in dem Gedicht: „Am Mitternacht. Zwischen den Betten der Kinder“, in der Strophe:

Laut herein mit deinem weichen Segen,
Du, der Mütter hört und Kinder liebt,
Die durchgrabene Hand auf sie zu legen,
Die uns jede Himmelsgahr gibt.

Hier haben wir eine Situation, die auf Christus, wie er in der Hölle seines Lebens und Wirkens vor uns steht, auf

Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt und sie segnet und hegt, wie mit innerer Nothwendigkeit hinweist; und auftritt dessen wird der getrenzte Christus mit sichbarem Zwange und in einer Weise, die das äußere Seiden überwiegend hervortreten läßt, herbeigezogen. Wir gesehen, wir wünschten auf dem Gebiete der religiösen Dichtung, wo wir fast nur dem leidenden und sterbenden Christus begegneten, den lebenden und handelnden besser und im richtigen Verhältnisse vertreten zu sehen; denn man sollte bedenken, daß der Tod Jesu nur durch sein Leben die vollste und schönste Bedeutung gewinnt. Die Aufgabe ist freilich schwerer, aber belohnender und fruchtbarer. Die „Lieder einer Verborgenen“ zerfallen in vier Abschnitte: „Naturanschauungen“, „Inneres Leben“, „Antworten“, „Gelegenheitsgedichte“, und bringen in sämtlichen Abtheilungen werthvolle Gaben, wofür besonders die Gedichte „Das Saatefeld“, „Herbstwanderung“, „Im Bache“, „Der Mönch“, „Neben ein Kleines“, „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit“ gehören. Was die äußere Darstellung anlangt, so zeichnet sich dieselbe, abgesehen von einiger Hier und da sich bemerkbar machenden Breite, durch gewandten Vortrag und fließende Sprache aus.

Die geistlichen Dichtungen J. B. Lange's, „Vom Delberge“ (Nr. 6), werden durch den Dichter selbst in den beiden Zeilen:

Sie kommen nicht aus Schul- und Tempelträumen;
Ich schritt zu sammeln sie durch Atrons Schlucht —

entsprechend charakterisirt. Doch darf man dies nicht missverstehen. Sie sind mit denen der „Verborgenen“ verwandter Natur, aber, wie jene, frei von aller Polemik. Sie rollen in warmer, frischer Begeisterung recht klangvoll und fließend dahin, würden aber noch anregender wirken, wenn sich der Dichter etwas gedrungener gehalten hätte. Nicht als ob wir damit den Gedichten den Vorwurf des Wortreichthums und der Gedankenarmuth machen wollten: im Gegentheil sie sind reich an Gedanken, und was die Diction anlangt, so legte sich der Dichter schon durch die kurzen Metra, die er gewählt hat, einen Sporn an, unüthigen Wortschwall zu vermeiden. Aber die Thematika sind so ausgebeutet, daß dem Leser bei der sich überfüllenden Flut oft nur paralleler Gedanken selbst gar nichts zu denken übrig bleibt; er wird, indem er dem Dichter folgt, so müde gemacht, daß auch die Phantasie ihm den Dienst versagt, und kein größerer Fehler eines Gedichtes, als wenn es alles sagen will und dem Leser beim Mitschaffen an der Gestaltung der behandelten Idee nach allen Richtungen hin vorgreift. Der Fehler des Juvial gilt von der Sammlung im ganzen wie von den Liedern insbesondere. Hätte der Dichter die erstere quantitativ beschränkt, so würden die Wiederholungen im Stoff, die natürlich dann auch leicht zu Wiederholungen im Gedankengange führen konnten, vermieden worden sein; und hätte er im einzelnen Liede die hervortragenden und besonders charakteristischen Gedanken und Bilder, an denen es nicht fehlt, in maßvoll abgerundeter größerer Isolirung gelassen, so würden sie zur vollen Wirkung gekommen sein. Zu den gelungenen Gedichten gehören: „Bethanien“, „Die gute Aussicht“, „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“, „Der Dornstrauch“, „Die Künstlerin“ und mehrere andere, aus denen wir einzelne herausheben wollen. So ist in dem Liede „Der seltsame Augenblick“ der Gedanke: „Im Augenblick hab' ich die Ewigkeit“, in origineller Auffassung kräftig und glücklich durchgeführt; in gleicher Weise in dem Gedicht „Die Nacht im Tage, der Tag in der Nacht“ der Gegensatz: Tag der Erde — Nacht der Welt, und Nacht der Erde — Tag der Welt. Den vielbesungenen Hymnen Schlaf und Traum ist doch wieder eine neue Wendung abgewonnen:

Wie ein Kind im Dunkeln leuchtet
Anderer Antlitzherzen rath,
Nicht ich schlummere, sang' ich träumend
Aus dem Aether Kraft und Gut.

In des Traumes heißen Mägen
Stellt die Welt und alle Zeit,
Aufgelöst ist jedes Siegel,
Wirklich jene Möglichkeit.

Interessant ist
faltiger Deutungen
im allgemeinen, t
begnügen uns mit

Zwei ist
Sich sel
Der Ge
Als Ein
Zwei ist
Der Hal
Zwei da
Zwei ist

Die Beziehung
wie z. B. in dem Gedicht:

Die Bappel.

Nicht mit Früchten, noch mit Blüten
Kann ich euch den Dienst vergüten,
Daß ihr lebend mich gedregt;
Keinen Stab fahrt Pilgerleben
Kann mein schwacher Arm euch geben,
Keinen Pfeiler, der euch trägt.

Wenn die leisen Winde schweben,
Wuß ich schwanken schon und heben
Wie ein Kind auf fremdem Pfad;
Und mein Wipfel mit den Zweigen
Wuß ich schon zur Erde neigen,
Wenn der Sturm sich scheltend naht.

Last mich still an euren Gräften
Wehen in geweihten Läften,
Euer Lobten steht zur Hut:
Die in Friedensbetten liegen
Last mich kugend, faulend wegen,
Wid verankert sie ausgerührt.

Schwach und schwankend ist mein Leben,
Aber doch ein festes Streben
Aufwärts in des Himmels Röh',
Mit den Zweigen, mit dem Stamme
Schließ' ich auf wie eine Flamme —
Guch ein Fingerzeig zur Höh'!

Am Schlusse sind einige Psalmen beigefügt, die jedoch weniger Uebertragungen als Paraphrasen sind, wie denn z. B. der prächtige hundertsechszwanzigste Psalm in des Dichters Weise zu sechs sechzeiligen Strophen ausgebeutet ist.

Eugenie Stillfried hat die biblische Erzählung von Jephtha und seiner Tochter, welche letztere unter dem Namen Achsa eingeführt wird, unter dem ähnlich lautenden Titel „Die Tochter Jephtha's“ (Nr. 8) zu einem modernen Epos von 18 zusammenhängenden Romanzen in einer Weise ausgegossen, die von bedeutendem poetischen Darstellungstalent zeugt. Unter strenger Beibehaltung der historischen Momente, wie wir sie im zweiten und ersten Kapitel des Buchs der Richter verzeichnet finden, hat die Dichterin in Scenerie, Situation und Charakteristik so viel eingewoben, als zu Herstellung eines lebendigen Bildes erforderlich war. Ob aber dieses Gemälde, abgesehen von den äußern Zügen, seinem innern geistigen Gehalt nach befriedigen könne, das ist eine Frage, die wir verneinen müssen. Sehen wir zunächst bloß auf die Darstellung der Dichterin. Sie bezeichnet das Geschehene in dem unter dieser Aufschrift gegebenen Abschnitt des Gedichts als ein vom blinden Wahne Jephtha's geborenes. Hier steht sie auf dem richtigen Standpunkte. Wenn sie nun aber weiter von demselben reflectirenden, sub-

jectiven Standpunkte aus im Abschnitt „Vollendung“ die Vollziehung des Gelübdes als eine von Gott gewollte That auffaßt,

manische Gesellschaft überein, daß jede ihr journalistisches Organ, jene das „Bulletin de l'Union“, diese den „Text“, je selbst jede ihre eigene Expedition hat; denn in der Rue de Buffault zu Paris wohnt G. Vanier, der Verleger der sogenannten Schrift, der sich auf dem Titel ausdrücklich als Libraire de l'Union des postes bezeichnet, und in der Großen Rosenstraße zu Hamburg befindet sich die Expedition des „Text“. Das jedoch möchten wir als sicher annehmen, daß die pariser Union des postes fester in sich geschlossen ist, über reichere pecuniäre Mittel verfügt und aus beiden Gründen längere Dauer verspricht. In Deutschland laufen, laut alter Erfahrung, solche Gesellschaften meist nur zusammen, um bei den ersten Windstößen auseinander zu fallen, theils weil sich kaum ein einzelner in ungebührlicher Weise die Dictatur anzueignen sucht, theils weil es an dem richtigen ungezwungenen Gesellschafterthum fehlt und die Verhandlungen zu verbanntisch geführt werden, theils weil doctrinärer Eigensinn und Rechtshaberei Unkraut unter den Weizen säen, theils endlich, und das ist die Hauptsache, weil die meisten in den Erwartungen, die sie von so en für die Befriedigung ihres Ehrgeizes hegen, bitter getäuscht sehen. Ueberhaupt glaube man ja in unsern Tagen dem einzelnen durch die Mitgliedschaft an einer solchen Verbindung mehr Respekt zuzuwenden, als er durch seine Leistungen sich zu erwerben im Stande ist. Früher gab es noch eine gewisse naive und poetische Gemüthslichkeit in Deutschland, seitdem diese aber unter den Einwirkungen der Zeit mehr und mehr verschwunden, ist, wie wir fürchten, auch das letzte Bindemittel für Dichtergenossenschaften dieser Art verloren gegangen.

Ueber die Union des postes und deren Mitglieder spricht sich Rogier an mehreren Stellen seines oben angelegten Schriftchens aus. Sie wurde von Robert Wistor gegründet zu dem „ausnehmend christlichen Zweck, die Poesie zu moralisiren und den Anfängern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Producte in die Oeffentlichkeit zu bringen“. Größere Bedeutung erhielt diese Gesellschaft aber erst durch den Eintritt des auch bereits in d. Bl. öfter erwähnten Dichters Thales Bernard, desselben, dessen literarisches Wirken die vorliegende Schrift charakterisirt. Dieser bewirkte auch den Eintritt folgender Mitglieder, meist aus der Provinz: Felix Bouquet, „l'un de plus parfaits romansseurs des pays slaves, et traducteur de la meilleure comédie de Martinez de la Rosa“; Don Antonio Vinageras, „le poète de Cuba“; Fräulein Sol Fleurentin, „auteur de gracieuses idylles où l'idée morale est toujours présente sous une forme pittoresque“; Sebastian Réchal, „l'infatigable commentateur de Dante“; Eugène Gressot, aus Dijon, „qui a écrit cette navrante élogie intitulée „La filleuse“, digne pendant de la „chôte des feuilles““; Paul Ristelhuber, „auquel on doit de bonnes imitations des poésies allemandes“; Chaстан, aus Valréas, „poète également habile en français et en provençal et n'ayant aucun des préjugés ordinaires aux écrivains du Midi“; Auguste Testourgie, aus Argentat, „qui a chanté les joies du foyer dans un style émouvant“; E. Lavièrre, „un auteur qui s'est formé seul en se pénétrant de Burns et en regardant la nature“; D. Genour, aus Château-Neuf und Alphonse Glarys aus Dünkirkchen. Ueberhaupt scheint Thales Bernard als Verehrer der Volksdichtung für die Poesie mehr von den Provinzen als von der Hauptstadt zu erwarten, weshalb er auch eine innige Verbindung herstellte mit dem Redacteur der „France littéraire“, Adrien Pelatan in Lyon, von dem gesagt wird, er sei „un poète enthousiaste, un de ces hommes rares qui voient dans la poésie plus que la poésie“. Als hervorragende Dichter werden an einer andern Stelle noch folgende genannt, die ebenfalls Mitglieder des Vereins zu sein scheinen: Louis Bernard, der ein Buch geschrieben hat, welches wenig ist an „délicieuses ballades allemandes“ und dessen Phantasie, an deren Hand er in den „abstraktesten Mysticismus der alexandrinischen Schule eindringt“, als „profonde et vertigineuse“ gerühmt

darbringen, aber er durfte nicht Schuld auf Schuld häufen. Indem das Gelübde vollzogen wird, fällt Achsa nicht einer höhern Idee, sondern einer Thorheit zum Opfer, und somit ist ihr Schicksal kein tragisches im ästhetischen Sinne des Worts, und es fehlt das erhebende Moment, was uns beim physischen Untergange des Menschen allein poetisch zu versöhnen vermag. 18.

Dichterschulen in Frankreich und Deutschland.

1. Les poètes contemporains. Thales Bernard et l'école Allemande. Par Leon Rogier, membre de l'union des poètes. Paris, C. Vanier, libraire de l'union des poètes. 1859. 1 Fr
2. Text. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausg. 1859 Gr. 8.

Deutschland
germanische
Einflüsse
sich selbst
„école
sich eine
reist auf
der Ger-
manenbunde-
nis, des
u. f. w.
ist herab
in immer
Sprache
wirken,
Frankreich
Scholle
den und
raquiden.
Jungger-

nich; Auguste Vaccafé, „welcher in seinem heitern Gemüth im majestätischen Frieden englischer Landchaften abspiegelt“; und Lucie de Sade, „effaçant Laprade, de même que Corneille a effacé Rotrou“, der den Glanz Griechenlands in einem Stil „sublime comme celui d'Homère“ beßigt, und von dem es ein andermal heißt, er sei „tousjours grandiose, toujours profond métaphysicien, enveloppé dans sa forasre splendide comme dans un manteau de pourpre, qui cachait à la fois les rayonnements de son coeur ardent“. (Wir führen diese und andere Stellen von ähnlichen enthusiastischen Astrand ebschließlich französisch an, weil unserer Kritischen und kritischen Muttersprache diese überschwengliche Ausdrucksweise doch etwas widerstrebend ist.) Zu Gunsten dieses Dichters wird dann weiter gegen Laprade geistert, der in die Akademie aufgenommen worden sei, „ou il est capable d'endormir même le spirituel M. Vionnet“, während die neubegründete „Revue européenne“ denselben Laprade wegen seiner „Idylles héroiques“ bis in die Hölle erhebt. Im ganzen können wir Deutsche auch nur geschmeichelt fühlen, wenn der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt: „C'est l'influence germanique qui a déterminé une si riche eclosion de poésie.“ Er fügt hinzu, daß diese Dichter nicht allein sich an Deutschland herangebildet hätten; sie hätten auch das Alterthum und die Traditionen des Nordens Anbirt; aber, fährt er fort, „ils ont profité des travaux exécutés par les savants d'outre-Rhin sur le polythéisme et sur les civilisations barbares“.

Daß der Verfasser ein Enthusiast der gutartigen Gattung ist, wird man schon aus dem Vorausgehenden erkannt haben. Außerdem hat er sehr weite und abenteuerliche Reisen gemacht. Der Kogier erzählt, daß er, als er Frankreich 1852 verlassen, erwartet habe, bei seiner Rückkehr neue Dichter, und darunter manche seiner Freunde im „Zerlisch des literarischen Himmels“ zu finden. Er habe mit einer kleinen Anzahl junger Freunde verkehrt, die ihre Mission durch ernste Studien, namentlich mathematische, vorbereiteten. In den „langen Konferenzen“, an denen er meist als schweigender Zuhörer theilgenommen, habe er sich nur nur zu wichtige Fragen gehandelt, namentlich um die Frage, ob die „verderbte Schule der byzantinischen Träumer“ und der oberflächlichen Anhänger der bloßen Kunstsichtigkeit nicht bald durch die tüchtigen Christifolger, welche neue Wege anbahnten, gekürzt werden würden. Kogier fährt dann fort: „Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Nachdem ich das Cap Horn umschifft, Gold in den Rinen Californiens gesucht, Musketenjäger unter den Manern von Hermosilla ausgehalten, die Schiaren Kantons und Singapores begrüßt, schweigende Hymnen an die auf dem Wogen des Indischen Ozeans glühenden Sterne gesendet; nachdem ich mich im Balanquin durch die Straßen Kallutlas tragen gelassen und mit Schmerz die elenden Hütten zu Bewohrern betrachtet, welche bezeugen, daß Frankreich in dieser Befolgung keine gebietende Nation mehr ist, nachdem ich die häßliche Abmachung von St.-Helena erkommen und bei dem Cap der Guten Hoffnung vorbeigefegelt, wo ich vergebens den Schatten Adamastors suchte; nachdem ich spanisch mit den schönen Chelienas von San-Jago gerabedacht und englisch mit den weniger verführerischen Geschöpfen, die ihr Glück in Californien zu suchen kommen; nachdem ich alles gesehen, vom Mexikaner an, der, wie ein Räuber der komischen Oper, gekleidet, zu Pferde die Wüste durchkreist, bis zum homme de lettres, der gendichtigt ist, auf dem Theaterplaze zu S.-Francisco Stiefel zu putzen, kam ich endlich nach Paris zurück und fand meine Freunde und Bekannte aus der Dunkelheit emporgestiegen. Ihre Namen waren mir schon zu Ohren gekommen, und oft, wenn ich auf den Helsen saß, welche die enge Einfahrt der californischen Stadt krönen, schaute ich mein Herz nach ihnen und im Traum schwebte Frankreich vor meiner Seele. Als ich sie wieder sah, fühlte ich mich wie zu einem neuen Leben erwacht; sie aber waren dieselben geblieben und hatten alle Hoffnungen erfüllt, zu denen ihr Talent sie berechtigte.“

Eine wissenschaftlich logische Unordnung geht der Schrift

Stogier's
benzen, i
des poet
man fein
ich mehr
nab's pl
beigeßen
bin, zue
rfschen G
licher Wa

Da
ner Iyrisd
die Mitte
brauchen
ste Thalès
Stellen !
hervorheb
Thalès 2
Frankreich
fel in de
habe max
Penore"

„Allerdings
gewünscht
ten, Gri
werthen 2
melanchol
wesen. 2
Vollständi

Ungarn,
waffen, be
und erklä
gegen die
gen die H
und sie a
lem Aufst

fachheit g
vorgehohe
welche m
getrachtet
warum d
falt liehe
zofen mit
gemacht

geheimniß,
gestorbener
dolf Gott
die Hand
später, da
Rodolphe
lernt habe
Thales W

quent et
von Rein
d'Allema
Originalp
einen berf
excitant
geisterung

sensibilit
blonde,
Liane ell
les fibres
andermaal
deutschen
ling's Pa
hem er ha

qui le
metaphysi-
gläubigfei

gmo, a
is livres
g würde
In einer
des über
schlugen
würde die
verheer-
barbari-
n Versen
Jertum

in der „Revue espagnole“ vom 5. April 1858 zurückgewiesen, und er selbst hat in der „Hymne hégélienne“ gezeigt, welche Rolle die neuere Poesie zu übernehmen hat und an welchen Punkten sie sich mit der Wissenschaft in Verbindung setzen könne.“ Den Menschen im Kampfe mit der Natur darstellend „ce serait l'objet d'une poésie titanique qui serait le pendant des hymnes adressés aux métaphysiciens, dont l'audace cherchoit à s'emparer du monde intellectuel“. Mehrfach klagt der Verfasser darüber, daß die Kritik in Frankreich überall Spuren der „décadence“ und der „dérépitude“ erblicken wolle, zwar für unläutere Producte habe man wol Lob, aber aus Eifersucht ignorire man Schriftsteller von keuscher und erhabener Gesinnung oder der Haß gegen sie verrathe sich in „declamations stériles“. Ein andermal wendet er sich gegen Byron, dessen Werke, „sans mission moralisatrice“, zwar Enthusiasmus erregen, aber die menschliche Seele doch nur verschlechtern könnten; die Poesie müsse wieder ein Höheres anerkennen und ein Priesterthum, ein Episkopat werden, „qui marque le front du poète d'une auréole lumineuse“. Der Verfasser verheißt nun in den weiteren Bänden seiner „Poètes contemporains“ der Reihe nach alle jene „großen Geister“ zu schildern, „qui conservent à la France le rang intellectuel qu'elle n'a jamais perdu“. Gelegentlich werden auch die Urtheile angeführt, welche deutsche Blätter, z. B. die „Schlesische Zeitung“, die „Jahreszeiten“ und die „Blätter für literarische Unterhaltung“ (die der Verfasser so freundlich ist, „le journal littéraire le plus célèbre de toute l'Allemagne“ zu nennen) über Thales Vernard gefällt haben.

Ueber die Junggermanische Gesellschaft, als deren Chef und Begründer der gelehrte und Journalist Dr. J. Krüger anzusehen ist, haben wir abichtlich bisher kein Urtheil abgegeben, weil wir erst in Geduld abwarten wollten, welche Früchte sie bringen werde. Nun aber liegt uns die erste literarische Frucht ihres Gesammtwirkens in Gestalt des Jahrbuchs „Leit“ vor, und zwar dessen erstes Heft, das in einem französischen Blatte doch nicht unermöhnt bleiben darf. Die Tendenz des Vereins, so weit sie namentlich durch Krüger selbst orientirt wird, ist ja auch eine an sich ganz lobliche. Der Verein bezweckt, soviel an ihm liegt, die deutsche Literatur und namentlich den deutschen nationalen Sinn zu fördern und ein literarisches Deutschland zu schaffen, welches nichts von religiöser Feindschaft und Stammeshaß weiß und sich vor jeder Ueberschätzung des Auslandes und namentlich des Franzosenthums fern hält. Die Junggermanen haben es als ihre Aufgabe betrachtet, „einen jeden Deutschen als ihren Bruder anzuerkennen, der sich selbst als Deutscher fühlt und schätzt“. Indes haben wir nicht umhin gekonnt, schon zu Anfang unsres Aufsatzes darauf hinzuweisen, daß solche Vereine in unserm lieben Vaterlande meist den Todesthau schon bei der Geburt in sich tragen. Vereine, die auf einem wissenschaftlich praktischen Interesse beruhen, können allerdings auch in Deutschland auf längern Bestand rechnen, aber ganz anders verhält es sich mit Vereinen, die ein specifisch literarisches oder vorzugeweise gar poetisches Interesse verfolgen, selbst wenn sie dabei die nationale Fahne aufhängen. Bisher scheint der Verein in der That nur solche Mitglieder zu zählen, welche sich auch auf dem Felde der Poesie versucht haben, woraus hervorzugehen scheint, daß wir es hier nicht mit einem eigentlichen Vaterlandvereine, sondern mit einer bloßen Dichtergenossenschaft zu

thun haben, die nebenbei verspricht, in deutschem und namentlich nicht-Heine'schem Sinne zu dichten. Dabei scheint man sich bei der Aufnahme nur auf solche Dichter zu beschränken, welche wirklich noch in jungen Jahren stehen; wir vermuthen dies wenigstens, denn leider ist den Namen der Junggermanen im vorliegenden Jahrbuch das Lausruhm nicht beigemessen. Die religiösen und Stammesunterschiede sollen abgethan sein, aber da man einmal in Deutschland aus dem Particularismus nicht herauskann, will man wenigstens, wie es scheint, den Gegensatz zwischen der Jugend und dem Alter festhalten. Wie fragen: wie alt darf höchstens ein Dichter sein, wenn er Mitglied des Vereins werden will, und wie alt darf er als Junggermane im äussersten Falle werden? Muß er vielleicht austreten, wenn sich auf seinem Scheitel die ersten grauen Haare zeigen? Ueber alles dies erhalten wir keinen Aufschluß, wissen auch nicht, ob an ältere Dichter Einladungen ergangen und von diesen nur ignoriert worden sind; wir wissen nur, daß das Häuflein der Junggermanen aus Dichtern besteht, von denen selbst die namhaftesten erst in den letzten Jahren in der Literatur aufgetaucht sind, und daß die lyrischen Erzeugnisse der andern den Eindruck großer Jugendliebe machen. Güte man sich ja, daß ein Verein, der eine allgemeine deutsche Tendenz und Bedeutung beansprucht, nicht den Verdacht auf sich lade, eine bloße Götter zu sein, er würde dann nämlich eiden und für den Spott nicht zu setzen brauchen! Ein Kalas zum Gader innerhalb des Vereins selbst liegt sodann namentlich in der entschiedenen Oppositionsstellung Krüger's gegen Heine und Börne. Wir selbst haben, bei aller gebührenden Hochachtung für Heine's Genialität, die verderblichen Folgen des übertriebenen Heine-Entus, wie er längere Zeit im Schwange war, wiederholt hervorgehoben; aber in dem Programm eines Vereins ist diese Parteinahme gegen eine gewisse Herrschlichkeit und ihre literarische Richtung doch besser zu vermeiden. Daher beantragte auch der „Junggermane“ Göppel auf der jüngst Versammlung die Weglassung des Heine und Börne betreffenden Passus, worauf W. Grothe aus Berlin bemerkte: Heine sei einer der ersten gewesen, welche die deutsche Poesie in einen moralischen Kampf hineinführten, weshalb seine Richtung von der Junggermanischen Schule entschieden verlassen werden müsse, und Krüger sich im Betreff Börne's dahin äußerte, Börne habe sich mit Vorliebe einen Franzosen genannt und in Paris seien es gerade die „Börne'schen Phrasenmacher“, welche die deutsche Rationalität den Fremden gegenüber mit Schmutz bedeckten. Dann hat Börne eine Doppelnatur gehabt; denn in seiner französischen Zeitschrift hat er in wahrhaft glänzender Weise die eigenthümlichen Vorzüge des deutschen Geistes verteidigt, und aber die Herrlichkeit der deutschen Sprache hat kaum jemand so bereit geschrieben als Börne. Wer wollte übrigens leugnen, daß Deutschland genug Erscheinungen bietet, welche gerade mehr lauslichen Geistes, von Eichberg an bis auf Börne, von selbst zu Gegenständen der Einnahme und des Vergnügens werden?

Was den Inhalt des vorliegenden Jahrbuchs betrifft, so enthält dasselbe zuvörderst einen Bericht über die erste junggermanische Versammlung in Mainz, an der sich außer Krüger noch die „Junggermanen“ Karl Siebel, Christian Göppel, August Peters, Hugo Delbermann, Wilhelm Grothe und „noch einige andere“ theilnahmen. Daß es „die Menge bringen muß“, laßt also von dieser Versammlung schwerlich gelten. Der Herausgeber selbst stuernte außer diesem Bericht fernere Aufsätze über die Reinigung und Fortbildung der deutschen Sprache und über die Zukunft der deutschen Poesie, eine sehr scharfe Polemik gegen Julius Fröbel und eine Anzahl Dichtergerechtfertigungen bei, unter letztern eine Anzeige des „Zauberers von Rom“, eines Werks, „das den Namen des bekanntesten der lebenden deutschen Dichter an der Stirn trägt“. Krüger ist offenbar ein vaterländisch gesinnter Mann, ein Mann von Talent, Geist und Kenntnissen, der mit Energie seine Ziele verfolgt, sich aber auch häufig in Sonderbarkeiten und grillenhaften Aeußerungen gefällt. Dahin gehören seine sprachlichen Reinigungsvorschläge. Für Wagner nimmt er z. B. höchst willkürlich durch Zusammenziehung die

Wurzel Rat an, und leitet davon ab: „matisch“ (magnetisch), „Matung“ (Magnetismus), „bematen“ (magnetisieren), „maten oder anmaten“ (magnetisch anziehen); für „elektrischer Funke“, „Elektricität“, „elektrisch“, „elektrisieren“, „elektrischer Telegraph“, „electro-telegraphische Depesche (Telegramm)“ und „Elektrifirmaschine“ schlägt er vor: „Elig“, „Eligung“, „gligig“, „begligen“, „Eliper“ oder „Eligbote“, „Eligbericht“, „Eliggeräthe“ oder „Eligsmache“; von der griechischen Wurzel „plast“ bildet er „Plaster“ (bildender Künstler), „Freiplaste“ oder „Volkplaste“ (Statue), „Hals- oder Wandplaste“ (Relief), „Hochplaste“ (Sautrelief), „Tiefplaste“ (Basrelief), „Vorpaste“ (Modell) u. s. w.; von der Wurzel „walt“ bildet er „Walter“ (Staatsminister), „Schapwalter“ (Finanzminister), „Waltung“ (Ministerium), „Waltungs-erlaß“ (Ministerialrescript), „Walte“ (Portefeuille); für „Kriid“ sage man „Pruf“, z. B. „Pruf der Urtheilskraft“, für Herkules sagen man „Genu“ (wie „Geburg“ von „Berg“), für Meteorologie sage man „Wetterik“ u. s. w. In dem Aufsatz über die Verunft, in welchem er Platon vorwirft, die Gesetze des griechischen Verbaues auf die deutsche Sprache übertragen und das Quantitätsgesetz über das Verhältnissgesetz gestellt zu haben, hat er ein neues Gesetz, das „Paragengesetz“ aufgestellt, indem er zugleich die übeln Folgen aufzählt, die aus der bisherigen Unkenntnis dieses von ihm aufgefundenen Gesetzes hervorgegangen seien. Die Beiträge von Euse Otto: „Nürnberg's Blüthezeit“, und von Wilhelm Grothe: „Die Schlacht von Lützen“, nennen wir blos, und auch die „Junggermanische Blumenlese“, Gedichte von R. Weilhach, Heinrich Dippel, Wilhelm Grothe, Christian Höppl, dem Herausgeber u. s. w. enthaltend, wollen wir hier nicht unserer Kritik oder unserm „Pruf“ unterziehen, weil uns dies zu weit führen würde. Kleinere Mittheilungen und junggermanische Correspondenzen aus Hamburg, Wien, München und Newyork bilden den Schluß dieses Heftes. Interessant war uns namentlich die münchener Mittheilung (wahrscheinlich von dem „Junggermanen“ Weilhach) über die dort bestehenden Dichterkreise, in denen sich ein Bild deutscher Zersplitterung im Kleinen darstellt. Da gibt es erstlich, außer den einzelnen, sechtenden Querllad wie Trautmann, Steub, Weilhach u. s. w., die „alte Garde der Zwanglosen“, sodann die Reste des „Vereins für deutsche Dichtkunst“, der, im Jahre 1848 „nach großen Dimensionen“ angelegt, damals alle producirenden Kräfte umfaßte, jetzt aber bis auf wenige Veteranen zusammengeschmolzen ist, endlich die „Krocodile“, mit Geibel an der Spitze, um den sich Ringg, Reichhior Meyer, Heyse, Bodenstedt, Köhr, Dahn, Grothe u. s. w., also meist Neumünchener gruppieren. Sie versammeln sich wöchentlich in einem Kaffeehause, lesen einander ihre Gedichte vor und nennen sich „Krocodile“ nach einem Gedichte Ringg's. **H. M.**

Burcard Waldis.

Leben und Schriften des Burcard Waldis. Von Georg Buchenau. Marburg, Elwert. 1858. 4. 12 Bgr.

Die mit dem 16. Jahrhundert lebhaft fortschreitende Umwandlung der Anschauungen und bürgerlichen Zustände brachte auch in die persönlichen Verhältnisse der einzelnen eine solche Beweglichkeit, daß wol mancher, der in friedfertiger Nachgiebigkeit dem Sturm auszuweichen suchte, eine Reihe abenteuerlich wechselnder Schicksale erlebte; wie viel mehr mußte dies Männern wie Burcard Waldis begegnen, die bei ihrem energischen Sinne den reformatorischen Kämpfen nicht müßig zusahen, die nicht resignierend verkrümmten, wenn sie aus ihrer Bahn gedrängt wurden, sondern den Muth haben, ihr Leben mehrmals gleichsam von neuem zu beginnen, bis sie eine ihren innersten Neigungen entsprechende Stellung erlangten. Der Ausspruch eines griechischen Weisen, daß niemand ein tüchtiger Dichter sein kann, der nicht auch ein tüchtiger Mensch ist, bewährt sich bei unserm alten Fabeldichter insofern, als er den Ruhm

Burcard Waldis geboren, wo f Zeit anfangig n er eine gelehrte Wallfahrt nach überraschende l Geiste eines l Vermuthung n ihn von Untert Die Nachrichten verlässig wie di eine beglaubig Stande ausgez wurde nämlich sich die Bürgerf nebst zwei ande erwähnt Auf dem Cardinal l als Straßburger wurde Waldis ten Bürgern e hatte indeffen v viel Gutes wal Märtyrer berse die ihm allerdi gingen, zu der Freiheit. Nun ses nöthigt fast Zeit lang das E er dann weite Mainz, Bresla möglich war, sangreichen Ges ein so ausgebeh des? Räthselha erzählt, daß er Nachen des L ner Rettung ve von Weibern zu Wasser und großer Gefahr brochen, wosha „mit scharfer I chem Lande er möglich gewesen mit dem Nachw Aufklärung die

zog nach Hessen in seine Heimat in stiller Ruhe, jedoch ohne sich genöthigt zu empfinden. Wie er dem Kampfdrama für die evangelische Kirche nach der Seite der gegen die katholische Partei, Braunschweig, den besondern Dies empfahl ihn seinem Land die reiche Pfarre zu Kitterode in je Jahre vorher hatte er sich mit Ircht arbeitete er die zum Theil aus, welche ihn hauptsächlich bekannt gemacht haben: den Hesopus und den Psalter. Ferner wurde von ihm der „Ihenerdant“ amgedichtet und die Satire: „Regnum papisticum“ von Thomas Raaberg übersetzt. So war er bis gegen sein achtzigstes Jahr hin unermüdet thätig, aber nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Geistlicher. Man wird von vornherein überzeugt sein, daß ein Mann, welcher seinen Brüdern so theuer war, daß sie ihm jenen ungewöhnlichen Liebesdienst erwiesen, in seiner Gemeinde ebenfalls als Menschenfreund gewaltet und ihre Unhänglichkeit besessen hat. Dafür fehlt es aber auch nicht an einem bestimmten Zeugniß. Waldis' Nachfolger zu Kitterode wurde sein Schwager Sohn. Diesen hatte sich die Gemeinde erbeten und in dem Gesuche, welches uns erhalten ist, wird dem nunmehr in Schwachheit dahinkulenden alten Pfarrherrn das schöne Lob ertheilt, daß er mit großem Ernst, Fleiß und Eifer Gottes Wort gelehrt, in allen Dingen seines Amtes treu gewartet; daher wünsche die Gemeinde um dieser Wohlthaten willen sich ihm durch die Empfehlung seines Schwager Sohns gefällig und dankbar zu zeigen. Der Tod des Greises erfolgte 1866.

So besäße denn unsere Literaturgeschichte auch das Leben von Waldis. Freilich kann man nicht den Wunsch unterdrücken, die Nachrichten möchten vollständiger und zuverlässiger sein. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Quellen brachte es mit sich, daß wichtige Umstände im Dunkel bleiben, während Unwichtiges zur Kenntniß der Nachwelt gelangt. So fehlt das Nähere über jene merkwürdige Gesangsenschaft, aber man erfährt dafür, in welchem Hause zu Riga Waldis als Singsiege gewohnt hat. Manche Nachrichten verdienen eine bessere Bürgschaft. Wie merkwürdig sind Waldis weite kaufmännische Reisen! Dafür, daß sie wirklich stattgefunden, gibt es keinen andern Beweis, als daß er in seinen Gedichten mit kurzen Worten sagt, er habe das, was er erzählt, in Lübeck, Mainz u. s. w. erlebt oder gehört. Waldis liebt es, seine Erzählungen zu localisiren, ohne dabei die poetische Erbschuld zu vermeiden. Lissabon z. B. war damals für den Nordländer das Ende der Erde, man scheint dahin alles Selbstsamt verlegt zu haben und Waldis selbst läßt den lägenhaften Knaben, welchen Junfer Hans einst mit auf Reisen nahm, Lissabon als den Ort nennen, wo er den Hund von der Größe eines Pferdes gesehen. Nun spricht Waldis in einem andern Gedicht davon, daß man Menschen als Sklaven verkaufe und auch zu Lissabon, „wie er's daselbst gesehen habe“. Auf Grund dieser einen Zeile läßt ihn Buchanan die Reise dahin machen, und zwar von Rom aus durch die Pyrenäische Halbinsel, weil es nicht wahrscheinlich sei, daß ihn seine kaufmännischen Geschäfte so weit nach dem Süden geführt haben sollten (S. 19), in Zeile zählt er später (S. 17) doch Lissabon, die Waldis mit seinen Zimmern besucht an der Thatsache zweifeln, aber niemand Bausches erwehren, daß die Nachricht von Unternehmen eine breitere Basis zum Beispiel diese eine eingeschaltete Reimzeile. Die bei Waldis nicht selten. So soll sich Johann, dem muntern Seifenfieber, welche runge nichts anderes als eine aligriechische r' Sturim habe bei Gotthard ein Schiff in ; alles sei verzagt gewesen, da man den

Tod vor Augen sah; ein junger Gefelle habe jedoch schließlich sein Kandel getrauen und dem Schiffsberrn, der sich darüber verwunderte, geantwortet: er werde nicht ertrinken, denn er sei zum Hängen geboren, wie er sich denn auch all sein Tag von der Dieberei ernährt. Wer möchte Bedenken tragen, diese Geschichte für eine Fiktion zu dem vermutlich analen deutschen Sprichworte zu erklären. Waldis will aber selbst bei diesen an sich höchst unwahrscheinlichen Vorfälle auf dem Schiffe zugegen gewesen sein. Das Gedicht beginnt mit den Worten:

Einmal, da ich zu Lübeck war,
Gedacht nach Riga mit meinet Meer
Zur Seemacht auf einem Schiff zu fahren
Auf das ich mich damit erporen
In Land den langen bösen Weg.
Der mich oft gemacht hat faul und trög u. s. w.

Welch ein mißlicher Widerspruch liegt darin, daß das erzählte Reiseabenteuer wahrscheinlich erdichtet ist, der Eingang zu der Erzählung jedoch als einer der stärksten Belege für Waldis' weite Reisen gelten soll.

Dieses alles sei nun nicht gesagt, um die mit so viel Fleiß und Liebe geschaffene Lebensgeschichte des Dichters mit Zweifeln anzugreifen; es soll nur auf die Schwermüdigkeit der Aufgabe hingewiesen werden, die hier zu lösen ist, und man wird von Herzen wünschen, daß die Auffindung besserer Quellen die eifigen und glücklichen Bemühungen der Forscher noch mehr belohnen möge. Der zweite Abschnitt enthält ein genaues Verzeichniß der Schriften von Waldis mit den vollständigen Titeln und den Verordnen.

Karl von Cholerina.

Notizen.

Ein Franzose über die Universität Heidelberg.

Wir haben schon in Nr. 6 d. Bl. f. 1858 einer Heidelberger Correspondenz der „Revue germanique“ von dem Franzosen Seinguerlet gedacht, wollen aber noch mit einigen Worten hier auf sie zurückkommen. Seinguerlet spricht von dem plötzlichen Zurückgehen der Studentenanzahl von 721 auf 631, bemerkt, daß dieser Verlust sich unter den Facultäten sehr ungleich vertheile und fast ganz die Rechtswissenschaft und (mit Fauch's Worten) „leider auch Theologie“ betreffe und stellt dann die Meinungen über die Gründe dieser Abnahme zusammen. Einige seien nämlich der Ansicht, diese Abnahme sei die Folge der von den Regierungen, namentlich von der preussischen, ausgehenden Warnungen vor dem Zudrang zu den Rechtsstudien, da der Candidaten zu viele seien, um sie nach Wunsch anzustellen und zu befördern. Diese Warnung sei aber nicht ohne selbstsüchtige Motive; man wolle nämlich in der zu großen Zahl hoffnungsloser Aspiranten eine der Ursachen der revolutionären Bewegung von 1848 erblicken und beschneiden, die jungen Leute zu nöthigen, sich dem kaufmännischen Berufe zuzuwenden. (?) Andere leiteten diese Abnahme von dem in Heidelberg so fühlbaren Mangel an ästhetischen und philosophischen Vorlesungen ab, und wenn die Frequenz der Universität Jena fast in demselben Grade zugenommen, wie die der Universität Heidelberg abgenommen habe, so sei dies dem Umstände zuzuschreiben, daß diese Studien in Jena gegenwärtig viel mehr gepflegt würden. Zur Ergänzung dieser Mittheilungen dient vielleicht eine in derselben Lieferung enthaltene Correspondenz aus Jena, wonach von Heidelberg aus dem Professor Runo Fischer die verlockendsten Anerbietungen gemacht worden seien; dieser habe aber erklärt, Jena für jetzt noch treu bleiben zu wollen, und man schmeiche sich, daß, wenn er, insofern er wirklich später Jena verlassen sollte, wenigstens nicht nach Heidelberg zurückkehren werde. Interessant sind in der Seinguerlet'schen Correspondenz namentlich die Mittheilungen über die verstorbenen Gelehrten Eduard Roth und Ludwig Knapp, welcher letztere bekanntlich die Ideen der materialistischen Schule auf die Jurisprudenz anzuwenden suchte. Seinguerlet berichtet, unter wel-

den harten Unterbrüggen Röth seine umfassenden Studien gemacht, und fährt dann fort: „Niemals gab es einen entschiedeneren Gegensatz als zwischen Röth und Knapp; zwischen beiden lag ein Abgrund. Wenn der eine der treue Repräsentant der alten Sitten, der störrischen Gewohnheiten der Wissenschaft, ein philosophischer Finkstiel war, der in seiner Specialität wie in einer thebanischen Wüste hauste, so pfückte der andere im Gegenstheil, als ein Mann von Geist und Weltbildung und etwas fröhlich in seinen geistigen Beschäftigungen, von allen Zweigen Wissen und Früchte; er gehörte — wenn auch mehr durch seine Lebensweise als durch seine Ideen — der durch das junge Deutschland eröffneten Richtung an. Sohn eines hessen-darmstadtischen Ministers hatte freilich Knapp nicht wie Röth nöthig, eine ihm durch Armuth aufgelegte harte Belehungszeit überwinden zu müssen“ u. s. w. Röth's Leben und Streben veranlaßt den Franzosen zu der Bemerkung: „Gestehen wir es offen, wie es eine der schönen Seiten des deutschen Charakters ist, daß der Deutsche, nachdem er einmal in den Ränken oberwissenschaftlichen seine Wahl getroffen, seinen „Versatz“, wie er ihn nennt, mit überlegtem ernsthaften Entschlossenheit festhält und alle ihm dadurch auferlegten schweren Pflichten mit einer fast religiösen Einteilung erfüllt.“ Es soll übrigens unter Röth's nachgelassenen Papieren eine Uebersetzung der 37 ersten Kapitel des ägyptischen Buchs der Töchter nebst Commentaren aufgefunden worden sein, und wie man eingeweiht mittheilt, werde das Werk bald veröffentlicht werden.

Shakespeare französisch.

Da Shakespeare in Deutschland von größerem Einfluß und in weiten Kreisen eingebürgert, ja man darf wol mit Recht sagen, nationaler ist als mancher namhafte deutsche Dichter, so wollen wir nicht verfehlen, alle Shakespeare-Freunde daran aufmerksam zu machen, daß eine vollständige französische Uebersetzung der Werke Shakespeares („Oeuvres complètes de W. Shakespeare“) nebst Commentaren, historischen Noten u. s. w. im Erscheinen begriffen ist, und zwar aus der Feder François Victor Hugo's, eines Sohnes des berühmten Victor Hugo. Der erste Band, „Les deux Hamlet“ enthaltend, befindet sich bereits in der Druckpresse. Im „Bulletin bibliographique“ der „Revue des deux mondes“ vom 1. Februar lesen wir darüber folgende Notiz: „Diese durch den Namen des Autors sich so lebhaft empfehlende neue Uebersetzung hat das Verdienst, alle Bilder und alle Ausdrücke des Shakespeare-Textes genau widerzugeben. Ergänzungen, kritische Erörterungen und Noten tragen dazu bei, um diese Uebersetzung als ein gänzlich neues, gewissermaßen als ein Originalwerk erscheinen zu lassen. Der erste Band enthält die beiden „Hamlets“, nämlich denjenigen, den wir schon kennen und der zuerst im Jahre 1604 gedruckt wurde, und den viel kürzern, ziemlich bemerkenswerthen Verschiedenheiten mit dem früheren bietenden, dessen einziges Exemplar erst im Jahre 1825 entdeckt wurde. Der Vergleich dieser zwei Ausgaben eines und desselben Werks gewährt dramatische Belehrung in mehr als einer Hinsicht; aber außer der so schätzbaren Treue, welche uns endlich den wahren Shakespeare mit all seinen Erhabenheiten“) und Kühnheiten gibt, finden wir hier über „Hamlet“, dieses glänzende und unvergängliche Meisterwerk der romantischen Dramatik, eine sehr beachtenswerthe und genaue Studie, in welcher das Drama sorgfältig und unter neuen Gesichtspunkten analysirt und erklärt ist. So leitet dieser erste Band die Reihe derjenigen, die ihm folgen sollen, auf die glänzendste Weise ein.“ Die gesammte Uebersetzung soll, 15 Bände stark, binnen drei Jahren vollendet sein. A. M.

*) „Grandeurs“. Warum können wir nicht „Großheiten“ sagen, aber vielmehr, warum sagen wir es nicht?

Bibliographie.

- Lopez, D. B. F., Die Braut des Ketzers oder die Inquisition zu Lima. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Senbert. Vier Bände. 8.
 Lubojagly, F., Sachsen, sonst und jetzt Städte und Dörfer. 1ste. Gr. 4. à 3 Ngr.
 Melville, W., dem letzten Kriege. U. C. Drugulin. Vier 10 Ngr.
 Mezger, G. C., Ueber den Werth der höheren allgemeinen Bildung. Rede. Augsburg, Rieger. 1858. 4. 6 Ngr.
 Pirazzi, E., Fünf Zeitgedichte. Frankfurt a. M., Aufsatz. Gr. 8. 6 Ngr.
 Poe, E. A., Erstaunliche Geschichten und unheimliche Begebenheiten. Stuttgart, Scheible. 16. 14 Ngr.
 Rosshard, G., Daniel in der Löwengrube. Ein Lebensbild aus den Zeiten des Exils in fünf Betrachtungen. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Romberg, Die Gottesleugnung und die Beweise für das Dasein Gottes. Vorlesung am 14. December 1858 gehalten in Danzig. Danzig, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Schuller, J. C., Herodes. Ein deutsches Wehnachtsspiel aus Siebenbürgen. Mit einleitenden Bemerkungen über Festbräuche der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt, Steinhäuser. Gr. 8. 6 Ngr.
 Sobolewski, E., Das Geheimniß der neuesten Schule der Kunst. Leipzig, Wiedemann. 8. 7½ Ngr.
 Holsteinische Stände-Zeitung. Jahrgang 1859. Nr. 1. Jphoe. 4. 3 Thlr.
 Strad, J., Beitrag zur Geschichte des Winterfeldzuges in Ungarn von 1848 und 1849. Nach authentischen Quellen zusammengestellt. Wien. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
 Tornwaldt, Savonarola zu Florenz. Reformator vor der Reformation. Eine historische Vorlesung gehalten zum Festen des Evangelischen Johannes-Stiftes in Danzig den 23. November 1858. Danzig. Gr. 8. 4 Ngr.
 Wiegand, W., Einleitung in Plato's Gottesstaat für Freunde der Akademie. Worms. Gr. 4. 7½ Ngr.
 Wiegand-Lieder, Ammen-Reime und Kinderstuden-Scherze in plattdeutscher Mundart. Bremen, Kistmann u. Comp. 1. Thlr. 6 Ngr.
 Der fünfte Thre und Vortheil. Ein Neujahrsgesang an das deutsche Handwerk für 1859. Göttingen, Wiegand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

- Uetengemäßer Abdruck der Voten des Hrn. Prof. Dr. Witt in Heidelberg, in Betreff des neuen Kirchenbuchs auf der Generalsynode vom Jahre 1855. Darmstadt, Zernin. 1858. Gr. 8. 1 Ngr.
 Zeiske, F., An meine Wähler des Kadamer, Demminer, Uckerländer und Uckermer Wahlkreises Anclam, Diege. Gr. 8. 2 Ngr.
 Schütz, F., Ein schein Gemeinde zur Prototypen vorgelegt. Warum wir von 1 nannte Minimum des nicht in allen seinen 2 wissens wegen Gebrauch evangelischen Gemeinde Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rottke und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 18—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

ritten

leichs-
richts-
Bon
achte-
amen-
e. —
erari,
m, f.
von),
l. —
ollma-
richte.
d. —

Census und Nationalconvention. Von F. Kapp. — Cauteleu, Gaudeljurisprudenz. Von Welter. — Cautionen im Strafverfahren. Von E. Frieß. — Censur als Oeffengericht in alter und neuer Zeit. Von Welter.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Erinnerungsblätter

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

noiren, die vielfachen
ifanten und zugleich
en eigen, bietet der-
hidiale während der
n der Gegenwart so
interessanten Persön-
er nach Manheim,
h Berlin, mit dessen
lich beschäftigt, dann

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lichtstrahlen aus H. von Humboldt's Briefen

an eine Freundin, an Frau von Wohlgemuth, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8.

Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift binnen wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erschienen:

H. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so berühmt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

Im Verlage des Oesterreichischen Lloyd in Triest erschien:

Lloyd's Illustrierte Reisebibliothek.

Fünfter Band:

Reisehandbuch für Griechenland mit Einschluß Thessaliens, Albaniens, des Archipels und der Ionischen Republik.

Von

Dr. Moriz Busch.

Mit 12 Ansichten, 1 Reisekarte und 1 Plan von Athen In Galico geb. Preis 3 Fl. oder 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue orthopädische Behandlungsweise

veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke.

Erfunden und mit Erfolg durchgeführt von

Dr. Johannes Wildberger.

Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Ausser für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 11. —

10. März 1859.

Inhalt: Zur Geschichtsliteratur. (Beschr. Servinus.) Von Wilhelm Schulz-Bodmer. (Beschr.) — Franz Dingeldey als Lyriker. Von Hermann Werggeß. — Reclmer, Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Von W. Färling. — Motiv. (Ein laubhafter Strauch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichtsliteratur.

Stud. Servinus.

(Beschr. aus Nr. 10.)

Der letzte Abschnitt des dritten Bandes von Servinus' Geschichtswerk: „Royalistische Reaction in Frankreich“, handelt von der Ermordung des Herzogs von Berry, von dem hierdurch veranlaßten Falle des Ministeriums Drouot und von der erfolglosen französischen Militär-Verordnung im August 1820. Schon früher macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß jene That der Ermordung des Herzogs durch W. Louvet am 13. Februar 1820 wol unter dem Einbruche der spanischen Ereignisse vom Januar desselben Jahres gereift sein möge. Er hebt sodann hervor, daß dieselbe That sowohl die Zeit als den Ort der Pyrenäen bei den Royalisten Furcht und bei ihren Gegnern Hoffnungen geweckt habe, weil man die Ermordung nicht sogleich als die Handlung eines einzelnen erkannte, sondern für das planmäßige Werk einer mächtigen Verbindung hielt. So trug dieser Vorgang in Frankreich zum augenblicklichen Gelingen der Bewegung in Spanien bei; da aber seine spätere Folge in Frankreich gerade jener Sieg der royalistischen Reaction war, so wurde eben dadurch auch die spätere royalistisch-französische Intervention in Spanien vorbereitet.

Fassen wir nun bloß die nächsten Folgen der Bewegungen von 1820 ins Auge — einerseits das vollständige Scheitern derselben in Italien, Spanien und Portugal, während andererseits durch diese Revolutionen in Europa der Unabhängigkeit der spanischen Pflanzlande in Amerika, sowie derjenigen Brasiliens der mächtigste Vorstoß geleistet wurde —, so gewinnt es allerdings den Anschein, daß alle Anstrengungen Europas nur zum Vortheile Amerikas gemacht worden seien, und daß alle Kultur der Alten Welt nur noch zum Dämon dienen solle, um die Kultur der Neuen Welt zum raschen Wachsthum zu bringen. Allein zu einer ganz andern Ansicht gelangen wir, sobald wir für eine vollständigere Deutung der Begebenheiten von 1820 die spätern Ereignisse und Zustände mit in Erwägung ziehen. Dann läßt sich un-
widerleglich erkennen, daß durch das alles, was im Jahre

1820 scheinbar vergebens versucht wurde, — wie etwa in Spanien durch den Beschluß der Befreiung des Grundeigenthums, die Aufhebung aller Majorate und Fideicommiss, das Verbot jedes weiteren Erwerbs von Grundeigenthum durch Kirchen und Klöster —, nicht bloß den noch fortwuchernden Ueberresten des alten Feudalstaates tiefe Wunden geschlagen wurden, sondern daß auch durch jene ersten größeren Versuche einer Selbstemancipation der Armeen sogar die Wurzeln jedes künftigen Militärdespotismus schon tief untergraben worden sind. Auch sehen wir ja in Spanien und Portugal, daß sich die freien Verfassungsgesetze der zwanziger Jahre zwar nicht nach ihrem buchstäblichen Inhalte später verwirklicht haben, daß sie aber nach erneuerten und lange schwankenden Kämpfen gleichwol die Grundlage der neuern Rechtszustände wurden. Ungeachtet der jenseit der Pyrenäen schwerlich schon beendigten Wirren und obgleich auch dort noch die Meinungen und Bestrebungen hin- und herwogen, haben doch jene freieren Grundsätze in der Hauptsache einen Sieg errungen, der kaum noch in eine Niederlage umschlagen kann, welche die dauernde Herstellung des frühern politischen und kirchlichen Absolutismus zur Folge hätte. Darum gehen uns die Ereignisse früherer Jahrzehnte zugleich einen Fingerzeig für die maßvolle Beurtheilung späterer Begebenheiten. Auch die im Jahre 1848 verkündeten Verfassungen und Volksrechte werden wol ebenso wenig als die Cortesverfassung von 1812 in einer zweiten unveränderten Auflage jemals zur Vollziehung kommen; aber sie werden ebenso wenig für alle Zukunft verloren sein. Die Gründung eines freien Bauernstandes im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie, die Beseitigung des heimlichen Gerichtsverfahrens und der Censur bleiben wichtige und erfreuliche Ergebnisse, ob auch bis zur Stunde noch so viele Wehpen an diesen Früchten eines künftigen Jahres nagen. Vor allem liegt aber in den Bewegungen, die wie im Jahre 1820 so auch wieder im Jahre 1848 innerhalb der stehenden Armeen stattfanden, ein neues Zeugniß, daß der Militärabolutismus doch nur episodisch in den Culturstaaten noch zum Vorschein kommen kann, und daß wir

und höchst wahrscheinlich gerade jetzt in derjenigen Episode befinden, worin die Mittel vorbereitet werden, um nach nochmaliger Beseitigung der Militärherrschaft auch ihre Wiederkehr dauernd unmöglich zu machen. Solche Betrachtungen drängen sich bei der Durchlesung des dritten Bandes wol jedem auf, der einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen weiß und verständig genug ist, um nicht bloß die nächste Spanne Zeit zum Maßstabe für die Bedeutung weltgeschichtlicher Ereignisse machen zu wollen.

Die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes im spanischen Amerika bis 1820, welche die erste und größere Hälfte des dritten Bandes umfaßt, verdient eine besondere Beachtung nicht bloß durch ihren reichen Inhalt, sondern auch durch die Form der Darstellung. Die Werke des Verfassers dienen nicht dem Zwecke letzter und bequemster Unterhaltung; sein Stil bringt nicht mit unmittelbarer Wärme und Einfachheit auf den Leser ein, um ihn fortzureißen oder auch nur zum ernststen Nachdenken anzuregen und zu nöthigen; sondern es werden vielmehr Leser vorausgesetzt, die des Selbststudiums schon gewohnt und einer weiteren Belehrung noch zugänglich sind. Die oft durch mehrere Seiten ohne Absatz fortlaufende Rede — obgleich die wichtigsten Daten in besondere Randbemerkungen gewiesen sind und den Zusammenhang nicht unterbrechen — hat so lange etwas Ermüdendes, bis man erst dem gedanktreichen und gebiegenen Inhalte ein lebhafteres kognitives Interesse abgewonnen hat. Uebrigens was die höhere Form der Geschichtsschreibung anlangt — die zeitlich und räumlich zweckmäßige Gliederung eines Materials von solcher Fülle und Mannichfaltigkeit, daß sich andere an dessen Veranlassung in so gedrängter Fassung kaum gewagt haben würden —, so hat Gervinus darin Ausgezeichnetes geleistet. Er schildert und kennzeichnet zunächst den historischen Boden, aus dem sich die Ereignisse seit 1808 entwickelten: eine dünne Bevölkerung, über ungesunde Strecken zerstreut; verbindunglose Provinzen; wenige und weit auseinander liegende Städte; die verschiedenartigsten Stämme und Rassen, in Unwissenheit gehalten durch ihre Beherrscher wie durch die Macht einer üppigen tropischen Natur; seit Jahrhunderten fast ununterbrochene Ruhe, die höchstens für kurze Frist und auf beschränktem Raume gestört wurde. So war die Trägheit und Untertänigkeit der Bewohner sowohl ihnen selbst als auch im Mutterlande zu einem Glaubensartikel geworden, und besonders bei der schwachen „Bevölkerung der inneren Lande dauerte die Vorstellung von der Weltmacht Spaniens fort, wie damals, als eine Hand voll Abenteurer binnen 50 Jahren diese massigen Staaten gegründet hatte“. Von Buenos-Ayres bis Lima und Quito genüßten beständig 2000 Soldaten zur Erhaltung der Ordnung, und bei einer gegen den Vizekönig gerichteten Bewegung in Mexico (1824) fanden sich keine Truppen und keine Waffen. In Chile gab es noch bei dem Ausbruche der Revolution keine Waffenfabrik und keinen Waffenschmied. Auch war es nicht der Druck einer thätigen Tyrannei, der zum gewaltsamen Gegenstöße aufregte. Aber die Bewohner der Pflanzlande süßten es doch endlich, daß sie

am Boden hinzukriechen verdammt bleiben sollten; und die von den europäischen Stürmen geschüttelte Frucht war endlich reif genug geworden, um vom Mutterstamme abzufallen und aus sich selbst heraus die Krone einer neuen Welt zu entfalten.

Wie in der Beurtheilung aller neuen Revolutionen, so stehen sich im Urtheil über die Erhebung der Hispano-Amerikaner zwei geradezu entgegengesetzte Meinungen einander gegenüber. Die einen erklären die Fortreibung der Colonien für den Abfall einer unreifen Frucht und für das willkürliche Gemächte des unruhigen Ehrgeizes einiger wenigen. Den andern ist sie eine That der Nothwendigkeit und der allzu lange verzögerten Gerechtigkeit. Wenn nirgends sonst — sagen die Spanier und Gegner der Unabhängigkeit —, so habe doch im spanischen Amerika die Kirche und Geistlichkeit auf Seiten der Freiheit und Menschlichkeit gestanden; und zugleich die Krönung und das Geseh habe zu aller Zeit das Loß der Neger gemildert, ihren Freikauf und Geistesverlauf gestattet und erleichtert, ihre Freilassung empfahlen und gefördert. Auch die Rechte der indianischen Bevölkerung seien durch besondere Gesetze und eine eigene Regierung — der Rath von Indien — geschützt worden. Unbeachtet wurden schwere Klagen über die Ungerechtigkeit und Tyrannei der spanischen Herrschaft erhoben. Jede dieser beiden Ansichten bezeichnet der Verfasser zugleich als richtig und unrichtig; denn bei der Beurtheilung der dortigen Zustände müsse man den schon von Anfang an vorhandenen Zwiespalt in den Erbsitten der herrschenden Bevölkerung ins Auge fassen, sowie die gegenseitigen und epochenweise nacheinander wirkenden Kräfte und Strebungen. Dadurch seien Zustände sehr gemischter Natur entstanden, „wechselnd anarchische und byzantische, militärischer Druck und theokratische Milde, humane Gesetgebung und barbarische Praxis, zweckmäßige Einrichtungen zur Hebung eines augenblicklichen Noths, die aber, über die Zeit der Noth hinausdauernd, durch Mißbrauch zu Huth und Unheil wurden“. Diese seine eigene Ansicht vertheilt der Verfasser durch einen historischen Rückblick auf die drei Perioden der spanischen Herrschaft, von denen jede nahezu ein Jahrhundert umfaßt.

Im 16. Jahrhundert, in der Zeit der von den Konquistadoren und ihren nächsten Nachfolgern begonnenen und fortgesetzten Militärherrschaft, finden wir die Grundsätze der großen militärischen Lehnssträger auf der einen, sowie Sklaverei auf der andern Seite. Diese despotische Regierung nährte den gegenseitigen Haß der Rassen und arbeitete namentlich, durch Begünstigung der Majorat, der Bildung eines freien Bauernstandes systematisch entgegen. Für ihre in der Politik so oft besagte Maxime: „Theile und herrsche“, lag freilich ein besonderer Anlaß darin, daß noch 50 Jahre nach der Eroberung die Zahl der einwandernden Spanier nicht mehr als 18000 betrug. Am besten weils es auch der Militärschaden und die Indianer, die sich ihm am fühlbarsten unterwarfen. Dieser Götterherrschaft arbeitete schon früh die Gesellschaft entgegen, indem sie ihren eigenen Einfluß an die

Salle der ersten zu legen suchte. Es gelang ihr wahrlich bis 17. Jahrhundert, nachdem sie manche unruhige Men Gesetze und Einrichtungen theils in Anregung gebracht, theils wirklich durchgesetzt hatte. Hinsichtlich der indianischen Bevölkerung brachten die hierarchischen Einflüsse ein wirklich oder scheinbar wohlgemeintes Bevormundungssystem zu Stande, das sich in Paraguay bis zu dem von den Jesuiten ausgeübten Communismus ausweitete. In mancher Beziehung war die Bevormundung der Indianer zugleich eine Bevorzugung: man ließ ihnen die alte Gemeindevverwaltung unter eigenen Rajizen, stellte sie aber gleichzeitig an ihre Wohnorte. So entstand eine Art Sklaverei, ähnlich derjenigen in den Gemeinden der weißen Leibeigenen mit ihren halbcommunistischen Einrichtungen; worüber man auch einige interessante Mittheilungen in dem Werke von J. Frézier: „Aus Amerika“ verzeichnen mag. An die Stelle der blutigen Eroberungen traten nun die friedlichen Kriegszüge (correrias) der geistlichen Missionen, unter denen besonders diejenigen der Jesuiten von Chile bis Californien reichten. Doch wie überall, so wuchsen auch im spanischen Amerika die geistlichen Herren ihren wachsenden Einfluß dahin zu benutzen, um zum eigentümlichen Vortheile ihre Herden folgendermaßen in die Schur zu nehmen, daß gerade die Priesterkraft zu wesentlichem Theile das Glend eines indianischen Proletariats verschuldet, dem man nur das Leben fristete, weil man ohne es das Land nicht anbauen konnte. Es bildete sich ein System der hässlichen Sklaverei aus, welches die Pfarren und Ordensgeistlichen mit den Rajizen und Regidoren um die Wette benutzten zur Erpressung von Geschenken und zur Ausbeutung der indianischen Gemeinden. Darum kam es zu einigen Aufständen gerade gegen die „Missionare des Glaubens und die Meister der kirchlichen Regierung“. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die südlichen Provinzen Brasiliens und selbst Paraguay in allgemeinem Aufstande gegen die nachgiebigen und gewinnlüstigen Jesuiten. Eine Bulle Clemens XIV., die besonders den Jesuiten galt, mußte dem geistlichen Orden den Betrieb von Erwerben und Handel verbieten, sowie besonders auch den Kauf und Verkauf der Indianer als Sklaven. Aber gleichwohl wurden sogar noch zur Zeit von Humboldt's Reisen von den Missionen in Neuspanien aus förmliche Streifzüge unter die wilden Stämme zur Erpressung von Leibeigenen unternommen, so daß nun die Geistlichkeit im 18. und noch im 19. Jahrhundert selbst that, was gegen sie im 16. Jahrhundert geübt hatte.

Zum besondern Verdienste hatte sich der spanisch-amerikanische Klerus seine Bemühungen um die Vermischung der Rassen angerechnet, und gleichwie der gewöhnlichen Erfüllung einer der schwierigsten geistlichen Pflichten, so rühmte er sich sogar offen genug — trotz der Keuschheitsgebote — seiner wirtschaftlichen persönlichen Thätigkeit in diesem Fache. Gervinus sucht dieses Verdienst durch die Bemerkung zu verkleinern, daß trotz der Mischung keine Vermischung erfolgt sei, und daß auch wie vor die indianische Bevölkerung einen Staat im Staate

gebildet habe. Daran knüpft er die Frage: ob nicht überhaupt durch die Belehrung und Mischung die Europäer mehr herabgezogen, als die Indianer emporgehoben worden seien? Die Spanier selbst, sagt er hinzu, hätten behauptet, daß der Vortritt Nordamerikas der vollständigen Verdrängung der Indianer zuzuschreiben sei. Auch weist er darauf hin, daß es überall für die Eroberer in den mittlern Zeiten ein großer Vortheil gewesen, wo die unbilligen (?) Völker — Sclaven, Heiden, Heiden — gänzlich oder beinahe gänzlich vertilgt oder verdrängt wurden, daß dagegen eine herabziehende Kraft der Mischung beobachtet werden konnte, wo eine übergroße und rohe Volksmasse das erobernde Kulturvolk in sich aufgesogen habe. Diese an sich sehr richtige Bemerkung läßt sich wohl dahin erläutern, daß überall aus der Vermischung der Völker statt eines Verlustes an Kultur ein Gewinn entsteht, wenn man, wo das erobernde Kulturvolk nicht bloß ein vorübergehendes, sondern ein wirkliches und dauerndes Uebergewicht über das unterworfenen Volk behauptet; daß aber eben dieses Uebergewicht von dem zwischen den beiden Völkern bestehenden und durch sehr verschiedene Factoren gebildeten Verhältnisse ihrer physischen, geistigen und sittlichen Eigenschaften, sowie davon abhängt, daß von Anfang an das gebildete Volk unter dem rohen in nicht allzu geringer Anzahl auftritt. Es handelt sich also hier um eine jener Fragen, die sich nimmermehr unter eine allgemeine Formel bringen lassen, sondern nur vom vorwärts oder rückwärts schreitenden Leben selbst gelöst werden können. Doch darf man wohl glauben, daß es ähnlich im Völkerverleben wie im Pflanzenleben ist, daß dort auch ein übermächtig scheinender Koffmann mittels eines kleinen Uebels verdrängt werden kann, nur nicht durch ein allzu kleines und nicht mittels weniger Atome eines edlern Stammes.

Das herrschsüchtige Streben der Geistlichkeit brachte diese in Zernüß mit allen weltlichen Behörden; und da auch durch die Eifersucht des weltlichen Klerus auf die Ordensorden, besonders auf die Jesuiten, der Zwiespalt in die Reihen der Hierarchie selbst kam, so war dadurch die bürgerliche Beamtenherrschaft des 18. Jahrhunderts herbeigeführt. Gervinus nennt dieses Jahrhundert das mercantile, weil damals in der Politik die Handelsinteressen maßgebend wurden und zwar zunächst nach den Ansichten des Mercantilsystems, das auf die metallischen Pflanzlande in Amerika zu deren besonderer Rücksicht seine besondere Anwendung erhielt. Da es sich hier noch noch keineswegs um eine den eigenen Bedürfnissen der Völker entworfene Handelspolitik handelte, sondern vielmehr um ihre bureaukratische Bevormundung auch in commerciellen Dingen, so läßt sich die von Gervinus sogenannte mercantile Periode auch als diejenige der bürgerlichen Beamtenherrschaft bezeichnen. In dieser Zeit der gouvernementalen Versuchspolitik im Gebiet der materiellen Interessen gewannen indessen die Pflanzlande seit dem 18. Jahrhundert eine mehr europäische Physiognomie. Die weiße Bevölkerung nahm zu, und namentlich in den von den Rassen weiter abgetrennten Gebieten von Chile, Venezuela

und Buenos-Ayres bildete sich durch Nachwanderung eine Mittelschicht, welche gegen das früher durch die Umstände noch einigermaßen entschuldigte monopolistische Ausbeutungssystem des Mutterlandes den heimlichen Krieg der eigenen materiellen Interessen zu führen begann. Die Beschränkungen des Verkehrs wurden besonders bitter empfunden seit dem Erbfolgekrieg und seit der Erhebung der Bourbonen auf den spanischen Thron. Seitdem bildete sich immer mehr der Schleichhandel aus, den auch Cervinus die „große Schule aller List und Gewaltthätigkeit“ nennt. In der That stand der Handelszwang und der ebenso wider natürliche Willkürzwang die beiden Schulen, worin noch bis zur Stunde die Regierungen das Volk zum Ungehorsam gegen sie selbst, zur Umgehung, zur Verachtung und zum Hass der Gesetze und aller Gerechtigkeit erziehen lassen. Der mehr noch versteckte als offene Widerstand der Pflanzlande gegen die ausfahrende Politik des Mutterlandes, brachte indeffen diese letztere in den stets unheilvollen Zustand des Schwankens. So wurde 1748 eine Zeit lang ganz freier Handel nach allen spanischen Häfen gewährt, dann wieder Beschränkung des Verkehrs angeordnet, endlich unter Karl III. von 1778—88 noch einmal Handelsfreiheit für die Spanier gestattet, wodurch der spanische Handel von 148 $\frac{1}{2}$ auf 1104 $\frac{1}{2}$ Millionen Reales gesteigert wurde. Aber die Forderungen der Colonisten wurden mit solchen vereinzelten Zugeständnissen, deren Gewährung man bald wieder bereute, immer ungezügelter. Die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit wurden vermehrt durch das Herüberwirken der nordamerikanischen Ereignisse, und unmittelbar erschütternd hatte die Austreibung der vom niederen Volke noch immer abergläubisch verehrten Jesuiten gewirkt, wie sie nach Pombo's Beispiel auch von Karl III. im Jahre 1767 aus dem tiefsten Geheimniß heraus beschloß und sofort vollzogen wurde. Es entstanden Unruhen in Venezuela und Neugranada, wo eine aus allen Freien von 15—45 Jahren gebildete und von creolischen Offizieren befehligte Miliz zur Wertschule für den späteren Befreiungskrieg wurde. Durch die brüste Verjagung der Jesuiten hatte aber zugleich die blinde Anhänglichkeit des übrigen Klerus an das Mutterland abgenommen. Um so mehr verbreitete sich der Skepticismus bei einem Theile der städtischen Bevölkerung, und an die Stelle der jesuitischen Missionen traten die der Encyclopädisten. Ihrerseits trugen die gereizten Jesuiten ihr Möglichstes zur weiteren Erweckung eines revolutionären Geistes bei; sie erklärten sich sogar bereit, den kaiserlichen Engländern zu einem Angriffe auf Mexico ihren Beistand zu leisten. Zu alledem kam die unüberlegte Politik Karl's III., der die Unabhängigkeit Nordamerikas unterstützte und dadurch auch den Unabhängigkeitstrieb der Hispano-Amerikaner nährte; der aber gleichwohl nicht Selbstüberwindung genug hatte, um dem noch 1783 ertheilten Rathe des Grafen Aranda zu folgen, wonach der König nur die Inseln behalten, aber Mexico, Peru und Costa Rica an drei Infanten seines Hauses überlassen sollte. Ein Zeichen vom Dasein revolutionärer Elemente war der zwar schnell verlodernde, aber für einen

weiten Kreis vorbereitete Aufstand des 1781 in Peru hingerichteten Tupac Amaru.

Als man unter Karl IV. die erregten Geister nicht zu bannen suchte, war es zu spät. Die schamlose Bevorzugung der Spanier vor den Eingeborenen und der Handel mit Stellen und Orden, wie er besonders von den Creaturen Godoi's getrieben wurde, schärfte noch die Erbitterung gegen die verhassten „Gothen“. Schon zur Zeit der ersten französischen Revolution knüpfte S. Miranda aus Caracas zum Zwecke einer schon planmäßig betriebenen Herstellung der Unabhängigkeit erst mit England, dann mit Frankreich (1792) und abermals mit England an. Aber sein 1806 mit ärmlicher Ausrichtung von Newyork aus auf die Costa Rica unternommener Versuch mißglückte; während auch das nur augenblicklich gelungene Unternehmen der Engländer gegen Buenos-Ayres durch Liniers vereitelt wurde. Der spanische Aufstand von 1808 hatte England von einem Gegner in einen Bundesgenossen der spanischen Nation verwandelt, er hatte zugleich die Pflanzlande mehr auf sich selbst gewiesen, und zur Selbstregierung fast genöthigt. Die nächste Folge war, daß da und dort die örtliche Unzufriedenheit gegen besondere Behörden und Persönlichkeiten zur Aeußerung kam. Die ersten gewalthätigen Ausbrüche der Revolution, die 1809 und 1810 in Oberg Peru und in Quito stattfanden, wurden jedoch mit so leichter Mühe niedergeschlagen, daß nun gerade diese Gebiete bis zum Jahre 1822 völlig ruhig blieben. So sonst noch neugebildete, patriotische Juntas an die Spitze traten, wie in Caracas und Buenos-Ayres, handelten sie doch im Namen Ferdinand's VII. Uebrigens bemerkte man vorerst mit sehr geringen Ausnahmen so wenig an eine völlige Losreißung vom Mutterlande, daß man noch im Jahre 1809 eine Summe von 280 Millionen Reales, die zur Hälfte aus freiwilligen Beiträgen bestand, nach Spanien abgehen ließ. Inzwischen hatte die Centraljunta von Cadix beschlossen, daß aus jedem der amerikanischen Reiche und Capitanien nur ein Abgeordneter in diese Junta sitzen solle, und daß die Colonien im ganzen nur 26 Abgeordnete in den Cortes, also auf beidseitig je 2 Millionen nur einen haben sollten, während in Spanien schon auf je 50000 Einwohner ein Deputirter gewählt wurde. Noch mehr böses Blut machte es, daß die kaum erst gewährte Handelsfreiheit alsbald wieder aufgehoben wurde. Unter diesen Umständen hatte die Bewegung zur politischen Selbstständigkeit ihren Fortgang, ging jedoch in den meisten Provinzen vorerst ohne Blutvergießen und ohne Eigenthumsverletzung von statten, indem sie sich auf einige maßgebenden Städte und den gebildeten Theil ihrer Bevölkerung beschränkte. Ein Zeichen aber, daß die Gährung endlich auch die erst gleichgültig zusehende Masse erfaßt hatte, war 1810—11 in Mexico der Aufstand der ländlichen und indianischen Bevölkerung, unter der Führung Hidalgo's, eines Pfarrers in der Nähe von Guanajuato. Hidalgo selbst wurde zwar mit Mühe überwunden, aber das Signal zum blutigen Bürgerkriege war damit den unteren Klassen der Bevölkerung gegeben. Seitdem finden wir, daß der in gerader Linie auf die

völlige Aufschüttelung des spanischen Jochs hindrängende Volkseinstinct zu wiederholten malen jene diplomatischen Vermittelungsversuche durchkreuzte, bei denen es auf irgendeine Halbheit abgesehen war; daß ebendadurch die Bewegung mitunter selbst gegen den Willen der ostensiblen Führer ihrem Ziele entgegengesührt wurde.

Die Jahre 1811 — 16 sind die Periode der „Ausbreitung und des Verfalls der Revolution“. Auf die Nachricht, daß sich auch im Mutterlande die Nation zur Selbstregierung ermannet habe und auf die Kunde von der Annahme der Cortesverfassung von 1812 breiteten sich in den Pflanzlanden die Ideen der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit über weitere Kreise aus. Aber schon vor dieser Annahme wurde der in Mexico begonnene Bürgerkrieg erneuert und fortgesetzt; abermals unter der Führung eines Pfarrers, Morelos, eines Freundes von Hidalgo. Ueberhaupt läßt sich bemerken, wie auch in Südamerika ein Theil der niedern und dem Volke nahestehenden Geistlichkeit im eigentlichen Volkskriege eine besonders hervorragende Rolle spielte und meist den Anstoß zur Erhebung gab; wie sodann die Leitung der Geschäfte im Stadium der Verhandlungen an die Rechtsgelehrten überging; bis endlich, unter dem Einflusse kriegerischer Ereignisse und drohender Gefahren, die Soldaten den Juriſten die Leitung der Revolution aus der Hand nahmen. Der Bürgerkrieg unter der Führung von Morelos bot manche merkwürdige Erscheinung dar, wie denn besonders die Vertheidigung der später davon genannten Ciudad Morelos (früher Guantla-Amilpas) der Vertheidigung von Saragossa und Gerona an die Seite zu setzen ist. Im Jahre 1813 mußte der Vizekönig 84000 Mann Truppen und Milizen aufbieten, um den Insurgenten in Mexico überall die Spitze zu bieten. Da aber noch zur Zeit der Aufstand der untern Klassen der Bevölkerung und namentlich der Indianer die Mehrheit der Besitzenden zu Vertheidigern des Bestehenden machte, so gelang die Unterdrückung der Insurrection, jedoch weniger durch Gewalt als durch die Milde eines neuen Vizekönigs. Hiernach kehrten etwa 17000 begnadigte Flüchtlinge aus den Wäldern in die Städte zurück und traten zum Theil in die creolischen Regimenter ein, welche damals noch die Hauptstärke der spanischen Sache waren, um unter diesen Truppen durch die Erzählung von Thatfachen, die man ihnen bis jetzt sorgfältig vorenthalten hatte, revolutionäre Ansichten und Gesinnungen zu verbreiten, die später zur That werden sollten. So wurde selbst durch das Mißlingen der Revolution ihr späteres Gelingen vorbereitet, und dies um so mehr, als die Führer der Independenten nach dem spanischen Sprichwort „Geduld und inzwischen die Karten gemischt“ zu handeln und die ihnen günstigen spätern Gelegenheiten abzuwarten mußten.

Einen andern Gang, der gleichwol zu ähnlichen Ergebnissen führte, nahm die Bewegung in Venezuela und Neugranada. Hier ging der Anstoß von den Gebildeten und Gemäßigten aus, und insbesondere war es Venezuela, das sich den ruhmvollen Namen der „Ursgeborenen der amerikanischen Freiheit“ erwarb, indem es von allen

seinen Umgegend anzuschließen hatte. Aber man wollte selbst von einer solchen Keimtruppe nichts wissen, die sich den Kriegsdienst zum Berufe machte, während sie zugleich durch einen hohen Sold und ein zweckmäßiges Belohnungssystem, also durch ihr eigenes persönliches Interesse, an die Fahnen des neuen Freistaats gebunden blieb. Man glaubte genug zu thun, indem man eine sogenannte Miliz decretirte, die mit lästigen und vielfach überflüssigen Wach- und Kriegsdiensten geplagt wurde, wozu sich zwar ein Theil der städtischen Jugend, nicht aber die Masse der arbeitenden und ihrem bürgerlichen Berufe allzu lange entrißenen Bevölkerung willig zeigte. Es war ein neuer Beleg zu dem „non semper idem est idem“, daß diese sogenannte Miliz so ziemlich das vollständige Gegentheil einer Miliz war, wie sie anderswo und z. B. in der Schweiz besteht. Wie früher in den Dienst des Königs, so mußte die Mehrzahl der Rekruten nun auch in den Dienst der Republik mit Handschellen geschleppt werden; denn in der That war man über die gehässigste und schlechteste Form einer ständigen Bewaffnung, über die auf Conscriptyon und Zwangsaushebung gegründet, gar nicht hinausgekommen.

Eine ebenso verkehrte Anwendung machte man von der an sich unleugbaren Wahrheit, daß ein rechtzeitig und zweckmäßig creirtes Papiergeld ein mächtig und erspriesslich wirkendes Nothmittel sein kann. Man schuf also eine Million Pesos (Piaster) Papier, dem man aber Zwangscurs gab und wofür kein Einlösungskapital gegründet wurde. Und noch dazu war diese ganze Schöpfung eines Zwangspapiers durch die Verhältnisse keineswegs geboten; denn gerade Geld sowie Lebensmittel waren im reichlichsten Ueberflusse vorhanden. Diese aber verbargen sich nun und so wurden die Preise der Lebensmittel künstlich in die Höhe getrieben. Auch die mit entwertheten Papiersegen bezahlten Soldaten begannen auszureißen, und die Armer ging zu Grunde, nachdem ihr übermäßiger Bestand selbst schon den Landbau zu Grunde gerichtet und ihm so viele Hände entzogen hatte, daß reiche Graten Indigo uneingehtan verderben. Die Einführung

einiger neuen und ungewohnten Steuern half noch mehr den Missthum über die neue Republik und ihre Gewalt haben steigern; denn trotz der Oeffnung der Häfen litt man jetzt in höherem Maße als zur Zeit der spanischen Handelsperre. Solche Maßregeln waren es, die einen Bolívar — wie vor und nach ihm andere Männer der That — den tiefsten Widerwillen gegen die Dialektiker, Sophisten und Philosophen an der Spitze von Staat und Herr fassen ließen. Zu alledem kam ein verhängnisvolles Naturereigniß. Durch ein Erdbeben, das am 26. März 1812 und gerade am Jahrestage der Revolution stattfand, war eine besonders große Masse patriotischer Truppen und Freiwilligen umgekommen, und die den Neuerungen in Venezuela in ihrer Reife abgeneigte Geistlichkeit verschloß nicht, dem abergläubischen und ohnehin schon misvergnügten Volke jene Begebenheit als ein Banngericht Gottes gegen die Revolutionäre zu schildern. Das alles half wieder den Spaniern unter der Führung des grausamen Monteverde vorübergehend zum Siege. Dieser wurde ihnen durch die Schwäche des die Ueberreste der Independentes befehligenden Generals Miranda erleichtert. Unter Monteverde und seinen Helfershelfern begann die furchtbarste Reaction. Durch massenhafte verrätherische und schreuliche Verflümmelungen und Hinrichtungen wurden die Patrioten gezeihet. Alles beugte sich oder flüchtete vor den spanischen Henkern und Folterknechten. Mit ausdauernder Heldenthat hielten nur noch 45 Jünglinge von der Felseninsel Chacachare aus die Fahne der Unabhängigkeit aufrecht. Selbst die Verfassung der Cortesverfassung von 1812 wurde zur neuen Falle für die Patrioten benutzt. Der Verfasser bemerkt:

Aber nichts entzündete so sehr die Parteilichkeit und den Racheburst der Amerikaner als dieses Verfahren der aufstehenden reactionären Hauptlinge, die sich selbst ermächtigen, das Brudervolk im Namen eines königlichen Phantoms mit so blutiger Barbarei zu vertilgen und das Universum des Columbus einem armen Rest von Spanien, der dem französischen Joche entgangen war, zu unterwerfen.

Diese Barbareien der Royalisten riefen später Bolívar's Decret von Trujillo und seine Verkündigung eines erbarmungslosen Vertilgungskriegs hervor. Als trat also ein in der Geschichte öfters und aus begreiflichen Gründen wiederkehrender Fall ein. Gerade aus jener Bewegung in Venezuela, die mit der größten Mäßigung, mit der äußersten und übertriebenen Schonung der politischen Gegner begonnen hatte, ging im Verlaufe der Begebenhelten die höchste Schonungslosigkeit, Grausamkeit und Unmenslichkeit aus den noch lange fortbrennenden Partei-Kampfen hervor.

Während dieser Vorgänge in Venezuela hatte sich Bolívar rechtzeitig nach Newgranada begeben, das noch zur Zeit seine Unabhängigkeit behauptete. Einen Beweis von der Klarheit, Gewandtheit und Ueberlegenheit seines Geistes gab er durch eine an den Congreß von Newgranada gerichtete Denkschrift vom 15. December 1812 über die Ursachen des Verfalls von Venezuela, worin er der bisher in den Colonien befolgten Staatskunst den Krieg erklärte. Er verworf darin das System der un-

zeitigen Duldung, wodurch auf jede Verfechtung eine Begnadigung, auf jede Begnadigung eine Verfechtung erfolgt sei; er verworf jenen theokratischen Republikanismus, der nicht das höchste Gewicht auf eine energische und wohlberechnete Militär- und Finanzpolitik legte, sondern mit der Ausflügelung von Verfassungsformen und papiernen Rechtsgarantien das Beste gethan zu haben meinte; er verworf auch für die Zeit der Krise den Federalismus und die damit zusammenhängende Verschleierung der Staatsgelder an eine Unzahl von Provinzen und Bundesbeamten. Der Präsident G. Torres setzte es nun durch, daß dem Bolívar die wenigen Bundesstruppen Newgranadas zur Befreiung Venezuelas überlassen wurden und daß mit ihm — in ähnlichem Vertrauen, wie einst Frankreich zu Washington bewies — Verträge abgeschlossen wurden über die künftige Rückzahlung der Vorschüsse durch Venezuela, das um diese Zeit einzig in den Phantasien Bolívar's existierte.

So wurde dieser in den Stand gesetzt zur Unternehmung des ersten seiner beiden glänzenden Herrzüge, die zu den kühnsten Kriegsthaten der Neuzeit gehörten und wodurch er sich den Titel des Befreiers und die Macht eines Dictators für die Dauer des Kriegs erwarb.

Allein der „Befreier“ mußte seinen Sieg und seine Stellung nicht in vollem Maße zu benutzen. Durch einige unvorsichtige Blößen, die er gab, durch einige Schwächen, von denen er sich übermannen ließ, veranlaßte er einen abermaligen und so vollständigen Umschlag des Krieges, daß er selbst wieder das befreite Gebiet verlassen mußte. Auch in Newgranada hatte dieser Umschlag statt. Unter solchen Umständen landete in Venezuela der spanische General Pablo Morillo mit nahe 11000 Mann Truppen, denen im April 1815 noch 2500 Mann folgten. Jetzt schien überall wieder die Hochwacht der spanischen Herrschaft gesichert, und dies um so mehr, als auch eine allgemeine und sehr augenfällige Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung eingetreten war. Die revolutionäre Spannung der ersten Jahre war erloschen; selbst in den Perioden ihres Glücks und Siegs hatte die Revolution die ihren möglichen künftigen Ergebnissen weit voranstellenden Wünsche und Erwartungen ihrer Anhänger bitter getäuscht; und als nun gar aus dem Mutterlande die Kunde von der Herrschaft Ferdinands VII. und den bestageworthen Fortschritten einer massigen Reaction kam, da trat auch wieder in Amerika die Rückwirkung der Gewohnheiten einer breithundertjährigen Knechtschaft zu Tage und eine lähmende Furcht bemächtigte sich allerorten der kaum noch leidenschaftlich aufgeregten Bewohner. Eine Folge der allgemeinen Misspannung war auch im Jahre 1817 das Witzlingen des kühnen Herzogs, den der als politischer Flüchtling nach Amerika gekommene jüngere Mina in Mexico unterzumen hatte.

Es war gleichwohl nur ein flüchtiger Triumph, den die Reaction in der neuen Welt feierte. Als in der Zeit von 1816—17 alle andern Colonien der spanischen Herrschaft wieder unterworfen waren, hatten sich nur die Gebiete von La-Plata in factischer Unabhängigkeit er-

leten. Aber auch hier war ein Verfall der Revolution deutlich zu bemerken. Als jedoch durch die Landung Morillo auf der Insel Margarita die Besorgnis verschwand, daß diese Expedition zunächst und unmittelbar gegen Buenos-Ayres gerichtet sei, da ermannte man sich wieder. Der General San-Martin hatte den richtigsten Gedanken, daß es keine bessere Vertheidigung der Unabhängigkeit der Plazagebiete geben könne, als wenn die Revolution, statt Wehr bei Fuß den spätern Angriff ihrer Feinde abzuwarten, nun ihrerseits zur Offensive schritte. Er wußte die Bedenklichkeiten der Regierung in Buenos-Ayres theils zu beseitigen, theils setzte er sich darüber weg, und gab durch seinen überraschenden und erfolgreichen Zug nach Chile dem Kampf für die Unabhängigkeit eine neue, entschieden günstige Wendung. Dem nahe um dieselbe Zeit gelang es auch Bolívar, Paraguay und einigen andern Independenzführern in Venezuela jene Erfolge zu erringen, wodurch für Bolívar der schon erwähnte und wesentlich entscheidende zweite Streich über die Anden ermöglicht wurde. Obendiese Vorgänge wirkten aber auch mächtig genug auf das Mutterland, um die Militärrevolution von Cadix zum Ausbruch zu bringen und um Spanien die Erneuerung jedes frähen Versuchs zur Wiederunterjochung seiner Colonien zu immer unmöglich zu machen. Ueber dieses verhängnißvolle Zwischenbergreifen der Geschichte der Alten und Neuen Welt sagt Gervinus schon im Anfange des dritten Bandes:

Mit der Unterwerfung seiner amerikanischen Pflanzlande durch Spanien wäre die dort noch verlassene Legitimität geräthet und die Nation in allem Erdtheile durchgeführt worden. Denn nur in der neuen Welt loberte noch das Feuer der Revolution fort, und zwar der echten, vollbürtigen, republikanischen Revolution, die in gerader Linie vom Aufstande Nordamerikas und der französischen Umwälzung abstammte.

Die Geschichte des wechselvollen Kampfes in Südamerika gab dem Verfasser einen naheliegenden Anlaß zu manchen interessanten Vergleichen mit eben jenem Aufstande Nordamerikas. Ueber den Unterschied der Revolutionen, die während der selben Insurrectionen der Neuen Welt vorherrschten, bemerkt er, daß zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs alle Großmächte Europas, als die Revolution den Erstgebüren noch neu war, dasselbe Recht der Revolution anerkannten und begünstigten, daß sie zur Zeit des südamerikanischen Kampfes mit ebenso allgemeiner Uebereinstimmung verwarfen und anfeindeten. Ihre Begünstigung konnte zwar im 18. Jahrhundert den Sieg der amerikanischen Unabhängigkeit und Befreiung beschleunigen; aber ihre Anfeindung konnte diesen Sieg im 19. Jahrhundert nicht mehr vereiteln. Wenn sodann Gervinus hervorhebt, daß bei einer Vergleichung der Südamerikaner mit den Nordamerikanern das zum Vortheile der letztern ausfalle, weist er doch zugleich bei den erstern auf die sehr zahlreichen Tugenden, die „Ausdauer im Unglück, eine Fähigkeit zu Anstrengungen, zur Ertragung unsaglicher Beschwerden, zur Aufopferung von Ruhe und Beiß, von Gesundheit und Leben für die vaterländischen Penaten, wie davon die Geschichte nur wenige Beispiele hat“. Er weist hin auf den

bei den Südamerikanern oft so werthwürdigen Mangel von elastischer Kraft und standhafter Ausdauer, ohne es jedoch zu übersehen, wie diese guten und edelmüthigen Eigenschaften allzu häufig durch den Rückfall in eine fast ungläubliche Indolenz und Erstarrung durchbrochen werden, und wie plötzlich wieder die selbstsüchtigen Erisfebern des Ehrgeizes und der Gier, des Eigennuzes, der Genußsucht und des persönlichen Nachdruckes über alle Rücksichten des Gemeinwohls die Oberhand gewinnen. Dabei fällt es jedoch dem Kenner der Geschichte in keiner Weise ein, die Nordamerikaner selbst in der ruhmvollsten Zeit ihrer Erhebung als stöckelnde Muster bürgerlicher und kriegerischer Tugend anzupreisen. Er betont es vielmehr (S. 104 fg.), wie auch Washington fortwährend Klage erhoben habe:

daß die Menschen von selbstlosen Grundsätzen wie ein Tropfen im Meer seien, daß auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu dauern eine Thorheit sein würde; daß Ausschweifungen, Zerknirschung, Müßiggang, Eigennuz und Zwietracht die Sache der Unabhängigkeit unaufhörlich gefährden.

Der Erzählung der Begebenheiten ist überall an passenden Orten die gelungene Schilderung der hervorragenden Persönlichkeiten eingefügt, wodurch andererseits wieder der Verlauf der Begebenheiten theilweise erklärt wird. Wir machen hier nur aufmerksam auf die Charakteristik der Generale Parag und Bolívar in Columbien, deren Eigenschaften sich in mancher Beziehung widersprachen, die sich aber ebenbürtig gegenseitig ergänzten, was zur endlichen Herbeiführung entscheidender Erfolge gewiß nicht wenig beigetragen hat. Parag gehörte der farbigen Bevölkerung an und war offenbar der hervorragendste unter der beträchtlichen Zahl der farbigen Emporkömmlinge. Er war nicht so überlegenen Geistes, daß ihm dieser den Mangel jeder Bildung hätte ersetzen können; er hatte keinen genialen Blick für weite und verwickelte Verhältnisse; aber er war ein ganzer Mann zu jeder Zeit und an jeder Stelle. Unerschrocken und muthig bis zur Tollkühnheit, von hohem Muth und allen andern so überlegen an körperlicher Stärke, daß es ihm eine Lust war, seine widerstehenden Soldaten im persönlichen Ringkampf zum Gehorsam zu zwingen, war er der Abgott seiner wilden Krieger, die um so williger ihm folgten, je weniger er sich überhob, je mehr er auch als Befehlshaber ihr Kamerad, in Ernst und Spiel ihr Genosse blieb bei allen Leiden und Freuden, bei allen Entbehrungen und Genüssen. Ihm hatte man es vor allen zu verdanken, daß die Planeros in den Ebenen des Orinoco — ein kriegerisches und abgehärtetes centaursches Hirtenvolk, gleich dem Gaucho in den Pampas der Plataflaaten, oder den Gyfios in den Pustten von Ungarn — für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen wurden. Obendiese Planeros waren früher durch die ungeschickte Behandlung von seiten einiger republikanischen Führer den Spaniern als gefährliche Werkzeuge der Unterdrückung in die Arme geworfen worden, und ihr späterer Uebertritt zu der Sache der Unabhängigkeit, der sie fortan mit ausdauernder Treue dienten, war von nicht geringer Bedeutung. Zum Führer dieser Halbwilden in einem vieljährigen Kriege, der

— abgesehen von einigen merkwürdigen Städtevertheilungen — nichts anderes war, als ein über ungeheuren Räume ausgebreiteter Guerillakrieg, schien gerade Paéz wie von der Natur bestimmt. Ueberdies war er uneigennützig, ohne Mißgunst und Reib, und bei aller Strenge und Schonungslosigkeit gegen sich selbst doch milde gegen andere; auch bewahrte er sogar in seiner spätern Stellung als militärischer Dictator den Sinn für Gesetz und Ordnung.

In der in den höhern Stellungen so besonders seltenen Tugend der Uneigennützigkeit war Bolívar sogar nach den Zeugnissen seiner Feinde seinem Kampfgenossen Paéz gleichzustellen. Nachdem er selbst ein großes Vermögen der amerikanischen Sache geopfert hatte, wies er ohne Brunk und ohne Ueberwindung die Millionen zurück, die ihm später die Congresse der befreiten Länder anboten, und schon darum wird sein Name glänzender in der Geschichte leuchten, als derjenige aller spätern Emporkömmlinge, welche die einmal gelungene Speculation auf politische Macht zum Ausgangspunkt für Speculationen auf Geld und Gut zu benutzen suchten. Auch das ist anzuerkennen, daß der Schicksalsmann der Neuen Welt, der Retter der amerikanischen Gesellschaft sich erst auf mühseliger dornenvoller Bahn den Ruhm seines Namens erobern mußte, daß er sich seine einflußreiche Stellung durch keinen intriguenmäßig vorbereiteten Staatsstreich, dessen Gefahr er seinen Werkzeugen überlassen durfte, mit einem gelungenen Wurf ertüpfeln konnte. Dagegen ist Bolívar nicht völlig freizusprechen von Mißgunst gegen seine Nebenbuhler, von Eitelkeit und jenem Ehrgeize, der nicht immer die persönlichen den sachlichen Rücksichten nachsteht. Es lag in seiner ererbten Natur, daß er sich nach erfolgreichen aber mühevollen Anstrengungen in Genusssucht und Schläffheit zurückfallen ließ, und sich dann wol auch solcher Schwächen und Verschümnisse schuldig machte, wodurch das mühsam Errungene wieder auf Spiel gesetzt wurde. Er bewies es zu wiederholten malen, daß er die berechnende und combinatorische Kühnheit des Feldherrn besaß; aber er hatte lange nicht in dem Grade wie Paéz den die Menge gewinnenden und fortreisenden soldatischen Muth, der die persönliche Gefahr lieber aufsucht, als ihr aus dem Wege geht. Mehrere seiner Kampfgenossen und Rivalen machten ihm sogar gelegentlich den vielleicht ungerechten, aber einer rohen Masse gegenüber stets gefährlichen Vorwurf der persönlichen Feigheit. Dennoch war Bolívar unter allen revolutionären Führern derjenige, der am mächtigsten und entscheidendsten in die Geschichte Südamerikas eingriff und der als der Unentbehrliche nach jedem Falle stets wieder durch die Stimme seiner Mitbürger an die Spitze gehoben wurde. Denn ihm stand das Uebergewicht einer gebildeten Intelligenz zur Seite. Er war nicht bloß Feldherr, sondern hatte auch den umfassenden Blick des Staatsmanns, und sogar seine in der beschränkten Denkweise eines abstumpfenden Despotismus erzogenen Landsleute fühlten es doch bald heraus, daß ihr eigenes Schicksal mit dem der andern Staaten und Völker eng verflochten sei und daß sie eines Mannes be-

durften, der auch die internationalen Beziehungen kannte und richtig zu beurtheilen wußte.

Schon durch die oben erwähnte Deutschrift hatte Bolívar seine staatsmännische Begabung dargelegt, und er gab dafür auch in der Folge noch manchen thatsächlichen Beweis. So theilte er keineswegs mit der großen Mehrheit seiner Landsleute die von den Spaniern ererbte hochmüthige Selbstgenügsamkeit und den allen rohen Völkern noch eigenen Haß oder Verachtung alles Fremden. Vielmehr erkannte er es als höchst wichtig, daß möglichst viel Ausland und die Ausländer durch ihr eigenes Interesse für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen würden. Darum ließ er unter noch so lästigen Bedingungen in London über die Anwerbung von Engländern unterhandeln, um die britischen Interessen an die der Amerikaner zu knüpfen. Bolívar's Unterhändler, Mendez, ging so weit, daß er für jeden englischen Soldaten 80 Dollars Handgeld bestimmte, 2 Schilling Tagelohn mit englischen Rationen, am Ende des Krieges ein Stück Land und 500 Dollars; für die Offiziere ward ein Dritttheil Sold mehr festgesetzt, als der entsprechende Sold bei der britischen Cavalerie. Auch ein deutsches Corps wurde in Brüssel geworben. Die zuerst geworbenen Engländer langten gerade zur Zeit von Bolívar's Unglück an, weil die meisten kamen durch Noth und Scrupeln um, oder verließen sich wieder, aber die wenigen Uebrigbleibenden leisteten gute Dienste. Darum ließ Bolívar von neuem ein Corps Engländer anwerben, und in England zeigte sich so große Neigung zur Anwerbung, daß sie sogar auf die Stimmung der spanischen Expeditionsmarine in Cadix einschüchternd wirkte und sich die englischen Minister dazu herbeiliessen, jenen Werbungen durch eine sorsigen enlistment bill Einhalt zu gebieten. Von den mehreren tausend Engländern, die überhaupt zwischen 1817 — 19 Venezuela erreichten — selbst von denen, die zu günstiger Zeit anlangten —, kam die große Mehrzahl durch Krankheit, Entbehrungen und Strapazen um das Leben; aber die wirklichen und großen Dienste, welche die geringen Ueberbleibsel leisteten, waren mit dem dafür gemachten Aufwande nicht zu theuer erkauft. Noch beachtenswerther und von allgemeinerer Bedeutung war es, daß Bolívar, nach dem Beispiele Washington's und des nordamerikanischen Congresses, ein Gesetz erließ, das allen Soldaten zur Belohnung ihrer Dienste am Ende des Krieges ein Geschenk von Ländereien zusagte und die Theilung dieser Nationalgüter regelte. Auch der stehende und uneigennützig Washington, auch der uneigennützig Bolívar gehören also zu jenen wirklich großen Feldherren und Staatsmännern, denen es „eine Thorheit ist, nur auf selbstlose Menschen zu zählen und nur auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu bauen“, die vielmehr die Menschen nehmen, wie sie wirklich sind und gerade darum diesen wirklichen Menschen gerecht zu werden trachten, indem sie nach den Leistungen, die der Staat von seinen Soldaten fordert, auch die Gegenleistung des Staats an die Soldaten bemessen. Von dieser klugen, gerechtern und wirksamern Militärpolitik ist man aber

im Allgemeinen noch weit entfernt in dem europäischen Festlandsstaat.

Dem Verfasser konnte es nicht einfallen, in seiner einmal vollendeten Geschichte des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs Conjecturalpolitik zu treiben und sich in Rathmachungen über die Zukunft der Neuen Welt zu ergoßen. Aus seiner unbefangenen Schilderung des Thatssächlichen und der maßgebenden Persönlichkeiten zur Zeit der Krisis geht jedoch schon deutlich hervor, daß er nicht der Ansicht derjenigen sein kann, welche den romantischen oder gemischten Wölfen in der größten südlichen Hälfte Amerikas für alle Zeiten eine traurige Zukunft oder eine bloß untergeordnete Stellung im Getriebe der Weltgeschichte weissagen; welche ihren tugendhaften Abscheu vor der Anarchie in Amerika äußern und jene unsichtbare Ordnung in Europa rühmen, die wol immer nur eine Verschönerung vor und nach der Zeit eines revolutionären Sturzes ist; welche ihr Wehe schreien über die wenig bedeutenden Republikeren einiger südamerikanischen Militärhüpfelinge und jeden Maßstab, jedes Urtheil und jedes Gefühl für die Uebel und Gefahren einer Militärherrschaft verloren haben, die mit vielfach größerem Druck auf den weißen Wölfen Europas lastet.

Wilhelm Schulz-Godmer.

Franz Dingelstedt als Lyriker.

Neue Auflagen von Büchern und namentlich von Gedichtsammlungen haben zwar in der Regel keinen Anspruch darauf, in d. Bl. ausführlicher berücksichtigt zu werden, da das literarische Material und von allen Seiten in so reicher Fülle zufließt, daß wir Mühe und Noth genug haben, nur die ersten Auflagen aller ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmenden Schriften zur Anzeige zu bringen. Wenn sich jedoch ein Buch, beziehungsweise eine Gedichtsammlung, bei einer spätern Auflage so erneuert hat, daß die hinzugefügten Ergänzungen zugleich als Ergänzungen zur Charakteristik des Verfassers oder Dichters anzusehen und an sich von Werth und individueller Bedeutung sind, wenn namentlich zwischen der einen und der darauf folgenden Auflage ein langer Zeitraum lag, in welchem sich der Verfasser weiter entwickelte, dann muß es nicht bloß erlaubt, sondern auch als eine Pflicht erscheinen, von dieser Regel eine Ausnahme zu machen.

Eine solche Ausnahme gestatten wir uns heute, indem wir die zweite Auflage der „Gedichte“ von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1858) zur Anzeige bringen. Das scharf individuelle Gepräge, welches diesem Dichter eigen ist, würde uns allerdings die Versuchung nahe legen, hier ein Bild des Dichters in ganzer Figur zu zeichnen; dies hat indes bereits J. Orgenbaur bei der Besprechung der ersten Auflage der Dingelstedt'schen Gedichte in Nr. 13—16 d. Bl. für 1848 gethan, und wir wollen uns, besonders angesichts einer zweiten Auflage, die doch nur zum Theil Neues enthält, darauf beschränken, zu jenem Gesamtbilde Dingelstedt's als Dichter

1859. 11.

ter einige Nachbesserungen und ergänzende Stücke zu liefern, soweit uns die neu hinzugefügten Gedichte hierzu Stoff und Anlaß bieten.

Wir übergehen daher das „Buch der Lieber“ und das „Buch der Liebe“, soweit dieses nichts Neues enthält, die in den „Irrfahrten“ enthaltenen Selbstbekenntnisse, den vielbesprochenen Liebercyclus „Roman“ voll brennender Sinnenglut und gallenbittern Degouts, die Sonette, die „Denkmäler“ mit den schönen Gedichten an Goethe, Chamisso u. s. w., das bekannte unheimliche „Nachtstück aus London“, das ergreifende, in energischen nachdunkeln Farben ausgeführte Seelengemälde „Nirber; kindisches Gedicht“, das treffliche Gedicht „Die Glückseligkeit“ u. s. w., da wir annehmen dürfen, daß über alle diese das Urtheil bereits festgestellt ist. Etwas wesentlich Neues, wodurch wir dem Dichter selbst Genüge thun oder ihm gar lehrreich werden könnten, traumen wir uns in der That kaum zu, darüber zu sagen. Auch ist Dingelstedt, wie wir glauben, in sich fertiger und über das, was er will und kann, über sich, sein Talent und seine Leistungen klarer als irgendbrin anderer Dichter. Er selbst verzichtet, wir wissen es genau, auf Erfolge im Stille Grubel's oder Redwig's wie auf „klassischen“ Nachruhm, er begnügt sich mit dem Verdienst, ein durch und durch modernes Buch, das nur „freie, harte und männliche“ Seelen auf- und annehmen können, auf den Markt gebracht zu haben. Unbemerkt können wir jedoch nicht lassen, daß er in seiner jetzigen officiellen Stellung manche saß schauerliche Selbstbekenntnisse, die er als freier Literat ablegte, zu unterdrücken nicht für nöthig gehalten und seinen alten Trost gegen das Urtheil der Menge und seine Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Mißdeutungen der Welt von neuem dargelegt hat. Wie mit brennenden Lettern steht auch in diese Auflage das „Nachtstück aus London“ eingedruckt mit dem unerhörten Fluch, den er früher gegen sich selbst schleuderte:

O unglücklich Weib! Sie bietet zum Genug
Zeil den entweihten Leib; ihr Lächeln, ihren Kuß
Verkauft sie an den ersten Besten.
Ich — hüthe mit dem Geiß! O unglücksel'ger Mann!
Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an,
Bei seinem Abhub mich zu maß'n!

Und weiter:

Es ist derselbe Fluch, der auf uns beiden brennt:
Auf deine Schönheit schlug, es schlug auf mein Talent
Das Handwerk seinen Sklavenstempel!

Fühlt sich bei
von diesem Fluch
ganz frei? noch
genügend oder du
Vergangenheit od
Oder hat er bl
ein ihm selbst hi
Buche nicht tilge
seines Lebens in
Welt bestandenen
schen Momente sind in einer Schlacht die allerwichtigsten,

und wo geht es für einen Dichter nicht kritischen Augenblick als den, in welchem er sich dazu hinreißt, sein Talent mit einer ihre Kunst selbsttätig sondirende Dichtung zu vergleichen? Das ist der Wendepunkt, wo sich der Kampf notwendig entweder zum Siege oder zur Niederlage entscheiden muß, und da wir von einer letzten bei Dingen nicht wissen, so dürfen wir eher auf den ersten schließen. Aber freilich die Wunden, die dem Christ in seinem Kampfe mit der Welt geschlagen werden, heilen nicht so leicht als körperliche Wunden, und die Narben, die sie hinterlassen, gereichen nicht immer zur Heilung, vielmehr dem, der diese Wunden in der Verweltlichung sich selbst schlug, nicht selten zum nagenden Bitterkeit.

Jedoch lassen wir das Vergangene vergangen sein und wenden wir uns dem Genuß der neuen Früchte am Baum der Dingesichtlichen Lyrik zu. Sie haben in der That einen im Ganzen mildern, weniger brennenden Geschmack. Wir begegnen z. B. unter den Gedichten, worin diese neue Auflage vermehrt ist, einem Cyklus „Gaulieder“, die allerdings einen Frieden athmen, der zu der im „Roman“ lobenden wilden Blut wohlthätig und beruhigend wirkt, wenn er auch nicht das ist, was man „Gottesfrieden“ nennt. Doch auf diesen resignierten „Frieden in Gott“ werden wir Roberson wol überhaupt verzichten müssen. In dem Gedicht „Verwandlungen“ erinnert er seine Gattin daran, wie viel Glanz und Ruhm sie für ihn aufgebraucht mußte:

Für Jubel und Verehrung,
Für Gold und Lobern viel,
Nur eine Christenbescherung,
Wie Baum, ein Krippenspiel!

Die Dichter werden Dichter;
Mein helbes Weib, sieh her:
Ein neues Liegenbettchen!
Nicht wahr, was willst du mehr?

Sehr schön ist das Gedicht an seine Tochter Gabriele, an die er ein einzelner Vorposten ist:

Gott gebe, daß auf meinem Grab
Du sitzen kannst und beten:
Von seinen grauen Haaren hab'
Ich keines zu verstreuen!

ausung finden

that
n;
n,
leat!

Dann mischt sich wieder die Dingesichtliche Ironie,

die leicht etwas den Dichter übersteigt, in diese „Klage“, wie in dem originellen Gedicht „An meinen Nachbarn“:

Du wirst sogar, nicht ohne Thränen,
Dem letzten Liebesdienst mir thun,
Auf die, anstatt auf Gobelspanen,
Will dieses Haupt im Sarge ruhn;
Und daß mein Erbe nicht vergesse,
Den Inhalt stell' er sein Himmeln:
Ich will, wie Schiller's Grabeseste,
Mit Substanz begraben sein!

Gibt mir ein Dämon Dammerspille,
Die ich zum Einschlaf stets bedarf,
Zaubelhäutchen, Bürsten, Hängebelle,
Mir niemals, andern oft zu scharf,
Den Schwamm, Vergangnes aufzuwischen,
Ein Glas, aus dem man Letztes trinkt,
Auch köstlich Wasser zum Erfrischen,
Wenn's drunten, wie hier oben fliehet!

Ebenfalls eine neue Jachet sind die „Lieder aus der Fremdenlegion“, die Selbst- und Weltbetrachtungen eines Legionärs auf Helgoland, dem es gleichgültig ist, wohin es geht, ob nach Indien oder der Arim; denn „wird es draußen noch so schumm, daheim — war's auch nicht gut“. In oft glücklichem Volkston, den aber auch häufig wieder zu raffinierte künstliche Wendungen unterbrechen, ist darin der politische Jammer Deutschlands und das Elend dieser Leute geschildert, die, herrenlos in dem herrenreichen Vaterlande, ihre Haut um ein paar Schillinge an das Ausland verkaufen. Der Ton ist beiseit ironisch, nicht ohne Bemerkung von Wehmuth. Diese Mischung von Ironie mit tiefem Gefühl charakterisirt die Dichtung mit Gänze, nur läßt sich bei ihm die Ironie nicht ab, um das Gefühl wieder in seiner Mäßigkeit darzustellen und höflich zu behandeln, sondern die Ironie durchbringt die Empfindung, wird selbst Empfindung und dient dieser nur zur Verstärkung. Diese Lieder sind übrigens bereits aus einem der deutschen Waisensalmanache bekannt, und eins der schönsten mit dem Anfang „Am hohen Felsen mein Schilderhaus“ ist bereits früher von uns mitgetheilt worden. Doch können wir uns nicht versagen, hier noch ein paar Strophen aus dem Hede Nr. 3 mitzutheilen, worin sich der Legionär über die Prügelein der Deutschen untereinander in folgender origineller Weise äußert:

Herr Corporal, laß mit Wergunst
Nur Faust und Fuchtel ruhen,
Es bleibet ja den Russen sunst
An uns nichts mehr zu thun.

Auch der Herr Lieutenant find nicht faul,
Kann suchen nach der Regel,
Und führt ein Perkon im Maul
Von Esel, Ochse und Flegel.

Fürwahr, mein einziger Trost ist bei
Dem angeschlagenen Treiben,
Daß Schimpferei und Schlägen
Unter uns Deutschen bleiben.

Tragische Bilder aus der münchener Hofzerzeit enthalten die „Deri Gulllein aus dem Todtentanz zu München, 1854“. Das erste derselben erzählt die Geschichte von 12 Handwerksburschen, welche in der bekann-

in münchener Vierzehnerwirtschaft zum grünen Baum beizinander waren und sich durch die ominöse Zahl 13 zu dem Scherz verführen ließen, durch Würfel zu entscheiden, wer von den 13 Personen im Laufe eines Jahres durch den Tod abgefordert werden würde. Der Schneider wußt dreimal hintereinander drei Wäfer, die niedrigste Zahl. Erschüttert wankt er nach Hause, fällt hier auf die Knie vor einem Muttergottesbilde und verpflichtet sich feierlich, das Muttergottesbild in Dettingen von Kopf bis zu Füßen neu zu kleiden, falls ihm das Leben erhalten würde. Die Jungfrau Maria geht auf den Handel ein; die Cholera rafft im folgenden Jahre sämmtliche Wäfer dahin, den Schneider ausgenommen, der am Grabe des Lezten ausruft: „Der Glaub' ist stärker als der Aberglaube!“ Es ist dies wol das erste Gedicht, in welchem Dingelstedt einen Stoff behandelte, der mit der Heiligkeit und dem religiösen Mysticismus etwas zu thun hat. Das zweite erzählt das Schicksal eines jungen Mannes in Tirol, der endlich seinen Hehlingswunsch erfüllt sieht und den Ruf als Hofschauspieler nach München erhält, aber schon am Tage nach seiner Ankunft in München von der Cholera ergriffen und hinweggerafft wird. Seitdem kann man täglich seine Mutter an seinem Grabe sehen, das Berufungsstreben in der Hand.

Sie hält in ihrem Schoße
Ein weißes Blatt Papier;
Das Siegel drauf, das große,
Das schwarze, zeigt sich dir —
Und spricht mit Stolz: „Ich stehe
Hier nicht als Bettlerin;
Da drunten liegt mein Bräutigam,
Der Hofschauspieler, dein!“

Das dritte dieser „Stücklein“ beruht von einer Amme, die, von der Cholera ergriffen, sich nicht eher ins Spital bringen lassen wollte, als bis man ihr vorstellte, daß ihr Blieben ihren geliebten Pflegling, das „Comteßel“, selbst mit Aufregung bedrohe. Wir begeben uns darin folgenden Strophen:

Vornehme Kinder haben keine Mütter,
Sie sind vom ersten Mißmuthen verwaist;
Ein fremder Busen gibt ihr lieblich Futter,
Und fremde Sonnen gähneln ihren Geist.
Nur wenn Papa im Spiel, Mama bei Hofe
Die Nacht zuvor besonders glücklich war,
Dann bringt zum Frühstück wol die Kammerjose
Ein kleines, schönes, aufgeputztes Paar.

Diese Bissigkeit gegen die Unnatur der vornehmen Gesellschaft findet sich, wie man sieht, bei Dingelstedt heutzutage noch, wie sie sich früher, wenn auch in stärkerem Grade bei ihm fand. Es ist eine seltsame Doppelnatur in ihm. Derselbe Widerspruch zwischen der Eleganz der Form und der Verhülltheit des Inhalts, der sich so häufig in seinen Gedichten findet, scheint sich auch auf seine Lebensgewohnheiten oder von diesen auf jene zu übertragen. Es scheint ihn unübersteiglich hinaufzureißen in die vornehmen Kreise, in eine Lebensstellung voll äußerer Eleganz, obgleich er sich dieser Gesellschaft doch wol nur äußerlich accommodirt, innerlich aber — denn etwas von einem Plebejer in gutem

Sinne steht noch macht. Seine, er wirft ihn immer zu gelangen und sterb Ehrgeiz war. Dem, verachtete sie wie wir auch ein aber die Thräne gewissen Vorfällen dem höchsten Vol abseits; Dingelstedt Selbstbeherrschung ins Gesicht.

Mit derselben Souveränität, behandelt er dem etwas herb absprechend „Epilog“ redet

Du liebst, wenn
Daß du in lausliche

Die Wahrheit, w
Willst du in süßer!

Ein Phrasenmeer, ein Strom von Sentiment,
Kein Salzborn Geist: das gilt dir für Talent

Das wird, als hätte es eine Welt bewegt,
In jeder Messe zweimal aufgelegt.

So hat uns Gott ein Christenthum beschenkt,
Und ach, ein Volk, das eins des andern werth.

Das Höchste ist, das Drama, der Roman,
Dem Handwerk, dem Versuche unterthan.

Ebenso übel ergeht es der Lyrik:

Formvirtuosen, die die Kunst gezeigt,
Wie man auf Einer Saite alles geigt.

Vornehme Gauller, die, weil's Mode nun,
Volltalentreich und hänselstäng'lich thun u. s. w.

Alle, die nach Umland und Heine gekommen sind,
gelten ihm als Epigonen. Und die Zeit selbst:

Die Zeit hat andre Ziele als die Kunst;
Ihr bester Geist verpufft im Dampf, im Dunst.

Dennoch liebe er diese Zeit; sie sei sein Mütterchen, sein Fleisch und Blut; daher suche er die Poesie nicht in der Ferne, sondern in der Nähe, und sollte er sie „aus dem tiefsten Schlamm waschen“. Vielleicht werde eine spätere Zeit, wie sie andererseits manches sehr gefeierte Idol stürzen werde, in seinen Fragmenten wenigstens den unerschrockenen Wahrheitstrieb erkennen:

Und wenn sie gleich auch mich nicht krönen kann
Als Meister, spricht sie doch: er war ein Mann.

Im Grunde bedurfte es dieses polemischen Protokolls nicht, da schon die poetischere und harmlosere „Zueignung“, welche er dieser Auflage vorangestellt hat, vollkommen hingereicht haben würde, das Publikum auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er betrachtet sein will. Er nennt sich darin einen vorzugsweise subjectiven Dichter:

Doch eins wird sich in allem zeigen,
Was dichtend ich ins Leben rief:
Es ist, oft allzu sehr, mein eigen,
Gelehrte nennen's subjectiv.

die die Ge-
eratur. In
Form etwa
:
ft.

m.)

acht.

ritter Dichter;
wehend und
alle Ausstrah-
zurückkehren.
auch der Fall;
nd Gemüths-
dirt, nicht von
apfunden kann,
für gewöhn-
Bestrebendes,
der Gefühls-
Bedichte dieser
keit, sondern

nur eine individuelle Bedeutung; sie mögen eigenthümlich in Inhalt und Ausdruck sein, aber sie werden niemals Gemeingut der Nation werden können, weil diese eben nicht aus lauter Dingestheils besteht. Indes weiß er sich auch nicht selten mit großer Energie in die Gemüthszustände anderer, namentlich leidender Individuen zu versetzen, wie die ergreifende nachbühlerische Erzählung von der unglücklichen Feintge, deren ironisch zugeschnittener Schluß ebenfalls gegen die Blasphemie der vornehmen Gesellschaft gerichtet ist, die Kinder eines Legionärs, die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München“ und manche andere Nachbilder aus dem socialen Leben beweisen, und diese Gedichte gehören gerade zu den schönsten und haben Anspruch auf Popularität. Jedenfalls hat diese Sammlung den Vorzug, daß sie, wie er selbst von ihr sagt, ein volles Dichterleben widerspiegelt, in welchem, nach seinem eigenen Geständniß in der „Zueignung“, auch die Verirrungen, Flecken und Schatten „schwarz und schwarz“ mit abgezeichnet sind.

Hermann Marggraf.

Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Für Gebildete aller Stände. Von Friedrich Roellner. Stuttgart, Gotta. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Für „Gebildete aller Stände“ sind diese Denkwürdigkeiten allerdings, denn der Inhalt ist interessant und die Darstellung geistreich und blühend. Dieser Inhalt besteht aber aus zwei Theilen, den theoretischen Winken und Wünschen und den mitgetheilten Erinnerungen aus wirklichen Criminalfällen, welche zu diesen Winken und Wünschen hilfreich sein sollen. Beide Theile sind von tief sittlichem Geiste inspirirt, und es ist nur zu wünschen, daß die Gebildeten aller Stände, welche die Macht haben einzuwirken, mit demselben Eifer die Winke und Wünsche des Verfassers lesen möchten. Aber die Gedanken, Winke und Wünsche sind im allgemeinen nichts Neues, sie vibriren schon mehr als in der Luft, sie sind da und dort schon öfters ausgesprochen, und es kommt nur darauf an, sie zusammenzufassen, sie zum System zu schmieden und denen ins Gesicht handhaft hinzustellen, welche der Macht und des Willens sind, sie zur Ausführung zu bringen. Und wenn das auch nicht der Fall wäre,

wenn es nur Winke und Wünsche blieben, weil das recht form, Parlament, Autorität noch fehlen, so ist es doch gut, wenn die kintuirenden Gedanken immer dichter, faßbarer, maßvoller werden, um denen zum Sinn und Herz zu schweben, gleichsam den Saumfäden zu drohen, welche vielleicht dereinst das beraufen sind, dabei mitzuwirken. „Stehen“, ruft der Verfasser, „mit jenen (von ihm dargestellten) Erfahrungen unsere Staatserichtungen, unsere Gesetzgebung, unser Staatsrecht, die Strafverfolgung im Sinne des Zwecks im Einklang? Sind wir wirklich so weit vorgeschritten, wie unser Jahrhundert es räumt?“ Er antwortet mit einem entschiedenen Nein. Fortschritte sind da, ja, man hat die Autos da Is ab geschafft, auch die Verbrennungen von Hexen und Ketzern; man hat endlich auch in den meisten Ländern den einsamen Inquisitionsprozess, die moralische Folter vor den verschlossenen Mauern, fahren lassen, die Öffentlichkeit wirft ihr Licht auf Schuld und Unschuld, und die Geschworenen bürgen dem Angeeschuldigten, daß nicht allein in eiserne Formen, sondern auch menschliche Gemüther über ihn urtheilen. Aber im Hinblick zu den Anforderungen eines psychologischen Grundlage des Menschen festhaltenden Rechts sind wir sicherlich nicht vorgeschritten, und er ruft: „Ein solches Jahrhundert wird darüber richten, wie wir über die Vergangenheit urtheilen; man wird dann erkennen, wie weit man heute von dem hohen Ziele entfernt waren, welches die Idee der Gerechtigkeit ist.“ Ob denn das niemand bedenklich fragt er, wenn zuweilen Ansprüche der Geschworenen wirklich gegen das Gesetz verstoßen? Das natürliche Rechtgefühl steht im Widerspruch mit der Gesetzgebung, und das Rechtgefühl macht sich trotz aller Eide, nur an das Gesetz halten, Geltung durch die zwingende Macht des moralischen Gesetzes, und die Freisprechung der Angeklagten steigt über die juristische Urfindung. Möge auch „ein im positiven Sinne großgezogener Jurist“ bedenklich den Kopf schütteln, so müßten wir daraus den sichern Fingerzeig entnehmen, „wie weit die Strafgesetzgebung in der Anforderung für materielles Recht noch zurück ist“.

Alle Strafen und Strafsysteme ruhen nicht auf solider Grundlage. Keine der zahllos deutschen Strafrechtstheorien ist sich im Leben verwirklicht. Den Beweis dieser Behauptung, wenn es dessen noch bedürfte, führt der Verfasser in kurzen Worten. Vor 100 Jahren war die Justiz billig und kurz, durch vollständige Heuer, Staupenschlag, Landesverweisung, Prügel, Martern aller Art. Ward es gebessert? Nun, an die Stelle von allem kam die Freiheitsstrafe, theuer und lang. Welche die Subjecte und die Objecte besser? Was ist über die Zahl häufter gedacht und geschrieben und was ist das Resultat? „Man verpöthet die Moral, man fügt die Niederträchtigkeit in die Strafanstalten zusammen und gestört jeden Funken von Rechtsgefühl im Sträfling und gibt dafür jährlich Millionen aus.“ Kann da eine Strafgesetzgebung im Fortschritte begriffen sein? Der Verfasser erinnert an Schiller's Bekenntnisse eines „Verbrechens aus verlornener Ehre“, der, als Verirrter ins Zuchthaus geschickt, unter Mördern, Dieben und Vagabunden geschalt, seinen Ehrmeißter im Abscheulichen endlich übertraf. Die Gesetze, wenn er einst, wären Wohlthaten für die Welt, aber die Zeitrechnung meiner Verbrechen, sagt er, fing mit dem Urtheilspruch an, so mich auf immer um meine Ehre brachte. Eine solche Kallos gegen den Staat habe Schiller vor 58 Jahren erhoben, „und es besteht noch heute“. So steht es mit der Quantität der Strafen, ob aber die Quantität der langdauernden Strafen die Verbrechen bessere oder die Entfittlichung nicht noch vergrößere? Ganz nicht oft ein Viertel der Strafe?

Aber unendlich wichtiger als das ist die Aufgabe: die feinen Fäden zu entdecken, „welche nach der Genese des Verbrechens“ hinführen. Vor wenigen Jahrhunderten hatte man sicher ein psychologischen Schlüssel gefunden, den Bund mit dem Laus Theologen, Juristenfacultäten und Parlamente erkannten, und daß ohne Tausel keine Religion und kein Recht sei; ob wir denn nun auch den modernen Schlüssel, den Aufklärung und

Wesen auszureißen, befehen, nur aus der Seele des Angeklagten das rechte Bekenntniß zu entwinden? Wer hat die Verwegenheit das zu behaupten? „Wenn dem aber nicht so wäre“, sagt er, „müßten wir nicht in Demuth und Bescheidenheit erkennen, daß kein erschaffener Geist in das Wesen der menschlichen Seele dringt, daß seine Unkenntniß niemals durch bürokratische Amtspraxis zu ersetzen ist, daß aus dies Bedenken wenigstens zu Milde und Humanität auffordern müßte?“ Der Verfasser vertieft sich dann wissenschaftlich in sehr feine Fäden der Psychologie und Phrenologie und verweist auf eine psychologische-psychologische Prüfung, welche allein der Rechtswissenschaft helfe; aber müßten die deutschen Juristen auch raslos ihre vorgeschriebenen Pflichten erfüllen, was werde das Resultat ihrer Wirksamkeit für die Gerechtigkeit in jenem Sinne sein? Ein weiterer Mangel bleibe eröffnet zwischen ihren enormen Anstrengungen mit den Millionen an Kosten und einem fast gänzlich verfehlten Zweck. Dieses trostlose Gemälde der Mängel, welches der Verfasser am Schluß der Schrift, wollen wir aber sich selbst überlassen und lieber an den einzelnen Fehlern und Lücken haften, als er beim Eingange sich mit der Hoffnung, daß es besser werden lasse, verweilt.

Ein sehr beherzigenswerther Aufsatz ist der über das Verhältnis des Untersuchungsrichters zu dem Angeklagten. Welche psychologische Macht liegt dem ersten bei, wenn er ein Mann von reiner Intelligenz, Bildung, Humanität ist und — Zeit hat! Ein solcher Untersuchungsrichter, der Geist und Herz zugleich hat, kann verstockte Verbrecher erweichen und das Bekenntniß ihnen so entreißen, daß es von ihnen zuletzt, man könnte sagen, als Geschenk präsentiert wird; oder als Beichte? Es kommt vor, daß es dem Angeklagten ein Bedürfnis wird sich zu erweichen, und gerade nur ihm, diesem Manne, der ihn doch vernichten muß und wird, weil er das Herz ihm zu erweichen gewußt hat. Wie oft erfahren wir, daß ein eigenes, freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Gefangenen und dem Inquisitor sich anbahnte, beide mit Thränen voneinander scheidend, wenn der Beurtheiler zum Schaffot ging. Ergreifende und rührende Beispiele liefert der Verfasser, wie dies namentlich bei politischen Gefangenen in den traurigen demagogischen Untersuchungen von 1848 sich ereignete: wie ein hartherziger, rauher, eingeübter Inquisitor verirrte Jünglinge bis zur Verweisung brachte, daß das Wort, das schon über ihre Lippen floß, erstarbte, daß er sie bis zum Selbstmord nöthigte, während nachher ein humaner einsichtiger Richter die Bekenntnisse in den ersten Tagen und Stunden entnahm. Wir wissen leider in Deutschland von vielen dieser hartherzigen Stockjuristen, welche in jener unseligen Zeit die traurigen Zustände noch verschlimmerten, aber auch von manchen humanen und christlichen Inquisitoren, die später die Tröster und Freunde der Verurtheilten wurden. Der Verfasser nennt keinen Namen. Warum? Wir wollen einen der letztern nennen, er ist lange todt, aber sein Ehrenname wird bleiben — Julius Eduard Sigis, den ein Dichter und selbst Criminalist, der geniale A. A. Hoffmann, würdigte, hoch achtete und deshalb in einer seiner Dichtungen porträtirt hatte. Seit der Einführung der Öffentlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens ist die Bedeutung des Untersuchungsrichters geschwunden; es ist die Meinung, daß es genüge, in der Untersuchung das Beweismaterial nur zu sammeln, nicht zu verarbeiten, die schwierigsten Fragen höchstens zu berühren, niemals gründlich zu beantworten. Dadurch leiden jetzt zahlreiche Untersuchungen an derselben Leichtigkeit und oberflächlichen Behandlung, welche die französische Informationsuntersuchung kenntlich machen und das Amt des deutschen Inquisitoren herabwürdigen. Leider ist dieser Anschulbigung nicht zu widersprechen; aber die Schuld liegt nicht allein an dem öffentlichen und Schwurgerichtsverfahren, sondern ist älteren Datums. Abgesehen von einzelnen ausgezeichneten Inquisitoren würden die Untersuchungen im ganzen leichtfertiger als früher, wie in der Zeit des philosophischen Jahrhunderts, abgefertigt; aber nur aus dem einfachen Grunde, weil bei der Ueberfüllung der Fälle den Untersuchungsrichtern die Zeit fehle. Ein sehr ver-

storbener Philosoph, d. minimalistischen Grundgründe zu fehlen scheint. Ein Urtheil, wie hatten tieferer Sonde in die ihre Resultate förderten Fälle möglich, wenn in deutschen Ländern die fleißigsten, geistreichsten z. B. die Untersuchungsrichter rheimischen Räuberbande, Kiefer, Vicard, Schind, Betrügergesellschaft der oblag, die Seelen zu und wie war es gar in losen Verbrecher zu verurtheilt wird eine solche obliegen habe die Schwurgerichte das eine Wohlthat für ist, so sind wir doch in Inquisitoren sich nun Pflicht ist, den Gesch überlassen.

Wir stimmen folgendung und Theilnahme bei menschlichen Gemüths, in daß ihr Ursprung, dem oft in den dunkelsten Ba durch ein Verbrechen Bel wie der rationell gebildete ihr Beherrscher ist, wie er Sinne eines Hypokrates mit heroischen Mitteln, und Lob — ebenso hat d gischen Heilproceß als ein eips anerkennend, nur du stützen, welche die Gemüth lichen Leidens erzeugt.“ reicht nicht aus, um das wird der Schlüssel zur co sich der Blick in das Inn den, die psychische Erkennt Urheber einer schauerhaft zu bemitleiden oder nur a sich von selbst.“ Alles v telligenter, gebildeter Si humane Juristen, um der ehle Verfasser ihn wünscht in der wirklichen Welt? Stimme: die Justiz beschuldigt, oder vielmehr: mehr Kraft, Geschick, auf es fragt sich nicht über der nicht mit psychologischen, England rettete ein in der tisches Geschick vor größerm mer noch tiefer in das Leben das Volk befindet sich im anspruch, erwartet jenen Richtern, wie ist er bei In Deutschland gibt es Juristen, man rühmt di Hannover und andern Län jüngere Richter, die als 2 in sich fühlten, den psych brecher zu versuchen: aber reichen sie aus nur für alle bedeutend Criminalfälle? Und wie viele der anscheinend geringern

af Geist und Herz
agern oder unter-
bei Referendarien,
anderer Geschäfte
echte Humanität,
erst durch lange
? Erwägt man
Universitäten jetzt
die Mehrzahl der
erst, wie Theologen
und Historiker für
sichlich, um sich
fällig zu sein, und
weil und viel nur
alten, so ist wenig
die Humanität von
Verfasser von den
gen die Studien der
u, Geschichte und
n sollten, machen
weiten Umweg zur

er wünscht, wofür
at, die Menschheit
e eine Katastrophe
grüne Stellen und
ist auch das Län-
dem Boden über-
in manchen andern
pter Zeit geschehen
blichkeit dürfen wir
a sie mit dem Ge-
Droschüren, Par-
schören der Todes-
n wäre, um der
b die unendlichen
Hensfreunde, Volks-
das Ziel schießen,
wandt wären, auf
redtem Eifer hin-
auf Mittel, die
u Geist und Herz
erleidet, und die
durch den Fenster
ignisse und Sucht-
vermögen freilich
h die mächtigsten
huten und Einksch-
fig im Strom des
als die Kühnsten
aan vieles wirklich,
er unmöglich, als
sage ich, ich will
re ich eins in Bezug
it. Die Junker-
zer und dreißiger
ratsverschwendung,
ist Verbrecher in
arier in einfallens-
stehen etwas darin,
tischen Gefangenen
iten) schlechter be-
zehn Jahre hin-
ganz nach ihrem
corie drang nicht
nsthaft vorzubrin-
Guten und Ein-
nd geschoben und
die die Humanisten

und nicht wie die Junker es für zweckmäßig halten, gleichwohl es
sie darin wirklich das Rechte fanden oder irrten.

Von den mitgetheilten Erinnerungen aus vielfachen Geim-
nalfällen sind zwei von höchster Bedeutung, jedem Leser, Staats-
mann, Juristen und dem die Menschheit mehr als ein Schall ist
von Interesse; wir meinen die beiden Fälle: „Menschelwirth im
Complotte zweier Bauern“ und „Ein Rechtsaccusant, ein Schach-
lehrer und ein reicher Müller im verbrecherischen Complotte“.
Der Titel sagt aber schon, daß etwas fehlt; wir können nichts
anderes sagen, als es fehlt ein Titel, der den Leser beim ersten
Durchblättern anzieht. Wer sie durchliest, wird die Fälle nicht
wieder fallen lassen; denn für den Psychologen, Humanisten, den
Beobachter der Zeitgeschichte sind sie eine reiche Fundgrube. Der
erste Menschelwirth ist ein so complicirter Criminalfall wie nur
einer in ihren Regesten aufgefunden wird, und liefert zugleich
ein schauerhaftes Spiegelbild, welche raffinierte Verworfenheit
gerade in dem Stande sich oft vorfindet, welchen unser Publikum
und sentimentale Dichter noch gern als den harmonischen darzu-
stellen, die Staatswissenschaft, von Parteien angetrieben, aber als
den gesunden Kern der Nationen zu rühmen beistehen — dem
Bauernstande. Der andere Fall, das betrügerische Complotte
unter drei Personen von Vermögen und Bildung, mehr um
satanischer Lust, als um der wirklichen Noth willen, um sich selbst
mehr Vortheil zu schaffen und andern zu schaden, ist aber wol
ein Unicum. Es wirft der Fall grelle Schlaglichter in die ge-
sellschaftlichen Zustände, wo alles religiöse Gefühl unter seinen
gebildeten und gelehrten Individuen vollkommen ausgekrochen ist.
Aber warum hat der geehrte Verfasser beide Fälle nur als Bei-
lege für seine theoretischen Abhandlungen behandelt, warum hat
er nicht historisch die Thatfachen, wenn auch entfernt von der
Actenbühne, erzählt? Warum liefert er nicht Namen der Orte
und Personen, warum nicht die Jahreszahlen u. s. w.? Wir
glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit alles dort Niederge-
schriebenen, aber wie ganz anders würde es wirken, eindringen,
wenn wir Ort, Zeit, die wirklichen Menschen, die darin handeln,
vor uns sähen, hörten! Jetzt zweifelt mancher Leser hin und her,
ob es denn auch alles so wirklich sich ereignet und der Verfasser
nicht manches arrangirt und componirt habe, um nicht die That-
sachen, sondern seine Argumente zu beweisen. Wir, wie gesagt,
nehmen an, daß alles aus den Acten entnommen ist; aber wir
anschauernd, eingreifend, erschütternd würde das Gemälde
sein, wenn wir auch Hintergrund, Staffage, und wäre es auch
der Rahmen darum, mit Augen sähen! Die Rückfichten, es zu
verbergen, sind doch jetzt nicht mehr vorhanden, und wie anders
wirkt jetzt jeder Criminalfall, weil die Deffentlichkeit ihr Licht
darauf wirft. Sie allein macht es ja möglich, daß wir auf
die besseren Zustände hoffen, an welche der Verfasser appellirt.

W. Häring.

Notiz.

Ein Karlsbader Gedenkbuch.

Elfriede von Mühlensfeld spielt in der Literatur so zu
sagen die Rolle einer Darmherzigen Schwester; sie hat schon frü-
her ein oder mehrere Album zu wohlthätigen und gemein-
nützigen Zwecken herausgegeben, welche Erfolg hatten, und
neuerdings erschien von ihr ein „Karlsbader Gedenkbuch“. Zum
fünfhundertjährigen Gründungsjubiläum von Karlsbad“ (Dres-
den, Ernst am Ende, 1858), dessen Reinertrag zur Bildung
eines Unterstützungsfonds für diejenigen Kurgäste, die keine Auf-
nahme in den Hospitälern finden können, wie zur Begründung
eines ersten sächsischen Krankenheides im dortigen Hospitale be-
stimmt ist. Dieses der Königin Maria von Sachsen gewidmete
Album ist mit mehreren lithographirten Karlsbader Ansichten ver-
sehen und sein Inhalt besteht nur zum Theil aus bisher ungedruck-
ten Poesien, zum größern Theil aus bereits Gedrucktem, auch in
Prosa, wobei vorzüglich solche Mittheilungen benutzt sind, wel-
che auf Karlsbad Bezug haben. Besonders für dieses Album

Wichtige Originalbeiträge fanden unter andern ein: Prinzessin v. Schleswig-Augustenburg, A. Böttger, A. Bube, J. Lott, J. Hammer, G. Giesel, J. Häbner (zwei Sonette an Reuch), C. Kauffert, A. Kaufmann, R. Köhler, Charlotte Krag, geb. Schmitt von Karolstfeld, C. Kühn, D. von Kieditz (ein freies Gedicht „Gebet“), Pauline Schwan, J. R. Vogl, J. H. von Weydenberg u. s. w. Außerdem enthält das Album Sprachproben aus den meisten europäischen Sprachen (darunter „In the Album of Miss Mühlenfels“, von Sarah Kuhn), Uebersetzungen, namentlich von A. Schler in Dresden, J. Schanz und der Gesangsbarin, einen Choral für Instrumen-mentalmusik und Pianoforte von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha und eine von Wagner aus einer alten Composition des hebraischen Liedes: „Ein Fichtenbaum steht einsam“, von dem Prinzen Emil von Wittgenstein. In einem Auszug aus einer Schrift Châteaubriand's, dessen Aufsehen in Karlsbad betref- fend, interessirte uns folgende Stelle: „On publie une liste quotidienne du Sprudel: sur les anciens rôles on lit les noms des poètes et des hommes de lettres les plus éclairés du Nord, Gurowsky, Dunker, Weiss, Herder, Goethe; j'aurais voulu y trouver celui de Schiller, objet de ma préférence.“ Daraus (wer ist dieser?) und Reize oder Herber und Goethe! Uebrigens sind viele Mittheilungen Châteaubriand's sehr anerkennend, der mittelmässige deutsche Literat wurde aus Karlsbad Interessanteres in Form und Inhalt mitzutheilen gewohnt haben. Von einzigem literarischem Interesse sind die „Karlsbader Erinnerungen und Dichtungen aus dem Lichte-Kreise“. In Betreff Körner's, der sich im Juli 1813 in Karlsbad und zwar im göttlichen Hause der Frau von der Rede ausstelt, um von seinen bei Ligen erhaltenen Kopfschmerzen Heilung und Besserung zu finden, wird bemerkt: „Theodor Körner trat nicht in Goethe's Nähe. Jung, enthusiastisch, der Sache des Vaterlandes feurig hingegen, war der politische Dichterjüngling jener Zeit das directe Gegenstück zum Tüfsten, leidenschaftslos, nur in sich bewegten Goethe von damals, der sein Centrum in sich selbst fand.“ Der Ausdruck „politi- scher Dichterjüngling“ ist etwas schön, und wie jemand kühl und leidenschaftslos und doch in sich bewegt sein kann, ist auch nicht wol einzusehen. Uebrigens weiß man aus Goethe's Briefen an Theodor Körner's Vater, wie wohlwollend Goethe für den jungen Mann gefasst und wie groß die Theilnahme war, die er seinen dramatischen Versuchen entgegen ließ. Ferner wird berichtet: „Mit Goethe kam Frau von der Rede auch in Karlsbad nur selten zusammen; beider Naturen waren zu ver- schieden, um sich in ihren Ansichten und in ihrer Lebensweise dauernd anzusehen.“ Daß Goethe und Frau von der Rede sehr verschiedene Naturen waren, daran zweifelt sicherlich niemand.

J. M.

Bibliographie.

- About, G., Der König des Gebirges. Deutsch von C. Dragulin. Zwei Theile. Leipzig, Reclam. 8. 1 Thlr.
 Antonides, M., Essai sur l'histoire de l'humanité. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Bohn, C., Biergenußigen in Thüringen. Ein Beitrag zur Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Apolda, Leubner. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
 Bremer, Hecberise, Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. — u. u. d. L.: Gesammelte Schriften. Bfter und 24ter Band. Mit einer Rußbeilage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.
 Cannel, P., Erfurter Bilder und Bräuche. Ein skandisches Programm. Erfurt, Villard. Gr. 8. 15 Ngr.
 Dietrichhoff, J., Schafespearr's Trageleben — ein Be- greiff zum Glauben. Ein Vortrag, gehalten in Schwelm den 7. December 1858. Schwelm, Scherz. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Ende, C. G. E. am, Des Maurers Weihe. Dich-

tung nach Schillers Lied von der Glocke. Dresden, am Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Ficker, J., Ueber die Entstehungszeit des Sachsen- spiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenpiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deut- schen Rechtsquellen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.
 Gerlach, W. G., Erinnerungen an den seligen Johann Jakob Hahn, Doktor der Theologie, Superintendent und Ober- prediger zu Bleichrode. Mühlhausen. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
 Hahn, C. H., Die große Erweckung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sammlung von Gedanken und That- sachen darüber, zur Prüfung vorgelegt. Basel, Bahnmaier. 8. 3 Ngr.

Hansen, G. J., Geschichte der Stadt Narva. Dorpat, 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kau, L., Zur Kunstwahl, Sitten und Artikel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Kieße, G. R., Dante und seine Stellung zu Kirche, Schule und Staat seiner Zeit. Pestre. Dresden, Meier u. Diege. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

Luther über Scheidung und Wiederverheirathung Geschiede- ner Zusammengefaßt aus dessen Werken von S. Dahms. Berlin, Dehnbach. Gr. 8. 5 Ngr.

Mäffert, P. de, Sicilien und Francisco, der Hirtenknecht. Nach dem Französischen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Niehl, W. G., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Rogge, F. B., Aus Beckminder's Abtei. Schwerin, Derzen u. Schloepke. 16. 15 Ngr.

Schweber, G., Weimar in seiner Bedeutung für den Protestantismus und die evangelische Kirche. Ein Vortrag. Berlin, F. Schulte. 8. 6 Ngr.

Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Inns- brucker Handschrift. Mit Unterstützung kaiserlicher Aka- demie der Wissenschaften herausgegeben von J. Ficker. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wartmann, G., Leben und Gato von Utica mit einer Schilderung der Zustände Roms da Gato in die politische Lauf- bahn eintrat und einer kritischen Würdigung der Quellen. Ge- lichte. Priesel. Zürich, Drell, Häpli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Zergnisse für Christus erzählt von einem Französischen Rechtsanwalt. Gork, Kasse. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung der Doppelthalfrage. Der Wehrung und Aufklärung des Schweizervolls. Herausgegeben auf Veranlaß- tung des Centralausschusses der Helvetia. Basel. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Cultus-Streit in der evangelischen Kirche. Baden. Eine Appellation von dem „belehrenden“ an den „besser zu be- lehrenden“ evangelischen Oberkirchenrath in Karlsruhe. Uth, Gebr. Rübbling. 8. 6 Ngr.

Die Gewerbefreiheit, mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Ein Beitrag zur volkswirtschaftlichen Würdigung derselben. Prag, Roder u. Ratzgraf. Gr. 8. 12 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Greifswald über das Rostocker Confessionsurtheil. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heiz, G., Nachrichten über Rußland. Hamburg, Buch- ner. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sire, ramenez-nous. Réponse à l'empereur Napo- léon III. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolf, R., Ueber Cometen und Cometen-Aberrationen. Ein populärer Vortrag den 22. Januar 1857 zu Zürich ge- halten. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Sache des Professor Dr. Baumgarten. Eine rechtlich- liche Stimme. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Skizzen aus dem Alltagsleben.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von
Frederike Bremer.

Mit einer Anmerkungs- und Ausdrucks-Liste. Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dieser neueste Roman von Frederike Bremer ist in der Art ihrer frühern bekanntesten Romane gehalten und schildert das Familienleben in der innigen und gemüthlichen Weise, welche der Verfasserin die Gunst des Publikums gewonnen und seit einer langen Reihe von Jahren erhalten hat. Die kindliche Liebe, die aufopfernde Liebe der Tochter zu dem Vater, ist der Gegenstand desselben. Die Verfasserin entwickelt dabei zugleich mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Frische, wie ein tüchtiges weibliches Gemüth, wenn es seinen Lebenszweck richtig aufzufassen und in dem ihm angewiesenen Kreise dafür zu wirken versteht, auch ohne Gattin und Mutter zu sein, segensreich wirken kann.

Dieser Roman ist zugleich für die Besitzer der deutschen Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften

in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band derselben erschienen. Jeder Band dieser Ausgabe kostet 10 Ngr.

Die frühern Bände enthalten Folgendes:

- I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- II. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- IV. V. Die Nachbarn. Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VI. VII. Rina. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VIII. Die Familie S. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- IX. Kleinere Erzählungen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- X. Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XI. XII. Ein Tagebuch. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XIII. XIV. In Dalecarlien. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XV. — XVII. Geschwisterleben. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.
- XVIII. XIX. Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XX. Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen-Wachen. Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XXI. — XXXIX. Die Heimat in der neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 8 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.
- XXX. — XXXII. Gertha. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

— Verlag von Rober & Margraf in Prag. —

Literaturgeschichte.

Charaktere

der deutschen Literatur.

Von

Schmidt-Weizensfeld.

Zwei starke Bände in Octav. Eleg. geb. 3 Thlr. oder 4 1/2 fl. Oesterr. Währ.

Inhalt:

Erster Band:
Nikolaus Lenau.
Karl Gupkow.
Friedrich Haln.
A. von Sternberg.

Zweiter Band:
Berthold Auerbach.
Alfred Meißner.
Julian Schmidt.
Emil Brachvogel.

Es ist dieses Werk nicht etwa eine willkürliche Sammlung einzelner literarhistorischer Journalartikel, sondern eine geistig und organisch zusammenhängende Reihenfolge von Charakteristiken der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart, eine auf gründlichen Studien, vorurtheilsfreier Auffassung und fruchtbarer Kritik hervorgegangene Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands in neuester Zeit.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Dunsen.

In sechs Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 10 Thlr

Dieses jetzt vollständig vorliegende hochbedeutsame Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées“ und Humboldt's „Kosmos“ verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des sittlichen Kosmos), in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ „eine neue Lebensidee im höhern geschichtlichen Verstande“ genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das größte Publikum, keineswegs bloß für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Anleitung in das Ganze enthält, die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt, und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schildert, behandelt der zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Oasians“ sowie „der Arier in Kleinasien und Europa“, und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiken der hervorragendsten Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterwerken erläuterte Culturgeschichte der Ägypter, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, endlich der Römer und Germanen. Der soeben erschienene dritte Theil enthält das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Aesultat des Ganzen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

17. März 1859.

Inhalt: Zur Literatur der belletrisch-artistischen Jahressgaben. Von Hermann Waggstaff. — Schleiermacher's Briefwechsel. Von Ernst Hübner. — Rolan's Reise nach dem Kaukasus. — Notiz. („Die Poesie des Handels.“) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur der belletrisch-artistischen Jahressgaben.

Eine der wenigst dankbaren und angenehmen Aufgaben, die einem Berichterstatter in einem kritischen Blatte zu stellen können, ist die, eine Kritik und Uebersicht über diejenigen Novitäten zu geben, welche der Literatur der alljährlich wiederkehrenden Albums, Almanache und anderer Miß- und Sammelwerke dieser Art angehören. Denn hier ist von einer Concentration seiner Gedanken auf einen Hauptgegenstand, eine Hauptrichtung, eine Grundstimmung oder eine hervorragende literarische Individualität gar nicht die Rede. Die Verleger erwarten eine Berücksichtigung der typographischen Ausstattung, der beigegebenen Bilder, vielleicht selbst des Einbandes; die Redacteure erwarten, daß man ihrer Mühe und ihrem Geschmack in der Auswahl der literarischen Beiträge gerecht werde, überhaupt eine möglichst eingehende Kritik; und von den hundert und mehr als hundert Dichtern und Novellisten, die dazu haben beizutragen, erwartet jeder, daß man gerade seinen Beitrag besonders hervorhebe und rühme, möge man auch alle übrigen unerwähnt und unberücksichtigt lassen. Wie soll man diesen verschiedenartigen Ansprüchen genügen? Bleiben wir nur bei den beitragenden Dichtern stehen, so wird jeder, den man unberücksichtigt und unerwähnt läßt, über absichtliche Zurücksetzung oder über Unempfindlichkeit für die Exzellenz seines Beitrags klagen; hebt man den Beitrag dieses oder jenes Poeten als besonders gelungen hervor, so wittert man darunter eine Bevorzugung aus persönlichen Motiven u. s. w. Kurz, der Kritiker ist ganz in der Lage jenes Dorfschulmeisters, der einmal in eine vornehme Gesellschaft kam und, indem er dem einen sein Compliment machte, einen zweiten, hinter ihm Stehenden unangenehm berührte, indem er sich bei diesem entschuldigen wollte, einem dritten auf die Füßtrangen trat, und so die ganze Gesellschaft hindurch, bis zuletzt alle über den armen Mann herfielen und ihn während zum Tempel hinauswarfen. Was bleibt und daher, um nicht einer gleichen Behandlung ausgesetzt zu sein, übrig, als der ganzen Dichtergesellschaft im allgemeinen, statt jedem einzelnen, unser Compliment zu machen? Indes werden wir die Namen derjenigen

Beitragenden, die am meisten gekannt und genannt sind, bei jedem einzelnen Buche anführen, auch wol dieses oder jenes Gedicht, das uns aus einem oder dem andern Grunde charakteristisch erscheint, hervorheben oder mittheilen. Doch werden wir auch in dieser Hinsicht ökonomisch verfahren müssen, da wir diesem Genre, das, mit Ausnahme der Rusenalmannahe, mehr der Luxusliteratur angehört und ohnehin in periodischer Wiederkehr jedes Jahr seinen Platz in Anspruch nimmt, nicht allzu viel Raum bewilligen können.

I. Album.

Wir wenden uns zunächst zu den Prachtalben, die, so schönes sie zum Theil auch in „Bild und Lied“ enthalten, doch eigentlich keinen notwendigen Grund ihres Erscheinens in sich haben und daher für ein Blatt wie das unsrige recht eigentlich als Luxusgegenstände und Collettenartikel gelten müssen, wie sie denn auch vorzugsweise zu Sterben auf den Tischen der Pracht- und Gesellschaftszimmer bestimmt sind. Zu einer ausführlichen Besprechung in einem Kunstblatt eignen sie sich viel eher, da sie in ihrem artistischen Theil wirklich auf Kunstwerth Anspruch zu machen haben und Compositionen von bewährten und namhaften deutschen Meistern vorführen. Wir in d. Bl. haben nun freilich besonders den meist aus lyrischen Beiträgen bestehenden literarischen Theil derselben zu berücksichtigen, obschon der artistische gerade bei Werken dieser Art doch keineswegs ganz zu übergehen ist. Vier solcher Albums liegen uns vor, von denen zwei erst dem vorigen Jahre ihre Entstehung verdanken und als ganz neue Erscheinungen von uns zuerst berücksichtigt werden sollen; es sind folgende:

1. Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Adolf Böttger. Erster Jahrgang. Leipzig, Bach. 1858. Gr. 4. 8 Zhlr. 20 Ngr.
2. Neues Düsseldorf'scher Künstleralbum. Redigirt von W. Gille. Erster Jahrgang. 1859. Jahr, Schwanenburg u. Comp. 1858. Gr. 4. 8 Zhlr. 22 1/2 Ngr.
3. Düsseldorf'scher Künstleralbum mit artistischen Beiträgen von H. Schenck, D. Schenck, H. Kraus, Hugo Beder u. s. w. unter literarischer Mitwirkung von H. G. Brachvogel, D. Braun, H. Gumb, F. Dahn, G. J. Damm u. a. nach

einer Reliquie von Gödberlin. Neunter Jahrgang. 1859. Redigirt von Christian Göppl. Düsseldorf, Krug u. Comp. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Rgr.

4. Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von F. Eggers, Th. Hofmann, B. von Lepel. 1859. Breslau, C. Trevenbl. 1859. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Rgr.

Das das Album „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ bezeugt, so behauptet dies den andern gegenüber in seinem artistischen Bekandtheile mehr einen allgemein deutschen Charakter, da darin keine specielle deutsche Kunstschule besonders bevorzugt ist, während die Albums Nr. 2 und 3 unsers Wissens nur Bilder von Düsseldorf oder ehemaligen Düsseldorfern, die „Argo“ nur

In diesem leipziger Steinbrück („Waldbaus Kerkstraße G. F. esben Julius Kühner, Eduard Wendemann Hammer („Der kömischtrech („Früchte“); is und Amor“), B. j eines militärischen meurt, mass no se alte Hellebarbier“); isen“); aus Weimar dien G. Waldmüller darunter, und zwar a ansprechenden, wie immer's „Kämpfender fähst. Der Herauspoetisch erläutert, mit ab dem sinnigen Winer, wie man sie von

diesem Dichter erwarten durfte. Zur Probe diene hier das Gedicht:

Der kämpfende Gnom.

Im Gefröpp, wo blüthgeschant
Grillen und Herrschkräuter,
Plegt der Gnom, und kreicht den Bart,
Herr, vom Stand der Bärenhäuter.
Manzesseln ist sein Wad,
Machenhaß die Fingerhose,
Ein Wacholderzweig sein Stod,
Und sein Dolch ein Dorn der Rose

Doß! da raucht es in dem Grot,
Und es schwanken Palm und Farn,
Leise schlüpfst und gleist wie Glas,
Daß dem Gnom die Glieder starrten.
Unter plötzrothem Dach
Gnom mächtigen Hiegerschwammes
Krugel grün und zornig, ach!
Gibschlein, das Kind des Schlammes.

Naum zum Sprung der Gnom hervor,
Schlängelt sich das Thier im Ringe,
Zischt und züngelt, daß empor
Brechtstam flehn die Schwertelänge.
Gnottig zält der Gnom den Speer
schon Ingrimm auf den Dornen,
Zischend streicht das Blut umher
Aus dem Salamandertrachen.

Denen trennt den Kopf vom Rumpf,
Wird ihm auf die Schwandberlange,
Und im selbsten Krumm
Nicht er sich aus sich zum Krone.
Siegesdch gleich er dann einher,
Zeigt sich Ritters, Bafen, Dämon,
Widerhold im Sand die Wdr
Klingt von „Wunderberg dem Gnom!“

Von einem Dichter, der im Mittelpunkt so vieler persönlichen Beziehungen steht und einen so feinen und wühligen Geschmack besitzt wie Adolf Böttger, ließ sich erwarten, daß es ihm gelingen werde, einen schönen lyrischen Blumenkranz zusammenzubringen. Und in der That zeichnen sich die lyrischen Beiträge in dem Böttger'schen Album, durch einen gewissen gleichförmigen Ton aus, ohne daß sie deshalb einseitig und einfarbig erschienen; diese Gleichförmigkeit betrifft nur die Form, nicht die Verfasser. Wie fast überall machen freilich auch hier die urkräftigen vaterländischen Klänge Arnbt's eine Ausnahme. In dem Gedicht „Kausche und brause!“ geistelt er diejenigen, welche von dem Verfall Deutschlands saßen, und er fährt dann fort:

Nicht also mit dir! Nimm die deutschen Schatzung,
Deutscher, nimm einmal die deutschen Stolz
Für dein großes Volk unter Weisen jung,
Ordn wie seines Wadts grünes Ständholz!

Nicht also mit dir! Kausche durch den Wald!
Kausche, brause Lorn, durch Stein und Stein!
Brause, deutscher Wuth, Gottes Bormann!
Greif die Wdr. dir, laß die Kröhen schrein!

In welchem, rührendem Ton sagt, wie sich erwarten läßt, ein anderer Veteran der April, Julius Kerner; wir führen von ihm an:

Das Lachen.

Das Lachen kommt nicht oft von Herzen,
Das weiß ich, maß's mir oft gekocht;
Über den Ardenen süße Schmerzen,
Die sind dem Herzen immer noch.

Vergebliches Hoffen.

Wenn es doch nur Morgen wär,
Daß ich nachschlich oft gedacht,
Doch wenn kam der Morgen her
Mit der Sonne goldner Pracht
Wies es in mir dennoch Nacht.

Solche Genres haben freilich nur individuellen Werth und sind mit der Pöbel aufzunehmen, welche der unter den Lebendlichen des Alters leidende Dichter verdient. Außerdem enthält dieses Album Gedichte von Scherer, Julius Sturm, Storch („Deutschland! Auf dem leipziger Schlachtfeld in der Nacht vom 17. zum 18. October 1857“, ein Gedicht, das unter den jetzigen Zeitumständen doppelte Bedeutung gewinnt); Gottschal, Bräuler, Kausche, Kohnberg, Dreves, Koller, Zeise, Koll, Kausche, Bube, Anna Löhn, Rittershaus, G. G. Ritter von Leitner, Geisel, Gebbel, Gruppe, Rindow, Jögör von Civers u. s. w., ansehnliche Reliquien von Vöndorf und Scherzler. In diesen Reliquien werden wir auch wol die Beiträge des inzwischen verstorbenen Dichters Emanuel Kausch (Adolf Kauschhauser), unsers ehemaligen Mitarbeiters, rauchen dürfen, und da die in diesem Album mitgetheilten Gedichte desselben die letzten waren, die von ihm gedruckt sind, so erlauben wir uns wenigstens eins derselben hier anzuführen:

Nur die Götter u. s. w.

Nur die Götter und die Frauen
Können Menschen selig machen
Durch die alte Herzensange,
Angewandte, tiefe Liebe.

Geht! es wölbt sich Welt und Himmel —
Rammstreck an Rammstreck
Und es stülpen sich die Götter
Die das Bild, das vergeblich.

Und in diesem Rammstreck,
Nicht die ganze Schatz der Götter,
Nicht die Schatz, die so wüth,
Süß und im Echos der Götter!

Das „Neue Düsseldorf Künstleralbum“, von Ellen redigirt, enthielt vielleicht hauptsächlich in der Voraussetzung, daß das ältere Album, das Mitgeschick des Wenz'schen Verlagsgeschäfts verwickelt, zu erscheinen aufhören würde. In dieser Erwartung sah man sich freilich getäuscht, und das neue Unternehmen muß nun zusehen, wie es die Concurrenz bestehen wird. Das Unrecht hierzu beßte es ebenso durch die Vorzüglichkeit der technischen Ausstattung, die sich selbst bis auf den Deckel erstreckt, wie durch den Werth der Bilder und im ganzen auch der lyrischen Beiträge. Die thätige Verlagshandlung hat wenigstens keine Mühen und Kosten gescheut, auch tüchtige literarische Beiträge von anerkannten Dichtern zu erwerben, und wenn auch nicht alle darin enthaltenen lyrischen Gaben gleichen Wertes sind, so zeichnen sich doch wieder andere durch Feinheit und Feinheit des Tons oder durch charakteristische Malerei vortheilhaft aus. Unter den artistischen Beigaben behaupten die farblich ausgeführten Compositionen von Scheuren, welche die klimatischen und ethnographischen Gegensätze zwischen Nord und Süd, Ost und West bildnerisch darstellen, einen eigenenthümlichen Werth. An zum Theil sehr ansprechenden oder charakteristischen Genrebildern, die der Zahl nach die Landschaft bei weitem überwiegen, finden sich hier: „In der Kaserne“ von Genschhausen, „Die Befreiung“, eine Gefechtszene von A. Deß, „Das Gewitter“ von Säs, „Einquartierung“ von Salentin, „Der kleine Vermittler“ (ein besonders gemüthvolles Bild) von Ballander, „Der Gloriosa“ von Wessinghaus, „Mitternacht“ von Palencler, „Muttersoße“ von Häbner, „Bisogna“ von Sell und „Das Stiefkind“ von Winkgebrink. Dieses Stiefkind ist ein berber Junge, der, verlassen von seinen Angehörigen, erbärmlich schreiend in der Wüste liegt, und die Stiefmutter eine große Gählin, welche ihre eigene Brut, ihre rechten Kinder verläßt, um an dem armen Jungen Mutterstelle zu vertreten und ihn in Schlaf zu wiegen. Diesen Genrebildern reihen sich eine sehr reiche und poetische Landschaft von Lessing und eine Partie vom Ufer des Lago Maggiore von Lindlar an. Aber auch mehrere lyrische Beiträge sind noch speziell illustrirt, und gerade diese Illustrationen gehören zu dem Schönen, was das Album in artistischer Hinsicht bietet. Scheuren lieferte die Illustrationen „In Neapel“ (Gedicht von Eminus), „Michelangelo Buonarroti“ (Gedicht von D. von Schern) und „Der Kobold“ (Gedicht von Mathilde Haven); W. Sohn illustrierte das Gedicht „Die junge Italienerin“, Bleibtreu, einer der wenigen deutschen Maler, welche Schlachtszenen darzustellen wissen und das nöthige künstlerische Feuer dazu mitbringen, das Gedicht „Jörg“, Maxims das Gedicht „Der Wartthurm von Savona“, Tidemann das Gedicht „Die junge Roswigerin“, Krüger, in einer echt dichterisch empfundene Landschaft, das Gedicht „Der Morgen“. Die fünf letztgenannten Gedichte sind von dem Redacteur des Albums, Ellen, und wir vermuthen, daß vor diesen Gedichten die Bilder da waren, welche Ellen nur poetisch erklärt hat, vielleicht mit Ausnahme des Gedichts „Jörg“, welches überhaupt zu den besten poetischen Beiträgen dieses Albums gehört. Der schlicht sarkastische Ton, wie er solchen Soldatengesellschaften angemessen, ist darin wenigstens getrocknet. Jörg war ein einfacher preussischer Muelstetter, der sich in der Schlacht an der Ragbach ebenso opferte, wie Arnold von Winkelried bei Sem-pach, nur daß ihm in unserer Zeit, wo die Schlachten meist aus Massenbewegungen bestehen und die That des einzelnen selten in die Augen fällt, nicht derselbe europäische Ruhm zu Theil wurde. Ellen schildert im Eingange das „Feidenwetter“, das während der Schlacht herrschte:

Kaum dachten

Der welschen Reinde wir, die wir verfolgten,
So feindlich hielt der aufgewachte Grund,
In dem wir todheller, tauchend versanken,
Und fest uns hemmte uns bei jedem Schritt.
Es deutet kläglich den Krieg nicht! „Kreuzen wir
Und kreuzen wir den tod'gen Lehm hier aus

Der Singelbrenner!“ das vertrießte Jög —
„Ist das Soldatensoldat?“

Nun geht das Todtschlagen los:

Die Brandenburger sehn

Wahr nicht schlecht, doch wahr es eine Weile
Die alte Arbeit war gethan. Und leidet
Nicht auch der Unfern mancher auf dem Fleck,
Der in der Feindat schmerzlich wol vermischt war:
Den Weiz hatten eben Besonnen
Getroffen, daß wir ihn verloren gaben.
Doch hat die Selbstschmerz — mich wunder't noch —
Nachher ihn hengerückt. Wir selber schrammte
Ein Selbstschmerz nicht schlecht die Stirn, die Rache
Kam ihr noch heute sehr. Nur Othegarten
Blickt anerkent und nahm mit eigener Hand
Den welschen Obersten gefangen. Alle
Die andern Welschen bestien tod den Fleck;
Wir gaben einmal kein Parson, wir wählten,
Was sie am liebsten Vaterland vertriehen,
Und waren, ich geseh' es, ohn' Erbarmen.

Wie war's zumal
Ganz kurz vorher
Und jetzt vermocht
Der Leichen aufzu
Wie wenige. Al
Gewaschen und ni
Noch in ihm fand
An uns heran un
Auf Jörg's todlat
Es sprach er auch
Nicht fern wären
Die Bahn gebroch
Das Vaterland!“

Wegst den Leibern nicht! In Bild und Lied
Hört unser Jörg als Preussens Winkelried!

Hofmann von Fallersleben u. s. w. Die des letztern zeichnen sich durch ihren heitern schallhaften Ton aus, der hier besonders deshalb wohlthunend wirkt, weil in dem literarischen Theile aller dieser Albums das heitere Element höchst dürftig, in manchen gar nicht vertreten ist. Warum weicht man aber den Humor in der Poesie, da er doch in den Genrebildern sehr häufig zur Erscheinung kommt? Reint man wirklich, daß die Poesie weniger zum Humor berechtigt sei als die Kunst? Oder meint man, daß ihn die Liebhaber solcher Albums, während sie ihn in der Witze willkommen heißen, vornehm und hypochondrisch zurückweisen würden, falls er sich in poetischer Form blicken ließe?

Das von Christian Göppl redigirte „Düsseldorfer Künstleralbum“ ist des „Neuen“ älterer Bruder; denn es steht bereits im neunten Lebensjahre, und man darf ihm wol den Ruhm nicht verkümmern, daß es mehr oder weniger allen später erschienenen Albums dieser Art zum Vorbild gedient hat. Die artistischen Beiträge des Albums rühren, wie bei dem jüngeren Concurrentenalbum, nur von düsseldorfer Künstlern oder solchen her, welche in Düsseldorf gebildet wurden und Düsseldorf zum Theil zu hoher Erde gereichten. Unser Interesse erregte besonders eine lithographirte Nachbildung des auch sonst schon in weitem Kreise bekannt gewordenen Bildes „Die Verlassene“ von E. Häbner, der überhaupt Romane aus dem wirklichen Leben, oder wenigstens däßere tragische Epifoden daraus mit ergreifendem Pinsel auf die Leinwand zu werfen weiß. Nachdem wir ein Schlachtbild von Bleibtreu („Zum Sturm“) und unter den komischen und tragikomischen Genrebildern die von E. Schaner, Salentin, Hildemann, Hugo Becker und Kändler, endlich unter den Landschaftsbildern besonders die von Lessing („Nach dem Ueberfall“), von D. Nehenbach („Villa Conti in Frascati“), eine norwegische Landschaft von Guden und eine Gebirgslandschaft von A. Mehnert. Von namhaften Dichtern und Dichterinnen tragen unter andern Leopold Scherer, Julius Kerner, Mörike, Brachvogel, Gruppe, Göppl, Gottschall, Reißner, Höfer, Dannewitz, Rodenberg, Adelheid von Stollersdorf, Emma Ricard, Luise von Ploennies und viele erst im letzten Lustrum aufgetauchte oder bekannt gewordene Dichter, endlich F. Wehl, außer dem im echten Balladentone gehaltenen Gedicht „Der sterbende Sohn“ auch eine Novellette von nachbildlicher Färbung, „Die Werrfahrt der Braut“, bei. Mehrere dieser literarischen Beiträge sind zugleich auch illustriert, darunter die eben genannte Novellette und die Gruppe'sche Ballade „Der Trompeter von Rindswinter“, die Sage von jenem Spielmann behandelnd, der, mit einem Räuscher vom Tausende kommend, auf der Spitze des Drachstein um Mitternacht zu seinem Vergnügen ein Langlied trompetet, worauf die Todten aus ihren Gräbern steigen und paarweise sich um die Platte her zum Tanze reihen. Will er ermüdet und abgedüngt zu blasen aufhören, so muß er auf den Wind der gestirnten Herren und Frauen wieder ein neues Stücklein beginnen —

Es wehen die Schlier, die Mantel der Herrn.

Sie sind ihm so nah', und sie scheinen so fern —

die endlich mit dem Glockenschlage eins die tanzende Gesellschaft wieder in ihre Gräber zurückkehrt. Der bis zum Tode erschöpfte Trompeter sel hierauf, wie sich denken läßt, in Ohnmacht und er hat es sich nie wieder bekommen lassen, zu seinem Vergnügen um Mitternacht auf dem Drachstein zu blasen. Die Gruppe'sche Ballade ist ganz gut, aber die mit unheimlich phantastischem Humor aufgesetzte Illustration von A. Schredder ist noch besser. Freilich ist bei der Darstellung solcher Szenen der Maler dem Dichter gegenüber im allgemeinen im Vortheil, wenn dieser nicht die Phantasie und die bewundernswürdige Anschauungsgabe und Darstellungskraft eines Bürger oder Goethe besitzt; aber der Hauptmangel der Gruppe'schen Ballade scheint mir darin zu liegen, daß er die Künstler ihren Tanz in viel zu ernsthafter gravitativer Weise, fast mit mildem Humor verrichten läßt. Die Tänzer beschließen dem Trompeter selbst mit „däßer herrschendem“ Blid, ein neues

Langstückchen anzufangen; wer aber tanzt und des Tanzens nicht satt werden kann, der ist auch in seiner Weise lustig, mag er auch direct aus dem Grabe oder vom Gelgen kommen. Das interessanteste Stück in diesem Album ist eine Reliquie von Hölderlin, die wir hier auch vollständig mittheilen wollen, da dieses Gedicht während der Wahnsinnsperiode des unglücklichen Dichters um 1823 entstanden ist. Mörike erhielt es von Wilhelm Weiblinger, in dessen Gesellschaft er den Geisteskranken zu Tübingen besuchte, in Hölderlin's Handschrift. Mörike bemerkt dazu: „Es hatte keinen Titel. In einem Aufsatze über „Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn“ (zu Rom im Jahr 1830 geschrieben und in den „Zeitgenossen“ erstmals abgedruckt) erwähnt Weiblinger dieses Gedichtes aus unvollkommener Erinnerung. Man darf es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wuf dieser traurigen Epölinge fand. Vom Krankheitsstadium fällt am stärksten das unwillkürliche Abstreifen der schmerzvollen Reflexion, bei dem jähem Eintreten des landschaftlichen Bildes, in der zweiten Strophe auf. Es ist hier keine Dichtung, die der Dichter etwa noch anzufüllen gedacht hätte; die Stellen stehen im Manuscript genau so regelrecht hintereinander, wie ich sie gebe. Eine gewisse prosaische Ausdrucksweise und Unbehilflichkeit in einzelnen Wendungen und Worten, der sonderbar präcificirte Gebrauch des zwar, sind Eigenschaften, welche die Poesie Hölderlin's aus jener Zeit aus eine mehr rührende als stürmische Art kennzeichnen.“ Die Ode lautet:

Wenn aus dem Himmel hellere Sonne sich
Herabgibt, eine Freude den Menschen kommt,
Daß sie sich wandern über manchen
Sicheres, Höheres, Angenehmes.

Die thut lieblich heiliger Gesang dazu!
Wie laßt das Herz in Liedern die Wahrheit an,
Daß Herabgibt an einem Bilde . . .
Ueber dem Steige beginnen Schafe

Den Zug, der fast in dämmernde Wälder geht.
Die Wälder aber, welche mit lauterem Orde
Sich reden, sind, wie jene Heide,
Welche gemüthlicher Weise nah' ist

Dem dunkeln Walde. Da auf den Gipfeln auch
Bermitten diese Schafe. Die Gipfel, die
Umher sind, nackte Höhen, sind mit
Eichen bedeckt und fetten Lannen.

Da, wo der Stromes regsame Wellen sind,
Daß einer, der vorüber des Weges kommt,
Hoch hinauf, da erhebt der Berge
Sanfter Gipfel und der Weinberg hoch sich.

Zwar geht die Treppe unter den Asten hell
An, wo der Obbaum blühend darüber steht.
Und Duft an wilden Hecken weilt,
Wo die verborgenen Wälder sprossen;

Gewässer aber rieseln herab, und sanft
Ist darüber dort ein Laufchen den ganzen Tag;
Die Orte aber in der Gegend
Rufen und schweigen den Nachmittag durch.

Wie bei dem „Neuen“, so vermiffen wir auch bei diesem älteren „Düsseldorfer Album“ Erklärungen zu den Bildern, die, mögen sie in gebundener oder ungebundener Rede abgefaßt sein, doch jedenfalls sehr zweckmäßig sind, besonders aber, wie es uns scheint, poetische, vorausgesetzt, daß eine geschickte Hand sie bearbeitet.

Das vierte Album: „Argo“, welches sich, wie wol seine drei Jahrgänge beweisen, in der Gunst der Liebhaber solcher Literatur bereits festgesetzt zu haben scheint, kommt zwar in Breslau heraus, ist aber wesentlich ein Product der berliner Kunst. Man findet hier unter den Genrebildern mehrere interessante von

ethnographischem Charakter, wie die „Fischer im Bosporus“ von Hermann Kretschmar und die Darstellung eines Fußbägers der Schacharten in der Umgebung einer ungarischen Fußball von Jape; auch schlägt in dieser Gattung die charakteristische „Scene in einem londoner Commercial Room“ von Ludwig Köppler, das Abbild eines römischen Winkeladvocaten mitten in seiner advocatischen Thätigkeit von G. Gretius und die Darstellung einer Scene vom brüsseler Hundemarkt unter dem Titel „Schwere Wahl“ von G. Arnold. Griffe in das niedere Volksleben hatten Hofmann in seinen Bildern „Sechsendsechzig“ und „Der neue Heisenlopp“, A. Wisniewski in „Mit Verlaub“, während Kumborg in seinem Bilde „Süßes Nichtsthun“ eine Dame aus der vornehmen Welt in ihrem präventiv comfortablen Harniente darstellt. Vergleichene elegante Bilder sind überhaupt bei den Berliner Genremalern beliebt. H. Menzel lieferte einen Don Juan, doch begreifen wir diesem Künstler lieber auf dem Gebiet historischer Charakteristik. Der tüchtige Thiermaler Steffek stellte uns Hund als Tantalus dar, wie ihm die schönsten Speisebeeren vor den Augen schweben, die er aber nicht erreichen kann. Landschaften lieferten A. Haun („Im bairischen Hochlande“ und „Bersäures Raubnetz“) und A. Riefstahl („Tagtschloß“, ein Bild voll poetischen Effects). Sehr dankenswerth sind die den Schluß des Albums bildenden Erklärungen der artistischen Beiträge von Friedrich Eggers, die zum Theil auch biographischer Art sind. Zwei der beitragenden Maler haben, wie man aus Eggers' Mittheilungen erfährt, Aegypten besucht, freilich zu sehr verschiedenartigen Zwecken: Edward Pape, der das Neue Museum mit landschaftlichen Fresken schmücken half, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; Hermann Kretschmar zum Zwecke landschaftlicher und ethnographischer Studien. Letzterer hatte auch das seltene Glück, in Aegypten Achmet-Ali, nach dem sich ein französischer Maler dessen Zufriedenheit nicht zu erweiden gewußt, und später in Konstantinopel den Sultan Abdul-Medschid nach dem Leben porträtiren zu dürfen.

In der Verproviantirung des literarischen Theils haben sich die exklusive Dichterschule Berlins und die exklusive Schule Münchens die Hände gereicht. Wir nennen unter diesen Beiträgen die Dorfnovelle „Auf dem Staatshofe“ von Th. Storm mit Initialen von Riefstahl, die Novelle „Aus dem Postwagen“ von W. von Merdel (mit Initialen von Hofmann), Gottschall's längeres Gedicht „Salomon de Gaus“, Scherrens „Drei Jugendblätter aus John Franklin's Lebensabzug“ mit Initialen von L. Burger, W. von Lepel's Ballade „Gertrud“ (mit Initialen von G. von Blomberg) und dessen „Chalun“, Ringg's Gedichte „Zweiflers Nachgedanken“ und „Verloren und verloren“, das Gedicht „Kocoro“ von G. von Blomberg (mit Initialen von Wisniewski), die von Fontane überlieferten schottischen Balladen. G. Weibel erzählt Schulgeschichten. Der Dichter hatte einmal an einer Kauferei mit den Böglingen der Nachbarschule theilgenommen, war deshalb zum Carcer rathbrakt worden und sollte auch die übrigen Häufelsführer geben, auch darüber Aussage machen, ob sie sich dabei eines bösen bedient hätten. „Ich nicht“, versetzte der junge Weibel, „ich am schuldigsten fühlte, „ich nicht, aber von den andern welche mögen — — —“. Da fuhr der Rector auf: „Talsch gewandter Coniunctio! ein Factum ist's!“ und versetzte ihm ein Badenreich. Weibel knüpft hieran die Bemerkung:

Doch trug mir dieses Argument ad hominem
Grillarme Früchte. Nimmer hab' ich mich selbstem
Des Coniunctus beissen, wo's ein Factum galt
Selbst nicht bei Hof. Und das was manchmal schwer.

Geysse klagt in einem „Morgengebet“ vom Jahre 1849 über, daß sich das deutsche Volk frevelhaft von Gott abge-
ndt habe:

Es war so groß, es war so hart,
Solang es kein gewesen,
Es war der Erde bestes Mark.
Zum Herrschsten erlesen.

Wie mochte nur der Wibergeist
Aus deinem Arm es binden?
Herr, laß es, wenn die Hinde reißt,
Du sich, in dir sich finden!

Erneue das geküßte Blut
Vom Ost der Feindekühre;
Gib ihm zurück den hohen Rath,
Den frohen Rath der Ehre.
Rach's fester wie gelegten Erz,
Rach's eins zu allen Stunden;
Doch wenn im Krampfe zuckt das Herz,
Wie will der Leib gesunden?

Toll heult der Sturm, die Woge brüllt,
Die Wellenwirbel drehen;
Wohin du alles führen willst,
Wir sollen's nicht ersehen:
Verhöht, verworren Rath und That
Der Weisen wie der Thoren,
Und doch, und doch, auf eigenem Pfad
Dein Recht bleibt unverloren!

Scherzhafter steht W. von Merdel die Weltbänge an in dem kleinen Gedicht:

Des Doctors Rath.

In einem Doctor sprach ein kranker Mann:
„Ich bin seit langer Zeit recht übel dran,
„Sonst hab' ich meinen Nachbar durchgeklärt,
Der, seit ich schwach bin, mir mit Rathgehn drückt;
„Rach! sein gesund mich, daß ich wider dann
Wie früher meinen Nachbar prägen kann!“

Der Doctor sprach: „Das macht sich nicht so bald;
Ihr seid nicht krank nur, sondern auch zu alt.

„Ein Mittel gib's, das eher helfen kann:
Den Nachbar mach' ich auch zum kranken Mann!“

Bei sich gedacht er: „Eind erst beide krank,
So sind mir beide sicher lebenslang.“

Der andere sprach: „Das war kein Doctors Rath;
Ich rath', ihr würdet lieber — Diplomaten!“

II. Jahr- und Taschenbücher.

Gegen diese schwere Reiteret der Albums in Quart und in Prachttrüffungen, zu denen auch das „Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd“ und ähnliche periodische Unternehmungen zu rechnen sind, hat die leichte Schwabron der Taschenbücher in Octav, Duodez und Sebez nicht Stand halten können. Freilich hatten diese schon so ziemlich das Feld geräumt, ehe noch die Albums auf dem Schlachtfelde der buchhändlerischen Concurrenz erschienen waren; jetzt aber sind sie auf vielleicht nur ein Halbdugend in ganz Deutschland und Oesterreich zusammengeknollt. Von den noch bestehenden kommen die meisten auf letzteres; in dem übrigen Deutschland darf die „Cornelia“, ehrwürdig durch ihre 44 Jahrgänge, um so mehr als Ausnahme gelten, da sie sich nach Art einiger der ältern, abgesehen von poetischen Bildererklärungen, ausschließlich auf Novellen und Erzählungen beschränkt, während die später entstandenen, wie die „Lilbussa“, auch Aufsätze literarischen, artistischen und biographischen Inhalts bringen und das „Jahrbuch deutscher Belletristik“ ebenso gut Rosenalmanach als Novellen-

enthält dieses Taschenbuch fünf Novellen. Oswald Bieder schildert in seiner Novelle „Prüfungen“ das Geschick einer Gräfin, welche, gebrochen durch die Intriguen, die man gegen ihre Liebe zu dem Grafen von St. Arold spannt und denen sie zu großen Mühen schenkt, ihrem Leben dadurch ein Ende macht, daß sie sich die Pulsdadern öffnet. Die zweite: „Die Erbschaft“, von E. B., ist komischen Charakters und findet ihre Lösung durch das oft schon benutzte Motiv eines Testaments, welchem ein Coblack angehängt ist, und merkwürdig genug bringt auch in der folgenden Erzählung „Des Dichters Segen“ ganz dasselbe Motiv die Verwicklungen zum Austrag. Es handelt sich darin um das Liebesverhältnis der jungen Gräfin Emma zu dem bürgerlichen Hofmeister des Hauses. Die Gräfin A. hatte in einem Testament dem Glück über jede nicht eheliche Verbindung in ihrem Hause ausgesprochen. Auf ihrem Sterbebette stellte ihr der Pfarrer vor: sie möchte doch den Fall bedenken, „daß um die Hand einer Tochter ihres Geschlechts ein Mann von dem Geiste oder wenigstens dem Gemüthe und der Richtung Herder's, ein edler Dichter oder Gelehrter sich bewürde“. Sofort ließ die sterbende Gräfin den Notar und die Testamentzeugen herbeiholen und fügte dem Testament einen Nachsatz hinzu, wodurch sie ihren in der Hauptursache befindlichen Einfluß für ungültig erklärte. Durch dieses Coblack wird nun die Heirat zwischen dem Hofmeister, der selbst ein Schüler Herder's und dabei Dichter ist, und der jungen Gräfin Emma möglich gemacht. S. Solarius führt in seiner Erzählung aus dem Volksleben: „Der Lorchreiter und sein Kind“, in die Dorfgeschichte eine neue Menschenart ein, die der Lorchreiter in den bairischen Mooslanden, deren hier keineswegs im sehr vortheilhaften Lichte erscheinenden stitischen Zuständen, wie die schroffen Verhältnisse zwischen den aristokratischen Hofbauern oder den Rothhöfem und den plebejischen Kleingütern und Feldnern, endlich die mancherlei altüberbrachten Gebräuche in die Erzählung, der es nicht an kräftiger Binführung gebricht, recht geschickt eingeschoben sind. Natürlich dreht sich auch hier die Intrigue um ein junges Mädchen, das hergebrachtenmahlen unter all diesem rohen und verwilderten Volk als ein Engel erscheint. Die letzte Erzählung „Kausig Jahr“, nach einem wirklichen Criminalfall von Willrad verfaßt, ist, von einigen Breiten abgesehen, meisterhaft und mit großer psychologischer Kenntnis durchgeführt und reich an ergreifenden Momenten. Das einzige Wesentliche, was man daran als einer „Novelle“ aussetzen könnte, ist der Umstand, daß man schon nach der Lectüre der ersten 10 oder 12 Seiten ziemlich genau weiß, wie sich das Ganze entwickeln wird.

III. Rusenalmannache.

Erst mit den „Rusenalmannachen“ betreten wir eigentlich literarisches Gebiet. Die Rusenalmannache sind die Sammel-, Auktoren- und Organisationsplätze der lyrischen Landwehr theils einzelner Provinzen, theils des Gesamtwaterlandes; hier entfalten sie sich zu imponirenden regelmässigen Linien; hier kann man sie nach den verschiedenen landschaftlichen Abzeichen und ihren geistigen Richtungen unterscheiden; hier lernen sich die einen als Stamm, die andern als Gesinnungsverwandte, alle überhaupt als Glieder eines Ganzen kennen und fühlen. Die Rusenalmannache haben daher seit der Zeit, wo die deutsche Literatur disziplinirt und mit Bewußtsein ihrer großen Aufgabe betrieben wurde, stets eine nicht unbedeutende Rolle in der Entwicklung der deutschen Lyrik gespielt. Ein Album, ein Taschenbuch kann verschwinden, ohne daß dieser Verlust in den eigentlich literarischen Kreisen besonders gespürt werden würde; aber dem gebildeten poetisirenden Publikum und namentlich den produzierenden Dichtern selbst würde etwas fehlen, wenn kein Rusen-

manach mehr in Deutschland erschien. Dieser Fall ist zwar für ein paar Jahre schon eingetreten, aber das Bedürfnis für einen Rusenalmannach machte sich denn nur in noch verstärktem Maße geltend, und wir erleben den Fall, daß nach einer solchen Pause zwei Rusenalmannache nebeneinander in die Wägen traten, von denen jedoch nur der eine, der Schab'sche, das Feld behauptet hat. Auch würden zwei Rusenalmannache von allgemeiner deutscher Bedeutung nebeneinander offenbar zu viel sein, besonders da noch provinzielle Rusenalmannache nebenher zu gehen pflegen, wie gegenwärtig das „Lyrische Album aus dem Rahngau“ (vgl. Nr. 8 d. Bl.) und die unten bezeichneten Rusenalmannache Nr. 2 und 3. *) Dem Rusenalmannachvater, Christian Schab, dürfen wir aber die Anerkennung nicht versagen, daß er die Aufgabe, die er sich mit seinem Rusenalmannach gestellt, nun bald ein Decennium lang mit einer Fähigkeit, wie sie freilich deutschen Lyrikern eigen ist und den Deutschen auch auf andern Gebieten gewünscht werden möchte, anfangs wol auch mit persönlichen Opfern, stets aber mit einem großen Aufwand von Fleiß und Zeit verfolgt hat. Schwerlich ist aber auch ein anderer Lyriker so wie Schab zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines allgemein deutschen Rusenalmannachs geeignet; denn keiner gehört so wenig als er einer exklusiven Goterie an, keiner ist so wenig subjectiv eigenständig, keiner zeigt sich auch so unabhängig von landmannschaftlichen Rücksichten und politischen Parteizugenden. Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu seinem und den andern noch zu erlebigenden Rusenalmannachen über:

1. Deutscher Rusenalmannach. Herausgegeben von Christian Schab. Mit dem Bildniß Joseph Freiherrn von Eichendorff und einer Autobiographie von Louis Epich. Neunter Jahrgang. Würzburg, Stachel. 1859. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Ost- und westpreussischer Rusenalmannach für 1858. Im Namen des altpreussischen Dichtervereins herausgegeben von August Lehmann. Dritter Jahrgang. Königsberg, Rümberger. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Scherzpodien. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Zweiter Winter. Berlin, A. Dunder. 1858. Gr. 16. 24 Ngr.

Schab sagt über die Bedeutung seines Rusenalmannachs, den er als den Orden und die Fortsetzung des ältesten in Deutschland überhaupt existirenden betrachtet, in einer Schlussbemerkung zu dem diesmaligen Jahrgange: „Der Deutsche Rusenalmannach, seit 1770 begründet, also im neunundachtzigsten Jahre seines Bestehens begriffen, eine ausgewählte Sammlung theils neuer, theils ungedruckter, theils hier und da zerstreut gedruckter Dichtungen der besten und anerkanntesten Dichter der Gegenwart“, war von seinem Anfang an ein mächtiger Hebel der deutschen Nationalliteratur und wurde zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Schriftstellern herausgegeben, so namentlich von Bürger, dem Sänger der unvergleichlichen „Lenore“, von Voß, dem letzten deutschen Verfasser der „Faust“, von Schiller, dem Liebling der Nation, Arnim, Chamisso und Schubert, und Rückert. Im Jahr 1850, in einer Zeit nationaler Zersplitterung, unternahm der jetzt Herausgeber, theils das Leid der Gegenwart zu lindern, theils die Hoffnung auf die bessere Zukunft zu hegen und zu pflegen,

*) Dagegen gehört auch wol die lyrische (zweite) Hälfte des „Album des literarischen Vereins in Nürnberg“, das jedoch wegen seines vorwiegend literarischen Inhalts einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß.

mit vielfachen Widersprüche eine neue Folge. Die deutsche Kritik begrüßte sogleich den ersten Jahrgang als den „großdeutschen“ im Gegensatz zu ähnlichen Bestrebungen von geringerer Tragweite“ u. s. w. Der Herausgeber beruft sich weiter darauf, daß nicht nur die Zeitschriften des Inlandes, sondern auch englische, französische, holländische und italienische seine *Musenalmanach* ausführlich besprochen hätten, und daß die besten deutschen Zeitschriften ihn alljährlich zum Gegenstand einbringender Beurteilung wählten „als zuverlässlichen Gradmesser der zeitgenössischen Dichtung überhaupt“. Der Grund für diese Erscheinung liege — abgesehen von der ursprünglichen Bestimmung des *Musenalmanachs* „mitten in der Vielheit deutscher Volkserscheinungen nach einer und nicht der geringsten Seite hin, nämlich der des deutschen Liedes, des Sanges und der Sage, in den heimatischen Gauen einen gemeinschaftlichen Sammelpunkt zu bilden“ — in der Zahl, Art und Bedeutung der in den bisherigen Jahrgängen, einschüßig des neunten, durch Wort und Zeichnungen vertretenen Verfasser.

Im übrigen ist der Herausgeber von seinem bisher befolgten Princip, nur Ungebrudenes aufzunehmen, diesmal abgewichen, er hat vielmehr auf die „ursprüngliche, so sachgemäße und geschichtlich so wichtig gewordene Einrichtung des *Musenalmanachs*: eine strenge Auswahl theils aus Originalbeiträgen, theils aus bereits vorhandenen neuern Druckwerken zu geben, zurückgegriffen“. So bringt denn der gegenwärtige neunte Jahrgang außer 243 Gedichten 118 Originalbeiträge und 125 solche, die aus Gedichtsammlungen, Sammelwerken und Wochen- und Monatschriften, welche in der Schlußbemerkung sämmtlich genannt werden, ausgewählt sind. Von den 119 Dichtern haben 54 Originalbeiträge geliefert; bei sieben von ihnen hat auch noch Auswahl aus Gedrucktem stattgefunden. Auswahl aus Druckwerken trat bei 72 Dichtern ein, von denen auch sieben Originolen beisteuerten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß, wenn sich die Benutzung schon gedruckter Gedichte noch weiter ausbreiten sollte, der *Musenalmanach* sich vielleicht nicht ganz zu seinem Vortheil zu sehr dem Charakter einer Anthologie nähern würde; indeß wird ja wol der Herausgeber hierin das richtige Maß zu halten wissen. Im ganzen müssen wir uns mit diesem neuen System einverstanden erklären. Einmal werden dadurch manche gute Gedichte, die ohne den *Musenalmanach* vielleicht in alle Winkel verflattert wären, durch ihn im Andenken der Mitwelt lebendig erhalten und, wie der Verfasser bemerkt, „thatsächlich vor dem Untergang gerettet“, sodann ist es factum, daß nicht selten von denselben Dichtern, die vielleicht nur Mittelmäßiges an die Redaction des *Musenalmanachs* einsenden, an anderer Stelle, in Sammelwerken, Albums, Taschenbüchern und Zeitschriften viel vorzüglichere Gedichte sich finden. Durch Auswahl der besten im Manuscript eingegangenen Gedichte und der besten in den letzten Jahren gedruckten wird es so dem Herausgeber möglich sein, Jahrgänge herzustellen, von denen alles zu Mittelmäßige fern gehalten ist. Endlich hat der diesmalige Jahrgang vor den früheren den Vorzug voraus, daß zum ersten mal die Reihe der lebenden Dichter, unter Vorrangtritt der Todten, von dem ältesten bis auf den jüngsten in chronologischer Folge angeordnet ist. Als die jüngsten bilden Ludwig Eckardt (geb. 1827), Julius Große (geb. 1828) und E. A. Staufe (geb. 1832) den Schluß des Jahrgangs.

Natürlich können wir uns hier nicht auf die aus Druckwerken, sondern nur auf die aus eingegangenen Manuscripten aus gewählten Beiträge einlassen, wobei wir uns jedoch aus Raumrücksichten nur auf einzelnes, was uns charakteristisch zu sein schien, beschränken müssen. Von Eichendorff, Helmina von Chézy und Nicol finden sich hier Gedichte aus ihrem Nachlaß, die bisher noch nicht gedruckt waren. Eichendorff eifert unter anderm gegen die „moderne Ritterschaft“, jene „Wichte“, denen Adler „im Knospsch“ hängen bleiben, und gegen die „Alliberalen“, denen er (im Jahre 1848) zuruft:

Und da's man gärt und schmilzt und quillt — was Wunder,
Wenn pläpelt dieser Herentopf sechender
Und in die Lüfte springt mit allem Wunder!
1859, 12.

Gottschall beschreibt in energischer Ausmalung einen „Gang durch die Vorkadt“, er schildert die fabelhaften Gärten der Armut, die Behausung der geschminnten Sünde, die Kaserne, die Wahnhöfe, die Gefängnisse, die Prachtvilla eines Bankiers; aber ach,

Es wird das Volk nicht mit den Völkern reich,
Zum Golde rollt das Gold mit alter Lüge,
Geschlechter flehen, Leckerblumen gleich —
Jermalmt vom Kladderad fluchen sie dem Glücke.

Ober er denkt bei dem Anblick einer Fabrik des Lohes der Arbeiter:

Hier schafft der Mensch ein Stückwert Tag für Tag
Mit dumpfen Sinnen, mit verkörnten Nieren,
Sowie des Rabes Schwanz, des Sammers Schlag,
Der todt Kreislauf rollender Maschinen.

Ignaz Hub verherrlicht in sein Kottmanns, die brave Jungfrau an Gegenstände der Dichtkunst, die für den andern bis in den Lob Tochter für ihren Vater, die ihren armen Vater über Land in grimmigsten Winterwetter überrascht ihrer Kleidungsstücke entleibte, zuzudecken und vor dem Frost zu wahren:

An der Stadt, so fremd, so fremd,
In ihrer frommen Dysteleust
Entleitet fast bis auf das Hemd,
Entschleift sie auf des Vaters Brust.
Und von den Bergen steigt die Nacht
Und hält in ihren Mantel beide,
Sie sind aus sel'gem Schlaf zum Leide
Des Erdenlebens nicht erwacht.

J. Sturm feiert in einem schönen Gedicht die „Mutterliebe“; Storch dagegen die Poesie, die er gegen ihre Ankläger und Verleumder vertheidigt:

Wie Moos zerfallendes Gemäuer
Mit grünem Teppich überzucht,
So wirft den Kluggewebten Schleiern
Auf den gemeinen Stoff das Licht.

Doch ihr, die ihr die Gottgebannte
Verhöhet, verlästert und verbannt,
Ihr habt euch selbst das Mal der Schande
Auf die gemeine Stirn gebrannt!

Heise ruft in seinem Gedicht „Die deutschen Argonauten“ den Auswanderern zu:

Das wilde Drängen ohne Ruh' und Raß,
Es zieht auch dich verlockend übers Meer,
Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
Jedoch dein Herz bleibt laß, dein Herz bleibt fest.
Ginst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch sein,
Wo du mit Gold anwogst das häßliche Sand,
Darin den Schlummer fandest dein Gebein,
Im deutschen Grund, im deutschen Vaterland!

Glabrenner eifert gegen die „Strapagen“:

Ihn, der aller Weisheit Ruhm,
Nimm dir zum Exempel,
Der da warf das Bucherthum
Aus des Vaters Tempel!
Keine Rose ohne Dorn!
Keine Liebe ohne Born!
Fort das Ungelehrte!

Wenz Koller fordert in seinem „Sängergesang am eidgenössischen Sängertage in Zürich 1858“ seine Landsleute auf zu singen:

Das Land ist ebenrecht,
Es nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Es nicht zu groß und nicht zu klein,
Um dein ein freier Mann zu sein!

Die grüne Au'n im Birnenschaue
In alter Zeit verschwunden,
So hat nach jedes Volk das Maß
Des Endes auch empfunden:
Auch tragen wir dem Untergang
Noch lange hin mit Sang und Klang:
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, mein Vaterland!

In unserer mehr auf das Elegante und Biederliche, oder auf
das düster Herrliche, oder auf das Ironische gerichteten Zeit be-
gegnet man selten Gedichten, die von erhabenem Ausdruck wären;
diesen finden wir aber in folgendem Hymnus J. G. Fischer's,
den wir deshalb auch vollständig mittheilen:

in nur

en.

und die Wesen,

Graben Länder, Hüfen und moiren,
Berauschen vom Wein sich — und träumen vom Weltall;
Und droben in unbestimmter Höhe
Schweigt still der unaussprechliche Schöpfer,
Der Welten wie Sand am Meer bestet
Und zu groß ist, auf einer zu wohnen.
Da ist mir, als trüg' ich es leicht, wenn jetzt
In Trümmer der wankende Erdball glanze,
Und des Weltgeists alter genannter Rechner,
Die nichts verlorene treue Schwere,
Zeicherte sie aus Blau des Aethers
Wie ein Paar
Und nach Sal
Oben auch ni
Jugend im w
Dass sich ein
Dass wir jetzt
Und es wird
Dass Götter
Und Er doch
Und ich höre
Es brauchen si
Wie mir's niemals geträut in den Tempeln der Allen,
Noch in den Märkten der neuen Welt.

ist.

Schöpfung.

Subjektiv ist Emilie Emma von Hallberg (geb. 1826 zu
Köln); doch liegt ihrem in formeller Hinsicht etwas salopen
Gedichte „Am Allerseelenfeste“ ein hübscher Gedanke zu Grunde;
sie sieht, wie am Allerseelenfeste die Menschen die Gräber ge-
liebter Todten mit Blumen und Kränzen schmücken; da sagt sie
zu sich:

„Die Gräber deiner Todten
Auch da heut' schmücken muß.“
Und eine Rose kede
Ich weihnach an die Brust.

Wir haben der Verfasserin satirisches Reimwerk „Heinrich
Heine's Himmelfahrt“ wegen der darin enthaltenen Gehässigkeiten
und Epigrammen streng tadeln müssen; wir freuen uns, auch
etwa einen netten Einschnitt ihrer Muse hervorheben zu können;
aberhaupt möge sie überzeugt sein, daß wir, wo es nur immer
angeht, lieber loben als tadeln.

Emig, so eigenthümlich und oft großartig in seinen Welt-
anschauungen und Vollenbildern, lieferte mehrere kleinere Fieber,

net ist; Wolf Arp-
die sich auch durch
er von Leitner ein ge-
m. Obert einige Lie-
Alexander von Hum-
Scheffel ein preiswür-
Gespann, das wir
in diesem Jahrgange
ußerdem hervorzu-
nabers „Frühling und
wede, Kapper, Löwe,
kalisch, Bröhle, Mär-
r, Bube, der Heraus-
iginalbeiträge bei, un-
längste Beitrag ist das
e Gedicht von Groß:
„Lebendige mauerlich-
chen Natur und dem
ie Hexameter sind ihm
Verse aus Bodmer's
denen mehrere daburch
ei Hälften, oder selbst
Mangel an Casura

dem Jahre unangenehm werden:

Durchkreist schon hatten wir beide.

Wie auf Reisen ein Brautpaar, rings die glückliche Insel. —
Sicherlich waren's Geschenke | wol aus glücklichen Tagen. —
Frei in dem eigenen Gland | unangreifbar dem Feinde —
Reisebereit, doch an jeglichem Tage | süß' es der Himmel. —
Aber im Uebermuth | frag' ich: | Sage doch, Schelmin!

An andern Gebrechen kranken die Hexameter:

Beil mir nicht mehr war am Leben ein Recht und der hohen Verführung. —
Schwimmen durch den Atlantischen Ocean weiter nach Norden.

Zuweilen braucht der Verfasser ungewisselhaftes Längen als
Kürzen, z. B. anbietend, unheimlich, Eber; auch ist die Perio-
dizung, namentlich gegen den Schluß hin, oft zu gehackt; z. B.:

Finden wird er mich, wenn er mich ruft. Ich fürchte den alten
Wassengeführten des Kriegels nicht. Auch aber geyemet,
Fröhlich zu leben. Ihr seid noch jung. Auch blüht noch die Hoffnung
Glücklicher Liebe. Versucht sie denn u. s. w.

Mit dem noch breiter Entfaltung strebenden epischen Ver-
maß verträgt sich dieser kurze Sagban durchaus nicht. Doch
das sind nur Nachlässigkeiten, die der sonst talentvolle Dichter bei
einiger Aufmerksamkeit künftig leicht wird vermeiden können.

Ueber den „Ost- und Westpreussischen Musenalmanach“
sind wir in der Lage und ziehen es vor, den Bericht eines an-
dere Blätter dann und wann mit Mittheilungen bedenkender
Mitarbeiters einzufügen. Des Verfassers Ansichten dürfen zwar
mit denen, welche in den Kreisen der kritischen Kunst vorherrschen,
nicht immer ganz übereinstimmen; aber gerade dies ist ein Grund
mehr, der uns bestimmt, den Bericht zu veröffentlichen. Er lautet:
„Die Frage, ob dieser Musenalmanach eine Berechtigung zu
seiner Existenz hat, ist dadurch praktisch zu seinen Gunsten be-
antwortet, daß ihm bereits zum dritten male eine hinreichende
Theilnahme von seiten des Publikums geworden ist. Anders
ist diese Frage von einem oder zwei Recensenten des vorigen
Jahrgangs entschieden worden; ob mit Recht oder Unrecht,
das würde hier nicht zu erörtern sein, da wir nicht die Aufgabe
haben, eine Kritik über Kritiken zu schreiben; dennoch wollen
wir diese Gelegenheit ergreifen, um den Standpunkt, welchen
wir bei der Beurtheilung solcher Erscheinungen für den richtigen
halten, in der Kürze zu bezeichnen; und wenn wir dabei nicht
die gravitativische Antonomie eines geübten Kritikers an-
nehmen, sondern mit kaltenloser Stirn und heiterem Blick auf
die Sache schauen, so hoffen wir eben dadurch der Wahrheit
näher zu kommen.“

„Fast in jeder kritischen Ritzige neu
ne Ueberschreitung des Büchermarktes
sich als ein Uebel der Zeit beklagt. Die
Kritiker unecht haben. Dem geschieht es
mit den Hunderten und Tausenden von
letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben?
gering nicht; denn es gewährt ihnen ohn
geringen Genuß, sich gebracht zu sehen.
Publikum; denn niemand ist durch ein staatliches, kanonisches
oder moralisches Gesetz verbunden, Gedichte zu lesen; wer aber
vergleichen gern hat, kann sich nur freuen, daß für
vixung seines Geschmacks so reiche Tafeln gedeckt
sind mit frischer Speise fallen. Aber die Verleger
nicht auf ihre Kosten kommen? Nun, es ist ihre ei
genna sie schlechte Speculationen machen und die
ihre Geld drücken lassen; doch scheint es auch damit
zu haben, da sich immer noch eine beträchtliche
Lager zu Gedichten von berühmten und unberühmte
fabelt, ungerechnet, daß wol die Mehrzahl dieser
auf Kosten der Verleger, sondern der Verfasser zu
hätten wir somit alle Interessenten ins Auge, so könnten wir
in der That nicht einsehen, daß die Massenhaftigkeit der poeti
schen Production etwas Verderbliches sei; im Gegentheil erscheint
sie als ein heilsames Gegengewicht gegen die materiellen Zeitbeskre
bungen. Wenn es nämlich wahr ist, daß fast die ganze civili
sirte Menschheit von der Tarantel der Geldsucht gekrochen ist
und in wahnsinniger Hast das Goldene Kalb umtanzt, so müssen
wir um so mehr darauf halten, daß die idealen Güter — und
zu diesen gehört doch unstreitig die Poesie — nicht aus dem
Verkehr geföhren werden und auf dem Markt des Lebens
auch Angebot und Nachfrage finden. Will man dagegen ein
wenden, daß eben nur das Höchste und Vollkommenste in der
Dichtung von Werth sei und daß, wer dies nicht vollbringen
kann, überhaupt nicht dichten müsse, so erscheint uns dies als
überhafter Rigorismus. Sollen wir uns alle für impotent
erklären, da Schiller und Goethe todt sind und da die Epätera
sämmlich hinter ihnen zurückstehen? Hat nicht neben dem
herrlichen Park auch das freundliche Landhaus mit dem anmu
thigen Gärtehen seine Reize? Oder — um den Gegenstand
noch von einer andern Seite zu betrachten — verdient nur ein
solcher Dichter Beachtung, der täglich Verse macht und viele
Bände von Poesien in die Welt schickt; kann nicht auch derjenige
etwas Gutes hervorbringen, dem die Muse nur in seltenern
glücklichen Stunden lächelt und der während eines ganzen Jahr
es vielleicht nur drei oder vier Gedichte schreibt? Zu dieser
Kategorie gehört die Mehrzahl der Verfasser des vorliegenden
Kunstalmanachs: vieles von dem, was sie liefern, wird unsere
leitere Frage bejahen lassen; denn das Tüchtige und Wohlgefun
dene überwiegt darunter das Schwache und Verfehlte. In der Man
nigfaltigkeit der dargebrachten Gaben finden sich zahlreiche Lieder
von zarter und inniger Empfindung, sowie manche heitere,
neuen frischen Humor entsprungene Dichtung; neben dem weichen
und süßlingenden Tönen, welche besonders mehrere von den
Dichterinnen anstimmen, erschallt kräftiger, männlicher Gesang,
der seine Stoffe bald aus dem grauen Alterthum des Landes
entnimmt, bald die großen Geschehnisse der Neuzeit feiert und
von patriotischer Begeisterung erfüllt ist, oder von leichtern
Säwungen bewegt, in lebenslustigem Jubel dem unerschöpflichen
Thema der Poesie, der Liebe und dem Weine huldigt. In allen
diesen Richtungen fehlt es hier nicht an recht ansprechenden
Leistungen und nicht wenige Beiträge genügen auch den höhern
Ansprüchen der poetischen Kritik, wie z. B. von Rudolf Gott
mann („Im Remter zu Marienburg“), August Müller („Wer
schläft dort?“), Mary Belling („Es hat der Herbst für dich“),
Gustav Hjelne, Bertha W., Luise von Duisburg („Der Schla
fende“), H. („Der Lebensmüde“), Gustav Ludwig („Mit Meer
reife“), Henriette Loubert, Ludwig Kuhl („Liebesankunft“),
Theobald Reibbaum („Sommerabend“), Julius Lehmann („Opfer
Scherenschnitt“), Rudolf Rusch, Erwin Schlieben („Das Aelterthum

haus“), August Lehmann („Die Brücke
meisterlein“), „Die Brücke
(„Winterluft“); Franziska
Wilhelmine W. („Jüngst fragtest
und Ottilie Zimmermann,
„Zum Schluß erlauben
den von sehr achtbarer Seite
erhobenen Vorwurf, daß si
Nach unserer Meinung sind dieselben zu harmlos, um die
deutsche Einheit in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen; wenigs
stens ist uns in dem preussischen Almanach keine Spur von
separatistischem Dünkel oder von biffiger Polemik gegen andere
Theile des deutschen Vaterlandes vorgekommen. Die Sonderung
der Dichter nach Provinzen ist an sich etwas Unsichabliches und
gestaltet sich ganz natürlich, wo es der persönlichen Anregung
und der örtlichen Nähe der Zusammenwirkung bedarf, um
ein literarisches U
Diese Sonderung
gering anschlagen
Bedeutungsvolle,
zen eines engern
heimfallen würde,
nein Kenntniß geb
Wir rechnen dahin
sich im provinziell
und verweisen bei
August Lehmann.
des Wortes und
der Mann, welcher
mit der schwersten
alle einzelnen Thei
halmischen aufs g
möglichen Drakens
ist, daß die Poesie
Grab mit einem Kranze schmückt.

Die Brücke bei Dirschau.

Der Mathematikus.

Krank liegt helm Kämpferschützer

Der Mathematikus;

Sich Rechnen hat ein Ende,

Er kam zum rechten Schluß.

Daß er so lang berechnet,

Bohl ist's nun ausgeführt:

Wollendet steht die Brücke,

Er hat genug studirt.

Doch seine Nerven zittern

In fieberhafter Glut,

Und gankelnde Rechengeliker

Umdüstern ihm den Muth.

Sie schweben in bunten Gehalmen

Und tanzen dahn und dahn,

Und jauchzen empor zu den Sternen

Und kufen stumm in's Meer.

Da tritt der Bauherr freundlich

Zu ihm ins Kammerlein:

„Sei frohlich, lieber Meister,

Wir woll'n des Werks uns rühmen —

„Und wenn die Nacht nicht stört's“

Spricht seiner zweifelnd drauf;

„Dah' Irren, ohne Wanken

Ist auf der Stern' laus“ —

„O sei getroßet's Wüthet“

Die Kunst hat sich bewährt,

Und moran sollen Maßen

Den Weg, den wir gehet.“ —

„Nah wenn die Rechnung trete
Nur um einen Zoll?
Nah wenn die Hoffnung täuschte
Die meinen Basen schwoll'n —

„Läß ab, du Lieber Meister,
Von deinem Traumbilde!
Der frohe Morgen lächelt
Soll hoch und licht und mild.“

Und Phobus lenkt seinen Wagen
Am Himmelzelt herauf,
Und über die Wunderbrücke
Da zieht's in schwerem Lauf:

Woran das Dampfrost leuchtend,
Der Zug lang hinterher —
Triumph! Es ist gelungen!
Der Meistern Ruhm und Ehr:

Die frohe Kunde dringt
Ger schnell von Mund zu Mund.
Nun, guter Rechenmeister,
Nun wirst du wol gesund!

Und als sie jubelnd eilen
Das ferne Kämmerlein:
Die Erde war geschieden
Im goldenen Morgenstraal.“

Wir wollen diesem Berichte unsererseits nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß das mehrjährige Bestehen des Altpreussischen Dichtervereins und sein einträchtiges Wirken unsererseits erst in Nr. 10 ausgesprochenen Ansichts, als ob in Deutschland zur Zeit die Bedingungen für dauerhafte Dichtergenossenschaften solcher Art fehlten, zu widersprechen scheint. Wir hatten jedoch dabei nur allgemein deutsche Dichtervereine im Sinne; in privater Begrenzung und unter Dichtern, unter denen keiner ein sehr drückendes Uebergewicht behauptet, mögen solche Dichtervereine allerdings für eine Reihe Hülfs- und Sonnjahre wol möglich sein.

Dem „Ost- und westpreussischen Rusen Almanach“ liegt das „Poetische Jahrbuch aus Rußland“ oder „Die Schneeflocken“ ebenso nahe als die russischen Provinzen, die darin wol hauptsächlich vertreten sind, jenen östlichsten Provinzen der preussischen Monarchie nahe liegen. Der „Zweite Winter“ dieses Jahrbuchs enthält unter andern auch Beiträge von zwei inzwischen Verstorbenen, Max Gamberg und Friedrich Hünze, deren schriftlicher Nachlaß den Herausgebern zur Verfügung gestellt war. In dem Vorwort wird von ihnen gesagt: „Die freundlichen Landschaftsbilder des im frühesten Mannesalter gekorbenen Gamberg, seine ebenso naiven als phantastischen Schilderungen aus dem Kleinen der Natur, werden sich, so hoffen wir, nicht weniger Freunde erwerben als die aus gereifterem Gemüthe entsprungnen, klar und scharf gedachten Schöpfungen Hünze's, der, im Leben wie im Dichten ein Jünger heiterer Lebensweisheit, die irdischen Dinge bald mit dem Auge des lachenden Philosophen behandelte, bald mit dem Wohlgefallen einer gesunden Menschennatur genoß.“ Von Gamberg erwähnen wir ein barock-pittoreskes Gedicht: „Der Frühling und die Kappländer“, welches beginnt:

Am Strome, wo die Wäden schreien,
Der Winter wird geboren;
Da sehen die Kappländer bunn und klein
Und sehen in die rothe Sonne hinein,
Die ihre Strahlen verlieren.

Sie glöhen die feurige Kugel an
Und hängen sich in die Hände u. s. w.

Die Kappländer sind sehr erfreut, daß nun endlich der Fez beginnt, und begrüßen die so lange entbehrt Sonne mit einem Trunk frischen Seehundsthran; da kommt ein Schneesturm und

bedeutet der Sonne, daß er hier allein der Herrscher sei. Nun schließt das Gedicht:

Die Sonne wird vor Herger klein,
Die Seehunde bläsen heiter;
Die Kappländer feiern es im Sonnenschein
Sie kriechen in die Höhlen hinein,
Und der arme Frühling zieht weiter.

Die Kappländer schauen ihm lange nach,
Er wirft seinen letzten Funken;
Sie denken über ihr Schicksal nach
Und haben heut, wie alle Tag,
In Thron sich voll getrunken.

Die Gedichte Hünze's entwickeln einen herben, gesunden, lebensfrischen, doch zuweilen nicht sehr geschmackvollen Humor. In dem unvollendet gebliebenen komisch-satirischen Gedichte „Prinzessin Kardis“ schildert der Verfasser den Sturz der Königin Katio, worauf Prinzessin Kardis den Thron bestiegt:

Es hieß gar bald von Kardis:
„Elle règne, mais ne gouverne pas!“
Wie in der Magna: Charta.

Die Tendenz des Gedichts ist hierin deutlich genug ausgesprochen. Das Reizstück lieferte Friedrich Meyer von Walbeck in seinem epischen Gedichte „Don Juan“, wovon der vierte Gesang hier mitgeteilt ist. Die Dichtung, deren Held der berühmte Don Juan d'Austria ist, besteht aus einzelnen beschreibenden Gedichten in wechselnden Versmaßen; Form, Vers und Reim sind mit bemerkenswerther Gewandtheit behandelt; die Schilderungen lebendig, voll Glanz und Anschaulichkeit. Der Dichter schildert z. B. den Marsch des Christenheers durch die glühende Wüste:

Der Sonnenball hebt sich am blauen Rand,
Und seine hellen Strahlenfügen
Wirft grell zurück der heiße, gelbe Grund
Und wandelt sie zu glühenden Feuerbänken.

Kein Hügel, keine Wolke — Licht, nur Licht,
Der Wind fühlte seine Kraft ermatten,
Kein Grashalm, der die Flammenfelle bricht,
Nirgend sucht das Auge Schatten — Schatten:

Und wolklos hebt sich des Himmels Dom,
Still ist es über Meer und Küste,
Und stet und lautlos, gleich dem dunkeln Strom,
Baldigt sich das Heer der Franken durch die Wüste.

Da blüht's und summt's an dem Horizont,
Und Thürme und Paläste regen,
Von goldner Kuppel Wölbung überjocht,
Die laubgeschmückte, schlanke Säulen tragen.

Und Wäde rieseln von umhüllter Höhe,
Im Winde flüster Sylmoren,
In kühlen Wellen spielt der blaue See
Bis zu den palmenüberwachsenen Thoren.

Und aus der Pforte strömt der Krieger Schar,
Ein kimmernd Meer von Lanzenspitzen,
Dem Emir trägt das Schild der Ischobad
Und läßt es in dem Glanz der Sonne liegen.

Das Heer glaubt erstreut Tunis und den Feind vor sich zu sehen; aber es war nur eine Luftspiegelung; denn plötzlich zittert's

in der lichtgetränkten Luft,
Es schwinden Thürme, Quellen, Bäume,
Und Thor und See ist sich in hellen Duft
Und Roß und Mann verweht in leere Räume.

Und wieder stürzen Licht, Durst und Blut „mit neuem Grimm“ sich auf die Krieger“. Außerdem enthält dieser „Rusen Almanach“ Beiträge von Karl von Wurff, F. A. Gelbke, A. Tollert, der unter andern den Rheinwein besingt, welcher vom

„frank deutschen Rhein, deutschen Rath und deutsche Kraft“
kragt, und Ludwig Ohlen. Unter den Liebesliedern des letztern
haben sich einige sehr häufige, wie die mit dem Anfange: „Ob
ich dich liebe?“ „Dein Leben ist der Liebe Bild“ „Dich ist
die Welt, daß ich die Welt in deinem Wesen finde!“ u. s. w.
folgendes mit Vorzuehlsmäßigkeiten eigenhändig, künstlich spielende
kann nicht theilen wir hier mit:

In einem Wagnisbild,
Wo keiner Augen Bild
Nicht trug und keiner Grabschloß Wort —
Wohr ich von Liebesbild,
Und trug ein Liebes Bild
In stillenquader Seele mit mir fort,
Es schwebt dein Angesicht,
Dein Bildniß, an Wächte,
Wach und Gerüche lieblich, engelrein,
Vor mir im Abendlicht,
Da ward der Abend lichte
Und Licht am Himmel off die Sternchen.

Was auch die Gegner moderner Lyrik sagen mögen, so ist
es doch ein erfreuliches Gebilde, daß auf den Schallwellen dies
in zwei deutsche Sprache und deutsche Umschreibung, deutscher
Eck und deutscher Scherz, deutsche Liebe und deutscher Jörn
in den Mittelpunkt Auslands fortgerollt werden. Be-
greifen wir daher diese „Schneeflocken“ lieber als Blütenflocken,
wilde nicht ein Schneeflocken, sondern ein prophetischer Früh-
lingshauch von dem russischen Zweig am Riesenbaum deutscher
Dicht zu uns herüberweht. Hermann Marggraf.

Schleiermacher's Briefwechsel.

Im Schleiermacher's Leben. In Briefen. Zwei Bände. Mit
Schleiermacher's Bildniß. Berlin, Reimer. 1858. Gr. 8.
1. Hft. 20 Rgr.

Es ist gegenwärtig eine sehr beliebte Manier, einem Manne,
der sich in dem öffentlichen Leben irgend bemerkbar gemacht hat,
und Schriftstellern und Dichtern, deren Hinterlassenschaft zu
Untersuchungen immer aufs neue einladet, womöglich bis zur
Kambrast und bis zum Widelbunde mit dem Scharfzinn eines
schönen Poliergenies nachzuspüren. Allerdings mögen derartige
Betrachtungen in den meisten Fällen, wenn auch nicht immer eine
unumstößliche Anerkennungswürdige Bietät gegen ein verdienstvolles Wir-
ken und Schaffen bezeugen, auch kann nicht verkantet werden, daß
auf dem Wege die Literatur manche Bereicherung erfahren hat,
für die man denken, welchen sie zu verdanken ist, dankbar sein muß.
Aber andererseits kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß der
Hr. Biographen zu schreiben, Briefsammlungen bekannter Lob-
ten herauszugeben, überhaupt biographisches Material zusammen-
stellen, häufig auch viel Ertang zu Tage gefördert hat, einen
überreichen Haufen Spreu, in welchem die Fruchtstämme gar spärlich
mittelst sind. An Biographien und Büchern, welche zu jenen das
Material hergeben wollen, haben wir Ueberfluß, dagegen Mangel
an wirklich brauchbaren und guten derartigen Arbeiten. Sehr
mühsam und leicht begreiflich! Blöde und schwache Augen,
nicht Thomas Carlyle, pflegen meistens gerade diejenigen zu
sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht
selbst ist die letzte Scholle Erde auf den Sarg eines namhaften
Lebens geworfen, und schon kühlt ein Schwarm kleiner Men-
schen dienstfertig herbei, um mit der Schraube, die ihnen be-
stehen, herumzublinzeln und herumzuspielen, bis sie gefunden
und gesammelt, was als eine leidliche Lebensgeschichte ausgege-
hen werden kann. Es sollte anders sein. Wir sind versucht zu
behaupten, es gelte von der Biographie als Kunstwerk etwas
Schöneres wie von Homer, von dem man gesagt, er sei der
höchste und gleichzeitig der schwierigste Dichter. Jedemfalls
müßte die Biographie Anforderungen an bedeutende Kräfte, sie
bei zu ihrer Vorausschau nicht eine beschreibende, sondern eine

sehr geklärte Schraube, wenn anders das geklärte Werk ein
wohlthätiges Gebäude, nicht ein architektonisches Räthsel sein soll.

Nach die beiden Bände „Aus Schleiermacher's Leben“,
die halb Briefsammlung, halb Biographie sind, wird man trotz
des mannichfach bedeutsamen Inhalts nur mit theilweiser Befrie-
digung aus der Hand!

Schleiermacher's Briefe
die zahlreichen Briefe an
selt zu übergeben. Der
dem Wunsche nachzukom-
der vorhandenen Briefe
macher hat wenige Brief-
schaft und des öffentlichen
und nur solche interess-
Theil des Publikums. 8
Beziehungen auf das d-
gang; sie bilden aberall
das lebendigste von Jugend auf von allem berührt, was in dem
öffentlichen Leben vorging, und war stets dahin gerichtet, nicht
isolirt für sich zu leben, sondern in dem Ganzen und für das
Ganze, und es gilt wohl von ihm ganz besonders, daß sein Leben
in der Wissenschaft und sein eigenes persönliches — Theorie und
Praxis — stets nach einer völligen Uebereinstimmung streben.
Wir werden auf solche Briefe zurückzukommen haben. Eine an-
dere Erwägung gegen die Veröffentlichung von Schleiermacher's
vertrauten Mittheilungen war, daß dieselben fast ausschließlich
in eine frühere Lebensperiode Schleiermacher's fallen, aber auf-
hören, nachdem er einen Hausstand gegründet hatte und gleich-
zeitig einen Wirkungskreis fand, welcher alle seine Kräfte und
Thätigkeit auf eine Weise in Anspruch nahm, die ihm kaum Zeit
gelassen haben würde, fortan mit seinen Freunden schriftlich wie
früher zu verkehren, wenn er auch das Bedürfnis dazu gehabt
hätte. Trotzdem hat sich die Familie jetzt zur Herausgabe der
lange verschlossenen und gehüteten Papiere entschieden; der ent-
scheidende Grund war nach der vorausgeschickten Erklärung der
Umstände, daß inzwischen schon von anderer Seite (es wird wol
W. Gaf „Friedrich Schleiermacher's Briefwechsel mit J. Chr.
Gaf“, Berlin 1852, gemeint) manches, aber sehr lückenhaft
gegeben war, und daß es deshalb angemessen erscheinen mußte,
durch ausführlichere Mittheilung jene Lücken zu ergänzen und
dadurch die Möglichkeit zu gewahren, Schleiermacher's innern
Entwicklungsgang, soweit er in dem Verkehr mit den besreun-
deten Menschen hervortritt, wenigstens für einen Theil seines Lebens
ebenfalls klarer und mehr im Zusammenhang zu verfolgen, als
es bisher geschehen konnte.

Jeder der beiden Bände zerlegt sich in
Der erste Band, von Schleiermacher's Kind-
haltung in Halle im October 1804 reichend
schneit: „Von Schleiermacher's Kindheit bis
in Landsberg und dem Tode seines Vaters i-
aus dem zweiten: „Von Jahre 1794 bis zu
Haltung in Halle, October 1804“. Die
zweiten Bandes überschreiben sich: „Von S-
lung in Halle bis zu seiner Verheirathung
„Von Schleiermacher's Verheirathung bis i-
12. Februar 1834.“ Vorausgeschickt ist be-
ersten Bandes ein autobiographisches Frag-
Correspondenz ein besonders schätzenswerther Commentar und aus
dem einige Mittheilungen unsern Lesern nicht unerwünscht sein
dürften. Wir werden diese Mittheilungen derartig halten, daß
wir mit denselben die Besprechung der in die einzelnen Epochen
fallenden Briefe verbinden.

Nach diesen handschriftlichen Aufzeichnungen, die Schleier-
macher im April 1794 auf amtliche Veranlassung geschrieben,
war er am 21. November 1768 in Breslau geboren, wo sein
Vater damals als reformirter Prediger wirkte. Die Tage
der ersten Kindheit wollen wir übergehen. Der Ragbe gilt
für einen hellen, aufgeweckten Kopf, namentlich machte er
im Lateinischen auffallende Fortschritte. Er selbst nahm das

heimliche Wege oder durch verbotene Ueberrumpelungen hinter das dem Judente verschaffen, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Goethe's Werther u. s. w."

Nach längern innern Kämpfen sah Schleiermacher zu dem Entschlusse, das Institut zu verlassen und die Universität Halle zu beziehen. In dem vorliegenden Briefwechsel bilden die Schreiben, die über diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn ausgetauscht wurden, eine der interessantesten Partien; die Denkmalsart beider wird durch diese Briefe ungemein charakterisirt. Er möchte gern Theologie studiren, hatte Schleiermacher nach Halle geschrieben, und zwar recht von Grund aus; aber er werde das nicht von sich räumen können, wenn er von Watzby fortkomme, und daran sei die vor geschriebene große Einseitigkeit der Bräuer schuld. Sofort versichert ihn der Vater, er verliere nichts, wenn ihm auch die Erwendungen und Erklärungen der Neuern unbekannt blieben. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses und die gefährlichen Fodungen zu demselben unter dem Schirme der Gründlichkeit.... Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube eine Regale der Gottheit und ein zu lauterer Best ihres Erbarmens sei." Darauf antwortet der Sohn: „.... Da Glaube ist eine Regale der Gottheit, schreiben Sie mir. Ich besser Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der der ewige, wahre Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er selbst es nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen.... Zweifel stürzten ehemals auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie noch jetzt sind; danken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenso gehen kann, und seien Sie versichert, daß ich mich, solange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befehligen werde, ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache." Der Brief schließt mit der dringend wiederholten Bitte um Einwilligung zu der beabsichtigten Uebersehung nach Halle. Daß die Einwilligung dem Vater nicht leicht wurde, zeigt der vom 8. Februar 1787 datirte Brief, aber die Einwilligung wurde doch erteilt: „Du unverständiger Sohn!" heßt der alte Pastor an, „wer hat dich bezaubert, daß du der Wahrheit nicht gehorchst? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalt war, und nun von dir getrennt wird.... So gehe denn in die Welt, deren Ehre du suchst. Siehst, ob deine Seele von ihren Trägern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt. Hast du nie ein Erdpfand Balsam aus seinen Wunden gekostet?.... Mein Herz zittert, zittert unter der Ahnung, daß die heftigen Warnungen eines für dein Wohl zärtlich besorgten Vaters, ja sogar deine eigenen Erfahrungen ohne Frucht sein werden, denn die Verblendung deines Sinnes ist schon zu groß; nur du mein Gott und Heiland! kannst diesem armen Blinden die Augen öffnen" u. s. w.

In Halle fand Schleiermacher an dem Professor Stubenrauch, einem Oheim von mütterlicher Seite, einen väterlichen Freund, der sich des jungen Studenten auf das wärmste und liebevollste annahm. In die Studien des letztern wollte auch immer keine rechte Einheit kommen; nach dem eigenen Eingeständniß schabete ihm am meisten der Eigendünkel, der den Autodidakt eigen zu sein pflegt. Sie wollten immer bei der Mutter bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachteten das Lernen und meinten, es käme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern wie man es wisse. Uebrigens ließ auch der kurze Aufenthalt von kaum zwei Jahren auf der Universität kein anderes als ein bloß fragmentarisches Eindringen bei Schleiermacher zu; wie tief er den Mangel fühlte, zeigen die nach Hause gerichteten Briefe. Nach den akademischen

als in den Mysterien des Geistes festsitzen blieben u. s. w." Von dem Pädagogium wurde Schleiermacher gleichzeitig mit dem Freunde im Jahre 1786 nach dem Seminar zu Watzby versetzt, der Universität der Bräuergemeinde. Hier galt eine Klosterartige Strenge, welche den aufstrebenden Geist Schleiermacher's vielfach benagte und bechränkte; die freie Forschung, bis herab auf die Litteratur, war eingeschränkt: „Die Untersuchungen der neuern Theologen über das System und der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu Ratien, denn wir hielten wol fest, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem errathen, was wir selbst entdeckten. Wir strebten wol, indem wir uns durch meisteinsten

Ihn vier Semester lebte er ein Jahr bei dem Oheim, Strö-
 mach, welcher unterdeß seine Professur mit der Predigerstelle zu
 Posen in der Neumark vertauscht hatte. Dort bemühte sich
 Schleiermacher, den fragmentarischen Kenntnissen, die er in den
 theologischen Wissenschaften erworben hatte, hier und da eine Er-
 gänzung und überhaupt mehr innern Zusammen-
 mit gutem Erfolge, denn das Examen pro lice
 im Sommer 1790 bestand, absolvierte er so gut
 undiger Sach ihm sofort eine Hofmeisterstelle
 Dehna zu Schlobitten in Preußen verschaffte.
 halbes Jahr verblieb er in dieser Stellung, die in
 ihr eine äußerst angenehme war. Die Grafen
 zu dem ältesten, reichsten und geachtetsten Adel in
 diese aus der Periode athmen sämmtlich voll
 noch vermüßt man manches in ihnen, was man vi-
 erwartet hätte. Er hält fast durchgehends mit
 Verdächtigkeiten zurück, über die wir gern ein U-
 haben möchten. So schreibt er z. B. dem Vater von seinem ersten
 Besuch in Königsberg, er sei bei dieser Gelegenheit bei verschiedenen
 Professoren, auch ein „halbes Stündchen“ bei Kant gewesen. Aber
 über die Unterredung, über den Eindruck, den Kant auf ihn ge-
 macht, giebt er nur folgende Andeutung: „Ein halb Stündchen habe
 ich bei Herrn Kant und ein paar andern Professoren zugebracht.
 In des halben Stündchens willen werden Sie es mir leicht ver-
 zeihen, daß ich nicht mehr von ihnen sage; denn was kann man
 in einer so kurzen Zeit anders sehen, als ob die großen Männer
 ihren Kunststücken und Gipsbüsten ähnlich sind oder nicht, und
 ob die Beschreibungen, die man von ihnen gehört, und die Vor-
 stellungen, die man sich von ihnen gemacht, zutreffen oder nicht.“
 Als er bei einer spätern Gelegenheit Kant aufgesucht, bleibt un-
 gewiß; er erwähnt ihn nicht mehr. Nüchtern komisch ist die
 Furcht und das Vorurtheil, das sich in einem gleichfalls an den
 Vater gerichteten Briefe gegen die Freimaurerei ausdrückt. Auf
 einem benachbarten Gute hat Schleiermacher die Bekanntschaft
 eines andern Hofmeisters gemacht, dessen Wesen ihn anzieht.
 Aber „der Mann gehe auch durch böse Gerüchte, er ist — magon
 und eins von den Häuptern einer gewissen société, die gemeinlich
 mit dem Namen Sichterianer belegt werden“. Da der Be-
 suchende einst in Glogz gelebt, so erkundigt sich Schleiermacher,
 ob der Vater vielleicht etwas Näheres über denselben wisse.
 Daraus begegnen wir Stellen in der Correspondenz, welche
 Dinge behaupten, deren factische Unrichtigkeit offenbar; unter
 andern klagt Schleiermacher, daß er einen guten Theil seines
 Honorars auf den Ankauf von Büchern verwenden müsse:
 „selbst in Königsberg hat kein einziger Gelehrter eine Bibliothek“.
 Das ist denn doch eine zu starke Hyperbel. Viel und angeleg-
 entlich beschäftigte den jungen Pädagogen die Französische
 Revolution: „Öfen“, heißt es in einem Briefe an den Vater,
 „wie ich mit allen meinen Gefinnungen gegen Sie heraus-
 sage, scheue ich mich gar nicht Ihnen zu gestehen, daß ich die
 französische Revolution im ganzen genommen sehr liebe, freilich,
 wie Sie es wol ohnehin von mir denken werden, ohne alles was
 menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan
 haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als
 unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden
 kann, mir zu loben, und noch vielmehr ohne den unfeligen
 Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und alles über
 den Laufen schlagen zu wollen“ u. s. w. Mit großer Entschie-
 denheit nennt er die Hinrichtung des Königs eine Barbarei.
 „Aber so sehr“, fügt er hinzu, „als ich mich an der Sache selbst
 geirrt habe, habe ich mich über die Art geirrt, wie ich so
 viele Menschen darüber habe urtheilen hören. Manche verdam-
 men die Handlung nur deswegen, weil er ein gefalltes Haupt
 ist, andere entschuldigen die Sache mit der Politik und ihr Ab-
 sehen betrifft nur das verfehlte Decorum, und was dergleichen
 schwache Urtheile mehr sind. Ich habe auch dabei oft aufgeführt,
 wie die Stimme des Predigers in der Wüste, und ist mir auch
 gerade so gegangen. Wenn ich den Leuten das Wahre vorhielt,
 daß keine Politik in der Welt zum Nothz berechtigt und daß es

„Briefe vollständig zu veröffentlichen auf Schleiernacher, als weil sie die innersten und verborgenen Familien einzugehen. Wir können keine Katholikentum nur billigen. Theil der Correspondenz anderer bei weitem interessanter Partien ist sich nicht mehr die Baraden, wie in den Briefen, die aus jenseits des Schreibenden hat sich ist eine reiche Fundgrube der sie soll nicht gesagt sein, als aber die Urtheile, die sich hier vor oft wärden wir, könnte das anferne eine Polemik eintreten. In den entworfenen Herz gerichtet sind, macht sprecherisches Schlüsse bemerkbar, dem Schreiben erklärt, möglichst und in zu erscheinen. So schreibt 1799 über Goethe's Verhältnis

mit der Vulgus Dinge, welche jeden Anhänger der Goethe-Schule ebenfalls tief verlegen müssen, wie sie mit Aufschirbenheit zurückzuweisen sind. Der Kern des Inhalts liegt in dem Satz: „Man kann sehr poetisch und doch sehr trivial und gemein sein. Poetischen Sie, wie Sie wollen, das Verhältnis zwischen Goethe und der Vulgus bleibt immer gemein.“ Und ein paar Tage später wird über Richter abgeurtheilt: „Ein anderes Rathgeber findet nun Richter gewiß nicht, und im ganzen muß ich gestehen, halte ich es für ein vortheilhaftes Ereigniß, daß seine Philosophie vom Rathgeber, wohin sie gar nicht paßt, vertrieben ist.“ Am 17. Mai hat er von Schlegel gehört, daß Schiller's „Rathgeber“ erschienen: „Es wurde ihm grausam in den Fingern, das Stück zu recensiren.“ Im Juli hat er Jean Paul's „Titan“ gelesen: „Es sind doch wahrlich alles die alten Sachen und auch in der Geschichte und den Decorationen die alten Bekannten, welches eine schreckliche Armuth verräth. Selbst die Charaktere sind, wenn auch nicht geradezu copirt, ganz in dem alten Genre.“ Fast übermäßig hoch wird dagegen Tiedt gehalten: „Was Sie von Tiedt in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermäßig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verehrt. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller, noch Richter sein können.“ Von Friedrich Schlegel heißt es an Willib: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund nennen; denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unseres Denkens, in wissenschaftlichen und historischen (welche Sonderung!) Ansichten, beide nach dem höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vertheilung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschleiertheit unserer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine Neigung zu vertheilgender Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne.“ Für Theater und Kunst interessirte sich Schleiernacher ungemein weniger, als für die belletristische Literatur; auch der politischen Vorgänge, der öffentlichen Zustände gedankt er nur ein einziges mal gegen die Schwester: „Hier (in Berlin) ist es mir täglich vor Augen, wie alle Theile der Staatsverwaltung mit unwürdigen Menschen ohne wahre Kenntnisse und besonders ohne allen Charakter überladen sind, und wie sich dergleichen bloß durch die Länge der Zeit und durch die Bereitwilligkeit, mit der jeder feinesgleichen fortsetzt, zu den höchsten Stellen hinaufschwingen.“ Die Intimität mit der Herz hatte die Schwester benutzet: „Du kannst dir also noch immer nicht mein Wesen und Verhältniß mit der Herz denken“, wird ihr geantwortet. „Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann

und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht sehr schön vorzustellen? Warum gar nichts anderes sich hinzugefügt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich nicht eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in diesen Sinn des Gemüths hätte führen können. Wer sich etwas auf den Druck des Innern verläßt, der erkennt gleich in ihr ein höchst schädeliges Wesen, und wenn ich auch bloß dem Eindruck der Neugier Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nicht Reizendes, obgleich ihre Gestalt untrüglich sehr schön ist, und im kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstelle, wir wären beide frei und leben und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite aus Lächerliches und Abscheulichkeiten darin finden würde.“ So wollen wir aus dem Abschnitt zwei Briefe hervorheben, die uns beide nicht ohne die warmste Theilnahme, ja Hochachtung für Schleiernacher lesen kann. Den einen, aus dem wir den das Urtheil über Schlegel angeführt, schreibt er an Willib, den er bei der Gelegenheit seine Freundschaft für das ganze hin verspricht; der zweite betrifft aus Eitelkeit und ist an Herrn Herz gerichtet: „Der Freund dünne die Freundschaft nicht mehr als Sie anreden, er müsse sie Da nennen.“

In Halle, wohin Schleiernacher im October 1804 zu schloß er mit Etienne einen herzlichen Freundschaftsbund, der gleich ihre unmittelbare Zusammenwirken durch die Kustien der dortigen Universität schon 1806 wieder aufhob. Eine so Stellung gewann Schleiernacher auf neue erst bei der angründeten Universität Berlin, nachdem er zuvor, wie erwähnt, im Mai 1809 die Witwe seines Freundes Willib geheiratet. Er war damals 41 Jahre; die Gattin hatte kürzlich das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt. Die Ehe war eine sehr glückliche. Er war noch sehr geschlossen und beherrscht von dem überwiegenden so viel gereiztem Weibe Schleiernacher's, entwickelte sich, in ihm genährt, das eigenenthümliche Wesen der Gattin später in immer aufsteigender und selbständiger an seiner Seite, und andererseits auch diese wieder nicht ohne lebendige Einwirkung auf Schleiernacher's Entwicklung. Nebenher, darüber hat sich in seinen spätem Briefen wiederholt ausgesprochen. Ein Haus ward zum Mittelpunkt eines reichen Familienlebens am fröhlichen, geselligen Kreise, der Gegenstand vieler Liebe war und fern, die er reichlich zurückgab. Die Verschwiegenheit seit seiner Geschäfte, Kanzler, Rathgeber, die Akademie der Wissenschaften, schriftstellerische Arbeiten, arbeitsmäßige Rüstung u. s. w. beanspruchte seine Zeit vollst; die Correspondenz war fastlich; schon im Jahre 1810 entzündete er sein warmes Briefschreiben, im Vergleich mit den früheren Zeiten, von Charlotte von Kaffen damit, daß er jetzt nicht mehr der selbe sei, und daß, wenn seine Frau schreibe, ja auch er immer geschrieben habe. Die vorhandenen Briefe aus dieser Epoche tragen denn auch meist einen ausschließlich privaten Charakter, und sprechen wir es nur geradezu aus, sie sind, obgleich der ungenannte Herausgeber eine ziemliche Anzahl von ihnen zusammengebracht hat, ihrem Inhalt nach sehr unbedeutend wenigstens in seiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die in der zweiten Hälfte des ersten Bandes mitgetheilt werden. Schleiernacher pflegte eben Herth eine größere Rolle zu machen, als mit seiner Frau, zum Theil auch mit den Kindern. Giebt er selbst er selbst auch allein, aber die Familie theilte sich in verschiedene Reisen. Dadurch wurde denn wiederholt eine längere Trennung von den Seinen veranlaßt, und es war wol auf beiden Seiten das Bedürfnis schriftlicher Mittheilung ein. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe in der letzten Abtheilung besteht aus einer solchen Familiencorrespondenz, welche für die Nachkommen der Familie ein Interesse haben mag. Es weitere Kreise jedoch keineswegs.

Als biographisches Material ist die Sammlung aus mir unvollkommen, d. h. als ein vollständig rohes, ungeschliffenes und ungeordnetes Material. Dem großen Publikum wird es gelehrt gewesen, wenn ein kritischer Verstand die Herausgeber

besorgt hätte. Bei aller Achtung, die wir vor den reichen geistigen Gaben Schleiermacher's hegen, können wir mit dem Bewußtsein doch nicht zurückhalten, daß in seiner Correspondenz, wie in jeder Correspondenz auch des bedeutendsten Mannes, neben dem Bedeuten und Wertvollen manche Epreu, wie wir es in der Einleitung genannt, sich angeschafft hat, und der Epreu wird, um auch damit nicht zurückzuhalten, bei Schleiermacher gegen das Ende seines Lebens eine bedenkliche Menge. Wir glauben nicht zu irren, daß der eine erwähnte Brief an Willich für jeden Leser ungleich mehr und besser zur Orientirung über den eigenthümlichen Charakter und Geist Schleiermacher's dient, als ganze Briefe, welche im Folgenden mit einer kleinlichen und übel angebrachten Gewissenhaftigkeit abgedruckt werden. Beschränkung im Stoff wäre für den Herausgeber sicher am Orte gewesen; das Buch, das er geliefert, ist ein solches, aus dem erst ein Buch geschrieben werden muß. Man werde nicht ein, daß es auch die Absicht gewesen, bloß das Material zusammenzustellen; das Werk erhebt auf ein Mehr den Anspruch, es will mindestens eine theilweise Biographie sein, wie schon die gewählte Aufschrift „Aus Schleiermacher's Leben“, die eingestreuten Bemerkungen ferner über die äußern Lebensschicksale des Mannes, die Mittheilungen über seine amtliche Stellung, seinen gesellschaftlichen Verkehr u. s. w. beweisen. Thaddäus Kan.

Kolenati's Reise nach dem Kaukasus.

Reiseerinnerungen von F. A. Kolenati. Erster Theil. — A. u. L. I.: Die Vereinigten Hocharmeniens und Elisabethpols, der Schekinschen Provinz und des Kasbel im Centralkaukasus. Mit 10 Holzschnitten. Dresden, Ruge. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist uns nicht gelungen zu enträthseln, welcher Literaturgattung dieses Buch wol einzureihen sein dürfte. Dem Titel nach zu urtheilen, will es sich selbst als ein Reisewerk angesehen wissen, allein sein Inhalt rechtfertigt diese Prätention durchaus nicht. Von einer Reisebeschreibung ist doch wol vor allem zweierlei zu erwarten: erstens ein lebendiger, ansprechender Zusammenhang zwischen den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen des Reisenden und den wissenschaftlichen Ergebnissen der Reise, und zweitens das Festhalten der zeitlichen Aufeinanderfolge in der Darstellung, mit einem Worte die Erzählungsform. Eine Reisebeschreibung, in welcher jenes individuelle Moment nicht bedeutend hervortritt, wird auch durch die getreuesten und lebendigsten Schilderungen aus dem Gebiete des Natur- und Menschenlebens nur selten einen ästhetischen Eindruck hervorzubringen oder auch nur den Leser zu unterhalten und zu fesseln im Stande sein. In den vorliegenden „Reiseerinnerungen“ reduciren sich die persönlichen Erlebnisse auf ein Minimum, und man könnte dem Verfasser nur zum Danke verbunden sein, wenn er den Leser auch noch mit dem größten Theile dieses Minimums hätte verschonen wollen. Diese eintönige Aufzählung von Reisezurüstungen, Reisekationen und Reisekosten kann nur ermüdend wirken, und die vom Publikum gar nicht verlangten Reichthumsüberflüsse über die Art und Weise, wie der Verfasser seine Zeit benutzte, wie er an diesem Tage beim Herrn General Professor W. gepöpst und am andern Tage beim Herrn General Soundso Visite gemacht und Tags darauf die Herrn Generals Soundso Gegenwisse empfangen habe, erscheinen in ihrer völligen Beziehungslosigkeit zu irgendwelchen interessanten Thatsachen fast komisch. Daß der Verfasser außerdem, obgleich er von einer „synchronistischen“ Zusammenstellung seiner Reiseergebnisse spricht, in seinen Erinnerungen das Vorher und Nachher beliebig durcheinanderwirft und, bei Lichte besehen, in der Erzählung eine Art von geschichtlichen Krebsgang einhält, ist sicherlich nicht geeignet den Werth seiner Erzählung zu erhöhen.

Doch wir kennen manches Werk, das, ohne den ästhetischen Anforderungen zu entsprechen, welche man an eine Reisebeschreibung zu stellen berechtigt ist, durch seinen interessanten und ge-

diegenen Inhalt für den falschgewählten Titel hinreichend entschädigt und eine gelungene Monographie über den von ihm behandelten Theil der Erd- oder Völkertunde bietet. Aber auch an diesem Maßstabe gemessen, kann unser Urtheil über den Werth der vorliegenden Schrift wenig günstiger ausfallen. Die darin beigebrachten Thatsachen sind weder zuverlässig noch umfassend genug, als daß es für eine Monographie der auf dem Titel erwähnten kaukasischen Provinzen gelten könnte. Denn was zuvörderst die Zuverlässigkeit anbelangt, so ist es gewiß ein höchst bedenklicher und zugleich verwunderlicher Umstand, daß uns im Jahre 1858 eine Reihe obendrein ziemlich zusammenhangsloser statistischer Notizen aus den ersten vierziger Jahren aufgetischt und überdies die Summation an uns gestellt wird, dem Verfasser alle diese außer dem Bereiche seiner persönlichen Beobachtung liegenden Angaben auf sein Wort hin zu glauben. An der Genauigkeit der beigebrachten naturhistorischen Thatsachen, welche jedenfalls den wesentlichsten und werthvollsten Bestandteil des Buchs ausmachen, zu zweifeln haben wir keinen Grund. Der Verfasser dieser Reiseerinnerungen, zugleich der Verfasser einer Reihe von Werken und Abhandlungen über Zoologie, Mineralogie und Botanik ist zweifelsohne zu verachtende Auge für die in einem ganz anderen Exemplare nahe barthum, gar systematisch dazu welche Leidlich gefällig mit eitel Rome zelnen Species auch in russische Ueber die Reich aber wegen der fischer Wörter wie „Die Pfert Romaden“, „I Transkaukasien Fischfang und I Interesse, aber friedigen die E Partien des I den so wichtige waltamen Gerl und unerquickl ausregenden An auf den kaukas dieses zwar nie Berge des Kaukasus immanen.

Sucht man, mit der mühsamen Lectüre des ganzen Buchs glücklich zu Ende, sich den Gesamteindruck desselben klar zu machen, so kommt man ohne langes Besinnen zu der Ueberzeugung, daß es dem Verfasser nur darum zu thun gewesen sei, vor allen Dingen ein Buch drucken zu lassen, und da er nichts Neues zu bringen hatte, so suchte er seine alten, in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen wieder hervor, excerpirte oder beschrieb dieselben, machte auch vielleicht einige kleine Zusätze, reichte sie an einen Faden zusammen und schickte sie wieder in die Druckerei: das scheint die einfache Entstehungsweise des ersten Theils dieser „Reiseerinnerungen“ zu sein, deren Fortsetzung wir unsersseits dem Verfasser gern erlassen würden. Weit entfernt den einzelnen Bestandtheilen des Buchs ihren wissenschaftlichen Werth abspornen zu wollen, müssen wir uns doch ganz entschieden gegen eine derartige Zusammenwürfelung derselben erklären: in specialwissenschaftlichen Zeitschriften waren sie ganz an ihrem Orte; aber zu einem Buche, welches in jedem

Wenn sie jemandes Namen erfahren wollen, so sagen sie: „Wenn ich deinen Namen hätte, würde ich dir meinen nur die Füße legen — oder schenke mir deinen Namen.“

Minder congenial dürfte ihnen folgende mehrfach erwähnte Sitte erscheinen. Der Reisende hatte an einer jener tatarischen Mahlzeiten theilgenommen, deren reichbedachten Speisetisch mit kulinarischen Bemerkungen er uns mitzutheilen nie verfehlte. Er erzählt:

„Was mir am meisten auffiel, war, daß fast alle Gäste nach dem Mahle aufzustehen begannen und durch den Rank und die Kehle förmlich betonirten; noch auffallender war es und ging ins Lächerliche, daß jedesmal der Hausherr sich verneigte. Dies ist bei ihnen so Sitte; es bedeutet den eclatantesten Dank, daß man sich bis an die Kehle satt gegeben hat, und darum dankt auch jedesmal der Hausherr für das Compliment.“

Einen hervorragenden Zug in jeder deutschen Reisebeschreibung über den Kaukasus werden die transkaukasischen deutschen Colonien bilden. Auch der Verfasser besuchte vier derselben, Elisabeththal (in Gomscheten), Gelenandorf (im Bezirk von Elisabethopol oder Gandscha), Katharinenfeld (in Bortschali) und Annenfeld (in Gamschobil). Sie befinden sich in leblichem Wohlstande, haben eine fleißige Bevölkerung und treiben namentlich einen blühenden Weinbau, dessen Ertrag mit der Zeit noch zunehmen kann. Was uns an ihnen, oder doch an der Mehrzahl von ihnen, hauptsächlich interessirte, fand jedoch nicht ihren äußeren Verhältnisse, auch nicht ihre Deutschthum, sondern die eigenthümlichen religiösen Erscheinungen, die in ihrer Mitte hervorgeraten sind. Die Colonisten der soeben erwähnten Ortschaften, sowie die der Dörfer Reutiss und Alexandersdorf (bei Tiflis) und Marienfeld (bei Gachetien) stammen aus dem Lande Südrusslands, das schon Nordamerika mit seinen Propheten und Sektirern beglückt hat. Die bei ihrem Ausbruche aus der Heimat vorhandenen Keime religiöser Spaltungen entwickelten sich bereits auf der Reise nach der neuen Heimat und nahmen hier, zumal da es anfangs an Predigern mangelte, höchst eigenthümliche Erscheinungsformen an. In Elisabeththal z. B. behauptet die Sekte der sogenannten Pöpplianer, welche den früheren Zustand, wo gewählte Kirchenälteste das Amt der Geistlichen zu versehen hatten, hartnäckig festhielten. Der Verfasser wohnte einer gottesdienstlichen Versammlung derselben bei dem alten Adam Pöpple bei, wo aus dem „Geistlichen Liebertafelstein“ von Giller gesungen und ein Abschnitt aus dem Evangelisten Lucas im württembergisch-bäuerlichen Dialekte erklärt wurde. Nach der wortgetreuen Schilderung des Verfassers hatte das ganze Treiben der Anwesenden jenen rationalistischen, altklugen und selbstgerechten Anstrich, welcher die untern Schichten protestantischer Gemeinden nicht selten kennzeichnet: Leute, welche ihre Bibel vollkommen zu verstehen und damit den Schatz aller göttlichen und menschlichen Weisheit festzuhalten wähnen. Die Pöpplianer haßten die Kirche und die Prediger und behaupteten, man müsse nur unbedingt an die apostolische Lehre glauben und getauft sein, sonst brauche man nichts zur Seligkeit. Pöpple taufte und traute auch früher, später war es ihm unterfragt; doch taufte ein jeder Vater seine Kinder, nur bei der Ehe mußte die kirchliche Einsegnung erfolgen. Ihnen sowol wie der Kirche fundlich gegenüber stand eine weit härtere, fast alle sechs deutschen transkaukasischen Colonien inficirende Sekte, die sogenannten Separatisten oder Spohnianer. Die Versammlungen der letztern, bei denen einer auch der Verfasser zugegen war, ähnelten in der Hauptsache denen der Quäker. Kirche und Prediger waren ihnen ein Gräuel; jeder sprach, was ihm der Geist eingab, und so saßen sie oft stundenlang in stummer Rebitation da. Sie verwarfen die Taufe oder doch die Kindertaufe, die Confirmation und die Trauung und hielten das Abendmahl in der Weise der Reformirten. Sie huldigten lange der Abstinenz, trugigten ihr Fleisch sammt den Lüsteu und Begierden und fasteten oft volle sechs Tage. Wurde einer vom Teufel allzu sehr angegriffen, so trieb man diesen ganz auf ähulliche Weise aus, wie dies bei

den methodistischen Campmeetings in Nordamerika geschieht. Es soll aber alles nichts; das Purifikationsprincip ließ sich nicht in einer äußeren Konsequenz durchführen und man mußte den kirchensüchtigen Kindern wenigstens die Ehe wieder verstaten. In der Spitze standen drei Kelterer; den einen, einen alten Mann, nannten sie Gott den Vater; den zweiten, einen jüngeren, Gott den Sohn, die dritte, ein altes Weib, Namens Deborah, Gott den heiligen Geist. Nach dem Lobe der letzteren wurde die Frau eines Wagners, Barbara Spohn, die dritte göttliche Person und zuletzt Hauptperson. Diese Frau, deren Bekanntschaft auch der Verfasser in Katharinenfeld zu machen die Ehre hatte, ist ein Beispiel jener in der religiösen Sphäre gar nicht seltenen Erscheinung, daß eine Person, die sich ein oder das andere mal vielleicht wirklich bona fide für inspirirt hält, durch die unbedingten Glauben ihrer Anhänger zur Annahme einer Prophetenrolle gedrängt wird, zu deren weiterer Durchführung sie alle möglichen Mittel des Betrugs in Bewegung setzen muß. Das „Babbel“ veränderte in mannichfachen Variationen, daß der Herr ihr befohlen habe, die Gläubigen nach Jerusalem zu führen, und wirklich versammelten sich zu Pfingsten 1843 mehr als hundert Separatisten, nachdem sie ihre Habe verkauft oder verpfändet hatten, in Katharinenfeld, um den Zug ins Gelobte Land anzutreten. Allein die Behörde verlegte ihnen mit Kosten den Weg und zögerte sie zur Wende. Die Spohn war die einzige, welche gar nichts verkauft und die Schüssel ihres Hauses wohlweislich mit auf den Weg genommen hatte. Gleitend kamen die Separatisten mit Bewilligung des Gouverneurs von Preußen drei Männer ab, zwei nach Jerusalem und einen nach Konstantinopel, um anzufragen, ob sie aufgenommen würden und einen Aufsehlungsplatz bei Jerusalem auszuforschen. Sie kamen Ende 1843 mit der Nachricht zurück, daß es ihnen bei nicht gefallen könne, worauf fast alle, sogar die Spohn, wieder kirchlich wurden.

Die oben angeführten Stellen erlauben einen Schluß auf den Will des Verfassers; welcher das Urtheil über den Werth seines Buches kaum zu heben gezeugt ist. Unserer Literatur ist an Werken über Kaufleute nicht so arm, als daß die vorliegenden „Kaufmannserzählungen“ den Anspruch erheben könnten, eine werthvolle Lücke in der betreffenden Literatur auszufüllen. 7.

Notiz.

„Die Poesie des Handels.“

Händler's illustrierte Zeitschrift „Naber Land und Meer“ — wo, wo wir glauben, Glück machen wird, da Händler den Schatz eines weitzergewandten Publikums genau kennt und sein Talent ihm geschickt zu accommodiren weiß — enthält auch eine Betrachtung aus der Ueberschrift „Die Poesie des Handels“, worin behauptet wird, daß der Handel mit Unrecht in dem Rufe dürftiger, alle Poesie vernichtender Prosa stehe; während er ein Glück auf seine Geschichte seit den frühesten Zeiten ihm in seiner ganzen „poetischen Glorie“ erkennen. Die Betrachtung schließt mit den Worten: „Das macht die moderne Civilisation so stark, so mächtig? Ist es nicht die universelle Entwicklung der Handelsverbindungen; durch die alle Länder der Erde und des Meeres, der Fabriken, der Eisenbahnen, alles was aus der Natur in ihrer unergründlichen Höhe hervortritt, alles was die Kunst und die unermüdbliche Industrie schafft, auf den allgemeinen Markt kommt, wo sich Verkäufer mit Käufer begegnen? In welcher Region auch die reichhaltigste Frucht der Poesie ein menschliches Product der Hand des Menschen nahe legt; ob es die Berge Chinas mit duftenden Blüten bedeckt oder als Korn im Sande Californiens glänzt; mag es in den tiefsten Gründen der irdischen Meere ruhen oder in der Sonnenhitze der fruchtbaren Ebenen des Südens reifen, mag es aus den englischen oder amerikanischen Werften zu Tage kommen: der mächtigste Sovereign des Weltalls zieht alles gleichmäßig an sich; aber nicht um es für sich zu behalten, sondern um es der Menschheit zu Diensten zu stellen.“ Wow dies

sein allgemeiner Standpunkt betrachtet zeigt sich der Handel allerdings in einem Schimmer poetischer Betrachtung und als ein Gegenstand hymnologischer Betrachtung; seine große weltgeschichtliche Mission hat wol auch noch sein Einflüßiger dem Handel in Abrede gestellt. Die Frage ist nur, ob von dieser Glorie auch auf das einzelne kaufmännische Geschäft ein Abglanz fällt, der den wahren Dichter einladen könnte, es zum Gegenstande poetischer Behandlung zu machen. Es mag sich Poesie knüpfen an die Seeschiffe, die der Kaufmann in ferne Dörfer ausfendet; wie aber sieht es, wenn wir in seine dunkelsten Comptoirs hineinblicken, wo die einzige Bewegung in dem Gerausch der auf- und niedergleitenden Gänge oder Stahlfedern besteht? Oder wenn wir uns in den Kopf des Kaufmanns hineinbegeben, der weiß nur über Zahlen, über Gewinn und Verlust und nicht über Ideen brüht? Thatsache ist, daß noch kein wirklich großer Dichter, einer von denen, welche auf der Menschheit ihren Wandel, sich versucht gefühlt hat, unter der Handelsreibenden Masse seine Fäden zu suchen. Der ritterliche Kaufmann Antonio im „Kaufmann von Venedig“, der so wenig von einem Kaufmann im modernen Sinne ist, ist eine seltsame Ausnahme; aber schon Graf Schulte-Schultze über diesen Gegenstand aus Hamburg am 20. October 1846: „Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde; denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Kaufmannsklasse bleiben, und es gehebt auch Shakespeare's Geiste dazu, um einen solchen Charakter zu erschaffen.“

Bibliographie.

Schuetzger, M., Kaufmann und Fremde. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Schulz-Dobner, M., Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Umläufe des Herrschens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seibler, L. P., Paul Werkmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Dramen. Zwei Theile. Frankfurt a. d. O., Schöner 8. 3 Thlr.

Strandemüller, J., Poetisches, oder: die Gründung von Birgulen. Poetische Erzählung. Baltimore, Schmidt. 1868. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Angerstein, W., Die deutsche Poesie und das Wartburgfest von 1817 in ihrem Zusammenhang mit dem Ernen. Vortrag, gehalten bei der Gedächtnisfeier für Friedrich Ludwig Jahn am 15. August 1868. Berlin. 1868. 8. 2 1/2 Ngr.

Arb, Toleranz und L

und Verführung. Mainz,

Baumgarten, M.,

heit. Ein Vortrag, gehalten

31. Januar 1869. Hamburg

Die Jähig-Afforen an

Botum von einem preussisch

besoldeten Affessor. Stettin,

Laguerrouziere, Der

Nach dem Französischen. De

5 Ngr.

Robenberg, J., Der

Hannover, Kämpfer. Gr. 8.

Wolffberg, Moritz über das Ereignis in Bologna.

Nach den authentischen Quellen erzählt und betrachtet. Ein

Vortrag zur Gedenkfeier des 19. Jahrhunderts. Stuttgart,

Grafmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Siebling u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis fünfte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die fünfte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis fünfte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Schwig, Gessler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Serdinand, Gräfin Cezky, Arnold von Winkelhake; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp H., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Chelzo, Barthelemy, Gustaf von Blomwig, Tell's Raube; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Brunnhild, Der Kapuziner.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes (Bogen 6—9 des dritten Bandes):

Beitisch-Columbien und Bancowverinsel. — Die Befestigung Antwerpens als europäische Frage. — Die Geste der Vegetarianer. — Alexander Herzen. — Kleinere Mittheilungen: Ugardh (Karl Adolf). — Armin (Wilhelm von). — Gallam (Henry). — Gagsfeld (Maximilian Friedrich Karl Franz, Graf von). — Kinkel (Johanna). — Knecht (Graf Heinrich). — Kotschinsk. — Lebeum (Anne Charles). — Manuffis (Theodor). — Rommel (Viktor Christoph von). — Simolin. — Sutenis (Wilhelm Moray). — Wurm (Christiam Friedrich).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen des 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Gavarret (J.), Lehrbuch der Elektrizität.

Deutsch bearbeitet von Dr. Rudolf Arendt. In zwei Theilen oder vier Lieferungen. Erster Theil. Mit 180 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erste Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 1 Thlr.

Dieses Werk behandelt in elementarer Weise, ohne Zuhilfenahme höherer Rechnungen, die Theorien der Elektrizitätslehre. Die streng logische Anordnung des Stoffes sowie die Präcision und Klarheit der Darstellung machen dasselbe ganz besonders sowohl als Lehrbuch für den Selbstunterricht, wie auch zum Gebrauch bei Vorlesungen geeignet. Der Verfasser geht Schritt vor Schritt von den einfachsten, bekannten Thatsachen zu unbekannten Erscheinungen über und entwickelt das Lehrgebäude der Elektrizität an einer grossen Zahl geschickt ausgewählter Versuche, die fast sämmtlich durch treffliche Holzschnitte erläutert sind.

Die deutsche autorisirte Ausgabe von Gavarret's «Lehrbuch der Elektrizität» umfasst zwei Theile und erscheint in vier Lieferungen zu 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 13. —

24. März 1859.

Inhalt: Neue deutsche Romane und Novellen. Von Hermann von Weizsäcker. — Zur Reformationgeschichte. — Aus dem Leben eines ungarischen Mädchens. — Dialektbildungen. Von Emanuel Kaulf. — Notizen. (Mecrenstromsandruck; Adelheid von Stallerbach.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue deutsche Romane und Novellen.

Unter den 22 Bändchen, welche, des kritischen Rückspruchs harrend, auf meinem Arbeitstische liegen und auf Stoff und Behandlung ein sehr buntes, helles Bildnis anmachen, nehmen die Arbeiten von Frauen eine hervorragende Stellung ein und mögen daher, ganz abgesehen von dem traditionellen Vorzugsrechte des schönen Geschlechts, meine Besprechungen eröffnen. Was bei diesen Frauennovellen vor allem in wohlthuender Weise zu bemerken macht, das ist das fast durchgängig tastvolle Innehalten der natürlichen Grenzen edler Weiblichkeit, die hier nirgends zu jenen traurigen und widerlichen Verwilderungen ausartet, welche die moderne Literatur gerade im Gebiete der weiblichen Mitarbeiterschaft nicht selten zu Markte bringt. Und so naturgemäß und instinctartig, als in den vorliegenden Frauennovellen sich die reine Weiblichkeit äußert, so ungesucht leuchtet daraus eine edle und innige Moral hervor, welche ein verklärendes Licht über diese anspruchlosen Schöpfungen verbreitet: ist ja die ideale Sittlichkeit vor allem das Wesen edler Weiblichkeit, deren erhabenste Wirkung sich in der Heiligung der Sitten und des Lebens ausdrückt.

1. Welt und Haus. Eine Erzählung für gebildete Frauen und Töchter von Elise Stenbel. Haran, Sauerländer. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das omnibuse Prädikat „für gebildete Frauen und Töchter“ ist nicht geeignet, für diese Erzählung ein besonders günstiges Urtheil zu erwecken, denn es fallen einem dabei sofort alle die häßlichen Sünden ein, welche über ein Jahrhundert hindurch unter dieser Receptadresse im lieben deutschen Vaterlande begangen worden sind, und nicht ohne einen gelinden Schauer stürzt man sich mit der unentbehrlichen Todesverachtung eines deutschen Kritikers in die Blüthenkassette der drohenden Strickstrumpf-moral und Klatschphilosophie. Obwohl nun der Eingang des Buchs diese Bedinglichkeiten keineswegs gestreut, weil ihm ein gewisser verhängnisvoller Conventualismus anhaftet, so schwanden bei weiterem Eindringen in die Erzählung bald die bedenklichen Nebel und ein reiner Genuss tritt an die Stelle des Risikobaus. Bedeutende Vorgänge, epochemachende Ideen, originelle Auffassungen hat es freilich nicht, welche diese Novelle besonders auszeichnen; aber gesunde Moral und Lebensanschauung,

lebenbige Handlung, Frische der Umbildung und charakteristische Färbung der auftretenden Persönlichkeiten entschädigen für den Mangel genialer Gestaltung um so mehr, als das Werkchen ohne jegliche Prätension an den Leser sich wendet. Die Aufgabe, zu schildern, wie ein junges unverdorbenes Mädchen aus dem stillen Asyl des Hauses durch die Stürme der Verführung in den Strudel des Genusses geräth, aus welchem es sich endlich mit erwachter stiller Kraft zur Tugend zurücktreibt und als schönen Lohn der Entsagung die Seligkeit des Gatten- und Mutterglücks im wiedergewonnenen Frieden des Hauses findet: diese Aufgabe hat schon so manche mehr oder weniger poetische Arbeit zu lösen gesucht; doch nur selten mit der im allgemeinen harmonischen und frisch in sich abgeschlossenen Weise unserer Verfasserin. Daß dieselbe dabei ab und zu etwas ins Breite geräth, Unbedeutendes besonders liebevoll zurecht legt, kleine Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche überseht und hier und da mehr Correctheit in ihren Sätzen hätte bringen können: diese Schwächen vergißt man gern über der Mannichfaltigkeit der vorgeführten Bilder, der freilichen Innigkeit des Ganzen, der wohl gelungenen Verknüpfung und Lösung der Hauptfäden und über dem Interresse, das sie bis ans Ende ihrer Erzählung sowohl an der Handlung als an den Personen wach zu erhalten weiß. Erscheinungen wie der Baron, die französische Gouvernante, der alte Diener des Herrn Herr und andere sind ganz trefflich gelungene Charakterfiguren, und daß unsere Autorin auch den Humor zu verwerthen versteht, beweist liebste Scene zwischen dem Baron und die Entführung der letztern. Mergewogene graße Geschichte, welche Amerika erlebt, fortgeblieben oder d scheinlicher vor Augen gebracht, so in der That einem frischen Strome, Wetter mannichfach aufgewühlt wird, grünen Ufern Ruhe und Frieden wend über sein Gebiet zu schweifen. amerikanischen Begebenheit verläßt u Gebiet und erntet als Frucht dafür ei den sonst so harmonischen Schluß ihr trübselig. Diese Erfahrung möge si Lehre dienen lassen; ein anderes ist ei mit leichter Parke befahren, ein ande Meerflut des Schiffes seufzendes Steu...

2. Novellen von Adelheid von Auer. Zwei Bände. Stuttgart, Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.

Wenn die Feder der vorigen Verfasserin einen mehr deutsch-bürgerlichen Charakter aufschlägt und gerade darin eigenenthümliche Vorzüge entwickelt, so hat das schweizerische Aeußere von

Abelheid von Kuer ein entschieden aristokratisches Gepräge, ohne deshalb, einige kleine Capricen abgerechnet, in jenen feilenlosen Salonten zu verfallen, der alles nur nicht poetisch zu wirken im Stande ist. Die Novellen dieser Autorin sind nicht alle von gleichem Werthe und je nach den mehr oder weniger in der Vergabung ihrer Verfasserin liegenden Aufgaben, welche sie sich stellen, von höherer oder niedriger Bedeutung. Im Grunde ist das Humoristische dem Talente dieser Dame vorwiegend zugänglich; das beweist die Erzählung „Die beiden Grafen“, welche einen durchaus langweiligen Eindruck macht und keineswegs die reiche Komik auch nur im entferntesten zum Ausdruck bringt, welche in dem dabei zum Thema dienenden fränkischen Mysticismus unserer Tage liegt. Wo indes die humoristische Behandlung nicht Zweck und Ziel der gestellten Aufgabe ist, sondern wo nur einzelne Figuren einer zufälligen komischen Beleuchtung unterworfen sind, da ist die Verfasserin wieder auf eigenem Grunde und nach dieser Richtung hin darf die kleine Erzählung „La duchesse du vinaigre“ ein allerliebster Charakterbild von echt ethischer Bedeutung genannt werden. Abelheid von Kuer be-

feine Beobachtungsgabe und sie jener pointirten und eleganten, welche der Conversations-istreich bezeichnet; allein diese ges inniges Gemüth, um ihren einer blendenden Spielerei zu Gebote stehenden heterogenen telzen und aus ihrer vertinten zu erzeugen. Zu dieser Wahr-umfänglichste der vorliegenden

„Veranlassung: die Verbindung der gegensätzlichen Geisteselemente zu einem schöpferischen Ganzen ist hier zwar keineswegs geglättet; vielmehr deutet alles auf einen fortgesetzten Kampf dieser Factoren miteinander hin und es läßt dieser geistige Proceß natürlich die künstlerische Ruhe der Behandlung in der vorliegenden Erzählung nicht recht zur Geltung kommen; allein der Wechsel der Behandlungsweise hat doch auch seine Reize und wirkt in dieser Novelle schon deshalb viel weniger störend, weil es sich hier um die Malerei der heterogensten, in sich selbst unaussprechlich ebbenden und flutenden Stim-

welt. Interessante Persönlichkeiten in lebhaften lokalen, gesellschaftlichen Beziehungen zueinander treten an demselben Orte wieder und fast dieselben geblieben, die Geschick mehr oder weniger um Erinnerungen! Früher gefühlte, geführte Fäden schlingen sich neu Schatten der Erinnerung wieder über sprechen, wenn auch nicht, so doch indem das Säuseln der Menschenherzen mahnenb rauscht; h da auf! wie wird die Vergangene zum Rahmen der ersten! Aber ab Gewesen um die Zukunft, als dieser Kämpfe, hat etwas Gewas ist der Mann, der sich mit diese Welt erschrickt einmal über t doch fast jede ihrer Persönlich- dem Aufgang, den andern nach d weder Fleming in Haanzen's Seite des tapfern Konf vermö- zu einem harmonischen Abschlusse ren blüht zu offen auf dem Grabe

von Margarethe's gebrochenem Herzen und alle Uebereinstimmung kunst der Dichterin kann und die Uebereinstimmung nicht verweisen, daß Margarethe's Herz erst sterben mußte, ehe sie sich an der Hand der ehrenwerthen Person beruhigte fühlen konnte. Unmittel- ist Neben die Gegenstände, ungeführt die bezeugten Dunkel sehen. Das ist der unaussprechliche verschleierte Losenindruck der

in Rede stehenden Novelle. Aber es mangelt deshalb nicht an trefflichen und höchst geistreichen Einzelheiten: die Charakterzeich- nung und Entwicklung der feilschen Vorgänge ist — die un- motivierten Entschlüsse abgerechnet — ebenso fein und sicher als im hohen Grade spannend, ja nicht selten ergreifend, und sonderlich der Charakter des Generals von Löwen sowie das eigenthümliche Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau, verstandenem Weite macht der Seelenmalerei der Verfasserin alle Ehre, die auch in Betreff des künstlerischen Gewerbs ihrer Fabel — die Schluß- entwickelungen abermals abgerechnet — ein sehr glückliches Ge- schick erkennen läßt, wennschon auch sie vor ganz unnützen Reib- schweißigkeiten und störender Vergünstigung des Nebensächlichen sich nicht ganz zu schämen verstanden hat.

Ein weiterer von künstlerischer Freiheit liegt über der „Son- nenaufgang und Sonnenuntergang“ benannten Novelle derselben Dichterin, wenn auch hier das Spiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, offenbar eine Verblendungslane der Autorin, man- nisch die Keinheit des Gedankens beeinträchtigt. Eine um so tiefere und ungebrochene Wirkung geht dagegen von der letzten Novelle der vorliegenden Sammlung aus, welche als die Perle der letztern bezeichnet werden muß und vollkommen jene poetische Unmittelbarkeit athmet, die das antrugliche Zeichen echter Dichterberufung ist. „Mit gebrochenen Flügeln!“ heißt diese edle und werthvolle Musengabe. Aus des Waldes dunk- len Asyle und aus den treuen Armen der liebenden Großmutter soll Helene, die junge kaum erst beschwingte Taube, hinaus- fliegen in die große Welt, zu lernen und zu werden. Und so steht sie mit dem Jugendgenossen, dem eine glückliche Liebe zu dem schönen Mädchen unerwidert im Herzen brennt, Abschied nehmend am rauschenden See; da sinkt eine wilde Taube her- ab zu ihr nieder. „Armes Thierchen — es hat den Flügel gebrochen, wie hat es nur dies so ungeschickt angefangen? Was's nun sterben — was soll ein Vogel mit gebrochenen Flügeln!“ so flüstert Helene und fragt dann den Gefährten, was das Bild sei. Der antwortet, auf dem See zeigend: „Solche Klarheit, solche Keinheit, solchen Frieden in eines Menschen Bruch und das unvergänglich strahlende Licht des Himmels über seinem Haupt — das ist Glück.“ Aber Helene dachte das Glück in andern Sinne: „Wie ich's nennen, wie ich's beschreiben soll, weiß ich nicht. Es scheint über mir wie ein Stern, es wirft leuchtende Strahlen über die Welt und ein jeder Strahl weist Blüten; aber all die Strahlen und die Blüten gelten nicht, nur der ganze Stern ist es, und „ehe man ihn errungen, ist alles nur Schein des Glücks“. Arme Helene, wärst du behar- geblieben in deinen Wäldern und hättest an seiner Liebe und an seinem Glücke dich genügen lassen, statt, dem innern Drange folgend, hinauszufahren, um den schönen Stern zu suchen. Aber sie fand den Stern am Herzen ihres Felix — ein lautes Sternenglück. Denn über den Geliebten brechen all die frevent- lichen Sünden der modernen Welt zusammen, welche seine Klä- tern ohne sein Wissen begangen hatten, und die Mutter als Ehebrecherin, den Vater als Betrüger erkennend, fällt Felix in Wahnsinn und Tod. Da wankt sie denn heim mit zertretenem Herzen und zertretener Liebe und halb rauscht der grüne Wald über dem Todeshügel der „Taube mit gebrochenen Flügeln“!

3. Neue belletristische Originalbibliothek. Sechster Band. — H. n. b. L.: Wellen des Lebens. Skizzen von Agnese Graus. Weimar, Kohn. 1858. 8. 1 Hft.

Die Dichterin — denn das ist Agnese Graus im wahren Sinne des Worts — hätte wol noch einen bezeichnenderen Namen für ihre „Skizzen“ wählen können als den Titel: „Wellen des Lebens“; denn ihre Schöpfungen sind vielmehr Wellen des Her- zens. Ueberall ist es in diesen Erzählungen und Charakter- bildern das Gemüth, welches in seinen Höhen und Tiefen, in den Stürmen und Schauern, Kämpfen, Leiden, Wonnen und Trübsen — Geschichte der handelnden Persönlichkeiten angibt, motiviert und bestimmt, und Agnese Graus ist eine tiefse- merin des kalten großen Menschheitsgeistes, dessen verborgene

Schönheit keine noch so scharfsinnige Philosophie, mal oder im höchsten Geist des Pöbels zu ergötzen vermag. Am ehesten sind anzuerkennen diejenigen dieser Stützen, welche dem Schauspielersleben entnommen sind und welchen eine tief eindringende Wahrheit und Lebenswärme innewohnt. Alle Leidenschaften und innere Kämpfe, welche vorwiegend dem Schauspielersleben eigenthümlich sind, aber auch alle edelsten, menschlichen und poetischen Beziehungen desselben weiß die Dichterin in farbenfrischster Darstellung zu verdeutlichen, überall mit durchaus ungeachtetem Feinsinn eine echt künstlerische Wirkung erzeugend. Die Qualen des künstlerischen Ehrgeizes und der schauspielerischen Selbstüberschätzung, die leidenschaftliche Liebe, die heilige Begeisterung für die Aufgabe des Künstlers, die alle Raffinerie der Verfälschung siegreich überwindende Tugend des Weibes, das bleiche Erb künstlerischer Herabgesunkenheit, die heitere Genügsamkeit in beschränktester Existenz: alle diese für die poetische Behandlung allerdings höchst dankbaren Momente hat die Dichterin oft mit wahrhaft tragischer Gewalt, stets mit echt poetischer Sanftigkeit zu verkörpern vermocht und darin nicht blos ihre künstlerische Begabung in helles Licht gestellt, sondern eine wahrhaft die und hohe Befähigung entfaltet, auf welche wir Deutschen um einmal einen besondern Werth zu legen Gott sei Dank noch nicht verlernt haben. In den der Bühnenwelt nicht angehörenden Stützen dieser Sammlung, welche nicht minder ein warmer poetischer Hauch durchweht, stößt oft eine gewisse Geduldlosigkeit in Situation und in Motiven, sowie eine Hineinsetzung in sentimentaler Ueberschwenglichkeit, wie sie die mehr realen Dingen entnommenen Bilder des Schauspielerslebens zu ihrem großen Vortheile nicht aufzuweisen haben. Sondern schwach nach die gerügten Mängel ist die „Um Dichterberg“ benannte Erzählung, während „Die Gesandten“ und auch „Drei Frauen“ viel gefundener in die Welt schauen. Auf Grund dieser Wahrnehmungen dürfte der begabten Dichterin zu rathen sein, daß sie sich vor allzu vagen, allgemeinen und phantastischen Vorwürfen hütet und ihr Talent besondern und realen Stoffen zuwenden, um der naheliegenden Gefahr der poetischen Verwelschung zu entgehen und Methode der Behandlung zu lernen.

4. Erzählungen und Novellen von Luise von Hammerstein. Frankfurt a. M., Bockl. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Offenbar baut auch diese Schriftstellerin ihre Arbeiten auf ähnlichem Grunde; allein ihre Voraussetzungen sind nicht immer von ethischem Geiste getragen und eine düstere und verworrene Schilderung liegt unheimlich auf ihren Schöpfungen. Sie hat eine gewisse Gewandtheit, die Dinge geschickt zu verwickeln und die noch so tief verwickelten Fäden in der Hand zu behalten; allein zuletzt geht ihr die Lust oder die Kraft aus und dann schließt sie matt oder gewaltsam. Die Wahrscheinlichkeit summiert sie ebenso wenig als die innere Wahrheit und ihre Gesetze haben alle etwas Kuppensartiges und Prädestinirtes. Dabei ist Luise von Hammerstein durchaus nicht ohne Talent; aber sie mußte ihre Aufgaben erstler fassen, wenn sie Freude an ihrem Schaffen erleben und diejenige Freiheit der künstlerischen Arbeit sich erringen will, ohne welche sich jede poetische Thätigkeit in die Monotonie auflöst.

Damit wäre denn den Damen, deren Schriften diesmal zur Besprechung vorlagen, alle schuldige Ehre in freimüthigem, nach bestem Wissen und Wollen ausgesprochenem Lob und Tadel erwiesen, und ich darf, ohne ferner an besondern Gattungen zu halten — unsere nivellirte Zeit verwischt dieselben ja immer mehr —, frisch in den literarischen Berg vor mir hineingreifen. Leider fallen sogleich zwei wenig erfreuliche Nachwerke heraus:

5. Durch Nacht zum Licht, ein Gedenkblatt von dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in Chalonnes.“ Erfurt, Willmet. 1856. 8. 18 Ngr.

6. Der Beruf, eine Novelle aus der Menschweiz. Regensburg, Huber. 1857. 8. 18 Ngr.

In beiden Tractäthen werden arme Seelen aus dem Namen des Teufels erröthet; in ersterm ein Mädchenlein, in letzterm ein

Jüngling; in ersterm zum letzten direct in den Schicksalbild „Durch Nacht zum Licht“ und läßt ein etwas in Bakorendstücken nach u Thätigkeit und Arbeitsamkeit friedigung zurückkehren; 5 und gelöst, aber doch stehend; die menschweizerische Gott, den alleinseigmachen einen dummen, läppischen zu bringen. Wäre dabei teresse erzeugt und läme u malische Bedeutsamkeit des man's allensfalls noch leser Sammelstücken jesuitisch sein Lauspaß gründlichst freischlicher Gottesfurcht wie dem materialistischen! Geschreibsel wie das vor nur zu viel rechtsfertigt die

7. Erzählungen von Falkner. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857—58. Gr. 18. 1 Thlr. 15 Ngr.

Falkn

Zweide ge

ihm durch

Material

rischen De

fenninist

der prattis

durchgängl

rend hier

Lon sowie

stört, lang

moralistisc

keit; auch

sich ersche

provociren

lungen sich

können: vi

welches m

oft durch

er sich in

Wie fesselt

Magisterin

die gedant

bibliothek

Frösche de

Stückwert

merhin les

nung erwe

ist, und si

Stämmchen,

die Licht und Wärme andathmen.

8. Fürstin Ursini. Der General Lindner. Historische Novellen

von Walter Tesche. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr.

7/8 Ngr.

Die erf

und an den

und in die

cher diese in

schönen G

bunten Gemil

licher Gran

sein Wesen

lichteit in di

nen pilanten

ganz anten

bedient nach
Anerkennung:
u bringende
ru im guten
athische Nase
wie ein Grab-
, die höchst
welchem die
die herrliche
seiner Gon-
, die Färbin
weise für die
fers Autors
bedeutenden
beste Abma-
u wenn trotz
Eindruck des
so poetisch
Ida ohne er-
so liegt der

Grund davon einzig darin, daß das ganze vorgeschätzte Erbd-
Geschichte weder in seinen Persönlichkeiten — das vorgenannte
episodische Pärchen ausgenommen — noch in seiner Handlung
irgendwie unser menschliches Wesen rührt und bewegt. Diese
Jagd um Vortheil und Genuß, dieses fortgesetzte Langern und
Schleichen des Egoismus, es kann die Seele nicht erfassen, wenn
nicht wahrhaft große und bedeutende Persönlichkeiten als Träger
edlerer Ideen aus dem Gewirr emporsteigen und den Sieg des
Menschentums verkünden.

Nicht weniger fühlbar macht sich dieses seelenlose Wesen in
der zweiten Novelle: „Der General Lindner“, und nebenbei be-
greift man nicht, warum der Autor diese Erzählung eine histo-
rische nennt; denn daß nach dem Aberglauben der Leute das
Gespenst eines ehemaligen russischen, bei der Ermordung des
Kaisers Paul theilhaftig gewesenem Generals spukend im alten
Schloß zu Kammerau umgeht und in einem Thurne historische
Documente mancher Art gefunden worden, das gibt denn doch
noch kein Recht, eine poetische Arbeit eine historische zu nennen.
Genuß, der gespenstige General, welcher freilich nur in der er-
higten Phantasie der Leute existirt, richtet Unheil über Unheil in
dem Herrenhause zu Kammerau an und wird die Ursache, daß der
wackere junge Förster Friedrich seinem Rädchen wegen aus Ge-
spensterfurcht verspäteter Hülfeleistung durch den Erstickungstod
im Kohlendampfe entzissen wird. Und da nun diese einzigen
zwei Krassen, Friedrich und Röschen, welche unser menschen-
liches Mitgefühl erregen — der englische Waff und der deutsche
Baron sind denn doch gar zu sehr „Götter der Schöpfung“, um
warm für sich einzunehmen —, zum Schluß der granitigen Spuk-
geschichte verschmettert werden, ohne daß irgendwie ein Engel
der Versöhnung aus dem Gremel sich erhebt, so läßt der Ausgang
der Geschichte auf die Empfindung einen wahrhaft vernichtenden
Eindruck und die trodene Moral: „Fürchte dich vor Gespenstern
nicht“, vermag das fadenstimmerliche Schlinggefäß nicht zu ban-
nen. Der Anfang der Erzählung verspricht entschieden mehr
und zeichnet sich aus durch sehr gelungenen Lokalcharakteristik durch
eine recht glückliche humoristische Färbung aus, die nun, mit
dem haarsträubenden Schluß zusammengehalten, im Verein mit
diesem dieselbe Wirkung thut, wie der Anblick eines Menschen-
loyses, dessen eine Seite in fröhlicher Laune harmlos lächelt,
während die andere unter Folterqualen juckt und zittert.

D. Bouquet. Originalnovellen von G. Gabaſch. Leipzig,
Matthes. 1868. 8. 25 Bgr.

Dieses hübsch ausgestattete Bändchen enthält des Portiffen,
Selttrichen und Humoristischen viel und spricht sehr günstig für
das Talent seines Verfassers. Acht Blumen von den verschied-
nen Gattungen, Garden und Dämonen bilden den in der
That schönen und ausgeführten Blütenstrauch, welchen der Dich-
ter sich und seinen Lesern gewandt hat und nicht eine derselben

darf eine mitternachts genannt werden, vielmehr hat fast alle
echte Kinder der Sonne und des Tages. In „Die Engelwacht“
schildert der Poet, wie des Thürmers kleines Kind in einer un-
bewachten Minute am Fries des Plattenbrettes nach Blumen
haschend, sich des sonnigen Abends fernend und von der Ge-
fahr nichts ahnend, herumgleitet, bis es kragt — aber nicht in die
Tiefe, sondern, von Engeln bewacht, in die Arme der athemlos
vor Entsetzen herbeigeeilten Mutter, Blumen im zitternden Glüh-
chen. Der Thürmer aber zieht sein Köppchen und im frommen
Danke gen Himmel blickend, murmelt er:

Du seufzt viele Engel aus,
In wachen rings im Haterland,
Daß sie uns deine Liebe mild,
Vorhalten als ein schimmernd Schild!

Diese kleine Sonne — ich habe keinen die dramatische Ein-
dringlichkeit des Begegnisses besser bezeichnenden Ausdruck — ist
ein wahrhaftiges kleines Meisterstück, insofern sie mit magischer
Gewalt den Leser in die angvolle Stimmung der Situation
reißt und ihm dann wieder die ganze Seligkeit der durch Gottes
Hand geleiteten Errettung des holden Kindes genießen läßt.

In „Eine weiße und rothe Ballkugel“ ist es die Pöbel-
der Ballnacht, die heitere und die thränenreiche, welche der Dich-
ter mit schwungvoller Phantasie verherrlicht, während „Die Ro-
donna der Nacht“ ein kühneres italienisches Nachtstück voll leidens-
chaftlicher Tragik bietet und in den „Barmherzigen“ ein dunkler
Akt aus Donizetti's Liebesleben sich mit dämonischer Gewalt
vollzieht. Das lyrische Bild „Die Phantasiegeborene“ athmet
Jean Paul'sche Ekstase und in dem schwermüthigen Fragment
„Läuzerin und Theologe“ stirbt eine heilige Seele den Dyrerich
für die Geliebte, welche dieser Tod vom Pfade der schönen
Gänge erretten soll. Ein reizendes Kunst- und Liebesleben blüht
in der lustigen Novelle „Hauswirthschaft“, bis des Todes schwarze
Schatten diesen holden Frieden bedrückt, aber die heilige Liebe
steht. Mitten unter diesen theils düstern und schwermüthigen,
theils erfrischenden und schwungvollen Poesien leuchtet die Humoreske
„Bambosche“ wie eine lachende Rose unter trauernden Lilien.
Dieses „Stück pariser Leben“ wird von einem so köstlichen Du-
mor befeuert und athmet eine so tolle und frische Laune, daß
man es, ohne zu ermüden, immer von neuem lesen und sich
daran erquicken kann. Der Dichter dieser Bilder, Phantasien
und Novellen ist ein begabter Geist, dem die Muse holde Ge-
sährtinnen sind: möchte er nicht zu lange schmetterlingartig von
Blume zu Blume flattern, sondern zu rechter Zeit seine schönen
Kräfte in der Lösung einer ersten künstlerischen Aufgabe con-
centriren.

10. Verstand und Gemüth, ein Bild aus dem Leben von Hans
Hermann Müller. Wien, Wallischauer.

Die Obstkrautlerin „Frau Leut“ an der schönen Kasse
zu Wildenberg war nicht zur Hüterin rothwangiger Apfel ge-
boren; vielmehr schien sie als Tochter des Landraths Heltenfried
gegründete Aussicht auf eine gütliche Lebensstellung zu haben.
Aber der Mensch denkt, Gott lenkt, und so wurde Heltenfried
Heltenfried nach dem Tode ihrer Eltern genöthigt, Dienste in
fremden Häusern zu suchen, sobald sie zur Kammerjungfer einer
geblühenden fürstlichen Kaufmannsfrau berufen. Im Hause
dieser Begüter knüpfte sich zwischen dem armen verlassenem Mädchen
und dem Reichen der wehrgenannten Zantippe ein jähliches Verhält-
niß engerster Art. Aber die lebenswährende Lante des jungen
Mannes weiß die Sache zu hintertreiben und ihre Intrigen
reichen so weit, daß nach geschehener Trennung die liebe-
belene, die Landrathstochter, glauben muß, ihre Frig habe sie
verlassen, während dieser sie vergeblich sucht, und sie sich schließ-
lich als Obstkrautlerin in die wildenberger Einsamkeit zurück-
zieht, sich resignirt zu schmerzbarer Gemüthskrankheit fassend und aus
mit dem Uhrmacher Dollmann näher verknüpfend. Inzwischen
hat sich Frig auch in sein Schicksal gefunden und, statt ihrer
Helene eine Clara in sein Herz schließend, diese letztere ge-

heirathet, nachdem dieselbe von einem Herrn von Sieberg von einem Selbstmordversuche in den Nordseewellen zurückgehalten worden war. Clara, Fritz und Sieberg treffen sich auf einer Vergnügungstour vor der Dübhuhe Helenens oder vielmehr der Frau Leni, welche ihren ehemaligen Geliebten schweigend erkennt und Clara statt, als sie den Uhrmacher Bollmann, welcher die Tragekessel des Städtchens in Pacht hat, sieht, in Ohnmacht, während dieser rasend davonstürmt. Herrn von Sieberg's Menschenfreundlichkeit, um nicht zu sagen Neugierde, löst das Räthsel: Clara hatte von diesem Herrn Bollmann einen Sohn, welchen dieser bei sich im Hause hegt und nun soll Leni die Verführerin vorstellen, indem sowohl Clara als Fritz beide schuldig (letzterer an Leni's Unglück) seien und also guten Grund hätten, jeder dem andern gegenüber beide Augen zuzudrücken. Zu diesem Zwecke wird ein Ballet arrangirt und nach einigen Proben und Contra gelingt der Verführungsplan so gut, daß Fritz Clara's und Bollmann's Sohn als den seinigen anerkennt, ihn mit der Nichte Bollmann's verlobt und Leni sogar mit ins Haus der versöhnten Gatten zieht. Diese höchst bedenkliche Anekdote endet dann, wie zu erwarten stand, damit, daß Dame Clara während eifersüchtig wird und „Frau Leni“ das Feld räumt, als Barmherzige Schwester ihr Leben beschließend. Diese verworrenen mit Liebern aller Art gespickte Geschichte soll nun die Moral illustriren: „Die Farben des Lebens sind: Verstand, Gemüth, Arbeit, Recht.“ Wirklich? O du armes farbloses Leben, wenn das deine einzigen Farben wären!

11. *Amarillen und Bartnelken. Gesammelte Novellen Erzählungen und Humoresken von Theodor Drobisch. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr.*

Theodor Drobisch ist ein so bekannter und beliebter Schriftsteller, daß es wol ziemlich überflüssig ist, als sein Lobredner in langer Rede aufzutreten. Die vorliegenden harmlosen Blätter, welche nur unterhalten und Gemüth und Laune anregen wollen, entfalten mehr oder weniger alle Vorzüge ihres Autors und zeichnen sich schon durch die große Tugend der Lesbarkeit, welche einestwegs so leicht zu erringen ist als die Selbstüberschätzung prahlt, höchst vorthellhaft vor andern aus. Am glücklichsten prahlen sind entschieden die humoristischen Stücke dieser Sammlung und unter ihnen vor allem die Erzählungen „Der Unschlückvogel“, „Ein Sohn, der für seinen Vater eine Frauucht“ und „Die ländlichen Wähler“. Da lebt eine so frische und wirksame Komik in der Situation wie in der Charakteristik und eine so heitere Harmonie zwischen Stoff und Behandlung, daß man sofort den Meister heranderkennt und den reinen Genuss es absolut Gelangenen empfindet.

2. *Paul Eifenschmidt oder Baronin und Sängerin. Roman von Freiherrn Konstantin von Giltensberg. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.*

Paul Eifenschmidt, der Sohn eines reichen Kaufmanns und Rittergutsbesizers, seufzt unter dem Druck einer bösen und niedrigdenkenden Stiefmutter und unter der herzlosen Gleichgültigkeit seines Vaters, so daß seine früheste Jugend traurig und gekümmert gestaltet und er nur bei dem ehrsamem Kutscher und in gebulbigen Thieren Trost und Erholung findet. Endlich ist ihm der Schosshund seiner gnädigen Frau Stiefmama, welchen er mit dem Rechte der Abwehr beleidigt hatte, aus dem Aterhause in eine pietistische Seelenveränderungsanstalt, wo der Despotie eines gelottischen Pfaffen die heilige Jugend rühmt und verdoppelt wird. Paul benimmt sich hier mannhaft genug und entzieht sich im Angesichte einer schmachlichen Knechtung seinem Kerker durch jede Flucht. Auf seinem Wege er will eben in die weite Welt hinaus — trifft er eine freude Schauspielergesellschaft der untergeordneten Kategorie, ist bei dieser Dienste, knüpft ein künzlich zärtliches Verhältnis zu der kleinen Jenny an, wird von einem braven Schauspieler, im Komiker der Bande, förmlich an Kindesstatt angenommen und verläßt dann die Lappenbühne des Herrn Directors Purg-

linger, indem er sich bei welle, deren Held er die Bekanntschaft einer neten geistvollen jungen später die kleine Jenny lieische Sängerin und Der Umstand, daß die men trägt, durchgehen, dem Theater erscheint binnen. Er ist inzwischen Pflegevater, ein etwas Ordentliches leif nicht ohne tanigste Weg den Pfaffen, welcher diesem Schleicher diem bringen zwar den Helde allein die Liebe weiß ff Seite seiner schönen G inzwischen gekorbenen I ter trotz ihres guten I freitig machen konnte. Stiefsohn der Baronin wird Haushofmeister de

Dieser Roman, d hat manches Lobwürdig und natürlichen Sprac und fährenden Retardiru nete Persönlichkeiten vo gange von Entwicklung und vorurtheillosen G echter Bildung sich gel ten mangelt es keines Komdbiantenlebens auf digkeit, Wahrheit und sten wie die komischen, rakteristik. Gestalten w Purglinger'schen Bände, echt komischen Kräftigte

ten und geistigen Erscheinungen der Baronin und Jenny's von wahrhaft poetischer Innerlichkeit und Tiefe, ohne daß die Besonderheit beider dadurch beeinträchtigt würde. Aber von diesem Lobe muß der Held des Romans geradezu ausgeschlossen werden. Er erregt nur bis zu seinem Abgange von der Purglinger'schen Gesellschaft durch die Frische seiner Erscheinung Interesse, von da an scheint der Rathheil des Dichters selbst sich von ihm ab- und den beiden lebenswürdigen Frauen zuzuwenden, denn es wird nur in Hauch und Wogen referatmäßig erzählt, daß Paul eben ein ehrenwerther Mann geworden ist; über diese Linie erhebt er sich nicht und auch dieser Eindruck schwächt sich noch ab durch die Passivität, zu welcher er im weiteren Verlaufe der Handlung verdammt wird ten für ihn, und dem stol schaffte sich selbst der P Paul's Schicksal. Und lose zusammengeheftete di die Baronin zur Firma der Rüge nicht zu vergeff Unwesen in der Kinderverh auf die Dauer ein so tief Verfasser dies voraussetzt hochstrebendes Weib wie und morgen an einem R Soldat, aber doch ein ist. Derlei Mängel der leiten und zu obenhin bef dem Buche mehrere und schnell schreibt. Herr vo gutem Gewissen glauben; seine dichterische Arbeit

bewahren und seinen Schöpfungen die unentbehrliche Festigkeit im Fundament und Aufbau geben, ohne welche das talentvollste Werk ein schwankender Versuch bleibt.

Käherud. Aber die Tochter des gemordeten Reichserben, welche dieser mit dem geheimnißvollen stillen Fräulein auf Burg Todtenstein erzeugt hat, Regina, ist noch am Leben und fordert ihr Königsrecht, ob sie gleich unter der Obhut des würdigen Abts Bernhardt, eines Creatur des Thronräubers Philipp, in sichern Klostergeheißsam hinter Schloß und Riegel steht. Mit Hülfe eines Doctor Alguaraza, welcher die mystischen Künste der Zeit zu höhern Zwecken treibt und den Herrn Abt vermag die Mittel beherrscht, wird Regina durch den kühnen Ritter Unbesonnen aus dem Kloster befreit und indem sie, eingeweiht in chemische Geheimnisse, welche der Aberglaube mit Sauderei bezeichnet, in einem Rauchfasse weißen Dampf hinter ihrem schwebenden Kasse verbreitet und so im Wolke den Wahn, die Kriegsjungfrau weise die Schlachtfelder, erzeugt, gelangt sie glücklich auf die sichere Burg Todtenstein. Ein geheimer Bund der hohen Herren des Landes wirkt für sie im stillen, indes Ritter Unbesonnen offen für sie kämpft. Umsonst versucht Abt Bernhardt die königliche Jungfrau als Here von Babylon, umsonst zieht die Heeresmacht König Philipp's gegen sie zu Felde, umsonst stellt der fanatische Priester sich an die Spitze der Geistesherden, denen sich König Philipp anschließt: die geheimen, wenn auch wider Regina's Willen angewandten Sauderfünke des Doctor Alguaraza, die Treue der Bergvölker, die Geliebten des Ritters Unbesonnen und Regina's Herrschergröße erkämpfen der guten Sache den Sieg; die junge Königin reicht dem kühnen Ritter ihre Hand und eine neue Sonne des Glücks und des Friedens steigt herauf über die grängsteten Länder.

Also der Hergang dieser höchst eigenthümlichen und originalen Schöpfung, welche ebenso sehr durch die echt künstlerische Consequenz der Entwicklungen und des Fortschritts der Handlung als durch die plastische Kraft und Schärfe der Charakteristik und durch den eigenartigen, durchweg streng festgehaltenen Ton der Zeit interessirt. Es ist da alles so rund beisammen, so sicher ineinander gefettet, so folgerichtig, es sind die einzelnen Momente in Darstellung und Vorführung der Begebenheiten so sicher berechnet und so höchst wirksam im Besonderen wie im Allgemeinen, daß wir der künstlerischen Behandlung das Prädikat „ganz vorzüglich“ nicht versagen können. Auf dem düstern historischen Grunde der allgemeinen Furcht vor dem herannahenden Weltuntergange und der daraus erzeugten Verwirrung und Ausartung aller Zustände zeigt unsere Erzählung wie die glühende Lavamasse eines finstern verderbenschwangern Bergkraters empor und erhebt mit ihren unheimlichen grellen Flammen eine in wildem Aufruhr durcheinander gewühlte Welt, bis die Gluth des Verderbens und der Nemesis sich erschöpft haben und der holde Stern des Friedens versöhnend über den Trümmern strahlt, die unter seinem Schimmer zu herrlichem Neubau sich erheben werden. Da, wo das Grauenhafte der Begebenheit allzu energisch sich zur Geltung bringt, hat der Dichter theils mit seiner poetischen Ironie, theils mit drastischem Humor das Graue gemildert und jederzeit bethätigt er sich mit freiem Geiste als Herrscher seiner Dichtung, der er in keinem Punkte zum Opfer fällt. Alle mannichfaltigen Tugenden poetischer Schöpfungskraft vereinigen sich in dieser Arbeit, deren Bedeutsamkeit in der harmonischen Verschmelzung des Realen mit dem Phantastischen zu einem Kunstwerke besteht. Die Flamme dieser Dichtung leuchtet weit hinaus bis in unsere Zeiten hinein, und blüht wie ein funkelnder, scharf geschliffener Krysal aus einem Lichterke von tausend Strahlen aller Farben.

15. Die Freimünzer. Roman in drei Büchern von A. Kästner. Drei Bände. Leipzig, Hartnoch. 1857. 8. 4 Hfr. 20 Ngr.

Man ist recht müde, wenn man diese drei dickleibigen Bände Freimünzerei durchgearbeitet hat: schade um das an eine abjurde Idee vergeudete Talent! Kästner beginnt sein Werk mit vollen kräftigen Accorden, welche ein großes Charakterbild im Gebiete des Egoismus und der Habgucht erwarten lassen, allein statt dessen wird ein Labyrinth völlig gaunerhafter und moralisch

14. Norddeutsche Volksbibliothek. Herausgegeben von Hermann Schiff. Erster Band: Regina oder Das Haus Todtenstein. Altona, Verlagsbureau. 1858. 8. 1 Hfr.

Es ist die düstere Zeit des 10. Jahrhunderts mit ihren Weltuntergangsgängen und wilden Geisteshaufen, in welcher diese Erzählung sich zutragt. Am Gistranke des Bruders ist der nächste Erbe der Königskrone gestorben und diese hat der Mörder sich aufgesetzt, mit Blut und Tod seinen finstern Thron

wissenschaftlicher Maschinenbau, welche nicht aber weniger dem Ingenieur die „Der Brand heiligt das Mittel“ heiligen, zusammengebaut und drei starke Bänder hindurch ein weissenlanges Rechenröhrchen des raffinsten Industriematerials abgewickelt. Die mathematische Kunstfertigkeit und Verkanndescharfe, welche sich in dieser Gejaght von Mine und Contremine offenbart, ist außerordentlich; aber für Geist und Seele kommt dabei nichts heraus und so verschleichen die geschilderten Intriguen und Gaunereien am liebsten, sie lösen sich doch bald in ein idyllisches Einerlei auf. Was nützt die zum Theil vorzügliche Technik der Charakteristik, wenn die geschilderten Persönlichkeiten keinen Adel und keine geistige Bedeutsamkeit an sich tragen! Wie wirkungslos ist eine Spannung der Handlung, welche auf demselben Rigel der Spionkundschaft basiert ist, gegen welchen Mäher doch entscheidend freute macht! Und dann steht das Buch voll Schlüpfrigkeit, und die Behandlung dieser Obsiditäten ist eine schäblich geistlose, aufheben frivole, ja stellenweise geradezu ekelregende. Mit solchen Mitteln zerreiht man die Kette des Lesers nicht, man will sie höchstens auf und windet sie anders; nur eine wahrhaft große stilkliche Befinnung, welche hohe Thaten gebietet, erhebt sich triumphirend über den Geist der Lüge, die heimlichen Informationsbesessenen Intriganten dieses Romans tauschen nur Gleiches mit Gleichem, Schwindel um Schwindel; denn — um mit Bruch zu reden — „In Günde kann die Freiheit nicht gehen!“

Hermann von Seignac.

Zur Reformationgeschichte.

Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archaischen Beilagen. Von Wilhelm Rossmann. Jena, Maier. 1858. 8. 2 Thlr.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Eifer und die Theilnahme, welche die Reformationgeschichte gefunden, im gleichen Grade andern Perioden unserer nationalen Geschichte auch zu Theil werden möchte. Das Zeitalter der Reformation gehört nämlich zu denjenigen Epochen, die am meisten und gründlichsten bearbeitet worden sind; die historische Literatur ist überreich an reformationsgeschichtlichen Beiträgen und namentlich an Biographien aus der betreffenden Epoche. Wir haben im Laufe des vorigen Jahres Gelegenheit gehabt, die hervorragenden jener Erscheinungen die das Jahr zu Tage förderte, in d. Bl. zu besprechen. Kann gibt es mehr irgendeinen Mann, der an jenem segensreichen Werk der Glaubensreinigung theilgenommen, und wenn es auch nur dadurch wäre, daß er an irgendeinem Orte das Wortwahl zuerst in zweierlei Gestalt ausgetheilt oder an irgendeiner theologischen Glablatorenkanzlei, will sagen Disputation theilgenommen, dem man nicht eine eigene Monographie, oft eine mehrbändige, gewidmet und den man nicht als ein besonders ausgezeichnetes und begnadigtes Hülfsmittel der gereinigten Lehre dargestellt hätte, an dessen Vortrefflichkeit mit Ausnahme der Apostel oder der Kirchenväter kaum ein anderer reichte. So gern man geneigt ist, die Bestimmung der Pietät, eine Eigenschaft, an der unsere Gegenwart sonst so arm, gelten zu lassen und den historischen Fleiß anzuerkennen, aus dem solche Werke hervorgegangen, man kann doch nicht umhin Bedenken gegen ihre Production zu äußern. Einmal führt dieses Fahrgeiz oder vielmehr diese Schiffahrt unter der Flagge der Reformationgeschichte viel Ballast und Lastung, die Frucht, deren Genuß nur vermittelt wird, ist nicht selten ein Haufen Syren, in dem der geübten und brauchbaren Körner gar wenige, nicht selten nur werden diese Monographien insofern geradezu schädlich, als sie ein vom partiell befangenen Standpunkt aus gemalltes Bild der geschilderten Zeit und der geschilderten Persönlichkeiten geben, ein Bild, in dem auch dasjenige, was zu tadeln und zu verworfen, als für die Gegenwart nachahmungswerthe Proben der Glaubensstärke und der Ueberzeugungsstärke empfohlen werden. Der Grund der Vorliebe für das Reformationzeitalter ist allerdings sehr leicht erklärlich; man greift Momente aus der Epoche heraus, weil deren innerer Zusammenhang und mannichfache

schichte geschrieben hat, sondern daß er willkürlich Geschichte

des Reformationszeit-
de Reflexionen über die

1) Buchs näher an. Es
osmann's, ein Resultat
ntersuchungen gewonnen
bereits vor den Unter-
regeln stehend: die Re-
zeit des mittelalterlichen
i Staat und Kirche zu
i's schrumpft die Auf-

gabe der gesamten Reformationsgeschichte dahin zusammen, die
Umwandelung der mittelalterlichen Anschauung über Kirche und
Staat in die moderne Anschauung über beide Mächte und mit
dieser Idee die tatsächliche Umwandlung des mittelalterlichen
Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in das moderne darzu-
stellen. Es wäre demnach viel richtiger gewesen, er hätte seine
Studien nicht Beiträge zur Reformationsgeschichte genannt,
sondern die historische Entwicklung des Verhältnisses zwischen
Staat und Kirche. Der Gegensatz nun der mittelalterlichen und
der modernen Idee über dieses Verhältniß ist nach Rossmann
das folgende. Im Mittelalter ist es die Kirche, welche dem
Leben des einzelnen und der Nation Richtung und Leben gibt.
Nicht nur sofern dem Gemüthe die Sagen der Kirche als
fest und unverrückbar galten, sondern indem das staatliche und
private Leben überall gebunden ist durch die äußerliche Macht,
über welche sie verfügt. In der energischen Durchführung der
Katholizität hat sie alle Lebensthätigkeiten überwaltet, und weder
neben ihr noch über ihr gibt es irgendeine selbständige Instanz.
Denn das Reich ist nichts Besonderes neben der Kirche; es ist
da in Kraft derselben Idee, welche die Kirche trägt, und ist ge-
gründet auf dem Gedanken, die natürliche Welt für sie zu ge-
winnen und zu ordnen und die irdischen Verhältnisse der Menschen
im Sinne der Kirche beherrschen zu sollen. In moderner Zeit
 dagegen liegt die Summe aller Macht im Staate, und die Kirche
hat kein anderes Mittel zu wirken als durch das freie Wort
auf das freie Gemüth. Weder das Leben der einzelnen noch
das der Nation ist gebunden durch die Sagen der Kirche.
Die mittelalterliche Gemeinsamkeit der Nationen ist zerlegt durch
die Interessen der einzelnen. Sie gleichen ihre Ansprüche gegen-
einander aus im diplomatischen Verkehr, der sich in dergleichen
Grenzen bewegt, welche das Völkerrecht fest. Aber die Grund-
sätze dieses Völkerrechts sind nicht identisch mit den Bestimmun-
gen der Kirche, und die Gemeinsamkeit der Nationen, sofern sie
s anderes als auf ein
Kirche in äußerlich bin-
n Einzelnen Maß und
ist getreten und gehört
ebens an als jedes an-
Unterschied geschaffen;
Kirche und Reich in

1) über das mittelalter-
Kirche greift Rossmann
und flüchtig skizzierend,
von Eoiffens, auf dem
Throne der Merovinger
ner Weise, welche nicht
Zeiten und Menschen
ngen in jene Epochen
: bis zum Ende des
ich bei dem damaligen
bart gemeinsamer sitt-
n lebenswerth machen.
late der Auflösung zur
Idealismus, der zuerst
ellisch mächtige Kirche
ch selbst zurückwies.
so zusammen, so lag

es ohne Zweifel darin, daß man, indem man die weltlichen
Dinge im Princip verachtete, sich doch die irdische Lust erschließ
mit Hilfe eben der Kirche, welche den Himmel zu vertreiben
vorgab. Diese Lage frust am Markt der Völker. Es fehlte da
sowol der Noth, kräftig die irdischen Dinge anzufassen und sie
zur Grundlage geistigen Lebens zu machen, als sie ganz un-
rückhaltlos zu verwerfen. Drei Stadien sind es, welche aus der
Verfälschung des Katholicismus resultiren: dieser furchtbare Ma-
terialismus, jene Wundersucht, welche die Geister aller beherrscht,
und ein drittes, welches als der zengende Grund des Neuen zu
betrachten ist. Es ist wahr, die Geschichte jener Zeiten durch-
schreitend wandelt man auf verfohlten Trümmern. Aber es hat
doch nicht die volle Wahrheit, sie zu zeichnen und das Bild für
das jener Zeit auszugeben (V). Wo ist da eine Wandlung der
Welt, welche die Atmosphäre bewegte? Denn dies ist die Ur-
sachung: indem das mittelalterliche Wesen sich verkehrte, ward
ein ungeheures Maß von Wärme frei. Es scheint die Hölle
von Meinungen und Doctrinen beizugehen werden zu können, welche
das 14. und 15. Jahrhundert erzeugen. Das zeichnet sie alle
aus, daß sie ins Ungemessene sich erweiternd die Menschen mit
aber ihr anfängliches Reinen hinaustrieben. Das ist das Ge-
schehen nach neuen Welten. Um so stärker und drängender
werden die Gedanken, je weniger es gelingt, neue Bindungen zu
finden, neue Formen zu schaffen. Die großartigen Gedanken
und Ausflüchte bewegend sah man sich außer Stande, die Ver-
hältnisse, hartnäckig, verworren und verwachsen wie sie waren,
zu rücken und zu bewegen. Eine Lage der Dinge, welche in
kürzester Zeit unglaublich viel eble Kraft verzehrte, die besten
Namen verbrauchte und das Kleinsten zwang, sich mit Unreinem
zu befaßten. Gegenüber diesem Verfall und dieser Auflösung
lag die einzige Möglichkeit, zu neuen und heilvollen Zuständen
zu gelangen, allein in der Anerkennung des irdischen, Erbsen
und der natürlichen Verhältnisse des Menschen als der Grund-
lage geistigen Lebens. Die kirchliche Reformation konnte nur
diese Aufgabe haben, in allen Bereichen das irdische Leben wie
derzugewinnen und zur Anerkennung zu bringen, um dadurch
für den Menschen realere Bedingungen herzustellen, als der bloße
Gedanke der Christenheit gewesen war. Der Verfasser geht den
verschiedenen Urscheidungen nach, in denen er den Ausdruck der
verwandten modernen Anschauung erblickt, und mitunter wach
er recht zureichende und knappe Bemerkungen. So schreibt er
unter andern über die Kunst (S. 73): „Es ist eine zwar feine
aber nicht minder deutliche Offenbarung des modernen Wesens,
wenn Filippo Brunelleschi den im germanischen Stil begonne-
nen Dom von Florenz in einer gewaltigen Kuppel vollendet,
als wenn Huß auf dem Concil von Konstanz die Verdrängung
der weltlichen Macht verkündet. Wenn van Eyck die Technik
der Delmalerei vollendet und dadurch die Malerei, die nun nicht
mehr bloß auf die Wände heiliger Gebäude gemiesen ist, aus
dem Dienste der Kirche befreit; wenn die Autoren der Griechen
und Römer aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen, in den Schu-
len eingeführt werden, so sind das Ausprägungen ebenbürtigen
Geistes, der die Theologie jetzt vollständig verwanbelt. Wenn
Albrecht Dürer vier Apostel als die Vertreter der vier Tempera-
mente darstellt, so ist das eine ebenso kräftige Durchbrechung
der Katholizität, als wenn Gerhard Terbolt von Süßpfein darauf
bringt, daß das Volk das Evangelium und seine Werke in der
Muttersprache besäße, und selbst niederländische Urbanungsschrip-
ten schreibt.“

In der Entwicklung der bezeichneten modernen Anschauung
unterscheidet der Verfasser verschiedene Perioden. Das Charakte-
ristische der ersten bestand darin, daß sich das moderne religiöse
Princip und das moderne staatliche Princip ohne Beziehung
aufeinander selbständig entwickelten: „Der moderne Staat ent-
stand in der Nothwendigkeit einer einzigen unbezweifelten Auto-
rität gegenüber der mittelalterlichen Vermischung geistlicher und
weltlicher Macht, und diesem seinem Ursprunge gemäß war es,
daß er sich aller überlitterischen Rücksichten enthielt und nur in
der Verfolgung seiner eigenen nächsten Interessen sich bewegte.

Es ist das reine, nackte, überlose Königthum aus, dem die Herrschaft Golbmann ist, das keine andere Aufgabe als den Krieg anzufrucht und die wahrhaften, ständigen sich nicht zumutet. Diese vollständige Emanzipation des weltlichen Regiments war die notwendige Reaction gegen die Verkümmern, die es erlitten. Es war notwendig, um den Staat das Bewusstsein der Persönlichkeit gewinnen zu lassen. Diese Verkümmern des weltlichen Lebens war nach Kosmann das Product der humanistischen Bildung, wie sie von Italien ausging. Aus den Verkümmern jener Männer hat also nichts resultirt, als das „nackte, überlose Königthum“. Man denke! Wie einseitig und willkürlich, wie verkehrt, wie geradezu falsch!

Luther wird von Kosmann zu einem großen Politiker und Staatsmann von dem unerschrockenen und weisheitsreichen Geiste gemacht. Nach ihm war der schlichte Mensch, dessen Verständnis für politische Verhältnisse doch in Wirklichkeit und Wahrheit ein sehr engbegrenzt beschränktes war, „völlig durchdrungen von der weltanschaulichen Bedeutung der Gedanken“; man darf von den Änderungen im Staatsleben, die in jener Zeit vor sich gingen, nicht als von Folgen der Reformation reden, denn „sie gehörten zur Reformation selbst und Luther überließ sie ganz“. Das Luther auch nicht ein einziges staatspolitisches Verhältniß seiner Zeit zu übersehen und zu beurtheilen im Stande war, riet den Verkümmern des Mannes seinen Abbruch, denn seine Verdienste liegen nicht nach der Seite der Politik, aber dieses Anwerthen ist eine hinreichend constatirte Thatsache. Der einzige unter den Männern der Reformation, der ein solches Versehen befiel, hieß Ulrich von Hutten, und wie wenig Luther dessen Ulrich von Hutten zu begreifen und zu übersehen vermochte, kann man in der trefflichen Biographie des Ritters nachlesen, mit welcher Strauß unsere Literatur bereichert hat.

Wir verließen, dem Verfasser in weitere Einzelheiten zu folgen. Er ist ein denkender Kopf unschätzbar, aber die Methode, mit welcher er an die Betrachtung der Geschichte herantritt, halten wir für grundfalsch. Der materielle Inhalt seines Buchs macht den Eindruck, als stürmen dem Verfasser während der Arbeit die Gedanken im Halse zu; aber er ordnet und beherrscht den Reichthum nicht, er springt von einem noch nicht hinreichend erörterten Gegenstand zu einem neuen ab, um später wohl wieder auf jenen zurückzukehren. Wiederholungen sind dabei unvermeidlich, auch Unklarheit entsteht nicht selten, die Composition hat nichts künstlerisch Veranlassendes. Das die Darstellung keine Lebenswärme, werden die von uns mitgetheilten Stilproben gezeigt haben. Schönheit ist ein Geschenk der Natur. Man kann ebenso wenig von einem akademischen Dozenten verlangen, daß er schön schreiben, als daß er jedermann durch den Reiz einer persönlichen Erregung begreifen soll. Was aber die Literatur mit Zug und Recht von ihm verlangen kann, ist, daß er mindestens verständlich und deutlich schreibt, ganz so, wie die Berufschrift mit Zug und Recht von ihm verlangt, daß er nicht in schwunziger Rede und im fadenstehenden Red sich ihr vorstelle. Ein schlecht geschriebenes wissenschaftliches Werk macht im Leser unangenehme Qual, der mit der Auslegung des Inhalts noch genug zu thun hat; die Toleranz, daß man in solchen Fällen gegen Formfehler an der Sache willen nachsichtiger, ist sich nicht verantwortigen. Der bringende Finger mit einem zureichenden Regel bleibt immer anständig.

Aus dem Leben eines ungarischen Flüchtlings.

er Flüchtling. Von Ivan Golovin. Leipzig, Habarr. 1869. 8. 26 Rgr.

Die Weltgeschichte rechnet mit den Summen unermesslichen Glücks und Unglücks. Verfolgt man ihre Combinationen inner, so ist man versucht, an einen Fatalismus zu glauben, jen dem keine Appellation statthabte. Wir können uns frei gegen, allerdings, aber nur so weit, als es die Rette erlaubt, an unserm Arm streit. Wir sagen wol, jeder sei seines Glückes Schmied, aber es ist Thatsache, daß sich die meisten 1869. 18.

Flüchtling

großen Millionen Glück g verfallen umwerne und eine Uebel; wie nach der and nur ein wie glück irgendwo Daß es Formen auf rati zu sein, moniat wird es glücklichen werden.

Aus der hauptsächlichsten Mittel, wodurch die Weltgeschichte ihre Zwecke fördert, sind die Auswanderungen ganzer Familien, Sippschaften und Stämme. Diese Auswanderungen sind theils freiwilliger, theils gezwungener Art, entspringen entweder dem Gefühl der Unbehaglichkeit und der Unzufriedenheit mit den früheren Verhältnissen, oder sie sind die Folgen offener Gewaltthat und Tyrannei. Schon Adam war im Grunde ein Expulsif. Es war ihm nicht beschieden, fortdauernd in Paradiese zu leben; nachdem er vom Baume der Erkenntniß die verbotene Frucht gekostet hatte, erkannte er, daß im Paradiese nicht seines Bleibens sei; er schaute sich aus diesem Zustande dumpfer einsörmiger Nichtthuererei hinweg; der Engel mit dem flammanden Schwerte, der ihn hinaustrieb, war nur seine innere Unzufriedenheit und die instinctmäßige Erkenntniß seiner Menschenwürde und Menschenaufgabe. Er sollte dem ganzen Menschengeschlechte das Vorbild sein, daß dessen Aufgabe nicht im bloßen müßiggängerischen Genuß bestehe, daß es arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen müsse. Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde eine Geschichte ihrer Auswanderungen. Die Juden wanderten nach Kanaan, die Jonier nach der asiatischen Küste, die Lyrrhener nach Syrien, die Angels nach Britannien und u. s. w. Von Auswanderern griechischer Städte, welche vor der legenden politischen Vertrieben wurden, wurden die schönsten Stücke des Erdbodens fruchtbar gemacht, die blühendsten Handelsstädte gegründet. So bis auf die heutige Zeit. Einem Haufen auswandernder Briten, namentlich Puritaner verbunden mit die gewaltige nordamerikanische Republik. Strecken fruchtbarer Bodens befinden sich irgendwo in den Händen wilder Völkerschaften, in deren Händen sie werthlos sind: da jenseit die Weltgeschichte an irgend einem Punkte der civilisirten Welt politische oder religiöse Zwangsmittel an oder erweist in überfüllten Landstrichen bei Hunderten und Tausenden das Bedürfnis, ihre Lage zu verbessern, und der Strom der Auswanderung ergießt sich dorthin, gleich einer zu hoch geschwellenen Flut, die einen Ausweg sucht. Welche unermessliche Bedeutung die Auswanderung zu verdienen, und agrarischen Zwecken in unsern Tagen gewonnen hat, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Weniger deutlich liegt vielleicht der Nutzen und Answort der eigentlich politischen Emigration vor; doch ist auch sie ohne Zweifel einer jener Factoren, womit die Weltgeschichte rechnet; diese Emigration trägt wesentlich zum Austausch der Ideen, zu jener geistigen Verschmelzung der Völker bei, welche vielleicht im Plane der Weltgeschichte liegt, während dieselbe Emigration doch auch wieder den bereits zerstreuten Fragmenten dieses oder jenes Volks einen Halt- und Stützpunkt zur Conservirung ihrer Landessprache und Landeskunde in fremden Ländern gewährt. So sehr wir, daß das Unglück der einzelnen immer zum Glück und Gedeihen des Ganzen beiträgt, was freilich für den Angestrichen selbst nur ein leidiger Trost ist; denn ist auch der Schmerz an

sch sein Uebel, sondern notwendig, so empfand ihn doch selbst der Philosoph, welcher von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt ist.

Ein Abschnitt oder vielmehr nur einige gewürzte Episoden aus der lehrreichen Emigration behandelt der Russe Iwan Solovine, der sich namentlich durch seine Betrachtungen für den Pan-Slavismus bekannt gemacht und dadurch bei manchen in den Verdacht eines russischen Emigrés gebracht hat, in seiner Schrift „Der Flüchtling“, welche er als „dankbarer Sohn“ seinem „großen Vaterlande“ gewidmet hat: eine Widmung, die vielleicht ebenso zweideutig ist, als das vorangehende Motto: „Gott sei ihr, wo ihr verfolgt werdet um der Gerechtigkeit willen“, denn mit diesem Motto ist noch immer nicht gesagt, daß die, deren Leiden er hier schildert, „um der Gerechtigkeit willen“ verfolgt wurden. In der Vorrede beklagt der Verfasser mit Recht, daß es noch keine allgemeine Geschichte der Emigration gäbe; aus die Geschichte der protestantischen Emigration sei vollständig behandelt worden, und zwar von Tabling in dessen bekanntem Werke. Ueber Karl's II. Aufenthalt am Hofe von St. Germain und in Holland, „wo seine Kleider zusammenhingen 30 Schilling in dem Momente, wo er mit dem Rufe zum Thron die Laufende von Pfanden und Löhnen kamen, die er seinem Bruder häufiger vorzeigte“, enthalte die „Geschichte der großen Revolte von Glarnden“ einige Angaben und über das Emigrantenlager in Koblenz seien in Chateaubriand's nachgelassenen Memoiren nur wenige wichtige Andeutungen zu lesen. Der Hof Ludwig's XVIII. in Wien sei noch unbekannt. In Betreff seiner Schrift sagt der Verfasser im Vorwort: „Die gebrochene Revolution von 1848 zerstreut Flüchtlinge aller Nationen nach allen Ländern; doch schlagen sie ihr Hauptquartier in London auf. Ihre Leiden, Drangsale und Bekümmernisse zu schildern, ist die Aufgabe dieses Werks. Der Flüchtling ist ein politischer „wandernder Jude“, der keine Rast und Ruhe hat, dessen Vaterland die Landstrasse ist, zu dem die Regierungen fortwährend schreien: „Wehe fort!“ u. s. w. Endlich ist es die Absicht des Verfassers — die wir in der That nicht in diesem Werke gesucht hätten — die Hygiene, welche sich wenigstens in England und in den Vereinigten Staaten als Lage mehr Geltung verschafft, „in das alltägliche Leben einzuführen“.

Wir glauben, daß die Rezensenten der Mehrzahl nach mit ihrem Urtheil über die wenig umfangreiche Schrift Solovine's bald fertig sein werden; sie werden sie wahrscheinlich kühnlich, oberflächlich, geschwätzig, ein Gemisch zusammengewürfelter Karikaturen u. s. w. nennen. Wir müssen jedoch bekennen, daß wir sie mit vielem Vergnügen und theilweise nicht ohne Bekehrung gelesen haben. In einer Hinsicht war sie uns sogar sehr interessant; wir glaubten und ihr die Symptome jenes Geistes zu erkennen, durch den Rußland einmal mehr als durch alle seine Kriegen und zahllosen Bürgerkriege der europäischen Civilisation gefährlich werden kann: das ist der Geist einer furchtbaren Unkonsequenz, die an den Menschen und Dingen nichts Daßes mehr erblickt und alle Handlungen auf egoistische Zwecke zurückführt. Dieser schamlose, wehrhaft erdummende, losen Laufs, zu deren nationaler Charakter sich noch die Egoisten der deutschen philosophischen Speculation und der französische frevel spielende Witz und Caprice gesellen — drei Elemente, die in einer Hand vereint ihr Verhängnis haben — glauben wir bei allen russischen Schriftstellern begegnet zu sein, deren Schriften wir bisher kennen lernten. Ihre höchste Höhe mag sie endlich in den bekannten nachgelassenen Selbstbekenntnissen des großen Moskowiten erreichen, der in gründlicher Vernachlässigung seiner geistlichen Pflichten verlebte. Da begreift man umgekehrt einer Strafe, aber auch umgekehrt einer schmerzlichen Schwärmer, die an sich und die Menschheit glaubte; alle Götze sind epigrammatisch geschildert, und selbst die in der obersten Unwissenheit, wozu sie die schlauesten Dichtwerke der Menschennatur darlegen, weißt uns zu wahr. Die Menschen kennen, heißt bei diesen Russen die Menschen verachten, sie ver-

achten heißt bei ihnen sie verachten und was an menschlichen Reizen handhaben. Diese Russen mögen klug sein, aber sie besitzen dabei doch die hartnäckige Kraft logischer Entzungen, unerschütterlichen Glauben und eines Stoicismus, der gegen die Leiden und Schicksale anderer ebenso unempfindlich ist wie gegen die eigenen. Da ist unglücklich, nur widerstehen, zu fast begehlichen Gemüthsruhe Solovine in seiner Schrift die traurigen Erlebnisse erzählt, von denen ein Deutscher aus tiefer Affekt und zu den übertriebenen Ausdrücken des Mitleids getrieben werden würde, während dieser Russe darüber gleichmüthig hinwegschreitet, wie das Schicksal, das sich für seine Landolente in der Person des Jaren objectiviert. Wie aber verfallen diese Russen in die abschließende Reue, deren sich der deutsche Radicalismus so oft in solchen Fällen schuldig macht; sie bleiben ebenso weltmännisch fern und in den Formen einschmeichelnd, als sie kalt und stoisch sind. Welche Eroberungen lassen sich mit diesem Geiste machen, da ihm so manche Einrichtungen der Zeit und der an allen Ideen vergebens oder davon überfällige, im allgemeinen egoistisch blähte Ueberaltn der Generation entgegenkommen!

Der Verfasser schildert in seiner Schrift die Schicksale eines ungarischen Verbannten, Eörsy, der von seiner Schwester an die Hälfte seines Vermögens betrogen worden. Diese Schmach wird uns geschildert als „rachfüchtig und verheerend“, „wie eine Schlange“, als „ein kleiner Teufel mit einem Capibogel“, ein Thier mit einer sammetenen Nase, das uns befragt, gerade wenn es uns liebste; sie besitzt sogar deutsche Sentimentalität“ u. s. w. Dann war Eörsy fünf Jahre in Pest, um seinen Studien obzuliegen. In den wienischen Tagen 1848 half er an den Barricaden mit bauen; „in den Gassen wurde feurig getöbet, und die wienischen Studenten dankten sich besser als anderswo in Deutschland“, behauptet Eörsy. An dem ungarischen Unabhängigkeitskriege nahm er nur einen indirecten Theil, da er seinen Widerwillen gegen den Militärdienst und die Honorarform nicht überwinden konnte. „In gewissen Lagen“, erzählt Eörsy, „sah zu Generalen zu werden, aber dann mußte man wenigstens am Hofe dazwischen haben, und die Ehre hat ich nicht gehabt.“ Eörsy war mehr Literat und Dichter als Soldat und versuchte es in Paris, wo er als Verbannter lebte, mit einem französisch geschriebenen Trauerspiel „Marie Theresie“, das er in einem Kreise von Literaten vorlas, das aber nicht zur Aufführung kam, weil die französische Regierung darin liberale Kaspielungen erblickte. Er mochte sich aus als Mitarbeiter beim „Journal des Debats“, und Armand Martin empfing ihn ungemein freundlich und äußerte, daß er die Ehre haben würde, ihm eine schriftliche Antwort zu überschicken; die Antwort war, daß die Redaction mit Kritik überladen sei. Dann wandte er sich an den bekannten Bérón, damaligen Eigenthümer des „Constitutionnel“. Dieser empfing ihn im Bett, „zwischen der Nachtmähe und dem Morgengeschichte“, und äußerte: „Wenn Kaiser und Könige sich ausweisen, müssen wir die Bürger von Paris sich gegen“ Eörsy, mit der Rubrik Deutschland von Bérón beauftragt, schrieb an einen Artikel, worin er ausführte, „wie glücklich es wäre, daß Europa endlich die constitutionelle Bahn betreten habe, daß es auch nur dann reich sein könne, sobald es aufhöre, ein bürocratisches und militärisches Land zu sein, da es bekannt sei, daß Goldstein seinen Reichthum schaffte durch und nur jene Sicherheit gewähren, die eben nicht sehr bedroht sei“ u. s. w. Da sagte der Hauptredacteur zu ihm: „Mein Herr! an jenem Tage, wo Europa endlich constitutionell werden wird, wird der französische Glanz auf den Rhein zu Gange sein. Sie sollten das Gegenstück von dem schreiben, was Sie beauptet haben und nur die Unaufrichtigkeit des französischen Liberalismus hervorheben.“ Eörsy machte Einwendungen, „aber mit einem Franzosen läßt sich's aber unendliche Verstand nicht gut streiten“, und Eörsy nahm seinen Artikel zurück. In einer andern Zeitschrift wurden Artikel von ihm eingereicht, aber nicht honoriert; denn verfaß er ein humoristisches Stück u. s.

stehen würde, wenn sie wirklich untrüglich wäre, so unbeschwer-
baren Schaden würde sie bei allgemeiner Anwendung zu prakti-
schen Zwecken anrichten, wenn sie auf Lärkung beruhte oder
auch nur ungenügend wäre. Dieses Vertrauen zur Phrenolo-
gie ist vielleicht die einzige Illusion, der sich der Verfasser hin-
gibt (insofern nicht etwa an seiner Schatzkarte für diese Wissen-
schaft einige Ironie theilhat), aber sie ist sehr wohl aus der
realistisch-russischen Natur des Verfassers zu erklären, der es be-
greiflicherweise höchst bequem und praktisch finden würde, wenn
man dahin gelangen könnte, alles Geistige des Menschen mechan-
isch abzumessen, wie man etwa die gröbere oder feinere Quali-
tät der Schafwolle durch die bloße Färbung herausfindet. Strunz
erfand auch die „nationale Phrenologie“. Hier eine Probe da-
von: „Die englische Rasse gehört zu den laubstößigen. Die
Irschoten eines irischen Regiments passen einem englischen ge-
wöhnlich nicht, und ein amerikanischer Offizier hat in Mexico
seinen Hut haben können, der breit genug für ihn war. Nur
was diese Länge ausmacht, ist gerade das Selbstgefühl. Eudien
wie es nicht in slavischen Köpfen, denn sie verdienen den Namen
der Sklaven doch zu sehr.“ Bei den Franzosen dagegen, heißt es
weiter, sei der Beifallkann besonders ausgeprägt, und dieser Sinn,
vereinigt mit dem Kampfsinn, mache aus ihnen gute Soldaten.
Im englischen Kopfe sei der Nahrungssinn mehr entwickelt wie
in einem französischen, überhaupt mehr in den nördlichen als in
den südlichen Rassen. Der Einfluß der nördlichen Luft auf die
Ernährungs- und Verdauungswerkzeuge, wie die Erfahrung, daß
auch nördliche Menschen unter den Tropen viel von ihrer Glist
einbüßen und ihre Rasse anders bestellern, kommen gegen diese
Annahme nicht in Betracht. Da wir übrigens schon vor dem
Aufstehen der Phrenologie als Naturwissenschaft sehr genau
wussten, daß die Engländer viel Selbstgefühl und Glist, der
Franzose Beifallkann und Kampfsinn besitzt, so verlieren diese
phrenologischen Aufschlüsse im Grunde allen Werth. Bei der
deutschen Rasse findet Strunz das Wohlwollen viel mehr ent-
wickelt als bei der englisch-französischen Rasse, weshalb die Deutschen
auch „mehr sociabel“ seien, dagegen gehe ihnen der praktische
Sinn ab. Das sind auch so Schlüsse nach rückwärts. Ganz
positiv macht es sich aber, wenn Strunz bei den Preußen den
„Gegenstandssinn“ besonders entwickelt findet. Sind die Preußen
keine Deutsche? Oder haben ihre Schädel andere Formen ange-
nommen, seit sie Preußen heißen?

Strunz nahm ein sehr trauriges Ende. Dieses Morgens
hatte man an der Brücke von Waterloo einen Reisefad gefunden,
welcher die Orchester eines Menschen, aber ohne die Fäden
und den Kopf umhielt. Das waren die Reste des unglücklichen
Händlings, dessen Schicksale uns hier beschäftigt haben. Ein
Deserteur, den er vorher kennen gelernt hatte und gegen den
ihm alle seine phrenologische Kenntniss keinen Schutz gewährte,
hatte ihn, als er am Schießbisch saß, von hinten her ermordet
und hienauf seinen Leichnam gestrichelt, und ein mit dem Mörder
im Grunde schredendes Frauenzimmer hatte hienauf das Fleisch in
Salz gekocht, um die Vernichtung desselben zu beschleunigen.
„Der Deserteur, dessen Namen man niemals erfuhr, schiffte sich
nach Montevideo ein“, so schließt, ohne weitere Phrasen, das
wunderliche Buch. Auch diese den Schluß der Schrift bildende
gerathene Nordgeschichte ist mit einer objectiven Trodenheit und
Germäthorheit erzählt, mit der etwa eine Frau ihrem Manne
über die Prozedur beim Baden eines Kopfnuckers berichten
würde.

A. M.

Dialektbüchungen.

Es erscheinen heutzutage eine Masse von Büchern, die der
sogenannten vornehmen Klasse der Gesellschaft ein für allemal
fremd bleiben — sie will mit Büchern des Volks nichts zu thun
haben; kaum läßt sich der gebildete Mittelstand, den von oben
angelegenen Ton nachschaffend, herab, sein Auge darauf zu wer-
fen. Die Sonderinteressen der verschiedenen socialen Gesellschafts-

schichten spiegeln sich in Deutschland in der Wahl der Diction
der einzelnen Klassen scharfer ab, als in jedem andern Land-
vortheile. Es ist dies besonders für Dialektbüchungen eine
unliche Sache, weil sich ihrer Verbreitung Hinderniß auf den
dermalig feindlich entgegensteht; wie selten gelingt es einem von
dem andern Volksbuche, diese Schranken zu durchbrechen und sich
einen nationalen Platz zu erobern. Man scheint sich in die nör-
dlichen Regionen heranzuziehen, vergißt jedoch dabei, daß die
überwiegende Mehrzahl der größten Geister Luther des Volks
waren, es ist dies Bornheimen also nicht, als eine Art von
falscher Scham und somit lächerlich. Könnte das Volksthum
eines einzelnen diefen Uebelstand gegenüber fruchtbringend wer-
ken, wir bekämen aus fremen Augenblick, es laßt sich erwarten,
daß und die bereits durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte
Lectüre der verschiedenartigen Volksbücher aus allen deutschen
Gauen ein ganz besonderes Vergnügen gewährt. Die Anfor-
derungen des deutschen Volkes sind so mannichfaltig, der Versuch,
doch darin eine gewisse Einheit, wenigstens ein Zusammenhang,
inangere Verwandtschaftsverhältnis zu entdecken, für den deut-
schen Kopf so verlockend, daß es was wunder nimmt, außer nur
wenige Menschen gefunden zu haben, die sich für die Entzifferung
und Abwidelung dieses Vwerthes wärmer interessieren. Der Lohn
für die Mühe liegt im Lektüreindruck, im Ueberblick des National-
geistes. Wir trauen und nicht verhehlen, daß man eben die
Mühe scheut. Im allgemeinen sagt heute jeder einer einfa-
chen Richtung nach, sei es diese oder jene, gleichviel; das Ganze ge-
hörig ins Auge zu fassen, ist weniger gebräuchlich. Wir finden
an das Besagte die Besprechung folgender jüngst erschienenen Dia-
lektbüchungen an:

1. Gedichte in trierischer Mundart von Ph. Laven. Mit an-
gehängtem Glossar. Trier, Ling. 1858. Gr. 8. 27 Rgr.

Wir entnehmen einem ziemlich langen Vorworte, worin
sich der Verfasser über den trierischen Dialekt ergeht, folgende
bezeichnende Stelle: „Zum schnelleren Verständniß dieser Gedichte
merke man sich in grammatischer Beziehung 1) die erste Person
des Präsens Activum ist in der trierischen Mundart dem Infinitiv
Activum gleich, z. B. ich lausen — ich lause; 2) die trierische
Mundart setzt das Subject des Satzes nicht in den Nominativ,
sondern in den Accusativ, jedoch bei transitiven Verben sich im
Satz zwei Accusative finden, wovon der eine als Subject, der
andere als der Objectaccusativ zu fassen ist. Dieser sonderbare
Gebrauch verliert bald für den Leser sein Auffälliges, wenn man
sich nur erst daran gewöhnt hat.“ Was die Gedichte selbst be-
trifft, so machten, auf uns wenigstens, den günstigsten Eindruck
jene kurz zugeschnitten, erotischen Liebesden, worin sich ein echter
Volksgeist äußert, wie z. B. in „Mei Wen“, „Juvencal“, „Ger-
genstannal“ u. s. w. Unter den ersten Gedichtern haben uns
besonders angesprochen: „Bleif Decham“ und „On Trier“,
wovon sich das erstere durch das naive Umplayen mit einem
erfahren Gelehrten, das zweite durch ein tiefes Vaterlandsgefühl
vortheilhaft auszeichnet. Jedoch das Beste im ganzen Buche
scheint uns folgender Schluß, ein rein menschliches Zartgefühl
auszeichnend, trierischer Erguß zu sein:

Ob de Frauen sollen ihr Mädchen haben.
Nicht? wohl! wohl! nicht? dem Jungen.
Als woum: mit? Froden: Drieken? woum
Als woum in diesem Wasser
De Kew je schouwen schien.

Wo war da Wau, den Drieken
Der Woum dem Woumwill nicht geand?
Da war so nich mich gramfom
Als Woum an Wouf geand.

- 1) Woum. 2) Wouf. 3) Wenn man. 4) Verwandtschaft.

Wie schön, wenn feuchts es glänzt
 Des Kien voll Branden: Driehue Raach!
 Dich fah: was kien de Branden
 Dage de Feuchtigkeid?

Wom Wasser? — Fühl gerodden:
 Der wofft: Des Wasser, baad mer bruch
 Steig nidd zum Kobb hin, weil es
 Reich an de Rüge fänt.

De Wein göff¹⁾ Driehue: Waasser.
 Es Wein kint id och waken hie,
 De Wein nor micht²⁾ de Kamen
 Es feldern Dänke³⁾ (schwer.

De Wein göff Driehue: Waasser
 Es Reig zum Kobb, wie Morjensbaach,
 Es feld micht⁴⁾ Werdensbaach,
 Nidd Driehue, on des Kame.

Es schaid on Frauenamen⁵⁾
 Es helle Brand, wie Sonnenlicht,
 Dem rühn⁶⁾ ich aus den Kamen
 Eröff⁷⁾ id hie Geschick.

Bergund dörmen, dir⁸⁾ Männer,
 De Frauen och e Glücke Wein,
 Daad sei doch Branden: Driehue
 Och machmohl Reig sein!

Noch schärfer spricht sich der dort heimische Volksgeist in
 Epigrammen, Einungsbedichten und Sprichwörtern aus, die der
 Verfasser unter dem launigen Titel: „Allerlei Kaa' Saräbel“
 sammelt, denn dies letzte Wort heißt sowohl Plunder, als auch
 kleine Kinder. Die verschiedenartigsten Gedanken werden darin
 bligartig hingeschleudert, bald zartfönnig, gleich einem
 Seidenfädchen abgepönnert. Man höre einige derselben (S. 152):

Engelchen, ich hole dich,⁹⁾
 Engelchen aus Sachsen,
 Wenn off meinem Kibbelbaum
 Dalercher mer wachen.

6. 161:
 Heise, Hühner,
 Nidd off es Kame,
 Wommer: mer e Hühner,
 Nidd gann: mer e Kame!

6. 167:
 Wie se hie Kamen: schmüch,
 Wie zömerlich se gieb!
 Wer maad, se war vomm Droschler
 Aus Hölchen: gewick.

Der satirischen Inhalts (S. 157):

Se Brandebach id wohne Reig
 Es großer Dandstrie,
 Se loche, wann es Wönder off,
 Hie Kehen¹⁰⁾ id micht Schme¹¹⁾
 Se Kehen¹²⁾ Jähr aus Jähr da
 Nidd Leidenen hie Reig,
 Du weil se micht¹³⁾ Waasser henn,
 Es Kehen se micht Strich.

6. 167:
 De lustige Brand.
 Nidd micht se gie e Stümme Weh
 Zum Drollen¹⁴⁾ mer verschaffen
 Da wöll ster nehenzwangig Groschen
 Den Dähler mer verkaufen?

6. 169:

Suchst! ich hie Reig
 Mein Kame¹⁾ versetzt,
 Nidd denken, se hie Reig
 Wommer Reig zetzt,
 Daad hie Reig²⁾ dichter
 Daad Reig³⁾ aum im Schloß,
 Nidd schaid se Reig ferd,
 Daad off naum hie Ströf!

Unter den Sprichwörtern stel uns folgendes auf:
 Dommelich⁴⁾ hie den Hals gebrech,
 Langsam lech noch.

Der Verfasser verdient alle Anerkennung, er ist sozusagen
 ganz zu Haus auf diesem Gebiete, besonders lobenswürdig
 ist der Reig und die Genauigkeit; mit der er das Glossar aus-
 gearbeitet hat.

2. Gedichte in schwäbischer Mundart von M. J. Wüst. Tübingen, Meier. 1857. 16. 6 Rgr.

Der Verfasser scheint andere i
 Fähigkeit, des Lesers Aufmerksamkeit in
 wir; da er in der Vorrede diesen i
 Wir wenigstens haben während der i
 Reue verzogen. Wir gestehen ihm
 zu, daß Festgedichte einen mißlichen E
 über jenen, die eben diese Feste persö
 legenheit hatten. Das mag allenfalls
 benlaudes gute Waare sein, jedoch
 darauf unter dem angegebenen Umsta
 Die mit in den Kauf gegebenen Sch
 gen Ausnahmen, wärrig vorgekommen
 und der Jude“ sein; die Anekdote i
 wir uns erinnern; sie bereits in uns
 haben. Das einzige, was wir zu
 Spaß und das Milchbrot“, doch mi
 Verfasser den guten Rath geben, e
 fassen.

3. Schnurre aus Frankfurt und Sachsehaue. Scher je lese voors
 Gellig un verhaam, voorem Spichel un hinnerem Dwe, im Sa-
 loon und im Stibbe, lustig, schaurig un draurig. Geschrimme
 dorch Sange Pfeffer und seine Collegenfreind. Vier Heste.
 Frankfurt a. M., Kistner. 1858. Gr. 16. 8 Rgr.

Daß Frankfurt ein lustiges Wölkchen beherberge, das gern
 Wige und Schnurren macht, ist längst bekannt; da wird alles,
 was über die Straße läuft, vom Vetter Jocus aufgeschnappt,
 oder die Satire wegt sich ein bißchen die Fingzähne daran, ohne
 iust dödartig zu werden. Zum Beweise diene:

Die Grinoline.

E Wohlhat vor die schilde Kaa¹⁾
 Des is die Grinoline.
 Nach vor die Umfann²⁾ groß und Kaa
 Dhat se vortrefflich diene.

Boer's Schmugge is se auch patent,
 Dem Waffelzehn mer minnet,
 Wer manch kint mer Waffelzehn gennet.
 Sonst is auch nix dorchhinner.

E Grinolin zehn Gie weit
 Sonst gibt's nix Elegantes,
 Für manche is das Waff je breit,
 So recht was Ueberpauntes.

Die Frau sinn, des is bestimmt
 Und vers mer net veresse,
 Je garstiger die Mode kint,
 Je ärger druff veresse!

1) Uhr. 2) Ewig. 3) Zummle: dich, personifiziert. 4) Schiefe
 Belas. 5) Wenn sich Frauen in andern Umständen befinden.

1) Uhr. 2) Nacht. 3) Dünke. 4) Mil. 5) Frauenamen.
 6) Regnet. 7) Gerad. 8) Ihr. 9) Ich hole dich. 10) Offen.
 11) Schme. 12) Kisten. 13) Reig 14) Zur, Schwärmer.

Unter den
„Reizkräften“
Lust macht. Es
regnet es doch
herunter; dies
ist die Liebe; in
ziehung nicht
aus nicht am
willkommen sei

Notizen.

Rezensentenmanden.

Es gibt in Deutschland, dem Lande des Unermüßlichkeits und Genußlichkeit, eine gute Anzahl von Rezensenten, die, um vulgär zu sprechen, „mit allen Sinnen gefeßt“ und in allen Handwerkskünsten bewandert sind. Zu ihnen gehört auch der kritische Alimantier Wolfgang Menzel, derselbe, der nach Schulp-Bodmer's Bezeichnung (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1858) in seiner „Geschichte der letzten 40 Jahre“ und lauter „Zeitungsrecepten“ eine bloße, „Kabinetsverdrüß“ zusammengetrieben hat und auf Grund dieses Buches von M. G. in Reibung's „Kritischen Monatsheften“ einer „höchsten Gemüthsart“ beschuldigt wurde (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1858). Man wird sogar behaupten können, daß seine Methode überhaupt allen bloß tendenziösen Rezensenten, selbst wenn sie sich auf der entgegengesetzten Seite befinden, mehr oder weniger zum Vorbild gedient hat. Ein sonst human gesinnter Kritiker (der dies Abirren der Inhumanität gegenüber weniger zu sein braucht) kann sich wol einmal überlegen, oder er wird dann bei nächster Gelegenheit seine Uebersetzung wieder gut zu machen suchen; aber das Unrecht, das diese Tendenzrezensenten begehen, entspringt nicht aus Unwissenheit, sondern aus der schlauesten gemüthlichen Verrechnung, wie und wodurch sie ihren Gegnern am meisten wehe thun und Schaden zufügen können, weshalb man sie auch niemals auf der menschlich liebenswürdigen Schwäche beruhen wird, daß sie ihre Unacht eingelassen und irgendwie und irgendeinmal wieder gut zu machen suchen. Jene Mittel zu schaden sind erstlich eine hochfahrende, grob kritische, böhmische Absprecherei, womit man die Gesamtheit und den literarischen oder auch persönlichen Charakter eines Schriftstellers mit einem Dugrud anmaßender, von Selbstgefälligkeit steigender Worte abzufertigen und an den Pranger zu stellen sucht, und zweitens das nur zu bekannte Manden, womit man, nicht etwa aus Bösartigkeit sondern aus wohl berechneter Rücksicht, in einem ganzen Werke eine kurze Stelle oder ein paar aus dem Zusammenhang reißt, um sie und ihren Verfasser dem Gächler oder der Misachtung preiszugeben. Auf diese Weise hat Menzel in seiner Beurtheilung, von uns demüthlich zu besprechenden Literaturgeschichte unter anderem einen neuen humoristischen Roman von einem Schriftsteller, der ohnehin auf andern Medien wol bekannt ist (wer sind es nämlich selbst und der Roman, den der Dankspruch des kritischen Papstes von Stuttgart traf, ist unsere 1856 erschienene satirische Münchener „Frig Beutel“), als ein außerordentliches Product behandelt, indem er vier oder fünf Stellen daraus anführt, und zwar nicht aus der Erzählung selbst, sondern aus dem besten Inhaltsverzeichnis als am Schluß des Buches, aber so, daß der Leser annehmen muß, sie seien dem eigentlichen Texte entlehnt, und er hat außerdem noch durch Verhöhnungen dafür gesorgt, die angeführten Worte, die natürlich als dem Kritiker entnommen ohne Kenntnis der betreffenden Partien der Erzählung unverständlich sind, noch unverständlicher erscheinen zu lassen.“ Das

*) Aus dem Nachlasse desselben.

*) S. 617 des Buches heißt es in der Inhaltsangabe des achten Kapitels: „Betrachtung der Unterhaltung des Kaisers Frig Beutel mit seinem Ministerial-Kritiker Schrey über das Recht und Eigenthum: recht und aber den alten Mann, für Jureken von größter Wichtigkeit“; und S. 623 in der Inhaltsangabe des dreißigen Kapitels: „Frig Beutel gerührt die Schloß an der Alma und führt Schloßkapel, in

weder so gerade, als wenn jemand die „Schloß“ dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er irgendeine Kapellenschrift daraus richte, als eine Probe für Geist und Inhalt des ganzen Buches, was er dann kritisch gar nicht geleitet zu haben braucht. Das erlaubt sich Menzel, dem wir überhaupt in Sachen des Humors keine große Urtheilskraft zugeschieben können, nicht etwa in einem Besonderen nach Bayreuth'schem Muster, sondern in einer angeblichen Literaturgeschichte. Die Anwendung solcher Mittel trägt zwar wesentlich dazu bei, dem Verfasser der Kritik im allgemeinen und sogar bei vielen Kritikern selbst zu schaden, aber in dem einzelnen Falle wird doch der Irrthum erreicht, das oder jenes literarische Product in ein lächerliches Licht zu stellen. Sicherlich hätten wir zu dem Menzel'schen Ausfalle geschwiegen, wie wir zu einzelnen tadelnden Bemerkungen, die auch wol früher schon von manchen Seiten gegen das wenigstens anspruchsvolle und jedenfalls nicht für Literaten geschriebene Buch gerichtet worden, immer geschwiegen haben, was allerdings in den meisten Fällen das Beste ist; aber wir glauben im allgemeinen Interesse unsere Stimme erheben zu müssen gegen das in der That „unverstandene geistlose“ Verfahren, selbst das bloße Regieren eines Buchs zu dessen Verunglimpfung auszubenten.

Uebelthätigkeit von Stollersföth.

Ein im vorigen Jahrgange des Schach'schen „Ausnahme nach“ mitgetheiltes Verdict von Uebelthätigkeit von Stollersföth, Barzin von Zwickau, mit der Ueberschrift „Bekanntmachung 1857“, worin sie unter anderem steht, wieder ein Kochbuch noch auch ein Gesangbuch geschrieben, auch nicht viele Duxen Sträuße geschnitten zu haben, gab uns, namentlich auch wegen des salzen Tons, zu einem Tadel Anlaß, den wir deshalb fast bedauern möchten, weil er einem Penitentenisten der „Neuen Preussischen Zeitung“ die Handhabe zu einer spöttischen Verurteilung bot, welche die würdige Matrone aus Lauffe verlegt zu haben schien. Dies wenigstens schien aus ihrer in nehmlich beschiedenen Zone abgerissenen Verurteilung hervorzugehen. Dürft es so wenig bedeutende Verfall beweist, daß Dichter- und Dichtersinn sich bedanken sollten, mit einem einzigen Verdict, welches nicht den Ausdruck der Reife trägt oder auch einen besonders originellen Gedanken behandelt, in einem „Ausnahme nach“ auftreten. Eine verkümmerte oder häßliche Blume gewährt, einzeln gereicht, einen unangenehmen Eindruck und erweckt gegen den Beschmaad derjenigen Person, die sie reichte, ein ungünstiges Vorurtheil, während sie in einem von derselben Hand gebotenen ganzen Blumenstrauß wenig oder gar nicht bemerkt wird. Die Dichterin hat dasselbe Verdict, als ob sie derselben unserm kranken Tadel trotz bittend, in die mit einer Verurteilung und sehr neuen Gedichten verpackte vierte Auflage ihrer Gedichtsammlung „Rheinische Lieder und Sagen“ (Frankfurt a. M., Cauerländer, 1859) wieder aufgenommen, und obgleich es auch diese Sammlung gerade nicht zu einer besonders Zierde gereicht, so ist es doch hier viel mehr am Platze, indem es nun zur näheren Vertheidigung und Charakteristik einer lyrischen Individualität dient, die wir und dem Genuß nur lieb gewonnen haben; wir wissen nun, warum sie sich etwas darauf zugute thut, daß sie

dem ihm Guitarraria Elisea Agavetta (so heißt Frig Beutel aus in Buche angegebenen Verdicten seine erhabene Tochter anrufen, und Menzel hierdurch vielleicht zum ersten mal erfüllt zur Hilfe kommt.“ Daraus hat Menzel, die Zeitfolge verändert und ohne Wissen in einen Satz zusammengefaßt, folgenden nach Aufstellungen und in willkürliche Eintheilung von Kommen zwischen die Kaufmannen möglichen gestellten Anlaß hingestellt: „Frig Beutel gewinnt die Schloß an der Alma und führt Schloßkapel, indem ihm Guitarraria Elisea Agavetta zur Hilfe kommt. Unterhaltung des Kaisers Frig Beutel mit seinem Ministerial-Kritiker über Eigenthum und den alten Mann für Jureken von größter Wichtigkeit.“ Gilt es nun einmal zu demselben Zwecke wie Menzel, so ist von einem solchen Kritiker zu fordern, daß er ebenso wenig ein Kommen vertritt oder benutzte als einen einzigen Buchstaben unterschlägt.

hin Koch: oder Gebetbuch geschrieben, seine Strämpfe gekriegt, seinen Wigil gespielt, seinen Cercle im Saal gemacht, ihren Besuchen nicht in Versen zum Geburtstag gratulirt, dem sich kühlenden Hochmuth den Rücken gekehrt, beim Canapement gesessen und beim Geschwäg der Thorheit gelacht hat. Die Dichterin gehört nicht zu den himmelsklimmenden Frauen, welche aus der Ebbare ihres Geschickes herausweten, sondern vertritt überall jenen weiblichen Sinn; sie findet nichts hässlicher, „als wenn an süßer Frauenmund zerschneidet eines Rächsten Ruf und Ehre“, und sie ermahnt ihre Geschlechtsgenossinnen, „im Busen Milde sich zu bewahren und selbst der Schuld noch eine Thräne zu schenken“, sie warnt eine junge Freundin vor den Gefahren der Dichtelaufbahn, sie möge nicht nach dem Lorbeer trachten, sondern sich mit der Myrte begnügen, um einst Knaben „mit frischen deutschen Herzen“ großzuziehen; denn ein Fluch der Zeit, dem nur wenige entgingen, sei es, „in dumpfer Mittelmäßigkeit bis zu das Grab zu fingen“, sie mahnt zum Wohlthun: „Ihr die Hand auf! Reicher, gib dem Armen.“ u. s. w. Manche liest, wie z. B. das mit dem Anfange: „Gott! ich starrte Ableschwärzen“, sind in der That sehr schön und echt lyrisch. Dabei gehört sie, wie Luise von Plönnies, zu den selbsterleuchtenden deutschen Frauen, welche sich durch eine wahrhaft deutsche Schätzung auszeichnen und diese Schätzung auszusprechen wagen, so in den Gedichten „Wiederkehr“ vom Jahre 1829 mit dem Anfange: „Sei mir gegrüßt mit stolzem Herzen, mein Heimatland, mein Vaterland!“ in dem Gedichte „Das Vaterland“ vom Jahre 1841, worin wir der Strophe begegnen:

Zerrissnes Land,

Bredung und vielgestaltig —

Ich, lange schon

Triffst dich der Hohn

Von allen, die gewaltig

Umhängt der Freiheit Band —

in dem Gedichte „Gute Fahrt“ vom Herbst 1848, worin sie den Ruf: „Ein Kaiser und ein deutsches Vaterland!“ ertönen läßt, und in manchen andern. Die Verfasserin ist bereits eine Veteranin der Dichtkunst, denn man findet in ihrer Sammlung einzelne Gedichte, die schon dem Jahre 1821 (z. B. „Den Kriegern, die nach Sillas zogen“), ja dem Jahre 1818; wie „Wachet“, „Leben“, „Des letzten Kaisers Rheinfahrt“ u. s. w., angehören.

J. M.

Bibliographie.

Katant zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Halle um einen Sonnenstrahl einzufangen“ u. s. w. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulte. 16. 10 Mgr.

Bachsofen, J. J., Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Mit vier Steinbrusttafeln. Basel, Bohnmaier. Lex.-8. 3 Mgr. 7½ Mgr.

Belger, G., Die neuen Fatalisten des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. Götting, Stollberg. Lex.-8. 15 Mgr.

Bibliothek der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft. 1te Abtheilung. Mecklenburgica. Rostock. 1858. Gr. 8. 1 Mgr.

Bolanden, G. v., Franz von Eddingen. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Regensburg, Döck. 8. 1 Mgr. 16 Mgr.

Daumer, G. G., Die dreifache Krone Roms. Versuch einer neuen Beleuchtung und Charakteristik des römisch-katholischen Priester- und Bischofthums, namentlich was dessen elementare und principielle Inhaltsbestimmungen nach deren vorläufige Begründung und Erscheinung in vorchristlicher Zeit und Jetzt betrifft. München, Mischendorf. Gr. 8. 12½ Mgr.

— — Marianische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und

deutschen Darstellungen und Original-Poesien. München, Mischendorf. 16. 15 Mgr.

Eischer, G., Maß und Gewicht als Grundlagen der Wissenschaft. Zwei Abhandlungen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1858. Gr. 8. 20 Mgr.

Faber, F. B., Sir Lancelot. Eine Legende aus dem Mittelalter. Aus dem Englischen nach der 2ten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersezt von M. Dorr und B. Zottmann. Regensburg, Manz. 8. 1 Mgr. 7½ Mgr.

Feydeau, E., Fanny. Episode aus dem Leben einer jungen Frau. Nach der 7ten Auflage des Französischen. Berlin, Haffelberg. 16. 1 Mgr.

Fischer, L., Lebens- und Charakter-Bilder Griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grote's Griechischer Geschichte übersezt und bearbeitet. 1ster Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Mgr.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Mgr.

St. Gallische Handschriften. In Auszügen herausgegeben von G. Scherer. St. Gallen, Huber u. Comp. Lex.-8. 26 Mgr.

Grimm, F., Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Herz. Gr. 8. 8 Mgr.

Harcourt, F., Herzogin von Orleans Lebensbild. Aus dem Französischen. Berlin, F. Schneider. 8. 1 Mgr.

Helene Herzogin von Schleswig-Holstein. Ein Auszug aus dem Französischen. Berlin, F. Schneider. 8. 1 Mgr.

Herzog, A., Die Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Herz. Gr. 8. 8 Mgr.

Herzog, A., Die Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Herz. Gr. 8. 8 Mgr.

Herzog, A., Die Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Herz. Gr. 8. 8 Mgr.

Herzog, A., Die Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Herz. Gr. 8. 8 Mgr.

Herzog, A., Die Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Herz. Gr. 8. 8 Mgr.

Tagesliteratur.

Baumgarten im Bunde mit der Lehrfreiheit. Werden, Steinhöfel. Gr. 8. 4 Mgr.

Brense, J. G., Die Frage, besonders zum Ruh und Frommen des hohen Landtages der Preussischen Monarchie vom liberalen Standpunkt aus beleuchtet. Frankfurt a. O. Gr. 8. 7½ Mgr.

Cur eccliesia Divisa? Ein theologisches Gedächtnis an die Evangelische Allianz. Rörblingen, Beck. Lex.-8. 6 Mgr.

Deutschland und Italien. Stuttgart, Scheible. Lex.-8. 7 Mgr.

Die Kunst und das sächsische Kunstbudget. Eine Warnung. Dresden, Lück. Gr. 8. 5 Mgr.

Moran uns gelogen ist. Ein Wort ohne Umschweife. Kiel, Schwere. Gr. 8. 10 Mgr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit!“

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen des deutschen Publikums zu entsprechen. Gegenüber dem jetzigen erhöhten Interesse an der Politik wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommenheiten entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch Zeitartikel, Originalcorrespondenzen und telegraphische Depeschen, sowie durch ein Feuilleton — die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche der Leser zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speziell für Sachsen und ganz Mitteldeutschland eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher vierteljährlich nur 1½ Thlr. Inseurat (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In Leipzig: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Häbner; Altona: Haasenstein & Vogler; Amsterdam: Seyffardt'sche Buchhandlung; Berlin: A. Reinemeyer; Bonn: Henry & Cohen; Bremen: C. Schlotte; Dresden: C. Hödner und Redacteur Schanz; Frankfurt a. M.: Dr. W. Hartenfeld und Jaeger'sche Buchhandlung; Hamburg: Jakob Larkheim; Hannover: J. W. R. Rehliretter; Paris: Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: J. A. Brockhaus.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha.

8. Heftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Zum ersten male tritt hier der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, als Kanzlerrechner mit einer Sammlung seiner Predigten vor das größere Publikum. Er will damit zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse. In einer den Predigten vorangehenden ausführlichen Ansprache an die Leser rechtfertigt und erläutert er seinen Standpunkt und legt darin gewissermaßen sein religiöses Glaubensbekenntnis nieder. Welchen Beifall seine Predigten in seiner Gemeinde und der ganzen Umgegend fanden, ist aus den öffentlichen Blättern bekannt.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich auch für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber ebenso einem größeren Leserkreis vielfach interessieren. Der Verfasser wurde bekanntlich bald nach dem Erscheinen der Schrift zum Oberhofprediger in Gotha ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buchs seien nur folgende speziell hervorgehoben: die ausführlichere Dar-

stellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der thüringischen kritischen Schule, des katholischen Realutherthums, ferner die eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Rander's, Tholud's, Leo's u. a.

Soeben ist in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. Band 1. Heft 1. 15 Sgr.

Inhalt: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie von M. L. und H. St. — Carl Philipp Moritz, Ueber die unpersönlichen Zeitwörter; beleuchtet von H. Steinthal. — Anzeigen.

Die Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften, (von 5 — 6 Bogen) zum Preise von 15 Sgr., deren 6 einen Band bilden. Jährlich erscheinen 4 — 6 Hefte. Nähere Angaben über die der Zeitschrift gestellte Aufgabe und deren künftige Bearbeitung findet man in einer gratis durch jede Buchhandlung zu erhaltenden Ankündigung, ganz besonders aber in dem obigen ersten Hefte der Zeitschrift.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité

Par Michael Antonides.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser sich angesehen, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oessentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. Dritter Artikel. — Ethnographisches und Sagenhistorisches. Dritter Artikel. — Deutsch-nordamerikanische Zustände. — Aus dem Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. — Notiz. (Eine neue französische Zeitschrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Dritter Artikel.)

1. Des Stadtsecretarius Christianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Rhenj zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Originaldruck von 1497, mit Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von E. von Grote. Köln, Dr. Mont-Schauberg. 1855. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Herausgeber, der sich schon wiederholt um die niederdeutsche Sprache und Literatur verdient gemacht hat (wir erwähnen nur seine Ausgabe der „Reimchronik von Köln“ von Gottfried Hagen), bietet uns auch im vorliegenden Buche wieder eine sehr schätzenswerthe Gabe, schätzenswerth durch die Wahl des Gedichts, das er uns mittheilt, durch die Behandlungsweise, durch die Einleitung, durch die Anmerkungen und durch das beigelegte Wörterbuch. Das Gedicht erzählt uns nämlich die Geschichte der Belagerung der Stadt Rhenj durch den Herzog Karl von Burgund im Jahre 1474 und deren heldenmüthige Vertheidigung während länger als einem Jahre gegen eine weit überlegene Kriegsmacht. Der Verfasser ist der damalige Secretarius der Stadt, Christian Wierstraat, der, der Belagerung als Augenzeuge beizuhnte, und sie gleichsam als ein Tagebuch unter dem Titel „Historie van der airlicher stat Rhenj“ aufzeichnete. Nähere Nachrichten über den Verfasser gibt die Einleitung nicht; wahrscheinlich ist von demselben eben sonst nichts bekannt; dagegen enthält sie eine ziemlich ausführliche Darstellung der Verhältnisse zu der damaligen Zeit, und zwar zum Theil mit den Worten eines zeitgenössischen schwärzlichen Chronisten, des bekannten berner Gerichtschreibers Diebold Schilling, aus dem insbesondere die Correspondenz zwischen Köln und Bern mitgetheilt wird. Der Herausgeber sagt:

„Außerst erfreulich ist es zu sehen, in welchem innigen Verkehr noch in damaliger Zeit die deutschen Städte unter sich standen, wie sie einander von ihrem Wohl und Wehe Nachricht gaben und wechselseitige Theilnahme und Hülfe gewärtigten.“

Und in der That sind die Kämpfe der Städte gegen die Fürsten und Bischöfe bei weitem das Schönste und Erhebendste, was die deutsche Geschichte darbietet, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß ein mit dem Stoff vertrauter Schriftsteller, der zugleich auch der Sprache und Darstellung mächtig wäre, eine allgemeine Geschichte der deutschen Städte und Klarer und allgemein v. Wir sind überzeugt, i durch Inhalt und Form wäre, wesentlich dazu Nationalbewußtsein und die Liebe zur alten deutschen Freiheit zu kräftigen, unter welcher wir freilich nicht die deutsche Freiheit Friedrich's II. verstehen, der bekanntlich mit diesem Wort die Unabhängigkeit der Fürsten von Kaiser und Reich bezeichnete. In einer solchen Geschichte würde namentlich die innige Verbindung der Eidgenossen mit den andern deutschen Städten hervorgehoben sein, es würde zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, stets bereit waren, den von i bedrängten Städten Deutschlant diese der freien Entwicklung th sie sich selbst erfreuten. Es i dazu beitragen, das seit so la zwischen den deutschen Völkern Rhein wieder anzuknüpfen u zu beleben, die durch die traur seit dem Schwabenkrieg beinahe ganz vernichtet worden war. Wie viele Deutsche wissen wol noch, daß die Schweiz zer ihre Hülfsvölker bis in die Mitte von Deutschland schickten, wenn es sich darum handelte, eine befreundete Stadt gegen die sie bedrängenden Fürsten zu vertheidigen.?)

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 10, 11 u. 12 d. Bl. 1858.

D. Red.

*) So schickten die Eidgenossen im Jahre 1440 800 Mann nach

Der Stadtschreiber Wierstraat tritt in seiner Reimchronik seinem alten Amtsgenossen in Köln, Gottfried Hagen, würdig zur Seite, welcher, ebenfalls dazzeit Stadtschreiber, wie weitläufig die meisten Chronikisten der Städte und freien Länder^{*)}, die Kämpfe Kölns für seine Freiheit im 13. Jahrhundert, wie er sie selbst erlebte, darstellt. Die Chronik Gottfried Hagens hat sich jedoch nur in einer einzigen Handschrift erhalten, die den ursprünglichen Text des Verfassers nicht wiedergibt, da sie dessen Sprache in die des 15. Jahrhunderts überträgt. Dagegen besitzen wir die Historie Wierstraats in ihrer ursprünglichen Fassung. Es wurde dieselbe nämlich im Jahre 1467 ohne Zweifel unter den Augen des Verfassers zu Köln, muthmaßlich bei Johann Kölhoff gedruckt. Zwar haben sich von diesem Druck nur sehr wenige Exemplare erhalten, jedenfalls aber ein ganz vollständiges, das der Herausgeber benutzen konnte. Wierstraat hatte der Einleitung zufolge sein Werk schon 1475 geendet. Der Herausgeber ist nicht ungeneigt zu glauben, daß das Gedicht auch bald nachher zum Druck befördert wurde; da jedoch von einer solchen ersten Ausgabe keine Spur und nirgends eine Andeutung zu finden ist, so scheint diese Vermuthung wol begründet. Der Verfasser hat sich zwar nicht genannt, dagegen seinen Namen in einem durch das ganze Gedicht sich ziehenden Akrostichon angegeben, indem die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte ober

Nürnberg, als diese Stadt von 22 gegen sie verbündeten Fürsten bedrängt wurde. Hans Rosenpfütz, der die Geschichte dieses Kampfes, aus welchem er selbst persönlichen Antheil nahm, in Reime brachte, schreibt den Sieg, den die Nürnberger erfochten, vorzüglich den Hülfskräften zu. Indem er die Schlachtordnung der Nürnberger einem mächtigen Thiere vergleicht, sagt er:

Zweistausend Spießträger waren seine zwei Seiten,
Und auch sein Bauch, das ist kein Scherz;
Sein Schwanz waren sechshundert Reiter,
Hundert Schweizer waren sein Herz."

*) Synter heißt es

Der Markgraf (Albrecht Achilles von Brandenburg) (schr.

Wenn sie sich verschießen,

So wollen wir bann in sie rennen;

Die Schweizer mit den langen Spießen,

Die wollen wir am ersten trennen. —

Da schrie ein Ritter: «Hörst, edler Herr,

Daß uns so jämmerlich nicht worden!»

Hör zu: sie schießen je länger, je mehr,

Sie sind zu eiteln Trufeln worden.

Für sie hilft weder Kreuz noch Segen,

Und auch kein Harnisch von Stahl und Eisen;

Sie fürchten weder Schwert noch Degen,

Dieses Volk kann niemand abweisen.

So nahmen die Schweizer niemanden gefangen.

Darum laß uns von ihnen wenden.

Der grimme Jörn hat sie umfungen,

Wie werden ihm Adel, harnischen und schanden

Daß sich ein Füllen von ihnen allen,

Und sie sind also schnell von ihnen gewandt,

Und wäre ihrer einem ein Auge entfallen,

Er hätte sich nicht danach gebüht.

*) So der Verfasser der „Nürnberger Chronik“, er mag Johann (Schilling) von Nibmunn (Naim) Gumbel geschrieben haben, so die Herausgeber Konrad Düringer, Thuring Brückner, der Breslauer Peter Gieseler u. a.

Paragraphen (Puntgyn) den Namen des Verfassers, das Jahr und den Tag angeben, an welchem das Werk vollendet wurde. Dieses Geheimniß wird in der dem Gedichte vorangeschickten kurzen Vorrede von dem Drucker nachgedruckt:

Vor dem Anfange des Buchchens ist zu wissen, daß die ganze Geschichte und die Historie von der Belagerung der ehrenwerthen Stadt Neuß sehr künstlich und meisterlich mit mancherlei Manier der Reime von dem dazzeitigen künreichen Secretarius der Stadt gemacht ist.

In dieser Stelle fügt der Herausgeber folgende Bemerkung hinzu:

Die künstlich und meisterlich in mancherlei Manier der Reime, d. h. in mannichfacher Vermaß, abwechselnde Darstellung ist wirklich ein Schmuck, durch welchen sich diese Reimchronik vor andern in auffallender Weise unterscheidet, und die Reichtigkeit, mit welcher der Verfasser die verschiedenen, allerdings oft künstlichen Strophen handhabt, läßt auf seine ungewöhnliche gelehrtbildung schließen. Ob indessen die Bezeichnung meisterschlich ihn als Meister (magister artium) bezeichnen soll, mag unentschieden bleiben. Sein Amtsbruder G. Hagen nennt sich am Schlusse seiner Reimchronik ausdrücklich „Meister“.

So künstlich die Form ist, wodurch man an die Meisterfänger erinnert wird, so ist sie doch mit so großer Gewandtheit und so tüchtigem Geschick behandelt, daß weder die Sprache noch der Inhalt darunter leiden, und der „künreiche Stadtschreiber“ steht daher weit über den meisten Dichtern seiner Zeit. Derselbe erinnert seine Darstellung an die besten Schlacht- und Siegeslieder der Schweizer, wie auch die Liebe zur Heimat ihn fortwährend befeuert und oft wahrhaft begeistert. Der Herausgeber sagt:

Er bewährt sich als ein Mann, dem das Wohl und der Ruhm seiner Stadt nahe am Herzen liegen und der sich bemüht, der Tapferkeit, Klugheit und Ausdauer, mit der sie unter ihrem ausgezeichneten Feldobersten Hermann von Hessen der langen Belagerung eines mächtigen Feindes widersteht, ein würdiges und bleibendes Denkmal zu stiften.

Es hat somit die „Reimchronik der Stadt Neuß“ nicht bloß historischen, sondern auch poetischen Werth, ein Lob, das wenigen unter den Reimchroniken ertheilt werden kann. Sie hat aber auch sprachlichen Werth, wie der Herausgeber in der Einleitung und den Anmerkungen gebührend hervorgehoben läßt. Die Herausgabe des Gedichts verdient daher nach allen Seiten hin unsern Dank, um so mehr als der Herausgeber den Text des alten Drucks mit der größten Treue wiedergegeben und durch treffliche Anmerkungen, sowie durch das beigelegte Wörterbuch das Verständniß des interessantesten Gedichts wesentlich gefördert hat. Gern hätten wir eine Stelle, z. B. diejenige mitgetheilt, in welcher erzählt wird, wie die Neuffer die Feinde aus dem verdeckten Gange vertrieben, den sie bis nahe an die Stadt geführt hatten: eine Stelle, von der der Herausgeber mit Recht sagt, daß sie einen der großartigsten und rührendsten Züge der Belagerungsgeschichte enthalte, wie sie in ähnlicher Weise nur bei den Helden der hochherzigsten Völker vorkämen. Allein wir trugen Bedenken, eine längere Stelle in einem Dialekt mitzutheilen, der vielen unserer Leser kaum verständlich

im Absteig, und in einer prosaischen Uebersetzung würde das Ganze doch zu viel verlieren. Wie begnügen und laßt, den sehr gut abgefaßten, gedrängten Ueberblick dieser Begebenheit mit den Worten des Herausgebers mittheilen, durch welchen unsere Leser in den Stand gesetzt werden, die tapfern Krieger kennen und lieben zu lernen:

Unter dem Schutz ihrer Bollwerke und Schirnen hatten die Jüde einen verdeckten Gang bis nahe an die Stadt getrieben, durch den eben ein schwer zu bewältigender Angriff auf die Stadt zu befürchten stand. Manche hatten schon den Rath verloren; es entstanden Parteinungen und es war die Rede davon, eine Capitulation einzugehen. Allein durch Gottes Gnade ward zu Entschloß hergestellert. Einige Tapfere beschloßen, Leib und Leben einzusetzen, um die Stadt und ihre Mitbürger zu retten. Kühner gewandte Pioniere graben eine Contremine, jene Edeln greifen zu ihren Waffen, empfehlen sich dem Schutze Gottes, der Himmelkönigin und des heiligen Quirin, den sie zu ihrem Schutzträger erwählen, werfen sich auf die Mauer und beten fünf Vater unser und Ave Maria, fordern ihre Mitbürger noch auf, nach Festung zu geloben, und mit dem Rufe: „Hilf großer Gott vom Himmelreich!“ stürzt der erste sich in den Eingang, während ihm die Uebrigen folgen. Wie grimme Löwen bringen sie sich, treiben die Heinde, die bewachen in dem Gange stehen, hinaus, erobern, während diese die Flucht ergreifen, mehrere Gefangene und andere Dinge und befehlen den gegenseitigen Einzug so, daß den Feinden die Lust vergeht, dahin zurückzukehren. In der Stadt wird ein Dankfest gefeiert für die wunderbare Errettung, indem man nur Gott die Ehre gibt.

2. Der Sündenfall und Marienlage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolfsbütteler Bibliothek herausgegeben von Otto Schönmeyer. Hannover, Kämpfer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der leider viel zu früh verstorbene junge Gelehrte hat sich durch die Herausgabe dieser beiden niederdeutschen Schauspiele ein wahres Verdienst erworben. Die Zahl der bis jetzt gedruckten geistlichen Spiele ist nämlich sehr gering, und zudem ist das erste der hier mitgetheilten deshalb schon merkwürdig, weil es alle Hauptstücke des Alten Testaments vom Sündenfall bis auf die Verheißung der Erlösung durch Anna's Verkündigung darzustellen unternimmt. Es übertrifft daher alle übrigen bekannten geistlichen Schauspiele des Mittelalters an Größe des Zeitraums und bis auf eins auch alle an Umfang. Als Verfasser des „Sündenfalls“ nennt das Prosopion der Vorrede Arnoldus Immesen, welcher vermuthlich Rector der Pfarre zu Gimber gewesen und aus dem in der Nähe gelegenen Dorfe Immensen an der Wäpe gebürtig war. Sein Zweck bei diesem Schauspiele war, die Heilige Schrift dem Volke näher zu bringen, und so ist auch die ganze Darstellung einfach und volkstümlich. Merkwürdig ist namentlich das komische Zwischenspiel, in welchem Salomo sich mit seiner Frau zankt und danach mit seinen Dienern einbecker Bier trinkt.

Das zweite Schauspiel, die „Marienlage“ mit dem nach verbundenen Osterspiel und Christi Auferstehung kommt in einzelnen Theilen mit hochdeutschen geistlichen Spielen überein, ja es finden sich sogar einzelne Verse wortlich bei andern Spielen wieder. Mehrere mittelhochdeutsche Formen, die sich im niederdeutschen Spiel finden, weisen auf Benutzung älterer hochdeutscher Texte. Die Hand-

schrift, welcher die Marienlage und das Osterspiel aufgenommen sind, begleitet die eingeschalteten Gesänge, wie Musiknoten, welche der Herausgeber in getreuer Nachbildung mittheilt, was um so notwendiger erschien, als damit vielleicht ein Schlüssel zu den Notenzeichen der von Mone in den „Schauspielen des Mittelalters“ (I, 31) benutzten Handschrift des 13. Jahrhunderts gegeben wird.

3. Vergreien; eine Lieder Sammlung des 16. Jahrhunderts. Nach dem Exemplare der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau 1854. 8. 25 Ngr.

Es ist dies Buch ein höchst wichtiger und dankenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslieds, das sich in neuerer Zeit mit Recht so vielseitiger Theilnahme erfreut. Schade bietet uns nämlich einen correcten und getreuen Abdruck einer alten Lieder Sammlung, welche auf der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt wird. Sie befindet sich in einem merkwürdigen und werthvollen Ritzband, der meist alte, meist nürnbergische Liederbogen und eine andere zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin gedruckte Sammlung von zehn Lieder enthielt, aus der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß auch die „Vergreien“ in derselben Druckerei, also zwischen 1528 und 1537 gedruckt worden sind. Es ist dies die älteste gedruckte Lieder Sammlung, die auf uns gekommen ist, und das weimarer Exemplar wahrscheinlich das einzige, das noch vorhanden ist, weshalb die Gabe Schade's noch werthvoller wird. Der Titel der Sammlung ist: „Vergreien. Eiliche Schöne gesange, nemlich zuosamen gebracht, gemehret und gebessert.“ Daran ließe sich schließen, daß die Sammlung ein wiederholter Abdruck wäre, doch kann sich der Ausdruck „gemehret und gebessert“ auch bloß auf die einzelnen Lieder beziehen; auch wird überhaupt, wie der Herausgeber mit vollem Rechte bemerkt, auf dergleichen Titel nicht viel zu geben sein.

Der Name „Vergreien“ ist für die meisten Lieder der Sammlung unpassend.

Reie ist Tanz, seine Lieder zeilen n als auf Bergen oder leuten gesungen, die und Bewahrung des zu Verfassern haben Lieder, wenigstens n von ihnen gesungen o zeilen im Sinne von schen (sogenannten Gesungen wurden, hat meinen eben nur die griff von Reie als schlag kommen.

Die Sammlung enthält im ganzen 58 Lieder, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, ein einziges ist historisch, einige beziehen sich auf die Reformation. Mehrere derselben finden sich bei Wilmanns, im „Ambraser Liederbuch“, in Nicolai's „Kleinem feinen Almanach“, bei Erlich, in Hoffmann's „Gesellschaftsliedern“, und in andern Aetern und

neuern Sammlungen; aber da die Sammlung oft gute Varianten darbietet, ist ihre Veröffentlichung immerhin von Werth. Die meisten Lieder erscheinen hier jedoch zum ersten mal. In mehreren Stücken haben sich die Dichter genannt oder in Anstößen bezeichnet; sie heißen Andreas Gruber, Ludwig Grilman, Valthas von Hayl prunn und Heinrich Müller; in andern wird wenigstens die Heimat des Sängers angegeben. Manche haben auch culturhistorisches Interesse, wie der „Vergleiche von mancherley Hüeten“ (Nr. 16) und der „Fahnacht Nehen“ (Nr. 13). Einige sind offenbar viel älter als die Zeit des Drucks, ja man möchte in zweien oder dreien Anklänge an die Zeit des Minnegesangs erkennen.

Die vorliegende Ausgabe gibt, wie schon erwähnt, den alten Druck buchstäblich genau wieder, jedoch zur größern Bequemlichkeit mit abgesetzten Versen, während sie im Original, wie bei beinahe allen ältern Liedendruckern, in fortlaufenden Zeilen gedruckt und nur die Strophen abgesetzt sind. Auch hat der Herausgeber zum leichtern Verständniß Interpunction hinzugefügt, was nur gebilligt werden kann. Doch auch so bleiben manche Stellen dunkel, namentlich für solche, welche mit der ältern Sprache nicht vertraut sind. Daher sind am Ende Anmerkungen hinzugefügt, welche in populärer Darstellung die schwierigeren Stellen erklären. Freilich ließen sich manche nicht aufhellen, weil der überlieferte Text offenbar verdorben ist. In den Anmerkungen theilt der Herausgeber daher auch meist gelungene Vorschläge zu Verbesserungen des Textes mit, sowie er ferner die Varianten beifügt, welche andere alte Drucke oder neuere Sammlungen gewähren.

4. Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert herausgegeben von B. Hölcher. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Anstößbeilage. Berlin, Herz. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber, der sich schon früher durch seine Schrift „Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation“ (Münster 1848) um die Hymnologie verdient gemacht hat, gibt uns in vorliegender Sammlung einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte und Literatur des Kirchenliedes im katholischen Deutschland, und wir sind ihm für dieselbe um so dankbarer, da sie auch für die Sprache von Interesse und Wichtigkeit ist. Die von ihm mitgetheilten Lieder und Sprüche sind verschiedenen Handschriften entnommen, über welche er im Vorwort die nöthige Auskunft gibt; die bedeutendste und reichste derselben, welcher die 62 ersten Stücke entlehnt sind (es sind deren im ganzen 70), stammt aus dem Nonnenkloster Niesing zu Münster und ist wahrscheinlich kurz vor 1588 geschrieben. Das Büchlein gehörte einer Nonne, Katharina Tirs, welche auch die Lieder bis Nr. 55 geschrieben hat, während die übrigen von andern Händen sind. Natürlich hat die genannte Nonne die Lieder nicht selbst gedichtet, sondern nur abgeschrieben. Ueber den Ursprung derselben bemerkt der Herausgeber:

Der Umstand, daß von der Reformation und den Biberläufern gar keine Andeutungen darin vorkommen, läßt im allgemeinen ihre Entstehung in die Zeit vor diesen Ereignissen, also in den Anfang des 16. und in das 15. Jahrhundert versetzen.

Daß manche derselben aus frühern Zeiten stammen und noch älter sind, als der Herausgeber annimmt, ist wol nicht zu bezweifeln, andere aber, und wol die meisten, sind ganz gewiß spätern Ursprungs und mögen in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden sein.

Viele von den mitgetheilten Liedern sind auch holländisch vorhanden und sogar zum Theil nur Uebersetzungen aus dem Holländischen. Der Herausgeber gibt hierüber folgende Auskunft. Die Nonnen des Klosters Niesing lebten wie die Brüder des Gemeinsamen Lebens nach der Regel des heiligen Augustin und hatten stets einen Vater aus dem Orden dieser Brüder zum geistlichen Führer. Diese beiden Genossenschaften, die am Ende des 14. Jahrhunderts in Holland entstanden waren, hatten bald nach ihrem Entstehen am Niederrhein, im Bisthum Münster und durch das ganze nördliche Deutschland ihre Häuser bekommen, welche mit denen in Holland stets in genauer Verbindung blieben, wie denn überhaupt zu jener Zeit das Münsterland mit Holland in wissenschaftlicher und mercantiler Hinsicht in regem Verkehr stand, welcher auch auf seine der holländischen ohnehin schon so ähnliche Sprache Einfluß haben mußte, der übrigens auch jetzt noch immer besteht. So finden sich daher in den Texten natürlich vielfache Anklänge aus dem Holländischen, daneben aber auch aus dem Rheinländischen, Hochdeutschen und Westfälischen. Hierzu bemerkt der Herausgeber mit vollem Rechte:

Deshalb aber darf man nicht, wenn nicht andere Beweise vorliegen, nach einzelnen Lauten und Formen gleich jedes Lied einem bestimmten Dialekte und einer bestimmten Gegend als seiner Heimat zuschreiben wollen; um so weniger, da in Westfalen (und wol nicht bloß in Westfalen, sondern überall) auch oft in benachbarten Ortschaften die Sprache des Volks bedeutend voneinander abweicht, namentlich in den Vocalen. Obgleich wenig darf man aus mangelhaften Reimen, deren in diesen Gedichten manche vorkommen, schon auf eine Uebersetzung aus einem andern Dialekte schließen. Auch in hochdeutschen, holländischen und lateinischen Gedichten des Mittelalters kommen der gleichen Reimfehler vor.

Es hätte wol noch hinzugefügt werden können, daß der unvollkommene Reim, die bloße Assonanz oft auf einen volksthümlichen Ursprung der Lieder hinweist, wenn die sonstige Haltung derselben damit übereinstimmt.

Der mystische Geist, der in vielen dieser Lieder herrscht und der oft unwillkürlich an Thomas von Kempen erinnert, die so oft wiederholte Klage über die Leiden des innern Menschen, über die Nothwendigkeit, auf dem Wege des Kreuzes dem Heiland nachzufolgen, durch Selbsterleugnung und Entsagung zur Liebe Gottes durchzubringen, mit einem Worte, die eigenthümliche Richtung, welche in einer großen Anzahl dieser Lieder unverkennbar ist, bewegt den Herausgeber anzunehmen, daß sie Personen aus jenen Genossenschaften zu Verfasserinnen haben mögen. Es ist zwar richtig, daß die Poesie von den Brüdern des

Benjaminen Lebens geklagt wurde, aber der mystische Zug und Ton ist nicht bloß diesen Genossenschaften eigenständig, er findet sich auch später bei Katholiken wie bei Protestanten wieder, und aus ihm allein kann der Beweis nicht geführt werden, daß die mitgetheilten Lieder ältern Ursprungs seien, wenn es auch bei manchen zwischen aus andern Gründen unzweifelhaft ist.

Die Anmerkungen, welche der Herausgeber den einzelnen „Ebedens“ beigefügt, erklären theils den Inhalt, theils die Sprache, immer kurz und gedrängt, aber auch immer genügend. Einige haben nicht bloß Interesse in Bezug auf den mitgetheilten Text. Wir führen nur eine an. Mehrere Lieder vermeiden das Wort „minnen“, das man wegen des Reims erwarten sollte und welches die holländischen Texte wirklich haben; statt desselben steht in der niederdeutschen Bearbeitung „leven“ (lieben). Das Wort „minnen“ war aber im 16. Jahrhundert in Westfalen noch gar wohl bekannt, wie es denn in den Predigten des aus Münster gebürtigen Johann Vege noch häufig vorkommt, obgleich die Ausdrücke „lesde“ (Liebe) und „leven“ auch bei ihm schon vorherrschend sind. In der Handschrift der Königin Katharina Tirs kommt das Wort überhaupt nur einmal vor, in dem übrigen Theile der Sammlung erscheint es nur in zwei Liedern. Die Vermeidung des Wortes „minnen“ hat aber ohne Zweifel darin seinen Grund, daß es mit der Zeit anständig wurde und man je länger je mehr einen obsoleten Sinn damit verband, gerade wie sich ein anständiger Mensch in Frankreich des Wortes *haisser* nicht mehr bedienen darf.

So hat auch der Herausgeber der Schriften des Heinrich Esch, gedruckt zu Augsburg durch Hans Dörmayr, 1512, das Wort „minnen“ und seine Ableitungen mit „Liebe“ u. s. w. verwechselt, weil, wie er im Prolog sagt, das Wort „minne“ in diesen Sprachen (Dialekten) nicht mehr rechte, göttliche, ehren und ziemliche, sondern thierliche, viehische, unehrbar, unsehlische Sinne anzeigt.

Bei dem neunten Liede, in welchem Christus mit einem Einhorn verglichen wird, hätte der Herausgeber auf ein ähnliches Lied bei Uhland (Nr. 339) verweisen können und sollen.

Sehr merkwürdig ist das einundzwanzigste Lied „Van den billigen geiste“, dessen erste Strophe „Nu bitt wy den billigen geist“ u. s. w. schon von dem Franciscaner Berthold (gest. 1272) erwähnt wird, während die drei letzten Strophen mit der Erweiterung Luther's übereinstimmen, woraus sich also ergibt, daß nicht alle mitgetheilten Gesänge vor der Reformation entstanden sind. Auch Nr. 41 spricht gegen des Herausgebers Meinung; es ist nämlich offenbar einem protestantischen geistlichen Liede nachgebildet, das selbst aus einem weltlichen Liede hervorgegangen war. Da die hochdeutsche Form mit Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff gebildet war, so hat der katholische Bearbeiter diese Beziehung verwischt und auf diese Weise seinen Glaubensgenossen angepaßt. Endlich erwähnen wir noch das letzte Lied, eine sehr gelungene und ziemlich wortliche Uebersetzung des lateinischen *Gymnus* des heiligen Bernhard: „*Jesus dulcis memoria*“,

von dem jedoch nur 21 Strophen übertragen sind, während es deren 48 hat.

Das Wörterbuch enthält, wie billig, Hochdeutschen nicht Form bedeutend älteren dem Herausgeber Volksprache bekannt die Bedeutung ein mit Sicherheit errathen als Conjectur angegeben ist. So ist: Die Handschrift b auf den ersten 1 mit Singularen; b untermischt sind, 1 kung der Vorrede stehen in der Mustern deutschen Satzungen *causum*.

5. Pamphilus Wengenbach. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der Reformationszeit. Herausgegeben von Karl Goedeke. Hannover, Hämpfer. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts ist allzu lange vernachlässigt gewesen. Es ist dies allerdings leicht zu erklären. Erstens wurde das tiefer eingreifende Studium unserer Literatur überhaupt erst durch die Beschäftigung mit der ältern Sprache angeregt und überhaupt möglich; es war eben für das Mittelalter und die Blüthezeit der Vorliebe so viel zu thun, daß man nicht eher weiter herabstieg, als bis die Ausbeute weniger reich und weniger lohnend zu werden anfing. Zweitens trug zur Vernachlässigung der spätern Denkmäler ohne Zweifel der Umstand bei, daß die Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts an poetischem Gehalt und künstlerischem Werth denen der frühern Zeiten gar zu sehr nachstanden und man sich durch die allerdings oft rohe Form abgeschreckt fühlte. Bei alledem bietet aber die Literatur dieser Jahrhunderte viel Tüchtiges und für Geschichte, Sprache und Poesie Werthvolles dar, was nicht länger unbeachtet bleiben darf. Seit einiger Zeit wird denn auch diese Periode mehr berücksichtigt und wir haben schon manche treffliche Erscheinungen auf diesem Gebiete begrüßen können.^{*)} Zu den besten gehört die vorliegende, die um so mehr unsern Dank und unsere Anerkennung verdient, als

^{*)} Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, unser tiefes Bedauern auszudrücken, daß der Verein zur Veröffentlichung älterer Drucke aus der begehneten Zeit seine Wirksamkeit noch nicht begonnen hat. In der Thätigkeit der Vereinsmitglieder, an deren Spitze, wenn wir nicht irren, Goedeke steht, kann es nicht fehlen, der rastlose Eifer und Fleiß dieses Gelehrten ist ja bekannt genug. Sollte die geringe Anzahl von ungefähr 130 Unterschriften (wenn wir nicht irren), die für den Beginn notwendig war, nicht zusammengekommen sein? Dies wäre doch ein gar zu trauriges Zeichen von der Gleichgültigkeit, ich will nicht sagen des Volks, nicht einmal der Gelehrten, aber doch wenigstens der Bibliotheken, von denen doch mit Sicherheit zu erwarten gewesen wäre, daß sie den Verein in seinem lobens- und dankenswerthen Unternehmen unterstützen würden, zumal die jährlichen Beiträge äußerst gering sind.

r, von

Bür-
geren
jugen-
ds-
welche
it ver-
seiner
Zeit
er von
Zeit-
scheint,
wichtig
lichkeit
t sind.
Anstalt,
l schet-
ervor-

gingen, auch von ihm verfaßt zu sein.

Die Werke, welche Goethe in neuem höchst getreuen Abdrucke vorlegt und mit bibliographischen, historischen, literarischen und sprachlichen Anmerkungen erläutert, sind folgende, und wir nennen sie, weil wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen hoffen, wenn wir sie mit einem Schriftsteller näher bekannt machen, der bis jetzt so ziemlich unbekannt geblieben ist.

1) „Der Weisch Fluß.“ Gengenbach stellt darin die französisch-italienischen Kriege unter der Form eines Kartenspiels dar, indem er die dabei Beteiligten als Kartenspieler auftreten läßt. Ueber den Titel des Gedichts ist nämlich zu bemerken, daß Fluß, Flüßli ein Kartenspiel war, das um jene Zeit erst aufgefunden und namentlich am französischen Hofe sehr im Schwange war. Nach einer langen Einleitung kommt das kurze Spiel (Drama), in welchem jede der aufgeführten Personen drei Verse spricht, wie im Kartenspiel jeder Theilnehmer drei Karten hatte. Einige Stellen sind aus Brant's „Karrenschiff“ entlehnt, das auch sonst Hn und wieder von Gengenbach benutzt wird.

2) „Der alt Eidgenos.“ Dies Gedicht, das von der warmsten Vaterlandsliebe eingegeben ist, mahnt die Eidgenossen ab, mit den Fürsten sich einzulassen, wie die Vorfahren es gethan, die sich mit Käse und frischem Wasser begnügten und dabei glücklich und frei waren.**) Das Gedicht wurde später, für den Volksgefang verkürzt, in Zürich gedruckt, was genugsam für seine poetische Kraft beweist.

3) „Der Bundschuß.“ Mit Ausnahme der gereimten Vorrede, welche zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, den Adel und die Priesterschaft auffordert***), ist die kleine

*) Durch den verfaßt, hat Goethe behauptet, das Gedicht Gengenbach sei in Basel ausgehoben; dem ist aber nicht so.

**) In den Anmerkungen über das „Reiselaufen“, d. h. die Gasse, fremde Kriegsbienste zu suchen, um Geld zu gewinnen, wozu auch Zwillinge zu erwähnen gewesen.

***), „Diese Stände“, sagt Gengenbach, „kommen von Mo's frommen Söhnen Sem und Japhet, während der Bauernstand von dem

Schrift in Prosa abgefaßt. Sie enthält eine in der kleinsten Bekandtheile genaue Darstellung der möglichen Bauernverschöderung, sodaß es wol anzunehmen ist, Gengenbach habe bei der Abfassung amtliche Quellen benutzt.

4) „Tod, Teufel und Engel.“ Dies Gedicht, so wie das nachfolgende, ein Meistergefang ist, erzählt die Geschichte von drei Bauern, welche, als Tod, Teufel und Engel verkleidet, einen Wirth in Berlin besuchten wollen, aber, von der Tochter desselben entdeckt und hingerichtet und gehangen werden.

5) „Fünf Juden.“ Auch in diesem Stück zeigt sich Gengenbach als einen Sohn seiner Zeit. Den Inhalt bildet die Geschichte von fünf Juden, welche ein Mordbild schänden und dafür grausam hingerichtet werden.

6) „Die zehn Alter.“ Goethe sagt darüber:

Mit diesem Spiel beginnt die Geschichte des neuern deutschen Schauspiels; es war der erste Versuch und als solcher in wunderbarer Weise glücklich. Da der Reihe der zehn Alter schreien in Einsiedel und fragt jede Seite nach ihrer Art und Neigung. Die Antworten sind sorglose, mitunter übermäßige Bezeugnisse von Fehlern und Schwächen, die der Einsiedel mit Ermahnungen und Zurechtweisungen erwidert.

Das Spiel fand wegen seines treffenden Inhalts großen Beifall und zwar noch mehr in Deutschland als in der Schweiz; es wurde vielfach nachgedruckt, an mehreren Orten gespielt und öfters nachgeahmt oder bearbeitet.

7) „Der Rollhart.“ Unter Rollhart oder Rollharten, die manchem unserer Leser wenigstens aus Pöschke's „Freihof von Marau“ bekannt sind, verstand man eine Art von Laienbrüden, die zu vielen Spibatterien Anlaß boten, da sie unter dem Schutze der Religion zu Müßiggange und manchem andern Laster hieselbst fröhnten, wenn es auch wol solche gegeben hat, worin es mit den religiösen Dingen Ernst war. Im Jahr 1488 war unter dem Namen „Rollhart“ ein Buch mit Prophezeiungen erschienen, das in Gengenbach's Euphorie personifiziert wird. Gengenbach selbst gibt den Plan seines Spiels an. Wie er in den „Zehn Altern“ die Tugendstufen vom Einsiedel befragen und in der „Goudmar“ die bürgerlichen Stände vom Karren ausmachen läßt, so führt er im „Rollhart“ die politischen Mächte und vor unter auch den Juden vor. Sie fragen der Reihe nach den Bruder Meishobius, Brigitta und die Sibylla von Goudmar um ihre Zukunft. Es treten auf der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Beneziger, der Türke, der Eidgenos, der Landknecht (Bruder Welt) und endlich der Jude. Jeder Stande werden seine Fehler gesagt; beim Eidgenossen war der Dichter warm in patriotischem Eifer, beim Beneziger in Groll und Haß. Der Landknecht weckt seinen Humor Unverkennbar ist in diesem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiserhaus und eine feindselige Erbitterung gegen

mit dem Fluch des Vaters beladenen Sem abstammt und daher in Knechtschaft verdammt ist.“ Man sieht, daß Gengenbach damals so ganz in den beschränkten Ansichten seiner Zeit befangen war

humorisch. Das Ganze ist ernsthaft gehalten, doch scheint immer ein Spott über den Bruber durchzubroschen, dessen lebensvollste Haltung nicht ganz ohne die Absicht ist, sie lächerlich zu machen. Diente doch der Teufel, vor dem man sich fürchtete, zur komischen Figur; warum soll man über einen Molchart, dem alle Welt gering hält, unbeschadet des Glaubens an seine Verflüchtungen, nicht gelacht haben? Die Weissagungen sind freilich dunkel und sogar unverständlich. Der Herausgeber hat es nach vergeblichen Bemühungen unterlassen, dieselben zu erklären; er hoffe, es werde sich vielleicht einmal jemand hieher aufgelegt und besser ausgerüstet finden, um die Trappisten- und Wiskondliteratur im Zusammenhange gründlich und lichtvoll zu behandeln. Es ist dies freilich ein schweres Stück Arbeit, die vielleicht nicht einmal sehr dankend ist, und wir können gar wohl begreifen, daß der Herausgeber darüber die Schuld ausgegangen ist. Es ist wol möglich, daß sich jemand findet, der zu solchem Beginnen mehr Geduld besitzt, ob er aber dazu besser ausgerüstet sein wird, als der Herausgeber des Tragenbach, das möchten wir wol bezweifeln, wenn wir uns keinen andern Grund angucken hätten, als die Behandlung des vorliegenden Buchs selbst.

8) „Die Gouchmat.“ Die bisher verbreitete Meinung, als ob dieses Spiel gegen Murmer's gleichartiges Gedicht gerichtet sei, ist unrichtig; vielmehr ist es gegen ein anderes kurz vorher erschienenen Gedicht gerichtet, das zu Unkuschheit für sündlos erklärt hatte. Gengenbach äußert darin, wie verschiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. sich an überliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürsten Hofe nicht mehr geduldet, weil alle Welt in sein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandrängenden: den Jüngling, den Schemann, den Kriegsmann, dessen Vater Helwig Wulfrich Frau Venus erst kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all sein Vieh ausgelesen hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von 90 Jahren, endlich den Bauer, dem die Bäuerin nachläuft und in die Senne fällt, worauf der Narr ihnen die Prüfsche schlägt und der Hofmeister zum Abschluß anzeigt, daß sich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Basel in der Malmgasse, d. i. im Siechenhause niedergelassen habe. Das es verdreht, daß jung und alt, Mann und Weib alle zur Gouchmat kommen, mag man absehen, und nicht wie die Senne im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt sich in sechs Abschnitte, in jedem wiederholt sich die Witte um Kulap; die Warnung des Narren, die bald gewagt ausgeschrieben, bald spöttisch eingeleitet ist; die Liebeswerbung der Gouchen von Venus oder ihre Frauen. Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen der weiblicher Kleidung entlassen und mit dem Spotte des Narren abgeführt. Gengenbach hat versucht, die Charaktere zu individualisieren: der Kriegsmann pocht und trahlt; der Alte, der am Stabe einhergeht, sieht sich auf der Gouchwiese vom Anblick der schönen Frauen entzückt, sein Kopf, gumpelt, und rumpelt ihm im Laibe, er

will nicht mehr vom Stecken wissen, ihm leicht und sein ganzer Leib geht der Seele leer geworden, schleicht. Baden wie der Tod. Bauer und Bürgelarme der alten Fastnachtsspiele Jahrhundert wiederkehrt. In dem Alter Weiber tritt wieder jene Sucht heran gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur auszufragen. An lokalen Auffpielungen scheint das Stück sehr reich zu sein.

In allen diesen Spielen erkennen wir leicht den Geist, der der Reformation vorging und sie hervorzurufen mußte; die Spiele Gengenbach's, die wir bisher haben kennen lernen, sind von derselben Gesinnung durchdrungen, welche Brant's „Narrenschiff“, Rurmer's „Narrenbeschränkung“, „Schelmenzunft“ und andere Werke der Zeit charakterisiert. Sie bedürfen die Gebrüchen im bürgerlichen und religiösen Leben auf und bringen zum Bewusstsein, daß es anders werden müsse. Bei Gengenbach tritt als Bürger einer freien Stadt und als Schweizer auch das politische Element hervor, was bei den andern Dichtern seiner Zeit mehr oder weniger unbeachtet bleibt, oder wenigstens nicht in der nämlichen Fülle zur Betrachtung gelangt, wie bei Gengenbach. Mit solchen Gesinnungen mußte das kräftige Auftreten der Reformatoren bei ihm den besten Anstoß finden, und so widmete er seine folgenden Schriften beinahe ausschließlich der großen Bewegung, die er durch dieselben nicht wenig förderte.

9) „Die Totenfresser.“ Das erste Gedicht, mit welchem er auf die Seite der Reformation trat. Mit diesem Worte bezeichnet er die Geislichen und deren Einkünfte, die von den Totenmassen Unterhalt und Wohlleben gewannen. Bekanntlich hat der berühmte Maler Holbein d. J. ebenfalls ein Spiel unter dem nämlichen Titel geschrieben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dabei die Satire Gengenbach's vor Augen gehabt habe. Wie scharf dieser die Mängel des Papstthums aufgreift, wie vorzüglich er das Verwerfliche in dessen Lehren dem Volke zum Bewusstsein zu bringen sucht, ersieht man schon aus der kurzen Inhaltsanzeige des Herausgebers:

Der Papst verweist des blinden Luther Land und fordert die Seinen auf, sich nicht davon zu lassen; denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, so daß wir es nicht mehr zu thun brauchen. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardtner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffen mögen leben das gute Leben, das sie von den Totenmassen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner andernwärtigen Kinder, aber die Seelen der Bettler, der Pfarrer, Adelmann und Bauer klagen über die Totenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) „Practica.“ Es ist dies eine Satire auf die Kalendermacher und ihre Prophezeiungen. Dergleichen Satiren wurden damals häufig gemacht; die von Hirschart ist allgemein bekannt; nicht so bekannt ist, daß dieser zu demselben eine frühere seines Gegners Johann Ras. benutzte. Die vier folgenden Schriften: 11) „Der Pfaffenpiegel“, 12) „Der Kalenderspiegel“, 13) „Der Evangelische Bürger“ und 14) „Von vrien Christen“, gehören mehr in das

tratur als in das der Litteratur, jedoch wegen ihres entschledenen Papstthum von hohem historisch-schriftlichen übrigen von Genußweifelhaft, vielleicht haben sie Johann Eberlin von Gänz-

15) „Die Jakobsbrüder“, eine Legende, die so vortrefflich ist, daß man mit dem Herausgeber bedauern muß, daß Gengenbach nicht noch mehrere gedichtet habe. Er benutzte dazu ein Gedicht eines sonst unbekannten Dichters, Kunz Kistner, der selbst wahrscheinlich aus einer ältern Quelle schöpfte, als welche Goedeke den „Wallfahr“ Heinrich von Einau's vermutet.^{*)}

Das Gedicht erzählt die Geschichte zweier Freunde, die gen Campostell wallfahrten. Der eine, ein Graf aus Baiern, kirscht, bevor das Ziel erreicht ist. Der andere, ein Schwabe aus Heigeloh, der schon 20 Jahre fern von der Heimat gewesen, nimmt die Leiche mit zum heiligen Jakob, der die Freundestreue durch Erwiedung des Lobdens belohnt. Unauflöbliche Freundschaft fettet die beiden aneinander und bewährt sich, als der Schwabe dem Ausfah verfallt und nur durch das Blut des Kindes seines Freundes geheilt werden kann. Der Freund bringt das Opfer, reinigt den Freund vom Ausfah, und will mit ihm entweichen, kann aber nicht scheiden, ohne Weib und Kistern noch einmal gesehen zu haben. Während des Abschieds bringt die Amme das Kindlein, das der heilige Jakob gesund gemacht hat. Volk Wunder gründet der Graf ein Kloster Gnaden für Frauen und Männer.

Der Herausgeber macht mit Recht auf die Aehnlichkeit dieser Legende mit dem „Armen Heinrich“ von Hartmann von Aue aufmerksam; noch näher aber lag es, auf Konrad's von Würzburg „Engelhart“ hinzuweisen, da auch hier die Freundestreue und das Opfer der Kinder zur Heilung von der „Wilsfucht“ den Mittelpunkt bildet, also in dem Wesentlichen mit Gengenbach's „Jakobsbrüder“ übereinstimmt, während die Aehnlichkeit mit Hartmann's „Armen Heinrich“ nur in der Heilung des Ausfahs durch Menschenblut überhaupt beruht. Zwar ist hier auch Aufopferung, aber ihr Motiv ist Liebe, daher wesentlich von dem in den „Jakobsbrüder“ verschieden.

16) „Novella.“ Ob diese gegen Murner gerichtete Satire von Gengenbach selbst herrührt, war nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, denn daß sie aus seiner Druckerei hervorging, ist natürlich kein Beweis. Doch macht es der Herausgeber ziemlich wahrscheinlich, daß sie unsern Dichter zum Verfasser hatte. Die „Novella“ ist eine der launigsten Satiren jener an Satiren reichen Zeit. Der Herausgeber sagt:

Es gibt, die Manuel'schen Fastnachtspiele mitgerechnet, in der Litteratur der zwanziger Jahre kein Gedicht, das mit so lauchendem Humor geschrieben ist. Der lahme, podagrische Pfarre, der sich auf seine Bibliothek auf dem Bret und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wol der Priestertheil hold gewesen wäre und sich jetzt noch so lebhaft aufregen kann, daß er selbst

^{*)} Kistner's Gedicht, das sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, hat Goedeke in 100 Exemplaren für Freunde abdrucken lassen, um weitere Forschungen über die ursprüngliche Quelle zu veranlassen. Uebrigens scheint Gengenbach eine andere Handschrift als die Wolfenbütteler benutzt zu haben.

nach Bitterberg laufen möchte, um mit Luther zu disputieren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre: diese Figur ist so vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt, daß sie jedem humoristischen Dichter Sporn macht. Es ist zu bedauern, daß die gute Laune und die sichere Hand, die hier walten, nicht auf das wirklich dramatische Gebiet gerathen sind. Es würde ein Spiel entstehen sein, das uns fast ein Jahrhundert vor Schaffpeare den Ruhm des vollendeten Humors erworben hätte. Wie das Spiel jetzt liegt, fehlt ihm allerdings die innere Rundung des Stoffs. Nach dem Zwiegespräch mit dem Refner geht der Pfarre auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Wägen, ist ein Bauer Karthaus gestorben, der größte Narr, der sich von Luther's Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarre möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karthaus dem Pfarre als Gespenst. Auf Rath des Doctors Prediger Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Reiter, dem Doctor, Pfarre und Refner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nicht. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekennt, daß er zwar nicht Karthaus, aber der große Narr sei, dem Karthaus, als Murner ihm den Harn beschen, im Hintern gefessen. Er habe keine Ruhe, weil er auf dem Todtenbette eine Begaine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschlinge. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die Uebrigen haben keine Lust, bald zu sein, aber Murner überredet sie; auch finden sie sich wieder zu dem Geist hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beschworen, Schelmen die Ohren gemossen und manchem einen strengen Bart gestochen^{*)}, nun sei er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit seiner Weise niemand mehr. Obwohl Murner sich sträubt, wird er vom Geist verschluckt. Der Refner frohlockt und schlägt vor, ihm das Requiem zu sagen: Requiescat in pace!

Verständlich wird das Ganze erst, wenn man Murner's Gedicht kennt, wie er den großen lutherischen Narren beschworen hat: eine Satire, in welcher der große Narr nichts anderes bedeutet als eben die Reformation. Murner, der diesen Narren beschworen hatte, wird berufen, den unbekannten Geist zu beschwören, der sich als jenen großen Narren fund gibt und ihn verschlingt. Der Dichter der „Novella“ hat recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verschlang ihn und seinen veraltenden Humor.

17) „Der Gombfist“ und 18) „Der neue deutsche Bileamsesel“, die beide ebenfalls gegen das Papstthum gerichtet sind, liegen nur in späterer Uebearbeitung vor, weshalb wir sie hier übergehen.

19) „Liber Vagatorum“, welches die damaligen Bagabunden in 28 Kapiteln schildert. Goedeke hält die profaischen Bearbeitungen dieses Stoffs für Auflösungen des Gengenbach'schen Gedichts. Wir kennen die Ausgabe mit Luther's Vorrede nicht, die Goedeke in Händen gehabt zu haben scheint, dagegen eine andere frühere Ausgabe, die auch von Panzer nicht erwähnt wird. Nach Vergleichung dieses Drucks mit dem Gedichte Gengenbach's möchten wir beinahe glauben, daß das Verhältniß umgekehrt ist, daß nämlich die profaische Redaction älter ist und daß Gengenbach diese erweitert hat, theils in den Betrachtungen, theils durch Anführung von Beispielen, die im Profadruk

^{*)} Alles dies sind Auffpielungen auf Murner's Gedichte.

nicht stehen, und die darin sicherlich nicht fehlen würden, wenn der Bearbeiter das Gedächtnis vor sich gehabt hätte. Auch das rothweisse Wörterbuch scheint für diese Meinung zu bürgen. Im Gengenbach'schen fehlt ein Wort, „sonnenboß“, das dieselbe Bedeutung hat wie das vorhergehende „strom“; es ist aber nicht anzunehmen, daß ein späterer Bearbeiter dieses eingeschoben hätte, vielmehr ist es glaublicher, daß es beim Druck des Gengenbach'schen Buchs ausgelassen worden ist, weil das deutsche Wort für „sonnenboß“ in den zwei unmittelbar vorhergehenden Zeilen schon steht, und der Setzer eben dadurch irre geführt worden sein wird. Auch kommen im Gengenbach'schen Drucke Fehler vor, die sich in der Prosaausgabe nicht finden, was wieder dafür zu sprechen scheint, daß diese älter ist. Referent besitzte übrigens den Druck nicht selbst, sondern eine (hoffentlich genaue) Abschrift, die er vor vielen Jahren gefertigt hat. Sollte Gorbefe glauben, dieselbe auf irgendeine Weise benutzen zu können, so steht sie ihm sehr gern zu Dienst.

Es wird aus unsern Bemerkungen hoffentlich ersichtlich geworden sein, daß sich Gorbefe durch die Bekanntmachung von Gengenbach's Schriften ein wahres Verdienst um die Geschichte der Literatur erworben hat. Dieses Verdienst stellt sich aber durch die beigelegten Anmerkungen noch viel bedeutender heraus, und wir stehen nicht an, mit Rücksicht auf dieselben das Buch meisterhaft zu rühmen. Es zeugt von einer wirklich riesigen Belesenheit und von einer sichern Beherrschung der mit dem beharrlichen Fleiß erworbenen Kenntnisse, die sich nicht häufig in der geschmackvollen Behandlung vereinigt findet, die aber um so höher zu schätzen ist, als wir durch diese Behandlung mit dem Verfasser des massenhaften Stoffes Herr werden, den er uns darbietet.

Gorbefe hat im Verlauf seiner Darstellung auch ein Wörterbuch zum Gengenbach versprochen, es würde diese höchst erfreuliche Zugabe zum schönen Werke sein, es übrigens, wie schon bemerkt, der werthvollen Zugaben viele enthält, die wir leider nicht mehr besprechen können.

Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von Oskar Schade. Zwei Bände. Hannover, Kämpfer. 1866. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk schließt sich vortrefflich an Gengenbach's antipapistische Schriften und füllt, wie Gorbefe's Werk, eine wesentliche Lücke in der Geschichte der deutschen Literatur aus. Zwar ist schon vielseitig auf die Wichtigkeit der „Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit“ aufmerksam gemacht worden, namentlich von Hann Woltz in Rauer's „Historischem Taschenbuch“ und von Karl Hagen in seinem Werke „Deutschlands kirchliche und religiöse Verhältnisse“; auch ist manche ihrer gehörige Schrift schon gedruckt worden (so finden viele in Scheible's bekannten Sammlungen), aber die kriegende erscheint deswegeachtet keineswegs als übersichtlich, vielmehr als eine sehr dankenswerthe Gabe. Denn ne zu erwähnen, daß die Scheible'sche Ausgaben nicht nur die nothwendige Correctheit des Textes darbieten,

sind diese Flugschriften in seinen Sammlungen so sehr zerstreut und mit andern untermengt, daß die so wünschenswerthe Uebersicht dadurch gänzlich verloren geht. Diese hat man natürlich in der vorliegenden Sammlung, die übrigens das näher Zusammengehörnde auch zusammenstellt. Zudem ist sie immerhin viel reicher als die Scheible'sche Sammlung, sie ist viel reicher und correcter und gibt endlich noch eine Reihe von Erläuterungen, während Scheible sich mit dem Abdruck des Textes begnügt, und nicht einmal über die Drucke, die er zu Grunde gelegt, hinreichende Auskunft gibt.

Die Zeit der Reformation ist für Deutschland (wir wollen ihren universalhistorischen Charakter nicht einmal in Anschlag bringen) von so außerordentlicher Wichtigkeit, sie ist in religiöser, politischer, sittlicher, geistiger und literarischer Hinsicht von so hoher Bedeutung, daß eine Sammlung aller auf dieselben sich beziehenden Quellen und Urkunden gewiß höchst wünschenswerth wäre. Unter diesen nehmen aber die zahllosen Flugschriften, die meist von den Protestanten, zum Theil aber auch von den Katholischen ausgingen, eine bedeutungsvolle Stelle ein. Sie haben vorzüglich auf das Volk gewirkt und den Sieg der einen oder der andern Partei wesentlich mit begründen helfen. Viele sind freilich ganz lokaler Natur und beziehen sich auf die speciellsten Verhältnisse der Zeit, aber in ihnen findet man eben ganz vorzüglich die Erklärung, warum dieser oder jener Landestheil sich dieser oder jener Religionspartei angeschlossen hat. Aber auch die lokalsten Flugschriften blieben in ihrer Wirkung selten auf die Gegend beschränkt, für welche sie zunächst bestimmt waren; denn die religiösen Dinge waren damals zur gemeinsamen vaterländischen Angelegenheit geworden, durch sie wurde, freilich nur für kurze Zeit, das Nationalgefühl wieder in mannichfacher Weise geweckt, was der religiösen Bewegung eine noch durchgreifendere Bedeutung verleiht.

Eine solche Sammlung könnte aber freilich nicht die Aufgabe eines einzelnen sein, wie sie auch kaum von einem Verleger unternommen werden könnte, da ein solcher zu bedeutende Mittel und Kräfte darauf verwenden müßte und sich im glücklichsten aber kaum denkbaren Falle nur ohne wesentlichen Verlust daranziehen könnte. Dagegen wäre dies eine schöne Aufgabe für eine Regierung, namentlich für eine protestantische, die sich dadurch ein würdiges Denkmal setzen und der Sache der religiösen Freiheit auch in unsern Tagen einen wesentlichen Dienst erweisen würde. Denn wir sind überzeugt, daß dem immer mehr um sich greifenden Ultramontanismus und Jesuitismus auf der einen und dem verführerischen Discantismus auf der andern Seite nichts Besseres und Wirksameres entgegengesetzt werden könnte als die Flugschriften aus der Reformationszeit; die bessern unter denselben würden auch jetzt noch auf das verständige Gemüth des Volks vielleicht die nämliche Wirkung hervorbringen wie vor 300 Jahren.

Doch sind dies nur fromme Wünsche und werden es wol auch bleiben. Daher müssen wir die Gabe, die uns

in drei vorliegenden Bänden dargestellt wird, um so dem Leser entgegenzunehmen. Sie enthalten im ganzen 20 größere und kleinere Stücke, unter welchen einige als Muster der Satire gelten können. Wie schon erwähnt, hat der Herausgeber auch das Verzeichniß zusammengefaßt; so wie der erste Band mit sechs Stücken eröffnet, die sich im allgemeinen auf die kirchlichen Zustände zur Zeit der Reformation beziehen und theils die Mißbräuche überhaupt, theils einzelne Gebrechen aufdecken und satyrisiren, welche die christliche Kirche enthielten. Sechs andere Stücke beziehen sich auf den Herzog Heinrich von Braunschweig, den bekanntlich auch Luther selbst in seiner gewichtigen Weise belächelte; das letzte behandelt in einem „Gespräch des Herrn mit St. Peter“ ganz allgemein die kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Der zweite Band beginnt mit drei Stücken, die sich auf die politisch und religiös so mächtige Einflüsse der Angelegenheiten beziehen. Das erste derselben: „Gespräch zwischen dem Kaufmann“, wird von vielen dem Mittel Alter zugeschrieben; der Herausgeber bezweifelt dies aus allerdings nicht unwichtigen Gründen. Wie dem aber auch sei, so ist die Schrift ganz vorzüglich und entspricht ihrem Zweck, die Bauernschaft für die politischen und religiösen Pläne des großen Ständes zu gewinnen, auf das vollständigste. Eine damals sehr gewöhnliche Art von Pasquillen war in Form von Wandtafeln des Böckelsteinen Lucifer als singenden Oberhauptes der päpstlichen Kirche; es waren fünf Stücke dieser Art mitgetheilt. Diesen folgen vier verfaßte Uebersetzungen biblischer Stücke, welchen sich vier sehr charakteristische, wenn auch an innerem Werth ungleiche Dialoge anschließen, von denen der erste: „Ein schöner Dialog zwischen dem König und der Frau“, und der dritte: „Ein schöner Dialog zwischen dem Pfarrer und dem Schultheiß, betreffend allen ihren Stand der geistlichen, und des handlung der weltlichen, alles mit geizigkeit beladen“, die Hand des Kenners betreuend, ungemein lehrreich sind. Es ist bekannt, daß der letzte Dialog auch literarisch wichtig ist, weil darin einige anonyme Gedichte dem Dichter beigegeben werden. Unter den dann mitgetheilten fünf Stücken in poetischer Form zeichnet sich der „Triumphus veritatis. Ein der wahrheit, mit dem Schwert des geistes durch die widerstandtliche nachteilig erobert“, wie durch seinen Umfang, so auch durch seine laute Bedeutsamkeit aus. Der Verfasser nennt sich Hans Heinrich Fröbenius, sagt, daß er zu Nürnberg auf dem Lande geboren sei und in der Schweiz wohne. Unter den Beweisen, daß das Gedicht nicht vor dem Jahre 1523 entstanden sein könne, führt der Herausgeber vielleicht auch anführen können, daß sich die Titel desselben offenbar auf Hans Sachsens Gedichte, die Wittenbergische Nachtigall, die man sich hört überhört, bezieht, das am 8. Juli 1523 gedichtet wurde. Den Schluß machen zwei recht harte und scharfe Satiren aus dem Reich der Gelehrten und das päpstliche Handbüchlein.

Die Sammlung gewinnt noch höhern Werth durch die inhaltlichen Anmerkungen, die alles erläutern, was

Erklärung bedurfte und sich über die Sprache, den Inhalt und die historische Bedeutung der einzelnen Stücke verbreiten und namentlich die Sprache erläutern, wodurch das Verständniß auch für solche wesentlich erleichtert wird, welchen die alte Sprache unbekannt ist.

7. Andreas Gryphius. Das verliebte Gespenst, Schauspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, aus Uebersetzung herausgegeben von Hermann Palm. Breslau, Arndt 1855. Gr. 8. 20 Rgr.

Der Herausgeber hat sich früher schon durch eine haltreiche Abhandlung über den in neuerer Zeit erst nach Verdienst wieder gewürdigten Christian Weise rühmlich bekannt gemacht; vorliegende Schrift schließt sich jener würdig an. In der Einleitung wird zuerst erzählt, bei welcher Veranlassung der große Dramatiker die beiden mitgetheilten Stücke dichtete, deren Wiederabdruck nicht bloß durch ihre innere Bedeutsamkeit, sondern auch dadurch gerechtfertigt erscheint, daß sie nicht in der Gesamtausgabe der Werke des Dichters stehen und darum sehr selten geworden sind. Der zweite Abschnitt entwickelt den poetischen Werth der beiden Stücke. Denn der Herausgeber das erste, nämlich „Das verliebte Gespenst“, auch unzweifelhaft viel zu hoch stellt, so weiß er doch einzelne Seiten scharfsinnig hervorzuheben, die von früheren Beurtheilern unbeachtet geblieben sind und das Drama offenbar in ein günstigeres Licht stellen. Doch legt er auch den Hauptwerth nicht diesem, sondern dem zweiten Stücke, der „Geliebten Dornrose“ bei, welches „Scherzspiel“ Gryphius in die Acte des ersten als lustiges Intermezzo einfügte, womit er einer Sitte der Zeit folgte, welche offenbar auf dem mehr oder weniger bewussten Streben beruhte, das Volksschauspiel, dessen Berechtigung man fühlte, neben dem gelehrten Drama nicht ganz aufzugeben und dem verben, ungeschminkten Spasse seine Bedeutung zukommen zu lassen. Der Dichter hat darin den glänzendsten Beweis für seine Befähigung zur komischen und insbesondere zur volkstümlichen Darstellung geliefert, und es steht das kleine Stück daher weit über seinen beiden größern Lustspielen („Herr Peter Squenz“ und „Gottbilleribrisar“), deren Komik nicht volkstümlich und ohne gelehrte Bildung nicht zu verstehen ist. Auch gehören diese ihren Grundlagen nach nicht ganz dem Dichter eigenthümlich an, während die „Dornrose“ unzweifelhaft von seiner Erfindung ist. Die Charakteristik, die der Herausgeber von dem Stücke gibt, ist gründlich, erschöpfend und zeugt von Geschmack.

Man sehe die treffliche Charakteristik der einzelnen Personen, wie des ganzen Bauernstandes, dessen Wesen sich aus heute in seinen Grundzügen noch ebenso darbietet wie vor 200 Jahren. Seine Schilderung bei Gryphius, die allerdings auch durch Darstellung des Standes, aber nicht seiner Robust allein ergehen will, erhebt sich weit über ähnliche bei andern Dichtern auch das maßvolle Janachalen gewisser Schranken, deren Ueberschreitung z. B. bei Christian Weise und selbst bei Solberg dem Bauer alle Menschenwürde raubt. Ebenso vermeidet zwar Gryphius in der Sprachweise desselben keineswegs mit anstößiger Schen gewisse Ausrufwörter, die der Bauer ebenfalls im Munde führt, ist aber fern von maßlosigem Ge-

den auch schätzten und geschätzten Lebenszeiten. In welcher schonen Genuß weiß er sodann die einfache, ungeschmückte Seite der Jungen zu dem Saal der Alten zu stellen! Wie sauber ist überhaupt die Figur der Dornrose gezeichnet, deren Lebenswürdigkeit der Dichter auf seine Weise dadurch erhöht, daß er sie dem hochdeutsch sprechen läßt, was ihr durch den häufigen Verkehr mit dem Edelhofe gelehrt geworden ist. Welch köstliche Figur ist ferner die dem „Hochschreibersbrä“ entlehnte Kuppelrin, die hier einen weit vorteilhafteren Eindruck macht als der. Trefflich schließt endlich auch der Arrondator den ganzen Prolog ab, dessen dichterisches Erbleben zu der demüthigen Unwirklichkeit der handwerklichen Dauten einen schönen wirksamen Gegensatz bildet, bei dem sich aber die in der Schloßkammer entwickelte Klugheit und Umsicht schwer mit so beschränkter Proglerei denken läßt, als ihm Scyphius bei seinem ersten Auftreten kömmt. Ebenso wenig als die vor dem Arrondator eintretende, mit Beugestirn bewaffnete Selbstschützer wollen auch die in beiden Stücken wiederkehrenden Verdröhnungen von Fremdwörtern unserm heutigen Geschmaack zusagen; indeß hat dergleichen Uebertragungen eben Eigenthümlichkeiten der Volkspoesie jener Zeit.

Es ist diese Darstellung im ganzen durchaus gut; doch in einem Punkte ist dieselbe irrig. Wenn nämlich gesagt wird, daß Dornrose die einzige Person im ganzen Stück sei, die hochdeutsch spreche, so ist dies nicht richtig; denn auch der Arrondator Wälschen von Hohen Sinnen spricht hochdeutsch. Dadurch aber, daß der Herausgeber dies unbemerkt gelassen hat, mußte er auch eine weitere Schönheit der Dichtung unberührt lassen. Obgleich nämlich der Arrondator und Dornrose hochdeutsch reden, so ist ihre Sprache doch durchaus verschieden; jener spricht vulgärlisch, geschraubt und gesucht, bringt gern, jedoch ohne widerliche Liebertreibung, fremde Wörter vor, die er verwechseln, und dabei hat seine Sprache immer die Färbung des Dialekts, wodurch seine mangelhafte afficirte Bildung recht lebendig hervortritt, während Dornrose in durchaus reinem, aber durchweg einfachem und schlichtem Hochdeutsch spricht: eine Feinheit der Auffassung, die jedenfalls einen großen Dichter bezeugt. Die letzte Bemerkung des Herausgebers bezüglich der Verdröhnung der Fremdwörter scheint uns ebenfalls nicht begründet; die Verdröhnung von Fremdwörtern im Munde Halbgebildeter oder auch des Volks ist ein komisches Mittel, das nicht bloß eine Eigenthümlichkeit der Volkspoesie des 17. Jahrhunderts war, sondern von jeher von den Dichtern mit Glück und guter Wirkung gebraucht wurde und auch jetzt noch gebraucht wird, wie man sich, um nur einen Dichter zu nennen, aus den Bauerzählchen des trefflichen Raimund überzeugen kann.

Im dritten und vierten Abschnitt der Einleitung behandelt der Herausgeber die Sprache der beiden Stücke in sehr gründlicher und erfreulicher Weise; namentlich kommt er den sprachlichen Verhältnissen gebührende Aufmerksamkeit, was um so mehr anzuerkennen ist, als diese Eric gewöhnlich nicht oder nur sehr oberflächlich in Betracht gezogen wird. Auch die Bemerkungen über die sprachliche Eigenthümlichkeit des Dichters gewähren manichfachen Interesse. Im letzten Abschnitt theilt der Herausgeber das Wichtigste über die Originalausgaben der Stücke mit.

Diese sind getreu wieder abgedruckt, und hat der

Herausgeber, was sehr dankenswerth ist, die überaus fleißige und flüchtigende Interpolation des Originals verbessert. Wir wünschen mit ihm, daß das treffliche Kupferbild des größten Dramatikers des 17. Jahrhunderts in dieser guten Ausgabe, welche durch die gründliche und geschmackvolle Einleitung noch mehr Werth erhält, nicht verloren finden und das Gedächtniß des trefflichen Dichters in vollem Sinne erneuert werden möge. *)

Ob wir unsern Bericht schließen, drängt es uns, einen Punkt zu berühren, der sich auf einige Ausdrücke freier mehrerer der angezeigten Schriften bezieht. Daß die Schriften, welche sich vorzugsweise mit der alten deutschen Sprache beschäftigen, in Nachahmung Grimm's ihre Schriften mit lateinischen Buchstaben drucken lassen, kann nur gebilligt werden. Die sogenannte deutsche Druckchrift ist bekanntlich nur eine geschmacklose Abart der lateinischen; sie ist eine Verfindung der Römer, die ihre Zeit wahrer scheinlich nicht besser als mit Anhäufung von Schindeln u. dgl. auszufüllen wußten. Es ist bekannt, daß sie keineswegs ausschließlich in Deutschland vorkam, und es ist daher irrig, sie als vorzugsweise deutsch bezeichnen zu wollen. **) Ohne sich vielrecht davon Rechenschaft zu geben, aber von der schönen Gestalt der lateinischen Schrift angezogen, hatte man schon im vorigen Jahrhundert und im Anfang des jetzigen angefangen, die deutschen Zeilen mit lateinischen zu vertauschen. Zur Zeit der Freiheitskriege wurde aber die lateinische Druckchrift gänzlich wieder zurückgedrängt, weil man in allem echt deutsch sein und nichts Gemeinlichliches mit dem Erbfeinde haben wollte. Wenn wir uns nicht täuschen, so hat sogar Jakob Grimm gegen den Gebrauch lateinischer Buchstaben geistert, jedenfalls sind seine ersten Werke mit deutschen Lettern gedruckt, so „Die alldutschen Wälder“, „Der arme Heinrich“ u. s. w. Später kam er davon ab und gebrauchte ohne Ausnahme die lateinische Schrift aus dem oben angegebenen Grunde, daß sie schöner und die andere in der That nicht deutsch sei. Seine Schüler und Nachfolger haben ihm auch darin und vollkommen mit Recht nachgeschaut.

Wir können auch nichts dagegen einwenden, daß die Germanisten die Substantiva nicht mit großen Buchstaben schreiben, die unsers Wissens erst im 16. Jahrhundert aufkamen, aber nur gebraucht wurden, um irgendein dem Sinne nach bedeutendes Wort auch durch den Druck hervorzuheben; sie vertraten also zunächst nur die Stelle des Unterstrichens in der Schrift, oder der gesperrten, der fetten oder

*) G. Wiegler's „Geschichte der deutschen Humorschrift“ bringt dies auch von Scholvin sehr hochgehaltene Urtheile über die Scherzhaftigkeit ebenfalls vollständig und führt es somit zum großen Nutzen aus.
D. R. 11.

**) Ganz anders verhält es sich mit der eigentlichen Schrift; diese hat sich wirklich eigenhümlich ausgebildet und unterscheidet sich wesentlich von der lateinischen, wenn sie auch aus ihr entstanden ist. Zudem gewährt sie den großen Vortheil, daß man mit derselben viel schneller schreiben kann als mit der lateinischen, weil sie aus lauter Strichen besteht, die nicht und schnell auseinander zu trennen sind, während die lateinische auf dem Buchstaben beruht, der auch sehr in Anspruch nimmt.

In dieser Bedeutung haben die Buchstaben zu jener Zeit den Engländern. Es wurden, sondern auch andere Wörter, großen Buchstaben geschrieben, den sollten. Erst sehr spät, erst, wurde es in Deutschland

Sitte, alle Substantiva mit großen Buchstaben zu schreiben. Wahrscheinlich kam es daher, daß man diese in durchaus fehlerhafter Auffassung Hauptwörter nannte, was sie gar nicht sind, da das Prädikat, das Verbum die eigentliche Seele des Satzes, also dessen Hauptwort ist. Die Franzosen und Engländer, sowie die Italiener, Spanier u. s. w. haben allmählich den Gebrauch der großen Buchstaben immer mehr eingeschränkt und sie endlich nur im Anfang der Sätze oder bei Eigennamen angewendet; selten kommt es noch vor, daß einzelne Wörter im Satz durch dieselben ausgezeichnet und hervorgehoben werden. Auch dies ist schon im vorigen Jahrhundert in Deutschland nachgeahmt worden, und wenn wir uns nicht irren, ist die erste Ausgabe des „Oberon“ von Wieland, obgleich mit deutschen Lettern, doch ohne Anwendung der großen Buchstaben bei Substantiven gedruckt. Da somit ein Grund nicht vorliegt, warum diese Wörter mit großen Buchstaben geschrieben werden sollten, so könnte man sich die Entfernung derselben allerdings noch gefallen lassen, obgleich diese Art zu schreiben vollkommen unnatürlich ist, darum auf Beachtung und Beibehaltung Anspruch machen kann und sie überdem keineswegs unangenehm auf das Auge wirkt.

Während aber die Germanisten die alte Runenchrift verdammen und dieselbe zu verbannen suchen, ahmen sie dieselbe in anderer Weise nach. Die alten Handschriften haben bekanntlich große Buchstaben nur am Anfang der größeren Abschnitte, nicht aber auch am Anfang der Sätze. Dies hat wol vorzüglich darin seinen Grund, daß die großen Buchstaben zu ihrer Ausführung sowohl viel Zeit als großen Raum erforderten und eine öftere Wiederholung derselben daher unthunlich war. Warum sollten wir aber auch dieses nachahmen wollen, da dieser Grund für uns nicht besteht? Dagegen ist der Gebrauch der großen Buchstaben am Anfang der Sätze durchaus gerechtfertigt, weil jeder Satz ein selbständiges Ganzes bildet, das vom vorhergehenden, wie vom nachfolgenden abgegrenzt werden soll. Geschieht dies durch einen bloßen Punkt, wie es die Germanisten thun, so wird das Lesen ungemein erschwert. Das Auge faßt denselben nicht schnell und sicher genug auf und er erfüllt daher seinen Zweck nur unvollkommen. Der große Buchstabe hat am Anfang der Sätze einen logischen Werth, der zur Deutlichkeit wesentlich beiträgt. Und nun fragen wir, warum soll er diesen nicht haben? Warum soll eher ein Eigennamen mit einem großen Buchstaben geschrieben werden, als das Wort, mit welchem ein neuer Gedanke beginnt? Offenbar ist dies rein willkürlich und unbegründet, und wir begreifen wahrlich nicht, daß dieser durch nichts begründete Gebrauch so viele Nachahmer hat finden können,

da nur wenige Germanisten, wie z. B. Doctrinogel, der freilich in jeder Beziehung eine höchst selbständige Stellung einnimmt, sich davon frei gehalten haben.

Ebenso können wir uns mit der Interpunktion der Schule nicht befreunden. Die deutsche Interpunktion ist ihrer Natur nach wesentlich logisch, sie soll daher die Sätze, und zwar nicht bloß die Hauptsätze, voneinander trennen und unterscheiden. Nun wird dies aber von den Germanisten nicht beachtet, und sie trennen mehrere Arten von Nebensätzen nicht durch Unterscheidungszeichen, wogegen sie die französische Interpunktion annehmen, welche ihrer Natur nach wesentlich rhetorisch ist. Daß auch dies zur Undeutlichkeit beiträgt, ja selbst dem Stil einen fremdartigen Charakter aufdrückt, braucht kaum weiter ausgeführt zu werden.

Heinrich Kunz.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Theil. *)

1. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von J. Schönmacher. Zweiter Theil. Augsburg, Krieger. 1868. 2 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Lübeck. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Heinrich Hansen. Lübeck, J. Köpcke'sche. 1857. 16. 1 Thlr.
3. Marschenbuch. Land- und Volkswörter aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Müllers. Göttingen, Schöne. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, wie dem Fürstenthum Lübeck, betreffend das Land und sein Volk, seine Verfassungen, das Volk und sein Werden, sein Leben, seine Sprache, seine Einrichtungen und Sitten, entworfen für das Volk von H. U. Hansen. Hamburg, Würger. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.
5. Die Insel Rügen. Reiseerinnerungen von Ernst Bell. Schwerte, Harenburg. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.
6. Dänische Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Dänemarks, Eilands, Inseln und der Nachbarlande. Von Christian Ewald. Kopenhagen, 1856. 12. 1 Thlr.

Der erste Theil des Schönmacher'schen Werks, der im ersten Artikel besprochen worden ist, war in jeder Beziehung geeignet, den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung anzuregen, obgleich die Aussicht hierauf durch den Verfasser selbst halb und halb abgeschnitten zu sein schien. Um so angenehmer wurden wir durch das Erscheinen des vorliegenden zweiten Theils überrascht, der dem ersten an Werth nichts nachgibt, mit dem aber auch das Werk noch keineswegs zum völligen Schluß gelangt ist. Der Verfasser bricht vorläufig in der Beschreibung der Sitten und Gebräuche ab und beginnt mit der Sage. Er führt diese meist in recht kunigter Weise, auf die altgermanische Mythologie zurück und setzt auch den mit der letztern nicht speziell vertrauten Leser durch vorangeschickte allgemeine Bemerkungen, die mit Klarheit und Präcision abgefaßt sind, in den Stand, dem überall sich offenbarenden Zusammenhange zwischen Sage und Mythologie selbständig zu folgen. Wie sich nach der alten Einteilung der Elemente die Götter, die an ihnen und durch sie wirken, bequem gruppiren lassen, zerfällt das gesammte dargebotene Material in die vier Hauptabschnitte „Licht und Feuer“, „Luft“, „Wasser“ und „Erde“. Greifen wir aus jedem dieser Hauptabschnitte einiges besonders Interessante heraus.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 20 und 24 d. Bl. f. 1868.

Die Lichtträger, Sonne und Mond, eröffnen den Adgen. In Weihen, nach dem Verfasser der Germania der Oberpfalz, wuchsen die Bauergötter. In grauer Vorzeit geriet die Religionssysteme der Nauen und Aßen in Kampf. Der Friesen schloß sich dadurch zu Stande, daß von jedem Theil Aßen in der Grenzpartei herübergenommen wurden, wie z. B. die jüdischen Geschwister Freya und Freya, Mond und Sonne, von den Nauen zu den Aßen. Zwar konnten sie nun nicht mehr Lichtträger vorstellen, da diese im Aßensystem bereits vertreten waren, sie bekamen aber ein verwandtes Gebiet, Liebe und Jugend, Ehe und Fruchtbarkeit. An den Akt der Aufnahme der Nauen unter die Aßen knüpft folgende Sage aus Reichenhammer an Mond und Sonne und Mann und Weib. Als sie hoch zu hielten, that der Mond, der stets als etwas kalt und langweilig gilt, der feurigen Braut nicht zur Gnüge, er hätte lieber schlafen. Das verdross die Sonne, sie schlug dem Mann eine Wette vor, daß wer von ihnen zuerst erwachen würde, das Recht haben sollte, bei Tage zu schlafen, dem Tragen gehörte die Nacht. Wären sie beide zugleich wach geworden, sollten sie fortan nebeneinander am Himmel glänzen. Die Sonne ließ der Kerger nicht lange ruhen. Schon um 2 Uhr wach, jündet sie der Welt das Licht an, weckt den frostigen Mond und hält ihm ihren Sitz vor und zugleich die Strafe, daß sie nun nie mehr zusammen eine Nacht verbringen würden. Sie habe die Wette geist mit einem Eide bekräftigt, damit sie gebunden sei und nicht schwach werden könne. Nun kommt Arne und Schenke. Die Möglichkeit einer Wiedervereinigung gewähren die Zeitpunkte der Sonnenfinsternisse. Das Ehepaar beginnt aber bald mit gegenseitigen Vorwürfen, die Zeit zur Versöhnung läuft ab, die Sonne muß ihrem Schicksal gemäß weiter wandern, kühn vor Jora macht sie sich auf den Weg. Wer denkt nicht hierbei an Heine's „Sonnenuntergang“?

Aber der trotzigste Sonnengott,
Bei dem Wüßte der Götter er glüht er
In doppeltem Feuer,
Der Jora und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fernes, fernes Nirgend.

Hätte Heine die deutsche Sage gekannt, so hätte er sein Wahn nicht von Luna, der Göttin, und Sol, dem Gott, zu sagen und die Introduction von Sonne und Mond im Beginn des Gedichts nicht mit der Exposition im Fortgang des Gedichts in Widerspruch zu setzen gebraucht. Wie nun eine Sonnenfahrt um die andere erfolglos vorübergeht, ist die Sonne immer bei den Liebesjorn, manchmal aber sieht sie ihr Unrecht ein, dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter. So haben wir den „Jorn“ und den „Schmerz“. Der weitere Verlauf der Sage läßt aber keinen Vergleich zwischen ihr und den Heine'schen Liebe mehr zu. Der Mond in seiner Sehnsucht wandert ab, bis er zur kleinsten Sichel wird; wird er nach und nach voll, so hofft er; ist er voll und sieht sich getäuscht, so wandert er wieder ab. Daher sein Licht so mild und melancholisch, daher klagen ihm unglücklich Liebende ihr Leid. Doch bald der Mond nicht immer einsam bleiben. Eine arme Braut, die Witwe, muß sich in Dienst begeben, um ihre Aussteuer zu beschaffen; sie spinnt ihr Leinen, weil man ihr bei Tage keine Zeit läßt, nachts bei Mondschein, auch in den Samstagsnächten, wo man nicht spinnen soll. Dabei macht sie das Fenster auf, der Mond scheint immer freundlicher, sie träumt, sie werde in den Mond hinübergetragen, und als sie erwacht, ist sie wirklich drin — die Spinnetin im Monde. Wenn sie müde wird, ihr Köpfchen sich neigt, und ihre Haare des Glases haar streifen, wird der Mond verdunkelt; dann ist Mondkader. Doch fährt sie bald wieder in die Höhe. Der Bräutigam, matt von Klagen, war im Walde hingsunken und eingeschlafen; die Sonne, als sie beim Niedergehen die Erde streift, nimmt ihn auf und zu sich empor. Die Brautleute sehen sich beim Auf- und Niedergange und sind voll Sehnsucht zueinander.

Der Mond trauert über die kalte Sonne und über die Maid, die auch nichts von ihm wissen will. Dann weint er, und seine Thränen sind die Sternschnuppen. Wo sie auffallen, findet man einen Kreuzer, der nicht weicht, so oft man ihn auch ausgibt, oder ein Bettelchen, welches in Versen die Zukunft des Gläubers enthält. Jedenfalls ist diese Sage von der Spinnetin im Monde interessanter und poetischer als die so häufig wiederkehrende vom Manne im Monde oder „die Trefferleiner“, gleichfalls aus der Oberpfalz, wonach zwei Leute im Monde spinnen, Mann und Weib, die sich gegenseitig Lüste suchen, was man genau sieht, wenn der Mond voll ist“. Von der Spinnetin im Monde kommt übrigens der Altwiebersommer; sie läßt die Fäden fliegen, weil sie das Garn nicht zum Weber bringen kann. Mannichfaltig sind die Sagen vom Mond auf die Erde auszuüben. Er zieht in Bewegung, macht daß die Dächer und bleicht mehr als die Sonne; wenn der beschaut wird das Kind mondlich; es hebet sich, daher die Bettstimmeln genug halt, die Bettvorhänge entfallen, Kattung in der Pfalz vollständig ist; wer wird vom Mond betrogen und ertrinkt; ganz haben soll, muß im „Ganggen laud“ genommen werden; was im Vollmond gleichem Wege, was im abnehmenden, in daher das Versprechen der Schäden in erfolgt. Auch die andern Himmelskörper. Die Sterne sind Lichter, welche die Himmelskugel geworfen haben, und in inneren Himmels heransieht. Die Milchpfähle die Witterungsstraße, weil es sich nicht, oder die Landstraße, Herrstraße, jagen ein die Götter in ihre himmlische.

Beim Feuer fährt die Sage theils auf den wohlthätigen Feuertott, den Donnerer, Donar, theils auf den zerstörenden, Loki, zurück. Wegen diesen gebraucht man noch heute den Feuerbaum, durch geweihte Opferbröte, und den Feuerstein; den ersten verehrt man durch Gekung der ihm heiligen Färbung von röthlicher Farbe, als der Eidsche, der Feuerschwaben und Rothschwänze, durch Pflege der ihm geweihten Gewächse (Ganzwurz und Donnerbart) und durch Verehrung des Blutes und des Hens (Herbs); letzteres namentlich bei Sonnenfinsternissen, wo die Leute auf die Knie fallen, zum Ofen gewendet beten, Prosamen und geweihte Palmen in das Feuer werfen, die Fensterläden schließen und die Kinder in der Stube halten. Auch bei Pfänderspielen kniet das Mädchen, welches ein Pfand zu lösen hat, mit gefalteten Händen vor den Ofen und betet den Spruch: „Lieber Ofen, ich bet dich an, du brauchst Holz und ich einen Mann!“ bis einer hintritt und sie erlöst. Unter den sonstigen feurigen Erscheinungen spielen vorzüglich die feurigen Männer oder Landknechte, in Menschengröße, denen das Feuer aus dem Munde heranschlägt oder die es im ausgehöhlten Rücken tragen, und die Irtsichter, die im Kleinen das sind, was die feurigen Männer im Großen, eine Rolle. Es sind arme Seelen, die die Grenzlinie verrückt haben und auf Erdsung hatten. Glücken verzeiht sie, beten zieht sie an.

Au der Spitze der Lustgötter stehen Woden, der in der Wilden Jagd fortlebt, Frigga seine Gemahlin, Thor sein Sohn, und Eif, des letztern Gemahlin, die Regengöttin, von der der Verfasser das hier und da noch vielgebrauchte „Astra“ für regnen ableitet und die er mit der Freya identifiziert. Aber auch Donar, der Donnergott, reicht in dieses Gebiet herüber. In dasselbe fallen die atmosphärischen Erscheinungen Wind und Wetter, Regen, Hagel, Thau, Nebel. Wenn der Wind stark geht, stellen sich die Leute von Belberg unter die Thür, streuen eine Hand voll Mehl in die Luft und rufen: „Da Wind, haß du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du.“ Der Wind ist klein, fugelrund, hat einen großen Kopf und weiße Haare, kann nichts leiden, was groß ist, wie Berge, Thürme, Bäume,

Wer abgehört
hagen vom He-
eilen wiederholt
z. B. zu Hele-
t, geklopft ist,
erfaßt werden
capillata est
die Darreichung
n Meßern vor
in unzähligen
nicht ehrt, ist des
g vorkommende
auch ausgepro-
h in Gefäßung
auf den Verfu-
dahin deuten,
Liebe, nothwen-
und somit in
den Verfußer
nach der einen
ern die Vergel-

ir hier versucht
haben, zu unserm Werke zurück. Die in den germanischen
Ländern am meisten verbreitete geisterhafte Lusterscheinung fehlt
natürlich auch in der Oberpfalz nicht: „s Wild Goig“, die
Wilbe Jagd. Es ist Wodan, auf dem weißen Schimmel, und
seine Gefolge, das sich durch jene Christen vermehrt, welche über
der Lust am Weidwerk Gottes und ihrer Mitmenschen vergaßen.
Wer sich nicht niederwirft, wenn sie herankömmt, wird mit fort-
genommen (nach Konstantinopel, Venedig oder sonst wohin),
gewöhnlich aber kurz darauf unverfehrt an die alte Stelle zu-
rückgebracht. Wer ruft: „Mir auch mein Theil!“ dem wird
ein Stück von einer Menschenleiche zugeschleudert, welches, so oft
er es auch wegwirft, immer wieder zu ihm kommt. Wirft er
es aber fort, sobald die Wilbe Jagd wieder erscheint, und ruft
dazu: „Ohne Salz kann ich's nicht brauchen!“ so wird er davon
befreit. Was die andern Lustgeister, die Holzhäcker, die Kalten-
egger und die Elben anlangt, so müssen wir auf das Werk selbst
verweisen, um für Wasser und Erde noch Raum zu behalten.
In der Oberpfalz bekommen die Hebammen die neugeborenen
Kinder nicht vom Storch, sondern aus dem Brunnen, vom Was-
sermann. Trotzdem ist dieser den Menschen feind und zieht hinab,
wen er laun. In der Regel klebt allen mythischen Wesen
etwas Häßliches an; sie wurden den ersten Christen häßlich ge-
macht, um diese von den falschen Göttern abzugewinnen. Die
weibliche Wasserbevölkerung theilt aber mit den Jungfrauen
das Vorrecht der Schönheit. Das Wassermädchen ist sehr schön,
aber theilweise beschuppt. Die Sirene oder Nix (Nixenfrä-
lein) gehört ursprünglich der romanischen Sage an; sie ist oben
Weib, unten Fisch oder Schlange. Die Nixe, das Wasserfrä-
lein, ist durchaus germanisch, ganz Weib, stets lieblich und anmuthig.
Die Sirene sucht in der Männerliebe Erlösung, die Nixe Jugend,
Schönheit und ein auf Jahrhunderte hinaus erneutes Leben.
Endlich gibt es noch Geisterfische, theils Fingerringe, theils
nur nadelgroß; es sind verwunschene Leute und arme Seelen,
die nach und nach erlöst und in den Himmel aufgenommen
werden.

Weit reicher als das Wasser sind Berg und Wald mit
sagenhaften Geschlechtern bevölkert. Der Verfasser stellt darüber
seine eigenen Theorien auf. Die Riesen sind ihm die Ureinwoh-
ner, die Ischuden; zwischen diesen und den vorher zur Stelle
gekommenen Göttern hoben sich die Germanen wie ein Keil
hinein. Die Göttern wurden unterjocht und blieben als Besiegte
zurück. Die Sage gestaltete sie Höler zu Zwergen. Sie sind
in den Künsten des Friedens, in Bereitung von Schmuckstücken,
Webstoffen, Waffen wohlverfahren und betreiben den Bergbau.
Ihr Hauptsiß ist das Fichtelgebirge. Die Römern, als ebenbü-
rige Kämpfer, wurden, wie die Ureinwohner, zu Riesen, und

viele ihrer Gasse, auf denen Adam, wie Galsberg, Alsborg, / Riesenbergen. Die Sage führt uns zurück und bringt sie mit der Verbindung. „Zur Zeit, als die Erde war, machten die Riesen, wenn ihre Fußstapfen die Abfälle und Scherben waren.“ Und das B. Sage auf dem Fichtelgebirge zu Rüsse Main, Eger, Rab- und E. beschreiben, wie wir zu bemerken schon hinderten. Wie wir den der Erde zu verstanden haben, so hatte so schöne Augen, blau von darüber in Streit geriet, und Die wertwürdigen Riesenknochen, sehr gefunden, Schädel von 3 Fuß 4 Zoll im Umfang und Knochens von 3 Fuß 2 Zoll Länge, überlassen wir den Geologen zur Prüfung und wenden uns zu den Zwergen. Auch ihre Entstehung knüpft die Sage an die Urzeit an. „Nach dem D. H.“, erzählt man in der Gegend von Rumberg, „erlaubte Gott diesem und seinem Weibe, rühmliche Steine zu werfen: daraus wurden die Zwerge, Männlein und Weiblein, und der Herr befohl ihnen, den Menschen zu dienen.“ Sinnig ist der bei allen guten Zwergen fast regelmäßig vorkommende Zug, daß sie ihre Dienstleistungen ungeseligen verrichten, wenn sie sich auch sonst im Verkehr mit dem Menschen dem Anblick nicht unbedingt entziehen, und daß sie außer etwas Milch oder Brei und ein paar Krümchen Brot keine Belohnung annehmen, sondern sofort verschwinden, wenn ihnen die Leute, denen sie Dienste leisten, ihren Dank auf außergewöhnliche Weise zu erkennen geben wollen. Der Verfasser gibt von diesem interessanten Volkchen eine förmliche Kulturgeschichte in Miniatur, die sehr regelmäßig zu lesen ist und aus der wir vernehmen, daß ihre Leber je nach der Quantität verschleichen ist, i. B. bei den Leberwurzeln roth, daß sie besondere Sonntags- und Werkstags- leber haben, daß sich jeder Zwerg bei Lebzeiten seinen gläsernen Sarg selbst macht, darin zur Insel der Seligen schwimmt, ein Mal aus dem Todeschlaf erwacht und den mitgenommenen Hammer gebraucht, um die gläserne Hülle zu zerbrechen, und noch vieles andere, was wir übergehen müssen. Nur das sei noch hervorgehoben, daß sich ein Zug indischer Philosophie in unserer Zwergensage bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Verfasser berichtet, daß, was Herodot bei dem Herakles in Thrazien, den Nachbarn der Geten, beobachtet habe, noch heute von den Zwergen der Oberpfalz gelte, „daß sie nämlich z. B. Neugeborenen betrinken, weil sie doch nur für Leiden zur Welt kommen, dagegen die Verstorbene, als diesen Leiden entzogen, glücklich preisen, daß sie dort trauern, hier tanzen.“ Diese Zwergphilosophie erinnert uns an den Ausspruch eines bekannten Philosophen des gegenwärtigen Jahrhunderts, der bei einem feindsüchtig sich begegnenden Blicken zweier Liebenden die Frage aufwirft: „Warum so heimlich, furchtsam und verflucht?“ und sie dahin beantwortet: „Weil diese Liebenden die Leiden sind, welche heimlich danach trachten, die ganze Noth der Existenz des individuellen Daseins zu perpetuieren.“ Den Zwergen wollen wir indeß diese pessimistischen Lebensansichten einiger verzeihen als den Philosophen, denn es sind Nachtvögel: nur vom Ave-Maria-Läuten bis zur Frühglocke dürfen sie ihre unterirdischen Wohnungen verlassen, wenigstens in der Regel; in einzelnen Gattungen und in einzelnen Fällen kommen Ausnahmen vor. Als ein Zwitterding, nämlich bald in Zwerge bald in Menschengestalt treten die bekannten Wenelwanner Waken in der Oberpfalz auf; als Menschen werden sie in der Windsbraut von weit hergetragen, als Zwerge wohnen in den Bergen.

In den waldbewohnenden Zwergen gehören die Holzweiber (die aber auch ihre Männer haben); sie sind theils bartlos, theils mit Bocksbart bewachsen, theils in leinere, Kittel ge-

lang, wie die Engländer, und namentlich spielt der Rathweinseller (der in der nächsten Zeit sein fünfshundertjähriges Jubiläum feiern wird) mit seinen weiten Räumen, dem Admiralitätskeller den Rosen, der Linde, dem Brautgemache (wo die süßlichen Junker ihre „Brautküße“ hielten), dem Nagelstraß und wie sonst heißen, eine große Rolle. „Tag und Nacht sind ein geworden: Eheleute, Jungfrauen und Jünglinge, elegante Damen und Herren, Dienstmägde und Knechte, Diener und weinlicher Ammen statten in buntem Gemisch den unterirdischen Räumen Besuch ab, ohne daß sich eine Menschenseele darüber moquirt, was sonst leicht in einer kleinen Stadt der Fall ist trinken aus grünen Römern Rheinwein, Malaga u. s. w., das Confect, Marzipan oder Pfeffernüsse dazu, lassen die Becher laut klirren und seelenvergnügt erklingen, singen, scherzen, lachen, ganz wie ehemals die süßlichen Patricier und Junker, ohne sich des geringsten Zwangs anzuthun. Wer uns nicht glauben schenken will, der komme und sehe die Karavanzzüge, welche zum Rathweinseller im süßlichen Carneval wallfahrten.“ Ein anderes Fest ist die Kriegelhög (Hög = Freude, Kriegel ein Nachwuch der Stecknifsfahrer, der Schiffer, welche den Verkehr auf dem Stecknifkanal zwischen Trave und Elbe unterhalten; es reicht sich neben den andern gewöhnlichen Festlichkeiten durch die sogenannten Nachtwisten aus. Ueber Nacht wird nämlich im ganzen Quartier der Stecknifsfahrer jedes Haus zum Festsaal für jedermann. Gleichviel ob fremd oder einheimisch, jeder, weiß Standes er sei, ist in jedem Hause ungeladen willkommen und wird mit Kaffee oder Kriegeln oder mit Schweinefleisch und Intshat, sammt Spirituofls, tractirt, muß aber auch im Essen und Trinken gehörig Bescheid thun, wenn er nicht den Zorn der gastfreien Wirthe auf sich laden will. Finden die wandernden lustigen Gesellschaften die Bewohner eines Hauses schon zur Ruhe gegangen, so quartieren sie sich auf eigener Faust ein, thun sich aus den Vorräthen des Hauses gütlich, locken und schmausen, bringen aber sodann alles schußens würdig in Ordnung und gleiten unter Lachen und Jubel weiter. Noch enthält das Werkchen interessante Notizen über Feste in Vorzeit, namentlich die Feier des Raltags, das Bekehrniss, welches fast ganz mit dem altdeutschen Julfest übereinstimmt, den feierlichen Transport eines Lübeder Weindeputats nach Medlenburg durch den Martensmann und eine Tischlerproceßion vom Jahre 1725, wobei der Aufzug in drei „Corporalschaften“ eingetheilt war, deren jede fünf Musikanten und drei „kleine Radchen, die in ihren Händchen bloße Degen tragen“, an der Spitze hatte, während im Zuge selbst neben zahlreichen, dem Handwerksbetrieb, dem Verkehr mit fremden Nationen, den Jahreszeiten u. s. w. entsprechenden allegorischen Personen auch die Schulordnungen personificirt erschienen, und zwar die „Toscaua“ als Bauer, die „Donicar“ geharnischt als Ritter, und die „Jonica, Corinthia und Composita in schöne Frauenhabiter gekleidet, in denen sie gewächlich einherschritten“. Wir müssen es uns versagen, weiter auf das einzelne einzugehen, und gedenken nur noch, daß der Verfasser bei Abschätzung der Zustände in Gegenwart und Vergangenheit der letztern trotz ihres äußern Glanzes keineswegs den Vorzug einräumt, indem er davon ausgeht, daß diejenige Zeit für die beste zu halten, wo Wohlstand und Bildung möglichst gleichmäßig vertheilt seien, und die Bemerkung ankündigt, daß gegenwärtig in Lübeck mit unbedeutenden Mitteln weit mehr Gutes geschehe als zu jeder frühern Zeit mit viel größern Geldkräften.

Auch das „Marschenbuch“ von Altmers führt sich in seinem zweiten Titel „Land- und Volkshilder aus den Marschen der Weser und Elbe“ als ein Werk ein, bei dem das Absichten nicht auf eine streng wissenschaftliche Behandlung und systematische Vollständigkeit gerichtet gewesen ist; indess bieten diese Bilder ein so umfassendes und erschöpfendes Gesamtbild dar, daß dem Leser, der die geschilderten Landstriche sammt ihren Bewohnern und den wichtigsten Momenten ihrer Geschichte kennen lernen will, wenig zu wünschen übrig bleibt; und was man an

nach bereits ausgeprochen. Eine Menge Beispiele einer neuen Art in dem Abschnitt „Geschichtliche Skizzen“ unter „Der Grünfoden-Eid“. Der Bauer schwur unter Berührung einer grünen Eide (seines Stück Rasens); der Soldat auf Schwert oder Degenknopf; der Friesen, dem das Haupthaar der größte Schmutz war, unter Anfassung des Kopfes (daher das Sprichwort, man könne einem Friesen trauen, wenn er die Haare in der Hand habe); die Frauen bei Brust und Kopf (Kestleid, Kestleid); Schwangere auf ihren Gürtel; bei Grenzstreitigkeiten mußte sich der Schwörende bis auf das Hemde ausziehen, in eine zwei Fuß tiefe Grube knien und ein Stück Rasen auf das Haupt legen; der Fuhrmann trat mit dem einen Fuß auf das Rad seines Wagens, der Schiffer auf den Schiffsbord, der Reiter in den Strigbügel, der Fremde an das Stadthor, mit dem Blick nach der Heimat gerichtet; man nannte diesen letztern Eid den Glendeneid, weil im Mittelalter ein Fremder oder Auswärtiger ein elender Mann hieß.

Das heiterste Bild in der vorliegenden Sammlung gewähren die Volksfeste. Ehrend für die Lübeder ist es, daß sich eins der bedeutendsten, was mit allgemeiner Theilnahme von vornehm und gering, jung und alt gefeiert wird, an das Waisenkinderfest anschließt. Das Weihnachtsfest halten die Lübeder 14 Tage

Rasse des Materials und der Menge von Daten, wie man sie in einem förmlichen geographischen Handbuch und in einer Specialgeschichte finden würde, entbehrt, das wird durch die Lebendigkeit der Darstellung und die praktische Hervorhebung der wichtigsten Momente, auf die es ja zumeist ankommt, mehr als wagen. Uebrigens sind die Land- und Volksbilder keineswegs bunt durcheinander gewürfelte Sitten, sondern eine wohlgeordnete Reihe ineinander greifender Darstellungen, die uns mit dem behandelten Stoff auf die angenehmste Weise vertraut machen. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste bespricht in zwei Abschnitten das Land und Volk im allgemeinen, der zweite enthält das Wichtigste über die einzelnen Marschstriche an Weier und Elbe. Es sind dies die hannoverschen Gebiete Ostermarschen, Wielerland, Land Wursten, Land Gabeln, Land Reddingen und das Alte Land; ferner die oldenburgischen Marschen Land Wälder, Seebingerland, Stadland und Butjadingen; endlich ist dem an Wielerland sich anschließenden Bremerhasen ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Nun für den mit den betreffenden Districten weniger Vertrauten sind die großen Verschiedenheiten, die sich trotz der Gleichförmigkeit der Hauptgrundzüge in den einzelnen Marschen geltend machen, und die man um so weniger voraussetzen möchte, je mehr die unmittelbare Nachbarschaft und der auf den ersten Blick fast gar keine Nuancen darbietende Charakter einer flachen Strommündungs- und Meeresuferlandschaft auf völlig gleichmäßige Verhältnisse schließen lassen könnte. Der Unterschied wird aber theils durch die Stammverschiedenheit der Bewohner, hier holländisch, dort sächsisch, theils durch die Bodenverhältnisse, die auch bei den Marschen keineswegs durchgängig gleich sind, bedingt. Geben wir zuvörderst einiges aus dem Gemeinsamen hervor.

Des Holländers Sprichwort: „Deus mare, Batavus littora fecit“ gilt natürlich auch für die Weser- und Elbmarschen. Und doch machen der Ufer ist in der That wörtlich zu verstehen. Man steht bei den Marschgegenden gewöhnlich nur an die Deiche, die zwar das Land schützen und somit die Bedingungen des Lebens und die Träger der Cultur sind, aber doch nicht eigentlich Grund und Boden hervorbringen; allein dies letztere geschieht gleichfalls, man schafft sich erst den Grund und Boden und dann deckt man ihn ein. Das Mittel zu dieser Landgewinnung sind die Schlingen, Werke aus hoch übereinander gelegten und mit Weidenbündeln und Pfählen besetzten Faschinenbündeln, die gleich starken Wällen meist in den Strom hineinragen, sodas er sich an ihnen bricht und die Schlammtheile, die er führt, fallen läßt. Diese häufen sich zu beiden Seiten der Schlinge an und bilden ein Festland, welches unter der Benennung Vorland (Krautried, Halber) zuerst als Wiese oder Weide benutzt und, wenn es eine Größe, die zu den Ueberschulungskosten in richtigem Verhältniß steht, erlangt hat, eingebeicht wird. Die Schlingen haben bei nur mäßigem Umfang schon Tausende von Thälern, können aber gleichzeitig zur Vertiefung des Stroms und zur Bewahrung der Ufer vor den rasch anwachsenden Wogen, während die Deiche das ganze Binnenland gegen die Hochfluten sichern. Von welcher Wichtigkeit die letztern sind, läßt sich aus der Drakonischen Deichgesetzgebung früherer Jahrhunderte abnehmen. Nach dem siesinger Deichrecht von 1424 wurde derjenige, der sich an einem zum Schutze des Deichs gepflanzten Baume vergriß, mit dem Verlust der Hand bestraft; wer den Deich selbst dolosse beschädigte, wurde verbrannt; wer ihn verachtete, sodas ein Deichbruch erfolgte, wurde „mittsammt dem Holz und den Steinen seines Hauses bebedacht“, d. h. lebendig begraben. Die Deiche haben eine Höhe von 15 — 20 Fuß, ihre Stärke bis 60 Fuß am Grunde und eine Kappe (obere Deichfläche) von 6 — 12 Fuß; sie sind in der Regel mit Rasen, manchmal mit Faschinen und in besondere bedrohten Lagen mit Granit- oder Sandsteinquadern besetzt, erstrecken sich viele Stunden hintereinander fort und bieten einen interminanten Spaziergang dar, indem sie die schmale Grenzlinie zwischen zwei völlig verschiedenen Welten ausmachen: hier die üppige Marsch mit Fruchtäckern, blühenden Auen und stattlichen Gehöften und Dör-

fern; dort die öden Watten und darüber hinaus Sturm und Meer. Was helfen aber alle Deiche gegen die periodisch eintretenden verheerenden Sturmfluten? Die Allerbereitschaft von 1670 setzte von Holland bis Jütland alle Deiche unter Wasser und kostete über hunderttausend Menschen das Leben. Merkwürdig sind die Anstrengungen, mit denen man sich oft noch im letzten Augenblicke zu schützen sucht. Hier war ein Fall aus neuer Zeit: „Am 21. October 1845 befand sich das ostermarscher Dorf Offenwarden in höchster Gefahr. Bereits klangen die hochgeschwollenen, unablässig herandrusenden Fluten an, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Eine Kappenkürzung war mit jeder Minute voranzusehen und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Einwohner des Dorfs, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröder, voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogenbrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens und unter der unsäglichsten Anstrengung ihr Heimatdorf.“

Aber u-
gerungen.
den Rand de
aber liegt z
Wo es die
Kanäle (Gel
Ferne sind b
oder ins Wi
ihn in ihren
Marscherbe
fern, Gärten
wirft ein rei
concentrierter
herrscht, unt
uern, ansehn
gationschule
und größern
ides, der Si
sonders inter
infolge diese
fähig sind.
streich, der,
sich hebt. U
Vischen und
mit Aedern
ten“. Nur
Erde- und E
Strigen und
ihren Hängel
trieben ist, im

Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, das Land im allgemeinen zu schildern, auch der Pflanzen- ganz speciell eingehende Abschnitte gewidmet, aber nicht verweilen wollen, weil wir noch der Marschen mitzutheilen gedenken, das in sich wie in seinen Unabhängigkeitskämpfen ein Anspruch nimmt. Bewunderungswürdig ist die Dauer, mit der die Marschbauern, Sachsen und schieden ihr Charakter sich sonst zeigt, hier Selbständigkeit zu wahren suchten, und wie bedeutende Uebermacht, jahrhundertlang gewaltend, endlich beim Andrang ihrer verbündeten Feinde Fürsten von Lauenstein, Braunschweig, Oldenburg, Erzbischofs von Bremen und der Stadt Wismar immer kämpfen Frauen und Knaben mit der das allgemeine Landespanier von einer Seite die Kirchen, auf hohen Werten aus massiver Mauer und mit ansehnlichen Gräben umgeben und gegen die Fluten bestimmt, dienen später Werke gegen den Feind und werden monat-

kommen), Redlichkeit und ein ehrbares patriarchalisches Familienleben. Die Hauptverschiedenheit bedingt die Rationalität; der Friese ist höchst phlegmatisch, der Sachse weit rühriger und lebendiger. Im übrigen findet man in einigen Marschen, wie im Osterfiede, Wührden und Wursten, die größte bauerliche Einfachheit in Hausanrichtung und Lebensweise von alter Zeit her unverändert beibehalten, während in andern, namentlich im Land Habeln, was Kultur und Sitte anlangt, ein völlig modernes Leben erglänzt hat. „Keine Marsch“, sagt der Verfasser, „die in schöner Frühlings- und Sommerzeit solch ein Bild mächtiger Fülle und Ueppigkeit darbietet, keine, wo Kultur und modernes Leben, Luxus und Intelligenz derart ihren Sitz aufgeschlagen, keine, deren kräftiges Volk seit uralten Zeiten so viele Freiheiten und Rechte und eine so straffe Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in der Verwaltung seiner innern Angelegenheiten zu behaupten wußte, als das Land Habeln, die nördlichste Marsch am linken Elbufer.“ Die Bauart der Gehöfte ist der Beschreibung und Abbildung nach eine völlig bäuerliche, jedoch von andern Marschenhäusern dadurch unterschieden, daß das Hinterhaus bloß für Wohngemächer bestimmt und von den Wirtschaftsräumen durch eine Wand mit Flügelthüren getrennt ist. Hier herrscht nun der moderne Luxus mit Teppichen, Lampen, schweren Gardinenstoffen, Gemälden in Goldrahmen, reichem Porcellan- und Silbergeschirr, Mahagoniischen und feinen Damastgeweben, während der geräumige Vorplatz, der die schweren messingbeschlagenen Koffer und die alten künstlich geschnittenen Schränke mit den Familienschätzen enthält, mit geschliffenen rothen Sandstein- oder Marmorplatten belegt ist. Hinter dem Hause liegt der Garten oder Park; die Equipage fährt der Kutscher in Livree vor; man besucht Concerte und Bälle, spielt P'ombre und Whist, sehr hoch, und ergötzt sich in Hamburg an „den raffiniertesten und pikantesten Genüssen, welche die äppige Weltstadt nur zu bieten vermag“. Indessen widmen

sich die habelner Bauern auch Besarm und Gäßern. Die meisten haben das treffliche Progymnasium des Landes zu Otterndorf oder die Reetpfschule in Mienbruch besucht, und gern beschäftigen sie sich in Freistunden mit englischer und französischer Literatur. Bei alledem bleiben sie Bauern, und der junge Hanswirth oder die Söhne (denn wenn diese herangewachsen, zieht sich der Vater gern von verdäulicher Arbeit zurück und beschützt sich auf die Oberleitung) säen und pflügen in ihren kurzen Feldjaden mit und unter den Knechten ebenso gewandt, als sie sich Tage zuvor in Grad- und Blatthandschuhen bei der Franzeise unter den Damen des Balls bewegten.

Auf Otterndorf und seinen Rector Wof, der hier die Verlesung der Odyssee vollendet und einige seiner schönsten Inula (daneben auch viele Gelegenheitsgedichte, welche von den Habeln als Reliquien hoch und theuer gehalten werden) gewidmet hat, ist das Land Habeln noch heute stolz. Der Verfasser hat eine humoristische Ode auf den Wind, ein Abschiedslied, in dem Wof das Land trefflich charakterisiert hat, und manche Anekdote mit, namentlich von einer Wof'schen Fete, welche der ewige Rector (mit 800 Thaler Gehalt) nach zahllosen Einladungen, die er seinerseits erhalten hatte, zur Ravange zu geben sich endlich doch entschließen mußte und welche ebenfalls noch heute in gutem Andenken ist. Freilich fehlte es fast an allem; aber auch seine Erntefeste, Waf's Schwester, wußten Rath zu schaffen. Zu Sofas und Stühlen z. B. mußten eine Menge alte Familien dienen, und die geistige Speise, mit der Wof, mehr der leiblichen und dem immer freisenden großen göttlichen Wohl aus dem der Hainbund getrunken, in unerhöplicher Gutmuth seine Gäste regalierte, wirkte oft so erschütterndes Uelächeln, daß „mehr als ein Bächsthrön unter einem alten schwerwiegenden Schalthaus zusammenbrach“.

Die Bevölkerung von Habeln ist unvermischt sächsisch. In den Friesen, die sich im Osterfiede, Wührden, Wieland und Wursten am stärksten vertreten finden, gilt das alte Wort: Fremde cantat noch heute. Ihre einzige echte Luftäuserung ist die Tuchen und die alleinigen Träger ihres Volksgesangs sind die Orgelreder; dagegen ist der Friese als reiner Verstandesmann wichtig, namentlich in Sprichwörtern und Schlagwörtern, von denen der Verfasser mehrere zum besten gibt. Im Lande Wurken der nördlichsten Weiser und zugleich Sermarsch, huldigt man stark dem Bacchus; die Leute trinken sehr viel, aber ohne zu betrinken. Wir lesen von einem wurstener Hausmann (Gerbauer), der an der Grenze mit 12 Flaschen Rum im Koffwagen betroffen wird, die er „als Reiseproviand“ nicht weikern will. Man läßt die Kussucht nicht gelten, er erhebt sich zum Waise, und der mitfahrende Steuerbeamte muß sein, daß nach zwei Stunden die 12 Flaschen leer sind, ohne daß er sich auch nur ein Tröpfchen davon zu kosten bekommen hätte. Unglücklich ist die Kussucht von den Landesvorfessern, die p dreien einmal 48 Flaschen Wein auf einem Niederfisse zu genommen hatten. Die Sache war weiter erzählt worden, als später zwei der Reher eine Steuerermäßigungs-Petition an Landthens persönlich beantworteten, bemerkte der Minister, von drei Wurstener an einem Abend 48 Flaschen Wein darangegeben ließen, könnten sie wol noch die alten Steuern tragen. Da wurden die Petenten außerst verlegen. Endlich stammeln sie: „Ja, Herr Minister, aber es ist doch el woll war spullen (verschüttet). Das vieltrinkende Land Wurken hat auch aus solennem und offiziellen uralten Trinkspruch, der bei freudigen Gelegenheiten regelmäßig von einem der Landesvorfessern dem anwesenden Beamten ausgebracht wird:

Gott bewahre Dam un Dylen (Schick)

Siehl (Schleuse) an Bollwerk an dregliten,

Darto (dazu) unser Land un God (Gut)

Un en erlit Wurker Bloß.

Ein ganz eigenthümlicher Schlag Menschen bewohnt das alte Land, den nordöstlichen Theil des Herzogthums Bremen, Landdrostei Stade, südlich der Schwinge; sie sind schlammig, vorsichtig, gegen Fremde misstrauisch, angerechnet

lebendig und rüßig und bis zur
 höchsten Arbeitszeit ist die
 Ertragskraft ihrer Waldungen von
 Schweden und Rußland, und in
 6—700 Thaler aus seinem Ob-
 faßer die Schönheit der altländischen
 anstern Reizen auch ungleich milder
 ger als die Männer seien, sich sehr
 so trefflich conservierten, daß sie noch als Großmütter, häßlich
 und frisch, eine stattliche Erscheinung darbieten. Wir würden
 allen Heirathscandidaten empfehlen, nach Altland auf die Braut-
 schen zu gehen, wenn nicht eben die Freier nach unabänderlicher
 Marschste altländischer Bauerhöfne sein müßten. Hier findet sich
 auch allein in der Marsch noch die Sitte, Ratt des Brautringes
 die Ehe zu geben, d. h. einige alte Rängen oder besonders
 dazu geprägte Medaillen mit den Symbolen von Liebe und Ehe,
 die zu diesem Behufe in den Familien auf Jahrhunderte hinaus
 forterben. Auch tragen die Bräute als Brautfräule einen ganz
 merkwürdigen Kopfschmuck, welchen der Pfarrer hält. Es gehört
 das zu seinen Accidentien. Demignens würde man die Kosten
 der eigenen Anschaffung nicht scheuen, da ein altländischer Mädchen
 sonst auf seinen Brautstaat 6—700 Thaler verwendet. Ueber-
 haupt müssen die Kosten einer Hochzeit in den Marschhöfen sehr
 bedeutend sein, da 4—500 Gänge das Minimum zu sein scheinen,
 während man an manchen Orten die Einladungen nicht auf so viel
 Personen, sondern auf so viel Häuser berechnet, wonach die Zahl
 der Gäste bis auf 1000 ansteigt. Ebenso solenn sind die Lei-
 chenbegängnisse. Bei diesen findet in Osterode ein vlermalliger
 Schmaus statt: beim Einleiden, beim Legen ins Holz (Ein-
 sargen), vor dem Begräbniß und endlich viertens nach dem Be-
 gräbniß. Bei diesem vierten Schmause machen es die Oster-
 öder wie die Swerge in der Oberpfalz, sie jubiliren. „Herrschte
 vorher die größte Stille im Hause, wurde nur geküßert und
 leise aufgetreten, so ist jetzt mit einem male jeder Zwang ent-
 fernt. Alles athmet auf, man ißt und trinkt nach Herzenslust,
 man pafft dermaßen darauf los, daß man vor Taback-
 dampf kaum drei Schritte weit sieht. Alle Zungen sind gelöst,
 man schwätzt und scherzt, lacht und trinkt durcheinander,
 klingt sogar mit den Gläsern an und die Gemüthlichkeit steigt
 mit jeder Stunde. „Und warum“, sagte bei solchen Gelegen-
 heiten stets ein alter osteröder Prediger, „sollten wir uns
 auch nicht freuen als gute Christen? Ist doch auch unser ver-
 storbener Mitbruder da oben mit den lieben Englein gewiß
 recht frohlich jetzt.“ An Sagen sind die Marschen arm und
 das Volk enthält in dieser Beziehung nichts besonders Interes-
 santer. Im übrigen können wir noch vieles Bemerkenswerthe
 hervorheben, wollen aber davon absehen und machen nur noch
 auf die Charakteristik der braven Hedinger Matrosen, die sich
 namentlich als gute Chemänner auszeichnen, und auf die Mit-
 theilungen über das große Auswanderungshaus zu Bremerhafen,
 das, wie der ganze schnell aufblühende Platz, sehr anziehend ge-
 schildert ist, aufmerksam. Das Buch empfiehlt sich auch durch
 die dem Texte eingefügten, sehr schön ausgeführten Abbildungen
 von Häusern, Trachten, Grabsteinen u. dgl.

(Der Beschluß folgt in der zweitnächsten Nummer.)

Deutsch-nordamerikanische Zustände.

Daß sich die denkenden Köpfe in Deutschland noch viel zu
 wenig um die Antriebe des Radicalismus und Atheismus der
 deutsch-amerikanischen Presse kümmern, scheint uns eine aus-
 gemachte Sache zu sein. Während dahelun allerlei dogmatische
 Flickerexperimente zur Wiederherstellung des tief erschütterten reli-
 giösen Lebens gemacht werden, scheinen die Hunderttausende von
 Deutschen in Nordamerika, von den Agenten des Atheismus eben-
 so energisch als geschickt bearbeitet, immer mehr und unrettbar
 em entselebenden Radicalismus und Materialismus zu ver-
 fallen, und dies kann bei dem regen Wechselverkehr zwischen
 em Mutterlande und der Emigration schwerlich ohne empfand-

hat er es mit der öffentlichen Meinung zu thun, und gewiß gehört gerade in Nordamerika einiger Muth dazu, gegen die Autorität dieses zur Herrschaft gelangten Parvenu anzukämpfen; ob es auch klug gehandelt ist, das freilich ist eine andere Frage. Heizingen sagt: „Wenn der »Teufel« es auf die öffentliche Meinung abgesehen hat, datirt er sie her von »Gott« und macht sie zur »Stimme des Volks«. Will man alles, was unselbständig, launenhaft, wechselfüchlig und thöricht ist, in ein Wort zusammenfassen, so nehme man das Wort »öffentliche Meinung«. Was ist die Mode? Sie ist ein Kind der öffentlichen Meinung und sie charakterisirt ihre Mutter genauer als irgendeine andere Erscheinung. Gibt es etwas Tyrannischeres und zugleich Servileres, etwas Räthselhafteres und zugleich Dummeres, etwas Fortnächigeres und zugleich Welterwenderischeres als die Mode?“ Die öffentliche Meinung ist in Heizingen's Augen auch nur ein Modeproduct. In Deutschland sei einmal zur Zeit der Sensationsherrschaft die „Pressfreiheit“ das Stichwort dieser Modemeinung gewesen; alles habe man geglaubt auf dem Wege der Pressfreiheit erreichen zu können. Nun, man möge nur nach Nordamerika blicken, um zu sehen, wie gering die Resultate dieser Pressfreiheit seien. Was helfe die Freiheit der Rede, wenn sich ihr die Ohren verschlossen? Der Amerikaner habe eine erschreckliche Furcht vor der Linie, „wenn sie die Feder eines Kritikers ihres Herrgotts und ihres Washington, ihrer Bibel und ihrer Constitution, ihrer Vorurtheile und ihrer Autoritäten, ihrer Sitten und ihres Dunkels benezt“. Die „Conspiration des Ignorirens der Wahrheit“, versichert Heizingen weiter, „des Umgehens der Kritik“ sei nirgendwo ausgebreiteter als hier, „wo Wahrheit und Kritik die größte Freiheit besitzen“, und die Deutschen ahmten hierin den Angloamerikanern bestens nach. Mit solchen Angriffen auf die Allherrscherei „öffentliche Meinung“ wird sich Heizingen freilich keinen Dank erwerben und kein Glück machen, wie auch bereits aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß er denselben Vortrag, „noch mehr für ein amerikanisches Publikum eingerichtet“, auch in Boston zu halten beabsichtigt, dazu aber „keine Ermuthigung“, auch das Terrain in Boston „noch nicht genug vorbereitet“ gefunden habe. Ueberhaupt erklärt Heizingen, wenn nicht etwa ein wohlthätiger Zweck oder dergleichen eine Ausnahme bedinge, vor „Deutschen“ seinen Vortrag mehr zu halten, wenn man ihm nicht mindestens 200 Zuhörer garantire. Jeder der fünf Millionen Deutschen habe Geld „für Bier, für Tabak, für schlechte Theater, für Vereinsfahnen, für Turnersfahrten und andere Nichtigkeiten“, er müsse also auch Geld haben für einen guten Vortrag; seien dennoch 25 Cents dem Herrn Landsmann lieber als der Vortrag, so müsse dem Vortragenden der Stolz lieber sein als der Landsmann.“ Hiermit im Zusammenhange steht in derselben Nummer eine Notiz, worin darüber Klage geführt wird, daß ein von A. Douai in Boston Anfang Februar gehaltenen Vortrag so spärlich besucht gewesen, und wol nicht mit Unrecht wird der Grund des spärlichen Besuchs in dem Umstand gefunden, daß zu viele Vereine, deren jeder seine speziellen Zwecke verfolge, unter den Deutschen in Boston beständen. Diese Klage paßt leider so ziemlich auf alle deutsche Städte; man vereinigt sich, wie es scheint, bei uns im Kleinen nur, um es zu keiner allgemeinen Sitzung kommen zu lassen, weshalb auch die vielen kleinen Vereine im ganzen den Anblick einer allgemeinen Vereinigung gewähren.

In einer frühern Nummer, in der vom 29. Januar, besom:

*) Nicht alle denken übrigens in dieser Hinsicht wie Heizingen, wir wir aus einer Notiz des „Pionier“ erschen, wonach im Laufe des Januars und Februar in Hoboken, dem bekannten Stadttheile Newyorks, eine Reihe deutscher Vorlesungen stattfand; und zwar las H. Kapp über „Die deutsche Einwanderung im vorigen Jahrhundert und die deutschen Gesellschaften“; S. Schütz über „Australien und Vandalienland“; G. H. über „Ulrich von Hutten“; Löwe (aus Göttingen) über „Das Leben des Freiherrn vom Stein und seine Bedeutung für die gegenwärtige Gestalt Deutschlands“; Struve über „Das Haus Habsburg“ und Dölen über „Glaube und Wissen“.

und wir und einige journalistische Collegen in Deutschland mit Theil, und zwar in dem Artikel „Würdigung deutscher Leistungen in Amerika“. Heintze bezieht sich darin auf die Worte der „Tribüne“, eines in Newport erscheinenden englischen Blattes: „The German skepticism and German materialism are both things to be dreaded, but not tendencies calculated specially to affect our people. We can only pity the race, whose masses are so scourged by these two curses. But against all these and similar bad effects from the German immigration, we have one grand result, which is to make the presence of the Germans in this country a blessing to all succeeding times. We mean their influence on the question of Freedom and Slavery.“ Hierzu nimmt Heintze eine Schwärzung zu der Behauptung, daß „das Urtheil der Presse in dem slavereißenden Deutschland der deutschen Radicalismus in Amerika mit dem Urtheil der gemäßigten Botofuden der Sklavenhalterpresse dieses Landes“ gleichmüthig und führt dann fort: „Was hier der gemeine Vorwitz der Sklavenhalterei den Botofuden in die Feder kam, das dictirt in Deutschland den Hofrathen und Theologischen, die dort jetzt die Presse beherrschen, die Polizei der Despoten. In den deutschen Radicalen dieses Landes sehen die Herren nicht Vertreter des deutschen Geistes, die hier den Ideen der Humanität Bahn brechen, sondern immer nur die Revolutionäre, die einst St. Jakob über St. Hohel, mit deren milder Ueberläufer Herr Bruns, oder Herr Julian Schmidt, oder Herr Herbig, oder Herr Marggraf ein Blatt redigirt, so viel Lärm und Unruhe bereitet haben. Wo diese Mitglieder der trübsamen Polizei einen deutsch-amerikanischen Revolutionär besprechen, spricht es nur mit dem pflichtschuldigsten Unterhauchensachen, wider vor allem den Verdacht einer Sympathie von dem Bericht abzuwenden hat. . . . Wenn etwas die Erniedrigung anrichtet, zu welcher der öffentliche Geist in Deutschland jetzt herabgebracht ist, so ist es das anangefochtene Sittenrichtertum der literarischen Hofräthe und Polizeiluchse über dasjenige, was da, neben anderer classischen Literatur, Deutschlands Ehre im Auslande rettet, nämlich über den Radicalismus.“ Liegt hierin nicht einiger Humor, besonders aber in dem Umstande, daß die Vertreter des deutschen Journalismus, unter denen so wenig Neugier zu finden ist, vor den Augen Heintze's alle gleichviel werth, daß sie sammt und sonders „Theologischen“, „literarischen Hofräthe“ und „Polizeiluchse“ sind? In derselben Nummer gibt Heintze wieder eine naive Probe jenes Radicalismus, „der Deutschlands Ehre vor dem Auslande rettet“. Er erwähnt eines „Jesuitenstreichs“, den Gustav Struve gegen Dulong bezogen, indem er dessen Schulanstalt in Miederitz zu bringen gesucht habe und zwar aus Eitelkeit, weil Struve in der Geschichte und seine Anwalie in der deutschen Sprache unterrichtet. Dulong habe nun in einem öffentlichen Vortrag, zu dem sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden und zu dem Struve selbst eingeladen worden, diesen so abgeführt, „daß Hohn und Verachtung ihn nach Hause begleitet haben“. Hierzu macht Heintze folgende für seinen „Radicalismus“ bezeichnende Note: „Er (Struve) hat nie den Verstand oder Rath gehabt, die Religion und den Herrgott über den Bord zu werfen. (!) Seine „Witzgeschichten“ sind voll Christenthum, und Hagarath hat für einen abgeschmackten und oberflächlichen Historiker mehr Interesse als das ganze Hellenthum.“ Folgende Notiz Heintze's in derselben Nummer erschien uns noch erwähnenswerth: „Die Familienblätter“, welche schon früher die von uns vorgeschlagene Goethe-Feier in eine Schillers-Feier umgewandelt zu sehen wünschten, wiederholen ihren Vorschlag und sprechen die Meinung aus, man könne zur Ausföhrung das auch in Deutschland geschehene Jubiläum benutzen. Es wäre erfreulich, wenn nur irgend einer der Art zu Stande käme, obgleich es nicht gleichgültig ist, ob man dabei den Namen Schiller oder Goethe benutzt. Sollte es sich aber, wie bei der Burckhardt-Feier, um eine jährliche Wiederholung handeln (die auch wir im Auge hatten), so würden wir entschieden an Goethe festhalten. Er ist ein mehr umfassen-

der, höherstehender, dauerhafterer Repräsentant des deutschen Geistes als Schiller. Daß er bei dem Völkern weniger populär ist, darf nicht abhalten, muß vielmehr ein Grund sein, ihm den Vorkzug zu geben. Man soll ihn populär machen, wo er es noch nicht ist.“ Bei einem „Radicalen“ erschien uns diese so offen und entschieden ausgesprochene Vorliebe für den von vielen als aristokratisch und antidemokratisch verschrieenen Goethe mindestens interessant. Begreiflicherweise wird freilich eine solche Einzelstimme nicht im Stande sein, die Strömung der Sympathie für Schiller, die durch die Gegenwart hindurchgeht, in ein anderes Bett zu leiten. Das beweisen unter anderem auch die umfassenden Vorbereitungen, welche von den Deutschen in Nordamerika an verschiedenen Orten zu einem am 10. November zu begehenden Schiller-Fest getroffen werden, unter anderem in Philadelphia, wo sich zu diesem Zweck ein Comité gebildet hat und zum Ankauf des Schiller-Hauses in Marbach gesammelt worden ist.

J. M.

Aus dem Nachlaß der Frau Caroline von Holzogen.

An Caroline von Humboldt, geb. von Dacheröden.

Ich war in einem so wunderbaren Zustande, daß ich die nicht früher schreiben konnte, beste Seele. Das Bad greift mich sehr an; doch erwarte ich gute Folgen. Deinen Brief empfing ich den Tag meiner Abreise von Weimar. Ich selbst habe ein Bedürfniß der den Eindruck jener Stunden auf mein Wesen mitzutheilen, das ewig unausslöschlich sein wird. Ich hatte Hoffnung bis zum letzten Odemzuge — den Tod hatte ich nicht gesehen, und Schiller schien mir nicht kränker, als ich ihn schon in fünf ähnlichen Fiebern gesehen hatte. Beängstigt war ich freilich über seinen Zustand, doch während der neun Tage seinen Prognostik hoffnungslos. Was das Schauerhafte des ganzen Zustandes vermehrte, war Starke's *) Abwesenheit. Die Hoffnung, daß Schiller allein am besten wußte, was ihm diene, solange er bei Besinnung war, erhielt mich.

Ich, ich glaube wohl, die vorjäh-
des Todes erzeugt; aber milder!
wenn ich alle Hülfen der Kunst um
als ich hat das Gefühl, daß es wo
Du weißt, ich kann mich über nicht
Mühnung darüber. Aber nie habe
fals, der Nothwendigkeit, die mir i
als ewige Güte erscheint, deutlicher
Leiden ist er entgangen; denn die 3
Theilen fand, ließ nichts anderes ei
halbes Jahr für solch ein Wesen!
mit verloren!

Er war den ganzen Winter hindurch matt, oft traurig, aber unaussprechlich milde und leise empfindend. Er fiel von einem Katastrophener in das andere, und in seinen Zügen bemerkte ich eine sonderbare Veränderung. Er selbst hatte keinen Glauben an ein langes Leben, aber auch keinen Gedanken an so nahen Tod. Er war voll Projecte auf die nächsten Jahre, sprach von Reisen und von einem ruhigen Landaufenthalt. In seinem Kalender fanden wir alle Geburtstage der Familie angemerkt, und sogar seinen eigenen!

Hat dich denn auch ein so unaussprechliches Gefühl des Mitleids mit dem Entschlafenen verfolgt? Noch immer kann mich nichts erfreuen, weder Natur noch Kunst, und eine Last zieht mir das Herz hinunter, wo er kalt und lebendlos ruht und Licht und Lust spielen über ihm vergebens.

Doch ich will dir zu erzählen suchen.

Bis zum sechsten Tag des Fiebers hatte Schiller seine völlige Besonnenheit. Er hatte ein Bad genommen und sich zu Bett gelegt, wo sich das Köpfchen auf der Brust legte. Am

*) Stark, Gehmmer Hofrath und Professor der Rechte in Jena.

den Frankreich die Hand dargereicht. Einguerlet ist sogar so glücklich, frei und offen zu stehen, daß Frankreich von diesem gegenseitigen Austausch gegenwärtig den größten Nutzen habe. Denn was führe Frankreich nach Deutschland aus? Baudevilles, Romane, Producte der Demi-Monde-Literatur, kurz leichte literarische Waare, welche mit der Saison vergehe: die sie enthalten liegt; „während (fährt Einguerlet fort) wir Franzosen nicht historische oder philosophische Arbeiten, umfangreiche Studien über die menschliche Gattung, Bücher von unvergleichlicher Sachheit, Vorgeschichten und vortreffliche Opera erstellen. Für jeden Dichter, jede tiefherzige, träumerische Seele ist die deutsche Literatur eine unerschöpfliche Fundgrube.“ Das ist es, was alles, was bisher in Frankreich über deutsche Literatur geschrieben worden, von den „appréciations trop allemandes“ der Frau Baronin von Staël bis zu den „traductions trop peu françaises“ der Frau Baronin von Sandoz, von dem philosophischen und poetischen Phantasien der beiden Victor, Goethe und Hugo, bis zu gewissen Producten der beiden Alexander, Damas und Weill, „dont l'un s'imagina voir le français, parce qu'il comprend l'allemand, et l'autre comprend l'allemand, parce qu'il écrit fort bien en français“ — daß alle diese Arbeiten, so zahlreich sie seien, doch nicht hinreichten, dem mit der Sprache Unkundigen einen vollständigen Begriff von der deutschen Literatur zu geben, auch nicht die Arbeiten Saint-René Lausanne's, die er früher selbst so großer Andacht gelesen. „Où“, ruft Einguerlet aus, „l'Allemagne est grande, mais Saint-René n'est pas son prophète!“ Einguerlet bespricht weiter die Bemühungen der „Revue des deux mondes“, der „Revue contemporaine“, unrichtig deren Artikel über die münchener Kunst, auf die wie nicht noch zurückkommen, und der preiswürdigen „Revue germanique“, deren Mitarbeiter er ist, um Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur unter seinen Landsleuten, und verheißt am Schluß, demnächst eine Revue der neuesten und interessantesten Erzeugnisse der deutschen Literatur zu geben. Das Einguerlet nicht betrifft, so ist dieser ein kaiserlich französischer特派, der, nachdem er sechs Monate lang in den Kabinetten von Vercy „sur la fragilité des constitutions politiques“ nachzudenken Gelegenheit gehabt, seit sieben Jahren dem Studium der deutschen Literatur obliegt; die deutsche Sprache selbst hat er schon um Aehnlichkeit auf gesprochen. H. M.

Bibliographie.

- Armand, Alte und neue Heimath. Breslau, G. Trowendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- — Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner. Breslau, G. Trowendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Asher, D., Arthur Schopenhauer als Interpret des Chinesischen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils der Tragödie. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 12 Ngr.
- Bartsch, G., Deutsche Liebesgefallen. Gefunden und gesammelt. 1te Lieferung. Berlin, Wrigl u. Lohse. Gr. Fol. 3 Thlr.
- Baur, F. G., Die Lübinger Schule und ihre Stellung im Gegenwart. Lübben, L. F. Bues. 8. 18 Ngr.
- Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt. Berlin, Sch. 16. 10 Ngr.
- Bloch, F. R., Italien und die jetzige politische Lage des übrigen Europas. Einleitung zur Geschichte Italiens vom Beginn der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Jülich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 18 Ngr.
- Gätzschmann, M. F., Sammlung bergmännischer Ausdrücke. Zusammengestellt und kurz erklärt. Freiberg, Craz u. Gerlach. 16. 10 Ngr.
- Griesinger, L., Die alte Brauerei oder Criminalanalyse von Wein u. Dorn. Nach dem Leben erzählt. 1te Lieferung. Tübingen, Kling. 8. 4 Ngr.

- Horn, F., Deutsche Blätter, Knospen und Blüten aus Jena. In Erinnerung des „offenen Sendeschreibens aus Weimar“ und zur Erinnerung an die dritte Sakularfeier der Universität den Alten und Jungen dargebracht. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.
- Lassalle, F., Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Le Grave, Agnes, Dichtungen. Berlin, Besser. Gr. 16. 25 Ngr.
- Meorheim, R. v., Poeten-Wort. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 16. 1 Thlr.
- Russische Parabel. Herausgegeben von Jeremias Ozerpfeiser. Berlin, Haldenberg. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
- Rühl, R., Gedichte. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 16. 25 Ngr.
- Proudhon, P. J., Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche. Neue Principien praktischer Philosophie, Uebersetzt von Ludwig Pfau. 1ter Theil. Vom Verfasser autorisierte Ausgabe. Hamburg, D. Neisner. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Rüttig, G. J., Babeluren. Lustspiel in einem Aufzuge. Berlin, Schöningh. Gr. 8. III Ngr.
- Neben über Freimaurerei an denkende Nicht-Maurer. Leipzig, Zuppe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Röttcher, G. L., Kritiken und Urtheile. Leipzig, Engelmann. Gr. 8.
- Sardemann, G., Geschichte I oder der Reformierten Gemeinden des Elbe, besonders ihres presbyterianischen des XVI. Jahrhunderts. Wesel, Bage.
- Schiltberger aus München, J. und Afrika von 1394 bis 1427. 3 gleichzeitigen Heidelberger Handschriften von R. F. Neumann. Mit 1 und Hammer-Burgall. München, C. Seibert, G. G., Deutsche Ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter und die Geschichte ihres Uebertritts zum Christenthum. 1ter Theil. Darmen, Sartorius. Gr. 8. 1 Thlr.
- Sloman, G., Rose Blätter geheftet in Frankreich. Kiel, Schwed. 8. 18 Ngr.
- Sophocles, Antigone. Uebersetzt von G. Cleemann. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.
- Thieler, B., Der Familienschatz. Nach der dänischen Erzählung. Frei bearbeitet von J. Biegler. Zwei Theile. Kopenhagen. 1856. 57. 8. 2 Thlr.
- Treitschke, G. v., Die Gesellschaftswissenschaften. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Vitzel. Gr. 8. 16 Ngr.
- Tschischwitz, B., Lieber eines Verbannten. Bremen, Schyfe. 16. 10 Ngr.

Lagealliteratur.

- Baumgarten, M., Meine Sache vor dem Landtage zu Rathen. Die betreffenden Actenstücke herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 10 Ngr.
- Herrmann, G., Rechtsgutachten über die Entlassung des Professor Baumgarten in Rostock. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.
- La Poluque française devant l'Europe par un Allemand. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.
- Preußen und die italienische Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Riemann, R., Der Artikel XII der Preussischen Verfassung: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses“ — wird gewährt und u. f. w. Seine Feinde und Freunde und der Stand seiner Entwicklung. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs.

Dritte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dieser Schrift ist wenige Wochen nach ihrem Erscheinen bereits eine dritte Auflage nöthig geworden und sie hat namentlich in Oesterreich selbst große Aufmerksamkeit erregt. Ein bekannter, Oesterreich angehöriger Staatsmann spricht sich darin über die innern staatlichen Verhältnisse Oesterreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtstellung des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwicklung durch eine Verfassung fester verbunden werden, der Erhaltung des Gesamtkrafts das für die glückliche Entwicklung der einzelnen

„isirten Zeitung“ heißt es darüber: „Eine harffinn und bedeutender Kenntniß der Ver- Schrift. Wir empfehlen das Buch als das e, welches seit Jahren über Oester- ze Verhältnisse erschienen ist.“

Publications for the study of the German and French Languages.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With indications of the German Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. By Charles Graeser. Third edition, revised and corrected. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graeser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 8vo. 5 Ngr.

A Practical and Methodical Grammar of the French Language. By Charles Graeser. Two Parts. 8vo. 2 Thlr. 4 Ngr.

Graeser's „Simplest Method“ forms together with his „Practical and Methodical Grammar“ a graduated and complete course of the French Language.

Ahn (F.), A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language.

First course. Fourteenth edition. 1859. 10 Ngr.

Second course. Eleventh edition. 1858. 12 Ngr.

Third course. Second edition. 1858. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's New Method of Learning the German Language. First and second Course. Sixth edition. 1859. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon von Rotted und Welder.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welder.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des einunddreißigsten Heftes:

Censur als Censurgericht in alter und neuer Zeit. Von Welder. (Schluß.) Censur der Druckschriften. Von Welder. — Censur. Von Rotted und Welder. — Centralisation und Selbstregierung des Volks. Von H. von Gager.

Inhalt des zweiunddreißigsten Heftes:

Centralisation und Selbstregierung des Volks. Von H. von Gager. (Schluß.) — Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. Von B. A. Lette. — Centrum und natürliche Abtheilung der Deputirtenkammern. Von Rotted und Welder. — Cession, f. Abtretung. — Chargé d'affaires, f. Gesandter. — Charta magna, f. Englische Verfassung. — Charte. Von Rotted und Welder. — Chateaubriand (François Auguste Bicomte von). Von J. Weigel und Welder. — Chatham (William Pitt). Von J. Weigel. — Chateau (Schloß). Gut, Cabinetgut, bonum scutellae, Privatitzthum der Regentenfamilie. Von H. v. Bopp. — Chemie. Von F. G. Walchner. — Chiffren und Chiffriren. Von H. Marquardsen.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Es bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Männen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Auctore L. Pfeiffer.

Vol. IV. Pars I. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

Auch unter dem Titel: *Monographiae heliceorum viventium supplementum secundum etc.*

Ein Supplement zu der ausgezeichneten Monographia Pfeiffer's über die Heliceen. Die früheren drei Bände erschienen 1847—53 und kosten 15 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

7. April 1859.

Inhalt: Heinrich Barth's Reisen in Afrika. — Schmidt-Weissenfeld, Charaktere der deutschen Literatur. — Notizen. (Die Gesellschaft der Jauggermanen; Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrage der britischen Regierung unternommenen Reise. Dritter und fünfter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Göttingen, J. Perthes, 1858. Gr. 8. Jeder Band 6 Thlr. *)

Mit den vorliegenden beiden Bänden, welche die vorhergehenden um ein Beträchtliches an Umfang übertreffen, ist das große Barth'sche Reisewerk zu seinem Abschlusse gediehen. Während der erste Band uns ein, man darf wol sagen, durchaus neues und überraschendes Bild der Wüste mit ihrem charakteristischen Leben und Treiben vorführte, und der zweite und dritte Band uns mit den östlichen Theilen des mittlern Sudan, soweit sich dieselben um den Esabsee gruppieren, also mit Bornu, Adamaoua, Kanem, Nubien, Baghirmi und Wadai, näher bekannt machten, schilfern die beiden letzten Bände die westlichen Theile des mittlern Sudan oder mit andern Worten das Flußgebiet des gewaltigen Nigerstroms, von dessen beherrschendem Einflusse nur ein verhältnismäßig geringer Streifen der südlichen und westlichen Küste Centralafrikas ausgeschlossen bleibt. Bei dieser überwältigenden Stoffmasse versteht es sich wol von selbst, daß wir den Verlauf und die Ergebnisse der Reise Barth's nur in den gedrängtesten Zügen darzustellen im Stande sind. Wir gehen deshalb sofort zur Sache über.

Nachdem sich Barth vom Scheich und Begier Bornus verabschiedet hatte, brach er am 25. November 1852 von Kukana gen Westen auf. Sein Reisezug bestand aus vier Pferden, vier mit Mundvorrath und Geschenken beladenen Kameelen und acht eingeborenen Dienern, unter denen zwei von Overweg freigelassene Sklaven, ein Haussa-nabe Namens Dyrregu und ein Marghibursche Namens Abbega, deshalb von besonderem Interesse sind, weil sie Barth nach Europa begleitet haben. Beide sind zum Christenthum bekehrt worden und haben hübsche Fortschritte gemacht. Abbega ist Ende 1857 wieder nach Bornu abgegangen, der intelligentere Dyrregu dagegen noch einige Zeit unter der Leitung des Missionars Schön-

geblieben, den er sehr tüchtig bei der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Haussa-sprache: terung seines Wörterbuchs dieser Sprache. Bei einer für den Sudan ungewöhnlichen Temperatur — das Thermometer zeigte $4\frac{1}{2}^{\circ}$ C. über dem Gefrierpunkt — gesellschaft die fruchtbare und auch an Sumpfwaldungen reiche Provinz Koi den Ruinen von Ghast-Eggomo oder Hauptstadt des Bornureichs, über den dessen Wasserstand sich von dem des durch die Eigenthümlichkeit unterscheidet, der ganz trocken ist und im November aber aber jetzt bereits im starken Abnehm. Die Expedition verfolgte nun, ziemlich Barth auf seiner Herreise eingehalten nördlichen Arm dieses die Provinz I Flußes, der, wie die meisten afrikanischen mittlern und obern Laufe eine aus sumpftartige Erweiterung bildet. Von Surrifulo aus

*) Vgl. die Besprechungen der früheren Bände dieses Werkes in Nr. 46, 51, 52, 53 und in Nr. 7 d. J. D. Reb.

machte, reiste er in Begleitung des Schalabima (oder Bezir) von Sokoto durch die von einem Heere der Goheraua bedrohten Nordprovinzen des Reichs über Sermi und die berühmte Wildnis von Gumbumi und erreichte am 31. März das Dorf Gauassu am Rande der letztern, wo Aliu, der Emir el Mumenin von Sokoto, im Begriff einen Heerzug gegen die Goheraua zu unternehmen, sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Emir empfing ihn mit großer Freundlichkeit und in bester Laune, versicherte ihm, daß er den Gang der Mission und besonders Barth's eigene Schritte mit größtem Interesse verfolgt, auch von seiner Reise nach Adamawa gehört habe, und wilsfahrte rückhaltlos seinen beiden Gesuchen, ihm einen Freisbrief zu geben, der allen englischen Kaufleuten bei einem Besuche seines Gebiets in Handelszwecken volle Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum gewähre, und ihm seine Reise nach Timbuktu, welche zur Zeit durch den Aufstand der Provinz Kebbi sehr erschwert werde, vermittlest seines weltreichenden Einflusses nach Kräften zu erleichtern. Barth schildert den Emir als einen untersehten Mann von mittlerer Größe und mit einem runden, vollen Gesicht, das deutlich eher die Züge seiner Mutter, einer Gauassuflavin, als diejenigen seines Vaters Mohammed Bello, eines freien und edeln Pullo, zeigte. Seine Kleidung war überaus einfach und legte ebenfalls Zeugniß davon ab, daß er den reinen Pullocharakter aufgegeben hatte; denn sie bestand fast nur in einem Hemde von grauer Farbe. Auch sein Gesicht war unver-

ändert als ver-
sch vom
ausbrach,
in, hat
stabt der

n), der
als Er-
sch auf-
stimmten
gänzlich
enigstens
die Kul-
be, eine
zu denen
und voll-
us einer
Körbe,
Merkung
nlebricht,
hekt ein
e Fülle
nge von
ähnliche
er Kulde
as Ver-
konktion
unim-

stößlichen Beweise dafür dar, daß der Eroberungszug der letztern sich von Westen nach Osten bewegte, obwohl ihr Ursprung in vorhistorischen Zeiten in der Richtung nach Osten zu suchen sein mag. Barth ist der Meinung, es werde sich mit der Zeit klar herausstellen, daß die Fulbe die Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus und die heile herrschende Bevölkerung von Ghanata waren. Schon im 16. Jahrhundert waren die Fulbe in den Landschaften nördlich vom Niger stark und nicht ohne Einfluß und im nächsten Jahrhundert finden wir Fulbestämme selbst in verschiedenen Districten Baghirmis angesetzt. Aber eben in dieser weiten Verbreitung lag der Grund, daß die Nation in den einzelnen schwachen Abzweigen, wo sie eine neue Heimat gefunden hatte, mit Ausnahme von Baghema, machtlos blieb. Eine neue Epoche für sie eröffnete sich erst im Jahre 1802, als Baka, der Herrscher von Gohera, den Scheich Dhiman und die übrigen Fulbehäuptlinge vor sich lud und die Ansprüche, welche sie zu machen angingen, mit Strenge zurückwies. Dhiman war zu jener Zeit im Dorfe Daghel unweit des heutigen Burno angesiedelt, wo er bei seinen Landsleuten des Amt eines Imams verwaltete, und hatte schon früher angefangen, ihnen einen neuen religiösen Impuls zu geben, der sie über ihre kleinlichen Privatinteressen erhob. Damals aber mit Unwillen erfüllt über die Art, wie er, der große Gläubige, sich von jenen Heiden, den Goheraua, behandelt sah, ward er angepörrt, den Versuch zu wagen, sich und seine Stammesgenossen von der Gewalt des eingeborenen Landesheerrschers unabhängig zu machen. Nachdem er daher seine Landsleute versammelt hatte, die ihn unter diesen Umständen zum Scheich ernannten, erhob er die Fahne religiöser und politischer Genossenschaft seines Stammes. Seine Unternehmung war im Anfange keineswegs erfolgreich; aber der Fanatismus seiner Anhänger, die er fortwährend durch seine religiösen Gesänge (deren berühmtesten der Verfasser im Anhange mittheilt) zu frischer Energie begeisterte, war so groß, daß er zuletzt glücklich genug war, den Grund zu einem ausgedehnten Reich zu legen. Dabei ward er nach Kräften von seinem Bruder Abd-Allah unterstützt, der, obgleich ihm an Jahren überlegen, der erste gewesen war, welcher ihm seine Fulbigung darbrachte, sowie auch, und zwar ganz besonders, von seinem Sohne Mohammed Bello. Dhiman nahm seine Residenz zuerst in Gando, wo er eine lange Zeit hindurch belagert wurde, später in Giffana, bis er sein Leben in einer gewissen fanatischen Ekstase endete, wie dies Clapperton geschildert hat. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed Bello war bemüht, mehr Ordnung in das besetzte Reich zu bringen. Er zeichnete sich nicht weniger durch seine große Liebe zur Gelehrsamkeit als durch seine kriegerische Gesinnung aus, und verdient überhaupt einen hohen Rang unter den afrikanischen Herrschern, wenn er auch in seinen kriegerischen Unternehmungen nicht immer glücklich war und ihm wie allen Fulbe das eigentliche Organisations-talent abging. Seine Kämpfe gegen die einheimischen Stämme sowie gegen einen großen Redebüßler Mohammed-el-Kanemi von Bornu entfalt-

ligen die Art, wie er Klapperton bei dessen zweitem Besuche behandelte. Von der Regierung seines Bruders und Nachfolgers Aliu (1832—37) wissen wir weiter nicht, als daß während derselben volle Gerechtigkeit geherrscht haben soll. Dagegen machte sich unter dessen Nachfolger Uin, einem Sohne Bello's, der Geist nationaler Unabhängigkeit in einem weltreisenden Befreiungskriege Luft. Da diesem Fürsten die meisten von den edeln Eigenschaften seines Vaters und zumal dessen kriegerische Gesinnung abgehen, so befand sich das ausgedehnte Reich, das sich im Süden bis an den Benue und im Südosten fast bis an den Eschere oder Schari erstreckte, bei der Ankunft Barth's in einer höchst trostlosen Lage, aus der nur ein kräftiger Herrscher es zu retten vermag.

Barth hatte während seines langen Aufenthalts in Daura und in dem nicht weit südöstlich davon gelegenen, immer mehr verfallenden Sokoto, der eigentlichen Hauptstadt und früheren Residenzstadt des Reichs, hinlängliche Veranlassung, die traurigen Verhältnisse desselben kennen zu lernen. Endlich konnte er sich von Aliu verabschieden, der mit wenig Beute und ohne allen Ruhm von seinem Feldzuge zurückkehrte, und setzte am 8. Mai seine Reise fort. Ein neuntägiger Marsch in südwestlicher Richtung brachte ihn nach Gando, der Residenz Uhalilu's, des Beherrschers des westlichen Wulloreichs, dessen Provinzen beide Ufer des Niger einschließen. Uhalilu ist ein Sohn des obengenannten Abd. Mahi, dem sein Bruder Othman bei seinem Tode den westlichen Theil des Reichs, von ihm beherrschten Gebiets abtrat. Er folgte seinem Bruder Mohammed Wani vor etwa 17 Jahren, lebt aber seit seinem Regierungsantritt in einem Zustande mönchischer Zurückgezogenheit. Dieser Umstand, welcher Barth dazu nöthigte, seine Geschenke durch eine treulose Mittelsperson überreichen zu lassen, verursachte ihm viel Schwierigkeiten; nur durch ein wiederholtes Geschenk brachte er es dahin, daß ihm Uhalilu nicht bloß die Weiterreise gestattete, sondern ihm sogar einen eigenhändigen Freibruf für Engländer überhaupt gab. Durch den Aufstand Daud's, des aufständischen Häuptlings der Kabana, befand sich das Reich in solcher Zerrüttung, daß Barth keinen Ausflug in die Umgegend der Stadt wagen konnte. Dagegen hatte er das Glück, von dem gelehrten Wochari, einem Sohne Mohammed Wani's, eine Handschrift des überaus schätzbaren historischen Werkes Ahmed Baba's zu erhalten, das ihm einen ungetrübten Blick in die frühere Macht des Sonrhaureichs verstattete, und daraus die im neunten Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“ veröffentlichten Auszüge zu machen. Am 4. Juni, nach bereits angebrochener Regenzeit, verließ Barth die von einem herrlichen Pfanzraschmuck umkleidete, aber äußerst düstere und todte Hauptstadt des ausgedehnten Reiches Gando, dessen herrliche Provinzen an jenem großen westafrikanischen Flusse, der einen so leichten Zutritt in diesen Erdtheil eröffnet, oder an dessen Armen geknüpft sind, damals aber meistens in einen Abgrund von Anarchie versunken waren.

Die Straße führte längs der sumpfigen oder trockenen

eicht man ziemlich den arm, der Venue, ein-
reint in ziemlich süd-
in zuströmt.

off und trotz ihres er-
keit für die Europäer
ganzen Flußlandschaft,
e Flußschnellen weiter
u passiren. Der dort
t Barth's — des ersten
st hatte, da Mungo
Nigerfahrt hier ganz
nt — höchlichst entzückt
daß ein Dampfschiff
der den Fluß herauf-
opätschen Erzeugnissen

versehen möge. Als er aber hörte, daß der Reisende lei-
nen Handel treibe, fing er an, denselben mit Argwohn
zu betrachten und seine Abreise zu betreiben. Barth ver-
weilte auch nur wenige Tage. Da an eine Flußfahrt
stromaufwärts fürs erste gar nicht zu denken war, so
mußte er, den vom Niger zwischen Esay und Ambuku
gebildeten stumpfen Winkel abschneidend, in möglichst ge-
rader Richtung den Landweg nach letzterer Stadt verfol-
gen. Dabei zeigte sich aber ein Uebelstand, den Barth
auf seinen bisherigen Reisen noch nie verspürt hatte: er

n der Sprache der Son-
wohner der vor ihm lie-
und sein eigenes Studium
Fulfulda, der Sprache des
1. Er mußte am 24. Juni
einen sprachkundigen Pan-
nst gewinnen zu können.
durch die hügelige Land-
stadt Tschampagore Barth
Mohammed Galaidjo be-
ald einen Mann von un-
überaus angenehmen, fast
Galaidjo folgte im Jahre
o, dem mächtigsten Haupt-
m obern Niger, wo nach
durch Mulai Hamed von
e entstanden waren. Nun
ie große religiös-politische
angeregt, sich auch unter
bern Niger ein Anführer
Ziel der Verbreitung des
gen Form stellte. Dieser

Hamed Lebbo. Bei sei-
ner Ankunft in Mässina (1817) schloß er anfangs ein
Bündniß mit Galaidjo, der selbst den Islam annahm,
und eroberte mit ihm verbrüderd das benachbarte Land.
Als er aber später von seinem Verbündeten Unterwer-
fung und Anerkennung seiner Oberherrschaft verlangte,
ward Galaidjo in einen dreijährigen Krieg mit ihm ver-
wickelt und sah sich zuletzt genöthigt, mit dem Reste seiner
Anhänger weiter östlich eine neue Heimat zu suchen, wo

ihn der Herrscher von Gando mit offenen Armen auf-
nahm. Dieser war nämlich mit dem unabhängigen Tri-
ben Lebbo's und seines Sohnes und Nachfolgers Ahma
keineswegs zufrieden; denn jene Reformatoren gingen in
ihrem puritanischen Eifer und ihrer Siegesüberhebung so
weit, daß sie ihren Landsleuten in Sokoto und Gando
eine Botschaft des Inhalts zuschickten, wenn sie sich nicht
bequemen wollten, die Zahl ihrer Weiber auf zwei zu
beschränken und ihrer weiten weiblichen Kleidung zu ent-
sagen, so würden sie ihnen einen feindlichen Besuch machen.
Aus diesem Grunde herrscht noch jetzt kein freundschaft-
liches Verhältniß zwischen den Höfen von Sokoto und
Gando einerseits und dem von Hamdallahi andererseits;
daher auch die von dem sonst in jeder Beziehung so bereit-
willigen Aliu an Barth gestellte Bitten, um den letzt-
genannten Hof nicht zu besuchen. Die eingewanderte Ge-
meinde hat inmitten der Ummohner ihren eigenthüm-
lichen Typus und ihre ursprünglichen Sitten fest bewahrt.
Während alle Fulbe der Umgegend ein ziemlich schlanker
Menschenschlag mit ausdrucksvollen und scharf geschnit-
tenen Zügen sind und sich durchaus in weiße Farben klei-
den, sind diese Einwanderer untersehte, kräftige Leute mit
offenen, runden Zügen und langem, schwarzem, buschigem
Haar, alle gleichmäßig in hellblaue Tücher gekleidet und
ohne Ausnahme mit Feuerwaffe, oft mit französischen
Doppelflinten bewaffnet, einzelne in ihrer Haltung an
den Charakter des Europäers erinnernd. Gurma ent-
hält außerdem noch eine Reihe unabhängiger (mit den
südwestlich davon wohnenden Mossi oder More und Lombo
verwandter) Stämme unter einheimischen Häuptlingen,
von denen namentlich die Torobe spezielle Erwähnung
verdienen.

Bald nach dem Eintritte in die nordwestlich von Gurma
gelegene Provinz Daghe setzten die Reisenden über die
Esirba, einen hier fast 100 Schritt breiten und 12 Fuß
tiefen Nebenfluß des Niger. Drei weitere mächtige Ströme,
alle ebenfalls südöstlichen Laufs, welche sie weiterhin zu
passiren hatten, ergossen sich wahrscheinlich in die letztere.
An der Grenze von Libatso, der nordöstlichsten Provinz
des Gondorreichs, war wieder ein bedeutender Wald-
strom von wenigstens 600 Schritt Breite und $4\frac{1}{2}$ Fuß
Tiefe zu überschreiten. Ueberhaupt hatte man eine sehr
wasserreiche Gegend betreten; der Boden hat nämlich zu
wenig Neigung, um dem sich ansammelnden Wasser die
Möglichkeit des Abflusses zu gewähren, so daß sich hier
und da ansehnliche Wasserbeden, oft in der Ausdehnung
eines ungeheuren Sees, bilden. Ein solches sammelt sich
z. B. alljährlich an der Westseite von Dore, der äußerst
verfallenen Hauptstadt der in einem völlig anarchischen
Zustande befindlichen, von den immer weiter südlich vor-
dringenden Tuareg bedrohten Provinz Libatso, welche
jedoch ein großer Verkehrspunkt für die Araber von
Kauad, dem nördlich von Ambuku gelegenen Wästen-
strich, ist, deren verschiedene Straßen sich sämmtlich an
einem großen seeartigen Hinterwasser des Niger, dem
Chalebleb, etwa 40 Meilen nördlich von Dore, vereinigen,
dessen Wasser nach der Regenzeit mit der erwähnten

Ansammlung bei der Hauptstadt in Verbindung steht. Die Araber bringen hauptsächlich Salz, die Isthiten Rindvieh weiße Kolanüsse und Muscheln, die Einwohner von Kossi Elfen und Baumwollenscheiben, die Uferbewohner des Niger Butter und Korn auf den Markt.

Barth hatte kurz zuvor einen Araber aus Walata (westlich von Timbuktu) in seinen Dienst genommen, der außer dem Arabischen auch Fulfulda, Sonrhay, Kossi, Bambara und Lemäschisch sprach; aber dieser verschlagene und treulose Mensch, der durch Barth's Erzählung eine schwachvolle Unsterblichkeit erlangt hat, war seinem Herrn in dem noch bevorstehenden gefährlichsten Abschnitte seiner Reise eher ein Hemmnis und ein Fluch, als eine Hilfe. Infolge der unaufhörlichen Regengüsse schwellen die zahlreichen Flüsse und Sümpfe so sehr an, daß ihr Uebergang mit vielem Aufenthalt und zahlreichen Schwierigkeiten verbunden war. Es war dem Reisenden vollkommen unmöglich, den Lauf dieser meist ganz zeitweiligen Waldströme und ihr Verhältniß untereinander näher zu bestimmen, und ebenso vermochte er später auf seiner Straße am Ufer des Niger herab nur wenige von den untern Stromläufen dieser Gegend mit den auf der Hinreise nach Timbuktu durchschnittenen obern Stromläufen in Verbindung zu setzen. Der bedeutendste dieser Ströme war der Buggoma in der Landschaft Tribinda, der erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zur größten Noth an einer Stelle passiert werden konnte, wo er einen eine halbe Meile breiten Sumpf bildete. Während die Reisegesellschaft im Walde nach einer Furt suchte, stürzten plötzlich 50—200 halbnackte Menschen von wildem Aussehen, aber mit ein paar Speeren und einem zerfetzten Schild aus dem Gebüsch hervor und umzingelten sie, ihre Waffen mit kriegerischen Beherden über den Köpfen schwenkend. Barth erzählt:

Es schien sich eine ernstliche Angelegenheit entwickeln zu sollen. Hierbei war nun das Geleit meines Walaters jedenfalls von Nutzen; denn als ich, von diesen kriegerischen Gestalten umbrängt, mein Gewehr anlegte, bat mich dieser schlau ersahnte, ruhig gerade auf die Kente loszureiten. Während ich es nun that, gab er den Eingeborenen durch Schreien zu verstehen, daß ich ein Scherif sei und ein Freund des Scheichs El akah, welchem ich eine Anzahl Bücher aus dem Orient brachte. Infolge dessen ließen sie plötzlich ihre Speere sinken und umzingelten mich mit den dringendsten Bitten, ihnen meinen Segen zu verleihen. Die Umstände, in denen ich mich befand, zwangen mich ihren Wunsch zu erfüllen; aber es war keineswegs eine angenehme Sache, meine Hand auf alle diese schmutzigen Köpfe zu legen.

Die Gefahr wurde ungleich größer, als man die steile, von dem Bomborigebirge mit seinen malerischen, rergartigen Felsenmassen durchzogene Provinz Dalla erreichte, die von einem Statthalter regiert wird, der dem kaiserlichen, in Gumb-Mahdi residirenden Herrscher von Sina in direkter Abhängigkeit unterworfen ist. Da letztere nun nimmermehr einem Christen erlaubt haben würde, sein Gebiet zu betreten, und überdies gerade damals ein junger, ganz unerfahrener Prinz Namens Ah-ma an die Regierung gekommen war, so sah sich Barth genöthigt, den Charakter eines Arabers anzunehmen und

weniger

III

Trogen
aufgesch
die Sti
nen, d
zersezt
gefällig
beschrei
durch d
alte S
Barth
ten des
mannid
fort un
ein. 3
Ortscha
Lage v
seiner
sen La
ihm ei
nes S
Arme
währen
4—5
direkten
Gewäss
welche
herrlich
der Ri
den Bi
seine B
auf, p
im La
einigem
glücklich
von et

le des Herrschers von Samb: Allast steht, nicht nur vor einer Versammlung der Eröffnungsgebet des Kuran herfagen, ich günstigem Erfolge wie in Dambare und dem Statthalter Dthman ärztlichen und ihm sodann seinen Segen zu einer Hauptstadt erteilen, auch dies mit gleich.

Als der Statthalter später erfuhr, daß Scherif ein Christ sei, ward er sehr entsetzt in dieser Beziehung nicht den leisesten hatte. Dies machte nun dem Scherif wenig Vergnügen und er schrieb, jenen nalen, er solle doch ganz zufrieden sein, böser Mensch wie ein Christ nicht allein

Regen, sondern sogar eine gute Aufnahme bei seinem Oberherrn verschafft habe.

Weit über dieses ganze Land hin breitet sich ein Netz von Flußarmen, Hinterwässern und Kanälen aus, von dem man früher gar keine Vorstellung hatte, und das während einer gewissen Jahreszeit eine gewaltige Wasser-Verbindung eröffnet. In der Regenzeit reist man von hier auf einem weissen Arme nach Limbuku, während man zu Anfang der Flussschwelle eine östliche Abbiegung machen muß. Auf dem letztern Arme trat auch Barth, unter Zurücklassung eines Theils seiner Pferde und Kammele, in froher, gehobener Stimmung am 1. September seine überaus interessante Flusssahrt an. Der Fluß, bei Sfaralyamo 450—500 Schritte breit, ist bald offen, bald mit „Pyrgu“, einem reichhaltigen Strafe, welches dort das Hauptfutter für Rinder und Pferde bildet und sogar den Menschen mit einem süßen Getränk und einer Art schlechten Honigs versorgt, sowie mit weissen Wasserlilien so dicht überwachsen, daß an vielen Stellen das Ruden gar nicht zu gebrauchen ist. Auch die Ufer sind bald mit hohem Rohrgras überwachsen, bald frei und mit zahlreichen Dampalmen und Tamatinden gesäumt. Ein böser Uebelstand ist aber, daß die grössern Boote in diesen seltsamen Hinterwässern nicht nahe genug ans Ufer herangefahren werden können und daher die Passagiere täglich zwe- bis dreimal durch das Wasser zu waten haben. Diese Ufer, einst belebt von dem Geräusch vieler grössern und kleinern Dörfer der eingeborenen Sonrhay, sind jetzt auf große Strecken in Stille und Veröden begraben. Lebhafter wurden dieselben, als man sich am 4. September der Insel Kora näherte, um deren Nordspitze herum man in den majestätischen Hauptarm des Stroms einbog, der an dieser Stelle etwa eine englische Meile breit war. Der Verfasser sagt:

Es war mir recht interessant, hier die vom wohlverdienten Titel Gallie auf seiner mühevollen und den ganzen weissen Theil von Nord- von nach Morosso, verfolgte Straße zu in eine angenehme Pflicht, die allgemeine reibung zu bekräftigen.

Erforsucht der Engländer gegen ihn er hinzusetzt, es sei den letztern ein le gewesen, daß einem armen, Schup- r sich unter dem schwächsten Lügen-

nach verbergen mußte, ein Unternehmen geklagen ist dem einer der höchsten und hochherzigsten Offiziere im Heere, Major Kalig, zum Opfer gefallen war. In 5. September landete Barth in Kibara, der heissen Limbuku. Leider war ihm bereits die untrügliche Nachricht geworden, daß der Scherif Ahmed Al Hadu auf dessen allgemein gerühmten edeln und vorwiegend Charakter er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, jetzt abwesend sei. Barth empfand in dieser Lage wie ein anderwärts schmerzhaft den Mangel eines direkten Verbindungsbriefts von Konstantinopel: er wußte alsdann, was stand der Neugier, der Zubringlichkeit, des Argwohn der Habgucht, ja selbst unzweideutiger Verbohung. In zweiten Tage darauf ritt er, begleitet von Esibi Alim einem jüngern Bruder des Scherifs, dem sein wahrer Charakter insgeheim mitgetheilt worden war, durch eine Landschaft, die enthielt den Charakter einer Wüste in dem langersehnten Ziele seiner Reise entgegen und in von einer ihm entgegenkommenden Schar Leute zur Stadt begleitet, nicht ohne neue Gefahr bei dieser Gelegenheit sich zu verrathen, seinen Einzug in Limbuku wo er sich in einem dem Scherif gehörigen Hause in eigenen Wohnung desselben gegenüber einquartierte.

Limbuku (ursprünglich Limbuku) hat lange Zeit Europa als der Mittelpunkt und die Hauptstadt des großen Regentereichs figurirt, aber mit Unrecht; denn hat zu seiner Zeit, und am wenigsten in der letzten henden Periode des Landes, mehr als eine untergeordnete Rolle gespielt. Freilich war von dieser Periode überhaupt von der Geschichte des weissen Sudan soviel wie nichts bekannt. Jetzt dagegen ist man in den bereits oben erwähnten glücklichen Umständen, daß die Seligenheit fand, die von Ahmed Baba, einem durch seine Stellung, reiche Lebenserfahrung und große geistliche ausgezeichneten Manne, verfaßte und aus innern wie aus fern Gründen durchaus glaubwürdige, vollständige Geschichte des Reichs Sonrhay von den ersten Spuren historischer Funden bis zum Jahre 1640 unserer Zeitrechnung hat gesehen, ein überraschender Einblick in die bisher dunkeln Zeiträume der Geschichte jenes ausgedehnten und weiten Landgebiets eröffnet worden. Leider konnte Barth in Schrift nur theilweise excerptiren; aber diese Aufzeichnungen reichen hin, eine sehr fühlbare Lücke unseres historischen Wissens bis auf weiteres befriedigend auszufüllen. In außer einer großen Menge in dem vorliegenden Werke zerstreuten Notizen und einem der Geschichte Sonrhayreichs und der Stadt Limbuku eigentümlichen Kapitel ganz besonders die dem vierten Bande gehängten, 73 Seiten einnehmenden, chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay und der benachbarten Königreiche zur Genüge darthun. Wir können unserer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn wir nicht Versuch machen wollten, dieselbe in ihren Hauptzügen zu skizziren.

Das älteste Reich im Stromgebiete des Niger, dem wir historische Kunde haben, ist das Reich der Sonrhay oder Sonnata, dessen centraler Theil die jetzige Provinz

Nigriten südwestlich vom Timbuktū (16° nördl. Br., 1° westl. L.) umfasst. Dasselbe wurde um das Jahr 30 unserer Zeitrechnung von Balayumungba gegründet und bis zum Beginn der Herrschaft von 23 Königen aus der weißen (kaukasischen) Dynastie beherrscht. Sechzig Jahre später finden wir in Ghánata bereits ein unabhängiges mohammedanisches Staatswesen mit 12 Moscheen. Überhaupt streift die Beschreibung des Islam in jenen Gegenden an das Wunderbare. So bekannte sich zu Anfang des 9. Jahrhunderts Ilusan, der mächtige Bischof-König der Lintuna, zu der neuen Religion und bekehrte die benachbarten Regentstämme. Als der zweite Nachfolger desselben, Temim, 918 von den Ghánágha, welche um die Mitte des 10. Jahrhunderts über die ganze Nachbarschaft des Regierlandes mit Einschluß von Ghánata geherrscht zu haben scheinen, erschlagen worden war, theilten sich die Ueberlebenden an der Grenze der Dike und des Regierlandes in die Fortschritt. Unter ihnen wurden Am-Durutan, der König von Audaghost, der wichtigsten Handelscolonie der Ghánágha westlich vom Balta am Kodagebirge, und Amesua, dem 23 Regentstämme tributpflichtig gewesen sein sollen, namentlich erwähnt. Audaghost, das später von Ghánata abhängig gemacht war, wurde (1059) von Báhia Ibn Omar, im Auftrage der Merabokta (Aareg), der Schüler des Religionslehrers Abú Alí Ibn Bassa, erobert und zerstört. Dessen Bruder Abú Belr (1058—88) unternahm einen Kriegszug im großen Maßstabe gegen die Regentstämme, eroberte Ghánata von den Ghánágha und zwang einen großen Theil der Einwohner sowie die benachbarten Districte des Regierlandes zur Annahme des Islam. Im Jahre 1204 überwältigte der mit den Balta eng verwandte Stamm der Wandingo oder Dhillu die herrschende Klasse von Ghánata und gründete auf den Trümmern ihres Staats das mohammedanische Reich Dila, dessen Einfluß sich über den ganzen mittlern Lauf des Niger erstreckte. Der größte aus der Reihe der Könige von Dila, Manfa Ruffa (1311—81), erwarb die ganze militärische und politische Macht dieses Königreichs, das nach Ahmed Baba's Worten „eine Größe war, die ohne Krieg und Sturm“ wuchs. Er unternahm den Angriff ohne Erfolg auf Ghánata. Er unterwarf das aus den Ueberbleibseln von Ghánata gebildete Dighna, Sagha, Timbuktū und Gontay mit seiner Hauptstadt Gogo, blieb aber im besten Einverständniß mit dem Sultan Abú Hassan von Al Maghreb (Morocco). Im Jahre 1388 unternahm er eine Wüstenfahrt nach Afrika mit einer außerordentlich zahlreichen Begleitung, die den ganzen Armee glich, und mit großen Machtstücken, einem seinem Weg über Abilata und Tassit nach Gontay im Gogo zurück. Das eigentliche Dila scheint eine typische Regierungsform gehabt zu haben, eine politische und eine militärische. In ersterer Hinsicht war es in eine ständige und eine ständige Division getheilt, die wahrscheinlich durch den Dhilluha getheilt wurden; in der letzteren aber wurde es in drei große Divisionen mit je 22 Abteilungen oder Stämmen. Unter Manfa Ruffa's Sohn scheint das Reich einige Divisionen erhalten zu

haben; denn wir finden erwähnt, daß erst der Bruder des ersten und Nachfolger des letzteren, Manfa Olimán (1385—89), seine Macht wiederhergestellt. Timbuktū abermals erobert und sogar das eigentliche Gontay, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft genöthigt habe. Nach seinem Tode schwächten lange Zeit hindurch innere Unruhen, Thronstreitigkeiten und schlechte Regierungen das Reich, das wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter fünf Parteien, nämlich außer die drei nationalen und die zwei politischen Statthalter getheilt finden; doch erscheint es noch in dem Bericht des Portugiesen Moise Gaba Ruffa (1484) als das mächtigste Königreich des ganzen Regierlandes mit Einschluß von ganz Gambia und von großer Wichtigkeit für den Handel mit Gold über Afrika nach Aegypten und über Timbuktū nach Tassit und Abadan, dem damaligen Mittelpunkt des Sklavenhandels. Erst als infolge eines Thronstreits König Esami Al von Gontay die Hauptstädte zerstörte, ging das seit lange geschwächte Reich auf immer zu Grunde.

Der Ursprung des Reichs Gontay ist auf Sa Magamin zurückzuführen, welcher zu Anfang des 7. Jahrhunderts nach Afrika kam und die älteste (wahrscheinlich libysche) Dynastie der Sa gründete. Von der Sage wissen wir weiter nichts, als daß es 15 Meilen von Ghánata entfernt und um die Mitte des 11. Jahrhunderts ausschließlich von Mohammedanern bewohnt war, während alles ringsumher noch dem Göpendienste huldigte. Später verlegten die Herrscher der genannten Dynastie, deren fünfzehnter, Sa Ruffa (1009), den Islam annahm, ihren Regierungssitz nach Gaba oberwärts, einer schon zu Ende des 2. Jahrhunderts bestehenden und namentlich über Wangala am Nordende der Wüste (jedenfalls dem Westende des Wüstenlandes) im lebhaften Verkehr mit Nordafrika stehenden Handelsstadt, deren einer Theil von Mohammedanern, der andere von Heiden bewohnt war. Timbuktū wurde erst im Beginn des 12. Jahrhunderts von den Juchschah gegründet, war aber anfangs nur ein außerordentlich wichtiger Marktplatz. Der Gontaystaat wuchs allmählich an Ausdehnung und Macht, gerieth aber allmählich in Verfall, wie bereits oben erwähnt, in Abhängigkeit von dem großen Mohammedanischen Reich Ruffa (1326). Auch Timbuktū scheint sich demselben ohne Widerstand ergeben zu haben, erwarb aber aus dieser Abhängigkeit von dem mächtigen Königreiche bedeutende Vortheile, indem es nun gegen jede Verwundlichkeit der benachbarten Ueberbäume geschützt war und bald ein Marktplatz ersten Ranges wurde, in welchen die angesehensten Kaufleute aus Afrika, Asien, Arabien, Persien, Kaschmir, Dorsch, Siam, Japan und andern Orten nach und nach von Weite über Abilata überfuhren. Allein schon wenige Jahre darauf wurde es durch den König von Ruffa (welcher bis zur jüngsten Zeit die Sache des Selbstthums mit Erfolg verfochten hat) mit Feuer und Schwert verwüstet und blieb nun sieben Jahre lang fast selbst überlassen, bis es (1387) wieder in die Abhängigkeit von Ruffa zurückfiel, in welcher es Abilata auf seiner Reise (1388) über Abi-

lata, Nello oder Nelli (der Hauptstadt an einem nördlichen Arm des Oshuliba), Nima und sodann zu Bluffe über Adbara nach Gogo vorwand. Im Jahre 1433 wurde es von einem Stamme der Imoschari unter Atil dem Wolf von Nello entziffen und von den Eroberern, die einen einheimischen Statthalter einsetzten, anfangs mit ziemlicher Milde regiert, später aber bedrückt und gemüßhandelt.

In derselben Zeit, wo Timbuktü durch den Herrscher von Mossi erobert ward, entfloß der Sontchayprinz Ali Kiliun von dem Hofe zu Nello, wo er als Geisfel gehalten worden war, in sein Geburtsland nach Gogo und machte dasselbe durch die Stiftung der Ssonni-Dynastie in gewissem Grade von Nello unabhängig. Der sechzehnte König dieser Dynastie, Ssonni-Ali (1464—92), „der große Tyrann und berühmte Bösewicht“, gestaltete die ganze Wghylognomie dieses Theils von Afrika um, indem er das Königtum Nello niederwarf. Er zog auf Veranlassung des Statthalters Omar gegen Timbuktü, welches zuvor niemals zum eigentlichen Sontchay gehört hatte, nöthigte Atil zur Flucht, veröfthete und plünderte die Stadt und richtete unter deren Bewohnern, besonders unter den Gelehrten, ein furchtbares Gemetzel an. Sodann unterwarf er nicht nur Waghena, sondern auch Djinni, welches nicht einmal von den Königen von Nello erobert worden war, begnügte sich aber damit die Häuptlinge dieser Länder tributpflichtig zu machen. Ssonni Ali war es jedenfalls auch, an den João II. von Portugal eine Gesandtschaft schickte und der den Portugiesen erlaubte, in Waban eine Factorat zu errichten, die sie jedoch nicht lange unterhielten, da der Ort zu unfruchtbar und von der Küste zu weit entfernt war. Er erkrankte bei seiner Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Gurma, nachdem er die Soghorän und die Füllän, deren Macht in dieser frühen Zeitperiode von höchstem Interesse ist, unterworfen hatte. Gegen seinen Sohn Abu Bekr Daud erhob sich einer seiner Offiziere, Mohammed ben Abu Bekr, ein Eingeborener von Sontchay, der, anfangs zurückgeschlagen, zuletzt (1492) den König in einer höchst blutigen aber entscheidenden Schlacht besiegte und unter dem Namen Nello oder Sittia mit dem Titel Emir el Mumentin und Thalifa el Moslemin den Thron bestieg.

Das erste, was dieser große Sontchaykönig that, war, daß er seinen Unterthanen einige Ruhe gönnte, indem er einem Theil der Bevölkerung friedlichen Geschäften nachzugehen erlaubte. Nachdem er durch Eroberung der wichtigen Stadt Sagha und durch Unterwerfung des Wandlingho-Statthalters von Nello und des Herrschers von Djinni sein Reich befestigt und erweitert hatte, unternahm er mit seinen Prinzen und Gelehrten, mit den ausgezeichnetsten Männern aller ihm untergebenen Stämme und 1500 Bewaffneten eine Pilgerfahrt nach Mekka, welche ihn mit dem Osten in Verbindung brachte und am meisten zur Verbreitung seines Ruhms beitrug. Ueberhaupt ein Freund der Gelehrsamkeit, suchte er in der heiligen Stadt die Belehrung der unterrichteten und frommen Männer und verewigte sein Andenken durch

freigebige Stiftungen. Nach seiner Rückkehr unternahm er einen Kriegszug gegen Mossi, dessen König er vergeblich zur Annahme des Islams aufgefordert hatte, brachte das bereits tributpflichtige Waghena unter seine unmittelbare Herrschaft und erschlug einen Häuptling der damals sowol im Süden (Gurma) als im Nordwesten und Südwesten schon sehr mächtigen Fulbe. Im Jahre darauf (1501) zerstörte er die Hauptstadt von Nello (vielleicht Ahmed Waba's Sillen oder Salna), damals die größte Stadt im Regerland mit fast 6000 Wohnhäusern, und legte dem Beherrscher dieses Landes einen so schweren Tribut auf, daß er diesem dadurch vollständig die Hände band. Hartnäckiger und langwieriger war der Kampf gegen Warbu, das zwischon Gurma, Dorube und dem Niger eingeschlossene Land, dessen kriegerische Einwohner ihm einen verweisellen Widerstand entgegensetzten. Während der nächsten Jahre beschäftigte er sich, wie es scheint, ausschließlich mit den innern Angelegenheiten seines ausgedehnten Reichs und hielt sich meist in der Nähe von Timbuktü auf, wo er sich auch während Leo's Anwesenheit (1506) befand. Im Jahre 1512 zog er, sein Reich immer weiter nach Westen ausbreitend, gegen den mächtigen Häuptling Allain und erschlug ihn in Saru. Dieser höchst interessante Zug übte gewaltigen Einfluß bis auf die Küste, wo die unternehmenden Portugiesen zu jener Zeit ihre Macht entfalteten. Als nämlich Koll, Allain's ältester Sohn, der gerade damals auf einem Kriegszuge abwesend war, das Schicksal seines Vaters erfuhr, floß er mit seinem Heere nach Futa, welches damals dem König von Djolof gehörte, erzwang diesen und setzte sich in den Besitz der Küste seines Reichs. Schon im nächsten Jahre fanden wir Hadj Mohammed auf einem Feldzuge gegen Osten, wo er nach Leo's Aussage nicht nur Katsena, Guber (damals eine große Haupt- und Handelsstadt), Sansera, Seghe, Kano und beinahe ganz Hausa unterwarf, sondern sogar die Verberrämme von Agades vertrieb und eine große Anzahl seiner eigenen Leute dorthin verpflanzte. Dies war jedenfalls der Höhepunkt seiner Macht; denn nach seiner Rückkehr empörte sich der Statthalter der Provinz Kebbi, schlug seinen Lehnsherrn und machte sich unabhängig. Es war aber auch der Höhepunkt seines Glücks nach dem Tode seiner beiden treu ergebenen Brüder Omar Kumsaghu und Omar ben Timbuktukoy ward er ein Spielzeug in den Händen seiner übermüthigen Söhne, bis endlich der muthmaßliche Thronerbe Nassa sich gegen ihn empörte und ihn (1529) zur Abdankung zwang. Ahmed Waba sagt, er sei zu mild gewesen, um ein unruhiges Land wie Sontchay zu regieren. Innerer Zerwürfniß und unglückliche Kämpfe nach außen kennzeichnen die Regierung Nassa's und seines Neffen Mohammed Wankore, während der kräftige Somaall, ein jüngerer Sohn Hadj Mohammed's, schon nach drei Jahren starb. Dessen Bruder Iffäl war der härteste König, der je über Sontchay herrschte; er verschaffte sich aber auch bei seinen Feinden, selbst in den rüdegegnen Theilen seines ungeheuren Reichs, Achtung und nicht die

unerschütterten Ansprüche des mächtigen Mulai Ahmed von Morokko mit Energie zurück. Sein Bruder Daud (1553—82) war ein friedliebender König; dessen Sohn El Hadj Mohammed aber soll seinem Großvater an Tapferkeit und beharrlicher Ausdauer gegliedert haben, obgleich an erlangten Erfolgen weit hinter diesem zurückließ und von Anfang seiner Regierung an in Bürgerkriege gerieth, die mit seiner Entthronung (1587) endeten. Zugleich hatte Mulai Ahmed ein 20000 Mann starkes Heer in der Richtung von Waban ausgesandt, mit dem Befehle alle Orte längs des Flusses — Senegal und Niger galten wahrscheinlich für einen Strom — zu erobern und gegen Timbuktū vorzurücken; aber die Gefahr ging für diesmal vorüber, da die Größe der Armee selbst ihren Untergang durch Hunger und Durst herbeiführte. Auch unter der Regierung der beiden Brüder El Hadj's, Mohammed Bana's (gest. 1588) und Iffhaf's, gerätheten inneren Kämpfe das Reich; doch erholte sich dasselbe unter dem letzten wieder. Er unternahm mehrere Kriegszüge, und er bereitete eben eine Expedition gegen die ferne Provinz Kala im Norden von Djinni vor, als er die Kunde erhielt von der Ankunft des Pascha Djodab, eines tapfern Eunuchen Mulai Ahmed's, mit einem Heere von 3600 Auskletterern. Er traf mit diesem zusammen, ergriß aber die Flucht. Da Djodab den Reichtum von Garbo seinen Erwartungen nicht entsprechend fand, so war er bereit, gegen die ihm von Iffhaf gemachten Anerbietungen das Land wieder zu räumen und berückte deshalb an seinen Herrn, dessen Antwort er in Timbuktū abwartete. Allein der ehrgeizige Mulai Ahmed entsetzte wuthentbrannt Djodab den Oberbefehl und entsandte den Pascha Rahmud ben Sarkub mit dem Auftrage den Asfia Iffhaf aus dem Sudan zu vertreiben. Der neue Befehlshaber zog Iffhaf entgegen, der mit seinem Heere zum letzten Kampfe für sein Königreich und die Unabhängigkeit seines Landes herannahte. Allein die Tapferkeit der Sonrhay erwies sich den Feuerwaffen des Feindes gegenüber nutzlos (1591); der fliehende Iffhaf wurde von Rakhmud bis Kafia verfolgt; Verrath und Uelmigkeit verzichteten den Versuch eines letzten Widerstandes und nach langem Umherirren mußte der letzte Sonrhaykönig, von seinen Freunden und nächsten Verwandten verlassen, von seinen Glaubensgenossen zurückgestoßen, bei seinen Feinden, den Heiden in Gurma, Zuflucht suchen. Anfangs freundlich aufgenommen, gab er ihnen wahrscheinlich Anlaß zur Furcht und wurde nach einiger Zeit nebst allen seinen Begleitern erschlagen. Der schon vorher vom Reste des Heers zum Asfia ausgerufene Mohammed Ragho ward verrätherischweise verleitet, sich der Gnade des Pascha zu ergeben und wider Treu und Glauben in Ketten geworfen und hingerichtet.

Pascha Rahmud regierte mit Strenge, hielt es aber anfangs noch für angemessen einen Schein von Nationalität aufrecht zu erhalten und stellte deshalb noch zwei Schein-Asfia nacheinander auf. Aber der Geist der Unabhängigkeit war noch nicht erloschen. Zwei Jahre lang mußte Rahmud den Statthalter von Bantal, Rukh, der

sich zum Asfia in Dendi erklärte, bekämpfen, ohne daß seine wiederholten Siege jenen Geist völlig zu erstickem vermocht hätten. Dasselbe Nationalgefühl gab sich in Timbuktū kund, dessen Einwohner sich den ihnen auferlegten Beschränkungen ihrer Selbstständigkeit mit Widerstand widersetzen, bei welcher Gelegenheit die Stadt in Flammen aufging, ohne dadurch einen dauernden Nachtheil zu erleiden. Erfolgreiche Züge gegen die Soghorān und gegen die heidnischen Bambara, welche Djinni beunruhigten, festigten die Herrschaft der Abdokkauer, welche außer dem ganzen ungeheuern Sonrhayreiche auch noch die ganze Provinz Sombori im Süden des Flusses und sogar einen Theil von Kombo erobert hatten. Ihre Hauptbesatzungen lagen in Djinni, Timbuktū, Wamba, Garbo und Kafia in Dendi; ihre Hauptstärke aber bestand darin, daß sie sich durch Heirathen mit den Eingeborenen verbanden, wodurch eine besondere Klasse der Bevölkerung entstand, die noch heutigen Tags unter dem Namen der Orma oder Ruma unterschieden wird und einen eigenthümlichen Dialekt der Sonrhaysprache spricht. Natürlich fanden diese Mischlinge halb alle ihre Interessen in der neuen Heimat und kümmerten sich wenig um Morokko. Auch wurden die alten Einrichtungen größtentheils beibehalten, erwiesen sich aber bald als unwirksam. Der alte Ahmed Baba, der selbst als Gefangener ins Land der Eroberer geschleppt, aber aus Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und Tugend wieder in seine Heimat entlassen worden war, schreibt:

Auf die friedliche Ruhe unter Asfia el Hadj Mohammed war ein Zustand steter Furcht, auf das behagliche Leben Verwirrung und Leiden gefolgt; die Einwohner des Landes begannen überall den Kampf miteinander; Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieser verderbliche Zustand griff um sich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über das ganze Land.

Von jetzt an ist Sonrhay als eine Provinz Morokkos an die Geschichte dieses Staats geknüpft, deren Ausführung nicht hierher gehört. Wir erwähnen nur den bemerkenswerthen Umstand, daß Sultan Mulai Issmail (1672—1727) eine stehende Armee von Negern, besonders aus Sonrhay, bildete, die er mit morokkanischen Weibern verheirathete, um seine eigenen Unterthanen im Zaum zu halten. Allmählich loderten sich die Waade zwischen beiden Reichen immer mehr; 1680 unternahm Esoba, der mächtige König von Guber, kriegerische Streifzüge jenseits des Kuara und in demselben Jahre soll Timbuktū von den Mandinga erobert worden sein; im Jahre 1770 endlich eroberte der Tuareg Stamm der Auelimiliden das bisher von den Ruma beherrschte Gogo und errichtete unter dem Häuptling Kaus (1780) am Nordufer des Nigers das mächtige Reich Aussa, unter dessen Oberhoheit auch Timbuktū gestanden haben soll.

Eine wesentliche Umgestaltung erlitten alle diese Verhältnisse durch das erobernde Auftreten der Fulbe, dessen Ergebnisse wir hier nicht näher ausführen können, als dies bereits oben andeutungsweise geschehen ist. Wie lassen nur noch die neuesten Schicksale Timbuktūs ins Auge. Wenn diese Stadt politisch von jeher nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hat, so ist sie doch als der

Wie mohammedanischer Mehrsamkeit Reich von hoher Bedeutung gewesen, und diese Bedeutung mußte noch steigen, als Gogo infolge der Eroberung durch die Morokkaner immer mehr sank und Timbuktu wegen seiner größeren Nähe an Morokko allmählich den ganzen Reich des Handels in den zerrissenen Nigerlandern an sich zog. Während der auf die Eroberung folgenden Zeit der Anarchie freilich infolge der Erpressungen von Seiten der Tuareg auf der einen, der Bambara und Fulbe auf der andern Seite mußte die Stadt natürlicherweise von ihrem frühern Glanze bedeutend herabsinken. Dennoch fristete sie ihr Dasein unter dem wechselweise vorherrschenden Einflusse des Heidenthums, wie ihn der kriegerische Stamm der Bambara am stärksten übte, und des von den arabisch-berberischen Stämmen vertretenen Islam. Da drohte die Einnahme der Stadt durch die Fulbe von Massina im Jahre 1828, wenige Monate nach der Zeit, als der unternehmende, aber unglückliche Major Paing nach ungeheurem Mißgeschick und großen Leiden endlich die Stadt erreichte, all ihrer Handelsthätigkeit auf einmal ein Ende zu machen. Diese fanatischen Feinde jedes nicht gerädezu unumgänglichen Lebensgenusses, in deren Gebiet sogar Ruß und Tabakrauchen streng verboten sind, bechränken nicht nur die heidnischen Handelsroute aus Wangara und Mossi, welche den Handel mit den im Süden des Nigert gelegenen Ländern vermittelten, sondern auch die mohammedanischen Kaufleute vom Norden, besonders die von Ghadamä und Taudt. Infolge dieser Bedrängnisse vermochten die Ghadamäer den Scheich el Muchtar, den ältern Bruder El Balay's und Nachfolger Esch Schi Mohammed's, seine Residenz von Azaud nach Timbuktu zu verlegen. So trat in dieser zerrissenen Gegend eine dritte Macht zwischen den Fulbe und Tuareg auf und beherrschte sich der letztern, soweit es deren mangelfahter Zusammenhalt erlaubte, gegen die Annäherungen der erstern. Infolge dieser unaufhörlichen Collision trieben die Tuareg die Fulbe um das Jahr 1844 völlig zur Stadt hinaus, worauf an den Ufern des Flusses eine Schlacht geschlagen ward, in der eine große Anzahl der letztern fiel oder erkrankt. Da aber Timbuktu wegen seiner Lage am Rande eines Wüstenstrichs Reich von dem fruchtbaren Massina abhängig ist und dessen Beherrscher die Kornausfuhr dorthin verbietet, so ward 1846 durch die Vermittelung El Balay's ein Abkommen dahin getroffen, daß Timbuktu den Fulbe unterworfen sein sollte, ohne militärisch besetzt zu werden; der Tribut, etwa 4000 Mithkal Gold (7000 Lhaler), sollte von zwei Kadhi, einem Ballo und einem Sonchay eingesammelt werden, dessen auch die Entscheidung über alle Fälle von geringerer Bedeutung zustehen. Dennoch ist die Polizei der Stadt in den Händen eines oder zweier Sonchay-Amtsleute mit dem Titel Emir, die aber sehr wenig Gewalt besitzen und sich den Fulbe gegenüber auf die Schenkel El Balay's zu stützen suchen. Die gerichtlichen Placereien gehen ins Unendliche. Daneben fordern die Tuareg täglich auch lassen sich nicht von den einzelnen abweisen,

während die Regierung keine Kraft hat dieselben zu schenken; auch Balay und seine Brüder müssen natürlich häufig beschenkt werden. Diesem verwahtlosen Zustand kann nicht eher abgeholfen werden, als bis sich eine stark und einflüchtvolle Macht am obern Laufe des Nigert wie der festgesetzt hat, um die vortreffliche Lage zum Handel völlig auszubenten.

Die Folgen dieser Zerrüttung sollte auch Barth während seines langen Aufenthalts in Timbuktu schmerzhaft empfinden. Es konnte nicht fehlen, daß sein wahrer Charakter alsbald entdeckt wurde, und bereits am Morgen nach seiner Ankunft hörte er, daß Hammadi, der Nebenbuhler und Feind El Balay's, die Fulbe davon in Kenntniß gesetzt und diese herrschende Klasse ihn zu tödten beschloßen habe. Alauate, der Bruder des Scheich, auf dessen einwilligen Schutz er gestützt hatte, mißbrauchte seine bedrängte Lage zu Bekehrungsversuchen, die er jetzt wie späterhin vom Standpunkte eines rationalistischen Christenthums und einer humanen Religionsansicht und mit Erfolg zurückwies, und zu Erpressungen, denen er sich, zumal bei seinem äußerst schwachen und kieberhaften Gesundheitszustande, fügen mußte. Endlich erhielt er einen ermunternden Brief vom Scheich, den er auf eine Weise beantwortete, welche ihm die dauernde Achtung dieses ausgezeichneten Mannes gewann. Inzwischen benutzte er seine Zeit, um von dem hochgelegenen Dache seines Hauses aus den Plan und die Bauart der Stadt sowie des Thun und Treiben ihrer Bewohner, das freilich dem von Kano an Lebhaftigkeit weit nachsteht, so aufmerksam zu studiren, wie dies seine den Blicken derselben ziemlich ausgesetzte Stellung nur irgend gestattete; spätere gelegentliche kurze Ritte durch einzelne Theile der Stadt vervollständigten seine Beobachtungen. Timbuktu (nach Petermann's Combination der Barth'schen Winkel und Messungen unter 10° 37' nördl. Br., 3° 6' westl. L.) liegt nur wenige Fuß über dem Niveau des Nigert, von dessen Hauptarm es 7—8 Seemeilen entfernt ist. Die Stadt bildet jetzt ein Dreieck, dessen Basiss dem Flusse zugeliegt ist und dessen Spitze nach Norden zeigt. Sie ist, namentlich im südlichen Theile, dicht bewohnt; die Häuser, etwa 980 Thonwohnungen und mehrere hundert runde Hütten, welche letztern mit wenig Ausnahmen auf der Nord- und Nordostseite die äußere Umfächelung der völlig offenen Stadt bilden, sind alle in gutem Zustande; öffentliche Gebäude aber gibt es außer den drei großen Moscheen durchaus keine. Die Zahl der wirklich angereichen Bewohner beträgt etwa 13000, die der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs, besonders vom November bis Januar, durchschnittlich 5000 und unter günstigen Umständen 10000. Die Stadt selbst producirt nichts; die einzigen blühenden Gewerbe sind die der Grobschmiede und Lederarbeiter, obgleich sie sich früher auch durch Weberei und Häberei ausgezeichnet haben mag. Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen, den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her und die Straßen von Morokko und Ghadamä; seine Hauptartikel sind Gold,

Sah und Guro: oder Kolanüsse, die dem Kaffee ersetzen, Reis, Roggenform und weichenbällige Butter, sowie man- nische Gewürze, namentlich Pfeffer und Ingwer, auch etwas Baumwolle; das Hauptausfuhrmittel, vorzüglich ge- gen Salz, ist der in Seno producierte einheimische Baum- wollestoff. Die Hauptinfuhrartikel aus Europa sind weisses Tuch und Galico, außerdem Messerschmiedarbeiten, aber dies von englischem Fabrikat, Mattagen, Leinwand, Spiegel, Thee und Tabak; letzterer wird auch aus Ara- bien bezogen und bildet nach Datteln den Hauptinfuhr- artikel aus Land. Die Ausfuhr beschränkt sich zur Zeit von Barth's Anwesenheit außer Gold auf zwei Gummi und Wachs; Elfenbein bildeten aus dem geringfügigen Bestandtheil derselben. Jedenfalls aber liegt hier ein großartiges Feld für die europäische Wirksamkeit offen, da die Lage Timbuktus an der Stelle, wo der große Fluß Westafrikas der weit vorgeschobenen und ausgedehnten Oase Nordafrikas am nächsten rückt, unter allen Umständen von der größten commercialen Bedeu- tung ist.

Am 26. September kam der Scheich an. Barth be- schreibt ihn als einen etwa fünfzigjährigen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe und vollem Wuchs, ge- mäßigten, klugen, beinahe europäischen Gesichtszügen, etwas schwärzlicher Hautfarbe, einem zwar nicht starken, aber ziemlich langen und schon etwas ergrauten Waden- bart und dunkeln Augeneinwohnen. Er verbürgte sich so- fort aufs neue für die persönliche Sicherheit seines Gastes in der Stadt und versprach, ihn durch seinen treuesten Anhänger baldmöglichst auf seiner Rückreise bis zu den Quareg geleiten zu lassen. Die Hoffnung auf eine baldige Abreise ward aber zu Schanden, als am 1. October eine ansehnliche Schar Bewaffneter von Samb-Muähi eintraf und an den Emir einen Befehl zur Vertreibung der Christen aus der Stadt überbrachte; denn abgesehen von der Rücksicht auf die Sicherheit seines Gastes, viel- leicht auch von eigennütigen Beweggründen, die ihm der treulose Malater eingeflüstert hatte, hielt es El Balá, nicht für nothwendig, den Fulbe zu zeigen, daß er den Christen vollkommen gegen ihre Macht zu schützen im Stande sei. Hierzu war freilich sein Charakter nicht ener- gisch und kriegerisch genug. Er besuchte indes (am 11. Octo- ber) in Barth's Begleitung sein hebräisches Weilen nordöst- lich von der Stadt beständiges Zeltlager, um sich von da mit seinen Freunden, den Smotshah, in Verbindung zu setzen, kehrte aber schon zwei Tage darauf zurück. Wäh- rend die beiderseitigen Parteien sich zu dem drohenden Kampfe zu verthärten bemüht waren, machte Barth einen unter diesen Umständen ziemlich kühnen Ausflug nach der mit von Fulbe bewohnten Hafenstadt Kabara. Unter- dessen stieg die Aufregung in der Stadt immer mehr; man bemühte sich von verschiedenen Seiten, den Scheich in seiner Gesinnung irre zu machen, aber er wollte kei- nen Augenblick einen bewaffneten Angriff am 1. De- cember im Zeltlager vertheilte Barth's Entschlossenheit. Es kamen dringendere Aufforderungen von Samb-Muähi; aber auch die Macht des Scheichs wurde durch herbei-

gerufene Reiterkavallerie vom Stamm der Kademmetti ver- stärkt. Einmal kam dem Reisenden auch ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ali, der Sohn des alten Scheichs Damer- Uddin Uddin, des Mörders des Majors Laing, der mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter eingetroffen war und seine feindselige Gesinnung gegen den Christen bei mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte, ward plötzlich von einer Krankheit ergriffen und starb im Alter von etwa 40 Jahren. Sein Tod machte einem außerordentlichen Eindruck auf die Leute, da es eine all- gemein bekannte Thatsache war, daß sein Vater der Mör- der des Christen sei, welcher früher diese Stadt besucht hatte, und dieser Eindruck war um so größer, als man allgemein glaubte, daß Barth Major Laing's Sohn sei. In dieser ungewissen Lage schloß das Jahr 1853.

Das neue Jahr begann für Barth mit einem Aus- flug nach dem Ueberschwemmungsküfer des Nigri, der infolge eigenthümlicher, noch nicht völlig aufgeklärter Ver- hältnisse gerade um diese Zeit seinen höchsten Wasserstand erreicht, und mit einer gefährlichen Erkrankung. Der Scheich, welcher, was er auch sonst für Tugenden haben mochte, keineswegs die der Zuverlässigkeit besaß, wußte theils aus politischen, theils aus familiären Rücksichten die Abreise seines Gastes immer wieder zu verzögern. Inzwi- schen verschlimmerte sich durch die Ankunft eines andern Pulloenführers mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter von Samb-Muähi die Situation immer mehr. Nach der Ankunft des ältern Bruders und anderer Verwandten des Scheichs kam es zu Unterhandlungen, die aber er- folgenlos blieben und ernsthafteste kriegerische Vorbereitungen zur Folge hatten. Barth hätte jetzt unter dem Schutze der zu diesem Zeitpunkt eingetroffenen befreundeten Kal- uli seine Rückreise antreten können, allein El Balá verließ sich auf die versprochene Ankunft des großen Quareghauptlings Alkuttah, mit dessen Hülfe er einen entscheidenden Schlag gegen die Fulbe auszuführen ge- dachte. Unglücklicherweise wurde diese Hoffnung durch eine ferner innere Stammeseifers, welche die Tapferkeit der Quareg ihren Feinden gegenüber nutzlos und jeden einheitlichen Plan von größerem Maßstabe unausführbar machen, vereitelt und der Scheich sah sich endlich, als sich seine eigenen Brüder gegen ihn im Mittel schlugen, am 17. März zur Annahme eines Vergleichs genöthigt, kraft dessen sein Gast die Stadt zu räumen, die Fulbe aber dessen Wohnung unangefastet zu lassen und ihre Streit- kräfte aus der Stadt zurückzuziehen hatten. Barth hatte nun den Tag seiner Abreise im Zeltlager seines Gastes freuwend zu erwarten.

Nach unendlichen Verzögerungen fand dieselbe endlich am 10. April statt. Diese denkwürdige Reise, welche zum ersten mal den mittlern Lauf des Nigri der geogra- phischen Kenntniß eröffnet, ging bis nach Wozu, d. h. bis in die Nähe des 15. Breitengrades, am nördlichen, später östlichen, oder linken, dem sogenannten Aufsa- Ufer, sodann aber am westlichen oder rechten, dem sogenannten Arbiada- oder Gurma-Ufer des Stroms entlang. Wäh- rend seines östlichen Laufs behält der Fluß im Durch-

schneit die majestätische Breite, welche er bei Limbuku zeigt, wird hier auch verhältnißmäßig am wenigsten von Inseln unterbrochen, obgleich dieselben noch immer zahlreich genug sind; kurz zuvor aber, ehe er sich in dem Districte Barum nach Süden wendet, bildet er bei Lössaye eine Flußenge von nicht mehr als 300 Fuß Breite. Seine größte Breite dagegen erreicht er auf dem ersten Theile seines südlichen Laufs bis Gogo, bald als gewaltiger offener Strom, bald mit zahllosen Inseln und Inselchen übersät, deren Gewirr das Auge des Wanderers von den Dünen oder Anhöhen des Ufers aus zu überblicken vergeblich unternimmt. Weiter hinab werden die Inseln immer gestreckter und die sie einschließenden Flußarme enger, bis der Fluß endlich, je mehr er sich der Stadt Esay nähert, desto mehr den Charakter eines fast inselreichen Stroms mit offenem Fahrwasser von ziemlich gleichmäßiger Breite annimmt. Den von Barth angestellten Beobachtungen und eingezogenen Erkundigungen nach, welche freilich nicht erschöpfend sein konnten, scheint der Niger auf seinem ganzen mittlern Laufe der Schifffahrt kein wesentliches oder schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegenzustellen.

Die Reise ging, dank der gewohnten Saumseligkeit und Unentschlossenheit des Scheichs, anfangs langsam genug von statten; ja infolge der Auflehnung Kabi's, des Häuptlings der Igwadaren, gegen Alkutabu, das Oberhaupt sämtlicher südwestlichen Tuareg oder Auelimiden, welche die politische Macht El Baká's bedroht und in der That nach Barth's Abreise den Ausbruch eines blutigen Kriegs zur Folge hatte, in dem ein großes Heer der Fulbe von Kassina Limbuku überzog (1855), infolge dieser Auflehnung und der dadurch hervorgerufenen Vermittelungsversuche des Scheichs sah sich der Reisende sogar zu einer mehrträgigen rückgängigen Bewegung gezwungen. Erst am 17. Mai wurde die Rückreise wieder aufgenommen. Dieselbe führte an den häufig von breiten Sümpfen und mächtigen Hinterwässern durchschnittenen Dünen des hier und da mit Feigenbäumen, Tabak und Sykomoren gesäumten, meist mit glitzigen Euphorbien, Dumbüsch und namentlich mit Siroak (*capparis sodata*) bewachsenen, an einzelnen Stellen mit Tabak, Reis und Sorghum, ja selbst mit Weizen und Gerste bespizten, von zahlreichen Löwen und Giraffen belebten Ufer des trostlosen Flusses entlang durch die Gebiete verschiederer Quellimidenstämme, namentlich der Kel-n-Nokunder, der Kel-antár und der Kel-e-Est, in deren Zelllagern man eine freundlichere Aufnahme fand, als in den Dörfern der ungastlichen Sonrhay. Unsern Gogo, der berühmten Hauptstadt des alten Sonrhayreichs, die jetzt zu einem Dorfe von 300 Hütten herabgesunken ist, nahm Barth am 8. Juli herzlichen Abschied von dem ebenso trefflichen und ehrenwerthen wie duldsamen und aufklärten Scheich El Baká, der ihm außer einem Empfehlungsbriefe an die mohammedanischen Herrscher von Gondo, Sokoto und Bornu mehrere seiner Schüler zur Begleitung mitgab. Barth konnte nun schneller vorwärts eilen und traf nach einer interessanten Reise längs des

von unabhängigen Sonrhay oder Fulbe bewohnten, von breiten Nebenflüssen durchschnittenen westlichen Stromlaufes am 30. Juli wieder in Esay ein.

Was dieser ganzen Reise am mittlern Laufe des Nigers einen höchst eigenthümlichen, tiefer als die Großartigkeit der Flusslandschaften und der intime Verkehr mit den wilden und tapfern Wüstenjähnen das Gemüth ansprechenden Charakter verlieh, waren die überall noch lebendigen Erinnerungen an den kühnen weißen Fremdling, der vor 50 Jahren (1805—6) dort vorbeigeschifft war. Barth, der im Zellager vor Limbuku vielleicht mehr als einem Theilnehmer am Morde des Majors Laing die Hand gedrückt hatte, sprach mit mehr als einem Tuareg: greise, der an den Angriffen seiner Landleute auf den verwegenen Abenteurer theilhaftig gewesen war. Der oben erwähnte Häuptling Auß heischte ihm die Umstände, unter denen Park von den Tuareg zuerst etwas oberhalb Kabara angegriffen worden sei, wo er einige Zeit mit der vergeblichen Bemühung verlor, habe einen Verkehr mit den Eingeborenen zu eröffnen, während die Eingeborenen mittlerweile ohne Verzug die Kunde von seiner Ankunft zu den Igwadaren gebracht hätten, die dann ihr Boot gesammelt und ihn zuerst bei Wamba, dann wieder an der Flußverengung von Lössaye ohne Erfolg angegriffen hätten, indem der riesenhafte mythische Fremde hinter seinen Rindshäuten, womit er das Fahrzeug umgeben hatte, unablässig hervorstoß. Endlich aber habe das Boot jener verwegenen Unbekannten auf den Felsriffen von Ensummo (wahrscheinlich die Insel Ansongo) festgeseffen, wo dann die Tuareg jener Umgegend abermals einen wilden Angriff und mit mehr Erfolg gemacht, so daß sie ihm gewaltige Noth verursacht und zwei von den Christen getödtet hätten. Die Verheerungen, welche Park's Kugel unter den Tuareg anrichteten, wüßten allerdings, wie Major Laing in einem Briefe von Lauat an General Sabine ahnungsvoll auspricht, den Tod dieses Reisenden (1826) mit verschuldet haben; wurde doch selbst Barth, obwohl unter dem Schutze El Baká's stehend, von den Stammesgenossen der Gefallenen anfangs mit Mißtrauen betrachtet.

Von Esay aus verfolgte Barth mit einigen Abweichungen seine alte Straße über Gando, Sokoto und Burao, wo ihn Aliu abermals mit großer Freundlichkeit aufnahm, schlug aber diesmal den Weg südlich über Kano, statt über Katsena, ein. Sein zweiter Aufenthalt in dieser Stadt war für ihn sehr unergütlich, da er gänzlich von Mitteln entblößt, hier eine Menge Schulden zu bezahlen hatte und zu diesem Behufe Geld gegen wucherliche Zinsen (100 Procent auf vier Monate) aufnehmen mußte, indem das von ihm in Sinder deponirte Vermögen während der Empörung Abd'el Rahman's gegen seinen Bruder, den Scheich Omar von Bornu, in welcher auch Barth's Freund, der Bezier, den Tod erlitten hatte, abhanden gekommen war und das auch nach Europa gedrungene Gerücht von seinem Tode in Limbuku überall Glauben gefunden hatte. Unter diesen Umständen sah Barth den Plan noch einmal, die schwierige Straße durch

Er und mitten durch die Luareg zu versuchen, ging aber auf die Nachricht von der Wiedereinsetzung Omar's und dem kurz zuvor ausgebrochenen höchst blutigen Kampfe zwischen den Krlowi und Keigero's wieder davon ab. Er theilte also rasch die ziemlich unfruchtbaren Provinzen Gumbel, Raschena und Bumbi, und er hatte eben am 30. November früh die gleichnamige Hauptstadt der letztern verlassen und eine Waldwirthschaft betreten, als er eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf sich zukommen sah.

Es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mit schnee-weißer erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß keine Kleidung, eine Füllkrone, wie ich sie selbst trug, und der um ihn reihe Ringe gewundene weiße Turban, nicht seine eigen-enthümliche Tracht sei. Da erlauchte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Nadi, den ich bei meinem Aufbruche von Rufana als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen neuen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hielten uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. . . . Inmitten dieser ungestörten Waldung stiegen wir von dem Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathsfackel hervor, wir ließen uns Kaffee brühen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können.

Nach einer etwa zweistündigen Unterhaltung setzte Vogel seinen Marsch nach Sinder, Barth den seinigen über Surrikulo nach Rufana fort, wo er am 7. December eintraf. Ueberzeugt, daß er den ihm durch die Unterwerfung seines Eigenthums zugesügten Schlaf nicht ungerügt hingehen lassen dürfe, drang er beim Schicksal auf dessen Wiedererstattung. Die mit der Geltendmachung dieser Forderung verknüpften Weltläufigkeiten, die auch nach der Zurückerlangung der gestohlenen 400 Thaler währendem pecuniären Bedrängnisse und das zwischen Vogel und dessen beiden Begleitern, dem Corporal Church und dem Gemeinen Macquire, insbesondere dem erstern, obwaltende Mißverhältnis verursachten ihm noch einen viermonatlichen Aufenthalt, dessen Unannehmlichkeiten ihm nur durch den zwanzigtägigen Verkehr mit seinem Landmann versüßt wurde, welchen er am 20. Januar 1856 zur Stadt hinausleitete, nachdem er ihm zu seiner Reise nach dem bisher noch unerforschten Däboba und nach Adamaua den Empfehlungsbrief des Herrschers von Sokoto eingehändigt hatte. Endlich am 4. Mai konnte er Rufana verlassen und nebst dem Corporal Church unter dem Geleite einer kleinen Lebakassa in ganz erlöschtem Gesundheitszustande seine Reise auf der großen östlichen Karavanenstraße durch das Gebiet der Tebu oder Teba antreten. Auf die interessante Schilderung dieser Wüstenreise specieller einzugehen verbietet uns der Raum; die von dem Luareg drohende Gefahr nöthigte ihn, namentlich auf der letztern Hälfte des Wegs, wo er lediglich auf seine eigenen schwachen Vertheidigungsmittel angewiesen war, zu einer so rastlosen Eile, daß beinahe jeden Tag eins oder mehrere seiner Kameele und Pferde den An-

strengungen des Marsches erlag. Nachdem er seinen Diener Mohammed den Watroner, der ihm fünf Jahre lang treu gedient, in seinem Geburtsorte Madrussa entlassen hatte, hielt er am 20. Juli, vom Consul Werrington und einer großen Anzahl der Einwohner höchst ehrenvoll empfangen, seinen Einzug in Aursul. Aber selbst hier waren noch nicht alle Schwierigkeiten zu Ende, da Infolge der Bedrückungen der türkischen Regierung auf Anstiften eines aus seiner Gast in Trebisond entwickelten Häuptlings Namens Rhoma ein sehr ernsthafter Aufruf unter den mehr unabhängigen Stämmen des tripolitanischen Paschaliks ausgebrochen war, der sich von Diebel über den gesammten Ghurlan ausbreitete und allen Verkehr abschnitt. Erst als der Reisende den Kriegshauptplatz, zwar nicht unbelästigt, aber doch wohlbehalten, hinter sich zurückgelassen hatte und am 28. August 1855 bei seiner Ankunft in Tripolis nach 5½ Jahren mit unaussprechlicher Freude zum ersten Male wieder die unermessliche dunkelblaue Oberfläche des Mittel-ländischen Meeres erblickte, durfte er sich allen Gefahren glücklich entronnen glauben.

Noch müssen wir der zahlreichen Anhänge zu diesen beiden Schlussbänden kurz gedenken. Außer den meteorologischen Tagebüchern, den mit vollständigen historischen und statistischen Notizen ausgestatteten zahlreichen Itinerarien und den oben erwähnten chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay enthalten sie zwei Gedichte des Schicksals El Batay in Urtext und Uebersetzung, dessen Empfehlungsbrief und Stammbaum, einen Gesang des großen Fulbereformators Othman Dan Fodie und ein ganz specielles Verzeichniß der maurischen Stämme Westafrikas und sämtlicher Abtheilungen und Familien der großen südwestlichen Gruppe der Imaschari oder Luareg, denen sich die Erzählung vom verlorenen Sohne im Temaschirht und ein 117 Seiten umfassendes Wörterbuch des Dialects der Auelimiden anschließen. Aus den Vorbemerkungen des Professors Newman zu dem letztern geht hervor, daß das Temaschirht in seinen Wurzeln wie in seinen Bildungsformen mit der kabyllischen Mundart wesentlich übereinstimmt und daß diese Sprachen sowie des Schilha (in Morokko), des Shadamassid u. a. Töchter einer und derselben libyschen Muttersprache und untereinander nicht mehr abweichend sind als etwa das Portugiesische, Spanische und Italienische. Außer den speciellem Reiserouten ist dem fünften Bande noch eine große Generalkarte in zwei Blättern über sämtliche von Barth's Forschungen umfaßte Theile Nord- und Centralafrikas beigegeben, die von Vettermann mit der reichhaltigsten bekannten Genauigkeit und Eleganz ausgeführt worden ist und die, obgleich ihren Ortsbestimmungen keine astronomischen Beobachtungen, sondern nur die von Barth ausgezeichneten Winkel- und Distanzangaben zu Grunde liegen, dennoch wegen der großen als gegenseitiges Prüfungsmittel und Correctiv dienenden Menge und Sorgfältigkeit der letztern auf lange Zeit hinaus ihren Werth behaupten wird. Das 47 Seiten starke Register am Schluß des Werks hätte füglich drei bis viermal so umfangreich sein können, ohne daß damit des Guten zu viel geschehen wäre.

Unser Bericht, obgleich für den Raum d. Bl. fast schon etwas zu umfänglich, erscheint, an dem reichen Inhalte des Werks gemessen, doch nur als eine sehr längliche Skizze. Wer an dieser Farbe und Fülle vermisst, nun den müssen wir eben auf das Buch selbst verweisen. Es wird aber nicht jeder Ruhe genug haben, um fünf starke Bände wie die vorliegenden mit der erforderlichen Sammlung durchlesen zu können, und wir glauben deshalb zu einer eingehendern Darstellung, namentlich der historischen Partien, verpflichtet zu sein, und dies um so mehr, je entschuldeter sich nach allem, was wir anderwärts bisher darüber gelesen haben — die Aufgabe in „Unsere Zeit“ ausgenommen —, die Uebersetzung uns aufgedrängt hat, daß das Barth'sche Reisewerk mehr gelobt als gelesen und mehr gelesen als studirt wird. Es ist auch, wenigstens als Ganzes genommen, gar kein angesehener oder unterhaltendes Werk im Geschmack des großen Lesepublikums. Daß es freilich einen überaus reichen Schatz birgt, das erkennt auch das blödeste Auge auf den ersten Blick; ehe aber dieser Schatz vollkommen gehoben sein, ehe vollends die Anregungen zu weiteren Forscherthaten, die es in sich schließt, nachzuwirken aufgehört haben werden, werden Jahre und Jahrzehnte vergehen. Das aber eben sichert dem Buche und dem Manne, der es nicht bloß, wie irgendein anderer Autor, geschrieben, sondern im entschiedensten, schönsten Sinne des Wortes gelebt hat, seine Unsterblichkeit. Niemand haßt mehr als wir die Andeutung des rohen Erfolgs; aber es ist ein stolzer, ein erhebender Anblick, einen Mann auf demselben Wahlsplatze triumphiren zu sehen, wo die meisten, ja fast alle Kämpfer in gleicher Sache vor ihm gefallen sind, wenn dieser Triumph der gerechte Lohn seines Verdienstes ist. Wohl fällt auch bei dem, was Barth errungen, die Gunst des Glücks schwer in die Waagschale; niemand erkennt dies bereitwilliger an, niemand ist von innigem Dank gegen die Vorsehung erfüllt als er selbst. Aber wenn er stegreich hinausführte, was so viele Männer von gleicher, ja vielleicht größerer Unternehmungslust, Kühnheit, Standhaftigkeit, Opferfreudigkeit und Begeisterung unvollendet ließen, so hat dies einen Hauptgrund darin, daß er sie an Mäßigung und Selbstbeherrschung, an Klarheit des Blicks und Sicherheit des Benehmens, mit einem Worte an echter Lebensweisheit übertraf. Nur der Umstand erscheint uns als ein glücklicher Zufall, daß der erste, dem das große Unternehmen so vollständig gelang, ein Mann von vorwiegend classisch-humanistischer Bildung mit europäischen ausgeprägtem historischen Sinne war. Erst dadurch hat sein Werk den Stempel der Vollendung ausgedrückt erhalten und ist in der Wissenschaft zum Marksteine, seinem Verfasser zum Denksteine geworden. Aber nicht wir allein, auch die fernsten Völkstämme, mit denen er verkehrte, unter denen er geforscht und geklitten hat, werden sein Andenken bewahren. Die Erinnerung an seine friedliche Sendung wird, getragen von seinem Bilde und seinem Namen, lebendiger unter ihnen fortleben als die räthselhafte, bizardig vorübergegangene Erscheinung Rungo Barth's, mancher Same der Cultur, den er

unter ihnen ausgestreut, nicht im Stillen fortleben, und für manche Familie wird der Tag seines Hervortretens in ihrem Hohenhause, in ihrer Stube oder Kammern unter ihrem Leberzeile eine bedeutungsvolle Erinnerung sein. Und wenn endlich nach mehreren Generationen auch diese Ueberlieferung zu erlöschen beginnt, dann werden, so hoffen wir, die Segnungen der Wissenschaft, denen er die Ehre aufgethan hat, so weit in das Herz Afrikas vorgedrungen sein, daß jene Wüster die verhallenden Klänge der Tradition mit eigener Hand in dem Tafeln einer Nationalgeschichte stritzen werden, die ein ebenso integrierender Theil der Weltgeschichte wie ihre nicht am wenigsten durch sein Verdienst neuerrungene Bildung und Gestalt ein organisches, unablässbares Glied der Menschheitskette sein wird.“)

7.

Charaktere der deutschen Literatur. Von Schmidt-Weissenfeld. Zwei Bände. Prag, Rober und Markgraf. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Die deutschen Kritiker — und welcher Deutsche wäre kein Kritiker? — scheinen eine besondere Neigung zum Untersagen und Verbieten zu haben, wie es sich übrigens bei einem Volke, welches von der „Times“ ein „Volk von Schulmeister“ genannt zu werden pflegt, im Grunde von selbst versteht. Was z. B. die dramatische Poesie betrifft, so möchte ihr der eine alle antiken Stoffe verbieten, der andere (z. B. Immermann) alle Stoffe, welche jenseit des Reformationszeitalters liegen, während ein dritter gar nur solche Stoffe für dramatisch verwertbar hält, welche der Gegenwart unmittelbar entnommen werden. Der eine behauptet, deutsche Geschichtsstoffe seien zu langweilig und spröde, um mit Vortheil dramatisirt zu werden, ein anderer will das Drama wieder ausschließlich auf rein vaterländische Stoffe beschränkt wissen. Stoffe aus der Geschichte gelten diesem überhaupt für ungeeignet, Stoffe aus dem modernen bürgerlichen Leben jenem für zu vulgär. Der eine behauptet: das Verderben des Dramas ist der Vers, weil er zu hoher Decla-

*) Wir theilen bei dieser Gelegenheit gleich noch mit, daß das Pathetum dem Erscheinen einer kleinen Ausgabe des großen Barth'schen Reisewerks oder vielmehr einem Auszuge aus demselben entgegenzusetzen hat, nachdem, wie es in dem betreffenden Prospect der Verlagshandlung J. Neumann, Neudamm in Berlin heißt, sich in weiteren Kreisen das Verlangen nach einer Ausgabe kund gegeben, deren Umfang und Preis die Ausfertigung einem jeden erlaubt, der Interesse an einer der merkwürdigsten Reisen unserer Zeit nimmt. Diese abgekürzte Ausgabe soll nach Barth's Mitwirkung von einem berühmten Gelehrten besorgt, die Form des Taschenbuchs, in welcher das größte Werk abgedruckt ist, zwar nicht beibehalten, jedoch der selbe Stoff in der selbständigen Form eines Taschenbuchs nur in gedrängter und doch so lebendiger Weise schildernden eigenen Reiseberichte Barth's bearbeitet werden. Das in den Anhängen des größten Werks enthaltene gelehrte Material soll in die Reiseerzählung selbst verwebt werden, jedoch nur insoweit als es dazu dienen kann, ein anschauliches Bild des vorfindenden Landes zu geben. Außer dem Hauptwerk größere Gedrängtheit und daher auch größerer Lesestoff wird diese kleinere Ausgabe noch das vor dem großen Werke voraushaben, daß sie mit manchen Einzelheiten, welche der Reisende verhindert war in der stöckeligen Ausgabe mitzutheilen, wird bereichert werden können. Diese kleinere Ausgabe wird in zwei Bänden von zusammen 10—12 Bogen zum Preise von 2 Thlr. und zwar in zwei Lieferungen à 1 1/2 Rgr. erscheinen und mit dem Fortschritt des Reisenden, der Aufschauen, in Fortdruck, vielen Holzschnitten und einer Uebersichtskarte von H. Petermann ausgestattet sein. Mit dem Jahr beginnt soll das Werk bis Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Subskribenten sein. M. Rec.

nation vertritt, der andere behauptet, das Fortleben des Deutschen ist die Prosa, weil sie aus der Sphäre des Idealen und zu sehr zu dem Niveau des Gemüthlichen hinabsinkt. Was wider die Prosa betrifft, so behauptet man von der einen Seite, das Eiche, Wein, Frühling u. s. w. vollkommen verdrängt der geistliche Friede, während andere gerade in ihnen das einzige und eigentliche Thema der Prosa erkennen wollen; der eine erklärt, es sei eine politische und patriotische Prosa sei möglich, der andere behauptet, alle Prosa ohne politische oder patriotische Färbung sei inhaltslos; der eine erblickt die höchste Aufgabe der Prosa in dem Unbeschränkten oder doch moralisch-didaktischen Impuls, der andere findet letztere mit dem Wesen der Prosa im Widerspruch aller Poesie gänzlich unvereinbar; dem einen gilt die Prosa als eine höhere Gattungsgattung als der Prosa noch im weiteren Sinne, dem andern nur als eine geringere Gattung, als ein vollständiges werthloses Zwitwergschöpf u. s. w. Kurz, wenn wir allen diesen Stimmen Gehör geben und Schanden werden wollen, so würde sich kein einziger Stoff für poetische Behandlung eignen, und doch gäbe es auch Stoffe genug, der sich nicht dafür eignen würde. Ebenso verhält es sich mit dem Roman. Eine Veranlassung zu diesen Widersprüchen enthalten wir freilich in dem mangelhaften Ausprägung zu mancher unserer Prosaschreiber und dichternden Autoren, welche das Wesen, das sie gerade beabsichtigen, als das einzige zur Zeit gültige zu empfinden, als übergen oder durch journalistische Manieren außer Landes zu setzen und vom Märkte zu verdrängen suchen.

So hat sich auch in Bezug auf das vorliegende Buch von Schmidt-Weyersfeld eine verzerrte Stimme dahin ausgesprochen, daß solche literarische Vorurtheile und alle mangelhaften Schriften von Adel seien. Der Geist des Jungen Deutschland seien solche Bücher an der Tagesordnung gewesen; als gesundes Zeugnis der Dinge habe man ihnen Abkand genommen; jetzt schreie man gereizt, dieser verworrenen Vorurtheile für literarische Charakteristiken von neuem kundigen zu wollen. Wir antworten jedoch nicht ein, worin das Verderbliche solcher in Deutschland ausgetretenen literarischen Charakteristiken beruhen soll. Und in Journalen wird und kann man sie doch nicht aufschreiben, und was in Journalen zu thun nicht nur erlaubt, sondern selbst geboten ist, wird doch in Büchern zu thun nicht unthunlich sein. Sind diese Charakteristiken an sich mangelhaft, wenn sie keine Käufer und Leser, so mögen die Unterzeichner an Schaden und Spott dafür tragen, der Verleger den Schaden an der Verfasser den Spott. Niemand ist ja verpflichtet, solche Bücher zu kaufen und zu lesen. Haben sie literarischen Werth, so verdienen sie, so wissen wir nicht, durch welche Eigenschaften und in welcher Richtung sie schädlich wirken sollen. Unendlich gibt es Publicationen von viel verderblicherer Art, in denen die Kritik nicht warnt, mit denen sie sogar oft nur schmeichelt verfährt, zu denen sie nicht selten und lehrerbestehenden Rücksichten nur zu sehr schmeichelt. Soll ein literarisch gebildetes und literarisch überaus thätiges Volk wie das deutsche keine Bücher mehr haben, welche über die Literatur und die Literatur der Gegenwart handeln? Knüpft sich nicht an ein geistreiches Schriftsteller immer ein beträchtliches Stück Nationalleben, des geistigen Lebens der Zeit überhaupt? erreichen sie nicht Ideen, Tendenzen, Richtungen, und soll über seine Debatte in Büchern mehr stattfinden? Sind die literarischen Bekämpfungen, und zwar gerade wie sie sich auf dem wissenschaftlichen Gebiete gestalten und ausprägen, nicht in der höchsten Wichtigkeit? Denn Romane, Dramen, Dichtungen, Charakteristiken, literarische Panoptiken, Journale u. s. w. ist es zumal, welche das allgemeine gebildete Publikum, das die streng wissenschaftlichen Bücher liest, mit Ideen speisen und in seiner täglichen geistigen Nahrung versorgen. Inwiefern ist dieser Nahrungsstoff sehr ungesund, wie wir geben es zu, um mehr ist es aber nicht, darüber öffentlich zu sprechen und die schädlichen Bestandtheile darin nachzuweisen. Es mag richtig sein, daß zur Zeit des Jungen Deutschland das literarische Interesse, und zwar namentlich das persönliche Interesse der so-

genannten „Literaten“ ein zu bedeutendes Uebergewicht behauptete, daß der namhafte Schriftsteller zu sehr der große Trommel schlugen, zu viel Kasernenlärm machten und zu viele literarische Geminis, die dann und über Hauptpublikum bildeten, bei ihrem Strohaustragen hinter sich herschiebten; aber in dieser Hinsicht wird man sich heutzutage nicht zu beklagen haben, und ich glaube auch nicht, daß jemals ein ähnlicher Zustand der literarischen Dinge wieder eintreten wird, weil nichts in derselben Form wieder besteht und die Grundrichtung der Zeit eine andere geworden ist. Aber kann man darüber Klage führen, daß die Theilnahme an dem Wirken der Schriftsteller in weiteren Kreisen nur zu sehr erloschen ist, daß andere Interessen, und zwar nicht immer gerade sehr ideale und geistige, an Stelle der literarischen getreten sind. Früher gab es wol einzelne Autoren auf den Plätzen der Journalistik Hoffenspiele zum besten, jetzt werden öffentliche Hoffenspiele oft von ganz andern Lesern aufgeführt. Der Verfall wäre es eine höchst seltsame Erscheinung, daß Schriftsteller selbst, die von der Bellettristik oder dem Urtheil darüber Beut und Auf haben, die Theilnahme für literarische Interessen möglichst zu untergraben und zu erschüttern suchen, wüßte man nicht, daß dies in gewissen maßgebenden Kreisen, in denen die Schriftsteller immer noch eine persona ingrata ist, und von einem nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums selbst gern gesehen wird. So verfolgen diese Detraktoren bei ihren Aufträgen und antiliterarischen Umtrieben nur ihr Einzelinteresse, ohne Rücksicht auf die Gesamtheit.

Gegen das von Schmidt-Weyersfeld in vorliegendem Buche angebaute Wesen haben wir also von unserem Standpunkte nichts, und es wird sich nun weiter nur noch fragen, ob seine Charakteristiken literarischen Werth und wie vielen sie beanspruchen dürfen. Wir sind nicht blind gegen die Schwächen des Werkes, aber wir verkennen auch nicht seine Vorzüge. Schmidt-Weyersfeld huldigt einem schonen, warmen Idealismus; er ist ehrlich und aufrichtig, oft bis zum Auserkennen; er ist human, außer gegen den Jähwurm; er hat für die Lüge der Welt einen scharfen Blick; er kämpft und schreibt für die Beseitigung verschrobener Verhältnisse auf die Basis natürlicherer und menschlicherer Grundzüge. Aber obgleich diese angegebene Grundrichtung durch alle seine Charakteristiken geht, fehlt es ihm andererseits an logischer Konsequenz, an scharfer Begrenzung und Herausheftung seiner Begriffe. Es finden sich im einzelnen viele Widersprüche; er hebt die Geschworenen durch sein Lob oft in die Wolkeln, daß sie sich unter die Güter verlegt hätten möchten, und gleich darauf häßt er sie wieder durch seinen Tadel in den tiefsten Abgrund der Verdammten und Ruchlosen. So auch mit andern Urtheilungen. Er erobert z. B. in den Salons der Hesperidenkränze des literarischen Salons; er sagt: „Die Poesie Goethe's und Schiller's, Herder's und Klopstock's, Jean Paul's und Fouqué's; die Philosophen Kant's und Fichte's; die Schauspieler Iffland, Schall, die Götter Schröder, genug, alle diese und ihnen verwandte Erscheinungen verließen dem Salonleben sogleich eine gewisse Menschlichkeit und Bistigkeit und riefen jene grandiose Kritik hervor, die mit möglichster Vertheidigung und mit einer fortwährenden Poetik über alle Verkaltungen des geistigen Lebens hinfuhrte. Es ist wahr, daß die Literatur in diesen Salons entschieden nur Modische war; aber diese Mode war fruchtbar für das ganze Intelligenz und nationale Leben. In diesen Kreisen stellte man gewissermaßen das Urtheil über ein Werk fest und richtete hier fast ausschließlich eine Aufmerksamkeit für die Literatur, ein Interesse und eine anregende Vertheilung, die in der großen Masse des Volks noch keineswegs sich geltend machte. Erst als dieses Volk unter solcher Begiebung sich literarisch herausgebildet hatte, ergriff es mit seinem gesunden Menschenverstand die Literatur“ u. s. w. Von demselben Salons, denen er eine nationale Bedeutung zuschreibt, die wir ihnen nicht in diesem Werke zuschreiben können, zumal da der Verfasser dabei nur die Berliner Salons im Auge hat, heißt es dann einige Seiten später: „Der Privatleben und der Klatsch hat im Grunde die beiden Räder, von denen aus

das Salondleben emanirt; aller Dukt, mit dem sie sich umhüllen, aller Glanz, mit dem sie sich umgeben, alle Porcke, welche sie offenbaren, verdecken doch nur den trivialen Kern. Die brillante Kunstfertigkeit ist der Reiz der Salons und niemals der inneren Gehalt; wird jene glänzende Kunstfertigkeit, die sich mit aller Raffinerie zu spreizen weiß, flüchtet und weilt, so ist der einseitige Gaude mit einem Male dahin und nichts bleibt zurück, als Hohlheit, Dürftigkeit und selbst Laster. Die Solidität des Lebens wohnt dort nicht und Muth und Tugend, Patriotismus und alle jene dem Herzen entzogene Empfindungen sind noch niemals von Salons gepflegt worden.“ Wir glauben, daß die erste Hälfte dieser Betrachtung über den Salon ihm mehr von außen insirirt und zueingetragen ist, während die zweite seine wahre Meinung ausdrückt; denn von Widerwillen gegen die „Käulnisch, Verworfenheit und Heuchelei“ der Gesellschaft ist der Verfasser aufs tiefste durchdrungen, und wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kommt, wird er ganz Feuer und Flamme und kann nicht genug Worte finden, um diese Gesellschaftskäulnisch zu brandmarken. Ein bei ihm sehr hervortretender richtiger Instinct des Herzens läßt ihn meist das Richtige fühlen, aber durch die Wärme des Herzens läßt er sich dann auch leicht dazu hinreißen, das richtig Gefühlte im Ausdruck zu übertreiben.

Schmidt-Weissenfels ist ganz ein Kind der Gegenwart, das alle Leiden und Seiden der Generation aufs schmerzlichste mitempfindet; aber es fehlt ihm an Kenntniß der historischen Vergangenheit, an gründlichen Studien und literarischer Durchbildung. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir bei ihm lesen mußten, daß Lessing ein Jude gewesen. Der Verfasser hebt viel leicht sehr treffend hervor, daß der germanische Geist viel anders mit der Eigenthümlichkeit befaßt sei, „neben dem positiven Schaffen auch die Kritik auszubüden“ und „das ewige Wesen und die ewige Wahrheit herauszuholen“, daß diese angeborene Dialektik, „welche ihm eine Weltanschauung ohnegleichen verschafft hat und ihn hoch über den Geist aller andern Völker stellt“, ihn dem Geist des Judenthums vielfach verwandt mache, daß beide, der jüdische wie der germanische Geist deshalb auch in einer „wunderbaren Harmonie“ zusammengingen, „sobald diese kritische Epoche sich geltend macht“, und er fährt dann fort: „Es war es bei Epinoja, so bei Lessing, so bei Börne und Heine“, und ein paar Seiten darauf sagt er: „Um den Gegensatz zu diesem Kampf hinzustellen, führt Kierkegaard die auf der Höhe der Zeit stehenden lebenden Juden ein, nämlich Lessing und Mendelssohn.“ Der Verfasser, wenn er es sonst nicht wußte, hätte nur das Conversations-Lexikon aufschlagen dürfen, um in Erfahrung zu bringen, daß Lessing der Sohn eines protestantischen Predigers war. Von der Ironie, womit, wenn wir uns recht erinnern, Wolfgang Menzel in moralischer und geistlicher Beziehung Lessing einen Juden genannt hat, müssen wir Schmidt vollkommen freisprechen; Ironie ist ihm ein gänzlich fremdes Element; aber historische Gewissenhaftigkeit sollte ihm wenigstens nicht fremd sein. Des Verfassers Stil kennen unsere Leser aus keinem Beitrage für d. Bl.; er ist gewandt, fließend, sehr lebhaft, oft glänzend, aber zuweilen phrasenhaft und zu bilberreich, an Stellen, wo der einfachste Ausdruck auch der wirksamste sein würde; es fehlt ihm an Bestimmtheit und Corretheit; es finden sich nicht selten Verlöse gegen die deutsche Grammatik und Syntax und Fälschigkeiten und Nachlässigkeiten, die selbst bei mangelhafter Kenntnis der Grammatik bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden waren; die Satzbildung erinnert zuweilen an französische Konstruktionen, an die der Verfasser noch von seiner langjährigen Beschäftigung an pariser Journalen her gewöhnt sein mag, die er aber abzuthrow nun ernstlich bedacht sein sollte, seitdem er nicht mehr französischer, sondern deutscher Journalist ist.

Die Schriftsteller, welche der Verfasser in beiden vorliegenden Bänden charakterisirt, sind die folgenden: im ersten Bande Nikolaus Lenau, Wagner, Friedrich Palm und Sternberg, im zweiten Kierkegaard, Reissner, Julian Schmidt und Brachvogel. Diese Charakteristiken waren zum großen Theil bereits in den

„Kritischen Blättern für Literatur und Kunst“, deren Herausgeber der Verfasser eine Zeit lang gewesen, abgedruckt, aber von Haus aus nicht zu diesem Zwecke bestimmt, weshalb sie auch kaum irgend als gesammelte Journalistenkritik gelten dürfen, „wie sie denn überhaupt, da Raum und Umstände beim Abdruck in der Zeitschrift viele Auslassungen und eine eigene Redaction bedingten, durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes in vielfach erweiterter und veränderter Fassung erscheinen und (dann auch einige noch nicht abgedruckte zur Ergänzung beigegeben sind.“ Der Verfasser macht, laut dem Vorwort, Anspruch darauf, in diesen Charakteristiken „ein vollständiges und einheitliches Gemälde von der geistigen Bewegung unserer Epoche zu liefern“.

Unter diesen Charakteristiken hat wol die Brachvogel's und des Herrmann von Sarnberg die abgerundeten oder doch vollendeten. Theils hatte der Verfasser Gelegenheit, die Individualität beider Männer an Ort und Stelle, d. h. in Berlin genau zu beobachten und zu studiren, theils hat beider Talent und Eigenthümlichkeit von der Gattung, zu deren Beschreibung Schmidt's kritische Talent am besten anwenden dürfte. Somit kommt der Brachvogel, der dessen „Kritik“ eine directe Kritik-erklärung gegen jene Gesellschaft ist, gegen welche Schmidt nicht oft genug und nicht häufig genug polemisiren kann. „Brachvogel“, sagt der Verfasser, „sprach durch den Mund des Ketzers und bewußt einen Joch gegen das Publikum aus, gegen die Logik, die Vernunft, die Wissenschaft, die Kunst, die Literatur, die im Parquet sah, ohne Schamröthe auf den Wangen, aber auch stet durch die Weissen eines vom Gewissen conscienzierten Menschen. . . . Und so wie diese Parquetgesellschaft des Hoftheaters in Berlin, so dachte die gesammte Gesellschaft. Kritik war der Kern einer faulen verdoenen Masse, die ihren armen sentimentalischen Narren erhalten hatte.“ Sicherlich, dieser Kern würde als ein Charaktertypus unserer kranken Zeit Anspruch auf Dauer haben, wenn es sich nur Brachvogel nicht hätte kommen lassen, ihn zu einem Werkzeug der Geschichte sich zu machen und zu diesem Zwecke mit einer Kritikfertigkeit, die kein der Unwissenheit der in diesem Punkte es nicht gerade sehr wenig nehmenden sehr blöden Kunstschreiber erreicht hat, historische Verhältnisse und Persönlichkeiten wie einen Haufen auszuwischen. Bis jetzt hat noch die Wissenschaftlichkeit als eine Hauptkraft der Deutschen gegolten, aber unsere neuere dramatische Dichtung, an deren Treiben sich freilich das Publikum mischthätig macht, schreiben systematisch darauf hinzuwirken, und auch in dem Maße der dem Ausland zu präsentieren und das im Land der feinsten G. schichtverfälschter erscheinen zu lassen. In der G. leitung zu dieser Charakteristik Brachvogel's bemerkt der Verfasser: „Die Poetik unserer Zeit, das heißt sich nicht weniger, ist eine trostlose, fliegende und ägende; beschuldigen wir deshalb nicht die Dichter, die von einer hoffnungslosen Zeit geküßt, ihr so gewaltiger zu machen.“ vgl. n. je mehr sie mündig werden.“ Zur Ergänzung dieser Behauptung führen wir aus dem Schmidt'schen Werke noch folgende Stelle an: „Gerade diezeitigen Ketzern, welche man poetische zu nennen pflegt und die der Nationalismus der realistischen Partei in Vorsch und Gegen als Welterschmerzler, Träumer und Phantasten gerichtet hat, greifen diese Erden, oeros coeurs sensibles qui sont nés pour être malheureux“, haben die Aufgabe unserer Zeit tief begreifen und wahren sich redlich ab, die Coincidenz des Realen und Idealen zu bewerkstelligen. Ihre aufscheinende Schwärmerie ist höchst nichts anderes als ein Schweifen in entfernte Gebiete, um die Welt der Stoffe nach allen Seiten hin zu erobern, und wenn sie die Verwirklichung überkommt, daß ihre Eroberung nicht die Lösung des Problems bewerkstelligen hilft, so ist dies die Folge der Krankheit, an der unsere poetischen Naturen notwendig leiden müssen, weil ihnen die Harmonie ihrer idealen Natur mit der praktischen des Lebens noch fehlt.“ Es war freilich eine andere Zeit, von deren Worten Matthias Gaudius sagen konnte, sie seien „helle reine Reflexionen, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion ansetzten, daß Sanftmuth heraufstiegen.“ Während aber Schmidt die Dichter

und die Gesellschaft der Gegenwart so durch und durch krank hat, erscheint ihm das „Publikum“, das so doch zu einem großen Theil von jener Gesellschaft gebildet wird, sehr gesund. Woher sagt er in dem Aufsatz über Alfred Ritscher: „Das Publikum im Leben will die Wirklichkeit; aber wenn sich das Publikum vor einem Werke der Kunst versammelt, um von der Idee des Lebens auszugehen, so lebt ein höheres Bewusstsein in ihm und es ist gesund idealistisch.“ Ist das richtig bemerkt und bemerkt? Sind es wirklich die idealen Gebilde der dramatischen Kunst, welchen das Publikum seinen größten Beifall zahlt, und nicht vielmehr derb realistische, funktlos aus den kargsten Elementen zusammengewürfelte Produkte, wie „Theaterkreise“ oder „Berlin wie es weint und lacht“, wie vor ihm ein ähnliches Produkt: „Das Weiß und dem Voller“ es ist, welchem das „Publikum“ die Prämie zuerkannt?

Den Dorfgeschichten Kuerbach's spendet der Verfasser großes und warmes Lob. Diese Sympathie für das Dorfgeschichtliche Genre steht ihm, der gegen die gestrige sogenannte gute Gesellschaft eine so gründliche Abneigung an den Tag legt und in dem Rousseau'schen Naturbangelium geschworen hat, natürlich als merkwürdiger Widerspruch Kuerbach's. Nur in der Behauptung Schmidt's, Kuerbach habe sich dadurch eine „außerordentliche Ehrenstellung“ erworben, daß er für das „Volk“ geschrieben, und zwar niemals in allen Dörfern und kleinen Städten, in Weibern und auf dem Lande, mit einem Worte bei dem Volk der Bauern geschrieben habe, der werde „die große und hohe Popularität Kuerbach's vernachlässigen“, möchten wir auch Uebertreibung erblicken. Hat Schmidt wirklich diese Erregung in „allen Dörfern“ gemacht? Die Erregungen, die wir wenigstens auf dem Lande und zwar in der Nähe großer Städte in dieser Hinsicht gesammelt, sind etwas anderes als, was wenigstens den eigentlichen alten Bauer betrifft, für ihn in der Regel außer vielleicht Bibel und Gesangbuch, einige alte Kalender und ein althergebrachter Kalender (aber nicht der Kuerbach'sche) die einzige Literatur bilden, mit der er sich beschäftigt. Richtig, daß Kuerbach's „Gevattermann“ in einzelnen Landkreisen in Bauernhäusern zu finden ist und gelesen wird, aber Kuerbach's eigene eigentlichen Dorfgeschichten, durch die fast immer ein Blick philosophischer Betrachtung hindurchgeht und deren Sprache schon eine ganz andere ist als diejenige, welche der Bauer spricht und versteht. Die hier und da eingeschreuten philosophischen Provinzialismen thun es nicht, sind sogar dem Bauer in anderen Landkreisen, namentlich den plattdeutschen, unverständlich als das Hochdeutsche. Wenn Kuerbach irgendwo sagt: „Die heilige und fast unbewegliche Macht des Volkstums, des Volkseigens ist wie eine heilige Naturmacht; es bildet den Schwerpunkt des Lebens.“ Welchen unphilosophischen Schwandlungen wäre die Menschheit hingegeben, wenn überall jede sittliche, religiöse und wirtschaftliche Bewegung in der Gesamtheit würde!“ so ist dies zwar sehr richtig und wahr; aber es ist kein Bauerndeutsch, und es scheint uns sehr zweifelhaft, ob ein echter deutscher Bauer diese abstrakte Sprache verstehen würde.

Über Englow bemerkt der Verfasser unter anderem: „Er charakterisirt unsere Zeit, welche ihre historisch bedingte Mission hat und deshalb nicht kleiner ist als alle andere, wenn sie im Verhältnis zu ihnen auch so erscheint. In Englow kennzeichnet sich mit einem Zuge die doppelte historische und literarische Aufgabe unserer Epoche, die, das darf man nicht verkennen, nur einen Punkt des Uebergangs für die Gesellschaft wie für die Dichtkunst bildet. ... Er hat am ausgebreitetsten den Anforderungen seiner Zeit durch poetische Darstellung Rechnung zu tragen vermocht; er hat jeden Kampf mitgemacht, der in ihr eingeschlagen ward; er hat jede Stimmung wie Gegenstand begriffen und zu zeichnen versucht; er hat am energischsten das noch verfallene Ideal unserer Generation zu entschleiern unternommen.“ Freilich läßt sich fragen, ob mit so innerlich kranken Menschen, wie die meisten bei Englow sind, dies „verfallene Ideal“ sich erreichen läßt. So weit wie Englow's

neuesten Roman „Der Baubeter von Rom“ gelesen haben — und diese Eigenthümlichkeit macht ihn uns besonders interessant — begreifen wir keinen männlichen oder weiblichen Individualismus, welcher nicht irgendwie und irgendwo krankhaft wäre und eine faule Stelle hätte. Wir tadeln dies nicht. Ist es einmal mit unserer Generation so traurig bestellt, und es scheint wirklich so, so darf und soll sie ihr Schicksal auch so schildern, statt uns über sie zu täuschen und ihre zu führen. Von diesem Standpunkt war uns auch folgender Englow'scher Ausspruch, welcher die Moral unserer Zeit fragezeichen, von großem Interesse: „Wer immer mit dem Verstande vorauswählt, wohnt er mit Hand und Fuß zur That nachschreiten soll, der verschüttet sich den Weg, wenn er plötzlich dem Einsatz bekommt, nicht dem Verstande, sondern dem Herzen folgen zu wollen. Was darf man nur festhalten, entweder den Ruhm oder die Uebereignung. Alles zugleich erheben, verdirbt eins das andere. Wer den Ruhm will, soll — die Weltphilosophie lehrt es — das Gewissen nicht hören: wer das Glück will, muß auf die Uebereignung verzichten.“ Es gehört Much oder doch Aufachtlosigkeit dazu, die Grundlage, wonach die meisten in unserer Zeit handeln oder die Welt Dinge beurtheilen, mit dieser Anschauung bloßzulegen. Das hilft wenigstens die Gesundheit der Zeit befeuchten.“

Wir haben unserer gewissen Gründe, auf den von Eduard Schmidt gegen seinen Rammendotter Julian Schmidt gerichteten Aufsatz hier nicht weiter einzugehen; möge, wenn es daran liegt, ihn selbst lesen! Der Verfasser springt mit Julian Schmidt scharf, zum Theil erbarmungslos um, nur hätten wir gewünscht, daß er gerade diesem Gegner gegenüber jedes Wort, ehe er es niederschrieb, aufs schärfste erwogen und abgemessen und jede zweideutige Phrase sorgfältig vermieden hätte. Was heißt das, wenn z. B. der Verfasser sagt: „Wir trachten nicht danach, einem solchen Schriftsteller ein einziges Lob zu verweigern; er mag seinen Ruf behalten, aber er soll seine Autorität verlieren.“ Julian Schmidt würde in einem solchen Falle gerade umgekehrt verfahren, er würde zuvörderst erst den Ruf seines Gegners zu vernichten suchen, weil, wenn dies gelingt, die Autorität des Angegriffenen von selbst fallen muß. Daß der Verfasser an seinem Gegner auch einpines Gute anerkennt, können wir am wenigsten tadeln, da auch wir an der Schwäche leiden, selbst an denjenigen, die uns nur Uebles zuzufügen suchen, zu loben, was an ihnen zu loben ist, selbst wenn wir davon überzeugt sind, daß wir das gleiche Verfahren von ihnen nicht zu erwarten haben.

Friedrich Galm's dramatische Verdienste führt Eduard Schmidt im ganzen auf ein sehr geringes Maß zurück, wenn er z. B. sagt: „In so glänzenden Triumpfen, wie sie Galm's Rufe feierte, liegt noch etwas Trostreicheres und Verstandigeres, als wenn ein Dichter über jeden Mangel an Kuerbachs feiert.“

*) In Alexander Kluge's „Briefen über Englow's „Jahreszeit von Rom“ — von denen wir erst, nachdem wir obige Worte geschrieben, Kenntnis genommen haben und deren Würdigung dem Verfasser des Berichtes über den Englow'schen Roman in Nr. 21 d. Bl. f. 1886 vorbehalten bleiben muß — heißt es unter anderem: „Die Frau von Puschke ist eine ganz unnatürliche und unangenehme Caricatur.“ Daß diese Englow'sche Figur „unangenehm“ sei, wollen wir zugedenken, aber daß sie eine „unnatürliche“ Caricatur ihrer überhaupt „Caricatur“ sei, müssen wir in Zweifel stellen. Weniger leidet der Roman wird sich wohl dabei an diese oder jene Person ähnlichen Gesichts erinnern haben, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet ist; und wer denkt nicht an jene Dame von Wed, die in Berlin vor Gericht stand, weil sie die ihrer Pflege befohlenen Kinder ihres Bruders aus dem Hause gemietet, ihren Reffen auf die Brust gedrückt und sie sogar genöthigt hatte, Reffen zu verschlingen? Na diese Wirklichkeit reicht die angebliche Englow'sche Caricatur bei weitem noch nicht. Wie hat überdies, daß Englow diese Frau von Puschke wie auch die meisten anderen Figuren des Romans im Wesentlichen nach dem wirklichen Leben gezeichnet hat, ohne sie zu cariciren.

Schöpfungen zu Grunde geht und das Bild hat, nach 50 Jahren für brunnendürftig erklärt zu werden. In der Unsterblichkeit liegt gar nichts Schöneres, wenn man nicht gelebt hat." Und weiter: „Wenn Galm's Vorleser der Nachwelt verloren gehen, so haben sie doch reichlich der Niemands-Verfallen verschafft, und das ist ein so schönes Verdienst, daß man dem Nachruhm gern entsagen kann, von dem man als Leiche im Grabe nichts hört und sieht." Derselben appetitlichen und mit dem sonstigen idealistischen Lebnissen der Verfasser wenig im Einklang stehenden Ansicht war auch der Satiriker Lacom, wenn er in der Vorrede zu seinen 1739 erschienenen Schriften bemerkt: „Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber
Un bustis bonis gaudiis potant etiam de vi
Quo nullo autem opus est mori."

Ueber eins müssen wir noch mit dem Verfasser rechten: er macht sich gern die Ansichten und Urtheile anderer zu Muth, ohne seine Darle zu nennen. In seinen Aufsätzen aber Nikolauß Lenzon und Friedrich Galm hat er, abgesehen von dem ganz ähnlichen Gedankengange im ganzen, einzelne Stellen fast wörtlich aus unsern Aufsätzen über Nikolauß Lenzon (Nr. 47 d. Bl. f. 1856) und über Friedrich Galm (Nr. 35 f. 1857) entlehnt. Wir sagten in unserer Betrachtung über Nikolauß Lenzon: „Diese Gesellschaft, die zu wirklichen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen ist, gönnt ihren Lieblichen keine Ruhe. Sie hegt sie ab und mähle"; Schmidt sagt: „Die vornehme Gesellschaft ist überdies zu wirklichen Opfern nicht bereit; ihr Egoismus gönnt ihren Lieblichen keine Ruhe. Sie hegt sie ab und mähle." Wir sagten: „Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenscheiter sind kaum je geeltr bestraft worden, als durch Nikolauß Lenzon's traurigen Ausgang"; Schmidt sagt: „Der traurige Ausgang Nikolauß Lenzon's war ein Schlag für die ganze höhere Gesellschaft in Deutschland." Wir sagten: „Es ist aufreibend und erschöpfend, immer interessant erscheinen und mit den Schriftstücken geistreich sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen"; Schmidt sagt: „Es ist erschöpfend und aufreibend zugleich, immer interessant zu erscheinen und mit den Schriftstücken geistreich zu sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen." Wir sagten: „Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß wie frisches Quellwasser wirken"; Schmidt sagt: „Da sehr selten Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl existiren, die auf den Dichter erquickend wie frisches Quellwasser wirken könnten...." Wir sagten: „Diese Abschmückung, dieses Diplomatenfieren der Lebensschreier prägt sich auch in Friedrich Galm's dramatischen Dichtungen"; Schmidt sagt: „Diese Abschmückung, dieses Diplomatenfieren der Lebensschreier wirken alle dramatischen Dichtungen Galm's auf." Wir sagten: „Wer ist dabei (der Jüngere) immer unwillkürlich ein durch die Liebe geprüelter Kommiss eingeklinken, der bei einer Sonntagspartie seinen Mädchen den Rock abnimmt, während sie seinen Spazierstock trägt"; Schmidt sagt: „So trägt er, weil Parthenia es für ein Zeichen der Eulias hält, am Schluß des dritten Aktes ihr Rockchen, wie einer jener wohlgerathenen Handlungsgenossen, die Sonntags mit süßig gekleideten Unterthanen und einigen Mädchen im Compagnon am Arme einer geliebten Minne eine Handpartie machen." Wir sagten: „Luz, es ist alles wie zu einer Leereise gemacht und es ist schwer, vergleichen im Stille ruhender Kritik zu beschreiben"; Schmidt sagt: „Die Leereise liegt in diesem schismen Stiel so auf der Hand, daß es unmöglich ist, in einem andern Tone davon zu sprechen." Doch genug solcher Verwahrloosungen! Es freut uns, wenn man unsere Ausprüche und Urtheile der Beachtung für werth hält; wenn man sich aber dazu beirräht, sie zu entlehnen, so sollte man sich auch nicht scheuen, denjenigen zu nennen, von dem man sie entlehnt hat. Dagegen müssen wir an Schmidt durchaus rathen, daß er auch in seinen schärfsten Vorurtheilen niemals in einem persönlich gekränkten, groß muthwilligen Tone verfährt, nur und zu Verleumdungen, Schandwortschleudern und anderen verwerflichen Hölzmitteln dieser Art seine Zuflucht nimmt,

sch auch niemals in eine hoffärtige aufgeschliffene Stirne wie, wie andere, welche den Jüngern immer garstig zu wollen scheinen: „Du' ich den Mund auf, rühr' ich keine Mund." Der Verfasser ist überhaupt ein human gesinnter Mann, und er geht in seinen Humanitätsforderungen sogar so weit, daß er von Liberalismus fordert, es solle die reine Humanität bestehen. Dies müßte der Liberalismus, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, allerdings thun, wäre er allgemein menschlichen Stills wie bisher rein politischen Charakters. Diese Bemerkung Schmidt's gehet, wie es und scheint, nicht dem Idealismus sondern dem Utopismus an, in den sich sein Idealismus überhaupt nicht selten verläuft.

H. M.

Notizen.

Die Gesellschaft der Junggermanen.

Unsere Bemerkungen über das literarische Organ der Junggermanischen Gesellschaft, den „Zeit", und über diese Gesellschaft selbst in Nr. 10 d. Bl. haben das Haupt derselben, J. J. Krüger, veranlaßt, uns eine sehr dankenswerthe Klar und präzis stilisirte, umfangreiche Entgegnung oder Berichtigung einzusenden, für die wir dankbar sind, ohne und deshalb verpflichtet zu fühlen, sie ihrer ganzen Länge nach in d. Bl. zum Vordruck zu bringen. Wäre der Raum, über den wir in d. Bl. verfügen, so unendlich wie der transatlantische Raum Kent's, so wären wir gern ein Uebrigtes thun; da dies aber nicht der Fall ist, müssen wir den Gehalt der Junggermanen daraus, seine vollständige Erklärung in eine künftige Lieferung des „Zeit" einzurücken, wozin sie viel besser paßt. Wir sind nicht das Organ der Junggermanischen Gesellschaft, noch irgendeiner anderen Gesellschaft oder Götter; wir suchen vielmehr unsere Ansichten mit den Ansichten derjenigen größern Gesellschaftskreise in Einklang zu setzen, der sich außerhalb aller politischen oder constitutionellen Parteien, aller constitutionen oder nichtconstitutionen literarischen Gesellschaften oder Götter bewegt. Ob unsere Ansichten dieser oder jener Partei, dieser oder jener gelehrten Kasse oder literarischen Götter oder Gesellschaft gefallen, darauf kommt es uns weniger an als darauf, daß sie die Zustimmung des eben bezeichneten weiten Gesellschaftskreises haben. Nur einige mehr Thatsächliches enthaltende Angaben Krüger's mögen hier berührt sein. Krüger gibt zu, daß allerdings in diesem Augenblicke der Schriftstellerstand noch vorwiegend in der Gesellschaft der Junggermanen vertreten sei, daß unter nahezu 60 Mitgliedern sich wenigstens 40 befänden, welche für die Doffentlichkeit arbeiteten. Aber wir erklären sich dadurch, daß dieselben zunächst auf das Gebiet der Junggermanischen Gesellschaft aufmerksamkeit werden müssen. Die Gesellschaft sei keineswegs abgeschlossen, sondern bilde vielmehr in ihrer jetzigen Gestalt erst den Grundstock eines Bundes von Zweigvereinen und habe bereits in den wichtigsten Städten Deutschlands, vornehmlich in Hamburg, als dem „Vorterr", das in Berlin, Wien, München und verschiedenen rheinischen Städten ihre Hauptpunkte, während die Gesamtzahl der Städte, in welchen sich Mitglieder befänden, bereits mehr als 30 betrage. Wobei uns zählt schon jetzt die Gesellschaft unter ihrem Mitglieder talentvolle Lyriker (z. B. in Hamburg Gatenhofen und Bollhoff), Baukünstler, Maler, Kaufleute und überhaupt „den von Sinn für geistige und vaterländische Bezeichnungen aus allen Ständen". Krüger gibt ferner zu, daß allerdings die Gesellschaft mit Bewußtsein darauf hingiere, hauptsächlich die jüngeren Kräfte unter ihr Banner zu sammeln, was sich von selbst versteht, wenn von einem Streben die Rede ist, das erst in der Zukunft seine hauptsächlichsten Früchte tragen soll. Dem, fährt Krüger fort, die Zukunft der deutschen Nation beruhe nicht auf den Schultern des absterbenden sondern des aufstrebenden Geschlechtes. Doch das ist nicht viel mehr als Platitude, so gut es auch klingen mag. In der geistigen Welt gibt es ja gar kein absterbendes Geschlecht, da jedes wirklich geistkräftige Erben über Alter und Tod hinwegsteht. Krüger beweist sich falsch, daß nicht die Stützen der hebräischen Göttergesellschaft, sondern

den vor allem Schreiner, Fischer, Seidenmaler und Gerber, deren Namen vorher auch nicht weit her gewesen", die Gräuben der christlichen Kirche waren. Nun freilich, Gerber, Fischer, Schreiner dieser Art mögen sich jetzt schwer aufreiben lassen, und man muß Ratt ihrer noch „Literaten", Lyriker, Konfessionen, Qualungs- und Kummer u. s. w. greifen! Im übrigen, beweist Krüger, in ein vorgerücktes Alter keineswegs ein Hinderniß für die Auf-
nahme, falls mit demselben zugleich jugendliche Frische und Begeisterung für die Zielpunkte der Junggermanischen Gesellschaft verbunden seien, es stehe jedermann frei, sich ihr anzuschließen. Es steht ihnen also nur „frei", sich ihr anzuschließen? Nein, man sollte sie, die beiden Grimm, Uhland, Arnhe, Müller u. s. w. in jeder Weise zu gewinnen trachten; ihre Namen und die Namen anderer im „vorgerückten Alter" stehenden eckern „Junggermanen" würden erst die rechte, jetzt noch vermiste Würge-
knecht gewähren, daß von der Junggermanischen Gesellschaft Früchte für die Zukunft zu erwarten seien. Mit Beziehung auf den junggermanischen Gegensatz gegen das Heine-Vorurtheil be-
weist Krüger: „Wir sind gegen jede Ausländererei, möge sich dieselbe die Franzosen oder die Engländer und Danen oder die
Aim, oder wie die Stadttheologie das anderwähnte Volk Gottes zum Muster nehmen", und mit Beziehung auf die Sprachreini-
gungsvorschläge, für die Krüger allein die Verantwortung auf sich nimmt: „Die meininge Versammlung beschloß nur im all-
gemeinen, daß jeder Junggermane auf Reinigung und Fortbil-
dung seiner Sprache hinzuwirken habe." Mit diesen beiden
letzten Bestimmungen können wir uns nur vollkommen einverstän-
den erklären. Schließlich verkündet Krüger, daß unsere in Nr. 10
i. St. ausgesprochene Vermuthung, der Verfasser der im ersten
Heft des „Leut" enthaltenen münchener Correspondenz sei der
Junggermane Weilhach, eine Irrthum sei. Auf den Juni ist eine
Hauptversammlung der Junggermanischen Gesellschaft in Nürn-
berg festgesetzt; sollte sie wirklich bedeutungsvolle Resultate zu Tage
fördern, so werden wir sie sicherlich nicht unbeachtet lassen.

M. M.

Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786.

Durch Zufall gelangte ich in den Besitz eines handschrift-
lichen Gedichts, worin das pietistisch-mystische Treiben Lavater's
bei seinem Besuche in Bremen im Jahre 1786 und die Wan-
derungen seiner Anhänger verspottet werden. Das Gedicht, von
dem sehr wahrscheinlich viele Abschriften in Bremen umliefen,
war eine, ein ziemlich vergilbtes Blatt, in meine Hände ge-
langte, ist durchaus nicht ungeeignet gearbeitet, wenn auch nicht
selten im Ausdruck etwas derb und cynisch; auch verräth sich
manche Trivialität schon darin, daß der Verfasser das schöne Kir-
chenlied „Die schön leucht' uns der Morgenstern" zur Grund-
lage seiner Parodie gewählt hat. Da wir glauben, daß das
Gedicht nicht im Druck oder höchstens als jetzt vergessenes Flug-
blatt erschienen ist, sein Inhalt und Ton uns aber für jene Zeit
charakteristisch zu sein scheint, so dürfen vielleicht in d. Bl.
folgende Strophen nicht ohne Interesse gelesen werden:

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Sag häßlich und in großer Noth;
Es konnte im Schlaf nicht sprechen:
Nebst der theuren Wandermann
Mit Hand und Mund das Wort ergannen,
Da heßen ihr Ordrechen:
„Schau, trübe, Gräuben, Doloren,
Wunderleben? Auf man Wort, du sollst genesen!"

Mit diesem Trost er von uns wich,
Und einen Jünger wählte sich;
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Nicht Stücken und voll Kinderkinn!
Denn that er taufmüthig:
„Schau, trübe, was ich lehre, mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Weisheit zum Schatz und Genuß!"

Der in Bremen zurückgelassene und von Lavater inspirirte Wunder-
doctor macht nun seine magnetische Cur, und siehe, sie gelingt:

O Wunderschlaf, o Zauberel!
Was Niemand in der Urgenel
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch viele Wunde sehen sie
Wohl mit verschlossnen Augen,
Kennen, nennen, was geschrieben, weil den Leben
Guten Dingen Augen liegen an den Fingern u. s. w.

Daß dieses satirische Gedicht, welches mit den Worten be-
gint: „Die schön leucht' uns von Särich her der Wanders-
thäter Lavater", auf Lavater's Aufenthalt in Bremen im Jahre
1786 Bezug hat, geht aus den Worten hervor: „Also agiten
sah man ihn in unserm lieben Bremen." Vielleicht könnte uns
ein recht belehrender Bibliophile sagen, ob das Gedicht schon
irgendwo gedruckt und ob sein Verfasser bekannt ist. 13.

Abbeokuta ob
Eine Schilderung
Englischen. Bis
erweitert durch die
Afrika von B. G.
den angrenzenden
Gr. 8. 28 Ngr.

Bar, L., Zur Lehre von Versuch und Theilnahme am
Verbrechen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 12 Ngr.

Bruno, J., Im Heere Nabegly's. Skizzen aus den Jahr-

Henne, A., Histoire du règne de Charles V. en
Belgique. Tome I. Bruxelles. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
20 Ngr.

Hertzog, F., Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem
Leben in Form einer Novelle. Lindau, Stettiner. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Kurze, J., Naturbetrachtung und Gotteserkenntnis. Vor-
trag, gehalten in der Marianischen Congregation zu Luzern, am
Dreißigstagesfest 1869. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Reisantes. Zusammengefaßt von einem Zeitgenossen.
Göteborg, Wadeler. 8. 4 Ngr.

Reusgen, W., Vertheidigungsrede gegen die Familie
Bischoff. gehalten am 22. Februar 1869 vor dem Schwab.
Criminaltribunal in Stuttgart. Stuttgart, Kradde. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und seine weltgeschichtliche Mission. Ein
Mahnruf in der größten Stunde. Berlin, Verlags-Magazin.
Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,

depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par Léopold Neumann,

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome V. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden, besonders auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelitalienischen Verträge, von denen auch der soeben erschienene fünfte Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der Wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractères publics des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—, Causes célèbres du droit des gens. Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I à III. In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments de droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Seit October vorigen Jahres erscheint vierteljährlich

Jahrbuch

für

romanische und englische Literatur

unter besonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf herausgegeben von Dr. Adolf Ebert, Professor an der Universität zu Marburg.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften (30 Bogen) 3 Thlr.

Aus den ersten drei Heften haben wir hier nur folgende Abhandlungen hervor: A. Ebert: Die englischen Mystiker. — Karl Bartsch: Die Reinkunst der Troubadours. — Paulin Paris: Le voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople. — Ferd. Wolf: Ueber den realistischen Roman und das Sittengemälde bei den Spaniern in der neuesten Zeit mit besonderer Beziehung auf die Werke von Fernan Caballero. — Lemcke: Canto de Fabrizio. Ein Beitrag zur Geschichte der Monstrositäten der Literatur und der erzählenden Dichtung in Italien.

Verb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung und A. Asher & Comp. in Berlin.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von Dr. Johann Ernst Rudolf Lenz.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weiten Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bis jetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Kulturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwicklung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Dritttheilen der gesamten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und den erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, dürfte ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit erschienen und jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 16. —

14. April 1859.

Inhalt: Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II. — Neue Proben epischer Poesie. Von K. Jordan. — Sybel's „Historische Zeitschrift“. — Chronographisches und Culturgeschichtliches. Dritter Artikel. (Schluß). — Melly. (Zur deutschen Journalistik). — Biographische. — Anzeigen.

Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisierte deutsche Uebersetzung. Hannover, Kümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir nehmen dies Buch mit Erwartungen zur Hand, die zunächst nicht ganz erfüllt werden. Es wird andern Lesern damit schwerlich anders ergehen. Ein Tagebuch der „norbizischen Semiramide“, wie man Katharina II. von Rußland genannt hat, von ihr selbst geschrieben, beglaubigt und eingeführt von A. Herzen — welchen Geschichtsfreund sollte eine solche Schrift nicht lebhaft anziehen, ja, wen möchte nicht schon die Vorrede, die ohne Frage ein echt Herzen'sches Gepräge tragen wird, für diese Blätter mit Interesse erfüllen? Die Enttäuschung des Lesers beruht darauf, daß er, indem er eine Schrift von hohem historischen Interesse erwartet, zuvörderst nicht viel mehr antrifft, als das Tagebuch eines jungen Mädchens von vornehmer Stange, in welchem die Masse mädchenhafter Bagatellen, kleinlicher Intriguen und genteilhafter Hofmisere weitaus die historischen und politischen Züge der Zeit überwuchert und von den letztern nur einen unbedeutenden Niederschlag zurückläßt. Erst später erkennen wir, daß es diesen Blättern jedoch an rein menschlichem Interesse, an Seltsamkeit biographischer Anziehungskraft und theilweise an spannender Kraft für die Neugierde des Lesers keineswegs fehlt, und daß es zwar nicht gerade das historische, immerhin aber das anekdotische Interesse ist, das hier eine ungewöhnliche Befriedigung zu erwarten hat.

Was zuvörderst die Authenticität dieser Memoiren betrifft, so berichtet uns Herzen, daß die hier der Öffentlichkeit übergebenen Blätter sich unter den wenigen Stunden nach dem Tode der Kaiserin versiegelten Papieren derselben fanden; daß Fürst Kurakin, Kaiser Paul's Freund, eine Abschrift davon nahm, die vielfach circulierte, vom Kaiser Nikolaus später zwar unterdrückt wurde, jedoch in einzelnen Copien noch immer erhalten blieb, wie denn eine solche von der Hand des Dichters Puschkin in Odessa bekannt war. Seit 1855 traten wieder mehrere Abschriften dieser Memoiren an den Tag, die mit den ältern gleichlautend, keinen Zweifel an

ihrer Authenticität aufkommen lassen, wie wir denn auch dem Vorredner darin recht geben, daß der Inhalt der Memoiren auf jeder Seite ihre Echtheit ganz unverkennbar darzuthun geeignet ist. Herzen sagt:

Indem man diese Blätter liest, sieht man sie werden, man sieht die Verfasserin sich zu dem heranzubilden, was sie gewesen ist. Ein lebhaftes Kind von 14 Jahren, blond, coiffiert à la Moise, müthwillig, verlobt mit einem kleinen Ibioten, dem Großfürsten, leidet sie schon früh an der Krankheit des Winterpalastes, dem Durst nach Herrschaft. Eines Tags, als sie mit dem Großfürsten auf der Fensterbank sitzt und mit ihm scherzt, sieht sie Graf Lescoc kommen, der zu ihr sagt: „Baden Sie Ihre Sachen — Sie werden nach Deutschland zurückreisen.“ Der junge Ibiot schien nicht sehr betroffen von dieser Trennung. „Auch mir war sie ziemlich gleichgültig“, sagt die kleine Deutsche; „aber die russische Krone war es mir nicht“, setzt die vierzehnjährige Prinzess von Zerbst hinzu.

Dies ist Katharina im Reine! Die Memoiren brechen im Jahre 1759 plötzlich ab: von den spätern Jahren bis 1762 sollen nur abgerissene Bruchstücke, wohlverwahrt, vorhanden sein, in diesem Jahre aber ergriff Katharina den russischen Scepter, als eine „res nullius“, verwandelte Rußland und machte es im wesentlichen zu dem, was es heute noch ist.

Der Vorredner gibt zunächst eine Skizze der geschichtlichen Vorgänge von 1729—51, dieser seltsamen Epoche, in der das Scepter des größten Reichs Europas wie ein unter Kindern streitiges Spielzeug, von Hand zu Hand ging, wo eine einzige Nacht dem ungeheuern Reiche einen neuen, ungeahnten Beherrscher gab, ohne daß von dem Volke hierbei im geringsten die Rede war. Dies Wort, in einem Briefe geschrieben denken kann, leitet die Geschichte klärt denn auch, wie es kam, 1 deutsche Prinzessin von dem ge das man das russische Volk nicht nehmen konnte. In der Jahr 1812 ein solches Volk er Erscheinung treten lassen, und nicht, gestehen, daß für eine so dies Volk doch einen fast nur genommen hat!

Doch wir wenden uns zu unsern Memoiren zurück, die, wenn sie den lernbegierigen Geschichtsfreund auch nicht völlig befriedigen, doch des Interessanten genug darbieten, um ihre Veröffentlichung genügend gerechtfertigt zu finden, die den Leser angenehm genug zu unterhalten und was den allgemeinen Sitten- und Kulturzustand des Hofes und der Aristokratie Russlands betrifft, auch mannichfach zu belehren im Stande sind.

Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Berbst, dieselbe, welche unter dem Namen Katharina II. die Begründerin der russischen Macht wurde, war im Jahre 1744 von der Kaiserin Elisabeth auf Empfehlung Friedrich's II. mit ihrer Mutter von Kiel an den russischen Hof berufen, um mit dem Thronerben, Herzog Peter von Holstein, damals 16 Jahre alt, verlobt zu werden. Sie selbst zählte 15 Jahre und gab sich als ein kleines, schüchternes blondes Mädchen, voll Geist und Lernbegierde und mit allen Ansprüchen eines starken und festen Charakters. Mit ihrer Ankunft in Moskau begannen ihre Memoiren und liefern auf den ersten Bogen ein lebhaftes Bild der jämlich ärmlichen und kleinlichen Verhältnisse am kaiserlichen Hofe, wo die Parteien — Schweden und Russen — in tausend kleinen Intriguen sich um Gunst und Einfluß streiten, ein Kampf, den die Memoiren mit der Feder eines lebhaften fünfzehnjährigen Mädchens nicht genug darstellen. Die äußerst unliebenswürdige Gemüthsart ihrer Mutter, die es an gelegentlichen Ohrfeigen nicht fehlen läßt, die kindische Weise ihres Bräutigams, der nur am Spiel mit Puppen und mit Kasaken, die er eincercirt, Vergnügen findet, der bald mit ihr spielt wie ein Kind, bald sie brutal behandelt oder ihr von seinen Liebchaften erzählt; günstige und ungünstige Stimmungen der Kaiserin, die ihr jedoch im ganzen ebenso viel Reizung, als ihrer Mutter Haß bezeugt; Klosterbesuch, Krankheiten, Reisen nach Kiew und Petersburg, die auf großen Gesellschaftswagen mit Wänken versehen, zurückgelegt werden, dies und Aehnliches füllen die ersten Bogen. Wir sehen, wie die Mutter, welche niemand liebt, den künftigen Kaiser einen schlecht erzogenen „kleinen Jungen“ schilt, weil er unverschämte ihre Geselbste umwirft; wie sie die Kleiderstoffe, die ihr die Kaiserin schenkt, sich selbst zuweignet; wie eng und ungemüthlich die häusliche Einrichtung in Petersburg ist, wo Mutter und Tochter in demselben Zimmer schlafen und wohnen; wie alle Theile gegen sie aufstehen, als man erzählt, daß sie 17000 Rubel Schulden gemacht habe, für Geschenke an ihre Umgebung und den Großfürsten, sie, die nur drei Kleider und ein Duzend Semden mit nach Rußland gebracht und das Bettzeug ihrer Mutter hatte benutzen müssen; wie man sie von ihren liebsten Gespielinnen trennt und um sie zu demüthigen, jeden grausam verfolgt, den sie bevorzugt und verglichen mehr. Inzwischen gab man ihr doch gute Lehrer und sie lernte mit solchem Eifer russisch, daß sie oft nachts mit nackten Füßen aus dem Bette sprang, um die Aufgaben Mawdurow's, ihres Sprachmeisters, zu memoriren, so daß die Kaiserin sie deshalb lobte und küßte, während ihr Vater lobet nichts lernte und gegen alles Russische unterthönligen

Haß zeigte. Endlich machte sie denn die Bekanntschaft des schwedischen Gesandten, Grafen Gyldenborg, in dessen Umgang ihr höheres geistiges Leben erwachte. Der Graf nannte sie seine kleine Philosophin, und indem er von ihr ein „Portrait ihrer selbst“ verlangte, ihr den Platz und den Monarchen zu lesen gab, warf er in Katharina's Seele den Hühnerstoff, der sie weit über ihre Umgebung, über ihre Zeitgenossen erheben sollte. Von nun an war zu lernen, zu lesen und zu schreiben ihre große Lust, und indem sie ohne Unterlaß über sich selbst nachdachte, kam sie zu dem festen Entschluß, weber groß als Klein zu vernachlässigen, sich stets um die Gunst aller zu bemühen und sich zur Regel zu machen, zu denken, was sie aller bedürfte. Dies Bemühen erwarb ihr denn auch die Gunst des ganzen Hofes: die Kaiserin lobte und belohnte sie, nur die Mutter wurde ebendeshalb immer härter gegen sie und der Großfürst sprang in fortwährendem Mangel von Vertrauen zu Abneigung, Lobsucht und Gleichgültigkeit über. „So wurde auch mir meine Person gleichgültig“, sagt sie, „allein die Krone von Rußland war es nicht!“

Endlich am 21. August 1745 erfolgte die Vermählung mit aller Pracht, deren der russische Hof damals fähig war, in achtägigen Festlichkeiten. „Mein Gatte“, sagt Katharina, „versprach mir kein großes Glück, da der Ehrgeiz hielt mich aufrecht; ich empfand ein geheimnißvolles Unwohl, das mich nicht losließ, daß ich schon oder später souveräne Kaiserin von Rußland sein würde.“ Die strenge Haltung, der Katharina bis jetzt unterworfen gewesen, nahm nach der Hochzeit nur noch zu. Eine rannische Hofmeisterin trat bei ihr ein: ihre heiteren Gespielinnen zogen sich von ihr zurück; statt zu lachen küßte man nur in ihrer Nähe; ihr Gemahl sprach fort mit seinen Kasaken, kümmerte sich nicht um sie und erzählte ihr nach vierzehn Tagen mit seiner gewohnten Discretion — discret wie ein Kanonenschuß, sagt Katharina launig von ihm —, daß er in Fräulein Carr (später Fürstin Saluzin) sterblich verliebt sei. Sie hörte das ruhig an, beschloß aber bei sich, gegen diesen Mann, den der gesunde Menschenverstand so völlig fehlte, gleichgültig und ohne alle Eifersucht zu bleiben. Sie hat diesen Entschluß durchgeführt. Inzwischen steigerte sich die Einnahme der Kaiserin und die Brutalität des Großfürsten nicht gegen sie und Katharina's Lage war endlich nicht besser als die einer politischen Gefangenen. Der Grund dazu war Bestuschev's, des Großkanzlers, Mißtrauen und Argwohn gegen jedermann. Es wurde ihr befohlen, wenn sie ein Bad nehmen, zum Abendmahl gehen, welchen Anzug sie anlegen sollte; sie durfte weder Briefe schreiben, noch empfangen, noch mit wem sie wollte sprechen, und jeder, den sie die geringste Gunst zeigte, ward von ihr entfernt, unbekannt, verfolgt. Als ihr Vater starb, erlaubte man ihr acht Tage lang zu weinen, am neunten ward ihr das Weinen aufzuheben, da ihr Vater kein König gewesen sei und es sich nicht passe, daß eine Großfürstin länger um einen bloßen Prinzen trauere. Dazu kam, daß die Geburt ihres Gemahls täglich unentbehrlicher wurde. Er hatte sich eine Meute von Jagdhunden angeschafft, die er, um

er zu verdecken, in einem hölzernen Bettflage neben ihrem Schlafgemach unterbracht, wo er ihr Tag und Nacht durch Wehe und Gehn die Ruhe raubten; dabei war er selbst fast immer berauscht, noch auf unerträgliche Weise nach Tabak und sprach ohne Aufhören von ihrem Stolz und ihrer Schleichheit. Die Verwirrung der polnischen Angelegenheiten, die er als Herzog leiten sollte, machten ihn unwirksam als er; er sollte dies Herzogtum gegen Döbenburg vertauschen, was er nicht mochte, in beständig Geldnoth und sann nur darauf, wie er von der Kaiserin Geld erhalten konnte. Als die letztere nach der Geburt des Thronerben Paul — 20. September 1754 — Katharina 100000 Rubel schenkte, wußte er sich in Besitz dieser Summe zu setzen, die er mit seinen Anhängern und Lakaien vergeudete. Die Geburt Paul's, welche unter den seltsamsten Umständen erfolgte — denn Katharina ward außer dem Bett zwischen zügigen Fenstern und Thüren davon überrascht und niemand wagte sie volle drei Stunden lang ohne Befehl der Kaiserin ins Bett zu tragen — verschlimmerte noch ihre Lage. Niemand bekümmerte sich um sie, während sie an den heftigsten rheumatischen Schmerzen infolge jenes Umstandes litt; der Großfürst zögerte mit seinen Trinkgenossen, jungen Kammerdienern, ihr Kind zur Kaiserin gebracht, die es selbst pflegte, die Mutter durfte es nicht einmal sehen! Kein Wunder, daß Katharina bei solcher Behandlung zuletzt der tiefsten Melancholie verfiel. Völlig vereinsamt, wie sie war, suchte sie wieder in ihren Stublen Trost und Erquickung. Sie las den Tacitus und Voltaire, und diese Beschäftigung, welche eine abermalige geistige Revolution bei ihr hervorrief, richtete sie endlich wieder auf, als die Kaiserin wieder anfang, ihr Günst und Wohlwollen zu bezeugen. Der Großfürst freilich blieb unerbittlich; in seiner Eifersucht hatte er sich aus Holstein ein Detachement Soldaten kommen lassen, die er exercirte, zu Generalen machte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu degradiren, und obwohl er alle Russen sich mit der Bevorzugung dieser Menschen zu Feinden machte, erschien er doch selbst vor der Kaiserin in polnischer Uniform, was natürlich ihren Zorn erregte. Dann wieder bedrängten ihn seine verwirren Angelegenheiten so, daß er bei seiner Gemahlin Rath suchte, sie Madame Hülfsworte nannte und ihr endlich die polnische Regierung ließ ganz überliefern. Dabei hatte er alle Monate eine andere Eifersucht und machte seiner Gemahlin rohe Vorwürfe, wenn sie seine Maitressen kalt behandelte. Es scheint, daß dies halb wahnsinnige Benehmen auf Katharina endlich die Wirkung ausübte, sie zur Verzweiflung zu bringen, in der sie selbst zu tollen Streichen überging, Verkleidungen als Mann, nächtliche Besuche mit den Solikows und Marischkin vornahm und sich zu maßlosen Intriguen für seinen Lebensgenuss verleitete ließ. Dergleichen Unternehmungen und das offene Bekenntniß, daß er in dieser Zeit gerade seine Geliebte war, erfüllten die Memoiren aus den Jahren 1755 und 1756. Nach- und nach gewann Solikow, Marischkin, der schöne Ben- und mancher andere ihre Neigung und viel-

leicht noch etwas mehr. In ihrer Lage war jedoch für diese Verirrungen sicher viel Entschuldigung zu finden, und da alle diese Verhältnisse mit ziemlicher Offenheit in den Memoiren berichtet werden, so kann der Leser leicht denken, daß es an Ueberraschungen, spannenden Auftritten und unterhaltenden Scenen in ihnen nicht fehlt. Ja, auch höchst komische Situationen tauchen ab und zu auf, wie z. B. da, wo das großfürstliche Paar im Bette liegend, während Peter mit seinen Drachpuppen spielt, plötzlich von einer kaiserlichen Anmeldung überrascht wird und die Puppen eilig unter der Bettdecke verbirgt, oder wenn wir S. 114 lesen: wie der Großfürst im einem Spiel des Peliscentkalkens vertieft, sich selbst die Wange aufschlägt und nun von Katharina die geschmiert wird, damit die Kaiserin nichts merke; oder in Peterhof mit seiner Gemahlin auf Langeweile L'Homme spielt, wenn er verliert während wird und seine Nachtmüge als Marke für 10000 Rubel benutzt. S. 219 heißt es:

In dieser Zeit und lange nachher war sein Hauptvergnügen eine enorme Menge kleiner Puppen aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte, so daß man sich kaum zwischen ihnen bewegen konnte. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Messingstäben verbunden, an welche Schärre befestigt waren, die, wenn man sie anzog, einen Lärm machten, der dem Kleingewehrfeuer gleich. Mit diesen Truppen spielte er die Officiere, indem er sie loschießen ließ. Täglich lud er mit ihnen die Parade ab und ließ andere Truppen zur Wache aufziehen, wobei er stets in voller Uniform, gestiefelt und gespornt und mit Ringen und Schärre zugegen war, indeß diejenigen seiner Diener, die zu diesen herrlichen Exercitien zugelassen wurden, ehrsüchtig muskelt.

Im Jahre 1758 bezieht Katharina ihr zweites Wohnbett; die Geburt ihrer Tochter Anna Petrovna brachte ihr abermals ein Geschenk der Kaiserin von 60000 Rubel, was ihrer kaiserlichen Pension von 30000 Rubel jährlich sehr zu statuen kam. Die Schilderung, welche die Memoiren von der Kaiserin Elisabeth enthalten, ist im allgemeinen dieser Tochter Peter's des Großen überhaupt nicht ungünstig. Abgesehen von kleinlicher Herrschsucht und eifersüchtiger Gewaltthaten, treten doch Beweise eines wohlwollenden Gemüths und großer Treue für ihre Begünstigten und genug entgegen; es fehlt nicht an gutem Urtheil und selbst der endliche Sturz des Großkanzlers Bestuzheff, der zuletzt in offener Ministersitzung erfolgte, wurde seinen vielen Feinden keineswegs leicht gemacht. Dagegen bildete Elisabeth allerdings nicht den geringsten Eingriff in ihre Herrschaft, und als Katharina nach dem Siege von Großjägerndorf den fliehenden Marschall Hyazin brieflich beschwor, anzukommen und die Befehle der Kaiserin zu erfüllen, wurde auch dies ihr von der Kaiserin lange nicht verglichen. Sie machte ihr vielmehr den Vorwurf des Stolzes und des Dunkel, die allein geliebte Person am Hofe zu sein — und mochte damit auch nicht ganz unrecht haben. Die Art, wie Katharina sich gegen dergleichen Vorwürfe zu vertheidigen suchte, zeigt allerdings von ungemeinem Verstand, und so stellte sich ihr gutes Verhältniß zur Kaiserin, die an schlimmen Tugenden und an schlimmen Krämpfen litt, nach jeder

Störung immer wieder her. Dagegen verbitterte sich die Stellung zu dem Großfürsten immer mehr. Tiefer und tiefer in Trunksucht und Lieberlichkeit versinkend, zeigte er im Jahre 1758 offen die Absicht, sich von Katharina zu trennen und Fräulein Woronzow, seine Maitresse, zu ehelichen. Es kam dahin, daß Katharina, die nicht bloß ihre Gesundheit, sondern ihr Leben selbst bedroht sah, ihre Entlassung zu ihrer Mutter, die in Paris lebte, verlangte. Durch ihren Beichtvater erlangte sie eine Unterredung mit der zürnenden Kaiserin, und eine spannende Scene zwischens ihr, dem Großfürsten und der Kaiserin endete damit, daß Elisabeth ihr ihr volles Wohlwollen zusicherte, ihren Kessen, wie oft geschah, zum Teufel wünschte und ihr eine neue Unterredung unter vier Augen zugesagt wurde. Obwol Elisabeth über den Großfürsten ganz so dachte, wie Katharina selbst, und schon seit Jahren nicht ohne Jörn und Ekel in seiner Nähe sein konnte, so dauerte es doch lange, ehe diese zweite Audienz stattfand, denn die Kaiserin empfing oft wochenlang niemand und unterschrieb nichts; endlich kam der lange erwartete Tag für Katharina doch heran, den sie in ihrem Gemache verschloß, in das Studium der „Encyclopädie“ vertieft, herankommen ließ und der über ihr Schicksal entscheiden sollte; da brachen mitten in dem Bericht über diese Unterredung die Memoiren — Sommer 1759 — plötzlich ab!

Nachdem wir so den Inhalt derselben dem Leser im gedrängten Auszuge vorgeführt haben, wird er mit uns im Stande sein, ein Urtheil über ihren Werth zu fällen. Besteht auch ein großer Theil ihres Inhalts aus Nichtigkeiten und unbedeutenden Hofgeschichten, so ziehen und diese Memoiren doch durch eine gewisse Ueberlegenheit und Tiefe des Urtheils, wie dadurch, daß sie jene kleinlichen Verhältnisse unter sich und vom höhern Standpunkt aus beleuchten, fortbauend an, und da sie zugleich durch Personen und Charakterbilder in reichster Folge zu fesseln wissen und unterhaltende Scenen genug bringen, so bieten sie, neben mancher historischen Ausbeute, eine sehr unterhaltende Lectüre dar. Für eine Philosophin, wie sich die Schreiberin gern von andern nennen läßt, hätten wir zwar ein hervortretenderes, reflectives Element, mehr Beschaulichkeit und etwas weniger Eitelkeit, die sich selbst über die Reize ihrer Person vernehmen läßt, erwarten dürfen; indeß dürfen wir doch dabei nicht vergessen, in wie nütziger und edler Umgebung alle diese Vorgänge zu Tage treten und wie Katharina in dieser Atmosphäre immer noch als die ernsteste, charaktervollste und unterrichtete Persönlichkeit erscheint. Ihre Entschlüsse sind oft klug und würdig genug, ihre Reflexionen tief und ernst, ihr Benehmen immer fein, ihre Rathschläge klug und bedacht. Der Gram bewältigt sie oft, aber niemals dauernd; sie zeigt sich von Natur verständig und nimmt gegen Jedermann gern eine freundliche Stellung ein. Sie dachte: „Fühst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von äußern Verhältnissen unabhängig werde. Es ist doch nur der Stolz, der das Gefühl des Unglücks unerträglich macht.“ Die-

ser Satz macht dem philosophischen Geiste Katharina's alle Ehre, und wenn sie auch von Eigenliebe sich nicht frei zeigt und über die Leidenschaft der natürlichen Liebe Gedanken hegt, die ihre Unwiderstehlichkeit beweisen sollen, so müssen wir doch im ganzen bekennen, daß ihre Grundsätze rein und ihre Entschlüsse achtbar sind. Freilich wird niemand leicht Verwerfliches über sich selbst dem Papire anvertrauen; allein der Charakter dieser Selbstbeurtheilung ist doch im ganzen genommen der der Freimüthigkeit und Offenheit, welche auch dem Gegner sein Recht widerfahren läßt. Hiernach können wir dem Leser überlassen, an diesen Memoiren, deren Echtheit wir unerschrocken nicht in Zweifel ziehen, sich nach Belieben zu erfreuen.

Neue Proben epischer Poesie.

1. Der lustige Henschied. Ein Wander- und Stromeleben aus früherer Zeit, in poetischen Bildern von G. Weist. Rürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Rajabe. Dichtung von Emilie Emma von Hallberg. Trier, Treppel. 1857. 16. 18 Ngr.
3. Hannibal's Tod. Ein Gedicht von P. J. Willagen. Bremen, Kühmann u. Comp. 1857. 16. 15 Ngr.
4. Agnes Bernauer. Gedicht von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1857. 16. 24 Ngr.
5. Die Schlacht bei Novara. Von Anton Heinrich aus Liebenthal. Wien, Manz und Comp. 1857. 16. 12 Ngr.
6. Abälard und Heloise. Ein Gedicht in fünf Gesängen von G. M. Ungerer. Leipzig, Wagner. 1857. 16. 10 Ngr.
7. Elisabeth. Ein Romanzenfranz. Lübeck, Dittmer. 1857. 16. 24 Ngr.
8. Schneewittchen vom Oel. Epös in zwölf Gesängen von Joseph Bape. Ränker, Gajin. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immer reichhaltiger streben die deutschen Liedergaben zu und immer schwieriger wird die Arbeit des Kritikers, die Spreu auszusäubern, zumal viele der auftretenden Säger ihre erste Opfergabe auf den Altar der weit mehr genannten als empfundenen Poesie niederlegen. Der Kritiker hat es leider nicht nur mit dem Gegenstande der Dichtung, sondern auch in erster Reihe mit den persönlichen Ansprüchen der Dichter zu thun, weil, wie wir schon oft erfahren haben, nur wenige Jünger der neuen Liederkunst die Kritik ertragen mögen. Wir unsererseits waren immer, selbst für den herbsten Tadel, dankbar. Im allgemeinen wird unserer Meinung nach heutzutage viel versprochen und wenig gehalten, mit großem Sturm laufe begonnen und hinkend geendet; Ueberschätzung auf der einen (des Dichters) und Unterschätzung auf der andern (des Publikums) Seite reißen die Kluft zwischen beiden immer tiefer und breiter. Des letztern Ueberschätzung wird durch Uebersättigung des Marktes immer fruchtbarer.

Doppelte Freude ist es, wenn man auf dichterische Produkte stößt, die, dem edeln Rheinwein ähnlich, hellglänzend, rein und feurig die Seele erquickten, wie dieser Wein und Seele zugleich. Man begeistert sich dann einmal wieder an dem „Engelstöpschen auf dem Goldgrunde“. Alles Uebrige außer diesem wenigen echten Gemäch ist faul:

lichtes Gebräu, dessen Bekandtheile gefärbtes und gebranntes Wasser bilden. Der Kaufmann preist seine Waare und die Waare verleiht endlich ihren Werth. Sollte daher nicht auch der deutsche Buchhandel sich ermannen und sich bemühen, nur preiswürdige, d. h. echte Waare auf den Markt zu bringen? Sollte seine Intelligenz nicht die Kraft besitzen, den durch Pluten gebrochenen Damm wiederherstellen zu helfen?

Und liegen einige neue Sangesproben aus dem deutschen Dichterwald vor; wir wollen ihre Stimmen prüfen.

Die Laufbahn eines Henschnieders (Nr. 7) zumal eines lustigen, kann, wie niemand leugnen wird, voll so heiterer Poesie sein, wie sie nur immer die Brust eines Dichters füllen mag, dem es Bedürfnis ist, sie in irgendeinen brauchbaren Stoff überfließen zu lassen. Unser lustiger Henschnieder aber ist nichts weniger als eine poetische Figur und der Inhalt seines Wanderlebens, in 46 Kapitel auf 119 Seiten vertheilt, ist ebenso prosaischer Art wie seine Sprache, deren sich täglich Laufende seinesgleichen bedienen. Es möchte keine nach einem frohen Wanderleben sich sehende, noch so überschwengliche Seele dem Henschnieder zu folgen wünschen, um, wie sie sich's geträumt, in der poetischen Lebensfülle von Ungebandenheit und Sorgenlosigkeit, von täglich, häufig wechselnden Szenen heiser Lust und süßen Liebens recht leicht schweigen und einen köstlichen Jugendtraum einmal wirklich leben zu dürfen. Hätte Weiss diesen Zauber über uns walten lassen, so wäre ihm Götterreich gelungen. Valentin, so heißt der Held seines Gedichtes, hat des Vaters Handwerk erlernt und soll, nach rechtem Brauch, einige Zeit wandern, um an Erfahrung und Geschick reicher nach Hause zurückzukehren. Am ersten Morgen seiner Wanderschaft schaut er, wie alle vor und nach ihm, nochmals zurück, dann aber nur vorwärts und wohin das Leben ihn locken mag. Mit seinesgleichen trifft er auf der Landstraße und der Herberge zusammen, wir lernen die Formen des Arbeitsmenschen bis zum Kleinlichsten kennen, begegnen dem Wandervogel im Amislosal der hohen Polizei in höchst unpoetischer Rede: „Ein Mensch mit Vassliosenblick, die Nase wie eine Gurte und“, folgen ihm geduldig in die Dorfschenke, wo die Fuhrleute neue bevorzugte Kasse bilden (weil sie sich anständiger aufführen), und erleben es endlich, daß er sich in Köschlein verliebt, seines Vaters Tochterlein, das, als der Vater dem wandernden Gesellen, der in Liebeseligkeit die Pferde vernagelt, die Thür weist, sich schier zerbricht. Doch

Erwis, was immer wird geschehn,

Treue Liebe kann nicht untergehn.

spricht Valentin, sein Köschlein tröstend, das schreibend mit ihm köchert:

Wie mild und labend

War doch dieses wunderschöne Abend!

und der Henschnieder wird aus Verzweiflung ein Stromeier, d. h. ein Bagabund, der „schlendend“ von Ort zu Ort an allen Werklätzen vorbeischaubert. Aber das gute Prinzip regt, als er auf einem Jahrmarkt den Gegenstand seiner Liebe wiederfindet und der ehrbare Meister, nachdem er ihn vor den Verführungen eines Werbers gewarnt, ihm sein Tochterlein sofort übergibt, worauf dann ein harter Klepper das Kleeblatt nach Hause führt, um die Mutter mit einem glücklichen Pärchen zu überraschen. Welch hohe Poesie! Natürlich wird daraus eine Hochzeit, Valentin ein Schmiedemeister und nach dem durch ein Naturgesetz bedingten Zeitraum glücklicher Vater eines Sohnes, der nach 20 Jahren thut, wie der Alte gethan — und wer das Lied nicht weiter kann, der sang's es wieder von vorne an!

Was das Formelle des Gedichtes betrifft, so möchten wir dem Dichter rathen, etwas sorgfamer zu seilen und mehr Respect vor der Form zu haben, der geradezu Trop geboten ist.

Emilie Emma von Publikum viel zu, wenn sie Dichtung wie dieser, in der beschmerzen die Rede ist, se Märchen „Rajabe“ (Nr. 2) i geschmückten Bilderrahmen d dieses stellt das Herz der Di behauptet, heroischer Kampf jenen, welche von ihrer G selten als echte Poeten erfunt versucht, unsere Zweifel walt Poesie die Seele (ihr) um! gern dahin befehrt, daß wir ger zu beurtheilen hoffen d können — wenn sie sich ent der ihrer Dichtung zu Grun zu beschäftigen, und Phrasen dacht dem Fruchtserra gar w ters Brautsfahrt“ erinnert i and wer verliert in diesem d eingestrenten Sonette als „ die Hauptrolle übernimmt), Weib zu sein, kann es Troß würde sie ganz mit uns gebr um des Frauengemüths will tet, vergehen möchten, daß si sie zu heben sucht, das Wi Vielleicht ist das Schlusssonet auch gelingt ihr eine neue i sie selbst sagt: „Doch was i

„Hannibal's Tod“ von P. J. Willaggen (Nr. 3) haucht und stärkt und erfrischend an nach hier Poesie, dort Inhaltlosem. Wir fühlen in dem kleinen epischen Gedichte die Größe der Idee, welche den Dichter bewog, gerade solchen Stoff zu dem poetischen Gewande, das er vor dem Leser ausbreitet, i schimmenden, an Kraft und Wahrheit so armen auszuwählen. Er zeigt uns das sinnenerauschend Ueberflusses im König von Bithynien nur, um einen fern Gegensatz in Hannibal's, seines Schüglings un des, ebler, stolzer, unabhängiger Kraft zu zeichnen. ächteten Besieger der Kolgen Roma sehen wir diese K unverfälschten moralischen Würde und diese wieder in leicht ihres Adels. Wir fühlen uns tief verletzt d männliche Feigheit des Königs, aber stegreich gehobri nibal's Sterben, der hierdurch die menschliche Feig pur überwindet und zum Verbrechen stempelt. So i liche im Menschen, das durch seine Unterordnung unter ännliche Regungen zum Thierischen erniedrigt wurde, vollkommen geführt, und Willaggen hat die sich gestellte Aufgabe poetisch befruchtigend gelöst, wenn wir das „ich“ in dem übrigens nicht lobenswerthen Verse: „Dann bin ich gerächt! dann bin ich gerächt!“ nicht auf Hannibal's Person, sondern auf die durch ihn vertretene Menschheit beziehen, wie es der Dichter auch wol gemeint hat.

Nur die vierfüßigen Jamben, in denen das Gedicht geschrieben ist, wünschten wir correcter und die Sprache fließender; Verse, wie: „Und endlich vollends ihn besiegt“, oder: „Wenn's haßt, dann haßt es ohne Rast!“ u. dgl. m. würden dann ebenso gut verschwinden, wie die vielen Apostrophirungen, lauter redende Zeugnisse noch nicht überwundener Sprachschwierigkeit.

Katharina Diez (Nr. 4) ist durch ihre früheren „Dichtungen nach dem Alten Testament“ in weitem Kreise bekannt geworden. Möglic, daß die eigenthümliche Konstruktion ihres Gemüths sie diesen Stoffen eben zugeführt hat, in denen Großartigkeit und höchste Einfachheit der Rede und Handlung neben tiefer und natürlicher Unterordnung unter das unmittelbar verkündete göttliche Gesetz einen mächtigen Einfluß auf sie ausübten. Wir sagen möglic, daß es so sei, doch in der neuesten ihrer poetischen

der aus dem Quell des Allgütigkeit, vielmehr scheint Kana neues Gebiet gewagt, sich zu haben. Die Dichterin berechnigt, größere Ansehens ihrer Schwärmern, und dem zu genügen oder aber umgebenden Kunstphäre zu schon fertige Stoffe, aufzuführen; doch aus der igrreifen und die darin verzum Ganzen, zum vollkommens zu vereinen, erfordert eine die zu Grunde gelegte Idee orbringung eines Epos scheint erin drun doch nicht auszureiten Gedicht „Agnes Bernauer“ dem Irrthum, dem die Dichterin selbst das, was wir als ein, ist eine böse Frucht dieses ist verführt die Dichterin, oft tischer Wahrheit, die aus der frischer hervorquellen mußte, Gedichts, deren es viele daständig madirt und vielen sen, daß wir mit gespannter r Absicht, die Bilden ihrer sen; von Anfang bis zu Ende vortische Gabe eines Frauenwir die Verpflichtung, dem hnung zu tragen, und wenn keine Rede sein kann, so renzen geboten. Gehen wir ein.

Herzogs Ernst, kommt nach Augsburg, in dessen Mauern die Jungfrau lebte, nach welcher das Gedicht benannt worden ist. Dürfen wir dem Gerüchte glauben, welches Katharina Diez von der Agnes Bernauer sich zu entwerfen bemüht, so finden wir nirgends mehr ein solch menschliches Angelerblich wieder und sind nicht überrascht, daß Albrecht, den die Dichterin schildert: „Schön, wie Künstler die Erzengel malen“, sich um die Liebe der Agnes bewirbt. Die von der Stadt Augsburg veranstalteten Festlichkeiten geben den Liebenden noch nicht Veranlassung genug, sich einander zu nähern. Albrecht sendet ihr auch zierliche Verse, welche der Mutter indessen die Pflicht auferlegen, die Tochter zu warnen:

Welst du, daß schon die stillsame Stadt
Des Herzogs feile Wahl dich nennt?

Da schwört Agnes voller Entsetzen das Wiedersehen des Geliebten ab, stürzt in ihre Kammer, tritt stolz daraus hervor, wirft einen weißen Blumenstrauß, der an ihrem Busen geruht, zum Fenster hinaus und stult elend wieder zusammen. Wir halten die Schilderung dieser Scene für durchaus verunglückt. Doch weiter. Albrecht in seiner Liebesnoth sucht Zerstreuung und beschließt im Forst eine Jagdpartie; Agnes, von ihren Gespielinnen aufgefordert, schließt sich dieser auf einem Fußgange nach demselben Walde an und trennt sich unbewußt von den Ihrigen wie Albrecht von den Seinigen, um die Fährte des Wildes zu spüren, aber wie es im Gedicht heißt:

Die spornen die Rehelein zum eiligen Lauf
Und machen ihnen die Stunden bitter.

Nach kurzer Einsamkeit finden sich die Liebenden in des Waldes heiliger Ruhe. Doch Agnes denkt der Mutter Warnung:

O, schone mich, ich darf ja nicht
Als Weib in deinen Armen liegen,

und endet mit dem Ausruf:

Ich liebe, liebe, liebe dich!
Drum siehe, siehe, siehe mich!

Die ganze Situation wird durch diese bequeme Manier zu reimen fast ebenso lächerlich, wie sie ungeschön ist durch die vorläufig ganz unbegründete Abwehr seitens der Jungfrau, weil wir an die Unschuld ihrer Liebe nur nicht mehr so festsetzen glauben dürfen. Das Urtheil erscheint hart, ist aber gerecht. Als wir bis zu dieser Stelle gekommen waren, hatten wir Räthe, und zum Weiterlesen zu bewegen, und nicht nur der Verse wegen, sondern weil wir den Hergang, wie ihn die Dichterin gedacht und ausgeführt hat, für durchaus unpoetisch halten. Ist das die Poesie der Liebe, daß der Priester im Hintergrunde lauert, um zwei Herzen in irdische Fesseln zu schlagen? Gibt es sonst keine reine unentworfene Liebe? Glärchen hätte ihrem großen schönen Egomont nicht mit dem Sakrament der Ehe gedroht. Doch Glärchen ist eine durch die Poesie geweihte, rein menschliche Natur, so ganz Weib, daß sie das Unreine nicht einmal ahnt. Agnes Bernauer aber ist ein Engel, der sich seiner himmlischen Berufspflichten ebenso wohl bewußt ist, wie er den fleischlichen Körper frant, daran die mit der Erbsünde behaftete Creatur sich fängt. Katharina Diez hat sich in ihrer Ueberschwenglichkeit verirrt; der Engel mit dem Heiligenschein ist ihr unter den Händen verwandelt in ein achsames Mädchen, das dem Geliebten nur in der Gestalt eines Themas den Riegel öffnet.

Es ist uns nicht möglich, die Erzählung zu Ende zu führen ohne vielleicht entstellende Abkürzungen. Genug, Albrecht nimmt Agnes als eheliches Weib auf sein Schloß, wird von seinem Vater verflucht und enterbt, sengt und brennt aus Rache in dessen Gauen und gibt endlich der Verschönerung Raum, als er an der Leiche der gemordeten Geliebten gestanden.

Agnes ist durchweg im leidenden Zustande, in Albrecht aber keineswegs die Leitung der Handlung. Welche von beiden Personen ist nun die Hauptperson? Der Held sollte Krieger sein, sollte es in der Idee wenigstens sein, doch er ist's nirgends und erweckt sich nicht einmal die nothwendige Theilnahme. Die Form des Gedichts ist fast auf keiner Seite frei von Fehlern und Nachlässigkeiten, mit so großer Fertigkeit die Reime auch gehandhabt sind. Die Dichterin hat vieles wieder gut zu machen; jedoch mit einiger Strenge gegen sich selbst, mit weniger Empfindlichkeit und mit erukterter Vertiefung in die Poesie des Lebens wickelt es ihr gelingen, den Leser wieder zu versöhnen.

„Die Schlacht bei Novara“ von Anton Heinrich (Nr. 5) ist ein in Hexametern abgefaßter Schlachtbericht, ein Beispiel echter Militärpoesie, die in ihrer Ausschließlichkeit an uns keinen Lobredner findet. Wären die Verse so gut, wie des alten Helken Kadeßky taktische Züge, wir hätten genug zu loben; doch jene bleiben hinter diesen zu weit zurück, und der österreichische Doppeladler muß auf seinen Kampfeswunden andere Sänger zu den Höhen tragen, auf welchen die poetische Begeisterung unverwundliche Kränze flücht. Der Dichter hätte übrigens wohl daran gethan, den Leser in die Arena einzuführen und des blutigen Kampfspiels Veranlassung und Zweck zu verrathen, anstatt ihm ohne weiteres einen Platz im Zuschauerraum anzuweisen. Daß er im vierzehnten Gesang ein „Schreibschreiben“ auf den sardinischen Heerführer Passalacqua in den Kreis der Verherrlichung des österreichischen Heeres zieht, zeugt für seinen Mangel an echt poetischem Gefühl; wohl ihm! daß er dem heldengreis Kadeßky seine menschliche Größe nicht auch vernachlässigt, sondern ihn zeigt, wie er inmitten der gefährlichen Wuth des Kampfes sich noch „menschlich fasset“ und dem Nothe Schranken setzt. Des Dichters poetisches Talent scheint uns nicht unbedeutend zu sein, doch sehr der Durchbildung zu bedürfen. Goffenilich reicht er uns werthvollere Gaben, zu denen wir ihn Stoffe von allgemeinerem Interesse aus dem großen Gebiet der Geschichte empfehlen.

G. M. Ungerer hat in „Abtard und Heloise“ (Nr. 6) die bekannte Geschichte der beiden Liebenden in Verse gekleidet, ohne ihren poetischen Werth erhöht zu haben.

Das Wort ist mit uns kann nur widerstehen
Die Schattensbilder von dem lebenden Leben —

Sagt der Dichter, ohne zu bedenken, daß er sich selbst von vorn-
herin das Urtheil hienüt spricht: denn das Wort, das „tödtet“, soll
es Dichters Geist befehlen und Gesellen schaffen, wärdig, im
höheren Glanze des schönen Lebens verklärt zu werden. Als
heute, ihrer Jugendfrühzeit beraubt, vor Frau Genoviva tritt,
schleiert sie der Dichter:

Denn Gelüste blühten stilllich zwar,
Doch blühten sie wie die „gefüllte“ Rose,
Und doch wußte das Geheimniß offenbar,
Das eingeschlossen lag in ihrem Schos.

Ob dieses Gleichniß gerade jetzt gedacht sei, überlassen wir
dem Leser zu beurtheilen und schließen unsere Besprechung
mit dem Wunsche, daß aus der Dichter recht bald Gelegenheits
geben möge, mit ungetheiltem Lobe auf sein Talent hinweisen zu
kann.

Ob der Romanzenepos „Gisbert“ (Nr. 7) eine anonyme
Gabe aus weiblicher Hand sei, wissen wir nicht, möchten es aber
schon vermuthen. Das Gedicht scheint ein Verflüchtiges und als
solches zugleich eine Frage an den Kritiker: welche Hoffnungen
kann es mir? Wir glauben durch Aufrichtigkeit einen größeren
Dank zu erwirken als durch ausweichende Umschuldigungen, und
es sprechen wir denn vorläufig unsere Hoffnungsarmuth. Mög-
lich, daß derselbe Baum, mit echtem Stoppfaden verwebt, in der
folgenden Fruchte tragen werde, doch für jetzt, und davon kann
nur die Rede sein, halten wir den Romanzenepos „Gisbert“
für eine Dilettantenarbeit, die in Privatkreisen mancherlei Inter-
esse finden wird, während sie vor dem öffentlichen Gerichte
des Kritik, welches jarte Rücksichten nicht zu nehmen pflegt,
unter der Anlage, noch der Diction, noch dem Aufbau nach
Nurde haben dürfte. In liebevoller Unbefangenheit rath
und die Dichterin in jeder Zeile entgegen und mit so warmer An-
erkennung und so ständiger Güternäher, daß wir gern das ge-
sprochene Urtheil zurücknehmen möchten, um nur überhaupt nicht
zu tadeln. „Singe, wenn Gesang gegeben“, ruft unser verehr-
ter gewandter Upland, und in allen Zweigen hat er Stimmen
noch, zu viel, um ihnen Schweigen zu gebieten: es zwischen
die Jungen mit den jugendlichen Mien um die Wette, und selbst
die Jüngern heißt Gesang. Wenn wieder der Knig erwacht,
dann lauschen wir unsern Sänger vielleicht mit größerem Ver-
gnügen.

Wir setzen vor einem ansehnlichen Gebäude, im mittelalters-
lichen Stil aufgeführt, und zwar auf deutschem Grund und Boden.
Joseph Pape, der Verfasser von „Schwerwichten vom Gra“
(Nr. 8), ist ein treuer Jünger der romantischen Schule und weiß
mit voller Kraft und großem Talent die ihn durchdringende Idee,
daß der Triumph des Glaubens mit dem der deutschen Einheit
in eins zusammenzufallen und daß der Kampf um diese nur durch
den Sieg des Glaubens gewonnen werde, nach seiner Weise glän-
zend darzustellen. Der Dichter ist hiervon so lebhaft durchdrun-
gen, daß wir an die Aufrichtigkeit seiner Bekenntnisse glauben
können, wenn wir auch nicht mit ihm einverstanden sein können.
Sein Standpunkt ist nicht der unserer, selbst abgesehen davon,
daß seine Poesie der katholischen Kirche so dienlich ist, wie die
des Dichters der „Ameisenth“, und wie wir die Rufe des letz-
ten eines „unfreie“ nennen, so würden wir auch hier behaupten,
daß eine so schöne literarische Ergussung sich wiederum hat in
Irrthum schlagen lassen. Wir möchten den Dichter einen Schritt
nach hinten, der in der heutigen Zeit ein Fremdling ist, der, hin-
gerissen von der poetischen Wirkung, welche der Glaube seiner
Kirche auf ihn Glauben zu thun verheißt, jene anfängliche Zeit des
Glaubens an die Wunder der Kirche wieder lebendig und Deutsch-
land in seiner alten Gestalt sieht, als in der es vor so und so vielen
Jahrhunderten sich befand: in rother, opferfreudiger Kraft, ein
kühner Anführer, der die Wunder seiner jerrigsten Götter

durch den Balsam zu heilen hofft, welchen die Kirche — Arzt und
Apotheker zugleich — allein zu bereiten und zu reichen versteht.
Glaubt es ihr, diese Hoffnung als Ueberzeugung zu fassen, so ist
der Triumph unzweifelhaft und Deutschland einig. Es ist ein
politischer Kampf, dessen Ende in „Schwerwichten“ vorwegge-
bildet wird. Die Vollendung des Märkers, dessen Den sich durch
das ganze Gedicht hindurchzieht, ist die Erlösung vom Streite
und die Erfüllung der deutschen Herrlichkeit. Es ist des Grales
König, der erwartet wird, der höchste Kaiser, dessen Ordnung
wir bewohnen.

Das Volksthum von Tschandach und gesungen von des Gra-
les Herrlichkeit ist wahre Poesie, jener Zeit durchaus zugehörig,
und mehr als das, von jener Zeit untrennbar, wenn ihr nicht
jede Poesie genommen werden soll. In einem herrlichen Wan-
dergarten wachen wir und reichen Geyras und mit frischerfüllter
Seele kehren wir daraus zurück. Was Joseph Pape gesungen
hat, ist in sich anwahr; in seinem Wandergarten blüht nicht das
Leben; die Kallie der Lobten sind mit Karmia gefärbt, sie werden
und nur als Lebende gezeigt. Dennoch ist das Gedicht reich an
Schönheiten und oft wirkungsvoll in seinen Theilen. Ist auch
die alte Ribelungenkroppe nicht immer glücklich beherrscht, so fühl-
ten wir doch ihr Verhältniß durch und freuen uns aber höchst
gelungene Verse, machen aber den Dichter auf Gärten aufmerk-
sam, die er leicht hätte vermeiden können:

Sie traueten um Schwerwichten, im Jubel maßlos

aber:

So sagt' er scheltend. Da sprach sie u. s. w.

und

Seine süße Trante der Held, bevor er schied.

Wer sagt liebender Jommer? Drum geschwinge denn das Vieh.

Fortbildungen wie „Angewinn“ und Beiworte wie „kurm-
willig“ erinnern zu sehr an die Sprache der Ribelungen, als daß
wir uns des Gedankens an eine mehr mechanische Nachbildung jener
Sangesweise erwehren könnten, zumal die heutige Sprachweise,
welche und geläufig und ein Uebersetzungs der Kämpfe ist, welche die
Sprache durchlebt hat, nichts mehr von jenen Idiomen weiß.

Gewinne der Dichter die Kraft, seine Rufe von den so
lärmenden Felsen zu befreien, würde er selbst frei in den Kampf
für deutsche Einheit und Einigkeit, so möchte er Größeres vollbrin-
gen als das bisher Gesehene, das nur für enge Kreise einen
Werth erringt. Form und Geist würden gewinnen. Wir suchen
Deutschlands einheitliche Größe auf ganz andern Wegen und
ganz ein großer Theil des deutschen Volks mit uns. Das
vorliegende Gedicht ist uns keine Leuchte. A. Jordan.

Eybel's „Historische Zeitschrift“.

Als Forscher und Freunde der historischen Wissenschaft
werden sichtlich mit Vergnügen ein Unternehmen begrüßen,
das eine bisher bestehende wesentliche Lücke im Organismus der
historischen Wissenschaft auszufüllen bestimmt ist; wir meinen die
von Heinrich von Eybel in der literarisch-kunstlichen An-
stalt der Gotta'schen Buchhandlung zu München herausgegebene
„Historische Zeitschrift“, wovon uns das erste Heft vorliegt.
Georg Weiz sagt in Bezug auf dieses Unternehmen in einem
noch weiterhin zu erwähnenden Aufsatz: „Die Unternehmung der
„Historischen Zeitschrift“ kann niemand mit größerer Theilnahme
begrüßen haben als ich. Seit Jahren habe ich beklagt, daß wir
eines solchen Organs für unsere Wissenschaft entbehren, daß,
während alle möglichen Jächer mit Zeitschriften reich gesegnet
waren, während auch für einzelne Seiten und Zweige der Geo-
graphie, der Hälte- und Naturwissenschaften solche bestanden, und
Oekonomisten ein periodisches Blatt abging, in dem wir Gelegenheits
hätten, uns über wichtige Fragen zu verständigen und zugleich zu
den weiteren Kreisen zu sprechen, die für geistliche Wissen-
schaft Interesse haben.“ Der Herausgeber selbst spricht sich im
Vorwort dahin aus, daß diese Zeitschrift nicht eine antiquarische
und nicht eine politische sein solle. Sie gehe nicht darauf aus,

schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln oder sich zu einer speziellen politischen Partei zu bekennen. Die dem politischen Urtheil der Zeitschrift zu Grunde liegende Auffassung schließe den Feudalismus aus, „welcher dem fortschreitenden Leben abgeforderte Elemente aufzueht“, den Radicalismus, „welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Aufbaus setzt“, den Ultramontanismus, „welcher die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußeren Kirche unterwirft“. Gleichwohl wünsche man „vorzugweise solche Stoffe oder solche Beziehungen in den Stoffen zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben“. Es soll daher im allgemeinen den Stoffen der modernen Geschichte ein größerer Raum als jenen der älteren, und den deutschen ein größerer als den ausländischen vorbehalten werden. Die einzelnen Gebiete des historischen Studiums sollen der Aufgabe der Zeitschrift gleich nahe stehen, und es sollen daher auch Beiträge aus der Rechts- und Verfassungsgeschichte, aus der Literatur- oder Kirchengeschichte, soweit sie den allgemeinen Grundrissen der Zeitschrift entsprechen, ebenso wie Arbeiten aus der politischen Geschichte im engsten Sinne gegeben werden. Zur allgemeinen Orientirung wird jedes Heft der Zeitschrift eine bibliographische Uebersicht der neuen Erscheinungen der historischen Literatur Europas bringen, begleitet, soweit es möglich ist, von kurzen Bemerkungen über den Inhalt, die Art und den Standpunkt der erschienenen Schriften.

Nicht immer, meinen wir, tritt eine neue Zeitschrift mit so gebihrigen und werthvollen Abhandlungen und mit so hervorragenden Namen auf den vielbestrittenen literarischen Kampfplatz wie diese neue historische. Zuvörderst bringt sie mehrere Aufsätze von Giesbrecht, Waig, Rauter, Berg und Dreyen unter der Gesamtitüberschrift: „Zur Charakteristik der heutigen Geschichtsschreibung in Deutschland.“ Der erste dieser Aufsätze: „Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft“, ist die Rede, mit welcher sich Wilhelm Giesbrecht am 19. April 1858 als Professor der Geschichte an der Universität Königsberg habilitirt hat. Man höre nicht selten die Behauptung, sagt Giesbrecht unter anderm, daß wir Deutsche erst neuerdings eine historische Literatur gewonnen hätten, welche sich der der Engländer und Franzosen ebenbürtig zur Seite stellen könne. Auch besäße Deutschland allerdings nicht so lange Geschichtsschreiber, „welche in glänzender Kunst der Darstellung mit den Franzosen wetteifern“, noch kaum historische Werke, „welche, gleich denen der Engländer, von dem frischen Hauche eines nationalen Staatslebens durchweht, eine männliche Gestaltung kräftigen und heben“. Nichtsdestoweniger liege doch eine außerordentlich reiche und reiche historische Literatur hinter uns, und eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte datire in gewissem Sinne in Deutschland bereits von den Zeiten der Reformation. Eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Raderow, J. Räder und Schölzer an bis auf unsere Tage würde eine der rühmlichsten Denkmale sein, welche dem deutschen Volke gesetzt werden könnten. Trotz vieler und wesentlicher Mängel dieser Historiographie, „welche ihren Sitz vor allem auf den Universitäten hatte und einen gewissen Zwang abthe“, habe sie doch auch große und schöne Vorzüge, die ihr gerechte Anerkennung selbst außerhalb Deutschlands erworben; vor allem habe sie ein unermüdlicher Fleiß im Aufsammlen des Materials, Graft und Gründlichkeit der Forschung, Wahrheit und Unparteilichkeit der Urtheile auszeichnet. Aber die Geschichte der Völkerverwanderung studire, dem seien Raderow's Arbeiten noch heute unentbehrlich, während das damals sehr bewunderte Buch des Abbé Dubois fast verflohen sei, und selbst Montesquieu's geistreiche *Über die*, so wichtig sie für die Entwicklung der politischen Anschauungen waren, kaum noch für die gelehrte Forschung irgendwelches Interesse hätten. Niemand werde an schriftstellerischer Kunst Schölzer einem Voltaire zur Seite stellen, aber an Gründlichkeit der Forschung und Wahrheitsgefühl sei der göttinger Professor dem Schöngarth von Berner weit überlegen. Mit diesen Vorzügen der deutschen Historio-

graphie habe es zum Theil zusammengehungen, wenn sie schon damals mit großer Beharrlichkeit die Richtung auf die Ursachengeschichte verfolgte. Andere Völker seien dadurch unserer Wissenschaft manchen Daul schuldig geworden und wol auch schuldig geblieben. Giesbrecht führt dann weiter aus, wie das Leben nach der Wahrheit der Geschichte, das kräftigste Ringen nach der Erkenntnis derselben und Gründlichkeit der Forschung die edeln Kennzeichen unserer Historiographie bis heute geblieben. Während aber die gelehrte Geschichtsforschung und die ihr folgende philosophirnde Historiographie kein sonderliches Interesse für die Geschichte des deutschen Volks gezeigt, herrsche jetzt namentlich seit der Herausgabe der „*Monumenta Germaniae*“ eine Thätigkeit auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Zwar eine den Ansprüchen der Wissenschaft auch nur von fern entsprechende allgemeine Geschichte unseres Volks giebt es noch nicht, und es sei sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Geiste unter den günstigsten äußeren Verhältnissen ein solches Werk gelingen werde. Man sehe vielmehr noch im Stadium der vorbereitenden Arbeiten; die wissenschaftliche Bewegung setze sich vornehmlich durch monographische Bearbeitungen fort, die aber durch den Gedanken an das Ganze durchdrungen seien.

Der zweite dieser Aufsätze von Georg Waig, derselbe, dem wir schon oben einige Worte entlehnten, trägt den Titel „*Falsche Richtungen*“ und die Form eines an den Herausgeber gerichteten Sendschreibens. Er bekämpft darin unter anderm das antiritschen, unwissenschaftlichen Dilettantismus, von dem wirklich keine Wissenschaft so sehr zu leiden habe, als gerade die Geschichte; den „*falschen Conservatismus*“, welcher sich, im Gegensatz zu der eigentlich kritischen Methode, jetzt namentlich auf dem Gebiet der alten Geschichte einseitig geltend zu machen sucht, welcher „vor dem geschriebenen Wort einen Respekt wie der Bauer vor dem gedruckten“ hat, welchem Rollen lieber ist als Wirkungen und welcher nicht haben will, daß man das Gewand der Anekdoten, Sagen und Mythen „mit unheiligem Finger trenne, um nachzusehen, ob die einzelnen Bestandtheile wirklich brauchbar sind“; endlich die Sucht zu combiniren, „in Zeiten und Begebenheiten Tendenzen hineinzu legen, von denen ein unbefangenes Auge nicht die geringste Spur zu entdecken vermag, die Fäden der Ueberlieferung mit den Gebilden eigener Phantasie auszufüllen oder die verirrten Trümmern derselben willkürlich zusammenzufügen oder zu einem Ganzen von modernem Eitel und Geist zu ergänzen“. Da sei ihm, bemerkt Waig, die alte naive Geschichtsschreibung doch noch lieber, und im Vergleich mit solchem Zurückmachen der Dinge erschienen ihm ihre trockenen und langweiligen Relationen vergangener Zeiten wahrhaft ehrenwürdig; auch der oft geschmähte Pragmatismus der vorigen Jahrhunderte und die ökonomische Lebensführung, die sich mit ihm verband, seien noch lange nicht so gefährlich, „wie diese sich für geistreich und wahrhaft wissenschaftlich haltende Manie“ u. s. w. Die sich diesem Grundschreiben anschließenden Aufsätze sind die Denkschriften von Rauter, Berg und Dreyen, welche von ihren Verfassern am 30. September 1858 in der von König Maximilian II. gegründeten historischen Kommission vorgelesen wurden, um von verschiedenen Seiten her die Aufgabe und künftige Thätigkeit derselben zu beleuchten.

Der nächste Aufsatz: „*Racaulay's* Friedrich der Große“ mit einem Nachtrag über Carlisle“, von Ludwig Häusser, einem Geschichtsschreiber, der mit patriotischer Wärme und Unerschrockenheit eine Parteilichkeit, Unmittelbarkeit und Klarheit des Stils verbindet, wie sie bei deutschen Geschichtsschreibern eben nicht allzu häufig angetroffen werden, ist eine so gründliche Abfertigung des Racaulay'schen Schrift über Friedrich den Großen, wie man sie diesem Pamphlet immer nur wünschen kann. Sollte Racaulay einmal die Anfangsgründe der deutschen Sprache und Grammatik getrieben haben, so würden wir ihm sehr rathen, diese Studien trotz seines hohen Lebensalters nicht aufzunehmen, um noch vor seinem Lebensende diese für seine Antikritik seines Opa über Friedrich im Original lesen

in ihnen. Macaulay's Schwächezicht, denn anders wird man sein Essay nicht nennen können, ist nicht nur voll absichtlicher, besterter Entstellungen, die sich allenfalls dann einigermaßen erklären lassen, wenn Friedrich den Engländern dieses zugesagt hätte und er ihr Feind statt ihr Bundesgenosse gewesen wäre, sie ist auch ohne jene Bewusstseinslosigkeit, ohne jene Kenntnis und jenes Studium der Quellen gearbeitet, welche die ersten und wichtigsten Erfordernisse eines Geschichtsschreibers sind. Nichts erzählt Häußer unter dem vielen Widerstreiten des Macaulay'schen Stils so widrig, als die eiserne Kärze, womit Macaulay alle großen historischen Momente Friedrich's abfertigt, verglichen mit der behäbigen Breite, womit er dessen Hände mit Voltaire ausmalt. Macaulay macht sich mit Vorliebe Inzug der Friedrich den Verfechter und Geschichtsforscher, während doch, O. die Briefe dieses Tyrannen ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Warmherzigkeit einen Schatz von treffenden und heilsamen Bemerkungen enthalten und nicht nur den König und Staatsmann in glänzendem, sondern auch vielfach den edeln, weichen seines Volks und des menschlichen Geschlechts auszuweisen mitleidenden Menschen und Humanitätsphilosophen in lebenswärmendem Lichte zeigen, ihn bewundern und lieben lernen. Diese Briefe sind ein Denkmal seiner Größe so gut wie seine Schlachten und Staatsmännischen Leistungen, ein Denkmal einzig in seiner Art, ein Denkmal ganz anderer Art, als Napoleon sich in seinem im theatraleschen Schwulst geschriebenen Bulletin aufgerichtet hat. Wenn uns etwas mit dem meist in Schwarz- und Weiß ausgeführten Macaulay'schen Bilde Friedrich's des Großen verfehlt, so ist es der Umstand, daß es einem deutschen Geschichtsschreiber Gelegenheit gab, des Königs Lebensbild nur strebender daraus hervorgehen zu lassen; und Deutschen war es aber schon recht, daß uns die übertriebene Verehrung, die wir hier im Auslande gefeierten Notabilität, mußten auch Macaulay mittragen, mit diesem Pamphlet aus der historischen Falschheit Macaulay's heimgegriffen wurde. Um so willkommener müssen wir Carlyle's großes Werk über Friedrich heißen, an dem die höchsten Häuser zwar manches andeuten hat, dem er aber nachrühmt, daß es nicht leicht und leicht gearbeitet sei, daß es dem Verfasser am Wahrheit zu thun gewesen, und von dem er unter anderem bemerkt: „Manch hartgefügtes Vorurteil zu widerlegen und der insularen Selbstgenügsamkeit von so vielen Dingen, die sie nicht kennt aber verurtheilt, einen klaren Begriff beizubringen, überhaupt ein trefflicher Autor Macaulay zu werden, dazu hat der Autor vollkommen das Zeug, und wir können nur wünschen, daß sein Buch im eigenen Vaterlande eine recht große Ausbreitung finde.“

Nächst diesem Häuser'schen Aufsatz dürfte wol der Herausgeber Joseph über Joseph de Maistre das meiste Interesse für das große Publikum haben und der von G. Zeller mit der Vorrede: „Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit“, verdienen, letzterer deshalb, weil er nachweist, wie viel von der griechischen Philosophie in das spätere Judenthum, namentlich in die Lehre der Essäer und Ebioniten eingestossen ist, wie auch der Apostel Paulus sich in seiner Vaterstadt Larissa vom Einfluß der griechischen Bildung nicht zu entziehen vermocht habe, und wie auch Spuren davon in seinen Briefen, denn auch im Hebräerbuch und im vierten Evangelium zu finden sind. Plato hat es ja zuerst ausgesprochen, daß die sichtbare Welt nur die Erscheinung und zwar die unvollkommene Erscheinung einer unsichtbaren sei und daß der Mensch aus dem Dufte ins Jenseits kücken und das gegenwärtige Leben als nur Vorbereitung für ein künftiges betrachten solle. Somit ist Plato „der erste Urheber oder wenigstens der bedeutendste Vertreter jenes Spiritualismus, welcher, nicht bloß den Griechen, sondern auch den Juden ursprünglich fremd, in den letzten Jahrhunderten vor Christus sich allmählich der Gemüther bemächtigt und durch das Christenthum in weiten Kreisen die Herrschaft erlangt hat“. Aber noch mehr: auch in den politischen Ideen der modernen Utopisten von Thomas Morus an bis auf Cabot herab lassen sich die bekannten Züge der „platonischen

Republik“ ganz deutlich wiedererkennen. Plato wollte ja auch einen Staat, in welchem für die höhern Stände die Ehe, die Familie, das Privateigenthum aufgehoben seien, die Kinder, ohne zu ihren Vätern zu kommen, von ihrer Geburt an in öffentlichen Anstalten erzogen, die sämtlichen Mettbürger auf Staatskosten gemeinschaftlich gespeist, die Mädchen ebenso wie die Knaben in Musik und Gymnastik, in Mathematik und Philosophie unterrichtet, die Weiber wie die Männer zu Soldaten (aber wohlberathen zu Reservatsoldaten!) und Beamten verwendet werden sollten u. s. w. Also lauter Kommunismus und Weibemancipation, so daß unsere modernen Communisten sich nicht einmal auf die Originalität ihres Systems viel zugute thun dürfen. Freilich findet auch ein wesentlicher Unterschied statt; denn wie Zeller bemerkt: „Plato will das Privatinteresse aufheben, seine modernen Nachfolger wollen es befriedigen; jener strebt nach Vollkommenheit des Ganzen, diese nach Beglückung der Einzelnen; jener behandelt den Staat als Zweck, die Person als Mittel; diese die Personen als Zweck, den Staat und die Gesellschaft als Mittel. Die meisten unserer Socialisten und Communisten sprechen dies offen genug aus: Möglichst viel Genuß für den einzelnen, und deshalb gleich viel Genuß für alle ist ihr Wahlspruch.“ Wie weit hinaus gehen doch die Zusammenhänge in der Geschichte, wie wenig ist da, was nicht schon, wenn auch in anderer Form, einmal dagewesen! Wir klagen über das in manchen despotischen regierten Staaten eingeführte Absperrensystem, und doch haben es die Spartaner in dieser Hinsicht viel ärger getrieben. Da waren, wie Zeller gelegentlich hervorhebt, gegen Einschleppung fremder Sitten, gegen Neuerungen aller Art die strengsten Maßregeln ergriffen, da waren Reisen ins Ausland untersagt, da wurden Lehrer eines übeln Einbruchs fürchtete, da sogar einem Rusler, welcher bei an der Thron vermehrt hatte, die

So weit geschichtliche Betrachtungen über de Maistre, dem bei neuen „Lettres inédites“ und politiques et correspondances 1858) zu Grunde gelegt sind, sein Inhalt noch directer in die unserer Zeit ein, und außerdem in und Wirken darin in klaren und falls eine höchst merkwürdige, demnach ist die Energie und in Petersburg seine politischen trieb! Welche Entbehrungen trug er auf, da sich sein Gehalt bei den als völlig unzureichend erwies! empfing auf der dunkeln Treppe zige Diener mit der bescheidenen Dellampe; statt des unerschwinglichen Preises that auch im russischen Winter der alte sardische Mantel seinen Dienst; es kam endlich so weit, daß der Gesandte, ohne Mittel, um standesmäßig zu speisen, für mäßiges Loßgeld am Tische seines Bedienten saß und eine Zeit lang dessen Stelle einem entsprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Asyl des Gesandtenhauses sich anstatt der Erhaltung anrechnen ließ.“ Freilich sein abenteuerlicher Plan, Kaiser Alexander zu einem Werkzeug des Jesuitismus zu machen, ihn vielleicht gar zum Uebertritt zu bewegen, scheiterte und mußte scheitern. Da sagte Joseph de Maistre im Jahre 1819: der Kaiser habe das Christenthum auf den Tod getroffen, indem er Genuß, den die aller Rebellionen, beschütze, indem er die Bibelgesellschaft, dies ganz unchristliche Unternehmen, befördere und das deutsche Volk einer allgemeinen Religiosität in sich fange u. s. w. „Wer soll“, schloß er seine Klagen, „ihm diese Dinge eröffnen? Wenn man sich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland bringen möchte, so lassen sich unter allen Geschöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dämon!“

Der speciellste Aufsatz, der aber trotzdem bisher die größte öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, ist der von R. Babin

ger: „Die Hainigshofer Handschrift und ihre Schwestern“, worin die Unschicklichkeit der so berühmten Hainigshofer Handschrift wie es scheint aufs unüberleglichste nachgewiesen ist; wenigstens bedarf es zur Widerlegung dieses Nachweises ganz anderer Beweise als leidenschaftlicher Ausrufe und Behauptungen der Forscher, ökonomischer Aussprüche und Prozesse. Wir können hier auf Einzelheiten nicht näher eingehen, und wollen nur bemerken, daß, während die zahlreichen erhaltenen altböhmischen Dichtungen aus dem 14. und zum Theil wol auch aus dem Ausgange des 13. Jahrhunderts ausnahmslos in der Form und ohne Zweifel nach dem Muster der deutschen Reimpaare verfaßt sind, sich in den Gedichtbüchern der Hainigshofer Handschrift das zehnköpfige ungeheime Getöse der Gerben findet, weshalb auch schon der vorstehende Kopist die neue böhmische Antebellum-Schreibweise für eine Fälschung und für eine Nachahmung der Gerbenlieder erklärte. Da aber dieser ausgezeichnete Mitbegründer der slavischen Philologie seinen Ausspruch nicht weiter zu erklären für gut fand, so mußte er sich von den Verteidigern den Vorwurf gefallen lassen, es seien nicht wissenschaftliche Gründe, die ihn zu seiner Vertheidigung veranlaßt hätten, sondern Neid gegen die Böhmern und ihre Literatur. Bödinger sucht nun nachzuweisen, daß das Gedicht der Hainigshofer Handschrift ein matter Auszug aus der armenigenen Chronik des Hajek sei, „in welchem, bei einer unzuverlässigen Fassung, alle wesentlichen Momente beibehalten sind“. Auch stellt Bödinger die bezeichnendsten Stellen aus Hajek und dem Gedicht zur Vergleichung gegenüber und bemerkt dazu: „Die Fälschung ist zu Tage; ein großartiger altslawischer Mythos ist von armenigenen Scribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Blittergold behängt worden. Dabey mußte für Jaromir's Wiedererhebung gehalten und den serbischen Völkern die Fälschung des Verfalls.“

Wir haben diesem ersten Heft der Ebel'schen Zeitschrift, dessen letzter von Rudolph besorgter Theil eine beträchtliche Anzahl meist kurzer Bücheranzeigen unter dem Titel „Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858“ enthält, aus Rücksicht auf die Bedeutung und Wichtigkeit der Erscheinung ausnahmsweise eine längere Besprechung gewidmet, während wir im allgemeinen den Grundsatze festhalten müssen, periodisch wiederkehrende Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften nicht im Detail zu besprechen; auch werden wir den ferneren Hefen der „Historischen Zeitschrift“ nur in besonders Fällen, wenn wir durch irgendeine in ihnen enthaltene Abhandlung oder Mittheilung von hervorragender Bedeutung und dazu ausgefordert fühlen sollten, in d. Bl. unsere Aufmerksamkeit widmen können.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel.

(Schluß aus Nr. 14.)

Der ausführliche Titel von Hansen's „Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg“ u. s. w. (Nr. 4) gibt den Inhalt des Buchs desselben schon ziemlich erschöpfend an. Was noch fehlt, um hierüber vollständigen Aufschluß zu ertheilen, wollen wir mit des Verfassers eigenen Worten aus der Vorrede hinzufügen und damit zugleich eine Probe von seiner Schreibweise geben. „Nach einer Statistik“ fragt er, „Kein. Was denn? Aus der Statistik, aus Chroniken, Monographien, Correspondenzen, Gesprächen, aus den eigenen Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers eine Zusammenstellung über unser Nordalbingen, d. h. das Land vom rechten Elbufer (Lauenburg bis Brunsbüttel) nordwärts, mit Aufschau über die fälschliche Grenze hinaus ohne auf die Inseln an Sund und Belt zu übergehen. Wer sein Volk liebt, der muß auch wissen, daß es sich selbst, sein Land und dessen Zierden, Hab und Gut, Vorzeit und Gegenwart, Sprache und Sitten, Gesetz und Ordnungen, Kirche und Schule, Naturprodukte und Kunstwerk, Bedürfnisse und Ziele der Zukunft erkennen, vom verdammenden und verdäuernden Vorurtheil und Particularismus lassend, die neue Zeit verstehen und ihren eblern

Bestrebungen sich anzuheben, ohne leichtfertig und oberflächlich der Blätter, ihrer Schätze und Geschichte oder der Gärten, wo diese beiden wuchsen, zu vergessen. Für diese Ideologen und Historiker ist das Buch geschrieben, darum wird die Politik nicht berührt, die andere Seite verfolgt und statt zu klären meistens entwirrt.“ Darnach liegen Inhalt und Tendenz klar vor. Das Werk enthält eine ausführliche aufrecht beschriebene nordalbingische Vaterlandskunde und gibt in dem einen allerdings sehr compact gedruckten Bande, bei äußerst gedrucktem Schrift, gewiß ebenso viel, als man anderwärts in zwei oder drei Bänden zu finden haben würde. Von der fernenden Frage der Gegenwart hält er sich fern; er ist, nach dem ganzen Geiste des Buchs zu schließen, ein Mann des Gentlemen, national, unabhängig, und macht ohne Wechsel noch allen Seiten hin Franz. In manchen Stellen erinnert der Stil an seiner polierten, eifrigen, sich selbst überhebenden Kernhaftigkeit an den alten Jahn, namentlich an die Weise, wie dieser in mündlicher Ausdrucksweise sich zu ergehen pflegte. Unter den „ideologischen und historisch-politischen“, für die das Buch bestimmt ist, sind übrigens keineswegs bloß die sogenannten Gebildeten zu verstehen, vielmehr wendet sich der Verfasser an seine Landsleute ohne Rücksicht, mit dem Einspruchsrecht, daß sie sich in Randbemerkungen über Land und Leute ergehen und sich und ihm zur Freude aus dem Buche selbstständig ein Volksbuch schaffen möchten. Dies ist der rechte Art, Volksbücher zu schreiben; Verfasser und Leser müssen zusammenwirken, der eine soll zu denken aufgeben, der andere denken, ausdenken und mit der Ausbeute zu Ruh und Frommen kleinerer Kreise weiter wirtschaften. Natürlich muß das Bedenken auch dem Richter gebildet ohne Zulassung anderer Hilfsmittel möglich sein, und wie selten es daher ganz in der Ordnung, daß dem Buche, über dessen zahlreiche Grundrissen ein Sprachgenosse wol den Kopf schütteln würde, ein Verzeichniß der Verweise, sowie ein plattdeutsches Vocabularium beiliegend ist; nur hätten diese beiden Hilfsmittel mit dem Werk selbst mehr in Uebereinstimmung gebracht, und es hätte bei der Auswahl der zu erklärenden Wörter etwas sorgfältiger verfahren werden sollen. Denn wenn z. B. die Worte „Germa“, „Umränder“, „Germantum“ im Grundwörterbuche Aufnahme gefunden haben, während sich für die Ausdrücke „menschlische“ (Volk), „Graf“ (der Edelmans) dient als Worte gegen Unterleibschiedungen), „Gau“ (Hebräer von Sten), Salobaderei, Farnadel und dergleichen nirgends eine Erklärung vorfindet, so scheint auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig gegeben worden zu sein. Auch hätten ganz ungewöhnliche fremde Ausdrücke, die vermieden werden sollten, „Kassett“, „disgratiert“, um nur zwei hervorzuheben, würde auszuweichen, womit es im Wörterbuche verzeichnet ist, was zweifelhafte gleich im Texte seine Platz gefunden haben.

Werken wir nun einige Blicke in den reichen Inhalt selbst. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung von Nordalbingen sind Friesen, Sachsen und Wenden. Auch hier findet es sich bestätigt, daß die Sachsen geistig rager sind als die Friesen. Die allgemeinen Grundzüge des Nationaltypus sind ein rechtshand, herzogtrübes Gesicht, Wahrheitsliebe, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Arbeitsfrucht, Zufriedenheit, Feindschaft und ethisch praktische Frömmigkeit. Fanden sich aber schon in den reinen Stammesgegenden eine Menge Charaktermerkmale je nach verschiedenen Gebieten, so sind sie hier bei weitem zahlreicher, weil ja der Norden noch die Grenzen, das höher gelegene Elbe, Ostsee und Adria, die Bergegegenden und die großen, weiteren und kleinen Städte hinzukommen. Die und Landgenossenschaft haben sich vorzüglich in den wendischen Districten aus; die Dithmarschen haben sich von letzterer ganz frei zu erhalten gewagt. In Schattensitzen, denen in den Elbe und Wesermündungen fast ganz entsprechend, fehlt es auch in Nordalbingen nicht. Merkwürdig in dieser Beziehung ist die Mittheilung, daß in früherer Zeit für den „Strandfeger“ in den blanken und helgoländer Kirchen Welt nicht nur inkräftig gehalten, sondern sogar gegeben wurde.

Alles was in Gritze und Sage an den Aberglauben andrückt,

beendet der Verfasser mit großer Indignation. Er schließt den betrübten Abschnitt mit den Worten: „Und so mag es des Lesers genug sein, womit die Leute sich da und dort schmeicheln, in Schlaf wiegen oder erschrecken, oder woran sie ihren Argwohn oder Haß gegen andere in Flammen setzen.“ Jedenfalls sehr beherzigenswerthe Worte, doch darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; oft verbirgt sich unter vergleichenen Bild und Form ein guter Kern, was sich allerdings von dem hier Rügeheilten nicht behaupten läßt. Ueber seine physischen Zustände scheint sich der Nordalbingier nicht zu beklagen zu haben. Wie er stark in Tafelreuden ist (die der Herren übergehen wir, wie wohl es aber mitunter den Diensthochten wird, ersehen wir daraus, daß einer an einem Osterabende 33 Stüd hartgefottene Eier verzehrt), so kann er auch große Kraftproben aufzeigen, fünf Tonnen Weizen tragen (eine unter jedem Arm, zwei auf dem Rücken, die fünfte in den Zähnen) und eiserne Nägel mit den Fingern zu Korkeisen drehen. „Geten und Drinken sind für Kief und Seel ein isern Band.“ Dieses alte Sprichwort klingt stark an das Materialistische an; indeß, lassen wir das Essen und Trinken dahingestellt, so viel ist gewiß, daß Nordalbingien auch an geistigen Gütern reich ist. Der Verfasser zählt ihrer nur Region auf, wobei er freilich nicht blos die Eingeborenen, sondern auch diejenigen, die längere Zeit ihren Wohnsitz im Lande gehabt, oder die nur da geboren sind und sich auswärts berühmt gemacht haben, berücksichtigt, und wobei Hamburg, Lübeck, Altona und Kiel ein großes Gewicht in die Schale legen. Da begegnen wir den Märtyrern, Marquard, Anhänger von Hus, der im Jahre 1466, und Heinrich von Zutphen, der in der Nacht vom 10/11. December 1524 wegen seiner protestantischen Lehre verbrannt wurde — der letztere durch einen von den Dominicanern aufgeregten Volkshaufen —; dann, um ein paar Jahrhunderte zu überspringen, den Dichtern Hagedorn, Johann Andreas Gramer, Klopstock, Claudius, Boje, Gschenburg, Gebrüder Stolberg, Gerstenberg, Schmidt von Lübeck, Gampe, Hägel, Walstedde, Geibel, Heibel, Groß, Strodtmann, Enders, Willkomm, Wehl, Heinrich Zeise; auch Lessing, Voß und F. H. Jacobi werden wegen ihres längeren Aufenthalts zu Hamburg und Gütin in die Liste mit aufgenommen, vieler andere zu geschweigen. An sonstigen Notabilitäten sind die herrschendsten die beiden Minister Bernstorff, Niebuhr Vater und Sohn, Büsch, Archenthal, Harms und Dräseke, die kiel. Professoren: Thibaut (1788—1802), Feurbach (bis 1804), Welter (1814—16), Schweppe (1805—18), Reinhold (1794—1823), Dahlmann (1813—21); die Astronomen und Mathematiker Schumacher, Bode, Hansen (aus Lönbera) und Dase (aus Hamburg); der Naturforscher Schleiden, auch aus Hamburg; der Schauspieler Schröder und der Buchhändler Perthes daselbst; die Tonkünstler Romberg und Maria von Weber und die Maler Adolph Carlens, Tischbein, Spedter und Overbeck. Auch das Andenken an den edeln Theodor Preußner, der bei Rettung der Damer aus dem brennenden Schiffe Christian VIII. seinen Heldentod fand, wird mit Recht wieder aufgeführt. Allen hier genannten und neben ihnen vielen andern verdienten Männern unter seinen Landvolkenten, deren Namen nach außen hin mehr oder weniger bekannt geworden, hat der Verfasser einen längern oder kürzern Paragraphen gewidmet. Dabei läuft manche Anekdote mit unter, von denen eine hier Platz finden möge. Der Propst Reinbeck in Berlin wurde 1736 als Hauptpastor nach Hamburg berufen und hätte gern angenommen; allein die Unterhandlungen zerstreuten sich an höhern Willen. Friedrich Wilhelm I. rescribte eigenhändig: „Plat Plat absolvierte abgeschlagen! Was haben die Hamburger meine braven Prediger zu werden; sie wollen ja nicht leiden einen Empenkessel werden, und sie wollen meine Stüge aus'm Land behaupten. Ist nicht Manier.“

Wunder ershöpfend als der biographische ist der geschichtliche Abschnitt; auch leiden einzelne der hier dargebotenen aphoristischen Rückblicke an Unklarheit. Brevis esse laboro, obscurus fio. In höchst praktischer Weise sind dagegen die Zoologie und Botanik behandelt, theils was die Schilderung anlangt, wo oft

mit wenig Worten viel gesagt. Pflanze leidet den Boden, wo tet dieser still vor, verleiht d Grast, reicht der Biene Honig, Hinblick auf die überall mit die nützliche Verwendung der schneidet: „Zur Physiognomie d welcher letztere auf sechs Seite enthält, zeichnen sich durch gut uns mit manchem ausdrucksvoll „Durch die freundliche Propste wir zuerst den Schloßthurm, w Rose sich entfalten, der große Nachbarn das glänzende Auge Kirche uns an die mittelalterliche das prächtige Gut Ascheberg (i bepflanzte Hügel wie ein Ache Höhe vulkanischen Ursprungs sein) uns zum Besuch ladet, unter aus das Stä chen wird, n digen Schilb Städten stud könnten. Al Gestickeit vo welche sich a vorwortet. und den beid fasser jurist allgemein In rekte der alte heutzutage w gerichte der Redistim und kundigen Klo Klösters vortheile „mit Menge der i der gütigen das Dithmarf senfiegel, d Ederförde, das Altfrucht recht; danebe zur Aushülfe ist es, daß anerkennt. Theile des R stattet. Auch geschränkt. auf der Car Milderungen.

Einem vortheilhaften Eindruck machen die außerordentlich zahlreichen gemeinnützigen und wohlthätigen Stiftungen, mit denen namentlich Hamburg und Altona gesegnet sind. Unter den vielen hier aufgeführten rühmt der Verfasser mit Recht an der des Schreiber'schen Ehepaars, daß die Stifter bei Lebenszeit Hand ans Werk gelegt, die nach Zweck und Einrichtung klar durchdachte Stiftung ohne Beirung ins Leben gerufen und für die Aufnahme in die Anstalt die Grenzsteine ignoriert, nämlich auch sogenannte Fremde derselben mit theilhaftig gemacht haben. Der Fond dazu soll eine Million Mark betragen, und die Anstalt gewährt 50 bedürftigen Familien anständige Wohnung, mit besonderm Wärtern für jede einzelne und dem nöthigen Lebensunterhalt.

Es führt uns dies auf die Innere Mission, deren im Schlußabschnitte gedacht wird, mit gebührender Anerkennung für alle diesfälligen praktischen Bestrebungen durch Warte- und Kleinkinderkassen, Kindergärten, Asyle, Vereine, Krankenhäuser, Stiftungen, jedoch nicht ohne als Resultat der Betrachtungen

nd Nachholen
„die Hände
mit der Schale
ist. Er macht
diesem, die
schmerzliche
und wahre
Betrachtung
schmerzlicher
el suchen und
es Kindes der
r, von Herzen
meiner Bekun-
s Grunde zu
sollte sich dann
r Entfaltung,
reiner Lust an
Herrschaft und
s ausbauen“.

Damit wollen wir uns von dem Verfasser unter herzlichster Anerkennung des vielen Guten, was sein Werk enthält, verabschieden.

ferinnerungen: „Die Insel Rügen“ eines wiederholten, oft längeren Auf-
r dieselbst genommen, wobei er es, unter
ersuchen, an sorgfältigen eigenen nicht
stern erstrecken sich vorzugsweise auf die
id zoologische Ausbeute der Insel und
le des gegenwärtigen Mittels fernat;
ich vielfach über Geschichte und Stati-
stischen Abschnitten sowie in den Na-
neue Einblicke in diese eigenthümliche
te Insel dar. Ganz besonders reich

ist dieselbe an vorhistorischen Denkmälern, und zwar namentlich
auch aus den beiden ersten menschlichen Zeitaltern, wie sie jüngst
ein Gelehrter in der „Revue des deux mondes“ klassifiziert hat,
dem Steinernen und dem Kupfernen. Der Verfasser sagt: „Die
ganze Insel steckt voll von Denkmälern des slawischen und vor-
slawischen Heidenthums; es gibt dort nicht allein Tempel und
Burgwälle, Opfersteine und Dinghätten, sondern hohe, langge-
streckte, mit Steinen umtränkte Hüengraber und kreisrunde,
glockenförmige Regelfrüher zu Taufsteinen. In welcher großen
Menge ferner dort Waffen, Geräthschaften und Schmuckgegen-
stände aus Stein, Bronze und Eisen (oft sehr mühsam und zier-
lich gefertigt) gefunden worden, zeigt z. B. die lehrreiche
Sammlung rügenischer Alterthümer, die der Herr Staatsan-
walt Rosenberg in Bergen besitzt, und die nach seinem vom
24. Januar 1854 datirten Berichte über dieselbe damals schon
aus 800 gut erhaltenen, zum Theil sehr seltenen Stücken bestand,
welche alle von ihm in dem kurzen Zeitraum von 2½ Jahren
zusammengedruckt waren und seitdem mit unablässigem Eifer
vermehrt worden sind... Welchem Volke die ältesten dieser
Denkmale und Ueberreste, namentlich die Hüengraber, die
Dinghätten, die Steinernen und bronzenen Waffen und Geräth-
schaften angehört haben mögen, darüber schweigt die Geschichte.
Schon die Slawen wußten nichts Bestimmtes mehr über den
Ursprung derselben; dies erhellt daraus, daß sie z. B. die Hüenggrä-
ber schon mit den unbestimmten Ausdrücken «Gräber der Alten»
(1174) und «Hüenghügel» (1234) bezeichnen.“ Wie die ersten
unbekannten Bewohner sind auch die Slawen, die unter dem
Namen der Rauen oder Rügenen als brutellstes Seeräuber-
volk die Insel gefährdet machten, sich aber später, nachdem das
Christenthum im Jahre 1168 Eingang gefunden, der Bodencul-
tur zuwandten, seit Jahrhunderten schon von der Insel verschwun-
den, wenigstens in der Sprache; denn im Jahre 1404 starb
nach Ranzow's Erzählung auf Jasmund eine alte Frau, Ra-
mens Gullgin, „welche, nebst ihrem Manne, die letzten Leute
auf Rügen gewesen wären, die wendisch hätten reden können“.

Derselbe Ranzow schildert das Volk von Rügen um das Jahr
1540 in folgender Weise: „Die Einwohner dieses Landes sind
ein sehr jählich und wottlich Volk, daß sich an ihnen sehr
das alte lateinische Sprichwort bewahrheitet: omnes insulares
mali. Denn im ganzen Lande Pommern werden kein Jahr
soviel vom Adel und andern erschlagen, als allein in dieser klei-
nen Insel. Es gibt auch bei diesem Volke so viel Nechtgung,
als im halben Lande zu Pommern. Denn alle Sonnabende
hält der Landvogt sammt den Rittersen vom Adel des ganzen
Landes zu Bergen Gericht; da hat er von früh Morgens bis
spät an den Abend genug zu thun... Es ist kein Edelmann
oder Bauer im Lande so schlecht, daß er sein Wort nicht selbst
erledet und daß er nicht das gewöhnliche Landrecht wissen sollte.
Und aus solcher Vermeßtheit will einer dem andern in nichts
weichen und es kommt daraus viel Haber und Wort, sonderlich
gerathen sie in den Krügen und Wirthshäusern leichtlich anzu-
der, und wenn einer von ihnen sagt: «Dat waltte Gott, an een
solt Iken» (Eisen), so mag man ihm wol auf die Häute sehen
und nicht auf's Maul, denn er ist bald an einem.“ Er bemerkt
dann weiter, daß sie nie anders als mit Schwertschneid-
und Kentling (Jagdmesser) gingen; auch bei Hochzeiten, Begräbni-
sen und beim Besuche der Kirche trügen sie die Wehre. Recht-
wändig sind die Vorlesungsregeln, die gegen dieses „mor-
tische“ Wesen für nöthig befunden worden, denn wir lesen
an einer andern Stelle, bei Gelegenheit eines Refrats aus dem
alten rügenischen Strafrecht, daß alle Todtschläger, Inz-
frauenkränker und andere Uebelthäter, „alle Versehrte und die
Bauern, die mit einem Edelmann in Zwist waren, vor der ge-
schwächten Person, vor dem, der sie versehrte hatte, und dem,
mit welchem sie im Zwiste waren, die Wege und Stege, die
Krüge, Röhren, Märkte und Schmieden meiden mußten, so lange
die Sache noch unvertragen war, damit eine Begegnung der
feindlichen Parteien nicht zu neuen Rechtsverletzungen führe.
Hand aber ein zufälliges Zusammentreffen statt, so mußten jene
sich umwenden und einen andern Weg ziehen, oder doch, wenn
Blut war, so weit ab vom Wege treten, als man mit einem
Steinwurf erreichen konnte, oder, wenn auch dies nicht möglich,
wenigstens das Gesicht von ihrem Widerpart abkehren, der sich dann
bei hoher Strafe nicht an ihnen vergreifen durfte. Es erinnert
dies an mittelalterliche veronesische oder an corcanische Zu-
stände; indeß dürfte ein Schlüssel zu den Gewaltthaten gegen
den Adel vielleicht auch in dem Umstande gefunden werden, daß
gerade um die gedachte Zeit (1540) die ersten Fälle von „Er-
gung der Bauerhöfner“, „willkürlicher Verjagung der Bauern
durch ihre Grundherren“ und allmählicher Einführung der bis da-
hin unbekannten „Leibeigenschaft“ vorkamen, welche letztere sich
bis zum Jahre 1806 erhielt, obgleich einzelne besser denkende
Grundherren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts angefangen
hatten, ihre Bauern zu emancipiren. Wie wenig Werth übr-
gens auf Menschenleben gelegt wurde, geht daraus hervor, daß
nach dem „wendisch-rügenischen Jagdbrecht“ von 1546 das
Schießen oder Werfen nach Hasen, „wenn sie am schon in den
Kohlgärten gingen“, bei „Pöden des Halbes“ verboten war.
Auch das Halten von Jagdhunden war bei Todesstrafe verboten,
und allen andern Hunden mußte der eine Vorderfuß abgehauen
werden; in England, um dies beiläufig zu erwähnen, die Vor-
bergehen von 3 zu 3 Jahren, während auf das Hasenjagen noch
im 18. Jahrhundert ebenfalls Todesstrafe gesetzt wurde.

Was der Verfasser für die Gegenwart über die Zustände
der Einwohner berichtet, beschränkt sich in der Hauptsache auf eine
Schilderung der primitiven Sitten, Krampas und Sitten und
einige allgemeine Bemerkungen. Das Zeugniß, das er den Ein-
wohnern dieser beiden Dörfer ausstellt, ist ein günstiges. Er
rühmt ihre Sittlichkeit, Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Friedfertigkeit
und schildert sie, wenn sie auch gegen Fremde insofern ihres
großen Phlegmas nicht zuvorkommend seien, doch als höflich, an-
eigenmüthig und dankwillig. Durch viele Beschäftigungen gleich-
sam eine einzige große Familie bildend, ohne Ausnahme anständig
und mit einem ihren geringen Bedürfnissen entsprechenden Leben.

einander beschützen, indem sie sich einem sehr ansehnlichen Ober-
nabe ertheilen; was keine auf andern Dörfern der Insel nicht
in Full sein sollte, nemlich nicht auf dem großen Oßern, wo
in Wirklichkeit theils durch jehudische, auf dem Oße selbst lebende
Juden und Neger, theils durch Tagelöhnerfamilien, welche ge-
nau vom Oße in kleinen Dörfern (also ohne unmittelbare
Kontak) zu wehren pflegen, betrieben werde. Damit müssen
wir uns für die Charakteristik der Bewohner Küngas begnügen,
jeden und aber nicht veranlaßt, den obigen Bericht zu ändern
da die andern Dörfer ohne weiteres zu unterschreiben, wenig-
stens nicht auf die in der Grenzlinie ausgebrütete Nothe hin;
nur die unmittelbare Aufsicht, welche die Eutlichkeit einer
Grenze allein genügend verbürgt, kann keine andere sein, als
in von ihnen heraus kommt, und der Wuth jedes einfließen.

Wortreich voll für den Botaniker und Zoologen sind des Verfassers ganz detaillirte Angaben über Flora und Fauna, die am meisten aufzufallen mit eingeschlossen, und das um so mehr, als die Land- und Thierwelt mehrfach genau beschrieben sind. Wo die Darstellung des mehr wissenschaftliche Gebiet verläßt, namentlich in jenen Stellen, wo sie mit Reminiscenzen aus Dichtern und sprun- und fremden poetischen Gaden in das belletristische Gebiet hinübertritt, ist sie unüber glücklich. Wir begegnen hier einem jenseits innerlich recht poetisch gestimmten Gemüthe, dem es da — vielleicht, weil das trodene gelehrte Element zu über- und aufdrückt — nicht recht gelingen will, das Gefühls- und Gemüths entsprechend zu gestalten. Auch scheint es der Verfasser manchmal zu vergeßen, daß er zum größern Publikum spricht, wenn er unndstichtsweise erzählt, was er nicht gesehen und was er es nicht gesehen, und daß er ebensowohl darüber noch weiter mittheilen könne. Diese Negativen machen den die nicht satt und nicht froh; im Gegentheil, sie lassen es ihn ansehnen, daß er da mit leeren Händen abziehen muß, wo er sonst hätte erwarten können. Die angebrachten Mängel der hier begeben sich indess nicht auf die Naturbeschreibungen, die im Uebersichtlichen scharf und gut hervortreten; doch sind die wissenschaftlichen landschaftlichen Punkte der Insel klagen so de- und, daß wir nicht näher auf dieselben eingehen wollen. Die Lebensbedingungen der Insel sollen und nach Kalculation des Ver- und noch einen Augenblick beschaffigen. Das Meer arbeitet und hier, und selbst die kalten Nord- und Ostströme sind der Ver- und unterworfen und nicht gefestigt genug, um den des- und Angriffen von Regen und Frost, die von oben her in den Erythra wirken, und vom unterirdischen Wellenschlag der und, die, wenn auch die Oeffe von Ebbe und Flut und ansehnliche Spuren zeigt, durch die Stürme gegen die und- und gereinigt werden, widerstehen zu können, sobald man anfangen hat, selbst solche heile Ueberdassungen an ihrem Fuße, her und da bis zu einer ansehnlichen Höhe hinauf, mit großen und- und zu bestanden. Die südlichen Küsten dagegen nehmen nach und- und; es haben sich auf diesem Wege lang ausge- und Landzungen angelegt, und die dadurch entstandene Ge- und- und der Insel ist so eigenthümlicher Art, daß sie bei 80 und- und Ausdehnung noch nicht 17 Quadratmeilen Fläche enthält, während derselbe Ausdehnung in ein rundes Quadrat gelegt, 225 und- und meilen Fläche einschließen würde. Auch über die Oeffe und ihre in mehrfacher Beziehung zur halbmarinen Beschaffen- und, die Vegetation und ihre befestigen und demantelten Ge- und in der Umgegend der Insel klagen findet sich am Schluß und manches Interessante, rüchlichlich dessen wie die Leser auf im Buch selbst werden.

Die „Sünnen Bilder“ von Bach (Nr. 6), die uns immer
wieder nach Osnabrück, in die russisch-deutschen Provinzen, führen, sind
ein Quodlibet von Mittheilungen aus alten Historiographen und
Chroniken, Berichten aus alten Zetablättern, Sagen und ein-
zelnen Gedichten, theils von berühmten Namen, als Flem-
ing, Herber, Chamisso, theils anonym, alles ohne bestimmten
Nuz zusammengebracht, ein Quodlibet, welches neben manchem
Interessanten auch manches Werthlose enthält. In letztem ge-

hervor mehrere profanistische Selbsteigenschaft, und andere Gelehrte, ein paar Mißfolge ohne Interesse für weitere Kreise, der Verzicht aber die Gefährlichkeit der Moral (1790), was Form und Darstellung anlangt, und einzelnes aus den kleineren profanistischen Aufzügen. Die Anecdote von Michaelis zu Stettin und dem toten Hunde im Auditorium liefern wir aus, etwas länger erzählt, geschähe, da der würdige Professor den künftigen Studenten gegenüber eine ganz heitliche Figur mocht: nur ist sie unter den Denkwürdigkeiten der Ostprovinzen nicht am Plage. Denn fragen wir nach dem Zusammenhang, so ist das kein anderes, als daß der Student, dem der Hund gehörte, ein Proditor war.

Interessanz ist die Zusammenstellung der verschiedenen Sagen, welche Eitrichsade zu der Dido-Sage bilden. Mittels eines geschweiften Kalkfelds erlangt der Schwederkönig Byge von den Bürgern zu Bieby auf Gotthland den Platz zur Erbauung seiner Königsburg; mittels einer Stierhaut Oengil den Platz zum Schlosse Laerretrei in England; erbsau erlangen die Sachsen die Salte zur Erbauung der Lfrburg; Ivar den Däne zur Landusaaburg oder nach Saxo mittels einer Pferdehaut den Platz zur Erbauung von Dor; Raimund vermittelt einer Hirschhaut den Platz zur Erbauung des Schlosses Laskau in Frankreich; endlich die Deutschen mittels einer Ochsenhaut den Platz zur Erbauung der Stadt Alga. Der Verfasser führt diese Sagen auf alte schiffliche Ueberlieferungen zurück und schließt sich an Strim an, der es für unrichtig erachtet, wenn man dieselben aus der Dido-Sage ableiten wolle, da die ihnen zu Grunde liegenden Bestimmungen dem Geiste jüngerer Völker überhaupt angemessen seien.

Aus der ephraimischen Sage vom Biedaberge auf der Insel Osef erfahren wir, daß dort für die Deutschen separat geteufelt wird. Die Afsage: „Das Herzogthum Litzland um das Jahr 1790“ von Friedrich Christian Weber und „Die litauische Landfchaft Samaiten“ von Herderstein geben Bemerkenswerthes über Wohnung, Kleidung und Gebräuche der Litzländer und Litaner. Herderstein erzählt: „So findet man noch bis heute viel Aberglauben in den betreffenden Litaifichen; denn etliche das Feuer, etliche Wäme, die Sonne und Mond anbeten. Andere haben ihre Götter wie Penaten in ihren Häusern. Das find Wämer wie die Aderfchen, aber größer, mit vier kurzen Füßen, fchwarz und bial, nicht mehr als drei Spannen lang; fie haben ihre beftimmten Tage, da reinigen fie das Haus, fperen eine Nüch inmitten ihrer Wohnung und knien auf den Wälen, fo kommt der Sturm hervor und zerftört die Leute an, wie die zornigen Wäme, denn fo eßten und beten fie mit ihrer ganzen Familie den mit Frucht an, bis er fich gefättigt hat und an feinen Ort zurüdfchreht.“ In Litzland aber, an der litauifchen Grenze, geben die Bauern, wenn es donnert, mit erblidtem Haupte auf ihren Acker, tragen auf den Schultern einen gewichtigen Schinken und rufen: Herranf (Gott des Donners) enthalte dich und thue dem Weinftock feinen Schaden, ich will dir auch diefen Schinken geben. „Aber laum“, fährt Weber in feiner Erzählung fort, „if das Gewitter vorüber, fo fegt fich der Bauer mit den Schinken um den Schinken und frift ihn felbft auf.“

Culturgeſchichtlich wichtig ſind ein paar Stüde dieſer Sammlung, theils aus dem 17. Jahrhundert, in denen die Aufklärung mit dem herrſchenden Aberglauben halb und halb zu brechen beginnt, oder noch tiefer darin ſteht. Das erſte iſt: „Ein klein Bauer-Prognosticon für Ländel von Salomon Gubertus“, wie ſich aus dem Inhalt ergibt, noch 1643 geſchrieben; es enthält Wetterregeln, theils nach atmöſphäriſchen Erſcheinungen, theils nach den Vorzeichen (z. B. nach einem ſtrengen Winter pflegt ein weicher zu folgen), theils nach Beobachtungen an Thieren oder auch Anzeichen, die ſich aus Beobachtung der Verſchafftheit anderer Naturgegenstände ergeben, alſo im ganzen noch richtigen meteorologiſchen Grundlagen zuſammengeſtellt, widerlegt manche Vortheimer der Zeit, z. B. die Behauptung, daß es vor der Sonnenſturm keinen Regenbogen gäbe, daß das Schälloch ungüldſelig ſei (denn das beruht ja nicht auf der Natur, ſondern auf dem julianiſchen Kalenderſchreibers Gwändeln), gibt

aber dabei noch manches Caricatum zum besten, z. B.: „Wiesel wandern die Sonnenfahnen wärdt, soviel Jahre wärdt ihre Wieselung. ... Wenn es bei Harz Macht das Wäseln hat, als ihre sich der Himmel auf, so folgt sehr troden Wetter. Es verur- sacht in dem Menschlichen Aufwachen der Galle, das macht Born, Zwickbraut, Krieg. ... Wenn der Donner einschlägt, das geschäht gar selten durch einen Donnerkeil, sondern der Donnerkeil ge- schäht hier durch einen feinen subtilen Spiritum, der von Salz- peter und Schwefel ist. ... Der Donnerkeil benimmt den gis- tigen Dingen das Wist, wenn er sie schlägt, welche nicht gisig sind, die vergiftet er (liegt nicht hierin eine Ahnung der im Wäse sich ausgleichenden positiven und negativen Electricität?) ... Auf Mercurabund unterleben sich viele aus der Gälte Brä- kuchen des Wäters Beschaffenheit anzubeden; solches wird von vielen Gältschreibern verworfen. ... Viele verwundern sich darüber, daß der Hahn nach Mitternacht gegen Morgen kräht. Die Philosophen haben in dieser Gälte ungleiche Meinungen; ich lasse mir die nachfolgende gefallen. Die Sonne ist der König unter den Planeten und Siernen, mit dem, daß sie alle von ihr den Schrein haben, gibt sie ihnen zugleich das Command, wie sie des Himmels Infanz moderiren, d. i. wie sie mit dem Gewitter (Witterung) den Creaturen auf und in der Erde, auch im Meer beschützen sollen. Wenn nun diese Feuerengel, in welcher animo mundi vornehmlich erwidert, von dem Horizont, welchen die antipodes einhaben, westlich anfängt abzutreten und sich zu unserm Hemisphäris zu nähern, das merkt der Hahn durch sein sonderlich Temperament und verkündigt es seinem Herrn, daß er die Vortagesgeschäfte danach richten könne.“ Nicht noch gilt die obengedachte Erscheinung, jenes Gemisch von Aberglauben und hereinbrechendem Licht, von dem zweiten der erwähnten Städte, einer Herrnredigt, welche der Pastor und Superintendent M. Hermann Samson im Jahre 1828 in der Domkirche zu Wiga gehalten hat. Im ersten Theile wird bewiesen, daß alle Prediger schuldig seien, die Zauberei als eine ab- schenliche Gälte und Taster ihren Zuhörern vor Augen zu ma- len; im zweiten wird auseinandergesetzt, wie die weltliche Obrige- keit mit den Herrenleuten verfahren solle. Dieser Theil ist in der That ein Herrenkammer in Wiga, in welchem aber durch die tiefe Finsternis schon manche erfreuliche Lichtstrahlen hindurch- bliden. Auf die Pflicht der Obrigkeit, von Wiga wegen einzus- schreiten, wird unbedingt gedrungen; auf einen Klager könne nicht gewartet werden, publica fama genügt, um eine festige Fortschung einzutreten zu lassen. Nun werden die Mittel der For- schung geprüft. Verbotene (verwerfliche) Mittel sind, wenn man gerbt den Herrn die Kleider zu ändern, ferner das Saarabstren- gen, das Begießen mit Weih- oder Taufwasser, das Suchen nach einem Trufidmal, die Wasserprobe (wenn man ihnen die rechte Hand an den linken Fuß an die große Zehe und die linke Hand an den rechten Fuß bindet und wüßt sie also dreimal ins Wasser, schwimmen sie dann, so sind sie Zauberrinnen): eine Probe, deren Trüglichkeit der Prediger nachweist und dabei den Mis- brauch tadelt, daß Mätern ihre Kinder auf gleiche Weise zu pro- biren pflegen und dabei viel unschuldig Blut erwürgen; er tadelt dann ebenfalls als ein verbotenes Mittel das heiße Eisen und lebende Wasser und besonders auch noch das Erwingen des Bekenntnisses durch die Tortur. Dies ist für 1828 sehr viel, und der rigaer Superintendent zeigt sich seiner Zeit sehr weit und was die Tortur anlangt um anderthalb Jahrhunderte vorausgeschritten. Endlich rühmet er sehr vernünftigerweise zu den Städten der falschen Probe auch „die Bekanntschaft auf die ober jene Person, die oftmals ganz und gar unschuldig sind.“ Als zulässige Mittel, „damit man die Zauberei ihrer Uebelthat fern und weg überweisen“, erkennt er nur folgende drei: 1) Beweissung durch zwei oder drei Zeugen; sie müssen gottfürchtig, rebell und unparteiisch sein, das Germent mit eigenen Augen gesehen haben und ihre Aussage bekräftigen; 2) eigen- arbes Bekenntnis, in Gälte gethan, „und dabei die Person be- harrt, obgleich die Werke, die sie bekant, ihr als einem Men- schen zu thun unmöglich gewesen sind, sondern vom Teu-

sel ihren Befehle gebot; 3) „die klare heile That, welche prangt wider den Menschen.“ Rückfichtlich der Zurechnungsfähig- keit unterscheidet er zwischen den „in Melancholie Erkranken“, die sich das Germent nur einbilden; denen, die in Wätern mit dem Teufel einen Bund geschlossen, aber weder Wätern noch sich Schaden gethan; und denen, die den Bund mit dem Teufel abgeschlossen und auch wirklich Schaden gethan ha- ben. Die ersten will er ganz freigesprochen wissen (im Gegen- satz zu den Jesuiten und Geisteskranken, die der Meinung sind, „daß man das Germent nicht soll leben lassen (schlechterdings)“, „dann Melancholie und Phantasie ist kein Taster, sondern des Germents und des Geistes Kraft“; die zweiten sollen nur aus der Gemeinshaft der Christen „ausgemerzt“ werden, „da dies mehr ein geistlich und theologisch Taster als politisch und weltlich, und mehr in die Kirche als ansa Rathhaus ge- hört“; die dritten endlich, „die machen kein Bedenken, dem hienun hat Gott der Herr einen ausdrücklichen Befehl ge- than: die Zauberrinnen sollst du nicht leben lassen“. Dies führt er weiter aus, bemerkt in Bezug auf die Mobilität, daß nur nach dem Alten Testament solch Will gekräftigt habe, daß alle die Christen nicht so genau an die Germenten desselben gebunden seien, und schließt: „Darum überlassen wir das genaue, nämlich wir verurtheilen die Zauberei zu Tode, die Art aber und Wap- der Strafe verändern wir aus christlicher Freiheit und verhar- men sie lebendig.“ So erregt ein ganz eigenthümliches Gefühl, wenn wir nur hier Bernunft und Wap in engem Bande neben- einander hergehen sehen. So muthet und an wie ein geistige Blindenmannspiel; der Suchende tappt geraden Schritts auf die Wahrheit los, schon steht er vor ihr, wird fast von ihrem Glanze berührt, tastet links und rechts und — schreiet vorüber; oder er ergreift sie und sieht sie doch nicht. Denn die Hand ist das unerlässliche Werkzeug des Suchenden, und wenn sie fällt, ist seine Rolle ausgespielt. So der einzelne, so Generationen; nur glücklicherweise mit dem Unterschied, daß der Gelehrte, der auf dem Gesammtwege der letzten liegt, dem Rechte zugänglich ist als jede individuelle Wäde.

Notiz.

Zur deutschen Journalistik.

Es thut und immer weh, von dem Eingehen älterer oder neuerer Literaturblätter Kunde zu erhalten, da man darauf so die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß die eigentliche literari- sche Gemeinde, wie sie in Deutschland bisher bestand, immer mehr zusammenzueinander und daß es den vorzugsweise der Kritik ge- meinen Blättern immer schwerer wird, neben dem alles und noch etwas in ihrem Kreis zusehenden, der mannichfaltige Kost aus in kleinen Hypothetischen dem Publikum vorlegenden illustrierten Zu- raten, den politisirenden Wochenzeitschriften und den banten Zeitungs- feuilletons ihre Kritik und ihren Einfluß zu behaupten. Aber um- mals werden illustrierte Blätter und Zeitungsfeuilletons für eigen- liche Literaturerzeugnisse genügenden Versuch leisten können, auszu- ben, welche hier auszusagen zu weit führen würde. Soeben hat wieder zwei Literaturblätter, eins der ältesten und eins der jüngsten, von der literarischen Arena mit gekanntem Schwert und verheißener Fahne abgetreten: die „Hamburger kritischen und literarischen Blätter“ und die von Reibinger in Frankfurt a. M. vor Jahresfrist gegründeten „Kritischen Monatshefte“, jene mit der letzten März- nummer, diese mit einem am 31. Januar gratis ausgegebenen Supplementheft; jene mit der Bemerkung, daß sie durch die Un- gunst der Zeit dazu genöthigt sind und mit dem leidigen Trost, daß sie sich ihre Wiederaufnahme vorbehalten, diese mit der Zu- versicherung, daß sie sich „als Monatshefte nicht die Theilnahme erwerben konnten, welche ihre Fortbestehen sicher gestellt hätte“, und ebenfalls mit dem halben Trost, daß die Verlagshandlung „den Bedauern, der in diesen Hefen liehe, in Verbindung mit andern anregenden und allgemein bildenden wissenschaftlichen und literarischen Mittheilungen in anderer Form demnächt weiter aufnehmen werde.“ Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und

weil das Eingehen dieser Blätter einigermassen allein der „Morgenzeit“ zur Last zu legen ist, jedenfalls kann sich aber das hamburger Blatt auf seine 25 Jahrgänge und auf seine durchweg anständige Haltung berufen, und dem Reibinger'schen Blatt, das mit freigeistlichen, von uns allerdings gleich nicht getheilten Gossanern und so zuversichtlich Verheißungen auf dem Kampfplatz trat, haben zum Theil recht tüchtige kritische Kräfte zur Verfügung.

Allerdings tauchen auch immer wieder neue kritische Blätter auf, aber freilich oft nur, um so schnell wieder zu verschwinden, als sie gekommen sind, wie z. B. Krüger's „Nordische Blätter“. Der von dem talentvollen Lyriker Bernhard Andrusat zu Hamburg im Würger'schen Verlage ins Leben gerufenen Wochenblatt „Blätter für deutsche Dichtung“ wollen wir herzlich gern ein besseres Los wünschen. Dieses Blatt soll eine „Freipresse“ für die mit Unrecht abgewiesenen, mit Unrecht so geringe schätz angesehenen Leistungen deutscher Lyrik und Epik“, und aus dieser im ersten Theile lyrische und epische Beiträge in vollständiger Auswahl enthalten; ein zweiter Theil soll Schilke'schen, Handlungen, Charakteristiken, Biographien von deutschen Dichtern und Schriftstellern u. s. w., ein dritter kritische Besprechungen neuer Erscheinungen aus dem ganzen Umfang der schönen Literatur, ein vierter und letzter eine literarische Rundschau oder Tagesgeschichte der Literatur bringen. In der uns vorliegenden Nr. 13 ist namentlich ein Aufsatz unter dem Titel: „Aus Wolfgang Menzel's sogenannter Geschichte der deutschen Dichtung. Keine Blumenlese“, aus der Feder des Herausgebers interessant. Es werden darin die oft höchst nachlässigen, in ihrer zelotischen Wuth fast komischen Urtheile Menzel's über Ernst Schulze, Immermann, Platen, Heine (der „keine Jube Heine“), Börne (der „Jube Baruch“), Hefflinger, die Jungdeutschen, Gellert, Ernst Ulrich, Herwegh, Kinkel, Ernst Willkomm, und selbst (nämlich über das Inhaltsverzeichnis) zu unserm „Frei Deut!“ worüber man Nr. 14 d. Bl. nachsehen möge) und andere zusammengekauert. Man möchte begreifen halbwitzige Urtheile eigentlich mit gutem Humor hinnehmen wie die Sprünge und Witze eines Relequin, der dabei gewagte Schritte schneidet, sondern sie sich nicht statt in einem Bruchstein in einer angeleglichen Literaturgeschichte, die vielleicht doch einer gewissen Partei für ein paar Jahre Vergnügen machen wird, und zeigen sich nicht, wie auch Andrusat besonders hervorhebt, namentlich in der Art und Weise, in welcher Menzel den Inhalt der einzelnen von ihm besprochenen Werke angibt, es zu capirender Mangel an aller kritischen Gewissenhaftigkeit, als daß man dazu still schweigen könnte. Andrusat schließt seine Abfertigung mit den kräftigen Worten: „Wir wissen nicht, ob sich in der deutschen Presse schon eine Stimmung gegen das Menzel'sche Schmachbuch erhoben hat, das aber glauben und hoffen wir, daß sie bei dieser Gelegenheit durch ein einmüthiges „Hinaus!“ bewiesen wird, daß es ihr an Gefühl für Anstand und Ehrensache fehlt im Besprechung literarischer Dinge noch keineswegs so ein gebracht, wie die Menzel'sche Schamlosigkeit vorauszusetzen kann.“ Aus der den Schluß der Nummer bildenden „Literarischen Tagesgeschichte“ heben wir die interessante Notiz hervor, daß der jetzt im Heidelberg sich aufhaltende französische Gelehrte Genguerlet, von dem schon mehrmals in d. Bl. die Rede war, damit beschäftigt ist, Lessing's sämtliche (?) Werke ins Französische zu übersetzen.

Aus Nr. 14 des Andrusat'schen Blattes erfährt man, daß Victor Wehl mit dem Beginn dieses Vierteljahres die Leitung des Feuilletons der „Reform“, des in Hamburg erscheinenden, in einer Auflage von 20000 Exemplaren über den albingischen Norden vertheilten Volksblattes“ übernommen hat, ohne daß deshalb, wie es scheint, seine Stellung zu den „Jahreszeiten“ eine Aenderung erleidet. Gleichzeitig ist die Redaction des seit Jahren von Julius Hamann geleiteten Feuilletons der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung“ an Robert Gieseke, Herausgeber der „Novellenzeitung“ und der Redaction des Feuilletons der „Breslauer Zeitung“ an unsern Mitarbeiter Rudolf Gottschall übergegangen.

H. M.

Bibliographie.

- Keschylus, Die Sieben vor Theben. Uebersetzt von H. Clemens. Lemgo. 1865. 8. 7½ Ngr.
- Gepp, H., Ursprung und Geschichte der Bezeichnungen „reformirte“ und „lutherische“ Kirche. Göttingen, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.
- Heyden, C., Gallerie berühmter und merkwürdiger Kunstblätter. Eine fotografische Sammlung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1858. 8. 24 Ngr.
- Kägin, W., Gedichte. Bahr, Geiger. 1858. 16. 8 Ngr.
- Mousson, A., Ein Besuch auf Korfu und Cefalonien im September 1858. Vortrag gehalten den 10. Februar 1860. Nebst speciellem Zusatz. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 12 Ngr.
- Philippson, L., Das Ich. Ein Lehrgedicht. Besondere Ausgabe. Leipzig, Baumgärtner. 8. 9 Ngr.
- Schwartz, C., Predigten aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Spyer, D., Silber Italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomie Italiens und seiner Bewohner. In zwei Bänden. 1ster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Stahr, H., Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 15 Ngr.
- Entermeiser, D., Drei deutsche Sprachen. Literarisch-pädagogische Skizzen. Bück, Drell, Hüßel u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
- Voigt, G., Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Worberg, L., Auf Vorposten. Lebens- und Kampferbilder aus Schleswig-Holstein. Ketzinach, Voigtländer. Gr. 16. 10 Ngr.
- Wartenburg, R., Die Bäter der Stadt. Romane. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr.
- Weber, K. v., Zur Chronik Dresdens. Leipzig, W. Lauchnitz. Gr. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

- Deutschlands und Frankreichs Nacht. Eine Schatz- und Trugschrift von einem deutschen Officier a. D. Potsdam, Riegel. 16. 10 Ngr.
- Entwurf einer neuen Heeres-Gestaltung. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.
- Friedemann, D. B., Kaiser-Napoleon III. und die Revision der Verträge. Zur Beleuchtung der Kriegs- und Friedensfrage. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 3 Ngr.
- Graf, W., Das Erachten des hochwürdigen Großherzoglichen Consistoriums von Mecklenburg über die theologischen Schriften des Professor Dr. Baumgarten. Greifswald. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Reichell, J. W., Ueber die Einheit Italiens. Vortrag gehalten zu Düsseldorf am 1. März 1859. Bonn, Franz u. Cohen. 12. 6 Ngr.

D
für 18

■
Schün-
3
las in
an der
den C
Kander
D
Besch
Text.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von R. A. Barnhagen von Ense.

Achter Band. Geh. 4 Thlr.

Dieser lang erwartete, aus dem Nachlasse Barnhagen von Ense's erscheinende achte Band seiner „Denkwürdigkeiten“ enthält unter anderm Mittheilungen über seinen Verkehr mit Fürst Metternich, wegen derer der Verfasser die Veröffentlichung dieses Bandes auf seinen Tod verschob. Der reiche Inhalt des Bandes erhellt aus folgender gedrängten Uebersicht: I. „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ (Ungarn, 1809; Nach dem Wiener Frieden, 1809, 1810; Wien und Baden, 1834); II. „Personen“ (Voltaire; Bernharbi; Karl Rüller; Freiherr v. Brindmann; Lied; Goethe beim tolen Dagen); III. „Kritiken“ (eine fortlaufende Revue der interessantesten literarischen Erscheinungen bis auf die neueste Zeit); IV. „Nahel“ (wichtige Nachträge zu den früheren Veröffentlichungen über Barnhagen's Gattin).

Von diesem achten Band sind zwei Ausgaben veranstaltet worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die früheren Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:
I—III. (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
IV—VI. (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
VII. (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prescott's historische Werke.

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Incas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. 8. 5 Thlr.

Diese drei Werke des kürzlich verstorbenen berühmten amerikanischen Historikers gehören anerkanntermaßen zu den werthvollsten, jedem Gebildeten Genuß und Belehrung bietenden Erzeugnissen der neuern Geschichtsliteratur und liegen hier dem deutschen Publikum in deutscher, von dem Verfasser selbst für trefflich erklärten Uebersetzungen vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Heftes (Bogen 10-1 des dritten Bandes):

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858. 6r Abschnitt. — Die deutsche Einwanderung und Auswanderung in Ungarn. — Warschau. Pestifer, Perizy u. Kalafon.

Kleinere Mittheilungen: Nyoun (William Simonström - Svedberg - Bennighausen (Roman, Freih. von). — Goretz (Karl v. d. H.). — Goldschmidt (Hermann). — Hamilton (Sir William - Aldrich (Richard). — Kobaschewsky (Nikolai Iwanowitsch). — Ferrand (Augustin Ricard, genannt de). — Prescott (William F. Ling). — Ripon (Frederic John Robinson, Graf von). — Kaban (Gräfin Eudokia Petrowna).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der 10ten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen unabhängigen Werth, indem es das Zeitleben in der Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich ein sehr ansehnliches Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in den Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

Unter diesem Titel ist vor kurzem die erste Lieferung eines neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen: Verein mit E. Leeder und H. Lentemann von Th. Schade herausgegeben und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauche beim Unterricht bestimmt. Das Werk wird 25 Blätter Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Text enthalten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erscheinend. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu haben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

21. April 1859.

Inhalt: Völkerverstehen von Bogumil Goltz. Von Hermann Marggraf. — Fische über Inhalt und Form. Von Adolf Reiskag. — Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie. — Notizen. (Marquis de la Grange; Emil Ritterhaus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Völkerverstehen von Bogumil Goltz.

Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. Von Bogumil Goltz. Fünftes Heft. (Erstes Heft: Die Großmächte und Mythen im Menschenleben. Zweites Heft: Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist. Drittes Heft: Zur Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden. Viertes Heft: Zur Charakteristik der Spanier, Italiener und Franzosen. Fünftes Heft: Zur Charakteristik der Engländer.) Berlin, Beyer. 1858. Gr. 8. 3 Bde. 10 Mgr.

Friedrich Schlegel war es unser Wissen, der von dem Menschen behauptete, er sei eine ernsthafte Bestie. Ebenso gut könnte man sagen, er sei eine sehr komische Bestie, die höher organisierten Geschöpfen vielleicht gerade dann am lächerlichsten erscheinen würde, wenn sie sich am nächsten gefordert. Das Resultat der von Bogumil Goltz in seiner obengenannten Schrift angestellten Beobachtungen scheint dagegen das zu sein, daß der Mensch es im besten Fall zu einem civilisirten Raubthier bringt, dem immer ein Rauffordt angelegt bleiben muß, um es zu hindern, unablässig um sich zu beißen. Nur bei einigen wenigen Vorzugten hat die fortbauende Dressur und Selbstdressur so guten Erfolg, daß man sie auch ohne Rauffordt herumlaufen lassen kann. Es ist ein schlimmes Dilemma, in welches der Mensch so versetzt wird: befindet er sich im rohen Naturzustande, so bemächtigt er sich seines Opfers mit brutaler Gewalt, ist er civilisirt, so umkreist er es schleichend und lauernd, bis er seiner Beute sicher ist; der Naturmensch zeigt seine Krallen unverbüllt, der civilisirte zieht einen Handschuh drüber; jener gleicht dem traditionellen, wilden und leidenschaftlichen Teufel, der sich auf die Attribute seiner diabolischen Natur etwas zugute thut; dieser dem Mephistopheles, der den Cavalier spielt und beim Tanzmeister die nöthigen Paß eingelehrt hat, um trotz seines lahmen Teufelschritzes sich in anständiger Gesellschaft mit Grazie bewegen zu können. Diese Grazie ist doch aber wieder nur eine verlogene Caricatur der natürlichen Anmuth und daher im Grunde widerlicher als jeder noch so natürliche Gestus. Nun gibt der Verfasser zwar zu, daß einige wenige

Männer (nicht Frauen, denn diese bleiben nach Goltz immer Naturkinder, wenn sie nicht etwa durch affectirte Bildung in unaussprechliche Kessinnen verwandelt werden) sich auf dem Wege religiöser Vertiefung und indem sie sich der höchsten Denkergebnisse bemächtigen und selbst ein denkendes Leben führen dem Ideal wahrer Bildung und Gerechtigkeit nahe kommen können, aber diese werden vereinsamt stehen wie einzelne Sterne in sonst stockfinsterner Nacht, die sie mit ihren Strahlen nicht zu durchdringen und aufzuhellen vermögen; als seltene Ausnahmen beweisen sie nur um so mehr für die Generalregel, daß der Mensch im natürlichen Zustande gar nicht zur höhern Reise kommt, in der Treibhauswärme der Civilisation aber in Fäulniß übergeht.

Wir verkennen nicht, daß der ganze Zustand unserer geistigen und socialen Bildung dieser verzweifeltsten Ansicht Vorzug leistet. Dieser Zustand ist so überreizt, so verfinstert, so affectirt und so voll ungesunden Raffinements, daß wol die meisten sich im stillen nach natürlicheren und einfacheren Zuständen zurücksehnen, und er birgt zugleich so viele Elemente nur schlecht verhüllter und überhöhlter Barbarei in sich — denn der maskirte Egoismus des civilisirten Menschen ist so gut Barbarei wie die gewalthätige Selbstsucht des Wilden —, daß wir uns von allen Seiten von Gefahren umgeben wissen und des denkend Umschauenden in dieser precären Lage sich gerade nicht sehr behaglich fühlen kann. Außerdem findet die Vermehrung der civilisirten Menschen zuweilen und in erschreckenden Proportionen gerade in denjenigen Schichten statt, welche mehr oder weniger dem Proletariat angehören und in deren Massen das Licht der Civilisation nur schwach oder nur in schiefer Richtung einzubringen vermag, die, bei vieler Genussucht und wenig Glauben, ihren Appetit durch den Anblick üppiger Tische fortbauend gereizt fühlen, ohne ihn doch befriedigen zu können. Auf der andern Seite sind aber die Segnungen der Civilisation wieder so bedeutend, daß man der Ueberlegenheit, die sie verleiht, sich erst dann in vollem Maße bewußt wird, wenn man diesen Zustand mit dem Zustande roher Naturvölker vergleicht. Es wäre leichtsinnig, wegen der mit

jeder hochentwickelten Civilisation unzertrennlich verbundenen Auswüchse und Gefahren diese Civilisation selbst verdrängen zu wollen, und es wäre Selbstentwürdigung, wegen gewisser Vorzüge, die der Naturmensch vor dem civilisirten Menschen voraushat, die Menschheit in ihren Ursprung zurückzuführen zu wollen.

Die bezeichnete widerwärtige Stimmung und Anschauung zieht sich recht deutlich durch des Verfassers obengenannte Schrift, ja selbst seine Denk- und Schreibweise spielt in dieser Doppelfärbung. Goltz denkt auf der einen Seite raffiniert und schaufrast, wie nur ein Autor des 19. Jahrhunderts denken kann, der sich an der reichbefestigten Tafel der Civilisation satt und übersatt gegessen hat; andererseits ist er aber auch eine urzuständige originelle Natur, die durch die ihr angeborene Energie vor der bloßen Klafftheit geschützt wurde und an den Genüssen der Civilisation nur wider fortgesetzten Protestationen theilnahm. Ebenso die Schreibart. Er braucht Worte, Bilder, Zeichnungen, wie sie nur die höchste Bildung gewähren kann; es ist ein Drang, das in seiner Mischung mit überzahlreichen philosophischen rein literarischen Ausdrücken und Fremdwörtern ebenfalls nur ein Resultat moderner Bildung ist; dabei läßt sich dieser Stil ins Wilde gehen, er gehorcht keinem Jügel, er schweift nach rechts und links aus; er ist um in ein anderes Bild zu fallen, seinem Wesen nach ein Culturzeugniß, gleich einem modernen Garten, der aber verwildert ist, in welchem die Culturpflanzen, weil sie nicht mit sorgfamer Hand beschnitten und in Ordnung gehalten werden, sich ineinander verwickelt und verflochten haben. Die reine Natur schafft, wenigstens unter unsern Breiten, einfacher. Der Stil des Verfassers geht überhaupt zwischen Kunst und Natur seinen eigenen Weg, wie unser Autor selbst; dieser Stil ist wenigstens individuell ausgeprägt und das Prädikat der Originalität und Eigenartigkeit wird man ihm wol lassen müssen. Es ist ein durchaus männlicher Stil, der die scharfe Gesinnung des Verfassers genau ausdrückt, keine diplomatischen Winkelzüge macht und nirgends mit dem Klappschiffgeschmack der Zeit kokettirt. Gerath der Verfasser in Hitze, so entströmt seiner Feder oft ein so unerschöpflicher heißer Sprudel von charakteristischen Ausdrücken, daß man darüber erschauern möchte. Namentlich entwickelt er einen verschwenderischen Ueberfluß an malezischen Beiwörtern und oft nur zu drastischen Krastausschüßeln, wenn er die innere Unruhe, die Bersahrenheit, die Widersprüche unserer Zeit, die Fragen der Civilisation oder im Gegensatz dazu die Unruhen barbarischer Völkerschaften geistelt. Zuweilen, wenn er, von seinem Naturinstinct geleitet, in die Tiefen des Lebens blickt, ist seine Schreibweise sehr schön; dann hat Goltz etwas von einem Dichters; an eine Methode ist bei ihm freilich nicht zu denken, daher sind auch seine Schriften reich an Wiederholungen, Breiten und Widersprüchen.

Doch wir wollen fassen, nicht den Verfasser selbst sprechen lassen, und wenden uns nun direct zu seiner Schrift, und zwar zunächst zu den ersten Theilen, dessen Specialtitel „Die Großmächte und Mythen des Lebens“

etwas Gesuchtes und Dunkles hat, was bei ihm besser zu vermeiden ist. Der Verfasser betrachtet nun unter andern „Natur und Civilisation“ in ihrem gegenseitigen Verhältnis und in ihren Gegensätzen, wie es sich, so Treffendes er auch im einzelnen bemerkt, in manche freilich zum Theil verleiht nur scheinbar Widersprüche verwickelt. Er gibt zu, daß man auch wilden oder weniger gebildeten Völkerschaften, bei Aym und Dajakern, bei Malaien und Kaulakern, bei ippischen Risskiffen und Gellungen, bei den Kayan, Serben, Kroaten, Ungarn und Dolmatlern viel Gutes, Liebenswürdigen, Poetisches und Naturvolles findet, was sich wilde und civilisirte Barbaren näher angeht und mit ihnen Geschäfte gemacht, der wisse, „daß alle Liebenswürdigkeiten und Fatalitäten, alle Lügen und Treulosigkeiten der elementaren Natur eigen ist und ein andermal bemerkt er:

Das wilde Leben ist aus ungeordneten, ungeordneten Epochen und Improvisationen zusammengesetzt, die alle in der Ausgeglichenheit erlöschen. Unter Barbaren mag man in aller Liebenswürdigkeit und Naivität auf Verlog, Rath und Bestialität gefaßt sein.

Dagegen preist er die Segnungen der höhern Bildung und behauptet: nur mit dem geschulten und geübten Menschen sei in allen Fällen Verständigung möglich, er begreife Mühseligkeit, Maß und Recht; nur die Natur in Schule, Stadt und täglichem Verkehr erhalte sich und das vernünftige Bewußtsein. Der Verfasser, unser Wissen lange Jahre Landwirth war und die Genugthuung hatte, das Bauernvolk genau kennen zu lernen, klagt über die auf dem Lande herrschende Verwilderung und „Verbauern“, denn der Naturalismus vertritt nicht nur den Geist, sondern „erschäufte auch Erde und Gemüth“. Dann aber eifert er wieder in den Felsen und oft übertriebenen Anschlüssen gegen unsere Satzung, gegen diese „Oeffentlichkeit, Vergesellschaftung, Massenbewegung, Uniformität, Naturwissenschaftliche Seelenleugnung, Säkularisation aller Heiligkeit“, gegen diesen ganzen „Kultur- und Auskulturationsgeist“. Er klagt dann weiter über uns „tintenwüthige Ungeheuer des untrüglichen Pantheismus“, über die ganze „Literatur, literaturwissenschaftliche und literaturpolitische“, wo es „mehr Tintenwasser als Weinwasser, mehr als Lebenswein“ gibt. Wenn das Volk ganz in seinem Naturalismus und Instinct überlassen bleibt, so sinkt es (nach des Verfassers Worten)

nicht bloß in ein unschuldiges Pflanzenleben zurück, sondern in Bestialität; wenn man aber den gemeinen Mann wiederum encyclopädischer, mit formaler Bildung und mit Zeichen mit Eisen und Dampf, mit Industrie und mit Materialismus und anstatt des Christenthums mit Wissenschaft und Cereale zu Erbe geht, so wird man ihn mit diesem Cereale aus dem Erbe heraus.

Dies zugleich als Beispiel von der drastischen Sprache des Verfassers. Er behauptet ferner, die bestialische, sich selbst kokettirende Miszabillität müsse die Verbindung jeder Volkscultur sein, „deren Reiz aus Industrie und Naturwissenschaft, aus sublimierter Lust, gesehrt, aus Meinungsöffentlichkeiten, aus Reiz-

rit, aus telegraphischen Nachrichten, aus Fortschritten in Eisen und Dampf, aus Wechselgeschäften, aus Speculationen à la hausse und à la baisse und aus Sturgehäften zusammengefasst ist. Von der Literatur behauptet er einerseits, daß sie es ist, „durch welche die menschliche Naturgeschichte zu einer Culturgeschichte veredelt wird“; andererseits aber, daß sie es überall gewesen, durch welche die Helden- und Gottesgeschichte bei allen Nationen vor ihrem Untergange Flasco gemacht hat. Diesen Auswüchsen und Gefahren gegenüber geht der Verfasser so weit, plötzlich wieder zu behaupten, „nicht alles ist unmöglich und schlimm an der Dummheit, an den Iesen und Barbaren und an den Thieren, welche die Blüthe zeugt und ernährt“. Sollen wir nun zum Naturstande und zur Unbildung zurückkehren? Doch nein; denn an einer andern Stelle meint Solz: „Was man von der Roburität und der Harmonie gewöhnlicher Menschenkinder, v. B. von den in Romanen und Dramen traditionell gewordenen Oekonomien, Forstleuten, Matrosen und ausgezogenen Soldaten zu halten hat, das wissen diejenigen am besten, die mit solchen harmonisch organisierten Naturmenschen einmal in Conflict gekommen und vor Gericht gesehen sind.“ Eine traurige Alternative! Jeder Naturzustand ist abscheulich und Volksbildung und Aufklärung werden nothwendigerweise zu einer „mit sich selbst kokettierenden Misérabilité!“ So viel müssen wir freilich zugeben, daß die Civilisation, wenn sie sich von den nöthigen Grundlagen der Gemüthsbildung, der Pietät und der Mäßigkeit losreißt und sich dem Gottseibeiuns des Materialismus verschreibt, mit den größten Gefahren verbunden ist, zuletzt in eine nur überströmte Barbarei ausartet und den innerlich entarteten Nationen Verderben und Untergang bereitet. So stürzte die schöne hellenische Welt sich zusammen, so die ganze antike Welt. Darum sehe der nach seinen Kräften darauf, daß die Civilisation nicht auf diese abschüssige Bahn gerathe; denn bewegt sie sich erst einmal auf dieser schiefen Ebene, dann ist es schwer, vielleicht unmöglich, sie in ihrem Gange nach abwärts aufzuhalten, dann hilft alle Klugheit und alle Philosophie und alle Hoffart nichts mehr, und aller Geist des Plato oder Aristoteles zeigt sich gegen das Verhängnis ohnmächtig.

Den Kapiteln „Die Natur und der Mensch“ und „Natur und Civilisation“ folgen nun in unmethodischem Hinein- und Hinausgehen die Kapitel: „Das Reisen“, „Die Wüste“, „Erziehung und Liebenswürdigkeit“, „Die Pädagogie“, „Die Pädagogen“, „Römische und Christliche Romanen“, „Die Musik und die Leute“ (womit der Verfasser ter andern gegen die „Beethovenbegisterungen“, die „Kunstspectakelwirtschaft“ und die „Fingerverrenkungsmanasie“ u. s. w. eifert), „Liebe und Ehe“, „Einsamkeit und Geselligkeit“, „Irrsinn“, „Arbeit“, „Reichthum und Armuth“, „Religion, Glaube, Begisterung“ u. s. w. In allen diesen Betrachtungen fehlt es neben andern excentrischen oder einseitigen Behauptungen, den obenbezeichneten Aufwallungen des Augenblicks, auch nicht an flenden und anregenden Gedanken, die von reicher Er-

fahrung wie von eigenthümlicher und selbständiger Beobachtungsgabe zeugen und manche Nothwendigkeit zu berücksichtigen geeignet sind. So bemerkt der Verfasser in der Betrachtung, die er der Arbeit widmet, sicherlich sehr richtig:

Ein tugendhaft:
Mensch wird durch
Arter und freier werden
übertriebene Arbeit zu
allein gibt keine Wür-
dies die mechanische:
der Schule, der Wissen-
thierischen Ausartung
Knecht auf dem Dorf

Der Verfasser:
setzt die Arbeit aus-
gibende Anwendung:

Die liebe moderne Litter-
bewußtsein und Stimuliert
solaten Heiligung der Arbeit
forciert ist wie alle andern
Literaturagent gelegt wird.
Neues mehr in Stoff und
es in outrirter Emphase u

In der Betrachtung über Einsamkeit und Geselligkeit behauptet der Verfasser, daß sich in der Einsamkeit mehr der poetische Sinn, im herausfordernden Verkehr mit der Welt mehr die stiltliche Kraft stähle, obgleich die jetzige lärmhafte Geselligkeit und Offenlichkeit auch corrumpire das Volk sei zugleich lustig und melancholisch; nur der Geist des Gelehrten, des gebildeten Künstlers und Weltmanns erhalte sich auch im höchsten Lebensalter (aber doch wol nicht immer) von jener Traurigkeit frei, welche dem alten Bauersmann, dem Jäger, Fischer, Schiffer und Hühnerknecht eigen sei; Melancholie sei die Diagnose schwerer Verbrecher und blutdürstiger Tyrannen, suche aber auch die edelsten und schulblosesten Menschen und die junge Liebe heim, und er bemerkt dann sehr wahr:

So viel habe ich in Erfahrung gebracht, daß Personen ohne alle Melancholie und Gewissensbeschwerden keine gemüthlichen Menschen sind. Ohne allen Ernst können nur Lache und alberne Texte sein.

Schön sind die Worte, womit er einen der Gründe für die dem Alter anhaftende Betrübniß und Schwermuth erklärt:

Die jugendlichen Gestalten, die einst um uns wandelten, sind von den Grazien, vom Liebeszauber verlassen. Aus den alten vertrauten Gesichtern, aus der Gattin Anklage, aus unserm Spiegelbilder sprechen fremde Geberden und fremde Geister ein schreckliches Geheimniß ohne Worte mit guten alten Mienen und tränen Augen aus: es lautet auf Alter, Verwanlung, Vergänglichkeit und Tod.

Uebrigens stehen dem Verfasser da, wo er sich in die Geheimnisse der Gemüthswelt, des Naturlebens und des Naturgefühls versenkt, ebenso schöne als mächtige Worte zu Gebote, wie in den folgenden Stellen:

Oben heute wo alles Leben an die Offenlichkeit gebracht, der Verstand auf den Thron der Welt gesetzt ist und die im Parteienkampfe ausgebrochene Verwirrung durch Literatur und Eisenbahn zum Nord- und Südpol getragen wird, da schmachtet das Menschengemüth nach einer Abgeschiedenheit, in der es

er bekann, in der es
atur hören kann, die
tagen nicht vernahm,
an des Himmels ver-
ottheit verkündet, das
und der Wasserfall

n Meere und in der
g, seine Hülflosigkeit,
is des Weltalls und
Hier ist Schweigen,
Lobes; hier hat die
obald die Natur von
völl; hier retten das
n Kräfte im Verein;
hier bringt sich nur
mit ihm ist. Im
ist die Geburtsstätte
ulich an ihrem alten

Was das Reisen betrifft, so meint der Verfasser, daß man im Winkel, im kleinsten Ort, bei andauernder Beobachtung und Geduld mehr lernen und für sein Heil gewinnen könne als in der weiten Welt; der lebenslängliche andauernde Verkehr mit wenigen Menschen und Dingen gebe einen geläuterten und tiefen Blick in die ganze Welt als ein Herumstüßigen und Herumplanzen in ganzen Welttheilen. So meinte auch Theodor Hippel, der wie so manche unserer größten Denker: Kant, Schiller, Jean Paul u. s. w., nicht viel in die Welt hinausgekommen ist: „Reisen ist nicht die Art, die Menschen kennen zu lernen. Zu den meisten Reisenden könnte man sagen: Bindet ihm die Füße und werft ihn ins Waterland!“ Es kommt freilich darauf an, wie und zu welchen Zwecken man reist und wie lange man sich in den besuchten Lokalitäten aufhält. Wer z. B. nur flüchtig unsere dem Reisenden nur ihre Glanzseiten darbietenden Hauptstädte besucht, rennt sich leicht in Illusionen fest, die sicherlich nicht Stich halten würden, wenn er eben dort und namentlich zu Erkennungswecken längere Jahre lebt.

Treffend äußert sich auch der Verfasser über den Einfluß, welchen die Verhältnisse auf den Menschen ausüben, wenn er bemerkt: der Mensch sei zwar seines Glückes Schmied, gleichwol üben die Verhältnisse eine Reaction auf ihn aus; sie hämmerten ihn zusammen, daß ihm (nach des Verfassers Worten) „Hören und Sehen vergeht“ oder modellirten ihn allmählich und ohne daß er es merke; der größte Mensch hänge nicht bloß durch eine oder durch tausend Schwächen mit der Zeit zusammen, sondern sein Geist müsse den Proceß der Culturgeschichte ganz so mitmachen, wie sein Körper die Bewegung des Erdballs theile. Der Mensch sei und bleibe nothwendig Product der Verhältnisse und Elemente, welchen er angehöre, wenn ihm auch Freiheit und Bildung in Stand setzen könnten, „sich den schlimmsten Einflüssen und Einseitigkeiten des Geschlechts, der Rasse, des Klimas, der Erziehung, der Nationalvorurtheile, der Schule und Sitte oder des religiösen Dogmas zu entziehen“. Doch ist der Verfasser der Ansicht, daß man das, was man durchaus sein müsse, auch in der Regel sei; die rechten Nothstände riefen überall

„die Nothwehr ins Dasein und die rechten Kräfte ins Gewehr“. Der Verfasser erzählt, er habe einen Schmiedemann gekannt, der zu sagen gepflegt: „Wenn ich morgen Dachdecker werden soll, habe ich heute keinen Schindel mehr“, und dieser Mann habe sein Dictum durch sein Leben bewahrheitet.

Auf den Besitz legt Goltz einen großen Werth; er findet, daß der Charakter nicht nur auf den Besitz, sondern der Besitz und insbesondere der große Geld- und Grundbesitz noch mehr auf den Charakter zurückwirke: „Geld und Besitz gibt nicht nur die Macht, die damit verknüpft ist, sondern die Sicherheit und Dreistigkeit, welche eine Grundbedingung alles Verstandes sind: *audere sapere*.“ Das ist so wahr, daß es z. B. wol nur sehr wenige bedeutende und einflußreiche öffentliche Sprecher gegeben hat, die aus wirklich ärmlichen gebrückten Verhältnissen hervorgegangen wären; denn gerade zu der Function eines öffentlichen Sprechers gehört eben vor allem „Dreistigkeit“ und „Sicherheit“. Fortgesetzter Lebensdruck legt sich nicht bloß auf die Seele, sondern auch auf die Lippen und macht jene wie diese verschlossen. Der Härte, die sich so oft mit dem Reichthum verbindet, und dem dummen Geldstolz kann natürlich ein Mann wie Goltz das Wort nicht reden wollen; ja er findet sogar, daß, „wer in Geldsachen schmutzig, unzuverlässig und gaunerisch“ sei, auch „kein grundguter, kein grundnobler Mensch“ sein könne.

Der Verfasser schließt diesen mehr allgemeinen Theil seiner Schrift mit einer Betrachtung über die Religion und verwandte Gegenstände, in der er unter anderem bemerkt:

Betrachtet man den Weltzustand, wie er war und ist, so stößt man auf eine stänlos gotteslästerliche Nebenart der Jünglichkeit zu antworten, so wenig über das Christenthum hinaus, daß vielmehr alles Volk (keine Schicht der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen) in das Christenthum hineinwachsen muß, bevor das alte und neue Problem der Volksbildung, der Menschenerziehung und infolge dessen das Problem des vollkommenen Staats- und Erdenbaiseus auch nur entfernt, geschweige denn nur annäherungsweise gelöst werden kann.

Dieser ersten Abtheilung der Schrift folgen in den übrigen Heften Betrachtungen über Charakter und Geist der verschiedenen barbarischen und civilisirten Hauptstämme und Hauptvölker. Zuvörderst charakterisirt der Verfasser unter der Ueberschrift „Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist“ die Neger und Kaffern, die Insulaner im Stillen Ocean, die amerikanischen Indianer, die Eskimothier und Jakuten, die Chinesen und Japanesen, die Indier, die Araber in Aegypten. Da diesen Skizzen meist bekannte Reiseberichte, wie die von G. Forster, Wrangel, W. Heine u. s. w. und dem Kapitel „Arabische Lebensarten und Liebeswürdigkeiten aus Aegypten“ des Verfassers früher erschienenen Buch „Der Kleinstädter in Aegypten“ zu Grunde gelegt sind, so brauchen wir auf diese ethnographischen Skizzen nicht weiter einzugehen.

Es folgt nun eine Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden, nebst einigen einleitenden Kapiteln mit den Ueberschriften „Der Naturalismus und die Barbarei im Schoße der Civilisation“, „Der Muth und das Frei-

heitsgefühl barbarischer Nationen" u. s. w., die manches Werthwürdige und Eigenartige, um nicht zu sagen Capriciose enthalten. Wie der Verfasser mit den alten Griechen imstrengt, das ist in der That erstaunenswerth. Es ist zwar bis zu einem gewissen Grade richtig, wenn der Verfasser sagt, daß ein Volk in seiner Kunst und Literatur nur den idealen Factor, nicht die Werfeltagdnatur abspiegelt, insofern der Verfasser hier nur die Literatur und Kunst versteht, von denen allein unsere Aesthetiker, Kunstkritiker und Literaturgeschichtschreiber Notiz zu nehmen pflegen; doch wird man zugeben müssen, daß Kunst und Poesie bei den Griechen ein viel wesentlicheres Element der Volkskultur selbst waren als bei uns Hyperboreern und bei den Modernen überhaupt. Aber selbst was die griechischen Völker betrifft, wird man doch, wenn man sie erschöpfend charakterisiren will, unmöglich die Art, wie sie Literatur und Kunst trieben, so gänzlich beiseite lassen dürfen, wie der Verfasser dies durchgehend thut. Es ist keineswegs gleichgültig, daß wir Deutsche keinen Rafael der Murillo, aber einen Albrecht Dürer, keinen Dante, aber den Dichter der Abelsonen, keinen Shakespeare, aber einen Hans Sachs, keinen Rembrandt oder Palladio, aber einen Erwin von Steinbach, keinen Calderon, aber einen Schiller, keinen Byron, aber einen Goethe haben; daß ferner die Niederländer keinen Leonardo da Vinci oder Correggio, aber einen Teniers, Rembrandt und Ostade haben. Aber wenn der Verfasser Kunst und alle höhern Gattungen der Literatur ziemlich gleichgültige Dinge, für ihn hat der Spruch „Artes molliunt mores“ keine Gültigkeit, so daher sind ihm die alten Griechen nur „ästhetische Idealisten“, welche „die verschloffen gehaltene und zeitweise phobirende Phantasie der nordischen Schulmeister, Antiquare und Kunstenthusiasten bis zur Absurdität idealisirt hat“; er findet, daß „nur aus der naiven selbstverleugenden Auffassung junger und liebenswürdiger Gelehrten, die jedem schönen Schein entgegenschwanden, sich ihre Apologien über Griechen und Spanier erklären lassen“. Den Spartanern, die wir alle auf der Schule wegen des Heraklitenkampfes bewundern mußten, wirft er „schneulichen Kommunismus“ vor, und nicht ganz mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß bei den Spartanern ein bejahrter Mann einer Frau einen jüngern Freund zuführen, ein Kinderfester von einem andern dessen Gattin sich leihen durfte (s. w.). Von dem „offensibeln Geschwätz von Kalokathie“ will er gar nichts wissen; nicht durch die ästhetische Verfeinerung in Künsten und Wissenschaften könne die Menschennatur zur wahren Humanität entwickelt und kultivirt werden, sondern „nur mit Hilfe der Uebernatur, der transcendent gewordenen Seele, der Gemüthsentwidelung im Christenthum“. Zu gleicher Zeit erklärt er aber jeder der Naturität ungebildeter Völker und Menschen Krieg; er behauptet, daß der naive Mensch dem Triebe der Selbsthaltung „bis zur gefühllosesten, bornirtesten Selbstsucht“ folge; daß ihm für alle Wesen, die nicht so organisiert, kultivirt, gebildet und beschäftigt sind wie er selbst, jede Mitleidenschaft fehle, was allerdings richtig sein scheint. Die „Kulturfragen“ seien es, behauptet

er weiter, die den A Länden treiben, und w Tataren oder Araber weissen“ finde, so nehm oder Horaz (welchen li merkt, niemals für einen „Salonschwäger Charakter und einen g sich der Poesie und i Mirza-Schaffy-Philos werde, „wenn man ih punkten machen und d will“. Auch der Bern barischer Nationen such er bemerkt, daß ja au lossten Verbrecher oft mit Fassung zu sterben Freiheiteliebe barbarisch zenshärteigkeit, Despotismus und Selbstsucht gepaart. Er wirft dann einen Blick auf die Griechen und Neugriechen, welche lehrten nach ihm den „ränkevollen, sophistischen, perfiden und lügengerübten Parteilichkeit der alten Griechen“ geerbt haben sollen. An den Türken erkennt er, gegenüber unserer affectirten Bildung, manches Gute an, kommt aber zu dem Schluß: „Wer alte Naturalisten, wer alte profane Weiber gründlich studirt hat, weiß, wie leer und trostlos, wie stupid u ausseht. Nur dem v geistigten Christen ist i des Alter beschieden.“ fasser sehr zudersichtlich der Südländer sei in i so brutal und cynisch gleichwol gehöre selbst ein brutaler englischer oder amerikanischer Matrose nicht selten einer höhern Potenz der Menschenbildung und des Menschengeniuses an, als der frugalste, enthaltsamste und liebenswürdigste Bazzarone oder als ein venetianischer Gondelführer, welcher Strophien aus Ariost und Tasso singe.

Den Russen nennt Weise einen „Culturb thum, Tiefinn, Bege schmelz, Humor und i mit Unrecht, denn an Auffassung der Zustä für heißende Raupst i fehlen. Der Russe, sa Handelsmenschen im g länder, Juden und i gleich. Für des Russi auf das Wein und We alles, was er stiehlt, n ein Pferd, so versieci „gefunden“ habe. G bligen Gegensätze im Russe sei weicher wie wieder aufs äußerste g

höchste
liebens-
würdig
ge-
wöhnliche
bezeich-
net
er zählt.
i kennen
Nation
würdig,
schmerzhaft
Weiber
er stellt
deutschen
n, daß
. Der
Wirth-
genüber,
big und
b Gene-
sten als
je Edel-
Zwecke
verwirft,
obwohl Le-
ist Gold
sche und
idlichkeit
sondern
ten aus
ermüdet,
en pol-
sch. Er
i Fami-
nd dann
Schwer-
r später
damant,

an solider Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung.

Hieran schließt sich ein langes Kapitel über die Juden, in welches manche anziehende Genrebilder eingestrichen sind. Er kommt unter anderm auch auf das Verhältniß der Juden zu den Künsten und der Literatur zu sprechen und behauptet, daß man unter ihnen wenige Künstler, Musiker und Dichter finde, wol aber zersetzende Kritiker und „Widersacher mit Virtuosität“; im ganzen aber zeige die Literatur mehr „geistreiche“ Juden als Christen auf, und wenn es eine Schönheit und Grazie des Stils gebe, so habe sie Böhne dargelegt. Indes haben die Juden in jüngster Zeit auch auf musikalischem Gebiete sich sehr ausgezeichnet, freilich meist nur Schöne reicher Aestern und Bankiers, die ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung und zur Förderung ihrer Erfolge im reichlichsten Maße gewähren konnten, was in unserer Zeit, wo sich mit Geld so viel erreichen läßt, von äußerster Wichtigkeit ist. Auch im Gebiete der Poesie haben sie in neuester Zeit Hervorragendes geleistet, dagegen mag es richtig sein, daß sie,

etwa Mendelssohn und Wagner, im allgemeinen für Malerei, Skulptur und Baukunst weniger ursprüngliche Anlage oder Neigung besitzen. Schon die alten Hebräer waren wol ein hochbegabtes Literatur- aber ganz und gar kein Kunstvolk. Gold berichtet auch, daß es den Juden an Empfänglichkeit für die Natur fehle, und er beruft sich dabei auf Kompert, welcher es auffällig findet, daß schon die jüdischen Kinder von Blumen nicht viel wissen wollten. Gold meint auch, der Jude (zumeist doch wol nur der eigentliche Handelsjude) sei durch und durch profan und spreche schon beim Hinausgehen aus der Synagoge vom Geschäft. Den Jüdinnen rühmt er nach, daß sie, in jüdischer Gesellschaft wenigstens, unbefangener als die jüdischen Männer und bei weitem natürlicher und unaffecteder als die Christinnen seien, wobei er wol vorzugsweise an deutsche Christinnen denkt; unter den Christinnen seien sie aber oft nicht wiederzuerkennen. Christliche Männer bewegten sich übrigens gern in jüdischer Damengesellschaft, weil sie dort mehr Gefühlstiefe, Leidenschaft und Beweglichkeit des Geistes zu finden meinten. Die Jüdinnen (aber auch wol die jüdischen Schriftsteller, Dichter, Musiker u. s. w.) zeigten sich merkwürdig allem Nothwendigen zugethan, im Guten wie im Schlimmen, und an keinem Geschöpf zeigten sich die Einflüsse der Zeit so sichtbar als an den jüdischen Frauen.

Den größten Widerwillen offenbart Gold gegen die romanischen Völkerschaften, gegen die Spanier, Italiener und Franzosen. Was die Spanier betrifft, so rühmt er ihnen „Gleichgültigkeit gegen äußere Lebensgüter“ als eine Nationaltugend nach, nennt sie aber „Ungeheuer und Kind in einem Athem“, und „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genie“. Eigentlich interessant war uns unter seinen Bemerkungen über die Spanier, die er wol schwerlich aus Autopsie kennt, nur die über die Asturier, die sich ihrer rein gothischen Abkunft rühmen und in ihrem Mangel an Artigkeit im gesellschaftlichen Umgang, in ihrem habersüchtigen und wenig lebendigen Wesen wol noch ihre deutsche Abstammung verrathen. Noch viel heftiger entladet sich sein Zorn gegen die Italiener, an denen er auf seinen Reisen keine guten Erfahrungen gemacht zu haben scheint; doch waren dies eben nur Reisebefahrungen, die nicht sehr geeignet sind, um ein Volk gründlich kennen zu lernen. Er sucht alle Klüngeleien zu zerstreuen, welche der Gelehrte, der Künstler in Betreff der Italiener hegt, meint, „Aesthetik ist die wichtigste Diagnose von einem Volke“ und zählt die Italiener selbst den „liebendwürdigsten und ästhetischen Fundamenten“ bei. Er bemerkt: „Der italienische Schmutz geht, ohne Miß gesprochen, zur Naturgeschichte des italienischen Menschen“, und versteigt sich sogar bis zu der maßlosen Behauptung: „Forterbende potenzierte Christlosigkeit und Nichtsnutzigkeit, ein unerschämter, zeugungsdun-kräftiger und schuftiger Naturalismus macht die italienische Durchschnittsphysiognomie von Venedig bis Sicilien aus.“ Selbst für ihre bestehenden Eigenschaften weis er nur schlimme Motive aufzufinden. „Man muß italienische und spanische Weiber im Born gesehen haben“, sagt er, „um

Es ist ätzendes, was für ein erbärmliches, indignirendes, die Menschheit entwürdigendes Ding diese südländische Orgie ist." Dabei meint er aber doch, daß das gemeine Volk in Italien unendlich besser und bildkräftiger sei als die gebildeten Klassen. Selbst die schöne italienische Sprache erregt seinen Widerwillen. Sie gilt ihm nur als eine „weibliche, wehliche, mit lauter Vocalen verhäßte und verschüttete“ Sprache, als eine Ausartung der „gesunden“ (!) Römersprache.

Nachdem der Verfasser schon früher gelegentlich in Bezug der Franzosen bemerkt, daß ihnen „die Lüge, die Affekation, die Manier und Romödie und der stiltliche Schmatzenus“ zur zweiten Natur geworden seien, wogegen ihnen das Gewissen, das Gemüth, die Religion für eine „Schauspielerei“ oder für eine „naïve Illusion“ gelte, wendet er ihnen im vierten Heft ein eigenes Kapitel, dessen Inhalt sich in den einzelnen Ueberschriften: „Culturbareien bei den Franzosen“, „Die französische Unpersönlichkeit, Mechanik, Abgeschmacktheit und Schamlosigkeit“ u. s. w. genugsam kennzeichnet. Indes, bemerkt er, die Welt liebe nun einmal die Reichfertigkeit, den sinnlichen Schmutz, den schäumenden Witz, die Jungengewandtheit, die gefällige Façon, das declamatorische Pathos und den Romödienpectakel, den Wobewechsel, die Taschenspielerlei mit Worten und Werken wie nichts in der Welt, und für alle diese Liebhaberei sei der Franzose der Hexenmeister, der Tausendkünstler ohnegleichen. Ein andermal sagt er von ihnen, sie seien „trotz aller Culturschleisereien und historischen Metamorphosen die verlogenen prahlerischen, ostentativen, gleichnerischen, immer schlagend und redfertigen, vielgewandten, leicht beweglichen, oberflächlichen und leicht zusammengerotteten Gallier geblieben“. Dabei gesteht er freilich, daß der Franzose mehr materiellen Instinct, mehr graziösen Verstand und unendlich mehr politischen und socialen Geist besitze als der Deutsche, und daß er bei tausend Gelegenheiten mehr sittliches Fundament, mehr Ehrliche, Ritterlichkeit, Wiederherzigkeit und Gemüthlichkeit zeige als der Italiener. In diesem Kapitel kommt er auch auf Voltaire und Rousseau zu sprechen, und nennt letztern einen bloßen „Raisonneur und Declamator“, einen „bornirten und querköpfigen Naturphilosophen“. Er zieht unter anderm ferner einen Vergleich zwischen der russischen und französischen Sprache und findet, daß beide von einem Mechanismus regiert seien und in ihrer Construction wie eine Mosaik darstellten. Daraus fügen wir noch unsererseits, weil sich gerade Anlaß dazu bietet, eine Bemerkung über den von vielen der französischen Sprache nachgerühmten Wohlklang. Dieser besteht ja aber durchaus nicht in dem Material der Sprache selbst, sondern wird nur dadurch künstlich hervorgebracht, daß die Franzosen gewisse Buchstaben und ganze Silben gar nicht, andere anders aussprechen als ihr natürlicher Laut ist, wieder andere durch die Nase schnarren, oft halbe Worte verschlucken oder am Saumen zerbrechen, die Betonung willkürlich auf Ableitungssilben legen u. s. w. Bei unserer deutschen Sprache würden wir am Ende einen ähnlichen Wohlklang, wenn er Wohlklang ist, erreichen,

wenn wir in der ähnlicher Willkür wird im Laufe 1 gelte, wonach die prononciren, vor den dann das 2 Regeln ausspreche den dann gar 3 daß eine Sprache lingsumgangsspre konnte. Noch ei Bemerkung des 4 meint nämlich, 5 für den Begriff, 6 kommen, weil 6 drücklich genug ei

Man wird ungenossen überschätzten Politik gewarnt in daß unsere Literat als wenn sie a Muster copierte, b artete, als wenn daß die deutsche deren Wolkern und als wenn sie ar darstellte wie Hol zosen, die wenig mals zum Spiel für hergab und Revolution perspr liche Eigenschaften nur deshalb gerin weit wir selbst de uns ein politischen scher Bannstrahl i reich erhielt:

Die Franzosen sind in Fieberkriegen bod und humaner und gegen Parteigenossen von e Hingebung, die musterhältig ist. Auch die 2 da wo sie nur formell ist, bestimmt sie zu Acten wovon ich hundert Beispiele anführen könnte. von der Unstetigkeit ihres Charakters; nicht ein davon wahr. Nachdem ich von den meisten 2 kannten volle neun Jahre getrennt gewesen wi ihnen je geschrieben zu haben, fand ich sie mit lenden Gefinnungen wieder. Manche hatten ihre Fahne gewechselt, trotzdem bestand aber doch die Achtung vor dem früheren Verhältniß noch fort. Du weißt, wie aufrichtig ich an Deutschland hänge, aber nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß französischer Takt und französisches Bartgefühl (délicatesse) probrohaltiger als deutsche Gemüthlichkeit sind, die beim Menschen 3

st noch etwas aus-
pr aber schwächlich
e: „In Weltfachen

niger Zeit in der rothen. In dem daß es namentlich prakter der Fran-

ange in Frank-
Ständen Un-
t das Schwie-
be vollkommen
die Franzosen
verschäfflich und
ormen des ge-
he Seele, das
er Humanität
als man bei
ste zu glauben.
nirgend, bei
lefer wurzelnde
ranzosen, und
bezweifelnden
unität ist keine
scheint, welche
der Franzosen
Falschheit und
r unmittelbare
ist gewiß kein
In demselben
idoleute, welche
nd jedenfalls
so viele Lau-
mentlich Paris
t, daß sie nur

zu bald ihr Vaterland vollständig vergessen, was man
von Franzosen, die nach Deutschland kommen — und sie
thun dies nicht ohne große Noth — weniger sagen kann.
Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bemerkte
in Bezug auf die Ausfälle unsers Verfassers gegen die
romanischen Nationen, nachdem es darauf hingewiesen,
daß jedes Volk sein Gemüth, nur jedes in seiner eigenen
Weise habe:

Wenn den Franzosen und Italienern nichts bleibt, so haben
sie das Verdienst, dem barbarisch gewordenen Europa die antike
Tradition der griechischen Urbanität und Humanität vermittelt
zu haben. Allen Respekt vor den Tugenden und der gesunden
Kraft unserer deutschen Vorfahren, aber Bildung, Humanität
und Achtung vor der Menschenwürde haben sie nicht erfunden
— wir sind sehr gemüthlich, solange wir gut gelaunt sind —;
aber Höflichkeit, Takt, Bartgefühl wird selbst heute noch der
größten Zahl unserer Landleute herzlich schwer. Dieses Bart-
gefühl, der Takt, was unangenehm sein und beleidigen könnte,
die Discretion in peinlichen Verhältnissen, die Achtung vor der
äußern und innern Würde des Nebenmenschen, dieses Kennzeichen
reife Humanität, die eine tiefe geistige Quelle haben müssen,
gebühren, man mag sagen, was man will, den Franzosen und
damit machen sie noch heute Propaganda bei Russen und Polen,
ja bei deutschen Bauern. Gott bewahre uns vor der
deutschen Niederheit, Treue und Aufrichtigkeit in ihrem form-
losen Naturzustande, wie er noch ziemlich häufig selbst bei Ge-
lehrten und Männern „von Bildung“ angetroffen wird.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß, wie die Geschichte
beweist, der Franzose in Augenblicken leidenschaftlicher Auf-
wallung seine Urbanität und selbst seine Galanterie gegen
Frauen vergessen kann; aber diese Aufwallungen sind dann
doch immer mit einem imponirenden oft freilich auch theatra-
lischen Pathos verbunden, dem Verbrechen gefellt sich die

Größe, und Scenen rührender Aufopferung und Noth-
bilden fast immer die verschönernde Lichtseite zu so dunkeln
Schatten. Was Italien betrifft, so hat auch dieses keine große
Geistesepoche in Kunst und Literatur gehabt, ohne die
wir schwerlich ganz das wären, was wir sind, und Per-
sonen, die sich unter ihnen längere Jahre aufgehalten
haben und nicht bloß gewinnfüchtige Fachmänner, Petrarca
und Cicero und unverschämte Bettler kennen lernen,
wissen auch von ihnen viel Nützliches zu erzählen. Der
Oesterreicher G. von Goernig erkannte in einem aus den
Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissen-
schaften auch einzeln abgedruckten Vortrage über die „Ethno-
graphie Oesterreichs“ (Wien 1857) den Italienern und be-
sonders den Lombarden viele sehr löbliche Eigenschaften zu,
und Paul Heyse bemerkte jüngst in einem Vortrage über die
italienische Volkspoesie laut der „Neuen Münchener Zeitung“:

Als Resultat für den Volkscharakter der Italiener muß man,
so gering sonst unsere Meinung sein mag, das Ingefühls-
machen, daß sich in ihnen bei der Abwesenheit aller Bage man-
licher Reife, eine Idealität, eine Bartheit und Festigkeit der
Leidenschaft erhalten hat, die nur der Jugend eigen sind. Der
Augenblick ist ihnen alles, die Vergangenheit nichts. Das Herz
und die Natur bleiben die einzigen Quellen ihrer Poesie, in wel-
cher bei aller Freiheit und Leidenschaft dennoch eine gewisse Strenge
nie überschritten wird. Jene ewige Jugend bleibt immer ein Traum.

Es ist, wie schon bemerkt, ein großer Mangel der
ethnographischen Untersuchungen, daß er Kunst,
Literatur und Poesie der Völker gänzlich unberücksichtigt
läßt, sonst würde er z. B. auch in Betreff der Spanier
haben zugeben müssen, daß ein Volk, welches einen Cal-
deron, Lope de Vega, Cervantes, Moreto, einen Du-
rillo, Velasquez, Zurbaran u. s. w., also Dichter und
Künstler von höchster Noblesse hervorgebracht, nicht bloß
„Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Ge-
nie“ sein könne. Die Spanier liegen jetzt dankbar,
aber nicht ärger oder nicht so arg, als wir Deutsche zu
Zeiten danebergelegen haben.“ Hüthen wir uns, durch

*) Es sind in letzter Zeit so manche Reiseberichte in Deutschland
erschienen, welche geeignet sind, unsere Ansichten über die Spanier
in einem ihnen günstigen Sinne zu berichtigen; dahin gehören die
Schriften von Moritz Billkomm, Alban Stolz, Holzogen u. a.
ferner Lamont's Reisebriefe aus Spanien, welche das „Münchener
zur Neuen Münchener Zeitung“ im vorigen Jahre brachte. Be-
mont wohnte unter andern in Madrid einer öffentlichen Universitäts-
feierlichkeit bei, und er schreibt am Aufsatze derselben: „An den Hof-
soßen bewunderte ich die Fertigkeit des freien Vortrags: wo ich Ge-
genheit hatte mit Fachgenossen in Berührung zu treten, war ich von dem
Umfange und der Gründlichkeit ihres Wissens, sowie von der tief-
sten Einwirkung und Ausprägung ihrer Institute um so mehr überrascht,
als ich den in Deutschland ziemlich allgemein verbreiteten Ansichten ge-
folge keine besonders günstigen Erwartungen davon gesetzt hatte. Was
was ich auch sonst in dieser Beziehung wahrgenommen habe, war
gerade den vortheilhaftesten Eindruck hervorzubringen. Besonders sei
ich hervorzuheben, daß eine Beilegung erfüllt wird, welche ich als das
Kriterium des wahren wissenschaftlichen Sinnes und als unablässig für
höheren Erfolg betrachte, ich meine die Vermehrung des Bibliotheken-
mus, den man bei mehr als einem Volke antrifft. Was in Frankreich,
in England, in Deutschland angestrebt und erreicht wird, findet eben
viel Beachtung wie das Einheimische. Französische und englische Lite-
ratur ist, man darf sagen, allgemein verbreitet; aber auch eine ziem-
liche Anzahl von Professoren trifft man an, die deutsch zu lesen, mehr
als in dieser Sprache geklärt sich auszudrücken im Stande sind.“

solche Unfälle wie die Gold'schen zu Repressalien herausfordern! Vielleicht möchten wir dann doch nicht so vollkommen regreich bestehen, als Gold sich einzubilden scheint.

Der Charakteristk der Engländer, die er in der allgemeinen Einleitung ein „Gemischel von Noblesse und Brutalität, von Ebleen und Trivialität, von Weltbürgerthum und Philistereihaftigkeit, von Großmuth und Gewissenlosigkeit“ u. s. w. genannt, ist ein eigenes Heft, das fänfte, gewidmet, und er bemerkt darin unter anderem: „Schon im Gange, in der Miene und Haltung des Engländers, im Ton der Stimme, in seinem zungenbequemen Dialekt bricht sich eine Negligence und Natürllichkeit aus, die nur aus dem stärksten Selbstgefühl und aus einer persönlichen Sicherheit hervorgehen kann.“ Es ist richtig, daß dieses Easiren andern oft sehr unangenehm werden kann, aber wir für unser Theil lieben diesen festen, breiten Gang des Rationalengländers, indem sich dadurch selbst in dem Individuum das Bewußtsein ankündigt, einer weltberührenden Nation angehören; wir lieben diese nämliche hohe Gleichgültigkeit, die aber auch wieder nichts von dem französischen Eedenhochmuth oder jener nicht sehr männlichen burschifosen deutschen Renommisterei hat, die in der sonstigen deutschen Schüchternheit einen eigenartigen aber keineswegs sehr erfreulichen Gegensatz bildet; wir lieben diesen geradeaus gerichteten, kaum nach links und rechts abschweifenden Blick, während der Deutsche so gewohnt ist, dem an ihm Vorübergehenden neugierig ins Gesicht zu sehen oder sich gar noch umzuwenden, um sich möglichst noch von der Rückseite des ihnen zufällig Begegnenden Kenntniß zu nehmen. Diese Neugier hat ja ebenso wenig mit Wohlwollen etwas zu thun, als die hohe Gleichgültigkeit des Engländers mit Mißwollen. Zu dieser großartigen Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt werden freilich die Engländer förmlich abgerichtet. So erzählt der Kanzler Niemeyer, daß, als er die Schule von Eton besuchte, ein Jögling derselben bestraft wurde, weil er auf der Straße mit einem ihm befreundeten Hamburger gesprochen habe; denn die Schüler durften nur miteinander und mit ihren Vorgesetzten verkehren und mit niemand sonst sich unterhalten. Der Gymnasialrector Brandes, der dies in einer seiner Schriften mittheilt, bemerkt dazu: „Wir schreien oder spotten über solche Eette, und doch sind die Engländer nicht allein Kluge, sondern auch praktische Leute, die wohl wissen, was sie thun.“ Der englischen Herzlichkeit widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel, in dem er unter anderem versichert: „Die Werte der Liebe und Freundschaft ist in England zu Hause.“ Nach seiner Ansicht hängt diese Herzlichkeit mit dem englischen Verstande aufs innigste zusammen, und schließlich wird jeder, der mit Engländern näher zu verkehren Gelegenheit hatte, zugeben, daß es in dem Herzen der verständigsten Engländer eine Stelle gibt, wo er kühler Gemüthsruhe ist. Freilich kann der Britte auch aufs äußerste gefühllos sein und gleichgültig gegen Nebenmenschen wie gegen die leblose Schraube an einer

Maschine, wenn es sich um Erwerb und Gewinn und um die Erreichung eines Nationalzwecks handelt; doch hat sich auch hierin viel gebessert, obgleich Bogumil Goltz nicht angegeben weiß, „wie viel Ambition und Klingerei, wie viel Menschlichkeit in dem Reformen steckt“. Der Verfasser macht auf Anlaß der englischen Herzlichkeit die bis zu einem gewissen Grade richtige Bemerkung, daß man wahrhafte Herzlichkeit oft gerade bei solchen Menschen antreffe, die wenig Phantasie und Sentiment besäßen und noch weniger von schönen Künsten und Wissenschaften verständen. Künstler und Dichter wie alle Gebildeten gewöhnlichen Schlags hätten nicht so viel Herz als die Geschäftleute (diese aber doch wol nur dann, wenn das „Geschäft“ gänzlich aus dem Spiele bleibe), Handwerker, Soldaten und Arbeiter; nur der Genius conservire in allen Culturprocessen auch noch die Fähigkeit, zu lieben und jählich zu sein. Den englischen „Vollblutigen“ ständen, bemerkt Goltz weiter, freilich auch die englischen „Vollblutlaster“ gegenüber; einen consequentem, gewissenlosen Bösewicht gäbe es nicht als einen vom englischen Blut; die deutsche Sünde sage sich selten ganz und gar von Scham und Gewissen los; sie löse sich in Reue noch während der Missethat auf und breche der Bosheit die Spitze ab. Wir möchten fast glauben, der Verfasser habe nicht hinlänglich Criminalgeschichte, z. B. den „Neuen Pitaval“ studirt; er würde sonst schwerlich die letztere Behauptung nirdergeschrieben haben. Der Verfasser stellt auch eine Vergleichung zwischen der englischen und deutschen Schulerziehung an und meint, daß die deutschen gelehrten Schulen dem Idealismus des künftigen Gelehrten erzögen und mit dem Allgewohnheitlichen den Grund zum besondern, zum künftigen Beruf legten. Die Engländer gingen direct auf die Praxis los. Daher arbeite sich der Engländer auch nicht leicht zu einem Weltbürger, zu einem harmonisch gebildeten Menschen durch; aber unser idealistisches Princip verführe zu Bräntionen und erzele eine Unmasse von „taugenschiffen“ Literaten, Kestheilern und unfruchtbaren Ideologen; dagegen leiste der englische Realismus dem dortigen Materialismus zu viel Vorschub. Er gelangt zu dem Schluß, daß die Oekonomie der Menschengeschichte ohne die deutsche Universalität und Idealität, ohne die deutsche Versöhnung, Mäßigung und Ausgleichlichkeit ebenso wenig bestehen könne als ohne die englische Charakterkraft, Thatkraft und Einseitigkeit. Wie bekannt hat sich eine deutsche pädagogische Autorität, z. Biese, im ganzen mehr für das englische Erziehungsprincip ausgesprochen; und allerdings kann man dem deutschen Erziehungsweisen wol vorwerfen, daß es die Gemüther unruhig und unster macht und erzieht, daß es nur zu oft zum Dunkel und zur Phrasologie verführt, an der wir Deutschen so gut wie die Franzosen leiden, während sie dem Engländer fast ganz unbekannt ist. Was hilft die Universalität, der Idealismus, das Weltbürgerthum innerhalb der vier Wände? Dieses Weltbürgerthum ist sehr wohlfeil und schützt nicht gegen Härte und Lieblosigkeit. Zum Schluß gibt der Verfasser eine kurze Schilderung

der Irländer, wonach dieses Volk leicht als das liebenswürdigste Volk der Erde erscheinen könnte. Indes schöpft dabei der Verfasser aus einer sicherlich nicht ganz unpartheiischen Quelle, aus Horreouer, der unsern Wissens selbst ein Irländer ist. Gelegentlich wüthet er, wie früher schon gegen die italienische und französische, so auch gegen die englische Sprache, der er „regelhafte Zungen-, Lippen-, Gaumen- und Rachencommoditäten“ vorwirft und überhaupt Injurien sagt, für die sie ihn vor Gericht belangen könnte.

Den Deutschen hat Goltz keine eigene Betrachtung gewidmet, doch finden sich über sie eine Menge Notizen im Buche verstreut, welche das Widersprechendste über diese Nation aussagen. Dies liegt überhaupt in der Methode des Verfassers, wozu noch allerdings kommt, daß das deutsche Volk an innern wie äußern Gegensätzen überaus reich ist und daher auch dem Auslande als eine Art Räthsel erscheint. Goltz sagt von ihnen z. B., es sei ihnen der Naturstolz und Nationalstolz, den der Engländer in seinem Blute bewahre, durch Grübeleien, Schulmeistererei, Gemüthlichkeit und Philosophie abhandeln gekommen; der Deutsche sei ein „Räpserer, Krakepler und Klugfoser“; er wirft ihm „Schwerfälligkeit und Ungrazie“ vor, während es wenigstens den Bewohnern mancher süddeutschen und österreichischen Gebirgsländer, denen allerdings ihre kleidsamere Tracht zu Hülfe kommt, nicht an natürlicher Grazie und Elasticität fehlt; er bemerkt, daß den Polen an dem Deutschen folgende Eigenschaften misfällig sind: „Phlegma, Knausererei, Höflichkeit, Schulmeistererei, Unsichtheit, Unnatur, Mangel an conversationaler Bildung, an Grazie, an Gewandtheit; in Summa: Schwerfälligkeit und Pedanterie.“ Der Verfasser gibt den Mangel an Grazie zu, aber er motivirt ihn in folgender, den andern Völkern nicht sehr schmeichelhafter Weise:

Die Flachheit, die Borntheit, die Trivialität, die Gemeinheit und Gewissenlosigkeit haben andern Nationen, Franzosen, Italienern, Polen die freie, d. h. grösste Entwicklung belassen, während das deutsche Gewissen und die deutsche Geisteskraft die natürlichen Grazien und Liebenswürdigkeiten absorbiert.

Ein andermal versichert er,

Manne
nischen:
Delo-
ole und
ib, auf
b Thyr-
m, auf
Kleinsten
Normen

Das ist nun freilich alles Mögliche. Weiter versichert Goltz, daß „nur das deutsche Antlitz ein Menschenthum wie kein anderes verbürgt“, daß ferner, was manchem zu lesen überraschend sein wird, „so fein, so verständig, so delicat zugleich, wie ein deutscher Mensch alle leiblichen Schattirungen, Mythen und Metamorphosen des Geistes und Herzens in der Stimme und Oberlippe wiedergibt, es ihm nicht einmal der Italiener und Spa-

nier, geschweige der Franzose nachthut“. Ein Theil dieser Lobeserhebungen wird freilich von einer Autorität bestätigt, die keine geringere ist als Friedrich der Große, dessen Urtheil wir anführen, weil Friedrich vielen, aber mit Unrecht, als ein Verächter der Deutschen und alles deutschen Wesens gilt. Friedrich schrieb einmal an Voltaire:

Es fehlt uns die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen, allein wir haben als Ersatz gefunden Sinn, Offenheit, Einfachheit.

Und ein andermal:

Der Fehler der Deutschen ist nicht Mangel an Geist; gesunder Sinn ist ihnen eigen, ihr Charakter nähert sich dem der Engländer. Die Deutschen sind arbeitssam und tief; haben sie einen Stoff ergriffen, so werden sie Meister. Könnte man ihre Schwerfälligkeit bessern und sie mit den Engländern etwas vertrauter machen, so zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervorbrächte.

Als Friedrich diese Worte schrieb, lebten zwar keine eigentlich großen Männer in Deutschland, aber früheren Zeiten hatten deren schon, trotz mangelnder Grazie, viele hervorgebracht und Friedrich selbst sollte eine neue Reihe großer Männer eröffnen.

Wir fügen noch einige eigene Bemerkungen an. Es gibt mythische Traditionen wie die von der deutschen Gemüthlichkeit, gegen die schwer anzukämpfen ist. In der Oppositionszeit zwischen 1830—48 war es Brauch, die Gemüthlichkeit, mit der ein Volk überhaupt so wenig coquettiren sollte wie eine Jungfrau mit ihrem Unschuld, als einen wirklich vorhandenen Gegenstand zu betrachten, den man zuvörderst zu beseitigen trachten müsse, ehe es gelinge könne, die Deutschen zur richtigen politischen Thatkraft zu befähigen. Alles sollte diese Gemüthlichkeit verschulden! Wie aber, wenn das, was man unter dem Namen Gemüthlichkeit bekämpfte, gar nicht vorhanden war? Denn was versteht man in Deutschland eigentlich unter Gemüthlichkeit? Viele verstehen darunter nur die Wirtschaftsgemüthlichkeit, ein bloßes Sichgehalften im Gespräch, möglichst formlos und zwanglos, möglichst geistlos; Andere verstehen darunter sogar das Privilegium, recht gründlich grob sein zu dürfen, und die sehr unblöthe Leidenschaft des Gelatsches und Gerätsches, des Aufziehens, „Schraubens“, „Ugens“ und „Krakehlens“, und sie befinden sich da, wo sie dieser Leidenschaft nicht nach Herzenslust fröhnen können, im höchsten Grade „ungemüthlich“. Anders ist schon da nicht recht wohl, d. h. nicht gemüthlich, wo es ihnen nicht gestattet ist, in ihrem Provinzialdialekt möglichst ungenirt zu plaudern, und in manchen deutschen Landstrichen würden die „Autochthonen“, wenn sie jemand mit scharfem preussischen Accent oder überhaupt reinem Hochdeutsch sprechen hören, scheu hinweg; denn dieser Mensch erscheint ihnen „sehr ungemüthlich“. Derselben Art Gemüthlichkeit huldigt das weibliche Geschlecht in Kaffee- und Biergesellschaften. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun, sind die Klopfgeschreien unserer Gelehrten und literarischen Handlanger, die Anzüglichkeiten und anonymen Ausfälle und die geschmacklosen und rohen Späße in dem den öffentlichen

Inseraten gewandten Theile unserer Festsblätter, die vielen Familienhäfteleien und brotmelissigen Intriguen und die zahlreichen Prozesse und Gerichtshändel die süßen Früchte, an denen wir diese Gemüthlichkeit erkennen sollen? Und ist nicht vielleicht gerade diese auch auf den Universitäten gepflegte rohe Gemüthlichkeit die Hauptursache, daß bei uns die „Grazien“ nicht recht gedeihen wollen? Keineswegs wollen wir hierdurch in Abrede stellen, daß es unter den Deutschen eine große Anzahl wirklich und nicht bloß scheinbar gemüthvoller Menschen gibt und zwar mehr in den untern und mittlern als in den höhern Ständen, wo es wenigstens nicht zum guten Ton zu gehören scheint, sich auch äußerlich gemüthlich darzustellen. Aber wer auf seinem Lebensgange solche reine Gemüthsmenschen hat kennen lernen, der wird auch wissen, daß sie mit ihrem Gemüth nur sehr schlechte Geschäfte machten und die Concurrenz mit den bloß berechnenden Verstandesmenschen und den bloß egoistischen Intriguanten nicht bestehen konnten, weshalb auch Gypson in seinem neuesten Roman als Lebensregel den Satz aufstellt, daß, wer im Leben sein Glück machen und ein großes Resultat erzielen wolle, dem Gemüth den Laufpaß erteilen müsse. Es sind dies nicht seine Worte, aber es ist der Sinn der betreffenden Sentenz.

Dagegen möchten wir die Deutschen gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen, der ihnen, wie uns scheint, unrecht gemacht wird, nämlich gegen den Vorwurf unpraktisch zu sein. Man nennt sie unpraktisch, weil so und so viel Gelehrte sich unpraktisch zeigen, so und so viel Philosophen ins Blaue des Transcendentalismus hinein speculiren, so und so viele Lyriker ihren Träumen nachhängen, so und so viel Talente oder Genies zu Grunde gegangen sind, oder endlich weil die Deutschen auf politischem Gebiet nichts Rechtes zu Stande zu bringen wußten, was hier viel mehr im Eigensinn, in der Rechtshaberei, in der Deutschland so verbreiteten kritischen Zweifelsucht und gegenseitigem Stammeshaß seinen Grund hat. Dagegen, wo es die kleinen Interessen der eigenen Existenz trifft, da zeigen sich die Deutschen im allgemeinen wol sehr praktisch, indem sie auch den kleinsten Vortheil wahrnehmen wissen, geschickte und thätige Arbeiter und meist ein wenig Knäuser sind. Man lasse einen Deutschen mit einem Irländer, Polen, Ungarn, Spanier u. s. w. denselben Geldmitteln in die weite Welt wandern, da es ist zehn gegen eins zu wetten, daß es der Deutsche hier bringen wird als die andern. Viele, die mit sehr nigem ausgewandert sind, haben es in der Ferne angesehenen Kaufleuten und wohlhabenden Farmern, manche, wie Astor, selbst zu großen Reichthümern gebracht. Diese praktische Ansicht erstreckt sich auch auf das blühende Geschlecht; ein deutsches Mädchen wird sich viel eher an den Mann zu bringen wissen, als eine Irin, Spanierin oder Italienerin, die zu stolz sind, sich einem Manne aufzubringen, wenn er ihnen viele Umstände macht. Gelangen trotzdem viele bei dem Fleiße, aller Erfindungsgabe in Deutschland zu sein, mußten so manche mit ihren Ideen und Plänen

ins Ausland ausführbar wird dies eben an Mit diesem wie bemerkt, absprechen möge noch bei den iät, obgleich die mündlichen sehr zu verlaß ein Wort! So man für „ein

Der Versa größere Hälfte Auge gehabt, Frauen erschein vorliegenden B mit dem Rich schienenen Bud vorbehalten ble Buche, welches nichts bildete, Abklärungen zu sprechen. Im allgemeinen betrachtet er sie, wie wir gesehen haben, wie die Kinder und die Polen als „liebenswürdige Barbaren“. Daher stellt er sie in der Betrachtung über den „Muth und das Freiheitsgefühl barbarischer Nationen“ auch in Betreff ihres Muths mit den Barbaren zusammen. Er bekennet zwar bei dieser Gelegenheit, daß die Frauen oft mehr Muth zeigten als die Männer, aber dieser Muth der Frauen gelte selten einem Princip, einer Wahrheit, er verbinde mit Verzagtheit und flüchtiger Anstrengung, er sei „der Muth der Schwäche, sehr oft der Feigheit, der Unwissenheit, des Wahnsinns, der Unvernunft und der Furcht“; das Weib kenne in seiner Leidenschaftlichkeit weder Maß noch Selbstcontrolle oder Gerechtigkeit und ruhiges Urtheil. Man sieht hieraus, wie aus dem Vorstehenden überhaupt, daß es der Verfasser, welcher sich den Menschen recht eigentlich zum Gegenstande seiner Forschung ausersehen hat, in seinem Buche an excentrischen Behauptungen und an Aufstellungen, welche Widerspruch und Anstoß zu finden geeignet sind, keineswegs fehlen läßt; nichtsdestoweniger ist es ein sehr anregendes und lehrwürdiges Buch, das neben vielen Einseitigkeiten auch eine große Anzahl richtiger und dabel selbständiger und furchtloser Beobachtungen enthält, welche dazu beitragen werden, den gegenüberstehenden Einseitigkeiten die Waage zu halten und manche vulgären, zuweilen schädlichen Illusionen ein Ende zu machen. In der Reihe der vielen glatten und unterschiedslosen literarischen Phyllognomien unserer Zeit tritt Bogumil Goltz wenigstens, wenn auch nicht als ein schöner, doch als ein individuell ausgeprägter Charakterkopf bedeutsam hervor. Hermann Marggraff.

nd Form.

Form in der Kunst.
er und Selter. 1858.

lt und Form bestehenden
r wichtigsten, aber auch
te nicht nur der Kunst-
haupt. Soll ihre Be-
hliche sein, so setzt die-
orsfällige Beobachtung
Form und Inhalt un-
halb unsers Geistesfrei-
eculativen Verstandes in
, in die innersten My-
s ebenso sehr, über die
unendlich verschiedenen Modifikationen, in denen sich jenes Ver-
hältnis zu manifestiren vermag, wie über die Ur- und Grund-
beziehung, aus welchen sich alle diese Modifikationen entwickeln,
eine den Thatfachen entsprechende und in sich haltbare Vor-
stellung zu gewinnen. Obgleich Wisker in der vorliegenden
Abhandlung das gebachte Verhältnis nur mit spezieller Bezugnahme
auf die Kunst zu erörtern sucht, so hat doch auch er sich der
Nothwendigkeit, dasselbe auch von seiten seiner Bedeutung in
der Natur und innerhalb der reinen Begriffssphäre zu betrachten,
nicht ganz entziehen können; ja er stellt sogar die Forderung, welche
er über das Verhältnis von Inhalt und Form in diesen Gebieten
hegt, in den Vordergrund und sucht, was er über dasselbe
Verhältnis in der Kunst zu sagen hat, erst nach ihnen, theils
durch Angabe der Analogien, theils durch Hervorhebung der Unter-
schiede zu bestimmen. Obgleich wir uns aus dem Art und
Weise, wie Wisker die Sache angegriffen hat, im allgemeinen
eindeutigen erklären müssen, vermögen wir doch den Kern und
die Summe dessen, was er über das Verhältnis selbst aufge-
stellt hat, noch nicht als befriedigend zu erkennen. Es befinden
sich unter seinen einzelnen Gedanken sehr viel richtige und seine
Bemerkungen, auch seine Grundansicht trifft im Wesentlichen das
Wahre; aber trotzdem entbehrt seine Darstellung der vollen
wissenschaftlichen Klarheit und innern Consequenz, sie läßt eine
tiefer und schärfer Erfassung des besprochenen Verhältnisses ver-
missen und macht in einzelnen Partien den Eindruck, als habe
sich der Autor mehr von momentanen Einfällen und einem Ver-
hagen an philistischen Effecten, als von einer gründlichen, nur
die Sache ins Auge fassenden Durchdenkung des Gegenstandes
leiten lassen.

Daß sich der Autor um einer bequemen oder wirksamen
Verbindung willen hier und da zu Behauptungen fortzuziehen läßt,
die nicht ganz dem Thatbestande entsprechen, kann man sogleich
aus seinem ersten einleitenden Gedanken erkennen. „Solange es
eine Kunst gibt“, lautet derselbe, „wird das Kunsturtheil in zwei
einseitige Richtungen auseinander laufen, welche trennen, was
im wahren Wesen der Sache und im einzelnen Werke, das ihm
entspricht, untrennbar eins ist, und das eine der losgerissenen
Elemente des Ganzen für das Ganze halten: die eine wird
alles Gewicht auf den Gehalt, die andere auf die Form, die
eine auf das Was, die andere auf das Wie legen.“ Ist dem
wirklich so? Hat wirklich in allen Zeiten — um von der Zu-
kunft zu schweigen — ein derartiges Schisma in der Beurtheilung
der Künstler und Kunstwerke stattgefunden, daß die einen nur
den Gehalt, die andern nur die Form zu würdigen gewußt hät-
ten? Wir meinen, die Zahl so durchaus einseitiger Beurtheiler
dürfte in allen Zeiten nur eine sehr geringe gewesen sein, und
was sich ohne Uebertreibung behaupten läßt, ist jedenfalls nur
das, daß es unter allen Umständen selbst dem besonnensten und
unbefangenen Kritiker äußerst schwierig, ja fast unmöglich ist,
bei der Beurtheilung eines einzelnen Kunstwerks dem Inhalt
und der Form vollkommen gleich gerecht zu werden und daß dar-
her bei den kritischen Abwägungen in der Regel eine mehr oder

mindere bemerkbare Bevorzugung des einen oder des andern
Elements stattfindet. Dies ist aber von dem, was der Verfasser
behauptet, sehr wesentlich verschieden. Wäre es so, wie er sagt,
so wäre die gesammte bisherige Kritik und Kritik überhaupt nur ein
einen Schuß Pulver werth: denn sie hätte in diesem Falle ge-
radezu gegen das eine oder gegen das andere der beiden unzu-
digen und unentbehrlichen Elemente Kosmos und Chaos zu
müssen. So aber, wie es in der That nur steht, ist die Sache
keineswegs so furchtbar, sondern sogar besser, als wenn es so
wäre: denn fände jenes Schwanken nach der einen oder in
andern Seite schlechterdings gar nicht statt, legten Künstler als
Kunsturtheiler dem Gehalt und der Form stets ganz ge-
nau den nämlichen Werth bei, so wäre überhaupt eine Bewegung
ein Fortschritt, eine Ausbreitung der Kunst nach verschiedenen
Seiten und Richtungen geradezu unmöglich, Kunst und Kritik
würden sich gleichsam steif und lehrjahrgarben wie auf dem
Schneit oder auf der Schärfe eines Schermessers fortbewegen, es
würde sich, ob nicht in diesem Fall die thatsächliche Kluft
von Inhalt und Form erst recht in zwei völlig auseinander jahn-
hälften spalten würde.

Daß der Verfasser seinen ersten Satz selbst nicht so sym-
bolisch, wie es die Worte verlangen, gemeint hat, glauben wir
gerne; daß er aber seine Abhandlung sogleich mit einer so un-
ertriebenen und unhaltbaren Behauptung beginnen konnte, ist ein
Beleg dafür, daß er es nicht immer mit dem, was er sagt,
so genau nimmt, wie es die wissenschaftliche Entwidlung er-
langt, und daß er sich auch wol, wenn es ihm paßt, ein zu
von kleinsten Begnern in eine ganze Ecke vermannen
würde es auch nur um mit gutem Grund seiner schlagenden
Klinge zu möglichst viel Scharten zu verschaffen. Doch leh-
nen wir das. Wir werden ihn sogleich seine Hiebe nach einer Seite
hin aufheilen sehen, wo dieselben mit mehr Recht angestrichen
sind, als den imaginären Größen, den Windmühlentrickern und
berührten Substantialisten und Formalisten gegenüber. Können
er sich nämlich zunächst über das „höhere Willkür“ der phy-
siker von wegen ihrer substantialistischen Kunstphilosophie und
Kunstkritik mit jenem Humor, der auch die eigenen Kommen-
taris gibt, lustig gemacht hat, kommt er darauf zu sprechen, so
sich dem leidigen Dantrott, den die Hegel'schen Ideen in
dem Anschlag der Revolution, auf ästhetischem wie auf poli-
tischem Gebiet gemacht hätten, die Kunstkritik auf das eine
Extrem, auf den formalistischen Standpunkt, geworfen habe
der Formalismus der Kunsttheorie sei aber in seiner Ecke
dasselbe, was der Materialismus in der Philosophie oder der
wissenschaft sei, dergestalt daß man ihn auch wol als den ästhe-
tischen Materialismus bezeichnen könnte. So bietet sich dem Leser
Gelegenheit dar, in und mit dem artistischen Formalismus pakt
den naturwissenschaftlichen Materialismus zu geisteln, um jenen
ihnen gegenüber die Ansprüche und Rechte des Substantialismus und
Idealismus geltend zu machen. So sehr wir hier in dem, was
gegen den Materialismus als solchen und gegen den Formal-
ismus als solchen sagt, mit ihm in den Hauptsachen überein-
men, so will es uns doch scheinen, als ob die Paradoxien
beider mehr ein pilantes Paradoxon als eine sich haltende Wahr-
heit sei und als ob durch dieselbe die Erkenntniß des Wahr-
nisses, welches in Natur und Kunst zwischen Inhalt und Form
besteht, eher irregeleitet und verwirrt, als befreit und erhellet
werde. Wisker fühlt selbst, daß er hiermit nichts Geringes
als das Bekehren eines diametral entgegengesetzten Verhältnis-
von Inhalt und Form in der Natur einerseits und der Kunst
andererseits behauptet, und hält daher eine Rechtfertigung jener
Gedankens für notwendig. „Man darf sich“, sagt er, „in der
Ziehung dieser Parallelen nicht dadurch horten lassen, daß der
Materialist gerade die Form für das anhängendste Material in
Stoffe, diesen für das Wesen der Welt erklärt, der Kunst-
kritik aber nicht das Material an sich, sondern die künstlerische
technische Behandlung desselben für das Wesen der Kunst. Im
bisher vergist, will nichts davon wissen, daß diese Behauptung
ihren wahren Grund in einer inhaltswidrigen Verengung der Ein-

ist, daher ist sein Begriff von Form ein flüchtiger, obwohl er nicht mehr, sondern gebildetes Material im Auge hat, und mischt dem philosophischen Materialismus, dem die Form, nicht in den höchsten Reichen des Lebens zur Seele wird, als im postumum, als ein Ergebnis einer Atomverbindung anheim, für welche er im Atom selbst, das ihm doch Prinzip *a* hien Grund haben lauz. Und noch denselben explirt er sich weiter unten, wenn er sagt: „Wie der Materialist den Stoff, so erklärt der Kunstformalist die flüchtige Erscheinung des Inhalts im Kunstwerk für das ganze Wesen derselben. Wie jener nicht erkennt, daß es einen Stoff, der nicht bis in sein Inneres hinein Form wäre, gar nicht gibt, so erkennt dieser nicht, daß es eine bloße Form in der Kunst gar nicht gibt.“ Das Gleiche dieser Vergleichung ist leicht zu erkennen. Der Materialist und der Kunstformalist sollen sich darin gleichen, daß beide die flüchtige Erscheinung als die Hauptsache betrachten, obwohl jeder von beiden unter der flüchtigen Erscheinung etwas anderes versteht, nämlich der Materialist den Stoff und der Kunstformalist die Form. Wir können zugeben, daß dem so ist. Was aber folgt daraus? Daß in der flüchtigen Erscheinung wenigstens eine Vereinigung von Stoff (Inhalt) und Form vorhanden sein muß: denn wäre dies nicht der Fall, so wäre es schlechterdings unmöglich, daß sie der Materialist nur als Materie, der Formalist nur als Form aufzufassen. Was thut nun aber der Verfasser, um die Logik des Kunstformalismus mit dem Materialismus zu beweisen? Er thut, als ob „die flüchtige Erscheinung für die Hauptsache halten“ vollkommen dasselbe wäre, wie „die Materie für die Hauptsache halten“, trotzdem daß es in der That heißt: „die Verbindung von Materie und Form für die Hauptsache halten“. Offenbar knüpft die ganze Beweisführung des Verfassers nur auf einer Analogie, indem er dem Begriff der flüchtigen Erscheinung lediglich den Begriff der Materie, der ihn doch nur zur Hälfte entspricht, unterstellt. Minder anstößig würde diese Begriffserweiterung dann sein, wenn der Kunstformalist ebenso wie der Materialist in der flüchtigen Erscheinung den Stoff, die Materie als die Hauptsache und die Form nur als das Anhängende, Summirende betrachtete; so aber ist er ja gerade dadurch verwirrt, daß ihm nicht der Stoff, sondern die Form als die Hauptsache gilt. Es ist also in der That schlechterdings nicht möglich, wie er gerade als Formalist dem gerade umgekehrt wirkenden Materialisten entsprechen soll.

Daß Wischer auf diese schlechte Zusammenstellung kommen konnte, hat seinen Grund darin, daß er sich überhaupt das Verhältniß von Stoff und Form, wie es in der Natur und Kunst besteht, nicht vollkommen klar gemacht hat. Darin zwar, daß er gegen den Materialismus einerseits und gegen den Formalismus andererseits geltend macht, es gebe weder einen Stoff mit bloß anhängender Form, noch eine Form mit bloß anhängendem Stoff, sondern nur eine Einheit beider, hat er recht; hiermit ist aber das Verhältniß beider zueinander doch nur sehr einseitig und unvollständig bekannt: denn bestände nicht zwischen ihnen neben jener Einheit auch eine Verschiedenheit, so würde man nie dazu haben kommen können, beide als Gegensätze zu denken. Gerade ihre Verschiedenheit aber und die beiden inwohnende Fähigkeit, miteinander in die mannichfaltigsten und verschiedenartigen Verhältnisse zu treten, ist es, was zu den Streitigkeiten über die größere oder geringere Wichtigkeit beider Anlaß gegeben hat, und wüßte die Wissenschaft jene Streitfragen einer Lösung näher führen, so wüßte sie nicht bloß die ursprüngliche Einheit beider, sondern auch ihre Unterschiede und Gegensätze bestimmen müssen. Hieran hat es aber der Autor fehlen lassen; höchstens bringt er über diesen Punkt vereinzelte Bemerkungen; nach einer gründlichen, aus der Tiefe schärfenden Erörterung dieser Frage steht man sich vergeblich um. Versuchen wir, ihn wenigstens andeutungsweise zu ergänzen.

Um den Gegensatz von Inhalt und Form, Stoff und Form, der nach allgemeiner Gedacht, von Wesen und Form in seiner Ursprünglichkeit zu erfassen, muß man in seiner Betrachtung vielmehr auf den höchsten und universellsten aller Begriffe, den

Begriff des Seins, zurückgehen. Weißt man diesem, in dem sonst alle Unterschiede aufgehoben erscheinen, läßt sich deutlich inmitten ihrer Einheit und Ungetrennlichkeit der Gegensatz von Wesen und Form beobachten; denn das Sein stellt sich, wie ich erst kürzlich in zwei längeren Abhandlungen, welche sich unter dem Titel: „Kritik der höchsten Begriffe“ in den „Kritischen Monatsheften“ befinden, ausführlich nachgewiesen habe, stets und notwendig in drei verschiedenen Grundformen dar, nämlich einmal so, wie es als völlig in sich eins und gleich, als Begriff in unserem Innern existiert, d. h. als Sein; sodann wie es als in sich unterschieden und auseinander gelegt, als Erscheinung in der Außenwelt existiert, d. h. als Seiendes; und endlich drittens, wie es die Einheit in die Verschiedenheit und die Verschiedenheit in die Einheit auflöset, als lebendige Umgestaltung und thatfächliches Geschehen in dem Wechselverkehre der Innenwelt mit der Außenwelt existiert, d. h. als die unablässige Summe und Reihe des in jedem Momente sofort aufs neue folgenden Ist, das Sein als „Seiendes“ in verschiedene Formen eines und drei Formen von dem Begriffe des Seins schon die Sprache; es ist und allgemeinste Begriff neben Formen zeigt, ja daß sein Wesen zu haben oder sich in diesen Form Form und Wesen schon in den aller Begriffe und ungetrennlich stellt, daß sich der eine nicht ohne gleichwohl erscheinen sie nicht ausschreibbar, sondern im Gegentheil gegengesetztes: denn als Wesen des Wesens sich Gleichbleibende, als Form dagegen die die Einheit des Wesens nicht aufhebende Veränderungsfähigkeit. Da wir schlechterdings keinen Gedanken zu produciren vermögen, welcher nicht das Sein in allen drei Formen, als Sein, Seiendes und Ist, d. i. als Prädikat, Subject und Copula, enthielte, da wir also das Sein niemals bloß seinem Wesen nach, sondern stets auch in seinen Formen denken: so bleibt für uns die Frage, ob die ursprünglicherer Seite des Seins das Wesen oder die Form sei, schließlich unantwortbar, sie sind für uns stets und überall mitgenommen da. Trotzdem ist es unserer Vorstellungswelt gebräuchlich, sich insofern das Wesen als das Ursprünglicherer zu denken, daß sie annimmt, das Wesen habe die Form, das Wesen sei das selbständig Existirende und die Form das bloß Abhängende, und diese Vorstellungswelt hat wenigstens insoweit eine Berechtigung, als das Bleibende leichter als ein Selbständiges und das Wechselnde leichter als ein bloß Hinzutretendes gedacht wird, als umgekehrt. Diese Anschauungsweise erhält noch dadurch eine Unterstützung, daß das Bestehen von Formen vorgangweise an der zweiten Form des Seins, d. h. im Reich des Seienden, im Gebiet der Erscheinungen erkannt wird und sich scheitern aus ihr ableiten läßt. Man kann sich nämlich sagen: Wenn nur die erste Form ohne die zweite, nur das einheitliche „Sein“ ohne das unterscheidbare „Seiende“ bestände, so würde auch die dritte Form nicht existiren können, und gäbe es überhaupt nur eine Form, so würde sich dieselbe in nichts vom Wesen des Seins unterscheiden, es würde also der Begriff einer Form dem Begriff des Wesens gegenüber gar nicht haben existiren können. Nach dieser Art zu schließen scheint allerdings die Form minder ursprünglich als das Wesen zu sein, aber es scheint auch nur, denn man vergißt dabei, daß ja schon eine Form als bestehend angenommen wird, indem man die Entstehung der Formen aus der zweiten Form des Seins abzuleiten sucht. Alle diejenigen Vorstellungen also, welche die Form dem Wesen gegenüber als das Secundäre, Accessorische betrachten, haben nur eine Scheitbare, nur eine im obigen Sinn festzuhaltenes Gälligkeit; in der That besteht zwischen Wesen und Form nur der Unterschied, daß wir uns unter dem Wesen das Bleibende, unter der Form das Wechselnde des Seins denken, und dieser

Bruchpunktschied von Materie

in Unterschiede von Stoff Inhalt und Form? Um allem zeigen, wie sich die „Substanz“ zu dem Begriffe „Sein“ als Stoff, Substanz, sofern es als Wesen gegen dem vulgären Sprachgebrauch der Form macht, sollte sich anders. Derjenige griff des Wesens noch am Trost ist die Substanz, Seins zu sein, nur eine h. das Sein als Summe Seienden gedacht. Wäh- in, das Sein in seiner nur als das allgemeine des Seienden gilt, fassen rtigkeit und Mannichfalt- infallende, als das diese ober mit einem Worte der „Substanz“ verstehen Seiendes an der Qualität solche von der Quali- Interferenz ist jedoch kein „Sein“ und „Seiendes“, die Substanz ist, ebenso, und zwar eine von den eien des Seins überhaupt kanz und Form eigent- lich

seinen ursprünglichen Gegensatz zueinander bilden, sondern daß alles, was uns als Substanz erscheint, im Grunde selbst schon als eine Form betrachtet werden muß. Nun liegt es aber im Begriffe der Substanz, daß sie das Sein in seiner Verschiedenheit und Zersplitterung ist. Es stellt sich mithin die Substanz nicht als eine Einheit, sondern als eine unendliche Summe vieler und verschiedener Substanzen dar. Diese verschiedenen Substanzen sind in ihrem eigentlichen und ursprünglichen Wesen sämtlich einander gleich, darin nämlich daß sie sämtlich sind, sämtlich an der Qualität des Seins partizipieren. Wenn sie also trotzdem voneinander verschieden sind, können die Unterschiede zwischen ihnen abermals nur formale sein, d. h. sie können keine ewigen, bleibenden, sondern nur wechselnde, veränderliche sein. Dies wird denn auch durch unsere Erfahrung bestätigt. Wir sehen wie die verschiedenen Substanzen stets und im Austausch gewisser Eigen- lich miteinander verbinden und sie sich in immer neuen Kom- len, kurz einem ununterbroche- ie einzige Qualität, welche sich ls die durchaus konstante und ber sie alle einander gleich e übrigen kommen und gehen, werden andere und stellen sich ns sämtliche Substanzen als auchende und wieder verschwin- ingenden Wesens, nämlich des gewisse Substanzen auch Ge- zeigt sind, sie als etwas Wei- freilich nicht dem ewigen, ber i nur im Vergleich mit solchen constant erweisen. Wir be- rlangen trotz aller Veränderungen er wieder zu einem gewissen, allen Modifikationen gewisse e andere wechseln. Dies macht wenn auch nur scheinbar blei- in der Substanz, dagegen die

wechselnden Eigenschaften, nur als die Formen derselben ap- sehen, und indem wir das Wesen der Substanz als in Sub- stanz selbst betrachten und kurz als „Substanz“ bezeichnen, in- dem wir auf diese Weise sagen, auch von einem Gegensatz zwi- Substanz und Form zu reden, d. h. gewisse formale Seins- Substanz als wesentliche, andere dagegen als wirlich und w- male zu betrachten. Im Gegensatz zu irgendeiner bestimmten einzelnen Substanz gedacht bedeutet also die Form jeden mög- gen der Zustände, in welchen sich diese Substanz vorfinden kann und durch welche sie ihr Wesen in seiner Un- veränderlichkeit und Modifikationsfähigkeit an den Tag legt. In Ge- gensatz zwischen Substanz und Form ist also in der Hauptsache dieselbe wie der zwischen Wesen und Form, nur daß er das mal auf die Sphäre des gesammten Seins, das andere mal nur auf irgendein größeres oder kleineres Bruchstück des- angewandt wird und daß er da eine absolute, hier eine relative Geltung hat.

Ganz ebenso hat man sich natürlich auch den Gegensatz in Stoff und Form zu denken, sofern man unter „Stoff“ das- selbe wie unter „Substanz“ versteht. Nimmt man dann Stoff in einem engeren Sinne, versteht man z. B. nur das unter, was die Naturwissenschaft unter „Materie“ versteht, nämlich nur die greifbaren und ponderablen Substanzen, so schließt demgemäß die imponderablen Substanzen wie dem Elektricität, Licht u. s. w. unter dem Namen von „Äther“ und noch mehr die überflüssigen, geistigen Substanzen, da- halt des Denkens, Fühlens und Willens oder mit einem Worte des Bewußtseins vom Begriffe des Stoffes aus, so erhält man Gegensatz von Stoff und Form einen beträchtlich anderen als und zwar einen solchen, der mir nicht mehr haltbar, wenigstens mit der Grundbedeutung des Gegensatzes nicht mehr verträglich erscheint und der am so sorgfältiger vermieden werden muß, als er bereits zu sehr vielen und sehr nachteiligen Begriffs- wirrungen Anlaß gegeben hat. Fast man nämlich Stoff in oben erwähnten engeren Sinne als ponderable Materie und betrachtet gleichwohl die Form als ergänzenden Gegensatz in Stoffe, so ist man dadurch genötigt, nicht bloß die Erscheinungen der Wärme, Elektricität u. s. w., sondern auch die geistigen Erscheinungen, namentlich die Gefühle, Gedanken und Willensacte als bloße Formen zu betrachten und sie den Stoffe, die als das Wesentliche und Bleibende gefaßt werden, als die Unwesentlichen und Bestandlose gegenüberzustellen. Dies ist auch bekanntlich von den Materialisten in mehr oder weniger consequenter Durchführung geschehen, und so sehr auch der Vertreter des Idealismus und diejenigen Philosophen, welche Idealismus und Materialismus zu vermitteln suchten, gegen die Ergebnisse des Materialismus protestiert haben, so sind sie nicht energisch genug darauf beharrt gewesen, die Schranken der Unhaltbarkeit jenes Gegensatzes klar ans Licht zu ziehen und die Form nur als Gegensatz zur Substanz im vollen Sinne des Wortes, d. h. sofern sie nicht bloß die greifbaren, sondern auch die imponderablen und geistigen Erscheinungen umfaßt, geltend zu lassen.

Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift ist über die Notwendigkeit dieser Begriffsfeststellung nicht mit sich im- gekommen. So sehr er auch gegen den Materialismus sich adaptiert er von ihm doch die Vorstellung, als sei der Geist in seiner Thätigkeit nur „die Form auf dem Gipfel ihrer Organisa- tion“ und seine Polemik gegen den Materialismus beruht in- darin, daß er aus eben dieser Annahme den Schluß zieht: nur die Form zuletzt als Geist zu erscheinen vermöge, so kann das Wesen, das auf seiner höchsten Organisationsstufe stehen ver- möge, das Wesen, welches man Materie nennt, an sich schon auf seinen niedrigsten Stufen kein bloßer Stoff sein, son- dern müsse auch hier bereits Form, Seele, Geist in sich tragen. Hiernach gilt also ihm der Geist nur als die Form der Materie, und er unterscheidet sich von den Materialisten in- insofern, daß er auch die wiederum z. B. die künftigen Formen schon als einen der Materie inwohnenden, mit der Materie

rennbar verbundenen Geist betrachtet, während die 1
ar die von der Gehirnmasse producirten Formen al
n lassen. Diese Ansicht genügt aber keineswegs, u
rialismus wirklich Herr zu werden. Wäre der G
re Form, wenn auch von Anfang an mit der M
igte Form, so würden wir ihn unter keiner Beding
unitten der Veränderungen Bleibendes. Beharrend
ach nicht als etwas Wesentliches, sondern nur A
hrendes, Zufälliges, Accidentelles betrachten könn.

aterialismus hätte darin, daß er den greifbaren Stoff als das
lein Bestehende und Unvergängliche ansieht, also gerade darin,
as wir am wenigsten zugeben dürfen, unbestreitbar recht.
ann man sich zu diesem Ingeklärten nicht entschließen und
rechen nicht wenig Thatfachen, namentlich das in allen Ent
telungsstadien und Veränderungen sich stets als ein und dasselbe
h erfassende Selbstbewußtsein des Individuums dafür, daß
ich inmitten der geistigen Veränderungen ein Konstantes und
veränderliches existirt, so bleibt nichts übrig, als auch den
thigen Erscheinungen ein nicht bloß formales, sondern auch
hmittliches Dasein zuzuschreiben und den Unterschied der im
ponderablen Kräfte, der Gefühle, Gedanken und Tendenzen von
n ponderablen Stoffen nicht als einen so specifischen, wie er
wissen Wesen und Form besteht, sondern nur als einen gra
ellen zu betrachten, d. h. die ponderablen Stoffe als gröbere
u schwerere, die Imponderabilien und Geisteserscheinungen da
gen als subtilere und leichtere Substanzen anzusehen, berge
it daß von jenen zu diesen eine ununterbrochene Stufenleiter
steht, etwa wie vom höchsten Grad der Kälte bis zum höchsten
rad der Wärme, so daß von irgendeinem in der Mitte liegend
a Punkte die einen noch als ponderabel und materiell, die
dera schon als imponderabel und immateriell, die einen
schon als Minus-, die andern als Plusgrade der Wärme
u Beweglichkeit, oder umgekehrt die einen als Plus-, die
dera als Minusgrade der Kälte, Schwere und Unbeweg
lichkeit erscheinen. Nur durch diese Annahme wird dem Reiche
e Geistes wie auch dem der höhern Sinnlichkeit eine selbststän
e, substantielle Existenz neben dem der greifbaren Materie gesichert,
e durch diese Annahme wird zugleich der Unterschied und Ge
schah, wie die Einheit und Cohärenz beider Reiche zu einer ebenso
sig begreifbaren als sinnlich anschaulichen Vorstellung erhoben
s nur durch diese Annahme wird endlich auch der Standpunkt
nommen, von welchem aus sich das Verhältniß zwischen Sub
z und Form sowohl im materiellen wie im immateriellen Ge
st mit Klarheit erfassen läßt.

In welches dieser beiden Reiche nämlich wir auch unsern
ist richten, wir finden in beiden, daß sich überall da, wo sich
men entwickeln, auch ein Bleibendes oder wenigstens Blei
beres erkennen läßt, an oder aus welchem sich die Formen
wickeln, daß die Formen nichts anderes sind als die verschied
artigen Entfaltungen eines im Innersten sich gleichbleibenden
sens. Als der Grund dieser Entfaltungen zeigt sich aber
gends ein schlechthin Einfaches, etwa ein rein Geistiges oder
Materialles, vielmehr geht jede Formerscheinung aus dem
eiumüthigen, bald conflictartigen Zusammenwirken zweier Ein
abstanzungen, hervor, von denen die eine dem materiellen, die andere
e geistigen Gebiete angehört, wenigstens dem einen oder dem
ern näher liegt. Alle Formerscheinungen lassen sich daher
den Processen vergleichen, welche infolge von chemischen
schungen entstehen, sie sind die Effecte der unendlich verschied
artigen Combinationen, in welche mehr oder minder materielle,
n oder minder geistige Substanzen miteinander treten können.
oftern ist die einzelne Form in der That, wie die Materialisten
mpfen, ein Product, ein postertus, aber nicht, wie diese
len, bloß des materiellen, ponderablen Stoffes, noch auch, wie
her im Widerspruch mit seiner oben mitgetheilten Ansicht,
he die Form als etwas dem Stoff gegenüber Selbständiges
als die Urquelle des Geistigen ansieht, an einer andern
le ausspricht, ein Erzeugniß des Geistes, sondern vielmehr
Product des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens beider, der

auch die ihnen ferner liegenden Stoffe nach vorbildlichen Ideen
zu gestalten vermögen. Die Bildung der natürlichen Formen
erfolgt daher unter vorherrschendem Einfluß der in der Materie
waltenden Gesetze, indem die mit der Materie in Verbindung
tretende geistige Potenz sich begnügt, dieselbe je nach seinem eigen
thümlichen Bedürfniß und Wesen auf sich wirken zu lassen oder
die Einwirkung womöglich abzulehnen; die Bildung der künst
lerischen Formen dagegen erfolgt unter dem dominirenden Ein
fluß des Geistes, indem der Geist die Materie so, wie er will,
gestaltet und sich den Naturgesetzen dabei nur insofern fügt, als
sie sich nicht abweisen lassen oder insofern es seinen eigenen
Zwecken entspricht. Nur eine Folge hiervon ist es, daß im Bereich
der Kunst der Idealismus eine höhere Berechtigung hat als der
Materialismus und Naturalismus, d. h. der Künstler muß seine
Formen zunächst und vorzugsweise nach seinen Ideen gestalten
und hat sich nur zu hüten, daß er hierbei nicht einer bestimmten
Materie Formen abzugewinnen sucht, die sie unter seinen Hän
den, so wie es die Idee verlangt, nicht anzunehmen vermag. Zum
Materialismus
sächlich durch
Stoffe, glänze
fen sucht und
betrachtet. D
nen hat nur
druckweise zu
auch das Darl
im strengern
Richtung zu u
weber der It
bestimmenden

den Fall gekommen, das eigentliche Verdienst Schopenhauer's für die Auffindung philosophischer Wahrheit sehr gering anzuschlagen zu müssen", ja er vermag „ein solches Verdienst, durch welches wir in der Geschichte der Philosophie mit dem Namen Schopenhauer ein Stadium des Fortschritts bezeichnen könnten", gar nicht zu erkennen. Mit dieser Versicherung endet er sein Buch, und fügt hierzu noch die Warnung, nicht zu willig dem „unmittelbaren Eindruck" bei der Lectüre Schopenhauer's zu folgen, und sich wol zu hüten vor einer leicht verstrickenden „belletristischen Zauberkraft" seiner Schriften. Wenn irgendjemand durch die Vorzüge der Schopenhauer'schen Darstellungsweise nicht geblendet worden ist, so gebührt dies Lob Seydel, der sein Auge deshalb im Voraus mit schwarzen Gläsern bewaffnet zu haben scheint.

Das Hauptwerk Schopenhauer's, versichert Seydel, war schon bei seinem Erscheinen (im Jahre 1818) hinter dem unaufhaltenden Drange der philosophischen Wissenschaft zurückgeblieben. „Die Philosophie, welche es enthält, . . . hat weder Hegel, noch Schleiermacher, noch Herbart an sich erlebt." Dagegen soll es ein Stadium Fichte'scher Philosophie sein, das sich vollständiger, obwohl freilich auch nicht in Bezug auf Aesthetik und Ethik, in Schopenhauer's System abspiegelt. Dieses Stadium bezeichnet dem Verfasser Fichte's „Bestimmung des Menschen", eine Schrift, welche, beiläufig gesagt, sich selbst für nicht mehr ausgiebt, als eine popularisirende Darlegung der damaligen Resultate der Fichte'schen Philosophie, und daher nicht einmal Anspruch darauf macht, für „Philosophen von Profession" bestimmt zu sein. Hier aber soll mit ihr sogar eine ganz neue Periode in der Geschichte der Philosophie seit Bacon und Cartesius beginnen. Will man durchaus mit Fichte einen neuen Zeitraum eröffnen, so sollte man ihn wenigstens von Fichte's Wissenschaftslehre datiren, und zwar von dem Tage an, wo Fichte jenen denkwürdigen Brief an Reinhold schrieb, der den ersten Vertreter der Kant'schen Philosophie in sein Heerlager hinüberzog; denn hernach war das Schicksal der Philosophie in Deutschland für ein halbes Jahrhundert entschieden. Aber gern lassen wir es dahingestellt sein, inwieweit gerade diesem Zeitraume der „Cultus des Genius" in der Philosophie nachzuräumen sei, für welchen Seydel in die Schranken tritt, Schopenhauer und dessen Anhänger des Sacrilegiums beschuldigend.

„Fides praecedat intellectum" — dieser Grundsatz charakterisirt die neuere Methode zu philosophiren und hien mit den Standpunkt unsers Verfassers. „Ein Urprincip wird mit Begeisterung erschaut, von dessen Wahrheit man nicht so wol durch stringente Schlüsse (!), als durch die Aussicht überzeugt worden ist, welche es auf eine systematische Totalerkenntniß der Welt mit einem male eröffnet, und durch welche es im Gemüthe des Forschenden mehr, als bei dessen Vernunft, die vorläufig zurückgeschoben ist (!), den unmittelbarsten Widerstand findet." Diese Methode befolgt nicht Grundsätze, sondern Maximen, die sich natürlich nicht durch die Vernunft prüfen, sondern lediglich ins Gewissen schieben lassen. „Jedes Paar von Gegensätzen in höherer Einheit zu versöhnen, wird Maxime." Es wird nicht mehr gefolgert, sondern ohne weiteres gesetzt. „So wird die Einheit, Identität der Formen und Gesetze des Denkens und Seins unmittelbar gesetzt, gesetzt, weil man sie setzen mußte, weil man erkannt hatte, daß sie schon stillschweigend gesetzt sein mußte, ehe sie gesetzt werden, ja auch, ehe sie geleugnet werden konnte." Erst zur „consequenten Durchführung des Systems bedarf es wieder der" (vorläufig zurückgeschobenen) „Vernunft".

„Fichte, Schelling und Schleiermacher haben den Uebergang zu dieser Speculationsmethode „in sich erlebt"; „Schopenhauer dagegen . . . ist im Uebergange selbst", und zwar auf dem Standpunkte, den „die Bestimmung des Menschen" bezeichnet, „stehen geblieben". Er verhält sich zu den Lehren jener Philosophen nur als ein verspäteter Vorbote. Sogar sein Stil soll, vermuthlich nach Abzug der „belletristischen Zauberkraft", verständlich auf die Erscheinungen hinarbeiten, welche die neuere philosophische Literatur uns brachte.

Extravaganzen zurückweist, aber wir können darin durchaus keinen Grund finden, die gegenwärtige Kunstrichtung als eine vorherrschend formalistische zu betrachten.

Sofern nun die Wischer'sche Abhandlung hauptsächlich auf der ungegründeten Voraussetzung beruht, als thue es jetzt vor allem noth, dem Ueberhandnehmen des Formalismus entgegenzuarbeiten, hat sie, wie uns scheint, von vornherein zu dem in ihr erörterten Thema eine schiefe Stellung eingenommen und ist dadurch verhindert worden, die wichtige Frage über das Verhältniß der Form zum Stoff in unbefangener und umfassender Weise zu beantworten. Im Einzelnen findet sich manches Treffliche, aber eine nur annäherungsweise befriedigende Lösung des Problems, eine nur einigermaßen innerlich begründete und praktisch anwendbare Abgrenzung der Ansprüche und Rechte, welche der Inhalt der Form und die Form dem Inhalt gegenüber hat, haben wir darin nicht entdecken können. Adolf Reising.

Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie.

Schopenhauer's philosophisches System, dargestellt und beurtheilt von Rudolf Seydel. Geförderte Preisschrift. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1857. Gr. 8 15 Mgr.

Das Interesse, welches die vorliegende Schrift wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes erregen muß, wird noch erhöht durch den Grund ihrer Entstehung: sie wurde durch eine von der philosophischen Facultät zu Leipzig für das Jahr 1856 aufgestellte Preisfrage veranlaßt.

„Bei allem Bemühen, gerecht zu sein", ist der Verfasser „in

Der Verfasser gibt und wundert eine Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie, der sich lediglich bei den einzelnen Abschnitten seine Begutachtung angeschlossen. Wie müssen wir uns wünschen, daß diese Darstellung außerordentlich viele für den Gegenstand befinde. Sie ist nicht nur in die spärlichen Abschnitte zerlegt, die sich selbsterweise oft bis auf die Silben und Buchstaben erstrecken, sondern zerfällt und zerfällt auch den Stoff in der willkürlichen Weise, und nimmt die einzelnen Begriffe, in dem unangerechneten Ueber, Widersprüche aus dem auf durch Jahrzehnte in ihrer Entstehungszeit getrennten und sehr natürlich auch manche Verschiedenheit in der Form und Darstellungsweise an sich tragenden Schriften Schopenhauer's zu erfassen, oft aus allem für das Verständnis notwendigen Zusammenhang heraus. Die Punkte, wo der Verfasser sich auf die Priorität Bichte's bezieht (S. 25, 61, 63, 66), bitten wir, in ein Vergleich hier zu weit führen würde, den Leser selbst in Erwägung zu ziehen, und dabei die betreffenden Stellen in der „Bekennung des Menschen“ nachzuschlagen: er wird finden, daß auch nicht eine einzige der von Seydel hervorgehobenen, vereinzelter und zufälligen Unähnlichkeiten die Vergleichbarkeit Bichte's zu behaupten berechtigt. Eine Verwandtschaft zwischen Schopenhauer und Bichte ist überhaupt nur insoweit anzuerkennen, als beide gemeinschaftlich auf dem Boden der Kant'schen Philosophie stehen. Dieser gemeinschaftliche Ursprung ihrer Lehren wird von denen, welche mit dem Vorwurfe der Priorität auftreten, völlig außer Acht gelassen.

Der Verfasser bringt die Schopenhauer'sche Philosophie unter drei derselben ganz fremde Bücher: Kogit, Wozel und Metaphysik. Die Bezeichnung „Kogit“ für Erkenntnistheorie überhaupt würden wir, als eine bloße Wortverschiedenheit, gern hinnehmen lassen, wenn uns nicht mit dem Ausdruck zugleich die Höhe untergeschoben würde. Diese Kogit aber, welche der Verfasser aus einigen Spänen der Schopenhauer'schen Philosophie zusammenschneidet, ist keine andere als die Hegel'sche mit ihren unheilvollen Fundamentalfällen: Sein — Nichts, und: Sein + Nichts = Werden. Die Anerkennung des Identitätsfalles (oder Satzes vom Widerspruch) als eines absolut gültigen, auch auf „andere Dingen“ einwirkenden Gesetzes der Wahrheit muß das wichtige Verhältniß comparationis abgeben zwischen Schopenhauer und der Philosophie des absoluten Wissens. An diesem einen Satze aber hängen, nach Seydel, alle übrigen Erkenntnisformen so fest, daß wenn nur er mit bloßtem Verstand der Grenze gelangt ins überschwebende Reich der Noumena, nach Zeit, Raum und Causalität sich nicht länger aufhalten lassen und von ihrer subjectiven Gültigkeit emanzipieren. Daß der Identitätsfall eine absolute Wahrheit sei, hält der Verfasser für gar keiner Ausführung bedürftig. Wer dies vernachlässigen wollte, behauptet er, gleiche dem, der da sagt, er könne nicht reden. Dies Gleichniß ist nicht ohne Abzucht von der Sprache hervorgekommen. Der Verfasser will aus nämlich glauben machen, daß alle Erkenntnis nur abstract sei, aus bloßen Begriffen bestehe, und daher der Form der Mittheilung unterliege; Wozel aber hat sehr wahr: „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.“ Der Verfasser bedauert nicht, daß die Anschauung, welche er setzt, ruhende Hintergrund ist aller Abstraction, von einem Widerspruch gar nicht behaftet sein kann, und daß daher der Satz des Widerspruchs in der Anwendung auf sie gar keinen Raum hat, man müßte ihn denn, was Kant als unstatthaft nachweist, durch die Zeitbestimmung „zugleich“ beschränken. Erst im Bereiche der Abstraction begegnen wir dem Widerspruch. Wenn wir Erkennen nun überhaupt nur Form ist, so betrifft der Satz des Widerspruchs lediglich die Form einer Form.

Wie können, ohne langweilig zu werden, und nicht der Verneinung unterliegen, die Argumentationen speziell zu widerlegen, durch welche der Verfasser mit dem solchergehalt als oberster veritas habilitierten Identitätsfalle alle andern Erkenntnisgesetze, insbesondere das Causalitätsgesetz und den (in der Mathematik herrschenden) Satz vom Grunde, Identitäten und somit alles in den Topf der Einseitigkeit zusammengeworfen will. Er

gelangt zu der erschütternden Behauptung, daß es keine Wahrheit gebe als die logische, und daß nur analytische Urtheile den Charakter der Nothwendigkeit haben können. Dann stellt sich Kant's berühmte Frage nach der Möglichkeit synthetischer Sätze a priori, worin sie deren Wirklichkeit als unangezweifelt voraussetzt, eine sehr unbedachte und verkehrte gewesen. Der Grundgedanke der Verneinung ist ein falscher und deren Werth fällt auf Null herab. Aber anstatt aller Widerlegung rathen wir dem Verfasser, Kant's Schrift „Über eine Entdeckung, nach der alle Kritik der Vernunft entbehrlich werden soll“, zu lesen, und die Zurechnungen, welche ein jetzt längst vergessener Quindem dort erzählt (vgl. S. 328, 332, 360, 381 fg. der Hartenstein'schen Gesamtausgabe, Bd. 3), auf sich einzulassen, wovon er sich manche Belehrung verschaffen darf. Er behauptet besonders den Ausspruch Kant's, daß man nie den Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urtheilen gehörig einschätzen kann, „wenn man ihn auf dem Gebiete der Logik erschauen will, denn wir müssen eben schon aus der formal-bloß logischen Erkenntnis heraus und zur Anschauung (reinen oder empirischen) übergehen, um zu wissen, was ein synthetisches Urtheil sei.“

Wir würden aber Seydel gewiß sehr unrecht thun, wenn wir diese Unklarheit zu Distinctionen und dergleichen, die philosophischen Fragen auf das Gebiet der Logik zu versetzen, ihm allein zurechnen wollten: es sind dies vielmehr die Grundgedanken der neuen deutschen Speculation überhaupt. Man suche der Anreizung empirischer Forschung zu entgehen, und glaube, der zu wahrer philosophischer Productivität (die auf Intuition, d. h. anschaulicher Auffassung der realen Welt, beruhet) nothwendigen Stimmung und Energie des Geistes entgegen zu können, indem man das beschwerliche Erfahrungsgesetz überhöht und sich in den leichten Uebeln der inhaltlosen Vernunft erhebt. Hier befindet sich die Gefahr. So bezieht eine Art von geistigem Socialismus die Wünsche an die Hand. I Wahrheit nicht mehr ist, als die 3 besten, was a priori schon in unser wenig Urtheil, und wir brauchen, nur unser „Lischeln, best dich!“

Der Verfasser der Schrift scheint es für seine Aufgabe zu halten, jede auch noch so einfache, verständliche und durch sich selbst einleuchtende Behauptung Schopenhauer's schief aufzufassen oder zu verdrehen und deren Gegentheil mit Gründen zu untermauern. Die Art und Weise, wie dies geschieht, fällt oft ins Komische. Wir begnügen uns mit zwei Beispielen, können aber deren mehr als ein Duzend bringen. Schopenhauer führt (mit Kant) als einen Grund dafür, daß räthselhafte Verhältnisse begrifflich gar nicht zu fassen, sondern nur mittels der Anschauung verständlich zu machen sind, den Unterschied zwischen dem rechten und linken Handschuh an. Hierauf entgegnet Seydel: der Umstand, daß der linke Handschuh nicht an die rechte Hand passe, habe lediglich darin seinen Grund, daß die Wirkung auf die Finger beim anpassenden Handschuh eine hemmende sei, und dies ergebe sich durch ein analytisches Urtheil aus dem Begriffe des Anpassenden. Fast ebenso seltsam lautet eine andere Entgegnung. Schopenhauer belegt die Behauptung, daß die Zeit nichts den Dingen Immanentes sei, unter anderem durch das Gesetz der Trägheit, welches die spröde Wirkung enthalte, daß die Welt keine physikalischen Veränderungen hervorbringe. Dem stellt Seydel entgegen: das Gesetz der Trägheit sei nirgends völlig realisiert in der Natur (!) und ein Perpetuum mobile nicht zu construieren, weil die Zeit wirklich physikalische Veränderungen hervorbringe. Vortrefflich! So ist es also die Zeit, welche z. B. einen rollenden Gegenstand endlich zum Stillstehen bringt, und man schmiedet die Wagenräder vermuthlich deshalb ein, um den störenden Einfluß der Zeit auf ihre Bewegung zu verringern.

Wenn Böttger irgendwo sagt, daß es ein leichtes Geschäft sei,

Notizen.

Marquis de la Grange.

Schon bei Gelegenheit einer Besprechung des von dem Marquis de la Grange herausgegebenen Keiswerks des Seigneur Gaimont (Nr. 32 v. Bl. f. 1858) benachrichtigten wir unsere Leser, daß der Marquis mit der Ausarbeitung einer „Histoire littéraire d'Allomagne“ beschäftigt sei, auf die man um so gespannter sein darf, da sie wol die erste alle Perioden der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten an umfassende deutsche Literaturgeschichte ist, welche man der Feder eines Ausländers verdanken wird. Jetzt theilt man uns mit, daß der erste und vielleicht schon der zweite Band derselben bereits in die Öffentlichkeit getreten sein würde, wenn der Verfasser nicht seit fünf Monaten an einem rheumatischen Uebel gelitten hätte. Auf dieses Leiden deutet Marquis de la Grange auch in einem Discours hin, der unter dem Titel „Discours de réception prononcé par M. le marquis de la Grange le 9 novembre 1858 à l'académie impériale des sciences, belles lettres et arts de Bordeaux“ sorben in Bordeaux bei Gounonilhon, „Imprimeur de l'académie“, erschienen ist. Er spricht nämlich im Eingange der Schrift sein Bedauern aus, daß der Zustand seiner Gesundheit ihn verhindert habe, früher der freundlichen Einladung der Académie Folge zu leisten, sodas zwischen seiner Wahl zum Mitgliede und seinem Eintritt bereits drei Präsidenten einander gefolgt seien. Die Schrift war uns schon deshalb interessant, weil sie zu den sich mehrenden Beweisen gehört, daß auch in den französischen Provinzen ein regeres wissenschaftliches und literarisches Leben erwacht, daß sich die Provinzen wenigstens in dieser Hinsicht von der drückenden Monarchie der Hauptstadt loszurringen streben. Der Marquis wirft die Frage auf, wie es komme, daß Guyenne, welches in alten Tagen schon als Aquitanien eine so bedeutende Rolle gespielt, dieses „pays privilégié“, berühmt durch seine Troubadours, das Vaterland eines Montaigne und Montesquieu, eines Vergniaux und Deslys, in neuester Zeit so zurückgeblieben sei. Bordeaux sei ja immer noch „la ville la plus spirituelle du monde“, seine Bewohner hätten noch immer denselben lebhaften Geist; aber ihre Thätigkeit habe eine andere Richtung eingeschlagen. Doch das liege nicht an einer lokalen Ursache; dieselbe Ursache habe überall und nicht bloß in Frankreich dieselben Folgen gehabt; die Länder der Zeit müßten angeklagt werden. In allen Ländern nehme man mit Bedauern die Verschönerung wahr, daß, je weiter sich der handwerksmäßige Unterricht ausbreite, um so mehr der Gipfel der höhern Studien einzusinken scheine, daß die Zahl der Unwissenden zwar sich verringere und die der Capacitäten zweiten Ranges in bedeutendem Grade wachse, daß dagegen aber auch der überragenden Geister weniger würden, gleich als ob das Licht nur in der Finsterniß leuchten könne; schon fange es den Regierungen an schwer zu werden, Männer zu finden, welche den Anforderungen der Zeit gewachsen seien. Man vernachlässige die Studien, welche das Herz veredeln und den Geist erhöhen; und indem man sich auf die Specialstudien und die sogenannten positiven Wissenschaften beschränke, gewöhne sich der Geist, die Welt nur von dem Winkel aus zu betrachten, auf den man sich eingeschränkt habe, also vom engsten Gesichtspunkt. In Deutschland theile man die Studien in ein wissenschaftliches und in ein Brodtstudium („études qui servent de gageo pain“); dieser Unterschied sei sehr bezeichnend. Woltra sich die Geister in Frankreich „specialisiren“, so würde die Wissenschaft in ein bloßes Handwerk mit kastenartiger Einteilung eintreten, und die Zahl der an der Scholle der materiellen Interessen klebenden Menschen, „quo les Allemands qualifient encore de Philistins pour les séparer du peuple de Dieu“, würde in schreckenerregender Weise zunehmen. Die schönsten Epochen der Geschichte seien aber diejenigen gewesen, in welchen der Glaube des Zweifels Herr geworden, aber ein Glaube, hinlänglich erleuchtet, um auch dem Bewußtsein und der Vernunft genugzutun. Was nütze es, wenn jeder lesen und schreiben

Mit dem Grundprincipe der Schopenhauer'schen Metaphysik bekannt sich der Verfasser in der Hauptsache einverstanden; nur polemisiert er gegen die Bezeichnung „Wille“ und will das Wesen der Welt als ein absolutes Werden, als einen ewigen, teleologischen Proceß aufgefaßt wissen. Welche Würdigung Schopenhauer's Theorie des Schönen und die Lehren seiner Ethik, dieser vielleicht tiefstimmigsten Partie seines Systems, durch den Verfasser erfahren, wollen wir unerörtert lassen. Es wird uns lieb sein, wenn die vorliegende Schrift eine allgemeinere Beachtung und der von ihr behandelte Gegenstand dadurch eine vermehrte Theilnahme findet; denn auch wir sind der festen Ueberzeugung, daß „zu einer unparteiischen Beurtheilung der Schopenhauer'schen Philosophie in unsern Tagen alle Bedingungen erfüllt sein“. Aber diese Zeit der unbefangenen Beurtheilung würde noch fern, sehr fern für uns liegen, wenn die Ansichten des Verfassers dieser Schrift die heute geltenden wären.

hast, niemand aber gesund zu denken im Stande sei? Am Schluß seines Discours hebt de la Gange hervor, daß der Kaiser ein Decret erlassen habe, welches die Veröffentlichung der französischen Gedichte seit dem 12. bis zum 14. Jahrbunderte verbot, „um nicht den deutschen Gelehrten und den englischen Bibliophilen die Ehre zu lassen, die Denkmäler altfranzösischer Dichtkunst zu veredlichen“; es sei auch in der That überraschend, welche Lebenskraft in diesen Dichtungen: „Les quatre fils Aymon“, „Fierabras“, „Huon de Bordeaux“, „Jourdain de Blaye“, „Amis et Amiles“ verborgen sei; diese und „Jean de Paris“, „Melusino“, „Le chien de Montargis“, „Pierre de Provence“, „Robert le Diable“, „Valentin et Orson“, „Gaius le restauré“ würden noch heute als Volksbücher gedruckt und gelesen, und nicht nur in französischer Sprache und in Frankreich selbst, sondern in allen europäischen Sprachen und Ländern. Wir erwähnen noch, daß dieser Discours wirklich ausgezeichnet schön geschrieben ist, mit jener Anmuth, Bestimmtheit und spiegelklaren Durchsichtigkeit, wie sie in deutschen wissenschaftlichen Schriften zur Zeit nur äußerst selten angetroffen werden, so daß englische Kritiker behaupten, reines Deutsch finde man gegenwärtig nur noch in unserer von den Gelehrten so verachteten Poesie. Wirklich schrieb man zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland im allgemeinen eine reinere, natürlichere und anmuthigere Prosa, ohne doch vielleicht denselben Reiz und dasselbe Wissen zu besitzen, wie sie heutzutage so häufig angetroffen werden.

Emil Rittershaus.

Im Jahre 1865 trat ein junger Dichter aus dem Buppertstale, Emil Rittershaus, zuerst mit einer Sammlung von Gedichten auf, die sich bald Freunde erwarb und sich jetzt in zweiter, stark vermehrter Auflage (Breslau, Trevenant, 1868) um neue Freunde bewirbt. Gedichtsammlungen dieser Gattung sind jetzt überhaupt beliebt; große weltgeschichtliche Aufgaben werden darin nicht behandelt, metaphysische Räthsel nicht zu lösen gesucht; dämonischen Regungen und stürmischen aufregenden Leidenschaften wird vorsichtig aus dem Wege gegangen; von Witz, Humor und Ironie findet sich keine Spur, obschon vielleicht ein Hauch von anachronistischer Länderei (wie bei Rittershaus in der Abtheilung „Wein“); auch das epische Element, zeige es sich auch nur in dem engen Rahmen der Ballade, und die gesaltene Phantasie haben in ihnen keine Stätte mehr. Um so mehr handelt es sich in ihnen um sinnige Lebensbeobachtung, um bürgerlich-sittliches Wohlverhalten, um sokratische Weisheit im modernen Gewande, um den Trost, den man einer Welt gegenüber, welche für die Unflughet einer Handlung in weltlichem Sinne ein sehr scharfes Auge hat, aber feins für die tieferen sittlichen Motive einer Handlung, in der eigenen Brust suchen muß, um die Verherrlichung des Familienlebens: kurz um die Feststellung des innern Glücks, um die Vernähtigung und Beschwichtigung des Herzens, um das Gleichgewicht der Seele und die Mittel, wie es zu erringen ist, trotz der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit der Welt, gegen die mit Energie anzukämpfen schon deshalb nicht rathsam wäre, weil man das Gleichgewicht der Seele, den innern Frieden, dieses höchste Lebensziel, dadurch ja nur stören würde. Wer wollte leugnen, daß eine Poesie dieser Art und Tendenz nicht ihre volle Berechtigung habe, zumal in unserer Zeit, wo so viele Unruhe in den Gemüthern und so viele Verwirrung in den sittlichen Beirathen herrscht? Nur hätte man sich, dieses Genre der Poesie für das allein berechtigte oder für das höchste zu halten; es ist eben nur für diejenigen Gemüther, welche nach überhandenen Herpesiden zuletzt im unbewegten Frieden ihr Glück suchen und haben, aber nicht für die starken Herzen, die von Kampflust geschwellt sind, die handeln, wagen und kämpfen müssen, um sich im richtigen Gebrauch ihrer Kräfte wohl zu fühlen; hätten wir uns vor einem Quietismus, der unsere Kraft lähmen und uns zuletzt in träumerisch-mühsame Kaltes verwandeln würde. In den lebenswürdigsten Vertretern jener idyllischen Gemüths-

ypse gehört nun Emil Rittershaus, und wer auf dem gleichen Wege, auf dem er sie fand, Trost und Frieden sucht, wird nicht umsonst an dem durchaus lauten Quell seiner Poesie seine Seele zur Tränke führen. Uebrigens verweisen wir auf Gottschall's Bericht über die erste Auflage seiner Gedichte in Nr. 45 d. Bl. f. 1856. Die Gedichte, um welche diese neue Auflage vermehrt ist, speciell zu berücksichtigen und zu kritisiren, dürfte deshalb nicht nöthig sein, weil Ton und Stimmung in ihnen dieselbe ist wie in seinen früheren. Nur in formeller Hinsicht möchten wir noch etwas rügend bemerken. Des Verfassers Gedichte haben im ganzen eine sehr leichte flüssige Form, aber sie sind nicht frei von harten Glisken vor Consonanten, namentlich nicht die längern. Wir finden deren z. B. in dem sonst schönen Gedicht „Friedrich von Bodel“ (S. 184—192) folgende: „Wer möchte sich mit dem Weiss befaßen“; „Ich hab' geschlummert“; „Ich werd' Soldat“; „So hab' die Freuden ich ans Herz gepreßt“; „Und hab' zu mir gesagt“; „Heimat“; „Gott' getrieben“; „Ich dacht' des rassi' mich auf“; „Mein Träumen war zu En auf „kennt“; „Was ich in jener Stund' gelitte nicht mitgesungen“; „In der letzten Stund“ („Mund“) u. s. w. Wir gehören nicht zu den Hmältern, welche sich ein Vergnügen daraus ma dieser Art in Gedichten aufzusuchen; aber wenn ten auf dem Raum weniger Seiten in so große holen, so ist es klar, daß dadurch der Genuß e Gedichts wesentlich beeinträchtigt wird. Es hat i teiten, die der Dichter bei der Gewandtheit, won Form beherrscht, ohne große Mühe vermeiden konnte.

29. 22.

Bibliographie.

- Bachellade. Ober i
rungen und was ihnen su
pfen mit Schlangen und
gestoßen sei, ihnen, dem
Hoffmann von B
deutscher Sprache und T
mann. Gr. 8. 24 Mgr.
- Kalisch, D., Anton Red' den Degen ein! oder: Der
weibliche Kary. Fastnachts-Burleske. Berlin, Goldschmidt.
Gr. 16. 5 Mgr.
- Patriotische Klänge von 1859. Ein Kiederfranz gewunden
dem deutschen Volke. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 16.
10 Mgr.
- Kolenati, F. A., Reiseerinnerungen. Mer Theil. —
A. u. d. T.: Die Bereisung Circassiens. Mit 16 Holzschnit-
ten. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 25 Mgr.
- Kraus, S., Die große Synode, ihr Ursprung und ihre
Wirkungen. Historischer Versuch über das erste Jahrhundert des
Thalmudismus von Herrn Rabbiner Löw, kritisch beleuchtet.
Pest, Pfeiser. Gr. 8. 12 Mgr.
- Mahlmann's, A., sämtliche Schriften. Nebst Mahl-
mann's Biographie und Portrait. 1ter Band. Leipzig, Fries.
Gr. 16. 15 Mgr.
- Raeder, F. A., Karl Martell. Tragödie in fünf Ak-
ten. Berlin, Decker. 8. 22½ Mgr.
- Sander, Die Katastrophe im Orient und ihre Rückwir-
kung auf den Occident. Berlin, W. Schulze. 1855. Gr. 8.
16 Mgr.
- Weilepp, J., Markgraf Johann von Küstrin. Eine
porträtsche Schilderung als Nachlese zum Reformationsfest. Halle,
Fricke. 16. 6 Mgr.
- Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
Herausgegeben von R. Lazarus und G. Strinthal. 1ter
Band. Sechs Hefte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 Hefte
15 Mgr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von
Karl Egon Ebert.

Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

„Er tritt der durch seine in dritter
Achte (Stuttgart, Gotta), durch sein
b mehrere andere Werke bekannte
ten Sammlung vor das Publikum.
und Rechts und der Kampf gegen
bildet den Grundton der „Frommen
er in praktischer Anschauungsweise
r Welt, wie sie eben ist, aus den
er Gegenwart herausgegriffen hat.
von diese Dichtungen im Manuscript
re dieselben kurz vor seinem Tode
Hauptfache berührend, erklärte ich
ichtung und Tonart der „Frommen
mme. Es ist hier ein Dichtungs-
taste nicht in wilden Schweifungen,
besserheit, in weisen Betrachtungen
r Gedichte muß die innigste Hoch-
shen und in sich selber bald eine
ihnen wahrnehmen; dies kann ich
, und ich denke, vielen andern wird
licher Kern, wie hier überall zu
der Dichtung umgeben, in blühend-
t von jeder dem deutschen Gemüth
Zustimmung angeregt. Auch diese
s mit Gewißheit auf dankbare Em-“

pfänger hoffen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld.

Gezeichnet von Pecht gestochen von Raab und Fleckmann.
Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der „Schiller-Galerie“.
Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.
Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Die beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants
bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch
künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden jedem
Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

„Schiller-Galerie“ von F. Pecht und A. von Ramberg
entnommen, jedoch in bedeutend vergrößerterem Format.
Von diesem Prachtwerk liegt jetzt mit den fünf ersten Lie-
ferungen (zu 1 Thlr. 6 Ngr.) die erste Hälfte vor; die noch
fehlenden fünf Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwi-
schentritten erscheinen, und das Werk wird somit noch
vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

Verfüglich in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon von Rottet und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage
Herausgegeben von Karl Welter.
Vollständig in 10–12 Bänden oder 100–120 Heften. Gr. 1.
Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des dreizehnteiligen Heftes:

China. Von R. H. Neumann. — Christenthum im Ver-
hältniß zum Staat. Von Welter. — Christlicher Staat, christ-
germanisches Staatsrecht. Von Welter. — Ciors (Rou-
Lukius). Von R. Schwend. — Ciesoplinische Republik.
Italien. — Städtebau. Von J. von Thoswald. — Ge-
richtsordnung, f. Gerichtsordnung und Proceß. — Gesetz-
f. Gesetz. — Geschichte. Von Welter. — Eintracht, f. Ein-
gebung und Gesehbuch. — Clay (Henry). Von J. Kap-

Inhalt des vierunddreißigen Heftes:

Colibat, f. Chelofigkeit. — Collecten, Collectoren. Von Welter.
— Collegium. Von Welter. — Collon der Werke.
Recht. Von Welter. — Collon. Von Ph. Heyn.
Comitat, f. Lehnwesen. — Communismus. — Von J.
Schulz-Bodmer. — Communismus und Sozialismus
1848. Von W. Schulz-Bodmer.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich
der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich leb-
Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Es
bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung
früher bewährten Artikel und wird von den ersten Mä-
der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste
zweite Band sind nebst einer ausführlichen Inhalts-
in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unter-
nahmen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baugesetze

und bauliche Bestimmungen des Königreichs Sachsen.
Ein Handbuch für Ingenieure, Architekten, Maschinen-
für Techniker, die sich der Staatsprüfung als solche be-
werfen wollen, sowie zur Selbstbelehrung für jeden,
mit dem Bauwesen in Berührung kommt.

Von Rudolf von Trautzsch, Ingenieur und Königl. Baus.-Bermessungs-Commissar.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die praktische Wichtigkeit dieses Werks für alle mit
Bauwesen in Berührung kommende Kreise in Sachsen, so
auch für alle Grund- und Hausbesitzer, bedarf kaum
weiter Begründung. Es enthält zum ersten Male alle
bezüglichen Bestimmungen, die bisher schwer zugänglich waren.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

28. April 1859.

Inhalt: Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte. Von Maximilian Perle. — Zur biographischen Literatur. Von Theodor Han. — Ein literarisches Aukuum. — Mottz. (Posten und Prüfler.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte.

Untersuchungen über die Entwicklungsgeetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Von H. C. Bronn. Eine von der französischen Akademie im Jahre 1867 gekürzte Preisschrift, mit ihrer Erlaubnis deutsch herausgegeben. Stuttgart, Schweizerbart. 1868. Gr. 8. 8 Thlr. 6 Rgr.

Der durch seine paläontologischen Forschungen in der geistigen Welt rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Werke ein neues Zeugnis seines unermüdligen Fleißes, einer tiefen und umfassenden Kenntniss gegeben, das nur demjenigen in vollem Umfange zu würdigen wissen, denen ein Einblick in die unendliche Fülle der Thatfachen nicht nur, sondern auch in die Schwierigkeiten ihrer Beurtheilung und Sichtung vergönnt ist, und welche allein es möglich machte, auf sie eine befruchtende, auf allen Punkten gestützte Theorie zu gründen. Ist schon an sich der Gegenstand, der hier behandelt wird, von hohem wissenschaftlichen Interesse, so wird dieses noch durch die Lösung und die daraus gezogene Schlussfolgerung gesteigert. In der That liegt das Problem der Entstehung und Entwicklung der organischen Schöpfung der Erde nicht bloß mit der Naturwissenschaft zusammen: es ist geeignet, auch von der Philosophie, selbst der Theologie in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen zu werden. Ist nämlich, wie eine erst in jüngster Zeit aufgetauchte Richtung sich zu bemühen bemüht, alles von jeher so gewesen wie jetzt, haben die Haupttypen des Thier- und Pflanzenreichs, auch die vollkommensten, von jeher existirt, so erscheinen uns die verschiedenen Phaslognomien der organischen Natur in den verschiedenen Perioden des Lebens der Erde lediglich durch die äußern Umstände veranlaßt, kehren mit den gleichen Umständen immer aufs neue wieder. Existirt aber, wie Bronn bemerken zu haben scheint, auch ein progressives Gesetz, so ist damit ein Plan offenbar geworden, nach welchem die organische Schöpfung sich im Einklang mit den äußern Umständen nach der in ihre Keime gelegten Prädestination von einfacher und relativ unvollkommenen Formen zu dem Reichthum und der Fülle von Geschlechtern aller Vollkommenheitsgrade entwickelt hat, welche die gegenwärtige Periode mit dem Menschen an der Spitze

auszeichnet. Jene, welche Bronn's Gesetz der successiven Entwicklung vom Niedern zum Höhern umstoßen wollen, haben dem feinsten ein gleich allseitig geknüpft System entgegenzustellen oder wenigstens so viele widersprechende Thatfachen beizubringen, daß die — bis jetzt so vereinzelt — Ausnahmen von jenem Gesetze zur Regel werden. Der Verfasser sagt:

Die Erde ist ein großes Buch; ihre Schichten sind die Blätter desselben, Verbesserungen die Buchstaben des Alphabets und der Inhalt ist die Geschichte der Schöpfung. . . . Aber jene Blätter liegen unvollständig, zerrissen, durcheinander geworfen und verblichen vor uns, wir müssen sie zu ordnen und zu ergänzen suchen, die Interpretation findet weiten Spielraum. . . . Das Alphabet, worin das Buch geschrieben, war uns lange fremd; man hatte es verkannt und begann es erst zu entziffern, als man anfang, den Schlüssel dazu in unserer heutigen Natur zu suchen. . . . Der Verfasser dieses Buchs besitzt die größte Glaubwürdigkeit, denn er war Zeitgenosse der Begebenheiten, die er uns beschreibt, er war der Baumeister unserer Erde selbst, welcher viele Ereignisse jener Zeiten durch Autopsie dargestellt hat. . . . Nicht leicht hat irgendein bedeutenderes Ereigniß in der Geschichte der Erdoberfläche eintreten können, das uns nicht durch die Art, den Zustand, die Vergesellschaftung und den Wechsel der fossilen Reste verrathen würde.

Welche Schwierigkeiten ergeben sich aber, wenn es das Ordnen und Bestimmen dieser zerstreuten und oft kaum kennbaren Reste früherer Organisationen gilt! Neben den jetzt vorhandenen, gesammelten und größtentheils auch schon beschriebenen 100000 Arten von Pflanzen und 120000 von Thieren sind bereits gegen 30000 Arten fossiler Organismen aufgefunden, deren Einordnung in die verschiedenen Perioden, Schichten und Terrains eine mehr oder minder verwickelte Arbeit erfordert, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche eine sich immer mehr häufende Synonymie mit sich bringt. Nachdem der Verfasser im ersten Theil die Einleitung gegeben, in welcher man einer ziemlich scharfen Kritik d'Orbigny's begegnet, welcher in seinem „Prodrome de Paléontologie stratigraphique“ und in seinem „Cours élémentaire de Paléontologie et de Géologie“ die „Wissenschaft aus neuer mit einer ebenso äppigen als flüchtigen Synonymie überschüttet hat, statt sie zu fördern“, liefert er eine Reihe von Tabellen als Belege für seine spätern Ausführungen, eine wahre

Riesenarbeit, auf die mühsamsten Zusammenstellungen und Zählungen gegründet. Im zweiten Theil untersucht der Verfasser vorerst das Problem der Entstehung der Organismen. Die physikalischen und chemischen Gesetze reichen hin, auch jene Bewegungen und Veränderungen zu veranlassen und fortzuführen, welche die Erde und deren Rinde gekaltes haben, aber es entstehen keine neuen Organismen mehr. Der Naturforscher kann sich schwer entschließen, die Erzeugung der Organismen als unmittelbaren Ausfluß göttlicher Schöpferthätigkeit anzusehen, weil durch eine solche sonst nichts in der Natur, alles vielmehr durch allgemeine Kräfte bewirkt und geordnet wird; er nimmt daher lieber eine noch unbekannte Kraft an, welche die Organismen hervorgebracht hat und in seltenen Fällen nach Tyll noch jetzt hervorbringt. Manche Naturforscher lassen die einfachsten Organismen durch spontane Erzeugung entstehen und die zusammengesetzteren aus wenigen Urformen durch Wirkung eines innern Bildungstriebes unter sich fortwährend verändernden äußern Umständen im Laufe der Zeiten hervorgehen (de Lamarck, Geoffroy St.-Hilaire, Men, Grant, d'Alton, Unger u. a.) Nun aber wurde die spontane Ergänzung immer mehr beschränkt und zweifelhaft und es liegen keine Erfahrungen von dem Uebergang einer Species, Sippe oder gar Ordnung und Klasse in andere vor. Die allerfrühesten organischen Wesen waren Pflanzen, Pflanzenthier, Weichthiere, Krebse, vielleicht auch schon Fische, welche alle gleichzeitig auftraten, daher nicht durch Umbildung aus frühern entstanden sein konnten. Jede Art entstand sogleich in einer mehr oder weniger großen Zahl von Individuen und nahm daher schon uranfänglich einen gewissen Bezirk ein; manche Arten mochten wol auch in nicht zu entfernten Zeiten mehrmals nacheinander entstanden sein. Die unbekannte, die ersten Organismen erzeugende Kraft hat in gesteigertem Maße durch die ganze geologische Zeit fortgewirkt bis zum Erscheinen des Menschen und wir sehen nirgends eine allmähliche Umgestaltung älterer Arten und Sippen in neue. Zugleich zeigt sich in der Auseinanderfolge der Organismen ein Plan und fester Gang; alle Arten gingen unter und gaben eben dadurch Raum für sie ersiehende neue, gewöhnlich vollkommenere, und immer standen die neuen in Beziehung zu den äußern Umständen und Lebensbedingungen; zuletzt als alles für ihn vorbereitet war, erschien der Mensch. Entweder war diese planmäßige Entwicklung das Werk eines bewußten Schöpfers, der alles bis ins Kleinste selbst ordnete oder einer bis jetzt unbekannten allgemeinen Naturkraft, woraus sich ergibt, daß die Entwicklung der unorganischen und organischen Natur stets gleichen Schritt hielt. Der Verfasser entscheidet sich dafür, daß alle Pflanzen- und Thierformen durch eine unbekannte Kraft ursprünglich geschaffen, nicht aus einigen wenigen Urformen hervorgegangen seien, sagt aber dabei:

Eine solche Kraft, obgleich wir sie nicht kennen, würde nicht nur mit der gesamten übrigen Einrichtung der Natur vollkommen in Einklang stehen, sondern es müßte aus auch der Schöpfer, welcher die Entwicklung der organischen Natur durch eine solche in sie gelegte Kraft leitete, wie er die der unorgani-

schen durch bloße Zusammenwirkung von Attraction und Affinität leitet, weit erhabener erscheinen, als wenn wir annehmen, daß er auf die Einführung und den Wechsel der Pflanzen- und Thierwelt auf der Oberfläche der Erde fortwährend dieselbe Sorge verwenden müßte, wie sie ein Gärtner täglich auf jedes einzelne Pflänzchen bei Bestellung seines Gartens verwendet.

Ist es einerseits unbestreitbar, daß ohne Regelung durch eine unendliche Vernunft eine geordnete Welt hätte entstehen können, so muß man andererseits zugeben, daß diese Regelung sich allerdings nicht so auf alle einzelnen Geschöpfe beziehe, daß das Leben eines jeden Individuums ihre directe Einwirkung erfährt; es scheint vielmehr die Vorstellung der Wahrheit nicht zu fern zu sein, daß allein die das Weltall überhaupt und die Entwicklung der Erde und ihrer Organisation insbesondere normirten (nach menschlicher Anschauung unveränderlichen) Gesetze als directer Ausfluß jener höchsten Intelligenz, jenes allumfassenden Willens zu betrachten seien. So entsteht für das nachbildliche Denken und die sinnliche Wahrnehmung der Schein, als ob alles sich nur nach blinder Nothwendigkeit bewege und gestalte, während ein auf den Ursprung zurückgehendes Denken immer wieder auf eine alles vorausbestimmende Vernunft gelangen wird. Und man sage nicht, daß die Annahme einer solchen die Naturforschung hemme, deren Aufgabe eben die ist, jene ewigen Gesetze und ihre Wirksamkeit zu erkennen, wie sie sich in der Entstehung der Organismen, ihrer Entwicklung und Auseinanderfolge geltend macht. Unser Verfasser, dessen Ansicht hierüber mit der unsrigen im wesentlichen übereinstimmen dürfte, hat sich nun bemüht, auf der Grundlage der Thatfachen eine Folge solcher Gesetze aufzustellen, deren hauptsächlichste hier angeführt werden sollen.

Nach seinem ersten Gesetz traten die belben organischen Reiche bald nach den ersten neptunischen Niederschlägen in Typen und Massen auf, wie sie den äußern Existenzbedingungen angemessen waren. Damals war die Centralwärme der Erde auch auf deren Oberfläche noch sehr fühlbar, die Beschaffenheit der Atmosphäre eine von der jetzigen sehr verschiedene; Pflanzen- und Thierreich wirkten auf ihren Kohlenstoff- und Sauerstoffgehalt wesentlich ein. Pflanzen und Thiere waren anfangs und noch lange Zeiten hindurch in allen Breiten sich sehr ähnlich, mehr tropischen Charakters, und eine zonenweise Verschiedenheit derselben wurde erst von der Mitte der Tertiärzeit an deutlich, wo die Abkühlung von dem Pole, an welchen die Organisation des Landes immer später wurde, gegen die tiefern Breiten fortschritt. Die Veränderungen in der Bevölkerung der Erde geschahen nicht durch Umwandlung der zuerst vorhandenen Arten, sondern durch Aussterben dieser und Entstehen neuer. Die frühesten Arten nicht nur, sondern selbst Sippen und Familien waren den gegenwärtigen am unähnlichsten; die Uebereinstimmung mit letztern breitete sich allmählich von den Familien und Sippen auch über Arten und Theile der Arten aus. Die topographisch verschiedenen Floren und Faunen, die ungleich gearteten Stationen und Höhengetriebe der Berge und Meere entsprechend, wurden allmählich zahlreicher und scharfer geschieden, die Gruppierung der Organismen man-

anzahliger, ihre Zahl immer größer. Schöpf eigenthümliche, kann mit etwas andern vergleichbare Stationen wenn die unterirdischen Stigmarienstümpfe zur Zeit der Erstschichtenbildung; die Stigmarien, baumartige Pflanzen, im Nadelstümpfen verwandelt, bildeten nach ihrem Absterben und zerfielen eine Unterlage für andere Vegetabilien und sammelten sich unter dem Wasser von der Luft abgeschieden allmählich in Kohle, so die mächtigen Steinkohlenslager erzeugend, durch welche der Atmosphäre ein so großer Theil ihres Kohlenstoffs entzogen wurde. Die Lagerndeckelung der Steinkohlen mit Sandstein- und Schiefersteinschichten zwischen ihnen deutet auf viele Jahrtausende währende Senkungen des Bodens infolge unermüdeter Vorgänge in der Erde, verbunden mit Ausströmen kohlen-saurer Gase aus dem Erdinneren, welches sich wieder durch neue Stigmariengenerationen absorbt und in Kohle gebunden wurde. Während der Kohlen-samengehalt unserer jetzigen Atmosphäre $\frac{1}{10000}$ ist, berechnet Bischof denselben vor der Steinkohlenperiode auf $\frac{1}{100}$, ein Verhältniß, bei welchem das Bestehen der jetzigen Thierwelt ganz unmöglich wäre. Zahlreiche Arten von Pflanzen und Thieren konnten nur entstehen, nachdem andere, von denen sie abhängig sind, schon vorhanden waren; so die meisten Landinsekten, Vögel und Säugethiere, die in Nahrung und Aufenthalt auf bestimmte Pflanzen und Thiere angewiesen sind, ein Verhältniß, welches Brown die sociale Beziehung der Organismen nennt. Die hauptsächlichste Veränderung in den äußeren Umgebungsbedingungen der lebenden Wesen bestand sicherlich in der Theilung des Ozeans in mehrere Meere und Buchten, dem Aufstehen von Inseln, die allmählich in Continente zusammenfloßen, auf welchen sich Gebirge erhoben. Die primordiale Meeresbevölkerung, eine nur schwimmende und rein pelagische, wurde zum Theil littoral; es stellte sich eine Küstenbevölkerung, endlich eine continentale Bevölkerung bei: ein Proceß, welchen der Verfasser „terrestrische Bewegung“ nennt und denselben wol auch als von einem eigenen Gesetz, dem der terrestrischen Entwicklung abhängig sein läßt. Im allgemeinen sind aber die Landbewohner auch höher organisiert als die des Wassers; die ältesten Pflanzen waren Meeresalgen; die Reste der ersten Landpflanzen und Amphibien erscheinen in den Devon-schichten, die ersten wahren Landthiere und Lufthierchen in den Steinkohlenschiefern, von wo ab die Landbevölkerung immer mehr das Uebergewicht über jene der See erlangte.

Neben diesen Gesetzen der äußeren Umgebungsbedingungen und terrestrischen Bewegung besteht ein selbständiges positives Schöpfungsgesetz, das sich durch die Einfachheit und Unmöglichkeit der gleichzeitigen wie der sich folgenden Veränderungen in der organischen Natur bezeugt. Infolge dieses Gesetzes und im Gegensatz zu der durch das erste und zweite bewirkten Complication und Ungleichförmigkeit nimmt man strenge Einförmigkeit in der jedesmal gleichzeitig nebeneinander existirenden Schöpfung über die ganze Erde wahr; gleichzeitig entstehen und vergehen überall Sippen und Arten; auch das Gleichgewicht zwi-

schen Pflanzen und Thieren und bei diesen letztern wieder zwischen Pflanzen- und Fleischfressern ist eine Folge dieses Gesetzes. Ebenso, daß die organische Welt von unvollkommenen zu vollkommenen Formen fortgeschritten ist, zwar nicht in dem Sinne, daß sie etwa im Thierreiche mit den Pflanzen-thieren begonnen habe und von da zu den Strahlthieren, Weichthieren, Würdenthieren fortschreitend zuletzt zu den Wirbelthieren gelangt wäre, aber doch so, daß im ganzen und großen eine progressive Bewegung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen stattgefunden hat. Der Verfasser stimmt hierin mit Sedgwick, Hugh Müller, Ab. Brogniart, Agassiz im Organismus zu Owen, D'Orbigny, G. Bront, Lyell, Forbes überein, welche letztern einen solchen Fortschritt leugneten. Es entstanden allerdings gleich anfänglich schon mehrere Haupttypen, mehrere Unterreiche, nämlich jene, die bei den damals herrschenden äußeren Bedingungen bestehen konnten und zwar zuerst mit ihrem unvollkommenen Wasserbewohnern, die im ganzen den Landbewohnern derselben Gruppe nachstehen, und während im Laufe der Zeiten die höhern Typen und Unterreiche nachfolgten, schritten auch jene früher entstandenen niedrigeren zu den höhern Formen in ihrem Reiche fort. Noch deutlicher als im Thierreiche ist dieser Gang im Pflanzenreiche zu erkennen, dessen höchste und reichste Kräfte infolge des Progressgesetzes erst lange nach den niedrigeren erscheinen, obgleich die äußeren Bedingungen es schon früher gestattet hätten. So sehen wir namentlich die Dicotyledonen (wir fassen diesen Begriff immer mit Ausschluß der Nadelstümpfe) erst in der Kreidezeit auftreten, womit wieder das Erscheinen der meisten landbewohnenden Thiere, besonders der Säugethiere, dann der meisten Insekten und Vögel zusammenhängt. Und hier mußten wieder die pflanzenfressenden Arten den fleischfressenden und beide den parasitischen Formen vorangehen, die auf und in ihnen leben. Das Progressgesetz spricht sich jedoch nicht nur in der Erzeugung vollkommener Grundformen neben den unvollkommenen, sondern auch in der Unterdrückung eines Theils der vorhandenen aus, die nachdem sie einen Culminationpunkt erreicht, sich vermindern und endlich verschwinden, um höhern Formen Raum zu geben. Gewisse, gewöhnlich unvollkommenere Gruppen reichen hingegen in etwa gleichbleibender numerischer Stärke durch alle Perioden hindurch.

Alle wichtigen Erscheinungen in der Aufeinanderfolge der organischen Wesen lassen sich mit einigen untergeordneten Ausnahmen durch diese drei Hauptgesetze erklären. Zu diesen Ausnahmen gehören z. B. das spätere Erscheinen mancher Krakenfische und das frühe einiger Landreptilien vor den Wasser-sauriern, sowie das schnelle Aussterben der sehr vollkommenen Riesensaurier beim Erscheinen der Säugethiere. Agassiz hatte mehrere Arten von Typen unterschieden, unter welchen die sogenannten embryonischen die meiste Anerkennung gefunden haben; die unvollkommenen Formen einer Reihe oder Gruppe verhalten sich hienach zu den höhern, wie die Embryonen dieser letztern zu den ausgebildeten Individuen. Stagnant findet diese Lehre zwar oft, aber nicht überall bestätigt,

indem nicht alle Charaktere, welche die aus der Metamorphose eines embryonischen Typus entstehenden Geschöpfe annehmen, Zeichen höherer Vollkommenheit, sondern vielmehr Variationen über einen Grundgedanken, über ein Organisationssthema sind.

Bekanntlich theilt man die ganze seit dem ersten Auftreten der Organisation verfloßene Zeit in drei Hauptperioden: die paläolithische als die älteste, von den flurischen Schichten bis zum Jechstein reichend, in welche die Bildung der Steinkohlen fällt; die mesolithische, in welcher die Trias-, Jura- und Kreideschichten niedergeschlagen wurden; und die känoolithische oder Tertiärperiode mit ihren Unterabtheilungen des Eöän, Mioäen, Pliocän, vom Hummulkalk bis zum Diluvium, an welches sich die Alluvialzeit oder die gegenwärtige, welche aber bereits schon Hunderttausende von Jahren währen mag, anschließt. Im ganzen sind alle Erscheinungen, die sich aus den angeführten Gesetzen ableiten lassen, durch alle geologischen Perioden gleichmäßig fortgeschritten, mit Ausnahme zweier Wendepunkte, wovon einer an das Ende der paläolithischen, der andere vor dem Anfang der känoolithischen Zeit fällt. Mit erstem hörte das allgemeine Vorkommen der Stigmariensümpfe und der mit ihnen verbundenen Erscheinungen auf und es verschwanden zahlreiche paläolithische Thier- und Pflanzengestalten; am zweiten Wendepunkt starben die Ammoniten und Belemniten aus, es erschienen zuerst oder doch in großer Zahl die Dicotyledoneen, die Knochenfische, die baumbewohnenden Vögel, und die Säugethiere und das früher über die ganze Erde gleichmäßig warme Klima begann sich nach Zonen zu unterscheiden.

Rückfichtlich des Erscheinens und Verschwindens der Organismen scheint erwiesen zu sein, daß das Entstehen neuer und Vergehen alter Arten im ganzen ununterbrochen fortwährte, mit Ausnahme des plötzlichen gewaltsamen Endes, welches eine Anzahl von Arten gleichzeitig durch geologische Katastrophen nahm, und daß die Lebensdauer der einzelnen Arten sehr ungleich war, so daß die einen die Bildung von zwei und mehreren geologischen Terrains überlebten, während die andern nicht so lange Zeit dauerten, als die Bildung eines einzigen erforderte. Ein geologisches Terrain ist aber der Inbegriff aller während einer gewissen Zeit rund um die Erde gebildeten Gesteinsschichten, mögen sie auch nach den Gegenden verschiedenen Charakter zeigen, und eine geologische Fauna oder Flora nennt man die Gesamtsumme aller in einem gewissen Zeitraum existirenden Thier- und Pflanzenarten, mögen dieselben diesen Zeitraum ganz ausgefüllt oder die Grenzen der Terrains zeitlich überschritten haben. Wegen der überall stattfindenden Uebergänge gibt es weder streng abgeschlossene Terrains noch streng abgegrenzte successive Thier- und Pflanzenschöpfungen, obwohl manche untereinander besser abgegrenzt erscheinen als andere; aus dem angeführten Grunde haben auch zwei aufeinanderfolgende Terrains, Floren oder Faunen, gewöhnlich einige Arten miteinander gemein. Selbst lithologisch abgegrenzte Stagen und Perioden werden von manchen Arten überschrit-

ten. Die marktigste dieser Grenzen, jene zwischen dem Permian und dem Buntsandstein, also zwischen der paläolithischen und mesolithischen Periode, wird jedoch, soweit bis jetzt bekannt, von keiner Art überschritten; auch Trilobiten und Doliolith haben soviel wie nichts miteinander gemein, wol aber ziemlich viele Species Doliolith und Kreide, noch mehrere Kreide- und Tertiärschichten, also mesolithische und känoolithische Periode. Zahlreiche Arten sind aus der Tertiärperiode in die Alluvialzeit oder die gegenwärtige übergegangen, wie denn nach Schimper viele Pflanzengattungen von Schöfnitz in Schlesien und viele in Bernstein eingeschlossene mit noch jetzt lebenden Pflanzen identisch sind. Im allgemeinen ist die Verschiedenheit gleicher Schichten desto größer, je weiter ihre horizontale Entfernung voneinander; die Silurischen Böhmens, Scandinaviens, Großbritanniens und Nordamerikas gleichen sich weder im Mineralcharakter, noch in Mächtigkeit, Gliederung u. s. w., so daß ihr Wiedererkennen nur noch durch den paläontologischen Charakter, durch die in ihnen eingeschlossenen organischen Reste erkannt wird. Es ist klar, daß wenn die Bildung identischer Niederschläge aus dem Meere in einer Gegend länger als in der andern gedauert hat, weil in ersterer der Zustand des Meeres sich länger Zeit gleich blieb, auch die Beschaffenheit der lebenden Wesen eines solchen Meeres und ihrer Reste in den auf ihm niedergeschlagenen Schichten länger als anderwärts gleich bleiben mußte. Finden in einer Gegend stürmische Vorgänge, z. B. Erschütterungen des Bodens statt, oder Erhebung desselben und Ausströmen tödtlicher Gase, wodurch die Organismen zerstört wurden und deren progressive Entwicklung eine Unterbrechung erfuhr, so wird nothwendig die Uebereinstimmung eines so heimgesuchten Terrains mit den folgenden geringer sein als bei ruhiger Entwicklung.

Wol dreifig- bis sechshundertförmal wurden alle vorhandenen Organismen durch neue verdrängt. Um die Zeit einigermaßen schätzen zu können, welche darüber verfloßen ist, untersucht man, unter Zugrundelegung der platonischen Hypothese von der Erdbildung, die Abkühlungsgeschwindigkeit flüssiger und heißer Massen. Auf jeden Fall sind nun während des Erscheinens dieser verschiedenen Organisations- Millionen von Jahren verfloßen und eine noch viel längere Zeit, bis es überhaupt zur Bildung von Organismen gekommen war. Wahrscheinlich wurden die Zeiten gleicher Abkühlung immer länger und verfloßen allmählicher ineinander als im Anfang. Wie die früheren geologischen Perioden untereinander, so ist auch die jetzige nicht streng von der nächstvorigen geschieden, sondern geht unmerklich in dieselbe über. War eine Gruppe von Organismen am Ende der vorigen in Ab- oder Zunahme begriffen, so setzte sich die eine oder andere in die gegenwärtige Periode fort. In den frühesten Zeiten hatten Pflanzen- und Thierreich einen ganz fremdartigen Charakter durch die jetzt ganz verschwundenen Ordnungen oder Familien der Arthropoditen, Sipillarien, Stigmarien, Lepidodendren u. s. w. unter den Pflanzen, die Graptolithen, Arinoiden, Ammoniten, Trilobiten, Labyrinthodon-

en, Perrochysten, Meripoden u. s. w. unter den Thieren; von den jetzigen Sippen existirten nur 1—3 Procent. Denna Anzahl wurde allmählich größer und stieg im Laufe der Zeiten bis 90 Procent und darüber; von der Kolonzeit bis zur Gegenwart gestalteten sich die Floren und Faunen nach den Zonen immer verschiedener und zugleich local. In der Miocän- und noch mehr in der Diluvialzeit lebte schon ein bedeutender Theil der jetzigen Arten in den gleichen Gegenden wie heutzutage, so daß z. B. die versteinerten Conchylien der englischen Tertiärschichten mit denen der jetzigen Nordsee, die italienischen mit denen des Mittelmeeres, die westindischen mit denen des borthigen Meeres größtentheils identisch sind und die diluvialen Knochenhöhlen meist Säugethierreste solcher Arten aufhalten, welche noch jetzt in den bezüglichen Ländern leben. In den sogenannten Alluvialschichten endlich, jenen, deren Bildung noch jetzt fortwährt, findet man nur Reste noch jetzt lebender Arten. Das Taxodium distichum, eine Cypressenart, welche häufig im Ueberschwemmungsgebiet des Mississippi wächst, ein Baum, welcher bis 6000 Jahre alt wird, bildet in Louisiana mit seinen unzählbaren weissen Stämmen zehn durch Erdblager getrennte und übereinander liegende Schichten, deren Bildung nach der Berechnung Dowlers 158400 Jahre erfordert hat, welche wahrscheinlich sämmtlich in die gegenwärtige oder Alluvialperiode fallen: eine verhältnismäßig kurze Zeit, wenn man bedenkt, daß die Bildung der Steinkohlenlager wol eine Million Jahre erfordert hat. Nun findet sich aber das Taxodium fossil bereits in den Miocänischen, den obersten der tertiären Zeit, und liefert somit einen weiteren Beweis des Uebergangs beider Perioden ineinander. Diejenigen, welche eine feste Grenze zwischen beiden finden möchten, haben wol auch das erste Auftreten des Menschen als solche annehmen zu dürfen geglaubt, aber in den letzten Decennien sind fossile Ueberreste des Menschen mit solchen diluvialer Thiere unter Umständen zusammengekommen worden, die kaum einen Zweifel gestatten, daß der Mensch gleichzeitig mit einigen derselben lebte. Will man auch von den noch etwas zweifelhaften fossilen Wadensöhnen in Bohnertzen der württembergischen Alp abssehen, so scheinen doch die Schädel und andere menschlichen Skelette, welche Lund in Knochenhöhlen Brasiliens mit Beinen von Platanox chlamydothorium u. s. w. zusammenfand, ganz auf gleiche Weise versteinert und mit Eisenoxyd durchdrungen wie diese, kaum hierüber einen Zweifel zu lassen. In der vierten (von oben gezählte) oder Taxodiumschichten Louisianas, welche nach Dowler vor 57600 Jahren gebildet worden wäre, fand sich 16 Fuß tief im Boden, unter der Wurzel eines Cypressenbaumes, ein Schädel, der die Charaktere der amerikanischen Menschenrasse an sich trägt. Mit dem Erscheinen der Diluvialdonischen Pflanzenwelt am Anfang der tertiären Zeit ist der wichtigste und folgenreichste Schritt zu der jetzigen organischen Schöpfung geschehen, deren Veränderungen von da an bis zur Gegenwart ganz allmählich und ohne scharfe Uebergänge erfolgt sind.

Referent konnte in dieser Anzeige nur die hauptsäch-

lichsten Momente des reichen Inhalts der vorliegenden Schrift herausheben. Der Verfasser selbst bezeichnet als neue Ergebnisse derselben die Aufstellung des obersten Gesetzes, nämlich der Anpassung der successiven Organisationsstadien an die äußern Existenzbedingungen einer jeden Zeit; die Kriftung des Beweises einer höhern Temperatur der Erde am Anfang der organischen Schöpfung durch das allgemeine Vorkommen organischer Reste schon in den ältesten neptunischen Schichten; die Wirksamkeit des Auftretens von Pflanzen- und Thierreich. Sind diese Annahmen auch sonst in der Geologie gebräuchlich, so hat doch der Verfasser die paläontologischen Nachweise hierfür gegeben. Er widerlegt zugleich die alte Vorstellung von abgegrenzten Floren und Faunen in abgeschlossenen Terrains, erweist die ungleiche Dauer der Arten und den mächtigen Einfluß des Territorialgesetzes. Er stellt ferner das immanente Gesetz progressiver Entwicklung auf und erkennt als bedeutungsvolle Existenzbedingung für die Landthiere das Auftreten der Dicotyledonen. Er macht aufmerksam auf den Zusammenhang der Entleerung des Bodens und des Ausströmens von kohlensaurem Gase mit der die Atmosphäre wieder reinigenden Function der Sigmarienwälder. In seinem Werke sowohl als in dem über diese Gegenstände in der Naturforscherversammlung zu Karlsruhe 1858 gehaltenen Vortrag hat der Verfasser nicht unterlassen zu bemerken, daß die aus den Thatfachen gezogenen Schlüsse auf dem gegenwärtigen Stand der ersten ruhen, daß neue Entdeckungen manches zu modificiren, aber kaum eins der aufgestellten Gesetze umzuwerfen vermöchten. Immer jedoch wird unsere Kenntniß von den organischen Resten, die einst in die Erdrinde begraben wurden, nur Stückwerk bleiben.

Wenn Geologie und Paläontologie in diesem Jahrhundert zu solcher Bedeutung gelangt sind, so allgemeines Interesse zu erwecken vermöchten, so ist dieses noch mehr als in ihren glänzenden Leistungen in der Größe und Wichtigkeit ihres wissenschaftlichen Objectes begründet. Die Entstehung und erste Bildung der Erde erscheint uns nicht mehr als ein isolirter Schöpfungsbact, sondern als ein Theil der Gestaltung und Entwicklung des Sonnensystems selbst. Rag auch nach neuern Beschränkungen die Gewalt und Wirksamkeit des plutonischen Elements bei der Bildung der Erdrinde nicht so allgemein und ausgedehnt gewesen sein, wie früher angenommen wurde, mögen manche Gesteine, denen man sonst feurigen Ursprung zuschrieb, einen wässrigen haben, — so scheint doch in Beziehung auf den ersten Zustand der Weltkörper, der bei den Sonnen immer am längsten währt, der alte Heraklit im Rechte und das Feuer ihre Mutter zu sein. Erst als seine Macht gebrochen, ins Innere zurückgedrängt war, konnte sich Wasser bilden, die Erde sich mit Meer bedecken, das etwas früher sie als Dampfhoftugel umgeben hatte. Dem Flüssigen aber entsproß das organische Leben, das allmählich an allen Punkten der vielgestaltigen Erde hervorbrach und nach vielfachen Umgestaltungen endlich seine gegenwärtige Physiognomie annahm. Die Wissenschaft hat nicht bloß diese zu erkennen und zu

begreifen, sondern sie hat mit epimetheischem Blick das große Drama in seinen Acten und Scenen nachbildlich zu construiren, durch welches die Gegenwart geworden ist. Wenn unser Verfasser in erste Linie das Gesetz der Anpassung an die äußern Existenzbedingungen und erst in die zweite das mehr ideale Gesetz der progressiven Entwicklung stellt, so mochte er zu dieser Anordnung in den Thatfachen ihn bestimmende Gründe gefunden haben; und will es bedünken, daß das Gesetz progressiver Entwicklung an Rang und Bedeutung das erste, das wahre Urgesetz sei, ähnlich wie in der Geschichte der Welt und die Anlage eines Volks oder auch nur eines Individuums das präliminare Regulative für seine Geschichte ist, mag es auch durch die äußern Verhältnisse in seiner Manifestation oft bis zum Verkennen gestört und zurückgebrängt werden. In Wahrheit stehen allerdings sämtliche Gesetze in Uebereinstimmung und sind nur verschiedene Ausdrucksweisen der sich offenbarenden schöpferischen Idee.

Begegnen uns in dem vorliegenden Werke oft Wiederholungen, so sind diese in seiner Bestimmung begründet; es schien nöthig, bei jedem Abschnitt immer wieder das Ganze zusammenzufassen und so immer neue Grundlagen für die weiteren Folgerungen zu gewinnen. Es handelt sich bei einer Preisarbeit nicht bloß um die einmalige Aufzählung der Thatfachen und Erscheinungen, sondern um die Verbindung aller zu einem sich stets auf neue zusammenschließenden beweiskräftigen Ganzen, um actenmäßige Darstellung, welche geeignet ist, die angestrebte Ueberzeugung bei den Richtern und auch bei dem aufmerksamen, gründlichen Belehrung suchenden Leser hervorzurufen. Auch verliert der letztere bei der Reproduction der frühern Angaben nicht nur nichts, sondern gewinnt durch deren präcisere Zusammenfassung, die ihm zugleich das Nachschlagen der allegirten Stellen meistens erspart. Referent begt die innige Ueberzeugung, daß die gediegene Arbeit des Verfassers dem objectiven, ungeschminkten Wahrheit suchenden wissenschaftlichen Publikum aufs beste empfohlen werden darf und daß das Interesse, welches jeder Denkende an der Erkenntniß des in derselben behandelten hochwichtigen Gegenstandes nimmt, durch sie auf das treueste gewahrt wird.

Maximilian Peritz.

Zur biographischen Literatur.

1. David Epleiß, weiland Antistes der Schaffhauserischen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert von C. Stolar. Basel, Bohnmaier. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.
2. Ludwig und Edeltrudis oder Hilber aus der Kirche im 12. Jahrhundert von F. J. Holzwarth. Erster Theil. — H. u. d. L.: Der heilige Bernhard. Eine Erzählung aus dem kirchlichen Leben des 12. Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Die vorreformatorischen christlichen Glaubensbekenntnisse am Rhein und deren Zeit. Nach einem Abhang über Siegfried dem Drachentöchter. Nach den Quellen dargestellt von L. Heber. Frankfurt a. M., Voemel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Johann Turmain, genannt Vincentius, Geschichtschreiber des bairischen Volks. Nach seinem Leben und seinen Schriften

dargestellt von Theodor Wiedemann. Freising, Detter. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

5. Henricus de Langenstein dictus de Hassia. Zwei Untersuchungen über Leben und Schriften Heinrich's von Langenstein. Von Otto Hertwig. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

6. Bileiß als Vorläufer der Reformation. Autrittszeichnung von Gottfried Victor Lechler, gehalten zu Leipzig am 9. Juli 1858. Leipzig, C. F. Fiescher. 1858. 16. 10 Ngr.

Gegen Hagelschlag und Wassernoth, gegen Feuer und Schiffbruch, gegen alle möglichen Gefahren gibt es Versicherungen; daß auch gegen die Gefahr, einem ungeschickten Biographen in die Hände zu fallen, eine Versicherungsgesellschaft gebildet werden möchte, den Wunsch erregt recht lebhaft das Buch, welches der Diaconus Stolar über David Epleiß (Nr. 1) geschrieben. Stolar weiß es ganz gewiß und spricht es mit Bestimmtheit in der Uebersicht aus, daß seine Arbeit eine solche ist, die von den meisten Ignorirt und von den wenigen, die sie betrachten, getadelt werden wird: trotz dieser ganz richtigen Selbsterkenntniß und Selbstschätzung hat er den Gelüsten nicht widerstehen können, sein Urzeugniß dem Preßbengel zu überliefern. Das Urzeugniß ist eine höchst verfehlte Arbeit, an der nur zu bedauern, daß sie sich einem Gegenstand zum Vorwurf gewählet, der es verdient hätte, einer geschickteren Feder Vorwurf zu sein. David Epleiß gehört zu den Räumern, für welche unsere Sympathie allerdings nur geringe ist; dieses individuelle Gefühl kann jedoch die Anerkennung nicht ausschließen, daß er eine kräftige, kerngesunde Natur war, die in ihrer Weise ihren Helden und Jelen mit dem gewissermaßen Eifer und einer anfordernden Berührung zu juchte. David Epleiß ist eine verwandte Natur vom Jung Schilling. Ein achtbarer religiöser Mysticismus ist der Mittelpunkt seines Seins. Der Biograph macht aus diesem Manne einen Heiligen nach dem modernen Zuschnitt eines offiziellen Kirchenthums; er verschlingt und vernichtet in einer Darstellung, durch die sich hindurchzuschlagen eine wirkliche Qual ist, die kräftigen und gesunden Elemente in dem Manne zu ungesunden Auswüchsen; er verzerrt sein Bild geradezu zur Caricatur. Die Unähnlichkeit seines Porträts sehr wohl kennend, versucht Stolar einen dahin zielenden Vorwurf damit abzulehnen, daß Epleiß ein Mensch gewesen, dessen Wesen sich nicht recht in den Rahmen einer Schrift und des Buchstabens einzwängen läßt. Wir fragen, wie der Verfasser das weiß, weshalb zwingt er trotzdem Epleiß in das Protokoll seiner Schrift und seines Buchstabens, und dient er der Wahrheit oder der Unwahrheit, wenn er ein Buch veröffentlicht, von dem ihm bekannt, daß sein Inhalt nicht der Inhalt des Lebens, welches jenes beschreibt? Zur Signatur der Darstellung im stilistischen Hinsicht mag gleich die erste Periode dienen, aus der das Werk anhebt: „Es hat eine mehr als oberflächliche Bedeutung, wenn von dem Gewebe des menschlichen Lebens gesprochen wird; denn gleichwie jegliches Gewebe aus zwei Factoren sich bildet, aus den festgespannten Fäden des Zettels, woraus die Grundlage des Stoffes entsteht, und aus dem buntem Faden des Umtrags, welche das bewegliche Webeschifflein dahinschwebt und woraus die Farbe und der Charakter des Stücks erwächst, so gestaltet sich auch das Leben eines Menschen vorzugsweise aus zwei Factoren: Vaterstadt, Familie, mit einem Wort der natürliche Boden, aus dem ein Menschenleben entsproßt, reichern in den gegebenen Anlagen; Gewohnheit und Gewohnheiten die Grundlage, den Grundstoff zu dem Gewebe dar, während das freie Regen und Bewegen des individuellen Geistes, seine Träne oder Unträne und in letzter Linie die Einwirkungen göttlicher Gnade und Geistes diesen Stoff gestalten und ihm seinen wirklichen Werth einprägen.“ In derartigen brüßigen und langatmigen Sätzen, welche auf die Dauer einen ästhetisch gebildeten Geschmack in unerträglichster Weise anwandern müssen, hält sich die gesammte Darstellung, deren Reize sicher dadurch nicht erhöht werden, daß der Bericht der unscheinbarsten und kleinern Richtigkeiten mit einem massigen Nebenüberladen von Obelitäten begleitet wird, Sätze, die sich mit allseitiger Offen-

ation vortragen. Zur Charakteristik des materiellen Inhalts der Darstellung nur ein paar Sätze. David's Mutter, welche wir in dem zweiten Kapitel, war einst in der Küche beschäftigt und die fromme Frau sang bei ihrer Arbeit ein gedehntes Lied. Das dreißigste (!) Lied geriet über die Klänge des schönen heiligen Liedes vor Entzücken fast außer sich, so daß es herumzappelte und seine kleinen Hände und Füße in lebhaftester Bewegung hin- und her- und auf- und niederwarf. Madame erkannte aus der Scene, daß in ihrem Kleinen ein lebendiger, freudiger Geist schlummerte, der sich einst „Gottes, seines Heilands“ freuen sollte. Noch unerquicklicher als der süßlich schwermelnde Ton, in dem die Bekanntheit von Eyley mit seiner nachmaligen Gattin und der Verlauf der ganz alltäglichen Liebesgeschichte erzählt wird: wie Eyley angefangen, „dieses ganze Blümlein zu begreifen“ u. s. w. Den weichen Art die Composition des Buches, mag man daraus entnehmen, daß die Biographie des am 13. Februar 1786 einem Buchbinder geborenen David Eyley mit einer heraldisch-genealogischen Untersuchung über die älteste Epoche des Geschlechtes der Eyley beginnt. Wir werden belehrt, daß die „Eyley“ auf das Landbühnchen Dieffenhofen am Rhein hinweisen, wo sie um das Jahr 1311 als Weltknechte und Dienstknechte der „Fürsten von Lothringen“ (!) lebten. Bei den Vorfahren des Helden des Buches sollen sich „besondere mathematische und physikalische Leiden“ bemerkbar gemacht haben, denn — man höre! — „merkwürdigerweise zählt die Familie Eyley während der beiden letzten Jahrhunderte nicht weniger als zwölf Buchbinder“.

Aus der Jugendgeschichte David Eyley's erfahren wir, daß der Knabe einer Lilie über seine ganze Richtung bleibend nachsah: „Sein Auge fiel auf eine Lilie, die in einem Gärtchen am Bache blühte; es geht ihm ein Licht auf über die Liebe Gottes, die dies arme Blümlein am Bache so herrlich kleidet; er kehrt diese Liebe Gottes glänzen in dem vor seinen Augen verklärten Pflänzchen, sie leuchtet ihm so hell und so freundlich in sein innerstes Herz hinein“ u. s. w. Daß der Knabe aufgewachsen sei und sein gewöhnlicher Schüler gewesen, beweist das Zeugnis seines ersten Lehrers, des Predigers Maurer: „Oben: vorzügliches Wort- und Gedächtniß, vorzügliche Lehens- und Denkfraft, erschauende Leichtigkeit in Erlernung neuer Sprachen. Charakter: außerordentlicher Fleiß, anhaltende Arbeitsamkeit, Neigung zum Traß selbst in den Erholungen, angenehmes religiöses Gefühl, welches er durch Nachdenken zu unterstützen und zu befestigen sucht.“ Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann; mit seinem sechzehnten Jahre trat er Okt. 1802 auf ein Comploit. Der Beruf beugte ihm nicht; die Biographie verkörpert: „penser c'est vivre für mich, vna sine hinc mors est“ sei sein täglicher Ordener gewesen. Welche verkaufte Schreibart, penser c'est vivre u. s. w.! Wir lesen die Gebete, welche David Eyley niedergeschrieben: „der, ohne bei Willen kein Eyerling vom Bache fällt, ließ die Gebete nicht nachschröten.“ Durch die Vermittelung des Professors J. W. Müller, eines Bruders des bekannten Historikers, konnte David Eyley zur Vorbereitungs auch das theologische Studium des collegium humanitatis in Schaffhausen besuchen. Sein akademisches Studium machte er auf der Universität Tübingen. Nach der Beendigung desselben lebte er mehrere Jahre in verschiedenen Häusern als Hauslehrer; im Februar 1812 erhielt er die Berufung zum Professor der Mathematik an dem schaffhausenschen Collegium, dessen Schüler er selbst gewesen. Er nahm die Stelle an, um sie gegen eine Pfarre zu vertauschen, nachdem sich seine „religiöse Umwandlung“ vollzogen, die Eyley in einem eigenen Bekenntnis des Breischen darlegt. Nicht sowohl aus Eyley, sondern aus Eyley's, erfahren wir, daß Eyley, der schließlich in gerechter Anerkennung seiner Verdienste um die Erziehung und Verbesserung des kirchlichen Bewusstseins zum Antistes der schaffhausenschen Kirche berufen wurde, eine höchst segensreiche Thätigkeit im Verlaufe seines vielbewegten Lebens entwickelt hat. Er starb am 14. Juli 1854.

Einem Viri-Conventikel mag Eyley's Arbeit zur offe-

ziellen Veranstaltung und zur aufsehtigen Langzeitweise gerichtet; für einen anderen Kreis oder zu einem andern Zweck kann das Buch schwerlich dienen.

Ueber den „Heiligen Bernhard“, welcher den ersten Theil von Holzwarth's „Ludwig und Odetrautis“ (Nr. 2) bildet, können wir uns kurz fassen, obgleich dieser Lebensroman mit seinen 26 Bogen ziemlich genug ist. Das oben gebrauchte Wort bezieht sich auf die Darstellung des Charakters des Buchs. Nicht man den Titel und das Vorwort, so erwartet man eine wissenschaftliche Biographie; die Erwartung wird sehr gründlich enttäuscht; man erhält einen Lebensroman zu Gunsten der ultramontanen Hierarchie in der katholischen Kirche. Bei einer literarischen Kritik pflegen wir zunächst nach dem materiellen Inhalt einer Lebensgeschichte zu fragen; diese Untersuchung gebietet unsere Aufmerksamkeit mehr in eine politische, als in eine literaturgeschichtliche. Wir halten uns bei solchen Untersuchungen an die formale Lösung der Aufgabe. Und da müssen wir denn gesehen, daß wir in Bezüglichkeit gerathen, falls man uns auffordert, ein Buch zu nennen, das an schriftstellerischem Ungeschick mit der Leistung von Holzwarth sich messen könnte. Eine so eifrigste und trübe Dase, eine so vollkommene Gedankenlosigkeit, eine so entsetzliche Geschmacklosigkeit und Trivialität ist uns lange nicht vorgekommen. Nur einen Vorzug können wir dem Verfasser einräumen: er versteht die Kunst, das Nichts in das Unendliche auszuspannen und auszuweiden, wie schwerlich je ein Autor vor ihm. Wir haben uns gefragt und seine Antwort gefunden, wie es überhaupt möglich, mit einer so dürftigen und armseligen Gestaltung, wie sie der Inhalt des Romans bietet, mehr als 26 Bogen anzufüllen. Daß der Leser bei dem Genuß dieser Lectüre einschläft, ist natürlich und erklärlich; durchaus unnatürlich aber und unerklärlich bleibt es, daß der Autor selbst aber und während seiner Produktionszeit nicht einschlief. Zwei Kinder, durch innige Freundschaft vereint, hegen den Wunsch, ihre Freundschaft möge auch auf ihre Kinder übergehen. Zu dem Ende verlobt Graf von Berg seine Tochter Odetrautis schon in der Wiege mit Ludwig, dem Sohne des Grafen von Hakenstein. Der letztere ist in Schwaben begütert; Graf von Berg haust am Rhein. Die Verlobten haben sich nie gesehen oder gesprochen. Die Zeit ist erfüllt und die Vermählung der Väter liegt im Kraft treten. Da predigt der heilige Bernhard in Deutschland das Kreuz, und in dem Grafen Ludwig entsteht ausdrücklich ein innerer Götterkampf, ob er der Stimme des Gewissens folgen solle, die ihn an dem Kreuzzuge theilnehmen heist, oder ob er seiner Liebe folgen und Odetrautis heirathen solle. Das Fräulein hat mit einem ähnlichen Conflict zu kämpfen; sie möchte ihre Liebe zu Ludwig bevorzugen, andererseits aber sagt ihr die Stimme des Gewissens, daß sie den Verlobten nicht von einem so frommen und Gott wohlgefälligen Werke abhalten dürfe. Die 567 Seiten des Romans beschäftigen sich mit der Darstellung dieses Conflict; auf 567 Seiten legen sich die Betreffenden fortwährend die Frage vor: was soll ich thun? Die Entscheidung erfolgt endlich: das religiöse Gefühl trägt den Sieg über die „weltliche Neigung“ davon und wird verherrlicht. Odetrautis schickt sich an, in ein Kloster zu gehen und Graf Ludwig nimmt das Kreuz. Ganz abgesehen von der unerträglichen Breite, mit welcher der Conflict ausgemalt wird, ist ein Inneres für denselben von vornherein schon dadurch untergraben, daß man an die Leidenschaft und Liebe der beiden Gefährten, die miteinander ringen, nicht glauben kann, wenigstens nicht an die gleichmäßige Stärke und Leidenschaft. Die Liebenden trennen sich ja gar nicht; sie sind sich bisher vollkommen gleichgültig gewesen. Der Conflict entsteht nicht etwa, nachdem sie die gegenseitige Bekanntheit gemacht; die gegenseitige erste Zusammenkunft erfolgt am Ende des Buches, nachdem bereits bei dem Kitter wie bei der Dame der Conflict schon gedeutet worden, was der leidenschaftliche Verband sich selbst sagen muß, daß der Conflict höchst einfach seine befriedigende Lösung erhalten wurde, wenn Graf Ludwig Odetrautis als

Älter heimführte, und sich alsdann nicht einmal versammelt ist, sondern, anschlöße. Hinsichtlich der Angelegenheit, daß die erwähnte Bienenstocke drängt und derjenige der eintäglichen Intention des Verfassers das Verharren der Heilige nur in sich, immer aber doch nur gelebte Episoden auftritt. Vor dem Geisteswiderstande der Adulation geschwungen, das moralische, wie die Überredung der Großen zum Kreuzzuge; auch eine

den Gebrauch der Fäße wieder, nicht etwa durch chirurgische Operationen, sondern allein durch die Heiligkeit und Wunderthätigkeit seines Wortes. Ueberhaupt werden der Phantasie des Lesers harte Dinge zugemuthet. Es wird als historische Thatsache unter anderem eine Geschichte erzählt, daß ein Königssohn die Krone ausge schlagen, nach Deutschland gekommen und dort bis an sein seliges Ende als heiliger Einsiedler gelebt habe. An der Wahrheit der Erzählung, fügt der Verfasser hinzu, dürfte kein frommer Christ zweifeln, er dürfe nicht neugierig nach dem Namen des Prinzen fragen, das wäre unfromm und unchristlich. Ein treues Bild der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des 12. Jahrhunderts, wie es das Buch sein will, ist daselbe nicht im entferntesten; schon die gehässige Beurtheilung der Hohenstaufenpolitik schließt die geschichtliche Treue aus. Einiges charakteristische Eigenthümlichkeiten des Zeitalters sind allerdings hervorgehoben und ziemlich anschaulich colorirt, aber stets nur solche, welche dem Autor zur Tendenz dachten. Sehr oft begnügt sich die Darstellung lediglich mit dem Erzerzählen von Dactylenschriftstellern, natürlich kirchenfreundlichen, die seitenslang Wort um Wort ausgeschrieben werden. Wie wenig Verständnis Holzwarth von dem wirklichen historischen Geiste des 12. Jahrhunderts besitzt, mag die Thatsache zeigen, daß in seinem Roman Gedruckt sich mit der blinden Schwärze über Gegenstände der modernen Philosophie unterhält, daß die Blinde eine solche Unterredung mit einem Dignat abschließt, daß die Urtheile der Schwärze sich nicht mit der Logik vereinbaren lassen.

Der Verfasser stellt noch zwei weitere Bände in Aussicht, in denen der Kreuzzug von 1147 und die ersten Zeiten des Kaisers Friedrich I. beschrieben werden sollen. Wir raten ihm, er spare sich die Mühe, wenigstens unserer Ansicht nach scheint ihm das oporam ut oleam perdidit als Lohn genug zu sein.

Es ist eine wahre Verkürzung und Entwürdigung, wenn man nach der Lectüre zweier so ungenügenden Bücher, wie es die von Stöckel und Holzwarth sind, auf eine so fleißige, gründliche und achtbare Arbeit sieht, wie sie Ph. Heber in seinen „Vorlesungen über christlichen Glaubenshelden“ (Nr. 8) geliefert hat. Auf das sorgfältigste ist der Verfasser den ersten Spuren der Verkürzung des Evangeliums im Rhein- und im Donaugebiet nachgegangen, und die bemerkenswerthen Ergebnisse sind das Resultat dieser aufsuchenden und eindringenden Quellenstudien. An der Hand des Verfassers durchwandern wir jene Gauen während der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera; wir sehen gewaltige Persönlichkeiten bald einzeln bald in der apostolischen Zahl aufstreten und, unabhängig von der römischen Kirche, allein geknüpft auf das laute Wort Gottes, Einrichtungen gründen, deren Lebensfähigkeit ebenso wenig bezweifelt werden kann als die der christlichen Kirche überhaupt. Diesen Persönlichkeiten die ihnen gebührende Achtung zu verschaffen und die Lebensfähigkeit ihrer Plantagen nachzuweisen, ist die Aufgabe, deren Lösung Heber unternimmt. Er zeigt uns, daß die vulgäre Ansicht, als ob Bonifatius (Winfried) der erste bedeutende und fast alleinige Pflüger und Pflanzter des Christenthums am Rhein und im übrigen Deutschland gewesen sei, der wirklichen Geschichte widerspricht. Die angestrengte und erfolgreiche Thätigkeit der vorwiegend christlichen Apostel und Missionen am Rhein

und bis ins Innere Deutschlands hinein wird nachgewiesen; wir sehen, wie infolge der Ungunst äußerer Verhältnisse die Früchte der Saat, die eben eingesungen hat, eine schöne Ernte in Zukunft zu stellen, und deren Erträge schon eingebracht sind, nämlich von fremden Schülern gewonnen werden. Und noch mehr. Diese fremden Schüler stellen die früheren Arbeiter als unerkennbare, nachlässige, ja sogar unkultige Arbeiter dar. Die Beweise sind klar. Winfried ist der erste, welcher die ersten Christengemeinden in Deutschland für die römische Tradition gewinnt. Er hatte am 30. November 723 die Bischofsweihe empfangen und bei der Gelegenheit auf Petri Reliquien geschworen, daß er die römische Tradition lehren und soweit er es vermögen werde alle Gemeinden in Deutschland unter dem römischen Stuhl bringen wolle. Daher seine päpstlichen Empfehlungsschreiben an den Hausmeier Karl Martell, daher die später mit Erfolg in Aachen gesetzte Darstellung, daß Winfried der erste Apostel in Deutschland gewesen. Den Irrthum der Darstellung legt Heber auf das Klarste dar, und indem er es thut, verhilft er den vor-Winfried'schen Aposteln zu ihrer rechten geschichtlichen Bedeutung.

Zwei Abhandlungen über die alten Bewohner des Rheinlandes und über die Naturreligion der alten Deutschen lenken das Buch ein. Dann wird mit dem dritten und vierten Capitel der Beweis beigebracht, daß schon während der Römerzeit das Christenthum zahlreiche Befürworter auf der rechten Rheinseite hatte. Im Jahre 87 zog die 22. Legion in einer Stärke von 6800 Legionären und 5400 Auxiliaren als Besatzung in Mainz ein, von wo aus abwechselnd einzelne Cohorten über den Rhein, z. B. in den Odenwald und nach Oberheffen abgeschickt wurden. Die 22. Legion war bei der Zerstörung von Jerusalem mit verwandt worden; sie sowohl, als die erste Cohorte der 21. Legion, welche in Oberheffen ihr Standquartier hatte, rekrutirte aus Damascus und dem übrigen Syrien, d. h. aus einer Bevölkerung, die zahlreiche Befürworter der neuen Lehre zählte. Es begreift sich, was auch unter den Relikten Christen waren, die sich später in Deutschland ansiedelten und ihrem Bekenntniß Anhang gewannen; den Beweis liefern die vielen christlichen Inschriften und Grabsymbole aus der Römerzeit, welche oft bei Häuserbauten u. s. w. aufgefunden worden sind. Wie verbreitet am Rhein, und zumal in den römischen Legionen, das Christenthum im 4. Jahrhundert gewesen, zeigt die stütze Stränge, mit welcher Julian Apokata, als er 356 im Auftrage des Kaisers Constantinus zur Armee am Rhein kam, diejenigen, welche sich als Christen bekannten, als Feinde gegen den Militärgeschwornen verfolgte. Es war bei dieser Gelegenheit, als bei einer angestiegenen Fluth der Legionen zu Worms ein junger Centurio aus den Reihen vor den Kaiser trat: „Bisher habe ich dir gehorcht, O Kaiser, daß ich von nun an in Gottes Dienste trete. Ich bin ein Christ.“ Der so sprach und sich mit den Worten dem Tode urtheil aussetzte, war Martin, nachmals der berühmte Bischof von Tours und der erste unter den Aposteln in Deutschland. Aus dem biographischen Material, das Heber über ihn beibringt, seien ein paar Mittheilungen erwähnt. Als Martin noch Knechtmann war, sah er einst bei einem Ritt um das Stadthor zu Amiens einen Armen, der bei der herrschenden Kälte vor Frost litt. Sogleich zog Martin sein Schwert, durchhieb seines Reiters Mantel und warf die eine Hälfte dem Armen zu, damit er sich darin hüllen und erwärmen könne. Die Handlung ist durch viele Bilder an und in den Kirchen dargestellt, endlich zum Symbol der christlichen Milde gegen die Armen geworden. Gleich ehrenwürdig erscheint Martin in seinem Wesen und Urtheil über die sogenannten Ketzer in der christlichen Kirche. Im 383 waren die Priscillianer wegen einer abweichenden Meinung in Glaubenssachen verurtheilt und hatten an den Kaiser Maximus appellirt. Auf Befehl des Kaisers wurde Priscillian und sechs von dessen Anhängern zu Trier hingerichtet. Auf der Kunde von dem Prozesse war Martin eiligst von Tours aufgebrochen, um es durch seine Vermittelung nicht zum Blutvergießen kommen zu lassen. Er kam zu spät, machte indeß die Behauptung

ung mit Nachdruck getrieben, „es sei genug, ja mehr als genug, was die für Körper-Erklärten aus der Kirche vertrieben werden“. Die Regel ist denn auch 350 Jahre lang im Abendlande befolgt worden; Bischof war der erste, der von ihr abwich und Verbotung der Regel durch den weltlichen Arm verlangte. Hier aber erklärte er alle, welche die römische Tradition nicht anerkennen und dem römischen Papste nicht gehorchen wollten. Solch ist Martin von Tours für das ganze Abendland dadurch höchst wichtig geworden, daß er das Abendland in dasselbe Altgewand verpackte.

In ähnlicher Weise wie die Bischofsliste Martin's behandelt jeder der Wissenschaftler einer großen Anzahl anderer Männer, unter denen die wichtigsten der Frankenspiegel Konrad, Bruno, der Bischof Hermann, Christof in Wimysen, der Aquinater Boet, Rupert von Worms, Gallus und der Schotte Columban; ferner der Schotte St. Bede, der Bischofsliste Willibrod, der Bischof Birmin, der Abt Omer u. s. w. Es genügt zu einzelnen Kapiteln nicht allein die ersten Einblicke in die künftigen Entwicklungsprozesse jener Tage, auch die politische und Kulturgeschichte ist überall von dem Verfasser mit Berücksichtigung werden, überall erkennt man den Ernst und die Gründlichkeit, mit der diese Studien angestrebt worden. Der Nachweis, daß der deutsche Nationalismus, daß die Reinheit und die Unverletzlichkeit der deutschen Kirche durch die Veränderungen, welche innerhalb ihrer Kreise durch das Aufsteigen Einwärts bewirkt wurden, nicht angegriffen geblieben, spricht sehr breit aus dem ganzen Buche, aber stets hält sich der Verfasser von jeder Leidenschaftlichkeit fern, er fällt seine Urtheile mit der besonnensten Ruhe und Würde, wie dieselbe dem Verfasser der historischen Wahrheit wohl ansteht. Obendrein muß selbst in dem strengsten Katholiken, dem die geschichtliche Wahrheit nicht gilt und höher steht als die Einseitigkeit und das Bewußtsein konfessioneller Vorurtheile, jeder's Arbeit die größte Aufnahme finden. Freunden literarisch-wissenschaftlicher Forschung wird das Werk außerdem durch den Umfang willkommen sein, welcher sich mit Untersuchungen über die geschichtliche Seite der Kämpfe und der Siegesstränge beschäftigt. Wir werden in dieser Partie, für welche bereits die neuesten Forschungen von Reissmann benutzt sind, namentlich auf die Abhandlung über die Quellen der Egidiusgeographie aufmerksam.

Die mitunter gewisse diplomatische Noten und Anekdoten die Verfassungen haben, daß sie ein schätzbares Material enthalten, dann aber für immer beiseite gelegt werden, so fürchten wir, wird man es Jedermann die wahrhaft anerkennende Schulung anerkennen, mit der er in seiner Schrift „Johann Turmain, genannt Vornemann“ (Nr. 4) jedes Quellenbuch zusammengetragen, man wird für das schätzbare Material danken, aber man wird es beiseite legen. Und verlangt kann eine solche Handlung niemand werden, der an seine Kritik selbst nur sehr mäßige und bescheidene Forderungen nach der ästhetischen Seite hin zu stellen gewohnt ist. Die Form des Buchs muß als eine höchst ungenügende bezeichnet werden; bei dieser einseitigen, todten und feilen Vorlesung, bei der man das Gefühl der Leere und des Nichts auf das peinlichste empfindet, überfällt und die unerträgliche Langeweile. Dürre und trockener als Wiedemann kann nicht der Dürre und trockene Chronist des Mittelalters erzählen. Die Worte des Lesers anderes erwarten. Sie schlagen einen sehr hohen Ton an, der so barschlos und herausfordernd klingt, wie man es einem heiligen Pastor jenseit des Ozeans gar nicht zutrauen sollte. Die „Verdächtigungen, Einwürfe und Anklagen“, die Wiedemann bei der Veröffentlichung (wie können und nicht entstehen mit ihm zu schreiben: in der Veröffentlichung) seiner Arbeit zu bekämpfen hatte, wird ein Postscript verfehle, dann die Veröffentlichung erteilt, der Verfasser schreibt nicht, „um den Hauptzweck und den Lebensabsatz des ganzen Werkes in der Vorrede anzulagern“, auch will er sein Buch weder gereinigten Lesern noch gelehrten Herren empfehlen, obgleich dasselbe auf doppelten Blättern doppelter Personen, einem Lebenden und einem Toten,

beendet ist, er weiß es: haben aus seine Abteil. Dem sein Will und seine Ausdrucksweise nicht gefallen, der möge bedenken, daß in seiner Liste sein Buch, sondern scharfer Blick und Gewissenhaftigkeit befanden; Jeder in die Liste zu thun, habe er für überflüssig gehalten, da er, derselbe Mann, der zu seinem Namen auf dem Land in der langen, eingedruckten Seiten seine Titel, Wappen und Ehren diplome bezieht, von Anderen an sich, Anerkennung, Auszeichnung u. s. w. als gesucht. Solche Verbesserungen wegen ganz natürlich die Erwartung an, was werde wunder welche scharfe und gewöhnliche Darstellung zu lesen bekommen. Statt dessen erhält man eine Darstellung, die auf ein Paar der Darstellung auf einer zu bezeichnenden Rechnung oder in einem gerichtlichen Protokoll gleicht. Es ist von Avenius ein Tagebuch vorhanden, ein „Gedächtnisbuch“; Wiedemann benutzte sich meistens, in dem biographischen Theil seines Buchs die Daten aus jenem Gedächtnisbuch zu entnehmen. Wir greifen die nächsten Stellen heraus, um dem Leser eine Vorstellung von der Art dieser biographischen Kunst zu geben. S. 12 heißt es: „Im Monat März 1504 erhielt man unser Geschichtsschreiber das Magisterium der freien Kunst. Diese Würde wurde ihm bei einem zweifachen Cerimoniale erteilt. Das erste ging an dem 24., der ein Sonntag war, das zweite am Mittwoch darauf, den 27. März vor sich. Am 30. März verließ er Paris und begab sich geradweg nach Brandenburg, wo er im Juni eintraf. In seiner Vaterstadt verweilte er bis in den November, begab sich dann nach Straßburg, und verweilte hier vom November 1504 bis Ende März 1505. Ende März 1505 begab er sich zum zweiten mal nach Wien, um durch den Umgang und Unterricht der dort versammelten Gelehrten seine Kenntnisse zu erweitern. Hier verweilte er bis Februar 1507“ u. s. w. Oder S. 17: „Das Jahr 1512 verlebte er theils in München, theils in Landshut. Am 29. October 1512 ward seine Schwester Margaretha in einem Alter von 27 Jahren (es ist wirklich ein Wunder, daß nicht auch die Tage und Stunden berechnet werden), am 6. December wurde er von Landshut aus von dem Landesherren mit Dr. Sebastian Pfanz, Erbkönig von Ul und Augustin Köhner als Commissar zur Schlichtung entstandener Zwiespalte an die Universität Ingolstadt gesandt; das Jahr 1513 verlebte er ganz in Landshut und das Jahr 1514 in München. 1515 machte Kertin mit seinem erlauchtem Begleiter eine Reise nach Italien, hier lernte er mehrere treffliche Gelehrte, auf welche dieses Land Ursache hatte stolz zu sein, kennen, sah die Ueberbleibsel der klassischen Vorzeit und mochte viel Gelegenheit finden, manches werthvolle Material für seine historischen Studien zu sammeln“ u. s. w. Vermehrt werden die Reize der Darstellung dadurch, daß sie jeden Abhang durch Noten und Anmerkungen Unterbrechung erfahren; mit solchen ist mindestens der vierte Theil jeder Seite regelmäßig bedeckt.

Wenn wir der ersten Abtheilung des Buchs, welche sich mit den äußeren Lebensverhältnissen und Lebensgeschichten Avenius's beschäftigt, die annalistische Dürre und die Bedauerlichkeit in minutiösen Details zum Vorwurf machen, so veranlaßt die zweite Abtheilung „Avenius als Geschichtsschreiber“ zu noch andern Bemerkungen. Die 17 Kapitel dieses zweiten Buchs (manches Kapitel umfaßt nur zwei bis drei Seiten, ja das Kapitel „Avenius's Philosophie“ beschränkt sich auf nur eine einzige Seite) wärmen die verschiedenartigen Dinge zusammen; man hat einen Haufen Mosaike vor sich, aus dem gar vieles täglich ganz hätte fortgelassen werden, ohne daß man es vermist haben würde. Die Charakteristik Avenius's als Geschichtsschreiber beginnt ab ovo; eine Auseinandersetzung der gesammten Entwicklung der deutschen Historiographie vor Avenius leitet die Charakteristik ein, und wiederum diese Auseinandersetzung selbst beginnt mit Lucius, mit dem Nachweis, wie abgesehen die Mittheilung des Avenius, daß die historische Ueberlieferung der Deutschen in Europa bestehe, denn, wie mit dem Aufwand zahlreicher Citate und Belege bewiesen wird, das Gleiche gelte von allen Völkern ohne Ausnahme: „Die Sage ist überall zuerst da, mit Mühe gelingt es der Geschichte, ihr einen

ist was
morgen
auf w.
nt als
ng und
s polie
s. hab.
ho mit
en zu
veman
„Ber-
spricht,
wären
welche
1, mit
schreit
„Aus-
dieser
rechen,
wethei-
schon-
Frage
schleht
Auen-

Der Kampf gegen den Klerus ist nach dem Verfasser eine fortwährende Kette von ähnlichen Handlungen, es hat sich der unedelmüthige Klerus bedient, zu den schwächlichen Verdächtigungen gegriffen, daß und Ingrimm haben seine Feder geführt, er ist das Lande umhergeirrt gewesen und Schmähen und Schimpfen waren ihm willkommen. Auf diese Sätze folgen Belege aus Quentin's Schriften: „Wenn die Mönche in dem Chöre beten, so sind sie den brennenden Feiern gleich. Bettelstücker und Hochheile sind vor Gottes Augen ein und derselbe Geruch. Die Gabel der Priester wird nur abgetrocknet durch ihre Unwissenheit. Auf der Kanzel erzählen sie die lächerlichsten Dinge voll Unvorsichtigkeit, wie z. B. daß Despagen seinen Namen daher erhalten habe, weil ihm die Nase voll Menschen gewesen, wovon er nicht eher befreit werden konnte, als bis er ein Gräbchen gegraben, den Leib Jesu zu waschen“ u. s. w. Das Gänsekreuzer schließt wiederum mit dem Bemerkung: „Daher dürfte es ganz klar sein, warum nach seinem Tode die Sage ging, der Teufel peitschte jede Nacht unsern Geschichtschreiber mit eisernen Ketten auf dem Gottesacker von St. Gervais herum, seine hässlichen Worte verhöre, seine Person als unctio haereticus primae classis von Rom aus bezeichnet wurde, Baronius ihn eine Bestie und der Abt Stephan von Chaux einen Luchserauer, Calvinisten und Berkenbinder ersten Ranges nannte.“ Nachdem sich der Verfasser an die gänzliche Grundlosigkeit der Angriffe Quentin's auf den Klerus zu erinnern: „Wenn Quentin den Klerus der Unwissenheit und Bornirtheit beschuldigt, so ist hier Leidenschaft, Wuth am ersten Platze. Baiern hatte von jeher das Glück, in seinen literarischen Leistungen verkannt zu werden. Baiern besaß damals sehr wissenschaftlich gebildete Gelehrte.“ Welch ein Beweis! Quentin hat sich nach Wiedemann in seiner Polemik zu einem ungentlemanlichen Schmähen und Schimpfen fortzuziehen lassen; ist es aber gentlemanlike und etwa kein Schmähen und Schimpfen, wenn der Aufseher Wiedemann selber des Aufsehers so bar und laib, daß er im Stande ist, das Folgende niederzuschreiben: „Quentin und die Gervaisisten beschuldigen den Klerus der Schwärze und jüdischer Aufschwärmung in der Pöbel. Angegeben, daß dieses Uebel unter dem Klerus damaliger Zeit stark wüthete, doch wer waren die, welche dem Klerus dieses Uebel vorwarfen und ihn heilen wollten? Es waren Menschen, die noch stillosen waren, denn die reisenden Gervaisisten triffen nahezu an vollendete Bagabunden. Gutten, dieses echte Bild eines Lumpen in seiner vollkommenen Ausbildung, Gellert, Babel, dem die frächtige Gestalt der schwarzwalder Mönche sein größtes Vergnügen war, von dem Wundervogel sagte, es besäße von ihm sehr schmerzliche Ge-

richte, Hermann von Bude, Hieronymus Walbus, Rufus, der selb glaubens- und sittenlose Muthier, Johann Frey, der größte Säufer seiner Zeit, waren die Kerker.“

Auf S. 204 lesen wir, daß „Quentin seinen heiligen Petrius kannte“. Sehr einfach, damals war noch nicht die Entdeckung von der dritten Großmacht in Deutschland gemacht. Auf S. 138 heißt es: „Wer bei Quentin die Meise der modernen Geschichtschreibung als Weib, Befriedigung eigener und fremder Stilleit und Parteinahme suchen wollte, dürfte im gehen.“ Wir danken für die Belehrung über die Meise unserer Geschichtschreiber, Herrn Theodor Wiedemann, weiland Pastor in Petropolis, natürlich ausgenommen. Die Anthologie solcher und ähnlicher Stellen könnte leicht vermehrt werden, wäre aber Raumverschwendung.

Die dritte und letzte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den einzelnen Schritten Quentin's. Die größte Sorgfalt und der wahrhafte Fleiß in dem Zusammentragen des Materials sind auch hier wieder unverkennbar.

Als einer der gelehrtesten unter den berühmten Theologen des 14. Jahrhunderts gilt Heinrich von Langenstein. Die Bearbeitung seines Lebens hat indeß mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gibt nämlich zwei Theologen, die beide unter dem Namen Heinrich von Langenstein oder Heinrich von Heffen, der letztere Name ist der gebräuchlichere, bekannt sind. Beide waren angesehene Lehrer und Vorkämpfe deutscher Universitäten, der eine war ungefähr 25 Jahre jünger als der andere, beide standen in Verbindung mit Worms, auf dessen Bischofsstühle gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein edler Hefe sah, beide stammten sehr wahrscheinlich aus ein und demselben Dorfe und gehörten ein und demselben Geschlechte an, beide behandelten in ihren zahlreichen Schriften, die man früh untereinander mengte, ganz nahe verwandte Gegenstände. Ist man die durch die Verwechselung dieser beiden Männer entstandene Verwirrung schon groß genug, so wird sie durch die That der Monarchen berühmte Männer unter die Zahl der ihnen Angehörigen zu rechnen, noch gesteigert, und eine unrichtige Geschichtschreibung weiß deshalb bis auf den heutigen Tag bald von dem, bald von dem Heinrich von Heffen zu berichten. Es ist das Verdienst von Otto Hartwig, daß er das Chaos dieser verwirrten und vermischten Nachrichten verständlich gesichtet und Ordnung in dasselbe hineingebracht hat. Traß und Unbegründet der wissenschaftlichen Forschung ist das charakteristische Merkmal seiner gründlichen Abhandlung: „Henricus de Langenstein dictus de Heffen“ (Nr. 5). Durch Vorträge der Darstellung will er eben nicht klären; auch widerspricht wol einer eleganten Darstellung die natürliche Sprödigkeit des Stoffes. An hervorragenden ästhetischen Ereignissen und Vorgängen ist das Leben Heinrich's von Langenstein arm; für seine Thätigkeit kann, so rassel und unansehnlich immerhin gewesen sein mag, ein allgemeineres Interesse mehr vorausgesetzt, noch erweckt werden; die scholastische Theologie und die Controversen, die aus der Beschäftigung mit ihr entsprangen, dürfte ein für allgemein anziehende Schilderungen wenig ausgiebiger Gegenstand sein. Die Abhandlung zerlegt sich in zwei Theile. Der erste theilt Untersuchungen über das Leben Heinrich's von Langenstein. Die Darlegung der That für einzelne Partien schließt eine gleichmäßige Betrachtung von vornherein aus, und man hat demgemäß für diesen Theil auch den Verfasser verantwortlich zu machen. Soweit überhaupt Vermuthungen möglich sind, wurde Heinrich von Langenstein im Jahre 1325 geboren. Von seiner Jugendzeit ist uns nichts bekannt und über seine Vorbildung zur Unvollständigkeit lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Er studierte in Paris. Die sehr rasch gehende und oberflächliche Darstellung der Zustände an der pariser Hochschule, wie sie sich damals entwickelt hatte, bildet gerade den Cloupunkt in unserer Abhandlung. Ramentlich ist die oppositionelle Haltung der Universität gegen die päpstliche Curie sehr anschaulich und gründlich entwickelt. Im Jahre 1375 erlangte Langenstein nach zehnjährigem Studium den Grad eines

lirniaten der Theologie. Eine Schrift astronomischen Inhaltes, die er veröffentlichte, lenkte die Aufmerksamkeit des Kanzlers Johannes von Colone auf ihn, der ihn zu seinem legitimen Vizekanzler ernannte. In dieser Stellung verblieb er bis in den Herbst des Jahres 1382, wo er Paris verlassen mußte, weil die Universität sich mit Clemens VII. ausschloß, gegen den Langenstein in dem Schisma Partei genommen hatte. Nach mannichfachen Wanderungen wurde er als Professor nach Wien im Jahre 1384 berufen. Bis zu dem genannten Zeitpunkt hatte nämlich Wien eine theologische Facultät entbehrt; Albrecht III., der die Universität seiner Hauptstadt in Blüte bringen wollte, wußte die Beschaffung einer zu begründenden theologischen Facultät zu erwirken, und da ihm sein Kanzler Berthold von Freisingen Heinrich von Langenstein warm und dringend empfohlen hatte, gab er dieser Empfehlung nach. Der Herzog hatte die Veranlassung nicht zu bereuen; bis zu seinem Todestage, den 12. Februar 1397, genoß Langenstein in der ganzen gelehrten Welt des höchsten Ansehens; Urban VI. bot ihm sogar das Bisthum Desel in England an. Vortüglich wirkte Langenstein als Schriftsteller; mit Untersuchungen über diese seine Schriften beschäftigt sich der zweite Theil der Abhandlung. Der Verfasser sonderst in einem andern Kapitel die Werke aus, die wider von Heinrich von Langenstein, noch von dem in der Einleitung erwähnten Heinrich von Hessen verfaßt sind; in ein zweites sind diejenigen Schriften vertheilt, von denen es zweifelhaft, welchem von beiden Männern sie angehören; ein drittes endlich umfaßt die große Anzahl der unzweifelhaft echten Werke Heinrich's von Langenstein. Daß der zweite Theil seiner Aufgabe nur annähernd gelöst sei, gesteht der Verfasser selbst zu; die Benutzung der handschriftlichen Schätze der Wiener Bibliotheken war ihm nicht vergönnt.

Lechler's Vortrag „Wiclif als Vorläufer der Reformation“ (Nr. 6) richtet sich in seinem Kern gegen Heinrich's und diejenigen Historiker, welche dem letztern folgend behaupten, daß Lutherner den Wiclif nimmermehr unter die rechten Reformatoren zählen könnten. Diese Ansicht als eine irrige zu widerlegen, Wiclif als einen wirklichen und echten Vorläufer der Reformation darzustellen, ist die Aufgabe, welche Lechler sich stellt. In dem Ersten beginnt er mit einer summarischen Zusammenfassung der Momente aus der äußern Lebensgeschichte des Engländers, in welcher wir Neues und Unbekanntes gerade nicht viel gefunden haben; dann schildert er schon eingehender und ausführlicher Wiclif's Persönlichkeit nach ihrem innern Gehalt und Wesen. Er erblickt in Wiclif einen Vertreter des sächsischen Elements gegenüber dem normannisch-romanischen. Es ist bekannt, daß mit der Eroberung Englands durch Wilhelm, mit der neuen Dynastie und dem fremden Adel auch das romanische Wesen nach England verpflanzt wurde. Ebenso bekannt ist es, daß diese Verpflanzung auf eine sehr entschiedene und selbstbewußte Reaction stieß und bald offener, bald stiller ein Wettkampf des germanischen und romanischen Elements statthatte. Gerade das 14. Jahrhundert, in welches Wiclif's Lebenszeit fällt, zeichnet sich in der englischen Geschichte als ein Zeitraum kräftiger Hebung und tiefen Lebens aus, eine Folge des Kampfes der Geister. Durch die Kriege mit Frankreich hob sich das deutsche Nationalgefühl, wurde die Selbstständigkeit der Parlamente; und indem der niedere Adel, der Kaufmann in den Städten, der Landmann, kurz der angelsächsische Stamm an Gewicht in politischer und staatsökonomischer Beziehung zunahm, drang auch die angelsächsische Sprache, auf Kosten sowohl der französischen als der lateinischen, mehr empor, und in demselben Zeitraum taucht auch mit Chaucer, dem Vater der englischen Poesie, eine englische Nationalliteratur auf. Der erwachende, wesentlich germanische Nationalgeist regte sich mit besonderer Kraft auf dem kirchlichen Gebiete. Und eben hier greift die Persönlichkeit Wiclif's ein. Allerdings ist er nicht selbst Reformator geworden, aber ein wirklicher und echter Vorläufer der Reformation ist er wegen seines Kampfes gegen die Entartung der Kirche seiner Zeit und weil er die heilige Schrift, die er selbst aus der Vulgata in das

Englische übertrug, als Grundlage und Regel christlichen Glaubens und Lebens aufgestellt hat. Wiclif's auf sein anderes Ziel, der Kirche, Wiedergeburt der Christenheit. Man hat endlich gehalten, daß Wiclif in der Wirkung hervorgebracht hat, und sondern auch anwärt, namentlich von Prag und Johannes Hus haben. In England selbst hat welche Wiclif gegeben, trotz S nachweislich anderthalb Jahrhunderte forterhalten. Der Vortrag zeich Arbeit der Disposition aus, und überflüssig zusammengefaßt und geordnet.

Thaddäus Kan.

Ein literarisches Album.

Von unserm Bericht über die diesjährigen Albums in Nr. 12 d. Bl. hatten wir ein Album ausgeschlossen und für eine besondere Besprechung zurückgelegt, weil uns einige darin enthaltene Beiträge eine Bedeutung zu haben schienen, welche weit über das gewöhnliche Albuminteresse hinausreicht; es ist dies das Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1

Der uns vorliegende Jauchende Album, welches, wie Vorstand des Vereins, in dem seinem Erscheinen im Jahre 1 vielen Bibliotheken, in diesen Aufnahme gefunden. wartung aus, es werde „der freundlich aufgenommen und den, und zwar um so mehr, nach verschiedenen Seiten hin friedigen.“

Wir nehmen zuvörderst ein Albrecht Dürer“ von J. Ma in welcher die Klarheit und Insicht in der Ausführung u doppelten Dank verdient, wenn oft nur zu vergesse, gegen zu undankbare deutsche Volk a genialen und vielseitigen als Worten zu erinnern. Wir h mentreffen, daß dies auch v ist, der in Berlin eine Reih trage das Germanische Musen soll, mit einem Vortrage über die Zeitung „Berlin“ berichte Maler schilderte, „in welcher tritzte und ihren höchsten Ausdrißen bürgerlichen und häuslich denen der gleichzeitigen groß Ehren und Gütern überhäuf ten befreundet, selbst wie Fü Berichterhatter die Bemerkung verlassen, „aus neue von der der Sittte Deutschlands überz Schritt zu der Höhe zu erst der Glorie ihres Ruhms das u Maas behauptet: „In der A wickelung unsers nationalen kümmerlich ansähe, so müßte sein. Freilich die moderne W und die doch nichts kennt, die hat auch Dürer überwunden.

erschlecht.“ Einige Zeilen
 n und Wapenheit des Aus-
 drucks der Empfindung,
 n, daß ich seiner weder vor-
 je. Das Wichtigste in der
 n Eigenschaft, daß sie viele
 umgelung der das Auge des
 Wapen können bei einiger
 n die Kraft ist nur den
 wir mit dem Verfasser voll-
 so gut wissen wie wir,
 gegenwärtig beim großen
 darf nicht vergessen, daß
 recht, an Jener der Einbil-
 bedankens selbst den gewal-
 von dem Franzosen de Biles
 lenis unter allen Künstlern
 arkeit seines religiösen Ge-
 und Heiligschiller schuf,
 wie der auf andern Kunst-

gebilde vielleicht gleich große aber nicht so vielseitige Sebastian Bach.
 Die gleichzeitigen großen italienischen Meister, die freilich tiefer in
 das Menschliche der Schönheit und Kammt, oder auch nur der
 Schönheit und Kammt, nicht des Gemüths und der Jungheit
 eingebrungen waren, stellten dagegen in ihren Madonnen meist
 eben nur majestätische oder reizende Frauen und Jungfrauen, in
 ihren Aposteln schöne imponirende Greise, in ihren zum Theil
 nackten Heiligen herrliche Jünglingsgestalten dar, weshalb auch
 der heilige Sebastian einer ihrer Lieblingsgegenstände war.
 Selbst der nackte Leib des Heilandes wurde oft nur dazu benutzt,
 um schöne Körperformen, quellendes Fleisch und kräftige Musku-
 latur zur Anschauung zu bringen. Die Kirche, in deren Dienst
 sie arbeiteten, merkte es freilich nicht oder wollte es nicht mer-
 ken, wie viel Heidenisches, Weltliches und Verführerisches damit
 in die Kirchen, in Klöster und Nonnenklöster einzog, wie
 Mythos und Kiste da nur ein heuchlerisches Scheinleben führen
 konnten, wo Kirchen und Klöster in Tempel für den Cultus des
 Schönen umgewandelt wurden. Die Reaktion blieb denn freilich
 nicht aus, wenigstens nicht bei dem nächsten Volke. Wie ganz
 anders würde sich übrigens Dürer's ebenso tiefer als umfang-
 reicher Geist entwickelt haben, wenn er unter günstigen Ver-
 hältnissen gelebt hätte. „Ihm war es nicht gegönnt“, bemerkt
 Maar, „in einer Reihe von Schöpfungen als Maler sich voll
 und rein auszudrücken. Für ihn gab es keinen Vatikan, keinen
 Julius II. und keinen Leo X. Keine der Ermutigungen, durch
 welche sonst der Genius zu den höchsten Leistungen gehiebert
 wird, wurde ihm zu Theil. . . . Denken wir uns Rafael in
 seiner Villa, mit fürstlicher Pracht, mit Bildung und Schön-
 heit umgeben — und unsern Dürer in dem engen häßlichen Hause
 an der Ecke der Ziefelgasse; Rafael, überschattet mit Kunst
 und Reichthum und großartigen Aufträgen — Dürer hinter seinen
 Kupferplatten, eine mühselige Technik treibend, weil sein Aus-
 kommen dadurch gesichert war!“ Die nürnbergischen Patricier
 waren zu der Zeit bereits kaufmännisch geworden, und ein kauf-
 liebendes Publikum gab es damals in Deutschland nicht, wie
 es auch jetzt noch keine gibt, welches den Künstler zu großen
 Werken, die nicht bloß Genie- und Landschaftsbilder sind,
 ermunterte; das zu thun, bleibt auch jetzt noch einzelnen Fürsten
 überlassen, die zugleich prachtl., ehr- und dankbar sind.
 Dürer hatte aber mangelhaften Abguss seiner Werke, aber schlechte
 oder gar keine Bezahlung leider viel zu klagen. „Ich machte
 viele Sachen“, schreibt er einmal in seinem Tagebuch, „den
 Leuten zu gefallen; aber das wenigste wurde mir bezahlt.“ u. s. w.
 Dagegen beweist der Verfasser die alte Tradition, wonach
 Dürer's Frau eine unauferlegliche Kunsttype gewesen; Dürer selbst
 habe sich in seinen Schriften über sie niemals beklagt (was
 jedoch, wenn er auch dazu Grund gehabt hätte, von einer so
 edeln ritterlichen Natur auch nicht zu erwarten war); nur ein-

mal nennt er sie scherzend seine „Kuchentruerlerin“; der bekann-
 ten Fürheimer'schen Bemerkung in seinem Briefe an Johann
 Ischert sei nicht zu trauen, weil er der persönliche Feind von
 Dürer's Frau gewesen, und Fürheimer habe zu den Männern
 gehört, in deren Gesellschaft etwas eifersüchtiger Frauen ihr
 Räuber nur ungern sehen; doch müßte auch er einräumen,
 Agnes sei eine „ehrbare, gottesfürchtige und fromme Frau“.
 Indes das ihr von Dürer selbst ertheilte Prädikat einer „Kuch-
 entruerlerin“ läßt doch darauf schließen, daß sie wenigstens sehr
 vielleicht bis zum Extrem genau und hausväterlich gewesen und
 nach Art solcher wie überhaupt wol der meisten Frauen im
 Genius ihres Mannes nur so weit geschäft haben mag, als
 Küche und Keller davon Profit hatten. Das half es ihrem An-
 sehen unter den nürnbergischen Patricierfrauen und vornämlich bei
 nichtvornehmern Künstlerkreisen, daß Melini und Rafael unter
 Dürer bewunderten! daß der berühmte Marc Anton Dürer's
 Passion nachschaff! daß die Kaiser von Bologna dem deutschen
 Meister den Vorzug vor allen Malern in der Welt gaben und
 ihm verschrieben, sie wollten jetzt fernab von der Welt gehen und
 so lange gehesiger heiser Wunsch, Albrecht Dürer zu sehen, in
 Erfüllung gegangen? Ja, hätte man damals nur unsere Lini-
 gerkannt, mit denen wir trotz alles Eifers gegen die deutsche
 Linienwelt mehr als je überschäumen, hätte sie unter ihren Ge-
 schen als „Frau Professorin“ oder „Frau Directorin“ auftreten
 können, so hätte sie doch etwas von dem Ruhm ihres Mannes
 gehabt! So aber war sie einfach Frau Dürer und ihr Gatte —
 Kupferstecher und Holzschnittler! Und wie fleißig war dieser
 Mann, um sich wie ein anderer ehelicher Philister durchzubren-
 nen! Kupfer seinen überallhin verstreuten großen Malern, von
 denen einer der herrlichsten bei einem Brande in Wien zu
 Grunde ging, sind von ihm nahe an 300 Kupferstiche, die mit
 Gold aufgewogen werden, aber 100 Holzschnitte, unter
 noch viele Schnitzereien in Holz und Erzstein u. s. w. vor-
 handen. Die Kupferstichkunst, die vor ihm gleichsam nur noch
 stammelte, lernte durch ihn sprechen und wurde von ihm zu
 einer „bis jetzt noch unüberwundenen“ Höhe gebracht. Dies
 war es, der die Kunst des Regens und Adrians und die Kunst
 Holzschnitts in zwei Farben zu drucken, erfand und der jenseit
 die Linienperspective nach den Regeln der Mathematik in Deutsch-
 land lehrte; er verfaßte vorzügliche Schriften und Unterwei-
 sungen über das Verzeichnungsweisen, über die Messung, über die
 Proportion des menschlichen Körpers und über die Proportionen
 und Gestaltungen der Pferde, welche letztere Schrift jedoch immer
 verloren gegangen ist. Der Verfasser bemerkt: „Raboldus sagt
 in seinem Werke über Artillerie, daß der größte Kritiker der
 deutschen Maler Albrecht Dürer sei, und anderweitig rühmt er
 die so zweckmäßige Verfassung der Blankenburger Münze von ihm
 selbst“; und er versichert ferner, daß die neue bairische Schatz-
 Kasse in der Hauptsache ganz nach dem Dürer'schen Entwurf
 konstruirt sei, und daß die berühmtesten Ingenieure der Reuss,
 Carnot, Montalembert u. s. w. Dürer zum Muster genommen
 hätten. Und über einen Mann von so unermesslichen Verdiensten
 und vielseitigen Talenten spricht das elegante, klassische, charak-
 teristische Volk seiner Zeit nicht mit verächtlichem Achsel-
 zucken, wogegen Maar von ihm behauptet: „Wir brauchen nicht
 patriotisch, sondern nur gerecht zu sein, um ihn als den größten
 christlichen Maler, als das unverfälschte Genie, das Deutschland
 je gesehen, und — als den besten Menschen zu bezeichnen. Ein
 titanenhafter Geist ist dies eines Schaffens, die Erfindung
 seiner Phantasie die eines Dante! Solange die ewigen Ge-
 birge der Kunst gelten, wird er bestehen als ein leuchtender Stern.
 Als ein echt nationaler Künstler aber ist sein Verdienst nicht
 hoch genug anzuschlagen, weil es zu eine so seltene Tugend ge-
 worden, daß der Deutsche deutsch ist.“ Ja, es ist eine Schwach-
 heit für Deutschland, daß dieser seltene und so echt deutsche Mann
 im ganzen im Auslande geschätzter ist als in seinem Vaterlande
 selbst; und noch in neuerer Zeit wurde ihm in England ein
 schönes und ehrendes Denkmal gesetzt, indem man eine neue
 Auflage der kleinen Passion (wovon die Holzschnitte in London

ist befehen) verankert hat, und zwar überaus billig, um das herrliche Werk dem Volk zugänglich zu machen. „Das ist schön und verdient Nachahmung!“ fügt Maas hinzu. Es ist übrigens fraglich, ob eine Nation, die ein Werk nicht anders schätzt und belohnt als etwa einen Handwerker oder Lohnschreiber und ihm kein Opfer bringt, sondern nur von ihm verlangt, vollkommen befugt sei, mit seinen der ganzen Menschheit zugute kommenden Leistungen sich zu brüsten, als habe sie den größten und meisten Antheil daran, zumal wenn nur ein sehr geringer Theil der Nation sie zu würdigen versteht.“)

Sehr dankbar sind wir für einen längeren Aufsatz von G. Arnob: „Rundschau über die neueren holländischen Dichter“, da er Deutsche von der Stammesverwandten holländischen Literatur in Grunde weniger weiß als von der chinesischen oder malayischen. Und doch gab es eine Zeit, wo berühmte deutsche Dichter bei den Holländern in die Schule gingen, wie Andrius Bapheus bei Vondel. Höchstes Lob verdienen diese holländischen Dichter namentlich wegen der feurigen patriotischen Gesinnung, die sie alle durchweht und von der sie fast alle in That und Wort Proben abgelegt haben. Der Verfasser des Aufsatzes theilt einige dieser patriotischen Gedichte in Uebersetzung mit: „Die Niederlande“ von G. A. Spanbaw (geboren 1775) und „Vollstreckung“ von G. Everts (geboren 1764), letzteres mit dem Anfang:

Wilhelmus von Oranien,
So klang der Väter Sang,
Kroch sei dir, kühner Spanien,
Und Alba's eh'nem Zwang!
Ein Volk, so fromm als kräftig,
Kamst auf den Sperr und Gut:
Wilhelmus von Nassau!
Das war der Name gut.

Nach einige Proben komischer Poesie, in welcher sich früher aber andern Dichter, Boet und Lucas Molgans, in späterer Wilderijf und Elisabeth Wolff ausgezeichneten, bringt der Verfasser in deutscher Uebersetzung, darunter ein Gedicht von J. van Oosterwijk Wuisj, eine echte Schildbürgergeschichte, unter dem Titel: „Der Thurmbrand.“ Der Mond strahlte nämlich einmal in einer holländischen Stadt so sonderbar in ein Hornsrufer, daß der Wächter diesen Schimmer für eine ankündigende Feuerbrunst hielt und „Feuer! Feuer!“ rief. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr, man rückt mit Spritzen heran, man ergüßt das Fälschungswerk. Endlich erkennt man, daß man mit Mondschein lüsch. Folgenden Tags läßt ein hoher Rath das Stadthaus die Verordnung schlagen:

Von nun an soll bei Mondenschein
Niemand bei uns kein Brand mehr sein,
Und wer nicht folgt dem Befehl,
Sogleich die Stadt verlassen muß.

An dieser Salengeschichte erkennt man recht deutlich, wie sehr die Holländer unsere Väter und Blutsverwandten sind. In anderem Gedicht behandelt die Geschichte von einem Sternwächter, dem, während er in die Sternennwelt vertieft ist, ein ihn suchender Gelehrter eine gebratene Ente verzehrt. Dieser will sich eben entfernen, als der Astronom endlich erscheint, den Gelehrten zum Entenschnause einladet und ihn nöthigt, wieder mit ihm in das Zimmer zurückzukehren, worauf der Astronom den Fessel von der Pfanne hebt und zu seinem Erstaunen nur das Krippen der Ente vor sich erblickt. Er flucht her und hin, wie es geschehen; da wendet er sich zu seinem Besucher entschuldigend mit den Worten:

*) Uebrigens scheint die Zeit gekommen zu sein, wo auch bei dem unsern Publikum in Deutschland Dürer's Verdienste wieder mehr würdigen finden dürften, als dies längere Zeit der Fall war; so wachst auch jüngst die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ einen geographischen Artikel über Dürer, worin in kurzen Zügen dessen Werk, als Künstler und Schriftsteller, wie sein ganzes sittlich reines, tiefes und echt künstlerisches Leben dargelegt werden.

in An-
sichten
haupt
wie in
Der 2
bist „
getreue
„Apoll
Anfang

Apoll, der gern nach Mädchen schielte,
Wie Dichter thut,
Sah einst im Thal, wo Schatten kühlt,
Die Daphne ruhn.

Er nahte sich mit Stupetritten,
Mit Ach und O!
Als Daphne schnell mit Jochschritten
Dem Gott entflo.

Bei Wilderijf lauten sie in Arnob's Verdeutschung:

Der Gott und Großfürst der Poesie
Sah Penens' Kind,
Wie sie im weichen Gras des Thals
Ein Kränzchen bind't.

Er ging, sie lieblich zu begrüßen,
Und sprach sie an,
Doch sie mit Flügeln an den Hüften
Ihm schnell entraun.

Nur fehlt bei Wilderijf die schalkhafte witzige Pointe, womit das Hölty'sche Gedicht schließt.

Zwei Aufsätze von J. E. Hoffmann „D. lied“ und „Die deutschen Volksbücher“ namentlich der letztere enthält manche sehr gen, so wenn der Verfasser hervorhebt, daß in diesen Volksbüchern abgesehen, gerade Mittergese zumeist die Literatur der Volksbücher bilden von der heiligen Genoveva, von der Griseldis gelone, der Hirlanda u. s. w. Der Verfasser „Es liegt einmal im Volke, sich vom äußeren zu lassen und das, was großen Herren bittiger und anziehender zu finden, als was eigenen Lebens entnommen ist.“ Wir sind überhang noch besteht und daß daher die jetzt Kreisen beliebten Dorfgeschichten von den Bauern gerade am wenigsten gelesen werden. Dem Humor und der Volkstümlichkeit widmet der Verfasser, der es als ein und gesunden Zustandes der Seele. Heiteres neben und miteinander ge Worte. Er sagt z. B.: „Jede Weise aussprechen, und es fragt sprüche Salomo's oder die dorthin sein Narr Marcolf bedient, lehrreich Schildbürger sind keine vorübergehenden von unsterblicher Dauer; jede eigenes Schild.“ Der Verfasser bi Volk einen sehr glücklichen Humor daß sich die Deutschen in dieser Gählinismäßig weit mehr hervorhebt die durch alle Stände sich verbro Volkswitz zu erlösen drohe. Ue humoristischen Volksbücher finden sie manche ganz vortreffliche Andeutung so viel dazu beigetragen, unsere Ex innigeres nationales Gepräge zu

so ist dies ein Lied, in welchem wir weder viel Humor und Poesie, noch irgendeine empfehlenswerthe Lebensweisheit zu finden vermögen, obgleich es leider bei weitem nicht das schlimmste ist. Der Verfasser bemerkt: „Die Trillieder sind von gar glücklicher Sorglosigkeit. Sie kümmern sich nicht

um's tömische Reich;
Es herr' heut' oder morgen,
Es gilt ihm alles gleich.“

Nun ja, wir kennen diese deutsche Blaumontagsstimmung, der „alles gleich ist“, selbst ob das „Reich“ darüber zu Grunde geht; ob man aber diese Sorglosigkeit eine „glückliche“ zu nennen habe; erscheint uns doch sehr zweifelhaft. Werthvoller und der Beachtung der Literaturhistoriker zu empfehlen ist desselben Verfassers längerer Aufsatz: „Alexander imichte des Mittelalters“, mit besonderer Berücksichtigung von Lambrecht's Alexanderlied, welcher mit den Worten schließt: „Der in Lob und Tadel vorsichtige Gewinn hat recht, wenn er im Preise dieses Werks einen höhern Ton anstimmte, mag er auch andere zum Widerspruch reizen; nur daß wir seit Ausfindung der Fragmente des Aubrey von Beaumont den größten Theil jenes Lobes nicht mehr dem Deutschen zu spenden haben, sondern dem Franzosen.“

Aufsätze: „Die deutschen Burgen“, von R. A. e Liebe des Mönchs Eckhard und der Herzogin Schessel, von G. Lisch, welcher Schessel's „Eckhard“ das Ausgezeichnetste, was die deutsche Literatur des Romans aufzuweisen hat, zu stellen erklärt; und von Charitas Virtheimer“, von J. B. J. id die interessante Verbreitungsgeschichte „Aus dem E. Marr können wir einfach nur nennen, da der doch auch einige Rücksichten fordert, und auch die s Albums bildenden Gedichte von G. Arnold, R. hulse Hoffmann, E. Marr, J. Metz, A. Pichler: i. Weiß u. s. w. müssen wir ihrem eigenen Schicksal.

Rothz.

Poeten und Musiker.

est der „Anregungen“, die in der entsprechen, stellt Franz Brendel Musikern und Dichtern in Bezug Stellung an, die nicht eben sehr zu Brendel ist zwar zugleich auch zunächst allerdings auf musikalisch er sich in einem gesellschaftlichen eigentlich literarischen Gesellschaften zusammenfällt, und wenn land sei in den Augen des Publi- cachte und schätze nicht mehr die h documentirende Talent, so fällt schwer ins Gewicht. Dabei darf is aus Gründen, die alle hier an- re, vielleicht gerade in der Retro- s, trotz des dort gepflegten „Gul- n Schiller's, der Schriftstellerstand er geringern Achtung genießt als

wahrscheinlich an irgendeinem andern Orte Deutschlands. Freilich scheinen an dieser gar schon getragenen Misachtung auch Affection, Missgunst oder banale abspreekende Raisonnieren einen kleinen Antheil zu haben. Eine Hauptveranlassung zu dem Mißverhältniß, in dem sich die Schriftsteller gebrüht haben, erblickt Brendel in ihren tauflosen Kämpfen und Klopfschritten, „die noch immer ein geistiges Hausrecht bei uns anrecht erhalten, nur mit Verbannung aller Ritterkiste, wie einmal Ghr. S. Weise sehr treffend bemerkt“. Wenn solches geschieht, so weiß man in der That nicht, wo da der „gesunde Menschenverstand“ geblieben ist; denn diesen wenigstens verlangen wir, wenn auch nicht die edlern Impulse angehörner oder erworbener Humanität und Urbanität. Es gab eine traurige Zeit in Deutschland, wo auch die Gelehrten im allgemeinen, die Theologen insbesondere aufs tiefste verachtet und ein Spott und Stachelblatt aller waren; das war die Zeit der gelehrten Kampferien, die Zeit, wo jeder auf den andern die maßloseste persönliche Schmach zu häufen suchte und zwar in den größten und fleißigsten Anstrengungen, ohne daß diese gelehrten Kampf- hähne einsahen wollten, daß jeder in demselben Grade an Achtung einbüßte, in welchem es gelang, der persönlichen Achtung, die sein Gegner etwa genoss, Abbruch zu thun. Seitdem die Gelehrten sich mehr und mehr daran gewöhnt haben, bei ihren Disputen, die ja oft sehr nöthig und durch das Interesse der Wissenschaft geboten sind, wenigstens das äußere Decorum zu beobachten und mehr die Sache als die Person und deren persönlichen Verhältnisse im Auge zu behalten, seitdem hat sich der Gelehrtenhaß, unter dem zunächst der Stand der betheiligten Universitätsgelehrten zu verheeren ist, scheinlich in der öffentlichen Meinung außerordentlich gehoben. Brendel bemerkt: „Die alte Rohheit und Bärenhaftig- seit der Deutschen spielt noch immer eine Rolle bei uns, woran schon etwas verfeinert und von dem Gebiet des äußern auf das Gebiet innerlichen Lebens verlegt. Allerdings soll man der Sache gegenüber nicht mit Glacchansschublen auftreten; wollte man dabei inder alle Rücksichten des Anstandes und der feineren Sitte aus den Augen verlieren, so wäre dies das andere Extrem. Sehr geschadet in dieser Beziehung hat, wie die „Blätter für literarische Unterhaltung“ vor einiger Zeit bemerkten, Goethe's und Schiller's Xenienkampf. Ein Ton wurde damals angestimmt, der noch immer fortklingt, und so auch die spätere Generation zu Mißgriffen verleitet hat. Fehlt es doch der Nation über- haupt in diesen Dingen noch ganz an dem rechten Takt und ist demzufolge selbst das allgemeine Urtheil zurückgeblieben und verfehlt derartige Uebergänge nicht mit der gebührenden Indignation zurück- zuweisen.“ Schiller's und Goethe's „Xenien“ finden, wie wir hin- zufügen, noch heute viele Bewunderer, und doch war dieser Kampf gegen kleinere, aber oft sehr verdiente Männer nicht viel mehr als ein literarischer Escandal, und man frage sich, ob die großen musika- lischen Meister, ein Sebastian Bach, Mozart, Gluck, Haydn u. s. w. je fähig gewesen wären, solche öffentlichen Fußtritte an geringere Musikmeister auszuheilen. Zwar behauptet Brendel, daß in neuester Zeit auch auf musikalischem Gebiete „pöbelhafte Ka- griffe“ (nämlich auf die sogenannte „Aufkunstmusik“) vorge- kommen seien, die aber wol nur selten von eigentlichen Fachmu- sikern herrührten, daß man von Männern, „die auf ihrem Gebiet die hervorstechendsten sind durch Geist, Genie und Kenntniß“, wie von den „elendesten Puschern“ gesprochen habe; im ganzen aber findet er bei den Musikern mehr moralischen Kern als bei Literaten und Poeten; sie litten nicht an jener „lächerlichen Utheilkeit und kleinlichen Empfindlichkeit, jener Reizung zum Selbst- pöbeln oder Emporschraubenlassen durch gute Freunde“; man suche weniger auf Kosten der andern sich hervorzuhauen, man respectire die Kollegen; es seien unter den Musikern im ganzen doch nur wenig unklare Köpfe, die so sehr ihre Stellung ver- kennen, um in der bezeichneten Weise aufzutreten. Sicherlich gibt es übrigens auch unter den Dichtern einzelne Bescheidenen selbst heutzutage noch; nur leider hilft in dieser Welt die Zu- gend der Bescheidenheit viel weniger rasch zu Glück und Ansehen als die Untugend der Unbescheidenheit.

A. M.

Bibliographie.

- Alt, W., Briefe über Englow's „Bauer von Rom.“ 1. 2. 3. Prag, Bellmann. Gr. 8. 10 Ngr.
- Altmüller, G. B., Jerusalem nach seiner drüthigen Lage und bedeutendsten Geschichte. Kassel, Fischer. 1W. 6 Ngr.
- Andrássy, Graf E., Reise in Ostindien, Ceylon, Java, China und Bengalen. Aus dem Ungarischen übersetzt. 18 Holzschnitten und 16 colorirten Gemälden nach den Originalskizzen in lithographirtem Farbendruck ausgeführt. Pest, Geibel. Imp.-Folio. 30 Thlr.
- Baltich, J., Remus und Remus. Kiel, Schwes. Gr. 8. 12 Ngr.
- Bakia's, G., Ausgewählte volkswirtschaftliche und politische Schriften. Aus dem Französischen überf. von G. J. Bergins. 1ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Baumgarten, H. W. v., Die militärische Beredtsamkeit in der Theorie und Beispiel. Dresden, Runge. 8. 20 Ngr.
- Behrend, F. J., Geschichte der Gefängnisreform. (1ter Theil.) Vereinigte Staaten; Grossbritannien; Irland. Berlin, Brühl u. Lohbeck. Gr. 8. 26 Ngr.
- Bernhard, J. J., Der alte Georg. Eine christliche Erziehung. Leipzig, Voigt. 8. 12 Ngr.
- Bilder aus der Natur und Völkerverwelt. 1tes Händchen. Jüdisch, Verlagsbuchhandlung des Volkschriften-Vereins. 8. 1 Ngr.
- Buel, J. G., Hamburgische Alterthümer. Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Sitten. Hamburg, Barthelme u. Hauke. Gr. 8. 1 Thlr.
- Carnegie, R., Der heutige Materialismus vom Ästhetischen, natürlichen und sozialen Standpunkte. Würzburg, Göttinger. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
- Dem Andenken Christian Friedrich Baum's, Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg. Hamburg, Barthelme u. Hauke. Gr. 8. 6 Ngr.
- Dittmer, G. W., Die Lübeckischen Familien-Gespräche und Besuche im 16. Jahrhundert: ein Beitrag zur Kulturgeschichte dieser Zeit. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Ebert, R. G., Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
- Scharf, R. G., Otto Victor Fürk von Schönburg-Waldenburg in seinem öffentlichen Leben und Wirken geschildert. Waldenburg. Gr. 8. 6 Ngr.
- Schäfer, H., Die Restauration der Kirche in Deutschland. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Schiller, H., Scherz und Satire in jüdischen Mundart, Nr. 1. Berlin, Neff. 8. 2½ Ngr.
- Seyler, G., Historische Gemälde aus dem Leben der alten Deutschen. 1tes Heft: Die alten Pommer-Menden. Kassel, Fischer. 12. 7½ Ngr.
- Gosche, R., Ueber Ghazzali's Leben und Werke. Berlin, Dümmler. 1858. Gr. 4. 24 Ngr.
- Gregorowitsch, R., Die Fischer. Ein Roman. Aus dem Russischen. Nach Einleitung von H. Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Gundling, J., Abolot Schindels. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Gesefiel, G., Ellenbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich. Leipzig, Voigt. 8. 22½ Ngr.
- Hundeshausen, G. W., Der badische Agendenstreit. Als welche kommt einem erläuternden Vorwort. Frankfurt a. M., Schöner. Gr. 8. 15 Ngr.
- Kalewipieg, eine Estnische Sage, verdeutsch von G. Reinthal. 1te und 2te Lieferung. Dorpat. 1857-58. Gr. 8. 20 Ngr.
- Kayserling, M., Ein Feiertag in Madrid. Zur Ge-

schichte der spanisch-portugiesischen Juden. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutsches Leben. Eine Sammlung geschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 1ter Band: Die Geschichte des deutschen Handels. Von J. Falke. 1ter Theil. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Lessing, G., Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Michelet, J., Die Kirche. Deutsche autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von S. Spielhagen. Leipzig, Neber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nachden, W. Baron v., Miguel Gomez. Ein Lebenslichtbild. — N. u. d. L.: Supplement zu: Wanderungen eines alten Soldaten. 1ter Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833-1840. Mit 1 Facsimile. Berlin, Neber. 8. 15 Ngr.

Rohde, S., Oben. 1tes Buch. Dresden, Runge. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Uebersicht der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Sondershausen, Neuse. 8. 1 Thlr.

Schubert, G. H. v., Erinnerungen aus dem Leben Ihrer Königl. Hoheit Helene Louise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihrem eigenen Briefen zusammengestellt. Mit einem Porträt. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Streckfuß, A., Hohenzollern. Historische Bilder. 1ter Halbband. Friedrich der Erste und die Cuthows. Berlin, Springer. 8. 12½ Ngr.

Strider, G. L., Vom Herzen zum Herzen. Strassburg. 16. 15 Ngr.

Tipla, Louise, Gedichte. Prag, Bellmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiese, L., Ueber den Mißbrauch der Sprache. Berlin, Neumann u. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Eine deutsche Antwort auf die italienische Frage. Prag, Bellmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschland und die italienische Frage. Zur Vertheidigung zwischen Nord und Süd. Würzburg, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Frank, R., Die Politik der Zukunft vom deutschen Standpunkte. Würzburg. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Italien und die Karte von Europa. Deutsche Antwort auf La Querrenniere's Napoleon III. und Italien und G. de Garibaldi's Europa im Jahre 1860. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Der bevorstehende Krieg und das deutsche Volk. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und Preußen. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Nur Deutschland ist der Friede! Des deutschen Volkes und Gottes Stimme in vaterländischen Liedern. Dem deutschen Fürsten- und Volks-Bunde gewidmet von einem deutschen Bundeskrieger. Frankfurt a. M., Gebhard u. Körber. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten. Nr. 1-8. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Ngr.

Kupp, J., Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden. Königsberg. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Schuttpoll-System in Oesterreich. Eine Denkschrift in der zwölften Stunde. Dresden, Litz. Gr. 8. 8 Ngr.

Wagner, G., Was wir wollen. Ein Wort zur Vertheidigung. Vortrag gehalten in der Fraction von Blandenburg. Berlin, Gelnick. Gr. 8. 5 Ngr.

Wattke, A., China's religiöse, ästhetische und gesellschaftliche Zustände mit Beziehung auf die neuesten Bewegungen daselbst. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 15. Januar 1855. Berlin, W. Schulte. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Entwaffnung oder Krieg.

Eine Denkschrift für den italienischen Congress.

Zugleich ein Nachtrag zu der Schrift:

„Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der
Militärherrschaft.“

Von Wilhelm Schulz-Bodmer.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese kleine aber höchst interessante Flugschrift enthält gewissermaßen die praktische Anwendung der in der früheren erst unlängst erschienenen bedeutenden Schrift des Verfassers entwickelten Grundsätze auf die gegenwärtige Situation und namentlich den beabsichtigten Congress. Sie verdient deshalb in hohem Grade die Beachtung aller, die an der gegenwärtigen Weltlage Interesse nehmen.

Jene frühere Schrift des Verfassers erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr v. Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erlauchtesten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Heerwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduktion der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht bios für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Urtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksovertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomen und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der christlichen Kirche.

Lehrbuch von Dr. Chr. Wilh. Niedner.

8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Lehrbuchs ist bekanntlich unlängst zum Professor der Kirchengeschichte an der Berliner Universität ernannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oskar Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome III. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste und zweite Theil kosten 5 Thlr.)

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, in vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist, sowohl dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden willkommenes Erscheinen wird.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires, suivi d'un traité des actes et offices divers qui ont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et de autres États formant le Zollverein, ou l'association des douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations des rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par Leopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I. In-8. 16 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments de droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 19. —

5. Mai 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neue humoristische und satirische Romane. Von Hermann Marggraf. — Herzog Ferdinand von Braunschweig. Von Karl Suter von Bernad. — Reisebriefe eines Virtuosen. — Wilhelm Schöner. — Ketzigen. (Goethe's Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung, Eine Reise nach Schweden.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue humoristische und satirische Romane.

Es ist eine eigene Sache mit der Empfänglichkeit für den Humor. Sobald er, statt in den Impromptus des „Kladderadatsch“ oder der „fliegenden Blätter“ in größern geordneten Compositionen und ohne illustrirende Holzschnitte auftritt, hat er auf allgemeine ihm entgegenkommende Theilnahme zur Zeit nicht sehr zu rechnen. Man wird vielleicht sagen, die Schuld davon liege an unsern jetzigen Humoristen und nicht am Publikum. Nur gibt es leider eine große Menge von Personen, denen alle Empfänglichkeit entweder für den Humor überhaupt oder doch für diese oder jene Gattung des Humors versagt ist. Die Zahl derer z. B., welche dem Humor Spak-kears, dieses tiefsten aller Humoristen, keinen Geschmackszugewinnen vermögen und seine Scherze frohlich, gesucht, geschnitten, geschmacklos, und seine komischen Figuren plump oder monströs und übertrieben finden, ist ungemein groß, namentlich unter den Frauen, wenigstens den deutschen. In England mag das Verhältniß allerdings ein günstigeres sein; haben wir doch das Geständniß einer englischen Dame schwarz auf weiß: der Humor sei „but little understood by the general class of German writers and readers“; es ist dies die Ansicht einer Dame, die im Gegensatz zu den meisten deutschen Frauen gerade an humoristischen Dichtungen ihr besonderes Wohlgefallen findet. Wir sind überzeugt, daß es unter den deutschen Frauen wenige gibt, welche den „Don Quixote“ mit wirklichem Behagen und Interesse lesen, dagegen viele, welche für Frau Paul's Sentimentalitäten schwärmen, wogegen sie sich von seinen rein komischen Schnurren sicherlich mit Widerwillen abwenden, wie sie auch in Immermann's „Münchhausen“ die rein komischen Partien überschlagen. Aber auch unter den deutschen Männern wird es so manchen geben, der z. B. mit Schiller vollkommen übereinstimmt, wenn derselbe von Holberg's Lustspielen behauptet, daß sie den Leser in den tiefsten Schmutz herabziehen, so

manchen, der an „Reineke“ die mit Recht so beliebte duct nennt und Kogebue Kogebue selbst ein „gutes mit Recht glauben durfte, verurtheilt. Man weiß, daß sich unbegreiflich erschien, komischen Partien in Goethe in Deutschland berühmten Partien, So kann auch dem ein und ätherisch, dem andern genug sein. Kurz, der Geschlechter, so eigenwillig und mor gegenüber. Was die ich behaupten, daß sie für mütter ist, daß sie keine Gächlichkeit, so wegwerfend, so nehmen ignorirt als die human ihr von so vielen Sei Production einschüchtere besonders auf ihr Verhalten Production, indem sie das verholen kann, daß unser Humor biete und keine Em diesem Dogma wird dann Product ignorirt oder von großer Theil des Publikum fallen, denn es ist allerdings nicht für den Humor Org das Theater nicht gern begnügen, wenn man es ein und wer für Musik kein G man die Musik als eine Kunst bezeichnet. Es ist n kluges und Grämliches; obliche sein Komisches? Freilich einen neuen Kulenspiegel, e

Münchhausen im Geiste der alten naiven Schnurren zu schreiben, da gewisse Leute sofort behaupten würden, dieser Humor sei trivial, inhaltlos und antiquirt, ich möchte aber auch niemand rathen, solchen Producten Zeitbeziehungen und satirische Tendenzen zum Grunde zu legen, denn ganz dieselben Leute würden sofort sagen, diese Tendenzen machten den Humor junkie und brächten ihn um den höchsten Reiz, der jene alten Schnurren so drollig mache, um den der Nalvetät. Es hilft also alles nichts: „Der Jude wird verbrannt!“

Trotz dieser Ungunst, unter welcher humoristische Producte gegenwärtig im allgemeinen zu leiden haben, sind solche Producte und besonders komische Romane doch gar nicht so selten, als es scheinen könnte, wenn man den Zustand unserer Literatur nur nach den Referaten unserer kritischen Blätter beurtheilen wollte. Ebenso wenig erhellte unser Reichthum an humoristischen Romanen aus unsern Literaturgeschichten. Wenn in diesen — um nicht zu weit zu gehen — den „Simplicissimus“ und „Sittenswald“ zurückzugehen — Wieland in „Selvio“ und seiner „Abderiten“, Sebastian Rothpater“, Hippel, Jean Musäus, vielleicht auch noch Knigge, Müller (wegen des „Siegfried von“), so kann man schon sehr zu- es haben noch viele andere schon in ristische Romane geschrieben, die, wenn ihrem Standpunkt werthlos erscheinen, der damaligen Sitte und Cultur von id. Werden ja doch in unsern Litera- rten von Werken ernster Gattung auf- nur für ihre Zeit Bedeutung hatten, en sittengeschichtlichen Werth wie jene ane haben und daher mit viel weniger Literaturgeschichten verewigt sind. in dem noch 1808 Jörndes sagte, er istler „vom ersten Rang“, er sei ein und des menschlichen Herzens, habe nd namentlich, was so vielen fehle, iff von dem Werthe und dem Verufe des — dieser „Müller von Szeboe“ schreib- mten „Siegfried von Lindenberg“ noch von komischen Romanen wie „Die ein“, „Gummerich, eine komische Ge- e des Herrn Thomas“ u. s. w. Wenn uch nicht zu der Beliebtheit brachten, en Exemplaren über Deutschland ver- von Lindenberg“, so waren sie doch lesen, wie schon daraus hervorgehen derselben sogar ins Holländische und ouden. J. F. Jünger wird in unsern vol als Lustspielbichter genannt, wä- Verfasser früher viel geleiteter komi- „Guldbreich Wurmstamen von Wurm- (dem nach Jünger's Tode von anderer ind sechster Band hinzugefügt wurde, is seiner damaligen Beliebtheit gelten

mag) kaum noch zu kennen scheint. Lafontaine's „Quin- tius Fannian von Flaming“, in dem unter andern die lächerlichen Stammbaumprätensionen einer gewissen Adels- klasse mit Erfolg persiflirt sind, war ebenfalls seinerzeit ein berühmter Roman, und noch der Freiherr von Stern- berg lernte, wie er in seinen „Erinnerungsblätter“ er- zählt, einen in Deutschland reisenden Lord kennen, der diesen Roman als eins der vorzüglichsten deutschen Bücher rühmte; unsere Literaturgeschichtschreiber scheinen von La- fontaine nichts weiter zu wissen, als daß er bloß weiner- lich-empfindsame Romane verfaßt habe. Von Heinrich Gottfried von Bretschneider, dem Freunde Nicolai's und wie dieser ein Vorkämpfer der Aufklärung gegen Obje- ranismus und Jesuitismus und deshalb in Oesterreich vielfach verfolgt, scheint man gar nichts zu wissen, obschon sein Roman „Walker's Leben und Sitten“ Schilderungen voll Laune, Wit und feiner Ironie aus dem Gesellschafts- leben seiner Zeit und namentlich der wiener Welt entfällt, auch manche andere seiner Schriften und Romane ihn den bessern Satirikern und komischen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderts antreiben. Auf einer unvergleich- lich tiefern Stufe stehen die komischen Romane von Gram- und von Laubhard, z. B. von jenem „Paul Wop, Ge- schichte eines reducirten Hofnarren“, „Fräulein Runkel- fel“ und „Baron Sturmdrang“; von letzterm, dessen wäskes Leben noch jüngst Robert Brag im „Deut- schen Museum“ unter dem Titel „Aus dem Leben eines Laugenichts“ geschildert hat, besonders die „Annalen der Universität Schilba“; dennoch sind auch sie als Quel- len zur Kenntniß der damaligen Sittenzustände leicht- wegs zu verschmähen, namentlich sind Laubhard's Schil- derungen aus dem theils liebreichen theils verwilderten und halbbarbarischen Leben der damaligen Garnison- und Universitätsstädte nicht ohne Werth. Die Geschma- cklosigkeit, welche in diesen Producten herrscht, übersteigt zwar alle Begriffe, aber wenigstens an Lebenserfahrung und Menschenkenntniß fehlt es darin nicht, und jedenfalls ist es ein nicht in Abrede zu stellendes Factum, daß sie einen zahlreichen Leserkreis hatten und daß mithin die Vorwürfe, die man diesen Scribenten zu machen hat, zu- gleich auch auf einen ansehnlichen Theil des deutschen Volks selbst zurückfallen; denn wie St.-René Cassinier mit Recht bemerkt: „Les peuples sont toujours respon- sables de la littérature qu'ils approuvent ou qu'ils subissent“, nicht immer ihrer Gesamtheit, aber doch einem beträchtlichen Bestandtheil nach. *) Freilich, wenn man solche Producte ignorirt, so ist dies immer noch bei weitem entschuldbarer, als wenn man den Inhalt eines so hoch- stehenden humoristischen Erzeugnisses wie Zimmermann's

*) Die oben erwähnten Unterlassungsfehler sind jedoch noch nicht die schlimmsten. In „Gervinus' Memoiren „Handbuch“ haben wir z. B. Abraham a Sancta Clara nicht einmal erwähnt, und den Namen des Heinrich's Mitter von Rang, den wir zu den wichtigsten Köpfen Deutsch- lands zählen möchten und dessen „Hammelburger Reisen“ schwerlich ohne Einfluß auf Heinrich Heine's „Reisebilder“ geblieben sind, wird man wahrscheinlich in allen deutschen Literaturgeschichten vergeblich suchen oder etwa nur wegen seiner Wiener Zeit erwähnen finden.

„Münchhausen“ bei einem neuern Literaturgeschichtschreiber; Wolfgang Menzel, durch folgenden Auszug verfälscht findet: „Ein Enkel des großen Lügners Münchhausen hält vor einem einfältigen Edelmann, seiner schwächlichen Tochter und einem Schulmeister, der, obgleich halb verrückt, noch den meisten Verstand hat, eine unendlich lange ironische Rede, worin er aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt, vorzugsweise über die damals neueste deutsche Literatur, und kühlt sein Müßchen an seinen Gegnern eifrig, grämlich, verbittert, ohne Wiß und gesundes Urtheil“, und wenn es dann weiter heißt: „Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das voraussetzen? Wie weit entfernt ist er von Lied's heiterer Unbesonnenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünsteln strebt!“

Wenn nun ein Deutscher in einer sogenannten Literaturgeschichte über unsern hervorragenden humoristischen Roman neuerer Zeit, an dem man freilich die gänzliche Zusammenhanglosigkeit zwischen den ernsten und humoristischen Partien mit Recht zu tabeln hat, ein so schnelles Urtheil fällt, dann allerdings kann man es verzeihlich finden, wenn es zu den strengen Jüfern des Auslandes zu gehören scheint, daß die Deutschen überhaupt keine Anlage für den Humor hätten oder wenigstens keine humoristischen Romane besäßen. So äußerte noch jüngst St.-René Taillandier in dieser Beziehung: „Le roman satirique, humoristique est à peu près inconnu chez nos voisins, ou du moins les oeuvres de ce genre, consultées seulement par les historiens littéraires, ont laissé peu de traces dans le souvenir du pays“, ein Urtheil, dem er selbst freilich anerkennende Worte über die komischen Partien, namentlich über die diplomatische Schilde zwischen den Fürstenthümern Schnauzlingen und Schnäuzlingen in Stein's Roman „Deutsche Träume“ folgen läßt. Sind wir wirklich so arm an humoristischen Romanen, wie der Franzose meint? Wir sind es selbst heutzutage nicht, wie ja auch der Umstand beweisen dürfte, daß uns zu gleicher Zeit fünf Romane mehr oder weniger humoristischen, satirischen und komischen Charakters vorliegen und von uns in Folgendem besprochen werden sollen. Es mag richtig sein, daß sich unter ihnen kein Werk von classischem Werth und epochemachender Bedeutung befindet; aber auch unter den neuern Romanen unserer Gattung gibt es, wenn überhaupt einen, doch sicherlich nur äußerst wenige, denen man ein solches Prädikat zusprechen oder eine durchgehende Vortrefflichkeit nachrühmen könnte. Wir gehen jetzt zu der Besprechung der uns vorliegenden Romane über, wobei wir von denen, welchen eine bestimmte Zeitendenz und eine entschiedene lehrende Absicht zum Grunde liegt, zu denen fortschreiten wollen, in denen der Unterhaltungszweck den belehrenden überwiegt und der Humor im Wege des freien Schaffens mehr sich selbst als einer Tendenz zu genügen sucht.

3. Wollenkahn'sheim. Humoristisches Genrebild von Hermann Preder. Frankfurt a. M.; Weidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

4. Herr Rentier Rosentypfel und seine beiden Nissen. Komischer Roman aus den harmlosen Tagen des goldenen Berlin von Heinrich Smidt. Berlin, Jants. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

5. Die Kinder von Finkenrode. Von Jakob Corvinus (W. Raabe), Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse“ und von „Ein Fräulein“. Berlin, Schotte u. Comp. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Roman „Die Väter der Stadt“ von Karl Wartenburg (Nr. 1), in welchem sich die ernsten und komischen Partien so ziemlich die Wage halten mögen, spielt in einer deutschen Kleinstadt, nämlich in der Residenzstadt eines kleinen deutschen Staats. Der Verfasser bemerkt über seinen Roman in der Vorrede, daß derselbe keinen römischen Tendenzromanen Inhalt öffentliche Dinge zu schildern in leichten Mittelpunkt der Streit nur deshalb vielen reu weil das Jahr 1848 ihr wieder zur Geltung gel Gemeinde. Den Boden halb gewählt, weil das Jahre gerade in den fl mäßig freiste Entwickel treffliche Gemeindevorfaß an die des Herzogthums „Die Arbeit“, fährt er begonnen und vollendet, frisch im Gedächtniß ad und da einiger Spielraum und der Umstände. Wen wird, so flüchtet er ins selbst, daß der Stoff „ sei, erachtet ihn aber d handlung nicht ganz an sich doch, wie der Versa Makrokosmos wider. R licher Dichter, aber er i diger Beobachter des Le genau so wie sie sind, nur daß die Mängel bei überwiegen, wie dies lei sein mag. Insofern ist Realist, den man sich menschlische Mängel läch zu machen und dadurch menschen zu wirken und in ihnen zu wecken, al ist sehr einfach, indem ei telpunkt bildet, um den nisse gruppieren. Bürger der sich durch seine gew ung einen großen An hatte. Von seinem Un jene durchsichtigen Manier Unde ganz in der Ordn bürgerliche Leben Eingetre Aber er wußte den Spiegl nöthigen liberalen Dunst v meißter wählten. Als nun d auch Nothe um und schwa es ging. Er liebte den B und haltungslos wie er wa Orceß, ließ sich auch Mac antrennungen zu Schulden k

1. Die Väter der Stadt. Roman von Karl Wartenburg. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.

2. Abocet Schnobelen. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben von Julius Gumbel. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

pietistische Partei, von der uns einige verächtliche Exemplare vorgeführt werden, deshalb fürs erste hinweg, weil sie ihn gerade dieser Vergehungen wegen in den Händen zu haben und in ihm ein willenloses Werkzeug ihrer Pläne zu erblicken glaubte. Aber die neue Bürgermeisterei rückt heran, und es werden ihm drei Mitbewerber gegenübergestellt: Senator Drossel, Senator und Kaufmann Pfeiffer und Doctor Heinrich Hagen, ein Mann von edelster und humanster Gesinnung, aber, gesehen wie es offen, zu doctrinär, um eigentlich interessant zu sein. Es ist überhaupt ein Unglück, daß gerade Tugend und Rechtschaffenheit

illegitim erscheinen, weil nur wenige eben, den Trägern dieser Tugenden, wie dies Dickens versteht, in seinem „Rentier Rosen“ die vorbereitenden Partien an mit der Bürgermeistereiwahl und durch viele ergötzliche Züge der anonymen Annoncen, womit die verschiedenen Candidaten gemacht werden. So fand sich Wer gesonnen ist, sich zu hängen in unserer guten Stadt eine wird. Unentgeltlich und von Hülfsprüche Pfeiffer's „Wahrheit“ genossener Inserat eingeschrieben: und unter 1 Pfund Kaffee nicht her: „Ein altes Bierfass wird verkauft gesucht. Offerten bitten in der Expedition dieses Blattes.“ „Nur keine gelehrten Federann, der weiß immer, wo uns die brauchen keinen Studiren.“ etistische Inserat: „Mitbürger! 1. Zwicktracht säet er unter den ist das Heil. Siehe, er suchet dich weg, Versucher“ u. s. w. so kostbaren als wirklosen anonymen Gemüthlichkeit, Offenheit und

Bildung, deren Tummelplatz unsere Lokalblätter zu sein pflegen. Indes es half dem Candidaten Pfeiffer nichts, daß er in den letzten Tagen vor der Wahl seine Waaren für den halben Preis veräußerte; es half dem Senator Drossel nichts, daß er in den letzten acht Tagen alle Welt in den Wirtschaftshäusern freiließ; beide fielen durch, und Drossel tröstete sich mit den Worten: „Sei's darum — das ganze Nest verderbe! Ist doch der Pfeiffer auch durchgefallen“; ebenso fiel der frühere Bürgermeister Rothe durch, dem jedoch noch zu rechter Zeit der Schlag traf, ehe seine Veruntrennungen in die Öffentlichkeit gelangten. Der wackere Hagen wird natürlich gewählt, und in einem Augenblicke, wo, wie es am Schlusse des Buchs heißt, „das helle Morgenroth,

Staate nach langer Nacht immer über das ganze große Valanze auch die Schwertspitzen der e Recht der Gemeinde, sich selbst e ergötzliche Figur des Romanlector, der über die römischen Gesetz als über die Gemeindevorfassung ein Jota kennt, der um alle ist, aber nicht bemerkt, daß seine Lebensverhältnisse verstrickt, ja, den in Erschauen setzt, weil er kaum in ein Alter getreten ist, wo sich beim weiblichen Geschlecht in Taufnamen Optativa war er

in seinem dritten Programm über die Partikularität und als schrieb und dabei von neuem auf die Bedeutung des griechischen Optativs gerieth. Seine Frau opponirte gegen diesen heidnischen Namen und schrieb auf den Zettel, den sie zum Superintendenten behufs der Taufe schickte, die

Namen Marie Elisabeth, zu gleicher Zeit lief aber auch ein von des Schulmanns Hand beschriebener Zettel mit dem Namen Optativa Eusebia ein. Der Superintendent wußte nun nicht, wie er das kleine Mädchen taufen sollte; aber die Frau Superintendentin, die im Hause mit großer Energie das Script führte und deshalb im herzoglichen Schloße ein „Pays im Untertrode“, vom Schulrath Mantus aber „Frau Conklorium“ genannt wurde, bestimmte ihren Mann, das kleine Wesen auf den ihr höchst lächerlich vorkommenden Namen Optativa zu taufen, weil sie wußte, daß damit der Mutter Optativa's, die sie nicht leiden konnte, ein Pöffen geschähe. Solcher kleinen ergötzlichen Züge finden sich viele im Buche. Unter den ernsteren Partien ist besonders die Episode ergreifend, welche den großen französischen Sprachlehrer Dubois betrifft. Als die Februarrevolution losbrach, rührte sich in ihm der alte französische Republikaner; er feierte sogar im Lokalblatt die „liberte“ in französischen Reimen, machte sich aber dadurch nach oben so misliebig, daß er seiner Stelle an der Landesschule entsetzt wurde. Nun fielen seine Gläubiger in Massen über den „alten französischen Lump“ her, wie sie in einer Anwandlung süßbräutlicher Gemüthlichkeit ihn nannten, bis er in seiner Verzweiflung, als gerade die Klänge der Marschallse „Aux armes, citoyens!“ ihn berührten, zum letzten Mittel griff und er unter dem Ausrufe: „Tout perdu! finissons cela! Oh mes pauvres enfants!“ seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Wie es im Leben so geht, so auch hier; seine Freunde bedauerten, nichts Ordentliches für ihn gethan zu haben, und doch hätte die Hälfte der Summe, die sie nun für seine Hinterlassenen aufbrachten, vielleicht hingereicht, ihm eine bessere Lage zu bereiten und ihn seiner Familie zu erhalten. Selbst ein wohlgenährter Fleischer rief: „Gott, wenn ich das hätte ahnen können, ich hätte ihm noch eine Kalbskeule geschickt und den Bittel geschenkt. Wer konnte sich auch solches Gland denken!“ Indes war es dem Fleischer doch keineswegs sehr angenehm, als ihn ein badeistischer Nachbar beim Wort nahm und bestimmte, die Kalbskeule der Witwe und ihren acht Kindern zu schicken. Das sind so Züge, wie aus dem Leben gegriffen! An beachtenswerthen Reflexionen fehlt es dem Roman keineswegs; doch führen wir hier nur eine über die Schriftsteller an. Der Candidat Drosselmann, wegen seiner freisinnigen Grundsätze von oben her verfolgt, gibt, dieser Verfolgungen überdrüssig, seine Lehrstelle auf und beschließt, sich fortan durch schriftstellerische Arbeiten zu ernähren: „Es ist entschieden“, schreibt er einem Freunde, „ich werde Schriftsteller. Jedenfalls ein ebenso ehrenwerther Beruf wie jeder andere. Der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß der Schriftsteller außer der Berufsgeschäftlichkeit auch noch ein gut Theil Aufassungsfähigkeit braucht. Aber eben das ist es, was mich anzieht.“ Der Advocat Karsten ergreift die Gelegenheit, in Abrede zu stellen, daß der Schriftstellerstand in Deutschland misachtet sei; diese Misachtung sei in den meisten Fällen eine affectirte oder entspringe aus Neid; denn es gäbe jetzt mehr als einen Richelieu, der allen humanistischen Ruhm für ein Vorderblatt aus dem Kränze Gornelle's hingeben würde. Er kenne einen Professor, der neulich, als man für die Schiller-Stiftung sammelte, ganz erschrecklich gegen die „Literatenbände“ losgezogen sei. Inzwischen halte sich dieser Professor für eine poetisch organisierte Natur und habe aber ein Duzend Novellen geschrieben, von denen leider keine in die Öffentlichkeit gedrungen. Vor 14 Tagen endlich sei ihm der große Wurf gelungen, eine Novelle in ein flutiger Unterhaltungsblatt einzuschmuggeln; seitdem habe er nicht wieder von einer „Literatenbände“ gesprochen. Welcher Stand könne auch die Berechtigung haben, „dem Schriftstellerstande, dem „Literatenenthum“, um die landläufige Schimpfbeneennung zu gebrauchen, Misachtung zu zeigen“? „Ich bin“, fährt Karsten fort, Freund von einer gewissen socialen Statistik und sammle mir allerlei darauf bezügliche Notizen. Da fand ich denn, daß es verhältnißmäßig unter jedem andern Stande mehr rüddige Schafe gibt, als unter den Schriftstellern. In meiner funfzehnährigen Praxis

habe ich vier Beamte, die wegen Malversation, drei, die wegen Corruption, fünf, die wegen Mißbrauch der Amtsgewalt; acht Kanakente, die wegen Wechselfälschung, funfzehn, die wegen Baarsfälschung; fünf Geistliche, die wegen Eibells; drei Mädchenschullehrer, die wegen Inzests; acht Handwerker, die wegen Betrugs, fünf, die wegen Meineids; drei Rentiers, die wegen Wuchererei; zwei Militärs, die wegen Landfriedensbruchs, einen, der wegen Gotteslästerung; zwei Advocaten, Kollegen von mir, die wegen Unterschlagung anvertrauter Gelder; neun Handwerkerhelfer, die wegen Tumults und Schlägerei und acht Fabrikarbeiter, die wegen schwerer Körperverletzung angeklagt waren, von Amts wegen verteidigen müssen. Der einzige Schriftsteller, den ich in diesen 15 Jahren zu verteidigen hatte, war ein gewisser Doctor Georg Hummel, damals Mitarbeiter an dem in unserer Nachbarstadt erscheinenden »Eulenspiegel«. Die Sache war einfach die, daß Hummel in seinem Blatte dem Magistrat des Städtchens Schlehterwitz, welcher eine lächerliche und ungrammatikalisch stilisierte Bekanntmachung erlassen, den Rath gab, bei dem Privatlehrer Schnabel, der einen Kursus für »Recht« und »Schönschreiben« eröffnet, schleunigst Unterricht zu nehmen. Wir bemerkten hierzu, daß die offiziellen Tabellen über die vor den pariser Rissen zur Verhandlung gekommenen Eximissfälle für jeden andern Stand bei weitem ungünstigere Resultate ergeben als für den Stand der Künstler, Schriftsteller und Schriftstellergesossen.

Wir haben uns gerade bei diesem Roman länger aufgehalten, weil er, ohne unter den vorliegenden Romanen der poetischste oder humoristischste zu sein, doch die größte Fülle von Charaktertypen, von Zeitbeziehungen und praktisch anwendbaren, vielfach die scharfe Auffassung eines Juristen ver-rathenden Lebensbeobachtungen enthält. Höheren Kunstforderungen genügt er freilich nicht, und in seinem Streben nach Wahrheit überschreitet der Verfasser zu oft die Grenzlinie des Geschmacks. Warum müssen wir Deutsche so oft roh sein, wo wir wahr sein wollen? Wie der Schuft Schippmann mit seinem ewigen „Hä hä!“ wie die Liebeszene zwischen dem heuchlerischen lehrhaften Katecheten Schamvogel und Wabette, wie der Biergermeister Rothe, dem „ein Stück englisches Pfälzer die Hälfte der Nase bedeckte, während sich längs der gleichfalls verletzten Unterlippe ein Streifen angefeuchteter Hausenblase hingog“, in seinem „Ragenjammer“ dargestellt wird, das sind doch Schilberungen, die alles billige Maß überschreiten. Den Hofmeister Braun schildert der Verfasser als einen Mann mit „rauhem Gesicht, dessen Wangen einer frisch geköpften Blutwurst gleichen und dessen Hände wie mit Speck eingerieben glänzen“, und in ähnlicher Weise beschreibt er uns den Hofbäcker Leder „mit den kurzen, dicken, sprengelartig gebogenen Beinen“ und den Hofwirthler mit den „Storchbeinen“. Cui bono? muß man hier fragen: was oder wem glaubt man mit solchen abstoßenden Sig-nalements zu nützen? Wer das Publikum an häßliche Vor-stellungen gewöhnt, verdirbt auch sein süßliches Gefühl. Man schuldere uns solche Personen in ihren moralischen Häßlichkeiten und ihr äußeres Bild wird sich dann der Leser schon von selbst machen. Auch die Engländer, selbst Schalfpeare, haben in dieser Richtung viel gesündigt, und solche Personalbeschreibungen sind z. B. an Dickens' Romanen nicht die Seite, die wir besonders rühmen möchten; aber auch Dickens führt selbst im Groben feiner und geistreicher aus. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die Deutschen schon in den ältesten Zeiten diesem Gange zur Liebe fröhnten, wie z. B. die wahrhaft ekelhaften Pors-trais Hesop's, Marsois's u. s. w. in den alten Volksbüchern be-weisen; aber nachdem wir durch die Schule griechischer Schön-heit gegangen sind und nachdem wir Goethe und Schiller, der freilich in seiner Jugend in der Zeichnung Franz Moor's auch ein Uebiges that, gehabt haben, sollten wir uns doch hüten, in diese eines gebildeten Volks durchaus unwürdigen Widrigkeiten zurückzufallen; denn rücksällige Säuber sind doppelt strafbar, wie der Verfasser als Jurist am besten weiß.

Die
ling: „
nicht zu
ist weder
Birkung
salle, ins
rade die
zu Tage
vernen A
schen Ghi
fehlt es d
Willfür i
schen Kon
er hierher
stellung d
Wartenbi
sich in ei
stimmten
Schwindi
fer gefall
dieses Er
warnend,
daß er d
bringen
sch. Ibert i
caturgehü
Ausbeutu
durch ein
Tochter d
bringt un
vergesien
beilegt.
seiner Ha
abwärts,
Proceß m
ist, kann
driesscher
fehrt wied
mehr noch
süchtig, e
dieser ihn
auf Sara
dann er si
entgegen,
wird, zu
Schwiege
er einen
hergeschä
eines vol
Knorpel
Welber gi
zieht. E
ien, daß
Kenntniß
wegen ul
mitverwid
Sarah, b
„ein Verz
das Gesez
was sie
mit auf l
Kauslei d
Sarah z
„Großma
ursprüngl
Leder wol
als unbes
bekannt, i
Wesen an

ihres Vaters Schmach und Schande zu bekämpfen bereit ist, es zu möglichem Verfall, daß ein Weib in sich für den Watten entscheidet, aber in Watten in leidenschaftlicher Liebe Leidenschaft wieder in ihm erwacht wie der Fall, und nachdem Schmach wie geistig und moralisch nie so in diesem Stadium seines inhaltreichen Intrigue gegen ihren Vater ihn verabscheuen; 30000 Gulden schlagen, aber aus zum Theil auch des Eigensinn, seinen Proceß durch; eigentliche Liebe zu Sarah hatte ihn nie gefüllt. Außerdem ließ von glühender Sinnlichkeit gewimpert, „sich wie Fühlhüter der Welt“, was gewiß alles Mögliche ist; sie hatte sogar einmal eine

Klassen mit einem Schauspieler angeknüpft, in dem sie sich, sonderbarerweise, verliebt hatte, als er gerade den Narren in „König Lear“ gab; kurz, noch weniger als ihren früheren Einfall, ihren Watten ohne weiteren Grund zu verlassen, können wir ihren Einfall, wieder zu ihm zurückzukehren, mit ihrem Charakter und den Verhältnissen zusammenreimen. Doch solche Rückschlüsse gegen Natur und Wahrscheinlichkeit finden wir in dem Buche manche; wir begreifen z. B. nicht, wie der schüchternste, stets so gebräuterte Kavalier dazu kommt, gerade Schauspieler zu werden; wir müssen tabeln, daß manche Episoden, wie die des Bajazzo Hannibal und die Kunstreiterin Kasselmini betreffende mit der Haupthandlung fast in gar keinem Zusammenhang, daß manche Personen mit großem Gewicht dann für immer zu verschwinden, so der Epigone, der im ersten Drittel des ersten Bandes die und von dem man dann nichts weiter zu hören und ist. Sonst aber findet sich in der Charakterzeichnung, so in der Zeichnung des Schnobeleisen Schlechtigkeiten und Schwindeln sogar auch die geistige Ueberlegenheit, womit er ihn zu ausüben läßt, lebhaft zu interessieren weiß; des Kaisers, des Knorps, des Edm. Zander, der die Journalistik auf rein industriellen Fuß höchst klug zu organisieren weiß; der greisen Jubel Ober Officiers, der Bibliotheksbefehlshaber des Schtetts, die eine Lichtgestalt unter diesem Schwindelgehirn bildet, des Rechtsanwalts Hallenau u. s. w. In die Geheimnisse der Advocatur, des Buchers, Schwindels, Speculationen und Wannenwesens unserer Tage scheint der Verfasser überdies recht gut eingeweiht zu sein und die Enthüllungen, die er uns darüber bringt, sind zum Theil so eigenenthümlicher und pikanter Art, daß man den Roman, wenn er auch höheren Kunstansforderungen nicht entspricht, doch nicht ohne Interesse und Belehrung lesen wird, besonders wenn man nur erst den an zusammenhanglosen Weilen leidenden ersten Band hinter sich hat.

carebildes“ oder vielmehr man Prescher, Wollen, daß wir es hier mit in „Rilo Klim's unter“, „Gulliver's Reisen“, in seinen Theile des „Immer“, „Berlehter Welt“ und werden, also mit einer Form persönlich zu verlegen und im energischsten und am freier dichterischer Form der Satire freilich die letzte Allegorie oder schwer wird das Knaben. Jedenfalls sagt diese

Form bei dem Leser große Frage und mitunter auch Vorurtheile vorans, wozu aber das heutige Lesepublikum nicht so gläubig und phantastisch, theils zu bequem ist, wird als doch nur zu häufig durch Darstellungen, die angeblich dem irdischen Leben entnommen und doch der Sache nach sehr unklar sind, täuschen und hinteres Licht führen läßt. Aber wie kann einmal in dem Bettel der Realismus und der Realisten, so ist auch dieses Prescher'sche „Wollenkutschheim“ nicht nur eine sehr bestimmte Lokalität, eine deutsche Stadt, welche es wie das Fürstenthum Rastenburg, in dem es liegt, irgend ein Deutschland bezieht, bevölkert von deutschen Epigonen, wir alle sie kennen zu lernen die Ehre gehabt. Selbst die in welcher die erste Geschichte des Buchs „Wollenkutschheim“ spielt, ist genau angegeben, es ist der Spätherbst und der Dezember des Jahres 1848, so daß wir alle von vornherein genau darauf vorbereitet sind, was wir in Bezug auf die Stellung der Personen und Verhältnisse zu erwarten haben. Werthwärtigerweise handelt es sich auch in dieser Geschichte in den „Vätern der Stadt“ um eine Bürgerwehrbewegung in die Intriguen, die für und gegen den früheren Bürgerwehr gesponnen werden, nur daß dieser, ein wahrer Raus, in der Wiederwahl den Sieg behält; ja auch hier, wie in dem berühmten Roman, stoßen wir auf eine Reihe von Anmerkungen an einem Lokalblatt, dem „Freien Kreisblatt von Wollenkutschheim“, die uns in die tiefsten Tiefen des deutschen Gemüths, des unsrigen Wiges und der deutschen Bildung blicken lassen; wir können sie, selbst am genauesten, im besten Wirtshaus ein eigenes Bild, das höchste, ohne irgendwie mit der eigentlichen Handlung im Zusammenhang zu stehen. Man findet darunter folgende charakteristische: „Wir erklären hiermit alle die, welche aus der berühmten Lagerkammer in Verbindung bringen, als die Verleumdung trotz ihres religiösen Auftriebs und besonders in dies einem gewissen Budeorum zur gefälligen Beachtung. E. Sporer. Am. Räuer.“ Oder: „Noch immer verjagt ich die Rastadener, die Maß für 8 Kreuzer. Unter Rastadenern gessen, wirkt er besser als aller Mörkel. Er zieht Dreier Schokolade und Pfefferkuchen so fest zusammen, daß die besten größten Gesichte standhalten. Zu zahlreichem Besuche im höchsten ein Heilige Dürste, Oberkassier zu Z. 9.“ In übrigen zeugt diese Erzählung, wenn sie auch namentlich nicht zu dreit gehalten ist, für das Talent des Verfassers, seine Situationen dröckig und gemüthliche Familienscenen genüsslich darzustellen. Das zweite Gerächel trägt den Titel: „Wollenkutschheim's Kämpfer.“ Man nennt nämlich in Wollenkutschheim „Lämpeln“, wenn jemand beim Kegelschieben die Kugel heftig ausstößt, sondern nur ganz leise hinlegt, und doch weiß den Erfolg erzielt, daß sie zwei oder drei Ringe auf die dann im Fallen und Rollen messens die andere mit in reißt. Die Geschichte dieses „Kämpfers“ ist nun freilich sehr unhumoristisch und dabei ziemlich unbedeutend. In „Kämpfer“, Otto Braun mit Namen, verliebt sich im Grunde wie er dies schon früher gethan, in Frankreich in eine Witwe und diese, um jeder Gefahr aus dem Wege zu gehen vertritt nach Bordeaux; er eilt ihr nach, kann sie aber nicht finden und kehrt wieder nach Deutschland zurück, um sich zu verloben und zu „Lämpeln“. Nebenbei bildet er sich zu einer Rastadenerkämpfer zu leiden, weshalb er es nicht wird, den betreffenden Artikel im Conversations-Kreis zu lesen. Der Verfasser wünscht diesem Kämpfer ruhige geistige Thätigkeit und eine glückliche Ehe und wir ihm auch, wenn das ganze verführerische Treiben desselben sehr wenig dem und Theilnahme einflößen im Stande war. Das Buch ist humoristisch an dieser so eigenenthümlich mit einer Betrachtung über die medulla spinalis entworfen Geschichte ist das höchste Tagewort des Helden über seine Gemüths- und Geisteswelt, welches, wenn auch ebenfalls von etwas herüber zu detaillierter Haltung, doch viele wirklich komische Sätze enthält. Otto Braun war eigentlich für den Kaufmannstand bestimmt und sollte bei Bengel und Comp. in die Lehre treten; aber

Alte, die ihm vorher in das Leben eines Lehrlings zu werfen verurtheilt war, schreckten ihn zurück. Er begegnete nämlich eines Tags einem alten Schulfreund und er schreibt über diese Begegnung in seinem Tagebuch: „Ich erkannte ihn kaum wieder, so fein und verlockend war sein Anzug. Im runden Hüftchen und Stachelschuhen, das Haar und die ganze Gestalt buftig, stand er vor mir, reichte mir die Spitzen der Finger, und sprach in schönen, gutgewählten Worten. Die Idee, welche ich dadurch von der Handlung Brenzel und Comp. erhielt, war sehr bedeutend. Was mußte das für eine Beschäftigung sein, die einen Kracken so umwandeln konnte! Unglücklicherweise für meinen jetzigen Begriff vom Kaufmannstand sah ich den jungen Handelsbesitzer auch am Morgen und zwar in der ersten kaufmännischen Thätigkeit, mit welcher er die Woche eröffnete. Er stand am Halte des Principals, hatte einen Staubbesen in der Hand und war eifrig bemüht, abzusuchen und zu reinigen. Dabei glänzte sein Rock in den mannichfaltigsten Farben, nur war die des Schmutzes vorherrschend. Er suchte sich rasch meinen Blicken zu entziehen; aber an demselben Tage sah ich ihn in noch erschreckenderem Costüm zwischen Oel- und andern Fässern auferschreitend, die Feder hinter dem Ohre und fast von jedem Handelsartikel des Hauses Brenzel und Comp. ein Abbild und Kraker auf seinem Rock, so daß er eine sichere und unabhäbige Bogelschnecke hätte abgeben können. Diesmal konnte er sich meinem forschenden Auge nicht vorbeugen. Ja, er kam, als ich gar nicht weichen wollte, auf mich zu und sprach einige durchaus ungewählte und natürliche Worte. Dabei wollte er mit auch beim Abschiede die Hand reichen, die ich zu ergreifen Bedenken trug.“ Wir führen diese Stelle an, weil sie wenigstens ein Stück von der Rehrseite des glänzenden Gemäldes zeigt, in welchem andere Romanschriftsteller aus das Leben der Handlungsleute und Commis vorgeführt haben. Ganz besonders gelungen sind in diesem Tagebuche die Schilderungen, welche das Revolutionsjahr betreffen, womit die Spitzbürger der Hauptstadt Windisch die großen geschichtlichen Vorgänge auf dem Welttheater parodieren. Da ist alles voll Leben, Anschaulichkeit und Wahrheit. Weniger genießbar würde uns das Liebesverhältniß zwischen dem Helben und der jungen Schauspielerin erscheinen, wenn es nicht durch einen Geist der Selbstironie erträglich würde, womit die Thorheiten, die ein sechzehnjähriger Mensch in solchen Zuständen zu begehen pflegt, recht ergötzlich verspottet werden. Es fehlt dem Verfasser überhaupt nicht an Talent für Groteskenmalerei, noch an Redlichkeit und Richtigkeit der Beobachtung, aber noch gar sehr, wie dies auch sein früherer Roman „Ideal und Kritik“ bewies, an ästhetischer Oekonomie und an künstlerisch ordnendem und organischem Verstande, zu dem er aber wohl noch gelangen wird, wenn er sich ernstlich zusammenzunehmen die Kraft und den Willen hat.

Heinrich Smidt's komischer Roman „Herr Rentier Rosenpfel und seine beiden Neffen“ (Nr. 4) macht unter den vorliegenden Romanen noch am meisten den Eindruck einer geschlossenen Composition, während er an Fülle fruchtbarer, in die Zeit unmittelbar schlagender Beobachtungen hinter manchem derselben zurückbleibt. Heinrich Smidt hat ganz und gar nichts von der trüben Schärfe, womit Wartenburg und Gundling in das Fleisch der Zeit schneiden und ihre Schäden äßen, und wenig von der freilich auch nur mit der Jugend verbundenen selbstbewußten Redlichkeit, womit Presber seine Erfahrungen, Meinungen und Erlebnisse ordnungslos vor den Leser hinschüttet, unbekümmert, ob alles das, was ihm interessant ist, es auch dem Leser sein werde. Heinrich Smidt, der jedenfalls die größere Virtuosität und Kunstpraxis vor den andern voraushat, verfaßt seine Romane ausschließlich und ausdrücklich zu dem Zwecke, seine Leser zu unterhalten und zu spannen. Er sucht daher wirklich romanhafteste Intriguen und Situationen zu erfinden, die man nicht gerade auf der Straße anlesen kann; er schildert, aber er raisonnirt nicht, und wenn es schon auch in diesem Roman einzelne Episoden gibt, die nicht genau in die Handlung eingreifen,

so sind sie doch nur Karik auf Kosten der gutmüthiger Rentier, ein Junggesell voll B daß er andern Glück seinen beiden Neffen, jugendlichem Leichtsinns welcher, ohne fittliche er zuletzt auf der un äußern und innern G frivolen Witz hinweg krankung seiner Frau daß dieselbe gefordert beiden Söhne, die während ihres Krankenlages dahingerafft worden wagten Erkundung be penbringer maß allen Frau in ihrem Wahn nung beider zu verhe auf Anlaß des angeb leistung auf seine Sö beziehen und ihn imm Natürlich kommt die sentipfel sieht seine freilich als eine Sterl den letzten Augenblick Söhne verfaßen zu li ist der Charakter Ro bewiesen hat, daß Lu nicht nothwendig lang Werken dieser Art si durch erreicht, daß ei ober seinen Umgebung sondern als einen M der mit den Mensch Eigenthümlichkeiten fü Thun und Treiben ge theilung aller Verhäl seine Neffen besetzt, durch manche verkehrte Gelungen sind auch Berliner Volksleben, die Berliner Art zu selbst bei den ernsteß zur Erscheinung gebr unum und man hat in Handlung haben wir damit wenigstens zu sp gen herbeizuführen. bis zum Verwechseln tes Interesse zu erwe daß er den zum Kaufa Pietismus, den Gese sehen wir nicht recht, überhaupt nicht des E Vorführung von Verfe gewirkt haben, besond auch anderer Radikal ausgenommen die Er wo er dem vom M Person in so edelsche sich irre wird und in i That hat Berlin sein Elementen nicht fehlt; seufzt der Verfasser, a diese vergangene Herrlichkeit.

„Die Kinder von Finkenrode“, hat sich schon aber durch seinen ersten Namen erworben und ist, und auch der vorliegende Humor, durch seine Beobachtung wie in der von uns eben genannten richte poetische Gemüth, nachdem von ihnen nicht Jean Paul, freilich ohne und leuchtende Beilegung, von letzterem namentlich anberlei in der Detailvorliegenden Erzählung: Skizzen wie die Irving“ an diesen „Kindern von Finkenrode“ in nicht dieses Interesse in Folge

der doch zu einfachen Erkundung allmählich eher abnimmt als sich erhöht. Auch scheint der Verfasser zuletzt etwas häufig gearbeitet zu haben, so daß selbst der Stil, der überhaupt hier und da an Manier leidet, und nicht bloß die Stimmung des Verfassers in eine etwas kramphafte Unruhe geräth. Die Personen der Erzählung sind, wie man uns versichert, sämtlich erfunden und aus der Phantasie des Verfassers hervorgegangen; um so mehr überrascht uns die Kunst, womit er sie so darzustellen weiß, daß man glaubt, sie seien der Hauptsache nach Porträts wirklich existirender Individuen. Redactoren gehören ihrer ganzen Verschäftigung nach wol schwerlich zu den sehr poetischen und interessanten Figuren, und welche eine interessante Figur hat der Verfasser trotzdem aus dem Redacteur Weidenweber zu machen gewußt! Die Erzählung an sich ist so einfach, daß sie sich kaum wiedererzählen läßt. Der Held, ursprünglich Mitarbeiter an der in einer großen Stadt erscheinenden Zeitschrift „Kamaleon“, erhält die Kunde, daß er in seiner Vaterstadt Finkenrode eine ansehnliche Erbschaft gemacht hat, und reist nun in dieser Angelegenheit nach Finkenrode, und was er auf der Reise dorthin und in Finkenrode selbst erlebt, bildet den Inhalt der Erzählung. In letzter sehen wir den Selben, sehr unerwartet, wieder in dem Redaktionszimmer des „Kamaleon“, wo ihm „sehr weh und abel“ zu Muth ist. Wußte der Verfasser, wie es so vielen deutschen Romanfrieschellern geht, die einen Roman zu schreiben anfangen, ohne über das Weitere genügend nachgedacht zu haben, sein Ende zu finden? Oder soll darin eine gewisse Ironie liegen, daß der poetisch fühlende Held der Erzählung wieder zum Schluß Journalist wird, während der trockene ironische Weidenweber, der so ganz zum Journalisten gehören zu sein scheint, in Finkenrode zurückbleibt, um dort zu heirathen? Als Probe von des Verfassers Art und Weise möge hier nur folgende Stelle angeführt sein. Der Held des Romans kommt spät Abends bei schlechtem Regenwetter in Sauringen an und sucht nach einem Unterkommen; da erblickt er den Nachtwächter und fragt ihn nach dem Goldenen Hahn. „Er beschaute mich“, erzählt der Held, Hosenberg, „von der Spitze des Hutes bis zu den Oberschuhen, examinierte meinen Regenschirm in der Linken und meine Reisetasche in der Rechten, und ließ nach einigen bedächtigen Sägen aus seiner kurzen schwarzen Pfeife die trübende Antwort erschallen: „Ork muß ich den Herrn Bürgermeister und den Herrn Kammerer anfragen!“... Wie sangen den Herrn Bürgermeister an und ermahnten ihn und seine Gemahlin, das Feuer und Licht zu bewahren; dann begaben wir uns vor die Wohnung des Herrn Kammerers, und die Hände in den Taschen, den Reisefack zwischen den Füßen, lauschte ich den offenkundigen Lachen des Wächters der Nacht, der mein Schicksal in den Händen hatte. O ihr romanlesenden jerten Seelen, Frauen und Jungfrauen Sauringens, hat in dieser Nacht, während ihr euch auf weichem Kissen, in den süßesten Träumen wieget,

nicht ein schriller, schneidender Schall diese Lachnase gekostet! Was hätten ihr begonnen, wenn ihr gewußt hättet, daß der so „rühmlich bekannte“ Verfasser der „Heirathsgedanken“, der Dichter der „Frommen Liebeslieder“ u. s. w. unter euren jählig verhöllten Kammerfenstern jähnelappernd sein Schicksal verlauschte? Hand aufs Herz, Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen, wärrt ihr liegen geblieben oder wärrt ihr aufgesprungen, die Thüre zu öffnen, Thüre zu öffnen, dem launenden Papa die Kellerschlüssel zu stellen, Kränze zu binden aus den blühendsten Ranken eurer Fensterbänke? Antwortet, deutsche Mädchen! die strengste Discretion wird zugesichert!“ Das heißt freilich diese „Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen“ auf eine harte Probe stellen!“

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Von dem Lesebuche oder den Schildbürgergeschichten bis zu Wieland's „Abderiten“ und von diesen wieder bis zu den „Kindern von Finkenrode“ herab war von jeher namentlich die Kleinkäsderei, dieses Gemenge von lächerlichem Dünkel, dummholzer Aufgeblasenheit, gutmüthiger Beschränktheit und boshafter oder unüberlegter Klatscherei, die unerforschliche Fundgrube, woraus in Deutschland der Humor und die Satire ihre Stoffe zu entnehmen pflegten. So auch in den eben besprochenen Romanen; denn auch Gumbler, dem sich die Gelegenheit bot, das Schwindelwesen bis in die höchsten Kreise der hauptstädtischen Gesellschaft und bis in die unmittelbare Nähe der politischen Machtthaber zu verfolgen, beschränkte sich doch wesentlich auf den Umkreis einer kleinen oder mittelgroßen Stadt und auf das Ohetto, und der Smidtsche Roman spielt zwar in einer großen Hauptstadt, bewegt sich aber doch auch nur in Kreisen von theils Kleinbürgerlichem, theils plebejischem Zuschnitt. Lieft man Romane dieser Art, so wird man doch an der vielfach wiederholten Behauptung, daß die Deutschen vorzugsweise eine idealistische Nation und hellenischen Geistes seien, gar sehr irre, und man erinnert sich unwillkürlich an Johannes Fall's satirische Verse:

Auch wir vergleichen uns mit Rom und Griechenland,
Statt Bürger haben wir — Commis und Kassenwärter;
Statt Cäsar — Suwarow, statt Cato einen Werther.
Wir lohnen das Verdienst! — der strenge Cato wär'
In Deutschland — käm' er nur — längt Tabakcontrolen.
Erlicke Cicero statt Luculums den Prater,
Die Wiener machen ihn, Gott weiß, zum Muscattaler;
Und wenn Homeros selbst in aufrer Min' erschein,
In kurzer Zeit so wär' er — Rector in Catin.

Sicherlich bedürfen wir der idealistischen Dichtung, um uns an ihr von Zeit zu Zeit über diesen kleinlichen Bock in höhere Regionen zu erheben und uns an das Göttliche in der menschlichen Natur wie an unsern Zusammenhang mit den erhabensten Genien der Menschheit zu erinnern; gleichzeitig werden und aber auch solche satirische Sittenromane aus dem Alltagsleben stets sehr heilsam

*) So früh, um sein Erscheinen hier ganz zu übergehen, zu sehr um seine Besprechung obigem Aufsatz noch zuzuerkennen zu können, wird schon ein neuer Roman von Jakob Corvianus angekündigt zum Titel: „Hals Mähe, halt mehr!“ Wir behalten uns eine besondere Besprechung desselben vor, und denken bei dieser Gelegenheit auch auf einen früher erschienenen, bisher in d. Bl. noch unbesprochenen Roman des Verfassers: „Ein Fräulein“, zurückzukommen.

ist, indem sie uns der Welt um uns zeigen, wie sie ist und doch nicht sein sollte, und die Wahrheit vor Augen stellen, statt uns bloßen Schein vorzugaukeln, und uns zeigen, in Demuth in uns zu gehen und zur Befreiung der menschheit bestehendem moralischen und socialen Schanden eifrig mitzuwirken. Hermann Herggott.

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Fürstend. Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des Siebenjährigen Kriegs. Aus englischen und preussischen Archiven gesammelt und herausgegeben von A. von dem Bussche. Zwei Bände. Hannover, Helwing. 1857. Gr. 8. 5 Mkr.

Der Krieg von weltgeschichtlicher Bedeutung, welchen der Hollen- und Schicksalskrieg vorzugsweise den Siebenjährigen genannt hat, ist in neuester Zeit wieder vielfach in seinen einzelnen Theilen ein Gegenstand literarischer Arbeiten geworden, was jedenfalls das hundertjährige Gedächtniß seiner Epoche im Laie vorherrschend gegeben hat. Von den Monographien, welche die Literatur des Siebenjährigen Kriegs neuerdings bereichert haben, sind auch in d. Bl. besprochen worden: das treffliche Werk von Rugen (Nr. 15. f. 1858) und die beiden kleineren Schriften von Müller (Nr. 28.). Außerdem haben wir sehr wichtige Materialien für die pragmatische Geschichte des Siebenjährigen Kriegs erhalten durch Veröffentlichung von Correspondenzen leitender Persönlichkeiten, wie z. B. von Schöningh die des Königs Friedrich mit dem Prinzen Heinrich seinem Vetter zum Grunde gelegt, wie von Gelling die des Ministers Brühl an Riedesel herausgegeben hat (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1857). An unsern, sehr reichhaltigen Werk dieser Art ist das vorliegende, welches die amtliche Correspondenz des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in seiner Eigenschaft als Oberanführer der alliierten Armee im nordwestlichen Deutschland enthält. Der Inhalt des Werks scheint wohl etwas ansehnlich, nämlich eine Geschichte und Charakteristik dieses erlauchten Fürstenthums zu umfassen, indessen fließt aus der Darstellung sogleich über den Umfang und Zweck seiner Arbeit auf und wir erkennen deren hohen Werth für die politische und militärische Geschichte des Siebenjährigen Kriegs ebenso vollkommen an, als wie die unendliche Mühe und Schwierigkeit des Unternehmens, aus Archiven ausgedehnte Quellen zu sichten und zu sammeln, hauptsächlich zu würdigen wissen.

Das kurze Einleitungsschriftchen über seine Zeit und ihren Charakteristiken aus, zu denen sich trotz der gewöhnlichen Geschichtsschreibung einer späteren Periode der deutsche Geschichtsschreiber, an der sein Fach studierende Militäre mit immer neuem Interesse wenden, weil sie des Schwermuth und Wunderbaren so reichlich viel enthalten. Für denjenigen, welcher sich zum Soldaten oder Staatsmann ausbilden will, wird der Siebenjährige Krieg stets ein fruchtbringendes Studium bleiben. Der Verfasser gibt dann eine gedrängte biographische Skizze, in welcher die Bekanntschaft und Laufbahn des Herzogs Ferdinand bis zu dem Zeitpunkt dargestellt wird, wo König Georg II. ihn zum Anführer der alliierten Armee erbat. Er war der nachgeborene Prinz eines kleinen Fürsten, sorgfältig erzogen, auf einem gebildet; sein älterer Bruder, Anton Ulrich, ist bekannt durch sein tragisches Ende in Rußland, wo er, als Regent für seinen unmündigen Sohn Ivan, durch Elisabeth gestürzt, in Exilien starb; zwei andere Brüder fanden in kaiserlichem Dienste und es ist wahrscheinlich, daß auch ihm dazu vortheilhafte Chancen gemacht wurden, aber die Abhängigkeit seines älteren Bruders, des regierenden Herzogs Karl, hat das Haus Braunschweig bestimmt ihn, in Preußen sein Heil zu versuchen. Der Verfasser sagt die Bemerkung hinzu: „Welche Folgen würde es gehabt haben, wenn Ferdinand seine weltliche Laufbahn, bei dem Kaiserlichen Zwecke zu fördern, im österreichischen Interesse

durchgeführt hätte!“ Wir meinen nur, daß hätte Herzog Ferdinand nicht so leicht die Stellung gewonnen, die ihm gelangte hätte, sein Feldherrntalent in so verantwortlicher Weise zu entwickeln.

Herzog Karl kam mit Regiment für den preussischen I. der als Oberst und Regimentschef von seinem kaiserlichen Schwager sein Regiment in Preußen, dasselbe 1741 nach Schlesien zu von Olmütz bei. Als der I. gerade vorstellungen Schwaben's mit ihm reisen — beide später gekrönten Feldherren ihrer Zeit Friedrich bereits als solcher an dem Gefolge mit, wie er ihn auch nach dem Frieden auf wichtigen Missionen begleitete. Als sein Regiment die erste Revue bestand hatte, wurde er zum Generalmajor ernannt und führte dasselbe dann im Zweiten schlesischen Kriege nach Böhmen, wo er sich des Königs volle Zufriedenheit erwarb. Zum Beweise derselben übertrug ihm Friedrich das Commando des Regiments Garde. Bei Hohenfriedberg befehligte er eine Brigade, die Regimenter Garde und von Goltz, mit welcher er den Angriff von Thomsdors aus erfolgreich ausführte; bei Soor kämpfte er gegen seinen eigenen Bruder Ludwig, welcher ihm gegenüber eine österreichische Truppenabtheilung befehligte; beide wurden hier verwundet und ein jüngerer Bruder, Albrecht, der als Zuschauer dem Feldzug mitkam, getödtet. Der eifrigste Frieden, welcher dem Zweiten schlesischen Kriege folgte, war der Entschädigung der kriegerischen Talente des Herzogs sehr förderlich. Nicht allein durch Studien, sondern auch durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern gebildet, strebte er dem Ideal eines Feldherrn nach, und der König, der ihn gewissermaßen wie seinen Zögling ansah, führte ihn mehr und mehr in die höhere Wirklichkeit der Kriegsführung ein. Im Jahre 1760 wurde er zum Generalleutnant, 1765 zum Gouverneur von Magdeburg und Chef eines Infanterieregiments ernannt. Weshalb darauf berief ihn der ansehende Krieg zu seiner Thätigkeit. Beim Einmarsch der preussischen Armee in Sachsen 1766 führte er die rechte Flügelschwadron, die sich bei Halle vereinigt hatte, bei Lützen den rechten Flügel der Infanterie; der aber nicht zum Gelingen kam. Auch bei Prag 1767 befehligte er auf dem linken rechten Flügel, wo er die vorkämpfenden Höhen bei Glatzstein erklomm; der Schlacht von Kolin wohnte er nicht bei. Der Verfasser merkt, daß es ohne diese Niederlage dem König sehr leicht gelungen wäre, den Krieg mit einigen großen Schlagen schnell zu beenden und sagt hinzu: „Für die Kriegsgeschichte ist es ein großer Gewinn, daß es nicht dazu kam, denn es würde dadurch am einige der herrlichsten Feldzüge und wichtigsten Schlachten Armer sein.“ Eine Bemerkung, welche die Friedensfreund, wenn sie überhaupt ein verwerfliches Buch vom Kriege lesen, mit stiller Entrüstung erfüllen würde. Nach dem Rückzuge aus Böhmen und der eingegangenen Nachricht von der Capitulation von Kistritz waren Herzog Ferdinand mit einem kleinen Detachement in das Halberstädter Land zu ziehen, um die französische Armee unter Richelieu zu beobachten, dann aber, als der König gegen die zweite französische und die Reichsarmee sich wandte, nach Leipzig gezogen, um theil an der Schlacht von Rossbach zu nehmen. In dieser commandirte der Herzog wieder den rechten Flügel der Infanterie, welcher jedoch, wie bei Lützen, nicht zum Erfolg kam.

Dies war die letzte Kriegshandlung, welcher Ferdinand unter dem Oberbefehle Friedrich's II. beizuohnte. Schon vor der Schlacht war der hannoversche General Graf Schulinburg in Leipzig angekommen, um im Auftrage Georg's II. den Prinzen Ferdinand zum Oberbefehlshaber der alliierten Armee zu ernennen. Der König gab seine Einwilligung. Nach einer zusammenhängenden Darstellung der Ereignisse in Weissen und Niederachsen, welche der Uebernahme des Commando von Seiten des Herzogs voraus-

plagen, schließt der Verfasser die Geschichtsschreibung und läßt am die Correspondenz des Herzogs mit dem Könige Georg II. und Friedrich II. und dem englischen Ministerium den Faden weiter fortsetzen, ohne die Depeschen durch erläuternde Bemerkungen miteinander in Verbindung zu bringen. Sie sprechen auch in der That sehr sich selbst, und da die Sammlung nur für den Geschichtsforscher und Freund der Kriegsgeschichte bestimmt ist, bei deren die Kenntnis der Gegebenheiten die zu einem gewissen Grade des Details vorausgesetzt werden kann, würde eine dazwischen eingeschobene Kette von Erläuterungen eher störend als angenehm sein.

Die Depeschen sind nach Jahrgängen chronologisch mit einer für jedes Jahr durchgehenden Nummer geordnet. In der ersten wird nicht aber die Verhältnisse verdrängt, unter denen der Herzog den Oberbefehl übernahm. Er fragt den König Friedrich II.: „Werde ich die hannoverschen Truppen als General von Gm. Majestät commandiren oder werde ich eine besondere Veranlassung vom König von Großbritannien erhalten?“ Er bittet in diesem Falle um Urlaub, ist nicht eher auf seinen Posten begeben zu dürfen, als bis er diese Veranlassung erhalten habe, da aber der Art sein müsse, daß er nicht der Spielball des hannoverschen Ministeriums werde, sondern mit dem König in derselben unmittelbaren Verbindung stehe, als mit Friedrich II.; er wünscht, daß man sich über die Vollmacht erkläre, welche er über die Kriegsoperationen und die Kriegskosten erhalten würde. Dann legt er dem König Friedrich den mit dem englischen Gesandten Müsserl und dem Grafen Schulenburg vereinbarten Operationsplan dar, welchen der König zwar durchsicht findet, aber doch modificirt wünscht. Dem König Georg meldet er, daß er den Wünschen seines britischen Ministeriums nachgehe, ohne weitere Befehle von ihm zu erwarten, an den Ort seiner Bestimmung abgegangen ist; gleiche Meldung richtet er an Friedrich II., und beide Könige sind damit einverstanden; ein Schreiben von Lord Goldsmid drückt auch die ganz besondere Befriedigung aus, den Herzog an der Spitze des Heeres zu sehen. So wird die Abreise seines Verhältnisses. In Nr. 10 bittet er Friedrich II. um eine Verklärung an leichte Truppen, deren Mangel er empfindet, der König sagt ihm zehn Schwadronen Dragoner und fünf Schwadronen Husaren zu. Die folgenden Capitula sind den Operationen gewidmet. Der Herzog stellt dem König vor, wie groß die Nothwendigkeit für seine eigenen Angelegenheiten sind, wenn der Feind gezwungen wird, die Hüfer zu verlassen, und bittet ihn, weil der entscheidende Moment naht, dessen glänzenden Erfolg zu führen. Wir sehen überall die Umsicht der Operationspläne, die Pläne, welche sie gestaltet haben, und eben darin liegt der hohe Werth ähnlicher Berücksichtigungen. Mit Nr. 14 beginnen die Berichte über den eingeleiteten Feldzug und die ersten glücklichen Ereignisse von 1756. Der König warnt vor einer Uebereilung durch den Feind von Bremen her und rath, „gerade auf ihn zugehen und ihn angreifen“; erst der Offenergehalt seiner Kriegsführung, die sich besonders klar in Nr. 16 ausdrückt. „Was die Operationen im Felde betrifft, so wage ich mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Gm. Durchlaucht von der Wahrheit meiner Ansichten, die ich Ihnen mittheile, überzeugt sein werden, daß nämlich derselbe, welcher oftmals vorgeht, leichter seinen Zweck erreichen wird.“ Obgleich charakteristisch ist die eigenblättrige Nachschrift des Königs zu der Antwort auf die Meldung der Einnahme Mindens: „Je vous félicite mon cher de tout mon coeur de vos heureux succès. Puisse vous fleurdeliser (Anspielung auf Heilw. u. s. „Pucelle“) tous les français en leur imprimant sur le cul les initiales de la paix de Westphalie et les rachasser ainsi au delà du Rhin. Frédéric.“ So steht die Unterschrift. Der Herzog ertheilt mit einer bald darauf folgenden, fast ganz im Obliken geschriebenen Depesche zugleich das Patent als General der Infanterie. Er wird angewiesen, die preussischen leichten Truppen bei weiterem Vorrücken in die Länder der Herzogthümer von Rhen und Pfalz und auch in das Ministerium zu entsenden, um diese Fürsten, welche sich mit äußerem Aufwand

gegen ihn benommen, durch tüchtige Contributionen zu den-
malisierungen etwas auszuheilen. „Voyez-vous“, he-
bra, „l'offensive vaut mieux que la défensive (im
accablés de tout cela Cumberland qui avec les
troupes n'a fait que des coponations.“ Wie klar zu sehen
ist des Herzogs über die Kriegsführung im allgemeinen wenn ge-
schon aus Nr. 23 hervor; man hat unter den Ministerialrath
Bälou (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1854) als den ersten Mann,
der den Begriff einer Operationsbasis einleitend aufge-
faßt, hier haben wir ihn schon bei Ferdinand von Braunschweig
vollkommen ausgebildet, die Theorie kann aber auch an so
Resultat der Praxis frist. Dem König Georg schreibt er in Nr. 28
sehr bestimmt auseinander, warum es unendlich grob, in
den Folgen der Arme derjenigen Vorteile zu erlangen, wie
der König erwartet hat. „Die Ausführung vom Arnsperg
plage läßt diese Art von Schwierigkeiten etwas in den Grund
graben treten und macht auf den Geist fast den nämlichen Ein-
druck, wie gewisse Gegenstände in der Perspective, welche in
Natur der Dinge gemächlich anders erscheinen lassen.“ Auch
bestimmt nimmt er sich des Landgrafes von Hessen gegen in
britische Ministerium an, das ihm die vollständige Fortsetzung
und arme Substanz vorträgt. Wir lesen ein paar Seiten
dieses Fürsten voll bitterer Beschwerden. Beim Rheinübergang
wurde das Gebiet der Republik Holland verlegt, worin die
Stände bei der Statthalterei Beschwerde führten; der Herzog
erklärt es für Befehl und schreibt die Schuld auf die Regierung,
welche die Verwaltung nicht genau gefolgt hätten. Er bittet
begrüßt er die Nachricht von der Expedition des Flott zu
St. Malo, wodurch es möglich sein werde, den Krieg in Frankreich
selbst fortzuführen. König Friedrich wird (sowohl in
Kenntnis über den Fortgang der Operationen erhalten; der
König aber den Krieg bei Gersich an Georg II. liegt ein be-
tracht der Schlacht, verweist vom Generaladjutanten von ihm
bei. Nr. 50 theilt Lord Goldsmid vor, daß der Reichthum
dringend notwendig ist; die Könige aus den Schritten in
Pforte, abgesehen von früherem Datum, hätten vielleicht kaum
gestellt werden sollen, da der Herzog sie doch erst haben
müssen hat und die Verklärung, wenn auch nicht in der ge-
wünschten Zahl, ihm darin schon zugesagt ist. Der Herzog hat
auf seine Zahl von 10000 Mann zurück, besonders „nach
Operationen des Königs von Preußen in Wärsen weniger im
Geld begünstigt scheinen und der Feind sich daher bald von
seiner Schwäche erholen und seine Ueberlegenheit beweisen
werden.“ In große Belegenheit gerath er durch die Abreise
der preussischen Cavallerie, zu der sich Friedrich durch die
marisch der Russen veranlaßt sieht; er macht dagegen Vor-
sorge und sucht auch durch den König von England Fruch-
tbringen, diese Cavallerie ganz bei seiner Armee zu lassen, u.
ihm besonders der Mangel der Husaren schmerzhaft merkt und
„welche so nothwendig für eine Armee sind und deren Ge-
halt nur eine einzige Schwadron bezieht.“ Friedrich II. ist
ihm dann wenigstens die Husaren lassen, aber auch zu
guter hält der Herzog, der unterdessen wegen der Abreise
des Fürsten von Braunschweig wieder den Rhein überlassen in
noch zurück. Eine Verwendung des englischen Heeres in
wirkt, daß der König, wenn seine Expedition gegen den Feind
günstig sei, ganz auf die Abberufung verzichten will. Auch
bei sich, wie auch der Verfasser bemerkt, eine Rede, die bei
der Vorabredung betreffen. Das nächste Schreiben des Königs
vom 6. September und spricht aus von dem Marquis von
Dann. Das vom 1. September, auf welches der Herzog
zug nimmt und kommt er ihm zugleich einen sehr angenehmen
zug Kasse geschickt hat, heißt. Am 2. September gab
müßte der König denn die Kanakne der Preußen von 2000
Stück, welche Georg II. dem Herzog ausgereicht hat. In
eigenblättrigen Nachschriften sind vom Verfasser in ihrer
physischen Orthographie unverändert wiedergegeben. „Je
m'en souviens à croire, qu'il nous faut une bataille tous les
jours du moins que l'on parge reguillonnement des op-

spontane.“ Er hat aber keine Absicht über die Cavalerie geäußert und verlangt sie zurück, da Ferdinand ja ohnehin seinen Vortheil aus ihr ziehen könne, wenn man sich, ohne zu schlagen, nur beobachtend gegenübersteht; nur, wenn er eine Schlacht liefern wolle, möge er sie erst nach derselben entlassen. In der Handschrift: „Je vous prie de m'envoyer dans la place de Calmouk un petit maitre françois bien ridicule et amusant“, gewiß nicht ohne Absicht, die zu bekämpfenden Feinde den Krappen lächerlich zu machen. Aber der Herzog gibt die Dragoner nicht her und vertheilt sich gegen die Mahnung des Königs, daß er nicht nur als englischer, sondern auch als preussischer General handeln möge, indem er anführt, daß er zugleich die preussischen Gebiete in Westfalen und Niedersachsen bed. Damit scheint sich die Sache verhinert zu haben. Der Herzog legt später dem König seinen Plan für den folgenden Feldzug vor; der König billigt denselben im allgemeinen und fügt hinzu: „Doch hindert uns unsere Minierzahl sowohl jetzt als auch in Zukunft, allen unsern Feinden zu gleicher Zeit Widerstand zu leisten und über dieselben erhebliche Vortheile zu erringen. Nehmen wir uns daher immer die in dem diesjährigen Feldzuge beobachteten Grundsätze zur Richtschnur, d. h. gehen wir immer offen zu Werke und beharren wir nur so lange auf der Defensiv, als wir nicht eine bedeutende Stärke besitzen oder der Feind sich nicht durch Diversionen schwächt. Wir dürfen uns immer glücklich schätzen, wenn wir jede Campagne so zu Ende führen wie die letzte.“ Eigenthümlich ist, wie der König die Aufnahme eines jungen Prinzen von Osnenburg in seinen Dienst ablehnt: „Ich habe keine große Lust, mich mit Prinzen zu belästigen, da man dieselben nur zur Plage hat.“ Den Herzog ernennet er am Schlusse des Jahres zum General-Adjutant.

Aus dem Jahre 1759 ist gleich das erste Schreiben von großem Interesse. Friedrich II. stellt darin die Verhältnisse tiefer eingehend dar, welche ihn bestimmen alle seine Kräfte versammelt zu halten, und die Ereignisse erst abzuwarten, ob dieselben vielleicht zu seinem Vortheil anfallen. Er hofft, daß der Tod des Königs von Spanien in der Politik eine Entzweiung seiner Gegner herbeiführen werde. Die Depeschen, welche für 1758 mehrere Läden hatten, kommen nun mehr in Fluß, besonders die Berichte an das englische Ministerium werden ausführlicher. Der Herzog that alles, um vor Eröffnung des Feldzugs für seine Artillerie, welche zu schwach ist, Verstärkung zu erhalten, überhaupt aber um sich gegen die Pläne der Feinde, von welchen er durch Abschrift eines Schreibens von Choiseul Kenntnis erhalten, gehörig zu rüsten. In England besuchte man sogar eine französische Mission. Ferdinand legt Holzeresse die Gründe vor, aus welchen er eine Expedition gegen Frankfurt unternehmen will, um dem bedrohten Osnenburgischen Corps zu Hülfe zu kommen und eine Diversion zu Gunsten dessen zu machen. Anfangs glücklich, endigte dies Unternehmen bekanntlich mit dem nachtheiligen Treffen bei Bergen, worüber der König ihn in einem eigenhändigen, in der Originalfassung mitgetheilten Schreiben tröstet. Er nennt diese Schlacht nur eine *affaire de hibus* — wozu Ferdinand geschrieben: „Je ne conçois ce terme sous rais (sous rayé).“ Auch andere würden nachschlagen müssen: hibus, triv. Lumpen. Wiederum macht er ihm auf großes Geschick aufmerksam, an dem es ihm fehle, und „ohne davon einen großen Train zu besitzen es in diesem verlasteten Kriege unmöglich sei Vortheile zu erreichen“. Der Herzog hatte jedoch 21 Geschütze groben Kalibers, sie waren nur wegen der damaligen Unvergleichlichkeit der Artillerie nicht zu rechter Zeit da, wo sie gebraucht wurden. Er legt dem König seinen fernern Operationsplan vor, den dieser billigt. „Die Hauptsache, sowohl für Sie, wie für mich, besteht gegenwärtig noch immer darin, wie man sich eines Feindes entledigen könne, um dann zum Angriffe eines andern überzugehen.“ In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel seiner ganzen Kriegsführung. Durch den Prinzen Karl von Bevern läßt er dem Herzog die Instruction für die Generalmajors der Infanterie überreichen,

welche er erlassen hat. Die sind trotz der veränderten Taktik lehrreich in ihren strategischen alle die Briefe des Königs an Weser zurückzugehen, wird bekämpft; wir empfehlen Hr. unserer militärischen Leser. Er um des Himmels willen nicht! Sie die Dinge nicht zu schwach rückwärts thut, macht ei Arme, der zweite ist schon gekrmer verberblich sein. Allein dies alles hängt vom Terrain ab und ich wette, daß Sie theilhaftig postirt hat, schlagere des Herzogs kann er nicht machen. Dagegen ist 10000 Mann, die er in E will deshalb an die Höfe schläge ergehen lassen; Fried weil sie Frankreich zu nahe glaubt auch nicht, daß B gewinnen sei, und rath da, der ohne Zweifel der beste spätern Schreiben erkennt Ferdinand bejubelt, vollkommen von allem ist jedoch immer können.“ Er drängt immer eingestanden, daß er „wie dem er von dem dortigen Hauptstraße „von Berlin na (Nr. 43, 45) tadelt er den sehr entschieden, nennt den ihn schon in Etade zu sehe Sie 1757 und 1758 mit ei große Thaten verrichteten, u und zahlreichen Arme sich Leuten, welche des Kriegs den kann.“ Er begreift ni Furcht vor den Franzosen höchst sonderbar vor, daß d Stellungen aufstellt und er Verfahren dadurch, daß der härker, ihm nie eine Gele und meint, der König wert Frage sei, ob man überhaupt die obwaltenden Umstände, nicht die geringste Hoffnung seine fernern Operationen den, am 1. August, erring Ueber diese Schlacht finden Nr. 49 die schriftliche Ausf Lord Sackville's enthält, w ten Flügels mit Nichtacht Befehle nicht vorrücken und wurde, als er obenein weg dern Offiziers, in welcher erblickte, Beschwerde führt Klage zurückberufen und v Georg Friedrich ihn eigenhändi Herzoge zu nicht geringer König Friedrich auf dessen B antworten zu können, wel 70 Stunden Entfernung — zu ihm gelangte und zwar auf dem Marsche zur Schlacht von Kunersdorf. Der König ist sehr erfreut darüber, rath ihm, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, und beschränkt sich auf wenige Zeilen, „weil er in wahren Kindesnöthen liege“. Den Ueberbringer der Depesche, Kapitän von Bülow, den der Herzog für den brauchbarsten Offizier der ganzen Armee erklärt, befördert er zum Major.

Schlacht
preibend
können
es ver-
den hat
halten.
Fürsten-
de wie-
u ihren
ch eine
das die-
vor ihm
hr ge-
t, was
l. Der
nholten
u Ihre
ermächt
Herzoge
nehmen.
a Frier-
at und
folgen
sich die
nd wie
interesse
i. Die
en zur
es im
hier zu
sten zu
Fürsten
gangen
re alte,
it! An
enüber,
endeten
Herzogs
wegen.
Fulda,
worfen
verflon
ember
ps am
auschen
ge aus.
n wor-
zurück,
gegen
Gegner
stoßen
u sein.
„Dies
zu hal-
bedes-
i Herr-
i bittet,
ihellen.
), wie
König
an der
in Zeit
a Vor-
es Kö-
ldzuge
g, der
Klitter-
burg,

wobei unter andern die Bergschotten; von Tulkner's Hofem
unterstützt, ein französisches Dragonerregiment versprengt und
auf ihren Pferden zurücktrieben. Die nächsten Schriftsätze ent-
halten die Maßnahmen für den kommenden Feldzug, welche zu-
einander dem König mittheilt; er äußert dabei Misstrauen gegen
den neuen Landgrafen von Hessen, der es nicht ungern sehen
würde, wenn Kassel und er selbst in die Hände der Franzosen
fielen, von denen er sich viele Vortheile verspreche, der englische
Gesandte in Kassel sei etwas dumm, es würde daher gut sein,
wenn der König einen Mann von Geist hinsende, welcher auf
den Landgrafen, der selbst weder Fähigkeit, geschäftliche Pläne
zu entwerfen, noch Festigkeit sie auszuführen besitze, einen ge-
wissen Einfluß gewinne und die Umfänge von Wien und Bri-
sailles verdränge. Eingehender spricht sich darüber ein Schrei-
ben an Georg II. aus. Jetzt aber fordert König Friedrich sein
beiden Dragonerregimenter so ernstlich zurück, daß sie endlich ab-
marschiren. Der Feldzug wurde erst im Juni eröffnet. Ueber
die Operationen und Gefechte berichtet der Herzog sowohl an
Friedrich, wie an Lord Holderness: aufmerksame Leser werden
die verschiedene Abfassung nicht außer Acht lassen. Interessant
ist die Relation über das Treffen bei Gumborf vom 16. Juli,
worin sich zeigt, was ein gut geführtes Reiterregiment, hier
Elliot's Dragoner, leisten kann. Auf die Mittheilung des Siegs
bei Warburg, getrübt durch den Verlust von Kassel, antwortet
der König mit wahrer Befriedigung durch die Schlacht von
Ziegenh, welche er eine von Kospach in zweiter veredelter Auf-
lage nennt; Ferdinand wünscht darauf, daß ihm bald eine zweite
von Leuthen folgen möge. In einer fast ununterbrochenen Reihe
von Berichten an Lord Holderness gibt er seine fernern Unter-
nehmungen kund: Nr. 57 spricht sich detaillirt über die Lage
der Armee im September aus, welche ihn veranlaßt, den Schan-
zengraben aus Hessen an den Niederrhein zu verlegen. Diesen Ent-
schluß und seine Gründe, daß die Franzosen dadurch zur Räu-
mung von Hessen und Hannover bewogen werden sollen, setzt er
auch Friedrich auseinander. Der Ordring belagert nun Wesel,
muß aber bald davon absteigen; aber seine Operationen berichtet
er selbst an den englischen Minister, wobei der beabsichtigte
Ueberfall (der die bekannte Aufopferung des französischen Kapi-
tains Chevaller d'Assas veranlaßte) und das Treffen von Kloster
Kamp dargestellt ist. König Friedrich, der die Unternehmung
auf Wesel als höchst unsicher betrachtet, spricht sich, nachdem sie
gescheitert, in Nr. 69 sehr bitter darüber aus: „Wenn Sie nur
immer die Zahl der feindlichen Bataillone und Schwadronen
berechnen, werden Sie gewiß schlechte Fortschritte machen.“ Noch
ehe Ferdinand dies Schreiben erhalten hat, legt er dem König
seinen neuen Plan, um Broglie von Kassel zu entfernen, vor,
und schildert zugleich die Schwierigkeit seiner Verpflegung, die
in der damaligen Kriegführung überall hervortrat und dieser so
viele Fesseln anlegte. Gleich darauf folgt die Antwort auf die
herben Tadel des Königs (Nr. 78). Sie bekundet das tief ver-
letzte Gefühl des Feldherrn und seinen männlichen Charakter,
ohne in seiner Rechtfertigung die Ehrerbietung gegen den Mon-
archen außer Augen zu setzen. Friedrich mildert aber in Nr. 74
sein Urtheil keineswegs, sondern verschärft es eher durch Gründe.
Der Herzog schweigt und es tritt wieder ein besserer Verhältniß
ein. Unterdeffen ist ihm der Tod Georg's II. gemeldet worden;
dem neuen König, der ihn eigenhändig seines vollen Vertrauens
versichert hat, legt er den Plan vor, auf Kassel zu marschiren,
wodurch er den Feldzug glücklich zu beendigen hofft. Die frühe
Jahreszeit (December), die schlechten Wege und die Schwierig-
keit der Magazinirung, wodurch die Armer dem Hunger aus-
gesetzt wird, machen die Ausführung jedoch unmöglich, was
Ferdinand dem König Friedrich, der ihn wegen seiner Unthätig-
keit von neuem tadelte, auseinandersetzt. „Wo Majestät ver-
langen das Unmögliche; ich bin nicht so geschickt, um operiren
zu können, ohne hierzu die Mittel zu besitzen. Die Ungeduld,
welche mir Ew. Majestät zu erkennen geben, kann weder die
Jahreszeit ändern, noch Lebensmittel herbeschaffen.“ Der König
antwortet auf dies empfindliche Schreiben, daß ihm nichts an-

hat nicht blühte, als sich nicht mehr in seine Operationen zu mischen, über welche er sich jedes weiteren Urtheils enthält, da er ihm von den Gründen seines Verhaltens keine klare Idee gegeben habe und er daher dessen Zweck nicht habe begreifen können. Er sollte aber bedenken, ob er sich je der englischen Krone und den Vätern der Welt gegenüber werde entschuldigen können, die Franzosen im Besitze von Kassel, Göttingen und Münden gesehen zu haben. Die Dissonanz wird gelöst, indem der Herzog sich von dem Vorwurfe, den König von seinen Operationen und dem Gelingen nicht unterrichtet zu haben, reißt und der König es ihm auf für das Beste erklärt, alles zu vergessen und nun jetzt an nur an das zu denken, was beide gegenwärtig für das Beste der gemeinsamen Sache zu thun schuldig seien.

Im Januar 1761 beginnt aber die Controverse von neuem. Der Herzog stellt vor, wie er wegen der Unterhandlungen mit so vielen Regierungen Schwierigkeiten zu bekämpfen habe, welche ihm nicht ferne, als er zu beschließen brauche; der König stimmt diese Schwierigkeiten nicht an und drängt fortwährend zu That, indem er seine Ansicht durch Gründe unterstützt und dem König von England vorzulegen bittet. Die Franzosen unternahmen mittlerweile einen Angriff gegen Duderstadt, werden aber abgewiesen; die Relation des Treffens ist der Meldung beigefügt. Endlich treten bessere Bitterungsverhältnisse ein, welche Ferdinand in dem Stand setzen, seine längst beabsichtigte Expedition auszuführen. Diese ist in einer Reihe von Depeschen, dem eingeschickten Tagebuche, zu verfolgen. Sie endigt, auch König Friedrich anerkannt, sehr glorreich; die Franzosen werden aus ihren Stellungen bis hinter den Main gedrängt und ihre Magazine beraubt, die Sachsen bei Langensalza geschlagen. Friedrich II. rath jetzt, eine Schlacht zu vermeiden, weil Broglie durch eine solche gereizt werden kann, ein Beweis, daß er nicht einseitig nur immer die Offensive will, sondern die Verhältnisse immer klar zu würdigen versteht. Die Belagerung von Kassel wird nun begonnen, rückt aber nicht recht vor und muß endlich, nachdem der Feind einen glücklichen Ausfall gemacht, wobei sich die allirten Truppen schlecht benommen haben, aufgehoben werden, weil Broglie seine Armee gesammelt und der Entsatz mit einem Detachement eine Niederlage erlitten hat. Der König erkennt die Nothwendigkeit des Rückzugs vollkommen an und spricht sich über die Unwissenheit und Unvorsichtigkeit der Generale, denen Ferdinand die Schuld aller Unfälle krümmt, im allgemeinen aus: „Die meisten haben weder Einsicht, noch die Gabe, selbständige Entwürfe zu machen. Dieselben führen vor allem Geistesstärke und Festigkeit haben und sich durch ein unglückliches Ereigniß nicht gleich außer Fassung bringen lassen; allein Männer dieser Art sind überhaupt so selten, daß man selbst in den größten Armeen deren kaum vier oder fünf finden dürfte.“ Dem neuen englischen Minister Lord Bute hierauf seine Absichten für den künftigen Frühling vor — die Winterexpedition war ein hohes d'oeuvre —, den König von Preußen aber bittet er um Rath, ob er seine Coalition mit dem Gros der Armee bei Hameln oder im Westfalen zur Vertheidigung von Lippstadt und Münster nehmen solle? Friedrich ist der Meinung, daß die Stellung an der Diemel, welche Ferdinand besonders hervorgehoben, die günstigste sei; doch wird dann auch eingenommen. Ein Memoire an Lord Bute stellt die Mängel des Commissariats dar, unter denen die Armee leidet, sowie die Mittel zur Abhülfe; viel besser ist es freilich dadurch nicht geworden. Der Feldzug begann wieder mit dem kleinen Kriege im Juni und führte die Schlacht von Bellinghausen am 15. und 16. Juli herbei, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Der Herausgeber fügt hier, wie bei den andern Treffen, in einer Note die aus den Kriegsgacten entnommene Angabe der Verluste bei. In einem sehr schmeichelhaften Schreiben wünscht Friedrich II. dem Herzoge Glück zu dem neuen Erhebung seines Ruhms und dankt ihm zugleich im Namen des Landes Halberstadt und Magdeburg, welche durch diesen Sieg von einer großen Gefahr befreit worden. Ein Extract des Königs Georg in deutscher Sprache spricht gleichfalls

die großen
veschen
Ereignis
darin d
nach d
günstig
tungen
theilhaft
lang d
Herzog
der Ar
von ein
großer
den aus
und Fu
tigten!
Werthe
der Her
britanni
macht e
telbar
liche G
von Ei
sponden
auf wel
Feldzug
er alles
Feinde
ist, ihre
gen hal
Schreib
mehr ei
antwort
Armee
ist, was
ihm erri
an, was
die Cor
terbroch
des Jah
die Dis
befehlge
jedes G
Herzog
Norm a
er schläg
einen M
rlts und
Du
Stande
aus engl
Truppen
Sachsen
sichern
einem G
den Wa
welche f
treffen,
lassen w
und dem
in dem
Gurialski
stein, we
gewinner
geschicht
tailed der
ber mit
abgeschle
handelt

n letzten Schreiben des
ischen Original und ein
ford Halifax über seine
werthvollen Documente.
alle Maßregeln, welche
nötig machte, getroffen
162 das Commando an
am Braunschweig u.
n. Der Herausgeber wirft

Mehr als fünf Jahre
die gesammte Landmacht
strante Kriegstheater be-
dem er jenen mächtigen
wirken, die wichtigsten
f französischen Marschäl-
doch waren unter ihnen
er Schule des Marschalls
der Herzog von Broglie,
bärtig an die Seite ge-
licht der Kriegereignisse,
hlichen aus den tödtlich-
angen und dient zugleich
nicht wäre sie aus diesem
sagen gewesen, wo der
die Depeschen reden zu
das rechte Licht zu stel-
f die französische Armeen,
im Guffe gebildet, Einem
in ihrer eigenen Nation
l doppelt überlegen war,
Kriegsriege die Allirten
abise und Ulrmont, auch

Die Charakteristik Her-
iner Zeitgenossen für die
en hatte, so geeignet ge-
art und erlauchten Ver-
Untergenerale in Schran-
von weißem Stamme
imlande zu verteidigen,
seine schöne und ritter-
ind den unerschütterlichen
die ihn zum Abgott der
aus denen die letztere
her noch eine nähere Be-
fast die Hälfte, wir be-
n Kernvolke, wie es uns

kürzlich auch von Hartmann geschildert ist (vgl. Nr. 46 d. Bl.
f. 1868). „Auf ihre Treue, Tapferkeit und Hingebung konnte
der Herzog immer mit Sicherheit zählen. Ein streng religiöser
protestantischer Geist war allen gemeinsam von dem höchsten Ge-
neral bis zum letzten Gemeinen hinab und oft erschollen ihre
frommen Gesänge abends nach dem Appell in die Lager ihrer
mehr von der modernen Kultur belesenen Heinde hinüber.“ Der
Verfasser läßt aber auch den übrigen deutschen Contingenten Ge-
rechtigkeit widerfahren. Von den Engländern sagt er: „Sie
zeigten alle die guten und übeln Eigenschaften, welche sie stets
in der neuern Geschichte bewährt haben. Ein unerschütterlicher
Muth, große Fähigkeit in der Vertreibung, Fühnes oft unbe-
sonnener Vorgehen im Angriff zeichneten sie einerseits aus.
Andererseits waren sie schwer in Disciplin zu halten, strecksich-
tig im Quartiere, hochmüthig gegenüber den andern Truppen,
ohne Oelonomie mit Fourrage und Provison, und Krankheiten
sehr unterworfen.“ Allen diesen Uebelständen, sollten wir mei-
nen, läßt sich abhelfen, wenn man nur ernstlich will. Von Luch-
ner, dem berühmten Partigänger, folgen noch einige Notizen.
Er trat 1757 als Major aus dem holländischen Dienst in den
hanoverschen über, wo er eine Husarenschwabron errichtete,
welche nach und nach zu einem starken Regimente anwuchs.
Aus unzähligen Gefechten ging er fast immer siegreich hervor,

erlitt nie persönlich einen Fehler und wurde mit immer wichtigeren
Commandos betraut, so daß er in jedem Jahre einen Grad erwar-
derte und zuletzt als Generalleutnant eine Armee division
führte. Seine dienstliche Correspondenz befindet sich bei den
hanoverschen Kriegsdacten und ist, wie uns versichert wird, in
hohem Grade originell und anziehend. Wir wünschen daher,
sie ebenfalls veröffentlicht zu sehen. Etwas war er heiter und
frohen Sinnes. Nach dem Kriege, in welchem er sich einen sel-
chen Namen gemacht hatte, wurden ihm von vielen Seiten, unter
andern von Ausland Anträge gemacht; er zog den französischen
Dienst vor, um dort — durch die Guillotine zu sterben. Herzog
Ferdinand trat in sein früheres Verhältniß als Gouverneur von
Magdeburg zurück, konnte sich jedoch, nachdem er fünf Jahre
fast unabhängig ein großes Heer commandirt und ganz West-
falen als erobertes Land unumschränkt beherrscht hatte, nicht
mehr in ein untergeordnetes Verhältniß fassen. „Für ihn war
in der Monarchie Friedrich's des Großen kein Raum mehr.“
Bei einer Frühjahrserreise 1766 erhoben sich zwischen dem Kö-
nig und ihm Differenzen, in deren Folge er den Abschied nahm
und sich ganz nach Braunschweig zurückzog. Dort beschloß er
sein Leben am 8. Juli 1792 im zweihundertsechzigsten Lebensjahre.

Wir danken dem Herausgeber nochmals für das verdienst-
volle und mühsame Werk, das er unternommen hat, — und schlei-
ßen aus von ganzem Herzen den Worten an, die er zuletzt aus-
spricht: „Adieu Zeiten, wie die damaligen, nie wiederkehren,
niemals wieder Deutsche gegen Deutsche den brudermörderischen
Kampf führen! Nur in der Einigkeit sind wir stark, unser
Schwäche liegt in unserer Zwietracht, dem alten Fehler unser
Nation!“

Karl Gustav von Bernad.

Reisebriefe eines Virtuosen.

Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe
aus Californien, Südamerika und Australien von M. Hau-
ser. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. Zwei
Bände. Leipzig, Herbig. 1869. 8. 2 Thle. 7 1/2 Ngr.

Wenn man, 30 Jahre alt, frei und gesund, bei voller Hirn-
und mit so reger Empfindung für Naturreiz, Schönheit und
Kunst, wie der Verfasser sie belundet, die schönsten Theile der
Erde durchwandert, überall gefeiert, geliebt und reich beschenkt,
da hat man wahrlich wenig Ursache, irgendeines andern Er-
blichen Los zu beneiden. Eine übervolle Schale des Glücks ist
einem solchen Wanderer geboten, und wenn er davon nicht mit
höchstem Dank genießt oder durch geringes Unbehagen oder un-
verständiges Heimweh sich den Genuß verkümmern läßt, so ist
er maglos thöricht. Er möge doch sein Los mit dem des mild-
seligen, an die Scholle gefesselten Arbeiters oder mit dem an
ärmliche Pflichten gebundenen geistigen Geloten vergleichen und
hiernach in hellem Jubel zum günstigen Himmel aufschauen!

Dies Los ist das unsers Autors, des Componisten und
Blasvirtuosen Mica Hauser aus Ungarn, dessen Reisebuch
sein Bruder hier geschickt zusammenge stellt uns vorlegt, nachdem
er schon im Familienkreise der „Öktheutschen Post“ viele Leser er-
freut und den Ruf gewonnen haben, eine der blühendsten, frisch-
sten und anziehendsten Touristenarbeiten darzubieten, die man
antreffen kann. Es versteht sich wol von selbst, daß in diesen
rasch hingeworfenen brieflichen Mittheilungen viel flüchtig An-
geschautes und nicht wenig Irriges oder Halbwahres mit unter-
läuft und daß die gezogenen Folgerungen oft einer maßgebenden
und berichtgebenden Kritik zu unterwerfen sind, da sie sich eben
als rasche Erzeugnisse des Moments charakterisiren; allein die
Frische und die Fülle der Beobachtungen, der heitere Geist der
zumittelbaren Darstellung, die Laune und die Plastik in den
Schilderungen von Personen und Sachen, die lebendige Farbe
des Vortrags, die große Mannichfaltigkeit der Situationen
und die häufige Berührung mit bekannten und berühmten Per-
sonen, endlich aber auch die Selbstkenntnis und die durchaus
bescheidene Weise des Erzählers: alles dies erweckt bei dem
Leser so viel Sympathie, Vergnügen und Befriedigung, daß er

der in schließlichen Mangel dieser Berichte, welche von wissen-
schaftlichen Entdeckungen sich sehr halten und aus Erben, Göttern
zu Menschen schildern wollen, gern hinwegsehen und dem glück-
lichen Mann, der aus seinem Glücke soviel er kann, theil-
haben will, sich zu Dank verpflichtet fühlt für das werthvollste
Erkenntnis und der sich ergebende Fortschritt. Michael (Mica) Gaus-
te 1823 geboren, ein Schüler Mayfester's, seit dem achtzehnten
Jahre in Chileanconcepcion, hat bereits einen großen Theil Chi-
les gesehen, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen
in England als Wirtin durchzogen, als er von London aus
im Jahr 1850 nach Newport brach, von hier die ganze
Welt in Süden und Norden durchwandert und da er fand,
daß er hier nicht ist, sondern nur seine eigenen Herrschaft
an seiner Seite und einem kleinen Städtchen Hoffnung noch
behalten pilgert. Hier beginnt die treffliche und so ansehn-
liche Reiseberichte „in die Heimat“, welche die vorliegenden
gen Bücher fassen und die sein Bruder Sigward herausgab.

Der erste Brief aus S.-Francisco vom 23. März 1854
führt uns die Reise von Newport nach Nicaragua und über
die Landenge von Panama nach Californien, und weiter, voll
humoristischer Sätze, lebendiger Darstellung und treffender Bezeich-
nung die hiesige und alle folgenden Reise. Sie zeigen einen
physischen Geist, dem Kunst und Literatur vertraut sind, das
unverwundliche Naturell und den Mann von Blick und Beobach-
tung, der seine Wahrnehmungen in bildhafter Sprache, oft mit
durch poetischer Wirkung und Verstand. Sein Buch ist so
viel den Reinen und Anziehenden, daß wir uns damit begnügen
wollen, an den Faden seiner Weltwanderung nur hin und wie-
der ein Bild, eine Situation, eine Personenschilderung auszu-
heben, die uns vorzügliche Aufmerksamkeit erweckt oder beson-
ders Vergnügen gewährt hat. In S.-Francisco, das in 12
Tagen von Panama erreicht wird, trifft der Verfasser mit Lola
Monty und Katharina Gay, der Sängerin, zusammen, mit
welcher er lange verbunden bleibt. Man kennt das Land, den
Anblick seiner Natur, das wilde Ringen des Goldgräbers,
daß hier herrscht. Der Verfasser braucht zu seinem Unterhalt
täglich 10 Dollars, die Eintrittspreise seiner Concerte betragen
von 10 und 5 Dollars und werden auch von den 10000
Menschen, die hier leben, viel besucht. Dies soll, das der Ver-
fasser als höchst wundernswürdig schildert, trifft er überall auf sei-
nen Wegen in zahlreichen Colonien an, von denen das merkwür-
dige ist, daß sie sich nirgends wie die andern Einwanderer in
die Bevölkerung vertheilen, sondern überall besondere Gemeinden,
mit eignen Oberräten, Schulen, Theatern u. s. w. zu bilden
wollen, das z. B. den Deutschen fast nirgends glückt. Derselbe
wilde Mangel an wahrem Kunstverständnis, der dem Autor
Anno 1848 verleiht, herrscht natürlich auch hier: dagegen muß
er im „Carnaval“ oder seinen musikalischen Scherz „Götter
auf dem Bäume“ bis zum Ueberdruß endlos wiederholen, und
im Detail, das dies klassische Vorgehen fladert, bringt ihn zur
Erkenntnis, obwohl dergleichen Concerte ihm 3—4000 Dollars
einbringen. In Sacramento, wohin die Reise täglich gegen
20 Dollars kostete, spielte er wieder ohne — Geld, da die Re-
zepte wenig Miene machten, seine Concerte zu besuchen.
Der künftige Lola Monty, spielt Theater, macht Theater mit ihrem
Schwartz? „Lola Monty in München“, theilt Dörflern aus und
bringt dafür Geld ein. Ihre unwürdige Schachheit, ihr
Gehörigkeit und ihre Dummheit: dem Verfasser der-
gegen sie doch huldvoll, behandelt ihn als Feind oder verfolgt
in auf den Tod. In Sacramento wird sie von dem Publikum
verworfen. In San Francisco trifft sie vor und hält nun fol-
gende wortgetreue Rede: „Miles und Gentlemen! Lola
Monty schied das Welt Californien zu hoch, um auf das
hiesige Leben einfalliger Dörfler zu achten. (Neues Geläch-
er.) Ich will sprechen“, schreit sie, „kommt herauf, geht mir euren
Kameraden und nehmt dafür meine Weiberstücke — ihr seid
nicht werth, Männer zu heißen. (Ungestörter Gelächter.) Ihr
seid nicht der Mühe werth, euch mit einem Weibe zu schlagen,
daß auch alle nicht fürchtet, auch alle verachtet, ja dies Weib.“ —

da schließt ein Sturm von Pfeilen und Stein ihr den Mund
und der Verfasser muß mit dem „Götter“ das rasende Publi-
cum beruhigen. Aber Lola triumphierte doch.

Der Verfasser schloß aus Land und Leute, den selbststän-
digen Aufschwung der Goldgräber, die tiefe Depression des ganzen
Landes, den Goldgräber gewidmeten Lebens, die Spieltheater, den
Sommer der Goldgräber, den unglaublichen Gewinn einfluss,
die Goldgräber, die Kutschen und ihre Preis wachsenden Guss,
Feuerbrände, Dationen, welche Deutsche und Chinesen ihm
darbringen, Duell auf offener Straße, Mordthaten, die nie-
mand rügt und dergleichen Bekanntheit mehr in seiner ergötzlichen
Weise. In Stockton, wo er ein Concert gibt, erscheint plötzlich ein
ausgebreiteter Tiger unter seinen Zuhörern, wofür er dem Hausbesitzer
schr, da er zugleich Friedendichter ist, noch 100 Dollars Schaden-
ersatz bezahlen muß; dagegen machen ihm hier die Rettungs-
retracture — im Gegensatz zu Europa — Brillantarbeiten zum
Geschick. Nach zehnmonatlichem Aufenthalt pilgert Gausse nach
Südamerika, entzückt zuerst in Argentinien ein volles Publikum
mit dem fünfmal wiederholten „O Esau“, einem Regenerlied,
und gelangt dann nach fünf Tagen in das Paradies von Lima.
Hier ist er glücklich, hier, in diesem Baumgarten der Welt
findet er den Sinn für die alte Kunst, der dem Vater, so sagen
wir der britischen Rasse überhaupt, verflochten ist, wieder; ein
jenseitiges Land, wunderbare Weiber, einen bewundernden aber
liebendwürdigen Menschen, beglückte, sympathische Ge-
selligkeit, fröhliche Bewunderung seiner Kunst, unergiebige
Frucht der Nacht zu Land und zu Meer. In dieser wasser-
reichen Gasse, hochgerichtet von dem Präsidenten der Republik, im
Hause des nordamerikanischen Konsulats Dr. Clay schließlich auf-
genommen, wohnt er sich zu Vertheuern, Major und Gayda's
schen Quartier, gibt täglich einträgliche Concerte vor einem
hundertständigen Publikum und erträgt sich an dem Geklämm
der schönen Schönen, die wenigstens seine Geige und ihrem
Behälter nehmen und sie damit allerdings in große Ver-
sager bringen. Ein Concert, am 1. Februar 1854, er-
reichte endlich eine seltsame Enderung, indem Don Elias, der
Präsident, die Stadt plötzlich überfällt; der Verfasser flüchtet
im Concertsaal, die Geige unter dem Arm, nach Callao; Don
Elias wird jedoch zurückgeschlagen und dem Sieger folgt unab-
lässig Jubel. Am Schlag seines so genussreichen Aufenthaltes
in diesem von allem Land der Natur so reich ausgestatteten
Paradies, raft der Verfasser aus: „Wie ganz anders ist es doch
hier, als in den profanen Verwundern der Vereinigten
Staaten, wo man nichts zu bewundern hat als die Dampf- und
Menschenschiffen, die aus der Erde wachsenden Manern und
die wilde Jagd nach Glück und Gold, wo die Kunst, die Poesie
verdorrt und eine gut construierte Dörfergelei mehr Bewunderung
findet, als eine Symphonie von Beethoven! Hier aber geniesst
der Mensch der Freude des Lebens, ist besser Geistes, besser
Gehörtes und seine lebendige Menschenmaschine des Eigenen.“
Balsparaiso, wohin der Verfasser sich zunächst wendet, ist zwar
von kalten Gebirgen umgeben, allein die Thiere umher ist laudend
und mit Quintes-Landhäusern von malerischer Schönheit be-
deckt. Das Volksleben gleicht dem von Lima; aber der stärkere
Katholicismus der herrschenden Geistlichkeit drückt auf die
Geister. Des Verfassers Concertzettel werden von Göttern der
Mächtige abgerissen; in einem Regenerlied rathet der Ver-
fasser einen Bekannten, den Sohn eines Commisariats und
Kochens, der hier schwarz angemalt Strand'sche Maler geist
und zufrieden lebt. Der Autor flüchtet vor den Friesern nach
S.-Jago, wohin eine abscheuliche Pestwagenerie ihn führt.
Die Stadt bietet ein ganz mittelalterliches Bild, Paläste und
armelige Häuser ohne Fenster: der Ort liegt 8000 Fuß hoch
und genießt der reinen Luft; überall sorglose Freude, Kunst
und Lang; jeder Tag ist ein Festtag, „und immer dreht sich der
Spieß am Hebel“. Die Wohnungen sind unverschlossen, das
Volk herzlich und gutmüthig; die Frauen schön, anständig und
unglaublich püschlich. Für die Männer ist es unanständig,
ohne Mantel zu gehen oder zum Besuch ohne diesen einzutreten.

Franzosen Sonne, und als ich dies verneinte, sagte sie meine Hand, drückte sie und flüsterte geheimnißvoll: „Ich liebe diese Männer nicht.“ Dann löste sie ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Zur Erinnerung an Pomare“, worauf ich mich tief verbog und das königliche Haus verließ.“ Wir übergehen die oft wirklich poetischen Naturschilderungen dieser glückseligen Insel, um den Verfasser endlich nach Sidney in Australien zu begleiten, von dessen trauriger Küste er am 1. December 1864 schreibt. Man kennt Sidney mit seiner 60000 Menschen zählenden seltsamen Bevölkerung, in der sich der Auswurf der Civilisation mit der thierischen Roheit des Wilden beegnet, mit seiner Lösung: to

seinem Dandythum, Spielhöllen, Chinesen und opaischen Lurus. Häuser gibt hier Concerte mit 5 Pf. St. Entrée, Damen und Dandies in ie im ersten Rang, Goldgräber und Räuber im Im Hause des Gouverneurs wird ein glanz ihm verherrlicht: Triumph, Gold und Ehre geht nach Mailand und die Begegnisse dieser Reise durch das wilde häßliche Land, die Katastrophe, die ihm hier zuflößt, als das Theater, in dem er geigt, sich plötzlich verknipst, weil der Impresario seine Gaschulden nicht bezahlt hat, unterhalten den Leser auf das anmuthigste.

Im zweiten Bande lernen wir Australien und australisches Leben in lebendigen und greifbaren Bildern vollständiger kennen, als aus irgendeinem andern und bekannten Werke, die Schriften Verklärter's nicht ausgenommen. In Goulburn, einer Breitenstadt von 5000 Einwohnern, die nichtoberflächlicher ihr Schaffenshotel, ihr Lord Byron-Theater u. s. w. hat, trifft er zuerst wieder auf eine schöne Natur, mit Palmen und Bananen. Er gibt unter den seltsamsten Hindernissen ein seltsames Concert, erweckt Begeisterung und wird mit Ehren überschüttet. Desto schlimmer steht es mit den Bildungsversuchen, welche das Gouvernament mit der Urbildung unternimmt, deren falsche, diebeschlaue, thierische Natur sie als völlig culturunfähig erscheinen läßt. Aus einer mühsam gegründeten Volksschule in Goulburn waren plötzlich in einer Nacht alle ihre Schüler ausgebrochen und in die Wälder entflohen, wo man sie mühsam wieder einfangen

mußte. Von Goulburn aus nach Parramatta in das Schonen besucht: der in Haß gebaute Ort hatte schon ein hiesiges Schauspielergesellschaft angezogen. Man kann sich an „Heim Tsch“ denken, der hier gegeben wurde, vor einer hiesigen deutschen Tagelöhner, denen leider schon alles deutsche Blut abgezogen ist. Von hier geht es nach Bathurst, den Verfasser, wie er sagt, sofort den Concertfrieden aufstiegen. In hiesiger Versammlung sah sich plötzlich in ihrem hiesigen überfließen, und der Virtuose selbst flüchtet, die hiesige term Arm, in einem Kahn vom Felde seiner Triumphe! Auf.

Das Land, bei dessen lothendem Verhail,

Die Hoffnung noch vom Sterbelager springt —

und das uns der Verfasser, man muß es gesehen, in den grellen Gegenständen und Antithesen lebendiger und mit dem Geist, als irgendeiner seiner Vorgänger schildert; das Land, in dem der grelle Widerspruch der Sitten und des Lebens ein Widerhall in dem ebenso grellen Widerspruch seiner Natur zu seiner klimatischen Verhältnisse findet. Welch ein Land z. B. zwischen der Natur in Moretonbay und Adelaide im Norden Australiens? Hier Palmen und paradiesische D mengeflüßte, die etwas Vertrauliches und Umschlingendes an von Wohlgerüchen durchhauchten, ewig heitern Küsten um die die Flammenküste der Sonne kühlend den Pilger auf und ihn mit ihrer Herrlichkeit völlig überwältigen; das ist Wüstenbrand und alles vernichtende Wolkentrübe im groß Wechsel u. s. w. In einem solchen Zauberlande liegt 400 Häuser von Moretonbay und von Penritto, von der Verfasser, nachdem er fünf Concerte in acht Tagen gegeben nach Sidney zurückkehrt, das er nach vier Monaten wieder verändert findet. „Es ist ein Emporwunderling“, sagt er, „der Gott plötzlich die Taschen füllt und der nun permissiv seinen Schätzen prahlt, alle Welt blendend und in Kauf und riesenhaften Unternehmungen seine Grenzen kennt. Später wird Melbourne besucht, ein Ort, dem 150000 Einwohner wol etwas übertrieben zugewiesen werden, und der einer englischen Industriestadt gleicht. Hier herrscht ein toller Carnival, Spectakel, Opern, Ballette aller Art, und 20000 Chinesen spielen hier wieder eine große Rolle und dem Verfasser mit ihren Wunderlichkeiten vielen Spaß, was das ungläubliche Gland der Auswanderer ihm thut. Ein Concert bringt dem patriotischen Comité 20000 Pf. einmal ein: auch Lola Montes, nun wieder Witwe, die Bruder ihren Gemahl Patrik Null erschossen hat, findet hier ein. Von hier geht es nach Ballarat, Geelong und die ersten beiden Orte, Breitenstädten in der Nähe der Minen, wild und schauervoll, wo der Verfasser zwölf gibt und Lola tanzt, aber Flaco macht. „Es gibt nichts Schöneres“, sagt der Autor, „als dies erotisch-culturhistorische, allen Winkeln der Erde zusammengeschnittene Concert eine wahre schwäbische Dreigroschen-Romanduland.“ Bei zücken begrüßt er demnach Adelaide, wo deutscher Geist die Nacht erfrischender Cultur und menschlichen Ordnung ihn endlich wieder umgeben; es ist ein lebensfrischer Baum der Morgenblüte vielversprechender und gesegensreicher Zukunft, malerisch schon unter tropischem Himmel gelag. Infruchtshafen der über dem Ocean gewölbten deutschen Schamlichkeit. Hier ist ein Schiller-Theater, ein Lyonesel Kino, ein Hotel zur deutschen Tugend; hier klingen alle Noten des deutschen Reichs munter durcheinander, hier mal vaterländische Element, überall sonst ein zerbrochenes, zergerichtetes Fahrzeug, fest vor Anker. In allen Straßen regte deutsche Leben. „Es lachte zwar nicht immer das die sagt der Verfasser schön, „es seufzte auch zuweilen und unter der Last der Armuth, aber es lebte und bewegte sich denn hier, wo das Glück gut gelaut mit jedem festen Entwürfel, wo der Wegg eine Laune des Zufalls, die Hoffnung Schmecklerin selbst des Mangels ist, verliert das Glück bleiche Farbe der Dummheit: die Noth hilft sich auf, der Schmerz und die Armuth wird vergolde!“ Auch hier u.

nicht die Engländer, denn sie fuhren den Schiffsverkehr, in sie hinein, zum Sturzkampf, den ein alter Gleichader für sie ansetzt. Die Concertcompagnie, welche der Autor mit Wozzeck, im Hofspiel, teilt, ist jedoch voller Dramenstoffe, der Sinn für Musik ist auch hier beherzigt und oft, wenn man ihm ständigen Beifall bei unwillkürlichen Mordeffekten zuzuschreien, denkt in Versen mit Wozzeck:

Mein Fiß erhebt der nachdenklichen Frage.

Die Weisheit selbst macht unsichtbar gegen Gott.

Das Feinwerk schätzte ihn. Wiederum werden die Goldminen, ja selbst die Silber-, die er so gerührt schildert, bescha und die unerschöpflichen Abenteurer erzählt, in Melbourne, Hobartown, Brisbane, der „bird on the tree“, vor Englandern, Deutschen, Hugen, Franzosen, Malaien und Holländern gegiegt und Gold, Diamanten und Edelsteine in Empfang genommen, aber die Seefahrt nach Europa und der Heimat ließ dem Seiger keine Ruhe mehr. In Ballarat verfährt er sich zur Postwagen und von ungehört getrieben entfährt er sich zur Rückkehr nach Melbourne mit einer Gesellschaft schneefester Postreiter und Wauker auf einem abenteuerlichen Karren. Wer lenkt sein Schicksal? dachte Bauer, und beschreibt uns diese Reise äußerst launig. „Seben Augenblick fuhr ich wie verzwirbelt in die Höhe, um meine be-
grienen Gefährten, die mich zerquetschten und mit ihrem Hintern über mich schickten, durch Berren und widerliche Hüfte und Eide von mir abzuwehren; es waren sanfte Bestien, die, wie ich ihnen nachgrühen muß, alles mit größter Geduld ertragen und sich in ihren lächerlichen Ceremonien trotz aller Theilhaftigkeit nicht im geringsten stören ließen.“ In Melbourne nächst ein letztes Concert und ein bonnernes Lebewohl der Wege. Die lange Seereise, die Comforts des riesigen Dampfes Mann, der 600 Passagiere bequem beherbergt und von der höchsten Wogen kaum leid bewegt dahin fährt, die erhabenen Naturscenen, die der Verfasser zeichnet, Swan-River, die Par-
nas, Point de Galle auf Ceylon, wo der Dampfer anlegt, das Indische Meer mit seinen Raubern, Eden und die Landreise nach Kairo, diese Stadt selbst und Alexandria, alle diese reichen Ernen müssen wie in dem Buche selbst aufzusuchen dem Leser überlassen. Mit dem Levint gelangt der Autor nach Malta und dann in der Heimat.

Wir aber ertheilen seinem Buche nichts als die einfachste Gerechtigkeit, wenn wir schließlich unsere Meinung dahin aussprechen, daß es einen der anziehendsten und unterhaltendsten Schwermuthsangebilde bietet, der uns seit langer Zeit vorgekommen ist, und durch Fülle und Frische des Inhalts wie der Darstellung eine ungemein erfrischende und belebende Lectüre gewährt. Stil und Sprache, durchweg einflussreich und stellenweise wahrhaft ausgezeichnet, haben vielleicht der Hand des Herausgebers etwas zu danken, doch kann und dies, wenn dem so ist, in der Befriedigung, mit der wir diese treffliche Briefsammlung aus der Hand legen, natürlich nicht ädern. 4.

Wilhelm Götinger.

Das Januar- und Februarheft der Vogel'schen Monatschrift „Die höhere Bürgerschule“ enthält eine interessante Lebensgeschichte des Ritters Wilhelm Göpinger's von E. Köhler, deren wir auch hier mit einigen Worten gedenken wollen, da Göpinger (geboren 1799 in dem sächsischen Städtchen Ruckstadt bei Stolpe, gestorben 1866 im Bade Dornhausen) sich nicht bloss um das Schwaben der Schweiz, sondern durch seine meist mehrmals aufgelegten Schriften: „Deutsche Dichter“ (sechste Auflage, 1858); „Dichtersaal“ (zweite Auflage, 1855); „Der Liebergarer“ (zweite Auflage, 1855); „Die deutsche Sprache“, „Deutsches Wörterbuch“ u. s. w. um die deutsche Sprache und Literaturwissenschaft große Verdienste erworben hat. Wir erfahren daraus unter anderem, daß Göpinger einmal wirklich damit umging, sein Equilant niederzulegen und von der Feder zu leben; aber, schreibt er weiter: „Ich betrachtete es für eine Art Unglück nichts zu sein als Schriftsteller.“ Wunderlich, daß man solche Ansicht

Ich saß nur in dem mit Buchstaben und Wäuerschreibern überfüllten, vielstöckigen und sich auf seine Skulpturen so viel zu gute thnenden Deutschland angeboren bekömmt! Die Hauptursache seiner Antipathie gegen die Schriftsteller als Vorkatz lag aber wol darin, daß ihm, wie er selbst gesteht, das Schreiben, in späteren Jahren freilich auch das Unterrichten schwer von der Hand ging, daß er keine ursprüngliche schriftstellerische Anlage und mithin auch nicht den damit verbundenen unabweisbaren Drang zum Schriftstellern besaß. Uebrigens ist mit der Annahme eines Berufs nur dann ein gewisses Unglück verknüpft, wenn dieser Beruf mit den Neigungen und Neigungenungen des Künstlers in Widerspruch steht und dadurch allmählig ein innerer, zehrender und nicht mehr zu versühnender Zwiespalt hervorgeht, wie, so solches Unglück mag es in manchen andern Berufsgezeiten wol noch viel häufiger geben als in der Schriftstellerwelt. Gdinger scheint vom Haus aus überhaupt eine ziemlich prosaische trockene Natur gewesen zu sein; er hatte z. B. so gut wie gar kein Gefühl für Naturanschauung; er selbst gesteht in einem Briefe an seinen Freund Schumann, nachdem er während der Augspieren 1836 die Alpenhöhen und Höhen der deutschen Schweiz durchwandert: „Ihren kann ich es wol gestehen, daß mir die vielen Wassersfälle, Gletscher u. s. w. am Ende fast langweilig wurden, daß mir auch das unterwäldner Land besser gefiel als das maje-

Witz, zu welcher Köhler namentlich auch bisher ungedruckte Briefe benutzt hat, noch so manche interessante Bemerkungen Schöninger's über hervorragende Personen, so über Friedrich Kottum, einen „sehr verschlossenen, etwas stolzen Mann, darum von dem andern Lehrern (in Hofwyl) meist geliebt“; über Guter, dem „alle Leute, die wir andern als Patrioten achten, Schuster, die Reformatoren Strohlköpfe, die sieben göttinger Professoren Dummköpfe und Galanten sind“, dem er aber auch nachrühmt, daß er „leulselig, umgänglich, nur zu heiter und zu gemein sei“; über Jakob Grimm, den er als Sprachforscher mit Naturforschern wie Cuvier und Humboldt, als umfassenden Denker mit Geistesern wie Baco und Leibniz vergleicht; über W. Wadernagel, von dem er unter andern 1855 sagt: „D hätte ich in Leipzig einen solchen Professor gehabt, was wäre ich für ein Kerl geworden! Es ist erstaunlich, was der junge Wadernagel (er ist noch nicht 30 Jahre) alles weiß!“ Während ist es, wie Schöninger, als seine später allgemeiner werdende Lähmung mit der rechten Hand begann, noch mit der linken schreiben lernte: „Mit der Linken arbeitete er 1851 an seinem „Lebensbuch“, das druckbereit werden mußte, und hatte noch den Humor, in selbiges eine Bitte der linken Hand um bessere Berücksichtigung bei der Ergiehung aufzunehmen.“ 18.

Notizen.

Goethe's Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung.

ondroun Mytoun und Theodore Hau, um Goethe's Gedichte und Balladen in neuer Uebersetzung unter dem Einfluß von Goethe bei Blackwood. Man dankte nun verlangen Kräfte etwas ganz Vorzügliches an; dies scheint jedoch nach dem Fall zu sein. Der Berichterstatter verschiedene Uebersetzungen der Uebersetzung, so beschränkt gelungen darunter. Allerdings gute Uebersetzung des „Götter von Goethe“ bekannt. Shelley hat eine Uebersetzung überseht, daß man nur das ganze Drama statt einiger A. vielen Plänen Coleridge's geteilt „Götter“; er gab aber die Uebersetzung it became his moral chauntance to language much and blasphemous; and, partly comparison of idioms, the hard same subject, write so much ratter vermuthet, daß einer oder best mancher Uebersetzungen besetzt, wären sie nur ausgeführt sein wären; dieser Mangel an be andererseits einer ziemlichen sein Leser des Originals seine g schenken könne, Thür und er fährt fort: „Eine unvollkommener Autor, ein Verlangen, zu Jacten weiter auszuspielen und auf das Niveau eurer eigenen Uebersetzung zu machen, wo es so einfach, desto wo es ist; eine Absicht, sein Metrum auszuheben und seine Form und Musik zu verwischen, das sind nach meiner Ansicht wesentliche Hindernisse für das Gelingen einer Uebersetzung.“ Hieraus geht schon hervor, daß der Berichterstatter den beiden Uebersetzern zu verstehen geben will, daß ihnen das unternommene Werk nicht sehr gelungen sei. Der Berichterstatter ist freilich nicht blind

gegen die Schwächen, welche gerade Goethe dem Uebersetzer diktiert: „Wer kann“, sagt er, „Thautropfen einander bilden, Wellen einleiten oder die ständigen Sonnenstrahlen einstrahlen? Zur Hälfte besteht Goethe's Schönheit in seiner vollkommenen Einfachheit und Ruhe, in einer griechischen Klarheit und Bestimmtheit, in der Art wie er schöne Worte schönen Gedanken vermählt, nicht durch eine marriage de convenance, um so vieler Silben oder Rhythmen oder Bilder willen, sondern „from inward and affinity of beauty“. . . . Versetzt ein Wort oder ändert das Metrum, geht für einen hellen einen tiefen Ton, für ein glänzendes eine matte Farbe, und dahin ist der Reiz des Gedichts, Symmetrie und Haltung. Statt das Gedicht verschönert zu haben, häßt ihr es seiner Schönheit beraubt.“ Das nun ist es, was der Berichterstatter den beiden Uebersetzern zum Vorwurf macht; sie hätten das Original geändert, das eine mal weil sie den Text nicht verstanden, das andere mal weil sie nicht mit ihm übereinstimmten oder aus andern Gründen, die man nicht zu errathen vermöge. Das Dispositum:

Welche Bäume gewährt der Blick auf dies herrliche Bild mir, Ständ' ich Armer nicht so heilig wie Joseph dabei — lautet z. B. in der Uebersetzung oder vielmehr Verwässerung und Purification der beiden Herren, denen die Stelle zugeordnet was Anständiges haben mochte:

What joy that sight might bear,

It with a pure and guilt-untroubled eye.

To him who sees them there,

He look'd upon the twain, like Joseph standing by.

Die Engländer sind freilich sehr prude; nennt doch auch der sonst vorurtheilslose Berichterstatter des „Athenaeum“, um selbst seinen Landleuten keinen Anstoß zu geben, Goethe's hier ausgedrücktes Gefühl „bado nough“, nur meint er, es ziemte sich für einen Uebersetzer nicht, etwas schwächliche Trübsaligkeit darüberzugreifen und die Stelle beim Publikum als „thoroughly orthodox“ einzuschmuggeln. Nicht der Wiedergabe der „Brant von Korinth“, deren metrische Schwierigkeiten die beiden Uebersetzer fast ganz überwunden hätten, rühmt der Berichterstatter nur die Bearbeitung des Gedichts „Der Besuch“ als „the most successful of the translations“.

Eine Ferienreise nach Schweden.

Der Rector des Gymnasiums zu Remgo, H. R. Drewes, hat seine „sechste Taube“ ausfliegen lassen, nämlich einen „Ausflug nach Schweden im Sommer 1858“ (Remgo Meyer, 1858); die „Taube“, die er früher ausfliegen ließ, waren die Tagebücher über seine Ferienreisen nach Schottland, England, in die Pyrenäen, durch das Salzammergut nach Bernburg, endlich nach Rom. Diese nicht sehr umfangreichen Reise-tagebücher scheinen hiernach ihr bestimmtes Publikum zu haben, dem ihre periodische Wiederkehr willkommen ist, und in der That sind sie anziehend durch die einfache Objectivität, womit der Verfasser schildert und erzählt, und durch die Frische und Scharfsinnigkeit, womit er das von ihm Erlebte und Angesehene auf sich wirken läßt und die Eindrücke wiedergeben weiß. Ehe er auf Wanderung geht, klopft er den Schulhaub ordentlich aus, und von Pedanterie, Schulmeistererei und Grämlichkeit ist in seinen Reisebeschreibungen nicht eine Spur zu finden. Wir begleiten daher den Verfasser mit Vergnügen nach Stockholm und Umgegend, nach Gripsholm, Upsala, Dannemora, Gefle, Dalarna (Dalsland), Falun, den Sijonsee, Westerdals, Notala, Dabben und dem Örnberg, endlich nach Gothenburg und von da über Kopenhagen zurück. Auch für die eingetragenen Bemerkungen über die schwedische Sprache, die voll und wohlklingendste aller Sprachen germanischen Namens, sind wir ihm dankbar, ebenso für die Bemerkungen über das schwedische Gesangsbuch, in welchem sich auch zwanzig Lieder von Luther, drei von Franke, vier von Paul Gerhard und mehrere von Henmarck, Brudt u. s. w. befinden. Der Anfang der Luther'schen Hymne „Eine feste Burg“ lautet in der schwedischen Uebersetzung:

Vor Gud är oss en väldig berg.
Han är vort vapen trygga.
Po honom i all nöd och sorg
Vort hopp vi vilja bygga oic.

Die Lage Stockholms verlegte ihn, der doch auch die schönsten Städte und Gegenden Italiens gesehen hat, in Gedanken, namentlich von der Ostsee; er sagt: „Man glaubt nicht eine Stadt des Nordens, sondern eine italienische vor sich zu haben, man meint, nach Genua oder Rapel gekommen zu sein. Nicht übertrieben ist das Lob, welches ihr gesendet wird, wenn man sie das Paradies des Nordens nennt; ich glaubte in meinem Entzücken, es gebe auf dem Erdenrund nicht ihresgleichen.“ Auch der Trolldäfffall und dessen Umgebungen machten auf ihn einen „unbeschreiblichen“ Eindruck und ließen eine Sehnsucht in ihm zurück, „die ich (fährt er fort) auch jetzt, indem ich dies schreibe, nicht los werden kann.“ Als dritten Glanzpunkt Schwedens bezeichnet er die Gegend von Gothenburg. Von einem Besuch des in Schweden berühmten Siljansee dagegen rührt er ab; der Weg von Gelle über Kalmar nach Ledland sei unfernlich und ohne Reize, und wenn auch der Siljan und das Thal der Dalef bis Nersjö lieblich und anmuthig sei, so habe Deutschland, auch abgesehen vom Alpenlande und von den Thälern des Rheins und der Donau, schönere Gegenden. Bei Gelegenheit des Besuchs der Bibliothek von Upsala erzählt er in Betreff des berühmten Codex argenteus, daß aus ihm; was Dr. Löbe 1834 entdeckte, einmal mehrere Blätter heimlich herausgeschnitten und entwandt wurden, die indeß später zurückgekommen sind. Im Anfang des Jahres 1857 sei Dr. Nyström befallen zu einem schwer Erkrankten gerufen worden, der ihm ein Päckchen gab, das jene fehlenden Blätter enthielt, und auslegte, daß er sie von dem Bedienten eines reisenden Engländer abhohlen habe. Man vermuthete jedoch, daß der Kranke und bereits Verstorbene sie selbst entwandt habe. Das erinnert an einen ähnlichen neuern Vorfall in einer deutschen Stadt. Uebrigens befanden sich auf der Upsala-Bibliothek aus der deutschen Literatur sogar die neuern Erklärungsschriften über Goethe und Schiller, „wiedrüm ein Zeichen“, bemerkt der Verfasser, „daß man in Schweden die deutsche Sprache achtet“. Der Schrift ist eine Uebersichtsart von Stockholm beigegeben. **J. M.**

Bibliographie.

- Bastian, A., Afrikanische Reisen. — A. u. d. T.: Ein Bericht in San Salvador, der Hauptstadt des Kaiserreichs Congo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen, Strack. Gr. 8. 2 Thlr.
Binnewerth, F., Der echte Ring. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Kottmann. 8. 4 Thlr.
Pfälzer Briefe. Von einem Ungenannten. 1ste Sammlung. Landau, Kausler. 1858. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Bruch, J. F., Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seelen historisch-kritisch dargestellt. Straßburg, Treutzel u. Witz. Gr. 8. 24 Ngr.
Cornelius, P., Ein Sonettentanz für Frau Rosa von Rilde. Weimar, Kühn. Gr. 8. 3 Ngr.
Freitag, G., Die Fabier. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.
Trene Geschichte der Drangula die das deutsche Dorf J... bei Mainz im ersten Revolutionskriege durch die Franzosen erlitten. Dem deutschen Volke nach eigenen Erlebnissen berichtet von F. E. J. Leipzig, Haessel. 8. 10 Ngr.
Gefling, M. v., Eine Pöste per Dampf oder Narrenkreise am Himmel und auf der Erde. Carnevals-Preisstück mit Gesang und Tanz in vier Akten. Musik componirt und arrangirt von Demselben. Mainz, F. Schott. 12. 10 Ngr.
Geyse, P., Die Sabinerinnen. Tragödie fünf Akten. Berlin, Perg. 8. 25 Ngr.
Göpf, H., Laute Europa und ihre Großmädge. Garmes

valspöffe mit Gesang und Bettelanz. Berlin, Medlenburg. 8. 2 1/2 Ngr.

Josef, M., Die Religionsphilosophie des Mose ben Maimon [Maimonides]. Breslau, Gr. 4. 12 Ngr.

Kempe, F., Friedrich Schreiber als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild nach Original-Durthetzungen, Original-Briefen und Urtheilen namhafter Ausrichter bearbeitet. Mit Schneiders Porträt in Stahlstich, zwei Lithographien, Facsimilen, Autographen und vielen Kupfer-Beilagen. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 8 Thlr.

Reisner, F., Dramatische Werke. 1ster Band. Leipzig, Herbig. 16. 24 Ngr.

Moschus, D., Nersa. Komödie. Nach dem 1845 in Athen erschienenen ersten Abdruck der Florentinischen Handschrift. Nebst einer literarhistorischen Abhandlung des griechischen Herausgebers Andreas Mustoxydis von Korcyra. Griechisch und deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen von A. Ellissen. Hannover, Kümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, D., Der Klosterhof. Ein Familienroman. Drei Bände. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Orelli, F. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Allgemeine Geschichte von Indien von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1857. Leipzig, G. Mayer. 8. 3 Thlr.

Richtshofen, E. K. H. Freih. v., Die äusseren und inneren politischen Zustände der Republik Mexico seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ruth, G., Geschichte des italienischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Strauss, O., Der Psalter als Gesang- und Gebetbuch. Eine geschichtliche Betrachtung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Legner, G., Ard. Ein romantisches Gedicht. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von H. A. v. Schallern. Jansbrack, Wagner. 16. 9 Ngr.

Trendelenburg, A., Friedrich der Grosse und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preussischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.

Tröstungen und Rathschläge aus der Erfahrung. Aus dem Französischen nach der 1ten Auflage des Originals. Bremen, Strack. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Andrac, A., Altkönigliche Bekräftigung der Erbscheurung des Königl. Ober-Kirchenraths auf die Eingabe der Pommerschen Pastoren vom Januar 1858. Rausgard. Gr. 8. 5 Ngr.

Böhlan, G., Der Kriminal-Prozess Rose und Rosal. Weimar, Böhlan. Gr. 8. 8 Ngr.

Bethloff, A., Gedanken eines Laien über Vergangenheit und Gegenwart unserer Mecklenburgischen Landes-Kirche. Ein evangelisch-lutherisches Zeugnis für Hrn. Pf. Dr. Baumgarten. Hamburg, Rolke u. Adhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Frieden oder Krieg? Nahe oder Umpfang? Ein Blatt der Zeitgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 5 Ngr.

Der deutsche Patriotismus vor dem Richterstuhl des französischen Moniteur. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Sundelin, An die deutschen Geschworenen. Ein Beitrag zur Verständigung über ihre Aufgabe in der Gegenwart. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Wortwärts! Ein Votum aus und für Sachsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Empfehlenswerthe Schulbücher

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts (C.), Naturhistorischer Schulatlas. Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie. Für den methodischen Unterricht bearbeitet. 33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Graefler (R.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache. Nach Jhn's Methode. Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache. Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen. 8. Geh. 16 Ngr.

Möhl (G.), Theoretisch-Praktischer Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der Französischen Sprache. 8. Geh. 15 Ngr.

Wendling (B.), Praktisch-theoretisches Handbuch der Französischen Sprache. Mit Uebungen nach einem ganz neuen System. 8. Geh. 20 Ngr.

Trant (S. L.), Deutsches Sprachbuch für Deutsche Schulen. Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforschung auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet. 8. Geh. 15 Ngr.

Wilke (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Die vorstehend aufgeführten Lehrbücher sind sämmtlich in zahlreichen Schulen eingeführt und werden bei Beginn des neuen Semesters den Schulanstalten bestens empfohlen.

Die Verlagshandlung ist gern bereit, Lehrern, die sich vor der Einführung der Bücher erst näher damit bekannt machen wollen, Gratüßexemplare derselben zuzusenden zu lassen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Bauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von Karl Gutschow.

In neun Bänden.

Erster bis vierter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Seben ist der vierte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste“, in gleicher Weise wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schildert, die sächsischen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste rasch vergriffen war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Müller (F.), Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Holzschnitten. 8. Geh. 12 Ngr.

Snell (R.), Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Erster Theil: Gradlinigte Planimetrie von Karl Snell. Mit 5 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Kreislehre und Ebene Trigonometrie von Karl Snell. Mit 4 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Dritter Theil: Stereometrie von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 1 Thlr.

Kammer (L. von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Ein Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Staedler (G. L.), Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. (Auch in 8 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baugesetze

und baupolizeilichen Bestimmungen des Königreichs Sachsen.

Ein Handbuch für Ingenieure, Architekten, Maschinenisten etc., für Techniker, die sich der Staatsprüfung als solche unterwerfen wollen, sowie zur Selbstbelehrung für jeden, der mit dem Bauwesen in Berührung kommt.

Von Rudolf von Trauttschke,

Ingenieur und Königl. Sachl. Bau- u. Vermessungs-Conduttore.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die praktische Wichtigkeit dieses Werks für alle mit dem Bauwesen in Berührung kommenden Kreise in Sachsen, also auch für alle Grund- und Hausbesitzer, bedarf keiner weitern Begründung. Es enthält zum ersten Male alle darauf bezüglichen Bestimmungen, die bisher schwer zugänglich waren.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 20. —

12. Mai 1859.

Inhalt: Plattdeutsche Literatur. Von Friedrich Schr. Zweiter Artikel. — Ein Roman aus den californischen Goldminen Von Emanuel Hoff. — Eine kritische Revue St. René Tallandier's über die deutsche Literatur. — Notiz. (Christian Friedrich Wurm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Plattdeutsche Literatur.

Zweiter Artikel.)

Seit zu Anfang vorigen Jahres unser erster Artikel der plattdeutsche Literatur in d. Bl. stand, sind wieder verschiedene neue Erscheinungen auf diesem Gebiete der Literatur hervorgetreten, welche wir heute hier mit den von früherer Zeit vorliegenden zusammen besprechen wollen. Mehr und mehr gewinnt es wirklich den Anschein, als hätten die recht, welche vor der neuplattd. Literatur als einer Feindin der hochdeutschen, nichts Geringeres zur Absicht habe, als sich ihr das Gebiet zum Alleinbesitz wieder zu erobern und sich selbst zur norddeutschen Schriftsprache zu erheben, einzunehmen und zu warnen. Man bleibt nämlich nicht einmal bei stehen, die poetischen Gedanken in diesem Gewand der plattdeutschen Sprache zu kleiden, sondern alle Wochen lesen wir die Ankündigungen von Werken über die altdeutsche Sprache; dahin gehören die Wörterbücher außer dem gebräuchlichen großen allgemeinen von Rosegarten und den verdienstvollen Arbeiten von Siurenberg: „Altfrisisches Wörterbuch“, und von Schambach: „Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Oldenburg und Verden“, dann die „Grammatik der plattdeutschen Sprache“ von Julius Wigger und die von A. Maraziti und außer vielen andern besonders die polemische Briefe von Klaus Groth, „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ (Kiel 1858).

Die ausführliche Besprechung dieser Werke würde einen d. Bl. zu weit umfassenden Raum einnehmen, auch gehörte sie nicht eigentlich vor unser Forum, da wir vielmehr unsere Aufgabe gestellt, das in plattdeutscher Mundart Geschriebene zu besprechen; doch dürften wir in dem heutigen Artikel einmal gendthigt sein, auf das letztgenannte (übrigens Nr. 2 d. Bl. bereits besprochene) Buch Bezug zu nehmen, und gestehen daher hier im voraus, daß wir, obgleich selbst ein altdeutscher und ein warmer Verehrer der lieben schönen Muttersprache, doch höchlichst erstaunt waren über die Redlichkeit einerseits und die Einseitigkeit andererseits, welche das

Groth'sche Buch charakterisiren. Schritt vor Schritt raubt Groth der hochdeutschen Sprache jeden Anspruch auf Vorränge irgendwelcher Art, um sie der plattdeutschen Schwärzer in um so höherem Maße zu vindiciren. Das heißt mit Gewalt Zwietracht hervorzurufen; oder glaubt Groth wirklich die Gegner zum Schwigen zu bringen, wenn er mit einem Selbstgefühl und einer Unumwundenheit, die uns nicht geringes Bedenken macht, wo er von dem Wohltaute der plattdeutschen Sprache redet, sich selbst hoch emporhebt und Schiller's bisher am meisten bewunderten Verse aus dem „Lauter“ verurtheilt? Er sagt nämlich:

Ein Lied von so absolutem Wohlklinge wie z. B. „Harles“ im „Quickborn“, das in den tiefsten Brusttönen den Schmerz malt, ist im Hochdeutschen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Goethe'sche, Heine'sche Verse nicht wohlklingend sind, Meister bezwingen auch das widerstrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüste weich machen. Aber der Plattdeutsche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutsch dichtet, den Sinn mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftsprache wird immer von ihrer Schwester lernen und gewinnen. Schiller's, des Schwaben, „Und es waltet und fließet“ u. s. w. ist geradezu unschön (!), obgleich auch Goethe es bewunderte. Bärger würde es nicht bewundert haben.

Doch ersparen wir uns weitere Bemerkungen und Aussetzungen für weiter unten und gehen zu den uns vorliegenden Schriften in plattdeutscher Sprache über.

1. Der 1. April 1856 oder Daniel Jakob und Daniel Jochen, Lustspiel in drei Acten. Blücher in Leterow, dramatischer Schwanke in einem Act. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1857. Gr. 12. 15 Mgr.
2. Rein Hülse. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 12. 25 Mgr.
3. In poa Blomen ut Annamariel Schulten ehren Waarn von H. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 16. 15 Mgr.
4. Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. Herausgegeben von John Brindmann. Erstes Heft: „Dat Bräven geiht um.“ Zweites Heft: „Kaspar Ohm an id.“ Ostrow, Opitz u. Comp. 1854. — 56. Gr. 16. 9 1/2 Mgr.
5. Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Räthseln u. s. w. Herausgegeben von H. J. W. Raabe. Bismarck, Hinrichs. 1854. Gr. 16. 10 Mgr.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 8 d. Bl. f. 1859. D. Rev. 1859, 20.

Sämmtliche fünf Bücher sind in mecklenburgisch-pommerscher Mundart geschrieben. Voran stellen wir füglich den unermüdblichen lebenswürdigen Fritz Reuter, von dem Nr. 1 und 2 verfaßt, Nr. 3 besorgt und herausgegeben worden. Schon in unserm ersten Artikel hatten wir Gelegenheit, zwei plattdeutsche Schriften dieses Dichters lobend zu besprechen; dort lernten wir ihn als trefflichen Humoristen kennen (seine „Läuschen un Nimels“ sind das Lieblingsbuch der Plattdeutschen geworden), heute in Nr. 2 zeigt er, daß auch die weichen elegischen und ernstesten Klänge ihm nicht fremd sind, während in Nr. 1 sein Humor in ergötzlicher Weise sich abermals offenbart. „Onkel Jakob und Onkel Jochen“ gehört nur zum Theil der plattdeutschen Literatur an: Die Sprache dieses heitern Spiels, das freilich in der Composition vielfach aus Remiscenzen erbaut ist, ist ein Gemisch von Hochdeutsch, Plattdeutsch und berlinischem Jargon. Onkel Jakob, ein pommerscher Bauer, hat sich bereits vor langer Zeit in der Nähe von Berlin angesiedelt und ist ein Hochdeutscher geworden, sein Bruder Jochen, der auch bereits geraume Zeit bei ihm lebt, ist noch zum Theil Plattdeutscher, er spricht in der „Messingsprache“, das ist, dem seltsamen Hochdeutsch, welches der eigentlich platt redet und hochdeutsch reden will, und das, wie wir bereits im ersten Artikel erwähnten, von Reuter wahrhaft meisterlich behandelt wird. Mariane, Jakob's Haushälterin, spricht berlinerisch, und Samuel, Jochen's alter Bedienter, kann sich trotz aller Bemühungen von seiner plattdeutschen Muttersprache nicht freimachen und geräth, sobald er etwas lebendig wird, immer wieder in sie hinein. Scene vor Scene können wir dem lustigen Stück nicht folgen und es besprechen, aber verweisen zur Probe auf den Anfang. Hier kommen sofort Samuel und Mariane zusammen; diese verspottet den alten Pommern wegen seiner „jreulichen Muttersprache“ und meint, „dat die jesühlvolle, jebildete Liebe sich nich in der Plattdeutsche überlesen läßt und dat det mit ihr in seine Muttersprache jerausam sucket“. Samuel versichert ihr das Gegentheil und will ihr zum Beweise „Spaß's wegen“ einmal eine solche pommersche-plattdeutsche Liebeserklärung machen.

Samuel. Ich schlag also meinen Arm an Sie und wenn ich dat dahn hem, dann stiel ich Ihnen grad in die Dogen, mit Lieblichkeit nämlich, und denn segg ich . . .

Mariane. Fällt Er denn nich uf die Knie?

Samuel. Knie? Aee! Wat haben die Bein dahn mit tau dahn? Ich segg blos: Mien leiv Dürting, ore Fieling, ore Stiening, ore Murrjahning, wenn du willst as ich will, denn sünd dien Hart un mien Hart ein Hart.

Mariane. O Gott, wie einfach, aber och wie zührend! Nu denn is et schon alle?

Samuel. For mienen Hart is dat nu all. Nu kommen Sie as geliebtes Frauenzimmer.

Mariane. Na, wat muß ich denn an as seliebte Pommernge dahn?

Samuel. Sie faden mir wieder liebeich an und sagen: Ja, Jöching, ore Johanning, ore Jämeling, ich will, wat du willst, und dien Hart und mien Hart sünd beid ein Hart.

Mariane. Na, meinetwegen! Ja, Jämeling, ich will, wat du willst, und dein Herz und mein Herz sünd beide ein Herz.

Samuel. So is't richtig! Nun noch einen ausdrücklichen Kuß!

Mariane. Kuß det och?

Samuel. Räßen? Wat wollt nich müssen? (Mariane küßt ihn.)

Samuel. So, so! Seihu Sei, as ich noch tau Langhanshagen wäre.

Indessen ist Onkel Jochen eingetreten, hat den Schluß der Scene mit angehört und läßt sich, soviel Samuel auch versichert, „dat war so man blos Spaß“, nicht anreden, daß es sich hier um ein wirkliches Liebesverhältnis handle, er macht dem alten Diener ernste Vorwürfe über seinen jugendlichen Reichtum, fordert aber, nun es einmal so weit gekommen, daß es auch zu Ende geführt werde, und kurz — aus dem Spaß wird Ernst, Samuel muß, mag er wollen oder nicht, die Mariane heirathen.

Uebenso ergötzlich sind auch die übrigen Scenen, und wir können das ganze Buch nicht nur zum Lesen, sondern sogar auch Theaterdirectoren zum Auführen empfehlen, da die Sprache, selbst wo sie plattdeutsch ist, überall verständlich geblieben.

Was Fritz Reuter aber besonders charakterisirt, das ist die Harmlosigkeit seines Scherzes, der nirgends über die Grenze des gemüthlichen Späßes hinausgeht. Reuter ist überall ein lebenswürdig = anspruchsloser, herzlich = ansprechender Schriftsteller, und um so mehr muß es uns bestreben, wenn Groth in seinen Briefen in so wenig harmloser, in so erbitterter Weise über einen Mann herfällt, dem es keinen Augenblick eingefallen ist, dem Dichter des „Duidborn“ den Rang streitig zu machen. Ueberhaupt muß es uns wunder nehmen, wie wenig Gnade die übrigen Schriftsteller in plattdeutscher Mundart vor Groth's Richterstuhl finden. Man sollte fast glauben, er fürchte jede Concurrenz, denn Anerkennung finden eigentlich nur zwei, die allerdings seinem Ruhme keinen Abbruch thun werden: einigermaßen der verstorbene Focke Gossien Müller, dessen ganz vorzügliche Gedichte wir im ersten Artikel besprochen haben, und außerdem besonders die Gedichte der geisteskranken A. W., welche noch dazu Klaus Groth gewidmet sind. Wie hoch wir Groth's Talent schätzen und ihn als Dichter achten, haben wir deutlich genug früher ausgesprochen, aber „die Kunst ist frei“, und wir können kein Gottschäb'sches Dictatorium gebrauchen, das uns die Flügel bindet. Wie weit der Dichter des „Duidborn“ in dieser Beziehung geht, das beweist auch seine Forderung in Betreff der plattdeutschen Orthographie, auf die wir zum Schluß der Besprechung dieser fünf Nummern kurz eingehen wollen.

Das anderete Buch von Reuter, „Kein Hüfung“ (Hüfung heißt zunächst: Wohnung, dann auch: Niederlassungsrecht), ist recht eigentlich geeignet, sich unter dem Volke Mecklenburgs freundliche Aufnahme zu erwerben, da der Dichter mit dem ihm eigenen sichern Gefühl, volksthümliche Stoffe zu ergreifen, das hier einen Gegenstand zum Vorwurf gewählt hat, der für die mecklenburger Verhältnisse leider so charakteristisch ist. Die abhängige Lage der Landrente, das unnatürliche Verhältniß zwischen Herr und Knecht, das eigentlich von der

Lebenskraft nur mehr durch den Namen unterstreichen ist, dieses ist das Grundthema der idyllischen Erzählung. Daß es da nicht mehr lustig hergehen kann, daß da dem sonst unerschöpflich heitern Reuter selbst der Humor vollständig ausgeht, wen wird es wundern? Ja, wenn er hört, daß der Dichter nicht der Mann ist, der nur volkshümlich schreibt, weil er auf das Volk speculirt, sondern der von Liebe und wackerem Eifer für die Verbesserung der Lage seiner Landsleute erfüllt ist. Das beweist die Wärme der Darstellung durch das ganze Buch, seine offene Parteinahme gegenüber dem Junkerthum, die allerdinge den Verfasser bisweilen zu einigen Schroffheiten verleitet hat. Wer offenen Sinn und ein warmes Herz für das Volk hat, dem dürfen wir das Büchlein, das in seinem Kerne eine socialistische Tendenz birgt, empfehlen; aber auch der Freund spannender Erzählungen und malerischer Bilder und Scenen wird dem Buche sicherlich Gutes abgewinnen. Reuter's Schilderungen zeichnen sich vortheilhaft aus, sie gelingen ihm immer, sie sind plastisch, anschaulich, warm, lebendig und was die Hauptsache ist wahr.

Die Verfasserin des dritten Buchs: „En voa Blomen ut Annamariel Schulten ehren Soahn“, das von Fritz Reuter herausgegeben, ist offenbar ein eminentes Talent, dem selbst Groth seine Anerkennung nicht versagen kann. Die Gedichte sind einfach, herzlich und naiv, ohne gerade gedankenreich zu sein. Aber das will auch die Dichterin nicht; sie gibt sich wie sie ist, wie sie denkt und empfindet, wenn die schreckliche Krankheit, welche schon seit Jahren ihren Geist so sehr zerrüttet hat, „die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen“, einmal nachläßt und qualvolle, lichte Momente ihr ein klares Denken gestatten. Die Gedichte haben durchaus nichts Krankhaftes, obwohl sie aus unglücklichem Herzen gequollen sind, aber Ergebung in den Willen des Himmels und ruhiges Dulden treten uns überall aus den eigentlichen Empfindungslehren entgegen. Ein edles zartbesaitetes Frauenherz erkennen wir auf jeder Seite des Buchs, das aber selbst unter den schrecklichsten Leiden sich einen freien, offenen, ja mitunter gar heitern Sinn bewahrt. Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehören die vielen Bilderchen aus dem Naturleben: „Wagelleb“, „Sparlings bi dei Schün“, „Dubenmutter“ u. s. w. Wir können das Buch wol nicht besser empfehlen, als wenn wir hier die wenigen Worte Groth's, dem das Buch gewidmet ist, hinzufügen, die wir in seinen „Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch“ finden:

Ich las das wirklich zum ersten mal (!) ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen; der Geist, in dem es geschrieben, wie die Form, in die er sich gekleidet, sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr ums Herz ist, und schreibt das so treuerzählig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer wie Rosen oder Weib, oft auch das herzlichste Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künftelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine tiefe, um

dann dafür maßlose Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus oft tief erschütternd.

Die unter erschienenen v. Brinckmann's Erzählungen gänglich gemacht sehr billigen zu der letzten funden Inhalt ansprechen die Seiten: „D des bekannten enthält. Bei Wortwort gemlung der Hab durch der Ed rechtfertigt ersend und spa Ohm un id,“ Ausdrücke, n haben, und b sche Phrasen auf das Volk der an und f ungewohnten erleichtert, ni der Rückseite Heft, enthält Voss“, das n zählung gehalten sein möchte, ist uns nicht zugegangen, auch wissen wir nicht, ob der Verfasser seine Geschichten fortgesetzt hat. Wenn es aber geschehen, und die fernern Geschichten in der Weise wie die erste zugänglich und einfach sind, so werden wir sie als einen beachtungswerthen Zuwachs der Volksliteratur begrüßen.

Besondere Berücksichtigung und Theilnahme verdient das „Allgemeine plattdeutsche Volksbuch“ von Raabe (Nr. 6), das eine in der That sehr reichhaltige Sammlung aller im niederländischen Volke umgehenden Märchen, Schwänke, Volks- und Kinderreime, Sprichwörter und Räthsel enthält. Fleiß und Sorgfalt des Herausgebers verdienen unsere volle Anerkennung, und wissen wir wol die große Mühe zu schätzen, welche die Sammlung beanspruchte, namentlich da sie eigentlich die erste ist. Besonders vollständig ist die Sammlung von Sprichwörtern, und haben wir bei sorgfältiger Prüfung fast kein einziges der uns bekannten vermisst, obwohl Schreiber dieses Schleswiger ist und um so eher voraussetzen durfte, daß dem Verfasser als Mecklenburger manche Sprichwörter aus seiner nördlichen Heimat möchten unbekannt geblieben sein. An Sprichwörtern aber ist schließlich ein Volk so reich als das plattdeutsche, und immer sind sie, wenn auch dorb, zutreffend und schlagend und der Humor in ihnen unverwundlich. Außer der Sammlung von Sprichwörtern und Volksliedern, denen sich auch

eine Darstellung von „allerhand alte Gebräuche un Awer-
glowen“ zugesellt, finden wir hier nicht nur Bruchstücke
aus alten plattdeutschen Schriftstücken, so „Ut dei Eken-
predigt“ des berühmten Predigers Jodst Sachmann (ge-
storben 1718), aus „De vier olle beräume Scherz-
gedichte“ von Lautenberg, und Lieder, die wir noch oft
von unsern Großvätern haben singen hören, sondern auch
die besten und volkstümlichsten von Klaus Groth, das
reizende Idyll „De Fahrt na de Isenbahn“ von Sophie
Dietheß, das 1850 zuerst im „Volksbuch für Schleswig-
Holstein und Lauenburg“ erschien, in Holstein für die
plattdeutsche Literatur epochemachend wirkte und als Vor-
läufer des „Dicksborn“ betrachtet werden kann, ferner
Lieder von Bornemann, Meuter u. a.

Das ganze Buch ist eine dankenswerthe Gabe und verdient
die weiteste Verbreitung; nur eins war uns bedenkenregend,
der Titel „allgemeines“ plattdeutsches Volksbuch, da die
Sprache desselben ausschließlich auf den mecklenburger Dialekt
beschränkt ist, und der Herausgeber zum offenkundigen Nach-
theil der Gedichte Groth's und anderer Nichtmecklenburger
diese in mecklenburger Mundart übertragen hat.

Wir kommen damit aber auf einen Fadel, den
wir sämmtlichen fünf hier besprochenen Büchern nicht
erlassen können und der besonders die Orthographie be-
trifft. Ohne Zweifel haben die plattdeutschen Schrift-
steller in Mecklenburg am meisten den Volkston getroffen
und sind ihre Gedichte, wenn auch von weniger hoch-
poetischem Fluge als die der Holsteiner und des Ostfriesen
Müller, weit mehr volkstümlich, verständlich und ein-
fach, wenn die Dichter sich nur dazu verstehen wollten,
einmal ein kleines Wörterverzeichnis beizufügen und zwei-
tens nicht einer so ungeheuerlichen Orthographie zu hul-
digen. Die Mundart der Mecklenburger ist die reinste,
die Laute in ihr sind am meisten verwahrt und daher
am wenigsten mit der gewöhnlichen Aussprache der hoch-
deutschen Schriftsprachen übereinstimmend. Ein allgemeines
plattdeutsches Volksbuch ist offenbar keineswegs auf Mecklen-
burg allein berechnet, aber auch selbst da kann das Be-
streben, den Laut genau durch Schriftzeichen wiederzugeben,
nur zu Irrungen und Mißverständnissen Anlaß geben.
Zudem war es aber auch gar nicht nöthig und würde
eine dem Stamme folgende Schreibung der Wörter durchaus
denselben Zweck erfüllt haben. Um nicht zu weit abzuschwei-
fen, sei es uns an einem schlagenden Beispiele ge-
stattet, unsere Meinung zu vertheidigen. Die reine und
richtige Aussprache des Buchstaben *r* durch rasches zit-
terndes Anschwellen der Zungenspitze gegen den Gaumen
und die obere Zahnreihe ist, wie überhaupt in
Deutschland, besonders den Norddeutschen fast unmöglich,
als Ersatz dient uns ein schnarrender Laut im Keh-
lkopf. Je mehr dieser sich von dem richtigen Klange des *r*
entfernt, um so mehr nähert er sich dem vocalischen Laute
des *a*. Bei dem Mecklenburger ist er nun fast ganz zum
a geworden, aber nichts berechtigt darum die Schrift-
steller in dieser Mundart, das *r* durch *a* zu ersetzen,
wenn dadurch die Unverständlichkeit so bedeutend erhöht
wird, wie es geschieht. Wer denkt bei „Ma“ noch an

den Plural von „Pierd“ (Pferd), wer bei „gar“
„gar“ (gar). Die Nothwendigkeit zwang allerdings
dieser Abweichung, denn dem Mecklenburger selbst wän-
det die Schreibung, da er es sich nicht einfallen läßt,
sich zu sagen *r*, wenn er statt dessen *a* hören läßt;
er spricht das Schluß-*r* immer so, und würde also nach
seinem Dialekte gemäß richtig *Ma* lesen, wenn auch
geschrieben steht. Wir geben es den mecklenburger Schri-
ftstellern zu bedenken, wie sehr sie durch ihre Eigen-
thümlichkeit in der Rechtschreibung der Verbreitung ihrer Schri-
ten schaden, wollen aber hier auch zugleich allgemein
warnen vor jeder zu genau nachahmenden Nachbildung
der Laute durch Schriftzeichen, damit nicht eine falsche
Verwirrung eintrete. Die plattdeutschen Mundarten sind
enge verwandt, die ostfriesische und holsteinische z. B. *r*
nicht so sehr verschieden, aber ewig werden sie ganz
und einander fremd bleiben, wenn immer der eigene
Laut jeder Landschaft durch Schriftzeichen soll weiter
gegeben werden, was noch zudem überflüssig nicht
ist. Wer kann sagen, was die Folge wäre, wollte
Schwabe, der Sächse, der Berliner, der Holsteiner u.
hochdeutsche Wort schreiben, wie er es ausspricht?
Es wäre verwerflich aber und wenig volkstümlich
wenn gar neue Zeichen in die Schrift hineingebracht
würden, welche die hochdeutsche Schrift nicht kennt, da
Nachbarländern entlehnt werden und doch zu nichts
Dahin gehört die Anwendung des dänischen *a*, an
eigenenthümlichen, aus *a* und *e* vereinigten Schriftzeichen
oder des *e* mit der französischen Gebilde. Beides
sich in der Groth'schen Orthographie, scheint uns
durchaus unstatthaft, wenn man bedenkt, daß das *h*
in Norddeutschland an und für sich schwer hoch
noch schwerer das ungewohnte Plattdeutsch liest,
nun sich mit ganz neuen und fremdartigen
Zeichen abladen muß, die es schwer begreift und
die auszusprechen es sich vergebens abmüht, und
ahnt, daß es sich hier um einen Laut handelt, der
täglich über die Zunge bringt, der sein ganz
eigenes Eigenthum ist. Wenn daher Groth in
törichter Weise Professor Wiggers wegen der von
erfundenen und befolgten Rechtschreibung maßregel
fragt: „Ich frage jeden plattdeutschen Schriftsteller
Gewissen (!), ob er wirklich die ganze Sache vorher
bedacht hat, ehe er von der Schreibung, wie Müllers
ich sie wohlüberlegt nun doch einmal als die erste
die Arbeit thun mußten, festgestellt haben“, und
„Warum weicht also Wiggers von uns ab?“ so
worten wir, wenigstens soweit uns als Herausgeber
„Plattdeutsches Volkskalenners“ diese Frage angeht
aller Bescheidenheit: daß wir uns von der Möglichkeit
nur halb an den Stamm, nur halb an die Aehnlichkeit
angelehnten, daher unzuverlässigen Schreibweise
überzeugen können, daß wir nicht Lust hatten,
Schriftzeichen einzuführen, welche in den deutschen
Ländern fehlen, und zu deren Anschaffung sich die
nicht immer verstehen, daß wir aber auch den
sichern Lesern, auf welche zunächst doch die Schriften

net waren, nicht zumuthen mochten, ihre alltäglichen Laute durch fremde unverständliche Zeichen vorgeführt zu sehen, und daß endlich die Bezeichnung in der Groth'schen Orthographie möglicherweise für seine, die dithmarsche Mundart, anstößig mag, die abweichenden Laute der übrigen Dialekte aber eine von ihnen unabhängige Bezeichnung verlangen. Der Laut zwischen ä und ö z. B., den Groth durch das dänische æ bezeichnet, findet sich fast nur im dithmarscher Dialekt, wozu sollten wir denn das neue Schriftzeichen einführen? Für den Laut hingegen zwischen ö und den zwischen oi, ei und ee, die fast allen Plattdeutschen angehören (groin, spr. fast groin; id weet, spr. fast weit), bietet Groth uns keine Zeichen; kann da seine Orthographie genügen?

6. Achten Ahen, oder: Plattdätsches Ballebol för Kinner un ole Lüd. Tobopstakt un ut egen Fabrik von J. R. K. Augustin. Glensburg, Herzbrach. 1857. 8. 12 Agr.
 7. Norddätsche Stippstörken un Legendchen. Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage. Silbesheim, Biele. 1858. 16. 12 Agr.
 8. Kößchen Driewark in Hamborg. En plattdätsch Rymel as'n lätten Epöf för plattdätsche Lüd von Hans Dusefschön. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Agr.
 9. Handlaechten Driewark. En Rymel to'n Wäßer von Hans Dusefschön. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Agr.
 10. Saad und Enurten ut de Spijnsuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in dithmarscher Mundart von Th. Piening. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858. 8. 1 Tht.
 11. Dithmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesien in dithmarscher Mundart. Von Johann Reyer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858—59. 8. 1 Tht. 20 Agr.
 12. Plattdätsche Volkskaleender för 1858. Herausgeben von Friedrich Darr. Mit 8 Holzschn. Leipzig, Voigt und Günther. 1857. 8. 10 Agr.
 13. Derselbe für 1859. 2. Jahrgang. Mit 6 Holzschn. Leipzig, Voigt und Günther. 1858. 8. 10 Agr.
- „Achten Ahen“ von Augustin (Nr. 6) ist ein gar wunderliches Buch; wunderbarlich ist schon die Benennung auf dem Titel „tobopstakt un ut egen Fabrik“, denn abgesehen davon, daß der Ausdruck „ut egen Fabrik“ durchaus fremd und unplatt ist, nimmt es sich doch gar zu seltsam aus, wenn der Verfasser seine eigene Dichtung Fabrikarbeit nennt. Allerdings hat er damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn was in dem Buche Original des Verfassers ist, gehört zu den traurigen Werksmaßerien, deren uns heutzutage so oft begegnen. Es sind recht erbärmliche Versuche, Prosa in Reime zu kleiden, ohne allen Schwung, platt und dürftig, dazu aber auch in einer Sprache, die nur als Uebersetzung aus dem Hochdeutschen zu betrachten ist. Noch mehr hat der Verfasser fehl gegriffen in den Uebersetzungen. Hier finden wir nicht nur eine wörtliche Uebersetzung des Vaterunsers, von dem der ganz unplatte, weil fast aus lauter Abstracten bestehende Schluß lautet: „An söhr uns nich in Verßtück, sonnern erlids uns von dat Böse! Denn biden is dat Allet un de Kraft un de Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen“; ferner alte längst abgegriffene Fabeln von Pfeffer, Lichtwer u. s. m., sondern auch — sollte man es glauben? — „En Märken: Phi-

lomon un Baucis, nach Doids Verwandlungen, Buch VIII, B. 625—724“ in ungeheuerlichen Hexametern. Beachtung verdient übrigens die Zugabe von Volksliedern und Sprichwörtern, sowie die Sprachproben, Uebersetzungen des Gleichnisses vom Schemann ins brandenburgische, rheinische, aachener, mecklenburgische und holsteinische Plattdeutsch, die zu einigen interessanten Vergleichen und Beobachtungen Anlaß geben könnten, wenn es nur — was wenigstens in der holsteinischen Uebersetzung nicht der Fall ist — richtig übersetzt wäre. Interessant ist endlich der Dialekt des Buchs, der dem mittlern Lande von Südschleswig, dem sogenannten Stapelholm, angehört, dessen besonders auffällige und von den übrigen Dialekten abweichende Eigenthümlichkeit in der Bildung des Imperfectums durch die Endung „er“ besteht (id lem, ich liebe, id lewer, ich liebte). Dem Buche ist ein Abschnitt „Sprachliches“ beigelegt; indessen hüte man sich, dem unpatriotischen Verfasser zu glauben,

daß der Einfluß unverkennbar sei, den die Nachbarschaft des Dänischen auf das Plattdeutsche ausübt. Viele Satzverbindungen und Wörter sind rein dänischen Ursprungs und die Dänismen häufen sich, je weiter nach dem Norden. Zwei Meilen nördlich von Schleswig ist der Zischlaut sch meist in st übergegangen; das dänische Hülszeitwort „blive“ wird für „warda“ gebraucht, „af“ für „von“ u. s. w.

Die plattdeutsche Sprache hat von der dänischen nichts gelitten, höchstens könnte man das vom Platt des mittlern Schleswig sagen, aber was will das bedeuten, wenn man bedenkt, daß in der Stadt Schleswig selbst noch gar kein dänischer Einfluß ersichtlich, das Plattdeutsche selbst aber vier Meilen nördlich von dieser Stadt, in Glensburg, überall seine Anschafft erreicht, während das eigentliche große plattdeutsche Gebiet, ganz Norddeutschland, nichts vom Dänischen weiß. Et für sch ist allgemein in Westfalen und Ostfriesland, und „bliben“ statt „werden“ ist plattdeutsch, was der allgemeine Gebrauch von „dot bliben“ (todt werden) für „sterben“ beweist.

Nichtiger wäre eine Bemerkung über den in der That unverkennbaren Einfluß des Plattdeutschen auf das Dänische, das überhaupt ja ursprünglich zum größten Theil Plattdeutsch ist. Dänisch wird eigentlich nur auf den Inseln und in der nördlichsten Hälfte Jütlands gesprochen; das Dänische im südlichen Jütland ist den Inselndänen fast unverständlich, weit mehr hingegen dem Plattdeutschen zugänglich; und das sogenannte Dänisch in Nordschleswig, das die Dänen so sehr betonen, um daraus einen Schluß auf die Nationalität zu ziehen, ist vollends ganz eigentlich plattdeutsch im Stamm, dänisch nur in seinen Endungen.

„Die norddätschen Stippstörken un Legendchen“ von Schulmann (Nr. 7) sind freundliche, reizende Bilderchen, zum Theil den Spulgeschichten angehörig, die man sich im „Schummern“ (in der Dämmerungszeit) vor dem Kamin zu erzählen pflegt. Der Dialekt ist der der Gegend um Silbesheim, vielfach allerdings bereits durch hochdeutschen Einfluß corrumpt, dennoch aber weich und zutraulich, ganz im Charakter des Plattdeutschen. Sicherlich sind die Geschichten zum großen Theil solche, welche der

der Großmutter hat erzählen Heimat umgehen; aber auch angerechnet zu werden, wenn zur Sammlung des großen für die Güte des Büchleins zweite Auflage.

h den vor uns liegenden Hausen platt-räumen, nennen wie die beiden unteren Bücher: „Räffchen Driemwart“ und wart“ von H. Dusen schön, deren Besitz sich nicht der Mühe lohnt. Es ist die von Hinz und Kunz, Leierkastenpoesie, dem Gesetze: Rim di oder id freit di! Daß von solchen Blättern (jedes derht aus nur einem halben Bogen und ist ohne Umschlag) auch nur ein einziges Exemplar verkauft werde, sollte man kaum denken, und doch werden sie überall verbreitet. Es ist das ein trauriger Beweis für die Wahrheit, daß selbst noch immer das plattdeutsche Volk seine eigene Sprache nicht achtet, sondern glaubt, daß sie zu nichts Besserem nütze sei als zum Belachen.

Gottlob kehren wir mit Nr. 10 wieder zu den gediegenen Productionen zurück und begrüßen in dem Verfasser der „Snad un Snurren“, Th. Piening, ein nicht unbedeutendes Erzählungstalent. Es ist die echt gemüthliche behäbige Natur des plattdeutschen Landmanns, die uns hier aus dem Buche anspricht, doch will uns die Sprache und Art der Darstellung weniger an die Spinnstube, wie der Verfasser will, sondern an den geselligen Tisch beim dicken Bierwirth im Dorfstruge gemahnen. Die ganze langsame Geschwähigkeit, das breite Sichgehenlassen in der Ausführung des Details, das finden wir ganz so wie in der Landtschenke. Daher aber müssen wir auch unbedingt annehmen, der Verfasser hätte ganz dasselbe auf nur halb so viel Seiten sagen können; aber das ist kein Tadel, gerade die Umständlichkeit der Erzählung liebt der Plattdeutsche bei aller Kürze des Ausdrucks, die ihm sonst eigen ist, und Piening hat daher sehr glücklich den rechten Ton getroffen. Die Stoffe in den einzelnen Erzählungen gewinnen wegen ihrer Neuheit, Natürlichkeit und wegen des Reichthums an Erfindung sofort unser Interesse, und der frische Humor, die derbe, aber gutmüthige Ausdrucksweise erhält uns in Spannung. Die Erzählung „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut“ hat am meisten unsern Beifall, weil es ihr auch nicht an Wärme der Empfindung fehlt, doch sind auch die übrigen ansprechend, besonders „De Feldbog na Brunsbüttel“, worin uns ein heiteres Stück aus der ditmarscher Chronik von 1848 vorgeführt wird. Dankenswerth ist auch der mit Geschick, Kenntniß und Fleiß gearbeitete „Ueberblick der plattdeutschen Grammatik“, der nebst einem reichhaltigen Wörterverzeichnis den Schluß des Buchs bildet; nur hätten wir lieber gesehen, wenn der Verfasser die große Menge von Terminus aus der grammatischen Schule vermieden, und statt der Wörter „Cardinalzahl, Semination, Ellision“

u. s. w. die ebenso üblichen, dazu verständlichen deutschen Namen angewendet hätte. Wir müssen hier, n fast bei allen Büchern, den Mangel an vollständigen Bestrebungen für das allgemeinere Verständniß bedauern und tadeln. Fast überall will es uns scheinen, als hätten die guten Leute nicht für das plattdeutsche Volk, sondern für die Freunde der plattdeutschen Sprache und den gebildeten Hochdeutschen, und doch wissen wir, wie sehr ist uns das von verschiedenen Seiten in dem sechsten Kalender mitgetheilt, daß die plattdeutschen Bücher gerade besonders vom Volke und zwar auch von der Klasse, bei der man sonst nur höchstens Bibel und Sangbuch fand, gekauft und mit Freude gelesen werden.

Nachdem wir so die vor uns liegenden plattdeutschen Bücher besprochen, bleibt uns noch eins übrig, das wir nur weniger übergehen dürfen, als es allseitig mit dem gewöhnlichen Beifall aufgenommen ist, ich meine die „Ditmarscher Dichte“ von Johann Meyer, (Nr. 11) den wir bereits unsern ersten Artikel, ehe noch die Sammlung erschienen, nach einigen Proben als einen talentvollen Dichter zeichneten. Die nun gegen Ende des vorigen Jahres erschienene Sammlung hat nah und fern die größte Anerkennung, in Norddeutschland jubelnden Beifall zu den und verdient auch in der That eine solche Anerkennung. Wir stehen nicht an, Meyer, wie es bereits von anderer Seite geschehen, Groth an die Seite zu stellen und ihn neben Groth, Müller und Reuter, die wir das Bedeutendste in der neuplattdeutschen Litteratur zu nennen haben, als ebenbürtig zu rangiren. Meyer's Dichte sind ganz eigentlich aus dem Volksleben in der Heimat geschöpft, und wenn dabei manches mit dem Volkslaufe, das mit den Gedichten seines Landmanns nach Inhalt und Form Aehnlichkeit hat, so wollen wir nicht an Nachahmung denken. Der Grund dieser Aehnlichkeit liegt einzig darin, daß, wie Hr. Hebel in der „Wiener Zeitung“ weiter ausgeführt hat, beide aus demselben Quell Stoff und Form schöpfen. Die Gedichte sind durchaus originell, jedes einzelne ein Herz geflossen, und zugleich der echt volkstümliche Ausdruck eines einfachen, biedern Holstenherzens, ungeschminkt, Versprochenes, sondern alles tief, aber ohne Sentimentalität empfunden, klar gedacht und schön zu Tage gefördert. Vorzüglich gelingen dem Dichter das einfache Lied, in den Proben desselben wir all das Harmlos-Redende, das Breitebehäbige der bairischen Volksweise wieder, welches das Leben und die des plattdeutschen Charakters ist. Zu den vornehmsten humoristischen Stücken zählen wir: „Ginnert-Dein Kleier Umslag“, „Hans Marr“ u. a. Indes denken wir uns auf diese kurze Besprechung, und erlauben uns nur noch zur Empfehlung nachstehendes Zitat: „Der große“, unsern Lesern aus der Sammlung vor-

Hier plöd mi so keen Rosen af
Du treu der sich op hin;
Du Graff dat is en helli Graff,
Min Moder slöppt darin.

Min Rober, de mi hölt an dragh,
De mi dat Erben dahn,
Min Rober, de mi hölt an sogn,
Mit Hariblot un mit Thran.

So gut weert doch leenern as du
Mit all din Erv un Leid!
Du brave Fru — du gude Fru,
Slap sülk in Seligkeit!

Mit Thran begot id düsse Sted,
Hier heff id braken legn,
Hier heff id kneet, hier heff id bed
Un lut na'n Himmel schregh.

Dit Graff dat is en helli Graff;
Min Rober slüppt darin!
Hier blödt mi so teen Rosen af
Un tre der nich op hin.

Daß sich der Meyer'schen Lieder, die so viel Sangba-
re enthalten, auch die Musik bemächtigen werde, war zu
warten; und in der That sind in diesen Tagen bei
Gung in Hamburg bereits fünf dieser Lieder in trefflicher
Composition von Serpentin erschienen, denen sich von
denselben Componisten in nächster Zeit ein Fest für
Männerquartett anreihen wird.

Wir dürfen aber auch einen Tadel nicht verschweigen,
mal da er das Grundübel der neuern plattdeutschen
Poesie betrifft. Meyer hat nämlich einmal gleich Groth
den griechischen Hexameter angewendet, eine Form, gegen
zu sich nun ein für allemal die plattdeutsche Natursprache
hübt (wenigstens ist uns noch kein gesunder Hexameter
in Plattdeutschen zu Gesicht gekommen); dann aber auch
zu Meyer, soviel wir wissen, als der erste, sich Groth
der von uns oben gerügten Orthographie angeschlossen,
in dem Verständniß so wenig als möglich entgegenkommt
und daher nicht geeignet ist, dem Volke die Lectüre zu-
änglich zu machen. Wir hoffen, daß J. Meyer ferner
von zurückkommen und wenigstens alle ausländischen
Auszeichnungen als überflüssig und irreführend aufge-
hen werde.

Bei den meisten plattdeutschen Dichtern haben wir
den Mangel an Rücksicht auf einen Leserkreis unter dem
Volke, auf dem Lande, unter den eigentlichen Plattdeut-
schen tadelnd hervorheben müssen. Und in der That, wenn
auch die Bücher viel von den Landleuten gelesen werden, so
ist doch dem Holsteiner das Buch des Mecklenburgers und
umgekehrt unverständlich. Es fehlte an einem wirklich
gemeinen Volksbuche in plattdeutscher Sprache, und
ein solches ins Leben zu rufen, unternahm Schreiber die-
ses vor zwei Jahren die Herausgabe seines „Plattbüschens
alltäglichen“, der in zwei Jahrgängen bereits vorliegt
Nr. 12 u. 13) und von dem infolge der allgemeinen günsti-
gen Aufnahme jetzt der dritte Jahrgang für 1860 sich unter
der Presse befindet. Vor allem hüteten wir uns vor
der dialektischen Färbung; zwar ist das vorangestellte
Vorwort in der Mundart des Herausgebers verfaßt,
der derselben allein hinreichend mächtig ist, aber dabei
allgemein verständlich, daß es auch dem Hochdeutschen
die Hilfe des Wörterverzeichnisses einen hochdeutschen

Kalender entbehrlieh macht. In
ten wir uns nicht auf besondere ge-
bern ließen jedem Mitarbeiter der
seiner dialektischen Eigentümlichkeit
erachteten laut. Diese Rücksicht zu
dig, wenn uns auch die angewandt
erscheint; wir wollten, da noch kein
stellt ist, nicht dictatorisch einschrän-
sehr, daß die Mitarbeiter sich ein
natürlichen Schreibung befehlen mi-
den wir bereits jede neuersundenen Schriftzeichen. Bei
Auswahl des Textes zur Unterhaltung, der mit Holzschnit-
ten illustriert worden, sahen wir auf Volkstümlichkeit,
strenge Stillschreibung, die für Volkschriften unerlässlich ist,
auf frische, lebde, humoristische Darstellung, besonders aber
auch auf die Vertretung möglichst vieler Dialekte, um das
Buch allgemein zu machen. Leider haben wir bisher von
Schriftstellern außer Holstein und Mecklenburg wenig
Unterstützung, hatten aber doch schon die Freude, Pro-
ben des holsteinischen, schleswigschen, nord- und südhan-
noverschen, bremer, mecklenburgischen und braunschweig-
schen Dialekts bringen zu können. Besonders dankbar
haben wir die Sammlungen von Sprichwörtern und
Volksliedern aufgenommen, die uns von allen Seiten zu-
gingen und uns befähigen, den Reichthum derselben all-
mählich zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Dem
Buche wird jährlich ein ausreichendes Wörterverzeichnis
beigegeben. Druck und Format, sowie die Ausführung
des Kalendariums stimmt genau mit dem Steffens'schen
Kalender.

Lieb wäre es dem Herausgeber, wenn sein Kalender
etwas zur Realisirung seines Lieblingswunsches beitragen
könnte, daß nämlich schließlich durch Verschmelzung und
gegenseitige Ergänzung der Dialekte eine allgemeine platt-
deutsche Schriftsprache zu Wege gebracht würde, die
nicht die hochdeutsche Schwester verdränge, aber für
diejenigen poetischen Stoffe, für die sie mehr als das
Hochdeutsche geeignet und auf die sie also ein Recht
hat, ein vollkommenes Gewand abgäbe, was keiner der
Dialekte allein vermag. Mit diesem Wunsche und der Bitte,
die plattdeutschen Schriftsteller möchten sich freizumachen
streben von dem blinden Sichbeschränken auf ihren be-
sondern Dialekt und ihre Aufgabe gegenüber dem gesammten
plattdeutschen Volke ins Auge fassen, wollen wir schließen.
Wir hoffen, daß man uns verstehe, und stellen nur beispiels-
weise hier die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, daß der
Ostfrieser, der eine unschöne Diminutivendung „len“, und
der Holsteiner, der gar keine hat, die schöne und herzige
Endung des Mecklenburgers „ing“ aufnehme (Wadding,
Rudding u. s. w.). Gebe jeder von seinem Reichthume
das Beste her, und wir könnten eine ebenso herrliche platt-
deutsche Sprache erringen, wie Luther und seine Zeit
die neuhochdeutsche aus den Schätzen der oberdeutschen
Dialekte geschaffen. Eine Probe in dialektlosem Platt-
deutsch gebeten wir bald einmal in unserm Kalender
zu bringen.

Friedrich Wör.

Ein Roman aus den californischen Goldminen.

Überblickt man die Bibliographie der letzten Jahre, so findet man eine Reihe gewisser Namen, die das Publikum mit ihren Werken förmlich in Belagerungszustand versetzen; kaum hat eine die Presse verlassen, so sind auch schon ein paar neue „Wälzer“ da. Gewöhnlich sind diese Dynastie auch in jeder Hinsicht Dampfproductionen, die, gleichmäßig mit unserm Ecomotivjahrhundert, athemlos kachend dahergeharrt kommen, um womöglich Aufsehen zu erregen, jedoch oft schneller als die Dampfmaschine über dem eisernen Schienenweg sich in ein leeres Nichts auflösen. Diese Wälzschreiber suchen mit ihren Romanen und Novellen die Damenherzen immer warmer zu halten; hat einer ihrer sentimentalen Amorosen das Maßmaß gehabt, Fräulein zu machen, so wird in einem neuen Werke rasch ein zweites vorgeführt, der dem Vollmond in hyperromantischer Schwärmerei das „letzte Double“ vorgeben kann. Die Concurrenz wird nicht gefährdet. Die Criminal- und Verbrechensliteratur, die das jetzige Publikum beinahe lieber genießt als das tägliche Brot, mischt zu der Liebesgeschichte das gehörige Quantum Sens und die gewöhnlichen Leihbibliothekler loben und preisen den Autor — 24 Stunden lang; denn nun figurirt schon wieder ein anderer Schriftsteller auf dem Ehrenplatze des Katalogs. So mancher dieser Herren, erst im kräftigsten Mannesalter stehend, hat die Händzahl von Goethe's oder Jean Paul's sämtlichen Werken um das Doppelte überholt; sie scheinen sich den Maculaturheeren Dumas, der damit prächtete 1000 Bände veröffentlicht zu haben, zum edeln Vorbilde zu nehmen. Wie viele Helfershelfer der französischen Bucherfabrikanten es gross bei seinen Werken beschäftigte, das hat er und nicht gesagt. Was in ästhetischer Beziehung von derartigen Productionen zu halten sei, hängt natürlich von dem jeweiligen Standpunkte ab, von welchem aus man sie betrachtet. Alle jene, die einem ästhetischen Idealismus huldigen, müßten, ihrem Grundsätze getreu, unbarmherzig das Damocles über solche Bücher ausprechen. Mehr Gnade dürfen diese Autoren vor dem Forum des ästhetischen Realismus finden, wobei man sich mit der Forderung, die Natur bloß nachzuahmen, begnügt; jedoch dadurch wird der Künstler oder Dichter bloß zum Geipsten herabgewürdigt. Das Lob dieser Klasse kann also sehr wenig bedeuten. Wer endlich auf dem Standpunkte des ästhetischen Sympotismus steht, der die goldene Mittelstraße zwischen beiden schroff gegeneinander Fronte machenden Extremen erwählt, die unserer Meinung nach die allein richtige ist, der wird solchen Werken nicht viel Geschmacks abgewinnen können, weil sie stets eine gewisse Einseitigkeit zur Schau tragen und allen höhern Kunstsinns bar sind. Es gibt unumstößliche Gesetze und Regeln, die der schaffende Genius bereits Jahrtausende functionirt hat; es weist ein helles Licht auf die Nachahmertritte von heute, daß sie sich darüber gänzlich hinauszusetzen wagen, ohne einen neuen Schlüssel zur Florie des ästhetischen Himmelreichs gefunden zu haben — sie schreiben sozusagen vor der Thüre, und tragen hiermit eheulich das Ihrige dazu bei, die allgemeine Verwilderung des Geschmacks, die auf dem Stappelfelde des modernen deutschen Dramas und der Schauspielkunst bereits ihren Gipfelpunkt erreicht hat, auch auf epischen Gebiete bis zur letzten Stufe zu führen. Wer der Kunst neue Gesetze dictiren will, der muß auch Shakespearsche oder Goethesche Kraft in den die literarischen Träger eines Zeitalters, Abwege verirrt hat, wie unser, sollten im Alter, ihre eigene Zerkümmert und bildlos soviel als möglich zu demänteln, wenigstens ihr das Unumstößliche aufzuerst. Es steht in der Wahrheit jetzt aus wie aus einem Erdbeben, aus dem Sturm und englischen Wind, der, das die Übersetzer in Massen auszusprechen, guten deutsche Originalromane mit der mittelbigen Miene hervor, gleichsam, als riefen sie demüthig den Vorübergehenden zu: „Bitte, bitte, liebes Publikum, wende mir einen gnädigen Blick zu! Laß doch einmal deinen durch klirrendes Eis und Thronwasser ver-

derbenen Geschmack eine Rabelscheiter machen! Ich bin in das alte Hausmannsloß, ich garantiere dir einen gesunden Blick, wenn du dich mir ganz anvertraust — auf Doctorhimmels! Ich verleihe dir deinen leibbibliotheklerischen Kopfenkissen — bin zu mir! Bitte, bitte, liebes Publikum!“ Gerade hiesig hast großartigen Übersetzungsgewinne hat, es die deutsche im des 19. Jahrhunderts beinahe größtentheils zu danken, daß sie in einem so reich verblühten Zustande befinde. Doch wir wissen nicht, wie sehr sie bei andauernder Beschäftigung mit Wesen der fremden Sprache anziehen; fällt es ihnen einmal selbstschöpferisch aufzutreten, so wimmelt es in den unendlichen Stille ihrer Muttersprache von französischen und englischen Konstruktionen, jedoch die deutsche Grammatik und Syntax dabei zu kurz. Abgesehen davon hat sich eine große Anzahl die moderne Prosa eingefallen, deren Wangel wohl nur dem ganz materialistischen Denkwesen der Autoren zu suchen ist; man kann sich kaum der Hoffnung hingeben, daß all die stände bald einem geklärten, edlern Streben werden wollen, was man auch dagegen mit dem besten Willen hat, dem einem selbst nicht anders vor wie eine Stimme in der Luft.

Friedrich Werckder, von dessen bereits bekanntem „Die Regulatorien in Urkasas“ und „Die Klagen des Misskops“ eine neue wohlfeile Stereotypendrucke erschienen ist, hat seinerzeit damit bewiesen, daß er, wenn er die gehörige Zeit nimmt, etwas Gutes zu liefern im Stande ist. Er scheint jedoch mit dem letztgenannten Opus als Schluß seinen Höhenpunkt erreicht zu haben; denn mit allem Jammer blieben Büchern ging er entschieden theilhaft. Eine Anzahl aber sein neuestes Werk:

Gold! Ein californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. Friedrich Werckder. Drei Bände. Leipzig, Schönbach 1850. 8. 4 Thlr.

wird uns dies klar und deutlich zeigen. Wenn man an Titelblatte das Wort „Lebensbild“ liest, so erwartet man auch, etwas vom Verfasser aus dem wirtlichen, realen Geschöpfes zu finden. Aber es geht in diesem Buche, das so leicht sehen werden, demassen romantisirt zu, daß der Leser bester gethan hätte, das längste und feinste Gold zu kaufen, als einen Roman zu kaufen. Man höre: Die deutsche Brigg „Arctus“ aus Hamburg bringt eine Schaar von Abenteurern, aus ihnen u. s. w., kurz, eine sehr gemischte Gesellschaft, deren Glieder beinahe alle die Absicht haben, ihr Glück in den Minen zu versuchen, nach Californien. Eine Anzahl von ihnen macht der Amerikaner Gasson, ein junger Mann sehr merkwürdiger Natur, der, wie er vom Verfasser gezeichnet ist, gesagt verzeihen ist, phänomenal eher für einen aber fromen sophistischen und physiologischen Universitätsstudien großen Deutschen, als für einen praktischen Amerikaner gehalten werden könnte. Gasson war zwei Jahre früher in England mit einem jungen Manne verlobt, den sie von Herzen liebte, ein Mann vom Fach, wollte er nur noch vor seiner ehelichen Verbindung eine Reise nach Ostindien machen, als die Frau Schrecken nachricht erhielt, daß sein Schiff gleich den nächsten Tag von der Themse auf den Goodwin Sands verunglückt mit Mann und Maus untergegangen sei. Der Schreck, den Bräutigam wird das gefühlvolle Mädchen auf das Knie lagte, worauf ihr Vater, verschwiebenerartiger Verhältnisse nach Valparaiso mit ihr geht, wo ihm Hr. Gasson nach Dienste leistet und die Tochter endlich seiner Gewinnt. Ihre Hand nachgibt. Kaum getraut, erhält sie einen Brief, ihr das Blut in den Adern erstarren macht, denn sie erhält dem ersten Bild Charles', ihres vorigen Bräutigams, der wurde nach seiner unglücklichen Katastrophe von einem amerikanischen Schooner gerettet, welchen ein tagelang dauerndes Stöckern verhinderte, Charles aus europäische Ufer zu verlassen. Als er den Aufenthalt seiner Braut entdeckt, ohne jedoch ihre ehelichen Verbindung auch nur das Geringste zu geben, gibt er ihr brieflich die Versicherung seiner unwandelbaren

und schließt mit der Bemerkung, daß er diesem Briefe auf dem Fuße folgen werde. Die Neuvermählte zeigt sogleich diese Zuschrift ihrem Gatten und schreibt mit zitterndem Herzen an Charles den Scheidebrief des letzten Lebenswils, Gattin ewige Treue versprechend. Trotzdem bemächtigt sich seit diesem Tage ihres Mannes eine eigenthümliche Unruhe; das Gespenst der Wertsucht verläßt ihn nicht mehr bei Tag und Nacht; er geräth sich wie einer, der von füllem Wahnsinn ergriffen worden ist. In einer sein Nervensystem beinahe aufreibenden Angst fordert er seine junge Frau dringend auf, mit ihm in ein anderes Land zu fliehen, damit Charles, wenn er Walparaiso erreicht, sie nicht mehr hier treffe und hiermit überhaupt die Idee möge, die Geliebte je wiederzusehen. Um seine Gemüthsruhe hoffentlich für immer herzustellen, willigt Mrs. Gattson ungenüßlich ein und so kommen sie mit der Brigg „Leontine“ nach San-Francisco. Auffällig war ihr jedoch, daß ihr Gemahl die Vorbereitungen zur Abreise sehr geheimnißvoll betrieb. Endlich gestand er ihr, daß er fürchte, Charles würde ihnen noch nach Californien folgen; er versuchte deshalb, ihn auf eine solche Fährte zu locken. Es lag nämlich gleichzeitig ein anderes Schiff, nach Sydney in Australien bestimmt, im Hafen von Walparaiso; ein Brief, für Charles zurückbleibend, meldete ihm, daß sich das junge Ehepaar nach Neu-Holland eingeschifft hätte. In San-Francisco im Union-Hotel eine Wohnung suchend, rüft Gattson mit seinem alten Bekannten Siftly, einem ganz verworrenen Subjekte, zusammen, welcher als Gauner in den Spielhöhlen Californiens, wo bei Karten, Würfeln und Roulette Betrug, Mord und Todtschlag an der Tagesordnung sind, eine große Rolle spielt. Er verlockt auch Gattson daran theilzunehmen, der sich jedoch, nachdem er fünfzig Dollars Lehrgeld geholt hat, von der Schule des Lasterd fern hält. Trotz dieses rückhaltenden Benehmens faßt der Gauner Gattson scharf ins Auge. Die Frage des letztern, ob man hier am Plage Fremde einsehen könne, macht Siftly kugeln; er ist schlau genug im Gemüthsstokanten sein Geheimniß abzulocken. Dieser will hierdurch in Erfahrung bringen, ob Charles Solway nicht bereits mit einem oder dem andern Schiffe hier angekommen sei, worauf ihm Siftly den freundschaftlichen Rath gibt, er möge Charles, falls er sich noch einmal bei seiner Frau blicken ließe, daß und Fall über den Haufen schmeißen. Der Befürchtete erheint wirklich, ohne nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß sich seine vorige Braut derzeit in San-Francisco befinde. Gattson kündigt seiner Frau nach einer heftigen Scene an, daß schon morgen Anstalt treffen wolle, von hier abzureisen. Siftly, der gemeinschaftlich mit dem Orgauner Smith und einigen andern in einem Spielzettel Bank gibt, hält mit diesen ein ihr zweideutiges Gespräch über Feuergefahr, und wie unter solchen Umständen ihr Gold, bei dem jede Nacht einer die Wache zu reiten wäre. Sonderbarerweise bricht in derselben Nacht Feuer aus. Die allgemeine Verwirrung benützt Smith, um das anvertraute Gold zu unterschlagen und damit in die Flucht zu flüchten. Gattson, der, während die Zelte und Holzden in lichten Flammen lodern, Versuche macht, seine Habe zu retten, verliert im Gedränge seine Frau, und als ihm ein Bekannter den Ort angibt, wo derselbe sie in Begleitung eines Mannes gesehen hat, alterirt er sich hierüber so stark, daß er bedenklich erkrankt. Weil er sich in seiner albernen Eifersucht natürlich einbildet, jener Mann könne niemand anders als Charles gewesen sein.

Die Scene wird nun in die Goldminen verlegt. Der neue Staat in der Bergwildniß war schon organisiert, obgleich er mangelhaft; jedoch hatte man bereits einen Friedensrichter und Scheriff erwählt. Als Zeichen seiner Würde flatterte er dem Zelte des ersten das Sternen- und Streifenbanner der vereinigten Staaten von Nordamerika im Winde. Hier vernahmte Goldglut alle Rationen; jeder hatte das Recht, gegenwärtig der üblichen Gebühren sich einen Ordensstern zu wählen, mit der Schaufel in der Hand sein Glück zu versuchen. Der hiesige Häuptling Refos bringt bei dieser Gerichtsbehörde die Angelegenheit an, daß von einem weißen Manne ein Indianer seines

Stammes Smith.

Mann, ein Indianer, der schönen Berge an der Küste, kommt er aufhalte. Dank er Bagabun ergraben gewahrt auf die Blicke an Brandstiftung hatte, um men den ruhen zu Siftly flugtem Gattson ihm das er am des Beitr Jene waren, Danken in Rimen Gattson merkt, er haben wir fängt zu seiner Gattson jemand in seinem nicht der machen (Scheriff u wahrscheinliche fuchung daß wahr und Mer ten. Di kommt be mordeten Amerikan lande ne Unterfuch mifchen u tumultuar Bunbilen der Gem schlagen. jedoch Si raunt ihn er sich in Stellung, schaffen ti nicht mit doch der Unterfuch ihnen ger Nur ihr tigen rab in Gese arbeitende willig vor zu Thätli höchste

hörenen Haupt
ein, worauf er
er. Als sich vor
sprang er mit
Verlust des von
Da jedoch die
bleibt ihm, trotz
Keld zu räumen.
es ging flugs
zu geschwehen.
Der Sheriff
lich die Frem-
gemeinschaftliche
liger der Ver-
er vierzigfachen
in den Minen
einem Spasier-
len Riehe über-
lassend an seine
schen Erklärung
isse Californien
führt das letzte
ford eine Wunde
mit dem Ge-
rasch ausführen
für das lahme
ihne sie nachzu-
en Augenblicke
lagge. Hatson
zu versammeln.

Kommt Hatson's Frau zurück; sie will
sie Charles gesprochen habe — er weiß
ing, es sei jetzt keine Zeit zu Privat-
tentliche Wohl auf dem Spiele sthe.
erschützte Schlafmüde war, ist nun
Raum von der Welt; er befestigt die
laaten an einer Stange und fordert
Landleute auf, mit ihm gegen die
die amerikanische Flagge in den Staub
ne Schar bekümmert sich seinen Augen-
folge zu leisten; mit einem „Hurrah“
er dem Gepröse des „Dante-booble“
jung. An Ort und Stelle angelom-
endes „Guarda!“ aus hundert meri-
utgegen. Hatson schreit ihnen mit
Nieder mit neuer Flagge, ihr Hände,
den hier mit ihren Fingern zu
leiten unbegreiflicher Weise nur mit
affen Widerstand, da es ihnen doch
lffen, Hatson sammt seiner kleinen
ndern zehnmal über den Haufen zu
r schmähtlicher Weise ohne Schwert-
sen. Um den Indianern zu zeigen,
erassen, den Amerikanern zu erwarten
tebete Flagge von ihrem Fahnenstock

gerissen und unter die amerikanische gebunden. Gleich nach
dieser Heldenthat verfällt Hatson wieder in seine eifersüchtigen
Träumereien; Sisily stößt ihm zu: „Er ist da!“ und setzt
lachend hinzu, Charles habe sich mit einer alten Bekannten im
Walde ein Rendezvous gegeben. Hierüber erhebt sich Hatson,
als wollte er in Ohnmacht fallen, seine Hände ballen sich krampf-
haft und der Schweiß steht ihm in großen Tropfen auf der
Stirn. Die Indianer ziehen sich zurück und erweisen gelegent-
lich Smith, dem sie, um jenen an einem der Ihrigen verüben
Mord zu rächen, beide Ohren abzuheben; mehrere Deutsche
retten ihm mit Mühe das Leben. Sisily will dies bezeugen, um
Hatson gegen die Indianer aufzuheben, doch der Friedensrichter
entgegnet ihm, der Fall gehöre vor eine Jury. Sisily, darüber
böse, ruft den Umstehenden zu: „Wer geht mit, Jüngens, ich

ein halb Dutzend Welpen da draußen von dem roten Smitten
zu holen?“ Andererseits hat Charles von Gool, einem alten Au-
stebler aus den westlichen Staaten, ein Pferd erhandelt. Der
Mte macht dem Sheriff die Anzeige, daß ein bei diesem Handel
erhaltenes Stück Gold dem ermordeten Johns gehört habe. Auf
Charles ruht nun der Verdacht des Mordes. Er will, trotz
seines Protestes, daß hier ein Mißverständnis obwalten müsse,
verhaftet. Er fährt vor Sheriff zusammen, als der Sheriff die
Worte fallen läßt: „Mr. Hatson wird die Sache bald in Ord-
nung bringen“, denn er sieht sich nun in der Gewalt seines
schlimmsten Gegners. Gool und der Sheriff jedoch denken dieser
Erschrecken als Folge eines schlechten Gewissens. Hatson geht
zur Abwechslung wieder einmal seine Frau bis aufs Blut an
den peinlichsten Forschungen, nachdem sie ihm das Zusammen-
treffen mit Charles gestanden.

Unter diesen Umständen erscheinen die beiden Rivalen vor Gericht.
Gool ist jeden Augenblick bereit zu beschwören, daß jenes besonders
geformte Stück Gold dem Ermordeten gehörte. Charles gibt natür-
lich an, das Gold von dem Manne erhalten zu haben, dem er sein lah-
mes Pferd verkaufte, er weiß jedoch seinen Namen nicht; ferner,
Zeugen zu seinen Gunsten könne er rasch nicht stellen, da sich selb-
nicht hier, sondern in benachbarten Minen jenseit der Gebirgsgräben
aufhielten. Hatson stimmt dafür, die ganze Sache an den
Districts-Court zu verweisen, mit dem ablehnenden Worten: „Mir
steht kein Recht zu über Leben und Tod“; da schreit Gool wild
dazwischen: „Aber der Jury steht es zu!“ Vor der Hand wird
Charles in das Zelt des Sheriffs abgeführt und dort als Ge-
fangener bewacht. Hatson's Frau gibt sich — Verzweiflung
hin, als sie das Vorgefallene erfährt; er spannt ihr Gefühl auf
die Marter wie der rothste Fenerstein. Er ist so gemein an
das edle Weib geradezu die Frage zu richten: „Also liebt du
keinen früheren Verlobten noch?“ Die Gesagte entgegnet:
„Lieben? ja, wie man einen Todten liebt! Ich habe ihn ent-
sagt, aber du kannst nicht verlangen, daß ich ihn vergessen soll!“
Boyles, vom Sheriff zur Rede gestellt, gibt zur Antwort, er
kenne das verhängnisvolle Stück Gold nicht; jedoch in Sisily's
Spiegel sagt er zu diesem: „Es ist dasselbe, was ich mir
neulich morgens geborgt habe“, über welche Aeußerung der
Gauener während wird, weil er befürchtet, in die böse Sache ver-
wickelt zu werden; er entgegnet: „Ich habe es den Abend vor-
her einem Mexicaner drüben in Cedar Valley abgenommen.“
Boyles hat die feste Ueberzeugung von Charles' Unschuld, ist
aber durch frühere Mordgeschichten so an Sisily geleitet, daß
er durch Angabe seines Namens sich ihn nicht zum Feinde machen
will. Der Sheriff zeigt Charles an, er wolle das Verhör bis
morgen Abend hinauschieben, falls sich der Gefangene verbind-
lich mache, bis dahin einen Entlassungsgedanken zu stellen. Charles
nennt Robin und einen Roman, den die andern der Beschreibung
nach für den alten Rotten erkennen. Graf Weddow trägt sich
an, sogleich nach dem sechs Stunden entfernten Macalomes zu
reiten, um wenigstens einen der Genannten aufzufinden. Die
Amerikaner, welche Charles als Engländer haßen, erklären, die
Jury müsse spätestens um 4 Uhr nachmittags beginnen. Sisily
hebt die Amerikaner — es kommt zu einem Tumulte — das Le-
ben des Gefangenen hängt an einem Haare, da erscheinen die
Zeugen zu seinem Gunsten — Hatson spricht Charles frei. Der
Sheriff sagt: „Nun bleibt uns nichts übrig, als diesem Mr.
Boyles aufzuspielen.“ Dieser jedoch stellt sich freiwillig am
nächsten Morgen im Zelte des Sheriffs, der mit Erkennen das
Bekennniß vernimmt, er habe jenes Goldstück von Sisily erhal-
ten und vermuthet, der Spieler sei Johns' Mörder. Als sie be-
waffnet in das Gaunergelt einbringen, finden sie Sisily's zer-
sehten Leichnam auf dem Bette liegend; die Kette war ihm mit
jenem chinesischen Haurkopf fest zugeschnürt. Smith, in demselben
Zelte schlafend, war mit einem Raschel zwischen den Säulen an die
Bettposten gebunden. Er sagte aus, daß Sisily der Brand-
stifter jenes großen Feuers in San Francisco gewesen sei.
Charles nimmt einen sentimentalischen Abschied von Mrs. Hatson. Ihr
Gewahl, seine Friedensrichterstelle aufgebend, zieht in die Heimat.

Das ist ungefähre der Faden, der sich durch drei starke Blöcke mit oftmaliger wechselnder Unterbrechung hinzieht, denn es tritt eine Masse höchst geschwätziger Nebenpersonen, um die der Leser sehr wenig kümmert, immer und immer wieder herum auf; dies benimmt dem Ganzen vollends die Haltung. Hatson ist nicht nur ein zu schwacher, sondern wirklich durch sein eifrige Eifersucht zu lächerlicher Charakter, um als Geniegehalt zu einem so übermäßig weit ausgehauenen Geringem die Neugier zu können. Das plötzliche Ueberschnappen aus dem Zustande der Leichargie zu höherer Thatkraft ist gänzlich unentwickelt geblieben; überhaupt gehört zur correcten Zeichnung eines solchen barocken Charakters der tiefe Blick und die schlagende Kraft des Altmeisters Shakespeare, doch Verfädder ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Ein Mann, der ein gutes, sanftes Weib so quälen kann, verdient, daß es ihn nicht einmal, sondern an hundertmal verlasse, lieber als gemeine Muth fremden Leuten ihre, als länger bei solch einem Dämonen zu bleiben. Eistly's fortwährende Zusicherungen und schmeichliche Beschwähnungen, um Hatson's Eifersucht zu nähren, mahnen stark an Jago im „Othello“; doch diese dramatische Meisterfigur hat von ihrem neuen Rivalen keineswegs zu befürchten, aus dem Sattel gehoben zu werden; denn dieser californische Gewinner ist wirklich ein sehr matter Jago. Das dämonische Prinzip, durch die Persönlichkeit eines gemeinen Lumpen repräsentirt, verliert seine innere leicht auf Leser ausübende Macht, weil die Gemeinheit sich nie zu einer großartig-dämonischen Idee erheben kann; jedoch diese Erhebung kommt einem nur der Geruch des Nachtheils in die Nase — selbst den Selbstersticht ist nur ein ganzer Teil werth. Wir nennen es einen crassen Widerspruch des Verfassers, Hatson so verblendet sein zu lassen, daß er diesem missverstandenen Subjecte beinahe bis zum Schusse sein Vertrauen schenkt. Verfädder ist bekanntlich ein passionierter Jäger, er schreift aber in seinen Büchern doch wol noch mehr Wölfe als im Walde. Er glaubt sich Unwahrscheinlichkeiten und genirt sich nicht, daraus formidablen die Consequenzen zu ziehen, um dann dort und da einen gewissen Realisirt lospuffen zu können. Wir wollen nur an paar derselben hervorheben. Ist es nicht unwahrscheinlich in hohem Grade, daß so ein abgefeimter, durchtriebener Galante, wie Eistly, der die Schule des Lesers und Verbrechens ganz und gar durchgemacht hat, den Leichnam Johns' in einem Loch der Goldgräber einsperrt? Muß er nicht der Entdeckung der That schon am nächsten Morgen gewärtig sein, wenn der wandernde Mann zur täglichen Arbeit kommt? Das liegt doch auf der Hand. Ist nicht ringsum Gebirg und Wald genug, wo der Fährte hätte gewiß jahrelang schlummern können, bis seine Scham gefunden worden wären? Das heißt doch an die Unwissenheit des Lesers stark appelliren! Verfädder hätte Eistly lieber gar Johns' Leiche neben dem Scheriffst eingegraben lassen sollen, um die That zu hehnen. Scheut man solche Risikogriffe nicht, dann ist es freilich leicht, interessante Situationen herbeizuführen. Eine zweite Unwahrscheinlichkeit ist die, daß die Mexikaner, im Verein mit den Fremden und Indianern, also in toller Ueberzahl, Säbel und Döschel ziehen und mit gespannten Revolvern Hatson und seinem Häuslein zuerst trotzig entgegen treten und plötzlich nichts thun. Wir wollten dieser Geschichte ebenfalls noch Glauben schenken, wenn z. B. ein Washington der Mann am Orte gewesen wäre. Man weiß, daß hochbedachte Persönlichkeiten zuweilen auf die Masse eine zauberhafte Wirkung ausüben. Wer aber ist dieser Hatson? Für alle mehr oder weniger ein ganz gewöhnliches Individuum, ja sogar für jene, die ihn näher kennen, nichts weiter als eine eifersüchtige Schlafhaube, die sozusagen mit wachen Augen ein Traumen führt und total gefangen ist von einer krankhaften fixen Idee. Selbst wenn wir zugeben, daß die Mexikaner zuweilen so sein, wie kommt es, daß Hatson sämmtlichen Europäern und jenen gefunden, weißen Söhnen des Waldes dergleichen im Voraus? Wir sind vielmehr der Meinung, eine oder die andere Rothhaut hätte sich im gegebenen Falle nicht lange besonnen, Hatson's Herz mit einem vergifteten Pfeile zu durchbohren. Es

Eine kritische Revue St.-René Taillandier's über die deutsche Literatur.

St.-René Taillandier fängt, sich über den gegenwärtig in einem ausführenden commandement exprimirt von ihm selbst auf ein zu bedienen. Allen, wer nur einmal durch die zu betrachten, diese zur sah unter der Ueberschrift „magne“ in der ersten des deux mondes“ bei auch dieser Aufsatz, wie hier's über deutsche Literatur ist aber etwas andere Literaturerscheinungen etwas anderes, eine der Literatur im Gedräng der Schärfe des Urtheils Gedächtnisses und Verleugung mangelnd, reizt er über diesen und jenen leicht zu der ägenden Heden und Tod eines A bloß zufälligen Abeln an; man handelt nicht um möglichst rasch zu zunehmen. Wir leugnen richtigem Dank anerkennen, St.-René Taillandier seit länger als einem Decennium mit einer bei einem Ausländer seltenen und daher doppelt anerkennenswerthen Hingabe sich mit der Entwicklung der zeitigen deutschen Literatur beschäftigt und

*) Dieser Aufsatz ist der letzte aus vorliegende aus dem Nachlaß des Verfassers, dessen am 14. December vorigen Jahres erfolgtes Ableben wir den Lesern d. Bl. bereits in Nr. 6 gemeldet haben.

D. Med.

er diese Literatur mit großer Kunst als Franzose gemauert hat, indem letztere in Deutschland unbekannt war. Nur scheint es schieden genug wahrgenommen zu sein, daß die literarischen so scheint es bei seiner sterben persönlich näher es bedürfen, der schädlichen Spuren furchtbar sein oft sehr scharfes Urtheil der deutschen Literatur geeignet ist, zu unschwer zu machen, für die er hat als wir Deutschen zu stehen. Aber man um er es vorzieht, bei der französischen Eloquenz die Keimlichkeit

angestrichen wird, sicherlich ebenso viel oder noch mehr anzuräumen gibt als bei uns. Dabei verstehen wir freilich keineswegs, daß Tallandier bei seinen Urtheilsprüchen über deutsche Literatur auch ein sehr bestimmtes nationales Ziel vor Augen hat, und wenn er auf den deutschen Ead schlägt, den französischen Mangel meint. Wir verstehen endlich ganz und gar nicht, daß seine Aufsätze reichlich an solchen Gesichtspunkten, Ansichten und Leidenschaften, die er selbst „généreuses“ nennt, „généreuses“ in einer Bedeutung, für die wir leider im Deutschen keinen völlig entsprechenden Ausdruck haben.

In seiner neuesten Betrachtung über die productive Literatur Deutschlands behauptet er, daß der Zustand derselben das Chaos sei, ob ein fruchtbares oder fruchtungsunfähiges, könne man nicht wissen. Zwar die Wissenschaften ständen in Blüthe, darunter auch die Geschichtswissenschaft, auf deren Gebiet die Romane, Epiken, Häuser soeben im Begriff seien die „école moderne, subtile, intelligente, mais trop froide et trop diplomatique“ Leopold Ranke's zu enthronen: eine Bezeichnung, für die wir die Verantwortung natürlich dem Verfasser überlassen müssen. Aber das Leben und das tiefere Bewußtsein eines Landes habe, fährt er fort, verschiedene Arten sich zu offenbaren, und der lebhafteste und getreueste Ausdruck dieses Volksbewußtseins sei die eigentlich productive Literatur: Poesie, Roman, Drama; kurz alle jene Werke, die der Mensch herausschafft, deren Werth aber der Geschichtsschreiber zu würdigen wisse, seien die Vertreter des allgemeinen Bewußtseins und Geisteslebens. Mit Recht scheint uns der Verfasser den Werth dieser productiven Literatur so hoch anzuschlagen. Unsere Literaturgeschichtsschreiber thun ja im Grunde dasselbe, indem sie in ihren Werken vorzugsweise die Schöpfungen der Dichter zum Gegenstand ihrer historisch-pragmatischen Betrachtung und kritischen Analyse wählen, und es ist nicht viel mehr als eine pedantische Affectation, wenn sie über die Dichtungen der Gegenwart als blasse Missethäter und Fehlgeburten in Pausen und Bogen ihr verdammendes Urtheil aussprechen oder gar dem lebenden Geschlecht verbieten wollen, zu dichten und zu schaffen. Will man z. B. behaupten, es dürfe keine Lyriker mehr in Deutschland geben, so sage man doch lieber, es solle mit dem deutschen Gemüth, das etwas anderes ist als die sogenannte deutsche „Gemüthlichkeit“, überhaupt ein Ende haben, denn solange es noch in Deutschland Gemüth gibt, und wir glauben, daß dieses nur mit dem deutschen Volke selbst auferstehen wird, solange wird es auch Gemüthsdichter, d. h.

Lyriker geben. Behaupten wir schon, daß im Volke selbst die Kraft der Phantasie und des Humors, Märchen und Schmelz und allerlei ergötzliche Schattungen zu erfinden, gänzlich erloschen zu sein scheint, so würde es noch viel trauriger aussehen, wenn es nicht noch unter den höhergebildeten vorwiegend Individuen gäbe, welche an früheren Schöpfungen ihre Phantasie so weit nähren und stärken, daß sie dadurch vermögend werden, selbst Werke der Einbildung zu schaffen und die Kraft der Imagination einigermaßen lebendig und continuirlich zu erhalten. Das Volk will seine Erzähler haben, die unmittelbar und im Leben der Gegenwart schöpfen oder es mit älteren Geschichten bekannt machen; daher bedürfen wir des Romans und besonders des Gitterromans, der auch in der That, recht benutzt, eine der vorzüglichsten Quellen der Culturgeschichte, wie für die mittelalterliche Generation eine der wichtigsten Quellen der Belehrung und Aufklärung über die Bedürfnisse und Zustände der Gegenwart ist. Die Wichtigkeit der Schaubühne, die allmählich in Deutschland so und soviel Lausende in ihren Räumen versammelt sieht, braucht erst gar nicht bewiesen zu werden, selbst wenn nicht schon Schiller ihre Bedeutung als einer nationalen Bildungsanstalt festgestellt hätte. Es ist fast bedauerlich, daß man von der Zeit immer wieder auf dieses Thema zurückkommen muß, in die Wissenschaft, deren Macht, Einfluß und hohe Bedeutung gewiß von uns in vollstem Maße erfaßt wird, in ihrer freien Entwicklung und häufig nur zu sehr dem Wohlbedürfnis und Wohlverstandnis abgewandten Richtung nur zu geringe Achtung, die Bedeutung der productiven Literatur zu verkennen oder ganz in Abrede zu stellen. An Beispielen von Verirrung, Verflachung und Corruption sind zwar ihre Jahrbücher leider ungemein reich, aber sie gingen dann auch stets aus einem Mangelgefühl der Zeit hervor, und auch der Wissenschaft hat es sicherlich nicht an verfehlten und schädlichen Richtungen gefehlt, an verderblichen Einflüssen, die sie bald empfing, bald ausübte. Und weder es nicht eine Thorheit und Unvernunft, wenn man die gelehrte Kunstgeschichte über die Kunst selbst, die gelehrte Literaturgeschichte über die sich fortentwickelnde Literatur stellen wollte?

Auf dem Gebiete dieser productiven oder schönwissenschaftlichen Literatur ist aus, nach St.-René's Versicherung, alles in Deutschland „confondu“; indes sei es mehrmals vorgekommen, daß die Literatur in Deutschland in Verfall gerathen sei, um sich plötzlich wieder zu erneuertem Leben aufzuschwingen, und es sei ein gutes Zeichen, daß Deutschland selbst es einsehe, wie es der Zustand der literarischen Dinge zu wünschen übrig laßt, und daß es Anstrengungen mache, diesen Zustand zu verbessern. Inzwischen wendet sich der Verfasser zur Lyrik und er vertritt, daß, obwohl es Lyriker in Ueberfluth gäbe, unter dem jüngsten Nachwuchs doch keine würdigen Nachfolger Uhland's und Rückert's, Justinus Krüger's und Augustus Grün's zu finden seien. An einer unter den während der letzten Jahre in Deutschland hergetauchten habe „quelques accents originaux“ vernommen, und dieser eine ist, man setze wer? Ludwig Pfau, „esprit juvénile, imagination ardente“, kurz ein Dichter, „qui manie la langue poétique avec une dextérité singulière“. In St.-René will einige Ähnlichkeit zwischen Ludwig Pfau und Alfred de Musset finden, bedauert jedoch, daß der Deutsche sein Talent an zu viele Nichtigkeiten verschwende und sich zu wenig schwer zu tadeln, „juveniles incartades“ schuldig gemacht habe. Hermann Lingg, an dem er die Kraft des Stils und die Größe der Bilder rühmt, dagegen die Incoherenz der Auffassungen und Ideen tadeln, gehöre zu jener Gruppe von feinen und anmuthiger Bildung, in welcher Heibel, Paul Heyse und Bodenstedt glänzen, und es sei sehr zu bedauern, daß er keine Phantasie nicht einen freieren kräftigeren Flug gegeben, da es ihm vielleicht gelungen sein würde, in einem Verein talentvoller Männer, „qui semblent assez disposés à s'endormir“, irgend ein neues Element einzuführen. Was Heibel betreffe, so sei diesem das deutsche Volk aus allerhöchster Entgegensetzung; sein Gedichte hätten 45 Auflagen erlebt, und es sei dies ein Erfolg, dessen sich äußerlich genommen vielleicht selbst Uhland kaum

ihnen Name. Bei der neuen Sammlung seiner Gedichte habe er Gelegenheit gehabt, seine Schuld gegen das deutsche Volk gut zu machen; aber er sahre fort, sein Talent auf Kleinlichkeiten (involutions) zu verwenden; nichts außer der Form drücke diesen Strophen ein Datum auf; sie könnten ebenso gut schon vor 100 Jahren geschrieben worden sein und von einem jüdischen und gewöhnlichen Poeten in einem Jahrhundert wieder geremitt werden. Das ist doch wol nicht so ganz richtig; das in der neuen Sammlung Heibel's sich befindende Gedicht „Mythus vom Dampf“ hätte z. B. vor 100 Jahren nicht gedichtet werden können und würde in 100 Jahren wenigstens nicht so gedichtet werden. Paul Heyse gegenüber bemerkt er: „Eine Erzählung des Boccaccio nehmen, sie verständlich arrangiren und verbessern, in die Erzählung mancherlei psychologische Studien einweben, an Präcision und Anmuth mit der Prosa des italienischen Erzählers wetteifern, das kann wol ein prächtiges Stillerecicium sein, aber es ist nicht die Aufgabe und das Werk eines Schriftstellers, „qui se trouve placé avec trois ou quatre autres au premier rang de sa génération.“ Friedrich Wodenstedt kommt in gangen besser weg; nur fehle ihm, meint der Franzose, das Vertrauen zu sich selbst, um ein größeres Werk anzuführen. Deyn sich aber zu einem großen Werke quaden, wenn man Kleineres vielleicht besser machen kann und für größere epische Dichtungen in der That kein Publikum da zu sein scheint? Im allgemeinen aber ruft er den Dichtern zu: Liebt euer Jahrhundert, lebt es, lebt sein Leben, nehmt Theil an seinen Schmerzen und Freuden u. s. w. Dann kommt St. René auf Prug's Gedichtsammlung „Aus der Heimat“ zu sprechen, von der er sagt, sie sei das literarische Ereigniß während der letzten Monate des Jahres 1858 gewesen. Er nennt Prug einen Kritiker, „d'une véritable valeur, instruit, éloquent“ u. s. w.; man habe von ihm Arbeiten reich an Untersuchungen und Ideen; auch in seinen Gedichten handhabt er die Sprache mit einer seltenen Geschicklichkeit, obgleich sie im allgemeinen zu rhetorisch sei. Der Franzose drückt nun sein Erstaunen darüber aus, daß ein solcher Mann, ein Mann in reifem Lebensalter, der seiner Nation immer ein hohes Ziel gesetzt, der in seinen literarisch-wichtigen Arbeiten so viel Tüchtigkeit und ernste Studien offenbarte, der den Beruf habe, der Jugend wenn nicht als Dichter, doch als Publist den Genuß des Vaterlandes, die Hingabe an die Menschheit und den Glauben an die göttlichen Dinge zu zeigen, daß der sich jetzt hinsetzt „à célébrer sur tous les tons l'exaltation de l'amour sensuel“. Er fährt dann fort: „Wenn ein ernsthafter Mann solche Verse schreiben kann, wenn er sie von der Kritik mit Rücksicht und vom Publikum mit nicht allzu großen Erwartungen aufgenommen sieht, so ist dies nicht etwas Unzufälliges, sondern es ist ein Symptom. Die Verse von Prug bezeugen die Erstarrung der Geister. Ist es wirklich nur der Skandal, welcher heutzutage Werken der Poesie Aufmerksamkeit verschaffen kann? Was mich schmerzlich berührt, ist die Nachahmung einer gewissen pariser Literatur, und ist diese Nachahmung aus freier Willigkeit, so ist das Uebel noch bedenklicher.“ Hiergegen hätten wir einiges zu bemerken. Einmal ist Prug nicht der Mann, den Skandal mit Absicht und zu industriellen Zwecken zu betreiben, wie Heinrich Heine, der nicht müde wurde, einem seiner Freunde, wie wir von diesem selbst wissen, zuzurufen: „Skandal mußst du machen, wenn du gelesen sein willst.“ Aber Prug gestattete dem Dichter Indulgenzen, die er sonst keinem gewähren würde, weil er der Ansicht zu sein scheint, daß der Dichter Lebensschicksalen durchleben und die Sprache dieser durchlebten Lebensschicksale reden müsse, selbst wenn diese mit der herrschenden bürgerlichen Moral nicht ganz im Einklang stehen sollten. Sodann hat die deutsche Kritik zu diesen „Nachsefern der Venus“ nicht still geschwiegen, aber sie hat auch mit Recht die vielen Schönen, zarten und reizenden Lieder, die sich in dem betreffenden Theile der Prug'schen Gedichte befinden, bereitwillig anerkannt. Endlich bedarf es zur Verherrlichung der sinnlichen Liebe nicht der Nachahmung einer gewissen „pariser Literatur“, denn die sinnliche Leidenschaft hat von alters her, bei Gottfried von

Strasburg, wie später bei u. a., in der deutschen Poesie, und nicht bloß in der Poesie. Und so haben sich theils gefunden, wie noch, welche den betreffenden Poeten neuen ertheilten, in der Pruderie der Zeit gebrochen ist, Moriz Hartmann's „Sten der Lyrik am höchsten“, zatur im allgemeinen in sei weniger das Talent, als einen feinen jaghaft und si andern, einer bloßen Laune ihres ganzen Lebens. An René den Hauptstich des losigkeit der Meinung, ist unglücklicherweise der auf dem Gebiete, der eigent als habe ein Bruch zwischen „écrivains d'imagination“ keine Wirkung mehr auf die Einfluß mehr auf diejenige Aussehen geben. Daher gi mehr, keine Warnung mehr die Literatur, ohne Bruch und Band, und wenn ein taucht, so möchte man fast bracht.“

Der Franzose kommt nun auf 2 besonders auf die Dorfsovellistik zu 1 aufstellt, jetzt sei die Bourgeoisie al keine Klassen mehr, der liers-état se das Leben dieser Nation müsse man wir die Bourgeoisie, deren bedeuts Eigenschaften wir keineswegs verken hebung warnen, da die Geschichte ein scheint, den Hochmuth der Generation minder schuldigen Generation von n berg, Guplow, Paul Heyse, Moriz der „Erzählungen eines Unketen“, si werden kurz erwähnt, und der Novelle „I Roman „Deutsche Träume“ gegenüber sagt er, ein pikantes originales Werk, 1 man wol wünschte, aber von fähnem M besonders die „tableaux excellens, u moristique du conteur“. Nur sel sphen Scenen gesellten sich Scenen 1 Ton und der Leser wisse nicht, ob es Allegorie oder eine Tragödie han Weinen zu mischen, bedürfe es einer schade nichts; es säunden sich in dem heit, ein hohes Bewußtsein der Pfl das Verlangen, die Menge zu errege bloß für das Vergnügen der Müßigen zu sorgen.

Auf die Bühnenpoesie übergehend behauptet der Verfasser, dem auf diesem Gebiete doch wol die genügende Umschau fehlt, daß sie sich noch anstrengbarer zeige als der Roman. Seit dem „Fechter von Ravenna“ sei kein bedeutendes Stück auf der Scene erschienen; Brachvogel's „Adalbert von Wabenberge“ zeige gegen denselben „Marsch“ einen bemerkenswerthen Fortschritt, aber einen Nebenbuhler Friedrich Palm's, einen Regenerator der deutschen Bühne dürfe man in Brachvogel nicht erblicken. Ueber die Resultate des münchener Preisausschreibens äußert er sich ziemlich sarkastisch, und er schließt diese Betrachtung mit den Worten: „Es ist nicht genug, die Dichter ins Feld zu rufen und zu klassificiren, man muß ihnen Rathschläge ertheilen. Und der erste Rath, der ihnen zu geben wäre, ist der: Wartet in geuerer Zeit! Die wahren Dichter sind Vertraute und Tröster.

age schildern oder mögt n, niemals dürft ihr Jahren von Schad, Geistlichen Reichthums behandelten Gegenstände sich nicht: unter dieser 15 frivolsten Tendenzen, 16 derselben muß man ra brüßeln; 2 oder 3 ter, welche in die Form nissen."

dem er an den Hainbund huldigt, zu der „Ver-

sellschaft der Junggermanen", auf die er das Wort anwendet: die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, zu der literarischen Satire, z. B. zu dem Reimwerk „Die Höllefahrt von Heinrich Heine", endlich zu den Kritikern, welche in erster Person aber auch „par entremise de leurs lions" den Anspruch darauf erheben, die fortlaufende Bewegung der deutschen Literatur zu beurtheilen und zu kontrolliren. Als die drei hauptächlichsten nennt er sich selbst, Kühn und Prüg; er fragt sich nur, ob auch das deutsche Publikum dieses Triumvirat als das ausschlaggebende anerkennt. In der Hauptsache wirft er uns allen dreien vor, daß wir nicht scharf genug zu Werke gingen und zu viele unbedeutende Erscheinungen in den Kreis unserer Kritik zogen. Was mich selbst betrifft, so stellt St.-René mich, wie ich im Jahre 1839 war, mir, wie ich im Jahre 1869 bin, gewissermaßen als Muster gegenüber, indem er mein damals erschienenes Buch über deutsche Literatur mit einem Lobe andzeichnet, das mir um so überraschender und begreiflicher Weise auch um so erfreulicher sein muß, da ich selbst das Buch fast vergessen, wenigstens seit etwa 15 Jahren nicht mehr in der Hand gehabt habe. St.-René verweist jetzt an mir die Energie, mit der ich damals in der Literatur aufzutreten und ihre Gebrechen zu kennzeichnen gesucht habe. Er fragt, ob dies die Folge von Entmutigung und Pessimismus sei? eines Mangels an Principien oder an Freiheit? Sind das aber seine Principien, wenn man, wie wir dies doch zu thun glauben, den Interessen der Humanität wie denen des vaterländischen Volkes das Wort redet und gegen den „esprit de frivolité, trivialité légère ou trivialité pédantesque" noch wie früher ankämpft? Sind das nicht Principien, wenn man — und hierdurch glauben wir mit St.-René vollständig auf demselben Boden zu stehen — einerseits die Gefahren eines die Gesellschaft monopolisirenden geistverachtenden Materialismus, andererseits die Gefahren eines unpraktischen trägerischen Idealismus oder vielmehr Utopismus nach Kräften bekämpft? Wie glauben nicht, wirklich schlechte und unedle Verkennung und verwerfliche Trivialitäten jemals durchgelassen, vielmehr im wesentlichen Lesung's Grundfach besetzt zu haben: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abgerendend und positiv gegen den Stürmer; höflich gegen den Prabler, und so bitter als möglich gegen den Kadavermacher." Wenn wir besonnenen Geistes hier und da zu gelinde gewesen sein mögen, wo wir bei mangelndem Talent wenigstens guten Willen und ehrliche Bekennung erkannten, so schreibe das St.-René unserm Wunsche zu, wenigstens für unsern Theil die Gesetze und Formen der Urbanität zu beobachten, welche, wie jedermann bekannt, in Deutschland leider nur zu oft grollig verlegt werden. Inwiefern hat sich in dieser Hinsicht seit 20 Jahren im Zustande der Journalistik manches gebessert (obwohl sich auch freilich wieder andere Mängel eingeschlichen haben), und wenn es auch jetzt noch keineswegs an Brutalitäten und rassistischen Bosheiten fehlt, die demjenigen, der sie ausübt, mehr zur Schmach gereichen als demjenigen, gegen den sie verübt werden, so willkommend es doch in der deutschen Journalistik nicht mehr so wie damals von literarischen Aufsätzern, vor deren Heberfällen und

persönlichen Angriffen ein der Öffentlichkeit angebotenes Buch während der Heine-Verleumdung seinen Tag ohne Schaden noch einige alte Denker in diesem Sinne; die wir damals darin nicht mehr wie 1839 von Landstücken und gütigen Insulten und Stachsbügeln. Was versteht endlich St.-René von der „manque de liberté"? Wir sind vollkommen ungenügend unsern Urtheil, und wir sagen und mit Vergnügen und Dank der von St.-René wie es scheint verfallenen oder geringfügigen Tendenz d. H., über die deutsche Literatur der Gegenwart in möglichst vollständiger Weise Buch zu führen, wie das von ihm andern deutschen Blättern geschieht. Auch unsern französischen Kollegen würden wir aus seinen eigenen Aufsätzen nicht nachweisen können, daß es nicht immer gerade die schmerzlichen Erscheinungen waren, denen er seine Aufmerksamkeit zuwenden an die er sein Lob verschwendet hat. Wir achten ihn daher zu sehr, um nicht diese Gelegenheiten zu ergreifen, und um in über die uns leitenden Grundsätze zu verständigen, die ihm gegeben ist.

Nachdem St.-René auch Julius Schallert vorgebracht, u er, dessen eigentliches Feld die „critique militante" ist, ist von der literarischen Debatte zurückgezogen habe, nennt er die Ursachen der Confession, in welcher sich die literarischen in Deutschland befinden, folgende: Mangel zwischen dem „pessimisme" und der „littérature d'imagination", Dilettanten der Schriftsteller, oberflächliche Leichtgläubigkeit, Unmöglichkeit an Glaube und Liebe zu schaffen, banale Geschwindigkeit oder schwermüthiges Stöhlen der Kritik. Die Schuld auf den deutschen Zustand Deutschlands zu werfen sei nichtige Sache jedes Volk sei verantwortlich für die Literatur, die es hat, der es sich fügt. Er versichert, daß es nicht eine „littérature déshonorante" sei, die ihm diese Blätter diktiert habe, im Gegentheil, seine Strenge sei ein Beweis seiner Sympathie; er schließt mit den Worten: „Wenn die Mäler im 19. Jahrhundert noch durch politische Fragen getrennt sind, muß die Kunst sie vereinigen; die von dem Dichter verfertigten Kunstwerke hat vorzugsweise die Vertreter des Gedankens zu kritisieren. Von den Mäleren, welche diese große liberale Gesellschaft bilden, hat jedes das Recht, seinen Nachbar zu inspectieren, nicht zu schämen, daß jedes von ihnen trachtet, durch Studium der fremden Literaturen sich zu ergänzen, und nicht sich in seiner Hoffnung genügt, ist die Voraussetzung, daß es formalisiert, nicht ein feindliches, es ist der Ruf der Kunst im Schoße der Nacht." Man hört diese Worte nicht in einem Augenblicke, wo beide Mäler gegenüber stehen, nachdem sie eben in einem so lebhaften Austausch in Ideen und beiderseitigen Vorzüge begriffen waren. Haben sie sich doch den Franzosen die Kriegsmäler geliebt, wenn sie uns bekämpfen oder zu bekämpfen drohen: die Buchdruckerei für ihre Zeitungszettel und das Schreivort für ihre Kunst.

Notiz.

Christian Friedrich Warm.

Einem Manne von einer gerade in Deutschland noch so merkwürdigen Echtheit, insofern diese darin besteht, daß er schaffte im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und des Gemeinwohl praktisch zu verwerthen, dem in Hamburg verstorbenen Paul Warm wurde in einer kleinen Schrift: „Dem Kadaveren Christian Friedrich Warm, Professor der Geschichte am adelichen Gymnasium in Hamburg" (Hamburg, Verlags-Bücher z. B. 1869), ein literarisches Denkmal gesetzt, welches mit einem Wort von D. Schiller, datiert Hamburg 15. Februar 1869 versehen ist. In diesem Wortworte ist namentlich die „unvergleichliche Reihe von Thaten" hervorgehoben, „in denen sich seine unermüdete, selbstverleugende Wäre, sein edel menschliches Wesen, seine nie ermüdete Bereitwilligkeit, andern zu helfen zu dienen, offenbart". Wegen seine Freunde, welche er vortrue, sei Warm über seine Verhältnisse großmüthig.

ken gesehen und seine höchste Stufe, sei gewesen andern zu
igen, „durch Wort, durch Schrift, durch tagelanges, wochen-
anges Wirken“. Dem Vorworte folgen biographische Notizen,
wobei wir unter andern entnehmen, daß Warm im Jahre 1825
seiner Stelle in der Anstalt des Dr. Charles Mayo in Ep-
m (Grafschaft Warwick) bekehrte, sehr bald aber nach London
zog, wo er im Winter 1826/27 Vorlesungen über die deutsche
Literatur an der Royal Institution hielt und sich bis Ende
27 mit Arbeiten für englische Zeitschriften beschäftigte. Diefem
zeitliche in England und dieser Beschäftigung verbannte es
um, daß er das Englische wie seine Muttersprache ver-
schrieb; überhaupt besaß er das Talent, leicht jede Sprache,
in er gerade zu seinen Studien bedurft, ohne Lehrer zu ler-
n. Von 1828—30 reisirte er nacheinander die in Cam-
bridge begründeten englischen Zeitschriften „The gleaner“ und
das „Hamburg reporter“ und im Jahre 1830 einigte er sich
auftrag über die Gründung einer neuen deutschen Zeitschrift,
„Kritischen Blätter der Wörfenhalle“, die er von nun an
Ende 1834, wo sie mit den „Kritischen Blättern der
Wörfenhalle“ verbunden wurde, redigirte. Diese später von der
Wörfenhalle“ ganz getrennte Zeitschrift ist bekanntlich erst mit
dem März d. J. eingegangen. Aus seinen letzten Zei-
tungen erwähnen wir noch, daß er im Juni 1855 einer Auf-
forderung des Parlaments von England Folge leistete, um dort
einem Ausschuß desselben als Sachverständiger in Betreff des
über Jolls sich vernehmen zu lassen. Von London kam zu-
rück, suchte er in der Wörfenheilanstalt im Weinberg Genuß,
doch ohne Erfolg; er entschloß sich am 2. Februar 1859,
seine biographischen Notizen folgen ein Verzeichniß der sämt-
lichen im Druck veröffentlichten Arbeiten Warm's, die vom Pa-
riser gehaltenen Gedächtnis und „Worte zum Gedächtnis
seiner Kollegen“, gesprochen von Hr. Petersen, woraus
hervorhebt, daß dem Verstorbenen der Sinn für Abstraction
Idealismus gänzlich gefehlt habe, weshalb er nie dem Plato
gleich abgemessen konnte, obgleich er mit der „Politik“ des
heute ebenso befreundet als vertraut gewesen; ferner daß
er, „wenn auch sonst seine Herbigkeit mitunter verlegte, im
seiner Kollegen wirklich ein verständendes Element war“.
Schluß des Schriftchens bilden ein kurzer „Nachruf“, von
Hieser im Wissenschaftlichen Verein gesprochen, und der
in eines in der angaburger „Allgemeinen Zeitung“ ent-
haltenen Nachrufes an Warm. Seine literarischen Ar-
beiten, wie aus dem hier mitgetheilten, noch von ihm selbst
fertigten Verzeichniß derselben hervorgeht, ungemein zahlreich;
bestehen sie meist nur in kleineren Schriften, Deutschstücken
Journalaufsätzen; seine Richtung auf das Praktische ließ ihn
immer auf die nächste bedenkende vaterländische Tagesfrage
zu, so daß er nicht Zeit und Muße zur Ausarbeitung eines
in Werks gewann. Das Verzeichniß theilt sich in die Rubrik
1) „Erziehung, Unterricht, classisches Alterthum“; 2) „Ver-
fassungspolitik, deutsches Staats- und Bundesrecht“; 3) „Pan-
theismus“, 4) „Völkerrecht und nationale Politik“; 5) „Zur
ren Frage“; 6) „Zur Schleswig-Holsteinischen Frage“;
Bermischte Arbeiten“; 8) „Hansatische, Hamburgische“.
Der sechsten Rubrik befindet sich auch die 1850 zu London
die Staatschrift: „A letter to Viscount Palmerston,
erning the question of Schleswig Holstein“ (mit der Un-
ter: Germanicus Vindex), welche anfangs von verschie-
denen dem damaligen preussischen Gesandten, Ritter Wun-
geschieden wurde.

J. M.

Bibliographie.

Babemig, K., Die drei Friederich. Deutsche Größe in
und Mannen. Zwei Gedächtnisse an das deutsche Volk.
ich eine Erinnerung im Jubeljahre Friederichs von Schiller.
t. Chls. Gr. 8. 10 Ngr.
Joachb's, A., Gesammelte kleine Schriften. Vier

Band. — A. u. d. T.: Reden, gehalten auf der Universität
und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Her-
ausgegeben von F. Ascherson. Leipzig, Teubner.
Gr. 16. 3 Thlr.

Brandes, S. R., Ausflug nach Schweden im Sommer
1858. Mit einer Uebersichtskarte von Stockholm. Lemgo,
Neper. Gr. 8. 20 Ngr.

Edgar, F., Der Hingabende von Koburg. Bilder aus der
Zeit des dreißigjährigen Krieges und der Kolonisation Amerikas.
Koburg, Riemann jun. 8. 7½ Ngr.

Genthe, S. W., Friedrich Landmann als Mensch und
Gelehrter. Eine Vorlesung. Leipzig, Weichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Haseländer, S. W., Krieg und Frieden. Erzählungen
und Anekdoten. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.
18 Ngr.

Helvetia. Russen-Almanach auf das Jahr 1859. Heraus-
gegeben vom schweizerischen literarischen Verein. Winter-
thur. Gr. 8. 28 Ngr.

Hildebrandt, J., Philipp Melancthon. Sein Leben und
Wirken, für die Gebildeten aller Stände auf Veranlassung der
300jährigen Wiederkehr seines Todestages dargestellt. Stuttgart,
Gresmann. 8. 10 Ngr.

Horrell, W., Der Vegetarianer auf allen Punkten bewo-
nen. Eine Erklärung seiner Theorie; eine Darlegung seiner
Hauptbeweise und eine Beantwortung principieller Einwände. Aus
dem Englischen frei übersetzt von C. W. Renkelt D./C. 8.
5 Ngr.

Humboldt's, W. v., Briefe an F. G. Welcker, heraus-
gegeben von R. Haym. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 28 Ngr.
Edmenthal, C., Lyrische und dramatische Dichtungen.
Almengen, Hoff. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Müller, O., Der Selbstmord. Eine psychiatrische
Skizze. Harburg, Elkan. Gr. 8. 20 Ngr.

Verschmann, L., Der Entwicklungsengang Schiller's in
den Jahren 1785—1796. Ein Beitrag zur 100jährigen Ge-
burtstagsfeier des Dichters. Nordhausen, Haack. Gr. 8. 5 Ngr.

Seberholm, K., Der geistige Kosmos. Eine Weltan-
schauung der Versöhnung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8.
3 Thlr.

Bernhagen von Ense, Druckwürdigkeiten und vermischte
Schriften. Der Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Becker, W., Die Verfassungsfrage in der ostpreussischen
Landtagssammlung. Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im
März 1859. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8.
7½ Ngr.

Die erste erfommunizirter Laien in Schwaben und Franken
und fünf erfommunizirter katholischer Priester der Diözese
Münster an die hohe Kammer der Abgeordneten in Bayern,
Schutz gegen Verfolgung und religiöse Freiheit betreffend.
Münster. Gr. 8. 6 Ngr.

Wöhler, G. J. L., Die Zeichen der Zeit und die Wieder-
kunft unseres Herrn Jesu Christi. Berlin, Uffmann. Gr. 8.
6 Ngr.

James, J. H., Ueber die große Erweckung in Amerika.
Ein Vortrag. Hamburg, Duden. 16. 1½ Ngr.

Müller, W., Der neue große Bauernkrieg oder ein Hin-
gericht zu seiner Abwehr. Allen Bauernfreunden gewidmet.
Dresden, Schäfer. Gr. 8. 2 Ngr.

Vo und Rhein. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Preußen im Congreß. Vom Verfasser der Flugblätter:
„Kaiser Napoleon III. und Preußen.“ Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Preussen und Deutschland. Sechs Aufsätze aus der
Frankfurter Handelszeitung Frankfurt a. M., Aufferth.
Lex-8. 7½ Ngr.

Warnung vor der Civil-Äre. April 1859. Berlin, Gei-
nigt. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Herggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wichtiges Werk für israelitische Schulen und Familien.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten u. Von Dr. Jakob Auerbach.

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr.

I. Biblische Geschichte. II. Lesestücke aus den Propheten u.

Der Herr Rabbiner Leopold Stein in Frankfurt a. M. spricht sich in dem „Israelitischen Volkslehrer“ folgendermaßen über das Werk aus: „Es ist ein mit großem Fleiß und Eifer bearbeitetes, sehr praktisches Buch, welches alle früheren Werke ähnlicher Art übertrifft, indem es in einer Vollständigkeit wie kein anderes biblische Geschichte und Bibelauszug zugleich bietet, und kein wichtiges Moment weder in der Geschichte, noch in der Gesetzgebung, noch in dem prophetischen und hagiographischen Schriftthum übergeht. Wir können das Buch wegen seiner großen Brauchbarkeit allen Lehrern und Erziehern, sowie insbesondere als Hausbuch allen Familienvätern beifolgend empfehlen.“

In mehreren israelitischen Schulen hat auch das Werk bereits Eingang gefunden. Der Preis ist überaus niedrig, und bei Abnahme größerer Partien werden noch besondere Vortheile gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit dargestellt von Dr. Johann Ernst Rudolf Knaack.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weiten Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bis jetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinter-Indiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwicklung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Dritttheilen der gesamten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, dürfte ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit erschienen und jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des achtundzwanzigsten Heftes (Bogen 14— des dritten Bandes):

Die Dappenthalfrage. Von W. Schulz. Bodmer-Graf Lavour, sein Leben und öffentliches Wirken. — Feld und Flachsberetungsanstalten. — Jan Schröder, holländischer preussischer Viceadmiral und Chef der Marineverwaltung. Kleinere Mittheilungen: Armstrong-Kanone und Canon. Napoleon. — Wien (Friedrich). — Cannabich (Johann von Friedrich). — Gusa (Alexander Johann). — Oberhard (Johann).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der 14. Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen selbstständigen Werth, indem es das Zeitleben in der Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich zu einem sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect an Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Frederike Bremer.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Gebunden 24

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin von ihr als „Neue Skizzen aus dem Alltagsleben“ bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten Werke gehalten ist. Es ist zugleich in besonderer Ausgabe als 34. Band der billigen deutschen Gesamtausgabe von Frederike Bremers Schriften (jeder Band 10 Ngr.) erschienen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 21. —

19. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der europäischen Hölle. Von Friedrich Heide. — Deutsche Pädagogen. — Selbstkritik. — Kritik. (Wilhelm Haack und Johann Christian Schöcher.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der europäischen Hölle.

Jene Zeit liegt noch nicht eben weit hinter uns, wo man glaubte, mit den Zeitungsnachrichten vom Umzuge des Landesfürsten aus dem Sommer- ins Winterpalais, von Ernennung einiger Kammerherren und Stallmeister sei die Geschichte eines Landes gegeben. Wenn gar noch häufiger Affairen, etwa eines Maskenballs oder einer glänzenden Jagdpartie gedacht wurde, so blieb dem Volk gewöhnlich nichts zu wünschen übrig und nur einzelne wußten dergleichen geschichtl. als Scala für den Stand der Dinge zu benutzen. Außerdem aber fanden und finden sich immer Personen, deren Neigung oder Abneigung sie zum Aufzeichnen von Anekdoten, von besonders oft geheim gehaltenen Vorfällen, zum Porträtiren von Persönlichkeiten reizte, und wie damit nicht selten Aufklärungen über locale Ereignisse gegeben werden, so sind sie auch vorzugsweise geeignet, die Hölle oder Tiefe des Cultur- und Sittenstandes eines ganzen Volks, einer ganzen Zeit zu messen, denn in dieser Beziehung entwickelt der allgemeine Nachahmungstrieb eine große Thätigkeit um so mehr, als es manchmal so leicht nicht sein mag, sich dem von oben gegebenen Impuls zu entziehen. Ebendeshalb wird auch nach Zeit und Umständen ein solcher Impuls abichtlich gegeben, um Irgendwelchen für nothwendig gehaltenen Zweck zu erreichen. Der Impuls drückt und wirkt dann um so gewaltfamer, je mehr dabei die organische Gemeinsamkeit von Rechten und Pflichten aus dem Auge gesetzt wird, wo also das an sich richtige „der Staat bin ich“ lediglich in dem Sinne gehandhabt wird, daß oben nur Rechte, unten nur Pflichten sein sollen. Dieses Festhalten an dieser Unmöglichkeit hat selbst im Orient, von woher sie den Weg ins Abendland frühzeitig zu finden wußte, fort und fort Revolutionen entzündet, von denen bekanntlich ganz Europa zu erzählen wüßte, wären es auch nur Palastrevolutionen gewesen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet haben jene Aufzeichnungen ihren unverkennbaren Werth: sie sind selbst in ihrer meist apophoristischen Form immerhin Lehrbücher, die, wenn auch nur von wenigen studirt, doch nicht so ganz ohne Einfluß bleiben auf die Geschichte der Regierungen, der Länder, der Völker.

In neuerer Zeit haben Schriftsteller Bedacht darauf genommen, dergleichen zerstreute Hofgeschichten eines und desselben Landes zusammenzustellen und meistens umfaßt ihre Arbeit einen bestimmten Zeitabschnitt. Verhältnismäßig ist das zerklüftete Deutschland arm an dergleichen zerstreuten Geschichten, und so mag Wehse, wie wenig es ihm auch gelungen ist, von oben herab ~~auszuführen~~ seinen Fleiß zu erwerben, sich es im Stil Verdienst anrechnen, in erster Reihe der, welche das von den einzelnen Hölle der Lebensbilder zusammengefaßt haben. Sehr rasch ist ihm eine ansehnliche Reihe von ähnlichen Werken über andere Hölle gefolgt, was immerhin darauf hindeutet, daß sie als Nothwendigkeit anzusprechen auch das allgemeine Urtheil der M. so kann und darf doch nicht verkä. Menschen ein aus weiter Ferne her zu fassen sogar anbeten; ehren und wahrhaft in nur dann, wenn wir es erkannt haben als ein A. tes, und in diesem Falle steht das Auge sogar g. manches hinweg, was da bezeugt, daß das W. eben auch bei dem allgemeinen Urtheil alles Ne nicht leer ausging.

Zählen wir nunmehr die uns vorliegenden Werke hier auf, so muß vorangeschickt werden, daß wenn mehrere derselben nicht schon früher in d. Bl. angezeigt wurden, solches lediglich unterblieb, weil die einzelnen Bände derselben nur in weiten Zwischenräumen erschienen, zum Theil auch gegenwärtig noch nicht ganz vollständig vorliegen, und es immer mißlich bleibt, über ein noch nicht abgeschlossenes Werk, zumal wenn es geschichtliche Tendenz hat, mit einiger Entschiedenheit ein Wort zu sagen. Der Verfasser hat allerdings die Absicht, Gegebenes darzustellen, dasselbe aus dem Charakter der Persönlichkeiten und der Zeitumstände zu entwickeln und zu begründen; allein er gibt dabei mehr oder weniger seine eigene Individualität, seine Ansichten, seine Tendenzen nicht auf, und diese können nur in ihrem Vollgehalte erkannt und gewürdigt werden, wenn er das letzte Wort gesprochen hat.

Wäge dies als Einleitung betrachtet werden für die nähere Ansicht folgender Werke:

Monte, so konnte auch Schweden schon vom
gen Kriege her sich der französischen Politik
nicht erwehren; es fand sich in unserm Jahr-
ir gemüßigt, einen Franzosen auf den Thron
Die Betrachtung der oben unter Nr. 1 und 2
in beiden Werke führt außerdem noch sehr
zu Vergleichen über die Mittel und Wege
n und Westen Europas eine unbeschränkte
der zwei Nationen erstrebt wurde, von denen
he schon eine zum Theil leuchtende Geschichte
selben eine Stufe der Cultur erreicht hatte,
nicht selten entscheidende Stimme auf dem
der Politik, der Kunst und Wissenschaft
rend der Osten noch auf dem ersten Schimmer
nähe zu warten hatte. „Der Staat bin
Ludwig XIV. mit dem prächtigsten Ansehen
; und wenn Peter I. nicht dasselbe sagte, so
mindestens sein Rohrstock es einem jeden, der
zu zweifeln Miene machte, fühlbar genug ein-
ran betrachtet, der wesentlichste Unterschied in
zu einem und demselben Ziele. Frankreich
der Revolution in die Eisenarme geflohen
die Bourbons und Orleans zerbrückt haben,
d — hat sich immer weiter ausgedehnt.
id ähnliche Betrachtungen boten jedoch wol
Grundlage für Grusenstolpe's Arbeit, oder
dann in einem wie dem andern irgendeinem
Organismus entwickelt sehen, der jedoch
sch aufzufinden ist. Historische Werke, und
llen die vorliegenden angesehen sein, pflegt
durch ein Wortwort einzuleiten, um dem
Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus
äude die rechte Ansicht eröffnet werden soll.
Konflikten oder Annalen bedürfen keiner Darle-
Grundidee, keiner Anzeige und Rechtfertigung
tendenz: sie geben sich einfach als für sich
des Material, als Hülfsmittel für jeden, der
arf. Seit wir jedoch eine Kunst der Geschicht-
aben, will und muß der Historiker mehr
ärrtes Aneinanderreihen von Thatfachen, die
ergeben sind, kaum mehr miteinander gemein-
ra todtten Faden des Buchbinders.
vorliegenden deutschen Originalausgaben, bei
raussetzen, daß sie ihren schwedischen Schwestern
st kein Wortwort, keine Einleitung, kein In-
iß mitgegeben: nur die Titel geben Ort und
und in welcher man heimisch werden soll.
Titeln handelt es sich lediglich um den ver-
en Hof zu Petersburg. Nur dem letztern
eitung“ ein Zeitabschnitt vor Peter I. vor-
nd eine solche Einleitung konnte auch dem
gegeben werden, um dann mit etwa 1680
die Schöpfung Ludwig's XIV. vorzuführen. Das ist nicht
geschehen, vielmehr beginnt das Buch ohne weiteres schon
mit dem 5. Jahrhundert, wo Chlodwig, der erste christ-
liche König der Gallier, den Reigen der Thaten eröff-
net, dem wir bis S. 350 des ersten Bandes folgen

gen zuwenden. Daß eben diese beiden Höfe für den
Schweden eine besondere Anziehungskraft hatten, bedarf
kaum näherer Erörterung, zunächst in Bezug auf den
schwedischen Nachbar Rußland, und wie seit Ludwig XIV.
Frankreich kaum irgendein Land in Europa mit seinem

müssen, damit wir sehen, was der Verfasser aus einem Stoffmaterial von zwölf Jahrhunderten herauszuheben wußte. Verweilen wir einige Augenblicke bei dem verfallenen Hof?

Es ist gewiß nicht die Absicht des Verfassers gewesen, für Ludwig XIV. und seine nächsten Nachfolger irgend eine Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung daraus hervorzubringen, daß sie aus einem unabsehbaren Abgrund die Lypig emporwucherten: vielmehr sollen die Anekdoten, denen wir durch jene lange Zeit folgen mußten, wol nur daran erinnern, daß dem Verfasser die Nothwendigkeit eines gewissen Organismus doch vorschwebte, als er sich zum Niederschreiben der Hofgeschichten entschloß. Sind jedoch dergleichen Anekdoten nur nach einer einzigen Richtung hin ausgesucht und aneinander gereiht, so fragt man sogleich nach dem Gegensatz, der Reversseite. Wenn wir daher kaum irgend einem rechtlichen Menschen begegnen, vielmehr fort und fort von einem Standal in den andern gezogen werden, so befällt uns wenn nicht Apathie, doch Gleichgültigkeit; wir fühlen uns gelangweilt, und von da bis zum Widerwillen ist nur ein kurzer Schritt. Der Mann, welcher aus einem Guckkasten seinen Lebensunterhalt zieht, zeigt wol eine Schacht, eine kennende Stadt, eine Mordthat: er schließt aber doch freundliche Worte dazwischen, denn dergleichen gibt es doch auch in der Welt, und wird gern gesehen. Vielleicht weiß er auch, daß solche Gegensätze einander heben und verstärken. Willig sollte auch der Verfasser diese Waffe benutzt haben.

Der Vergleich mit dem Guckkasten ist dem Verfasser wol nicht unangenehm, er liegt jedoch sehr nahe, theils durch das Aneinanderschließen einzelner Anekdotenbilder, theils wol dem größtem Mangel jedes Hoflebens überhaupt nicht viel anders erscheinen kann als ein Guckkastenbild. Möge es dem Verfasser befähigen, wenn wir sagen, es könne ihm darum zu thun gewesen sein, doch auch einmal die historische Thatfache zur Anschauung zu bringen, daß eine von den Umständen begünstigte Macht selten nur gütthätig vor den Missethäu, sie zu erhalten und zu erweitern; daß sie für diesen Zweck oft genug mit Creaturen sich umgeben muß, die im Grunde nichts anderes wollen, als sich selbst möglichst hoch stellen, sich bereichern, mindestens vom Leben so viel genießen, als es nur bieten will. Da ist es denn so weit eben nicht bis zur äußersten Grenze der Unästhetik und einer Rohheit, die trotz des blendenden Glanzes schimmernd ist, als die eines gemeinen Verbrechers, der seine Verwilderung mit dem Leben bezahlen muß, um, wie gesagt wird, die Gesellschaft zu verschönnern.

Es mag wol kaum irgend einen Hof geben, der rein von Blut und Sittenlosigkeit geblieben wäre, wenigstens hat die Geschichte dergleichen stets als seltene Ausnahme hervorgehoben, und der französische Hof zählt nicht in der Reihe solcher Ausnahmen. Reichte ihm doch auch die Kirche hülfreiche Hand! Die Bartholomäusnacht, die Dragonaden zur größten Ehre Gottes wissen davon zu erzählen und mögen den Nojaden und andern Greueln der ersten französischen Revolution als verlässliches Muster-

und vorzüglich verfallener Hof Glanze zu und er bedurfte nugen; er ist zu Gebote; wollte, son Bräpouderan ihm nicht de Großen, in können, wenn das Glück die Mainteni fromm wie der er, wie war, die La Prinzen „ol der Musterbild nach seinem Exerzieren zu Deutschland längst entseht der Einfluß wenn es am Deutschen, 1 keine Zeit g von ihren ä lernten; so i heute fortwa

Was m der erste Da so war er b wie ein Hof folgende Reg im ganzen g ist eine kaum Der Herzog, schaften fehl möchte sagen Dazu schien verfaßt, für und wenn Schurken na Sittenrausf sich derselben stehen es me schlechtere G für Ludwig Früchte gette fälligen und bringt darü wie überall zu keiner g Daher mag sg. dieses g eingeschobene und Karl X

Werk, welches im sechsten Bande mit dem Tode Ludwig's XVIII. abschließt, als eine ohne sonderliche Kritik unternommene Zusammenstellung aller eben zur Hand kommenden Nachrichten des Tags, denen meistens nur so lange Glauben geschenkt werden kann, als sie nicht von den nächstfolgenden modificirt oder ganz verdrängt werden, was bekanntlich fast immer zu geschehen pflegt.

Wenden wir uns nun zu dem russischen Hofe Czar Peter's, so ist manches von demjenigen zu wiederholen, was oben beim verfallenen Hofe zur Sprache gebracht werden mußte. Ein rechtlicher Mensch ist auch hier so selten und so schwer aufzufinden, wie eine Perle in einem Scheffel Erbsen, und weil dem nun einmal so zu sein pflegt, so sollte das Bessere um so erkennbarer herausgestellt werden. Für diesen Mangel läßt sich indessen so viel zur Rechtfertigung sagen, daß der russische Hof zur Zeit Peter's I. erst langsam aus einer Roheit auftauchte, wie sie nicht empfindender im asiatischen Tyrannenthum sich ausdrückt. Zu dem übrigen Europa, welches schon weit in der Kultur fortgeschritten war, bestand ein nennenswerthes Verhältniß so wenig, daß es für den Russen eine terra incognita war. Kaum eine andere Gemeinsamkeit läßt sich auffinden, als die, welche das Christenthum etwa vermitteln konnte. Aber auch dieses war schon vom 4. Jahrhundert her in so eigener Weise ausgebildet, daß Rom und Konstantinopel als Pole betrachtet werden müssen, bei denen an eine Vereinigung nicht zu denken ist. Gemeinsam war beiden kaum mehr als der Hölle- und Wölferdienst. Die Volksbildung ging über Aeußerlichkeiten so gut wie gar nicht hinaus, denn seit die Politik sich des Christenthums bemächtigte, trat der Geist, die Grundidee desselben mehr und mehr zurück, und der Politik, möge sie im Staat oder in der Kirche den Absolutismus anstreben, ist meistens mit Volksbildung eben nicht sonderlich gedient. So konnte Muskat denn auch nur Herren und Knechten, und über den Herrn stand der Zar, der Staat und Kirche in sich vereinigte und wenig mehr zu fürchten hatte, als gelegentliche Conspirationen der Herren unter ihm, die denn bekanntlich auch in verschiedenen Palastrevolutionen sich kund gaben.

Die Allein- und Gewaltherrschaft konnte martern und morben, aber keinen Geist erwecken, dessen sie doch bedurfte, wenn sie bei irgendeinem Zusammenstoß nicht von der europäischen Kultur in den Grund gefegt sein wollte. Das erkannte zunächst Peter I., dessen eiserner Wille vor nichts zurückscheute, um den Nachbarn ein etwaiges Gelüst nach einem solchen Zusammenstoß zu verleiden; und da lag die Idee nicht eben in weiter Ferne, selbst möglichst weit vorzuschreiten, um wenigstens durch Massengewalt zu imponiren. Für diesen Zweck bedurfte man der leitenden Hülfe ausländischer Kultur, und kaum war dieses Bedürfnis angedeutet worden, so fanden sich Deutsche, Holländer, Franzosen und manche andere in großer Zahl mit ihren Diensten ein. Wie die Alttürken jeden Ausländer als abenteuernden Glücksjäger und Religionsfeind verachteten und sich seiner zu entledigen suchten, so wurden auch von den Altrossen die Fremden, obgleich sie denn

Schöpfungen vielfältig als Wunder anerkennen, mochten, freis als Unbringlinge, als Söldenfriede gefaßt, und nur der unerschöpflichen Strenge des Autokraten konnte es möglich werden, den feindseligen Starrsinn wenigstens zu beugen, den vielfältig drohenden Ausbrüchen desselben mit allen zu Gebote stehenden Gewaltmitteln, bei deren Wahl man in Rußland nicht ängstlich war, entgegenzuschreiten, und so gelang es, eine Flotte zu schaffen, ein Kriegsheer zu bilden, eine neue Residenz an der Newa zu gründen, und immer weiter vorzudringen. Für jene Flotte waren feste Häfen nothwendig, und was Kronstadt die Moskopol bedeuten, darüber gibt die Erfahrung unserer Tage die beste Auskunft.

Diese allerdings überall bekannten Thatfachen mußten hier herührt werden, um auf das Feld zu gelangen, dessen Umte Grusenstolpe auslegt. Er will berichten vom russischen Hofe, und von einem solchen kann vorzugsweise nur seit Peter's I. Schöpfung einer neuen Hauptstadt die Rede sein. Und nun ist vor allen Dingen hervorzuheben, daß die vorliegenden Bände sich, gegen den verfallenen Hof gehalten, vorthellhaft auszeichnen. Wie hier nur flüchtig zusammenhängende Lebensbilder ohne sonderliche Kritik aneinander geschoben sind, die geradezu auf die Annahme einer noch zurückbehaltenen Abhängigkeit hinführen, so liegt dort das Bestreben nach einem organisch gegliederten Aufbau zu Tage, der freilich Momentanes nicht ausschließen will, dasselbe jedoch, um den historischen Fluß nicht zu hemmen, zum Theil in Noten verweist, die der Leser überschlagen, oder nach Belieben als Leiter und Erklärer seiner aus dem Text gewonnenen Anschauung benutzen mag. Wenn daher auch bei dem über die russischen Hofzustände vorzugsweise seit Peter I. vorliegenden reichen Material dem Kundigen nichts Neues gesagt wird, so ist dem größern Leserkreise doch ein anziehendes und im allgemeinen zureichendes Mittel in die Hände gegeben, sich einige nähere Kenntniß aus einem Lebenskreise anzueignen, der lange schon als gefährlicher Zauberkreis eines Pöbels herüberdrohte. Das hat er auch den Schweden, seinem nächsten Nachbar im Nordwesten, nachdrücklich empfehlen lassen, und eben durch diese Nachbarschaft wird ein angelegentliches Vertrautsein mit den russischen Symplicitäten, welche Grusenstolpe in den vorliegenden Bänden beschäftigt, vermittelt sein.

Dem Inhalte derselben Schritt vor Schritt zu folgen, liegt außer den Grenzen d. Bl. Sie umfassen, außer der die Vorzeit Peter's I. in fünf Kapiteln nachweisenden Einleitung, mit seinem Privatleben auch dieses Jaren eigenhümliche Wege, um mit Europa auf gleiche Linie und wenn möglich noch höher hinaufzukommen; sodann seine Nachfolger und Nachfolgerinnen bis einschließlich Nikolaus I. Den Schluß des zweiten Bandes bildet ein Anhang, welcher aus einem alten officiellen Journale „die Feterlichkeit bei der Vermählung des Großfürsten Peter Feodorowitsch und der Großfürstin Katharina Alexijewna“, einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wörtlich mittheilt. Wir sehen aus dieser Beschreibung, daß am 1. September 1744 der allgemeine europäische Hofpomp auch

schon den Weg über die russische Grenze richtig aufgefunden hatte.

Peter's I. ward von der Asien's Mächte begann beim schrankenlosen von römischen Das kam Abflatten, sonst man Aehnlichkeiten Kaiser; wußten freilich den stillen Abgrund, in welchem sie sich gefielen, mit verschwenderischem Glanze zu maskiren, und die letztere verstand es daneben, mit ihrem Geiste zu bestehen; sie soll sogar geschristellert haben. Dennoch schien es, als solle dieses Weiberrregiment als warnendes Beispiel gegeben sein, da, wo Autokratie Grundgesetz und die allgemeine Barbarei wol an einigen Gliedern schon gefesselt, damit jedoch lange noch nicht überwunden ist.

Einzelheiten, um da müssen, die schon erwähnt gemeinen nur sei angemessen nicht eben wählertisch zu W manchen Zügen begegnen, weiter aufzuweisen haben Mund zu Mund wechseln ein Beispiel für viele. Al Kaiserin Katharina I., I Schaffot steht, flüstert er d findest in meinen Kleidern halte die kostbare Einsaffu zerstreuen.“ Der Scharfrich jede Spur von Noens' i mahlin Peter's I. verschwun Frage: ob der Scharfrich Noens russisch sprechen fi wie in manchen Theaterstü Geschichte wahr sein, so u ter geschwagt haben; that wiß davon und um Katha stcher wie möglich. Das Fürsten Meynin einbringl endlich, ihre Hinrichtung; dem Schrecken davon. I Scharfrichtergeschichte mit t dung zu bringen, um w derselben zu begründen. I geschehen und man hat n was man will. Mit gle manches andere betrachtet werden.

Wenn sodann auch zugegeben ist, daß der Verfasser ein reiches Material für seine Conception zusammenbrachte, so ist ihm doch auch eins und anderes entgangen. Es mag hier an eins erinnert werden, welches erst in neuerer Zeit in die historische Literatur eingeführt ist und eben wegen seines romantischen Charakters ein willkommenes

ia I,
und
t ihr
ne so
e nur
weil.
st zu
wie
e fol-
ia II.

Wort für den Verfasser abgeben mußte. Peter I. vermählte seinen Sohn Alexis mit der Prinzessin Charlotte Christiane Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie hatte von der Noth der Gemahls unendlich zu leiden und soll in Folge grober Mißhandlungen bei ihrer zweiten Niederkunft gestorben sein. Man findet den 1. November 1715 als Todestag bezeichnet. Nun aber fehlt es unglücklichen Prinzessinnen, vorzüglich, wenn sie schön und lebenswürdig sind, nicht an Freunden, und so ist auch vor mehreren Jahren in einer historischen Zeitschrift mit möglichst begründeter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß es gelungen sei, Alexis und seine Anhänger zu täuschen. Die Prinzessin soll nach Amerika entkommen sein und dort später ihrem Retter die Hand gereicht haben. Wir legen kein allzu großes Gewicht auf diese Geschichte; wenigstens aber steht sie nicht als nackte Anekdote da, sie hat daher nicht zu verkennende Vorzüge vor jener Scharfzichteranekdote. Da wir es sodann eben mit einer braunschweiger Prinzessin zu thun haben, so mag ein anderes Beispiel, wie leicht der Verfasser selbst über historisch feststehendes hinwegschreibt, hier noch Platz finden. Es wird I, 184 fg. die Palastrevolution erzählt, welche den braunschweiger Prinzen Anton Ulrich und seine Familie stürzte, um die ausschweifende Prinzessin Elisabeth, Tochter der Kaiserin Katharina I., auf den Thron zu bringen. Nach Grusenstolpe soll Anton Ulrich 1780 in der Verbannung, auf der Insel Kolmogory gestorben sein: doch starb er schon im Mai 1775. Sodann sollen die Töchter desselben dem Vaterlande der Keltern, also doch wol Braunschweig, wieder zurückgegeben sein. Allein wie außer den Töchtern, Katharina und Elisabeth, noch zwei Söhne, Peter und Alexius, das Schicksal der Keltern theilten, so wurden diese vier Kinder in Uebereinkunft mit Dänemark im Jahre 1780 nach Horsens in Jütland versetzt. Die ältere Prinzessin, Katharina, starb dort erst 1807, während der von der Kaiserin Anna zum Thronfolger bestimmt gewesene älteste Prinz, Iwan, in der Gefangenschaft zu Schlüsselburg schon am 5. August 1764 durch Ulasjow und Tschekin ermordet wurde.

Ueber die folgenden Bände müssen wir kurz hinweggehen und wollen nur einen Augenblick bei der Kaiserin Katharina II. verweilen. Ueber das Leben oder eigentlich den Lebenswandel derselben liegen mancherlei Anekdoten-sammlungen vor, welche dem ziemlich weit verbreiteten Interesse am Sclandal reichen Stoff bieten, ohne doch irgend ein verlässliches Bild dieser Frau dem Beschauer zu gewähren. Ein solches gibt auch Grusenstolpe nicht, und es mag auch einigermaßen unsicher sein, aus einzelnen Erscheinungen im Leben gekrönter ein richtiges Bild derselben zu konstruiren, denn diese Erscheinungen hängen oft genug an so vielen unsichtbaren Fäden, daß sie selbst jenen Gekrönten fremd bleiben. Offenkundig ist es schon sehr lange, daß die Kaiserin Günstlingen Gelegenheit bot, sich zu bereichern und eine gefährliche, oft verderbliche Macht zu erobern; daß sie daher vielfach getäuscht wurde: überall aber und selbst unmittelbar aus Scenen, denen das schwache Weib erlag, als Kaiserin hervortrat, an

deren Wort, deren Bild das Leben von Millionen hing. Daran hat Grusenstolpe sich gehalten. Wie dagegen die solche Frau möglich werden, möglich bleiben konnte, wie hat erst die neueste Zeit einen Wegweiser in den Wandel der Kaiserin geboten, welche ihr inneres und äußeres Leben als Großfürstin entwickeln, und nun erst sehen wir mit mehr Sicherheit, wie aus dem unglücklichen Dasein und der Lebenswürdigkeit der Stolz einer Kaiserin die Härte der Selbstherrscherin, die Schwäche des Weib in schroffen Gegensätzen hervortreten konnten.

Hieran knüpfen sich einige allgemeine Betrachtungen. Nicht mit Unrecht ist der historische Roman, welcher zu Ende dieses Jahrhunderts vorzugsweise durch Walter Scott in die Literatur eingeführt wurde, als Werk gründlicher Bildung bezeichnet. Als Roman steht er namentlich unter der Jugend, einen weiten Leserkreis und die meisten Olieder desselben glauben, durch ihn ein Schatz verlässlicher Kenntniß erworben zu haben, der ihres Studium überflüssig mache, denn Bequemlichkeit und Phantasie nimmt das in freundlicher Weise Schmeichelt für verbrühte Wahrheit, und eigart sich damit eine Weltanschauung an, die nicht Stolz hält. Die Walter Scott's verschulden dieses Ergebnis nicht so, denn sie folgen über den wirklichen Lebenskreis nicht aus und halten sich neben tüchtiger Charakterzeichnung mit tiefer Einsicht wenigstens in den Schranken positiver Wahrheit. Aber die Schar seiner Nachtreter der Nordsee hat manches Germanenkind auf dem Geraden und hätten die Deutschen nicht, gewaltsam von einer Nothwendigkeit gestachelt, dem Riesenthum der Jenseits sich anvertrauen müssen, sie ständen, der gegenseitig beliebten Umkehr der Wissenschaft und des Glaubens, genüber, auf viel schwächeren Füßen, als man hier da doch wahrnehmen muß. Bedenklicher aber steht jedenfalls mit solchen Werken, welche vom Titel bis zum letzten Punkt sich als geschichtliche Wahrheit in populärer Gewande anfrängen, und da dem größern Theil des Publikums kein Maßstab näherer Prüfung zu Gebote steht, dagegen keine Ausnahme macht von der allgemeinen menschlichen Richtung, die nur zu gern in die Fesseln Nachbars einen Blick wirft, so müssen dergleichen Werke, wenn sie nicht in jedem Punkte streng historisch begründet sind, nothwendig weitumher schlechte Ansichten erregen und wenn sie vom Leben und Thun höherer Stände, wenn sie aus dem Familienkreise gekrönter Häupter berichten, so kann es nicht fehlen, daß das nach dieser Richtung hin immer schon wachsame Misstrauen eine Reizbegierde aufnimmt, welche dasselbe stets tiefer zu vertreiben läßt. Keiner, der nur einigermaßen mit dem Leben vertraut ist, wird leugnen wollen, daß in dem Hause der Großen auch nur Menschen wohnen, unter denen manche gleich den Herrschern im Orient sich für Thiere und Töchter der Sonne halten oder doch ausgehen, und ebendeshalb ein Recht zu haben glauben, die unter ihnen stehenden auszubüßern, wie manchem die Sonne bald fluren zu Staub versengt. So bezeugt auch die Geschichte, daß hier und da ganze Generationen hindurch

hof mit allem seinem Glücke in einer Schwermüdigkeit
 und für deren Bezeichnung: kaum ein passender Aus-
 druck sich finden will, und dennoch hat die Geschichte, die
 sich von einer überdem unglückselig erweisenden Aus-
 weisung in einem Delphinat wissen will, die strenge Pflicht
 es sich, auch das in ihre Kasse einzugraben. Dieser
 Pflicht aber ist zugleich das heilige Recht verbunden,
 dem gerade zu bleiben durch jene Wahrheit, die überall
 an Punkt aufzustehen weiß, wo selbst die äußerste Wen-
 genheit zu einem Boden für ihren Gegensatz sich her-
 gehen gezwungen ist. Wer daran zweifeln mag, der
 mag auch zu beweisen versuchen, daß sein Muth, das Leben
 ertragen, nichts weiter als eine alte Gewohnheit sei.

Mit dem Gefagten ist der gutmüthigen und ebenso
 lässigen Glaubensschwäche, die alles gestützt, ein Aus-
 setzungspunkt keineswegs dargebracht; auch ist keinem das
 Recht abgesprochen, über Leben und Thun unter den ge-
 heimen Blicken der menschlichen Gesellschaft zu berichten.
 Ist er dabei jedoch mit der kaum verheilten Absicht zu
 kritisiren, die Schwächen und Gebrechen dieser Elieber überall
 den Vorwand zu schieben, so hat sein Werk als sol-
 ches keinen Anspruch auf eine Stelle in der Geschichte;
 es aber ist es als ein Zeichen der Zeit zu betrachten
 in dieser Beziehung ein historisches Moment, ober-
 hin man will Monument. Der Grund und Boden der
 Gesellschaft ist, nicht etwa seit der Revolution von 1789,
 denn schon seit dem Dreißigjährigen Kriege tief unter-
 wühlt, und keine Macht will durch einseitige Maßregeln,
 es anzusehen ist, daß sie nur die ephemere Dauer
 der Existenz sichern sollen, den weiteren Verlauf der
 irdischen aufhalten. Ebenso wenig wird dieser Wer-
 k dadurch beschleunigt, daß wir Geschichten erzählen
 überlistigen Prinzipien; von Saturalien eines
 apes, welches keinen Unterschied kennt zwischen einer
 Krone und einer Schellentappe; von Gewaltthaten,
 welche nur die strenge Geschichte zu Gericht sitzt;
 sich zwischen dem alten von Einzelheiten, die nur durch
 Möglichkeit begründet sind, vor keiner Kritik aber
 halten. Wirken wir nun alles Verführte kurz zusam-
 men, so ist mit den vorliegenden beiden Werken Crusen-
 ste's über Frankreich und Rußland weder ein histori-
 scher Roman, noch eine pragmatisch gegliederte und an-
 nennendwerthe documentirte Geschichte, vielmehr nur eine
 Zusammenstellung der alten Chronique scandaleuse
 ben, die bekanntlich seit dem vorigen Jahrhundert
 über Persönlichkeiten an den Höfen von Frankreich
 Rußland viele und darunter denn auch obscure und
 nützige Reden in Thätigkeit gesetzt hat. Hammer's
 historisches Taschenbuch" (vierte Folge, neuntes Jahr-
 1, Leipzig 1858) gibt eine Abhandlung über das
 Japan. Ihr Verfasser R. F. Neumann sagt darin
 58):

Die Geschichte der Despoten verdient nicht geschrieben zu
 sein. Wo kein Volkstheben sich regt, wo die gebildeten In-
 stituten am Boden hinfinken, in unumschränkter regierten
 es gibt es in Wahrheit keine Geschichte. Was man so
 t, das kummert, das fördert und nicht.

Das ist, wenn auch nicht unbedingt, ein wahres Wort;

wenigstens wäre es wol nicht so leicht gewesen, wenn Crusen-
 ste's dieses Wort, ehe er sein Werk über den petrasburger
 Hof schreibt, gekannt und beachtet hätte. Indessen—es ist nun
 einmal geschrieben. Die Zwittergestalt beider Werke bleibt
 auch wol ohne weiteren Einfluß auf das politische Leben
 des Volks, welches überdem mehr und Besseres zu thun hat,
 als die Zeit mit alten Hofanekdoten zu vergeuden. Wenn
 es aber einmal Kenntniß von Corruptions nehmen will,
 so liegen dergleichen ihm viel näher. Was sodann die
 Höfe selbst und deren Diener den beiden Werken gegen-
 über für eine Miene annehmen, ist an sich gleichgültig,
 wie denn auch desfallsige Vermuthungen hier ganz über-
 flüssig sind.

Uebrigens ist nicht anzunehmen, daß Crusenste's
 Feder lediglich zu dem Zweck in Bewegung gesetzt sei, um
 die menschliche Schwäche der Reugier als willkommen für
 den Verworb zu betrogen. Im Gegentheil, er war mit den
 Zuständen seines Vaterlandes Schweden zerfallen und be-
 nutzte die Höfe von Frankreich und Rußland als Ableiter
 seines Unwillens. Anders steht es mit dem lebenden
 Bande vom „Russischen Hof“, welchen G. Woldhausen be-
 reitet, und auch unter dem besondern Titel „Nikolaus I.
 Die polnische Revolution“ dem Publikum vorgelegt hat.
 Dieses Ereigniß konnte lediglich nur nach den bis jetzt
 offenkundigen Documenten dargestellt werden, wenn das
 Buch nicht von der Kritik und den Zeitgenossen zurück-
 gewiesen sein wollte, und Woldhausen hat das reiche
 Material so gut benutzt, daß sein Werk jenes Ereigniß
 genügend widerspiegelt. Ob Polen sein Schicksal der
 Zerstückelung und Unterjochung verdiente; ob es in der
 pariser Revolution von 1830 den schicksalichen Zeitpunkt,
 seine Ketten abzuschütteln, wollte, sind Fragen, die der
 Geschichte zur völligen Beantwortung noch vorliegen. So-
 wohl gegenwärtig schon eine Ansicht hervortreten kann,
 war Ludwig Philipp's Einschreiten in die Reihe der Herr-
 scher keineswegs geeignet, die Hoffnungen der Polen auf
 ihn zu unterstützen. Er selbst sah noch keineswegs sicher
 auf dem Thron, und einen kaum ausbleibenden europäi-
 schen Krieg aus der in Polens Wäldern und Sümpfen
 glimmenden
 wie seiner
 gen einem
 len nicht u
 einmal auf
 weisen konn-
 stellte. Da
 volution ge-
 ließ, war
 anders zu
 Stellung ha-
 übrigen be-
 der Ereigni
 allgemeinen
 gemessen vi-
 gen: 1) „fi-
 scher Kati-
 eben weiter

ausführt, auf directen Befehl der russischen Regierung in Wilna 1832 gedruckt und ist eigens zum Gebrauch für die Schulen und Kirchen der polnisch-russischen Provinzen bearbeitet. Vielleicht ist bei dieser Bearbeitung ein ähnliches Proband maßgebend gewesen, welches „der großen Nation“ ihren Kaiser Napoleon I. als eine Art Gott hinstellte. So weit hat es der vorliegende Katechismus freilich noch nicht getrieben; er unterjocht nur einfach alles Denken und Thun der Willkür des Herrschers, und da nirgends der Gegensatz ausbleibt, so weis auch der gewaltsam Geknechtete immer schon eine Handhabe zu finden für eigene Willkür, und so steht denn das stitzliche Princip stets auf einer Nabelspitze.

Der neuen Folge „Russischer Hofgeschichten“ von Belant (Nr. 3) kann hier nur vorübergehend gedacht werden. Das frühere Werk des Verfassers hat Referent nicht gesehen. Das vorliegende umfaßt den Zeitraum von Katharina II. bis Nikolaus I., also eine der reichhaltigsten Perioden. Der bekanntlich inzwischen verstorbene Verfasser, Häberlin hieß er, war auf Schriftstellerewerb angewiesen und hat in einer langen Reihe von Jahren mancherlei Romane und dergleichen geschrieben, ohne irgend besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Das Publikum sah sehr bald, daß den Werken jenes Etwas fehle, welches fast unmittelbar die Ueberzeugung gibt, sie seien Kinder einer innern Nothwendigkeit. So sind denn auch die vorliegenden „Hofgeschichten“ wol nur entstanden, weil Weisse diesen Ton angeschlagen, und da dieser die Höfe in Deutschland bereits hinweggenommen, so warb zum Auslande gegriffen, wo denn Rußland am bequemsten zur Hand lag und ebenso bequem Material bot, welches nur einigermaßen sichtlich zusammenzustellen war. Und das ist geschehen. Der Verdacht irgendeiner vorwaltenden Parteirichtung, welche die Feder des Verfassers etwa geführt hätte, taucht beim Lesen nicht auf, und so mag dieses Buch sich selbst empfehlen als sachlicher Wegweiser und zugleich als das Beste, was der Verfasser dem Publikum vorgelegt hat.

Die „Memoiren der Fürstin Daschkow“ (Nr. 4) sind als eine der werthvollsten Werken zu schätzen, welche die Literatur auf diesem reichen Felde aufzuweisen hat. Sie mußten einen weiten Umweg, nämlich über England nach Deutschland machen; allein eben dieser Umweg vermittelt zugleich die Bekanntschaft mit einer englischen Dame, der ältern Miß Wilmot, welcher wir nothwendig unsere volle Dank haben. Sie war 1805—7 Genossin der Fürstin und schreibt in den einfachsten, aber deswegen eben nach England hinüber. Diese um Theile von S. 304 bis zum 18 die Fürstin wußte und konnte, Selbstbildung, und wie diese schon es ist, so hat eben diese Frau in Lebensgange unausgesetzt Gelegenheitschütterlichen Charakter in einer

Waise zu betheiligen, wie er bei Frauen; denen man hier und da eigentlichen Charakter nicht zugefunden will, jedenfalls selten gefunden wird. Ihr politisches Leben beginnt mit der ihr von der Großfürstin ausgetheilten; sehr wesentlichen Theilnahme an der Eroberung des Jantarons, und wie die nunmehrige Kaiserin Katharina II. Kenntnisse und Befähigungen zu würdigen wußte, bezeugt die wol nur im damaligen Rußland mögliche Ernennung der Fürstin zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften. Der reiche Inhalt der Memoiren kann hier nicht weiter verfolgt werden. Nur die Frage: War sie glücklich? muß, den gewöhnlichen Sinn des Wortes vorausgesetzt, verneint werden, wie sie wol so ziemlich überall zu verneinen ist, wo edler Charakter, reine Erkenntnis und seltene Kenntnisse zum Kampfe mit dem Leben herausgefordert werden. Aber das Unglück mit der Standhaftigkeit eines klaren Sinnes zu ertragen ist dennoch ein Glück. Hatte die Fürstin als Gattin und Mutter keine Freude, war sie den Lannern des Throns preisgegeben: sie ging doch ungebeugt durch alle Wertsale, und so konnte sie endlich in ihrem Asyl bei Moskau sich ein Paradies schaffen, wie es J. J. Rousseau niemals erkannt hat.

An die Memoiren einer Frau unmittelbar die Denkwürdigkeiten eines Staatsmanns zu reihen, kann da nicht auffallend erscheinen, wo Frauen an dem Geschick des Throns, des Staats, der Völker sich betheiligen, wie das überall und hier zunächst in Rußland der Fall ist. Wir wenden uns daher ohne weiteren Uebergang an das bedeutendste aller diesmal vorliegenden historischen Werke, an die „Des Grafen Johann Jakob von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands“ (Nr. 5), durch deren Herausgabe sich R. L. Blum ein bleibendes Verdienst um die Geschichte eines Landes und einer Zeit erworben hat, welche den Historiker überhaupt noch vielfältig angelegentlich beschäftigen muß, ehe wir sagen dürfen, daß alle Mühsal gelöst sei. Wir müssen den ausschließlich historischen Forschungen dienenden Organen ein näheres Eingehen auf das hier von dem ehrenhaftesten Fleiße gebotene reiche Material überlassen, und können nur in gedrängtester Kürze den Inhalt nachweisen, schließen jedoch sogleich voraus, daß dieses Werk nicht etwa nur für den eigentlichen Historiker Interesse haben kann, vielmehr jedem Gebildeten, für welchen menschliches Thun und Geschick Werth hat, die reichste Ausbeute gewährt. Jeder der vier Bände zerfällt in drei Bücher, welche zusammen den Zeitraum von 1731—1808, von Sievers' Geburt bis zu dessen Tod, umfassen. Wir begleiten den jungen Livländer nach Kopenhagen und London, in die Schlachten von Großjägerdorf und Bornhorst, zur Belagerung von Kolberg und auf der Reise nach der Schweiz und Italien. Mit der Ernennung zum Gouverneur von Nowgorod beginnt Sievers' administrative Thätigkeit. Der Ackerbau, die Fürsorge für die Bauern, die Einrichtung von Posten, die Gründung vier neuer Städte, die Regulirung der Wasserverbindungen, die Abschaffung der Folter sind die

hauptsächlichen Gegenstände, welche Kraft, Kenntnisse und festen Willen herausfordern. Die Abschaffung der Folter mag vielleicht einer der ersten Schritte gewesen sein, die eine humane Behandlung der Dienerschaft, der Leibeigenen zu ermöglichen. Indessen, obgleich diese Behandlung, in manchen Erscheinungen, z. B. bei dem militärischen Prügelstrafe, vielleicht schlimmer als die Folter, noch weit über die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fortbesteht, ist es jedenfalls Sievers zu hohem Verdienst anzurechnen, für die Befreiung einer Nation gesorgt zu haben, die im civilisirten Europa noch bis in das jetzige Jahrhundert hinein unter Staats- und Justizmännern ihre Freunde hat. Eine neue Reichsverfassung, welche die Jahre 1776–80 in Anspruch nahm, schließt mit Sievers' Abschied aus dem Staatsdienste, und bis 1791 war sein livländisches Besitzthum Bauenhof Gegenstand seiner Sorgfalt. Allein er war doch unentbehrlich! Polen, nach dem Rußland schon lange angeschaut, forderte einen gewiegten Staatsmann, und Sievers, der in einem Familienbriefe geschrieben hat: „Es wär' ein Ruhm, den Polen, leichtsinnig, unvernünftig, eigennützig, oft schlicht, ihnen zum Trost ihr Glück zu gründen“, muß als Botschafter nach Warschau gehen. Seine Thätigkeit, wol die bedeutendste, füllt den ganzen dritten Band des vorliegenden Werks und schließt wie seine frühere als Generalgouverneur und Schöpfer einer neuen Reichsverfassung mit seinem Sturz. Für die Geschichte Polens und seiner Theilung ist dieser Band von wesentlicher Wichtigkeit. Bauenhof und verschiedene Reisen füllen die beiden ersten Bücher des vierten Bandes. Sievers empfängt vom Kaiser Paul den Ritterschlag, und nachdem ihm noch die Grafenwürde anhängt, wird er zuletzt schüden verabschiedet.

Das ist das Leben eines Mannes durch 77 Jahre unter großentheils sehr schwierigen Verhältnissen, und da der Herausgeber ihn fast durchweg selbst reden läßt, meistens in Familienbriefen, so lernen wir ihn als wahrhaftigen Ehrenmann kennen und schätzen. In der Vorrede zum vierten Bande deutet der Herausgeber auf die innere, mit starken Schritten fortschreitende Entwicklung Rußlands und deren in Deutschland mit allem Ernst zu beachtende Folgen hin. Diese Entwicklung, an welcher in erster Reihe Deutsche sich betheilig haben, lassen gegenwärtig schon das Wort Napoleon's I. vom ehernen Koloß mit Thronstufen als Trugwort erscheinen, wenigstens gegenüber einer zwanzigjährigen Beobachtung des Herausgebers und den unbefangenen Wahrnehmungen der Zeitgenossen überhaupt. Doch das ist schon mehrfach durchgesprochen und mag als Gegenstand für politische Organe hier nur als Andeutung gegeben sein. Es sei schließlich noch angemerkt, daß dem Werke 19 Porträts bedeutender Personen und eine Ansicht von Bauenhof, dem beschriebenen Landhause des Grafen Sievers, beigegeben sind.

Wenn wir bisher Rußland als politischen Staat betrachtet haben, so mögen sich hier nun schließlich die Bilder aus dem Familienleben anreihen, welche mit der „Russischen Familienchronik“ von S. L. Aksakoff in der Uebersetzung von Serz 1859. 21.

glas Maczynski (Nr. 6) gegeben sind. Die Ethne des Verfassers haben schon seit längerer Zeit einen Namen in der russischen Literatur, während er selbst, ein siebenzigjähriger Greis nur seit kurzem erst durch ein Büchlein über die Jagd bekannt. Chronik war dem Publikum, welche durch Einfache Wahrheit, durch Färbung sich überall im Augenblick, wo dies Buch 1856, also gleichzeitig in russischen Journalistik, in Schilderung des altrussischen Erörterungen, mancher T und Progressisten zum Uebersetzung haben wir in ungeachtet des Interesses, lands in neuerer Zeit eine Gesellschaft doch in manchen Räthselhafte bietet und neuere Reisende malische Einzelheiten vorzüglichen Herrn, des Freien zum Einzelheiten gewähren Freiheit, weil sie des Beobachtern geboten werden Zuständen sich gebildet haben oder gar nichts Verwand diese Chronik willkommen den. Sie führt uns zu jeder derselben in ein anderes erwacht dann und wann diese Sagen sie uns vorweg ein rechtschaffener, sein Nachbar und Wetter, sentirt, von denen schon einzelne Berichte zu sagen fische Leben mit Abscheu wie sie in dem beschränkt zu einem hochherzigen, geist ist, bietet dem Leser und werthvollsten Verlen. D bei diesem trefflichen Buch mit solchen, eine richtig besser als Touristenbücher freut werden!

Um die Touristen nicht gegen sich aufzubringen, muß Referent gestehen, daß er in diesem Augenblick in sich selbst erschrocken ist. Er muß sich selbst ja bei dem Kreuz- und Querzügen dieser Relationen als einen der flüchtigsten Touristen betrachten, und mit diesem aufrichtigen Bekenntniß möge denn die nun noch kurze Wanderung durch Europas Reiche fortgesetzt und beschlossen werden, indem wir nach Dänemark übersehen. Dettlinger hat in seiner „Geschichte des dänischen Hofs“ (Nr. 7) die Periode von 1483 bis zur Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstel-

die sieben Bände nur achter Band zu ersetzen, in Schweden währt einen guten Ansichten, die denn überall den Ver-
 muß, einen günstigt ist auch Dettin-
 lassen, und legt hse's Werk vervoll-
 denn auch Referent zu sein.
 zu den Manieristen werden — ist aus-
 unt. Die Frage, gemessen sei, mag e näher liegt: ob, Wahrheit geben
 egeben; wenigstens stellungen zu docu-
 durch etliche Ver- es die Absicht des f in ein schlechtes
 das Gute hervor, man das Schlechte
 ch unter andern
 wozu zu vertuschen

Aber es ist hier durchaus nicht die Aufgabe, einen Panegyrikus auf den Verfasser anzustimmen. Es sollte, da hier den sieben Bänden nicht Schritt vor Schritt gefolgt werden kann, nur im allgemeinen gesagt sein, daß das Buch allein schon durch seinen Quellenreichtum nicht ohne Werth für jene bleibt, welche sich unterrichten wollen, und diese mögen dann auch von Stranberg's „Rheinischen Antiquarius“ zur Hand nehmen, der bekanntlich von Koblenz her nicht weniger als den ganzen Erdball an den Rhein zu fesseln weiß, und da er im vierten und fünften Bande auf die Familie Ranzau zu sprechen kommt, so gibt er bei dieser Gelegenheit fast die ganze dänische Geschichte, und weiß dann von Christian IV. und Christiane Munk, sowie von Gorßz Uhlfeld und dessen Gemahlin eigentlich noch mehr zu sagen als Dettinger. Dieser zieht auch gelegentlich Ereignisse in den Kreis seiner Darstellungen, die man hier nicht suchen sollte und nimmt es dann manchmal nicht eben genau mit urkundlicher Begründung. So mußten wir auch hier wie oben bei Grusenstolpe dem Grafen Königsmark am Hofe zu Hannover begegnen und die Entdeckung machen, daß das an denselben sich knüpfende Ereigniß lediglich nur wie vom Hörensagen flüchtig niedergeschrieben sein könne. Selbst Ortsnamen sind keinem geographischen Handbuch entnommen und daher hin und wieder unrichtig.

Von nächstem Interesse für den Leser dürfte der siebente Band sein, da die Zeit von 1808 — 39 meistens theils als miterlebt die bis jetzt denkwürdigsten Ereignisse

unserer Jahrhunderts mit ihrem wesentlichen Einflusse auf Dänemark vorüberführt. Friedrich VI. hielt bekanntlich bis zum letzten Augenblicke an Napoleon I., und sein Volk knüpfte hieran den schmerzlichen Verlust Norwegens. Indessen hat er doch dagegen Lauenburg erworben und hat das Verdienst, die Leibeigenschaft aufgehoben, durch Einführung von Provinzialständen eine freiere Verfassung angebahnt, auch die jüdischen Unterthanen emancipirt zu haben. Während seiner zweiunddreißigjährigen Regierung blühten Kunst und Literatur in Thorsvaldsen, Heiberg, Baggeresen, Dehlenschläger, Andersen, Oetzel u. a. Selbst die Königin beschäftigte sich mit einem Nebenzweig der Geschichte, nämlich mit Genealogie, und ihre Tafeln sind, wenn auch nicht ganz frei von einigen Fehlern, doch immer sehr brauchbar. Vielleicht mag die angelegentliche Beschäftigung bei Herstellung dieser Tafeln dem Könige langweilig erschienen und darum ein Nebenverhältniß zu einer Matrosentochter veranlaßt haben, welche vom Volk Frau Danemandt und Mutter der Bedrängten genannt wurde. Die Darstellung dieses Verhältnisses füllt das zwölfte Kapitel, und wenn oben gesagt ist, es liege überall das Bestreben vor, das Vorgeführte zu documentiren, so gilt dieser Ausspruch von diesem Kapitel nur bedingungsweise, insofern nämlich, als der Anknüpfung des Liebesverhältnisses poetische Wahrheit nicht versagt werden kann. Im Brief und Siegel ist sie nicht zu beglaubigen.

Wie wir Deutschen gegenwärtig zu Dänemark stehen, hat das soeben besprochene Werk auf ein lebhaftes Interesse zu zählen, da das Publikum daraus schlagendere Motive für Neigung und Abneigung entwickeln mag. Es ist eine ganz eigenthümliche Verbindung von Armeligkeit und Großartigkeit, die wir da gewahren müssen; eine Kleinstädterei, die durch manche günstig einwirkende Umstände sich sehr wichtig zu manifestiren weiß und wirklich Bedeutendes schafft, ohne doch jemals frei aus der Umzäunung der Fleckenwirtschaft heraustreten zu können. Referent betrachtet es daher als eine besondere Günstigkeit des Geschicks, daß es ihm vergönnt sein sollte, von hier aus sogleich nach Wien sich zu versetzen und überhaupt diese Relationen mit der Anzeige eines Werks zu beschließen, durch dessen Bearbeitung und Herausgabe sich der bekannte Historiker Adam Wolf ein dankenswerthes Verdienst gesichert hat und das den Titel trägt: „Aus dem Hosienden Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Radevichüller“ (Nr. 8). Es erscheint eben zu einer Zeit, wo für Oesterreich ein neues kräftiges Leben herauszublühen begonnen hat, wo wir daher unsere Blicke mit lebhafterm Antheil dorthin richten; wo wir also um so angeregter und umsehen nach einem verlässlichen Standpunkte. Zugleich aber erscheint es zu einer Zeit, wo Grusenstolpe und andere das Leben einer Zeitgenossin Maria Theresia's, nämlich der Kaiserin Katharina II. von Rußland, in das Publikum wieder eingeführt haben, womit dem Betrachtenden nächste Gelegenheit sich bietet, zwei der hervorragendsten Persönlichkeiten als Frauen und Herrscherinnen gegeneinander abzuwägen. Der Herausgeber

mit das umfangreiche Tagebuch des Fürsten Khevenhüller an ungarischen Nationalmuseum zu Pest, und dieses in allen Details für den äußersten Fleiß jüngerer Tagebuchschreiber aus einer der vornehmsten Familien, in einem der ersten Räte der Krone, durch 39 Jahre der Kaiserin als Obersthofmarschall, Oberstkämmerer und Obersthofmeister dienend, mußte nothwendig zu näherer Einsicht anregen. Auch das fürstlich Coburgische Archiv zu Raudnitz an der Elbe, sowie eine reichhaltige Sammlung im Archiv zu Neuhaus in Böhmen mit das wünschenswertheste Material, und indem der Bearbeiter der Schätze gedenkt, welche überhaupt in den österreichischen Archiven noch begraben liegen, knüpft daran die richtige und allgemeine gültige Bemerkung:

Solange nicht das Wichtigste davon in einzelnen Monographien und Memoiren aufgearbeitet ist, solange wir nicht wichtige Schilderungen unserer größten Feldherren, Minister und Diplomaten besitzen, wird die Erkenntniß der österreichischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert immer eine unvollkommene bleiben. . . . Es lebt in der Geschichte Oesterreichs ein eifriges Recht und der Humanität; die Zustände entwickeln sich so stetig, daß . . . die Erinnerung (daran) nur wohlthunend und kräftigend wirkt. Die Mittheilungen aus den Khevenhüller'schen Memoiren können davon Zeugniß geben. Mir ist wenigstens bei allen meinen Studien nirgends ein so lebendiger Eindruck von dem hohen und reinen Sinn der Kaiserin Maria Theresia, sowie von dem ruhigen festen Willen dieser unvergesslichen zu zurückgeblieben, als bei der Lectüre dieses Tagebuchs.

Damit kann man sich lebiglich einverstanden bekennen. Es weist, was geboten wird, war bisher nicht bekannt und lebte nur in mangelhafter Erzählung. Wir finden in dem ersten Kapitel eine so nothwendige als dankenswerthe Biographie des Fürsten Khevenhüller, und lernen aus einer Individualität kennen, durch und durch ein Volk. Die Reformen der Kaiserin unterwirft er oft einem strengen unfreundlichen Kritik, immer aber ist er im Hause Oesterreich mit wahrhaft rührender Treue ergeben. Im zweiten Kapitel erscheint der Hof in der Zeit; die Politik der Kaiserin im allgemeinen; die Veranlassung des Ministeriums 1753; die Kaiserin in ihrer Thätigkeit; die Vergnügungen des Hofes und eine Reihe Persönlichkeiten, die sich in und um den Hof bewegen. Das dritte Kapitel gibt Skizzen über den Hof und Leben in Schönbrunn und Laxenburg, über die Feste Schloßhof und die Vermählungsfeier der Erzherzogin Isidore mit dem Prinzen Albert von Sachsen. Die Jahre nach Böhmen, Ungarn, Frankfurt und Innsbruck im Jahre 1754, 1764 und 1765 schildert das vierte Kapitel, und das fünfte den jungen Hof, die beiden Kaiser Joseph's II. und sein erstes Auftreten in Oesterreich. Den Schluß bilden Originalbriefe und Willens der Kaiserin an Khevenhüller, an den Fürsten Karl Liechtenstein und dessen Gemahlin, sowie an den Grafen Johann Tekel, und biographische Notizen über eine lange Reihe würdiger Persönlichkeiten.

Indem wir noch einmal einen Blick über sämmtliche besprochene Werke werfen, müssen wir fast unwillkürlich einer Vorlesung des Professors Wachsmuth in

Leipzig gedenken, die am 12. December 1857 in der öffentlichen Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften daselbst gehalten und mit dem Titel „Ueber die Quellen der Geschichtsfälschung“ im Druck erschienen ist. „Es ist“, heißt es sogleich im dritten Absätze, „äußerst selten der Fall, daß eine Reihe äußerlicher Erscheinungen sich vollständig, in ihrer Ganzheit und nach dem innern Zusammenhange von Ursache und Wirkung offenbart: vielmehr läßt sie erst durch Supplemente aus dem menschlichen Geiste sich als Geschichte construire.“ Referent führt diesen Ausdruck nicht an, um einen und dem andern der besprochenen Werke Geschichtsfälschung vorzuwerfen, vielmehr lediglich nur um fragen zu dürfen, ob ihnen allen, oder welchen derselben ein für die Geschichte erspriesslicher Werth beizulegen sei? Da möchten denn die „Memoiren der Fürstin Dashkoff“, „Des Grafen Sievers Denkwürdigkeiten“ und das zuletzt besprochene Werk Adam Wolffs in erster Reihe stehen und diesen die „Russische Familienschronik“ anzuschließen sein. Die andern, unter denen Dettlinger's „Geschichte des dänischen Hofes“ übrigens jedenfalls weit voransteht, bedürfen mancher Vorzicht, wenn sie für irgend einen historischen Zweck benutzt werden sollten.

Friedrich Voigt.

Deutsche Pädagogen.

1. Leben und Wirken des Regierungs- und Schullehrer Wilhelm von Tark, von ihm selbst übergeschrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waisenhäuser, und nach seinem Tode herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Potsdam, Stein. 1859. 8.
2. Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatmittheilungen dargestellt von W. Langbein. Stettin, von der Rahmer. 1859. Gr. 8. 12 Rgr.
3. Professor Gustav Evers. Von G. Dettmer. Lübeck, von Kuhn. 1859. Gr. 4 Mar.

den heimatlosen und vogelfreien Staat kann die Schriftsteller aller-
 sollte ihnen wenigstens die Achtung
 die sie verdienen. Solange frei-
 den, ihr glänzendes Talent ver-
 durch eine mit Sentimentalität ge-
 sigeln und die Reizung zu pilan-
 ausgewählten Lieblinge gewisser
 er sind oder waren, solange ist
 beiden Schriftsteller und ehrlich
 arbeitenden Schulmann — denn beide hängen mehr zusammen
 als man gemeinhin glaubt — nicht viel zu erwarten, aber sehr
 viel zu wünschen. Indes darf man hoffen, daß man auf dem
 Wege der Besserung, den man in dieser Hinsicht doch eingeschla-
 gen zu haben scheint, fortgeschritten wird, denn die in frivolster
 Weise der Gourmandise und den culturistischen Gewissen huld-
 gende Schule der Staatsmänner und Diplomaten, die den Ernst
 als Spas und den Spas als Ernst betrieben, scheint denn doch
 im Aussterben zu sein. Die „Kortissements“, die sie in letzter
 Zeit erhalten haben, waren doch gar zu eindringlich, um nicht
 zu sagen grob. Sie wissen recht wohl, was auf solche „Kort-
 tissements“ zu folgen pflegt, wenn sie sich öfter wiederholen.

Wir begrüßen Biographien verdienter Pädagogen mit dem-
 selben Vergnügen, womit wir Biographien verdienter Schrift-
 steller zu begrüßen pflegen. Man findet in beiden ein ähnliches
 Ringen, ein ähnliches Streben nach der Aufklärung anderer,
 eine ähnliche stille und consequente Arbeitsamkeit, ein ähnliches
 Kämpfen mit Hindernissen, ein ähnliches Unbelohnbleiben, was
 die materielle Gritzen betrifft, und daher auch eine ähnliche
 Aufassungsfähigkeit und eine ähnliche Verzichtleistung auf Ge-
 nüsse, Comfort und äußeren Glanz. Beide, der Schriftsteller
 wie der Schulmann, sehen sich in ihrem Streben nur zu oft
 verkannt, nur zu oft von der Menge und namentlich von den
 in glänzenden Lebensumständen sich Bekundenden zurückgesetzt;
 sie müssen sich beide mit dem inneren Lohn begnügen, der Schrift-
 steller muß sich mit dem Bewußtsein trösten, eine Gemeinde
 Gleichgekaufter, die auf seine Worte hört, um sich gescharrt,
 der Schulmann mit dem Bewußtsein, in so und so viel jugend-
 lichen Gemüthern die Keime des Guten und Bösen gewetzt und
 gepflegt und im Garten der Menschheit so und so viel junge
 Baumstämme großgezogen zu haben, welche der künftigen Ge-
 und wieder gute Schöplinge treiben
 ich hier nur von den Schriftstellern
 zu ihrem Beruf durch inneren Drang
 mit Gewissenhaftigkeit und dem vollen
 etlichkeit als Erzieher der Menschheit
 rühren. Man darf hierbei nicht ver-
 pedantischer Ernst, ein zu salbung-
 ismus und ein zu weit getriebener
 Wirksamkeit beider nur schädlich ist,
 amleit des Lehrers, der dadurch die
 e gereinigten Jugend nur abkühlt, ver-
 mit Hochmuth und Eigendunkel fällt,
 je schon früh in anmaßende Schul-
 i kleine Conventualianen verwandelt,
 nd alles Bessere wissen wollen als ihre
 i mit erstem Hintergrunde sollte den
 rchbringen als dies bisher in der Regel
 nan wird haben, daß Lehrer, welche
 n, wo es angebracht ist, eine scharfe
 und ihre Lehren in ein heiteres Ge-
 ei der Jugend das weiße Vertrauen
 igranten am sichersten Eingang in ihre
 die versehen darunter freilich eine
 des Scherzes, als weiß in den sogen-
 r Erziehung kommt, obgleich auch
 zu trivial sind, zu Zeiten ganz gut

Unter den vorliegenden Biographien verdienter Schulm-
 ner heißen wir die erste, welche die Selbstauszeichnungen des
 preussischen Rezipienden- und Schulraths Wilhelm von Lark
 enthält, namentlich willkommen; denn es handelt sich in Larks
 Leben nicht um die bloße Theorie, sondern um die Praxis, nicht
 um ein bloßes Unterrichten und Unterweisen, sondern, wie das
 auch auf dem Titel hervorgehoben ist, um ein Wirken. Sein
 Bildungsgang bietet außerdem eigenthümlich interessante Mo-
 mente, wie sie in dem Bildungsgange von Pädagogen nur aus-
 nahmsweise angetroffen werden. In Lark war die Menschen-
 liebe, die Liebe zu den gethig Unmündigen und den Verwaisten,
 in einem seltenen preiswürdigen Grade lebendig, und diese Liebe,
 dieses Mitleben war für ihn, der für eine ganz andere glän-
 zendere Karriere durch die Verhältnisse bestimmt schien, die in-
 nere Stimme, welcher er folgte, als er plötzlich die Erziehung
 und Pflege der Jugend und namentlich der Verwaisten zu seiner
 Lebensaufgabe machte, der er dann auch mit seltener Energie
 treu blieb. An einem solchen Leben haben wir ein nachahmung-
 würdiges Beispiel als an den glänzenden Lebensläufen irgend-
 eines jener Helden und Kriegsobersten, mit deren Vorführung
 und Verherrlichung die Phantasie der Bögdigen auf unseren
 Lehrerschulen gereizt zu werden pflegt. Es scheint diesem Päd-
 agogen und Waisenvater auch immer Ernst damit gewesen zu
 sein, darauf hinzuwirken, daß in der Schuljugend der Verkan-
 nicht zu einseitig und ausschließlich auf Kosten des Gemüths
 wie der leiblichen Gesundheit cultivirt werde. Und in der That
 mit eingelernten Wissens- und Deutscherhalten und dem Dialekt,
 der ungetrenntlich davon ist, ist unsere Generation über und über
 voll gekostet und gemästet, so daß Verdauungsbeschwerden und
 geistige Indignationen kaum bei irgendeinem ausbleiben; es scheint
 sich an der Zeit zu sein, auch einmal die andere Seite des Pro-
 schen, die Liebe, das Gemüth, das Billigkeits- und Humanitäts-
 gefühl direct in Pflege zu nehmen; und so lächerlich es auch
 auch scheinen mag, wenn wir lesen, daß Klein einmal erstlich
 mit dem Gedanken umging, eine höhere Akademie für die Hu-
 manität als Musteranstalt ähnlicher Institute zu gründen und dann
 alle wahrhaften Menschenfreunde zum Segen der Menschheit zu
 verwenden, so war der Gedanke doch so übel nicht und eben-
 falls der Ausführung werth. Schlimm genug, wenn uns jetzt
 ein solches Project lächerlich erscheint, da ihm doch die edelste
 und löblichste Absicht zum Grunde lag.

Wilhelm von Lark's Vater, Otto Philipp, kammt aus
 Kurland und begleitete zuletzt die Stelle eines Kammerpräsi-
 den und Obermarschalls am herzoglich meiningischen Hofe. Sein
 Mutter war die Tochter eines Freiherrn von Wibra und eine
 durch Frömmigkeit und einen sehr gebildeten Geist gleich aus-
 gezeichnete Frau. Diesem Paar wurde Wilhelm von Lark ge-
 boren. Er selbst erzählt von seiner Kindheit: „Von Jugend
 auf fränklisch, litt ich vorzüglich an Stottern. Der Stroh-
 heitsstoff warf sich auf die Knochen, und ich mußte sehr oft an
 schmerzhaften chirurgischen Operationen unterworfen. Ich kam
 mich noch sehr deutlich erinnern, daß man mich dann immer im
 Augen verband, mich auf einen Stuhl setzte und mich bei den
 Blutverluste, den die Schulte veranlaßten, glauben machen
 wollte, ich hätte aus der Nase geblutet. An die freie Luft kam
 ich wenig, meine Schmerzensstammer verlief ich nur sehr; ich
 litt dabei unaußerlich an Zahnschmerzen; im vierten Jahre hatte
 ich die natürlichen Blattern, die mir Laubheit auf dem linken
 Oche und Blindheit auf dem linken Auge zurückließen. Wenn
 ich tagelang im Bette lag, so waren Bilder von Thieren meine
 größte Freude, und noch heute steht das Bild eines Elefanten
 das ich damals gesehen, lebhaft vor meinen Augen. Ich war
 fünf Jahre acht Monate alt, als mich meine Mutter, die ich nur
 selten sah, ein vor ihr Zeit kommen ließ, mir die Hand
 reichte und mir mit schwacher Stimme sagte: „Lieber Wilhelm,
 ich immer fromm und gut!“ Bald darauf starb Wilhelm's Mutter,
 und er wurde nun zu seinem Oheim mütterlicherseits, dem
 Oberbürgermeister von Wibra in Hildburghausen in Pflege ge-
 ben. Hier langte er an, „eben, ein Bild des Sommers, und

waren eintenden Bränden.“ Im Hause seines Oheims wurde er, die öffentliche Schule damals hinsichtlich der Sittlichkeit in dem sehr übeln Rufe stand, nebst einem Vetter von einem Hofrath Namens Böttcher erzogen. Er erwähnt unter anderm, daß er in einem Garten vor dem Hause ein eigenes Beetchen hatte und hier und in dem großen Hintergarten seine frohesten, glücklichsten Stunden verlebte. „Wehe den armen Kindern in oßen Gärten, die eines Gartens am Hause entbehren müssen!“ ist er bei diesem Anlaß aus. So viel aus seiner Kindheits- und Jugendgeschichte, die zum großen Theil die Motive erklärt, denen seine spätere Sympathie für Verwaiste hervorging.

Siebzehn Jahre alt bezog er die Universität, wie er selbst hand für dieselbe wenig vorbereitet. Von der griechischen Sprache verstand er gar nichts, einen lateinischen Professor über- ze er ziemlich, aber einen Dichter zu übersetzen vermochte er nicht. Von der Mathematik und Algebra wußte er nichts und in ristischen Ansätzen war er wenig geübt. Dabei war er auch körperlicher Hinsicht zurückgeblieben, er konnte weder reiten noch schwimmen, noch einen längeren Spaziergang aushalten. Unter vielen kräftigen jungen Leuten ward er nun bald seinen un- zähligen Zustand gewahr, und er beschloß nun alles anzuneh- men, was, unbeschadet seiner fleißigen Studien, dazu beitragen konnte, seinen Körper zu kräftigen. Die Ferien verlebte er im- mer in Meiningen und Hildburghausen unter seinen Verwandten, deren Abendgesellschaften fast ausschließlich das Kartenspiel be- zogen wurde, für das auch Wilhelm, wie er selbst gesteht, eine außerordentliche Leidenschaft faßte. Aber gerade der Um- stand, daß er eine besondere Geschicklichkeit im L'Hombre- spiel er- zeigte, sollte einen merkwürdigen Einfluß auf sein Schicksal haben. Von solchen unbedeutenden Dingen hängt in dieser reischen sublimarischen Welt das Schicksal der Menschen oft ab. Als nämlich Türk ausstudirt hatte, und ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne alle Aussicht in Hildburghausen sich hielt, wurde er eines Abends zu dem dort gerade weilenden jungen Karl von Mecklenburg, dem Vater der regierenden Herzogin gerufen, um den dritten Mann bei einer L'Hombre- partie zu machen. „Unbeschreiblich blöde“, wie Türk damals er, erschien er schwächeren im prinzipiellen Cirkel, erwarb sich durch sein Spiel die volle Zufriedenheit des Prinzen, der, als er bald darauf seinem plötzlich verstorbenen ältesten Bruder, Adolf Friedrich IV., als regierender Herzog von Mecklen- burg-Strelitz folgte, in Erinnerung dieses von ihm nach seiner neuen Bedeutung gewürdigten Talents als Auditor der Justiz- gleich und Kammerjunker auch Strelitz berief. Elf Jahre lang blieb er nun jeden Abend von 6—9 Uhr mit dem Herzog zu spielen, denn dazu war er nach Strelitz berufen; das Honorar war nur Nebenfache. Dieses Einerlei verleidete ihm das Spiel gründlich, besonders als er während einer sechsmonat- lichen schweren Erkrankung hinlänglich Zeit und Gelegenheit hatte, über die Leerheit seines bisherigen Lebens nachzudenken. Verboren wurde dieses öde einsörmige Dasein durch eine Reise, welcher er den Herzog begleitete und die ihn über Berlin, Coblenz u. s. w. nach München und Stuttgart führte. Nichts, allem, was er auf dieser Reise gesehen, hatte ihn so lebhaft reißt als das Schullehrerseminar in Hannover, damals wol vorzüglichste in Deutschland. Gleich nach seiner Rückkehr kam er an, sich lebhaft um das Schulwesen in Mecklenburg- Strelitz zu bekümmern. Da er aber fühlte, wie gering seine Kenntnisse in diesem Fache waren, beschloß er, eine Reise zu thun, um die bessern Unterrichtsanstalten in Deutschland und Schweiz kennen zu lernen. Der Herzog schenkt eine Reise solchem Zwecke für sehr überflüssig gehalten zu haben, beson- ders da ihm dadurch ein so vorzüglicher Whistspieler für eine lange Zeit entzogen werden sollte, und schlug ihm das nach- stehende Reisependium ab; glücklicherweise fand sich in einem seiner Bekannten, dem hettiner Kaufmann Salinger, ein für es Reiseprojekt begeisterter Mann, der ihm die erforderliche Summe vorschloß. Im Mai 1804 trat Türk diese Reise an, für sein Schicksal entscheidend wirken sollte. In Leipzig be- suchte er

Professor
daß er d
mit groß
bung des
Kinder
darum hi
führen,
ja gar n
barmunge
mit der
kommt er
an! Nach
und Ein
Leiber un
lassen, w
million u
statt Lieb
kann ihre
cip nicht.
H. Baltis
land oft
allerdings
seine Sch
Schulgeld
Winter d
zahlen.“
ten Fall
Erziehung
jede Meth
und zwar
das Wissen.

Von seiner pädagogischen Kun- die Schweiz zurückgekehrt, nahm er Unterricht, und obgleich ihm dieses Ge- gung kostete, fühlte er doch bald, „mente“ sei. Die Whistpartien und In Betreff eines solchen Salats alles vor, wie ein Schauspiel, und Hofkostüm meine Rolle gespielt, na Platz und betrachtete nun alles, so Schauspielhause betrachtet. Aber klar, daß dies Verhältniß nicht für unbehaglich und unbeholfen am 4 sich zu verheirathen gedachte und er darauf rechnen dürfe, den Abend bringen und daß an den kleinen den oft am Hofe erscheinen müßten, was ihren Kostenaufwand verursache.“ Hofdienst und ging nach Altdorf, Justiz- und Oberconsistorialrath er seinen Hauptzweck, sich ganz der dem Fache der Erziehung zu wid- ging er mit seinen Jünglingen, die men, 1808 nach Pforten, „um von gründenden Erziehungsanstalt zu der Erziehung und des Unterrichts ree

*) Diese Verheirathung sa- mine von Buch, Tochter melleter Erwählung seines eh seinen Aufzeichnungen, was i seiner Gattin das Versprechen in die Öffentlichkeit zu bring den Frauen wol ziemlich selten des Familienlebens ein Heiligt nicht entweiht werden dürfte, u noch mehr nach außen geht, geräuschlos wie möglich sein mußte.

ichtweisen eines
ein Glück, denn
und ein Freund
ide zur Zeit der
damme's Befehl
! befand sich in
ire er im Amte
a würde. Von
lt nach Debay,
rgangenen Ruf
von dem dama-
eigenthümlicher
: „Was wollen
nach Berlin!“
denn nach Jül-
Steinbart, ge-
gte Gymnasium
inrichtung, wo-
r vier der Güte
ehr wenig zuge-
g die Unzweck-
auch sonst viel-
ten Tische von
behandelt wur-
nach Potsdam
lt. Er stiftete
le erste Kinder-
isenerverorgungs-
thelligte sich an
hule in Berlin,
us, zu welchem
Mailand machte,
ngen, wobei er
er Ansicht darin
hohe Meinung
ast als Turner
g mit der übr-
arisch war Türl
Autobiographie
fenden Schriften

verzeichnet. Der verdiente Mann starb 1846 in Glienitz, und alljährlich versammelt sich auf dem dortigen Kirchhofe die Schar der Zöglinge seiner Anstalten zu einer ernstlichen Gedächtnisfeier.

Gegen Wilhelm von Türl's Leben, an dem besonders die Peripetien von Interesse sind, womit der Stroluch, gelähmte, mit Wunden bedeckte, elende Knabe ein Hofmann und dieser Baisenvater und Wohlthäter sich Mager's Leben ziemlich neu an philologischen Kenntniss und an eigenthümlichem ne Werke, z. B. „Geschichte „Die deutsche Bürgerschule“, m des Wissens“, die Zeit- che gegenwärtig unter dem dem Verfasser der vorliegen-). In der literarischen Welt

Eigenschaften, die wir an einem Pädagogen und Schulmann höher schätzen müssen, als allen Geist, alle allgemeine literarische Bildung, alle philologischen und philosophischen Kenntnisse, nämlich diejenigen Eigenschaften, wie sie Türl besaß und wie sie Mager seinem ganzen Bildungsgehalte nach weniger zu Gebote standen. Mager war ein echter Sohn der deutschen Universitätsbildung und ist auch, wie wir meinen, über das bloße Theoretisiren und Schematisiren, über die „scholastische Theorie“, wie er sich selbst ausdrückte, nicht viel hinausgekommen, so viel Geist und Scharfsinn er hierin auch entwickelte und so ehrenwerth an ihm sein Forschungs-

trieb und sein Streben nach ständiger und geistiger Vervollkom-
nung auch erscheint. Wir selbst haben ihn noch im ersten
Jahrhundert des dritten Decenniums in Berlin persönlich gekannt
Damals galt er, der seinen christlichen deutschen Namen Mager
französisch mit dem Accent auf der letzten Silbe auszusprechen
pflegte, vielen noch als ein bloßer geschickter Compilator, als ein zu-
genfertiger, mit Hegel'schen Floskeln um sich werfender Dialektiker
und als ein ziemlich anmaßender, renommistischer, wenn auch
wesentlich gutmüthiger Schwärmer, der aber doch selbst sehr
bedeutenden Reuten blauen Durst vorzumachen und sie zu
blenden wisse. Manche stehende sich immer wiederholende Re-
denarten wie die „man ist ja kein Sandkorn neben einem an-
dern Sandkorn, sondern ein Organismus in einem Organismus“
u. s. w. verliehen seinen Raisonnements einen fast komischen
Anstrich, so geistreich und gewandt er auch seine vielen paradoxen
Behauptungen zu verfechten wußte. Von dieser Renommisterei
scheint er auch später nicht ganz frei geblieben zu sein; denn
auch der Rector der Cantonschule in Aarau sagt in einer in
vorliegender Schrift mitgetheilten Charakteristik Mager's: „Leicht
übernahm er sich auch und erging sich in Hyperbeln, beim Wi-
derspruch immer in höhern, wo die Phantasie über Gebühr auf
die Darstellung der Wirklichkeit Einfluß übte. Mit dieser
Schwäche schied er sich manchmal und brachte sich in den Ruf
eines Renommisten, besonders wo man seine eigenthümlichen Ver-
züge nicht genug kannte, um sie als Gegengewicht oder vielmehr
als Uebergewicht in die Waagschale zu legen. Mit einigen Col-
legen gerieth er nicht ohne seine Schuld in einen heftigen und
überlauten Streit, der für die Schule bedenklich zu werden drohte“
u. s. w. Auch sein Biograph und Lobredner, Langbein, muß
zugeben, daß Mager's Auftreten als Director des Realgymna-
siums in Eisenach scharf gewesen, daß er sich, wenn er auf
Widerstand stieß, zu Worten und Menagerungen habe hinreißen
lassen, „die in einer kleinen Stadt nicht bald verhallen“, und
daß er dadurch oft selbst seiner Wirksamkeit geschadet habe. Dies
lag an seiner rechthaberischen Natur, die sich andern gegenüber
Zudulgenzen gestattete, denen der auf unsern Universitäten her-
schende Geist Vorbehalt leistet. Dulden die „Studirten“ schon
von einem andern Studirten nicht leicht einen Widerspruch,
so natürlich noch viel weniger von einem Nichtstudirten. Aber
Mager handelte nie gegen sein innerstes Gewissen, er wollte
nur, was seiner Ueberzeugung nach gut und richtig war, ja er
hatte sogar den Muth und die Selbstverleugnung offen zu be-
kennen, daß er geirrt habe, wenn er ein besseres Einsehen ge-
wann; und er, ein Hegelianer „von der strictesten Observanz“,
wie man sie nannte, schwor später seinen Meister ab, ja erklärte
sich offen und entschieden gegen ihn, indem er sich mehr Gehört
zuwachte. Diesen Verwandlungsproceß zu verfolgen gewährt
uns an dieser Schrift fast das meiste Interesse. Mager erklärte
z. B. später in seiner „Pädagogischen Revue“, sich der fast häßlichen
Ausdrücke bedienend, die es überhaupt geben kann: „Wenn ich
jetzt als siebenunddreißigjähriger Mann von Zeit zu Zeit einen
Band von Hegel öffne und dabei auf Stellen stoße wie folgende:
Rechtsphilosophie, §. 337, §. 345, Vorlesungen über Geschichte
der Philosophie, II, 237, die der Dichter des „Faust“ dem Ae-
schylus hätte in den Mund legen können, und mich daran
erinnere, daß wir und mit mir vielen Tausenden meiner Alters-
genossen, deren Bildungsjahre in die Zeit des Altenheimschen
Ministeriums fielen, auf Veranstaltung des zum Schulherra
gewordenen Staats diese Abscheulichkeiten als die höchsten und
dazu mit aller Autorität des Staats verkündete Weisheit aus-
gesprochen worden sind, daß diese Abscheulichkeiten fast von
allen philosophischen Kathedern gelehrt wurden und das Wahre
und Heilsame, wieder durch Veranstaltung des Staatsschulregi-
ments, nach Kräften beiseite geschoben und unterdrückt wurde;
wenn ich dann um mich schaue und nachzähle, wie viele meiner
Altersgenossen durch solche offizielle Brunnenvergiftung mehr
oder weniger stillos verstorben und zum Theil ganz zu Grunde
gegangen sind: dann packt mich ein Born über die Entdeckung
des Teufels, welche man Staatsschulwesen nennt, daß ich Frühe

jahr, den Blick über den ganzen Staat zu werfen, der bei Solchenverfassung, diese Kolossale zu seinen Regalen zieht und höchsten von Zeit zu Zeit einmal — wenn etwa ein neuer Charakter den alten aus der Mode bringt — mit dem Stile abschneidet.“ In ebenso entschiedener Weise sprach er sich gegen die Epinoja'sche Ethik aus, nach der durchaus nicht abzuwachen sei, „warum ein arbeitssamer Mensch nicht als Straßenranger und Müllner leben sollte, wofür er nur solche angestreift, die weniger stark sind als er, und sich vor den Gerichten zu haben weiß“ u. s. w. Wager war eben von der den meisten philosophischen Systemen anhaftenden Indifferenz gegen die Moral zu weit mehr christlichen und aus dem allgemeinen Sittengesetz hervorgehenden Ethik hindurchgebrungen. Schwerer als ihm Widerstände mochten ihm die Gesandnisse geworden sein, welche ihm das Jahr 1848 abpreßte. Er, der noch den „herrlichen März 1848“ und die „prächtigen Wägen, die die Akropolis des Molanemus übermüht“, geschrieben, fand doch bald nicht idealtypische Worte genug gegen den Strauß'schen „Dandylismus“, gegen den „Wahnsinn der Canallitratie in Berlin und Wien“, gegen die verfassunggebenden Versammlungen, zu denen die Abgeordneten in dem „Irrenhause“ zusammengeführt worden; ihm schwand der letzte Rest von Hoffnung, „es könne in unserm Deutschland bei seinen Lebzeiten noch leidlich gut und auch der Schule geholfen werden“; er schrieb im September 1848 an Langbein: „Ich kenne die Partei des verbrochenen Molanemus, die Partei des Verfalls seit 11 Jahren; ich kenne sie in der Schweiz. Und eben weil ich sie kenne, darum bin ich seit circa 4 Monaten so unglücklich, seitdem ich nämlich zugeht, welche geringe Widerstandsfähigkeit in den moralischen Kräften Deutschlands ist.“ Und an denselben schrieb er: „Wer an seiner Welt verzweifelt, hat nicht mehr den Beruf, eine Zeitschrift zu leiten.“ So gab Wager die „Pädagogische Revue“ auf, die dann später von Langbein, Scheibert und Kapp, später von ersterem allein fortgesetzt wurde. Vergessen darf man bei so melancholischen Ausbrüchen freilich nicht, daß ihm damals seine Gesundheit untergraben war, daß seine Krankheit, die ihn jahrelang an der Kollabirung band und 1856 seinen Tod herbeiführte, schon im Jahre 1850 oder früher theilweise Linderung zur Folge hatte, weshalb er auch den Plan, nach Amerika zu gehen, aufgeben mußte. Immerhin ist in dieser Schrift ein eigenhändig reicher geistiger, psychologischer und ethologischer Entwicklungsengang eines vielbegabten Mannes vor Augen gelegt, und für die philosophische Auffassung und Durchdringung der Pädagogik steht es nicht an anzusehenden und lehrreichen Evidenzen.

Daßes Gern, dessen Leben und Wirken C. Dettmer beschrieben hat, war Professor und Oberlehrer am Gaisachschule in Frankfurt a. M., um deren geistiges und wissenschaftliches Leben er sich auch als Vortrager der Kunst- und Naturwissenschaften und durch seine in der Gesellschaft zur Beförderung gewinnlicher Thätigkeit gehaltenen Vorträge mannigfache Verdienste erwarb. Auch an den Kämpfen der Zeit nahm er lebhaften Theil. In den „Neuen Lübecker Blättern“ legte er überzeugend und berechtigt in zahlreichen Aufsätzen die Nothwendigkeit einer Reform der Lübecker Verfassung dar und die schon 1844 erschienene Schrift „Die Nothwendigkeit und Durchführbarkeit des reinen Repräsentativsystems bei Organisation unserer Verfassung“ trägt in der ersten Hälfte ganz von ihm her. Im Jahre 1845 erschienen von ihm zwei einander ergänzende Schriften: „Lübeck's Bedeutung durch die bänische Politik“ und „Lübeck und Lübeck“, welche nicht bloß in seiner Vaterstadt, sondern auch in den patriotischen Kreisen des übrigen Deutschlands mannigfachen Anklang fanden. Die Ereignisse des Jahres 1848 bewegte er mit den fröhlichsten Hoffnungen, die aber bald schwanden, als der Radicalismus in Deutschland und in Lübeck selbst immer tragischer sein Haupt erhob. „Es war ihm klar“, sagt der Verfasser der Schrift, „daß der Versuch eines vollständigen Neubaus unter Verlangung aller Geschäfte und wohlverordneten

Stärkte und glücklicher Frage! allgemein sammeln als die verschönte Schon sehr den calistum Ratione suchte er lang zu Deutsch einer de Lösung Theilung verlegen

weg an, und in der im December 1850 veröffentlichten Broschüre „Oesterreich, Preußen und die Einheit Deutschlands“ kam er zu dem Schluß, daß Preußen für das Recht des deutschen Volks wie für seine eigene verantwortliche Ehre zum Schwerte greifen müsse. Möge man die in diesen Schriften ausgesprochenen Ansichten und Grundlagen billigen oder mißbilligen, so sind es doch gerade diese patriotischen und politischen Bestrebungen, die ihm eine über Lübeck's Reichthum hinausreichende allgemeinere Theilnahme sichern. Auch möge sie dazu beigetragen haben, vorläufige Anfälle eines Nervenzitterns herbeizuführen, welches schon früher wiederholt bei ihm aufgetreten war. Weber mehrmonatliche Anwesenheit vom Schulanter noch mehrfache Badereisen milderten das Uebel, das immer furchtbarere Fortschritte machte und ihn der tiefsten Melancholie überlieferte, „bis er endlich, von namenloser innerer Angst gepeinigt, den Voratz faßte, von dessen Ausführung er im Sommer vorher noch im letzten Augenblicke zurückgetreten vermocht hatte, seinen Tod in den Fluten zu suchen. Am Sonntag, 6. Februar nachts 8 Uhr, schlief er sich aus seiner Wohnung, um nicht wiederzukehren. Erst am vierten Tage gelang es, die Leiche aufzufinden, und die angestellte Section ergab Abnormitäten, wie sie sich bei den Unglücklichen, die einen gewaltsamen Tod suchen, häufig finden.“

A. M.

Reiseliteratur.

1. Neue Reiselügen aus Spanien. Von Franz Lorinser. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 1858. 8. 2 Bde. 6 Mgr.
2. Ansichten aus den deutschen Alpen. Ein Lehrbuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für Freunde der Natur. Von Karl Müller. Mit Holzschnitten und einer Karte. Halle, Schwetschke. 1858. Gr. 8. 2 Bde. 20 Mgr.
3. Allen frohen Wanderern. Ein Reise- und Familienbuch. Von Robert Trogisch. Leipzig, Mertens. 1858. Gr. 8. 10 Mgr.

Der Verfasser der „Neuen Reiselügen aus Spanien“, F. Lorinser (Nr. 1), scheint unter den leidenschaftlichen Touristen der Gegenwart allerdings einer der leidenschaftlichsten zu sein. Wenigstens stellt er uns das seltsame, unser Wissen noch nicht dagewesene Phänomen eines Reisenden dar, der, nachdem er auf einer Pilgerfahrt durch die südlichen Provinzen von Spanien alle Genüsse, aber auch alle Mühseligkeiten einer solchen Reise voll und ganz genossen hat, wenige Jahre später in dies Land zurückkehrt, um auf einer Wanderung durch die Nord- und Westprovinzen desselben einen noch viel größeren Theil von Beschwerden und Mühseligkeiten durchzumachen, bloß — da ihm besondere und Sachzwänge gänzlich fehlen — zu dem Ende, seine Eindrücke von „Land und Leuten“ in Spanien wieder aufzufrischen oder zu vervollständigen, und nebenher „San Jago de Compostella“ als verspäteter Pilger zu besuchen. Nun wohl, es ist dies ein Beweis sowohl von seiner Treue der

Gefühle, als auch davon, wie hart und reizvoll jene ersten Reiseindrücke auf sein Inneres gewirkt haben müssen; es ist eine zur Zeit ungewöhnliche Erscheinung, zu der wir die Erklärung nur in der eigenthümlichen und vom Verfasser mit besonderer Empathie erfüllten poetischen „Liebenswürdigkeit“ des spanischen Volkcharakters in seinem ganzen Umfang finden können; eine Empathie, die der Verfasser allerdings auf jeder Seite seines Berichtes offen bezeugt und gut motiviert.

Neben den ersten zweibändigen Reisebericht Lorinser's haben wir im Nr. 25 d. Bl. f. 1867 zu seiner Zeit gütigst referirt; wir können im ganzen genommen dasselbe günstige Urtheil auch den beiden Bänden der „Neuen Reiseflüge“ zuwenden. Allerdings fehlt dieser Arbeit so ziemlich alles, was sie zu einer gelehrten oder wissenschaftlich bedeutenden machen könnte, da, wie schon gedacht, dem Reisenden besondere Reisezwecke nicht vorzuschweben und da er, wie es fast scheint, geistlich alle sich darbietenden Anknüpfungspunkte an die politische, die Cultur- und die Landeskunde des Landes seiner Vorliebe verschmäht, um ausschließlich seine Reiseindrücke, Landschaftsbilder, persönlichen Eindrücke, Naturanschauungen u. s. w. darzubieten. Allein die allerdings beschränkte Aufgabe, welche er sich stellt, erfüllt er doch in so ansehnlicher, naturn- und lebenswärtiger Treue, daß wir ihn mit unablässiger Theilnahme, ja oft mit wahrem Vergnügen auf seiner beschwerlichen Wanderung zu folgen gerathen haben. Es ist zuvörderst ein eigenthümlicher Reiz, zu welchen der Verfasser verfolgt und auf dem er wenige Vorgänger hat. Von Frankreich und den biscayischen Provinzen aus wendet er sich nämlich dem Zuge der spanischen Nordküste zu, wandert durch die Provinzen Cantabrie, Asturias und Galicien nach San-Jago di Compostella, um von hier durch die an landschaftlichen Schönheiten so reiche Provinz von Vigo nach Lissabon, von dort auf äußerst beschwerlichen Wegen durch Alentejo nach Sevilla — das er auf seiner ersten Reise der Cholera wegen nicht erreichen konnte —, von hier aber nach Cadix und Gibraltar, nach Malaga und schließlich nach Oren und Algier zu gehen, und endlich in Marseille wieder französischen Boden zu betreten. Daß dieser eigenthümliche Reiseplan mit den allergrößten Beschwerden verbunden und auf jede Art von Reisecomfort dabei Verzicht zu leisten sei, war dem Verfasser zum voraus bekannt, schreckte ihn aber nicht zurück, eben weil er hier, fern von allen besuchten Reisewegen, am so sicherer mit dem unverfälschten, nobeln und lebenswärtigen spanischen Volkcharakter in Berührung zu kommen rechnen konnte: eine Rechnung, die ihn denn auch nicht getäuscht hat.

Bevor wir nun seinen Bericht selbst etwas näher betrachten, wollen wir noch daran erinnern, daß der Wanderer katholischer Priester und als solcher in einer besondern Vertrauensstellung zu dem Volke im allgemeinen befaßt manche Zugänge zu dem Gemüthe des Volks zu finden weiß, welche andern Reisenden verschlossen bleiben; sowie daß der vollständige Verzicht der Sprache des Landes und eine körperliche Abhärtung, welche es ihm möglich macht, diese Reise mitten in der größten Sommerhitze des Jahres 1867 zu unternehmen, ohne viel von dieser zu leiden, seinen Reiseertragsquellen sehr gütig waren. Wir sehen den Pilger also von Bordeaux nach Bayonne aus, nach einem Besuch des kaiserlichen Gerdades Biarritz, die biscayischen Provinzen bis zu dem frischen, reizenden Bilbao hin, von dem er ein volles und liebliches Bild entwirft, durchziehen, dann längs der wildgeräuschten und überdunkelten Nordküste von Biscaya nach Santander zu Schiffe und von hier nach Oviedo auf einem fünf-tägigen Ritt zu Pferde seinen Weg nehmen. Schon hier lernen wir genau den besondern und eigenartigen Charakter dieser Küste, wie er sich in Asturias und Galicien fortsetzt, kennen, dessen spezieller Reiz in einer Folge von zahllosen Buchten besteht, die, was genannt, von irgendeinem kleinen Fluß in seinem Zusammenströmen mit dem Meere gebildet, rings von malerischen, grauen Bergen umgeben, so wie mächtige Landseen ausbreiten, während sie auf ihrer Südfseite von den schneebedeckten Kuppen der asturischen Alpen hoch überragt werden und so überall einen

höflichen landschaftlichen und malerischen Abdruck erhalten. Solcher Art beschreibt der Verfasser und eine große Anzahl, und indem er sie treffend mit den oberitalienischen Seen, den Garda- und Comersee vergleicht, zeichnet er diese Seen, bald frisch belebt, malerisch, anmuthig, bald wildromantisch und großartig, bald still und himmlisch mit den mannichfaltigsten Jagen und mit köstlicher Vorliebe. Diese Seen aber werben sich nach Ueberschreitung der trennenden Guckas (Bergzüge) längs der ganzen Nordküste in den mannichfaltigsten Gestaltungen und Vegetationsverhältnissen bis zu ihrem herrlichsten Höhepunkt in der Bucht von Vigo, dem reizvollsten Punkt der spanischen Nordküste, den der Reisende mit dem Schluß des ersten Bandes seiner „Flüge“ erreicht. Bis dahin hat er jedoch Beschränkungen ungewöhnlicher Art in Menge zu bestehen, stürzend um einen fräftigen und minder entbehrungsstrebigen Naturen wie er von diesem Reisezuge abzuscheiden. Die Vegetation an dieser Küste ist überall wenig vom südlichen Charakter. Die Guckas sind meist wald, aber baumlos; in den Thaleinschnitten herrscht die immergrüne Eiche und die Kastanie vor, auch die deutsche Eiche und die Nichte verbreiten hier Kahlung; selten erscheint ein halbwohler Delbaum und eine erste schwache Palme findet sich erst bei Vigo vor, dagegen verschauern riesige Weintrauben und Brombeeren, herrliche Canna (Noh) und Farne oft genug die steilen Wege bis zum Wandersbrüchigen. Der Ritt nach Oviedo führt von der Küste ab tief ins Land hinein; die Guckas werden immer rauher, höher und trockener, die Berge immer elender; Frost (im Juli) und Hunger immer empfindlicher; aber plötzlich wendet sich der Weg, die Berge öffnen sich und das ruhige Auge blickt eine jauchende Aue entlang, hinaus in das grüne Meer rechts und links auf die asturische Bucht und „alles Leid ist schnell vergessen!“ So geht der Weg über Camillas, Castro, Miña de Ulla, Ojeon nach Oviedo, das für eine Provinzialhauptstadt beschreiben genug sich anseht. In Oviedo enthält der Ort doch eine schöne, wenn auch kleine Kathedrale, einige alte Paläste, zwischen einträglichen Häusern prächtig, und vor allem eine gute Fonda, in der der Pilger bei seinen Reiseleiden erholt. Doch ein noch weit beschwerlicherer, fünf-tägiger Ritt nach Santiago, dem nächsten Zielort seiner Pilgerschaft, steht ihm bevor, wird jedoch, besser beritten als gut begleitet, heiter und froh zurückgelegt. Zunächst die Pineda, einem freundlichen Ort an der Grenze Galiciens, fol die kleine Scenerie, wie bisher: Steilen links, das Meer rechts, mitunter offenes Land, mit strengen Fröhen und Bruchstücken vom Camino real, Landstraßen. Dann erhebt sich der Weg vom Meere abwärts, auf ein Hochplateau, das, von Thälen und Guckas durchschnitten, die Santiago anfährt, rasch, still und mitunter völlig wild und öde, wo entsetzliche Berge dem Wanderer kaum ein Obdach zu bieten haben. Hinter dem hohen Orte Valdebarba nimmt der Reisende in La Tolba sein Nacht-lager, an dessen Beschreibung der Leser erkennen mag, was ein Reisender in Spanien Lieblinges und Anmuthiges zu sehen haben kann. Zwar trübt das reizende Betanias für den gewöhnlichen Fuß von Zuleta einen Augenblick; allein gleich darauf beginnen die Parameras, wüste Höhenzüge, von denen, so erst bei Santiago zu enden. Indem der Verfasser das Ende seiner Guckas erreicht, hat er den merkwürdigen Landstrich durchzogen, der dem Christenthum und dem Reich der Guckas in letzter That bot, von wo aus sie zum weiten male Spanien eintreten und den Halbmond überwinden sollten. Der erste Eindruck der Apostelstadt erinnerte den Reisenden an die Stadt bei Neuen Schögel: ein verhältnismäßig großer Ort mitten in einer Wüste wie Rom, St. Peter und der Vatican hier von dem unermesslichen Pilgerhospital und der Kuppel der Kathedrale umgeben und auf diesen hohen Bauwerken derselben Abgang der Heiligkeit wie dort, ein wundervolles Giebelgebäude die Luft erfüllend. Aber bald zeigt sich an der Stelle alter Herrlichkeit tiefer Verfall. Die Hunderttausende von Pilgern des Mittelalters sind auf wenige Tausend zusammengeschmolzen, die Kirche

ist haben einem großen Jahrmarkte (feira) den Vordergrund eingeräumt und nur das pomphafte Feuerwerk, mit dem die Hauptkirche, das Apostelgrab, beleuchtet wird, ist von dem alten lauzvolken Feste des Schutzpatrons von Spanien übrig geblieben. Indes verdient die Schilderung dieses großen Kirchenfestes noch immer den Dank des Lesers, im höhern Grade werthend, als die Beweise, welche der Autor dafür beibringt, ob hier wirklich das Grab Jakob's des Bedäuers zu finden ist, und welche wesentlich darauf hinauskommen, daß man eben in anderes Grab des Apostels kennt.

Nach drei Tagen, die seiner Schaulust genühten, alles Sehenswerthe und das etwas rohe Wesen der Bevölkerung kennen zu lernen, erläßt der Verfasser das rauhe, fruchte Santiago, um auf einer eilfertigen Dilligence über Pontevedra, wo Agave eine südliche Destination ankündigt, an die herrliche Ría von Vigo zu gelangen, ist, an den Comerzer wachend, unglücklich allen Reiz des Südens er ihm entfaltet. Die Umreise am Gekade dieser prachtvollen Nacht, das Meer und die schönen Inseln, das Gies vor sich, alerische Sierras zur Rechten, durch ein äppiges, reich bebauts Uferland hin, gehört zu dem Schönsten, was Spanien dem Wanderer bietet, und der Blick vom Kastrobirge bei Vigo steht in von Camoldoli bei Neapel nach der Meinung des Verfassers, nur wenig nach. In den äppigen Gärten und der guten Luft von Vigo erwartet er das englische Dampfschiff, das er denn auch mit dem Ansaue des zweiten Theils nach Lissbon bringt. Ungünstig wie der erste Eindruck ist, den das stagiessische Volkswesen auf den aus Spanien kommenden Fremden macht, ist auch der Anblick von Lissabon nicht von dem sportigen Effect, den der Verfasser sich davon versprochen hat. Zwar ist die weitenlange Häusermasse von dem alten jarm von Belem ab hügelau und hügelab längs den gewuggenen Ufern des Tejo, von dem gegenüberliegenden Almeida überblickt, von mächtigem und großem Eindruck; allein die exotische dieser gebildeten Häuserwege, welche von hervorragenden Bauwerken nur wenig unterbrochen wird, ermüdet das Auge halb. Was der portugiesischen Hauptkade schilt, sind eben die Thürme, ohne welche kein Stadtbild lange anziehend ist, Thürme und hohe Kirchen, welche die Furcht vor der Pestephe von 1755 nicht mehr entstehen läßt, die bekanntlich wenigen Minuten 40000 Menschen unter Trümmern begrub. Neben hat Lissabon, wiewol es schmutz und reinlicher geworden ist, aufgehört, eine malerische Stadt zu sein; es ist geradig und bequem, aber einformig und reizlos geworden. Dabei ist es einem im ganzen ziemlich toden Eindruck, wenn es sich an schönen Gärten und Parks, in welchen selbst die sea par' gedeiht, und an einzelnen schönen Wäldern und Parks nicht fehlt. Volk, Sprache und Tracht der Frauen, alles ist mißfällt dem an die spanische Grazie und Lebendigkeit gewöhnten Auge. Selbst Gintre, dies vielgerühmte portugiesische rades, seßelt, obwol er davon viel Schönes berichtet, unsern Reuden so wenig, daß er nur einen halben Tag daselbst verweilt, angeblich, weil er kein Unterkommen findet, was bei dem Wanderer, der so wenig wie er nach guter Unterkunft get, auffallen muß. Gestilho dos Moros, Rasra, das abgeschloß da Pena werden jedoch gebührend gerühmt. Nach abon zurückgekehrt, wählt der Verfasser zu seiner Weiterreise Landweg und reist mit der Mala-posta (Mellpost), die er in der That eine schlimme Post war, nach Badajoz, ein, der durch die elenden Ortschaften der Provinz Alentejo, das novas, Montemor, Arraiolos, Évora, Alentejo, und durch wüste Landstriche, in welchen bald Fichten, Agaven vorherrschen, hinführt. Badajoz selbst liegt malerisch am Guadiana und macht einen ziemlich angenehmen Eindruck auf den Reisenden. Von hier bringt eine fünfzügige Carrozz, deren Beschwernisse selbst unsern abgehärteten Pilger anstig machen, ihn nach Sevilla. Das merkwürdige Fuhrwerk bestand einfach aus zwei kolossalen Rädern mit einem rbe aus Geparo und einer weißen Plane überdacht. Von dem Sitz war nicht die Rede und auf die Frage, ob auch ein

guter „auxilio“ vorstisch: „Yo lo tengo para Futtersack vor, brechendes Kunkstuck b Schritt, in Begleitung wird unser Reisender durch die hügelreiche Felsen vorüber, wo über Helle, Maimona berge der Sierra-Nor wo ihn nach langer malerische Thäler vol nehmen. Sevilla, die Verfasser im allgemei Eindruck auf ihn und Berdon und ihr Drang muß auch er ihrer R Hier besucht er auch ihm ziemlich vernachlässig

Gabir, das ihn, wie fast jeden Reisenden entzückt; dann nach Gibraltar und von dort nach Oren bietet wenig Erhebliches oder Neues dar; dagegen können wir ihm unsern Dank für die sehr eingehende und durch lebhaftes Verknüpfung hervorragende Schilderung von Algier, Stadt, Volk und Umgebung, nicht versagen, da er dem Leser von allem diesen ein weit faßlicheres und deutlicheres Bild zu geben weiß, als dies Reisenden, wie Gastländer und Wachenhufen, die ihm andererseits als Beobachter so sehr überlegen sind, gelingt. Der Verfasser besucht auch in der Umgegend ein Kabylenort, zeigt viel Begeisterung für die französischen Civilisationsversuche, rühmt die Verwaltung und reist endlich mit dem marseiller Dampfschiff in 50 Stunden nach der französischen Küste, nach Paris und Breslau, wo er genau in acht Tagen von seiner Abfahrt von Algier ab, anlangt. In dem wir den Reisenden hier verlassen, haben wir von den „Neuen Reisebüchern“ das von der vorangehenden Arbeit desselben Verfassers Gesagte zu widerholen und die Anerkennung auszusprechen, daß er uns mit einem angenehmen unterhaltenden Reisebericht, der zwar die Präzision, durch Belehrsamkeit zu glänzen, nirgends fand gibt, aber doch des Belehrenden nicht wenig enthält, beschenkt und hiermit unsern Dank wol verdient hat. Unkretig hat er Spanien vollständiger und gründlicher kennen gelernt, als einer seiner Vorgänger seit Huber und Willkomm, und wenn er mit raschen Urtheilen und scharfen Beobachtungen auch mißlicher freigeig ist als Gastländer und Wachenhufen und andere, so weist er uns in die eigentliche Kenntniss von „Land und Leuten“ doch viel tiefer und gewissenhafter ein als alle früheren Touristen der jüngsten Zeit.

Was b
licher Tiefe
„Ansichten a
im reichsten
Naturgenuss
werden kann
lernt, daß
was wir zu
er, das Gen
position und
ist es, in el
der Natur l
ihrer Bildun
richtigen Bet
erfüllt ihren
Alpen des E
innern Thäl
einen Theil
gewährt, de
bedarf ober
Es bleibt hi

glänzend wie das der warmen Himmelsstriche. Eine solche Natur konnte nicht ohne mächtigen Einfluß auf das Gemüth des Menschen bleiben, und dieser Einfluß sprach sich im Lieben, im Betrachten, im Schließen vom Mönchsberge aus. Bedenkliche und Phantastervolle fers neben dem Strengen und et und ihm gut ausfüllt. Die nicht, dem Verfasser in den folgen; wir können höchstens Bagenehmungen hinderten, antung knüpft. So ist über die ag der Glutcher der Abschnitt ganz besonderer Wichtigkeit, stärt oder doch der Deutung er und Bollswesen der Liroher orzüglich anziehend und lehrh.: „Die merkwürdige Verschlehmung, die gleichmäßig durch gt mit der zunehmenden Entz ihr in Wechselwirkung. Das dem Kampf um die Eridenz ge über zunehmendes Beweisen ratet ist allgemein, auch ihre icken wesentlich auf der furcht-

baren Entwaldung der Gebirge; wo der Wald fehlt, schieben sich die Felsblöcke, die Schneefelder ananhaltend vor, es ist unmöglich in solcher Nähe keine Schönungen emporzubringen, und wo früher herrliche Wirtswaldungen bestanden, ist jetzt, wie in Island, nur eckiges Gesträuch zu sehen. Brunnen, nur 300 Fuß höher als Meer, hat jetzt weder Weiden noch Waldsamen mehr, weil der Farn vorrückt und mit ihm die Vertiefung gewinnt. Hier ist nun der Sitz jener ins Ausland wandernden Leppichhändler aus Tirol, welche der echte Tiroler jedoch kaum als Handelsleute gelten läßt. Ihr familiäres „Du“, dessen sie sich draußen im Reich bedienen und ihr narves Gerabergeschehen für keine natürlichen Abgelegen eines Tirolers, sondern eine bloße Usurpation, die in dem heiteren Thale, einem der belebtesten und freundlichsten von ganz Tirol, unbekannt ist.“

Ein fernerer Abschnitt unserer Reiseberichte umfaßt nun die südlichen Thäler Tirols, des Wadiathal, das Wifadthal bis Vogen, Meran, das Wintsggan, Nalles, das Rosenathal und endlich Bortarlberg bis Bregenz und erfüllt auch hier die doppelte Aufgabe eines Lehrbuchs und eines reichen Naturgemäldes. Mit dem Vortahl der südliden Dolomitalien beginnt zugleich die romanische Sprachscheide im Wadiathal: die bisherige Herrschaft des Urgermans (Gneis) geht von nun an in die Ger-

Insektenfauna über, auf dem Rück der Dolomit erhebt,
 Formen und eine neue Flora — Zwerggesträucher —
 at. Der Verfasser drückt später, in Meran, die
 aus, daß die Bildung der Naturumgebungen auch
 : Menschenbildung unbedingt bestimmend und maß-
 so lebhaft die diese Ansicht nun auch vorträgt und
 sie zu machen weiß, so glauben wir unferne
 nicht geringes Maß von Selbsttäuschung hierbei
 unterläuft. Man ließe dergleichen oft und es soll nicht gelangt
 werden; daß die Sache etwas für sich hat: im ganzen genom-
 men geht man in diesem Parallelismus zwischen Naturgefühl
 und Menschengestalt jedoch regelmäßig zu weit. Der Verfasser
 hat gefunden, daß in dem lichtreichen Dolomitgebiet lei-
 tere Formen herrschen als in dem düstern Urgebirge. Das
 kann zugegeben werden. Sofort knüpft er aber daran, daß ein
 schönerer Menschenbild lag auftrete: auch das mit Recht, da das
 reichere Naturleben größere Wohlhabenheit ergibt. Wenn er
 nun aber den Stolz, die Freiheitsliebe, den selbständigeren Cha-
 rakter gleichsam von den fähigen Umrissen der Gebirge abhängig
 sein, Unabhängigkeitsgefühl und Großartigkeit der Ansichten
 von den weiten Bergausichten, Kraftgefühl vom Bergsteigen,
 Einfachheit, Ruhe und besonnene Tapferkeit, ja selbst den reli-
 giösen Glauben vom Berg und Thal abstammen läßt, so ver-
 gift er mit vielen andern alle die zahllosen Ausnahmen, die je-
 den Regeln entgegentreten. Er vergißt, es nur des Nächsten
 zu gedenken; daß auch Gebirgsdörfer weich und charakt-
 schwach sein können, wie die nördlichen Pyrenäen, die schlesischen
 Gebirgsbewohner, die Stämme am südlichen Himalaja u. s. w.
 und daß seine gepriesenen Passenyer nicht zäher, selbständiger
 und stolzer sein können, als die Bauern der westfälischen und
 jüdischen Marschen, die Pommeren und die Friesen. In-
 soll Napoleon I. durchaus ein Product der coriischen Berge sein,
 die er schon im zwölften Jahre verlassen, so fragen wir einfach,
 warum denn seine Brüder so durchaus andere Menschen waren
 als er? Wir meinen, daß in solchen Parallelen zwischen Na-
 turform und Menschengestalt viel jugendliche Illusion mit unter-
 laufe und daß Abkammung und Erziehungswiese an der Men-
 schenbildung viel mehr Antheil nehmen, als Klima und Um-
 gebung, womit wir denn seiner Begeisterung für die Hoser, Has-
 pinger, Oppacher und andere tyroler „Eronbasse“ keineswegs
 zu nahe treten wollen. Seine Charakteristik der Thäler von
 Meran und Bogen ist vorzüglich und gern treten wir ihm hinzu
 bei, daß unter beiden ein Streit um den Vorrang eigentlich
 nicht statthaben könnte; da, wer sich an einer kräftigen, plastischen
 Natur mehr erfreut, Bogen, und wer sich der romantischen
 Schönheit zuneigt, Meran den Vorzug einräumen muß; er selbst
 will dem ersten einen goldenen Apfel, dem andern aber einen
 Apfel von Gold ertheilen, was den alten Streit immerhin gültig
 reich lösen heißt. Das Winzthau, das Stifterloch, das Luv-
 thal endlich sind nicht minder eingehend und mit malerischer Wür-
 zung geschildert und geographisch wie ethnographisch so wohl
 gebracht, als die früheren Punkte, und die Culturbedürfnisse des
 Landes, Sein und Werden der Bevölkerungen sind gut und an-
 schaulich dargestellt, ja, die Befähigung des Verfassers für die
 Lösung seiner ganzen und vollen Doppelaufgabe scheint eher ge-
 gen den Schlaf seiner Arbeit hin zu wachsen, als irgendeine
 Abnahme oder Ermüdung zu verrathen. Und so schließt er denn
 auch sein inhaltsreiches Werk mit einem vorzüglich sorgsamem
 Inhaltsverzeichnis und einer ganz vortrefflichen Karte seiner
 Wanderung ab, die zusammen mit den Illustrationen im Laufe
 des Buchs das Verdienst desselben und seine Brauchbarkeit für
 jeden ersten Wanderer in dieser herrlichen Alpenwelt noch be-
 deutend zu erhöhen geeignet sind.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Worten über ein zwar wohlgemeintes, aber freilich nur unbedeutendes Buch: „Allen frohen Wanderern“, von H. Terschütz (Nr. 3), das uns jedoch mehr zur Erheiterung für „verhimmte“ Reisen geschrieben zu sein scheint. Wir fügen in einem langweiligen

leichte, der seine Regent schlägt melancholisch und eintönig in unser Fensterglas, oder wir haben uns in einer politrückwärts Reisegesellschaft im Eisenbahncoupé festgebunden oder haben uns lange Stunde auf die Ankunft deszugs zu warten, unnützlich und zu jeder ersten Vertäre unausgelegt: das ist der Moment, in dem die leichte Gabe des Verfassers uns willkommen sein wird! Eine Zeit, die für alle Bedürfnisse der Zeit ist, muß auch auf die Beere der Zeit Bedacht nehmen und so auch eine Sammlung von tüchtigen Reisebildern und Reise-Notizen in ihr ihre Berechtigung. Mehr aber gibt unser Verleger allerdings nicht. Er schildert uns einen Sonntagsmittag in Petersburg, erzählt eine komisch-fürchterliche Geschichte in einem petersburger Ballsaal, schiff mit uns nach Nizza, zeigt die Kofstrappe, malt eine Spielbankenszene, steigt über den Mornerloch, besucht das Passerthal und Schloß Tirol, zeigt den Nig, befährt den Comersee und dient uns in Nizza als Cicerone. Der Autor, der alle diese Sachen für die "Reisebilder" schrieb, ist kein "Reisebildner" ersten Ranges; ein manche von seinen Schilderungen gelingt ihm doch ganz; so ist seine Wanderung auf dem Dache des mailänder Domes nicht übel, wenn wir ihm auch die 4500 Statuen nicht nachsehen mögen, die er hier angetroffen haben will. Ebenso ist die Splugenreise und der Besuch von Thur, das Verweilen in Ischraa, die Wanderung auf dem Dache des mailänder Domes nicht übel; ihren speziellen Werth wird die kleine Sammlung doch immer nur von dem Umstande empfangen können, sie als "Reisebildner" in den oben bezeichneten Notizen aus in die Hände fällt. Dann erscheint sie ohne andere Sprache als Freund in der Noth und kann von uns als her empfohlen werden.

Notiz.

Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther.

Eines der am häufigsten in Deutschland gesungenen Lieder das zu einem wirklichen Volkslied geworden bekannte Lied von Wilhelm Hauff mit dem Anfang: „Morgen! Morgenroth! leuchtest mir zum frühen Tod!“ Die meisten werden wissen, daß Hauff Vermaß und Motive dazu einem Gedicht Johann Christian Günther's entlehnt hat, das in seinen poetischen Werken unter der Aufschrift „Abschied vom angetretenen Tode“ enthalten ist. Bei Günther ist j. B. die erste Strophe:

Wie gebracht,
Der geliebte jetzt entzogen,
Wekt in der Nacht gerissen,
Haut vor der Nacht geschliffen,
Morgen in die Gruft gebracht!

Spätere Strophe lautet:

Wie wir das
Nicht die Schönheit die Gerecht!
Nächst du gleich von deiner Farbe,
Dag sie ihrsgleichen darbe:
Ach die Rosen werden alt!

betreffenden Parallelen aus dem neuern Liede brauchen wir, weil sie allgemein bekannt sind, hier nicht erst anzugeben. Wir theilen dies nicht mit, um auf W. Hauff irgend leichten Tadel zu werfen, wir freuen uns vielmehr seiner daß glücklichen, das Vorbild an Gehalt weit übersteigenden Gestaltung des Günther'schen Gedichte; aber wir glauben daß es manchem von Interesse sein dürfte, von dem hier rühmten Factum Kunde zu erhalten. An eine rein zufällige Ähnlichkeit beider Gedichte ist sicherlich nicht zu denken und es nur noch zu fragen, ob das Günther'sche Gedicht hier und in Folge oder in Rosetten gesungen wird und die Melodie, es uns scheint, eine ältere Volkweise ist.

13.

Bibliographie.

Simard, O., Die Trapper in Arkansas. Deutsch von E. Drangulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kier, M., Maria. Ein Gedicht. Hannover, Lohse. 16. 20 Ngr.

Burns, R., Gedichte. Uebersetzt von H. J. Feinge. Mit erläuternden Anmerkungen. Leipzig, C. F. Fleischer. 16. 2 Thlr.

Germar, C. W., Das Studentenkorps Bantalia. Deutsches Universitätsleben und Fahrten durch die Welt. Mit zwei Illustrationen. Leipzig, Biegler. 16. 10 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5ten Jahrhundert bis zum 16ten Jahrhundert. 18er Band. Stuttgart, Gotta. 8. 3 Thlr.

Göller, C., Heinrich's IV., Königs von Frankreich, Plan dem Hause Habsburg Italien zu entreißen. Eine historische Abhandlung. Prag, Czedner. 8. 10 Ngr.

Laurencin, F. P., Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Kalla Kooli“ von Th. Moore. In Musik gesetzt von R. Schumann. Uebersetzt. Leipzig, Matthes. 4. 12 Ngr.

Meißner, A., Durch Sardinien. Bilder von Gestalt und Insel. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Gedichte. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 16. 10 Ngr.

Mundt, Th., Italienische Zustände. 18er Theil. — A. u. d. L.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Jank. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prochnow, J. D., Johannes Evangelist Götner. Eine biographische Skizze nebst Uebersicht der Götner'schen Missionstätigkeit. Berlin. 8. 15 Ngr.

Steinmann, L., Zwei Dupend Gedichte. Wien, Sommer. 1858. 8. 8 Ngr.

Stöber, A., Der Hüneryabel, ein gallisches Hügelgrab bei Richeim. Der Weiler All, das gallisch-römische Hügelgrab. In vermehrte und verbesserte Bearbeitung herausgegeben. München. 8. 9 Ngr.

Wiseman, Die Lampe des Heiligthums. Novelle. Regensburg, Pustet. 8. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Darf Deutschland ruhig zusehen, wie Oesterreich ausgegriffen wird? Eine Stimme aus dem deutschen Norden. Regensburg, Doll. 8. 5 Ngr.

Die ital. catholisch.)

Die ruß. unserer Zeit. Vorwort. D.

Maure. feier der Kö. 1859. Mün.

Preußen. deutsche Volk.

Notiz.

mer der Abgeordneten im Sommer 1858. Ein Beitrag zur Verständigung über sociale Fragen. Stuttgart, J. F. Steinschopf. 8. 5 Ngr.

Schulz, Bodmer, W., Entwaffnung oder Krieg. Eine Denkschrift für den italienischen Congress. Zugleich ein Nachtrag zu der Schrift: Die Rettung der Gesellschaft aus dem Gefahren der Militärherrschaft. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Ngr.

Uhlisch, Uns grant vor Euch! Rede vor der freien Gemeinde in Berlin. Berlin, Weidmann. 8. 1 1/2 Ngr.

Zanz, Die Vorschriften über Uebersetzung der Juden. Belencht. Berlin, Springer. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auf stillen Wegen.

Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, die vierte, die von ihm erscheint, allen Freunden der frühern gewiß sehr willkommen. Der Charakter und die eigenthümlichen Vorzüge der Hammer'schen Dichtungen sind so bekannt, daß letztere keiner weiteren Empfehlung bedürfen. Daß sie sich zahlreiche Freunde erworben haben, beweist das Erscheinen der achten Auflage seiner ersten Sammlung.

Julius Hammer's übrige Dichtungen erschienen in demselben Verlage und in gleicher Ausstattung (Miniatur-Ausgaben) unter folgenden Titeln:

Schau um dich und Schau in dich. Achte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's bereits in achter Auflage erschienene Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier“, und Rücker's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden.

Die zweite, auch schon in zweiter Auflage erschienene Sammlung: „Zu allen guten Stunden“, enthält poetische Productionen ähnllicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Die Gedichtsammlung „Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntnis und durch Erkenntnis der außenweisen Entfaltung des Geistes im Menschen.

Außerdem erschien von dem Verfasser ebendasselbe:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst auch als Romanschriftsteller aufgetreten, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preussens Aufgabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken

eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von

Karl Egon Ebert.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerem Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen Gedichte (Stuttgart, Gotta), durch sein Heldengedicht „Walla“ und mehrere andere Werke bekannt Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Auffuchen des Guten und Rechten und der Kampf gegen das Unrechte und Nichte bildet den Grundton der „Frommen Gedanken“, die der Verfasser in praktischer Anschauung zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat. Barabagen von Enge, dem diese Dichtungen im Noth bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderem: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich annehmenden, daß ich der Richtung und Tonart der „Frommen Gedanken“ aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schwärmen sondern begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Achtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann man nicht genug von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein stiller Kern, wie hier über Grund liegt, vom Schmutz der Dichtung umgeben, in klarer und reicher Sprache, hat von jeder dem deutschen Volk entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch ich habe das meines Gracians mit Gewißheit auf dankbaren Pfänger hoffen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von

Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld

Gezeichnet von Pecht, gestochen von Raab und Fleischmann. Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der „Schiller-Galerie“. Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr. Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 24 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pecht bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie die künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden von Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der „Schiller-Galerie“ von F. Pecht und A. von Raab entnommen, jedoch in bedeutend vergrößertem Format. Von diesem Prachtwerk liegen bis jetzt sechs Lieferungen (1 Thlr. 6 Ngr.) vor; die noch fehlenden vier Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

IS Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen. 22

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 22. —

26. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens. Von Levin Schücking. — Aus dem amerikanischen Westen. — Semler als wissenshafter Begründer des Rationalismus. Von Ewaldus Bau. — Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellerstandes. — Moll. (Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens.

1. Geschichte der westfälischen Geschlechter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Ueberföderung nach Preußen, Kurland und Lissland, von A. Fahn. Mit fast 1200 Wappen und mehr als 1800 Familien. Köln, Heberle. 1858. Folio. 14 Thlr.
2. Geschichte des münsterischen Aufsturs in drei Büchern von G. A. Cornelius. Erstes Buch: Die Reformation. Leipzig, L. D. Weigel. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim. Von G. A. Lünzel. Herausgegeben aus dessen Nachlasse. Zwei Bände. Hildesheim, Gerkenberg. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Mgr.
4. Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wullenweber. Von G. A. Lünzel. Hildesheim, Gerkenberg. 1851. Gr. 8. 15 Mgr.
5. Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. Von G. A. Lünzel. Hildesheim, Gerkenberg. 1856. Gr. 8. 16 Mgr.

Wie haben hier einige historische Arbeiten zusammengefaßt, welche im Laufe der letzten Jahre erschienen und als verdienstvolle Beiträge zur westfälischen und niederländischen Geschichte zu betrachten sind. Die „Geschichte der westfälischen Geschlechter“ von A. Fahn (Nr. 1) verlangt namentlich in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit und den gebührenden Hohn der Anerkennung als ein Unternehmen, dessen Abschluß eine ganz unendliche Mühe, einen jähren, ausdauernden, bienenhaften Sammlerfleiß erfordert, und dessen Vollendung eigentümlich etwas Phänomenales hat bei unserer deutschen Velehrtenzunft, die derartige weitausgehende, ein unendliches Arbeiten erfordernde Ziele sich wohl vorsetzt, aber infolge scrupulöser Gewissenhaftigkeit, die sich nie ein Genüge thut, selten damit zu Ende kommt. Eine Geschichte, d. h. eine genealogische Fortsetzung und Darstellung sämtlicher Geschlechter eines Landes zu geben, welche riesenhafte Arbeit das ist, wir, wer jemals genealogische Forschungen trieb und dabei auf die Urkunden zurückging, zu würdigen wissen! Fahn, bekannt durch zahlreiche Leistungen auf dem Gebiet der Geschichte, namentlich seiner niederheinischen Heimat, hat schon früher ein ähnliches Werk in Bezug auf die kölnischen, jülichischen und bergischen Geschlechter

(zwei Theile, Köln 1848) erlirt den westfälischen Geschlechtern zu bleibt nun wie gesagt in hohem Werth, und um so mehr, als nütziger ist; denn der Verfaß dessen Veröffentlichung, resp. Angabe einen Kostenaufwand von unter dem reichen Adel Westfale scribenten gefunden, obwohl sein Unternehmen zunächst für diese wichtig und bedeutungsvoll erscheinen mußte. Ein Blick in das Buch mit seinen zahllosen Stammtafeln, seinen Wappenabbildungen in der Fülle seiner Notizen über längst ausgestorbene zeigt auch das ernste Streben nach erschöpfender und vollständiger Lösung der Aufgabe der Verfaßer setzte. Troßdem dürfen wir schweigen, daß manches grobe Versehen begangen, daß manches Geschlecht unerwähnt blieb, welches hätte erwähnt werden sollen; daß manche Verwechselung von Namen und Orten vorkommt werden sollen. Mängel und Fehler bei einer solchen Arbeit darüber aussprechen dürfen wir, daß die Brauch Geschichtsforscher und Geschichtswissenschaftler machen auf einige dieser dem Namen Droste sagt Gailich von Manersheim. Das Genealogen nicht entschlüpfen zu Wischering, die alten Drostenfamilie des Hochstifts Münster nehmste Geschlecht des niederrheinischen werden. Diese Droste Wulfheim oder Wulfen, bis anzunehmen. Den Namen D einzeln Mitglied der Familie Jahrhundert. Auch das W an; sie fleigen mit einem Gelde, nicht roth in Silber, ist ferner, wenn Fahn angie

ursprünglich Deddenbrod genannt, seien die Drosen des Stifts Unserer lieben Frauen zu Lieberwasser gewesen; sie waren die Truchessen oder Drosen und Anführer der Lehnsleute des Domkapitels zu Münster. Ferner finden wir mehrfach Familien aufgeführt, die entschieden nicht rittersbürtig waren, z. B. Mensing, Lange, Münstermann; und dazwischen adliche z. B. von Dettin, von Schüding, von Glane, von Tonking zu Guchenheim, von Ostmann, von Krane zu Mattena und Brodhausen und viele andere gar nicht erwähnt. Wenn Familien so neuen Abels wie von Forckenbeck Aufnahme fanden, hätten auch die Namen von Olfers, von Druffel, von Burmühlen, von Könnemann, von Tenspolde nicht fehlen dürfen. Auf der andern Seite ist Fohne ziemlich eifrig im Schaffen neuer Geschlechter. So oft er einen Namen mit einem da in einer Urkunde findet, so führt er denselben als den eines Geschlechts auf. Z. B. „Matbergen, 1150 kommt Elvericus de Matbergen in einer Urkunde des Bischofs Philipp von Denabrid vor.“ Derartiges Vorkommen beweist nun noch lange nicht die Existenz eines besondern Geschlechts; da Matbergen wird der Name eines Hofes, eines Besitzes sein, nach welchem jener Elverich sich schrieb, der, weiß der Himmel welchem Ministerialengeschlechte angehörte; wenn wir das Wappen nicht haben, können wir aus einem einmaligen Erwähnen des Namens in einer Urkunde nichts schließen.

Das sind alles jedoch Einzelheiten; ein wesentlicher Fehler unsers Buchs scheint und der zu sein, daß Fohne die Genealogie der wichtigsten westfälischen Geschlechter, der Drosen-Wischering, der Kerveldt, Galen, Fürstenberg, Wlettenberg, Kerkering und viele andere gar nicht mittheilt, sondern darüber auf seine noch zu erwartenden Schriften, die Geschichte der Dynasten von Bocholtz oder die Geschichte der Herren von Hölvel verweist. Dies macht das vorliegende Werk offenbar unvollständig.

Wir gehen über zu der „Geschichte des münsterischen Aufstahs“ von E. A. Cornelius (Nr. 2), einer ausgezeichneten Schrift, deren wir bereits früher würdigen Erwähnung gethan haben, wenn wir nicht das Erscheinen des zweiten und dritten Buchs hätten abwarten wollen. Dies verzögert sich jedoch in unbilliger Weise — es steht seit 1855 in Aussicht. An einer gründlichen, erschöpfenden, auf

Forschungen basirenden Geschichte Wiedertäuferdramas hat es bisher der vorliegenden Arbeit zeigt, es er berufen sei, und eine Ge- zu geben, „die, nach Zeit und fangs, weder durch Mannichfaltig- ke noch durch ihrer Theilnehmer auszeichnet, allein an Schöpfung des Ziels und Vollkommenheit des riebeneu gleichartigen Wertereig- Der Verfasser stellt in dem vor- einer Geschichte die der eigentlichen vorausgehende Periode der Bet- in den westdeutschen Landen

dar. Große geistige Klarheit der Auffassung und edle, sorgfältig behandelte Form sind dabei, was den zunächst festsetzt. Jene Klarheit, verknüpft mit dem Ethen nach Unparteilichkeit, zeigt sich namentlich in der urtheilung der altkirchlichen Verhältnisse, was bei katholischen Standpunkt des Autors um so mehr zu men ist. Sehr gut und mit Geist ist dabei der Zusammenhang der reformatorischen Bewegungen mit dem wissenschaflichen Lichte dargestellt, das von den Bestreben der Humanisten und der Rückkehr zu der Bildung der klassischen Alterthums über die Welt ausstrahlt. Die feindliche Gegensatz zwischen den Tendenzen der wissenschaflichen und denen der alten Kirche mußte zu Tage treten, und dabei erblickt Cornelius auf dem Vertreter der letztern den größten Theil der Schuld Er sagt (S. 30):

Hätten diese, wie sie mußten, auf der Höhe der Zeit standen, so wäre ihnen die Erkenntnis nicht schwer gemacht, daß der neue fremde Geist, der jetzt langsam emporsteigt, Aufgaben ihnen deutlich stellte; die eine: die Reform der Kirche zu beschleunigen, das weltliche Wesen, das jedem Knecht das Kirchenthum Sieg verleiht, mit allen Kräften zu unterdrücken und zu verbannen; die zweite: Geist mit Geist zu bekämpfen, sich des neuen Bildungstoffs zu bemächtigen, seine Reine Schönheit mit der alten christlichen Wissenschaft und Anschauung zu versöhnen und als lebendigen Lebensgeist einzufrachten in den Kreis des Bestehenden einzuführen. Es steht den Führern der Theologie und Häuptern der Kirche wohl an, ein Zeichen, daß sie nicht bloß die Beweise der Wahrheit haben, sondern von der Wahrheit selbst erfüllt sind, wenn allen, was unter Menschen schön und gut ist, wo immer es finden mag, ein offenes Herz entgegenragen.

Das ist gewiß sehr richtig bemerkt, aber an die Kirche des 16. Jahrhunderts solche Anforderungen zu len, heißt doch eigentlich Heigen vom Dornstod zu langen. Darum ja eben war jede Opposition jener so erfolgreich, war selbst, wie sich in den Bauernkriegen manifestirte, jede unterste Schichte des Volks, die in so jäh und unerforschlicher vom Elemente des Glaubens beherrscht wird, gegen die historische Kirche jener aufgebracht, weil ein inneres Geistesleben, welches Geist mit Geist zu bekämpfen, sich „eines neuen Bildungstoffs zu bemächtigen“ vermocht hätte, gar nicht darin vorhanden war. Die Stimmen einzelner edlerer Männer der Kirche, wie sie allerdings, wenn gar wenig, auftraten, wurden von den Mächten, in theologieis das Wort führten, den Facultäten, Hochstraten, den Arnolds von Longern, den Joh. Benrath, sofort erstikt; und die kirchlichen Bischöfe ten nicht darum sich wählen und in Ausnahmestellen wol weihen lassen, um durch Reformen sich ihr veränderten Heiltsrechte schmälern zu lassen; das Götze war ja bei ihnen im Heilthum vollständig gegangen! Freiwillige Entfugung auf Privilegien großen und ganzen ist etwas, wovon unsers die Geschichte kaum ein Beispiel aufgewiesen hat.

Interessant ist es zu verfolgen, welche große bei dem raschen Wachsthum und der Verbreitung neuen Lehre in Westdeutschland der Orden der Augustin

stellt. Schon von der ersten Zeit des Bestehens der Universität Wittenberg an sandte aus dem ganzen Orbitalischen West- und Ostlande viele anderer Orden als die Augustiner Mönche seine Brüder nach Wittenberg zum Studium; nur die Augustiner lassen dort ihre Angehörigen promulieren, alle andern, Franciscaner, Dominikaner, Carmeliter, ziehen nach den Hochschulen von Köln, Wien, Paris, Leipzig, nur gerade nach Wittenberg nicht. Die Lutherische denn auch die Augustiner in den Kaiserlichen Niederlanden sich bewährten, ist bekannt. Aber in Preußen und am Niederrhein ebenfalls zeigte es sich, daß wo in diesen Gegenden die frühesten Spuren der Reformation aufstiegen, auch jedesmal dort ein Augustiner in der Nähe ist.

Nachdem der Verfasser eine allgemeine Übersicht über den Gang der Reformation in Preußen und am Niederrhein gegeben, geht er dazu über, die Geschichte des niedergerbornen Evangeliums in der Stadt Münster zu fassen und die Verhältnisse, die hier abzuwickeln, bis zu dem Augenblick zu entwickeln, wo die neue ihre vertragmäßige Anerkennung ihrer Herrschaft erlangen hat, wo also der erste Akt des Dramas zu Ende ist und der zweite mit dem Beginn der Wiederherpropaganda seinen Anfang nimmt. Je mehr wir die Gründlichkeit der Studien, die Klarheit der Aufklärung und den Adel der Form an dem vorliegenden zu rühmen müssen, desto lebhafter ist das Bedauern, daß ohne Fortsetzung scheint bleiben zu sollen. Hat sie aufrichtige und lichtvolle Darstellung der Dinge nicht Anstoß verrät auf einer Seite, die mächtig genug, dem Verfasser seine Arbeit zu verleiden?

Eine Auswahl wichtiger Actenstücke, die nicht allein Unterstüßung der Ausführungen des Textes dienen, denn auch einen lebendigen Einblick gewähren in den Charakter und das Wesen der Zeit, schließt das erste Buch des Cornelius' Werke.

Nr. 3 unserer Zusammenstellung: „Geschichte der Hefe und Stadt Silbeshelm“, ist ein ebenfalls unbedeutendes Werk. Der um die Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt Silbeshelm hochverdiente Justiz- und A. Lünzel war während einer langen Reihe von Jahren mit der Bearbeitung eines die Geschichte dieser Stadt betreffenden Werks beschäftigt, vor dessen Vollendung ihn leider der Tod abrief. In seinem Nachlasse fand sich die Arbeit gefördert bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, bis zum Tode Bischof Erich's, 1503. Der Herausgeber derselben unterzog sich nun D. Abel in Bonn; er wurde jedoch bekanntlich der Wissenschaft durch einen zeitigen Tod entzogen, und die Veröffentlichung des legenden Wachs mußte endlich begonnen werden, ohne ihm die Hefe und wichtige Nachhülfe zu Theil wurde, die der geistreiche und gelehrte junge Geschichtsschreiber schnell hätte angedeihen lassen. Aber auch so ist eine höchst bewußte Verrückung der Literatur niederländischen Geschichte und in gewisser Weise auch abgeschlossenes Ganzes, wenn man ihm nämlich den

Titel „Geschichte Silbeshelms im Mittelalter“ gibt. Es ist gegründet auf genaues Durchforschen der Quellen, es ist wesentlich Resultat jenes vom Diplomatenspaße sich abhebbenden Bienenfleißes deutscher Geschichtswissenschaft, die wir kennen; hat jedoch dabei den großen Vorzug, durch Erzählung, Schilderung und Orientierung über den culturhistorischen Charakter der einzelnen Epochen den rein wissenschaftlichen Kern in genießbarer Form zu bündeln. Der Inhalt ist in vier Abschnitte getheilt, deren erster die Geschichte bis auf Bernward (993), der zweite die Epoche von Bernward bis auf Bischof Bernward (1130), der dritte die Zeit von Bernward bis zu Heinrich I. (1246), der vierte endlich die spätere Periode von Heinrich I. bis auf Bischof Erich (1503), umfaßt. An jedem dieser Abschnitte knüpft der Verfasser Abhandlungen über „Land und Leute“ der Zeitperiode, worin er die Verhältnisse der herrschenden Mächte in Staat und Kirche, der einzelnen Klassen der Bewohner, der Stadtgemeinden und namentlich der großen Reihe von Klöstern, die zur Silbeshelmer Diocese gehörten, beleuchtet, und zwar mit der Sicherheit des seinen Stoff durch gründlichste Studien beherrschenden Autors. Auf einzelnes eingegangen enthalten wir uns, da es uns in Minuten diplomatischer Proben führen würde; wir begnügen uns mit der Anerkennung der tüchtigen Fortsetzung, welche durch dies Werk das Fach unserer Specialgeschichte erhalten hat.

Demselben Verfasser verdanken wir die „Geschichte des Schloßes Steinbrück“ (Nr. 4). Im Jahre 1367 hatte Gerhard von dem Berge, der Bischof von Silbeshelm, siegreich die große Heide wider Herzog Magnus mit der silbernen Kette von Braunschweig, Erzbischof Theodorich von Magdeburg und Bischof Albert von Halberstadt bestanden und in offener Feldschlacht sich zwei dieser mächtigen Herren eingefangen. Belehrt durch den Einfall derselben in sein Stift, beschloß er, die nach Norden und Nordosten offen liegenden Grenzen desselben durch den Bau einer festen Burg zu schützen und errichtete in einer Niederung an der Mündung des Hase Steinbrück. Trotz des Abfiegels aber, welches er von seinen Gefangenen erhaltend (18000 Mark Silber), trotz der unter seiner Regierung sehr ausgedehnten Befestigung der Unterthanen, war Bischof Gerhard wie fast alle Fürsten jener Zeit in beständiger Geldverlegenheit. So sah er sich bald gezwungen, seine neue Burg seinem Domkapitel zu verpfänden, und dies letztere mußte in nicht langer Zeit aus dem Pfandrecht ein Eigenthumsrecht zu machen. Die Feste hatte dann ihre wechselnden Schicksale, sie gerieth in die Hände Herzog Heinrich's von Braunschweig, dem sie die schmalländischen Bundesgenossen wieder abnahm, bis sie endlich von Jahre 1643 an dem Domkapitel zurückgegeben wurde. Unsere Monographie erzählt nun ausführlich diese Herrschaftsverwechsel, die zahlreichen Belagerungen und Erstürmungen der Burg, und detaillirt die für die Stittengeschichte oft sehr merkwürdigen übrigen Verhältnisse. Höchst anziehend aber wird unsere Schrift durch die Erzählung des tragischen Endes von Jürgens

Wullenweber, den bekanntlich der Erzbischof von Bremen, in dessen Gewalt er gerathen, an seinen Bruder Herzog Heinrich von Braunschweig auslieferte (Februar 1536), den kühnen Demagogen in die Gewalt des auf landesherrliche Machtvollkommenheit eifersüchtigsten Tyrannen, den Kzher in die Hände des eifrigen Katholiken. Die Burg zu Steinbrück, damals im Besitze des braunschweigischen Herzogs, nahm Wullenweber auf. Die Mauern seines Kerkers sind 10 Fuß dick, der innere Raum 17 Fuß lang und breit, in der Höhe von 21 Fuß gewölbt. Es ist indeß in der Höhe von 9 Fuß eine Balkendecke durchgezogen gewesen, so daß sich ein oberes Gemach von 12 Fuß Höhe bildete, mit zwei schmalen mit Bänken in den Fensternischen versehenen Fenstern, einer Thür nach dem Burgwohnhause und einer Treppe nach dem jetzt verschwundenen Gemache über dem Gewölbe. Jener letztere 12 Fuß hohe Raum war wahrscheinlich die Verhörstube, während der eigentliche unten liegende Kerker ganz dunkel war. Durch eine Reihe von immer neuen Folterungen wurden hier Wullenweber von seinem fürstlichen Fenster alle möglichen Geständnisse entziffen und dann wurde über ihn ein öffentliches Volksgericht nach alter Sitte abgehalten, das natürlich nichts war als eine alle Gerechtigkeit höhnnende Farce. Am 24. September 1537 trat das Landgericht am Tollensteine vor Wolfenbüttel zusammen unter freiem Himmel und bei gewaltigem Zusammenlaufe des Volks. König Christian von Dänemarks Rath und Orator und drei Abgeordnete Lübeds traten als die Ankläger auf, auf Grund der Wullenweber durch die „Peine“ entzifferten Geständnisse. Wullenweber antwortete kurz und bestimmt. Der Richter forderte endlich einen der Schöffen auf, die Art der Strafe zu bestimmen, dieser that nach Besprechung mit den Umstehenden den Ausspruch: „Herr Richter, das ehrliche Land findet, daß ihm der Scharfrichter das Urtheil finden soll.“ — „Meister Hans“, sprach der Richter, „so frage ich dich darum.“ Der Meister Hans sagte: „Herr Richter, soll ich ihm das Urtheil finden, so will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen sie auf vier Räder und ihn richten zwischen Himmel und Erde, daß er dies nicht mehr thue und ein anderer daran gedenke.“ Nun wurden dem Angeklagten noch drei Artikel vorgelesen, die der Notar, welcher das Protokoll schrieb, wegen des Lärmens des Volks und der Pferde zum Theil nicht verstehen konnte, worauf Wullenweber sich kurz verantwortete: „Es ist wahr, ich habe in meinem Gefängnisse also bekannt, aber wegen der großen Marter und Wein, die vorhanden war, und zur Errettung meines Leibes und Lebens. Welche ich im Gefängnisse beschuldigt habe, die will ich jetzt wieder entschuldigen, daß meine Seele nicht anderswärts sterben dürfe vor dem strengen Gerichte Gottes. Ich bitte auch meinen günstigen Herrn, Sr. fürstliche Gnade wolle sich mit dem unschuldigen Blute nicht befangen, meiner armen Seele zu einer ewigen Verdammnis.“ Hierauf rief Klaus Hermeling, der Lübeder Stadthauptmann: „Jürgen, wie find dir der Entschuldigung nicht geschändig.“ Da ist der Scharfrichter mit ihm hin-

weggezogen. Als sich nun Wullenweber vom Thron gemendet, da hat der herzogliche Großvogt Bethold ihn da gehalten und Jürgen sprach ihm an: „Herr Beth, ich bitte Euch, Ihr wolle so wohl thun um zu dem gnädigen Herrn zu reiten und Sr. fürstliche Gnade vermehren der tröstlichen Zusage, die er mir selbst zugesagt, daß er mir wolle einen ziemlichen Tod anlassen, der mir armen Mann wohl zu leiden sein, daß ich armer Mann nicht verzweifle, zum ewigen Leiden des Leibes und der Seelen.“ Der Großvogt antwortete: „Jürgen, weil Ihr dessen begehrt, so habe ich Euch von meinem Herrn, daß man Euch einen ziemlichen Tod soll anthun, welcher Euch wohl zu leiden steht und das mit dem Scharfrichter bestellen.“ Auf der Thronstätte angekommen, erleichterte Jürgen Wullenweber die gepresste Brust an jörnigen Worten an den Lübeder Stadthauptmann, setzte sich dann, mit seinem Schwert und mit der Welt fertig, auf die Knie nieder und empfing den tödlichen Streich mit dem Schwerte. Sein Leichnam wurde gewürfelt und die Theile auf vier Räder getheilt. So, schließt unser Autor seine Erzählung ab. Gangs, starb Jürgen Wullenweber den Tod des Helden, 44 Jahre alt, von seinen Zeitgenossen hochgeachtet und verwundert, und drei Jahrhunderte nach ihm haben geschwiegen, ohne den ungerechten Spruch der Welt umzuwerfen; erst die neueste Zeit hat in gründlicher Forschung und in dichterischer Darstellung den Namen Wullenweber's Haupt gesetzt, der es schon längst zu schmücken sollen. War er doch, wie Barthold sagt, der größte und kühnste Staatsmann, den das Abendland freier deutscher Bürgerthums umglänzte.

Nr. 5 unserer Reihe ist lediglich ein Abdruck einer Episode aus Nr. 3, geschmückt mit einer Abbildung: Michaelskirche zu Hildesheim, wie sie im Jahre 1856 sich darstellte, und als Weihgeschenk der Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Hildesheim am 16. — 19. Sept. 1856 dargebracht. *Klein Schöner*

Aus dem amerikanischen Westen.

1. Was in die Wildniß. Von Armand. Vier Bände. Bei C. Trewenbt. 1858. 8. 5 Thlr.
2. Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus weiten Theilen der westlichen Indianergebiete. Von Armand. 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Bilder. Stuttgart, Gotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir sind über die amerikanischen Gesellschaften in Deutschland nunmehr mit so reichlichem Lesestoffe versorgt, daß es in der That Holz in den Wald zu hiebsen, noch mehr von diesem Stoffe zu sammeln. Neue Welt ist in allen Richtungen, unter dem Geiste der Bewunderung wie des Abscheus, des Hasses und Liebe und so umfassend geschildert, gezeichnet, gemalt. Neigung verklärt, von Abneigung verdunkelt, daß man die Schriften noch, welche neue Wege in die unermessliche Wildniß eröffnen, auf unsere Theilnahme

nehmen haben. In den Kreis dieser Schriften gehören die vorliegenden beiden Werke, und da sie Charaktervoll und mit geschickter Hand ausgeführt sind, so dürfen wir wol annehmen, daß unsere Leser ihnen einige Sympathie entgegenbringen werden. Aus einigen Andeutungen ist war zu entnehmen, daß diese Zeichnungen gerade nicht der allerjüngsten Zeit angehören, vielmehr ein Zeitraum von 15—16 Jahren zwischen der vollendeten Reise nach Amerika und der Gegenwart liegt — worauf beispielsweise die lange Ueberfahrt in einem Segelschiff, die Trübsalvoll und anderes hindeutet —, allein obwohl der Verfasser hierüber schweigt, erscheint der Held des Romans, welcher wol der Erzähler in eigener Person ist, oh so im Kampf mit den jüngsten Zuständen und Entstellungen, daß unsere Theilnahme für ihn nichts an der Frische verliert. Er steht hierbei weder im Solde der Vorliebe noch der Abneigung, sondern gibt sich als stiller unbefangener Beobachter, und wenn der Totalindruck, welchen seine Erzählung uns hinterläßt, ein amerikanisches Nationalwesen nicht günstiger ist, so ist dies nicht seine, sondern die Schuld der herben und schmerzhaften Erfahrungen, die er in der Gesellschaft der Neuen Welt zu machen hat. Der Vortrag dieser Ereignisse ist einfach und ungekünstelt, der Inhalt mannigfaltig, der Kern des Thatsächlichen und Wirklichen überall leicht erkennbar und da der Verfasser fast alle menschlichen Zustände skizziert, die Ereignisse gut gruppiert und das Charakteristische in ihnen lebendig und deutlich hervortreten läßt, so können wir es ihm ohne weitere Empfehlung überlassen, für sich selbst zu sprechen.

Eine ungewöhnlich lange Erfahrung von Rotterdam in Neworleans, mit allen Gefahren einer solchen, Sturm, Windstille, Wassermoth, Sturzwellen und Klippenstürche ausgestattet, erfüllt fast den ganzen ersten Band und würde ermüden, wenn der Erzähler und nicht mit der Reihe anziehender Porträts aus seiner Reisegesellschaft angenehm zu unterhalten gewußt hätte. Eine reichhaltige Familien, Frau Brillot mit zwei schönen Töchtern, nach dreißährigem Aufenthalt in Europa nach ihrer Heimat Neworleans zurückkehrt, und der sorglose aber kluge Kapitän der Medina nehmen den Vordergrund der Gesellschaftsgruppe ein. Der Erzähler hat das Glück, das Herz der schönen Eugenie und die Zuneigung Mutter wie der geistreichen Schwester Victoria zu gewinnen und betritt die Neue Welt als Bräutigam, in auch Hr. Brillot empfängt den Ketter seiner Familie im Tode des Verschmachtens während langer Waffenszeit als solchen mit offenen Armen. Die Familie aber streng methodisch und ganz in der Gewalt ihres arbeitsamen Reichthums Matlier, dem es denn auch nach dem Kampfe gelingt, die Liebenden zu trennen. Trotz verläßt Armand endlich Neworleans, gründet in New-A ein Handelsgeschäft, das emporblüht, unterliegt aber dem Ganer, Bernarb; verarmt, findet er sich in einer eilen Liebe zu der reichen Mary Mercer nochmals wegen, tödtet im Duell seinen Todfeind, den wilden Hater Mary's, und beschließt nun, gegen die „Civilis-

sation“ mit grimmem Haß erfüllt, in die Wildnis zu ziehen, um als ein Pionnier der Civilisation, im Kampf mit den Thieren des Urwaldes, sich und der Natur allein zu leben. Diesen Plan führt er mit dem Anfang des vierten Bandes aus, nachdem er im zweiten und dritten Bande uns die lebhaftesten Bilder von der Wildheit und Kassenhaftigkeit des amerikanischen Lebens, dem raschen Glückwechsel, der rohen Selbstsucht, dem frivolen Spiel mit Recht und Gerechtigkeit, aber auch von Szenen treuer Freundschaft, gemüthvoller Anhänglichkeit und von den sanften Reizen der südlischen Pflanzenwelt, den Willkürigkeiten am See Ponchartrain, von üppigen Quadronenbällen, Wettrennen und Volksbelustigungen u. s. w. vorgeführt hat. Den vierten Band erfüllt dann die Reise auf dem Mississippi und der dramatisch gefärbte erste Auszug in die Wildnis gegen den Leoneß und die Sabagebirge, die letzten Ausläufer der Cordilleren, wo der Verfasser seine Colonie zu gründen gedenkt. Der allmähliche Abschied von der Welt der Civilisation, der Besuch der vorletzten Ansiedlung und endlich der letzten Farm, die schon halb der Wildnis angehört, der Eintritt in die noch nie betretene Wildnis, alles dies übt eine große, fast dramatisch spannende Wirkung auf den Leser aus, wirklich und wahr, wie die Schilderung ist. Sogleich treten uns die mächtigsten Naturbilder lebhaft entgegen: der Urwald in seiner unentweichten Schönheit, die Prairie in ihrer prangenben Ueppigkeit, das unermeßliche Thierleben, in Herden von Büffeln, welche als Vorläufer der Cultur erst die Wälder durchbrechen und Pfade für den Menschen bilden müssen, die Rind- und Pferdeherden, Hirsch, Bär, Jaguar, die Antilopenherden lagend, Flamingo und Truthühner in unabsehbaren Scharen. Endlich der rothe Wilde zu Pferde, theilweise noch Kannibale, der sanftere Indianer, Weisse und Delaware, der schöne Menschenhag der Leyans u. s. w.: alles in Bildern von der äussersten Mannichfaltigkeit und Fülle. Der Reisende hat nun sein Ziel erreicht. Allein auf seinem treuen Wunderrosse Cyar und von seinem gewaltigen Hunde Truff begleitet, zieht er nun viele Tage lang durch die vom Urwald bedeckte Wildnis, bis zu der Stelle am Leone, die er sich zu seiner Ansiedlung erwählt, errichtet dann das erste mexicanische Blockhaus, wo er die einst geliebte Quadrona Isabella sterbend auftrifft und kehrt dann über San-Antonio — wo die Menschen zwar nicht sterben, aber verrotten — nach Louisiana zurück, um seine Ansiedlung am Leone vorzubereiten. Der Plan wird in Gesellschaft von drei Deutschen ausgeführt und die kleine Colonie blüht rasch empor, als Armand auf einer Wanderung im Indianergebiet Eugenie Brillot in dem Blgwan seines Freundes, des Häuptlings Ohayo, als dessen Weib wiederfindet. Mit der schmerzlichen Trennung von ihr endet das Buch, dem wir neben angenehmer Unterhaltung ein gutes Theil lebensvoller Bilder aus dem Gesellschafts- wie aus dem Wüstenleben der Neuen Welt verdanken. Wir können davon und wie der Verfasser zu schildern versteht, nicht viele Proben geben, eine jedoch und zwar die reizvolle Schilderung

eines Quadrantenballs im Neuorleans sei und anzuführen gestattet.

Die Quadranten, welche diese Bälle besuchen, sind meist von freien farbigen Männern geboren und ihre Väter sind größtentheils wohlhabende Leute, die bei der Erziehung ihrer Kinder nichts fehlen lassen; doch den Glanz, der auf dem Schattens ihrer Haut, der bläulichen Farbe ihrer Nägel ruht, können sie mit allem Golde nicht wegkaufen. Die hier Versammelten waren gekommen, um sich einmal wieder öffentlich als Ladies zu zeigen, was die selbstsüchtigen Weissen diesen armen Wesen nur darum gestatten, damit sie selbst sich den Glanz verschaffen, sich ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer Liebendwürdigkeit zu erfreuen. Mit ungewöhnlichen körperlichen Reizen, mit allen geistigen Vorzügen aufs reichste begabt, meist frei und unabhängig, zum großen Theil wohlhabend, selbst reich, drängt sie das Vorurtheil doch vom gesellschaftlichen Familienleben zurück und es bleibt den Unglücklichen keine Wahl, als sich mit einem ihrer Gleichen zu vereinigen oder unverheiratet mit einem Weissen zu leben und in ihren Kindern erst mit dem Vater auf gleiche Stufe zu treten. Heißt es, wie sie sind, wäre es die größte Erniedrigung für sie, sich mit einem Farbigen zu verbinden; von der Gesellschaft der Weissen aber öffentlich ausgeklüffelt, rächen sie sich dadurch, daß sie ihre geistigen und körperlichen Reize dazu beugen, ihre Unterbrüder, angesehen von der Welt, um so fester in die Fesseln der Liebe zu schmieden. Die angesehensten und ersten jungen Männer von Louisiana beugen sich so unter das Joch einer der zaubernden Quadranten, entsagen den matten Reizen der weissen Schönheiten und stürzen trotz aller Drohungen ihrer Familien in die rasenden Arme eines solchen heißliebenden Engels des Südens.

Das Schauspiel, welches sich Armand hier darbot, war überraschend und seltsam schön; der Glanz einer so großen Anzahl von Schönheiten, die wie blinkende Sterne auf dunkeln Nachthimmel strahlten, blendete ihn. Die Hautfarbe war hier in allen ihren Schattierungen, vom leichtesten Paillet bis zu dunkeln Goldbraun vertreten; bald neigte sie sich mehr in das Orange, das Schwefelgelbe, das Goldgelbe, bald ging sie mehr in die matten Töne der Olfenfarbe über. Die Lippen waren bald wie Karmin, bald wie frisches Ritzroth, bald wie brennender Rannobet. Die Linten der Augen wechselten weniger, die meisten waren ganz schwarz, wie die Haare, die mit fast unnatürlicher Hülle drängten und alle Kunst erforderten, glatt erhalten zu werden. Bei vielen dieser schönen Wesen drängte sich das Blut in die Wangen, wodurch namentlich die gelben Teint der schönsten reißern Pfirsich ähnlich wurden. Meist groß und schlank, mit langem Hals, gewölbter Brust, schmaler Taille, geraden Hüften und kleinen Händen, schienen alle von derselben geistigen Feinheit und Leuchte belebt, der eine große Beweglichkeit, ein leichter oder majestätischer Schritt vollem Ausdruck gaben. Mit dem Schmettern der Trompete und der lustigen Weise der Clarinette und dem Rasen des Schellenbaums begann jetzt der Tanz, und des Erzählers Herz verfehlte nicht, sich für die schöne und geistreiche Apollone zu entflammen.

Wir bedauern hier abbrechen zu müssen, um auf dem und zugemessenen Raum noch der zweiten der vorliegenden Schriften einigermaßen gerecht werden zu können. Die vorige Arbeit des Verfassers muß in der Lesewelt wol vielfachen Beifall gefunden haben, denn vor uns liegt unter Nr. 2 eine glänzend ausgestattete und mit

24 Illustrationen versehene Fortsetzung seiner sensationengeschichte aus Rio Leone in dem ausgezeichneten „Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuer“, der wir, wie im Vorhergehenden, Thatsächlichen und Anziehenden nach reicher erscheint als das erste Werk, vor dem wir Vorrang vindiciren müssen. Wir finden hier nicht dieselbe Menschen- und Thiergesellschaft wieder, wie am Schluß des ersten Bandes der ersten Ausgabe. Das Buch umfaßt dann aber einen Zeitraum von 16 Jahren einer wunderbaren Gristanz an der Südküste des westlichen Indianergebietes in Texas, die zwischen Seenen einer unendlich erhabenen Natur, wider den auf Menschen und Thiere, ernstlicher Sorgen, Gefahren, Anstrengungen, ungestörter Freude, Grusse und Haltungen, wunderbarer Kämpfe gegen Naturgewalten der Art, Seenen und Ausritte ungeahnter Kraftanstrengung und geistiger Energie, wie alles dies dem Helden der Civilisation so lange zugemessen ist, bis er selbst die zweite Klippe zurückschreitet und eine Reihe jägerischer Kämpfe ihn von der unmittelbaren Beschäftigung der „Wildnis“ absendert. Mit drei Deutschen, zwei Wundertrasse-Gar und seinem Quade Trasse, hat der Verfasser am Fuß der Berge des Rio Grande, in der stillen Ufer des Leone, seine kleine Colonie gegründet auf drei Seiten mit einer 14 Fuß hohen Mauer aufrecht stehenden Bäumen umwehrt und sie an vier vorderen Ecken mit kleinen Vorbauten als Schanzen versehen, von wo im Fall des Angriffs das ganze Heer zu befehligen war. Südwärts vom Fluß, wo die Bevölkerung stand, erstreckten sich unabsehbare ansehnliche, wellenförmige Prairien, nordwärts mehrere Stunden im dichtesten Urwald; nach West und Nord gar keine Art Nachbarschaft, nach Ost und Süd 80 Stunden die nächste Ansiedlung.

Von diesem Blockhaus aus, das allmählich zu einem ganz behaglichen und selbst mit Kunstgegenständen geschmückten Wohnung anwuchs, unternimmt er eine unendliche Folge von Jagd- und Entdeckungszügen, die wochenlang in der Wildnis fesseln, ja selbst eine 600 Meilen lange, 250 deutsche Meilen nordwärts gegen die Platte hin, also durch dieselben Wüstenstriche, wie auch Wölfshausen's wissenschaftliche Reise längs der gleichen geschildert hat. Der Verfasser ist freilich ein Vorgänger und bricht mit Gefahr und Noth einen härteren Kampf als die Expedition, deren Führer Wölfshausen war; besonders aber als er verirrt, meistens allein und zu Fuß in der Wildnis am Colorado verirrt und uns an einer Situation von dem höchsten menschlichen Interesse theilnehmen läßt. Es ist nicht wohl auch nur oberflächlich die Reihe unterhaltender Unternehmungen, die der Erzähler in dieser großartigen Raum, in Kampf mit Wären, Jagd und Wolk, mit dem wilden Gemauschel, den mühsamen Weiden und Reysen-Jahnen auf der Wüste, Glanz und Widerstand erlebt, zu beuten oder den Leser eine Beschreibung davon zu geben in welchem Maße dies wunderbare Naturleben die Welt bereichert, die Sinne bis zum Wunderbaren schärft und

kenntnis des Culturlebens durch Kraft und Freiheitsgefühl in den Hintergrund drängt. Alles was wir vermögen, ist, neben einigen allgemeinen Bemerkungen, eine oder andere dieser anziehenden Scenen, die oft mit so greifender Wirkung gezeichnet sind, zu skizziren. Vor allem ist die Jagd auf den König der Prairie, einen alten Schimmelhengst, der zu einer Art mythischer Wesen geworden ist, mit wahrhaft dramatischem Effect abgehandelt, von dem wir wenigstens eine Probe zu den Versuchen wollen. Die edle Thier hatte mit ihrer Herde zwischen dem Blockhaus und den Bergkuppen seinen Stand; die Indianer verehrten die Thier wegen seiner Schönheit wegen mit abergläubischer Furcht und hielten es in Liedern und Erzählungen zur Unsterblichkeit; sein Fleisch blieb fabelhaft, mit Wundersagen ausgeschmückt. Der Verfasser sah dies Thier öfter und beschloß es zu fangen, da er sich zum „Kreese“, d. h. zum Hirschen durch den Hals, nicht entschließen konnte. Oft kam er ihm nahe, dann hob der Hengst seinen glänzenden Kopf hoch in die Höhe und kam, den seidenhaarigen Schweif hoch in der Luft, im Parabelfuge auf ihn zu, so und ganz wie ein Silberreiter, blieb 50 Schritte von ihm stehen, blickte schauend aus seinen purpurnen Ähren, trabte dann, bald nach ihm, bald nach seiner Erde blickend, im Kreise umher, und fort flog er, wie Pfeil seiner Herde nach und verschwand. Nach langen Vorbereitungen begann endlich die Jagd des edeln Thiers. Auch, die Stute, war wochenlang dafür besonders gepflegt und abgerichtet; Antonio, der Mexicaner, führte den Rast. wand erzählt nun:

Wir ritten in das Thal hinunter, der Hengst kam im Schritt auf uns zu; ein schönes Bild war nicht zu sehen, wie jedem Tritte die langen ledigen Hähnen auf und niederfielen und sein breiter Rücken wie aus Marmor gehauen lagte, während der Schweif gerade in die Höhe gehoben das dunkle milchweiße Haar im Winde flattern ließ. Vorwärts, ich Antonio zu, und Fanny stürzte mit solcher Schnelligkeit ihm zu, daß der Hengst vor Schreck sich rückwärts auf die Erde warf, dann aber mit einem ungeheuren Satz durch die Luft flog. Der Rast sauste über ihn hin, berührte seine Nase und das Ohr, die Fessel abnehmend, schoß wie der Blitz unter ihm dahin. Nun war ein Jagen, zwei Stunden lang; das Thier fiel endlich erschöpft, seine Kraft schien erschöpft. Eine schwarzgährende Schlucht lag vor ihm, hier mußte er wenden. Vorwärts, ich nochmals, des Fanges sicher; da — es war nicht möglich, rannte nicht hinüber — ein Sprung, daß ich vor Entsetzen mich endete, und der Hengst flog über den 40 Fuß breiten Abhang, hob das Hintertheil vom Boden und trabte kräftig die Luft hinunter. Wir sahen aus sprachlos an und ich gelobte mir wieder den Versuch zu machen, diesem fürstlichen Thiere Freiheit zu rauben.

So nobel wie hier empfindet der Verfasser jedoch nicht immer, und wir sehen mit schmerzlichem Bedauern, der kühne Abenteurer zu andern Zeiten einen freilich uralten Weisheits- oder Comancheindianer mit seiner niedrigen Büchse sicher und mit nicht mehr Gefühl niederzulegen, wie einen Jaguar oder einen Bären des Urwaldes.

Dem Haß der Civilisation und dem berausenden Ansehensgefühl einer wilden und schrankenlosen Freiheit ist überhaupt ein eigenes Ding, und wir sehen an dem

Beispiel des Erzählers, das mungen eine menschliche ist werden könne, wenn wir ihm nach wochenlangem und von allem denkbaren Naturschein Blockhaus mit offenen: besser als ein brüderliches G.

Es gäbe nun für uns dem Leben des Autors, an verschiedenen wilden Stämmen äußerster Wildheit der Pelleros und Comanches, bis zu den von der Civilisation schon mannichfach berührten Fußindianern, Delawaren und Apaches, alle Grade der ersten Cultur der rohen Rasse darstellen, von seinen Entdeckungszügen und blutigen Jagdabenteuern, von den nach und nach sich einfindenden Ansiedlern neben und vor ihm, von Squattern, Minern und Wiberjägern, die ihn besuchten, zu berichten. Wir könnten namentlich der anziehenden Betrachtungen gedenken, die der Verfasser sowohl über die rasch vorbringende Cultur in dieser 400 Meilen breiten, mit allen Gaben der Natur reich ausgestatteten westlichen Wildnis als über die mythischen Geschehnisse der indianischen Bevölkerung derselben anstellt, welche ihm einer gewissen Civilisation zwar nicht unfähig, aber bei aller körperlichen Schönheit und geistiger Erweittheit doch zu einem eigentlichen Culturleben nicht vorbestimmt zu sein scheint; allein wir müssen hierüber den Leser auf das durchweg so anziehende Buch selbst verweisen, das übrigens, trotz der wilden Lebensweise des Erzählers, in Stil und Vortrag einen unverkennbaren Fortschritt gegen den Roman verkündet, das auf alle Weise aus einem reichen, selbständigen und tiefen Geiste geflossen ist und dem die beigelegten Illustrationen nach der Natur zur wirklichen Herde gereichen. Mit diesen Vorzügen wird demselben denn auch ein befriedigter Leserkreis sicher nicht fehlen können, der es mit Vergnügen hört, daß der Verfasser, obwohl noch immer in der Nähe der indianischen Jagdgebiete, doch jetzt nur von friedlichen Stämmen in seiner sehr erweiterten Ansehung besucht wird und die gewöhnlichen Gefahren des Grenzlebens sämmtlich überwunden zu haben scheint. 4.

Semmler als wissenschaftlicher Begründer des Nationalismus.

Die Theologie Semmler's. Dargelegt von H. Schmidt. Nürnberg, Verl. 1858. 8. 1 Thlr.

Uns allen sind die Veränderungen welche während der zweiten Hälfte unserer nationalen Literatur sich in einzelnen Culturgebieten allein, auf gebieten traten in jener Epoche herungen ein oder bereiteten sich Gebiete hat seine Stimmführer u. Kritik ihren Befähigung, die Philosophie und Schiller, die Theologie ihrer der letztere dem theologischen Leben war noch auf allem deutschen Kult

Damals war es lediglich der Gegensatz von Orthodoxie und Pietismus, um den sich die Theologie bewegte, und wenn einzelne Theologen, wie Baumgarten, der Wolff'schen Philosophie Anstoß auf die Theologie vermittelten, so wurden sie deshalb von der überwiegenden Mehrheit der Kollegen, welche durch die Goncession die Orthodoxie geführt erkannten, auf das lebhafteste angegriffen. Im ganzen war der Zustand, in dem sich die damalige Theologie befand, ein höchst ungesunder. Sie litt an den Nachwirkungen des Stiefes, den ihr der Pietismus versetzt hatte. Dieser hatte ihre Unbefangtheit und Sicherheit erschüttert und hatte doch der Theologie kein frisches Leben einzuhauchen vermocht. Welche Orthodoxie und Pietismus, beiden überhaupt des Denkens fähig und für Gedanken zugänglich, beschlich die Ahnung, daß eine Revolution in der Theologie bevorstehe. Revolutionen auf dem geistigen Gebiete vollziehen sich nicht so schnell, wie Umwälzungen in der Politik; jene bedürfen mehr der Zeit. Die Strömung, welche über die Orthodoxie des vorigen Jahrhunderts hereinbrach, begann um die Mitte des Jahrhunderts; der Sturm brauchte ein volles Menschenalter, bis er sich legte. Zunächst sehen wir die Gelehrten unter den Laien sich von dem sogenannten positiven Bekenntniß der Kirche abwenden. England und Frankreich, das eine Land mit seinem Deismus, das andere mit seinem Encyclopädismus, hatten sich Einfluß zu verschaffen gewußt. In Preußen regierte Friedrich der Große. Die Thatsache sagt, was zu sagen ist. Unter dem aufgeklärten König wurde die Aufklärung mächtig gefördert. Die deutsche Philosophie hörte auf sich den Echo zu geben, als sei sie mit dem orthodoxen Christenthum einverstanden. Von der Wolff'schen Philosophie war Reimarus ausgegangen, der in seinen „Wolfenbüttelschen Fragmenten“ dem Naturalismus das Wort redete und nach dem Muster der englischen Kritik die biblische Geschichte angriff. Die Populärphilosophie, die sich an die Wolff'sche anreihete, reagirte mit Nachdruck gegen den Glauben an eine positive Offenbarung; die Aufklärung sollte die Orthodoxie aus dem Felde schlagen. Lessing sprach seine Worte der Schärfe und Klarheit; für alle, die zu den Gebildeten gezählt sein wollten, war es eine ausgemachte Wahrheit, daß der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung, wie die Theologie eine solche bis dahin behauptet hatte, unhaltbar sei. Die natürliche Religion war es allein, der man Wahrheit zuerkannte. Diesem Glauben in den nichttheologischen Kreisen gegenüber versammelten sich die Theologen zunächst lärmend und polternd, dann passiv; in den sechziger Jahren haben sie auch nicht einen namhaften Theologen unter sich, der mit voller Gewißheit die Orthodoxie vertritt und mit seinem Zeugniß für dieselbe auch wissenschaftliche Achtung sich erworben hätte. Schließlich, in den achtziger und neunziger Jahren, lassen sich alle namhaften und in Geltung stehenden Theologen in zwei Klassen einteilen, von denen die einen der dem positiven Christenthum abgewendeten Richtung zugehörig sind und sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß sie das mehr oder minder offen eingestehen, während die andern nur mit größter Schüchternheit den positiven Glauben oder Stücke desselben festhalten, dabei aber so viel Zugeständnisse an die moderne Zeitrichtung machen, daß sie sich dadurch um Achtung und Geltung dringen. Die Theologen dieser Richtung werden als solche von den Mitlebenden angesehen, welchen nur der Muth fehlt, aufzugeben, was doch nicht mehr zu halten ist.

In diese Decennien fällt die Wirkksamkeit Semler's, die Wirkksamkeit desjenigen Mannes, der mehr als ein anderer Theologe der Zeit zur Bekämpfung der Orthodoxie und zur Begründung des Rationalismus das Seine beigetragen. Die kleine, und wie sich im Rückblick anweisen wird, höchst unbedeutende Monographie, welche diesen Artikel veranlaßt, stellt sich die Aufgabe, dem Entwicklungs gange Semler's nachzugehen. Sollte Stahl die Biographie geschrieben, er würde die Aufgabe in der Form anders gelöst haben; er wäre schärfer und vernichtender, dafür aber auch glatter und geistvoller gewesen. Was die Ro-

stulte anlangt, so hätte Stahl keine andern gewonnen, als den erlangten Professor — das Anathema oder Semler kann billig und gerecht urtheilen, er strebt nach einer schrankenlosen Freiheit und Unbefangtheit, und auch dieser Eifer um die Aufhebung sei ihm bei dem bestimmt angegebenen Punkte, den er einnimmt, anerkannt. Eher als ich diesen, Aufhebung nicht Bekämpfung. Was Schmid in dieser Hinsicht liefert, ist nicht eine unbefangene Würdigung Semler's und seiner Zeit, ist eine Polemik gegen beide. Unter den beiden des Verfassers wird Semler zu einer Puppe, an welcher das Klappert wird: der Rationalist ist kein Christ, selbst wenn er ein so ernster, wissenschaftlich gebildeter und aufrichtig guter Mann ist, wie dies Schmid in Beziehung auf Semler willkürlich einräumt. Wir nehmen insofern an dem Resultat keinen Anstoß, als dasselbe bei der Verfassers Parteilichkeit der Natur und zu erwartende war; so wir gehen weiter, zu dem letzten Anstoß an dem Resultat, sobald dasselbe für ein theologisch geltend gilt. Die kirchlichen Katholiken von dem Wesen des Christenthums haben sich diametral gegenüber: die eine, zu der sich Schmid bekennt, versteht das einen Complex von historischen Thatfachen und religiösen Ideen; die andere, welche die Semler's ist, sieht in dem Christenthum eine von Christus ausgehende Bewegung zu einem Erkenntniß und Verehrung Gottes und zu nachhaltiger ethischer Besserung. Das Recht oder das Unrecht der beiden scheinungsweise juridisch abzuweisen zu wollen, mit letzter Festigkeit und juridischer Schärfe es in einem einfachen Ja oder Nein auszusprechen, welche von den beiden Auffassungen mehr berechtigt, wäre eine lächerliche Kamakung. Zu der einfachen Journalartikel sich anmaßen, das erreicht zu haben, durch die gesammte philosophische und theologische Literatur eines ganzen Jahrhunderts nicht zu erlangen gewesen? So deshalb lassen wir Schmid's Resultat gelten, sobald dasselbe nicht das theologische, aber doch ein theologisches ist. Indes ein theologisches Resultat ist keineswegs das vollste und befriedigende Resultat einer biographisch-kritischen Untersuchung; wir fragen nach den wissenschaftlichen, nach den ethischen Resultaten, und nach dieser Seite hin ist das Buch Schmid von einer erschreckenden Armuth. Eine solche Arbeit, wie wir sie hier entwerfen, sollte man denn doch in den deutschen Universitätslehrern kaum erwarten, obgleich wir uns das allerdings im deutschen Reich manche Fortschritte zu Worte ausreichend charakterisirt ist: die Stühle sind leer.

Johann Salomo Semler wurde als der jüngste Sohn thüringischer Predigers am 18. December 1725 geboren. Der Vater hatte mit Bedacht wohlhabende und einflußreiche Leute zu Patern seines Sohnes gewählt, denn er war arm, und lag in der Mitte der Zeit, auf solche Weise für die Zukunft zu tragen. Im vorliegenden Falle erreichte der freilich seinen Zweck nicht, denn die Patern hatten sich als daß sie hätten namhafte Hilfe leisten können. Das unbedeutend waren die Verhältnisse, unter denen der Knabe wuchs; alles, was ihn umgab, trug den Stempel des Noth und Spießbürgerlichen. Das stimmte entschieden ganz mit der Natur überein, aber wirkte doch bestimmend auf dieselbe für die Persönlichkeit Semler's, so man sich in seine Interessen. Er war ein harter, nüchternes Kind, aber das herzige und Spießbürgerliche bleibt der Grundzug seines Charakters, es mangelt ihm entschieden die Poesie und Erhabenheit des Geistes, welche sonst Männer auszuzeichnen pflegt, zu materiell in ihrem Verstande gewirkt haben. Daraus zu weit gehen, wenn er Semler's Seele „eine Seele ohne Phantasie, ohne Tiefe des Gemüths, ohne Ideen“ nennt, und Schmid thut vollends ein Uebiges, er dieses Urtheil abertelnd hinzufügt: „Er gestattete sich in dem Wesen des Bürgers, wenn er seiner Natur nach trivial“ perfectes ist. Niemand war das aber mehr als Semler.“ Das aber nicht leugnen läßt, ist, daß Semler allerdings durch den Eindruck eines profanen und spießbürgerlichen Denkens

und daß ich durch sein ganzes Leben eine gewisse Geheißtheit des Gedankes nicht, die sich zuweilen bis zur Weinerlichkeit steigert. Auf der andern Seite will es jedoch auch hervorgehoben sein, daß Semler alle die ehrenwerthen Seiten besaß, welche aus kleinen Verhältnissen und Umgebungen hervorgegangen und mit einer keuschen Natur verbunden zu sein pflegen. Sein ganzes Leben lebte in einer schlichten, soliden Einsamkeit und Rechtschaffenheit; praktische Tüchtigkeit und eine unermüdbliche Thätigkeit hat ihm eigen; ehrenhaft, fromm und demüthig ist er voll Liebe und Pietät gegen Lehrer, in aufrichtiger Liebe seinen Schülern zugehen, gefällig gegen Jedermann, ansehnlich als Mann und Vater. Aber in den Augen der Anhänger der kirchlichen Sündentheorie haben diese so hochachtbaren Eigenschaften, diese nicht genug zu schätzenden Vorzüge keinen oder doch nur einen sehr untergeordneten Werth; für und nach Schmid mithrten die „bürgerlichen Tugenden“ Semler's „jener Christenheiligen des edlern Bürgerthums, die aus einer freien, festen und einfachen Seele hervorgeht“; bei aller aufrichtigen Frömmlichkeit ist der Pelagianer, der „gern von seinem nicht großen, aber guten Herzen spricht“, doch „kein Christ“, er ist „voll Verblendung über sich selbst“, seiner Nüchternheit fehlt die „tiefer“ Auffassung des Christenthums, seine Frömmlichkeit ist eine „bloß natürliche“, keine „christlich erleuchtete“.

Nach dem Zeugniß, das Semler selbst in seiner Autobiographie ablegt (würde man aus Schmid's Monographie entnehmen, was er dieser von ihm bis in das Unterland benutzten Autobiographie verdankt, es würde des Eigens bitterwenig übrig bleiben), war es die Erziehung im ältesten Hause, welche jenen danklosen, ehrbaren Sinn ihm einflößte, und war insbesondere die Mutter, eine verständige, schlichte, fromme Frau, welche diesen Sinn in ihm befestigte. Er verlor sie, als er etwa 10 Jahre zählte; nach ihrem Tode wurde vieles anders in dem Hause ihres Vaters, zum Nachtheil beider, des Vaters und des Sohnes. Die Veränderungen hingen mit dem Pietismus zusammen, der damals seinen Sitz in Semler's Heimat aufschlug. Die Autobiographie gibt uns über den Punkt die nöthigen Aufschlüsse. Ein gewisser Linder hatte den Pietismus in Saalfeldischen etabliert. Ein aus österreichischem Dienst entlassener Prediger war der Mann, der, man weiß nicht wie, herrgögliger Hofprediger, Reichsvater und Superintendent geworden war. Er beherrschte den Herzog vollkommen. Neue Einrichtungen wurden getroffen und alle Sonntage besondere Erbauungs- und Wiederholungsgesunden angelegt. Nicht aber, fügt Semler sehr bezeichnend hinzu, in der Schloßkirche wurden diese Erbauungsgesunden gehalten, sondern in dem herzoglichen Speisesaal, obgleich dieser alle Sonntage dazu erst eingerichtet und aus der unmittelbar daranstoßenden Schloßkirche die Stühle und Bänke herbeigeschleppt werden mußten. Ueber dem Erbauern, daß alle der dem Herrn gleich sein, vergaß man indeß doch nicht die Rangordnung: „Oben in der Mitte saß der Propont oder Herr Linder, auf beiden Seiten der Hof, mittenan waren viele Bänke für andere Personen, schlechtere blieben hinten.“ Der junge Semler durchschaut die Hohlheit des pietistischen Treibens; es wendete ihm an, um so mehr, als der Pietismus in dem Hause seines Vaters nur zu bald eine verhängnißvolle Rolle zu spielen begann war. Der älteste Sohn hatte seine akademischen Studien in Jena beendet und war zu dem Vater zurückgekehrt. Der junge Mann mochte als Corpsdarsteller wohl geschwärmt haben; mystisch und geistig geschwollen, suchte er nach Art schwacher Naturen Zucht und Heil im Pietismus. Aber der Kernschmerz konnte nicht zum Frieden kommen. Er gerieth über die Größe seiner Sünden in Verzweiflung; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heiland, und doch fand sich keine Veränderung im krummen Bewußtsein. Da näherte sich auch der Vater dem Pietismus und empfahl ihn seinem Semler. Es wies dieser Umschlag des Vaters gerade kein sehr gutes Licht auf denselben, und mußte notwendig auch auf den Sohn einen ähnlichen Eindruck machen. Der Sohn erzählt: „Nach dem Tode meiner Mutter hat sich auch die Denkungsart meines Vaters nach und nach werthlich geändert.

Ich weiß es nicht, ob die Vorstellung, daß ich bald auf die Universität gehen müßte und Unterstützung von Elterndien oder vom Superintendent bei Hof nöthig hätte, nach und nach den Grund zu einer Denkungsart mitlagte, die ganz der vorigen entgegen war. Aber ob die Veränderung des Hauses, das keine so lange Wittis mehr hatte, und also mehr Aufwand ihm sichtbar wurde, dazu half.“ Demnach, bald mußte sich der Sohn auf die Vorstellungen des Vaters bekehren lassen: „Dem Hof sei gar nicht gleichgültig, daß ein Sohn des Archidiacons unbesorgt sein und bleiben wolle und durch das Beispiel so viel andere Schüler immer mehr verderben helfe.“ Allein der Neophit brachte es nicht weit in der neuen Frömmigkeit. Er suchte zwar mit allem Ernst die sogenannte Versteigerung und die Gewissheit, daß er ein Kind Gottes sei; sein Winkel im Hause war abseits, wo er nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu sein, oft gekniet und viele Thränen gemeint hatte. Gott möge ihn dieser großen Gnade würdigen, aber es half nichts. Es fehlte ihm das, was jene Gläubigen nannten; er blieb unter dem Gesetz, in einem gesegneten Zustande, wie Semler konnte nicht in die in der Hölle sein.

Im Herbst 1743

In einem Kreise von Experimenten fortgesetzt, die bezeichnendsten Stadien der Vernunft. A. humerus angesehen, vollkommenen, aber dem Heilande, wie es aus dem Winkel meint nahe; an der ganzen 3. Stadium, „er sollte es von als Menschen“. Deshalb gehe auch er, der Herrnhuter, nicht in die Collegia und gründe dafür unaussprechliche Seelenruhe und den Unterricht des Heilandes. Semler gerieth immer mehr in Unruhe und zerkelt mit sich selbst, sodaß er einst wünschte, „er möchte doch dieser Klumpen Theil, dieses Stück Holz sein“. Er schwankte zwischen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, denn daß beides nicht vereinbar sei, hatten ihm seine frommen Freunde nahe genug gezeigt. So war er einmal voll Frömmlichkeit, als er einige lateinische Bücher zu kaufen Gelegenheit fand, und seine alte Neigung zu den Studien kam wieder in Kraft, aber die Freunde beantworteten die Frömmlichkeit mit der Ermahnung, er möge über sein sündhaft Herz besser machen. Da war es mit seiner Frömmlichkeit aus, am liebsten hätte er die Bücher dem Händler zurückgebracht, aber er meinte, zur Strafe für seine Sünden müsse er sie behalten. Allmählich überwand seine Liebe zu den Studien diese Gerangel, er konnte es nun nicht mehr leiden, „wenn jemand seine Seelsorge so übel vertheilt, daß er deshalb nicht fleißig studiren sollte“. Auch der Kreis seiner Bekannten änderte sich nach und nach, „von nun an herrschte keine solche Mikologie mehr, man zwang einander nicht nach der Ordnung zum Herzensgespräch oder zum Gebet nach der Reihe, man schätzte auch die Gelehrsamkeit viel mehr“.

Man ist nicht wenig überrascht, wenn Schmid die Unterstützung Semler's über das frivole Possenspiel des Pietismus durchaus theilt. „Wir müssen die geistliche Vorbereitung“, heißt es (S. 16), „die Semler für seinen Beruf zu Theil wurde, beklagen. Ein häßliches, pietistisches Treiben hatte sich unter seinen Augen entfaltet, er war voll Vorurtheil gegen die gewesen, welche der so gerätzten Frömmigkeit sich ergaben, er hatte traurige Beweise von der Wirkung eines solchen Pietismus gesammelt, er wußte, daß viele dieser Frommen Grundler waren und aus schlechten äußern Motiven sich dem Pietismus angeschlossen. Und dennoch hatten äußere Umstände ihn veranlaßt, die gleichen Wege zu gehen, wider Neigung und Ueberzeugung zwang er sich dazu, an seinem eigenen Urtheil macht er sich geistlich irre“ u. s. w. Ganz und ohne Rückhalt verurtheilt Schmid den Pietismus; er sucht nicht etwa jene speziellen Erscheinungen als

entwickelt und weiter gebildet. Wenn Schmid ferner gegen Semler die Frage erhebt, er ver falle stets in Wiederholungen und gewisse Gedanken lehren in allen seinen Schriften immer wieder, so wollen wir dem Biographen nicht zu erwägen geben, ob die admittirte Anklage gegen ihn selbst mit bestem Recht geltend gemacht werden könnte, indem zwar nicht gewisse Gedanken, aber doch der einzige Gedanke (wenn man die Phrasen überaus vielen Gedanken nennen kann), der Satz: „Semler war ein Christ, denn er begriff nicht die Thatfachen des Heils“, während und hernach bei Schmid wiederkehrt; wir stellen uns anheim zu erwägen, wie es nicht nur natürlich, sondern notwendig, daß die Fundamentalgedanken, welche einem wissenschaftlichen System zu Grunde liegen, sich als der leitende rote Faden durch eine jede Arbeit des Autors hindurchziehen müssen.

Zur Konstitution der äußeren Religionsgesellschaft, wie sie eine Kirche besteht und wie sie der Staat bedarf, das ist die nicht Semler's, sei allerdings das äußerliche Christenthum eine bestimmte Anzahl von Lehren, Dogmen und Glaubenssätzen notwendig; verschieden und wohl von dieser äußeren Religionsgesellschaft absondern sei dagegen die individuelle Religion jedes einzelnen. Die Begründung dieser Sonderung gibt die Kritik des Begriffs der Kanonicität. Was man Kanon nennt, die Meinung, als wären die Schriften Alten und Neuen Testaments alle gleich göttlichen Ursprungs und müßten in allen Christen als die einzige Quelle der göttlichen Wahrheit und der moralischen Erfahrungen angesehen werden, diese Meinung sei ein Vorurtheil und dieser Kanon existire nicht. Er beruht nur darauf, daß die Majorität der „katholischen“ Christen seit dem 4. Jahrhundert darin übereinstimmte, die Bücher öffentlich vorlesen zu lassen. Damit ist ihre unüberwindliche Geltung eine Sache des öffentlichen Kirchengerichts worden; keineswegs aber folgt aus der historischen Thatsache, daß ein jedes Buch in diesem Kanon für jeden einzelnen Christen die verbindliche Kraft einer Quelle göttlicher Wahrheiten und moralischer Erfahrungen besäße, vielmehr ist jedem denkenden Christen die besondere Untersuchung und Kritik dieser Bücher für seinen Privatgebrauch vollkommen frei geblieben, er um mit Semler's Worten zu sprechen: „Es ist nicht eine allgemeine Pflicht aller Christen, daß sie aus den Büchern des Alten Testaments, aus allen Kapiteln und Abschnitten, so wie aus allen dogmatischen Sätzen et vitas ebenso lernen, als aus dem Neuen Testament. Denn, wenn man ein nicht schon über andere unfähigere hinausgewachsen ist, und der Religion innerlichen vollkommenen Übung geläufig ist, soll und ist der auch im Buch Ruth, Esther, Nehemia, Richter u. s. w. gemalt Sätze et vitas suae finden, da er als Christ oft das geistliche, ungeschickliche Gefinnung und gemeine menschliche Handlungen sieht, manche, die sogar lieber ihm unbekannt bleiben.“ Deshalb kann Semler „der theologischen gemeinen Lehre vom Kanon durchaus nicht selbst weiter beipflichten“, er müsse sich bemühen, „die ganz zufällige Beschaffenheit derselben aufzuklären und sie also der Historie nach viel genauer zu stellen, um das eigene Urtheil eines jeden denkenden und nachforschenden Christen wieder völlig frei zu schaffen“. Eine notwendige Konsequenz muß mit der Kanonicität auch die Divination fallen. Ebenso wenig die Gesamtheit der heiligen Schriften eine von Gott direct und besonders veranstaltete, für Zeiten und für alle Völker gültige Sammlung ist, ebenso wenig sind die einzelnen Schriften der Bibel durch eine speciell göttliche Eingebung entstanden. Eine Schrift weiß nur dann Kriterium des göttlichen Ursprungs auf, wenn sie Kluges und zu aller Zeit Wichtiges für die menschliche größere Nothwendigkeit enthält, und wenn die eigene moralische Vollkommenheit und wahre Glückseligkeit des einzelnen dadurch verbessert werden kann. Bei vielen Büchern des Kanon fehlt dieses Kriterium ganz oder doch zum wesentlichen Theil. Viele halten — und dies ist ein überaus fruchtbarer Gedanke, den wir zuerst hervorgehoben hat — mehr oder weniger Lokales oder Temporäres: „Das sei ein Hauptfehler der heutigen Her-

wenn
rational
die a
ersten
haben
nur e
geben
ander
fährt
macht
ten v
heit d
nicht
gelegt
denn
selbst
sch i
hat u
Anfän
um se
fangen
wenig

weiter
bisher
ligen
kann,
die S
cipium
gen i
Religi
dergeli
Christ
wirkli
und d
Inden
nische
einigen
ist i
Gott
Das i
je nar
über ei
stele i
zu dei
veränd
und w
gen la
nach f
welche
und u
bessern
Bezug
stehen
den G
verste
verschi
fähig
bern

Gott, der alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt. In diesem Glauben und zu einem auf diesen Glauben basirten moralischen Leben erzogen Christus und die Apostel. Natürlich waren nicht alle Menschen gleich empfänglich und gleich willig, und natürlich rissen sich nicht alle gleich leicht los von ihren bisherigen Vorstellungen. Darum gibt es auch so mannichfache Stufen unter den Christen und darum ist es insbesondere nicht möglich, daß alle in den gleichen Vorstellungen sich einigen. Darauf kommt es aber auch nicht an, diese Vorstellungen gehörten nicht zum Wesen der Religion selbst, denn einen dienen diese, einem

„in moralischen Leben, und wenn sie jedem die setzen lassen: „Die ungleiche oder auch innerliche, macht es ein Begriff und das Verhältnis Gottes, Gottes, über allen wirklichen Inhalt und dieselbe Summe von Botschaften und immer behalten sollten. In christlicher eigener moralischer Botschaft vergleichende völlige Einheit einer ist; zu einer und derselben Stufe sind alle jene so ungleichen Menschen nicht berufen oder verpflichtet.“

Die Kirchenhistorie, die einzelnen Jahrhunderte von den Bischöfen gemacht, äußere Unterwerfung ihrer kirchlichen Verbindung eines großen Kirchenstaats (Vatikan) unterwerfung des Christen bleibt blauen durchaus unberührt und unreligiös. Man kann dem fortgeschrittenen vielfach anhängig sein, aber wegen doch nicht der äußeren religiösen Verpflichtungen würden nicht geleistet werden. Die vernünftigen Christen würden die vernünftigen Veränderungen nur aufpassen.

geben, während sie ihnen ohne dieses auf gar viele Art und Weise noch nützlich werden können, und namentlich die leichtsinnige, gewiss unmoralische Einbildung vieler überlebter Zeitgenossen hindern, die sich über alles hinwegsetzen, weil sie einige Exzessivitäten aufgefunden haben. Mit einem Wort, die kirchlichen Dogmen sind keine Glaubensartikel im eigentlichen Sinne, zum Wesen der Religion trägt es gar nichts aus, wie man sich zu ihnen stellt; es steht dem Christen ganz frei, welche Vorstellungen er sich darüber bilden, wie er die Grundgedanken für sein praktisches Leben nutzen will. Dabei sollte aber das Christentum durchaus nicht mit dem Naturalismus zusammenfallen. Wie man nicht leugnen kann, daß die moralische Welt nicht weniger in sehr gleiche Klimate oder unabänderliche Einflüsse getheilt ist, als die Lage der Erdoberfläche, durch welche die Arten der physischen Producte immerfort verschieden sind, so wird man auch den Begriff von Gottes Verhältnis und Wirkung auf die Seelenkräfte mancher Menschen nicht aufheben können. Die Naturalisten können nicht behaupten, es gebe außer der successiven Uebung des Menschenverstandes über moralische Dinge gar keine Belehrung und Offenbarung Gottes. Die natürlichen Seelenkräfte des Menschen haben eine so ungleiche Stimmung, daß durchaus ihr eigenes Nachdenken über das Verhältnis Gottes einen ungleichen Gang behalten muß. Dadurch wird eine erweiterte Wirkung und Offenbarung Gottes nötig, und auf diesem Grundsatze von freien Wirkungen des Geistes Gottes in menschlichen Menschen beruht eben die christliche Religion. Die Anregung zu rechter geistiger Betrachtung Gottes führt den Christen auf die Offenbarung Gottes in Christo zurück.

Das sind die leitenden Grundsätze in der Theologie Semlers. Philosophischen Gehalt haben nach Schmid die Grundsätze nicht; das Ergebnis dessen, „was Semler philosophisches Stadium nannte, war höchst ärmlich“. Ist Schmid wirklich in der Selbsttäuschung befangen, daß er etwa wähnt, die einzige Weisheit, die er stets und immer als sein einziges Argumentum ad hominem aufzutischen hat: „Semler war kein Christ, da er nicht an die Thatfachen des Heils glaubte“, diese einzige vornehm abfälschende Aeußerung sei „gehaltvoller und philosophischer“, als der Ernst und die Treue, die Ausdauer und Gründlichkeit in den Studien Semlers? Wir haben persönlich nicht die allermindeste Reizung oder Rührung, und für den Rationalismus oder seine Vertreter irgend zu entzückem, in Gegenseit, wenn wir unsere persönlichen Sympathien und Anti-

pathien in religiöser Beziehung ausprechen dürfen, so ist kein Schritt daraus gemacht, daß uns das widerwärtige Intoleranz des Rationalismus gar wenig interessiert; wenn aber diese so genannte „neuere Theologie des positiven Christentums“ sich aufstellt, als verfahren und sei sie logischer und philosophischer, von mehr Gehalt als der Rationalismus, so gebietet die historische Gerechtigkeit einfach, daß man eine derartige Prätension als unverschämte Annahme zurückweist. Oder bildet sich aus diese „neuere Theologie“ wirklich ein, sie habe mit ihrer historisch-philosophischen Sophistik und Romantik, welche sich leider den Schen gebornt, als hätte sie eine conservative Politik, und die ihn deshalb, weil die Frage geglaubt worden, allerdings auch jede gesunde conservative Politik in Ruin zu bringen, glänzt diese neuere Theologie von der Farbe Hegelsberg's, sie habe wissenschaftlich das wissenschaftliche System des Rationalismus überwunden? Die Einbildung wäre eine Idiosyncrasie.

Es konnte nicht fehlen, daß Semler von seinen Zeitgenossen vielfach mißverstanden wurde, und diese Mißverständnisse haben für ihn die Quelle tiefen Leids geworden. Die Orthodoxen verachteten ihn als einen Naturalisten; die letzteren wiederum beschuldigten ihn der Heuchelei und des Vorgehens an Rath; er sei feig, often in ihr Lager überzutreten. Es ist fast das widerwärtigste Beispiel, das nach Keilern schreiet, wenn Schmid die abfälligen Urtheile und Kränkungen, welche Semler an seinem Lebensende von den Zeitgenossen erfuhr, zusammenstellt und dieselben in einer Ordnung, ja in ihnen eine wohlverordnete Serie seiner Unchristlichkeit findet.

Wenn wir mit der Beschreibung schließen, daß wir von der Bekämpfung dieser auch äußerlich sorgfältig angelegten Monographie mit dem entschiedensten Ungedulde zurückkehren, so wird es auch dem bereits Gesagten nicht erst nötig sein, dies Ungedulde weiter zu motivieren.

Chaddam Lee.

Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellers.

Im Laufe des März hielt der Royal literary fund in London, unter dem Vorstehe des Grafen Stanhope, seine regelmäßige Jahresversammlung. Die Zahl der Theilnehmer war diesmal geringer als sonst, da die Opponenten gegen die bisherige Administration und Organisation, Diderot und Diske, und ihn fernende, diesmal weggelassen waren, nachdem sie drei Jahre lang vergebens opponiert. Dabei wurde ein Schreiben von Diderot vorgelesen, des Inhalts, daß er und seine Genossen auf die Opposition nicht verzichteten. Bekanntlich gehen seine Reformvorschlüsse dahin, daß außer den fortlaufenden Jahresversammlungen auch Vorlesungen und regelmäßige Jahresgelder, die freilich für den Empfänger immer drückend und nur eine augenblickliche Aushilfe sind, bewilligt und im Falle des Bedarfs Leses- und Schreibezimmer eingerichtet und Abendsammlungen und „conversazioni“ gehalten werden sollen, was jedoch bisher abgelehnt wurde, weil diese Reform und Erweiterung gegen die Grundgesetze der Stiftung verstoße. Die Versammelten waren damit gar nicht unzufrieden, daß Diderot und Genossen „durch ihre Abwesenheit glänzten“, und so verlief der Abend in Gemüthsruhe und Friedfertigkeit. Der Rechenschaftsbericht der vergangenen Jahres an 58 Personen Unterstützungen im Betrage von 1840 Pf. St. vertheilt. „Sciences and art“ erhielt die größte Summe, nämlich 330 Pf., welche acht Personen jugendliche, die niedrigste das Drama, nämlich 20 Pf., welche Unterstützung jedoch nur einer Person zufließt. Auf die Kategorie „Geschichte und Geographie“ fiel die Summe von 315 Pf., die sich an neun Personen vertheilt. Von den übrigen „Grants“ kamen acht auf die Kategorie der Topographie und Reisen und ebenso viele auf die der Poesie, sieben auf die der Essays and talon, fünf auf die der periodischen Literatur, drei auf die der klassischen, drei auf die der Rechtswissenschaft, zwei auf die der biblischen Literatur, zwei auf die der vermischten, je eine auf die der

Widens und die der Moralphilosophie. Die Ausgaben der Stiftung betrugen für Binsen 184, für Besoldung des Secretärs und Collectors 225, für „zufällige“ Posten 118 Pf. Der dem Summa Capital zugute kommende Ueberschuß belief sich auf 205 Pf. Somit kann man wol sagen, daß sich diese Stiftung in einem sehr klüßlichen Zustand befindet, und man möchte fast bedauern, daß Widens, der sich überhaupt gern in alles einzumischen scheint und von dessen im Bunde mit Bulwer und dem verstorbenen Douglas Jerrold projectirter „Guild of literature and art“ man nichts weiter vernommen hat als große Redensarten und den Aufruf zu Subscriptionen, auf seine Opposition nicht verzichten will, da solche Wädhlerien und Berwürfnisse einem wohlthätigen Institute niemals von Vortheil sind.

Nicht ohne Genußnahme lesen wir, daß ein Kreis von wiener Journalisten kürzlich zu einem Verein zusammengetreten sei, der sich die Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder des Journalistenstandes und die Vermittelung des geselligen Verkehrs zur Aufgabe gemacht habe und sich den Namen „Concordia“ beilegen wollte. Durch die Aufstellung der Kategorie von Ehrenmitgliedern hält dieser Verein, wie dies bei ähnlichen Vereinen in England der Fall, in zweiter Reihe den Beitritt von gebildeten und literaturfreundlichen Männern offen. Den Monatsbeitrag habe man sehr niedrig gestellt, weil man mit Sicherheit darauf rechnen, dem Vereinsvermögen durch Akademien, Concerte, theatralische Vorstellungen, literarische Alben u. s. w. alljährlich eine ansehnliche Summe zuführen zu können. Mit dem Verein soll ein Schiedsgericht verbunden sein, welches in Ehrensachen zu entscheiden hat, wie wir glauben eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung. Die Statuten enthalten, wie man versichert, in Bezug auf die Aufnahme sehr strenge und kluge Bestimmungen. Die Unterstützungen sollen, wie es scheint, fürs erste zumeist erkrankten Mitgliedern und den Hinterlassenen verstorbenen zugute kommen. Wir freuen uns über jeden neuen Versuch, der darauf hinarbeitet, den Gemeingeist und den Geist der Hilfsbereitschaft unter den deutschen Schriftstellern zu fördern, selbst wenn er fürs erste nur eine lokale Begrenzung hätte. Man hat es den wiener Journalisten zum Vorwurf machen wollen, daß sie nicht gesücht hätten, ihre Zwecke mit dem Zwecke der Schiller-Stiftung in Verbindung zu setzen. Aber gerade die Journalisten und Militeonisten haben wol am wenigsten von dieser Stiftung zu erwarten, und gerade sie gehören zumeist der Lokalität an, für die sie schreiben und wirken. In Leipzig und Berlin kennt man nicht die Bedürfnisse der wiener Journalisten, und umgekehrt. Dagegen nimmt Oesterreich der deutschen Gesamtheit gegenüber auch in literarischer Beziehung eine abge sonderte Stellung ein als jedes andere deutsche Land. Wien bildet eine Welt für sich, und soviel die wiener Journalistik auch zu wünschen übrig läßt, was man doch zugeben müssen, daß der Journalist in Wien eine einflußreichere und geachtete Stellung einnimmt als vielmals in irgendeinem andern Orte Deutschlands. Die wiener Journalisten scheinen überhaupt mehr Wärme, Raueität und Frische zu besitzen als die der andern deutschen Hauptstädte und haben schon öfters bewiesen, daß ihnen Gemeingeist keineswegs fehlt und daß sie in dringenden Fällen auf das Entgegenkommen ihres Publikums rechnen dürfen. Erst vor einiger Zeit veranstalteten sie für ein seit längerem erkranktes Mitglied ihrer Genossenschaft ein öffentliches Concert und Declamatorium, eine sogenannte Akademie, welche einen Ueberschuß von 2000 Fl. gewährte. So ergaben auch die von Sappir zu wohlthätigen Zwecken in Wien veranstalteten Vorlesungen stets einen sehr ansehnlichen Ertrag. Zwischen ist man auch in Oesterreich noch weit davon entfernt, den Journalisten und Publicisten die Achtung zu widmen, deren sie sich in England, Schottland, wo man noch jüngst einem in Deutschland kaum bekannten Journalisten ein öffentliches Denkmal errichtete, und in Frankreich erfreuen. In fürchten ist auch, daß die Kriegstürme, die man weiß nicht welchen Charakter und welchen Umfang annehmen werden, alle diese Bestrebungen sehr in den Hintergrund drängen oder doch für den Augenblick wenigstens beeinträchtigen dürften. So hat bereits Major Serre

auf Maxen
mehreren 8
allgemeinen
Weltlage zu

Wir
men, das w
ten behandel
wieder zurück
zu unserm
Besprechen
hervorrufen,
nur bei ei
und höchsten
man sei „P
Brendel bei
Titel „Vor
eine Betrat
daß die Ach
in so hohe
dieser betra
in Brutali
der Schriftst
Standpunkt
gesagt. Di
„jedenfalls
Porten“. (S
Seite des I
materiellen
dagegen ist
allerhand S
wachen über
sich selbst;
fortdauernd
nur überhan
doch die „B
darauf auf
geschätzt se
den. Man l
daß alle, bi
pflichtung h
eine Erhebu
besserung de
hinzu, denn
eines Arbei
Ertrage der
und allen I
wie ein „E
braucht; an
einmal in e
weil dieser b
„Sehr irrig
der materiel
tion zu ver
bessert habe
Ordnung ei
allein richtig
eigenen Veri
hältnisse ein
beiseite lasse
und ihre I
kann auch in
Achtung wir
über

confuse Ansichten, als über den Schriftstellerstand, dem manche, wie es scheint, kaum einmal eine bürgerliche Verechtigung zugesprochen möchten. Et ist aber einmal da, und zwar ist er massenhaft da, und so wird er wol als ein notwendiges Product unserer Cultur gelten müssen. Wo das Schulwesen in Blüte steht, da wird es auch viele Schulmeister geben; wo starke Nachfrage nach Kunst-

er geben; wo viel Sinn für es es viele Schauspieler und Bedebedarf vorhanden ist, 1. Nichts, scheint uns, kann Durchhandlungen entstehen, je den, je mehr überhaupt das zu und zu verlegen, um so zu zunehmen. Dies ist, den- Die deutschen Regierungen s deutsche Volk selbst) be- e Schriftsteller ziemlich all- Sigeuner; aber sie würden kommen, wenn sie alle die- Journalisten, Uebersetzer, No- j. w. ihre Kräfte haben, in er Bildung und ihren Fähig- gen sollten, da ja ohnehin nten in allen Büchern Klage m Himmel danken, daß diese sie wol genannt, auf Privats- wir uns mit der ungeheuer- die alten Hellenen eigentl- n sein, kann sich doch kaum , daß Amt, Stand und Titel dem Menschen etwas Orben-

rtlicher, daß ein Schriftsteller erbzwecken schreibt und pro- ür bezahlen läßt, daß er das abet und die gesellschaftl- ist sich der Staatsmann die seinem Lande, häufig sogar leistet, läßt sich der General Schlachten, selbst seine ver- ren? Soll nun der Schrift- reiten zu dem möglichst hohen tage jeder dasselbe that, fast endiger und in dem Gefühl o besser arbeitet, je besser er : Schriftsteller hohe Achtung, illeßlich zu lucrativen Zwecken arischen Streben fortbauernbe daß der „geachtete“ Schrift- lechter bezahlt wird, als der ete, dessen Streben sich vor- musement und die Unterhal- rer Ständelsucht zu sorgen? nstler (obchon noch Mozart, in andern Ländern in Gold che gequält und abgearbeitet rsten, Schauspieler, Sänger, s beste wahrzunehmen wissen, oder darin eine Beeinträch- nur in Betreff des Schrift- s wird in Deutschland, aber ogma festgehalten, daß ein fe, daß die Noth die zehnte des Genie unzertrennlich sei, mit einer Hartnäckigkeit, die tis an Schadenfreude grenzt. } der „Genius“ — falls eben

seine körperliche Hülle nicht vor der Zeit zusammenbricht — in Kraft in sich habe, sich durch alle Widerwärtigkeiten und alle Hindernisse hinwegzuarbeiten. Selber wissen wir doch, wie viele Genies gar nicht zur Entfaltung gekommen sind, zu wissen nur von denen, welche es zu etwas gebracht haben. Da kann das größte militärische Genie sein und doch ewig Lieutenant bleiben, weil es gerade den Fürsten und Königen nicht gefällt, Krieg zu machen. Bürger war sicherlich ein Genie; er hatte sogar nach unserer Ansicht das Zeug zu einem ganz dramatischen Dichter. Das beweisen seine Balladen (z. B. „Lenore“), in denen das dramatische Element mit jener Energie sich geltend macht, als in irgendeiner Ballade Goethes und Schillers. Aber Bürger verlor unter schiefen Umständen und schlechten Geschäften in seiner jämmerlichen, demoralisirenden Justizamtmanufaktur zu Altensteig, er, der „Lieblingstochter der Nation“, für den niemand etwas that, als es noch da war. Schiller war gewiß ein Genie ersten Ranges, und so gestand selbst er, als er sich an Körner als seinen letzten Unterstüßer flammerte, in einem Briefe vom 7. December 1794: „Uebrigens zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller nicht nach dem Zuge des Genies, sondern nach Erwägung des Handels zu wählen“, und so hat auch er als Theaterdichter später der Sentimentalität und der Schaulust des Publikums mitunter mehr Zugeständnisse gemacht, als gerade nöthig war. Man sei doch nur ehrlich und sage, wie selbst dem Goethe, „Genie“ bleibt ja doch immer das Paradespiel in Deutschland, während die Kärperferde und Kärpergale: gewöhnlich Fleiß, redlicher Wille, gerader Verstand, Liebe zur Kunst u. s. w. doch auch nicht zu verachten sind — die Mühsal und das Selbstvertrauen und das Unabhängigkeitsgefühl kann soll, zu schaffen und große Werke hervorzubringen, wenn es es umlagert, wenn Verwirrungen, Erectionen, Ausfälle den Schuldharm u. s. w. seine Tage und Nachsigependenzen Das fühlte auch Grabbe, als er, freiwillig in seiner halbverarmten Weise, einmal an seinen Verleger schrieb: „Ich möchte ihm nur 2000 Thlr. geben und er wolle einen „Held“ schreiben, gegen den der Goethe'sche eine Kamperei sein soll. Und wie ergreifend sind Schiller's Klagen gegen Körner, in ihm seine Schulden „das Leben verbittern“; wie bitter ist die Haupt der Schatten, den die Geld- und Kräftefrage über Schiller-Körner'schen Briefwechsel wirft! Ja, selbst Schiller erblickte in dieser sorgenvollen Periode wie Grabbe die Möglichkeit, große Compositionen hervorzubringen, nur in der Perspektive einer gesicherten Lebensstellung, in einer segensreichen Geldheirath, wenn er am 9. März 1789 an seinen Vater schreibt: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Summe von 12000 Thlrn. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Intercade, eine klassische Tragödie und, weil du doch so daran seffen bist, ein halb Duzend schöner Oden liefern.“ Ach, das „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“ Aber war Schiller's spätere Heirath durchaus keine Geldheirath, es ungerechnet, daß seine Frau einen kleinen jährlichen Zinsfuß Mutterseite hatte, war ihm seine eheliche Verbindung mit der adelichen Fräulein doch von wesentlichem Nutzen, indem sie eine Stellung in der weimarischen Gesellschaft verlieh, die ihn veranlaßte, größere Rücksichten auf seine äußere Lage zu nehmen und ihm nach verschiedenen Seiten sehr vortheilhafte Chancen eröffnete.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß ein Schriftsteller, wenn seine Bücher fortbauernab ausgerechnet gut zu sein, jedoch eine große Seltenheit ist, oder wenn er eine fundirte Zeitung redigirt, sich heutzutage oft besser als ein anderer Beamter. Aber die Gans des Publikums ist noch und weiterwärtig, die Concurrnz groß, die Productivität unerschöpflich und durch Krankheiten und Alter bedroht; die Belohnung der Blätter und Zeitungen und somit in den Romanen tritt häufiger Wechsel oder Systemwechsel ein, und so ist auf sieben feste Jahre leicht sieben magere, welche jene reicher

7) Schiller nahm den Ruf als Professor an der Universität Jena an, weil, wie er an Körner schreibt, sein ganzes Wesen bei der Sache sei, „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten“. Körner schrieb darauf zurück: „Den Ruf, selbst im historischen Fache, kann durch einen solchen Titel nicht gewinnen.“ Aber nur sehr wenige in Deutschland denken wie Körner.

ansprechen. Mit Künstlern, deren Talent vom Elend oder reichen Betrügern in Beschlag genommen ist, mit Hoffkautschuk, mit ersten Sängern und Sängerinnen wird ein deutscher Autor befreit seines Einkommens wol ohnehin nie concurrenz können. Der Sorte von Menschen aber, welche der Student unter dem Namen „Philister“ zu begreifen pflegt, ist ein Künstler oder Dichter nur eben so viel werth, als er von ihm Nutzen zieht, und nicht einen Pfennig mehr. Man glaube nicht, daß einem Schriftsteller oder Dichter irgendein Druck, eine Verdrängung, eine Demüthigung barm, weil er Dichter oder Schriftsteller ist, erspart werde, daß man ihm im Hinblick auf die Schwierigkeit geistigen Schaffens Rücksicht angedelhen lasse; im Gegentheil, in kritischen Tagen ist ein Schriftsteller schlimmer daran als irgend ein gewöhnlicher Geschäftsmann, weil er nicht denselben Credit geniest, ausgerechnet, daß er weniger praktisch ist und den Kopf zu voll hat, um sich wie der Geschäftsmann ausschließlich mit den Bedingungen seiner materiellen Wohlfahrt zu beschäftigen. Der moralisch und materiell herabgekommenste, aber dabei „gelehrte“ Geschäftsmann wird, wenn er irgendein bürgerliches Geschäft, einen Kramladen, eine Tabagie u. s. w. etabliren will, wol einen Kapitalisten finden, der ihm den dazu nöthigen Credit gewährt, aber nicht der Schriftsteller, wenn er den Kapitalisten dazu auffordert, ihm auf ein literarisches Project eine Summe vorzuschießen, oder wenn er seinem Gläubiger ein Manuscript vorzuführen wollte. Wir sagen nicht, daß dies anders sein könne oder solle, wir wollen damit nur zeigen, in welchem materiellen Werthe in dem literarisch so hoch entwickelten, seine berühmten Schriftsteller nach ihrem Tode öffentlich feiernden Deutschland das literarische Product steht, insofern hierüber noch irgendeine Illusion obwalten sollte. Aber will man etwa sagen, gerade in dieser materiellen Geringschätzung des literarischen Productes finde sich die Hochachtung seines ideellen Werths aus? Der deutsche Spießbürger selbst würde lachen, wenn man ihm ein solches Motiv unterlege. **A. M.**

Notiz.

Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur.

Bei Trübner und Comp. in London erschien: „Trübner's bibliographical guide to American literature. A classed list of books published in the United States of America during the last forty years. With bibliographical introduction, notes, and alphabetical index.“ Der Herausgeber, A. Trübner, trägt einen deutschen Namen (er ist ein aus Deutschland stammender, aber schon seit Jahren in London etablirter Buchhändler), und auch wol nur von dem Fleiße eines Deutschen war eine so mühselige Arbeit zu erwarten; doch sind einige Mängel der Einteilung, für die man besonders dankbar sein muß, von nicht deutscher Feder, nämlich die Section „Contributions towards a history of American literature“, von Benjamin Moras, und die Section „Public libraries of the United States“, von Edward Edwards. In der ersten wird auch ein Blick auf die „Foreign writers in America“ geworfen, unter denen sich auch einige Deutsche, namentlich Francis Lieber aus Berlin und Hermann C. Ludewig aus Dresden hervorgethan haben; ersterer der Herausgeber der „Encyclopaedia Americana“, der „Political Ethics“, der „Essays on labour and property“, der Schrift „Civil liberty and self-government“ und verschiedener vorzüglicher Arbeiten über die Strafgesetze und das Penitentiarsystem; letzterer Verfasser der Bände „Literature of American local history“ und „Literature of American aboriginal languages“, welches, wie der Verfasser in „Contributions“ bemerkt, immer als eins der „most valuable books of its class“ angesehen zu werden verdient. Ludewig wanderte erst 1844 nach Amerika ein und starb bereits 1856, „but not before he had placed his name imperishably among those of distinguished foreigners who have contributed to the young nation's literature“. Lieber wirkt literarisch schon seit 1828 in Amerika, „and since that period he has both

written much and done much for political and philosophical science in the United States“. Dahin gehören auch F. J. Grund mit seiner Schrift: „The Americans in their

erwähnen noch, daß F. J. Hedge ein Werk herausgab: „The prose writers of Germany; containing specimens of Luther, Kant, Wieland, Lavater, Goethe, Schlegel etc.“ Charles Sealsfield's (Seigelsfeld's) Romane erschienen theils zuerst in englischer Sprache, wie „Toscah, or the White Rose“ (Philadelphia 1828), theils wurden sie von ihm selbst, theils von andern wie Ch. Fr. Merck, G. Hebbe und James Maday ins Englische übersetzt. In einem Zusatz der Bibliographie werden als die Vorzüge der Sealsfield'schen Romane „a thorough knowledge of human nature, skilful delineation of character, dramatic dialogue, and a rare talent for description“ hervorgehoben, und dann die Bewunderung ausgedrückt, „that the works of so powerful a writer should hitherto have completely escaped the attention of the English reading public“. **A. M.**

Bibliographie.

Affing, Ludmilla, Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. Berlin, Janké. 8. 1 Theil. 15 Mgr.
Fischer, G., Caspinger. Ein Feldrath. Ulm, Sailer. Gr. 8. 15 Mgr.
Gundling, J., Hg. [Paragraphe.] Stützen aus der Juristen- und Beamtenwelt. Zwei Bändchen. Prag, Gundling. 8. 20 Mgr.
Säger, v., Vertrauliche Unterhaltungen über den heutigen Protestantismus. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 7 1/2 Mgr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller - Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Raspenbrudpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis sechste Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die sechste Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis sechste Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Schwig, Cestler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller, Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold von Winkelhaken, Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Chaska, Barthelemy, Gustaf von Blomquist, Carl's Ruabe; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Brunn, Der Kapuziner; Elisabeth, Königin von England, Colbol, Königin Isabella, Der Prinz, Julia Imperiali.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Skizzen aus dem Alltagsleben.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von

Frederike Bremer.

Mit einer Illustration. Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dieser neueste Roman von Frederike Bremer ist in der Art ihrer früheren bekanntesten Romane gehalten und schildert das Familienleben in der innigen und gemüthlichen Weise, welche der Verfasserin die Gunst des Publikums gewonnen und seit einer langen Reihe von Jahren erhalten hat. Die kindliche Liebe, die aufopfernde Liebe der Tochter zu dem Vater, ist der Gegenstand desselben. Die Verfasserin entwickelt dabei zugleich mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Frische, wie ein tüchtiges weibliches Gemüth, wenn es seinen Lebenszweck richtig aufzufassen und in dem ihm angewiesenen Kreise dafür zu wirken versteht, auch ohne Gattin und Mutter zu sein, segensreich wirken kann.

Dieser Roman ist zugleich für die Besitzer der deutschen Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften

in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band derselben erschienen. Jeder Band dieser Ausgabe kostet 10 Ngr.

Die früheren Bände enthalten Folgendes:

- I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Sonnernacht. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- II. III. Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- IV. V. Die Nachbarn. Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VI. VII. Rina. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VIII. Die Familie S. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- IX. Kleinere Erzählungen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- X. Streik und Friede, oder einige Scenen im Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XI. XII. Ein Tagebuch. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XIII. XIV. In Dalselien. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XV. — XVII. Geschwisterleben. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.
- XVIII. XIX. Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XX. Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen- und Abend. Ein Glaubensbekenntnis. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XXI. — XXX. Die Heimat in der neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.
- XXX. — XXXII. Gertha. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 23. —

2. Juni 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur deutschen Culturgeschichte. Von G. Bräuner. — Deutsche im Ausland. — Aus Theodor Mommsen's Nachlaß. — Notizen. (Biographisches; Eine neue deutsche Robinsonade; Die lateinische Schrift in Knapp's Keller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte, von Graf Voll. Zwei Bände. Rostock, Brunschw. 1855—56. Gr. 8. 5 Thlr. Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinden. Von Heinrich Andreas Prehle. Berlin, Grop. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Leben und Thaten des weisland wohlthätigen und geistreichen Herrn Sebastian Scherlin von Hartenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters freundlich von ihm herausgegeben von Dittmar H. M. Schönbach. Berlin, 1858. Gr. 8. 25 Ngr.

Wer den neuesten literarischen Vorgängen in Deutschland mit aufmerksamem Auge nachgeht, wird und muß ihm, daß unsere Literatur sich mit einem Eifer und einer Vorliebe culturhistorischen Bestrebungen und Studien wendet, wie dies früher niemals dagewesen ist. Eine reiche Regsamkeit bezeugen nicht bloß rein culturhistorische Werke, wie die von Wachsmuth, Krumm, Scherr und Wiedermann, und nicht bloß rein culturhistorische Zeitschriften, von denen die zu Nürnberg von Müller und Me herausgegebene gleich von der Wiege an, mehrere Jahre dagegen erst seit kurzem mit Umsattelung ihrer vollen in den Dienst der Culturgeschichte getreten sind, sondern auch Arbeiten auf mehr oder minder mit der Culturgeschichte verwandten Gebieten, wie Dorfgeschichten, Biographien, ethnographische Studien, Denkschriften, poetische und religiöse Erfahrung und Reflexion und allerlei bürgerliche Romane und Novellen. Selbst die älteste Geschichte lenkt nach Schloffer's Vorgänge und Macaulay's überseitschen Einflüssen mit entschlossenem Schritt in die Hallen der Culturgeschichte. Unverkennbar: dieser frische literarische Aft seine Berechtigung. Einsonstkraft der neuen Zeit ist die an die bürgerliche Volksgeschichte übergegangene Macht der Intelligenz, des klüglichen Reichthums, der beiden Hauptbegeisterer des Alterthums, mit denen der Bürger in unsern Tagen

an der Hand der eingefangenen beschleunigenden, Raum und Zeit verkürzenden, Stofflasten und Gedanken tragenden Naturkräfte vorerst Feuerreiter und Freiheit in die materiellen Schöpfungsgebiete, namentlich in alle Zweige der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels gebracht, damit aber zugleich das Selbstgefühl der Massen im Großen und Kleinen und den heiligen Sinn für national einheitliches Leben angebahnt hat. Eben diese Erhaltung und gesteigerte Thätigkeit des bürgerlichen Gesellschaftskörpers nöthigt und bezieht das historische Auge, sich die gesammte Entwicklung des Volkslebens klar zu machen und dadurch die historische Vernachlässigung, welche dasselbe in früheren Zeiten erfahren, möglichst zu beheben. Davon geht aber auch hervor, daß die Culturgeschichte von einem ernsten Bewußtsein des Lebens hervorgehoben ist und Dienste mit großen Zwecken überkommen hat. Als solche hat sie zur Aufgabe, in ihren Schilderungen ebenso wahr und gerecht als freimüthig auszusprechen, wie sich das gesammte Volk im Laufe der Zeit in allen Stagen seines nationalen Mutes von der Gewalt der Natur allmählich losgerungen und mehr und mehr zum Träger der Zukunft entwickelt und gestaltet hat oder wie dasselbe in seinen politischen, sozialen, moralischen und religiösen, in seinen agrarischen, gewerblichen und mercantilen Bestrebungen, in Kunst und Wissenschaft von den Dämonen der Trägheit und Thorheit gemagregelt und gehemmt oder von den höchsten Ideen des Geistes gefördert und gesegnet worden ist.

Mit dieser Forderung, welche, um sie kurz zu fassen, auf einem gewichtreichen Stoff, auf dem Zwang einer strengen Methode und auf der Verbundenheit hoher Zwecke beruht, tritt sie nothwendig mit gleicher Entschiedenheit einerseits den selbsterhaltenen Gewohnheiten und Fertigkeiten der politischen und der literarischen Darstellung, welche gern und vorherrschend die Straße der hohen Olympier wandelte, dort die Thaten der Gewaltigen und die Festgebanten der quaderspendenden Salons illuminirte, hier den Cultus

der glücklichen Genien pflegend, andererseits dem gerade gegenüberliegenden Realismus entgegen, welcher von den besonnenen Epigen der Gesellschaft nach den dunkler gehaltenen und gröber geformten mittlern und untern Volksschichten oder vom dem Idealismus nach der derbera Naturvolgheit und knallig kräftigen Realität hin- überdrängt. So natürlich und erklärlich nun auch der literarische Rückschlag wäre, unter die Strohdächer der Dörfer oder in die Bureaux der Pfefferkrämer geworfen zu werden, so wenig liegt es in dem Ernst und Zweck der Culturgeschichte, eine Literatur zu erwecken und zu begünstigen, welche ungerade oder lustige Erbgefallen als befreiende Schöpfungen zu Maasse bringt. Aber auch ebenso wenig kann sie aus denselben Gründen einen flachen, spärlichen und fälschlichen Sinn zulassen, wenn immerhin ein zur Zeit noch großer Theil des Publikums am liebsten nach dieser Speise langt und wenn selbst in manchen vielgestaltigen Stoffen mehr Reiz für die Phantasie als Nahrung für den Geist und das Herz gefunden wird.

Die drei obengenannten Werke, deren kritische Besprechung wir übernommen haben, sind ganz in dem culturhistorischen Geiste geschrieben, den wir im Interesse der Wissenschaft und des deutschen Volks fordern müssen. Zwar unterscheiden sich dieselben nach Stoff, Zweck, Behandlung und Umfang der culturhistorischen Ergebnisse, selbst nach der Zeit ihres Entstehens, inwiefern in Bezug auf die Gestaltung, welche sie annehmen, stimmen sie überein und eben dieser Verwandtschaft wegen lassen sie sich auf einen Rahmen der Kritik zusammenspannen oder wenigstens aneinander reihen.

Wir wenden uns zuerst zu der „Geschichte Medlenburgs“ von Ernst Bött (Nr. 1). Medlenburg, nach seiner politischen Entwicklung der größte Sonderling unter den deutschen Ländern und Ländern, hat mit dem Jahre 1728 das erste Werk einer gesammten Landesgeschichte erhalten. Was vorher über dies Land in historischer Hinsicht geschrieben worden ist, kam nicht über Form und Wesen der Chroniken hinaus und bekannte überdies in der Mehrzahl nur Lokalgeschichten wie unter andern die von Stübzig, Wachsm, Schwerin und Noack, in der Minorzahl einzelne Städte und Gauen der Landesgeschichte, aber dort wie hier theils mit phantastischen theils mit trocknen und leeren, vielfach voneinander entlehnten Angaben. Erst im 18. Jahrhundert lenkte nicht allein der auf deutschem Boden von Masou und Bülow wieder nach germanischer Sinn, sondern auch der in Medlenburg heiß erdramatisirte Kampf zwischen Fürsten und Adel, der Seele und der Haut der medlenburger Stände, den Blick vom Eingebornen auf das Ganze, von den Buchstaben auf die Continuität der Thatfachen, in dessen lange noch nicht von dem Wengern und Parteilichen zu dem Unparteilichen und Unabhängigen, noch nicht von den einzelnen Fäden auf die lebendige Wechselwirkung und einheitliche Verbindeung aller Fäden, nicht von dem bloß überlieferten und Nachgebeteten zu dem kritisch Begründeten und noch nicht von

der langweiligen trocknen Massenanhäufung zur fesselnden künstlerischen Behandlung. Wie freilich damals die Sachen in Medlenburg lagen, war die Erfüllung der einen oder andern dieser Forderungen schwer, die Erfüllung aller eine Unmöglichkeit und sie ist es, offen gestanden, sehr zur Stunde in diesem Lande wo die Quellen weniger Sonderbarkeiten und Bagegeheimnisse nach vom Farsung behütet und bewahrt werden.

Die Bearbeitung der allgemeinen medlenburgischen Geschichte begann zwar mit einem Werke, das auf einer möglichst parteilosen, unabhängigen Grönnung erbaute war; es fehlten jedoch demselben, um genügend, leicht und schlagend zu werden, die ausdäuglichen urkundlichen Stützen und die Geschicklichkeit einer planvollen Anordnung des Stoffes. Der Verfasser dieses für die Darstellung der allgemeinen Geschichte Medlenburgs betrachtenden Werks war Hans Heinrich Klüber. Der Anfang, den seine Geschichte im Publikum fand, bewirkte, daß sich der Hofrath C. G. Jargow zu Strelitz einer neuen Bearbeitung derselben unterzog, welche im Jahr 1737—42 erschien. Daß Jargow dies anonym that, darüber rechtfertigt er sich in seiner Vorrede also: dankt er nicht Ursache haben möchte, der Verschaffenheit der damaligen Welt nachzugehen, mithin nur etwa ut servum peous autoritatis das nachzuspüren, was dem einen oder dem andern gefallen möchte, sondern dasjenige zu schreiben, was — jedoch ohne jemand zu beleidigen — der Wahrheit und der historischen Gewissheit gemäß sich befände, weshalb auch alle seine Berichte, insofern sie nicht auf allgemein landkundigen Dingen beruhten, allemal von ihm mit unverwerflichen Beweisen aus den Landeshandbänden bestätigt worden wären. Möchte die Ritterschaft in Medlenburg befürchten, daß ihre Rechte von dem parteilosen Geist der Geschichte wenn auch nicht erschüttert doch vielfach angegriffen werden könnten, oder mochte einer ihrer Parteilänger gleiche Palmen begehren, wie sie Klüber und Jargow errungen hatten, kurz vor dem Schluß des Jargow'schen Werks trat der aus dem holländischen in den medlenburg-strelitzischen Dienst übergetretene Matthias Johannes von Behr mit seinen 40 Bänden „Rerum Meolenburgicarum“ für die Ritterschaft in die Schranken. Man kann ihm Recht, Eifer und Geschicklichkeit in der Zusammenbringung von Thatfachen und Bausteinen, welche dem Recht und der Ehre des Adels huldigen, keineswegs absprechen, wohl aber abgesehen von aller Kritik und Gerechtigkeit jenen schämen Sinn, der den historischen Stoff ebenso leichtwollig als als fesselnd darstellt. Da übrigens einmal die Geschichtsschreibung zum Advocatenbier für einseitige Beschönigungen herabgesunken war, und da diese selbst noch in bestigen Dingen miteinander zu Feld lagen, so erklärt sich auch, daß bald nach Behr für beide medlenburgische Lager advocatorisch-historische Schriften erschienen. So vor nämlich im Jahr 1753 Samuel Bachholz, damals Conrector in Werben, mit seinem Versuch in der Geschichte des Herzogthums Medlenburg für die Interessen der ständlichen, dagegen der sternberger Präpositus David Frank

gestiftet im Jahre 1788 mit seinem alten und neuen Medlenburg für die des Historischen oder geographischen Reichs auf; der Bestimmung nach harr mit ihm die von Reichsstadt, dieser trug seiner lauten Zweck und einseitige Quellen zur Einseitigkeit beizutragen; der Bestimmung nach harr ein Paragraphe, dieser ein Gesetz. Auf diese Weise war daher die medlenburgische Geschichte aus der Reihe, welche das Königs-Jagow'sche Werk eröffnet hatte, herausgehoben; denn daß sie durch die reichhaltigen Privatchriften eine Bereicherung an reichhaltigem unerschöpflichem Material gewann, wozu lange nicht die Vernachlässigung oder Verhöhnung der wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritte auf, welche sie zu erlangen hat. In diesem Zustand blieb sie noch ein gelehrter oder verwerflicher Schatz mehrerer Decennien, bis dann noch, als nicht allein die kritische Methode der Prüfung, sondern auch die künstlerische Behandlung der Ausdrucks durch eine Reihe von deutschen Schriftstellern zu Fortschritten der Literatur und der unerschöpfliche literarische Sinn durch Schüler zu einem notwendigen Erforderniß geschichtlicher Darstellung gemacht worden war. Zwar traten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast gleichzeitig zwei Medlenburger auf, welche, von den Fortschritten der Zeit getrieben, an die Bearbeitung der medlenburgischen Geschichte Hand anlegten, der keiner derselben mehr beiden Seiten der historischen Darstellung, der kritischen und der künstlerischen, zugleich gerecht. Der Regierungsrath Fr. A. Rudloff war der eine, der Prediger Neumann der andere. Jener zeitweise allerdings dadurch, daß er sein pragmatisches „Handbuch der medlenburgischen Geschichte“ auf dem Grund der Urkunden erbaute, alle Begebenheiten der städtischen medlenburgischen Historie, was ein wesentlicher historischer Gewinn war; aber daß er dem geschichtlichen Stoff keine belebenden Ausdrucks einhauchte, vielmehr bis zum Ende kalt und trocken ist, daß er zudem sein Werk nur bis zum Dreißigjährigen Krieg ausführt und daß er sein Urtheil nicht ganz ungetrübt, namentlich von der Einwirkung der Illumination der Fürsten nicht ganz frei erhalten hat, bedarf keine Arbeit jenseit zu einem bloßen, verständig zu benutzenden Urkundenbuch; dieser dagegen hat seine „Geschichte von Medlenburg für jedermann in einer Folge von Briefen“ dem medlenburger Publikum in ungeschöner Behandlung zuzuführen, wählte aber dazu die der geschichtlichen Darstellung widersprechende Methode und einen durch seine Schwerfälligkeit und Schweren Mühseligkeit belästigenden Ausdruck, so daß sein Werk weder bei Jüngern des Wissens wegen noch in Berücksichtigung der unheimlich zugelassenen Stoffe die Studien des Publikums fördern kann.

Nach diesen beiden Männern blieb die medlenburgische Geschichte von neuem ein volles Menschenalter fast unangehört, wenigstens ungefordert liegen, indem die Uebersicht derselben, welche der Prediger Gane 1804 herausgab, als ein unvollständiges Werk für seine Bestimmung stehen kann. Erst der Schlosshauptmann R. G. Fr. von Jagow war es, der in den Jahren 1827—36 eine

Reinrichtung und einen „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Medlenburg“ wieder aufnahm, leider jedoch so ebenso wie Rudloff nicht über die Reihe des Dreißigjährigen Kriegs ausdehnte. Jagow hat von Jagow sich um die medlenburgische Geschichte wesentliche Verdienste erworben, welche nicht allein darin bestehen, daß er seinen Plan auf reichhaltigen Quellen aufbaut und daß er sich wie Mikner und Jagow möglichst vollständig hält, sondern auch darin, daß er mit der politischen Geschichte zugleich die Kulturgeschichte verbindet, wozu er alle seine Vorgänger übertrifft und selbst vielen Historikern anderer Länder nach Beil und Müller vorauszuführt. Auch das muß seinem Werke nachgerühmt werden, daß es im glücklichen Zusammenreffen mit reichen historischen Einwirkungen von außen her in den medlenburgischen Händen waren auch zunächst nur in den höchsten und geistvollsten Schichten der Gesellschaft des Landes an den historischen Studien mit angeregt hat. In demselben Jahre, wo von Jagow sein Werk abschloß, entstand nicht allein zu Schwerin ein Verein für medlenburgische Geschichte und Alterthumskunde, der sich, namentlich durch den thätigen medlenburger Rath Dr. G. Zisch, zu einem der thätigsten unter den vielen untereinander verbundenen deutschen historischen Vereinen emporgearbeitet hat, sondern es gab auch der Prediger Wasth seine treffliche „Geschichte des Bisthums Ratzeburg“ heraus. Durch diese Arbeiten, besonders durch die vielen geschichtlichen Aufsätze der Schweriner Verbandschrift, wie nicht minder durch die 1846—47 erschienene vorzügliche Schrift des Pastors F. Boll über die „Geschichte des Landes Stargard“ waren in den letzten 20 Jahren aus dem öffentlichen und privaten Urthum, aus Untersuchungen geographischer und ethnographischer Verhältnisse und aus Nachforschungen über Denkmale der Kunst und Wissenschaft und über Sprache und Sitte so viel neue Bausteine zu einer allgemeinen Landesgeschichte gewonnen worden, daß es ein ebenso dringendes Bedürfniß war, dieselben in einem von Anfang bis zur Gegenwart fortgeführten Landesgeschichtlichen Rahmen zum Besten und zum Dank des Publikums zu verarbeiten, als es unentbehrlicher seine große Schwierigkeit hatte, das viele, aber auch lose Material künstlerisch zu einem Werk zu gestalten.

Der zu Rastenburg geborene, von vösterreichischer und preussischer Seite aus medlenburger Familien abstammende, als Naturforscher bekannte Ernst Boll, Bruder des bereits genannten, um die medlenburgische Specialgeschichte verdienten Franz Boll, hat durch seine „Geschichte von Medlenburg mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte“ diesem Bedürfniß abgeholfen. Sein Werk, von welchem der erste Band im Jahre 1865 und der zweite im Jahre 1866 erschien, war, wie der Verfasser selbst in der Vorrede gesteht, anfänglich zu seiner eigenen Belehrung unternommen; da er jedoch bei der Construction eines vollständigen historischen Bildes von Medlenburg sich mehr und mehr überzeuge, daß wenigen Medlenburgern es möglich sei, die Schwierigkeit der Entwerfung eines solchen wie für ihn so für alle unüberwindlichen Bildes zu über-

windern, so glaubte er, seinen Landleuten seinen unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen seine Arbeit vorlegte. Nicht bloß Mecklenburg, sondern auch das übrige Deutschland hat dem Verfasser zu danken, daß er die Frucht seiner Privatstudien auf den Altar seines engeren und weiteren Vaterlandes niedergelegt, um so mehr als dies einerseits mit einer seltenen, dem strebenden Mann kennzeichnenden edeln Bescheidenheit, andererseits mit rühmlichen, die Wissenschaft fördernden Leistungen geschehen ist. Daß ihm die Lösung seiner Aufgabe zu einer wohl gelungenen geworden, dazu trug außer der Unterstützung seines Bruders Franz Boll, der selbst etliche wichtige Abschnitte des Werks verfaßt hat, nicht allein seine gründliche Kenntniß des historischen Materials bei, soweit dieses in und für Mecklenburg erschlossen ist, sondern auch seine patriotische Gesinnung und seine laute Liebe zur Wahrheit, welche den echten Quellen der Aufzeichnungen und den ursprünglichen Worten der Handlungen nachgeht und mit Freimüthigkeit die Entwicklungen der mecklenburger Zustände offen legt, und dies alles in einem klaren, edeln, selbst hier und da gehobenen Ausdruck und in planvoller Anordnung. Wenn übrigens des Verfassers unbestechenes Urtheil manchen in ihre Partei oder in die Zustände ihres Landes verbißenen mecklenburger Persönlichkeiten nicht behaglich und erprießlich, vielleicht sogar tendenziös erscheinen will, so können wir dies sehr wohl erklärlich finden, müssen aber dabei Boll's historische Arbeit in Schutz nehmen, welche nicht um Gunst und Lob, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit dient. Wir unsererseits haben vielmehr beim Durchlesen der Boll'schen Geschichte öfters den Wunsch gehegt, er möchte da, wo ewige menschliche Rechte verletzt werden, einen mehr tollend Donnernden Ausdruck gebraucht haben; denn wie soll und kann die Geschichte entzücken und erschauern, begeistern und demüthigen, wie Helden und Paden, wenn sie nicht über die großen und kleinen Töden, über die schönen und elenden Gesinnungen und Thaten der Menschen und Völker zu Gericht sitzen und ohne Scheu das Schwarze schwarz und das Weiße rein nennen darf? Und doch zürnen wir deshalb nicht wie dem Verfasser, loben ihn vielmehr, wenn er mit maßvoller Offenheit mehr Terrain für die Ausbreitung der Vaterlandsgeschichte zu gewinnen glaubt als mit zornvollem Ausdruck. Auch darüber, daß er noch manche öffentlichen und privaten archivalischen Schätze des Landes unbenuzt mußte liegen lassen, können und mögen wir in Anbetracht sowohl der mecklenburgischen Verhältnisse als seiner eigenen Aufgabe nicht mit ihm rechten, so sehr wir diesen Uebelstand auch bedauern müssen, indem selbstverständlich bei reichterer und durchgreifenderer Benützung der urkundlichen Materialien der Zusammenhang und die Verknüpfung vieler politischer Thatfachen und Zustände (wie erlänern unter anderem hier nur an das bei Boll noch nicht vollkommen zurechtgefragene Bistum der mecklenburgischen Landeslöcher Malchow; Dobbertin und Ribnitz als sogenannter adelicher Domänen) sich anders gestaltet und ebenso die Culturgeschichte des

mecklenburger Volkslebens sich noch, farbenreicher stellen hätte, als wir dies hier ausgeführt haben. Und müssen wir zugleich auch gestehen, daß eine Schicksal Mecklenburg, welche auf einer möglichst vollständigen Quellenunterlage ruhen soll, weder morgen noch übermorgen aus der Druckerei kommen wird, indem in uns Lande manche Archivalien den Gang zum Schicksal scheuen; ebendeshalb hat der Verfasser sehr wohl geglaubt, daß er die bereits zu Tag gesponnenen Fäden der Geschichte Mecklenburgs zur Einwand, um sein eigenes zu gebrauchen, verarbeitet hat. Besonders kann er seine äußere oder politische Geschichte, weniger seine Kulturgeschichte des mecklenburger Landes ein Stück kennen nennen, indem dort mit gutem Geschick diejenigen Elemente, welche für Volk und Land von nachhaltiger Gesamtheit waren, zum Hauptgrund des Grundes, und weniger politisch, mehr social bedeutsamen und künftigen Büge zum Einschluß genommen und zu einem gleichenden Ganzen gebildet, hier dagegen vornehmlich mehr lose Culturbilder aneinander gereiht sind, obgleich einzelnen Leinwandwegs Wärme und Farbe fehlt.

Der erste Band des Boll'schen Werks behandelt die Geschichte Mecklenburgs bis zu dem Tode des Herzogs Johann Albrecht, also bis zum Jahre 1576 oder gegen den Schluß des Reformationszeitalters; der zweite bis zum Jahre 1848. Warum der Verfasser so weit, namentlich nicht über die Sturmbezüge des letzten Jahrhunderts hinausführt, hat seinen leicht rathlichen Grund darin, daß er mit dem Tode des Herzogs Johann Albrecht einen festen Grenzstein der bis dahin im Innern noch starrten oder schlummernden politischen und socialen Verhältnisse Mecklenburgs findet, während die Empir mit und seit dem Jahre 1848, wie er bekennt, ein neuen Lavaström gleiches, dessen Boden, wenn auch an der Oberfläche erkaltet, dennoch jahrelang so bleibt, daß der Fuß des Wanderers ihn nicht mehr betreten darf.

Unmöglich können wir hier, um nicht den unläßigen Raum d. Bl. zu überschreiten, dem so reichen Boll'schen Werke Schritt um Schritt nachzugehen, um aber doch die Art zu zeigen, wie der Verfasser den historischen Stoff behandelt und das Interesse für die Geschichte seines Vaterlandes zu erwecken beabsichtigt. greifen wir einige Bünde; namentlich solche Unterabteilungen heraus, welche Unter- und Grundlagern der gegenwärtigen Zustände geworden sind. Es lassen sich in Bänden in der Geschichte Mecklenburgs um so leichter aufweisen und offen legen, als in diesem Lande die mittelalterliche aufgeschossene Lehn- und Staatsform nicht so bloß erhalten und behütet, sondern im Laufe der Jahrhunderte herab bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts, mit festen Privilegien, mit verbrieften und ungeschriebenen Rechten und unerschütterlichen und feststehenden Grundbesitzungen verteilt und zu einem Bau zugesetzt ist, gegen den alle Wellen der früheren Zeit nicht an und Rühren aufstiegen. Wenn nun gleich in

neuesten Zeit auf den verschiedenen socialen Gebieten des Landes mehr geschehen ist, als in den fast drei Jahrhunderten seit der Einführung der Reformation, wie in der That die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Feststellung der Erbpachtbauern im Domanium, die sichere Grundturgung der Geld- und Creditverhältnisse, die rationelle Umgestaltung der Landwirtschaft, die Bervollkommnung der Communicationsmittel zu Wasser und zu Land, die Verbesserung der Schulen, der Rechtspflege und des Medicinalwesens rühmliche Reformen und Schöpfungen ab, so ist doch hier zur Zeit noch allen Bewegungen ein altes schweres Bleigewicht beigegeben, welches in den Verhältnissen des Grundbesitzes und in der Verfassung und dem ständischen Wesen, dem Herzschlag des Staates, liegt. Der Verfasser sagt II, 402:

Der Grund und Boden Mecklenburgs wurde bei der Veranfassung im 12. und 13. Jahrhundert von den Landesherren theilweis an die Geistlichkeit, an Vasallen und städtische Bürger veräußert mit sehr ansehnlichen Privilegien hinweggegeben, welche in manchen Fällen so bedeutend waren, daß dem Landesherren über manche dieser kleinen Gebiete nichts weiter als die Insoberheit übrig blieb, alle seine andern Rechte aber in die Hände der Grundeigentümer übergingen. Hierdurch erhielten sie als Landstände zugleich die Macht, sich aufrecht zu erhalten, auf diesen Privilegien beruhte ihre Selbstständigkeit. Sie üben jetzt nicht bloße Unersinnungen, sondern sie üben ihrerseits Wirtschaftsbefugnisse über ihre Hinterlassen aus; nur durch ihre Vertretung konnte der Landesherren diese erreichen, Abgaben und Leisten von denselben erlangen. Demnach verstand sich ihre Einwirkung bei der Landesregierung ganz von selbst. Es beruhte dazu nicht erst eines besondern Zugeständnisses oder einer Ermächtigung durch die Landesherren, denn nicht ohne den Beistand der politischen Stände konnte die Landesherrschaft ausgeübt werden.

Dem glücklichen, üppigen Gedeihen der ständischen Macht in Mecklenburg kamen übrigens außer der Deputation von Grund und Boden, in welcher theils die eine theils die Früchte derselben liegen, nach und nach auch andere günstige Verhältnisse zu Hülfe. Schon das war ein günstiger Umstand, daß bei der Einwanderung der Deutschen in das Wendensland Mecklenburg die germanische feudale ständische Verfassung als eine fest gegliederte Macht und schlagfertige, ausdehnungslustige Körperschaft eintritt und als solche gleich von den ersten Zeiten der germanisirten Landes an durch ihren feudalmäßig organisirten Adel, ihre geistlichen Prälaten und städtischen Bürgermeister die Rechte des Volks und Landes vertritt. Darin blieben die Rechte und Pflichten dieser Feudalstände voll in Bezug auf ihre Gegenseitigkeit als in Bezug auf den Landesherren mehrere Jahrhunderte ohne genaue Regulirung, selbst jede einzelne Herrschaft hatte ihren eigenen Landtag;

Es ist die Streitigkeiten unter den herzoglichen Brüdern (Heinrich Albrecht, den Söhnen des 1503 verstorbenen Herzogs Magnus), drohendes Kriegswetter, welches sich in den drei nordischen Kriegen zusammengezogen hatte, und der revolutionäre Geist, welcher damals (im Reformationszeitalter) ganz Deutschland durchwehte, veranlaßte im Jahre 1523 die Prälaten, Rathsleute und Städte der Lande Mecklenburg, Wenden, Rostock und Starb sich zu gegenseitigem Schutz und Beistand durch eine sogenannte Union näher aneinander zu schließen, ein für die Verfassung unserer Landesverfassung ungemein wichtiger Schritt.

Fällen mit einer solchen Hartnäckigkeit verteidigt und dabei einen gleich starken Gemeingeist kund gegeben haben, als dies in Mecklenburg der Fall war. Freilich kamen ihnen, um eine so seltene exorbitante Macht, Zuversicht und Galtu gewordenen ihre eigene des Grenzen lust und Gold- und harte zu stände, ein die Geistlichkeit hörten, w eingeboren früher zu 1 zufolge nur Interessen gegen den verdrängte, des Boden Regen und vollkommene eigen nur säcularisirt außer viel preisgegeben. Was lag als sich in wollte sie getrennten

Als es allein im 3. radicale 17. Jahre 1701 den beiden gleich vom

Obwohl Verfassung schlossen am aller behauptet, merkwürdiges Land.

Es gibt zwar zwei Großherzöge von Mecklenburg, welche in ihren respectiven Ländern souverän sind, dennoch aber bilden diese beiden Länder, durch das feste Band der Union zusammengehalten, nur einen einzigen Staat, ein feudum solidum et

u
je
4
iz
bi
st
Q
fi
in

depulskraft gegen
Corps und die
f segnet, zu Tag
den Hahnenkri
er doch in seinem
hastlichen Körper
ten, daß sich auch
r kurz oder lang
altung und Ver-
jüngung nach dem Durchgang durch ernste Kämpfe ver-
söhnen und vermahlen wird und mag. Wenn unter
andern in Mecklenburg das Verhältniß der adelichen Rit-
tergutsbesitzer zu den bürgerlichen im Jahre 1703: 68
zu 30; 1793: 411 zu 111; 1833: 289 zu 241
1844: 285 zu 294 und 1857: 294 zu 316 war; wenn
ferner im Jahre 1572 es in eben diesem Lande 130 — 140
1755 nur 80 und 1756 nur noch 44 altadeliche oder ein-
geborene adeliche Familien gab, so deutet dies alles doch
offenbar auf ein Heranreifen des bürgerlichen Geistes und
Einflusses, also gerade da, wo die Feudalpäpste in das
mecklenburger Leben eingeschlagen sind, aber auch wo die
Hebel der neuen Gestaltung angelegt werden müssen. Ist
immerhin der allmähliche Abgang der alten Adelsgeschlechter
durch Reception von eingewanderten Adelsfamilien und
neu geadelten Geschlechtern zum Theil ersetzt worden, so
bleibt doch gegen die Hälfte der Rittergüter für den Adel
verloren, was für die fernere Entwicklung Mecklenburgs
sicher nicht ohne die Wirkung von großer Tragweite sein
kann. Wenn noch im Jahre 1748 die bürgerlichen Stände
aus dem Landtagsaal flüchten mußten, um nicht von der
Ritterschaft aus den Fenstern gestürzt zu werden, so be-
drängen sie bereits nach einem Jahrhundert den alten
Ritterschaftskörper nicht bloß mit der Beanspruchung
gleicher Vorzüge, namentlich mit den Forderungen eines
gleichen Theilnahme an der Wählbarkeit zu den Land-
rathsstellen und in den engeren Ausschuß, des gleichen
Genusses der drei reichen Klöster und des Rechts gleicher
ritterschaftlichen Uniform, sondern auch mit allgemein
liberalen Gesinnungen und gerechten Reformplänen. Er-
kennt übrigens der Adel Mecklenburgs das für die gesunde
Entwicklung des staatlichen Lebens unerlässliche motorische
Volkelement an, bringt er seine wirklichen Rechte mit
den Pflichten gegen das ganze Land in Harmonie und
betrachtet er fortan die Bürger und Bauern als betrach-
tete Glieder des gemeinsamen Landes und nicht mehr
wie vordem als eine ganz besondere Gattung von Men-
schen, die man mit Kasienstolz unter die Füße treten und
höchstens zur Arbeit hegen müsse, um Champagner trian-
zen zu können, so kann er seine Stellung zu einer
gesegneten machen, indem er gerade vor dem Adel mancher
andern Länder alles Jeng besitzt, unberechtigten For-
derungen Mäßigung, zerrissenen Bestrebungen Gemeingeist
und unfreien unterwürfigen Gesinnungen Selbstständigkeit
und edles Selbstgefühl einzuhauchen. Dabei flühen wir
uns auf das den mecklenburger Adel ehrende Geständnis
des Verfassers (II, 461):

„polnisch polnisch bewundernswürdiges Corps seiner Eingeborenen“

Der große geschnitzte Einfluß, welchen der Adel in

Mecklenburg durch seine ritterschaftlichen Privilegien hätte, hat er sich zu nützlich gemacht, auf einem trümmigen Wege noch dem ungeschlichen Einflusse der Hofe zu trachten, wodurch unser Land glücklicherweise von einem Schandfleck frei geblieben ist, der an dem Lande so vieler anderer Länder steht. In gerechtem Ekel hat er niemals danach gekämpft, durch die Vermittlung von Quasidamen Einfluß auf seine Tüchten zu erlangen, und viel weniger noch sich beeifert, solche Damen gar auf seinem eigenen Kreise zu liefern, wie dies nicht selten in andern deutschen Ländern geschehen ist.

Kommt für Mecklenburg dieser junge frische Tag, wo der Adel mit den übrigen Gliedern des Staats einträchtig zusammenwirkt, so wird sich auch die Fieber fluten, welche jene neue Zeit ebenso zu rühren weiß, wie umgekehrt auf der bekannte Mecklenburger J. G. Voss die Wirklichkeit des Landes zu seiner Zeit gegolten hat. Die Literaturgeschichte kennt wol die Anfälle und Angriffe dieses Mannes auf Hr. Stolberg, auf Heyne und Klinger, nicht aber seine sehr starke Befestigung der mecklenburger Zustände im vorigen Jahrhundert. Voss hat das Verdienst, namentlich auf den muthigen Schritt, den Voss für die Aufhebung der Leibeigenschaft zu einer Zeit ausstieß, wo in Mecklenburg ein gegen das Leben der Bauern gerichteter Ladel noch vielfach für Wahnsinn genommen wurde, hingewiesen zu haben. Uebrigens sind Voss' Angriffe auf der mecklenburger Gutsherrn „landständisches Eigentumsrecht über ihre leibeigenen Untertanen“ höchstwerthe Culturkinder, welche auf gründlicher Umschauung beruhen und bei ihrem Erscheinen in Mecklenburg viel Aufsehens erregten. Für Voss selbst hatten sie zur Folge, daß er um das Rectorat zu Neubrandenburg kam.

So viel über das Werk von Voss. Das hier darauf bezüglich Gegebene wird sicher genügen, um bei dem Leser nicht allein das Interesse für das Werk, sondern auch für Mecklenburg selbst zu erwecken. Historisch unrichtige Angaben, wie unter andern die II, 343 vorkommliche, daß die älteste Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz an Koburg, statt an Oldenburghausen verheiratet gewesen sei, haben wir im ganzen wenige gefunden.

Wir wenden uns nun zum zweiten Buch unseres Brichts: „Kirchliche Sitten“, von H. M. Pröhle. Es behandelt dasselbe die kirchlichen Sitten evangelischer Gemeinden. Wie die Sprache eines Volks zu ihrem Geiste und Charakter, wie seine Lage zur Identität, so steht die kirchliche Sitte zum Gemüth und Glauben im lebendigsten innigen Bezuge. Denn je tiefer und reicher und wärmer das Herz der Menschen von der irdischen Macht des groffenhaften Wortes erfüllt und erfüllt wird, desto mehr durchhaucht und durchspannt diese die Kräfte der Lebens, wie umgekehrt die mehr die Triebkraft der ewigen Wahrheiten durch das Ueberwachen materieller Zeitrichtungen abgeschwächt wird, desto mehr verstocken die mannichfachen Formen, in denen der ständige Geist Zeugniß von sich ablegt und seine wirksame Kraft offenbart. Die Bedenklichkeit des Zusammenhangs, in welchem die kirchliche Sitte mit der Leuchte und Wärme des Geistes steht, hat keine Zeit ver-

Vor mehr als zehn Jahren wurde in der Provinz Sachsen von dem verehrten Herrn Amtsrath Dr. Wilhelm Gornitz in Albei auf einer der quaderen Pastoralconferenzen der Gedanke angeregt, die kirchlichen Sitten zu sammeln. Die damalige kirchliche Monatschrift für die Provinz Sachsen nahm diesen Gedanken auf, vermochte indessen bei mangelndem Zuflusse an Material nur sehr wenig von den kirchlichen Sitten zu publizieren. Hierauf veröffentlichte ich einen Aufruf, worin die Geistlichkeit der Provinz Sachsen um Mittheilung der kirchlichen Sitten gebeten wurde, weil ich beabsichtigte, dieselben in einer Besonderechrift zusammenzustellen. Dieser Aufruf wurde mit einer empfehlenden Beschrift des königlichen Conferenzpräsidenten Dr. Bischof mitgetheilt, amtlich verbreitet; und es

gingen einige, vorzüglich wenige, sehr werthvolle Mittheilungen ein. Die bald veränderten Verhältnisse waren, wenn auch unschwer, dem Unternehmen nicht günstig.

Obendeshalb blieb die begonnene Arbeit seit dem Jahre 1848 liegen. Erst im Jahre 1857 wandte sich der Verfasser, ermuntert durch seinen Sohn und durch die Erbschaft, welche dessen „Hartzagen“ gefunden hatten, von neuem derselben zu. Was ihm bei der Ausführung besonders zu Hatten kam, war außer der eigenen Liebe zur Sache und außer den Beiträgen einiger gleichgesinnten Amtsbrüder der Vortheil, daß er „auf dem Lande geboren und erzogen wurde und 38 Jahre hindurch Prediger in verschiedenen Pfarrorten der Provinz Sachsen war und daß sein gegenwärtiges Pfarramt einen reichen frischen Quell kirchlicher Sitten bildete“. Somit gehört der Stoff, den uns der Verfasser in seinem Gemälde kirchlicher Sitten bietet, größtentheils seinem eigenen thätigen Sammeln an. Wenn nun auch dadurch das landschaftliche Gebiet, auf welchem diese Blüten gepflückt wurden, ein sehr beschränktes geblieben ist, so mag man doch dem Sammler einmal überhaupt, daß er mit seiner Schrift den Reizen für die literarische Behandlung eines obgleich höchst interessanten, doch bisher brach gelegenen Feldes eröffnete, und dann insbesondere dafür danken, daß er reichlich und fleißig gegeben hat. Proßke's Buch in der Hand wird mancher Geistliche lernen, Leben zu fühlen, wo er Gerippe, sinnige Formen zu erkennen, wo er Thorheiten erblickte, zu hegen und zu pflegen, wo er mit dogmatischen Sätzen fengen und brennen wollte; er wird lernen, die Krüppelungen der Volkspsyche nicht allein zu achten, sondern sie auch zum Besten zu benutzen; er wird tiefer und liebender in das Leben der Gemeinden dringen und, weil er zum Verständniß der Sprache ihrer Einkommen, segensreicher wirken. Sowie

auf das Buch auch dem Culturstreiter Bedeutung sein, indem sich ihm dadurch nistern und volksthümlichen Entwicklungen schließt, als auch sich ihm Haltpunkte in verschiedensten Gauen Deutschlands Ausprägungsart der kirchlichen Sitten kennet, hiermit die bedeutsame Sache zu mitzuteilen, so haben wir namentlich ihren Händen die Geschichte der kirchlichen Zusammenhang nach Raum und auf die verwandten Gebräuche und, sondern auch ihre rechte Würdigung. Denn es gilt hierbei wie bei allem vollen Gesetz, seelenvoll und doch parteilos, und Bewerthung die Urtheile, eben führt uns auf die Art, wie der literarische Stoff behandelt hat.

Die Worte über Titel und Anordnung ist genau genommen zu eng, indem Wörter und Redensarten aufgenommen immerhin sie der Bibel oder der Kirche, darum noch keine Sitten sind. Auch erwähnte sogenannte Spiegelfeier zu

Halberstadt mit ihrem rein socialen Charakter ist dieses Buch. Der gesammte, hier gebotene Stoff ist in sieben Abschnitte („Heilige Tage und Zeiten“, „Der Person“, „Einzelne Bestandtheile des öffentlichen Dienstes“, „Besondere kirchliche Handlungen“, „Kirche“, „Gewöhnliches Leben“) abgetheilt. Ob aber die Anordnung auf der innern Verwandtschaft der Gegenstände beruhe, ob namentlich nicht der vierte, fünfte und sechste Abschnitt vor dem zweiten und dritten zu sein, geben wir dem Verfasser zu bedenken.

Was nun die Behandlung des Stoffs betrifft, so hat der Verfasser sich mit seiner Empfindung und mit seiner besondern theologischen Ansicht in die Darstellung der Sitten hineingelegt, wodurch freilich diese an ihrer Klarheit und an Kürze einbüßen mußte. In entscheidendste Weise ist das Buch sowohl als kirchliches Urtheil, dieses durch die heilige, solche auch herausfordernde Zeit, jenes durch sein Zusammenfassen mit seiner Gemelade, indes beides hätte ein Interesse der Wissenschaft, die über alle momentanen Anschauungen und individuelle Ansichten hinausragt, ausgeschlossen gesehen, um so mehr als das Buch nicht in welchen Weltanschauung übertrifft, es geklärten Urtheile nicht durchaus frei von Geringschätzung geblieben sind. Obendeshalb dürfte sich der Verfasser hier und da täuschen, wenn er einerseits seine eigenen Fähigkeiten, welche seinem Herzen zur Ehre gereichen, in der Stärke und gleicher Art bei den Gemeindegliedern, andererseits ein stetes Zustimmung zu seinen Ansichten und Anordnungen bei seinen Amtsbrüdern voraussetzt. Besonders dürfte man sich mit ihm nicht durchsetzen lassen erklären, wenn er abgekehrte Sitten in der Gegenwart zuweist, indem es ebenso auf dem kirchlichen als auf dem politischen Gebiet bedenklich ist, octroyiren. Was zur lebendigen machtvollen Gestaltung soll, muß aus dem innersten Leben der Gemeinden herauswachsen und als berechtigtes Bedürfnis allen übrigen Lebensverhältnissen zusammenhängen, dies nicht der Fall ist, bleibt ein jeder Versuch der lokal und persönlich und wird zu keinem Gewinn für die kirchliche Gesellschaft. Wenn wir unter andern in alten Hagelfelder einen schönen Bulderschlag erkennen, so werden wir die modernen Kirchengemeinden, welche ihre Felsen Hagelwetter in verfallenen Versicherungsanstalten suchen, weniger das schreiende Bedürfnis einer kirchlichen Hagelfelder fühlen, als die frühere Zeit, welche dem mentaren Gewalten schuglos preisgegeben war. Beispiel des subjectiven Ausdrucks, den das Buch ab hat, entnehmen wir den S. 36 und 37:

Der heilige Abend vor Ostern (der große Sabbath, der heilige Sabbath), dessen Feier in der ältesten Kirche, in den beiden vorhergehenden Tagen, besonders wichtig und geordnet war, ist in der protestantischen Kirche nur noch in einigen Gegenden durch eine Vesper, kirchlich gekleidet. Wenn man auch in gerechter Besorgnis der Ueberlieferung hat, eine ausgebreitete Feier dieses Tages für bedenklich zu halten: die Vesper, als Vorfeier des heiligen Ostersabends.

le Leiter der Osterwoche anfängt, sich in Freude zu ver-
wandeln, hätten sollen doch nützlich, wie längst geschehen, ein-
gehen. Ich habe sie hier — wie schon früher in Kollum —
als ich meine nicht ohne Segen wieder ins Leben gerufen. Als
ein rührender Anblick, die Besucher der Osterwoche vor dem
Anfang der kirchlichen Andacht auf dem weiten, die Kirche
umgebenden Gottesacker meist rings zerstreut umher an den
Gräbern der Ihrigen, stehend und mit Thränen der Begeisterung
beschaunend, stehen zu sehen. Sie ziehen von den Gräbern in
die Kirche und wir fragen: „Jesus meine Zuversicht“, beschauen
im Geist das Heilige Grab, von dem der Stein bald ab-
wälzt sein wird, und sie gehen getröstet und voll Osterhoff-
nung hinweg aus der Kirche und kehren noch einmal, ehe sie
umgehen — ach! und ich mit ihnen! — mit mildem Schmerz
in mit seliger Abnung zu den theuern Gräbern zurück. Mir
ist bei diesem Grabesgange zu der Ruhestätte meiner seligen
Mutter und meiner kleinen Enkelin, wo auch noch ein leeres
Lager zu einem neuen Grabe, in welches, wie in des Herrn
Grab, niemand je gelegt war, für mich bereit gehalten ist,
zu allemal das Lied ein:

Ich geh' zu deinem Grabe,
Du großer Osterfürst u. s. w.

Es ist denn — da die drei letzten vorher erwähnten liturgischen
Festlichkeiten in der Montags-, Dienstags- und Mittwochs-
woche gehalten werden — in meiner Gemeinde, und ich meine,
in meiner Kirche werden mich um diese heiligen Freuden be-
dauern, an jedem Tage der großen Woche eine kirchliche Feier,
wie wie es in der ältesten Kirche war, in der alle sechs Tage
: Oster als Kirchentage behandelt und die einzelnen Tage
dann als feria prima, feria secunda, feria tertia, feria
quarta, feria quinta, feria sexta und feria septima aufgezählt
wurden.

Mehr als diese subjective Färbung befriedigt und das
Streben des Verfassers, die kirchlichen Sitten in der
Entstehung ihrer Entwicklung zu construieren. Denn wo
möglich ist, sucht er die Wurzel, welche zumeist in
dem christlichen Geiste gefunden wird, die Blüte und das
Sterben oder das noch gegenwärtige Leben derselben
hervorzuführen. Wie dies Streben rühmlich ist, so muß
es als Verdienst dem Verfasser zugestanden werden,
daß er für seinen Kreis die Reihe der kirchlichen Sitten
ständig zu geben bemüht ist. Mehr solcher Versuche
und dort im protestantischen Deutschland, und es läßt
das vollständige Bild der kirchlichen Sitten für die
evangelische Kirche gewinnen.

Vergleichen wir die von dem Verfasser nachgewiesenen
ten mit denen der kirchlichen Gemeinden am Fuße des
Thüringerwaldes, so könnten wir leicht darthun, daß die
Vorgänger derselben auch hier entweder lebendig waren
oder noch lebendig sind: ein Beweis, wie der evangelische
Sinn der protestantischen Kirche das ihr zugewendete deutsche
Volkleben in gleich starker Bildungskraft durchdrungen

Viele dieser gemeinschaftlichen Sitten verdienen eine
besondere Beachtung. Namentlich gilt dies unter
andem vom Hausgottesdienste. Das Bewußtsein, daß in
der protestantischen Hause unserer Väter ein solcher Cultus
and und daß derselbe nicht allein einen festen Damm
in der Strömung von außen und von oben, son-
dern auch einen fruchtbaren Boden für literarische und
wissenschaftliche Triebe bildete, ist gegenwärtig fast ganz
schwunden, obgleich die Blüte dieses Gottesdienstes noch
ganzes und sein Untergang noch kein halbes Jahr-

hundert zurückliegt. Dem Referenten begegnete es vor
wenig Monaten, daß er selbst einem deutschen Historiker
den Beweis für das ehemalige Dasein eines solchen Haus-
cultus führen mußte. Um so erfreulicher war es darum
für ihn, auch in Tröhle's Schrift ein Zeugnis für den
ehemaligen Hauscultus zu finden.

Unter der Gruppe von kirchlichen Sitten, welche dem
parochialen Districte des Verfassers eigenthümlich sind
und welchen die Umgegend des Thüringerwaldes andere
ihr eigenthümliche entgegensetzen kann, erscheinen manche
Formen als besonders sinnig und sittig. Dahin rechnen wir
z. B., daß beim Kirchengehen die Töchter ihren Müt-
tern, die Väter ihren Söhnen vorauszuweichen pfle-
gen, was bedeuten will, daß die Mütter allezeit auf den
Weg ihrer Töchter Acht haben und die Söhne in die Fuß-
tapfen ihrer Väter treten sollen. Auch das Streuen
weißen Sandes um Gräber und bei manchen Festlichkeiten
birgt einen schönen Sinn. Uebrigens ist diese Sitte eine
altheidnische, indem sich schon in Hünengräbern weißer
Sand als Unterlage der Beigaben vorfindet. Wenn der
Verfasser als unkirchlich tadelt, daß man hie und da
den preussischen Adler ins Kirchenfenster nimmt oder auf
Kirchthürmen an die Stelle des Kreuzes setzt, so hat er
hierin vollkommen recht, nur hätte er auch deshalb eine
Rüge aussprechen sollen, daß mancher Cantor am Ernte-
fest seine Besoldung in der Kirche einsammeln muß.
Wir halten einen solchen Act für unwürdig sowohl hin-
sichtlich des Festes als auch hinsichtlich des Sammlers.

Schließlich fassen wir unsere Besprechung der Schrift
über kirchliche Sitten in die Formel zusammen, daß der
Verfasser derselben nicht bloß der Anfänger eines Dings
ist, das alle Ehre verdient, sondern daß er sich auch als
einen tüchtigen Kenner und Bearbeiter des Sittengebietes
erwiesen hat, weshalb wir ihm aus der Ferne unseren
Dank für seine Leistung und unsere Hochachtung für seine
dem Volkswesen zugewendete edle Bestimmung aussprechen.

Die dritte obengenannte Schrift begreift zwar nur
das Leben einer einzelnen Persönlichkeit, aber einer gra-
nitischen Persönlichkeit in einer heiß bewegten Zeit und in
festen und reichen Bezügen zu dieser Zeit. Denn eben
an dem größten oder kleinern segneten Zusammenhang,
in welchen sich das einzelne Glied durch Bestimmung und
That zu seinem Gesellschaftsordner setzt und erhebt oder
an dem stärkern oder geringern Grad des gerechten Volks-
bedürfnisses, zu welchem sich der einzelne durchsetzt, ist
die Bedeutung und, weil solches nicht ohne stilles Unter-
lage geschehen kann, die wahre Tüchtigkeit des Menschen
zu messen. Dieser Satz gilt ganz besonders dem in den
ersten Decennien der Reformation thätigen Kriegshaupt-
mann Sebastian Schertlin. Seine Jugend (er war 1496
zu Schornbach im Württembergischen geboren) fiel in die-
jenige Zeit, wo die größte Krisis, welche in die Ent-
wicklung des Völklerlebens eingreifen kann, dem deutschen
Volke von der Vorsehung zugewiesen war. Es hatte im
Anfang des 16. Jahrhunderts nach vierfachen, auf kleinen
Räumen in früheren Jahrhunderten verführten Vorgefällen

endlich der große allgemeine Kampf begonnen, wo Freiheit des Subjects und Gewalt der äußern Autorität, wo göttliche und menschliche Forderungen, Bewegung und trieblose Ruhe, Hell und Dämmer auf Leben und Tod miteinander rangen. Solche Kämpfe haben notwendig nicht allein ihren Zunder, sondern auch ihre nachhaltigen Stützkräfte in derjenigen gesellschaftlichen Schicht, welche in der berechtigten Ausübung ewiger und zeitlicher Rechte beengt und verkümmert worden ist. Auch das ist ebenso der Natur und Aufgabe solcher Kämpfe gemäß als selbstverständlich, daß die Stützen, welche den erregten Kampf tragen, leiten und fördern, nach ihren Kräften verschieden geartet sein müssen und darum für die entsprechenden Leistungen berufen sind, je nachdem es gilt, die Wahrheit und Gerechtigkeit der sittlichen Güter mehr mit den Waffen des Geistes oder, wenn die Umstände dazu nöthigen, mehr mit dem Schwert der festen Faust zu verteidigen. Für die letztere Art war Sebastian Schertlin geboren und geworden. Ein unbiegsamer Trieb und ein klares Verstandniß seines Wesens hatte ihn 1518 von den Studien zu Tübingen und Wien hinweg und dahin geführt, wo er seinen Anlagen genügen und seinen Charakter zum imponirenden Ausdruck erheben konnte. Nicht allein persönlich tapfer, sondern auch ganzen Kriegermassen Muth und Vertrauen einhauchend, dazu umsichtig, mit klarem, raschem Ueberblick über Kriegshaufen und Kriegsgegenstände und überdies glücklich, weil er für den rechten Augenblick Muth und Faust bereit hatte, dies waren die Eigenschaften, welche ihn nach Georg von Frundsberg zum ersten deutschen Kriegsmann und Feldhauptmann machten und ihn aus dem bürgerlichen Stand zum Glied der deutschen Ritterschaft emportrugen. Und doch trotz seiner ritterlichen Erhebung und trotz seines im Krieg gewonnenen bedeutenden Ruhms, Einflusses und Vermögens blieb er dem Charakter nach, wie er von Haus aus war, fest, treu und bieder, von echt bürgerlicher und echt deutscher Gesinnung, ohne Falch und allen Praktiken im Großen und Kleinen feind. Aber eben diese Eigenschaften führten ihn frühzeitig aus den kaiserlichen Diensten zur Annahme und zum Dienste des Protestantismus, für dessen günstige Beschiede er die entscheidende Kraft besaß, wenn anders die politischen Verhältnisse beim Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs besser gestaltet gewesen wären. Die edle sowohl protestantische als deutsche Sache, die Schertlin nicht voneinander trennen konnte, unterlag jedoch und er mußte ihr, nicht im ehrlichen offenen Kampfe, sondern durch unbrütige geheime Listen und Verräthereien, welche die schwermüthigen, leichtgläubigen Deutschen täuschten, lähmten, spalteten und bewältigten. Die Folgen dieser Niederlage sind für das deutsche Gemeinwesen furchtbar traurig geworden und selbst zur Stunde noch nicht überwunden. Denn war die protestantische Kirche bis zum Jahre 1547 erobernd und bloß mit der Kraft der Wahrheit erobernd und mußte ihrer unbereiteten frischen Entfaltung ganz Deutschland zufallen, so wurde sie selbst leidend und an die feinen Fäden politischer Künste gebunden und dazu wurde Deutschland zwiespältig und seine Entwicklung

stoch gemacht. Was Schertlin betrifft, so bezog er sich um dem Bern und der Strafe des Kaisers anzukommen, von Augsburg, dessen Kriegsoberster er war, nach der Schweiz, sah sich indessen auch sehr bald hier bedrängt und trat deshalb in die ihm angebotenen Dienste Frankreichs, wo er nicht allein als Truppenführer, sondern auch als Vermittler zwischen König Heinrich II. und dem Kurfürsten Moriz benutzte und namentlich beim Abschlusse des von beiden Mächten im Februar 1552 abgeschlossenen Vertrags verwendet wurde.

Hatte Kaiser Karl V. Schertlin's kriegerische Thätigkeit an der Spitze der Protestanten fürchten müssen und darum ihn seinem ganzen Haffe preisgegeben, so konnte er denselben noch weniger auf seinen Frankreichs dulden; deshalb zog er, da hier alle kaiserlichen Gewaltmittel nicht nur nicht günstig, sondern sogar nachtheilig wirkten, den geachteten Kriegsmann noch vor dem Schlusse des Jahres 1553 auf dem Wege der Begnadigung wieder nach Deutschland herüber. Sobald Schertlin nach Burtenbach, seinem Rittergutsitze, zurückgekehrt war, ernannten ihn von neuem viele weltliche und selbst geistliche Reichsfürsten zu ihrem Obersten, auch nahm ihn König Ferdinand zu seinem Kriegsrath; indeß mit dem Jahre 1559 trat er mehr und mehr vom öffentlichen Leben ins häusliche, und dem momentanen Gehorsam der Soldateska in die stille, dauernde Liebe seiner reich gegliederten Familie zurück. In der Ruhe, die ihm hier am Abend seines Lebens zu Theil ward und die nur zeitweilig durch Befehle zu Nachbarn gekört wurde, schrieb er sein Leben.

Mit Abicht haben wir die wichtigsten Stellen, welche Schertlin als Kriegsmann nacheinander beim Kaiser, bei den Protestanten, in Frankreich und bei den deutschen Reichsfürsten und Städten eingenommen hat, im Voraus angedeutet, um die Bedeutsamkeit der Selbstbiographie eines solchen Mannes durchblicken zu lassen. Müssen wir auch zugeben, einmal, daß Schertlin kein Mann von neuen Ideen, von großer staatsmännischer Weisheit und von sehr höflicher Gewandtheit war und daß darum seine Biographie weder reiche und tiefe Aufschlüsse über die Charaktere, mit denen Schertlin zusammenkam, noch seine und gründliche Beobachtungen über das innere Getriebe der damaligen politischen und kirchlichen Gewalten, noch umfassende und belehrende Aufklärungen über das soziale Leben der Zeit enthält; zum andern, daß die Selbstbiographien von Götz von Berlichingen und von Hans von Sickingen an Stoffreichthum und an lebendigen Detailschilderungen des gesellschaftlichen und politischen Lebens ihrer Zeit höher stehen als Schertlin's Schrift, welche vorherrschend über Kriegserignisse berichtet: so hat sie dennoch geradezu ihren anzuerkennenden besondern Werth, welcher vor allem darin besteht, daß sie das Bild eines emporgekommenen Kriegsmannes im Glüd und Unglück, im Feld und daheim aufrollt und daß sie alle Hauptaktionen in und außer Deutschland während fast drei wichtiger Kaiserzeiten aufführt, besonders aber über die Türkenkriege und über das Ausleben der Ritter und Fürsten dieser Zeit und über den Schmalkaldischen Krieg

anständige Mittheilungen enthält, die für die politische und Culturgeschichte Deutschlands von nicht geringem Interesse sind. Uebrigens hat sich Dittmar Schönhuth, durch seine vieljährige Thätigkeit beim Historischen Verein für das württembergische Franken rühmlichst bekannt, durch die Herausgabe der Selbstbiographie Schertlin's ein neues Verdienst erworben, um so mehr dies, als der Abdruck derselben, der vor 80 Jahren erschien, auf keiner urkundlichen Treue beruht, überdies auch zu den literarischen Schandheiten gehört. Schönhuth hat zu seinem Abdruck die auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindliche Originalhandschrift benutzt und diese, wie er selbst angibt, mit aller Genauigkeit, selbst bis auf einige kleine Abänderungen mit allen ihren Mängeln, die natürlich gegen das Ende der Schrift hervortreten und das hohe stumpfgewordene Alter des Biographen bezeugen, wiedergegeben.

Der Ausdruck der Biographie ist trocken chronistisch, wird aber da lebendig, wo der Verfasser die deutschen und religiösen Interessen verrathen oder wo er Geseze und verdrüßte Rechte von der Klausel mancher Gewaltigen verhöfht sieht. Jenes tritt vor allem in der Schilderung des Schmalkeldischen Kriegs, dieses in dem Vertrat über die Unbilden hervor, welche er und seine Familie wegen ihrer Güter und Verdrüßsamkeit vom Grafen Ludwig von Dettingen und vom Pfalzgrafen Wolfgang zu erdulden hatten. In beiden Fällen führt ihn indeß sein Unmuth zu Farben, die über das gerechte Urtheil langweiliger der Thatfachen hinausschillern. Namentlich betrifft dies sein schnelles, verdammdes Urtheil über den Landgrafen Philipp von Hessen. Römmler hat in seiner „Geschichte von Hessen“ den Landgrafen deshalb zu sehr gesucht, doch, wie wir erachten, bei aller Ausführllichkeit nicht so durchgreifend genügend, daß alle damals gegen den Landgrafen gemachten Vorwürfe auf ihren wahren Bestand und versöhnenden Ausdruck zurückgeführt sind. Wenn wir auch von Schertlin's gereizter Anklage und selbst von der gleichartigen Anklage absehen, welche der Landgraf vom angeblichen Volke zu erdulden hatte, so wenn wir auf ihn die Beschuldigungen, welche das Testament Johann Friedrich's des Großmüthigen nicht mittheilen, so wird doch dadurch die Entschärkung oder genauer die Thatfache nicht gelöst, daß sich im Gegensatz zu Philipp kein leiserer derartiger Vorwurf an den Kurfürsten Johann Friedrich heranzuwagen hat, wie groß auch dessen Mißthun am Drama war. Auch bleibt immerhin verhängnisvoll, daß Schertlin nach im hohen, mild gestimmten Alter seine Ansicht, es sei der Landgraf Philipp in Verbindung mit dem Kurfürsten Moriz ein Verräther an der protestantischen Sache gewesen, unverändert festhielt, während sein Urtheil über Johann Friedrich ein durchaus günstiges war, ja glückselig an Wärme zunahm.

Einen gleichen Unmuth wie über den Schmalkeldischen Krieg verrathen Schertlin's Ausdrücke da, wo er der deutschen Politik, der Reichspraktiken im Großen und Kleinen, des ungelerten Fürstenkörpers und des lahmen Reichsstandes gedenkt. Es sind dies oft nur kurze

Andeutungen, aber Exclamationen von schwerem Inhalt und treffendem Ausdruck. Um übrigens die Art der Darstellung zu veranschaulichen, greifen wir folgende Stellen her.

Anno 1540 disputierten die Papisten und Evangelischen zu Worms criden glaubens halb.

Anno 1541 ward ein reichstag zu Regensburg gehalten und des glaubens halb disputiert, gar wenig ausgerichtet.

Auf gehaltenem reichstag ist von gemainen reichstenden fur erlend hilf 10000 zu fuß, 2000 zu roß dem konig zu gut erkant worden, aber die haben mich gemaine stend zu obristen erkant, aber der römische konig auß antichten meiner nachparrn, der vom Stein freunttschaft, clain Hess von Bimelburg und der Wolf Dietrich von Rndring, und umb beschwollen das ich Hessen, Thurn, und den Evangelischen mit deraft verwant, hat in meinem abwesen, er ich persönlich ankommen, einen andern, Herrn Wolf Dietrich von Rndring angenommen und mich aufgeschloßen.

Die erlend hilf hat so lang verzogen, das die darwischen geschlagen worden und ist das gelt verfrunget worden, das auß diesem hauff 3000 fuecht, und 500 pferd stib worden, ist ellenbiglich mit der sach umgegangen, heit sich armen abzug, unanogericht aller sachen, genomen, das kriegswill knugert ge storben und vbel jämertlich halmsomen.

In diesem jar umb Michaelis hab ich mein tochter Ursulam dem ehlen und weisen Hansen von Stammheim zu Weiffingen verheirat, und er geben zu hauffen 4000 f und sonsten sie wol mit claiden clainot 2000 f wert aufgekant; ist der beischlaß zu Burenbach gehalten den 18 Septemb.

Stund vil erlicher leut vom adel alda gewest, hat meiner tochter der landgraf zu Hessen ain ketten für 100 f und die von Augsburg ain geschirt für 68 f geschenkt. Es ist er geschenkt worden ob 800 f wert. Es hat mich die hochzeit gekanden mit claiden, frantz, ringen, spillent, loch, seller 500 f. Essen und trincken — 200 f.

Und ist der von Bärn mit elichenn reutern und fuechten in die grafenschaft Capendlenpogen gezogen, Darmstett, darinnen nichts dann paurn gelegen, sich darffter geweret, geschumpt, hat wol 200 personen darnor verloren, und als er ubir Main brunnegelt wolt ziehen, nach dem Niderland, seind deren von Frankfurt gesante komen, im die stadt ergeben, dero er selbst gesacht und sie verspott, hat in die stadt 12 senblin fuecht gelegt, er selbst den winter alda beliben, und darnach 300 pferd bei den fuechten gelassen.

Anno domini 1566 ist ain großer reichstag von kaiser Maximilians dem andern in der stadt Augsburg gehalten worden, darauf bei großer tenerung, da ain mas wein 7 und 8 kreuzer und ain schaff habet 2 thaler gegolten, von fur und firsken ain großer pracht mit spilen, strecken, sauffen und pandabieren gewest.

Das über Schertlin's Selbstbiographie hier Mitgetheilte erscheint uns auslänglich, um die Einsicht des Publikums in die Beschaffenheit und den Werth der Schrift zu vermitteln, und dies eben war der Zweck unserer Anzeige.

G. Drücker.

Deutsche im Auslande.

1. Versuch einer Lebensskizze von Johann Niklas Böhl von Haber. Nach seinen eigenen Briefen. (Als Handschrift gedruckt.) 1858.
 2. Aus merkwürdigen Entwürfen. Druckbild aus Edward Jacquot's hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von H. Gustav Kühne. Leipzig, Verl. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.
- Andere Völker mögen, weil sie ein mächtiges, raubdes, in sich geschlossenes Ganzes bilden oder eine weltbeherrschende Stellung einnehmen, mit größerm Glanze auf der Weltbühne auftreten als wir Deutsche; aber keinem zählen gewissenhaften Fleiß, seinem hohen Eifer, seinem penatirenden, vorurtheils-

lesen, universellen Geiste, seinem Forschungstrieb und seiner Willensstärke verdankt es der Deutsche, daß er im stillen unter den andern Völkern Eroberungen auf Eroberungen macht und fast unbemerkt aber sicher die geistige Landkarte der Welt um so zu sagen revidirt und umgekehrt. Wer unter den civilisirten Nationen auf wahrhaft tiefe Bildung Anspruch machen will, muß, so schwer es ihm auch ankommt, die schwierige deutsche Sprache lernen, weil in ihr geistige Schätze niedergelegt sind, die sich nur vermittelt der Kenntniß der deutschen Sprache selbst gewinnen lassen, Resultate des tiefsten, süßesten und zum Theil rückichtslossten Forschens und Denkens, in denen das moderne Bewußtsein in seiner ganzen Schärfe und äußersten Konsequenz hervortritt. Die andern Völker hängen den Wahrheiten, die der menschliche Geist auf seiner langen Wanderung gefunden hat, immer noch eine Hülle um, zum Theil aus Schönheits- zum Theil aus Nützlichkeitszwecken; der Deutsche reißt sie ihnen ab, selbst auf die Gefahr hin, daß die eine oder die andere Wahrheit dann nicht in schöner Gestalt erscheint oder auf den für-mischen Eindringling den Eindruck des entstellten Bildes zu Eise macht. Diese Bewegung geht allerdings zunächst vom deutschen Centrallande aus, aber sie wird auch durch deutsche Sendlinge mitten in den Schoß anderer Völker getragen, so daß sich auch im Auslande selbst bereits Früchte der ebenförmig leuchtenden und wachsenden, als auch vielfach zehrenden deutschen Geistes gebildet haben. In die innere Bekleidung Deutschlands haben die Deutschen nach allen Richtungen hin auf tiefe eingegriffen, die moderne dänische und schwedische Literatur sind wesentlich nur Nebenköhlings der deutschen, in England ist die Kenntniß der deutschen Literatur weit verbreitet, in der französischen Literatur und namentlich in der französischen Journalistik tritt deutscher Einfluß, selbst durch zahlreiche deutsche Namen repräsentirt, immer mehr zu Tage, trotz des widerstrebenden romanischen Bonapartismus, in Nordamerika hat sich die deutsche Presse immer selbständiger organisiert, und wenn auch der deutsche philosophische und politische Radicalismus von den Angloamerikanern entschieden zurückgewiesen wird, so hat doch die deutsche theologische Forschung unter den Rationalisten bereits ihre begünstigten Anhänger (z. B. Theodor Parker) und die Dienste, welche die Deutschen in der Antislavetriffrage leisten, werden von freisinnigen Nordamerikanern willig acceptirt und anerkannt. Kein Volk findet überhaupt so viele Männer im Auslande, welche die geistige und wissenschaftliche Propaganda zu ihrer Lebensaufgabe machen, als das deutsche. Minder hervortretend war bisher deutscher Einfluß unter den echt romanischen Völkern; doch macht sich in Italien trotz der durch politische Verhältnisse hervorgerufenen und unterhaltenen Rationalabneigung bei den besten Köpfen, besonders in Norditalien, der Einfluß deutscher Wissenschaft und Philosophie immer mehr geltend. So hält auch der Verfasser des 1868 in Turin herausgekommenen und jüngst in den „*Heidelberger Jahrbüchern*“ desprocherten „*Annuario enciclico italiano*“, Gaspar Venturi, der deutsch zu verstehen scheint, da er auf der ersten Seite Vortheile Werte „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen“ deutsch aufzuführt, den deutschen Stamm für naturwichtig, und er würde, wie er versichert, gern die Gegenwart „das germanische Zeitalter“ nennen, wenn die Deutschen sich nicht so gern in das Unendliche verirren. Doch erkennt er an, daß alle Völker Europas mehr oder weniger mit dem germanischen Blute aus dem Centrallande Europas gemischt worden, so daß eine Verwandtschaft mit dem Deutschthum nicht geleugnet werden könne. Alle regierenden Häuser, den Cäsaren, Napoleon und Bernadotte ausgenommen, seien entweder rein deutschen Ursprungs, wie die Häuser von Braunschweig, Hannover, England, Preußen, Oesterreich, Nassau, Hessen, Dänemark, Koburg und Belgien, Griechenland, Württemberg, oder wenigstens aus germanischem Stamme entsprossen, wie die Bourbonen, Capet und das Haus Savoyen, oder durch Heirath germanisirt, wie die Romanow, Ohe und Dragomir. Wir erinnern hier noch an das Werk der Gräfin Dora d'Äria (Prinzessin Koltzoff-Rassalsky), der Hoepodars-

tochter, über die deutsche Schweiz, worin der Schilderung des Einflusses, den der germanische Geist auf die Welt ausgeübt hat und fernst noch auszuüben berufen ist, viele der herrlichsten und glänzendsten Blätter gewidmet sind.

Wir haben hier die Tagebücher und Briefe von zwei deutschen Männern vor uns, die im fernem Auslande wirkten, und von denen der erste, Johann Nikolaus Böhl von Faber, eine wirklich literarische Bedeutung für sein Adoptivvaterland Spanien beanspruchen kann. Diese Bedeutung haben auch Böhl von Scholl in seiner „*Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien*“, Julius in seiner deutschen Bearbeitung von Lator's „*History of Spanish literature*“ und der Herausgeber eines im zweiten Heft der „*Deutschen Vierteljahrschrift*“ 1857 unter dem Titel „*Literarische Wechselwirkung Spaniens und Deutschlands*“ mitgetheilten Aufsatzes gebührend anerkannt. In dem letztern heißt es über Böhl von Faber: „In Deutschland geboren und erzogen, brachte er die freie kritische Anschauung, welche sich seit Lessing unter uns Bahn gebrochen, und jene Unbefangenheit und Unparteilichkeit des deutschen Geistes, die gerade die deutsche Nation auszeichnet, mit. Böhl's kritische Streifzüge rehabilitirten nämlich den Calderon. Und suchte er seine Theorien praktisch zu verwirklichen; es gelang ihm, einem Deutschen von Geburt, Bildung und Gewissen, zuerst, auf die spanische Bühne in dem Theater von Cadix das rein nationale Drama eines Calderon und Morro zurückzuführen. Diese Bemühungen fanden eine Anerkennung, welche nicht blos für den Augenblick Böhl's seinen mannichfachen literarischen Tendenzen gegenüber nicht unbedeutend unterstützte, sondern, was wichtiger war, auch den von ihm vertretenen Ansichten einen nicht mehr eifersüchtigen vollkommenen Sieg verhielt. Böhl hatte indeß doch die Freude, die volle Emancipation des spanischen Theaters von dem französischen Einfluß zu erleben, die allerdings erst nach dem Siege der Romantik in Frankreich selbst erfolgte (1834). Dennoch blieb Böhl das hohe Verdienst, nicht blos jenem Siege vorgeeignet, sondern auch zuerst den Weg zu einem neuen Aufstiege gewiesen zu haben.“ Glücklicherweise fand Böhl in einem spanischen, ihm auch persönlich befreundeten Gelehrten, Augustin Duran, einen rüstigen Mitarbeiter, der seine Bestrebungen ebenso eifrig aufnahm als mit Erfolg fortsetzte. In seinem 1828 erschienenen „*Discurso*“ bezog sich Duran ausdrücklich auf die deutsche Kritik, die er, des Deutschen unkundig, nur aus Böhl's Schriften kannte, und ohne Zweifel ist er auch durch Böhl's „*Florista*“, einer aus drei Bänden bestehenden Anthologie aus dem spanischen Liebesdrama, welcher Böhl später eine ebenfalls in Deutschland gedruckte Auswahl altspanischer Schauspiele folgen ließ, zur ersten Herausgabe seines „*Romancero*“ (1828—32) angeregt worden.

Das Leben und Wirken Böhl's wird uns, weiß nach seinen eigenen brieflichen Aufzeichnungen, in der vorliegenden Schrift geschildert, die zwar, als Handschrift gedruckt, ursprünglich nur für einen nähern Freundeskreis bestimmt ist, aber wie ein vertrauter Freund Böhl's in einer die Schrift betreffenden Mittheilung im „*Bremer Sonntagsblatt*“ bemerkte, „durch Gegenstand und Inhalt sich an die literarischen Kreise wendet“; die Freunde und Verehrer Böhl's, drist es denn weiter, müßten selbst wünschen, daß der Verstorbenen allgemein bekannt werde, da er bis jetzt über die Urzeiten seiner Vaterstadt Hamburg hinaus wol nur den Kennern der spanischen Literatur eine geländete und hochgeschätzte Erscheinung sei. Es ist schon dies ein interessantes Moment, daß er von Haus aus Kaufmann, „unter den Kruten seines Standes eine rare avis war, da er sich mit aller Lebendigkeit seines Geistes den Wissenschaften, zumal der schönen Literatur zuwandte“, wie der Verfasser des erwähnten Artikels im „*Bremer Sonntagsblatt*“ bemerkt. In der vorliegenden Schrift wird uns ein Schreiben Böhl's aus dem Jahre 1769 mitgetheilt, welches von so edler, nur auf Beförderung des Gemeinwohls gerichteter Gesinnung durchdrungen ist, daß der Verfasser der Schrift mit Recht bemerkt: „Wie

nicht würden wol in unsern Tagen von den jungen Leuten, die nur um reich zu werden fremde Welttheile aufsuchen, ähnliche Bedenken mit ihren Absichten verbinden?" In der That muß man sagen, daß sich bisher der deutsche Kaufmannsstand mitgeirrend und fördernd nicht wie er sollte und könnte und productiv fast gar nicht, weniger vielleicht als irgendein anderer Stand an der Literatur theilhaftig hat. Zu den wenigen ehrenwerthen Ausnahmen gehört unser Böhl. Freilich war auch seine Jugendbildung in literarische Hände gegeben, in die Joachim Heinrich Campe's, und es wird vielleicht manchem von Interesse sein zu erfahren, daß Johann Böhl der Johannes des Campe'schen „Robinson" ist. Sein Vater hatte in Cadix ein Handlungshaus begründet, welches damals zu den reichsten in Europa gehörte, und in das Johannes Nikolaus, der 1770 zu Hamburg geboren wurde, schon im fünfzehnten Lebensjahre eintrat. Aus seinem Leben führen wir nur ein paar der bedeutendern und für ihn einflußreich gewordenen Momente an. Dahin gehört seine 1796 mit *Fredquita de Larea*, einer geistreichen Spanierin und Tochter einer Irländerin geschlossene eheliche Verbindung. Ebenso sehr als Böhl's Herz an Deutschland, deutscher Sitte und Sprache hing, ebenso sehr blieb seine Gattin der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen entfremdet, und als er 1797 nach Deutschland zurückkehrte, um sich in Braunschweig niederzulassen, mußte er bald einsehen, welchen Mißgriff er begangen, denn Schwiegermutter und Frau fühlten sich unheimlich in dem fremden protestantischen Lande, weshalb Böhl es für gerathen hielt, noch vor dem Anbruche des Winters wieder nach Spanien zurückzukehren. Seine Briefe, die er über seine Reise nach der deutschen Heimath schrieb, bieten manches Interessante. Er wohnte unter anderm dem großen Revolutionsfest am 22. September 1797 bei, versichert aber, daß alles sehr crast und Rille zugegangen sei und die Menge keinen Funken von Enthusiasmus wahr gezeigt habe. Alle französischen Städte außer Paris, durch die seine Reise ihn führte, fand er „öde und leer" und Zufriedenheit nur „unter den eigentlichen Vorstehern der gegenwärtigen Ordnung". Die Reise ging sodann durch den „traurigen Theil" Spaniens: „Nur *Biscaya*", schreibt er, „bietet Naturschönheiten dar. In ganz Andalusien und den beiden Castilien sind Bäume eine Seltenheit. Die Städte sind alle gleich traurig, öde und verfallen, und die Menschen gleich verschlossen, abstoßend und gefühllos. Der Garten Spaniens ist die Provinz Valencia, Catalonien der Sitz der Industrie und des Fleißes, und die schöne Natur muß man in Granada suchen. Alles dieses liegt aber weit von der Hauptstraße ab." Auch das fräuliche Leben in Cadix gefiel ihm nicht, er klagte über dessen Engherzigkeit, gab sich aber mit um so größerem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien hin, namentlich dem Studium der spanischen Literatur, das dann so schöne Früchte eintragen sollte. Vorzugweise entzückte ihn die sonische Literatur der Spanier, und er schreibt darüber: „Das Niedrigsonische (im Gegensatz von *lo haut-comique*) habe ich nie so recht gefunden; was ich über den ästhetischen Werth der Bouffonnerie und des Barockes denke, mag ich nicht sagen; genug, darin gibt es eine so originelle Ausbeute, daß man allein darum die Sprache studiren könnte." Und er fügt die nur zu allgemein gültige Klage hinzu: „Schade, daß so wenige Sinn dafür haben!"

Im Jahre 1806 machte er einen abermaligen Versuch sich in Deutschland anzusiedeln, und zwar als Landwirth in Gdrowsko im Mecklenburgischen, wohin er auch seine damals neunjährige Tochter *Caroline* mitnahm, die, wie sie auf der einen Seite für deutsche Bildung und Gründlichkeit empfänglich war, doch andererseits auch die Tochter des Südens nicht verleugnete, später in zweiter Ehe in Sevilla lebte, und sich durch mehrere geistvolle spanische Romane, von denen eine „*Sola*" in ihrer eigenen deutschen Bearbeitung in Hamburg gedruckt wurde, rühmlich bekannt gemacht hat. Frau und Schwiegermutter folgten ihm diesmal nicht. Seine Verhältnisse als Gutbesitzer bestimmten ihn, sich abeln zu lassen und Namen und Wappen seines Stiefvaters, des Geheimraths von Jaber anzunehmen. So nannte er sich jedoch

nur als *Gutsherr* er der bürgerlich Briefen finden gende: „In m größern Feind sie recht in ihre sicher noch vo unter katholisch eigentliche Ehr wird." Zugwi katholischen Mel nien vor, da mehr zusamme langte, fand e es ihm, wieder Beschäftigung auch mit der bleiben, indem gen zusehnden l ihm zu der E als Goethe; d wickeltsten inn selbst doppelt, mir selbst, wei keit mehr ehe etwas Unmoral woran alle tiebigkeit floßen i schreiben kann." dius' sämmtlich darin allenthal art, die sich i immer in der die Gebilberst thümlich Poeti „Superflügen wieder befrittel im Jahre 1821 blaß", gesteht det den Lieber dann fort: „I abgeschmackten läßt, dann ist Geiste nur als eine bezweckte Verhöhnung des Publikums an sehen kann, gleichsam als wolle er sehen, wie viel sich die deutschen Leser bieten lassen." Je älter er wird, desto mehr fühlt er sich von der neuer seit Goethe, Schiller an einem Briefe vom 20. M matten Abglanz dar, und Borne sind wichtig genug, a Blume gedeckt werden", den Buchhändler August l total abgestorben, und la Solange ich so fühle, wi In demselben Briefe gef Frankreich seinen Funken drigte Egoismus, erhöht sucht" zeige sich unverhol hängnißvoll gewordenen ven ruft er aus: „D parte jetzt als einen E Hollengefabel zu Paare dauernden schmerzhaften . 1836 ein sanfter Tod.

Ganz anderer Art war das Leben und Wirken Eduard Parkert's, dessen zum Theil im Gefängnisse mit Stiefelwachs statt mit Tinte niedergeschriebene Tagebücher Gustav Kühne

lesungen verursachten mir die heftigsten Kopfschmerzen; ich wollte immer aufstehen und die Unterhaltung abbrechen, aber die Herren ließen es durchaus nicht zu. Diese Phantastie wurde mir unerträglich, und ich verschuchte sie durch Öffnung der Augen, aber sobald ich ermüdet sie schloß, saßen die Herren Bürgermeister und Gemeinderäthe von Wermelskirchen und Hückeswagen wieder da, vor ihren Acten und großen Lintensässern und vor dem preussischen Adler über der Thüre. Zuweilen guckten dann bekannte Gesichter durch die Wand, die mich anlachten und mir winkten, den weisen Magistrat sitzen zu lassen: Maler Frey aus Danzig, der selige Professor Start aus Bremen, Obergewitter Eichberg, welcher sich traurigerweise den Hals abstürzte, mein Freund Halle aus Hagen mit der Violine in der Hand, Artilleriehauptmann Streit, der fleißige Kartenzähler u. a. Um mich von diesen seltsamen Bildern zu befreien, zwang ich mich mit Gewalt wach zu bleiben, so sehr mir der Schlaf willkommen gewesen wäre. Ein junger Capitän mit franzen schwarzen Haaren, dessen Kopf mit dem meinigen auf dem Kaisersack ruhte, starb an seinen Wunden in dieser Nacht, so daß, als der Tag anbrach und diese Unglücksereignisse beleuchtete, ich ihn an meiner Seite todt und kalt erblickte."

Wer so humoristisch träumen kann, wird auch im Wachen guten Humors gewesen sein, und diesen hat auch Harfort, der zugleich viel mystischen Sinn hatte und geschickter Fälscher war, unter allen Umständen und in den peinlichsten und gefährlichsten Lagen bewiesen. Schon im Lazareth war er derjenige gewesen, der seine Leidensgenossen erheiterte und zwar besonders durch den Vortrag von Märchen und lustigen oder romanhaften Geschichten. Dasselbe that er im Gefängniß zu Puebla Er schreibt in seinem Tagebuche:

"Bei meinem Eintritt ins allgemeine Gefängniß hatte ich mich verbindlich machen müssen, alle Abende, nachdem sich ein jeder niedergelegt hatte, Erzählungen zum besten zu geben, und ich war um so bereitwilliger dazu, als ich dadurch Gelegenheit fand, die spanische Sprache ganz in meine Gewalt zu bekommen. Ich tischte demnach auf, was ich wußte. Märchen aus der Jugendzeit, Anekdoten von Friedrich dem Großen, Walter Scott's Romane, Till Eulenspiegel, Schinderhannes, die «Haimonskinder», Musäus' «Völkemärchen», Hoffmann's «Phantastereien» u. s. w. waren bald erschöpft und ich mußte meine Zuflucht dazu nehmen, Schauspiele und Trauerspiele in Erzählungen zu verwandeln, wie «Kabale und Liebe», «Die Räuber», «Die Jungfrau von Orléans», «Die Verschönerung des Hieron» u. s. w. Als es damit auch zu Rande ging, blieb mir nichts anderes übrig, als aus verschiedenen Romanen und Erzählungen zusammenzusetzen, ja, ich strengte mein Genie an, um aus den Abtheilungen, Bouquet's «Zauberringe» und «Thiobold», Kiringer's «Blomberg» u. s. w. eine unendlich lange Heldengeschichte aufzustellen, zur großen Erbauung meiner Zuhörer, bei denen die Sachen, weil sie ihnen fremd waren, viel Beifall fanden. Da unsere Gefangenschaft so lange dauerte, so wäre ich zuletzt drinabe genöthigt worden, die heterogensten Personen in eine Geschichte zusammenzuflicken, und Ulysses, Trench, den Freischützen, Maria Stuart, die Kreuzfahrer, Kaiser Karl den Großen, Baron von Münchhausen und Ryaun nebeneinander figuriren zu lassen. Doch kam es glücklicherweise nicht dazu."

Wir wollen noch eine Stelle mittheilen, welche das Leben und die stillosen Zustände des mexicanischen Clerus betrifft. Harfort bemerkt hierüber:

"Ich habe schreckliche Beweise der Immoralität von dem größten Theil der hiesigen Geistlichkeit erhalten, die ich nicht mittheilen mag. Ich habe Dörfer besucht, wie das Peras, Cajolotepec, Penoles u. s. w., wo Bequemlichkeit halber jährlich der Geistliche nur einmal oder höchstens zweimal erscheint, um dann für alle Heiligen des Kalenders vierzehn Tage lang hintereinander Messe zu lesen. Er lebt diese Zeit hindurch herrlich und bequem, wie unser Herrgott in Frankreich (wie man zu sagen pflegt), trinkt seinen Wein, nimmt die Gebühren für sämtliche Messen in Empfang, und schlüpft auf seinen Maul-

mung von Puebla mit. Ueber seinen eigenen Antheil an der letztern bemerkt er: „Ich setze mit einem Geschütz über den Graben und dringe durch die Stadt unter Kugelregen bis vor den Palast, wo Galderon sich noch befindet, schieße aber nicht, um den Palast nicht zu beschädigen. Derselbe wird bald erbrochen und geplündert, und die Stadt ist unser.“ Weiter wohnte er der Schlacht von Puente de Rejles (6. December) bei, die, obgleich sie ziemlich unentschieden blieb, doch noch in demselben Monat die Capitulation der Hauptstadt und die Anerkennung des von Santana unterstützten Pedraza als Präsident und die Abbanlung Bustamante's zur Folge hatte. Man sieht schon aus dieser Skizze, daß es hier an merkwürdigen persöhnlichen Erlebnissen und interessanten kriegerischen Ereignissen nicht fehlt, und man wird das kleine Buch mit dem Vergnügen und der Spannung lesen, welche solche Abenteuer stets gewähren. Die Darstellung ist einfach und ungekünstelt, dafür aber wenigstens in den ausführlicher behandelten Partien, um so lebendiger, frischer und anschaulicher. Wir wählen nur einige kurze Stellen zur Probe. Harfort war auf dem Schlachtfelde von Tolomeja todt liegen geblieben und wurde nun in eine Hütte gebracht, und zwar in dieselbe, wo er noch morgens vergnügt mit Santana gekrautet hatte. Er erzählt nun:

„Unter diesen Gedanken, ohne Speise und Trank, ohne Bedeckung gegen den die leichte Rohrhütte durchziehenden Wind, brachten wir die Nacht zu. Das Gemäusel, Stöhnen und Klagen mehrerer Schwerverwundeten, das Geschrei der unsere Hütten umgebenden Schildwachen, das Geräusch der Geschütze und Wagen, die herangebracht wurden, der Schmerz meiner Wunden, der Gedanke an die Zukunft, ließen mich nicht viel schlafen, obgleich ich meine ganze Philosophie zusammenfachte, um mir Ruhe zu erzwingen. Ich muß ein kleines Wundfieber gehabt haben, denn wenn ich die Augenlider schloß, um den Schlaf zu versuchen, so störten mich die wunderlichsten Bilder. Besonders erinnerte ich mich einer eigenthümlichen Phantastie. Ich meinte nämlich immer mich in Gesellschaft von einigen Magistratspersonen von Wermelskirchen und Hückeswagen (Dörfer des märkischen Sauerlandes in Westfalen) zu befinden, an welche ich, seit ich die vaterländischen Fluren verließ, nie wieder gedacht hatte. Diese Herren saßen mit mir an einem Tische voll alter Documente und Handschriften, aus denen sie mir den Ursprung und die Geschichte beider dieser Orte zu beweisen suchten. Ihre langweiligen Vor-

hien, welche ebenfalls nicht Noth gelitten haben, Oer, Kälte, Hunger, Kränkheiten und andere Sachen mit sich fort, die der absterbende sich selbst versagt. Darin bleibt dann wieder sich selbst verlassen für die übrige Zeit des Jahres, taucht seine Kinder ab, begibt seine Leiden und beschaut andächtig seine Glieder in Verzagen, wo er noch seinen verheiratheten Vater hat und in Trübsinn der Gegenbilder seiner vorübergehenden Opfer bringt. Er bewahrt seine Fäden mit Blut von Papagenen oder weissen abern, bekräftigt seine Thüren damit, wie die Kinder Israels mit dem Blut des Oelbäumens, vergibt vor seinem Tode sein Geld, an christlich für ihn heiligen Orten. Welche Verwirrung! oh Verfall! Das Licht wird auch hier über die Finsternis; schon hängt man an von Toleranz zu reden (Gott schenke dem Herrn Rosafurche, diesem Epistel des Liberalismus in Revolutionen, ein langes Leben!). Der Protestantismus wird auch in seinen Gängen haben, mit ihm der eigentliche Unterricht in Induktion, und Beispiele, wo ein Geistlicher seine Adhärenz und ihre und seine eigene Tochter in seine Dienste mit, werden schneller werden.

Nicht am und in die religiöse Polemik zu mischen oder confessionsale Propaganda zu machen, sondern nur um eine kritisch bewusste Thatsache anzuführen, weisen wir bei diesem Anlaß darauf hin, daß selbst die „Neue Rheinische Zeitung“ (Nr. 288 Abendblatt für 1858) in einem Aufsatz „Was der bairischen Unionspolitik“ zugeben mußte, daß sich das Resultat für die westlichen günstiger stellt als für die Katholiken, indem während des sechsjährigen Zeitabschnitts (von 1850/51 bis 1856/57 schließlich) im westrheinischen Bairen auf etwa 539 Köpfe katholischer Bevölkerung 1 Abgeordneter, katholischer Mission, auf 748 Einwohner der gesammten protestantischen Bevölkerung 1 Abgeordneter protestantischer Konfession kam.

Was Eduard Hartort's fernere Schicksale betrifft, so schloß sich später gedungen, gegen den Mann, dem er früher mit geistlicher in die Schlacht gefolgt war, gegen Santana, Waffen zu ergreifen. Er beschloß die Artillerie des Staats-Jacinto, bekleidete auch im Dienste von Letztem den Rang eines Obersten und half diesem jungen Staate seine unabhängige Stellung erkämpfen, die ihm durch die Niederlage Santana's Jacinto (April 1836) gesichert wurde. Bald nach Verdringung des sejanischen Unabhängigkeitskrieges starb Hartort, einher seiner Anstrengungen und des Klimas; er erlag einem bei am 11. August 1834. Zur Bekräftigung seiner Verdienste um eine unerschöpfliche Erreichte Landes am Gies-Graef im Jenseitigen zugesprochen. Die von ihm betrieblichen hinterlassenen staatlich anerkannten Ansprüche darauf sind von seiner einzigen in Sachen lebenden Tochter und Erbin wiederholt, bisher: verglichen bei den betreffenden Autoritäten in Erinnerung gebracht worden.

A. M.

Aus Theodor Rohmer's Nachlaß.

Religion Jesu, von Theodor Rohmer. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Gustav Wiedenmann. Heidelberg, Verl. 1859. 8. 1 Theil. 22 1/2 Ngr.

Die vorliegende Schrift ist nur ein Bruchstück eines größeren, welches nach dem ursprünglichen Plan des Verfassers einen ersten Theil die Lehre und das Leben Jesu darstellen, zweiten Theil aber darlegen sollte, wie weit das Christenthum nach Dogmatik, Moral, Cultus und Verfassung Erzeugnis des Bewusstseins Jesu von sich selbst sei, welches also den historischen Christus und die christliche Kirche in ihrem Verhältniß zueinander und weiterhin zur Vernunft (Wissenschaft) zum Gegenstand seiner Betrachtung machen wollte. Der Verfasser war es aber nicht vergönnt, das Werk seiner Idee gemäß anzuführen; die Religion Jesu enthält nur die Hälfte des ersten Theils, nämlich die Lehre Jesu, und auch die Abschnitte konnte der Verfasser nicht zu demjenigen Umfang bringen, welcher seinem Geiste vorzuschwebte. Der Tod nahm

ihn von seinen Arbeiten weg, und ein Brand des Manuscripten übergab ihm die Resultate der religionsphilosophischen Forschungen des Verfassers, soweit sie vorliegen, der gebildeten Welt. Es ist um so mehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sein Werk zu vollenden, je großartiger und abstrakter, je eigenständlicher und tiefgreifender die Geschichte Jesu sein, unter welcher er die weltgeschichtliche Erscheinung Jesu ansieht. Die Schrift ist nicht das Werk eines ruhigen Geistes, legt aber genaue Bekanntschaft mit dem Entwicklungsgang der neueren Philosophie und Theologie, tiefes Verständnis der hierbei in Betracht kommenden Erscheinungen und überlegenes Urtheil an den Tag und zeichnet sich dadurch aus, daß sie, indem sie an denkende Menschen überhaupt, nicht bloß an Männer des Fachs sich wendet, in klarer und allgemein verständlicher Sprache redet, dabei aber Untersuchungen unternimmt und Ideen auspricht, welche geeignet sind das volle Interesse der wissenschaftlichen Theologie in Anspruch zu nehmen und früher oder später für die theologische Wissenschaft von Bedeutung werden müssen.

Nach dem eben Besprochenen müssen wir die Schrift für eine sehr wichtige Erscheinung ansehen und können nur wünschen, daß sie die Aufmerksamkeit des gebildeten Theils des deutschen Volks in dem Maße auf sich ziehen möge, in welchem sie es verdient. Wir glauben hierzu am besten dadurch beitragen zu können, daß wir die Anschauung des Verfassers in ihren Grundzügen dem Leser vorführen, wobei wir den Verfasser so viel als möglich selbst reden lassen. Wir beginnen

1) mit dem Standpunkt der Betrachtung, auf welchem sich der Verfasser in der Einleitung stellt. In dem Prolog, in welchem sich die Vernunft annimmt seit zwei Jahrhunderten mit dem Christenthum verwickelt steht, handelt es sich um die Frage, ob das Princip des Christenthums — und dieses ist nichts anderes als der Gottmensch Jesus Christus mit der Einzigkeit und Ausschließlichkeit seiner Offenbarung — von dem Verstand gerechtfertigt werden kann oder nicht. Von der Rechtfertigung über diese Frage hängt die Entscheidung ab über das Verhältniß, in welchem unsere und die kommende Zeit zum Christenthum sich setzen wird. Stellt es sich heraus, daß das Christenthum der menschlichen Organisation an sich genügt, so kommt demselben als der spezifisch menschlichen Religion bleibende Dauer zu; genügt es ihr aber nicht, hat der menschliche Geist eine Vervollständigung erreicht oder kann er sie je erreichen, welche dem Christenthum widerspricht, so geht dieses, nachdem es seine Mission vollbracht, wie die antiken Religionen unter und alle Vereinerblichungsversuche sind vergeblich. Nun ist es aber Thatsache, daß die menschliche Vernunft mit diesem Princip und insolge hiervon mit der Dogmatik, der Moral und dem Cultus des Christenthums mehr und mehr zerfallen ist.

Alle Versuche, diesen Bruch zu umgehen, sind sehr gescheitert; die Vernunft ist im Verlauf dieses Processes vielmehr dahin gerathen worden, die Grundlage des Christenthums selbst, das Dasein eines persönlichen, weltgeschichtlichen Gottes zu negieren. Der Verfasser bespricht sofort die Vermittlungsversuche, welche zwischen dem Christenthum und der Vernunft im Verlauf der theologischen Entwicklung der Neuzeit gemacht worden sind. Er weist nach, wie der Rationalismus die Vernünftigkeit des Christenthums dadurch zu retten suchte, daß er den historischen Christus aufgab, um an den geschichtlichen allein sich zu halten, wie umgekehrt der moderne Pantheismus von dem geschichtlichen Christus abstrahirte und in dem kirchlichen Dogma von Christus den speculativen Gehalt der christlichen Lehre zu erblicken glaubte.

Weidern wurde der geschichtliche und der kirchliche Christus auseinander gerissen; Schleiermacher versuchte sie wieder zu vereinen mit seiner bekannten Lehre von der Einheit des Urbildlichen und Geschichtlichen; aber diese Vermittelung ist in Wahrheit keine Vermittelung, sofern Schleiermacher mit derselben freilich zur Begründung der Kirchenlehre gelangte, vielmehr nicht nur die übernatürlichen Thatsachen im Leben Jesu fallen

und dogmen des symbolischen Christentums die Verstandung in ihrem bestimmten all diesem ergibt sich für den Beweis aller Bestimmtheit voraussetzt, daß Christus nicht zu trennen sind, daß sie miteinander fallen werden. Goll seinem Princip für die Vernunft des bies in einer Weise geschehen, daß es Selbstbewußtseins Jesu, wie das Kirche von ihm gegeben, daß mit ad, was Lesung unbegreiflich fand, die christliche Religion in einer und neuen. Und sofern die Lehre der Kirche innerbare geschichtliche Ereignis der Aussagen Jesu von sich selbst sein kann, kommt alles darauf an, dieses Räthsel und Mysterium des Christenthums zu erklären.

Ausgaben Jesu von sich selbst sein kann, kommt alles darauf an, dieses Räthsel und Mysterium des Christenthums zu erklären.

Dieser Aufgabe kann aber nur genügt werden durch die psychologische Erkenntnis der Individualität des Stiffers des Christenthums. Dazu gehört einerseits, daß man die Erscheinung des Gottmenschen, die geschichtliche Person Jesu, seine Lehre und sein Leben, wie es sich dem Geschichtsforscher und Menschen ohne Rücksicht auf irgendwelche dogmatische Meinung darstellt, ins Auge faßt. Dieses Verfahren gibt aber nur eine praktisch-psychologische Vorkenntnis des Wesens dieser Persönlichkeit, wie dies die neuere kirchliche Theologie schlagend zeigt, welche auf dem Weg der energetischen Analyse für die Feststellung des Selbstbewußtseins Jesu viel gethan hat, aber außer Stand ist, das Wesen dieser menschlichen Individualität, welcher dieses Selbstbewußtsein eignet, zu erklären. weil sie, statt von dem Selbstbewußtsein Jesu auf sein Wesen zu schließen, dieses Selbstbewußtsein des historischen Jesus mit dem menschgewordenen Logos als der zweiten Person der Trinität zu vermitteln sucht und für die Menschwerdung dieses Logos immer wieder einen speculativen Beweis aufstellt, welcher der Natur der Sache nach unmöglich ist, sofern eine historische Thatsache nicht metaphysisch bewiesen werden kann.

Zum Verständnis der Persönlichkeit Jesu ist also andererseits nothwendig eine theoretisch-psychologische Erkenntnis der in Christus erschienenen menschlichen Individualität. Den Schlüssel zu dieser kann nur eine Wissenschaft des Menschen nach Geist und Körper geben, von welcher die gegenwärtige Anthropologie kaum eine Spur zeigt, eine Wissenschaft, welche nachzuweisen hat, welches der der menschlichen Gattung zukommende Charakter ist, ob und inwiefern ein einzelnes Individuum diesen Gattungscharakter in sich verkörpert, ob und warum diese Verkörperung nur in einem Individuum erfolgen und warum dieses Individuum gerade in jener Epoche der Menschheit erscheinen mußte.

„Die Religion Jesu“ hat es zunächst nur damit zu thun, aus der Anschauung Jesu von sich selbst, wie sie in den Evangelien ausgesprochen ist, ein Bild seiner geschichtlichen Persönlichkeit zu entwerfen, von ihm selbst sich sagen zu lassen, was die Wissenschaft von ihm aussagen mußte, um ihn als den zu erweisen, als den er sich gab.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß der Verfasser zum Christenthum sich in ein durchaus positives Verhältnis setzt. Er will auf dem Weg der unbefangenen geschichtlichen Untersuchung, aber geleitet von einer tiefsten psychologischen Erkenntnis des menschlichen Wesens die Persönlichkeit Christi und zwar den historischen und kirchlichen Christus wie sie ungetrenntlich eins sind vor dem denkenden Verstand in ihrer ewigen Bedeutung und Herrlichkeit rechtfertigen; er will auf dem Weg des verständigen Erkennens von einer vom Christenthum unabhängigen, von ihm nicht erzeugten und nicht zu erzeugenden Wissenschaft aus das Wesen des Christenthums, wie es von Anfang an bis heute in der Tiefe des Gemüths als adäquate Kraft erfahren worden ist, so nun auch dem Licht des Verstandes aufschließen und die Einzige, Vernunftigkeit und ewige Gültigkeit der christlichen Re-

ligion dem denkenden Geist zum Bewußtsein bringen. Das ist aber nicht möglich, solange der Grundgedanke des Christenthums, das Princip der Religion überhaupt, nämlich die Idee des lebendigen, persönlichen Gottes, nicht einen großen rationalen Nachweis erhalten und damit vor der Vernunft gerechtfertigt ist. Diesen Nachweis, welchen die Vernunft fortwährend anstrebt, aber bis jetzt nie erreicht hat, ist enthalten in der Schrift „Von und seine Schöpfung“, auf welche die bekannte „Kritik des Selbstbegriffs in den gegenwärtigen Weltanschauungen“ vorbereitet hat. Mit der in diesem Werk vorgetragenen Welt- und Gottesanschauung steht der Verfasser, wie aus der Vorrede erhellt, in enger Zusammenhang.

Hat der Autor dieser Werke den Anspruch erhoben, in seinem metaphysischen Gottesbegriff auf dem Weg des logischen Denkens zu derselben Wahrheit gelangt zu sein, welche das Christenthum auf dem Weg der gewöhnlichen Erfahrung erreicht hat, und in der Form des logischen Begriffs für den menschlichen Verstand dasselbe auszusprechen, was das Christenthum in der Form unmittelbarer Glaubenswahrheiten dem menschlichen Gemüth erschlossen hat, so wollte sich der Verfasser in der „Religion Jesu“ mit dem historischen Christenthum auseinanderlegen und von seiner Gotteslehre, wie von der ihrer Logik zu Grunde liegenden Psychologie aus den Beweis der Vernunftigkeit des Christenthums antreten und damit zeigen, daß in seiner Lehre nach allen Seiten hin die Versöhnung von Gemüth und Verstand, von Religion und Wissenschaft, von Gemüth und Logik gegeben ist. Es erhellt, daß wenn der Verfasser es unternimmt das Christenthum vor dem denkenden Verstand zu rechtfertigen, umgekehrt seine Gotteslehre um so mehr von dem Christenthum gerechtfertigt werden wird, je mehr es ihm gelingen sollte, die wissenschaftliche Persönlichkeit Jesu von seinen Principien aus überzeugend zu erklären. Sehen wir daher

1) wie der Verfasser die Persönlichkeit Jesu nach ihrem Selbstzeugnis aufstellt. Daß Christus nicht nur wie Moses und Mohammed als Werkzeug der göttlichen Offenbarung, sondern als die lebendige Offenbarung, als den der selbst offenkundig, sich weiß, daß das Gottesbewußtsein dem je folge sein Bewußtsein so durchdrungen hat, sein Wille im göttlichen so aufgegangen ist, daß nicht mehr er selbst, sondern Gott in ihm lebt, ist klar und unantastbar. Wenn das nicht nicht hin; Christus spricht nicht nur von seiner stillen Erleuchtung, sondern von seiner Natur, und diese ist ihm eine so vollständige Einzigkeit, daß niemand selbst ist, sie ganz zu fassen. Es fragt sich nur, wie man dieses Selbstbewußtsein Jesu, welches wahrlich in der Ueberzeugung Jesu von seiner vorweltlichen Erleuchtung von sich selbst als Welttrichter und endlich von seiner Natur, und durch seine Persönlichkeit der Menschheit das ewige Leben zu vermitteln, sich äußert, erklären will. Entgegen der Auffassung der neuern Religionsphilosophie, wonach in Christus die Idee der Einheit der menschlichen Gattung als des ewigen Geistes mit dem unendlichen Geist durch lebendig wurde und wonach er sich als den Repräsentanten dieser idealen Gattungpersönlichkeit mußte, ohne sich jedoch mit dieser für identisch zu halten, spricht der Verfasser den Satz aus: Christus war überhaupt, daß er selbst der Genius der Gattung, der Vertreter derselben in ihrem Verhältnis zu Gott und der lebende Führer und Richter ihrer moralischen Entwicklung sei, dem alle unendlichen Geist (denn sofern er vom Welt geboren wie jedes Menschentum das irdische Leben wieder verlassen mußte, ist er ewig) als Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, weil die menschliche Gattung die Spitze der gesammten Schöpfung ist. Ist er es fern, welcher die Idee der nachweltlichen Unsterblichkeit dadurch zur Gewissheit persönlicher Fortdauer erhoben hat, daß er seiner persönlichen Fortdauer sich gewiss war, so muß er seiner vorweltlichen Unsterblichkeit in anderer Weise als nur sich bewußt gewesen sein, so daß für ihn wirkliche Identität Präsenz in Gott war, was für und nur unbewußte Präsenz ist. Dieses Bewußtsein ist aber schließlich kein überweltliches, sondern ein vollkommen gesundes menschliches Bewußtsein,

der Menschensohn ist in ihm nichts Niedrigeres als der Gottessohn, und der Gottessohn ist in ihm nichts, was über die menschliche Natur hinausgeht. Alle Menschen sind Menschen — und alle sind Gotteskinder; der Unterschied ist nur der, daß was die andern nur vermöge ihrer menschlichen Gattungsnatur haben, nämlich die Ebenbildlichkeit mit Gott, er individuell hatte. Hieraus ergibt sich auch, daß Jesus seine Persönlichkeit als Princip des neuen Lebens für die Menschheit anschaut. Einer bewußten Unsterblichkeit sind die Menschen nur dadurch fähig, daß sie ihrer unvollkommenen Individualität das ihnen kraft ihrer Rasse inwohnende Ebenbild Gottes einverleiben; diese Einverleibung kann erst dann eine vollkommene werden, wenn das individuelle Ebenbild erschienen ist. Denn nur dadurch, daß sich die Menschen in Jesus Menschlichkeit hineinleben, vermögen sie die Menschlichkeit aus sich herauszubilden.

Hatte also der Verfasser in „Gott und seine Schöpfung“ im Anschluß zwischen Körper (Leib und Seele) und Individualgeist unterschieden und den Satz aufgestellt, daß jeder Mensch seiner Gattung nach als besetzter Organismus das vollkommene endliche Abbild des makrokosmischen Gottes sei, während sein Individualgeist nur eine Theilsee des Schöpfers ist, hatte er von hier aus logisch die Möglichkeit eines Individualgeistes nachgewiesen, welcher als göttliche Vollsee in demselben Grad das Ebenbild Gottes ist, wie die übrigen es gattungsgemäß sind, so zeigt nun die geschichtliche Untersuchung des Selbstbewußtseins Jesu (denn nur die Geschichte kann, wie der Verfasser schon in „Gott und seine Schöpfung“ es aussprach, hierüber entscheiden), daß dieser Geist in Jesus von Nazareth wirklich in die Welt eingetreten ist.

3) Jesus und der Heilige Geist. Fragen wir aber, wie Jesus, während er so bestimmt auf die Sphäre der Religion sich beschränkte und nur diese eine Seite des menschlichen Wesens zu repräsentieren sich bewußt war, dennoch für das Urbild der Menschheit sich halten konnte, so ist die Antwort; darum, weil er, indem er die Menschheit nach ihrem Gottesbewußtsein und sittlichen Gewissen darstellte, der Repräsentant der Menschheit nach ihrer höchsten Seite hin war. Allein wenn doch feststeht, daß nicht bloß die Religion, sondern auch das Wissen es ist, welches den Menschen zum Menschen macht, so konnte Jesus in gewisser Hinsicht nur als einseitige Verkörperung des menschlichen Urbildes sich denken. Soll also in seinem Selbstbewußtsein kein Widerspruch sein, so muß er von sich selbst ein anderes, ihm überhöhtes Princip unterschieden haben und dieses ist der Heilige Geist, der ideale, intellektuelle Gattungsgeist, welcher das der Wissenschaft und dem Staat zu Grunde liegende Princip ist, in der individuellen Mannichfaltigkeit sich stets gleich bleibt und in den anderselenden Naturen beständig zu Tage tritt, mit einem Wort das in der Gattung verkörperte geistige Ebenbild Gottes ist. Der Gattungsgeist trägt mittelbar die Religion in sich, kann sie aber vermöge seiner geistigen Tendenz aus sich allein nicht entfalten; die Offenbarung Jesu schließt die höchste Erkenntnis in sich, aber Jesu Sache ist es nicht, sie selbst zu entwickeln. Dies ist Aufgabe des Geistes, der in alle Wahrheit von der von Christus gegebenen Grundlage aus leitet.

Hieraus folgt zweierlei: einmal, daß wenn das Princip Christi das Fundament der Menschheitsentwicklung, das diese Entwicklung leitende Princip aber der Heilige Geist, der Gattungsgeist ist, die Menschheit in Christus die Spitze ihrer Entwicklung nicht erreicht hat, daß also das Geschichtswesen des Urbildlichen in Christus keineswegs eine Entwicklung der Menschheit in absteigender Linie bedingt; sodann daß, wenn das von Christus gelegte Fundament ein unentbehrliches ist, die Menschheit nie über den religiösen Inhalt seiner Lehre, obschon über die geistige Form hinausgehen kann, in welcher er sie dargestellt hat.

Hiermit haben wir die Grundzüge der vom Verfasser vertretenen Auffassung der Persönlichkeit Jesu entwickelt. Es ist deutlich, daß sie eine wesentlich neue, durchaus selbständige ist, getragen von einer in sich geschlossenen Weltanschauung. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie in der psychologischen Unterscheidung

von Körper (Leib und Seele), und weiter Grundfactoren des Menschen als des „wie diese Lehre logisch seine Schöpfung“, daß, indem Christus Princip des menschlichen Mensch und nur Mensch auf der einen Seite, andern Seite in sich und als voller Menschlichkeit und Gott ist

Notizen.

Einzelne Notizen

Obwohl anfangs für Christus den Titel „Länder“ (S. „Menschen“ liegendem Ges. wohin componiert „Mist“ gebohrt eine Männer, v. Dachschen hundert 2 zellans; 6 Genie Joh spielbüchster deutsche S Schauspieler Heinrich 6 Schriftsteller „Allgemein heiten des 2 bekannt u „Hoch vom der Univer ständigen n dichter“ So lungen sein Naturbistn des: und ausgab, u auf Dreter pol, der i renfisse, d Ausland gi zeichner Re der Dichter biographisch die er dem Interesse si Heinrich 6 Kriege erst Freicorps 1 herumabent Friedrich 6 Materialien in Ansehan rath eman Jahre 1801 Abfassung 1

§ 1810
b. Gensf
n. Dr.
(1768,
'Kens
ber dem
Buche
röfische
er Geis
arunter
Schilde
) seiner
i. Nico
aburgh
Magazine" ins Englische übersehte Beschreibung seiner Reise
adventurer in den Jahren 1772 und 1773 gab Godingt mit
biographischen Notizen unter dem Titel „Reise nach London
und Paris, nebst Auszügen aus Breitshneider's Briefen" 1817
heraus. Breitshneider verfaßte auch die bekannte Parodie auf
„Werther's Leiden" in Form eines Wankelfängerliedes, mit der
Schlußstrophe:

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch, nimm wie ein Grampel
An dieser Nothgeschicht'.

Bekanntlich parodirte auch sein Freund Nicolai den „Werther",
aber in Prosa, unter dem Titel „Freuden des jungen Werther."

Eine neuentdeckte Robinsonade.

Franz Georg Ferdinand Schlöger, wie er sich auf dem Titel
nennt: „Dr. th. und ph., Senior ministeriell und Pastor prim.
in Hameln u. c." gab heraus: „Wunderbare Schicksale des
Martin Speelhoven, eines Kaufmanns aus dem Klevischen, in
Umben verstorben, von ihm selbst beschrieben und zur Unter-
haltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet" (Hannover, Hahn,
1858). Der Herausgeber berichtet, daß ihm vor mehreren Jah-
ren ein schon zur Vernichtung bestimmtes Buch in die Hände
kam mit dem Titel: „Die Glücks- und Unglücksfälle Martin
Speelhoven's, eines Kaufmanns aus dem Klevischen gebürtig,
welche ihm sowohl in seiner Jugend als auch auf Reisen nach

dessen Gefangennahme und Flucht,
in Kustenhalt auf einer damals noch
indlichen Befreiung, von ihm selbst be-
reipzig, bei Joh. Riß. Verlach u. Sohn,
angeblich schon im Anfange des 18.
, hatte für den Herausgeber, wie er
ndes, daß er beschloß, es in zeitgemäßer
n. Vorher schrieb er noch nach Dresden
er das Buch weitere Auskunft zu ver-
die Antwort, daß eine Buchhandlung
Sohn gar nicht mehr vorhanden sei;
keistlichen in Umben um Nachricht, ob
Speelhoven nicht irgendwo Kunde an-
nlich) dort begraben liege und sich durch
r von seiner Seite habe er befrriedigende
ür unser Theil glauben, daß dieser Mar-
t hat und daß das Buch, welches wol
bfassung seiner Schrift über Robinson
werlich gekannt haben dürfte, ursprüng-
s die im vorigen Jahrhundert erwachte
Robinsonaden war. Der Herausgeber
zu gewagt ist", glauben, daß Campe
for" dieses Buch gekannt habe. Das ist
es fehlt keineswegs an überraschenden
jedoch allen solchen Robinsonaden mehr
Um so hervortretender sind andere
n. Es geht viel abenteuerlicher und
romantischer in diesem „Martin Speelhoven" her als im „Campe"

sehen „Robinson". In schon in der Jugendgeschichte Martin's,
die eher an die Zeit des „Einflichthums" und anderer Sitten-
und Aberglaubens erinnert. Auf der Insel selbst, auf der
Martin ausgelegt wird, bringt ihm seiner der Insel eine Menge
glückliche Umstände entgegen und führt ihm sogar zeitweise als
Vorthelle europäischen Comforts zu, sobald er im ganzen nicht
so viel Schaffan aufzuwenden braucht als Robinson Crusoe
und dadurch zum Theil eines Moments verlässig geht, der diese
so besonders interessant und für die Jugend lehrreich macht;
endlich handelt es sich in der letzten Hälfte oder dem letzten
Drittel des Buchs um eine veritable Liebesgeschichte, indem ein
englisches Schiff an der Küste landet und Caroline, die Tochter
des Kapitäns, mit ihm in ein näheres Verhältnis tritt. Die
Intrigen, die von dem Vater und einem Lieutenant gegen die-
ses Verhältnis gesponnen werden, treten nun in den Vorder-
grund und ziehen sich, in der Weise eines echten Romans, bis
zu Martin's Heimkehr nach Europa hin. Sehr bald ist es da-
bei, daß die beiden Liebenden in voller Unschuld nebeneinander
hineilen, so auf der Insel in der Wohnung Martin's, wosich
Caroline ihm die Wirthschaft führt und in seiner unmittelbaren
Nähe ihr Nachlager hat, so später in Umben, wo sie, nach manchen
lei Schicksalen, mehr als 20 Jahre lang bis zu ihrem Tode als
Martin's platonische Freundin lebt, womit die Kinderwelt des
Buchs gerettet ist. Ein psychologisch interessanter Zug begegnet
ist es, daß der erste Mensch, dem unser Martin auf der Insel
begegnet, und der freilich wunderlicherweise sein eigener von ihm
nicht gekannter Vater ist, sofort mit ihm Handel anfängt, ihn
auf dem Eilande als unberechtigten Eindringling nicht dulden
will und ihm nach dem Leben trachtet, und daß das erste Schiff,
welches auf der Insel landet, ihm zwar seine Caroline zuführt,
aber außerdem nur Bosheit, Unselben, Intrigen, Verleumdung
und Verfolgung bringt, kurz jenen geheimen wie offenen Kriegen
und Belagerungszustand, der innerhalb der menschlichen Gesell-
schaft permanent ist. Für Leserinnen möchte der „Martin Speel-
hoven", dessen Veröffentlichung nicht ohne alles literarische
Interesse ist, durch die Einmischung Carolines und vieler ro-
mantischen Elemente manche Reize vor andern Robinsonaden
voraus haben.

A. M.

Die lateinische Inschrift in Auerbach's Keller.

In der Anzeige von B. Schöfer's „Deutscher Städte-
zeichen" (Nr. 48 d. Bl. f. 1858) wird namentlich der Leipziger
Faußbilde Erwähnung geschehen, und die Erklärung und Deu-
tung, welche Schöfer dem räthselhaften lateinischen Dispositio
Vivo bibo obgraeo etc. gibt, allen Lesern vorgelesen.
Gewiß hat auch die Drutung: Vivo bibo obgraeo etc.
etwas Ansprechendes, namentlich im Vergleich mit der gewöhn-
lichen Erklärung Robbe's, auf deren Mittheilung sich Schöfer
in dem ersten ausführlichen Artikel über jene Wahrzeichen
(„Illustrirte Zeitung", 24. Januar, S. 90) beschränkt hatte.
Gleichwohl wurde die Sache mit jenem Vorschlag Schöfer's
noch keineswegs; sie ist es unserm Urtheile in einer Gelegen-
heitschrift, die fast gleichzeitig mit der Anzeige in d. Bl. aus-
licht trat, in der „Gratulation des Friedländer Gymnasiums
zum Amtsjubiläum des Pastors Leuschner in Roga (Medlenburg),
eines ehemaligen Collegen der Anstalt am 20. October 1858".
In dieser Schrift haben sämtliche Lehrer je nach ihren Nei-
gungen oder Studien beigetragen, voran der als philologi-
scher Forscher in weiten Kreisen bekannte Director H. Unger
mit Beiträgen zur klassischen Literatur und zu allererst zu
einer Erklärung der dunkeln Inschrift auf dem Faußbilde, ein
Stoff, dessen Wahl er in gemüthvoll ansprechender Weise dem
Gefe gegenüber so motivirt — und die vielen lauten und stillen
Derechter von Leipzig werden auch hier die Wiederholung
der Worte gefassten —: „Primum memoriam rodiategravius
amoenissimas et celeberrimas illius urbis, in qua adoles-
cens Tu litterarum studiis naviter operatus simul et cu-
luberrimam institutionem habuisti et ingenue oblationes."

langer liegt nun die Inschrift so:

Vivo, bibo, obgracare memor Fausti hujus et hujus
Poense. Adorai clauda haec aspera et ampla gradu —
und abgesehen von der äußeren Wahrscheinlichkeit dieses Vor-
schlags wollen wir unsere sozusagen philologische Freude nicht
verhehlen, wie der Verfasser das sonst unbekannte Compositum
obgracari für die Bezeichnung eines heitern Lebensgenusses
durch eine Reihe der umfassendsten Belesenheit entnommener
neuer Analogien gestützt und das ganze Distichon auf die
verschiedenen, zum Theil auch von andern Dichtern des 16.
Jahrhunderts mit Vorliebe wiedergegebenen Reminiscenzen des
klassischen Alterthums zurückgeführt hat. 34.

Bibliographie.

- Auerbach, B., Der Wahrspruch. Schauspiel in fünf
Acten. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.
Lübeckische Blätter. Sonntagsblatt der Lübecker Zeitung.
Redacteur: H. Sartori. 1ter Jahrgang. 1859. Februar
bis December. 48 Nummern. Lübeck. Gr. 4. 2 Thlr.
Literarische Bonbons. 1tes Bändchen. Deutschsprache für's
Jeden. 128. Berlin, J. Meißner. 7½ Ngr.
Brandt, A. H. W., Die Gerechtigkeit aus dem Gira-
den. Gesetz und Glaube. Des Christen Beruf zur Frei-
heit. Drei protestantische Predigten. Amsterdam, Seyf-
hardt. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
Donat, H., Kata Morgana. Deutsch-amerikanische Preis-
Novelle. St. Louis Mo. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Dunder, C., Pfand in seinen Schriften als Künstler,
Lehrer und Director der Berliner Bühnen. Zum Gedächtniß
seines 100jährigen Geburtstages am 19. April 1859. Berlin,
Dunder u. Humblot. 8. 1 Thlr.
Goltz, B., Exakte Menschenkenntnis in Studien und Ste-
reotypen. 2te Abtheilung. — H. u. d. T.: Zur Physiognomie
und Charakteristik des Volkes. Berlin, Jank. 8. 1 Thlr.
Grueze, R., Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahr-
heit in einem Lebensbilde. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 12.
1 Thlr.
Hesekiel, G., Vor Jena. Roman. Nach den Aufzeich-
nungen eines königlichen Offiziers vom Regiment Grenad'armes.
Zwei Bände. Berlin, J. Schneider. 8. 2 Thlr.
Hoburg, K., Die Belagerung der Stadt Danzig im
Jahre 1734. Mit einem Plan. Danzig, Veriling. 1858.
Gr. 8. 15 Ngr.
Kohl, J. G., Rüsch-Gantl oder Erzählungen vom Obern
See. Ein Beitrag zur Charakteristik der Amerikanischen In-
dianer. Zwei Bände. Bremen, Schünemann. 8. 3 Thlr.
König, L., Luther und seine Zeit. Culturhistorischer
Roman in vier Bänden. 2ter Band. — H. u. d. T.: Zweifel
und Erlösung oder Wittenberg. Leipzig, D. Wigand. 8.
1 Thlr. 20 Ngr.
Krohn, H. G. F., Lütt plattbüsch Gebichte. Rostock.
Gr. 16. 10 Ngr.
Lawrence, J., Einfache Gedanken über geheime Gesell-
schaften. Aus der den englischen Auflage übersetzt von J. Dege-
meier. Dayton Oh. 1856. 8. 1 Thlr.
Lobe, J. G., Aus dem Leben eines Rufflers. Leipzig,
Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Mejer, D., Die Concordatsverhandlungen Württembergs
vom Jahre 1807. Mit bisher ungedruckten Actenstücken. Stutt-
gart, Nebler. Gr. 8. 16 Ngr.
Mering, Freih. F. G. v., Die Reichsgrafen von Hohen-
hausen in ihren Beziehungen zu Stadt und Erzdiocese Köln.
Köln. Gr. 8. 10 Ngr.
Mohl, R. v., Encyclopädie der Staatswissenschaften. Lün-
gen, Knapp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.
Müller von der Werda, Flamboyant. Demaskation
eines weltpolitischen Carnavals. Zeitgedichte. Leipzig, Beh-
mann. 8. 1 Thlr.

Sanct-Hilar, Christian Grabbe. Drama in fünf Auf-
zügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

— Charlotte Stieglitz. Drama in fünf Aufzügen.
Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

— Der Sünden Fluch und der Liebe Segen. Drama
in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

Schwerdt, G., Thüringer Dorfgeschichten. Die Spians-
stube. Das Vogelschießen. Leipzig, Schilde. Gr. 8. 22 Ngr.

Der christlich ergänzte Evidenzismus, die allein mögliche
Vorstellung vom wahrhaft göttlichen Sein. Eine Skizze in
vier Abtheilungen. Wäzburg, Galm. 1858. 8. 5 Ngr.

Stein, P., Der letzte Churfürst von Mainz. Historischer
Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Drei Bände.
Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Uhlisch, Religiöse Vorträge. I. Allgemeines aus der Ver-
nunftreligion. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Wachsmuth, K. W. v., Die Jahre 1848 und 1849. Ge-
sinnungsblätter dem Ruhme und der Ehre der Preussischen
Armee geweiht. Berlin. 1858. 8. 1 Thlr.

Wassdorff, L. v., Fäule in La Ruine. Drei nach
der „Mademoiselle La Ruine“ von Montepin bearbeitet. Zwei
Bände. Berlin, Reite. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, C., Am häuslichen Herd. Criminal- und
Strafgeschichten. Zwei Bände. Gotha, Drey. 8. 1 Thlr.
15 Ngr.

Winterfeld, H. v., Geschichte des ritterlichen Ordens
St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Mit besonderer
Berücksichtigung der Bailei Brandenburg oder des Herrenmeister-
thums Sonnenburg. Mit Illustrationen. Berlin, Berendt.
4. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Einige flüchtige Bemerkungen zur endlichen radicalen Lösung
der schwebenden Zeitfrage. Im Anfange des Monats April 1859.
München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Deutschschrift betreffend die preussische Nachstellung im deut-
schen Nordwesten. Berlin, Springer. Lex.-8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden! Ein Mahnruf in der zwölften
Stunde. Von einem nicht Unbekannten. Leipzig, Lehmann.
Gr. 8. 6 Ngr.

Hirsch, B. B., Zeitblätter. Nr. 1. Sonntags- und
deutsche National-Vollstrecke. Preußen und die italienische Frage.
Berlin, Röhling. Gr. 8. 3 Ngr.

Kleinshrod, C. F. G., Oesterreich und die italienischen
Verträge. Eine Rechtsbetrachtung. Frankfurt a. M., Sauer-
länder. Gr. 8. 10 Ngr.

Napoleon III. der Mann
hundertst von einem Conservo

Ringler, A., Prophe-
von selbst gegeben durch den
menhang der Geschichte des S
Troja's; den alten Mythen i
weltverheerenden Chimära; i
Ungeheuers durch Hellenoph
risch-orientalisches Capriccio d
schen, Fleischmann. Gr. 8.

Alter St. Georg, der Drachentöbter. Thor, Grubenmann.
Gr. 16. 2½ Ngr.

Die Traditionen preussischer Politik niedergelegt in drei ge-
schichtlichen Aufsätzen, entsprechend der nationalen, der politischen,
der religiösen Grundlage des preussischen Staates. Berlin,
Springer. Lex.-8. 18 Ngr.

Ueber die richtige Auffassung der dramatischen Charaktere
in Hffo Horn's Tragödie: „König Ottokar“ Prag, Calve.
1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur italienischen Frage. März 1859. Wien, Manz u.
Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preußens Aufgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome III. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste und zweite Theil kosten 5 Thlr.)

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und sowohl dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par Léopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I à V. In-8. 16 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrierter Handatlas.

Unter diesem Titel ist vor kurzem die erste Lieferung eines neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen, im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann von Th. Schade herausgegeben und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt. Das Werk wird 25 Blätter in Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte enthalten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erscheinen. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der christlichen Kirche.

Lehrbuch von Dr. Chr. Wihl. Niedner.

8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Lehrbuchs ist bekanntlich unlängst zum Professor der Kirchengeschichte an der Berliner Universität ernannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

9. Juni 1859.

Inhalt: Dramatische Literatur. Zweiter Artikel. — Der russische General von Löwenstern. Von Karl Gukav von Bernad. — Internationale Anthologien. — Notizen. (Goethe und Schiller über Alexander von Humboldt; Zur Ehrenrettung Friedrich Taubmann's; Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.^{*)}

Jede Kunst hat zunächst den Zweck, Freude und Vergnügen zu bereiten; es ist weise, das Bedürfnis danach zur Bildung und Erziehung des Volks zu benutzen. Auch von der Bühne her soll dieser höhere Zweck im Auge behalten werden. Von der Tragödie bis zur Posse ist es die Aufgabe der dramatischen Dichtung falsche Leidenschaften zu gelfeln, stiltliche Begriffe anschaulich zu machen, den Sinn für die Schönheit der Form auszubilden. Mit den in die Fragen des öffentlichen und privaten Lebens hinein soll der Dichter den Schauplatz seiner Dichtung verlegen und durch seine Dichtung der Wahrheit huldigen und die Lüge brandmarken; wirken soll er auf den Geist seiner Nation und durch lebendiges Beispiel seine Zuhörer zum Denken und zum Handeln anregen. So lauten wenigstens die Ansprüche, welche die Kritik an eine dramatische Arbeit zunächst und hauptsächlich macht; und daß sie dabei in jetziger Zeit mit dem augenblicklichen Geschmack des Publikums in Widerspruch steht, ist nur ein Beweis von ihrem hohen Standpunkte und von dem niedern der schaulustigen Masse. Der Widerspruch aber ist zumeist herbeigeführt durch die Leiter der Theater und durch die Dichter. Man ruft nach einem nationalen Theater; aber in demselben müßten die Schwächen unserer Zeit geschildert werden und, abgesehen von den Staatsrückichten, die sich dem entgegenstellen, ist es dem Dichter schwer gemacht, gegen die materielle Richtung unserer Zeit mit poetischer Würde anzulämpfen. Die Kraft und die Ausdauer, die zum Verstehen des wahrhaft Großen gehören, fehlen sowohl unserm Publikum als den meisten unserer Dichter; es ist viel leichter, mit dem modernen „Bildniß“, der sich namentlich in der Stadt der Intelligenz breit macht und gemeigte Zuhörer gefunden hat, ein wohlfeiles Lachen über die Thorheiten und Erbärmlichkeiten unserer Zeit zu erregen, als mit Ernst die Wyganden derselben mit großen Charakteren in Parallele zu stellen. Einige Dichter, und die meisten können wir sagen, haben mit Phrasen die

großen Fragen abzuthun gemeint; sie wirkten, solange man an dieselben glaubte; die Enttäucherung aller Parteien nach den Erfahrungen des Jahres 1848 hat auf der politischen Schaubühne wie auf den Bretern die Phraze zu Grabe getragen.

Aber mit ihrer Verflattung ist auch eine Kühle in der Stimmung entstanden, die jedem poetischen Schaffen hinderlich ist; es ist eine ähnliche Unsicherheit über den zu verfolgenden Weg zum Vorschein gekommen, wie nach der spiritualistischen Schwelgerei zu Anfang unsers Jahrhunderts, wie nach der Glanzzeit der Neuromantiker, nur um so bedeutender, da zu unserer Zeit die ganze Nation und jeder in sich eine Reaction erlebte. Dabei kommt der wahre, stiltliche Volksgelst in der Zeit der Gährung nicht zur Erscheinung, erst in der Abklärung erkennt man seine Größe; wohl ist in ihr die Kraft da, die ihr Alles einsetzt für eine große Idee, aber sie wird erst verstanden von einem nachfolgenden Geschlecht. Selbst da wo Wahrheit vorliegt, wird das Publikum jetzt eine Täuschung fürchten, denn es ist vorsichtig geworden. Es hat erfahren, daß der eifrige Mensch im Kampfe gegen Vorurtheil und Unflin, selbst über seine wahre Meinung hinaus Ansichten aufstellt; und wer wollte verkennen, daß seit Lessing dies immerfort in der dramatischen Literatur geschehen sei? Sehen wir nicht überall auf der Bühne nur edle Proletarier und schurkische Vornehme und Reiche, vortreffliche Juden und schweinheilige Christen, idealisirte Maltreffen, die trotz ihres Lasters tausendmal vorzüglicher geschildert werden, als ihre Mitmenschen? Die Gerechtigkeit und das Mitleiden für verfolgte, unglückliche und bedauernswerthe Menschen verleitete zu extremen Anschauungen und die Uebertreibung wuchs mit den Nachahmern, die fern von den lobenswerthen Motiven nur auf den Mode gewordenen Geschmack des Publikums speculirten. Mit alledem hat sich unsere dramatische Poesie immer mehr in die Unwahrheit verstrickt, die Ausnahme für die Regel gegeben und durch Uebertreibung auf der einen oder der andern Seite dem Ganzen Eintrag gethan.

Daher ist es auch mit gekommen, daß gerade die dramatischen Dichter, die recht eigentlich nach einer nationalen Bühne

^{*)} Vgl. den ersten Artikel in Nr. 2 d. Bl. 1859. M.

verlangen, am wenigsten vollstündlich sind. Man nehme die Werke Schaffpeare's oder Calderon's, sie sind ein lebendiges Bild ihrer Zeit, im Einzelnen oft kaum zu verstehen ohne Kenntniss ihres Jahrhunderts und doch noch von derselben nachhalligen Wirkung auf das Publikum ihrer Nation, jetzt wie damals; die dramatischen Dichter unserer Zeit bemühen sich, auch ein Bild der Zeit zu geben, sie sind aber so befangen von ihrem eigenen Urtheile, sie loben und verurtheilen ihr Jahrhundert so überwiegend nach der Rolle, die sie selbst in ihm spielen, daß sie nur sich, also wieder die Ausnahmen, schildern. Das gilt nicht nur von denen, die auf ihre Nation durch Schilderung der Thatfachen wirken wollen, auch das innere Leben, das Geheimniß des Herzens legen sie mit dem Secirmesser des Verstandes so bloß, daß hier wie dort die poetische Stimmung verloren geht. Liegt in alledem nicht Entschuldigung genug, wenn die Kritik dem Publikum, das mit solcher Speise gefüttert wird, die Augen öffnen will, oft freilich in einer Art und Weise, die gerade das Gegengesehnte bewirkt? Ist es dem Publikum so sehr zu verargen, wenn es, mit verborrenem Geschmack, das Theater eben nur noch betrachtet als ein gutes Mittel die Langeweile zu tödten und mit demselben ästhetischen Behagen ein Stück von der Wirk-Weisheit (wir nennen sie, weil man sich gewöhnt hat, sie als Repräsentantin einer gewissen Gattung zu betrachten) oder eine wirklich gute Arbeit unserer wenigen vorzüglichen Dichter der Neuzeit betrachtet? Das Publikum steht mit seinem Urtheile im Widerspruch mit der Kritik, die es sich immer befohlen vorstellt; es sieht, wie die Leiter der Theater das Mittelmäßige begünstigen und das Gute zurückdrängen, dabei aber oft genug noch von höhern Absichten fasseln, deren sich das Individuum nicht bewußt ist; es ist durch die Gewöhnung so faul geworden, daß es die leichteste Lectüre derjenigen vorzieht, die zum Nachdenken anregt; die Masse fürchtet die Wahrheit und duldet höchstens die überzuckerten Anspielungen; die möglicherweise den Nachbar, wie aber die eigene Person beruhigen könnten; sie scheut sich nicht, über Größe spöttisch zu lächeln, weil sie nur ihren kleinen Maßstab für den richtigen hält. So ist im allgemeinen das Publikum beschaffen, das über die Dichter zu Gericht sitzt, und selbst die Bessern und Besten nehmen die Gegenwart wie sie ist und schweigen, oder werden müde in dem Kampfe gegen die Lüge, die fort und fort wirkt, bis sie auch auf dem Theater jede Spur von Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit unterdrückt haben wird.

1. Amaranth und Ohlmonda oder die Brautfahrt. Großes romantisches Schauspiel in sechs Aufzügen. Nach der epischen Dichtung Amaranth von Dofar von Redwig. Für die Bühne bearbeitet von Adolf Steppes. Darmstadt, Köhler jun. 1858. Br. 8. 15 Ngr.

Steppes hat sich den gradus ad Parnassum eben nicht schwer gemacht; er hat, um die an und für sich unglückliche Idee anzuführen, die „Amaranth“ von Redwig zu dramatisiren, dessen Verse einfach abgeschrieben und wir haben daher nur einen Abdruck des gedachten Gedichts vor uns. Wie lächerlich sich die fälschlichen und augenverwundenden Liebes- und Klagelieder in diesem

Zusammenhange ausnehmen, wie widerlich und unästhetisch die Liebe zu Amaranth auftritt, während Herr Walthers als Mann von Ehre und christlicher Milder-Ohlmonden zu freier Ausjucht, wie jubringlich Amaranth's Liebe erscheint mit dem Wunsche:

Kann ich dich selbst nur Schildknapp sein
Und dürfte ich überall dich begleiten, —

das alles wird der Leser begreifen, der bedauert, daß kein fester störende Anspruchs der Dichtung hier plötzlich, ohne jede Vermittelung, in Rede und Gegerede sich gegenüberstehen. Wenn Steppes die Absicht gehabt hätte, Redwig zu ironisiren, er hätte es nicht besser thun können, aber ohne Zweifel ist ihm alles fürchterlicher Ernst, das Drama ist sogar einmal auf der größtmöglichen Bühne zu Darmstadt aufgeführt, der Verfasser behält sich das Recht vor die Erlaubnis zu einer weiteren Aufführung zu erteilen, er hat die Scenerie genau angegeben — ein Schränkchen, ein Kästchen, eine Umkle, ein Krügelchen und Doaner, Blip, Regen und Sturm —; er schreibt vor, wie die oder jenes gesprochen werden soll, fast, ironisch oder „schöpftisch“. Uebrigens eine Erfindung stammt von Steppes, abgesehen davon, daß er einzelne Verse hinzusetzen mußte, um die von Redwig zu verbinden; der Dramatiker hat entdeckt, daß Ohlmonda's Vater der Hühle von Amaranth's Mutter gewesen ist, und daß Ohlmonda, deren gottloslästerliche Sonette und nur zum Theil geschenkt werden, einen Hühlen Rinaldo Bertal hatte, der sie wegen ihres Verhältnisses mit Walthers erstickt, worauf er sich ebenfalls tödtet. Dem treuen Walthers „blutet zwar das Herz“, im Grunde aber ist er froh, so seine Verpflichtung los zu werden und Amaranth heirathen zu können. Im allgemeinen aber müssen wir gestehen, daß diese Bearbeitung und als das Komplustral literarischer Production erscheint und daß wir kaum wissen, was wir mehr bewundern sollen, die naive Kühnheit Steppes' oder die Gutmüthigkeit des Herrn Redwig, mit der er duldet, daß seine Dichtung auf eine solche Weise verarbeitet wird.

2. Lord William Ruffel. Historische Tragödie in fünf Acten von H. Ruch. Aus dem Norwegischen übertragen von Joha Seydiger Burt. Kopenhagen, Løse und Deibanco, 1858. 8. 20 Ngr.

Als wir vor Jahren in der „Revue des deux mondes“ (Erfahrung vom 1. Mai 1855) Guizot's „L'amour dans le mariage“ lasen, waren wir beim ersten Eindruck von dem schönen Stoffe überrascht, den diese Erzählung zu einer dramatischen Bearbeitung bot. Bald aber überzeugten wir uns, daß nur das psychologische Interesse das vorherrschende sei und daß das Familienglück jener liberalen und christlich gesinnten Geister zu einfach und erhaben dastünde, als daß nicht jeder Zusatz, dessen die Thatsache zur dramatischen Bearbeitung bedurfte, den Eindruck schwächen müßte. Unsere damalige Ansicht ist durch die vorliegende Tragödie nur verstärkt worden, obgleich wir von vornherein zu gestehen müssen, daß die Behandlung des Gegenstandes eine sehr geschickte und anziehende ist. Der Stoff ist kurz folgender: Lord William Ruffel verheirathet sich fast zu derselben Zeit mit Lady Vaughan, in der er in die Opposition des Unterhauses eintritt; mit Lord Shaftesbury bildet er eine Partei mit dem anangesprochenen Willen, den Herzog von York, Bruder des Königs, als Katholiken von der Thronfolge auszuschließen. Karl II., der darin einen Angriff gegen seine königliche Autorität sieht, beschließt die Partei auseinander zu sprengen, um so mehr, da in ihr entsetzliche Republikaner und Ränner figurirten, die vor dem Königsorde nicht zurückstehen. Der erste Streich sollte die Häupter treffen, die aber zeitig genug durch einen sonst eifrigen Royalisten, Lord Norbann, gewarnt werden. Shaftesbury, der viel consequenter und weitgehender seine Pläne verfolgt hatte, als Ruffel, flieht nach Holland; Ruffel, sorglos wie Gynont, und mit dem Bewußtsein seiner Unschuld, da er immer vor gewaltthätigen Schritten gewarnt hatte, bleibt und wird gefangen. Aus dem politisch interessanten Proceß bleibt für uns nur anzuführen, daß Lady Ruffel mit

Standhaftigkeit bei dem Gemahl aushielt, daß sie selbst im höchsten Nothigen zu seiner Vertheidigung schrieb und daß sie zwei mannichfache Versuche machte den Geliebten zu retten, ängstlicher aber für seine Ehre als für sein Leben kämpfte und wachte. Den 21. Mai 1681 wurde Lord Russell hingerichtet. In der Tragödie sehen wir das Unterliegen des edeln Mannes; die Geschichte erzählt uns wenige Seiten später von der Revolution von 1688 und hierin liegt ihr Vorzug vor der Tragödie. Die Grundzüge, nach denen Ruch gearbeitet hat, haben wir hier zunächst angegeben; fügen wir hinzu, daß die Charaktere kurz und scharf gezeichnet sind, daß der Dichter ein unverkennbares Talent für dramatische Gestaltung zeigt, daß die Sprache edel und rein und der jedesmaligen Situation angemessen ist und gedenken wir endlich noch lobend der geschickten, fleißigen Uebersetzung. Störend und fast verlegend wirkt dagegen auf uns das Auftreten der Herzogin von Portsmouth, der Maitresse des Königs, und ihre Unterhandlungen mit der Lady, um ihrem natürlichen Sohne die Erbfolge zu sichern; es ist das eine jener Zustände, die wir oben tadelt, die kleinliche Motive in die großen, bewundernswürdigen Thatfachen mischt. Es ist als ob von jenem Augenblicke an Russell mehr durch die Rache eines elenden Weibes, als seiner Uebergerugung zur Ehre unterläge; ebenso paßt die zweite Zusammenkunft der Lady mit der Herzogin und der ersten Sprache in dieser Scene nicht zu ihrem sonstigen Charakter. Wir schließen mit der Bemerkung, daß sich diese Tragödie, die wir unsern Lesern gern empfehlen, durch ihre dramatischen Gegensätze, wie durch die von uns oben gerühmten Vorzüge wohl zu einer Aufführung eignet, und mit der in ihre geschilderten rührenden und erhabenen Gattenliebe, wie durch das männliche, tüchtige Bewußtsein, mit welchem der Held seinem Berufe als Christ, als Edelmann und Bürger folgt und ihm „die schöne Ruhe des heimisch stillen Herdes opfert“, einen moralischen Eindruck auf die Zuhörer hinterlassen muß.

3. Dramatische Werke von Karl Goldschmidt. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Zwei Bände. Berlin, G. Reimer. 1858. 8. 2 Thlr. 7½ Rgr.

Die beiden Bände der durch den Grafen Schwerin-Puzar und K. Goldschmidt herausgegebenen dramatischen Werke Karl Goldschmidt's enthalten theils Nachbildungen nach dem Englischen und Spanischen, theils Originalstücke. Der Verfasser war, wie uns das Vorwort sagt, eine seiner glücklich stuirten Persönlichkeiten, der neben seinem praktischen Berufe sich dem heitern Umgang mit den Mufen zuwenden konnte, wobei er durch seine literarischen Belanntschaften gefördert wurde. Ausbildung seines reichen Geistes war seines Lebens Hauptzweck und die vor uns liegenden Arbeiten lassen auch jene reise Beobachtung des menschlichen Treibens und des menschlichen Herzens erkennen, welche die Herausgeber dem Dichter nachrühmen. Mehrere dieser dramatischen Arbeiten sind schon über die Bühne gegangen, andern wurde der Zutritt durch jene Ungunst der Verhältnisse verweigert, die wir in unserm letzten Wortorte näher charakterisirt haben; zu jenen gehören namentlich die Originalstücke, die sich durch die obengenannten Vorzüge, durch geschickt angelegte Verwickelungen und durch einen eleganten, fließenden Dialog auszeichnen. Freilich fehlen auch hier nicht die Unwahrscheinlichkeiten, an denen kürzere Lustspiele nur zu leicht leiden, wie denn auch die ewig wiederkehrenden Namens- und Personenverwickelungen, die Hindernisse einer Ehe durch Geburt, endlich stereotypen Figuren wie eine kofette, heirathsfähige Alte darin ihr Wesen treiben. Von dieser Art des Salonlustspiels kann man ja aber auch füglich etwas Neues und Ueberraschendes nicht erwarten und man wird sich begnügen müssen, wenn das Dagewesene, wie hier, geschickt verarbeitet und verwandt wurde.

Von den Nachbildungen ist „Die Flucht“ nach Beaumont und Fletcher entschieden das schwächste Stück der Sammlung. Die Verwicklung wird durch einen Liebenden herbeigeführt, der sich in der Stunde betrinkt, in der seine Geliebte mit ihm entfliehen will. Wir müssen gestehen, daß diese Art der Realität, wie sie hier vor-

geführt wird, unison Verleugnung die Verführung zu halten, der das Spiel setzt. Mög auf der Bühne unbegreiflich ersch. Manne zugute hat und hier in deutsch jener Volksstücke, von denen uns die unübertroffene Br des Lehrlings Rati während seine B Standpunkte des Lustspiel, das zu Ritterstücke ist, der trotz der Läng Leser immer in sucht sein möchte närrische Zeug, Goldschmidt für die Teruel“ de Trauerspiele, wel verdankt. Die E rige Schilderung überhaupt nachrüh menbelt; es ist u bei der zum Theil wohl möglich fin Ehre, und das ware. Wir finde drängte und fessel Situationen: Boi und matten Absd lassen. Das zweit am Hofe“ hat g y Barate, zum D Dramen bekannt gegeben, das zur namentlich durch durch ein irtres R rend er ein lebent tischer Sprache m reichhaltiger der unerschöpflichen Phantasie Calderon's verdanken.

4. Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Rgr.

5. Oliver Cromwell. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Rgr.

Wir begrüßen zunächst mit Freuden den bedeutenden Fortschritt, den der Dichter mit diesen beiden dramatischen Arbeiten gemacht hat. Lohmann gibt in beiden einen Entwicklungsmoment der Weltgeschichte, und er versteht es, namentlich in „Appius Claudius“, denselben in den engen Rahmen, der durch das Schauspiel geboten ist, so zu fassen, daß er weder zu knapp noch unverständlich erscheint; der Dichter gewinnt vielmehr Raum, um hauptsächlich behandelt, zu lassen, ohne dabei die So wird denn niemals welchen Lohmann sehr bemerken, daß sein dramatischen Arbeiten das jedesmalige Unter Claudius“ sehen wir Consuln gegen die D Coriolan hinsichtlich

nd erwähnen; der Leser wird
en hinein in die Situation
handelnden Personen, die
is glückliche Gelegenheit zur
gelungen ist dem Dichter
zu energielos, fast schwach
Fehler, deren er sich dabei
Ideenverbindung mit dem
des „Schmied von Ruhla“
intrigue und der Bösewichter
lste. Ganz anders hervor-
Appius, die, ihrem Vortheil
ihn zu Gewaltmaßregeln
der Verlobte der Virginia,
alte Krieger Lucius Sicius;
dig vermitteln will, bis die

Frevelthat, an seiner Tochter verübt, ihn zur Rache anflacht;
Lucius Valerius, der Idealist, und Marcus Horatius, der Mann
der That, dessen Zunge ebenso schneidend ist als sein Schwert,
der tapferste und bewußteste Kämpfer gegen die Anmaßungen
der Decemviren.

In „Oliver Cromwell“ ist neben dem Manne, der dem
Schauspiele den Namen gegeben hat, der interessanteste Cha-
rakter der des tüchtigen Königs, der, von falschem Rathgebern
umgeben, in anmaßlicher Verblendung seine Freunde und seine
Partei von sich scheucht, bis er, ein Opfer seines Irrthums,
auf dem Schaffot endet. Der Dichter sagt uns selbst, man
könne dieses historische Schauspiel nicht verstehen, ohne sein
früheres Drama „Karl Stuart“ gelesen zu haben; dort ist die
Exposition für seinen „Cromwell“ zu suchen und hier vermischen wir
den Abschluß; die Gewissensbisse, mit denen der Held die neue
Herrscherwürde übernimmt, und die geringe Hoffnung, mit der er
zu neuen Kämpfen eilt nach des Königs Fall, zeigen, daß eben
sein Abschluß der Dinge herbeigeführt ist; wir haben historische
Wahrheit, aber kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk vor uns.
Welchen Beifall wir übrigens der Charakteristik der handelnden
Personen, namentlich der der Anhänger des Königs zollen, die
unbedingt mit Vorliebe bedacht sind, so können wir uns doch
nicht mit der Zeichnung der beiden Elisabeth befremden, denen
es wenigstens an Spannkraft der Seele fehlt. Der Dichter
wird zum Schluß uns noch die Bitte gehalten, daß er mit
seinem Urtheile über die Decemviren etwas bescheidener sein
möchte; sein Nachwort zeigt von einer krankhaften Selbstüber-
hebung, vor welcher wir Lohmann um so mehr warnen müssen,
da sie fähig ist, die Zukunft eines Mannes zu untergraben, der
uns durch seinen tief sittlichen Charakter, durch sein wackeres
Streben und durch die unverkennbaren Fortschritte, die seine neuen
dramatischen Arbeiten zeigen, ein aufrichtiges Interesse ein-
geflößt hat.

6. Konstantin Dragosof Trauerspiel in fünf Aufzügen von
Maximilian Weißh. Gannstatt, Boshenper. 1857.
Gr. 8. 15 Ngr.

In dem vorliegenden Trauerspiele, das den Untergang des
Oströmischen Kaiserreichs behandelt, ist alles mit so starken Farben
aufgetragen — Charaktere, Exposition, Dialog u. s. w. —, daß
man es, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen,
mit Händen greifen kann. An dramatischer Kraft und tragi-
scher Tiefe findet sich darin freilich kein Ueberfluß, aber dafür
haben wir Effekte und Gegenüberstellung von Charakteren, die
so durchaus schlecht oder gut sind, daß man von den ersten
Worten an mit ihnen vollständig fertig ist.

In „Konstantin Dragosof“ entwickelt sich weder eine Handlung
noch eine Persönlichkeit; es windelt sich vielmehr alles mehr theatra-
lisch nach und nach ab und schließt endlich mit dem Tode des Helden,
ohne daß zu diesem, in diesem Zeitpunkte gerade, eine andere Noth-
wendigkeit vorläge als eben die, daß die Tragödie ihr Ende
haben mußte. Dabei fehlt es, wie gesagt, nicht an Theater-
figuren, die in der Darstellung kaum zu vergehen sein können;

da ist der blinde Protopius, der Metropolit der griechischen
Kirche, der immer einen Bannfluch und Widerstand mit dem
unzufriedenen Volke bereit hält, wenn der Kaiser nicht Lust
bezeigt, zur griechischen Kirche überzutreten; ferner die geheim-
nißvolle graue Mutter, die bald im griechischen, bald im tür-
kischen Lager ihre wahrhaftigen Streiche spielt, bis sie sich end-
lich als die einst vom Patriarchen den Türken geprophetete Mutter
des Kaisers zu erkennen gibt.

Ich ward gerührt,

Ohamdlich auf des Sultans Schiff geschleppt,
In Marab's Arm erwacht' ich neu zum Leben.
Mohammed ward mein Sohn, doch in der Stunde,
Da er geboren ward, hießel mich Wahban —

erzählt die Mutter Uredernia und gibt uns dadurch die Kunde, daß
der Kaiser und der Sultan, die feindlich sich gegenüberstehen,
Brüder sind. Eine solche Theaterfigur ist endlich Hortensia, eine freche
Zuhlerin, die über ihre künstliche Lust trotz einer Dame du dem-
monds spricht und die dabei geliebt wird von den beiden Brüdern,
die sich wieder in Edelmath so überbieten, daß mancher Schüler
ihnen bewundernd Beifall zuschicken wird. Wir werfen noch
einen Blick auf den Helden, dessen drittes Wort „Ideal“ ist und
der so dumm und schwach erscheint, daß sein entschiedenes Un-
glück nicht als Folge einer Verschuldung, sondern nur als natür-
liches Ergebnis aus dem fühlbaren Mangel an Lebensfähigkeit
erscheint; so fällt er denn, von allen Seiten verlassen, mit der
in seinen Verhältnissen gewiß sehr idealen Verurtheilung, daß ihn
das siegende Jahrhundert erwarte. Der Leser wird aus dem
Gesagten erkennen, daß von einer tiefen sittlichen Idee in diesem
Trauerspiele überhaupt kaum die Rede ist; auf den Effect berech-
net gehört es zu jenen Geisteskindern, die eben erst geboren, und
schon der Vergessenheit anheimgefallen sind. Die Ausdrucksweise
des Dichters möge der Leser nach folgenden Proben beurtheilen:

O häßlich Glück, der Warte einer Mutter
Des eignen lieben Kindes sein zu können.

Du bist's, mein alter Freund. Ist alles richtig?

Ich freute mich der Atherpart zu sein,
Da ich auch alle Ideale haßte
Und im Verstande nur Charakter suchte —
Und dein Verstand macht dich Charakterlos.

Ihr wolltet also nicht mit uns entwandern?

Meine Marie, Hüfte meiner Seele,
Du Lippe meines Mundes, komm, o komm!

Ja, es gibt Rüche, die nicht bösen Lehren.

7. Der Verbannte am Pontus Curinus. Tragödie in fünf
Aufzügen von E. Buchholz. Marburg. 1858. Gr. 8.
17 1/2 Ngr.

Vorliegende Tragödie behandelt die Verbannung des Ovid, der
auf des Augustus Nachtgebot Rom verlassen mußte und Lom-
am Pontus Curinus zum fernern Aufenthalt angewiesen erhielt.
Den Stoff fand der Dichter in Ovid's „Trauergefängen“ und in
dessen Briefen aus dem Pontus; die Ursache der Verbannung
findet er in Ovid's Vergehen gegen die Sittlichkeit durch die
„Kunst zu lieben“, in einem Majestätsverbrechen, dessen er sich
schuldig gemacht hatte, endlich in einer von Sidonius Appeli-
naris angeführten Liebe des römischen Dichters zur Julia, der
Tochter des Ovid. Buchholz will in dieser Tragödie „einem
Menschen zeichnen, der, von der Natur mit ausgezeichneten Na-
lagen ausgestattet und vom Glücke begünstigt, die der Mensch-
heit gezogenen Schranken nicht achtet, durch eine schwere Ver-
irrung mit einer höhern Macht in Conflict geräth und dadurch
seinem Schicksale verfallen“. Der Dichter glaubt somit sich der
Theorie angeschlossen zu haben, die Aristoteles im dreizehnten Capitel

„Poetik“ entwickelt; wir aber glauben, daß er jene etwas zu modern aufgefaßt hat. In der vorliegenden Tragödie ist weder Eshrahan übersprungen noch Verirrungen (Δυσπρία) beseitigt, wie sie Aristoteles notwendig gehalten hat um eine Epope zu erlangen; auch hat dieser schwerlich unter dem Gesetze mit einer höheren Macht die Ungeheuer eines Kaisers, die aus Pasquillanten traf, verstanden. *) Aber ebenso wenig wie Kallias, gegen die Anforderungen des Aristoteles, seine poetische Gerechtigkeit verteidigen kann, ebenso wenig können wir sie, nicht nach modernen Begriffen, anerkennen; der Dichter hat sich selbst die Schwäche ganz richtig herausgeführt und seine Bitterkeit im Grunde nur ein Verständnis, daß eigentlich ein unglaubliches Geschick hier gar nicht vorliegt, wohl aber ein unglaubliches Schicksal, das ein bedeutender Mann theilweise durch sein Schuld sich bereitet. Daß der Dichter dem Doid nach dessen Sterbekunde die Nachricht von seiner Begnadigung gemessen läßt, läßt weder die Dissonanzen der früheren Akte auf, noch hätte er zu befürchten brauchen, daß durch eine Rückkehr des Doid nach Rom der tragische Eindruck abgeschwächt würde: einfach schon deshalb, weil sowohl Dissonanzen als tragischer Eindruck überhaupt fehlen. Mitleid mit dem Schicksale eines Mannes, dessen Schuld nicht mit der Strafe in Einklang steht, der unverschuldet und, was wohl zu beachten ist, ohne Bezug auf seine Verirrungen, in der Verbannung von allem verlassen wird, was ihm als Bestrafung schmeichelt, Mitleid, sagen wir, bringt allein keinen tragischen Eindruck hervor; von einer „Farsch“ aber, die den Leser nach der Ansicht des Dichters ergreifen soll, wenn er bedauert, daß bei ähnlichen Verirrungen ihn gleiches als wie Doid treffen könnte, möchte das Publikum doch wohl im allgemeinen keine Ahnung haben, höchstens zieht es sich aus dem Ganzen die Moral, daß das Schicksal oft sehr ungerecht verfährt und eine neue Lebensanschauung dürfte es dadurch nicht gewonnen haben. Die ganze Tragödie ist überhaupt ein dialogisches Epod; vom Anfang bis zu Ende wird erzählt, zum Theil sehr gut und poetisch, aber die Handlung wird dadurch nicht sehr verständlich schließend und ermüdend. Da erzählt Doid seiner Pflanztochter Pavilla, die er als Sängling fand, von ihrem früheren Leben; da berichtet Erer, der Freund des Feldens, ebenso ausführlich wie er nach Lomi kam; Doid klagt sich seiner Verirrungen in einem Monologe an und wiederholt sich wenige Seiten darauf, er beschreibt den Abschied von Rom und seine Reise nach Lomi mit möglichst Ausführlichkeit. Zum Glück kommt immer wieder ein ebenso Redseliger und nimmt die Wendung in Anspruch: Gallus mit der Aufzählung von Roms Schönheiten; Zainolis mit seinem Beweise, daß Pavilla seine Tochter sei; Kassus mit der Andeutung der Ursache seines schändlichen Unfalls gegen Doid und Casca mit seinem Bericht, wie jener bestraft wurde. So sehr wir entschieden behaupten müssen, daß „Der Verbannte am Pontus Varinus“ keine Tragödie ist, so können wir doch die Dichtung um der einzelnen Schönheiten willen, die wir namentlich in Sprache und Ausdruck, sowie in der lebendigen Schilderung erkennen, zum Lesen empfehlen. Dabei erstrebt uns der Dichter, mit dem der Dichter an die Bearbeitung seines Stoffes gegangen ist und der immerhin, und gerade in unserer Zeit Anerkennung verdient. Vielleicht hätte Buchholz gut, sich dem Epod zuzuwenden.

8. Hippolyt. Tragödie von Oswald Marbach. Leipzig, Nord. 1858. Br. 8. 20 Kr.

9. Medea. Tragödie von Oswald Marbach. Leipzig, Nord. 1858. Br. 8. 20 Kr.

Oswald Marbach, dem wir eine wohlgezielte Werdentzierung der Tragödien des Sophokles mit ästhetischen Erläuterungen verdanken, gibt in „Hippolyt“ und „Medea“ zwei eigene Tragödien,

*) Sollte hier aber S. Buchholz unter der „höheren Macht“ wirklich nur die „Ungnade des Kaisers“ verstanden haben, und nicht vielmehr jene, die „unerforschlich, unergründet, des Schicksals dunkle Macht“ ist? D. Red.

deren Stoff aus der griechischen Sagen Geschichte entnommen wurde; er ist in der Behandlung derselben dem Vorbilde Sophocles in der „Iphigenia“ gefolgt; das Literaturhistoriker diesem nachrühmend und gebietet, von den Bleibenden beizubehalten, dagegen die Gemüthslichkeit des Volks und den namentlich die Unwahrscheinlichkeit Griechen auf einer allgemeinen modernen Tragödien geschaffen, die Composition doch wieder nicht in Zeiten und Sitten vermissen läßt wird die Liebe der Phädra, der G. Stiefsohn Hippolyt vorgeführt; 1. ter, aber die Ursache vor sich läßt ihn zu stehen, besonders in ihre Liebe nur mit Gewalt niederzupressen. Die Amme; welche die G. ihrer Gebieterin entbedt hat, verräth diese, wie im Auftrag der Phädra, ihrem Sohne und verwandelt dessen Liebe so weit in Betrachtung, daß er sie gegen seine Mutter anspricht. Phädra nimmt sich verzweifelt das Leben, nachdem sie in einem Briefe, um sich zu rächen, den Hippolyt anlagte, er habe sie mit Liebesanträgen verfolgt. Theseus kehrt zurück, sein Blick jagt den Sohn aus dem väterlichen Hause, in das er sterbend zurückgebracht wird; jetzt erst enthüllt die Amme die Wahrheit. Der Leser wird leicht erkennen, daß auch dieser Tragödie die Verschönerung fehlt, die zur Rechtfertigung des tragischen Geschicks notwendig ist; Marbach selbst sucht nach einer solchen und läßt wol deshalb Phädra von der eiteln Krankheit der Liebe sprechen, die fortjüngend ihre Geschlechter verdirbt und besetzt. Erst mit ihrem Tode bereitet der Dichter das Ende des Hippolyt vor; indem er die bis dahin fast zu weich gehaltene Phädra aus Rache den Göttern anklagen und den Born des Theseus dadurch herausbeschwören läßt. Auch dieser erscheint nicht durch den Willen der Götter verblendet, sondern einfach getäuscht durch die falsche Anlage seiner Gattin, die allein den Sohn tödtet. Wir haben hier also überall Irrthum und zwar einen solchen, der durch Ausprechen jederzeit beseitigt werden konnte und dessen Enthüllung nur durch Leidenschaftlichkeit verhindert wird; eine verbrecherische That, die eine Sühne verlangte, wie etwa im „Oedipus“, ist durch den Irrthum nicht vollendet. Im Gegentheil, die Liebe der beiden Hauptpersonen ist nicht verbrecherisch, sie wird überwunden und Phädra erscheint nur schuldig durch die supplerische Bereitwilligkeit der Amme; daß danach Hippolyt an der Brautjungfer seiner Mutter verzweifelt, ist ein ebenso verzeihlicher Irrthum, als der des Theseus, der seinen Sohn für schuldig hält. Für die Tragödie aber ist eben das Unterliegen zur Sühne für eine wirkliche Schuld nötig, oder wenigstens das Bekämpftwerden durch ein Verhängniß, gegen welches es der Nähe werth erscheint, den Felden seine Energie einsetzen zu lassen; sonst erscheint sein Kampf kleinlich und sein Unterliegen erwidert in und nur ein wohlwollendes Mitleiden; mit kurzen Worten, die moralische Freiheit des Feldens hat in dieser Tragödie nicht Raum sich zu bewahren. Einen andern Fehler finden wir in dem Dualismus der Handlung, die von dem Augenblicke an, in welchem Phädra den Machedrief schreibt, andere Motive und einen andern Charakter erhält. Nach diesen Einwürfen haben wir uns aber auch um so mehr verpflichtet, die Schönheiten dieser Tragödie anzuerkennen, die wie die zweite (und diese wie wir sehen werden in noch größerem Maße) eine poetische Schöpfungskraft, Meisterschaft in der Exposition, in der Entwicklung Ruhe und Mäßigkeit, glückliche Form und Charakteristik und hochpoetische Sprache zeigt.

In der „Medea“ ist eine strengere Geschlossenheit der leitenden Idee und der Handlung zu bemerken; die Entwicklung der Charaktere ist schärfer und der Punkt, von dem aus der Dichter erronnte, die Verwicklung schärzte und die Lösung herbeiführte, klarer zu erkennen. Das tiefere Eingehen in das Gemüth zeigt sich hier namentlich in dem glänzend geschilderten Contraste zwischen der

arin. Der Conflict zwischen zum Vortheil der ersten entschigt und auch jene verfällt ich diese Tragödie vorzüglich allgemein Menschliche der Leidenschaft nicht übertrieben in Leidenschaften erheben das leiden nicht Raum; der Lieber Medea gegenüber erscheint ic, der die empörten Wogen hochpoetischen Sprache möge überaus schönen Unterredung

Einand ins wüde Meer zu Kampf und Sieg:
Das Steuer nehm' ich selbst in meine Hand.
Wenn hoch die Stürme gehn und Wogen brausen.
Da hilft kein Segel — nur das Männerherz
Durst led entgegen sich dem wilden Sturme.
Es schwillt die Bruch, hoch ruht, klar besonnen
Schaut durch der Wogen und der Wellen Kampf
Der Steuermann — ein Drang der starken Hand —
Vorüber drauß das Schiff an schauer Klippe,
Die es jermalmen sollte; während geistert
Das tolle Meer und wirft den weißen Gischt.
Der Wellen Regen wild ins Angericht
Dem thönen Schiffer, welcher muthig lachet:
Er hat gehegt und durch die Wasserwüste
Zeigt seines Schiffes Thores ihm den Weg.

10. Barbarossa's Erwachen. Ein Geisterpiel von Maximilian John. Berlin, Wagn. 1868. Gr. 16. 7½ Rgr.

Das Erwachen Barbarossa's zu neuem Leben und zur Herrschaft des neuen Reichs steht der Dichter nahe bevorstehend; der deutsche Genius sucht nach ihm seine Zukunft nicht in Herrschaft eines längst gerichteten Reichs, was ihm jeder gern zugeben wird; aber worin er sein neues befriedigendes Leben sucht, darüber möchten die Meinungen getheilt sein. Jedemfalls sind die Wünsche und Hoffnungen John's in dieser Hinsicht etwas unklar und doch zu idealistisch, wenn er des deutschen Genius Kraft, Macht und Vollendung findet „in der naturgemäßen Entwicklung der ersten Zeiten, auf Grundlage des ursprünglichen Gemeinethums und in freier Verbindung der altvölkischen Provinzen; vor allem aber verfoßt und erhoben im einsamen und einigenden, lebensfreudigen und thatkräftigen Gottesbewußtsein“. Und dieses ideale Reich, das wol von der gesunden Vernunft ebenso gerichtet sein dürfte, wie das alte, zerfallene durch die Geschichte, soll mit der Waffe des Geistes seine Nachbarlande und mit England vereint die ganze Welt erobern. Den Adler aber, der der Sage nach aus Norden herabstiegen soll, um die Raben zu verschlingen, auch den hat John gefunden: es ist der vermuthliche Nachfolger jenes Königs, der die deutsche Kaiserkrone, „verhängnißvoll den Deutschen von jeher“, von sich wies; kurz, jener hoffnungsverheißende preussische Prinz, der durch seine Vermählung „das Volk des Denkens und das Volk der That, die Wahrheit mit der Freiheit trenn verband“. Mit dieser Hinweisung ist das Geisterpiel zu einem bloßen gutgemeinten Gelegenheitsstück abgeschwächt, das jene Verbindung und Preussens Stellung feiern soll. Der deutsche Genius aber wird wol weiter schwächen müssen im Kaffhauser und der Adler wird noch lange nicht erscheinen, der die Raben zu verschlingen bestimmt ist!

Es bleibt uns noch übrig zwei kleine Lustspiele kurz zu besprechen und zwar

11. Kein Geld. Lustspiel in einem Act von Julius Paucourt. Mgn. von Böttcher. 1868. 16. 15 Rgr.

12. Drei Monate nach Dato. Lustspiel in einem Aufzuge von Hermann Grieben. Gießen, Th. von der Nahmer. 1868. 8. 7½ Rgr.

Das erste ist eine echt französische Blüthe, was Erfindung und Dialog betrifft, nur berechnet für den Effect des Augen-

blicks. Ein Maler, Marcel, und ein Schriftsteller, Edouard, zwei Freunde in Geldverlegenheit, verschaffen sich 1000 Franc indem sie einen Bankier, dessen Maitresse früher Edouard's liebt war, eifersüchtig machen durch ein Portrait der Maitresse und dies schließlich um den gedachten Preis an ihn veräußern. Solche Eintagsfliegen brauchen als Zeichen der Zeit von der Kritik genannt zu werden, während eine Dichtung unanständig erscheint.

In dem zweiten Lustspiele ändert ein junger Mensch seinen Namen in Leuz, Sommer, Herbst und Winter, was den vier Jahreszeiten zur allgemeinen Befriedigung der Götter des Hades, sowie der erwünschte Schwiegersohn bei ihm sich entwickelt, und auch seine Schwester, die mit ihm verheiratet ist, ihren ersehnten Theil aus der allgemeinen Verwirrung erhält. Ist auch die Erfindung nicht neu und bewegt sie sich Geleiste jener echt bagawesen Komik, die durch Komikwechselungen hervorgebracht ist, so wird doch das Lustspiel, wenn mit einem einseitigen Lustspiel so oft zusammenzufassen, wahrheitslieblichen, hübsch und rund gegeben, die Zukunft lustigen und angenehm unterhalten.

Der russische General Löwenstein.

Denkwürdigkeiten eines Poländers. (Aus dem Jahre 1791-1815.) Herausgegeben von Friedrich von Smitt in 3 Bände. Mit einem Bildnis. Leipzig, C. F. Winter. 1868. Gr. 8. 8 Thlr. 6 Rgr.

Als dies Werk zuerst angekündigt wurde, erwarteten darin die militärischen Denkwürdigkeiten des Generals Löwenstein zu finden. Der Herausgeber belehrt uns aber in wenigen Worten, daß es mit diesem, welche der General in französischer Sprache eigenhändig über sein Leben aufgeschrieben hat, in den Archiven des Kriegsministeriums niedergelegt sei, zu verwechseln sei. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten sind auch nach Tagebüchern, Briefen, mündlichen Erzählungen des Generals, sowie nach andern sichern Angaben abgefaßt und dem General selbst durchgesehen, berichtigt und als wahr von ihm aus der Seele geschrieben anerkannt. Sie haben wirklich Sitten, Zustände und die merkwürdigsten Personen der ihm durchlebten Periode zum Gegenstande und werden uns mit dem größten Interesse gelesen werden. Der Herausgeber führt den General lebend ein und läßt ihn seine Vorgesetzten selbst erzählen, wodurch nicht allein die Darstellung an Wahrheit und psychologischer Wahrheit gewinnt, sondern auch Autor von mancher moralischen Verantwortung befreit wird. Denn sagen wir es nur gleich offen heraus, damit wir nicht, was er in dem Buche zu finden hat: es ist mit einer Rücksichtslosigkeit auch gegen die eigene Person des Schriftstellers geschrieben und gibt uns damit ein Sittenbild der Gesellschaftsklasse, welcher derselbe durch Geburt und Rang gehörte. An Klarheit der Schilderung läßt es darin nichts wünschen übrig.

Woldemar Freiherr von Löwenstein wurde im Jahre 1791 auf dem Schlosse Rastel in Ostpreußen geboren, wohnt ursprünglich in Livland ansässige Familie übergeleitet. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte die Ritterakademie in Kalau und trat 1793 als Sergeant in das General-Gardebataillon ein, dessen Chef, Graf Soltikow, ihn zu seiner Ordnonanzsergeanten aufnahm. Diese, sämtlich aus angesehenen Familien, versahen gewissermaßen Pagenämter und begleiteten ihn zu allen Hoffesten. Hier lernte er auch die hochstehenden Personen am Hofe Katharina's kennen, und andere den Fürsten Platon Zubow, der damals als erster Glänzter, und Fürst, welcher dann gegen Kosciuszko im folgenden Jahre wurde er mit einer Anciennetät von acht Jahren Rittmeister zur Garde zu Pferd und am Neujahrstage 1797 Rittmeister zum Regiment der ukrainischen leichten Reiter und wobei er der Kaiserin vorgestellt und zum Generaladjutanten ernannt wurde. Das Regiment, zur Armee Suworow's gehörig, wurde

den. Dort verweilte er zuerst 14 Tage in Grohno, wo der kaiserliche König Stanislaus in einer Art von Fast, aber nicht ohne Glanz und würdige Haltung lebte, neben ihm in mehr königlicher Pracht der Fürst Nepuin. Die persönlichen Eigenschaften des jungen Offiziers verfolgen wir hier nicht weiter, interessant auch manche derselben sind. Er machte dann in dem Kürassierregiment den Feldzug 1799 in der nördlichen Schweiz mit, dessen Begebenheiten und Eindrücke lebendig darzustellen; auch eine Charakteristik Korsakow's lesen wir, die die allgemeine Ansicht in der russischen Armee über diesen ähigen Feldherrn ausdrückt. Mit 200 Kosaken abgeschickt, die Verbindung mit Suworow herzustellen, fand Löwenstern alten Löwen mitten in einem Dorfe von seinem Generalkvartier geben, auf einem tragbaren Nachstuhl sitzend, wobei er mancherlei Dienstgeschäfte abmachte und zuweilen halbblau dazwischen: Hurrah! hau! sich! sag! „Suworow's Leben war so allsch, sein Charakter so durchsichtig, seine Zeit endlich so beschränkt, daß man vergleichen nicht so hoch anschlagen mag. hatte dabei kein Arges und wollte gewiß nicht übermüthig in Abhängigkeit handeln.“ Auf dem Rückmarsche in der Gegend Hagenburg kam Löwenstern mit einem Theile des Condé'schen Corps, namentlich mit der Reitschwadron des Dragonerregiments Herzogs von Anguien zusammen. Graf Damas, der nachherige Pair und Oberkammerherr, commandirte sie; nach ihm der älteste Offizier der Oberst Baron Grünstein, der einige Jahre später bei der berühmten Aufhebung des Herzogs von französischen Gendarmen zuerst für Anguien selbst gehalten wurde und bei einiger Weisheitsgegenwart den Herzog hätte retten können: ihn selbst würde man doch nicht fesseln haben. Wohl Offiziere gehörten zu der einen Schwadron und es gab da ein ges Leben, an welchem der Herzog oft theilnahm. Die en marschirten nach drei Wochen weiter nach Böhmen, wo nachher den Carneval in Prag mitmachte; er widmet den den desselben, den drei glänzendsten Sternen: den Gräfinnen, Schlad und Kolowrat, dem „Höllenspiel“, in dem er sehr sich war, einige Blätter der Erinnerung und führt uns dann in die alten Stabsquartiere seines Regiments nach Livland, wo im schwer fiel, sich wieder an die Einsamkeit des Lebens zu wöhnen. Er war unterdessen Major geworden. Wir lesen Schilderungen der Zustände des dortigen Grundadels, wie in andern Gegenden sich auch gestalten. „Das ist der gewöhnliche Weg livländischer Güter, alter Erwerbungen des Schwerts des Krummsabts. Auf und ab, rechts und links, aber zu immer in den Kassen rigaischer Kaufleute, wo sie vielleicht der Zeit alle Plag finden werden.“ Welchen Versuch Löwenstern gemacht, ein solches verpfändetes Gut mit einer schönen wieder zu befreien und wie er, an dem Veto seines Vaters ertheilt, ist mit andern Abenteuerern ergötzlich zu lesen. Im Jahre 1800 wurde ein Corps unter Graf von der Pahlen an die Rüste zusammengezogen, zu welchem auch Löwenstern's Regiment rückte. Bei diesem Marsch kam er durch London, von dem Schlosse das livländisch-deutsche Geschlecht, dem der alte Feldherr entsprossen ist, den Namen führt; das Burg-London mit Thoren gehörte urkundlich seit 1432 diesem Geschlechte und der große London ist 1716 zu Thoren geboren. Es so falsch, wenn er London geschrieben und seine Vorfahren in England oder Schottland gesucht werden. Jetzt gehört das dem Baron Meinert, nachdem es eine Zeit lang den Thiersen gehörte, welche, nach dem Spruch, alle Güter in Livland besessen haben, oder noch besitzen, oder besitzen werden. Die Thronbesteigung Alexanders brachte auch im Krieges-Veränderungen hervor. Die Zahl der Kürassierregimenter vermindert, und auch das Löwenstern's wieder in ein Dragonerregiment verwandelt, das seine Quartiere in den kleinen Distrikten erhielt, namentlich in Stuchow, wo eine Zeitlang die Residenz der Hetmans gewesen. Hier fand Löwenstern in den Häusern des vornehmsten Adels Zutritt, unter deren inoffizieller Haushaltung des Feldmarschalls Grafen Rasumowski an feudaler Pracht alles überstrahlte. Außerdem

gewährten die Märkte die zu verschiedenen Zeiten einen guten Theil des Lebens; diese Märkte dauerten den vielen Landbedürfnissen in ihren Weisheiten und Schauspiel die Offiziere überdem Herzberg mehrere Büdmen ließ. Nachdem die Kosakenlande sich getrennt und entschloß sich, 1804 seinen Abschied von Thiesenhausen; sei in Reval einrichten zu dieser Ehe wurde aber Krankheit getrübt, weil zu suchen. Indessen an einer Operation an der Gefäß wurde. Er charakteristisch für die In einem Posthause mit der ich die Mühe auf und zu r Stimme zur Rede. „Herr Oberst“, antwortete der österreichische, „nichts für ungut. Sie sitzen vor dem Kaiser's gnädigsten Kaiser und können da wol die Mühe abthun.“ Löwenstern sah wirklich Kaiser Franzens ernst-freundliche Blicke, gab dem Postmeister recht und schlummerte hauptsächlich wieder ein, im Schutze des milden Auges des alten Reichsoberhauptes.

In Wien wurde Löwenstern dann dem Kaiser selbst vorgestellt und zwar, da kein russischer Gesandter in Wien war, durch den französischen Grafen Andrieff. Er hatte viele Empfehlungen mit und wurde in den höchsten Kreisen, sowie bei den Mitgliedern des diplomatischen Corps eingeführt, sah die Erzherzoge, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den geistreichen Fürsten von Ligne und die bedeutendsten Staatsmänner. Einladungen folgten auf Einladungen und auch seine Frau gewann sich viele Freundinnen: Frau von Specht, berühmt durch Schönheit und Geist, und besonders die reizende Gräfin Fünflischen (später Gräfin Esterhazy). Aber Frau von Löwenstern mußte eine zweite schmerzhafteste daniederwerfen. Inzwischen brach Löwenstern erlebte in Wien all Franzosen bis zur Schlacht von Austerlitz hier das Tagebuch, welches reden. Die Schilderungen der ebenso interessant als ergreifend dem Tode der kranken Frau, welcher erlag. Um Löwenstern seiner ihm ein Bekannter, Fürst Wagram abjutant Alexander's in Kapole dorthin zu begleiten; Löwenstern Zuschauer der Schlacht von Austerlitz, was er gesehen hat. als die Schlacht gewonnen war sein Feld zurückgezogen hatte, des Heers eine große Aufregung bar zunahm. Löwenstern war als ein paar Stalkmeister des und schrien: „Retten Sie sich de attalirt schon die Zelte des Karmes!“ errönte überall; die Gitter, ergriff die Gewehre und zu Pferde. Aber es war nur eine österreichische Streiftruppe von der allerdings durch rechtheltig

Wagram, wie Blücher bei Waterloo, hätte eine andere Wendung geben können. Wenn auch nur seine Cavalerie, statt der Partouilliers, welche schon einen so panischen Schrecken verbreiteten, mit einigen tausend Pferden abends erschienen wäre, welche Folge hätte sie gewinnen können!

Löwenstern lebte nun in sein Vaterland zurück, wo er eine Audienz bei dem Kaiser hatte; er versäumte aber diese Gelegenheit, mit Vortheil wieder in den Dienst zu treten. Alexander mußte glauben, daß er nicht dienen wolle und äußerte später sein Bedauern darüber: er habe ihn wollen in die Gensdarmgarde nehmen und zu seinem Stabsadjutanten machen. Die Feste, welche Löwenstern daheim in Schweden führte, trieb ihn bald nach Petersburg zurück, wo er sich in den vollen Strudel des Residenzlebens stürzte. Unfern ehrenthätigen Lebens, die in beschwerlichen bürgerlichen Verhältnissen leben, widmen sich die Thiere Kränken, wenn sie wiederum von dem „Jeu d'enfer“ hören, wobei jedesmal 50000 Rubel und mehr auf dem grünen Teppich lagen, von Löwenstern's Spiel mit dem Grafen Sobrinoff, das er selbst in der Krankheit im Bett mit ihm fortsetzte und das ihm 400000 Rubel Gewinn eingebrachte, die er aber natürlich nicht behalten hat. Er wurde vielmehr zuletzt rein ausgezogen. Er gesteht selbst, die Kraft nicht besitzen zu haben, dem üppigen, zerstreuten Leben, das seinen Charakter zuletzt verderben konnte, zu entsagen; er trieb den Excess hinab. Erst nach den traurigsten Erfahrungen spürte er nicht mehr, ohne deshalb seinen Bekanntheiten zu entsagen. Er war oft in dem Hause des bairischen Gesandten, Grafen de Bray, dessen Gemahlin ihm verwandt war, auch bei Kutusow und dem alten Grafen Orlov, wo man saß nur Personen der altrussischen Partei sah. Gegen die Franzosen herrschte bei dem vornehmen russischen Adel eine große Abneigung, die sich einmal ganz eigenthümlich kund gab. Bei dem französischen Gesandten Gaultaincourt, Duc de Vicence, war ein Maskenball, zu dem die Gäste mit dem Bemerkten eingeladen wurden, wenn nicht coëffirt, so doch im Domino oder venetianischen Mantel zu erscheinen. Das auswärtige diplomatische Corps und die Fremden unterwarfen sich dieser Anordnung, aber alle Russen erschienen im gewöhnlichen Ballcostüm und der Botschafter, als er das Abfällige darin deutlich wahrnehmen konnte, erdachte vor innerer Wuth, die er jedoch verbergen mußte. „Es war ein besonderer Anblick, die Repräsentanten des Kaiserreichs, des Rheinbundes und die tollt quantität des Napoleonischen Europa in buntsfarbigen, phantastischen Gewändern einherzutreten und den einsack und ernst geschnittenen Tücheln gleichsam ein Schauspiel geben zu sehen.“

So kam das Kriegsjahr 1812 heran. Löwenstern trat, von dem Kriegsminister Barclay de Tolly im Auftrage des Kaisers dazu aufgefordert, wieder als Major in die Armee ein, wurde zum älteren Adjutanten der ersten Armee ernannt und zu mehreren schwierigen Aufgaben verwendet. Seinem Feldherrn Barclay de Tolly mit treuer Anhänglichkeit ergeben, schloß er und denselben mit Vorliebe, wie erfahren manches, das zur Ergänzung der Tolly'schen Memoiren dienen kann und folgen dem Verfasser mit Interesse durch die Ereignisse des ewig denkwürdigen Feldzugs. Ihn selbst traf ein seltsames Misgeschick. Er war als Parlamentär zu Murat geschickt worden und da bald nachher den Franzosen ein beschlossenes Unternehmen verrathen wurde (wie wir jetzt wußten), beugten Löwenstern's Feinde, ihn zu verdächtigen; er erhielt eine Rißflanke nach Moskau und wurde dort vom Gouverneur Kosloptschin förmlich zurückgehalten — warum? erfuhr er nicht. Von Kosloptschin theilte er einige beifällige Bemerkungen mit. Die Energie seines Charakters verlieh den Witzworten seiner Rede, besonders wenn er gereizt war, die Festigkeit eines tödlichen Geschosses. So äußerte er einmal: „Wenn man dem König von Neapel seine schone Kleidung abnimmt und ihm eine schäbige Infanterieuniform anzieht, dazu statt des leeren, freien Sinnes eines Kaisers die lauernde Fähigkeit eines Donquixotes zusetzt, so hat man den Kronprinzen von Schweden.“ Sich selbst verlieh er in einem scherzhaften Aufsatze, betitelt: „Meine Memoiren“, den er einer Dame schenkte, folgende Grabchrift: „Ici on a déposé, avec une ame blanche,

un coeur épais et un corps nu, un vieux diable d'un Mesdames et Messieurs, passez!“ Löwenstern wurde aus dem Moskauer Hofe entlassen und kam nach der Rückkehr nach Borodino zurück. Die Stimmung im Hofe und bei den Verlusten von Moskau schloß er treffend. Von dem Hofe an sagte sich jeder: jetzt beginnt der Krieg für uns erst nach dem Barclay de Tolly vom Hofe abgerufen war, um den Hof, Oberklientenamt für den Tag von Borodino, bei Lützen jütant. Bei dem Stillstande der Operationen machte man ohne Vorwissen des Kaisers eine Anstalt zu den Befehl des Miloradowitsch beauftragte. Da kam denn auch der Hofe: „Nacht und Miloradowitsch caracollirte heran: Löwenstern in ihm als Gegenstück zu der Nacht des Königs von Neapel die materielle Kleidung seines Stammes, des kaiserlichen, „Dem Charakter nach glichen sich beide vollkommen, beide hatten sich ein ritterliches Ansehen zu geben, zu glänzen, den Hof zu spielen, auf die Menge zu wirken, während sie vor der eine ein Geadregner des Südens, der andere der Arm waren.“ Es gelang Löwenstern endlich durch den Fürsten daschew, Kutusow's Schwiegersohn und Liebling, die Hofe zu erhalten, bei der Vorhut ganz zu verbleiben. So kam denn zu der Geschichte des französischen Rückzugs noch ein ergreifendes Bild von russischer Wahrnehmung und Kraft. Er hatte auch Gerechtigkeit zu eigenen glücklichen Unternehmung. So nahm er sich mit Samojew'schen Hofaren unter Bortoff's Befehl und einige Bourgeois, die von einer kaiserlichen Kolonne erkrankt vertheidigt wurden; es gelang ihm und Bourgeois fortzubringen. Auf einem der letzten hat ein Franzose in kaiserlicher Livree verkleidet, welcher heimlich verriet, daß 60000 Napoleon'sche Banknoten seien. Dieser theilte es seinem Bruder, der bei ihm mit Bubberg mit und sie beschloßen auf den Bourgeois wach zu halten. Nach im Bivoual ein wachsam Auge zu haben und bei hellem Tage zu untersuchen. Andere Bourgeois wurden geschlagen. In einem fenden sich Bortoff für die Last, besonders eingemachte Früchte. Die Obengenannten Tagen auf Kartoffeln und Schwarzbrot reduziert, sein wahrem Heißhunger darüber her und verzehrten die in Branntwein eingemachte Früchte in Wasser, nicht ohne der süße Alkohol wirken thune. Das war aber der seltsamen todtenfest ein, und als sie erwachten, war der volle Bourgeois verschwunden. Alle Nachforschungen, was gekommen und wer ihn geleert, blieben fruchtlos. Endlich das Geld enthalten, geht aus Denier's „Nouvel l'empereur Napoleon pendant la campagne de 1812 (Paris 1842) hervor, in welchem angegeben ist, daß die Nacht vom 15. zum 16. November 1294000 Francs des Schatzes vom Feinde genommen worden seien.

Über Löwenstern erlebte noch eine größere Kränkung. Der Kaiser in Wilna wieder zur Armee gekommen war und den zeigungen in Menge anstaltete, brachte Kutusow Löwenstern einem Balle die freudige Kunde, daß er zum Hofe fördert sei. Am andern Morgen jedoch wurde ihm mitgeteilt, daß der Kaiser bei spezieller Durchsicht der Befehle Löwenstern's Namen wieder gestrichen und selbst die sich d'vino erhaltene Beförderung zum Oberklientenamt, als Mißverständniß erfolgt, wieder zurückgenommen habe. Es schied war noch nie geschehen! Der Kaiser war es infolge der früher erwähnten Verdächtigung gegen ihn eingenommen und hatte Kutusow, der ihn lebhaft nicht sogar verdacht, seiner zu erwähnen. Löwenstern war als zuweisung, er beschloß aber, da er sich in seinem Gewissen fühlte, zu bleiben und der Zeit seine Rechtfertigung zu lassen, die bei des Kaisers mildem und gerechtem Sinne nicht bleiben konnte. Obgleich vom Hofe und von seinen Freunden mit der größten Theilnahme behandelt, schied er doch aller Gesellschaft und sah nur die vertrauten Freunde. Der alter Odunow Wizingerode schickte ihm endlich vor, die zu begleiten, als er das Corps, das auf Schließern spezial

thrasen. Aber der Kaiser sich wiederum Löwenstern's Namen in der Liste der zu jenem Corps zu versetzenden Offiziere aus und Löwenstern war nun in seiner Verzweiflung nahe daran, bei der Tod zu geben. Aus dieser Stimmung riß ihn ein Irrer heraus, der Baron Dubberg. Oben des Kaiserresidenzpalastes des Kaisers; dieser machte ihm den Vorschlag, mit ihm zu marschieren und Löwenstern, ohne jemandes Zustimmung im Hauptquartier nachzusuchen, schloß sich ihm an. So rückte er mit in Preußen an. In der Gegend von Ortelsburg wurde er durch eine Krankheit gegen drei Wochen zurückgehalten; als er dann aber in Ploß wieder zum Hauptquartier kam, überraschte ihn Krasnow mit der freudigen Nachricht, daß der Kaiser von der vorgetragenen Meinung zurückgekommen sei und ihm die Wahl des Linienregiments, zu welchem er gehen wolle, überlasse. Er entschied sich ohne weiteres für Wülfingrode, für welchen er noch obenhin von dem Staatssekreter Grafen Kosselow mit Depeschen bewacht wurde. Anfangs dem Stabe zugetheilt, erhielt er bald den Befehl über zwei Kosakenregimenter, mit welchen er die Verbindung mit dem Wülfingroder'schen Corps, das in Berlin nagerückt war, suchen sollte. Die Jäger, welche er mit diesen Einheiten der Steppe unternahm, die glücklichen Handreich, die ihn gelangten, die Schlanheit und Kühnheit, welche er dabei entwickelte, zeigten sein militärisches Talent, besonders für den kleinen Krieg, in das höchste Licht. — Wir empfehlen diesen Theil des Werks, der ebenso interessant als lehrreich ist, unsern militärischen Lesern vor allen übrigen; sie werden auch manchen Handreich gegen das schöne Original, das allerdings dem Verfasser vom fremden Joch besonders hoch war, in seiner etwas zu detaillierten Schilderung nicht allzu eigenmächtig beurtheilen. Andere Leser bitten wir um Nachsicht für die Verwirrung im Kriege, die oft nur den Augenblick in vollen Jagen greifen will.

Während der großen Schlachten war Löwenstern mit seinen Kosaken auf der äußersten Flanke des Feindes, um abzuwarten und zu beobachten; vor der von Großfürsten kam er nur um 10 Minuten zu spät, sonst hätte er in einem Dorfe den Wülfingroder mit seinem ganzen Stabe aufgefunden. Dafür glückte es ihm nach dem Wülfingroder'schen, in der Niederlande eine Kriegskasse mit 100000 Francs zu nehmen, die er nach Berlin schickte, dort durch seine Kosaken heimlich auf den Boden im Soldaten Wägel am Dönhofsplatz schaffen ließ und gegen alle Aufträge der preussischen Commandantur zu behaupten wußte. Nach preussischem Kriegsrecht muß eine feindliche Kasse abgeliefert werden, nach russischem gehört sie den Truppen, welche sie gefunden haben. Die Erzählung dieser Begebenheit ist höchst ergötzlich zu lesen; für Historiker hat sie noch ein besonderes Interesse, weil er sie als Knabe ganz in der Nähe des Vorfalles mit erlebt hat und sich des Aufsehens und was man davon erzählte noch sehr genau zu erinnern weiß, dann auch, weil der Kaiser von Barnetow, welcher bei Löwenstern's Kosaken gestanden, später in preussischen Dienst zurückgetreten, denselben Regiment aggregiert wurde, in welchem Referent seine Dienstzeit begann und 35 Jahre fortsetzte, bis er eine andere Stellung erhielt. Von dem sehr bedeutenden Nutzen an der Deute, trenn wie nicht, gegen 40000 Thaler, sprach Barnetow noch oft und erzählte auch, daß er später einmal in Karlsbad einen der Offiziere getroffen, welche die Kasse damals vertheiligt; dieser habe ihn angerufen, ob er ihn noch kenne, er habe ihm einst eine Kriegskasse abgenommen; worauf Barnetow in seiner mantern Weise erwiderte: „Nicht! Freund, haben Sie nicht noch eine?“ Löwenstern schildert ihn getreu als einen der lebenswürdigsten und wichtigsten Gesellschaftler; er ist auch als dramatischer Dichter bekannt geworden. Das gern geschehene Lustspiel „Rein!“ ist unter anderem von ihm. Bei seinen Streifzügen kam Löwenstern auch mit andern russischen Parteilager zusammen, von denen er Preuß, welcher ihm jene Kasse sogar abjagen wollte, einen Mann von sehr geringen militärischen Verdiensten nennt, der nur äußere Effect zu machen verstanden durch Bild, Schnur, Bart, Säbelkassette und Drachung, sein Herz sei aber jauch, Tapferkeit gar nicht vorhanden gewesen; Jäger dagegen, ein

verflucht Soldat von vielem Verdienst, habe sein alle französische Gefangenen tödten lassen, nicht aus Bosheit, sondern aus Mangel an Geld, wie er selbst geäußert, infolge eines Verfalls, das er grüßte, als er 1812 einen Haufen französischer Leutnants in einer Kirche getroffen, wie sie dort zusammengekauften Weibern und Mädchen auf die brutale Weise Gewalt anthaten. Nach in Schließung ließ er vier Offiziere und 150 Mann, welche Löwenstern gefangen genommen und ihm zur Bewachung übergeben hatten, hinter der Colonne andringen und setzte dem angemeßenen Jorne Löwenstern's jene vollständige Erklärung entgegen. Sein Verstum schloß sich aber nur gegen die Franzosen; alle übrigen Nationalitäten aus Napoleon's Heer schloß er. Einige Wochen später wurde er, bei Dessau durch die Cibe schimmernd erschossen.

Im weiteren Verlaufe des Feldzugs wurde Löwenstern unter Tschernyschew's Befehl gestellt und dankte ihm bei seinem berühmten Unternehmen auf Kassel die Hand, indem er die Halberstadt und Wolfenbüttel streifte und Veraburg zur Sicherung des Rückzugs besetzte. Diesen Ort vertheidigte er gegen eine starke feindliche Colonne aus allen Waffen, die von Magdeburg gegen ihn überdrückte, mußte ihn zwar räumen, nahm ihn aber durch überraschenden Angriff wieder, nur mit Kosaken gegen Infanterie, Cavalerie und Geschütz, wofür er vom Kronprinzen von Schweden mit Lobeshochrufen überschänkt wurde. Er wußte den wichtigen Punkt auch sehr zu erhalten, „denn der Kronprinz für seinen Rücken gesichert sei“, und konnte daher nicht an der Schlacht von Leipzig theilnehmen, veranlaßte aber zur Siegesfeier in Veraburg einen Ball, den er sich 200 Friedrichsdor löst ließ. Es kamen dazu sogar Damen aus Gegend, welche noch von den Franzosen besetzt waren; sie hatten den Rath, zwei Waffenslinien zu überschreiten, um Anordnungen und Geißeln zu tanzen. Zur Verstärkung des Orchesters ließ Löwenstern aus einem Dorfe innerhalb der französischen Linien zwei Clarinetten und ein Waldhorn durch 200 Kosakenholen, eine „muskallische Bourragierung“, welche ein preussischer Offizier von Klipping, der mit Bewilligung des Kaisers bei Löwenstern's Kosakenbrigade Dienste that, glücklich ausführte. Bald darauf hatte Löwenstern eine Expedition auf Wülfingrode, Silbstein und Braunschweig auszuführen, für welche ihm der Kronprinz persönlich Instructionen gab. Sobald er eingetreten war, rief er ihm zu: „Je suis enchanté de vous voir, mon ami, entoulez-vous, mon ami? adieu, mon ami!“ Die letzte Redensart war nämlich eine Eigenheit, er wiederholte sie im Laufe seiner Unterhaltung sehr oft, ohne darum abbrechen zu wollen. Löwenstern blieb der Wehrarmee zugetheilt bis Mitte December 1813, und hatte Gelegenheit auch dort sich anzukündigen, wurde allerdings auch einmal von den Dänen überrascht, welches Gefecht er mit lebhaften Farben schildert. Als der Waffenstillstand eintrat, erhielt er Befehl, sich persönlich zu Wülfingrode zu verfügen, während seine Kosaken bei dem Worow'schen Corps blieben. Er verließ über Talsdorf, wo er einige Tage verweilen mußte — „unter Schutz, Spiel und Rathwillen“ —, nach Lüttich, wo er Wülfingrode fand, der ihm den Auftrag gab, sich zum General Wälow zu verfügen, um zwei Kosakenregimenter, die er ihm geliehen, auf jarte Weise wieder loszumachen, da sie Wälow unter allerlei Vorwänden zurückhalte. Er fand aber dort den Herzog von Weimar, der den Oberbefehl übernommen hatte, und es gelang ihm nicht ohne Mühe, seinen Auftrag zu erfüllen; dabei hatte er die Bekanntschaft Wälow's, den er bewundert, das höchsten Wälfingroder'schen und anderer ausgezeichneten Männer gemacht. In Wülfingrode zurückgekehrt, blieb er einweilen im Hauptquartier. Wülfingrode war ein vortrefflicher Reiter und leidenschaftlicher Jäger, der die Pferde sah nie aus den Augen ließ; gegen die Soldaten war er freundlich und jag vor jedem, der ihn grüßte, den Hut, aber er galt bei ihnen nicht viel, weil er die Wade der Sprache nicht besaß, die der russische Soldat vor allem hoch hält. Der Verfasser macht dabei die richtige Bemerkung, daß man im Kriege die Soldaten nie elektrischen, begeistern,

ke nicht hat, und daß dazu
an ihrem besondern Ein-
beitrag. Diese Gabe hatte
auch der Kronprinz von
Russische übergeben ließ,
darauf die Truppe her-

Wingergrode unbekannter
schicksal des Herres einliefen;
aber Edwinstern an Blücher
mit einigen er unterwegs
lagen zu werden, traf den
glücklich nach Rheims zu
er Verlust hatte ihn betref-
er von Düsseldorf aus, da
kommen lassen, war unter-
m Feinde in die Hände ge-
ang geblieben und versprang
14000 Rubel im Kuffen-
ern, Edwinstern: berechnet

den Gesamtwert auf 80000 Rubel. Das war denn freilich
eine bittere Ironie für die Kriegslage. Doch scheinen ihm
damit die Mittel nicht erschöpft gewesen zu sein, denn er kaufte
sogleich wieder drei Pferde für 6000 Rubel. Auch überließ ihm
Wingergrode, daß von den 2000 Pferden, welche Rußen in
Ordnungen für das Heer requiriert hatte, vier Stück anzuneh-
men. Als Parlamentär erwirkte er dann die zweite Übergabe
von Gollfand, das mittlerweile wieder von den Franzosen besetzt
worden war; dabei erschien aber auch ein preussischer Parlamen-
tär, von Martens, der die abgeschlossene Capitulation mitunter-
zeichnete und sich nachher das ganze Verdienst zuschrieb, worüber
ein unangenehmer Streit und Schriftwechsel entstand, dessen
Documente in den Beilagen des Werks mitgeteilt werden.
Von dem Trefen von Craonne lesen wir, wie Wingergrode
durch seine Abgerungen eine der besten Combinationen Blücher's
zu Ehren gemacht und den Generalen Sadet und Woronzow,
von denen sich der letztere hier ausserordentliche Verdienste ge-
braucht, den meisten Ruhm aufgebracht hat. Bei Laon haben wir
Wingergrode und seinen Stab einquartiert in einem Giebel-
und Terrassen, mitten unter Mahlkügelchen wohnend, den Abend
und die Nacht vor der künftigen Entscheidung „bei köstlichen
Spisen, von des Chevals vorzüglichem Koch sorgsam bereitet,
bei den angenehmen Beinen und einem warmen Ofen“
verbringend. Edwinstern gewann 10000 Rubel und durch Wei-
den noch 400 Louisd'or. Dann folgte die siegreiche Schlacht von
Laon. „Das Charakteristische“, sagt Edwinstern, „war die beson-
dere Hand von Napoleon. Denn obgleich wir um das drei-
fache überlegen waren und eine fast unbewingliche Stellung
hatten, ließen wir uns doch zwei Tage von seinem kleinen Heer-
lein, das man von der Höhe ganz übersehen konnte, in denselben
angreifen und beschließen, ohne es zu wagen, ihn richtig auf
die Flanke zu klopfen.“ Freilich erkaute er den Einfluß an,
den Blücher's Erkrankung hatte und wie nun die selbstständigen
Ereignisse der Corpsführer wieder erwachten und zu klein-
lichen Berechnungen und Behauptungen führten: ein Beweis,
welche lähmende und lährende Kraft unverschobenes Glück hat.
Als Wingergrode später in geheimer Verbindung mit seiner Ge-
neralin Napoleon auf seinem Marsche in den Rücken der Ver-
bündeten folgte, um ihn glauben zu machen, es sei die ganze
Armee, verschleifte ihn Edwinstern, der wie alle Personen des
Hauptquartiers sich eine große Freiheit der Bewegung nahm.
Er schloß sich der Keilerei Korff's an, bei welcher er das den-
kliche Gefecht bei La Fère Champenoise mitmachte. Wir sa-
hen ihn dann wieder bei Woronzow und in der Schlacht von
Paris bei dem Grafen Pahlen. Die Schilderung des Einzugs
von Paris und der Zustände dafelbst, welche Edwinstern aus
vielfacher eigener Erfahrung kennen gelernt, beschließt das Werk.
Seine persönlichen Eindrücke sind präsent genug. Beim Einzuge
sahen, wo sich viele elegante Damen hinzubrachten, sah er eine

schöne Schönheit, die in Gefahr kam, ein Fuß zu ihm auf den
Boden zu setzen, was sie unthun konnte; ihr Beispiel hat
Nachahmung und bald sahen wir ein Dutzend eleganter Damen
auf diese Weise in der Gefahr zu Pferde. Kaiser Alexander be-
merkte es und zeigte es lächelnd dem Könige von Preußen;
Schwarzenberg äußerte: „Wenn es nur halt kein Cabinetsminis-
ter wäre!“ Ueber die Ausgehungen der freien Ringe, die
jetzt den Imperator, ihren Abgott, lockten, sein Standbild mit
dem Strid um den Hals von der Wendeltreppe reißen wollte,
bis eine Abtheilung Gemeiner'scher Garde die Säule schirmend
umstellte, hören wir nichts Ueberraschendes: das bleibt sich im-
mer und überall gleich! Edwinstern, zum General ernannt,
machte allen Festen und Feiern bis zur Abreise der Kön-
igin bei und begab sich dann auf Urlaub nach Karlsruhe.
Eine Fortsetzung, wie der Schluß verspricht, würden wir uns
Freunden willkommen heißen, das Wortwort des Herausgebers,
das uns den Tod des Generals mittheilt, macht uns jedoch dar-
über zweifelhaft.

Von Edwinstern ist am 2. Februar 1858, 82 Jahre alt,
in Petersburg gestorben. Die letzten 25 Jahre seines Lebens
hat er außer Diensten hier zugebracht; er nannte sich scherzhaft
noch seiner kleinen Wohnung den Gremien von der Weide,
seine Freunde aber verglichen ihn mit dem bekannten Grafen
Schlabrendorf in Paris, mit dem er auch im Aussehen einige
Ähnlichkeit hatte, vorzüglich wegen der Kränklichkeit, welche
seine geistliche Unterhaltung auf jedermann ausübte. Er war
in den ersten Jahren ein beliebter Gast und die ausgezeichnet-
sten Personen: Minister, Generale, Diplomaten, Künstler, Ge-
lehrte, selbst gebildete vornehme Frauen besuchten ihn in seiner
Wohnung. Auch fand er in reger Thätigkeit bis zuletzt in
einem ausgezeichneten Briefwechsel nach allen Seiten, und noch
vor Wochen vor seinem Tode hat der Herausgeber das letzte
schriftliche Lebenszeichen von ihm erhalten. Möchte der Heraus-
geber die Materialien zur Fortsetzung der höchst interessanten Bio-
graphie, wenigstens soweit sie Edwinstern's Dienstjahre betref-
fen, in Händen haben, aber der zweite Band schließt ohne den Ver-
mer, den der erste hat, und so werden wir mal darauf verzi-
hen müssen. Jedenfalls hoffen wir die Leser auf ein Werk ent-
werflich gemacht zu haben, das ihnen eine genutzliche Unter-
haltung auf dem sichern Grunde welthistorischer Begebenheiten
bieten wird.

Karl Gustav von Bernad.

Internationale Anthologien.

1. Amerikanische Gedichte. Deutsch von Friedrich Spiel-
hagen. Leipzig, Kitzberg. 1859. 8. 24 Rgr.
2. The poetry of Germany. A selection from the most
celebrated German poets of the two last centuries.
Chronologically arranged and accompanied with an
historical survey of the German poetry from Haßler to
the present time. By F. Aha, author of the New method
of learning the German language. Leipzig, Brockhaus.
1859. 8. 1 Thlr.

Mit dem Ausdruck „internationale Anthologien“ bezeich-
nen wir solche Sammlungen ausgewählter, entweder in der Ori-
ginalsprache oder in Uebersetzungen mitgeteilter Gedichte eines
Volks, welche vorzugsweise dazu bestimmt sind, die Lyrik dieses
Volks unter den andern Nationen bekannt zu machen. Bei
dem gezeigten und sich fortbauend steigenden internationalen
Verkehr der Völker sind in neuerer Zeit solche Sammlungen
immer häufiger geworden. Als das Centralvolk Europas und
als das kosmopolitischste aller Völker sind wir Deutsche, unter
denen die sich immer mehr realisierende Idee einer „Weltliteratur“
ja zuerst ausgebrütet wurde, an solchen Sammlungen besonders
reich. Doch hat es auch das Ausland an Gegenseitigkeit nicht
fehlen lassen. In England bestehen Anthologien deutscher Ge-
dichte in Uebersetzungen in gar nicht so geringer Zahl, unter
denen die von Taylor, Basilvillie, Robertson, Macray, des
Damen Mary Anne Burt, Katharina Windwerth u. s. w.

besonders zu nennen sind, und erst vor kurzem gab der Nordamerikaner Charles L. Drexel eine Sammlung ausgewählter deutscher Gedichte unter dem Titel „German lyrics“ heraus. Die Epik ist eben als der unmittelbarste und reinsten Ausdruck der Empfindung und des Naturinstincts die Allgemeinsprache aller Völker, und die deutsche muß gerade den Engländern um so verständlicher sein, je verwandter der Geist beider Völker und die beiderseitigen Idiome sind. Wir erinnern hier an das interessante Factum, daß der Schotte W. D. Macdonald 1854 in Edinburgh zehn schottische Lieder und einige Lieder von Heber und Poe in rhythmischer Verdeutschung erscheinen ließ (worüber man Nr. 13 d. Bl. f. 1855 vergleichen möge), um dadurch die Verwandtschaft des Schottischen mit dem Deutschen darzutun. Aber selbst in Frankreich bestehen solche Sammlungen, wie die von Gérard de Nerval, Flocon und Paul de Lacour, dessen Anthologie „Bouquet de Lieder“ seinerzeit in d. Bl. ausführlicher besprochen wurde.)

Hierzu kommen die Uebersetzungen einzelner Dichter, wie namentlich in England die Uebersetzungen der Schiller'schen Gedichte vom Bulwer, Johnson, Bowring, der Goethe'schen von denselben Bowring, dann von Aytoun und Martin, welche erst jüngst die Goethe'schen Gedichte und Balladen gemeinschaftlich in ihre Muttersprache übertrugen. Wir nehmen hierbei im Vorübergehen Veranlassung, nachdem wir in Nr. 19 d. Bl. ein ziemlich ungünstiges Urtheil des „Athenaeum“ über diese Compagniearbeit citirt, ein bei weitem günstiger lautes Urtheil der „Westminster Review“ anzuführen. Der Berichterstatter in der „Westminster Review“ bemerkte: „Professor Aytoun's und Mr. Martin's bereits wohlbekannte Uebersetzungen erscheinen hier gesammelt. Die Auswahl beschränkt sich allein auf jene so zahlreichen und doch so vollendeten kleineren Compositionen, welche der große und fruchtbarere Genius Goethe's so verschwenderisch auskrennte. Kräftig und anmuthig, tief und schäfernd, weich und zart, zeichnete Goethe sich in jeder Dichtgattung aus, und viele dieser Gedichte fordern von jedem Leser Bewunderung und Huldigung.“ Der Berichterstatter bemerkt dann, daß man die Anerkennung Goethe's in England hauptsächlich Carlyle verdanke; denn die Uebersetzung seines frühesten Dramas (des „Götz von Berlichingen“) durch Walter Scott habe eben nur dazu gedient, in England, das damals noch wenig Deutsch kannte, Goethe's Namen bekannt zu machen, während man doch geruht gewesen sei, das Hauptverdienst davon dem Uebersetzer zuzuschreiben. Jetzt freilich habe man von fast allen Urzeugnissen Goethe's Uebersetzungen, aber die vorliegende seiner Gedichte und Balladen dürfte wol unter allen den Preis verdienen. Freilich seien nicht alle Stücke gleich gut überföhrt; die des „Erfindung“ z. B. sei „altogether spiritless“ und weit schlechter als irgendeine frühere. „Aber in der unvergleichlichen „Braut von Korinath“, fähret der Berichterstatter fort, „treten die verdienstlichen Verdienste der Uebersetzer bei weitem mehr hervor; dieses Gedicht lieft sich, besonders im Original, obgleich auch das

Englische in vorliegender Uebersetzung ausgezeichnet ist, als habe sich in stiller Nachtwache der Geist der Vergangenheit wie eine Flamme zungen auf Goethe herabgeseht, und er selbst wie von dem Geist antiker Poesie angehaucht.“ Dieses Gedicht, eine der herrlichsten Balladen, die je gedichtet worden, ist dasselbe, über welches Schiller in einem Briefe an seinen Freund Körner die sehr wunderliche Bemerkung machte: „Im Grunde war's nur ein Spaß von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt.“ Wer möchte mit Schiller für einen „Spaß“ halten, was so sichtlich aus der tiefsten Anschauung und dichterischen Stimmung Goethe's hervorgegangen ist? Oede der Himmel, daß sich unsere Dichter nicht oft einen solchen Spaß

Nach die gehen wir zu den Bemerkungen über amerikanisches deutsches Lied der nordamerikanischen Proben. Die Proben sind nicht bekannt, sammtlich sehr dunkel, der Schwierigkeit gering war, e len in Gedicht schwieriger ist vorfallen. Namentlich scheint uns Spielhagen eines der Haupterfordernisse eines Uebersetzers, das darin besteht, die dichterische Eigenthümlichkeit des Originals dichterisch mitzuentwickeln, in sehr anerkennenswerthem Grade zu besitzen. Gleich die Vorzüge W. G. Bryant's, welchen Spielhagen wol mit Recht vorangestellt hat, sind uns noch nie so klar geworden als aus den von Spielhagen überföhren Proben. Wenn auch Longfellow in Deutschland bekannter, der deutschen Weise, namentlich im Liebe, verwandter und in den Formen beweglicher und mannichfaltiger ist, so übertrifft ihn doch Bryant an Tiefe der Reflexion und an Originalität und Energie des Ausdrucks. Als Probe von seiner Dichtweise wie von der Geschicklichkeit des Uebersetzers führen wir hier nur folgende Stelle aus dem Gedicht „Erde“ an:

Und ach! derweil ich doch auch mit die Geliebte Liebe! Ihre Gräber sind Auf deinen Bergen — fern — so fern — und doch, Wie ich, in rauchschwarze Nacht gedrückt, Hier liege bang an deiner treuen Brust — Der Menschen Wiege und der Menschen Grab — Fühl' ich, daß ich umarme ihren Staub. Ha, wie die Stimme donnert! Und ich weiß, Was sie bedeutet, und mein Geist erschrickt. Ob all des Frevels schreit die Erde auf! Ob lauscht der Himmel. Horch! die Gräber all Der armen Herzen, die der Kummer brach: Der Staub der Jungfrau, die betrogen ward — Und ach, den sein Jahrhundert von sich rief — Die Gräber aller, die für Menschenglück Gestrebt und die getödtet hohen und Spott — Die Asche all der Streiter für das Licht — Und das Gehirn der Helden, die im Kampf Für Freiheit fielen, deren todtet Leib Den Hunden, deren Namen man der Schmach Zur Deute ließ — sie alle klagen laut. Die Winkel, wo der abgelegte Slav Zur ew'gen Ruh' sich streckt, wo verscharrt Der Kindheit süße Blumen, die man brach Mit schänder Hand — sie wimmern Leid und bang. Von Schlachtfeldern, wo zum blut'gen Kampf Die Gottesknechte hielten ihre Scharen

*) Eine deutsche Zeitung hatte auf Veranlassung der Paul Schöf'schen Verdeutschung der Gedichte von Giuseppe Sinisi, welche allerdings wohl grüßliche Ausfälle gegen die „Todeschi“ oder vielmehr gegen die Dekretirer, also besonders auch Böhmen, Währen, Kroaten, Slowaken u. s. w. enthalten, die Ansicht ausgesprochen, daß ein Franzose sich niemals so weit erniedrigen würde, deutsche Gedichte, in denen seine Nation mit ähnlichen Schwärmungen überhäuft wurde, als etwas Gutes zu preisen oder zu überföhren. Aber Paul de Lacour hat in seiner Anthologie nicht nur mehrere gegen die Franzosen direct gerichtete Kriegslieder Theodor Körner's, denen überhaupt die hirschwandenden Heber'schen Melodien einig Beliebtheit in Frankreich verschafft, sondern selbst Körner's Blüthenlied überföhrt. Da heißt es denn:

A L'aux dans la plaine, il les a bien reçus!

La des milliers des Français soulaient comme des chèvres.

Où a vu des milliers courtir comme des lièvres etc.

Nach wird Körner im Hornwort wegen seiner feurigen, deutsch patriotischen Gesinnung ausdrücklich hervorgehoben und belobt.

In wilder Nacht — erhebt sich ein Geiſt,
Als ob der rauhen Krieger Leichenheere
In ihrem schweren Schlummer sich bewegt.
Und Klagenlaute ſchallen aus des Noths
Wurzernen Gründen — grausenhafte Märs
Von Schandthaten, die man tief verſenkt
Ins Moosgrab. Und Buſch und Heidekraut,
Und Waldespfade und das kühle Mor,
Und Leich und Stein, Straßen, enge Gaſſen
Von kalten Städten: jezt, da alles ſchweigt,
Die murmeln von Gewaltthat und Verrath.

Auf Bryant folgt Longfellow (von beſſen Gedichten, beſtändig bemerkt, M. K. Niels im Jahre 1857 zu Münſter eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung erſcheinen ließ) mit einer Anzahl von Proben, darunter das ſchöne Gedicht „Der Dorſchmied“, beſſen beide Schlußſtrophen bei Spielhagen lauten:

In Arbeit, Freude, Rummerniß
Geht er die Lebensbahn;
Der Morgen ſieht ein Werk entſtehn,
Der Abend ſieht's geſehn —
Und wer gekrebt und wer geſchaft,
Dem darf der Schlummer naht.

O, Dank dir, Dank, mein würd'ger Freund!
Wel' gödter iſt der Rath:
In der heißen Schmiede des Lebens mußt
Du wirken früh und ſpat,
Auf töndem Ambos hämmern ſeſt
Eine jede feurige That!

Folgendes kleine Gedicht lieſt ſich in der Spielhagen'schen Ueberſetzung ſäherlich wie ein Original:

Die Abendglocke.
Freierlich trauernd,
Die Feidenwaid,
Die Abendglocke
Zu klagen beginnt.

Wäſchet die Lichter,
Kußt Feuer hat Nacht!
Arbeit der Morgen bringt,
Ruhe die Nacht.

Dunkel die Fenſter,
Das Feuer iſt aus,
Still ſind die Waſſen,
Stille das Haus.

Kein Laut in den Kammern,
Kein Ton in der Hall —
Schlaf und Vergessenheit
Überall.

Der nach ihnen beſanntheſte nordamerikanische Lyriker, Edgar Allan Poe, nimmt in dieſer Sammlung die dritte Stelle ein. Unter ſeinen Gedichten iſt von Spielhagen beſonders das ſchöne Lied „Anabel Lee“ ſehr fließend übertragen. Bedauern müßten wir, daß Spielhagen nicht das originellſte Gedicht Poe's „The raven“ überſetzt hat; je ſchwieriger die Aufgabe war, deſto mehr, meinen wir, hätte ſich Spielhagen verſucht fühlen ſollen, ſie zu löſen. Hat doch ſelbſt der oben genannte Schotte Macdonald den kühnen Verſuch gemacht, dieſes in der Form wie im Inhalt ſeltſamſte aller Gedichte zu verdeutſchen: ein Verſuch, der ihm auch, trotz mancher Ungelenkigkeiten und Scotiſmen, verhältnißmäßig beſſer gelungen iſt, als man von einem Nichtdeutſchen erwarten ſollte. Auf Poe folgt W. G. Simms mit der energiſchen Schilderung einer Sumpflandschaft:

Es iſt ein wilder, grauſig-düſtrer Ort.
Hier ſagt kein Vogel in den Bäumen je.
Die jungen Blätter ſelbſt ſind weiß. Umher
Schleift äppig auf ein Unkraut, das die Hand,

Die es zu löſen magt, im Ru bedeckt
Mit Heulen. Aus dem noſſen, ſchlamm'gen Grund
Wächſt die Cyperſſe. In dem faulen Gras,
Verborgn halt, ſchleicht lang dahingekredt
Ein Kalmus, — ſolches Haus ſes würd'ger Gaſt.
Dicht bei dem grünen Schlamm, in dem er liegt,
Erhebt ein Kranich ſeinen dürrn Leib,
Und ſieht und warnt. Ein Sommerentenpaar,
In Angſt geſetzt durch ſeinen leiſern Schrei,
Bricht aus dem Sumpf, mit wunderbarer Gaſt
Dem Führer folgend.

Dieſes düſtre Landſchaftsbild findet ſchließlich in folgenden Pinſelſtrichen ſeine Vervollſtändigung:

Bäume, wild, groſt,
Wie Diebſgeſindel — kinkendes Gefräch,
Die Luſt vergiftend — düſtre Schatten ringt,
Halb Wollen gleich und halb Geſpenſtern, an
Dem Rande lauernd — alſo broht und ſchredt
Der Anſick. Der entſündete Schmetterling
Die reihen Schwingen regend, ſchießt davon,
Und mahnt auch uns durch ſeine eil'ge Nacht,
Nach beſſern Nachtquertier und amuſſchauen,
Als dieſer graue Sumpfsrand gewährt.

Auf Simms folgen William Wallace („Hymnus an den Subſonſus“) und Charles Jenno Hoffman, unter beſſen Gedichten namentlich das erſte „Wo iſt Einſamkeit?“ einen tiefen und echt lyriſchen Gedanken behandelt. Der Dichter ſucht die Einſamkeit, bald im Walde, bald in der Höhle, bald in der Wüſte u. ſ. w., aber er findet ſie nicht. Wo er ſie findet, das ſagt der Schluß des Gedichts:

Daß ſie ſich aus Stromeslauf,
Wenn du wiſtſt einſam ſein!
Weh! ſuch die Menſchen auf.
Dann biſt du doch allein!
Wer fragt nach deiner Luſt?
Wer fragt nach deinem Schmerz?
Wo eine Treuebruderschaft?
Wo ein verwandtes Herz?
Natur mit treuem Arm
Umſing dich allzeit;
Ach, nur im Menſchenſchwarm
Iſt wahre Einſamkeit!

Hierauf folgen Nathaniel P. Willis; Ephraim Peabody („Der Hirtwäldler“); Louis Legrand Noble, von beſſen Gedichten das erſte „Der lahme Knabe“ ſich durch rührende Behandlung eines rührenden Stoffes hervorthut; Park Benjamin, unter beſſen Gedichten ſich ein ſehr ſchönes tieſempfundenes Sonett „An meine Schwefter“ mit dem Anfang: „Du traueſt Schwefterlein! ich werde alt“ befindet; Richard Henry Stoddard, der in dem Gedicht „Leonatus“ einen kleinen Liebesroman von zierlicher und chevalereſker Behandlung liefert, der eher dem Boden der Provence als dem Nordamerikas anzugehören ſcheint; Bayard Taylor, William D. Gallagher, Ralph Hoyt und Ralph Waldo Emerson, der aber die Räthſel von Natur und Gott originell, aber etwas dunkel erſaſt und miraſelt. Am einfachſten iſt das Gedicht „Apologie“ mit dem hübschen Schluß:

War noch niemals ein Dichter —
Jede Plume ſonnt es zeigen;
Und kein Räthſel war ſo ſchwer —
Vogel ſangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
Jeg mir geherrn heim der Stier;
Und das Land, das du beſtellſt,
Gib den Stoff zum weizen mir

Dieſe nordamerikanischen Dichter verdienen in der That in Deutſchland bekannter zu ſein als ſie ſind. Ein Geiſt der Wahr-

mit, Einfachheit und Mannlichkeit zeichnet sie aus; der Ausdruck und die Auffassungswiese haben oft etwas Eigenartiges, Großlich-Nordamerikanisches, was sich bei europäischen Dichtern nicht so findet, und wenn schon ihre Hauptkräfte in der epischen Reflexion und Beschreibung besteht, so fehlt es ihnen doch auch nicht an Gefühl und tiefer rein menschlicher Empfindung. Mögen die Stodmaterialisten unserer Zeit gegen alle und als eine müßige Thätigkeit des menschlichen Geistes eifern und sich bestreben, die ganze Welt in eine einzige politische und nationalökonomische Rechenstube und in ein bloßes Contogeschäft „Soll und Haben“ zu verwandeln; wie für unser Theil kann uns, daß auch jenseit des großen Wassers Lyriker aufstehen, welche das allgemeine Menschliche im Menschen zum Ausdruck bringen, sich der großen europäischen Dichtergemeinde würdig anreihen und in der Wüste des Materialismus, die sich da über die Geister ausbreiten soll, jene freundlichen Oasen bauen und pflegen, ohne die das menschliche Gemüth nothwendig verschmachten und in sich vertrocknen und verdorren müßte.

J. W. v. A. Anthologie deutscher Gedichte mit dem Titel „The poetry of Germany“ ist ursprünglich und vorzugsweise für Ausländer und besonders für Engländer bestimmt, wie deutsch gesagt aus dem englischen Titel und aus dem Umstande hervorgeht, daß die Gedichte zwar nur im deutschen Originaltext abgedruckt sind, die literarhistorische Einleitung aber englisch geschrieben ist. Da der Verfassers Lehrbücher zur Erlernung der englischen Sprache infolge ihrer vortheilhaften praktischen Methode von so großem Anklang im Auslande und besonders bei Engländern gefunden haben, daß sie bereits zahlreiche Auflagen erfahren, und er dadurch ohne Zweifel mit vielen Engländern persönlich oder schriftlich in Berührung gekommen ist, läßt sich auch bei ihm sicherlich eine gründliche Bekanntschaft mit dem poetischen Geschmack des englischen Publikums voraussetzen und darauf die Hoffnung und Erwartung gründen, daß seine diesem Geschmack angepaßte Anthologie bei den Engländern und überhaupt im Auslande großen Theil finden werde. Man hat demzufolge meist nur solche Gedichte abdrucken ausgewählt, welche lehrreichen, rein ästhetischen, glänzenden, strengen oder gefühlvollen und elegischen Charakters und das in der Form gebiegen sind. Die Ballade, die z. B. von Anne Burt in ihren „Specimens“ vorzugsweise begünstigt ist, und die humoristische Gattung sind zwar berücksichtigt, in aber gegen das didaktische oder rein lyrische Genre sehr zurückgefallen. Englische oder das Englische verheißende Freunde deutscher Literatur werden dem Verfasser für die Einleitung, die in 15 Paragraphen eine gedrängte, klare und verständige, mit kurzen Charakteristiken der betreffenden Dichter durchgeführte Uebersicht über Entwicklung deutscher Lyrik seit Haller bis Schlegel gewährt, sehr dankbar sein. Wir erlauben uns nur einige Bemerkungen, die bei einer künftigen Bearbeitung zu beachten oder zu beachten freilich dem Verfasser überlassen bleiben muß.

Hauptwerke Goethe's und Schiller's (von den nur seine poetischen Jugendwerke angeführt werden) hätten wol eine vollständiger Aufzählung erfordert, und Lessing's Dramen genannt zu werden verdient; von Bürger's Balladen wären, er dem „Lied vom braven Mann“, vor allen noch die „Reue“ und der „Wilhe Jäger“ als seine auch im Auslande besterzten zu nennen gewesen; auch hat Bürger nicht eine Uebersetzung der Hilde in Jamben und Hexametern, sondern unsere nur eine in Jamben begonnen; unter den Romantikern müssen wir Fouqué, der die ritterliche Seite der Romantik entschieden ausgeprägt hat und dessen „Undine“ auch im Auslande und besonders in England bekannt ist; unter den schwachen Dichtern besonders Gustav Pfizer und Eduard Mörike; unter den politischen Dichtern Herwegh, der doch nicht wol zu gehen war, unter den humoristischen Dichtern vorzüglich bey und Kopisch. Wir vermiffen ferner die Namen Dingel-Simmermann, Ringg, Rosen, Leopold Scheser, Annette von Re-Philshoff u. s. w. Auch mit manchem Urtheil über

Neuere werden nicht aller Defekt von Redundantical creation of our heißt: „Rückert and I sagt hatte, er bringe Ausdruck und zwar in cal, daß man jugend in poetry“ erreicht) modern German poetry and variety of Reinick and Simrock über Heine einverstanden Heine als Schildknapp Philosoph, als misvergütroverlist) und als fro Charakters, daß jeder von ihm mit Absichten mit seinen lyrischen Ergüssen werden, als man empfinden und fangen diese Einleitung auch der zur Lectüre empfohlen

Anthologie, obgleich vorzugsweise für das Ausland bestimmt, Anspruch darauf, auch in Deutschland gelesen zu werden, namentlich von denjenigen, welchen es darum zu thun ist, von der Lyrik nur stilkliche und erhebende Eindrücke zu gewinnen und an einer solchen Sammlung eine tröstende Begleiterin auf dem nicht immer mit Blumen bewachsenen Lebensweg zu haben. Auch fehlt es ihr nicht an Reichhaltigkeit; denn sie enthält Proben von im ganzen 65 Dichtern.

J. M.

Notizen.

Goethe und Schiller über Alexander von Humboldt.

Auf Veranlassung des Ablebens Alexander von Humboldt's haben die Zeitungen auf das Urtheil Goethe's über ihn aufmerksam gemacht, wie es Edermann in seinen „Gesprächen mit Goethe“ aufbewahrt hat. Edermann fand Goethe eines Tags in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung, in die ein Besuch Alexander von Humboldt's ihn versetzt hatte. „Was ist das für ein Mann!“, rief Goethe aus. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Ähren, wo man überall nur Gefäße unterhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unererschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hierbleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“ Diese warme Anerkennung macht Goethe um so mehr Ehre, da ältere Personen (Goethe war gerade 20 Jahre älter als Humboldt) nicht immer sehr geneigt sind, in so unbedingter begeisterter Weise die Verdienste jüngerer Männer anzuerkennen, wie umgekehrt wieder die Jugend nur zu oft dazu aufgeleitet ist, an den Verdiensten bejahrter Männer zu maßeln.

Höchst eigenthümlich steht gegen Goethe scheint viel weniger bekannte Aeußerung Schlegel's über Humboldt ab, die in einem Briefe Schlegel's an den Rathsherrn von 6. August 1797 enthalte. „Ueber Alexander von Humboldt habe ich viel; ich fürchte aber, trotz aller seiner Tugenden Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nicht (!). Ich kann ihm keinen Funken Interesse abmerken — und wie sonderbar so finde ich in ihm, bei allem ungeheuren! eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist Verstand, der die Natur, die immer an

los aus-
nicht der
scheint
und dabel
hat keine
theil das
die Natur
affen Ge-
imponirt
a Brnder
kann sie,
egleichen;
erworbte
Humboldt
ihm auch
, so kann
u. Sein
nur schar-
aren Ma-
ß es ihm
alles an-
i sucht er

doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen, die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt" u. s. w. Die viel richtiger sagte hier Körner den Begründer der kosmischen Naturforschung auf als Schiller, der in seinem fast unglaublich schroffen Urtheil über Humboldt im Grunde aller neueren Naturforschung und jedem wirklichen Fortschritt derselben den Krieg erklärte!

Zur Ehrenrettung Friedrich Taubmann's.

In Eisleben war im Jahre 1837 eine literarische Gesellschaft begründet worden, welche nach einigen Jahren, bei einer geregeltern Gestaltung, den Namen „Wissenschaftlicher Verein“ erhielt, aber schon 1848 sich auflöste, wie denn in solchen Zeiten das literarische Interesse und das Bedürfnis geistigen Unterrichts leider meist nur zu sehr der politischen Kanakgeister weichen muß. Nach den Statuten des Vereins hatte der jedesmalige Secretär die Obliegenheit, alljährlich am Stiftungstage vor dem Publikum eine Vorlesung zu halten, die zugleich so eingerichtet verlangt wurde, daß sie auch für die theilnehmenden Damen Interesse haben konnte. Die zum Stiftungsfeste 1839 von F. W. Genthe gehaltene ist jetzt, als ein Vorläufer einer Sammlung seiner kleinen Schriften, unter dem Titel „Friedrich Taubmann als Mensch und Gelehrter“ im Gräbner'schen Verlage zu Leipzig erschienen und hat im allgemeinen den Zweck, „den wahren Taubmann von dem Verdachte eines Hofnarren zu befreien“. Auf die auch viel Unbedeutendes und Unrechtes enthaltende antikritische Sammlung von Eherzreden und witzigen Impromptus, die unter dem Titel „Taubmanniana“ bekannt ist, habe, bemerkt Genthe, Gottschck vermöge seiner „höheren Vernunftart“ seine „einsichtige Ausrufung“ gegründet, „Taubmann sei der Stammvater aller deutschen Critikschreiber“, und auf dieselbe Autorität hin habe auch der gelehrte Fißgel, „den Diebemann unter die Lustigmacher“ eingereiht, obgleich die „Taubmanniana“ doch selbst wieder den Beweis geben, daß sich Taubmann nicht als Lustigmacher gebrauchen ließ. Mit einem Quabbling und Hasmann sei Taubmann nicht auf dieselbe Linie zu stellen, wie habe einer der sächsischen Regenten sich einen solchen Eherz erlaubt, wie Friedrich Wilhelm I. es an seinem Hofe mit den genannten Männern gethan; im Gegentheil habe Taubmann der größten Achtung genossen, er würde sonst auch nicht in den 18 Jahren seiner Amtsthätigkeit zu Wittenberg dreimal zum Dean der philosophischen Facultät und einmal zum Rector Magnificus gewählt worden sein. Als Lehrer und Führer der Jugend habe er stets die strengste Sittlichkeit und einen hohen Ernst bewiesen, und wenn er auch gern ein Glas Wein getrunken,

so sei ihm doch übermäßiges Trinken zuwider gewesen. Der damalige Kurfürst von Sachsen sei, wie fast alle sächsischen Fürsten dieser Zeit, Freund der Poesie gewesen und habe Taubmann sowohl seines Frohsinn als in seiner Eipenschaft als Hofpoet gern bei sich gesehen; aber die Behauptung Fißgel's, daß der Titel Hofpoet an einigen Orten und namentlich in Frankreich mit dem eines Hofnarren gleichbedeutend gewesen, finde in Sachsen niemals Anwendung, denn dort habe es lange nach Taubmann Hofdichter gegeben, wie J. W. Johann Ulrich König diese Stelle im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bekleidete, ohne daß je der Begriff des Lustigmachers damit verbunden gewesen wäre; auch auf Frankreich erlaube diese Behauptung keine Anwendung, denn wenigstens Fißgel bringe keine Beweise vor, und niemand sei es eingefallen, den französischen Hofdichter Isaa de Benferade, welcher kurz nach Taubmann lebte, für einen Hofnarren oder Hofstillschmacker zu halten. Jedenfalls wird man einen so witzigen, lustigfertigen Kopf wie Taubmann, der noch dazu seine Impromptus selbst häufig in die elegantesten lateinischen Distichen kleidete, unter unsern gegenwärtigen Professoren vergebens suchen, und was uns aus Genthe's Schriften zu erfahren besonders überraschte, war dies, daß Taubmann die deutschen Dichter des Mittelalters den besten Griechen und Römern an die Seite gesetzt, lang Stellen aus ihnen angeführt und ein fleißiges Studium derselben empfohlen hat. Wenn übrigens der Blick des Lächerlichen, der auf Taubmann's Namen laßt, hauptsächlich von jener Behauptung Gottschck's herrührt, so muß man sagen, daß diesen die Reflexe dafür tüchtig bekräftigt hat, indem auch er eine Fißgel'sche des Spottes und der Satire geworden und trotz aller Fluchwünsche auf seine mancherlei literarischen Verdienste bis in letzter Zeit geblieben ist. Schließlich erwähnen wir noch, daß Genthe's Schriften durch eine reiche Auswahl witziger „Taubmanniana“ für jedermann und nicht bloß für Gelehrte eine anregende Lectüre bildet.

Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.

Man ist in Deutschland nur zu sehr geneigt, den französischen Schriftstellern und besonders Journalisten den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen, zumal wenn der „*Outre-Rhin*“ der Gegenstand ihrer Betrachtung ist. Wir haben jedoch in französischen Journalen Artikel über Deutschland gelesen, die theils wirklich gründlich waren, theils wenigstens das Streben nach Gründlichkeit bewiesen. Zu den Aufsätzen der letztern Gattung gehört unter andern auch ein ausführlicher, an die mannichfaltigste allgemeine Kunstausstellung anknüpfender Artikel von Ch. Berrier in der „*Revue contemporaine*“ wenigstens insofern, als der Verfasser bemüht ist, die Entwicklung der deutschen Kritik, Literaturforschung, Poesie und Philosophie in Zusammenhang zu bringen und die Einwirkung dieser auf die Kunst nachzuweisen. Von den Namen unserer berühmten Kritiker, Philosophen und Dichter fehlt kaum einer. Da sich Berrier aber bis zu einem so beträchtlichen Grade mit der deutschen Literatur beschäftigt hat, so sollen einige Hauptverhältnisse um so mehr auf und man traut seinem Wagnis kaum, wenn man von ihm Lesing einen „*partisan declare du theatre francais*“ genannt findet. In Sachsen der Kunst ist er gründlicher; er geht in seiner Skizze bis zu den ältesten Zeiten der deutschen Kunstgeschichte zurück und charakterisirt im Verlauf seines Artikels besonders Garsins, Schid, Wäcker, Koch, Cornelius, Overbeck, Bährich, Struhs, Heinrich Gehl, Philipp Veit, Schnorr, Kaulbach, Wendell, Schmidt, läßt auch einige Blicke auf die Archypöen der Düsseldorf'schen Schule fallen, darunter auf den unglücklichen Alfred Rethel, „*si tristement atteint aujourd'hui de la même maladie qui a emporté Gerard de Nerval*“. Er nennt Rethel einen großen Künstler, einen Zeichner, „*dont la trempe vigoureuse faisait cocontraint avec la rêverie de l'école*“. Berrier's ästhetisches Urtheil wird freilich deutsche Kenner nicht immer befriedigen, oft sogar verlegen, so wenn er behauptet, daß Cornelius in seinen epischen Fresken in der Glyptothek die Illade „*transcrit*“ habe.

ornatus' „Rechts Gericht“ in der Ludwigskirche dagegen nennt dessen Meisterwerk und fügt hinzu „ce serait une oeuvre admirable dans tous les pays du monde“; auch seine „Vier Eiter aus der Apokalypse“ für das projectirte Campofanto in Paris gelten ihm als „une des merveilles de l'art contemporain“. Kaulbach selbst er sehr hoch; dieser sei „un créateur de toute la force du terme“, er rühmt ihm „abondance, abilité, noblesse, caractère, délicatesse“ nach, nur habe er viel Leichtgläubigkeit und Wissen, und daraus entspringen seine Irrer. Dabei besitze Kaulbach die „ironie incisive, amère, pectante“ Heinrich Heine's; Kaulbach sei, nächst Voltaire, vielleicht das einzige Beispiel jener einander widersprechenden Eigenschaften, vermöge welcher man mit der einen Hand einen Papst, mit der andern eine Satire auf die Menschheit zu zeichnen vermöge. Begreiflicherweise kommt Perrier auch Kaulbach's Feinden an dem Neuen Pinakothek zu sprechen und ist daran nur das anzufügen, daß Kaulbach Caricaturen in mehreren Mitteln Höhe gefertigt habe, was ihm keine glückliche Anerkennung zu sein scheint. Wie viel man übrigens auch Recht von deutscher Seite an dem Artikel Perrier's auszusagen haben mag, so wird man doch nicht viele Deutsche nennen, die mit derselben Kenntnis über die französische Kunst schreiben vermöchten, mit der Perrier über die deutsche gethan hat. Einige allgemeine Bemerkungen über den deutschen Geist, wie die, daß die Deutschen keinen „esprit antique“ haben, einzelne ausgenommen, haben wir schon bei früherer Gelegenheit angeführt. In diesen Ausnahmen gehört denn auch Goethe, von dem Ste-Beuve in demselben Hefte der „Revue“ inr „De la tradition en littérature“ überschriebenen Abhandlung bemerkt: „Möge es mir erlaubt sein, das Beispiel des Mannes aller Kritiker anzurufen, Goethe's, von dem man sagen kann, daß er nicht nur die Tradition, sondern die Vereinigung der Traditionen gewesen; welche von diesen Traditionen war es, ihn beherrschte? das klassische Element! Bis zum Ufer von wo kann ich bei ihm den Tempel Griechenlands wahrnehmen.“ Goethe sich nie in die Wolken verlieren, daß Heiterkeit das abnehmende seines Wesens sei, das, meint Ste-Beuve, rühre, daß seine Vorliebe dem Olymp gegolten. Freilich mußte Olymp, der Sitz der heitern griechischen Götter, zu Zeiten Goethe's Gaaß mit dem Broden, dem Siege des nebelhaften Is und der unheimlichen Herenzunft, wohl oder übel theilen.

H. M.

Bibliographie.

Max Büdinger und die Königshofer Geschwister. Tempel. Gr. 8. 6 Ngr.
 Dalichow, G., Frühlings Nachfeier. Ein Gedicht. in, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 16. 27 Ngr.
 Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen St. Breslau, Hirt. 8. 1 Thlr.
 Diez, Katharina, Onkel Martin. Stuttgart, Gebr. Hin. 8. 22 1/2 Ngr.
 Feuille, D., Ein verräthter Helmann. Roman aus Weltleben. Nach dem Französischen. Potsdam, Schleier. Thlr. 10 Ngr.
 Feydeau, G., Kanny. Die Verirrungen des menschlichen Geistes. Nach der 10ten Auflage des französischen Originals. Berlin, Bieder u. Comp. 32. 7 1/2 Ngr.
 Herkner, F., Hell und Dunkel. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
 Grimme, F. W., Balladen und Romane. Schaffhausen, Juter. 8. 24 Ngr.
 Jagenborff, F., Borussia. Balladen und Legenden aus West-Preußen. Berlin, Lindow. 8. 7 1/2 Ngr.
 Jersch, F., Die Anna-Lise. Schauspiel in fünf Akten. Juri a. M., Sauerländer. 16. 16 Ngr.

Kaspp, A., Herbstlilien. Gedichte. Stuttgart, J. F. Schinkopf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kopp, J. C., Dramatische Gedichte. 3tes Bändchen: Harald und Sigrid. Herzog Karl von Burgund. Mit dem Bildniß des Verfassers. Lucern, Bertschinger. 8. 27 Ngr.

Krahner, H., Eros und Psycho. Stolp, Köting. Gr. 4. 10 Ngr.

Kang, L., Wolfen von Eschenbach. Historischer Roman. Stuttgart, Gebr. Schönlm. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Karcus, Harriet. Anklam, Krüger. Gr. 16. 15 Ngr.

Kerle d'Andignat, J. F., Der Protector und die englische Republik zur Zeit Cromwells. Aus dem Französischen übertragen von J. Merschmann. Elberfeld, Hoffel. Gr. 8. 24 Ngr.

Kiehl, C., Lehrer Born oder: Des Schulmeisters Riffen. Eine Vorgeschichte. Kohnen, Kautenberg. 12. 12 Ngr.

Königsfahrt, J. C., Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Gegenstand der deutschen Nation. Worte der Aufmunterung zu allgemeiner Theilnahme an der Säcularfeier des Geburtstages unseres Schiller, 10. November 1859, allen deutschen Männern und Frauen, sowie der reisenden deutschen Jugend gewidmet. Leipzig, Dyt. Gr. 8. 15 Ngr.

Kußland bei der Thronbesteigung Paul's I. Sittliche und politische Stellung dieses Reiches zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Schend, K., Gedichte. Stuttgart, Schaber. 1860. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Borberger, C. v., Ein Walpurgisstraum. Fulda, Maier. 8. 1 1/2 Ngr.

Deutschland nach die Napoleoniden. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Frage von A. D. Hamburg, Refler u. Melle. Gr. 8. 5 Ngr.

Francke, G., Geld einig, einig, einig! Patriotische Gedichte. Halle, Lippert. Gr. 8. 3 Ngr.

Friske, H. C., Die Aussprache Sr. Königl. Hoh. des Prinz-Regenten von Preußen über die kirchlichen und Unterrichts-Angelegenheiten erläutert und beleuchtet. Zugleich als ein Beitrag zur Ordnung dieser Angelegenheiten. Halle, Lippert. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten. Leipzig, Wob. Gr. 8. 12 Ngr.

Hengkenberg, Ueber die Entlassung des Prof. Dr. Baumgarten in Moskau. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Die beiden Herzoge von Braunschweig und Louis Napoleon. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Kene, F. W., Preußen und Oesterreich gegen Frankreich. Leipzig, C. F. Mayer. Gr. 8. 8 Ngr.

Oesterreich und Frankreich. Zum Verständniß der Situation. Leipzig, Gebel. 8. 5 Ngr.

El Principe de la Paz und die Rheinlinie. Puppenspiel in drei Akten. St. Gallen, Schreilin u. Sollihofer. 16. 9 Ngr.

Ree, H., Ueber Gewissensfreiheit zur Verständigung über unser Streben. Ein Vortrag für das Comité zur Förderung der Gewissensfreiheit am 21. Februar 1859 in der Tonhalle zu Hamburg gehalten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Ngr.
 Eine Stimme aus dem Volke. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Sturmesflänge. Nr. 2. Oesterreichs Leichenstein. Eine Obergabe an's deutsche Volk von C. v. Borberger. Fulda, Maier. 4. 1 Ngr.

Ueber Chescheidung. Mitau, Meyher. Gr. 8. 4 Ngr.
 Wie der Krieg entstand. Geschichtliche Uebersicht der europäischen Verwickelungen seit dem Pariser Frieden. Leipzig, Fock. Hoch. 4. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des neunundzwanzigsten Heftes (Bogen 18—21 des dritten Bandes):

Das Geschüßwesen zur See, mit besonderer Rücksicht auf seine neueste Entwicklung. — Alexis Bréalmont, belgischer Militärschriftsteller. — Joseph Mazzini.

Kleinere Mittheilungen: Armin (Heinrich Friedrich, Graf von). — Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander, Erz. von). — Johann (Christoph Joseph Fabian Sebastian, Erzherzog von Oesterreich). — Stercking (Amalie Wilhelmine).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbstständigen Werth, indem es das Seelenleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

Die Fortsetzung von Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Mannheim, Stuttgart, Weimar und über Auland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

über den Fortschritt des Glaubens an eine stitliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Hansen.

In sechs Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende hochbedeutende Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées“ und Humboldt's „Kosmos“ verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des stitlichen Kosmos), in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ „eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstande“ genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das größte Publikum, keineswegs bloß für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Einleitung in das Ganze enthält, die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt, und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schildert, behandelt der zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens“ sowie „der Arier in Kleinasien und Europa“, und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterverken erläuterte Kulturgeschichte der Aegypter, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, endlich der Römer und Germanen. Der dritte Theil enthält das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Resultat des Ganzen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gannertthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von Dr. F. C. S. Avi-Kallmann.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

In diesem meisterhaften Werke hat der Verfasser, da sich darin nicht bloß als routinierter Polizeimann, sondern auch als wahrer Gelehrter und Denker bewährt, zum ersten mal das deutsche Gannertthum in seiner historischen Ausbildung wie in seiner stitlichen und social-politischen Bedeutsamkeit darzustellen versucht. Daran schließt sich am Ende des ersten Theils eine ebenso neue als werthvolle Arbeit: eine ausführliche Darstellung der Gannertliteratur. Der zweite Theil behandelt das moderne Gannertthum sowie die eigentliche Gannertpraxis und deren zahlreiche specielle Industriezweige, die durch viele Holzschnitte erläutert sind. Der das Werk abschließende dritte Theil, eine specielle Darstellung der Gannertsprache, wird bald nachfolgen.

Für jeden Polizeimann und Criminalisten ist dieses Werk unentbehrlich. Aber auch für Historiker, Alterthumsforscher, Psychologen und Sprachforscher, sowie überhaupt für jeden Gebildeten ist es von größtem Interesse.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 25. —

16. Juni 1859.

Inhalt: Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten. Von Hermann Marggraf. — Religion und Poesie. Von Otto Peubner. — Zur Shakespeare-Literatur. Von Hermann Ulrich. — Literarische Notizen. (Der „Buchmarkt“; Wilhelm Haug's Reiterlied; Alfred Meißner.) Von August Frennberg. — Bibliographie. — Anzeigen.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig. Brockhaus. 1858. 12. 3 Thlr.

Das große und mannichfaltige Interesse, welches diese an Stoff und an pikanten Mittheilungen sowohl aus Frankreich wie aus Deutschland und aus einer literarisch wie politisch bedeutsamen Periode ungewöhnlich reichen Memoiren gewähren, knüpft sich sicherlich mehr an ihren Inhalt als an die Dichterin, die sie niederschrieb. Aber wenn bei jedem andern Werke die echte Kritik nach dem Beispiel Lessing's und Schiller's, Schlegel's und Tieck's die Person des Verfassers nicht ohne dringende Noth in ihren Kreis ziehen und sich möglichst nur an die Sache und die Idee halten wird, so scheint es dagegen bei der Besprechung von Memoiren nicht bloß gerechtfertigt, sondern selbst geboten, sich zuvörderst mit dem persönlichen Charakter des Autors und der Würdigung seiner Anwartschaft auf die Abfassung von Denkwürdigkeiten etwas eingehender zu beschäftigen. Gerechtfertigt, weil sich hier die Persönlichkeit des Verfassers in den Vordergrund stellt und es in der Natur der Sache liegt, daß mit demselben Maß, mit welchem er mißt, ihm auch wieder gemessen werde. Geboten, weil es sich darum handelt, zu untersuchen, inwieweit sein persönlicher Charakter und seine persönlichen Verhältnisse für die Wissenswürdigkeit wie für die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen Garantie gewähren.

Helmina von Chézy hat das Glück gehabt, daß Karl Maria von Weber zu einem von ihr verfaßten, ziemlich unbedeutenden, comique-romantischen Operntext eine vortheilhafte Auktion schrieb, und so hat ihr Name als Verfasserin der „Carpantus“ bis heute einigen Klang behalten. Ihre „Gedichte“, ihre „Gegenstände auf Pilgerwegen“, ihre Erzählungen, die sie unter den Titeln „Staubblumen“, „Aurikeln“ u. s. w. sammelte, selbst ihr früherzeit ziemlich beliebter Roman „Emma's Prüfungen“ sind vergessen oder doch nur wenigen bekannt, obgleich unter ihren Gedichten einige einen recht hübschen echt

lyrischen Klang haben und namentlich ein paar legendenartige Gedichte wie „St. Johannes und das Würmlein“, „Jesus und das Moos“ u. s. w. durch ihren einfach herzlichen Ton sehr ansprechend und auch hier und da noch in Anthologien anzutreffen sind. Sie gehört zu den zahlreichen Nebenläuferinnen und Nebenläuferinnen der romantischen Schule, obgleich sie häufig eine direct moralisirende Tendenz im Stil und Charakter besorgter Tanten oder Gouvernantinnen blicken läßt, wovon die eigentlichen Romanistiker am wenigsten etwas wissen wollten. Auf dauerhafteren Werth haben ihre „Französischen Miscellen“ (1803—6) und ihre zweibändige Schrift „Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I.“ Anspruch zu machen; doch wird auch diese Schriften jetzt schwerlich jemand lesen wollen und zu lesen brauchen, zumal da das Interessanteste daraus, wie wir glauben, in die vorliegenden Memoiren übergegangen ist. Ihre literarischen Verdienste sind es also genau betrachtet nicht, durch welche ihre Memoiren Anspruch darauf haben könnten, Aufmerksamkeit zu erregen und zu verdienen. Auch hat sich ja Helmina von Chézy an der Entwicklung der Literatur als solcher und an ihren höhern Interessen und Zwecken nur sehr wenig betheiligt, da sie nach Art der bei weitem meisten weiblichen Autoren nur Herzensangelegenheiten und zufällige momentane Eindrücke zu verarbeiten pflegte. Sie wandelte nicht auf der großen Heerstraße der Literatur, sondern schlich und spazierte auf Seitenwegen und pflückte hier und da ein lyrisches Blümchen und plauderte mit einem oder dem andern, der ihr gerade entgegenkam. Geriet sie aber zufällig dann und wann auf die große Heerstraße, welche die verschiedenen literarischen Gebiete verknüpft, so waren es mehr Personen als Ideen, welche sie interessirten; oder Ideen und Richtungen sprachen sie nur so weit an, als die Individuen, welche sie vertraten, ihre persönliche Theilnahme erregten. Damit soll aber keineswegs in Abrede gestellt werden, daß ein gewisser natürlicher und sehr lebhafter Instinct ihr oft ganz treffende Bemerkungen über einzelne Literatur- und Kunstschaffungen und über politische und sociale Zustände einflößte, wenn auch freilich nicht alle Urtheile unbedinglich ihr

angehören, sondern bedeutenden Männern und Frauen abgehört sein mögen.

Was aber diesen Memoiren ihr Hauptinteresse verleiht, das sind Helmina's ungemein zahlreiche Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und ihre nicht gewöhnlichen Geschehnisse in Frankreich wie in Deutschland; denn Helmina hat in der That ein so bewegtes Leben geführt, wie nur wenige deutsche Frauen: das unstete Leben einer literarischen Zigeunerin, die nirgends Raht und Ruhe hatte und immer unbehäuselt blieb, weil sie sich an ein häusliches Leben nicht gewöhnen konnte. Erinnere ich mich recht, so beklagte sie sich einmal gegen mich in einer Unterredung über ihren Sohn Wilhelm, daß dieser selbst ihr einmal vorgeworfen habe, sie lebe und handle wie eine Zigeunerin. Wilhelm von Uhézy mochte sich dabei an die Zeit erinnern, in der sie mit ihm und mit Mor immer hundertpaß, um so zu sagen, in den deutschen Landen umherzog, an jene abenteuerlichen Fahrten, die er selbst später in sehr interessanter, aber nicht gerade sehr disziplinierter und pietätvoller Weise im „Morgenblatt“ geschildert hat, in jenen bekannten Skizzen „Aus dem Leben einer Dichterin“, die wie es im Vorwort zu diesen Memoiren mit Recht heißt, „bei der gesamten deutschen Lesewelt ebenso reges Interesse als schmerzliches Erstaunen erregten“. Leider kann der Geist der seligen Uhézy darüber nicht einmal zürnen, denn man erntet keine andern Früchte als man gesät hat, man erntet keine Paradiesäpfel, wenn man Eiesäpfel gepflanzt hat. Aber uninteressant und inhaltslos war dies Leben keineswegs, es hat der Dichterin, wie aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten ja deutlich genug hervorgeht, eine reiche Ausbeute von Erinnerungen gewährt, und so einsam ihr Dasein in den letzten Jahren auch gewesen sein mag — denn das blühende Leben hat eine schändliche Antipathie gegen das hülflose Alter —, so war sie doch sicherlich nie allein: die Gesalten der vielen interessanten Personen, die sie kennen gelernt hatte, der Inhalt der geistreichen Gespräche, die sie geführt hatte, die Bilder der Städte und Gegenden, die sie durchwandert hatte, standen vor ihrem Geiste, trotz des erloschenen Augenlichts, und wir sind geneigt zu glauben, daß gerade während der Zeit, in welcher sie dem Tode entgegensteuerte, ihr Leben durch diese sich in ihrem Bewußtsein concentrirten Bilder und Erinnerungen inhaltsreicher war, als je früher. Helmina von Uhézy hatte auch sicherlich wie wenige das Talent, Bekanntschaften zu machen. Ihre Ungebundenheit gestattete ihr nicht, zu warten, bis man sie aufsuchte, sie führte sich bei Personen von Namen selbst ein und war dann, wie man im gewöhnlichen Leben treffend zu sagen pflegt, „wie das Gieskrüder“. Sie mußte sich — und wir geben zu weiß in der humansten und edelsten Absicht — namentlich früher in alles, selbst in Dinge, die sie gar nichts angingen, und sie betheiligte sich dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten. Leichtgläubig, wie sie war, ließ sie sich von Subalternen und geringen Kruten der Schmei weiß was aufschwätzen, und bestärkte dann die höchsten Behörden mit Vorstellungen, durch die sie nothe-

wendig im Lichte einer zwar harmlosen, aber unbedeuten- den Confusionsrätin erscheinen mußte. In ihrer Keckheit wagte sie sich an die allerhöchsten Personen, welche es zuletzt nicht ausschlugen, der romantischen, jubelnden „Verfasserin der „Guranythe““ Audienzen zu gewähren und sie mit süßen Worten abzuspeisen, die sie bis in den lebendigen Himmel entführten. Ueberhaupt liebte sie es, sich in die Kreise der Vornehmen einzuschleichen oder einzudrängen, ohne deshalb zu verschmähen, auch in die niedrigsten Volksschichten als Gelferin und Retterin aus dem Frenlande hinabzusteigen. Sie war heidisch, Aristokratin durch Geburt und zwei übel gezogene Vertheilungen, und echte Plebejerin, in deren Adern, wie sie selbst zu sagen pflegte, noch das Blut des Hietnamädchens Anna Rulke Karstina, ihrer Großmutter, floss.

Als ich im Jahre 1847 nach Heidelberg gegangen war, um bafelbst an der eben gegründeten „Deutschen Zeitung“ mitzuarbeiten, machte ich auch die Bekanntschaft der Frau von Uhézy, und zwar kam sie zuerst, um „das Handwerk zu begrüßen“, während doch die Initiative hierzu von mir hätte ausgehen sollen. Helmina war schon damals eine Ruine, aber man muß sagen, gerade keine ehrwürdige. Es fehlte ihr das eigentlich Matronenhafte, was freilich bei der jehigen winbligen und überreizten Generation, in welcher der frivole Geist aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., des Regenten und Ludwig's XV. vielleicht mehr Sparen hinterlassen hat als man gemeinhin glaubt, mehr und mehr eine Seltenheit wird. Daher kommt auch zum großen Theil der Mangel an Pietät gegen das Alter bei der Jugend, die dann ihrerseits wieder zu Greisen heranwächst, welche der nächsten jugendlichen Generation auch keine Ehrfurcht einzufößen vermögen. Daher kommt es ferner, daß das Greisenalter in unsern Tagen sich so leicht selbst zur Last wird. Wenn im Theater zu Sparta sich die ganze Versammlung erhob, sobald ein hochbetagter Greis eintrat, wenn in Rom gerade das senatorische Alter der höchsten Ehrerbietung und Verehrung und des höchsten Vertrauens genoß, so sind dies Erscheinungen, welche die Strömung der heutigen frivolen Cultur ziemlich hinweggespült hat. Es gibt auch in der Gegenwart Fälle, daß Greise bis in ihr höchstes Alter die Bewunderung der Welt gebieten sind, doch das sind seltene Ausnahmen; im ganzen kann man aber sagen, daß ein Greis heutzutage fast mehr ein Gegenstand der Duldung und des Mitleids als der Ehrfurcht ist. In wie unsaubere Weise machte sich z. B. von verschiedenen Seiten die Spottlust Luft, als der jetzige König von Preußen einige verdiente Wirtanen der Hofe in seine Nähe berief, um ihnen für ihre letzten Lebendtage bequeme Völkchen unterzuschleichen. Schon von einem Manne, der kaum erst über das mittlere Lebensalter hinaus ist, erwartet in der Regel heutzutage die Welt nicht mehr viel; machte sich doch in einigen Hienverbrannten Köpfen während der ersten Französischen Revolution die Idee geltend, daß alle Männer über 40 Jahre, also in einem Alter, wo die Schwaben erst anzusetzen zu werden anfangen, auf dem kürzesten Wege, d. h. durch die Gull-

hine, beseligt werden müßten! Das erinnert an gewisse wilde Stämme, die ihre Invaliden in die Wildniß auszuweisen pflegen; es erinnert aber auch daran, daß die jetzigen Hauptträger der Cultur, die Gelehrten und Gelehrten, ursprünglich wilde Barbaren waren, und daß dieser Barbismus die Tapete der Civilisation, wie das alte Heidenthum die des Christenthums, von Zeit zu Zeit immer wieder durchbricht. Und doch hat, wie jedes Lebensalter, auch das Greisenalter seine eigenthümlichen Vorzüge und Aufgaben, auch ungerathen daß es an sich ein großes Resultat ist, ein Alter zu erreichen, in welchem sich der Mensch allmählich naturgemäß auslebt, zu welchem Zwecke ja auch die Schriften über „die Kunst, das Leben zu verlängern“, geschrieben und eifrig studirt werden. Ueber welche Schätze von Erfahrungen gebietet nicht ein Greis! Die segensreich kann er durch sie wirken und welchen Stolz sollte ihm nicht dieses Bewußtsein gegenüber der Jüngern, gegen das Alter so oft impertinent auftretenden Jugend verleihen! Nur ist es die Aufgabe des hohen Alters, ruhig, gemessen und würdig zu erscheinen, was nicht eine Jugendlichkeit affectiren zu wollen, die mit seinem naturgemäßen Charakter in einem wirbigen und unangenehmen Contrast steht.

Dies ist nun der Hauptfehler, den man in unserer Zeit so vielen Greisen und Greisinnen machen muß, und er war auch der Fehler Helmina's. Sie affectirte als Jüdlingsin der romantischen Schule in ihren Gesprächen eine jugendliche Lebhaftigkeit, eine genialstrebende sprudelnde Unruhe, die mit ihrem Alter sehr wenig harmonirten. Von jener religiösen Ergebung, die sie in ihren Denkwürdigkeiten zur Schau stellt und die ihr auch auf ihrem letzten Krankenlager zum Troste gereicht haben mag, ließ sich damals in ihren Gesprächen nichts spüren, viel eher trugen ihre oft ganz interessanten Mittheilungen und Bemerkungen einen bisweilen ziemlich frivolsten Charakter. In einer Matrone wird eine gewisse reinliche Freundlichkeit allerdings ebenso wohl thun, als an einem Greise die stille gleichmäßige Heiterkeit, die das Ergebniß resignirter Lebensphilosophie ist; aber bei einem Greise oder einer Greisin würde man doch selbst dem melancholischen Ernste vor dieser Frivolität, dieser Koketterie mit klugem Gespitz den Vorzug geben müssen. Helmina wollte auch noch als Greisin immer noch jene „Schelmina“ spielen, wie, mit nicht sehr wichtiger Veränderung ihres Namens, ihre romantischen Freunde sie zu nennen pflegten, worauf sie sich nicht wenig zugute that. Allerdings mag dieses Schelmische ihr in ihrer Jugend ganz allersüßtest gestanden haben, aber in ihrem Alter bildete es einen Miston in ihrem Wesen. Ohne Zweifel besaß sie ein gutes Herz, sie gab sich ungewonnenen Freunden mit vieler Wärme und ohne Rücksicht hin, sie konnte ihren Freunden sogar Opfer bringen; aber sie verlangte dafür auch viel und wurde ihnen durch zu häufige und zu lang dauernde Besuche nur zu bald lästig. Sie liebte es unter anderm, in sehr später Abendstunde zu erscheinen oder ihren Besuch so lange auszudehnen, bis sie unter trübendem blaßem Wortwand ihre Freunde bewegte,

ihr Nachherschmerz zu gewähren, was dann oft nicht wenig schmerzhaft war. Dabei aber bestand ihre Freundschaft nicht die leichteste Probe, und nach kürzerer oder längerer Zeit folgte in der Regel ein Bruch, der bei ihrem heftigen Wesen auch meist ein unverwundlicher war. Natürlich hielt sie sich nach Art solcher Charaktere stets für die allein Unschuldige, für diejenige, an der man Verrath gelübt hatte. Ihre Denkwürdigkeiten sind reich an Beispielen, welche ebenso viele Beweise für diese unblöthe Seite ihres Charakters sind. Wie die Poete, so scheint überhaupt auch diese Unverträglichkeit in ihrer Familie, wenigstens unter den weiblichen Mitgliedern, erblich gewesen zu sein. Ihre Großmutter wurde bekanntlich von zwei Söhnen geschieden, ebenso ihre Mutter, Helmina selbst aber ließ sich ebenfalls von ihrem ersten Mann scheiden und entließ ihrem zweiten. Gegen ihren Sohn Wilhelm nahm sie eine so feindselige Stellung ein, wie dies wol selten eine Mutter gethan hat. Ich besitze noch ein um die Zeit des Sonderbunds Kriegs geschriebenes Bistum von ihr, dessen interessantesten Theil, weil er für sie bezeichnend ist, ich hier abdrucken lassen will, da ich nicht glaube, daß dadurch ihrem Sohne ein Herzeleid geschieht, eher annehmen darf, daß er darüber lächeln wird. Helmina schrieb mir:

In dem Artikel über die S. D. (Süddeutsche) Zeitung, deren Herausgeber nicht genannt ist, habe ich einmal wieder recht das Walten, das die Vorzeit die Nemesis hieß, erkannt. Seit der Anselme auf entgegengesetzte Bahnen von den meinen hinunterging und dort beharrte, das Mutterherz mit Hassen trat, und durch Schelmfrömmigkeit allem Heiligen und Guten Hohn sprach, ist er der öffentlichen Verachtung (!) verfallen, und ich muß nur zu sehr fürchten, daß er, der seinen Bruder auf dem Gewissen hat, und meine beste Lebenskraft zerstört, vor allem die geistige, auch durch die Umtriebe mit den Sonderbündlern Blut auf seine Seele geladen. Der Kluch dieser Thaten fällt jedoch auf Spindler's Seele! *)

Klingt das nicht fürchterlich? Ist das nicht aber auch eine höchst wichtige historische Mittheilung? Sind wir nicht alle bisher über die Haupturheber des Sonder-

*) Eine andere handschriftliche Reliquie von größerem Werth und gemüthvollern Inhalt besitze ich noch von der Dichterin, ein Sonett, das ich hier mittheile, weil es meines Wissens noch nirgends sonst wo abgedruckt worden:

Der Rosenmond 1844.

O, Mond der Rosen, der bei Lindem Rosen
Die Erde grüßt mit Duft und süßen Narben,
Hienieden kann nicht mehr dein Weh vernarben,
Tod ist dein Rächer, Blut das deine Rosen.

Ein Friedensmann trat lähn bei Sturmestosen
Zu Scharen hin, die um die Hölle wachen,
Wo Tod die Sichel schwang durch Märgel Wachen,
Der Muth' und Frieden den Empfindungslosen.

Woh! kühner Mächtige Hohn brüllt ihm entgegen
Der starr auf Leichen unter Wälderschiffen.
Doch seine klugen Lippen küssen Segen!

Gott des Schmerzens! Del auf Sturmschwegen
Bei des Verzweigen Herzblut, nachstammzogen
Ob Schutt und Trümmern krah' der Friedenbogen.

Helmina gab mir dies Sonett, um es soviel ich mich erinnere in der „Deutschen Zeitung“ unterzubringen, in der ich aber diese Rosenpoete ohne Zweifel sehr sonderbar aufgenommen haben würde.

Handelstriege im Dunkeln geworfen? Die eigentlichen Urheber waren keine andern als — Wilhelm von Chézzy und Spindler; an ihren Händen fließt das Blut, das 1847 in der Schweiz vergossen wurde! Man mußte nur über diese Verwickelungen und die Art und Weise, wie die beiden Romanschriftsteller den Sonderbundkrieg anstellten, Helmina sprechen hören. Gewiß, Helmina war ein würdiges Kind der Romantik, sie lebte in Phantasie- und Phantasieschöpfungen! Sie war außerordentlich leichtgläubig; ihr von ihr innigst geliebter Sohn Max, mit dem sie freilich in kein Verwandschaft mehr gerathen konnte, weil er im Grabe ruhte, gab ihr alle Augenblicke „Zeichen“, sie glaubte an die Wirkung von Liebestränken, an Wahrsagungen, an die Ekstasie, in der sie selbst verwandelt war, und an allerlei Geistesfrucht, und ein gemeinsamer Freund von uns beugte diese Geistesfurcht, um sie von ihren ihm lästig gewordenen Abendbesuchen dadurch zurückzuschrecken, daß er sich als Gespenst verkleidete, sich auf der zu seiner Wohnung führenden Treppe niederlauernte und als sie nun kam ein unheimliches Brummen vernahmen ließ, worauf sie die Flucht ergriff, da ihr Ruf: „Herbe dich weg, Scheusal!“ keinen Erfolg gehabt. Das war zwar ein sehr schlechter Spaß, aber der Freund erreichte dadurch wenigstens seinen Zweck, und noch lange nachher sprach sie mit Schauder von dem „Scheusal“, das sie so schrecklich „angegrungen“ habe. Allerdings schwankte sie in der Annahme, ob dies ein böser oder guter Dämon gewesen; ein guter vielleicht, den ihr ihr Sohn Max in so fürchterlicher Gestalt gesandt, um sie zu warnen und vor irgendeinem Unglück zu warnen.

Seiber gestellte sich zu dieser Leichtgläubigkeit auch ein mit dieser Eigenschaft zusammenhängendes äußerst argwöhnisches Gemüth. Es gab eine Zeit, wo sie in Heidelberg jeden Tag von denen, welche sie bedienten und bei ihr aus- und eingingen, bestohlen sein wollte, aber was ihr auffiel war, daß sie davon nie bei der Polizei Anzeige machte. Den in öffentlichen Blättern noch vor ihrem Lebensende enthalten gewesenem Nachrichten, daß ihr in Osnabrück ihre Dichtungen, Lieder (zu welchem Zweck?), 15 noch ungedruckte Novellen, die, wie ich Grund habe zu glauben, nur in ihrer Phantasie existirten, ihr eigenes Portrait (ein „entzückendes Jugendbild“), ihre Briefe u. s. w. entwendet worden, habe ich deshalb für mein Theil wenigstens keinen unbedingten Glauben schenken können. In ihren Denkwürdigkeiten geht sie in dieser Hinsicht übrigens sehr offen zu Werke. So beschuldigt sie einen pfälzischen Flüchtlings, der den falschen Namen Eitelmann geführt, daß er ihr Juwelen, Goldmünzen und andere werthvolle Gegenstände beinahe vor ihren Augen weggenommen, und daß er im Zusammenhange mit einer ganzen Reihe von Dieben gestanden; so beschuldigt sie einen ehemaligen b. . . . Postsecretär, den Dichter und Schriftsteller S., der „wegen unterschlagener 6000 (?) fl. fünf Jahre im Zuchthause saß“, daß er ihr sieben Kronenthaler aus ihrem „Sack“ genommen; so beschuldigt sie den Verfasser des humoristischen Romans „Prinz Rosa Stramin“, daß er ihr in Paris eine werthvolle, ihr von der Königin

Theresa zum Geschenk gemachte Uhr entwendet habe u. s. w. Wenn sie übrigens in Betreff des ehemaligen Sekretärs und Dichters S. . . . versichert, daß sie diesen ihreres Leben nicht gekannt, sie würde sonst ihren „Sack“ mit aus dem Zimmer genommen haben, so ist das richtig; sie war in sein früheres Leben wie in alle andern Mythen sehr genau eingeweiht und erzählte davon schon lange vor dem angeblichen Vorfall mit sieben Kronenthalern; auch stand sie mit ihm, der sie erst auf meine Anwesenheit in Heidelberg aufmerksam machte, lange Zeit in einem sehr intimen fast täglichen Verkehr, der sich jedoch noch vor jenem Vorfall durch Mißverständnisse und Reibungen von mancherlei Art in gegenseitige Abneigung verwandelte. Man darf übrigens nicht vergessen, daß Helmina infolge ihrer romantischen Schwärmerei bei ihren vielfachen Wanderungen bald da bald etwas an öffentlichen Orten oder bei Bekannten zu milien liegen ließ, wie mir dies in Betreff einer zum beträchtlichen Summe in Papiergeld bekannt ist, da ich dann aber glücklicherweise wieder fand. Wir haben hervor, damit man jenen so argen Beschuldigungen nicht unbedingten Glauben schenke, zumal da dadurch ein Mensch compromittirt wird, der sich nicht mehr zu theiligen kann, weil er schon seit Jahren im Grabe liegt und bereits todt war, als die religiöse Chézzy sich zu scherte, auf ihrem letzten Krankenlager diese schamhaften Beschuldigungen auszusprechen und ihren Memoiren anzuerkennen. Die christliche Gesinnung, welche sie zu Schau trug, hätte sie wol von der Mittheilung solcher bestimmten und leicht erkennbare Personen compromittirten Enthüllungen angesichts des Todes abhalten können, besonders da wol in allen genannten Fällen nur b. . . . bedachtgründe, aber keine Beweise vorlagen. Helmina übernahm gegen Personen, welche nicht den höchsten Eidem und der glänzendsten Schutz der Götter anhängen — denn für diese hat sie meist nur schwächliche Ausdrücke der Verehrung und Vergötterung — insofern sie mit ihnen irgendeinmal in Conflict gerathen so stark und mit so leidenschaftlichen Beschuldigungen, daß wir ihr gegenüber von unserm Grundsatz, in d. . . . Mittheilungen rein persönlicher Art möglichst zu vermeiden, abweichen zu müssen glaubten.

Ist nun die Glaubwürdigkeit einzelner solcher Enthüllungen in diesem Werke, die sich übrigens durch die gereizten persönlichen Ton und durch starken Farbenstrich sehr bald selbst verrathen, stark anzuzweifeln, bleibt des interessanten Glaubwürdigen doch so viel übrig, daß wir die Lectüre dieses Buchs, auch wenn wir die Autorität Warnhagen von Anses für uns hätten, eine höchst anziehende und das Buch selbst als einen recht aus nicht werthlosen Beitrag zur Zeitgeschichte anerkennen, besonders was den ganzen ersten Theil und die erste Hälfte des zweiten betrifft. Die Aphasen ihrer früheren Lebensperiode hatte sie theils selbst geschrieben, theils in ihrem Geiste, wo jene noch nicht gelassen hatten, gründlich verarbeitet; da stand also die Aphasen ihres spätern Lebens suchte sie sich

ihrer Sterbette in einem memoirenartigen Zusammenhang zu bringen, und je mehr sie sich ihrem Ende näherte, desto mehr versagte ihr bezeugtlicher Weise das Gedächtniß, desto mehr heftete es sich an diese oder jene Einzelheit, desto kürzer fertigte sie Bedeutenderes ab, desto ausführlicher ließ sie sich über Unbedeutenderes aus, immer aber noch eine Energie und Lebhaftigkeit des Geistes bewahrend, die unter den Umständen, unter welchen sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, in der That bewundernswürdig sind. Ihr eiferner Wille, an dem es ihr nie fehlte, besiegte, möchte man sagen, die Macht des Todes, dem sie seit lange verfallen war, und die Ohnmacht ihrer körperlichen Organe. Auf die Bemühungen ihres Sohnes Wilhelm von Ghezzy, diese Memoiren geradezu als verlässliche darzustellen, und das Recht der Herausgeberin zu deren Veröffentlichung in Zweifel zu ziehen, brauchen wir wol jetzt nicht mehr ausführlich einzugehen. Gerade die Eigenschaft des Werks, auf die wir oben hingedeutet haben, beweist, daß diese Denkwürdigkeiten zum Zwecke der Veröffentlichung wirklich der „lieben Ruhme“ Bertha Borngräber in die Feder dictirt sind. Wilhelm von Ghezzy selbst wird sich nach näherer Ansicht des Buchs von der unzweifelhaften Authentizität dieser Denkwürdigkeiten hinlänglich überzeugt und zugleich eingesehen haben, daß sie nie weder moralisch noch juridisch zu bestreitende Schenkung der Verstorbenen an ihre Verwandte Bertha Borngräber sind, woraus Helmina derjenigen, die sie in ihren letzten Tagen pflegte und ihr die Augen zudrückte, einen Ertrag für deren vielfache und große, ihre geringe Habe fast erschöpfende Opfer zuzuwenden gedachte. Bertha Borngräber, deren Großmutter Eleonore Borngräber die Schwester der Karoline war, erzählt in der Vorrede, wie sie zu Anfang des Jahres 1853 in den Zeitungen gelesen, daß Helmina von Ghezzy erkrankt, erblindet und verarmt in Genuß läge. Von dieser Nachricht ergriffen schrieb Bertha Borngräber ihr einige tröstliche Worte, woraus sie von Frau von Ghezzy zwei „herrliche“ Briefe erhielt, mit der Aufforderung, wenn es ihr irgend ihre Verhältnisse gestatten, zu ihr zu kommen:

Nähe dich mit Rücksicht und Liebe, und komm zu mir. In deiner Umgebung werde ich neu auflieben, und der Trost deiner freundschaftlichen Freundschaft wird mich erheben und begeistern. Die Last meiner Schwäche ist überstanden, und ich fühle die Quellen des Lebens jetzt schon wieder hervorsprudeln. Wenn du mein Lagerläge sein wirst, wie bald mein Herz, so wollen wir um die Worte dichten und singen wie die Trug-Nachtgallen. Du bist mir nothwendig und eine liebende Seele, die mich umgibt. Wir könnten Schönes zu Tage fördern, und ich hätte den Trost, dir zur Herausgabe meine zu hinterlassenden Schriften zu übergeben. ... In der Nothe wollen wir fleißig sein, du sollst dir auch einen Namen machen.

Immer noch die alte Poetin und Romantikerin! In ihrem ersten Briefe hatte sie auch noch bemerkt: „Ich bin ausgeplündert und leide die bitterste Noth.“

Bertha Borngräber reiste nach Empfang dieses Briefes, „fast mittellos“ wie sie war, mit ihrer kleinen Erbsparnis von Tischstempel bis Genf und fand hier die Aussage der Zeitungen über den hilflosen Zustand Helmina's nur allzu sehr bestätigt. Sie übernahm die Pflege der alter-

schwachen Dichterin, deren Uebel, namentlich heftige Unterleibskrämpfe, an denen sie schon 17 Jahre lang gelitten zu haben wurde, die Hände gräber erz.

Wozu Lüge, deren zugeschriebene Trauerfolgen die Bilder, auszurollen vor ihrer Lüge, ihrer Augenblicke einer Sterblichkeit für dich.

Mitte

Veröffentlichung erlebte Helmina nicht mehr (sie starb am 28. Januar 1856), aber wol noch die Freude, daß Borngräber von Gese, welchem das Manuscript sofort zur Correctur zugesandt wurde, sich über den Inhalt dieser Memoiren in einem an Helmina gerichteten Briefe aufs anerkennendste ausdrückte. Er sagt in diesem Briefe unter anderem:

Das Werk ist mit so muth geschrieben, daß man darin etwas verändern auszuarten scheint, im Vornehmen desselben, im Vornehmen der Abreise rathen, da besteht, ein Zeugniß der Theilung zu sein. Denn Sie haben einen überaus lebendigen mit leichter Hand. Die großen Ereignisse u. Zeit, die bedeutendsten Vornehmen, und die eigenen Weltwunder durchwinden zu fruchtbareren Betrachtungen. Weiß und Ihrem Herzen daß es bei der Erstwelt ein Bertha Borngräber.

Vorlesung dieses Briefes. Weiter möchten wir eine folgende gegen Wilhelm Herausgeberin anführen. Gefühl, daß wieder Wilhelm von Ghezzy es ist der Todten beunruhigte Anklagen und Schmähe haben oben zwar vergriffen, die um so vor dem Erscheinen des nicht weiter zu erwähnen versagen, einige gerade anzuführen, in denen des Buchs durch dessen widerlegenden Ansichten Memoiren in ganz eigen. Er sagte nämlich im

Ein anderer Grund für die Vermuthung der Unschicklichkeit liegt in der Art, wie Helmina zu arbeiten und von ihrem Arbeiten zu reden pflegte. Wenn sie etwas schreiben wollte, meldete sie so vielen Freunden als möglich, es sei der Vollendung nahe. Stosswise arbeitete sie dann mit dem Feuer eines Renz-pferdes, wozu sie vorzugsweise jene Stunden auszusuchen liebte, in denen man sonst zu schlafen pflegt. Der Eifer erlahmte jedoch sehr bald wieder. Wären aber trotz allem Jögern die Denkwürdigkeiten dennoch bei Helmina's Lebzeiten auch nur halb und halb fertig geworden, so würde sie überall nach einem Verleger geschrien haben.

Welche Ausdrücke eines Sohnes, von seiner Mutter zu sagen: sie habe stosswise mit dem Feuer eines „Renz-pferdes“ gearbeitet und sie würde, falls ihre Denkwürdigkeiten bei ihren Lebzeiten nur halb und halb fertig geworden, überall nach einem Verleger „geschrien“ haben! In letzterer Hinsicht ist übrigens zu bemerken, daß, wie die Herausgeberin im Vorwort erklärt, die zur Herausgabe erforderlichen Schritte durch eine Krankheit, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat als Folge der heftigen Gemüthsbewegungen an Helmina's Sterbelager heimgeführt, längere Zeit hinausgeschoben worden seien, so daß sie erst viel später als sie gehofft, die Reise nach Leipzig antreten konnte, um, wie es ihr Varnhagen selbst gerathen, das Werk der Verlagshandlung B. A. Brodthaus anzubieten.

Wir gehen nun zu dem Inhalt der Denkwürdigkeiten selbst über, deren erster Abschnitt sich mit dem Entwicklungsgange und den Schicksalen der Naturdichterin Anna Luise Karschin, der Großmutter Helmina's, beschäftigt. Mit Recht bemerkte Varnhagen über dieses Kapitel in seinem oben-erwähnten Briefe: „Von den frühen Kämpfen der Karschin bis zu ihrem eigenen späten Ringen ist eine Steigerung, der man mit eifrigem Antheil zu folgen gezwungen ist und die einen fast tragischen Eindruck macht.“ Wie interessant ist schon ihr frühestes kindliches Verhältniß mit jenem von der Natur körperlich verwahrlosten, aber mit Geist und Herz begabten Hirtentnaben (er unterschreibt sich in einem spätern Briefe an die Karschin „Johann Christoph Marg Graf“, was wol Margraf oder Marggraf heißen soll), der beim Weiden der Kinder Knaben und Mädchen um sich zu versammeln und ihnen aus Volksbüchern und Volkschriften vorzulesen pflegte, und die kleine Anna Luise zuerst mit geistigem Nahrungsfest versah, indem er überallher Bücher herbeizuschaffen wußte, welche die angehende junge Dichterin abends abholte, um opfischen zu verbergen und vor Tageslicht alles im Hause schlief, darin zu se später berühmt, verkehrte mit den in und gefeierten Dichtern und Gelehrten vornehmsten Gesellschaften die Überdigungen entgegen, aber noch in ihrem und sie, daß jene drei Sommer, die sie als zum funfzehnten Lebensjahre in Gera abgebracht, die schönsten ihres Lebens Mittheilungen werden um so werthvollere Vorgräber der Anselm Anna Luise's zu erzählen wußte, was, bisher un-

gedruckt, ihr von ihrem Vater überliefert worden und nun diesem Kapitel einverleibt ist. Die Luise war bekanntlich zweimal höchst unglücklich verheiratet wurde von beiden Männern geschieden, und es wußte sich von selbst, daß Helmina die Schuld davon theilhaftig und einseitig auf die Männer wirft, welche nicht zu waren, den „Genius“ und „das heilige Feuer“ der Dichterin zu begreifen. Wenn sich ihr erster Mann in Thätigkeiten zu Schulden kommen ließ und ihr zum Karfch, sich dem Dämon des Trunks ergab, so ist es zwar sehr schlimm; aber es läßt sich doch fragen, ob die Luise an diesen Excessen ihrer Männer nicht mitschuldig war. Helmina selbst erzählt, daß die Karschin, am Sonntage, ihre beiden ältesten Kinder in zertrissenen Kleidern in der Stube umherlaufen ließ, während das dritte vor ihr, das vierte noch ganz auf ihrem Schoße saß, brachte sie eine eben in der Stube gehörte Predigt in Verse! Helmina erkennt darin nicht einen Beweis ihres Genies, aber ein armer, facher Schneider heirathet eine Frau nicht um ihres „tischen Genies“ willen, sondern er heirathet sie, weil sie sein Hauswesen in Ordnung hält und, statt zu stören, ihren Kindern die Kleider sticht, statt auf eine Kucke in der Literatur mit Reimen zu klopfen, die Kanne die Strümpfe stopft. Alle Achtung vor dem Genie, auch in der Person eines Frauenzimmers! der Genius beschäftigt sich nicht mit der höchst unbarren Aufgabe, eben gehörte Predigten in Reime zu setzen. Alle Achtung vor der Mutter, die vielleicht Nächte zu literarischen Arbeiten verwenDET, um ein Honorar den Ihrigen zu Hülfe zu kommen; aber Achtung können wir doch einer Frau nicht zollen, die mit gänzlich zweck- und nutzlosen trivialen Reimen abquält, während die Kinder nach Brot schreien und zertrissenen Kleidern gegen den Ordnungssinn der lautest Bragel ablegen. Freilich vertheidigt hier Helmina wie wir später noch sehen werden, ihre eigene die Privilegien ihres eigenen „Genies“. Um so kennenswerth ist es, daß die Verfasserin, bei der wunderbaren des Talents ihrer Großmutter, doch daß sie später in der Vorlese auf falsche Wege gegangen sei; Ramler habe sie mit den Glittern der Poesie umhangen, ihre Schwungkraft gelähmt und sie zu jen einherstreiten gemacht“. Helmina fährt dann „Zum Glück trug sie sein Joch nicht lange, und sie nachher selbst wieder, doch niemals mehr so wie die die Mythologie blieb ihr anhängen, ihr, der rein und innig christlichen und wahrhaft volkstümlichen Natur. Nur hätten wir einige zu harte Ausfälle gegen den sie sogar vornimmt, unbewußt der „Reider“ der schon gewesen zu sein, und Phrasen wie folgende (Ramler) sah auf einem Thronessel von Purpurgold ausgeschmückt, während sie, eine schmetternde hoch in Lüften schwebte“, hinweggewünscht. Sicherlich die Karschin, die niedrigen Umstände, aus denen sie bestand, und die Zeit, in der sie lebte, in Betracht eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, und es ist

der ihren Gedichten einzelne, wenn auch nur wenige, ihre durch Energie sowohl des Ausdrucks als der Em-
 pfindung noch heutzutage überraschen; aber wie fast bei
 den sogenannten Naturdichtern unter den modernen Döl-
 n (seltene Ausnahmen, z. B. Burns abgerechnet) zeigte
 bei ihr der Gang, sich in den herkömmlichen correcten
 Formen der Kunstbildung zu bewegen und sich in künst-
 licher Vornehmheit des Ausdrucks über ihren Stand zu
 erheben, schon lange vor der Zeit, als Namier sie in die
 Welt nahm. Im übrigen enthält dieses Kapitel so
 viele Züge, die zur Kenntniß der damaligen Zeit, ihrer
 Bildung und Sitte von culturhistorischem Interesse sind,
 die Schilderung der letzten Lebensstage der Karfchin
 zugleich rührend und ergreifend.

In diesem Abschnitt des Buchs wird auch der Tochter
 Karfchin, der Mutter Helmina's, gedacht, auf die
 etwas von dem poetischen Talente der Karfchin ver-
 erbt, und auch in diesen Mittheilungen verfolgt Helmina
 ein Ziel, den poetischen Genius im Kampfe gegen
 laiche Verhältnisse darzustellen. Schon im Pensionat
 der Karoline, wie Helmina versichert, „knechtlich zur
 sit angehalten“, „despotisch behandelt“. Mußten doch
 den Stichen „die Füßen gezählt werden“, mußte sie
 „seine seidene Strümpfe“ stricken! Sie wurde dann
 ihrem eigenen Oheim verheirathet, und wir wollen
 glauben, daß dies ein sehr unnatürliches Verhält-
 nis war; wir wollen es in diesem Fall gerechtfertigt
 n, wenn Helmina sagt, Karoline habe „mit bluten-
 deren Herzen das Opfer gebracht, daß ihr tyrannisch ab-
 ngel wurde“. Der Fluch der unglücklichen Heirathen
 t eben durch dieses poetische Geschlecht wie ein un-
 nbares Verhängniß zu gehn. Nach neunjähriger
 wurde Karoline von ihrem Oheim und Vatten ge-
 m, oder wie sich Helmina poetischer ausdrückt, es
 g ihr, „die Kette von sich zu wälzen, unter der sie
 geschmachtet hatte“. Vier Jahre darauf schloß sie
 neuen Band „wider ihre eigene Ueberzeugung, die
 verkündete, sie würde nicht glücklich sein“, nämlich
 ein zweiundzwanzigjährigen von Klenke, Sohn der
 rin von Klenke, einer „abstolzen, ehrgeizigen“
 , welche sich „der Tochter der Karfchin zu Füßen
 sen und unter strömenden Thränen das Leben ihres
 s von ihr erkeht hatte; denn er versagte Arznei
 Nahrungsmittel und wollte sterben, wenn sie nicht
 einlge würde“. Das klingt so romantisch, daß wir
 lauben möchten, hier sel mehr Dichtung als Wahr-
 heit.

Auch diese Ehe wurde gelöst in Folge der In-
 zucht der Majorin, welche in Gegenwart einer Freun-
 dschworen, „ihr Haupt nicht sanft zu legen, bis dieses
 getrennt sei“. Die Familienchronik oder die Ge-
 dichtung fügt dann weiter hinzu: „Mit ihr verbün-
 dalt ihre ränkevolle Tochter und ein unwürdiges sch-
 weid zu diesem Werke der Finsterniß.“ Indes Hel-
 minia zieht „einen Schleier über diese Begebenheiten“, die
 in Mutterstolz zur Waise machte; aber sie theilt
 ericht mit, welches die greise Karfchin an ihrem
 egerstohn richtete und welches mit den Worten beginnt:

Wiederkehren willst du nun?
 Denkst der Tochter zu genießen
 Und in meinem Arm zu ruhn,
 Wenn du erst zu meinen Füßen
 Hundertmal gekauert wärest, und dich
 Einem Wurme gleich gekrümmt,
 Bis du endlich mich
 Hättest umgestimmt?
 O du Falscher, schäme dich! u. s. w.

Schätzbarer als diese Leistung war die Bereitwilligkeit,
 womit die Karfchin von nun an „liebreich ihren kargen
 Dissen mit Tochter und Enkelkindern theilte“. Eine große
 Freude gewährte der alten Dichterin das Wohlwollen,
 womit die Gedichtsammlung ihrer Tochter, der Freifrau
 von Klenke, begrüßt wurde. Helmina bemerkt:

Diese Lieder, welche ein Reichthum, ein Reiz und an-
 dere Compositionen von geschäptem Talent mit ihren Tönen be-
 gabten, erlangten Liebe und Anerkennung und klangen unver-
 gessen durch eine neuere Zeit, vor allen die sapphische Ode „An
 Myrtill“. Unter den Lesern gab es viele, welche die Toch-
 ter aus über ihre Mutter stellten. Man konnte sagen, sie hat-
 ten recht, wenn nicht der Geist der Zeit bei jedem neuen Zeit-
 abschnitt der Kunst eine neue Gestalt brächte und gewissermaßen
 die frühere Zeit zertrümmerte.

Man sieht, daß Helmina diesen Gegenstand mit einer
 ungemeinen Wichtigkeit behandelt, die er ohne Zweifel
 nicht verdient, denn an ursprünglicher Kraft standen die
 Gedichte der Freilin von Klenke sicherlich weit unter denen
 der Karfchin. Doch über den Geniesegen (oder sagen
 wir besser „Geniesuch“?) ihres Geschlechts kann Helmina
 nicht begriffene Worte genug finden. Auch ihre Urgroß-
 mutter, die Mutter der Karfchin, war in ihrer Art ein
 Genie. Helmina schreibt von ihr, die eine Höflichkeitoch-
 ter war:

Ihr Wuchs und graziöse Haltung machten sich auf den
 ersten Blick bemerkbar. Ihre Gesichtsbildung war nicht regel-
 mäßig schön, doch fein und angenehm. Ihr Auge war blau
 und sprechend, ihre Haut weiß und das Haar glänzend schwarz.
 Sie besaß zwei entzückende Talente, die man in dieser Gegend noch
 niemals in solchem Umfange gekannt. Sie sangte unvergleichlich:
 sie hat wie der Vogel über dem Wasser gleichsam nur über dem
 Boden geschwebt. Wenn sie bei Festlichkei-
 ten Zuschauer aus dem ganzen Städtchen her-
 ditzgedrängt an den Fenstern, um sie tanzen
 entzückender war ihr Gesang, selbst noch in ih-
 rigen Jahren. Sie konnte mit unglaublich
 lauter kleinen Ringelreihen die Stimme bis zu
 ler erheben, in lauter neuen unerhörten (!) L-
 allmählich wieder herab und schmolz in einen
 Auch Dichterin war sie, obgleich sie ihre Lieder
 ben konnte. Sie sang oft Lieder, zu welchen
 dien schuf.

Von einem männlichen Mitgliebe ihrer Familie lesen
 wir gelegentlich, er sei „ausgezeichnet in feiner Kunst als
 Buchbinder“ und auch in ihm glühe „der dichterische
 Funke, der beinahe allen Familiengliedern der Karfchin
 eigen ist“.

In dem zweiten Kapitel des ersten Theils macht uns
 Helmina mit ihrer Jugendgeschichte und ihrer ersten Ver-
 heirathung bekannt, wie viele alle Verheirathungen in die-
 sem wunderlichen Geschlecht ein sehr klägliches Ende nahen
 und wie sich von selbst versteht ohne die geringste Schuld

Helmina's. Unregelmäßige Romanlectüre scheint sie, wie so unendlich viele Frauenzimmer in unserer Zeit, schon in früher Jugend verborben und mit der Welt, wie sie ist, auf einen gespannten Fuß gesetzt zu haben. Sie selbst sagt, daß ihr schon früh das Leben „nackt und dürr“ erschienen sei, daß sie Menschen und Dinge erschaut, wie sie sind. Leider produciren unsere meißt ganz andere Menschen als diese; die Welt will einmal belogen sein, die Welt, zuweilen weil sie selbst das, öfter aber mit dem vollen Bewußt-

se auf ihre erste Privatsache etwas ausführlicher zu sprechen kommen, wollen wir noch eines Moments aus ihrer Jugendgeschichte gedenken. Da sie einiges Talent zum Blumenmalen zeigte, wurde sie zu dem berühmten Chodowiecki, über welchen schon in dem vorhergegangenen Kapitel sich einige interessante Bemerkungen fanden, in die Lehre gegeben, ließ sich aber öfter bei seinen Vuchsbretern als beim Meister finden, und Chodowiecki hörte sie in ihrer Leere nicht, weil er bald einsah, daß aus ihr keine Malerin zu machen sei. Hier las sie die damals beliebtesten Romane wie „Karl von Karlsberg“, aber auch Hippel's Roman „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, der, wie sie sagt, mächtig in ihr „gewirkt“. Vieles in ihrem Leben erklärt sich aus der falschen Erziehung, die ihr zu Theil wurde. Sie gesteht selbst, daß ihre Mutter ihr zwar Kenntnisse beibrachte, aber alles versäumte, was dem häuslichen Treiben Schmuck und Bieder gibt und den weiblichen Fleiß durch anmuthige Zwecke spornet und erheitert. Sie und mich sehr, daß ich nie Geduldes, geordnetes, an löblicher Thätigkeit reichhaltiges Familienleben gründlich zu mir zu würdigen.

Wie wurde sie, unreif wie sie war, schon in Lebensjahre an einen Baron Haffner nicht liebte, welche Entdeckung sie aber erst am Hochzeitstage gemacht zu haben scheint, nachdem Haffner am Tage vorher betrunken nach Hause gekommen war. Sie versichert auch, daß sie, als der Bedrängte gekommen, sich in ein Nebenzimmer eingeschlossen und durch die Thüre erklärt habe, sie würde nicht heirathen; erst den eindringlichen Vorstellungen eines Lieutenants von Rastenberg sei es gelungen, sie zu bewegen, daß sie sich trauen ließ. Die Ehe war eine sehr unglückliche: „Haffner verschwendete unnützlich, Schulden wurden gemacht und blieben unbezahlt.“ Indes gesteht sie, daß die Wälle und Pickenicks, zu denen Haffner sie geführt, ihr gefallen hätten; in ihrem weißen Ballkleide, mit dem Kranz in den braunen Locken, sei sie sich wie eine blendende Schönheit vorgekommen, und ihre Gebichte, „die voller Fehler waren“, hätten ihr in Folge der Schmeicheleien, die man ihr darüber sagte, vortreflich erschienen. Dieses lustige Leben endete, wie es gewöhnlich endet, mit gänzlichem Zerfall des häuslichen Glücks. Helmina flüchtete zur Mutter und reichte, als Haffner den Versuch machte, ihren Bruder um ein Kapital von 4000 Thalern

zu betrügen, die Selbstmordklage ein. Helmina erzählt nun eine romantische Geschichte, daß nämlich Haffner vor ihren Augen ein Glas Gift getrunken, wozu sie „glücklich“ habe. Ob sie in dem Augenblick, wo er das Glas leerte, schon vollkommen davon überzeugt war, daß er nur Komödie spiele, geht aus der Darstellung nicht ganz klar hervor. Ueberhaupt läßt sie den ganzen Vorgang in etwas romanhaftem Dunkel, so daß man davon denken kann, was man will. Ebenso dubios ist die Bemerkung: „Viele Jahre nach diesem Vorfall sagte mir ein Freund, mein Bruder sei um das Geld gekommen. Doch ich hoffe, dieser Freund hat sich geirrt. Nie hat mein Bruder über diesen Gegenstand mit mir gesprochen.“ Der Leser weiß also nicht, ob Haffner als ehrlicher Mann dafür besorgt, ihrem Bruder die 4000 Thaler zurückzuerstatten oder ob er ihn darum betrogen habe. Helmina sicherlich wird es gewußt haben; denn das soll sie uns nicht einreden, daß sie über einen so wichtigen Gegenstand, um dessentwillen hauptsächlich sie sich von ihrem Gatten scheiden ließ, niemals mit ihrem Bruder verhandelt haben sollte. Freilich konnte sich bei dieser Stelle ihr Gewissen vielleicht hinter das Wort „gesprochen“ flüchten; denn unser Wissen befand sich dieser Bruder damals gar nicht in Berlin und auch später hat sie ihn wol nur sehr flüchtig gesehen, in Augenblicken, die man sich durch die Erinnerung an eine unangenehme, obgleich wie wir glauben zur Zufriedenheit des Bruders erlebte und überhaupt völlig in den Hintergrund getretene Sache nicht trüben wollte.

Von großem Interesse sind ihre Erinnerungen an Jean Paul, dem sie als seine Verehrerin einen Brief geschrieben hatte, „dessen Anfang vortreflich war, denn er stand wörtlich in Jean Paul's „Hesperus“. Jean Paul antwortete nicht, schrieb aber seinem Freunde Ahlfeldt, derselbe solle ihn zu Helmina führen, wenn er (Jean Paul) nach Berlin käme. Jean Paul kam und sprach auch bei Helmina vor. Sie schreibt:

Jean Paul's Erscheinung hatte nichts Auffallendes; sein einfache Kleidung paßte zu seinem Geist und Wesen. Auf seiner Stirn thronte Licht, auf seinen Lippen Muth und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Blut. Seine Bewegungen waren im Einklang mit seiner Einfachheit und seinem natürlichen Anstand. Vielleicht würde seine Erscheinung einem Unkundigen nichts von seinem Genius verrathen haben u. s. w.

Nie habe sie ihn laut lachen hören, sagt sie weiter, „aber sein Lächeln mit dem Augenstrahl war Frühling“. Die enthusiastische Wärme, mit welcher Helmina noch als Dreißiger über Jean Paul schrieb, macht ihr alle Ehre; aber Jean Paul war auch wol wie wenige Schriftsteller so geeignet, sich überall Liebe und Wohlwollen zu erwerben und sich der ihm gezollten Verehrung würdig zu zeigen. Sie schreibt:

Gütiger und milder war nie eine Größe als er: Gracchus eines Kindes und kindliches Hinnehmen dessen, was von Geringem kam, hat kaum sonst wer auf Erden je in diesem Grade geübt. Er war dabei so hold und herzlich, daß sich Geringste, Milde und Rücksicht von Geringem über uns nicht unterscheiden ließ; denn alles sah er von der schönsten Seite, trug auf alle Erschütterungen die Keinheit und Schinheit und die Fülle inneren Reichthums über. So oft ich ihn sah, und wie oft war das

amals nach 22 Jahre später, kam wie ein ansehnliches Wort gegen Abweichung über seine Lippen.

Das letztere Lob paßt auf so wenige Menschen undamentlich auch auf Schriftsteller (diese „ludibricen dursche“, wie einmal Schiller sie nannte, obgleich auch in seinen Briefen gerade nicht immer sehr bitter war), daß wir es eigentlich mit gesperrten Lettern hätten hervorheben sollen. Um so auffallender war bei der Milde von Paul's die Härte, womit er über Schiller's Dichtungen urtheilte. Helmina sprach einst gegen Jean Paul die Entzücken von „Don Carlos“ und den „Idealen“; überraschte Jean Paul sie durch folgenden Ausspruch, der ihr wehe that: „Schiller ist kalt! Sie fühlen das ja nicht! Sie werden es noch fühlen! Schiller ist eisig, ist ein Eiseischer, nie Sonnenstrahl mit göttlichem Purpurspiel, warmen Wundpuncten; eilen Sie hin, Sie ändern der Blut noch Leben“ u. s. w. Dieser Urtheil Jean Paul's, der sonst, wie Helmina verkündet, über Dichter zu Literatur zu sprechen vernahm, ist um so auffallender, auch Jean Paul zu idealisieren liebte, obgleich seine Idealgestalten allerdings einem ganz andern Gente angehören als die Schiller'schen. Er selbst äußerte sich gegen Helmina über diesen Punkt: „Man wirft mir vor, daß Ideale der Vollkommenheit in den Gestalten dargestellt, ich geschaffen. Nein, ich habe nur Mängel unberührt lassen, die ich nicht schildern wollte.“ Da entsteht nunlich die Frage, ob und inwieweit es einem Romanistiker, der das wirkliche Leben zu schildern vorgibt, ausbleibt sei, an seinen Helden und Heldinnen nur die lauzenden und edeln Seiten hervorzuhohen, ihre Mängel er absichtlich unberührt zu lassen. Helmina selbst beruft einmal sehr richtig:

Man kann Jean Paul den Vorwurf nicht ersparen, daß er Frauen etwas verweichlicht; ihre Ansprüche an häusliches ad zu sehr in die Höhe geschraubt, daß er die bloß häuslichen Frauen, die er die verführten, verachteten, verwaschenen nennt heißt, zu ungerecht behandelt und zu sehr für diejenige eingenommen ist, die seine Schriften lesen und für den Ather glücken.

Dabei ist sie aber doch wieder der Ansicht, daß kein Ather so klar wie Jean Paul die Frauen verstanden. Er verstand sie, besonders aber ihre Neigung und Wohnung, von den Männern nur Guldigungen und weicheleien in Empfang zu nehmen, selbst wenn die ere Stimme ihnen sagt, daß es auf Kosten der Wahrheit geschieht. Daher werden von den Schriftstellern bei heutigen Frauen meist nur solche wirkliche und dauernde Glückhen, welche dieser Hauptleidenschaft des weiblichen Geschlechts genug zu thun wissen. Natürlich vermengen wir Jean Paul nicht mit jenen gewöhnlichen trivialen Complimentmachern, bei denen bloßes Rundwerk ist, was bei Paul doch wirkliche Herzensache war. Er war abig bis zur Leichtgläubigkeit, und Glasperlen, wenn nur funkelten, galten ihm oft für echte Perlen. „Der ein“, bemerkt Helmina, „konnte ihn vermöge seiner Imuthigkeit gewinnend täuschen, vorzüglich wo der Zauber der Jugend und blühender Reize der Täuschung zu 869. 25.

Hülfe kam. Doch die Enttarnung entfreundete ihn bitter, und er blieb auf ewig abgewendet.“

In allen Stellen, in denen sie über Jean Paul handelt, erhebt sich Helmina zu einer Beredsamkeit, wie sonst nie wieder. Niemand, behauptet sie, habe volkräftiger auf das deutsche Gemüth eingewirkt als Jean Paul; er stehe in seinen Dichtungen einsam auf seiner Höhe, er habe keine Vorgänger gehabt und werde keine Nachfolger haben; die Zeit werde seinen Werken noch erst recht entgegenreisen und die meisten seiner sogenannten Absprünge als durch innere Nothwendigkeit bedingte und zum Ganzen gehörige erkennen; innere volle Wahrheit sei ihm über alles gegangen; und was der Unverstand in seinen Dichtungen für Manier halte, sei Eigenthümlichkeit gewesen. Sie sagt weiter:

Kinder waren und blieben ihm das Liebste und Lieblieste auf Erden, und nichts war reizender als wenn er mit Kindern sprach. Innig weisfahrend wie mit einer Jesuofwie schloßte er aus dem Born des Lebens die Bitterkeit unvertilgbarer Schmerzen, aber er war auch gleich mit dem Troste da. Alle seine Nachträge tragen am Rande ihres Horizonts den Schimmer des ewigen Morgens und der Hesperastrahl bringt durch alle ihre Weiten, durch alle Schatten ihres Urwaldes. Er führt in die düstern Höhlen des Jammers ein, doch er zeigt den Sonnenstrahl, der durch die kleine Fensteröffnung in die rauhgeschwätzten Räume fällt und die Wangen kühlt, die der Tod schon umkammert. Er reißt Welten in Trümmer, um einen Himmel zu bauen.

Sie sagt ein andermal:

Noch regieren Wahn und Irthum die Welt, und dem Solche allein wird gehuldet. Recht wie zum Hohn des Glendes erschließt allerorten die Hölle die Schätze des Erdenschofes, nach welchen die Begier schwachend langt, wie Lancelus am Quell, nach welchen die Armut stöhnend frucht und hungernd ringt. Bald wird man nur Millionen auf der einen Seite, Verschmachtende auf der andern und nichts mehr in der Mitte stehen sehen. Damals stöhnt weder Zeit noch Menschen so trabe Verberagungen ein, die Welt war genügsam, Genug und Strube waren noch wohlfeil und leicht zu erlangen; jetzt werden sie erjagt und nichts als sie hat Werth für die Massen. Das Ueberbieten und Steigern aller Genüsse reizert auch die Forderungen der Gemüther. Ein großer Theil der männlichen Jugend gleicht wandernden Leichen, vor der Zeit der Reife tritt die Erschöpfung ein. Derselbe Dunkel, der Gott vom Throne stoßen möchte und sich selbst für göttlich hält, weiß er das Göttliche leugnet, schämt sich tugendhaft zu sein, verspottet jede edle Neigung in andern und drückt die eigene nieder. Wie selten wird dem Beobachter die Freude, rein menschliche Menschen zu sehen. O, es war einst anders, und unter den Besten war Jean Paul einer der Besten. That und Lehre waren bei ihm unzertrennlich. Sein innerer Mensch war von vollendeter Schöpfung; diese hatte er erstrebt, indem er nach Wahrheit rang.

In diesen und andern Stellen, obgleich sie hier und da an zu starkem Auftrag und an Hyperbeln leiden, verrieth sich, meinen wir, ein nicht unbedeutendes Schreibtalent, das sich zugleich lebendig und ungelünstelt auszudrücken wußte. Ueberhaupt fehlte es ihr nicht an Auslagen. Aber es glang ihr wie den meisten talentvollen Schriftstellerinnen: sie beschäftigte sich mehr mit den Personen als mit den Sachen, und Jenen wurden ihr lieb oder verhaßt, je nachdem ihr die Personen, welche sie

aussprachen, ließ aber verhaftet waren; sie schätzte jedes gründliche Studium; nur was im geselligen Verkehr ihr anlag, interessirte sie, nur was sie im Spazierenghen auf dem Wege fand, pflegte sie. Während der Zeit, in der ich sie kannte, las sie so gut wie gar nichts; höchstens daß sie einmal in einer Konditorei einen flüchtigen Blick in die Zeitungen warf. Um die neuen Literaturerscheinungen kümmerte sie sich sehr wenig; überhaupt war ihr die Literatur in ihrer Eigenschaft als geschlossener Organismus, als ein sich consequent fortentwickelnder geistiger Proceß ziemlich gleichgültig; nur was die Literatur an gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen, namentlich aber an directen Beziehungen auf das weibliche Geschlecht und dessen sociale Stellung bot, war ihr von Werth. Zu Hause ließ ihren Erinnerungen hingehen, auch wol ein Liedchen dichten und mit der weiblichen Bedienung hadern, Bekannte besuchen, contertinen, spazieren gehen, zum Frühstück auswärtig ein Schöppchen trinken, das war damals ihr Leben und wird es so ziemlich immer gewesen sein. Man erstaunt, daß aus einem so zerfahrenen, hin- und herirrenden Schmetterlingsdasein doch ein Resultat wie dieses „Unvergessene“ hervorgegangen ist. Aber ihr natürlicher Instinct, ihr beweglicher Geist, ihre ebenso rasche als scharfe Beobachtungsgabe, die Erfahrungen eines langen und interessanten Lebens und die Früchte, welche der Umgang mit so vielen ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts ihrem empfänglichen Geiste abwarfen, deckten die vielen Mängel und Lücken in dem Tapetenwerk ihrer Bildung zu. Indes verfügte sie doch über einen hübschen Vorrath zerstreuter Kenntnisse, die ihr auf ihrem Lebenswege angefliegen waren und mit denen sie im ganzen immer noch besser haushalten wußte als mit ihren Finanzen. Hiermit verband sie eine Theilnahme für politische Angelegenheiten, wie sie bei deutschen Frauen sehr selten gefunden wird.

Nach einer langen Reihe von Jahren sah sie Jean Paul in Dresden wieder: „Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen“, schreibt sie, „und hätte ihn nicht wieder-gekannt. Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen; alles aufgelaufen, ausgebeugt, der Mann und sein Gesicht!“ Eine gewisse Entfremdung findet bei einem Zusammentreffen mit alten Bekannten nach jahrelanger Unterbrechung in der Regel statt; eher lebt man sich in die Eigenthümlichkeiten eines neugewonnenen Freundes ein, als in die Eigenthümlichkeiten eines frühern, die, nach langer Trennung, für beide Theile fast etwas Gespenstisches haben. Erst nach einiger Beobachtung erkannte sie, daß in dieser „aufgelaufenen“ Gestalt doch noch der alte Andeutung Jean Paul stehe, obschon er, wie wir glauben, nicht mehr die frühere Sympathie für Helmina hatte, da ihr jener „Zauber der Jugend“, für den Jean Paul schwärmte, nicht mehr eigen war und das, was sie auf poetischem Gebietem inzwischen geliebt, schwerlich geeignet sein mochte, einem Jean Paul für diesen inzwischen eingetretenen Mangel an jugendlichem Zauber Ersatz zu leisten.

In diesen oft sehr pikanten Berliner Mittheilungen, zu denen unter anderm auch die Erzählung von der wunderlichen Entführung des Fokuleins Ulise von Bielefeld durch Leuchentring oder vielmehr von der Entführung Leuchentring's durch Fokulein von Bielefeld gehört, tritt nebstdem Frau von Genlis eine Hauptrolle. Frau von Genlis lebte damals als Gelliste in Berlin, und Helmina wurde durch ihre Blumenmalerin mit ihr bekannt, zu erlebte schon früh das Vergnügen, daß der Genlis an sie ein französisches Epigramm richtete. Helmina schreibt von ihr unter anderm:

Sie besaß eine Kunst sich angenehm zu machen, wie man selten findet; sie sah aus wie Natur, und sie täuschte die weichen Menschen damit, aber sie schenkte diese auch, weil sie selbst fühlen mochte, wie sehr ihre Maske ihr auf dem Gesicht saß. Junge Personen sah sie am liebsten. Sie empfing mich mit aller Liebslichkeit, die sie ihrem Wesen zu geben vermochte, und erbot mich in meinen Augen auf eine schwindelnde Höhe. Das meine Mutter durch ihre Treuezeitigkeit an mir verstorben hatte, war nichts dagegen. Das Gift der Genlis war viel feiner, viel wirklicher. Nicht um sie herabzuwürdigen sage ich dies alles; sie hatte alle die schönen und großen Eigenschaften, welche ich wol sonst in meinen Schriften gelesenen habe. Der Himmel hat sie reichlich beschenkt, aber die Hölle hatte sie nicht vergehen.

Wenn sie übrigens versichert, die meisten französischen Emigranten, ihre Familien und deren Angehörige hätten die Genlis laut „die Stifterin der blutigen Ozean der Revolution und der ewig fluchwürdigen Ermordung der königlichen Familie Frankreich“ genannt, so vermag mir dies schwer zu glauben; denn was hat Frau von Genlis wol gedacht, geschrieben oder gesagt, wodurch sie sich einen solchen Verdacht und einen so welthistorischen Nimbus zugezogen hätte? Auf das Schicksal Helmina's hatte Frau von Genlis den größten Einfluß, da sie die Veranlassung wurde, daß letztere nach ihrer Scheidung auf den Einfall kam, in Paris ihr Glück zu versuchen und der Frau von Genlis dorthin zu folgen. „O ich hätte in Berlin bleiben, mich redlich bemühen und befehlen sollen, mit meiner Hände Arbeit meine Mutter zu erhalten!“ ruft Helmina aus; aber sie sei, wie sie mit großer Offenheit gesteht, leer und oberflächlich gewesen, ohne einen richtigen Begriff vom Leben und den Verhältnissen und daher auch ohne Ahnung der Gefahr, in die sie ein solches Treiben zu stürzen drohte. Dabei habe sie, wahrscheinlich nicht zu ihrem Glücke, trotz aller Fährten und Abnehmlichkeiten in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen etwas Beständiges gehabt, und so habe man eine Rücksicht gegen sie gelübt, von der sie nicht wisse, „wo die Menschen sie alle herbeikommen hätten“. Kurz, Helmina ging, ohne eigentlich zu wissen, was sie da anfangen sollte, nach Paris und hiermit sind wir bei dem wol interessantesten und inhaltreichsten Abschnitt ihrer Denkwürdigkeiten angelangt. Personen und Zustände nehmen hier sofort größtenteils Verhältnisse an; denn der Gegensatz zwischen Berlin und Paris war damals etwa derselbe wie zwischen Familiengeschichte und Weltgeschichte.

Germann Langstaff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Religion und Poesie.

1. Parabeln aus dem Buche der schätzbaren Werke von Gottfried Heinrich von Schubert. München, literarisch-artistische Anstalt. 1858. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.
2. Hausdrucken für Kinder Gottes. Von H. Siegfried. Berlin, Schlawig. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Hebelbuch. Ein Singspiel. Metrisch übersezt und erweitert. Von G. Schaller Wetzburg, Weidmann. 1858. 8. 15 Ngr.
4. Die Brand der Kirche. Christlich-epische Dichtung von Karl Stieler. Breslau, G. Treves. 1858. 16. 12 Ngr.
5. Geistliche Lieder eines elbischen Zimmermanns aus dem vorigen Jahrhundert. Mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben von Ernst Stähelin. Mit einem einleitenden Vorworte begleitet von Wilhelm Wackernagel. Erlangen, Deichert. 1858. 16. 9 Ngr.

Wir haben an die Spitze unseres heutigen Artikels einen Witzreißer auf dem Gebiet der religiösen Dichtung gestellt; zwar nicht in gebundener Rede, deren sich unser Wissen Schubert niemals beirrt hat, aber dem Geist und dem Wesen nach. Denn gerade das poetische Moment, was seine Wissenschaft und seine Mysticismus durchdringt, hat vielleicht nicht das wenigste dazu beigetragen, um ihm die vollen Früchte zu zuführen, die er sich im Laufe einer langen und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit gewonnen hat. Schubert gehört zu den eigenartigen Originalgeistes, welche dem Materialismus gegenüber ein lebendiges, anschauliches und erfahrungsmäßiger Beweis dafür sind, daß bei der höhern Einheit, in welche das Geistige und Materielle des Menschen zusammenfällt, nicht dem Materialismus, sondern dem Geistigen die Priorität und Herrschaft zukommt. Die vor uns liegende Gedächtnis des bald unauflöslich-jährigen Kindes und bringt es auf das glänzende, daß hier ein geistvoller Dichter einen noch nicht gealterten Geist beherbergt. Denn wenn sich die feinen Gedanken, denen man sich in jeder Parabel begegnet, hier und da nicht als zu wünschen wäre in einem etwas mehr geklärten Rahmen verbergen, und wenn die geistreichen aphoristischen Aufzeichnungen manchmal in eine Polemik übergehen, die mehr von einer mit dem geschriebenen Wort der Offenbarung die Wissenschaft bevorzugen Scholastik als von einer tiefen Gerechtigkeit an sich tragen, so schreiben wir das erstere der ganzen geistigen Anlage und das letztere eher der Zeitrechnung als den Jahren des Verfassers zu. Er sagt am Schluss des Werks: „Die großen Thaten Gottes durch das Wort vom himmel geschehen noch täglich vor unsern Augen; die Macht dieses Wortes wirkt noch ohne Aufhören unter uns fort, und aus an erregendes Wort des Lehrens, das aus solch starker Ueberzeugung von der Wahrheit dessen hervorgeht, was er verkündet, wird in dem Hören die gleiche Ueberzeugung. Das Schattenspiel der veränderten Zweifel und ihre veränderten Widersprüche treiben hinaus aus dem Tempel des Herrn, laß die Sonne selbst hereinstrahlen, und alle Schatten werden sich verlieren.“ Ja wohl; alles an seinem Ort. Darum hätten wir die Polemik auch aus den Schubert'schen Parabeln hinweggewünscht, sie sagt nicht hinein: denn die Parabel wendet sich an das Gemüth, und aller Kampf ist ungenügend; die Polemik wendet sich an den Verstand (oder soll es doch, wenn sie nicht bloß apologetische Rechtfertigung thun will), und tief eingehende wissenschaftliche Diskussionen gehören in wissenschaftliche Schriften, nicht in Parabeln. Also alles an seinem Ort. Denn daß, um auf die vorhin citirte Stelle zurückzukommen, die „veränderten Zweifel“ — eines Lesers zum Beispiel — oder mit andern Worten die gesammte Thätigkeit eines nachsichtig forschenden Wissenschaftlers ebenso gut dazu diene, das Reich Gottes auf Erden zu wehren und die täglich vor unsern Augen fortwirkende Macht Gottes zu verdrängen, wie dies auf der andern Seite durch die vermeintliche Ueberzeugung einer in unsern Augen überlegen, geschieht, das wird aus dieser die Schubert am allerwenigsten in Abrede stellen.

Sehen wir nun, was er in seinem neuen Werk „Parabeln aus dem Buche der schätzbaren Werke“ (Nr. 1) aus bietet. In einer ebenso originellen und tief eingepugneten, wie ansprechenden und anregenden Weise gibt er Schilderungen, in welchen naturgeschichtliche Auffassung interessanter und wichtiger Naturerscheinungen, bald in rein naturgeschichtlicher Darstellung, bald in biographischer oder geschichtlicher Einleitung, die Natur auf Gott, das Materielle auf das Geistige zurückgeführt wird. „Das Wort Gottes und die schätzbare Welt, welche durch dieses Wort gemacht ist, stehen zusammen wie Seele und Leib. In der Natur, als in seinem Leibe, spricht sich das großartige und schätzbare Wort in schätzbare That und Geberde aus.“ Das ist die Grundidee, die überall hervorleuchtet, und mit deren Hilfe die ganze schätzbare Schöpfung durchdringt wird. Der Lauf der Sonne ist wie ein Athmen Gottes; eine symbolische Bewegung geht auch durch die ansehnliche todt Natur, wie denn eine Kette die andere aneinander, der Magnet seine Kraft fortplankt, die Erde selbst ein übermächtig großer Magnet ist und ihr magnetisches Bindeglied, wie wissen nicht, aus welchem allgemeinen Quell der Beträufung im Weltgebäude erhält; der Instinkt der Thiere ist fortwirkendes Gottesgeheim, der über die Erhaltung der Geschlechter wacht; aber nicht das Thier, unter der Mensch, durch den ihm inwohnenden Geist aus Gott, hat sich das Sein und Wesen des Geistes, nicht für seine Gaben allein, einen wahrnehmenden erkennenden Sinn. Das sind einige Gedanken, die wie aus verschiedenen Parabeln willkürlich herausgegriffen haben, und wie beiläufig es, dem Leser nichts Neues zur Probe mittheilen zu können. Allein die Ausführung jedes einzelnen Themas ist so gründlich und anfassend und in allen ihren Theilen so innig und harmonisch verbunden, als daß kürzere Stellen, aus dem Zusammenhang herausgehoben, ein vollständiges Bild darzubieten vermöchten. Indes mögen doch einige Sätze hier Platz finden, um zugleich zu zeigen, wie trefflich der Verfasser es versteht, feinstenartige Zusammenhänge in einfachem Deutsch völlig klar und verständlich zu beschreiben. Wie laßt man an den ersten der obigen Gedanken an und geben eine Schilderung der Centrifugal- und Centripetalkraft, zwei Worte, welche der Verfasser sehr schön zu vermeiden weiß.

„Das Fortschreiten des gehenden Menschen auf seinem Wege besteht durch einen beständigen Wechsel des Widerstehens zum Boden und der Widererhebung. Die Macht der allgemeinen Schwere ist es, welche den ganzen Leib und insbesondere den Boden den anheftenden Fuß hinabzieht nach dem Planeten, der ihn trägt, die eigene Lebenskraft des Menschen erhebt ihn zum Widerstehen auf seinem Wege. Die Schwingungen der Luftwellen, welche der Ton erzeugt, sind für unser klangliches Gehör nach mit Sicherheit erkennbar. Ungleich weniger sind die Schwingungen der Wellen des Meeres, welche nach den Lehren der Physik der Lichtstrahl bei seiner prismatischen Zertheilung in die rothe oder violette Farbe hervorruft. Bei dem Lauf der Weltkörper auf ihrem Bahnen durchdringen sich ohne Aufhören und in einem für unsre Wahrnehmung nicht unterscheidbaren Wechsel der Drang zur Bewegung nach der ausübenden, herrschenden Macht, welche, als Sonne, in der Mitte der Bahn thronet, und die Bewegung des Schwingers, durch welche das geschaffene Dasein in eigener Kraft einhergeht. Diese kommen dem ausübenden Wesen gleichzeitig aus denselben Quell: aus der Macht des Schöpfers, welche wie der Athem in eine lebende Brust, in die Creatur eingeht und aus ihr austritt. Denn der sie durchwirkende Zug der Schwere nach der herrschenden Mitte hin ist der einwirkende, der Trieb zum Fortschritt ist der entgegenstehende Widerstand. Bei den lebenden Geschöpfen unserer Erde besteht folgerichtig überflutet mit der Vollkommenheit oder Kraft des Lebens zugleich auch die Vollkommenheit und Kraft des ganzen Erfinds. So wirkt auch bei den Weltkörpern das Maß der selbständigen Bewegung auf der einen Bahn mit der Bewegung, welche als Zug der Schwere aus der herrschenden Mitte der Mitte kommt. Je mehr die Sonne, desto stärker und tiefer ist die Bewegung der Weltkörper nach dieser hin,

beide kräftiger und schneller aber auch der Fortschritt ihrer eigenen Bewegung auf dem Weg der Bahn."

Es folgt nun der Beweis durch astronomische Thatsachen, und daran knüpft sich die gleichzeitige Deutung, daß, wie in den Harmonien der bewegten sichtbaren Sphären das Welt der anderrunden Sphären und vor Augen liegt, so schon das Leben in der Welt selbige sei, wenn sein inneres, vor der Welt verborgenes Können ein bekändiges Beugen der Demuth und zugleich ein Aufsteigen der kindlichen fruchtigen Liebe vor ihm und zu ihm ist, der das Leben gab.

Sehr häufig sind die Betrachtungen, die sich an Bessel's Forschungen über die großen, unsichtbaren, planetarisch-dunkeln Körper, um welche der Sirius, der Procyon, die Cygnus und der Doppelstern α im Centaurus je ihren Kreislauf beschreiben, anlehnen, und der Uebergang, der vom materiell Unsichtbaren auf doch Gewissen zu dem geistig Unsichtbaren noch Gewissern genommen wird; ebenso die Bemerkungen über das Selbstgefühl und die parabolischen Erscheinungen in der Thierwelt; der Vergleich der ruhenden und schwebenden Magnetnadel mit der Handhabung und Freiheit des Geistes; die Anwendung der Photographie und ihrer natürlichen Wunder auf Gottes Schöpfungskraft und — noch schlagender — auf das Gewissen; endlich die Parallele zwischen der vom Stiefsohn getrennten Lebenslust (wie der Verfasser hier hat Gervasio sagt) und der im Zustande der magnetischen Ekstase bis zu einem gewissen Grade der Entbindung von ihrem Leibe gelangten Seele. Der Verfasser hat jedoch diesen Zustand als einen ungemessenen, meist krankhaften, bemerkt, daß die Seele dabei in jenen Welken und wunderbaren Offenbarungen, welche die bestirnte Krone als göttliche zu preisen pflege, in eine geistige Lebensgefahr gerathe, und erklärt sich entschieden gegen die „Kaserien des hochmüthigen Fürworts, mit welchem die Schwärmer unserer Tage einen Vergleich mit der Geisteswelt, ja mit der Gottheit selbst durch ein kindliches Geketzeln ihrer Psychographen und ähnlicher Dinge zu erzwingen suchen". Ueber das Gellsehen selbst äußert er sich in der Vorrede: „Das magnetische Rührgefühl." Er erinnert an den Kompaß. „Der Pol, nach welchem das Ende der freis schwebenden Magnetnadel hingelehrt ist, liegt von ihr in einer, im Vergleich mit der Länge einer so kleinen Nadel gleichwie unermesslichen Ferne ab, welche, wenn wir den Kompaß von einer höhern Erbschaft hernehmen wollen, für sie eine unsichtbare, unerreichbare ist. Der Kompaß ist in seiner Art und nach seinem Maße gleichsam mit einem Hellglanz begabt worden, welches über die jenseitige sichtbare in eine unsichtbare Welt hindurchleuchtet. Auch die Natur des Menschen, selbst des fleischlichen, kann die Gabe eines solchen Hellglanz empfangen, welches mit einer Klarheit, als könnte es vor Augen da, auch das Licht, was dem Blick durch dicke Scheidewände oder weite Entfernung entrückt ist. Ja selbst das, was noch nicht vorhanden und nicht geschehen, sondern ein Künftiges ist, steht vor diesem Hellglanz wie ein schon Gegenwärtiges und Geschehendes da." Die Betrachtung geht sodann zu Analogien aus der Thierwelt über. Auch das Thier, wiewol unbewußt, kann aus dem engen Kreise seines Besonderen in die weiteren eines allgemeinen entrückt werden; so die Henne beim Brüten, so jene Thiere, die nicht bloß von der Ernährung und Pflege des eigenen Leibes hinweg, sondern die in den Tod geführt würden, damit aus ihnen, wie aus den ausgeblühten Samenbrütern die Saat eines neuen Geschlechts hervorgehe.

Der Vergleich zwischen dem Ferngefühl des Kompasses und dem Fernsehen im Zustande der magnetischen Ekstase hat viel Ähnliches und Gewisses. Der Mensch ist auf jedem Schritt und Tritt von so viel unerklärten Wundern der Schöpfung umgeben, daß wir dem Verfasser, ganz abgesehen von den sogenannten Thatsachen, die Möglichkeit einer gewissen Entbindung der Seele von ihren regelmäßigen Beziehungen zum Leibe gern zugedenken wollen; rathschallig der Frage aber, mit welcher in diesem Staube ihre Kräfte eines allgemeinen allgemeinen Lebens hindurchwirken, möchten wir die Grenzen so eng als

möglich gezogen wissen, und ganz inoffensiv werden wir uns von einem Hellglanz für ein „Künftiges" niemals übergeben können. Man denke nur an Klopstock's „Ursach wird die Freiheit von Handlungen, die der Unwissende selbst nicht vorher mit Gewißheit weiß"; und an Dante's ähnlichen Ausdruck:

Lo contingenza, che fuor del quodero

Dalla vostra materia non si stonda.

Tutto è spirito nel sospetto eterno.

Nonnulla però quod non prende,

Se non tanto del vico, in che si spocchia

Nave, che per corrente già stonda. *)

Und über die Consequenz der Freiheit, mit welcher der Versuch eines Klopstock und Dante selbst die Unwissenheit Gottes nicht zu vereinigen weiß, sollte eine kurzschichtige, krankhaft erregte Menschenkeule hinwegkommen! Doch genug; wir schließen an einer Stelle, in welcher der Verfasser einen Rückblick auf sein eigenes Leben und Streben zu geben scheint:

„Ein schriftgelehrter Geist ließ im Buch der Werk den Inhalt des Wortes der Offenbarung. Und wenn man ihm einen großen Haug zum Nachgehen und Aufsuchen des Wunderbaren zum Vorwurf macht, dann kann man darauf sagen, daß, wenn er so gern nach einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen über und in der Welt des Sichtbaren und Vergänglichen forschte, so sinnlich einfältig sich hing an den Glauben an eine solche unsichtbare Welt, wie an ihre Einwirkung in die sichtbare, es ihm ergötzen konnte wie einem Kinde, das die Stimme des Vaters hört. Es läuft eilig dahin, findet aber den rechten Ort nicht, woher die Stimme kommt, sondern verirrt sich hinter einem andern Busche. Aber es hat die Worte der Stimme dennoch gehört und verstanden, die Worte: Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott!"

Hiermit wollen wir uns von dem ehrenwürdigen Betreuer verabschieden. An zwei Stellen (S. 187 und 204) hat ein vom Nachsehensirrhümer, die jedoch der nachrechnende Leser leicht selbst entdecken und verbessern kann; und an einer ist es noch schlimmer, weshalb S. 224 Gratian zum Sohne Theodosius des Großen gemacht wird. Im übrigen aber können wir wiederholt verkünden, daß das Werk von ungeschwächter Kraft und Frische zeugt, von der wir wünschen, daß sie der Verfasser auch in das neue Decennium seines Lebens mit hindübernehmen und fruchtbar machen möge.

Wir gehen nun von der angeführten zur gebundenen Rede über. Das „Hausgärtchen für Kinder Gottes" von Siegfried (Nr. 2) enthält Johannisblumen, Lorbeerbaum, Orulus Christi, Schneeglöckchen (Neujahrsglocken), Palmen, Passionsblumen, Sonnenblumen (Osterlilien), Trauerweiden (zum Fasttag), Cedern (Himmelfahrtstriebe), Pfingstrosen, Alerblatt, Rosen von Sarra, Brennende Liebe, Kreuzblumen, Nachtsvioletten, Rittersporn (Licht gegen Welt und Teufel), Wellen, Hängebirnen, Gaudium, Noli me tangere (ein Lied auf Logos) und Caritas grandiflora (zwei Psalmen nach Ps. 22, 2. 3.). Die Phantasie des Dichters scheint sich mit der in dieser Nomenclatur liegenden Symbolisierung erschöpfen zu haben; denn abgesehen von den beiden Psalmen, die nach Art der Luther'schen Psalmenübersetzung in Prosa geschrieben und von davidischem Geiste getragen sind, jedenfalls das Werk in der ganzen Sammlung, ist die Poesie nur spärlich in derselben vertreten. Es sind fromme Betrachtungen, aber keine echten Gedichte, was wir hier vor uns haben. Wir hätten gern die gesuchten und oft sonderbaren botanischen Titulaturen in den Lauf genommen, ohne das Rücksicht des

*) „Paradiso", 27, 27 ff.

Der Zufall, welcher über jene Schranken,

Die vom Stoff auch liegt, sich nicht verhehlet,

liegt vorgerückt im eignen Gewand,

Doch so, daß er davon nicht wenig erleidet,

Wie aus dem Tag, in welchem er sich heilegt,

Das Schiff auch, das den Strom hinuntergleitet.

nien Geschmacks zu scharf anzulegen, wenn wir nur den theilweise hochstehenden Benennungen zum Trost das, was man im menschlichen sucht, wirklich gefunden hätten, nämlich Lieder leich den Blumen, den duft- und farbenreichen frischen Kindern der Natur, von denen jedes, auch das einfachste Blümchen, sein eigenes individuelles Leben und seine volle Lebensberechtigung hat, und zwar letztere durch seine selbstständige Entfaltung, durch eine wunderbare Kraft, von der es bis zu den kleinsten Theilchen unabgeschwächt ist, und durch die Harmonie, mit der sich diese Theilchen zum schönen Ganzen zusammenfügen; eine Lebensberechtigung, die ihm in tausendfach höherem Grade zueht, als dem Gedicht, dem diese Vorzüge fehlen. In einzelnen Gedichten der Sammlung wie: „Die stille Nacht“, „Bitte um Beistand“, „Jesus mein Retter“, und in den Nachtwolken, Rittern und Weisheiten zeigt sich theils frischer Kraft, theils hier und da ein poetischer Aufschwung; aber ein Gedicht, welches durch Reinigung der angegebenen Vorzüge die volle Weihe erhalten hätte, haben wir nicht auffinden können, wir wählten denn etwa ein Dichter zu Hülfe kommen und von dem Gedicht „Die stille Nacht“, das aus sechs Strophen besteht, die letzte als Lieb für hinzusetzen:

Dein Tagewerk neigt sich zu Ende,
Das letzte schwere Stäublein naht;
Du fallest alterad deine Hände
Und bittest Gott um Trost und Rath.
Mit Furcht blickst du zum Weltenrichter —
Da wird's in deiner Seele lichter;
Als reiche Ernte dürst'ger Saat
Schaust du des ew'gen Lebens Pracht
Nun durch der Gnade stille Nacht.

Mit diesem konnten wir uns vollständig befriedigen. An äußeren Vorzüge einer leichteren Versifikation und fließenden Reime fehlt es der vorliegenden Sammlung nicht, wiewol sie gerade merkwürdige Trophäen aufweist, als: „Für mein kleines Verzeihen“ und „Kleinläubiger ich bin hier“, auch die unmatig unter dem Reime leiden läßt:

Damit er näherdret blieb
Von dieser Erde Mängel.

Mängel reimt sich nämlich auf Engel, und so mußte die Infinitiv- und Accusativform weichen. Der Dichter weiß, nach den bereits erwähnten zwei Psalmen zu urtheilen, mit Wärme zu schreiben. Wenn er sich in der Prosa auf den Moment der Weihe und in der Composition auf harmonische Entwicklung des einen im Moment der Weihe inneren Grundgedankens beschränken wollte, so würde er, wir glauben, sein Hausgärtchen nicht ohne Erfolg bestellen, jedoch vielleicht besser in ungebundener als in gebundener Rede.

Schuler bringt uns eine neue Bearbeitung des „Hohelieds“ (Nr. 3). Er widmet dasselbe der Jungfrau Maria, die in der Eschatologie allegorisch dargestellt erscheint, und bezieht im Vorworte, „er hoffe eine nicht unvollkommene Gabe seinen zu leisten, welche zwar Freunde der Dichtkunst, aber die Erzeugnisse so vieler Profandichter abgelehrt, sich am Dufte der Poesie zu erfreuen, in neuerer Zeit sich wieder derselben zugewandt, seitdem neuere Poeten angesichts dem Geschmack an stilklicher und heiliger Kunst eine mit oder weniger Geschicklichkeit bereitete Nahrung wieder zu“. Der Dichter gebietet sodann der Schwierigkeiten, die er Arbeit zu überwinden gewesen, schließt mit einer cap benevolentiae, fügt aber besonnen geachtet, an „die Intention des begeisterten Originals“ antwortend, hinzu, daß er wunderbar von oben unterstützt worden sei“. Bei derzeugung von solcher Unterstützung hätte sich der Dichter die cap benevolentiae ersparen können. Nach der mitgetheilten Stelle aus dem Vorwort könnte man sich versucht fühlen,

ihn jener entgegen die u hatten. Di Reichthum neuerer Zeit Blick dem neuen Leben Schule Größe, Die materielle unlich und s jüdischen G Glauben d sphinxhaften nung des i bedeutendste eine Offenb zum Lohne Menschheit ser Idee si Ausichten d bald die Si verstehen; denn die Kirche sei ja der ideale und doch reale Tempel der Seelen, Maria aber die Personifikation der Kirche, kurz es handle sich bei allen Auffassungen um das eine: „die Liebe Gottes zur Menschheit“.

Die Idee an sich ist trefflich. Es läßt sich kein herrlicheres Bild denken, als dem anthropomorphisirten Gott als Bräutigam mit der idealisirten Menschheit als Braut zu vermählen. Wie viel großartiger ist ein solcher Liebesbund der Seele mit Gott als das indische Zurückfallen der Seele in Gott: Rast Erdrückung und Vernichtung des individuellen Wesens Erhebung desselben zur göttlichen Ebenbürtigkeit, Rast Tod höchstes schöpferisches Leben! Idee und Darstellung derselben sind aber zwei sehr verschiedene Dinge. Die Poesie hat die Aufgabe, das Geistliche zu verknüpfen, aber im Gebrauche der sinnlichen Mittel sind ihr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht alles Sinnliche, nicht alles echt Naturgemäße, nicht alles sittlich Gerechtfertigte, ja selbst nicht alles durch die Weihe der Religion Geheilte ist poetisch oder plastisch aussprechbar. Wir erinnern an Montaigne's goldenes Wort: „Telle est la sagesse de la nature, que ce qui ne serait rien sans la loi de la pudeur devient d'un prix infini depuis cette heureuse loi, qui fait le bonheur de l'univers.“ Die hiernach schon dem ersonnenen Liebesgezeugenen ethischen Schranken müssen bei dem religiösen Liebesdoppelt streng eingehalten werden. Wollte es unter dem Vorwande, daß die Tendenz die gebrauchten Mittel rechtfertige, sich von dem allgemeinen Gesetze emanzipiren, so würde es die Regel, daß, je höher der Standpunkt, desto bindender das Gesetz, weil desto gefährlicher die Uebertretung, gänzlich verkennen. Man würde ganz gewiß nur eine Stimme darüber sein, daß das Hohelied die für die Darstellung des Sinnlichen gezogenen Grenzen mitunter überschreite, wenn es nicht in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen worden wäre. Die Inspirations-theorie ist freilich um die Antwort nicht verlegen, obgleich die Synagoge ihre das Gedicht zu konnte dies Be Gnaden: und herrlichsten Au aber meinen, i erst recht schrof daß die ethischen legungen“ viel so ist dies im aus den Cont: der Falk. Sch die ganze Frage über das sonst

großem Scharfsinn und so geradem Anschluß an den biblischen ap., und mit nur sehr wenigen vollständiges Drama gewonnen sich diese Gestaltung ziemlich b. M. f. 1853) an: Chor zwischen Salomo und Sulamith in dieselben im Tempel; Salomo 2, 7; Traum Salomo 8, 5; dann der feierliche Salomo, Sulamith und Gäste von nun aber weicht die Insb. Der Dialog zwischen Salomo und der ersten an die Gäste der ersten Akt. Im zweiten Akt allein und im halben Traum der Frauen bis 6, 1; Scene Salomo bis 6, 9, Abschnitt 1. Salomo hatte sich entfernt, und fürst, als Versucher, zu Sulamith zu Kap. 7, wo ihn Sulamith und an des wiedererwachten Salomo Brust fleht. Die letzte Scene zwischen Sulamith, Salomo und den Frauen schließt mit 8, 4. Der dritte Akt, 8, 5 bis zum Schluß, spielt in Sulamith's Heimat, wohin ihr Salomo gefolgt ist. Im allegorischen Sinn umfaßt der zweite Akt „die Tage nach dem Tode Christi bis zu seiner Himmelfahrt“, der dritte „die Ehre Christi und seiner Kirche bis ans Weltende“. Die allegorische Deutung ist dem Gedankengang nach fast durchaus anspitzend; inwiefern aber rücksichtlich der dazu verwandten Mittel unser obiges Urtheil begründet gewesen sei oder nicht, möge der Leser nach einigen Beispielen selbst beurtheilen. Wir stellen dabei die Auslegung, die am Schluß des Gedichtes angefügt ist, unmittelbar neben die hervorgehobenen Abschnitte und lassen durchweg nur den Bearbeiter sprechen:

„O daß er, daß er mich küßte
Mit dem Kuß des Mundes sein!
Lieblicher sind seine Brüste
Als der angenehmste Wein.“

„Der Kuß ist die höchste Liebeseinigung. Wie groß das Bild der Braut sei, heben schon damit ihre Genossinnen hervor. Sie wird beneidet um seinen Kuß. . . Wer in die innigste Lebensgemeinschaft mit Gott treten will, kann es nicht aus sich, Gott muß mit seiner Gnade den Anfang machen. Werthwärtig ist auch, daß im Hebräischen „küssen“ und „unterweisen“ ein und dasselbe ist. Ohne Erkenntniß keine Liebe. . . „Brüste“ statt Minne, das Concrete fürs Abstracte, bedeutet die wärmste, nicht bloß männlich starke, sondern auch mütterlich zerküßene Liebe. Die Kirche liegt Christo an der Brust und saugt die Milch der Gottheit.“

Sulamith im Prankjale des Frauenpalastes (Harem).

Eingeführt hat mich der König,
Hier in die Gemächer ein.
Ich frohlocke jubelnd;
Streu mich an ihm allzu.

„Sulamith erhebt nun ihre Stimme. Nicht sie, die arme Hirtin, hat sich eingebracht; der König hat sie in sein Serail eingeführt. Die Kirche ist von Christus eingeführt.“

Welchem Koffgespann am Wagen
Pharaos vergleiche ich dich,
Lurcheitauen muß ich sagen,
Neb' von deinen Wangen ich.

„Diese Bilder, obwohl uns fremd klingend, sind doch schön. Das vorher so schwächere Bräutchen wird nun eine anmuthvolle, hohe, majestätische Königin. Sie ist stolz und feurig, stark wie Salomo's edle Kasse am Königswagen, den ihm der Pharao von Aegypten, sein Schwager, gesendet hatte. Aethiopianer sagt Horaz von Lyde, „welche gleich dreißigjährigem Ros-

auf offenen Fluren gaulend spielt und Berührung scheut“ (M. 1) Aethiopianer Theokrit von Helena: „Wie das thessalische Ros im Wagen prangt, so war auch die rosenwangige Helena“ (Idyl. 1) Ihre Wangen werden mit Lurcheitauen verglichen. Die Lurcheitauen rein und feurig sind und nach Verlußt des Seitenhalses nicht mehr sich vermählen, so die unbefleckte Kirche, die alleinige Braut Christi.

Da bist hold, und niemals weilt
Ist von Blumen unser Bett.

„Der Altar der Kirche, das Lager des Bräutigams, ist weilt, immer blühend und grün.“

Wie ein Apfelbaum im Hain
Unter Baldobäumen steht,
Also blühend auch der Baum
In der Wälder Mitte geht.
Ich genieß', mich an ihn schmeigend,
Wie verlangend ich's gesucht,
Unter seinem Schatten liegend,
Die dem Baume süße Frucht.

„Um so viel zieht Sulamith ihren Bräutigam allen andern Männern vor, als ein blühender kuckender, fruchtschwerer Baum den Vorzug hat vor anfruchtbareren Baldobäumen. (Anspielung auf das Kreuz Christi und auf den Apfel im Paradies). Besonders unter Apfelbäumen pflanzen sich die Lurcheitauen zu setzen; der Apfel ist eine Hieroglyphe der Kirche. Schmeigend, Erquickung. Die dem Baume süße Frucht ist die milde Gucharistie, der Fronleichnam, der als Frucht an den Bäumen des Kreuzes hing.“

Seht des Königs Brautbett fertig
Aus der Seidenbäume Frucht!
Silbern sind die Fußgestelle,
Und die Lehne glänzt von Gold;
Purpurn ist der Polster Welle,
Mitten schmückt's die Liebe hoch.

„Das Brautbett ist das Kreuz; es ist aus Seiden, d. h. ewig. Silber ist das Bild der Reinheit. Hier wohnt die Schwester und Brudersliebe. Am Kreuze hat sich die Kirche mit der Menschheit, Christus mit seiner Kirche vermählt. Hier aus geht die Vereinigung der Kirche vor sich, mit der Heiligkeit und Blute, mit seiner Gott's und Menschheit. (Das erste Sacrament der Ehe leiblich, geistig der heiligen Eucharistie). Und diese Minne, sie ist rein wie das Silber, wie das Gold, das ein Bild Gottes ist. Der König Purpur — sein Blut, das ihm vom Leibe rinnt. Rote Liebe, er selbst, die Liebe um der Töchter Jerusalems will. Mag man nun auch Stellen wie die hier ausgewählte andere, noch feinerere, legt der Bearbeiter geschickt den Finger Aminadab in den Mund — im erotischen Liebespiel so gewinnt die Sache doch ein anderes Ansehen, wenn letztere zur Allegorie des Heiligen erhoben wird. Schon die Einanderstellung dieser nach allen Richtungen sich diametral gegenstehenden Dinge, schon die bloße unmittelbare Betrachtung von profan und heilig, von höchstem göttlichem Schmerz und vollster, stark ausgeprägter Sinnlichkeit, wie sie hier in den Purpurpolstern des Harems und dem Kreuz gekreuzigten uns vor Augen gebracht sehen, widersteht gesunden Gefühl; und wenn nun vollends gar etwas Allegorie das eine zum Repräsentanten des andern gemacht so steigert sich die Gefühlsverletzung bis zur Unvergleichlichkeit. Allein auch da, wo die Gegensätze minder scharf sind, wie es uns, als ob damit noch immer viel zu stark gegen sich verstoßen, und als ob durch eine derartige Veranklung Geistigen das Sinnliche nicht, wie dies doch der Zweck d. Geistigen emporgezogen, sondern vielmehr das Geistige Sinnlichen herabgedrückt werde.“

Die lyrisch-epische Dichtung „Die Braut der Kirche“ R. Stelter (Nr. 4) gehört nur insofern zu unsrer

als es sich darin um Bekämpfung eines religiösen Irrthums handelt. Die Braut der Kirche ist ein unglückliches Mädchen, das den Schleier nehmen muß, um ein Weib der Kelter zu sein. Hierdurch wird sie und ihr Gesteht dem Verderben preisgegeben. Der Dichter zeigt aber das Unselige eines vorzeitigen Selbstes nicht bloß am Untergange der Opfer, sondern auch an der späten trostlosen Heue des Waters, der das Gekleid gethan hatte. Die Absicht ist gut, von der Ausführung können wir nicht dasselbe sagen. Die Erfindung ist dürftig, die Darstellung liegt bei hier und da durchscheinenden poetischen Eindrücken doch vielfach das Talent zur Composition größerer zusammenhängender Dichtungen vermissen, und die Form, zwar in ganzen gewandt und fließend, leidet stellenweise (wie z. B. S. 31, 34, 43, 47, 63) an unverzeihlichen Flüchtigkeiten und Härten, ja selbst kennbaren Auslassungen und falschen Conjunctionen.

Wir schließen mit einem bisher unbekannten geistlichen Lied: *Widder des vorigen Jahrhunderts*. Der elssässische Zimmermann, dessen Lieder (Nr. 5) von Stähelin und Wackernagel hier eingeführt werden, heißt Johann Michael Widder; er lebte von 1727–1808, und Wackernagel zählt ihn zu den „ausgewählten, begabten und begnadigten“ Menschen. Nicht eine kühle Stimmung der Zeit, noch die beschränkende Atmosphäre eines ihn rings umgebenden christlichen Lebens, sondern ein plötzlicher Gnadenstrahl sei es gewesen, der dem Dichter über die Offenbarung durch die Natur hinaus den Weg zu der Offenbarung in Christo gewiesen und die seltsame Wiedergeburt in ihm erzeugt habe; und diese zweifache Abgeschlossenheit von der Welt sei bei Beurtheilung seiner geistlichen Liebedichtung, die sich an Erckingen und Paul Gerhardt anlehne und diese Dichter nicht sowohl nach, als verwandtschaftlich wiederklänge, nicht außer Acht zu lassen, um ihr in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln gerecht zu werden.

Ueber die Entdeckung des Dichters und seinen schriftstellerischen Nachlaß gibt Stähelin folgende Auskunft. Ein elssässischer Oekonomie, ein Großsohn Widder's, besitzt noch sechs Bände seiner Tagebücher, die in der Familie fort und fort in Ehren gehalten und gelesen werden. Um sie für weite Kreise fruchtbar zu machen, sandte sie derselbe an das Comité der Tractatgesellschaft zu Basel, und Stähelin erhielt sie, um nach Bestimmung eines Tractats daraus herzustellen. Dies schien ihm unannehmlich, die geistlichen Lieder aber, die den größten Theil der handschriftl. ausfüllten, erregten sein höchstes Staunen, und es schien ihm unrecht, sie in der Dunkelheit zu lassen. Stähelin schickte den Liedern auf Grund einer vom Oekonomie Dichters ihm zugekommenen Lebensbeschreibung eine biographische Notiz voraus, wußte sich jedoch hauptsächlich mit seinem innern Leben beschäftigt und das äußere, namentlich eine Reise nach Ostindien und einen siebenjährigen Aufenthalt in Ceylon, nur andeutet. Alles, was wir darüber hören, ist Folgendes. „Am 22. Januar 1749 landete er nach manchem Abenteuer und nach mancher Verweigerung seiner Erfahrung, die er in den Tagebüchern oft gar ausführlich schildert, auf der Insel Ceylon und trat dort in der Herrschaft Colombo bei einem Meister seines Gewerbes in Arbeit. Sieben Jahre ist er dageblieben; nach seinem innern Leben, wie aus spätern Bekenntnissen hervorgeht, noch ohne wirkliche Erfahrung der sündenvergebenden Gnade und Liebe Christi, aber im übrigen ein was man nennt rechtschaffenes und ehrbares Leben führend und nichts weniger als gleichgültig gegen die göttlichen Dinge. „In jedem Orte, wohin ich auf meinen Reisen kam“, sagt er selbst, „besuchte ich überall zuerst die Kirche.“ Nach der Natur erfreute ihn bereits am meisten, wenn er sie als die Schöpfung Gottes betrachtete. Seine Tagebücher sind voll von recht ansprechenden Beschreibungen der Naturwunder, das ihm auf diesem Gebiete in der fremden Zone vor Augen trat; mancherlei Abbildungen finden sich daneben, die ihn unbeschreibliches Talent verrathen, und hier und da steht schon ein geistlicher Liebesvers dazwischen oder ein Ausruf über die

gögendienstlichen Religionen, die er rings um sich her in Uebung sah.“

Gedwöhnt führte ihn in im fernem Lande gebotene d sein Handwerk zur Kunst zu Uhren aus, versuchte sich allfische, geographische und a höchste Alter strebsam, mit Erfindungen und Verbesserungen gebieten, und freute sich no „die Welt doch immer geschfassen Anlagen, Thätigkeiten „erhielten nun aber erst ihwiesame Bedeutung für de Dicht, „das alle Menschen seiner Seele aufging, und tes und zu Gnaden ange Waters zu werden. Die tr Wort der Wahrheit mehr e des Evangeliums kaum no daran getragen haben, daß seiner vielfachen Empfängli sein vierzigstes Jahr dahingefachen und von ihm zu e wie sich auf die Frage eines die große Umgestaltung sein aller Wunder, die Mengebu vollzogen habe, und hieran stige Entwicklung und die d gesprochenen Momente gekarakterisirt. Die Form, in wird je nach dem religiösen minder anzusehen. Stähelin der reiche Herr, dem es glei fen, auch auf die Zeugnisse Segen legen.“ Es fragt sich, ob es nicht besser wäre, wenn die „Still ganz besor zensersfahren doch, wenn Wohlthäter eine Ausd schenbrüder denn das l christlichen Form auf Christen u erfüllt, sei theilnehmend einer froh. pflegt und jung und Last nur dichters de Einfachheit manchmal zeigt sich welcher der

Schon hier mein Jesus schmeckt u. s. w. — oder eine Wortspielerei, wie in der „Wunderbetrachtung“ und in dem Schluß: „Die Schönheit Christi“, das sonst manches Schöne enthält.

Der Herausgeber hat, wie Wackernagel mit vollster Billigkeit bemerkt, das Dargebotene nicht allein aus der alterthümlich und ländlich fehlerhaften Schreibung in unsere Rechtschreibung übertragen, sondern auch im übrigen noch die Hülle darangelegt; und es scheint uns am Plage, gegenüber der großen Vorliebe,

mit welcher man von manchen Seiten her das alte geistliche Lied auch zum praktischen Gebrauche in völlig unveränderter Form wiederhergestellt wissen will, auf eine so bedeutende Autorität wie Bachernagel, dem gewiß niemand eine Geringschätzung des Alten zur Last legen wird, hinzuweisen. Er erklärt sich auf das bestimmteste dagegen, daß es Pflicht des Sammlers sei, „alle störenden Härten, alle Sprachwidrigkeiten, alle Miß- und Unverständlichkeiten, alle die Mängel des Kunstern, die nur von menschlicher Unbeholfenheit oder von einem entarteten Geschmack der Zeit verschuldet sind, unangestastet stehen zu lassen“ und begründet dies in folgender Weise:

„Die Gemeinde und die Kirche im Land haben andere Bedürfnisse als der Sprach- und Literaturhistoriker, und gerade der Literaturhistoriker weiß, daß der Volksgefang (und der Gesang in der Kirche soll doch wol ein Volksgefang sein!) von jeher aus gelebt und weiter gelebt hat, indem er mit Geschichten wuchs und wechselte, und daß in solch lebendiger Weise schon der erste Anfang unseres evangelischen Kirchenliedes aus dem Grunde des Volksliedes fortgelebt, daß Luther selbst mehr als ein seiner Lieder mit Umänderung aus ältern, schon vor ihm gesungenen geschöpft hat. Es war es dem Grundsatz nach, wenn auch nicht überall in der Ausführung, ein Verdienst des hannoverschen Liederbuchs von 1647, daß hier zuerst wieder mit Bewußtsein unternommen ward, das Kirchenlied den übrigen Fortschritten der deutschen Dichtkunst nachzubringen: jetzt aber, wo die belletristische Bildung noch viel allgemeiner, wo irgend wie auch der Niederste von ihr berührt ist, wäre es doppelt anrecht und ein Unrecht gegen die Kirche und das Kirchenlied selbst, eigenmächtig hier an allem, auch dem Wichtigsten, auch dem Bestehten der Uebersetzung, nur weil es so überliefert ist, zu haften und damit diejenige Art der Dichtung, die allen andern vorzuleuchten sollte, dem Vorurtheil und der Geringschätzung preiszugeben, diesen Bach des Lebens abzukümmern gegen die übrige Literatur, deren Strömung er verläßt.“

(Otto Meißner.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Shakspeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes mit vollständiger Varia lectio bis auf Rome. Reicht einer Einleitung über den Werth der Textquellen und den Verdacht Shakspeare's. Von Tycho Mommsen. Oldenburg, Stalling. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift unseres gelehrtesten Kenners der ältern englischen Literatur und Sprache ist für die Originalwerke des großen Dichters, den Deutschland gleichsam adoptirt hat und unter die eigenen Söhne rechnet, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir nicht den Versuch machen sollten, auch in weitem über die Gelehrtenzunft hinausgehenden Kreisen Interesse für sie zu erwecken. Sie bietet uns freimweg eine neue Ausgabe von „Romeo und Julia“; sie liefert vielmehr nur den vollständigen kritischen Apparat zu einer solchen, und es handelt sich mithin um die Frage, ob und wie weit auch bei neuern Dichtern kritische Ausgaben ihrer Werke ein Bedürfnis sind und ob insbesondere zur Herstellung einer solchen Ausgabe Shakspeare's auch deutsche Gelehrte mitwirken dürfen und können. Oben weil es sich darum handelt, werden viele der Schrift unabsehend den Mäßen lehren. Denn sie kößt nicht nur auf die allgemeine Gleichgültigkeit unserer Zeit für alle Dinge, an denen kein sogenanntes praktisches Interesse haftet, sondern auch auf ein hartnäckiges Vorurtheil,

daß um so schwerer zu bekämpfen ist, als es scheint, d. h. gegenüber dem Mißbrauch und den Uebertreibungen der philologischen Kritik, recht hat. Dies Vorurtheil nimmt verschiedene Gestalten an, je nach der Bildungsstufe derer, die es haben. Wir wünschen zwar, sagen die einen, Shakspeare nicht zu lesen, sondern zu hören, sondern auch in einem klaren, gewaschenen und geläuterten Text, wozüglich wie er aus der Shakspeare's selbst geflossen; aber verschont und mit reinen bürgerlichen Einleitungen, neuen philologischen Commentaren, unendlichen Conjecturentrüben und jenem Gerede von Noten und Merkmalen, die nachdem sie einmal Platz gegriffen, täglich es schwellen, bis sie den Text fast verdrängt haben; dieses ist die Stroghersche Art und schon in der Jugend den Geschmack den alten Classikern verborben, wir wollen und dadurch auch den Sinn für die lebensvolle Charakteristik, den feinen Humor, das tragische Pathos Shakspeare's, das aus einzelnen Worten hängt, abkumpfen lassen! Die so werden die vollkommenen recht, wenn sie mit ihren Vorwürfen die Beschränktheit und Wortklauberei gewisser Philologen, die diese Literatur meinen, die ihrem Autor nicht eher genugsam haben glauben, als bis sie jedes Komma, jeden Buchstaben philologisch belegt haben. Aber sie schütten das Salz auf die Wunde aus, wenn sie alle Noten, allen kritischen Apparat ihnen verwerfen. Denn ein solcher, kritisch gereinigter Text, ist als solcher nicht auch anzuweisen, eine Verbesserung oder irgend Amendment, die ihre Nothwendigkeit nicht erhärtet, ist ein Gebäude ohne Fundament, ein Fuß ohne Boden: im Gebiete der Kritik gibt es keinen Glauben auf Autorität.

Oben darum, rufen andere, fort mit der ganzen Dichtung! Was kümmert es uns überhaupt, ob Shakspeare so oder so geschrieben hat, ob dies und jenes Wort aus seiner oder aus der Feder kammt; gebt und einen Text, der wozüglich an die Seele die Schönheit des Inhalts und der Form zeigt, je wir mit ihm darüber hinstreichen und freudig genießen, ohne die cap Schönschönheiten nach ihrem Werthe zu prüfen und ihren Tausch zu fragen. Wahrhaft künstlerischer Sinn begreift sich an die Werte und für das Kunstwerk ohne Rücksicht, von wem es herrührt, und ob dieser Arm oder jener Fuß restaurirt ist, ob er aus gut und schön restaurirt ist. Allerdings, so verhält sich wahrhaft künstlerische und poetische Sinn, und seine Größe steht über den Ursprung des Werks oder einzelner Theile, ob es vollkommen berechtigt. Aber diese Gleichgültigkeit hat wenig auf, wenn es sich fragt, ob dies oder jenes Wort oder nicht (denn in diesem Falle ist es nicht gleichgültig, ob von einem großen Künstler oder von einem Stümper her) sie verliert sich von selbst, wenn der menschlichen Natur zu aus der Begeisterung für das Kunstwerk das Interesse für die Urheber hervorwächst, wenn die Mannichfaltigkeit der derselben Dichters den Geist zwingt, sie unter einem kritischen Gesamttypus zusammenzufassen, der nur die Persönlichkeit des Dichters sein kann. Endlich kann und muß für sich schon sein und doch in den Stil und Charakter eines größeren Ganzen so wenig hineinpassen, daß es an die bestimmte Stelle ungeschickt wirkt. Welch kunstfertiges Werk würden wir erhalten, wenn es zufolge jener Gleichgültigkeit Herausgeber Shakspeare's freikände, den Text beliebig zu ändern, um Schöneres an die Stelle zu setzen! Wer in Nähe nehmen will, einen Blick in die ältern Ausgaben Hammer, Warburton u. a. zu werfen, wird sich nicht jagen, daß dies Verfahren nicht nur das historische, sondern die Dichtung allgemein gänzlich verwischen und die Literaturgeschichte unendlich machen würde, sondern an ästhetischer Beziehung unvermeidlich zu Verunstaltungen, welche die Schönheit, auf die es allein seiner höchsten Wichtigkeit ankommt, mehr gefährden als alle sonst philologische Kleinigkeiten mit ihrer gipfelmäßigen Pedanterie vor dem überlieferten Buchstaben.

Noch andere endlich werfen uns ein: Wozu soll Deutsche um kritische Textausgaben des englischen Dichters

*) Der hiesige Vor, durch welchen Grund der Kritik und den Seiten mitgeteilt wurde, gestattet uns, jetzt seinen Namen zu nennen, während seine bisherigen Beiträge zu d. Bl., deren Abfassung ihm während seiner Versengenschaft in Woblen gestattet war und am welche wir denselben um so lieber ersuchen, als er dadurch andere Arbeiten überhoben wurde, den bestehenden Vorschriften gemäß nur ohne seinen Namen abgedruckt werden dürfen. D. Red.

hätten? Werthlosen wie dies Geschäft den englischen Gelehrten. Shakspeare ist ein deutscher Dichter geworden durch die trefflichen Uebersetzungen, die man aus seinen Werken gesammelt hat; auf Deutsche wirkt er in ihnen besser und tiefer als im Originaltexte; man verbessert also diese Uebersetzungen, man macht sie mehr und mehr dem Volke zugänglich: das ist das, was vom Standpunkte der Menschheit wie der nationalen Bildung und der Literaturgeschichte gefordert werden kann. Auch nicht Meinung liegt eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Der Shakspeare'sche Dramen im englischen Text nicht lesen kann oder mag, bedarf allerdings keine französische Ausgabe derselben; dem größten Theil des Volkes, vielleicht auch der Gebildeten, werden nur Uebersetzungen zugänglich sein, und eine gute Uebersetzung genügt allerdings, um eine Vorstellung im ganzen und großen oder vielmehr im groben kennen zu lernen. Aber daß eine Uebersetzung, und wäre sie noch so vortreflich, besser und tiefer als das Original wirkt, und daß zur Förderung der nationalen Bildung eine gründlichere Ausbreitung der Kenntniß des Englischen nicht sehr wünschenswerth wäre, werden aus die deutschen Historien — zu denen wir uns selbst rechnen zu dürfen glauben — schwerlich je bezweifelt werden. Dementselbe kommt ein 4. Hof erst entgegen, nachdem ein H. A. Wolf und seine beiden anderen Vorgänger den Text der Shakspeare'schen Dramen kritisch geprüft und philologisch verständlich gemacht hatten; und ebenso war ein H. W. Schlegel erst möglich, nachdem ein Malone, Corneille, Schlegel u. a. von Shakspeare'schem Text, vorzüglich in seinen Grundzügen, kritisch hergestellt hatten. In dem solchen Heftung der Meisterwerke des klassischen Alterthums haben die besten Köpfe aller Nationen seit zwei bis drei Jahrhunderten gearbeitet. Shakspeare scheint aus einer gleichen Rückhaltung nicht unwürdig zu sein; jedenfalls hat er an die deutsche Literatur und die deutsche Bildung sich so verknüpft gemacht, daß es wie eine Pflicht der Dankbarkeit erscheint, wenn deutsche Gelehrte und deutsche Schriftsteller das Ihrige beizutragen suchen, um die klare Schärfe des großen Meisters von den Verästelungen, die sie von Anfang an durch Nachlässigkeiten und Rohheit, Unmündigkeit und Unverstand reichten, zu befreien.

Kritik aber, bemerkt Mommsen mit Recht, läßt sich, wenn sie ernsthaft gemeint ist, nicht für den Theil der Damen zu machen; bei jedem Versuch dieser Art müssen entweder die Damen oder die Kritik zu kurz kommen. Ernsthaft aber nennt er nur denjenigen Kritik, die bei Shakspeare ganz nach denselben Maßstäben verfährt, nach denen seit Jahrhunderten die großen Gelehrten des klassischen Alterthums bei ihren Ausgaben der griechischen und römischen Autoren verfahren sind. Sie hat es sich zum Muster genommen, und jeder Kritiker wird ihm das Zeugnis geben, daß er in Genauigkeit und Gründlichkeit bei Benutzung des Materials, in Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils hinter seinen Meistern nicht zurückgeblieben ist.

Demgemäß bildet den Kern seines Buchs der sorgfältige Wiederabdruck der beiden ältesten (Quart-) Ausgaben von „Romeo und Julia“, von denen die erste im Jahre 1597, die zweite 1599 gedruckt wurde und die nur noch in wenigen Exemplaren in England vorhanden sind. Beide sind von ungleichem Werthe, die erste ist offenbar eine sogenannte Raubausgabe (piratical edition), d. h. nur nach stenographischen Aufzeichnungen während der Aufführung des Stücks, ohne Wissen und Willen des Dichters, gedruckt. Die zweite dagegen ist für „Romeo und Julia“ die wichtigste, entscheidende Autorität. Denn sie ist einerseits eine Wahrscheinlichkeit nach die einzige, an welcher Shakspeare sich mittel- oder unmittelbar sich betheiligt hat; andererseits bildet sie augenfällig die Grundlage, auf welcher direct oder indirect sowohl die drei folgenden Quartausgaben des Stücks wie die vier bekannten Folioausgaben (der vollständigen Werke) sich stützen. Dies weiß der Verfasser in der Einleitung mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn nach, und charakterisiert dabei zugleich nicht nur die übrigen genannten Ausgaben, sondern auch den sogenannten Berlin-Shakspeare (d. h. ein von Collier aufgefundenes Exemplar der zweiten Folioausgabe mit vielen handsch-

dem höchst wahrscheinlichen Gesichte unterzogen, alle übrigen in Betracht kommenden Ausgaben zu vergleichen und die abweichenden Lesarten, die sie darbieten, unter dem Text der beiden abgedruckten ältesten Quartausgaben zu verzeichnen. Damit ist der künftigen Herausgeber von „Romeo und Julia“ die gesammte varna lectio in übersichtlichster Form vor Augen gestellt, und somit auch jedem deutschen Kritiker die Möglichkeit geboten, mit dem englischen Herausgeber um den Preis der Genauigkeit der Textkritik wie der Besonnenheit und Schärfe des Urtheils zu rivalisiren.

Mommsen beabsichtigt ähnliche Zusammenstellungen auch für die übrigen Dramen Shakspeare's, von denen Quartausgaben sich erhalten haben, noch und auch zu liefern. Fände sich Untersuchungen bei dem Publikum die gebührende Anerkennung, so wäre damit dem deutschen Geiste die Möglichkeit eröffnet, auch an den Shakspeare'schen Dramen die Wirklichkeit philologischer Gründlichkeit und wissenschaftlicher Kritik zu bewahren, die ihm längst im Gebiete der klassischen Literatur wie des orientalischen Sprachentwurfes von allen Nationen zugesprochen ist, und damit jene Pflicht der Dankbarkeit gegen die Ruren des größten humanistischen Dichters der Welt zu erfüllen.

Hermann Meier.

Literarische Notizen.

Der „Buchsmund“.

Joseph Anton Strauß, der Begründer des deutschen Theaters in Wien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ist zugleich Verfasser des bekannten „Buchsmund“, einer Sammlung dramatischer Scenen, die ganzen Generationen komischer Schauspieler als Fundgrube des Witzes gedient hat. Ich habe aber des Buchs kürzlich in der „Zeitschrift für Literaturgeschichte“ ausführlicher gehandelt, sehe mich aber jetzt in der Lage, berichtend hinzuzufügen, daß das Buch in einem merkwürdigen Verhältniß zu Oberardi's „Théâtre Italien“ steht. Von dem Verfasser Wilhelm behauptet Servius (III, 451), daß er „die Entwürfe in dem «Théâtre Italien» von Oberardi, die aus dem Streik aufgeführt wurden“, benutzte. Diese Redz ist insofern nicht ganz genau, als der Hauptinhalt von Oberardi's „Théâtre Italien“ nicht Entwürfe, sondern vollständige Aufspiele oder wenigstens ausgeführte Scenen bilden und Oberardi sagt selbst: *des verlegendes Gênes feraient, de ces pièces italiennes, dont j'ai prétendu parler — quand j'ai dit, qu'on ne les osait imprimer, à cause qu'elles sont inopérables de l'action et que les Italiens jouent sans rien apprendre par coeur: mais ce sont de celles où la troupe était obligée (pour se conformer au goût et à l'intelligence de la plupart de ses auditeurs) de faire insérer plus de français qu'elle n'y mettait d'italien et que Messieurs les auteurs appelaient Comédies françaises accommodées au théâtre italien*.

Korffstein bezweifelt, daß Wilhelm „die Entwürfe in dem «Théâtre Italien» von Oberardi benutzt habe, da er schon um die Mitte der neunziger Jahre starb, das «Théâtre Italien» aber

Fuchsmundi.

Der kaiserliche Ballast ist von
eitel Berg-Grüßhain gebaut, die Säun-
len an den Thoren bestehen aus
tauter großen Toback-Rollen, das
Dach ist von dem feinsten Kammer-
Luch, und die Fenster sind aus den
feinsten, zerstückten Niederländischen
Spigen gemacht.

Doctor.

Das ist etwas merkwürdiges, aber
die Leute in selbigem Lande, essen
sie auch wie Sie?

Fuchsmundi.

Sie essen und essen auch nicht.

Doctor.

Wie soll ich dieses verstehen, daß
Sie essen und nicht essen?

Fuchsmundi.

Sie essen, wenn man reden will
von den Speisen, deren Sie sich be-
dienet und essen nicht zu verstehen,
auf solche Manier wie hier zu Lande.

Doctor.

Das kann ich nicht begreifen.

Fuchsmundi.

Der Herr höre mich nur.

Und so weiter. Denn wozu

Arlequin.

Le Palais de l'Empereur est fait
de Cristal minéral, les Colonnes du
Portail de Tabac en Corde, le toit
d'un fort bon Mouracem de Flandres
et les fenêtres d'un des plus fins
Points de France qu'on ait jamais

Le Docteur.

C'est bien particulier. Et com-
ment vit-on en ce Pays-là? Y man-
ge-t-on de même qu'ici?

Arlequin.

Ouy et non.

Le Docteur.

Qu'est-ce à dire, ouy et non?

Arlequin.

Ouy pour les vivres, on y mange
de tout ce que l'on mange icy et
non pour la manière de manger,
qui est toute différente de la notre.

Le Docteur.

Comment donc?

Arlequin.

Vous allez voir.

weiter abzeichnen; da auch das
stimmt, nur daß die Sache in-
eschränkt ist, während und im
leiche von Aufstritten aus einem

rd.
es „Fuchsmundi“, in welchem
re auch Gherardi als solche er-
macht haben“, findet sich jene
mundi von einem Stück, ge-
oja“, gibt. Diesem entspricht
Protee“. Auch hiervon eine

Colombina.

Mais quelle Pécce jouerez-vous
d'abord?

Arlequin.

Noi comincieremo per l'Incendio
di Troia.

Colombina.

Ah si sì, mi piace, il soggetto
è buono. E che personaggio farete?

Arlequin.

Il personaggio principale. C'est
may qui seray le Cheval de Troie.

Pferd agieren.

Jungfer.

Ich weiß aber nichts davon, und
möchte überaus gerne Wissenschaft
davon haben.

Colombina.

Diment per grazia l'amma-
questo incendio de Troia.

Fuchsmundi.

Man, es besteht darinnen — es
ist folgender Massen zugegangen.
Ach! es ist gar zu weitläufig zu
erzählen.

Arlequin.

Volentieri. C'est — c'est —
mais tout le monde peut en.

Colombina.

Le non la so e vorrei ben saper.

Arlequin.

C'est — mais cela sera trop long.

Colombina.

Non importa.

Jungfer.

Es ist nichts daran gelegen.

Fuchsmundi.

So will ich es denn in kurzen
Worten erzählen. Die Gindfche-
rung bekam Handel mit der Stadt
Troja und wußte sie einmal abher-
fallen, aber eben da es geschehen
sollte, kam ein überaus starker Regen
gen der Stadt zu Hülf und löschte
die Gindfchewung zu rechter Zeit aus,
daß sie wieder abziehen mußte. Das
Ende der Geschichte läuft auf einen
überaus großen und wilden Kampf
hinaus u. s. w.

Arlequin.

Voicy ce que c'est. L'Incen-
dit quelques différences avec le
et un jour il vint l'attaquer u
dans le même temps il arriva
très grande pluie qui vint
secours de Troie et qui sau-
vement l'Incendie. L'Incen-
dit se retira et l'histoire finit
par une grande fumée en.

Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß diese Ueberset-
zung, die sich sehr weit erstreckt, auf einer dritten, von der
benutzt, italienischen Quelle beruhe. Ich will kein zu
Gewicht darauf legen, daß Gherardi selbst die im „The-
italien“ mitgetheilten Scenen „l'ouvrage de plusieurs per-
nes d'esprit de mérite“ nennt und von ihnen sagt, tiz
„comme enchassés dans nos sujets“ waren, d. h. daß
daß diese Scenen in Paris für die pariser Truppe, in
Stoffe und Stücke sie ganz eingepaßt waren, geschrieben und
Aber abgesehen hiervon ist z. B. in den Stücken, die ich
habe abdrucken lassen, die Uebersetzung doch etliche zu
liche, als daß an etwas anderes als an Uebersetzung der
dieser Stücke durch Stranipsky zu denken wäre. Den
letzte für seine Aufführungen aus Italien mitgebracht
würde benutzte, warum sollte er nicht die im „Theatre ital-
so bequem gelegene Quelle auch in seine Gärten leiten? Es
ich glauben darf, die Quelle des „Fuchsmundi“ in Wien
nachgewiesen zu haben.

Interessant ist es übrigens zu sehen, wie die Scenen der
bi's, die schon an sich von einer Verhelt sind, von der
schwer begreift, wie sie der Hof Ludwig's XIV. ertrag, u
deutschen Bearbeitung an Noheit angenommen haben, zu
einem deutschen und speziell einem wiener Publikum vom
des vorigen Jahrhunderts genießbar zu machen.

Wilhelm Hauff's Reiterlied.

Ich habe eine Parallele zu einigen Strophen von H-
Hauff's bekanntem Reiterlied „Morgentoth, leuchtend
früher Lob“ aufgefunden, von der ich kaum weiß, wie ich
erklären soll. Für einen Anfall sind die Aehnlichkeiten
Gleichheiten zu stark und bei einer Nachahmung begrenz-
nicht recht, wie Hauff gerade auf dieses Gedicht als Vor-
verfallen. Die Strophen nämlich, mit denen einige Hauff
so wunderbare Aehnlichkeit haben, finden sich in den Ged-
Johann Christian Günther's, des bekannten verbummerten
(1695—1723), dessen Erzeugnisse, vermuthlich gehoben durch
Güte der sammervollen Wasserbüchse, mit denen einige Hauff
sorten, beländig gesagt heutzutage von manchem Literaten
überschätzt werden. Er ist keineswegs ohne Talent, aber
Talent ersticht in dem Werke der damaligen Strofe und

Wenn dagegen Servinus (III, 500) meint, er würde auch bei günstigeren Umständen sich nicht viel höher geschwungen haben, so bin ich zwar im ganzen auch dieser Ansicht, die Worte der Beredsamer, woraus Servinus dieses schließt, können meines Erachtens nicht als Beweis angeführt werden. Denn wenn es dort heißt, daß er „bei heranwachsendem Alter die Thaten des allerglorwürdigsten österreichischen Hofkanzlers mit unterthänigsten Lippen ankommen und wol endlich mit der Gnade des Allerhöchsten versehen werde — die Poesie der Natur, Bewegung des Himmels und die Ordnung der Zeit denen Römern und Griechen auf deutscher Leier nachzuspielen“, so darf man in diesen Worten wol keinen bestimmten Vorsatz und also auch nicht die Absicht dargelegt finden, daß auch er sich nicht weiter versucht haben würde „als die Hof- und Naturdichter seiner Zeit, ein Pöschel oder Brodus“. Vielmehr sollen diese Worte nur theils die leichtfertige Satire, theils die Unvollkommenheit seiner „noch in der Wiege liegenden“ Poesie durch Hinweisung auf später zu leistendes entschuldigen, wobei es ihm darauf ankam, nicht, recht ehrenhafte Thematika zu nennen.

Indessen revenons à nos moutons. Die zu parallelisirten Strophen sind folgende:

Günther.

Wilhelm Hauff.

Wohin von seiner ungetreuen Lieb-
den. (Nachlese, S. 20.)

Keller's Morgenlied.

Strophe 1.

Strophe 2.

Wie geschicht,
Der geliebte, jetzt aufgelacht:
Wohin an das Herz gerissen,
Heute von der Brust geschwiffen,
Morgen in die Gruft gebracht.
B. A. (v. h. wol. Da Capo.)

Kann geschicht,
Wird der Luft ein End' gemacht,
Wohin nach auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Strophe 3.

Strophe 4.

Immer die
Nicht die Schönheit die Gestalt?
Kannst du gleich von deiner Farbe,
Nicht die Schönheit darbe,
Nicht die Rosen werden alt.

Doch wie bald,
Welcher Schönheit und Gestalt!
Kannst du gleich mit deinem Bange,
Nicht die Schönheit darbe,
Nicht die Rosen werden alt.

Die übrigen Strophen haben nichts Gemeinsames. Daß aber die mitgetheilten in Zusammenhang stehen, dürfte nicht zu verkennen sein, obwohl man wie schon gesagt nicht recht begreift, wie Hauff gerade aus einem Lied so ganz heterogenen Inhalts zwei Strophen in sein Gedicht zu versetzen veranlaßt wurde. Der sollen wir annehmen, daß Günther und Hauff eine gemeinsame dritte Quelle gehabt hätten? *)

Alfred Meißner.

Alfred Meißner streift in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Reich des Urins“ gegen diejenigen Kritiker, welche seiner Auffassung Einseitigkeit vorgeworfen und verlangt haben,

*) Eine Mittheilung in Nr. 21 d. Bl. mit der Ueberschrift „Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther“, die vor einer und seit längerer Zeit vorgelegenen handschriftlichen Arbeit Emil Müller's (Müller: Sammlungen, unter anderem durch dramaturgische Hefen in den „Kriegungen“ bekannt) über den Dichter Günther verdanken, enthält bereits dieselbe Entdeckung, welche den Gegenstand dieser Notiz bildet. Das Erscheinen jener Nummer und diese Entdeckung Hanneberger's, der bei Abfassung seiner Notiz von jener Nummer noch keine Kenntniß haben konnte, krenzen sich. Gerade dieses werthvolle Zusammentreffen, womit zwei Literaturforscher kurz hintereinander und unabhängig voneinander dieselbe Entdeckung machten und in seiner Notiz von Hanneberger entwickelte interessante literarhistorische Gesichtspunkte bestimmten und, auch diese Mittheilung vollständig zum Abdruck zu bringen. Auch dürfte darin das Gesandtheiten der betreffenden Parallelen aus dem Hauffschen Lied bezeugen, welche sie nicht vollständig im Gedächtnis haben, sollen, nicht unwillkommen sein.

D. Red.

neben dem in Sünde und Schwachheit versunkenen König David auch den frommen Psalmsänger, der sich in Reue und Leid zu Gott wendet, dargestellt zu sehen. Alfred Meißner erwidert darauf, daß diese Vorstellung von dem „frommen König“, dem „gottbegnadeten Sänger“, nur als „eine Reminiscenz von ihrem Religionsunterrichte her“ in der Phantasie der Recensenten lebe. David „gilt bei den Verständigen auch kaum mehr für den Verfasser der Psalmen“.

Gestatten Sie mir; den ich seinerzeit jenen Vorwurf mit zuerst gegen Alfred Meißner's Drama in d. Bl. erhoben, nur wenige Worte dagegen.

Also erkenne. Heinrich Oswald in Göttingen, gegenwärtig unbefristet die erste Autorität in alttestamentlichen Fragen, erkennt in David den Verfasser einer ganzen Reihe Psalmen und urtheilt: „Nur trieb ihn zum Dichten: aus den schlimmsten Schicksalen, ja aus seinen Irrthümern heraus konnte er sich wie kaum einer wieder zur Höhe, zu Gott erheben.“ Beruht dies Urtheil Oswald's vielleicht auch auf Schulreminiscenzen und gehört der berühmte Verfasser der „Geschichte des Volkes Israel“ auch zu den Unverständigen?

nimm
Dram
der I
fromm
men I
David
Lesen
ist es
oder
mohel
will
des B
tabelz

August Hanneberger.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Die Grafen von Saint-Romain, oder: Der Kampf der Leidenschaften. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Goldig. 8. 3 Thlr.

Analecta Norroena. Auswahl aus der islandischen und norwegischen Literatur des Mittelalters. Herausgegeben von T. Möbius. I. Text. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Bachmann, J. B., M. Michael Schirmer, Conrector am grauen Kloster zu Berlin, nach seinem Leben und Dichten. Nebst einem Anhang über die gleichzeitigen Berliner geistlichen Sänger: Nicol. Clericus, Geo. Lilius, Joh. Gröger u. Berlin, W. Schulze. 8. 26 Ngr.

Militär- und politische Berichte aus Frankreich. Von einem norddeutschen Officier. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. Berlin, G., Der Geburtstag. Festspiel in drei Acten. Mainz, Kirchheim. 16. 10 Ngr.

Hirsch, R., Mozart's Schauspieldirector. Musikalische Reminiscenzen. Leipzig, Matthes. 12. 12 Ngr.

Putz, G. zu. Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schöfänger. 8. 20 Ngr.

Tageblitteratur.

Alte, weil. J. G., Erinnerungen aus den Befreiungskriegen, von ihm selbst in schöne Reime gebracht und den Nachkommen erzählt. Breslau, Dülfer. 8. 3 Ngr.

Bande, J. J., Oesterreich und seine Militair-Macht in Italien. Aus dem Französischen von F. Schörring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Der deutsche Kern der italienischen Frage. Leipzig, Welt u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions

conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

— Léopold Neumann,

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne,

Tome V. In-8. Geh. 8 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten geboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den kompetentesten Seiten anerkannt worden, sondern auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelitalienischen Verträge, von denen auch der Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive dieses Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

— Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

— Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires, d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refaite par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

— Causes célèbres du droit des gens. Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I. In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des Etats formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des traités qu'ont les Etats de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

— Eléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

Zweite Auflage.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift, von der gleich eine zweite Auflage nöthig geworden, enthält die Ansichten berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preussens.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

23. Juni 1859.

Inhalt: Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten. Von Hermann Herzog. (Beschluss.) — Romanliteratur. — Zur Geschichte der Sculptur. Von Adolf Zeltner. — Kritik. (Besprechungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Kapseln.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

(Beschluss aus Nr. 25.)

Helmina begab sich nun auf ihre Reise nach Paris, zu welcher ihre Mutter das nöthige Reisegeld mühsam aufgetrieben hatte. Was sie sonst noch außer den unentbehrlichsten Kleidungsstücken und der Leibwäsche im „Kofferchen“ mitnahm, bestand in einigen „schönen“ Briefen von Gleim und in den „allerliebsten Morgenbilletts“ Jean Paul's. Letztere sind ihr leider infolge ihrer Sorglosigkeit später verloren gegangen oder, wie sie versichert, durch befreundete Personen, die etwas von Jean Paul's Hand zu besitzen wünschten, ihr abgeschmeichelt oder abgegrungen worden. Die Empfänger von Briefen berühmter Personen waren damals noch nicht so wie heutzutage darauf erpicht, solche Briefreliquien zusammenzuhalten, um sie später einmal in irgendeiner oder der andern Weise verwertzen zu können. Nur einige Anfänge und Enden aus den Jean Paul'schen „Morgenbilletts“, die ihr noch so ziemlich im Gedächtniß geblieben waren, hat Helmina in diesen Memoiren gelegentlich wenigstens dem Sinne nach mitgetheilt.

In kurzen charakteristischen Zügen schildert sie sodann ihre Erlebnisse während der Reise, soweit sie noch im hohen Alter in ihrer Erinnerung haften. Nur einen dieser Züge wollen wir hier anführen. In Oppenheim rastete sie in einem Hause am Ufer: „Nichts war so interessant“, erzählt sie, „als das Gespräch und die Unterhaltung dieser jungen Eheleute von beiden Nationen. Die Frau sprach kein Französisch, der Mann kein Deutsch, und der junge Knabe verstand weder Vater noch Mutter. Ein wahres Bild vom Thurm zu Babel, wenn alle nicht in herzlichem Eintracht gelebt hätten.“ Sie nimmt hiervon Veranlassung zu folgender Bemerkung, die, wie es uns scheint, geistreich ist und zum weitern Nachdenken anregt: „Ach, die Menschen sind im Willen einiger als in Worten. Wenn keiner des andern Sprache verstände, würde er desto mehr sein Herz belauschen, und die Menschen könnten einander näher treten. Worte sind's, Worte allein, welche die Welt verwirren.“ Der Gegenstand wäre Stoff

für eine hübsche Novelle: eine ganze Mittheilung die Sprache eines andern und in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit keine verwirrenden Worte dazwischen müßten übrigens die Ehen unter taubstummigen Kindern haben, sein, wenn nur leider die Erfahrung u. Taubstummigkeit in heftigen Jörn gerathen ihr Wille nicht geschieht. Und es wird auch Familie nicht immer so friedlich an während der paar Augenblicke, die gebracht. Denn noch mehr als Worte berühren die Welt, deren Konflikte in Unverständlichkeit ausarten würden ohne das unpassend gewählte giftige Wort, dem ein noch unpassender gewähltes und noch giftigeres folgt. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten“, vielleicht aber auch mit bloßen Gebärden und selbst mit Gedanken, auch wenn sie keine Worte finden.

Am 2. Juni 1801 kam Helmina in Paris an, und nun erst erfährt man die eigentlichen Motive, die sie dahin führten: „Es hatte mich gereizt, den Helden unserer Zeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sein ruhmvolles Streben in der Nähe zu beobachten.“ Ueberhaupt zeigt sie sich als eine entschiedene Bonapartistin; sie sagt z. B.: „Wenn die Welt Napoleon verstanden hätte, wenn in dem Busen der Masse das heilige Feuer gezündet hätte, so würde er gesiegt haben; seinen Handlungen lag keine Versöhnlichkeit zum Grunde (!). Er blieb in dieser Hinsicht unverstanden; er opferte sich selbst, er glaubte dadurch Macheifer zu wecken. Immer klarer wird sein Bild aus der Vergangenheit hervortreten“ u. s. w. Diese Anschauung von der vollkommenen Uneigennützigkeit und moralischen Größe Bonaparte's hinderte sie jedoch nicht, 1813 und später die begeisterte deutsche Patriotin zu spielen. Indes: „Der Mann fühlt denkend, das Weib denkt fühlend!“ Sie fährt fort:

Mein Unwille über den Mord des Herzogs von Anglien erwuchs aus der allgemeinen Empörung, welche diese That erregte. Ich bereue meine Thorheiten, die von diesem Unglück

herrührten; sie werfen einen Schatten auf meinen Namen. Doch ich bin wol nicht die einzige in diesem Jahrhundert, die sich über Napoleon geirrt hat. Der Ostracismus, der Schmähungen, Jammer und Elend über ihn gehäuft, bis seine irdische Natur unterlag, ist dem Geiste nach derselbe, der je und je alle Größe angefeindet, alle Keime des Heils zertrümmert, auf breiten Schultern die Gemeinheit emporgehalten hat.

Um das Heil einer großen Zukunft (welcher?) zu begründen, habe Napoleon behauptet sie, „rückwärts die Gegenwart opfern müssen“. Indes von allen andern Gründen abgesehen, ist für jede Gegenwart schon der Selbsterhaltungstrieb Grund genug, sich nicht rückwärts opfern und gleichsam wie der Prinz Engländer ohne Urteil und Recht fühlern zu lassen. An einer andern Stelle erblickt sie darin, daß Napoleon kein Deutsch gekannt, „eine Anomalie, durch welche vielleicht eine Säule seines ätte er (fährt sie fort): Deutsch- in; er würde der größte Monarch in; auch würde er Deutschland haben.“ Da nun Napoleon III. dem sogar Schiller's „Ideale“ nicht wol einsehen, warum isten will, denn ein Monarch, ja nach Helminas Versicherung utichland mit Krieg zu überlegen. assung zu ihrer Reise nach Paris

gibt sie die Absicht an, im Umgange mit Frau von Genlis „sich zu bilden und zu einer neuen thätigen Lebensbahn vorzubereiten“. Diese Absicht war nun freilich unklar und unbestimmt genug; und Frau von Genlis, welche die Einladung nach Paris wahrscheinlich nur so als Phrase hingeworfen hatte, empfing sie auch ziemlich kalt, als die kühne Enkelin der Kaiserin nun wirklich bei ihr in Paris erschien; denn was sollte sie mit ihr anfangen? Was sie thun konnte, that sie, sie gewährte ihr Gastfreundschaft im weitesten Sinne, führte sie in die große Welt von Paris ein und unterließ nichts, sie mit berühmten und einflußreichen Personen bekannt zu machen, über die uns Helmina denn auch manches Interessante in ihren Denkwürdigkeiten mittheilt. Zertwürfnisse konnten aber bei solch unklarem Verhältniß zwischen beiden natürlich nicht ausbleiben. Frau von Genlis strengte aus, daß sie Helmina nur aus Mitleid aufgenommen, weil sie ohne Zufluchtsort in Paris umhergeirrt, daß sie sie aber nicht mehr behalten könne und daß Helmina nun selbst suchen müsse sich fortzuhelfen. Dies erfuhr Helmina vom preussischen Gesandten Luchessini, worauf sie mit ihrer „gewöhnlichen Lebhaftigkeit“ ausrief: „Das ist erlogen!“ und ihm andern Tags die von Frau von Genlis erhaltenen Briefe vorwies, nach deren Durchsicht sich Luchessini „sehr erstaunt und entrüstet“ zeigte und ihr in allem, was sie unternehmen würde, behälflich zu sein versprach. Nachmittags, versichert Helmina, habe sie die Eingangstür ihres Zimmers offen gefunden, Briefentwürfe, die auf dem Tische gelegen, seien zerstreut und entwendet, alles, was sie besessen, aus Schrank und Kommode heraus und durcheinander geworfen gewesen. Dies soll Frau von Genlis gethan haben, die ihr dann „nicht ohne

sichtbare Beschämung“ gestand; sie habe sich durch den Augenschein vergewissern wollen, ob sie den gegenseitigen Freunden und Bekannten keine Klagen über sie schreibe. Von dieser Handlung hatte übrigens Helmina schon am frühen Morgen ein „Vorzeichen“ gehabt; sie hatte nämlich, als sie morgens im Bette lag, zu hören geglaubt, „daß jemand mit starken Schritten der Eingangstür, welche verschlossen war, nahte und gewaltsam hineinwollte“, was sich dann hintereinander mehrmals wiederholte. „Mehrere Vorgänge ähnlicher Art, die ich erlebte“, bemerkt sie sodann, „haben mich beim Nachdenken davon überzeugt, daß Vorzeichen, die ein Mensch in leidenschaftlicher Aufregung faßt, sich auf diese Weise dem Gegenstande solcher Gedanken und Pläne kund geben.“ In dieses Kapitel gehört auch ihr Glauben an Liebestränke, in Betreff welcher sie sagt:

Ich glaube eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben. Es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vorzüglichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifteten erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für meine pflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Wegen verdienstvoller Kertze sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln einleiten für Wissenschaft und Sittlichkeit.

Auf diese Weise sei, wie sie versichert, ein junger Freund von ihr, Schweighäuser, in Paris „nach langen entsetzlichen Leiden früh in das Grab gestürzt“.

In andern Dingen zollt sie übrigens der Frau von Genlis ihre volle Achtung. Helmina erzählt von ihr:

Mühsam war ihr Fleiß; sie stand nachts um 2 Uhr auf und setzte sich an den Schreibtisch, ohne etwas zuvor gegessen zu haben. Um 8 Uhr legte sie sich wieder zu Bett bis 10 Uhr, wo man sie mit ihrem Frühstück weckte, das allein aus Bräuten bestand. Kein Wein, kein Kaffee kam aber ihre Stuppen, höchstens Orangensüßholztee mit Milch und Gibbiter; sie beschränkte sich einige stärkende Mittel. Solange man jung ist, glaubt man nie altern zu können, sonst würde ich mich wol um ihre Arznei gekümmert haben. Sie starb mit 89 Jahren im vollen Genuß ihrer Geisteskräfte, ohne vorhergehende Krankheit.

Frau von Genlis meinte es sicherlich gut mit Helmina, auch wenn sie zu ihr sagte: „Sie, Helmina, haben manche der Fehler der Stachel, werden aber nie ihren Geist haben“, oder wenn sie Warnungen vor zu früher Schriftstellerei wie folgende an sie richtete: „Schreiben wollen alle, vorzüglich die jungen Leute, keiner bedenkt, daß das gerade darum, weil es so leicht ist, seine Schwirigkeiten hat. Man muß doch erst nachdenken können, Erfahrungen gesammelt haben, sich über sich und andere Rechenschaft geben, unterrichtet sein. Von dem allen sehe ich nichts bei Ihnen.“ Als nun Helmina schlafend gerufen: „Meine Mutter in Berlin hat nichts zu essen, ich muß ihr Brot verdienen!“ habe die Genlis ihr gerührt die Waden geklopft und mit sanftem Ton gesagt: „Run, so schreib denn, meine Tante; Gott wird deinen Fleiß segnen!“

Und Helmina fing an zu schriftstellern! Durch die

Vermittelung ihres jungen Freundes Schweighäuser, der an Gotta schrieb, wie nur ein „Liebender“ schreiben kann, wurde sie, die, wie sie selbst gesteht, „kaum zehn Straßen in Paris kannte“, Redactrice der bei Gotta erscheinenden „französischen Miscellen“, deren Herausgabe sie freilich nicht lange behielt. Aber welche Freude, als ihr nach einiger Zeit Gotta einen Creditbrief von 1000 Fr. zuschickte, den sie, „wie einen Pfennig“ in ihren „Sack“ steckte! Récamier legte ihn sofort in Geld um. Sie erzählt:

In seinem Comptoir waren aller Augen mit Wohlgefallen auf mich gerichtet. Ich trug ein schwarzes Trauerkleid und schwarze Schleifen in meinem Haar. An einem Hut hatte ich nicht gedacht. Keine Bedenkschaften über Tracht und Pierücken waren mir angekommen. Mein Haar von feinem Golde, meine hellen blauen Augen, mein rothger Mund mit sanft gerundeten Lippen, meine schneeweiße Haut, mein schlanker Wuchs waren für mich Schmuck genug.

Nichtsdestoweniger versichert sie, nicht eitel gewesen zu sein. Indes läßt sie auch andern Frauen Gerechtigkeit widerfahren, und schöne Weiber schildert sie oft mit einer Phantasie, die an die glühende Einbildungskraft eines Liebhabers erinnert. So entwirft sie von Madame Laillon, geb. Gräfin Cabarrus, nachherige Prinzessin von Chimay, folgendes üppiges Bild:

Das blendende Angesicht war bestrahlt von großen schwarzen Augen, die zu den schönsten gehörten, welche mir je in die Seele leuchteten. Schmelzend, glühend, feurig, sanft, ein ganzes Leben der Bitterkeit und des Schmerzes war darin zu lesen. Der schwellende Mund schien noch von den Küßen zu träumen, die er eben empfunden; über die hohe Stirn rundeten sich schwarze Locken, welche sie mehr offenbarten als verhüllten und die herrliche Form des Nackens sichtbar ließen. Ein amarantfarbiges Kleid, nach damaliger Mode griechisch geheißen, ließ Hals und Brust frei, und entzog dem Blicke nicht die entzückenden Arme von blendender Weiße. Lange fesselten mich die zarten Hände, die mit dem elfenbeinernen chinesischen Fächer spielten u. s. w.

Solche üppige Porträts schöner Frauen finden sich in dem Buche noch manche. Die Verherrlichung ihrer selbst und des Weibes im allgemeinen spielt darin überhaupt eine große Rolle. Hierher gehört auch ihre Begegnung mit dem türkischen Befehlshaber Ahmet Effendi, der, als er sie erblickt, seinem Begleiter auf arabisch zugerufen: „Diesem Gesicht gehört ein Turban!“ worauf sie ihm sofort einige arabische Verse gesagt, die er mit arabischen Versen erwidert. Ein andermal habe er zu Ghezy geäußert: „Ich wundere mich nicht, daß die Franken nichts nach Belieben fragen; wer eine solche Schönheit besitzt, verlangt nach keinem Harem!“ Dieser Türke hatte in ihren Augen die Göttlichkeit des Weibes sicher besser begriffen als wir andern europäischen Männer, gegen die sie unter anderm den Ausspruch richtet: „Eine denkende Frau schwingt sich immer zu einer geistigen Höhe hinauf, welche Männer erst erklimmen und zuweilen versäumen, sie zu besteigen. Dies gilt besonders bei Beurtheilungen des weiblichen Wesens, welches ein Mann nie in seiner ganzen Ausdehnung begreift.“ Und ein andermal sagt sie: „Ich glaube nicht, daß die Welt jemals über die Frauen ins Klare kommt!“ womit sie übrigens sehr recht haben mag, solange noch so unklare Romantikerinnen

wie Helmina und über die Frauen ins Klare zu sehen suchen. Und sie fährt dann fort:

Die Begriffe von Weiblichkeit werden zu sehr mit denen vom Weiblichen verwechselt. Es wird einem weiblichen Wesen leichter zu entzücken und zu fesseln als einem weiblichen. Das weibliche Wesen ist halb Thier halb Engel! Das weibliche Weib ist Engel, auf Erden nicht heimisch! Die Elemente seines Wesens sind Liebe, Treue, Zärtlichkeit. Es will zart berührt sein. Der Schmetterlingsflug seiner Pflanzenschwingen ist leicht zu verletzen u. s. w.

Wir glauben nicht, daß solche Quirlanden blühender Phrasen sehr dazu beitragen können, dem Manne die allerdings nicht leichte Aufgabe zu erleichtern, das Weib in seiner „ganzen Ausdehnung“ dieser Hochstellung der Frau, daß sie sich einfallen lassen wollen“, wahrscheinlich wenig Vortheil gerettet, und schlecht kann sie oft sehr u. rand's Gattin, dessen ehemalig sie ein „respectables Etliche in Brannwein“ nennt Napoleon habe Talleyrand:

talität gezwungen, die Grand, die bis dahin nur die „honours de la maison du Ministre“ gemacht, zu heirathen, und deswegen habe Talleyrand Rache gebrüht und Napoleon's Sturz vorbereitet. Wir wissen nicht, ob diese seltsame Hypothese die Ausgeburt der überwallenden Phantasie der Verfasserin ist oder auf einer damals in Paris umlaufenden Klatschgeschichte beruht; jedenfalls glauben wir darin ein abermaliges charakteristisches Zeichen jenes weiblichen Stolzes zu erkennen, der sich bestrebt, das Weib als die letzte directe oder indirecte Ursache aller weltgeschichtlichen Katastrophen, auch der gewaltigsten, darzustellen. Etwas Wahres ist freilich daran. Ohne die Lüsterheit unserer Urältermutter Eva würden wir alle noch im Paradiese und in paradiesischer Unschuld leben und die gartigen Schneiderrechnungen entbehren können.

Der weibliche Blick Helmina's ist nun allerdings geeignet, gewisse Erscheinungen zu markiren, die sich ein männlicher Autor würde haben entgehen lassen. Lange bevor die Grinolinien aufkamen, sah Helmina voraus, daß die Mode solchen Kleiderungsthumen nothwendig entgegensteuere. Sie erzählt:

Mit Wonne kehrten die Franzosen wieder zum Franzosenthume zurück und die Franziskaner zur Schnürbrust, die alle äußerlichen Mängel des Körperbaues beseitigte, kaum bemerkbar ihre Herrschaft wieder einnahm und zur Wespe umschuf, was erst Grazie gewesen. Josephinen fand die verlängerte Taille sehr schön, sie erlebte nicht mehr die Wespenmetamorphose und noch weniger die Nürnbergerspitzen-Tailen mit den Wespen und spitzen Schnüppchen hinten und vorn. Der Reifrock und die pariser Pochen werden nicht ausbleiben, wenn es so fortgeht.

Die Verfasserin fügt hinzu:

Die Modeveränderungen sind der freßende Krebs, der am Wohlstand und an der Bildung des Menschengeschlechts zehrt! Denn die Männer sind zu Modegedrungen worden, wie die Frauen und Kinder auch. Besonders in Paris scheint die Eitelkeit der Kinder ein wahres Uebel zu sein. Ich sah einmal zwei niedliche Mädchen durch den Amlerlingarten gehen; die eine saßte

den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen und fragte dann das Schwesterchen: „Anna, ist auch mein Bein zu sehen?“

Recht anziehend sind Helmina's Bemerkungen über die Bewohnerinnen der verschiedenen Provinzen Frankreichs, die sie in Paris zu beobachteten Gelegenheit hatte:

Die Keivetät und unbefangene Gutmüthigkeit junger Provinzialinnen gewährten ein sehr angenehmes Schauspiel. Blühend und heiter wie der Frühling, aufrichtig, fleißig, verschämt, sind sie, besonders in Paris, wo das Gute sich als Ausnahme be-
 Ausblick. Wenige unter ihnen waren re frischen Jugend und ihr unschul-
 sie reizend. Unter den Schönen zeich-
 aus. Fast alle sind schlant, leicht
 anation ist sehr frisch und blühend,
 lacht; ihre Augen sind groß, schwarz
 ohne blendend weiß. Die Normän-
 d. Unter ihnen gibt es ausgezeichnet
 sie haben mit den Sachsinen einige
 immer aus der Provence und Lan-
 seit weniger schöne Gestalten; allein
 sind dafür auch desto süßlicher, da
 Feuer der südlichen Temperatur mit
 i. Die schönen Mädchen und Frauen
 rdoc sind Madonnengestalten. Das
 re Schnitt ihrer großen dunkeln Au-
 i ihrer Gesichtsfarbe, der Rundheit
 ihres wallenden Haars, die Feinheit und der antike Schnitt ihrer
 Buge und das zarte Ebenmaß ihres Wuchses machen sie unend-
 lich reizend. Die Männer in diesen Provinzen, sowie in allen
 mittäglichen Ländern, sind in der Regel nicht groß. Die Bur-
 gunderinnen sind ziemlich klein und stark von Gliedern, die
 Champagnerinnen auch. Die Lothringerrinnen sind gewöhnlich
 blond und kastanienbraun, wenige sind bräunet. An ihnen habe
 ich bemerkt, daß sie sich noch immer zu den Deutschen rechneten
 und den Pariser, Normannen und andern den Namen Fran-
 zosen als Unterscheidungszeichen gaben. Sie sprachen zum Theil
 ein ziemlich verständliches Deutsch, welches sie in ihrem Lande
 handhaft beibehielten, und beobachteten in allem deutsche Sitten
 und Manieren.

Auch über die damaligen socialen wie geselligen Zu-
 stände von Paris und über den Charakter der Franzosen
 im allgemeinen enthält das Buch manche anziehende Be-
 merkungen. Sie nennt die Franzosen eine edle Nation,
 die nach Ruhm und Ehre dürste; nicht vom Volke sei
 alles das, was während der Revolution Fluchwürdiges
 geschehen, ausgegangen, sondern aus der Verderbniß der
 höhern Klassen. Sie fährt fort:

Doch was auch die Zukunft bringen möge, es muß zu einem
 entscheidenden Resultate führen. Dies große, feurige, besessene
 Volk wird sich läutern und vergeistigen oder ganz zu Grunde
 gehen. Noch ist der Franzose zu entflammen, der Deutsche kaum
 noch mehr. Noch fühlt sich der Franzose als Volk. Nicht so
 der Deutsche; bei ihm steht das Ehrenvolle hoch und kräftig,
 aber einzeln da, emporragend, unerschütterlich; aber zwischen
 ihm und der Gemeinheit liegt nichts in der Mitte.

Und doch, es liegt noch etwas in der Mitte, und
 zwar das meist noch ziemlich ehrliche, aber kleinliche, be-
 schränkte, krämerhafte, jedes höhern Aufschwungs fast
 unfähige und dabei doch nicht wenig dunkelhafte deutsche
 Epießbürgerthum, an dessen Trägheit und psalibürger-
 licher Besinnung so leicht die größten Ideen scheitern und
 das in Deutschland, und nicht bloß in den mittlern Schich-
 ten, wahrscheinlich eine größere Ausdehnung hat als
 irgendwo sonst. Was man auch an der französischen

Bourgeoisie aussetzen mag, so ist diese, wenn auch weniger
 anterrichtet und aufgeklärt, doch generellerer Aufwallungen
 fähig, urbaner und im Verkehr mit andern wie in der
 Beurtheilung anderer humaner. Daß außerdem ein natio-
 naler Kern in ihr steckt, beweist die Geschichte, da die mächti-
 gen Erschütterungen im Innern und die gewaltigsten Stöße
 von außen nicht vermochten, den französischen Volks- und
 Staatskörper auseinander zu sprengen und in einzelne für
 sich fortvegetirende Stücke zu zerreißen, wie dies mit
 Deutschland infolge seines jetzt von manchen Seiten so
 gerühmten „Individualismus“ geschehen ist. Die Gefahr
 für Frankreich beruht freilich in seiner kriegerischen Ruhm-
 sucht und in seiner schauspielerhaften nationalen Uebersch-
 für deren Befriedigung das französische Volk jedes Opfer
 bringe, und man kann doch immer nur ein Volk beklagen,
 welches schwer errungenen constitutionelle Freiheiten im
 Innern nicht zu behaupten weiß, Moral, Kunst und
 Literatur der Verwilderung und die Wissenschaft der En-
 starrung überliefert und sich von jedem glücklichen Militär-
 despoten und Friedensstörer, welcher der nationalen Eitel-
 keit zu schmeicheln versteht, für diesen Verlust durch die
 „gloire“ und durch glänzende rhetorische Phrasen wie
 die von der Verbreitung der „Civilisation“ abspelsen läßt.
 Als ob sich die „Civilisation“ wie Commisbrod auf den
 Spitzen der Bajonnette in die Nachbarkländer tragen ließe!“

Helmina von Chézy meint freilich, daß der kriegerische
 Gang der Franzosen, deren Ruf als einer militärischen
 Nation ja in der That in der ziemlich langen Periode
 von Ludwig's XIV. Tode bis zu den Revolutionskriegen
 völlig auf Null gesunken war und die in dieser Hinsicht
 damals zu den verachteten Völkern gehörten, wahrschein-
 lich kein angeborener, sondern nur ein künstlich hervor-
 gebrachter sei. Und sicherlich scheint sich dieser martialische
 Geist mit dem bei den Franzosen so hervortretenden Gange
 zum Erwerbe, zum Luxus und Wohlleben, zur Bequemlich-
 keit und zur raffinierten Genußsucht sehr wenig zu vertragen.
 Aber die nationale Eitelkeit und die Begier, frühere Waffren-
 schmach wieder gut zu machen und in welcher Weise es
 auch sei eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen, scheint
 noch größer zu sein. Napoleon verstand es ohnehin,
 den martialischen Sinn der Franzosen systematisch auszu-
 bilden. Er führte seine Kriege im Auslande in einer
 Weise, daß sie nicht nur der nationalen Eitelkeit schmei-
 chelten, sondern auch den einzelnen, den Generalen, Ober-
 sten, Präfecten, Liferanten u. s. w. als Verehrungs-
 mittel dienten; er bekriegte nicht nur die Völker, er plün-
 derte sie auch. Selbst der Gemeine hatte ja Anstich,
 durch Tapferkeit und Werthigkeit in eine Stellung zu
 gelangen, in der er nicht nur vor den andern glänzen,
 sondern auch in großartigem Stile plündern und sich
 bereichern konnte. „Mit wenigen Ausnahmen waren alle
 militärischen Größen aus dem Schoß des Volks hervor-

„Ihr seid der Kern der Nation!“ sagt Ludwig Napoleon in seinem
 Auftruf an das französische Heer vom 3. December 1811. Das Wör-
 gerthum ließ sich diese belebende Erklärung, wodurch es gewiss-
 maßen als gänzlich unfähig unter Garatel der Truppen gestellt wurde,
 ruhig gefallen und mußte es wol.

gegangen", sagt Helmina. „Jeder Conscriptirte, der zum ersten mal die Musketen ergriff, fühlte schon auf seiner Brust nach einem künftigen Orden. Ja, der Krieg allein konnte diese thatendürstende Jugend auf die Höhe des Lebens hinschwingen.“ Helmina fährt fort:

Wenn der Krieger von der Zukunft träumte, so sah er nur das große Ehrenkreuz auf seiner benachbarten Brust, oder er fühlte die brennenden Todeswunden, die auf dem Bette der Ehre bluteten, und fühlte das Wehen der Lorbern auf seiner Stirn; an einem dritten Fall dachte er nicht: an den des spurlosen Dahinsinkens auf dem Schlachtfelde unter dem feindlichen Kugelregen, oder des Verschmachtens auf der Landstraße bei stehenden Sonnenpfeilen, oder des langsamen Schmerztodes einsam auf dem Bahnhofsplatze, wenn Waden in den Wunden seinen Körper zerzogen und sein brennender Saumen vergebens nach Wasser lechzt. Der ruhmthätigen kriegerischen Jugend wurden bald die Schranken breit geöffnet; wer nicht gutwillig hineinwollte, der mußte. Mit Bittern sahen die Mütter einen Knaben an ihrer Brust. Schon in seinen ersten Nahrungstrank felen ihre Thränen und sie weinten bei seinem Aufblühen und Reifen. Nur zuchtvergeßene Mädchen freuten sich, wenn sie eines Knaben genasien, denn sie empfingen wesentlich Brot und Geld, das frische Fleisch für die Schlacht aufzufüttern. „Haben Sie vergessen“, fragte Napoleon einen Wohlmeinenden, der wegen seiner Kriegszüge und des ungeheuren Verlustes von Soldaten Bedenklichkeiten äußerte, „daß ich alle Monate 10000 Mann daranzuwenden habe?“

Als freilich der weinenden Mütter, Schwestern, Töchter und Bräute zu viel wurden und die Thränen den Glanz der blutigen Lorbern auszulöschen drohten, als der mehr und mehr ernüchterte Bourgeois genauer nachzurechnen begann, was ihm diese „gloire“ und die waghalsigen Unternehmungen Napoleon's kosteten und noch zu kosten drohten, da war auch der Thron Napoleon's moralisch untergraben und es bedurfte, um ihn wankend zu machen, nicht der angeblichen Intriguen Talleyrand's wegen der ihm aufgedrungenen Heirath mit Mlle. Grand.

Interessant sind die Mittheilungen der Verfasserin über die damals von geistreichen Männern und Frauen gebildete „Deutsche Colonie“ in Paris und über die ab und zu selbst eintreffenden Gäste aus Deutschland: Friedrich Schlegel und seine Dorothea, die sie in ihrer überschwenglichen Ausdrucksweise „freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib“ nennt, Zacharias Werner, Dehlenschläger, Ferdinand von Ollivier, Vilat u. s. w. Sie sah auch Metternich, der im Jahre 1808 noch „wirklich jung“ war, während „mancher Staatsmann alt geboren wird“. Sie erzählt von ihm:

Es war eine Last, ihn mit seinen allerliebsten Kinderchen, den drei Bläckschöpfen, mit apfelrothen Wangeln in weißen Höschchen zu sehen, wie sie ihn neckten und liebkosten, als wäre er ein älterer Bruder. Er schien nicht der Botschafter einer kühnen Macht zu sein, sondern eine Himmelsbotschaft der Liebe und Freude zu bringen, gleichsam um die pariser Damenwelt zu trösten, daß Graf Kobenzl so manches Jahr dort gewesen. Fürst Metternich ist eine ursprünglich edle, wohlwollende Natur; er meinte es ehrlich mit der Welt und der Zeit; nicht ihn darf man ihres Wesens anklagen u. s. w.

Ferner lernte Helmina den Herzog Franz von Anhalt-Deskau kennen, der ihr über die neueste Jagd des Kaisers folgende interessante Mittheilung machte:

Da sein Wild aufzutreiben gewesen, hatte der Kaiser allerlei

zähmes Wild zusammenbringen lassen und knallte nach Herzogslust hinein — die größte Ehre, die wol jemals Dachsen widerfahren. Zwei Jagdgehülften hatten sich eines Verschens schuldig gemacht, Napoleon wollte sie auf der Stelle erschießen lassen; der Herzog von Deskau war der einzige, der Napoleon vorzustellen wagte, daß es Menschen seien. Sein Rath gefiel dem Kaiser, er gewährte seine Di-

Helmina nannte Napoleon der Herzog lächelnd erwiderte: so liebte und kein ausgelassener mich mit den vielen anderen Murat lernte sie ebenfalls nämlich darum, für die Tochter Joachim Murat's, finden, und hierzu wurde indem man ihr zugleich auch Religion und ihre J machen. Madame Murat freuen, wenn meine Was Dichterin müssen Sie ein habe eine gute Meinung habend und aufrichtig. Die licher als die Französinne Sache. Helmina wurde a sehr wenig zu einer Gouv gewesen sein, sich den in Linien des Hoftons zu si auch eines Briefes Goeth worin die Bemerkung enthielt lieb und werth, was sta kommt, mag's übrigens a Amor“; ferner eines Br worin derselbe über Helmin unwissend“, sie sei „lieb bemerkt hierauf: „Unser heute, daß ich „lieberlich daß sie mit Adelbert von Chamisso sagen würden, ich sei keine Dichterin; denn mein Lied ist echt.“ Ob ihr Lied immer echt gewesen, bleibe dahingestellt; aber „unwissend“ konnte man die Ghezy nicht nennen; sie hatte für ein Weib sogar ganz hübsche Kenntnisse, die sie freilich nicht gründlichem Studium, sondern der Empfänglichkeit ihres Geistes verdankte, womit sie aus den Gesprächen mit geistreichen und gelehrten Männern den Rahmen abschöpfte.

Mit ihrer Kenntniß der arabischen und persischen Literatur prunkt sie in ihrem Buche sogar etwas zu stark. Helmina verdankte sie ihrem zweiten Gatten, dem Orientalisten Ghezy, den die junge Deutsche durch ihr damals ohne Zweifel pikantes Wesen anzuziehen gewußt hatte. Später trennte sie sich von ihm; erst ging sie mit ihren Kindern nach Montmorency, wo Ghezy sie noch alle acht Tage besuchte, und dann für immer nach Deutschland, um ihren Gatten niemals wiederzusehen. Ueber die Veranlassung zu dieser Trennung verbreitet erst der Schluß ihrer Denkwürdigkeiten einiges Licht. Helmina stand schlecht mit ihrer Schwiegermutter. Diese, „eine kräftige Natur, eine eifrige Katholikin, eine Frau voll Geist und

Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Töchter (fährt Helmina fort), die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hatten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit. Ich war nur für die Poesie mein reichlicher Wille konnte die häusliche Beschäftigung nicht ersetzen.“ Man ist offen genug, einzugesehen, daß sie eine a und Haushälterin gewesen. Dazu kam rei, welche der Schwiegermutter verhaft entschuldigt diese Klebhaberei zwar nicht der gepflegten Thruerung „Brot für die dienen zu helfen“, sicherlich aber büßte die bei mehr ein, als sie durch das von Hel-

mina etwa erscriebene Honorar gewann. Mit Liedern und Balladen ist nicht viel zu verdienen, und auf andern literarischen Gebieten, selbst auf dem der Novellistik, war Helmina nicht gerade sehr productiv. Sie sang viel an, sogar eine „Napoleonide“, brachte aber wenig fertig. Sehr mit Recht bemerkte ihr einmal ihre Schwiegermutter: „Wohlb verdienen sollte einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt“; und ein andermal schrieb sie ihr: „Glauben Sie mir, hören Sie mit Ihrem Schreibeisen auf, und ficken Sie Ihre Sachen!“ Man wird dabei in überraschender Weise an Großmutter Karstin erinnert, die auch ihre Kinder in zerrissenen Kleidern in der Stube herumtrabbeln ließ, während sie Predigten in Verse brachte. Wohlthunend ist übrigens die Verehrung, welche Helmina für Ghezy, den sie als einen sehr schönen und interessanten Mann schildert, durchweg an den Tag legt; nicht mit einem Stäbchen sucht sie sein Andenken zu besetzen. Ghezy selbst war ein Verehrer der deutschen Poesie und Literatur, und diese Sympathie für Deutschland mag auch wol wesentlich dazu beigetragen haben, das Band zwischen beiden zu knüpfen. Helmina bemerkt: „Mein Mann war gern in deutschen Kreisen, er sprach sein gutes Deutsch zwar nicht ohne Schwierigkeit, doch er verstand alles; auch war er von mütterlicher Seite deutschen Blutes, aus Savern; die rüstige Ahtzigerin betete Wilhelm noch das deutsche Vaterunser vor. «Ils sont bons, ces Allemands!» pflegte Ghezy zu sagen; auch äußerte er zuweilen: «Je crois qu'on est mieux en Allemagne qu'ici!»“ Nur schlimm, daß er gerade an eine deutsche Dichterin gerathen mußte.

Helmina verließ Paris und ging zuvörderst nach Heidelberg, obgleich Kottel sie vor dieser Stadt als einem „Zugneß“ und einem „Klatschneß“ gewarnt hatte. Nun, weniger Zug als in Heidelberg mag man in andern deutschen Städten finden; aber welche deutschen Städte wird man wol nennen können, in denen es nicht mindestens ebenso viel Klatsch gäbe als in Heidelberg? Im Gegentheil möchte es manche selbst größere Städte in Deutschland geben, die der anmaßigen Klatschstadt in dieser Hinsicht den Rang ablaufen. Manches fand sie damals besser, manches schlimmer in Heidelberg als bei ihrem spätern Aufenthalt daselbst. Die Umgegend und na-

mentlich der Schlosspark waren damals noch nicht so romantischer. Besonders klagt sie über die Lärmen des aus seltenen ausländischen Bäumen bestehenden Lustwaldes am Ausgange der Brühl, den man beabsichtigte oder auch geschah ließ, weil man (nach der Angabe Helmina's) den Platz zu Gärten für Bürger, denen die Pflanzung im Wege war, nicht wollte. Der Utilitätsfuss nimmt eben überall so damit im Zusammenhange steht die Abnahme der Lust für Baumshatten und Baumgrün. Auch anders wird plant, nivellirt und gebaut, wo sonst Bäume den ober Vertiefungen die Flächen angenehm unterkühlt obwol schon Claudius sang: „Wenn da der bloße Wald war, wo jetzt Bäume stehen“ u. s. w. Helmina über diesen Punkt: „Die alten Völker hatten viel Wäldungen, heilige Bäume; den neuern ist weniger heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, wenn ich Bäume verstümmeln sehe.“ Dagegen fand in ihrem spätern Aufenthalt das Leben und Treiben Studenten minder wild und romantisch als im Jahre 18 und sie ist geneigt, dem Professor Zacharia einen bedeutenden Antheil an dieser größern Gesittung Brandenburg zuzuschreiben. Was diejenigen Corpsburschen, auch später noch die Rostocker des alten Burschens aufrecht zu erhalten suchten, betrifft, so bemerkt sie: „würde merkwürdig sein, ihre Namen gemischt zu bekommen um zu erfahren, was aus ihnen geworden ist.“

Wir begegnen in diesem Kapitel über Heidelberg einem gelegentlich eingeschobenen Raisonement, das interessant genug erscheint, um eine Stelle darauf zu citiren. Sie sagt:

Ich glaube die göttliche Vorsehung läßt uns wissen, daß die Armut Begleiterin des Dichterlebens sein. . . . Ich sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geboren, zu Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlend er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der Reich und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben, wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er dacht. Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die Denkwärte unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich die es jemals gab, würden die Massen nicht angetrieben die Noth und zugleich durch die Begierde, Reichthum erwerben, um mitzugenießen, wo der Reiche schwelgt, so der Mensch nicht so sinnreich sein, wie er's geworden würde keine Dampfkrast, keine Eisenbahn geben u. s. w.

Helmina huldigt also auch dem schon von Heraklindigten Dogma, daß die Noth die „zehnte Muse“ ist. Daran ist sicherlich etwas Wahres; nur darf es nicht weiter zu drückend, noch zu dauernd sein. Sie kann wol einen lyrischen Schmerzensschrei, vielmehr einen in dramatische Form gekleideten vulkanischen Ausbruch der Leidenschaft ausdrücken, aber zu umfassen in allen Theilen vollendet durchgearbeiteten und so harmonisch wirkenden poetischen Compositionen, zu solchen Kunstwerken, welche Dauer haben und die der Menschheit und der Nationen sind, wird die wirkliche Noth, wie wir dies auch wol schon früher vorhaben, nie und nimmer begeistern, ja sie macht Werke aus naheliegenden Gründen auch dem ge-

lent unambig. Aber man nenne uns ein Beispiel Gegenwärtiges! Nur berufe man sich nicht auf Camoens, ja dieser das Manuscript seines Heldengedichtes schon Indien nach Europa niedrachte und der Betheilung erst versiel, als er seine große Dichtung bereitet hatte. Auf ihr eigenes Los hätte sich Helmina berufen sollen. Unter allen Umständen würde sie als eine große Dichtung hervorgebracht haben; auch sie, wie wir behaupten, die eigentliche Noth nie gekannt. Sie lebte nicht in Hölle und Hölle, aber ihre Erlaubte ihr Recht, ihre Rechnungen zu bezahlen, und monatelang nichts zu thun, als spazieren zu machen, dann und wann einen kleinen Ausflug oder selbst größere Reise zu machen und ihre Baumenbedürfnisse in oft selbst letzterer Weise zu befriedigen. So gieng die bei weitem größte Zeit ihres Lebens über. trinkt nicht sein Schöppchen täglich, man besucht den Conditor, man genießt keine Gänseleberpasteten andere Leckerbissen, wenn man sich in wirklicher Noth befindet.)

Von Heidelberg begab sich Helmina nach Aschaffenburg, wo sie am Dalberg'schen Hofe freundliche Aufnahme bei welcher Gelegenheit wir unter anderem auch ersah: daß die junge Gräfin Wassenheim „die schönste Person am Hofe“ hatte. Auch berichtet sie über mehr Prophetien, die sie damals in Betreff der politischen Zustände Europas verkündet, und sie bemerkt: „Seitdem ist noch oft die Gewißheit geworden, daß mich die prophetische Stimme nicht täuscht; sie erschallt, ich nicht woher, sie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie mir nicht wann, nicht wie, nicht warum! Aber verkündet treu, was im Schoße der Zukunft liegt.“ den Begegnen wir folgender beachtenswerthen Bemerkung: „Man findet jetzt selten Gesichtsbildungen oder Gesichter, die an die Gebilde der herrlichsten alten Meister aus und Deutschlands erinnern. Menschlichkeit und sind fleischlicher geworden. Geist und Phantasie eltern bringen schöne Kinder hervor. Während der Kindheit sind beinahe alle (?) Kinder schön und gesund, bis das Leben sie verhext und verflacht. Nur

Helmina sagt einmal an einer Stelle darüber, daß die Redaction von Journalen so selten Gedichte honorirten und zwar aus solchen Gründen, „weil sie eben Gedichte seien“. Diesem Uebel war sehr leicht abgeholfen, wenn die redimirten und die Dichter, von denen Beiträge zu empfangen Redactionen sich rechnen müssen, sich selbst und untereinander das Wort gäben, in, Manuscript, Taschenbüchern, kurz allen periodischen Unternehmungen, welche prosaische und artistische Beiträge zu honoriren gewohnt sind, Gedichte nur unter der Bedingung zu lassen zu lassen, wenn man sie ausdrücklich honorirt. Die belletristischen Blätter, die periodischen Sammelchriften würden dabei schließlich gewinnen, indem ihre Verleger und Herausgeber sich hätten mittelwichtige Gedichte, sogenannte Litteraturblätter gegen Honorare, mithin mehr als jetzt nur mittelwichtige gute Gedichte abdrucken. Man vergesse nicht, daß, je wohlfeiler eine Waare ist, je so schlechter oder doch minderwertig zu sein pflegt. In Bezug auf literarische Almanache und alle eigentlichen sowohl allgemeine als prosaischen Almanache würde jedoch aus naheliegenden Gründen von jeder Ausnahme zu machen sein.

Geist und Gedächtniß, nur die Schönheit des inneren Menschen kann die äußere aufrecht erhalten.“ In Aschaffenburg erreichten sie auch die Nachrichten von dem furchtbaren Verzicht, das über Napoleon's stolze Regionen auf den Schwefelstein Rußlands herabgebrochen war. Da zog sie der Fürst Primas, in dessen Blicken dabei „eine unermessliche Trauer“ lag, in eine Fensterbrüstung und sagte zu ihr in heftiger Bewegung:

Ruhig, Liebe! Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist unseigentlich. Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vermindert werden. Er wird unterliegen, aber wehe und nicht minder, denn alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen, und alles, was er Unheilbringendes gesät, wird in den Händen, die nach ihm die Ägeln hatten werden, nachher emporschießen.

Zur Zeit der Franzosenflucht nach der Schlacht von Leipzig befand sich Helmina gerade in Darmstadt, wo im Greerichause Laisende von Gefangenen und Verwundeten der Napoleon'schen Armee, den verschiedensten Nationen angehörig, untergebracht waren: „In einer Laube, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Brettern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Haufen der eingeziegelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem nackten Boden krümmten sich röchelnd die Sterbenden.“ Das ist etwas für die Kriegslustigen unserer Zeit, namentlich für diejenigen, die Krieg! Krieg! rufen, aber sein zu Hause bleiben werden. Als die gesunden Gefangenen weiter escortirt wurden, zeigte sich der französische Nationalcharakter in seiner ganzen Besonderheit. Die Franzosen zogen singend und jubelnd durch die Straßen, einige riefen auch wol, „so stolz und jubelnd als ginge es in die Schlacht“, ihr „Vive l'empereur!“ Freilich zeigten sich andere auch an's höchste niedergeschlagen; und als ein Vorübergehender einen derselben, der schwermüthig lebend und bleich daherging, mit der Frage anredete: „Etes-vous Français?“ antwortete der Franzose: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!“ Die darmstädter Frauen ließen es übrigens an nichts fehlen, was dazu beitragen konnte, den Gefangenen ihr elendes Los zu erleichtern; und Helmina, rührig und mitleidig wie sie immer war, war unter ihnen die letzte nicht. Sie setzte sich sogar in einer Nacht hin, um dem Prinzen Christian von Hessen in einer eindringlichen Vorstellung den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern.

Diese Theilnahme für Leidende, aber auch eine bei manchen Frauen hervortretende Neigung, sich in Dinge zu mischen, die sie eigentlich nichts angehen, sollte sie später in Unannehmlichkeiten verwickeln, die jede minder kräftig organisirte und minder breite Frau als Helmina von Weiz es war, gänzlich entnähigt und gebrochen haben würden. Als im Jahre 1815 der Krieg von neuem losgebrochen war, verwandte sie die für ihre auserlesenen Schriften eingegangenen Subscriptionsgelder mit rühmlicher Uneigennützigkeit für die Bereitung von Charpie, wobei ihr eine Menge junger Mädchen behülflich waren, von Socken, Hemden, wackren Leibbinden u. s. w., und

trat dann, ausgerüstet mit einer Cabinetsordre des Königs von Preußen, ihre Reise nach den Lagazetten von Belgien und vom Niederrhein an, die sie bis nach Aachen und Bütlich führte. In Köln kam sie mit der Invaliden-Verhüllungscommission in ärgerliche Conflict, da sie ihr in einer an Gneisenau gerichteten Vorstellung „alten Schlenkerian“, „Eindigkeit“ u. s. w. vorgeworfen hatte, worin die Mitglieder der Commission eine Beleidigung erblickten wollten. Die Sache kam so weit, daß sie bei dem kölnischen Justizpolizelgericht anhängig gemacht wurde. Nun eilte sie nach Berlin, wo sie das Bitterste dulden mußte. Ihr eigener Bruder wollte sie nicht über die Schwelle lassen, bis sie strafrei sei; eine frühere Freundin redete sie bei der ersten Begegnung mit den Worten an: „Unsere Wege sind getrennt, der Ihrige ist dunkel, es thut mir um das Andenken Ihrer herrlichen Mutter weh!“ und Minister Kirchhausen, von dem sie in ihrem Namen wie in dem ihres Mannes Gerechtigkeit verlangte, erglühete vor Zorn bei diesen Worten und fragte höhnisch: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die rechtschaffenen Männer an?“ Aber sie hatte einen vortrefflichen Rathgeber, der kein anderer war als der Dichter Theodor Amadeus Hoffmann, und so kam es, daß sie schließlich vom Kammergerichte, auf dem sie sich in Person vernehmen lassen mußte, strafrei gesprochen, die Kosten aber niedergeschlagen wurden. Diejenigen Leser, denen dieser immerhin eigenthümliche und charakteristische Rechts-Handel von der Verfasserin zu ausführlich behandelt scheinen sollte, werden binlänglichen Ersatz finden in den vielen sich durch diese Darstellung hindurchziehenden interessanten Mittheilungen über Volks- und Zeitzustände und über eine große Anzahl von Notabilitäten der Kunst und Literatur, mit denen sie ihr vielverschlungenen Lebensweg am Rhein und in Berlin zusammenführte. Nur eine Bemerkung aus diesem Abschnitte des Werks wollen wir hier noch mittheilen und zwar folgende:

Noch heute verschmähe und verlasse ich nicht das Schöne, was im deutschen Aufschwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs wallte; aber es war ein Fieber, die Genesung davon war schlimmer als das Uebel. Nie war die männliche Jugend so ernst, so würdig, so großartig als zu jener Zeit. Es vergingen keine zwei Jahrzehnte, so erschien sie mir abgespannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erschlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfnis nach Kämpfen Genüge zu leisten. Ruhe ermüdet sie. Bloße Jugend ohne Gewähr genügt den Verwöhnten nicht u. s. w.

Wir möchten hierbei bemerken, daß das deutsche Militär, welches mehrere Jahre in dem von den Allirten besetzt gehaltenen Frankreich und namentlich in Paris garnisonirt hatte, und besonders der Offizierstand von dem Geist französischen Leichtsinns und französischer Frivolität und Genußsucht keineswegs unberührt geblieben war, und daß sich dieser Geist von hier aus auch auf die bürgerlichen Kreise, auf die Art der Vergnügungen, auf Literatur, Kunst und Theater fortspangte. An Lebensart,

die sich aber der französischen Urbanität und dem französischen Umgangsstone doch nur unvollkommen näherte und daher zwittrhaft blieb, hatte man ebenso viel gewonnen, als an deutschem soliden Kern und deutscher Muth verloren.

Helmina, unruhig wie sie war, begab sich von Berlin nach Dresden, wobei sie versichert: „Niemand hat in Berlin gelebt als ich, und niemand ist milder von Mitteln als ich nach Dresden gekommen.“ In gleichen Versicherungen darf man jedoch bei Helmina niemals allzu ängstlich und im strengen Wortsinne sein. Uebrigens gehört dieser das literarische und gesellschaftliche Treiben in Dresden betreffende und von ihrem fern und dünner Kraußling durchgesehene Abschnitt zu den interessantesten und lesenswürdigsten Partien des Buchs. Wir müssen wir, um nicht allzu ausführlich zu werden den Leser auf dieses selbst verweisen. Besonders beschäftigt sich Helmina mit dem dresdener „Liederkreis“, in dem alle Persönlichkeiten in sich schloß, die sich irgendwo in Dresden auf literarischem und künstlerischem Gebiete zeichneten und regten, unter denen sich freilich aber manche Mittelmäßigkeiten befanden. Helmina, die des Enthusiasmus für die Dresdener voll ist, gesteht: „Selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe wurden die Poesie durchaus nicht nach Würden ging und aus dem Umfange, daß die Poeten Hofräthe gingen noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch waren Ihre Mißlichkeiten mit Fanny Arnow wollen gern übergehen. Wie stimmt übrigens mit ihrer Versicherung, daß sie gänzlich mittellos nach Dresden kommen, die weitere Versicherung, daß Fanny Arnow 400 Thaler von ihr empfangen und daß sie jetzt für dieselbe habe bestreiten müssen? Dem gegenüber der dresdener Literatoren, Ludwig Tieck, hatte in dem frühern Kapitel eine längere Betrachtung gewunden und darin unter anderm die gewagte Behauptung gestellt, daß das Lied Tieck mehr zu verdanken habe selbst Goethe und Uhland. Auch erwähnt sie das Gespräch mit Friedrich Schlegel im Jahre 1802 mit Bezugnahme auf die damalige Lage Tieck's gegen um des Dichters Schicksal kümmerte sich kein Reich, Mächtiger; verflümmerte er, so sei alles gleichgültig zeige er eine Schwäche, so packe die vornehme Welt an und suche ihn herauszureißen, nur ein Mittelmann nur ein ... gebeide, die große Welt könne die Größen nicht ertragen u. s. w. Man sieht wenig daraus, wie oft sich diese Klagen in Deutschland wiederholen. Uebrigens befand sich Schlegel später ganz freilich als Dienstmann des Katholicismus und so er der Poesie den Abschied gegeben.

Von Dresden ging Helmina nach Wien, theils ihren ältesten, an den Augen leidenden Sohn zu bringen, theils um der bevorstehenden Aufführung der „Turyanthe“ beizuwohnen. Karl von Weber mißbilligte diesen Entschluß, indem er besonders vor der Strenge der wiener Censur warnte. „Geseht einmal“, sagte er zu ihr, „Sie wollen

kaufen, und lesen es in die Zeitung setzen, da ist die Censur: Stummel, was will die Frau in ihrer Haushaltung mit drei Gänzen? Und sie streicht ihnen zu!" Inbegriff von der Censur hatte die romanische Verfasserin der „Corymbus“ nichts zu fürchten, so ging nach Wien, wo es ihr ungemein gefiel, sie sagt:

Die lieben Wiener waren so genussfähig und so reich an Müssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Günstigen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter für ihr herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicheres Volk sein, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde hundertfach behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Wie Wien das nur geblieben sein, was es damals war, so den noch immer diejenigen beneidenswert sein, die es bezeugen. Möchte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen, was er ist und er es ist! Man hätte wol einzelne Klagen über Zwang; aber habe ich eine freiere Gesellschaft gesehen als die in m.

Dann ging sie ins Salzammergut, wo sie sich durch Klagen armer Leute verketten ließ, mit den Behörden, nach ihrer Ansicht das Volk brühten und ausfaugten, und anzufangen. Sie nützte dadurch niemand, sich aber schadete sie. Sie versichert, es sei nach Wien berichtet worden, daß sie Volksversammlungen hielte, daß die Söhne das Volk aufzuwiegen trachteten, daß nachts in Tenne zu dem Zusammenkünften bestellt und Abschied zu einer Revolution genommen worden, weshalb nöthig werden würde, Militär in das Salzammergut zu schicken. Der Kaiser habe sie nach Wien versetzt, versichert sie weiter, und sie habe ihn nicht warten zu. Sie erhielt Audienz und erzählt über diese unter dem:

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir die Worte des Danks, daß ich mich seiner Oberhöflichkeit herzlich angenommen habe. „Aber“, sagte er dann, „die hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie voran man gezwungen gewesen wäre, Militär in das Salzammergut zu schicken!“

Helmina nahm diese Worte ganz ernsthaft, aber Kaiser Franz, der, wie man weiß, nicht selten den Schalk te, hat diese Worte sichtlich nur schelmisch gemeint. Verlauf ihrer Wiener Mittheilungen kommt sie auch Sophie Müller zu sprechen, die sie nebst Agnese best zu den wenigen Briesterinnen zählt, welche allein Kunst leben, und sie behauptet in Betreff der Ehebest, die Empfindung, welche der Mann, „dem sie (Agnese best) so überschwengliche Opfer gebracht“, der Gattin bietet, nicht ihrer „unendlichen Liebe“ werth gewesen; in wie selten versteht ein Mann wahre Liebe! wie lebt einer, der sie ertragen kann!“ Das ist wieder alte Kapitel von dem „unverständenen Weibe“. Nach sie noch ein recht hübsches Gedicht eigener Fabrikation vom Anfang, „Gast du, Herz, kein Leid erfahren“ einigten, ergeht sie sich in einer Betrachtung über Frankreich, in der allerdings etwas Prophetisches ist. Sie urtheilt, daß Kaiserreich sei den Franzosen in Mark Weim übergegangen und nur durch ein Germanen

des ganzen Kerns auszureiten. „Frankreich“, sagt sie, „hat noch eine unabsehbare Zukunft vor sich. Es wird noch der Welt Gesetze geben, oder es wird zertrümmert.“ Aber der französische Ehrgeiz sei (leider) nicht mehr auf die Freiheit gerichtet, sondern auf den nationalen Ruhm, „dieses Palladium, das den Ansehn anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammte. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft.“ In diese blutige neunapoleonische Aera scheint Europa jetzt in der That eingetreten zu sein.

Der letzte Abschnitt des Buchs betrifft ihren Aufenthalt in München und ihre Reise nach Paris, wohin die resolute und immer rasch entschlossene Frau nach dem Tode Ghezy's ging, um sich bei der Regierung einen Wittengehalt auszuwirken. Auch in München sah sie sich, wie fast überall, in Unannehmlichkeiten und Händel verwickelt, ohne daß wir erfahren, welcher Art diese gewesen. Sie spricht von einem „mit größter Schlaueit entworfenen Vubenstück“, dessen Urheber ihr lange verborgen geblieben, man habe sie „vernichten“ wollen, und noch immer seien dieselben Hände thätig „bittere Tropfen in die Reige ihres Lebensbechers zu mischen“ u. s. w. Die Hinterlassenen des Philosophen Krause scheint sie besonders bei dieser mysteriösen Geschichte in Verdacht zu haben. In Paris hatte sie dann wieder die angeblich von den Feinden und Rändern ihres verstorbenen Gatten angepönten Intriguen zu bekämpfen, doch setzte sie es durch, daß ihr von der Guizot'schen Regierung eine jährliche Pension von 1500 Francs unter dem Namen einer „Indemnität“ bewilligt wurde. Da dieses Jahrgehalt, von dem eine einzelnstehende Frau zur Noth schon existiren kann, ihr unser Wissen immer ausgezahlt worden ist und ihr zuletzt auch der großherzige König von Preußen — an den sie zum Dank ein unvollendet geschriebenes Sonett richtete, das als ihr letztes lyrisches Product in seiner fragmentarischen Gestalt in der Vorrede mitgetheilt ist — eine Pension von vierteljährlich 50 Thaler bewilligte, und ihr auch sonst Liebesgaben, z. B. von selten der Liebes-Stiftung, zufließen, so wissen wir nicht recht, was wir von den ausgesprengten Gerüchten über ihre gänzliche Mittellosgkeit während ihrer letzten Lebensjahre halten sollen. Freilich war sie erblindet und konnte ihre Habe und ihr Einkommen nicht so beaufsichtigen, wie es bei sehenden Augen möglich gewesen wäre. Sie wurde, wie wir wissen, ihrer Angabe nach aufs abscheulichste geplündert und bestohlen, und wir finden auf S. 271 des zweiten Theils noch einen solchen Bösewicht genannt, der unter dem erborgten Namen J. Moore Mittel gefunden hatte, sie wahrscheinlich „durch Chloroform einzuschläfern und mit Hilfe ihrer damaligen Umgebung auszurauben“. Ihre schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, ihres Sohnes Max Skizzen und Delbilder u. s. w. seien ihr, wie sie behauptet, von diesem Menschen, dem sie nur Gutes erzeigt, entwendet worden. Zu verwundern ist nur, daß sich so viel Gauner- und Diebsgesindel gerade an die arme Ghezy gehängt, daß sie entweder bei der Polizei keine Anzeige gemacht oder daß diese sich in allen

diesen Fällen ohnmächtig gezeigt haben sollte, von Dicken auf die Spur zu kommen. Unter Marx von Chézy's Delgemüthen, die übrigens von Talent zeigten, besaßen sich einige von gar nicht unansehnlichem Umfang, und diese waren doch nicht eben leicht fortzubringen und zu verwerten, ohne Verdacht zu erregen. Außerdem machte ihr das schon berührte Gerücht mit ihrem ältesten noch lebenden Sohne Wilhelm fortwährend vielen Kummer, und immer erschien ihr Spindler als der Dämon, der ihn zu Grunde gerichtet und ihn ihr entfremdet. Spindler, „der im Ueberflusse schwamm“, habe es sich im Hause ihres Sohnes wohl sein lassen, bis dessen Gattin sich seine Besuche verboten, wofür sich dann Spindler gerächt habe. Sie sagt:

Die Dämon, welche ihn (Wilhelm) an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiebt, dennoch geriet sie. In Freiburg trennten sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang (!) vollendet war, der falsche Freund und der, der mir das Herz zerriß. ... An mir ist ein Mord geschehen, und an meinem ältesten Sohne auch.

Duller, sagt sie, habe sich noch zu rechter Zeit von Spindler zurückgezogen, aber den geistreichen und grundgelehrten Philosophen Braun, der dann später an einem im Duell empfangenen Brustwunde starb, habe Spindler auch auf dem Gewissen. Braun habe sich einem aufstrebenden Leben hingeeben und geäußert: „Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammen-schießt, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht.“ Helmina gibt zu verstehen, daß Braun ein Opfer der Verrücktheitskünste Spindler's gewesen, der sich selbst gerühmt, daß sein Roman „Von Constrictor“ sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Nachdem wir Helmina von Chézy durch die Labyrinth ihres in der That viel- und reichbewegten Lebens bis hieher begleitet, wird der Leser vielleicht auch gern noch etwas über ihre letzten Lebendtage erfahren. Ueber diese schreibt die Herausgeberin, Bertha Borngräber, in der Vorrede:

Nach Lische schlummerte sie eine Stunde, dann lag ich ihre eine Stunde lang vor, oft die Bibel, das Evangelium Johannis, die Bergpredigt, wobei sie einmal mit Thränen in den Augen ausrief: „Was sind alle Schriften großer Weiser — sie verfallen! Aber dies Buch, wie ist es immer so neu!“ Ausgeföhren wurde selten, dazu fehlten Zeit und Mittel, und zum Ausgehen die Kräfte. Selbst wenn sie von zwei Personen geführt wurde, mußten auf einem kleinen Gange viele Knäpfläpchen gesucht werden. ... Der 25. Januar (1856) war der Dichterin Geburtstag; wir feierten ihn zum letzten mal und unter Thränen. Drei Tage darauf erschien ihr Sterbetag, an welchem die Baroness von Hedbritz, ihre engelgleiche Freundin, wie sie dieselbe nannte und wie sie es auch war, sie noch besuchte, ihr eine Erfrischung zu bringen, welche die Sterbende schon sprachlos, doch noch eilig, mit stiller Freude annahm. Kurz vor dem Schicksal umschlang sie mich mit offenen Armen, presste mich an die Brust und sagte mir:

Ihre Ruhestätte befindet sich Nr. 4527, tombe 5, ligne 3, auf dem allgemeinen Kirchhofe in Plain-palais zu Genf. Dies denjenigen Landsleuten zur Nachricht, welche vielleicht wünschen sollten, bei einem Besuche Genfs unter den zahllosen Grabsügeln auf dem genfer Kirchhofe

das Grab aufzusuchen, in welchem die deutsche Dichterin endlich die Ruhe fand, die sie im Leben nicht gefunden und vielleicht auch im Grabe nicht gesucht hat.

Hermann Meyer.

Romanliteratur.

1. Abenteuer eines Unporkbäumlings. Ein Roman in 3 Bänden. Frankfurt a. M., Bauerländer. 1859. 8 3/4.

An diesem Buche, merkwürdig und interessant genug, ja vielleicht der Titel völlig verzerrt. Abenteuer oder man gewöhnlich so nennt, enthält das Buch wenig oder nicht, vielmehr geschieht alles, was geschieht, aus innerer und psychologischer Konsequenz, und ein Unporkbaum kann der Held, der als Enkel einer Million geboren wird, es nicht widerstehen als bis zum „Gefährte und Gefährten“ bringt, süßlich doch auch nicht genannt werden. Auch als ein Roman können wir die Erzählung kaum betrachten, da sie mehr offenbar den Charakter einer eigenthümlichen Mischung von Wahrheit und Dichtung, von Erlebtem und Gedachtem aus den Kreisen der Politik und der höheren Gesellschaft, der Theorie und Weltverkehr eines gewandten, erfahrenen und begünstigten Mannes an sich trägt und vor allem durch in wirklichen Verhältnissen wurzelt. Am so besser vielleicht: in der That, die Erzählung dieser einen wirklichen Lebens durch romantische Zuthat nur wenig überbitternden Geschichte liegt sich anziehend und unterhaltend genug und empfiehlt sich ein völlig consequentes Gedankenwerk so sehr, daß es bei so feinem Lichte gar nicht erst bedarf, um unsere ganze Aufmerksamkeit für dasselbe zu erwecken. Eine etwas überflüssige Vermischung politischer Discussionen und die verbrauchten Duelle und Enkelkinder abgerechnet, ist das Ganze vielmehr ein Werk feinsten Lebensbeobachtung, namentlich aus den höchsten gesellschaftlichen, dem Hofleben, und erhebt, tiefgehender und etwas unserer sozialen Zustände, also jedenfalls mehr als ein Roman. Alles dies aber theilt dem vorliegenden Werke die Länge mit, die ihm eine längere Dauer versprechen und die dann noch bestehen bleiben, wenn, wie wir anerkennen und Ereignisse und Charaktere etwas an dem Verschwinden (Unschärfe) theilnehmen, das sich schon in dem „Titel“ zeigt und das ein kluges Auseinanderhalten der vielfach verschlungenen Begebenheiten hin und wieder erschwert.

Der Held und Selbstbiograph ist der Sohn eines in Frankfurt am Main, eines echten Bankiers, von jüdischer Herkunft, achtbar, pflichtgetreu und prosaisch, und einer Frau die sich als eine engelhaftige Dulderin in Schicksalen, welche in volle Sympathie ansprechen, darstellt. Seine Erziehung zu unter der Hand des letzten seiner Lehrer, Stromfeld, in dem etwas verfrüht der ganze Rationalismus unserer Tage verortet, die entgegengelegte Richtung zu heillosen Idealen zu welchem ihn der Widerspruch gegen des Vaters fassat und pessimistische Weltanschauungen drängt. Er widersteht aber auch dem väterlichen Wunsch, der ihn zum Kaufmann räumt, und er erlangt es durch die Mutter, sich dem Gelehrten, dem öffentlichen Dienst weihen zu dürfen. Am 20. Geburtsfest, in Oesterreich erworben und in Bismarck's Jahre 1848 klug verwaltet, bewirkt, daß unser Held als ein von Schwannhöfen gelehrt wird. Hier zeichnet er uns ein Bild der Gesellschaft, in welche er zwar gebildet wird in der er aber seine Stellung erst erkämpfen muß. Kurz vor Ereignissen von 1848 im Kaiserthum. Die Revolutionen aus, das frankfurter Parlament tritt in den Vordergrund. Er selbst, jetzt als von Felderkrön, demokratischer Ultra, ein Freund, Althorst und Walborn, theoretische und praktische Reactionäre, begegnen sich hier wieder. Der Erzähler der völlige Richtiger dieser ganzen Bewegung sofort erkennt, aber aus dem Gefühl von Mangel, sich nützlich zu machen.

in Dienst eines befreundeten Ministers als Geheimsecrète. Die Aufzählung ist bald vorüber; allein da er inzwischens Hofrath geworden und mit Orden geschmückt ist, nimmt er die angetragene Stelle eines Cabinetssecrétars oder Rathes bei einem kleinen deutschen Herzog an, ohne Geld und von der persönlichen Liebenswürdigkeit des Fürsten gekostet, und wird dessen Vertrauter und Freund seines Bruders, des geistreichen und lustigen Prinzen Ulrich. Wie dies geschieht, ist eine Reihe interessanter Charaktergemälde und Geschichten an uns vorübergegangen. Voran kommt die Geschichte der Mutter des Felden unferer Theilnahme in Anspruch. Von einem Grafen Hohenthal verführt und unter einer nun verschwundenen Tochter, verschätzt sie durch jegliche Mißthe und Duldung ihr herbes Geschick, indem der wahre Verräther, durch seine Familie von ihr getrennt, sie noch liebt und, obwohl vermählt, seine Tochter vergeblich. Unser Held duckt sich nun mit dem Sohne des Grafen, lernt in Paris seine Schwäger als die unglückliche Gattin eines Spielers, de Merville, kennen, rettet sie und entflammt für sie, als im letzten Augenblick noch rechtzeitig und glücklich ihre gewaltsame Trennung erfolgt. In diesem Verhältnisse, den Tod der Mutter zur Folge hat, tritt eine schöne Roman angefüllt und ergreifend hervor. Eine Zeichnung ganz nach Art ist die des realistischen Vaters, eine Verkörperung Pflichttreue ohne ein Atom von Idealität, und die Darstellung der politischen und philosophischen Meinungen Feldens, der weiterhin als Hülfstingling und Beistand einen elenden findet. Die Theorie des „menschlichen Willens“, welche erdum verwickelt, beruht auf dem Satze, daß unsere Willensentwicklung ganz aus zwei unserer Selbstbestimmung liegenden Factoren hervorgeht, indem jede That als nothwendige Manifestation der Individualität, des physischen Merks ist und ebendarnum geschehen muß, wenn unsere Idee vom Willen sich auch gegen dies Anerkennung sträubt, und daß diesem Satz zugleich das ganze Staatliche und kirchliche in der Gegenwart zusammenbricht, um einem andern System zu machen, dessen Grundgedanke „Verschönerung des Daseins“ ist. „Die Menschheit“, sagt er, „besteht aus dem nach diesem Gelübten Lande, der durch ein rothes Meer: aber jenseits werden die Nachkommen ihre Stiftingshütte in ein aufbauen.“ Man sieht, es ist die Emanzipation des Geistes, die dieser Philosoph als Weltanschauung verkauft, und mit Recht ist ihm unser Held, daß er durch diese Lehre in dem Glauben ein höheres, nicht zur Bestimmtheit in dem Bewusstsein der Selbstbestimmung nur noch entscheidener befestigt worden. Was Feldens als das allein Bestimmende in unserem Leben bezeichnet, betrachtet er als die niederen Functionen unsterblichkeit, über welchen das „Wollen“ steht und so auf den großen Gedanken Dant's zurück, daß uns zwingen kann, eine That zu wollen, selbst indem wir sie zu schließen mit Goethe's Worten:

In unserm Busen keine wagt ein Streben
Sich einem Höhern, Edlern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
Gnädigstehnd sich den ewig Ungemessenen;
Wie heißen's Prometheus! —

Der Philosoph entgegnet: „Ich will den Unterricht, in mein ehemaliger Schüler jetzt ertheilt, als ein Zeichen Freundschaft ansehen“, und wir haben schon gesagt, daß in später im tiefsten Pöbel und von Reue jernagt werden. Eine lange Reihe bedeutender Charaktere schließt sich Zeichnung an. Wir finden hier frivols und genussüchtige Männer, Leute von so interessanter Schwachheit wie Hohenreperate Spieler wie Merville, Idealisten wie de' Pontis, olge Frauen wie Frau von Brissenville, die Pflegerin Schwestern, Unglückliche wie Luise von Thelem, Tochter jürken und Gattin Feldens und viele andere, und Verfasser sich niemals auf Unbedeutendes einläßt, den in Salonparfüm und die ebenso beliebte Kleimalerei aber

ganz verschmäht, so kann man
Lesers vielerlei Stoff und n

Der zweite Band den
ausschließlich in den Kreisen
der die Stelle des Cabinet-
sitzenden Herzogs bekleidet.
hier dem größten Theile nach
nisse vor uns haben, die da
nen, weil das Incognito
wahr ist. Der Kampf de
des Herzogs von seiner tre
vollen aber etwas charakteri
zum Ziele haben und die de
seiner Erbtochter je die Reink
niedererschlägt, bildet hier
Die Familie der Grafen M
Rückgabe eines Theils ihrer
erpunkt der Intrigue, die
und Verwandten trennen an
natürliche und liebliche Gr
dem Erzähler, der sie liebt,
Hülfe des Prinzen vorzule
glücklichen diplomatischen W
zwei deutschen Höfen, von welchen der eine liberal, der andere
reactionäre gekannt ist, verwendet, findet hierbei zu vielseitiger
Beleuchtung der deutschen Verfassungsfragen reichen Stoff und
soll endlich Cabinetsminister des Herzogs werden, was nicht
überraschen kann, da er sich durch Luise von Thelem als eine
Art von Verwandter des herzoglichen und somit aller Fürsten-
und Könighäuser ausweist — als die Katastrophe eintritt. Am
Hofe erscheint nämlich der französische Graf Brucclair, der alle
Welt entzückt und Clara von Rothenthein's Verlobter wird. Unser
Held aber entdeckt am der Tafel des Prinzen in ihm den
schändlichen Senanges, den Verräther und Mörder seiner wie
ner Freunde, den Verberber Feldens und Eggdors's,
Dandineil's und Luise von Thelem's, der nun die Hand seiner
eigenen Gelliebten erringen soll. Der Entlassung folgt ein ver
zweifelter Duell, indem unser Held die blutenden Schatten sei
ner Freunde rächt, den Daben iddet, aber hiermit auch seine
öffentliche Laufbahn beschließen muß. Im Schlusssapitel des
Buchs erblicken wir ihn einsam, welt- und lebensmüde, auf
seinen Gütern in Oesterreich, dennoch aber von dem Glauben
an das Höhere, Bessere getragen, entschlossen möglichst viel
Gutes zu vollbringen, und von dem Spruch erhoben: „Dem
Tüchtigen ist diese Welt nicht fremd.“

Der Verfasser hat mit seiner Anonymität der Leswelt eine
Art von Räthsel aufgegeben; man nennt einen Dufiker als Au
tor; wir aber glauben nicht daran, sondern halten vielmehr eine
am Mittelrhein früher vielgenannte Persönlichkeit für den Ver
fasser des jedenfalls bedeutenden Buchs, in welchem ein männ
licher Geist und eine feine Beobachtung empfehlend hervortreten.
Doch aus welcher Feder auch diese Blätter geflossen sein mögen,
die ungewöhnliche politische Bildung, die umfassende Weltkenntnis,
der zugleich praktische und philosophische Geist des Werks, die
Kunst, mit der das Einzelne zu einem sich innerlich tragenden
und abschließenden Ganzen verknüpft ist, sprechen zugleich für
einen in Kunst, in Wissen und in Weltkenntnis erfahrenen Geist,
dem ein seltener Blick in die geheimen Motive der menschlichen
Handlungen zu Gebote steht. Wie neu und charakteristisch ist
z. B. seine Zeichnung der Stellung eines kleinen Fürsten in
den deutschen Landen, seine Vergliederung der Parteien unter uns,
die sich alle dahin vereinigen, dem Philister Elog und Herr
schaft zuzuwenden; ferner seine Zeichnung der pariser Gesell
schaft, der Frauen mit dem erlösenden Salonon, seine ganz
individuelle Charakteristik von Fürsten, Staatsmännern, großen
den Mediantisten, Parteiführern, Spielern, Betrügern, in wel
cher vielfach das Ungewöhnliche geleistet ist. Alles dies zusam
men bewirkt, daß man dies Buch wie ein spannendes Drama,
wie das freie Selbstbekenntnis eines Mannes, der viel gelitten,

aber dem Geseß der Ehre und der Moral unverbrüchlich treu geblieben ist, liebt und ihm außer angenehmer Unterhaltung eine Fülle der eigenthümlichen Lebensbetrachtungen verbaut, wie sie nur ein vielbewegtes Dasein geben kann. Und so schließen wir mit Wunsch und Hoffnung, dem Verfasser dieses Buchs, das von seiner geistigen Bedeutung volles Zeugnis gibt, bald wieder zu begegnen.

2. Verloren und gefunden. Roman von Theodor Rügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verglichen mit dem vorangehenden, durch Ernst und männlichen Geist hervorstechenden Roman tritt Rügge's „Verloren und gefunden“ sehr in Schatten. Rügge, von dem wir Lebensbilder und Besseres zu lesen gewohnt sind und der namentlich durch seine charaktervollen nordischen Volks- und Sittengemälde so viele Leser erfreut, hat sich hier bemüht, den modernen Materialismus, den offenen wie den versteckten, den rohen wie den verfeinerten, in das ihm gehörende Licht zu stellen. Die Aufgabe ist gut, allein sie ist nicht in der rechten Weise gelöst worden. In diesem Buche ist alles Weib und Weib ist alles. Geldhül, Gelbgier, Selbstsucht, Geizhuth, um des Geldes willen, Familienhaß des Geldes wegen: um diese Angeln dreht sich das Ganze so ausschließlich, daß wir die erlösende Empfindung, mit der uns bloße Selbstinteressen doch anwehen, nicht los werden. Selbst die Herzengeschichten Lorberg's und Hellmuth's werden davon so angekränelt, daß sie einen reinen und wohlthuenden Eindruck, selbst auf dieser Höhe, nicht mehr hervorbringen, außer Bröcklein nicht mehr überwinden können. Kurz, es ist Winter in diesem Roman! Damit soll nicht gesagt sein, daß die Erzählung nicht geschickt gemacht und angenehm zu lesen sei, daß verschobene Charaktere nicht Werk und einzelne Szenen gute Weltbetrachtung befähigten; allein erwärmen können kann wie Lorberg, Wolf, die Commerzienrätthin, Hellheim und Hellmuth den Leser einmal nicht, und in den Seelen, deren innere Welt wir anerkennen sollen, fehlt die Energie der Empfindung doch allzu sehr, um das Gefühlsthermometer des Lesers über die gewöhnliche Stubenwärme erheben zu können. Der Roman ist daher ein wirklich ausgeklügeltes aber frohiges Kunstwerk geblieben, das an die Lieblingsheime des Autors, den Norden, ein wenig zu sehr erinnert.

Die Geschichte ist kurz diese: Lorberg, ein junger, lebenslustiger aber armer Edelmann, wird durch einen nichtsnutigen Verwandten, Seehausen, zu dem Entschluß gebracht, die Pflegetochter der reichen Commerzienrätthin Wittenberg, Eufette, ein wunderbar gezeichnetes, hosenhaftes und anliebenswürdiges Fräulein, zu ehelichen, lernt jedoch in deren Gesellschaft Christine Streit, eine arme Lehrerin, kennen und liebt sie, während Eufette selbst im stillen dem schüchternen, schattenshaften Hospitalarzt Hellmuth ihr Herz geschenkt hat. Hieran beruht die Intrigue der Erzählung: die zwangsvolle Fortsetzung der Brautchaft, die Rationationen Seehausen's, die Ehe zu seinem Vortheil zu stören oder zu hintertreiben, die Anstrengungen der Commerzienrätthin, sie trotz aller Theile zum Schluß zu bringen. Diese Frau ist der Hauptcharakter des Romans und als solcher, man muß gestehen, eine ziemlich originelle und ihre Klugheit in Geldsachen, ihre Herrschaft die wunderliche Zärtlichkeit dieser kalten zigen Wesen, ihre Eufette, sind vorzüglichem zweiten Hauptcharakter, dem Hauptdinge ein Original von Lump und Schwelgerei für sein Axiom: „Leben ist die Hauptan diesem System zuletzt doch Schiffbruch zu sagen: es ist jedenfalls Uebertreibung sein „Engel“ Flora dagegen wird allerwärts angetroffen. Das Schlimmste aber ist, es einer unmöglichen, völlig unabweisbaren gleich barock und keineswegs anmuthig auch den Wetter Hellheim um Erbe und

Vermögen betrogen, dadurch, daß er eine ihm geborene Tochter für einen Sohn ausgibt, und diese Tochter ist das zu am Lehrerin Christine Streit, die Lorberg liebt. Da geht es unserer Zeit an solche Dinge, zumal wenn der Charakter nicht den geringsten Versuch macht, die Sache als nicht anzu sehen zu lassen oder die Mittel dazu nachzuweisen. Denn es ist also geradezu nichts und diese Erkundung ist dem schärfsten und härtesten ausgesetzt, ja, sie hätte von dem erfahrenen Beginn als völlig unbrauchbar von vornherein verworfen werden sein. Was nun den Helden selbst betrifft — es ist unbegreiflich, in der Verfassung dies nicht selbst empfunden hat —, so verurtheilt von vornherein unserer gerechtesten Widerlegung. Den zum Roman hindurch vollführt er eine Lüge, ein Schwindel, in und innerlich empört: er handelt Liebe zu Eufette, wie er verachtet, um ihre reichen Erbchaft zu wollen; die besten Kampfs in ihm zwei Bände hindurch, ohne zum Durchbruch kommen, und als dies zuletzt geschieht, geschieht es fast um seinen Willen und durch Zufall. Ein solches Thema war mit Geduld sofort aufzugeben, wie es sich dem Werke des Autors darbot; denn das Schicksal eines so geistigen Charakters ist und eigentlich gar nicht sympathisch stimmend; seine großen Leiden sind die Frucht seiner geistigen Dynamik. Da der Heldheim ferner ist eigentlich ein Object der Grausamkeit, das ins Suchtens gehört. Christine Streit, sein vorerwähnter Sohn (?), außer Hellmuth die einzige Person, bei welcher ein innerer Werth die Rede sein kann, ist zu matt und stumpf behandelt, um für so viel Mängel schadlos zu halten. Er bestimmt in ihren Grundzügen und spricht gut, aber auch fehlt die Wärme, die zur Energie der Handlung führt; er ist eine bloß negative Vorzug, wie sehen nur ihren Schatten. Die Nebenfiguren, zum Theil gut, wie der kleine Agent zu zählen nicht wesentlich mit.

Es ist klar, daß aus solchen Elementen kein richtiges Leben entstehen kann. In einzelnen seinen Wendungen, so und gut ausgedrückten Beobachtungen fehlt es, wie in der Arbeit des Verfassers, auch hier nicht; allein er hat die Sache leicht gemacht. Was zunächst die Darstellung im Ganzen betrifft, so können wir den mehr und mehr in Mode kommenden lockeren Zusammenhang, der Kapitel für Kapitel ein selbständiges Tableau, ein Bildchen für sich darbietet, doch wohl für seinen lobwürdigen Eil trillern. Dies kolossale Individualisieren der Darstellung erleidet dem Erzähler allein die Arbeit, da er sie jeden Wortstellung abschließen und davon ruhen kann; allein der folgerichtige, langweilige, zusammenhangsvolle Vortrag, wie ihn ältere Meister sehr gerne haben, ist dabei doch völlig Schiffbruch. Aus der einen Geschichte zu einem einmal zwanzig Geschichten; es ist kaum mehr eine Erzählung, die wir vor uns haben und der Werk des Erzählenden von Gruppe zu Gruppe zu springen, ohne und mit immer durchkreuzter und gekrümmter Empfindung. Es kann an und für sich schon zweifeln, ob eine Erzählung, in der alle handelnden Charaktere nicht in ihrer ethischen Entwicklung, sondern stets nur in einem einzelnen Moment daseins darstellt, den Namen eines Romans verdient. Ob sie nicht vielmehr mit der bescheidenen Benennung eines Novells zufrieden sein müsse; allein wenn diese Novelle so noch wirklich in 20 Novellen verknüpft und angeschlossen ist eine solche Arbeit mit dem Namen eines Romans zu hoch gewürdigt; denn unter einem solchen denken wir einmal die volle consequente Darstellung einer ethischen Entwicklung von ihrem Anfang bis zum Abschluß, nicht die Skizze eines Moments, einer Situation. Dies ist Novelle, wie sie uns die Italiener überliefert haben. In Deutschland ist diese Distinction vermisst und duldet gar nicht den neubündigen „Caxtons“ als eine Novelle. In Frankreich haben wir allen Grund, die bescheidene Begriffswortheit solange als möglich aufrecht zu erhalten.

Doch wir müssen schließen. Der gewählte Erzähler des Verfassers befindet sich hier; seine kleinen Bemerkungen

mallich und Streiflichter auf die Gesellschaft und den an ihr zugehenden Wurm der Selbstsucht und des Eigennutzes, auf Adels- und Geldaristokratie fesseln und blenden den Leser; allein im ganzen und großen hat der Verfasser mit diesem Buche noch nur eine sehr mittelmäßige und wenig bedeutende Arbeit geleistet, die seinem Autorthum nicht viel hinzufügen wird, und die im ganzen genommen des Verfassers von „Afrasia“ und „Erich Kambel“ nicht recht würdig ist. Solche markige und echte Charaktere, so so männlicher und sicherer, seiner Sache gewisser Geist, wie sie in jenen Romanen aus erhoben und innig erfreuten, kommen hier nicht zum Vorschein: es ist eine sittenmalende, mäßig und leicht unterhaltende, aber ideoarme Erzählung, die uns hier geboten wird, und die zugleich an den beiden wesentlichen Mängeln leidet: daß der Verfasser sich die Möglichkeit des erzählten Vorgangs selbst nicht klar gemacht und daß er uns für seine handelnden Personen kein höheres Interesse einzufloßen gewußt hat.

3. Sanct-Florian's Rache. Von Marino. Leipzig, Brockhaus, 1856. 8. 18 Rgr.

Die Kritik d. Bl. ist geneigt gegen die talentvollen junger Nachschift zu üben. Eine solche Arbeit haben wir hier vor uns liegen. Zuoberst sei bemerkt, daß der Autor Marino dem Vermuthen nach wol eine Marina ist, denn auf eine solche weist alles in diesem gerlichen kleinen Roman hin: es ist nicht nur der Stil, es ist auch die Umkleidungsweise einer Frau, der wir hier begegnen, die etwas unlogische und weltjunge Sentimentalität, die zwischen dem Idealen und den Weltersfahrungen wie der eiserne Sarg des Propheten Roganneth zwischen zwei waltigen Magneten frei in der Luft schwebt. Einen Plan, eine Intrigue besäße dies kleine Buch eigentlich gar nicht. Florian von Geyern soll seine Verwandte, Recha, zum Weibe nehmen, ohne sie zu kennen; allein da dies ein ihm von Jugend auf bekannter Plan ist und er sein Herz nicht zu einem Geschäft dieser Art zwingen zu können glaubt, so widerstrebt er, sendet seinen Freund Arnold statt seiner zu dem Abendessen nach Steinsch, packt ein und geht auf Reisen. Auf der Isola bella trifft er unbekannt mit Recha zusammen, bringt sie in seiner Gondel nach Land und entzündet sich für sie, die inzwischen einem alten General ihre Hand gereicht hat. Nach einiger Zeit stirbt dieser und segnet das junge Paar zu jungem Glück: es ist Hochzeit und das ist die ganze Geschichte. Doch diese einfachste Begebenheit ist gut erzählt und enthält, wenn auch Neues und Erquickendes dabei nicht hervortritt, doch viele Stellen von guter Zeichnung und geschmackvoller Ausführung. Das Talent der Combination ist gering und von Reflexion ist dabei nicht viel zu sehen; allein über das Nachfolgende ergeht sich der Vorzug leicht und anmuthig und den Naturbildern sowohl aus Italien als aus der uns nähern Grasschaft Glatz fehlt es nicht an angesehntem Reiz. „Sanct-Florian's Rache“ aber heißt die Erzählung, weil Recha, dem Feuerheiligen Sanct-Florian, in dem der Wolfswort heißt:

O heiliger Sanct-Florian,

Beschüt' mein Haus, jünd' andre an! —

in neues Gewand votirt hat und der Heilige zur Rache dafür, ihm allerdings etwas bedenklicher Privatheit, ihr eigenes Herz zu seinen Namensvetter, Florian von Geyern, in Flammen legt. Das mag genügen; wir haben dem Bächlein sein Recht widerfahren lassen, wenn wir es als einen nicht eben unglücklichen ersten Versuch in diesem Gebiete der Kunst bezeichnen, der unsern Leserinnen zu gefallen einen Anspruch hat und sich durch kluge Reinheit und Ursprünglichkeit hervorhebt. 4.

Zur Aesthetik der Sculptur.

Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. Dargestellt von Christian Semler. Hamburg. D. Reimer. 1858. 8. 18 Rar.

Warnungen aufmerksam zu machen.

Im ganzen hat der Verfasser diese Aufgabe in einer dem populären und praktischen Zweck des Buchs angemessenen Weise gelöst. Entwickelt er auch keine wesentlich neuen oder tiefen Ansichten, so bekundet er doch durchweg einen klaren, gesunden Sinn, eine für die Auffassung antiker Ideen und Formen glückliche Naturanlage und Bildung, eine dem Gegenstand mit Wärme zugethane, jedoch nicht excentrische und kritiklose Begeisterung. Hat er auch vielleicht in der Darlegung des innern idealen Zusammenhangs der architektonisch vereinigten und zueinander in Beziehung stehenden Bildwerke zu wenig gethan, so kann es doch andererseits nur gelobt werden, daß er sich vor gezwungenen Deutungen und gesuchten Symbolisirungen mit richtigem Takte gehütet hat.

Der Verfasser steht mit Recht den höchsten Zweck der Sculptur in der idealen Verklärung der menschlichen Gestalt. „In solchen Momenten“, sagt er mit Beziehung auf den Torso des Julus, „wurde es mir klar, wie Schelling, dem genial schauenden Jüngling, die Indifferenz der sinnlichen und geistigen Weltordnung an dem Kunstwerk des menschlichen Organismus aufgehen konnte. Aber vergessen wir dabei nicht Winckelmann's, der ihm den Weg bahnte und der zum ersten male gleich einem gottbegeisterten Seher dem plastischen Gewächs der menschlichen Gestalt jene enthusiastischen Hymnen anstimmte. Ja, es ist die Gestalt eine ewige Idee, sie ist keine Maschine, sondern Selbstzweck. Als das letzte und vollendetste Gebilde des bewußten (?) schaffenden Naturgeistes steht sie da: sie ist der höchste Zweck, die fleischgewordene Idee desselben.“ Demgemäß läßt es sich der Autor denn auch angelegen sein, in den von ihm beschriebenen Kunstwerken nicht blos auf die an und für sich weit leichter verständlichen und darum weit weniger dürftigen Schönheiten des Ausdrucks auch auf die unmittelbar in der Harmonie und Eurythmie des Gesetzmäßigkeits des anatomischen Bedeutung der Verhältnisse, auf den aufmerksam zu machen. Er zeigt die Gliederung und Muskulatur des m langlich vertraut gemacht hat und das Schönheitsgefühl mit Reistigkeit he

des Be-
und Gars
en gelingt
o hebt er
m Durch-
und Brust
er sagt,
und weils
bequeme
daß diese
es ganzen
Schnittes
ib je nach
sentlichsten
nännlichen
s sich von
den Pros-
idem man
h sie die
interkörper
dem Auge
res Halses
der Kaler
ib so nach
guten und
nsequenten
tnisses als
ngen Kör-
erkennen.
im Publi-
Kunstwerke

zu finden sei und steht den Grund dieser Erscheinung darin, daß bei dem übertriebenen Cultus der Musik die Bildung des Auges und der zeichnenden Hand gar zu sehr vernachlässigt werde. Dem ist allerdings so; es gefällt sich hierzu aber noch ein anderer Grund, der nämlich, daß in unsern Schulen auch nicht einmal für eine theoretische Kenntniß des menschlichen Körpers gesorgt wird. Wenn daher der Verfasser der vorliegenden Schrift bei der Beschreibung des Theseus und anderer Statuen vom „Deltamuskel“, vom „zweiförmigen Armmuskel“, vom „dreiförmigen Vorderarmstrecker“ u. s. w. spricht, so dürfte er unter den Lesern, die er zu belehren wünscht, nur wenige finden, die ihn verstehen; ja er darf vielleicht selbst von der plastischen Schönheit des „schwellenden Pfirsichs“, der „elastisch geschwungenen Sigmusfeln“ der Rife vor schönen Zuhörerinnen reden, ohne ein völlig klares Verständnis befürchten zu müssen. Um seinen Zweck noch sicherer zu erreichen, hätte daher der Autor nicht übel gethan, seine Leser mit dem Bau des menschlichen Körpers entweder selbst in der Kürze bekannt zu machen oder ihnen wenigstens das Studium dahin schlagender Schriften als unerlässliche Vorbedingung zu empfehlen. Ebenso wird es wahrscheinlich von manchen, die sein Buch zu benutzen wünschen, als ein Mangel empfunden werden, daß es sich gar nicht auf die

ihwendigsten kunsthistorischen Notizen einläßt. Was einer Anleitung, wie die vorliegende ist, an Kunstwerken bedarf, ist in der Regel mit in dem Grade vertraut, daß ihm die oder je ihm im besondern Falle notwendig ist, zu Gebote stände; andererseits nimmt es die Mühe, die nöthigen Aufklärungen aus versammeln zuzufuchen, und daher leistet ihm nur ein solches Buch den Dienst eines befriedigenden Führers, welches in jeder Beziehung die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen geeignet ist. Endlich ist noch zu beklagen, daß dem Text dieses Büchleins nicht veranschaulichende Zeichnungen beigelegt sind. In dem Augenblicke, wo man sich seiner als Führers bedient, bedarf man derselben allerdings nicht; aber sowohl zur Vorbereitung wie zur Erinnerung würden dieselben um so mehr erwünscht sein, als selbst die lebendigsten Beschreibungen keine

wirklichen Anschauungen gewähren und, wenn ihrer zu viel aufeinander folgen, eher ermüdend als belebend wirken.

Die erste und größte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den Sculpturen des Parthenon. Es werden darin nach einander die Giebelfelder mit den Einzelfiguren des Theseus, des Theseus, des Poseidon und der Athene, der Demeter, Persephone und Iris und der Gruppe der drei antiken Jungfrauen; ferner der Fries mit dem Panathendenzuge der rathenbildenden Epheben, schreitenden Bürger und zuschauenden Götter, sodann die Metopen mit dem Kampf der Kentauren und Lapithen beschrieben. Vorübergehend wird auch der verloren gegangene Athenskulptur und der Fallas von Velletri, die man bekanntlich als eine Nachbildung derselben ansieht, gedacht. Die folgenden Abtheilungen schildern die Metopen und den Fries des Theseion, den Fries vom Tempel der Rife Apetres, das Erechtheion und den Fries des Vhigalla-Tempels mit dem Kampf der Griechen und Amazonen einerseits und dem Kampf der Lapithen und Kentauren andererseits.

Zum Schluß bietet der Verfasser seinen Lesern noch eine kurze Vergleichung der durch Phidias repräsentirten Kunstperiode mit der Periode des Praxiteles und Skopas, wie er es im Vorangehenden auch nicht an Rückblicken auf die vorerwähnte Kunstentwicklung, namentlich auf die Kegneter, hat fehlen lassen. Er sieht den Unterschied zwischen der Schule des Phidias und den spätern Künstlern hauptsächlich in zwei Differenzen. Einerseits wendeten sich die letztern immer mehr von den religiös-mythischen und heroischen den gantzartigen Stoffen zu oder verließen ihnen wenigstens eine mehr und mehr selbständige Bedeutung; andererseits bewegten sie sich mit besonderer Vorliebe, wie die Tragiker, in der Darstellung der dem Endlichen anhaftenden Vergänglichkeit, während bei Phidias die Idee vorherrschte, das Endliche in seiner glanzvollen Entfaltung zu zeigen. Der Autor erkennt hierin mit Recht einen Fortschritt von der überwiegend idealistischen zu einer mehr realistischen Richtung. Andererseits darf aber nicht vergessen werden, daß sich darin auch ein Bedürfnis zur Vertiefung und zur Verinnerlichung ausdrückt, indem man das Göttliche nicht mehr allein in dem durch äußerliche Größe und Kraft imponirenden, sondern auch in den feinem und geheimern Regungen und Bewegungen des individuellen Seelenlebens sucht.

Die Darstellung des Verfassers ist im ganzen eher einfach als überschwänglich. Nur zuweilen entfallen ihm geschraubte Ausdrücke und Bilder, z. B. wenn er mit Beziehung auf den vorrührigen Säulentauß sagt, man werde beim Anblick der dem Adokus sich entgegenstemmenden Kraft des Adokus an den heldenmüthigen Widerstand des Leonidas in den Thermopylen gedenken. Die massenhafte Macht der heranrückenden Perserscharen inneret.

Notiz.

Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.

Eine die Einladungsschrift zur Prüfung in der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig (1859) bildende Abhandlung: „On the study of modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipsic in particular“, von David Asher, der, wie der selige Darm, die Befähigung englisch und deutsch gleich gut zu schreiben in seinem Grade besitzt, verdiente als besondere Schrift im Buchhandel zu erscheinen. Inzwischen wollen wir nicht verfehlen, Linguisten auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen, wozu gerade wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, da der Verfasser in §. 3 einen Gegenstand behandelt, dem auch wir in d. Bl. von jeher unsere besondere Beachtung schenken, nämlich die Wechselwirkungen zwischen der deutschen und englischen Literatur. Vielleicht würden dem Verfasser noch manche brauchbare Fingerzeige und Details zugeführt worden sein, wenn er die betreffenden Partien in unserm wenigstens fleißig

zusammengestellten Aufsatz „Deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft im Auslande“ (Band 10 des „Wegenwart“) benutzt, was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, wie auch eine und die andere Fäule in dem citirten Aufsatz wahrnehmen anfüllen können, wenn die Ästhetische Abhandlung und Abfassung unser Aufsatzes schon vorgelegen hätte. Interessant ist uns die von Ästhetikler Wesselschütz in seinen *Sketches of the history of literature and learning in England*. Graff nimmt für die englische Literatur drei Hauptperioden an, und sagt dann: „It is also to be observed that each of these three occasions the excitement appears have come to us in part from a foreign literature which has undergone a similar re-awakening or put forth a new life and vigour, shortly before our own: in the thirteenth age the contagion or impulse was caught in the literature of Italy; in the age of Queen Anne in that of France; in the present period from that of many.“ Graff hebt dann hervor, wie dieser deutsche Einfluss, diese „german inspiration“ namentlich auf Wordsworth durch ihn auf die sogenannte „Lake school“ überhaupt allergrößte und entschiedenste Wirkung geübt habe. Wordsworth bereite in Begleitung seines Freundes Coleridge, des berühmten Übersetzers der Schiller'schen Tragödie „Wallenstein“, selbst Deutschland, um eine gründliche Kenntniss der deutschen Sprache, Literatur und Philosophie zu erlangen. Mit ihm macht Johann Ästhet auf Carlyle aufmerksam, als auf einen, der, wie dies auch die Engländer selbst einräumen, als jeder andere dazu beigetragen habe, die Kenntniss der deutschen Literatur und des Geschmacks daran unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Carlyle verdanke für diese erfolgreichen Lehren von der deutschen Nation ein Ehrengedächtnis als von unserer Dankbarkeit zu erhalten, da er so wesentlich dazu getragen hat, wenigstens unter den wirklich gebildeten Engländern so manche gegen Deutschland und deutsche Literatur früher annehmen Vorurtheile hinwegzuräumen, was keineswegs ein leichtes Werk war. Unter den lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen Englands, die mehr oder weniger unter dem Einfluss standen, nennt Ästhet vorzugsweise die Brownings, Tennyson, Tennyson (in seinen Roman „Sibyl“), Ch. Kingsley, Norton; von den Frauen hätten aber in dieser Kategorie vielleicht auch Mrs. Norton, Mrs. Jameson, Miss Martineau, Katharine Fowke, Mary Howitt, Frau von Gessing; unter den Männern Bailey, Charles Boner und einige andere genannt werden zu, die das aus Deutschland herübergekommene metaphysische zu erbauen, nach dem Vorgange Schlegel's in dieser Richtung auch einige Scenen aus Goethe's „Faust“ ganz vorübergeht hat. Besonders hebt Ästhet noch Erwin's *Die Goethe's* hervor, „a work which may be said to cement a part of the English the bonds of intellectual affinity unite the two nations and makes Goethe as much common property of both as Shakespeare has long been so through the translations and commentaries of Hermann“. Auf das Kapitel über die englische Sprache, in Ästhet's großer Beliebenheit in diesem Gebiete zeigt, führt er hier nur im allgemeinen hinweisen. Er erinnert darin andern an eine von der Berliner Akademie in den neun Jahren geforderte Preischrift des Berliner Predigers Jenisch *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 14 und neuen Sprachen Europas* u. s. w. (Berlin 1796), der englischen Sprache, was Wortfülle, Kraft des Ausdrucks und Deutlichkeit betrifft, unter allen Sprachen der Welt: wird. Interessant sind namentlich auch die Bemerkungen an unermessliche Uebersicht, des angelsächsischen Elements englischen Sprache (30000 angelsächsische Wörter gegen 100000 lateinische, 100 deutsche, 50 skandinavische u. s. w.) ne Tabelle Sharon Turner's, wonach z. B. bei Spaltspare 31 Worten sich 68 Worte angelsächsischen Ursprungs, dabei dem französischen Worte unter 84 Worten sich nur elfschische befinden. A. M.

Bibliographie.

- Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohn herausgegeben. Zürich. 8. 1 Thlr.
 Derblich, W., Land und Leute der Moldau und Walachei. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Habricius, C. G., Studien zur Geschichte der wendischen Ostsiedler. 2tes Heft: Die Herrschaft der Herzoge der Pommeren zu Danzig und deren Ausgange. 1ste Abtheilung. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.
 Heybe, C., Daniel. Roman in sechs Büchern. Aus dem Französischen. Berlin, Gasselberg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Jutker, C., Poetische Studien. Gedichte. Berlin, Plahn. 16. 10 Ngr.
 Rudhart, G. T. v., Erinnerungen an Johann Georg von Lori. Eine Rede vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Feier des akademischen Secularfestes am 29. März 1859. München. Gr. 4. 18 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 Schwenke, S., Der Altmärker. Eine Reihe Sprichwörter, plattdeutsch auf altmärkische Manier ausgelegt; nebst einigen plattdeutschen Gedichten. Neuhaldensleben, Cysand. 8. 20 Ngr.
 Schmidt, H., Marinebilder. Neue See-Geschichten. Berlin, Janka. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Bande, J. J., Des Reich's abriatische Küste und Gernacht Calamata — Triest — Pola. Aus dem Französischen von H. Schörring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland. Berlin, F. Schneider. Per. 8. 10 Ngr.
 Callot, A. Reich. v., Zeit-Krime zur gegenwärtigen Weltlage. Nr. 1—8. Leipzig, Kollmann. 8. 4 8 Ngr.
 Hoffmann, Neben am Sarge und am Grabe Alexanders von Humboldt, gehalten am 10. und 11. Mai 1859. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 Müller, R., Vorwärts! Ein protestantisches Tractätchen. Wiesbaden, Limbath. Gr. 8. 5 Ngr.
 Oesterreich keine Deutsche Großmacht! Auf Grund unumstößlicher Thatfachen erwiesen. Berlin, Riegel. 8. 5 Ngr.
 Oesterreichs Politik in Italien und die wahre Garantie seiner Macht und Einheit. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
 Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache. Ein Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ende April 1859. Frankfurt a. M., Aufferth. 8. 3 Ngr.
 Oppenheim, H. L., Deutsche Begeisterung und Habsburgische Kronbesitz. Berlin, Huber. 8. 10 Ngr.
 Pfundheller, J., Der Preßproceß: „Presse contra Kirchenzeitung.“ Wien, Wendelin. Gr. 8. 4 Ngr.
 Preußen und der deutsche Bund. Eine Mahnung. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.
 Raumer, H., Zur Politik des Tages. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.
 Spemann, W. G. C. Graf. Die holsteinische Ständerversammlung und die Verfassungsfrage. Kopenhagen, Gyldenbal. Gr. 8. 15 Ngr.
 Streubel, H., Deutschland gegen die Thomasine, Friedrich von Nögel an der Universität Erlangen, Bläuling.
 Vorwärts! In der zwölften Sitzung Zimmermann'sche Skizze zum 2 Staaten und zur G. Hermann. 8. 1

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!“

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größtes und häufiges Blatt gestellten Anforderungen zu entsprechen. Gegenüber dem gesteigerten Interesse an der Politik wird sie in dem Streben nicht ermüden, sondern denselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Verbesserungen entgegen kommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch die artikel, Originalcorrespondenzen und telegraphische Depeschen, sowie durch ein Feuilleton und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für **Sachsen** und ganz **Mitteldeutschland** eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das am 1. Juli beginnende neue Abonnement auf die **Deutsche Allgemeine Zeitung** beträgt wie bisher vierteljährlich nur 1½ Thlr. und wird bei allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Inserate (2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In Leipzig: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hitz; Altona: Haasenstein & Vogler; Amsterdam: Seyffardt'sche Buchhandlung; Berlin: A. Reitemeyer, Th. Henry & Cohen; Bremen: C. Schlotte; Dresden: C. Hödner und Redacteur Schanz; Frankfurt a. M.: Dr. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; Hamburg: Jakob Tückheim; Hannover: J. B. N. Rehlstrich; Paris: Bureau central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlagshandlung von Carl Rümpfer in Hannover.

Sieben ist erschienen:

Album einer Frau.

33 Bogen Octav. Eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In eleg. Cartondecke 1 Thlr. 24 Sgr. In eleg. Einbände mit Goldschmuck 2 Thlr.

Als eine Mosaikearbeit, deren Steine aus dem Schätze großer Denker und Dichter der verschiedensten Zeiten und Nationen genommen sind, steht dieses „Album einer Frau“ — Zeugnis eines außerordentlichen Fleißes, einer unermüdeten Ausdauer — einzig in seiner Art da. Aufzeichnungen solcher Stellen, die die Verfasserin bei der vielseitigsten Lectüre als ausgerüstet mit einer erziehenden Macht für das weibliche Geschlecht gefunden, reichte sie nach und nach mühsam aneinander. So hat sich allmählich der Inhalt dieses Buches gesammelt. Die Gedanken großer Männer über das Weib in allen Epochen des Lebens mit Beziehung auf geistiges und leibliches Wohl, aufzulesen mit feinem Takt und geordnet nach einem wohlorganisirten System: das sind die Bestandtheile dieses Werks, das geschaffen erscheint für die Jungfrau zur Bildung, Veredlung, zur Erkennung und Nachahmung ihrer einsigen Lebensaufgabe; — für die Frau, die ihre Lebensaufgabe im vollsten Sinne erfüllen möchte und besetzt ist von dem Wunsch, das Ziel ihren Kindern oder Pflegekindern erreichen zu helfen, das ihnen zum Glück auf Erden und zum Heile ihrer Seele dient; — für den Mann zur Erkennung seines Verhältnisses zum Weibe in und außer der Ehe; — für Jeden als ein Schatz treffender Bemerkungen, nutzbar zu den verschiedensten allgemeinen und pädagogischen Zwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Poetry of Germany.

A selection from the most celebrated German of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of German poetry from Haller to the present time.

By Dr. F. Ahn.

8vo. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Eine von Ahn, dem berühmten Verfasser zahlreicher Sprachlehrbücher, veranstaltete, allen Engländern willkommen, aber auch für Deutsche werthvolle Anthologie der neuern deutschen Poesie, mit einer literarisch geschriebenen Uebersicht über die deutsche Poesie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité

Par Michael Antonides.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter aus dem Ausland, als Frucht langjähriger Forschung der Oesterr. Vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1859.

Zweiter Band.

B l ä t t e r
für
literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1859.

Zweiter Band.

J u l i b i s D e c e m b e r.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brodhaus.
1859.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 27. —

1. Juli 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Als Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Heft: Die deutschen Wörterbücher von den Gebrüdern Grimm, Barm und Sanders. — Kohl's Reise in Nordamerika. Von Moritz Kirbach. — Heyden's „Jenny“ und „Daniel“. — Rottg. (Jean Paul in England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die deutschen Wörterbücher von den Gebrüdern Grimm, Barm und Sanders.

Schon sehr früh begegnen wir Verzeichnissen einer korn oder kleinen Reihe von deutschen Wörtern, die zu diesem, bald zu jenem Zwecke angelegt worden sind; doch waren die ältesten mehr mit Rücksicht auf lateinische als auf die deutsche Sprache abgefaßt, in das deutsche Wort stets zur Erklärung des lateinischen gefügt war. Wann man anfang ein umgekehrtes Verzeichnis einzuschlagen, die Sammlung und Erklärung der kornen Wörter für die Hauptsache anzusehen und diese voranzustellen, die lateinischen zur Erläuterung derselben beizugeben, ist unbekannt; doch geschah dies wahrscheinlich erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst.

Als älteste Buch dieser Art ist bis jetzt Bert's von der kornen „Toulonista oder Duitshlender“ in niederdeutscher Mundart bekannt. Das älteste, namhafte hochdeutsche Wörterbuch hat einen aus der Schweiz stammenden Strassger, Petrus Dapsypodius, zum Verfasser, und erschien 17 in dritter Auflage. Doch war auch bei diesem noch deutsch-lateinische Theil dem lateinisch-deutschen unterordnet. Bald darauf verfaßte der Züricher, Johannes aus, ein lateinisch-deutsches Wörterbuch (1541), das einen großen Umfang hatte; so brauchbar es für lateinische Sprache war, so hatte es für die deutsche keinen Werth. Daher unternahm ein anderer, Josua Maaler, auf des großen Oesner Rath, korn umzugießen und deutsch zu bearbeiten. Es ist dieses Werk, welches unter dem Titel „Die teutsch“ im Jahre 1561 zu Zürich erschien, das erste korn deutsche Wörterbuch. Daß die neuhochdeutsche korn in dasselbe noch nicht einbrang, daß Maaler korn seine schweizerische Sprache zu Grunde legte, ist begreiflich, als daß der frühere Dapsypodius die korn Mundart gebrauchte. Nun folgten in meist korn Zwischenräumen die Wörterbücher von Georg korn (erster und einziger Theil, Augsburg 1616), von

Gaspar von Stieler (Nürnberg 1691), von Christoph Ernst Steinbach (2 Bde., Breslau 1734), und Johann Leonhard Frisch (2 Bde., Berlin 1741), die kornämlich mancherlei Vorzüge darbieten; kornämlich zeugt das letztere von großem Fleiß, seltener Gelehrsamkeit und erfreulicher Besonnenheit, und wird auch noch jetzt oft mit Nutzen gebraucht werden können. Eine wahrhaft großartige Erscheinung war der „Versuch eines vollständigen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der oberdeutschen“ von Johann Christoph Adelung (5 Theile, Leipzig 1774—86), der leider den Stoff allzu willkürlich beschränkte, indem er alle diejenigen Wörter ausmerzte, welche ihm kein rein hochdeutsches Gepräge zu haben schienen. Auch fehlte es ihm an der Kenntniß der ältern Sprache, was ihn zu vielen Irrthümern veranlaßte. Aber bei allen diesen Mängeln war sein Werk doch höchst bedeutend und zeichnete sich kornwol durch musterhafte Anordnung eines reichen Stoffs als durch die umsichtige, durch wohlgeordnete Beispiele unterstützte Entwicklung der Bedeutungen aus. Das Wörterbuch von Joachim Heinrich Campe (5 Bde., Braunschweig 1807—11) leidet an einem übertriebenen Purismus.

Seitdem sind manche ganz gute brauchbare Wörterbücher erschienen, doch war unter ihnen keine wahrhaft schöpferische Arbeit; auch mußte erst die deutsche Philologie einen lebendigen Aufschwung erhalten, ehe ein wirklich neues Werk unternommen werden konnte. Es schien sich beinahe von selbst zu verstehen, daß ein solches von dem Schöpfer der jungen Wissenschaft ausgehen mußte, und wenn wir nicht irren, wurde der Verfasser der „Deutschen Grammatik“ öfters aufgefordert, ein deutsches Wörterbuch nachfolgen zu lassen. Die zahlreichen und großartigen Arbeiten, die er theils fortzuführen und zu beschließen, theils vorbereiten hatte, erlaubten ihm aber nicht, diesen Wünschen zu entsprechen, da er gleich gewiß schon selbst an die Abfassung eines Wörterbuchs gedacht und höchst bedeutende Vorarbeiten dazu gemacht hatte. Denn es ist eine der

großartigen Eigenthümlichkeiten Jakob Grimm's und ein unverkennbares Zeichen seiner Genialität, daß, wenn er zu irgendeinem ganz speziellen Zwecke Forschungen anstellt, ihm zugleich zehn andere Zwecke vorstehen, die er dann mit derselben Umsicht und Schärfe im Auge behält, als wenn er jeden einzelnen ausdrücklich berücksichtigte; daß, wenn es, nur unsere Meinung durch ein Beispiel zu erläutern, irgendein altes Gebicht zum Behuf grammatischer Untersuchungen lieft, er aus demselben nicht bloß alles gewinnt, was zu diesem Zwecke daraus geschöpft werden kann, sondern daß er aus demselben auch alles bis auf den letzten Tropfen sammelt, was es für Lexikographie, Mythologie, Rechtsalterthümer, für Geschichte der Sprache, des Märchens, der Sage, der Sitten und Gebräuche, des Aberglaubens, der Literatur und hundert andere bedeutende Verhältnisse gewähren kann, sodaß man beinahe behaupten möchte, er habe alle seine Werke zu gleicher Zeit abgefaßt. Daraus ist es auch allein zu erklären, wie diese in verhältnißmäßig so kurzen Zwischenräumen erscheinen konnten *), obgleich jedes einzelne langjährige Forschungen und Studien voraussetzt und mancher selbst bedeutende Gelehrte gern sein ganzes Leben daran gewendet haben würde.

Es mußte ein ganz besonderes Ereigniß eintreten, um Jakob Grimm zur Abfassung eines deutschen Wörterbuchs zu veranlassen, da dasselbe auch bei den großartigsten Vorarbeiten und den bedeutendsten Sammlungen des notwendigen Stoffes immerhin noch außerordentliche Kraftanstrengung und Zeitaufwand verlangte. Jakob Grimm bemerkt über diese Veranlassung:

Allgemein bekannt ist, daß im Jahre 1837 König Ernst August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene, im Lande zu Recht beständige und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen andern, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen (dann wozu sind Eide, wenn sie unwirksam sein und nicht gehalten werden sollen!), ich und mein Bruder unsererämter entsetzt wurden. In diesem zugleich bedrückenden und erhebenden Lage, da den Brüdern die öffentliche Meinung schützend zur Seite trat, geschah uns von der Weidmann'schen Buchhandlung der Antrag, unsere ansehnliche Kasse auszufüllen und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen. **)

*) Im Jahre 1819 erschien der erste Theil der „Deutschen Grammatik“, 1822 die zweite umgearbeitete Ausgabe derselben, 1826 der zweite Theil, 1828 die „Deutschen Rechtsalterthümer“, 1830 der dritte Theil der „Grammatik“, 1834 der „Mannhart Buchs“, 1836 die „Deutsche Mythologie“, 1837 der vierte Theil der „Grammatik“, 1839 „Antiquarische Geschichte des 11. Jahrhunderts“ (mit Schmeller), 1840 „Andreas und Uta“, 1843 „Geschichte der deutschen Sprache“, die zahlreichen Abhandlungen ungerichtet, die in den Schriften der berühmten Akademie und an anderen Orten veröffentlicht waren.

**) Wir haben Obiges mit den eigenen Worten Jakob Grimm's mitgetheilt, weil ein dem vorstehenden Inhalt und an eine Nachlese erinnernde, bis zu den schmerzlichen Betrachtungen Hinführendes. Im Jahre 1836 oder 1837 wurde in Göttingen ein „Eisefisch“ und Gefängniß gebracht, weil er angeklagt war, wie schon früher zu wir verhalten haben, so auch damals bei Gelegenheit eines Studentenbundes falsch geschworen zu haben. Als ihn der Richter mit Gefangen darüber zur Rede stellte, antwortete er: „Wozu sind denn die falschen Eide, wenn man sie nicht schwören soll?“ Es scheint, daß diese Anekdote nicht bloß unter dem gemeinen und verborrenen Pöbel weit verbreitet sei, denn

und so haben wir diesem traurigen Umstande doch wenigstens eine glückliche Folge zu verdanken; wir meinen das im Fortschreiten begriffene berühmte Werk:

1. Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig, Verlag. 1852—59. Hoch 4. Zweite Lieferung 20 Bgr.

Das Werk wird also, wie der Titel besagt, von den beiden Brüdern bearbeitet, deren Namen wir schon öfters auf dem Titel bedeutender Schriften (der „Deutschen Sagen“, der „Kinder- und Hausmärchen“) vereinigt gefunden haben. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob beide jeden einzelnen Artikel gemeinschaftlich bearbeitet hätten; vielmehr haben sie sich zur Förderung der Arbeit in dieselbe getheilt, sodaß z. B. Jakob die Buchstaben A—G, Wilhelm die zwei oder drei folgenden übernahm. Dagegen der Plan in seinem ganzen Umfange von ihnen gemeinschaftlich betrachtet und festgestellt worden ist, bedarf natürlich keiner ausdrücklichen Versicherung.

In der Einleitung, welche Jakob Grimm verfaßt hat und die so vortreflich und inhaltsreich ist, wie alle seine Vorreden, entwickelt er in 24 Abschnitten die Verhältnisse, die bei der Redaction des großen Werks zu berücksichtigen waren, und macht uns mit dem Standpunkt bekannt, den er und sein Bruder bei ihrer Arbeit genommen haben. Wir heben die wichtigsten hervor, oder vielmehr diejenigen, die uns zu Bemerkungen veranlassen.

„Wörterbuch“, heißt es im ersten Abschnitt, „ist die alphabetische Verzeichnung der Wörter einer Sprache“, und bald darauf heißt es weiter, daß ins Wörterbuch alle Wörter gehörten und gleichberechtigt darin seien. Wir müssen gestehen, daß uns in dem Wort „Wörterbuch“ der Begriff der alphabetischen Anordnung nicht zu liegen scheint; „Wörterbuch“ ist genau betrachtet nur die Verzeichnung der Wörter einer Sprache; die besondere Art der Anordnung ist keineswegs darunter verstanden, wenn auch die gewöhnliche und altüberbrachte eben die alphabetische ist. Es scheint daher ungerathen, aus dieser willkürlichen Begriffsbestimmung die Nothwendigkeit der alphabetischen Anordnung beweisen zu wollen. Ob sie wirklich die wahrhaft zweckmäßigste sei, darauf wollen wir weiter unten näher eingehen. Vorher wollen wir in andern oben mitgetheilten Behauptungen näher betrachten, daß ins Wörterbuch alle Wörter gehörten und alle gleichberechtigt zur Aufnahme seien, weil sich daran sogleich einige andere Punkte knüpfen lassen, die in den nachfolgenden Abschnitten der Einleitung besprochen werden. Daß diese Selbstständigkeit ihre Grenzen hat, versteht sich von selbst und namentlich unterliegt es wol keinem Zweifel,

wie wir wissen und Jakob Grimm zudem wieder berichtet, waren außer ihm und seinem Bruder nur wenige, die so nahe waren zu stehen, daß die Eide da seien, um geschworen zu werden. Sagt doch der Dichter, das Volk bedürfe eines Mannes,

... welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wahr und fälschlichem Mund, und ach!
Gleich schnell verweht hat, wie man Schwüre
Reicht in der Nähe des Pöls und Schandens.

das Niederdeutsche ganz ausgeschlossen werden muß, er nur insofern aufgenommen werden darf, als es in Schriftsprache übergegangen ist. Wirklich hat das Wörterbuch darin doch zu wenig gethan, wie wir mehrere ten berühren werden. Wenn das Niederdeutsche am sich im allgemeinen ausgeschlossen werden mußte, so ist dagegen unerlässlich, die oberdeutschen Mundarten in das reich des Wörterbuchs zu ziehen, theils weil sie die nächsten Quellen des Hochdeutschen sind, aus denen dieses sich mit neuer Nahrung holt, theils weil die oberdeutschen underten, insbesondere die schwäbischen, sich niemals Nichts begeben haben, selbständig aufzutreten. Die schwäbische Sprache ist mehr als ein bloßer Dialekt, es schon aus der Freiheit des Volks sich begreifen. Von jeder sind aus der Schweiz wirksame Wörter vorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwand, in die leilere oder härtere Juthat aus der helvetischen rache schickte. Auch der elassische, altnormannische oder wälschen Volkssprache, wie vorzüglich Hebel dargethan, steht des Stillschens und Wohlgefalligen noch viel zu lok. Von allen diesen Volksmundarten kann jedoch unmittelbar, das ist ohne Ausgleichung ihres Abwies im Laut, mit dem oft ein Theil ihrer Anmuth geht, erborgt werden.

Es ist ferner ein ganz richtiger Grundsat, daß das Wörterbuch die ganze Zeit des Neuhochdeutschen umfassen. Das Wörterbuch hat vor allem die Aufgabe, das Ständnis der ganzen Sprache und der ganzen Literatur eröffnen, es muß daher auch solche Wörter aufnehmen, die im Laufe der Zeit außer Übung und Gebrauch waren. Solcher Wörter finden sich noch bei Wiel, um wie viel mehr bei den früheren Schriftstellern, den Schicklern, bei Gellert, bei Luther! Sollte man sie aus dem bloßen Grunde ausschneiden, daß sie jetzt nicht im Gebrauch sind, so würde das Wörterbuch seiner bezeichneten Aufgabe nicht entsprechen. Grimm geht nicht bloß bis auf Luther zurück, sondern zieht, und zwar mit vollem Recht, diejenigen Schriftsteller, die vor ihm lebten, aber schon das Gepräge des Neuhochdeutschen tragen, in den Kreis seiner Untersuchungen; nützlich führt er Steinböbel, Albrecht von Alb, Niklas Wille, Katsersberg, Pauli, Sebastian Brant u. a. als an, deren Werke benutzt worden sind. Es ist, wie ganz billig, das Mittelhochdeutsche nicht ganz geschlossen worden, ja selbst nicht einmal das Althochdeutsche oder Gothische. Es mußte oft auf diese ältern um der Sprache zurückgegangen werden, um den len und vollenreife Gestalt eines Ausdrucks festzustellen. Namentlich ist mittelhochdeutschen Beispielen in Lebendigkeit der Redensarten ein oft bedeutender m gegönnt worden. Die Einleitung meint, es könnte dem Leser dieser Beispiele allzu viel danken. Wir

Obgleich in der Einleitung (S. IVII) Niklas von Wille mit genannt wird, so fehlt er nachlässigweise in dem nach dem Bausatz der bezeugten Quellen, und wir erinnern uns nicht, im Wörterbuch selbst eine einzige Stelle gefunden zu haben, sicher er erwähnt worden wäre.

und im Gegentheil der Ansicht, es sei noch zu wenig gethan. Wenn das Wörterbuch auch auf das Neuhochdeutsche beschränkt ist und sein soll, und ebendeshalb keine Wörter aufnehmen darf, die in demselben nicht mehr vorkommen, so hat es ohne Zweifel doch die Aufgabe, die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Wörter nachzuweisen, und zwar nicht bloß in Bezug auf ihre Gestalt, sondern auch hinsichtlich ihrer Bedeutung. Es hätte außer dem Bedürfnis bei jedem Worte die Stelle angegeben werden sollen, in welcher es in einer bestimmten Bedeutung zuerst erscheint. Dies setzt freilich die Benennung der gesammten Materials voraus, von den ersten Denkmälern der Sprache bis auf die neuesten Zeiten herab, und es ist begreiflich, daß dies von jezt, selbst den gelehrtesten Kennern der Sprache und Literatur mit Mühseligkeit auch dann nicht verlangt werden kann, wenn sie noch 50 oder 100 untergeordneten Mitarbeiter hätten. Aber daß die bezeichnete geschichtliche Entwicklung der Wörter nach Form und Bedeutung zu den wesentlichsten Erfordernissen eines Wörterbuchs gehört, wird wol niemand ableugnen. Es ist dies zum Beispiel wichtig, um erweisen zu können, ob eine besondere Bedeutung eines Wortes ursprünglich deutsch ist oder nicht. So ist es, um ein Beispiel anzuführen, wol sicher, daß „Bett“ schon früh in der Bedeutung von „Ghebet“ vorkommt; aber wie möchten bezweifeln, daß die Redensarten „aus einem Bette geboten“ und „aus einem andern Bette“, um Volksgewissen und Halbgewissen zu bezeichnen, ursprünglich deutsch seien. Wir erkennen uns nicht, das Wort in diesem Sinne jemals im Volke gehört zu haben, während die Ausdrücke le premier lit, le second lit, im Französischen, the second bed im Englischen gäng und gebe sind. Daß aber Goethe diesen Ausdruck in der „Iphigenia“ gebraucht hat, ist noch kein Beweis, daß er wirklich deutsch ist, denn es ist bekannt, daß er öfters französische Wendungen gebrauchte; und wir müssen gestehen, daß die angeführten Redensarten immer einen fremdartigen Eindruck auf uns gemacht haben. Wir sind übrigens keineswegs der Meinung, daß diese Bedeutung des Wortes im Wörterbuch nicht hätte angegeben werden sollen; sie mußte aufgenommen werden, selbst wenn es sich sonnenklar beweisen ließe, daß sie aus der Fremde herübergenommen sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie bei Goethe vorkommt; aber ist sie wirklich fremd, so mußte es auch im Wörterbuch angegeben werden.

Was aber bei Goethe unerlässlich ist, weil man verlangen muß, daß das Wörterbuch und das Verständnis seiner Worte vollständig eröffne, das ist bei Schriftstellern untergeordneten Ranges, namentlich der neuesten Zeit, wolthöthig noch erlaubt. Grimm hat dies sehr wohl gefühlt und daher diese auch ausgeschlossen. Dessen ungeachtet hat er sehr viele Wörter aufgenommen, die uns der Aufnahme nicht würdig schienen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie fehlerhaft gebildet sind. Unsere Zeit ist an dergleichen fehlerhaften Wortbildungen bekanntlich sehr reich, und wer sich die Mühe geben wollte, könnte leicht ein langes Verzeichniß von solchen

zusammenstellen; man dürfte nur die Zeitungen und Zeitschriften, dann einige neue sogenannte geistreiche Schriftsteller lesen. Wäre ein solches Verzeichniß von Katalogen vielleicht recht angemessen, um die jüngern Schriftsteller zu warnen, so gehören sie dagegen auf keinen Fall in ein allgemeines Wörterbuch, oder sie müßten, wenn sie doch aufgenommen würden, unter kurzer Angabe des Grundes als fehlerhaft bezeichnet werden, selbst wenn sie sich bei guten, ja bei den besten Schriftstellern vorfinden. Denn dadurch, daß Goethe oder Schiller ein fehlerhaft gebildetes Wort gebrauchen, wird es noch nicht richtig. Grimm hat von dem Rechte des Labels und der Verbesserung selbst hier und da Gebrauch gemacht, namentlich gegen Wessing, obgleich keineswegs immer mit Recht. Denn wir wagen es zu behaupten, er hat, genau betrachtet, kein sicherer Gefühl für Richtigkeit und ebenso wenig für Schönheit der Sprache. In seinen Schriften begegnen wir einer großen Umschau von entweder unrichtigen oder doch nicht schönen Wortformen. So liebt er namentlich Zusammenfügungen mit der Vorsilbe *un-* und wir finden bei ihm die Wörter: ungut, unschön, unlustig, ungeschwer, unvortheilhaft, unmerklich, ungelungen, unfaul u. s. w. wie er denn freilich in der „Deutschen Grammatik“ (II, 779) ausdrücklich sagt, daß (wenigstens nach unserm heutigen Gefühl) theoretisch jedes Objectiv durch ein vorstehendes *un-* seiner Bedeutung beraubt werden könne. Wollten wir dies auch zugeben, obgleich es gewiß nicht richtig ist, so träte doch der praktischen Anwendung dieses Satzes die Bemerkung entgegen, daß, wie die Sprache einerseits danach ringt, für jeden besondern Begriff sich einen besondern Ausdruck zu bilden, sie dagegen ebenso entschieden allen Ueberfluß abzuwerfen trachtet. Es ist dies eine Erscheinung, welche sie mit allen Organismen gemein hat. Wenn sie doch in einzelnen Fällen zwei Ausdrücke für denselben Begriff beibehält, z. B. bei *Wort* und *Lager*, *Kopf* und *Haupt*, *Wald* und *Forst*, *Wiese* und *Aue* u. s. w., so gibt sie denselben doch wenigstens verschiedene Anwendung, und weiß den einen Ausdruck der Sprache der Poesie, den andern der Sprache der Prosa und des täglichen Lebens zu. Wo aber dies nicht der Fall ist, werden die überflüssigen Wörter von der Sprache ausgestoßen, und daher kommt es, daß viele Wörter im Laufe der Zeiten verschwunden sind, weil an ihre Stelle andere, vollkommen entsprechende getreten sind, und es drückt uns, daß man gegen den Entwicklungsgang der Sprache verfehle, wenn man sie wieder einführen will. Doch hat man wenigstens die Entschuldigung, daß sie einst wirklich im Gebrauch waren und regelmäßig sowie rhythmisch schön gebildet sind. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Ueberfluß, den man der Sprache erst aufzwingen will; es verdienen solche Wörter um so weniger Entschuldigung, als sie meist auch gegen die Gesetze der Sprache gebildet sind, und wir sind überzeugt, daß Ausdrücke, wie die oben angegebenen mit *un-* zusammengefügten Wörtern jedem, der ein richtiges Gefühl hat, fremd und unangenehm antönnen. Und dann, was soll eigentlich „unfaul“ heißen? Entweder bezeichnet die Vorsilbe *un-*

eine Verneinung, dann hat aber insbesondere das Objectiv den Ton (wie in: unglaublich, undenkbar, untröstlich) und wenn „unfaul“ soviel heißen soll als nicht faul, so müßte es gelesen werden „unfaul“, was aber gewiß niemand zu thun beifällt. Oder die Vorsilbe *un-*, wenn sie den Ton hat, bezeichnet vorzüglich das Gegenheil des im Objectiv ausgedrückten Begriffs, wie in ungerath, unedel, undankbar u. s. w. Wenn aber schon Wörter vorhanden sind, welche diesen Gegensatz ausdrücken, wozu dann noch ein neues, weniger kräftiges bilden, das zudem nicht schön lautet? Wozu Wörter, wie: unschön, unschwer, unleicht, unfaul, da wir schon die guten häßlich, leicht, schwer, fleißig, besäßen? Allerdings wird die Vorsilbe *un-* auch gebraucht, um den Begriff des Gegensatzes zu mildern, und man sagt aus diesem Grunde: unfaut, unklar, unnahe, obgleich die Sprache die Wörter: hart, dunkel, falsch darbietet. Allein dies kann eben nur geschehen, wenn der Begriff an sich eine solche Milderung zuläßt. Man kann wol den Begriff „faul“ mildern, und daher „unfleißig“ sagen, aber nicht den Begriff „fleißig“, daher „unfaul“ eine Wortbildung ist, die sich durch nichts rechtfertigen läßt.

Die deutsche Sprache hat durch die Leichtigkeit, neue Wortformen zu bilden, einen großen Vorzug vor den andern neuern Sprachen; allein dieser Vorzug gericht ihr oft zum Verderben, weil er oft mißbraucht wird, und jeder, der die Feder in die Hand nimmt, sich berufen glaubt, dieselbe mit eigenen Producten zu bereichern. Aber wenn man der Sache näher auf die Spur geht, so bemerkt man bald, daß diesen Wortbildungen gewöhnlich ganz etwas anderes zu Grunde liegt, nämlich die Unkenntnis der Sprache, die Unfähigkeit, bestimmte Begriffe durch die schon vorhandenen Wörter auszudrücken. Statt nun dem Worte nachzuspüren, das sich nicht sogleich darbietet, machen es sich die neumeubischen Herren bequem und flechten ein selbstfabricirtes hin, auf das sie gewöhnlich mit um so größerm Stolz schauen, je barocker es erscheint oder lautet. Neben der Unkenntnis des Sprachschatzes veranlaßt auch die Unklarheit des Denkens sehr häufig neue Wortbildungen. Weil die Begriffe dunkel und trüb sind, oder hin- und herschwanken, so können sich natürlich auch keine festen, scharf bezeichnenden Ausdrücke darbieten, und man nimmt daher seine Zuflucht zu neuen Bildungen, die ebenso dunkel, trüb, schwankend und schief sind. Jedes gute Wort muß auch dann verstanden werden können, wenn es allein ausgesprochen wird oder geschrieben steht, jedes gutgebildete und in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommene Wort wird zu jeder Zeit einen festen, bestimmten Begriff erwecken, wenn man es auch außer allem Zusammenhang mit andern Wörtern hört oder liest, eine Wahrheit, die dadurch nicht aufgehoben wird, daß ein Wort verschiedene Bedeutungen haben kann, die meist erst aus dem Zusammenhang zu ermitteln sind. Die neugebildeten Wörter, von denen wir reden, sind dagegen gewöhnlich unverständlich. Wer versteht z. B. die Wörter: Vorerstigkeit, Beispielhaftigkeit, Urthämlichkeit, Unzukommlichkeit, Risnahmne u. dgl. m.? Diese finden

sch, andere häßliche und harte Wortbildungen ungerech-
 net, wie: Irgtsprache, fremdsprachig, Ausdrinanderent-
 wicklung, Mundartlichkeiten, bei Wurm, der doch selbst
 die Grimm wegen ihrer „unschönen“ Sprache tadelte.
 Er wird aber diese Wörter hoffentlich ebenso wenig in
 sein Wörterbuch aufnehmen, als Grimm sein „Anderheit“
 aufgenommen hat. Aber wie diese, so müssen entschieden
 auch alle falschen oder schielenden Wortbildungen aus-
 geschlossen werden, die sich bei neuern Schriftstellern vor-
 finden.

Wir gehen zu einem andern Punkte über. Es ist
 schon oben angedeutet worden, daß Grimm aus seiner
 Definition des Begriffs „Wörterbuch“ die Nothwendigkeit
 der alphabetischen Anordnung desselben folgerte; wir haben
 aber ebenfalls schon bemerkt, daß wir diese Folgerung
 nicht gutheißen können. Später fügt Grimm noch fol-
 gende tiefer eingehende Bemerkung hinzu (S. II):

Verderblicher den Zwecken und Absichten des Wörterbuchs
 entgegen wirkt aber keine unter allen Ordnungen, als die nach
 Wurzeln, denen unmittelbar das abgeleitete und zusammengesetzte
 Wort angeschlossen zu werden pflegt. . . . Der Etymologie auch
 im Wörterbuch nachzuhängen ist natürlich und unvermeidlich; da
 sie aber, in fortschreitender Bewegung begriffen, die Kunde der
 Wurzeln allenthalben erweitert und ermäßigt, darf die Folge
 der Wörter nicht durch sie getrübt werden; jeder etymologische
 Ausfluß auf dem Fuße hätten sonst Abänderungen einzutreten
 und in den Wörterbüchern wäre kein Wort mehr seines Platzes
 sicher.

Die letzte Bemerkung scheint allerdings schlagend, aber
 sie scheint auch nur so. Bei genauerer Betrachtung des
 Sachverhältnisses ergibt sich, daß die in den oben ange-
 führten Zeilen ausgesprochene Furcht nicht in dem Maße
 begründet ist, als man erwarten sollte. Bei einem ety-
 mologischen Wörterbuch kann es sich nämlich nicht darum
 handeln, die einzelnen Wörter unter ihre Urwurzeln (wenn
 ich mich so ausdrücken darf) zusammenzustellen, und z. B.
 Bau, Bauer, Baum, (ich) bin unter die nämliche Rubrik
 zusammenzufassen, weil sie offenbar einen und denselben
 Ursprung haben, einen Ursprung, den man nur aus der
 Vergleichung mit andern stamverwandten Sprachen er-
 kennen kann. Wollte man überall auf die Urwurzeln zurück-
 gehen, so würde allerdings das Wörterbuch kaum für den
 Gelehrtesten brauchbar werden, weil dieser im ganzen
 außerordentlich wenig sind, und eine und dieselbe Urwurzel
 mit einem solchen Ballast beschwert würde, daß es nicht
 möglich wäre, denselben zu bewältigen. Auch ist die ety-
 mologische Kenntniß, insofern sie die Urwurzeln der Wör-
 ter betrifft, noch sehr beschränkt, wie man sich aus dem
 „Deutschen Wörterbuch“ selbst überzeugen kann, und jeder
 Tag bringt, wie Grimm mit Recht bemerkt, neues Licht,
 freilich aber oft auch neues Dunkel; es würde daher,
 wenn man ein Wörterbuch nach einem solchen Systeme
 einrichten wollte, allerdings dazu kommen, daß kein Wort
 seines Platzes sicher wäre. Allein ein solches Ungeheuer
 zu schaffen, wird wol nicht leicht jemand einfallen.
 Ein anderes ist es aber, das Wörterbuch nach denjenigen
 Wörtern anzuordnen, die zwar nicht Urwurzeln sind,
 aber doch als Wurzelwörter für eine Reihe anderer, die

von ihnen abgeleitet worden sind, betrachtet werden kön-
 nen. Allerdings werden auf diese Weise Wörter als
 selbständige Wurzeln erscheinen, die alle selbst von einer
 Urwurzel abstammen; aber der Nachtheil, der daraus ent-
 stehen möchte, ist sehr gering, die
 wurzel gewöhnlich sehr im Dunkel ist
 halbsprechende Erklärungen vornehmen
 einem Resultat zu gelangen, das a
 Friedigt, wie man sich aus dem G
 betraue auf jeder Seite überzeugen
 gebrauchten Wege wird aber die
 nicht eintreten, und es wird kaum
 spätere Forschungen ein Wort der
 angewiesenen Platz verändern mi
 von selbst, daß sprachvergleichende
 geschlossen sind, und es können di
 noch viel besser angebracht werden
 betischen Anordnung. Man verlier
 gar nichts, aber was man gewinnt

Grimm setzt schon auseinander
 zum trefflichen und wirklich fördernden Les- und Haus-
 buch werden könne. Er sagt:

Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter aus-
 heben und sie abends mit den Knaben durchgehen, und zugleich
 ihre Sprachgabe prüfen und die eigene anfrischen? Frauen, mit
 ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche
 bewahrend tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprach-
 gefühl zu üben, vor die Kisten und Kästen zu treten, aus denen
 wie gefallene Leinwand lausere Wörter ihnen entgegenquellen:
 ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie zehren öfter
 zurück und heben den Deckel von neuem.

Ganz richtig und schön; aber, fragen wir, wird ein
 nach der Verwandtschaft der Wörter geordnetes Wörter-
 buch in dieser Beziehung nicht noch weit größere Dienste
 leisten, als ein alphabetisches? Gerade dadurch, daß man
 dem Knaben zeigt, wie die Begriffe sich auseinander ent-
 wickeln, wie die Sprache, den Begriffen folgend, dieselben
 durch Ableitung oder Zusammensetzung auszudrücken sucht
 und hierbei stets gesetzmäßig verfährt, gerade dadurch
 wird das Sprachgefühl am schärfsten und sichersten aus-
 gebildet, und der Knabe zugleich auf leichte und natür-
 liche Weise mit einer Menge von Begriffen und mit einem
 reichen Wortschatz bekannt gemacht, während man bei
 Gebrauch eines alphabetischen Wörterbuchs entweder bei
 einem Worte stehen bleibt oder es dem Zufall anheim-
 geben muß, welche andere Wörter herbeigezogen werden
 sollen.

Man behauptet
 Anordnung das An-
 leiten verbunden sei,
 ter welcher Wurzel
 habe. Allein dem
 Werks oder noch
 Wort an der ihm zu
 angeführt und von
 werde. Wenn auch
 nöthig werden, so i
 nicht in Anschlag ;

nicht einmal mehr Raum erfordert, da bei der etymologischen Anordnung auf andere Weise vielleicht noch mehr Raum erspart werden kann.

Was Grimm in der Einleitung über die Aufnahme der Fremdwörter sagt, ist ganz richtig. Solche, die sich der Deutsche mundgerecht gemacht hat und die von mündlich verstanden werden, können unmöglich aus dem Wörterbuch wegfallen. Sie haben vollkommenes Bürgerrecht erworben. Alle Wörter, die nicht zu dieser Sattung gehören, sollten eigentlich vollkommen ausgeschlossen bleiben; allein es sind sehr viele fremde Wörter, für welche die deutsche Sprache keine entsprechenden Ausdrücke hat, und diese können nicht ausgeschlossen bleiben. Dagegen muß allen denen, die nicht unbedingt nothwendig sind, die Aufnahme entschieden verweigert werden, „das Wörterbuch soll der Ausländerei und Sprachmengung keinen Vor-schub, sondern will ihr allen rechtlichen Abbruch thun“. Es ist begreiflich, daß viele die Aufnahme sämmtlicher gebräuchlicher Fremdwörter wünschen, weil sie deren Ver-dolmetschung bedürfen; allein ein Wörterbuch, das sich die Entwicklung und Befestigung des Sprachgefühls zur Aufgabe macht — und jedes sollte diesen Zweck haben — würde sich selbst entgegenarbeiten, es würde, um unsern Gedanken noch entschiedener auszudrücken, sich selbst herab-würdigen, wenn es zugleich die Aufgabe eines sogenann-ten „Fremdwörterbuchs“ übernehmen wollte.

Das Wörterbuch hat ferner die Eigennamen grund-sätzlich ausgeschlossen; es könnten Zweifel obwalten, ob die von den Verfassern angegebenen Gründe durchgehend-sichhaltig sind; doch würde uns die Besprechung dieser Gegenstände zu weit führen, als daß wir uns in die-selbe einlassen könnten. Ein wesentlicher Vorzug des Werks ist es aber, daß die Sprache der Hirten, Jäger, Vogelfreier, Fischer u. s. w., überhaupt aller besondern Berufsarten mit Vorliebe behandelt worden ist, besonders derjenigen Sitten, die in der freien Natur und mit ihr leben. Bei ihnen findet sich eine Fülle schöner, kräftiger und lebensvoller Ausdrücke, aus denen die Schriftsprache manche treffliche Ausbeute gewinnen kann. Mit der Sprache der Schiffer hat es jedoch eine eigene Bewandniß. Da nämlich infolge der brüchigen Verhältnisse die Seifahrt sich nur im Norden im höhern Maße entwickeln konnte, so folgt nothwendig daraus, daß fast alle Wörter, die sich auf dieselbe beziehen, niederdeutsch oder auch nieder-ländisch sind. Nun ist aber das Niederdeutsche aus dem Wörterbuch ausgeschlossen, und so folgt daraus, daß auch die niederdeutschen Ausdrücke für Schiffer- und See-mannsverhältnisse wegfallen mußten. Diese bieten aber einen so reichen und unbekannten Schatz, daß man sich wol fragen darf, ob die Verfasser gut daran gethan haben, auch in diesem Fall auf ihrem Grundsatze zu beharren, und ob es nicht ein Mittel gegeben hätte, diesen Schatz herbeizuziehen, ohne den Rechten der hochdeutschen Sprache nahe zu treten. Es leuchtet von selbst ein, daß durch den Ausschluß der seemannischen Ausdrücke eine ganze und wichtige Seite des Volkslebens ihre Vertretung verliert, und daß die Sprache selbst eine beklagenswerthe Lücke

darbietet, wenn sie diese Seite nicht darzustellen vermag. Man wird bei allem sonst wohlbegründeten Satze auf dieselbe doch mit Beschränkung gesehen müssen, daß sie in dieser Beziehung allen übrigen europäischen, ja selbst den Sprachen der Seifahrtstreibenden Völker andern Welttheils nachstehe. Und es ist diese Lücke um so trau-riger, als die deutsche Sprache in ihrer Gesamtheit doch reichliche Mittel darbietet, diese Lücke auszufüllen. Man ist es zwar sicher, daß niederdeutsche Formen im Wörter-buch keine Stelle finden können, und daß man dieselben, wenn sie auch aufgenommen wären, nicht gebrauchen dürfte, weil das Hochdeutsche durch Uebersetzung solcher Formen verunstaltet würde. *) Allein es läßt sich jeder nieder-deutschen Form leicht eine hochdeutsche Gestalt geben, und es fragt sich daher, ob der Verfasser eines Wörter-buchs nicht das Recht habe das zu thun, was z. B. Schiller mit schwizerischen Woonzitalienern gethan hat. So sehr wir uns gegen unterne Bildung neuer Wör-ter erklären müssen, so ist hier offenbar ein anderes Ver-hältniß. Die Uebersetzung eines mundartlichen Ausdrucks in das Hochdeutsche ist in der That keine neue Wort-bildung; das Wort ist schon vorhanden, ist vom Volks-gepflogen und daher richtig und gut; bei der Ueberset-zung der Dialektform in die hochdeutsche befolgt man nur den Gang, der von jeher eingeschlagen wurde, um die Lücken der Schriftsprache auszufüllen. Aber bei alledem sind wir doch der Ansicht, daß der Verfasser eines Wörter-buchs seine Befugniß überschreiten würde, wenn er willkür-lich mundartliche Ausdrücke auf diese Weise in das Hoch-deutsche übertragen und in der von ihm gebildeten Form aufnehmen wollte. Dagegen glauben wir, daß sich ihm andere Mittel darbieten, den Zweck zu erreichen. Erstens möchten wir glauben, daß in dem größern Serkanten manche seemannische Ausdrücke im Munde der Gebil-deten schon hochdeutsche Formen angenommen haben, und es wäre jedenfalls der Nachforschung werth, ob sich in Hamburg, Bremen, Danzig, Königsberg u. s. w. nicht gewinnen ließe. Zweitens wären die hochdeutschen Werk niederdeutscher Schriftsteller in dieser Rücksicht genau zu untersuchen, namentlich solche, die nach ihrem Inhalte schon erwarten lassen, daß sich seemannische Ausdrücke darin finden. Und drittens endlich sollten die Uebersetzungen englischer und französischer Serromane benutzt werden, die nothwendig eine reiche Ausbeute gewähren müssen, wobei freilich große Vorsicht zu gebrauchen wäre, da unsere deutschen Uebersetzer es im Durchschnitt mit der Sprache selten genau nehmen.

Von geringerm Nutzen und Ergiebigkeit als die Sprache der gewerbetreibenden Stände sind die Werke der Gelehr-ten. Was die Einleitung hierüber sagt, ist zu bedeut-sam, als daß wir die Stelle nicht vollständig mittheilen sollten:

*) Es ist aber doch merkwürdig, daß sich kaum ein Schriftsteller erlauben würde, eine niederdeutsche Form zu gebrauchen, während auf der andern Seite auch kaum einer Bedenken trägt, sich fremder Wörter bis zum Uebermaß zu bedienen, obgleich eine niederdeutsche Form dem Hochdeutschen immerhin angemessener ist, als eine französische.

In unsern gelehrten Ständen als solchen wohnt heute keine gesammelte Liebe und Ausbildung deutscher Sprache mehr. Die geistliche Bredensamkeit steht ganz unter dem Besig des allgemeinen Fortschritts der Sprache überhaupt und hat sich selbst in Sprachen und Gesängen ihrer alten Kraft meistens entäußert. Noch deutet unter Geistlichen der protestantischen wie katholischen Kirche eine löbliche Reizung, auf die Volkssprache zu achten, ob sie so sammtlich. Bei den Rechtsgelahrten kam fast alle waren einer noch bis ins 15. und 16. Jahrhundert lebendigen, jetzt in den Formeln und Rhetoriken niedergelegten Uebersetzung der alten reichen Gerichtssprache gessigt; die gegenwärtige Rechtssprache erscheint ungesund und schlief, mit römischer Terminologie hart überladen. Lange Zeit hindurch hatte in Stand dem Absterben der deutschen Sprache schärfer angehangen, als die Ketzerei, sei es, daß die heimliche Benennung der Ketzereien oder der Heilmittel, voraus aller Kräuter und Thiere, dazu anregte. Augenwurm fällt es auf, daß seit Erfindung der Druckerei hauptsächlich Ketzerei der Verdrängung fremder Worte oblag (man denke an Stralendorf, Wiering u. a.), und Konrad Gessner auf das Deutsche drang und Paracelsus des mitteln mächtig war. Die Verfasser unserer ältesten Wörterbücher waren Ketzerei oder Naturforscher: Dapsyobius, Haanisch, Knabach und Krüsch. Cistern, ein ausburger Arzt, führt in dem beliebten Christen mitten in die zwar heif und machend werdende, doch noch mancher alter Wörter mächtige Sprache 17. Jahrhunderts fast am getrockneten ein. Heute wie sonst waren Ketzerei durch ihren regen Verkehr mit Menschen aller Art, von denen sie die natürlichsten Dinge hören, den Umfang der Sprache genau erfunden und an der einfachen Darstellung Hippokratès sich ein Muster nehmen, wie man Krautkräuter: die Kunst und zugleich für das Leben lehrreich erzählen müsse. Ich weiß ich kein Beispiel eines Sprachforschers unter ihnen (den letzten hundert Jahren.) Nur die Chemie laubt sich in Latein und Deutsch, aber in Liebig's Sprache wird sprachgewaltig. Den Philosophen, welche sich des innigen Zusammenhangs der Vorstellungen mit den Worten bewußt sind, ist es nahe, in das Geheimniß der Sprache einzufallen; doch ist ihnen die Gewandtheit mehr von innen und hastet zu in der Besonderheit ihrer eigenen Natur, als daß sie den gebrachten Sprachgebrauch eingedenk blieben, von dem sie abwichen und oft wieder abwichen. Auf ihn unter allen scheint es die meiste Rücksicht zu nehmen, dessen lebendige Nachdrucke ich darum, insofern sie dem Gebiet der deutschen Sprache heimfällt, das Wörterbuch aufzusuchen nicht unterlassen hat.

In Quellenverzeichnis sind nebst Kant auch Schelling und Fichte als benutzt angegeben und wirklich auch ziemlich benutzt worden; dagegen fehlt Hegel in der Liste benutzten Schriftsteller, und es ist dies eine stillschweigende Mißbilligung der Sprache dieses Philosophen, die nicht liberaler Anklang finden wird, obgleich sie gerechtfertigt ist. Daß Krause nicht benutzt worden ist, ist schwer zu rechtfertigen sein, da sich in dessen Werken bei vielen gewagten oder fehlerhaften und geschmacklos Wortbildungen auch manche gute finden.

In Bezug auf die Wahl der Quellen, aus denen sie zugeworfen schöpfen, haben die Verfasser den ganzigen Grundsatz aufgestellt, vorab die mächtigsten und alligsten Zeugen der Sprache zu benutzen, als welche Rastereberg, Luther, Hans Sachs, Fischart und Goethe stehen. Das der Anleitung beigefügte Verzeichnis benutzten Quellen ist sehr reichhaltig und nennt mancherlei, die sonst wenig oder gar nicht bekannt sind,

Der Grammatiker Karl Steinhilber Becker war ein Krieger, wenn nicht Irrer.

aber mit Beziehung auf die Sprache allerdings Berücksichtigung verdienend. Dagegen finden wir manche Namen nicht, die unsere Bedauern nicht hätten übergangen werden sollen. Wir erwähnen nur folgende: Rosenthal-Gartenberg, der unter den Romantikern einen bedeutenden Rang behauptet, den alten Vater Jahn, dessen „Deutsches Volksthum“ auch für die Sprache der Zeit wichtig ist und manche Ausbeute gewährt, Pfand und Raupach, die wol ebenso gut auch Berücksichtigung verdient hätten als Rogebue, den Lieberbichter Albertini, der für die in der Brüdergemeinde herrschende Sprache nicht ohne Wichtigkeit ist. Auch noch andere hätten wol mehr oder weniger Berücksichtigung verdient, so unter den Ältern H. Arnab, Wilsch Dürer, die Uebersetzungen von Rinderville's Reise, Breydenbach, Riß, Jahn, dann die Mystiker Knorr von Rosenroth und Düring, Kohnmann, die Dichter Gesslinger und Schwegler; aus dem vorigen Jahrhundert insbesondere Denis, Drollinger, die Prosatiker Iselin und die beiden Moser, die Lieberbichter Terstegen, Binzendorf und Schmolze, der Philosoph Wolff, der Wadagog Baschote, die Geistlichen Sprunt, Spalding, Jollikof, der Biograph Sturz u. a. Unter den Neuern die Aesthetiker Arnold und Gröbel, der Grammatiker Bernhardt, die Lieberbichter Chamisso, Gölbertin, Fouquet, Kerner, Schmal, C. Schulze, der Kanzleibuch Reinhardt, der Aesthetiker Solger, der Philosoph Reinhold u. s. w.

Die Definitionen, welche bei vielen Wörtern von großer Wichtigkeit, bei andern ohne allen Werth sind, weil ihre Bedeutung so klar ist, daß sie nicht erst erklärt zu werden braucht, sind in lateinischer Sprache beigefügt. Jakob Grimm, der die Etimologie geschrieben hat, fühlt selbst, daß diese Methode Bedenken erregen muß. Alle neuern Wörterbücher haben diesen früher allgemeinen Gebrauch verlassen, sagt er, nur der einzige Bode hat ihn wieder eingeführt. Allein auf diesen kann man sich wol am wenigsten berufen, da in einem französischen Wörterbuch die Befügung des lateinischen Ausdrucks eine ganz andere Bedeutung hat als bei einem deutschen. Dort hat das lateinische Wort weniger den Zweck, das französische zu erklären, als dessen Abkunft nachzuweisen, was bei einem deutschen Wörterbuch natürlich nicht der Fall ist. Wir wissen, daß die Verfasser vorab wünschen, es möchte ihr Werk ein Familien- und Handbuch werden; es ist daher nicht bloß für Gelehrte bestimmt. Was soll aber den Ungelehrten die lateinische Definition? Wenn sie aber für diesen rein nutzlos ist, so erscheint sie als ganz überflüssig für die Gelehrten, welche das Wort gewiß auch ohne den lateinischen Beisatz verstehen. Sollte man dies aber bestreiten, und behaupten wollen, daß selbst Gelehrte in häufigen Fällen das Wort ohne Erklärung nicht klar verstehen, dann stellt sich der Gebrauch der lateinischen Sprache den Ungelehrten gegenüber als ganz ungeeignet dar, weil man ihnen etwas zumuthet, was man den Gelehrten nicht zumuthen mag. Noch bedenklicher erscheint die Sache, wenn man die weitere Bemerkung liest, daß das Latein dem deutschen Wort nicht ganz entsprechen und dessen Erklärung nicht erschöpfen könne, was am besten

durch die nachfolgende deutsche Erklärung geschehe. Woju also überhaupt das Lateinische? Die Einleitung sagt, daß wenn man zu dem Worte „Aisch“ das lateinische mensa setze, vorläufig genug gethan sei, und daß die folgende (deutsche) Abhandlung geben müsse, was weiter zu sagen sei. Wir glauben einfach, es sei nicht bloß genug, sondern zu viel gethan, weil die Beifügung des mensa ohne allen Werth und Nutzen ist. Wer nicht weiß, was ein Aisch ist, ohne daß das entsprechende lateinische Wort beigefügt werde, wird es auch mit diesem Zusatz nicht wissen. Es gibt Wörter, deren Bedeutung so ganz klar vorliegt, daß es beinahe lächerlich wird, sie erklären zu wollen. Grimm nennt Definitionen wie folgende: „Hand. Der äußerste Theil des Arms am menschlichen Leib von dem Ende des Ellbogenbeins bis zu den Fingerspitzen mit Einschluss derselben“, mit Recht ein langweiliges Geschlepp, und fügt mit eben solchem Recht hinzu, daß sie wol in die besondern Wissenschaften, aber nicht in das Wörterbuch gehören. Lateinische Erklärungen würden höchstens bei obskuren Wörtern zu rechtfertigen sein, obgleich sie auch da keineswegs nöthig sind. Uebrigens sind, was wir beifügen müssen, die Definitionen des Wörterbuchs keineswegs immer lateinisch, sondern sie erscheinen oft in andern Sprachen, französisch, englisch und deutsch. Auch ist nicht jedes Wort von einer Definition begleitet, und hier fällt die Wahrnehmung auf, daß die Erklärung häufig gegeben ist, wo sie in keiner Weise als nöthig erscheint, öfters dagegen bei Wörtern fehlt, die ihrer gewiß bedürften. So ist das Wort „Bedenförmig“ durch den Zusatz „wie ein Beden gestaltet“, erklärt, wogegen das gleich darauffolgende „Bedenhöhle“ jeder Erklärung entbehrt, ob es gleich einer solchen wol bedurft hätte. Wir könnten eine ziemlich große Reihe ähnlicher Beispiele anführen, doch genügt das Angegebene, um die Sache selbst in ihr richtiges Licht zu stellen.

Einer der wichtigsten Punkte ist die Entwicklung der verschiedenen Bedeutungen, welche ein Wort haben kann. Es kann kein Zweifel sein, daß die sinnliche Bedeutung immer die ursprüngliche ist und daß die geistigen oder abgezogenen sich aus jener entwickelt haben. Die Verfasser haben sich daher mit vollkommenem Rechte bestrebt, die sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen. Freilich ließ sich dies nicht immer erreichen, da in manchen Wörtern, die wir als Wurzeln ansehen müssen, der sinnliche Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt. Doch auch da, wo die sinnliche Bedeutung leichter erkannt wird, ist die Entwicklung der nachfolgenden Bedeutungen nicht ohne Schwierigkeit, und insbesondere ist es keine leichte Aufgabe den Stammbaum dieser Bedeutungen genau nachzuweisen. Es ist nicht genug, daß man erfahre, wie viel Bedeutungen ein Wort habe, es muß auch wo irgend möglich nachgewiesen werden, wie die eine in die andere übergegangen ist. Nur wenn das Wörterbuch dies klar und anschaulich zeigt, wird es zum wahren Verständnis der Sprache führen. In dieser Beziehung scheint uns das Wörterbuch am wenigsten zu leisten, und man darf nur das erste beste Wort aufschlagen, um sich davon zu

überzeugen. Es ist selten möglich, sich ein Bild von der allmählichen Entwicklung der Bedeutungen zu machen, da diese meistens ohne bestimmte Ordnung aneinander gereiht sind. Oft ist diese Entwicklung allerdings nicht gegeben, aber sie tritt nicht genugsam hervor, so daß nicht zum Bewußtsein des Lesers gelangt.

Der Abschnitt der Einleitung, welcher von der Etforschung handelt, ist durchaus vortrefflich und lehrreich, doch ist er zu groß, als daß wir ihn mittheilen, und inhaltvoll; als daß wir ihn in kurzen Zügen wiedergeben könnten, daher wir uns darauf beschränken müssen, um Leser auf denselben aufmerksam zu machen. Was die etymologischen Forschungen selbst betrifft, wie sie im Wörterbuch vorliegen, so brauchen wir kaum zu erwähnen, daß sie von ebenso großer Gelehrsamkeit als feinsinniger Takt zeugen. Aber dabei können wir uns doch bei dem Druck nicht erwehren, daß die vergleichende Etymologie so Großes auch schon geleistet worden ist, doch noch zu wünschen übrig läßt, um nur zu einer gewissen Uebersicht im ganzen und großen zu gelangen. Es bedarf in ihrer Behandlung offenbar noch zu viel Willkür, sind noch viele Geseze nicht aufgefunden, die ohne Zweifel der Abzweigung der Sprachen oder dem Uebergang von der einen in die andere zum Grunde liegen. Solange diese nicht aufgefunden sind, wird man oft im Irrthum tappen oder unvermeidliche Irrthümer begehen.

Es hat der Umstand, daß das Wörterbuch mit lateinischen Lettern gedruckt ist und daß Grimm darin seine eigenthümliche Orthographie beibehalten hat, sehr häufig mißfallen. Der Gegenstand ist an sich so und daß wir uns wol eine Zeit lang dabei aufhalten müßten. Wenn Grimm behauptet, daß erstens die lateinische Schrift viel schöner als die deutsche ist, und dann, daß die That nur eine mönchische geschmacklose Verzerrung der ersten ist, so hat er vollkommen recht. Eben so er auch befügt, die Frage aufzustellen, warum man zur ursprünglichen und schöneren Schrift zurückkehren sollte, wenn dadurch zugleich viele äußere, die Wichtigkeit der Wohlthat des Drucks befördernde Vortheile erreicht würden? Wir sind auch der Ueberzeugung, daß lateinische Schrift in jeder Beziehung der deutschen vorzuziehen ist und daß sie mit der Zeit diese gewiß verdrängen wird. Aber Grimm will nicht nur die lateinische Schrift einführen, er will zugleich eine neue Orthographie begründen, die manches Willkürliche und Möglichen sagen Geschmacklose darbietet und der Opposit gegen die Schrift Kraft und Bedeutung gibt. Er hat zwar vollkommen recht, wenn er behauptet, daß die Bezeichnung der Substantive durch große Buchstaben nicht begründet sei; ja man könnte sogar behaupten, wenn man eine Wortart auf diese Weise auszeichnen wollte, dies nicht das Substantiv sein dürfte, sondern das Verb, das in der Sprache eine bedeutendere Stellung hat als jenes. Allein es ist in der That ungerathen irgend eine Wortart als solche durch die Schrift hervorheben zu wollen, da sie alle in der That ebenbürtig sind und nach Umständen bald diese bald jene in dem Sa-

vorstellt. Dagegen verhält es sich mit einzelnen Wörtern ganz anders; hier tritt wirklich das Bedürfnis sehr stark ein, sie auf irgendeine Weise auszuzeichnen, und es kann allerdings am einfachsten dadurch geschehen, daß man ihnen große Anfangsbuchstaben gibt. Diese sind in That auch auf diese Weise in Gebrauch gekommen: den Druckwerken des 16. Jahrhunderts und auch früher schon die bedeutendsten Wörter eines Satzes auf diese Weise hervorgehoben, und zwar findet sich dies nicht bloß deutschen, sondern auch in französischen und englischen Texten. Die großen Anfangsbuchstaben zur ausschließlichen Bezeichnung kamen erst später in Uebung, und zwar Folge eines zum Theil richtigen, zum Theil falschen Urtheils. Der Gebrauch der großen Buchstaben ist nämlich mit der Zeit immer mehr überhand genommen, und es war darin eine wirklich nicht zu dubierende Gefahr eingetreten. Da kamen denn die Grammatiker und suchten diesem Mißbrauch Schranken zu setzen. Diese schrieben, sagten sie, sollen nur zur Hervorhebung der wichtigsten Wörter dienen, und da die Substantive die an sich an Werth der Bedeutung übertreffen, so dürfen diese in mit großen Buchstaben geschrieben werden. Da durch dem Mißbrauch und der Willkür gesteuert und festes, leicht zu behandelndes Geseß aufgestellt wurde, fand der Vorgang leicht Anhang, obgleich doch auch eine Schriftsteller lange widerstrebte. Entweder mußte man den einmal allgemein angenommenen Gebrauch eine besondere Eigenthümlichkeit der deutschen Schrift nennen, oder zu der ältern Weise zurückkehren. Diesen Anfangsbuchstaben ganz verkommen zu wollen, ist nicht ratsam, weil man sich hierdurch eines leichteren und vollkommen genügenden Mittels beraubt, einzelne Wörter hervorzuheben, eines Mittels, das auf jeden Fall machtvoller ist, als der Gebrauch der gesperrten, der in oder der Kursivschrift, da diese einen ganz andern Charakter haben, als die gewöhnliche (deutsche oder lateinische), und man diese zudem sogleich anwendet, um mehrere zusammengehörige Wörter oder ganze Sätze vorzuheben. Wie notwendig aber die Auszeichnung einzelner Wörter durch große Anfangsbuchstaben ist, erhellt deutlich an einem Beispiele, das sich in dem „Deutschen Wörterbuche“ findet, und schon von Wurm in der sogleich ersprechenden Schrift angeführt worden ist. Auf S. 337 ist es nämlich:

der Sperling auf dem Dache sitzt
bei seiner trauten Sie anitzt.

aber wird man beim Lesen dieser Zeilen anstoßen, wird sie nicht sogleich verstehen; man schreibe aber
der sperling auf dem dache sitzt
bei seiner trauten Sie anitzt, —

Es wird kein Zweifel über den Sinn obwalten können, man wird sich überzeugen, daß die Schwierigkeit des Ländnisses nicht von dem Mangel der großen Anfangsbuchstaben bei den Substantiven oder von der lateinischen Schrift, sondern nur davon herrührt, daß das wichtigste Wort durch die Schrift nicht hervorgehoben. Daß die Kursivschrift in solchen Fällen den Zweck

59. 27.

Wir haben gesehen, daß bei der großen Vortrefflichkeit des „Deutschen Wörterbuchs“ doch mancherlei Bedenken gegen dessen Ausführung rege werden müssen. Es ist daher begreiflich, daß das großartige Werk schon bei seinem Beginn Anfechtungen erleiden mußte. Schon nach Veröffentlichung der zwei oder drei ersten Lieferungen erschienen zwei Schriften, welche dieselben einer scharfen Beurtheilung unterwerfen:

2. Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Lexikographie von Wurm. München, Franz. 1858. 4. 4 Bgr.
3. Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet von Daniel Sanders. Zwei Hefte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862—63. 8. 1 Thlr.

Hieran schloß sich demnach ein sogleich hier mitzubesprechendes

4. Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache von Daniel Sanders. Leipzig, Weber. 1864. Gr. 4. 24 Bgr.

in welchem der Verfasser nebst dem Plan zu einem neuen deutschen Wörterbuche und Proben aus einem solchen auch die Berechtigung zu einer neuen Arbeit dadurch zu begründen suchte, daß er die Beleuchtung des Grimm'schen Werks fortsetzte.

Wie wir auf die hier genannten Schriften eingehen, müssen wir die Bemerkung vorausstellen, daß die Verfasser

lassen, jenen Männern die wohlverdiente Zurechtweisung zu geben, so hätte es, nach unserm Gefühl, in anderer Weise geschehen sollen.

Es ist begreiflich, daß Wurm sowohl als Sanders in ihren Schriften manche von den Punkten berühren, die wir oben erwähnt haben; es ist daher unnötig auf dieselben zurückzukommen, wenn auch dieselben zum Theil auf andere Weise begründet werden. Wir führen vielmehr nur einige Bemerkungen an, die in der obigen Besprechung des Wörterbuchs nicht berührt worden sind.

Beide Gegner des Grimm'schen Wörterbuchs tabeln unter anderm, daß die Anordnung in den Worterklärungen sich nicht stets gleichbleibt, daß namentlich die Etymologie der Wörter zwar meist am Anfange, doch auch öfters am Ende, hier und da sogar halb am Anfang und halb am Ende stehe. Es ist diese Bemerkung zwar begründet, allein die Abweichungen von der Regel sind im ganzen so selten, und in einzelnen Fällen scheinen sie so ganz berechtigt zu sein, daß es kaum der Mühe werth war, die Sache zu erwähnen. Auch würden wir sie hier ganz unberührt gelassen haben, wenn nicht von den beiden Gegnern Grimm's die Behauptung aufgestellt würde, es sei überhaupt tabelnwerth, die Etymologie an die Spitze der Worterklärung zu stellen, sie gehöre unbedingt an das Ende und müsse als ein einfacher Zusatz zu der

ganzen Worterklärung behandelt werden. Diese Behauptung scheint uns auf keine Weise gerechtfertigt werden zu können; vielmehr geht aus dem Begriffe des Wörterbuchs selbst hervor, daß die Erklärung eines Wortes auf dessen Etymologie setzen müsse. Wir haben die Richtigkeit von Grimm's Grundsatz anerkannt und anerkennen müssen, daß die Worterklärung auf die sinnliche Bedeutung als die ursprüngliche zurückgehen müsse. Nun läßt sich diese sehr häufig eben nur dadurch klären, daß man auf die Wurzel des Wortes zurückgeht, diese zu erkennen und festzustellen sucht. Es ist nicht genug, daß man behauptet, diese oder jene Bedeutung sei die ursprüngliche, aus der sich die andern entwickeln, man muß es auch beweisen, und dies kann nur durch die Etymologie geschehen.

Ein zweiter Vorwurf, welchen Sanders auspricht, ist der, daß die zusammengesetzten Wörter in selbständige Artikel behandelt worden sind, statt sie bei dem Hauptworte der Zusammensetzung zu vereinigen, daß dadurch das Geräumte erschräme, was nothwendig zusammengehört, und daß auf diesem Wege viel Ueberflüssiges habe aufgenommen und Nothwendiges ausgelassen werden müsse. Die Fähigkeit, Zusammensetzungen zu bilden, sei in der deutschen Sprache so groß, daß es geradezu unmöglich sei, alle möglichen Bildungen der Art anzugeben; man müsse sich daher eine Grenze setzen, dies könne man aber nicht mit Sicherheit und Gleichförmigkeit thun, wenn man die zusammengehörigen Zusammensetzungen nicht vereinige; würden sie, wie im Grimm'schen Wörterbuch, auseinander gerissen, so müsse die Aufnahme oder Auslassung ganz Sache des Zufalls werden. Nun läßt sich eben dieser Behauptung entgegensetzen, daß wenn die ganze Anlage des Wörterbuchs überhaupt nicht auf der etymologischen Anordnung beruhe, es ungerathen sei, diese Anordnung in einem einzelnen Falle durchzuführen, indem dadurch die Einheit der Entwicklung gestört werde; fern, daß die Frage, welche Zusammensetzungen aufgenommen seien oder nicht, durch die Vereinigung der Componenten nicht gelöst werden könnte, indem die Bestimmung, ob ein Wort aufgenommen oder ausgelassen werden solle, von der subjectiven Ansicht des Verfassers abhängen könnte, sondern einzig und allein von dem Umstande, ob es wirklich in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen worden sei, ob es bei den Schriftstellern vorkomme. Am heftigsten berufen sich Wurm und Sanders bei den Wörtern, deren Auslassung sie dem „Deutschen Wörterbuch“ zum Vorwurfe machen, allerdings auf einzelne Schriftsteller, und zwar meist auf die neuesten, und sie tabeln zugleich an Grimm, daß derselbe diese nicht berücksichtigte habe. Wir wollen auf diesen Punkt unten nocher zurückkommen, für jetzt machen wir nur die Bemerkung, daß es nach unserer Ansicht zunächst gar nicht darauf ankomme, ob ein Wort bei diesem oder jenem Schriftsteller zu finden, sondern ob es ein gutes, richtig gebildetes deutsches Wort sei. Ein schlecht gebildetes Wort hat, wie wir schon bemerkt haben, kein Anrecht auf Aufnahme, und das Wörterbuch darf sich nur bei den hervorragenden Schriftstellern, namentlich bei Dichtern wie Goethe, Schiller und einigen andern

! dem auch schon ange deuteten Grunde Ausnahmen
haben, wobei es doch auch noch die Verpflichtung hat,
fehlerhafte Bildung nachzuweisen, wie Grimm es öfters,
! nicht oft genug gethan hat.

Ohne auf die weitem in den angegebenen Schriften
geführten Bemerkungen über das Grimm'sche Wörter-
! einzugehen — nur dies führen wir noch an, daß
um und Sanbats uns recht zu haben scheinen, wenn
bei den Worterklärungen eine größere Berücksichtigung
Flexion verlangen —, erwähnen wir sogleich, daß beide
nur sich berufen gefühlt haben, dem Grimm'schen
Wörterbuch andere entgegenzusetzen. Wir wollen sie
einander in schneller Uebersicht betrachten. Zuerst
sien das.

Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerschwung
bis zum heutigen Tage von Christian Friedrich Ludwig
Wurm. Freiburg im Breisgau, Herder. 1858. 8. Jede
Lieferung 20 Rgr.

Der Verfasser schickt seinem Werke eine Einleitung
an, aus der wir erfahren, daß er sich schon lange
Materialien zu einem Wörterbuch gesammelt hatte, ehe
Gedanke in ihm aufstieg, ein solches abzufassen. Erst
im Verlaufe seiner Studien „über dem Sprachabgrunde
inzelte Lichtpunkte aufzublühen begannen, melbete sich
er ferne der Gedanke, das der Anwendung vorzüg-
! förderliche Wörterbuch Adelung's durch Ergänzung
Erweiterung mit dem heutigen Standpunkte der
schwissenschaft möglichst in Einklang zu setzen“. Auch
! diese Versicherung hätten wir aus der Beurtheilung
Grimm'schen Wörterbuchs schließen können, daß Wurm
eltige und fruchtbare Studien gemacht und sich bedeu-
! und interessante Sammlungen angelegt haben müsse.
in das erste Heft beweist dies unwiderstehlich, denn
! bedeutende Vorarbeiten hätte es nicht in so kurzer
hergestellt werden können. Wir erfahren aus der
leitung ferner, daß er in seinen Studien zunächst die
Literatur ins Auge gefaßt hatte, daß sich dieser
! unvermerkt erweitert habe und er von Stufe zu
! aufwärts bis zur Goethensprache geführt worden
ja daß im Verlaufe auch die Mundarten in den Kreis
Untersuchung gezogen worden seien. Als er schon
Gedanken gefaßt gehabt, berichtet Wurm weiter, den
ing auf die angegebene Weise zu bearbeiten, sei das
im'sche Wörterbuch erschienen, und er habe, trotzdem
ihm die äußere Einkleidung des Werks mißfallen
! mit Unterdrückung seiner Abneigung seine Vor-
! ten Jakob Grimm angeboten, „wohl fühlend,
dem jüngern Manne gegen den alterwürdigen ge-
! und bereit, sich als dienendes Glied einem Ganzen
unterordnen“. Ob ihm auf dieses Anerbieten eine
ort zu Theil geworden sei und welche, erfahren wir
! der Verfasser fügt nur eine Art Entschuldigung
die Art und Weise bei, in welcher er sich „nach-
! des“ (also doch wol in seiner Handschrift) über Ein-
ng und Haltung des Wörterbuchs ausgesprochen habe.
Die Grimm will Wurm den gesammten Sprachschatz

widersteht dem deutschen Sprachgefühl, da die deutsche Sprache im allgemeinen von den Abstracten ebenso wenig Plurale bildet, als von den Stoffnamen. Dieser Plural ist eine Eigenthümlichkeit der romanischen Sprachen, die sie von der lateinischen ererbt haben und die wegen ihres romanischen Zusages auch die englische theilt. Im Deutschen kann und darf der Plural solcher Wörter nur unter bestimmten Bedingungen gebildet werden, die hier nicht entwickelt werden können, die aber bei dem Worte „Ankunft“ nicht eintreten. Daß auch Jean Paul „Ankünfte“ sagt, ist noch kein Beweis für die Nichtigkeit der Form; man weiß, daß Jean Paul bei aller seiner sonstigen Größe in Bezug auf Reinheit und Nichtigkeit der Sprache nicht maßgebend sein kann.

Mit Recht hat Wurm in der Einleitung auf die Wichtigkeit der Mundarten aufmerksam gemacht; allein so dankenswerth es ist, daß er bei einzelnen Erklärungen die Dialekte herbeizieht, so erscheint es ganz unzulässig, daß er das Wörterbuch mit mundartlichen, namentlich bairischen Ausdrücken anfüllt, als deren Quelle er dann meist sein beliebtes J. anführt, wie z. B.: „Das Abkrageln der Gänse und Enten wird nicht für gesundheitswidrig angesehen. J.“ Ueberhaupt sind seine Quellen sehr beschränkt, wenigstens entspricht die Ausführung des Wörterbuchs in dieser Hinsicht den Erwartungen nicht, welche die Einleitung hervorrufen mußte, und es erscheint bedenklich, daß neben den Zeitungen ganz vorzugsweise der bairische Jurist Kreittmair als Hauptquelle dient.

Das zweite Werk, das wir noch zu besprechen haben, ist das

6. Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Von Daniel Sanders. Leipzig, D. Wigand. 1859. Gr. 4. Jede Lieferung 20 Mgr.

Sanders hat seinem Wörterbuch zwar noch keine Vorrede beigelegt; da er jedoch in dem angeführten „Programm“ den „Plan eines neuen deutschen Wörterbuchs“ gegeben hat, so können wir aus demselben die Grundsätze erkennen, welche ihn bei der Bearbeitung geleitet haben. Zuvörderst macht er einige kurze Bemerkungen über die befolgte Orthographie, welche allerdings notwendig waren, um den Leser des Wörterbuchs in den Stand zu setzen, jedes Wort mit Sicherheit aufzufinden. Sodann geht er zur Besprechung der hauptsächlichsten Punkte über, die er in seiner Arbeit berücksichtigte. Dieselben sind mit großer Präcision und Deutlichkeit entwickelt, und überhaupt steht Sanders in Bezug auf Klarheit, logisch richtiges Denken und praktischen Takt weit höher als Wurm.

Wir übergehen diese Bemerkungen, doch können wir nicht umhin, eine derselben zu berühren. Sanders stellt nämlich die bekannte Regel auf, daß nach gedehnten (langen) Vocalen *ß* nach geschärften (kurzen) *f* zu schreiben sei (vergaß, vergessen), und will diese Regel auch vollständig durchgeführt wissen, so zwar daß *ß* auch am Ende eines Wortes erscheint, sobald der vorangehende Vocal geschärft ist (*hoff*). Das *ß* hat aber auch die Bedeutung eines Schlußbuchstaben erhalten, und mit Recht, weil das schließende *ß* ebenso wichtig anseht als das *f* am Schluß eines Wortes (das), die deutsche Schrift ist an sich schon geschmacklos genug, daß man sie nicht noch geschmackloser machen darf.

Ganz richtig sagt er: „Daß es bei der Uebersicht des zu bewältigenden Stoffes vor allen Dingen auf planvolle Beschränkung ankomme.“ Als seine Norm nimmt er den heute allgemein geltenden Schrift- und Sprachgebrauch an, schließt daher alles rein Veraltete und Provinzielle aus, wovon er nur so viel anführt, als zur Erklärung des heutigen allgemeinen Gebrauchs oder musterhafter Schriftsteller bis zurück ins 16. Jahrhundert nothwendig erscheint. Veraltete und idiomatische Wörter oder Formen sollen jedoch besonders bezeichnet werden. Daß wir mit dem Verfasser bezüglich der Beschränkung in der Aufnahme des rein Mundartlichen vollständig übereinstimmen, geht aus unsern frühern Bemerkungen hervor. Was die Beschränkung in Beziehung auf die Zeit betrifft, so läßt sich ebenfalls nichts dagegen einwenden, da er eben nur ein Wörterbuch der heute geltenden Sprache geben will. Was ferner die Anordnung betrifft, so weicht er von der gewöhnlichen ab, indem er alle durch Vorsilben oder durch Zusammensetzung gebildeten Wörter unter ihrem Grundwort zusammenfaßt. Somit nähert sich Sanders der Idee eines etymologischen Wörterbuchs. Warum er nicht auch die durch Endungen gebildeten Wörter unter ihren Stamm zusammenfaßt, vermögen wir nicht einzusehen, da sich mit Rücksicht auf die Wortbildung kein Unterschied zwischen Vorsilben und Endungen denken läßt. Mit Recht legt er Gewicht darauf, daß durch seine Anordnung das Zusammengehörige vereinigt erscheint, und daß man die Composita von „stellen“ z. B. nicht durch alle möglichen Buchstaben des Alphabets zu suchen hat; aber wird dadurch, daß die durch Endungen gebildeten Wörter selbstständig behandelt werden, nicht auch das Zusammengehörige getrennt? Und zwar geschieht dies auf eine oft ganz ungeeignete Weise, indem das abgeleitete Wort vor seinem Stammwort stehen muß, z. B. stellbar und (Ge)stalt vor stellen. Noch übler ist dies bei Wörtern, die durch innere Lautveränderung abgeleitet werden. „Reiten“ und „Ritt“ werden auf diese Weise durch: Reiz, Religion, Reiten, rennen, Reute, Republik, retten, Rettiſch, Reue, Reuse, richten, rirſchen, Rind, Riegel, Riemen, Riese, rieseln, Rieß, Riff, Rind, Rinde, Ring, ringen, Rinne, Rippe, Riſ und andere nebst deren zahllosen Zusammensetzungen getrennt. So stehen „ſingen“ und „Sänger“ nicht bloß übermäßig weit auseinander, es muß auch das abgeleitete Wort vor seinem Stammwort besprochen werden. Daß Sanders die Endungen nicht gerade so behandelt, wie die Vorsilben, beruht auf Willkür, und Willkür erscheint immer tadelnswerth. Doch müssen wir gestehen, daß Sanders' Anordnung immer noch wesentliche Vorzüge vor der gewöhnlichen darbietet und er nur deshalb zu tadeln ist, daß er seinen richtigen Grundsatz nicht entschieden durchgeführt hat. Einer dieser Vorzüge besteht darin, daß das Wörterbuch auf diese Weise nicht nöthig hat, alle möglichen Zusammensetzungen aufzunehmen. Denn, wie Sanders vollkommen richtig bemerkt:

Wenn z. B. unter „Druck“ aufgeführt sind Composita wie „Steindruck, Kalk-, Marmur-, Schiefer-, Erzdruck“ u. s. i. wird kein denkender Leser es eine Unvollständigkeit nennen, wenn

z. B. „*Abstoßend*“ fehlt, sobald er nur von dem Bekanntheitsgrad „*Abstoßend*“ das Nützliche erzählt.

Viele Composita gehören ferner gar nicht in das Wörterbuch, weil sie nur für den Augenblick gebildet sind und nur in dem Zusammenhang, in welchem sie stehen, verstanden werden können, wie z. B. „*Habermoral*“ (Möser), „*Strombermoral*“ (Otto Müller), „*Erleuchtungsbuch*“ (Auerbach) und viele ähnliche mehr. Von dem angegebenen Grundsatz weicht der Verfasser in einigen Fällen ab; „*Antstz*“, „*Antwort*“ sind nicht unter dem Wort *sz* zu suchen, sondern unter dem Buchstaben *A*. Ob er daran recht gethan hat, möchten wir bezweifeln, weil es eben wieder eine Abweichung von dem Hauptgesetze ist, das er aufgestellt hat, doch wollen wir kein großes Gewicht darauf legen.

Als zweiten Hauptpunkt bespricht Sanders die Erklärungen, die den einzelnen Wörtern beigegeben sind. Sogar er hierüber sagt, so genügt es doch vollkommen, und wir wünschen, daß es ihm immer gelingen möge, „eine genaue, erschöpfende Erklärung eines Wortes in seinen verschiedenen Bedeutungen zu geben, dieselben zu sondern und logisch zu ordnen“. Es ist dies eine der schwierigsten Aufgaben des Lexikographen, und wir müssen gestehen, daß der Verfasser sich alle Mühe gegeben hat, diesem Theil seiner Arbeit die größtmögliche Vollständigkeit zu geben.

Dankenswerth ist es, daß Sanders die grammatischen Verhältnisse und Veränderungen angegeben hat, und dabei die seltenern und ungewöhnlichen Formen nicht außer Acht läßt. Das Grimm'sche Wörterbuch hat diesen Punkt zu wenig berücksichtigt; Wurm gibt zwar diese Verhältnisse und Veränderungen an, doch zeigt er keine so große Vollständigkeit als Sanders.

Die Beispiele und Belege sind meist sorgfältig gewählt und zeigen von großer Belesenheit, namentlich in den neuern Schriftstellern. Doch scheint es uns, daß er dieselben zu stark bräutlicht, wenn auch nicht in demselben Maße wie Wurm, und daß er insbesondere öfters sogar fehlerhafte Bildungen ohne weitere Bemerkung aufnimmt. So führt er bei der als Substantiv gebrauchten Interjection „*ach*“ die Mehrzahl „*Ach's*“ aus Gutzkow's „*Rittern vom Geisse*“ (IX, 84) an; allein dies ist keine deutsche Form, da die deutsche Sprache keinen Plural auf *s* bildet; man kann daher nur „*die Ach*“ mit Börne, oder „*die Ache*“ mit Rückert sagen, und die Anführung des Gutzkow'schen *Ach's* (noch dazu mit einem Apostroph, der sich gar nicht erklären läßt) ist durchaus tadelnswerth, weil dadurch Leser des Wörterbuchs verleitet werden können, sich dieser fehlerhaften Form zu bedienen.

Soviel wir uns aus der ersten Lieferung haben überzugen können, gewährt das Wörterbuch Sanders' die nützlichsten Vollständigkeit. Vielleicht möchte man hier und da manches ausgelassen wünschen. Wir halten es nämlich zwar für einen Vorzug des Buchs, daß es auch Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten anführt; aber als solche sind doch wol nur diejenigen zu bezeichnen, die wirklich gäng und gebe sind, nicht aber solche, die zwar

die Form und den Schein allgemeiner Redensarten haben, die es aber nicht sind. Es ist daher vollkommen begründet, die Sätze: „*In den Apfel bissen*“ aus Jeremias' *Wort*, „*In den sauren Apfel bissen*“ aus Börne u. s. w. anzuführen; dagegen erscheint es ungerne, die Wendung: „*Zum sauren Apfel ein süßes Gesichtchen machen*“, aus Gutzkow aufzunehmen. Es ist dieser Satz zwar eine recht hübsche Uebersetzung der französischen Redensart „*fairo bonne mine à mauvais jeu*“, ist aber doch eben keine allgemein gebräuchliche Redensart; sie ist nur für den Augenblick gebildet, und gehört daher ebenso wenig in das Wörterbuch als die „*Habermoral*“.

Passen wir unsere Betrachtungen über die drei neuen deutschen Wörterbücher zusammen, so ergibt sich, daß das Grimm'sche ohne Vergleich am höchsten steht und daß es, obschon in der Ausführung manches zu wünschen wäre, doch als die lebendige Hauptquelle unserer Sprache und Literatur zu begrüßen ist, von dem selbst sein Gegner Wurm in der Vorrede zu seinem Werke eingesteht, „daß es als der erste breite Untergrund einer neuen sicherständigen (so sagt Wurm statt *sichern*) Sprachforschung, als ein Sprachschatz im vollen Sinne des Wortes die höchste Anerkennung verdiene“. Dagegen ist es ebenso gewiß, daß das Grimm'sche Buch nicht Allgemeingut werden kann: es wirts der Umfang, der Preis und die gelehrte Bearbeitungsart einer größern Verbreitung stets hindernd entgegengetreten. Die beiden andern Wörterbücher haben das gemein, daß sie ein größeres Publikum voraussetzen und den Bedürfnissen desselben zu entsprechen suchen. Wir haben gesehen, daß Sanders seinen Zweck in weit erfreulicher Weise erreicht als Wurm, dessen Werk zu gelehrt für das große Publikum ist, und dem Gelehrten zu wenig darbietet, während Sanders seinem Standpunkt sicher einzuhalten weiß.

2.

Kohl's Reisen in Nordamerika.

Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten von J. G. Kohl. St. Louis Mo., Witter. 1858. Gr. 8. 3 Tlre. 20 Bgr.

Die Reiserschaft Kohl's auf dem von ihm seit so langer Zeit bearbeiteten Gebiete der Literatur hat nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch außerhalb desselben allgemeine Anerkennung gefunden. Der Mann der Wissenschaft betrachtet seine Werke als eine zuverlässige Quelle bedeutendster Thatsachen; für das Publikum enthalten dieselben eine der- und anregender Erlebnisform. Man sagt nicht zu v sei gegenwärtig die eigentliche Aufgabe des Touristen ist reeller Thatsachen, welche die wesentlich umgestalten, diese ist wissenschaftlichen Grundfragen Staats oder dem opfermuthig diesen Zweck begeisterten und nach moralische Fähigkeiten an jedoch ein vergebliches Unterne durch eine scharf gezogene Lin Linen Barth oder Burton w risten bezeichnen; wie aber ver

lerische Auswahl, Gruppierung und Darstellung des Stoffes diejenigen Merkmale sind, welche die schöne Literatur von der wissenschaftlichen unterscheiden. Wir halten es deshalb für einen großen Mangel, daß die Literaturhistoriker — selbst die von entschieden realistischer Tendenz — dieser Gattung bisher so wenig Berücksichtigung geschenkt haben, zweifeln aber durchaus nicht, daß derselbe realistische Zug, welcher neuerdings zur Vereinigung der Historiographie in die Literaturgeschichte gedrängt hat, auch der von uns näher bezeichneten Gattung der Reise-literatur einen verhältnismäßigen Raum und so ausgereicherten Wertmetern derselben wie Kohl die ihnen gebührende Stelle auswirken wird. Den leicht erklärlichen Besorgnissen gegenüber, daß dadurch nur der ohnehin im Uebermaße grassirenden realistischen Tendenz Vorschub geleistet werden würde, müssen wir uns hier mit der einfachen Bemerkung begnügen, daß in einem gefunden, ehrlichen Realismus gerade eins der wirksamsten Gegenmittel liegt gegen jenen Affectualismus, der Namen und Sache in Mißcredit gebracht hat, weil sich dahinter nur ein verzerrter Idealismus, ein grober Materialismus oder ein bewußtlicher stiller Indifferentismus verbirgt.

Diejenigen Vorzüge, welche Quantität und Qualität des von ihm Geleisteten gleichmäßig in Anschlag gebracht, Kohl eine so hervorragende Stellung unter den gegenwärtigen Touristen, und nicht bloß den deutschen, sichern, treten in seinem jüngsten, uns jetzt zur Besprechung vorliegenden Werke deutlicher und glänzender als je hervor. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein feiner Sinn für das Charakteristische gehören allerdings zu denjenigen geistigen Eigenschaften, welche nicht gleich der rein poetischen Gestaltungskraft mit zunehmendem Alter ermatten, sondern im Gegentheil durch die Übung kräftigen. Derselbe gilt von der Eleganz, Kraft und Biegsamkeit der Darstellung. Was aber Kohl's neueste Reisebeschreibung von der Mehrzahl der ihr vorhergegangenen Werke vorthellhaft unterscheidet, ist eine größere Sicherheit, eine genauere und vielseitigere Vertrautheit mit den darin behandelten Materien, welche sogleich an die schätzbaren Vorzüge seiner ersten Reiseberichte über Rußland erinnern. Hier wie dort nämlich kam ihm ein längerer Aufenthalt in dem von ihm geschilderten Lande und ein innigeres Verhältniß der feineren Charakterzüge seiner Bewohner zugute. Kohl verweilt nunmehr schon seit einer Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten und hat sich dort so sehr eingebürgert, daß die Bundesregierung ihn mit wissenschaftlichen Arbeiten, wenn wir uns

recht erinnern, im topographischen oder statistischen Bureau beschäftigt. Die hier einschlagenden Studien, welche Kohl während seines Aufenthalts in der Union mit regem Eifer betrieb, verleihen natürlich auch seinem Reiseberichte in mehrfacher Hinsicht einen nicht gering anzuschlagenden wissenschaftlichen Werth und die systematische Geographie wird demselben in ähnlicher Weise, wie den erwähnten Schilderungen russischer Gegenden und Zustände, eine Reihe bedeutsamer Züge entlocken, um ihrer eigenen Darstellung Farbe und Lebensfülle zu verleihen. Die hervorragende Eigenthümlichkeit des Buchs liegt aber jene Kraft der Veranschaulichung von Zuständen, von greifbaren Thatfachen und Wahrheiten, die wie schon angedeutet, doch innewohnen wohnen, ohne maktes Verloren recht sicher und leicht froh zu sein, jene gestaltungsfähige oder mindestens gestaltungswählende Kraft also, welche literarischen Producten dieser Gattung ein zwar nicht rein künstlerisches, aber doch halbünstlerisches, schäufwissenschaftliches Gepräge aufdrückt. Dem entspricht auch die Wirkung des Buchs, die sich zunächst als eine ästhetisch unbeschaltende und erst mittelbar — auch in den schäufenden rein empirischen Partien — als eine wissenschaftlich belehrende fund gibt. Das ganze Werk ist nicht bloß anregend, nicht bloß anziehend, sondern geradezu spannend. Und gehen wir von dieser Wirkung auf die Ursache zurück, so hinterläßt dasselbe bei jedem wahrhaft tüchtigen geistigen Erzeugnisse unerschütterten Eindruck, daß der Verfasser, weit entfernt sich durch die unglückliche des uns dargebotenen Stoffes ausgegeben, vielmehr nur aus dem weit größeren Reichthum des ihm zu Gebote stehenden Schatzes ausgewählt habe, und zwar ausgewählt nicht unter dem zwingenden Drucke, welches den Mann der ersten Wissenschaft gerade nur den Kern, die Quintessenz, das akkumulierte Beste seines umfassenden Besitzes in sein literarisches Product zusammenzubringen nötigt, sondern im Bewußtsein jener Freiheit, womit der Dichter spielend und der Künstler überhaupt souveräner Nachvollkommenheit aus vielem gleich Schönen ein gleich Wirksamem gerade nur dieses herauszugreifen scheint. Bei Kohl ist es in der That keine bloße Nebenart, wenn er an verschiedenen Stellen seines Buchs verfährt, daß er viele interessante Einzelheiten übergehen, von dieser und jener Beobachtung schweigen müsse: wir sind fest überzeugt, daß er seinem reichhaltigen Werke mehr als den doppelten Umfang hätte geben können, ohne daß das Interesse des Lesers auch nur einen Augenblick lang erlahmt wäre.

Käme es uns nur darauf an, Kohl's Art und Eigenthümlichkeit überhaupt darzustellen, so könnten wir dies nicht zweckmäßiger thun, als indem wir irgendwelche drei bis vier Seiten des vorliegenden Werks herausgriffen, um daran die Vielfältigkeit seines Standpunktes, den Reichthum seines Inhalts, die glückliche Gruppierung desselben und die Mannich seines Stils nachzuweisen. Allein dies hieße den Verfasser wie einen Anfänger behandeln, der auf dem Gebiete der Reise-literatur als seine Spuren verdienen will. Der Leser, bei dem Kohl's Werk im allgemeinen schon als bekannt vorausgesetzt ist, wünscht natürlich Aufschluß gerade über den Inhalt seines neuen Werks, und so können wir es uns denn mit unserer Aufgabe als Berichterstatter nicht ganz so bequem machen. Indem wir dem Gange desselben von vornherein so weit folgen, als es der uns zugewiesene Raum eben gestatten will, werden wir ohnehin Gelegenheit haben, die erwähnten Vorzüge wenigstens theilweise in das ihnen gebührende Licht zu stellen.

Der Verfasser trat im Mai 1865 von Pittsburgh aus seine Tour durch den „Großen Westen“ an. Pittsburgh selbst, die erste Stadt dieses Westens, welche noch in der Jugendzeit eines Herrn, bei dem er den Abend verbrachte, ein einfaches Dorf gewesen war, neben welchem derselbe mit indianischen Frauen gespielt hatte, jetzt aber bereits 80000 der betriebsamsten Einwohner zählte, hat sich demnach bei weitem nicht mit der riesenhaften Schnelligkeit entwickelt, wie die jüngeren Städte des Westens. Man versicherte dem Verfasser, daß die schottischen Presbyteriarr, welche in der Hauptstadt die Stadt gegründet haben und

Michte zuvor in Prärie von träumt je denn möglich zusammen und die stanten, vereinte n ersten aktiren,

op des nzelnen chnung s Ohio to nach e Nähe die Un- und Mächte, Behölge Durch- jenachse i, son- ist es ersäche es gibt id keine ährlich- obwol Nam- gleiter t ihrem ngliche langen lehamen weit die

erregten Erwartungen. Auch anderwärts in Kentucky, sowie nicht minder in Tennessee, Illinois und Missouri findet man ähnliche Höhlen und in noch größerer Anzahl sogenannte „Sink“ oder trichterförmige, zuweilen mit schönem Graswuchs bedeckte Bodensümpfe, in deren Spigen, wie im Karst und Dalmatien, zuweilen die unterirdischen Flüsse aus ihren Höhlen hervor- treten.

Die Mündung des Wabash gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Erörterung der vergleichsweise ungünstigen Verhältnisse Indianas und insbesondere zur Darstellung der für amerikanische Zustände wieder so recht bezeichnenden Entstehungsgeschichte des Wabash- und Crielanals. Die große Masse der sonstigen beziehungsreichen Beobachtungen müssen wir übergehen und uns überhaupt von nun an auf die Andeutung einzelner weniger Punkte beschränken. Von Cairo aus, dessen lange vergeblich erwarteter Aufschwung denn doch noch eintreten zu wollen scheint, reiste der Verfasser auf der Eisenbahn durch das halbtropische, metallreiche Südkentucky nach St. Louis. Von seinen Erlebnissen in dieser blühenden, jetzt bereits über 100000 Einwohner zählenden Stadt gedenken wir nur seines Sonntagsbesuchs in der vortrefflichen, von Jesuiten geleiteten „St. Louis-Universität“, d. h. dem dortigen katholischen Gymnasium, welches jedoch auch protestantische Schüler zählt. Der Verfasser rühmt die Intelligenz der Lehrer und die sorgfältige und umfängliche Ausstattung aller in der Union von Jesuiten geleiteten Institute mit reichhaltigem Schul- und Lehrmaterial, und bemerkt, daß in Deutschland nicht leicht ein Gymnasium so viel für das physikalische Wissen leiste, neben dem jedoch die klassischen Studien durchaus nicht vernachlässigt würden. Am Abend wohnte er in der Jesui-

as herte „hier eine wahre Kreuz- predigt mitten unter Heiden“, ihr übelnehmerischen Souveränen schraunen setzte. Obgleich seine politisch sind, so verweilt er doch den hier einschlagenden Verhältnissen haben es schon als ihr Reim Mississippithal ein gewaltiger östlichen Kirche vorbereitet.“ der Union immer mehr an zu- verkennen; daß es den mit dem tief verwobenen Protestantismus, erscheint uns nicht glaubhaft; bei weiterer Ausbreitung einer- tung nach entgegengesetzten Chris- tischen Volks ausüben möge, wie Katholicismus ausgenübt hat und

nach ausübt. Das äußerliche Autoritätsprincip der katholischen Kirche könnte sich alsdann im amerikanischen Charakter, wo jetzt das atomistische Element rückichtsloser subjectiver Willkür auf eine bedenkliche Weise überwiegt, vielleicht zu einem echt social organisatorischen Princip umgestalten. Zu denken gibt auch die ganz richtige Bemerkung des Verfassers, daß der Katholicismus in dem halb katholischen Canada auf der einen und dem ganz katholischen Mexico auf der andern Seite weit leichtere Anknüpfungspunkte habe als der Protestantismus, und daher der Annexion dieser Länder wol nicht entgegen sein könne.

Von St. Louis aus machte der Verfasser den Mississippi hinab bis St. Genevieve und sodann landeinwärts durch die Wälder einen Absteiger nach dem Iron Mountain, einem der berühmtesten Gipfel der unter dem Namen Ozarkgebirge bekannten Kette waldiger Hügel im südlichen Missouri. Das ganz flussstrecke zwischen den Mündungen des Missouri und Ohio hat eine gewisse Classicität. „Außer dem genannten Orte liegen hier noch einige andere altfranzösische Plätze, die zum Theil schon in der frühesten Geschichte des Mississippi oft genannt werden. Ihre Bewohner waren unter Ludwig XIV. und XV. hierher verlegt und lebten hier noch im Anfange dieses Jahrhunderts ganz in derselben Weise, wie die Bürger einer französischen Provinzialstadt zur Zeit jener Könige. Ein Amerikaner, der es noch mit angesehen, beschrieb mir reizend genug die mantere und gemüthliche Geselligkeit dieser altmodigen Bourgeois am Mississippi, ihr patriarchalisches Familienleben, ihre beschriebenen Feste, ihre anmuthigen Länze, ihre blühenden Gärten, die sie nach alter Gewohnheit zu Königinnen des Land- abends ertoren. Seit 25 Jahren aber hat dies alles ein schnell Ende genommen. Der amerikanische Kufak hat in diese französischen Nestler seine Eier gelegt. Speculanten haben den französischen Bürgern ihr stilles Besitzthum aus den Händen genommen. Einige Familien haben sich nach St. Louis übergeben und sind dort reich geworden. Die andern sind zum Theil so arm geblieben, wie sie waren.“ Auf dem Eisenberge selbst und dessen Umgebungen „fliegen die Eisenerzkügel dem Bergmann sozusagen wie gebratene Tauben in den Mund. Und die gebratenen Tauben sind hier sogar noch tranchirt, was vom Schicksale zu verlangen Goethe bekanntlich als ganz unerhört betrachtete. Ja, von einem bescheidenen Deutschen. Aber der Amerikaner ist an so etwas gewöhnt. Die Natur hat hier nämlich auch noch die Mühe übernommen das sechzigprocentige Erz in bequeme kleine Blöcke zu zerhackeln und diese auf der Oberfläche umher zu zerstreuen. Wir spazierten in einem Walde, wo der Hafen eine englische Quabratemeile weit mit solchen Erz- küssen, groß genug um des Bückens zu lohnen, und doch so klein und leicht, daß das Aufheben ohne viel Transpiration geschehen kann, übersäet war. Die Teamsters brauchen bloß in den Wald zu fahren und aufzupacken. Auch unter dem Rasen ist noch alles von lockern Erzklüften voll wie vom reifen Kar- toffeln. Wir sahen umgefallene Bäume, die ganze Trunkschwarzer Eisenerzkügel zwischen ihren Wurzeln hatten.“

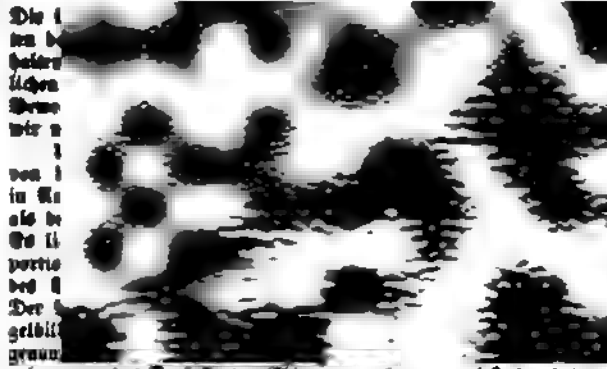
Der Verfasser indes gern den ganzen Mississippi hinuntergelaufen, wenn ihm nicht sein höchster Zweck nach Chicago gewesen wäre. Er konnte es sich jedoch nicht versagen, wenigstens in Wisconsinlandung in Angewandtheit zu versuchen, was ihm zu einer herrlichen Entdeckung der bei der Vereinigung beider Flüsse obwaltenden Verhältnisse Gelegenheit gibt. Von da führte die Eisenbahn unsere Touristen durch einige der interessantesten Theile von Illinois, mitten durch weite fruchtbare Weiden und die centralen Gegenden des Staats nach der Hauptstadt Springfield, in dessen Nähe er eine kleine Rundfahrt bei den dortigen reichen und intelligenten Farmern machte. In der Schilderung der Wetterverhältnisse drängt ein charakteristischer Zug den Leser. Wir wollen nur zwei hervorheben.

„Die größte Merkwürdigkeit in unserm Wagen war ein ganz blutiger Mensch, der sich sowohl durch seine Kleidung als durch seine jugendliche Wichtigkeit sehr bemerklich machte. Er hatte noch kaum einen Bart und ich schätzte ihn höchstens auf 19 Jahre an. Dennoch aber mußte er schon große Reisen gemacht haben. Denn auf seinen Koffern und Nachschäden stand in Buchstaben: „Gonosula, S. J.“ Das Wort Gonosula-Jaland hatte er schon in derselben Weise abgekratzt, wie die Amerikaner zu ihren bereits vollkommen angehörigen Staaten abkratzen pflegen, z. B. N. J. (New-Jersey), R. J. (Rhode-Jaland). Durch ein elegantes Angewandtes, das ihm auf der Brust bewunderte, sah er sich bei Prairies zur Rechten und Linken und durch sein Entzücken über sie an alle Nachbarn aus. Wir erwiderte er gelegentlich, er sei schon zweimal auf dem Mississippi, Missouri und andern Flüssen erkrankt, denn bis auf das Beste Land nicht überbrannt und ein halb Duzend mal auf Saags gefahren und gesunken. Er fürchte sich aber vor dem Stinken nie und wisse sich immer zu retten. Jetzt habe er die Lust, hier in Illinois Land anzukaufen. Er fragte verschiedene Passagiere, die wie alte erfahrene Leute ausliefen, wo ihrer Meinung nach die besten Ländereien zu kaufen seien, was die Vortheile und Nachtheile hier, was dort wären. Und wenn die Leute sich viel Mühe gaben ihm das zu expliciren, so dankte er ihnen hinterdrein kaum, sondern nahm es ungefähr so auf, wie ein Prinz den Bericht eines seiner Verwalter. Gelegentlich war er die Bemerkung hin, er wisse auch nicht, wie viel er zahlen wolle und ob er mit dem Lande bloß speculiren oder ob er nächsten Frühling darauf bauen werde.“

Besonders einer solchen widerlichen Descrez des Alters gegen die Jugend begegneten dem Verfasser mehrere; sie sind aber ganz in Einklang mit dem amerikanischen Charakter, der auch in seinen objectiven Verhältnissen überall dem Reuen und Jagen den Vortritt vor dem Alten einzunehmen scheint. Daher auch der Mangel an allem historischem Sinn, welcher den Reisenden überall im Westen unangenehm berührt. Jetzt noch eine Beschreibung aus einem ganz andern Gebiete:

„Es gibt hier auch in Amerika ein Thier, das einen äußerst lieblichen und angenehm energischen Geruch verbreitet und das man deswegen oft bewundert hat. Ueber die Intensität des Geruchs habe ich merkwürdigen Thiers, das die Amerikaner Polecat oder Skunk nennen, machten wir hier unterwegs eine Beobachtung. Ich, mich dünkt, alles, was Naturforscher schon gesagt haben, ist, daß die ein amerikanischer Eisenbahnreisender in seinem Reisebericht nicht verloren gehen lassen darf, weil nur er es machen kann. Es verbotene sich in unserm Preis rasch fliegenden Wagen plötzlich ein äußerst unangenehmer und fast das können beschwerender Geruch. Wie glaubten anfangs, er rühre von etwas Brennendem her, und untersuchten alle Winkel, aber fanden nichts. Endlich sagte ein Reiter, es sei der echte Skunkgeruch, und nach vielen Zweifeln wurde dies von den Bahnconduktoren bestätigt, die uns sagten, daß sie nicht selten ein solches Thier überfahren und dabei diesen Geruch, der in unserm Nase weitgehend eine Betäubung auslöst, verspüren. Wie schrecklich ihn demnach wenigstens acht Meilen mit uns fort. Es ist dies eine bemerkenswerthe Erfahrung, sowohl über die Intensität des Geruchs als über die Unerträglichkeit des Thiers.“

Die 1
ten be
halten
lichen
Denn
wir z
von 1
in Ki
als de
Es li
portio
des 1
Der
gelblich
genau



nehmungen des Verfassers. Chicago, noch vor zwei Jahrzehnten ein kleines unbekanntes Dorf, von Wäldern und Prärieen umschlossen, ist jetzt eine Stadt von mehr als 100000 Einwohnern, zu denen in den letzten Jahren jährlich über 15000 hinzugekommen sind. Um sich diesen räthselhaften, selbst in Amerika unerhörten Aufschwung erklären zu können, muß man das ausführliche, farbenreiche Gemälde lesen, welches der Verfasser von dem rastlosen Leben und Treiben in derselben entwirft. Nur diese Kürze der Entwürfe, diese Freiheit und Beweglichkeit, diese Anwendung der Naturkräfte und Verwertung der wissenschaftlichen Resultate im großartigsten Maßstabe, diese Verachtung aller Vorurtheile und diese ungeheure Willensenergie konnten das Unglaubliche leisten. Wie gedachten oben der Häuserfabrikation in Cincinnati; hier oben nimmt man die Häuser nicht einmal auseinander, um sie zu transportiren, sondern man rollt sie einfach weiter und es gibt bereits eine eigene Klasse von Leuten, die daraus ein Gewerbe machen, die sogenannten House-movers. „Es sind wenige Holzhäuser in Chicago, die nicht einmal auf diese Weise gerollt und von ihrem Orte zu weilen weilenweit transportirt sind. Man kann kaum einen Tag ausgehen, ohne irgendwo einem solchen auf der Reise begriffenen Hause in den Straßen zu begegnen. Ich sah einmal eins, und zwar ein ziemlich großes, das wegen eingetretenen gar zu schlechtem Wetter und unergieblicher Wege auf seinen Rollen in der Straße stehen geblieben war. Die Leute, die seine andere Wohnung hatten, kauften und vertheteten darin wie zuvor und erwarteten besseres Wetter, um ihre Reise später weiter fortzusetzen. Man braucht oft zu einem solchen Transporte eine Reihe von Tagen, da die Häuser zuweilen groß und die Wege weit sind, und man geht dann von Station zu Station. Man transportirt oft große zweistöckige und vierstöckige Häuser und läßt zuweilen Möbel und Küchengeräthe und alles Uebrige darin. Sind die Bewohner Kaufleute oder Krämer, so legen sie ihren Handel unterwegs in dem rollenden Schoppen wie zuvor fort. Es ist auch keineswegs selten vorgekommen, daß wohlhabende Familien ruhig in ihren fortrollenden Häusern wohnen blieben wie in einem Dampfschiffe und Wagen, und daß auch ihre Freunde zu ihnen auf Besuch kommen und ihre Bistienarten abgeben.“ Dieser allgemeine Drang nach rascher Beweglichkeit hat aber noch viel wunderbarer Industriezweige ins Leben gerufen. So gibt es in Chicago sogenannte Expresscompagnien, die sich mit der Beförderung „unmündiger Wesen“ abgeben. Wenn z. B. ein Großpapa in Wisconsin einmal seinen jüngst geborenen Enkel sehen will, so gibt man ihn gerade so wie bei uns ein Packer „auf die Post“. Kein Wunder, wenn diese jungen Staatsbürger rorum novarum studiosi werden. Dazu lese man noch, was der Verfasser unter anderem über den projectirten angelegten Tunnelbau, über die Einrichtung der zur Aufnahme, Abgabe, Abgabe, Durchdringung und Umladung des Getreides bestimmten Elevators und über die amerikanischen Common Schools berichtet. Welche Zukunft steht aber Chicago erst bevor, wenn das großartige Project, dem Michigansee, welcher jetzt bloß an seinem Nord-

bei seinen Hoffen, und in See und in einem des Sees Kräftigung zu beugen, gegen das Blau dort id aufwacht. Einz, die macht und ische, zum sodann aus ren schließt: Vorträge, incurren, ig mit dem t, nach der ts zwischen ab Ontario en befahren: freien und umgeben ist, heizungstagen Fruchtbare, vollstischen A. Breiten den, die sie

mit ihren durch zahlreiche Eisenbahnen verbundenen und eingestrichen Südpolen und Rändern berührt.

Von Chicago reiste der Verfasser nach Galena und Dubuque und fuhr sodann den oberen Mississippi hinauf bis St. Paul, von wo er die neun Meilen weiter nördlich gelegenen St. Anthony-Fälle besuchte und hierauf einen Absteiger längs des St. Petersflusses nach Minnesota hineinmachte, bis dahin, wo er den letzten westlichen Deutschen und die letzte Sonigbiene sah, „die überall der Civilisation ein wenig vorangeht, während das Rothbühn ihr ein wenig nachhinkt, wie man denn überhaupt alle mit der Civilisationsbrandung sich fortwährenden Thiere im Vorderer, Begleiter und Nachzügler theilen kann“. Hiernächst pilgerte er in gleicher Richtung nach den Quellen des etwas süblicher gelegenen Kanonenflusses, hinauf in die zauberische Jansprache der Prairien, wo die amnuthig dufende beschreibene Prairiesose mit ihren zartgefühlten Reichen das Exzerpt an die glänzende dunkelfeuerrothe Difel mit ihrem hohen schauenschweifartigen Blüthenblätterköpfen abgetreten zu haben scheint und weitenbreite Gasseinwohner mit einer überschwinglichen Hülle von Früchten, deren Entstehen und Vergehen die Wissenschaft noch nicht erklärt hat, den Wanderer in Erstaunen versetzen. Anfang Juli haben wir unsern Touristen wieder in Dubuque, dem Mittelpunkt der Kleinmengen, deren Exploration ihn während der nächsten Woche beschäftigt. Zwischenunter machte er auch noch andere Excursionen, von welchen wir hier nur die noch dem äußerst interessanten Trappistenkloster Neu-Weilerie im schönen Iowa, dem Heilingshaute der Pantos wie der Deutschen, erwähnen wollen. Die weitere Reise ging über Galena und Davenport nach Milwaukee, und von da in das Innere des Staates Wisconsin. Ein Dampfboot brachte ihn den Michigansee hinauf nach der Straße von Michilimackinac und ein zweites Anfang August durch den Obern See, an dessen Küsten vor allem die berühmten Kupferminen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, bis zu seiner westlichsten Spitze, dem Fond du Lac, wo bereits zwei Embryonen eines geoffenen neuen Chicago, Superior City und Superior genannt, mit einander rivalisiren. Der Verfasser meint, daß trotz der 380 Meilen von „nur 1500 Meilen Breite“ bis zum innern Winkel des Puget-Sound, wo die dortigen spezialtenden Ganggruben „die natürlichste Linie für die große pacifische Eisenbahn“ haben

lassen, leicht die eine dieser Städte „a. lithographisch wird“ — auch eine außerhalb Amerikas völlig unbekannte Epoche — zu bleiben könne, während jedoch nicht, daß aus der Zeit schließlich ein wichtiger Ort, etwas ein amerikanisches Washington dort zu leben treten werde. Anfang October wandte er sich wieder den „Lower Lakes“ zu, wo, die Amerikaner die ganze Seite der allerdings durch Charakter, Lage und Größe vom Obern See grundwesentlich verschiedenen Seen Michigan, Huron und Erie nennen, landete in Detroit, das er wegen der Schönheit der Wasser- und Landconfigurationen reichlich mit Konstantinopel vergleicht, durchwanderte von hier aus das Innere des Staates Michigan und kehrte adernals nach Chicago zurück. Nachdem er das Innere von Illinois mit seinen ungeheuren, jetzt das hundertfache Schauspiel herrlicher Brände darbietenden Prairien durchforscht und den für die oben erwähnte projectirte Verbindung des St. Lorenz- und Mississippisystems wichtigen obern Illinois oder sogenannte Riviere aux Plaines besichtigt hat, fuhr er über den Erieer nach Cleveland und kehrte von da nach Pittsburgh zurück, wo er im Anfang des November wieder eintraf.

Diese rasche und nacheifige Reise müssen wir jedoch füglich durch einige kurze Andeutungen über den Sachhalt des Buchs vervollständigen. Auf die große Vielfältigkeit der naturwissenschaftlichen Beobachtungen des Verfassers ist schon aus dem wenigen bisher Mitgetheilten ein Schluß gestattet, und es wäre uns ein Leichtes, dieselbe durch zahlreiche Auszüge zu beweisen. Seine eigentliche Stärke liegt jedoch in den geologischen Beobachtungen und den hierauf beruhenden Schilderungen der großen landschaftlichen Züge. Einige zum Theil höchst ausführliche Partien des Buchs, wie z. B. die Kapitel mit den Ueberschriften: „Auf dem oberen Mississippi“, „Die Kleinmengen“, „Der See Michigan“, „Die Kupferminen“, „Auf dem Huronensee“, „Die Prairien im Herbst“, können geradezu für ziemlich erschöpfende Monographien über ihren Gegenstand gelten. Man darf aber aus dieser Bemerkung nicht folgern, daß jene Partien die Vignette von Excursionen hätten; im Gegentheil, sie stehen durchaus mit dem Ganzen in künstlerischem Zusammenhange und der verbindende Faden ist, wie billig, die fortwährende Beziehung auf den Menschen. Der Mensch erscheint uns in der lebendigen, bunten Mannichfaltigkeit seiner intellectuellen, sittlichen und sozialen Zustände, und wenn wir die größten politischen Fragen und Verhältnisse gar nicht und die in Amerika nicht minder bedeutenden religiösen nur gelegentlich in ihrer Beziehung auf die Katholicismus berührt haben, so können und werden wir und darüber nicht beklagen, weil der Verfasser überall und selbst da, wo er generalisirt, lediglich Selbstbestimmtes gibt und welches seiner heiligen Tour keine Zeit und Gelegenheit hatte, auf die bewegten Gebieten charakteristische Beobachtungen zu sammeln. Da ferner Kunst und Wissenschaft im fernsten Westen unter seinen Bedingungen selbstverständlich noch viel weniger in Frage kommen, und da außerdem dem Verfasser bei seiner Art zu reisen höchstens ein ganz vorübergehender Blick in das Familienleben gestattet war, so beschränkt sich allerdings der Kreis seiner Beobachtungen innerlich des Bereichs menschlicher Aufzuchtungsweise, Sitten und Thätigkeit um ein Beschränktes. Innerhalb dieser selbstgestellten Grenzen aber hat sich derselbe kaum irgend einen wesentlichen Charakterzug entgehen lassen. Landwirtschaft und Ackerbau, Bergbau, Industrie, Handel und Schifffahrt, diese herrschenden Potenzen des westlichen Lebens, erschließen uns in allen ihren Entwicklungsstadien vom aufsteigenden Keime an bis zu ihrer Ausdehnung zu kolossalen, die europäischen Begriffe übersteigenden Dimensionen. Wir sehen vor unsern Augen Städte entstehen und die Civilisation an Riesenschritten westwärts bringen. Wir gewahren in eine wahr Wunderwanderung: „Eine Prairien-Große in einer Herbstlandschaft ohne ein mover-camp, das ist eine Namdlosigkeit.“ See werden alle nach Westen, zuweilen einem bestimmten Ziele entgegen, noch öfter einem unbestimmten Drange folgen. Mancher überwindet ein, weil auch zweimal unterwegs, er er endlich in Iowa oder Minnesota anlangt, um mit seiner Be-

alle hier im „Squatterland“ auf dem noch der Indianer ge-
wisse Gewand und Boden zu haben, zu graben und zu oeffnen oder
ganz Glatte mit einem kleinen veredelten Schmucksteinchen zu
besten. Wenn diese Indierwelt endlich „in den Markt kommen“,
geht das von ihm persönlich befristete eingetragene und be-
kanntes Gewand, welches oft einen Preis von mehreren hundert
Dollar erreicht hat, gegen den Ertrag eines geringen Kauf-
preises in sein volles Eigentum über. Aber das durch eigene
Schwermüdigkeit Erworbene wärmt ihm gleichwohl wie aus Feur; so
muß die Affectionenwelt hierin wenigstens der echte Wert-
zu sein nicht zu kennen; wo er ein Geschäft machen kann, dessen
Preis sich in Dollars berechnen läßt, da schließt er das Verleichte
zu einem Comfort eines trübsamen Familienlebens ausgedehnte
hinzuwenden und nicht weiter graß Bedenken, außer, wie der
Indier, den er gewöhnlich vor sich her drängt.

Diese immer mehr im Verfallenden begriffenen Indianer
hat der Verfasser mit augenscheinlicher Vorliebe mende priore
seiner geschied. Seiner Besuch im Lager der noch etwa 1000
Indianer Stämme an der Mündung des Mississippi in den
Fluss, sowie seiner hundert Jahre mit einem kleinen Stämme
von Sioux am Kenosauke begnügen wie aus einfach zu er-
kennen, obgleich die Indianer indische Völker, welche er dort
einen alten Dakota entlockte, wol der Mithilfe wertig waren.
Nicht nur durch lassen dürfen wir aber die Thatsache, daß die In-
dianer und Beziehungen in der durch Schiller's „Lebensgeschichte
des Amerindianers“ auch zu unserer Literatur in Beziehung stehenden
Kenosauke (eines abwärts von St. Paul am Mississippi) mit
in die Kenosauke aufgefundenen Figuren, von denen ganz neuer-
dings Wissenschaften wieder einige Proben aufgestellt hat, eine
absonderliche Neugierde zeigen. Noch interessanter sind die
in den Kassen des am Donau (dem größten Zufluss des
Donau von Süden) aufgefundenen Antiquitäten, eine hiesige
hiesige und zwei mehrerlei Versteine von eigentüm-
licher Form, und die vielen Spuren alter Grabstätten. Eine
hier Graben war 10—15 Fuß tief mit lauter dünnen voge-
lischen Erdschichten gefüllt, auf deren Oberfläche ein halb
verfallener Stumpf eines vollen alten Nadelbäumchen war. De-
m ist auch der weggefallene Stumpf 800 erhabene In-
dianer zeigte, so waren wenigstens 600 Jahre alt seine
Wurzeln verfallen; sagt man hierzu 300 Jahre alt die
Wurzeln der zur schätzbarsten Ausfüllung einer solchen Grube mit
unvergleichlicher Erde notwendigen Zeit, so erhält man mindestens
100 Jahre für das Datum der Destruction jener Grube durch
den Sturzwasser, von dem man ziemlich ausgemacht sein
kann, daß es nicht als Sturzwasser der jetzigen Indier zu
rechnen hat. Das Interesse für diese Gruben findet sich in
der Regel leider nur bei Amerikanern, und so sind es denn
meistlich katholische Geistliche, welche sich auch in dieser Ver-
pflanz vordrängen. Unter andern lernte der Ver-
fasser in Madison einen Missionar bei den dortigen Ottawa
Indien, den Vater F. aus Belgien, der seit mehr als 15 Jahren
mit allen indianischen Stämmen bis zu den Rocky Mountains
umhergeht und herumverweilt ist. „Da er mehrere ihrer Sym-
bole versteht, da er selbst geschrieben hat, was er über sie
bedachte und in Erfahrung brachte, und da er sich jetzt mit
Denkmal und Beschreibung dieser Beobachtungen beschäftigt,
so kann man von ihm etwas Besseres erwarten.“ Diese
Beschreibung beruht nicht auf einer bloßen Vermutung des Ver-
fassers, sondern auf wirklicher Untersuchung in die Schriften
des Vaters des gelehrten Vaters. Ein anderer in dieser Be-
ziehung hochverdienter Geistlicher, dessen Ortsansässigkeit der Ver-
fasser in dem Dominikanerkloster zu Cincinnati machte, war
der Vater Steyerhül, welcher über die Ursprünge und indische
des Mississippi, das sich bei seiner Ankunft vor 20 Jahren
noch in den Gebirgen der Indianer befand, 1844 zu Madison
mit dem Titel „Memorie historique e religieuse edificata
du Missionnaire Apollinaire“ ein sehr interessanter Bericht ver-
öffentlichte. Von diesem Werke erzählt aber in den Ver-
gangen Seiten nur ein einziges Exemplar: so gering war die

von immer mehr noch der Wunsch für vollständige Geschichte
in Amerika.

Nach dem, welche ungeheuren Schätze gibt es hier noch
auszuheben. Obwohl seines mehrfachen indischen Kulturalters
der Ausgrabung von Dubuque fand der Verfasser Gelegenheit zur
Entdeckung in die Correspondenz eines weltlichen Mission-
hauses mit wunderlichen Jernstein im Osten. Die letzten
Schichten in ihren Briefen nicht nur ihre Familien, den Be-
stand ihres jetzigen Gewerbes und Hausstandes, sondern geben
auch die Anzeichen an, warum sie ihren bisherigen Wohnort zu
verlassen wünschten, und sprechen über Erwartungen von dem
neuen Lande im Westen aus. Da aus der Briefe in seinen
Antworten auf alle diese Punkte gewöhnlich eingegangen war,
so ließ dies den Lesern manche Bilder, namentlich in dem
Gang der kleinen Handwörterbücher des Ostens, in die Munde
dieser Bilderwelt und in den Charakter der — neben den
Westlichen — bemerkenswerten aller Colonisten, der amenge-
lichen Jernstein, von. Der Verfasser sagt dazu, er habe nicht ab-
geleitet, wenn er es dürfte, seine unendlichen Kenntnisse aus seiner
Correspondenz, aus der mehr über Amerika zu lernen sei als durch
allgemeine Länderbeschreibungen und Reiseberichte, in weiteren Wissen
zu gewinnen. Ingleich macht er aber folgende wichtige Bemerkung:
„Nebenbei ist der ganze Westen noch reich an ungenutz-
ten Manuskripten anderer Art, die für Ethnographie, Länder- und
Völkerkunde vom größten Interesse sind. Fast an jedem Orte,
wo ich mich eine Zeit lang aufhielt und nach solchen Dingen
suchte, fand ich irgend etwas Interessantes. In Chicago war
es eine ziemlich vollständige Geschichte und Beschreibung der
indianischen Nation der Grosse und Kleine, die dort als ein Ge-
schicht in der Familie des Verfassers geblieben war. In St. Paul
schickte man mir ein sehr umfangreiches Manuskript mit,
das ein vollständiges Verzeichnis über die oberen Mississippi-Indien
und über die indianische Nation der Schippewagonen
enthalt. In Dubuque hatte der dortige katholische Bischof mir eine ganz
blühende Grammatik der Algonquian-Sprache mitgegeben. Die war
in zwei Bänden von einem französischen Missionar abgefaßt, in
sehr philosophischem Geiste geschrieben und sehr vollständig, obwohl
nicht ganz vollendet, das Erste, was ich über diese west-
liche Sprache gelesen habe. Nach dem ich noch sonst
von vielen anderen Manuskripten, die ich nicht alle zu sehen
bekam. Manche hatte man bereits geworfen. Manche hatten
noch vor kurzem in der Familie geblieben, waren aber jetzt ver-
loren gegangen.“ Auch weiß er mit Recht auf die noch schon
den alten französischen Missionar und katholischen Missionare als
die lebendigen Documente für die Geschichte des Westens hin.

Neben dem materiellen Interesse ist es namentlich das
Geistliche und Unterrichtswesen, welches überall als der nächste
wichtige Factor des westlichen Lebens die Aufmerksamkeit des
Verfassers beschäftigt. Besonders sei hier nur seine Schil-
derung der „Dehaling-Societies“ erwähnt, literarischen Studien-
vereinigungen auf der angestrebten Universität von New York in
Michigan, die er mit Recht unsern Studierenden zur Nach-
ahmung empfiehlt. Und um mit einem recht charakteristischen
Zuge zu schließen, habe hier endlich noch der Anfang eines Ge-
schichtes des Verfassers aus der Zeit seines Aufenthaltes in Wis-
consin Weg:

„In eine sehr amerikanische Schule schickte ich noch
nach von sich selbst und durch Jenseit hinein, und es sagt sich, daß
hier gerade die Geographie von Europa vorgenommen wurde.
Die Antworten der kleinen Bistumsler waren manchmal amüsant
genug:

„Frage: What is Europe?

„Antwort: A part of the great Asiatic continent! (Ich
bedenke: Das ist schon ganz richtig, sollte aber den Lesern nicht
so unbedingt und unerläutert hingegossen werden.)

„Frage: Was was the Pruten in Europe described?

„Antwort: By foreigners! (Ich dachte bei mir: Bravo, oft
amerikanisch oder vielmehr englisch; gerade so, wie einst
auch das Buch der jungen Amerikaner, wenn die Lehrer so

lieber sprächen, englisch oder deutsch, da waren die Ansichten sehr verschieden und es bildeten sich zwei Parteien. Die, welche „englisch“ antworteten, sprachen dies aber doch immer mit einem gewissen schüchternen Rückhalte leise und halb verschämt aus. Die Patrioten dagegen laut und vernachlässigt und mit dem Eifer aller davor, die gegen eine vorherrschende Tendenz Opposition machen: „Deutsch! deutsch!“

Wenn nun diese Tendenz schon in solchen Staaten herrscht, wo, wie im Westen überhaupt, und speziell in Wisconsin, das deutsche Element relativ vorwiegt, wieviel mehr muß sie sich nicht dort geltend machen, wo dasselbe relativ zurücktritt, wie z. B. in Ohio, obgleich dieser Staat die absolut größte Zahl in Deutschland Geborener (eine halbe Million) aufzuweisen hat! Der sonst gewiß sehr patriotische Verfasser vermag sich daher auch keineswegs für die Idee eines deutschen Staats in Amerika zu begeistern, wie manche unserer soi-disant-Deutsche gekannt, deren Vaterlandsliebe und Nationalstolz sich in nichts Besseren kund zu geben weiß, als in unklugen und ungerathenen Rathschlägen an einen großen und freien Staat, welcher der Mehrzahl der deutschen Einwanderer, denen das Vaterland meist nur bittere Erinnerung mit auf den Weg gibt, zum mindesten dasjenige bietet, was die meisten von ihnen bisher noch gar nicht gekannt haben, das Bewußtsein nämlich, einer großen und überall auf dem ganzen Erdball geachteten Nation anzugehören. Dieser Vortheil wird selbst durch den Verlust ihres edelsten Besitztums, der deutschen Sprache und desjenigen geistigen Inhalts, dessen ausschließliche Trägerin diese Sprache ist, nicht zu theuer erkauft. Unter so gebietrischen Verhältnissen dem Einflusse einer Schwere Fremdsprache, der einzigen, welche sich an geistigem Gehalt voll kommen mit ihr messen kann, gewichen zu sein, kann der deutschen Sprache nimmermehr zur Schwach gereichen. Besser ein gutes Englisch als einer jener abscheulichen Pasterdialekte gleich dem pennsylvanischen Deutsch, von dem wir den Lesern d. Bl. bei einer andern Gelegenheit bereits eine Probe mitgetheilt haben. Auch der Verfasser hatte auf seiner Reise zu verschiedenen malen Veranlassung auszurufen: „Noch nicht das Englische gelernt und doch das Deutsche schon verderbt!“ Natürlich werden aber noch ganze Generationen vergehen, ehe das von so vielen gewünschte, von uns eher gewünschte Resultat eingetroffen sein wird, und bis dahin wird selbstverständlich auch die deutsche Sprache das Schicksal nicht bloß deutscher, sondern auch angelsächsischer Bildung bleiben, um inzwischen ihrer Nachfolgerin Gelegenheit zu geben sich mit deutschen Anschauungen, Denk- und Bildungsformen zu sättigen.“ In diesem Sinne stimmen wir

*) Daß dies kein leerer Wunsch ist, bestätigt unter anderem folgende vom Verfasser zu Paris im nächsten Jahre gemachte Beobachtung:

bisher auch von ganzem Herzen folgender, durch die in Wisconsin angestellten Beobachtungen veranlaßte Aeußerung des Verfassers bei: „Vermuthlich wird auch der Plan einer in den Vereinigten Staaten zu begründenden deutschen Universität durch die Rationalismus etwas mehr zur Reife kommen. Bis dahin fand ich hier in Wisconsin viele Gemüther eifrig entflammend. Und er wird in deutsch-amerikanischen Blättern häufig besprochen und als etwas Ausführbares betrachtet. Eine tüchtige deutsche Universität auf amerikanischem Boden, ich gestehe, das sprach mich auch außerordentlich an. Ich glaube, so etwas wird selbst bei den Amerikanern hier und da Unterstützung finden. Deutsche Kunst und Wissenschaft, das wäre vorläufig wohl die rechte Fahne, unter der sich das deutsche Leben in Amerika einzurichten könnte. Das wäre auch vorläufig das wahre und bleibende Organ zum einigen Weiterleben unserer deutschen Colonien mit dem alten Vaterlande.“

Uebrigens ist die moralische Wechselwirkung der Deutschen und Amerikaner aufeinander schon jetzt eine durchgreifende. „Was der eine nicht hat, hat der andere. Der Deutsche ist ein harter und tüchtiger Arbeiter, der Amerikaner ein geschickter politischer Organisator und Speculant. Sie profitieren einer von dem andern und denken sich gegenseitig aus. Sie marschiren zusammen wie leichte Cavallerie und schwere Infanterie. Natürlich gibt es Inconvenienzen bei so einem Marsche. Aber im ganzen glaube ich ist die Bemerkung richtig, die wir einmal ein weiches Fremd und Landsmann machte, wie es ihm auf einer Reise in Amerika geschehen habe, daß die Dinge da am meisten fortwähren, wo die Deutschen und Amerikaner vermuthlich nebeneinander wohnen, und wo weder die einen noch die andern für sich allein zu weitläufige Striche innehalten.“ Wie der Verfasser an einer andern Stelle bemerkt, die Amerikaner fragen bei Speculationen und Unternehmungen mehr danach, was zu gewinnen steht, die Deutschen bilden mehr auf die möglichen Verluste; jene kommen daher oft schneller zu großem Reichthum, diese gerathen seltener in Unglück. Wir finden deshalb auch unter den zahlreichen vom Verfasser und vorgeführten Landknechten, namentlich in der Klasse der Farmer, meist wohlhabende und glückliche Menschen, aber niemals einen eigentlich Reichen nach amerikanischem Maßstabe. In den großen Städten, wo sie meistens eine Vorstadt bewohnen, bilden die Deutschen in der Regel den eigentlichen Kern der Arbeiter in den großen Establishments, während die Unternehmer, Dirigenten und Besitzer fast ohne Ausnahme Amerikaner sind. Unterschiedene Lieblingsneigungen und vorwiegende Berufsgattungen, wie etwa bei den Franzosen oder Italienern, findet man bei den freilich auch weit zahlreicheren Deutschen nicht, ausgenommen vielleicht den Weinbau und Weinhandel, durch dessen immer mehr wachsenden Betrieb sie hier im Westen den selben langsamen, aber nachhaltigen Einfluß auf den moralischen und geselligen Charakter der Amerikaner, welche ihre bisherigen

„Auch hier fand ich wie überall unter den Schülern einige amerikanische Knaben, die auch des deutschen Unterrichts sich bekeiligten. Der Lehrer zeigte mir eine ganze kleine Bibliothek von deutschen Grammatiken, Dictionarien, Lehr- und Lesebüchern, die für Amerikaner geschrieben waren, und zwar alle erst in den letzten Jahren. Obwohl dieser Bücher nur in vielen tausend Exemplaren gekostet worden. Es ist wirklich ein recht bemerkenswerthes Phänomen, mit welchem Eifer die Amerikaner sich dem Studium unserer so schweren Sprache zuwenden. Ich glaube, man kann sagen, daß jetzt keine andere der jetzt lebenden Sprachen so viel dort studirt wird wie das Deutsche. Sie haben auch in Deutschland selbst etwas von dieser Bewegung vor uns fern Augen gesehen, da sich unsere Universitäten in den letzten Jahren mehr als je zuvor mit jungen Amerikanern gefüllt sehen. Natürlich ist es nicht alles bloß wegen Schiller und Goethe. Deutsch zu verstehen kann einem jungen amerikanischen Mann oder Weibchen ein ganz einträgliches Kapital sein. Aber auch die Zahl der amerikanischen Damen, die Amerika nie verlassen haben und doch ein ganz vorzügliches, reines und zuweilen ein dem Orte sehr angemessenes Deutsch reden, ist jetzt schon nicht mehr gering.“

Impressions nicht möglich, sondern aus bewußter geistiger Arbeit, aus dem, wie durch die Beobachtung und Verwertung des Baus im Osten. Der Verfasser spricht daher auch, wie billig, der Menschheit seine ganz besondere Aufmerksamkeit. „Gott gibt es Deutsche in allen nur erdenklichen Stellungen mit einer einzigen, wenigstens genugsam bezeichnenden Ausnahme. „Unter den Deutschen der Staaten der Schätze“, sagt der Verfasser, „sind ich ganz selten einmal einen Deutschen, selbst in solchen Staaten wie Mexiko. Denn und wenn ich einmal davon, daß in Deutschland Major einer Stadt gewesen sei. In Illinois ist jetzt ein Deutscher Bürgerverwalter. Vergleichbar ist aber kaum von. Die Politik haben die Amerikaner, so sehr sie auch manchmal um deutsche Stimmen werden, überall in den Händen.“ Diese Erscheinung wird für niemanden ein Räthsel sein: es ist das mit den Deutschen da drüben noch ganz so bestellt wie mit im Deutschen im lieben Vaterlande. „Die Deutschen“, wie ein ihr verständiger Farmer in Michigan unserm Reisenden sagte, „wachsen sich halt nicht auso Allgemeine. Sie sind untereinander nicht einzig. Und darum setzen sie auch bei Wahlen nichts durch. Wenn da einer auf die Wahlzettel gesetzt wird, der, was sie ihm alle auf die Schultern nähmen, den deutschen Interessen ganz recht wäre, so gibt der eine ihm seine Stimme nicht, weil er ihn nicht mag — er hat sich von ihm vielmehr einmal im Geschäft überzuteilen lassen —, der andere sagt, der Mensch ist zu aristokratisch, der dritte sagt, er ist ein Pietist und Dandäuser, dem vierten ist er nicht ganz antitemperatur genug. Der fünfte will nicht für ihn stimmen, weil Peter und Hans ihn gekümmert haben. Und da so jeder was an ihm ansetzt, so fällt er durch. Da versteht der Deutsche das Ding besser. Denkt er, daß der Mann, der auf der Liste steht, der Allgemeinheit gut dienen wird oder doch seiner Partei, so kommt er schließlich ohne weiteres für ihn, wie wenig er ihn überhaupt auch leiden mag. Und wenn er sieht, daß einer schon hinab oben auf dem Gipfel ist, weil bereits viele ihn auf den Schultern tragen, so setzt er schnell auch seine Schultern nach wie zu, aus Furcht, die ganze Pyramide möchte noch wieder plumpsen und der Partei der ganze Sieg verloren gehen, so ist bei unsern wichtigsten, vorgezeichneten Deutschen denn umher so der Fall.“

Das, was wir suchen in der Form allgemeiner Resultate nachweislich haben, und noch manches andere illustriert der Verfasser nach seiner gewohnten Art durch eine Reihe prägnanter Beispiele. Wo er irgendeinem Landmann begegnet — und Deutschen begegnet man im Westen überall, selbst in dem Ellendlichen Missouri —, da erlaubt er sich nach den Beweggründen, welche ihn zur Auswanderung veranlaßt haben und nach dem bisherigen Schicksale auf amerikanischem Boden; und wo ein solcher Lebenslauf legendäres Neues und Charakteristisches hat, da theilt er uns denselben ausführlicher mit. Ganz im Gegentheil zum Osten, wenigstens in den großen Städten des Westes, hat die von den deutschen Einwanderern hier gemachten Erfahrungen durchweg erfreuliche und ermutigende, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, daß die hier in Frage kommenden Personen fast ausschließlich materiellen Berufsverfolgungen angehören. Von diesen aber gilt es als Regel, daß sie nach Ueberwindung des ersten Gefühls der Verzweiflung und Enttäuschung in bald in die amerikanischen Verhältnisse zu schulen wissen, in Glück machen und das ursprüngliche Heimweh bald gänzlich verdrängen. So eine größere Anzahl Deutsche zusammenfassen, in denen sie auch ihr allgewohntes deutsch-gemüthliches Treiben findet, in dem doch wol etwas fern mag, da es sogar den Reiz hat, der Ruchabstimmung der Amerikaner erweckt. Allein nicht das Substanz, sondern auch ganze deutsche Niederlassungen haben der Verfasser in ihrer Entstehung, ihrem Wachsthum und ihrer noch jetzt fortwährenden Stammesgenossenschaftlichkeit. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Geschichte der schwedischen Colonie bei Ann Arbor in Michigan und auf die der niederländischen Niederlassung Duane's Grove bei Chicago, deren Vergleichung dem deutschen Leser manche ausregende Ge-

schlossenheit eröffnen dem Verfasser die im wesentlichen der rein amerikanischen Hingabe der einzigen Probe dessen einen bisher.

So viel um der Reichhaltigkeit des in Selbstkritik anzuregen gleichzeitig in einer Amerika sowie in Eu

Feydeau's „Fanny“ und „Daniel“.

1. Fanny. Episode aus dem Leben einer jungen Frau von G. Feydeau. Nach der vierzehnten Auflage des Französischen. Dritte Auflage. Berlin, Casselberg. 1859. 16. 1 Thlr.
2. Daniel. Roman in sechs Büchern von G. Feydeau. Aus dem Französischen. Berlin, Casselberg. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei der enormen Fruchtbarkeit, welche auf dem Gebiete des einheimischen Romanfabrikations herrscht und es uns schwer macht, über ihre Erzeugnisse in einigermaßen vollständiger Weise Buch zu führen, können wir den ausländischen Romanfabrikanten nur ausnahmsweise einen Seitenblick gönnen. In dieser Ausnahme gehören die berühmten Romane von G. Feydeau, als Produkte, die besonders geeignet erscheinen, um danach den Grad der Entartung bestimmen zu können, den die öffentliche Moral im laizistischen Frankreich erreicht hat. Denn daß diese Demoralisation in Frankreich bis zu einem gewissen Grade officiellen Charakters ist, daß ihr wenigstens aus einem oder dem andern Grunde von oben her freier Lauf gelassen wird, geht aus dem Umstande hervor, daß der oberste Staatswille in Frankreich auch der einzige ist. Mit demselben Rechte, wie diese höchste Vorkehrung Frankreichs von sich sagen darf: „Ich bin der Staat“, darf sie von sich sagen: „Ich bin die Moral.“ Daß mitunter auch versucht wurde, Lugenpreise und Moralphämien auszusprechen, darf darüber nicht täuschen. Solche heuchlerische Experimente, von denen man im voraus weiß, daß sie keinerlei Erfolg haben werden, dienen vielmehr nur als Deckmantel, um dahinter den Demoralisationsproceß desto sicherer und wirksamer zu betreiben. Es geschähe nicht zum ersten mal in der Weltgeschichte, daß die höchste Staatsgewalt dem perfiden Prinzip huldigte, ein moralisch verwahrlohtes, entmensches Volk sei am besten zu Goldbaten und willenlosen Werkzeugen der Gewalt abzurichten. Um solche Phrasen war man in Frankreich nie verlegen. Man vertändigte die Republik, wenn man die Dictatur wollte, die Proletariat, wenn man die „Ordnung“ auszudeuten gedachte, die Befreiung der Völker, wenn man ihre Unterjochung im Sinne hatte. Gegenwärtig verständigt man den andern Völkern, daß ihnen die französischen Krieger in ihren Tornistern die „Civilisation“ zutragen. Wahrscheinlich sind in ihren Tornistern Krumple der „Fanny“ und der Dumas'schen Corsetten- und Raucherstrümpfen verborgen.

Der vorliegenden deutschen Uebersetzung der oben genannten „Fanny“ ist die vierzehnte Auflage des französischen Originals zum Grunde gelegt, und wahrscheinlich hat das Original seitdem noch weitere Auflagen erlebt. Aber auch die oben genannte deutsche Uebersetzung hat es bereits zu einer dritten Auflage gebracht, und außer der vorliegenden ist aus noch eine andere bekannt, die, nach der zehnten Auflage des Originals bearbeitet, bei Welter

*) Wie in Bezug auf Otto von Guericke (vgl. Nr. 26) sind wir auch in Bezug auf Kautsch, infolge seiner Begegnung, in die erste Hälfte des vorigen, von seinem Roman, den wir seinen früheren in Selbstkritik verfassten Beiträgen zu d. M. beizufügen nicht berechtigt waren, seinen Namen zu machen. D. Red.

le genug, daß auch
 r Menschen besondern
 ' in der That Eigne-
 bei gewissen Frauen
 n aber Kierlich ge-
 r allein ist es nicht,
 wo begierig ist, die
 Ymbig. Da bringt
 französischer. Meine,
 hen Gift dramatisches
 Theater und Buch-
 reitern zu verbreiten.
 geschrieben worden
 lte Darstellung des
 Schilderungen mit
 ren behandelt; das
 ntasse des Verfassers
 o mehr ein, mit je
 l zu lassen versteht,
 ist; namentlich ist
 e in ihrem äußern
 und so ist diese
 gefährlicher und ver-
 brennend wie die Rorel

haben wir für solche Producte nicht übrig —, was das eigentlich Gefährliche an diesem Buche und durch welches seine vorborgehende Gist es geeignet ist, die Familiemoral zu vergraben und das Familienglück zu untergraben. Diesem hat man wol von verheiratheten Männern gehört und gelesen, welche auf ihre Unverheirathetheit, von ihren Gattinnen begünstigten Nebenbuhler eifersüchtig wurden; aber das war für Freuden nicht pikant anrassend genug. Er dreht das Verhältniß um, und schildert in dem Helden seines Romans einen Junggesellen, dessen Lebensglück dadurch vernichtet wird, daß die ihn liebende Frau ihm Antas gibt, auf ihren Ehemann eifersüchtig zu sein. Jenny, eine schöne Hänschenbergsgerin, also nach deutschen Begriffen nicht gerade mehr eine ganz „junge Frau“. Nach mehrerer Klüber, gibt sich einem verurtheilungswürdigen jungen Manne, der bis zum Sterben in sie verliebt ist, gleich bei ihrem ersten Besuche hin, und zwar ist sie es, welche ohne weitere Gewissensfrage und ohne Ansehen den jungen Mann zuerst in seines Wohnung, um so zu sagen das Raubhüter in seiner Höhle aufsucht. Obgleich sie nun aber dem jungen Manne seinen Sieg für unglaublich leicht macht, ist sie doch durchaus nicht wie eine Bacchantin, wie eine im rasenden Erbeswahnstau Gefangene geschildert, sondern eher wie eine feinsche Nonne und mütterliche Freundin ihres Buhlers. Dieses eheverwerfliche Leben wird nun von beiden ohne alle Gewissenhaftigkeit eine lange Zeit fortgesetzt; nur der Gedanke beunruhigt und quält den jungen Burschen, ob sie nicht auch ihrem Manne, der wie die Ehemänner in den meisten französischen Romanen als eine Art Tyrann geschildert wird, welcher natürlich auch eine Waise unterstellt, dieselbe Gnuß gewähre wie ihm. Siebethwert ihm, daß dies nicht der Fall sei und auch nicht sein werde. Er will sich hierüber Gewissheit verschaffen, und richtig, in einer Nacht hat er Gelegenheit, eine Scene zwischen ihr und ihrem Gatten zu erblicken, die „all sein Blut nach dem Herzen treibt“, so daß er nahe daran war „zu erstickn“: eine Scene, die bis in ihre Kleinste Details dem dem Verfasser mit dem äußersten Raffinement ausgemalt wird. Jenny war ihm also untreu: das verheirathete Weib dem mit ihr verheiratheten Ehebrecher! Er verläßt sie zu ihrer Verzeihung für immer; statt sich aber einer unglücklichen Missethätin zu widmen oder sich wie Werther einfach tod zu schließen, siedelt er sich in einer Straubwähe an und lebt hier wie ein männlicher Einsiedler, um sich ganz in seinen Genuß zu versenken und aber den an ihm verübten Verrath nachzudenken. Wie gemüthlich hätten die beiden Dieben ein mütterliches

fachlichen und politischen Mannes, dessen Eifersucht ihren Schatz gefesselt hatte! Die Moral hat Recht, kann manchen nicht mehr sein als die: wenn eine verdorrene Frau einen Mann hat, so ist es ihre Pflicht, die Wand, die sonst aus der Einsamkeit im Kampfe zu nehmen hat, einzig und allein diesem Manne zu gewöhnen.

Mit dem zweiten Roman: „Daniel“, geht es weniger schmerzhaft, obgleich die Verlagsankündigung der deutschen Uebersetzung, was auch ein „Zeichen der Zeit“ ist, ihn dadurch besonders zu empfehlen glaubt, daß sie das Publikum auf das vielen darin enthaltenen „hilfsreichen, flüchtig anfertigten“ Examen besonders aufmerksam macht. Freilich erwartet man dergleichen, wenn auf S. 105 der Held des Romans in die Worte ausbricht: „Wer den weiten auch hätte ich im Dunkeln die Hände und ließ mir die Lippen durch, so hart wurde meine Begierde. Zu denken, daß sie das, kaum in solche Gedanken geholt und ohne Schutz, jung und schon zum Entzünden; daß ich, ohne daß sie es ahnte, was da war, daß alles einen Versuch begünstigte: die Nacht, bei schwermüthigem Genuß, ihr Schlaf! D. was ich liest, ich muß sie beschreiben, von Liebe wurde ich verzehrt, als Puls an den Schläfen juckten mir, und da stand ich stumm und unbeweglich wie eine Marmorkugel. Die Kasserol des Fiebers ist nicht gegen diesen suchtbaren Zustand der Aufregung, Ironie! juckt das Herz, droht still zu stehen, ergiebt stürmisch das Blut durch die Adern und zieht es widerständig; der Schädel möchte springen, das Gehirn ist in Feuer, und vor den Augen schweben trübselige Gesellen und Willkür!“ So schildern Franzosen das, was sie „Liebe“ zu nennen wagen! Inwiefern sie so erklären den Eernern wie in „Rauy“ kommt es in diesem Roman vor, und in dieser Hinsicht möchte mancher, der dergleichen nicht sucht, eine Enttäuschung erleben. Aber in einem Abgrund von Demoralisation blickt man doch auch hier. Der Held des Romans ist bicomat verheiratet und lebt eine Unverschämtheit, die aber die Braut eines andern ist. Er will sie diesem abkaufen u. s. w. Uebrigens auch als dieser Held sind die vielen andern Personen: der Graf mit seiner grauäugigen, von materialistischem Lebensphilosophie, der über die spirituellste Liebe à la Werther spottet (der Verfasser citirt gelegentlich den „Werther“ und nennt ihn offenbar sehr genau, nur daß er unwürdige Caricaturen seines berühmten Vorbildes liefert), der brüderlich Eifersüchtige, Georgel, des Romanhelden Frau und Schwiegermutter, die mit Hilfe eines Notars die gemeinen Intriguen gegen Gatten und Schwiegersohn spielen u. s. w. Luise fuhrt, der Graf, ihr Oheim, war vorher im Zweifels gefallen. Daniel, halb wahnhaftig, steigt in die Todtengrube öffnet den Deckel am Sarge des Grafen: „In welchem Sarkophag werde ich Ihre werthe Person finden?“ sagt er, „Ihr Ich war schon bei Lebzeiten verfault!“ dann legt er sich zu in Leiche Luise in dem Sarg, zieht die schwere Marmorkugel darüber, begräbt sich so neben ihrem Leichnam, und läßt sich an Pfister ins Dorf, mit welcher widrigen Scene der Roman schließt.

Wenn namentlich die Dichtamen unserer deutschen Romantiker es waren, welche die im ganzen nächsten Phantasee wahren Nachahrer — von denen jedoch der Spruch Schiller's zu gellen scheint, es könne der Joch nicht in Frieden bleiben, „wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“ — zu solchen wahren Imitationen anschließen, so haben sie freilich eine große Schuld auf sich geladen; aber sie erheben sich, wie, mein und unzweifelhaft gegenüber diesen französischen Romantikern, bei denen auch die Phantasee, sondern nur der Verstand und die künftlich erzwungene Sinnlichkeit auf diese Abwege geräth. Die Wirklichkeit mit ihren vielen egoistischen Motiven und eckelhaften Intrigen kennen sie genauer als die deutschen Romantiker; darin sind sie zu Recht; aber der Glaube an alle höhern und reinern Motive schon ihnen hierüber verloren gegangen zu sein; ihre Moral liebt, in aller Kenntnis und Enthaltung des Schlechten, in der Grausamkeit besagen und daher selbstkriegerisch und gewaltthatig, und ihre Phantasee, wo sie sich zu dieser in raffiniertester Weise anschließen, bringt es nur zu künftlichen Abwegen, die nicht die Heiligkeit

natürlichen haben. Mit Recht darf man die generellen Aufkündungen der Franzosen, die mehr noch nur südlicher Art, und ihren Eifer, ihre Humanität und Urbanität in allen je mehr gesellschaftlicher Art rühmen, obgleich diese Unentbehrlichkeit ihrer magischen nationalen Mittelkeit und Braßsacht sich nur in die das beabsichtigende Gegenstück verwandelt; aber der wahre Kern der Nation scheint doch tief angegriffen oder gründlich irt zu sein. Und ihre militärischen Exerzitionen im Ausland, namentlich sie auch erscheinen und welchen Einfluß für eine Zeit sie auch haben mögen, werden die Folgen dieser Verdrüss nicht abwenden können, wenn die Nation nicht eubaufrichtig in sich geht und in allen Schichten nach Bürgerthum, statt nach bloßem Militärthum zu trachten beginnt. Die alte Rom gab mit fast wahrhaftiger Faust den Völkern noch imposantere Schaupiele in einer Zeit zum besten, als es die Verderbnis seiner edelsten Organe schon längst dem Verfall verfallen war. Die vom militärischen Ehrgeiz euen Franzosen scheinen fast zu vergessen, daß man auch einem andern Felde als dem Schlachtfelde Lorbern ernten, erheit und Todesverachtung beweisen und mit andern Völkern in einen ebenso ruhmreichen als praktischen Wettstreit treten; sie scheinen zu vergessen, daß, während die Namen eines Lin, Clapperton, Richardson, Overbeck, Vogel, Reichardt, Schlagintweit u. a., kurz aller jener, welche ihr Leben Wissenschaft und dem Forschungstrieb zum Opfer brachten, in Geschichtsbüchern der Wissenschaft und im allgemeinen Chats der Menschen mit unverlöschlichen Zügen prangen, die Namen der vor Sevastopol und dem Katafow gen Kriegsobersten schon jetzt fast verschollen sind. Auch die Kriegslustigen unter den Franzosen doch bedenken, daß noch so berühmter General Frankreich mehr Ruhm und Einfluß auf die Bildung Europas verschafft hat als eben Männer Dostaler und Rouffean, die keine Soldaten im Stern commandirten, ja zu einer Zeit lebten, wo Frankreich militärisches Ansehen auf tiefste gesunken war. Frankreich eine militärische Ehre früher glänzend geteilt. Nun aber es seine seit Jahren unterbrochene geistige Arbeit und e Mission im ernsten Sinne wieder aufnehmen, statt sich neuen in gefährliche und erschöpfende Kriege einzulassen die Welt mit Bajonnetten und gleich verderblichen Romanen zu überziehen. M. M.

Notiz.

Jean Paul in England.

Während die Zahl der enthusiastischen Verehrer Jean Paul's in England immer mehr abzunehmen scheint, macht dieser dafür immer größere Eroberungen in England. Es ist klar, denn Carlyle in seinen „Miscellanies“ einige seiner

Man will in der Regel in der zu Rom herrschenden Ueppigkeit Abwechslung einen Hauptgrund seines Untergangs finden. Aber hier ist ähnliche Erscheinungen. Der vor einiger Zeit in Paris von Baron Deimar, dessen kolossales Vermögen, wie die Mächtigkeiten, ihm jährlich sechs Millionen Francs Reute abwarf, gesehen das ebenfalls als Spitzbube und Speisetrücker berühmte Admirals Edwin Smith, gab J. P. Gekochter, zu dem er Monat vorher eingeladen pflegte, er gab. Es soll er einmal Ende der frischer grüner Schoten eine Summe Die Kosten eines seiner berühmten rechnet man nach heutigem Gelde a des Barons Deimar hätten hierüber Das sind in der Regel Zeiten, abgeworfen in Blüte stehen, weil oder durch den Genuß eintretende dabei auch zur Unterhaltung und i und Blaufarben braucht.

bauertischen Gefühlsantriebe widmete, von dem der verstorbene Douglas Terrore behauptete, daß ein einziger seiner Romane — er bezog sich dabei namentlich auf die „Frucht-, Blumen- und Dornenbüche“, die er in englischer Uebersetzung gelesen — alle Romane englischer Humoristen an tiefem Gedankeninhalt aufwiege, in dessen Schriften H. Kuntz, der länges von ihm übersezt, den Trost und die Erhebung, die er in gebräuchlicher Stimmung bei allen übrigen Schriftstellern vergeblich gesucht, in reichem Maße gefunden zu haben versichert. Eine Lebensbeschreibung Jean Paul's, mit dessen Bildnis in Stahlstich geschmückt, welche unter dem Titel erschien: „The life of Jean Paul Friedrich R

R

M

g

g

u

fi

M

zu

C

g

di

ei

gr

M

P

M

li

de

m

M

de

M

E

m

M

di

m

M

ta

E

cl

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

M

Anzeige aus Jean Paul.

M. M.

Bibliographie.

Ott, K., Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Begutachtung auf die Beweisliche Kritik der Dramen Goethes. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Büdingen, M., Die Königinhofer Handschrift und ihr neuester Vertheidiger. Eine Entgegnung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Corvinus, S., Halb Mähr, halb mehr! Erzählungen. Skizzen, und Melane. Berlin, Schotte u. Comp. Gr. 16.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 28. —

7. Juli 1859.

Inhalt: Das Militärwesen in seinen politischen und socialen Einflüssen. Von Karl Oskar von Berner. — Die Herzogin von Orleans. — Zur deutschen Literaturgeschichte. — Zur Volksschriftliteratur. Von Otto Feubner. — Mathem. (Zur deutschen Journalistik; Die Schriften der Gräfin Dora d'Almeida über den Orient; George Sand und die beiden Ruffen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Militärwesen in seinen politischen und socialen Einflüssen.

1. Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärberrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirtschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Herrschaftens. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brochhaus. 1859. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Entwaffnung oder Krieg. Ein Nachtrag zu der Schrift: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärberrschaft.“ Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brochhaus. 1859. 8. 8 Ngr.

Wenn ein Werk bald nach seinem Erscheinen von einer Seite auf das wärmste empfohlen und gerühmt, von der andern heftig angegriffen wird, so ist das gewiß ein Beweis, daß es ein Werk von Bedeutung sein muß. So ist es mit dem eben genannten Werke Schulz-Bodmer's geschehen, und es verdient daher eine gründliche Beachtung. Dasselbe kämpft wiederum, wie des Verfassers früher erschienene „Militärpolitik“ (Leipzig 1855; vgl. Nr. 22 d. Bl. f. 1856) für die Abschaffung stehender Heere. Es macht einen eigenthümlichen, man möchte sagen schmerzhaften Eindruck, in diesem Augenblicke, wo eine halbe Million Menschen gegeneinander in Waffen steht, um den großen Krieg mit mächtigen Schlägen zu führen, wo ganz Europa rüstet, von der Abschaffung stehender Heere zu lesen und dieselbe mit allen Gründen den Regierungen wie den Völkern, ja den Armeen selbst empfohlen zu sehen. Die kurz nach Erscheinen seines Werkes hereinbrechende Katastrophe bewog den Verfasser, noch einen Nachtrag dazu folgen zu lassen, in welchem er, in gerechtem Zorne über den Friedensbrecher, der für Europa aus den nichtswürdigsten Motiven den Krieg heraufbeschworen, von irgendeiner Reform der Wehreinrichtungen für den Augenblick absieht, sie aber als eine unverbrüchliche Verheißung den Armee mit in den Kampf zu geben empfiehlt und noch im letzten Momente zur Entwaffnung rath. Dieser Moment ist längst vorüber. Es scheint uns aber doch dem Interesse an der welkbewegenden Tagesfrage gemäß, die kleinere Schrift, obgleich es ein Nachtrag ist, zuerst zu besprechen, weil die Reform, die das

Hauptwerk fordert, erst nach dem Kriege kann. Und, die wir aus ebenso fester gewissenhafter, vom Standesvorurtheil wägung auf einem ganz andern Stande der Verfasser, thut es überhaupt wohl, dieser für den Moment so wichtigen kleineren Schrift in ihrer Anschauung des Bonapartismus von Herzen beistimmen zu können, und wo unsere Ansichten abweichen, werden wir es ehrlich und objectiv sagen, ohne darum die Vorzüge auch des größeren Werks und den Zweck desselben, der auf das Glück der Menschheit gerichtet ist, zu verkennen. Die Principien von 1789 freilich müssen wir von uns abweisen.

Die Schrift: „Entwaffnung oder Krieg“, mit dem Motto: „Herunter mit der Larve! Das Gaukelspiel ist zu Ende!“ zerfällt in zwei Abschnitte: „Zum Frieden“ und „Krieg und Sieg“. In dem ersten beruft sich der Verfasser auf die sich mehrenden Stimmen, die den Militärdespotismus, wie er sich zum zweiten male im Bonapartismus verkörpert hat, der schweren Schuld anklagen, daß er es ist, der es bis zur Stunde unmöglich gemacht, die Völker von der Last der Steuern und der Conscription, unter der sie seufzen, erlösen zu können. Jetzt ist freilich nicht danach zu fragen, nach welchem Wehrsystem die Böthe Deutschlands zu den Waffen berufen werden, es solle nicht einmal von der wirklichen Einführung des preussischen Landwehrsystems jetzt schon die Rede sein, obgleich es von zahlreichen Stimmen in allen deutschen Staaten begehrt werde, zwar nicht als ein unbedingt Gutes, aber statt der französischen Conscription als ein vielfach Besseres und als das erste Unterpfand der großen Zukunft Deutschlands. Wohl aber könne es rathsam sein, den conscribirten deutschen Soldaten die Gewissheit zu geben, daß sie nach dem Kriege und Siege der überlangen Pflicht des soldatischen Zwangsdienstes ledig seien; daß sie in jedem Falle nicht länger als jetzt schon der preussische Wehrmann ihrem bürgerlichen Berufe entrissen bleiben dürften. Dann bespricht er die Gefahr, mit welcher der Bonapartismus die Welt bedroht. Er erinnert an den orientalischen Krieg, der den Völkern Europas — ob ihre Böthe mitbluten

mußten oder nicht — ach! zehn Milliarden Francs gekostet, an die noch nicht ganz verwundene Handelskrise, an all das Elend, das ein neuer Krieg zehnfach verderblicher herbeiführen müßte. „Darum glüht jetzt der gerechte, vernichtende Born gegen den kriegsbüßigen Bonapartismus in allen Herzen auf; darum ruft es jetzt mit allen Stimmen nach Frankreich hinüber: Keinen Krieg!“ Der Verfasser hofft auf England und Preußen, daß sie, ohne sich selbst kopfüber in den Krieg zu stürzen, Frieden gebieten können. Die Gewalt der Ereignisse ist aber stärker gewesen, als ihre angestrebten Bemühungen. Der Verfasser wendet sich an die Macht des Kapitals, an die Besitzenden, welche vor allen bedroht sind, auch von den dunkeln Massen des durch den Krieg brotlos werdenden Proletariats. Sie sollen sich rühren, in ihren Reichen soll der Gedanke lebendig werden: „Den Regierungen von England und Preußen für Erhaltung des Friedens den letzten Thaler, der friedensbrechenden Regierung keinen Centime!“ Wohl! Aber ist denn der Mann des Kapitals für einen solchen Gedanken zu erwärmen? Lesen wir doch die neuesten Kundgebungen seiner Organe in dieser Frage! Die Verhältnisse in Frankreich werden und dann mit unerbittlicher Wahrheit geschildert, welche den Krieg für den Imperator fast zur Nothwendigkeit machen. „Darum mögen alle, die es irgendwo und irgendwie vermögen, ihre Pflicht erfüllen, sie mögen die Soldaten, die Bürger, die Bauern Frankreichs aufnehmen, selbst erst Rechenschaft zu fordern, bevor die Regierungen, die Völker und Heere Europas gegungen sind, ihnen die Rechnung zu machen.“ Es ist nur zu begreiflich, ob dies Mittel, abgesehen von seiner revolutionären Idee, bei dem tapfern, kriegslustigen Heere, dem die Beute einer Welt vor Augen schwebt, bei der jaghaften Bourgeoisie und einer feilen, geknechteten Presse irgendeine Möglichkeit des Erfolgs hätte. Auch die Geisteslosigkeit wird erwähnt, es von den Kanzeln als eine Todssünde darzustellen, mit der geringsten Aufmunterung, mit der kleinsten Gabe sich zu Mitschuldigen zu machen am blutigen Herrichtungswerke des Kriegs. Was aber predigen, wofür beten die Geistlichen Frankreichs jetzt? Die Franzosen sollen von dem Kaiser ihrer Wahl verlangen, daß er wenigstens für die nächste Zukunft auf den jährlichen Menschenraub der Conscription verzichte, die abermals die Söhne Frankreichs zur Schlachtbank liefern soll. Vergißt der Verfasser in seiner warmen Vergeistung die eiserne Hand, welche Frankreich niederhält? Die Thatfachen über neue Rekrutenforderungen haben seitdem gesprochen, die allgemeine, gleichzeitige und verhältnismäßige Entwaffnung aller mit allseitigem Kriege sich bedrohenden Mächte, welche verlangt worden, ist nicht erfolgt, und der Verfasser sagt selbst, noch vor dem Ausbruche, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen unmöglich sei, jenen Mächten auch die Entlassung eines einzigen Soldaten zuzumuthen. Aber, sagt er, es gibt ein anderes Mittel, den Frieden zu erhalten: man verurtheile, wie es in Rußland geschehen, daß in den nächsten zwei Jahren keine Conscription stattfinden soll, dann würde keine Armee, weil ihr der Ursatz fehlt, zum An-

griff schreiten können. Gewiß! Wer aber wird diesen Schritt thun, wenn der Gegner gerüstet steht? Die französische Nation soll es thun, wenn der Kaiser nicht will! Wohl! sie mag es versuchen, dem Manne ihrer Wahl Truppen zu verweigern!

„Krieg und Sieg“ heißt der zweite Abschnitt der Schrift. Eine vortreffliche Charakteristik Ludwig Napoleon's, den der Verfasser den „Machthaber des 19. Jahrhunderts“ nennt, läßt ihn ein, sie schildert sein Wirken und wie er die Völker und Regierungen nach gerufen, sobald sie erkannt haben, daß diese Säbelherrschaft, dieser über und über geharnischte Bonapartismus doch nichts weiter ist, als der Don Quixote, der die neue Zeit mit ihren Ideen, mit ihrem auf die Eroberung der friedlichen Arbeit gerichteten Zwecken und Interessen noch einmal zum thörichten Kampfe herausfordert.“ Auf dem Irrwege, in den er hineingerathen, hat er sich selbst dazu verdammt, nur die Worte, die Meinungen und Beurtheile des ersten Napoleon nachbeten zu können. Denn bis zum Jahre 1859 wollte ja der heutige Bonapartismus nichts anderes sein, als der gehorjame Vollstrecker des Testaments von St. Helena, wozu im Jahr 1858 noch das Testament eines Orsini gekommen ist. Welches sind seine Intentionen? Er hat seine Armee, kann deren Ausfluß bis zum Fanatismus entflammen und ihre Habgier durch ungemeine Versprechungen auf fremdes Gut bis zur äußersten Spannung reizen! Aber der Friede sei noch zu erhalten, wenn die allgemeine Entwaffnung von England und Preußen, vielleicht auch Rußland, durchgesetzt würde. Mit einer „Lokalisirung des Kriegs“ sei nichts gewonnen, auch die neutral bleibenden Völker würden in dem furchtbaren Maße, wie es schon 1864—66 geschehen, mitzuliden haben. Die Möglichkeit des Ausbruchs im Auge, entwickelt der Verfasser einen klaren Blick. Er zeigt, wie der militärische Vortheil auf Oesterreichs Seite sein würde, loszuschlagen, was man ihm ebenso wenig, als einst Friedrich dem Großen, verargen würde, aber dadurch würde England und Preußen die Frist geraubt, noch Frieden zu gebieten, eine französische Flotte würde bald im Adriatischen Meere erscheinen und dort sowohl, als bei möglicher Verlegung des Kriegsschauplatzes an den Rincio die französische Macht bald ohne große Wandorirkunst der Oesterreicher gereizt werden, deutsches Bundesgebiet zu verlegen und somit der vergeblich versuchten Neutralität Deutschlands ein Ende zu machen. Frankreich würde auch durch Benutzung der Eisenbahn durch neutralisirte Gebiete von Savoyen u. Schweiz verlegen, die freilich vorerst nur durch Wortverwahrung einlegen könne, aber mit jenem Durchmarsch werfe es allen Mächten des Wiener Congresses den Spott ins Gesicht vor die Füße.

So ist alles gekommen. Ob die Mächte den Spott schau aufheben werden? Von Preußen sagt der Verfasser mit Recht: niemand solle es tadeln, weil es im Vergleich mit der in andern deutschen Staaten herrschenden Aufregung zu zögern scheint, weil es sich nicht karzen in den Krieg stürzen wolle. Haben ihm aber die Gebote der Ehre und der gegen die gesammte deutsche Nation p

älteren Pflichten die Wahl leicht gemacht, so wird es in vom preussischen Volke und Freer heißen: die letzten rhen die ersten sein. Für die Sicherung der Nordsee hofft er mit Sicherheit auf England. Das einzige Gebot der Ehre und Würde, die Macht und Klugheit, wie das Interesse würden die britische Nation nicht den lassen, daß eine französische Nordflotte der russischen Ostflotte die Hand biete und der Absolutismus der Kaiser sich auch noch die Herrschaft über die Meere nahe. Mehr aber bedürfe die deutsche Nation von der letzten nicht, denn die deutschen Heere seien den französischen in der Führung wenigstens gleich, an Zahl und Ausstattung überlegen. Die Zweifel an der Einführung gezogenen Geschütze noch während des Krieges aus diesen Gründen müssen wir aber in Bezug auf die nächsten widerlegen: die bronzenen Röhre werden dort eingerichtet, aber nicht von hinten zu laden, was things die Sache erleichtert. Dagegen trösten wir uns, Napoleon auch mit diesem zweiten Geschütz seiner Konstruktion, wie mit dem ersten, das sich als unbrauchbar erwiesen, kein Glück machen wird; sie verschleimen, müssen nach 30 Schuß ausgewaschen werden, sind so haltbar, schleichen zwar sehr weit aber unsicher. französische Regierung hat bei Krupp in Essen, welcher ausgezeichneten Geschütze von Gußstahl liefert, eine neue Bestellung gemacht, der deutsche Offiziermann aber unter den jetzigen Verhältnissen nicht weiter verzagt. Bestätigt sich das, so verdient er den höchsten Lohn der deutschen Nation. Ein bloßer Geschäftsmann er anders gehandelt. Für Militär wird die Notiz Verfassers von Interesse sein, daß sich im Zeughaus kürzlich eine kleine gezogene, von hinten zu ladende Kanone aus dem Jahre 1611 befindet, mit der Charakteristik Inschrift: „Ich bin eine Jungfrau wohlgefaßt — und ich läßt, der wird nicht alt.“ Die Ehre der Erfindung solcher neuen Geschütze für die heutige Kriegsführung gebühre aber nicht den Engländern oder Franzosen, sondern dem früheren badischen Artilleriehauptmann Bodmer, der jetzt bei Wien lebe, und schon vor Jahren Versuche mit gezogenen Kanonen gemacht habe. Gußstahlernen Geschütze, welche ganz vortreffliche Dienste geleistet haben, werden dem Auslande bald genug überlegene deutsche Waffe zeigen. Ueber den Operationsplan, falls Deutschland zum Kriege berufen würde, ist sich der Verfasser keine Sorge; das Kühnste: mit kleinen Heeresmassen auf kürzestem Wege gegen Paris abdringen, würde dann gewiß die beste Verteidigung Vaterlandes sein. Er schließt dann wieder mit der Meinung, durch Aufhebung der Conscription die einzige, aber untrügliche Zauberformel zu finden, um Sieg an die deutschen Fahnen zu fesseln, und richtet einen letzten Ausruf an Napoleon, sich den Dank ganz Europa zu erwerben und nur die Hälfte von zu thun, was der Kaiser von Rußland wirklich gethan hat: nämlich im Moniteur drucken und in allen eintenden Frankreich anschlagen zu lassen: „In den Jahren 1859 und 1860 findet keine Conscription statt.“

Wir wissen leider, was Ludwig Napoleon im Gegentheil gethan hat.

Wenden wir uns nun zu dem Hauptwerke. Der Verfasser hat es sich gewissermaßen zur Lebensaufgabe gemacht, für die Abschaffung der stehenden Heere oder der Zwangsconsolidaten, wie er sagt, und für die allgemeine Einführung der auf das Prinzip der Freiwilligkeit gegründeten Wehervorstellung, also der Milizheere, zu kämpfen. In seinem früheren Werke „Militärpolitik“ hat er diesen Gedanken ausführlich behandelt, das neuere wiederholt ihn, theilweise mit denselben Gründen, aber besonders gestützt auf nationalökonomische und statistische Ermittlungen. Das Werk ist dem Geheimrath Freiherrn von Bunsen gewidmet, welcher sich zu des Verfassers Ueberzeugung bekannt und demselben ein Gespräch mitgetheilt hat, das er einst mit Lord Palmerston geführt. Dieser hatte, bei Gelegenheit des französischen Staatsstreichs vom 2. December 1851 Herrn von Bunsen gefragt: „Was wird das Ende dieser europäischen Krise sein?“ — „Eine allgemeine Entwaffnung!“ hatte Herr von Bunsen geantwortet, und auf den Einwand des Lords, daß die stehenden Heere vielmehr verfaßt würden, erwidert: „Unbedenklich!“ Von demselben Gedanken, daß es allen Staaten unmöglich sei, die jetzigen stehenden Heere zu behalten, geht der Verfasser aus und sucht nachzuweisen, welchen schädlichen Einfluß sie im allgemeinen auf die menschliche Gesellschaft üben. Der Titel des Werks nennt es eine „Rettung“ derselben, die unerlässlich sei, und hat das Motto aus der Heiligen Schrift nach den Worten des Heilandes gewählt: „Des Himmels Gerichte thut ihr beurtheilen, thut ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?“

In der Einleitung wird der Grundsatz der freien Arbeit: jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, erörtert. Was der Arbeiter an neuen Gütern und Werthen für die Gesellschaft geschaffen habe, das sei die Gesellschaft dem Arbeiter an Lohn schuldig geworden, und was er ihr werth geworden, habe sie ihm mit gleichem Werth zu vergelten. Darum dürfe der Arbeiter nicht verhindert werden, seinen Lohn zu erwerben, nicht gezwungen werden, zu fremdem Zwecke und gegen einen ihm aufgetragenen Lohn seine Arbeitskraft hinzupferen. Das aber sei bei dem auf Conscription und gewaltsame Aufhebung begründeten Heerwesen der Fall. Der Verfasser nennt dies eine Veräußerung sowohl gegen die Völker, denen eine Militärlast zur Erhaltung des Heers aufgebürdet wird, als auch gegen die conscriptirten Soldaten selbst, die zum Frontdienst genöthigt werden. Er schildert von diesem Standpunkte aus die Nachteile und Gefahren der „militärischen Zwingherrschaft und Sklaverei“ und sucht in der Umgestaltung des Heerwesens zugleich die Lösung der politischen wie der sozialen Frage; dadurch erst würde das von Revolution und Reaction gepöbelte Europa endlich auf den geraden und sichern Weg gebracht werden. Zuerst sei der Maßstab für die ökonomischen Nachteile zu finden, unter denen unmittelbar die Aruten und mittelbar die Volksmassen leiden, welche Jahr um Jahr den Stoff zu unsern „Zwangsheeren“

liefern müssen. Damit hänge zugleich ein gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem zusammen, dadurch werde jene lange militärische Dressur überflüssig, die das morische Fundament unserer heutigen das Mark der Völker aufsaugenden Heerwesen bilde. Nach der Entdeckung jenes Maßstabes bleibe die Gesellschaft den höchsten Gefahren ausgesetzt, solange man noch die Aufrechterhaltung der Ordnung den auch ökonomisch unaufhörlich misshandelten stehenden Armern anzuvertrauen wage, denn alle die Millionen, welche in denselben dienen oder gedient haben, würden sich sehr bald selbst die Rechnung machen, um wie viel sie an ihrem Lohn verkürzt werden und verkürzt worden sind. Die Verteidiger des jetzigen Heerwesens, heißt es weiter, suchen dasselbe nur noch mit schwachen, angeblich technisch-militärischen Gründen zu rechtfertigen. Zur Widerlegung derselben habe der Verfasser, das schweizerische Heerwesen zu Grunde legend, seine „Militärpolitik“ geschrieben, die sich, um jenen Nimbus zu zerstreuen, zum großen Theil nur mit rein militärischen Gegenständen befaßt und die Einwirkungen des Heerwesens auf Staat und Gesellschaft nur kurz angedeutet habe. Diese nachzuweisen sei nun der allgemeine, wichtigere Theil des vorliegenden Werks. Es sei keine Rettung aus dem ewigen Strudel der Revolutionen und Gegenrevolutionen möglich, bis endlich die Idee der Neuzeit: die Forderung der vollen persönlichen Freiheit und das Recht der freien Arbeit, auch noch auf dem einen Gebiete verwirklicht sei, das man bis zur Stunde gegen die Strömungen der Geschichte in Leibeigenschaft abgesperrt gehalten, auf dem Gebiete des Heerwesens. Auf Preußen besonders, dessen Torso des Landeswehrsystems doch die entschiedensten Vorzüge vor dem zu seiner vollen Mißgestalt ausgewachsenen französischen Conscriptionsystem habe, seien jetzt die Wägen gerichtet, ob es sich entschließen könne, sich an die Spitze einer friedlichen und den Frieden Europas dauernd sichernden Bewegung zu stellen. Nach dem letzten Kriege, nach der Krise von 1857—58 bedürfe es einer großen That der Erlösung, und diese könne für Mittel- und Westeuropa keine andere sein, als die Abschaffung der letzten Fesseln, als die endliche Aufhebung der militärischen Leibeigenschaft. In Rußland sei der erste Schritt gethan, indem nach dem Frieden für die nächsten vier Jahre keine Rekrutierung stattfände: die gebildeten Nationen Europas würden doch nicht hinter dem geschwächten Rußland zurückbleiben wollen.

Wir haben die Gedanken der Einleitung in kurzem gegeben, ohne eine eigene Bemerkung hinzuzufügen. Unsern Standpunkt in Bezug auf die Frage haben wir bereits bei Gelegenheit des früheren Werks, der „Militärpolitik“, offen ausgesprochen und seitdem keine Veranlassung gefunden, auch bei redlicher Erwägung aller Gegenstände die Ueberzeugung zu ändern, daß eine Milizverfassung, wie die schweizerische, für keinen größern und monarchischen Staat, am wenigsten für eine aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzte Monarchie wie Oesterreich passe, daß stehende Heere eine Nothwendigkeit sind, nicht allein aus trübnisch-materiellen Gründen, sondern aus höhern Motiven, die mit der politischen Existenz der Staaten

zusammenhängen und auch des ethischen Elements nicht entbehren, und daß der Soldatenberuf überhaupt nicht allein aus dem ökonomischen Gesichtspunkte gesehen werden darf, sondern daß es einen edlern gibt, und wobei die Opfer an Geld und Gut in einem ganz andern Lichte erscheinen. Diese verschiedene Ueberzeugung hindert aber nicht, das Werk des Verfassers in seiner vollen Bedeutung anzuerkennen und die gründliche und gemüthliche Erforschung von Thatsachen und Belegen für im Forderungen, die Wärme, mit welcher er dieselben in Regierungen und den Völkern an das Herz legt, in stillen Ernst, von dem er für das Wohl der Menschheit durchdrungen ist, zu rühmen. Wir folgen ihm in unparteiischer Würfung durch alle Abschnitte, in welche die Früchte seines eifrigen Strebens geordnet hat.

Ein geschichtlicher Rückblick auf Entstehung und Fortschritt der ständigen Bewaffnung in Europa stellt zunächst seine Standpunkte zur Beurtheilung des Heerwesens auf. Diese gehen von der neuesten Volkswirtschaftslehre aus, welche drei Perioden oder Systeme unterscheidet: Natural-, Geld- und Creditwirtschaft, und knüpft daran auch für die Entwicklungsgeschichte des Heerwesens eine Periodeneintheilung. Die erste geht bis den Uebergängen des Werbsystems in das der Anstalt zu ständiger Militärdienst, sie betrachtet zuerst den kriegsähnlichen und die Heubaldmilitär. Wir möchten den rühmlichen Bemerkungen noch die eines jüngst verstorbenen Helden hinzufügen, daß Karl der Große der Wehrtrunk des Volks weit mehr zugemuthet hat, als selbst Rom und mit welcher unerbittlichen Strenge er das zu beweisen seine Capitularien. Das Werbsystem wird historisch richtig entwickelt. Gegen die Ableitung Wortes Bando von der als Abzeichen getragenen Fahne der Armagnacs möchten wir daran erinnern, daß es nicht mehr ein verbotenes Wort des früheren Mittelalters, das Fahne bedeutet und in dem byzantinischen Heere bereits vor den Kreuzzügen als taktische Einheit vorkam. Die zweite Periode ist hier die neuere Zeit der militärischen Fronddienste genannt. Beim britischen Heerwesen ist zu bemerken, daß unter dem Freisassen der Krieg auch eine Aushebung stattgefunden hat, die Scheriff bewirkte. Sonst gibt die Darstellung ein richtig treues Bild, wie sich das System des vorigen Jahrhunderts allmählich entwickelt hat. Die französische Revolution erweiterte dasselbe durch die Conscription. Der Verfasser weist nach, daß in der Regierungszeit Napoleons I. die Aushebung von 2,947,665 Mann vorgenommen ist. Von Frankreich verbreitete sich die Conscription auf die übrigen Staaten, sie beherrschte die militärische Rekrutierung, welche damals fast nur die französischen Klassen traf, auf einem großen Theil der Bevölkerung aus und führte das Leben ein, den Verfasser die willkürlichste aller Vertheilungen nennt.

Dazu kam Napoleons Belohnungssystem, ein höchst berechnender Ringheiß: er gründete eine soldatische Ordnung der Würden, der äußerlichen Auszeichnungen und des Gehalts, auf Kosten der Völker und seines eigenen Vermögens.

nicht aus seinen Kriegen eine Lottterie, in die alle ihr Leben und ihren Erwerb einsetzen mußten; er machte zugleich sich selbst zum Stützpunkt des Glücks, der seine wenigen Gewinnsätze, wie seine zahlreichen Nieten nach Willkür vertheilte.

Nach dem Sturze Napoleon's dauerte das System der Conskription fort, aber der Verfasser sieht überall die Zeichen des Verfalls stehender Heere. Wir können diese nicht bemerken, am wenigsten in den Armeeen selbst und sollten meinen, der gegenwärtige Moment bewiese erst nicht die Gesundheit und Kraft derselben.

Der zweite Abschnitt enthält die Statistik des Heerwesens der Gegenwart. Er bietet Thatfachen, aus den besten Quellen, mit unermüdbarem, jahrelangem Fleiß zusammengestellt. Die Gesamtzahl der im bewaffneten Stande Europas unterhaltenen Truppen beträgt in runder Summe nahe an 4 Millionen, wovon 200000 Mann für den Serbienst bestimmt sind. England ergänzt seine Truppen durch Werbung von Freiwilligen, die Continentalstaaten durch Aushebung. Bei letztern kommen dazu die freiwilligen Dienste der Offiziere und Unteroffiziere, der in einigen Staaten geworbenen Truppen, und in andern die Stellvertretung, im ganzen für das Festland etwa auf ein Fünftel der Masse anzuschlagen. Die einzelnen Wehrverfassungen sind eingehend betrachtet, Großbritannien und Rußland, als entgegengesetzte Pole, gleich nebeneinander gestellt. Die besondern Mängel des englischen Systems, der aller Werbung, hätten der Unparteilichkeit wegen wohl eine größere Berücksichtigung verdient, besonders da sie jetzt von den englischen Blättern selbst eifrig, wiewol eben der Principien wegen noch immer vergebens gerügt werden. Das ist eben die böse Consequenz des Gedankens, den Kriegerstand nur auf den Lohn und Erwerb zu basiren, darum nehmen fast nur die schlechtesten Elemente des britischen Volks Handgeld und desertiren dann, sobald es geht. Nach amtlichen Angaben hat die Zahl der Deserteure im vorigen Jahre in der englischen Armee 20000 Mann betragen: das sind die freiwilligen Soldaten! In den Angaben über das russische Heerwesen ist der Verfasser dem seinerzeit vortrefflichen Werke von Harthausen gefolgt. Daß ihm die neuern Verordnungen, z. B. die gänzliche Aufhebung der Cantonisten im Kriegsdienst, fremd geblieben sind, daß er nur von Anfängen einer Reform der Militärcolonien spricht, so sie doch schon in Bezug auf militärische Verhältnisse richtig durchgeführt ist, hat uns gewundert. Auch die Angaben der Stärke stimmen nicht mehr zu den neuen Daten. Bei den andern Continentalstaaten mit Ausnahme Preußens und der Schweiz, findet der Verfasser in dem allgemeinen Militärzwang nur Norwegens Verhältnisse wünschenswerth, weil dort der Storchling zu entscheiden ist, ob das Heer zu einem Angriffskriege verwendet werden darf. Dies führt ihn darauf, die Abgeordneten constitutioneller Staaten für berechtigt und verpflichtet zu halten, durch Verweigerung der Steuern zum Stehen der Heere diesem die Art an die Wurzel zu legen und wenigstens zu versuchen, ob sie die Staaten, welche in ihrem Militärzwang dem Untergange entgegengehen,

nach zu retten vermögen. Wir enthalten uns zu diesem Vorschlage jeder Bemerkung, unsere Leser mögen ihn selbst beurtheilen! Die Stellvertretung findet weniger Anfechtung, sie hat auch manches für sich, wenn es nicht ein Geschäft wird und der Staat selbst die Ausführung regelt; aber sie bleibt doch immer eine auf das Geld begründete Einrichtung und entspricht der allgemeinen Pflicht zur Landesverteidigung nicht, daher nächst der Schweiz auch Preußen sie von sich fern hält. Wenn gesagt wird, daß in Preußen auch die Reichen Mittel finden, andern für sich dienen zu lassen, indem sie sich der „vom Gesetz offen gelassenen Schlupflöcher“ zu bedienen wissen und diese Behauptung dadurch unterstützt wird, daß mehr Land- als Stadtleute in der Armee dienen, so ist die erste Insinuation ruhig zurückzuweisen, die zweite sehr einfach dadurch zu erklären, daß es im Staate überhaupt mehr Landleute als Stadtleute gibt, und letztere außerdem noch eine viel größere Zahl von Dienstuntauglichen aufzuweisen haben, daher auch verhältnißmäßig die Erscheinung nicht auffallen kann. Die preussische Wehrverfassung ist sonst gut und gerecht dargestellt, und man wird damit einverstanden sein, daß die militärische Erziehung eigentlich schon in der Knabenzeit begonnen werden müßte; Ansätze sind schon gemacht, sie können erweitert werden. Die Uebel des stehenden Heerwesens, sagt der Verfasser, sind bereits in Preußen sehr bedeutend gemindert. Er beweist das durch die kürzere Dienstzeit, das Reserve- und Landwehrsystem. Den Milizen wird eine längere Betrachtung gewidmet und über die Kriegsmarine der Seestaaten viel Bedeutungsvolles, die neueste Entwidlung derselben betreffend, vorgetragen. Die Militärbudgets sind nach den Staatsrechnungen wiedergegeben; doch machen wir in Bezug auf Preußen auf eine kleine, kürzlich erschienene Schrift: „Der Militärstaat“ (von Dr. Franz), aufmerksam, welche darthut, daß hier das Militärbudget nicht allein bei weitem geringer geblieben als bei andern Mächten, sondern daß es auch mit den wachsenden Einnahmen Preußens nicht im richtigen Verhältniß gestiegen ist. Der Militäraufwand der Schweiz stellt sich natürlich außerordentlich gering im Verhältniß zu dem der übrigen Staaten, und wenn der Verfasser bemerkt, daß sämtliche Staaten an ihrem jährlichen Aufwande für Landtruppen ganz wohl über 60 Millionen Pf. St. oder 1 1/2 Milliarden Francs ersparen könnten und dennoch im Fall der Nothwehr jeder über ein dreimal stärkeres Heer als jetzt zu verfügen hätte, wenn er nur eine Miliz besäße, so kann man das alles vollkommen richtig nennen. Aber es ist eben, wenn sich nicht alle Verhältnisse ändern, für große Monarchien nicht möglich, ein reines Militzwesen bei sich einzuführen; alle Grundbedingungen fehlen dafür. Was würde aus Oesterreich, aus Deutschland jetzt werden, wenn es nur über Milizen zu verfügen hätte!

Der dritte Abschnitt spricht über die Nachteile der ständigen Bewaffnung, welche als volkswirtschaftliche, moralische und sociale und besondere Nachteile beleuchtet werden. Der Verfasser hat als nationalökonomischer Schriftsteller einen großen Ruf, und die Berechnungen, welche

er über die Verluste an Einkommen durch die Militärbudgets, die verlorenen Arbeitstage der in die Armeen gebannten improductiven Kräfte und eine Menge verheerender Militärausgaben u. s. w. aufstellt, werden gewiß ihre Richtigkeit haben, entziehen sich aber unserer Beurtheilung. Man erschrickt, wenn man liest, daß der tägliche Verlust an Werthen infolge der durch stehende Heere erzwungenen Arbeitsversäumnisse der Mannschaften sich auf 2½ Mill. Fr. belaufe! Die mittelbaren Nachtheile, sagt der Verfasser, lassen sich weder in Zahlen, noch dem Namen nach angeben. Selbst die Industrie werde, behauptet er, auf unnatürliche Bahnen gelenkt, die Handelsfreiheit gefährdet, die in ihrer vollen Bedeutung zugleich die Freiheit des Handelns, also die Verwirklichung der Freiheit werde. Während so der Panperismus von dem Verfasser als notwendige Folge der ständigen Bewaffnung dargestellt wird, möchten wir vielmehr seine Ursachen in dem wachsenden Proletariat der Fabriken, also der freien Arbeit suchen; dort sind die weißen Sklaven zu finden, als welche der Verfasser uns Soldaten bezeichnet. Wir suchen sie ferner in der Entfremdung, in der maßlosen Genußsucht, die sich aller Klassen, auch der ärmsten, bemächtigt hat, und in vielen andern Dingen noch, die mit dem Heerwesen wenig zu thun haben. Die moralischen und socialen Nachtheile desselben werden sich ebenso schwer in dem düstern Bilde, das der Verfasser entwirft, thatsächlich nachweisen lassen. Hat etwa die freie massenhafte Arbeit an den Eisenbahnen, der Wanderzug in fremde Landstriche zur Ernte, besonders das Schaffen in Fabriken, die Sklaverei gehoben oder nicht vielmehr in betrübendster Weise verschlechtert? Dort sind aber die Werkstätten, wo neue Werthe durch productive Kräfte geschaffen werden. Die militärische Dienstzeit ist allerdings nicht überall eine Schule wie sie sein soll, aber sie lehrt neben den kriegerischen Erfordernissen auch manche schöne bürgerliche Tugend: Ordnungselbe, Pünktlichkeit im Verus, Pflichttreue, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Entsamg; frage man doch nach, wie gern die Landwirth, die Industriellen und wer sonst Leute in seinen Geschäften braucht, ausgediente Soldaten annehmen! Es muß also doch mit ihrer Eafterhaftigkeit nicht so schlimm stehen. Die physische Abschwächung der europäischen Bevölkerung soll auch die Folge des soldatischen Zwangsdienstes sein und doch hat man gerade in der Schweiz, wo derselbe nicht stattfindet, zuerst Bedacht auf ein leichteres Gewehr genommen, weil das bisherige der jetzigen Generation nachgerade zu schwer wird. Auch diese überall hervortretende Erschelnung liegt in allgemeinen Ursachen. Zu dem besondern Nachtheilen für die Truppen wird der aufgezwungene Verus, die größere Sterblichkeit, die Zerrüttung der Gesundheit, die lare Besoldung gerechnet. Wir geben das Meiste davon zu, bis auf die Zerrüttung der Gesundheit, die, einzelne strafbare Fälle ausgenommen, nur im Kriege stattfinden kann, dann aber nicht bloß stehende Heere trifft. Was den aufgezwungenen Verus angeht, so glauben wir, daß es in der Welt überhaupt eine sehr große Zahl von Menschen gibt, die ihren Verus ändern würden, wenn

sie nur könnten. Die Verhältnisse zwingen selbst zu Arbeit.

Im vierten Abschnitt lesen wir von den Gefahren der ständigen Bewaffnung. Die finanziellen Gefahren beruhen in dem Kriegsschaden an Menschen, Pferden, Material, Landverwüstung, Vertheuerung aller Bedürfnisse, Contribution u. s. w. in den Angriffskriegen und werden bei Milizheeren unmöglich. „Der Verlust an Menschen oder weißen Sklaven wird am besten nach dem durchschnittlichen Marktpreise berechnet, der in Amerika für den männlichen und erwachsenen Sklaven bezahlt wird: mindestens 500 Dollars.“ Annäherungsweise werden die Verluste des Krieges von 1854—56 bestimmt: an Kriegskosten 6200 Mill. Fr., an Menschen 750000 Mann, im Werthe berechnet auf 1600 Mill. Fr. Dazu kommen noch die mittelbaren Verluste, das Sinken der Wappapier u. s. w., so daß der in Süd abgeschätzte Schaden des orientalischen Krieges in runder Summe auf fast 18 Milliarden Fr. oder 720 Millionen Pf. St., beinahe 5000 Millionen Lhr. sich beläuft. Mag sich danach Europa auf den neuen Krieg vorbereiten, der schon entbrannt ist. Nach den Kriegskosten, welche unmittelbar aufgebracht werden, lassen dann die Staatsschulden und Kriegsschulden auf den Völkern. Wir lesen über diesen Gegenstand eine sehr interessante Betrachtung, hier steht der Verfasser auf seinem festen Terrain und Staatsmänner mögen seine Behauptungen beherzigen. Auf das Gebiet der politischen und socialen Gefahren einer ständigen Bewaffnung folgen wir ihm nicht. Er glaubt, daß auf die Mannszucht, den Gehorsam, die hingebende Treue der Armeen nicht zu rechnen sei; wir, die wir sie nicht von fern in der Abstraction betrachten, sondern mitten unter ihnen stehen und sie genau kennen, auch wahrlich nicht blind für die Zeichen der Zeit sind, denken anders von den kriegstruppen. Dann spricht er von der Zwecklosigkeit der Tyrannei des Zwangsdienstes. Was über die veränderte neue Kriegführung infolge der Eisenbahnen, Telegraphen und verbesserten Feuerwaffen gesagt wird, bekundet den denkenden Militär. Daß letztere aber die Zukunft in Cavalerie in Frage stellen, kann nicht zugegeben werden. Die Reiterei wird nicht trog, sondern wegen der neuen Feuerwaffen in der Schlacht unentbehrlich bleiben. Ed der Tragweite und Sicherheit des Treffens bleiben natürlich beide Theile, wenn es ein reines Schießgefecht ist, weiter als sonst auseinander, und wenn auch der endlich seine Stellung aufgibt, so kann nur die Cavalerie vernichtend ihn noch ereilen und den halben Sieg zu einer vollständigen Niederlage des Feindes machen. Dies ist beiläufig. Die jüngsten Ereignisse scheinen aber auch bei der Infanterie die schon als Antiquität bückelte blank Waffe wieder in den Vordergrund zu bringen, schon wegen der mörderischen Feuerwirkung, welche die Truppe leicht gleich auf den Feind stürzen heißt, als sich lange stumm Kugeln auszuweisen. Ueber die Nothwendigkeit einer längeren Dienstzeit gehen die Ansichten auseinander. Auserkennungen einzelner hochgehaltener Militärs sind von dem Gegner eifrig aufgenommen und als Autoritäten oft sehr

verstanden worden. Zur nothdürftigen Ausbildung eines Infanteristen gehört freilich keine lange Zeit, auch gehören wir nicht zu denen, welche meinen, die wahre Disziplin müsse jahrelang durch Absperrung, Ausschließung aller nichtsoldatischen Elemente und Strenge eingekehrt werden — wir kennen viele edlere Hebel dazu! —, aber es gibt neben dem Nothdürftigen noch viele wesentliche Dinge, neben dem Garnisondienste noch den wichtigen Felddienst, der gelernt sein will, besonders jetzt, wo auch der einzelne Mann in jeztweiliger Gestalt nach eigener Umsicht und Selbständigkeit zu handeln hat. Das fordert Übung. Die edelsten Elemente — man denke an unsere freiwilligen Jäger — haben aus Mangel an taktischer Übung weniger geübt, als von ihnen gehofft wurde. Von der Cavalerie wollen wir dabel gar nicht reden; mit der Milizwalerie mag man daheim zufrieden sein, aber man bringe sie nur vor den Feind! Was in dem Werke über Besatzungen ausgesprochen ist, deren sichere Aussicht die den Krieger immer fehlende Disziplin stärken wird, ehren wir vollkommen. Es ist zwar ein materielles Mittel, aber gewiß wirksam. In dem Punkte, daß der Soldat zu lang belohnt wird, muß wol jeder Militär mit dem Verfasser übereinstimmen. Aber wenn wir dann wieder den Aufruf zur Rebellion der Armeen lesen, so thut uns das leid, nach dem ganzen ehrenhaften Wille, das wir uns gemacht haben!

Der fünfte Abschnitt weiß die besondern Interessen der einzelnen Großstaaten für Aufhebung des soldatischen Zwangsdenkens nach, erst bei den slavischen Staaten und den Staaten mit gemischter Bevölkerung, worunter Oesterreich, dann der romanischen und endlich der germanischen Staaten. Wir haben diese Auseinandersetzung mit dem größten Interesse gelesen, die politische Machtstellung und die internationalen Beziehungen der Staaten sind darin mit Klarheit entwickelt, und wäre es möglich, daß von allen zugleich ehrlich und ohne Hinterlist die beschriebenen Maßregeln ausgeführt würden, so könnte eine Reform ähnlicher Art zur Befestigung des Friedens wesentlich beitragen. Aber wer kann den mächtigen Nachbar mobiliren? Frankreich hat nach seiner steten Versicherung nicht gerücket und erschien doch im Nu mit 200000 Mann auf dem Kampfplatze! Welcher Staat möchte die Verantwortung übernehmen, Deutschland den ersten Schritt zu thun, wenn eine Uebergangsperiode der Wehrlosigkeit zu überwinden muß, anzufinnen? Welches Militär kann überhaupt auf einem großen Kriegstheater, in Operationen und Schlachten des großen Kriegs, einem stich geübten, streng disciplinirten Selbstenheer, von Truppenführern geleitet, die mit bedeutenden Streitkräften manövrirt gelernt haben, nachhallig die Spitze bilden? Ohne den Kern des stehenden Heers und seiner Reiteren würde auch die Landwehr von 1813 nicht ihre Ehren gewonnen haben, obgleich ihr keine alte Krone gegenüberstand.

Im sechsten und letzten Abschnitt wird endlich die Reform des Heerwesens zur Bewahrung des innern und äußern Friedens näher festgestellt. Es sollen zunächst

Vorkehrungen für Erhaltung des Friedens getroffen werden. Die Friedensvereine haben in ihrem löblichen Eifer theilweise mehr geschadet als genutzt, indem sie auch den Verteidigungskrieg für verwerflich erklärten und von keinem Wehreinrichtung etwas wissen mochten; auch die internationalen Schiedsgerichte können zu keinem Erfolge führen, da sich unabhängige Staaten nie im voraus verpflichten werden, sich jedem Spruche folgsam zu unterwerfen. Frankreich, das die bons offices dritter Mächte zuerst lebhaft befürwortete, hat sich bei seinem freundschaftlichen Unrecht gegen Portugal derselben trotzig entzogen, und konnte sich Oesterreich jetzt, im Gefühl seines unantastbaren Rechts, einem Congresse fügen, in welchem sogar Piemont über dies Recht mit urtheilen sollte? Wer würde die Execution eines Richterspruchs, fragt der Verfasser mit Recht, gegen England oder Nordamerika, gegen Frankreich oder Rußland oder auch gegen eine Verbindung mehrerer Staaten übernehmen? Ein Friedenstribunal könne nur zum Versuche der Ausgleichung internationaler Streitigkeiten seine gründlich motivirte rechtliche und politische Ueberzeugung verkünden und die Vollziehung seines Spruchs der öffentlichen Meinung überlassen. Der heilbringende Einfluß seiner Thätigkeit würde aber mit dem Geiste der christlichen Bruderkiebe und dem zunehmenden Weltverkehr wachsen. Das ist eine schöne Idee; aber wenn sich ein Ludwig Napoleon in seiner Verhöhnung alles sittlichen Rechts mit dreifacher Eile gleichfalls auf die öffentliche Meinung beruft und verblendete Völker ihm zuschauen, welchen Erfolg würde der Spruch des Friedenstribunals haben?

Die Vernehrung der Verteidigungskraft, die weiterhin empfohlen wird, ist allerdings das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens. Der Angriffskrieg muß vertheuert und erschwert werden. Wie aber? Aus der Mitte der Armeen, will der Verfasser, soll sich der Ruf nach Befreiung erheben. Wiederum derselbe revolutionäre Gedanke, der uns nach so ernsten und sittlich gediegenen Betrachtungen überrascht! Dann sollen aber die Seemächte, deren ausgedehnter Welthandel ihnen das größte Interesse für den Weltfrieden gibt, zur Erhaltung desselben wirken und sie können es. Was thut indeß England jetzt, nachdem sein erster Staatsmann das edle Wort gesprochen, daß der Friedensbrecher zu Boden geschlagen werden müsse? Der Verfasser bespricht dann den Uebergang von den stehenden Heeren zum Milizsystem, das nicht überall und sofort einzuführen sei. Die stehenden Heere müßten allmählich verkleinert werden und in einer zahlreichen und tüchtigen Landwehr ihre Unterstützung finden. Das haben wir aber schon in Preußen: das stehende Heer im Frieden ist nur wenig stärker als das, mit welchem Friedrich II. den ersten schlesischen Krieg begann, und der Staat hatte damals 2300 Quadratmeilen, während er jetzt über 5000 zählt. Die militärische Zugerziehung wird nochmals empfohlen, aber auch der Führer und der ständigen Cadres gedacht. Versäume ein Staat, für eine genügende Zahl tüchtiger Führer zu sorgen, so mache er sich eines Verbrechens gegen sein

eigenes Volk, eines Todtschlages an seinen eigenen Truppen schuldig. Goldene Worte! Daß aber jeder Staat mit einer sehr kleinen Zahl ständig unterhaltener und militärisch gründlich gebildeter Offiziere und Unteroffiziere ausreichen werde, müssen wir bezweifeln und würden das Experiment damit schon für einen schweren Fehler halten. Wäre die heutige Kriegsführung, der Verlauf der Gefechte noch so wie nur vor sechzig Jahren, so würde es möglich sein, sehr aber würde diese Ersparniß jedem Staate schon in dem ersten Kriege theuer zu stehen kommen. Die Verhältnisse der Schweiz, deren Wehrverfassung wir gewiß anerkennen, sind ganz eigenthümlicher Art, sie können für die der größten, schon einen völlig verschiedenen Kriegsschauplatz bietenden Staaten nicht maßgebend sein. Das Milizsystem wird in unserm Werke noch näher betrachtet: nach dem Ersparnisse, die es bewirkt, nach den militärischen Belohnungen, die es fordert, nach der Selbstdisziplinirung der Milizheere, welche durch den Verlust des Guthabens gefördert werden soll, wenn der Wehrmann durch Nachlässigkeit, Ungehorsam oder Freigebigkeit wortbrüchig geworden ist. Es wird ferner als das wirksamste Mittel zur Sicherung des äußern Friedens geschilbert, wie auch des innern, zu dessen Aufrechterhaltung die Miliz verpflichtet ist und die auch im eigensten Interesse des ganzen wehrkräftigen Theils der Nation liegt. Ungeländ in seiner militärpolitischen Stellung sei nach Beendigung des indischen Aufstandes besonders berufen, bei allen Culturvölkern die Abschaffung des Militärzwangs zu bewirken, den dahin gerichteten Bestrebungen der Regierungen, Völker und Armeen überall Vorschub zu thun und sie anzuspornen zum rastlosen Streben nach diesem großen Ziele. Aber auch die Thätigkeit von einzelnen und Vereinen wird dafür aufgerufen.

Damit schließt das Werk, dessen Bedeutung wir vollkommen zu würdigen verstehen, dessen ernste Studien, dessen Wärme für einen Zweck der Humanität wir anerkennen, wenn wir auch von unserm Standpunkte aus nicht die Nachseite des entworfenen Bildes als Wahrheit annehmen, ebenso wenig die allgemeine Wehrverpflichtung aller Staatsbürger, nicht bloß in der Landwehr, sondern auch in dem noch so kleinen stehenden Heere zu dienen, aufgeben und am wenigsten den Aufruf an die Armeen zur Widerseßlichkeit, an die Volksvertreter zur Steuerverweigerung guthießen können.

Ein Anhang von einzelnen Aufsätzen, zur weiteren Erhärtung der vorgetragenen Anschauung, und elf gründlich zusammengetragenen Tabellen über Gegenstände der Militärstatistik sind angefügt; die letztern wie überhaupt den volkswirtschaftlichen Theil des Werks, werden die Männer vom Fach ihrer ernsten Prüfung nicht entgehen lassen.

Wir scheiden von dem Werke mit dem Wunsche, daß der Verfasser und trotz abweichender Ansichten wenigstens zu der Klasse von Lesern rechnen möge, die er sich schon in seiner „Militärpolitik“ gewünscht hat.

Karl Gukas von Struck.

Die Herzogin von Orleans.

1. Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit Solene Luise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt von Gottlieb Heinrich von Schubert. Mit einem Portrait. München, literarisch-artistische Anstalt. 1859. 8. 1 Tpl. 18 Ngr.
2. Die Herzogin von Orleans, Solene von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild von Ad. d'Harcourt, geb. Gräfin St. Aulaire. Aus dem Französischen von Marie von J. Mit dem Portrait der Herzogin von Orleans. Berlin, E. Schönlender. 1859. 8. 20 Ngr.
3. Solene, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Von Marquise d'Harcourt.) Nach der besten Originalausgabe aus dem Französischen von L. F. Fencier. Leipzig, Lehmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Der ehrwürdige Verfasser der „Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft“ und der „Geschichte der Seele“, Schubert, nun fast 80 Jahre alt, hat sich — vielleicht zu seiner Scham — ein treffliches Thema gewählt, die Lebens- oder besser die Herzogs- und Herzogin Geschichte der verstorbenen Herzogin Solene von Orleans. „Ein Schiffer“, sagt er, „dessen altes gebrechliches Boot mitten im stürmischen Meere seinem Untergang an der Felsenküste sich naht, will noch, ehe er versinkt; eine letzte Anklage retten, die seiner Hand anvertraut war. Er legt die Hand in ein verriegeltes Gefäß, welches er aus dem finken Fahrzeug in die Woge wirft, die ihn begräbt. Das letzte Gefäß, so hofft er, wird aus dem Wellengrab emporsteigen, wenn der Aufruf der Elemente gestillt ist, und in die Höhe heraufgeführt werden, denen die Gabe des Sterbenden zugedacht war.“ Mit diesen Eingangsworten läßt der Verfasser diese Blätter in den Sturm einer aufgeregten Zeit, in der der Wahnsinn politischen Ehrgeizes die friedliche Welt von neuem mit Zerkürung und Untergang bedroht, hinausplattern. Er aber lenkt unsern Blick getrost auf das Gefäß, das dies Leben lenkt, ein über Weltglück und Weltunglück erhabene Menschenseele und ist uns damit ein Tröster in so trostloser Zeit.

Das Lebensbild einer der feinsten fürstlichen Frauen, die mit vollem Hingeben ihre erhabene Landesherrschaft, die Königin Luise von Preußen, zu stellen ist, in Glück und Schmerz, in diese streng geprüfte, unverwundt ihrem Göttervertrauen, ihm Pflicht getreu, in Leid und Wonne getrost und demüthig; das Lebensbild einer in jedem Betracht denkwürdigen Fürstin aus der Hand des ehrwürdigen Denkers Schubert einen Wert und eine Bedeutung an, die es zu einer der trefflichsten Gedenkscheinungen in der Literatur der Gegenwart erheben. Was ein Mensch lebt, kann nur der eigene Geist des Menschen völlig zureichend aussagen, und so läßt denn der Verfasser die kleine Fürstin sich zum Theil selbst schildern, in den Briefen an die Mutter und den Briefen an ihn selbst. Denn in einem so gewöhnlichen Verlauf der Dinge hat es sich ergeben, daß die Herzogin und ihr Biograph, obwohl der letztere sie seit ihrem neunten Lebensjahre nicht wieder sah, ihr ganzes Leben hindurch in einem engen, lebhaften, auf innerster Wahrheit und wahrhaftem Vertrauen beruhenden Briefwechsel verbunden blieben, dessen Stoff nicht die Entfaltung von Glück, sondern die Bildung der Person war; dergestalt, daß derselbe alle großen Wendepunkte im Leben der Fürstin hell beleuchtet, und daß selbst die lichtschattliche Mittheilung, die ihr überhaupt geschattet war, aus unserm Autor gerichtet ist. Das Licht aber, das in diesen Briefen leuchtet, kam von der Höhe und aus der Sonne, welche allen erschaffenen Seelen Leben und Freude entzündet und welche Liebe und Göttervertrauen heißt. In dieser Hinsicht sind die Briefe an die Mutter mit dem Abendglanz aus Bergeshöhen zu vergleichen, welcher den eben verlebten Tag noch einmal erhellend beleuchtet, während die Briefe an den ehrwürdigen Freund ihrer Seele dem Morgenlicht gleichen, das einer nahe

Zukunft ewigen Glücks vorangeht und sie mit ihren goldenen Strahlen in immer steigender Klarheit erhellt.

Im Sinne dieser Auffassung ist das ganze schöne Lebens-Id gezeichnet, freilich aber mit den Farben, wie sie eben nur im reinen Geiste, der hier die Feder führt, zu Gebote standen. Schubert leitete die Erziehung der ältern Geschwister der Herzogin, amantlich ihres Bruders, des Prinzen Albrecht, der wie der Herzog von Orleans merkwürdigerweise auch infolge eines Sturzes, eines frühen Todes starb. In dieser Stellung hatte er Einfluß auf die ersten Erziehungselme der jüngern Schwester, die aus dieser Saat her m lebenslang mit kindlicher Liebe zugethan blieb. Sie war un Jahre alt, als Schubert den Hof verließ und schon ihr der Brief an den geliebten „Pro“, so nannte sie am liebsten a theuern Lehrer, Professor Schubert, zeigt uns das unge-ähnlich begabte, ernst-heitere Kind, das sie blieb und das, e der Verfasser sagt, stets, wo es einer Stütze bedurfte, nach : rechten Hand griff. Die rechte Hand aber war eine unver-ischliche Stiefmutter; denn ihre leibliche Mutter hatte sie schon weiten Lebensjahre verloren. Dieser geistigen Mutter ver-iste sie die „innere Macht“, die Furcht und die Liebe Gottes, die sichern Schranken ihres Lebens blieben. Muthig, geistige mbig, heiter-ernst in raschen Uebergängen, immer um Bil-ig bemüht, rasch jede Trübung der Seele bekämpfend, wissens-ig und höchst dankbar für jede geistige Gabe, erwuchs sie h zu einem ungewöhnlichen Kinde. Der Glaube, sagt der fasser, kann niemals als etwas Natürliches, als eine Sache, sich von selbst versteht, betrachtet werden; allein wer ihn als id empfängt, dem wird er etwas dem sehr Aehnliches! Dies der Fall bei Helene, deren Erziehung unter ihrer katholi- Gouvernante, der Generalin von Both, die Pariserin, Fran- Sinclair, und die Schweizerin, Fräulein Salomon, jetzt rstin Bontems, leiteten, sobaß alle christlichen Confessionen i vertreten waren, indeß der liebenswürdigste Familienkreis ihr Herz Sorge rug. Die Briefe aus ihrem zwölften Jahre en geliebten „Pro“ zeigen uns den voll ausgebildeten Geist Jungfrau und im vierzehnten Jahre kommen schon kleine en hinzu, von welchen eine diese Strophe enthält:

Sei mir gegrüßt, du ruhiges Meer,
Brandende Woge am einsamen Strand,
Spiegel dem nachlässigen Sternenherr,
Sei mir gegrüßt, mein Jugendland! u. s. w.

Ein „Schwanenlied“, zu ihrer Confirmation verfaßt, zeugt dem ungewöhnlichen Flug dieser jungen Seele:

Hier dahin, wie Silberschwäne,
Nach dem unbekannten „Dort“,
Selbst die flüßvergessne Thräne
Schwellt die Blut und hilft dir fort!

Im siebzehnten Jahre sind ernste Studien der Natur, der nomie u. s. w. ihre Lieblingsbeschäftigung und trefflich sind bebankt, welche sie hierüber dem theuern „Pro“ mittheilt, n seine Arbeiten vorlegt. So schreibt sie, als die kranke er genas: „Der, welcher sich meiner gnädig annahm, te mir einen kindlichen Muth, dem die Blindheit eigen ist. jetzt lüftet sich der Schleier, den er selbst um meine Blide ; erst jetzt lebt alles in mir und außer mir, meine Berge, lieben Berge singen mit zu“ u. s. w. Im Jahre 1833 e sie in Leipzig die Bekanntschaft des Königs Friedrich im III., der von der Anmuth und dem geistigen Reiz der njährigen Fürstin einen tiefen Eindruck empfing. Während ist in den trefflichen Familienkreise zu Eisenberg, Ludwigs-nd Friedensburg zurückkehrte, entschied sich ihr Lebens- l in Berlin. Die Herzoge von Orleans und Nemours hier eine väterlich wohlwollende Aufnahme gefunden; lsbst aber gab der König seinem jungen Freunde, dem , von Orleans einen Wink, vielleicht einen Rath, der erloren ging. Die ersten Eröffnungen, welche Graf Bresson ofe zu Ludwigsburg machte, erregten Zwiespalt in der fürst- Familie. Zwar gab der Großvater seine Zustimmung

d. 28.

werden ihr folgende Verse zugeschrieben:

In Thränen will mein Lebensmuth zerrinnen,
Wo kann ich Kraft und Halt für ihn gewinnen?
„Innen“.

Die Staub im Wind ist meine Fuß zerstoßen,
Wo find' ich Trost bei solcher Stürme Toben?
„Oben“.

Wer hat ein Glück, wie meines war, beschrieuen,
Und was ist nun von allem mir geblieben?
„Lieben“!

Die Autorschaft ist jedoch zweifelhaft.

Indeß kam auch wieder Licht in die Seele der Gebeugten. Die Liebe der Ihrigen, der Besuch ihrer Mutter, der Umgang mit geliebten Freundinnen (Frau von Avil, Fräulein Ranzau), die Bekanntschaft mit Frau von Staël, vor allem aber die blühende Jugend ihrer theuern Söhne brachte Trost. Zwar schreibt sie: „Die Zeit die Wunden Gott unendlich viel Entwicklung der (der kleine Graf v. Gespräche miteinander. Der eine voll Wert Lebendigkeit.“ So und ihrer Freuden „Paris“ fing an ei ceptionen und in R benahm und auf den da brach der gesamt zusammen. Die g gegen das „Erfau

fried-
te dem
uf ihre
e denn
i, wie

Frau
t war,
uglück-
berengt
ng ge-
r aber
kr an-
"Eng-
am
ge um
schmerz-
t mich
st mit
müß."

Ihre Gesundheit litt, aber die Klare Heiterkeit ihrer Seele zeigten und ihre reizenden Briefe aus dem Jahre 1853, denn „ihre Kinder leben“, schreibt sie, „glücklich ihren Jugendtraum und werden stark an Herz und Körper“. Die schwergeprüfte der Frauen, wie Schelling sie nennt, ist zugleich die Kraftvollste! Unter allen Schlägen des Schicksals hing ihr Herz treu an ihrem zweiten Vaterlande; der Krimkrieg betäubte sie schwer, aber „Paris“ hatte ein brillantes Traumen gemacht und ihr Herz war wieder frei und heiter. Der Tod forderte seines Opfer unter ihren Lieben, ihr Schwager Georg starb, ihre junge, theure Schwägerin, die Herzogin von Nemours, ward wie durch Blitzschlag ihr entzissen; aber der König von Sachsen hatte sie mit seinem Besuch beglückt und ihr Robert genas von schwerer Krankheit. Doch so viel Stürme hatten auch dies starke Herz geküßt. Am Tage darauf, da ihr Sohn sich vom Krankenlager erhob (10. Mai), legte die Mutter sich nieder, am 27. Mai ging ihre Seele in sanftem Morgenschlaf in die bessere Welt hinüber, leise und unter der Hand des nicht abnehmenden Arztes. Ihr Leib fand in der kleinen Kapelle von Weisbrunn seine Ruhestätte. Das schöne Seelenbild aber, das der ehrwürdige Freund ihres Lebens und von dieser seltenen und auf seltene Weise geprüften Frau hinterläßt, wird die Erinnerung an sie so lange unter uns erhalten, als Kraft und Jugend noch ihrem Werth unter uns haben.

War es in dieser Schilderung besonders die Aufgabe, die Geschichte der Seele dieser ausgezeichneten Frau durch ihre eigenen schriftlichen Mittheilungen an Verwandte und Freunde zu zeichnen, so hat die Lebensbiographie der Frau von Harcourt (Nr. 2) die weitere Aufgabe erfüllt, zu zeigen, wie die Herzogin Helene andern erschien, wie ihr äußeres Leben sich im Besondern gestaltete und wie sie die schweren Schicksalstage, die ihr zufallen, ganz im Specieillen trug und bewältigte. Es fehlt zwar nicht, daß auch hier das Bild einer hohen Reinheit und einer seltenen, von der Liebe getragenen Geisteskraft sich in den Vordergrund drängt, daß ihre Kamurth und ihre natürliche Würde, ihre Klarheit und die unabsehbliche Heiterkeit ihrer gottgegebenen Seele den verdienten Preis der Bewunderung empfangen; allein, wodurch diese Arbeit uns bedeutend und wichtig wird, ist doch vorzüglich das Detail ihres äußern Lebens, ihrer That und ihrer Haltung bei den großen Umschwüngen, an welchen dies Leben so besonders reich war und durch welche es die warmen Eymptomien einer sonst ziemlich frivolen und leichtsinnigen Zeit erweckte. Wir werden daher aus dieser Schrift auch auf diese Einschnitte im Leben der Herzogin unsere Aufmerksamkeit richten und wiewol in diesen gut geschriebenen Blättern auch für die geistigen und seelischen Interessen manches Neue hervorzuheben wäre, und doch darauf beschränken, von den gewaltigen Wendepunkten im Leben der Fürstin und ihrer Haltung, dem „Schicksal“ gegenüber, Einiges und Näheres anzuführen, wie eine Augen-

zeugin darüber berichtet. Das Buch der Frau von Harcourt ist durchweg im französisch-patriotischen Glanz geschrieben und läßt dem edeln Familienkreise, an dessen Spitze König Ludwig Philipp stand, volle Gerechtigkeit widerfahren. Der plötzliche Fall dieses Königs, der 17 Jahre lang so viel Gerechtigkeit, Sonnenheit, Würde und Muth bewährt hatte, ist ihr wie ein Räthsel, sein plötzlicher Verfall in höchste Entnathigung, ein Schicksalspruch, sein Ausruf: „Ich war immer ein friedliebender König, ich danke ab“, unerklärbar! Ueber die Jugend und die Erziehung der Fürstin bringt die Verfasserin nichts Unbekanntes bei; von ihrer äußern Erscheinung sagt sie: daß, wenn auch ihre Züge nicht gerade vollkommen schön waren, sie doch einen hohen Reiz der Kamurth, der Harmonie, des Adels offenbarten, während ihr Lächeln und ihr geräucherter Ausdruck jedes Herz gewonnen. Die Stimmungen der Seele spiegeln sich lebendig darin ab: nach den Tagen des Schmerzes jedoch brach sie ein trüber Schleier, der auf alle wie eine „Witte um Trost“ wirkte. Bei ihrer Abreise von Ludwigslust hatte sie in ein Fensterscheide ihres Zimmers diese Verse eingeschrieben:

So lebe wohl, du süßes Land,
Ich bleib' betrübt und bin hinwand.
Und bleib' mir fern ein schönes Bild —
Ich denke noch an dich jenseit.

Bei dem Empfang in Fontainebleau überraschte die kleine deutsche Prinzessin jedermann durch ihre Kamurth und ihre Würde und entwarferte für immer die geräucherte Spottstich durch Muth und Grazie, als ihre edle Gestalt sich täglich über die Hand des Königs beugte und dann mit einer freien, hirteliebenden Bewegung sich in die Arme der Königin warf: eine Scene, die alle Anwesenden tief ergriff. Erbhart, natürlich und würdevoll, wie hier, blieb Helene bei jedem Anlaß und bei jeder lieblichen Herz sich nie verleugnete, war es kein Wunder, daß sie bald der Liebling des Hofes, ja der Liebling des im ganzen so gemütharmen Volks von Paris wurde. Mit höchstem Geschick hielt sie die Partien von sich fern; sie war der Ueberzeugung, daß ihnen nie nachzugeben sei; aber sie versagte sich jede Heußerung, die zu einem Einfluß auf den Gang der Regierung ausgedeutet werden konnte. Der Vormittag wurde im Salon der Königin verbracht, wo jede Prinzessin ihren Arbeitsstisch hatte. Kam der König, so wurden die Tagesblätter gelesen. Abends versammelten man sich wieder bei der Königin; wenn sie ging, zog sich das junge Paar zurück, um beisammen zu leben. Nach der Geburt von „Paris“ lebte sie einsam; ihr Gemahl war in Afrika, Stiege hatte sie nur für ihn. Bei der gemeinsamen Abreise nach Rombrères deutete der Herzog eine Lebensänderung an. Helene erschrak heftig und der Abschied ergriff sie sehr. Sieben Tag später brachte General Wandrand die Nachricht vom Tode des Prinzen. Man täuschte Helene, indem man vom Präfecten ein Depesche mit der Nachricht von seiner Erkrankung schreiben ließ. Sie erkannte sofort ihre Falschheit. „Er ist todt“, rief sie und ein Thränenstrom erklickte ihre Stimme. Nach wenigen Stunden abends reiste sie ab; zwischen Spricht und Goffnung zog die Reise dahin. Am 1 Uhr nachts traf man auf den Weg des Dr. Ghomel, ihres Arztes; er glaubte sie unterrichtet und die traurige Nachricht schmetterte sie nieder. Eine Stunde lang hielt der Wagen auf offener Straße. „Er ist dahin“, schloß sie und die Reise begann von neuem, um nach zwei Tagen nächsten in Neuilly zu enden. „Meine geliebte Tochter, du mußt für deine Kinder leben“, sprach die Königin mit sanfter Autorität. Sie sah die Leiche, fand Kraft im Gebet und that, wie die Königin geboten, obwohl sie die Dittentracht nie wieder ablegte. Das gebrochene Herz hielt der Glaube und ein mächtiges Pflichtgefühl aufrecht und so vergingen fünf Jahre in stiller Trauer und unter Leid und Freude an den Kindern, bis ihr Muth an einem neuen Schicksalschlage sich neu bewähren sollte. Aus dieser Zeit sei hier nur der erspähtenden Scene gedacht, wo bei Treport die ganze königliche Familie nahe daran war, das Schicksal des Herzogs von Orleans durch einen Sturz zu

die Klafflücke des Kanals zu erfahren, in die schon drei der vier Wagenpferde hinabgestürzt waren. Seltsam! Schöne Pferde waren es, die ihrem Fahrer, ihrem Gemahl den Tod gebracht und nun auch sie und ihre ganze Familie mit diesem bedrohten.

Der verhängnisvolle 24. Februar 1848 war indeß herangekommen. Die Herzogin besorgte lange vorher das Schlimmste, das nahend vor ihrem Geiste stand. „Wir hatten kaum noch die Kraft zu beken“, sagt sie von dem Tage, der der Tag ihres Ruhms werden sollte. Der König steigt zu Pferde, die Herzogin steht mit ihren Kindern am Fenster. Der Ruf: „Es lebe der König!“ wird von dem härtern Geschrei: „Es lebe die Reform!“ überdönt, und der König kehrt ruhig in sein Zimmer zurück. Eine Welle flutet er sinnend, gebeugt; ein Offizier tritt ein, rufend: „Sire, geben Sie Befehle!“ Der König springt auf: „Ich danke ab“, ist seine Antwort. Die stehenden Witten seiner Familie sind umsonst: ruhig tritt er in sein Cabinet, schreibt mit fester Hand seine Abdication zu Gunsten des Grafen von Paris und verläßt mit der Königin die Tuilleries. Die Herzogin erfaßt ihre Kinder, küßt mit ihnen vor dem Bildniß ihres Gatten nieder und ruft: „Hier wollen wir sterben.“ Dupin und Guinmont bringen vor den Empirern ein, führen sie durch den Garten zur Brücke, zum Deputirtensaal. Die Menge schreit: „Es lebe der Graf von Paris!“ In der Kammer thut ihr der Ruf „Keine Prinzen!“ entgegen. Sie nimmt neben der Krönungs-Platz mit beiden Kindern. Dupin spricht für sie. Man fordert die Entfernung aller Fremden. Die Herzogin erhebt sich und sagt: „Dies ist eine königliche Sitzung!“ Neues Geschrei. Edilon-Barrot ruft: „Die Julitrone ruht auf dem Haupte des Grafen von Paris!“ Die Herzogin will sprechen. „Wir sind herabgekommen, mein Sohn und ich...“; ihre Stimme wird überdönt, sie muß sich setzen. Feuermassen sind auf sie gerichtet; sie muß ruhig sitzen. „Was rathen Sie mir?“ fragte sie einen vor ihr sitzenden Deputirten. „Zur Präsidentschaft“, sagte dieser und Lasterrie bahnt ihr einen Weg durch die Menge. Gestraunt von ihren Kindern findet die geängstete Mutter endlich im Javalienhotel Schutz. Hier will sie bleiben; allein der Aufbruch wächst, um 6 Uhr abends ist alles verloren. „Ist noch jemand hier, der mir zu bleiben rath?“ fragt die muthige Frau. Alles schweigt und Helena muß endlich fliehen, weigert sich jedoch, die Kinder zu wechseln, denn „als Fürstin will ich sterben“, sagt sie. So gelangte sie nach Schloß Wagny. Hier aber mußte sie unsern Bericht aus dem gutgeschriebenen und anziehenden Tage der Frau von Harcourt schließen, das eine erhabene Natur bietet.

Dr. 3 ist nichts anderes als eine schlechtere Bearbeitung des oben angeführten Originals, durch Stillschließlichkeiten und Irrthümer, die von großer Leichtgläubigkeit zeugen, verdorben. Um nur eins anzuführen, so wird hier aus der „Erzogroßherzogin“ eine „Erzogroßherzogin“ von Mecklenburg gemacht. Zum Ersatz dafür hat der Bearbeiter jedoch als eine schätzbare Zugabe das Testament des Herzogs von Orleans vom Jahre 1840 beigelegt und damit immerhin unsern Dank verdient.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Abt. 1. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung von Hoffmann von Fallersleben. Erstes Heft. Leipzig, Engelmann, 1869. Gr. 8. 24 Mgr.

Hoffmann von Fallersleben hat, von seinen größern literarischen Arbeiten abgesehen, schon manche dankenswerthe Beiträge zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte geliefert, die zur Abhilfe seiner ausgedehnten Thätigkeit, seiner Studien in allen und jeden Sprachen, besonders aber seiner Forschungen in Philologie und Archäologie waren. In diese Kategorie gehört auch die vorliegende Schrift: „Abt. 1“, bei der es auf ein persönliches Verlangen in unbestimmten Fristen abgesehen zu sein scheint. Wir können nur wünschen, daß das Unternehmen sei-

andern über diese Gesellschaft: „Sie hat eine Nachahmung der italienischen Sprachgesellschaften werden sollen, wie der von Teutleben in seinem allerersten Vorschlage dazu gesagt hatte. Aber man hat nichts von jenen angenommen als den wunderlichen Geschmack von seltsamen Namen, Kräutern und Wörtern, ist auch auf nichts so sehr bedacht gewesen als auf viele hohe und vornehme Gesellschaften“ u. s. w. Wenn man die hier abgedruckten und für das geistige Leben jener Zeit charakteristischen Briefe liest, da erstaunt man in der That über deren absolute Unhaltbarkeit und Geschmacklosigkeit; je größer aber die in diesen Briefen herrschende Barbarei und Eitelkeit ist, um so mehr muß man den geistigen Aufschwung bewundern, durch den sich die deutsche Nation nach dem Ablauf kaum eines Jahrhunderts plötzlich an die Spitze der ganzen modernen intellektuellen Bewegung gestellt sah, wie im 16. Jahrhundert an die Spitze der religiösen.“) Man vergleiche nur diese Briefe aus dem „Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft“, in denen auch nicht ein einziger fruchtbarer und aueregender Gedanke zu finden ist, mit dem Goethe-Schiller'schen oder dem Schiller-Rörner'schen Briefwechsel, in denen man kaum eine Seite aufschlagen kann, ohne daß man auf einen Gedanken stößt, der uns zu denken gibt, unsern Geist befruchtet und uns über dieses oder jenes Problem Aufklärung verschafft. Und welche ein Stil, welche Orthographie in diesen Briefen aus dem 17. Jahrhundert! Hoffmann sagt hierüber in einer Vorbemerkung: „Schriftsteller, Setzer und Correctoren schreiben ganz willkürlich, und selbst, wenn sie Regeln kannten, so befolgten sie dieselben doch schlecht. Selbst angesehene Gelehrte,

*) Aufsehungene Ausländer erkennen dies auch bereitwillig an, unter andern G. Seligwart, der im Juniheft der pariser Zeitschrift: „Le quart d'heure“ in einem Artikel über Alexander von Humboldt bemerkt: „Ayo lui a disparu le dernier des trois genres qui, à eux seuls, avaient suffi à placer l'Allemagne à la tête du mouvement intellectuel moderne.“ Er versteht unter diesen drei Gattungen Heyer, Goethe und Humboldt, „les auteurs de la philologie, de l'histoire, du Poème et du Cosmos — les trois plus illustres représentants de la spéculation, de la poésie et de la science allemandes“.

re zu Schanden kom-
er wie Hausknechte
und zwar in einer
leider bisher immer
die sich in Deutsch-
nd in den gemeinen
in Deutschland für
danach aus, als ob
ung zu erwarten sei.
Remard über den
„Dieser Tage ist G.
be ihm auf Begehren,
st, daß er ein eitle
sein müsse, weil er
sich verändert habe,
ma mulatur. Habe
renn können, und ist
in Menschen“ n. f. w.
April 1653 datirt,
sien in einem Briefe
d her. Riß nennt
einen „Ehrenlieb-
bliche Leute (worum
selber gewesen) mit
also daß es darauf
schelmischen Pasquillen hart angegriffen,
d, der Denker ihnen sollte den Rücken salben, er heimlich
davongelaufen, und hiemit er sich in Teutschland nicht vorste-
sehen lassen, nach Biesland gezogen. Was er nun daselbst Schö-
nes ausgerichtet, solches hat Er aus ingeleger Copia eines
Schreibens aus Areal zu erschen.“) Sonsten hat der leicht-
fertige Witz, wie er vergangenen Sommer alhier zu Hamburg
gewesen, unterschiedliche lose Kerle zu Gesellschaftern auf- und
angenommen, hat denselben aus selbst angewandter Macht und
Gewalt Namen erteilt, gestalt er denn einen den „Glücklichen“
genannt hat, welcher der ärgste Bärenhäuter ist, der auf zwei
Beine mag treten, ja er hat rothige Schulbuben mit ingewon-
nen, wodurch er denn der hochloblichen Fruchtbringenden recht
fürklichen Gesellschaft einen solchen Hohn und Schimpf erwiesen,
daß viele Leute nunmehr fast nicht wissen, wie sie spöttlich davon
reden sollen, vermeynen es sei lauter Kinderwerk damit, nach-
demmalen nunmehr ein jedweder leichtfertiger Kerl und Waga-
nd da hane hineinkommen, und sich ein solcher Lotterbube und
Landläufer, als der Bestus ist, sich gleichsam für das andere
Haupt dieser fürklichen Gesellschaft darf ausgeben. Ich halte
mich aber versichert, daß, wenn Ihre hochfürstl. Gnade und
andere große Gesellschaften dieses recht erfahren, sie es dem ver-
logenen Besto nicht schenken werden. Doch wer weiß ob ihn der
Denker noch so lange leben läßt (!), denn ich noch gestern ein
Schreiben erhalten, worinnen berichtet wird, daß er auf den
Gals gefangen sitzt. Nun Gott befehle ihn, damit er nur noch
selig möge sterben!“ Sicherlich recht christlich für einen Pfarrer
und geistlichen Dichter! Es wäre sehr wünschenswerth, wenn
sich einmal jemand fände, der mit Benutzung der deutschen Zorn-
male, Streitschriften, Satiren, polemischen Reimereien, Epiken,
Briefsammlungen, Biographien, Denkwürdigkeiten n. f. w. eine
Geschichte der deutschen Polemik oder vielmehr ihrer Ausartun-
gen schreibe. Ein solches Werk würde, wie wir glauben, als
Warnungsspiegel einen beträchtlichen Nutzen stiften können. Wir

*) Es ist dies die Copie eines Schreibens von einem hamburger
„Kaufmann“ an seinen Vater aus Areal, worin ersterer dem letztern
bittet, „Gern Rißus“ zu sagen, daß der „leichtfertige Vogel, der Bestus“
auf eines Rathsherrn Tochter, „Kord Wegesad“ seiner Schwester Toch-
ter, ein Pasquill gemacht „und dieselbe so grob angegriffen, daß
wenn nicht der Graf (Graf von Lörn, bei dem sich Bestus aufhielt
und auf dessen Betrieb, wie wir vermuthen, Bestus jenes Pasquill
verfaßte) ihm das Leben erlöset, würde der Rath vom Areal einen
andern Tag mit ihm getauget und ihm den Kopf haben wegschlagen
lassen.“ (!)

meinen diesen Vorschlag ganz ernstlich. Der Verfasser eines so
chen Werks, wenn er es zu dem von uns angegebenen Zweck
schreibe, brauchte durchaus nicht auf literar-historische Bök-
digkeit hinzuwirken, sondern nur die charakteristischsten Züge und
schreiendsten Fälle hervorzuhoben. Auch würde die Arbeit, ohne
diese Beschränkung, mit unermesslichen, fast unüberwindlichen
Schwierigkeiten verbunden sein.

Unter den übrigen Mittheilungen in dieser Schrift waren
wir zuvörderst als von allgemeinerem Interesse, die über den
„Landesvater“, das bekannte Commercib. Die älteste Erwäh-
nung findet sich in einem Lustspiel von Johann Michael Hei-
mann: „Der verführte und wieder gekehrte Student“, wel-
ches 1770 ohne des Verfassers Namen erschien. Der zweite
Auftritt des zweiten Aufzugs führt einen Commerz vor, bei dem
auch der „Landesvater“ gesungen wird, welcher hier jedoch nur
aus einer einzigen Strophe besteht und mit den Worten beginnt:
Landesvater,

Schug und Rether,

Es leb' mein Landgraf Philipp hoch! n. f. w.

Seine jetzige Gestalt verdankt das Lied wesentlich dem hiesigen
Professor der Philosophie, August Niemann (gest. 1833), bei
es zuerst in dem von ihm gesammelten und herausgegebenen
Commercibuch „Akademisches Liebesbuch“ (erstes Bändchen,
Dresden und Leipzig 1783) erscheinen ließ. Damals gab es noch
einen deutschen Kaiser, und so wurde dieser von Niemann als
Landesvater gesungen:

Joseph'söhne!

Sant ernde

Unser Vaterlandsgesang!

Manches Komische erglänzte sich mit dem Liede. Es ward
1799 versucht, es aus einem Studentenliede in ein Lied des
hamburger Bürger umzuwandeln, wobei sich denn folgende sehr
bürgerliche Variante eingeschlichen hat:

Jeder unser Senatoren,

Oberrathen, der geschworen,

Hamburgs Senate treu zu sein! n. f. w.

Wie sehr sich übrigens Bruder Studio in die Zeit zu
schiden mußte, beweist der Umstand, daß die Studenten um
westfälischer Herrschaft Jérôme Napoleon als Landesvater leben
sahen, wie aus der 1810 in Halle erschienenen „Auswahl from-
der Gesänge bei feierlichen Ereignissen“ hervorgeht. Es ist das
das einzige Commercibuch aus den Zeiten der Franzosenherrschaft
und auch dieses mußte sich unter einem sehr harmlosen Titel an-
zufinden suchen.

Die folgende Mittheilung betrifft den von Spontini an-
ponirten sogenannten preussischen „Vollgesang“ mit dem In-
fange: „Wo ist das Volk, das thut zur That“ n. f. w. Zu-
ser schließen sich mehrere literarische Reliquien an: ein Flug-
genannter Brief Schiller's an Klopstock bezüglich der Aufführung
von des letztern „Kleinmädern“, von welchem E. D. Weig-
in Leipzig das Original besitzt, ein Stammbuchvers von Lorenz
Körner, Johannes Fall's Grabchrift, zwei Gedichte von Ad-
bert Chamisso, ein sehr unbedeutender Reimspruch von F. L.
Wolf, ein Brief Jeremias Gotthelf's an Josef Rant, worin
dem letztern für das ihm übersendete Exemplar der „Areal-
Geschichten aus dem Böhmerwalde“ seinen Dank sagt. Der
Brief ist kurz vor Beginn des Jahres 1848 geschrieben, und
spricht bange Ahnungen aus: „Es scheint ein Völkchen von der
Wahrheit durch die Wälder zu gehen, der, wenn er wirklich ist,
nur durch große Unglücke geführt werden kann.“ Es ist leicht
zu fürchten, daß die Reihe dieser „Unglücke“ noch nicht zu Ende
ist; denn man hat die letzten 10 Jahre, trotz der vorangege-
benen empfindlichen Warnungen, doch im Grunde wie gewöh-
lich nur vertändelt und verjudelet, um im Rausche des Hochmuths
die Gefahren und Rürze der Zeit zu vergessen; man hat un-
vom Augenblick und für den Augenblick geliebt und nicht für
die Dauer geschaffen; und kaum glaubte man vor dem Ende
wurm der Revolution sicher zu sein, als auch sofort die gewöhn-

lichen dynastischen Händeln und Eifersüchteleien, und die hergebrachten offenen Verleumdungen und Beschuldigungen und die geheimen Intrigen und Contraminarbeiten wieder ihren Anfang nahmen; man begünstigte jede Speculation außer der philosophischen und suchte durch Allianzen mit dem Belchisthul und dem Papstthum, die sich nun so ohnmächtig erwiesen, möglichst viele Scheinheiligkeit, wie durch Allianzen mit der Geldbörse und des „römischen Reichs Kammerknechten“ möglichst viel Geld zu machen; man küßte den Mann des 2. December, den gekrönten Cardonari, der jetzt seine eigentliche furchtbare Gestalt zeigt, und wünschte ihm Glück zu seinen Erfolgen, nicht weil er die Revolution gebändigt, was vor ihm schon Cavaignac gethan, sondern weil er die Autorität der Nationalversammlung verhöhte und untergrub, die Press- und Redefreiheit aufhob, unter allen Streichen den Staatsstreichen den Vortzug gab und dem allen militärisch-absolutistisch eingerichteten Monarchien bequemen Grundsatze halbigte, daß nicht das Bürgerthum, sondern das Soldatenenthum der Kern einer Nation sei und daß die sogenannte Ordnung auf den Spigen der Bajonnette und den Schlangenumwindungen einer jesuitisch-machiavellistischen Politik am sichersten ruhe. Doch wir wollen in diesem Kapitel, zu welchem ja die Geschichte die vielleicht überraschende Schlusspunte liefern wird, nicht weiter fortfahren, sondern zu Jeremias Gotthelf's Ausspruch nur ergänzend noch bemerken, daß der „Abfall von der Wahrheit“ schwerlich allein aus einseitig den Wölfen zum Vortwurf zu machen ist. Noch war uns folgende Aeußerung in dem Briefe des Berner Dorsgeschichtenschreibers von Interesse: „Sehr wundert es mich, daß Sie in Wien leben und nicht, (ich darf nicht sagen im Volke, denn in Wien ist auch ein Volk) auf dem Boden, auf dem Ihre Blumen erblühen. Ich bin von Geburt ein Städter, aber seit Jahren wohne ich auf dem Lande, und es wäre mir, als würde der lebendige Quell verfliegen, wenn ich den Ort verlassen würde, wo seine Quellen begannen. Es macht mir recht ordentlich Angst vor einer großen Stadt und Bern ist nur relativ für uns bedeutend, aber mich dünkt, wenn ich von dorthier zurückkehre, ich hätte wieder ein tüchtig Stück Leben eingebüßt.“ Manche unserer Leser werden sich vielleicht erinnern, daß wir schon öfter unsere Verwunderung darüber ausgesprochen haben, wie man fortfahren könne, Dorsgeschichten zu schreiben, wenn man sich bei Detenallen vom Heimatboden losgerissen und in Haupt- und Residenzstädten sein Domicil aufgeschlagen hat. Und werden die betreffenden Autoren sehr wahrscheinlich als bloße Casus ausgelegt haben, was sie nun doch vielleicht einem Jeremias Gotthelf glauben müssen.

Eine den Dichter Rosgarten (den bei diesem Anlaß ein kleiner süddeutscher Kritiker in seiner gewöhnlichen burlesken Weise einen „elenden“ Dichter nannte) betreffende Notiz war uns deshalb von Interesse, weil sie zeigt, wie ein zwar nicht „elender“, aber doch auch keineswegs genialer Dichter die Raschheit des Empfangens und die Flüchtigkeit des Productirens sich selbst als ein Symptom der Genialität anrechnete. Rosgarten erzählte von sich, daß wenn er producirt, er weder zu schlafen noch zu essen vermöge: „Ich war abwesend in der Mitte der Meinungen und der uns etwa besuchenden Fremden. Ich fuhr fort zu dichten wachend und träumend, während der Mahlzeiten, während der gesellschaftlichen Unterhaltungen und während der höchsten Verrichtungen selber.“ (!) Rosgarten berichtet weiter: „Die fünf Eklogen der „Jucunden“ sind in ebenso vielen Tagen entstanden; die sechs der „Zuselfahrt“ in nicht mehreren. „Iba von Pfaffen“ ist innerhalb 15 Tagen geschrieben. Halb lange hat „Bianca del Giglio“ mich beschäftigt, etwas länger „Bele Cameron“. „Iba von Pfaffen“ ist wie im Rausche geschrieben. „Bianca“, heilige Begeisterung athmend“ u. s. w. Schade nur, daß der Leser von dieser „heiligen Begeisterung“ bei deren Lectüre nichts spürt.

Einige Curiositäten, die mehr für den Literaturhistoriker als für das große Publikum von Interesse sind, übergehen wir, um uns noch mit einigen Worten zu einer Anzahl von dem Herausgeber neuentdeckter alter Commercillieder und Volkslieder zu wen-

den. Unter jenen finden wir auf einen Mundgesang mit dem Anfange:

Rapa he, rapa he, laßig mein Mäddchen, nur immer Courage,
Da zu viv, povero, povero, hop hei
Der Specting ist ein Wanderschier,
Er geht des Nachts enstoten,
Er kommt der Nacht vor die Kammerthür,
Er macht ihr einen jungen Knecht.
Was habern vog u. s. w.

Solche Suchtlosigkeit feiner Bilder verabscheuen Städter, den Stätten! Leuten gesungen, die über hatten oder von! Unter den Volksliedern Gegend von Reiffe ezelne recht hübsche, ist nicht jedes Lied gesungen hat oder noch den Volksliedern schwe Abgötterei treiben, we welcher moralischen Lied zuerst gedichtet un sicherlich doch oft in vi während sie von densi verachtet werden. Weil die Leute aus dem W sich schämen zu dichten die Volksbildung, obse in der That sehr weil was noch mehr zu hell alle Productionsfähigke men stuh.

Zur Volkschriftenliteratur.

1. Nikolaus Hermann. Der Cantor von Sanct-Joachimsthal. Lebensbild eines evangelischen Lehrers aus der Reformationszeit von Ernst Pfeifer. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1858. 8. 7½ Ngr.
2. Aus alter Zeit. Zwei Wartburggeschichten: „Die heilige Elisabeth“ und: „Martin Luther.“ Von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schicks. 1858. 8. 18 Ngr.
3. Aus neuer Zeit. Zwei Wandwerkergeschichten. von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schicks. 1858. 8. 18 Ngr.
4. Daheim ist doch beheim. Nordamerikanische Bilder aus dem Munde deutscher Ausrich Schwerdt. Le

Die zuerst genannt Stillleben, gewährt aber denn abgesehen von der Sanct-Joachimsthal burd und von der Reise des I Luther, von der jedoch nu es an aller Handlung, d könnte. Mit Veränderung bild, wie es vor uns lie periode verlegt werden li herren aller Städte Dei aufrichten und halten so Cantor Hermann als vo das darangefüßte Rom geistige Sporn, den Herr Entschlusse besteht, nicht sondern treu und genügharren zu wollen, ist zw beherzigen, hat aber nie

Charakteristisches und paßt für jede andere Zeit ebenso gut wie für jene. Dasselbe ist der Fall bei den Klagen über die barbarischen Schulzustände vor der Reformation. Wir haben in denselben nur Reflexion, wie man sie zu allen Zeiten anstellen kann, nicht Action, die uns mitten in die betreffende Zeit hineinführt. Mit dieser Ausstellung wollen wir dem Werth des Büchleins nicht zu nahe treten; so einfach der Verlauf der Lebensgeschichte des alten Lieberdichters ist, und trotzdem, daß nicht ein einziges

ist doch der Biograph den seines Feldes einigere bei dem Stande bild vorzugswelse ge-
In bedauern aber e Darstellung in ihren salbungsvollen Still manchmal an die Seele erinnert, geschwächt xerg noch fleißiger als ologischer Wissenschaft 'ehrer gelesen", oder: Quelle der heilsamen liegt, von dem Regen gespeist werden, wenn an nicht des Lehrers , Gleichwie die Thaler, Schick in alle Welt mmen wurden, so ger das Silber des Uvan- wurde", und manche id nirgend, am aller- Plage. In der mit nachmaligen Pastors uf sechs Schulregeln, vongetragen, Gewicht

gelegt, nämlich: „Früh aufstehen, sich bald anziehen, die Hände waschen, beten und Gott anrufen, zur Schule eilen und fleißig studiren.“ Diese Regeln sind, bis auf die dritte, ganz gut. Diese aber hätten wir etwas erweitert gewünscht. Wir wollen nicht hoffen, daß Lehrer und Schüler sich vorboten aus und Handbeweisen halten und damit für die Reinlichkeitspflege des Körpers genuggethan zu haben glauben; wie viele sich aber dabei beruhigen, wenn sie zu den Händen das Gesicht noch hinzuschmen, möchten wir nicht untersuchen und hätten es daher gern gesehen, wenn es bei jener dritten Regel anstatt „die Hände“ gelautet hätte: „Von Kopf bis zu Fuß.“

Unter den Schriften von Schwaner spielt in „Aus alter Zeit“ (Nr. 2) die eine der beiden „Wartburggeschichten“ ebenfalls in der Reformationszeit. Sie führt den Titel: „Martin Luther.“ Dieser Titel ist das Verfehlteste an der kleinen Schrift, die sich sonst gut lieft; denn er erweckt Erwartungen, welche durchaus nicht befriedigt werden. Wer in dieser Geschichte ein Gesamtbild von Luther's Leben und Wirken zu finden glaubte, würde sich gewaltig täuschen. Dies hat auch der Verfasser auf 50 Seiten wol kaum zu geben beabsichtigt. Luther, als Currendeschüler zu Eisenach, als Schutzbefohlener der Frau Cotta daselbst, als Junker Oberr und als Kämpfer gegen die geistlichen und Klosterselbst die Schrift und That: das sind die Lutherskizzen, die in dieser Geschichte Platz gefunden haben. Im übrigen knüpft sich das Hauptinteresse an ein Liebespaar, den Mitter Kurt von Drymelberg, Freund Luther's von der Schule her, und die Konne Gertrud Cotta, wobei man aber nicht an eine gewöhnliche Mitter- und Konnengeschichte denken darf, indem sich von diesen die vorliegende dadurch unterscheidet, daß das spannende Moment nicht in äußere Umstände und Ueberwindung äußerer Schwierigkeiten, sondern in die Gewissensbedenken, die sich Gertrud Cotta im Hinblick auf das abgelegte Gelübde macht, die aber durch Luther's Lehre und Beispiel beseligt werden, verlegt ist. Die Erzählung bildet im ganzen, wie gesagt, eine ansprechende Lektüre; an ein-

zelnen Flüchtigkeiten fehlt es indes nicht, wie z. B. daß Luther sein Vaterhaus in Giesleben sucht. Das Geburtshaus war dort, ja; aber Luther wurde geboren, während seine Aeltern in Giesleben zu Besuch waren, und diese lebten in Adra, später in Randelsb. Dorthin also, nicht nach Giesleben, mußten das junge Luther Gedanken gehen, wenn er sich nach seinen Aeltern schau.

Die andere Wartburggeschichte hat die „Heilige Elisabeth“ zum Gegenstande. Wenn man diese „geschichtliche Erzählung aus dem Mittelalter“, wie sie der Verfasser überschrieben, durchgesehen hat, weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll. Nach der einleitenden Skizze, die in Guxhaven, Hamburg und dem Rauten Hause spielt und mit den Wartburggeschichten in einem sehr zweifelhaften Zusammenhang steht, muß man annehmen, daß der Verfasser beabsichtigt habe, an Elisabeth für gewisse excessive geistliche und religiöse Richtungen ein Vorbild aufzustellen und eine Bemerkung, die er irgendwo in der Einleitung macht, zu illustriren, nämlich, wohin es führen kann, wenn die christliche Liebesthätigkeit zu den Ansichten und Formeln abgeklärter Jahrhunderte zurückgebrängt werde. Diese Erzählung ist ausserordentlich; nur ist das Beispiel der Elisabeth, so namentlich in der Weise, wie sie aus hier dargestellt wird, so glücklich gewählt. Sie steht unter der moralischen Einwirkung ihres Bräutigams, des Konrad von Marburg, zur völlig charakter- und willenlosen Sklavin herab, und die Fänge sind so stark aufgetragen, daß der Nimbus, der sie, auch nach des Verfassers Charakteristik, dessenungeachtet umgeben soll, in der That und Wahrheit ganz und gar verloren geht. Manche bekannte Legenden von der heiligen Elisabeth enthalten Handlungen, die man vom heutigen nüchternen vernünftigen Standpunkte aus betrachtet, für mehr noch als thöricht erklären müßte. Denn wenn sie z. B. mit der Verpflegung des Auswärtigen des Keim der verderblichsten Krankheit in das Ehebett und so mit möglicherweise in die gegenwärtigen und künftigen Generationen verpflanzt, so handelt sie entweder verbrochen oder wahnsinnig; und wenn sie, um blindlings Geld unter die Leute auszuwerfen, ganze Gebiete der Landgrafschaft verkauf, so handelt sie, zum mindesten gesagt, unvernünftig, und der Landgraf ist völlig in seinem Rechte, wenn er ihr das Handwerk legt. Ganz anders nimmt sich aber das alles unter dem mythischen Schleier der Romantik und des Wunderbaren aus; man träumt mit dem träumenden Volke, das solche Legenden erfährt, wie sich's eben im Dunkel bequem träumen läßt, und man ist auf diesem phantastischen Gebiete vor allem Eindringen sanitär-polizeilicher und nationalökonomischer Rücksichten völlig gefest. Daß aber dergleichen Zustände nicht aufkommen können, daß hat der Verfasser dadurch, daß er alle die Liebesschwärmer in Legende auf natürlichem Wege erklärt, gründliche Sorge genommen; und indem er uns so in das Reich der Aufklärung vertritt, kommen wir zur ganzen Elisabeth-Sage in den peinlichsten Widerspruch, und die arme Elisabeth ist weiter nichts als die unglückliche Witwe des Konrad von Marburg, die aus Mitleid aber keine rechte Theilnahme einzufügen im Stande ist und deren Heiligsprechung nach den Antecedenten gerade in das Gegentheil von einem harmonischen Abschluß umschlägt. Das Verfehlte liegt darin, daß an der Elisabeth der nachtheilige Einfluß einer alle individuelle Willensfreiheit aufhebenden geistlichen Despotismus nachgewiesen, daß aber dessenungeachtet dabei der Willensanstrengung das Prädikat der Heiligkeit gewahrt bleiben soll, was ein Widerspruch in sich selbst ist.

„Aus neuer Zeit“ (Nr. 3) enthält zwei Geschichten: „Die Wanderschaft im Morgenlande“ und „Handwerk hat einen goldenen Boden“. Ueber Konstantinopel, Palästina und Aegypten, die Hauptthemen der ersten Erzählung, besitzen wir an wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen Werken — über Konstantinopel namentlich seit dem Krimkriege — ein so geräthelt und geschnitten Maß voll, daß man an jeden Zuwachs zu dieser Literatur doppelt hohe Ansprüche zu machen berechtigt ist. Der Verfasser hat die Wendung genommen, daß er jene viel betretenen

in beschriebenen Länderskizze dem Leser unter einem nicht so unalltäglichen Gesichtspunkte, nämlich unter dem eines ge-
heimen Handwerkesgeheimen, vorführt, was zwar nicht neu ist,
zu von Palästina und Ägypten haben wir bereits Reisebe-
obachtungen aus dieser Art, was aber doch immer zu einer
hinsichtlich individueller Auffassung größern Anhalt geboten hätte.
Aber die Wanderung im Orient zeigt uns den Wandernden
sehr unmittelbar im Verkehr mit Land und Leuten, sondern wird
der Heimat nachträglich und zwar so erzählt, als ob man
ersten besten Touristen, gleichviel aus welchem Land, hörte,
heißt, alles Individuell-Charakteristische, was man nach der
Erfahrung hätte erwarten können, fehlt. Die letztere ist auch
ihren nicht ganz gelungen, als der Reisebericht in den ohner-
wartet einfachsten Verlauf der eigentlichen Geschichte zu
hineintrifft; ein Uebelstand, den zwar der Verfasser dadurch
mindernd gesucht hat, daß er die betreffenden Mittheilungen
an einem Orte und vor dem einen Auditorio abbricht und an
an andern Orte und vor einem andern Auditorio fortsetzt,
auch jedoch wieder das Störende in die Anlage kommt, daß
flüchtige Hörer immer nur Fragmente hören, wenn auch der
so ziemlich im Zusammenhange bleibt. Zu den Glücklich-
sten dieser Erzählung gehört unter andern die Bemerkung:
„den heißen Ländern sind nun einmal die Regier nichts als
wen. Der Schulmeister bestätigt das.“ In der That eine
kurzgefaßte Statistik der Regierflaverei, mit welcher aber
nügen, der hier Belchrung sucht, übel dient ist, und gegen
se, abgesehen von den Millionen freier Regier in Afrika,
die von S. Domingo und Mexiko aus und selbst die in
indischen Sklavenstaaten der Union energischen Protest ein-
wurden. Aber sind das alles keine heißen Länder?
an Glühigkeiten gehört es fern, wenn gesagt wird, daß
die Stadt Suez durch ihre Kanal- und Eisenbahnverbindung
zu hoher Bedeutung erheben werde, denn mit dem Suez-
ist es noch in sehr weitem Felde und nichts problema-
als sein Zustandekommen; und noch weniger läßt es sich
n, wenn der Verfasser, um nicht sagen zu müssen, wie
er Einzel ist, seinen Erzähler und sich selbst durch eine
che Unterbrechung des Erkern aus der Verlegenheit reißt
die Antwort schuldig bleibt. Wüßte er nichts von neuern
ngen zu berichten, so hätte er wenigstens die ältern von
A. Schubert und Ruffegger in jedem guten geographischen
nach finden können. Ueber die heiligen Stätten selbst spricht
Erzähler mit einem wohlthuenden Gefühl in seiner religiö-
Obern freuen wir uns ihrer Anerkennung sollen zu können,
auch dagegen, daß von einer Kritik über die Identität
Stätten abgesehen worden, nichts einzunehmen, da die
che die Totalität voraussetzt, mithin das fremde Andenken
traditionellen Feststellungen des zum unumstößlichen Wes-
es Gegentheils immer gern anschließen wird; von Reliquien
wie z. B. von Scherben der Wasserkrüge zu Kana, oder
andern, wie das sich jährlich wiederholende des Griechi-
rners am Oftertage, hätte nicht in einem Tone gesprochen
sollen, als ob zwischen diesen und den wirklich heiligen
kein Unterschied stattfände.

Die zweite Erzählung „Handwerk hat einen goldenen Bo-
icht ihrer Tendenz nach über die Auktionen des Titels
indem sie nicht sowohl die materiellen Vortheile des
ers ins Auge faßt, als darauf hinweist, daß der Stand
abwerkers ebenso gut ein Ehrenstand sei, wie der des
en. Die kleine Skizze, die einen Handwerksmeister, den
Schmiedesessel plagt, endlich zur richtigen Ansicht der
gelangen läßt, ist mit Wärme geschrieben und enthält
anziehende Schilderung.

Selbe gilt von „Dahem ist doch dahem“ (Nr. 4); doch
die Tendenz dieser Schrift in zu schroffer Weise kund-
liche Einförmigkeit läßt alles, was kommen soll, erwarten.
Der Verfasser führt uns in eine Schiffgesellschaft rückgekehrter
Berer, die der Reihe nach ihre Schicksale erzählen. Die

zwischen organisierten und unorganisierten Gebieten macht, von dem
kann man sich von vornherein keine sichere und wahrhaft belehrende
Auskunft versprechen. So lesen wir S. 8: „Ich will nicht davon
reden, daß in Amerika kein Corpus juris gilt und keine Pan-
dekten, kein Land- und Lehnrecht, kein Kirchen- und Pfandrecht,
keine Depositions- und Halsgerichtsordnung. Deshalb braucht
man die Amerikaner nicht gerade zu beklagen. Daß aber der
erste beste Schwärmer und Rabulist, daß jeder Schulmeister, der
einige Monate in der Schreibstube eines Sachwalters zubringt,
als Rechtsverteidiger oder als Rechtsverbrecher auftritt — und
in den großen amerikanischen Städten, namentlich in Newyork
gibt es so viele, daß einer den andern verschlingen möchte —
dagegen empört sich nicht bloß mein Gefühl, dagegen empört sich
auch der gesunde Begriff eines wohlgeordneten Staatshaushalts.“
Dann werden eine Reihe unbestraft gebliebener Mißthaten
aufgeführt und daran Bemerkungen über die totale Unsicherheit
des Rechtszustandes „in Amerika“ geknüpft. Hier fragt es sich
vor allen Dingen: Wo? In unorganisierten oder erst neuorga-
nisierten Gebieten
vermänner zu of-
einen geordneten
der Verfassung
Veränderung an-
westlichen Staaten
sation erst im A-
keine andern An-
Kulturstufe, auf
übrigen ist die

Werk von hohem sittlichen Ernst, unparteilicher Forschung und großer Wahrheitsliebe zeugt“), bemerkt: „In den nördlichen und östlichen Staaten findet eine ebenso regelmäßige Justizpflege statt wie in England, und Leben und Eigentum sind unter dem Schutze des Gesetzes ebenso sicher, als sie es in irgendeinem civilisierten Lande sind. Die Gerichtshöfe sind zahlreich, ehrenwerth und überall nahe bei der Hand.“ Mit dem Corpus juris glaubte vielleicht der Verfasser, indem er ihm allen Rechtsboden in Amerika entzieht, ganz gewiß zu gehen; er hat sich mit ihm rechten wollen, doch geriet im State Louisiana positive Rechten Staaten gilt das gemeine somit nicht an einer tüchtigen Rechtskunde. Das aber hätte in dürfen, daß der Advocaten allen Ständen der angesehenste; es sich schon a priori sagen, und Schulbüchern befehen werde. moey (Kawals) und Counsellor r); der letztere führt den Richter erkläre bereitet das Material vor. In können beide in einer müssen sehr strenge Fähigkeiten affen werden. In andern Wor-

bedingungen halten es die verschiedenen Staaten verschieden. In Massachusetts z. B. fragt man nicht, woher er seine Kenntnisse erwarb, wenn er sie nur hat; in New-York verlangt man jahrelangen Besuch einer juristischen Expedition, der sich für Zulassung zur Praxis beim höchsten Gerichtshof als Attorney des auf sieben Jahre und als Counsellor auf eine weitere Praxis von zwei Jahren vor dem Gerichtshof erstreckt. Universitätsbildung vermindert die siebenjährige Frist auf eine dreijährige. Für jeden einzelnen Staat muß besondere Zulassung zur juristischen Praxis erworben werden; ebenso beim Obergericht, wenn auch jemand zuvor die Advocatur in allen Einzelstaaten schon erlangt hätte. Auch über Religion und Schule in den Vereinigten Staaten sind die Bemerkungen des Verfassers ungenügend und theilweise unrichtig; und was die oft geringe Sympathie, Grobheit und Ungeschicklichkeit anlangt, durch die sich die Amerikaner charakterisiren sollen, so könnten wir mit einer Menge gewichtiger Stimmen für das Gegentheil aufkommen. Daß der lebige Remondienst durch die ganze Union hindurch außerordentlich viel Unheil stiftet, ist gegründet. Ob er aber gerade dort am ärgsten und ärger als in Europa betrieben wird, das ist noch sehr die Frage; der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß man sich dort offen und ungezogen zu ihm bekennt, während man ihn anderwärts anständig zu verschleiern weiß.

Wir hätten noch manches zu berühren, was wir übergehen wollen. Aber eine Behauptung, die der Verfasser in Bezug auf die Sklavenfrage aufstellt, ist zu merkwürdig, als daß wir sie ungetrügt lassen könnten. „Die Abscheulichkeit der Regersklaverei“, sagt er, „ist vom Congreß der Vereinigten Staaten gesetzlich abgeschafft worden, und dennoch besteht sie in den südlichen Staaten gesetzlich fort.“ Nichts könnte die völlige Unbefonnenheit des Verfassers mit den wichtigsten amerikanischen Verhältnissen, wozu unbedingt die Sklavenfrage gehört, schlagender beweisen als diese wenigen Zeilen. Der Congreß kann und darf die Sklaverei in den Sklavenstaaten nicht aufheben, denn sie gehört nach der Verfassung zu den inneren Angelegenheiten, rücksichtlich deren jeder einzelne Staat souverän ist; in Bezug auf die Sklaverei hat daher der Congreß den Einzelstaaten ebenso wenig zu befehlen, wie eine auswärtige Macht der andern, und wenn er dem entgegen ein Gesetz erlassen wollte, so würde es der Obergerichtshof auf Grund der beihiligten Staaten, ja selbst eines einzigen beihiligten Bürgers für nichtig erklären. Und hier erfahren wir, daß der Congreß die Regersklaverei gesetzlich abgeschafft habe!

Eine solche Maßregel haben selbst die leidenschaftlichsten Abolitionisten dem Congreß noch nie angetragen, geschweige denn, daß sie zur Ausführung gekommen wäre. Im Gegentheil haben die Sklavenstaaten, die nur halb soviel freie Einwohner zählen als die Freistaaten, und die, was Energie und Mittel anlangt, im Durchschnitt um das Dreie und vierfache nachstehen, es doch durch geschickte Benutzung verschiedener Interessen unter den ausgereichsten Schutze der nördlichen Bevölkerung dahin zu bringen gewußt, daß überall, wo die Verfassung nicht hindernd in den Weg trat, z. B. bei Organisation neuer Gebiete, der Congreß der Ausbreitung der Sklaverei den verderblichsten Besatz hat, und seine verfassungsmäßigen Befugnisse nicht gegen, sondern für die Sklaverei bis zur äußersten Grenze ausübte, wie z. B. im Flächengesetz, wodurch das Eigentum an den Sklaven, wie es allerdings die Bundesverfassung will, geschützt, aber in einer Weise geschützt wird, welche die Grenze des bundesmäßig zulässigen zum Vortheil der Sklavenhalter beinahe überschreitet. Hat doch der Congreß nicht einmal auf seinem eigenen Gebiet, dem District Columbia, von drei deutschen Quadratmeilen Umfang, wo er es thun konnte, die Sklaverei aufgehoben, läßt sie vielmehr Tag für Tag unter seinen Augen fortdauern. Das einzige unbedeutende Zugeständniß, was der Congreß in Laufe langer Jahrzehnte der Sache der Humanität gemacht hat, war die Aufhebung der Sklavenmärkte, nicht des Sklavenhandels, noch weniger der Sklaverei, in diesem kleinen Bundesgebiete von drei Quadratmeilen, mittels des Compromisses von 1850; und dabei wurden dem Interesse der Sklavenhalter Halbungen gebracht, welche jenes Zugeständniß geradezu in nichts verwandeln ließen. Denn man hob in den neu zu organisirenden Gebieten Neumexico und Utah, auf einem Flächenraum von 19000 deutschen Quadratmeilen, das mexicanische Gesetz, welches die Sklaverei verbietet, auf, machte also diese weiten Räume der Sklaverei zugänglich, und man erließ das vorher erwähnte Flächengesetz, welches das Aufheben der entlassenen Regier in den freien Staaten gestattet, aber jeden, der solchen Unglücklichen auch nur in der entferntesten Weise Vorstund leistet (ihm Obdach oder Nahrung gibt), empfindend harte Strafen verhängt und sich zum andern dadurch charakterisirt, daß der Regierungskommissar, der ohne Zustimmung von Geschworenen über den freien oder unfreien Zustand eines Fugers entscheidet, 10 Dollars Gehalt erhält, wenn er den Regier zum Sklaven erklärt, und fünf, wenn er ihn freispricht; wie denn auch später noch der Congreß eine Aufhebung des Missouri-Compromisses von 1820, durch die Lawfard und Nebraskabill von 1854 die Möglichkeit der Einführung der Sklaverei in Kansas und Nebraska sanctionirte und dem zu dem Zweck, die Kansas seitdem gesehen, den Grund legte. Und hier hören wir, daß der Congreß die Sklaverei gesetzlich abgeschafft habe! Es ist hier nicht der Ort, die Sklaverei des Weitern zu verhandeln; wir erklären die Sklaverei für die größte Noth in den amerikanischen Zuständen, wir sind überzeugt, daß sie, wenn die Sklavenhalter den ersten guten Willen und die Plantagenwirtschaft in die Farmwirtschaft zu wandeln, in den südlichen Staaten ebenso gut ohne gefährliche Erschütterungen allmählich beseitigt werden könnte, wie sie es vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts in den nördlichen Staaten, dem gegenwärtigen Freistaaten, beseitigt worden ist, und wir beweisen, indem wir dies aufstellen, daß wir in amerikanischen Ethikenselen nichts weniger als beschönigen wollen; allein wir fordern von einem Volkstheile durchgehende Wahrheit und Wahrlichkeit. Wenn man wirkliche Rücksicht auf so schwachen und wichtigen Wassra beschafft, wie es in vorliegenden dem Maße bei der Sklaverei geschehen, dann thut man den Uebel eher Vorstund als Abbruch.

Der Verfasser ist, wie sich aus demmlichen besprochenen Aussagen ergibt, nicht ohne Verstellungsgehalt; manche einfache Schilderungen sind frisch, lebendig und anschaulich, manche Evaluationen gut angelegt und durchgeführt; aber es fehlt an Substanz und umfassenden geistigen Studien. Man sieht es auf dem ersten Blick, daß die Arbeit zu leicht genommen ist. Man wolle

*) Alexander Macay, „The Western World“, (vierte Ausgabe, 3 Bde., London 1860); deutsch bei Georg Wigand (Schipzig 1866).

phrases, voilà ce qu'on rencontre dans ces deux livres de Madame Dora d'Istria: *La vie monastique dans l'Eglise orientale, et la Suisse allemande ou l'ascension du Moench, oeuvres viriles et franchement libérales, écrites par une jeune princesse.* Vielleicht thun wir unsern Lesern einen Gefallen, wenn wir ihnen zur Anzeige bringen, daß von dem neuen Werke der Verfasserin: „*Les femmes en Orient*“, der erste Band sich im Druck befindet und demnächst erscheinen wird. Dieser erste Band wird über die Rumäninnen, Bulgariinnen, Serbiinnen, Albanerinnen, Helleninnen und Türkinnen handeln.

George Sand und die beiden Musset.

In einem auch in d. Bl. besprochenen Aufsatz der „Anregungen“ waren einige der Gründe aufgezählt worden, die es veranlassen sollten, daß die Achtung für die Personen der Schriftsteller in so hohem Grade gesunken sei. Brandel suchte die Gründe hiervon erstlich in der geringen Achtung, welche die Schriftsteller einander selbst zollen und in dem oft alles Ansehens entbehrenden Tone ihrer Polemiken; sodann in der großen Zahl Unberufener, die sich — wir glauben jedoch in geringerer Zahl als in den dreißiger und vierziger Jahren — dem Schriftstellerstande anhängen; endlich in der precären ökonomischen Lage der Schriftsteller. Aus dem Jubiläumchen der französischen Zeitschrift „*Le quart d'heure*“ ersehen wir, daß dieselbe Klage sich auch in Frankreich vernehmen läßt. Einer der Redacteurs, H. Loubet, beginnt einen geistreich geschriebenen Aufsatz: „*Lettre à M. Paul de Musset sur le scandale et les spéculations de la librairie*“ mit den Worten: „Seit ziemlich langer Zeit zeigt sich eine Art Misachtung seitens der öffentlichen Meinung gegen die Schriftstellerei und die Schriftsteller. Man fragte sich nach der Ursache. Warum sollte die Ausübung der höchsten geistigen Fähigkeiten weniger edel und ehrenhaft sein als diese oder jene Berufsbranche, denen wir nichts Böses nachsagen wollen, denn sie alle tragen zur socialen Wohlfahrt bei, die aber doch auf der Anwendung von Fähigkeiten geringerer Qualität beruhen? Warum sollte das Talent sich einer geringern Achtung erfreuen als die praktische Geschäftlichkeit? Sollte dies einzig und allein der Schwachsicht einer auf jede geistige Superiorität neidischen Menge zugeschrieben werden müssen? Ist es nicht vielmehr die garstige und notwendige Folge der geringen Achtung, welche die Schriftsteller für sich selbst und für ihre Genossen haben, jenes Rangels an Würde, wie er sich in Wandern der Art zeigt, von denen ich heute sprechen will, und die ein Journalist

(Prosper Jourdan im „*Causseur*“) sich nicht gescheut hat als „*tripotages*“ zu bezeichnen?“ Loubet bezieht sich hiermit auf Paul de Musset's „*Lui et Elle*“, eine Art Parodie, Fabel oder Gegenschrift gegen den in der „*Revue des deux mondes*“ veröffentlichten Roman von George Sand: „*Elle et Lui*.“ Paul de Musset läßt darin unter andern renommierte Personen, mit denen George Sand einmal in Verbindung gestanden, unter den Namen Sand, Floren, worunter ein deutscher Pianist verstanden ist, Caliban, Diogène, Hercule u. s. w. auftreten. Es ist dies nämlich ein Contrepart gegen die Art, mit der George Sand angeblich den verstorbenen Dichter Alfred de Musset, Bruder des Verfassers von „*Lui et Elle*“, in ihrem neuen Roman eingeführt hat. Wie weit an Paul de Musset's Gegenschrift diese buchhändlerische Speculation (wie Loubet meint) oder der Unwille über George Sand's Verfahren gegen seinen verstorbenen Bruder Antheil hat, wollen wir hier nicht untersuchen; jedenfalls scheint uns aber George Sand von dem Privilegium eines Romanschriftstellers, individuelle Lebenserfahrungen und persönliche Bekanntschaften in seinen Romanen zu verarbeiten, einen etwas zu weit gehenden Gebrauch, eine Art Handwerk zu machen, so geistreich die Dams es auch betreiben mag. So weit sollte, trotz des von Goethe im „*Werther*“ gegebenen Beispiels, das er klüglich in dieser auffälligen Weise später nicht wiederholt hat — und Albert und Lotte waren damals wenigstens noch keine weltkundigen Persönlichkeiten —, die Verwendung bestimmter und bekannter Individuen in Romanen denn doch nicht gehen, daß jeder mit Fingern auf sie zeigen kann. Die Literatur ist überhaupt sowohl in Frankreich wie in Deutschland viel zu persönlich und dadurch scandalös geworden, als daß es nicht als Pflicht erscheinen sollte, gegen diese Richtung, in wie feinen oder groben Formen sie sich auch darstellen mag, den entschiedensten und feierlichsten Protest zu erheben. Dieser aus der Frivolität und Scandalhucht der Zeit hervorgegangenen Richtung ist nichts heilig; sie entweicht die zartesten Verhältnisse, sie deckt Geheimnisse, die ewig in Nacht begraben sein sollten, mit unsauberem Finger auf, sie übt Rache, oft an dem eigenen Fleisch und Blut, sie compromittirt Personen, die eben erst ins Grab gesunken oder gar noch am Leben sind. Man muß ernstlich fragen, wozu das zuletzt noch führen soll. Wir haben diesem Aufblühungs- und Zersetzungsproceß der Familie und der Gesellschaft schon lange mit bangen Blicken zugehört, und wir müssen leider bekennen, daß unsere schlimmsten Befürchtungen durch neuere Beispiele in Frankreich wie in Deutschland noch weit übertroffen worden sind.

H. M.

Bibliographie.

Attibert, F., Vier Jahre in Gayenne. Nach den Zeichnungen (des Verfassers). Herausgegeben vom Hauptredacteur des *Bien-être Social*. Aus dem Französischen von F. L. Lindenberg. Regensburg, Manz. 8. 9 Mgr.

Ghemitz, W. P. v., Königlich Schwedischen in Teutland geführten Kriegs (5fte Lieferung). 4ter Theil, worin dessen völliger rechter Verlaufs unter den Feld Marschalln Leonhard Torstenssons u. Kriegs-Direction, von des Feld Marschalln Johann Baners u. dilitischen hintritt, bis auf erzhemelten Feld Marschalln abreisen aus Teutland, beschrieben wird. 6tes Buch. Stockholm. 1858. Fol. 4 Thlr. 7½ Mgr.

Feydeau, G., Daniel. Berlin, Dieter u. Comp. 16. 10 Mgr.

Frauenbrevier für Haus und Welt. Eine Auswahl der besten Stellen aus namhaften Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung. Zusammenge stellt von H. W. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Glaubrecht, D., Das Volk und seine Treiber. Erzählung. Herausgegeben von dem christlichen Berrine im nördlichen Deutschland. Giesleben. 12. 10 Mgr.

Deutsche Glossen zu einem Polnischen Texte. Posen, Maybach. Gr. 8. 12½ Mgr.

Goers, A., Regenten der Erzbischöfe zu Trier von Bett bis Johann II. 814—1503. 1ste Abtheilung. Vom Bett bis Werner 814—1418. Trier, Lintz. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Selene. Eine Warnungstafel vor der modernen Welt. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Berlin, Plahn. 8. 22½ Ngr.

Serzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. 4te Folge. Schönes und Liebles. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Singe, F. G., Poetische Schriften. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von F. Meyer von Walbeck. 1ter Theil. Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, A. Dunder. 8. 24 Ngr.

Immer, A., Schleiermacher als religiöser Charakter. Ein Vortrag, vor einem gemischten Publikum gehalten in Bern, am 18. Februar 1859. Bern. Gr. 8. 6½ Ngr.

Kempen-Album. Mit Beiträgen von Ritter von Alphenburg, R. Hermann, L. Nowitsch u. Herausgegeben von J. Jędrzejowski. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kerner, J., Winterblüthen. Stuttgart, Gotta. 16. 1 Thlr.

Kuenzel, F., Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Verschüßers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskriegs, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, und zur hessischen Landesgeschichte. Nach den hessischen, englischen, französischen, spanischen u. Originalpapieren des britischen Kabinetts und der Archive zu London, des kaiserlichen Haupt- und Staatsarchivs zu Darmstadt, des k. k. kaiserlichen Archivs zu Wien u. dargestellt. Mit dem Bildniß des Landgrafen Georg und der Admiralitätskarte von Gibraltar. Wiesbaden, Schöner. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leben und Wirken des Regierungs- und Schulraths Walpurg von Kurf, von ihm selbst niedergeschrieben als ein Denkwürdiges an die von ihm gegründeten Waisenhäuser, und nach seinem Tode herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Wiesbaden, Riegel. Gr. 16. 10 Ngr.

Rehmer, F. A., Ergötzliches in That und Wort vom Grafen und König Rudolph, in lustige Reime gebracht. Wien, Schmid's Sohn. 12. 1 Thlr.

Reichertz, G., Ein neuer Glaube. Biographisch-culturbildender Roman. Drei Theile. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Reizen, F. A., Jerusalem. Beschreibung meiner Reise nach dem heiligen Lande im Jahre 1858. Mit einer Karte. Leipzig, Schöner u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reizen, A., Seltsame Geschichten. Prag, Robert u. Kitzler. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reizen, A., Gedichte. Girsberg, Rosenthal. 16. 12 Ngr.

Reyer, F., Richard Wagner und seine Stellung zur Vergangenheit und „Zukunft“. Eine literär- und musikalisch-historische Studie. Thora, Lambert. Gr. 8. 10 Ngr.

Reyer, F., Schelling und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Geistes. 1ter Theil. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Reyer, A., Aus dem Bregenzer Wald. Breslau, F. Kretschmer. 8. 22½ Ngr.

Reyer, A., Reichthum und Königsfalsch in Speier. Ein Beitrag zur geschichtlichen Topographie Speiers. Mit Abbildung der Reichsruine und Grundriß des Reichthums. Speier, Kretschmer. Gr. 8. 16 Ngr.

Reyer, A., Reise-Fragmente aus Nord und Süd gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden durch F. v. G. Breslau, Gossensfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reyer, A., Zur Urgeschichte der Donauländer zwischen Raab und Theiß. Nach zwei Karten. Breslau, Weyditz. 8. 15 Ngr.

Roth von Schreckenstein, A. G. Reich, Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome, nach Quellen bearbeitet. 1ter Band. Die Entstehung der freien Reichsritterschaft bis zum Jahre 1437. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Reizen, G., Vorlesungen über Pantheismus und Theismus. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Reyer, J. G., Die Sprache Luthers in seiner Bibel-Üebersetzung dargestellt und erläutert. Stuttgart, Neiser. Gr. 8. 15 Ngr.

Reizen, F., Lasko, Herzog von Bayern. Tragödie in fünf Aufzügen. Mannheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berthold, G., Die großen Weltreize von 1859 und 1860. Ein geschichtliches Lebensbuch für Alle. Mit Abbildungen. 1ste Lieferung. Dresden, Beyer. 4. 3½ Ngr.

Brennus-Jug und Moskovitenthum. Ein Mahnruf an das deutsche Volk von einem unabhängigen Liberalen. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Cafar, J., Ein Beitrag zur Charakteristik Otfried Müllers als Mytholog. Sendschreiben an Herrn Prof. Weller in Bonn. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Ngr.

En tout cas ou de près et de loin. Nouvelles transalpines. Berlin, Falckenberg. 32. 5 Ngr.

Griff auf mein Volk, die Flammenzeichen rufen! Schutz- und Trutze für 1859. Deutschlands Söhne gewidmet von F. A. 1ter Theil. Leipzig, Schöner. 8. 3 Ngr.

Gottwald, F., Ein Breslauer Augenarzt und die neue Aufklärung. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Günther, L., Karl Reich. vom Stein. Eine Skizze. Mit dem Portrait Stein's. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gottmann von Hallersleben, Deutschland über Alles! Zeitgemäße Lieder. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 5 Ngr.

Kirchhoff, F. G., Ueber die christliche Humanität. Rede gehalten in der Aula des Altonaer Gymnasiums bei seiner Introduction als fünfter Lehrer an demselben. Mit einer poetischen Biographie. Altona, Wendemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Krause, G., Zur Lösung der Volksschullehrer-Frage am Landtage von 1857/58. Dresden. Gr. 8. 3 Ngr.

Der italienische Krieg und die Aufgabe Preussens. Eine Stimme aus der Demokratie. Berlin, Neiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kriegsbilder. Nr. 1. Putsch macht mobil! Ein civilisatorischer Versuch zur Erleuchtung der italienischen Frage von A. Popf. Berlin, Falckenberg. 8. 2½ Ngr.

Das Kriegstheater in Oberitalien als Text zu jeder Kriegskarte. Leipzig, Cord. Koch. 4. 5 Ngr.

Leben und merkwürdige Abenteuer Joseph Garibaldi's, tapferen Aufwieglers und tapferen Vandalen. Mit Portrait. Zürich, Ringl. 32. 2½ Ngr.

Lieber, L. A., Die innere Kriegsbereitschaft. Predigt vor der Eröffnung des außerordentlichen Landtages am 25. Mai 1859 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, am Ende. Lex. 8. 3 Ngr.

Müller, M., Politischer Wairant im Jahre 1859. Wiesbaden, Limbarch. Gr. 8. 2 Ngr.

Napoleon III. und die kaiserliche Elbe- und Commerzbank. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Politik Preussens. Eine Stimme aus Süddeutschland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 3 Ngr.

Preussen und Kaiser Napoleon III. Vom Verfasser der Flugchrift: „Kaiser Napoleon III. und Preussen.“ Berlin, Haffelberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Einige Worte über die Halle Pius II. vom 21. October 1858, nach mit Berücksichtigung der katholischen Gemeinde auf Nordbrand. Hensburg, Geyrbruch. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Guskow's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vierteljährlich nur 20 Ngr.

Wignet sich in jährlichem Einband zur Aufstellung in jeder Familienbibliothek!

In einer Zeit, wo für Haus und Herd Gefahren heraufgezogen sind, die das deutsche Volk zwingen können, seine ganze Kraft einzusetzen, dürfte sich auch diese, zunächst der Unterhaltung und belehrenden Anregung gewidmete, weit verbreitete Wochenschrift der

Erörterung vaterländisch-politischer Fragen

nicht entziehen. Von dem bekannten freisinnigen Standpunkte des Herausgebers werden namentlich die allgemeinen culturhistorischen Beziehungen der gegenwärtigen Weltlage in jeder Wochennummer unparteiisch besprochen werden und machen wir schon jetzt auf folgende unter der Presse befindliche Artikel aufmerksam:

An die Befehlshaber unserer Krieger. — Germanen und Romanen. — Die Herren der Rombarbei. — Ein Blick auf Verona. — Französische Kaiserpoesie u. a. m.

Mit der soeben erschienenen Nr. 40 beginnt ein neues Abonnement. Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen

an eine Freundin, an Frau von Holzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Walter. Vierte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift binnen wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erscheinen:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so bekannt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 18 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erscheint soeben von Solitaire „Erzählungen bei Licht“.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Publications for the study of the German and French Languages.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

The Poetry of Germany. A selection from the celebrated German poets of the two last centuries Chronologically arranged and accompanied with historical survey of the German poetry from the present time. By Dr. F. Ahn. 8^{vo}. Geh. 1 Thlr. 8 Ngr.

A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language. By F. Ahn.

First course. Fifteenth edition. 1859. 10 Ngr.

Second course. Twelfth edition. 1859. 12 Ngr.

Third course. Second edition. 1858. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's New Method of Learning the German Language. First second Course. Sixth edition. 1859. 5 Ngr.

A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With indications the German Pronunciation. By Ch. Graesser. 8^{vo}. 81

The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. By Ch. Graesser. Second edition, revised and corrected. 8^{vo}. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graesser's Simplest Method of Learning the French Language. A Characteristic of Ahn's Method. 8^{vo}. 5 Ngr.

A Practical and Methodical Grammar of the French Language. By Charles Graesser. Two 8^{vo}. 2 Thlr. 4 Ngr.

Graesser's „Simplest Method“ forms together his „Practical and Methodical Grammar“ a gradual and complete course of the French Language.

A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to French Pronunciation. By Ch. Graesser. 8^{vo}. 81

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Finanzen Oesterreichs.

Ein Vorschlag

zur vollständigen Regelung derselben und dauernden Herstellung der Saluta.

Von Johann Boscarolli.

8. 4 Ngr.

Diese wichtige Schrift enthält einen Vorschlag zur richtigen Regelung der österreichischen Finanzen und dient deshalb von jedem gelesen zu werden, der daran theilhaftig ist. Der Verfasser lieferte im Jahre 1854 die Beiträge zu der von der österreichischen Regierung veranlaßten Rationalanleihe.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 29. —

14. Juli 1859.

Inhalt: Gott in der Geschichte. — Koblenz-Literatur. Von Karl Gustav von Berner. — Aus dem Elß. — Notizen. (Deutsche Literatur in Italien; Die Hyston-Martin'sche Uebersetzung der Goethe'schen Werke.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gott in der Geschichte.

Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine stiftende Weltordnung. Von Christian Karl Josias Bunsen. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Theil. Drittes bis sechstes Buch. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 7 Thlr. *)

Es ist von hohem Interesse, die Werke eines reichen Geistes in ihrer allmählichen Entstehung zu verfolgen und in diesem allmählichen Entstehen sowohl den Einfluß der Zeit, unter welchem ja alles Entstehende sich befindet, als auch ihren Einfluß auf die Zeit zu beobachten. Jenem, dem Einflusse der Zeit und ihres Geistes, kann sich nun einmal der Mensch nie ganz entziehen; stehen wir doch alle in ihrer Strömung, die auch uns mit sich fortzieht; selbst der, welcher gegen sie ankämpft, ist eben darum zum mindesten in seiner Polemik und dem Kreise seines geistigen Schaffens und Wirkens von ihr abhängig, und der seine Kraft sich bewußte Geist mag sich an der Bewegung der Richtung genügen lassen, die er seiner Zeit gegeben hat, zu geben mitgeholfen. Wenn aber die Flut der neuen Strömung alles mit sich fortzieht, und jener immerhin ansehnliche Einfluß der Zeit zu einem Mit-dem-Stromschwimmen wird, dann ziehen die kühnen Ruderer, die verzagt gegen die Strömung anzukämpfen wagen, unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung doppelt auf sich, und zwar um so mehr, je seltener eine vorsichtige Klugheit solchen Muth aufkommen läßt, und je weniger äußerer Erfolg ihre Ausdauer zu lohnen scheint.

Ein solcher kühner Schwimmer ist Bunsen. Zu einer Zeit, da der starre Confessionalismus mit beengendem Drucke nach unumschränkter Herrschaft strebte und nach seiner ihm nun einmal lieben Terminologie desto mehr von seiner Bereitwilligkeit zum Martyrium redete, je weniger Wahrscheinlichkeit ein solches Martyrium hatte, da er vielmehr seinen Gegnern bereitete, und dem einzelne seiner Anhänger in neuester Zeit recht geschickt zu entgehen gewußt haben; zu einer Zeit, da eine Stimme für Gewissensfreiheit nach der andern schon verstummt und

mancher, um mit den Worten eines scharfen Kritikers jener Zeit zu reden, sich aus der Sündflut der Union oder nur einer mildern Ansicht und Praxis in die Arche der Bekenntnistreue rettete und hier sogar die Festigkeit seiner neuen Ueberzeugung durch scharfe Verurtheilung anderer bekräftigen lernte, zu denen er früher gekauert; in solcher Zeit hat Bunsen den Muth gehabt, einzustehen für die Sache der Gewissensfreiheit und seine gewichtige, idnende Stimme zu erheben, unbelümmert um die lauten Schreier, die selbst in Sicherheit mit Anathemen drohten, unbelümmert auch um die kleinen Kläpper, die in der Größe der Fragen ihre eigene Kleinheit zu verdecken hofften und in dem scheinbar unzweifelhaften Kampfe zu wachsen wünschten. Mit den scharfen Waffen eines klaren Geistes hat er gekämpft, mit würdiger Ruhe und mit eiserner Beharrlichkeit ist er auf dem begonnenen Wege fortgeschritten, und die inhaltschweren Werke, die von seinem Streben Zeugniß gaben — ein tüchtiges Heer, das manchen Sieg erfochten —, haben in rascher Aufeinanderfolge die Klust mit auszufüllen geholfen, welche die Gegner schon besetzt zu haben wähnten als unüberwindliches Hinderniß allem Fortschritt. Eine ziemliche Reihe stehen sie vor uns, Zeugen seiner reichen geistigen Schöpferkraft, seiner Beharrlichkeit und seines umfangreichen Wissens, von den „Zeichen der Zeit“ bis auf das großartige „Bibelwerk“, und wenn auch die weitere Folge des letztern manche Bedenken zu überwinden und zu widerlegen haben wird, die von anderer Seite geltend gemacht wurden: die Werke in ihrer Gesamtheit tragen sämmtlich das Siegel der Gewissensfreiheit und der protestantischen Entwidlung, getragen durch stillen Ernst und den Adel einer würdigen Persönlichkeit.

Und sehen wir noch hinzu, Bunsen war es auch vergönnt, bis zu dem großen Wendepunkt zu gelangen, an welchem wir gegenwärtig uns befinden, da zwischen Altem und Neuem es zur Entscheidung kommen muß, und den Umschwung zu sehen, die wiedererwachte Regsamkeit der Gemeinde, für die er so lange gekämpft und die er mit vorbereitet. Je leidenschaftlicher sich seine Gegner gebeten, desto mehr mögen wir uns freuen, daß er die

*) Vgl. den Bericht über den ersten Theil dieses Werks in Nr. 17 d. Bl. f. 1857. D. Red.

Keime seiner Saat schauen darf und wol auch, wenn nicht viele Reichen trügen, ihre Blüte und ihre Frucht. Nicht die äußere Autorität eines politischen Kirchenregiments, nicht Machtgebote oder Satzungen, wie sie die Sehnsucht einzelner aus mittelalterlicher Vergangenheit herausführen wollte, können für die Dauer die Gegenwart beherrschen. Sie sind unermüdend die dem Christenthum feindlichen Mächte zu beslegen, geschweige denn wahrhaft christliches Leben zur Entwicklung zu bringen, das sich frei entfalten muß und in den conventionellen Formen einer mobischen Frömmerei so wenig gefunden werden kann, wie in den Treibpflanzen des Orthodoxismus, dessen Schillinge ihre dogmatische Entwicklung und Reife schon auf die Universitäts mitbringen. Nur in freier und organischer Entwicklung kann ein religiös-sittliches Leben gedeihen in der protestantischen Wissenschaft wie in der Gemeinde, und das ist es, worauf Wunzen mit allem Nachdruck hingewiesen, was er in gefährlicher Zeit versuchten, und dessen Anfang, wir hoffen es, wir mit ihm schauen. Möglich, daß das neue Leben auch noch andere Feinde zu überwinden haben wird als die selbstische Intoleranz hierarchischer Gelüste, ja daß in dem eigenen Schoße der Gemeinde diesem Leben Feinde erstehen, die nach der andern Seite hin Vorfahren bereiten; aber es wäre schlimm, wenn wir nicht hofften, die Kraft des Christenthums werde auch sie überwinden, und wenn in dem Entscheidungslampfe manches immerhin Theurer bedroht wird, gerade dann wird sich zeigen, was Form und was Inhalt ist. Der Geist wird bleiben und siegen, auch das Wort wird was bleiben, und das ist genug, ja das ist alles, und in diesem Sonnenlichte wird eine schöne Saat emporsprossen. Zwar andere, äußere Stürme mögen ihr Reifen bedrohen und vielleicht auch hemmen, aber sie ganz zurückhalten und vernichten können sie nicht, ja die Leiden einer schmerzlichen Gegenwart müssen sich vielleicht mit den Erfahrungen der Vergangenheit verbinden, um die Sache der protestantischen Entwicklung vor der Gefahr eines schwächlichen Rationalismus zu sichern; das Fortschreiten dieser Entwicklung werden sie nicht aufhalten. Und auch die Theilnahme an dem tüchtigen Streite auf geistigem Gebiete werden sie nicht mindern. Es wäre schlimm, wenn die ganze Angelegenheit für eine nur theologische gehalten würde, und die Gemeinde den Verzicht ihrer Rechte und die Frage selbst, die sie so sehr angeht, über äußere Ereignisse zur Seite stellen wollte. Ja es ist das Eigenthümliche des Genie, daß seine Schöpfungen über den Kreis ihrer nächsten Bestimmung hinaus auch andere Gebiete treffen und für alle Zeiten und Verhältnisse Gültigkeit haben, daß das wahrhaft Speculative zugleich allemal auch wahrhaft praktisch ist, und es gilt dies namentlich von den Werken Wunzen's, die alle keineswegs etwa nur theologisch, ja nicht einmal nur abstract wissenschaftlich sind, sondern deren eigentlicher Charakter es ist, daß sie rein menschliche Interessen aller verfolgen und weder der Theologie noch der wissenschaftlichen Theorie, sondern der Menschheit, dem Leben angehören.

Es gilt das Gesagte auch von Wunzen's letztem Werk: „Gott in der Geschichte“, das in dem dritten Theile zum mehr vor kurzem seinen Abschluß gefunden hat, und das weit entfernt, als eine rein theologische oder abstract wissenschaftliche Forschung nur für den Fachgelehrten von Interesse zu sein oder der drohenden Gegenwart fremd zu stehen, sich vielmehr gerade jetzt in seinem praktischen Werthe und seiner praktischen Bedeutung erweist. Es ist nothwendig, bei der Besprechung des zweiten und dritten Theils, denen diese Zeilen eigentlich nur gelten, auf die schon früher ausgesprochene Tendenz des gesammten Werks noch einmal zurückzukommen, theils zur Erneuerung seiner Schätzung, theils wegen jenes möglichen Irrthums, als sei die Gegenwart mit ihrer politischen trüben Färbung einer solchen Schöpfung minder günstig. Zwar inter arma silent leges und silent Musae, und ruhiger Zeiten mögen das Gewicht und die Wahrheit jenes Buchs besser würdigen; aber dennoch ist sein Inhalt fast wie für die Gegenwart geschrieben, fast spricht Wunzen in ihm wie ein trostreicher Prophet, denn er verweist von dem Drucke einer ungewissen Willkür auf den durch die sittliche Ordnung nothwendigen Sieg des Guten und des Rechts. Das gilt in religiöser und politischer Beziehung, und wenn das Werk zunächst auch nur die erste betrachtet, so berührt es doch auch ausdrücklich die zweite, wie es auch Propheten aus der Kunst, Poesie und Philosophie aufführt. Wie die religiösen Verhältnisse als künftigen gestaltend durchbringen, so läßt auch das Buch von dem religiösen Mittelpunkt Licht auf jene fallen, indem es ihre Abhängigkeit und Bedingtheit von dem Gottesbewußtsein der Zeit nachweist.

Es ergibt sich von selbst die allseitige Bedeutung dieses Inhalts, und überall wo jener hoffnungsvolle Ton in Herzen anklängt und nachklängt, wird auch die Wahrheit dieses Buchs Anerkennung finden; überall wo die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Rechts und des Guten begründet auf den Glauben an jene sittliche Ordnung ruht, wird sein Inhalt diese Hoffnung zur frohen Gewißheit steigern, und wo Zweifel das Gemüth niederdrücken und mit Befürchtungen erfüllen für den Sieg eines Guts, dessen Werth die Gefahr doppelt groß erscheinen läßt, will es hinweisen auf die sittlichen Gesetze, nach welchem alles Leben geordnet ist, und deren ewige Geltung den endlichen Sieg des Rechts verbürgen. Die Gesetze sollen nun eben aus der Betrachtung des fortschreitenden Glaubens an eine sittliche Weltordnung in der Geschichte der Menschheit entwickelt und nachgewiesen werden. Die Ursprünglichkeit des Bewußtseins Gottes in der Welt als der Instinct des Menschengeschlechts erscheint in seiner Einheit wirklich als die große Thatfache der sittlichen Weltordnung, und eine solche Einheit kann nicht nur eine subjective sein, sondern sie nöthigt uns zur Annahme einer gegenständlichen Wahrheit, einer die Welt beherrschenden Vernünftigkeit und Gerechtigkeit, nach welcher nur das Vernünftige und Gute sich erhält und also fortsetzt. Die Thatfache der Weltgeschichte beweist es, daß jener Glaube der Menschheit nichts anderes ist, als der

Instinct, der Lebenstrieb der Menschen, welcher der ewigen Wahrheit gemäß sein muß. Eine organische Entwicklung, welcher ein organischer Lebenstrieb in der Gattung entspricht, muß einen über alle Willkür und allen Irrthum des einzelnen erhabenen Grund haben, also im ewigen Begriff und Gedanken der Menschheit, in dem Wesen der Gottheit begründet, und unser Geist selbst nothwendig göttlich und unvergänglich sein.

Hierbei hat Bunsen nicht in der bei den Deutschen dieser Zeit üblichen Form eines neuen speculativen Systems zum Schluß: „die eigene Weltzeit zu Markte bringen“ wollen; es soll das Werk eben keine Theorie, sondern eine geschichtliche Darstellung sein, und in diese Unterordnung geht er ein mit Hoffnung und Glauben, mit einem Lebensgefühl, „das aller Grabespropheten spottet und von freudiger Zukunft überfließt“. Ihm ist der Fortschritt jenes Glaubens an die sittliche Weltordnung, gipfelnd in dem Christenthum, unverkennbar; ihm ist jene Einheit des Gottesbewußtseins in dem Menschengeschlechte der zwingende Grund zur Annahme einer gegenständlichen Wahrheit und ihres Fortschritts in der Welt; er schaut in der Idee eines geistigen Kosmos, als eines Ganzen göttlicher Entwicklung nach erkennbaren und zum Theil schon bekannten Gesetzen, vorzugsweise die große That unsern Jahrhundertis und als ihr Ziel die Erkenntniß und Verwirklichung der objectiven Wahrheit jenes Bewußtseins: und daher jene Hoffnung, jener Glaube, jenes Lebensgefühl.

Verhehlen dürfen wir und freilich nicht die Schwierigkeiten, welche dieser Ueberzeugung sich entgegenstellen. Sie ist nicht erst in der Gegenwart getrübt worden. Das Buch selbst erzählt auch von Zeiten, da selbst in großen und edeln Gemüthern ängstliche Zweifel, ja gänzliche Verzweiflung oder eine unbegreifliche hoffnungslose Dunkelheit in dieser Beziehung herrschten. Wir mögen an Augustinus denken, der in seinem Buche „De civitate Dei“ für die Vorwürfe nehmüthiger Zweifler in den Leiden seiner Zeit den einzigen Trost findet, daß es in dem Heidenthume nur noch schlimmer gewesen sei; an die allgemeine Verzweiflung, als Marich Rom eingenommen, die sich in der Gemüthsart äußerte, die Welt gehe unter. Die edelsten und tiefsten Geister zogen sich aus dem öffentlichen und Familienleben zurück, in dem Gefühl, daß die irdische Menschengesellschaft rettungslos verloren sei. In dem Gefühl der Auflösung und des Versinkens in immer schwerere Verwickelungen und schlimmere Zustände trafen die Christen mit den Heiden zusammen, und die Juden hatten bereits ihr Schicksal erfahren. Die Christen hatten nur noch eine Hoffnung für das Jenseits, für das Diesseits hofften sie nichts mehr; so blieb für alle mehr oder weniger der überwältigende Eindruck des Todes. Und diese Ueberzeugung von dem nahen Untergange der Welt lebte im ganzen Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert, und neben ihr bestand die vollständige Verzweiflung an der göttlichen Weltordnung. Nach der Unterdrückung der Abtissener und Waldenser und nach Herabwürdigung der untern Volksschichten zu Leibeigenen und Hörigen bil-

dete sich in Frankreich vom 13. bis zum 15. Jahrhundert eine Religion der Verzweiflung, ein wahrer Gottesdienst Satans in mitternächtigen Versammlungen von vielen Tausenden. Im 16. Jahrhundert hörten zwar diese Orgel auf, aber nach der Bartholomäusnacht begannen sie wieder. In Italien war im 10. Jahrhundert eine verzweiflungsvolle Dampfschicht eingetreten, von welcher die Jahrbücher jener düstern Zeit zeugen. Die schwärzesten Künste der Zauberei und wahrer Teufelsdienst wurden dort geübt, und die Spuren davon mögen noch heute in den romanischen Ländern gefunden werden. Auch die innersten Herzensergießungen der größten Männer jener Zeiten verrathen die furchtbare Verzweiflung an der Menschheit. Gregor VII., der größte Charakter seiner Zeit, ruft das Jahr 1095 bei seinem Tode im Gefängniß aus: „Ich habe geliebt die Gerechtigkeit und gehaßt das göttlose Wesen, darum sterbe ich in der Verbannung!“ und es ist dies nichts als eine bittere Parodie des 45. Psalmes, den der Papst als eine Weissagung von der Verberührung Gottes auf Erden durch den Messias gewiß oft genug gelesen und gesungen, wo dem Könige gesagt wird: „Du hast geliebt die Gerechtigkeit und gehaßt das göttlose Wesen, darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit Freudenöl mehr denn deine Gesellen!“ In welcher verzweifelten Gemüthsstimmung zwei Jahrhunderte später der ebenfalls große Papst Bonifatius VIII. gestorben, ist allgemein bekannt. Aber zwischen beiden bekennt um 1200 der nachmalige Papst Innocenz III. als Cardinal diese Verzweiflung öffentlich in dem Buche: „Ueber die Verachtung der Welt oder von dem Glanz des menschlichen Lebens.“ Nach einem schauerhaften Bilde von dem Glanz jener Zeit sagt er in diesem Buche: „Glücklich sind diejenigen zu preisen, welche sterben, ehe sie das Tögebliche erblicken, welche dem Tod schmecken, ehe sie das Leben empfinden.“

Es ist das völlig gleich der bitteren Verzweiflung der indischen Weisheit: „Das Beste ist der Tod“, aber in dem Munde eines christlichen Kirchenfürsten, des nachmaligen Stellvertreters Gottes auf Erden klingen solche Worte ungleich trauriger und schrecklicher.

Also die zeitweilige Trübung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung ist vollkommen constatirt, und sie darf wol kaum auf jene Zeiten beschränkt werden. Aber sie ist doch nur eine vorübergehende; der Fortschritt des Gottesbewußtseins ist durch sie kaum aufgehalten, geschweige vernichtet, und die Idee dieses Fortschritts ist schon in der Einleitung zu dem ganzen Werke ausgesprochen. Der Einzelne mag untergehen, ja Völker mögen sterben, aber aus ihrem Tode soll ein neues höheres Leben entstehen, und diese Gewißheit, als Theil zu dem Fortschritt und Siege des Ganzen mitgewirkt zu haben, muß dem Einzelnen Trost und Muth geben. Die freie Hingabe für die Idee in dem Glauben an die Menschheit und den Sieg der Idee, das bewusste Aufopfern der Personlichkeit für die Gestaltung der Gemeinde und die Fortsetzung des geselligen Gesamtlebens als des Gottesreiches der Gerechtigkeit und Vernunft muß das Ziel des

und des persönlichen Glaubens, der solcher Liebe fähig ist. Es ist allerdings eine Schwierigkeit zu dieser erhabenen Anschauung zu jener Gewissheit mag bei dem beschränkten Geiste, der nur einen Theil der Gesamtheit überblicken vermag, oft genug erschüttert sie allein läßt die Geschichte im wahren

Lichte erscheinen, sie allein auch erfüllt in trüber Zeit das Gemüth mit tröstender Zuversicht und kann allein das Unterliegen als eine nicht vergebliche Opferthat, und nicht als eine zur Verzweiflung führende Vernichtung erscheinen lassen. Haben wir den Glauben an jene sittliche Weltordnung verloren, können wir in der Geschichte das Walten der göttlichen Vorsehung wirklich nicht mehr erkennen, so ist die Folge davon dem menschlichen Geiste wahrhaft unerträglich. Die Geschichte ist dann wirklich nur eine wirkte Reihe trostloser Zufälligkeiten oder noch trostloserer Orreuel, da der Mörder das Gnuh, und der Wolf den Mörder auftritt; der Einzelne und Schwache kann sich nicht einmal zur Resignation erheben, denn überhaupt aller sittlicher Halt ist verschwunden, sein Unterliegen unter der Gewalt und der Ungerechtigkeiten ist ein wertloses und hoffnungsloses, und die Folge ein selbstischer Krieg aller gegen alle mit der schwindelnden Aussicht auf allgemeine Auflösung.

Dem gegenüber verweist nun Bunten auf jene ewigen stitlichen Gesetze, auf die göttliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, und indem er den Fortschritt des Glaubens an diese stitliche Weltordnung durch die Jahrtausende nachweisen will, will er beweisen, daß die Thatfachen der Geschichte den Glauben an die stitliche Weltordnung bewahren, daß die Erscheinungen dieses Gottesbewußtseins eine fortschreitende Entwicklung bilden, deren Höhepunkt das Christenthum ist, und damit hat er sich eine wahrhaft große Aufgabe gestellt, die ebenso sehr seiner würdig ist, wie sie von seinem Scharfbild zeugt für das, was der Gegenwart noch ist für ihren Entscheidungslampf in religiöser und — wer denkt nicht unwillkürlich mit daran? — auch in politischer Beziehung.

Zugleich ist aber diese Aufgabe auch von Bedeutung für die Wissenschaft. Indem Bunten dem Fortschritt dieses Gottesbewußtseins in der Geschichte nachgeht, eröffnet er deren wahren Sinn und Inhalt, und hiermit ist zugleich die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie ausgesprochen, welche in einer Vereinigung des idealen und realen Standpunktes, d. h. in der Verbindung der Speculation und der philologisch-geschichtlichen Forschung die Gesetze jener geistigen Entwicklung in der Weltgeschichte zu finden und darzustellen hat. Getrennt können diese Factoren ihre Aufgabe nicht lösen. Die Speculation isolirt sich in der Construction abstracter Formeln erschöpfen, die philologisch-geschichtliche Forschung verliert sich in die atomistische Masse des empirischen Stoffs, aber aus der organischen Verbindung dieser zwei Factoren mag eine wahrhaft weltgeschichtliche Erkenntnis hervorgehen.

Das ist es, was Bunten mit hellem Blicke ersieht und ausgesprochen hat; indessen muß für die Ausführung

nach dieser Seite hin auf die Einleitung der beiden ersten Bücher des betreffenden Werks und das selbzeitig hierüber gegebene Referat verwiesen werden, da diese Besprechung nur den folgenden Büchern gewidmet ist und jene Gedanken nur zur Orientirung und Erinnerung kurz angedeutet werden sollten. Freilich muß es auch für die Besprechung der folgenden Bücher gesagt werden, daß ein Referat den überaus reichen Inhalt dieses Werks kaum andeuten, geschweige denn ein entsprechendes Bild in erschöpfender Weise davon wild geben können. Es kann nur eine Uebersicht geboten werden; möge sie die enthaltenen Schätze wenigstens ahnen lassen!

Die beiden ersten Bücher hatten nach einer schwungvollen Widmung an „Fürsten und Völker“ eine allgemeine Einleitung und Uebersicht, sowie die Schilderung des Gottesbewußtseins bei den Semiten gegeben, den einen „der beiden bildenden Zweige der Menschheit“, während sich die folgenden zwei Theile, das dritte bis sechste Buch enthaltend, in die Darstellung des vorchristlichen und nachchristlichen Gottesbewußtseins der Arier theilen. Diese Darstellung bewegt sich unter den Ariern Oskien, Kleinasien und Europas, und das Vortreten der semitischen in das arische Gottesbewußtsein durch Christus und die Verkündigung seines Evangeliums in dem römischen Weltreiche bildet den Hauptabschnitt. Als Vorhalle zu den so geschiedenen zwei Theilen wird das ägyptische und das älteste Gottesbewußtsein des nichtarischen Oskien einerseits, andererseits das Jesu bezeichnet. Mittelpunkt der arischen Entwicklung ist wissenschaftlich wie all erziehendes Bildungsmittel das hellenisch-römisch-antike Alterthum. Als Mittelpunkt der semitischen Bildung war in dem ersten Theile die biblische Forschung bezeichnet worden.

Die vorchristlichen Arier Oskien, der Gegenstand des dritten Buchs, erscheinen zuerst in Osttrien: von da ziehen sie in das Land des Indus, das älteste, eigenliche Indien, und zieht in das Gangesland, das neue Indien. Das Land des Indus bewahrt die im indischen Stammlande durch eine große Entwicklung zurückgebrachte Naturreligion. Das Land des Ganges gebiert den phantastischen aber tiefen Brahmanismus, und es diesem Gegenstande geht hervor, als bekannteste Religion der Welt, der Buddhismus. In dieser wunderbaren Entwicklung begegnen wir zwei großen altgeschichtlichen Persönlichkeiten: Zoroaster, dem Stifter der neuen indischen Religion; Buddha, dem Stifter des Brahmanismus. Zoroaster ist der arische Abraham und Moses in Einer Person, und Späthja der Vindict, genannt Buddha, der Erlauchte, ist unter allen Religionsstiftern derjenige, welcher Jesu von Nazareth dem Christ am fernsten wie am nächsten steht. Am fernsten, denn er gibt die Wirklichkeit auf, welche Jesus zu göttlicher Lauterkeit erheben will; am nächsten aber an Freiheit und Menschlichkeit: des Gottesbewußtseins und an Erfolg; auch ist er noch mehr gekämpft und widerstanden als Christus. Zwischen ihm und Zoroaster im Osttrien liegt nun eine doppelte, große und dunkle Entwicklung in Indien, eine frühere und eine spätere. Die erste ist die noch nationale, vollständige, naturkräftige und naturwüchsigste der indischen Arier im Lande der fünf Erdbeere, aber die Lebenszeit: ihre Wurzeln gehen noch über Zoroaster hinaus; die andere ist jener phantastische Auswuchs des arischen Wesens in Sinesien, das Brahmanismus: ein in den letzten Jahren mit großer Einseitigkeit und Uebertreibung gepriesenes Erzeugnis, theils der Selbstsucht der Priesterkaste und der Fürsten, theils der

strebenden Kraft der übergeordneten Sinnlichkeit in jenem unmittelbaren.

Vorhalle hierzu sind die turanischen und chinesischen Stämme, und wieder vor diesen steht als Uebergang vom asiatischen das Gottesbewußtsein des alten Aegypten.

Ist nicht möglich, das einzelne hierüber ausführlicher verfolgen, wir müssen uns darauf beschränken das allgemeine anzuführen, was Bunsen selbst am Ende seiner Darstellung als „die bleibende große Errungenschaft“ der ersten Klasse angibt:

Sie haben, erstlich, Gott wirklich in das Weltall gesetzt, zwar als den bewußten Geist, der im besonnenen Geiste strahlt, und nicht allein im Gewissen empfunden, sondern von der Vernunft, wenigstens in den Schranken endlicher Formen, erkannt wird. Dadurch haben sie eine Einseitigkeit des sich mehr und mehr vereinzelnden jüdischen Gottesbewußtseins lebenskräftig, weltgeschichtlich ergänzt, und das Vermögen des arthastig einzigen, persönlichen Gottesbewußtseins Jesu Nazareth, also das wahre Christenthum möglich gemacht. Sie haben, zweitens, nicht den freien Staat gegründet, sie haben den frommen und freien häuslichen Herd aufzu- und aller staatlichen Weihe und Freiheit Sinnbild, Anfangsbedingung. Dadurch ward erst die hellenisch-römisch-germanische Entwicklung möglich.

Das vierte Buch leitet nach Europa. Die Jonier bilden den Grundstamm des hellenischen Gottesbewußtseins; ihm folgt das römische und germanische. Die Theile reichen von Homer bis auf Tacitus, „den Anfang und Barock der römischen Welt“, dem als römischer Prophet Cicero vorangeht. Vor allen und in den freien Städten Joniens das Epos entsteht, dessen Idee, „das Urtheil und die große poetische unsern Stammes“, dort zuerst und sogleich mündig und vollendet erspielt, denn die Kritik der Zeitung stellt das indische Epos jenem ebenso sehr an die Seite, wie es an Kunstwerth von ihm übertroffen wird.

Diese Epoche heißt auch die vorsolonische, denn in der Person Solon's wird das hellenisch-arische Gottesbewußtsein in Europa weltgeschichtlich im Leben wie in der Wissenschaft und Kunst, bis zu ihrer Gipfelform in Sokrates und Platon.

Auf dem Grabe der Freiheit endlich, welches Aristoteles in großer Zeitgenosse Demosthenes sich öffnen sah, und welches sie beide hinabliegen, hoffnungslos und doch nicht zu überwinden, stand noch Jahrhunderte die letzte Verwirklichung des Gottesbewußtseins der Hellenen, die Kunst. Rom interdeffen angefangen der arischen Welt in Griechenland den Geist des Rechts und der Macht aufzudrücken, und ging erst den Anfang unserer Zeitrechnung in Caesarismus unter, in der sechshundertjährigen Reihe großer Persönlichkeiten von Servius Tullius bis auf Marcus Tullius Cicero, und Caesar.

Das Göttliche offenbart sich bei den Hellenen wie bei den Römern zuerst als „volkstümliches Gemeinbewußtsein“. Der politische Kosmos, ein städtisches Leben, das in der Griechen ausbreitet und verbindet, aber vom Anfang an ist das Bewußtsein des politischen Kosmos den mit dem des religiösen, aus welchem es entsteht und von welchem es die Weihe empfangen. Bei den Römern geht sehr bald eine volle, aber auch nur eine Stadt begründete Freiheit hervor, und die Ent-

Es muß nun dieser begeisterten Darstellung gegenüber allerdings auch ausgesprochen werden, daß Bunsen die Mängel und Gebrechen dieser Entwicklungsreihe keineswegs verkennet und sie vielmehr einer strengen Beurtheilung unterzieht, ebenso wie die des jüdischen Volks. Es geschieht dies namentlich dem Christenthume gegenüber. Bei dessen Eintritt

sagen die Reichen der drei großen Volksthumlichkeiten der Alten Welt gleich am zur Tortenschau vor dem Betrachter, obwohl nur das jüdische Staatsleben wirklich vernichtet war. Sie waren dem Verderben geweiht, jede durch eine eigene vorherrschende Sünde. Der Grieche wollte nur genießen und spiegelte sich wohlgefällig in seinem Ich, seiner Weisheit und Kunst; der Römer wollte alles beherrschen, um seiner kalten Selbstsucht mehr und mehr zu fröhnen; der Jude wollte sich feindselig abschließen als Volk Gottes, aber seine habgierigen Reichen unterdrückten mehr und mehr ihre Armen. Allen dreien verkündete nun der Christ das Ende der Welt, wenn er vom Griechen Enthaltensamkeit und strenge Keuschheit forderte, vom Römer bescheidene Liebe und Demuth und vom Juden Aufgeben seiner abschließenden Abgeschlossenheit am Außerlichkeiten willen und seines kühnen Strebens nach Gelderwerb.

Dieses Urtheil wird noch verschärft bei der Entwicklung des einzelnen und wird am stärksten verwerfend bei der Darstellung des Gottesbewußtseins der Römer: ein Abschnitt, der an geistvollem Inhalt den vorhergehenden Kapiteln über das hellenische Bewußtsein sich würdig anreicht, während er diese an Präcision des Ausdrucks

noch übertrifft und dem Referenten in dieser Beziehung überhaupt am höchsten im ganzen Werke zu stehen scheint. Die Schwierigkeit der Aufgabe dem reichen Material gegenüber ist einleuchtend und wird durch die eingehende und umfassende Behandlung noch gesteigert. Schon die Einleitung zu dem dritten und vierten Buche spricht es aus für das Ganze, daß das Maß der Vorsetzung „nicht ohne strenge Selbstentfagung“ danach bestimmt werden mußte, ob das Vorzutragende bereits der gebildeten Leserschaft bekannt war oder nicht. Hauptgeschäftspunkt in der Darstellung ist

das Thatsächliche, die schlagenden Stellen der hierher gehörigen Urkunden den Lesern vor Augen zu stellen, als den unmittelbaren Spiegel jenes Gottesbewußtseins, dessen Einheit ebenso wol als die Eigenthümlichkeit des einzelnen anschaulich gemacht werden soll.

Zu diesem Zwecke werden nicht nur die Quellen bei der Darstellung der Persönlichkeiten und Epochen citirt, sondern es sind dem Werke auch ziemlich umfangreiche Beilagen beigegeben, die behufs einer weitern Ausführung den Nachweis geben, und so wird denn ein großartiges Gemälde von der geistigen Entwicklung der Hellenen entrollt, soweit es für die Aufgabe des Werks von Bedeutung ist. Von den ältesten Zeiten des hellenischen Schriftthums an wird das Gottesbewußtsein im Epos, in der Fabel, im Drama, in der Weltgeschichte und in der Philosophie dargestellt. Dagegen sollen keineswegs etwa nur einzelne Aussprüche jener Dichter oder Philosophen gegeben werden, welche die vorzüglichsten Organe jenes Bewußtseins gewesen sind: es handelt sich um die weltgeschichtliche Bedeutung des Epos und Dramas an sich. Auch soll das Gottesbewußtsein der Hellenen nicht im allgemeinen gezeichnet werden, wie es sich im Gottesdienst und ihren Mythen, in den Werken ihrer Dichter oder Künstler oder auch in ihrem häuslichen und gemeinsamen Leben darstellt. Es handelt sich einzig darum, welches Bewußtsein die Griechen gehabt und urkundlich und überliefert haben von dem Walten des Göttlichen, den Gesetzen dieses Waltens und seiner fortschreitenden Verwirklichung. Organüber den Forschungen hierüber sollen nicht diese, sondern nur die Iden dargestellt werden, die sich bei der Forschung bewährt haben, und als letztes Ziel dieser Darstellung wird bezeichnet, sie solle nicht nur das umfassen, was im gewöhnlichen Sprachgebrauche „religiöses Leben“ heißt, sondern

es soll versuchen, eine Ahnung zu geben von jenem Nahen göttlichen Bewußtseins, welcher das ganze hellenische Leben durchströmt, und von jener Amuth, welche die Strenge der Betrachtung durch die vollendete Form mildert.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Schilderung des Gottesbewußtseins im hellenischen Gemeinleben. Es ist leicht zu sehen, mit welcher Vorliebe der von dem Geiste des klassischen Alterthums angewohnte und befruchtete Geist des Verfassers diese Zeiten betrachtet, und wie bei aller Berücksichtigung ihrer Mängel doch ihre Vorzüge und ihre Herrlichkeit besonders hervorgehoben werden. Indessen wird jedem Kenner des Alterthums diese Betrachtung nur angenehm berühren; sie hat auch gegenüber

manchem aus Parteilichkeit oder Unwissenheit kommen verwerfenden Urtheile der Gegenwart ihre volle Berechtigung. Mit den

gekauften oder ungekauften, claffischen oder unclaffischen Dingen, mit den Helten des dreißigjährigen Frie des und mit den edelsten Nachfolgern, unsern Vordemern oder Vordemern niedriger Selbstsucht und Eitelkeit oder des Roms der ihnen der wahrhaft hülfreiche Gott und Erlöser ist, will Wunfen in einer so engen Betrachtung zu streiten. Aber er möchte sich verständigen mit den „Seelen“, welche glauben, alle Flüche des Allen und des Gesezes gegen die Abgötter und Jansen: die Hellenen anwenden zu dürfen und zu wiken. Ist ihnen zunächst den falschen Monotheismus der jüdischen und christlichen Judenthums von Efra bis Mendelssohn entgegen, der es doch nur bis zu „höchsten Wesen“ bringt, das außerhalb der Welt wenn es auch der alldurchdringende Geist genannt durch eine unübersteigliche Kluft geschieden von der Welt und dem Menschengesichte, in welchem er doch wohnt. Ein solcher Gott kann nur einen äußerlichen, rituellen Gottesdienst haben: das wahrhaft Göttliche der Welt verehrung tritt durch die Außerlichkeit des Rituals wie durch die Zersplitterung und Verwirrung der Gewissen als einzig erkannten Gottes zurück; der falsche Monotheismus liegt gewissermaßen dem korn Glauben noch ferner, insofern er die Verkümmern des höchsten Gottesbewußtseins vom Götzen darstellt. Ist es aber noch ein anderes, was Wunfen durch senden Urtheil des hellenischen Alterthums gegenüber

Man ist gewohnt, zum Theil gerade durch Schuld Lobredner eines eingebildeten Griechenthums, das Helten eine Abwesenheit enger Gottesverehrung und überaus religiösen Lebens zu sehen. Von solchen Helten ist der Helten ein Helthen ohne alle Befehle und ohne alles tiefen Bewußtseins anfangend: ein seliges Schweben, sei es in der Welt, sei es in der Fülle, Kunst und philosophischer Erkenntnis. Eine neuere Partei dagegen würde nichts Gutes an ihm finden, als die nicht zu leugnende Unabständigkeit, wodurch sie Kantoras zur Nacht nötigen, in die Fülle zu entgehen, welchen Sokrates wirklich trafen und jenen Inquisitionswort, welchem Aristoteles den Entzerrung sich entzog, damit sie (wie er sagte) den geistlichen verübten Fessel nicht an ihm wiederholen mögen.

Um es also unmissverständlich auszusprechen, was in gleichen Geschwägern angeblicher Philosophie oder Helten zu halten sei, wollen wir sagen, daß umgekehrt das ganz des klassischen Alterthums, insbesondere der Hellenen, in mehr sich von Göttern und religiösem Gefühl durchdrungen als das der modernen christlichen Welt. Ein Götteropfer für die Götter zu Anfang des Rhythmus; Gebet in Öffnung aller öffentlichen Versammlungen und Versammlungen führen alles Guten und Gütlichen auf die Götter. Gebendes Bewußtsein endlich der Notwendigkeit des Helten der freiwilligen Selbstbeschränkung: auf welcher Seite ist Helthen? Selbstüberhebung gilt den Hellenen nicht als lächerlich, sondern auch als unfromm und unklug; es ist etwas Götteslos. Dann aber, jene Bewährung der Helthen, für welche man ganz besonders das athenische Helthen war sie bei ihnen an die Beachtung besonderer heiligen Helthen und an Begehung mythischer Helthen geknüpft, und was mehr an die Ausübung der Tugend, voran der Helthen dann der Helthen und Tapferkeit (gegenüber der Helthen) und der alles zusammenfassenden Gerechtigkeit? Helthen

Begriff des Opfers, der Genossbegriff aller Religionen, gesetzt: die ägyptische Opferhandlung der Gemeinde, und nicht in die ständliche Hingabe an das Vaterland, zum Schutze des Gemeinmen, welches sie mit den Worten „das Heilige und das Gerechtige“ bezeichneten, nämlich der Gotterverehrung und des heiligen Staats? Endlich jene angeblich gottlose und raffinierte Heilsgemeinde, erwähnte sie während vieler Jahrhunderte ihren Gesetzgebern und zu ihren Propheten vorzugsweise die Weisen, oder die frommsten und ernstesten Männer? Abschluß: Sophokles waren ihre Männer, nicht Agathon und Euripides. Wie Solon der größte und edelste Staatsmann der Zeit: Aristophanes war, so Demosthenes des Unterganges; beide waren Weisen.

Als ein umfassendes Bild des Edeln und menschlich opferlichen in dem Leben und Charakter des athenischen Volks wird hierauf noch Niebuhr's vertheidigende Schilderung gegeben, welche in bereicherter Weise die Selbstprüfung und Selbstüberwindung, den Muth und das stehende Beharren in dem Bewußtsein eines edeln Entschlossenen, dessen Ausgang unglücklich war, den opferreichen Patriotismus und die gläubige Unterwerfung unter Gottheit darstellt, wie diese Tugenden in dem Volke Atheners wohnten.

Die unglückliche Zersplitterung des Gottesbewußtseins, die Mehrheit der Götter und seine Schwächung, die überwiegende Richtung auf das Wissen und die Vergötterung des Schönen, also durch die Trennung beider vom Guten und Schönen, kann von niemandem geleugnet werden. Aber diesem Tadel sollen nur die antworten, die das „Göttliche der Schönheit und Göttliche im Wissen“ nicht verkennen, und nicht jene gezeichneten Barbaren der Gegenwart. Was endlich selbstfüchtige Gespakenheit, die Unthaten des Bürgers, das Buhlen mit dem Auslande und den Verrath ist, was alles in seiner Schwere nicht verkannt wird, ist das mindestens zum großen Theile die Schuld der korrumpirten Führer gewesen. Namentlich im letzten Kriege gegen Philippus und Alexander ist aller Verrath alle Schlechtigkeit auf der ungemeinlichen Seite, und es wird es ausgesprochen:

Die Gesetzmäßigkeit entwickelt sich mit dem Gottesbewußtsein: sie ringt sich empor zur Freiheit, nicht wider die Götter, sondern im festen opfermüthigen Glauben, daß die Gottheit mit ihr ist, weil sie es mit dem Rechte hält und weil sie den Strafen.

Die andere Behandlung erfordert die Darstellung des heiligen Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Götter. Nach der Individualität dieses Volks ist sein Gottesbewußtsein auf einem andern Gebiete zu suchen. Der Gegensatz des weltgeschichtlichen Gedankens der weltgeschichtlichen That, der Bewährung durch Gedanken und durch den Willen kommt hier zur Geltung. Darum steht auch das gemeindliche Bewußtsein höher dem im Schriftthum voran. Der Grund des römischen Gottesbewußtseins in der politischen Ordnung ist das Recht und seine Verwaltung. Das „die Prosa der Gerechtigkeit, der Ensticus des Rechts“, ruht auf der Gerechtigkeit und auf der Verherrlichung. Aber es fordert eine unbedingte Gelte für sich; es bezieht sich auf die Lebensverhältnisse

und ha
grad u
Recht i
Tragob
denn i
„E
wahr,
Glück u
getrennt
lichen L
Ergebnis
im Sta

So
Schuldi
lichen G
und go
und G
sches I
herrsch
also st
derben
Rechts
Sitteng
der Ad

Al
bringen,
konnte.
nigen,
und die
hatte Al
beschäfti
wusste,
Bestehen
verschwa
haupt d
war ihm
tete er f
Rena für
sondern

Als nun der Einfluß des Hellenenthums „mit aller Macht des Geistes und der Schönheit“ auf das Rom des 7. Jahrhunderts eindrang, zeigte sich der Abgrund, in welchen man gerathen. In den oberen Kreisen glaubte kein Mensch mehr an die überkommene Religion; findet doch bezeichnend genug in den Büchern über die Natur der Götter gerade der Pontifex als solcher den besondern Beruf, den Glauben an die von den Göttern gesandten Traumgesichte lächerlich zu machen. Die Herrbilder der griechischen Philosophie, Epikureismus und Stoicismus, wurden die herrschende Weltanschauung.

Vergeblich versuch
eben wie die Hegelese
und ihre Gesinnung sp
Es ist ja dieses die le
an denjenigen rächt,
es gar noch dazu für i
wollen, die denn doch
Natur sind. Diese ge
wesentlich zur Weltord
Grunde gottlosen Welt
und dem Untergange v
zeuge der göttlichen Ra
mit zur Strafe.

Da tritt nun der germanische Geist in die Weltgeschichte ein als bildungsfähiger, thatkräftiger, rebellischer Barbar, wie der Blick des letzten römischen Propheten das Volk der Zukunft in den deutschen Wäldern erspäht hatte. Die einzelnen vertrauen hier einander und lassen sich durch nichts Außerliches in Furcht setzen oder irre machen, weil das Ganze auf der freien, sich selbst vertrauenden guten Persönlichkeit beruht. Im Gegensatz zu den Griechen halten sie am Kern und Wesen fest, mit einfacher Form, aber doch dem Schönen nicht abhold. Der Gegensatz zu den Römern ist das Fernhalten der äußern rechtlichen Form für das Innerliche, also des Buchstabenglaubens und der rechtlichen Spitzfindigkeit.

Das ist das Ende des arischen Gottesbewusstseins in der alten Welt, und durch seine Entwicklung ist die damalige gestiftete Welt wunderbar umgestaltet:

Die Grenzen der Menschheit werden nicht allein erweitert, sondern es wird mehr Göttliches in alle Werke und Thaten der Völker aufgenommen. Die nachdenkende Vernaunft wird sich ihres Verfalls bewußter als je vorher, nachdem sie die menschliche Welt immer mehr und mehr mit Vernaunft erfüllt sieht; an das Gute wird geglaubt, und also an die gute Gottheit und die Vorsehung, weil im großen und ganzen das Gute siegt und das Böse der gerechten Ahndung des Göttlichen verfällt. Unermesslich ist daher der Fortschritt der europäischen, im Vergleich mit den asiatischen Völkern, unschätzbar der Gewinn, welcher durch sie der Menschheit aller Zeiten erwuchs. Die Zeit der eigentlichen Wüstenlebens, des Suchens der wirklichen Gegenwart Gottes in „Werken der Hände“, als den Bildern äußerer Na-

In der Brust des Menschen
die wirkliche Gegenwart; er
weist es offenbart. Danach
es Gemeinwesen gegründet;
Stelle eingenommen und

dieses erhabene Bewußtsein
hie sinken und untergehen;
ütterung ihres Gemüths, bei
ner widerstandlosen Macht

und ihrer vollendeten Staatskunst. Der griechische Philosoph überlebt die Freiheit seines Vaterlandes, der letzte römische Prophet empfindet in sich bereits den ganzen Jammer des nahenden Verderbens, nachdem sein Vorgänger vergebens gesucht hatte, den Abgrund durch Täuschungen zu verdecken.

Jener „göttliche Instinct der Menschheit“ scheint verloren. Den Anfängen der Religion des Geistes bei den Ariern stehend gegenüber, die bei den Semiten gemeinsames Bewußtsein geworden war, bewies sich die römische „Nationalverdorbenheit“ als unüberwindliches Vorurtheil. „Wie konnte von den Barbaren Heil kommen?“ sagte auch Tacitus, als das Christenthum ihm entgegentrat. So erwiesen sich die bisherigen Mächte als unverwundbar, den Untergang aufzuhalten, selbst den eigenen. Ein neues Element mußte an die Stelle der bisherigen nationalen Entwicklung treten, ein allgemeines „menschheitliches“. Das Christenthum, die Macht der reinen Persönlichkeit, wie sie in Christus austrat, „eine rein menschheitliche Macht und eine wahrhaft geistige innerliche“, gegenüber der nur nationalen Entwicklung der Alten Welt konnte allein die Neue Welt hervorbringen. Ihre Entwicklung des Gottesbewusstseins ist daher unverständlich ohne die Persönlich-

keit Jesu. Nur in der fortlaufenden Vergleichung der vollendeten Persönlichkeit und des von ihm gestifteten Heils finden wir einen Maßstab für die Beurtheilung der weltlichen Vergangenheit, den Schlüssel für das Verstandene unserer selbst und der Gegenwart und einen Leitfaden für unsere Ahnung der Zukunft. Dieses Gottesbewußtsein Jesu wird nun im fünften Buche in zwölf Epochen des neuteamentlichen Stiefens gegeben, und dem eben ausgesprochenen gemäß werden dann die Entwicklungsstadien des Gottesbewusstseins der christlichen Völker nicht nach Nationalitäten, sondern „nach den zwei höchsten Gegensätzen“ vorgeführt, der Gemeinde und der weltlichen Leistungen. Drei Abtheilungen werden hier gebildet: die verfolgte Gemeinde, die herrschende Weltkirche und die Zeit seit der Reformation, dem die jedesmaligen Propheten anschließen. Diese Theilungen stellen dar, wie durch die Entartung und Verfallung der Grundbegriffe der Kirche, des Gemeinwesens in Priestertum, des Selbstnisses der Aufopferung Selbst in sakramentalisches Symbol (Abendmahl, Insubstantiation), des Wunders und Mirakel (wunder Empfangnis der Maria), die neue Bildung des Gottesbewusstseins, ihre sittliche Kraft und also ihre weltliche Stellung mehr und mehr verlor, bis aus drei Elementen, dem christlichen und germanischen, ein neuer Spross neuen Lebens hervorkam: die religiöse und die bürgerliche Freiheit.

Dieser Spross setzte unmittelbar und organisch an das Evangelium vom Heilande der Welt, und an die ganze christliche Gemeinde an, das Uebrige nur als Baustoff zu geschichtlichen Spiegel der Nachahmung oder der Nachahmung. Auf diese Weise ward, nach beiden Seiten hin, dem religiösen und kirchlichen Leben und dem bürgerlichen Staatlichen, von unten aus die Menschheit erneuert. In dieser Innerlichkeit ist jene gesellschaftliche, kirchlich-staatliche Organisation, welche die Ahnung edler Geister wie in einem Schmelzofen und verkündet, die Sehnsucht der Völker lange Zeit hindurch vergebens herbeigerufen und erfüllt hatte, welche die Menschheit des Mittelalters im Begriff stand, zu zerfallen, aus Unglauben an Gottes Gegenwart in den Dingen.

Die klassische Entwicklung steht nun freilich von lange herein der christlichen gegenüber in Nachtheil. Erhabenheit des von Christus für die Neue Welt gebotenen geistigern und freieren Standpunktes, die als Musterbild der ganzen Menschheit gezeigte Welt des großen Lebenswerts für einzelne und für die Völker bedingen eine viel längere, weil menschlichere und geistigere Entwicklung. Und dennoch fragt schon die Geschichte, ob wir denn wirklich in der Gesamtentwicklung fortgeschritten sind als die Heiden, ob das Christenthum bereits die ganze Fülle des Großen und Schönen entwickelt habe, welches in seinen Anlagen und Zielen ruht, ja ob das, was unserer ganzen Entwicklung menschliche Form und Einheit gibt, das Christenthum, durch die bisherige achtzehnhundertjährige Entwicklung erschöpft, oder der begonnene Kulturfortschritt jenem Anstoß im 16. Jahrhundert vollendet sei? Es vermahnt sich dagegen, daß solche Fragen „als

so weltfremdlich oder schwärmerisch" befestigt werden. Es will weder nur Verfall noch Altersschwäche in unserer Erkenntnis erkennen und verwirft dafür neben jenen unvertrockneten Fortschritten geistlicher Freiheit besonders auf die Reine, weil geistigere Bewegung, welche neben dem Hergeht:

Wir meinen die durchaus ursprüngliche und neue Entwicklung des Gottesbewußtseins in der Wissenschaft des Geistes, als im des reinen Gedankens, und in der Forschung, als der Idee des Geistes in den Thatsachen der Weltgeschichte: zwei Entwicklungen, welche ihre Einheit und ihr Ziel in dem Gottesbewußtsein der Menschheit als der endlichen Verwirklichung Gottes auf der Erde haben, also in der wahren Religion.

Leibniz schon hatte es erkannt,

dem Denker und Forscher jetzt der heilige Beruf des Hohenpriesters in der neuen Welt zugefallen war, und daß es auf diesem, diesen Beruf mitten in der Errettung und inneren Freiheit der Gegenwart geltend zu machen. Die Männer des Gottesbewußtseins sollten die Priester der Wissenschaft des Geistes und der Thatsachen der Entwicklung des Geistes, die der Menschheit werden, und der Glaube an die erkannte Freiheit sollte an die Stelle des Glaubens an die Heiligkeit ihrer Ueberlieferung treten. So nur konnte der in der Verklärung des Mittelalters und in seiner Gottlosigkeit und Verwirrung tief erschütterte, ja vorzugsweise in den oberen Schichten zerrüttete Glaube der Menschen an eine allgemeine stützende Ordnung wieder belebt, die Menschheit vor Schwärmerie wie Verzweiflung an Gott und Welt bewahrt werden.

Dieses Streben, die Selbstständigkeit des persönlichen Geistes und die Wirklichkeit der menschlichen Entwicklung einer göttlichen, philosophisch zu begründen und zwar in Speculation und Forschung zugleich war „europäisch christlich“. Es ergriff die ganze europäische Menschheit, insbesondere die der evangelischen Völker, wo die Wissenschaft eine Heimat gefunden, und wuchs natürlich naturgemäß hervor aus dem innersten Wesen deutschen Geistes, wie der gegebene Anstoß tief in die frühe Bildung eingreift durch den befruchtenden Einfluß speculativen Ideen. Indessen ist auch der anfangs als vermeinend zeigende französische und der „zuwartende“ englische Geist in diesen Strom weltgeschichtlicher Achtung hineingerissen worden, ja Deutschland wird neuen Anstrengung bedürfen, um mit dem, was dort vorbereitet, Schritt zu halten „in der allgemeinen streben positiven oder Realphilosophie des Geistes“. Diese Entwicklung des Gottesbewußtseins als Wissenschaft der Weltgeschichte bezeugt nun auch einen neuen Fortschritt der realen Entwicklung des Göttlichen in der Welt selbst und offenbar so das Fortschreiten des Werden gesetzten göttlichen Geistes. Es liegt im Wesen des im Endlichen sich entwickelnden Göttlichen, daß im Bewußtsein seiner Wahrheit durch den Begriff selbst gelange. Aber auch die gelungenste rein blasse Entwicklung ist noch nicht das höchste Ziel. Speculation und Forschung sind die beiden notwendigen Hüfen zur weltgeschichtlichen Darstellung der Entwicklung selbst, und zur Veranschaulichung der Gesetze derselben: als der des göttlichen Kosmos des Geistes im Endlichen.

Wissenschaft und Philosophie müssen hierbei zusammenwirken, um in gemeinsamer Wirkung ihr Höchstes

Allerdings können diese Formeln das vollständige Verständnis nicht bieten, indessen muß für ihre Ausführung auf das Werk selbst verwiesen werden. Wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß der geistvolle Inhalt der Bedeutung des Gegenstandes vollkommen entspricht und daß die Präcision des Ausdrucks die darin gebotenen Wahrheiten zur völligen Würdigung gelangen läßt. Dies gilt auch von den ausgesprochenen Folgerungen, in welchen zuerst die Wissenschaft des Geistes und deren praktische Anwendung, die Rationalerziehung und die höhere Bildung, dann aber das Kirchliche, Staatliche und die socialen Zustände betrachtet werden. Das Hauptsächliche wird in

Die Philosophie der Erziehung ist in Form der Sprüche in Staaten leben. Es befaßt sich

In schon von Gedanken für die Teilung scharfen

Widerstand, immer gleicher **Widerstand** nach **Kritik** kann
geboten. In der kirchlichen Folgerung ist er dem alten
Standpunkt treu geblieben, die Freiheit und die Rechte
der Gemeinde zu verteidigen, in der gewissen Erwartung,
daß auf diese Weise die gegenwärtige unruhigere Krise
der Christenheit zu einem geordneten Aufstehen zum Leben
werde. Die politische und sociale Folgerung erkennt end-
lich die Nothwendigkeit der bürgerlichen Freiheit nach der
christlichen Weltordnung an, weil das Reich Gottes durch
Völker und Staaten fortschreitet. Aber nur die gesetz-
liche Freiheit ist richtig, ja sie ist „die Gewähr der Auf-
richtigkeit des evangelischen Bekenntnisses“, nothwendig
auch zur Bildung gesunder Gemeinden und zur Herstel-
lung der Harmonie des Lebens. Jetzt thut sich allgemein
ein Regen des religiösen Geistes kund als Nationalfache.
Die politische Krise ist eine religiös-kirchliche geworden
und die religiös-kirchliche eine politische: die Völker und
Staaten bedürfen aber einer innern, stillen Erneuerung.
Die Völker verlangen von den Regierungen größere Frei-
heit, die Regierungen größere Opfer von den Völkern,
aber wenige ziehen daraus einen richtigen Schluß: ein
innerer Widerspruch, welcher eine Weltkrise herbeiführen
muß. Für die sozialen Zustände muß der Gegensatz zwi-
schen nationalem Christenthum und der Wirklichkeit überhaupt
einerseits und Religion und Frömmigkeit andererseits eben-
so aufgehoben werden, als der Gegensatz von Wissen-
schaft und Forschung mit Religion und Theologie, oder
als der zwischen Freiheit der bürgerlichen Gemeinde und
Freiheit der kirchlichen. Den socialistischen Umwälzungs-
trieben kann nur durch die wahre sociale Ordnung und
die daraus hervorgehende Erneuerung der geselligen Zu-
stände mit Erfolg entgegengearbeitet werden. Die bevor-
stehende europäische Weltkalamität wird wie alle vor-
hergehenden ein Weltgericht sein und nur eine größere
und herrlichere Entfaltung des Weltreichs zur Folge
haben. Der Sieg des Guten auf der Erde ist das Ziel
der Geschichte, aber die Entfaltung des menschlichen
Geistes als eine Entfaltung des Geistes, Unendlichen
in der Zeit ist nicht nur eine fortschreitende, sondern sie
muß als eine nach menschlichem Maßstabe unendliche an-
genommen werden, d. h. als ein Fortschritt, dessen Ende
nicht bestimmt ist nach menschlichen Zeitverhältnissen. Diese
Entwicklung ist aber nichts anderes als eine immer zu-
nehmende Vereinigung von Erkenntniß und Sittlichkeit,
eine immer innigere Durchdringung des Wahren und
Guten, also die vollkommenste Schönheit. Beides, Sein
und Erkennen, Wahres und Gutes, sind eins in Gott
und in menschlicher Unvollkommenheit, auch in der Mensch-
heit. Wir sehen sie bei richtiger Beobachtung in der
Geschichte Hand in Hand gehen, „wenn auch in Knecht-
gestalt und dem gewöhnlichen Auge verbüllt in den Lappen
der menschlichen Unvollkommenheit, außer wo sie in ihren
Wirkungen sich unwillkürlich in der Welt geltend machen“. Diejenigen,
welche diese Vereinigung als die wahre Welt-
heit lehren, sind die wahren Jünger der Weltweisheit;
diejenigen, welche durch ihr Leben und Wirken diese Welt-
heit betheiligen, die wahren Jünger Christi.

Es regt sich denn in dem ganzen Buch ein be-
stimmter Geist und eine gesunde Liebe, welche im
unbefangenen Leser fühlbar werden und nicht ohne
Eindruck bleiben können. Der Geist, der in den Buch
weht, ist der alte, den wir in allen Christen wieder-
finden. Es ist daher ein tüchtiger Baustein zu den
heilighen Werken, daran er arbeitet, und das nach
eigenen Worten in dem „Bibelwerke“ seinen Geist
Die Ausdrucksweise läßt allerdings einzelnen noch
Präcision angezeigten Abschnitten gegenüber eine
Kürze nicht selten vermissen, die besonders wegen
Reichtums und Umfangs des gebotenen Stoffes den
und die Wirkung erhöhen müßte. Indessen liegt
Leser, der sich mit Bunsen's Ausdruck nur einigerm
bekannt und vertraut gemacht hat, gerade hier so
und reiche Schätze zu Tage, daß er ihm das Zugeständ-
nis seiner Eigenthümlichkeit gewiß machen wird.

Unter den kirchlichen Wirren der letzten Vergangenheit
geschrieben, gilt das Buch Bedeutung auch für die
tischen Zustände der Gegenwart, und ohne politischen
wollen, dürfen wir es doch sagen, daß die darin
gesprochenen Ideen maßgebend sind für die Beurthei-
lung dieser Ereignisse im großen und ganzen. Möge
in dieser Beziehung das hoffnungsvolle Lebensgefühl
der fähigen Glaube des Verfassers Klarheit und neue
Sagen bringen!

Madegh-Literatur.

Noch immer ruft das Gedächtniß des verewigten
welchem Gedenken's Kaiserthum seine Rettung verdankt.
Schriften hervor, die neben den früher erschienenen zu
Berechtigung in Anspruch nehmen können. Wir haben
aber drei zu berichten, die wir als Ergänzungen und Auf-
zu den schon in Nr. 36 d. Bl. f. 1858 besprochenen
betrachten können, und indem wir dort die glänzende
Madegh's nach seiner von einem alten Freunde und Waf-
ten gegebenen Biographie verfolgt haben. Dann wir um
um Wiederholungen zu vermeiden, auf Hervorhebung der
schärfsten, was uns diese neuen Schriften wirklich zu
enthalten können.

1. Im Herrn Madegh's. Skizzen aus den Jahren 1841
1849 von Joseph Werra. Breg. Gebauer. Gr. 8. 1

Ein frisches, gesundes Soldatenbuch! Der Verfasser
basselle seinen Waffengefährten aus der italienischen Armee
erzählt in lebendiger, ansprechender Weise, was er selbst
denkwürdigen beiden Kriegsjahren gesehen und mit durchge-
het. Jetzt steht er wiederum in Italien. Aus einer
Mittheilung wissen wir, daß er im Infanterieregiment der
Belgier dient, welches an der Spitze der Königlich-
Armee in Mailand einrückte, dessen schmerzliche Aus-
von Wien nach der Lombardie durch den verhängnisvollen
schmerzhaft nötig wurde. In vier Tagen traf das Reg-
ein, während bei seinem ersten Marsche von Böhmen nach
land im Winter 1847 Brunn 49 Tage gebrachte. Wir
dem Schlachtenberichte von Magenta, daß das kaiserliche
König der Belgier mehrmals das von Brückmannen
hatten Ponte di Magenta geküßt habe; und daß der
Offizier, den wir aus seiner Schrift lieb gewonnen haben,
verschont geblieben sein!

Er schildert die Stimmung in Mailand, die ihm am
Tage seiner Ankunft in Mailand, den 29. December 1847
fiel, mit manchem charakteristischen Zuge; sie wurde im 1

auf eine drohliche Weise hand greifen, indem einem eleganten Dragoneroffizier, mit dem er in heiterer Stimmung durch die Straße Rabegonda lustwandelte, plötzlich aus einem Hause — aus jener Laterne! — „ein sonst sorgfältig verborgen gehaltenes Geräth“ auf den Kopf geworfen wurde, an seinem Helm zerbrach und mit seinem Inhalte den schönen, weißen Wassenrock gänzlich zu Grunde richtete. Die bekannten Vorgänge, welche im 18. März vorkam, übergehen wir, doch dient dies kleine Werk in seinen Einzelheiten vielfach den erstern „Erinnerungen aus Viterbo“, welche vom höhern Standpunkte der Zeitgeschichte geschrieben sind, zur Illustration. Am 18. März hatte Bruna als Gabel mit 18 Mann die Wache an einem Criminalgebäude, als der Volksaufstand seinen Anfang nahm; um Mittag wurde er von einem alten Corporal abgelöst, der wenige Stunden darauf dort bei der Vertheidigung seines Postens fiel. Die Darstellung der persönlichen Theilnahme des Verfassers an dem am folgenden fünfjährigen Straßenkampfe wird unsere Leser interessieren; auch der Soldatenhumor fehlt nicht, so ist z. B. die Schilderung, wie in einem eleganten Buzladen der Zwölfschinder geschacht wird, um das Thor des Broletto einzuschließen, höchst ergötzlich. Bruna war bei der Colonne, welche dies Gebäude umrante. Einem Soldaten wurde durch einen unhörbaren Schuß mit Schießbaumwolle der Tschako durchlöcheret; der erste Gedanke des ehrlichen Böhmens war nicht die Todesgefahr, in der er geräth, sondern sein Hauptmann, der über das Loch ungehalten sein werde: „Hromel! co tomu řekne pan hejtmán!“ (Donnerwetter! Was wird der Herr Hauptmann sagen!) Im letzten Stockwerke und auf dem Dache fand man die Leiche der damaligen Gesellschaft Mailands, die nun zu Gefangenen gemacht wurde, darunter auch Damen; Bruna nennt die ihm bekannte Gräfin Bellati, Gemahlin des Provinzialbelegaten, die mit ihrem Kinde auf dem Arm ihr Schicksal ergeben erwartete. Ein Offizier nahm sie natürlich in seinen Schutz, und Radeßky gab, wie bekannt, sämmtliche Gefangenen, als sie zu ihm in das Castell geführt wurden, frei. Die Wache vor dem Broletto lag einen Fuß hoch mit Dachziegeln, Tischen, Stühlen, Kassen u. s. w. bedeckt, die man den Sturmenden auf den Kopf geworfen hatte, ließ ein geträumertes Piano sand sich vor. Ehre man die Disziplin der Truppen, welche den Gefangenen kein Haar kränken ließ; das finden die Leute aber nicht des Rühmens werth, während sie die Opfer, welche die sogenannte Volkswuth schlachtete, ganz natürlich finden. Die Soldaten halfen sogar der Gräfin Bellati das Silberzeug, das sie nicht dem Böbel, bei nach der Räumung des Hauses sicher einbrach, überlassen wollen, in ihren Tornistern nach dem Castell retten, und es schickte dort, wie die Gräfin selbst bezeugt hat, nicht ein Kaffeelöffel! Das sind die Defterreicher, deren Benehmen in der französischen Zeitungen mit den niederträchtigsten Lügen umgeben haben!

Nach der Räumung Mailands verstärkte das Regiment, welchem Bruna damals angehörte (Baumgarten), die Garison von Mantua, wohnte also der Schlacht von Sta. Lucia nicht bei. Der Verfasser schildert zwar im allgemeinen nur das, was er unmittelbar gesehen und erlebt hat, aber er gibt doch auch des Zusammenhangs wegen die übrigen Kriegsvorfälle, und zwar in einer sehr klaren und ansprechenden Darstellung. Da letztere stets von der damaligen Situation ausgeht, in welcher die Nachrichten sich bei den nicht theilnehmenden Truppen verbreiten und der Verfasser meist die Erzählungen von Augenzeugen überholt, auch den Eindruck wiedergibt, den sie gemacht haben, so gewinnt alles ein ungemein lebendiges und treues Colorit. Die Mail schloß sich Bruna's Regiment nach Radeßky's Plan demarsch auf Mantua wieder der Armee an und kämpfte bei Caratone, Montanara und Goito. Wir lesen mit Antheil mehrere Scenen aus diesen Kämpfen. Dagegen machte das Regiment den Marsch auf Vicenza und die Schlacht, durch welche die Stadt fiel, nicht mit, und der Verfasser war nur Zeuge der Schlüßscene dieses großartigen Dramas. Er führte nämlich einen Transport von Genesenen dem Heere nach und kam eben

zurück gleich
latter
ist er
Ordn
hier
man
Stie
weib
ihre
von
Glück
für
und
Mail
garte
Was
Ordn
bei d
sein
die
1000
in d
geleg
Gefir
und
unser
von
mit
Wass
Wass
abwa
zuge
zu m
Mod
die
aus

daß wenn auch zumeist unfreiwillig, dem gemeinsamen Kreuzzuge Italiens gegen Oesterreich angeschlossen hatten.“ In Parma fand die Wache keinen Widerstand, in Modena wurden die revolutionären Häuser mit leichter Mühe zurückgedrängt, hier glich der Marsch einem förmlichen Triumpheuge, Fahnen, Blumen, guttlauden, grüne Kessel prangten an allen Häusern, Ehrenpforten erhoben sich sogar in einsamen Dörfern. Dann rückte das Corps in Toscana ein; auch hier derselbe Empfang. In Lucca weigerte sich zwar die Nationalgarde, den Oesterreichern die Wache zu übergeben, aber der zur Ablösung befehligte Hauptmann, ungeduldig über das lange Protocolliren, commandirte mit verstelltem Ernst: „Fertig! An!“ worauf die Nationalgarde eiligt die Gewehre wegwarf und davonlief. Ueber Pisa ging dann der Marsch nach Livorno, das noch im vollen Aufstande war. Es wurde mit Sturm genommen, Bruna beschrieb den Straßenkampf, mit dem die Defterreicher nun schon vertraut waren, in seiner Eigenthümlichkeit. Die Insurgenten flohen auf die Schiffe und wurden unter dem Schutze des englischen Viceroyen, abgesehen dieser das österreichische Corps salutirte hatte, fortgebracht, sonst wären sie gefangen genommen und ihre spätere Landung an der Küste des Kirchenstaats verhindert worden, wo sie unter Garibaldi Rom gegen die Franzosen vertheidigten halfen. Auch auf dem Marsche von Livorno nach Florenz wurden die Defterreicher vom Landvolke, das wie überall die conservativen Elemente in sich trägt, als Befreier von der Revolution mit Enthusiasmus empfangen; die Straße von Montetelo bis Florenz war, wie an den höchsten Festtagen, mit Blumen bestreut, und Frauen und Mädchen eilten herbei, die Tschakos der Soldaten mit Rosen zu schmücken. So hielt der tapfere Wapre und mit ihm Erzherzog Albrecht, der Sohn des Siegers von Aspern, in Florenz seinen Einzug. Aber das

von diesem Gesichtspunkte aus ist also das Werk zu betrachten, ob wir sprechen es hier gleich aus, dem deutschen Volke, besonders unter der jetzigen Lage der Dinge zu empfehlen. Die höchsten Belohnungen werden besonders willkommen sein.

Wir folgen der Lebenslaufbahn Radetzky's, wie bekannt sie uns auch ist, in neuer Darstellung immer wieder mit Freuden. Wir müssen wir uns aber, was dieselbe betrifft, auf unsere frühere Besprechung in Nr. 36 d. Bl. f. 1858 beziehen, und aus jenen, aus dem vorliegenden Werke nur einiges hervorheben.

Der reiche Stoff ist im acht Kapitel getheilt. Das erste: „Jugendzeit und Waffenprobe (1766—1797)“ betitelt, bespricht Familie Radetzky's und erzählt dabei eine Sage, die noch der Gegend von Dobru, wo einst Burg Radetz gestanden, z. Ein milder, gütiger Herzog, der aber das Kriegswesen nachlässig, habe sich bei einem feindlichen Einfall mit einer neuen Schaar dorthin flüchten müssen, wo er durch unzugängliche Wälder gedehnt, sicher zu sein geglaubt; ein Hauptmann habe aber Tag und Nacht angelegen, sich in wehrhafte Verfassung setzen und die Bauern mit eisernen Dreschflegeln bewaffnen, denen er dann die Feinde, die auf windstilleen Pferden, von Gestalt, braun und gehörnt erschienen, zersprengt und getödtet. Zum Lohne dafür sei ihm ein großes Stück Land geschenkt worden, wo ihm der Herzog eine stattliche Burg — leicht Radetz — erbaut habe. Der Verfasser bezieht diese Sage auf Dreschflegel wegen auf die Hussitenzeit, wir möchten sie nach Schilderung der feindlichen Scharen eher auf die viel ältere beziehen, wo Kaiser Arnulf die Magyaren zuerst gegen das imährische Reich herbeigerufen. Der Dreschflegel als czechische Waffe ist schon vor Bista gebraucht worden, der überhaupt eine ganze musterhafte Kriegsordnung auf die altböhmische Kriegskunst gründete. Die Illustrationen stellen eine Scene aus dem kriegsreichen Radetzky's Durchsetzen der Sambre 1798 und des Rheins 1796 dar, als er hier Beauvain vor Gefangennahme rettete. Das zweite Kapitel ist „Die hohe Schule des Krieges (1798—1809)“ genannt; mit Recht! In den Bildern: wir Bonaparte's Landung, von Ägypten heimkehrend, lebendige Brücke bei Marengo, von Radetzky's Pionieren bei, Napoleon 1806 recognoscirend und den Moment aus Schlacht von Wagram, wo Erzherzog Karl Radetzky zum ersten Inhaber des vierten Kürassierregiments ernannt. Das dritte Kapitel: „Kriegerische Thätigkeit während der Befreiungskriege 1813—15“, erzählt uns mehr von Radetzky's persönlichen Eingreifen und seiner Bravour bei Kulm, Leipzig und Bar-sur-Aube, als irgendein anderes Werk, weil dem Verfasser hier glaubwürdige mündliche Mittheilungen anstehen. Derselbe solche Angaben in der bei Götting erschienenen Biographie vermisst, hat seinen guten Grund in Radetzky's Weisheit, denn zu jener Biographie hat er ja das Material selbst und das Manuscript selbst durchgesehen. Illustriert sind die Schlacht von Kulm (Dandamm's Gefangennahme), von Leipzig in drei Momenten, die von Bar-sur-Aube und am Vorabend der Einnahme, außerdem Schwarzenberg's Tod und eine Nachbildung von Delacroix's berühmtem Napoleon. Im vierten Kapitel lesen wir „Thaten und Streben im Frieden (1816—48)“, mannichfach illustriert, die Vorkämpfer des Aufstandes sind gut dargestellt. Das fünfte Kapitel: „Der Feldmarschall im Kampfe mit der Revolution“, und den Lesern wegen der Wiederholung dieses Kampfes in den Tagen gewiss das interessanteste sein. Wir finden darin warme und lebendige Darstellung der Verhältnisse und Thaten, die sich gewiss überall Anerkennung gewinnen wird. Die Helden stellen dar: Schönhaas (Verfasser der „Erinnerungen eines kriegsreichen Veteranen“), Wratislaw, Wohlgenuth, d'Apre, (der jetzt unter dem Kaiser zur Leitung der Operationen in Italien berufen ist), Fürst Felix Schwarzenberg (zuletzt Preussischer Minister), Benedek (zu dessen Thatkraft die Armeen heute noch das größte Vertrauen hat), Erzherzog Albrecht und Haynau; die Aehnlichkeit vorausgesetzt, über welche wir nicht bei

allen und auch bei seinen, und die benannt mit uns im zuversichtlichen Charakter reichsten. Gewinn Feldzug Schlacht an den Front, Erfolg: Feldern Heil d'helden ganze! sein wo rechter Könige gesucht Eindrücken. militärischen gen mußte, durch seine diplomatische Intervention auf; derselbe Lord Palmerston, welcher damals wirkte, hat in diesem Augenblick wieder das Ruder des Staatschiffs in Händen: wird er der Revolution tren bleiben bis an sein Ende oder den Abgrund derselben schließen? Das letzte Kapitel unseres Werks: „Ehren und Sühne des Helden“, erzählt den Einzug in Mailand nach der Schlacht von Novara und die Operationen zur Unterwerfung der noch im Aufstande begriffenen Theile Italiens. Dem Verfasser bietet sich dabei Gelegenheit zu einer treffenden Parallele zwischen Radetzky und Haynau; er berichtet nach mündlicher Ueberlieferung noch eins von den vielen Beispielen der unendlichen Milde, die in Radetzky's Charakter lag. Einem früheren kaiserlichen Stadtschreiber, der zur Sache der Revolution übergetreten, mit den Waffen in der Hand ergriffen und zum Tode verurtheilt war, gab er durch Begnadigung seiner jungen Frau und seinem Kinde zurück. Die Ehren, welche dem Helden, der das Vaterland gerettet, von allen Seiten angethan wurden, werden dann noch geschildert; sodann seine folgenden Ruhetage, wie er 1855 sein fünfzigjähriges Generaljubiläum im Dienst erlebte, was wol außer ihm nur wenig Sterblichen gesehen, und wie er endlich heimgegangen. Eine Abbildung seines Denkmals und des Heldenbergs zu Wehrdorf finden wir auch hier. Möge das Werk, das seinem Zwecke so ganz entspricht, eine recht große Verbreitung unter den Gebildeten unseres deutschen Volks finden!

Karl Gustav von Strach.

Aus dem Elsaß.

Unter dem Titel „Das Deutschthum im Elsaß“ enthielt jüngst das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ einen Aufsatz von einem ungenannten Verfasser, dessen Vater, selbst ein geborener Strasburger, zu versichern pflegte, daß noch zur Zeit der ersten Französischen Revolution Sprache, Sitten und Gebräuche im Elsaß noch ganz französischer Abkunft hätten. Noch zu Gotha und die Straßburg, auf welcher der ad summus honore Ihre geschäft habe. trene katholische Cien

noch
das
der
der
sche
nur
eine
des
es
sche
sche
halt
ans
aus
zer
auf
keit
gie
en;
ner
ny-
s",
we-
der
im
des
dem
sah,
der

männlichen Freimuth, wie wir ihm bei Pfeffel begegnet, in den hier vereinigten meist gemüthlich-sinnigen Gedichten kaum merkbare Spuren finden. Sind der Stolz, ein deutscher und zugleich ein feigekannter Mann zu sein, und der Muth, diesen Stolz und diese freie Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, wirklich im Elsaß nicht mehr dieselben wie zu Pfeffel's Zeit? Oder ist man nur vorübergehend durch den Druck der gegenwärtigen Verhältnisse eingeschüchtern?

A. M.

Notizen.

Die Aytoun-Martin'sche Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte.

Wir kommen noch einmal auf die von den beiden Goethe-Kennern Edmunds Aytoun und Theodor Martin veranstaltete englische Uebersetzung der Goethe'schen Balladen und Gedichte zurück, um ein früher von uns citirtes allzu abfälliges Urtheil des „Athenaeum“ zu modificiren, was allerdings schon durch ein von uns angeführtes Urtheil der „Westminster Review“ in Nr. 24 d. Bl. bis zu einem gewissen Grade geschehen ist. Eine weitere Modification des abfälligen Urtheils im „Athenaeum“ gestattete uns jetzt ein eingehender Bericht (A. H. C. unterzeichnet) im Juniheft von „Fraser's magazine“, welcher außerdem manche interessante Bemerkungen über die verschiedenen Methoden zu überlegen und über Goethe als Lyriker enthält. Der Verfasser des Berichts, offenbar ein gründlicher Kenner Goethe'scher Poesie, bemerkt unter anderm, daß in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen und Nachbildungen je nach den Principien, nach denen die beiden Uebersetzer gearbeitet, sich in zwei Klassen scheiden ließen, indem der eine sich durch Leichtigkeit hervorthue, der andere wegen seiner Treue Lob verdiente. Auch der Berichterstatter in „Fraser's magazine“ findet die Bearbeitungen der beiden Balladen „Der Gott und die Bajadere“ und „Die Braut von Korinth“ (welche letztere nachnahmsweise auch der Kritiker des „Athenaeum“ als treu und zugleich fließend hervorhob), besonders preiswürdig, und bemerkt dann: „Diese beiden Stücke sind höchst charakteristisch für Goethe und wol geeignet, dem englischen Leser einen Begriff zu geben von dem Standpunkt, von welchem der große deutsche Autor die Welt und die sichbaren wie unsichtbaren, körperlichen wie unkörperlichen Weltbegriffe betrachtete.“ Er fährt dann fort: „Werden wir jedoch aufgefordert, diejenigen Compositionen zu nennen, welche uns mehr als alle andern den Menschen Goethe zur Anschauung bringen und uns mit seinem Verstande und Geist am innigste befreundet, so würden wir Gedichte von der Gattung nennen, wie „Prometheus“, „Mahomed's Gesang“, „Die Grenzen der Menschheit“, „Der Gesang der Geister über Wasser“ und „Ganymed“. Der Berichterstatter findet es sehr zu loben, daß die Uebersetzungen dieser Gedichte in einem dem Original sich nähernden reinlosen Rhythmus gehalten seien, und obschon keineswegs in der Diction und im Rhythmus so vollkommen wie im Deutschen, gäben sie doch nicht nur den Eindruck des Originals wieder. Hier nur eine ganz kurze Probe davon, wie sich das Englische in diesen Gedichten ausnimmt:

The soul of man
It is like water;
From heaven it cometh,
To heaven it mounteth
And then again,
Still interchanging
Evermore, returns to earth.
Aloft it shoots,
A star in brightness,
From the beestling
Wall of rock etc.

„Ganymed“ dagegen, bemerkt der Berichterstatter, habe für das Ohr nicht den Reiz des Originals, doch sei dieses Gedicht vielleicht von allen am schwersten wiederzugeben. Auch die

Elfsasser, wenn er singen und dichten will, dies in deutscher Sprache thut. Das bezeugt neuerdings das

Pfeffel-Album. Gaben elsassischer Dichter gesammelt von Theodor Klein. Mit dem Porträt Pfeffel's. Colmar, Geng. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

dessen Reinertrag für das Pfeffeldenkmal in Colmar bestimmt ist. Nicht weniger als 33 lebende elsassische Dichter haben Beiträge dazu geliefert, darunter der greise Wilhelm August Lamme (1772 geboren), zwischen dessen hier mitgetheilten Sonetten „Der letzte Sieg“ (1797) und „Die neue Stadt (Paris, im Juli 1858)“ ein Zeitraum von nicht weniger als 61 Jahren liegt; Charlotte Engelhardt (geboren 1781), Tochter des berühmten Heilenstischen Schweighäuser und Witwe des kürzlich verstorbenen Archäologen Hrn. Dr. Engelhardt; August und Adolf Stöber, die beiden wackern Pfleger des Deutschthums im Elsaß; Karl Gaudibus, Friedrich Otte, Leonce Parmentier, der den Krimfeldzug mitmachte und gegenwärtig als Militärintendant in Mexiko lebt; Theodor Parmentier, Gatte der berühmten Violinspielerin Therese Milanollo und während der Feldzüge im Baltischen Meer und in der Krim Aides-de-Camp des Generals Niel; Theodor Klein; die erblindete Dichterin Karoline Gass, geb. Reßler, Schwester des Dichters Friedrich Reßler u. s. w. Ein Pseudonymus, Peregrinus, lieferte ein gefühlvolles Gedicht „Die Lante“ mit dem Schluß:

Nun bin ich alt und lebensfett,
Der Kopf ist schwach, die Hand ist matt;
Das Herz ist weß und freudeleer
Und seufzt nach seiner Ruhe schwer.
Ich hab', eh' mich die Nacht umhüllt,
Bei manche Lade angefüllt —
Und werde keine lassen!

Außerdem enthält das Album auch Reliquien von verstorbenen elsassischen Dichtern, z. B. von G. J. Schaller, Daniel Ehrenfried Stöber, Pfeffel selbst u. a. Auf eine eingehende Kritik verzichten wir, weil wir an ein Album, dessen Ertrag für einen öffentlichen löblichen Zweck bestimmt ist, nicht gern das kritische Sectermesser anlegen. Mit so großem Vergnügen wir übrigens dieses neue Lebenszeichen des Deutschthums im Elsaß begrüßen, so müssen wir doch sagen, daß wir von jenem

Uebersetzung des wie hingehauchten bekannten Liedchens „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ genügt ihm nicht, ebenso wenig wie die frühere Longfellow'sche, und er versucht nun selbst eine Uebersetzung, die wir hier mittheilen:

Over every hill
All is still,
In no leaf of any tree
Can you see
The motion of a breath,
Every bird had ceased its song.
Wait; and thou too ere long
Shalt be quiet, in death.

Indes fehlt hier das freilich im Englischen schwer wiederzugebende leichte Wechselfpiel zwischen männlichen und weiblichen Reimen, wodurch das Original sich dem Ohre so sehr eine Leichtigkeit, und das hinzugefügte „in death“ vergrößert das Gewicht, während das „Thou, lo, shalt be at peace!“ in der Heyman-Martin'schen Uebersetzung wenigstens in dem lieblichen Jambus des Originals bleibt. Bis dahin mag der Versuch des Berichterstatters besser gerathen sein. Sehr gelungen scheint im Berichterstatter die Wiedergabe des bekanntlich einem deutschen Volksliede nachgebildeten „Feiderdölein“, mit dem Refrain:

Rosebud, rosebud, rosebud red,
Rosebud brightly blowing!

Zum Schluß versichert er, daß die „German scholars“ das ist der gewöhnliche Ausdruck für diejenigen, welche in England sich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigen) no Buch mit Vergnügen und Interesse lesen würden, und daß besonders den „imperfect German scholars“ willkommen sei, daß es möglich sein werde. Auch scheint in der That dieser Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte in England eine rege Theilnahme entgegenzunehmen.

Deutsche Literatur in Italien.

Daß die Kenntniß der deutschen Literatur und Philosophie auch in Italien immer weitere Fortschritte macht, trotz so vieler in dem politischen Verhältnissen liegender Umstände, die ihre Ausbreitung erschweren, beweist unter andern das uns vorliegende, bei Deiken in Neapel jüngst erschienene Buch: „La ragione della musica moderna, per N. Marselli.“ In dem Kapitel über die romantische Richtung in der Musik werden die Deutschen (wie von Bulwer) ein „popolo di pensatori“ genannt, und in Bezug auf die deutsche Sprache wird bemerkt: „La loro lingua creata da Lutero e condotta a perfezione dal Goethe, rivela benissimo il genio scientifico degli Alemanni. Non v'ha soggetto che non possa divenir sostantivo, il quale alla nostra volta è capace di sostantivizzarsi ancora di più, tanto più da Ich (io) si fa Ichheit che nella nostra favella suona verrebbe l'ità“ u. s. w. Es wird darauf hingewiesen, daß die meisten deutschen Dichter wie Lessing, Schiller, dessen „lyrische Kunst“, und Goethe, dessen „Faust“ besonders hervorgehoben werden, zugleich auch Denker und Kritiker gewesen; es werden auch Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Werner, Uhland u. s. w. genannt, besonders aber die Philosophen wie Kant, Schelling, Hegel, mit welchem letztem Marselli vorzugeweise bekannt zu sein scheint. Hegel's Schriften wie die „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften“, „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“, u. s. w. werden mehrfach in Noten citirt, es wird auch in der Einleitung eine ganze Stelle aus Hegel mit dem Satze: „Ein Philosophiren ohne System kann nichts Wissensthüchliches sein“, in deutscher Sprache als Motto abgedruckt; wir finden wir Hoffmann's „Phantastische“, Heine's „Der Alchimist“, die Uebersetzung von G. Müller's deutscher Gedichte, die unter dem Titel „Storia del popolo Tedesco“ alle origini sino al 1848, vollata in italiano da G. Sanrini“ erschien, u. s. w. citirt. Da die Russfrage jetzt in Deutschland so sehr in den Vordergrund getreten ist, so verleiht Marselli's interessante Schrift wol eine Uebersetzung oder

doch eine ausführliche Besprechung in russischen Zeitschriften. Wir erwähnen ferner, daß Goethe's „Werther“ neuerdings von Riccardo Coroni ins Italienische übersezt worden ist und zwar

in einem
Original.
oben einen
über Ue-
n. Berner
t „Faust“
vertheilende
bekannten
he Dialog
Marchese
t“ machen
offiziellen
la poesia
orin solche
alm, Paul
n Nationa-
H. M.

unter günstig lauten.

Bibliographie.

- Almar, G., Antisauel der Kuckuckspflanzung. Eine armenische Erzählung. Aus dem Französischen übertragen. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.
- Breitshwert, A. v., Eisenbahn und Telegraph. Nothe in zwei Akten. Gießen. 8. 4 Ngr.
- Clarno, L., Aus dem Leben einer Convertitin. Schaffhausen, Guter. 8. 12 Ngr.
- Grad und Grinoline. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gießen. 8. 4 Ngr.
- Grant, J., Der schottische Cavalier. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von G. Exsmühl. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Helene, Herzogin von Orleans, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Von Marquise d'Harcourt.) Nach der 7ten Originalausgabe aus dem Französischen von L. R. Lenzer. Einzige autorisierte Ausgabe. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 15 Ngr.
- Mayer, G. R., Die patriarchalischen Verfassungen und die messianischen Pfalmen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.
- Scherr, J., Schiller und seine Zeit. Leipzig, D. Wigand. 4. 10 Thlr.
- Schlichtkrull, Alina v., Der Agitator von Island. Vier Bände. Berlin, Jans. 8. 4 Thlr.
- Schlözer, A. v., Friedrich der Große und Katharina die Zweite. Berlin, Herz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Schmid aus Schwarzenberg, L., René Descartes und seine Reform der Philosophie. Aus den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.
- Stahlmann, G. B., Zwei Lustspiele. Kiel, Schwes. 4. 1 Thlr.
- Wilbrands von Oldenburg Reise nach Palästina und Kleinasien lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Verfassers herausgegeben von J. C. M. Laurent. Hamburg. Gr. 4. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

- Schulz, G., Die Russen und ihr Reich. Stargard. 8. 5 Ngr.
- Stein, S., Gott schütze dich, mein Kaiser Franz! Patriistische Klänge. Leipzig, Stein. 8. 2 Ngr.
- Stolz, A., Der Kreuzzug gegen den Weisschen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Ngr.
- Wangenmüller, M., Ich habe der katholischen Kirche Unrecht gethan! Bekenntnisse. Stuttgart. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Mit Abbildungen. Wöchentlich eine Nummer zu 2 Ngr.

Jede Nummer in sich abgeschlossen und einzeln verkäuflich.

Die Verlagsbandlung F. A. Brockhaus in Leipzig läßt unter obigem Titel ein Unternehmen ins Leben treten, das im weitesten Kreise des deutschen Volks gewidmet ist und auf dessen lebhafteste Theilnahme rechnet. Die „Fliegenden Blätter der Gegenwart“ werden, als eine Ergänzung zu allen Zeitungen — nach Art der in früheren Jahrhunderten erschienenen „Fliegenden Blätter“, der Vorgänger unserer jetzigen politischen Zeitungen — neben den Nachrichten hergehen und Vergleiche ziehen zwischen der Gegenwart und dem, was bereits der Geschichte angehört. Auf Deutschland oder Italien allein wollen sie den Blick des Lesers wenden, obwohl namentlich das letztere Land zu am meisten hervortreten wird, sondern sie bringen über alle Länder, Völker und Städte, auf welche sich gerade allgemeine Aufmerksamkeit richtet, kurze Charakteristiken, geographische, topographische und statistische Schilderungen. Besonders werden auch fortlaufende Berichte vom Kriegsschauplatz in einzelnen in sich abgeschlossenen Bildern, Schilderungen und authentische Biographien der hervorragenden Heerführer und Staatsmänner mitgetheilt werden. Der Charakter gemäß vertreten die „Fliegenden Blätter der Gegenwart“ keine einseitige Parteilansicht, doch sind sie deutscher Gesinnung hervorgegangen und werden diese stets bewahren. Sie werden somit für alle, welche den Zeitereignissen folgen, Interessantes und Wissenswerthes in leichter, geschmackvoller Darstellung und mannichfacher Abwechslung bringen.

Zur bessern Veranschaulichung der Schilderungen wird jede Nummer einige Abbildungen enthalten; dieselben werden hauptsächlich aus Specialkarten, Städteplänen u. s. w. bestehen und sollen eben nur den Text erläutern, bloß zum äußerlichen Schmuck dienen.

Die „Fliegenden Blätter der Gegenwart“ erscheinen in wöchentlichen Nummern, doch ist jede Nummer einzeln verkäuflich und deshalb in sich abgeschlossen, von selbständigem Inhalt und Interesse. Der Preis einer Nummer beträgt 2 Ngr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an, letztere nur auf mindestens ein Vierteljahr. Preise von 26 Ngr.

Die erste Nummer ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig.

Sie enthält folgende Aufsätze:

Der Beginn des italienischen Kriegs und die Schlacht bei Magenta. (Mit Plan des Schlachtfeldes von Magenta. Feldzeugmeister Freiherr von Hess. — Die Plänen des Rincio und der Gisch. (Mit Specialkarte des Landes zwischen Rincio und der Gisch.) — Marschall Mar-Rabon, Herzog von Magenta. — Das deutsche Bundesheer. — Stadt und Aulvari im Adriatischen Meere. — Marschall Niel.

En vente chez F. A. Brockhaus à Leipzig:

Ahn (F.), Grammaire allemande théorique et pratique. In-8. 1 Thlr.

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. Par F. Ahn. In-8.

Premier cours. 12me édition. 1859. 8 Ngr.

Second cours. 7me édition. 1859. 10 Ngr.

Troisième cours. 3me édition. 1858. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français.

Premier et second cours. 2me édition. 1857. 5 Ngr.

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise. Composée d'après les

principes de F. Ahn par Ch. Graesser. 3me édition, revue et corrigée. In-8. 10 Ngr.

Vocabulaire Anglais. Contenant plus de 4000 classes par ordre de matière, et marqués de significations. Précédé de Renseignements sur la Prononciation anglaise. Par Ch. Graesser. In-8. 8 Ngr.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen in allen Buchhandlungen zu haben:

Bernhardt, G., Grundriß der Griechischen Literatur. Zweite Bearbeitung, zweiter Theil, zweite Auflage. Dramatische Poesie, Alexandriner, Epik. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 30. —

21. Juli 1859.

Inhalt: Deutsche Vaterlands- und Kriegspoesie. Von Hermann Wargentin. — Volksgepfichte und Märchen. Von Otto Heubner. — Kunst über Italien. — Märkte, ihre Erzählungen. — Reizgen, (Das brennende Gericht von 1706 auf Savatet aus sein Verfehrer; Ludwig Schaeffer's „Deutsche Geschichte“ in zweiter Auflage.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Deutsche Vaterlands- und Kriegspoesie.

Schiller schrieb am 13. October 1789 an seinen Freund Körner:

Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das die Griechen und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für antike Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgeht, dem Menschen wichtig zu machen. Es ist ein gemäßigtes kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich.

Diese Worte, in denen zugleich eine Verwerfung aller heuchelisch vaterländischen Poesie und Kriegshyrt ausgedrückt ist, bezeichnen den damaligen Standpunkt Schiller's, zu überhaupt den unserer großen Culturdichter: Goethe, Schiller und Wieland. Das Kleinliche, Gebrochene und Schmisse in den öffentlichen und staatlichen Zuständen Deutschlands und die von Schiller in seiner Jugend-Idylle „Kabale und Liebe“ mit so großer Energie schmerzhaften Erdbebenstößen, die sie an so vielen drückenden Öfen und an allem politischen Erbelben überhaupt wahrnehmen mußten, widerstehen sich an und veranlassen sie, sich aus dem damaligen deutschen „Reich“ in das Reich der Schönheit, das ihnen zugleich als das Reich der Wahrheit und Sittlichkeit galt, hinüberzuschichten und den Vaterlandszweck dem größeren Zweck der geistigen Befreiung und harmonischen Ausbildung der Menschheit selbst zu opfern. Es ist sicher, daß dem Philosophen dieser Zweck stets als der höhere gelten wird und muß; nur daß dieser Proceß sich immer nur an einzelnen vollzogen wird, die dann eine geistige Aristokratie und Crème bilden, während vielleicht die von ihnen ignorierte oder gar verachtete Masse nur um so gewisser in ihrem geistigen Elend befangen bleibt, weil das künstliche Oberliche gar nicht oder nur in schiefen und gebrochenen, keineswegs aufklärenden und leuchtenden Strahlen in seine Schichten dringt. Die Moral, die dem Volke von wirklichem Nutzen sein soll, muß es gewissermaßen als Rohstoff beziehen können, um es mit seinem praktischen Verstande zu verarbeiten; in seiner Kunstappretur, in

ästhetischer „Verfälschung“ kann es sie nicht brauchen; die Wahrheit, die ihm einleuchten soll, muß es direct beziehen können, nicht durch ästhetischen Zwischenhandel. Die Mittel, die man früher besaß, um auf das Volk erhebend zu wirken, sind eins nach dem andern abhanden gekommen; nun wollte man ihm noch das bishigen Vaterlandsgesühl nehmen, mit dem es ohnehin in Deutschland schon schlummern genug befaßt war. Goethe, welcher sich freilich zu einer schwachen patriotischen Kundgebung, man möchte sagen auf Befehlung hergab, als die Befreiungskriege zu Ende waren, erklärte das, was er „Römervaterland“ nannte, bei modernen Völkern für närrischen Unfinn. „Geh von Verfassungen“, ungefähr um dieselbe Zeit geschrieben, wo er diesen Ausdruck that, ist zwar von echt deutschem Kern und Gehalt und kann auch in gewissem Sinne für ein vaterländisches und patriotisches Stück gelten, doch unter mancherlei Beschränkungen, die sich aus Goethe's Natur ergaben und über die hier ausführlicher zu sprechen zu weit führen würde. Schiller, von Wieland gar nicht zu sprechen, hat wol nirgends in directer Weise das deutsche Volk zur Wahrung oder Hervorbringung deutscher Einheit, Macht und Größe aufgerufen. Sollte er wirklich — worüber jedoch unser Wissen nirgends eine bestimmte Erklärung des Dichters vorliegt — mit der „Jungfrau von Orléans“ eine kriegerische Mahnung für das deutsche Volk beabsichtigt haben, so muß man gestehen, daß man dazu nur auf einem sehr weiten Umwege gelangen kann, und was „Wilhelm Tell“ und „Wallenstein“ betrifft, so mahnt der erste an einen höchst schmerzlichen Verlust, den die habsburgischen Politik erlitt eine der zerrissensten und tration. Sehr wahrscheinlich die Katastrophe von 1806 und 1807 als Goethe erschüttert worden, welche bis zu seinem Tode getroffen hatten, erblickte er deutsches Volksthum, für welches letztere ihm höher als ein Reich, das nur noch den

Schiller war ein entschiedener Gegner der habsburgischen Haus- und der wiener Jesuitenpolitik, obgleich er nicht verschmähte, wenn ihm ein echt menschlicher Zug an einem Habsburger begegnete, diesen im Klebe zu feiern, wie in der bekannten Ballade: „Der Graf von Habsburg.“ Im Marquis Wofa's so glänzend bereiten Declamationen und ich handelte es sich um waidgerechte, nicht um vaterländische Fragen, und doch schienen sie dem damaligen Publikum schon zu viel Politik enthalten zu haben, wie aus einem Briefe des Appellationsraths Körner vom 18. Februar 1789 hervorgeht. Körner hatte einer Aufführung des „Don Carlos“ in Dresden beigewohnt, und er schrieb auf Veranlassung derselben an Schiller:

Wie ich gestern sehr anschaulich geworden, daß die Scene des Marquis mit dem König, wenn du den Inhalt nicht abänderst, auf keinem Theater Wirkung thun kann. . . . Wie wär's, wenn du die politische Philosophie des Marquis für das Theater ganz aus der Scene herauswürfst und eine andere machtest, wo der Marquis nur so viel sagte als nöthig ist, seinen Charakter zu zeigen und den König in seiner jetzigen Stimmung zur Vertraulichkeit zu veranlassen.

Ohne Zweifel hatten Goethe und Körner, welcher letztere übrigens in seinem Sohne Karl Theodor dem deutschen Vaterlande einen seiner tapfersten Kämpfer und patriotischsten Kriegsdichter großzog, auf Schiller, in dessen Jugendwerken doch ein sehr entschiedener Oppositionsgeist pulste, durch solche Vorstellungen einen mächtigen Einfluß. „Wir leben nicht in der politischen Welt und verlangen nichts als Ruhe“, schreibt Körner einmal von seinem damaligen Standpunkt, und ein andermal: „Alle Staatsverwandlung ist Geschäft eines Schwerts und Barren, sobald sie kein würdiges Ideal zum Ziele hat. Der Staat ist bloß Mittel, Zweck ist allein die Menschheit“ u. s. w. Bei dieser Unterordnung alles Politischen und Staatlichen unter den allgemeinen Menschheitszweck findet sich in den Schiller'schen, Goethe'schen und Körner'schen sonst so überaus inhaltreichen Briefen nur äußerst selten eine flüchtige Anspielung auf die großen Geschicke, welche Europa damals bewegten und auch Deutschland schwer bedrohten. Es ist nicht zu leugnen, daß wir vieles Herrliche nicht besitzen würden, wenn sich diese Männer mehr um Politik bekümmert und die Geschicke des Vaterlandes sich tiefer zu Herzen genommen hätten. Aber dieser Indifferentismus in politischen Dingen ging bei ihnen doch etwas weit: Goethe und Wieland brugten sich, wie Johannes Müller, vor der persönlichen Erscheinung Napoleons, und Schiller schrieb im Jahre 1790 an Körner: „Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnung (in Mainz) bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu suchen.“ Soll man aus blinder Verachtung und mißverstandener Pietät für diese Literatur heraus solche Thatfachen und Erkenntnisse unterdrücken und beschönigen? Sicherlich nicht; denn vor allem gebührt der Wahrheit die Ehre. Gemüth, Geist und Charakter dieser Männer waren ja obnehin im Kern so echt deutsch, daß darüber nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Vielleicht huldigten sie diesem Indifferentismus nur, um nicht undeutsch zu werden, denn bei den fortbauend trans-

rigen Verhältnissen Deutschlands war gewaltigen Geistes und Freiheitskern wie sie die Versuchung hierzu nahe genug gelegt. Was Wieland betrifft, so erscheint dieser bei weitem unbedeutender als Schiller und Goethe; doch behauptete der erstere auch von Wieland in einem Briefe an Körner vom 1. Mai 1797:

Was einem aber so oft an ihm vorwacht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschkheit bei dieser französischen Affectation. Diese Deutschkheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und Philister.

Was aber jense von Körner bemerkenswerthe Worte jense dem König Philipp und dem Marquis Wofa ist es, welche heutzutage bei einer Aufführung des „Don Carlos“ den meisten Eindruck zu machen und den größten Beifall hervorzurufen pflegt. Dies deutet auf eine sehr veränderte Stimmung der öffentlichen Meinung. Man ist in Deutschland in der That nicht bloß vaterländischer, man ist auch politischer geworden, ja so politisch, daß viele über den bloßen politischen Calcul das Vaterland vergessen. Trotz des von unsern größten Dichtern und vielen andern, die zu ihrer Ehre der Allgemeinmenschlichkeit und des Kunstinteresses schworen, gegebenen Bessers, war, namentlich durch Klopstock, dem hierfür der größte Dank gebührt, inzwischen auch eine allgemeine deutsche vaterländische Bekanung angebahnt worden, welche durch ein ganze Reihe von Dichtern fortgepflanzt wurde und namentlich in der Kriegspoesie zur Zeit der Befreiungskriege ihren Gipfelpunkt und den höchsten Grad ihres Einflusses erreichte. Unmittelbar an Klopstock schlossen sich Wolf, die beiden Grafen Stolberg und Herder an. Letzterer sang schon im Jahre 1778:

O Kaiser du! von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Ritters Sam,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürfen,
Ein deutsches Vaterland!

Die bedeutsamste unter Herder's vaterländischen Dichtungen ist aber wohl die mit der Ueberschrift „Germanien“ am dem Anfange „Deutschland, schummerst du noch?“, die direct für unsere Zeit geschrieben zu sein scheint und in der wir hier einige der heftigsten Sätze wiederfinden nicht unterlassen wollen. Herder erinnert die Deutschen an das Schicksal der Polen, die in Folge ihrer inneren Uneinigkeit zu Grunde gegangen seien. Er weist auf Rußland hin:

Weiler schau, du siehst, ferne im Osten steht
Dir ein Ries; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen. . . .

Dann auf Frankreich:

Schau gen Westen; es broht fertig in jedem Kampf,
Diegromant und erglüht, trogend auf Glück und Macht
Die ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Leide nahm.

Und du stummst noch, dich zu ermannen, dich
Krieg zu einen? Du stummst, stummst in Ungewissung,
Statt des polnischen Leichnams,

Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehen? Willst du getheilt auch
Namen vor Fremden? Und ist keiner der Helden dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

Die Dör schlief mit dem hochachtungsvollen Strophen:
 Wer sich selber nicht schätze, ist er der Freiheit werth?
 Der gewöhnt, die nur ihm gegönnet war;
 Ach, die Pfeile des Bündels!
 Engeln bricht sie der Knabe leicht.

Sie schüß dich nicht: ihre Magneten ziehn,
 Denn kaum nahest der Fels; Inful und Mitra nicht.
 Wirst du lächeln, deutscheit
 Weg und sei ein Germanen!

Träum ich, oder ich seh' wohl einen Genius
 Niederschweben? Er knüpft, ewig verknüpft er
 Zwei germanische Freundschaften:
 Hände, Preußen und Oesterreich!

Die Stellungen sind noch oder wieder ganz dieselben;
 in Oßra Rußland, „der Riese“, im Westen Frankreich,
 in jedem Kampf, vielgenandt und erglöhrt, tropend
 auf Blut und Nacht“, hauptsächlichen das zerrissene uneinige
 Deutschland. Hierzu kommt aber gegenwärtig noch ein
 zu rühmlicher Nacht aufstrebendes Italien, von dem wir
 und nicht viel Liebes zu versehen haben, ein großendes
 Dänemark und zweideutiges Skandinavien und ein Kranz
 von magyarischen und slawischen Völkern, die den
 Nationalitätsruf von Frankreich her sicherlich nicht über-
 hört haben werden.

Deutschland hat der Welt schon so manche Erfindung
 gegeben, die dann im Auslande zu besserer Ausbildung
 gebracht und wirksamer benutzt wurde als in der Heimat;
 es gibt kaum eine weltbewegende Idee im neuern Zei-
 ten, die nicht ursprünglich in Deutschland ausgebrütet,
 dann aber nicht selten von schlauern Völkern gegen Deutsch-
 land selbst gerichtet worden ist. Dahn ist denn auch wol,
 wie einerseits die kosmopolitische Humanitätsbewegung, anderer-
 seits auch der moderne Patriotismus und der Nationalitäts-
 begriff zu rechnen. Diese waren im 17. und 18. Jahr-
 hundert fast überall vollkommen erwachsen. Nach den
 Interessen der Völker wurde nicht gefragt; es gab nur
 weltliche Interessen, autokratische Geleise und Cabinet-
 intrig. Frankreich mochte auch unterschiedliche ganze deutsche
 Stimmungen in die Tasche stecken: die öffentliche Meinung in
 Deutschland kümmerte sich darum nicht. Nur die Tür-
 kienkriege waren vollständig in Deutschland, und nach
 jeder Richtung hin hätte Oesterreich noch mehr und
 unvergängliche Lorbern sich erwerben können. Erst mit
 den Kriegen Friedrich's des Großen, durch die, wie selbst
 die Geschichte, zuerst wieder ein größerer Gehalt in die
 deutsche Poesie kam, erwachte der Nationalismus, zuvörderst
 in preussischer, sodann im Anschluß an ihn der
 allgemein deutsche. Dem vertrat besonders Oken in
 dem „Kriegsliedern eines preussischen Grenadiers“, diesen,
 wie schon bemerkt, vor allem Klopstock, der in schwunghaf-
 tem Oden seinem deutschen Vaterlandsgedühl die kräf-
 tigen Worte ließ, und nicht bloß den Varnhagen-
 krieg, dessen Andenken deutsche Dichter auch vor ihm von
 je zu je zu erneuern versucht hatten, in Oden und Tra-
 giken feierte, sondern selbst die Heldengestalten der mäch-
 tigen deutschen Kaiser wieder aus ihren Gräbern her-
 aufzuwecken. Dies war mehr als ein literarischer Erfolg,
 es war eine vaterländische That, durch die allein schon

Klopstock in der Erlebung seiner Nation fortzuleben
 wuchert. Diese von Klopstock angeregte patriotische Rich-
 tung war die notwendige Gegenströmung gegen den in
 Weimar gepflegten Utilismus und ästhetischen Quak-
 sand, der seinerseits wieder dazu beitrug, die barbarischen
 Elemente, womit sich diese kürnische Bewegung im Laufe
 der Zeit zu versehen drohte und zu Zeiten wirklich ver-
 setzte, in Schranken zu halten. Sicherlich hat sich bei
 keinem modernen Volke das Vaterlandsgedühl in so energ-
 gischer Weise literarisch ausgesprochen und so viele Helden
 namentlich durch das Organ der Lyrik gefunden als bei
 den Deutschen von Klopstock an bis zu den Befreiungs-
 kriegern und zum Theil noch späterhin. Empfindung und
 Ausdruck steigerten sich zu einer um so größern Energie,
 je schmerzlicher gerade eine so zahlreiche und einst so mäch-
 tige Nation, die sich auf allen andern Gebieten durch so
 hervorragende Leistungen ausgezeichnet und der Welt mehr-
 fach den Ruf zu den wichtigsten Fortschritten gegeben
 hatte, ihre innere Zerspaltung und daherrührendes
 politische Ohnmacht empfinden mußte. Diese Bewegung
 konnte im Auslande nicht unbemerkt und nicht ohne Neben-
 wirkung namentlich auf diejenigen Völkernationen bleiben,
 die dasselbe Bedürfnis für Vereinigung ihres getrennten
 Glieder und für politische Großmachstellung, wenn auch
 vielleicht nicht denselben Anspruch darauf hatten, und es
 fragt sich, ob wir ohne das Beispiel des Pangermanismus
 von einem Panislamismus, Panhellismus und Panlan-
 dinismus, von einem Egeantismus, einem Magyarismus,
 von einer rumänischen „Nation“, von „Balkanaffinität“
 u. s. w. so viel oder überhaupt etwas gehört haben würden.
 Vergessen wir nicht, daß Deutschland der Hauptort
 jener ethnographischen Studien ist, welche den unterbrö-
 chten und zerrissenen Völkernationen Europas die Quelle
 geworden sind, aus denen sie meistens vorzugsweise das
 Bewußtsein ihrer Nationalität und ihrer nationalen Be-
 deutung und Bestimmung schöpfen. Die deutsche Wissen-
 schaft hat schon mehr als einmal die Fäden vorgezeichnet,
 in denen sich dann später die politischen und kirchlichen
 Begehrtheiten bewegten. Kurzlich beschwört sie damit nicht
 selten aus selbst feindseliger Geistes heraus, die wir dann
 nicht leugnen können.

Die größte Bedeutung und den größten Einfluß ge-
 wannen, wie schon bemerkt, die politischen Dichter und
 Kriegerlyrik zur Zeit der Befreiungskriege, und wir streuen
 nach, folgende Sammlung zur Anzeige bringen zu können,
 in der sich eine Anzahl der charakteristischsten Lieder aus
 jener Zeit versammelt finden:

1. Deutschlands Krieger- und Siegesjahre 1809—15 im Liede
 deutscher Dichter. Herausgegeben von Hermann Kieße.
 Berlin, Springer. 1869. 8. 17½ Bgr.

Es sind gegen solche Anthologien („Sammelfurten“,
 wie ihre Organe sie zu nennen pflegen) in letzter Zeit
 manche Einwendungen erhoben worden. Wir wollen auf
 die Widerlegung dieser Einwendungen hier nicht gründ-
 licher eingehen, sondern uns nur auf die Bemerkung be-
 schränken, daß Sammlungen dieser Art in einer Zeit,

wo die Literatur der Lyrik einen kaum zu überschätzenden Umfang erreicht hat, nur vollkommen geheissen werden können, vorausgesetzt, daß ihre Veranstalter, dabei ein bestimmtes Ziel und einen bestimmten Zweck vor Augen haben und mit praktischem Verstande und kritischem Urtheil zu wählen und anzuordnen wissen. Der Veranstalter der vorliegenden Sammlung, der schon mehrfach Proben seines Geschicks für die Zusammenstellung lyrischer Collectionen abgelegt hat, bemerkt im Vorwort:

Es ist wohlthuend und ermuthigend, in einer Zeit der Bewegung und Befürchtung auf eine große Vergangenheit zurückzublicken und zu sehen, um wie viel Muth, Entschlossenheit und großherzige Gesinnung höher stehen als die Kunst der diplomatischen Künste: eine Kunst, die von der Klugheit bis zur Weisheit einen weiten, vielleicht nie zu bewältigenden Schritt zu thun hat u. s. w.

Er schließt:

In solchem Sinne nun habe ich die nachfolgenden Gedichte aus der glorreichen Zeit der deutschen Freiheitskämpfe zusammengestellt und widme sie allen Sinnes- und Sangesgenossen.

Die Sammlung, chronologisch angeordnet und mit dankenswerthen, historischen und literarhistorischen Notizen und Erläuterungen zum Schluß begleitet, beginnt mit G. von Kleist's herrlichem Gedicht: „Germania an ihre Kinder“, und den sich anschließenden Liedern auf Schill, deren sich hier nicht weniger als 10 befinden, und schließt mit der zweiten Einnahme von Paris und den sich an dieses Ereigniß knüpfenden Sieges-, Jubels- und Friedensliedern. Der Sammler hat auch sehr mit Recht die damals zahlreich erschienenen „fliegenden Blätter“ und das eigentliche Soldatenlied vorzugsweise beachtet, welches letztere denn freilich einen ganz andern Ton und Charakter trägt als die patriotischen Kriegslieder unserer Kunstdichter, selbst wenn sie den populären Ton affectiren. Am besten noch hat wol Fouqué diesen populären Ton in seinem 1808 gedichteten Liede auf Schill getroffen, welches mit den Worten beginnt:

Ihr lieben Franken inogemein,
Die geene frisch und lustig seind u. s. w.

Dieses Lied wurde zunächst in etwa 100 Exemplaren für Freunde abgezogen; bald aber sah man an Schenkenthüren und in Bauern- und Tagelöhnerhäusern den colorirten Schill zu Roß in Holzschnitt prangen, an beiden Seiten die Nebenzellen um ihn hergedruckt. So erlebte es drei erste Volksausgaben, während der Dichter selbst in seiner Lebensgeschichte nur Bruchstücke zu geben vermochte. Vollständig abgedruckt wurde es zuerst wieder von C. Fr. von Besche in der Sammlung: „Ferdinand von Schill in Liedern der Deutschen“ (Braunschweig 1841). Originell und volkstümlicher Art ist auch das Lied: „Mit Mann und Roß und Wagen“, welches Ferdinand August, der Dichter des Turnliedes: „Was gleicht uns Turnern, uns frohen“, auf die aus Rußland flüchtenden Franzosen gedichtet hat. Früher galt Jahn als Verfasser dieses damals im Volk weitverbreiteten Spottliedes, und noch Wölffle in seinem Buche über Jahn behauptet dies. Aber dem Turnvater Jahn waren, nur der Refrain und einige Reime wie „Trommelstoß“ und „Weiberroß“ eingefallen und

er richtete im August die Frage, ob er wohl aus diesen Bruchstücken ein Spottlied zu fertigen im Stande sei. August machte sich an die Aufgabe und löste sie mit großem Geschick. Da, das Gedicht der jetzigen Generation kaum bekannt ist, so setzen wir es vollständig hierher, die Bemerkung vorausschickend, daß der Text in verschiedenen Liederbüchern mannichfache Abweichungen und Zusätze erfahren, daß aber Klette es in derjenigen Gestalt gegeben hat, in der es von dem Dichter selbst als die ursprüngliche anerkannt worden ist:

Mit Mann und Roß und Wagen.

Mit Mann und Roß und Wagen,
Hat sie der Herr geschlagen!

Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächtige Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Muth.

Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Herr,
Heer ohne Kaiser,
Bildniß ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Trommler ohne Trommelstoß
Kürassier im Weiberroß,
Ritter ohne Schwerdt,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Fährich ohne Fahn',
Flinten ohne Fahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolf ohne Fuß!
Mit Mann und Roß und Wagen.
Hat sie der Herr geschlagen.

Feldherrn ohne Misp,
Schlichter ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuß,
Nirgend's Raß und Muth'.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Speicher ohne Brot,
Allerorten Noth,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Interessant war und auch ein Soldatenlied auf die Schlacht von Waterloo, aus Soltau's „Historischen Volkliedern“ abgedruckt. Die von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter gesammelten „Schlesischen Volklieder“ (Leipzig 1841) enthalten nämlich ein preussisches Kriegslied aus dem Jahre 1814, das in mehreren Strophen dem ersten höchst ähnlich ist. Das Waterloo-Lied beginnt:

Bei Waterloo war die erste Schlacht,
Die der Kaiser Napoleon mit England gemacht,
Mit Cavalerie.

Und da ward ja auf einmal das Feld so roth
Von lauter, ja lauter Franzosenblut,
Sie mußten sterben.

In dem Kriegslied aus dem Jahre 1814 lautet die
zweite Strophe:

Bei Ramur war die erste Schlacht,
Die Napoleon mit den Preußen gemacht,
Mit Infanteristen.
Auf einmal waren die Felder so roth
Von lauter lauter Franzosenblut,
Die mußten sterben.

In ähnlicher Weise variirt finden sich noch mehrere
Strophen dieses Kriegsliedes im Waterlooliade. Das Volk
und mithin auch der gemeine Soldat hemzen aus früheren
Liebten gern solche Motive, die ihnen gefallen, um sie
auf andere verwandte Fälle und Vorgänge mit nöthig
scheinenden Variationen anzuwenden. Schließlich erlaube
ich mir eine kleine Berichtigung. Klette zählt unter den
jungen Männern von Namen, welche im Lützow'schen
Corps gedient, auch den Dichter Ernst Schulze auf. Die-
ser aber nahm erst im Frühjahr 1814 Kriegsdienste, und
war als Freiwilliger im Grubenhagen'schen Jägerbataillon,
welches sich unter dem Oberstleutnant von Beaulieu-
Marconay in Göttingen bildete, das dann gegen das
Danzig'sche Corps in Hamburg vermandt wurde und auch
einige heftige Scharmügel zu bestehen hatte, z. B. bei
Moorburg am 4. April. In Moorburg dichtete er auch
das „Jägerlied“ mit dem Anfange: „Was blüht in den
Wäldern so hell“, welches im dritten Bande seiner „Samm-
lungen Werke“ enthalten ist.

Bezeichnend für die lyrischen Dichter jener Zeit ist
eine häufig durchklingende gottvertrauende religiöse Stim-
mung, die unter andern bei Fouqué, Theodor Körner,
namentlich aber in tiefer sein ganzes Wesen durch-
klingender und verklärender Ausprägung bei Max von
Schenkendorf hervortritt. Schon bei Klopstock, Her-
der und Friedrich von Stolberg zeigte sich die Water-
landsliebe im Bunde mit der Religion; es ist die christ-
lich-germanische Richtung im Gegensatz zu der allgemein-
menschlichen und zugleich (in gutem humanen Sinne)
heidnischen oder vielmehr hellenizirenden, wenigstens nicht
specifisch christlichen Richtung der Goethe-Schiller'schen
Kunstweise. Dabei wollen wir aber, nebenbei bemerkt,
keinemwegs so weit gehen, wie Albert Knapp, der in sei-
nem „Lied auf Goethe's Hingang“ es Goethe zum Vor-
wurf machte, daß dieser Jesus nie besungen, daß er die
Schönheit „an jedem Ort, nur nicht im Strahle seines
Angebichts“ gesucht habe. Es ist allerdings eine auf-
fallende Erscheinung, daß die sogenannten „Helden Geister“
von Sokrates, Confucius und andern Weisen alter
Zeit sprachen, aber eine merkwürdige Scheu trugen, den
Namen Christi, der doch sicherlich eine ungeheure welt-
geschichtliche Mission erfüllt hat, auch nur auszusprechen;
kalt auf den Inhalt seiner Lehre und seines Lebens, selbst
wo dies nöthig oder unerlässlich wäre, tiefer einzugehen,
lassen sie lieber in ihren geschichtsphilosophischen Betrach-
tungen eine empfindliche Lücke, nur eben um ihn, dem

Stifter unserer
zu gedenken. A
doch nicht so
Hymne „Ghrh
an die tiefen I
glocken in der
nicht an die
Gewissensangst
des „Dies irae
treffende Wor
Zweck der Ghrh
gungen, die er
und dem Gräul
betrifft, so hat
der. „Jungfrau
und den kathol
nisse gemacht,
fremdlich sind.
Lustkreise Goe
ten. Es gehörte
Sige der phil
guten Ton, d
im bespectivell
Zeichen eines

Gottesbegriff zusammenhängt, blasphemirend abzuleug-
nen; wozu ja doch im Grunde ebenso wenig Wig als
Geistesstärke und Philosophie gehören.“)

Es sollte uns nicht schwer werden, aus der Geschichte
an zahlreichen Beispielen nachzuweisen, daß die herrlich-
sten und freiwilligsten Offenbarungen und Thaten der
Waterlandsliebe in diejenigen Zeiten eines Volks fallen,
wo es noch seinem nicht dogmatisch und pietistisch abge-
schwächten gesunden alten Glauben treu war; und selbst
nach die Scharen Gustav Adolf's und Friedrich's des
Großen kämpften am tapfersten und siegreichsten, wenn
sie sich vorher durch Gesang und Gebet aufgerichtet hat-
ten, obwohl auch bei ihnen schon die neuere militärische
Disciplin das Rechte that. Mit der Waterlandsliebe scheint
es nun freilich gegenwärtig überhaupt ziemlich zweideutig
bestellt, seit sie durch Parteitendenzen in sich zerklüftet
und durch die bloß berechnende Interessenpolitik, die sie
bald dahin bald dorthin und oft in die entgegengesetzten
Richtungen commandirt, um ihren moralischen Halt ge-
kommen ist. Man sucht nicht bloß das religiöse Element,
sondern selbst das Element der einfachsten Ethik aus ihr
zu entfernen, und mit einer erschreckenerregenden Apathie

*) Unter diesen „Helden Weisern“ in Weimar glänzte auch Kne-
bel, der es liebte, seinen Atheismus öffentlich zur Schau zu stellen.
Franz von Stael bemerkte, wie wir in den jüngst in den „Grenz-
boten“ veröffentlichten Fall'schen Tagebuchblättern lesen, einmal nach
einem solchen Gespräche: „Tout homme qui n'a pas de religion dans
le coeur, est un monstre... Toutes les grandes choses qui se
sont faites dans le monde, se sont faites par des hommes qui avaient
de la religion.“ Dieser „esprit fort“, der vielmehr ein „esprit faible“
sei, habe, fügte sie hinzu, alle Schlämme in Europa verunsäuft, er
sei aber aus der guten Gesellschaft in Paris verbannt, denn diese sei
durch die Revolution bekehrt worden. Freilich war diese Bekehrung
weder eine sehr dauernde, noch eine sehr tiefe.

Lehrmeinung mit dem
alter der Zeit, verkündet
Grundsatz, daß ein Staat
s egoistisches Interesse zu
ist nichts, daß z. B. von
keit für geleistete Dienste
Und doch scheint es selbst
, dankbar oder wenigstens
wer Dienste leistet, rechnet
leiste, oder man wird es
machen, andern überhaupt
s selbst, wenn man mit-
kommen zu lassen, statt dem
schen helfend beizuspringen.
klämpfen aufzustellen, ist
Politik, die keine andere
s ihr durch ein bloß augen-
Interesse auferlegt wird,
rächt und außerdem durch
sich auf die primäre Moral

igen Interessenspolitik muß
gleich werden. Und in der
de tollsten Schwankungen
stehen Meinung erlebt, die
er Welt wie an sich selbst.

Freiheitskriege begeisterte,

mußte es später erleben, daß man ihm bewies, er habe
sich für ein Nichts begeistert; es habe sich in jenen Krie-
gen eher um alles andere als um die Freiheit gehandelt,
zu welchem glücklicherweise vorübergegangenen Umschlag
der öffentlichen Meinung allerdings die Rationationen der
Cabinetspolitik Anlaß genug gaben. Alsdann schwärmte
die Jugend für die Helden des griechischen Befreiungs-
kriegs; etwa 30 Jahre später, während des Krieges,
schilberten die ordnungstheoretischen Zeitungen dieselben Grie-
chen als eine Horde von Räubern und Piraten, und es
hätte nicht viel gefehlt, so würden wir die Türken, die
uns Ungläubige ziemlich als Hunde betrachten und behan-
deln, als die eigentlichen Retter und Befreier der Civi-
lisation haben preisen und feiern müssen. In ähnlicher
Weise war man bestrebt, unsere Theilnahme an dem Ge-
schicken der Polen zu dämpfen, indem man an ihnen nur
die allerschlechtesten Seiten herauszulehren suchte. Jubelnd
begrüßte man das Bürgerkönigthum in Frankreich, dem
man, als es zusammenbrach, höhnisch einen Trist mit
auf den Weg gab, obgleich es wenigstens mit Europa
Frieden gehalten, auf Professorenintelligenz und Bour-
geoisinteresse sich gestützt und Pres- und Redefreiheit und
parlamentarische Debatte aufrecht erhalten hatte. Zur
Zeit des Krimkriegs leistete man dem französischen Kaiser
als dem „Vorläufer der Civilisation“ allen möglichen
moralischen Vorschub gegen die „Feinde der Civilisation“,
gegen die Russen, dieselben Russen, die man 1813 als
unsere Retter und wackere Kriegskameraden mit offenen
Armen empfangen und in Liedern gefeiert hatte; jetzt
möchten viele in Deutschland diese verhassten Russen wie-

der herbeirufen, falls sie nur kommen wollten, um uns
gegen diesen „Vorläufer der Civilisation“ behüßlich zu
sein und aus Rosenkranzen einen Wall zum Schutze der
gefährdeten deutschen Grenzen bilden zu helfen.

Diese Schwankungen und Widersprüche, die aus der
bebauendwerthen innern Zersplitterung Deutschlands und
seiner Rathlosigkeit hervorgehen, spiegeln sich auch in
unserer politischen Lyrik seit 1815 wider. Die Lyrik
während der Befreiungskriege hatte deshalb eine so große
Wichtigkeit und einen so bedeutenden Einfluß, weil sie
ein die ganze Nation beherrschendes einiges Gefühl aus-
drückte und ein einziges bestimmtes und sicheres Object,
die Vertreibung der Franzosen von deutschem Boden, vor
sich hatte. Diese Stimmung war nur eine, der sich denn
bei vielen freilich eine mehr oder minder unklare Vorstel-
lung von einem künftigen deutschen Reiche gesellte. In
dieser Einheit und Einseitigkeit in der politischen Stim-
mung war es nach 1815 sehr bald zu Ende; denn die
Wünsche und Forderungen der deutschen Patrioten waren
nach keiner Richtung befristet worden. Die bursche-
schaftlichen Dichter setzten noch einigermaßen eine Zeit lang
die Dämonen aus den Freiheitskriegen fort; aber sie verfe-
len zum Theil in einen burschikos barbarischen Ton und
in eine Unklarheit, die es nicht wenig zweifelhaft ließ,
was sie eigentlich wollten: ein deutsches Kaiserreich oder
eine Republik. Ebenso unklar schwankte man nach 1830
zwischen Franzosenhümelei und Deutschhümelei, zwischen
Constitutionalismus und Cäsarismus, und später zwischen
rein politischen Tendenzen einerseits und social-communi-
stischen Tendenzen andererseits. Großes, was beängst-
werth gewesen wäre, geschah daheim nichts, um so mehr
viel Kleinliches und Peinliches; da freizete man, wie Bil-
helm Müller, die Thaten der griechischen Freiheitskämpfer,
oder wie Platen und Woson den Aufstand der Polen;
oder in Ermangelung von etwas Besserm das „gute al-
töwtembergische Recht“ wie Uhland. Das Beste und
Bleibendste, was auf dem Gebiete der politischen Poesie
zwischen 1830 und 1848 geleistet wurde, war trauisch-
wihigen und humoristischer Charakter, und in der That
sind es nur die politischen Spottlieder, wie Schamse-
Solme, Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Bruns, Dis-
genst, Gerlofsohn deren diktieren, welche die Ehre der
politischen Poesie in dieser Zeit retteten und zum Theil
bleibenden Werth haben, wenigstens so lange haben wir-
den, als die Zustände dauern, die darin geschildert werden.
Dagegen wird man die politischen Gedichte patriotischen
Charakters aus jener Zeit, so gut gemeint, vielmals ge-
reimt und in schwungvolle Worte sie auch oft gekleidet waren,
geringwärtig fast sammt und sonders phrasenhaft und
ziemlich ungenießbar finden, mit Ausnahme einiger er-
habenen Gedichte von Uhland, Herwegh, Anselmus
Grün, Karl Beck, unter denen namentlich das bekannte
von Uhland „Wenn heut' ein Geist herniedersteige“ noch
den prädestinirten Ausdruck prädestinirter Gedanken noch heute seinen
Werth behauptet. Auch einige urkräftige Lieder des schon
einer frühern Periode angehörenden greisen Knab sind
hierher zu rechnen, namentlich diejenigen, in denen er die

igheit der Zeit geseht oder, in
 Feingelassen der Franzosen zu
 zwischen ja doch der Rhein der
 bier der Ganges oder den
 genstand der Poesie schon bei
 elberg und Claudius. Ein
 usschen, welchen unermesslichen
 Rhein hat, das noch auf
 raus läßt sich auch die große,
 erklärung erklären, welche das
 so kategorisch auftretende Ma
 t haben!" mußte überall durchschlagen.

Wo sich die politische Poesie vom vaterländischen Bo-
 auf das dornige Terrain der Parteitendenz verlor,
 wurde sie sofort ungenießbar, und von Gedächtnis die-
 Art sagte man damals treffend, sie seien „gerissene
 ungsartikel“. Die übermäßig viele politische Zeitungs-
 re gehört ja ohnehin wol zu den mancherlei moder-
 Beschäftigungen, welche die Menschheit zu materializ-
 , zu barbarisieren und gedankenlos zu machen drohen,
 nun wurde dies barbarische Element auch in die
 le eingeführt, mit deren Wesen und Zweck es im
 höchsten Widerspruch und Gegensatz steht. Vater-
 sche Gesinnung darf und muß von jedem Dichter
 ngt werden, aber eine zu einseitige und ausschließ-
 theiligung an den politischen Parteitragen hebt
 Dichter in ihm auf und verwandelt ihn in einen
 er, der leitende Artikel in Verse bringt. Für den
 er gibt es nur zwei Parteien, die vaterländische und
 ichvaterländische. Mit der vaterländischen Tendenz
 die allerdings höhere Aufgabe des Dichters, allge-
 menschlichen Zwecken zu dienen, vollkommen in
 ang, während der Dichter einer Partei vielfach in
 age kommt, mit diesen Zwecken in feindlichen Con-
 zu kommen. Es war der Grundsatz Goethe's, daß,
 es besser werden solle, jeder sich damit zu begnügen
 in seinem Kleinern oder größern Kreise nach besten
 en das Beste zu wirken; das soll auch der Dichter
 nem Kreise; aber das Treiben einer Partei ist eben
 immer das Beste, bald nicht dem Zwecke, bald nicht
 litten nach, die oft nur auf Geheimräthe und In-
 a hinauslaufen. Parteien sind despotisch und ne-
 heissen, die zu ihnen halten so gut wie irgendein
 at nicht als denkende freiwählende Wesen, son-
 is Maschinen in Beschlag, und jeder Parteiführer,
 r Aktivität gelangt, hat so und so viel Menschen
 m Gewissen, die er erbarmungslos seinen Zwecken

Ebenso oft als Despoten zu Revolutionären wer-
 benso oft und noch öfter werden z. B. revolutio-
 näre Parteihäupter zu Despoten. Ganz besonders muß
 r Dichter darauf sehen, daß ihm die Freiheit des
 s und Schaffens unverkümmeret bleibe; das Vater-
 währt ihm diese Freiheit, aber nimmermehr die
 Jeder mit Parteitendenz lassen sich nicht fin-
 nd ein politisches Lied, das nicht gesungen werden
 bleibt eben ein — „garstig Lied“. Zwar sang
 h: „Meinen Lorber flechte die Partei!“ Nun seine

G. 297):

... Gdant dem Feinde
 Nicht so viel deutsches Land, als mit dem Spaten
 Der Landmann aus dem Vaterlande gräbt!
 Nicht so viel deutsches Volk, als einer Hütte,
 Als einer Bauernstube Raum umfaßt!
 Nicht so viel deutschen Laut, als ein Gebet,
 Ein einzig Vaterworte in sich schließt!

Ich führe
 jetzt vielleicht
 nen, obschon fre
 Wünschen nicht
 wech trauriger
 zu vertheidigen
 Schlei und Eiben
 davon im Schl
 gegangen sind,
 und was die bei
 von den Parteien
 verfolgte, wie
 Weise herumgra
 Lust vergehen
 Schlamm der pi
 an sich so hehre
 bleibt übrigens
 politischen Gedäch
 blüht gedächet
 ziges, außer die
 von Hallerleben
 des Eigenthum
 war alles in de

Es ließ sich er
 freuet, welches am
 nicht wie weit um
 lyrischer Erzeugniß
 Boden deutscher L
 deren vorliegen, n
 führen, damit der Leser diesen Reichtum sofort mit einem
 Blicke übersehen und umfassen kann, zugleich auch, weil

n wol mit
überführt:
gewunden
r. 1859.

hoffmann
r. 1859.

n Julius
1 1/2 Ngr.
Ingegerinnen
t. Stettin.

- Müller. 1859. 16. 4 Ngr.
6. In Catilinam. Ein Kranz geharnischter Sonette. Von
Eduard Mautner. Wien, Wallishauser. Gr. 16.
7. Geharnischte Sonette für 1859. Von Hermann Neu-
mann. Reife, Gravenz. 1859. Gr. 16. 2 1/2 Ngr.
8. Vorwärts! Rieder für das deutsche Volk von Hermann
Franke. Querfurt, Schmid. 1859. 8. 2 1/2 Ngr.
9. Seid einig, einig, einig! Patriotische Gedichte von Her-
mann Franke. Halle, Lippert. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.
10. Ein Walpurgisstraum von Emil von Vorberger. Sulda,
Maier. 1859. 8. 1 1/2 Ngr.
11. Fünf Zeitgedichte von Emil Piragzi. Frankfurt a. M.,
Auffarth. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.
12. Oesterreichs Feind in Deutschlands Feind. Vaterländische
Gedichte von Karl Franz. Erstes Blatt. Hersfeld.
1859. 16. 2 1/2 Ngr.
13. Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten.
Nr. 1—6. Leipzig, Köhmann. 1859. 8. 12 Ngr.
14. Treusch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Schuß-
und Truglieder für 1859. Deutschlands Söhne gewidmet
von H. K. Erstes Heft. Leipzig, Lehmann. 1859. 8.
3 Ngr.
15. Vier deutsche Lieder. Ein fliegendes Blatt zur Antwort
auf französische Broschüren. Von Michel Verend. Nachen,
J. A. Mayer. 1859. 8. 2 1/2 Ngr.
16. Zwei Lieder, Deutschlands Heeren gewidmet im Jahr 1859
Dresden, Ernst am Ende. 1859. 8.

ist der Verleger des letztgenannten
Ernst am Ende! Umwids genug!
daß infolge des eben eingetretenen
aus den Wolken gefallenem Waffens-
am Ende ist und nun wieder der
neue Anfang nehmen soll? Ober
Deutschland der Ernst erst beginnen
ist infolge desselben räthselhaften
Ende zu sein glauben? Jedenfalls
, und lieber auf etwas schweren
ist zu machen, als auf vielen Spaß.
ßen zwar auf ihre tragischen Tri-
gen, und unsere Diplomaten haben
en Tragödien nicht selten auch ein

Satyrspiel folgen lassen unter dem Titel von „Congressen“
und „Conferenzen“, indeß waren diese Satyrspiele nicht
immer sehr gelungen und für die zuschauenden Völker
sehr spaßhaft, und namentlich von dem jetzt bevorstehenden
diplomatischen Satyrspiel dürfen wir, glaube ich, und
gerade keine sehr große Unterhaltung versprechen.“)

*) Die französische Politik liebt, wie das französische Drama und
der französische Roman, effectvolle Ueberraschungen. Dem plötzlichen
Effect des fünfwochenentlichen Waffenstillstandes ist, nachdem wir Obiges

Wir können wol mit Recht annehmen, daß die mei-
sten dieser Dichter, von denen uns hier politische und
martialische Ergüsse vorliegen, aus wirklichen wohlwän-
nendem Interesse an der Sache und aus Patriotismus
gedichtet haben; vielleicht gibt es aber unter ihnen doch
einen und den andern, dem es darum zu thun war, sei-
nen Namen wieder einmal oder zum ersten mal gedruckt
zu sehen. Den erstern müssen wir freilich mit dem üb-
len Bedenken kommen, daß die Welt sich gegenwärtig nicht
in der Stimmung zu befinden scheint, um ihren patri-
otischen Ergüssen irgendeine große oder nachhaltige Wir-
kung in Aussicht zu stellen; und den andern müssen wir
unser Bedauern ausdrücken, wenn sie für ihre Namen-
nennung oder die etwa beabsichtigte Vermehrung ihres
Namens, also für einen bloßen Wahn gar noch vielleicht
Druckkosten aufgewendet haben sollten. Für patriotische
Vorleser pflegen in der Regel das patriotische und das
vorstellende Publikum gleich undankbar zu sein, jenseit
weil es eben poetische, dieses weil es patriotische Ergüsse
sind. Wir ergreifen übrigens diese Gelegenheit, angehende
Lyriker nochmals davor zu warnen, sich unnütze Kosten zu
machen; denn sein gutes Geld auszugeben, um dafür
vielleicht nur Ignoranz oder schmählischen Tadel seitens
der Kritik in Empfang zu nehmen, das ist doch das tran-
rigste Geschäft; das sich denken läßt.“)

Die Sammlung „Patriotische Klänge von 1859“ (Nr. 2)
besteht theils aus bisher ungedruckten dem Herausgeber
oder den Herausgebern eingesandten Beiträgen, theils aus
patriotischen Gedichten, welche schon in Zeitungen und
Zeitschriften veröffentlicht waren; doch schließen jene die bei
weitem größere Anzahl zu bilden. Wohlgemeint mögen

kaum geschrieben, ebenso plötzlich der noch schlagendere Effect der Sam-
zusammenkunft und der Unterzeichnung des Friedensinstruments geschä-
Die Stipulationen des Vertrages, soweit sie bekannt, sind der Welt
daß sie uns ebenfalls in nicht zu ferne Zeit eine Reihe der ebe-
willen Ueberraschungen in Aussicht stellen.

*) Wir haben hier von eben erst einen eclatanten Fall an uns
Lyriker erlebt, der wenigstens den Vorzug hat, ein trefflicher Mund
zu sein und, wenn auch in zu kunstloser Form, aus der überfließen-
den Fülle seines Herzens heraussprudeln. Wir hätten seiner Sam-
lung einige wohlwollende Worte, wie sie uns gerichtet schienen, be-
theils zu ermuntern und zu trösten, theils zu warnen, zu d. Bl. zu
auf den Weg gegeben. In Veranlassung davon erhielten wir von uns
einen originellen Klagebrief, worin es unter anderem heißt: „Wie ich
und nachsichtig haben Sie, theurer Engel unter den bösen Menschen,
mein Werkchen beurtheilt.“ Ich bin von elenden, von trübsamen
Kritikern auf eine Weise heimgesucht worden, daß ich harabst in
laxate Banchen, daß mich ein Wesen vor der Richtigkeit der meich-
lichen schlechten Creatur überfällt. Bis jetzt habe ich weit über 100 Thaler
Kosten. Schmählische Angriffe, das sind meine Früchte. . . . Schließ-
lich kann ich nur bemerken, daß ich einen wahren Haß gegen alle literä-
ren Kritiker empfinde, da ich wenigstens von der Ueberzeugung durchdrungen
bin, daß wir hier zu viel geschicht.“ Wir glauben, daß diese Klage
für fühlende Menschen höchlich mehr etwas Rührendes als Lächerliches
haben, und wir sind überzeugt, daß der Verfasser des Briefs es zu
nicht verübeln wird; wenn wir diese Stellen aus seinem Schreiben zu
veröffentlichen und erlauben. Wol alle debutirenden Lyriker wiegen sie
in der schädlichen Illusion, jede neue Gedichtsammlung müsse unter dem
„Volke von 40 Millionen“ wenigstens so viel Absatz finden, um die
bedeuten die Druckkosten zu decken, wenn nicht gar einen Ueberschuß zu
zutragen, hinreichend genug, für die Ausfälle, „teuflischer Kritik“
Ersatz zu gewähren.

ke alle sein, auch befinden sich darunter einzelne von ganz kräftigem Klange, aber der Zahl nach überwiegend sind diejenigen, in denen allbekannte Phrasen in Reime gebracht sind, ohne daß deren Verfasser und durch vollendete Form und kunstvolle Behandlung diese Trivialitäten etwas gehießerer zu machen verstanden hätten. Hier und da stoßen wir auf einen bramarbasirenden Ton, der in Gedichten, welche noch vor dem Ausbruche des Kampfes geschrieben sind, sehr übel angebracht ist. So singt einer dieser Vortänzer:

Waffenstolz
Wollen wir die Rechtthät strafen;
Sittre, zittre, Sein' und Po!

Glaubt man damit dem Auslande zu imponiren und die feindlichen Legionen aus dem Felde zu schlagen, ehe sie noch im Felde erschienen sind? Im Gegentheil, durch solche Renommistertren machen wir uns vor dem Auslande nur lächerlich, und die „Times“ hat schon mehrfach ihren Spott über unsere „Studentischen Tyrannen“ ergossen, welche Phrasen dieser Art zu Markte bringen. Ein männliches Volk macht nicht viel Worte und renommirt nicht, es handelt und besingt seine Heldenthaten erst dann, wenn es sie verrichtet und wirklich Seine und Po zittern gemacht hat.

Auf einem viel vernünftigeren Standpunkt befindet sich der Verfasser des einleitenden Gedichts: „An das deutsche Reich“, wenn er bemerkt:

Wir sind kein Volk, das Kämpfe sucht,
Dem Deutschen gilt der Friede mehr,
Des Hauses Glück, der Arbeit Frucht,
Sie schwellen uns den Busen hehr;
Doch muß es sein, so soll es sein!
Wir schützen kräftig unser Haus u. s. w.

„Doch muß es sein, so soll es sein!“ Welcher Deutsche möchte nicht in diesen Ruf mit einstimmen? Dagegen hätten wir des die Fahne Oesterreichs hoch haltenden W. W. W. historisch-Reminiscenz:

Soll ich das Lied von Barbarossa singen,
Wie er das Salz auf Mailands Erde streut? —

gern hinweggewünscht. Mit Vergnügen lasen wir dagegen folgendes satirische Gedicht von G. von Meyern, dem Dichter des historischen Schauspiels „Heinrich von Schwertin“:

Der Fuchs.

Von meinem Hof nicht ferne
Da liegt mein Hühnerhof;
Der Nachbar laßt ihn gerne
Wol für viel tausend Mark!

Die schönen weißen Hühner
Gedeihen dort so fein —
Er laßt in seine Hühner,
Denkt er, sie wären fein!

Mir aber kann er warten —
Bin selbst den Hühnern hold,
Und grade dieser Garten
Ist mir nicht feil für Gold.

Da, horch, an einem Morgen
Taut aus dem Park Geschrei,
Als ob ein Fuchs verborgen
Dort in der Nähe sei!

Und als ich sah
Will schau'n, u
Seh' ich mit E
Am Saun den

Und nehme mei
Und trete durch
Da schreit er l
„Geda, was h

„Woju so schlimme Waffen
In unsrer Morgenruh?“ —
„Bin hier, um Ruh' zu schaffen!
Allein was willst denn du?“

Drauf er: „Du quälst die Hühner,
Wir hörten das Geschrei!
Ich bin der Freiheit Diener,
Laß deine Hühner frei!“ —

„Ei, Freund, sie fliegen alle
Im Garten hin und her —
In deinem Hühnerstall
Thun sie das längst nicht mehr!“

„Jetzt kannst du lange warten —
Nun weiß ich auf ein Haar,
Wo hier in meinem Garten
Der Fuchs verborgen war!“

In dieser Sammlung sind auch Arndt's „Verse aus dem Jahre 1840, als Ehlers Weißland wieder zum Kriege aufrühren wollte“, wieder abgedruckt nebst nachstehender Vorbemerkung Arndt's: „Bonn, den 24. Februar 1859. Folgendes möchte jetzt passen fürs liebe deutsche Vaterland gedruckt zu werden. Da es paßt ganz.“ Wir erwähnen dies deshalb, weil der Abdruck dieses Gedichts an andern Orten zu einer öffentlichen Debatte Veranlassung wurde, indem die „Königliche Zeitung“ behauptete, es sei damit ein „unwürdiger Betrug“ gespielt worden. Wer sich darüber unterrichten will, lese die Broschüre „Zur Vertheidigung über den Druck des Kriegeliedes gegen die Belischen von G. W. Arndt vom Jahre 1840, jetzt brauchbar. Von dem Herausgeber des Allgemeinen deutschen Commercibuchs“ (Lahr, Schauenburg u. Comp.), in der auch ein Schreiben Arndt's vom 1. Mai an den Herausgeber dieses Commercibuchs mit abgedruckt ist. Der Verfasser der Broschüre und Herausgeber des genannten Commercibuchs gesteht am Schlusse, „daß er für seine Person einwillen nicht nach Frankreich wolle“, und fügt hinzu: „Der alte Arndt darf nicht einmal nach Zweibrücken.“ Das ist freilich bezeichnend für deutsche Zustände! Arndt will nach Frankreich hinein, aber er darf daran nicht denken, wenn seine Marschroute ihn über Zweibrücken führt.

In Betreff der Lieder Sammlung von Hoffmann von Fallersleben „Deutschland über alles!“ (Nr. 3) machte Druck im „Deutschen Museum“ jüngst die Bemerkung, daß dieselbe die Stellen in unser Gedächtniß zurückführe, wo Hoffmann seine „Unpolitischen Lieder“ sang; aber diese Stellen seien eben nicht mehr: „Eine tiefe Kluft liegt zwischen jener Epoche jugendlicher Sehnsucht, jugendlicher Träume, ja wenn man will auch jugendlicher Thorheit und Ungebild und der ernüchterten begeisterungslosen Stimmung, in der wir uns heute befinden.“ Zu den schönsten Stellen

des Geistes gehören einige Vaterlandslieder, die schon von früher bekannt waren, wie das beliebte „Deutschland, Deutschland über alles“ u. s. w. Es ist wol nicht in Abrede zu stellen, daß unter allen in den letzten Decennien gedichteten Vaterlandsliedern die von Hoffmann noch den meisten Anspruch auf Dauer und Volksähnlichkeit haben; sie sind einfach, phrasenlos, ungekünstelt, fangbar, sie sprechen mit einem Worte zum Herzen des deutschen Volks. Aus einem Selbstbekenntniß des Dichters mögen hier die vier letzten Strophen angeführt sein:

Andern bleib' es überlassen,
Gut und Ehre zu erbeteln;
Lieber hab' ich, daß mich hoffen
Die Pfaffen und die Betteln.

Mögen, die noch nie mich ehreten,
Dies und jenes von mir meinen;
Mögen auch die Schriftgelehrten
Mich nicht kennen und verneinen.

Was vom Herzen ist gedrungen,
Wird zum Herzen wieder dringen:
Darum hab' ich nur gesungen,
Darum will ich wieder singen.

Nach aus jedem meiner Lieder
Soll die frohe Hoffnung tagen:
Für das Vaterland wird wieder
Bald der Freude Stunde schlagen!

Unter allen politischen Dichtern war wol Julius Rodenberg mit seiner „Deutschen Antwort auf die russische Frage“ (Nr. 4) ziemlich zuerst auf dem Platze. Das Schriftchen enthält sechs Gedichte: „Deutscher Krieg und deutscher Friede“, „Der Hahn von Gallien hat gekräht“, „Schwert und Schild“, „Rhein und Donau“, „Was uns noth thut“ und „Wir sind bereit!“ Die Gestaltung ist wacker, der Ausdruck ebenso wol klar als kräftig, zuweilen schwungvoll. Mahnungen, einig und für alles bereit zu sein, werden wir immer willkommen heißen, wenn sie wie hier sich nicht in knabenhafte Renommistereien verlieren, die immer vom Uebel sind und zu denen die Deutschen mehr aufgelegt zu sein scheinen, als sich für ein wahrhaft männliches Volk ziemten möchte. Julius Rodenberg singt unter andern:

Wir stehn hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine List zertrennen
Und lösen soll kein Feind!
Wir stehn nicht, weil wir dürfen
Nach eitlem Siegesruhm:
Wir stehn mit unsern Fürsten
Für Deutschlands Heiligtum!

Als Dichter und als Hater
Stehn wir auf diesem Platz,
Für unsere besten Güter,
Für unsere besten Schatz
Freiwillig nicht — getrieben
Stehn wir mit unserm Schwert!
Für alles, was wir lieben,
Für alles, was uns werth!

Hermann Grieben's „Frühlingstiergymn“ unter dem Titel: „Constantin so sincere“ (Nr. 5), sind von sehr wohlgeübter kräftiger Form und schließen mit den bekann-

ten Mahnungen an das deutsche Volk, einig zu sein. In poetischer Weise erinnert der Dichter dabei an den Drom:

Da steh' ich hier am Meer im stillen Sinnen:
Schon ist der Ocean in seiner Pracht,
Ein ewig Fluten, Wogen und Berinnen;
Wenn auch die Einzelwelle sich zerläut:
Das ganze Meer muß doch im Streit gewinnen,
Das Ganze ist's ja, was unzerstlich bleibt!

Ja leider, so sehr man auch gegenwärtig von gewissen Seiten her bemüht ist, den deutschen „Individualismus“, das Schaumspitzen der Einzelwelle, kurz die besondern Vorzüge des Kleinstaatenwesens zu rühmen, so fühlen wir doch bei jeder neuen Weltkatastrophe mit tiefer Beschämung, wie viel diejenigen Völker und Staaten vor uns voraushaben, die nicht an diesen eigenthümlichen Vorzügen des deutschen Individualismus leiden. So wird jede neue Katastrophe nur dazu, von neuem unsere innern Schwäche vor Europa bloßzulegen, und während andern Völker durch Schaden klug werden, kommen wir durch die kleinstaatliche Klugtheorie immer mehr zu Schaden, bis sich unsere Geschichte erfüllen werden. Die Einzelwelle kann bei stürmischem Aufspruch für einen Augenblick ein großes Geräusch machen, aber sie zerfließt sich doch; was hat sie also davon, daß sie das Meer spielen will, da sie doch nur Welle ist?

Welchen Catilina der Oesterreicher Eduard Mautner in seinen „geharnischten Sonetten“ „In Catilinaam“ (Nr. 6) vor Augen hat, ist nicht schwer zu errathen. Nun ist zwar Mautner im ganzen genommen gerade kein Cicero, aber seine Sonette schließen sich in Form und Inhalt doch in der That dem Westen an, was wir in der Gattung der politischen Sonette besitzen. Dem „modernen Catilina“ und „gekrönten Spieler“ wird in der That darin und genug mitgespielt. Schade nur, daß er bis jetzt in seinem gewagten Spiel, in dem er seine letzten Kräfte sicher noch gar nicht ausgespielt hat, den Erfolg für sich hat. Die abenteuerlichen Einfälle in Straßburg und Boulogne waren zwar verloren, aber seitdem hat er ebenso viel Kühnheit als Sicherheit gespielt und wahrlich erschreckenderen Gewinn gemacht; denn Uebung ist den Meistern, und an Uebung hat es ihm nicht gefehlt. Catilina wird darum freilich sein Spiel nicht, aber man weiß ja, wie sehr die Welt namentlich in politischen Dingen geneigt ist, sich dem Erfolg zu beugen. Darn abgesehen, sind Mautner's geharnischte Sonette von stark vollem Gefüge, wovon als Probe das folgende, das zwölfte, dienen mag:

Wie sie sich sonnen in erlöschenden Strahlen!
Wie sie sich brästen in geschwäg'ger Dreie,
Daß ihre Fahne stets die fliegende,
Wie sie mit Lodi und Marengo prahlen!

Sie sprechen nur von unsern Bandenmalen;
Doch wenn im Bunde ausgelämpfter Streite
Wir rückwärts blättern wollten, Seht' für Seite,
Wir könnten sie mit gleicher Münze zahlen.

Drum lächeln wir und denken still im Innern:
Bekannt ist's, daß im Leben wie im Schreiben
Sie lüdenhaft die Panderstunde treiben;

Wir könnten sie an Höfen leicht erinnern,
Und in der That, es ist doch wirklich eigen,
Dass sie von Waterloo und Leipzig schweigen.

Das erste Sonett beginnt mit der Ansprache: „Mein
eifrig! Deutsche Wache du im Osten!“ Ja, wäre
eifrig, wie in den Türkenkriegen, nur immer die
eifrige Wache im Osten“ geblieben, hätte es, während
Deutschland sich consolidiren und nach Westen und
norden expandiren ließ, dieselben Kräfte, die es ohne nach-
tlichen Erfolg am Ticino und Po und im Dienste des
Kaisers vergebete, gegen den Unterlauf der Donau
verwendet, welche Rolle hätte es spielen, wie den
kaiserlichen germanischen und Wien, das schon so viele Be-
gehungen dazu hat, zur wirklichen Hauptstadt des „euro-
päischen Mittelreichs“ oder vielmehr des europäischen
reichs erheben können! Der unverdiente Haß, den
österreichische Herrschaft den „Tedeschi“ in Italien
gegen hat, und der um so unverbienter ist, da Nord-
italien in vieler Hinsicht sicherlich von der Verbindung
Österreich und Deutschland mehr Vortheils hat als
je Vortheile von seiner Verbindung mit Frankreich.
man wird, wäre uns dann erspart geblieben. Mautner
freilich schon die Österreicher in Paris: „Nur in
ist ist Friede!“ Doch das ist eine jener Renom-
me, die man schwerlich gutheissen kann, und es ist
auf schon anderwärts hingewiesen worden, daß der
nach Paris rückwärts über Mantua und Verona
ein ziemlich weiter Umweg sei.

Auch Hermann Neumann lieferte „Geharnischte
etc.“ (Nr. 7), die meist ganz gut gewacht, aber in der
nicht durchweg so gelegen sind wie die Maut-
ner. Der Standpunkt ist freilich ein anderer. Neu-
mann rechnet Österreich seine Sünden vor:

Du hast vereitelt unsre besten Pläne,
Hast uns gekränkt recht bis zum Herzensgrunde,
Fürwahr, es blutet noch die tiefe Wunde
In Schleswig-Holstein, wo uns höhnt der Däne.
Du hast verschuldet manche bittere Thräne,
Machst zu gerechten Fluch aus deutschem Munde u. s. w.

Dein Bundesgenosse sein in dem gerechten
Kampf wider dich, den jetzt der Weltsche ringt,
Den deine Tyrannei so blutig zwingt?
Dein Bundesgenosse sein — um neu zu knechten
Uns selbst betrübst!

Indes meint der Dichter, man dürfe Österreich jetzt
verlassen, da „trogge Gallier und list'ge Scythen“
vernichten drohen, und er ruft aus:

Bei Gott, wir werden festes
für unser Recht, und nicht weil Oesterreich winkt!
so weiter ruft er den uns aufständigen Völkern zu:
Ihr alle haßt uns — und ihr mögt uns haßen!
Der den „Erwählten der französischen Nation“ bemittelt
ann ziemlich wie Mautner:

Sich mit der Allmacht des Despoten brüsten,
Und mit der Weisheit bräunender Sibyllen,
Den Gold- und Blutdunk aller Welt zu füllen,
Für einen Dämon jung und alt zu rüsten,
Das ist die Laune dieses Fatalisten u. s. w.

Hermann Franke gab gleich zwei Hefte: „Vor-

wärts!“ und „Ged' einig, einig, einig!“ (Nr. 8 und 9)
heraus. Man kann wol mit ihm übereinstimmen, wenn
er einmal singt:

Wiel lieber einen lust'gen Krieg,
Als einen faulen Frieden!

Oder wenn er ein andermal singt:

„Das Kaiserreich der Friede“,
Das war ein vielverheißend Wort,
Das Kaiserreich der Friede,
Das war ein gleißend Wort.
Mit sechsmalshunderttausend Mann,
Geharnischt, rückt der „Friede“ an.
Das Kaiserreich der Friede,
Das war ein gleißend Wort u. s. w.

Der Verfasser sucht auch dann und wann einen po-
pulären Ton anzuschlagen, wie in dem „Soldatenlied“,
wora es um:

Ob dies
doch am besten

Emil von
umfaßt nur ei-
Handhabung
in welchem ich
Herrscher Fra-
aus der franz-
führt, das sie

Kennt du sie, die Fredegunden,
Dagoberte, Chilperiche,
Iene blutigen Meronen,
Die mit Gift und Dolch geherrscht nur,
Merowig's verfluchte Sprossen?

In dieser Weise fährt Germania fort, und zuletzt
kündigt sie den französischen „Soulouque den Großen“ ab.
Dieser habe gelobt, die Freiheit zu schützen; in welcher
Weise es aber geschah,

Ach, davon zeugen
Des Decembermordes Kartätschen,
Davon zeugen Rom und Preffe,
Davon zeugt Cayenne, Lambessa,
Davon zeugen Frankreichs Feste,
Die vom heim'schen Herd Verbannten u. s. w.

Pirazzi's „Fünf Zeitgedichte“ (Nr. 11), nämlich: „Zum
18. October 1853“, „Sylvesternacht. 1854“, „Germania“,
„Für Schleswig-Holstein“ (1855 gedichtet), und „Helene
d'Orleans“, sprechen würdige Gedanken in edler Form
aus; da sie jedoch in frühern Jahren entstanden sind und
auf die gegenwärtige Kriegszeit keinen directen Bezug

*) Inzwischen ging
Hefchen zu mit dem
vaterländische Gedichte
den einberufenen Wehr-
Anonymus ein Bänd
wehmanns“ (Berlin,
dichtet und voll der
wie namentlich in den
„Die Feldherrnhalle“

haben, so brauchen wir wol auf ihren Inhalt nicht näher einzugehen.

Der Verfasser des Lieberhefts „Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind“, Karl Franz (Nr. 12), der ein Ruchesse zu sein scheint, fragt unter anderm:

Den schönsten Sieg hat Oesterreich schon gewonnen,
Den schönsten Lorber, der es je geziert,
Den Siegeslauf hat Oesterreich schon begonnen,
Wenn es auch Schlacht auf Schlachten noch verliert.

Chor. Wie auch entscheidet
Der Würfel des Kriegs,
Freue dich Oesterreich
Des herrlichsten Sieges!

Diese sonderbare und einigermaßen lächerlich klingende Behauptung ist nicht ironisch gemeint; der Verfasser versteht unter dem Siege Oesterreichs den Sieg über „Deutschlands Herzen“. Das würde gewiß ein sehr schöner Sieg sein, wenn er überhaupt ein vollständiger wäre und sein könnte; aber sicherlich würde Oesterreich für einen einzigen Sieg seiner Heere über die Allirten am Rincio alle Siege über „Deutschlands Herzen“ und besonders die Herzen deutscher Lyriker sehr gern dahingeben.

Die fünf Hefte „Deutsche Helme entgegen ausländischen Ungereimtheiten“ (Nr. 13) sind jedes am Schlusse mit G. v. G. unterzeichnet. Wir vermuthen darunter den Verfasser der in demselben Verlage erschienenen Broschüre: „Strategische Skizze zu einem Operationsplane und den Marschdispositionen in einem Kriege gegen Frankreich und Piemont“, Eduard Freiherr von Gassot, der, wie aus einer Note zu dieser Broschüre hervorgeht, ein alter gebilter Kriegsmann ist, welcher im Jahre 1815 den österreichischen Feldzug gegen Murat mitmachte. Goethe war der Ansicht, daß man Kriegslieder eigentlich nur im Bivoual dichten solle, wie Theodor Körner. Hier haben wir einen alten Haudegen vor uns, der als solcher wenigstens einen natürlicheren Beruf hat, Kriegsgefangene zu verfassen, als ein Stubenhocker, der niemals Pulver gerochen hat. Aber feindliche Patrouillen oder Verse abzufassen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Was sagt der Leser z. B. zu folgenden Strophen:

Bei der rasch gemachten Heirath
War Cavour der beste Beirath,
Hat verknüpft eine Schöne —
Ihat dabei sich trefflich bene, —
Machte Geld
Unser Geld.

Neben jenem Econtracte
Machte er noch andre Parte
Mit dem lieben Partelspringen,
Die der einging ohne Blinzen! u. s. w.

Ober zu dem „Gaderlumpenlied“:

Es ist ein Minister verloren gegangen —
Was soll ich für einen Minister verlangen?
Ich fand an der sardinischen Grenz' ihn im Mist,
Dort hat er versteckt sich, daß ihr es nur wißt!
Gaderlump! Gaderlump!

Verloren ist eine Freischar gegangen,
Sie trug nur nach Raube, nach Kampf nicht Verlangen;
Ich fand sie versteckt in Brenneffeln am Baum,
Jetzt könnt ihr sie wieder im Zuchthause schau'n.

Es ist ein Gen'ral auch verloren gegangen,
Bekommt ihn erst Oesterreich, so wird er gehangen;
Man reut ihn Garbald aus, ich hab' ihn erwisch't,
Und unter dem Weiberrock 'raus ihn gestich't u. s. w.

„Bekommt ihn erst Oesterreich, so wird er gehangen.“ Es gibt jedoch ein altes Reimsprüchelein, wonach die Bergrer keinen hängen, „Sie hätten ihn dem zum Lebensfalls sollte man mit Urtheilung von ehrenrich Titeln vorsichtig sein; denn bekanntlich wurden auch Er Andreas Hofer und der Herzog von Braunschweig-O von Napoleon I. als „Banditenhefs“ gebrandmarkt in die Acht erklärt.“

Aus den Schutz- und Trugliedern: „Früh an, u Wolf, die Flammengelien rauchen“, von G. R. (Nr. 1) erwähnen wir als charakteristisch nur das Schick: I thaten die Franzosen. Schwarze Erinnerungsbilder der deutsch-französischen Geschichte.“ Der Verfasser am Rhein und Mosel; er erblickt die Trümmer des belberger Schlosses, die ausgeplünderten Kaisergräber Speier u. s. w. Er fragt überall, wer die Schuld habe, und stets wird ihm die Antwort: „Das h die Franzosen!“ Da ruft er aus:

Mit deiner Tücke, deinen Qualen
Riß, Franke, endlich die Geduld.
Mein Deutschland auf! laß heim uns ziehen
All seine ausgekaupte Schuld!

Wir glauben die Lyriker haben und drücken — auch die Franzosen haben es nicht an lyrischem Feuer fehlen lassen — thaten am besten, auch Waff stand abzuschließen, ohne weitere Bedingungen als die Zwischenzeit zu ihrer metrischen Ausbildung auszuwählen. Für welche Seite sollen wir Norddeutschen lyrisch schwärmen? Sicherlich gehören die Oesterreicher den lebendwürdigsten Stämmen Deutschlands, und ganz natürlich, daß uns andern Deutschen das sehr; wenn wir ihre männliche Blüte auf den lombardischen Schlachtfeldern geknickt sehen. Aber weniger würdig war bisher Oesterreichs Politik, so viel Ehre sie auch gewonnen hat, namentlich im Sinbild 6 — 800000 Bajonnette, von denen man und vorphantasie. Soll Deutschland für jeden solchen Fehler, den Oesterreich in Italien begeht, mitblumen sich mitopfern? Sollen wir Oesterreich den H helfen, nachdem es Silber und Schmelz preisgegeben? len die freieren deutschen Stämme und besonders protestantischen den bisherigen Absolutismus und Concordatspolitik Oesterreichs stützen helfen? Sollen wir für die unbegreifliche Kriegsführung der österreichischen Generale begeistern, die, wo man glaubte sie zu beschaffen versahen, angriffen, und wo man erwarteten entschlossen aggressiv vorgehen, sich passiv zu ten und einen Monat lang unnütze Bäume machen. Im Kriege so verderblich sind wie die unnützen Jäger stümperhaften Schachspielers einem Spieler gegenüber keinen Zug thut, welcher nicht seinen Zweck hätte? Wir wir jetzt noch in einem zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechenden Kriege auf Oesterreich bauen? Das ist

ragen, die man in Norddeutschland hört und auf die sich der Verständige stillschweigend die passende Antwort gibt. Ist der andern Seite müssen wir es freilich aus tiefste Klagen und darüber erschrecken, daß Napoleon so unermessliches und ununterbrochenes Glück gehabt hat; war er doch Magenta, wo er seine Garben zu sehr ausdehnte und dadurch einem bekannten Prinzip seines Oheims zuwider handelte, sicherlich verloren ohne einen besondern Glücksumstand. Magenta war in allem sein Marengo, und seine hochgehenden Pläne werden nun keine Schranke mehr anerkennen. Mag er für den Augenblick auch einen Schein von Befähigung beweisen, so vergesse man nicht, daß auch sein ihm diese Befähigung im Anfange seiner Kriegslaufbahn fehlte. Es handelt sich ja nicht um ein freies Italien — man weiß, ob selbst Piemont seine constitutionellen Theorien in dem vollen frühern Umfange zurückhält —, denn für's erste besonders um die Stabilisirung eines mächtigen, norditalienischen Reichs, welches Oesterreich und dadurch Deutschland feindlich ist, und dieses und die Schweiz Süden so umspannt, wie beide im Westen von Frankreich umspannt werden. Die weiteren Folgen für Deutschland im Falle eines Konflikts mit Frankreich kann sich jeder selbst denken; man braucht dazu gar kein eingeschulter Politiker zu sein, im Gegentheil, diese geschulten Völker übersehen oft gerade das Dringendste und Nächste. Italien, insofern dieses gehorfsam bleibt, was freilich nicht ist, wird sich Frankreich für seine Opfer schwerlich dankbar fühlen; es wird sich also anderswo nach Abloschhaltung umsehen müssen, und wo könnte es diese finden als am Rhein, besonders nachdem Deutschland genug gethan hat, um sich Napoleon's tiefsten Gasp ziehen? Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Krieg um die Rheingrenze der allerpopulärste in Frankreich sein würde. Ein in Frankreich lebender deutscher Flüchtling, der durch seine Verbindungen in vornehmen pariser Häusern genauen Einblick in die Verhältnisse hat, schrieb uns schon im vorigen August: „Verdienen wir das, daß Europa demnächst einen großen Krieg haben wird; er wird in Italien seinen Anfang nehmen, aber sein eigentliches Object ist der Rhein.“ Eben erst unterm 3. Juli, schrieb er uns: „Der Krieg Deutschland nicht geschenkt worden, daß kannst du versichert halten. Nicht er nicht jetzt bei Gelegenheit des italienischen Ausfalls, so kommt er ein paar Jahre später.“ Ich habe darüber sehr gewichtige Stimmen vernommen.“ Unser auswärtiger Freund, ein echter deutscher Patriot, ist der Ansicht, daß Deutschland viribus

Wir wissen zwar nicht, was die beiden katholischen Kaiser und Herren des päpstlichen Stuhls den protestantischen Mächten gegenüber im Geheimen verabredet haben, aber in Bezug auf diesen norddeutschen Staat wissen wir jetzt durch die Proclamation des französischen Kaisers vom 14. Juli so viel, daß durch die Vereinigung dererlei mit Piemont den Franzosen ein „mächtiger Verbündeter“ zugefügt sei, „der ihnen seine Unabhängigkeit verbannt.“ Dabei sind die Einzugstheore und Zwangsbürgen der Lombardie, Venedig und so, in Oesterreich's Händen geblieben! Ist das auch einer jener „Verträge“, für welche die Völker ihr unheiliges Blut vergießen haben?

unitis diesen gleich jetzt a der Nothwendigsten Lebensfalls so nütz verchieden Patrioten so des Kriegs u schilofse Renoi lächerlich mad

Inzwischen

der That voraussetzen dürfen, daß sie es aufrichtig gut mit uns meinen, zur vollkommenen Gleichgültigkeit zu bewegen und uns jede Befürchtung auszureden. Deutschland, bemerkt St.-René Laillandier in einem Artikel der „Revue des deux mondes“ über Heinrich Heine, solle sich nicht für Oesterreich aufopfern; man könne ein Buch über die Verlegenheiten schreiben, welche die italienischen Besitzungen Oesterreichs dem übrigen Deutschland bereiten hätten; und er fährt fort:

Sollte das freikünige Deutschland, das poetische und gelehrte Deutschland, welches von Goethe und Platen bis auf Heine und Rommelen so viele schöne Arbeiten über Italien hervorgebracht hat, dulden können, daß seine Werke durch die Anwesenheit der Kroaten im Lande Paul Veronese's und Leonardo da Vinci's entehrt und entwürdigt werden?

Daher: „Soyez justes et moi je le serai.“ Bleibt die Sache, die ihr immer wart. In einem Artikel derselben „Revue des deux mondes“, daß die Befreiung Italiens beitragen Dichter hätten öfter als einmal im Liede gefeiert. Nun, die Reiden der italienischen Nation in aber es ist England nicht von England unabhängig zu erklären.

Zum Schluß kommen wir noch mit einigen Worten auf einen Aufsatz in Nr. 23 der in Wien erscheinenden „Rezeptionen und Mittheilungen über Theater und Musik“ zu sprechen, der den Titel trägt: „Unzeitgemäße Gedanken bei Gelegenheit der letzten Aufführung von „Ratham der Weise.“ Wir kommen auf ihn zu sprechen, weil wir aus gewissen Gründen auf den Umstand, daß er gerade in diesem wienischen Blatte erschien, einiges Gewicht legen; wir kommen ferner deshalb auf ihn zu sprechen, weil er dieselbe Frage betrifft, die wir in den einleitenden Worten zu unserer gegenwärtigen Betrachtung, wenn auch von etwas anderm Standpunkt, behandelt haben. An die Humanitätsdendenz des „Ratham“ anknüpfend bemer-

deutsch nation dera li jeder I genfag durch sah zu

, durch den

nicht Verr
entpringt
: Jede des
Leide nach
den Deut-
rungsstöße,
tämme für
Ginn und
bewahrt.

Der Verfasser drückt seine Freude aus über die Theilnahme, welche „Nathan“ in Wien gefunden habe, in einem Augenblick, wo der ansehnliche Kampf der Nationalität wird, freudigst angefaßt durch den Despoten, in einem Augenblick, wo er bestraft wird, um alte Leidenschaften zu erwecken, um Zwietracht zu säen, nicht anzusein brauchen, da doch Gewaltthäter gesündigt hat.

Auch wir unterschreiben diese schönen und für die Deutschen ehrenvollen Worte mit innigster Genugthuung, denn sie beruhen auf Wahrheit. Aber um im Stande zu sein, durch diese Charaktereigenschaft allen andern Völkern ein Vorbild zu sein und unsere hohe Mission zu erfüllen, müssen wir auch auf unsere unverkümmerte politische Existenz, soweit sie noch nicht verkümmert ist, mit Eifersucht halten und darauf sehen, daß, was vom deutschen Volke noch einigermaßen zusammen ist, fortan zusammenbleibe. Daher ist es dringend geboten, neben der allgemein menschlichen Richtung, durch die wir uns vor allen Völkern des Alterthums und der neuern Zeit auszeichnen, auch die vaterländische Gesinnung, in der uns andere Völker übertreffen, ernstlich in Pflege zu nehmen. Gerathen erst, was der Himmel verhüte, größere Stücke von Deutschland, Stücke, in denen jetzt noch sicherlich ein nationaleres Leben pulst als im Elsaß zur Zeit seiner letzten Besitznahme durch die Franzosen, unter ausländisches Joch, so könnte zuletzt doch die Rassenverhinderung, an der Europa bereits nur zu sehr leidet, auch unter den Deutschen überhandnehmen und ihnen die ehrenvolle Mission, die Fahne der Humanität und der geistigen Freiheit hoch zu halten, gründlich und für immer verkleiden.

Herminie Marggraf.

Vollsgeschichten und Märchen.

1. Vollsgeschichten aus dem Schwarzbubenland von Franz von Seneffeld. Basel, Schweighauser. 1858. 8. 97 Rgr.
2. Märchen und Geschichten aus Oden und Weiden. Erzählt von Fritz Hartmann. Braunschweig, Westermann. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Rgr.

Die die Kinder in einem alten Zustande des Wenn man einem Volke nicht geradezu das fällt, wie dies manche gegen einzelne wilde in Vorstreiten der Civilisation als unvers. Recht oder Unrecht, ist hier nicht der Ort auszusprechen pflegen, so kann man nicht st sich überlebt habe und für alle Wetterbil. kann selbst dem abgelebten kann durch neue, te die Fähigkeit der Regeneration eingeimpft

werden. Und eben dieser Zustand des Werdens ist es, der kein Volke wie beim Kinde stets neue Aufregungskraft auf uns ausübt und uns jede Hochachtung auf diesem Gebiete mit Vorliebe willkommen heißen läßt. Daher werden auch Vollsgeschichten immer ihren Reiz behalten.

Der Schluß der hier jetzt vorliegenden „Vollsgeschichten aus dem Schwarzbubenland“, von F. von Seneffeld (Nr. 1), ist ein Theil des Cantons Solothurn. Abgesehen von fünf kleineren Stücken und Charakterbildern enthält das Buch zwei größere Erzählungen, von denen die eine in die Zeit des Sonderbundsstrugs fällt, während die andere Einblick in das äusserlich kirchliche Leben der katholischen Bevölkerung jener Gegend und in verschiedene merkwürdige Charaktere thun läßt. Das novellistische Talent des Verfassers ist ein beschwerendes; dagegen läßt sich von dem beschreibenden ein glänzendes Urteil fällen, wenn auch im Stil manche Sonderbarkeiten mit unterlaufen, wie z. B.: „Drinnen saß der Wunderk, der Himmel weiß wir schon beim vierten Schoppen“, oder: „Ein reicher Kranz von Dübäumen umstand hübschend und opferreichend die Stühle.“ Sieht man aber von der Uebersetzung ab, so bleiben viele ansehnliche Schilderungen und interessante Charakterzüge übrig, die für die Culturgeschichte des „Schwarzbubenlandes“ nicht ohne Werth sind. Manches läßt die vorliegenden Zustände noch sehr primitiv erscheinen, wie z. B., daß man einem Studenten, der nicht „auf geistlich“ kündigt, für einen „gefehlten“ Studenten ansieht. In anderer Beziehung hat das gegenwärtige Jahrhundert doch immer Rechte geltend gemacht. Am Fronleichnamsfeste, bei welchem Mäde in Freien errichtet werden, große Processionen stattfinden, und alle Mädchen, vom Kleinsten bis zur heidnischen Jungfrau, Kränze von weißen und rothen Rosen auf dem Kopfe tragen, mußten noch im vorigen Jahrhundert gefallene Mädchen mit einem Strohkranz statt des Rosenkranzes erscheinen. Der Schmach ist ihnen gegenwärtig erspart. Noch immer aber müssen sie sich bei der öffentlichen Procession, namentlich ohne Kranz einfinden. „Wehe derjenigen“, lesen wir in Bezug auf die Gasse, „die, des Kranzes unwürdig befunden, nicht an der Procession theilgenommen hätte! Am Schimpf und Schande zu Unbilden aller Art würde es ihr nicht gefehlt haben. Das fromme und splitterrichtige Volk will immer noch selber einen Theil an der Strafrecht haben; dem gefallenen Mädchen wollte es in diesem Tage wenigstens die öffentliche Beschämung nicht erlassen.“ Doch mildert sich die jetzige Form auch noch dadurch, daß die Gefallenen zuletzt in der Nähe der Mädchen gehen, an die sie die verheirateten Frauen unmittelbar anschließen. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestrafte das Sittengericht selbst rein polizeiliche Uebertretungen mit Kirchenstrafe. Ein Bauerndädchen hatte sich einen Schalk im Nachbarn ausgesucht; aus Haß gegen alles Fremde legten ihr die jungen Burschen in der Nacht vor der Trauung einen mit Stroh bewundenen Leiterwagen aufs Hausdach. Dafür mußten sie nach dem Ausspruch des Sittengerichts den ganzen Sommer hindurch nach Verfluß des nachmittägigen Gottesdiensts noch zwei Stunden in der Kirche zubringen; dem Radelstührer aber wurde die Strafe dahin verschärft, „daß er alle Sonntage während des Gottesdienstes unter der Kappel knien sollte“. Das war den jungen Burschen doch zu viel. Er fügte sich zwar das erste Mal, da das Urtheil in der Kirche publiziert wurde und die Vollstreckung sich unmittelbar daran knüpfte, zog aber dann der fernern Ermahnung ausländischen Militärdienst vor und blieb auch nach seiner Heimkehr und als langjähriger erster Vorstand der Gemeinde der Kirche für immer entfremdet.

Die Erzählungen des Verfassers beruhen sichtlich auf hohen Thatfachen, sie sind lehrreich und von culturgeschichtlicher Bedeutung; doch würde es ihm anrathen sein, bei seinen künftigen, jedenfalls herabsetzenden Arbeiten in diesem Fache von der novellistischen Uebersetzung abzusehen.

Eine weit hervorragendere Stellung, sowohl in formeller Hinsicht als bezüglich des Umfangs der Erfahrung, hat

ren sie sich bewegen, nehmen die,
 an Osten und Westen", von Moritz
 er Osten ist mit drei Nummern, der
 ein, wovon zwei auf Irland, sieben au
 nd, eine auf Böhmen (slawisch), und
 ru. Sie zeichnen sich durch einen Gei
 st, der auch da, wo der Stoff an W
 ne, überraschende Seite abgewandt
 sehr gewandte und lebendige Darstell
 e Augenblick erkalten läßt, aus, sind f
 Zustände, die sie zum Vorwurfe zu
 en eine nicht zu verkennende, mit
 twicklung durchgeführte Moral, di
 i andern der Märchen direct mit
 ighaus aber in den Thatfachen n
 sig mit so viel Witz und Humor,
 umlung für gelungene Satiren im
 r der Legende ansehen kann.

Von ganz köstlichem Humor und gleich ansprechend in der
 ern Sprache, wie in dem bitteren Trank, der neben ihr hergeht,
 die baskische Sage: „Der Salubador“, von der wir unsern
 rn eine kurze Skizze nicht vorenthalten wollen. Lassen wir
 zunächst von dem Dichter selbst erzählen, was der Salubador
 ist.

„Eine Mutter, die sieben Söhne nacheinander in die Welt
 (die kleine Unart, die in diesem Ausdruck liegt, haben
 absichtlich nicht übergehen wollen, um den Dichter ganz so
 eben, wie er ist), „ist überall siebenfach gesegnet, aber im
 e Esrubadunac, d. i. im Lande der Wästen dießseit und jenseit
 der Berge, ist eine solche Mutter hundert- und tausend-
 gesegnet. Denn einer von den sieben Söhnen hat ansehl-
 am Baumen oder auf der Spitze des Kreuzes, der so Gezeichnete ist ein Salubador oder Ansalubador.
 Salubador oder Ansalubador ist ein vor allen auserwählter
 ch, ein von Gott besonders Gebenedeiter. Er ist bestimmt,
 Menschen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er ist ein Arzt
 Kerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obsteiger des
 i, soweit der Mensch, der sterbliche, dem Tode obliegen kann.
 über nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den
 üßigen Tod. Der nothwendige Tod ist der unabwendbare,
 Gott seit Ewigkeit und Weltanfang vorherbestimmte; dem
 at keine Creatur, vor dem kann auch keine Creatur schützen
 girmen. Der überflüssige Tod ist derjenige, der aus Ver-
 isung, aus schlechter Behandlung, zumeist aus der Un-
 eist der arduen Kerzte entspringt. Dieser überflüssige
 ödet die meisten Menschen, bevor sie das ihnen bestimmte
 reicht haben. Sie könnten sich noch viele, viele Jahre des
 erfreuen und in voller Gesundheit, wenn nicht die Kerzte

Gegen diesen überflüssigen Tod und gegen die Kerzte
 Salubador ein Retter und Heiland. . . Er wird geehrt,
 ein ausgewählter Helfer verdient, und die Schätze der
 ließen ihm zu in so großen Strömen, als er nur will.“
 dem armen Manne Salubador Saeh, der in Malmacon haus-
 widerfuhr das Glück, daß ihm ein siebenster Sohn geboren
 und es ergab sich, daß dieser, der jüngste, auch wirklich
 alubador war. Ob nun schon die Heilskraft sich erst im
 nten Lebensjahre zu zeigen pflegt, so ruhte doch in der
 e Saeh alsbald alle Arbeit und man lebte vom Schulden-
 . Je größer die Schulden wurden, desto mehr freute sich
 ater Saeh, „denn sie waren ihm wie ein Kalender, der
 ranrückten der Zeit ankündigte, da sein Sohn als Salu-
 zu practiciren und Schätze zu sammeln anfangen sollte.“
 eigeunte Geburtstag kam; Beatri, so hieß der Salubador,
 ke seine Heilskraft. Alles kam, um zu gratuliren. Der
 berauschte sich, die Mutter weinte vor Freude. Die
 n Kranken brachten ihre Gaben in Säcken, Körben und
 er Münze. Vater Saeh „öffnete beide Hände, um in
 ig zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb
 men Händen und offenem Munde sprachlos und erstarrt

n über Meer, von Land
r, soweit die Menschen
, daß er ihn dort im
er ihn dort im Norden
So jog er herum und
ist noch, wenn er lebt.
s aber Aufsamblers.
as läßt der Dichter bei
r die Liebe, bei einer
amphiren; in der zwei-
haft", wird der fortze-
rten irischen der Sieg
stige Verklage selbstzu-
hen aus der Auvergne;
er den Ausfall gegen
s zu Schulden kommen
und zwar um so we-
nimet hat.

ern und erwahnen nur
den: „Der Ofen Bar-
barossa's." Er stand weiland im alten Kaiserpalaste zu Geln-
hausen, und der Kaiser kam oft vom Kyffhäuser Herüber, um
sich in kalten Abenden daran zu wärmen. Wie nun das plöz-
lich ein Ende genommen, und wie der Ofen in Stücke gegangen,
wollen wir hier nicht verrathen und verweisen den Leser auf das
Buch selbst, in welchem er eine ebenso erhellende als besuch-
tende Lectüre finden wird. **Otto Neubauer.**

Rundt über Italien.

Italienische Zustände. Von Theodor Rundt. Erster Theil. —
M. u. b. L.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Jauer.
1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Gesicht des Verfassers, politisch-soziale Bilder so zu
gruppiren, daß sie zugleich dem Gebiete des Staatsmanns und
dem des Touristen anzugehören scheinen, bald wie Rundgebun-
gen politischer Weisheit, bald wie eine felsche Unterhaltung
für eine müßige Stunde ansehen, ist bekannt, und dies Gesicht
muß auch unfererseits anerkannt werden; denn Rundt besitzt in
der That die Gabe, aus einer leichten Mischung historischer Züge,
freier Personenbeschreibung und Skizzen des Volkslebens eine Ar-
beit zusammenzustellen, die fast jedem gebildeten Leser etwas bietet.
Er ist durch und durch ein begabter Skizzer. Als solcher hat er Tu-
rin und Rom am Schluß des vorigen Jahres besucht, gerade zu der
Zeit, wo die politische Grippe, an der jene Hauptstadt der sechs-
ten „Großmacht im Umbrge" schon seit Jahren leidet, in ihrer
schärfsten Wille stand, und er schildert uns diesen Krankheits-
zustand als ein guter und richtiger Patholog. Was dabei an
persönlichem Skandal, an lächerlichen Insinuationen, an gemachten
Voransetzungen abfällt, ist alles willkommen und hält gerade
das rechte Maß, um anregend und doch nicht mißfällig zu sein
und um den unbefriedigt entlassenen Leser für künftige Arbeiten
im voraus zu gewarben; denn der Verfasser versteht es, einen
Band seiner Skizzen aus dem andern zu entwickeln, immer noch
Stoff übrig zu behalten und mit gewandter Feder so gleichsam
einen magischen Kreis um seine Leser zu beschreiben, dem keiner
so leicht entrinnt.

Der Verfasser hat übrigens, nachdem er den Puls des
Kranken gefühlt, ganz richtig gesehn: er sagt im Herbst vori-
gen Jahres den nahen Fieberausbruch des Carlo-Alberto-Gel-
tus und des idealen italienischen Königthums richtig voraus,
unter dem die erschütterte Welt heute so gründlich laborirt; ja,
er setzt uns in den Stand, der allmählichen Entwidlung dieser
Krankheit selbst Schritt für Schritt zu folgen. Ist es nun auch
nicht Neues, daß Kaiser Savoye der Nothwehr und jemand
anders an der Seine der Receptant dieses Leidens ist, so sind
doch die Bilder, welche der Verfasser aus dem „rothen" Italien,
von Rom und Garibaldi, von der dynastischen Allianz des
Prinzen Plon-Plon mit der armen Galtile, von den Berhand-

lungen in Plombieres und dem französischen Dementi in
Luzschloß Victor Emanuel's, von der schönen Tambourhock-
Röfne und dem Ugarrenkampf, von dem französischen Feti-
tismus der Garibiner, die doch in Italien kaum für Vieles
gelten, und anderes mehr, pflanz und festend genug, um bei der
vorwiegenden Lust der Leser an Enthüllungen und an Glanz
einige Stunden angenehm auszufüllen. Besonders gut und
wirksam ist der Carlo-Alberto-Geltus gemalt, ja, es ist ein
Bild, dem selbst der Historiker von Fach seine Theilnahme nicht
versagen kann: denn König Karl Albert war nicht bloß ein mil-
lärer, ein historischer Charakter, er war auch eine im hohen
Grade tragische Person, deren Untergang im Schmerz zuweilen
ohne innige Theilnahme näher betrachten kann. Katholik
Soldat und Krieger wie einer, für die Idee der italienischen
Unabhängigkeit wahrhaft begeistert und für die lombardische
Königskrone, wie er glaubte, geboren, auf dem Felde von So-
vara mehr noch innerlich vernichtet als durch Waffengewalt be-
legt, beschließt dieser seltene Fürst, fast wie Goeben, sich selbst
zum Opfer zu bringen. Still, ohne Schwermuth, verläßt er das
Schlachtfeld, auf dem er erliegt, um im Exil zu verschwinden,
zu verschwinden! Dies tragische Moment gewinnt in der Erzäh-
lung des Verfassers durch eine seltene Episode noch an Sch-
samkeit. Der kühne König geräth unter die Geschütze der
Feinde; er nannte sich Oberst Borge aus Turin und ward von
dem commandirenden General, Grafen von Thurn, gefesselt, be-
ruhm mit Thee bewirthet. Man spricht von der eben beendeten
Schlacht und Graf Thurn bewundert den seltener Geist jenes
Gastes. „Aber wie kommt's nur, Herr Oberst", sagt er, „daß
ein Mann wie Sie keinen höheren Rang in der Armee erlangt
hat?" — „Ich war niemals glücklich", sagt der König, „und
daraus habe ich auch meine Entlassung genommen." Erst auf
seiner Abreise erfährt der Graf, daß sein Gast der König von
Sardinien ist. „Schaun's", sagt er, „das ist eine wunderbare Ge-
schichte. Hätte unsere Batterie auf den fremden Offizier Feuer gegeben, es
würde es geheißen haben, wir hätten den König Karl Albert in
Hinterhalt ermordet." Wenige Monate später war Karl Albert
eine Leiche in Dux. „Er korb", sagt der Verfasser, „an die
Einheit und Unabhängigkeit Italiens, an der jeder Sterben muß
der dafür in die Schranken tritt." Ein frappantes Gemälde
ist es, das der Autor von seinem Nachfolger entwirft. Im
seinem Vater Krieg ertragen, muthvoll wie er, aber rückwärts-
los, verwegener und weniger grübelnd, steht er in der Schlacht
mit der Wildheit eines Indianerkämpfers, auf Sieg, er
nichts als Sieg bedacht, den er bei Goito auch errang. Eine
ganze Erscheinung, die stolze Haltung, der zurückgeworfene Kopf,
der wildflatternde Schwanbart brachen Stolz, Trotz und Ge-
muth aus; so stand er befestigt selbst dem demüthigen Cap-
Rabegh zu Signale gegenüber und erschien als der Herr in
Lage. Sein Wille, durch seine Rücksicht gehemmt, ist stark
als der seines schwärmerischen Vaters. Von Camillo Cavour,
dem Sohn eines reichen Kornhändlers, sagt der Verfasser
nichts Unbekanntes; er ist zu schon, um wahrhaft begeistert zu
sein und sein letztes Wort wird nicht die Freiheit Italiens, son-
dern seine Abhängigkeit von Frankreich sein. „Daß Mazzini,
wie Balbo, Mazzini und selbst Gioberti ihm vertrauten, bewill
nur für seine Schlaueit, denn ihre Gedanken sind anders, als
Cavour Italiens weniger liebt, als er Österreich haßt.

Der Episode von Villafranca widmet Rundt ein ganzes
Kapitel voll politischer Conjecturen, welche von den Wip-
pen der Kassen mehr verrathen, als der Verfasser ver-
worten kann. Viel lieber folgen wir ihm nach Genua, um
dessen geringem und losem Zusammenhang mit dem sardinischen
Regiment er ein lebhaftes Bild gibt. Die genuesische Aristokratie
ist alles eher, als sardinisch: in Sprache, Sitte und Auffassung
der Lage sind Genua und Turin volle Gegensätze, die auch in
dem jetzigen Kampf ihre Versöhnung schwerlich finden werden.

*) Cavour's lauzischen erfolgter Rücktritt scheint diese Kapitel noch
zu bestätigen. **D. Kch.**

Von hier wendet sich der Stizist über Siena nach Rom, nicht zu und unterwegs zu überzeugen, daß er die liebenswürdigen Alten, wie die Vertirungen des italienischen Volksgeistes wohl zu fassen und darzustellen weiß. Daß die Ausbeutung des römischen vollständig zu einem italienischen Nationalbegriff geworden ist, sagt er nicht bloß, sondern belegt es auch. So geht er nach Rom. Runds ist kein Schwärmer, auch nicht in Kunst; er beobachtet vielmehr im ganzen mit nüchternem, klarem Auge. Indes hat es uns doch überrascht, daß er von Roms sagen kann: „Moses steht auf der Höhe seiner Schöpferkraft, in er sich die sinnliche Rauberei der Gestaltungen gekannt kann; aber auf rein kirchlichem Boden steif und schwerfällig. Seine Cardinalatstugenden stellen uns dies im abschreckendsten Licht vor Augen“. Der Verfasser vergißt bei diesem Urtheil offenbar den Einfluß, welchen Schule und Tradition auch die größten Genies der Menschheit ausüben, in Anschlag bringen.

Die Schilderung von der Persönlichkeit des Papstes ist auf Weise pikant. Der schöne Papst, obgleich von kleiner, unregelmäßiger Gestalt, rothem Teint und graugemischtem Lockenhaar, doch jezt der Abgott aller Frauen, welche vor 12 Jahren bekannten Entschlüssen für ihn schufen. Seine feinen, leuchtenden Manieren entzücken noch heute alle, die ihm nahen, bei seinem Vorüberfahren rufen die Wäscherinnen an der Treppe noch jezt: „Oh, il bel Papa!“ Seine strenge Disziplin, bei großer Güte und Freigebigkeit, macht ihn in weiten Kreisen beliebt; seine sorgsamgeführte Stille gewinnt ihm andere und so ist der so schmerzgeprüfte, so gründlich enttäuschte thaler Christ immer noch der Gegenstand der Liebe seiner Artgenossen, der sich in das Marianische Dogma der „unbefleckten Empfängnis“ flüchtete, ungefähr aus denselben Motiven, aus denen Karl Albert nach Porto Cervo floh. Der Verfasser berichtet nicht viel Lesenswerthes über den Sanct-Peter „zu allen Zeiten“, wie er das betreffende Kapitel überschreibt. Ueber die Regel der Verhüllung aller Nackten durch Bleichenden sagt er: „Die nackte Gestalt hat bei uns den ruhigen und reinen Frieden verloren, den sie in der Antike besaß; sie erinnert christenthum an den verloren gegangenen Genuß der Erde; sie ist überflüssig geworden, ihre Verwerfung in der Kirche ist daher überflüssig. Allein ist darum ein Stück Bleich zu loben und vieler russischer Gensarschwärze bedarf es wol, um den trunkenen Pinsel Correggio's oder Tizian's unschädlich zu machen, wenn man einmal anfängt, die Schönheit der Sculptur Bleich zu vernageln? Plus IX. hat dabei nichts gewonnen, als Eridynamen des Hemdenmachers.“ Das Grabmal der Katholiken, der Gergia des Roma-Gregor, gibt dem Verfasser Betrachtungen über das theokratische Weltregiment Anlaß, zu nachzulesen dem Leser überlassen müssen. „Gregor's", sagt er, „war der umgekehrte Titanengebäude; jene wollten den Himmel von der Erde aus erobern, Gregor die Erde vom Himmel aus in seine Gewalt bringen und zwar durch die elbarte Gotteserscheinung in seiner Statthalterschaft. Es ist gelungen, der Geist zuerst und dann die Dampfmaschine dagegen. Dennoch“, sagt er, „hat das Papstthum eine Zukunft: sein Weltweck scheint noch nicht ganz erfüllt zu sein, eine lange Reihe von Grabmalern wartet noch in Sanct-Peter auf die Nachfolger Gregor's“ u. s. w. Mundt drückt Gedanken mit großer Zuversicht aus, und vielleicht hat

das Tombolafest in Villa Borghese, eins der reizvollsten in Rom, verknüpft sich mit Reflexionen über die Stellung Aristokratie in Italien, die viel Beachtenswerthes und Beobachtetes enthalten. Der italienische Adel ist frei von Reluctanz; er mischt sich ungezwungen und auf die liebenswürdigste Art mit dem Mittelstande, ja mit dem Volk. Der Verfasser das Jahr 1848 ziemlich unabhängig mit dem Adel, durch Canino und Mazzini haufen schlimm in dessen Lagen; allein wenn dies auch zeigt, daß zwischen Adel und Volk kein dauernder Bund zu schließen ist, so

hat sich doch in zehn Jahren wiederhergestellt, Hand, für Wohlthat nicht undankbar. Ein mit seiner bekannten gezeichnetes Bild, als heldere Haltung einer Menge, wie diese nur lebendig entgegentritt.

Das letzte Kapitel des Aufsatzes des Hume gewidmet, und geheimnißvoller als er, da seine Grund und vornehmen Aufsatz wird, daß Papst Bl. Wissen würdiges Gelehrte. Daß dieser in hienar der französischer fasser andeutet, sind aber ist allerdings der ganz geeignet, die unerhörte Duldung zu schüttern.

Der Verfasser hat mit diesen Stizzen unzweifelhaft ein sehr lesenswerthes Buch geschrieben; seine Voraussetzungen sind heute, nach sechs Monaten, voll in Erfüllung gegangen, sie haben seinen politischen Blick belegt. Hiernach haben wir alle Ursache, nicht nur ihm unsere Anerkennung seiner Leistung zu bezeugen, sondern auch seinen fernern Vorverhandlungen zu vertrauen, nach welchen auch der nun entbrannte Kampf — wenigstens soweit er die „nationale Einheit Italiens“ zum Ziele hat — ein klägliches Ende in französischer Abhängigkeit und territorialem Massenhaß nehmen werde, nehmen müsse. Bei dieser Ansicht leiten uns noch andere Gründe, als die der Verfasser dafür anführt, und unter diesen steht der bekannte Kirchthurmsneid und die Stammesfeindschaft der Völkerschaften Italiens oben an, welche noch in ganz anderer Art wie die deutsche Kleinkräuterei eine nationale Einigung undenkbar machen und die es sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob beispielsweise in Toscana, Rom und Neapel der rohe und tödliche Garbe nicht verhafter ist als der gutmüthige Oesterreicher! Daß aber vom Apennin abwärts alle Sympathie für das Franzosenthum ein Ende hat, glauben wir fast verbürgen zu können. 4.

Vier Erzählungen von Eduard Mörike. Stuttgart, Schweizerbart. 1856. 16. 18 Ngr.

Mörike gehört zu den sinnigsten und phantasiereichsten neueren Dichtern; die Vorzüge, welche ihn auszeichnen, entsprechen jedoch weniger dem realistischen Geschmaack der jüngsten Gegenwart, als der vorherrschend innerlichen und idealistischen Richtung der dreißiger Jahre, wo sich die Romantik, der Subjectivismus des Gemüths, mehr und mehr in die Reflexions- und Lenzepoetik, den Subjectivismus lenkt, umsetzte und in ihren Ränken der Agitation schwere Niederlage aber immer noch eine mit Tüchtigkeit bildete, für deren Principien noch Sympathie, oder wenn nicht dieselbe herrschte. Ohne gerade es oder im vollen Sinne des Wortes bezeichnend eine den Ausläufern der verwandten Natur; ja in seinem eine mehr oder minder directe Anknüpfung auf die Art und Weise wenig kaum verkennen lassen.

Auch die vorliegenden vier

schien in den Kreisen dieser Zeit und ziemlich vorliegenden Weltanschauung. Mit Ausnahme einer einzigen, „Lucie Selmeroth“, sind sämtliche von märchenartigem Charakter, und zwar haben sie in Anlage und Ausföhrung eine ungleich näher Beziehung zu den mit modernem Humor und Feinsinn vorgetragenen Märchen Tieck's und Arnim's, als zu den in naturnatürlichen Ton gehaltenen Erzählungen der alten Volksmärchen, wie sie von Grimm angeregt sind. Am meisten gilt dies von dem ersten derselben, welches zugleich nicht bloß von seitens seines Umfangs, sondern auch vermöge seines ebenso gemüthvollen, wie sinnigen und phantastischen Graphtons das bedeutendste ist. Obgleich in Anlage und Verlauf wesentlich anders, erinnert es doch in manchem Betracht an Eichendorff's „Aus dem Leben eines Taugenichts“; doch beßte es bei weitem nicht dieselbe Einfachheit und Natürlichkeit und nähert sich in andern Theilen der von Tieck in seiner „Mogelschenke“ angewandten Constructionsmethode, insbesondere auch darin, daß in ihm Märchenhaftes und Novellenartiges in zwar minder barocker, aber immer noch phantastischer Weise miteinander verschlungen sind, dergestalt, daß es wol auch eine „Märchennovelle“, nicht wie es geschieht eine „Novelle“ schließlichen hätte genannt werden sollen. Wer für diese Art der Poesie, wie wir anseerzählt gern einräumen, noch Sinn und Genußfähigkeit beßte, wird dem Dichter auf den Kruß- und Durrjügen seines gemüthlichen Humors gern und mit Begehrlichkeit folgen und sich der manichfachen Schwächen seiner eigenthümlichen Composition, bei der vielleicht Zolalsagen benutzt sein mögen, mit kühnem Sinne erfreuen. Am wenigsten dürfte das Ende befriedigen. Hier verläßt sich das Hochmuth der Phantasie in ziemlich kahlen, verfallenen Regionen, und die Andeutungen, durch welche dem Leser Gelegenheit geboten wird, sich das scheinbar Wunderbare in natürlicher Weise zu erklären, erinnern fast an das Ende der Wagner'schen Gespenstergeschichten.

Unter den beiden kürzern Märchen ist „Der Bauer und sein Sohn“ entschieden das bessere. Der vollständige Ton ist hier mit glücklichem Erfolg angeschlagen, und daß der Poesie eine greifbare plastische Raumverwendung einverwebt ist, thut der poetischen Wirkung keinen Eintrag. „Die Hand der Jegerin“ ist ein in Indien spielendes Märchen, nicht ohne eigenthümliche Färbung, aber ohne ein tiefer greifendes Interesse.

Die dem heutigen Zeitgeschmack zusagende Gabe ist unstreitig die Novelle: „Lucie Selmeroth.“ Sie behandelt einen zwar sehr einfach vorzunehmenden, aber in dieser Einfachheit doch sehr eigenthümlichen und spannenden Criminalfall. Von Seiten ihrer Einleitung und als Beispiel der Kunst, auf einen sehr kleinen Raum — sie umfaßt noch nicht ganz zwei Bogen — die Verwickelung und Lösung einer bedeutenden Katastrophe zu concentriren, darf sie als ein Mustergebilde bezeichnet werden. Sie hält sich durchaus auf realem Gebiet; höchstens erinnert die eingelegte Episode aus der Jugendzeit Lucie's an die dem Dichter eigene Vorliebe für ungewöhnliche Combinationen.

11.

Notizen.

Das Bremer Gedicht von 1786 auf Lavater und sein Verfasser.

In Nr. 15 d. Bl. hatten wir an ein gegen Lavater's Treiben in Bremen im Jahre 1786 gerichtetes satirisches Gedicht erinnert, und da wir dasselbe nur aus einer alten Abschrift kannten, den Wunsch ausgesprochen, zu erfahren, ob das Gedicht schon irgendwo gedruckt und von wem es verfaßt sei. Julius Herzberg, großherzoglicher Bibliothekar in Oldenburg, hat diesem Wunsch bereitwillig entsprochen und uns mit nachstehender Abschrift beehrt:

Lavater's Aufenthalt in Bremen 1786 und seine wunderthätigen Ausstellungen daselbst, die in ihren Folgen sich zu einem Zwiespalt unter den Geistlichen sowol als unter den Ketzern der freien frommen Hauskath Bremen gipfelten, und die noch im

Jahre 1791 in dem „Zerchenbuch für Katholiken und Protestanten“ (Berlin, Unger) gegeistelt wurden, indem daselbst ein Kupfer mit der Unterschrift: „Lavater's Hypothese in der Lande“ (sic!), hat, auf welchem Lavater sich vor dem Thron in Gegenwart vieler spanisch gekleideter Katholiken in einem wehrlosen aufgestellten Dome die Hand läßt, in gleich anfangs Veranlassung gegeben zu dem vorstehenden Angriffen und Beleuchtungen. In der geschlossenen Form welche sich dem magnetischen Treiben widersetzt, gab es ein 1787 in acht Stücken erscheinendes „Magnetisches Kupfer für Nichterzählung“ (Bremen, Bremer), welches häufig in andern Journalen geb. vorzüglich aber einige Bremer Sammler zum Vorwurf hatte. In diesem „Magnet“ (Bd. 5, S. 58—64) findet sich das in Nr. 15 erwähnte Gedicht nicht vollständig mit einer Einleitung abgedruckt. Dasselbe aber schon früher erschienen als: „Freudenlied der Jäger vater's in Bremen“ (Bremen 1787), und hat, wie wir Abbende in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (N. St. 2, S. 589—592) erzählt, Varianten; auch daraus (Bd. 78, St. 1, S. 9) war schon ein Vers aus Kalaj in einem des „Magnetischen Magnet“ mitgetheilt. Es über die Frage, ob dasselbe schon gedruckt oder noch nicht. Was nun den Verfasser betrifft, so war derselbe kein als Johann Ludwig Ummius, Rector in Bremen. Er war am 18. Juni 1736 zu Jever, wo sein Vater, Johann Arzt war, geboren, besuchte die dortige Schule, ging 1753 Wittenberg, ward nach seiner Rückkehr 1758 Kantor in Bremen und im Herzogthum Bremen, dann 1765 den lebenden Klasse an der Schule zu Stade, darauf 1765 den und 1768 Subconrector daselbst, endlich 1774 Kantor 1778 Conrector und 1781 Rector an der Schule zu Bremen, wo er am 9. Mai 1796 starb. Er war Vater an Kupfert's und Schlichthorst's „Neuen Magnet Schullehrer“ und des „Magnetischen Magnet in der Lande“. Er war ein heiler, braver Mann, der äußerst schwer zum Schreiben zu bewegen war. Unter Namen hat man nur Schul- und Einladungsschriften, denen sich auszeichnen die aber das mare purpureum (Goorg., IV, 878, eine freie Uebersetzung oder Uebersetzung aus Cic. de divinatione, lib. I (1787) u. s. w. Das Namen erschienen das genannte „Freudenlied der Jäger vater“, sowie verschiedene pseudonyme Aufsätze in dem Magnet, die sich durch ihre Laune und heftigen Spott auszeichnen, endlich noch eine Probe einer neuen metrischen Uebersetzung des Sophokleischen Trauerspiels: „Oedipus der Herrscher“, „Magnet für öffentliche Schulen“ (Bd. 2, St. 1). In jenem Nekrolog des Ummius aus der Feder des Rectors daselbst findet man in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ (Bd. 25, Intelligenzblatt, Nr. 26, S. 210 fg.). Das „Gedicht“ rief eine Parodie hervor unter dem Titel: „Jäger vater's Feinde und den Verfasser des bekannten Liedes“ in zwei Formen existirte, deren erste „für eine Uebersetzung einer Räuberin“, deren zweite „mit Notengehör zu einem sublimen Mann zum Verfasser haben soll. Das Gedicht für ein christliches Publikum und aus Schonung der Uebersetzung die Herausgeber des „Magnetischen Magnet“ bedenkten, diese Producte zu veröffentlichen. Man wird aber deren Kenntnissnahme verzichten müssen, da wol schon selbst gedruckt erscheinen dürften, weil vorauszusetzen, daß noch viel besser als das „Freudenlied“.

Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte“ in 2. Auflage.

Des Geschichtsprofessors Ludwig Häusser trefliche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes hat sich schnell Bahn gemacht. Von der rasch nöthig gewordenen zweiten veränderten und verbesserten Auflage (Berlin, Weidmann, 1859) sind zwei Bände in die Öffentlichkeit getreten. Des Verfassers

er es, in dieser zweiten Auflage, wie er im Vorwort bemerkt, umweg eine wirklich verbesserte zu geben. Es sei an der um gefeilt, hier und da auch fast gekürzt, überhaupt ein hieses Oberrath zwischen den frühere und spätere Bänden, Werks hergestellt, aber auch im Stoffe vieles ergänzt und ichtigst worden. Denn in den vier Jahren, die seit der ersten rausgabe verfloßen, habe die Quellenliteratur dieses Zeitraums, nicht unbedeutend vermehrt; es seien unter anderem außer len Monographien über einzelne Punkte seitdem Marmont's, ult's und Eugen's Memoiren, die Fortsetzung von Sybel's rf, Milutin's „Geschichte des Kriegs Rußlands mit Frankreich 99“, Bernhardt's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiser- russischen Generals Grafen von Toll“, Kadebky's Denkschriften, Ledebur's und Reich's Aufzeichnungen erschienen. Außer- ichte der Verfasser die Freude, daß ihm ungeachtet von er und seiner Seite authentische Mittheilungen aus den Sa- ren beteiligter Personen und von mehreren ehrenwürdigen Be- ren zu einzelnen Abschnitten, namentlich in den spätern Bän- schätzenswerthe Beiträge oder kritische Randglossen zuge- . Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser zweiten Auflage ein ches oder noch regeres Interesse entgegenkommen wird als ersten, da sich die Theilnahme für neuere deutsche Geschichte nischen starkerlich nicht verringert hat, während die politischen wicklungen und der Beginn der wir wissen nicht wie lange hinziehenden neunapoleonischen Kriegsära nur geringet sind, en weitesten Kreisen einem Werke Aufmerksamkeit zuzuwen- welches sich durch Stofffülle wie durch Klarheit der Com- ion und des Stils in gleicher Weise auszeichnet, aus echt cher Gesinnung hervorgegangen ist und der Gegenwart den gel einer nicht weit hinter und liegenden Vergangenheit altend Lehren und Warnungen genug enthält, welche sich teiler der Geschichte des deutschen Volks und dieses selbst zu en nehmen sollten. Ueber die einzelnen Bände der ersten age vergleiche man übrigens Nr. 27 d. Bl. f. 1855, Nr. 6 57 und Nr. 38 f. 1858. G. M.

Bibliographie.

Buchner, D., Die Feuermeteore, insbesondere die Mes- en historisch und naturwissenschaftlich betrachtet. Gießen, r. Gr. 8. 20 Ngr.
Ehlers, L., Briefe über Ruß an eine Freundin. Ver- Suttentag. 8. 27 Ngr.
Felsch, D., Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzäh- Original-Lebensbilder aus dem Munde des Volks. Bisher nie gedruckt. Brieg. 1860. 8. 15 Ngr.
Feisberg, G., Die Schme. Eine Untersuchung über n und Wesen des Gerichts. Münster, Regensberg. 1858. 1. 15 Ngr.
Folovine, I., La Russie depuis Alexandre le bien- ionné. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.
Boncourt, G. und J. de, Geschichte der Maria Antoi- Autorisirte deutsche Ausgabe von Schmidt-Weizen- Mit dem Porträt der Marie Antoinette in Stahlstich. Rober u. Markgraf. Gr. 8. 2 Thlr.
Läger, H., Längs-Baum, die Niederbelleren. Eine Volk- ste aus dem Ob- Heilberg, E. Rohr. 8. 8 Ngr.
Kleist's, G. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben . Tied, erwidert, ergänzt und mit einer biographischen ung versehen von J. Schmidt. 1ste Lieferung. Berlin, eimer. Gr. 16. 4 Ngr.
Kölin, J., Der Glaube, sein Wesen, Grund und Gegen- seine Bedeutung für Glauben, Leben und Kirche. Gotha, Gr. 8. 2 Thlr.
in Kranz auf einem Grabe. 24 kleine Gedichte; deutsch nglisch. — A garland on a grave. Berlin, Köhler u. 16. 10 Ngr.
Larr, K., Zur Kritik der politischen Oekonomie. 1tes Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Mundt, L., Italienische Zustände. 2ter Theil. — A. u. b. L.: Rom und Vins IX. Berlin Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragenden Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Rahame Eäitia an bis auf die Gegenwart und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschichte Europas. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.
Reinke, L., Die Schöpfung der Welt. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
Ruppins, D., Der Pechlar. Roman aus dem amerika- nischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 12 Ngr.
Rutenberg, D. v., Geschichte der Niseeprovinzen Rio- Gish und Kurland von der ältesten Zeit bis zum Untergange ihrer Selbstständigkeit. 1ster Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
Schmidt-Weizensfeld, Geschichte der französischen Re- volutions-Literatur. Prag, Rober u. Markgraf. Gr. 8. 3 Thlr.
Schwedenbeck, W., Dr. Albert Hardenberg. Ein Bei- trag zur Geschichte der Reformation. Gmden, Gr. 8. 10 Ngr.
Stahl, F. J., Die lutherische Kirche und die Union. Eine wissenschaftliche Erörterung der Zeitfrage. Berlin, Herp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
Die Sterne und die Erde, Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Aus dem Englischen übertragen von W. von Voigt's- Heg. Leipzig, Gosenoble. 8. 10 Ngr.
Tholuck, A., Lebenszeichen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
Lippelskirch, A. M. F. v. Frankreich und deren Einfluß auf wart. Berlin, F. Schneider. Per Winger, J., Die deutschen tets, insbesondere der Bund der de- sen Umwandlung zum Freimaurerthum 1 Thlr.
Witz, M., Die deutsche Nationalität in ihrer volks- wirtschaftlichen, geistigen und politischen Entwicklung an der Hand der Geschichte beleuchtet. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Freunde der deutschen Einheit. Lübeck, Aeschen- felde. Gr. 8. 2 Ngr.
Beyschlag, W., Das Königswort des Auferstandenen an das deutsche Volk dieser Lage. Predigt über Evangelium Matth. 28, 16—20. gehalten am Sonntage Mis. dom. 1859. Karlsruhe, Gutsch. 8. 2 Ngr.
Dank vom Hause Oesterreich? Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 5 Ngr.
Katholik und Protestant. Ein Wort des Friedens von einem Laien für Laien. Frankfurt a. M., Wölder. Gr. 8. 4 Ngr.
Die preussische Politik und der Antrag Hannovers beim Bunde auf Aufstellung eines Observationscorps am Oberrhein. Hannover. Gr. 8. 5 Ngr.
Preußen und Deutschland 1859. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.
Mundt, L., Entwurf einer Denkschrift zur Beantwor- tung der Frage: le bildende Kunst zeitgemäß und auf eine ihrer w : in allen Kunstfächern gefördert und die Künstler gemacht werden? Berlin, Koch 4.
Schwaiff, I. Wort über Preußens Politik. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 4 Ngr.
Strackaus, G., Offener Brief an Herrn Dr. Schwarz zu Gotha. Leipzig, Bredt. 8. 4 Ngr.
Uhlisch, Vier Auferstehungen. Eine Osterpredigt vor der freien Gemeinde in Delitzsch. Delitzsch. 8. 1 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des dreißigsten Heftes (Bogen 22—26 des dritten Bandes):

Heinrich Barth's Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55. Dritter Artikel. (Schluß.) — Nord Derby. — Friedrich Wilhelm Garfort, Hauptmann a. D. und preussischer Landtagsabgeordneter. — Franz Graf Gyulaf, f. f. Feldzeugmeister.

Kleinere Mittheilungen: Bussalora. — Saviana. — Geynasse (Capit Charles Marie). — Korey (Ute Erbsfeld). — Montebello. — Paleks. — Voigt (Bernhard Friedrich).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbstständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 10. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gustav Schwab.

Sein Leben und Wirken
geschildert von Carl Blüpfel.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das deutsche Publikum erhält hiermit die Biographie Gustav Schwab's, eines der bedeutendsten und edelsten Dichter unserer Nation aus der nach-Goethe'schen Periode der Literatur. Hervorragend durch persönliche Begabung und günstige Stellung, übte er besonders durch seine Beziehungen zu jüngern Kunstgenossen einen großen Einfluß aus. Das Buch wird jedem, der sich für die Literatur interessiert, ein willkommener Beitrag zur Geschichte derselben sein, namentlich aber den zahlreichen Freunden von Schwab's Dichtungen und übrigen Schriften vielfachen Genuß gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Belinapapier 5 Thlr.

Hiervon erschien bisher der 68. Theil der I. Section (A — G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), der unter andern nachstehende wichtige Artikel enthält:

Giro von Götz; Girondisten von Obst; Giesela von Lipnus; Giskra (Johann und Georg), Glamorgan (Grafs) von Stramberg; Giulio Romano von Unger; Giusti von Naumann; Giustiniani (in Venedig, Griechenland, Genoa) von Hopf; Gjuki, Gjukungar von Rossmann; Gladiatoren von Brandes; Gladiolus von Garcke; Glagolitisch von Mikschich; Glanis von Leutsch; Glareanus, Glarus von Escher.

Es nähern Subscribenten auf die Allgemeine Encyclopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendenammlung von.

Eduard von Bülow.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Cart. mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Ngr.

Die vorliegende, bereits in zweiter Auflage erschienene Legendenammlung zeigt aufs neue, welch ein wunderbarer Schatz von Tiefinn und Schönheit in Gedanken und Gebilden der alten kirchlichen Sagen Geschichte liegt. Der in dem Buch herrschende Ton ist dem Stoffe entsprechend einfach und schlicht. Jede der Erzählungen ist ein Beleg zu irgendeiner christlichen Glaubens- oder Sittenlehre. Die Sammlung ist gleichsam für die verschiedensten Klassen und Bildungsstände geeignet und zwar ebenso für Katholiken wie für Protestanten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Nuovo Metodo

pratico e facile per imparare la lingua tedesca.
Colla traduzione tedesca de' temi italiani, da F. Ahn.

Corso primo. Edizione originale.

8. Geh. 10 Ngr.

Ein neues von Ahn bearbeitetes Sprachbuch für Italiener, die Deutsch lernen wollen.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschienen von Solitaire „Erzählungen bei Licht“.

Inhalt: Zur Geschichte des Aberglaubens. Von W. Bräuner. — Robert's Romanbibliothek. — Kolenati's Reise nach dem Kaukasus. — Die Infantin für den allgemeinen Frieden. — Notiz. (Materialistische Naturphilosophie in Nordamerika.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Von Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Korn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Daß unser heutiges Volksleben alles Aberglaubens ledig sei, sollte man schier annehmen, da außer Kirche und Schule mannichfach sociale und mehrfach politische Bildungsmittel mit rectificirendem Eifer in dasselbe hineinwirken; auch behaupten in der That philosophische Literaten, höchliche Theecirkel und großstädtische Industriellen, daß dem also wäre. Wenn unter anderem J. G. Th. Gräfe in seinem „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte“ (IV, 560) schreibt:

Wir kommen jetzt zu der zweiten Nebenwissenschaft der Naturphilosophie, der Magie, die wenigstens im allgemeinen auch als eine abgethane Sache angesehen werden darf, da höchstens noch der Glaube an Ahnungen, Sympathie, magnetische Curen und Somnambulismus von der Schule eines Justus Kerner und von G. H. von Schubert aufrecht erhalten wird. An Hexen und an Teufel, ja selbst an Gespenster und Erscheinungen glaubt man schon längst nicht mehr, und die Aufklärung, durch die europäischen Philosophen und ihre Affen, die deutschen modernen Belvedereer, herbeigeführt, ist bald so weit gediehen, daß an jenes Wort zu glauben selbst von vielen sogenannten Dienern des Herrn für eine Lächerlichkeit, wenn nicht gar für Schande gehalten wird. —

ist damit mehr oder minder die Ansicht all derjenigen ausgesprochen, welche dem heimlichen und heimlichen Wesen des schlicht bürgerlichen Volks fern stehen. Indes die Sache liegt gar nicht so, wie sie die Salons, Lehrstühle und Bureaux voraussetzen. Schon die Natur des Aberglaubens, der sich bekanntlich in Sprache, Sitte, Zeit und Verhältnisse fest einhackt, und dann das Wesen seiner Träger, die mit ihren ererbten und eigenen Anschauungen, Sitten und Empfindungen nicht rasch umfalten, vielmehr starr sind, legt gerechte Zweifel in die Annahme oder Behauptung, daß der dämonische Glaube auf seinem stinernen und gemüthlichen Boden von der mehr wissenschaftlichen, industriellen und industriellen Bildung der modernen Zeit rückt und begraben sei. Und nun erst, was bezeugt in die in das volksthümliche Haus tief eindringende Beobachtung? In Wahrheit die historische Thatsache, daß der Aberglaube noch zur Stunde eine Macht im Volke

ist, welche sich zwar auf die Sinnen der bürgerlichen (verdrängt hat, immer aber sprunghaft und selbst unter Zeiten in das öffentliche Leben berufen ist. Erscheint darum bedeutsam, so wird es nicht rücksichtlos und in Bezug wie zusammenhangslos auch men des heutigen Aberglaubens entgegengetreten, sie bilden den Ausgangspunkt oder Faden einer tausend- und wachen innern Entwicklung, Weltstände und Weltverhältnisse menschliche Zug und Drang heit offenbar geworden ist.

Das tiefe Bedürfnis, das dem Menschen der Gegenwart zur Lösung der großen Räthsel des Lebens und zur Bannung oder Dienstbarmachung der Naturkräfte treibt, ist ein uranfänglich menschlicher psychischer Proceß und erzeugte ebendeshalb allenthalben Gemeinfaßes oder Gleichartiges, sodaß die gleichen oder ähnlichen Züge der Mythologie, des Glaubens und Aberglaubens in der Gleichheit der menschlichen Organisation, vor allem in der Uebereinstimmung der gemüthlichen Verfassung und in den gleichen Erscheinungen und Einflüssen der Natur, keineswegs zuerst und allein in dem Uebertragen der mythologischen und religiösen Anschauung Grund und Ursprung. D. verschieben sich doch übereinstimmend, indem sie die menschliche Leben in Bezügen herbeibringen bestimmte Ansichten selbst gengeführt wurde befriedigen, sondern; sobald in gründlichere und

jene allmählich aus der feierlichen öffentlichen Anbetung und Zuversicht ausgestoßen und mehr oder minder in heimlichen Cult zurückgedrückt. Was Hochwald war, wird nun Niederholz; was als Glaube lebte, verwandelt sich vor der neuen siegreichen geistigen Strömung in Aberglauben oder in einen Glauben niedriger Ordnung. Zumeist kann aber das Verdrückte unter Umständen nicht allein mit seinem mehr oder minder abgeblassten Inhalt

o sehr gegen
 & triebkräftig
 . Denn mit
 seine Lebens-
 und aus Auf-
 sofort gebro-
 och Halt und
 he den neuen
 innerer An-
 n, welche die
 suchen. Hat
 s germanische
 remen müssen,
 ellungen und
 und umzuge-
 der Deutschen
 , Sage und
 nd Recht ein-
 sa konnte sie
 die Gemüther
 n, und dessen-
 , noch in der
 n Thüringern
 mones quam
 der spätern

1. Neben aller Fähigkeit und erglaube nothwendig auch seine wol im Auffrischen oder Fallens als in der Bildung neuer Züge Wo z. B. das Volk freche, alle mit Füßen tretende Bösewichter Gerichte ungestraft sieht, dictirt es Gefühl zu versöhnen und sich 1. Wie nach dem Volksglauben wilber Raubritter als Irwische n als feurige Männer hüpfen, der schlichte Bauer die Seelen losen Gespenstern und die der igen Steintragen auf der Stätte se Weise ziehen sich dämonische ind Gebräuche aus allen ver- n als längere und kürzere Fäden eils jüngere Gebilde des. Glau- ten des Entwicklungsgangs der , je dauernder und je tiefer sie laste erfaßt und belebt hatten, Gegenwart herab, heutigen Ausgangspunkte oder u liegenden Punkte dieser Fäden,

d. h. den Aberglauben der Gegenwart oder den legenden einer frühern Zeit beleuchten wollen, so wird die Forschung, wenn anders sie zur wahrhaftigen Culturgeschichte werden soll, sich nothwendig über die ganze Länge der einzelnen Fäden des dämonischen Glaubens ausbreiten müssen, um durch die Continuität in das Verständnis der einzelnen und der sammelichen Züge desselben zu bringen und damit zugleich die Einflüsse offenbar zu machen, welche derselbe in verschiedenen Zeiten auf die Entwicklung des Volkslebens ausgeübt hat.

Eine solche Aufgabe hat freilich ihre große Schwierigkeit, welche nicht allein in der Fadenlänge und in dem Halbdunkel der verschiedenen Züge des Aberglaubens, sondern auch in der großen stofflichen Mannichfaltigkeit derselben liegt; ihre Lösung indeß ist für die heutige Geschichte und Volkskunde, welche die Entwicklung und Charakteristik des gesammten Volkslebens verlangen, zur Nothwendigkeit geworden. Ohne diese Lösung würde man nimmer zu einer vollständigen und lebendigen Darstellung der Culturgeschichte kommen, welche als solche die fortbildende Bewegung des Volkslebens in den verschieden gearteten Kämpfen der Wahrheit mit dem Irrthum, der Freiheit mit dem Unfreien, des hellen Glaubens mit dem Schwelgen in dunkeln Gefühlen und des klaren Einblicks in die Natur mit phantastischen Naturanschauungen sucht und deshalb keinen der beiden ringenden Theile unbeleuchtet lassen kann. Erst dadurch, daß die Culturgeschichte jede Seite des Gegensatzes mit gleicher Gerechtigkeit und Gründlichkeit behandelt, zwingt sie uns, auch die Aeusserungen des Aberglaubens nicht für wild aufgeschossenen Unfassen und Schnickschnack zu halten, sondern mit Respekt an sie als Pulsschläge historischer Thatfachen zu sehen. Wie eine Burgruine, als bloßes Steinwerk genommen, keine Bedeutung hat und keinen Hauber auf uns ausübt, wol aber, wenn wir ihr Verhältniß zur Geschichte und Natur erfassen, so wird jeder einzelne Zug des dämonischen Volksglaubens, gleichviel ob er über unfreie Gemüther noch gegenwärtig Gewalt besitzt oder keine, erst durch die Zurückführung auf seine Wurzeln und durch das Verständnis seines Fortspinnens zu einem Gegenstande, dem der volkshistorische Ernst gebührt und um so mehr gebührt, als meist hinter unserm Volksglauben der heidnische Glaube der alten Germanen ruht oder als der heutige Volksglaube zum guten Theil aus dem Gemüth, der Naturpersonification und den astralen und klimatischen Bestimmungen der heidnischen Germanen herausgewachsen ist. Wenn unter anderm den alten Germanen der Mond, wie Cäsar bezeugt, ein Gegenstand ihres Cultus war und wenn bei ihnen nach des Tacitus Bericht (Germ., c. 11) der Neumond und der Vollmond als der günstigste und glücklichste Tag im Jahre galt, so lebt dieser Glaube noch im 11. Jahrhundert in der Reichsfrage des normanischen Bischofs Burhard: „Hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen oder dich zu verheirathen?“ Er lebt im 16. Jahrhundert in der von Dinkelsbühl mitgetheilten Bitte: „bis gottwillkommen neuer mon, holder Herr, mach mir meines geldes mehr!“ und ebenso ist der Glaube an den „sagenden

führt der Nachr. noch heute im den
Die hier, so steht es in vielen
Vollständigens, der ebendeshalb von
nung volle und ernste Würdigung

Mit diesen Ansichten über den
ist das obengenannte Werk in die
ies mit um so größerer Freude, a
und die Erwartung rege macht
ne wissenschaftliche Arbeit über den
ürden, welche uns bis jetzt in d
och der zahlreich vorhandenen bezü
erheißt schon der Titel des Buchs
ntwicklung des mittelalterlichen!

thwendig als solche nicht ohne ein Zurückgreifen auf
ine ursprünglichen Quellen und nicht ohne Bezugnahme
f sein Fortbilden bis zur Gegenwart gedacht werden
an, so stellt auch die Vorrede ein gleiches Ziel in Aus-
it, indem hier der Verfasser erklärt, daß der Aber-
rube weder eine absolute, noch eine einzelne, isolirte
the sei, sondern daß er einerseits in der Consequenz
b im Zusammenhang einer Zeitanschauung und ander-
seits bezüglich der allgemeinen Ursachen gefaßt werden
ste, welche entweder im Geiste des Menschen oder in
jern natürlichen Erscheinungen anzunehmen wären. Wie
un, bemerkt der Verfasser, jene Seite in seinem 1857 her-
gegebenen „Magischen Geistesleben“ behandelt habe, so
ke er auch diese in dem vorliegenden Werke wissenschaftlich
tern. Dazu habe er den Aberglauben des Mittelalters
ählt, „ohne jedoch Alterthum noch Neuzeit unberück-
sichtigt zu lassen“. Dazu kommt noch, daß der Ver-
r sich mit diesem dunkeln Kapitel durch vielfährige
arische Studien und durch fleißige Beobachtung des
Lebens vertraut und dadurch für eine wissenschaftliche
rbeitung desselben geschikt gemacht hat. Inwiefern
wie er nun diese Aufgabe im vorliegenden Werke
ft, haben wir darzuthun. Unser kritisches Referat
i beim Eingang in das Werk sogleich bei dessen Titel
n Augenblick halt machen. Die Aufschriften von
hern haben, um nicht irre zu leiten, außer dem Inhalt
dessen Verhältniß auf Raum und Zeit genau zu
nmen. In dieser Beziehung ist der vorliegende Titel
rich zu weit und zu eng, jenes in Bezug auf den
ar, dieses in Bezug auf die Zeit. Nach jener Seite
musste der Titel „Aberglaube des deutschen Mittel-
s“ heißen, weil der Verfasser vorherrschend nur den
glauben der Deutschen und nicht den der gesamten
entalen Culturwelt und noch weniger den aller andern
er zu seinem historischen Gegenstand genommen hat.

dieser Seite fallen gerade nicht allein diejenigen
des Aberglaubens, welche am stärksten „die Ver-
ung des Mittelalters“ darthun sollen, sondern über-
t alle diejenigen dämonischen Aeusserungen, welche
neisten und tiefsten in das öffentliche Leben hinein-
en, wie der Teufels- und Hexenglaube, mit ihrer
enden Culmination und Blüte weit über das Mit-
ter hinaus, so daß der Titel des Buchs, welches gerade
Materie sehr ausführlich behandelt, in Wahrheit der

B.
18
t=

n
n
de
in
n
re
r.
je
je

magische Wirk-
auch und im
nden erklären,
n Aberglauben
, in den vier
en, so hätten
Abschnitt als
Kapitel vom
Gruppe ein-
vierten, fünf-
sechsten (also
sechs. Warum
der logischen
Nachweises.

sführung des
ch, daß seine
ein soll, den
be darauf hin

zu messen. Eben vom kulturhistorischen Gesichtspunkte aus war der Aberglaube des Mittelalters als eine geistige Strömung zu fassen und es war deshalb insbesondere zu untersuchen, in welcher Art und Stärke derselbe in das Mittelalter hereingetreten sei, wie er sich in dieser Periode im Ganzen und im Einzelnen gestaltet, ob kämpfend oder leidend, ob fortwuchernd oder verweltend, und endlich wie ihn die folgende Periode überkommen und fortgeleitet habe. So sehr wir nun auch anerkennen müssen, daß der Verfasser in seinem Buch ein reiches Material zusammengebracht und daß er der Darstellung Frische und Anschaulichkeit zu geben gesucht hat, indem er soviel als möglich die Quellen reden läßt, so vermessen wir doch die der Kulturgeschichte durchaus genügende Entwicklung der dämonischen Vorstellungen und Thätigkeiten. Was uns geboten wird, ist mehr ein Aneinanderreihen von Referaten aus verschiedenen Zeiten und Wörtern, als ein einheitlicher sich fortbildender Lebensproceß. Zwar sind die Abschnitte in der Art gearbeitet, daß die je spätern je mehr die Atomistik in innern Zusammenhang verwandeln, im ganzen indeß ist die kulturhistorische Forderung, wie wir sie oben bezeichnet haben, nicht erfüllt worden. Was übrigens den Fortschritt der Behandlung von einer atomistischen Zusammenstellung zu einer mehr organischen Verbindung betrifft, so kann selbstverständlich derselbe hier nicht in allen, sondern nur in einzelnen Zügen offenbar gemacht werden. Wie schon der Nachweis und Fluß des historischen Materials mit den spätern Abschnitten vollständiger wird, ebenso wächst in demselben Verhältnis das Bestreben, die einzelnen Äußerungen des Aberglaubens auf ihre letzten Quellen zurückzuführen. Wenn der Verfasser deshalb anfänglich die Abstammung der superstitiellen Vorstellungen „dahingestellt sein läßt“ oder darauf nicht eingehen zu müssen glaubt, weil „die Ober oder der natürliche Grund oder der Zusammenhang verloren gegangen, oder weil es schwer sei, Licht in dies Chaos zu schaffen“; so verwandelt sich diese Unlust gegen das Ende des Werks in die wissenschaftliche Lust, dem Ursprung des Aberglaubens entschrieben nachzugehen. Am

stärksten tritt dies in dem letzten Abschnitt hervor, der überhaupt nicht allein von allen der umfangreichste, vollständige und innerlich zusammenhängendste ist, sondern der sich auch noch dadurch von den vorhergehenden Abschnitten unterscheidet, daß er sich zur Kritik der Quellen erhebt. In gleicher Weise steht es um die Beurtheilung des mittelalterlichen Aberglaubens, welche in der letzten Hälfte des Werks auf größerer Gerechtigkeit ruht als in der ersten. Hier nämlich werden nicht allein einzelne Züge des dämonischen Volksglaubens als „abgeschwächt, widrig, absurd, toll unsinnig, trivial“ bezeichnet, sondern das Mittelalter wird überhaupt um seines Aberglaubens willen tief in den Schatten gedrückt. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung unter andern:

Bei Brahmanen und den Priestern des Buddha, bei Persern, Ägyptern, Griechen und Römern, wie bei unsern Vorfahren, bei Druiden und weisen Frauen und im Volk beruht alles magische Wirken größtentheils auf der Incantation, auf dem Hersagen des Zauberspruchs. Während die Rabble immer noch eine fromme Gesinnung und den Glauben an die Wirksamkeit des gesprochenen Worts forbert, schwand im Volk diese Ansicht immer mehr; man suchte die Wirksamkeit der Formeln in dem Worte selbst und so entstanden jene Zauber- und Segensprüche, welche die Profanierung des Heiligen enthalten und deren allgemeine Verbreitung uns ein grauenhaftes Bild von der Bildung der Geistlichen und Laien und von der religiösen Entwicklung einer als fromm und gläubig geprägten Zeit gibt u. s. w.

Der Verfasser behauptet sogar:

Sieht man heute erschrocken vor dem Unglauben, so tröstet man sich damit, daß der Unglaube als so traurige Folgen gehabt hat, als jene hochgepriesene Gläubigkeit des Mittelalters, das auf jedem Blatte seiner Geschichte die traurigsten Belege für die Verderblichkeit und Entfittlichkeit seines Verwahns liefert.

Gegen das Ende des Werks begegnen wir zu unserm Freude weder dem Reichthum solcher essig-scharfen Andeutungen, noch einer solchen sich wiederholenden magischen Verbannung des Mittelalters. Wir ehren den Eifer des Verfassers, für das Vernünftige und Verständige in die Schranken zu treten, aber weit höher als die Anerkennung dieses Eifers steht uns die sittliche Forderung, daß es dem Verfasser gelingen mußte, unser Urtheil zu unserer Sympathie oder Antipathie über und für das Mittelalter durch nichts anderes als durch die Gewalt der Wucht der Umstände zu wecken und zu nähren. In der Geschichte soll der Darstellende nicht persönlich, sondern ganz allein durch die Thatfachen zum Publikum sprechen, damit nicht der Maßstab einer spätern, anders gearteten Zeit und die Anschauung eines individuellen Standpunktes über die schweren Thatfachen einer frühern Epoche, welche in ihren Tugenden und Verfehrtheiten ihre eigene Nothwendigkeit und Berechtigung hat, sich hoch zu Gerichte setzen. Nur eine objective historische Forschung und Darstellung erzeugt mit dem wahren gerechten Verständnis auch den sittlichen Respekt, den der Fluß der menschlichen Dinge auf Erden fordert.

Wie in unserm Buche die Sachen liegen, so thut der Verfasser dem Mittelalter nach zwei Seiten hin unrecht. Die eine Seite betrifft die Thatfache, daß er das Mittelalter aus Born über den in dieser Zeit wild aufgeschossenem

Uberglauben zu schwarz, malt. Obwohl der Verfasser zu dieser Färbung gekommen, läßt sich recht gut erklären. Bei seinen mehrjährigen, auf die dunkeln Räume des Mittelalters gerichteten Studien hat er dessen viele hundert Schattenwürfe in den Vordergrund der Betrachtung gedrängt und in einem einzigen stark düstern Bilde concentrirt, so daß dieses selbst die poetischen Herrlichkeiten derselben Zeit mit einem Flor überzieht und verbunkelt. Deshalb sagt der Verfasser in der Vorrede:

Das Gemälde, welches sich so vor unsern Blicken anrollt, ist eben kein erfreuliches und das hochgepriesene Mittelalter mit seiner Reizmittelbarkeit, mit seinen Tönen der Poesie durch das reiche bunte Leben, seiner Ritterlichkeit und Liebessehnsucht, seiner Verehrung der Frau, des Herzens wie der Kirche, seiner Glaubensstärke und seinem Stolz, der alles Erschaffene für sich erschaffen glaubt, bietet uns eine gar traurige Rehrseite, welche nur Lichtbilder mit sehr dunkeln Schatten überzieht.

Wenn wir nun auch kein historisches Bedenken trügen, alle diese mittelalterlichen Herrlichkeiten als nicht genügend mächtig und lebenskräftig, das düstere dämonische Bild zu schwächen, dem Verfasser zu Liebe preiszugeben, so würden wir doch uns an dem Mittelalter schwer versündigen, sobald wir des Glaubens wären, daß es uns nichts weiter biete, als was der Verfasser zur Glorie desselben rechnet. Schon daß es ein Glied in der Entwicklung des occidentalen und somit auch des deutschen Volkslebens ist und dadurch die große Aufgabe erhalten hat, das Frühere zum Späteren, das Unvollkommene zum Vollkommenen umzubilden, gibt ihm seine welthistorische Bedeutung; aber näher zugesessen, so ist dasselbe in der That eine Zeit von gewaltiger Triebkraft, die nicht bloß im Schlimmen, sondern auch im Guten, und mehr im Guten als im Schlimmen. Denn gedenken wir hier nur des Bürgerkrieges, den sie hervorgerufen, der Buchdruckerkunst, die sie erfunden, und all ihrer Vorarbeiten für die Reformation, so hat sie ebendadurch nicht allein diejenigen Kräfte aus sich erzeugt, welche den Weg der Menschen zu Staat und Kirche und alles Teufelswerk auf Erden der mit andern Worten die Unfreiheit der Gemüther zu zerstören berufen und befähigt sind, sondern auch diejenigen, welche ausschließlich den der ganzen neuern Zeit gemüthlichen gesegneten Geist bedingen. Wenn demnach das Mittelalter sich als die mächtige Wurzel der neuern, auf Intelligenz und Gesittung gestützten Volksbewegung erweist, so fordert die Gerechtigkeit, seinen Schlagbatten nicht weiß, aber auch seine großartige sittliche Triebkraft nicht schwarz zu machen.

Und nun zum andern. Abgesehen von einzelnen Ueigen des dämonischen Glaubens, die in ungeschwächter Macht weit über das Mittelalter hinaudreichen, so ist gerade der Teufels- und Herenglaube, dieser Hauptnerv der Magie, der mit seiner grauenhaften Blüte nicht in das Mittelalter, sondern in die Zeit von 1500—1720 blüht. Der Verfasser führt dies selbst auf breiter Basis der einen Hälfte seines Buchs aus und bekennet dies scharf in meist starken, oft sehr grellen Farben, wie in andern S. 74:

—1720) der Teufelsglaube eine noch nie dagewesene Tiefe und Verbreitung erlangte und zu ungeheuern Verirrungen führte, wie solche noch nie dagewesen.

S. 81:

Ganz Europa war eine große Hölle, in der der Teufel unumschränkte Herrschaft übte, alle Verstandeskräfte verdunkelte, jeden Fortschritt hemmte, und selten traten die verderbten Neigungen des Menschengeschlechts greller hervor als in dem 15. und 16. Jahrhundert.

S. 84:

Das endlich (1500—1720) ist die Zeit, wo das große Ungeheuer (der Herenglaube) sich ausbilden und unsägliches Elend über die civilisirte Welt bringen konnte.

Trotz dieser Geständnisse ist Titel, das Vorwort und die Buchs beweisen, unbegreiflich Jahrhunderten nach der Reformation sollte, dem Mittelalter als art der neuern Zeit verliert. Die scharf ausgebildete dunkle Mühs belassen, da sie in der Wendung ihre eblern Kräfte p. darum, von der historischen Si. heilstoff der neuern Zeit in das Mittelalter zurücklegen und dessen Art verschlimmern? Uebrigens sucht der Verfasser die fieberhafte Belebung der Magie im 16. und 17. Jahrhundert in Ursachen, welche diese Erscheinung keineswegs auslänglich erklären. Große Volksbewegungen beruhen bekanntlich nicht bloß, wie unser Werk annimmt, auf doctrinären Einwirkungen, sondern auch und zumeist auf tief gemüthlichen und reizend sinnlichen Einflüssen. Dies war namentlich beim Uebergang des Mittelalters zur neuern Zeit der Fall. Mit den Wirkungen, welche von den humanistischen Studien, von den Lehren der Kabbala, von der neuen Kunst der Buchdruckerkunst und von den ersten heftigen Berührungen und Kämpfen entgegengesetzter religiöser Ueberzeugungen ausgingen, traten andere wichtige Weltereignisse, vor allem die Entdeckungen neuer, für wundervoll gepriesener Länder zündend in die Phantasie der occidentalen Völker, erhellten durch reiche Sagen von Gold und Abenteuern die bereits abergläubischen, zudem in Währung versetzten Gemüther und drängten ihre aufgepeitschte Leidenschaft zum Brüten, zum Griff ins Dunkle, zum wilden Glauben an Uebermensliches, um daheim auf der engen Scholle denselben Segen zu erjagen, der angeblich die nach den neuen Westländern strömenden Volksmassen beglückte. Wenn nun einerseits die auf sinnlich rohem Grund aufgeschossene Gier nach Schätzen, Genüssen und nach Macht den alten Volksglauben fieberhaft belebte und bis zu der Glut trieb, daß er sich in Teufelsbündnissen Befriedigung zu erzwingen glaubte, so setzte sich diesem Volkswahn andererseits ein beschränkt gelehrter Wahn entgegen, der die Zauberei als Thatsache annahm, sich aber berufen und gelockt fühlte, sie zur Ehre seines Dogmas und zu seinem Ergen zu vertilgen. Im Zusammenstoße mit dem abergläubischen stockigen Volke steigerte sich leicht erklärlich der doctrinäre und gewinnlustige Eifer der buchstabenstarrten Theologen

Die Geschichte lehrt uns, daß gerade in dieser Zeit (1500

und Juristen sehr bald bis zum Fanatismus, mit dem sie ihrem Wahn, ihrem Dogma und ihrem Eigennutz volle Genüge thun konnten. Nachdem einmal dies furchtbare Uebel sich tief in die gelehrten Köpfe und in die Seelen des Volks eingelegt hatte, vermochte natürlich der Lichtstrahl der menschlichen Vernunft nur langsam die einzelnen Länder Deutschlands zu durchschneiden und von ihren Nebeln zu reinigen. Am ersten wurden die protestantischen, am spätesten die katholischen Gebiete von ihm beleuchtet. Hat man in Baiern noch im Jahre 1769 „eine Inquisitionsprozessordnung“ mit ausführlichen Kapiteln über die Schwarzkünster, Zauberer und Hexen erneuert und sie den Landgerichten eingeschickt, ja hat man in eben diesem Lande noch 1791 den katholischen Pfarrer Selger, weil er in einer Druckschrift das Dasein der Hexen und Drudenzeugnet, zu Gefängniß und Bußübungen in Mönchen verurtheilt, so offenbart dies auch zum Theil, daß der magische Glaube schlingkrautartig in die Gegenwart hereinwachsen konnte.

Können wir nach dem Angebrachten wieder die Art guthießen, wie der Verfasser die in der neuern Zeit wahnsinnig erregte und verfolgte Zauberei zu begründen sucht, noch wie er ihre Verwilderung und Schuld zum Glor des Mittelalters macht, so befinden wir uns ebenso mit ihm nicht in allen Punkten, welche das Wesen und den Namen der Hexerei betreffen, in vollem Einklang. Wir geben ihm recht, wenn er behauptet, daß die Idee des Teufels kein ursprünglich germanischer, sondern ein von der christlichen Kirche überkommener Dämon ist, daß die Grundzüge zur Hexerei, wie sich diese seit 1489 gleichsam in systematischer Schärfe ausgebildet hat, schon in den allerersten Zeiten des Christenthums vorhanden sind, daß Hexerei und Zauberei wie nach dem alttestamentlichen, so nach dem römisch-kirchlichen Bewußtsein zusammenfallen und daher Hexenprocesse bereits im frühen Mittelalter getroffen werden. Dies alles ist freilich nicht neu, wol aber die Art, wie der Verfasser das Verhältniß der Hexerei zur altgermanischen Zauberei und zur Idee des Teufels aufstellt. In dieser Beziehung können wir dem Verfasser nicht beistimmen. Schon seine Nichtbeachtung des Nationalen bedingt unsere verschiedene Ansicht. Auch wenn wir nämlich zugeben, daß die Idee des Hexenwesens wie die des Teufels als eine römisch-kirchliche Anschauung in den deutschen Volksglauben eingebürgert worden sei, so durfte doch in diesem Fall keineswegs das Übersehen und Übergangen werden, daß sie erst bei den Germanen mit dem ganzen nordischen Ernst erfaßt wurde, wie sie kein anderer Volkscharakter zu ergreifen und fortzubilden vermochte. In der Geschichte und Entwicklung des Hexenwesens ist dieser Umstand von nicht geringer Bedeutung. Nun aber war den Germanen das Wesen der Zauberei ein gleich starkes ursprüngliches Bedürfnis ihrer unfreien Gesinnung als allen andern Völkern, und deshalb konnte die christliche Kirche ihren eigenen dämonischen Glauben leicht an entsprechende Züge der germanisch volkstümlichen Zauberei anknüpfen. Wenn sie notwendig schon auf diese Weise das germanische Zauberen belebte und be-

reicherte, so verlebte sie es überdies noch durch, wie der römische Bischof in seinem Schreiben an den deutschen Apostel Bonifacius bezeugt (*a pagano antiquus quasi dii vocati sunt, in quibus deum habitare noscuntur*), die germanischen Götter als heidnischen Wesen umgestaltet und folgerichtig jeden heidnischen heidnischen Gult der christianisirten Deutschen eine Häresie oder als eine Verbindung der Menschen dem Teufel ansah und mit strengen Bannstrafen verfolgte. Es war natürlich, daß, je zäher und härter die Deutschen ihren heidnischen Gult mit seinen Hainen, Wäldern und Waldnischengründen und mit seinen nächtlichen Fahrten, Festen und Feuerdämonen fortsetzten, desto mehr ein solcher teuflischer Bund in den Augen der Kirche zur trunkenen, rasenden, wilden Verbindung mit dem Bösen oder zur Hexerei wurde. Was auf der einen Seite gestiftet wurde, war auf der andern Seite die alte heidnische Erde zu den alten Göttern war, galt es andern für wilde verbrecherische ekelhafte Anbetung des Teufels. So entwickelte sich in der neuen Periode des deutschen Zauberen, welches mit der Einführung des Christenthums fortwährend empfängt, das heidnische, im Teufelsbunde, in teuflischer Hexerei und heidnischen Ratsfahrten bestehende Gepräge organisch dem Conflict des Neuen und Alten. Wenn und in dem Hexenwesen als deutsche Zauberei unter der Flügel christlicher Dogmatik erscheint, so trägt sie die der Verfasser nicht auf die deutsche, sondern auf die römische Zauberei, und behauptet mit Recht, daß die an die deutschen Völker übertragene römische Zauberei im Gewande christlicher Dogmatik sei. Als Grund dieser Annahme gibt er an, daß das Hexenwesen ohne Teufel gedacht werden könnte, und eben wie kein ursprünglich germanischer Dämon. Deshalb ist auch Grimm, der die Hexerei aus der germanischen Zauberei ableitet, auf das blindeste widerlegt, da er den Teufel bei den Germanen finden könne. Der Verfasser hat wol nicht bedacht, daß er sich selbst eine volkstümliche Hexerei trägt, welche keinen Zusammenhang mit dem römischen hat. Es ist die römische. Wie diese, so beweist auch die Thessaliens, die ausgebildete von allen Zaubern Alterthums und außer der etruskischen die Hauptform des römischen, daß das Hexenwesen auch ohne die römische Kirche entstehen und volkstümlich werden kann. Es bleibt Grimm und auch unsere Ansicht über die Zauberei noch in ihrem Recht. Uebrigens daß die römische Kirche auf sie eingewirkt, hat die Geschichte nachzuweisen und ist zum guten Theil vom Verfasser geschehen.

Nicht anders als mit dem Wesen der Hexerei, es mit dem Namen Hexe, dessen deutschen Ursprung der Verfasser anzeigt, um dadurch selbst jenes Wesen ein ursprünglich deutsches zurückzuweisen. Da es seit hundert Jahren keinen Beweis der Hexerei mit dem Namen Hexe, können deshalb auch nicht zugestanden, mit der Begründung des Wortes zugleich

Sexual aus der ursprünglichen Geschichte des deutschen Volkslebens gestrichen werden müsse. Denn wie ist nachweisbar ist, war der Name *Hexe* nicht der einzige, mit dem man im deutschen Volke die Zauberin bezeichnete. Neben diesem Ausdruck findet man Unholdin, oder, Gabelfahrerin, Mantelfahrerin, Gabelreiterin, entleerterin, Döhselreiter, fahrendes Weib, böse Frau, Schiebin, Mottenreiterin, Thaukreiterin, alte Bettel, Hermaacherin, Rothhängige, Kreuzschure, Bluthure, selbst noch provinzielle Namen. Dazu kommt noch der alte scharbische Ausdruck *Wacke*, der später in dem Worte *Wacke* hervortritt und sich in „Wusch“ (*Hure*, *hurende*) und im französischen *la masca* (*marénophis sor-*) erhalten hat. Wenn von all diesen Bezeichnungen nur die Namen „*Hexe*, *Drude*, *Bettel*“ gebraucht werden, so traten in den frühern andern mehr in den Vordergrund. Vorzüglich das Wort *Unholde* (*Unholdin*) wie schon bei den Franken, Baiern, Oesterreich, selbst Sachsen in Siebenbürgen) angehört und hier nicht allein heute und zur Zeit des Hans Sachs, sondern schon vor mehr als tausend Jahren volkstümlich war, wie die sehr zahlreichen uralten, mit diesem Worte zusammengefügten Ortsnamen in Süddeutschland beweisen.

Noch im Jahre 1769 heißt es in der bairischen Malefizproceßordnung: „Siebenentz. Sagas, so et Striges, die Unholden, Gabelfahrerin, Hexen, Hermaacher, solche thun Ungewitter“ u. s. w. Jetzt ist das Wort *Unholde* im Volke verschwunden, keineswegs jedoch das Wesen der Unholden oder Hexen. Das letztere Ausdruck betrifft, so behauptet der Verfasser unserer Verwunderung auf das bestimmte, daß derselbe weder in den Hexenacten vor dem sechzehnten Jahrhundert noch in Druckschriften vor dem Jahre 1562, noch auch bei Shakespeare gefunden werde. Diese aberige Behauptung muß indeß als ein dreifacher Irrthum zurückgewiesen werden. Wenn anders der Raum ist gestattet, könnten wir mehrfache Hexenacten im 16. Jahrhundert namhaft machen, in denen der Name *Hexe* gangbar ist; wir beschränken daher unser Urtheil nur auf die englischen Hexenacten aus dem Jahre 1562, in denen es unter andern bei Bezeichnung der Freilassung einiger des Hexens Beschuldigter „*Hexen* keinen Umgang mit fahrenden Frauen, oder Unholdinnen zu haben“ (vgl. „*Zeitschrift für Geschichte*“, Jahrgang 1856, S. 266). Auch das Wort *Hexe* nicht erst 1516, sondern schon im 15. Jahrhundert in Druckschriften vorkommt, konnte Hiemann's hochdeutsches Wörterbuch darthun. Und endlich in Shakespeare darf der Verfasser z. B. nur *Act 4, Scene 1*, oder „*Tempest*“, *Act 1, Scene 2* sagen, um dort *wight hags* und *filthy hags* (*Tauchnig*) (S. 46, 48) und hier *hag* und *hagborn* (S. 12) zu finden. Aber von dem allen ganz abgesehen, so beweist nur das, in allen germanischen Sprachstämmen vorhanden, im Englischen, Schwedischen, Dänischen, Niederländischen, im Schweizerischen und in allen deutschen Mundarten, selbst bei den Sachsen in Siebenbürgen aus-

g
n
b
L
b
h
e
fi
z
b
fi
ti
u
w
n
G
h
n

franken, Baiern, Oesterreich, selbst Sachsen in Siebenbürgen) angehört und hier nicht allein heute und zur Zeit des Hans Sachs, sondern schon vor mehr als tausend Jahren volkstümlich war, wie die sehr zahlreichen uralten, mit diesem Worte zusammengefügten Ortsnamen in Süddeutschland beweisen.

Soviel über das Werk. Für den Leser d. Bl. wird, wie wir glauben, das hier Bemerkte ausreichen, sich über den Werth desselben ein sicheres Urtheil zu bilden.

G. Brückner.

Kober's Romanbibliothek.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Zweifelter Jahrgang. Vierundzwanzig Bände. Prag, Kober. 1857—58. 16. Jeder Band 10 Ngr.

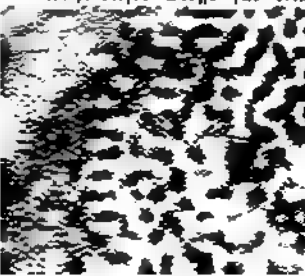
I
manbil
elf ver
bestunde
Levin
„Der
Scharal
genbe
milie
Bernad
„Gari
aus be
des W
von J
lich b
Roman
J
ordenti
keine,
zwischen
merkmale
vorigen
als bei
wir zu
den S
nicht a
Außer
ben d
Laura

the
wa
lie
R.
u.
so
ei
sch
zu
ter
zu
an
m-
be-
re-
en
ad
en
m
m

ihn mehr oder minder gut zu unterhalten vermögen. Es soll also damit keineswegs ausgesprochen sein, daß nicht ein von uns als minder gelungen bezeichneter Roman in irgendeiner einzelnen Beziehung einem ihm vorangestellten überlegen sein könnte, wie wir denn z. B. gern anerkennen, daß wir in den „Waldgeschichten“ von Wagner einige wenige Partien gefunden haben, in denen eine so frische poetische Naturanschauung weht, wie man sie in all den übrigen vergeblich suchen würde. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen sei es uns erlaubt, auch einiges zur Charakteristik der einzelnen Romane hinzuzufügen.

1. Günther von Schwarzburg. Historischer Roman von Levin Schücking. Zwei Bände.

Wie es von Schücking nicht anders zu erwarten, bietet dieser Roman im einzelnen viel Treffliches; insbesondere ist ihm die Zeichnung einzelner historischer Figuren, sowie die Schilderung culturgeschichtlicher Zustände den ihm in dieser Beziehung zu Gebote stehenden Kenntnissen gemäß wohl gelungen. Die Composition des Ganzen dagegen, die Verknüpfung der historischen und romantischen Interessen, die Verwicklung und Abwicklung des eigentlichen Romans leidet an gar manchen Fehlern und weiß dem Leser keine recht warme Theilnahme weder für das Geschick des Königs Günther, noch für die weibliche Heldin des Romans abzugewinnen. Beide sind edle, tüchtige Naturen, aber es fehlt ihnen etwas, wonach sie streben, wofür sie kämpfen und leiden: eine sie tragende und aneinanderknüpfende Idee. Freilich sucht der Verfasser gerade diese Seite Günther's mit als ein Motiv seines Untergangs zu benutzen; aber darin liegt eben das Mieliche. Eine Motivierung durch etwas bloß Negatives behält immer etwas Unzureichendes. Befriedigender in ihrer Art sind die Gestalten Karl's IV. und seines Kanzlers Dietrich Jagelwidt; ihre Beziehung zum Ganzen ist jedoch auch nur eine sehr lose. Daß es zwischen den beiden Gegenkämpfern zu gar keinem ernstlichen, folgenreichen Kampfe kommt, lag freilich in dem geschichtlichen Stoff; aber ebendarum können wir die Wahl dieses Stoffes für keine sehr glückliche halten. Stimmt



sucht und Rache vergiftet, ist psychologisch richtig durchgeführte mit der Turnierschüler Othier mit einer einem solchen Schuft nicht zu sein, und daß diesem entlichen Künstler von König ein langes Schlußkapitel gewidmet einem Nonnenkloster gesichert, so nicht in Sorgen bleibe, als ein mit mehr Rühnheit einem. Jedenfalls gebietet dieser Producten, und bleibt ebenso

sehr hinter seinem Beltrage zum vorjährigen Jahrgang zurück, wie es von seinem neuesten Erzeugniß: „Aus dem Leben der großen Kaiserin“, übertraffen wird.

2. Caritas. Roman in drei Bänden. Von Ernst Reiz.

Der Verfasser dieses Romans hat sich in jüngster Zeit bei dem lesenden Publikum rasch beliebt gemacht, und es läßt sich nicht leugnen, daß er einen nicht geringen Grad von Erfindungs- und Combinationsgabe, von Lebens- und Weltkenntnis, von Geist und Darstellungstalent besitzt und hiermit Eigenschaften in sich vereinigt, durch die der Erzähler am sichersten Glück macht, auch wenn er bei seinem Schaffen nicht durch eine ursprüngliche Dichters- oder Künstlernatur, sondern nur durch Verstand und Bildung geleitet werden sollte. Nach dem Gehirne zu urtheilen, in welchen sich der Autor vorzugsweise mit Theil und Erfolg bewegt, gehört derselbe wahrscheinlich dem Stande der Juristen oder administrativen Beamten an; und eine unverkennbare bureaukratische Weltanschauung und eine Neigung zu exactem, offenkundigem Gedankenausdruck, die seine Werke kennzeichnen, unterstützen diese Vermuthung. Auch der vorliegende Roman entspricht dieser Richtung. Zwar fehlt es ihm nicht an specifisch romantischen Elementen, und insbesondere fällt die eigentliche Heldin desselben, ein in der frühesten Kindheit ihren Eltern verloren gegangenes und dadurch eigenthümlichen Schicksalen ausgesetztes junges Mädchen in zwei Kategorien. Gleichwohl ist das Hauptinteresse an äußere und innere Konflikte geknüpft, welche sich hauptsächlich in den Kriegen der Beamtenwelt entwickeln, und wenn auch der Verfasser in denselben die Rechte der Natur und des Herzens zuletzt über die Einsprüche des Ehrgeizes und die Tyrannei bureaukratischer Vorurtheile den Sieg davontragen läßt, so beweist er doch schon durch die Hartnäckigkeit des Kampfes, den er vor dem Ende für nothwendig hält, deutlich genug, daß ihm die Epiküre, in welchen die Prosa herrscht, näher liegen als diejenigen, in denen die Poesie waltet. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß ihm in der schönen, vom Naturkinde zur Weltkame sich entwickelnden Caritas die Zeichnung einer von Anfang bis zu Ende poetischen, im Cultus wie im Naturzustande gleich lebenswichtigen Figur gelungen ist. Minder befriedigend ist die Charakteristik ihrer Mann ausgefallen. Daß eine Frau, in welcher Gefühl und Gemüth so vorherrschend sind, wie in ihr, solange mit sich kämpfen sollte, sie sich entschließt, die Tochter einer Jugendverirrung an die mütterlichen Herz zu schließen, scheint uns mit der Gewalt der Mutterliebe kaum vereinbar. Ebenso will es uns vorkommen, als ob der Landrath und der Legationsrath in einer einseitigen Festhaltung am Point d'honneur weiter gingen, als es mit ausgezeichneten Charakteren, wie sie doch sein sollten, verträglich ist. Abgesehen hiervon ist die Zeichnung dieser und übrigen Figuren mit vielen lebenswahren und psychologisch interessanten Zügen ausgestattet. Der Oberförster ist zwar an äußerst rohe und brutale, aber als Gegensatz zu den übrigen immerhin wirksame und trotz seiner Eccentricität nicht unangenehme Figur. Nur nimmt er einerseits zu viel, andererseits zu wenig Interesse für sich in Anspruch. Während er bis in die Mitte des zweiten Bandes hinein fast als die Hauptperson erscheint, sinkt er, nachdem er sich einmal erschossen hat, in der zweiten Hälfte des Romans auch rüchlich seiner Vergessenheit zu einer Bedeutungslosigkeit herab, daß man nicht begreift, warum ihm anfangs ein solches Gewicht beigelegt ist. Ueberhaupt leidet die Erzählung daran, daß sie in zwei nur lose verknüpfte Hälften zerfällt. Während in der ersten Hälfte die Hauptspannung darauf gerichtet wird, ob Caritas von ihren Eltern gefunden wird oder nicht, dreht sich die zweite, nachdem jene Frage vollständig gelöst ist, darum, ob sich der Legationsrath trotz seiner ehrsüchtigen Pläne auch zu einer Verbindung mit ihr entschließen oder seiner diplomatischen Carrière tren bleiben wird. Dies sind zwei so wesentlich verschiedene Interessen, daß die späteren Partien fast den Eindruck eines neuen Romans machen. Trotz dieser Mängel darf sich das Publikum mit

nachschaffende, Welt und Gemüth beschäftigende Unter-
suchung von dieser Erzählung versprechen.

Helmut und Herne. Historischer Roman in zwei Bänden.
Von Herab von Gusek.

Eine Liebesgeschichte von ziemlich gewöhnlichem Schlage, die
in dem Fall für einen historischen Roman gelten kann, wenn
ge ihre eingelegte Schilderungen aus den Kriegswirren zwischen
Figur von Cambrai und der Heiligen Figur dazu berechnen.
sich über diese Seiten zu unterrichten wünscht, thut natür-
lich weit geschiedener, sich an das erste beste Geschichtswerk zu
den. Was aber den Roman als solchen betrifft, so fehlt es
an Saft und Kraft. Die Personen und die Verwickelungen
sind nichtsfagend, die Darstellung ist viel zu breit und
einem Gedanken, der das Ganze durchdränge, ist nicht
Raum. Ein im Eingang der Erzählung mysteriös angeben-
der Familiengeheimnis ist dazu bestimmt, den Leser neugierig
machen und in Spannung zu erhalten, ohne dies zu errei-
chen. Der Verfasser, dem es bekanntlich nicht an Talent ge-
ht, kann viel Besseres leisten, wenn er sich ernstlich zusam-
nimmt.

Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben von Joseph
Reßner.

Diese Erzählung zeugt entschieden von Originalität, aber
in einem gewissen Grade auch von dem Mangel an schrift-
licher Routine. Der Autor besitzt eine poetische Anschauung
Natur und eine nicht oberflächliche Beobachtungsgabe für das
r, besonders in den unteren Schichten der Gesellschaft. Aber
ist nicht zu gestalten, eine glückliche Idee nicht durchzuführen,
brennen nicht von dem Weizen zu sondern, ja nicht einmal
th deutlich zu schreiben. Seine Sätze sind zuweilen von der
daß man sich die Zunge daran zerbrechen könnte; und ist
einmal gelungen, in irgendeiner Stelle einen echt volks-
lichen Ton anzuschlagen, so wird er sofort zu seinem eigenen
ihmer und verfällt darüber in eine unausweichliche Manier.
Die Geschichte macht uns mit den Fahrten und Schick-
salen von vier in Tirol wandernden Handwerksburschen bekannt,
die in diesem Stande allerdings nicht selten vorkommen.
Ihre Anlage ist nicht ohne einen Anflug psychologischen
kulturgeschichtlichen Interesse; die Durchführung aber ist
schon planlos und willkürlich. Der Autor scheint dies dadurch
wichtigen zu wollen, daß er sein Buch nur als „Bilder“ be-
reitet. Diesem Titel entspricht aber das Ganze noch weniger,
es besteht keineswegs aus einer bloßen Zusammenstellung
einzelner Schilderungen, sondern aus einer fortlaufenden
lung, die zu viel Einheit besitzt, um nicht das daue-
nde Zusammenhänge doppelt empfinden zu lassen.

Desuit. Historischer Roman aus dem Schwabenkrieg.
von Franz Adolph Proschko. Zwei Bände.

Der Proschko's Beitrag zum vorigen Jahrgang haben wir
in mehrfacher Beziehung häufig ausgesprochen können. Der
ende Roman gestaltet und leider eine solche Beurteilung.
Wir sind nicht im Stande gewesen, diese sich geschmack-
tiefeslos hinschleppende Composition zu Ende lesen.

Willie Schaller. Roman in zwei Bänden von Adolf
afer.

Der Stoff zu dieser in Mainz spielenden Erzählung ist aus
irungen und Konflikten, welche unmittelbar vor, während
sch dem Ausbruch der Februarrevolution alle Sphären
fellschaft in Deutschland durchdrungen, wenn nicht ge-
schaffen. Gleichwohl darf man darin keinen voll-
ständigen Roman erwarten; vielmehr bewegt sich derselbe vorzugs-
weise den Grenzen des Familienlebens und baut sein Interesse
meistens Romane, hauptsächlich auf erotische Verwickelungen.

Die damaligen Zustände sind also nur insofern zu dem-
onstrirt, als unter dem Fanatismus und Starrsinn, mit

forderungen eines gebildeten Geschmacks.

7. Der Geheimrath. Ein Lebensbild von Max Ring.

Schiller hatte gewiß nicht unbedingt recht, wenn er mit
Bezug auf die Verwerthung von „Pfarrern, Commerzienrathen,
Mährischen, Secretärs oder Pasanenmajors“ für poetische Zwecke
die Frage aufwarf:

Aber, ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser
Großes bezeugen, was kann Großes denn durch sie geschehen?

Aber wenn man diesen Max Ring'schen „Geheimrath“
liest, kann man nicht umhin, recht aus vollem Herzen in diese
Frage einzustimmen, und die Antwort, die der Roman uns
gibt, lautet auch ungefähr wie die Schiller'sche:

Was? Sie machen Kabelle, Sie leiden auf Pfänder, Sie fressen
Silberne Löffel ein, wegen des Prangers und mehr!

Nun wollen wir nicht leugnen, daß dergleichen für einen
Roman ein passenderer Stoff ist, als für eine Tragödie. Wenn
aber die alltägliche Wirklichkeit des Lebens in so alltäglicher Weise,
wie hier von Max Ring, aufgetischt wird, dann wird sie auch
im Roman zu einer ungenießbaren Speise. Eine alte Geschichte
wie diese bleibt nicht ewig neu, sondern sie muß vom Autor neu
geschaffen, neu gestaltet werden. Mag auch dem, welchem sie
passirt, das Herz entzwei brechen; dem, der sie lesen muß, bricht
nicht das Herz, sondern höchstens die Geduld.

8. Noblesse oblige. Roman in drei Bänden von Karl von Holtel.

Im allgemeinen haben wir unsere Anerkennung dieses Ro-
mans schon oben ausgesprochen. Die einzelnen Vorzüge befeh-
den sind im wesentlichen folgende. Er wird wirklich von einer
einheitlichen, ihn von Anfang bis zu Ende durchdringenden Idee
getragen und diese ist keine andere als die, welche die Titel-
worte andeuten. Fast jedes einzelne Kapitel kann man als eine
Variation auf dieses Thema betrachten, und fast jede Variation
behandelt dasselbe in einer neuen, eigenartigen Weise, indem
es uns bald mit den Licht, bald mit den Schattenseiten dieses
von verschiedenen Personen verschieden durchgeführten Grund-
sages, bald mit den Opfern, die er kostet, bald mit den Vor-
theilen, die er gewährt, bekannt macht. Unter den Personen,
welche die Träger der Geschichte bilden, ist kaum eine zu nen-
nen, die nicht ein eigenartiges, besonderes Interesse böte und,
abgesehen von einzelnen Vergleichungen, das Gepräge der Lebens-
wahrheit trüge. Ebenso sind die Entwicklungen, welche die

Frauen schwärzen begreifen als der Mann der reinen Wissenschaft. Sie bringen es höchstens zu einer passagorischen Bemerkung seiner Leistungen, aber ihm Schritt vor Schritt in seiner inneren Entwicklung zu folgen, die geheimsten Momente seines Ringens und Strebens zu belauschen, verstehen sie nicht, ja selbst in der Art und Weise, wie er sich zur Außenwelt stellt, in den Motiven seiner Handlungen und den Regungen seiner Gefühle bleibt ihnen vieles unverständlich. Dies macht sich mehr oder minder auch in dem vorliegenden Roman fühlbar. Die Verfasserin hat unkritisch Kepler's Lebensverhältnisse und den Charakter seiner Zeit gezeichnet, als sonst Frauen es für nöthig halten, fahndet; aber dennoch merkt man, daß sie das innerste Wesen eines Mannes, wie Kepler war, nicht zu erfassen oder wenigstens nicht wiedergeben vermocht hat. Der Mathematiker und Astronom ist unter ihren Händen gar oft zu einer empfindsamen, gar himmelstrebenden Dame geworden und macht trotz allem, wodurch die Verfasserin ihn zu heben sucht, nur einen schwächlichen Eindruck. Ueberhaupt leiden die Gestalten des Romans an dem gewissen Berossigkeit und Weichlichkeit; auch dem Stil man mehr Frische und Knappheit zu wünschen. Nichtsdestoweniger bleibt diese Erzählung wegen des in ihr niedergelegten reichhaltigen Stoffes eine beachtenswerthe Erscheinung und bietet auch manche mit recht lebendigen Farben ausgeführte Partien.

11. Waldgeschichten. Von Joseph Meßner.

Unter den fünf einzelnen Erzählungen, die dies Bändchen enthält, ist „Greil unter den Stauden“ entschieden die beste. Der Verfasser erhebt sich in derselben freilich zu einer echt poetischen und originellen Naturauffassung; insbesondere ist ihm der Abschnitt „Die Jengen des Schwur“ trefflich gelungen. Auch in den übrigen fehlt es nicht an einzelnen poetischen Jagen und Schilderungen; im ganzen aber gilt von ihnen, was wir schon an Meßner's „Handwerksburschen“ rügen mußten. Der Verfasser ahmt sich selbst nach und artet dadurch in eine Manier aus, die zuletzt kaum noch erträglich ist.

12. Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung nach Thafachen. Von Eilfried von Tanka.

Diese Novelle gehört von Seiten ihres Gehalts wie von Seiten der Behandlung zu den besten Gaben des vorliegenden Jahrgangs. Zwar die Sphäre, in die sie uns einführt, ist kein erfreuliche, denn sie spielt in einer der trostlosesten Gegenden des sächsisch-böhmischen Grenzgebirgs und noch dazu in einer Zeit, wo dieselbe zum größten Theil von ältlich verworrenem Dreck und Raubgeheul bedeckt war. Trotzdem weiß uns der Autor für die traurigen Umstände, die er schildert, ein warmes Interesse abzugewinnen, und den düstern Eindruck dadurch zu mildern, daß er uns in einem jungen Weillichen, den er dort in segensreichster Weise wirken läßt, ein Bild echter Christlichkeit und Humanität, und in einem jungen Mädchen, die durch ihr dem Elend entzogen wird, das Beispiel einer inmitten allgemeiner Verderbnis edeln und gesunden Natur vor Augen stellt. Der Verfasser will in dieser Erzählung aufreht auf die Wege herbeiführen, welche Staat und Kirche einschlagen haben, wenn sie in der Erziehung entarteter Volksschichten bessere Erfolge, als bis her errungen, erzielen wollen. Nicht unumwundenes Maß regeln von oben herab, noch rigoroses Ausharren von dem Kampfe sollte hier helfen, sondern allein eine mit Muth und Geduld gepaarte Menschenliebe, welche im Volke selbst die guten Kräfte aufzufinden und zur allmählichen Besserung und Bereinigung der übrigen Elemente zu benutzen weiß. Durch diese Rücksichtnahme auf eine der wichtigsten sozialen Fragen erhebt sich die Novelle über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur; und kann sie bei dieser tendenziösen Richtung auch nicht die humanste Barbarei und Frische einer rein poetischen Schöpfung haben, so fehlt es ihr doch nicht an lebendigen Schilderungen, besonders in den Vermischungen und wirksamen Katastrophen, um demjenigen Leser, dem ihre höhere Tendenz gleichgültig sein sollte, mit Interesse verfolgen wird.

wünscht, angemessen ist. Außerdem und besonders die hochgewaltigen, nicht hinlänglich motivierten Metamorphosen, welche der junge Graf Hermann durchzumachen hat, von anstoßregender Wirkung. Rinder grelle Farbragegenstände würden hier nicht bloß wohlthuender, sondern auch stärker gewirkt haben. Eine durchweg trefflich gehaltene Figur ist die alte Lante Barbara. Nur das Verhältniß des alten Wiesner zu ihr scheint nach einer etwas abgeklärteren Sentimentalität.

9. Der König von Lanharawl. Launiger Roman in drei Bänden. Von Ferdinand Stolle.

Der Autor bezeichnet die in diesem Roman waltende Komik selbst als eine groteske. Dies ist sie in der That, und nur wer ein Organ besitzt, wird sie ohne Kopfschütteln annehmen. Wir unsererseits räumen diesem Genre die höchste Berechtigung ein, und wenn wir auch an, daß sich dieses Erzeugniß des Stoll'schen kaiserlichen Grenzgebietes eines Gebiets bewegt, welches selbst nur ein Grenzgebiet und vom durch keine klassische Mauer abgesperrt ist, auch hier und da diese Grenzen überschreitet, den hohen Grad zweifelscherütternder Kraft, besitzt, um so bereitwilliger anerkennen, als mische und humoristische Darstellung von Tag zu Tag seltener zu werden scheint. Daß der Verfasser den besten Partien des Romans auch ernste Abschnitte zugesellt hat, können wir nur billigen, weil man eine ununterbrochene Komik, zumal von so tollem, extremem Charakter, fast ebenso wenig auszuhalten vermag, als einen lange fortgesetzten Alp. Dagegen können wir dem Autor nicht bestimmen, wenn er es für zweckmäßig gehalten hat, Ernst und Scherz möglichst scharf voneinander zu scheiden. Wir meinen vielmehr, eine engere Verflechtung beider Elemente würde die Wirkung jedes einzelnen noch erhöhen und dem Ganzen einen einheitlicheren Charakter verleihen haben, während so die ernsten und satirischen Partien fast beziehungslos nebeneinander herlaufen.

10. Johannes Kepler. Historische Erzählung von Julie Burzow. Drei Bände.

Kepler's Leben und Wirken zum Gegenstand eines historischen Romans zu machen, ist jedenfalls ein glücklicher Gedanke gewesen. Ob aber gerade eine weibliche Feder dazu berufen war, diesen Stoff in der ihm angemessensten Weise zu behandeln, mußten wir bezweifeln. Kein Mann wird im allgemeinen von dem

Kolopatt's Reise nach

Erinnerungen von H. K. K.
H. v. d. L.: Die Bereisung der
Dresden, Kungs. 1859. Gr.

Der Verfasser bleibt der schon
schon, die Chronologie auf
aufmerksam sein, die einer bessern
er uns seinen spätern Aufsatze
i, erzählt er uns hier seine in
Jahre 1843 unternommene Reise
noch herzlich froh sein, daß er
im und den Juni auf dem Ma
thet, welches letztere Kunststück ihm freilich um so schwerer
allen sein würde, je weniger erzählenden Stoff er uns über
t zu bieten hat. Wir sind indeß weit entfernt, dies zu beklag
da die Geschmacklosigkeit des Verfassers als Erzähler alle
risse übersteigt, wie aus folgenden ergößlichen Proben mehr
zur Genüge erhellen dürfte:

„Im Monat April kam ich von Petersburg dem Kau
n nahe und bereiste früher den Don an seiner Ausmündung
Koslow in das Asowsche Meer. Wer in Koslow gut ver
t sein will, der kehre ein bei der Frau Awdotje Wassiljewna
t denn auch die gute Frau 1859 noch?); wer viel Rogglos
Kurgane sehen will, der reise von Smijewskai nach Koslow,
findet er 13—64 beisammen und am Horizonte oft 50
00. Auch gibt es in diesen Gegenden viele sogenannte
gollische Steingötzen, häßliche Weiber mit tief herabhängen
Brüsten, welche Kamenj Wabi (Steinerne Weiber) genannt
en. Zu dieser Zeit war der Generaladjutant Fürst
enzow, Gouverneur von Bessarabien, daselbst anwesend und
übergab ihm meine Empfehlungsschreiben. Interessant war
die Bekanntschaft mit dem Gouverneur von Taganrogg, mit
Staatsrath u. s. w. (Aber wir, was gilt denn uns Heuba?)
Steppen am Don standen in der schönsten Frühlingsskora
ihre Fauna war besonders merkwürdig durch die vielen
Kophagen, sowie durch die höchst eigenthümlichen Steppen
r und das Steppenziesel (*Spermophilus musicus* [Mend
]), den Bobac (*Arolomys Bobac* [Schreber]).... (u. s. w.
halbe Seite hindurch). Anfang Mai 1843 kam ich nach
propol und stellte mich dem General Gurko II. vor, welcher
für eine Militärexpedition engagierte. In Stawropol fand
in sehr schönes, zweckmäßig eingerichtetes Theater unter
der Wohnung des Gouverneurs und oberhalb des Bazar.
er Loge des Gouverneurs fand ich Ksamat Gieret, einen
an aus Circassien, und mit ihm drei wunderschöne tischer
he Knaben von 12 Jahren, Gimurga...., welche als Gei
sogenannte Amanten, gestellt waren. Den Anfang machte
ouverture aus der „Stimmen von Portici“. Es wurde von
reisendem Schauspielergesellschaft des Herrn Jegerko zum
male gegeben: „Dwa kupa i dwa opa“ (zwei Kauf
und zwei Wäter), ein Vaudeville in einem Acte, übersetzt
dem Französischen von Ksasti. Die Idee des Stücks ist
ide: Eine Frau Ducrois war nämlich....“ Doch wir
onen billigt den Leser mit der „Idee des Stücks“, von der
Ducrois ein Stück Idee war, sowie mit der nun folgen
kritik der schauspielerischen Leistungen, es müßte ihn denn
besonders interessieren, daß Frau Präschenkowsky die Rolle
nissette mit so natürlicher Natürlichkeit, doch kein Kai
gab, daß man ihr nicht anmerkte, sie sei eine verheir
e Dame. Unglaublich aber wahr! da steht es, schwarz auf
Doch jam satis superque!

Man thut dem Verfasser kaum unrecht, wenn man behaup
aß beinahe alle selbständigen Partien seines Buchs lang
und alle interessanten Partien entlehnt sind, womit jedoch
gesagt sein soll, daß nicht auch die entlehnten Partien oft
eilig genug seien. Wenn er doch in Zukunft das gute

vgl. den Bericht über den ersten Theil dieses Werks in Nr. 19
D. Ned.

des Verfassers gleich Frauen in Deutschland vielgepriesenen und auch öfter unüberwunden wenn er nach gläubiger Barone oder merkten, daß Unrechtmäßigkeit späterhin sagt, eine Verwandtschaft mit in, Hassan, Hussein, so beweist er aus, so Propheten sich in, Erbi ist ein Nach-Abubeker, Omar und al. Doch genug derjen, woran er ist.

Jerusalem erinnern oft an sie ja auch Samu-chen Staat, sondern er Herrschaften unter geringer Macht, er das geistliche Angelegenheiten, Helin, während über alle t, eine Versammlung orfhe des Gemeindegottes Urtheile die Das Verfahren an-Donne oder an einer erinnert an das gerapfungen werden ge- die den Escherleffen geude Kanla, d. i. ligen noch Krugem

Wiedervergeltungsrecht bis in die entferntesten Verwandtschaften verfolgt. Doch ist auch hier der Mordschlag nicht ausgeschlossen, selbst vorsätzlicher Mordschlag kann durch ein Wergeld gebüßt werden. Unbeabsichtigter Mordschlag bleibt, wenn Zeugen dafür vorhanden sind, ungestraft. Mordschlag im Zweikampf, in der Kanla, im Treffen, wird geachtet und letzterer sogar von den Verwandten des Erschlagenen verschmerzt, ja es gibt Fälle, bei denen der Thäter, wenn er zu den Verwandten geht und sich offen zu der That bekennt, von diesen gastfreundlich aufgenommen und als ein Familienglied betrachtet wird. Auch übt der Mordschlag, namentlich bei rufständiger ehemännlicher Aus-Feuer, ein strenges Schuldrecht durch Auferlegung hoher Verzugszinsen, die oft den völligen Ruin des Schuldners herbeiführen. Leibeigene, die sich losgekauft haben, verfallen alsdann abetmals der Leibeigenschaft und müssen die eingezahlte Summe ein. Das Gesetz erlaubt Leibeigene einer andern Nation oder eines andern Glaubens, wenn man sie mit Gewalt oder Geld an sich gebracht hat; nur der sofortige Uebertritt eines Verand-ten zum Islam befreit ihn. Gewöhnlich ranbt man Kinder der Linienfaffen und Nagalzen und erzieht sie zu Leibeigenen. Gegen schlechte Behandlung finden diese vor dem geistlichen oder weltlichen Gerichte Schutz, welches ihnen sowie den Unterthanen bei erwiesener Zahlungsfähigkeit auch eine dreifährige Erlassung der Abgaben erwirken kann. Der Herr kann seinen Leibeigenen freilassen, um seine Seele zu retten; doch kommt dies meist nur Alten und Kranken zugute.

Jeder Escherleffenknabe ist Eigenthum der Nation (?), sobald er der Mutterbrust oder der Aufsicht der Amme entwachsen ist. Er kommt aus dem ältesten Hause zum Atallk, welcher ihn bis zum kräftigen Jünglingsalter in allen kriegerischen Leibesübungen, sowie in der Kunst des Gesangs, der Poesie und der Berechnung unterrichtet. Während dieser Zeit sehen die Aeltern in keiner Beziehung zu ihrem Kinde, und für Schande wird sogar der Wunsch gehalten, dasselbe nur einmal sehen zu wollen. Nach vollendeter Erziehung bringt der Atallk seinen

Jüngling im Triumph zu dessen Aeltern zurück, wo er mit großen Feierlichkeiten empfangen wird. Breiten darf er aber nicht eher, als bis er durch Gesandte die Weisheit des ritterlichen Krieges erhalten hat. Sobald er sich eine Lebensgefährtin erwählt, so wird nach gegenseitiger Besprechung der Aeltern, worin auch der Atallk herbeigezogen wird, die Verlobung angefragt und ein Theil des Kalims (Kaufgeldes) vom Bräutigam seinen Schwiegerältern in Vieh bezahlt, worauf er unter Aufsicht des Atallk und einer alten Verwandten der Braut diese besuchen kann. Gelingt es ihm seine Verlobte zu entführen, so braucht er die übrigen Termine des Kalims nicht zu bezahlen; andernfalls kann er sogar getödtet werden, was jedoch selten geschieht. Die Hochzeit wird mit Tänzen, Gelagen und Gesängen gefeiert und in der Brautnacht läßt der Bräutigam durch einen Schmitt mit seinem Dolche das weisseleberne Kleider, welches den Bufen der Escherleffen Frauen von ihrem neunten Jahre an einschließt.

Hinsichtlich der Länge, Hochzeitsgebräuche und Begräbnisfeierlichkeiten, sowie der Rechtsverhältnisse und der vom Verfasser als Arzt für höchst beachtenswerth erklärten Kränklichkeit der Escherleffen auf das Buch selbst verweisend, heben wir noch einen Sag hervor, der ebenfalls an das germanische Alterthum erinnert. In lächerlicher That begreifen sich die Escherleffen durch die Gesänge ihrer Warden, der Kilofoas, deren eine vom berühmten Sänger Alk Ghorfs der Verfasser in seinem ganzen Umfange mittheilt, ein herrliches Gedicht voll Adel der Fassung, glühendem Freiheits- und Rachegeiste, folgendem Schwunge und edler Form. Dingerissen von dem Kriegsgeränge des Bruders, toben die Anwesenden, mit den Fersen den Boden stampfend und mit den gezogenen Dolchen sechtend, wild durcheinander, indem sie sich gegenseitig Schwüre leisten, Flüche ausstößen und das Gelübde ablegen, sich gegeneinander weder im Leben noch im Tode zu verlassen, die Leichen der Gefallenen dem Feinde abzulämpfen, Blutrache an ihm zu üben und sich nie zu unterwerfen. Zur Befruchtung ihres Eides opfern sie oft ihre Kriegerwaffen, ripen und schneiden sich in die weichen Theile des linken Arms und beranzeln sich im Opferblute ihrer Verlobten. Wenn sie das alles gethan haben, dann nennen sie sich Akeren. Hierauf ermahnt ein Kullak in begeisterten Worten die Versammlung zu erwidern:

Wer ruhe nicht mein Aker
In dem feigen Bett der Schelde;
Wer solle nicht die Wimper
Schattend auf mein müdes Auge;
Wer nicht soll'n Mädchenlippen
Kuß mir in die Seele hauchen;
Wer nicht soll mir das Kullik
Freundlich Sonnenlächeln grüßen;
Wer nicht wohn' in der Hölle
Meiner Brust Hül ruh'nder Erben;
Bis ich dies mein Schwert ins Feindblut
Bisler Aussenwunde stoße!
Gott mag sich des Dolches Jange
Trif in deren Avern trinken,
Mag bis in die tiefste Zelle
Ihres freveln Herzens tauchen
Und des Lebens letzten Funken,
Aus dem Hundelrde wählen!
Weggeworfen ist die Schelde!
Nur der Hauf gehört das Schwert an;
Seine Zelle sei der Himmel
Und des Feindes Brust die Schelde!
Wird mein Wort zum Hauch der Lüge,
Bis ich edervergessen jemals:
Udend, nehmt mein Schwert der Rache,
Bohrt mir's in den Frevellbusen,
Reißt den Leib in tausend Stücke,
Gib' ihn aus zum eisen Afschern,
Zur Beschönung Wolf und Geiern,
Auf das Feld als Raub, verfluchtes!

Nach fernem Nachsorgefange sprechen oder schreiben alle
: aus einem Munde:

«A' entsagen wir dem Leben,
Als Abreken, gottgefällig,
Gri und Lab des Lebens Bruder!
Werd' und Lag die Nacht der Rache!
Nach segne deine Seele!
Segne, segne unsern Blutid!

Hieraus trinkt ein jeder von dem andern zur Befräftigung
es Gides das Blut aus der Schnittwunde des linken Arms,
jend der Barde mit nochmaliger Aufforderung zur Irene
ieft. Eine Zeitlang herrscht schwüle Ruhe, dann berathen
den Angriff. Endlich treiben sie durch die Anahs, um den
schlaftruf erdönen zu lassen.

Aber auch die Franschduheit und Minne versteht der ciz-
sche Astralon zu preisen, wie in dem Gebichte auf die Loh-
des alten Rullah:

Wilt, ja wilt wie Ratenfenne
In des Gaskilber's Tochter,
Kugengeschmückt mit jeder Blüte
Kenscher Glitz, halber Munnth.
Welche Nabllichkeit und Hoheit
Winket aus dem Augenausschlag?
Gleich dem Stern, der durch die Dämm'rang
Dunkler Hellenstämme leuchtet,
In das Herz ein süßes Mhnen
Gerrlicher Gefühle sendend,
Die im Busen träumend schlammern,
Als sie weckt ein goldner Morgen.
Kosig blühen ihre Wangen,
Wie ein Dent von weißen Lilien,
Dustig überhaucht vom ersten
Strahlensatz der Morgenröthe.
Und der Mund, dies blühnde Eden,
Lächelt brist, wie Kinder lächeln
In der Druck der Mutterliebe.
Demnoch u. f. w.

Dies wird genügen, um eine Vorstellung zu geben von
Schönheit, was das Buch enthält. Außerdem verdienen
noch das „Bild der eislaufischen Steppen“, und die
irgelreiche Gircassiens“ eine vorübergehende Erwähnung.

ere Enfantin für den allgemeinen Frieden.

Der Krieg erscheint in unsern Tagen den meisten wol mit
als eine Anomalie, die zu unsern ganzen Bildungsstän-
ehr wenig mehr paßt. Seltsamer Widerspruch! Man
t Prämien für Beförderung des Ackerbaus, der Industrie
w. aus, und vernichtet durch Kriege mit heuschreckenarti-
erdrückungswuth Gewerbleiß und Feldfrucht massenhaft!
legt Hospitäler, Waisenhäuser u. f. w. mit den größ-
kosten an, und macht durch einen einzigen Feldzug
ide und Hundertausende zu Verstümmelten, so und so viel
zu Witwen, so und so viel Kinder zu Waisen!
nennt sich einen Vorkämpfer der Civilisation und grä-
rabei Tag und Nacht über Vervollkommenung seiner
glände nach, die Verderben und Tod statt Civilisation
ten! Man läßt auf allen Kanzeln die Religion Christi,
Religion der Humanität verkündigen, und man ruft auf
Seiten den Namen des Herrn an, die inhumane Arbeit
riege zu segnen, die darin besteht, dem Gegner möglichst
Verlust an Menschenleben zuzufügen! Stehende Heere,
hunderitaufenden zählen, unterhalten trotz ihrer segigen
lin im Schoße der Gesellschaft ein Element der Bars-
geben den brennenden Gefühlen militärischen Ehrgeizes
ernb Nahrung und erzeugen überall eine martialische Par-
sich namentlich in der Nähe der Throne festsetzt und oft
verlegter Weise auf blutige Entscheidung bringt, wo noch

*) Hierher gehört vielleicht auch eine Aeußerung des Appellations-
raths Körner, welcher einmal an Schiller schrieb: „In dem alten
Offizier eines geachteten Heers erscheint der deutsche Nationalcharakter
am unverkennbarsten. Junge Offiziere werden oft lässig.“

Sonnen-
mich ihm
er Allu-
Nordsee,
ig an die
daß selbst
sine kleine
auf einem
zu aufge-
verfertigt,
elisch fäh-
elt dabei.
n Civilis-
m habits

noßkumme
verdrängt;
Enfantin,
'homme.
sehr viel
igen Ge-
stil ge-
von der
nung der
humanität
steht aus
„Sur la
: Guéplu
verfaßten.
: mit ab-
: Saint-
Simon im
den drei
zu wer-
ung, daß
: Italien
„limites
auch sein
ung über
III. vom
he Krieg.
dazu, ei-
g: „Das
mählung.
ar Gué-
in seinen
es stehe
: in ihm,
und dem
; und er
u fehlen;
in Thurm
strenende
n immer
e Appetit
ich sicher
Festungs-
n gewon-
reichs ist
in Kriegs-
: Aufsteig
che Klü-
berungen
wird er zu
stimmte zu
hilft es
: „Wenn
n Grund-

sich antwortet: „Wenn du den Frieden haben willst, habe den Frieden!“ wenn er ihn ferner mahnt, den Code Napoléon zu einem „Code des nations“, einem „Code de l'humanité“ zu erweitern; wenn er weiter ausruft: „Wach ein Feind für alle christlichen Kirchen an jenem Tage, da werden die Souveräne beweisen werden, daß sie endlich den Mäthen Golgatha durch den von St. Helena begriffen haben, an dem sie verkündet werden, daß sie Abscheu haben vor den ihren Unterthanen, die ihre Brüder sind, vor dem Volk ihrer Feinde, die auch ihre Brüder sind, vor dem Volk der schwachen, unwissenden, barbarischen Völker, die ihnen Brüder sind.“

An sich können wir nur mit diesem Grundsatz übereinstimmen, wie mit den fernern schönen Worten: „Die Völker nicht mehr Heerden, die einem Hirten von dem andern getrennt oder an ihn verschachert werden; sie sind, ich wiederhole, verschiedenen Organe eines lebendigen Wesens, der Menschheit. Man muß sie einander associiren, keine von ihnen gehen; andern Gattung als die andern; jedes von ihnen hat seine besonderen Einrichtungen, seine besondere Bestimmung in dem gemeinsamen Leben dieses großen Geschlechts, welchem Gott den Stern der Erde anvertraut und die Bewegung der Sterne offenbart.“ Es läßt sich auch nicht einsehen, warum nicht auch verschiedene Nationalitäten unter einer Regierung ruhig beistehen sollten, vorausgesetzt, daß man ihnen die nöthige Freiheit läßt in ihrer nationalen Besonderheit zu entwickeln, was bisher nicht in monarchischen Staaten, sondern nur in einigen Freistaaten sich als möglich gezeigt hat. Der französische Nationalitätsgrundsatz hat das Nationalitätsprincip aufgestellt, und doch keinen unter seinem Heere, welches bestimmt war, die nationale Abhängigkeit der Italiener herzustellen, Angehörige anderer Völkerstämme: Araber, Corsen, Eltscher und Lotharinger, wenn es diesen sammt den Provenzalen und Bretonen das Recht im Süden und den Alankaren im Norden zu lassen sollte, daß sie nicht eigentlich Franzosen seien? In Polen, Finnen, baltischen Deutschen, Esten, Bessarabier, Kirgisen, Georgier, Tataren, Tscherkesen, die verschiedenen Völkerstämme Sibiriens das von Napoleon III. aufgestellte Nationalitätsprincip für sich geltend machen und sagen: was den Italienern recht ist, ist uns billig? In welcher gefährlichen Gemengelage von Völkern und Sprachinseln wird ein großer Theil Ungarns und Siebenbürgens aufzulösen, wenn man diesen Grundsatz consequent durchführen wird, achten das Recht der Nationalitäten, aber auch die Lage kommt dabei in Betracht. Die Norweger sprechen die Sprache und den nationalen Sympathien nach mehr als Schweden ein Ganzes zu bilden. Hätte die Lombarden Frankreich und Oesterreich zu wählen, so würde sie, in ihren Vortheil verstanden, in Anbetracht der Lage und für Oesterreich entscheiden müssen, als für Frankreich. Die nationalen Antipathien gegen das erstere. Dagegen rufen Nordamerikaner trotz aller Blutsverwandtschaft von den Mexikanern, weil der Ocean sie trennte, und andere englische Colonien sehr wahrscheinlich früher oder später dasselbe thun, wenn sie genug fühlen werden, unabhängig von England um ihres eignen größern Vortheils zu bestehen. Doch wie soll man auch verhalten und was die Zukunft auch bringen mag, glauben wir, daß die Zeit nahe sei, wo das erste und letzte Recht der Nationalitäten aufhören werde, das Recht der Zeit zu beeinträchtigen. Und wir erlauben uns hier, an der gehörigen Stelle aus einem Briefe mitzutheilen, sowohl social als literarisch hochgeachtete, gelehrte Person, die mir erst kürzlich an uns richtete. Sie lautet:

„Je crois en effet, que le temps est venu pour les tables penseurs de s'élever au-dessus des préjugés de la caste et de la nationalité, afin de rendre justice à tout ce qui est grand, juste et beau! Le patriotisme le plus grand

us sincère ne saurait empêcher de voir qu'aucune race et dépositaire exclusive des instincts qui sont la gloire l'humanité. Toutes doivent donc s'entendre fraternellement pour travailler au monument dont parle M^{me} de si dans son livre de l'Allemagne, monument «qui sera vu de tous et auquel nul ne donnera son nom.» Ind^{em} den letzten Krieg übergehend schreibt sie: „Je m'inscris tout de votre avis sur la lutte dont l'Italie est le théâtre. La dernière guerre d'Orient avait été causée par prétentions de personnalités également irritables. Aujourd'hui c'est une pure querelle d'autocrates qui se disputent le sceptre de Charlemagne et la domination de l'Occident. Les peuples n'ont rien à attendre des papiers fins, où leur sang coule par torrents pour des maifort indifférents à leurs destinées.“ Die neuesten Worte in Italien scheinen diese Ansicht nur zu sehr zu bestätigen. Von dem Werke Enfantin's gehört eigentlich nur die obere Partie in unsere Betrachtung. Doch wollen wir noch auf das Kapitel aufmerksam machen, in welchem Enfantin von dem körperlichen und geistigen Verfall der modernen Welt handelt. Er erblickt die Gründe davon namentlich in den schleichenden Krankheiten, welche allerdings das Alter und die kräftigste Periode des Mittelalters nicht kannten. erst seit einigen Jahrhunderten bestehenden Krankheiten, nach Enfantin, welche die Menschheit „si laide et si détraquée“ gemacht haben. Gott aber habe sie mit verschönerter Hand über den Erdkreis verbreitet, „pour le rappeler à la dignité, à la sagesse, à la sainteté de l'oeuvre géométrique.“ Was sollte aus einem Geschlecht werden, welches von Gelehrten selbst dazu angeleitet würde, „à considérer l'organe de la génération comme des espèces d'instrumens serviles, appendices mécaniques, jouets esclaves; maître suprême de l'intelligence, le cerveau?“ Da es denn, daß die Dichter dieser „race dégénérée“ sie fertigten wie „La syphilis“ von Bartholin, daß die Dichter sich füllten, daß — doch wir brechen hier ab, da die Verbindung von hier an ins Geistesgebiet übergeht. Enfantin annimmt: „Puissant Phidias, générateur de la beauté, divin Raphaël, père de toute pureté, enseigne à donner saintement la vie, en réalisant cette adoration communautaire de l'esprit et des sens, par qui Dieu out ce qui est!“

Schließlich müssen wir aber doch bemerken, daß uns Enfantin's Friedensversicherungen und Humanitätsprinzipien einigermaßen verdächtig sind, da er sie mit der beleidigenden Rationalität auspricht, wie sie dem größten Theil der Franzosen anhänglich ist. Im Grunde scheint er eine Zweifelhaltung der unter englischen und französischen Einfluß zu wollen, natürlich der überwiegende Einfluß Frankreichs als sich bei verkehrt vorhalten bleibt. Wahrscheinlich sollen England zur See und Frankreich zu Lande, die übrigen Völker erst durch Waffengewalt zur Reason bringen, bis sie zu verstehen, den ewigen Frieden und den allgemeinen Weltfrieden herzustellen. Jedenfalls nimmt er für die Franzosen unter dieser neuen Ära den Platz des „ersten Volkes“ in Anspruch, „dessen Recht von allen segnet sein weil sie allen Vortheil bringt“. Der von Gott der Welt gegebene „appareil nerveux nouveau“ hat nach ihm Paris, London und Venedig, doch ist dieses das „cerveau“, er das „cervelle“ der Welt, alle übrigen Völker, die er mit inbegriffen, obgleich er gelegentlich Leibniz und auch Kant, scheint er mehr oder weniger zu den „peuples ignorants, barbares“ zu rechnen. Dieses Reich des neuen Friedens scheint also kein Reich der allgemeinen und Beschaffenheit werden zu wollen. Damit ist aber jeder Stoff genug zum Unfrieden, zur Aufhebung gegen die Unbeschaffenheit gegeben. Enfantin's Friedensungen werden uns dadurch um so verdächtiger, daß er in Napoleon III. bringt, Frankreich zu entwaffnen und

eine allgemeine Entwaffnung der europäischen Staaten vorzugeben und ins Werk zu setzen; denn ohne eine Reducirung der gewaltigen stehenden Heere auf ein geringes Quantum ist dieses tausendjährige Reich allgemeinen Friedens und allgemeiner Völkerverbrüderung von vornherein nicht denkbar, ganz abgesehen von dem so unermesslich viele producirende Kräfte verzehrenden militärischen Apparaten, über den Schulz-Bodmer so frappante statistische Nachweise beigebracht hat. H. M.

Notiz.

Materialistische Naturphilosophie in Nordamerika.

Es ist zu beklagen, daß man sich um die literarischen Bestrebungen der Deutschen Nordamerikas in Deutschland selbst so wenig zu bekümmern scheint und sich dadurch manche in ihrer Art charakteristische Erscheinungen entgehen läßt. So scheint man in Deutschland kaum zu wissen, daß auch in Nordamerika der

um tugendhaft und weise zu sein“, weiß M^{ann} mit Uebergele zu sein. Doch hält Porsch im Widerspruch mit dem modernsten Materialismus an der Macht des freien Willens und am Gefühl, der hohen Würde und Seligkeit in der Gewissheit der freien Selbstbestimmung“ fest, wiewol diese „freie Selbstbestimmung“ doch sicherlich auch ihre sehr engen Grenzen und drückenden Zwangsgeetze hat. Auch hat er sich eine ziemlich neue Lehre künftiger Fortdauer gebildet, die freilich etwas phantastischer Art ist. Es kommen nämlich, wie Porsch annimmt, „nach den mathematischen Gesetzen der Mischung die den Geist konstituierenden Atome im Verlaufe der Ewigkeiten wiederholt zu einer Verbindung, welche der früheren ähnlich ist“ u. s. w. Im ganzen freilich trägt der deutsche Materialismus in Nordamerika eine noch rohere Form als in Deutschland selbst; doch übergeben wir uns deshalb nicht: diese Leute sprechen und schreiben so, wie auch sehr viele in Deutschland sprechen und schreiben würden, wenn sie so sprechen und schreiben wollten, wie sie leider denken. H. M.

Bibliographie.

- Bulhovsky, Lisa, Mein Reisetagebuch. Aus dem Ungarischen. Pest, Emich. 1858. 12. 20 Ngr.
- Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre 1809 — 1815 im Liede deutscher Dichter. Herausgegeben von G. Kieffe. Berlin, Springer. 8. 17 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Esche, Louise, Aus der Frauen- und Märtyrerkammer. Barmen, Langewiesche. 12. 18 Ngr.
- Fechner, J., Die sittlich-religiöse Weltanschauung des Sophokles. Bromberg, Arnshohn. Gr. 8. 10 Ngr.
- Hoelmann, H. G., Bibelstudien. 1ste Abtheilung. Leipzig, Haynol. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Kreis, J., Christliche Gedichte. Reutlingen, Fleischer u. Spohn. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller - Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jacquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Rordorf, Schultheiss, Sicking u. a.

Mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

60 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis siebente Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die siebente Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der mit der größten Anerkennung begrüßt wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden. Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis siebente Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Schwab, Götter, Cady Milford, Max Piccolomini, Cuißt Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Karl Friedrich; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doris, Chaska, Burking, Gustaf von Ruks; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Brunn, Der Rappener; Elisabeth, Königin von England, Calbot, Königin Isabeau, Der Prinz, Julia Imperiali; Karl VII., Beatrice, Sinesco, Johanna, Mortimer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha.

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Zum ersten male tritt hier der feiner freikünigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, als Kanzelredner mit einer Sammlung seiner Predigten vor das größere Publikum. Er will damit zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse. In einer den Predigten vorangehenden ausführlichen Ansprache an die Leser rechtfertigt und erläutert er seinen Standpunkt und legt darin gewissermaßen sein religiöses Glaubensbekenntnis nieder. Welchen Beifall seine Predigten in seiner Gemeinde und der ganzen Umgegend fanden, ist aus den öffentlichen Blättern bekannt.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich auch für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen,

wird aber ebenso einen größeren Leserkreis vielfach interessieren. Der Verfasser wurde bekanntlich bald nach dem Erscheinen der Schrift zum Oberhofprediger in Gotha ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buchs nur folgende speziell hervorgehoben: die ausführliche Stellung der Hengstenberg'schen Orthodorie, der tübingischen Schule, des katholischen Neulutherthums, des eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Ruhsch's, Leo's u. a.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

liegende Blätter der Gegenwart

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Mit Abbildungen. Abentheuerlich eine Nummer zu 2 Ngr.

Jede Nummer in sich abgeschlossen und einzeln verkauft.

Ein neues periodisches Unternehmen, das Zeitungsleser zu empfehlen ist. Es wird mit Schilderungen von Zeitereignissen; historische Nachrichten; Vergleichende Gegenwart und Vergangenheit; politische, topographische und statistische Schilderungen der Länder und Städte Europas; Charakteristiken berühmter Helden und Staatsmänner; Specialarten, Götter und Städtepläne u. s. w.

Nr. 1 — 4 sind in allen Buchhandlungen vorrätig; 1ungen werden von allen Buchhandlungen und angenommen, von letztern nur auf mindestens ein Exemplar (Preis 26 Ngr.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 32. —

4. August 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neuere Forschungen über Psychologie und Physiologie. Von Karl Vorlage. — Alexander Herzen. — Ein Bild aus Lessing's Andenken. Von Hermann Petzner. — Friedrich's des Großen Velewechel. — Notizen. (Eugene Senigueret sein „Jüngste“; Das Familienelement in Schiller's Tragödien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Forschungen über Psychologie und Physiologie.

1. *Psyche*. Populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Kenntniss des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Herausgegeben von Ludwig Noack. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, D. Wigand. 1858. Gr. 8. 10 Mgr.

Diese Zeitschrift theilt mit einer frühern ihrer Art, nämlich dem „Archiv für pragmatische Psychologie“ von Eduard Beneke, aus den Jahren 1851—53, die Eigenschaft, daß sie von ihrem Herausgeber allein geschrieben wird, unterscheidet sich hingegen dadurch von jener, daß sie mehr eine allgemeine Anregung des Sinnes für psychologische Studien und eine Einführung in den gegenwärtigen Zustand der Psychologie, als die Ausbreitung irgendeiner speciellen Lehrmeinung innerhalb dieser Wissenschaft bezweckt. Zu solcher allgemeiner Anregung für diese Studien gibt es in der That keine bessere Form, als die hier gewählte ungezwungene eines Magazins oder interessanten Merksels von mannichfachem Inhalt, woraus sich jedermann leicht etwas ihn besonders Ansprechendes herausfinden kann. Es begegnen uns beurtheilende Blicke auf die neuesten Arbeiten im psychologischen Felde, verbunden mit verschiedenen Aufsätzen und Skizzen, einem iographischen Porträt (Abälard), nebst Miscellen, Aphorismen und Glossen, wie sie ebenfalls nicht fehlen dürfen, so daß Gemüth wißbegieriger Leser ergötzt und ihre Aufmerksamkeit gespannt werden soll.

Wir theilen ganz die Ansicht des Herausgebers Ludwig Noack, daß sich die productiven Kräfte in der Psychologie mehr und mehr auf das psychologische Feld concentriren, mit dem klaren Bewußtsein, daß dieses in der ächten Zeit der Wahlplatz sein werde, wo die höchsten Probleme des menschlichen Geisteslebens zu einer Antzeigung gelangen müssen, und daß namentlich auch die deutenden Erfolge, welche sich an die die Frage des Materialismus betreffenden Schriften geknüpft haben, den Beweis liefern, wie lebhaft in weitesten Kreisen das

Interesse ist, was sich an die Lösung der psychologischen Probleme knüpft. Wir können daher auch der Tendenz der Zeitschrift, wonach sie nicht ein abgeschlossenes System vertreten, sondern ein treuer Spiegel der Zeit in ihrer fortschreitenden Erkenntniß innerhalb dieses Gebiets sein will, nur unsern vollen Beifall schenken. Sie setzt nämlich ihre Aufgabe darein, einerseits das Dunkel der Innemwelt des Menschen mit dem Lichte naturwissenschaftlicher Forschung und denkender Erkenntniß überhaupt zu erleuchten, andererseits „durch Eingehen in den Gegensatz der verschiedenen psychologischen Richtungen“ die beziehungsweise Wahrheit einer jeden darzuthun und klar zu machen, worin eine jede irrt, worin sie auf richtigem Wege wandelt, dadurch eine Versöhnung des Streits herbeizuführen und eine Anschauung vom Wesen und Innenleben des Menschen zu begründen und zu verbreiten, worin die eine und ganze, lebendige und vernünftige Menschennatur zu ihrem vollen Rechte kommt.

Dagegen können wir unser Bedenken nicht verbergen gegen eine mit diesen freien Tendenzen nicht im besten Einklange stehende Voraussetzung des Herausgebers über das, was seiner Ansicht nach als bereits bewiesenes und sichergestelltes Eigenthum der Wissenschaft nicht weiter in die Diskussion fallen darf, sondern bei allen Untersuchungen als zu Grunde liegender empirischer Boden gilt, welcher nur noch einer Erweiterung, nicht aber einer Veränderung fähig sein soll. Dieses erfahrungsmäßige Ergebnis, welches aus der glänzenden That des denkenden Geistes, womit Kant der Erfahrung vorausgerollt war, vereinigt mit den Errungenschaften der Physiologie seit einigen Jahrzehenden, resultiren soll, besteht (zufolge S. 45) darin, daß fortan auf wissenschaftlichem Standpunkte von der Seele nur noch als von einer beweglichen und flüchtigen Größe, als einem ganz und gar in Bewegung, Thätigkeit und Wechselwirkung aufgehenden Wesen die Rede sein kann, das an das Neruolenleben des Leibes untrennbar gebunden ist.

Die Behauptung hat zwei höchst verschiedene Bestandtheile, erstlich die Flüssigkeit der Seele, zweitens ihre

untrennbare Gebundenheit an das Nervenleben des Leibes. Man kann die erste behaupten und dabei dennoch die letztere leugnen. Man kann die letzte behaupten und dabei dennoch die erstere leugnen.

Was die Flüssigkeit der Seele betrifft, daß sie durch und durch besezt in lauter Thätigkeit, Bewegung, Wirklichkeit auf eigene und fremde Reize, Wechselwirkung in sich selbst und mit der Außenwelt, dieser Begriff ist insofern allerdings ein bedeutender Erwerb der Neuzeit zu nennen, als Gottlieb Fichte durch denselben der Wissenschaft ein früher entbehrt Orientierungsmittel im Gebiete der Innenwelt an die Hand gegeben hat, dessen Gebrauch bereits von sehr wichtigen Folgen gewesen ist.

Aber die Auffassung der Seele als einer flüssigen Thätigkeit schützt nicht vor den größten Irrthümern, sobald man nicht immer zugleich, und zwar ebenfalls mit Fichte, daran festhält, daß dieses flüssige Wesen ein selbständiges Wesen ist, d. h. ein Wesen, dessen Inhalt oder Bestand von ihm selbst abhängt, und welches seinen Inhalt nur dadurch hat, daß es ihn durch eigene Thätigkeit hervorbringt. Unselbständige Kräfte und Thätigkeiten sind auch flüssig und beweglich genug, aber sie erzeugen ihren Inhalt nicht aus eigener Tiefe und Freiheit, sondern entbinden ihn immer nur aus gegebenen Stoffen, worin er bereits latent vorhanden lag, wie z. B. eine Flamme aus immer neuem Material immer neue Wärme entbindet, oder ein Magnet in dem Eisen, welches er anzieht, ebenfalls den darin verborgen gewesenen Magnetismus zur Erscheinung bringt. Hierbei bleibt der innere Zustand der Wärme, sowie der magnetischen Kraft, immerfort derselbe, ungeachtet hierin der Seelenkraft, in welcher selbständige Umformungen und Neubildungen von innen heraus vor sich gehen. Diese innern Vorgänge der Seele, welche nur ihre Reize aber nicht ihre Ursachen in äußerlichen Vorgängen haben, welche folglich rein aus der Tiefe der Seelenthätigkeit selbst entspringen, machen die Seele zu einem selbständigen Wesen, welches zwar innerhalb der Materie ähnlich den unselbständigen Kräften umherfliehet, indem es sich gegenüber gewissen Stoffen und unselbständigen Kräften abwechselnd an sie bindet und wieder von ihnen entbindet, welches aber, während es mit den Stoffen nur sein äußerliches Spiel treibt, mit der Tiefe seines Wesens in einem ganz entgegengesetzten Elemente wurzelt, nämlich im Elemente der allgemeinen Ursache oder des reinen Subjects, zwar auch hier nicht egoistisch isolirt, sondern in lebendiger Wechselwirkung, jedoch so, daß es seinen Inhalt nie von außen her als Geschenk empfangen kann, immer von innen her als seine eigene That selbständig erzeugen muß. Denn das Ich ist schlechthin nicht anders fassbar, als nur allein durch sich selbst.

Hiernach läßt sich dann auch zugleich beurtheilen, in welchem Sinne die zweite Behauptung, daß die Seele an das Nervenleben des Leibes untrennbar gebunden sei, verstanden werden muß, wenn sie eine Wahrheit enthalten soll. Eine Untrennlichkeit zwischen der Seele und dem Leben des Leibes findet insofern statt, als das Leben des Leibes in der Wirklichkeit der Seele auf die von ihr

zeitweise angelegneten Stoffe besteht, und daher die beiden Grundbedingungen im Kreisläufe dieser Stoffe, nämlich die organischen Formen, in denen sie kreisen, und der organische Rhythmus, nach dessen Takte sie kreisen, nicht den Stoffen, sondern der Wirklichkeit der Seele auf die Stoffe angehören. Also bezieht die Seele nothwendig auf das Leben des Leibes und folglich auch sein Nervenleben einen von ihr untrennlichen Bestandtheil in sich selbst. Der Leichnam ist nicht der Leib, sondern nur ein von dem Leben des Leibes, d. h. von der Seele, assimilirtes Symplicium, welcher, weil er assimilirt ist, auch fortwährend sein muß. Der lebendige Leib aber muß darum von der Seele als untrennlich angenommen werden, weil sein organisches Lebensformen und Lebensrhythmen zu den eigensten von innen her erzeugten Inhalt der Seelenthätigkeit mit gehören. Der Psycholog kann daher den Unterschied zwischen Leib und Leichnam nicht stark genug urgiren. Der Leichnam ist todt, der Leib ist lebendig. Der Leichnam gehört der Erde, der Leib gehört der Seele an. Der Leib besteht aus den psychischen Assimilations- und Secretionstrieben, welche sich chemische Stoffe als Nahrung aneignen und wieder aufscheiden. Der Leichnam ist die Summe des Stoffs, welche von jenem Trieb abwechselnd angelegnet und wieder ausgeschleudert wird. Daher kann sich die Seele niemals vom Leibe trennen, wol aber kann sich der Leib vom Leichnam trennen, was dieses nicht nur bei jeder Amputation eines Gliedes, sondern auch bei jedem gewöhnlichen organischen Secretionsproceß geschieht. Der Leichnam ist vergänglich. Dem wenn seine Theile außerhalb dem Bereiche des Leibes gesetzt werden, so verlieren sie allmählich die vom Leib entlehene Form, und gehen in unorganische Gestalten zurück. Dagegen ist der Leib unvergänglich, weil sein Unsterblichkeit als eine durch productive Phantasthetik der Assimilations- und Secretionstrieb erzeugte organische Form ein untrennbarer Bestandtheil der Seele ist. Nur darf den Leib so wenig verwechseln mit dem Leichnam, als man den Fluß mit dem Eisschollen verwechselt, welche im Winter zwar zu ihm gehören, von denen er sich aber im Frühjahr befreit.

Es ist nöthig, daß der Psycholog sich diese Begriffsunterschiede aufs strengste gegenwärtig halte, wenn er nicht Gefahr laufen will, seinem eigenen Streben und dem Geiste seiner Wissenschaft zuwider aus der Bahn einer gesunden psychologischen Forschung unversehens und unvermerkt auf einen ganz fremdbartigen Standpunkt abzugleiten, nämlich auf den Standpunkt, wo man die Seele nicht nur an das Nervenleben, sondern auch an den Leichnam untrennlich gebunden glaubt, als eine in diesem Leichnam wohnende unselbständige Thätigkeit darstellt, wo man daher alle psychische Thätigkeit nur als eine zufällige und gleichsam lästige Zugabe bei chemischen Stoffverbindungen mit in den Kauf nimmt, und wo die Gedankensproceße des menschlichen Geistes nur als die künstlich verschlungenen Kräuselungen der Dämpfe erscheinen, welche aus der chemischen Küche aufsteigen, in denen der lebendige Leib die Stoffe seines Leichnams assimilirt.

Daher sprechen wir es als dringenden Wunsch aus, möge dem Herausgeber gefallen, inskünftige sich gegen die Leser deutlich darüber zu erklären, welches der eigentliche Sinn ist, den er mit jenen Ausdrücken verbunden insieht, welche auf zweifache Weise verstanden werden können, und, je nachdem man sie versteht, einen unendlich verschiedenen Sinn entwickeln.

Die Sinne des Menschen. Populär-wissenschaftlich dargestellt von F. Dornblüth. Mit 84 Abbildungen. Leipzig, D. Wigand. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Die acht Sinne des Menschen nach ihren körperlichen und geistigen Beziehungen, für den denkenden Leser jeder Art in Briefen dargestellt von Dittlenhofer. Nördlingen, Beck. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Goethe im Recht gegen Newton. Von F. Grävell. Mit Tafeln. Berlin, Herbig. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Ueber Goethe's Farbenlehre. Ein Vortrag gehalten in der mathematischen Gesellschaft zu Jena. Nach einem Anhang: Grävell's Bemühungen zur Rechtfertigung Goethe's. Von August Norderholt. Weimar, Böhlau. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Sinne des Menschen sind theils einer der interessantesten, theils einer der leichtesten Gegenstände aus der Hologie, und eignen sich daher ganz besonders gut zu einseitigen Darstellungen, welche den Zweck haben, das Studium der Menschennatur einzuführen. Der Verfasser der ersten unter den genannten Schriften, welcher eine recht gründliche und empfehlenswerthe Arbeit fertig hat, F. Dornblüth, ist mit vollem Recht der Art, das Publikum sei gegenwärtig in populärwissenschaftlichen Darstellungen bereits so mit „Kraft und Stoff“ füttert, daß es wol an der Zeit wäre, ein weniger abstraktes und doch ebenso nahe liegendes Thema mit dem Kreis solcher Mittheilungen zu ziehen. Freilich kann man zu zweifeln, daß dieses Thema von einer viel zu Natur sich einen ebenso großen Leserkreis erwerben, als das Thema von den Nahrungsmitteln, welches Kraft- und Stofflehre so sehr in Schwung gebracht. Denn das letztere Thema ist um ein Bedeutendes handgreiflicher und in den täglichen Augen einschlagender, auch viel leichter faßlich. Man läßt sich denken, welche Stoffe in diesem oder jenem Theile des Kosmos gefunden werden, welche Mischungen aus diesen Grundstoffen hervorgehen. Dabei ist keine Anwendung des Kopfes, man läßt sich das alles bloß vorlesen, der Chemiker hat es so untersucht und gefunden. Und wenn aus diesem Gemenge dann auch noch am Ueberflusse die menschliche Seele zugleich mit hervorgeht, wie gewisse amerikanische Gelbblutigen einen deutschen Glasküster sowohl bei Gewinnen als Nieten an den Kauf geben, dann ist es desto besser. So wird es nun dem dilettantischen Leser bei Studium der Sinne des Menschen, dieser unmittelbaren Träger der Seele, nicht. Um die Construction des Auges, des Gehörs, zu begreifen, gebraucht es noch so anschauliche Abbildungen immer schon viel Imagination und Nachdenken. Um so verdienstlicher ist es, mit solcher schwereren Speise den Versuch beim

großen Gewinn zu erzielen. Anstrengung erfordert etwas in dem in wissenschaftlicher zumachen. So ist der Gesinnung von den der Gesinnung

nach höherem Maße erfordert, und wovon dem größern Publikum einen Begriff beizubringen, höchst heilsam ist, damit es erfahre, daß ohne Anspannung und Arbeit in diesen Feldern der Erkenntniß der Hörer auch nicht einmal im Stande ist irgend etwas aufzufassen, und hiernach den Werth alles des trivialen Geschwätzes ermessen lernen, welches ihm Seele und Schöpfung, Mensch und Natur begreiflich zu machen prahlt ohne eine größere Mühe, als daß er sich wissenschaftliche Märchen erzählen läßt, welche im vorigen Jahre erfunden und im nächsten auch schon wieder vergessen sind.

Während Dornblüth seine Leser getreu und gründlich in die physiologische Seite der Sinnenthätigkeiten einzuführen bestrebt ist, sucht Dittlenhofer in der zweiten obiger Schriften den Horizont der Betrachtung bis in das Herz des tiefsten Seelenlebens zu erweitern, indem er die vom verstorbenen Friedrich Rohmer angenommene Grundidee einer systematischen Lehre von den acht Sinnen des Menschen hier zu einem Lehrgebäude ausspannt, welches im Grunde eine ganze Seelenlehre umfaßt. Es ist die Idee eines Parallelismus zwischen den äußern Sinnenthätigkeiten und den innern Seelenthätigkeiten, um die es sich hier handelt. Der Gedanke ist nicht neu, sondern in der Schule der Naturphilosophie von Oken und andern bereits auf vielfache Art ergriffen und gewendet worden. Aber eben die große Mannichfaltigkeit der Wendungen, die sich hier möglich zeigten, ließ bisher mehr den Eindruck von oberflächlich geistreichen Gedankenspielen, als von einem fruchtbaren Wege der Forschung zurück, welcher mit Hoffnung auf wirkliche Ausbeute weiter beschritten werden konnte. Und auch bei diesem neuen Versuche kann man nicht sagen, daß man sich im Ganzen weiter gefördert fühle, so geistvoll auch die Einzelnen hier vieles ausgefallen ist.

Höchst geistvoll sind z. B. Bemerkungen, wie die auf S. 138 über den psychischen Unterschied zwischen der schwarzen und gelben Menschenrasse, wie er sich im ganzen Leben derselben, insbesondere aber auch in ihren Sprachen ausdrückt, indem der schwarze Mensch vorherrschend gafft und phantastirt, der gelbe hingegen lauscht und rechnet; geistvoll durchgeführt nicht minder auf S. 218 das alte und treffende Gleichniß von der Herrschaft des schwachen aber intelligenten Reiters über das starke aber nichtintelligente Roß, als des Geistes über den Eris; richtig und treffend die Bemerkungen S. 226 über die Natur des Schmin-

deß als einer blinden Nothlosigkeit, welche uns ergreift, wenn wir Räume vor uns sehen, welche für uns nicht durchmeßbar sind, besonders dann, wenn wir sie von andern Wesen wirklich durchlaufen oder durchflogen sehen. Und so wird der sinnige Leser hier im Einzelnen noch manche andere theils durch anschauliche Wahrheit treffende, theils durch Originalität der Auffassung anregende Bemerkungen finden. Dabei hat aber die Anlage des ganzen Systems auch wieder so viel Unverhältnißmäßiges, daß man bei aller Anziehung in Einzelheiten sich mit dem Ganzen unendlich befreunden kann.

Wie unmotivirt ist es z. B., daß aus dem bewußten Individualgeiste, welcher mit der unbewußten Gattungseel im Menschen zusammenwirkt, sogleich eine besondere Substanz dieser gegenüber und mit dieser nur äußerlich verbunden gemacht wird. Wie unmotivirt ist auf S. 305 die Charakteristik der theoretischen und praktischen Vermögen im Menschen auf folgende Art:

Das höchste Ziel der Kräfte des Kopfs ist das logisch richtige Denken, wodurch die Wahrheit gefunden, und durch die Sprachkraft als Wort ausgesprochen wird. Das höchste Ziel der Kräfte des Rumpfs dagegen ist das charakterkräftige richtige Handeln, wodurch die Wahrheit betätigt, und durch die Zeugungskraft als That ins Leben gerufen wird.

Wäre diesem so, so verhielten sich also die beiden Kant'schen Kritiken wie die Kritik des Kopfs zu der Kritik des Rumpfs, und der von Kant behauptete Primat der praktischen über die theoretische Vernunft wäre ein Primat des Rumpfs über den Kopf. Bei einem Schematismus, welcher zu solchen Consequenzen führt, müssen höchst wesentliche Verhältnisse außer Acht gelassen sein.

Das Schema des Ganzen beruht hier auf einem doppelten Parallelismus. Erstens auf dem Parallelismus der vier Kopfsinne mit den vier Rumpfsinnen, des Gesichts mit dem Hautsinn, des Gehörs mit dem Tastsinn oder Gliedersinn, des Geruchs mit dem sympathischen Sinn und des Geschmacks mit dem Geschlechtsinn. Sodann zweitens auf dem Parallelismus zwischen diesen acht Sinnen und gewissen Seelen- und Charaktereigenschaften, zu denen die Disposition oder das Naturell mit den Graden der Entwicklung jener Sinne unzertrennlich verbunden gedacht wird. Dem Gesicht entspricht in der Seele die Anschauungskraft, dem Gehör die Vernehmungskraft und das Gedächtniß, dem Geruch die geistige Spürkraft, dem sympathischen Sinn die Ahnungskraft u. s. f.

Die Leibesorgane, in welchen sich diese Sinne ausdrücken, sind am Kopfe: Augen, Ohren, Nase und Mund mit dem Kehlkopf; am Rumpfe: für den Hautsinn die Haut mit der besondern Concentration dieses Sinnes auf der äußern Brust nebst den Brustwarzen, wo unter der Haut keine Muskeln liegen, also das Tastvermögen zurücktritt, und die reine Hautempfindung bleibt; für den Tastsinn die Muskeln mit besonderer Concentration auf die dem Tasten dienenden Extremitäten; für den sympathischen Sinn Herzgrube und Nabel, in denen dieser Sinn sich vorzugsweise äußern soll. Sodas der Parallelismus in vollständiger Darstellung ist:

Kopfsinne:

Augen. Anschauung.
Ohren. Gedächtniß.
Nase. Spürkraft.
Mund. Sprachkraft.

Rumpfsinne:

Brüste. Empfindung.
Extremitäten. Eindruckskraft.
Herzgrube. Ahnungskraft.
Geschlechtsinn. Thätigkeit.

Daß hier manche Zusammenhänge von höchst reicher Natur sind, wie z. B. der zwischen Gesicht und anschauender Phantasie, welche den Schraum projectirt, Gehör und Gedächtniß für Worte und Gedanken u. dgl. m., wo möchte das leugnen? Das Nachgehen solcher Spuren hat immer etwas Anregendes und zu neuen Gedanken Befruchtendes. Aber es bringt auch leicht die Gefahr mit sich, dort wo die unmittelbaren Zusammenhänge abreißen, das Fehlende ungeduldig durch vortheilige schlechte Ergänzungen zu ersetzen, und an Orten die „phantasirende“ Thätigkeit walten zu lassen, wo statt ihrer die „lauschende und rechnende“ ihren Platz behaupten sollte. Auf alle Fälle würde es vorzuziehen sein, beim Versuche einer solchen Parallelismus zwischen innern und äußern Functionen lieber immer sogleich mit der Hauptfrage, nämlich mit dem reinen Entwurf eines psychischen Schemas zu beginnen, und dasselbe dann hinterher mit den physikalischen Grundtypen unserer Organisation zu vergleichen, anstatt bloß am oberflächlichen Leitfaden der äußern Sinneorgane fortzuschreiten, und nun alle Thematata, welche irgendeinen Zusammenhang darbieten, ohne weiteres den Functionen jener Organe im weitern Sinne einzurufen. In diesem Falle wäre man wenigstens davor geschützt, daß nicht z. B., wie es hier geschieht, zu den Functionen und Eigenschaften des Nasensinns der gute Takt mitgerechnet würde, die Gesinnungen anderer zu errathen, oder auch die richtigen Mittel zu wählen, zu seinen Zielen zu gelangen; oder daß nicht, wie es hier ebenfalls vorkommt, bei Gelegenheit des Mundsinns neben den Zungenrücken, welche den Geschmack erzeugen, in einem Athem fort die Bildung der Vocale und Consonanten mittel der Mundhöhle und der Zunge abgehandelt würde, ob dieses wirklich Thematata von gleichartiger Natur wären.

Grävell setzt in obiger Schrift den von Goethe begonnenen falschen Streit gegen die Physiker fort. Falsch ist der Streit, weil er unverständlich ist, weil er in die Weise, wie er geführt wird, nicht geführt werden sollte. Denn Goethe's und Newton's Farbenlehren sind Theorien, welche sich nicht unmittelbar, sondern nur auf mittelbarer Weise berühren. Daß Goethe zu wenig scharfer philosophischer Denker war, um dieses einzusehen, war sein Schwäche. Und daß die Physiker in der Regel zu wenig Physiologen sind, um einzusehen, daß das Thema der Farbenlehre mit der bloß physikalischen Behandlung des Gegenstandes noch lange nicht erschöpft ist, ist ihre Schwäche. Es ist aber darum damit noch lange nicht erschöpft, wenn es außer dem physikalischen oder objectiven auch noch physiologisches oder subjectives Licht gibt, weil nicht nur das physikalische Licht bestimmte Gesetze seiner Erzeugung hat, sondern das physiologische ebenfalls, und weil die Erzeugungsgesetze des physiologischen Lichts von denen des physikalischen verschieden sind. Dies eben ist zugleich der

Grund, weshalb Goethe's und Newton's Farbenlehren sich nur auf mittelbare Weise berühren, indem jeder von ihnen einen andern Gegenstand behandelt: Newton ganz allein das physikalische, Goethe ganz allein das physiologische Licht.

Die Punkte, welche bei Fieberhitze oder einer Verletzung des Auges von mir gesehen werden, sind für den Newtonianer nicht mehr Licht, sondern subjective Phantasmen, welche denen, die das Licht im Auge hervorbringen kann, nur auf eine ganz zufällige und unerklärliche Weise gleichen. Für den Goethianer gehören eben sie mit zu den merkwürdigsten und wichtigsten Lichterscheinungen. Und umgekehrt sind die Lichtstrahlen, welche eine Landschaft photographiren, dem Goethianer ebenso wenig Licht, als die Flintenkugeln, welche eine hölzerne Scheibe durchbohren, und durch die entstehenden Löcher ein Lichtbild im Auge von den Netzen verursachen, in welche sie einschlagen. Der Newtonianer erblickt eben in dem photographirenden Agens das Licht in seiner reinsten und wirklichsten Gestalt. Beide Theile verstehen also unter Licht etwas Himmelsweit Verschiedenes. Und jeder gibt dabei auch die entschiedensten und kühnsten Erklärungen, sich mit dem Lichte des andern durchaus nicht befassen zu wollen. Sie streiten also viel weniger darüber, wie das Licht zu erklären sei, als darüber, was unter Licht verstanden werden solle.

Es geschah einst, daß über den berühmten Theologen Daub zwei seiner warmen Anhänger in einen vergeblichen und hitzigen Disput kamen, indem der eine in guter Meinung bemerkt hatte, derselbe sei ein ehrwürdiger „Veteran“, was der andere ihm in keiner Weise hingehen lassen wollte, weil er eine böshafte Anspielung auf den raiſſen Wechsel, mit welchem der ehrwürdige Mann von der Philosophie Kant's durch die Schelling'sche zur Hegel'schen übergegangen war, darin zu erkennen glaubte. Der erste, welcher die erbosten Vertheidigungsbreden seines Bruders sich vergebens zu enträthseln suchte, war schon daran, denselben von einer Monomanie ergriffen zu wähnen, als er plötzlich dahinterkam, daß diese Vertheidigungsbreden sich nicht um einen „Veteran“, sondern um einen „Wetterhahn“ drehten. Der Streit der Goethianer mit den Newtonianern ist noch nicht bis zu diesem Grade des Verständnisses gediehen. Kommt es aber einmal über kurz oder lang dahin, so wird die Sache sich gewiß ähnlich zu gegenseitiger Zufriedenheit ausgleichen.

Wer sich genauer unterrichten will über die Gründe, welche es dem Physiker unmöglich machen, sich zur Erklärung des physikalischen Lichts nach dem Vorschlage Grävell's auf neue der Goethe'schen Kategorien des Hellen, Dunkeln und Trüben zu bedienen, dem ist der Vortrag von Aderholdt über Goethe's Farbenlehre, nebst der gebührenden Abfertigung Grävell's im Anhang, zu empfehlen. Hier wird es in ein klares Licht gesetzt, daß die Kategorien der Goethe'schen Farbenlehre nicht vom physikalischen oder objectiven, sondern vom physiologischen oder subjectiven Licht, mit andern Worten von der Aesthetik der Lichterscheinung in der Seele, abstrahirt sind. Ob-

gleich sie daher ihnen doch einwendbarkeit auf dem Physiker u der Physiologie des sehenden u wandten Aesthet Malerkunst, wel zulezt allein im schönen Farbenei völlig im Stich, Aesthetiker und Handhaben hier anderlaufenden den Seelenzaube der innersten Zusammenhänge dieser Seite ihr Theorie zu schä man die misrati gegen Newton tragen, daß er einer visionären Ansehen bringen Umstempelung Richtsther's, was es reinewegs ist.

6. Der Mensch und sein Charakter. Ein psychologischer Umriss von W. Goldmann. Halle, Schmidt. 1857. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
7. Die Schule des Willens. Ein Beitrag zur Erziehungslehre von Adolf Helffferich. Berlin, Springer. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Der organische Unterricht. Von R. F. Schnell. Erstes Bändchen. Berlin, S. Reimer. 1856. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Diese drei Schriften drehen sich um den wichtigen Gegensatz von Intelligenz und Charakter. Immer aufs neue entzündet sich Streit darüber, ob Intelligenz, ob Charakter das Höhere im Menschen sei, ob der beste Charakter nur als Ausübung der vollkommensten Einsicht und Bildung eine entliehene Würde habe, oder ob der Werth der Intelligenz nur darin bestehe, als Mittel der Ausbildung des Charakters zu dienen. Kaum hatten Kant und Fichte den Willen zum Höchsten im Menschen erhoben, so kam auch schon Hegel wieder, um die Wissenschaft für die höchste Vollendung der Menschheit zu erklären, ähnlich wie im Alterthum Aristoteles die Theorie für das Vollendetste und Beste erklärt, und dadurch die Ausbildung des Charakters gegen jene herabgesetzt hatte. Daß unser gegenwärtiges Unterrichts- und Erziehungssystem sich mehr auf die Seite der Theoretiker, als der Moralisten neigt, daß im allgemeinen als der höchste Zweck des Unterrichts gilt, daß etwas Nützliches gelernt werde, leidet wol keinen Zweifel.

Hier haben wir nun gegen diese unbedingte Wissenschaftsverehrung unsers Jahrhunderts einige gegründete Einsprachen. Sie laufen, wenn man ihren Inhalt auf ein psychologisches Princip bringt, alle darauf hinaus,

allen Dingen ist, an sich selbst nur nicht werden kann, es Erdenlebens so einer solchen Anlehnung zu Hohlheit alten und wahren ausblüht. Die Idee dem Menschen rinde einander völlig neu immer noch eine h Arbeit aus: e Entzündung des Lande, sondern auf unvernünftigen Beziehung bezieht. Diese schon, ihnen einen es daher als Ziel ommt, ist die Käu-

terung und Befruchtung unserer animalen Natur durch die intelligente, nicht aber Pflege der Intelligenz um ihrer selbst willen. Nur daß das läuternde und befruchtende Licht den wirklichen Wissensquellen der lebendigen Gegenwart entströmen, nicht den verdüsterten Laternen verjährter Traditionen abgeborgt werden soll.

Hören wir Helfferich an (S. 3):

Daß es an der Zeit sei, unserer theoretischen Erziehung eine entschiedene Richtung auf das Praktische zu geben, darf, zunächst als frommer Wunsch, von der überwiegenden Mehrzahl derer vorausgesetzt werden, die des Lehramts warten. Ebenso wol die beschauliche, leicht ins Träumische verfallende Natur der Deutschen, als einseitige Neigungen in der Wissenschaft wie im Leben, verschuldeten eine übertriebene Geistesbildung, bei deren künstlich geschraubter Pflege das Gemüth so gut als leer ausging; und man wird es schon dieses Uebelstandes wegen kaum weniger zu beklagen haben, daß manche sich einbilden konnten, alle Seelenthätigkeit gehe in der Vorstellung auf, als daß Ruhere an der menschlichen Leiblichkeit die Wechselseitigkeit von organischer Empfindung und organischer Bewegung, von Sinn und Erleb tilgen zu müssen wähten.

Helfferich hält daher dafür, daß das Princip, in welchem der bisherige Unterricht ein Höchstes erreicht zu haben glaubte, nämlich dem Zöglinge Lust zum Wissen um des Wissens selbst willen einzusößen, und dabei alle Hebel des Ehrgeizes sowie der Furcht vor Beschämung und Strafe zu entfernen, wieder verlassen werden müsse. Vielmehr soll der Wille des Zöglings gebildet werden durch die geistliche Weckung des richtigen Ehrgeizes und der richtigen Scham. Und es leidet wol keinen Zweifel, daß besonders in allen den Fällen, wo man einem falschen Ehrgeiz und einer falschen Scham entgegenzuarbeiten hat, der zweite Weg sich um vieles praktischer erweisen wird als der erste.

Schnell steht das Hauptgebrechen in der zu großen Menge und Mannichfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände, und bemüht sich daher um eine Concentration oder organische Vereinfachung des Unterrichts, damit sowohl Lehrer als Schüler nicht zu bloßen wissenschaftlichen Schreibmaschinen erniedrigt werden:

Wie belagend uns ein einfaches Lehr- und Übungsstudium, besonders auch für Elementar- und Mittelschulen noch ist, zeigt die alltägliche Praxis. Die meisten Lehrer sind danach nicht allein Stundengeber, sondern ihre Hauptarbeit besteht auch noch nach den vormaligen Einrichtungen darin bestehen, hässliche Aufgaben zu prüfen und neue Aufgaben zu stellen. Das ist aber ein nichtswürdiges System. Man richtet daher den Unterricht endlich so ein, daß der Schüler der Hauptsache nach in der Schule lernt, was er zu lernen hat, und quäle ihn und die Lehrer nicht mit unnütigen Schularbeiten außer der Schulzeit. Insbesondere aber müssen wir von dem Zuviel des unfruchtbaren Wissens, beziehungsweise von dem todten, leeren Wortunterrichte loszulommen suchen.

Und an einer andern Stelle (S. 37):

Der Historiker macht seine Lehrlinge zum Fußgestelle der vermeintlichen Ehrensäule, die er sich erbauen will oder zum Theater, auf welchem er sich der Welt in der Stelle eines großen Erziehers zeigen will. Sein Werk ist eine mit dem Kenntnisdünkel angefüllte Jugend. Und unser Jean Paul erinnert wiederholt daran, daß die Gewürzinsulaner den Geruch verlieren und daß die überfüllten Schälter bald Abgebrannte des Lebens werden, für die es keine neuen Freuden, keine neuen Wahrheiten mehr gibt, sondern nur eine verdorrte Zukunft voll Hochmuth, Lebensel, Unglaube und Widerspruch.

Am gründlichsten faßt Goldmann den Gegensatz von Geist und Charakter auf. Der Geist ist zwar das Höchste und Edelste im Menschen, aber der Mensch ist ebenso sehr fühlendes, begehrendes, wollendes Wesen. Diese Totalität versteht Goldmann unter dem Charakter. Und er stellt nun die Forderung, daß alles, was zur Befriedigung des ganzen Menschen vorhanden ist, wie Religion, Kunst, Politik, Moral, Erziehung und alle ähnlichen Lebensgüter, nicht gewaltsamer- und unnatürlicherweise intellectualisirt werden soll. So z. B. ist die Religionsphilosophie für das reine Denken; die Religion ist aber nicht für das reine Denken, sondern für den ganzen Menschen, Gefühle, Begehungen und Triebe mit eingeschlossen. Daher darf die Religionswissenschaft, welche als Regulativ und Reinigungsmittel der Religion selbst mit dem Höchsten in ihr gehört, ja sogar gewissermaßen über ihr steht, dennoch niemals mit ihr vertauscht oder an ihre Stelle gesetzt werden. Die Wissenschaften sind für den Geist, die Realitäten, auf welche sich die selben beziehen, für den Charakter zu berechnen. Daß Hegel durch Vernachlässigung dieses Unterschiedes zu schiefen Ansichten die Veranlassung gegeben habe, muß man dem Verfasser zugestehen. Es gehört eben hierher der bekannte zweideutige Satz, daß das Wirkliche immer vernünftig oder vernunftgemäß sei. Hegel wollte damit nicht ausdrücken, daß die Wirklichkeit immer den Zuständen der vollendeten Vernunft oder des Geistes gemäß sei, sondern nur dieses, daß sie immer den Zuständen der sich entwickelnden Vernunft als des gegenwärtigen Menschheitscharakters gemäß sei. Je mehr aber Hegel in dieser Hinsicht das vollkommen Richtige meinte, ein desto härterer Tadel fällt auf seinen Ausdruck, welcher darauf berechnet war, den ungeheuern Unterschied zwischen Vernunft und Charakter zu verwischen. Es kann z. B. eine Staats- und Kirchenverfassung für den gegenwärtigen Charakter eines Volks vortrefflich und genügend sein, und nichtsdestoweniger, an den Postulaten des Geistes als der

inen Vernunftforderung gemessen, ihre großen Mängel
 eben. Dann ist jene Verfassung eine zweckmäßige, weil
 charaktergemäß, nicht aber weil sie vernünftig ist.
 enn ein Vernunftzustand, welcher dem vorhandenen
 charakter unfaßbar und zu hoch ist, ist nicht der richtige
 und wird daher mit Recht verschmäht. Wer einem
 Idealismus, das sich im Concert an Donizetti und Bellini
 zeigt, plötzlich mit Eigensinn lauter Gänkel und Bach
 zu geben wollte, würde die Zuhörer, anstatt
 en Geschmack zu bereichern, nur aus dem Concertsalle
 eben. Daher ist das Wirkliche nicht immer das Ver-
 nünftige, wol aber immer das Charaktergemäße. Wir
 len zwar niemals mit Regel den Charakter für die
 rnungst ausgeben, wol aber dafür sorgen, daß unser
 arakter zu immer größerer Vernünftigkeit emporgebildet
 de, damit, wenn Lebensordnungen einer höhern Ver-
 nünftigkeit sich Bahn brechen wollen, dieselben nicht so-
 ch zerstoßern müssen aus Mangel an soliden Stützen
 den Charakteren, auf denen sie ruhen könnten. Denn
 ist kein Ruhm für ein Volk, wenn sein Charakter so
 lassen ist, daß dasjenige, was an sich besser wäre,
 er Gegenwart noch darum als unrechtmäßig und zer-
 trüßlich gelten muß, weil zwar wol die Geistesbildung,
 t aber die Charakterbildung zur Ertragung des Bessern
 nicht.

Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern
 und Denkern, von Ernst von Lasaulx. München, Litterarisch-kunstliche Anstalt. 1858. Gr. 4. 12 Ngr.

Das Ferngefühl nach Zeit und Raum betrachtet, von H.
 Clemens. Frankfurt a. M., Hebler. 1867. 8. 14 Ngr.
 Die Sinnestäuschungen. Eine psychologische Betrachtung
 von H. Clemens. Frankfurt a. M., Hebler. 1858.
 Br. 8. 7 Ngr.

Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie
 von Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Korn.
 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mittheilungen aus dem Leben Geistesgeister. Von Bruno
 Schön. Wien, Hartleben. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.
 21 Ngr.

Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Sensitivität
 und zum Ode. Eine physiologische Skizze von Freiherrn
 von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1858. Gr. 8.
 6 Ngr.

Der die Lasaulx'sche Schrift über die prophetische
 der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern
 and nimmt, der vermuthet zuerst wahrscheinlich etwas
 als darin, als er findet. Er vermuthet weitgrei-
 Aufschlüsse über Seher und Propheten, und findet
 weit bescheidenem Inhalt, welcher sogar einem guten
 nach aus sorgfältig gesammelten und aneinander
 ten Stellen aus großen Dichtern besteht, worin
 ihren zukünftigen Ruhm voraussagen, und daß ihre
 nicht untergehen werden. Und doch gereicht gerade
 innige Mäßigung, womit hier der Blick häufig auf
 erscheidenste und Alltäglichsie gelenkt wird, der Schrift
 er größten Zierde und verleiht ihr einen unend-
 Reiz. Denn so sehr es sich auch nur ganz von
 zu verstehen scheint, daß ein guter Dichter die Un-
 stheit seiner Werke lebhaft vorausempfindet (was

Lasaulx mit Recht bemerkt, im innersten Wesen der
 Sokratisch-Platonischen Philosophie vollkommen motivirt,
 und das soeben
 krates mag wol
 anlassung gege-
 eine wirkliche I-
 des Sokrates
 als sich in ihm
 dessen Ausdru-
 hätte er durch
 Sprache gelangen
 Durchdrungen sei
 und so kühner
 als Plato hier
 Schriften an de
 eine moralische
 wie nur hervor-
 sein Denkvermö-
 rückt, indem er
 diejenigen sich
 Geißel nicht sch-
 fühlte, schrieb
 eigenen Willen
 schicksals nieder,
 Ähnlich ergriff

mit dem bloßen Verstande. Und ebenso wenig war sie ihm ein bloßer Wunsch, den er nur zaghaft hätte an die Zukunft richten können. Sondern er fühlte lebhaft, daß der, welcher da steht, wo er stand, nicht in der Zeit, sondern über der Zeit steht. Wie ein solches Gefühl näher beschaffen sei, das würde einem Shakespeare wol nur ein anderer Shakespeare wieder nachempfinden können. Wir Uebrigen müssen uns mit der Anerkennung der That-sache begnügen.

Mit solchen That-sachen verträgt sich nun freilich nicht eine Ansicht von der Seele, welche sie für ein ganz in der Zeit oder Gegenwart befangenes Wesen hält, für ein Wesen, welches keinen andern Zusammenhang mit der Ewigkeit hat, als denjenigen, welcher erst nach dem Tode anfängt. Sondern solche That-sachen stimmen nur allein zu einer Art von Seelenforschung, deren Analyse fein und genau genug ist, um das Wesen der Seele als solches für ein überzeitliches oder zeitfreies zu erkennen. Ist die Seele ihrem Wesen nach zeitfrei, so ist sie dieses auch schon, wenngleich nur erst auf verdeckte oder latente Weise, in ihrem gegenwärtigen und mehrentheils streng an die Zeitbedingungen geknüpften Zustande. Ist dieses aber der Fall, so steht auch ihr diesseitiger Zustand mit ihrem jenseitigen nicht nur in einer moralischen, sondern auch zugleich in einer organischen oder physiologischen Verbindung. Der zweite ist die Frucht, welche auf dem ersten wächst. Der erste ist der Stamm, welcher die Frucht erzeugt, und daher schon latenterweise mit allen den Kräften, welche einst in der Frucht zu Tage treten werden, wirkt und schafft. Ein solches System allein wird den feinern und genauern Seelenbeobachtungen gerecht, während alle andern nur das Größte erklären, und, sobald die eigentlich zarten und empfindlichen Theile der psychischen Phänomene berührt werden, uns mit einer gewissen Noth im Stich lassen, ähnlich den Pflüchern in der Arzneikunst, welche auf grobe Symptome curiren, und, sobald etwas Unerwartetes dazwischenkommt, sogleich völlig aus dem Sattel geworfen sind. Ist aber die Seele den Schranken der Zeit nicht unbedingt unterworfen, so kann man auch Zusammenhänge von geistiger Natur unter den Seelen nicht umgehen, obgleich man sich von ihnen immer nur mutmaßliche und folglich mehr oder weniger mythische Bilder wird entwerfen können. Lafontaine skizzirt seine Gedanken hierüber in folgenden Worten:

Nicht nur die Seele des Propheten ist in diesem zeitfreien und raumfreien Zustande, sondern die Seele jedes echten, innern großen Menschen, jedes schaffenden Künstlers, jedes wahren Dichters und Denkers fühlt sich im Momente der Erzeugung eines idealen Schönen, Wahren, Guten (welches alles ihr von Ewigkeit her inwohnt) über die Schranken der Zeit und des Raums erhoben, fühlt in sich ihren göttlichen Ursprung und sich selbst in lebendigem Zusammenhang mit der ganzen Vergangenheit und Zukunft, und athmet, empfindet, denkt, handelt in der ewigen Gegenwart Gottes. Jeder einzelne Mensch ferner ist ein Sohn des ersten unversalen Menschen, und hat theil an dessen Kraft; ist ein Glied seines Volks und in weiterer Beziehung der ganzen aus dem ersten Menschen hervorgegangenen Menschheit; seine individuelle Einzelseele ist ein Theil der größern Seele seines Volks und der Gesammteseule des ganzen mensch-

lichen Geschlechts, und zwar ein Theil, der die Kräfte des Innern in sich hat. In der tiefsten Wurzel aber hängt sie mit der Weltseele, wie diese mit Gott zusammen. Wenn man in die Seele jedes Menschen etwas von den Gesammthäften des seines Volks, der gesammten Menschheit, ja der Welt hineinhandelt, und wenn im Momente des Propheten, der jedem ewigen Momente des menschlichen Lebens, die innere Seele in die Weltseele, in den großen allgemeinen Sinn des Weltlebens und der Menschenwelt eingetaucht, und durch verjüngter Kraft wiedergeboren wird, so ist es begrifflich, daß das Gegenwärtige ebenso substantiell mit dem Zukünftigen zusammenhängt, wie mit dem Vergangenen, jede Einzelseele nur ihre eigene Zukunft vorempfinden könne, sondern auch ihres Volks, ja der ganzen Menschheit.

Interessant ist zugleich die hieraus mit Recht gezogene Schlussfolgerung, daß eine solche zeitfreie Seele nicht erschaffen, sondern nur eingetaucht oder aus Gott selbst mitgetheilt sein kann, oder daß, um mit dem Ausdrucke Franz von Baader's zu reden, der Welt der gegebene belebende Hauch nicht als eine Einwirkung, sondern als eine Emanation gedacht werden muß. Ist hiermit zugleich eine offengebliebene Stelle in der christlichen Dogmatik berührt, deren fernere weitere theologische Diskussion an der Hand einer vorgeschrittenen Biologie für die Zukunft wichtig und erfolgreich sein könnte.

Vorzüglich ist indessen bei diesem Gegenstande dieses mit im Auge zu behalten, daß man mit der That-sache von der Zeitfreiheit der Seele die sich damit verknüpfenden Hülfsvorstellungen nicht eng vermische, daß man alle Unterscheidung zwischen erstem und dem letztern darüber aus dem Bilde wegnimmt. Denn jene That-sache steht in ihrer Klarheit da, wie die durch sie herbeigerufenen Hülfsvorstellungen da sind von mannichfaltiger Art, und hängen in jenen an heimlichen und subjectiven Fäden, welche Erziehung, Bildungsverlauf, Weltstellung, Tempus und specielle Schicksale angesponnen werden und mit zu dem interessantesten Eigenlebens gehören, und Individuum zu diesem nur ein einziges mal in dem vor kommenden Gegenstande macht. Im Gegentheil jene That-sache mit nichts Persönlichem weiter zu thun als mit der klaren Einsicht, daß unsere Seele ein bloßes Vorstellungsspiel innerhalb der Zeit ist, daß umgekehrt die Zeit eine apriorische Anschauung innerhalb der Seele ist; daß folglich der Zeitstrom, die Begebenheiten trägt, nicht auch zugleich der Träger ist, sondern daß umgekehrt die Seelen die ganzen Träger des Zeitstroms sind, welcher nur nur ihnen vorgehende, aber sie selbst in ihrem Inneren berührende Erscheinung ist.

Dieser Vortheil eben gewährt die kritische Philosophie, daß sie das, was feststeht als Vernunftstheorie, die Lehre von den apriorischen Anschauungen, nicht dem unterschreibt, was als ein Zusatz von mehr empirischer und persönlicher Natur hinzutritt, um die in den einzelnen Seelen gemäß ihrem speciellem Charakter lebendig und fruchtbar zu machen. Die Philosophie bildet keinen Glauben. Denn ihr wird unabweis-

jeden subjectiven Boden, ohne welchen der Glaube ebenso wenig wachsen kann, als der Baum ohne Erdrich. Aber sie leiht auf dem Gebiete des Glaubens eine Stütze, welche auf jeder specielle Form und Art desselben nur verdrängt und höher bildend wirken kann, nämlich zu vermitteln zwischen Glauben und Wissen, ein Verständniß anzubahnen zwischen Gegensätzen, die sich sonst ewig stehen würden, durch kritische Bestimmung dessen, was allem Glauben als fester Vernunftbesitz zur letzten Stütze dienen muß, wenn er nicht in ein bloßes subjectives Meinens ähert. Dieser Vernunftbesitz bietet außerdem den Vortheil, daß er ebenso wenig jemals zu einer bloßen factionsache herabfallen kann, als der Pythagoräische Lehrsatz oder die Lehre von der Gravitation. Daher jede Glaubensart, soweit sie in sein Gebiet tritt — und das kann keine gänzlich vermeiden —, eben damit in allgemeinen menschliches Gebiet, in das neutrale Gebiet eines für alle sich öffnenden Zukunftsbereich der Ruhe und des Friedens eintritt, wo die Hefen der Subjectivität sinken und der Druck freieren Aethers athmet.

Auch bei Clemens und Schindler in ihren obigen Schriften finden wir die Zeitfreiheit der Seele in gerechter Anerkennung, und zwar mit dem Bestreben, dieselbe an eine große Fülle von Material der Erfahrung und Überlieferung nachzuweisen, und anschaulich zu machen. Etwas ist dieses Material mehr von der gewöhnlichen Art, magnetische Zustände, zweites Gesicht, Wahnerträumen, Ferngefühl u. s. w. Unter dem bunten Marmor solcher schließlich überlieferter und aus aller Welt Enden zusammengetragenen Fülle läßt sich leicht vieles herauslesen, das die Phantasie ungemessen speist, indem es sie spannt und in Erstaunen setzt. Aber dieses Erstaunen ist einer wirklichen Anerkennung der Thatsachen eher ungünstig als günstig. Denn je mehr wir erstaunen, desto weniger begreifen wir, und ein wirkliches Vertrauen setzt der Mensch doch immer nur auf das, was er begreift. So wenig als das Gesclapper mit allerlei Geräusch machenden Himmelsgeräthen schon Rußland genannt zu werden verdient, so wenig ist die bloße Anhäufung von allerlei unverständlichen und zum Theil auch unverständbaren, weil roh und unklar überlieferten Thatsachen schon Wissenschaft zu nennen, und man kann bei solchen Versuchen in der Regel nichts weiter anerkennen, als das lobenswerthe Streben nach dem guten Willen, auch in diese dunkeln Partien der Psychologie mehr Licht zu bringen, womit aber freilich, wenn die Sache nicht zugleich mit von andern Seiten her angegriffen wird, noch nicht viel gethan ist.

Clemens spricht die Ueberzeugung aus, daß jede Vorstellung, die nicht offenbar durch Vermittelung unserer Sinne gewonnen wurde, ihre Zeugung in der übermenschlichen Welt unseres Geistes habe. Vor allem tritt dieses vöthlich hervor in den Zuständen theils der Begeisterung, theils der Einsamkeit, wo der Geist freier, seßloser, meingengster, selbständiger wirken kann. Vor allem ist er Einsamkeit die Macht gegeben, große und neue Gedanken zu erzeugen. Unter den Sorgen, Geschäften, Zerstreungen des gewöhnlichen Lebens wird das Gefühl

unterdrückt, abgekämpft. Es geschieht nur in einem Zustande der Befreiung von irdischen Interessen, in einsamer Selbstbetrachtung. Alle Propheten traten aus der Einsamkeit an das Licht. Das Uebermaß der Schmerzen, wie das der Wonne, sucht die Einsamkeit. Alles, was von der Wirklichkeit isolirt, Unglück, Unschuld, Liebe, Schmerz und Wonne, entwickelt in sühlenden Orgeln jene eigenthümliche prophetische Gabe des zweiten Gesichts, wie dann an Beispielen näher nachgewiesen wird, ohne daß jedoch zur Erklärung des Ferngefühls in dieser und ähnlichen Gestalten eine durchgreifende Grundansicht irgendwo zu Tage trete. Sondern die Thatsachen gelten dem Verfasser im ganzen für ebenso unüberdringlich, als unumstößlich. Er schreibt (S. 43):

Wir wandeln alle in Schweißnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr erzeugt, regt, wie viel Räthselhaftes in ihr auf unsern Körper (Contagien, Miasmen) wirkt, wie viel noch Geheimnisvolleres mit unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist gewiß, daß in besondern Zuständen die Räthseln unserer Seele über ihre täglichen Grenzen hinausreichen können, und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist. Die menschliche Seele umfaßt einen weit größern Reichthum an Kräften und Begabungen, als in der Regel in ihrem Bewußtsein hervortreten vermögen.

Dieses über das Bewußtsein hinausreichende Leben unserer Innenwelt nennt er das Instinctleben, weil es große Analogien bietet mit dem Instinctleben der Thiere, mit ihren Wanderungen, ihren Weiterungsverkundigungen, ihrem Winterschlaf, kurz ihrem ganzen Leben. Aber das Räthsel ist dadurch nicht gelöst, sondern nur auf einen andern Ausdruck gebracht, im Grunde sogar nur noch mehr verwirrt. Denn es entsteht nun die Frage, warum die Seele ihre Zeitfreiheit eher im thierischen und instincthaften, als im bewußten und freithätigen Zustande zur Geltung zu bringen vermöge? da man doch im Gegentheil von unvollkommenen Zuständen der Seele auch immer die unvollkommenen, von vollkommenen die vollkommenen Resultate erwarten sollte. Diese Wendung der Sache ist daher durchaus nicht geeignet sie näher aufzuklären.

Ebenso dunkel, obwohl interessant ist, was Clemens beibringt über eine exaltirte Wirkung der Polarzone auf das Nervenleben, welche sich an beiden Polen zu entsprechen scheint. So fand Charles Wilkes auf seiner Entdeckungsreise in den Jahren 1838—42 bei den Feuerländern an der Südspitze Amerikas gewisse Eigenschaften, die man früher schon unter den Bewohnern des höchsten Nordens von Europa und Asien beobachtet, nämlich einen gewissen contagösen Nachahmungstrieb, verbunden mit einer krankhaften Nervenzellbarkeit. Sie zeigten einen großen Nachahmungstrieb für Geberden, Töne und Worte der Fremden. Auch die Töne einer Blöke ahmten sie mit einer erstaunlichen Geschäftigkeit nach. Obgleich man sie selbst zuweilen laut schreien hörte, so konnten sie doch keinen Lärm ertragen. So oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, schrien sie stets die Finger in die Ohren. Untereinander sprachen sie stets nur leise und flüsternd. Uebliches beobachteten frühere Reisende

bei Sapphiriden und Samaritanen. Die von einem wilden Zauber angezogen, schienen die in ihren Tugenden überreichsten alle Bewegungen, Akten und Werke der Götter nach, und zwar unwillkürlich, convulsivisch. Der Bewohner von St. Acha pflegte sich ein epideimischer Schnupfen zu bemächtigen, so oft diese Kinder der entlegenen unter den Hebräen einmal von einem Fremden besucht wurden.

Was die Sinnesäußerungen betrifft, so unterscheidet Clemens den Fall, wo Gegenstände durch die extrinsischen Sinnesorgane bloß empfunden werden, von dem Falle, wo nicht vorhandene Gegenstände als gegenwärtig irrtümlich vorgestellt werden. Der erste Fall ist nach Esquirol's und Rebuscher's Terminologie die Illusion, der zweite die Hallucination. Es wäre wünschenswerth diese Terminologie allgemein festzusetzen, weil durch einen gleichmäßigen Sprachgebrauch die wissenschaftliche Orientierung überall sehr erleichtert wird. Daß Clemens aber diesen beiden allgemein anerkannten Fällen noch einen dritten hinzufügt, nämlich den, wo vorhandene Objekte der Außenwelt gar nicht percipirt werden, hat nicht viel Einleuchtendes, zumal da hierbei sehr heterogene Dinge unter einen Hut gebracht werden. Er rechnet nämlich hierher alles Nicht-bemerken der Außenwelt, entstehe es nun durch Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit, oder durch habituellen Schnupfen, oder durch momentane Anästhesie. Dies alles ist keine Sinnesäußerung, sondern höchstens ein Sinnesmangel, häufig aber auch nicht einmal dies, sondern bloß eine Zurückziehung der innern auffassenden Thätigkeit von dem im Sinnesorgan auf eine völlig normale Weise sich bildenden Eindrücke. Ferner hat es etwas nicht minder Auffallendes, hier die alte gedankenlose Lehre, daß die productive Einbildungskraft sich in allen Fällen auf die reproductive gründe, im Angesicht eines Themas behaupten zu sehen, dessen genauer Anblick schon auf der Stelle zur Wiederholung derselben hinführt. Wenn z. B. schon das erste mal, wo gesehen wird, die Illusion eintritt; wenn etwa anstatt der blauen Farbe des wirklichen Gegenstandes in einem krankhaft gestimmten Auge von Anfang an die grüne erscheint: ist dann der Eindruck ein der Wirklichkeit entsprechender oder ein Erzeugniß der productiven Phantasie? Doch wol hoffentlich das letztere, und zwar ein völlig originales Erzeugniß, nicht eine Copie von früheren ähnlichen Eindrücken, welche in diesem Falle darum nicht copirt worden konnten, weil sie noch gar nicht vorhanden waren. Kann aber die Einbildungskraft bei der Illusion unmittelbar auf geschehenden Eindruck originell von innen her produciren, so ist kein Grund vorhanden, warum sie nicht auch in andern Fällen, z. B. in der Hallucination, im Traume, in der Thätigkeit der Concentration sollte dasselbe thun können. Und welches sollten wol die Reminiscenzen reproducirter Phantasie sein, aus denen sich die Composition einer Beethoven'schen Symphonie zusammensetzt? Was das Schlagen der Nachtgall, das Gurren der Käfer, das Seulen des Windes, das Brausen des Wasserfalls? Eine genauere Untersuchung lehrt, daß hier keine solche Zusammensetzung willkürlicher Kräfte-

schritten stattfindet, sondern daß es rein innerliche Gesetze der Association sind, wonach die productiven Einbildungskraft die Bewegungen der Gefühle und Eindrücke in entsprechende Concentrationen überträgt, ohne irgendeine nachschaffende Phantasie, die wir in diesem Falle überall anfinden, wo wir sie antreffen.

Schneider gründet seine Bezeichnung des „möglichen Geschehens“ auf den Begriff einer Polarität des Geistes. Er stellt dem bewussten oder wachen Leben in Instinct, Empfindung und Wille das unbewusste oder Traumleben in Gefühlen und Affekten als einen „möglichen Gegensatz“ entgegen, und zwar so, daß in jedem der beiden Pol die ganze Seele thätig, und unsere ganze Person dabei eine doppelte sei. Das ist zwar leicht gesagt, aber schwer zu denken. Daß neben unserer eigenen Person noch gewissermaßen eine oder mehrere unbekannte Personen in uns verborgen liegen; daß wir zuweilen im Traume ein anderer sind als im Wachen; daß (wie auf S. 50 es heißt) ein bei einer Somnambule drei voneinander durch die Erinnerung geschiedene Zustände vorkommen; daß (nach S. 51) die Somnambule häufig in ihrem Alltagsleben so handelt, wie sie es in der Schlafphase thut, in dem einen Zustande derselben Person in Liebe verknüpft, die sie in dem andern von sich zurückzieht, in dem einen Zustande begehrt, was sie in dem andern für verwerthlich und schädlich erkennt: das ist doch immer nur das Problem und noch nicht die Erklärung desselben. Es heißt S. 11:

Wenn ich von einer Polarität des Geistes spreche, so ist nicht von mehreren Geistern im Menschen die Rede, nicht von den drei Seelen der Kabbalisten u. s. w. Nein, es ist von einem Geiste die Rede, der sich in jedem Momente nach zwei diametralen Richtungen hin bethätigt, wie die beiden Diademe, die nacheinander zwei Seiten hin ihre Pferde anspornen und die Reiter einlegen und sich doch nie trennen. Wie in jedem Zustande des Wachen und Schlafes liegen, so kann auch jeder Theil des Nervensystems der Ausdrucks geistiger Thätigkeit werden.

Dieses alles sagt viel zu wenig. Denn aus einer Thätigkeit derselben Person nach entgegengesetzten Richtungen hin folgt doch noch lange nicht die Existenz der einen Person in mehrere. Dieses Durcheinanderwachen verschiedenartiger Begriffe verhält sich und verhält sich zum Problem, anstatt es zu lösen. Auch dienen die vielen Anekdoten und Curiosa gar nicht es in ein deutliches Licht zu stellen, da ein jeder lebhafter Traum und der Räthsel, um das es sich hier handelt, so deutlich als möglich vor Augen stellt, indem wir uns in jedem lebhaften Traum in der innern Anschauung in so viele Personen zertheilen, als mit denen wir zu verkehren träumen. Wer in allen diesen Personen redet, denkt und handelt, sind doch immer nur allein wir selbst. Und eine solche phantastische Zertheilung unserer einzigen Person in mehrere Personen ist doch etwas ganz anderes, als eine Zertheilung unserer Person in eine bewusste und in eine unbewusste Thätigkeit. Nicht um einzelne Thätigkeiten unserer Person handelt es sich hier, sondern um das ganze Ich als Individuum gedacht. „Wir wissen

nicht, wie weit das prinzipium Individuationis in unserm Dasein hinaufreicht", sagt Schopenhauer, und faßt damit die Sache in ihrer Tiefe. Das ist das schauerliche Räthsel, und nicht der Gegensatz von bewusster und unbewusster Thätigkeit in der Seele, welcher weit leichter fälschlich ist, aber dafür auch zur Lösung jenes Räthfels nichts beiträgt.

Uebrigens leidet das hier aufgestellte Raisonnement an vielfacher Unklarheit, indem auch das richtig Gedachte sehr einfach und rein ausgesprochen, häufig durch eine Umwidlung mit nebensächlichen und unerheblichen Dingen in seinem Eindruck geschwächt und herabgesetzt wird. Nichts ist so widersprechend, als sich hier nicht verträge. So z. B. finden wir trotz der Vereinfachung, womit nur an spirituellistische Thatsachen geglaubt wird, doch das Gedächtniß auf eine völlig materialistische Weise erklärt, indem es (S. 154 in der Num.) von ihm heißt:

Auf dieser Reproduktion der Gedanken durch Molecularbewegungen der Sehnerven, Schwingungen, beruht auch das Gedächtniß, und alle Eigentümlichkeiten desselben werden dadurch leicht erklärbar, wenn wir annehmen, daß mit jeder Schwingung der Sehnerven auch der mit ihr verbundene Gedanke wiederkehrt, wie umgekehrt jeder Gedanke eine Molecularbewegung hervorruft. So wird es deutlich, wie die öftere Wiederholung eines Gedankens denselben dem Gedächtnisse einprägt, wie die Ideenassociation eine bestimmte Gedankenreihe wieder hervorruft.

Glaubt man nicht, wenn man dieses liest, man habe eine Stelle aus Golbe's Erklärung des Selbstbewußtseins vor sich? Wer aber in wissenschaftlicher Psychologie einigermaßen orientirt ist, dem kann das Unfaßliche dieser Vorstellungsweise keinen Augenblick verborgen sein. Denn kein irgend denkbare räumlicher Schematismus, und folglich auch nicht das Schema irgendeiner Molecularbewegung, reicht irgend hin, die ganz verschiedenartige Structur der uns wohlbekannten Anordnung der Vorstellungen und Begriffe in ihren eigenthümlichen und interessanten Gruppen- und Reihenverhältnissen darzustellen oder zu erklären. Es ist dieses nicht anders, als wenn jemand eine Kreisfigur aus geraden Linien oder eine Kugelfläche aus Sandkörnern zusammenzusetzen wollte. — Nur wer mit dem Gesezen der Vorstellungswelt völlig unbekannt ist, um an eine Erklärung des Gedächtnisses aus Molecularbewegungen denken.

Was das Material der sogenannten Thatsachen an sich, so ist dasselbe hier massenweise aufgeschichtet. Versteht man die meisten dieser Thatsachen sind so gut wie leer. Sie würden erst zu solchen werden, wenn sich um eine klare Vorstellung ihres innern Wesens ein Weg zu ihrer möglichen Reinigung zeigte. Die Menge, die es hier offenbar machen soll, thut es doch nicht. Es ist eine einzige Thatsache, die man wirklich versteht, und die man gern die Hunderte entbehren, welche ohne Verständniß überliefert sind, und daher in ihrer völligen Verhüllung nur zur Täuschung, und nicht zur Klärung der Wissenschaft taugen. Hier aber finden wir Etwas mit Unrecht, Beglaubigtes mit Unbeglaubigtem in bunter Mischung, und mit besonderer Bosheit

auch das Gebiet derjenigen Erscheinungen ausgebeutet, zu deren Wahrnehmung ein besonderer Sinn gehört, welchen nicht jedermann besitzt. Dahin gehört z. B. die Fernwirkung auf die Außenwelt durch den bloßen Willen, wovon der Verfasser schreibt (S. 323):

lebenden Personen statthaben könne; daß die Exaltation „des magischen Seelenpols“, die wir in allen Verhältnissen anstehend wirken sehen, auch bei dem Sehen in dem verwandten Grade durch consensuelle Schwingungen die gleiche Exaltation erregen könne. So steht das zweite Gesicht an durch Berührung; so habe dieser die Vision von einem Knaben auf den andern übergehen gesehen. Ist es aber nicht ein Widerspruch, bei der Annahme solcher Thatsachen eine unübersteigliche Barriere zwischen Himmel und Erde errichten zu wollen? Denn da die Fernwirkung verwandter Seelen aufeinander nur denkbar wird durch Annahme einer in den gewöhnlichen Bedingungen der Raumanschauung eintretenden Veränderung, durch welche die Seelen den sie voneinander trennenden Gewalt theilweise entzogen selbst viel glaublicher, partieller Entzogen bereits fortwährend in ständiger Befindlichkeit, gehen können von solch Verhältnissen stehen, und Entzogen selbst nur blickt durch eine Kran kommen. Daher ist es äußerlicher Grund sein

Inconsequenz veranlaßt hat. Dieser wird uns auch nicht verschwiegen. Er ist charakteristisch genug (S. 167):

Käunt man Einer Erscheinung Realität ein, so hat man keinen Grund, an der Realität der andern zu zweifeln; ist die Erscheinung der Verstorbenen eine objective Wahrheit, so ist die Lysanthropie und der Vampirismus auch eine solche; und gilt das Zeugniß vieler als Beweis, so kann man auch dem Teufel und dem Herrnsabbat Realität nicht absprechen.

So redet aber doch nur die völlige wissenschaftliche Haltungslosigkeit. Wer zwischen einer Swedenborg'schen Vision verstorbenen Seelen und der Lysanthropie den wesentlichen Unterschied zu entdecken keine kritischen Mittel in sich findet, bei dem muß der Apparat dieser Mittel sich in einem überaus beschädelten Zustande befinden. Er würde jedenfalls noch viel vorsichtiger handeln, wenn er auch von allen übrigen Thatsachen, die wir bei Schindler suberwiesene aufgeschichtet finden, so wenig als nur irgend möglich glaubte. Wer in Beziehung auf alles Uebrige der Leichtgläubigkeit ganz den Flügel schließen läßt, während er sich in Beziehung auf einen Punkt den Glauben schlechthin verbietet, der thut am einen Ende zu viel, was er am andern zu wenig thut. Wenn irgendwo, so bewährt sich auch hier die alte Regel, daß Maß halten das Beste sei. Ebenso wol, als die unmotivirte Leichtgläubigkeit, trägt der unmotivirte Unglaube den Charakter des Maßlosen.

Wir wenden uns von hier zu den „Mittheilungen aus dem Leben Geistesgekränkter“, von Bruno Schön. Der Verfasser ist katholischer Seelsorger an einem großen Kranken- und Irrenhause einer ungenannten Stadt. Er gibt eine Fülle von Mittheilungen aus eigener, sowie auch aus fremder Erfahrung. Namentlich findet ein jeder, dem es um interessante Beispiele von Hallucination und Illusion zu thun ist, hier seine Befriedigung. Die Absicht des Verfassers ist hierbei, eine Brücke zu bauen von der Wissenschaft der Psychiatrie hinüber zum größern Publikum, damit auch der Laie daraus das Nothwendigste für seinen eigenen und den Nutzen anderer lernen und erfahren könne, um falsche Ansichten und Vorurtheile abzulügen, die als geheilt Entlassenen zweckmäßig zu behandeln, die Schen vor den Irren zu verlieren u. s. w. Eine Theorie wird daher hier in keiner Weise vorgebracht, sondern der Leser frische, so gut dies durch ein Buch angeht, in den lebendigen Umgang mit Irren eingeführt. Dabei ist der Verfasser überall, wo er Selbsterlebtes schildert, genau und ausführlich im Erzählen, vertauscht aber die wirklichen Namen der von ihm aus eigener Erfahrung beschriebenen Personen mit Angirten, was ebenfalls nur zu loben ist.

Als ein besonders hervorstechender Zug an den Geistesgekränkten wird von Schön ihr religiöses Gefühl hervorgehoben, das sie mit seltenen Ausnahmen (welche jedoch auch zuweilen vorkommen) fund geben. Es heißt darüber (S. 184):

Die Kapelle ist im ersten Stock, inmitten der Kaskade, und der Weg von da geht durch zwei Gänge, auf welchen die Patienten auf- und abwandeln. Sobald sie den Priester in Röchet und Stola sehen, fallen sie ehrfurchtsvoll auf die Knie und

erwarten den Segen. Nicht andere Confessionen ohne dieses Beispiel nach. Einige begleiten wol auch den Priester, wenn sie ihm bis zur Kapelle folgen. So machen es die frieharumbandelnden, die Reconvallescenten. Tritt man in den Gängen, so werfen sich auch die Bewohner derselben; die Kranken und schwach Kranken, demüthig auf ihm Knie, machen das heilige Kreuz, wenn sie nicht gehstet sind; die Gesunden aber, die nicht können, beugen desto tiefer das Haupt, und bitten wol auch die Umstehenden, ihnen das Kreuz statt ihrer zu machen. Wer dies die erste mal sieht, wird tief — tief erschüttert.

In einem starken Contrast hierzu tritt die lebhafteste Schilderung einer grauenvollen Scene von einem harnächtigen Gottesdiener, welcher sich stanthaft der Säkramente weigert und in Wadspheumen stirbt. Vorzüglich genau und ausführlich geschildert ist das Betragen eines Menschen, welcher mehrere male Bewohner der Irrenanstalt wurde, weil er, jedesmal als geheilt entlassen, sich stets aufs neue unmäßigen Trunk und Ausschweifungen ergab, und hierdurch zu immer erneuerten Selbstmordversuchen geführt wurde. Die von diesem Patienten seinem Seelsorger mitgetheilten Erlebnisse, wie er, aus der Irrenanstalt als geheilt entlassen, lange Zeit vergeblich nach Arbeit suchte, wie er mit Widerstreben und gleichsam tropfenweise anfang, im Brautwein aus neue Beschäftigung seiner verirrten Lage zu suchen, wie er in einer Vorstadt Wiens in einer Bude bei Seiltänzern und Hofsenspielen seine letzten Pfennige verthet, und nun wieder aus der Mitte der tanzenden Paare hervor die wohlbekannte alte Schredensgestalt des leidhaftesten Satans auf ihn tritt, wie er sich darauf von einer Donaubrücke in den Strom stürzte, aber gerettet und aufs neue in die Anstalt zurückgebracht wurde, diese Erlebnisse aus der wirklichen Gegenwart können dem Barockstraß und Hoffmann's „Phantastischen“ lühn an die Seite treten. Eine Zusammenhäufung interessanter Fälle war dem Verfasser besonders durch die Größe der Anstalt, an der er wirkt, möglich gemacht, indem in ihr, wie er sagt, ein jährlicher Wechsel von 15—1600 Geisteskranken vorkommt. Von hochpoetischer Art ist die Erscheinung eines unheilbaren Epileptischen, einer jugendlichen Schöne, welche sehnuchtsvoll ihren Tod erwartet, auf welche häufige visionäre Besuche ihrer verstorbenen Mutter, sowie auch der heiligen Jungfrau sie vorbereiten. Sie bezaubert alles durch ihren lieblichen Gesang, den sie bald in italienischer, bald in deutscher und französischer Sprache erschallen läßt. Ähnliche Stimmen, wie die ihrer Mutter und der heiligen Jungfrau, vernimmt sie auch von ihrem Schutengel, durchaus freudige, die ihr den Himmel versprechen, wenn sie fromm und in ihren Leiden geduldig bleibt, und in denen sich ihre reine, unschuldige Seele spiegelt. Ihren Schutengel bittet sie gewöhnlich, er möge sie bei ihren Anfällen nicht verlassen, und sich zuges, daß diese oft kommen; er möge sie auch nicht auf die Erde fallen lassen, weil sie sich dabei sehr weh thue. Auch hörte sie oft Chöre singender Engel. Der Arme starb plötzlich nach einem heftigen, länger anhaltenden Anfall. Diese Auftritte, welche zu den interessantesten gehören, hat der Verfasser selbst erlebt. Viel

andere hat er dazu gesammelt aus bekannten Quellen, wie Schreber, Forst, Reubuscher u. a., und dadurch seiner Galerie eine größere Vollständigkeit gegeben.

Endlich erscheint denn auch das Ob hier wieder in seiner munteren und unverdrossenen Weise, und meldet sich immer aufs neue an als etwas, das ebenfalls da ist. Freiherr von Reichenbach erzählt, daß, als die deutsche Naturforscherversammlung in Wien tagte, eines Morgens eine Gesellschaft von etwa 25 Mitgliedern und Frauen derselben zu ihm herauf nach Schloß Reichenberg kam. Nachdem er diese Gesellschaft in seine Dunkelkammer geführt, und sie so eine Viertel- bis halbe Stunde in absoluter Finsterniß zugebracht hatte, so fing einer aus der Mitte an mit einiger Verwunderung kund zu geben, daß es ihm vorkomme, er sehe seine Hände. Man zweifelte anfangs, die Wahrnehmung wurde hin- und her geprüft, aber in der That bestätigte es sich, daß er — und zwar war es noch obenbrein ein Professor der Physik auf einem öffentlichen Katheder, ein gesunder und kräftiger Mann, ihm bisher als Gegner seiner Lehre vom Ode bekannt — seine eigenen Hände wahrnahm, und ihren Bewegungen mit dem Auge folgen konnte. Es dauerte nicht lange, als sich ein zweiter meldete, ebenfalls ein Lehrer des Naturwissenschaft; er sah nicht nur seine Hände, sondern er glaubte auch die Contouren der Köpfe in der Versammlung unterscheiden zu können. Bald fing ein dritter, endlich ein vierter an. Spuren von ähnlichen Eiferscheinungen zu gewahren. Und als nun später diese Herren sich einzeln in die Dunkelkammer führen ließen und vier bis fünf Stunden darin verweilten, so sahen sie auch zugleich Magneten und Krystalle in einer Art von dunkler Glut leuchten, die gegen die Pole hin zu nahm und endlich von diesen in die Luft wie ein leuchtender Dampf ausströmte. Sie sahen, daß alles lebendige Licht ausbeugt; daß der Rauch, den sie ausathmeten und während des Lebens ausstiegen, feinkörnige Rauchwolken bilde; daß alle Reibung, ja das bloße Rinnen des Wassers durch eine Glasröhre, die Friction der Luft in einer angeblasenen Syrène, Licht werde. Sie sahen eine angeschlagene Glocke leuchtende Wolken ausgeben, so lange fort, als sie tönte u. s. w.

Nach der Meldung dieses allerdings wichtigen neuen Schritts zur größern Anerkennung der obischen Experimente unter den Physikern geht Freiherr von Reichenbach in seiner oben angeführten neuen Schrift „Ueber die Pflanzenwelt und ihre Beziehungen zur Sensibilität und zum Ode“ zu Experimenten über, welche den Grundrissen nach zwar schon in seinem großen Werke vorkommen, indeß hier im Einzelnen doch noch manche Vervollständigungen erfahren. Schon in dem großen Werke war es nachgewiesen, daß jedes Pflanzenblatt drei obische Lössen hat, eine Längenachse, Breitenachse und Dickenachse. Bei der Längenachse bildet die Spitze, bei der Breitenachse die Unterseite den obnegativen Pol, während Stiel und Oberseite obpositiver sind. Denkt man sich an die Spitze als Kopf, den Stiel als Fuß und die Unterseite als Rücken des Blatts, so fällt in der Brei-

tenachse die rechte Seite negativ und die linke positiv aus. Das Blatt theilt also, in dieser Stellung gedacht, die obischen Pole mit dem menschlichen Leibe, an welchem ebenfalls oben, rechts und hinten obnegativer, unten, links und vorn obpositiver Natur sind. Daher kommt es nun, daß die Oberseite des Blatts, die obpositive, sich dem vorwaltend obnegativen Sonnenlichte zuwendet. Weil das rothe Licht obpositiv, und folglich dem Leben im allgemeinen hinderlich, das blaue Licht obnegativ, und folglich dem Leben im allgemeinen günstig und förderlich ist, so kann man Pflanzen auch am Tage dadurch willkürlich abwechselnd erwachen machen, daß unter rothes und blaues Licht bringt Julius Sachs in Prag). Auch das Gräser, Kräuter, Sträucher und Bäume auf ihrem Boden, sondern vertical auf der Erde stehen, erklärt sich durch die senkrechter Richtung emporgelassenen obischen Polen im Pflanzenkörper! Bau der Pflanzen waltende Gesetz dem, indem das Ob es ist, welches Blütenstellung, Fruchtstellung und richtende Kraft ausübt. Endlich wird klarlich, warum von den beiden anrogamen gewöhnlich erscheinenden Terminalknospen nur immer die eine, und zwar die obnegative Knospe, den Vorzug der Entwicklung gewinnt, während die andere, von der Natur zunächst vernachlässigt, zur Seite gehoben und in die Blattaxille gedrängt wird (wie die Beobachtungen, welche hierüber von Schacht und Pringsheim angestellt worden sind, beweisen). Denn die obische Ablation, welche vom Erdball ausgeht, besonders auf unserer nördlichen Hemisphäre, ist beinahe vormalend obpositiv und wirkt daher herabstimmend, drückend und unterdrückend auf die obpositive Knospe, hingegen fördernd auf die obnegative ein. Die Beurtheilung dieses neuen in die Botanik hiermit eingeführten Erklärungsmittels sind uns die Pflanzenkenner von Sach schuldig. *Karl Forstlage.*

Alexander Herzen.

1. Gesammelte Erzählungen von Alexander Herzen. Erster Theil: Unterbrochene Erzählungen. Aus dem Russischen übersezt von Malvina von Meyenburg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Aus den Memoiren eines Russen. Von A. Herzen. Dritte und vierte Folge: Gebachtes und Erlebtes. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859. 8. 1 Thlr.

Aus den vorliegenden Schriften lernen wir einen Autor näher kennen, von dem bisher wenig mehr bekannt war, als daß er, ein russischer Flüchtling und ein Hauptwiderfacher des russischen Wesens, durch eine sähne und mächtige Feder die Augen aller Reformfreunde in dem großen Reich auf sich gezogen hatte. Er hat erst jüngst durch die Herausgabe der „Memoiren der Kaiserin Katharina II.“ (welche in Nr. 16 d. Bl. besprochen wurden) kund gegeben, wie unverändert seine politischen Ansichten und wie einschneidend sein gedrucktes Wort ist. In den hier vorliegenden „Unterbrochenen Erzählungen“ eröffnet er uns nun ein bisher verschlossenes social-politisches Gebiet, durch den Einblick in die gesellschaftlichen Zustände der mittleren Volksschichten.

doch in diesen Erzählungen meistens vermischt, wenn auch die Gestalt der Dinge, welche hier vorgestellt werden, der Wirklichkeit — wie wir nicht zweifeln — oft entsprechen mag. Daß sich das gute Herz eines Kators verkünde, ist in unsern Augen immerhin auch etwas werth, und die moralischen Grundsätze der Welt darf uns niemand, wie Herzen nicht selten thut, ungestraft verdächtigen. In der ersten Erzählung „Plicht über alles“ verfolgt der Verfasser nun den Zweck, in Anatol Stolitjin einen Mann vorzustellen, voll Kraft und Fähigkeiten, dessen Leben unter dem beständigen Widerspruch zwischen seinem Willen und seiner Plicht leert, lägnerisch und fruchtlos verläuft, der seinen rebellischen Willen stets damit beschwichtigt, daß er der Plicht gedenkt und damit sein Leben verzehrt, der Thaten der Selbstverleugnung und Sinecure vollbringt, aber dabei freudlos seine Kraft vergeudet, und alles dies in dem heimlichen russischen „Gumpf“, der alle Individualität hinwegschwemmt. Was soll das nun? Soll es uns die Plicht verdächtigen? Das mag der Autor verantworten und zwar ohne unsern Beistand. Dieser Plan, wie er ihn selbst darlegt, ist nur in der Einleitung, der Vorgeschichte Anatol's, ausgeführt worden, diese erhielt die Druckerlaubnis nicht und darum heißt die Erzählung nun ein „unterbrochene“. Herzen ist unstreitig ein ungewöhnlicher Geist. So viel scharfe Beobachtung mit so viel wahrhafter Poetik und so viel Verbissenheit vereint, findet sich selten in einem Geist zusammen. Er hat mehr Gedanken als Worte und mehr Intention als Gedanken; fast jedes Wort seiner Geschichte ist ein Pfeilschuß und obenin ein giftiger, gegen das Herz der Welt, der Gesellschaft, wenigstens der russischen Gesellschaft, die er wie ein Elend durchbohrt. Gleich im Anfang seiner Erzählung wird dies deutlich. Wir sehen den Hausknecht Glinka die Straße vor dem Palast Michael Stepanowitsch führen. Er kehrt seit 52 Jahren. Ein Dunkel von Michael hatte, als er einst seine Güter besuchte, ihn aus Sibirien mitgebracht; nicht weil er den Knaben brauchte, sondern weil ihm das gute Aussehen Glinka's gefiel; er hatte beschlossen sein Bild zu machen und diesen Vorzug, wie wir sehen, glänzend ausgeführt. Glinka sagte, als er ein Jüngling war, er sagte, als ihm der Dorn sproß, er sagte, als dieser voll war, und sagte, noch immer, als er grau geworden war. Glinka sagte mit Leidenschaft u. s. w. Hierauf folgt die Schilderung des Hausknechts in derselben Weise. Mit Michael's

unser. Stepan, sein Vater, ja, mit ihrer ganzen Familie sagt; ich bin ein Christ und nicht hat. Die Dörfer: bezahlten Preise und brachten Scherben; sie waren seine 10 Monate alte Michael bei der, beschäftigt. Ich in den Tagen des Krimkriegs damit, die Legitimität seines Rechts zu greifen. In der war Michael zehn Jahre geworden. Seine Erziehung beschränkt sich auf die Entwicklung einer unbefleglichen Verbannung und in moralischer Hinsicht auf die wichtigsten Grundsätze der Behandlung seiner Väter und Diener. Später dient er in den Garben, d. h. er verliert im Spiel, hat Wechsel für leidenschaftliche Liebe zu bezahlen, befreit einen Nebenbuhler im Duell, fällt tödtlich betrunken aus dem Sattel und thut so alles, was man in jenen glücklichen Zeiten „in der Garde dienen“ nannte. Dann geht er nach Paris und wohnt dem Sturm der Bastille bei. Hierauf kehrt er auf seine Güter zurück, legt das ererbte Geld auf Bücher bei einem Erbkäufer an, der einen Handel mit neuen Antiken und naturalen Monisten treibt und wird so ein reicher Mann; dann schließt er eine seltsame Heirath und wird Vater Anatol's. Dieser, der Geld halber erzogen, anfangs verzärtelt, von dem Augenblick an, wo er einen eigenen Willen zeigt, aber unterdrückt, steht mit der Mutter, liebt, heirathet, hört auf zu lieben und ist unglücklich. Hier heißt es unter anderm: „Sieh nur aus Dankbarkeit oder Mitleid nahe zu stehen, deshalb weil dieser Mensch mein Bruder ist und seiner mich aus dem Wasser gezogen hat, ist eine der schwersten Kreuze, die einem Menschen auf die Schulter gelegt werden können!“ (?) Dann heißt es weiter: „Unter Katharina bestand die russische Gesellschaft nicht aus Aristokraten, sondern aus Würdenträgern, stolz, aufgeblasen und nicht ganz zahm. Dem Wille waren die Namen derer, die die Krone führten, gleichgültig, der Rücken schmerzte ihn, gleichviel von wem er geschlagen ward. Am Ende ihrer Regierung bildete sich seiner hoch im Dienst stehende Adel, halb roter Bojar, halb versailer Höfling, die Schlaueit des Diplomaten mit der Grausamkeit der Wilden vereinigend, gegen Ausländer höflich, gegen Russen hochmüthig und wild. Ihr Nachfolger Paul machte in 24 Stunden aus diesem prächtigen, maulaffen Geyren eine Kaserne, ein Gefängniß, ein Polizeihaus. Der verwilderte Herrscher rüttelte stark an dem alten Adel: er wollte im Lenz herrschen: es war ein Wahnsinn, aber naiv und selbst in Rußland noch nicht dagewesen. Paul's Willkür war nicht einmal mit der Nothwendigkeit verknüpft, sie war sinnlos, grausam, aber die Magnaten brachten er durch seinen Generalprokurator zur Ordnung. Sein Nachfolger Alexander umgab sich mit einer neuen Generation. Es ist kein Spaß, bei Katalin und Oslan gewesen zu sein, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen zu haben. Kühn, gutmüthig, der Religion, der Disziplin streng ergeben, beherrschten die Gardeoffiziere Alexander's das russische Reich. Sie gaben furchtbar viel Geld aus und da sie kein eigenes hatten, nahmen sie das der kaiserlichen Kassen, denn Hunde, Bücher und Kronaffen zu sicheln, galt bei uns für keinen Diebstahl. Einer der letzten Typen der Art war tapfer, glänzend, sorglos.... Darauf starb der Kaiser und that wohl daran! Die prosaische, herrliche Regierung seines Nachfolgers konnte solche Leute nicht brauchen: sie sprachen laut, urtheilten und antworteten auch wol gelegentlich; man brauchte Selbstjäger, aber nicht Krieger; man nutzte ab, verbrauchte, verkrümmelte; der Rüßstein der neuen Wäله nahm die ganze Polen, ergriff die Deutschen, die Finnen und mahlte noch immer, immer fort. Das Delirium des Vaters ging in ein langsames, chronisches Fieber über — man heißt es nicht mehr! Für diese Leute ist in den Ministerien und in den Kabinets-Platz, nicht in Novellen.“ Soviel zur Probe von dem „blutigen“ Stil des Verfassers. Wir kehren zu Anatol Stolitjin zurück. Ein neuer Kampf der Plichten ergreift ihn bei der polnischen

hebung. Nach allen Schrecken b
rt er nach Moskau zurück; allein
arren. Er geht nach Europa, w
ten, in dessen Leben alles bestim
tholismus übergeführt, hat a
Automat, wird dann von Vater H
st, um eine Religion zu verkün
kriegt am selben Fleber. Hier
lose Erzählung, mit welcher sich Herzen als ein treuer
paler Dalgas ausweist.

Der übrige Inhalt dieses Bandes ist minder bedeutend.
dem Fragmente: „Im Vorüberfahren“, zeigt uns der Ver
r in seiner ironischen Weise, welche Gefahren es für die
igkeit habe, in irgendeiner strafbaren That wildernde Um
be anzuerkennen, indem alsdann von der Strafbarkeit bald
es mehr übrig bleibe.

Die Erzählung: „Der Geisteskranke“, hat
Pessimismus des Verfassers; die Idee, daß
t sei, daß die Geschichte der Menschen jetzt
gegenwärtigen Leben der Welt irgendwo ein
n müsse, ist bei jemand, der weder an ein W
niern allweisen Fenster der Dinge glaubt, ebe
th und gibt natürlich zu tollen Gedanken Al
l. zu dem, daß der menschliche Körper eige
nd nur deshalb verfallt, „weil ihm die
“. Allein mitten unter diesen Tollheiten l
k so echter Poesie, daß wir es gern zweimal betrachten.
ist dies ein herrliches Gemälde der Küste von S. Remo
er Riviera di Ponente. „Dem Unglücklichen“, heißt es
„ist ein schönes Land noch nötiger, als gute Nahrung
schade, daß ich keine Verse schreibe. Um von diesem Bild
den, hat man den Rhythmus nötig, sowie ihn das Meer
g hat, das mit seinen nie endenden Hexametern an die
ste Küste schlägt. Ich lag unter Oliven und sah zu, wie
an Welle in langgeschwungenen Linien herantam, sich
tes, mächtig wurde, anfang zu lachen und sich zuletzt in
um auflöste, indes schon die folgende schlanke Aufsteig
lie, um sich ebenso zu erheben; anzufachen und sich lang
aufzulösen. Ach, alles Wirkliche ist so gering, daß wir
von den ewigen Schwingungen der Natur unwillkürlich
etwas erwarten, von der folgenden Welle irgendeinen Auf
— da — jetzt scheint es, daß es kommt — da — jetzt —
die Welle löst sich wieder auf und murmelt dumpf und
kamblich mit den Steinen des Ufers“ u. s. w. Fürwahr,
k schön!

Die letzte Erzählung endlich: „Dr. Krupow“, hat die See
kunde zum Gegenstand und auch hier begegnet uns eine Fülle
geistiger Vorstellungen; z. B.: „Die Geschichte
i Protokoll des chronisch-generischen Wahnsinns
ken langsamer Heilung... Früher legte man bli
an die Kette, sondern erkannte sie an als R
riester... Wegen den generischen Wahnsinn der
l bis zu zwei Medicamenten, Champagner und Burgunder!“
m.

o ist Herzen als Novellist. Er ist, wie jeder sieht, voller
aber er hat einen großen Fehler: er ist blind für den
schen Grundbau der Welt. Eins aber sieht bei uns fest,
schluß nämlich, solange wir das kritische Amt bekleiden,
gen zu schwärzen, daß jemand die stillen Grundlagen
it uns verdächtige, heiße er nun Dalgas, Shelley, Heine
ergen.

on den „Mémoires eines Russen“ sind schon zwei Bände
rgangen, welche auch in Nr. 41 d. Bl. f. 1856 besprochen
In den vorliegenden zwei Bänden erzählt der Verfasser
lich ungeordneter Folge zum Theil Dinge, die er auf andere
on vorgegetragen hat, und theilt diese in „Jugenderinne
“ (dritte Folge), und „Erdachtes und Erlebtes“ (vierte
ab. Die „Jugenderinnerungen“ bilden den interessan

bitter sannige Vaterland eine von und Roth, bemalt; wir, ein Rosack und zu. „Er: „Ich will mit ab.“ — „Das varien.“ Ich, da steht ein „Das geht And der Wegen Unteroffizier: treiste Gnillo- kiten rasselten rieb irgendein auch wirklich Ordnung! Be- in Rosack mit ein bebrillter, nicht, lanter er. „Meinet- fter zu.“ Ich ab fertig; die röhrt sich der dem Postillon ein Bauern- ein kommen- i. f. w. Alle vollen Namen. für sie nicht so ist? Indessen r ein Gut im t ist. Bald ich Nowgorod. daß der Autor rasch, um für agte, in Kufs-

land nicht, ob er zurückkehren wollte und confectirte einfach sein Vermögen.

Soweit die Memoiren. Wir glauben von dem Geiste und dem Wesen des Verfassers ein hinlänglich treues Bild gegeben zu haben, um uns hier jedes Zusatzes enthalten zu können. Unsere Leser werden selbst ihr Urtheil haben und wir zweifeln nicht, daß sie darin mit uns übereinstimmen werden, daß Alexander der Herzen ein sehr geistreicher, aber auch ein ungemein besangener und im höchsten Grade für sich eingemommener Kopf ist, der an allem Gebrechen der russischen Erziehung, Religionslosigkeit und halbes Wissen, Eigenwillen und Gewaltliebe, leidet und nun die Sünden seiner Herkunft und seiner verfehlten Bildung trägt. Als Schriftsteller ist seine Feder gewaltig wie eine; allein seinen Gedanken fehlt Ordnung, Sammlung und die Weiße erster Prüfung.

Ein Bild aus Lessing's Knabenzeit.

Karl Lessing, der Biograph seines großen Bruders, erzählt aus Lessing's Kindheit folgenden, sehr bezeichnenden Zug: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. „Mit einem großen, großen Hausen Bächern“, sagte er, „müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein.“ Der Maler that es, und merz das Gemälde sah, erfuhr diese Anekdote. Es war eben der Maler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete und ihm frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten beibrachte. Denn, wie Lessing oft erzählte, war er kein ganz schlechter Künstler und besaß sogar etwas Kunstgelehrsamkeit. Wie er sich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott.“

Wol den wenigsten dürfte bekannt sein, daß dieses Bild in auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Es befindet sich in dem sogenannten Lessing-Stift zu Kamenz.

Es ist aber nicht, wie man aus jenem Bericht des Biographen vermuthen könnte, ein einzelnes Porträt, sondern ein Bild mit einer porträtartigen Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, nicht im Alter von fünf, sondern etwa von sechs bis sieben Jahren, emsig in einem großen Buch blätternd, unter dem Stuhl und an der Seite desselben liegen ebenfalls Bücher; links sitzt ein jüngerer Bruder, an der Seite desselben steht ein kleines Lamm, dem der Knabe mit kindlichen Sinn Brot reicht. Gotthold Ephraim ist mit modischer Kleidung in rothen Rock, rothe Hosen und rothe Strümpfe gekleidet, der jüngere Bruder in ähnlicher Kleidung schwarz.

Lessing hatte völlig recht, wenn er den Maler dieses Bildes später einen in seiner Art nicht untüchtigen Künstler nannte. Die Gruppe ist geschickt angeordnet; in den Farben liegt, obgleich sie sehr nachgebunkelt sind, eine glückliche Stimmung; der Ausdruck der kindlichen Gesichter ist unbeschaffen und lebhaft. Es ist äußerst merkwürdig zu sehen, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben die Gesichtszüge des Mannes bereits vorgezeichnet erscheinen. Hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln! Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll jeder Lebhaftigkeit.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Bild durch Lithographie oder Holzschnitt vervielfältigt würde. Es gibt wol kein einziges Beispiel, daß wir von großen Männern eines so frühzeitigen Jugendbildes uns erfreuen.

In Kamenz hat man bei der Aufstellung des Bildes leider auf das Bild selbst eine Inschrift geschrieben, welche den gemalten jüngeren Bruder als Karl Lessing bezeichnet. Dies ist entschieden unrichtig. Karl, der jüngste unter allen Geschwistern Lessing's, war zu jener Zeit gar noch nicht geboren. Der Bruder ist vielmehr Theophilus Lessing, nur um zwei Jahre jünger als Gotthold Ephraim Lessing. Er war am 12. November 1732 geboren, studierte seit 1751 in Wittenberg, wurde 1766 Conrector in Pirna, 1778 Conrector in Chemnitz, 1806 Reichsdelsch und starb am 6. October 1808. Er war ziemlich unbedeutend, aber sehr gewandt in der Kunst, lateinische Verse zu machen.

Sonst sind außer einigen Zeichensteinen von Lessing's Befahren wenige Lessing'sche Reliquien in Kamenz zu finden; ich nicht einmal ein Bildniß des Vaters, obgleich die schöne neogothische Kirche, in welcher Lessing getauft ist und an welcher Lessing's Vater Prediger war, mit einer stattlichen Reihe von Predigerbildern geschmückt ist. Das Predigerhaus, in welchem Lessing geboren und erzogen wurde, ist niedergefallen. Auch die Stadt selbst hat inzwischen eine durchaus veränderte Physiognomie erhalten; sie wurde in der Nacht vom 4. zum 5. August 1842 durch einen furchtbaren Brand mit Ausnahme einiger weniger Häuser völlig vernichtet und seitdem sind an die Stelle der alten Holz- und Schindelhäuser sehr freundliche Stein- und Ziegelhäuser getreten. Aber nichtobdeshalb sollten die Verehrer des großen Mannes nicht verabsäumen, gelegentlich einmal eine Wallfahrt nach Lessing's Geburtsort zu unternehmen. Kamenz ist von Dresden aus in fünf Stunden erreichbar. Das freundliche gewerkschaftliche Städtchen ist malerisch auf einem Hügel gelegen; ringsum fruchtbare Getreidefelder und malige Landschaft. Es ist eine träumerische nachdenkliche Stimmung, welche uns überkommt, wenn wir die schönen schattigen Baumgänge, die welchen die Stadt umkränzt ist, durchwandeln;

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,

Ist eingeweiht; nach hundert Jahren hängt

Sein Wort und seine That dem Gabel wieder.

Mit Rührung betrachtete ich den Kirchhof, welcher ruht der Gruhlag des gewaltigen Knaben war; mit Rührung den Platz, an welchem einst Lessing's Vaterhaus stand und welcher jetzt im gelassen ist für eine aufsteigende Statue. Fast möchte man es nicht für bedeutungslos halten, daß die vorherrschende Stimmung

iefer Gegend bräut ist. Die beiden mannhaftesten Charaktere in deutscher Sittematur, Festung und Pflicht, sind aus diesem Kampfboden hervorgegangen.

Es ist ein seltsames Zufall, daß der große Bildner der offing-Gebirge, Ernst Rietschel, in der nächsten Nähe von Festung's Geburtsort, in dem von Ramenz kaum zwei Stunden entfernten Städtchen Pulsnitz geboren ist. Wer von amenz geht, betrete den blick an der Straße liegt Pulsnitz. Sogleich aus Umgang befehlen, alte, findet er ein Grab, das die sterblichen Reste's Kellern umschließt. Der Sohn hat in dieses Grab mit denen Porträts des geführten. ne, schlichte, mächtige Bürgergefechter; der d Räder in Pulsnitz, hat ganz und gar die S Sohn's, nur besser und herder. Hier vor bern, so durchaus in der bürgerlichen Innigkeit Wein's gehalten und doch durchdrungen von dem feinsten, ich die Antike geläuterten Schönheitsgefühl, wurde mir es er als femals, warum Rietschel gerade in der Verherrlichung lag's sich seiner höchsten künstlerischen Kraft und Reife befi werden mußte. Beide, Festung und Rietschel, sind in inner Seele verwandte Naturen; beide haben sich schreien und en lassen durch die großen Muster des Alterthums, und beide en doch nie einen Augenblick vergessen, echt national, d. h. deutsch zu sein.

Hermann Gellner.

Friedrich's des Großen Briefwechsel.

H. Schwall gab heraus: „Briefe und Dichtungen Friedrich's des Großen in biographisch geordneter Auswahl“ (Offen, Baer, 1859). Der Herausgeber und Anordner sagt in der Vorrede mit Recht, daß unter Friedrich's des Großen literarischen seine Correspondenz eine der bedeutendsten Stellen einnehme, indem sich in ihr gründlich und allseitig sein ganzer Charakter und alle Schätze seines Geistes erschließen und seine vielen Beziehungen und die Begebenheiten seiner Zeit, die Gesetze und der Geist des 18. Jahrhunderts überhaupt auf eine prägnante, lebendige und interessante Weise abspiegeln. Schwall'sche Sammlung liegt die neue von der Akademie Berlin besorgte Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen Grunde, in der die französische Correspondenz des Königs Briefe und Antworten in 12 Bänden umfaßt, während unsere Correspondenz nur einen Band bildet. Interessant es zu erfahren, ob Friedrich in französischer Sprache nicht vorzugsweise geschrieben, sondern auch gedacht habe; doch erübrigt sich uns nicht, daß hierüber eine Aeußerung des Königs vorliegt. Was den vorliegenden mit einer chronologischen Anordnung über das Leben Friedrich's des Großen und mit dankenswerthen biographischen Notizen über seine Correspondenten versehenen Ausgabe aus diesem Briefwechsel betrifft, so bemerkt der Herausgeber, daß er bewährt gewesen, „mit Uebergang alles Neutenden, Schwerverständlichen oder Bedenklichen eine Reihe Briefen des großen Königs in chronologischer Folge so zuzuzuordnen, daß sie ein möglichst zusammenhängendes Bild vielbewegten, reichhaltigen Lebens und Geistes darstellen, mit dem anmuthigen Reize der Frische und Natürlichkeit den häßlichen Reiz einer unversüßten naiven Selbstbiographie verdrängt.“ Er fügt dann hinzu: „Wer wird nicht gern die alte Bekanntheit auf eine so unmittelbare vertrauliche Erneuerung? Den liebenswürdigen Menschen in dem thätigen Fürsten, den vielgeprüften Dulder in dem siegreichen Mann, den Philosophen und Dichter in dem Feldherrn und Mann, den treuen innigen Freund in dem Herrn und Gefe, mit einem Wort den Menschen in dem König wiederzufinden? — liebenswürdige humane Element ist es, das ihn zu seinem eil wesentlich von Napoleon unterscheidet, der groß als Mann, aber eifrig und unheimlich als Mensch war. Besonders erschein es, daß Friedrich die Oesterreicher (die buren“ ausgenommen) als Krieger ebenso achtete, wie

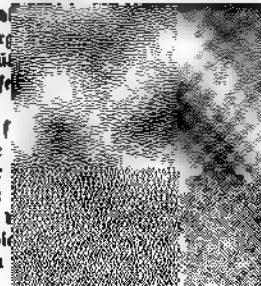
9. 32.

Notizen.

Engels Seinquerlet kein „Zäuerle“.

In Verfolg des Auslandes d indigst vollstän gen zwischen un ten, gerietten Gelehrten L. E siche Wissenschaft gen berichtet. ficherung, daß gewöhnliche Rei Literatur an den

*) Kinkel hat jetzt die Redaction d hamsbrecht daran in andere Hände über und nicht; das Blatt war wie alle frü fachten Unternehmungen dieser Art se Zeitartikel im Sinne der Kinkel'schen von Magyaren, Slawen, Russen u. f lange Abhandlungen über ägyptische Blatte niemand. Man kann ein sehr lehrter und Spieler und dabei doch ein and Zeitungschriftler sein. In Betreff v Karl Geinzen in seinem „Blauer“, d daß Kinkel keinen Verstand habe. In gehört freilich Karl Geinzen'sche Logik.



Das Familienelement in Schiller's Tragödien.

Wir wissen nicht recht, ob schon von irgendwem und irgendwo die Art und Weise, wie Schiller in seinen dramatischen Dichtungen das Familienleben behandelt hat, einer speziellen Untersuchung gewürdigt worden ist. Dieser Punkt scheint uns aber einer besondern Aufmerksamkeit werth zu sein; denn sicherlich ist es eine merkwürdige und bedeutungsvolle Thatsache, daß wir in den meisten Tragödien Schiller's die Familie in der Hand innerer Zerrüttung und in dem feindseligsten Conflict dieser oder jener Mitglieder gegeneinander begreifen sehen. So sehen in den „Räubern“ Franz Moor seinem Vater und zugleich seinem Bruder und dieser jenem, in „Kabale und Liebe“ Ferdinand seinem Vater, dem Präsidenten, in „Don Carlos“ der Infant seinem Vater, dem König, in der „Braut von Messina“ zwei Brüder im feindseligsten Conflict einander gegenüber. In der „Jungfrau von Orléans“ schleudert der Vater seinen Fluch gegen seine Tochter Jeanne. Gravelotter und gemäßigter erscheinen diese Konflikte in der Stellung Max Piccolomini's zu Octavio oder in der Stellung der beiden Kittinghausen in „Wilhelm Tell“; aber das Grundthema ist doch dasselbe. In dieser Bemerkung fanden wir uns jüngst durch eine Aufführung von „Kabale und Liebe“ auf dem Leipziger Stadttheater angeregt. So hervorragend auch das dramatische Genie ist, das sich in diesem Trauerspiel bekundet, so hinreichend oft die Sprache, so tief menschlich aufgestuft und erschütternd auch viele Scenen sind, so hat doch das ganze Verhältniß zwischen Vater und Sohn etwas höchst Peinliches und die entwürdigende Demüthigung des erstern am Schluß des Stücks etwas Furchtbares, gegen das sich alles dessen Gefühl kränkt. Gab es zu Schiller's Zeit wirklich mehr schwelische Väter und Brüder als heutzutage? Oder waren es individuelle Erfahrungen, welche ihn bestimmten, vorzugsweise genau solche Konflikte zu wählen? Oder ist die Neigung dafür auf seine titanische, überhaupt gegen jeden Zwang, welcher die freie Selbstbestimmung seines Geistes einengte, also auch gegen den Familienzwang sich auflehrende Natur zurückzuführen? Den machte er damit nur einem nicht sehr löblichen, in den damaligen bürgerlichen Schauspielen stark hervortretenden Schwelgeschmack ein Angekündniß, das sich dann durch Gewohnheit befestigte? Oder halbtigte er überhaupt der Ansicht, daß die moderne Tragödie, auch die historische, nur durch Verschmelzung mit Familienanliegen der angegebenen Art ihrer Wirkung auf ein modernes Publikum sich zu erheben vermag? Bemerkenswerth ist es, daß Schiller in seinen Balladen und lyrischen Proben, in denen der Dichter am wenigsten mit dem Publikum zu kokettiren und sich selbst am getreuesten zu sein pflegt, unsere Mängel kaum einzigen Stoß dieser Art behandelt hat. Uebrigens möchten wir dieser Bemerkung doch die dringende Warnung hinzufügen, „Moralisire, welche ein Genie, möge es Schallpöppe oder Dorn, Goethe oder Schiller heißen, für sich aufstellt und anzuhören von seinem Standpunkt begründetes Recht hat, zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Schiller sagt einmal:

Gemeine Naturen

Zahlen mit dem was sie thun, eile mit dem was sie sah.

Schiller konnte das von sich mit vollem Recht sagen, denn was er war, das war auch zugleich eine That für seine Kunst und die Menschheit, und das zu werden, was er zuletzt war, hat er es sich wahrlich Opfer und Arbeit genug kosten lassen. Wenn dieser zweideutige Satz aber als ein allgemeines Gültiges anerkannt und befolgt werden sollte, so würde zuletzt gar nichts mehr gethan werden. Keiner glaubt, eine gemeine Natur zu sein, jeder wähnt doch etwas zu sein, und so könnte zuletzt jedermann seinen Egoismus aufs bequemste mit dem Schilde bedecken: ich brauche für die Menschheit und meine Nebenmenschen nichts zu thun, denn ich zahle ihnen mit dem, was ich bin! Und das wäre denn leider nur zu häufig schon als — nichts.

E. M.

bergeois.» — Il est de mon devoir de protester contre une pareille imputation. Non monsieur; je n'ai jamais changé de nom; je ne suis pas un Souabe, mais un Français, et je le suis tellement que je suis exilé. Je n'habite pas Paris, mais Heidelberg. Depuis sept années, depuis le coup d'Etat, j'y ai consacré les loisirs que la politique m'a faits, à étudier la langue, les mœurs et la littérature de l'Allemagne.

J'espère que vous voudrez bien, Monsieur, accorder une place à cette rectification dans les colonnes de votre journal, — car sans être précisément très fier d'être Français, je n'en tiens pas moins à ne pas passer un Souabe travesti en Français.

Agréez, Monsieur, etc.

Eugène Seinguerlet.

Seinguerlet hat sicherlich recht, die gegen ihn ausgesprochene Verdächtigung, er habe die Schreibung seines Schwabens Namens aus Rücksicht auf die französischen Zungen (soll wol besser heißen auf die französischen Augen) französisirt, in seinem Schreiben an uns eine „étrange attaque“, einen „affreux canard“ zu nennen. Ein „ehelicher Schwabe“ lernt nach einem selbst mehrjährigen Aufenthalt in Paris nicht so gewandt und correct französisch schreiben und auch trotz seiner Sympathien für Deutschland französisch denken oder seine Gedanken französisch construiren wie Seinguerlet. In solchen unprovozirten, ungehörigen und taktlosen Angriffen erblicken wir nur einen Ausfluß jener „Aufmüherci“, wie sie in Deutschland nur zu häufig angetroffen wird. Schließlich bemerken wir, daß Nr. 9 der „Illustration de Bade. Journal littéraire et artistique de la Forêt-Noire et de la vallée du Rhin“ eine von dem Redacteur dieses Blattes, Ch. Lallemand, herrührende Notiz enthält, wonach Seinguerlet, dessen Vorfahren in Colmar gelebt, in Strassburg geboren ist, wo er auch seine Studien machte; er sei ein „Gaulois“ von Charakter und Geburt, und wenn die „Neue Preussische Zeitung“ dies nicht glauben wolle, so möchte sie sich nur an seine frühern Professoren wenden, und sie würden zur Antwort erhalten, „que le jeune Eugène était un fort mauvais garnement sur les bancs du collège“. Seinguerlet ist also ein Elsassler und als solcher auch ein Franzose, und wenn wir hiermit constatiren, daß er dies und kein Schwabe ist, so wollen wir damit übrigens keineswegs sagen, daß es irgendwem zur Unehre gereichen könne, dem Stamm der Schwaben anzugehören, einem Völkchen, welches der Welt Geister wie Kepler, Schiller, Wieland, Hegel, Schelling, Uhland, David Strauß, Friedrich List u. s. w. gegeben hat.

Bibliographie.

Barth's, G., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. Im Auftrage bearbeitet nach dem in fünf Bänden erschienenen Tagebuche. 1ste Lieferung. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Baß, G. W., Gedichte. Leipzig, G. L. Frischke. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Edda. Eine Sammlung altnordischer götter- und heldenlieder. Urschrift mit erklärenden anmerkungen, glossar und einleitung, altnordischer mythologie und grammatik. Herausgegeben von H. Lünig. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 6 Thlr.

Kemnitz, Baron G., Rauhe Zeiten. Historischer Roman. Deutsch von D. Weber. 1ster Theil. Brest, Gmich. 8. 20 Ngr.

Kranz, L., Deutsche Traue. Vaterländisches Schauspiel. Constanz, Mock. Gr. 8. 14 Ngr.

Erwald, Hannu, Neue Romane. Vier Bände. Berlin, Jank. 8. 6 Thlr.

Lind, F. J., Eginhard und Emma. Lebensbilder dem deutschen Volke erzählt. Darmstadt, Rückler. 16. 7½ Ngr.

Lohmann, P., Ein Sieg der Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Zuppe. 8. 8 Ngr.

Mannel, G., Wilde und zahme Kenten. Berlin, Sprünge. Gr. 8. 15 Ngr.

Ragler, Die frühsten Begriffe oder das Wesen des deutschen Stammes. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte. Speyer, Lang. Gr. 8. 24 Ngr.

Nitzsch, K. W., Vorarbeiten zur Geschichte der deutschen Periode. 1ster Band. — A. u. d. T.: Ministerialität und Bürgerthum im 11. und 12. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Stadtgeschichte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ratjen, G., Beitrag zur Geschichte der Kieler Universität. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Richert, R. J., Der Nationalismus. Leipzig, Haynel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, G. v., Denkwürdigkeiten eines Königslebens. 1ster und 2ter Band. Berlin, Herbig. 8. 3 Thlr.

Schleiniger, R., Grundzüge der Verehrbarkeit mit einer Auswahl von Musterstellen aus der classischen Literatur der alten und neuen Zeit. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 26 Ngr.

Schmidt-Weissenfels, Scharnhorst. Eine Biographie. Leipzig, Bohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Seetzen's, U. J., Reisen durch Syrien, Palästina, Phönicien, die Transjordan-Länder, Arabia Petraea und Unter-Aegypten. Herausgegeben und commentirt von F. Kruse in Verbindung mit Hinrichs, G. F. H. Müller, H. L. Fleischer und mehreren anderen Gelehrten. 4ter (Schluss-)Band. — A. u. d. T.: Commentare zu Ulr. Jasper Seetzen's Reisen durch Syrien etc. Ausgearbeitet von F. Kruse und H. L. Fleischer in Verbindung mit mehreren andern Gelehrten. Nebst sämtlichen Original-Charten Seetzen's, von ihm selbst zu seiner Reise gezeichnet und auf seinen Wunsch vervollständigt durch Hinzufügung mehrerer Ortsnamen nach seinen Tagebüchern, so wie der alten Namen der zu bestimmenden Orte, von Kruse. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Stroh, W. H., Die Lehre des württembergischen Theosophen Johann Michael Sahn, systematisch entwickelt und in Auszügen aus seinen Schriften dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Venedy, J., Friedrich der Große und Voltaire. Leipzig, Gubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Gosselbl. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhausen, G., Tagebuch vom Kriegsschauplatz. Aus dem Hauptquartier. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Verlags-Compagnie. Gr. 8. 6 Ngr.

Wendt, B., Zwei Bücher von der Kirche. Eine Apologie der Lehre Luthers von der Kirche. Uebersetzung einer gelehrten Preisschrift. Halle, Frick. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolf, F., Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig und seinen Zug von den Grenzen Böhmens nach Schlesien 1809. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Boecaroli, J., Die Finanzen Oesterreichs. Ein Vorschlag zur vollständigen Regelung derselben und zur dauernden Herstellung der Valuta. Leipzig, Brodhans. Gr. 8. 4 Ngr.

Politischer Dialog zwischen einem Baiern und einem Preussener. Berlin, Rüder u. Pächler. 8. 6 Ngr.

Döderlein, L., Gedächtnisrede für Herrn Dr. Karl Friedrich von Rügelebach, ordentlichem Professor der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 21. Mai 1859 im Auftrage des königl. akademischen Senates. Erlangen. 4. 4 Ngr.

Fliegende Blätter der Gegenwart. Eine Ergänzung zu allen Zeitungen. In wöchentlichen Nummern zu 2 Ngr. Leipzig, Brodhans. Gr. 4.

Franz, A., Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind. Vaterländische Blätter. 1stes Blatt. Hersfeld. 16. 2½ Ngr.

Gerade heraus! Eine Stimme aus den Reihen der Revolution. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Grieken, G., Constante ac sincere! Norddeutsche Frühlings-Letters an das deutsche Volk. Stettin, Müller. 16. 4 Ngr.

Harleß, G. W. v., Wie Geistliche sich in Kriegzeiten verhalten sollen. Eine Stimme Luthers an die Zeitgenossen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Iserlohn, F. v., Die Hermannschlacht. Eine Erinnerung an das deutsche Volk. Dresden, Reinhold u. Schöne. Gr. 8. 3 Ngr.

Neumann, G., Gebarnische Sonette für 1859. Meise, Graven. Gr. 16. 2½ Ngr.

Peetz, A., Deutschland am Wendepunkt seiner Geschichte. Wiesbaden, Limbath. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Hofsaue des Herrn. Ein Wort an unsere Zeit. Potsdam, Schreyer. Gr. 16. 1 Ngr.

Schmidt-Weissenfels, Oesterreich und Napoleon III. im Streit um Italien. Mit 1 illuminirten Karte der Alpenländer (Schweiz, Tyrol und Ober-Italien). Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 10 Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Widerlegung von Carl Vogt's Studien zur gegenwärtigen Lage Europas. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 6 Ngr.

Sorg, H., Die zehn sichere Grundlage zur Familie. Zürich, Meyer u.

Venedy, J., Der Volkspolitiker. An Preussens

Wallhauf, Feldzeug

Lombardi vor dem Richter

antwortung der wichtigsten doppelten Untergänge zu ret

in deutschen Landen. Gers

Widmann, A., Drei

Vorbereitern. Gr. 8. 6 Ngr.

Einige Worte über den Antrag der hollsteinischen Ständeversammlung in Betreff der Gesamtstaatsverfassung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Dritter Halbband, 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses Werk, dessen dritter Halbband soeben erschien, bietet dem deutschen Volke eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel. Der berühmte Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, der Gemeinde seiner Zeit auch der Bücher wirklich zugänglich zu machen und seit 40 Jahren haben daher dieses Werk den Mittelpunkt seiner eigenen Bestrebungen und Forschungen. Die Uebersetzung ist eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes in der allgemein verständlichen Muttersprache Luther's, aber mit Verbesserung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung ist eine fortlaufende Erläuterung sowohl der Gedanken als der Thatfachen des Bibeltextes.

Wie schon aus dem Titel und der ganzen literarischen Stellung des Verfassers hervorgeht, ist das Werk durchaus nicht für Theologen und andere Gelehrte bestimmt, sondern für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Es ist Volksbibel werden, eine Bibel „für die Gemeinde“, und hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden. Die Wichtigkeit des Werks erhält ebenso aus den täglich das freudigste bewillkommene Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Äußerungen der Gegner derselben.

Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen, die in 8 Bänden oder 16 Halbbänden erscheinen. Die I. Abtheilung (4 Bände) enthält die eigentliche Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die II. Abtheilung (3 Bände) handelt über die Bibel, die III. Abtheilung (1 Band) die Bibelgeschichte, darunter ein Leben Jesu.

Vierteljährlich soll ein Halbband erscheinen, so daß das Werk ungefähr im Laufe von vier Jahren vollendet sein wird. Der Subscriptionspreis ist in der Hoffnung auf weiteste Verbreitung auf nur 1½ Ngr. pro Band festgesetzt worden.

Der erste Halbband (27 Bogen, 1 Thlr. 10 Ngr.) enthält außer dem Anfang der Bibelübersetzung und ein „Vorwort an die Gemeinde“ und eine ausführliche, höchst wichtige und interessante „Einleitung“. Der zweite (20 Bogen, 1 Thlr.) enthält den Schluß des Gesetzes (5 Bücher Moses). Mit demselben liegt der erste Band vollendet des auch in besonderer Ausgabe (der erste und zweite Halbband zusammengeheftet) erschienen ist. Der dritte Halbband (27 Bogen, 1 Thlr.) umfaßt die älteren Propheten.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch das nächste Erscheinen und ein ausführlicher Prospect über das Werk zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Schiller's Gattin

an einen vertrauten Freund.

Herausgegeben von

Heinrich Dünker.

Ngr. Gebunden 3 Thlr. 6 Ngr.

erster in den Jahren 1788 — 1824

Knebel gerichteten Briefe beruht nicht gering anzuschlagenden Auf-Verhältnisse des weimarer Hofes und dem reichen, allgemein anziehenden, hungen berührenden Inhalte derselben. Der historische als ein menschliches es den deutschen Franken zu n Kengefeld tritt uns in diesen des großen Dichters würdige, ganz Gattin entgegen, sondern auch — brüdt — als eine der edelsten i Vollen. „Das ganze Wesen Erscheinung, in deren hellem Lichte

schon Schiller's Natur zur vollsten Reife entfaltet, spricht sich in ihren Briefen aus, welche, wenn auch häufig rasch hingeworfen und daher von Nachlässigkeit im Ausdruck nicht frei, doch die eigene Anmuth ihres reichen, tiefen, gefühlvollen Geistes rein

widerspiegeln. Selbst das Kleinliche des Lebens gewinnt eine höhere Bedeutung, da sie allem einen kühnen, klugen, weichen, ihr hoher, reiner Sinn waltet überall, in wie im Scherz, auch in leidenschaftlicher Erregung, in wie mannichfaltig auch ist die besprochenen Gegenstände wie anspruchslos sie sich auch dem Auge ihrer Lesenden zeigt, ihren Briefen eine eigenthümliche Einheit.“

Verlag von S. M. Brockhaus in Leipzig.

Nuovo Metodo

pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' tomi italiani, da F. I. Corso primo. Edizione originale.

8. Geh. 10 Ngr.

Ein neues von Ahn bearbeitetes Sprachbuch für Lerner, die Deutsch lernen wollen.

M. Solitaire's

Sammtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig und in allen Buchhandlungen zu haben. Zu fordern von Solitaire: „Erzählungen bei Tisch“

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 33. —

11. August 1859.

Inhalt: Romanliteratur. Von August Gennepberger. — Zur Kunde des alten Aegypten. — Altwälsche Literatur und Geschichte. — Sogenannte classische und die sogenannte Epigonal-Literatur. — Notizen. (Eine Stimme aus England über Sternberg's „Erinnerungen“; Das Lebensalter der Dichter und Rechtsgelehrten; Der Mangel an ästhetischer Begabung bei den Schweizern.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romanliteratur.

Paul Brondhorst oder die neuen Herren. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brodhause. 1858. 8. 4 Thlr.

Der vorliegende Roman ist fast durchgängig erfreulich. Zuerst loben wir wie billig die Wahl eines vaterländischen deutschen Stoffes. Die Geschichte, die uns Levin Schücking erzählt, hat zur Grundlage die Ereignisse nach Lunenburger Frieden, insofern dieser die westfälischen Verhältnisse neu ordnete, indem Paderborn von den Franzosen besetzt, eine ganze Reihe säcularisirter Landgemeinden aber zur Entschädigung derjenigen Fürsten und Herren verwendet wurde, welche ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer hatten abtreten müssen. Es ist also zugleich eine westfälische Wollsthum, westfälische Eigenliebe und vorgeführt wird. Und daß der Verfasser die Heimat Westfalen kennt und naturgetreu ohne sentimentale Dorfgeschichtenmanier plastisch darzustellen weiß, er in diesem Buche bewiesen, wobei es ihm zum Verdienst angerechnet werden muß, daß er die Gleichung seiner Gestalten mit der classischen Figur Immermann'schen Hofschulzen nicht gescheut hat, und der Erfolg beweist nicht zu scheuen gehabt hat. — besondere technische Reinheit finde ich in der Art, er der westfälischen Kernnatur die französische Oberflächlichkeit eines der neuen Herren, des Herzogs von Lore und seiner Umgebung, als Folie gegenüberstellt, Gegensatz, durch welchen die Farben beider Bilder um so entschiedener abheben.

Einem zweiten Vorzug des Buchs finde ich in dem Humor, mit welchem es geschrieben ist. Die Verhältnisse, die uns geschildert werden, sind in ihrer kleinen Komik allerdings herausfordernd für die gute Feder, zumal wenn man dabei, wie wir heutzutage, in dem Pharisäismus sich des seit jener Zeit gemachten Fortschritts erinnern darf. Aber obgleich wie gesagt doch a selbst zur Heiterkeit auffordert, so sind wir doch daran anpruchsvollen Lektüreprosa neuer Zeiten so daran gewöhnt worden, alles schwer und trübselig finden und mit Leichenbittern den Weltlauf zu

betrachten, daß wir einem Schriftsteller, der an der Menschheit und auch an dem Theil der kaukasischen Rasse, der sich Deutschland nennen läßt, nicht verzweifelt, und zu aufrichtigem Danke verbunden fühlen. Keine Spur von Pessimismus trübt die hoffnungsvolle Anschauung, die sich in diesem Roman ausspricht. Dabei bleibt der Ernst des Lebens keineswegs ausgeschlossen und wird noch weniger in französisch-frivoler Weise in Scherz verkehrt; aber über allem liegt der versöhnende Duft eines liebevollen Humors, der sich in Sprache und Darstellung auch äußerlich darstellt. Diese Heiterkeit des dichterischen Horizonts verträgt sich sehr wohl mit stitlicher Strenge, oder vielmehr sie ist das Resultat selbstbewußter stitlicher Principien, während jene pessimistische Stamelskürmererei, die mit den Menschen und vorzüglich mit dem lieben Gott großt, weil er die Welt so höchst unvollkommen eingerichtet, auf nichts andern als auf einer gänzlichen Verschrobenheit der stitlichen Begriffe beruht, an welcher besonders unsere literarische Welt krankt.

Neben diesen Vorzügen finden sich natürlich auch einzelne Ausstellungen zu machen. Zuerst in Beziehung auf Erfindung und Charaktere will ich nur wenige Punkte hervorheben. Wie merkwürdig und romanhaft die Fügung ist, welche Reinhard gerade in dem Moment seinen Proceß gewinnen läßt, wo dies für den Gang der Handlung am nothwendigsten ist, hat der Verfasser selbst gefühlt. Aber seine Exclamation: „In der That, es war eine merkwürdige Fügung des Schicksals“ macht diese etwas ungeschickte Erfindung nicht besser, erinnert vielmehr zu des Verfassers Nachtheil (übrigens sans comparaison) an die berühmte Redensart der „Gulistan“ in „Menschenhaß und Neue“: „Sie stoßen hier auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte“: eine Phrase, die den alten Satyr Lied so überaus ergötzte. Aber auch andere Verhältnisse gegen eine gute Composition finden sich. Oder ist es wahrscheinlich, daß die Prinzessin Leonie ihrem Vetter in der Kirche das Rendezvous wird haben geben wollen, ohne sich vorher zu vergewissern, daß der Held des Romans nicht ganz bequem aus einem an seine Wohnung anstoßenden Zimmer zusehauen könne? Kann man es

eine geschickte Exposition der Verhältnisse des Herzogs nennen, wenn (II, 44 fg.) zwei Unterredner sich dieselben vorerzählen, die sie beide schon kennen? Auch mit der Charakterzeichnung des Haupthelden kann man nicht immer ganz einverstanden sein. Er, der als ein vorzugsvoller energischer Geist geschildert wird, thut im Grunde ziemlich häufig nicht dasjenige, was man von einem solchen Charakter erwarten mußte.

Bei einem Schriftsteller wie Levin Schücking muß man auch an kleinen Mißgriffen anstoßen. Wozu das ewige Kotteriren mit französischen Redensarten, die den Franzosen des Buchs in den Mund gelegt werden? Ich lasse mir das gefallen, wenn dadurch irgendein besonderer Zweck erreicht werden soll; aber ganz gleichgültige Phrasen in fremder Sprache einem deutschen Buche einzufügen, ist ein nicht zu statuirendes wenn auch noch so mobiler Unfug. Wenn der Vater seine Tochter fragt, ob sie, während er zu Fuß gehen will, geneigt ist sich über einen Morast wegzutragen so lassen und sie damit einverstanden ist, so mühte ich nicht, was wir Wesentliches gewinnen, wenn dies französisch eingefügt wird: „Eh bien, c'esto que cela vous convient, ma fille?“ — „Ça m'est égal, s'il vous plait de risquer le trajet à pied!“ Oder wäre dieser philosophische Gedanke wirklich nur französisch ausdrückbar? Auch den Panegyrikus auf Frankreich (II, 205) hätten wir dem Verfasser, der sonst so deutsch denkt, gern erlassen: „Frankreich hat immer dem Kaiser den Ritterschlag verliehen. In Deutschland beruht der Adel auf dem Blute, in England auf dem Besitze, in Frankreich auf der That.“ Wir enthalten uns alles Commentars, um nicht etwa auf das Haupt der unschuldigen „Blätter für literarische Unterhaltung“ eine Beschwerde irgendeines französischen Gesandten herabzubeschwören; denn unser Commentar könnte nur humoristisch-satirisch die Worte Schücking's erläutern. Dagegen erlaube ich mir dem Verfasser gegenüber, der mit solcher Vorliebe französisch parliren läßt, noch die eine Bemerkung, daß der Roi d'Yvetot im Jahre 1802 ein Anachronismus sein möchte. Oder ist die Figur des guten Königs älter als das Gedicht Béranger's, welches erst im Jahre 1813 gedichtet wurde?

Vor allem aber hätte ich gewünscht, daß der Verfasser das Historische seines Romans mehr in den Vordergrund und die Privathandeln hätte zurücktreten lassen. Was er Geschichtliches und vorführt ist so interessant, daß wir für die Ausmalung dieser Ereignisse und öffentlichen Zustände gern eine gute Partie der gewöhnlichen Romaningredienzien in den Kauf gegeben hätten. Aber auch wenn er seinen Roman nicht zu einem eigentlich historischen gestalten wollte, hätte eine etwas breitere historische Exposition gut gethan, während er jetzt bei seinen Lesern wol etwas zu viel Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse voraussetzt. In summa empfehlen wir den Roman als eine gesunde und erfreuliche Dichtung allen Liebhabern.

2. Die Gesellschafterin. Vom Verfasser der Neuen deutschen Zeitbilder. Leipzig, G. Schulze. 1858. 8. 1 Thlr.

Temme ist als Romanschriftsteller beliebt und ver-

dient dies durch eine leichte und gewöhnlich spannende Erzählung. Auch die Geschichte, welche er jetzt uns bietet, ist gut geschrieben, wenn freilich die Erzählung nicht eben sehr bedeutend genannt werden kann. Aber so gern wir das erfreuliche Talent des Verfassers anerkennen, um so weniger sagt uns die verblüffende pessimistische Stimmung zu, in welcher einzelne Partien seiner Werke geschrieben sind. Auch ein Theil unsers Buchs leidet unter diesem Umstand. Da wird nicht nur in bester Form über lieberlichen Adel, sich vollsaugende Rentmeister, orthodoxe Pfarrer rassetirt in der Weise, wie es vorwärtliche liberale Blätter zu allgemeiner Erbauung zu thun pflegten; es ist sogar ganz in der Manier Béranger's seltsamen Andenkens in spöttischer Weise die Rede von den Freiheitskriegen gegen den Erzfeind Napoleon: ein Ausdruck, den der Verfasser mit Anführungsstrichen versieht, um die Ironie nicht verkennen zu lassen. Temme ist ein so hochgebildeter Mann, daß er wol wissen muß, daß diese Art Liberalismus, die in den Tag hineinraffiniert und für die heroische Erhebung des Volks nur Spott hat, längst antiquirt und außer Kurs ist. Der deutsche Liberalismus — und Temme wird uns erlauben und auch dieser Partei zuzuzählen — hat gelernt, daß erst das Vaterland, dann die Freiheit kommt und daß es sinnlos ist, wenn man um die deutschen Fürsten zu ärgern die Napoleonische Zeit erhebt und die Freiheitskriege als so genannte verspottet. Doch Temme weiß wie gesagt alles das so gut als wir. Wenn er dennoch in seinen Büchern immer wieder seine pessimistische Stimmung zum Ausdruck bringt, so steht dieser Verbitterung ein alles erhebender Entschuldigungsgrund zur Seite: Temme lebt in der Verbannung. Fern sei es daher von uns ihm Vorwürfe zu machen; schließen wir vielmehr mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ein Act der Amnestie, den alle Parteien bis auf jene unverbesserliche, die wunderlicherweise „vom Kreuze“ sich nennt, ersehnen, bald auch einem Manne wie Temme die Grenzen des Vaterlandes wieder öffnen und den schwarzen Schleier des Unmuths von ihm nehmen möge, der sein Gemüth und seine Augen verdüppert überzieht.

3. Die Sabbathianer. Historischer Roman aus der Zeit der ersten Theilung Polens von Edward Breier. Drei Theile. Pößl, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Sabbathai Zewi wurde 1625 in Smyrna als der Sohn eines armen jüdischen Krämers, geboren, flüchtete eifrig die Kabbala, führte ein heiliges Leben und erklärte sich selbst 1649 für den Messias, der gekommen sei die Juden zu erlösen. Eine Menge Volks fiel ihm zu, aber die türkische Regierung, welcher diese Bewegung nicht unbedenklich vorkam, zwang Sabbathai zum Jölam zurückzutreten und brachte ihn in sichern Gewahrsam. Deswegen geachtet lebte seine Lehre fort und fand in Jakob Frank, einem Branntweinbrenner, der aber den theologischen Studien sich gewidmet, einen begeisterten Apostel, dem nah und fern Gemeinden sich angeschlossen, die ihn als ihren heiligen Vater verehrten. Es ist dies derselbe Jakob Frank, dessen räthselhafte Persönlichkeit neuerdings mehrfache Besprechung

gefunden hat, derselbe, welcher zuletzt in Offenbach an Art Hof hielt und am 10. December 1791 dort plötzlich verstorben ist. Nach der Darstellung unserd Romanes war nach Sabbathai's eigenem Testament ein Nachfolger zu ernennen, die Wahl fiel auf Jakob Frank und dieser wurde denn von dem heimlich angesammelten Schatz, den Sabbathai in den unterirdischen Gewölben einer türkischen Festungsrinne hinterlassen, in seinem Wirken wesentlich unterstützt. Ganz à la Monte Christo. Wie der Meister zum Islam, so trat Frank zum Christenthum über; wie jener von der türkischen Regierung, so wurde dieser von den orthodoxen Rabbinen dazu gedrängt. Frank verwarf den Talmud, an dessen Stelle er das Buch Jesu als Fundament seiner Dogmatik bezeichnete. Im Folgenden drang er auf ein streng sittliches Leben seiner Anhänger, wozu andererseits das Studium der Kabbala, der Wissenschaften und Leibesübungen als zweckmäßige Nebenbeschäftigungen empfohlen wurden. Kann sich jemand aus dieser Lehre einen klaren Begriff bilden? Gewiß so wenig, wie der Urheber der Lehre selbst, der, um die Sache noch klarer zu machen als sie schon ist, auch nach seinem Tode zum Christenthum fortfährt sich als Sabbathianer zu geriren, und von der Einführung eines Judenthums spricht, wie es der Apostel Jakobus in den ersten des Christenthums gegründet. Kurz dieser ganze Sabbathianismus ist weniger ein System, als ein Haufen von mythischen, halb grobrationalistischen Elementen, die in der That mal groß mal klein zusammengeschweisst sind. Und was versteht man nun diese höchst unklare Doctrin sammt dem Autor? Wie können wir für das Buch Sohar näher dem Talmud Partei nehmen oder umgekehrt? Und nicht beides so gleichgültig wie nur irgend etwas der Welt? Denn auch die Personen, welche die Träger der Doctrin sind, sowie ihre Gegner können unsere Einsicht nicht gewinnen: als Repräsentanten jener nicht, weil, und diese Ideen selbst kalt lassen, und Charaktere für sich nicht, weil sie nur in jener Eigenart Bedeutung haben. So scheint es um den Roman, den er sich mit dem Sabbathianismus und den Sabbathianern, von denen er den Titel führt, beschäftigt, nicht mislich zu stehen. Noch mislicher aber wird die Sache durch das, was der Verfasser diesem jüdischen Renegaten zugesetzt hat. Obgleich nämlich der gute Sabbathai seinen Namen hat hergeben müssen, nimmt doch bei weitem größern Theil des Buchs die Geschichte der Konföderation von Bar und der ersten Theilung Polens ein. Auch die Wahl dieses Stoffes können wir nicht einsehen. Wir sind in Deutschland glücklich über die Schwärze für Polen hinaus; die Zeiten, wo man gutmüthig gegenwart, deutscherseits auf eine Herstellung Polens zu dringen, sind gründlich vorüber und auch der Untergang dieses Reichs an Selbstauflösung zu Grunde gegangenen Staats nicht uns keine sentimentale Theilnahme mehr ab. Wir können — und auch in dem Roman des Verfassers, obgleich er sich hauptsächlich davon spricht, tritt es factisch zu Tage —, daß dieser Nation immer nur um den Adel gehandelt, nicht ein Volk in unserm Sinne in Polen nie gegeben

h
w
te
bi
bi
er
u
sehr wohl
schleppsch
le Verschul
ht, so wür
der tragisch
d nur hier
n wie und
von dem Unglück der guten Polen, die von der bösen
Katharina unterdrückt werden, rühren lassen. Das thun
wir aber nicht, weil — wir seit Wien und selbst seit
1848 einige Fortschritte im politischen Urtheil gemacht
haben.

Aber noch bedenklicher als die Wahl beider Stoffe
einzeln genommen ist nun endlich die Vereinigung beider
in dem Rahmen eines Romans. Wir erhalten so zwei
Handlungen, durch welche das Interesse gespalten wird,
und wenn der Verfasser zu seiner Rechtfertigung ansüßet,
daß „einzelne Figuren nach beiden Seiten hin thätig sind“,
so ist dies zwar begründet, die Verbindung beider Theile
bleibt aber dennoch eine sehr äußerliche und zufällige.

Haben wir somit von dem Verfasser gemählten Vor
wurf in stofflicher Beziehung nicht billigen können, so
müssen wir an des Verfassers Darstellung eine stellen
weise unerträgliche Breite rügen. Unendlich lange Ex
positionen in Gesprächen und Erzählungen, ja ganze
Schriftstücke, wie die Anklage und Vertheidigung Jakob
Frank's ermüden die Geduld des Lesers und doch glaubt
der Verfasser von Zeit zu Zeit der Drutlichkeit halber
noch Recapitulationen anstellen zu müssen. Was die
Sprache betrifft, so ist sie nicht ganz frei von Austria
cismen, aber doch recht lesbar, wenngleich manche starke
Ausdrücke und Miße, die nicht zu den feinsten gehören,
den Beweis liefern, daß man dem Wiener Publikum, auf
welches die ganze Sammlung Romane, von denen der
unserige ein Theil ist, hauptsächlich berechnet scheint, ziemlich
viel bieten darf.

Dagegen will ich nicht verschweigen, daß einzelne
Figuren recht gut gezeichnet sind. Die beiden Barbierre
z. B. sind Personagen von der ergößlichsten Frische, die
nicht verfehlen werden auch den vertriebslichsten Leser zu
erheitern.

4. Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen von
D. Glaubrecht. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer.
1858. 8. 1 Theil.

Wenn ich das vorliegende Buch von rein ästhetischem
Standpunkt aus beurtheilen sollte, so wären da manche
Ausstellungen zu machen. Die F
und die Composition läßt manch
Aber die Erzählung will vor
Volksbuch sein und wenn ich auch
entfernt bin, die mit diesem Aus
drücklichen Forderungen glauben ein
können, so kann man doch in d
Vorzüge einiges von der Strenge
nachlassen. Bei populären Schriften
und da thun müssen, will man n
nicht den Effect einbüßen, auf den

diese Vorzüge sind bei D. Glaubrecht (soviel ich weiß Pseudonym für Pastor Deser in Lindheim) allerdings vorhanden. Der Verfasser kennt zunächst das Volk und zwar — nicht aus Vorgeschichten, sondern aus eigener Anschauung; er weiß, wie das Volk denkt und spricht und wie man denken und sprechen muß, wenn man von ihm verstanden sein will. Die Christlichkeit, die sein Buch durchweht, ist im ganzen eine gesunde, wenn ich auch bekenne, daß für mein Gefühl des frommen Lebens etwas zu viel ist und daß ich der Ansicht bin, gerade die christlich gläubigste Gesinnung werde zwar in Thaten ihren Glauben zu bewähren streben, über denselben aber stets zu reflectiren und zu sprechen nicht eben geneigt sein; doch nehme ich wie gesagt nur an der Art Anstoß, wie sich das christliche Bewußtsein des Verfassers ausdrückt, nicht an diesem selbst, welches sich vielmehr, abgesehen von jener Neigung zum Vielreden, als durchweg tüchtig und thatkräftig bewährt. Vor allem aber haben wir die deutsch-nationale Gesinnung des Verfassers anzuerkennen, deren Ausdruck das ganze Buch ist. Ihm ist der Kosmopolitismus einer blasierten Jugend, wie er noch bei Börne und Heine und ihren Nachbetern gäh und gebe war, ein Greuel; er hat es begriffen, daß ein Volk erst ein Volk sein muß, ehe es irgendetwas anderes sein kann. Jede politische Partei, die heutzutage noch gerechnet sein will, wird diesen Sätzen zustimmen, und auch Referent drückt dem Verfasser für diese Ausführung in Gedanken die Hand, obgleich er sonst aus dem Buche eine bedeutende Divergenz zwischen des Verfassers politischen Idealen und den seinigen glaubt zwischen den Zeilen herausgelesen zu haben. Zwischen den Zeilen: denn im großen und ganzen ist das Buch einzig und allein dem Gedanken der Rationalität gewidmet. Der Verfasser selbst spricht sich darüber so trefflich aus, daß ich mich nicht enthalte, eine Stelle der Vorrede hier abdrucken zu lassen, woraus man zugleich ersieht, daß der Verfasser zu schreiben versteht:

Da ist denn allmählich die Zeit herangeschlichen, die wir die ankündigen nennen. Sie hat entweder nichts gehört von der Niederlage und der Erhebung der Väter, denn auch der Mund der Lehrer verstummt, oder man gab ihr einen mageren Auszug von deutscher Geschichte, um sie nicht zu deutsch werden zu lassen; dafür aber hat sie die Stichwörter gelernt, die jetzt die Zeit regieren: „Universalismus“, „Humanismus“, „Völkerverbrüderung“, „Materialismus“ und das Zauberwort: „Freiheit und Gleichheit“, zu deutsch: „Gelüste nach des Nächsten Gut und Leben.“

Da hat man denn endlich angefangen, wieder zu bedenken, was es doch für ein löstlich Ding sei um ein deutsches Herz, was sich doch aus ihm machen lasse, wenn man es in den Morgenlang stellt, der von dem Kreuz Christi darauf fällt, und dann aus ihm die Gotteshlumen: deutsche Treue, deutsche Liebe und deutsches Lied hervorsprengen. Davon reden jetzt wieder die Prediger, wenn sie anders Volksthum und Christenthum nebeneinander dulden können, davon flühen wieder die Dichter, und selbst die Politiker sangen an, etwas davon zu fühlen. Man erinnert wieder an Deutschlands Schmach und Erhebung und warnt vor dem Vergessen der Vergangenheit.

Und für die Kreise, in welchen man angefangen hat, der Vergessenssünden sich zu schämen, für die erwachsene Jugend vornehmlich, hat „Die Heimatlosen“ geschrieben. Sie soll sich wieder bewußt werden, was ihre Väter und Mütter gelitten, erhofft

und erbetet haben; sie soll eine Ahnung davon bekommen, was aber sie und ihre Zeit kommen kann, wenn nicht das Herz richtig wird zu widerstehen dem drohenden Ungewitter. Sie soll Geographie, alte und neue, studiren, und fragen lernen, warum die Westgrenze Deutschlands nur theilweise bis dahin geht, wo die welsche Bunge anfängt; warum Deutschlands herrliche Mänsler auf französischem Boden scheitern, und warum man, ob es in Paris zum Einpacken der aus Deutschland geraubten Hirsche, den Obelstein zurücklegt, der Elbass heißt. Haben sie das verstanden, dann suchen sie selbst auf der Landkarte Deutschlands die wunden Stellen, z. B. dort, wo der Däne die Balle von Rendsburg schleift und in dänischer Sprache ruft von Deutschland gebetet haben. Da bleibt dann in den Herzen der Jungen eine Stelle wund, die bei der leisesten Berührung schmerzt und das Zeugniß verleiht, daß der alte Krampf von Zeit zu Zeit wiederholt. Und daß solche Stellen wund bleiben, dafür sorgen unsere Nachbarn. „Das linke Rheinufer, wo der preussische Adler Wache hält, soll der großen Nation abgeköhlt sein“, das ist eine ständige Lebensart bei unsern westlichen Nachbarn, und so ins Blut der Nation übergegangen, daß die Landkinder an Frankreichs natürlichen Grenzen sogar in die Schulen gebracht werden. Und die Heilensmittel, was ist sie anders, als ein ziemlich plummes Lohr, ob die deutsche Nation endlich sei oder nicht, ob sie ihre Schmach von ehemals vergessen habe und zu neuer sich willig finde.

Und wird dem Dänen für diese und jene Unthaten einmal eine Faust gemacht, dann geberdet er sich wie der Besessene gegen den Adler, und droht mit diesem und jenem Better, bis er zur Hölle rufen werde.

Das muß schmerzen und das soll schmerzen, und muß den Patienten wach erhalten, damit ihm im Schlafe niemand den Harnisch nehme. Dazu will an seinem schwachen Theile auch dieses Büchlein beitragen.

Amen, es geschehe also.

5. Die Sperlinge des Herrn. Von B. B. Saarbrücken, Tr. mann. 1857. 8. 1 Hft. 21 Ngr.

Habent aua fata libelli. Ich wundere mich, daß dieses schon im Jahre 1857 erschienene Buch so wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint. Freilich wenn man bloß unterhalten sein will oder auch wenn man den exacten Maßstab der Poetik aus der Hand zu legen sich nicht entschließen kann, so werden „Die Sperlinge des Herrn“ keine Gnade finden können. Denn der epische Verlauf der an sich nicht uninteressanten Fabel wird durch so unverhältnißmäßig große didaktische Partien unterbrochen, daß von einer kunstgerechten Composition und Gliederung nicht wohl die Rede sein kann. Da finden sich förmliche Disputationen über Gegenstände des religiösen Glaubens und Briefe, sehr arm an factischen Mittheilungen, aber desto reich an Reflexionen über alle möglichen Fragen des innern und äußern Lebens. Das ganze Buch gehört der streng christlichen Seite an, ohne doch, wie die modernen Vertreter dieser Richtung nur zu häufig thun zu müssen glauben, das Wesen der Christlichkeit in einer engherzigen Abschließung oder in Verhämmerung der Andersglaubenden zu finden. Die Charaktere, welche zu Trägern der verschiedenen sich entgegenstehenden Ideen gewählt sind, sind großentheils zweckmäßig erfunden und richtig gezeichnet. Aber die eigentliche Bedeutung des Buchs liegt wie gesagt nicht auf der poetischen Seite, sondern auf der doctrinären. Der Verfasser ist vor allen Dingen vom christlichen

Einbildung und Gestaltung, nebenbei aber nicht nur geblendet, sondern von einer gewissen Originalität. Es sind nicht Allerweltsgedanken, die uns vorgetragen werden, und es lohnt sich schon darauf hinzuhören. Es ist etwas von Jean Paul'schem Geiste in dem Buche und auch die schiefen Bilder und Gleichnisse, die mit unterlaufen, können an Friedrich Schiller erinnern. Und doch ist in dem Verfasser etwas Ursprüngliches, wie schon gesagt, und von Nachahmung keine Rede. Und die vorgetragenen Gedanken sind nicht nur theilweise originell, sie sind (was mehr ist) einer reichen inneren und äußeren Erfahrung abgelauscht, sie sind wahr und fruchtbar an Antrieben zum Denken und Wollen. Nur nach einer Seite hin hat der Verfasser sich in ein bestimmtes Vorurtheil verirrt. Kein Werkbändiger wird mit dem babilonischen Aufstand von 1849 sympathisiren; die Art aber, wie der Verfasser, die Demokratie im allgemeinen malt und abstrichelt, ist doch gar zu kurzichtig und bequem. Und die Renommage seines Helden Robert, wie dieser sein eigenes Heldenthum gegenüber den Aufständischen ausmalt, würde nicht geeignet sein und für die Sache der Ordnung einzunehmen, wenn wir nicht schon vorher auf dieser Seite ständen. Aber ich rechne diese Schwächen mit zur Composition, von der ich schon sagte, daß sie nicht das Beste an dem Buche ist; der Werth desselben liegt vielmehr in den psychologischen und moralischen Reflexionen, die der Verfasser freigebig — für einen Roman freilich zu freigebig — ausgeföhrt hat.

6. Die Hunyady. Ein historischer Roman von Wilhelmine Gulschard. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 5 Thlr.

Die Verfasserin des vorliegenden historischen Romans übergibt in demselben ihr schriftstellerisches Erstlingswerk der Lesewelt und sie thut dies mit so beschelbenen Worten, daß schon dies ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken muß, wenn man sich der jetzt gebräuchlichen theoretischen Vorreden erinnert, mit welchen unsere Belletristen vor das Publikum zu treten gewohnt sind, um ihm zu demonstrieren, was es in seinem beschränkten Unterthanenverstand sonst allerdings meist gar nicht ahnen würde, welche großartigen „Intentionen“ in dem neuesten Werke des Herrn X. oder Y. zur literarischen That geworden sind oder, wie man zur Zeit des seligen Segelstums sagte, sich manifestirt haben. Und dieses gute Vorurtheil wird denn auch nicht enttäuscht.

Freilich fehlen die Eigenschaften, welche ein Erstlingswerk und das einer Dame kennzeichnen, nicht. Ich will ein Gewicht darauf legen, daß Wilhelmine Gulschard, wie es dem schönen Geschlechte eigen sein soll, hier und da sich Sagbildungen und Constructions erlaubt, zu denen eine griechisch-römische Grammatik bedenklich das Haupt hüteln müßte. Denn diese sonderbare Frauencaprice, wie Kaiser Sigismund über der Grammatik steht, liegt sich nur selten, es ist vielmehr das Buch im allgemeinen sehr fließend und leicht geschrieben. Aber zwei andere Ausstellungen kann ich der jungen Schriftstellerin nicht ersparen. Erstens nämlich ist die Erzählung zu

weitsäufig. Es ist ein schönes Ding um die epische Breite, aber nicht nur die Kleider- und Waffenschilderungen à la Walter Scott sind nicht mehr zeitgemäß (eigentlich hätten sie nach Lessing's Auseinandersetzungen über Homer's Art zu beschreiben niemals zeitgemäß werden sollen), sondern auch von der ganzen Erzählung gilt das Horazische: est modus in rebus, sunt certi denique finis. Der zweite Fehler des Romans besteht darin, daß besonders in den Reden einzelner Personen Zeit und Individualität nicht genug berücksichtigt sind. Die Geschichte spielt im 15. Jahrhundert; aber eine Menge Reden der auftretenden Personen bekunden Anschauungen viel neuerer Zeiten. Wenn Helene von ihrem Lehrer die Unmöglichkeit der Wunder darlegen hört, weil in dem einmal angelegten Weltplan nichts veränderbar und kein äußeres Einschreiten mehr möglich sei; wenn der Zigeunerknabe von hoffnungsloser Liebe zu einem adelichen Fräulein gepeinigt in der Weise Karl Moor's sich an der Welt rächen will und sich einem andern Verzeiwelten in die Arme wirft, der, wie er selbst sagt, „den Kampf mit der Gesellschaft aufgenommen und ihre tyrannischen Fesseln sprengen will“: so sind das (und ich greife bloß einzelne Beispiele heraus) nicht nur Worte, sondern auch Gedanken der Neuzeit.

Dagegen aber muß nicht nur die Wahl eines großen historischen Stoffes, sondern auch die Klarheit und Bestimmtheit gerühmt werden, mit der diese Verhältnisse, diese Ereignisse und Thaten geschildert werden. Das private Kleinleben, so liebevoll eingehend es geschildert ist, verinträchtigt nirgends den Gang der großen Geschichte, deren Epochen und Zielpunkte mit festerer Hand entworfen sind. Dabei stoßen wir nirgends auf Ueberschwenglichkeiten und Excentricitäten, sondern eine gesunde sittliche Anschauung und maßvolle Farbengebung und Beurtheilung macht durch das ganze Buch einen erfreulichen Eindruck. Die Erzählung ist reich, die Gestalten mannichfaltig, die Charakteristik scharf.

So scheiden wir von diesem Erstlingswerk mit Anerkennung. Möge die Verfasserin demnächst einen vaterländischen, deutschen Stoff aus näher gelegener Zeit sich auswählen und aus demselben ein wirkungsvolles und ergreifendes Gemälde gestalten. August Arnsharper.

Zur Kunde des alten Aegypten.

Samuel Sharpe's Geschichte Aegyptens von der ältesten Zeit bis zur Eroberung durch die Araber 640 (641) n. Chr. Nach der dritten verbesserten Originalausgabe deutsch bearbeitet von H. Solowicz. Zwei Bände. Mit einer Karte und drei Plänen. Leipzig, Teubner. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr.

Jede in echt historischem Sinne aufgefaßte und behandelte geschichtliche Monographie stellt sich auf den universalhistorischen Standpunkt. Ihr Gegenstand erscheint als ein Moment in der weltgeschichtlichen Entwicklung. Da sie zugleich ein Kunstwerk sein will, so bildet dieses Moment ihren organischen Einheits- und Mittelpunkt. Sobald eine geschichtliche Monographie ihre leitende Idee einer andern Wirkungskugel entlehnt, verliert sie den Charakter, zwar nicht des Kunstwerks überhaupt, aber doch des wahrhaft historischen Kunstwerks. Dies gilt von allen Gattungen der historischen Literatur. So wird z. B. bei der Biographie in der großen Mehrzahl der Fälle das psychologische

Interesse das weltgeschichtliche überwiegen, indem das Letztere nur bei solchen Individuen als das Bedeutsame hervortritt, welche sich als Repräsentanten einer weltgeschichtlichen Entwicklungsphase, als Verkörperung einer weltgeschichtlichen Idee darstellen und deren Geschichte daher in größtem oder geringstem Umfange mit der Geschichte ihrer Zeit zusammenfällt. Bei Charakteren, wo diese Voraussetzung nicht eintritt, dennoch hartnäckig den universionalistischen Standpunkt festhalten zu wollen, heißt von vornherein die wahrhaft organische Einheit, die psychologische, übersetzen oder aufopfern und damit jede Möglichkeit einer künstlerischen Gestaltung des Gegenstandes nach seinem ganzen Umfange aufgeben. Wenn wir sagen: nach seinem ganzen Umfange, so ist dies natürlich nicht buchstäblich zu verstehen, weil auch das größte und geschichtlich bedeutsamste Individuum nur ein sehr unvollkommener Ausdruck der weltgeschichtlichen Idee und aus eben diesem Grund noch etwas anderes, für diese Idee Gleichgültiges ist; und wenn der Biograph dieses Gleichgültigen nicht fallen läßt, wenn der Leser auch den gefeierten Helden gern in Schlaf- und Pantoffeln sieht, so liegt hierin allerdings eine Verletzung des echt historischen Stils, eine Verinrichtung des echt historischen Bewusstseins, aber doch keine größere Verletzung und Verinrichtung als die, welche einem historischen Gemälde aus der etwas zu feinen und liebevollen Detailarbeit des Grundes oder vielleicht gar des Rahmens erwächst. Die aber nicht alle biographisch interessanten Züge eines Eterns erster Größe am Firmament der Menschheitsgeschichte von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit erscheinen, so sind dieselben bei einem Stern geringerer Größe hinwiderum keineswegs alle weltgeschichtlich gleichgültig; vielmehr tritt in einzelnen Gruppen von Ereignissen und Handlungen oder in einer ganzen Reihe solcher Gruppen der innerliche und wesentliche Zusammenhang mit den treibenden Mächten der weltgeschichtlichen Entwicklung schlagend hervor. Eine einzelne derartige Partie, mit reicher Selbstbestimmung aus dem gesammten Lebenslaufe eines Individuums herausgegriffen, bildet daher einen ganz vorzüglichen Vorwurf einer Monographie, die alle Bedingungen eines echt historischen Kunstwerks, wenn auch von beschränktem Umfange, in sich trägt.

In ähnlicher Weise, wie wir die Gültigkeit des oben aufgestellten Satzes an dem Grundgesetz der biographischen Gattung der Geschichtsschreibung nachzuweisen versucht haben, können wir denselben auf jedes andere Genre historischer Darstellung und insbesondere auf das inhaltreichste und mannichfaltigste, die Specialgeschichte, anwenden. Da und dies indeß zu weit führen würde, so beschränken wir unsere Betrachtung auf diejenige Gattung, welcher das uns gegenwärtig zur Besprechung vorliegende Buch angehört, nämlich auf die Particulargeschichte, wobei wir uns durchweg auf das oben über die Biographie Gesagte beziehen können. Denn was ist in der That eine Particulargeschichte anderes, als die Biographie eines Landes oder eines Volkes? Wie die Biographie eines Individuums, so hat auch sie einen wesentlichen Einheitspunkt, eine leitende Idee, von welcher aus sie sich zum organischen Kunstwerk gestalten läßt; aber diese Idee ist auch hier zunächst und an sich durchaus kein einheitliches weltgeschichtliches, sondern nur ein geographisch-ethnologisches Moment. Dieser Punkt muß, namentlich bei der herrschenden Weltvorstellung unserer Zeit, mit der größten Schärfe hervorgehoben werden. Während man früherhin die in der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Wohnplatzes und des bestimmten Volkscharakters liegenden äußeren Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung völlig zu übersehen oder doch nicht hinreichend zu würdigen pflegte, neigt man sich neuerdings entschieden dem entgegengesetzten Extrem zu. Der durch Mitter in der wissenschaftlichen Anschauungs- und Behandlungsweise der Geographie herbeigeführte Umsturz hat auf Inhalt und Form der Geschichtsschreibung den heilsamen, jetzt noch gar nicht in allen seinen Folgen zu ermessenden Einfluß ausgeübt. Vorher übersehene Seitenpartien und Einzelheiten haben durch diese Methode erst ihr universionalistisches Verhältniß, viele geschichtliche Erscheinungen ihre einfache Erklärung und vor allem die

Kunst historischer Darstellung mit einer neuen Grundlage geübtere plastische Gestaltungskraft und Scharfe gewonnen. Allein hierin liegt nun auch für Geister von vorwiegend ethischer Richtung die Gefahr, den Einfluß jener äußeren Bedingungen auf die geschichtlichen Thatfachen zu überschätzen und im Antheil der menschlichen Freiheit daran viel zu gering anzuschätzen; und am dringendsten erscheint diese Gefahr zu dem Zeitpunkt, wo man bewußt und unbewußt auf stiellichem Gebiete des Universalismus, in der Wissenschaft und Kunst dem Realismus folgt. Geistreiche Männer, wie Niehl, die bei unlangem Ausdauern diese Richtung bis zur Rauheit übertreiben und die weltliche Freiheit und Wirksamkeit des Menschen soviel als möglich in den Banden der Natur fesseln möchten, scheitern dadurch nicht nur dem geschichtlichen Fortschritte selbst, sondern auch, wie dem Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überhaupt, so namentlich dem Fortschritte der historischen Wissenschaft im Kunst entgegen, da der von ihnen angeführte Idealismus in jedem wie in diesem das eigentlich treibende Princip ist. Zu entgegen muß mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß zwar auch das geographisch-ethnologische Moment eines ganz vorzüglichen Einheitspunkts für eine Monographie eines Landes oder Volks darbietet, daß aber dieser Einheitspunkt um desswillen noch lange kein universionalistischer und ein mit Aufnahmehahme geschichtlicher Thatfachen darauf gegründetes Kunstwerk erschlender Gattung keine echt historische Particulargeschichte ist. Wenn besonnenenachtet die allgemein herrschende Ansicht, als ob jede Particulargeschichte, in richtigem Maße behandelt, ohne weiteres einen integralen Bestandteil der Weltgeschichte bilde, auf den ersten Blick vieles für sich zu haben scheint, so hat dies seinen Grund in dem für die gegenwärtige Betrachtung zufälligen Umstande, daß der größte Theil der weltgeschichtlich bedeutsamsten Länder und Völker von einem verhältnißmäßig sehr jungen geschichtlichen Forum ist und über in früheren Existenz derselben ein unaussprechbares Dunkel schwebt. So läßt sich denn allerdings sagen, daß eine richtig behandelte Particulargeschichte aller mittel- und nordwesteuropäischen sowie aller amerikanischen Länder und Völker in ihrem ganzen Verlaufe ein einheitliches, universionalistisches Schwerpunkt gewinn und dasselbe gilt von den großen ostasiatischen Kulturreichen China und Indien, bei diesen jedoch auch dem wesentlich verfehlten Grunde, daß hier das geographisch-ethnologische und das weltgeschichtliche Moment einander so ziemlich decken. Dagegen liegt es aber auch auf der Hand, daß von einer Particulargeschichte des vorasienatischen und der das Wesen des Mittelalters umgebenden Länder und Völker in universionalistischem Sinne nicht wohl die Rede sein kann. Eine Geschichte Livons, oder Griechenland, oder Kleinasiens, oder Syriens, von Perseus vom Anfang historischer Kunde bis auf unsere Zeit entweder bloß eine Spielerei des aus dem wesentlich Beschränkten das scheinbar Gemeinbare herauszulaubenden schwachen Willens, der seine Kraft nicht ohne Nutzen in unterhaltenden Zeitschriften oder Taschenbüchern versuchen mag, oder ist nur ein Name, der wesentlich und organisch festhängende Glieder der weltgeschichtlichen Kette auseinander und lose zusammensetzt. Mit welchem Rechte dagegen diese selbständigen, theilweise, wie die Geschichte Roms und Griechenlands, den den einen ganzen weltgeschichtlichen Entwicklungsphase in sich schließenden Glieder behandelt worden sind, davon legt die neueren und neuesten Geschichtsschreibung ein glänzendes Zeugnis ab.

Schon die Lage Aegyptens läßt vermuthen, daß eine universionalistische, den ganzen weltgeschichtlichen Verlauf in einem einheitlichen Darstellung umfassende Particulargeschichte des Landes nicht wohl denkbar ist, und der oberflächlichste Blick auf die Geschichte desselben reicht hin, um diese Vermuthung zu bestätigen. Die einschneidende Epoche in der Geschichte des Landes bildet unkreuzig die Eroberung desselben durch die Araber, und es mag für eine Anerkennung dieser Thatfache gelten, daß der Verfasser eine Darstellung mit dem erwähnten Zeichnungs abschließt. Der ägyptische Volkscharakter, der, wie der Verfasser

r und da
igen Einfl
rrschaft der
lungskraft
oundern G
ir nun in
der Gesch
lehte Zusam
ssen Zeit

Allein
hohen Ori
dem älteste
geschichtliche

der Rolle passiver Reaction gegen die ihm von außen her
gebrungenen geschichtlich bestimmenden Kräfte herabgedrückt
seint. Damit ist die wahre Stellung Aegyptens in der Welt-
sichte ausgesprochen. Eine vollkommen selbständige und
unabhängige ist dieselbe nur von der Urzeit herab bis auf die
berung durch Alexander den Großen. Sie hat ihren Höhe-
st in der Herrschaft der großen thebanischen Könige, unter
Namen Ramesse II. (1392—26 nach Dunsen) seinem
he sogar eine vorübergehende Weltherrschaft errang. Die
re geschichtliche Wechselbeziehung, in welche Aegypten unter
kaiserlichen Königen durch Hinzuziehung fremdartiger Potenzen
inen Staatsorganismus mit Vorderasien, Palästina und
den Land trat, legte trotz des augenblicklichen Glanzes,
it das hochcivilisirte Reich im Lichte historischer Klarheit
st, den Grund zur endlichen Vernichtung, zuerst seiner natio-
: Selbständigkeit durch die Perser und sodann seiner welt-
ischen Bedeutsamkeit durch die Macedonier. Die unter den
en Ptolemäern wiedererstandene politische Selbständigkeit
achte dem Lande nicht mehr als eine untergeordnete Stellung
Staatsysteme jener Zeit zu sichern, nachdem das Volk den
: Rest der zur Behauptung eines positiven geschichtlichen
ffes notwendigen nationalen Urfkraft in den Empörungso-
en gegen die persische Oberherrschaft verbraucht hatte.
: daher auch weniger der nationalen Energie oder Zähig-
egyptens unter den Ptolemäern, als vielmehr der geoz-
ischen Lage desselben und andern zufälligen Umständen zuzu-
en, daß es später als alle übrigen hellenistischen Staaten
em römischen Weltreiche verschlungen ward. Von diesem
unkte an sinkt die Geschichte Aegyptens zum Range einer
: Provinzialgeschichte herab, über den es auch die wichtige,
inem Vohen vor sich gehende geistig-religiöse Bewegung
zu erheben vermag.

Die Geschichte Aegyptens zerfällt also in drei vom welthisto-
Standpunkte aus völlig geschiedene Perioden, die eine
liche künstlerische Behandlung gar nicht zulassen, wenn
nicht das ethnologische Moment streng festhält, was ohne
jewaltfame Gruppierung der Thatsachen kaum geschehen

Der Verfasser ist viel zu unbefangen, als daß ihm ein
Versuch auch nur von fern beigemessen wäre. Das
niß einer innern organischen Einheit des Ganzen scheint
u gar nicht aufgebrängt zu haben; er begnügt sich ganz
mit der äußerlichen Einheit des Schauplatzes der vom
:schilderten Begebenheiten. Wir wissen nicht, ob in der
1836 — 42 in drei Abtheilungen erschienenen Auflage
Buchs die drei Hauptperioden der vormohammedanischen
:te Aegyptens — Aegypten unter den Pharaonen, Aegypten
en Ptolemäern und Aegypten unter den Römern — auch
äußern Form eine getrennte Darstellung erfahren haben;
vorliegenden dritten Auflage ist dies nicht der Fall.
nun gleichwol jener Mangel an höherer Einheit sich
egs auf eine auffallende Weise fühlbar macht, so hat
nen Grund darin, daß der Verfasser überhaupt nicht den
einer wahrhaft künstlerischen Gestaltung seines Stoffes
ysten welthistorischen Standpunkte aus, wie deren die
: Perioden recht wohl fähig gewesen wären, verspürt zu
heint. Ein historisches Gemälde, dessen einzelne Haupt-

allen fremde
t unter der
male Umge-
Afrika zu
eränderung.
bestimmende
m Verfasser
en von der
u bemerken
: allerdings
lement nur
kam in die
: späterhin

gen Darstellungsgabe was vielleicht, soweit Werks ankommt, den ändert: während Grote, der deutschen Sprache eben vertraut ist und in größten Theile auf, geht dem Verfasser er bemerkt, eine genaue, wol so gut wie jede, sagen will, mag man die Zuverlässigkeit der Daher die Lückenhaftigkeit des Werks

nach den speciellen wissenschaftlichen Forschungen des Verfassers gerade am allerersten etwas verhältnißmäßig Vollständiges und Sicheres zu erwarten berechtigt wäre. Uns scheint es unbegreiflich, wie man eine Darstellung der ältesten Geschichte Aegyptens unternehmen könne, ohne die von einem Dunsen, Lepsius und Brugsch gewonnenen Ergebnisse fortwährend im Auge zu behalten; und doch hat man allen Grund zu der Annahme, daß der Verfasser die von ihm vorgetragenen Ansichten fast ausschließlich aus seinen eigenen Studien und aus Wilkinson geschöpft hat! Daher kommt es denn wol auch, daß sich in diesem wie in den spätern Theilen des Werks das antiquarische Element ungehörlich hervorbrängt, während gerade der für jeden Gebildeten wichtigste Punkt, die Religion der alten Aegypter, ganz oberflächlich behandelt und mit kurzen Worten abgethan wird.

Ob es nun unter diesen Umständen überhaupt gerathen war, das Werk ins Deutsche zu übertragen, darüber weiterhin ein Wort. Hielt man es einmal für zweckmäßig, das Werk in die Hände des gebildeten deutschen Publikums im allgemeinen zu bringen, so konnte dies nicht leicht mit größerer Sorgfalt veranstaltet werden, als von seiten der Verlagsbuchhandlung geschehen ist. Die Uebersetzung ist, soweit wir dies ohne Kenntniß des Originals beurtheilen können, bis auf einige Härten als fließend und gelungen zu bezeichnen. Allein der Uebersetzer hat sich weder auf eine nackte noch auf eine wörtliche Uebersetzung beschränkt; er hat, wie er im Vorworte bemerkt, den Mängeln des Originals nach Kräften abzuheffen gesucht, indem er manches darin nur Angebeutete in etwas erweiterte, das Zuvielgesagte oder Deutlicherwiederholte, ohne der Deutlichkeit zu schaden, verkürzte oder wegließ, das Fehlerhafte verbesserte und noch mancherlei anderes in besondern Anmerkungen hinzufügte, sodaß das vorliegende Buch nicht in die Klasse der gewöhnlichen Uebersetzungen gehört, sondern vielmehr zu den deutsch bearbeiteten und berichtigten gezählt werden will. Wir unsererseits vermögen das vom Verfasser selbständig Hinzugegebene natürlich nur nach den von ihm unterzeichneten Anmerkungen zu beurtheilen. Dieselben

der ägyptischen Geschichte und in der classischen Literaturhaupt, einen geübten kritischen Scharfblick, schärft zu dem Verständniß des einzelnen sowohl wie richtige Einsicht in Charakter und die historische Glaubwürdigkeit eines Ereignisses überhaupt, und genaue Bekanntschaft mit den wichtigsten Resultaten der Geschichte- und Alterthumswissenschaften - in langt, nicht leicht eine passendere Wahl treffen kann. Er schied stellte sich die Aufgabe, die echten griechischen Namen Eigennamen herzustellen, die ungenauen Citate aus der Litteratur zu präcificiren, unhaltbare philologische Erklärungen zu mehr historische Irrthümer zu berichtigen und in der ägyptischen Geschichte das chronologische System von Bunsen und Lepsius und Lepsius gegebenen Namensformen der Pharaonen Vergleichung herbeizuziehen. Er hat diese Aufgabe, in welchem Blick vielleicht geringfügiger erscheint, als sie in der That ist, nicht bloß auf befriedigende, sondern auf glänzende Weise gelöst. Die Zahl seiner nie über das Bedürfnis der Litteratur und Berichtigung des Textes hinausgehenden Bemerkungen ist so groß und der Raum, den sie bei aller Genauigkeit des Stils ausfüllen, so beträchtlich, daß sie fast bei jeder einer selbständigen Arbeit annehmen und mit Recht als besondern Register am Ende des Werks verzeichnet werden. Die entschiedene aber sichere Kritik des Annotators gerührt arglosen und autoritätsgläubigen Hingabe des Verfassers an Gewährsmänner zu charakterisiren, wollen wir hauptsächlich auf ihr Verhältniß zu Diodor und ihr Urtheil über ihn hinweisen. Auch Sharpe kann sich der Einsicht in die verhältnißmäßige Werthlosigkeit der Berichte des Diodor, den er für die ägyptische, so wenig wie für die alte Geschichte überhaupt vollständig entbehren können, nicht verschließen, da wohl acceptirt er unbefangenen die Mehrzahl seiner eckigen Deutungen und leitet mit ihm die älteste griechische Weltansicht aus Aegypten her, und wo er sich nicht zu dem Versuche einer entschiedenen Kritik ausrüstet, wieder Gefahr das Kind mit dem Bade auszuschütten. Er z. B.:

„Diodor führt niemals den Manetho an, folgt dem Herodot darin, daß er einem großen Gelben, den er ober Sesonchosis nennt, die Hauptthaten des Alterthums diesem schreibt er alle großen Werke und Bauten zu, die er ihm unbekannt waren, wie die Kanäle im Delta, die Säule Amenoph's III., die Obelisken Rameses' II., die in Fahrt unter Necho, die gegen assyrische und persische aufgeworfenen Wälle und gezogenen Gräben, und die große Schiff des Ptolemäos Philopator; und nicht ohne die Alexandriner manchmal das südliche Arabien und Aethiopien Indien genannt, berichtet er, dieser Herodotus Indien jenseit des Ganges erobert. Die fabelhafte Schlange, der Feindin des Menschengeschlechts, auf dem Sarkophag Dimenephthas' abgebildet ist, hat

Schiff des Sesosys aus Cedernholz und auswendig verguldet gewesen sei, hat von der ungeheueren Größe desselben Philopator (Kallimachos, a. a. O., III, 66) übertragen. Wenn dagegen Diodor seinen Sesosys eine Flotte von 400 Schiffen in das Ägyptische Meer schickte und von ihr alle Inseln und Küsten bis nach Indien hin erobern läßt, so hat das mit der von Herodotus (IV, 42) beschriebenen Gesandtschaft des Sesosys gar keine Ähnlichkeit; die Hauptsache, die Umschiffung Afrikas, fehlt. Dagegen wissen wir von Ptolemäos Keryratos I., daß er eine Flotte ins Ägyptische Meer schickte und große Eroberungen in Äthiopien machte. . . . Daß Thaten des Keryratos I. und Philopator auf den Dioskorischen Sesosys übertragen worden sind, leidet keinen Zweifel. Wenn aber der Verfasser hierin ein Wort der Sage steht, der Diodor gefolgt, so scheint mir diese Auffassung schief: wir haben nämlich schriftstellerische Tradition aus der Zeit des Philopator oder bald nachher von uns. Der ägyptische Historiker, aus dem Diodor schöpft, hat, von dem Bericht ausgehend, daß alles schon einmal dargelegt, die Thaten der großen hellenistischen Könige zu überlieferten gesucht, wenn er sie mit obigen Überlieferungen dem ägyptischen Nationalhelden Sesosys beilegte."

Bei der außerordentlichen Befähigung Gutschmid's zu constructiver Kritik, deren Ergebnisse wir abgesehen von vorliegenden Folle keineswegs ohne weiteres annehmen geneigt sind, ist es mir so selbstverständlich, daß er die darin liegende Verfaßung nicht zu beherrschen gewußt und im Gegenteil die vielen vorliegenden und allzu bestimmt gestellten Schlussfolgerungen des Verfassers aus allgemeinen Behauptungen der Quellen ermäßigt und als unbedeutend nachgewiesen hat. Zur Geschichte der Schlangengötter bemerkt er vorzüglich:

„An den ersten Ruhmerismus Diodor's zu denken, wären höchst andere Beispiele passender gewesen als gerade dieses. Denn es ist aus der Beschreibung Äthiopiens entlehnt, die wahrscheinlich ein wortliches Excerpt aus dem sehr zuverlässigen Herodotus ist: was ist Unwahrscheinliches daran, daß eine Herkulesgasse für die königliche Menagerie eingefangen wurde? Die Erzählung von ihrer Unbedeutendlichkeit ist viel zu ansehnlich, zu erlogen zu sein; sollte so einige Überlieferung dabei sein, so ist das ein Fehler, an dem alle Jagdgeschichten leiden. An die ägyptische Nilschlange ist ganz gewiß nicht zu denken."

Unmittelbar der Glaubwürdigkeit des Josephus kann zwar auch der Verfasser nicht ungenügt zu bemerken, „daß, obwohl seine Schreibart elegant, seine Erzählung einfach und sein Ton würdevoll ist, man doch seine Geschichte nicht ohne Misstrauen hin darf. Er war ebenso treulos gegen sein Land und dessen nützliche Gebräuche, wie gegen seine eigene ausländische Frau; er gibt sich selbst viele Mühen dadurch, daß er bald den Charakter jener Volks in ein gutes Licht zu stellen, bald sein eigenes Verhalten zu entschuldigen bemüht ist"; aber nichtsdeshalb weniger folgt er in der Erzählung der oft blutigen Zerwürfisse zwischen Griechen und Juden in Alexandria fast ausschließlich der einseitigen Darstellung dieses Autors. Gutschmid, der überhaupt den alto-ägyptischen Sympathien des englischen Verfassers und theol. ägypt. Übersetzers gegenüber eine Art Idiosyncrasie gegen das Judentum nicht verhehlen kann, nennt den Josephus geradezu vom notorisch antichristlichen Charakter und strengen Lügner, dessen Kunststücke und Verbrechen er in den einzelnen Fällen mit Erfolg nachweist. Über seinen Streit mit Nysien erklärt er in sehr kräftiger, aber keineswegs unangenehmer Ausdrucksweise: „Der unbedarrene Forscher hat diese Säntereien zwischen dem jüd. und anderen Völkern mit den Augen zu betrachten, wie Plinius III. einen Krieg zwischen zwei christlichen Mächten: er dünne, meinte dieser, der Hohen Pforte gleichgültig sein, ob das Schwein den Hund trete oder der Hund das Schwein."

Behalt und Ton der Briefe Gutschmid's haben es an sich zu lassen, daß er sich nicht zu einer selbständigen Bearbeitung der Geschichte Ägyptens entschlossen hat, wenn eine solche als Bedürfnis erschien. Er besitzte außer den schon erwähnten

Daß man seiner Geschichte nicht den Bücherstand anreihen würde, dürfte aus folgender Bemerkung hervorgehen. Der Verfasser sagt gelegentlich der Einschätzung des alexandrinischen Museion: „Cäsar, der Geschichtsschreiber seiner eigenen großen Thaten, hätte und den Schmerz mitteilen sollen, den er empfand, als die Flammen die trocknen Papyrusrollen verzehrten, und die Bücher, die er sich gegeben, das Feuer zu dämpfen; aber sein schuldunbewusstes Schwelgen läßt vermuten, er habe das brennende Gebäude als eine nützliche Pflanze für die Pflanzlinie betrachtet, die sein geringes Truppenkorps zu verteidigen hatte, und man muß glauben, daß damals in ihm das Gefühl des Gelehrten in dem des Soldaten auf- und untergegangen ist." Gutschmid nimmt sich nicht erst die Mühe hierauf zu erwidern, daß Cäsar seine Thaten in Alexandria gar nicht beschrieben hat, sondern bemerkt ganz trocken: „Cäsar war kein griechischer Schulmeister, sondern der Feldherr und Staatsmann, der wol wahr, daß es sich in seinem Augenblicke um die Geschichte der ganzen griechisch-römischen Welt handelte. Auch ist es fraglich, ob ein Schulmeister in einer Lage, in der er von allen Seiten von empörenden Volkswaffen umgibt ist, Bedenken tragen würde eine Bibliothek anzuzünden, vorausgesetzt, daß er so viel militärischen Instinct besäße, um zu sehen, daß ihm dadurch eine Pflanze gebrocht würde." Was wol die alten Herriken zu einer solchen Reizerei sagen werden? Mit der jungen historischen Schule theilt der junge Annotator auch jene einzelnen Bände auswilligen Humors, die an der richtigen Stelle so bräunlich wirken, sowie jene letzte Kunst der Veranschaulichung einzelner historischer Zusammenhänge durch Veranschaulichung räumlich und zeitlich entlegener Analogien, die Rubrik in seiner „Römischen Geschichte" mit ebenso viel Mäßigkeit wie Glanz angewandt hat, der die Geschichtsschreibung Macaulay's ihre glänzendsten Effekte verdankt und mit deren Benutzung Mommsen und Curtius ein wenig zu verschwenderisch umgegangen sind. Auch Gutschmid thut wohl daran, sich in dieser Richtung etwas zu möglich. Die obige „Nilschlange" kommt uns schon etwas bedenklich vor, zumal wenn wir kurz darauf lesen, wie die jüdische feierliche Nilprozession der Götterkulten unmittelbar mit dem „arab. heidnisch-germanischen Weihnachtsfest" in Verbindung gebracht wird. Die Identifikation des Verhältnisses, in welchem die für den Anthropomorphismus fanatisierten ägyptischen Götter zu dem Patriarchen Iphigeneios von Alexandria (unter Aristobol) standen, mit dem Verhältnis der Bewohner von St. Antoine und St. Marcel zu Robespierre ist der eigenen Auseinandersetzung Gutschmid's jedenfalls noch viel weniger angemessen als der von ihm widerlegten Darstellung des Verfassers, und in jedem Falle viel zu weit hergeholt, um die beabsichtigte Wirkung zu ähneln. Der Charakter des Buchs in der uns vorliegenden Gestalt ist hinreichend genug, um seine Fortsetzung zu erschweren. Auch hat man einen Text, von dem man nicht recht weiß, ob er richtig oder falsch ist, was dem Verfasser und was dem Übersetzer gehört. Dazu kommen nun nicht nur die zahlreichen und theils

in Überlagerung eingezeichnet und beschriftet, sondern auch der Vollständigkeit halber, bei der ein einziger Fall vorliegt, wo Klage und Einspruch nacheinander folgen. Was ist „das Schickliche zu tun?“ — Es wird empfohlen, es zu lassen. Da es nun wie ergeht, ist, so war das kürzeste Beispiel als Probe, gegeben.

als die Alexandrinische Handschrift des
äthiopischen Indiens genannt haben."

Der Verfasser.

„Der Sprenggebrauch, welcher Methiolen statt Salzen sagt, ist sehr alt, dagegen läßt sich der umgekehrte nicht vor dem 17. Jahrhunderte nachweisen.“

„Das läßt sich wol; denn das Targum zu Jesaja 11, 12
übersetzt den Römern Kampf mit Indien.“ D. Heberf.

D. Liberty.

„Er war also der Ansicht, daß Selas Ethiopian (Aethi) Rath Indien gesagt habe, würde folglich, wenn überhaupt ein Gehör aus dem hebräischen Sprachgebrauch auf den griechischen gütig wäre, nur das beweisen, was ich behaupte.“ G.

Da das ganze Werk überhaupt nichts Neues bietet, sondern nur die bisherigen Resultate der Forschung compendiarisch zusammenzufassen will, so könnte jeder Versuch den Inhalt desselben zu folgern kaum so viel nutzen, als man in der ersten besten erreichbaren Bibliographie findet. Nur der dritte Theil hat als ein Stück römischer Provinzialgeschichte und als Zusammenstellung aller Lhasascher und Berberischen, wodurch sich Aegypten an der Vermittlung der spätern griechischen Philosophie sowie am Uebertritt des christlichen Dogmas und der kirchlichen Verfassung theilhaftig hat, trotz des größten Mangels an innerem Werth ein eigenthümliches Interesse. Da jedoch auch der gedrängteste Auszug immer noch weit mehr Raum in Anspruch nehmen würde, als wir zur Verfügung haben, so begnügen wir uns, ganz besonders auf dieses Interesse aufmerksam zu machen, und geben es vor, zur Charakterisirung des Urtheils, der Darstellungsmethode und der Auffassung des Verfassers von dem historisch ägyptischen Lhasa auf das Christenthum eine einzelne, in der Vorrede ganz freilich nicht gerade sehr gelungene Stelle aus diesem Theile seines Werks in unverfälschtem Zusammenhange mitzutheilen. Sie lautet in der Fassung der Handschrift Alexandriens unter Theodorik und insbesondere an die Vikardung des herrlichen Gerasimstempels an.

„Es würde ungerecht sein, nicht bei jeder Verfolgung, mag sie von Heiden oder Christen ansgesprochen sein, die Exporiorität des Verstandes und des Charakters der Verfolgten über ihre Verfolger hervorzuheben. Als die Christen von den Heiden verfolgt wurden, war es so nur Männer von nachsichtigen Lebenswandel und ansehnlicher Geduldsstärke, welche an ihrer Religion in den Tagen der Inhaftung festhielten und die vom Versteigern und andern Qualen erduldeten; die Schwachen, Unwissenden und Aeserlichen nahmen bereitwillig die abergläubischen Gebrauche an, welche man von ihnen verlangte, und bekanten sich mit den Religiösen der kaiserlichen Partei, um auf leichte Weise der Strafe zu entgehen. Dasselbe geschah auch, als die Heiden Christen aus dem Bischof Irenaeus verfolgt wurden; die Hauptbede warum die Christen, die im Heidenthum einen reinen Deismus erkannten und nur Unwissenheit und Aberglauben auf ihrem Wege Unterdrucker sahen; sie betrachteten die Verehrung der Trinität als eine neue Form des Polytheismus, und erklärten öffentlich, sie wären nicht Mathematiker genug, um diese Form zu verstehen. Der damalige Gerapontischer Olympos, der als solcher das Oberhaupt der Heiden Alexandrien war, war in jeder Hinsicht das Gegenstück von dem Bischof Irenaeus. Er hatte ein freies, offenes Wesen und ein ungetrübtes Gewissen; konnte er auch vernachlässigen seines Amtes in der Mitte seiner Anhänger im bescheidenen Lese sprechen, so zog es es doch vor, seine moralischen Lehren in der milderen Weise der Arden-

redung eines Gleichförmigen vorzutragen, und wenig davon auszuweisen so verfahren, daß sie sich nicht durch ihre Ausdrücke auf den Weg der Sünde führen ließe. Da man in weithenden Räumen, meist der aufstrebenden heidnischen Capitaler Tempel, nur in der äußeren Gehölz Umkleide, im Götter nach oder Schmeichelei waren, so verlangte jeder, welcher sich einen schwarzen Mantel anlegte und sich nicht scheute in feinerer Kleidung öffentlich zu erscheinen, eine Leinwandgewand um den Hals, welcher an seiner Heiligkeit glaubte, und doch den großen zur Sünde ihrer eigenen Tugenden Sünden der Tempel an Gott an. In solcher Weise machten sich die Priester und oft in ungerathener Weise Gewichte. So beschuldigte man die heidnischen Priester außer andern ewigen Verbrechen und vorzügliches Verbrechen, daß sie eine gewisse Tempelstätte in eine Tempelkammer unmittelbar eines an der oben Decke heiligen Raumes in der Luft hängen ließen; eine Beschuldigung, in der sie sich durch die natürlichen in der Erde liegenden Umstände rasieren konnten, was sie nicht so leicht hinsichtlich eines Thuns aufzuführen zu thun vermochten. Nach diesem Begriff auf die Geiden wurde ihre Religion nicht mehr öffentlich in Alexandrien gelehrt. Einige der gelehrtesten Professoren flohen von der Hauptstadt nach Kenos, wo die alte Wissenschaft unberührt, weil unbesucht, noch gelehrt wurde. Dort ward, unter dem Vorwande das Studium der Hieroglyphen zu treiben, eine Schule der Magie und anderer verbotenen abgibtenden Studien eröffnet, und die bekannteren Kenositen folgten mit dem Köpfen der vier hiesigen Götter des Lebens auf dem Todten haben ihren Raum von dieser Stadt. Es war zu erwarten, daß die Aegyptier nach der Ankunft des Christenthums mit einem Male alle ihre heidnischen Götter aufgegeben hätten. In der That aber, welchen sie auch anhängen, gehörte das Götterbildnerei der Lebenden; der heilige Konstantin hatte es versucht, die zum Christenthum Uebergetretenen von dieser Praxis abzubringen, nicht weil die Kriegerische um heidnischen Inschriften bedacht waren, sondern weil, wie er sehr richtig sagte, nach der Bibel jede Art, den Menschen nach zu Grunde zu bringen, als Sünde verboten sei. Der heilige Konstantin aber, der wol einah, daß die Unheilbarkeit der Eide ohne die Erhaltung des Körpers von den Unwissenden ganz verstanden oder gedeutet werden würde, trieb im Gegensatz zu Aegypten für diese ihre Praxis, und sagte, sie würden die eigenen Christen, welche wirklich an die Auferstehung vom Tode glaubten. Die Figuren der Jungfrau Maria in einer Rockschleife, die man noch an den Brustern einiger unserer Kathedralen gemalt findet, scheinen der Götze Ido entstamm, mehr indessen mit diesem Placaten verziert war; und selbst die und heute auf den römisch-katholischen Altären darsenden Nachkommen sind von der älteren Zeit her dazu benutzt worden, im Glanz der ägyptischen Mäure im Dunkel der Tempel zu stehen und sie dramatis in noch größerer Zahl an dem jährlichen Feste der Krönung der Könige von den Bischöfen von Aken und Genua, welche den Griechen und Römern unbekannt war, wurde im 4. Jahrhundert von den Aegyptern ins Christenthum eingeführt. Während die Latzen weisse Kleider tragen, haben die Griechen seit allgemein die gewöhnliche ägyptische Feinwebung als der Reiz ihrer Gärten mehr aufwendend an, und aber gleichzeitig die ägyptischen Priester in der Kleidung der Latzen nach. Zweitausend Jahre bevor noch der Bischof von Aken Aufbruch darauf machte, der Welker der Schiefer zum Himmel und zur Hölle zu sein, gab es bereits in Äthiopien einen ägyptischen Priester mit dem hochklingenden Titel, „heiligster Herr der beiden Himmelsthore“. Man kann leicht noch andere gut und schlechte christliche Inflationen anführen, welche auf ägyptischem Boden erzeugt wurden; denn der Rissstamm war, im Sommer bemerkt, ebenso fruchtbar an Gift, wie an Goldstaub. Auf diese Weise kam die sogenannte Verbreitung des Christenthums zu Stande, die zweifellos eine Verbrüderung der alten Religionen und ein Compromiß zwischen der beiden Parteien war. Weisheit und gute Manner haben es bezweifelt, ob daher

Religion, welche Jesus gelehrt, mehr Verstand gekostet oder
: Schaben gekostet worden sei."

Man darf von einem Buche wie das besprochene, zumal
den wunderlichen Manipulationen, denen es sich hat unter-
n müssen, um der deutschen Wissenschaft gerecht und dem
den deutschen Publikum schmeichelt zu werden, sicherlich
n eigentlich ästhetischen Genuß erwarten: dem widerstreben
f und Form in gleichem Maße. Wol aber darf es in sei-
gegenwärtigen Gestalt als ein inhaltreiches, beschreibendes und
gendes Hand- und Nachschlagebuch für die Geschichte Aegypt-
empfohlen werden, und wen das fast ununterbrochene No-
ert nicht im ruhigen Behagen der Lectüre stört, der wird
auch an nicht wenigen Stellen angenehm unterhalten finden.
man einmal ein so tolles *mixtum compositum* beisteht hat,
nen wir es nur billigen, daß die Anmerkungen wirklich
sehen, wohin sie vernünftigerweise gehören, nämlich unter
Texte. Die neuerdings häufig werdende Methode, dieselben
r den Text zu verweisen, hat gerade so viel Clun wie das
nte geistreiche Verfahren des Straußes. Wir wollen damit
be nicht der frühern Nahtte das Wort reden, welche das
tigste und Interessanteste in die Anmerkungen klopft und
Text durch Notizen förmlich überschwemmt. Da nun aber
s Nebensächliche oder Erläuternde weder weggelassen noch
viel größere Eidrung in den Context hineingebracht wer-
kann, so sorge man auch dafür, daß man es an gehöriger
le ohne Zeitverlust vor Augen und zu Händen hat. Wer
s darauf gibt, dem steht es ohnehin frei, es nach Umständen
bespringen. Für ganz kurze Notizen, wie Jahreszahlen und
stellen, ist das in England häufige und auch im vorliegen-
Buche zweckmäßig angewandte Verfahren, dieselben an den
der betreffenden Zeilen zu setzen, sehr zu empfehlen. Nur
Anmerkungen, welche mehr oder weniger den Charakter
Eurufen annehmen, verweise man ans Ende, aber in dies-
Falle nicht etwa an das Ende einzelner Abschnitte oder
ies, wo sie nur mühsam aufzufinden sind, sondern gleich
ns Ende des ganzen Bandes. Der geneigte Leser wird uns
lediglich die äußerliche Form angehende Bemerkung hoffent-
zugute halten, da wir oft genug in den Fall gekommen sind,
unglückselige Neuerung zu verwünschen und die Angelegen-
wirklich von allgemeinem literarischen Interesse ist. 7.

Se
zu

W
M
be
B
S.
W
be
zo
tis
un
W
lig
mi
we
D
un
da
W
al
wi
ld
bo

llow, ~~was wir eine Erklärung voraussetzt.~~ ~~was wir~~
„Prophezeiung“ ist übrigens keineswegs von ihm erfunden. ~~Es~~
~~ist nicht~~ ~~das~~ ~~von ihm erfunden.~~

Altwälsche Literatur und Geschichte.

San-Marte, d. i. der preussische Regierungsrath M.
sz, der sich schon mancherlei Verdienste um die Sagen-
ung erworben und besonders der auch für die deutsche Littera-
wichtigen Sage von Artus oder Arthur und der Tafel-
: nebst der vom heiligen Gral. fortgesetzte Aufmerksamkeit
met hat, hat sich neuerdings durch zwei Schriften ver-
gemacht, die wir im Nachfolgenden unsern Lesern in kur-
ebersicht vorführen wollen:

Die Sagen von Merlin. Mit altwälschen, keltischen,
jettischen, italienischen und lateinischen Gedichten und Pro-
zeigungen Merlins, der Prophetia Merlini des Gottfried von
Ismouth, und der Vita Merlini, lateinischen Gedicht aus
m 13. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von
an-Marte (M. Schulz). Halle, Buchhandlung des
isenhauses. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der alte Zauberer Merlin ist bekannt genug; ist er doch
von zwei neuern deutschen Dichtern, Uhland und Immer-
besungen worden, aber soviel man auch von ihm zu
n wußte, so war doch bis jetzt eine erschöpfende und be-
nde Untersuchung über ihn noch nicht erschienen. Eine
freilich nicht ohne Schwierigkeit, und der Verfasser der
nden Schrift würde schon deshalb unsern Dank verdie-
n, daß er sich durch dieselbe nicht hat abschrecken lassen, wenn

Ich dieser Gebrauch, Ereignisse anzudeuten, aber ging auch auf Von den Zeugnissen, von wie aus die fol-

Philipp August's von den glänzendsten zu einer beabsichtigten die's Prophezeiungen (Britis Americus); in Diction, Bischof Bischof von Eisleb Frankreichs für ihren Le fameux prophète orables événements sont présents, nous nous, qu'en temps parais perorent unis obies royaumes de qu'un meisme mon-

narque." (Méjerey, „Histoire de France“.)

Selbst im Proceß der Jungfrau von Orléans spukt Merlin. Darin rief Jeanne d'Arc ihren Richtern ins Gedächtniß zurück, daß eine Prophezeiung durch das Land gegangen sei, Frankreich werde durch eine der Töchter der Mariken an der Loire gerettet werden. Und merkwürdig ist, daß einer der Zeugen im revidirten Proceß, der bei dem ersten Proceß Zeiſiger gewesen, ausagt, daß diese oder eine ihr sehr ähnliche Weissagung in einem Buche von Merlin zu lesen sei.

Der Verfasser theilt nun die in der bisherigen Besprechung angeführten Zeugnisse über Merlin mit, von Remius bis zum französischen Chroniken Hroisart herab. Daraus schließen sich wälsche Geichte über Merlin: „Der Apfelgarten“; „Die Gerdenden“; „Gespräch Merddin's mit Os-Golan“; „Gespräch Merddin's mit Talieſtin“; „Prophezeiungen Merddin's aus seinem Grabe“ und „Zusammenkunft Merddin's mit seiner Schwester Gwendydd“. Alle sind mit gründlichen und soweit möglich erschöpfenden Bemerkungen begleitet, und bei allen ist dem wälschen Text eine deutsche Uebersetzung beigegeben, mit Ausnahme jedoch des letzten Stückes, welches dem kühnen Verständnis unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet. Es gehören diese Geichte zu den interessantesten Abschnitten des Buchs; doch sind sie nach San-Marie's wohlbegründeter Ansicht sämmtlich viel jünger, als Davies, G. Turner und Edermann annehmen, die es für ein echtes Werk Merlin's aus dem 6. Jahrhundert halten. Sie beziehen sich offenbar auf viel spätere Ereignisse und sind daher politisch und nicht mythologisch. So großes Interesse sie darbieten, so müssen wir es doch unsern Lesern überlassen, sich selbst damit bekannt zu machen, da eine weitere Besprechung derselben hier allen großen Raum in Anspruch nehmen würde. Nur über das erste, den „Apfelgarten“ (wälsch „Avallenau“), das allerdings wol das bedeutendste ist, lassen wir einige Bemerkungen folgen. Es ist dasselbe schon deshalb wichtig, weil es die Tradition über die Errichtung des zweiten caldonischen Merlins bekräftigt. Während dieser aber bei Giraldus Cambrensis wegen eines ihm in der Schlacht erscheinenden Ungeheuers wahnsinnig in den caldonischen Wald flieht, besagt er in dem „Apfelgarten“ das Unglück, daß er im Kampf den Sohn seiner Zwillingsschwester Gwendydd erschlagen und ebenso Sohn und Tochter des Fürsten Rhodderch, dessen Unterfeldherren ihm deshalb jürnen und ihn verfolgen. Fünfzig Jahre habe er unter Weisern und Gespenkern gelebt; sein früherer Herr, Gwenddolau, der ihn mit Geschenken und Verleihung des Apfelgartens geehrt, mordet im Wald von Galyddon, erschlagen in der Schlacht von Rhodderch, und glückliche Tage hat er vorher in Gesellschaft der schönen Gwendydd verbracht in dem Apfelgarten, dessen Obhut einer Nymphe anvertraut ist, die erscheint und verschwindet, und ihm die Zukunft anvertraut.

„Das Glanz Merddin's, die mit wenigen Einzelheiten in ergreifender Weise meisterhaft geschilderte Lage und Gemüthsstimmung des unglücklichen Propheten, und seine persönlichen Verhältnisse zu den genannten Personen bilden gewissermaßen den vulkanischen Grund und Boden, aus dessen kochenden Tiefen die einzelnen Prophezeiungen, wie Feuerflammen der unterirdischen Welt, bald hier, bald dort, gewaltsam hervorströmen, ohne Zusammenhang, ohne Klarheit — und dann fällt der Leser wieder zurück in die Klage über sein persönliches Unglück.“

Seine Betrachtungen über das Geichte schließt der Verfasser mit folgenden Worten:

„Wären auch manche Auspielungen und Anecdotes bei der Ferne und dem Dunkel der Specialgeschichte und Tradition nur noch unerklärt geblieben, so leuchtet doch die Idee im allgemeinen klar hervor: Merlin ist die patriotische Nationalstimme des noch Unabhängigkeit ringenden Volks; der mystische Apfelgarten ist das Vaterland; der traditionell nach Gwynn genannte Fiedler der Wälsch, der die Wurzel des Baums umschneidet, ist England unter seinen eroberrungsgeachtigen Königen; das ergreifende persönliche Glanz Merlins ist die verzweiflungsvolle Lage des Landes; die Nymphe des Gains ist die Hoffnung auf Rettung, ist der Schutzherr des Volks, der es im Freiheitskampfe nicht zu machen läßt; das Ganze ein Ruf zu den Waffen zum bevorstehenden Kampfe, daher der Inhalt politisch, nicht mythologisch, und in eine Form geklärt, welche durch vielfältige Ankänge an alte Erinnerungen und allbekannte Traditionen den alten römischen Propheten, so lebhaftig nahe gerückt, zum eindeutigen Klare bei der gläubigen, leicht entzündbaren, gegen England vom karistischen Götter erfüllten Masse des Volks zu machen geeignet war.“

Nach diesen altwälschen Geichten theilt der Verfasser ein lateinisches Kriegerlied und heraldische Lieder von Merlin mit, und diese wiederum im Urtext und in deutscher Uebersetzung mit den Volksliedern aus der Bretagne von A. Keller und G. von Sodenborf. Sodann berichtet er über den caldonischen Merlin, und fügt diesem Abschnitt die schottischen, dem Merlin zugeschriebenen Prophezeiungen bei; dann verberichtet er sich über Merlin den Druiden und Kallagogen, sowie über den Ursprung der Merlin-Prophezeiungen, welchen Abschnitt er mit folgenden Bemerkungen schließt:

„Ob, wer und was Merlin in der realen Welt gewesen bleibt, dem Prophetencharakter gemäß, in Dunkel gehüllt; der eigentliche Leben dieser Person bestand in Wahrheit nur in ihrer traditionellen Prophetie, und es verzögerte sich, wie wir gesehen von Jahrhundert zu Jahrhundert aufs neue, ein Jahrtausend hindurch in stets andern und erweiterten Krisen fortwährend.“

Als weitere Quellen theilt der Verfasser endlich italienische, dem Merlin beigelegte Prophezeiungen (in lateinischem Leonischen Versen) und die in Hexametern abgefaßte „Vita Merlini“ mit, die, wie der Verfasser nachweist, irrthümlich dem Gottfried von Monmouth zugeschrieben wird. Im letzten Abschnitt macht er endlich der Verfasser mit den Romanen bekannt, welche Merlin's Leben und Prophezeiungen behandeln.

2. Gottfried's von Monmouth Historia regum Britannie, mit literarhistorischer Einleitung und ausführlichen Anmerkungen, und Brut Tyſilio, altwälsche Chronik in deutscher Uebersetzung. Herausgegeben von San-Marie (H. Schulz) Halle, Anton. 1854. Gr. 8. 3 Theil. 18 Mgr.

Mit gewohnter Gründlichkeit behandelt San-Marie in den beiden Werken vorgelegten Einleitung alle diejenigen Verhältnisse, welche zum Verständnis derselben notwendig sind. Im ersten Abschnitt behandelt er das Biographische. Zwar hat die Nachrichten über das Leben Gottfried's von Monmouth sehr dürftig, allein der Verfasser weiß aus anderweitigen Thatfachen hier und da Licht über das Dunkel zu verbreiten, in welchem Gottfried's Leben und Thätigkeit eingehüllt ist und besonders gelingt es ihm, die Zeit zu bestimmen, in welcher er sein Werk abfaßte. Es ist wol jetzt nach San-Marie's Beweisführung keinem Zweifel unterworfen, daß die „Historia regum Bri-

anias" zwischen 1182 und 1185 abgefaßt worden ist und erst 1150, wie von mehreren behauptet wird. Noch von ihrem Interesse ist der zweite Abschnitt, in welchem von Gottfried's Quellen gehandelt wird. Es ergibt sich aus den gestellten Untersuchungen auf das Ueberzeugendste, daß Gottfried nicht Selbsterfindendes erzählt, sondern bereits Vorhandenes einer Geschichte verwebt; für diese Ansicht entscheidend ist das Material in den Legenden, in der mündlichen Tradition und in der ältern Literatur von Wales überhaupt, welches der Verfasser zum Theil in den Anmerkungen nachweist. Die Beschränktheit von Gottfried's Geschichte stellt der Verfasser am fange des dritten Abschnitts: „Gottfried's Nachfolger“, in endig anschaulicher Weise dar:

„Unermeßlich war das Aufsehen, welches dieses als reine historische Hingebene Werk machte. Die wälsche Nation sah darin in einer nie gekannten vormaligen Glorie dargestellt, die Geschichte war weit über Gäsar hinaus bis zur Berührung mit in detaillirter Erzählung zurückgerückt; was abgerissen, vereinzelt in Liedern und Sagen des Volks lebte, fand hier seinen Zusammenhang; Märchenfiguren wurden plötzlich historische Personen; die blühende lateinische Sprache dem Buche sofort weiteste Verbreitung außerhalb Wales übrigen England und Frankreich; es ward eine Lieblingslektüre der Höfe beider Königreiche; es war eine romantische Geschichte, die nur der Perseform bedurfte, um als vollendetes aufzutreten.“

Diese erhielt es auch sehr bald durch Wace, dessen „Roman Brut“ nichts als eine Umdichtung der Chronik Gottfried's. Wir übergehen die treffliche Charakteristik dieses Romans die Vergleichung desselben mit seinem Vorbild, wozu in Anmerkungen noch manche gehaltreiche Notiz gegeben wird. So wenig erwähnen wir die zahlreichen englischen und französischen Reimchroniken und Prosaromane, oder die (noch ungedruckten) lateinischen Gedichte, die mittelbar oder unmittelbar Gottfried'schöpfen; dessen Geschichte rief aber nicht blossungen hervor, sondern wirkte auch unmittelbar auf den sich gebildeten geistlichen Gelehrtenstand und die Historiker. Fast mit wunderbarer Gewalt. Alfred von Breveley, thans, Wüch der Westminsterabtei, Johannes Wellingford, eines Ferdun, Albericus trium fontium, Vincenz von Beauv. u. a. haben ihn vielfältig benutzt oder geradezu abgebe. Zwar gab es auch Gelehrte, welche ihn der Lüge abhigten, wie insbesondere Wilhelm von Renburg; aber seinen Ruf nicht erschüttern, und seine Berichte wurden so ganz unzweifelhaft gehalten, daß sich selbst Eduard I. in Briefe an den Papst Bonifacius VIII. auf ihn beruft. Wo- ins versuchte nämlich damals Schottland, das von Eduard worden worden war, der englischen Vormacht zu ent- i. Um nun seine Ansprüche auf dieses Land und noch andere zu beweisen, führt Eduard in dem erwähnten Schreiben, daß schon Melin, Brennus und Arthur Schottland und d erobert hätten, und behauptet, daß die Abstammung der n von Brutus ihn noch zu größerer Ausdehnung seiner schaft berechtige. „In der That“, fügt der Verfasser hinzu, „Auf erfüllte den Erdkreis; soweit Arthur's Thaten die uher erfüllten und die Hörer ergötzen, soweit ward auch ie Ehre; seine Prophezeiungen Merlin's wurden das Vor- zähliger anderer, wurden übersetzt ins Französische, Ita- he. Spanische, Englische, sogar Isländische, gedruckt und gedruft, commentirt, erweitert, und wurden in Verbin- mit den in der „Historia“ erzählten Geschichten von Merlin rundlage der weisheitigen Merlin-Romane, welche bis inde des 16. Jahrhunderts ihr hohes allgemeines Interesseieten.“

Nachdem der Verfasser im vierten Abschnitt der Einleitung Handschriften, Ausgaben und sonstige Schriften Gottfried's ausführlich als glücklich gesprochen, spricht er im fünften seiner Ausgabe der „Historia“. Er hat sich bei derselben Aufgabe gestellt, das Verhältniß Gottfried's zur beglaubigten

Geschichte ein näher zu ermitteln, was der Literatur- und wiss ist, daß es uns jetzt verlor ist, um seinen tern; es mag hat, was bei i Unmöglichkeit, irgend möglich seiner Ausgabe sind es selbst auspricht. S jedem einzelnen Historie sonder ter darüber N „Historia“ ve ten ließe. Der dem „Brut“ nach der englisch sächlichen Erg führung führen von verschieden „Historia“ he jenen benutzt u lichen Quellen vielfältig erweitert hat.

Um noch ein Wort von den beiden Werken zu sagen, welche Sen- Marte in der vorliegenden Schrift herausgegeben hat, so geht schon aus der bisherigen Mittheilung hervor, daß sie auf historische Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen können. Ganz werthlos sind die Anfänge derselben, in welchen die Abstammung der Briten auf die trojanischen Flüchtlinge zurückgeführt wird; es sind dies lächerliche, von Gelehrten angeheftete Fabeln, die im Volke selbst unbekannt waren. Die nachfolgenden Bücher enthalten zwar auch keine historisch-beglaubigten Thatfachen, allein was sie erzählen, beruht doch auf echter Volkssage, wodurch sie eine culturhistorische Bedeutung erhalten.

Die sogenannte classische und die sogenannte Enianonliteratur.

Schiller schrieb Deutschen gereichen sie gleich für heilig Künstler immer da nicht religiös glau allen Werken ist. aber nicht in der m ihr Heil finden kan denen zurnfen, weld jige! über die nat damit auch wol ät Bausch und Wogen verurtheilen, dagege classischen Dichter, zwar zum Theil bl Mängel nachgewiese klären. Man schel dammungsspruch u zeugniß ausstelle, sammtten Generatio dies sicherlich — w jüge und Schönheit lich Musterhafte in urgen zu verkennen;

schwer erreichbar, in vielen
als sie haben wirklich gelebt
zu wissen; sie haben zwar
zu Gede, aber auch manche
höchsten Werth, was wir
ganz, außer Gede gesetzt;
zu mangelhaft ist, für alle
„zweite Krankheit“ fortwährend
Büchererwerbens in neuem
und werden und wie viel
aber ungesunder Etwas
besseren Werken der neuem
so jene zum Theil blickten
erreichten machen, steht es
ästhetisch nicht. Blicke wir
wie fast erkennen, wie viel
um deutschen Gemüth, wie
zu Material der deutschen
zu werden. Auch auf dem
zu vieles Gute geleistet wor-
weilhalb übersehen und nicht
vorhanden ist. Vielleicht

wäre sogar das wirklich Können noch mehr geleistet werden,
wenn wir uns von dem durch unsere klassischen Autoren einge-
führten Anschauungen und Formen mehr emancipiren könnten.
Wir bekämpfen einer noch lebenden Nation mit einer noch lebenden
Sprache überhaupt das Recht, eine Anzahl von Autoren,
die zum Theil erst in demselben Jahrhundert gestorben sind,
als klassische auszuscheiden; that sie es dennoch in der Absicht,
alles später Geschaffene als Epigonalliteratur höchst werthlos
zu finden, so erklärt sie sich damit überhaupt als geistig todt,
ihre Gedankwelt, ihre sprachliche, literarische und geistigste-
liche Bildung für abgeschlossen, sich selbst weiterer Entwicklung
für unfähig. Vergessen wir nicht, daß auch Volz seinseit für
klassisch galt, daß dagegen Schiller's „Räuber“ und seine übrigen
Dramenbräuen bei ihrem Entstehen von vielen, z. B. von dem
großen Schauspieler Scheller, als ein verhängnisvoller Rück-
schritt für Vordarri angesehen wurden, nicht zu gedenken der höchst
wegwerfenden Urtheile Parvations von Kugel, in denen sich zu-
gleich die Stimmung eines Theils der vornehmen Gesellschaft
Weimars ausdrückte, selbst über Schiller's vollendete Tragödien.
In dieser Betrachtung veranlaßte uns ein Aufsatz in Nr. 28
der „Kunstblätter und Mittheilungen über Theater und Musik“
unter dem Titel: „Die Stellung des klassischen Repertoires für
das deutsche Theater“, dessen Verfasser Alfred von Wolzogen,
es unter anderem als seine „tunlichste Uebersetzung“ ausdrückt,
daß es im Interesse der Kunst weit besser wäre, „es würde heutzutage
auf dem dramatischen Gebiete gar nichts geschaffen,
und die Poeten beschäftigten sich lieber, wie andere ehrliche
money maker unsers doch nun einmal vorzugsweise industriellen
Jahrhunderts mit dem Canal und dem atlantischen
Kabel“, also mit Dingen, von denen ein Poet nun gerade gar
nichts versteht! Die Redaction selbst hat sich veranlaßt gesehen, zu
diesem Aufsatz eine beschränkende und berichtigende Note zu
machen, worin unter anderem gesagt wird: „Wir sind, wir sagen
es offen, jedem Rückschritt, jeder Reaction, auf welchem Gebiete
es sei, viel zu abgeneigt, um den schroffen Ausfällen gegen die
Production der Gegenwart, so schwach, so unferlig und unvor-
während sich dieselbe auch zeigen mag, beizutreten. Wir führen
und als Bühne unserer Zeit und glauben auch ihren schwin-
deler künstlerischen Regungen Theilnahme und Unterstützung
nicht versagen zu dürfen.“ Den Vorschlag Wolzogen's, in
den größten deutschen Städten Theater zu errichten, auf denen
nur ältere klassische Stücke aber in möglichst prächtiger Aus-
stattung aufgeführt werden sollen, denken wir ein andermal im
Zusammenhange mit mehreren und vorliegenden dramaturgischen
Schriften zu beleuchten.

A. M.

Notizen.

Eine Stimme aus England über Struensee's „Erläuterungen“.

Die „Westminster review“ enthält in ihrer letzten Nummer
einen längeren Artikel über Alexander von Struensee's „Erläute-
rungen“, worin insbesondere behauptet wird, daß nach der französischen
Revolution der Salon aus Paris nach Berlin verpflanzt wor-
den sei und daß sich an ihm die in Deutschland sogenannte Salon-
literatur emporgehoben habe. „Dieser Literaturgenuss“, so
der Revisor fort, „gehört auch des Satzes Struensee's
an; aber während ihre Fehler bloße Mängel seien sind, so
ihre Vorzüge die ihres Verfassers. Besonders dessen frü-
heren Schriften unendliche Anmuth, Poeth und Schö-
nheit und wenn viele derselben gegenwärtig fast vergessen sind, so
liegt das daran, daß sie sich wenig zu thun machen als in
Kritikstücken und den Lebensformen, mit jenen Gesetzen und
Bemerkungen, welche allen Klassen gemeinlich und allen
vermögend sind, die blickende und weitverbreitete Sympathie
Macht sich zu erheben. Dagegen haben ihm seine
Vorurtheile eine betrübende und sowohl wir zu vertheilen
gen auch demerksamen Popularität verschafft, denn sie haben
ein lebendiges und geistiges Gemüth von dem Zustande der deutschen
Gesellschaft in einer Epoche, die für den Historiker eben so
interessant ist als für den Literaten und den Literaturfreund; eine
Epoche, die in den Jahrhunderten sowohl der Geschichte als der
Literatur von hoher Bedeutung ist.“ Der Revisor zieht
dann eine interessante Galerie aller hervorragenden Männer zu
Frauen, welche Starben oder Garistiken der Berliner Salons
unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. von
oben außerhalb Berlins dem Freiherrn bekannt und von ihm
porträtiert wurden. So ist das Aehnliche eine sehr merkwürdige
Galerie wunderbarer und wunderlicher Persönlichkeiten, wie
in dieser Besonderheit gewiß kein anderes Land aufzuweisen
hat, fast der Mehrzahl nach Personen, von denen man nicht
weiß, ob man sie den Wesen oder den Narren, den
Lebensfälle Struensee oder den Fiebertraum, den in ihm
wonne oder den an Quälereien Erlebenden, den Hyperboreiden
oder den rohen Materialisten, den Kraftmenschen oder in
Schwärmungen beizählen soll. Der Revisor sieht auch einige
literarische Urtheile ein; er vertheilt z. B. Lind gegen Stru-
ensee's Behauptung, daß Lind's phantastische Drame
besser seien. Zwischen diesem Urtheil und der warmen An-
digung eines gemauerten Kritikers, Ernst Rott Gierard, liegt
die Wahrheit wie in der Regel in der Mitte. „In allem, was in
Phantasiewelt angeht“, bemerkt der Revisor, „hat Lind
seinesgleichen. Er schreit in der That in die geheimen Wunden
der Natur tiefer als andere Menschen eingebrungen zu sein.
Wir fühlen uns durch ihn in eine bezauberte Region hinein
getragen. Aber langsam kann man nicht, daß er mit seinen
Versuchen, die Wirklichkeit zu reproduzieren und zugleich damit
vorzustellen, häufig scheitert. ... Lind lebt in einer Welt,
die er sich selbst geschaffen, und diese glänzende Fiktion, welche
ihn über alles, was dem Reich der Phantasie angehört, zu ihm
mächtigen Herrscher macht, beraubt ihn der Fähigkeit, die Welt
wie sie ist, zu schildern.“ Von Uhland heißt es: „Uhland ist
bete die deutsche Sprache vielleicht zu der höchsten Vollkommen-
heit aus, denn sie besetzt fast schon; Anmuth, Beredsamkeit,
Kraft und Schönbett, das alles findet sich bei ihm. (Uhland)
Will ist in seiner Weise vollkommen, ebenso wie aber auch ohne
sich wie Marmor. Schiller ist in entgegengelegter Richtung
mangelhaft; er ist zu rhetorisch, zu wortreich; zwar hat Schiller
und Goethe von einem weit umfassenden Geiste als Mensch
aber in seiner besondern Stellung ist Uhland größer als Goethe
und Schiller.“ Auch die Urtheile über Heinrich von Kleist
Nikolaus Lenau („one of the many victims to the literary
and the pleasures of the world“), die Gräfin Helldorf
 („she might have been a great author, had she been
wiser and less egotistical woman“ etc.), Julius Brent

ihagen von Guse, Nabel u. a. sich in ihrer Weise anzue-
Auf einige interessante Bemerkungen über die beiden Lepten
in wie bei einer andern Gelegenheit zurück.

Lebensalter der Dichter und der Rechts- gelehrten.

In einem Artikel der „Westminster review“ mit der Ueber-
: „The influence of local causes on national character“
: wir auf folgende interessante Bemerkung:

„Von den letzten zehn Ranzlern von Lord Thurlow abwärts
e jüngste Lord Granworth, gegen 70 Jahre alt. Der
schnittsalter ist gegenwärtig etwas über 76 Jahre; aber
e Lords Lyndhurst, Brougham, St. Leonards und Cran-
glücklicherweise noch leben, wird es wol noch höher hinauf-
u. Zum Vergleich wählen wir zehn unserer hervorragenden
ichter, mit Spencer beginnend:

Lebensalter.	Lebensalter.
Spencer 46	Lord Thurlow . . . 76
Shafspeare 52	„ Boughborough 72
Kilton 66	„ Erskine . . . 73
Jope 56	„ Dixon . . . 87
Johnson 68	„ Lyndhurst . . . 87
Kay 55	„ Brougham . . . 81
Kars 24	„ Gottenham . . . 70
Dordsworth 80	„ Erato . . . 78
olewidge 62	„ St. Leonards 78
Hyron 38	„ Granworth . . . 70

Durchschnittsalter der Dichter ist 52, jeder von ihnen ist
ehr als 24 Jahre jünger als jeder der letzten zehn Ranz-
Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Dichter sind
hin Leute von sehr nervöser Complexion, und die Aus-
ihrer Kunst verlangt große zeitweilige Anstrengung, der
isprechende Abspannung folgt. Das ist der Gesundheit
e zuträglich als die länger dauernde aber weniger angrei-
Anstrengung, welche Rechtsgelehrte auf ihre Arbeit zu
ben pflegen.“ Zu der kürzern Lebensdauer der Dichter
aber wol noch einige andere Motive bei, die der Rele-
versuchen hat: bei dem einen das fortdauernde nagende
der Vereinsamung, des Unverständnisses, ja der bürger-
zurücksetzung in einer Welt, die zum größten Theil von
alsischen, allem Idealismus entschieden abgeneigten Leuten
t ist, wie ja auch Schiller einmal in einem Briefe vom
1787 klagt, er sei bisher „fast immer mit dem Fluche be-
worfen, den die Meinung der Welt über diese Libertinage
des, die Dichtkunst, verhängt hat“; bei einem zweiten
Unregelmäßigkeiten oder gar Excesse, die zum Theil aus
Arten Stellung hervorgehen; bei einem dritten das Zerkle-
rfrichtigten Ehrgeizes, oder brüskende Nahrungsorgen und
die Notharbeiten, oder der Kummer über eine Reihe von
lgen und mißgelungen Angriffen.

Mangel an ästhetischer Begabung bei den Schweizern.

einer „Inaugural address delivered at Cambridge,
1858“, die wir in einem englischen Blatte erwähnt fan-
st Austin, der die Schweiz bereist und unsers Wissens
e auch beschreiben hat, folgende beachtenswerthe Bemerk-
Es hatte für mich etwas Niederschlagendes, täglich mehr
en, daß dieses Volk, welches zuerst die Freiheiten Eu-
herte und zuerst die Idee der Rechtsgleichheit begriff,
Gemüthsseigenschaften — soll ich sie die wiedern oder
kennen? — entschieden Mangel litt; und nicht nur
e Schweizer Volk von den frühesten Zeiten bis jetzt
este, ohne Kunst, ohne Musik, einen bloß mobu-
fang abgerechnet; sondern soweit ich nach den ro-
uchen seiner frühesten Denkmale urtheilen kann, würde
zur Zeit seiner größten nationalen Macht bei je-
der Erziehung aufzähig gewesen sein, gute Werke der
er Dichtkunst hervorzubringen.“ Wir wollen hier nicht

Bibliographie.

Kernand, An der Indianergrenze. Vier Bände. Hanno-
ver, Kämpfer. 8. 6 Thlr.

Bellermaun, G., Das Leben des Johannes Bugenhagen
nebst einem vollständigen Abdruck seiner Brunschwelgischen Kir-
chenordnung vom Jahre 1528. Berlin, G. Reimer. Gr. 8.
1 Thlr. 7½ Ngr.

Blätter zur Gegenwart. Von G.
Heft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8.

Fiedler, F., Aus der Geschichte d
und nach dem 26. März 1609. Eine
rung an die vor 250 Jahren erfolgte
thums Ueue durch Johann Sigismund,
brandurg, nach an die am 16. Juni 164
Reiß einer Abbildung der dem Kurfür-
tenden Statue. Weßel. Gr. 8. 5 Ngr.

Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Pro-
ving Sachsen. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Thomas Hood. Von G. Barrys. Hannover, Kämpfer.
12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Antwort an die drei Gegner des in Nr. 41 der Hambur-
ger Nachrichten abgedruckten Artikels, betreffend die nachgesuchte
Gleichberechtigung der römisch-katholischen Kirche in Holstein.
Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 4½ Ngr.

Beseler, W., Das deutsche Interesse in der italienischen
Frage. Leipzig, Fingel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Despoten als Revolutionäre. An das Deutsche Volk.
Berlin, F. Schneider. 8. 1 Ngr.

Dietrichhoff, Das kirchliche Heidenthum. Ein Vortrag
im Göttinger Frauenverein gehalten. Göttingen, Vandenhoeck
u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Politische Eintagsfliegen aus Oesterreich. Salzburg, Mayr.
16. 4 Ngr.

Deutsche Gedichte eines Preussischen Landwehrmannes. Ber-
lin, Schotte u. Comp. 16. 10 Ngr.

Silbemeister, J., Die Injurienklage der theologischen
Facultät zu Marburg gegen den Consistorialrath Bilmor. Frank-
furt a. M., Brönnert. Gr. 8. 7 Ngr.

Madvig, J. R., Der Verfassungsvorschlag der holsteinischen
Stände und Graf Spennard. Kopenhagen, Sylvestral. Gr. 8.
12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.
In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

bigsten Heftes (Bogen 26—29 des
en Bandes):

— Benjamin D'Israeli. —
als Kriegshafen.

: Deinhartstein (Eduard Franz). —
Dirichlet (Peter Gustav, Lejennet-
friedrich Emil, Graf). — Gaupp (Graf
Jost Madrazo y Agudo, genannt). —
othar, Fürst von). — Hagelsbach (Karl

Heinrich) — Dehigny (Nikolaus). — Dölar (König von Schweden
und Norwegen). — Duault (Johann Gottlieb von). — Schönburg-
Waldburg (Otto Victor, Fürst von). — Sprengel (Karl).

Das Werk bildet ein
**unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten
Auflage des Conversations-Lexikon**

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Con-
versations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus
selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat,
Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen
Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages be-
handelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen
Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits
einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres
also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande auf
6 Mgr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den
16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden)
werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie
das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden
ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen
Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Vierte Auflage. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe.
• Geb. in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Mgr.

Dieses Album, dessen vierte Auflage bald nach dem Er-
scheinen der drei ersten nötig wurde, ist in dieser gänzlich
umgearbeitet worden und bietet in der zehnten höchst sorgfältigen
Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik,
vorzugswelse der nach Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist
vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig.
Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu
Geschenken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Englisches Vocabelbuch.

4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter.

Mit Bezeichnung der Aussprache.

Von Carl Graeser.

8. Geh. 5 Mgr.

Ein treffliches Hilfsmittel zur Vervollkommenung in der
englischen Sprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

**Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung
der Englischen Sprache. Nach Ahn's Methode.**
Zweite Auflage. 8. 8 Mgr.

Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache. In
vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deut-
schen in das Englische. 8. 16 Mgr.

Das erste Werk ist ein neuer Lehrgang zur schnellen
Erlernung der englischen Sprache, nach der bekannten und jetzt
allgemein für die beste gehaltenen Ahn'schen Methode, aber in
wesentlich vervollkommener Einrichtung. Von den com-
plettesten Seiten ist dieser Lehrgang für trefflich erklärt worden
und schon wenige Monate nach seinem Erscheinen war eine
zweite Auflage nötig.

Das zweite Werk ist eine vollständige und höchst zweck-
mäßige Grammatik der englischen Sprache, die sich an den
„Lehrgang“ des Verfassers anschließt, aber auch ohne diesen als
Schulbuch wie beim Selbststudium benutzt werden kann.

Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sehr
durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demselben Verlage erschie-
nener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtshilfen
für Engländer und Franzosen zu diesen Schriften vorzüg-
weise befähigt und dieselben sind auch bereits mehrfach in Schulen
eingeführt.

Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gegen
ein Gratisexemplar dieser Werke, um sich näher damit ver-
traut zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der dritte Halbband dieses wichtigen Wer-
kes des berühmten Verfassers erschienen und nebst dem ersten
Band und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Es ist eine vollständige neue Uebersetzung mit
Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen
Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus der
dasselbe auf das freudigste bewillkommenden Stimmen der
Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften
Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es ist
auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn eine
überraschend große Anzahl von Abnehmern gefunden.

Der erste Halbband kostet 1½ Thlr., der zweite und
dritte jeder 1 Thlr. Subscriptionspreis 1½ Mgr. per Bogen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 34. —

18. August 1859.

Inhalt: Livingstone's Reisen in Südafrika. Von Moritz Kirbach. — Ueber den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft. Von Friedrich Straßmann. — Ein religiöser Künstlerroman. — Börsing's Uebersetzung sämtlicher Gedichte Friedrich Heine's. — Noth. (Zur Schlacht von Solferino.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Livingstone's Reisen in Südafrika.

Reisenerzählungen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland von David Livingstone. Aus dem Englischen von Hermann Lohé. Mit 25 Ansichten in London und zahlreichen eingedruckt Holzschnitten, zwei Karten und einem Porträt. Zwei Bände. Leipzig, Göschen'sche. Ver. 8. 1858. 5 Thlr. 10 Ngr.

Daß in einer wohl gelungenen Uebersetzung und zur Besprechung vorliegende Reisewerk Livingstone's gehört zu den epochemachenden literarischen Erscheinungen nicht bloß unsern Jahrzehnds, sondern unsern Jahrhunderts. Die ihm vorausgehenden Erwartungen, rege gemacht durch die schon vor der Veröffentlichung des Buchs, ja theilweise schon vor Rückkehr Livingstone's nach Europa bekannt gewordenen und befriedigenden Resultate seiner profantigen Entdeckungsfahrten, werden hier auf das glänzendste gerechtfertigt. In der That herrscht auch über den innern Werth dieses Reisewerks in der Kritik, der englischen sowohl wie der deutschen, nur Eine Stimme. Dagegen hat sich dieser und jener Recensent gemüthigt erkundet, etwas an der Form zu bemängeln. Man klagt in der Darstellungsweise einen gewissen Mangel an literarischem Geschick zu erkennen und bedauert, daß die Erzählung nicht ganz in demselben Grade unterhaltend wie belehrend sei. Dieses Urtheil scheint sich auf die eigene Gestalt des Verfassers stützen zu können, welcher in der Einleitung zu seinem Buche die Bemerkung macht, daß er lieber noch das ganze Festland Afrikas der Quere nach durchwandern, als es auf sich nehmen wolle, noch ein Buch zu schreiben; und wir glauben recht gern, daß dies keine affectirte Bescheidenheit ist, wenn wir am Schluß seines Reiseberichts lesen, daß er mit Ausnahme seines kurzen Aufenthalts in Angola während der letzten vierzehn Jahre kein englisch gesprochen und, da er vorher schon 13 Jahre lang es selten in den Fall kam, seine Muttersprache zu gebrauchen, das Englische zur Zeit seiner Rückkehr gewissermaßen verlernt hatte. Wäre es nun eben die ungeschickte Uebersetzung der Sprache, was die englische Kritik an

seinem Werke tadelte, so würden wir uns über diesen Punkt billig alles Urtheils enthalten, zumal da die Uebersetzung von einem derartigen Mangel nicht das Geringste verspüren läßt. So verhält es sich aber nicht; es handelt sich vielmehr lediglich um die alte Maxime des englischen Geschmacks, der auch von einem wissenschaftlichen Werke, insbesondere aber von einer Reisebeschreibung in erster Linie „amüsirt“ werden will, an den geographischen Forscher dieselben Anforderungen wie an den simplen Touristen stellt, und ganze Seiten voll der unschätzbaren wissenschaftlichen Entdeckungen bereitwillig für eine erweiternde Anekdote oder für ein romanhaftes persönliches Abenteuer aufopfern würde. Mit dem englischen Geschmack wollen wir hierüber nicht rechten; der grobe Realismus muß aber weit um sich gegriffen haben, wenn auch die deutsche Kritik einer solchen Anschauungsweise Platz gibt.

Wir gedenken bei einer andern Gelegenheit auf das Unvernünftige und Unbillige jener Ansprüche hinzuweisen; im gegenwärtigen Falle, wo wir bei der fast überwältigenden Masse des in den beiden vorliegenden Bänden gebotenen neuen Stoffes kaum wissen, wie wir auf dem uns zugemessenen Raume den seltenen Verdiensten des Verfassers einigermaßen gerecht werden sollen, begnügen wir uns mit der Erklärung, daß wir es unter allen Umständen mit der einem Helden der Menschheitskultur Ehrfurcht für unvereinbar erdingen und Außerlichkeiten bei der Beurtheilung dieses sich nehmen nicht einmal bedarfen sind, daß jedermann, der die Heiligkeit und Menschlichkeit und die höhere Welt als das lose Spielwerthlose Erregung des Augen Verfassers von der ersten bis zum Buche mit derselben ungeschwankten mit derselben athemlosen Spannung greife den ersten besten aus, und er wird einen inhaltreichen Aufsatz für ein Geu

kann deshalb freilich auch nicht durchflogen, es muß studirt werden; wenige Leser werden auf sämmtlichen darin berührten Gebieten menschlicher Erkenntniß heimisch genug sein, um auch nur den größten Theil des darin Gebotenen geistig verarbeiten zu können, ohne von Zeit zu Zeit einen Ruhepunkt zu bedürfen. Wenn dies ein Mangel ist, so theilt das Livingston'sche Reisejournal diesen Mangel mit allen überreichen Ergebnissen der Wissenschaft oder Kunst, und die Schuld desselben trifft nicht die Darstellungsweise des Verfassers, sondern die Fassungskraft des Lesers.

Eine kurze Skizze von den Lebensschicksalen und dem Entwicklungsgange des Verfassers würde bei einem so außerordentlichen Charakter wie Livingston unter allen Umständen am Platze sein; hier liegt sie sogar im Bereiche unserer unmittelbaren Aufgabe. Die Einleitung zu seinem Buche enthält eine solche Schilderung seiner Erlebnisse und Streifungen bis zu seiner Ankunft in Afrika, und wir theilen daraus das Wesentlichste mit. Livingston wurde im Jahre 1813 zu Blantyre am Clyde oberhalb Glasgow von armen, aber frommen und rechtschaffenen Aeltern aus hochschottischem Stamme geboren. Schon in seinem zehnten Jahre ward er als Anseher in eine Fabrik gethan, wo er täglich von früh 6 bis abends 8 Uhr an die Arbeit gefesselt war. Mit einem Theile seines ersten Wochenlohns kaufte er sich Riddiman's „Anfangsgründe der lateinischen Sprache“ und setzte das Studium dieser Sprache viele Jahre lang in einer Freierabendschule fort, die von 8 bis 10 Uhr gehalten wurde. Zu Hause saß er noch bis Mitternacht oder länger über seinen Büchern, wenn nicht seine Mutter aufsprang und ihm dieselben aus der Hand riß. Auf diese Weise las er bis zu seinem sechzehnten Jahre nicht nur viele Schriftsteller des classischen Alterthums, sondern verschlang stürmisch alle Bücher, die ihm in die Hände fielen, mit Ausnahme von Romanen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen bildeten seine Lieblingslectüre; gegen trockene dogmatische und überhaupt gegen religiöse Bücher verspürte er zum Leidwesen seines Vaters noch lange eine entschiedene Abneigung. Er erzählt:

Als mir aber die herrlichen Werke von Dr. Thomas Dick: „Die Philosophie der Religion“ und „Die Philosophie eines künftigen Lebens“, in die Hände fielen, war es mir höchst erfreulich zu finden, wie meine eigenen Ansichten, daß nämlich Religion und Wissenschaft nicht feindlich, sondern freundlich gegen einander seien, hierdurch vollständig erwiesen und bestätigt wurden.

Um dieselbe Zeit begann er auch „die Nothwendigkeit und den Werth einer persönlichen Anwendung der Theorie von der Erlösung durch den Opfertod unsers Heilandes“ auf seine eigene Lage zu fühlen, und „in der Lebensgute, welche das Christenthum einflößt“, beschloß er bald, sein Leben der Vöderung menschlichen Glucks zu widmen. Ueberzeugt, „daß wenn er sich zu einem Verkäufer des Christenthums in China begeben, dies zur materiellen Wohlthat einiger Theile jenes ungeheuren Reichs führen würde“, sagte er den Entschluß, sich zu diesem Behufe eine medicinische Ausbildung zu verschaffen. Mit gewohnter Energie ging er sofort an Werk. Er begann seine

Studien mit einem alten Werke über die astrologische Medicin, und um die darin angeführten Pflanzen praktisch kennen zu lernen, benutzte er seine wenigen freie Zeit zum Botanisiren in der Umgegend. In mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist folgende Anekdote:

Auf einer dieser Forschungswandlungen betrat er einmal einen Kalksteinbruch, noch lange bevor die Geognosie so populär war, wie sie es heutzutage ist. Es wäre nicht möglich, das Vergnügen und das Staunen zu schildern, womit ich die Muscheln zu sammeln begann, welche sich in dem in Gips Blatir und Gipsblatir zu Tage tretenden kalkführenden Kalkstein finden. Als einer der Steinbrecher mich seinen Jauch damit beschäftigt sah, schaute er mich mit einem jener wunderbaren Blicke an, womit der Wohlwollende gewöhnlich den Wahnsinnigen zu messen pflegt. „Wie mögen doch nur diese Muscheln in das Gestein gekommen sein?“ fragte ich ihn. „Als ich diesen Felsen schuf, hat er die Muscheln in denselben gemacht“, war seine niedererschlagende Antwort. Wie viele Räthe hätte sich die Geologen ersparen können, wenn sie die tüchtigste Philosophie dieses Schotten angenommen hätten.

Um bei der Arbeit lesen zu können, legte er das Buch so auf die Baumwollenspinnmaschine, daß er es um das Buch lesen konnte, während er seine Arbeit überwachte. Die letztere war andernorts streng, wurde aber gut bezahlt und setzte ihn in den Stand, während des Sommers so viel zu verdienen, daß er im Winter zu Glasgow Vorlesungen über Medicin, griechische Sprache und Theologie hören konnte. Als er die medicinische Licentiatenprüfung bestanden, gedachte er sein Vorhaben auszuführen. Da aber zu jener Zeit der Opiumkrieg wüthete, so ließ er sich durch die londoner Missiongesellschaft, an die er sich bereits früher wegen ihres von aller Sectirerei freien Charakters angeschlossen hatte, und insbesondere durch seinen nachmaligen Schwiegervater, den Missionar Rossat, bestimmen, seine Gedanken auf Afrika zu lenken. Nachdem er in England seine astrologische Ausbildung weiter vervollständigt hatte, schiffte er sich (1840) nach Afrika ein. In der Capstadt hielt er sich nur kurze Zeit auf, fuhr dann zur See nach der Algoabucht und begab sich landeinwärts nach Kuruman, der Station Rossat's, damals der nördlichsten in Südafrika. Er richtete jedoch seine Aufmerksamkeit alsbald weiter nordwärts. Um sich eine möglichst genaue Kenntniß der Landessprache zu verschaffen, schloß er sich ungefähr ein halbes Jahr von allem Umgange mit Europäern ab und verschaffte sich dadurch eine genaue Einsicht in die Lebens- und Denkwelt jenes Theils der Betschuana, die man Baluena nennt: Kenntnisse, die ihm in seinem Verkehre mit denselben von unerschätzbarem Vortheile waren.

Er drang nach Norden zu den unter dem 22 und 23° südl. Br. wohnenden Balas, Bamanwato und Malakala vor und kehrte nach seiner Rückkehr 1843 nach der Missionstation Tschuanen im schönen Thal von Rabots zurück. Hauptling der Baluena, welche damals in dem benachbarten Echobarna wohnten, war Gotschela, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, mit dem ihn bald wechselseitige Zuneigung verband. Als Gotschela noch ein Knabe war, wurde sein Vater von dem eigenen Wolfe erzwungen, weil er sich die Weiber seiner reichen Untertanen-

ge angeeignet hatte. Von den Brüdern der Kinder ermordeten Häuptlings herbeigerufen, umzingelte Seunane, der Häuptling der Rasololo, die Stadt der Bana und zwang diese, Settschela als ihren Häuptling zu erkennen. Sobald der letztere Gelegenheit zum Tode hatte, machte er sich mit einem solchen Fleiße an, daß er, der wegen seiner Vorliebe für die Jagd er verhältnißmäßig hager gewesen war, jetzt aus Manan Leibesbewegung ganz corpulent wurde: ein Umstand, der ihm zu um so größerer Ehre gereichte, als die griffe der Setschuana von königlicher Würde denen der ampo und anderer afrikanischen Völker, von denen derselbe berichtet, daß die Verehrung des Königs genau Verhältniß zu dem körperlichen Umfange desselben hat, schnurstracks zuwiderlaufen. Seine Lieblingslektüre der Jesajas. Von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, hätte er gern auch seine Leute, da kein anderes Mittel anstand, durch Anwendung der Peitsche bekehrt, wenn sich der Missionar nicht gegen dieses summarische Verfahren erklärt hätte. Allein der Umstand, daß er seinem Glauben unter seinem Worte allein stand, hielt nicht ab, sich nach drei Jahren mit seinen Kindern die Taufe zum Christenthume zu befehlen, freilich seine Weiber bis auf ein einziges zu entlassen und durch diesen Schritt deren Verwandten zu Feinden zu werden. Wol der einzige Fall in Südafrika, wo die Frömmigkeit der Missionare mit dieser nach den dortigen Verhältnissen fürs erste ungerechtfertigten Forderung durchgehen ist.

Eine anhaltende Trockenheit, welche in Afrika zuweilen selbst die allerbegünstigsten Verhältnisse heim sucht, ließte Settschela (1847) auf Livingstone's Rath sich seinem Stamme nach dem etwas weiter nördlich gelegenen Flusse Kolobeng überzusetzen, welcher der neuen Colonisation, namentlich der nördlichsten, den Namen. Allein schon im zweiten und dritten Jahre herrschte dieselbe außerordentliche Dürre. Livingstone kam raschen ins Gedränge, da die Makana, welche sich durch ein auffallend gutes Betragen gegen ihn auszeichneten, diese Hartnäckigkeit des Himmels mit der Feindschaft von „Gottes Wort“ unter ihnen in Zusammenhang brachten. Der Wunsch, für seinen Freund und Stamm weiter nördlich einen günstigeren Wohnplatz zu machen und dieselben dadurch zugleich vor feindseligkeiten und räuberischen Einfällen der transschen Boers, denen Settschela wegen seiner Verblendung mit dem englischen Missionar sehr besonders verwar, sicher zu stellen, wurde für ihn der nächste Grund zu einer größern Entdeckungsfahrt, zu welcher Hennes sein Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums und in noch höhern Grade der ihm angeborene Ungeduld anspornten. Dieser war es denn wol auch Urm, der ihn bestimmte, den Ngamissee aufzusuchen, dessen genaue Lage seit mindestens einem halben Jahrhundert von den Eingeborenen bestimmt, den aber auf geradem Wege durch die Kalahariwüste zu erreichen bisherige Versuche von Europäern gescheitert waren.

Livingstone beschloß daher, die Flüsse im Osten zu umgehen, und theilte seine Absicht dem bekannten afrikanischen Reisenden, Oberst Steele, damals in Madras, mit, welcher zwei andere afrikanische Reisende, den Major Bardon und Osweil, davon in Kenntniß setzte. Der letztere, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, entsagte, wie Livingstone glaubt, lediglich im Interesse der geographischen Wissenschaft, seiner hohen Stellung im Dienste der Ostindischen Compagnie und schloß sich in Gesellschaft eines Mr. Murray der Expedition an, deren Kosten er zum großen Theile aus eigenen Mitteln bestritt.

Die Reisegesellschaft brach am 1. Juni 1849 von Kolobeng auf. Es ist nicht unsere Absicht, sie auf ihrem Wege zu begleiten, da der uns zugewiesene Raum bei der noch zu überwältigenden Stoffmenge und nicht gestattet würde, viel genauer auf das einzelne einzugehen, als dies bereits bei Gelegenheit unserer Berichte in Nr. 20 d. Bl. f. 1858 über das Andersson'sche Reiseverf. einleitungsweise geschehen ist. Wir bemerken nur, daß sie nach vielen Mühseligkeiten am 4. Juli den Jonga, den nach Nordost strömenden Abfluß des Sees, und am 1. August das noch östliche Ende des Ngami selbst erreichte. Die Bekanntschaft der friedlichen Ureinwohner des Sees, der Bayne, und ihres Häuptlings aus dem herrschenden Mischlingsstamme der Damangwato, der Batawana, Namens Letshau-latse, haben wir ebenfalls bereits gemacht. Wie dieser Häuptling später durch seine Intriguen Andersson am weiteren Vordringen längs des Troughs hinderte, so verweigerte er jetzt Livingstone und Osweil die nothwendigen Führer zu Sebituane, dem mächtigen Häuptling der Rasololo im Norden, und zwang die Reisenden zur Rückkehr. Bei einem neuen Versuche im April 1850 erreichte zwar Livingstone in Gesellschaft seiner Frau und Kinder und Settschela's abermals den Ngami, wurde aber durch das Sumpfland und die Verheerungen der Ketschellage zur Umkehr genöthigt.

Belangreicher waren die Ergebnisse der dritten Reise, welche Livingstone zu Anfang des Jahres 1851, wiederum in Begleitung seiner Familie und des von der Capstadt zurückgekehrten Osweil, entrat. Nachdem sie über den Jonga gesetzt, durchzogen sie in nördlicher Richtung eine harte, vollkommen flache Gegend voll sogenannter „Salzpfannen“ mit Quellen salzigen, aber nicht trinkbaren Wassers, wandten sich dann nordwestlich durch eine wüste, trostlose Landschaft, wo sogar der eingeborene Führer sich verirrt und die Kinder dem Verschmachten vor Durst nahe waren, nach dem Ufern eines Sumpfes, in den sich der von Norden herabkommende Rababe verläuft, und erreichten endlich den großen Fluß Tschobe und das Gebiet der Rasololo, von deren Häuptling Sebituane sie höchst ehrenvoll aufgenommen wurden. Die Lebensschicksale dieses hochbegabten tapfern Kriegers, wie er sie seinen Gästen in früher Morgenämmerung am Lagerfeuer erzählt, sind höchst abenteuerlich und über das Leben und Treiben jener Völkerstämme belehrend. Sebituane gehörte zu der ungeheuren Horde von Wilden, die im Jahre 1834 durch die Ortna von Kurman aus dem fernem Süden

vertrieben wurden. Der etwa achtzehnjährige Jüngling flüchtete mit einer unbedeutenden Anzahl Leute und Vieh nach Norden, schlug die Wangwatsche und ihre Verbündeten, die sich ihnen in räuberischer Absicht entgegenstellten, aufs Haupt, und nahm sogleich von der Stadt und der ganzen Gegend ihres Häuptlings Besitz. Hierauf ließ er sich in Mubereba nieder, wo Setschela noch wohnte, und seine Leute erlitten schwere Verluste „in einem jener nicht durch die Geschichte verewigten Ueberfälle der Weißen, in welchen Missethaten begangen und das Gewissen durch Frevel aller Art für den Tag künftiger Rechenschaft belastet wird“. Nach mannichfachen Kämpfen mit den Matebele durchzog er die Wüste beinahe auf demselben Wege wie Livingstone und eroberte das ganze Land um den See Kumbau, wobei er von weißen Männern an der Westküste hörte. Der Wunsch, mit diesen in Verkehr zu treten — ein Wunsch, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete — trieb ihn weiter nach Südwesten in die neuerdings durch Galton und Andersson erschlossenen Gegenden. Wassermangel und der Verlust seines Viehes zwangen ihn zur Rückkehr. Er zog am Zeonghe aufwärts, erreichte das tiefliegende Becken des Lerambye und verfolgte den Lauf dieses Flusses abwärts bis zu den Baschuba und Batoka, welche damals auf der Höhe ihres Ruhms standen, schlug ein gewaltiges Heer dieses räuberischen und grausamen Insektivolks, überzog die sämtlichen Hochgebirge bis zum Kafue und ließ sich in diesem vortrefflichen Weidelande nieder. Die Ueberfälle der Matebele, eines Kaffern- oder Julusammes im Süden des Zambezi unter dem mächtigen und grausamen Eroberer Mosilikatse, der aus Moskat's Schilderungen bekannt ist, bewogen ihn, den Zambezi weiter hinabzugehen nach dem Lande der Weißen; aber ein Prophet gab ihm den weisen Rath, sein Gesicht wieder gen Westen zu kehren. Er folgte demselben, zog von Lerambye weiter nach Norden hinauf, wo er die Beroffe seinem eigenen Volke einverleibte, brachte den Matebele, die ihn aufs neue angriffen, entscheidende Niederlagen bei, vertrieb die Batoka aus ihren Insektivellen und vernichtete dadurch das alte System, welches die Ausbreitung des Handelsverkehrs nach dem großen Centralthale hemmte. Zur Zeit, wo ihn Livingstone und Oswell besuchten, hatte er alle schwarzen Stämme auf einem ungeheuern Landstrich bezwungen, der so ziemlich von 19 bis über 15° süd. Br. und von 22 bis 29° östl. L. (vom Greenwich) reicht, während sein Einfluß sich noch über viele andere Häuptlinge, wie Setschela, Setomi (bei den Bamangwato) und Letshulatshe, erstreckte. Sebituane wußte alles, was im ganzen Lande vorging und verstand die Kunst, sich die Zuneigung seines eigenen Volks, unter dem der herrschende Betschuanenstamm der Makololo weitaus die Minderzahl bildete, sowie die der Fremden zu erwerben. Kaum aber hatte er seinen so lange gehegten heißen Wunsch in Erfüllung gehen sehen, als er an einer Lungenentzündung erkrankte und nach wenigen Tagen verschied. Dieser Unfall änderte jedoch nichts an den Aussichten der Reisenden. Sebituane's Tochter und Nachfolgerin ertheilte ihnen unbeschränkte Ge-

laubniß jeden beliebigen Theil des Landes zu besuchen. Oswell und Livingstone setzten ihre Reise von ihrem Haltepunkte unweit der Hauptstadt Linpanti am Tschobe, wo sie sich bisher aufgehalten hatten, 130 engl. Meilen weiter nordöstlich bis nach Seschete fort und sahen sie Ende Juni 1851 durch die Entdeckung des Zambesi im Centrum des Continents belohnt. Obwohl es jetzt am Ende der trocknen Jahreszeit war, so fanden sie doch einen tiefgehenden, 3—600 Ellen breiten Strom, der zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmung volle 20 Fuß in senkrechter Höhe steigt und das umliegende Land 15—20 engl. Meilen weit überflutet. Der Missionar suchte nunmehr nach einer passenden Vertheilung zu einer Niederlassung; da aber alle geschützten Punkte des Landes schon für das Leben und die Gesundheit der ursprünglichen Eingebornen, der Basuto, verderblich gewesen waren, so beschloß er seine Familie nach England zu senden und allein zurückzukehren, um einen gesunden Bezirk aufzusuchen, „aus dem sich ein Mittelpunkt der Civilisation machen ließe, und das Innere mittels eines Weges zu erschließen, der entweder an der Ost- oder an der Westküste mündete“. Dieser Plan führte ihn im April 1852 nach dem Cap zurück, wo er die nöthigen Vorrichtungen traf und mit Hilfe des dortigen königlichen Astronomen seine astronomischen Kenntnisse und Hülfsmittel vervollständigte.

Anfang Juni 1852 trat Livingstone seine letzte und größte Reise von der Capstadt aus an. In Kuruman, wo sein Schwiegervater Moffat nach einem fast vierjährigen Aufenthalt als Missionar in Afrika forschte in der Druckerei seiner Station die Bibel in der ordentlich reichen Sprache der Betschuans, dem sogenannten Sitschuana, drucken ließ, durch das Zerbrechen eines Wagenrades ungefähr 14 Tage lang aufgehalten, entging der Reisende durch diese glückliche Fügung seinem Verderben. Die transvaalischen Voers hatten nämlich zwischen Kolobeng angegriffen, die Stadt verbrannt, 60 Batwana erschlagen, viele Weiber, Kinder und Männer gefangen mit fortgeführt, die übrigen zerstreut, alles Vieh und Besitzthum geraubt, Livingstone's Haus geplündert und ihm selbst beim Abzug tödliche Wunden geschworen. Unter diesen Umständen konnte der Reisende Kuruman erst am 20. November mit drei ziemlich untauglichen Dienern verlassen. In Mouto, 40 Meilen weiter, begab er sich Setschela, welcher „auf dem Wege zu der Königin von England“ war. Vergebens suchten ihm Livingstone und andere sein Vorhaben auszureden. Erst als ihm am Cap seine Mittel ausgingen, entschloß er sich seiner nöthigen Sache zur Rückkehr in seine 1000 Meilen entfernte Heimat.

Nach seiner Rückkehr führte er eine Straße ein, welche er in der Colonie gesehen hatte: er ließ nämlich Arbeiter an den östlichen Straßen arbeiten. Auch hat er seitdem bei seinem Volke die Stelle eines Missionars vertreten. Er ist groß, ziemlich corpulent und hat mehr von der Gesichtsbildung der Negr, als dies sonst bei diesem Volke der Fall ist, aber große Augen. Seine Hautfarbe ist sehr dunkel, und seine Leute schätzen den „schwarzen Setschela“. Er hat viel Verstand, ist gut und ist

ein gewandter Redner. Viele Eingeborene, die früher unter den Portugiesen wohnten, haben sich unter sein Geleit geflüchtet, und er ist jetzt mächtiger, als er vor dem Angriff auf Kolobeng war.

Weiterhin begegnete Livingstone auch dem Reisenden Macabe, welcher den Ngami glücklich erreicht hatte, indem er von einem etwas südlich von Kolobeng gelegenen Punkte aus quer durch die diesmal in Folge eines starken Regensfalls an Wassermelonen reiche Wüste reiste. Er gelangte von Südosten her an den See, überschritt den Krughe, umging den nördlichen Theil des Sees, und ist der einzige europäische Reisende, welcher denselben in seiner ganzen Ausdehnung gesehen hat, die er auf 90—100 engl. Meilen schätzt.

Am 15. Januar 1853 verabschiedete sich Livingstone zum letzten mal von seinen unglücklichen Freunden, den Batema zu Kituberuba (ober Kolobeng) und schlug eine etwas östlichere Richtung ein als auf der vorigen Reise. Diesmal galt es aber weit größere Schwierigkeiten zu überwinden. Die Flüsse waren ausgetreten und einmal trankten alle seine Begleiter bis auf einen Knaben. Endlich kamen sie an den Sanschurh, einen südlichen Arm des Tschobe, welcher ihrem weiteren Vordringen eine unüberwindliche Schranke entgegenstellte. Da nahm er den stärksten seiner Reisegefährten und ging in einem vom Cap mitgebrachten Ponton über den Fluß, an dessen Ufer sie 20 Meilen weit vorwärts brangen, bis sie einen ungeheuren Rohrwall von 6—7 Fuß Höhe erreichten. Da sie sich am nächsten Morgen von einem der höchsten Bäume aus überzeugten, daß der Tschobe überall von demselben dichten Gürtel eingeflossen war, so mußten sie sich entschließen, durch das Rohr, unter welches über eine Art sägeartig gezähntes Gras, das wie ein Rasirmesser die Hände verlegte, gemischt war und das von hindabendender Winde zusammengehalten wurde, sowie weiterhin durch große Massen auf gleiche Weise fest verknüpfter Papyruspflanzen sich Bahn zu brechen. Sie trafen mit zerrissenen Kleidern, blutend und erschöpft, am Ufer des Tschobe an und ruderten mit ihrem Ponton am Mittag bis Sonnenuntergang flussaufwärts, bis sie endlich ein Dorf der Makololo erreichten, dessen Bewohner glaubten, daß sie aus den Wolken gefallen und auf einem Hufschiff zu ihnen geritten sein müßten, weil niemand ihre ihr Wissen über den Tschobe gelangen konnte. Am 13. Mai 1853 erreichten sie Linpanti, die Hauptstadt der Makololo (18° 17' 20" südl. Br., 23° 50' 9" östl. L.).

Hier hatte inzwischen Sbituane's Tochter die Hauptbewerberin ihrer achtzehnjährigen Bruder Sefeketu abgemittelt. Der Verfasser beschreibt ihn als von dunkelgelber Farbe wie Kaffee und Milch (auf welche Farbe die Makololo außerordentlich stolz sind, weil sie sich dadurch von den schwarzen Stämmen an den Flüssen deutlich unterscheiden), ungefähr 7 Fuß hoch, und nicht so gut von Knechten, noch ebenso geschickt als sein Vater, aber den Engländern gleich freundlich gesinnt. Seine Zuneigung zu Livingstone blieb noch, als es diesem gelang, ihn zuwillig vor der Hand eines Wärders zu reiten. Die Bibel wollte er zwar anfangs nicht lesen lernen, weil er fürchte,

„es möchte sein Herz ändern und ihn dahin bringen, wie Sefeketu mit einer Frau zufrieden zu sein“. Dagegen bot er ihm alles in und außerhalb seiner Stadt an, was er nur wünschte. Der Missionar beanspruchte nur einen Kahn, um den hier Leambye genannten Sambesi in nördlicher Richtung Stromaufwärts zu fahren, was er auch in Begleitung Sefeketu's von einem oberhalb Sefeketu gelegenen Dorfe Sefeketu aus bewerkstelligte. Die Schifffahrt ist bei niederm Wasserstande durch eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, von denen namentlich die bei Sonpe ein bedeutendes Hinderniß bilden. Die aus 33 Kähnen und 160 Mann bestehende Expedition ruderte an den Ufern der armen, aber sehr fleißigen und geschickten Banpeti vorüber nach dem durch die jährliche Ueberschwemmung durch den Fluß reich besuchten Thale der Berotte, in deren Hauptstadt Nallele Sefeketu zurückblieb, während Livingstone seine Explorationsreise bis an die Grenze des Berottethals, d. h. bis zu dem Punkte fortsetzte, wo der von Norden herabkommende, hier 250 Ellen breite Leeba sich mit dem 300 Ellen breiten, in seinem obern westlichen und südwestlichen Laufe Kabompo und Luambesi genannten Leambye vereinigt. Trotz der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses insektreichen Flußthals mit seiner herrlichen Vegetation und seinem unglaublichen Reichtum an animalischem Leben hatte er nirgends einen zur Gründung einer Missionsstation unter den Makololo geeigneten Ort gefunden. Er beschloß daher nunmehr den zweiten Theil seines Plans auszuführen und kehrte deshalb nach Linpanti zurück.

Die Makololo gingen bereitwillig auf seinen Vorschlag ein; denn sie schenken sich danach, mit den weißen Männern ungehinderten und gewinnreichen Handel zu treiben, wozu die Vermittelung der Nembori, welche im Jahre 1850 kurz vor Livingstone's erster Ankunft zuerst die Makololo zum Verkauf von Sklaven verleitet hatten, nicht hinreichte, sondern die Herstellung einer directen Verbindung mit der Küste erforderlich war. Es wurden daher in einem Utscho, d. h. in einer Versammlung, wo große Redefreiheit herrschte, 27 Mann auserwählt, die den Reisenden nicht als gedungene Diener, sondern im Auftrage ihres Häuptlings und Stammes begleiten sollten. Mit ziemlich leichtem Gepäck verließ die Reisegesellschaft am 11. November 1853 Linpanti und erreichte am 17. December Libonta, die letzte Stadt der Makololo, von denen die Expedition bisher aus freigebligke mit allen Lebensbedürfnissen ausgestattet worden war. Man betrat jetzt fremdes Gebiet, das der Balonda, und befand sich den 27. December wieder am Zusammenflusse des Leeba und Leambye (14° 10' 52" südl. Br., 23° 35' 40" östl. L.), von denen der erstere die bisherige nördlich-südliche Richtung des letztern fortsetzt.

Er schlängelt sich langsam durch die reichsten Wiesen, welche reich an weichen Binsen sind und vielleicht von Büscheln durchschnitten werden oder in der Mitte einen großen Teich aufweisen. Die Bäume sind mit dem frischesten Laubwerk bedeckt und scheinen wie in den anmutigsten Gruppen angelegt zu sein, so daß die Landschaft keinen größern Reiz herzustellen im Stande wäre.

Bisher war die Expedition auf Kähnen gerettet, welche

rend die dazugehörigen Ochsen am Ufer hinzogen; bei dem Dorfe der Nyamoana aber, einer Häuptlingin der Balonda, nöthigte unsern Reisenden die Furcht seiner Begleiter vor den ihnen feindlichen Walobale am westlichen Flußufer, sowie ein vor ihm befindlicher Wasserfall, der dringenden Einladung der Nyamoana, sie zu ihrem Bruder Schinte zu begleiten, Folge zu geben und mit Zurücklassung der Boote von nun an den mühsamern Landweg zu verfolgen. Die Gegend bestand zu einem großen Theile aus Wald mit grassbewachsenen Lichtungen; die Bewohner selbst, die Balonda, echte Neger, fand der Reisende abergläubischer als alle andern Stämme, mit denen er zusammentraf. Hier sah er auch die ersten Anzeichen des Schydenfests, von dem sich unter den südafrikanischen Stämmen kaum eine Spur entdecken läßt. Trotz des Mißtrauens, womit die räuberischen Makololo von ihren Nachbarn betrachtet werden, wurde Livingstone dennoch nirgends unfreundlich aufgenommen und vom Häuptling Schinte sogar äußerst glänzend empfangen und mit Freundschaftsbeweisen entlassen. Unweit des 12. Breiten- und 23. Längengrades bewerkstelligte die Reisegesellschaft den Uebergang über den Zeeba, der hier in seinem obern Laufe auf ähnliche Weise nach Osten ausbiegt wie der Zeeambye, und verfolgte sodann einen Nebenfluß desselben, der sie in nördlicher Richtung bis nahe an die große Wasserscheide des Atlantischen und Indischen Ozeans, dem Dilolose, brachte. Südwestlich von diesem liegt (unter 11° 37' 49" südl. Br., 22° 27' östl. L.) die Stadt eines andern angesehenen Balondahäuptlings, Namens Katema, welcher dem Fremden ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelte.

Von hier aus schlugen die Reisenden eine gerade westliche Richtung ein, welche sie über den Kasai oder Koko führte, einen prächtigen, etwa 100 Ellen breiten Strom, von dem die Eingeborenen sagten: „Wenn ihr auch monatelang auf ihm fahrt, ihr werdet zurückkehren, ohne sein Ende gesehen zu haben“, und den der Verfasser deshalb für den östlichsten großen Zufluß des Congo oder Zaire hält. Man befand sich jetzt unter Stämmen, welche der Verkehr mit den Sklavenhändlern corrumpt hatte. Von einem gastfreundlichen Entgegenkommen war nunmehr bis an die Grenze der portugiesischen Besitzungen kaum mehr die Rede, und es bedurfte zuweilen aller Geschicklichkeit und Energie des Führers, um seiner Schar den Durchzug zu sichern, für den einzelne Häuptlinge Bezahlung verlangten und insofern der Verzagtbeit seiner Begleiter theilweise auch erpreßten. Man verweigerte ihm die zum Flußübergange notwendigen Kähne und er mußte sich solche entweder mit Eiß verschaffen oder auch hindurchschwimmen. Seine Lebensmittel begannen knapp zu werden, die als Zahlungsmittel mitgebrachten Perlen fanden hier, wo man nach reikern Sachen wie Cassiot und Schießpulver verlangte, wenig Liebhaber, und sein Jagd zuvor in einem (zu Anfange des Buchs geschilderten) Kampfe mit einem Löwen verletzter rechter Arm hinderte ihn an der Versorgung seiner Mannschaft durch Erlegung des hier ohnehin wenig zahlreichen Wildes. Fügt man

hierzu noch die heftigen Fieberanfalle, welche ihn zuweilen tagelang niederwarfen, so erkennt man billig über die ungeheure Energie und die reichen Ausrüstungsmittel eines Weibes, wodurch er seinen unwissenden, rathlosen Begleitern ein so unbedingtes Vertrauen und eine so heftige Zuneigung einzubüßen wußte. In Mjambi, einer Ortschaft der Tschibouque, wurde Livingstone durch die Nachricht, daß er unter den Wäldern weiter westlich (nach Bihe und Benguela zu) alle seine Begleiter als Preis für die Erlaubnis des Durchzugs einzubüßen gescheit laufe, zur Wiedereinschlagung einer nördlichen Richtung bestimmt, die er bis zum Dorfe des Zonga Wanza, des letzten Häuptlings der Tschibouque (10° 25' südl. Br., 20° 15' östl. L.), einhielt, um von hier durch das Gebirge der unerschämten und feindseligen Baschinje nach dem Quango (9° 53' südl. Br., 18° 37' östl. L.) vorzubringen, da man als die Grenze des portugiesischen Territoriums ansehen kann. Dieser etwa unter dem 12.° auf dem Mosamburgebirge entspringende, und wie es scheint, fortwährend in gleichem Meridian bis zum 5.° fließende, alsdann aber unter dem Namen Congo südwestlich dem Meere zufließende Strom war an der Stelle, wo ihn Livingstone (am 4. April) passirte, 150 Ellen breit und sehr tief. Mit dem von einem Häuptling der Baschinje noch durch Drohung zu Gewaltthätigkeiten bestrittenen Uebergange über den Quango hörten, wenn auch nicht die Mühseligkeiten, so doch die Gefahren dieses Theils der Reise auf. Am 10. April erreichte die Reisegesellschaft Cassange im Lande der Barga, die am weitesten landeinwärts gelegene portugiesische Station. Hier wie auf ihrem ganzen übrigen Wege bis an die Küste fand sie von seiten der portugiesischen Behörden und Einwohner die zuvorkommendste Aufnahme. Von der verhältnismäßig unfruchtbaren Hochebene hinter Loanda aus erblickte die kleine muthige Schar zum ersten mal das Meer; Livingstone's Begleiter schauten mit Staunen auf den endlosen Ocean. Sie theilten ihm spärlich ihre Gedanken mit: „Wir gingen mit unserm Vater, u dem Glauben, den schon die Alten hatten und den wir für richtig hielten, die Welt habe kein Ende; aber einmal sagte die Welt zu uns: nun bin ich zu Ende, hier höre ich auf.“ Sie hielten früher die Welt für eine einzige grenzenlose Ebene.

Als sie am 31. Mai nach der Stadt St.-Paul in Loanda hinunterflogen, war Livingstone durch Krankheit auf das äußerste erschöpft und durch die Sorge um das Schicksal seiner treuen Begleiter niedergedrückt. Aber seine Besorgnisse erwiesen sich als ungegründet. Gabra, der englische Bevollmächtigte zur Unterdrückung des Sklavenhandels, nahm ihn mit offenen Armen auf und der Bischof von Angola und die portugiesischen Behörden überhäufte ihn und seine Gefährten mit zahlreichen Beweisen ihrer Güte. Die Makololo zeigten sich durch den Ernst und Anstand ihres Benehmens aus. Sie betrachteten die großen steinernen Häuser und die Kirche in der Nähe des Meers mit Staunen. Noch unbegreiflicher erschienen ihnen die beiden englischen Kriegsschiffe im Hafen. „Es ist nicht bloß ein Kafen, es ist eine

ab", sagten sie. Der G
: Kanone abzuschießen, un
: ungen von der Kraft einer
: sich, als Livingstone ihnen
: den Sklavenhandel", u

egrenzter Hochachtung zu
je, ehe der Missionar sich von den furchtbaren Stra-
: n seiner Reise erholte, und noch Anfang August
m er einen Rückfall, der ihn in ein wahres Skelet
: andelte. Während seine Heilung langsam, aber dies-
: gründlich vorschritt, hatten seine Leute sich als Holz-
: iler und Kohlenabhaber hübsches Geld verdient, wofür
: Kleider, Perlen und andere Artikel kauften, die sie
: in ihr Land zurücknehmen wollten.

Von der Regierung und den Kaufleuten in Loanda
: Anerkennung seiner Pläne zur Eröffnung des Landes
: reichen Geschenken aller Art für Seseletu und seine
: , sowie mit Empfehlungsbriefen an die portugiesi-
: Regierungen Westafrikas ausgestattet, verließ Living-
: , allen Verlockungen zur Heimkehr nach England
: er vollständigen Erreichung seines Ziels widerstehend,
: em er sich mit einem ziemlichen Vorrath an Baum-
: zeugen, frischer Munition und Perlen, und jeden
: Leute mit einer Klinte versehen hatte, am 20. Sep-
: r 1854 Loanda. Da er auf dem Rückwege im
: a dieselbe Reisroute wieder einhielt, so unterlassen
: , ihn abermals auf derselben zu begleiten, obgleich
: überaus mannichfaltigen und überraschenden Beobach-
: : und Erfahrungen den Leser völlig vergessen lassen,
: : auf schon betretenem Grund und Boden wandelt.
: ie zwei wichtigsten Absteher mögen kurz erwähnt
: . Den einen machte er südwärts nach dem Fort Pungo
: go (9° 42' südl. Br., 15° 30' östl. L.) am Flusse Goanza,
: lher häufig mit dem Congo verwechselt worden ist
: : ften Lauf erst Livingstone definitiv festgestellt hat:
: : entspringt etwa unter dem 13. Breitengrade, nahe
: he, strömt sodann in nördlicher und nordwestlicher
: ig bis zum Secogeberge nördlich vom 10.° und
: : sich um dessen nördlichen Abhang herum west-
: : llich dem Meere zu. Zum zweiten male wich
: : one von der frühern Route ab, indem er jenseit
: : osambagebirgs eine nordöstliche Richtung nach
: o (9° 31' südl. Br., 20° 31' östl. L.) im Lande
: : ntligen Balonda einschlug. Der Verfasser schreibt
: : ise Gegend:

s Land wurde dichter bevölkert, je weiter wir kamen,
: : kante noch weit mehr Menschen ernähren. Lebensmittel
: : Menge vorhanden; ein Huhn und ein Korb Mehl von
: : Schwere wurden für 1½ Elle sehr mittelmäßiges
: : lenzeug verkauft, das nicht mehr als drei Pence werth
: : an kann sich einen Begriff von der Billigkeit der Lebens-
: : rans machen, daß Kapitän Reeves 880 Pf. Tabak
: : Bangala für etwa 2 Pf. St. kaufte. In Centrallonda
: : an für diese Summe 7500 Hühner bekommen oder
: : sonen einen Tag lang mit Hühnern und Mehl nähren,
: : er ein Huhn und 5 Pfd. Mehl erhalten würde. Wenn
: : für Salz oder Galleol Lebensmittel kauft, so können
: : oren für einen Penny Werth einen Tag lang sich an
: : id Pflanzenkost satt essen.

Basaltmauern eines nicht mehr Felsenpaltes eingengt. Am ist eine Insel, zu deren beiden Säulen emporsteigen, welche römischen Namen („Hier tost Bon hier aus wendet sich der Breitengrad bis zum 27. Längs schreibt sodann bis zu seiner Kreisbogen, dessen Sehne der und dessen Scheitel sich vier Längdem 16. und 15.° südl. Br. Livingstone am 20. November abschiebet hatte, zog er, den best abschreibend, dem ersten sie desselben, dem in ziemlich 17. Breitengrade strömenden erwegs nur ein einziges mal eines mit den Matololo auf belästigt, die Freude, das Ziel sche endlich erreicht zu sehen. den beiden Flüssen einen effen fruchtbarer Boden und, einer Missionsstation gestatder freien Batoka hinter sich

zurückgelassen hatte, setzte er am 18. November beim Dorfe Semalembur's, eines angesehenen Häuptlings der Baschukolompo, über den hier mehr als 200 Ellen breiten Kafue und verfolgte sodann das von einer schönen Hügelreihe eingefasste nördliche Ufer dieses Flusses bis zu seiner Vereinigung mit dem Zambesi, ohne jedoch diesen interessanten Punkt im Lande der Babimpe selbst in Augenschein nehmen zu können. Am 14. Januar 1856 erreichte er den Zusammenfluß des beträchtlichen Loangwa mit dem Zambesi, wo er die Ruinen einer Kirche (15° 37' 22" südl. Br., 30° 32' südl. L.) und weiterhin die von 8—10 steinernen Häusern entdeckte, welche zu dem ehemaligen, für einen Handelsort ganz vortrefflich liegenden Zumbo gehörten. Dies war der westlichste Punkt, den die Portugiesen jemals von Osten her erreicht hatten. Je näher die Reisegesellschaft den gegenwärtigen Besitzungen der Letztern kam, desto größer wurden die Schwierigkeiten; denn sie gerietten mitten in den Krieg hinein, welchen die Eingeborenen seit zwei i. i. mit den Portugiesen, Führergewalt und dem Umstande, i überzeugen wußte, er gehörte ie Schwarzen lieb hat", verzisch man ihn mit seinen Leuten

Der mächtige Basengahäuptur seine feindseligen Absichten f ihn auch vorsorglich über den und tiefen Strom setzen. Da ngüsse der Zambesi über seine ie zahlreichen Nebenflüsse überh nur bis zu 32° 5' am süd wandte sich sodann südlich ri, eines Stammes der großen be den ganzen obenerwähnten

Scheitel des vom Zambesi beschriebenen Bogens aus und deren Regierungsform eine Art Lehensform i Einer von den Unterhäuptlingen dieser Nation i er berühmte „Kaiser Monomotapa“. Die Gefahren und Mühsale der Expedition stiegen jetzt auf, als sie mußte auf unwegsamen Pfaden die Dörfer wagen und da die Ochsen den Stichen der Lefse erlegen war so mußten sich die Leute eine Zeit lang von Bap und Honig nähren und Livingstone selbst mußte in der glühendsten Hitze zu Fuße fortschleppen. Am acht engl. Meilen von Lete entfernt, vermochte er nicht einen Schritt weiter zu bewegen und blieb auf der Erde liegen, schickte aber seine Empfehlungsbriefe an den mandanten ab. Etwa um 2 Uhr morgens am 2. wurde er von zwei Offizieren mit einer Compagnie daten geweckt, welche mit dem nöthigen Material „civilisirten“ Frühstück gekommen waren. „Das gnügen, welches mir das Frühstück gewährte“, sagte Verfasser, „ist nur mit dem Genusse zu vergleichen ich nach meiner Ankunft in Loanda in dem H. Gabriel empfand.“ Wunderbar gestärkt, hielt er 24 Stunden darauf in Lete (16° 9' 3" südl. Br., 33° 28' N) am Zambesi seinen Einzug. Da diese Jahreszeit im des Zambesi außerordentlich ungesund ist, so blieb er freundschaftlichen Einladung des anerschiedlich, gültigen verneuers Major Sirard folgend, bis zum Ende des in Lete, dessen Umgebungen er sorgfältig erforscht ließ er auch bei seiner Abreise am 22. April die Mehrzahl seiner treuen Reisegesährten unter der willenden Fürsorge des Gouverneurs in günstigen Verhältnissen zurück, indem er ihnen im Laufe des Jahres wiederzukehren und sie wieder in ihre Familien geleiten versprach: ein Versprechen, das er nicht gelöst hat.

Der Fluß, auf welchem Livingstone nach den hinabfuhr, ist mit zahlreichen Inseln übersät, die ein hinreichendes Fahrwasser gestatten. Das gänzliche Ufer war von den Kaffern verheert worden, die hier Landerns nennt, und die meisten der noch gebliebenen Einwohner erkennen die Autorität einiger Häuptlinge, nicht die der Portugiesen an. Unter befinden sich die portugiesischen Besitzungen in einem gänzlichen Verfall; die Portugiesen werden einen unterjochten Stamm angesehen. Die Station war ein noch viel erbärmlicheres Nest als Lete in der Unterdrückung der benachbarten Stämme ausgeübt legte größere Zufluß des Zambesi ist der aus dem herabkommende Schire, wo die Hügel, welche bisher ununterbrochen begleitet hatten, ausgedehnter Platz machten. Bei Mazaro (18° 3' 37" südl. Br., 31. L.), wo der Zambesi ein großartiger, mehr als 20 Meile breiter, inselfreier Strom ist, beginnt das ungeheure, bloß mit schlechtem Gras und Akazienfläche. Livingstone wollte eigentlich den Strom seiner Mündung verfolgen; als er aber hörte, daß Captain Parker bis dahin stromaufwärts gefahren der Beschaffenheit des Flusses sehr zufrieden ge-

so reiste er auf directem Wege nach der Hafenstadt Kilimane an dem gleichnamigen schiffbaren Flusse, der jedoch nur insofern für den nördlichsten Arm des Sambesi gelten kann, als sein Verbindungskanal mit diesem, der Mutu, welcher bei Majaro nur 10—12 Ellen breit und dessen Bett 16 Fuß höher ist als das des Sambesi, bei hohem Wasserstande von dem letztern gespeist wird. Acht seiner Leute hatten ihn auf ihre Bitte nach Kilimane begleiten dürfen, wo er den 20. Mai eintraf. Sie würden gern noch weiter mitgekommen sein; da aber Livingstone noch nicht wußte, wie er selbst nach Hause kommen würde, so gab er ihnen den Rath, von Kilimane, wo Hungersnoth herrschte, zu ihren Gefährten nach Lete zurückzukehren. Nur den Angeesehensten von ihnen nahm er mit, als er von den gastfreundlichen Portugiesen Schieb und auf einer englischen Brigg nach Mauritius fuhr. „Du wirst sterben, wenn du in ein so kaltes Land kommst“, hatte der Missionar zu ihm gesagt. „Das thut nichts“, antwortete er, „laß mich nur zu deinen Füßen sterben.“ Und er sollte sterben, nicht vom Klima, sondern von der Berührung mit der Civilisation. Sein tragisches Ende rechtfertigt es, wenn wir unsern Reisebericht mit den eigenen Worten des Verfassers schließen:

Wir verließen Kilimane am 12. Juli und erreichten Mauritius am 12. August 1856. Schwabe lernte einiges Englisch und war der Liebling der Mannschaft und der Offiziere. Er schien etwas bekümmert, da ihm an Bord alles neu und seltsam war, aber er bemerkte mehrmals: „Dies Land ist recht angenehm“, und „Was ist das für ein sonderbares Land, nichts als Wasser.“ Er sagte auch, jetzt verstände er, warum ich den Gervais gebrauchte. Als wir Mauritius erreichten, kam der Dampfer heraus, um uns in den Hafen zu holen. Die beständigen neuen und gewaltigen Eindrücke erreichten jetzt bei Schwabe ihren höchsten Grad, er wurde in der Nacht wahnhaftig. Anfangs dachte ich, er wäre vergiftet. Er war in ein Boot hinaufgestiegen, und als ich ihm nachgehen und ihn ins Schiff herankommen wollte, lief er nach dem Spiegel des Schiffs und schrie: „Kau, nein, es ist genug, wenn ich allein sterbe. Du sollst nicht mit zu Grunde gehen; wenn du herabkommst, stürze ich mich ins Wasser.“ Da ich nun seinen Zustand erkannte, so rief ich: „Schwabe, jetzt gehen wir zu Ma Robert.“ *) Da wurde er aufmerksam und sagte: „Ach ja, wo ist sie? und wo ist Robert?“ und er schien nachzudenken. Die Offiziere schlugen vor, ihm Ketten anzulegen, aber da er in seinem Lande ein vornehmer Mann war, so wollte ich dies nicht thun, da ich wußte, daß der Wahnsinnige oft eine Erinnerung an schlechte Behandlung behält, und ich möchte nicht, daß man in Seselet's Land sage, ich hätte einen seiner Vornehmen wie einen Sklaven in Ketten gelegt. Ich versuchte es, ihn ans Land zu schaffen, aber er wollte nicht. Am Abend bekam er einen neuen Anfall. Er wollte einen der Mannschaft mit dem Speere tödten und stieg dann über Bord. Wir sahen den Leichnam des armen Schwabe nie wieder.

Am 12. December 1856 war Livingstone wieder in England.

Fragen wir uns nun zuvörderst, welches sind die praktischen Resultate der forschenden in ihren nackten Grundzügen geschilderten Entdeckungsfreisen Livingstone's in Afrika? so ist die Antwort darauf folgende: Vor allen Dingen

*) D. i. nach Livingstone, nach der Gegend der Betschuanen, welche bei Rutter nach den Kindern benennen.

hat er durch die Entdeckung des Sambesi einen Weg in das Innere des Continents gebahnt. Aus dem in seinem Buche angeführten Gutachten des Kapitäns Parter und des Leutenants Hoskins geht von seiner eigentlichen, der Luabo oder Luama aus, ein Wasserlauf, wahrscheinlich durch 300 engl. Meilen von Zwanzig bis dreißig Meilen eine kleine Stromschnelle, die gesehen hat, weil er sie um, Stromschnelle ist eine andere wo der Fluß alljährlich vier Fahrzeuge Wasser vollauf und Wasserstände mit Leichtigkeit

Themensdampfer befahren werden kann. Damit wäre das verhältnismäßige gesunde Hochland von der Grenze des Centralbeckens erreicht, von wo aus Handels- und Missionstationen durch weitere Benützung des obern Sambesi einen ununterbrochenen Verkehr mit den innerafrikanischen Stämmen vermitteln würden. Livingstone hat ferner die den früher gäng und geben Ansichten widersprechende, obwohl neuerdings geahnte Thatsache festgestellt, daß die Productivkraft des innern Afrika außerordentlich reich und entwicklungsfähig ist. Die Betriebsamkeit, zu welcher es weder den Betschuanen noch den Negerstämmen an Anlage fehlt, bedarf zu einem blühenden Aufschwunge lediglich der Eröffnung von Absatzwegen. Es gibt auf der ganzen, von Livingstone durchwiesenen Reiseroute nördlich vom Tschobe nur wenige Punkte, welche nicht in einem ausgedehnten Grade zur Betreibung des Ackerbaus oder der Viehzucht geeignet wären. Abgesehen von den jetzigen Ausfuhrartikeln jener Gegenden, die erst alsdann gehörig zu Rathe gehalten und verwertet werden würden, ließe sich mit Leichtigkeit der Anbau der Baumwolle im Westen und der des Reis und Zuckerrohrs im Innern einführen und dadurch nicht nur dem Sklavenhandel in Afrika, sondern auch der Sklaverei selbst in Amerika direct wie indirect die Art an die Wurzel legen. Was Südafrika an mineralischen Schätzen bergen mag, läßt sich fürs erste nur ahnen. So besitzt das untere Sambesithal nicht allein Gold und Eisen von vorzüglicher Güte und in großer Menge, sondern auch zahlreiche ausgedehnte Kohlenlager. Livingstone hat Grund zu der Annahme, daß das ganze Land zwischen Zumbo und dem Lupatagebirge ein Kohlenfeld von mindestens 2½ Breitengraden (also ungefähr 1500 geogr. Quadratmeilen) Ausdehnung ist.

Doch so wichtig diese Ergebnisse und so großartig diese Ausichten sind, die wissenschaftlichen Ergebnisse von Livingstone's Reise sind ungleich großartiger. Er hat der Geographie ein unermeßliches Gebiet erobert, dem Menschengeschlechte einen ungeahnten Einblick in bisher verschlossene Theile seines Wohnplatzes verschafft, neue Völkerstämme an das Licht der Weltgeschichte gezogen und dem Fortschritt der Cultur und Solidarität unter den Nationen des Erdballs neue Bahnen eröffnet, neue Aufgaben gestellt. Seine zahlreichen mathematischen Bestim-

mungen (denen sich noch eine nicht unbeträchtliche Reihe annähernder Ortsbestimmungen nach sorgfältig verglichenen ungeprüften Angaben der Eingeborenen anschließen) mögen hier und da einer nochmaligen Prüfung bedürfen, da er weder Astronom von Beruf noch mit allen notwendigen Instrumenten ausgerüstet war. Sie würden gleichwohl hinreichen, seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft zu verewigen. Und dennoch verschwinden sie gegen seine Leistungen auf dem Gebiete der physikalischen Geographie. Wir wüßten unter den neueren Reisewerken kaum zu nennen, das bei einer solchen Stoffmasse so viel absolut neue Thatsachen beigebracht hätte. Livingstone besitzt eine wunderbare Beobachtungsgabe und ein feines, sinniges Verständnis für alle Erscheinungsformen der belebten Natur, die er nicht mit dilettantischer Oberflächlichkeit, sondern mit der Meisterhand des Kenners schildert. Neue und immer neue Bilder aus dem Reiche der Flora und noch mehr aus dem der Fauna erfüllen seine landschaftlichen Gemälde mit einem wunderbaren, schwellenden Lebensinhalte. Wir müssen darauf verzichten seine Verdienste nach dieser Seite näher zu charakterisiren, da der Raum und nicht verstattet, einzelnes in extenso beizubringen und wir die Ergebnisse dieser naturwissenschaftlichen Beobachtungen ebenso wenig zu generalisiren wagen wie den reichen Schatz interessanter, beziehungsreicher Thatsachen in den Schilderungen der natürlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten, der häuslichen, öffentlichen und religiösen Sitten und des physischen und moralischen Zustandes der zahlreichen Volksstämme, mit denen er während seines langjährigen Aufenthalts in Afrika in nähere oder entferntere Berührung kam. Wir wollen aber nicht unterlassen hinzuzufügen, daß uns Livingstone selbst an verschiedenen Stellen seines Werks die Folgerungen aus den von ihm beobachteten Thatsachen, namentlich auf ethnographischem Gebiete, in allgemeiner und wir dürfen wohl sagen in endgültiger Form vorlegt. Das wichtigste dieser Resultate wollen wir aber um so weniger ganz mit Stillschweigen übergehen, je höhern Werth der Verfasser, und mit vollem Rechte, auf seine Entdeckung legt. Wir meinen die geologische Konfiguration Centralafrikas.

Wir erwähnten bereits oben, daß der Nilossee die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Ocean bilde. Derselbe gibt nämlich einen Theil seines Wassers an zwei Flüsse ab, die beide den Namen Kotebre führen, von denen aber der eine nordwärts dem Kasai und mit diesem dem Congo, der andere dem Kereba und mit diesem dem Zambesi zufließt. Gleichwohl lag der See nur 4000 Fuß über der Meeresfläche und 1000 Fuß unter der höchsten Spitze des westlichen Bergzuges, und gleichwohl sah der Reisende statt der hohen Schneedeckten Berge, die er erwartete, ausgedehnte Ebenen, über welche man einen Monat lang reisen kann, ohne etwas Höheres als einen Anreißenhügel oder einen Baum zu sehen. Diese merkwürdige Thatsache führte ihn zur Entdeckung der Waldenform Centralafrikas, für welche außerdem die von ihm gemachte Bemerkung sprach, daß die alten Schieferstein an den Seiten sich nach dem Centrum hinneigten

und ihre Strichungslinie mit der größern Achse des Continents fast zusammenfiel, und daß die jüngern Granittrappfelsen da, wo sie in Tafelform über das Centralplateau ausgebreitet waren, edlige Stücke älterer Felsen in sich schlossen, welche Algen der alten Schiefer enthalten, die den Boden des ursprünglichen Wasserbeckens gebildet haben müssen. Zugleich ergab sich ihm die Unhaltbarkeit des bisher für das Vorhandensein hoher Schneberge angeführten Grundes, nämlich der Allüberschwemmungen. Solche periodische Ueberschwemmungen finden auch beim Zambesi statt. Der Regen scheint dem Lauf der Sonne zu folgen, denn er fällt im October und November, wenn die Sonne auf ihrer südlichen Bahn diese Zone berührt. Kehrt dieselbe nach Norden zurück, so hat man im Februar, März und April die großen jährlichen Regengüsse, und die Ebenen, welche im October und November gut besenkt waren und den Regen wie Schwämme aufsaugten, werden jetzt übersättigt und senden jene Fluten klaren Wassers aus, welche die Ufer des Zambesi überfluthen. Auf ähnliche Weise sind wol auch die Nilüberschwemmungen zu erklären, da beide Flüsse in derselben Gegend entspringen; denn der Unterschied in der Flutperiode erklärt sich vielleicht aus der Lage beider Flüsse auf entgegengesetzten Seiten des Aequators. Livingstone erfährt von Arabern aus Zanzibar, daß das Land östlich von den Theilen Lomdas, die er durchreist hatte, in seiner Bildung ihnen ähnlich ist. Sie sprachen von sumpfigen Steppen, von denen einige keine Bäume haben und wo die Leute Gras und Korngalme als Feuerungsmaterial benutzen. Auch soll ein großer seichter See in jener Richtung liegen, Tanganika genannt, welchen auf Rähnen zu überfahren man drei Tage braucht. Er hängt mit einem andern, Malagwe (Marague?), der weiter nördlich liegt, zusammen und ist vielleicht der Nyanja der Maravi. Aus diesem See kommt in vielen kleinen Armen der Loapula, der östliche Arm des Zambesi, der von Nordwest her bei der Stadt des Gazembe vorüberfließt, von wo noch zehn Tagereisen bis zum Süden des Sees sind. Wahrscheinlich ist dieser die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und Nil, wie der Nilos zwischen dem Kereba und Kasai. Hoffentlich werden die Untersuchungen des Kapitäns Burton auf seiner jetzigen Reise dieses große geographische Problem lösen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Livingstone's Beobachtungen genau mit den Schlussfolgerungen übereinstimmen, zu denen Sir Robert Murchison bereits drei Jahre vorher auf wissenschaftlichem Wege gelangt war.

Es ist interessant zu beobachten, wie die schon in der Jugendbildungsgeographie Livingstone's mit seltener Entschiedenheit ausgesprochenen Charaktereigenschaften des Forschers, des Forscherdranges und der eifrigsten Bilkraft und Beharrlichkeit dem getriebenen Manne jene große Lebensaufgabe vorzeichnet und deren Lösung ermöglicht. Wir glauben aber in jener Bildungsgeographie auch denjenigen Zug wiederzufinden, welcher den Resultaten seiner staunenswerthen Thätigkeit ihre letzte und höchste Weihe gibt — wir meinen seine echt humane Welt-

scheuung. Theologische Studien haben ihn zu keiner Zeit abschließlich oder auch nur vorwiegend in Anspruch genommen und seine innern religiösen Erfahrungen haben niemals seine Ansicht in die Bedingungen der ihn umgebenden Außenwelt getrieben. Livingstone erscheint auch in dem vorliegenden Werke durchweg als ein aufrichtig gläubiger und frommer Christ; aber er zeigt nicht die entfernteste Spur von jener englisch-irische Beschränktheit, wodurch sich z. B. sein Schölergervater Moffat auf so anstößige Weise auszeichnet. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß ihm einzelne Vorurtheile anhaften; aber diese sind harmloser Natur und verschwinden vor der unbestechlichen Gewissenhaftigkeit des wissenschaftlichen Forschers und vor der tiefen glühenden Begeisterung für das Wohl seiner Mitmenschen. Der Aufenthalt unter den südafrikanischen Völkern ist ganz dazu angethan, die Nebel religiöser Befangenheit zu zerstreuen, und nur die einseitige, beschränkte Vorbildung, welche den meisten Missionaren zu Theil wird, macht es erklärlich, wenn alle ihre religiösen Bestrebungen fruchtlos bleiben und ihr geistiges Auge sich den tiefen und allgemeineren Gesetzen der Menschheitskultur verschließt. Livingstone berichtet über den Mangel an religiöser Empfänglichkeit für die positiven Sagen des Christenthums unter den Kaffern und Betschuana genau ebendasselbe, was uns Andersson über die Namaqua und Damara mittheilt.

Selbst den gesunkensten dieser Stämme braucht man nicht vom Dasein eines Gottes oder von einem künftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen ist. Alles, was nicht auf natürlichem Wege erklärt werden kann, schreibt man der Gottheit zu, wie Schöpfung, plötzlicher Tod u. s. w. „Wie wunderbar hat Gott das gemacht!“ ist eine sehr gewöhnliche Redensart; ebenso die folgende: „Er ist nicht an einer Krankheit gestorben, Gott hat ihn getödtet.“ Und wenn man von den Verstorbenen spricht, so sagen sie: „Er ist zu den Göttern gegangen.“ ... Wenn man die Verkündern unter den Bakena über ihre frühere Kenntniß von gut und böse, Gott und zukünftigem Leben fragte, so spotteten sie darüber, da sie nie eine hinreichend klare Vorstellung über diese Gegenstände gehabt haben. Was ihre Ansicht von recht und unrecht betrifft, so gestehen sie, daß sie nichts, was wir Sünde nennen, jemals anders aufgerast hätten, als Eine ausgenommen, daß es unrecht sei mehrere Weiber zu haben; und sie versichern, daß sie jederzeit, noch ehe sie etwas von den Weißen wußten, den Regenschauern gegenüber dieselbe Ansicht von directem Einflusse Gottes auf den Regen und von der Errettung in Zeiten der Gefahr gehabt hätten wie jetzt. Der Mangel an jeder Form des Gottesdienstes, oder an Götzenbildern, oder heidnischen Gebeten oder Opfern macht, daß man die Kaffern und Betschuana zu den gottlosesten aller Menschenrassen rechnet.

Diese dem Religionsphilosophen jedenfalls willkommenen Stelle scheint uns zu beweisen, daß sich den genannten Volksstämmen nur durch eine allmähliche und vorfichtige Erweiterung und religiöse Vertiefung ihrer rationalistischen Grundbegriffe über Gott und Nichts beikommen läßt. Livingstone selbst bekannnt sich zwar nicht direct zu dieser Ansicht, aber er hält doch die gleichzeitige Heranziehung aller übrigen Culturmomente und Hülfsmittel für unerlässlich, wenn das Christenthum jemals Boden gewinnen soll. Vor allem will er auf die Förderung des Handels Bedacht genommen wissen, weil nur so das

aus dem Heidenthume entspringende Gefühl der Beseelung beseitigt Civilisation auf den Würden, a geistliche und sch fante Schilderun daß die Wirkung in seiner Hand benen Wortes, Verständniß fun bei etwas verän für zweckmäßig, Er sollt deshalb fahrungswelse u seine aufrichtige dasjenige, was Die Hochkirche li auch von dieser katholisch als he dependenten, all ruft er herbei der Mission, wie er es versteht:

Ich v
besserung d
Mittel, du
Menschen l
seiner Spß
Vaters im
borgenen M
gleich dem
ander schli
rannei verl
die Opfer
Nationen d
ren, und
arbeiten na
nach demsel

Mögen seinem Rufe zahlreiche Männer folgen, besetzt von denselben erhabenen Ideen, und von gleich großartigen Perspektiven in die Zukunft begeistert, Männer, denen, wie ihm, die Bibel die Magna-Charta aller Rechte und Privilegien der modernen Civilisation ist!

Die beiden umfangreichen Bände sind von der Verlagsbandlung in der gewohnten Weise vortreflich ausgestattet worden. Wir vermissen aber das dem Andersson'schen Reisewerke beigegebene Sachregister, das hier noch viel unentbehrlicher ist, und bedauern wiederholt auf den Uebelstand hinweisen zu müssen, daß die auf der Karte beobachtete Schreibart der Namen von der im Buche total abweicht. Für die Ähnlichkeit des beigegebenen Porträts möchten wir nicht unbedingt einstreichen, da es von einem andern und zu Gesicht gekommenen, von Mayall photographirt, ganz entschieden abweicht.

Moriz Kirbach.

Gegen den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft.

Wie viel entbede die heutige Naturwissenschaft? Ein kritischer Versuch im Sinne des Fortschritts, besonders gegen Herrn Dr. E. Bächner's „Kraft und Stoff“ und „Natur und Geist“, von Albert von Wlos. Straßburg, Beckmann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Kgr.

Unter den vielen Stimmen, welche sich in unsern Tagen so entschieden gegen den neuern naturwissenschaftlichen Materialismus von Amerika herüber, erschmetternden Gewalt, besitzt sie sich kampfluftig gegenüber. Ein, wo es sich um die Wissenschaft handelt, aber sie aber, so oft es sich um Punkte der Wissenschaft zu beinträchtigen den Spott scheint und geeignet, mitunter fein gedacht, meist aber rascher geschleudert, daß man alles Unsaubere niedergeschmettert und auf ewig zum Schmutzigen gebracht. Eine solche Schrift wird viel gelesen werden. Sie giebt allerdings Del ins Feuer, indes verlangt es die unheimlich glühende Zeit, daß die Flamme Luft bekommt, damit sie nur an einem begrenzten Plage verheere und nicht das Ganze in Gefahr bringe. Die Absicht zu retten und zu schämen ist ehrlich und gut gemeint, obgleich die Mittel oft gar zu blump und rücksichtslos gewählt sind. Den unparteiischen Männern von Fach wird die Schrift willkommen sein, weil dieselbe kühn und energisch das thut, wozu sie aus Rücksicht auf die ferne Entwicklung der Wissenschaft nicht gern die Hand bieten konnten. Dem unparteiischen gebildeten großen Publikum wird sie noch willkommener sein, weil sie ein offenes Neres Licht in die düstern Winkel der Scheingelehrten wirft und die ausdauernden Liebhaber erkennen läßt, womit das geistige Deutschland schon seit Jahren beunruhigt worden ist.

Der Verfasser ist ein Deutscher, der seit zehn Jahren unheimlich sein Vaterland meiden mußte. Das Buch macht hierauf aufmerksam, ohne näher in die Sache einzugehen. Von Politik ist überhaupt wenig die Rede, obgleich darin wol vorzugsweise die Ursache zu seiner gezwungenen Auswanderung liegen mag. Der Verfasser hat sein Vaterland unaussprechlich lieb, ist aber auch bezaubert von der segensreichen Natur Amerikas und beklagt es tief, daß seine Bewohner nicht so glücklich sind, wie die freie Völkerung und die freie Natur sie machen könnten. Und wenn er sich nach den Ursachen dieses Unglücks umsieht, so findet er in dem platten Materialismus, der schon seit der ersten Entdeckung unvertilgbar Wurzel geschlagen und seitdem immer üppiger und üppiger fortgewuchert hat, die beklagenswerthe, wichtigste Quelle. Er habe die lange gesuchte und vergebens ersehnte politische Freiheit hier wirklich gefunden, aber er habe auch gefunden, daß dieselbe zu einer gemeinen Noth des wuchernden Geldverderbs erniedrigt worden sei. Die edle geistige Freiheit des Menschen, die das Gute und Schöne um seiner selbst willen liebt und erstrebt, kennt der Angloamerikaner, einzelne hervorragende Männer ausgenommen, fast gar nicht, ihn forciert nichts weiter, als die Kunst, schnell Geld zu machen. Dadurch ist hier ein Materialismus ausgebrochen, welcher das ganze Land und ihre Bewohner bis in die kleinsten Details freibändig angestrichen hat. Der Verfasser ist nun sehr in Sorge, daß dieser amerikanische Materialismus auch sein geliebtes Deutschland vergiften könnte, denn es schlägt nicht bloß im Handel und Geschäftsleben überhand, sondern auch auf dem Felde der Wissenschaft einige niedrige Seelen einen Ton an, der gerade in diesem Punkte das Schlimmste befürchten laßt. Er gesteht, daß es ihm unmöglich gewesen sei, ein bloßer Zuschauer zu bleiben. Deutschlands ideale Höhe auf dem Felde der Literatur und Kunst müsse ihm bewahrt werden, es sei dies das einzige, womit dasselbe allen andern Nationen wehrhaft imponire, worin seine innere Glückseligkeit begründet sei.

Den rein wissenschaftlichen Forschungen der Männer von Karl Vogt, Moleschott, Emil du Bois-Reymond laßt er sich Gerechtigkeit widerfahren, durch sie müßten die Befürer des Fortschritts von Reichthum über den feuchtesten Menschen hinweggeführt werden. Er greift diese Herren nur da an, wo sie die Grenzen ihres Wirkungsgebietes überschritten haben und in den Folgerungen und Behauptungen stehen, welche der gesunde Verstand ein Ende zu machen drohen. Dagegen schlägt er so hartnäckig auf die Nachwerke der Ueberfahrenen los, welche zu perfidien Zwecken ihre Feder in Bewegung gesetzt haben und die unwissenschaftlichen Nachwächse der Männer von dem manngericht für den großen Haufen zu machen streben, um im Traben sitzen zu können. Darauf zielt sein ganzes Werk. Und damit er sich nicht jerschlittere, so behält er Bächner's „Kraft und Stoff“ und „Natur und Geist“ durchsicht im Auge. Diese Bücher hat ihm ganz vorzugsweise widerwärtig, und er läßt auch nicht ein Haar Gutes an ihnen. Dem Leser geht so weit, daß er es zuweilen nicht unterlassen kann, persönlich zu werden. Dies wird manchem Leser nicht recht gut gefallen, aber man darf nur nicht vergessen, daß die Herren der Gegenpartei gerade durch niedrige persönliche Angriffe die merkwürdiger auf ihrer Seite gehabt haben, daß sie in der That mehr empfindlicher geschlagen werden können, als wenn sie verhöhnt und lächerlich gemacht werden. Es ist sehr gut, daß dies durch einen Deutschen geschieht, der die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Republik der Vereinigten Staaten Amerikas zehn Jahre lang vergebens gesucht hat; der es weiß, wozu der niedere Materialismus führt, wenn man ihm seinen Damm setzt oder ihn nicht in der Wurzel vertilgt.

Das Werk ist eine Zusammenfassung von zehn größeren Abschnitten, welche dann alle wieder in mehrere kleinere Theile zerfallen. Den ersten Abschnitt bildet die Einleitung, im zweiten wird über den Wissensdrang des Menschen als die Quelle aller Erkenntnis gesprochen, der dritte sagt Bächner im allgemeinen ins Auge, der vierte gibt eine Kritik über „Kraft und Stoff“, der fünfte spricht über die Naturgesetze, der sechste über das Weltall, der siebente über den Menschen, der achte über Religion, der neunte bringt ein Wort über „Gut und Böse“, der zehnte bildet den Schluß des Ganzen, er zeigt den Ursprung der Werte und gibt eine beherzigenswerthe Schilderung unserer jetzigen Zustände.

Der Verfasser macht in der Einleitung darauf aufmerksam, daß die Wahrheit der Person und Partei nur so lange gut zu bleiben, wie beide um jeden Preis an ihre hängen, und daß es ein schlechtes Beispiel für alle sei, an einem andern Fehler zu tadeln, den man selbst heget. „Die Herren“, sagt er, „haben philosophische und theologische Autoritäten für unwirksam und übertriebene Behauptungen lächerlich gemacht — das war gut; sie wollen aber selbst Autoritäten sein für unwirksamere andere — das ist schlecht. Und beharren sie darin, dann laßt und laßt sie lachen, wie wir über jene gelacht haben. Unsere Erde wird noch manchmal ihren Kreislauf um die Sonne vollenden, ehe manches erloschen wird, was Dr. Bächner schon jetzt belächelt. Solche Anticipation erlaubt sich die englische Regierung mit den Zollgesetzen; für Wahrheit in der Wissenschaft ist dieselbe nicht zulässig. Und manches von Herrn Bächner Behauptet wird wahrheitsfalsch, manches ungewissenhaft ist niemals als richtig bewährt.“

In den weitern Besprechungen bezeichnet der Verfasser Bächner's „Kraft und Stoff“ kurz mit I und dessen „Natur und Geist“ mit II. Es wird vermuthet, daß II zum Theil geschrieben wird, um die über I eingegangenen Kritiken zu widerlegen und am das Ganze noch einmal „maulrecht“ zu machen für den großen Haufen. Die Form der Antikritik wurde sorgfältig vermieden, damit das laufende Publikum nicht aufmerksam wird auf die Kritiken selbst. „In II fühlt sich überall heraus, daß der Verfasser daranging, ohne die Idee in I vermehrt, gerinigt, verläßt zu haben; sogar eine gewisse geistige Erschlaffung für seinen Gegenstand ist bereits unverkennbar. Dr. Bächner hatte sein Werk

! nahezu verbraucht, und doch sollte noch ein Buch geschrieben werden, um u. s. w. Da konnte letzteres freilich nicht auffallen, wäre es auch keine gewöhnliche Erscheinung, daß Geist solcher Herren schneller altert als ihr Körper. Der feinste Titel wäre: Natur ohne Geist."

Man würde nun aber sehr irren, wenn man nach dem soeben mitgetheilten schon einen Schluß auf das ganze Buch machen ließe, so daß Büchner mit rücksichtsvollen Händen darin gewandert werde. Um diesen Irrthum gleich anfangs gründlich zu eilgen, so geben wir vorerst eine einleitende kleine Probe. Ist bekannt, wie zuversichtlich Büchner über ein wirkliches Wissen Betreff der Geschichte unserer Erde redet. Der Verfasser ist Recht der Ansicht, daß wir ungeachtet der glänzenden Forschungen doch immer nur von Vermuthungen über die Geschichte der Menschheit reden dürfen. Dann geht er aber los und sagt: ruht Dr. Büchner nicht einmal die Bedeutung des Wortes kennen? Das gehört ja zum Anfang der Logik. Sieh, lieber T., das sind keine Götter! — Nein, Dr. Büchner, von der Geschichte der Erde weiß bis jetzt keiner etwas, und Sie wissen nichts. Ist Ihr ganzes Wissen von ähnelicher Beschaffenheit wie dieses, dann sind Sie ein trauriger Doctor! — Man kann man vermuthet manches über die früheren Perioden unserer Erde, und einiges hat ausreichende Wahrscheinlichkeit, es zu glauben; aber allermindestens so lange wir wegen der Hoffnungen nicht völlig im Klaren sind, werden Verständige von wissen reden über diese Fragen. Für seinen geistigen Athbedarf mag Dr. Büchner überzeugt sein, drei und fünf zu zehn; das darf ihm niemand wehren, gegen den er nicht eine Forderung derartig aufstellen will. Macht er aber die Presse Propaganda für solches dummes Zeug, dann der Unfug desselben auf gleiche Weise gezeigt werden."

In I sagt Büchner noch, daß Atom nur ein Ausdruck für nothwendige Vorstellung sei, welcher wir für gewisse Zwecke setzen, und macht darauf aufmerksam, daß aus von dem Dinge, wir Atom nennen, noch der wirkliche Begriff abgehe. In II er die Atome für eine Entdeckung der Naturforscher an, vergleicht dieselbe auch mit Leverrier's Vorausberechnung des Uran. Darauf sagt nun unser Verfasser: „Will Dr. Büchner diese Windbeutelei nicht näher begründen? Und auf welche Würdigkeit können fortan Forscher für ihre wirklichen Entdeckungen rechnen, wenn sie diesen schönen Ausdruck derartig ausheben lassen von ihren Kolportieren? Welche Schwachheit muß Dr. Büchner seinen Lesern zutrauen! In II, 81 er nicht in einem Athem alle Gründe aufzählen, die zur Hume von Atomen berechnen, und was er in der Kürze darlegt, ist so beschaffen, daß die meisten es um so weniger zu verstehen, je mehr sie es lesen. Er hätte besser gethan, die Hume einfach abzuschreiben von Liebig. Eine Seite vorher er, das Atomsystem müsse so richtig sein, wie Leverrier die Planeten gefunden; zwei Seiten später wird man e nur so lange beibehalten, bis man Besseres an dessen setzen kann, und einen Bogen weiter ist dasselbe pure Entdeckung der Naturforscher. Welcher Kohn! Und wenig Denken wäre nöthig, um richtig zu urtheilen über welcher ihn erbaute und sich Doctor nennt! Der gelehrte m aber läßt sich von diesem kugelrunden Würfel ruhig hlen."

Büchner sagt in II, daß die genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen keinen Zweifel über die sogenannte Unsterblichkeit des lassen; auch gesteht er, daß wir nicht im Stande wären, nen auch nur entferntesten Begriff von ewig oder unendlich hen. Dies letztere stellt niemand in Abrede, um so mehr über unbegreiflich, wie Büchner in seinen vielgelesenen Büchern verschwendet um sich wirft mit der Ewigkeit und ichtigkeit. „Muß Dr. Büchner seine lieben Leser nicht geradezu fällig halten, wenn er diese Unbegreiflichkeit von Ewigkeit taver Weise zugeht und ihnen gleichwohl so oft sagt: ewig, jenes ist ewig? Ist hierbei anderes möglich, ; entweder er selbst auch außergewöhnlich beschränkt sei

o!
w
n
b
i
e
se
a
f
h
f
e
b

3
Q
A
P
b
n
b
A
b
b
3
E
A

ählich zu disputieren; oder geschieht dies nur, um mich überd Ohr zu hauen? Bei deiner selbstgepriesenen Wahrheitsliebe wirst du mir dieses Urtheil nicht übel nehmen, sofern ich dessen Richtigkeit nachweise, und dazu erlaube mir Folgendes. . . Was die Werke der Menschenhand sind Wirkungen bestimmter Ursachen? Und das sagt du, der Naturforscher sein will? Ich werde keine Unwahrheit berichtigen. Wachsen Gras und Bäume ohne Ursache? Ist der Mensch selbst nicht eine Wirkung von dergleichen? Kann das Wasser bergauf fließen? Sind die sanftesten Winde, die brausendsten Stürme ohne Ursache? Spielen der Vesuv und Aetna ihre Flammen ohne Grund? Hebt sich die Nordküste des Baltischen Meeres, versinken kleine Inseln aus Zufall? Kommen Ebbe und Flut nicht vom Monde? Sind die Eisberge der Polarmeere, ist die Eisbedeuge des Geisens auf Island ohne Ursache? In unserer ganzen Natur ist nicht eine einzige Wirkung ohne Ursache! Ueber dieses kleine Theilchen des Weltalls kommen nur die Astronomen hinaus, und wo sich diese jenseit der Erde etwas erklären können, da geschieht es lediglich durch das Causalitäts-gesetz. Und S. 47, 48, 49, 50 meines Buchs behauptest du mehr als erwiesen ist, um die Allgemeinheit der Naturgesetze darzutun. Beruhen aber alle diese auf etwas andern wie Causalität? Nur vermittelt ihrer konnten wir die bis jetzt bekanntesten verstehen. Nachdem du dich förmlich abgequält hast, die Causalität im ganzen Weltraum heimisch zu machen — ein preussischer Feldwebel würde sagen: sie überall einzunquartieren —, soll daraus plöblich folgen, daß sie aus Weltall nicht anzuwenden sei? Ich bin specieller Landmann von dir und kann dich also nicht beleibigen mit dem Gekändnisse, daß hierbei den ersten Gedanken an Logik sogleich die Erinnerung an die alte Lebensart begleitete: O, du blinder Esel!" Der Verfasser redet so noch einige Seiten fort im Namen des dialogischen Wilhelm und kommt zu der unumstößlichen Wahrheit, daß niemand ein tüchtiger Naturforscher sein kann, der die Causalität leugnet. Darin und Rolschott wirklich die Naturforscher der Ursache er August, will ich wol am Schlusse; „fällt sie und Stoff, in welchem ich hat, dann breche ich

nur b

stand vorläufig ab und werde dir etwas gesundes Menschen von sensu im Englischen." rgersehe steigert sich die Erbitte, und er hat ein Recht dazu, gerecht so weit, daß er sogar spricht. Da wird nun die wahrscheinlich Bächner die geworden sei. Dann spielt, welche den Gedanken einer huer's gar nicht aufkommen elbe, „daß die Bäume nicht die wir doch noch sein Recht zu Bäume nicht bis in den Himmel zweckmäßig sein, wenn sie unser Verfasser aus: „Deset Junge! Das ist Bächner'sche deine Kinderchen sich darüber mir nur zu erklären, dann in einer Gegend von Dessen den, wo die Bäume wirklich h würde vollkommen deutlich, l.“ Bächner lächelt darüber,

wenn man sagt, daß die Farben der Blumen da sind, um das menschliche Auge zu ergötzen; denn, sagt er, wie lange blühten Blumen, die nie ein menschliches Auge sah, und wie viel blühen noch heute, die nie ein Auge sieht, von einer prächtigen, in den herrlichsten Farben prangenden Fauna (?) auf dem Meeresboden, sowie von einer nicht minder prächtigen Thierwelt daselbst zu berichten. „Man wird mich nicht zu denen zählen“, sagt unser Verfasser, „die einen Glaubensartikel daraus machen, die Blumen seien nur zur Ergötzung des menschlichen Auges da. Fragte man aber Hrn. Bächner, ob er erweisen könne, daß ihre Farbenpracht schon in der vormenschlichen Zeit den gegenwärtigen Grad erreichte? Dann ist der Herr Doctor sozusagen mit seinem Latein am Ende. Er sagt II, 148 selbst, die frühere Flora sei einformig gewesen, weiß aber natürlich nicht, was daraus folgt für diese Frage. Ich wiederhole, daß ich jene Behauptung nicht mit unterschreibe; wird sie aber von einzelnen Theologen gemacht, so ist das lange nicht so einseitig, wie viele von Hrn. Bächner's Fäselien. Wozu Schönheit auf dem Grunde des Meeres? Für die Bevölkerung desselben, wenn Hr. Bächner das nicht weiß. Als der junge Mensch das Kapitel über die Zweckmäßigkeit der Natur schrieb, warfte er scheinbar noch nicht, was er im Kapitel über die Thierwelt von andern abschreiben würde. So ist es gekommen, daß er, der sich ein paarmal als Mensch exemplarisch bescheiden anstellte, hier einem Taucher gegenüber die ungezählten Millionen Bewohner des Ozeans für nichts achtet, obgleich er sie alle dort umher schwimmen läßt mit einer Seele, die unserm Geiste qualitativ gleich sein soll. Welche Barbarei! Und es ist auch undenkbar, denn viele von ihnen erhalten uns durch den Walrath die Dunkelheit des Abends; zieht jedoch Hr. Bächner dabei Schöpfungstalg vor, dann nehme ich diesen Vorwurf natürlich zurück. Geringe Aufmerksamkeit auf den Satz stellt übrigens außer Zweifel, daß Hr. Bächner Fauna statt Flora selbst noch in der dritten Auflage gebraucht. Und machst du dich ein wenig vertraut damit, lieber Leser, wie oft derselbe etwas abschrieb von andern, ohne es ordentlich zu verstehen, dann wird dir auch wahrscheinlich werden, daß der Naturforscher Bächner 1856 wirklich noch nicht wußte, was das Wort Fauna bedeutete.“

Wir machen nun gleich einen Sprung in der weiteren Besprechung des Buchs und gehen zu dem Abschnitt über den Menschen über. Hier spricht jedes Wort des entrüsteten Verfassers Feuer und Glut. Man liest es mit dem gespanntesten Interesse und erkennt über den sprudelnden Witz des Verfassers, so oft sich derselbe über eine sogenannte Fäseli Bächner's läßt machen kann. Zuerst wird der Leser mit dem Körper des Menschen von dem Verfasser bekannt gemacht, wobei dieser nur gelegentlich einen Hieb auf die Materialisten ansetzt; so wird erwähnt,

daß Bächner in I das Herz des Menschen mit einer Dampfmaschine vergleiche und dabei bemerkt, daß hieraus zu schließen sei, wie Bächner entweder sein Herz oder seine Dampfmaschine kenne. Später sagt er ganz vorzugeweise den bekannten Ausspruch Rolfschott's: „Ohne Phosphor kein Feuer!“ (S. 17) und fügt hinzu: „Es sei zu achten, meint der Verfasser, daß man den Phosphor als einen Bestandteil des Gehirns gefunden habe, es sei aber sehr zu beklagen, daß man aus dieser Thatfache endlich viel mehr gemacht habe, als es die Würde und Beweiskraft der Wissenschaft zuzulassen könne. Hier kommt lächerlich viel Lärm um nichts vor. Man könne aus dieser Thatfache noch nicht den geringsten Vortheil für die Entwicklung und Erhöhung unserer Geistesfähigkeit ziehen. Und wenn man den Gehirnphosphor gar mit dem Wesen der Seele in Beziehung bringen wolle, so sei dies noch viel mehr unvernünftig als leichtfertig. Doch wir wollen dem Verfasser das Wort geben. „Nun möchtest du gern wissen, freundlicher Leser, was es mit der Seele heße? Glaube immerhin, daß es mir am meisten lieb ist, dir darüber so wenig Bestimmtes sagen zu können, wie irgendem anderer Sterblicher. Zwar sprechen Hr. Bächner seine Autoritäten davon, als hätten sie das Wesen unserer Seele längst an den Schuppen abgelassen; aber je zuversichtlicher wir von diesen Herren über etwas reden, desto unzuverlässiger ist oft, was sie darüber zu sich vorgeben. Hast du nicht in den kleinen Auszügen aus I Proben gesehen, wie man mit „Denn zur Evidenz“, mit „wissenschaftlich außer allem Zweifel“ und so vergleichenen mehr um sich wirft? Alles Windbeutelerei. Und wenn man für bloße Fäseli sich auf wirkliche Ergebnisse der Forschung beruft, — miserable Windbeutelerei! Hier und da ist die Ursache wohl bloß unbewußte Oberflächlichkeit. Diese aber läßt sich nicht beschreiben, als es von Schaller (Geist und Seele, zweite Auflage) gesehen ist, und deshalb wiederhole ich hier seine Worte: „Je weniger man über die geistige Thätigkeit nachdenkt, desto leichter wird, sie von einer Maschine vollbringen zu lassen.“ Die wirklichen Forscher vernichten sicher ihren ganzen Auf durch die absurde Fäseli in dem, womit sie die Philosophie ergötzen wollen. Keinen „Köhlerglauben“, aber andere „Wissenschaft“ als diejenige ist, wodurch man vernunftgemäße Gesetzmäßigkeiten verkörpert will! Ich begreife noch heute nicht, warum niemand interventionell diese Abergewissenshaft nach hinlenkt, wie sie es verdient. Angriffspunkte bietet dieselbe in ausreichender Menge. Und leider ist es heutzutage eine solche Umgestaltung für gediegenes Verstand, nicht auf dem unanannaten geistigen Odhepnaus der Zeit zu stehen, denn die liefert in mehreren Disciplinen theilweise complete Unkenntnis. Die ekelregende Oberflächlichkeit Hrn. Bächner's ist keine kleine Ausnahme, sondern eine bloße Konsequenz in der Naturforschung, die nicht durch die praktischen Arbeiten, wol aber durch ihre theoretischen Erzeugnisse schon jahrelang alle logischen Grenzen überschritten hat.“ Man behauptet, es gebe keine Seele; alle sogenannte Geistes-thätigkeit vollbringe das Gehirn durch die ungenannte Kraft des Stoffes. Dabei bemerkt der Verfasser: „Erklärt man aber nur einigermaßen, wie das Gehirn jene Thätigkeit hervorbringe? Bewahre! Wie wäre das auch möglich, da man, ich wiederhole es, nicht einmal alle materiellen Bestandtheile beschreiben kann. Diese unersetzten Schlüsse stützen sich auf die anorgani-chemie, und man behauptet, zwischen den Gesetzen für Thiere und Menschen sei kein Unterschied. Klein (organisch) lebende Körper können noch nicht in ihre Bestandtheile zerlegt werden ohne kleine Verluste bei den Analysen, und es bleibt schlechterdings unerklärbar, wie zwei Stoffe einen dritten zu bilden vermögen, der manchmal gar keine von ihren Eigenschaften besitzt, sondern andere, die seine Theile niemals hatten. . . . Man will neu und originell sein, vergißt jedoch, daß diese Originalität bald farblos verschwinden wird, wie das Wasser kleiner Bäche im Saude. Daher schließe die Herren auch merkwürdiger Weise bei diesem Theile ihres Wissens.“ Das Aufzählen dieser Dinge möchte uns zu weit führen, ohnehin ist ja das ganze Werk schon etwas anderes als eine Rüge dieser Bücher.

Der Verfasser meint, wenn von Rudolf Wagner's „Seelen-
lösung“ der vielleicht zu große Amsdeiser abgelehnt wäre, daß
dann in dessen „Röhlerglauben“ weit mehr gesunder Menschen-
verstand sei, als in Karl Vogt's „Wissenschaft“. Denn läge
denn wol Berraunst, zu behaupten, daß die Thierseele nicht qua-
litativ, sondern nur quantitativ von der menschlichen verschieden
sei? Und wenn nun Büchner bloß nachschwäze und sogar sage,
es sei noch gar nicht gewiß, ob nicht die Thiere eine den Menschen
ähnliche Sprache hätten, so wird unser Verfasser bitter und
kann drauf los. „Allerdings“, sagt er, „scheinen die Thiere
sich durch Laute zu verständigen; das kann man deutlich erkennen,
wenn Hunde einander in die Ferne jubellen, wenn die Alten
ihre Jungen rufen. Sättien aber doch Hr. Büchner und seinesglei-
chen nicht mehr als solche Sprache, dann existierten I und II
sonst andern Urzeugnissen dieser Art so wenig, wie die Natur-
prichung heruntergekommen wäre. . . . Man urtheilt darüber
noch dem Hirn der Thiere. Aber was ist die Basis der aufge-
klärten Folgerung? Die menschliche Seele, die man noch nicht
kennt! . . . Liegt nicht etwas Unbeschreiblich Komisches darin, daß
Besuche von Professoren den Unterschied zweier Wesen festlegen
sollen, die beide jedermann unbekannt sind? Das ganze bap-
tonische Gebäude dieser Seelenkunde besteht in aufeinanderge-
schobenen Unwissenheiten. Wahrlich es sieht traurig aus um
den Theil der heutigen Wissenschaft und ihrer vielwissenden
Hügel! Nur eine Frage: ist irgendwelcher Fingerzeig vorhan-
den, daß Thiere sich selbst beschauen können, oder zusammenhän-
gender Gefühle von Gültigkeit fähig seien? Kein einziger! Und
sch will man den qualitativen Unterschied zwischen Menschen-
und Thierseele bestreiten.“

Der Kampf der Materialisten gegen den freien Willen
des Menschen hat sich nur durch Festigkeit und Blattheit erhalten
kann. An einen eigentlichen Sieg war nicht zu denken. Sie
sahen sich gerade hierdurch am meisten selbst geschadet. Sie
sahen der Meinung, daß die Volksbegeisterung von recht und unrecht,
von gut und böse noch sehr schwankend seien, und hierauf stütze
sich doch der sogenannte freie Wille. „Unterließen nur diese
moralischen Maulhelden deutscher Zunge“, sagt unser Verfasser,
was die Mehrheit in Deutschland längst für unrecht erkennt!
Wer was sie mit Mund und Feder an andern beschimpfen, das
muß sie leider selbst und wollen dafür gepriesen sein. . . . Dem
hüßlichen gehört die Welt. Ihr Millionen im deutschen Volke
ist es, euer Körper muß dafür büßen, wenn ihr selber auch
etwas mehr thut für euren Geist als bisher. Und bemüht ihr
euch mehr zu lernen, dann unterscheidet ihr leichter die Redlichen
von denen, welche euch durch leere Verheißungen nur bezogen
haben über den Himmel baldigen möchten.“

In dem Abschnitte über Religion herrscht ein ganz anderer
Ton wie im übrigen Buche. Mit Ernst und Würde wird hier
gesprochen, was recht und unrecht ist. Haber, Zank und Streit
hört auf; Spott und Hohn schweigen und ein Hauch
christlicher Liebe durchweht und befeelt das Ganze.
Man kennt den kampflustigen Verfasser kaum wieder. „Unsere
Meinung über Gott und über Fortdauer der Seele“, sagt er, „wer-
den durch die Religion fürs menschliche Leben nutzbar gemacht,
daß ist der Werth der letztern. Die Religion bringt unsere
Ansprüche in Einklang mit einer überall sichtbaren höhern
Ordnung in der Welt. Wer in dieser Beziehung keine größere
Macht, gewinnt innere Zufriedenheit und äußern Muth;
er ist überall ein achtungswerthes Glied der Gesellschaft, und
man sagt von ihm, er sei fromm. Ich würde tief vor mir selbst
schämen, wenn mir mit Recht vorgeworfen werden könnte, nicht
solcher Frommigkeit zu streben, denn darin besteht das un-
mögliche Aufsteigen gegen das Ganze. . . . Wahre Religion macht
den einzelnen gut, bessert den Staat, bringt die Menschheit
näher.“

Damit wollen wir die Besprechung des Buchs beschließen.
Ihre Leser werden die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in dem
oben Werke ein redlicher guter Wille herrscht, unser Vaterland,
unsere Wissenschaft, unsere Familie und unsere Kirche vor den

Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfasser
des „Walferlindes“. Halle, Rühlmann. 1868. 8. 1 Thlr.

Die starke Bewe-
gung der religiösen
Gebiete des religiösen
auch dem Besehrun-
erdführen, und er zeigt
Konfessionen und Unglä.
Gemeinschaft gegenüber
so verschieden die Mitt
mannichfaltig ihre Form
und Erfolge. Wir kön-
nen, der die schlummern
anspornt, sie erleuchtet
gen nach Vollendung beg
sehlgeschlagenen Bemühu-
theilen, bis zum Kaufe
derung der Heuchelei, ja
ein gebrochenes Gemüth
den Einfluß in tödlicher
durch den geistigen und
mit sich einig geworden
belohnt, bald durch die
Kurzsichtigkeit betrogen,
bare Kasse verflattert &
bestärkt.

Wie im Leben, f-
cen dieser Bestrebun-
Roman gehört zu den
zugleich halb und ha-
er echte Künstlerweibe
dies in exklusiver Wi-
den werden müssen,
Gebiete der Dichtung
Moment mit dem Ide-
daß er dem Vorwurf
folgende Stellen:
„Religion Gottes; das
lichen Ausdruck hina-
über die Verheerunge-
sam darstellen, wie e-
hervorging und berei-
werden wird.“ Und
Georg erst zum wah-
die Künstlerbegabung
er doch noch keinen K-
in die Tiefe des See-
ohne ein Leben mit G-
hauer im platonische-
ten, welche, durch Je-
ligen individuellen ve-
werden“, und wenden
an, so sagt der Verf-
andere, als daß der
„Höheres“ ist das
die Sünde Entstellte
steht er also völlig an
und der Unterschied li-
der Erscheinung nicht

nes hinnimmt, während der Verfasser seine dogmatischen Anschauungen nach dem Grund in der Erbsünde sucht. Und wenn der Idealist zugleich Theist ist, so steht er in den Ideen die reinen Gottgedanken und stimmt dem Verfasser ebenfalls bei, wenn er als die Basis der Kunst ein Leben mit Gott hinstellt.

Die Fabel des Romans ist einfach. Die beiden Helben, der Besehrte und die Besehrte, finden sich als Witwer und Witwe. Ihre beiden frommen, ihnen früh verstorbenen Väter werden von beiden, erst nachdem sie sie verloren, richtig erkannt. Auf

se, des Malers, wirkt der Tod arkl die Liebe zum Vater mit vielfache Krankheiten dabei eine, überhaupt das zu starke Ver als Motive innerer Umwand; des psychologischen Moments, des Buchs beruht, und der sonst er Charaktere. Auch an man- men; so z. B. an der Verück- non „Eritis sicut Deus“ zu sich auf der andern Seite posi- che das oben ausgesprochene den ersten rechnen wir beson- en Ton, in welchem der Ver- die vorurtheillose Auffassung mmlischen und die Anerkennung angewiesenen Grenzen; endlich scher der Verfasser für seine i sucht, daß er die Anderden- thun pflegt, als ebenbürtige alter und ihre Grundsätze nicht men auch edlere Seiten beilegt, denn die eine Unbesehrte, die e, den sie in der Pflege eines

Seite sehr selbstsüchtig und unliebenswürdig (wennschon die Schlussszene auch in Bezug auf diesen Charakter veröhnend wirkt), während die Helbin in der außerordentlichen Liebendwürdigkeit, mit der sie auch im unbelohnten Zustande auftritt, ihre künftige Besehrung schon ahnen läßt. Ein negativer Vorzug des Buchs besteht darin, daß es sich von unarteter Mystik und salbungsvollem Pathos gleich fern hält, wobei das dogmatische Moment zwar sehr betont, aber nicht überwiegend in den Vordergrund gedrängt wird. Die Darstellung ist eine nüchtern verständige, jedoch so, daß es ihr, wo es darauf ankommt, nicht an Kraft fehlt, das Herz zu erwärmen.

In der Anlage versphlt, in der Beurtheilung aber richtig aufgefaßt ist eine Situation, in der wir dem Helben und der Helbin gegen den Schluß hin begegnen. Der Maler Georg lebt bei seinem hochbejahrten Vater und einer ältern Schwester, der er viel zu verdanken hatte, in den einfachsten Verhältnissen. Er hat sich mit der reichen und feingebildeten Witwe Rathilbe Carl heimlich verlobt und fängt an, im Hinblick auf die Zukunft sich Bedenken zu machen, ob die Pflichten gegen Vater und Schwester mit einer Verbindung, wie die beabsichtigte, zu vereinigen seien. Daß er die Seinen nicht verlassen könne, steht fest; ebenso gewiß bestärkt er aber auch, daß der Eintritt der Braut in seinen Familienkreis in alle bisherigen Beziehungen störend eingreifen werde. Vergebens erklärt Rathilbe, daß Vater und Schwester an ihr eine neue Stütze finden würden; der Gedanke, daß er, um aller Frieden zu wahren, auf das heißersehnte Glück an Rathilbens Seite verzichten müsse, erscheint ihm immer mehr als unabwiesbare Pflicht, und er schreibt ihr endlich den Scheide- brief. Man begegnet in Romanen und Novellen häufig ähnlichen Situationen, und der oder die Resignierende wird mit einem Heiligen Nimbus umkleidet. Unser Verfasser erklärt das Verhalten des Malers für eine sündige Schwäche, die sich von den Verhältnissen beherrschen läßt, anstatt sie zu beherrschen; die sich davor scheut, das Familienleben künftig so zu ordnen, wie es die Treue gegen die Braut erfordert; die ihn diejenige verstoßen heißt, von

welcher er erwartet, daß sie ihn am wenigsten mit ihrem Jammer commobiren werde. Dies ist ganz richtig; nur hätte das Liebes- verhältnis nicht bis zum Verlöbniß ausgedehnt werden sollen, weil nach einmal gegebenem Wort die Treue gegen die Geliebte als die höhere und dringendere Pflicht so wenig zweifelhaft erscheinen konnte, daß der Bruch mit dem sonstigen gewissenhaften Charakter des Malers geradezu unvereinbar ist. Wollte der Verfasser mit dieser Situation jener häufig vorkommenden verischen moralischen Anschauung mit voller Energie entgegentreten, so mußte er die Resignation noch vor einer bindenden Heilung oder Erklärung Platz ergreifen lassen, ohne deshalb sein Urtheil über diese Resignation zu modifiziren. Die Schilderung des Seelenzustandes der Braut bei Empfang des Briefs in ihm menschlich wahren Leidenschaftlichkeit und edeln Verzagung gränzt zu den gelungensten Partien des Buchs. Die Stelle ist aber in ihrem vollen Zusammenhang viel zu lang, als daß wir sie hier wiedergeben könnten. Daß es endlich noch zu einer glücklichen, wenn auch um Jahre verspäteten Vereinigung kommt, ist nicht schön, nur müssen wir das Nervenfieber, welches schließlich eintritt, als ein gar zu oft schon dagewesenes Ausnahmestück rügen, was leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn der Verfasser eine rein psychologische Entwicklung vorgezogen hätte.

Jedenfalls verdient der Geist, in welchem das Buch geschrieben ist, besondere Anerkennung. Es wird auch von denjenigen, die des Verfassers religiöse Ansichten nicht theilen, mit Interesse und Nutzen gelesen werden, und den Eindruck nicht verfehlen, den jedes ruhige und besonnene Forschen nach Wahrheit hervor- zurufen geeignet ist.

18

Bowring's Uebersetzung sämmtlicher Gedichte Heinrich Heine's.

Während bei Heine's Lebzeiten und noch kurz nach seinem Tode der Orden der Heintauer von der strikten Observanz jener, der nicht auf das Heine'sche Evangelium, auch auf dessen unter- berste Kapitel unbedingt schwor, als einen Keger, einen Kammes und Urphylister verfolgte, brandmarkte, an den Brand- stelle, scheint in dieser Hinsicht jetzt ein bemerkbarer Rückschlag eingetreten zu sein. Man kann jetzt verständig über Heine's Tugenden und Untugenden debattiren. Die Heineanissimi, so sie so zu nennen, sind gegenwärtig ziemlich verstumm; ja sie wagten nicht einmal, sehr lauten Protest zu erheben, als sie ganze Schule, die der sogenannte Junggermanen, in ihr Programm ausdrücklich die Bestimmung aufnahm, daß sie es für ihre Pflicht und Aufgabe halte, die Börne-Heine'sche Richtung als eine antinationale und schädliche zu bekämpfen. Auch so halten es im ganzen für ein Glück, daß diese Wendung eingetreten ist und daß der Heine-Manatismus nicht mehr zu den noch wendigen Erfordernissen gehdrt, um als ein auf der Höhe der Zeit stehender gebildeter und vorurtheilsofer Mensch zu gelten. Dies hindert uns natürlich nicht, seinen originellen und in originelle Form gekleideten Witz, seine ungemein lebhaft, wenn auch zuweilen barocke Phantasie, seine zu Zeiten tiefe und zarte, aber freilich auch affectirte und süßliche oder mit sehr amerizien Elementen gemischte Empfindung, seine schneidenden scharfe, von Sel überfließende Ironie und die Bedeutung, die er überhaupt in seine Zeit hatte, aufrichtig anzuerkennen. Was für seine Zeit charakteristisch war: romantisch-sentimentale Gefühlschwelgen im Bunde mit metaphysischer, alles bespöttelnder und negativer Ironie; Koketterie mit dem Ich, das sich selbst vergöttert; Lust an persönlichem Skandal; rücksichtslose Impietät; schmaler Epigrammus bei äußerlich gelehrter Form; Impertinenz, die nichts und sich alles gestattete; feile Wesenung, welche politisch und religiöse Grundsätze um literarischen Glanz oder so und viel Silberlinge verschachtelte: das alles hat Heine in sich vereinigt wie keiner; wenigstens hatte keiner den Mut oder die Verwegenheit, dies alles so offen und leicht zu stellen wie Heine; keiner endlich die glänzenden Geistesgaben, die dazu gehören, um auch den richtigen, sich leicht und sicher einschmachten-

zu treffen. Daßer trat auch bei Heine der in Deutschland vielleicht unerschönte Fall ein, daß er seinerzeit der wirkliche Abgott, der Dichter par excellence aller radicalen Commis und emancipationswärtigen Brausezimmer, aller gefühlverbummelten und überschüßigen wispelnden Studenten und zugleich auch der Gesellschaftsgerichte, der blaketen Salonwelt, der reactionären wie liberalen Aristokratie und besonders der den kulinarischen Genüssen obliegenden Diplomaten war, welche hier die leichte, zugleich aber auch stark gebeizte poetische Kost fanden, die sie allein in ihren Verdauungsstunden und vor dem Einschlafen brauchen konnten. Niemals ist von allen Lectermäulern ein Dichter mit solchem Behagen genossen worden als Heine, dessen halb aristokratische und halb plebejische, halb tiefinnige und halb triviale Mißverhältnisse und Gattungen sich so leicht im Kopfe behalten und bei vorkommenden Anlagenvorfällen anwenden ließen. Die Radikalen merkten freilich nicht, wie viel reactionäres, und die Reactionäre nicht, wie viel aufsteigendes und anarchisches Element in Heine steckte. Um aber Heine gerecht zu beurtheilen, vergesse man nicht, daß ihm seinerzeit fast nirgends ein tieferes sittliches Bewußtsein, sondern höchstens die Grimasse der Eitelkeit entgegenkam. Auf unserm jetzigen Standpunkt, wo sich wenigstens Ansätze zu einer größern Vertiefung des sittlichen Lebens offenbaren — von dem wir nur wünschen wollen, daß es sich nicht bloß conventionell, sondern in einer humanen, freien und wirklich innerlichen Richtung fortentwickeln möge —, jetzt können wir Heine's bessere Produkte, von denen namentlich manche lyrische bereits zu dem unverwundlichen Melodienvorrath unserer Seele gehören, um so unbefangener und mit um so größerem Genuß lesen und würdigen, je mehr sehr von uns, wie wir hoffen, dem Heine in sich überwunden hat. Denn man kann wirklich sagen, daß Heine die Wertbesetzung eines Princips war, welches seinerzeit fast in uns allen steckte und seine Macht übte.

Während nun Heine in Deutschland aufgehört hat, der kritisch und Gausgöbe zu sein, beginnt man ihm um so mehr Aufmerksamkeit in England und Nordamerika zu widmen. In Nordamerika erschienen während der letzten Jahre seine „Reisebilder“ und sein „Buch der Lieder“ in englischer Uebersetzung, letztere von Charles Roland, dem „nordamerikanischen Heine“, und schon kam bei Longman in London eine englische Uebersetzung sämtlicher poetischen Produkte Heine's unter dem Titel heraus: „The poems of Heine, complete; translated in the original metres. With a sketch of Heine's life. By Edgar Alfred Bowring“, ein stattlicher Band von nicht weniger als 553 Seiten, der außer dem „Buch der Lieder“, dem „Lyrischen Intermezzo“ u. s. w. auch „Alta Trall“, „Das Wäldermärchen“, „Romanzen“ und seine letzten in den Jahren 1853 — 54 verfaßten Gedichte enthält. Der Bearbeiter, der sich schon früher durch seine „Poems of Schiller“ und „Poems of Goethe“ als Uebersetzer aus dem Deutschen rühmlich bekannt gemacht hat, bemerkt im Vorwort, daß er hier, und wie er hoffe zum letzten male als Uebersetzer aufträte und zwar als der Uebersetzer eines großen Dichters, und er fährt dann fort: „Die günstige Aufnahme, welche meine früheren Uebersetzungen der Gedichte Schiller's und Goethe's beim Publikum gefunden haben, darf vielleicht für diesen neuen Versuch, dieses Publikum mit den Werken eines dritten großen deutschen Dichters bekannt zu machen, zu einiger Entschuldigung dienen. In England verhältnismäßig wenig bekannt und wenig geschätzt, ist Heine's Name in Deutschland so verbreitet wie ein Alltagswort und während einerseits viele seiner reizenden kleineren Gedichte den Herzen Tausender und Tausender seiner Dankbekenner theuer geworden sind und zugleich in Palais und Gärten, in Stadt und Dorf gesungen werden, haben seine ernsteren (?) Werke auf die politischen und religiösen Tendenzen der modernen deutschen Schule großen Einfluß geübt.“ Namentlich wird in den einleitenden Worten zu der Lebensgeschichte bemerkt: „Obgleich vielleicht kaum berechtigt, mit Schiller und Goethe in dem höchsten Gebiete der Poesie den gleichen Rang einzunehmen, wird der Name Heine's sicherlich unter den Dichtern nicht bloß Deutschlands, sondern auch der Welt eine hervorragende

E
p
de
H
se
de
fa
tr
ei
hi
T
I
w
di
se
W
ni
re
H
gi
hi
nur in der letzten Zeile oder der letzten Strophen, sie rauh zu verhöhlen und zu vernichten. Eine bessere Parodie auf dieses Lieblingsovergnügen Heine's können wir nicht geben, als wenn wir folgende zwei wohlbekannten Strophen des Dr. Johnson citiren:

Hermit old in mossy cell.
Wearing out life's evening gray.
Strike thy pensive breast, and tell
Where is bliss, and which the way.

Thus I spake, and frequent sigh'd.
Scarce repress'd the falling tear.
When the hoary sage replied:
„Come, my lad, and drink some beer.“

Zur Entschuldigung Heine's, der ihm übrigens trotz aller seiner Unarten als der größte deutsche Dichter seit Goethe's Tode gilt, citirt Bowring weiterhin ein früher erschienenenes Urtheil: „It may be said, that Heine bears within him all the misery of a mighty literature that has fallen from his ideal. Let this be his excuse“ etc.

Wir lassen hier einige Proben der Bowring'schen Uebersetzungsweise folgen; gedenkt die Bearbeitung der ironischen Ballade „Die Wasserente“, mit dem Anfang: „Wo! unter den Linden erklingt die Musik“:

The meeting.

The music under the Linden-tree sounds.
The boys and the maidens dance lightly.
Amongst them two dance, whom nobody knows.
Of figures noble and slightly.

They flout about here, they flout about there.
In a way that strange habits expresses;
They smile at each other, they shake their heads,
The maiden the youth thus addresses:

„My hand some youth, upon thy hat
There nods a lily splendid,
That only grows in the depths of sea —
From Adam thou art not descended.

„The Kelpie art thou, who the fair village maids
Would'st allure with thy arts of seduction.
I knew thee at once, at the very first sight.
By thy teeth of fish-like construction.“

They flout about here, they flout about there,
In a way that strange habits expresses,
They smile at each other, they shake their heads,
The youth the maid thus addresses.

„My handsome maiden, tell me why
Thy hand so icy cold is?
And tell me why thy snow-white dress
So moist in every fold is?

„I knew at once, at the very first sight,
By thy bantering salutation;
Thou art no mortal child of man,
But the water-nymph my relation.“

The Sables are silent, and finish'd the dance.
They part like sister and brother.
They know each other only too well,
And shun now the sight of each other.

Das bekannte lustige Liedchen: „Mir träumt', ich wär' der
liebe Gott“, beginnt im Englischen mit den Strophen:

I dreamt that I was Lord of all,
And sat in heaven proudly;
The angels, ranged around my throne,
All praised my verses loudly,

And cakes I ate, and comfits too,
In value many a florin;
And Cardinal I drank the while,
And had no need of scoria',

Plagued by ennui, I long'd to be
On earth with all his evil;
And wern I not the Lord of all,
I'd fain have been the devil,

Thou long legg'd Angel, Gabriel, go,
And hasten downward thither,
And find my worthy friend Eugene
And bring him to me hither,

Within the college seek him not,
But o'er a glass of brandy;
Seek for him not in Hedwig's church,
But at Miss Meyer's so handy etc.

Aus der Ballade „Donna Clara“ wählen wir hier nur die
beiden letzten Strophen:

And the Knight, with radiant smiling,
Kiss'd the fingers of his Donna,
Kiss'd her lips and kiss'd her forehead,
And at last these words he uttered:

„J, Señora, I, your loved one,
Am the son of the much-honor'd
Great and learned scribe, the Rabbi
Israel of Saragossa.“

Auch schwierige Wortspiele sucht der Uebersetzer wiederzu-
geben, z. B. das bekannte: „Ein Thor ist immer willig, wenn
eine Thdrin will“, das er selbst in einer Anmerkung ein
„wretched pun“ nennt, in folgender Weise:

A gate is ever found willing
To let a fool „gang her ain gail.“

Besser scheint uns die Wiedergabe dieses „wretched pun“
dem Nordamerikaner Charles Feland (vgl. Nr. 48 d. Bl. f.
1858) gelungen zu sein.

Man wird schon aus den paar hier mitgetheilten Proben
erkennen, wie congenial das Englische dem Deutschen ist, wie
vertraut sich Bowring mit Heine's Wesen gemacht, wie innig er
sich selbst in seine Sonderbarkeiten hineingelegt hat. Vieles
scheint uns in der That vorzüglich gelungen; ist dies nicht überall
in gleichem Maße der Fall, so bedenke man, welche Riesenarbeit
es war, fast 20000 Verse, und zwar Heine'sche zu übersetzen,
zumal da Bowring gewissenhaft die Originalmetra beibehalten
und unter andern alle weiblichen Reime ebenfalls durch weib-
liche Reime wiedergegeben hat. Es ist dies überhaupt einer der
Vorthelle, den die neuern englischen Dichter von ihrer innigern

Beschäftigung mit der deutschen Sprit ziehen, daß sie in
in Originaldichtungen häufiger als früher weibliche Reime
zuwenden wagen. Man muß nun abwarten, wieweit sich
die Heine'schen Gedichte in England haben werden. In die
Originalität wird man sicherlich nicht verfallen und man zu
Theil derselben wird man mit Interesse und Vergnügen
aber viele derselben, und namentlich die größern, manchen
Anspielungen auf deutsche Verhältnisse und Personen
namentlich literarische Zustände und Gefeelen, die zu
Theil selbst für uns Deutsche kaum noch irgendwas
haben. Und was für ein Gesicht werden die vorderen
derinnen zu manchen Heine'schen Angelegenheiten haben!

Notiz.

Zur Schlacht von Solferino.

Die „Revue contemporaine“ vom 15. Juli enthält
aus Vozzolengo vom 6. Juli datirten interessanten Bericht
über die Schlacht von Solferino, der von einem französischen
Herrn herrührt. Nun gehören zwar Schlachtheften nicht zum
Kreis unserer Blätter, die es vorzugsweise mit den
Berichten zu thun haben; aber der in Rede stehende Bericht
hat auch eine politische Seite, auf die wir hervor-
heben möchten. Er ist nämlich mit einer solchen
Heftigkeit und Bestimmtheit abgefaßt, er rundet und greift
Thatsachen in einer Weise und gibt von den Tönen,
der Schlacht vorhergingen, wie von den einzelnen An-
derselben ein so deutliches, auch dem Laien verständliches
Bild, daß man ihn als musterhaft bezeichnen kann. Die
unabhängigkeit, oder wie nachlässig und schlecht stän-
den gegen deutsche Schlachtheften zu sein! Wir mis-
sen alle Klage wiederholen, daß wir in Deutschland, was
betrifft, noch gar keinen allgemeinen Stillstand für
politische Gegenstände haben, daß die wenigsten sich be-
geben, im verständigen geschmackvollen Stillstand
Publikum zu treten, und daß das Publikum, nachlässig
selbst in dieser Hinsicht ist, dies auch gar nicht ver-
steht ein großer Theil derselben sich vielmehr gerade an den
Stillstand am gütlichsten thut und diese am besten
Uebrigens ist die Schlacht von Solferino ein so wichtiges
und deutsches vielleicht näher als manche glauben
Angelegenheit, daß sie einer Erwähnung auch in unsern Blät-
tern würdig ist. Als bemerkenswerth erwähnen wir des
General's anerkanntes Urtheil über Gyalai, und
es deshalb an, weil uns die geschäftige, zum Theil in
schärfster ausartende Weise, mit der österreichische
deutschen Blättern über diesen nicht glücklichen, verlor
durch höhere Anordnungen in seiner freien Bewegung
sen und außerdem durch die Schlacht von Solferino
fertigten und gerächten General abzusprechen sich
uns gleich anfangs höchlichst mißfiel. Der französische
sagt: „Es würde im höchsten Grade ungerecht sein, zu
dem General Gyalai ausgezeichnete militärische Tugend
eine Entschlossenheit, eine Festigkeit des Charakters, so
den österreichischen Generalen eine Seltenheit sind, zu
stellen wollte. In der Schlacht bei Magenta waren die
Gungen der österreichischen Armeen so gut combinirt, daß
die französische Armee zu überraschen, und wirklich zu
einem großen Antheil an der Verantwortlichkeit für die
lage auf einige Corpschefen werfen, welche von dem
von dem ich oben sprach, befehligt, zu spät oder gar
dem Schlachtfelde eintrafen. Endlich ist es im
Augenblick vielleicht für niemand ein Geheimnis
bei Palestro sowol als bei Magenta einige italienische
garische Regimenter nicht vollkommen ihre Schuld
haben und daß man den Mangel an Festigkeit in den
Österreicher, welcher die natürliche Folge des
dieser Truppen war, mit unter die Ursachen der

zahlen muß.“ *) Man erfährt hier also und zwar aus einer wie wir denken glaubwürdigen Quelle, was man bisher nur vermuthete oder für wahrscheinlich hielt, daß auch Werra die Recken der Oesterreicher gelodert habe. Ueber die österreichischen Dispositionen zur Schlacht von Solferino äußert der französische General, dieselben seien zwar gelehrt und kühn gewesen, aber nicht so geschickt combinirt, um das zu erreichen, was man beabsichtigt habe; sie hätten an dem Fehler aller österreichischen Pläne gelitten, zu complicirt und auf gewisse in der Eile stehende Voraussetzungen basirt zu sein; ein Fehler, dessen gerade Oppositum sich nicht schuldig gemacht. Die Oesterreicher hätten sich in den Kopf gesetzt, die Allirten zu überraschen, und sie hätten sie zu voller Marschordnung und Schlachtbereitschaft getroffen; statt zu überraschen, wären sie überrascht worden, und ihr Angriffslan sei, noch ehe ein Schuß gefallen, gänzlich über den Haufen gestürzt („tout bouleversé“) gewesen. Der Franzose bekennt überhaupt nicht, warum die Oesterreicher, statt anzugreifen, nicht lieber in der vorthellhaften Stellung am Mincio, mit Beschiera in der Nachbarschaft, die Allirten festen Fußes erwarteten hätten. Weiter tabelt er namentlich die Unentschlossenheit des Generals Wimpffen, vor allem aber die allgemeinen Anordnungen und endlich die gänzlich nutzlose Division der Corps Leichtenstein und Wernhardt, welche den General Canrobert, nachdem er erst wahrgenommen, daß man nichts Ernstliches gegen ihn im Schilde führe, nicht verhindert habe, seine Brigaden vom bedrängten vierten Armeecorps nach und nach zu Hilfe zu schicken. Hätte man, meint der Franzose, diese 6000 Mann als Reserve hinter Solferino aufgestellt, so würden die Franzosen vielleicht Solferino nicht haben nehmen können und der Ausgang ein wesentlich anderer gewesen sein. Hieraus erklärt sich auch die in den österreichischen Berichten immer wiederkehrende Behauptung, daß die Oesterreicher stets in der Minderzahl gewesen wären. Ganz richtig, wenn man eine Streitmasse von 60000 Mann aus der Ferne Gewehr im Arm den Schlachtorgängen anständig zuschauen läßt! Im ganzen hatten die Oesterreicher, denen freilich manche Verhältnisse wenig günstig waren, inwieweit ein großes Plus an Mannschaft, und es ist nicht Preussens Schuld, daß man diese ungeheueren Streitmacht nicht richtig zu verwenden wußte und daß nicht einmal unter den österreichischen Generalen die gehörige Eintracht und Uebereinstimmung geherrscht zu haben scheint. Es wäre einfach lächerlich, wenn ein so gewaltiger Militärstaat wie Oesterreich, der noch dazu der thatächlich angreifende Theil war, nun die Schuld für das Mislingen des Feldzugs auf die Unthätigkeit Preussens abladen wollte, zu welchem Zweck namentlich die ungeschickten Freunde Oesterreichs in Süddeutschland agiliten. Im übrigen läßt der französische General der Tapferkeit der Oesterreicher volle Gerechtigkeit widerfahren; er sagt: „Trop de fois von den österreichischen Generalen begangenen Fehler würde es eine große Ungerechtigkeit sein, wenn man ihrer Bravour wie der Bravour ihrer Truppen nicht alle Ehre anthun wollte. Eine Armee, die einer französischen Armee von morgens 5 Uhr bis abends 8 Uhr aushält, kann nur eine tapfere sein.“ Unter den Generalen werden besonders Benedek und Stabian „un des généraux les plus énergiques de l'armée autrichienne“ hervorgehoben; auch die Corps von Giam-Gallas und Fobel hätten „avancé“ den Angriffen des Herzogs von Magenta und den Kanibalen der Garde widerstanden; dies seien aber auch die letzten Ausrufe Wimpffens, die Corps von Magenta gewesen! In einer Correspondenz der „Illustration“ vom Kriegstheater rufen wir uns gelesen zu haben, daß von den österreichischen Infanterieregimentern diejenigen, welche, und zwar bei Melegnano,

zum ersten mal in diesem Kriege die Angriffe der Franzosen zur Verwunderung derselben mit dem blanken Bajonnet zu erwidern trugten, kräftige deutsche Regimenter waren; man habe bei dieser Gelegenheit das, was man von der Widerstandsfähigkeit der teutonischen Rasse sage, als richtig erkannt, fügte der Correspondent hinzu.

J. M.

Bibliographie.

Kolster, W. S., Sophistische Studien. Eine Zahl von Auffäßen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fallemant, R. G. B. M., Au Mucuri. Eine Baldegeschichte für Alle. Gr. 8.

2. Aufl.

b. L.: 2

Alten. 2

2. Aufl.

bos und 1

von Karl

Die

hammer's

2 Thlr.

Mag

Rechtswürd

terlandsfr

Reue Hol

Jedes Heft 24 Ngr.

Manzoni, A., Die

schichte aus dem 17. Jahrhun

schichte der Schandfäule, und

über A. Manzoni von L. G

aus dem Italienischen überse

hrt. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wahlbach, L., Erzherzog Johann und seine Zeit. 1ste

Abtheilung: Andreas Hofr. Drei Bände. Berlin, Janke. 8.

5 Thlr.

Saffertener, G. J., Paulus der Weltapostel. Ein

Epis in neun Gesängen. Würzburg, Kellner. 8. 1 Thlr.

3 Ngr.

Steffens, F., James II. und sein Fall. Historischer

Roman. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutsche Kriegs- und Vaterlands-Lieder. Berlin, Riegel. 32. 3 Ngr.

Illustrirte Kriegsgeschichte unserer Zeit in Wort und Bild. Mit Plänen, Karten und Portraits von Staatsmännern und Heerführern. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Moltke, M. Graf v., Nicht für Oesterreich aber gegen Frankreich! Geschrieben im Juni 1859. Breslau, C. Treubner. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Edgar Mortara der kleine Neophyt. Aus dem Italienischen der Civiltà cattolica. Würzburg, Kellner. Gr. 16. 3 1/2 Ngr.

Wahlfeld, J., Sechs deutsche Lieder. Dem deutschen Volke und Heere gewidmet. Anclam. 16. 1 1/2 Ngr.

Napoleon III., das politische Project Heinrich's IV. gegen das alte Oesterreich und der zukünftige europäische Kronpag. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Die Politik der Zukunft für Oesterreich. Von einem Oesterreicher. Berlin, J. Schneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Sechs Reden an Völler und Herrscher Europas und ein Gebet. Dresden, Beh. 8. 2 Ngr.

Sandroni, G., Deutschland und die italienische Frage. Eine Stimme aus Italien. Breslau, Kern. Gr. 8. 10 Ngr.

*) Das höchst absprechende Urtheil, welches Walthaus in seiner Dank: „Feldzeugmeister Wimpffens Kriegsführung in der Lombardie“ um die Niederlage von Solferino (S. 100 ff., Walthaus, 1859) der Wimpffens, dem darin die kühnsten Schätze vorgeworfen werden, gefällt hat, wird hiernach wol einige Berichtigungen erfahren müssen.

Anzeigen.

Brockhaus' REISE-BIBLIOTHEK für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach). Von Adolf Beck.
Das Hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). V. E. Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelio Buddens.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hocker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hocker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesienschen Eisenbahnen. Von Max Kurath.
Das Schlesiens Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Frag. Böhmisches, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne.
Die Böhmisches Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidt.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Kaulswinter.
Brüssel. Von J. E. Korn.

paig. Von Karl Gustav von Bernack.
a. Ernst Kossak.
rich Fröhle.
Josef Rank.
a. Von Marie Förster.
n. Herausgegeben von Josef Rank.

Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis.
Herrn Kahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerslacker. Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Preis des Bändchens 10 Sgr
in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen - Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Von Dr. Francesco Valentini.

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen,
verbessert und vielfach vermehrt.

In zwei Theilen. Erster Theil: Italienisch-Deutsch. M. u. d. L.:
Dizionario portatile italiano-tedesco. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses sich schon seit 30 Jahren des besten Ansehens erfreuende Wörterbuch erscheint jetzt in einer dritten, gänzlich umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage, und es ist nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser, ein geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, weshalb sein Werk einen ganz selbständigen Standpunkt einnimmt. Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf somit in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das Beste der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Der zweite Theil: Deutsch-Italienisch, ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Protestantismus

nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Entwicklung. Von Friedrich August Holzhausen. Zwei Bände. Die geschichtliche Fortbildung des Protestantismus. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Band kostet 2 Thlr., der zweite 4 Thlr. 15 Sgr.

Dieses wichtige, nunmehr vollständig vorliegende Werk erzählt, theilweise unter Benutzung bisher ungedruckter Quellen, die Geschichte der Reformation in Deutschland und der barten Ländern und weist in ihnen die Begründung der Principien ausführlich nach. Das Werk ist von verschiedenen theologischen Richtungen, von der „Prediger-Bibliothek“, von Zimmermann's „Literaturblatt“, von Rudelbach's und Guenther's, die gesammte lutherische Theologie und in Beziehung auf die Grundsätze der Forschung, auch auf die eigenthümliche Behandlung des Gegenstands günstig beurtheilt worden.

Der soeben erschienene dritte und letzte Band, welcher einerseits mit der Reaction der römisch-katholischen Kirche wider die Reformation, andererseits mit der Fortbildung des Protestantismus dieser Reaction gegenüber beschäftigt, weist darauf hin, daß der kirchliche Parteienbildenden Trieb der christlichen Religion gelähmt und gedrückt habe, und deshalb zu der Gewinnung einer für die neue positive Gestaltung des religiösen Lebens europäischer Völker vor allem eine endliche Ausgleiche Glaubensspaltung anzubahnen sei.

Im Verlage der Dieterich'schen Universitäts-Buchhandlung (W. Fr. Karstner) in Göttingen ist soeben erschienen durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eines Dichters Liebe.

Roman in Versen.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben.
Frederike Bremer.

Zwei Theile. 12. Geheftet 20 Sgr. Gebunden 24 Sgr.

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin von ihr als „Neue Erzählung aus dem Alltagsleben“ bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten gehalten ist. Er ist zugleich in besonderer Ausgabe als 24. Band der billigen deutschen Gesammtausgabe von Bremer's Schriften (jeder Band 10 Sgr.) erschienen.

M. Solitaire's

Sammtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig sind in allen Buchhandlungen zu haben. Soeben von Solitaire: „Erzählungen bei der“

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 35. —

25. August 1859.

alt: Varnhagen von Ense. Von Hermann Marggraf. — Ein neuer Roman Konrad von Bolanden's. — Für Wordsworth gegen Schmidt. Von Charles Doner. — Notizen. (Der Müller's deutsche Lesebuch für Engländer; Französische Uebersetzung eines Holländerschen Romans.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Varnhagen von Ense.

würdigsten und vermischte Schriften von R. A. Varnhagen von Ense. Aelter Band. Leipzig, Brockhaus, 69. 12. 4 Thlr.

In einem jüngst von uns citirten Artikel der „West-
ter review“ über A. von Sternberg's „Erinnerungs-
re“ war über Varnhagen von Ense bemerkt:

Er war ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten. ·
Schriften, obgleich sie nicht Talente vom höchsten Range
sind, sind beachtenswerth wegen der mannichfaltigen und
en Kenntniß der Dinge und Menschen. Er schreibt einen
u und anmuthigen Stil, er läßt die Aufmerksamkeit seiner
niemals ermatten, er ist lehrreich ohne in Pedanterie, und
altend ohne in Trivialität zu verfallen. Gelegentlich frei-
merken wir an ihm jenen übertriebenen Respekt für äußere
Kraus, jene Beschränktheit des geistigen Horizonts, welche
im Diplomaten, besonders von der Schule, der er ange-
faßt unzertrennlich sind. Seine Schilderungen von That-
wie Individuen sind nicht selten unklar infolge nationalen
persönlichen Vorurtheils; aber absichtlich entstellte er
s die Wahrheit, und dabei besaß er den unschätzbaren Vor-
daß er mitten in den Begebenheiten stand, die er mit sei-
der schildert. Aber nicht blos in seiner Eigenschaft als
steller war er hervorragend. Selten ist es einem Schrift-
in diesem Grade gelungen wie ihm, Anerkennung in der
schen Welt wie im Salon zu finden. Sein Witz war
d, aber er war nicht bitter. Immer sagte er das Rechte
ter Zeit, und sicherlich ist er einer der anmuthigsten Re-
anten einer Gesellschaft, die jetzt mit reizender Schnel-
im Verschwinden begriffen ist.

Er führen dieses Urtheil an, nicht weil es das eines
übers ist, sondern weil es uns, wenn auch zu kurz

noch im allgemeinen richtig zu sein scheint, rich-
edenfalls als das in derselben Lesung derselben
einem andern deutschen Autor, Wolfgang Menzel,
ete Lob, von dessen neuestem Werke: „Die deutsche
g“, gesagt wird, daß es sowohl wegen seines Inhalts,
gen seiner Kritiken „very useful“ sei. Aber in
der Menzel'schen Kritik ist es wol erlaubt, anderer
zu sein, da sie vielfach nicht nur einseitig, vor-
voll, harschlos absprenchend und parteiisch ist, son-
ch nur zu häufig — und dies ist das Schlimmere —
hefinniger und oberflächlicher Ertüre und sogar
drechung und Entstellung beruht, was nicht nur

in Bezug auf die neueste Literatur, sondern auch in Bezug
auf die klassischen Autoren, namentlich Goethe und Lessing,
an nur zu zahlreichen Beispielen leicht nachzuweisen ist.
Indeß ein blinder Kritiker findet natürlich auch seine
blinden Verehrer.

Varnhagen ist nun gerade der entgegengesetzte Gegen-
satz des Stuttgarter Kritikers im Inhalt wie in der Form.
Menzel ist noch immer der studentische Bursche, der mit
sonderbarer Verachtung und mit einer imponirenden Red-
heit und dem Gefühl der Unfehlbarkeit auch über Per-
sonen und Dinge abspricht, die er nicht versteht und nicht
ergündet hat, wenn man ihm auch zugeben muß, daß er
den Muth seiner Meinung bewährt und nicht selten in seinem
natürlichen Instinct das Richtige trifft. Aber er schadet wieder
der heilsamen Wirkung, die er hierdurch ausüben könnte, durch
Uebertreibungen. Er lobt fanatisch und er verurtheilt fana-
tisch, ohne als gerechter Richter das Für und Wider vom
objectiven Standpunkt abzuwägen. Er beurtheilt die Per-
sonen und ihre Werke meist nur nach dem, wie sie ihm
erscheinen, nicht nach dem, was sie sind. Dabei hält er
überall einen Standpunkt religiöser Sittlichkeit fest, der
ihm gerade bei den Engländern zu statten kommt, der
aber seinen Werth verliert

aller höheren Ethik, Hum-
fehlen, von dem hervortreten
der Form ganz abgesehen.
ist von alledem das Gegent-
ihm zuwider; Urbanität ist
correct, selbst geleckt in de
späteren Zeit, wo er sich d
in seinem im „Morgenblatt
Amely Wölke behauptete, 1
jedem Tage verhehle und stärk
beste Theil der Nation“ sei,
Glückwünschen, daß diese „so
miren, die als Kraft gelten
tugend, die sehr tief liege
zur Schuld werde; die P
wovon aber auch der einzeln
diesen Worten eifert Varnh

der Deutschen, welches auch dem Appellationsrath Rörner Veranlassung wurde, einmal an Schiller zu schreiben: „Bei der Beurtheilung (in den «Horen») würde ich besonders auch auf Beobachtung der Urbanität im Tone des Vortrags achten. Diese Eigenschaft fehlt unsern besten Köpfen.“ Was nun diese Urbanität des Tons betrifft, lens und Barnhagen zum Muster dienen, und wir können uns Glück wünschen, daß er uns dieses Muster gegeben hat. Ueberall hält er eiferrüchtig auf die Glätte des Salontons. Aber allerdings diplomatisch er zu viel, auch im Stil. Er spart jede Energie, jede Originalität des Ausdrucks, jeden stärkern Wellenschlag; sein Stil ist ungemein grazil und durchsichtig, aber er entbehrt der sinnlichen Plastik; das Colorit ist von seltener Klarheit, aber etwas blaß, ohne kräftige Schattierungen, ohne eigentliches Incarnat. Um nicht zu viel zu sagen, sagt Barnhagen oft zu wenig, und wo man ein gerade-Entgegenkommen erwartet, weicht er oft plötzlich zur Uebertreibung seiner Besor aus vorsichtigste und diplomatischste aus. Man muß dann zwischen den Zeilen lesen, und selbst die Barnhagen'sche Klarheit wird in solchen Fällen zuweilen zur Unklarheit. Dabei macht ihm Rabel einmal den Vorwurf, er habe an sie einen „Ragenbrief“ geschrieben. Man kann daher nicht von ihm wie von Wenzel sagen, daß er immer den Muth seiner Meinung bewahre. Dagegen ist die Objectivität der Auffassung und Darstellung fast sein höchstes Ziel. Bis zur Selbstverleugnung sucht er die Einmischung seiner Subjectivität zurückzudrängen, und die Personen und Dinge nicht so zu schildern, wie sie ihm erscheinen, sondern wie sie sind. Daß hierbei auch manche Selbsttäuschungen mit unterlaufen, daß trotzdem sein Urtheil nicht selten subjectiv, sogar zuweilen sehr subjectiv ist, mag richtig sein; aber beabsichtigt oder bewußt sind diese subjectiven Einmischungen bei Barnhagen nicht. Von der stillosen Rigorosität Wenzel's ist natürlich bei ihm nichts zu spüren. Seine Religion besteht in einer möglichst bis zu den äußersten Konsequenzen ausgeübten Humanität. Er tabelt es an Carlyle, daß dieser seinen Humor dazu hergebe, die „Härte“ zu predigen, und er spricht dabei den schönen beherzigenswerthen Grundsatz aus: „Als ob man das nöthig hätte, als ob nicht immer das Gegentheil dringend nöthig wäre, um die Wildheit und Grausamkeit des Menschenthums zu bändigen.“

Diesen Grundsatz unterschreiben wir von ganzem Herzen. Nur scheint es uns so, als ob Barnhagen gerade auf die äußern humanen Formen, wobei dann doch diese Wildheit und Grausamkeit fortbestehen kann, zu viel Gewicht gelegt habe. Sicherlich ist keine Nation urbaner, geschmeidiger und lebenswürdiger in ihren äußern Formen als die französische, und keine doch so geneigt zu gewaltsamen Thaten und blutigen Handlungen, in denen man sie gar nicht wiedererkennt, während die englische, schroffer in den äußern Formen, auf ihrem jetzigen Bildungszustande dem Ideal reinen Menschenthums viel näher gekommen ist; denn mit dem einseitigen militärischen Geiste und der maßlosen martialischen Ruhmsucht der Franzosen lassen

sich wahrhafte Bürgertugend und friedliche Entwicklung wahrhaft freier und humaner Einrichtungen, oder wenigstens Ertigkeit ihres Fortschreitens und ruhiger Besinnung derselben nicht wol vereinbart denken. Barnhagen war dagegen der Ansicht, „daß für uns Deutsche die englischen Einflüsse sehr zweifelhafter Natur, die französischen im allgemeinen heilsamer seien“. Wir wissen nun sehr wohl, daß wir von den Franzosen vieles Gute lernen können und sollen, unter andern eine gewisse Generosität und Noblesse und die Kunst, einander im gewöhnlichen Verkehr das Leben so wenig schwer zu machen als möglich und es durch die taktvolle Beobachtung urbaner Formen soweit es geht zu verschönern und zu erheitern. Doch das ist immer nur ein Nebenerforderniß, so wünschenswerth und preiswürdig es auch sein mag. Dagegen liegt uns bei einer zu englischen und geistlosen Copie französischer Lebensformen die Gefahr nahe, an unserm germanischen Kern viel anzuknüpfen, ohne uns doch der französischen Urbanität in einer Weise zu bemächtigen, daß sie unser ganzes Wesen und Sein durchdringt und, wie ein pedantisch beobachtetes, rein äußerliches Getreuebild zu bleiben, und vollkommen zur zweiten Natur wird. In der Hauptsache und in allen eigentlichen Lebensfragen werden wir Deutsche aber wol besser thun, und mehr dem englischen als dem französischen Einfluß hinzugeben. Das französische Wesen hat zwar gerade für uns Deutsche viel Bestehendes und Verführerisches; aber die Geschichte unserer Literatur, Kunst und sittlichen wie gefelligen Bildung beweist, daß wir stets auf die ärgerlichsten Abwege gerathen, verflachten und statt ungewinnlichen = grazil nur lächerlich = feist, statt lebenswürdig = frivols nur anwidern = cynisch wurden, wenn wir die Franzosen zu buchstäblich und pedantisch copirten. Es wurde uns ebenso verderblich, als unsere deutschen Pöbel den verfallenen Hof sich zum Vorbilde nahmen, als es uns stets verderblich werden muß, wenn wir das, was die Franzosen fälschlich Republikanismus nennen und was doch im Grunde nur despotisch = militärische und administrative Centralisation und bloße Gleichmacherei ist, zu unserm Vorbilde nehmen wollten. Vergessen wir nicht, daß viele der edelsten germanischen Eigenschaften und Tugenden, und namentlich die altgermanischen Grundlagen bürgerlicher Freiheit nach England ausgewandert sind und hier in glücklicher insularischer Absehrung sich rein erhalten, was in dem steten Einflüssen und Mischungen von außen her ausgefressen deutschen Centrallande bei weitem nicht in demselben Grade möglich war. Schöpfen wir bei den Engländern, so schöpfen wir wenigstens an germanischem Quell.

Ueberhaupt müssen wir den Argwohn ausdrücken, daß Barnhagen, um auf diesen wieder zurückzukommen, auf die Beobachtung des rein äußerlichen Anstandes, auf die bloße Conduite einen zu großen, fast den ausschließlichen Werth gelegt habe. Wir glauben, daß man Barnhagen nur halb kennt, wenn man ihn bloß aus seinen Schriften und durch einige ceremonielle Besuche kennen gelernt hat. Gegenüber dem Publikum, das ihn liebt, und gegenüber den Besuchern, die von Zeit zu Zeit mit

ein halbes Stündchen conversirten, blieb er immer rüchhaltende Salonnensich, der seine Diplomaten, vor bekannten Grundsätze aller Diplomaten huldigte, daß Menschen die Sprache nur gegeben sei, um seine Aenten zu verbergen. Innerlich war er, wie wir glanz, eine viel heftigere, leidenschaftlicher bewegte, unzurenere und unter Umständen unerschöpflichere Natur, seine Schriften und sein persönliches Benehmen bei flüchtiger Bekanntschaft ahnen ließen. Wir glauben, er, einige wenigen Favoriten ausgenommen, für die auch maßlos schwärmen konnte, im geheimen über Menschen mehr bitter als mild urtheilte oder daß doch geringste Meinungsabweichung hinreichte, ihn innerlich Menschen zu verfeinden, die bis dahin seine ganze ipathie befaßen zu haben glaubten und gegen die er n vielleicht nur noch des äußern Dehors beachtete, und er gegen sie die heftigste Erbitterung im Herzen

Wir schließen dies ebenso wol aus einzelnen, hier da in seinen Schriften, namentlich in seinen sonst ieraus humanen Kritiken auftauchenden Aeußerungen, ich der flüchtige Leser vielleicht entgehen läßt, wie nlich aus den im „Deutschen Museum“ (Nr. 27 und und im „Vorgensblatt“ veröffentlichten Briefen an ich Koenig und Emily Wdite, die so scharfe, schroffe, hrende Urtheile und zuweilen sogar so undiplomatisch: jedem Radicaldemokraten zur Herde reichende rücke enthalten, daß es uns schwer fällt, dieses heidenschaftliche Wesen mit dem im ganzen leidnlosen Charakter seiner Schriften zusammenzureimen, wir nicht annehmen wollen, daß er mit großer überwindung und erschäunlicher Kunst seine eigentlichen eugungen in seinen Schriften vielfach geheim gehalten. Diese Antipathien waren denn freilich meist rbnlicher Art; denn der Menschheit im allgemeinen r sicherlich in humanster Richtung zugewandt. An später mehr hervorgetretenen Verbitterung scheinen die Vereinsamung des Alters und die Einflüsse ihres 1848, die den alten Diplomaten plötzlich in radicalen Demokraten verwandelten oder gewisse tionselemente, welche sich in seinem Innern all: angeammelt hatten, nun zum Ausbruch förder: er viel beigetragen zu haben. In seinen frühern schrie er „Ragenbriefe“ und in seinem höhern wo bei andern meist das Diplomatisiren erst an-Briefe, die man im Gegensatz zu jenen Wolsk:ennen könnte.

Wenn wir aber ein Doppelwesen in ihm an — meisten Menschen, wenn nicht alle, tragen ein in sich. —, nämlich ein diplomatisirend-aristokr: und ein rüchsiglos-demokratisches, so werden wir mehr die Kunst und Selbstverleugung bewundern womit er in seinen Schriften fast ausschließlich ere ans Licht treten ließ und seinen geläuterten n von gesellschaftlichem und literarischem Anstande er brachte, in ihnen nur seine edlere und reinere: walten zu lassen. Ein so lauterer und sauberer: und Schriftstellerleben wie das Barnhagens

er behandelt als der Dichter selbst. Dann das Uebergewicht über das des Dichters oder sonst eines bedeutenden unter der Maske der Wiß- und Reugier reichliche Ernten. Warnhagen in einer Anzeige der Viehoff'schen Gedichte: „Vor allem drängt er mich auf, der uns bald als seine wunderbaren Gaben, ja als das Geschaffene steht und mit demnach müßten und die Epochen werth sein, weil wir von Homer essen. Wer bewundernd in den Ecken versunken ist, würde sich nicht scheuen, wenn er dabei nur über sich selbst und über die Eigenschaften lügte. Jeder Dichter und Künstler aber der Künstler und Dichter ist, selbst höheren Werth beilegen als sich vom Publikum verlangen, daß

es seine Schöpfungen mehr ehre als ihn, daß es sie rein und voll genieße, ohne störende Nebengedanken an ihn und an die Verhältnisse, unter denen jene entstanden. Ein Liebesgedicht erhält ja nicht dadurch seinen Werth, daß es an eine Friederike oder Lotte oder Emma so und so gerichtet, sondern daß es an sich schön ist und Empfindungen ausdrückt, die jeder überhaupt empfinden schon gefühlt hat oder mitfühlen kann. Allerdings gibt es Gedichte so individueller Art, daß zu ihrem Verständnis und ihrer gerechten Würdigung eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdanken, unerlässlich ist; aber Gedichte dieser Art pflegen, wie z. B. Bürger's „Hohes Lied an die Einzige“, als exceptionelle Selbstbekenntnisse doch nur einen relativen und sehr beschränkten Werth zu haben. Will man aber auch zugeben, daß Warnhagen's Ausspruch, der Schöpfer müsse und höher stehen als das, was er geschaffen, ein vollkommen richtiger sei, so wird man vielleicht doch sagen dürfen, daß die Sucht nach Auffindung persönlicher Motive den sogenannten Schöpfer oft gar sehr zu einer Schöpfung erniedrigt, zu einem Product seiner nähern und weiteren männlichen und weiblichen Umgebungen, wobei sich denn nicht selten die bloße Mittelmäßigkeit zu einer einflussreichen Stellung erhoben sieht, von der sie selbst sich nichts träumen ließ.

Natürlich ist Warnhagen für die Ausartungen und Ausschreitungen dieser Richtung und Methode nur insofern mit verantwortlich zu machen, als er selbst nicht vor ihnen warnte, sondern einseitig nur die Vorzüge dieser Literaturgattung hervorhob und neben den wirklich werthvollen auch die indiscretesten oder unbedeutendsten Veröffentlichungen dieser Art willkommen hieß und empfahl. Er selbst wußte in seinen Schriften den Takt sehr wohl zu wahren, verschwiegen zu sein bei aller Offenheit und Mittheilbarkeit und sich meist nur auf Hervorhebung wirklich bedeutender und interessanter Züge zu beschränken. Er selbst würde sicherlich nicht so manches veröffentlicht haben, dessen Ver-

öffentlichung doch seinen Beifall fand, weil sie von andern ausgegangen war, mithin die Verantwortung dafür auf die Herausgeber zurückfiel und in vielleicht noch höherem Grade auf diejenigen, welche Geheimnisse preisgaben, Privatleget gebrochen, Privatgeheimnisse ausgekratzt und Privatlatzereien ausgeplaudert hatten, um jene mit den nöthigen Materialien zu versorgen. Zu einer Zeit, wo in dieser Hinsicht noch nicht so viel Mißbrauch getrieben wurde als jetzt, rief einmal J. J. Engel, der „Philosoph für die Welt“, entrüstet über solche Veröffentlichungen aus: „Es ist schändlich an den Thüren der Lebenden zu klopfen, aber noch viel schändlicher, auf Rechnung der Todten, die sich nicht mehr verteidigen können, die Klatschbabe zu spielen.“ Wir Deutschen fahren noch immer fort, und mit Vorliebe das gewissenhafteste aller Völker zu nennen, aber auf literarischem Gebiete kommen zahlreich Erscheinungen vor — und wir rechnen dahin unter andern auch die absichtliche und frivole Entstellung und Verhöhnung der Geschichte und geschichtlichen Thaten zu poetischen und namentlich dramatischen Zwecken —, welche uns in Bezug auf Leichtsinns, Gewissenlosigkeit und Frivolität einen Platz noch über den Franzosen anweisen.

Noch größeren Werth als Warnhagen's Biographien verstorbener Personen haben seine Mittheilungen über das, was er selbst sah und erlebte, über Verhältnisse, in denen er sich beobachtet oder mitbetheiligt bewegte, über Gesellschaftskreise, in denen, und über hervorragende Personen, mit denen er verkehrte. Seine Biographien sind klar, objectiv, sachmäßig, aber auch etwas trocken, kalt und knapp. Ihm fehlte hier die persönliche Anschauung; einem beobachtenden Talente wie Warnhagen muß alles in der nächsten persönlichen Nähe gerückt sein; es muß mit den Gegenständen seines Interesses sprechen und plaudern, mindestens sie sehen und beobachten können, statt über sie zu lesen. Die Vergangenheit will studirt sein, und studiren war Warnhagen's Sache gerade nicht; er suchte überhaupt viel mehr von Personen als aus Büchern zu lernen; dem Grundsatz Raphael's huldigend: „Mit Menschen habe ich mich überhaupt lieber abgegeben als mit Büchern. Jene sind leichter und bequemer zu lesen.“ Das ist richtig; namentlich sind die Menschen in Prosa mit Goldschnitt und bronzirtem Deckel, welche die Salons besuchen, leicht und bequem zu lesen, während es furchtbar auch genug Menschen gibt, die schwerer zu lesen und zu verstehen sind als manche gelehrte Bücher. Die meisten Frauen huldigen übrigens dem Grundsatz der Raphael, und auch Warnhagen war eine ziemlich weiblich geartete Natur. Er sah die ganze Welt mit Raphael'schen Salons an, und diese waren durch lange Uebung bei ihm außerordentlich scharf.

Der vorliegende achte Band von Warnhagen's „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“, welcher uns zunächst zu den obigen Bemerkungen veranlaßt, ist besonders reich an Mittheilungen der bezeichneten Art, in denen Warnhagen excellirte; er besteht, mit Ausnahme eines kritischen Intermezzo, ganz aus Denkwürdigkeiten, persönlichen Erinnerungen und biographischen Denkmä-

is einer Vorbemerkung von Lubmilla Affing erfährt, daß dieser Band, bis auf einige Kritiken aus jener Zeit, die Wagnhagen später hinzufügte, seit ihrer von Jahren druckfertig war, daß er aber die Verwirklichung deshalb so lange hinausgeschoben habe, weil ständige Rücksichten auf Zeitgenossen ihn dazu bestimmten.

Es sei sein Wille gewesen, daß erst entweder nach der Zeitgenossen oder nach seinem eigenen Tode diese Entwürfe in die Welt treten sollten. Nach seinem Hinscheiden sei es ihre, seiner Wichte, ehrenvolle und leicht wehmüthige Pflicht gewesen, seinem Auftrage als die Herausgabe zu übernehmen.

Der Verfasser versetzt uns im Beginn des Bandes in Wagnhagenleben in Ungarn nach der Schlacht von Gram. Mit gleich meisterhaftem Pinsel weiß und Wagnhagen die eigenthümlich aufregenden bunten Erlebnisse eines solchen österreichischen Feldlagerlebens seine Langweiligkeiten zur Anschauung zu bringen. Schildert z. B. den Aufenthalt in dem Dorfe Wagharend unhaltenden Regenwetters:

Man war buchstäblich auf die Stube beschränkt, draußen e man im Koth, jeder Schritt war eine Anstrengung. Exerciren wurde eingestellt, der Dienst nahm wenig in ruh. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Karten Kartenspielen. Unser enges Gemach, schon an sich überfüllt, nahm noch mehrere Gäste auf, Spielgenossen des Hauptes, welche den ganzen Tag nicht vom Plaze wichen. Wir en völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr; niemand empfing Besuche; Bücher waren weder im Dorfe in Regiment zu finden; mein kleiner Homer war in diesem ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn ließen war so leicht nicht.

Wagnhagen hatte nicht gelernt zu trinken, zu rauchen Karten zu spielen, und es bewies sich in diesem Falle, es unter Umständen von Vortheil sein kann, auch in diesen Dingen einige Übung zu haben. Er erzählt:

In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der reichlich brachte, und es immerfort Äpfel und Nüsse, denn es eine Gur gewesen wäre. Zuletzt warf ich mich auf mein Bett, in dessen Federn ich versank, und mich einer völligen Unempfindlichkeit nach auszu, um ganz fern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht her, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieses mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen nung der Nerven folgte bald die Erschlaffung u. s. w.

Wagnhagen liebt sich auf einer oder zwei Seiten amuz als es sich in so und so viel Tagen durchleben. Man denke sich den zart organisierten, fein gebil an das berliner Salonleben gewöhnten Wagnhagen dieser österreichisch und ungarisch-slowakischen Sol — der einzige unter so und so viel Tausenden, etwas von Literatur wußte und den Homer in Sprache zu lesen verstand! Im übrigen löst er unwilligen noch immer kampflustigen österreichischen volle Gerechtigkeit widerfahren. Mit Alexander irrwitz, der ihn besuchte und mit dem er später in neuen Quartiere einrückte, tauschte er öfters Betrachtungen darüber aus,

er und herzlich diese Österreicher im allgemeinen seien, gesellschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und

wo
und
mit
bi
de
zu
zu
zu
zu

Aus Ungarn führt uns Wagnhagen nach Wien, wo er nach dem Abschluß des Krieges eintraf und seinen Aufenthalt nahm. Er schildert uns in anziehender Weise die Stimmung der Wiener, die gesellschaftlichen Zusammenkünfte in den Häusern Arnstein, Pereira, Köstles, bei Bentheim, bei den Fürsten Moriz und Alois von Liechtenstein, bei dem Grafen Ferdinand von Palffy, in dem Hause des venetianischen Grafen Zenizeo, wo mit Leidenschaft dem Hazardspiel gefröhnt wurde und mithin für Wagnhagen kein Bleibens war, bei der Gräfin Leonore Fuchs, geborene Gräfin von Gallenberg, einer vortheillichen, anmuthig muntern Dame, von denen, die sich ihr angehörig bekannten, damals „die Königin“ genannt, die in ihren spätern Tagen fromm wurde, ohne eigentlich bigot zu werden; er schildert sein Zusammentreffen mit Friedrich Schlegel und Justinus Kerner, der damals gerade in Wien auf Besuch war, namentlich auch die verschiedenen Theater, deren jeden Abend fünf gefüllt waren. Wagnhagen bemerkt dazu:

Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur, alles Ueberhandene zu vergessen und so schnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüssen zu leben. Kaum waren vier Wochen vergangen, so gewährte Wien schon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt; die bürgerliche Thätigkeit, die Fußbarkeit des Volke, die Gesellschaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung.

Und weiter:

Die Nachweh Berufenen, welche ungeheurer Gewalt öffentlichen Unheil einzelne nicht nur theile zieht; die persönlich ihre Mittel bot ihnen nehmlichkeiten des

Von 1 werden, w laugen über Jahre 181 damals au flusses star sprach Mel lichen töte einem Di soweit eben oder darf. sprach sich Princip („ gleich; ein

in ein schlech-
te Geschäft:
so offen und
vermuthete,
streichfischen
; diesen rich-
tmacht habe.
innen Warn-

hagen's zu diesem Zweck, worauf auch manche Gesand-
nisse über seine Art, Kräfte und Talente in seinem Dienst
zu verwenden, allerdings hinzuzielen schienen; vielleicht
auch war es ihm hauptsächlich darum zu thun, die Feder
eines Schriftstellers von Einfluß und zugleich diploma-
tischer Geschmeidigkeit zu gewinnen; denn er konnte wol
mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Warnhagen früher
oder später Gelegenheit nehmen werde, diese Selbstrecht-
fertigung des Fürsten zur Oeffentlichkeit zu bringen, wie
dies nun ja auch wirklich geschehen ist. Darum sprach
bedächtig und im Doctentone, damit
seiner Worte verliere. Warnhagen be-

ren der Fürst sich angewöhnt hatte, erinnerte
mehr als zwanzig Jahren in Prag bemerkt
in kleinen Anfängen; jetzt war er übermächtig
be im Verlaufe großer Erörterungen wirklich

er jedoch „vortrefflich, fließend und ge-
messen, in gewähltem, oft überraschend bezeichnungsvollem
Ausdruck“. Warnhagen rühmt auch an dem Fürsten seine
Theilnahme für wissenschaftliche Sachen, für Kunstfleiß
und Geschicklichkeiten; „der höhere Kunstsinne dagegen“,
fährt Warnhagen fort, „und der Geschmack in schönen
Künsten schienen ihm weniger zugetheilt, obwohl er an der
Spitze der Kunstakademie stand, und in dieser Eigenschaft
viel gelten wollte.“ Dieser höhere Kunstsinne kann auch
nicht wol ohne Tiefe des Gemüths und einen gewissen
Ernst des Geschmacks bestehen, und diese Tiefe und diesen
Ernst durfte man wol bei Metternich und seinesgleichen
nicht suchen. Alle diese Diplomaten waren auch in Kunst
und Literatur nur Gourmands; sie versenkten sich nicht
gern in philosophische tiefere Betrachtungen; sie lasen
nicht gern Schriftsteller und Dichter von strengem, edelm,
idealem Gepräge, aber um so mehr erlustigten sie sich an
der leichten frivolen französischen Literatur; nicht Rousseau,
Lessing, Herder oder Schiller waren ihre Lieblinge, son-
dern pikante und frivol witzige Schriftsteller wie Voltaire
und Heine. Selbst in Betreff Goethe's, der doch durch
seine leichten graziosen Formen diesen Ledermäulern schon

iewol allerdings gerade seine tief-
wenig langweilig bedünken mögen,
er gelegentlich bemerkt, früher in
manchen warmen Strauß zu be-
diesen im Jahre 1834 hieran zu
erwähnte jedoch Metternich im Tone
Geschäft habe ich ihn doch immer
wir und beide außerordentlich gut
's Mittheilungen über Metternich
es, allerdings, um davon einen

Begriff zu geben, das Beste wäre, die 30—40 Seiten,
die vorzugsweise über ihn handeln, vollständig abzu-
drucken; da dies aber nicht angeht, wollen wir wenig-
stens die Lectüre derselben angelegentlich anrathen. In
künftigen Charakteristiken oder Biographien des nach-
würdigen Staatsmannes, an dem sich aber doch schließlich
der nothwendige geschichtliche Strafact vollzog, weil er
das Befehlende nur gerade so wie es befohlen aufrecht zu
erhalten trachtete, mithin das Unmögliche wollte, werden
die Mittheilungen Warnhagen's keinesfalls außer Acht zu
lassen sein.

Auch die Mittheilungen über Geng sind von beson-
derem Interesse. Sein Verhältniß zu Metternich war lei-
neswegs immer friedlich, sondern oft gespannt, bisweilen
stürmisch; namentlich seit der Julirevolution. Geng, ein
tieferer Denker und philosophischer gebildet als Metternich,
kannte im Völkern- und Staatsleben noch ein anderes
Princip als das des bloßen Beharrens; er wußte, daß
der Entwicklungs- und Fortschrittsdrang in der Mensch-
heit zu mächtig ist, als daß man ihm auf die Dauer
strenge entgegenarbeiten könne. Der Freisinn der acht-
ziger Jahre regt sich wieder in ihm. „So wie bisher
geht es nicht mehr“, pflegte er wol mit großer Lebhaftig-
keit zu äußern, „man muß Schritte vorwärts thun.
die Zeit verlangt ihre Rechte, sie muß anders behandelt
werden.“ Metternich warf ihm dann wol in ganz herber
Weise ein: „Das muß ich besser wissen, das verstehen
Sie nicht; Sie sind zwar ein Publicist, aber ein Diplo-
mat sind Sie nicht.“ Aber auch Geng blieb ihm nicht
schuldig. Lettenborn war einmal Zeuge eines solchen
Austritts und erzählte Warnhagen, daß Geng den Fürsten
„wie einen Schulknaaben“ abgefangelte habe. „Was soll
das heißen?“ rief er, „muß ich Sie an alles erinnern?“
Das ist ja gar nichts, das ist abgedroschen und leer, das
ist nicht werth, daß ich es widerlege“ u. s. w. Metternich
sei lange Zeit gelassen geblieben, habe aber zuletzt, wie
in solchen Fällen öfters, ein „ganz überglattes Gesicht“
bekommen und ihm mit sichtlichster Festigkeit bedeutet, er
möge ihn verlassen, worauf Geng mit seinem Papierem
gegangen sei. Lettenborn habe dann die Entzweiten wieder
versöhnt, „was um so leichter zu vollbringen, als beide
das Bedürfnis dazu in gleichem Grade empfanden und
doch nicht voneinander lassen konnten“.

Fabelhaftes wird uns auch hier über Liberalität und
die Verschwendungssucht dieses Mannes berichtet, die er
so phänomenartiger erscheint, da sie bei Leuten dieses Berufs
in Deutschland und überhaupt in Deutschland selten, in
diesem Grade wol ohne Beispiel ist. Warnhagen erzählt:

Vor allem wollte er alle Menschen, die ihm nahe standen,
oder mit denen er zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt
sehen. Nach allen Seiten machte er die reichsten Geschenke.
Seinem Kammerdiener gab er monatlich 200 Kaisergulden Silber,
eine unerhörte Summe, denn man in solchem Verhältnisse kein
zweites Beispiel wußte. Die Hausdienerschaft Metternich's, die
von den Gesandten und Botschaftern zu Neujahr mit 12, 16,
höchstens 20 Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal
100; dafür war denn auch alles zu seinem Dienste bereit, und
er sah kein mütterliches Gesicht.

Keinmal ist aber auch in Deutschland ein Talent so

gut bezahlt worden wie Gené. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im kaiserlichen Dienste betrug früher 9000, in den letzten Zeiten 12000 Kaiserergulden. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei bezog er jährlich 8000 Dukaten, ungetröhnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kassenentbindungen und von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verschleßen brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Congressen brachte ihm jedesmal ungeheuerer Summen. Alle deutschen Fürsten nahmen Gelegenheit, ihm bedeutende Geschenke zu machen; der Herzog von Nassau z. B. ließ ihm öfters 1000 Dukaten und darüber auszahlen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihilfen nicht; so nahm er, wie Barmhagen erzählt, von Göttingen den Titel eines Mitarbeiters an der „Allgemeinen Zeitung“, die jedoch nie etwas anderes von ihm erhielt, als was er schon in höhern Aufträgen dorthin zu geben hatte, jährlich 4000 Gulden. Was er von Rothschild und andern großen Wechselhäusern gezogen, ist, wie Barmhagen versichert, kaum zu berechnen. Kein Geld, das Schweizer! heißt ein Sprichwort; es sollte aber eigentlich heißen: kein Geld, kein Gené! Virtus post nummos! Trotz dieser fabelhaften Einkünfte, die er bezog, erlitt er infolge seiner Freigebigkeit und seines sybaritischen Lebens alle Augenblicke in Geldverlegenheiten, besonders in seiner letzten Zeit, seit seiner Saison mit janny Wier. Durch außerordentliche Zulagen mußte er Kaiser diesem stets anwachsenden Geldbedürfnisse abhelfen, wobei es sich, wie Barmhagen erzählt, ereignete, „daß einer dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: „Das brauch' ich für die janny Wier!“ und dann sehr lachte, als der mißverständliche Jener erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Vater gedacht!“ Man entschuldigte das alles mit seinem Alter, mit seinem eisernen Fleiß u. s. w.; wenn aber ein Familienvater, der trotz „eisernen Fleißes“ jährlich nur den dreißigsten oder vierzigsten Theil von dem verdient, was Gené einnahm, seine vielleicht zahlreiche Familie nicht durchbringen kann, ohne Schulden zu machen; wenn ein Mitarbeiter an einem Theaterblättchen von einem berühmten Gastspieler, der vielleicht an einem Abend so viel einnimmt, als jener im ganzen Jahre, ein Geschenk annimmt, dann schreut dieselbe Welt auf und weh und ist den einen der Unordentlichkeit und den andern der Unästhetik!

Auch eine Unterredung Barmhagen's mit dem Erzherzog Karl birgt manches Interessante. Barmhagen ist über ihn:

„Aus jedem Blick und Wort leuchtete Muth, Biederkeit und Menschenliebe, alles war so schlicht und ruhig, so klar und richtig. Er wünschte seinen Krieg mehr zu erleben; er fand in Frieden höchst preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige nur eine Frist wäre, die den Umständen täglich abgerungen werde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, um nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung denken, die heraufbrechen müßte, wenn die großen Mächte feindlich

zur jenny Wier.

Das sind gewiß sehr richtige Bemerkungen, mit denen man nur übereinstimmen kann.

Der nächste Hauptabschnitt dieses Bandes trägt die Ueberschrift „Personen“ und beschäftigt sich mit Voltaire und seinem Verhältniß zu Friedrich dem Großen, August Ferdinand Bernhardt (in einem Sendschreiben an dessen Sohn Wilhelm Bernhardt), Karl Müller, dessen energisches deutsch-patriotisches Wirken zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege wol verdient, durch eine solche Feder im Andenken aller Vaterlandsfreunde wieder erneuert zu werden, mit Karl Gustav von Brinckmann, Ludwig Tieck und dem Besuch Goethe's bei dem sogenannten „tollen Hagen“. Wir wollen den Leser einfach auf diese sauber und gewissenhaft ausgeführten biographischen Skizzen und Gentrebilder verweisen. Den größten historischen Werth hat infolge neuer Enthüllungen

und Untersuchungen der äußerst fleißig zusammengestellte und umfangreiche Kuffag: „Voltaire in Frankfurt am Main. 1753.“ Ueber die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt hatte man bisher nur einseitige Berichte, theils die von Voltaire selbst, theils die des Florentiners Collini, eines Augenzeugen, vom Jahre 1807. Warnhagen war es vergönnt, zu seinem Bericht die im königlichen geheimen Archiv zu Berlin aufbewahrten Acten, darunter mehrere bis jetzt noch nicht gedruckte Blätter von Voltaire und Madame Denis, insbesondere aber die aus dem königlichen Cabinet erlassenen Befehle und die hierauf erstatteten amtlichen Berichte des Residenten von Frankfurt zu benutzen. Voltaire erscheint hiernach nicht in dem vortheilhaften und Friedrich der Große nicht in dem unvortheilhaften Lichte, in welchem beide nach den bisher bekannt gewordenen Berichten vor der Welt dastanden. Warnhagen's Erzählung ist um so unverdächtiger, da er im übrigen ein Bewunderer Voltaire's war, von dem er versichert, er sei im großen und allgemeinen edel und wohlgesinnt und von reiner Blut für die Menschheit erfüllt gewesen, und er habe Talente besessen, wie sie in solcher staunenswerthen Fülle beinahe nie zusammen gewesen seien. Dabei bleibt aber doch der ganze Streithandel ein beider Männer unwürdiger Skandal, der unter allen Umständen hätte vermieden werden können und sollen.

Diesem Abschnitt folgt eine Sammlung von Kritiken, deren früheste (über die Schrift „Einige entferntere Gründe für bändische Verfassung“) im Jahre 1816, deren späteste (über Palleske's „Schiller's Leben und Werke“) im Jahre 1858 geschrieben wurde. Wir freuen uns über die Zusammenstellung dieser Kritiken, unter denen sich einige wahrhafte kleine Meisterstücke befinden, während doch selbst die unbedeutendern meist irgend eine feine Hindeutung, eine sinnige Bemerkung enthalten. Es kann der Welt nicht gleichgültig sein zu erfahren, wie ein Mann von der Stellung und dem Einfluß Warnhagen's über Literatur und literarische Fragen gedacht hat und welche Bücher, welche Literaturgattung und welche Autoren ihn vorzugsweise beschäftigten und interessirten. Freilich lautete sein privates Urtheil oft ganz anders als das öffentliche, was er in diesem oder jenem Blatte abgab. Er schrieb z. B. 1843 an Heinrich Koenig:

In der deutschen Literatur sieht es verworren und etwas kümmerlich aus. In unsern jungen Deutschländern ist zu viel persönlicher Zweck und dabei Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit; auch scheint es mir, daß die Talente stehen bleiben und nicht weiterschreiten.

und was speciell Berlin betrifft, so behauptet er in demselben Briefe, daß hier das „Abgestorbene, Wirkungslose“ in Kunst, Literatur und Kritik überall voranstrebe. Hierher gehört namentlich auch, was er im März 1850 an Amely Wölke schrieb:

Diese große Welt hat das bische Masse abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt das schenliche Gesicht; die größte Rohheit und Gemeinheit hat dort ihr offenes Lager aufgeschlagen und Gräfinnen und Ministerfrauen zeigen sich nicht edler und feiner als Marktfrauen. Daß auf diesem schlech-

ten Boden wieder etwas Gutes erwache oder der Schin des Guten wieder die zur Täuschung sich verdichte, kann ich nicht abwarten, und begehre es nicht. Von der Literatur habe ich auch keine Freude, nur Verdruss und Laß, mehr als man wohl. Mich dünkt nach eben neuen Büchern, nach Schriftstellern, die ich bewundern könnte; hat deren habe ich nur solche, denen ich fortzusehen soll und die mir misfallen.

Warnhagen trieb nämlich das Persönlichkeitsprinzip, welches ihn beherrschte, so weit, daß er gewiß äußerst selten ein Buch in die Hand nahm, welches nicht von einem ihm persönlich bekannten Autor geschrieben oder ihm dedicatiert oder ihm in Begleitung eines verbindlichen Schreibens zugesandt oder ihm doch von einem Freunde oder einer Freundin empfohlen worden war. Nach seiner Protection war starke Nachfrage, und sie war nicht schwer zu erlangen, wenn man sich durch einen intimen Bekannten bei ihm einführen ließ, ihm etwas Verbindliches und Schmeichelfhaftes, namentlich über Rahel und Rahel'sche Lebensauffassung zu sagen oder zu schreiben mußte, sich mit diplomatischem Anstand seinen Ansichten fügte und als Autor in den stilistischen, als Mensch in den Lebensformen ihm nicht gar zu antipathisch war. In diesem Verhältnisse als Protector der Literatur und namentlich der jüngern Schriftstellergeneration, über die er sich doch in Briefen oft sehr abfällig auszusprechen liebte (natürlich immer mit Ausnahme desjenigen, an den der Brief gerichtet war), fühlte sich Warnhagen sehr geschmeichelt; auch hatte er seine Vortheile davon, indem sein Name durch dankbare Bücherdedicationen und Journalartikel hundertfach vervielfältigt wurde und wie ein Echo bald aus dieser bald aus jener Ecke der Journalistik herausdrönte. Solche Vortheile überwogen im ganzen doch die Unbequemlichkeiten und Belästigungen, die ebenfalls mit diesem Protectorat verbunden waren. Wir glauben kaum, daß sich unter den in diesem Bande beurtheilten Schriften auch nur eine befindet, die ihm nicht überreicht oder übersandt oder von einem beiderseitigen Bekannten zugemittelt und empfohlen war. Natürlich konnte bei dieser rein persönlichen Stellung zum Schriftenthum sein Kenntniß der Literatur nur eine sehr unvollkommene und lückenhafte sein. Da meist nur persönliche Sympathien oder Antipathien, persönliche Empfehlungen oder Abmahnungen darüber entschieden, ob er ein Buch las oder nicht, so las er auch manches Mittelmäßige, für das er sich dann ein Interesse abnötigte, während er Bedeutenderes sich entgehen ließ oder misachtete. Daher sind auch seine Recensionen nicht eigentlich Kritiken, sondern sein und sinnig stilisirte und taktvoll abgefaßte Bücherempfehlungen. Je mehr man nun die in diesen Kritiken waltende Humanität anzuerkennen hat, um so mehr fällt es auf, wenn Warnhagen plötzlich gegen Ansichten, die eben nur Ansichten sind, aber gegen eine seiner Lieblingsneigungen verstoßen, in wirklich inhumaner Weise ausfällt und mit Worten wie „literarischer Reib“, „Verkleinerungsstufe“, „Gemeinheit“ u. s. w. um sich wirft. Dieses Mittel, seine Gegner durch persönliche Verdächtigungen zu entwaschen, wendet Warnhagen glücklicherweise zwar äußerst selten, aber doch zuweilen an; und dieses Randwort macht

na bei ihm, der stets wenigstens äußerlich Urbanität und Anstand sich zum höchsten Gesetz machte, einen unbeschreiblichen Eindruck. Bei einem Kritiker, dem diese Fragestellung zur andern Natur geworden ist, weiß man, wie man solche Beschuldigungen zu nehmen, wie man davon abziehen hat; bei Wagnhagen könnten begründet scheinen, und sind es vielleicht doch nicht.

Der letzte Abschnitt des Bandes ist dem Rahel'schen Salon und dem Rahel-Kultus gewidmet, und besteht aus mehreren Aufsätzen, in denen theils das Leben und Wirken im Rahel'schen Salon geschildert, theils das Wesen der merkwürdigen Frau von Freundeshand näher beleuchtet wird. Ein Kritiker der „Westminster review“ drückt sich in einer Betrachtung über die Berliner Salons seine Bewunderung darüber aus, daß Rahel, „whose virtue is never doubted“, einen so ansehnlichen Menschen vor sich nicht bloß in ihrem Circle zugelassen, sondern ihn zu ihrer intimen Freundschaft gewürdigt habe, und dann hinzu: „Freilich ist es Thatsache, daß damals tiefe und allgemeine Verderbnis die ganze deutsche Gesellschaft, wenigstens die höhere durchdrang.“ Diese Erklärung schmeckt freilich ein wenig nach englischer Prur, aber es liegt ihr doch auch etwas Wahres zum Grunde. Wollen wir ehrlich sein, so werden wir gestehen müssen, daß, abgesehen von einzelnen Gelegenheitsbesuchern, Stamm des Rahel'schen Salons nicht aus Männern anerkannter Tugend, Lanterkeit und Rechtschaffenheit bestand, sondern zumeist aus genialen Lebemännern, geistreichen Leuten von zweideutigem Charakter und sittlicher Heuchelei, besonders auch aus Mitgliedern der diplomatischen und militärischen Aristokratie, die zum Theil eigens, zum Theil in jeder Hinsicht mittelmäßig oder eulend, aber gewandt und angenehm in den äußeren Formen waren. Diese und die Gabe geistreich oder wenigstens zu plaudern und in Rede und Gegenseite stets fertig zu sein, blieben doch immer die Hauptfache. Rahel'scher Salon konnte daher in Deutschland, weil noch eigentlich jede sittliche Basis fehlte, zwar eine Mode, aber doch nur vorübergehende Erscheinung scheinen, doch selbst in Paris diese seine Salongeselligkeiten Boden mehr zu finden, ohne freilich durch eine und sittlichere ersetzt worden zu sein.

Man so mehr muß man Rahel bewundern, die durch Takt und ihren Geist diese zum Theil nur auf der Oberfläche glänzenden, zum Theil innerlich faulen und verfaulenden Elemente der Gesellschaft zu organisiren, zuzuhalten und dem Ganzen einen Schein höherer Würde zu ertheilen wußte. Wie soll man sich diese ihre geistige Gewalt erklären? Der schon erwähnte Mitarbeiter der „Westminster review“ antwortet auf diese Frage:

„Sie aus ihrer Schönheit, ihrem Rang, ihrem Reichthum, alles hatte sie nicht, sondern aus der wunderbaren ihres Mitgefühl. Sie besaß die seltene unschätzbare Fähigkeit mit ihren Umgebungen durchaus zu identificiren, die Tiefen in ihren Herzen zu erforschen, zu leben in ihnen, sich mit den Betrübten zu betrüben und mit den Freuden zu freuen.“

Unter andern sucht sie jeden Schmerz fern zu halten, „der, nicht immer ohne Absicht, auf Geschichten oder Verhältnisse in Verleg sie sich fell und an meinen E die Berle zurückgeworfen das Vorurtheil als ein innerlich ihren Kri nur durch tief einma Die Zufriedenheit Bestimmen Unterhaltung eine bessere Auch

Rahel vor ihr der Platte und machen, pensez-vous linoise qu'Als sie abbracht, wie, etc.

Elle est étonnante! Je ne saurais que répéter, ce que j'ai dit mille fois pendant ce voyage: que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connaît ni la richesse, ni la profondeur.

Zu diesen Zeugnissen gehört auch ein hier abgedrucktes, St. Gallen den 2. November 1837 datirtes längeres Raisonnement A. de Custine's über Rahel, dessen interessantester Theil sich jedoch auf Goethe bezieht, den Custine in Frankfurt gesehen hatte und dem er, bei aller Anerkennung seines Genies, vorwirft, daß es ihm an Liebe, auch in seinem Gesichtsausdruck, und an Christenthum gefehlt habe, jedoch in einer Note hinzusetzt:

Depuis ce temps Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe.

Der Band schließt mit einer Reihe Rahel'scher interessanter Bemerkungen über das Theater und einzelne damals berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen. Aus Karlsruhe schreibt sie am 31. December 1818 unter anderm an Stagemann:

Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugebrannten Augen: ein Ort ohne Lustzug, ohne Guss. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist.

Ihre Theaterurtheile sind oft sehr pikant und richtig, aber in oft sehr sonderbare, confuse Worte gefaßt. Was man zunächst von einer Frau verlangen darf, Ordnungssinn und geschmackvolles Arrangement, vermißt man in

aus der Kellertüre mit dem Grundrissen der Sozialdemokratie geworden ist und welchen Ausgang die Varnhagen-Rahel'sche Salontempel in Berlin genommen hat und nehmen mußte! Hermann Marggraf.

Ein neuer Roman von Konrad von Voland.

Franz von Sickingen. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von Konrad von Voland. Regensburg, Pilsa 1839. 8. 1 Tht. 15 Ngr.

Es ist in der Kritik wie im Leben ein unerfreuliches Geschäft, dasselbe Werk zweimal zu thun. Des pseudonymen Verfassers früherer Roman „Eine Brautjahrs“ hat, und zwar in erster Auflage in Nr. 3, die zweite oder vielmehr deren gehäufte Vorrede in Nr. 16 d. Bl. f. 1858 eine herbe aber verdiente Ausrufung erfahren, nachdem er in diesem Buche, einem „neuen Voland“ nicht unbillig, gegen die große deutsche Restauration sich in bündiger Lebenskraft Luft gemacht. Wie glänzend ihn abgesunden. Seine Kritik hat, wie er selbst geklagt, bei ihm tief eingeschnitten, allein sie hat ihn nicht gebeugt. Alles, was er jagt, ist, daß er in der „Brautjahrs“ etwas „Unangenehmes“ geliefert habe, und er breitet sich nun das Mangels zu vervollständigen, zu ergänzen und abzuändern. Er hält nämlich dafür, daß die Geschichte auf falscher Basis sei, wenn sie die große deutsche Reformation als einen Kampf gegen die theologische Irreligion allein ansehe und darstelle; die Wahrheit sei vielmehr, daß sie den social-politischen Aufbruch der Zeit wider das Reich der humanistischen Empörung gegen das Christenthum darstelle. Kurz, den Kampf des Protestantismus gegen die christliche Welt der Welt. Mit diesem ihren wahren Charakter verleihe die Reformation in die zerstörende Dreieinigkeit gegen die Kirche, das Reich und das Christenthum. Er habe nun in der „Brautjahrs“ einseitig den Sturm auf die Kirche dargestellt; die Vervollständigung seines Gesamtbildes erheische daher, daß er auch den Aufbruch gegen das Reich und die Empörung gegen das Christenthum selbst zur Erscheinung bringe. Diese Aufgabe löse der vorliegende Roman, in welchem Gerechtigkeit, strenge historische Gerechtigkeit gelebt werde, gegen Franz von Sickingen und seine Genossen in der Reichsrebellion, Ulrich von Hutten, sowie gegen die Repräsentanten des heidnischen Humanismus, Kaspar Hauser, Martin Bucer, Johann Oecolampadius, Schwebel, Brantius (Konrad Muth), Grotius Rubianus (Joh. Jäger), Hans u. a. als Zerstörer des christlichen Weltbaus. Man sieht, es ist, wenn sonst nichts, doch Methode in diesem Wahn! Doch fahren wir fort. Der Verfasser geht ganz richtig davon aus: die Reformation sei das Erzeugniß des Geistes ihrer Zeit; die Geschichte aber habe dies völlig verkannt und wesentlich verkehrt, indem sie dieselbe als einen Kampf gegen die katholische Kirche allein gefaßt habe, und der gewöhnliche Leser sei nicht im Stande, diesen Irrthum, diese Fälschung zu erkennen. Nach ihm waren es Sickingen und Hutten, die in der That die Verbindung des Kirchenstrahls mit dem forstlichen Aufbruch und dem Umbruch des Christenthums, jener durch Waffengewalt, dieser durch den humanistischen Humanismus vermittelten. Hutten besonders, „in seiner innern Fäulnis (so heißt es), im tiefsten Pfuhl der Lüge und ihrer Folgen, sich selbst ein Abscheu, in Hochmuth, großsprecherischer Heiligkeit und seliger Hinterlist unerreicht, er, der seinen Segnern — man höre! — mit eigener Hand Ohren und Nasen abschneidet“, sei in seiner äußeren und inneren Fäulnis ein ganz unvergleichlicher Repräsentant der vom Christenthum abgewandten Wissenschaftlichkeit und der eigentliche Hebel des empörten Zeitalters, während in Franz von Sickingen noch ein Rest alter Treue und Ehrfurcht zu erkennen sei. Dann läßt der Autor fort: es sei ein landknabiges Geheimniß, daß die volkshumliche Ausbeutung dieses Gebiets der Geschichte zu einer dreihundertjährigen Geschichtslüge herangewachsen sei und daher nicht zu verwundern, daß man den Verfasser der „Brautjahrs“, nachdem er geschichtstreu geschildert, was er wirklich im Buche

ist, Klarheit und Rannth selbst war!

Doch kommen wir noch mit einigen Worten auf Varn-

Welche Erfahrungen in Betreff der all-
abzuleugnenden socialen Verderbniß mußte
Mann gemacht haben, ehe er, wie Mundt
die „diplomatische Witterung“ verlor und
le als ein fait accompli anerkannte, er, der
id überall nur in den aristokratischen Kreisen
sich niemals in seinen Schriften mit den
en des eigentlichen Volks beschäftigt und nie-
Viebereithum gemein gemacht hatte! Welche
mußte er erfahren haben, ehe er dahin kam,
n seinen Briefen an Amely Wölfe that, zu

behaupten:

Wissenschaft und Kunst, von denen wir so großes Wesen
machten, liegen darnieder, die deutschen Gelehrten und Künstler
haben sich in den letzten Zeiten — mit wenigen Ausnahmen —
als eine tief verächtliche Klasse gezeigt; —
oder:

Die Gefelligkeit ist hier ganz zerstört, besonders in den
obern Klassen, denen bei der scharfen politischen Stellung der
Firma, den man als Bildung gelten ließ, schmächtig abfällt
und die nun in merkwürdiger Kohlen dastehen, recht im Gegen-
satz des untern Volks, das mit Erfolg in Sitte und Ehrbar-
keit emporstrebt!

Wie er so undiplomatische und unzweideutige Worte
wie „constitutionsloses Anechtvolk“ und „kernlose Phra-
senbälle“ in den Mund nahm; ehe er die Correspondenz
mit Heinrich Kornig wegen dessen gemäßigter Grundsätze
abbrach und an ihn schreiben konnte: „Dem Verleumder
Bassermann verheiß ich ein Schandmal in der Geschichte!“
Trieb ihn nur der Schmerz um den Untergang der „Ge-
felligkeit“ zu so maßlosen Ausbrüchen? und glaubte er,
daß diese Gefelligkeit, das alte Salontreiben durch die De-
mokraten, die sogenannten „Bassermann'schen Gestalten“
wiederhergestellt werden könne und würde? Freilich
steht auch in Rahel eine kleine Republikanerin, d. h. eine
nach französischem Muster, und Varnhagen war, was
Rahel war. Sie hatte die Ueberzeugung, „daß die Fran-
zosen vor allem andern Nationen zur Republik geeignet
seien“; sie nannte sie unser „Vorvolk“ und meinte, daß
die Republik bei ihnen „unvermeidlich“ sei, und unserm
„Vorvolk“ mußten wir Deutsche es ja wol nachthun.
Die Götter wissen es, was für eine französische Republik

Dagewesenen gefunden habe, wie einen normännischen Wilden auf den Rücken eines Hirsches gesesselt, mit Klauen gekocht zu Tode geschleift habe. „Wie der Spectator der protestantischen Kritiken sich lärmend fortwühlte“, sagt er, „standen selbst kluge Zeugen ländernd an der Herrstraße, denn wie sie das wilde «Gejaule» hinter dem Verfasser her? Er le ein diamantenes Herz haben, um nicht in sich zu gehen. Ich nicht in sich gegangen, denn er fordert jeden heraus, zu zeigen, daß er etwas historisch Unrichtiges dargestellt habe.“ So ist der Mensch! Stummal festgeföhren im Irrthum, hält er unmöglich, daß, was er zu sehen meint, nicht alle neben sehen! Mit gutem Gewissen also antwortet der Verfasser den Leuten, welche ihn vor diesem gefährlichen Jagdgebiet warnen: „Wenn ich es gewollt, hätte ich es nicht gedurft, und gedurft, es nicht gewollt.“ Er scheint und hiernach ein zu sein, in einem Stücke wenigstens: seinem großen Witz, Martin Luther, ähnlich; nämlich in der Behensfähigkeit Uebergangenen und im Entschluß, sie männlich durchzusetzen, und da er ein solcher ist, halten wir es für gerechtfertigt, daß wir sein geharnischtes Vorwort, wie soeben geschehen, im Auszuge wiedergeben und daß wir die anderweitig lobigste Widerlegung der Kritik d. Bl. nicht ohne Interesse lesen. Denn dem unverfälschten, aufrichtig nach Wahrheit den Geiste muß allerwege sein Recht gewahrt werden, ob eibenschaft, leichtfertig gewonnene Uebergangung und Nachahmung allerdings kein Recht haben, sich geltend zu machen, und daß der Verfasser uns als eine warnende Probe davon gelte, was man bei einmat befangenem Geiste aus dem, in Geschichte nennen, herauszulesen vermag! Sie wenden uns nun zu dem Roman als solchem, oder als recht, wenn man will. Hatten wir es bisher mit der Frage zu thun: was ist Wahrheit? so tritt uns nun die entgegen: Was ist guter Geschmack? Was erfreicht die

ie Erzählung beginnt bei dem Punkte in Sickingen's Leben, nach dem unglücklichen Fehdezuge gegen Metz, den er Kaisers Auftrag unternahm, nach einer seiner vielen im Oberelsaß, verheimt und auf den Kaiser, dem er als des Mißlingens beunruhigt, erklert, zurückkehrt. Bei der Geßer Ulrich von Hutten, der auf die Trennung von reichlichen Sache dringt. Die beiden Haupttheilnehmern des Reichens sich hier in einem langen Gespräch selbst und uns von dem Verfasser ihrer Erscheinung nach geschildert: unterscheiden sich voneinander ungefähr wie Löwe und : Sickingen gewaltig und gewaltliehend, aber ehrlich; dürftig, elend von Gestalt, aber listig, grausam, jeder ollen That fähig. Doch gleich hier müssen wir den or ein kritisches Schwurgericht stellen! Nachdem Ulrich nterlistigen Ueberfall der päpstlichen Legaten Morini und r erzählt und Sickingen diese That getabelt, sagt Hutten: „Wir haben eben verschiedene Begriffe von dem, e heißt im Leben. Du schreitest einher, wie ein Löwe-Würger mit dem Fehdebriefen, ich schleiche unter und Rosen, wie eine Schlange.“ Welch ein Schüler l: B. G. der Menschenkenntnis muß ein Autor sein, der and so von sich selbst sprechen läßt? Und doch ist Ren- nist das erste und unerlässliche aller Erfordernisse des Ro- ver.“ Gernug, die beiden Herren ziehen sich in die feste urg“ zurück, um mit ihren Reifigen zu ziehen. Die Bur- gen's hießen damals die „Herbergen der Gerechtigkeit“. die Verschwörung gegen Kaiser und Reich nach unserm uf Anstiften des wittenberger Rabbi, gesponnen wurde, in sich um den grimmigen Hutten nach und nach der als Kaplan Aquila mit Weib und Kind, der schwankende abius (Hanswirth), der später zu Zwilling überging, der rrethathete Priester Schwebel, der wegen Wollustver- chtige Johann Faust aus Krennach, ein völliger Heide, eische Konrad Ruth, der zotenhafte Wippling Rubia- er), und vor allen der schlaue und milde Bucer,

zu
se
be
se
li
da
be
ve
zu
K
be
te
zu
W
da
ge
ei
ge
ist
id
gel
sei
wi
wi
su
sch
for
un
di
W
ob
ni
di
vo
bü
sch
be
pli
am
Ma
Di
ge
sch
Ka
für
Re
da
un
fel
sch
III
zu

Born und schwur, den ganzen Magistrat lebendig zu fangen. Keine leichte Sache war das; die Herren saßen hinter Mauern und pflögen uns aus. Der Franz aber wußte Rath. «Steffel», sprach er zu mir, «du mußt hinein nach Worms und was stehlen, sei's was es wolle, wenn sie dich nur zum Galgen verdammen.» Könnt denken, Gesellen, wie ich meinen Ritter ansahnte; er aber machte mir die Sache klar und schwur, ehe sollten alle Patricier in Worms an den Galgen als ich. Unsere Lanzen zogen davon und der Christoffel machte sich auf den Weg. Raum war ich als Bauer verkleidet durch das Thor, da kam ein Jude mit zwei herrlichen Rappen daher. Flugs stiel ich über die Pferde her, wobei mein Jude solch jämmerliches Geschrei erhob, daß mich die Stadtschreie gleich beim Schopf hatten. Jetzt ging es vor den hohen Rath und da ich

ohne Umschweif den Handel gekandt, sagte einer der hochweisen Herren: „Dir kann niemand helfen, armer Schein, wagt an den Selgen!“ Jetzt wurde mir's doch anders, Gefellen, als der Heuler mit dem Strid kam und der Pfaff vom Vertrauen auf das Blut des Herrn schätzte. Bergend schweifste mein Auge nach dem Ritter; keine Lanzenspitze zu sehen. Der Heuler legte mir den Strid um: aber Gefellen, nun ging's lustig her. Kaum auf der Leiter oben, da fiel er durchbohrt nieder und wie Betörter und Hagel härmten unsere Lanzen aus dem nahen Wald heraus. Der hochlobliche Magistrat mußte nach der Ueberburg wandern, wo er in Haft lag, bis die fette Auslösung kam; dem Pfaffen aber hielt ich mit dem Strid eine solche Predigt, daß er schwor, die Delichte sei ein heiliges Sakrament.“ Weiterhin treffen wir Gatten und Faust, grimmige Gegner, die ihren Haß verhehlen, in biskigem Gespräch. Hier heißt es: „Der Unbekannte war der berühmte Doctor und Schwarzkünstler Faust, der in der Volkssage und Dichtung eine so bedeutende Rolle spielt. Sickingen setzte großes Vertrauen auf ihn, denn der Doctor war sehr klug im Rath und ein gewandter Astrolog. Nachdem begleitet (soll heißen begleitet) Faust eine Antimaterie zu Kreuznach, die er verlassen mußte, um bei Sickingen Schutz gegen den Arm der Gerechtigkeit zu suchen. Er lebte nun zu Heidenburg, der Astrologie und andern geheimen Künsten ergeben. Nicht minder verlegte er sich auf das Studium der Philosophie und selbst der Theologie, und neben dem wüthenden Wissenschaft, dem Grundzuge seines Charakters, seßte ihn der Durst nach Wissen. Selten machte er jedoch von den erlangenen Kenntnissen Gebrauch, wenn nicht zum Schaden seiner, die seine Hilfe suchten. Man sah die Nähe des Schwarzkünstlers, von dem man sich Wunderdinge erzählte, ihn aber schmeichelte der Nimbus, denn Hochmuth“ u. s. w. Unsere Leser werden erstent sein, den Antimater Faust mit dem Helben der größten deutschen Dichtung aus persönlicher Bekanntschaft vergleichen zu können; die Sache ist interessant! Die beiden Gegner also glücken ihre Riesen. „Was Neues, Meister Faust“, sagt Gatten. — „Die vier Ritterscantone haben sich für den Tag vor Leubens deutschen Dichtung aus persönlicher Bekanntschaft vergleichen zu können; die Sache ist interessant! Die beiden Gegner also glücken ihre Riesen. „Was Neues, Meister Faust“, sagt Gatten. — „Die vier Ritterscantone haben sich für den Tag vor Leubens deutschen Dichtung aus persönlicher Bekanntschaft vergleichen zu können; die Sache ist interessant! Die beiden Gegner also glücken ihre Riesen.“

In ähnlicher Art stritt und das sechste Kapitel die Reformatoren Aquila, Ducer, Orsolampabius und Schmechel im argen haben und mit trübseliger Bescheid ausgedrückt in eine Gruppe dar, bei der wir bedauern, nicht länger verweilen zu können. Ebenso müssen wir über die Kriegerseelen, die Aufstiege in erkrankten oder aufgeschobenen Nonnenklöstern u. dgl. m. einen Schieber werfen, den der Leser mit Hilfe der vorstehenden Proben jedoch leicht lösen wird, um noch

im dritten Theil des Romans einen Blick auf den Schluß selbst zu werfen. Nach der leuchtenden Tagfahrt, durch welche die offene Emphyse gegen Kaiser und Reich verstanden wird, eine Sickingen, dessen christliche Zweifel endlich überwunden sind, mit starker Waffengewalt zum Sturz des Kaisers von Leubens Feld. Der Fürst, nach Verlust seiner Städte und Dörfer in seiner Residenz belagert und auch hier von Verrath umgeben, scheint verloren, als Windheim, den eine von Faust erkannte List so lange fern hielt, herbeiritt und das schon eroberte Leubens Händen Sickingen's entreißt. In kurzer Ruhe gezwungen, nimmt dieser den Entscheidungskampf in der Pfalz von Wern auf, wird jedoch, von den Häubischen verlassen, besiegt und gezwungen, sich nach Landstuhl zu flüchten, wo ihn die Kaisercreuren belagern. Von einem abgetrennten Kaiserpfalz abfliehend verwundet, endet er hier in den Armen Huchheim's, nach dem er diesem ein reuiges Gedenkbuchlein abgelegt, in Gegenwart der Fürken Philipp von Hessen und Landgraf Ludwig's, wonach, in einer schmerzlichen Scene, auch Faust vom Fluchen gegen die Kirche den Haß aufhebt und Gatten, als Flüchtling nach der Insel Uffna verschlagen, hier an der kühnen Kirche. Nachdem so das Heil gesichert ist, fährt Wendheim, wie billig, die Drossel nach Hause, womit dann am S. 576 die langatmige Erzählung schließt. Und wer denkt dem Verfasser, daß er nach so viel Rath und Irrthum endlich aufathmen erlaubt, er hat uns die Arbeit seiner ganz gemacht! Der Leser hat bemerkt, daß er seinen Huchheim vorher in dieser Erzählung nicht persönlich erscheinen läßt, er läßt ihn jedoch durch den Mund seiner Freunde und Bekannten sprechen, namentlich aus in den stärksten und heftigsten Stellen seiner vielen Schriften, die der Verfasser genau kennt und die er so auszuwählen weiß, daß sie auf den freilich sehr versessenen und verweichlichten Geist der Gegenwart den besten Eindruck zu machen versprechen; dann facher war in seine Polemik allerdings ein leidenschaftlicher und heftiger Roman. Sein Hauptverbrechen in den Augen des Autors war und bleibt jedoch immer, daß er „den Haß entzündet und die Klüfte aufgehoben zu sehen verlangte“ und das er dann in seinem Jern allerdings oft mit schlimmen Tritten belegt.

Und nun zum Schluß. Der Verfasser unterscheidet sich von allen seinen Mitreitern in einem Punkte wesentlich. In der Reformationsfrage gehen die streng katholischen Autoren in der Regel beiseite und widerlegend zu Werke. Damit begnügt sich unser Autor nicht. Er verfährt vielmehr nicht bloß auf den aggraven, sondern er that dies, wie ein wahrer Koloss, indem er lüth und roth, blind und ohne Ansehen seiner Gegner steht, hant und rüth. Und damit einschließt ihn denn aller seiner Studien (sotrad der Geist der Wissenschaft, die Wahrheit! Was bleibt da übrig, als ihn gedulden zu lassen, bis er müde ist. Er that uns leid; aber trübe ihm und nicht an, denn seine Waffen sind stumpf. Es viel über als als Polemiker; als Kuchgenossen haben wir über ihn wenig mehr zu sagen, als daß er an dem größten aller Mängel eines Schriftstellers leidet, an Geschwätzigkeit nämlich und an der Unkenntnis der Welt, der Menschen und des Lebens, wie unser Auszüge sattem erwiesen haben werden.

Für Wordsworth gegen Julian Schmidt.

Wenn ein deutscher Kritiker sich die Aufgabe stellt, ein Urtheil über die literarischen Errugnisse eines andern Landes zu fällen, so darf man im voraus ziemlich sicher sein, daß er sich mit seinem Stoffe vertraut gemacht hat. Die herrlichen Brächte, welche durch deutschen Fleiß und deutsche Wissenschaften auf dem Gebiete fremder Sprachen und Literaturen gemann worden, geben hinreichenden Beweis einer nicht genug zu lobenden Gewissenhaftigkeit. Ob wir dies immer unsere Meinung, und sie zu behaupten, ließen wir es bei jeder Gelegenheit an gelegten sein, sowohl in Schrift als durch das gesprochene Wort.

Nicht wenig hat es uns beschuldigt befehle zu sehen, wie es so

Nachteil abgeben, so ist auch dies wol seinem zu mehr; nur darf ein solcher nicht verlangen, daß Einseitigkeit als Tugend gelte, und nicht erwarten, daß man vor einer solchen partiellischen Beurtheilung derselbe Achtung habe, wie vor der besten Sprache des unbefangenen Wesens. (Charles Souer.)

Notizen.

Max Müller's deutsches Lesebuch für Engländer.

Wir haben jüngst (Nr. 24 d. Bl.) der für Engländer bestimmten deutschen Anthologie von F. Ahn: „The poetry of Germany“, Erwähnung gethan, wollen aber nicht unterlassen, hier auch mit einigen Worten einer schon früher erschienenen, ebenfalls für Engländer bestimmten Anthologie zu gedenken, welche den Titel führt: „The German classics from the fourth to the nineteenth century. A German reading book containing extracts arranged chronologically. With biographical notices, translations, and notes. By Max Müller“ (London 1858). Der Verfasser, Sohn des unvergesslichen Dichters Wilhelm Müller und rühmlich bekannter Orientalist, lebt seit Jahren in Oxford, wo er Vorlesungen über europäische Sprachen und Literaturen hält. Beide Anthologien, die von F. Ahn und die von Max Müller, haben ganz verschiedene Zwecke. Die Sammlung von Ahn, ein bequemes Bändchen, welches man in der Tasche auf Reisen und Spaziergängen mitnehmen kann, umfaßt nur die beiden letzten Jahrhunderte und ist nur für den geübten Liebhaber deutscher Poesie bestimmt; die Sammlung von Max Müller, ein Band von ziemlich 900 Seiten (außer der Einleitung), ist für diejenigen Engländer bestimmt, welche die deutsche Sprache und Literatur zu ihrem Studium machen wollen, geht nur bis zu dem „Siebengehirn der Dichter des 18. Jahrhunderts“ (Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul), während die Ahn'sche Anthologie auch Proben der bedeutendsten nachklassischen und noch lebenden Dichter umfaßt, beginnt aber dafür mit den ältesten Zeiten und zwar mit Ulfilas, und beschränkt sich nicht wie die Ahn'sche allein auf Poesie, sondern bringt mitunter auch Bruchstücke aus dramatischen Dichtungen und prosaischen Werken, obgleich die lyrischen Proben bei weitem überwiegen. In der Einleitung sagt der Herausgeber die Leser davon in Kenntniß, daß er ursprünglich die hier vereinigten Auszüge aus deutschen Schriftstellern zu dem Zwecke gesammelt habe, um seinen von ihm in den Jahren 1853 und 1856 zu Oxford gehaltenen Vorträgen über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zur Erläuterung zu dienen. Er weist dann darauf hin, daß in keinem Lande ein so großes Interesse an der deutschen Literatur gewonnen werde als in England und daß die englische Literatur nirgends so sehr gewürdigt werde als in Deutschland. Einige deutsche Classiker, sowohl Dichter als Philosophen, wozu den von englischen Lesern mit demselben Eifer gelesen wie ihre eigenen; und die englischen Geschichtsschreiber, Dichter und Novellenschriftsteller übten fortwährend einen heilsamen Einfluß auf das deutsche Volk aus. Die beiden größten deutschen Classiker, Schiller und Goethe, hätten ihre erfolgreichsten Biographien in Carlyle und Emerson gefunden, und manche gelehrte deutsche Werke fanden auf den Collegien Englands eifrigere und gründlichere Leser als auf deutschen Universitäten. In den Präparanden für Zulassung zu den Hauptzweigen des Civil- wie Militärdienstes sei neben andern neuen Sprachen auch dem

Deutschen ein hervorragender Platz angewiesen. In dem Hauptvertrage für den indischen Dienst sei die Kenntniß der deutschen und französischen Sprache, Geschichte und Literatur der Kenntniß des Griechischen gleichgestellt und die Candidaten für das Artillerie- und Geniewesen gewannen ebenso viele Auszeichnungen durch das Deutsche als durch das Griechische, Französisch und Lateinische. Im Vertrauen darauf, daß es den Deutschen Studierenden in England von Interesse und Nutzen sein werde, auch von dem ältern Perichon der deutschen Sprache und Literatur einige Kenntniß und Uebersicht zu erhalten, habe er jene Sammlung herangezogen. Als einen „indispensable key“ zu dieser Anthologie empfiehlt Müller englischen Lesern die Mercatse'sche Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung von Ulmar's deutscher Literaturgeschichte. Uebrigens dürfte eine von einem so tüchtigen Gelehrten veranstaltete Sammlung Anspruch haben, auch in Deutschland Theilnahme und Absatz zu finden, zumal da der Herausgeber bei der Auswahl der Proben nicht blos auf Schönheit, sondern auch darauf gesehen hat, daß sie ein Bild von dem jeweiligen politischen und geistigen Zustande Deutschlands geben. Den Proben der alten Literatur sind Uebersetzungen im modernen Deutsch gegenübergedruckt; vom 16. Jahrhundert an sind wenigstens schwermüthige Ausdrücke erklärt.

Französische Uebersetzung eines Gadländer'schen Romans.

Ein dem Unterrichtswesen bestimmtes pariser Blatt, der „Revue de l'instruction publique“, brachte vor einiger Zeit auch Bericht über die Uebersetzungen zweier ausländischer Romane, der „Mémoires de Harry London“, von Thackeray, überaus von Léon de Wailly, und des Romans „Boutique et comptoir“, nach Gadländer's Roman „Handel und Wandel“, bearbeitet von A. Montmerle. Die Redaction eines deutschen Schulblatts würde es für eine Prophanierung halten, wenn sie seinen Spalten hier und da auch einen Bericht über einen Roman einwerfen wollte. Die Franzosen setzen herein, wie auch in manchen andern Punkten, auf einem viel freieren und weniger pedantischen Standpunkt. Sie wissen, welche Bedeutung die Romanlectüre für unsere Zeit hat; sie wissen, daß es einzelne Romane gibt, die wie die von Richardson und La Fontaine Sterne, wie Rousseau's „Neue Heloise“ oder Goethe's „Werther“ der Zeitimmung oder dem Genußzustande eine neue Richtung geben oder sie doch treuer abbildeten, als dies irgend ein Werk anderer Gattung zu thun vermocht hätte; sie wissen, wie segensreich oder wie verderblich der Einfluß der Romanproduction sein kann, und daß, wenn das Verderbliche dieses Einflusses das Gegentheil überwiegt, dies zum Theil daran lag, daß sich der erstere Theil der Presse zu wenig um den Roman kümmerte und ihn der Verwilderung und Entartung überließ. Die Romanlectüre ist ja ein so hervorragendes Mittel der Bildung wie der Verbildung der modernen Menschheit geworden, daß kaum selbst die Classen der Schule an die Einflüsse der Producte dieser literarischen Gattung hinarbeiten, und man kann es daher nur gut heißen, wenn Blätter wie die „Revue de l'instruction publique“ sich damit befassen, ihr Publikum auf die besten Hervorbringungen dieses Literaturzweigs aufmerksam zu machen. Was nun den Bericht über den Gadländer'schen Roman betrifft, so gesteht der Berichterstatter, A. Pierson, er habe die französische Bearbeitung Montmerle's mit so großem Vergnügen gelesen, daß dadurch in ihm das Verlangen entstanden sei, den Roman auch im Original zu lesen, und er habe ihn gelesen von der ersten Zeile bis zur letzten, allerdings, wie er gesehen müsse, mit Benutzung der französischen Uebersetzung. Und er müsse bekennen, daß er die Stunden, die er darauf verwendet, nicht zu denen zu zählen brauche, die er am liebsten verwanzt, Gadländer's Eil leide nicht an den Fehlern, die man den deutschen Autoren gewöhnlich vorwerfe, er sei vielmehr fleißig, klar, hinlänglich lebhaft und im allgemeinen den Anforderungen entsprechend, welche man in Frankreich an „precision“ und „netteté“ des Stils stelle. So fragt der Franzose immer zuerst nach der Klarheit, Bestimmtheit und Richtigkeit

) Charles Souer, ein seit Jahren in Regensburg lebender Engländer, ist Verfasser der in englischen Blättern so oft empfohlenen Schrift: „Chasmodon hunting in the mountains of Bernese“, und der Dichtungen: „The new dance of death“, „Cain“ und „Verona“, welche letztere Sammlung auch Uebersetzungen aus deutschen Dichtern enthält. Diger von uns mit wenigen russischen Uebersetzungen abgedruckter Aufsatz ist uns in deutscher Sprache von ihm eingesandt worden und beweist, in wie fernem Grade sich Charles Souer unserer Sprache hingibt hat.

Stils, während der Deutsche gerade hierauf viel weniger acht zu legen pflegt als wünschenswerth H. Kurz, der französische Berichterstatter erkennt in Hadländer einen „*scri- original et agréable*“, einen „*homme d'un vrai talent*“, er meint, daß der Hadländer'sche Roman unter den Fran- ohne Zweifel sein Publikum finden werde. Mit der fran- den Uebergabe des Titels ist er übrigens nicht zufrieden; „*Boutique et comptoir*“ drückt nicht das aus, was der tische unter „Handel und Wandel“ verstehe. Wie genau französische Berichterstatter das Original mit der Ueber- z verglichen hat, geht aus folgender Bemerkung hervor: länder schreibt an einer Stelle: „Ein Thaler vierundzwanzig sechs macht zwei Thaler“, was Manierne unrichtig über- hat: „Or, un thaler est vingt-six silbergroschen valent : thalers.“

H. M.

Bibliographie.

Bellona. Kriegs- Reise- und Bibliothek. Berichte Besprechungen über alles Wissenswürdiges unserer Tage. Band. Berlin, Relle. 8. 10 Ngr.
 Bergmann, G., Kritische Studien zur Weltlage 1869. Pest. Berlin, Kiegel. 8. 8 Ngr.
 Schärköm, F., Lieberquell. Dichtungen. Wien, Holz. 28 Ngr.
 Saelius, A., Latium oder das alte Rom in seinen Höflichkeit. Eine Sammlung der besten lateinischen Wörter in alphabetischer Folge, mit Angabe der Quellen, zu finden sind, so wie mit Anführung der gleichlautenden ähnlichen deutschen Sprichwörter. Weimar, Voigt. 8. r. 10 Ngr.
 Neue Geschichtsbibliothek. 1ster Band. — A. u. d. L.: Dierger von Kopsbach. Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Lebensbild von G. G. Matthias. Leipzig, Bock. 8.
 lattdentscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel's kleinemannischen Gedichte von J. Meyer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.
 otz, Baronin Louise, Was ich erlebte! Was mir! Erinnerungen vermischten Inhaltes. 1ste Abtheilung. Mit 7 Lithographien. Prag, Credner. Lex.-8. 10 Ngr.
 dderhose, R. F., Wunderbare Lebensführungen des n Katholiken hart verfolgten Karl Dominik à Gasser, von Tyurn aus Schwyz. Neu-Kappin, Bergemann. Ngr.
 arin, F., Gedichte. Altona, Menzel. 16. 18 Ngr.
 auzner, C., In Galiläa. Ein Kranz geharnischter. Wien, Wallishauser. 16. 6 Ngr.
 iemeyer, C., Heldenzug des Herzogs Friedrich Wilhelm aus Schwyz an der Spitze seiner Schwarzen von der Böhmen bis zum Gestade der Nordsee im Jahre 1809. Der Verfassers hinterlassenen Manuscripten mitgetheilt von meyer. 8. Halle, Schmidt. 8. 4 Ngr.
 tersen, C., Der Delphische Festcyclus des Apoll des Dionysos, oder wie sich aus der Vielheit scher Götter die Vorstellung einer göttlichen Ent- wickelt hat. Hamburg, P. 15 Ngr.
 öhle, G., Gedichte. Leipzig, 1869.
 öhle, G. A., Schwert und 1. 16. 22½ Ngr.
 nnefahrt, J. G., Blätter- schheit. 1tes und 2tes Blatt.
 netis, E. de, Papstthum. Aus dem Französischen ab- gegeben von dem Probstant. 8. 15 Ngr.

Schaumburg, C. v., Die Begründung der Brandenburg- Preussischen Gesellschaft am Niederrhein und in Westfalen oder der Jülich-Alevische Erbfolgekrieg. Nebst einer geographischen und historischen Uebersicht der Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, der Grafschaften Mark und Ravensberg, der Herrschaft Ravens- sein u. mit Karte und genealogischen Tabellen. Zur 250jährigen Denkfeyer des Erbansalles dieser Länder an Brandenburg- Preussen, nach älteren Quellen bearbeitet. Bielefeld, Bagel. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller-Feier. Eine Sammlung von Portraits und Ansichten zu Schillers Leben und Werken. Leipzig, Baum- garten. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schirmacher, F. W., Kaiser Friedrich der Zweite. 1ster Band. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Silberstein, A., Trug-Nachtigal. Rieder aus dem deut- schen Walde. Leipzig, Fries. 8. 6 Ngr.

Sodex, J. G., Erlebnisse und Abenteuer eines Deutschen bei der französischen Fremdenlegion in Africa. (1856 bis 1858.) In humoristisch-pittoresken Bildern. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Vollhausen, A., Irren und Finden. Ein Roman. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wigand's Telegraph. Mittheilungen für Literatur, Kunst und gesellschaftliches Leben. Jahrgang 1869. Juli-Dezember. 26 Nummern. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Alvencleber, E. v., Garibaldi, seine Jugend, sein Le- ben, seine Abenteuer und seine Kriegsthaten. Eine unparteiliche Schilderung nach den besten Quellen. Mit Portrait. Weimar, Voigt. 8. 12½ Ngr.

Der deutsche Bund, die Verfassungskämpfe 1848 und 1849 und die Einigungsbestrebungen von 1869. Vom Verfasser der Schrift: Oesterreich keine „Deutsche“ Großmacht! Berlin, Nie- gel. 8. 6 Ngr.

Dethloff, A., Offener Laienbrief an den evangelischen Ober- kirchenrath Herrn Dr. Th. Kiefoth in Schwerin. Hamburg, Rolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden. Stuttgart, Sonnenwald. 8. 10 Ngr.

Frantz, G., Preussens Wort und Preussens Schwert! Neue vaterländische Gedichte. Halle, Friede. Dr. 8. 5 Ngr.

Der Kampf gegen den Bonapartismus jetzt und vor funf- zig Jahren. Mit Rücksicht auf die Warnungen Friedrichs vom Geny beleuchtet. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Merkwürdige Prophezeiungen des blinden Theobald, gestor- ben den 25. Dezember 1858 in seinem 97ten Lebensjahre. München. 8. 2 Ngr.

Ringler, A., Der wiedererstandene Kapuziner aus Wal- lensteins Lager und Napoleon III. Eine ebenso klare als rare Standrede an das deutsche Volk über den Krieg in Europa. Rempten, Dannheimer. 8. 2 Ngr.

Sack, R. G., Kirche und Civil-Geb. Ein Votum zur Mäßigung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schulze und Müller, in Leipzig. Eine abenteuerliche Wa-

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boccaccio (Giovanni di), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Witte. Dritte verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. Geh. 2 Thlr.

Eine neue wesentlich umgearbeitete und verbesserte Auflage der anerkannt besten Uebersetzung der berühmten Novellensammlung Boccaccio's von Karl Witte, dem vorzüglichsten Kenner und Förderer der italienischen Literatur in Deutschland.

In demselben Verlage erschien:

Dante, Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Rannegieser. Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, dem Plane der Hölle und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 12. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Rannegieser und Karl Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Förster. 12. 10 Ngr.

Dante, Prosa'sche Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Rannegieser. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Petrarca, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Aus dem Italienischen übersetzt von Friedrich Lantsh. Zweite Auflage. 12. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred Neumann. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. 12. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tasso, Was besahst du Jerusalem. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tasso, Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischen Dichter“. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von Paul Radw. Krtz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Verhältnisse darstellenden Karte. 12. 10 Ngr.

Diese Werke bilden als eine Bibliothek italienischer Classiker re classische Werke der italienischen in deutschen Uebersetzungen (meistens mit ihren Einleitungen) zu einem äußerst mäßigen Preise für jeden Band. Es sind dies die theils in Bibliothek der Classiker des Auslandes, theils in demselben Verlage, meist in zweiter, Auflage erschienenen anerkannt vorzüglichsten der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, lester, Keller, Förster, Streckfuß, Neumann.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Künstliche Fischzucht.

Von Carl Vogt.

Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jetzt, wo man in gleicher Weise wie bisher bei Feld und Viehzucht, bei der Fischzucht die Produktion in gleicher Weise mit überraschendem Erfolge vermehrt, wird die große Wichtigkeit des Gegenstandes des obigen Buchs mit lebhaftem Interesse begrüßt werden.

Vogt's „Künstliche Fischzucht“ bietet nicht bloß Hinweisungen auf die große volkswirtschaftliche Bedeutung einer gesteigerten Fischeerzeugung eine gedrängte, in Richtung hin vortreffliche Darstellung der Naturgeschichte, Zucht und Pflege der Fische und der Fischzucht, sowie durch praktische Notizen und Anweisungen ein entbehrliches und um so schätzenswerthes Handbuch für praktische Fischzüchter, als durch diese Arbeit eines hervorragenden Mannes der Wissenschaft die Resultate einer auf streng wissenschaftlicher Basis, gründlich erprobten Praxis werden.

Die zahlreichen in den Text gedruckten naturgetreuen Abbildungen in Holzschnitt, deren Ausführung in besonderer Genauigkeit mit möglichst vollendeter artistischer Leichtigkeit, machen die Ausstattung des Werks zu einer wissenschaftlich werthvollen, als eleganten und praktisch nützlich.

Die Vogt'sche Schrift ist übrigens außer den berechtigten und Fischzüchtern auch dem Publikum im allgemeinen und insbesondere den gesetzgebenden Behörden gemeinnützigen Corporationen zur Beachtung zu empfehlen. Es ist hierbei um die Erhaltung und Pflege einer nicht gebührend beachteten Quelle des schätzbaren Nahrungs- und somit des Volkswohlfundes handelt.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von Henry Lang.

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Plan von Leipzig nach Weitz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Plan von München und Eisenbahn von München nach Straßburg.
Die Eisenbahn von Donauwörth nach Passau (mit 4 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Eisenbahn von Passau bis Linz und Wien (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Karlsruhe nach Straßburg u. Lahr (mit 4 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Straßburg nach Basel und Schaffhausen (mit 4 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Hamburg (mit 7 Abbildungen). Zweite Auflage.
Der Rhein von Mainz nach Koblenz (mit 4 Abbildungen). Zweite Auflage.
Der Rhein von Köln nach Köln (mit 1 Abb. u. Karte u. Landplan von Köln).
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald (mit Plan und Umgebung und einem Höhenprofil).
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.
Plan von Magdeburg.

Preis des Blattes 5 Ngr. 24.

In allen Buchhandlungen zu haben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 36. —

1. September 1859.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten. Von Karl Gustav von Berner. — Novellenliteratur. — Zur Reinigung des Schiller'schen Textes. — Kottig. (Ummius und Lucater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Karl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. Erster bis vierter Band. Leipzig, D. Wigand. 1856 — 59. Gr. 8. 11 Thlr. 18gr.

Wir haben es uns stets zur Pflicht gemacht, die her-
ragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Militär-
atur möglichst bald in den Kreis unserer Besprechung
ziehen. Um so mehr ist es vielleicht manchem un-
aufmerksamen Leser aufgefallen, daß wir bis jetzt
einem so bedeutenden Werke, wie Toll's „Denk-
würdigkeiten“ sind, noch keine Notiz genommen haben.
Schon aber nicht, weil wir den hohen Werth ver-
kannt hätten, sondern weil wir im Interesse
des Lesers den Stoff nicht zersplittern, und wenig-
stens die Vollendung eines gewissen Abschnitts abwar-
ten wollten, um das Werk im Zusammenhange zu
geben. Dieser Zeitpunkt ist nun gekommen. Es
vier Bände erschienen; der fünfte und sechste
sollen in einiger Zeit nachfolgen. Vielleicht fra-
gen unsere Leser nach der Person des Heraus-
gebers und wie er zu den wichtigen Documenten gekom-
men ist, welche er in einer Darstellung, wie sie den Sol-
daten nur im höchsten Grade befriedigen kann,
mittheilt; auch scheint sich allgemein die Ansicht ver-
breiten zu haben, daß auch nur ein Soldat von Fach das
geschriebene haben könne. Herr von Bernhardi
ist nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Gra-
fen Toll, ist im Besitze seines reichen, handschriftlichen
Nachlasses und über die Verhältnisse, welche er in seinem
Leben selbstständig bezeugt, sehr gut unterrichtet; er hat
selbst die Reisen in die verschiedenen Kriegstheater und
Kampfschauplätze, auf denen sich die Begebenheiten zugetragen
haben, durch eigenen Augenschein kennen gelernt und von
den Theilnehmern jener großen Zeiten, die er
selbst erlebt hat, „vom General bis zum Wachmeister“,
Schon von mündlichen Mittheilungen, über welche

er gewissenhaft Buch
nicht gewesen; er woll-
te diesem Stande mit
vorbereitet, aber die
doch ist ihm der feste
geblieben, auf welchem er
im reifen Alter mit
der Kriegsführung vor
um welche ihn mancher
sache hätte zu beneiden.
sich, welche sich auch in
„Denkwürdigkeiten“ er-
einem nachahmungswür-
klart, in welcher das

Zuerst und vor allen
den Mannes gerecht zu
ger gleich ausgezeichnet
eine Reihe von Thatfachen
nicht bekannt waren.

Er hatte hinzugefügt, daß es in gegenwärtigem Falle
nicht nöthig scheint, nachzuweisen, aus welchen Quellen
der Bericht geschöpft sei. Dem zweiten Theile schickte er
noch eine ergänzende Bemerkung voran, um dem Miß-
verständnis vorzubeugen, welche der Titel „Denkwürdig-
keiten“ veranlassen könnte. Eine Lebensgeschichte, die sich
darauf beschränkt, ein vorgefundenes Material zu ordnen,
sei das Werk nicht. Der Verfasser erzähle vielmehr von
seinem eigenen Standpunkte aus Toll's Leben und die ge-
schichtlichen Ereignisse, an denen dieser ausgezeichnete
Mann Theil gehabt; wo die Meinungen und das Ur-
theil der handelnden Personen mitgetheilt werden, sei dies
immer ausdrücklich angedeutet. Kritische Bemerkungen,
Urtheile über Dinge, Menschen und Zustände, die nicht
auf diese Weise eingeführt, sprächen die eigene Ansicht
des Verfassers aus und seien in diesem Sinne zu ver-
stehen. So wollen wir denn auch das Werk betrach-
ten, das mehr als Biographie, das Kriegsgeschichte in
umfassender Bedeutung ist.

Im ersten Buche: „Kindheit und erste Jugend 1777

— 1801“ betitelt, erfahren wir, daß Toll's Familie ursprünglich in den Niederlanden heimisch gewesen und einer aus diesem altadelichen Geschlecht um 1560 mit dem dänischen Prinzen Magnus, der eine Zeit lang die Rolle eines Königs von Island durchzuführen gesucht, in die Ostseeländer, das dahin geistliche Ordensgebiet, gekommen ist. Seine Nachkommen verzweigten sich in Schweden und Estland; Karl Friedrich von Toll gehörte einem verarmten Zweige dieses Geschlechts an und wurde am 4./10. April 1777 auf dem Rittergute Kollseer bei Garfal, das seinem mütterlichen Großvater, Herrn von Audtshel, gehörte, geboren. Da seine Aeltern ihm daheim keine angemessene Erziehung geben konnten, so brachte ihn ein Oheim schon in seinem fünften Jahre in das adeliche Landcadettencorps nach Petersburg, welches damals unter der Leitung des edeln Grafen von Anhalt, eines nahen Verwandten der Kaiserin Katharina II., einen seltenen Höhepunkt erreicht hatte. Da Böglinge im zartesten Alter aufgenommen wurden, wie das der damalige Zustand der allgemeinen Bildung in Rußland gebot, so war der ganze Erziehungsplan auf 15 Jahre berechnet. In der jüngsten Klasse blieben die Knaben, ihrem Alter gemäß, weiblicher Obhut und Pflege anvertraut. Je 26 Böglinge standen unter der Leitung einer Gouvernante. Die Einrichtungen des Cadettencorps waren im ganzen noch dieselben, die der Feldmarschall Münnich unter der Kaiserin Anna angeordnet hatte: Lese-, die sich um ihrer Wichtigkeit willen dafür interessiren, werden sie hier kennen lernen. Der Graf von Anhalt starb im Jahre 1794; er hatte sich zuletzt einen unversöhnlichen Feind in dem allmächtigen Potemkin, dem Laurier, gemacht, als er auf Befehl der Kaiserin den Zustand des Heers im Süden untersucht und über die kranken und verkümmerten russischen Krieger rechtlichen Bericht abgefaßt hatte. Gebeßert wurde dadurch freilich wenig, der Graf von Anhalt aber fortan durch die Partei des Gefürchteten auf alle Weise verdächtigt. Man fand seine Anordnungen im Cadettenhause sentimental, sein gültiges Vornehmen gegen die Böglinge gefährlich, weil dadurch alle Bande der militärischen Zucht gelockert würden, ja man wußte auch die Kaiserin theilweise gegen ihn zu gewinnen, indem man glauben machte, daß er unter den Cadetten einen verderblichen Geist des Jakobinismus verbreite. Der Unbefangene begriff vielleicht nicht, wie gerade ein Graf von Anhalt darauf verfallen sein sollte oder was überhaupt ein Mensch, der seiner Sinne mächtig war, zu jener Zeit in Rußland von einem solchen Beginnen erwarten konnte. Aber das Gerücht blieb doch nicht ohne Wirkung. Der Nachfolger des Grafen, General Kutusow, der sich schon als Kriegsmann und Diplomat einen Namen gemacht hatte, trat darum auch anfangs mit einer militärischen Zurückhaltung und den Formen der Strenge auf; da er sich aber bald von der Wahrheit überzeugte, fand sich nach und nach alles wieder in das frühere Gleis. In der letzten Altersklasse, welche noch einen dreijährigen cursus umfaßte, galten sich die Ausfichten für die Cadetten bestimmter.

Die sechs ausgezeichnetsten kamen nämlich als Jünger in die Armee, und die übrigen, nach ihrem Fähigkeit ablaufend, als Leutenants, Unterleutenants u. Fähnriche. Toll wurde von Kutusow, weil er aus von Buch, noch ein Jahr zurückgehalten, und als dieser Abänderung erachtete, sagte ihm der General: „Höre Toll, der Unterricht folgt dir nicht aus dem Land der Dienst dagegen, der geht dir nicht verloren.“ Es welche nicht ohne Eindruck auf ihn blieben.

Das Unglück, das er beklagt hatte, wurde für ihn guten Folgen; es veranlaßte ihn zu einem gründlichen Studium mancher Zweige der Kriegswissenschaften und brachte ihn dem General Kutusow näher, der ihn als guten Jüngling zu seinen Vorträgen über höhere Tactik, an denen auch die Officiere des Corps theilnahmen, und sehr viel zu den glänzenden Abendgesellschaften führte, in denen er öfter mit Kutusow's Töchtern auf dem d. richteten Privattheater auftrat und zuletzt fast ganz Mitglied der Familie behandelt wurde. Im Jahr 1 nach gut bestandenen Examen zum Hauptmann ernannt, kam Toll durch den unerwarteten Tod der Kaiserin, welcher alle Verhältnisse änderte, doch vorerst in die Armee, sondern durch Verwendung eines in Lehrers, der dem neuen Kaiser persönlich bekannt als Leutnant „in die Suite Seiner Majestät versetzt, vom Quartiermeisterwesen.“ Was das sollte, davon hatte vor der Hand kein Mensch eine Ahnung. Der schonst ausgeprägte Charakter der neuen Kaiserin war gleich in den ersten Tagen sehr entschieden hervorgetreten; mit durchgreifender Energie und Abreißend wurden alsbald mancherlei Mißbräuche auch im Hofe abgestellt, dabei aber freilich auch viele Mißgeburten begangen. So war der Generalstab als überflüssig geschafft worden. Die neue Benennung, welche die Schar der jungen, in die Suite des Kaisers kam, wurde gegeben hatte, wußte niemand zu deuten, zu ihnen anzugeben, worin eigentlich ihr Dienst bestand, sie erhielten nur den Befehl, auf der Parade zu erscheinen, die der Kaiser täglich in Person abholte bei der unglaublichen Vermehrung der Formen gen Dienstes von 9 Uhr bis Mittag dauerte. Erührung einer solchen Parade, die auch im strengsten Reithaus im Freien stattfand, ohne Mantel, da der selbst keinen trug, ist höchst charakteristisch: beim Marsch, der den Schluß bildete, marschirten der 1. Großfürst Alexander und Konstantin, so gut als vieler Anstrengung in sehr schweren Stiefeln Schnee gehen wollte, auf dem rechten Flügel der ersten Büge. Stulpiestiefeln, weiße Lederbeinkleider, Roden, ellenlange Böse und Röhrstöcke mit Knopf hatten die zweckmäßige nationale Uniform, welche unter Katharina eingeführt worden war Paul I. wieder verdrängt. Freilich war dieser Verdrängung bei den Garderegimentern, unglücklich und lässig worden; ganz in der Ordnung hatte man gefunden, daß erst lange nachher, wenn die Familien der Führung von Unteroffizieren ausgerückt, gar

den, die vornehmsten jungen Offiziere in vierstündigen Wagen ankamen und sich von dem Feldwebeln ihre Plätze anweisen ließen. Wie peinlich mußte ihnen die verschärfte Strenge des Dienstes jetzt erscheinen!

Das neue Corps, in welchem auch Toll sich befand, war bestimmt, den Generalstab zu ersetzen. Die Unmöglichkeit leuchtete bald ein, und so wurde denn ein großer Theil der früheren Generalstabsoffiziere wieder zurückberufen, um in jenes Corps einzutreten. Unter ihrer Leitung begannen nun die Arbeiten, bei denen sich Toll auszeichnete und auch dem Kaiser öfters genannt wurde. Das Geschäftsbüro wurde in den Winterpalast verlegt und im April 1797 der General Araktschew zum Generalquartiermeister der Armee ernannt. Araktschew ist bekannt als der spätere Schöpfer der Militärcolonien, und auch seine rücksichtslose Härte ist bekannt; das Charakterbild aber, das wir hier in den schärfsten Contouren von ihm empfangen, ist geeignet, Grauen und Entsetzen einzusößen. Der Verfasser sagt:

Und wie das bei solchen Charakteren wol vorzukommen pflegt, heisspiellos war auch seine Feigheit. Das weiß ganz Rußland. Es war so arg damit, daß an ein Verbergen gar nicht gedacht werden konnte. Mehr als einmal war er genöthigt, mit einer Art von erzwungener Unbefangenheit von dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens zu sprechen und über ein unglücklich regbares Nervensystem zu klagen. Obwohl seine Laufbahn ihn zu den höchsten militärischen Ehren und Stellen führte, standen doch in seinen Dienstzeugnissen in der „Kriegsdienste“ überschriebenen Rubrik bis an das Ende immer nur die einfachen Worte: „Ist nie im Feuer gewesen.“

Der Verfasser bekundet hier zuerst den Freimuth, der sich durch keine Rücksicht abhalten läßt, ein noch so strenges Urtheil auszusprechen, eine Eigenschaft, welche sich in dem ganzen Werke offenbart und ihm den Vorwurf zugezogen hat, daß er allzu polemisch gegen einzelne Persönlichkeiten aufgetreten sei. Er läßt indessen Araktschew auch Gerechtigkeit widerfahren:

Er war keineswegs ein Mensch ohne Verdienst, es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand, als Artillerist hatte er gute technische Kenntnisse erworben, für die Verwaltung hatte er wirklich Talent und seine durchgreifende Art wußte überall Ordnung zu erzwingen.

Wie hätte ihn auch sonst der milde Kaiser Alexander seines Vertrauens würdigen können, wenn er nicht auch gewisse gute Eigenschaften besessen hätte! Toll nennt die Lage der Offiziere des Quartiermeisterstabes unter Araktschew eine verzweiflungsvolle. Nach zehn Monaten wurde er jedoch, in Folge eines allzu öffentlichen Aergernisses bei einem Gardebataillon aus dem Dienst entlassen und wenn auch nach kaum zwei Monaten wieder angestellt, so mit neuen Ehren und Gnaden überhäuft, doch nicht wieder zum Generalquartiermeister ernannt, welche Stelle Generalleutnant Hermann, schon bekannt durch seinen Sieg am Kuban, bekleidete. Unter ihm ging Toll mit nach der Krim, um Sewastopol und einige andere Küstenpunkte schnell zu besetzen, weil Kaiser Paul den seltsamen Gedanken gefaßt hatte, die Expedition Bonaparte's 1798 könne wol dem Schwarzen Meere gelten. Als man darüber besser aufgeklärt

war, mußte General Hermann am Dniestr ein Corps von 10000 Mann sammeln, für deren Dislocation eine Karte entworfen werden sollte; Toll empfahl sich dabei als ein vorzüglich brauchbarer Offizier.

Mit dem Jahre 1799 nimmt das Werk, das sich bisher mehr in persönlichen Interessen bewegt, jene allgemeinere Wichtigkeit in Anspruch, welche wir schon oben angedeutet haben. Das kleine Corps am Dniestr wurde nach Italien beordert, wo es zu Suworow's Armee stieß. Die Charakteristik dieses Feldherrn und seiner Kriegsweise heben wir als besonders gelungen hervor. Die einfache Taktik, die er seinen Truppen vorschrieb, kann man als eine Reaction gegen die eingeriffene Formalität der weiten weiten und tagelangen entscheidungslosen Tirailleurgeschechte ansehen. Suworow's entschlossene Angriffe, ohne alles Schrecken, sind mehr als einmal mit Erfolg gekrönt worden. Der Verfasser knüpft daran Bemerkungen, welche beweisen, wie klar er diese Verhältnisse durchdacht hat. Ueber Suworow's Weise im ganzen, namentlich sein Auftreten in Italien, meint er, sei wol noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. Die Russen hatten die Oesterreicher vielfach

des flegelreichen Greises immer etwas Großartiges, etwas Dämonisches und Gebietendes hervortrat, wenn es sich um große Conceptionen handelte oder um die Entschlossenheit, die der eilende, entscheidende Augenblick forderte. Man vergesse nicht die zäherhafte Gewalt, die er über Sinn und Gemüth des russischen Kriegers übte, für den er eigentlich geschaffen war.

Der Verfasser theilt einen bis jetzt noch ungebrachten Brief Suworow's mit, in welchem er sich über sein eigenes Wesen äußert, den wir mit besonderm Interesse lesen. Toll's erste Begegnung mit dem Oberfeldherrn, als er mit einer Meldung des Generals Rosenberg an ihn geschickt wurde, war ganz eigenthümlich. Er fand ihn, ohne Uniform, in bloßen Hemdbärmeln, kurzen Beinkleidern von Sommerzeug mit Knieschnallen und kleinen Stiefeln, von Staub und Schmutz bedeckt, rasch aus einer Ecke in die andere gehend. Unglücklicherweise beantwortete Toll eine Frage mit: „Ich weiß nicht!“ worauf der greise Feldherr, wie von einer Natter gestochen, drei Schritte zurücksprang und mit den heftigsten Geberden schrie: „Ach! Gott sei uns gnädig! Ein Nichtwissender! ein gefährlicher Mensch! umringt ihn!“ Wie ein Verzweifelter rannte er im Zimmer herum und der verkehrte Toll wurde von einem Adjutanten in großer Aufregung bedeutet, daß der Fürst die Worte: Ich weiß nicht, gar nicht hören könne. Erst nach zehn Minuten beruhigte sich Suworow

und fertigte Toll mit einem verheerenden Befehl ab, wobei er erst noch bemerkte: „Sie müssen alles wissen! Seien Sie künftig vorsichtiger.“ Seine zweite Begegnung mit dem Fürsten war um so glücklicher für ihn und brachte ihm die Beförderung zum Kapitän.

Ueber den Operationsplan, welcher Suworow nach der Schweiz ziehen ließ, spricht sich der Verfasser ausführlich aus. Es ist ein Hauptverdienst, daß derselbe nie auf der Oberfläche der Erscheinungen und Thatfachen stehen bleibt, sondern stets nach den Motiven der Kriegsunternehmungen forscht, durch welche sich manche, die sonst räthselhaft und unbegreiflich bleiben, allein erklären lassen. Diese Behandlung der Kriegsgeschichte ist nach unserer Ansicht die allein richtige, freilich auch die schwierigste. Sie stellt die Beweggründe, den Einfluß der leitenden Verantwortlichkeiten, der nicht hoch genug anzuschlagen ist, das geistige Princip und all jene Einwirkungen, welche die Kriegsführung von der rücksichtslosen Energie des Urgebanten im Kriege: Vernichtung des Feindes, abschwächen, in den Vordergrund der Betrachtung und macht dadurch die Darstellung der Thatfachen licht und klar, ihr Verständnis leicht. Wir sprechen dies hier gleich von dem ganzen Werke aus. Je höher Toll's Stellung wurde, je eingeweihter er selbst in das Getriebe des Hauptquartiers wird, wo die Fäden zusammenlaufen und weiter gesponnen werden, desto zuverlässiger werden die Mittheilungen des Verfassers, desto überraschender und überzeugender die Aufschlüsse. So über den Feldzug von 1812, so über die deutschen Befreiungskriege, und welche interessante und wichtige Dinge haben wir noch über den polnischen und türkischen Krieg zu erwarten!

Die Leser d. Bl. in ihrer Mehrzahl würden es uns nicht danken, wenn wir uns in die strategischen und taktischen Details der folgenden vortrefflichen Darstellungen vertiefen wollten. Wir begnügen uns einiges hervorzuheben, was von allgemeinerem Interesse ist. Der Verfasser, wie schon erwähnt, hat die meisten Schlachtfelder jener Zeit besucht und schildert sie mit fester Hand; diejenigen, die wir selbst kennen, geben uns den Beweis dafür. Allerdings gewinnt dann die Erzählung der Gefechte manchmal einen von der herkömmlichen Darstellung abweichenden und diese berücksichtigenden Charakter. So das Gefecht an der Teufelsbrücke, wo keineswegs das erste herüberdringende Bataillon „aufgerieben“ wurde, vielmehr die Vertheidigung, wie Toll berichtet, sehr schwach war. Wie hartnäckig und blutig wird das bisher geschildert, selbst in der verdienstvollen „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“. Die Anstrengungen und Leiden der russischen Soldaten in dem berühmten Alpenfeldzuge lesen wir dagegen hier erst mit lebendigen Farben geschildert; es war aber nicht die Gebirgsnatur allein, sondern die schlechte Versorgung, welche die verbündeten Behörden für sie getroffen, der Mangel an Verpflegung und Transportmitteln; die ewig neue Klage! Von den sieben Kosakenregimentern mußte jedes eine bestimmte Anzahl von Pferden stellen, die als Lastthiere benutzt wurden (ihre Reiter als leichte Infanterie); aber die Streppensperde leisteten

als Saumthiere schlechte Dienste, zerstießen sich an den scharfen Felsen die Hufe und blieben größtentheils liegen. Toll verlor auf dem verhängnißvollen Zuge durch das Gernstthal seine beiden Pferde, wovon eins mit seinem ganzen Gepäc, das ein Kosak an der Hand führte, beim Sprunge über einen Felspalt in den Abgrund stürzte. Er kam zu Fuß, so gut wie barfuß, in Mainz an, wo Suworow seine Scharen, im traurigsten Zustande und für den Augenblick vollkommen geschichtsunsähig, wieder sammelte. Beim Weitermarsch nach Feldkirch mußte Toll zu Fuß, ein kleines Bündel mit seiner ganzen Habe, das heißt mit etwas Wäsche von geborgtem Gelde erkauf, unter dem Arme nebenher ziehen. Doch war ihm bei dem Befehl im Muttenthale, wo sich der Erfolg eines Massenangriffs glänzend gezeigt hatte, das erste Ehrenzeichen, der St.-Annenorden dritter Klasse, zu Theil geworden. Suworow ging schon mit neuen Angriffsplänen um, aber die bekannte Aenderung der russischen Politik zog die Truppen vom Kriegsschauplatz zurück. Alle Bemühungen Oesterreichs waren vergebens, auch die gute Aufnahme in den kaiserlichen Erblanden, die Lebenswürdigkeit der schönen Damen des Hochadels, unter denen vor allen die Herzogin von Sagan-Kurland und ihre reizenden Töchter genannt werden, konnten die Erbitterung nicht beschwichtigen. Der Marsch ging weiter über Brzeß-Litowsk, in welcher Gegend Toll noch einmal, wie zum Abschiede, den greifen Feldherrn sah. Nach einiger Zeit wurden alle Offiziere vom Quartiermeisterstabe nach Petersburg berufen, und hier viele von ihnen ohne allen Grund verabschiedet. Toll blieb, weil der Kaiser von ihm wegen seiner schönen Handschrift eine gute Meinung hatte und stieg schon 1800, nachdem er nur sechs Monate Kapitän gewesen, zum Major auf. Er half bei der Aufnahme der Umgegend der kaiserlichen Lustschlösser, wo der Kaiser größere Truppenübungen nach dem Muster der preussischen zu veranstalten gedachte. Dann auch bei einer detaillirten Aufnahme der Hauptstadt, welche sich bis auf die einzelnen Häuser und sogar deren Hofgassen erstrecken sollte. Da erfolgte plötzlich der Tod Paul's I. unter den bekannten Umständen. Der Verfasser läßt Toll selbst erzählen, was er am 24. März 1801 erlebt hat. Es wird hier noch die vielverbreitete Fabel widerlegt, daß der Kaiser dem Grafen Pahlen, vor dem er gewarnt worden, gesagt: man habe ihm von einer Verschwörung, bei welcher er theilhaftig sei, gesprochen, und daß Pahlen mit seltener Geistesgegenwart geantwortet habe: „Allerdings! Wie sollte ich sonst das ganze Complot kennen lernen?“ Das Wahre an der Sache ist, daß Pahlen tödlich erschrocken, zuerst sich nur fassungslos verneigt hat, und dann, ohne aufzublicken, keine bestimmte Antwort gefunden hat, als: „Wie könnte das sein, Euer Majestät? dafür haben wir ja das Ordonnanzhaus!“ Das war die Oberbehörde der unbeschränkten geheimen Polizei, in welche der Kaiser unbedingtes Vertrauen setzte. Da die Warnung nicht von ihr gekommen war, die freilich unter Pahlen's Einfluß stand, so beruhigte sich der Kaiser zu seinem Verderben.

Das zweite Buch enthält die Zeit von 1801—11. beginnt mit dem Regierungsantritt Kaiser Alexander's, welcher unter um das Recht und das Heil der Freiheit, dessen Streben in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, um einen neuen thätigen Geist zu wecken, kommen gerühmt werden. Sein feierliches Manifest, er hat Sinn und Geist seiner Stiefmutter zu herrschen, wurde aber durch den Gang der Weltgeschichte in der Ausführung verhindert. Er verfolgte durchaus verschiedene Bahn; wie der Verfasser zeigt; immer um Konstantinopel und den Bosphorus, er, wie sein Vater, in den allgemeinen Gang der russischen Politik eingreifen, sogar noch entscheidender, so war seine nächste Aufgabe, den Uebergriffen Frankreich zu wehren. Dazu war eine vermehrte Sorgfalt in taktische Ausbildung des Heers nöthig. Bei den Manövern, welche 1803 nun wirklich ins Leben, mußte Toll Generalquartiermeister der einen unterstellt aufgestellten Armee werden, weil mehrere Offiziere sich der Sache nicht gewachsen fühlten. Der Herr bespricht diese Friedensübungen mit großer Einsicht. Sie hatten, von zwei alten, wenn auch nicht glänzenden aber wissenschaftlich gebildeten, aber doch erfahrenen Generalen geleitet, den Charakter einer Zweckmäßigkeit und Wahrheit, soweit letztere bei solchen dramatisch dargestellten Befehlen zu erreichen, gerade deshalb gewannen sie sich nicht den Beifall jungen Kaiser's und seiner unmittelbaren Umgebung. Es hatte sich seit dem Siebenjährigen Kriege, die gesamte militärische Literatur der Zeit bezeugt, beherrschte mit treffendem Spott berichtet, die selbst-Ansicht verbreitet, Friedrich der Große habe die großen Erfolge seiner ruhmvollen Feldzüge durch seine Manöver zu Wege gebracht. Künstlichkeit und Unmenschlichkeit war es, was man ausdrücklich von ihm verlangte und von den Truppen die vollste Ausführung. Was bei Potsdam erreicht wurde, man bei Petersburg nicht schlechter haben und so wenn für 1804 Fürst Wolonsky „die militärische Laterne“ anzünden. Toll mußte dazu die Dispositionen ausarbeiten, welche immer, weil die einzelnen Operationen bis in das kleinste Detail vorgeschrieben, viele Bogen füllten. Vergleichen kann sonst auch erge vor, aber ein langer Frieden läßt den Einfluß Exercirplätze ganz in den Vordergrund treten. Der Verfasser weist auf manche Verfügung im türkischen von 1828, und auf die Dispositionen des preussischen Hauptquartiers 1848 hin. Für Toll hatten umgeben den Vortheil, daß er dem Kaiser persönlich vielversprechender Offizier bekannt wurde und sich ihm Studium widmete.

Der Feldzug in Mähren von 1805 mit der Schlacht bei Austerlitz gibt dem Verfasser Gelegenheit, sein reiches Wissen zu ganz neuen Aufklärungen zu benutzen. Er führt ein durch eine Charakteristik Napoleon's, die wir schon früher gelesen haben. Ueber den General Mack's Bemerkungen, die wol geeignet sind, das, selbst

von namhaftes und zu stellen. einzugehen vor, daß reiche Verhältnisse, dienst zu Einfluß, trotz seiner

Heerführer gewesen war. Die Schilderung der Verhältnisse im Hauptquartier des Erzherzogs, gegen den Mack keineswegs so unterwürfig gewesen, wie Schlosser's auch in Thatsachen vielfach irrige Darstellung angibt, ist höchst gelungen. Ueber den Erfolg von Ulm bemerkt der Verfasser:

„Dämonische Gewalten entscheiden sehr viele diese Mächte begünstigen mit einer gewissen Stärke, den besonnenen Künsten — nie den verstandenen. Es ist der ernstesten Betrachtung unüberwindlichen Elemente des Erfolgs von 17 zu Napoleon's Gunsten in die Waagschale fiel letzten Feldzüge dagegen gar oft gegen ihn. In der Betrachtung werth, daß solche plötzlich vernünftige Unglücksfälle, wie die von Ulm, eigentlich nie das Werk des Feindes sind, und wenn er ein Napoleon wäre, immer das der eigenen Thorheit und Schwäche.“

Wir lesen nun die Verhältnisse im russischen Heere und gewinnen dadurch erst eine wahre Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten von 1805. Der Schlüssel zum Verständniß liegt niemals in den Thatsachen selbst, sondern in deren Ursachen; die Quellen entspringen auf den Höhen, auch die der Kriegesströme. Darum muß eine wahre Kriegesgeschichte diese Quellen in den höhern Regionen der Cabinete und der Hauptquartiere suchen, in der Persönlichkeit und dem Charakter der Fürsten und Feldherren und den sich dort kreuzenden Interessen und Triebfedern, an denen auch wol untergeordnete Hände schafften und webten. Ein solches Werk hat sich das vorliegende Werk erworben, darum ist es eben als ein höchst wichtiges für die Zeitgeschichte anerkannt worden. Eins nur wünschten wir gemildert: die allzu scharfe und schneidende Polemik gegen manche Persönlichkeiten. Der Wahrheit die Ehre! Aber sie läßt sich auch in mildere Form kleiden. Der Feldzug von 1805 und die Schlacht von Austerlitz erhält durch manches, was hier mitgetheilt wird, eine bessere Erklärung. Woher der Entschluß zur Schlacht kam, gegen welche sich Fürst Schwarzenberg und Kutusow bestimmt aussprachen, kann danach nicht zweifelhaft sein. Letzterer bediente sich dabei des Ausdrucks: „Napoleon sei ein Feind, dem man das Land, wie auf einem Schenkel, anbieten müsse“; er war dafür, noch weiter zurückzugehen. „Aber die glänzenden jungen Generale und Flügeladjutanten, die kriegerisch gesinnten Kammerherren, von denen der Kaiser umgeben war, sahen die Sache anders an und überboten ihn selbst sogar an Siegeszuversicht.“ So wurde der Vormarsch in den bekannten fünf Colonnen befohlen und dabei, was kaum glaublich scheint, auf diesem mehrstägigen

Reisemarsche der Truppen, die in Zügen marschirten, befohlen, Schritt und genaue Distanzen zu halten. Die Stärke der Heere, welche sich bei Außerlich bekämpften, ist bisher auf Treu und Glauben der französischen Berichte falsch berechnet worden; der Verfasser weist nach, daß wol selten zwei Heere so gleich an Zahl aufeinander gestoßen sind. Wir können der Darstellung der Schlacht nicht folgen; für den militärischen Leser wird sie wegen der taktischen Details sehr interessant sein. Dem Bauer Kutusow's, die vierte Colonne von Pragen antreten zu lassen, wird ein großer Theil des so verderblichen Ausganges zugeschrieben. Uebrigens zu lesen ist, wie Toll nach der Schlacht den Kaiser, nur von seinem Leibarzt und einem Stallmeister begleitet, also eigentlich ganz allein, unter einem Baume auf der feuchten Erde sitzend gefunden, das Gesicht im tiefen Schmerz mit dem Tuche bedeckt. Der Krieg hätte wol fortgesetzt werden können, aber der furchtbare Schlag hatte alle Zuversicht gebrochen und noch am Tage der Schlacht, spät Abends, sendete Kaiser Franz seinen Friedensboten an Napoleon. Die russische Armee trat den Grimausch an. Der Verfasser sagt:

Napoleon, dieser große Mann, der zu Klein war um ein Gefühl für das heilige Wesen der Wahrheit zu haben, hat nicht nur in seinen seltsamen Bulletins, sondern auch, was für seinen Ruhm weit schlimmer ist, in den zu St. Helena dictirten Denkwürdigkeiten gesagt und wiederholt, der Kaiser Alexander sei unvermeidlicher Gefangenschaft verfallen gewesen, er aber habe ihn aus rücksichtsvoller Großmuth entkommen lassen. Die Verfasser der „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“ haben sich die Mühe gegeben schlagend nachzuweisen, daß dies eine der kühnsten — Erfindungen ist, durch die man je versucht hat, die Geschichte zu bereichern.

Kutusow wurde in Rußland, der öffentlichen Stimme nachgebend, vom Heere entfernt. Der greise General und Hofmann kannte seinen Vorthell zu gut, um nicht auch das schweigend hinzunehmen. Es folgten weitere Maßregeln. Auch von Verrath sprach man, der schmählicherweise schon die Disposition zur Schlacht Napoleon bekannt gemacht habe! Aber die Offiziere von Geist und Einsicht theilten diesen Wahn nicht. Unter ihnen war Toll. Er konnte freilich auf seinem damaligen Standpunkte den Schlüssel zum Verständniß jener Ereignisse nicht sogleich finden, aber sie führten ihn zum Nachdenken, zu weiteren Studien für seine militärische Ausbildung. So wurde er ein eifriger Anhänger Jomini's und durch den eigenen gesunden Sinn, das angeborene Talent und die bereits erlangte Erfahrung vor einer geistlosen und beschränkten Auffassung des Jomini'schen Systems bewahrt. Er fand bald Gelegenheit diese Erfahrung zu bereichern, indem er, bei der gegen die Türkei verwundenen Armee angestellt, das Vertrauen der Oberbefehlshaber gewann und als Eingeweihter die Gründe ihres Thuns und Lassens erkennen lernte. So bildete er sich zu einer Tüchtigkeit heran, die seine Laufbahn sicher stellte, so wenig er auf äußere Unterstützung zu rechnen hatte und so entschieden ihn seine unbedingte Geradheit und Wahrheit hinderten, trübsame Wege, auf denen sich andere forthelfen, einzuschlagen. Referent hat im Gespräch mit mehreren russi-

schen Offizieren, die er kennen gelernt, die Ansicht des Verfassers bestätigt gefunden; auf Wunsch, er über die eine oder die andere Mittheilung in den „Militärischen“ erhohe, wurde ihm immer erwidert: „Ja Toll sagt, ist unbedingt wahr.“

Die Reorganisation der russischen Armee und Operationen an der Donau haben durch den orientalischen Krieg an Interesse gewonnen. Tolstoj Oberlieutenant befördert, wurde von Kutusow, zum Gehülfen des alten Feldmarschalls Suwarow ernannt war, als sein ehemaliger Schüler an das bettencorps, der sich schon einem gewissen Ruf erfreute, ausgezeichnet und zu seinem beständigen Begleiter gemacht. So bildete sich ein bleibendes Verhältniß zwischen ihnen. Prochorow'sky, der noch in den Ideen der Rumänow'schen Kriegsmethode gegenwärtig lebte, und dem Heere wieder die Schlacht wenige großen Verräthen gab, nannte Kutusow, ist schon weit über die Schöpfung hinaus war, sein Schützling. Zwischen beiden bildete sich aber umgekehrt ein gewisses Verhältniß, Prochorow'sky klagte, und vielleicht mit Unrecht, über Intriguen Kutusow's und verfolgte, welcher dessen Vertrauen besaß, sodaß dieser an Tolstoj, welcher dessen Vertrauen besaß, sich zur Linie bat; an Tolstoj befahlshaber sorgte indessen dafür, daß er auch an der Donau blieb, von welchem er auch Kutusow zu verdrängen wußte. Toll war damals Kommandeur in einem Jägerregiment, in Samogiliten stand, von wo er jedoch bald von topographischen Arbeiten nach Petersburg kam, hier 1811 zum Obersten befördert wurde.

Das dritte Buch beginnt mit dem Kriege von 1806. Es war schon 1850 geschrieben, ehe dem Verfasser „Leben“ und Wolzogen's „Memoiren“ gekommen, doch hat er aus Gründen, die wir annehmen, dasselbe nicht umgearbeitet, sondern die Quellen nur zu Zusätzen benutzt. Die allgemeinen Verhältnisse und Vorbereitungen in Rußland zum Kriege werden zuerst geschildert. Der schluß zum Kampfe war ein notwendiger und dem Kaiser Alexander sehr hoch anzurechnen. Die Regelung aller Handelsverhältnisse wurde zwar empfunden, aber es gab keine öffentliche Meinung, zum Kriege mit Frankreich gedrängt hätte, in Mittelstand war ganz unbedeutend, der Grund aus dem die Beamten und Offiziere hervorgingen, alles Verstandniß für das, was außerhalb ihres Bereichs lag, und in den vornehmen Kreisen, welche vorherrschend zu einem Frieden und Bündniß mit Frankreich neigten, fehlte es nicht an Leuten, welche die angemessenste Politik in einem Bunde mit Frankreich und gemeinschaftlicher Beherrschung von Europa sahen. Es ist etwa heute an solchen? So erklärte, wie der Verfasser aus bester Quelle verbürgen kann, Graf Rumänow ganz unumwunden, man müßte sich nicht ein, was es schaden könne, selbst

elungen unter französische Botenboten in die russischen Städte aufzunehmen! Für die Sprache der edeln deutschen Blüthlinge, die sich um Stein sammelten, hatte nur Kaiser Alexander ein Verständnis. Der Verfasser wagt dann die Verhältnisse Preussens, das Napoleon nicht annehmen wollte, aber erst nach dem Siege über Rußland; er hält es für ein Glück, daß der König der Sinne der Männer, welche um jeden Preis zum Kampfe Frankreich drängten, kein Gehör ließ, weil diesem, wie die Lage der Dinge war, gewiß zu unabweisbarem Uebel gefährdet hätte. Von den Maßregeln Napoleon's wird die unlaute der Verstärkung falscher russischer Bannnotizen beklagt. Es wird behauptet, daß Napoleon bei seinen Handelsvorschlägen von 1809 — also nach dem Congreß von Erfurt — wahrscheinlich schon tiefste Hintergedanken für einen künftigen Kriegszug gegen Rußland gehabt habe. Es sollten nämlich auf den wichtigsten Punkten des Landes, besonders da, wo die Hauptstraßen verlaufen (also an den strategischsten Punkten), große dépôts de roulage (Transportmittel, Pferde und Wagen, Futtermittel u. s. w.) Errichtung des Handelsverkehrs mit dem westlichen Europa und dadurch für dasselbe mit dem Orient aufhört werden. Dieser Plan scheiterte an der großen Unthätigkeit, mit welcher der russische Militärcommissarius Kuratschen seines Chefs, des Prinzen Georg von Hagen, die Ausführung bis zum Bruche mit Frankreich verzögern wollte. Der Gesandte Lauriston, der ein Diplomat noch sein war, fuhr damit bei seiner Abreise gegen ihn heraus, daß auch er wichtige Pläne kenne. Sabatow, so hieß der junge Mann, war, als russischer Offizier sehr er darin ein Com-
ment. Die Stärke der russischen Streitkräfte, welche der Linie dem Herrn Napoleon's entgegengesetzt wer-
den konnten, finden wir nach genauen Ermittlungen
Wend von den zu hohen Angaben Butarlin's und
Lewsky's berechnet. Der Verfasser beweist dann —
dies ist für die Wahrheit und die Beurtheilung des
Jahres von 1812 höchst wichtig —, daß keinem, auch der
gezeichneten Offiziere des Hauptquartiers zu Wilna
nur entfernt eingefallen sei, die ungeheure Aus-
dehnung Rußlands zu Hülfe zu nehmen, was nachher
in der Ereignisse ganz von selbst und ohne daß
es beabsichtigt hätte, zur entscheidenden Haupt-
wurde. Kein Leser, welcher mit Aufmerksamkeit den
Lernissen folgt, wie sie im Buche entwickelt werden,
sich der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Be-
wertung verschließen und die Kritik des Feldzugs wird
hauptsächlich modifiziert.

on besonderer Wichtigkeit erachten wir wieder das Ka-
in welchem das Hauptquartier mit seinen Persönlich-
und schwankenden, unklaren Verhältnissen geschildert ist.
fflich ist unter anderm Barclay's Charakteristik! Hier
em Verfasser das zuverlässigste Material zu Gebote,
oll war im Hauptquartier als Director der zweiten
ung der Kanzlei des Generalquartiermeisters der er-
nie angestellt worden, und was wir über Barclay

gehöriger und anerkannt tüchtiger Offizier, wurde vom Kaiser, als die Ansichten zu sehr auseinander gingen, zu einem schriftlichen Gutachten über eine bei Wlana zu liefernde Schlacht aufgefordert, das der Verfasser im Texte mittheilt. Den folgenden Kapiteln, welche die Kriegsbegabheiten nach der Eröffnung des Feldzugs zum Gegenstande haben, können wir, so viel Neues in unserm Sinne sie enthalten, keine ringshende Besprechung widmen. Der Verfasser zeigt uns, daß der leitende Grundgedanke, welchen eine irrthümliche Geschichtschreibung den russischen Operationen als rothen Faden eingewebt, nirgends vorhanden gewesen ist; es waltete im Gegentheil stets derselbe Irrthum über die Großartigkeit der Kriegsführung, die durch Napoleon's Herrschaft bedingt war und seine Ahnung von der räumlichen Ausdehnung, welche sie den Operationen geben mußte. Er weist nach, wie endlich infolge des rathlosen Hin- und Herbewegens im geraden Widerspruch mit allen bisher verfolgten Plänen die Vereinigung der beiden Armeen das Ziel aller Bewegungen geworden sei, wie das Streben sich zu erreichen tief in das Innere des Landes geführt und der Krieg von diesem entscheidenden Wendepunkte an einen durchaus veränderten Charakter gewonnen habe. Das ist der Sieg der Pragmatik über die bisherige Conjectur, die sich auf Whull's verschließen und Knesched's nur eben vom Kaiser angehört, nicht angenommenen Plan oder auf Wolzogen's Ideen gestützt hat.

Für die nun folgende Periode des Feldzugs, die nicht so abjektiv entstellt worden als die erste, deren wahrer Zusammenhang aber doch nicht aus den Darstellungen erhellt, weil Butarin und Danilowsky ihn nicht gegeben, Clausenwig und Hofmann nicht im Mittelpunkte der Ereignisse gestanden und dem Herzog Eugen von Württemberg durch seine Stellung Zurückhaltung geboten worden, hat der Verfasser, außer manchen andern Papieren, eine an den Kaiser gerichtete Denkschrift des Generals Barclay, zu der er sich um so mehr Glück wünschen kann, als Barclay ein Ehrenmann war, dessen Wahrhaftigkeit nie ein Mensch in Zweifel gezogen hat. Wir lesen nun, wie dieser General, nachdem der Kaiser das Heer verlassen, freie Hand erhalten, wie aber leider gar nichts verfügt

worden, wenn die Leitung des ganzen Feldzugs anvertraut sei. Die Wagnation zu überlassen, davon konnte wol nie die Rede sein, gleichwol war er der Aeltere im Rang. Es schien den Herren überlassen zu sein, sich selbst zu helfen und zu verständigen, wie sie wußten und konnten. Die schlimmen Folgen blieben natürlich nicht aus. Ueberdem gab es keinen über die Berechnung der beiden Armeen hinausgehenden Operationsplan, der Rückzug hatte keinen andern Zweck, als diese zu erreichen, von einem solchen als selbständige Maßregel wußte Barclay, wie seine Denkschrift belegt, gar nichts, „er mußte überall auf eigene Verantwortung handeln, wie er dem ihm befreundeten General Kutusow unzähligmal geklagt“. Diese vom Herzog von Würtemberg angeführten Worte hebt der Verfasser hervor, weil die Geschichte der nächsten Operationen den Commentar dazu gibt. So werden die Ereignisse vor Witebsk aus der Denkschrift verständlich. Beim Zusammentreffen der beiden Heere ging Barclay mit der Schärfe in dienstlicher Form Wagnation entgegen und überreichte ihm den Rapport; Wagnation stellte sich dagegen freiwillig unter Barclay's Befehle, alle Mißverständnisse schienen ausgeglichen — aber es war nur scheinbar. Der Verfasser läßt übrigens auch Wagnation Gerechtigkeits widerfahren und findet in seinen vielfach getadelten Operationen nur die unvermeidlichen Folgen der Heertheilung, die von Anfang angedeutet war. Ueber Barclay's schwierige Lage lesen wir die eigenen Worte des Generals, sie können nicht überzeugender sein. Sein weiteres Verfahren in der peinlichen Ungewißheit über den leitenden Gedanken, welche die erhaltenen Instruktionen noch vermehrten, erklärt sich fortan nur zu leicht. „Ein richtiger Takt, wir möchten sagen ein glücklicher Instinct läßt ihn vor der blutigen Entscheidung zurückbeben.“ Aber er suchte die Gründe immer nur in der jedesmaligen Lage, nicht in den allgemeinen Verhältnissen, daß erst das Machtverhältnis zum Feinde sich günstiger gestalten haben mußte, ehe man sich überhaupt schlagen durfte. Und doch forderte alles von ihm Angriffsoperationen. „Ein so gänzlich, so weitverbreitetes und so lange andauerndes Verkennen der eigenen Lage und der ohwaltenden Verhältnisse ist gewiß selten in der Geschichte der Kriege vorgekommen.“ Toll's Vorschläge, die vereinigte Macht schnell und entschlossen auf einer innern Operationslinie vorzuführen, wurden nicht gehört; Barclay wollte in anderer Richtung etwas unternehmen, aber weder dies, noch anderes, was im Kriegsrathe zur Sprache gekommen, geschah, und die Anordnungen des Feldherrn wurden bald von allen Seiten auf das bitterste getadelt, wozu der Großfürst Konstantin den Ton angab: man sprach schon von Verrath! Volzogen besonders wurde verdächtigt. Barclay's Takt würde ihn gewiß sicher geführt haben, wenn ihn nur die Befehle des Kaisers, die Intriguen des Hauptquartiers und das Geschrei der Armee unbelirt gelassen hätten. Der Verfasser berichtet von einem leidenschaftlichen Ausbruch, dessen ihm mitgetheilte Einzelheiten er jedoch nicht wagt, als ausgemachte Geschichte wiederzuerzählen. Eine exaltirte

Partei unter den Generalen hatte sich bei Smolensk in Masse zu Barclay begeben, um Widerruf eben erlassener Befehle zu erlangen; Barclay aber wußte seine Feldherrstellung mit ruhiger Festigkeit und Würde geklärt zu machen und zu wahren und die Generale in ihrer Schranken zurückzuweisen. Seine Denkschrift rechtfertigt sein Verfahren in Bezug auf die Verlassung von Smolensk nicht ohne Bitterkeit. Der tief gekränkte, redlich gekränkte Ehrenmann spricht sich aber dann, als ihm Kutusow's Ernennung zum Oberbefehlshaber zukam, in einem Schreiben an den Kaiser in einer Weise aus, die seine volle Selbstverleugnung bekundet. Damit schließt der erste Band, welchem noch einige interessante Beilagen beigelegt sind.

Der zweite Band enthält in zwei Büchern den Feldzug von 1812 unter Kutusow's Oberbefehl und den Frühjahrsfeldzug von 1813. Bemerkenswerth ist gleich zuerst die Darstellung, in welcher Weise Kutusow's Ernennung erfolgte. Eine Commission wurde ernannt, um zu untersuchen, worin der unbefriedigende Gang der Operationen seinen Grund habe: sie fand, „wozu es stillschweigend keiner Versammlung von Propheten bedurfte“, daß Mangel an Einheit im Oberbefehl die Quelle alles Uebels sei, und schlug dem General Kutusow dazu vor, der, einige Tage früher in den Fürstenstand erhoben, denn auch wirklich dazu ernannt wurde. Der Verfasser gibt uns eine Charakteristik dieses Feldherrn, die er mit der Frage einleitet: „Wer und was war denn nun eigentlich Kutusow?“ Bei Danilewsky sei die Antwort nicht zu finden, der habe sein Buch als Gegenstück zu Xenophon's „Cyropädie“ geschrieben, um das Muster eines Feldherrn vorzuführen. Auch Toll habe nie anders als rühmend von Kutusow gesprochen, theils weil er ihn wirklich überschätzte, theils weil er in seiner einfachen Redlichkeit manche Seite seines Charakters nie kennen gelernt habe, noch aber aus Dankbarkeit und Pietät. Er aber, der Verfasser, habe keine Pflicht der Pietät gegen Kutusow zu erfüllen und dürfe daher die Dinge so darstellen, wie sie waren. So stellt er denn den Feldherrn, der „in seiner Jugend ein tüchtiger Haudegen“ gewesen, als einen in Intriguen ergrauten Hofmann dar, dessen Blick sich nur zur Lösung einer weltgeschichtlichen Aufgabe erweitert habe, der bei weitem mehr an Geist und Körper als an Jahren alt geworden, seine schlaue Klugheit vorzugsweise auf die Wahrung persönlicher Interessen wendete. Individuen, die er für Feinde oder Nebenbuhler hielt, zu beseitigen wußte, des Bewusstseins und der Reizung bedürftig, doch auch wieder in Momenten unbegreiflich eigensinnig und doch bei alledem voll bewundernswürdigen Tactes und Verstandes in der Auffassung dessen, was ihn der Augenblick bei der Uebernahme des Commandos gebot. Er, der nie ein kühner, unternehmender Feldherr gewesen, der Versuchungen liebte und den Erfolg gern von einem jähren Ausharren, das auf den Vortheil lauert, erwartete und außerdem seit Außerlich von lähmender Ehrfurcht gegen Napoleon durchdrungen war, begriff, was jetzt von ihm gefordert wurde und spielte die Rolle des heroischen Bataillador, die ihm das Schicksal zugewiesen hatte, mit

niem Aufstande. Wir überlassen dem Leser, sich aus den Ereignissen selbst ein Urtheil über die Wichtigkeit dieses schon geschnittenen Bildes zu verschaffen. Als Kutusow sich dem Feinde zeigte — in seinem bekannten Aufzuge nach Suworow's Weise, im Lieberrock ohne Epaulettes, mit der weißen, roth eingefassten Kürasierschirmmütze ohne Schirm, mit dem Kantschu über der Schulter, auf dem nur mit der Fresse gezäumten Rosaschirm —, wurde er mit jubelndem Hurrah empfangen. Ein mächtiger Adler soll hoch in Lüften über seinen Häupten geschwebt haben, was aber der Verfasser mit ironischem Hinblick auf ein späteres Ereigniß dieser Art als Sage erklärt. Zunächst wurde die Entscheidungsschlacht noch vertagt, weil die vortheilhafte Stellung, welche Barclay dazu ausgewählt hatte, diesem einen Theil des zu erwartenden Ruhms verschaffen würde. So erhielt das Heer unerwartet den Befehl, die Schanzarbeiten liegen zu lassen und auf Gstaß zu rückzugehen. Zugleich wurde die neue Einrichtung des Heerbezirks verfügt. Toll kam in das große Hauptquartier zur Darstellung bei der Person des Fürsten Kutusow und wurde nach und nach so ziemlich die Hauptperson darin.

Um so wichtiger sind und von diesem Zeitpunkt an seine „Denkwürdigkeiten“. Die Darstellung der Schlacht von Borodino, mit der vorangeschickten Leseanweisung, ist bei weitem die beste und klarste, welche wir gelesen haben. Als ganz zuverlässig ist die Angabe der Stärke des russischen Heers zu betrachten, welche niemand besser wissen konnte, als Toll in seiner Stellung. Auch der beigefügte Plan besriedigt im hohen Grade; der Verfasser sagt uns, daß seltsamerweise bisher noch kein einziger richtiger Plan der Schlacht von Borodino bekannt geworden sei, selbst auf dem sonst das Terrain darstellenden Plane von Blisson seien alle Entfernungen falsch angegeben und auf allen die ursprüngliche Stellung der Massen nicht richtig eingetragen. Wer jemals analysirt worden ist, eine Schlacht mündlich oder schriftlich zu erzählen, wird die Schwierigkeiten erkennen, welche bei dieser Aufgabe verknüpft sind, und das Verdienst der vorliegenden klaren Schilderung nur um so höher anschlagen. Es bleiben allerdings noch immer manche Punkte unklar, aber, wie der Verfasser bemerkt, sie sind nicht mehr aufzuklären. So die Frage, warum niemand daran gedacht, die Garden und Grenadiere, welche nur in der Nähe standen, zur Verstärkung an den Bagration-Schanzen zu verwenden; wie Kutusow nichts an dem Abzügen des zweiten Infanteriecorps nach dem linken Flügel gewußt u. s. w. Welches Vertrauen Toll noch, beweisen bei dem stets erneuten Bitten um Unterstützung von vortier des Fürsten Worte: „Karl, was du sagst, das will ich thun!“ wobei wir natürlich nur auf den Sinn Werth legen, nicht auf das vertrauliche „Karl“ und „du“, weil letzteres immer die russische Redeart ist und der Vorname dort wie in Italien zur Anrede gebraucht wird. Toll suchte nun durch die angebrachte Thätigkeit zu erregen, was dem besagten Feldherrn fehlte, er ordnete vieles auf eigene Verantwortung an. Die Schlacht erfaßte zuletzt allmählich an Folge

gänzlicher Erschöpfung beider Theile, obgleich es in Napoleon's Macht gestanden hätte, die errungenen Vortheile durch seine Garden, 20000 Mann frische Truppen, bis zu einer gänzlichen Niederlage der Russen zu steigern. Einzelheiten über die Verluste, die uns mitgetheilt werden, sind furchtbar. „Was ist das für ein Regiment?“ fragte Toll, der von Kutusow entfremdet war, sich abends von der Verfassung der zweiten Armee zu überzeugen, seinen Führer, den Obersten Chomentowski, indem er auf eine Truppenabtheilung zeigte. „Es ist die zweite Division!“ lautete die Antwort. Es waren die Reste von zwölf Bataillonen, welche Toll für zwei gehalten hatte. Der ganze russische Verlust betrug 38608 Mann. Regimenter, welche gar nicht zum Gefecht kamen, wurden doch wegen der mangelnden Tiefe in der Aufstellung vom feindlichen Geschütz erreicht: so verloren die beiden Gareregimenter Perobaschenski und Semenov über 600 Mann! Der Verfasser bezeichnet mit Recht die Schlacht von Borodino als diejenige, welche mit einer wirklich beispiellosen Intensität des Kampfes geschlagen worden sei: von 6 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags hatte das eine Heer ein Drittel, das andere fast die Hälfte seiner Mannschaft verloren. Daß Napoleon seine Garden nicht zum entscheidenden Angriffe gehen ließ, ist viel besprochen worden; wir stimmen mit dem Verfasser vollständig überein, wenn er die dafür angeführten Gründe nicht gelten läßt. Die Folgen wären unberechenbar gewesen. Dem russischen Heere kam es zugute, es trug nicht wenig dazu bei, den allmählich verbreiteten Wahn zu nähren, daß man die Schlacht eigentlich gewonnen habe und sich nur freiwillig zurückziehe, um sich größere Vortheile zu sichern. Dadurch wurde aber der Geist des Heers mächtig gehoben. Kutusow's Siegesbotschaft nach Petersburg verschaffte ihm den Feldmarschallsstab und ein Geschenk von 100000 Rubel; zugleich kam auch ein seltsames Actenstück in Umlauf, eine angebliche Proclamation Napoleon's, in welchem er seine Franzosen wegen der erlittenen Niederlage mit Schmach überhäuft. Gleichwohl wurde der Rückzug fortgesetzt und Moskau aufgegeben. Der Brand von Moskau ist wol kein Räthsel mehr; der Verfasser führt Kotschubinski's Worte im Kriegsrath an, auch daß er bei der Räumung der Stadt die ihm zu Gebote stehenden Pferde keineswegs dazu angewendet habe, die 10000 Verwundeten zu retten, welche dann sämmtlich in den Flammen umkamen, ebenso wenig einen Theil der bedeutenden Waffenvorräthe, über 80000 Flinten, 60000 blanken Waffen, 8000 Ctr. Pulver, Bekleidungsgegenstände und Lebensmittel, im Betrage von mehr als 2½ Million Rubel fortzuschaffen, sondern lediglich um damit die Feuerbräun und Zubehör hinwegzubringen. Die Bemerkungen des Verfassers, wie im ganzen großen Reiche der Brand als eine natürliche Folge der Invasion angesehen worden, sind sehr treffend.

Die einzigen Kriege im Innern Rußlands, deren Andenken die Tradition unter dem Volke in großen allgemeinen Zügen erhalten hat, sind die Einfälle der Tataren und der Polen: Werthungskriege im buchstäblichen Sinne des Wortes, zugleich von Fremdgläubigen

gegen die russische Nationalliebe und ihre Dürer geküßt. Das russische Volk hat seine andere Vorstellung vom Kriege; darum floh der Bürger und Bauer vor dem Besatze, wie seine Vorfahren vor den sengenden und mordenden Wägen und Tataren, und brachte Weib und Kind, Vieh und Ernte in Sicherheit, darum hatte der Krieg seit Smolensk den Charakter eines Volkskriegs angenommen. So galt auch der Brand von Moskau für eine That der Franzosen, erst nach deren Vertreibung wurde er als eine That der russischen Nation dargestellt, während sie doch ein einzelner Mann ganz im geheimen vorbereitet und ohne die Zustimmung der Regierung stillschweigend ausgeführt hat. Der Verfasser kommt nach gründlicher Erwägung zu diesem Resultate: Kutusow wagte erst spät zu berichten, daß Moskau aufgegeben worden sei; die erste Nachricht davon gelangte durch einen Reisenden nach Petersburg, den die Polizei als einen Uebelgesanten verhasst ließ, dann aber als sie offiziell bestätigt wurde, erhob die Friedenspartei, selbst von Mitgliedern der kaiserlichen Familie unterstützt, wiederum ihr Haupt. Der Kaiser fand nur an Seem und Kotschubey eine Stütze und es gereicht zu seiner Ehre, daß er unerschütterlich blieb. Im Lande aber blieb die Stimme für Kutusow und er der unangefasste Nationalheld.

Koll's Planen gemäß wurde nun aus der Glanzstellung, welche die Armee genommen, der Krieg in des Feindes Selte und Rücken begonnen, der sich zu immer steigender Bedeutung entwickelte. Aber seine Entwürfe fanden doch immer viel Heumasse und im Hauptquartier ereigneten sich die seltsamsten Scenen: Wie hat Koll schon damals die ganze Schlage angesehen, daß Napoleon bald Moskau räumen werde, und daß es dann gelte, ihn auf die ganz verwüsthete Straße über Moskau zurückzuwerfen und seinen Rückzug auf dieser zu erzwingen, wobei er alle Punkte, auf denen man ihm den Weg verlegen müsse, mit Kreide auf den Tisch in der Mitte von Zarskowsko gezeichnet, haben Generalstabsoffiziere, die ihn unglaublich als diplomatisch belächelt, dem Verfasser später selbst erzählt. Die Ereignisse rechtfertigten seine Ansicht beinahe vollständig auf das vollkommenste; wir folgen ihnen in der Darstellung, welche ihren Zusammenhang möglichst aufklärt, in dem wirtern für Napoleon so verhängnisvollen Verlaufe. Auch dem Wetter, dem Froste, der an allem Unheil schuld gewesen sein soll, läßt der Verfasser gegen die Anklagen der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren.

Unum ungewöhnlich langen und milden Herbst folgte 1812 ein Winter, der im ganzen zu den mildern gehöte. Ost ist in der Gegend von Moskau Ende October schon Schiltenbahn: diesmal war die Erde noch nicht gefroren und selbst die Nächte über blieb die Temperatur gelind.

Ueber die Saumseligkeit und Unentschlossenheit der Verfolgung erhalten wir manchen eigenthümlichen Aufschluß. Kutusow's Benehmen wurde auch von den höhern Offizieren entschieden gemißbilligt und rief allgemeines Mißvergnügen hervor, niemand empfand wol tiefer und bitterer dabei, als Koll, dessen Plan oft im entscheidenden Augenblick der Ausführung verborben wurde, so bei Tarutino, wie bei Blücher und Krasnoi. Es ist gefragt

worden, was denn noch mehr zu erreichen gesehn, als die fast gänzliche Vernichtung des französischen Heers, die auch ohne Kampf erfolgt wäre, wenn es seinem eignen Schicksal überlassen wurde? Der Verfasser antwortet darauf:

Sehe viel! Wie hätte ein vollständiger Sieg auf der Schlachtfeld, Heer gegen Heer, wie hätten Siegeszeichen im Feind im Kampf, in einer Hauptschlacht aus den Händen gewunden, dem thatsächlichen Erfolg für die Ehre der russischen Waffen den höchsten Glanz verliehen! Aber auch der weitere, materielle Erfolg, der zu erlangen war, ist nicht gering anzuschlagen. Es ist wahr, Napoleon verlor fast die gesamte Ausrüstung seines Heers und brachte von den 600000 Mann nur wenige Laufende zurück; aber diese wenigen Tausende bestanden fast ganz aus Offizieren und alten kriegserfahrenen tüchtigen Unteroffizieren. Diese geretteten Krümmer setzten Napoleon in den Stand, ein neues Heer zu bilden, das schon im Mai im vorigen Jahre wieder mit Erfolg in den Westeuropa konnte. Ohne diese Krümmer wäre das schwerlich möglich gewesen, sie gaben der unerfahrenen Masse Rekruten, die Napoleon zusammenbrachte, kriegerische Haltung und Tüchtigkeit.

Wir nennen diese Bemerkung vom militärischen Standpunkt eine ganz unwiderlegliche. Die Wichtigkeit des aus dem großen Schiffsbruch geretteten Schatzes ist bei weitem nicht ausreichend gewürdigt worden, und es lag in Kutusow's Hand, Napoleon dessen ganz zu berauben. Da ganz anders würde sich der nächste Feldzug trotz aller Anstrengungen Frankreichs gestaltet haben!

Zu den Ereignissen zurückkehrend, lesen wir eine auf die Thatfachen begründete Kritik des so berühmten gewordenen Rückzugs, durch welchen Napoleon seinen Heertheil retten haben soll. Der Verfasser stellt dem Wunsch und der That des tapfern Marschalls seine Bewunderung, aber er zeigt, daß nur etwa 8—900 Mann übrig geblieben sind, also etwa ein Zehntel seiner Truppen, welche mithin so vollständig vernichtet waren, als es nur überhaupt durch ein Gefecht und dessen Folgen möglich ist. Ueber den letzten Theil des Feldzugs hat er wohl Neues mitzutheilen, doch ist Aschischagowa's Charakteristik von Interesse, weil dessen Führung, die ihn so viel Bewunderung zugezogen hat, sich daraus erklärt. Dieser, als Geymann tüchtige, als Feldherr unfähig, nur im kleinen Dienst und im Regiment bewanderte Admiral, der schon Napoleon's Signalement verbreitet, weil er ihn unter den Nachzügern glaubte (!), ließ sich bei verschiedener Gelegenheit in Borissow überfallen und mußte mit seinen Truppen in größter Verwirrung über die Beresina fliehen, die er den Franzosen sperren sollte. Er hatte dort durch 15000 Mann Reitertruppen unter General Dordel verstärkt werden sollen, dieser General war jedoch nach seiner eigenen naiven Erklärung deshalb nicht gekommen, weil er wegen der Viehsuche in Litauen Bedenken getragen. Die Schuld aller Versäumnisse an dem entscheidenden Punkte fiel fröhlich überall auf den „Admiral“.

Der Verfasser erzählt dann nach Mittheilungen von unmittelbaren Theilnehmern, in welcher Lebensgefahr Napoleon gleich nachdem er die Armee verlassen hatte, gerathen war; eine Gefahr, die er nie gekannt, nie auch selbst erfahren hat. Die Unglücksbedeutung und Enttäuschung über ihn, welche selbst in der Garde vernommen wurde und

le von hundertjährigen Schriftstellern vergebens anzufragen wird, bekommt dadurch einen neuen Beweiz. In Ojigiana wurden, nachdem Napoleon angekommen, die sämtlichen Grenadiercompagnien der im Orte stehenden deutschen Truppen (zehntes Bataillon Thüringer, Anhalter, Nauffurter, welche mit sieben französischen und zwei neapolitanischen Bataillonen die Division Loison ausmachten) einer Ehrenwache zusammengezogen und vor dem Hause, welchem Napoleon abgestiegen war, aufgestellt. Da er der Major Papie vom 113. französischen Regiment den deutschen Offizieren und sagte: „Maintenant, Messieurs; ce sera le moment!“ Wozu der Augenblick kommen sei, war allen sofort klar, obgleich nie vorher Rede von Vergleich gewesen. Es wurden im leisen und Gereten beschlossen, der älteste Hauptmann le mit seiner Compagnie in das Haus rindringen, und i Mamluken an der Thüre und jeden, der sich zur Wehre e, natürlich auch Napoleon, niederstoßen, dann wollten deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehen und das 113. Regiment (Piemontesen) würde ihnen gern gefolgt sein. Marwin stand mit seinem Streifcorps ganz in der Nähe. e älteste Hauptmann war Hr. von E., in sachsenmarischen Diensten; ein Mord vertrug sich mit der Ehre s deutschen Edelmanns und Offiziers nicht. Er schob Ausführung der That dem Urheber des Anschlags Papie und ehe es dann zu irgendeinem Entschlus kam, trat elaineourt in die Thüre, schlug ungeduldig in die ide mit den Worten: „Pourquoi ne parlons-nous ?“ Die Wagen und Schlitten fuhren vor, Napoleon, sältig in Pelze gehüllt, setzte sich ein; der „moment“ verloren.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an den Schluß wig denkwürdigen Feldzugs knüpft, empfehlen wir besonunsern militärischen Lesern. Des Verfassers Anschauweise, daß im Kriege der mechanische Apparat der Stranirgenbds ausreicht, sondern das geistige Element das leidende ist; daß der Krieg es mit Menschen, nicht mechanischen Dingen zu thun hat und die angeblich militärische Betrachtungsweise eine willkürlich benkte und verzerrte ist; daß endlich, wo große, ebennge Staaten sich bekämpfen, ein abschließender, end, materiell wirklich vollständiger Sieg, der die Fortig des Kampfes absolut unmöglich machte, sehr schwer reichen, ja überhaupt nur unter besonders günstigen änden möglich ist: diese Anschauungsweise ist auch, em der Verfasser sie geäußert hat, durch den orienta: Krieg wieder bekräftigt worden.

Als Einleitung zu dem Frühjahrsfeldzuge 1813 hören u fünften Buche die Ansichten, welche im Hauptier über Frieden oder Fortsetzung des Kriegs herrschnd die Anwesenheit des Kaisers sehr nöthig machten. wurde zum General befördert und als Generalquarierier zu dem persönlichen Generalstab des Kaisers t, was er sich selbst, indem er immer entschiedener gemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und ngs auch Rumfow's Empfehlung verdankte. Seine

, konnte die österreichischen Diplo-
in die Bewegung in Preußen mis-
nicht täuschen. Oesterreich nahm
lung an.

de Geschichte der nächsten Operationen
inen Entwurf mit, der zu Kalisch
für die Ergänzung und Verstärkung des russischen Heeres
ausgearbeitet worden ist. Wir sehen daraus, daß die
Reserven Anfang Mai höchstens 20000 Mann betrugen
und erst gegen Mitte Juni auf 36000 Mann anwuchsen.
Scharnhorst, der auch zu Kalisch erschien, mühte sich ebenso
vergebens, Kutusow in Bewegung zu bringen, um nach
seiner großartigen, gesunden Ansicht vom Kriege denselben
so schnell als möglich weit nach Deutschland hineinzuver-
legen. Großen Einfluß auf den Entschluß, nur Wittgen-
stein's Vortrab und Kosakenabtheilungen dem Feinde
nachfolgen zu lassen, und die Hauptarmee einstweilen bei
Kalisch als allgemeine Reserve zurückzuhalten, übten, nächst
Kutusow's Persönlichkeit allerdings auch die Verhältnisse
auf dem linken Flügel und die drohende Stimmung in
Polen. Scharnhorst war zu Kalisch mit Toll in ein sehr
gutes Einverständnis getreten, ihre Ansichten hatten sich
vielfach begegnet. Toll glaubte den Hauptstoß des Feindes
von Ursart in der Richtung auf Altenburg und Dresden
erwarten zu müssen, daher die Linie von Altenburg und
Leipzig auf Dresden und Breslau die wichtigste für die
Verbündeten und mit aller Macht zu verteidigen sei; er
übte ohne Zweifel in dem gehaltenen Kriegsrathe den
größten Einfluß, den jedoch Kutusow sehr fühlbar para-
lysirte. Scharnhorst's in mancher Beziehung verwandter
Operationsplan war kühner: er wollte nicht Verthei-
digung, sondern Angriff, Zurückwerfen des Feindes über
den Thüringerrwald, Befreiung des ganzen nördlichen
Deutschland. Am 2. April kam der König von Preußen
nach Kalisch, wo er erstaunt war, die Truppen so
schwach zu finden, aber doch bewirkte, daß ihm nun die
17000 Mann unter Kutusow wirklich folgten. Wir
lesen wieder sehr wichtige Aufschlüsse über die strategischen
Ansichten, welche Toll im Hauptquartier zu den herr-
schenden gemacht, mit seinen eigenen Worten. In Bunzlau,
wo Kutusow erkrankte, blieb Toll auf Befehl des Kaisers
noch einige Tage bei ihm zurück und trennte sich dann
mit tiefer Bewegung von seinem alten Feldherrn, der ihn
segnete und den er nicht wiedersehen sollte. Bei der
Armee wurde er durch eigenthümliche Verhältnisse zu
erhöhter Thätigkeit berufen. Er mußte zu Wittgenstein
und Blücher reisen, denen er doch nicht ermächtigt war,
seine Ansichten und Plane, die der Kaiser genehmigt
hatte, in Form eines kaiserlichen Befehls vorzutragen.
Er sollte überzeugen, nicht im Namen des Kaisers be-
fehlen. Nach Dresden zurückgekehrt, fand er den Kaiser
verreist, den Fürsten Volkonsky krank, das Heer gewisser-
maßen ohne obere Leitung, er mußte also auf eigene
Verantwortung als Oberfeldherr der verbündeten Heere
handeln, was er auch ohne Schwanken und Säumen
that. Unterdessen traf die Nachricht von Kutusow's Tode
ein und Wittgenstein wurde gegen die Erwartung, daß

des Kaisers sich selbst an die Spitze der Heere stellen werde,
zum Oberbefehlshaber ernannt. Seine Stellung war un-
schwierige, da er im Range wie den Jahren nach der
jüngste General-en-Chef der verbündeten Heere war; er
verdankte sie seinen etwas überschätzten Leistungen von
1812, und seine Ansichten zeigten sogleich einen großen
Widerspruch mit denen, welche Toll verteidigte. Doch
bemühte sich dieser nunmehr, da keine Zeit zu verlieren
war, alles im zweckmäßigen Gang nach den erhaltenen
Weisungen zu bringen. Aber schon bei dem allerersten
Schritte Wittgenstein's zeigten die höhern Befehle, daß
er keineswegs selbständiger Feldherr sei. Toll war
unterdessen krank und mußte in Borna zurückbleiben, wäh-
rend das Heer zum Kampfe ging. Man hat bisher ver-
herrschend geglaubt, die allgemeine Idee zur Schlacht bei
Großgörschen sei von Scharnhorst ausgegangen, aus
einigen Worten dieses Generals, die uns Krauseneck ent-
bewart, nach seinem Benehmen in der Schlacht, das
Reiche erzählt (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1857) ist das nicht
wohl möglich. Die allgemeine leitende Idee, wie die
eigentliche ins einzelne gehende Disposition, ist ohne
Zweifel Eigenthum des General Diebitsch. Der Ausgang
der Schlacht ist bekannt, ebenso der bei Baugen. Hin-
gab Miloradowitsch unbegreiflicherweise am ersten Tag
seine starke Stellung sehr schnell auf; nach der Meinung vie-
ler, die ihn genau zu kennen glaubten, aus wunderlicher
Laune und Arger, da er sich mit seiner Unterordnung
unter Wittgenstein's Befehl nicht ausöhnen konnte. Toll
hatte die Schlacht bereits wider zu Pferde im Gefolge
der Monarchen mitmachen können und gibt Knefelbeck die
Ehre, welche ihm bekanntlich neuerdings durch Mülling
streitig gemacht worden ist, daß er die Monarchen von
der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugt habe. Wittgen-
stein legte bald nachher den Oberbefehl nieder und gelangte
zu seiner selbständigen Stellung mehr, bis er in Frank-
reich das Heer misanthropisch als Kranker verließ. Barclay
trat an seine Stelle, „ein wirklicher Feldherr, nicht bloß
ein Name an der Spitze einer Armee“. Er hielt jedoch
Toll, in welchem er den persönlichen Freund und Jüngling
Kutusow's sah, von sich fern und wählte Diebitsch zu
seinem Generalquartiermeister. Zwischen Toll und Diebitsch,
deren militärische Ansichten nicht immer übereinstimmten,
entstand hin und wieder eine gewisse Spannung; „daß
sie später, als sie sich näher kennen lernten, aufrichtige
Freunde wurden und das unbedingte Vertrauen zuein-
ander hegten, macht beiden gewiß Ehre.“ Wir werden
davon, hoffentlich bald, in den letzten Bänden dieses
Werks lesen.

Barclay, dem Deutschland und seine Zustände voll-
kommen fremd waren, der keinen Maßstab hatte für den
Geist und die Kraft, die sich in Preußen regte, hielt es
für unerlässlich, dies Reich einstweilen sich selbst zu über-
lassen und die russische Armee zu einer Reorganisation,
deren sie bedürftig war, nach Polen zurückzuführen. Der
Verfasser erklärt seine Ansicht aus den Thatfachen. Doch
lenkte das Heer von dem Rückzugsweg nach Breslau
gegen das Gebirge ab und nahm hinter Schweridzig am

1. Mai die von Natur sehr starke Stellung, die auch gleich verschanzt wurde. Die preussischen Generale waren in der Meinung, hier eine Schlacht anzunehmen, welche von den russischen jedoch nur Dirbitch theilte; unter diesen Umständen wurde ein Waffenstillstand doppelt wünschenswerth, es ereigneten sich aber drohende Verwickelungen, als das Vorrücken der französischen Truppen entstanden, welche die Unterhandlungen als nur zum Schein gepflogen betrachteten. Der Rückzug zunächst nach Strehlen, dann über an die Oder und nach Polen wurde beschlossen, doch sechs Wochen wollte Barclay von der Weichsel zurückziehen, währenddessen die preussische Armee, wie der General sehr entschieden hervortrat, den Russen über die Verfolgung, dann aber sich nach der Mark zur Verfolgung mit Bülow wenden sollte. Glücklicherweise erfährt Napoleon nichts von dem Marsch der Verbündeten, der 4. Juni bis Strehlen fortgesetzt wurde, nichts davon, unaufhaltsam die russischen Generale Polen zuzustreben, und von ihrem Standpunkte vollkommen gerechtfertigt hin, und an demselben Tage wurde der Waffenstillstand geschlossen, der sein Schicksal entschied. Ein Aufsat, den Tzol am 16. August in französischer Sprache, zu dem Zweck ist unbekannt, nieder schrieb, erklärt diesen Waffenstillstand für den größten Fehler, den Napoleon einer militärischen Laufbahn begangen hat, und unterstützt diese Behauptung mit Gründen. Einige sehr werthvolle Beilagen begleiten auch den zweiten Band, der mit dem Abschluß des Waffenstillstandes endigt.

Karl Gustav von Struack.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Nummer.)

Novellenliteratur.

Ida Morgana. Deutsch-amerikanische Preisnovelle von Adolf Douai. Newyork, Westermann u. Comp. 1858. 8. 1 Hft. 5 Mgr.

Epitha und seine Tochter. Eine Novelle von G. Egli. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858. Gr. 8. 18 Mgr. von Dairöte und Kallst. Novelle von Eduard Schulz. Berlin, Nicolai. 1858. 8. 1 Hft.

Die gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde. Mängelheft von R. Gruenz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1859. 8. 1 Hft.

Die Productivität der Dichter auf dem Gebiet der Novelle, der heutigen Zeit viel größer als in jeder andern Literatur der Vergangenheit. Aber wo nur die kleinste Zahl die Producte wird in weitem Kreise gelesen und äußerst wenige zu einer Art Berühmtheit. Es ist dies nicht nur die Folge, daß alljährlich so viele geist- und poesielose Novellen zu Licht kommen, sondern daß in der Gegenwart die Anforderungen an diese Dichtung viel höher gesteigert sind als in jedem andern Zeitalter. Welcher verständige Mensch wird heutzutage ohne Zeit einem poetischen Producte widmen, das uns nichts bietet als einige mehr oder weniger gut zusammengeordnete Verwickelungen und Intriguen! Gewährt doch die schätzbarste Reisebeschreibung oft mehr Vergnügen und nebst der Unterhaltung auch zugleich mehr reelle Belehrung als man von der Cliquenliteratur empfohlene Roman. Zwar sind die geistigen Interessen unserer Generation so millionenfach verschieden, so wohl sagen kann, was der eine gleichgültig wegläßt, der andere mit höchstem Interesse; jedes Buch findet zuletzt seinen Platz, wenn es der Verleger in die ihm eigenthümliche Sphäre zu bringen weiß. Dies ist wol richtig, aber der

der Gegenwert
Zeit zu geben,
igen. von That-
no Seelenlebens
sein Interesse.
mann auch noch
unerbaren Keli-
ern bedroht?
Regionen und
zur regerenden

nir nädig fchle-
der Gegenwert
wir vorliegenden

Die deutsch-amerikanische Novelle: „Hata-Morgana“, von A. Doual (Nr. 1), entstand infolge eines Preiswettstreits des Hrn. Wörstlein in St.-Louis. Preisrichter waren Friedrich Münch, R. L. Bernays und Bertha Behrens; ihre Urtheile sind der Novelle vorgebracht und stimmen wesentlich überein, denn sie behaupten nicht nur die Vortrefflichkeit der Arbeit — einige kleine Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet —, sondern sie sagen auch einstimmig aus, daß sie uns ein treues Bild des amerikanischen Kulturlebens gebe. Ich citire hier einige Ausprüche Bernays', weil sie auch nach meiner Uebersetzung die Novelle am besten charakterisiren. Er sagt:

„Der Verfasser dieses schönen Buchs hat es versucht in gefälliger Form nicht nur alle Bestrebungen des deutschen Geistes auf amerikanischem Boden zu charakterisiren und eine spannende Theilnahme dafür sogar bei denen zu erregen, die ihrer and Alltagsleben geketteten Denkartungsweise wegen nicht durch eigenes Studium und Nachdenken auf seine Wege gerathen, sondern er hat auch zu gleicher Zeit jenen Bestrebungen ihr richtiges Maß angewiesen und sie aus dem Himmel überspannter Erwartungen auf die immer noch an Freuden und Sorgen reiche wirkliche Erde versetzt. An dem allerdings lösen haben einer in vielen Momenten unwahrscheinlichen Erzählung führt und der Verfasser durch das Meer neuer großen Forderungen, welche die ihrer Zeit weit vorangereisten Männer an die zukünftige Gesellschaft stellen, und weiß mit Recht dem deutschen Genius bei ihrer Erfüllung die erste Werthführerrolle an. Jedoch verschwindet die Poesie und die Großartigkeit der Conception, je näher man der praktischen Ausführung der Ideale entgegentritt; und die großen Männer, die ihrer fähig waren, sterben aus, sobald sich die Hata-Morgana unserer Wünsche zur Erde niedergelassen und ihres phantastischen Gewandes entkleidet ihre natürliche Stellung unter unsern Fäßen und nicht mehr ihre von den Massen verkehrte Auffassung in den Köpfen der Menge eingenommen hat.“

Die von den Preisrichtern erwähnten Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung sind aber nicht so auffallend groß, wie wir sie täglich in französischen, englischen und sogar in deutschen Romanen und Novellen vorfinden; aber der kalte praktische Verstand der Amerikaner entdeckt sie leichter als der Europäer, der durch Engage-ment und Consorten auch an das ganz Unwahrscheinliche gewöhnt wurde. Die Handlung ist spannend und erregt Interesse; ich will sie nicht darlegen, um den Lesern die Ueberraschung der Entwicklung vorzubehalten. Nur muß ich erwähnen, daß sie in der ersten Hälfte etwas zu langsam vorwärts schreitet; dies würde ebenfalls zugetragen sein, wenn uns nur für diesen Roman, geistreiche Gespräche oder Raison- nant, Literatur u. s. w. genügender Ersatz sich neben manchen trivialen Rati- onen interessante Gespräche über Men- schen, Ehe, Moral und Politik, die eine eigen und uns in den Ideallampf ein- er bewegt. Auch die Charakterzeich- nung ist gut gehalten, obgleich sich die Preis-

richterin Bertha Behrens nicht mit Recht ein heftiges Bemerkung darüber erlaubt, daß der Dichter zu stark sich nicht vor den Augen des Lesers entwickeln lasse, jener fertig und abgeschlossen hinstelle.

Ein höchst merkwürdiger Charakter tritt uns in hoh- velle in der Person Hata's entgegen. Er ist von jener heit an zum Judentum erzogen worden, hat aber (hinzu- gen) Abscheu gegen das verbrochenste Verbrechen durch Com- sagt. Er spricht es offen aus, daß der größte Theil der J- den recht gut wüßten, daß ihr Zweck ein anständiger k. e sie ererbten die absolute Herrschaft über die Araber, w- zu Sklaven ihrer tugendhaften Dogmen zu machen, w- d- digung, daß der Zweck des Mittel heilige, sei also o- d- Kunde eine verlässige Lüge, denn ihr unumschränkter Zweck in ihre Demoralisation und Unglück der Menschheit, um ihre Stillschließung. Infolge dieser Einsicht hat er sich an Aufgabe gestellt, den verbrochensten Planen der Juden d- mit ihren eigenen Mitteln entgegenzuwirken. Er steht in d- des Lebens und vollzieht ausnehmend besten Werke, an dann, wenn sie eine gute That fördern sollen; im entgegen- Ball sucht er sie durch echt jesuitische Mittel zu zwin- soll j. W. ein Mordverbrechen an einer Person, die in l- werden will, ausgeführt werden, so kommt er durch ei- Ränke dem Orden zuvor und rügt ihm seine Brutal- al- sich dabei nicht, die Person, welche den Mord veranla- teten ihrer Ausführung selbst zu werden. Als ihm eine d- über diese Anwendung böser Mittel zu einem allerdings ge- Vorwurfe machen, entschuldigt er sich damit, daß man be- und alle wilden Bestien nicht durch eine Moralisation ihren Mordversuchen abbringen könne und daß man in- wenig von Angst zu Angst zu bekämpfen vermöge. I- müsse man sie hinterlistig werden, um dadurch ihre Leis- ten unmöglich zu machen. Da aber die Jesuiten sehr d- bracht haben, daß er allen ihren teuflischen Plänen entsag- so haben sie seinen Rath befolgt, der jedoch auch ein d- heimlich ausgeführt wird.

Ich will hier nicht weiter referiren und nur noch: des Verlegers aus der Vorrede citiren, denn sie hat al- meinem Geiste geschrieben: „Wird das Buch weite Krei- finden unter unsern deutschen Landsleuten in den von Staaten, und unsern Brüdern in der alten Heimat gel- ten als Grus und Bürgschaft, daß die Deutschen in d- über dem Sturme und Drange der materiellen Jamm- Sprache, ihre Literatur und ihre Lebensentfaltungen an- gessen haben, sondern sie unverfälscht in der neuen Welt wahren und verbreiten.“

Ein merkwürdiges Product übergibt uns E. Egl- r- Novelle „Jephtha und seine Tochter“ (Nr. 2), er wird weit zurück in die graue Vorzeit Jephtha's und in das Thal am Jordan. Es ist nicht das erste mal, daß sich Autoren ge- gabe machten, Szenen aus der antiken Welt in Romanen bearbeiten, um so das Kulturleben der alten Völker der kleinste Detail schildern zu können. Vorzugsweise waren Griechen und Römer, deren Privatleben mit einer ex- t- Sorgfalt dargestellt wurde, so daß wir hierdurch ein neues erhalten, als durch manche köstliche Literatur- und G- geschichte. Dahin gehört Goethe's „Gullus“, ein eben- geklärtes Buch, das uns das häusliche und öffentliche des Römer zu Augustus' Zeit mit einer Detailmalerei ganz wirklich bewunderungswürdig ist. Ein ähnliches Ge- des alten israelitischen Lebens erhalten wir durch Egl- s- nur muß ich bemerken, daß hier die Aufgabe viel schwer- als bei den Griechen und Römern, die uns eine reiche Literatur hinterlassen haben und die auch nicht in so- Raum und Zeit von uns getrennt sind, als die Stam- mütter Israels mit ihren Nachbarn, den Hebräern und andern Völkern. Aber dem Verfasser gut gelungen, sich ganz in die Zeit

ungart, sowie in die Natur- und Weltanschauung jener romanischen Völker zu verstehen, um sie durch seine Novellen befruchten zu können. Daß aber hierbei auch unsere moderne naturwissenschaftliche und Lebensform mit einfließt, ließ sich gar nicht absehen.

Jephtha ist schon von vielen Dichtern als Sujet zu Dramen und Oratorien gewählt worden; ob auch als Novelle mir nicht bekannt. Die Bearbeitung zur Novelle von kann man nur willkommen heißen; sie gibt uns ein treues Gemälde jener heißblütigen Helden- und Romanheldenwelt und ganz ihre bilderreiche Sprache, wie sie uns durch die und andere alte semitische Schriften überliefert wurde. Dem Jephtha, der uneheliche Sohn Gilead's, nach seines Vaters Tode von seinen Halbbrüdern ohne Erbtheil aus dem Lande gejagt wurde, ergab er sich einem Räuberleben, sammelte zahlreiche Bande um sich und wurde bald im ganzen Lande gefürchteter Räubersführer, der sowohl die Heerden und die Städte wie die der Amalekiter, Ammoniter und der undarmherzig plünderte und durch seine wilde blutige Tapferkeit die größten Beute schlug. In seines Vaters entspann sich mit seiner Halbschwester Aba ein Liebespaar. Als seine Brüder sie nach seiner Vertreibung an den Schreie der Midianiter verkaufen, beschließt Jephtha, die am Hochzeitstische zu rauben, was denn auch bei großem Gewühl und Blutvergießen ausgeführt wird. Aber durch die Aba's, aus der ihm eine Tochter geboren wird, kann doch nicht zu einem ehrlichen Leben bekehren lassen und wie ein hartnäckig verlockter Bösewicht sein verächtliches Leben fort, ohne den tiefen Gram seiner treu liebenden zu berücksichtigen. Beim Lesen der verübten Schandthat will es uns oft ganz wunderbar scheinen, wie aus dieser Straßendürre noch ein Erlöser seines Volkes werden soll. Die letzten entscheidenden Tage naht heran, wo die Prüfung in Erfüllung geht. Die Kinder Israel werden seit 17 Jahren gequält von den Ammonitern, Ammonitern, deren ihre Felder, Viehherden und Wohnungen werden und wer nicht dem Schwerte erliegt, verfällt dem Hungertode. Da entschließt sich endlich der alte ehrwürdige Gilead zu einem Gang, den bisher noch keiner gewagt; er Jephtha und schließt des Landes Noth und des Volkes Ignis mit glühender Bereitschaft; er spricht zu Jephtha: „Nur göttlichen Willens und wie Jehovah ihn selbst erlören um Heil und Heilung seines Volkes; und er redet von dem ewigen Fortbestand des israelitischen Volkes und nicht zu Grunde gehen werde und wenn zehntausend Völker ihnen wider dasselbe aufstehen. Er habe bloß zu wählenden ewigen Ruhm und ewiger Schwach, zwischen dem der Kinder und Kindeskinde und dem Fluche aller kommenden Geschlechter Israels. Da erwidern sich allmählich den Lügen im wilden Anstich des rauhen Kriegers und lügen feuchten sich, die verrotten geschienen für ihn. „Gilead! dich hat Gott gesendet!“ ruft er aus; „Am ersten Stunde hat geschlagen. Sage den Brüdern meines Vaters Jephtha sich an ihre Spitze stellen wird und Ammonitern zerstreuen für immer.“

So geschah es; aber im Kampfgewühl der Schlacht das Gelübde:
So wahr mir Gott in die Hand gibt dieses Staatsthor.
So wahr will ich ihm opfern,
Was zuerst mir entgegenkommt aus dem Gaudium:

ist, was ihm aus seiner Wohnung nach dem Siege entgegenkommt; leider tritt ihm seine einzige Tochter zuerst beinahe entgegen und so erfüllt sich hierdurch sein tragisches Verhängnis.

Seine furchtbare Blutschuld muß er durch den Opferer heißgeliebten Tochter sühnen, und auch seine Gattin, die von der Strafe ereilt, daß sie einem Räuber ins Gefolge ist. Mit hoher Scherstimme ruft sie aus: „Arke, eifrige Gott hat gesprochen, der Gott, welcher der

Väter! Schanden heiligt an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht. Blut will er und mit Blut müssen gestillt werden der Menschenkinder Frevel, bis ein Erlöser erscheine, welcher die strafende Gerechtigkeit in Gnade verhandelt.“ „Ach! ich habe meine Sünden in dem reinen Blute meiner Tochter.“ Am Schluß singt der Chor:

Unerschrocken ist Jehovah,
Seine Bahn nicht unsere Bahn;
Reuget euch vor seinem Willen,
Gefügig, ist er unnahbar.

Nach der gewöhnlich Jephtha und ich zum „Don“ den die Leser an wieder auferstande sich ins Licht. Der Ritter von 1 treuen Herzen 1 Kreuzzug nach dem tan Traballama 1 thätig zu machen an der englischen Laprobana, wo will. Er begegnet dieser, bald merkt seinem Wahnglaube mit Sir John 1 Sultan ausgeben. standen, wobei 1 Boden wirft, er gebracht und nach Der Verfasser und allerdings ein erregen, und des zur humoristischen doch kein treues die Novelle spielt Theil berliner El dann auch etwas zur guten Verdaulichkeit zur Hand.

In der deutsch-amerikanischen Novelle hat H. Douai neben den edlen Bestrebungen der dortigen Deutschen auch zugleich das furchtbare schädliche Wirken der Jesuiten geschildert. Der Verfasser oder wie er sich nennt Herausgeber des Lebensbildes „Eine gemischte Ehe“, R. Grunz (Nr. 4), kämpft nicht so ganz speziell gegen die Jesuiten, sondern überhaupt gegen die finsternen Mächte Roms, wie er noch am Schluß ausdrücklich sagt. Und zu diesem Zweck hat er schon einen Roman: „Der Weltpriester und Förders Riesen“, veröffentlicht; in dem wichtige Umtriebe der Gegenwart enthalten sind, wie der Verleger ankündigt.

Wenn dieser Kampf gegen „Roms finstere Mächte“ ehrenlich geführt wird, so gebührt den Streikern Hochachtung und Dank. Werden aber hierbei auch die jesuitischen Waffen geführt, werden Lüge, Verleumdung, Spott und Ränke aller Art aufgegeben, um die Priester der katholischen Religion in den Augen der Gläubigen zu verdächtigen, herabzusetzen und dem Haß und der Verachtung preiszugeben, so muß auch der eifrige Protestant, und dieser zuerst, seine Mißbilligung über solche ein unchristliches Treiben aussprechen. Wir dürfen die confessionellen Unterschiede durch Haß und Verachtung predigende Schriften nicht vergrößern und die Klust dadurch unheilbar machen. Dies geschieht aber, wenn täglich Romane und Novellen geschrieben werden, worin die Verfasser keine andere Tendenz und gar keinen andern Zweck verfolgen, als sämmtliche katholische

edelmützig und Gütig und
den. Ich habe in katho-
le Jähren gelebt, die katho-
lischen Familien und Priester-
solche Mäße und Schliche
haben in unsern Romanen
ich ihre Cerimonien nicht
keine Mühe, mich zu ihrem
oft auf den Gedanken, daß
der Phantasie der Dichter

ern auf diesem Gebiet nicht
so aufstellen; andere mögen
nur das muß ich noch be-
ren zahlreiche Schriftsteller
mit den Beschuldigungen
nicht treffen können. Es ist
gemachten Kirche" zwingt
ung gegen Andersgläubige;
ren Deutschland ist die ge-
de Menschenherz meist mäch-
tlicher Priester. Ueberhaupt
stigen Dogmen polemisieren,
in wissenschaftlichen Grän-
zucht werden; müssen ihre

naturverhörmenden Lehrlinge bekämpft und ihnen durch die Na-
turgesetze und Naturerscheinungen sonnenklar bewiesen werden,
daß sie nicht die Sprache des gesunden Menschenverstandes reden,
sondern ihre durch die Griffrichtigkeit erzeugten Wahnphantasen
für heilende Lehren der Wahrheit ausgeben. Mit solchen
wissenschaftlichen Beweisen wird die Herrschaft dieser Leute
eher gestürzt als durch die Erzählung einer Masse Schandthaten,
die doch meist nur der dichterischen Phantasie entsprungen sind,
wenn auch einige sich in der Wirklichkeit ereignet haben mögen.

Nach diesen Bemerkungen dürfte wol jeder die Lust zum
Lesen der „Gemischten Ehe“ verloren haben; ich will dies nicht
hoffen und zugleich bemerken, daß der Verfasser zwar unter jene
Schriftsteller gehört, die mit Absicht alle Schattenseiten der
römischen Kirche und ihres Priesterthums aufsuchen und ver-
größern schildern; aber dabei bietet er uns doch mehrere interes-
sante psychologische Situationen dar, die gelesen zu werden ver-
dienen. Die Ereignisse werden in der Form eines Tagebuchs
berichtet, das der Verfasser mittheilt. Dieser Kunstgriff, um der
Dichtung mehr Wirklichkeit und Wahrheit zu geben, ist schon
oft angewendet; ob er bei allen Lesern seinen Zweck erreicht, ist
vielleicht fraglich. Der Inhalt der Schrift ist in aller Kürze
folgender: Der Schullehrer einer kleinen Stadt verliebt sich
in die Tochter eines Gastwirths, der mit seiner Frau in einer
gemischten Ehe lebt. Die Heiterkeit und der Friede des Hauses
wird getrübt, als ein katholischer Priester Eintritt erlangt. Dies-
er gibt dem jüngern Sohne des Gastwirths gefährliche Uhoroladen-
bonbons, worauf er erkrankt und die Krankheit des Priesters
täglich wünscht. Bei dieser Gelegenheit sucht er die katholische
Mutter und Tochter durch Gebetsbücher zu gewinnen und macht
ihnen sodann begreiflich, daß es die größte Sünde sei, mit einem
Protestanten in gemischter Ehe zu leben. Die von Liebe und
Klug gefolterte Mutter that das Gelübde, ihren Sohn katho-
lisch werden zu lassen, wenn er wieder gesund wird und die Ver-
lobung ihrer Tochter mit dem zur evangelischen Kirche über-
gegangenen Rector rückgängig zu machen. Der Knabe wird
wieder gesund und das Gelübde soll ausgeführt werden; Gon-
flikte des Herzens entstehen, welche den Selbstmord der Mutter
und den Eintritt der Tochter ins Kloster zur Folge haben. Der
Rector vermag den Schmerz über den Verlust seiner Braut
nicht zu ertragen, er reist nach Afrika, um dort als Missionar
zu wirken; das Schiff strandet an einer agorischen Insel, alle
Passagiere werden getödtet und nur der liebetrunkene Rector wird
von den Wellen verschlungen; aber zum großen Glück des Ver-
fassers mit seinem Reisegeräth auch sein Tagebuch gerettet.

Das Schicksal und Interessanteres sind die Schilderungen
des häuslichen Lebens und des Beginns der Liebe zwischen dem
Rector und seiner nachherigen Braut. Sie sind sehr objectiv,
naturwahr und mit psychologischer Feinheit gezeichnet. Aber diese
sanftmüthige Kastei wie im Mittelalter sind die enthusiastischen Be-
zeugungen des Glaubens mit der Geringschätzung des Wissens
und der guten Werke. Der Verfasser unterscheidet sich ha-
zu seinem Nachtheil von den romantischen Priestern der katho-
lischen Kirche dadurch, daß er die guten Werke „als Wahnsinn
der menschlichen Bosheit und Herrschsucht“ darstellt. Das ist
aber die verderblichste Lehre für die Menschheit, die unzähligen
Elend und Unglück zur Folge hat. Ja, wir kennen sie, die
romantischen Gläubigen, die niemals die Kirche verlassen und mit
Stolz und Verachtung auf die Ungläubigen und mit Ger-
ingschätzung auf die Männer der Wissenschaft blicken. Sie
jagen den Armen, der sie um einen Bißchen Brod bittet, von
ihrer Thür hinweg und denken und sagen: hätte er den rechten
Glauben, so würde er gewiß auch Brod haben. Christus, der
Stifter unserer Religion, hat uns gelehrt, daß es die mül-
thätige Barmherzigkeit und die guten Thaten sind, welche dem
Menschen den höhern künftigen Werth verschaffen, nicht aber das
blinde Stolzen auf den Glauben mit Geringschätzung des Wis-
sens und der guten Werke.

Da der Verfasser auch ein Verächter der Wissenschaft ist,
so bietet er uns, auch seine wissenschaftlichen Discurse dar, aber
wol manches naive Raisonnement, wie folgendes:

„Wir müssen wieder zu Kindern werden, das heißt, uns
durcharbeiten durch den Haß von Menschenflucht und Thorheit,
aufklimmen auf der Erkenntnisleiter bis zur letzten Spitze, um
einschauen und verstehen zu lernen, daß dort oben Thorheit ist, was
uns unten Weisheit dünkte, und daß nur einer weise ist, wir Men-
schen alle Kinder sind. Und mit dieser Erkenntnis kommt der
Kinderglaube zurück und das Werk ist vollendet. Sind wir am
am Ziele auch nicht weiter, als wir am Anfange waren, so
haben wir doch da auch die böse Lust des eiteln Forschens über-
wunden, und werden es gelernt haben zu schauen und zu ge-
nießen. Das ist Seligkeit!“

Und ich muß hierauf als Schlusswort erwidern: wer in
der Wissenschaft noch nicht auf den Standpunkt des Unbegreif-
lichen gekommen ist, um klar zu erkennen, daß eine logisch bew-
sene Vernunftswahrheit auch auf allen Weltkörpern im ganzen
Weltall eine ewige Wahrheit bleibt, und daß also die reine
Weisheit hier unten auch im gesammten Universum als die
wahre Weisheit anerkannt werden muß, weil dies die logischen
Gesetze und der Causalismus des Weltalls bedingen: ich sage,
wer dies noch nicht erkannt hat und es bezweifeln oder gar als
Thorheit ausgeben will, der muß noch viel lernen und gründ-
lichere Studien in der Philosophie und der Naturwissenschaft
machen, bevor er berechtigt wird, über die höchsten und he-
ligsten Fragen und Probleme der Menschheit mitzusprechen zu
können.“

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der Verfasser des Roman-
bildes „Eine gemischte Ehe“ kein anderer ist, als der frühere Rector
der nürnbergischen Bürgerschule, G. Kämpfer, der sich durch sein in den
Zeitungen berichteter Tode — er erkrankte sich in einem Baum-
terhause durch einen Tischoleisch — in neuerer Weise be-
kannt gemacht hat. Sein Vornamen, A. Grün, ist das Anagramm
aus seinem wirklichen Namen, G. Kämpfer. Derselbe war Gelehrter
und somit wir wissen früher katholischer Geistlicher, es hat ihn aber
in Betreff des von ihm in seiner Novelle behandelten Gegenstandes
sicherlich nicht an Gewissenshaftigkeit und an Erforschungen gelehrt. In
Verfolgungen, denen er sich von seinen eigenen früherer Reli-
gions- und Standesgenossen ausgesetzt sah, sollen auch, wie man
vermuthet, zu dem vorerwähnten Tischoleisch, der ihn zum Selbstmord
führte, wesentlich beigetragen haben.

D. Reich

Zur I

Beitrag zur
Schiller'schen
Director d
Reper.

es
ff.
m

Die ohne Zweifel sehr zahlreichen Vermehrungen der sogenannten Schiller-Literatur, welche die bevorstehende Säcularfeier des Dichters hervorrufen wird und bereits hervorgerufen haben, werden zur geeigneten Zeit von uns in einem sonderblichen Artikel besprochen werden; für heute führen wir die obengenannte Schrift vorweg, weil sie auch ohne die zu erwartende Säcularfeier aus Licht getreten sein würde, da ihr weder direct noch indirect veranlaßt ist und sich mit dem ganz andern Gegenstande beschäftigt als mit Schiller's Leben, seiner geistigen Entwicklung oder der Kritik oder der Rang seiner literarischen Schöpfungen. Es handelt sich darin fast um die Reinigung des Textes der Schiller'schen Werke von mancherlei oft fast ungläublichen Druckfehlern, welche diese Ausgaben verunstalteten und manche Stellen ganz sinnlos machten, ohne daß das große Publikum daran Anstoß nahm. Da es gibt nur zu viele Leser, welche der Ansicht sind, daß Worten, selbst wenn sie Druckfehler sein sollten, sich auch so denken lassen müsse. Die betreffende, durch einen garstigen Druckfehler verunstaltete Stelle enthält vielleicht eine vollkommene Unmöglichkeit, aber sie findet sich in dem Werke eines großen Dichters, wozu muß sie ja Sinn enthalten, welchen? darüber ist man weiter nicht nach. Daß aber Setzer oder Corrector irgendem böshafter Zufall diesen Unsinn eingeschmuggelt e könnten, daran denken solche gedankenlose Leser nicht, die ja auch meist kaum die Mühe nehmen, in die Druckfehler echnisse zu blicken, falls solche einem Werke angehängt sein en.

Der Verfasser der vorliegenden, außerdem manche neu entdeckte Entdeckungen enthaltenden Schrift, der Gymnasiallehrer Joachim Meyer zu Nürnberg, hat an der Constatirung des Textes der neuen Ausgaben der Schiller'schen Werke einen herabragenden Antheil genommen und dabei einen so unermüdeten minutiösen Fleiß und einen vergleichenden Scharfblick bewiesen, wie sie nur in Deutschland möglich sind, ähnlich wie die saloppe Textverbesserung, an der die früheren Schiller-Ausgaben litten, ebenfalls nur in Deutschland möglich ist. Er mit Recht für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß auch schadhaft gewordene Stellen in den Schiller'schen Werken erst und allein geheilt hat. Bereits 1840 hat er in einer Schrift über „Wilhelm Tell“ eine Reihe von Fehlern besprochen, ohne in Betreff seiner Verbesserungen irgendeinen Widerspruch zu erfahren. Im Jahre 1844 wurde ihm die Correctur eines in Angriff genommenen neuen Ausgabe der Schiller'schen Werke übertragen, und er nahm das Anerbieten an in der Hoffnung, „durch Benutzung der ersten Drucke etwas Besseres leisten zu können“. Im folgenden Jahre 1845 besorgte er die neue Miniaturausgabe der Gedichte und begleitete sie mit einem Vorwort. In den nächsten Jahren leitete er den Druck der jetzigen Stereotypausgabe; allein eine lebenslange Krankheit und Verhältnisse, „welche hier aneinanderzusetzen nicht am Platze wäre“, hinderten ihn, das Ganze zu führen; aber ein großer Theil der Gedichte, „Wallenstein“, „Die Jungfrau von Orléans“, „Maria Stuart“, „Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“, „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ u. s. w. wurden von ihm einer neuen, sehr sorgfältigen Revision unterworfen. Der Verfasser sagt dann: „Für die Anordnung insbesondere der Gedichte, selbst die Behandlung einzelner Stellen bin ich nicht verantwortlich, indem damals die Verlagshandlung noch theilweise Körner'schen Ueberlieferung festhalten zu müssen glaubte. Ich es Grundsatze der Verlagshandlung zu sein, über die Reinigung des Textes, vor der Hand keine Rechenschaft geben zu können.“

Und brachtet so die Andern in Verwirrung.

Und im achten Buch

Schon vor des Buchs

Mit Hilfe der ersten
stellte Meyer die richtige
den) und Schneide
Ausgaben las man bis
Bereinigten Niederlande
S. 148: „Hier erblickt
Schimmer bestochen, d
ten“ u. s. w. Dieser
Schranken war aber
dieselbst las man S. 1
brechen, war sein Aus
die Schuldigen aus de
barkeit geführt“; S. 1
gegen die mildere Be
Meyer hat nach der A
Ausweg (für Ausga
(für väterliche Er
Inquisition) wiederl
ein Druckfehler in das

Und dieses Ungeheuer

Hat zweimal nur gedroht,

wo es fast nur heißen muß nie. In dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ hatten es schon Göttinger und Viehoff auffallend gefunden, daß Laokoön ein „Sohn Priam's“ genannt werde (nämlich in der Stelle: „Wenn dort Priam's Sohn der Schlangen sich erwehrt mit namenlosem Schmerz“), da man doch nirgends erwähnt finde, daß Laokoön ein Sohn Priam's gewesen. In der Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1846 ließ Meyer drucken und so lesen sich nicht, er, der bis zu Silben, ja ten habe, weiche, und im Jahre dieser Fälschung gegeben mit da heißt es: In diesem Text weiter, die Nichtsdestowen gaben seiner worden. „Z hinzu, „wie rangen entgaltene Sicherheit Stelle: „Un („Fiedco“, „wirklich“.

solle. Aus vorliegender Heflich" ein schwäbischer ist. Der Verfasser erzählt d meiner Abwesenheit zu eine geborene Schwäbin: „Hause.“ Dieses „wiel-“ ung, sondern soll heißen die Bedeutung mancher in en frühern, vorkommender ibischen Mundart zu beach- nende Wortformen, die uspringen aus dem schwä- bischen Dialekt, in welchem die angeführten Worte lauten: „Maura“, „daura“, „traura“; ebenso ist „weih“ für „weiß“ schwäbisch. In dem erst in neuerer Zeit wiederentdeckten Gedicht Schiller's: „Wunderfeltsame Historia“ u. s. w.“) heißt es J. B.:

Ein großer Herr, wie man weiß,
Ist nicht, wie unsern —
Wenn unsere Seele weiter reißt,
Droh kimmert sich wol keiner.

Ein Bericht über eine Schrift wie diese kann natürlich kein zusammenhängender sein, und so gehen wir rasch zu einem andern Punkte über. Eine in der Ueberschrift der bekannten Schiller'schen Ballade „Die Bürgschaft“ von Meyer vorgenommene Aenderung hat, wie wir aus der Schrift ersehen, „heftigen Widerspruch“ erregt. Er hat die Ballade nämlich „Damon und Pythias“ überschrieben, nicht „Damon und Pythias“, wie Schiller laut Manuscript später die Ballade genannt wissen wollte, weshalb auch Körner in der zweiten Ausgabe von Schiller selbst in Damon verwandelt wurde. Nur sein Tod kam der Aufnahme dieser Aenderungen in den Weg. Die beiden Pythas-geräder heißen nämlich bei dem griechischen Schriftsteller jederzeit Damon und Pythias; einige lateinische Schriftsteller, namentlich Valerius Maximus, haben zwar „Pythias“, was aber ohne Zweifel durch die Nachlässigkeit der Abschreiber in den Text gekommen ist, aber J. B. in der Kempf'schen Ausgabe des Valerius Maximus vom Jahre 1854 dem richtigen „Pythias“ den Platz hat räumen müssen. Meyer hält „Pythias“ schon deshalb für gänzlich unzulässig, weil es ja gar kein Manns-, sondern ein Frauenname sei. Schiller hatte zwar eine wunderbar auffassende Fassung für den Sinn der griechischen Mythen- und Heldensagen, aber seine Sachkenntniß war nur gering und griechisch verstand er so gut wie gar nicht. Daher sind auch in den spätern Ausgaben seiner Werke in den betreffenden Gedichten Thebas in Thebais, Ditys in Ditis u. s. w. verändert worden.

Der vollständige Titel lautet: „Wunderfeltsame Historia des berühmten Bedrängten, als welchen Hugo Cantheris, König von Syrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Rast abbleiben mußte. Aus einer alten Chronik gezogen und in schwäbische Reimlein gebracht von Simon Kirchbange, Baccalant.“ Es ist ein Spottgedicht auf die bei Herzog Georg von Meiningen Enttarnung vom Loburger Hofe getroffenen Anstalten zur militärischen Besitzergreifung Meiningens und vom Herzog Georg selbst bestellt oder doch veranlaßt. Das so echt deutsche, kleinräumliche Sujet war einer komischen Behandlung wol werth. In dem Ton und der Haltung des Spottgedichts verräth sich noch gar sehr der Einfluß des Störger'schen und Blumauer'schen Geschmacks, welchen Schiller später gänzlich verwarf, von dem er aber doch in seinen Jugendgedichten nicht selten Gebrauch machte. Hand Schiller doch noch im Jahre 1787 Blumauer's „Die an den Nachtkräh“, wie er an Körner in Leipzig schreibt, „ganz harmant“, und zwar wurde das Blumauer'sche Scherzgedicht bei einem feierlichen Diner in Dornheim vorgelesen, was in unsern nicht mehr so ganz naiven Zeiten sicherlich nicht mehr geschehen würde. „Es ärgert mich“, sagt Schiller hings, „daß ich sie nicht abschrieb, um sie auch zu dem nämlichen Gebrauche zu schicken.“ Dem damals seiner geliebten Körner würde Schiller mit Uebersetzung der Blumauer'schen Nachtkräh'Die sicherlich seine große Freude gemacht haben.

Der Streit, ob das Gedicht „Die Commendierbräuen“ wirklich von Schiller herrühre, ist, wie Meyer in einem Postscriptum seiner Schrift bemerkt, durch einen Brief der Frau Emilie Gräfin von Gleichen-Rußwurm bejahend entschieden worden. Es heißt in diesem Briefe unter anderm: „Das Gedicht „Die Commendierbräuen“ ist entschieden von Schiller. Ich besitze am von meiner Mutter geschenkt die Handschrift, welche ich Ihnen schon längst zugesandt habe. Es steht auch die Jahreszahl darunter.“ Hierdurch widerlegt sich die Bemerkung in O. Hartung's „Schiller-Bibliothek“ (welche, beiläufig bemerkt, von Meyer als die beste Schrift über Schiller-Literatur anerkannt wird), wonach dieses Gedicht nicht von Schiller sei. Bei dieser Gelegenheit theilt Meyer in einer Note noch Folgendes mit: „Ich kann nicht umhin, hier öffentlich gegen Herrn Hartung für einen mit im Juni 1848 erschienenen Dienst meinen Dank auszusprechen. Er war nämlich in jenem Jahre ein beschriebenes Exemplar des „Hercules“ (Rauhen 1783) zum Verkauf ausgesetzt worden, und durch die Gütegültigkeit meines Commissärs in Leipzig in die Hände eines sich damals zufällig dort aufhaltenden Geylanders (Johann Freund) gekommen. Den Bemühungen des Herrn Hartung und eines jüngern in Leipzig habitirten Freundes glückte es, dasselbe für mich zurückzukaufen. Es ist von Schiller eigenhändig durchgesehen und für die künftige Constatirung des Textes wichtiger als zwei Manuscripte, die mir seit jener Zeit auch noch mitgetheilt wurden.“

Meyer hat nämlich auch einige poetische Reliquien Schiller's gerettet oder wieder aufgefunden, darunter ein sehr interessantes Gedicht mit der Ueberschrift: „Im October 1788.“ Er fand dasselbe, mit S. unterzeichnet, im ersten Heft der „Thalia“. Körner's Bemerkung in seinem Briefe vom 24. December 1790: „Dein Gedicht im October fremde mich um seiner selbst willen und als ein Beweis der heitern Stimmung, in der es entstanden ist“, gab dem Verfasser den rechten Anstoß zu Nachforschungen, wo man aus den von dem Verfasser dabei aufgewandten Schritten bemerken, da die Worte: „Dein Gedicht im October“ statt „Im October“ zunächst auf ein im October 1790 verfaßtes Gedicht schließen lassen, während Meyer doch mit Bestimmtheit wußte, daß man vom Jahre 1790 kein Gedicht Schiller's besitze, welches er in seine Sammlung aufgenommen hätte. Wir lassen das von Schiller später vergessene oder gering geschätzte, jedenfalls aber werthvolle Gedicht hier folgen:

Im October 1788.

Daß du mein Auge weidlich zu diesem goldenen Ringe,
Daß mich dein Rethen umfliehet;
Daß ich zu deinem Rethen hinauf einen Menschenblick nicht,
Der ihn ehler genießt;
Daß du einen unsterblichen Geist, der dich, Göttliche, denket,
Und in die schlagende Brust
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung gesendet
Und die beschwende Lust;
Daß du des Weibes Gedanken, des Herzens Gefühle zu ahnen
Mir ein Weitenpiel gabst,
Klänge des Ruhms und das bühnende Bild deines kühnen Sohns
Mir ein Weitenpiel gabst;
Daß dem traulichen Sinn von hoher Begierung beflügelt,
Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Argwohn die Wahrheit sich spiegelt,
Heller die dämmende Nacht;
Große Göttin, dafür soll, bis die Vorgen mich fordern,
Dieses Herzens Gefühl,
Zarter Lichtheit voll, in dunklerem Strahle der Lohern,
Soll aus dem goldenen Spiel
Unerschöpflich dein Preis, erhabne Bildhauer, lesen,
Soll dieser dankende Geist
An dein mütterlich Herz mit reiner Ummarmung sich schließen,
Bis der Tod sie trennt.

Meyer wird für die unangenehmen Mühen, die er auf seine Begründung verwendet hat und für seinen der Herbeiführung

ne kritischen Materials bewiesene ansehnliche Thätigkeit den
sich selbst und in der Anerkennung einiger weniger Ken-
ner zu finden wissen; denn von seiten des großen Publikums ist
nicht sehr auf die gebührende Anerkennung zu rechnen, die eine
mühselige Arbeit ohne Zweifel verdient. Wir für unsere
Theilhaber stehen ihm gern zu, daß er als einzelner alles Mög-
liche geleistet hat, und wir stimmen in sein brieflich gegen uns
gesprochenes Verdict ein: „Sehr wünschenswerth bleibt es im-
mer, daß sich alle Kräfte zu einer vollständigen kritischen
Arbeit Schiller's unter einem Penier, dessen Inschrift aus-
sagen würde, vereinigten.“

A. M.

Notiz.

Ummius und Lavater.

In Bezug auf das bremer Spottgedicht auf Lavater vom
Jahre 1786 (vgl. Nr. 15 d. Bl.) und dessen Verfasser, den
Herrn Johann Ludwig Ummius, über welche, das Gedicht sowol
den Verfasser, als Julius Merzdorf (vgl. Nr. 30 d. Bl.)
erzählt, erhielten wir inzwischen von einem unserer
Leser in Bremen eine neue Einsendung, aus der wir, damit ihr
sicher nicht ganz umsonst geschrieben haben möge, hier
einiges mittheilen wollen. Das Gedicht, das sogenannte
„Abbild der Jünger Lavater's“ erschien zuerst, wie auch schon
vorher angegeben, zu Bremen 1787, 8 Seiten Octav. Ein Drucker
ist angegeben. Außer in den von Merzdorf bezeichneten Na-
men und Journalen wurde es noch in folgendem satirischen
„: „Niederbachsen. Ein in der Lüneburger Heide aufge-
fundenes merkwürdiges Reisejournal, herausgegeben von Dami-
anillus Publicola“ (3 Bde., Rom, Dre-Sciaro, 1789), und
im zweiten Bande, S. 45–52, abgedruckt. Unser bremer
Leser schreibt uns über dieses Buch und seinen Ver-
fasser: „Der Verfasser dieses Reisejournals, welches sehr pilante
Mittheilungen über Lavater's Aufenthalt in Bremen enthält, ist
einer Notiz auf der hiesigen Stadtbibliothek der Freiherrn
Denzel-Sternau.“ Was den Verfasser des „Freudenlieb“,
es betrifft, so theilt uns der Einsender folgende Bemerk-
ungen mit, welche in Rotermund's „Lexikon aller Ge-
lehrten“ steht: „Schade, daß dieser helle und denkende Kopf so
schwer zum Schreiben zu bewegen war. Als Schrift-
steller würde er auf sein Publikum gewiß gewirkt haben. Allein
er war ein solches Schul- und Uebersetzungsschreiber, die ihm
mit zuweilen abnöthigte.“ Merzdorf hat in seiner Notiz in
der Titel einiger dieser Schulprogramme genannt. Daß
es anonym an dem „Neuen Magazin für Schullehrer“
und dem „Magazinischen Magazin für Niederdeutschland“
erschien, wissen die Leser d. Bl. aus der Merzdorfschen
Uebersetzung des „Freudenlieb“ selbst bemerkt Rotermund:
„at sich dieses klassische Lied durch ganz Deutschland ver-
breitet und wurde ein Volkslied.“ Der Aufenthalt Lavater's in
Bremen hat übrigens eine Menge Früchte in Bewegung gesetzt,
sowol der bremer Dombibliothek befindet sich, wie der Ein-
sender hier bemerkt, eine reiche Sammlung
epigrammen für und gegen Lavater. Diese Nachricht dürfte
den Lesern nicht unwichtig sein, die zu irgendeinem Zwecke jetzt
ständig Studien über Lavater machen und um Material in
dieser interessanten bremer Epische seines Lebens und
Werkes vorlegen sein sollten.

A. M.

Bibliographie.

noristisches Bilderbuch für große Kinder. Illustriertes
eigen Langeweile. 1tes Heft. Leipzig, Kell. Hoch 4.

hartz, W., Das Jubiläum. Ein episches Gedicht.
H. Wangel u. Schmitt. 8. 20 Ngr.

rus, F., Caupolicen. Eine katholische Erzählung

aus der neuen Welt. Zwei Bände. Schaffhausen, Gurrer. 8.
2 Thlr. 3 Ngr.

Escher, F., Zwei Monate in Italien. Reiseerinnerungen
eines Kunstfreunds. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8.
1 Thlr. 6 Ngr.

Gabel, S., Die Entstehung des Geldwunders und die
Aufgabe der Geldmission. Nebst zwei Beilagen: Ueber den
Ursprung der Sprache, und Ueber den christlichen Staat. Wars-
men, 2.
Gr. 8. 26 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Hamorische Lieder. Gesam-
mt, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

G., Ueber die deutsche Nation. Von
en und eingeleitet durch J. G. Fichte.
Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Gambaldi. Eine biographische Darstellung nach bisher
unbekannten Documenten. Berlin, Gassberg. 16. 5 Ngr.

Gauß, H., Neue Kriegskollegien, mit und ohne Capanne-
Pfeffer gewürzt. Den sämtlichen deutschen Bundescontingen-
ten gewidmet. 1ste Lieferung. Weimar. 8. 1 Ngr.

Große, C., Goethe und Schwan in Tübingen 1818. Wei-
mar, Kühn. 8. 3 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte die Sphinx auf dem französi-
schen Kaiserthron. Hamburg, D. Meißner. 8. 15 Ngr.

Müller, M., Eine Rose der Freiheit! Gejungen und im
Abgelegt mit einem Worte über Wildkämme allen wahren Frei-
heitsfreunden gewidmet. Wiesbaden, Limbach. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag
zur neuesten deutschen Geschichte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8.
5 Ngr.

Stimme eines ehelichen Deutschen aus dem Volke. Leipzig,
Frieße. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Kritik Napoleons des Dritten. Ein beschreibender Ver-
such der Demokratie den Staat zu retten. Berlin, Lassar.
8. 2 1/2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Warggraf.

Anzeigen.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann**,

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome VI. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV und V jeder 3 Thlr. 20 Ngr.)

Zum ersten mal wird in diesem jetzt vollständig vorliegenden Werke eine Sammlung der Staatsverträge Österreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competenten Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der Wiener Universität, die freieste Benutzung der ihm zu diesem Zweck gestattet wurde. Ein am Schlusse des Werks befindliches dreifaches Register erhöht die Benutzbarkeit desselben wesentlich.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Précis historique des événements politiques les plus remarquables qui se sont passés depuis 1814 à 1859. 2 Thlr. 20 Ngr.

Martens (Ch. de), le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement revue par l'auteur, avec la collaboration de **F. de Wegmann.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I. In-8. 10 Thlr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des traités qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Éléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Geschichte des

Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts.

Von **L. A. A. Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus.**

Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhendes Werk, das für die politische und Culturgeschichte der vier letzten Jahrhunderte, in welche das altösterreichische und später weit verzweigte Wolzogen'sche Geschlecht eingegriffen hat, ein wichtiges Material bietet. Bekanntlich sind die Namen **Wilhelm und Karoline von Wolzogen** mit unserer classischen

Literaturepoche eng verbunden, und der Verfasser hat sich vorzugsweise auch diese Beziehungen in das rechte Licht zu setzen.

Die unter den 10 Lithographien des Werks befindlichen Porträts des k. preuss. Generals **Ludwig von Wolzogen** und **Karolins von Wolzogen** sind aus chinesischem Papier (jedes zu dem Preise von 10 Schillingen) zu haben.

M. Solitaire's

Sammtliche Schriften, 16 Bändchen, überall gleich zu haben in allen Buchhandlungen zu haben.

Verfasser von Solitaire: „Erzählungen bei 23

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 37. —

8. September 1859.

Inhalt: Karl Guplow's „Zauberer von Rom“. Von Rudolf Gottschalk. Zweiter Artikel. — Die Chemie, Physik und Geologie der Gegenwart. Von Heinrich Wirnbaum. — Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. — Fichte's „Reden an die deutsche Nation“. Von Karl Vorlage. — Notiz. (Literarische Freibauterei.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Guplow's „Zauberer von Rom“.

Zweiter Artikel.*)

Dritter und vierter Band.

Ein Vierteljahr feberhafter Spannung und Ungeduld, reich an jenen Ueberraschungen, welche die große welt-historische Regie in Paris liebt, ist jetzt vorübergegangen, und das deutsche Publikum wird wieder Ruhe finden, sich jenen still fortschreitenden Arbeiten schöpferischer Geister zuzuwenden, in denen dem Jahrhundert nicht nur der Spiegel vorgehalten wird, sondern in denen wir auch oft den tiefen Schlüssel zu den Zeitereignissen finden. In der That liegt auch der vorliegende Roman, dessen geistige Dimensionen von Band zu Band wachsen, keineswegs so außerhalb der brennenden Fragen der Zeit, wie es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag. Denn der Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich in Italien war eigent-lich aus den Verwicklungen der römischen Verhältnisse hervorgegangen. Die Eifersucht zwischen beiden Staaten, die schon im Jahre 1849 die römische Expedition Dubi-zot's zur Folge hatte, beruht darauf, daß jeder von beiden sich zur Schutzmacht der katholischen Kirche berufen plaubt, und das Siegel ihrer feindseligen Versöhnung ist a die Erhöhung des päpstlichen Stuhls über ganz Ita-lien. Diese Bedeutung der katholischen Kirche, die sich auch noch in der Politik des Tags als eine unsichtbare, aber unumgängliche Großmacht erweist, wird einem Roman, der eine Darstellung dieser Kirche und des katholischen Geistes ist, dessen poetischer Stamm gleichsam aus ihren Trüm-tern heraus- und, wie jene merkwürdigen Bäume des Norgentandes, durch ihre Mauern hindurchwächst, gewiß le allgemeine Aufmerksamkeit zuwenden. In der That ist ein Werk wie dieser „Zauberer von Rom“ nur denk-ar als die Frucht der umfassendsten Studien der Ge-bichte und des Wesens der katholischen Kirche, aller ormen und Formeln, die sie mit unerschöpflicher Trieb-ast hervorgebracht, indem nur durch den Reichtum des etails eine lebensvolle poetische Darstellung ermöglicht ist; denn der Dichter, der den Dom der Kirche in sei-

ner ganzen Höheit und Kraft vor unsern Augen aufbauen will, darf keine seiner einzelnen Ornamente vernachlässigen, weder die kreisförmige Rose über dem Portal, noch die alle Spitzen krönende Kreuzblume. Liegt doch die Idee des Ganzen in der kleinsten einzelnen Fierde mit aus-geprägt! Das Studium, das zu diesem Roman gehört, hätte den Dichter gewiß befähigt, ein ebenso umfang-reiches, wissenschaftliches Werk über den Katholicismus zu schreiben!

Das ist freilich für ein Kunstwerk, für ein Werk der frei schaffenden Phantasie nur ein geringes Lob. Es könnte dabei immer nur ein Herbarium voll welker Blumen sein. Indes bürgt wol schon der Name des Verfassers dafür, daß wir nicht todte, äußerlich aneinander gereichte Bilder erhalten, sondern ein dichterisch gestaltetes und empfundenes Leben. Ueber die Berechtigung des einzel-nen kann die Kritik freilich erst aus dem Ganzen ein Urtheil fällen, und vor der Vollendung des Werks würde es voreilig sein, die einzelnen Charaktere und die ein-zelnen, in die Zukunft hinausweisenden F-Knotenlinien der Handlung bilden, unter-tijches Mikroskop nehmen zu wollen. I vor seinem Ende selig zu preisen ist, i dichterischer Charakter vor dem Ende des I oder Tadel der Kritik verfallen. Ein f kann viele bis jetzt dunkle Stellen plötzlich viele Schatten als erforderlich für den rich ausdruck rechtfertigen, um so mehr, als Epikers, vieles nachträglich zu motiviren nach der Vergangenheit hingehende Spannung durch man-ches erst später zu lösende Räthsel zu bewahren, über vie-len Verwicklungen ein absichtliches Dunkel walten läßt. Die Kritik muß sich daher bei einem so umfangreichen Werke im wesentlichen auf ein Referat beschränken, wel-ches die Helden des Romans auf ihren Lebenswegen be-gleitet, die erkannten Intentionen des Verfassers nach-weist, einzelnes, was fertig ist und ein unabhängiges Urtheil gestattet, und in seinem Werth oder Unwerth vor Augen stellt, und die kühnern Schlußfolgerungen auf den Fortgang und die Bedeutung des Ganzen, welche ex un-gue leonem erkennen wollen, nur mit den erforderlichen

*) Vgl. die Besprechung über den ersten und zweiten Band in 51 d. Bl. f. 1858. D Red

Einschränkungen und maßvoller Selbstbescheidung vorträgt. Um so auffallender sind die heftigen und uneingeschränkten Verbammungsurtheile, welche nach dem Erscheinen der ersten Bände bereits das ganze Werk als verfehlt hinstellen. Die Kritik der „Grenzboten“ haben wir bereits früher erwähnt. Sie steht noch immer bei dem ersten Bande, aus welchem sie, zu ihrer Rechtfertigung in dem Berichtigungsgestritte, ein ganzes Kapitel abdruckte. Diese Scene zwischen Klingsohr und Lucinde beweist nun sonnenklar, daß der ganze Roman nichts taugt.

Ein anderer Gegner aber, Alexander Alt^{*)}, spricht sich fast in gleicher Weise verdammend über das Werk aus, obgleich er weit davon entfernt ist, den Verfasser in eine Linie mit Kogebue zu stellen, sondern Gupkow's geistige Bedeutung bereitwillig anerkennt. Doch entspricht der Ton seiner Kritik keineswegs dieser Anerkennung, sondern der Autor wird in einer Weise heruntergefanzt, als ob er sich mit dem „Zauberer von Rom“ die ersten literarischen Sporen verdienen wollte. Eine tiefer in die Intentionen des Dichters eingehende Kritik wird erst durch den Nachweis einzelner dieser Bilder und Wendungen oder unklarer Perioden: Versetzen, die theils nicht als solche zu betrachten, theils bei einem so umfangreichen Werke leicht zu entschuldigen sind. Jedem falls nehmen wir aber auch bei diesem strengen Kritiker Act von der Erklärung, daß sich in diesem Roman ein socialer Hintergrund zeigt, der ihn lebensfähig machen „konnte“ und citiren noch folgende Stelle der Kritik:

Dagegen muß man Gupkow zugestehen, daß die wenigen Stellen, die zur Tendenz des Werks in nächster Beziehung stehen und den confessionellen Charakter der handelnden Personen bezeichnen, sehr geistvoll gemacht sind und zu den Dafen in der Wüste dieser drei Bände gehören. So namentlich die Rede des Vaters Sebastus im zweiten, die Audienz beim Kirchenfürsten im dritten Bande. Hier gelangt das publicistische Talent des Autors zur Geltung und zeigt, in welcher Sphäre er wirken konnte.

So eingeschränkt und kurz gefaßt das hier gespendete Lob ist, so wird doch dem Autor damit eingeräumt, daß diejenigen Theile seines Werks, auf denen der geistige Accent liegt, trefflich gearbeitet seien. Daß Gupkow's Talent mit den geistigen Aufgaben und Perspektiven wächst und mit vollem Richte dort erscheint, wo ein Inhalt von größerer Bedeutsamkeit es verlangt, das ist kein geringes Lob und mag gegen den Tadel mißtrauisch machen, den der Kritiker im übrigen so reichlich über das Werk ausgießt. Dieser Tadel läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß es Hrn. Alexander Alt gelangweilt hat. Das ist aber ein sehr zweifelhafter Maßstab! Die Genussfähigkeit der Menschen ist sehr verschieden, ja sie wechselt bei demselben Leser. Dieselben Kapitel kommen uns sehr langweilig vor, wenn wir sie bei Zahnschmerz oder Migräne lesen, sehr unterhaltend, wenn wir sie in rosenfarbener Stimmung durchfliegen. Ein einziger Leser, welchem das Werk amüsirt hat, schnell eine kritische Wagschale dieser Art wieder ganz in die Höhe.

^{*)} „Briefe über Gupkow's „Zauberer von Rom““ (Brag, Volksmann, 1880).

Im dritten Bande tritt die Heldin der beiden ersten, Lucinde, mehr in den Hintergrund. Dagegen entfalten sich das sociale Leben der guten Stadt Köln bis hinauf zu seiner Spitze, dem Kirchenfürsten, in seiner ganzen Breite vor unsern Augen. Die Wude des jüdischen Irdenlebens, der Salons des jüdischen Bankiers werden ebenso vorgeführt, wie das Leben in einem katholischen Mädchenpensionat und die Empfangsformen in den Gemächern des Erzbischofs. Durch die Ermordung jener gespenstigen Alten, der Frau von Buschbeck, kommt ein neuer Inzidenzfall in die Handlung, wird ein neuer Faden in ihr Gewebe geschlungen. Das Hauptinteresse des Bandes concentrirt sich aber um Bonaventura und Van Sebastus, diesen zwei so scharf contrastirenden Vertretern des katholischen Priesters- und Mönchthums. Bonaventura ist nach Köln zu einer Audienz bei dem Kirchenfürsten beschieden worden. Dieser ist unpäßlich und vertagt die Audienz. Inzwischen soll auf seinen Wunsch Bonaventura sich die kirchlichen Einrichtungen der Stadt in Begleitung des Vaters Sebastus ansehen, der von seinem Provinzial die Erlaubniß hat, eine Zeit lang außer Clausur zu leben. Die Kunst des Verfassers Charakteristyk zu entwerfen, zeigt sich hier im günstigsten Licht. Den Bonaventura heißt es:

Er war keine geistlose Natur von übermäßiger Milde; er konnte streng und in manchem vielleicht zu entschieden sein. Aber immer umgab ihn eine gewisse Vornehmheit, eine edle, adeliche Besonderheit. Der längliche Schnitt seines Antlitzes, die braunen Augen in dunkelschattigen Höhlen, die Feinheit der jenen Organe, die die Kennzeichen einer höhern geistigen Natur tragen, Mund, Nase, weiße längliche Hände, alles das hob seine Erscheinung. Dazu kam der schlanke Wuchs, das schwarze Haar, dessen Tonsur nur wie die natürliche Folge der Anstrichung des Denderns ausfiel und vollkommen mit dem Lichten harmonische an den Schläfen und Stirnen zusammengegriffen schien. Befest war all dies Aeußerliche von einer Weiche, in der mittlern Tonlage sich haltenden und zur Höhe und Tiefe gleich flangvoll sich erhebenden und senkenden Stimme.

Der Vater Sebastus dagegen, jener Convertit Klingsohr, dessen romantische Antecedentien mit Lucinden der „Grenzboten“ ein Stein des Anstoßes waren, wird uns in folgender Weise geschildert:

Ein Franciscaner trat herein, blaß, lang, hager, kleinem Hals, nackt an den nur durch Sandalen geschützten Füßen, das Haupt geschoren, der Blick eine Weile scharf, dann sogleich unklar, wie auch das ganze Wesen erst eine kurze elastische Spannung bot, dann sogleich sich wie trauernd nachlässig gleichsam gehen ließ. Der Kopf war scharf geschnitten und sah sozusagen eher chinesisch als als germanisch. Beim Erheben öffneten sich kaum die Lippen, die Worte kamen flüsternd zu Gehör, aber mit außerordentlicher Bestimmtheit und Sicherheit.

Sehr pikant ist die Schilderung des Kirchenfürsten selbst:

Graf Truchsess war ein Angehöriger jenes Adels auf dem jenseitigen Ufer, den man einen Bauernadel nennen möchte. Wenn er nicht in pontificalibus sich zeigte, trug er grobe Stiefeln mit starken Absätzen, waschleberne Handschuhe, die ein halbes Jahr lang vorhalten mußten, eine hoch hinaufgehende grobe Leinwand mit großen Knöpfen, einen Hut, der nur deshalb nicht zu früh abgegriffen war, weil er beim Spazierengehen um die Mäen der Stadt und am Ufer des Stroms niemand mit ihm grüßte.

abern kurzweg nur nicht. Seine Wäsche war von Hausleinen & nicht besonders reinlich, denn er rauchte und schnupfte. Er schnupfte nicht etwa wie ein Abbe mit zierlicher Fingerhaltung, schnupfte wie ein ungebildeter Advocat, der seinen Wiser zu ort zu kommen durch ein häufiges Handhaben seiner goldenen Nase unterdrücken muß, nur daß der Graf eine gewöhnliche Lipose führte, ganz wie ein alter Waldhüter, der sich aus bällischen duftenden Buchenblättern seinen eigenen Lohbedel wetet. Des Grafen Mittagsmahl bestand aus Linsen, Bohnen, Hsen, gelben Rüben; seine Erholung war das Billardspiel. ale man sich dazu seine starcknochigen liegenden Augen, dies fest noch gelbli nirgends gebleichte Haar, diese m r ebenso lang hagern, wie wieder d es wuchtige Auftreten, diese kurze, einem an sich wohlgeformten Runt in unbedachter Ruhe, sondern immer wie ein Geheimniß ahrend fest zusammengepreßt lagen. Die Farbe des Antlitzes fast grau, konnte aber bei der geringsten Erregung sch en bis in die Ripsel des Ohrs. Das Geistliche am Grafen nur in dem schwarzen langen Overrod, in der von einem amtsäppchen bedeckten Tonfur und in einem gewissen etwas Unkeitsigkeit und allzu sichtlich beherrschter Reserve, diesem meinen katholischen Priesterstypus mangelnder Nahe und mloßigkeit, einem Typus, den auch Graf Truchseß, ein so : Charakter er sonst war, nie ganz hatte überwinden können. Ebenso geistreich wie die Schilderung dieser Persön- iten ist die Art und Weise ihres Verkehrs dar- st. Die Kirchenwanderung von Bonaventura und geohr festelt durch Anschaulichkeit und durch einen ythum von Reflexionen, welche den Kern des Katho- aus und besonders seinen innigen Zusammenhang den Vorgängen des menschlichen Lebens treffen. So Bonaventura:

Sehen Sie denn aber nicht in einer dieser Kirchen die beiden a ba am Altare? Ist das nicht so schön in unserer Kirche, Sie, wenn Sie in unsere Gotteshäuser treten, immer sin- orden, daß etwas in ihnen vorgeht? Ist es auch nur eine e Seele, die irgendwo in einem Stuhl kniet und gegen die t des Gebäudes, gegen die Macht der Wölungen und n mit ihrem armen schwachen Aufsenßen wie ein Sand- am Meer verschwindet, doch belebt es einen ganzen Bau! brennen auch nur zwei kleine Kerzen an einem irgendwo ften Seltenaltar, immer sagt das, es ist da irgendein Ge- a Werke, eins das schon gehalten worden ist, oder eins rst gehalten werden soll; irgendeine Seele, die vielleicht in erne auf dem Krankenlager liegt, hat diese Lichter anzün- rffen und bald wird ein Priester nur mit einem einzigen n kommen und, ohne Rücksicht auf Zuhörer, unhörbar nd still himmelmelnd die Messe lesen. Dann wieder findet an einem Tage, wo alles werfeltätig in der Stadt und Gemüthern hergeht, doch in der Kirche den Hochaltar üßt, Blumen liegen an seinen Stufen, das Wort des rs schallt fast wie ein einsames Selbstegepräch und kaum er die Brüstung des Chors hinaus; ein Erinnerungstag n einen Heiligen, irgendein Vorgang aus der Geschichte iche wird gefeiert, ohne Geräusch, ohne allgemein ver- chen Ausdruck; nur einzelne Seelen, die gerade diesen n zu ihrem Schutzpatron wählten, sind gleichsam mit in le Geheimniß gezogen und geben dies einfach zu erkennen ihre Spenden, durch ihre Anwesenheit in den Kirchen- , durch das Nachlesen in ihren Brosüren

Wir könnten aus dem dritten und vierten Bande reiche Blütenlese von solchen Bemerkungen zusam- llen, die sich nicht wie überflüssige Arabesken um ahmen des Gemäldes schlingen, sondern mit tief-

stinnigen Zeichen in den Kern des ganzen Werks gegr- ben sind.

Den Mittelpunkt der Bannes, wo die drei i dramatische Verührung i Vater Bonaventura bei b ten mit ihm die Corrido neralvicariat; wir harren und Eintretenden, den I fessoren der Universität u. stidenten, der dem Kirchen überbringt. Endlich wir an bedeutsamen Anregun sich zwischen den beiden, biges Glaubensexercitium hinter einen Vorhang re ungesehen beizuwohnen, zu ihm beschiedenen Val Procedur besteht in eine Gewissens eingreifenden I ner Durchführung den 2 Folterqualen peinigt. I ein Schreiben seines frü- hes dieser dem Kirchenfür er als geistlicher Aufseher innere Wesen und Leben Bericht erstattet, der sich geheimsten und verleglichsten wählt, er muß auch ei Dbern bestehen, der ihn überwachten Ausgang, se des Seligmann, seinem I Zum goldenen Lamm be Buße und Strafe außer pflichten, im Umgange Wort zu ergreifen, in neln hinaufzusehen Der zumme 1801

Dem Weil Ihr Ihrer gel durch Ih über Ihr Durch It Ihres S Armuth i Sie sich bekennen hat die I danken, d verführt, Fälle von Contraste

Dan Härte se Zeuge I geistlicher geführt i den soll. Weigesch

des Geistes übertragen ist. Doch Kirche, welche die ganze innere Gemüth und Gewissen, alles, ta für das profanum vulgus ist, und bündigt, tritt und mit über- gen.

en Scenen den Kern des dritten les Uebrige in meist humoristischer

Nur die Entführung der Arm- dem klösterlichen Pensionat nimmt liche hinausgehende Bedeutung in mit dem Dichter rechten, daß er unten Markt des Lebens führt und usmalung des einzelnen verweilt; zur rechten Zeit der Jahrmärkte des Katholicismus mit ihren bun- achsbildern, ihren eßbaren Herzen juten, ihren Mordgeschichten, die and herab zu uns sprechen. Ein des Volkslebens stößt an die hohen

Dome der katholischen Andacht: da fehlt nicht der Wach- kerzenmann Schnupfasse mit seinen Töchtern, nicht das fromme Treudchen Leu, welches der Madame Delring bei ihrer Hausandacht hilft, da schließt sich selbst das Pas- sionschauspiel eines modernen Komödiantenlebens, wie es Madame Serlo führt, nicht unpassend an, und der juristische Famulus Hammauer mit seinen Strangulirungs- versuchen und der blutigen Mordthat blickt und gespenstig an wie von dem wandernden Leinwandbilde! Eine grelle bunte Welt, über welcher die Glocken des hohen Doms ihre versöhnenden Klänge ertönen lassen. Bei dieser Genremlerei mag man zugeben, daß sie dem Autor nicht so leicht in humoristischen Fluß kommt, wie etwa bei Dickens, daß diese Gestalten nicht so elastisch dehnbar, nicht so grazios hin- und hergeschwungen sind; aber man bedenke, es ist ein schwereres Material, aus dem sie gearbeitet worden; sie haben alle ein größeres geistiges Gewicht. Auch wenn uns Guckow in die Trödelbude eines jüdischen Händlers führt, wo Dickens und seine Nachahmer sich begnügt haben würden, den bunten Trödel in humoristischen Zwiesgesprächen zwischen Jacke und Hosen darzustellen, belebt er sie durch eine Gestalt, wie die „Spinozistin“ Wellchen Seligmann! Ist das nicht auch Lebenswahrheit? Oder soll man die Menschen nur dar- stellen ohne den geistigen Horizont, den jeder mit sich herumträgt, ohne die „innere Laterne“, die oft dort recht hell brennt, wo keine Spur des äußern Glanzes zu sehen? Nicht minder treffend sind die Salonbilder des Juden- thums, in denen Guckow als jüdischer Bateau auftritt. In die Pracht der haute-finance, wie sie die Fuld'sche Villa zur Schau trägt, in den Rahmen dieser jüdischen Schöngeistigkeit paßt auch das Bild des Muskatkrunders Rbb Seligmann, wenn er auch hier nur below stairs heimisch ist. Dies Salonleben ist mit dem geistigen Arom durchdrungen, welches jenen Kreisen eigenthümlich ist, und gerade hierin zeigt sich bei Guckow eine Gelintheit der Auffassung und Darstellung, wie sie bei den Nachahmern

des Dickens'schen Humors, dessen Berechtigung nach einer andern Seite hin liegt, in den Tiefen des Gemüthstiefs, nicht zu finden ist.

Dagegen können wir unsern Autor nicht ganz von einer Beschuldigung seiner Gegner freisprechen. Die aus- nehmend weite Anlage des umfangreichen Romans bringt es mit sich, daß außer den Gestalten, welche über seine Schwelle getreten sind, noch eine große Zahl gleich- sam über dieselbe blickt, deren Stunde noch nicht geschla- gen hat. Dennoch sind bereits Zusammenhänge vorhan- den, welche in die gegenwärtige Handlung eingreifen, Be- ziehungen, welche die künftige vorbereiten. Hierzu gehö- ren die westfälischen Familienverhältnisse, auf welche aller- dings fast alle Fäden zurückweisen, die aber unleugbar in confessioneller und juristischer Beziehung sehr ver- widelt sind. So oft der Dichter nun in diese Welt der noch ungebornen Geschehnisse hineingreift und uns ihre Ver- änderungen klar machen will, so weht uns ein etwas frostiger juristischer Hauch entgegen, und es bedarf einer Anstrengung, die außerhalb der ästhetischen Sphäre liegt, in den Schuttläden unsers Gehirns das alles zurecht- zulegen. Der Mangel an Interesse, den die Darstellungs- weise des Autors mit sich bringt, bestraft sich aber damit, daß wir uns in die Actenfascikel dieser westfälischen Civil- und Criminalproceßsachen, bei denen auch Fragen des kanonischen Rechts vorkommen, durchaus nicht vertiefen und daß der Dichter immer wieder von vorn damit an- fangen muß, wie der Dozent in einem zum Examen einpaulenden Repetitorium. Man merkt es dem Dichter an, er ist selbst für diese Verhältnisse und Gestalten noch nicht warm geworden. Er zeigt uns diese Orgelpfeifen und Argister; er berührt sie hier und dort, aber noch werden die Blasebälge nicht getreten, welche den töne- und leben- weckenden Hauch der Luft dem Rieseninstrumente zu- führen.

Was nun die Scenen im Pensionat betrifft, so geht dabei viel recht idyllisch Anziehendes und malerisch Leben- diges Hand in Hand mit einer durch keinen Humor ver- klärten realistischen Breite. Wie von Rheindunst durch- zogen, von Rheindunst durchweht gaukeln einzelne der Bilder an uns vorüber; die Liebes-scenen zwischen Arm- gart und Benno sind zum Theil von echter Heiterkeit und Frische. Dann aber stört uns eine oder die andere forcirte Wendung, und die Erzählung der Entführung selbst hat etwas Hastiges und Bigarres, wenig Anmuthen- des in den Einzelheiten. Durch die Art und Weise, wie sie der Autor ins Werk setzen läßt, verliert sie allen poetischen Hauch, an dessen Stelle eine Art von „An- penarom“ tritt. Das Juviel, die Ueberladung mit hu- moristisch sein sollenden Intermezzen schadet hier der ein- fachen Wirkung. Die anmuthige Rose von Nonnenweib wird hier nicht mit nährendem erquickendem Liebeshauch, son- dern mit den brennenden Tropfen aus einer „Junggekel- lebowle“ besprengt. Mindestens hat diese abenteuerlich erregte Nachfahrt auf uns einen solchen Eindruck hervor- gebracht.

Auch die Glanzstellen des vierten Bandes, dessen ganze zweite Hälfte vortrefflich ist, sind wieder diejenigen, welche zur Grundbilde des ganzen Werks in innigster Beziehung stehen und uns eine ganze Seite des Katholicismus, eine seiner am tiefsten gehenden Lebensadern vorführen. Es ist das Wesen der Beichte, das Verhältniß zwischen Beichtkind und Beichtiger, der unendliche Reichtum von Lebensbeziehungen, der sich an diese Handlung knüpft, von Gedanken und Empfindungen, welche sie in einem edeln geistlichen Vertreter weckt, ja von romanhaften Fäden, die sich in den Beichtstuhl hinein- und heraus-schlingen, welches uns hier mit großer Kraft der Schilderung und Reflexion, mit gewaltiger Lebenswahrheit und geistiger Vertiefung vorgeführt wird.

Bei dieser Veranlassung tritt uns wieder die ganze Bedeutung des Gupkow'schen Werks vor Augen. Es ist eine poetische Darstellung des Katholicismus, wie sie nur der modernen Poesie möglich ist, welche sich auf der geistigen Höhe zu halten weiß, die selbst einem so gewaltigen Stoffe gegenüber noch objectiv bleibt und für alle seine dichterisch zu verwertenden Goldadern die feinste Spürkraft besitzt. Wie viel katholischere Poesie hat die romantische Schule zu Tage gefördert, aber wie weit entfernt davon ist diese von einer Poesie des Katholicismus, welche die ganze Macht und Fülle seines weltgeschichtlichen und sozialen Geistes darstellt! Legendenhafte Phantasie, welche aus den Blüten der alten kirchlichen Uebersieferungen ihren süßlichen Honig sog, ein Anflug von Stimmungen, die sich aus hohen Domgewölben nieder-schlügen oder wie verirrte Nachfalter um die Altäre kirchlicher Feierlichkeiten flatterten, eine trankene Poesie, welche alle erdenklichen Ueberschwenglichkeiten der Empfindung, die sie ausbrütete, auf das Conto der Kirche legte, im besten Falle eine lyrische Symphonie im Stile Gottfried's von Strassburg: das waren die poetischen Früchte, welche die romantische Poesie vom Baume des Katholicismus schüttelte! Wir sprechen natürlich nicht von jener Zeit, in welcher der katholische Glaube die ganze Weltanschauung der christlichen Welt bestimmte, nicht von den Dramen eines Calderon und der gigantischen Schöpfung eines Dante; denn damals waren selbst Politik und Philosophie in die Formen der Kirche gebannt. Wir sprechen vom Katholicismus unserer Zeit, von dem sich eine ganze Welt des Glaubens und Denkens losgelöst und in den hinein sich so viele auflösende Elemente aus dem feindlichen Heerlager schleichen. Dieser ist bisher bloß in literarische und phantastische, in ästhetisirende und kunst-historische Essenzen verflüchtigt worden. Gupkow hat sich zum ersten male die große Aufgabe gestellt, ihn in seinem ganzen äußern Organismus, wie in seiner ganzen innern Innenwelt, in seinen innern und äußern Kämpfen, in den tausend Schattirungen und Nuancen, die er durch die individuelle Bedeutung des einzelnen Charakters erhält, in allen Stufen der Eklipse, welche die unvermeidliche Berührung mit dem modernen Geiste hervorbringt, in seiner Stellung zum Staate und in seinem Einfluß auf das gesellschaftliche Leben dichterisch darzustellen: eine Auf-

senaufgabe, welche weit über das Maß dessen hinausgeht, was bisher in Romanen geleistet worden, ohne deshalb den Genius des Romans zu verleugnen, den sie im Gegentheil in seinem tiefsten Wesen, in seiner vollsten culturhistorischen Bedeutung erfasst; eine Aufgabe, welche zu ihrer vollständigen Lösung gleiche Meisterschaft in der Freskenmalerei welthistorischer Charaktere und Ideen, wie in der Genre-malerei einzelner Erscheinungen des realen Lebens verlangt.

Einen gewichtigen Stein zum Aufbau des Ganzen hat Gupkow nun in den Beichtscenen des vierten Bandes herbeigetragen. Ihr Held ist Bonaventura, der edle Priester, dessen katholische Ueberzeugung noch unerschüttert, dessen Glaube an die höchste Bedeutung der Beichte noch feststeht! Doch eine Reihe von Erfahrungen, die er im Beichtstuhle macht, beginnt diesen Grund der Ueberzeugung zu lockern, indem sich oft das reine menschliche Empfinden gegen die todtte Form der Handlung, wie gegen die starre Sägung empört. In der Art und Weise, wie Gupkow diese Bilder aus dem Beichtstuhle an uns vorüberführt, zeigt sich ebenso viel Reichtum der Erfindung, wie Feinheit der Dialektik.

Die erste Begegnung mit Lucinden, die sich schlüssend und von der Macht der Liebe bewältigt, aller Sünden zeigt und dann ohne Segen und Absolution von dannen geht, ist gleichsam eine Ouvertüre, deren leicht angekündigte Melodie erst im Finale der Beichtscenen zu voller Ausführung kommen wird.

Dann werden wir in das Gefängniß des Mörders Hammaker geführt und hören mit dem Priester seine Geständnisse. Geschickt sind in diese erregte Scene Fäden der Handlung verflochten, welche theils zurück, theils vorwärts in die Zukunft hinausreichen. Der mitcompromittirte Anwalt Rüd, der Hammaker's Beichte belauscht, besucht den Vater dann selbst im Beichtstuhle und bekennt sich aller Leidenschaften, aller Laster der Erde schuldig.

Dann tritt die Frage der Eheheißung mit ihren Glaubens- und Gewissensscrupeln in Gestalt der früh-ergrauten Monika von Abbelohde, und die Frage der gemischten Ehen, vertreten durch die Frau Hendrika Delsing an den Beichtiger heran. In der Art und Weise, wie die beiden Fälle dargestellt sind, ist eine Gewandtheit der Casuistik, welche beweist, wie Gupkow sich in den feinsten Scholasticismus der kirchlichen Schriftsteller hineingelebt.

Dann erscheint als humoristisches Intermezzo Thiebold de Jonge, der in der letzten Zeit ein „completer Heide“ geworden, mit wunderlich filigrirten „Gewissensscrupeln“, indem es ihn treibt dem Domherrn ein Bekenntniß der gemeinsamen Liebe zu geben, die er und sein Freund Denna zu demselben Mädchen hegen, nebst den Unwahrheiten, deren er sich in Bezug auf dies Verhältniß schuldig gemacht. Dem durch die auferlegte Buße, die Wahrheit zu bekennen, angebonnerten Jüngling folgt eine Gelegenheitsmacherin, eine Art von kirchlicher Observantin, Frau Schummel, welche den Geistlichen in eine etwas derbe und unreine Lebensphäre herabzieht; zuletzt ein Ver-

brecher, dessen Bekenntniß mit den persönlichsten Interessen des Beichtigers und mit dem Reichenraub in St.-Wolfgang im innigsten Zusammenhang steht.

Diese bunte Glasmalerei der Beichtscenen begleitet der Dichter stets mit dem Widerschein, den sie im Innern des Beichtigers hervorruft. Von der Reihe der Reflexionen, die der Dichter an diese Scenen und zwar meistens im Geiste seines Helden knüpft, theilen wir eine kleine Blumenlese mit (S. 108):

Gewiß wurde dieser Theil seiner Seelsorge für ihn der mühevollste, jeztend an seine geistigen und physischen Kraft. Wie blühte er in die Tiefen der menschlichen Herzen! In Abgründe, vor denen ihn Schaudern ergriff! Wie nur allein die Frauen zu ihm redeten! Solche zumal, die sein in der Stola verborgenes Auge kaum sah, denen er aber schon am Rauschen ihrer Kleider anbdete, daß sie der vornehmen Welt angehörten! Der Duft, der ihrem Haar, ihren spitzenbesetzten Taschentüchern, die sie vor die Augen drückten, entströmte, verrieth ihren Stand. Manche dieser Frauen kannte er schon durch dieselbe Atmosphäre, dann denselben Ton des Vortrags, dieselben Vorwürfe, die sie ihm machten, dieselben Allgemeinheiten, die er zurückzuweisen pflegte. Viele kamen nur um dagewesen zu sein. Wenn er anhörte, daß sein Beichtbedürfniß nur eine phrasenhafte Keuschlichkeit, ein Kurus der Gefühle war, den unterdrückte er mit dem Worte der Schrift: „Die Lüge aber ist der Leute Verderben.“

Das Schmerzlichste war freilich, das Uebel sehen und es doch trotz alles Vorbaus nicht im Keime ersticken zu können. Verbrechen hören und nicht anzeigen dürfen! Verbrecher hören und sie nicht einmal ansehen dürfen! Ihm war schon in St.-Wolfgang geschehen, daß ihm Bekenntnisse gemacht wurden von einem Knecht, der ihn selbst bekaht! Den Dieb durfte er nicht entlassen, weil jener daraus einen Mißbrauch des Beichtgeheimnisses hätte entnehmen können.

Nach Hammer's Geständnissen und seinem Schweigen in Bezug auf die wichtigste Frage heißt es (S. 132):

Bonaventura mußte tief kausend nachgeben. Er betete um die Gnade Gottes und entfernte sich in einem Zustande, wie ihn die Märchen erzählen von Hirten, die in eine Felsenpalte sahen, die Geister belauschten und für immer verstummen.

Bei Gelegenheit der „zweiten Ehe“ heißt es (S. 139):

Diese zartesten Fragen des Beichtstuhls hatte er erst in seiner jetzigen Wirksamkeit kennen gelernt. Sie kamen aus dem Lande nicht vor. Es gaulerten wol zu allen Zeiten vor seinen Augen die hundert Fälle, die die Vorkicht der römischen Gensurkil über die Thatsachen des Ehelebens oft mit einer Rasttheit und Natürlichkeit aufgezählt und niedergeschrieben hat, die nur aus Herzen kommen konnte, die sich zum Eölibat verpflichten. In allen diesen spanischen und italienischen Vorwegnahmen der durch die Liebe herausbeschworenen Gewissensleiden ist jener wahren Empfindung wenig Rechnung getragen, die aus den reinsten Tiefen des Herzens stammt. Bonaventura las im Gansey, im Bellarmin, im Lambertini die hundert Fälle, wo in der dort gebrauchten Sprache Gajus die Rosa liebt, Rosa den Titus, Thalsachen der Liebe, die das Licht des Tages scheut, nicht jener, die nicht erwidern will ohne das offene Bekenntniß ihrer Reizung vor der Welt; nicht jener, die der inneren Heiligung des Menschen zum Segen werden kann und die die Kirche zum Fluche macht; nicht jener, die mit Verachtung solche Lizenzen zurückweist, wie sie die Toleranz der Gewissensröthe antastet und nur mit Gebeten und Almosen geküßt wissen will; nicht jener, die nach Reizung wählen und in der Freiheit, frühere Irthümer zu berichtigen, vor gläubigen Seelen sogar durch das Beispiel der Patriarchenzeit geheiligt ist; nicht jener, die und deshalb nur allein wahrhaft frei macht, weil sie die ewigen und unabweislichen Gesetze der Natur zu Befolgen der Sittlichkeit, der Treue und des göttlichen Willens erhoben hat.

S. 149:

Ein großer Triumph des Beichtstuhls ist das Gestehen selbst des Höhergebildeten zum Ohr des Priesters. Erster aber noch möchte man den Triumph nennen, wenn sich ihm die männliche Jugend in seinem Alter naht, wo die Knabenwürde abgestreift sind und sich sonst der keimende Stolz des Mann schämt, sich noch an den Gängelbändern der ersten Erziehung zu zeigen. Ein junges Ross zerreißt alle Stränge, bricht die Schranken, aber so halbwüchsige Jugendkraft im Beichtstuhl zu erblicken, selbst da sich demüthigend, selbst da sich unterwerfend, das ist eine Glorie der Kirche und des Familienlebens. Als Abbildungen, die man von dem laienenden heiligen Alphonse von Gonzaga, einem frommen, offen gestanden etwas blöde und geistlos blickenden Pagen am Hofe der bigoten Nachfolger Philipp's II. sieht, bewundern es, die Lebenswürdigkeit einer gar noch in Knabenemwohheit sich haltenden Kirchlichkeit auch den reifsten Jünglingsalter einzuprägen.

Wir könnten diese Anthologie noch weiter fortsetzen; denn die Fülle geistvoller Reflexionen, die nicht immer klar zu Tage liegen, sondern sich oft wie köstliche Früchte unter den Ranken der Schilderung und des Dialogs verbergen, gehört mit zu den Vorzügen des Gutzow'schen Romans.

Die letzte Beichtscene zwischen Lucinde und Bonaventura, in welcher die unerwiderte Liebe unserer Heldin eine ganze Scala von Tönen einschlägt, eine Scene von großer dramatischer Bewegtheit, vollendet eigentlich mit den Sylus der Beichtbilder. Hier in der häuslichen Wohnung des Priesters entfaltet sich, nach der kirchlichen Handlung, die menschliche Leidenschaft zu vollster Blüthe. Die Verzweiflung unglücklicher Liebe, der lede Hohn, in den sie ausbricht, die Drohung, die sich auf den höchst wichtiger Lebensgeheimnisse stützt, das Zusammenrücken Lucindens vor innerem Kampf, ihr plötzliches Verschwinden: das ist alles sehr lebendig und erregend geschildert und auch das Naturleben spielt in einer der Stimmung angemessenen Weise hinein, vom Aphen, dem Lucinde's Hand zerpfückt, bis zu den wehmüthigen Lichtern im Abendsonne! Schon früher hat Lucinde in einer Besprechung den Vater Gebastus, den Wächter Klingens, im Profoshaus besucht, wohl ihn das Orbot des Kirchenfürsten betref. Der Autor gibt uns hier ein neues katholisches Lebensbild aus der Welt der Buße, und zugleich in den unterirdischen Gängen, durch welche die übertrafene Lucinde unter Bickert's Schutz entflieht, einen neuen Helden für das Labyrinth der romanhaften Verwicklungen.

Ohne Zweifel wird man wieder an diesen Anspielungen, an dieser Aufdringlichkeit Lucindens, diesem „unmöglichen Wesen“ Anstoß nehmen. Man vergißt, daß der Dichter weit davon entfernt ist, ein Ideal von Weiblichkeit in Lucinden darzustellen, daß er im Gegentheil, sowie sich jetzt seine Intentionen erkennen lassen, eine Art Mephistophele, eine Tochter Lucifer's, schildert, welche in dem Heiligtum der Kirche hin- und herirrt, bald hier bald dort als Versucherin erscheint, durch die große Leidenschaft aber, die sie selbst verzehrt, und an menschliches Interesse einflößt. Erst nach Abschluß des Romans wird sich zeigen, ob die Bedeutung, welche diese Gestalt in dem Zusammenhang des Ganzen einnimmt, der

Absonderliche und Bedeulende ihres Auftretens rechtfertigt und besonders, ob ihr in andern Frauengestalten, welche das ewig Weibliche würdig vertreten, ein entsprechendes Gegenwärt gegeben wird. Bis jetzt erscheint die naive Armgar nicht bedeutend genug; die somnambule Paula nur in der Ferne und Monika, die kleine schöne Frau mit den silbernen Locken —

Sie ist die Helbin der ersten Kapitel des vierten Bandes, die uns wieder eine vielumfassende Vorgeschichte geben. Wir erfahren, daß ein Herr von Terscha Monika liebt, eine Beziehung, in welcher der Dichter eine neue Maske am Rande der katholischen Eheverhältnisse strickt und die Frage der Ehescheidung und der zweiten Ehe auf das Tapet bringt. Dann aber werden wir in die Verhältnisse des Grafen und der Gräfin von Salem-Camphausen eingeweiht, auf ihre Besitzungen im Piemontesischen, auf ihre Ausflüchte im Westfälischen hingewiesen: Stellen, die nicht ganz frei sind von jenem westfälischen Höhenrausch, den gerade die allzu große juristische Trockenheit und Klarheit hervorruft, deren sich Gutzkow bei diesen Auseinandersetzungen bekeißelt. Im jungen Grafen Hugo, in Walter von Terscha, in dem schwarzbraunen Mädchen Angiolina, die Graf Hugo bei einer Kunstreitersgesellschaft hatte kennen lernen und in Wien erziehen lassen, kaufen neue Gestalten gleichsam an den Pforten des Romans, um in spätern Kapiteln einzutreten. Doch vermessen wir zum Theil bei diesen Erzählungen das, was wir das richtige Tempo des Romans nennen möchten. Es ist nicht gleichgültig, an welcher Stelle und der Romanbilder dies oder jenes erzählt. Der Boden muß schon gelockert sein, ehe der Same ihm anvertraut wird. Wir müssen uns schon in einer gewissen Spannung auf die Geschehnisse befinden, die uns der Autor erzählt; dann nehmen wir sie begierig auf und prägen sie uns ein, selbst wo ihre Fäden verwickelt sind. Ist dies nicht der Fall, so bedarf der Romanbildner eines doppelten Talents, um den Unwillen zu besänftigen, den wir seiner Zumuthung, immer wieder von vorn anzufangen, immer wieder mit fremden Personen neue Bekanntschaften anzuknüpfen und ihr aufgehäuftes biographisches Material uns anzueignen, entgegenbringen. Gutzkow mag vielleicht das verschmähen, was er „kleinliche Kunstgriffe“ nennt, und mag diese Kleinern Strebebeißer für den großartigen architektonischen Gedankenbau seines Werks entbehrlich finden. Doch gerade dadurch läuft der fruchtbare Boden seines Romans Gefahr, hier und dort episch zu verfaulen, und wenn auch Homer nicht schläft, der Leser glaubt doch, daß er schläft, der Leser, der nun einmal wie ein türkischer Sultan von seiner Scherazade unterhalten sein will.

Sehr belustigend dagegen ist die Assemblée des Piter Kattendyl, der sich einmal das stolze Gefühl geben will, ein Fest zu veranstalten, von dem die Kunde von Mund zu Mund geht. Großartig sind die Vorbereitungen zum Feste; das Auge des Herrn weilt überall; aber dieser Repräsentant des katholischen „Soll und Haben“ übernimmt sich bei dem Weinkosten, berauscht sich, schläft ein und verschläft die ganze Herrlichkeit! Wenn auch vielleicht

nicht sorgsam genug motivirt, so ist das ganze komische Intermezzo doch mit großer Lebendigkeit dargestellt. Ueberhaupt ist diese geistprühende Lebendigkeit der Grundcharakter der Darstellung, welche von Haus aus eine unruhigere und bewegtere Färbung hat, als dies in den „Rittern vom Geiste“ der Fall war. Hin und wieder, wie in der Schilderung der Armgar'schen Einführung, nimmt diese Lebendigkeit wol einen frambhaften verzwickten Charakter an, indem sie dort zur Manier wird, wo sie nicht aus freier geistiger Bewegtheit quillt, sondern nur äußerlich festgehalten wird; hin und wieder wird sie wol vom trocknen Ton unterbrochen, dessen der Autor glücklicherweise bald wieder satt ist; hier und dort leidet der Stil durch Sprünge und Gewaltthatigkeiten, durch Gedankenhäufungen oder Gedankenabkürzungen. Doch im ganzen ist es der Wellenschlag des bewegten Lebens und seines Gestaltenwechsels, der in dieser Darstellungswiese zum Ausdruck kommt, die sich als passende Einfleidung für ein großartig entworfenes Werk erweist, welches als bedeutendes Kulturgemälde fast alle Lebenskreise umfaßt bis hinauf zu den Höhen des weltgeschichtlichen Gedankens.

Rudolf Gottschalk.

Die Chemie, Physik und Geologie der Gegenwart.

Schoedler, Studer, Harting.

1. Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1869. Gr. 8. 2 Thle.

Dies Werk hat sich rasch einen großen Kreis von Abhängern und Verehrern erworben. Sein gediegener innerer Werth ist gleich bei seinem ersten Erscheinen richtig erkannt und gewürdigt worden. Es ist nicht immer das Schicksal guter Bücher, daß sie Glück in der Welt machen. Wenn nun das vorliegende eine allgemeine günstige Aufnahme gefunden hat, so können wir uns um so mehr darüber freuen, als dasselbe bei seinem Auftreten nur Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit an den Tag legte.

Für die Leser, welche sei ganz kurz bemerkt, daß über die in unserer Zeit beschritten steht, daß es die Wissenschaft, dann aber auch die praktischen Beziehungen zu ein klares Licht stellt. Es ist die Sprache, welche überdies erwecken und besonders die machend sind für die Wissenschaften der Chemie ist das Wegweiser, dem Delonomen Gewerbdemann ist es ein Freund, und für alle, die überwachen und zu heben die Winke und Fingerzeige.

Diese neue Auflage stellt sich ihren Vorgängern würdig zur Seite. Sie ist ihrem ursprünglichen Plane durchaus getreu geblieben und hat nur zugefügt und erweitert, wo es der Fortschritt der Wissenschaft nothwendig gemacht hat. Der Verfasser hat mit Fleiß und treuer Liebe zur Sache Hand an die neue

weise ist dies aber rühmend
 je der organischen Chemie
 über zu geben hat, was die
 i. h. hervorgehoben werden.
 verspricht. Das Werk ist
 n Theorien vorzutreten ober
 ven, im Gegentheil zielt des
 der Wissenschaft ihr Recht
 jen Boden der Erfahrung
 i sich das Buch sehr vor
 ra aus. So plan, so klar
 an diesen Gegenstand fast
 unsere Leser ganz vorzugs
 en es und nicht versagen,
 n Punkt zu concentriren.
 ung der Chemie auf das
 zu der Ueberzeugung, daß
 lange aller theoretischen
 nterkennung entzogen habe
 s als einen hohen Triumph

der Chemie der Gegenwart betrachten müsse, wenn dieselbe schon
 seit einigen Jahren einen bildenden Einfluß auf die Unbeglückte
 auszuüben gelernt habe. Die chemische Analyse, die Waage und
 das Mikroskop bezeichneten den Wendepunkt in der Agricultur
 geschichte. Die Chemie machte sich Hoffnung, die wichtigsten Ver
 bindungen des Pflanzenlebens aufzuklären; es sei ihr in diesem
 Streben schon vieles geglückt, indes bliebe der Zukunft noch viel
 mehr zu leisten vorbehalten. Man wisse jetzt, daß die Pflanze
 keine Stoffe erzeugen, sondern dieselben nur umbilden könne, daß
 alle beim Verbrennen flüchtig werdenden Bestandtheile der Pflan
 zen aus der Luft und alle unverbrennlichen Bestandtheile aus
 dem Boden aufgenommen sein können. Das ist vorsichtig und
 der empirischen Induction genau entsprechend ausgedrückt.

Ueber das Wesen und die Bedeutung des Humus redet das
 Buch ebenso sorgfältig abwägend. „Der Humus“, sagt dasselbe,
 „ist allerdings direct sein Nahrungsmittel der Pflanzen, indirect
 kann er jedoch höchst förderlich auf dieselben einwirken, indem
 hierbei nicht allein chemische, sondern auch physikalische Verhält
 nisse ins Spiel kommen, die für das Gedeihen der Pflanze von
 höchster Wichtigkeit sind. Er ist eine im hohen Grade hygro
 scopische Substanz, d. h. er zieht Wasser mit Begierde an und
 hält es zurück. In dieser wasserhaltenden Eigenschaft steht er
 dem Thon am nächsten und übertrifft dagegen alle übrigen
 Bodenarten. Hieraus läßt sich schon eine günstige Wirkung
 derselben erklären, da Feuchtigkeit ein für die Pflanzenentwicklung
 so wichtiges Moment ist. Allein gleich allen kohlenartigen
 Körpern hat er in hohem Grade auch das Vermögen, Gasarten,
 wie z. B. Kohlensäure und Ammoniak, aus der Atmosphäre
 aufzusaugen; und da der Humus in fortwährender Zersetzung
 begriffen ist, und Kohlensäure entwickelt, so befindet sich die in
 denselben verbreitete Wurzelsaure in einem Magazin, das ihr
 jederzeit im Ueberflusse nicht nur Wasser, sondern auch Kohlen
 säure und Ammoniak zu bieten vermag, jene Körper also, aus
 welchen die Pflanze ihre verbrennlichen Bestandtheile, den Kohlen
 stoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff hernimmt.“ Auf
 ähnliche Weise wird auch auf den Wärmeinfluß des Humus
 hingewiesen, der aus der chemischen Zersetzung hervorgeht. Aus
 dem Ganzen ergibt sich, daß der Humus zum Wachsen und Ge
 deihen der Pflanze mit beitragen kann, aber doch nur eine unterge
 ordnete Rolle spielt in Hinsicht der mineralischen Ernährung. Die
 Pflanze lebt von der Luft und von dem Boden, in welchem sie
 wurzelt; was sie in letztgenannter Beziehung in sich aufgenommen
 hat, weiß der Rückstand ihrer Asche nach. „Es wurden mehr
 fach Versuche angestellt“, sagt der Verfasser, „Pflanzen unter
 Umständen zu erziehen, wobei denselben keiner der genannten
 mineralischen Stoffe oder nur einer derselben geboten worden ist,
 indem man z. B. die Samen der leicht erziehbaren Kresse in
 reines Schwefelpulver oder reines Kohlenpulver säete. In diesem
 Falle entwickelten sich zwar die Pflanzen, allein sie sind unfähig,

ihre vollkommene Ausbildung zu erreichen. Die Kerben, die
 Früchte anzusehen, da ihnen die erforderlichen Stoffe abge
 hien. Ähnlich verhalten sich Pflanzen, die in reiner Kiesel Erde, Kalk
 u. s. w. aufgezogen werden. Sobald man jedoch von den ob
 genannten Bestandtheilen die erforderlichen hinzufügt, so erreicht
 die betreffende Pflanze ihre vollendete Vegetation.“

Der Verfasser macht dann darauf aufmerksam, daß grade in
 diesem Punkte die Agriculturchemie noch in den allerersten Stufen
 gründlicher Erfahrung stehe, daß man hier noch nicht so weit
 vorgeschritten sei, als in der Thierchemie. Die Natur des Bodens
 sei an einigen Punkten der Erde unerschöpflich reich an Pflanz
 nahrung, hier wäre das Feld zum Einsammeln der Erfahrung
 weniger gütig als da, wo sich Behinderung der Fruchtbarkeit
 zeige. Es fehle nicht an Beispielen, daß Landstriche, die Jahr
 hunderte hindurch die reichsten Ernten gegeben hatten, dem
 Boden unerschöpflich zu sein schienen, fast plötzlich ihre Fruchtbar
 keit verloren hätten. „Am auffallendsten hat sich dies in Berg
 nien gezeigt. Durch ununterbrochen fortgesetzte Tabacksernte
 sind dort dem Boden große Massen mineralischer Pflanzennut
 theile entzogen worden. Als Folge zeigt sich jetzt ein erschöp
 ter, keiner lohnenden Ernte mehr fähiger Boden. Man hat
 dies um so mehr begreifen, wenn wir hinzufügen, daß der Taback
 gerade zu denjenigen Pflanzen gehört, die am meisten Asche
 liefern, daß einem Grundkud von einer Hektare (etwa vier preu
 ßische Morgen) durch eine Tabacksernte nicht weniger als 140
 mineralischer Stoffe entzogen werden.“

Durch diese Betrachtung kommt der Verfasser auf das inter
 santeste Kapitel der Landwirthschaft, auf den Dünger, worunter die
 verschiedensten Materialien verstanden werden, welche dem Ackerboden zugeföh
 ren sind, um dessen Ertragsfähigkeit zu erhalten, zu heigern oder zu
 herbeizustellen. „Kein Mensch denkt auch“, sagt der Verfasser,
 „wenn von Dünger die Rede ist, an etwas der Asche Ähnliches, in
 dem an jenes unappetitliche, nur der Nase des echten Landmanns
 wohlthuende Gemenge, welches aus den vertrotteten und verfaulen
 Abfällen aller Art der Haushaltung und des Stalls besteht,
 gleich wiederlich durch Abkunft, Aussehen und Geruch, darstelt
 von dem Pflanz jener schwarzen kinkenden Feuchtigkeit, in
 schon bildlich als der Inbegriff alles Unschönen erschein.
 Alles dies ist aber organischer Abkunft, und indem wir dem
 düngen, scheinen es keineswegs mineralische Stoffe zu sein,
 welchen die unversehrbar nachbringende Wirkung des sehr an
 flüßigen Düngers, des Mistes und des Pflanzes zuzuschreiben ist.
 Eine kurze Betrachtung wird uns jedoch zeigen, daß im Dünger
 fast alle jene mineralischen Stoffe wieder angesammelt erscheinen,
 welche in den Ernten den Feldern entzogen worden sind. In
 Weizenerte, welche wir von einem Felde hinwegführen, liegen
 und zwei nutzbare Theile: das Stroh und die Weizenkörner.
 Das erstere, ausgezeichnet durch seinen Gehalt an Kieselern,
 wird theils als Häcksel dem Vieh im Futter gereicht, theils als
 Streu verwendet. In dem Thierkörper wird aber von der im
 Stroh enthaltenen Kiesel Erde gar nichts aufgenommen und
 zurückgehalten, vielmehr wird sie wieder abgefordert in den Ex
 crementen, die, mit Stroh vermischt, den Mist bilden, der als
 dem Acker den ganzen Kieselgehalt wieder zurückgibt. Im
 Weizenkorn besteht aus Stärkemehl, Pflanzeneiweiß und phosphor
 saurem Kalk. Indem wir in Form von Brot oder andern
 Nahrungsmitteln dasselbe genießen, sind es hauptsächlich die er
 genannten organischen Bestandtheile des Weizens, die in Fleisch
 und Blut des Menschen übergehen und zur Ernährung verwen
 det werden. Der mineralische Bestandtheil des Weizens, das
 phosphorsaure Kalksalz, findet sich wieder in den sehr un
 flüßigen Absonderungen und kann, dem Dünger zugesetzt, dem
 Culturboden zurückersetzt werden. Allerdings geht auf dem
 Wege durch den menschlichen Körper ein Theil des phosphor
 sauren Kalks, der in den Getreidekörnern enthalten ist, in Harn
 über und wird zur Bildung der Knochenmasse verwendet. Be
 denken wir jedoch, daß der im Harn des ausgewachsenen Men
 schen enthaltene phosphorsaure Kalk nur etwa sieben bis 12
 Pfund wiegt, daß die vielsjährige Periode des Wachstums zwi
 chen

anfang dieser Masse verwendet wird, die später nicht mehr mit, so können wir mit Gewißheit annehmen, daß auch jodphosphoräure Salze in den Abgängen vollständig dem a ersetzt werden können."

In dieser Weise führt der Verfasser seine Leser allmählich in die Chemie des Kletterbaus hinein, bespricht das Wesen des künstlichen mineralischen Düngers und zuletzt zu dem Resultate, daß die Chemie wol beruht, große und segensreiche Wirkungen auch im Gebiete der Landwirtschaft hervorzurufen; aber sie wird dies nicht allein können, sondern nur in inniger Verbindung mit der gleichfortgeschrittenen Wissenschaft der Pflanzenphysiologie, der Zoologie und Physik, und angelehnt an eine nach deren Prinzipien geleitete, einsichtsvolle Praxis. Das ist eine sehr reiche auf Erfahrung und wissenschaftliche Einsicht gestützte Meinung der Sache; und wenn der Verfasser der Meinung ist, die ganze Landwirtschaft durch den Einfluß der Chemie oder gar nicht umgestaltet werden dürfte, daß „die Dünge auch fernerhin die Goldgrube des Bauern" sein werde, er auch hierin vollkommen recht. Es versteht sich aber wohl, daß dennoch die Chemie in der Landwirtschaft einen sehr hohen Stand behalten wird, weil sie es ist, welche den irdischen zum Denken veranlaßt, welche in sein ganzes Treiben ein geistiges Licht hineinbringt, weil ohne sie nicht daran ist, sich einsichtsvolle und gewissenhafte Nachsicht über die Hof- und Hauswirtschaft abzugeben.

Wir haben und nun von dieser neuen Seite des Buchs gefesselt gefühlt, daß wir ganz aus dem Gesichte verloren, auch den übrigen Zusätzen und Erweiterungen der Auflage einige Worte der Besprechung zu widmen. Es uns aber viel zu weit führen, wenn wir in ähnlicher Weise alle Verbesserungen des Buchs zur Sprache bringen. Darum bemerken wir nur, daß wir das ganze mit großer Freude wieder gelesen und gefunden haben, daß es viel interessanten neuen Stoff zum Denken darbringt. Wir wollen uns freuen, wenn wir durch unsere Bemerkungen selbstlesen des Werks angeregt haben sollten.

Uebersetzung in das Studium der Physik und Elemente der Mechanik von D. Studer. Bern, Stämpfli. 1859. 24 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift ist schon lange rühmlich bekannt als kritischer der mechanischen Naturlehre, wir besitzen eine physikalische Geographie von ihm, welche selbst von vorragenden Männern von Fach mit großem Beifall aufgenommen worden sind. Er ist daher vollkommen dazu berufen, gegenwärtigen Standpunkt der Physik der Gegenwart gemeinen Mann Anschauung zu bringen. Das kleine Werk handelt von den Grundlagen der Naturwissenschaft im allgemeinen, von der Methode des Studiums der von ihrer Beziehung zu den übrigen Wissenschaften und irdischen Leben und von ihrer geschichtlichen Entwicklung. In die Gegensätze von Speculation und Empirie, von Geist und Stoff, von Form auf zuverlässige Begriffe führen, es will gutgehen, über die Vorstellungen von Zeit, Causalität, Substanz u. s. w. vernünftig nachzudenken, in vielfachen Verirrungen der Wissenschaft in unserer Zeit die Einhalt gethan werden könne. Das W. Whewell in „History of the inductive sciences from the earliest present times" und J. Herschel in seinem „On the natural philosophy" für die Gelehrten von Fach, gedenkt der Verfasser mit seiner „Einleitung" für das große Publikum in Deutschland zu erreichen. In Hinsicht der Begründung der Mechanik schließt er sich an „Eléments de statique".

Es nun speciell den Inhalt des Buchs betrifft, so bespricht die Grundlagen des Naturwissens, die Mathematik, die der Mathematik, die Mechanik, die Geschichte der Mechanik, die speculativen Stofflehre und ihre Geschichte, die

des Jupiter und Saturn sich um die Hauptplaneten nach demselben Gesetze bewegen, wie die Hauptplaneten um die Sonne. Aus diesen Thatsachen schloß Newton mit seiner reinen Mechanik, daß die Planeten voneinander im ungetrübten Verhältnis der Entfernung, daß nach demselben Gesetze die Erde und Saturn ihre Satelliten anziehen, daß den planetarischen Bewegungen aus der Erde der Planeten unter sich hervorgehen, und in einzelnen Anziehung, sowie auch der Sonne erkannte er eine allgemeine Anziehung aller Materie. Auf deductivem Wege erklärte Princip die von Richer und Halley beobachtete Schwerkraft nach dem Äquator zu, die Erde und die Ebbe und Flut. Denselben Weg geht er in der „Optik". Aber die Thatsachen, auf die er sich stützt, hat er hier zum Theil selbst gefunden, das Experiment und die Thatsachen schreiten miteinander vorwärts; bald ruft das Experiment die Theorie ins Leben. Bald diese Thatsachen, und in der engen Verflechtung beider beweist Newton noch mehr Scharfsinn, die inductive Methode tritt noch mehr hervor, als selbst in den „Principien".

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß den einzelnen Abschnitten überall die wichtigsten biographischen Notizen über die epochemachenden großen Männer zugesetzt sind. Das Werkchen ist mit großem Fleiß und den besten Absichten verfaßt, und so wäre ihm wol eine ungetrübte und glückliche Laufbahn zu wünschen.

3. Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegenwärtigen. In Gemälden skizziert von P. Harting. Aus dem Holländischen übersetzt von J. C. M. Martin. Mit einem Vorworte von W. J. Schleiden. Mit 19 Holzschnitten und vier lithographirten Tafeln, wovon drei in Farbendruck. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Wir freuen uns jedesmal, so oft Harting aufs neue die Feder angefaßt hat, um sein gebiegenes vielseitiges Wissen für das gebildete große Publikum in seiner leicht faßlichen Methode nutzbar zu machen. Er ist ein Mann von ebenso viel Geist und Gemüth als gründlicher Gelehrsamkeit, der immer den rechten Ton anschlägt, so oft es gilt, populär zu schreiben. Mit richtigem Takt hütet er sich vor zu ausführlicher Gründlichkeit und ist dabei doch auch wieder ein entschiedener Feind der oberflächlichen Abfertigung. Er redet daher nie von dem, was nur ganz speciell den Gelehrten von Fach interessiert, alle seine Mittheilungen regen das Nachdenken des gebildeten Menschen überhaupt an und haben eine Frische, als wenn der Leser zum ersten Male davon hörte: darin ist Harting ein großer Meister. Und gerade das Thema des vorliegenden Buchs, welches schon von den genialsten Vordern

des In- und Auslandes in so ausgezeichnete Weise zur populären Darstellung gebracht worden ist, behandelt der Verfasser so geschickt, neu und ansprechend, daß man fast zu der Ansicht verleitet werden könnte, er überflüge alle seine großen Vorgänger.

Schreibweise, beitragen. Die überflüssigen Vorführten folgen, wo die Geschichte klar beleuchtet, ist der Geist, der das Wissen vorzugsfasser nicht igen Natur anprechendes ie Vergan- lergleich zu wenig vor- setz zu einer erfahrungen r zu bilden, um sie sich, die Mil- wesen sind, nicht, daß plicher An- nger Wahr- me Wahr-

rei Haupt- und Umbil- f. während

das zweite den Schöpfungsplan, wie er sich in den gegenwärtig lebenden Wesen zeigt, entwickelt und das dritte die Geschichte vorweltlicher Thiere und Pflanzen enthält. Als Zugabe zu dem Ganzen kommt dann noch ein Rückblick und eine Anzahl von Anmerkungen, welche theils eine wissenschaftliche Begründung der vorgetragenen Lehren in sich schließen, theils aber auch dazu Gelegenheit geben, das Studium der Geschichte der Erde selbständig weiter treiben zu können, weil sie auf die Quellen aufmerksam machen.

In dem ersten Hauptstück zeigt der Verfasser wie Wasser und Feuer auf die Bildung und Umbildung der Gesteine einwirken haben. Dadurch zerfallen die Gesteine in zwei Hauptklassen, in die neptunische und plutonische. Es versteht sich dann von selbst, daß wir nur in der ersten Klasse Pflanzen- und Thierüberreste antreffen können. „Zum richtigen Verständnis dessen jedoch“, sagt der Verfasser, „was folgen wird, können wir die plutonischen Gesteine nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie bilden ja die eigentliche Grundlage, auf welcher alle neptunischen Schichten ruhen; sie sind gleichsam das Gerippe, an welches sich die übrigen weichern Theile der gegenwärtigen Erdrinde abgesetzt haben. Als Hauptrepräsentanten der plutonischen Gesteine kann man den Granit anführen. Schon dieser Name erweckt sogleich Vorstellungen von Härte, Festigkeit, Dauerhaftigkeit; aber in wie hohem Maße er diese Eigenschaft auch besitzt, gegen die zwar langsame, aber stets fortgehende vereinsigte Wirkung von Luft und Wasser hält selbst der Granit nicht stand. Wo seine Oberfläche mit der feuchten Atmosphäre in Berührung kommt, da wird sie allmählich mürbe, die Theilchen verlieren den früheren Zusammenhang und fallen endlich zu Pulver auseinander. Fügt sich hierzu noch die Wirkung des Wassers, das in die Spalten bringt und dort zu Eis gerinnt, welches einen größern Raum einnehmend, den Stein immer weiter und weiter zerbricht, so wird man sich eine Idee bilden können von der zwar langsam, aber beständig fortgehenden Veränderung, welcher nicht allein Granit, sondern auch

andere Gesteine unterworfen sind, und die man Schmelzen nennt. Granit nun besteht aus drei Hauptbestandtheilen: aus Feldspat und Glimmer. Wenn das Pulver des weichen Granits durch darüber hinströmendes Wasser mit fortgeführt wird, dann werden die gröbsten Quarztheilchen zuerst zu Boden sinken unter der Form von Gerölle und Sand, während aus der viel weichere Feldspat und Glimmer zu einem feinen Pulver gebracht werden, das als Schlamm in den Flüssen hängt, bis es endlich irgendwo zu Boden sinkt und dann Thon heißt.“ An diese einfache Darstellung des Entstehens von Sand- und Thonboden aus Granit knüpft der Verfasser dann die Bemerkung, daß durch das beständige Verwittern der Gebirge jetzt weniger hoch und das Meer weniger tief müßten als ehemals, wenn der Erhebungsproceß nicht so schnell weiter fortgeschritten wäre und beweist, daß wir in der That nie aufgehört haben. „Es ist sogar der Versuch gelungen, mit ziemlich großer Sicherheit die relative Zeit zu bestimmen, zu welcher, und die Reihenfolge, in welcher die jetzt bestehenden Gebirge emporgehoben sind, und aus zugleich hervorgegangen ist, daß im allgemeinen die jüngsten emporgehobenen Gebirge sich jetzt am höchsten über das Meer erheben.“ Wie die Wissenschaft zu dieser relativen Bestimmung gelangt ist, weiß der Verfasser sehr anschaulich machen durch folgendes Bild. „Stellen Sie sich vor“, so ruft er seinen Leser an, „man entdeckte irgendwo die Ruinen zweier Städte übereinander, genugsam voneinander getrennt, die Überreste menschlichen Kunstfleißes, Hausgeräte, Töpfe, Münzen, Medaillen u. s. w. aus beiden besonders zu sammeln. Stellen Sie sich ferner vor, man entdeckte an einer Stelle ebenfalls Ruinen, in denen auch Überreste zu sehen waren, die mit denjenigen übereinstimmen, welche in den beiden soeben genannten Orte gefunden wurden, dann man aus dieser gegenseitigen Vergleichung den Schluß ziehe, daß die letztgenannte Stadt gleichzeitig oder wenigstens wenigstens gleichzeitig mit derjenigen der beiden ersten bestanden in welcher gleichartige Gegenstände angetroffen werden.“ Ähnliche Weise nun verfährt man bei der Bestimmung des Alters der verschiedenen neptunischen Bildungen. „früher sagte ich, daß die mineralogischen Bestandtheile in den neueren Schichten zu wenig Verschiedenheit darbieten, um Maßstab der Vergleichung benutzt zu werden, dagegen besteht viele Verschiedenheit hinsichtlich der darin enthaltenen Reste organischer Wesen. Diese Überreste, gewöhnlich unter Namen Versteinerungen oder Fossilien begriffen, sind die Denkmäler der Schöpfung genannt worden. Es ist die uns den Faden in die Hand geben, um den Weg zu finden in einem Labyrinth, aus dem wir ohne sie niemals hätten können.“ Wer möchte sich über eine so leicht faßliche Darstellung nicht freuen. Und so ist das ganze Buch geschrieben, leicht, ohne auch nur auf eine einzige Schwierigkeit zu stoßen, die der allgemein gebildete Geist nicht sogleich durch ein Denken beseitigen könnte.

Das zweite Hauptstück enthält eine Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen, welche jetzt die Oberfläche der Erde bedecken. Der Verfasser geht dabei auch einen eigenthümlichen Weg, er führt rasch ein ebenso übersichtliches als anschauliches Bild der Gegenwart zu geben, welches ihm dann zur Grundlage dienen kann, wenn er später damit die Vergangenheit in Vergleichung bringt. Wir enthalten uns jeder Mittheilung über die Abtheilung des Buchs, um Raum zu behalten für die Darstellung des dritten und wichtigsten Hauptstücks des Buchs, wo der Leser über die vorweltlichen Thiere und Pflanzen durch die einleitenden Bemerkungen wird zunächst über die Abtheilung in Perioden vorgenommen. Darauf unterzieht der Verfasser die beiden einander entgegengesetzten Ansichten, ob jedesmal die ganze Erde diese Perioden durch ihre Geschichte durch rasche revolutionäre Umwälzungen durchlief, oder ob alles so allmählich sich neu gebildet habe, und Gegenwart noch überall die sprechendsten Fingerzeige

Der Verfasser hält es
in, es niemals eine
ig vernichtet wurde,
gen vor sich gegangen
r kleineren Theil der
mals völlig allgemein
wissenschaftlichen For
nicht mehr fern zu

noch historisch eine Bedeutung haben wird.

Die erste Periode der vorweltlichen organischen Schöpfung
rht sich auf die Niederschläge der obersten azoischen Erd-
hien. Wir können natürlich in dieser Grabstätte unterge-
jener Schöpfung nur auf solche Ueberreste rechnen, welche fest
ig waren, den gehörigen Widerstand zu leisten. Unser
en kann daher hier nur Stückwerk sein; es geht ihm wie
der Geschichte der ältesten Völker, von denen wir nur einige
nmer ihrer Paläste, Tempel und Denkmale besitzen, welche
und da schwer zu entziffernde Inschriften und Zeichen an
tragen. Man muß hier mit Hypothesen und unsichern
taffen sich begnügen. „Nicht anders“, sagt der Verfasser,
es mit den Ueberresten früherer Schöpfungen. Zwar steht
forscher hier auf einem festen Boden, weil die Natur nach
feststehenden Gesetzen wirkt, und es dem Menschen verschie-
den einige dieser Gesetze zu erforschen, sobald er diese ge-
enen Kenntnisse hier in Anwendung bringen kann, aber
ch dürfen wir niemals ihre Eringsfügigkeit aus dem Auge
ren, wollen wir nicht Gefahr laufen, der Natur einen Ent-
ungsgang anzubilden, welcher eigentlich nur in unserer
taste nach gewissen vorgefaßten Meinungen besteht. Am
iste unserer Betrachtung dessen, was die Nachforschung in
ff der vorweltlichen organischen Wesen bereits gelehrt hat,
n wir auf diesen Gegenstand zurückkommen. Jetzt aber
te ich den Leser schon auf eine Klippe hinweisen zu müssen,
r bereits mancher Gefahr gelaufen ist, zu scheitern. Su-
wir dieser Gefahr zu entgehen, indem wir soviel als mög-
ad thatsächlich Erkante von dem, was möglicherweise be-
n haben kann, getrennt halten. Was unsere Gemälde
h an Vollständigkeit verlieren, werden sie an Wahrheit
ren.“ Das sind die Grundsätze eines vorsichtigen gewissen-
forschers, welche alle Leser gewinnen wird, denen es ernst-
rum zu thun ist, zu erfahren, wie weit die Gegenwart
dem Erforschen der Urgeschichte unserer Erde wirklich ge-
hat, die nicht verbildet und verhöhnt sind durch die
zu gewissenlosen geologischen Romane, in denen mit
Rebensarten die ganze Schöpfungsgeschichte so ausführ-
orgeschwätzt wird, als wären ihre Herren Verfasser mit
zusehen, als Gott die Welt schuf und daran änderte und
Schon um dieser Ehrlichkeit willen ist lebhaft zu
en, daß dieses Werk recht eifrig und viel studirt werden
Daß aber dieser Wunsch in Erfüllung gehen werde,
wir kaum bezweifeln, da das Buch in einer überall an-
iken schönen Form den gediegenen Inhalt klar vor Augen
und da auch ihm, wie seinen Vorgängern, Schreiden ein
mpfehlendes Vorwort mit auf den Weg gegeben hat.

Heinrich Hirnbaum.

Geschichte deutscher Sprache und Dichtung.

Nr. 28 d. Bl. haben wir das erste Heft der literarischen
nsammlung, welche Hoffmann von Fallersleben unter
tel „Findlinge“ bei W. Engelmann in Leipzig erschei-
zur Anzeige gebracht; heute haben wir bereits Gele-
uns mit dem zweiten Heft zu beschäftigen, das noch bei
mannichfaltiger und reichhaltiger ist als das erste; denn
dieses nur 23 Nummern enthält, enthält das zweite
9. Nun können wir uns freilich durchaus nicht dazu
tet fühlen, jedes einzelne Heft dieser Sammlung, die ihrer
nach in alle Ewigkeit fortgesetzt, ebenso leicht aber auch

King!“ unter anderm: „Als ich vor sieben Jahren zuerst aus Lon-
don nach Berlin kam, wagte ich einen Versuch in einer freien
Uebersetzung dieses Volksliedes, das noch jetzt (1861) in den
fünf Versen: Heil dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands
u. s. w., in Berlin geschätzt wird.“ Die fünfte Auflage dieses

ALTONA, PINEGRO, 1870J.

Eine aus der Urkundensammlung des Licentiaten Schaefer
in Berlin mitgetheilte gereimte Witschrift der Karfahla mit dem
Schluß.

ß die Lyrik jener
Zur Strafe für
Kieder Klüger's
folgen aus von
Ronalis, die von
in Gedichten noch
der Lied-Bülow's
en. Weiter tref-
f, von denen das
Höhl! Ich grüße
ner's Werken nur
re, ein „Studen-
ß mitgetheilt ist.
Burschentum sehr

So lebt er fort in Sand und Braut,
Und jubelt ohne Sorgen,
Und bleiben auch die Gelder aus,
So weiß er doch zu sorgen.
Die Tasche ist leer, der Bursch braucht Geld,
Und der Philister wird geprellt.

Doch finden sich auch Stellen, die des Dichters von „Leder
und Schmerz“ würdiger sind:

Die Freiheit ward ein leeres Wort,
Und ging der Welt verloren;
Nur in dem Burschen lebt sie fort —

oder:

Für Lieb' und Freundschaft glüht die Brust
Und fürs Gefühl der Ehre.

Unter den Stammbuchblättern, mitgetheilt aus dem „Auto-
graphen-Album“ Richard Jeune's in Berlin, finden sich manche
Charakteristische; wir führen einige an;

Des Schmerzes Dapfen fluten allermorgen,
Der Quellquell riefst einsam, abgelegt.

Anaklaus Grün.

Stets Prokrustes Ränke abend ist gar thätig der Philister,
Nach dem eig'nen wenig'n Moosstab auch Alanenleider mißt er.
Ohne Tugend, ohne Laster, doktrinar und theoretisch,
Ist er stets in besser Fassung, salbungsvoll und gravitisch.
Berlin d. 2. Juli 1852. Dr. P. v. Cornelius.

Upland spielt den Schelm und schreibt, Berlin, 3. Juli 1853:

Wenn hört der Himmel auf zu krasen
Mit Alben und mit Autographen.

Eine folgende Mittheilung betrifft das eigenthümliche Factum,
daß bei Joachim Heinrich Campe immer nur sein Geburtsjahr,
nicht sein Geburtstag genannt wird. Ein Freund verschaffte
dem Herausgeber folgende Auskunft: „Im Kirchenbuche zu Deem-
sen, einem Dorfe am Fuße des Solling unweit Stadtholzenborf
steht wörtlich Folgendes: „Getauft den 2. Juli 1746, Sohn
des Herrn Burghard Hilmer Campen.“ (Folgen die Namen
der Gewärtner.) Leider wurde in damaliger Zeit im Kirchen-
buche nicht der Geburts-, sondern nur der Taufstag bemerkt.
Hoffmann meint nun, daß, da in jener Zeit die Taufe der Geburt
äußerst rasch zu folgen pflegte, hiernach wenigstens als unzwei-
felhaft anzunehmen sei, daß Campe in den ersten Tagen des
Juli 1746 geboren wurde. Der Herausgeber erzählt hierbei:
„Campes Geburtsjahr ist in Deensen noch vorhanden, es wird
Gastwirthschaft darin getrieben. Campes Vater soll ein Krämer
gewesen sein. Sein Bruder war notorisch Advocat und lebte
als solcher in Deensen, auf dessen Kirchhof er auch begraben liegt.
Dieser Advocat ist noch dort im Volke bekannt. Man erzählt
sich unter anderem noch folgendes Wort von ihm, das er oft zu
seinen Klienten gesprochen haben soll: „Kinders, segget mir aber
die Wahrheit; dat Leigen wil ik schon daun.“ Also eine
echt niederdeutsche Eulenspiegelnatur.

In Betreff der Briefe von Wieland, mitgetheilt aus dem
Briefschatze des Freiherrn von Maltzahn, bemerken wir nur,
daß der erste, an die Herzogin Amalie von Weimar, damals in

Rom, gerichtet, etwas hart in höflichem Tone gehalten ist, ein
anderer vom 24. Februar 1806 sich auf zwei Lustspiele seines
Sohns Ludwig: „Die Ueberraschung“ und „Der Bräutigam aus
der Fremde“, bezieht, die an Pfand gesendet, von diesem aber
zurückgewiesen wurden, obgleich mit dem selbigen Loos: „Die
deutsche Bühne hat Mangel an guten Lustspielen, und die
beiden Stücke, wenigstens der Effect in der Darstellung jämpe-
lich ist, bezeugen Ihr Talent und begründen die Hoffnung zu
etwas Vortrefflichem in dieser Gattung.“ Nach dem Originale
ist ein Brief Guald Christian von Kleist's an den Baron von
Brandt vom 8. Juli 1757 abgedruckt, worin Kleist seinen Freund
Lessing zum Gouverneur beim jüngsten Prinzen von Preußen
mit den Worten empfiehlt: „Herr Lessing hat so viel Philosophie
und Mathematik als der ältere Herr Seguelin (der spätere
Gouverneur) und weiß überhaupt so viel als man wissen kann.
Er spricht gut französisch, kan italienisch, englisch und die toten
Sprachen, hat dabei einen sehr edeln Charakter und sehr gute
Ansehen, und natürlich gute Manieren.“ Ein sich im Besitze
Wendelin's von Maltzahn befindender Brief Schiller's an Kör-
ner, Jena den 3. März 1791, von dem bisher nur der Schluß
bekannt war (und zwar durch die Frau von Holzhausen, dem in
Schiller-Körner'schen Briefwechsel findet er sich gar nicht, was
dort auch bemerkt wird), wird hier vollständig mitgetheilt, und
wir entnehmen ihm folgende Stelle: „In Weimar habe ich
durch die Bürger'sche Recension viel Lebens von mir gemacht;
in allen Circeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie
vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte,
er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei
ist, daß von so viel Weisen keiner errieth, von wem sie war.
Ich danke dir, daß du mich auf die Reisen des G. Her-
jowsky aufmerksam gemacht hast. So interessant als der erste
Theil derselben ist, habe ich lange nichts gelesen. Unendlich mehr
Vergnügen gewährte mir dieser B. als die so ausposaunte
Reisen Thämmel's ins süßliche Frankreich. Leichten Tons haben
sie, aber sind übrigens flach, oft leicht, und verrathen nicht den
viel Geist. Ich habe etwas Besseres erwartet.“

Eine der werthvollsten Nummern dieses Geses ist Nr. 53,
ein Schreiben Goethe's an Heinrich von Kleist vom 1. Februar
1808 aus von Reusebach's Sammlung. Nachdem Goethe darin
für das übersendete Stück des „Phöbus“ (erstes Stück, Januar
1808) gedankt und gesagt hat, daß ihm die prosaischen Auf-
sätze darin viel Vergnügen gemacht, führt er fort: „Mit der
„Penthesilea“ kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus
einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so
fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide
zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man
nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser man schwiege gar),
daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge
Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater war-
ten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias,
ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der
auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Miß-
behagen. Vor jedem Bretergerüst möchte ich dem wahren
theatralischen Genie sagen: hie Rhodus, hie salta! Auf jedem
Zahrmarsch getraue ich mir, auf Höhen über Häuser geschickt,
mit Chaldeon's Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und
ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen.“ Ist das
nicht der ganze Goethe, wie er lebt und lebt? Auch ein an-
derer kleiner Brief Goethe's verdient Erwähnung. Der bekannte
Verleger wienerischer Schaus- und Singspiele und Poesien, J. B.
Wallishäuser, trieb nebenbei auch einen Handel mit Bühnen-
manuscripten. In einem Briefe vom 18. März 1800, der die
Aufschrift von Wallishäuser's Hand trägt: „de Wien. An
Sr. WohlEdelgebohrnen Herrn N. N. Theater-Directeur in
Jenna“, hatte er auch der weimarer Bühne einige Manuscripte
angeboten, und zwar Ziegler's „Fürstliches Familiengemälde“ in
vier Aufzügen, „Das große Geheimniß“, und dann noch eins,
worüber es in dem Briefe heißt: „Dann habe ich noch ein
Manuscript an mich gekauft, welches auch vor Ende dieses

es nicht gedruckt wird, und im verfloßenen Jahr mit gutem Ak auf diesem Hoftheater ist gegeben worden. Nämlich: *Hamlet*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Octav August Hannemann, Criminal-Jurist in Wien. Dies Stück liest ich Ihnen an für drei Dufaten, und ich glaube, gewiß öffentlich gut ist, und zu diesem wenig Personale daß Sie werden guten Gebrauch davon machen." Goethe antwortet: „Auf die unterm 18. und 24. März an Direction des hiesigen Theaters erlassenen Zuschriften habe ich Ihre zu erwidern: daß, da man mit Manuscripten von Herrn Hofrath Schiller, dem Herrn Geh. Rath von Goethe, Herrn von Kogebue und Herrn Iffland hier dergestalt verwerbe, daß zu deren Einfuhrung die Zeit fehle, man von Anordnungen vor der Hand Gebrauch zu machen nicht laube sei.“

Von Goethe handeln auch einige Zeilen in einem Briefe r's an den Schul- und Consistorialrath Johannes Schulz d. Juli 1818. Nachdem Riemer beklagt, daß jetzt in Weimar so ganz anders geworden, daß Weimar gegenwärtig für ein sehr unaufbauender Boden sei, und daß das Theater, lange in Mühthe und Atonie versunken, durch den Abbruch des Wolfischen Theaters den Gnadenstoß erhalten habe, so weiter: „Die Sonne selbst wird alt, und so ist denn auch ein merkwürdiges Alter, kälter, unzugänglicher und umgänglich geworden. Der Tod seiner Frau hat auch menschlichen Verhältnisse verändert und ihn außer Lust und Arbeit gesetzt, Einsamliche oder Fremde bei sich zu sehen.“ Seitdem hatten sich geändert, und sie änderten sich später noch. Der gute humoristische Winckelmann war mit Goethe verstorben und saß mit ihm endlich ins Grab, wo er noch ist, wie fürchten nicht scheint, sondern wirklich und merkt. Auch auf Göttern war sein Funke des hohen Humors übergegangen. Dies beweist unter anderem von Hoffmann erzählt der Vorfall: Bei der Illumination, die Stadt Weimar im Jahre 1849 den hundertjährigen Tag Goethe's feierte, hatte der Eigentümer des Hauses, welchem Hoffmann wohnte, der Tischmacher Binkel, allgemeinen Rausch verurtheilt und in großen leuchtenden Schanden über der Handfläche angebracht. Er lautete:

WIE WOLGT DER HERRN HERRN

DEN GOETHE OFT UND GERN EMPFAHN

WIE ER MIT GOETHE'S ORIST VERMAEHLT

HAT IN GESPRACHEN ER ERZEHLT.

am erblickte Hoffmann, von einem Rundgange durch die einsehbare, diesen Spruch, als er sofort die Treppe, in sein Zimmer stieg, die Fenster aufriß und mit Trübsal so lange auf das Transparenz lochte, bis es niedersank.

von Repräsentanten der romantischen Schule finden wir, die manches Interessante enthalten, so von H. W. egel an Goethe und Novellen, von Max von Schen- Freiherrn de la Chevalerie, datirt Karlsruhe, 22. März 1818 und folgende Stelle auf: „Ohne Blut findet sich keine Vertheilung, so im religiösen wie im Sinne. Blut vertheilt, Blut bindet, nur Blut des Liebes“ u. s. w.; ferner von Friedrich Schlegel an Jagen, dem er unter anderem am 19. März 1808 antwortet: „Was die kleine Sammlung Volkslieder betrifft, so ist eigentlich lieb, Sie als Mitberaucher derselben gelinden. Wenn aber der allgemeine Idee und der gegenseitigen Liebe für diese der Unwürdigkeit so sehr übersteigt, so kann dies nichts anderes zur Folge haben, als bei der Gattung selbst verdächtig zu machen und ein dagegen zu erregen. Sagen Sie selbst, was daraus, wenn der Akt von Nationalgefühl, den die Deutschen haben mögen, ihnen vollends lächerlich gemacht haben mag und schmätzt in einem Briefe vom 7. Nov. 1818 über Steffens, der in seinem Besuche in einer jüngst gesagt habe: „Wenn ich glauben müßte, daß

die Menge zu mich morgen 1822 nur zu Trauerspiel (und schließt mit Bewußtsein, auch nichts öffentlich für klären, wenn lichen heutigen Baurath am nebst Brief, in der dresdener „In früherer später aber bei einer Rath schreint, lehnte nicht eher Reduction durch vor mir lag, gen einzuschiel ist mir für den

zeichnet sich „Mit der tiefsten Verehrung, die man dem großen Dichter und dem vertrauten Shakespeares schuldig ist.“ Ein Brief Tieck's an Riemer vom 8. Juli 1842, durch welchen die ausgeprägten Gerichte, daß Friedrich Schlegel's Tod infolge zu reichlichen Genusses von Leberpastete erfolgt sei, seine thätliche Widerlegung findet, ist bereits aus dem Jahrgang 1856 des eingegangenen „Weimarer Sonntagsblatt“ bekannt. Auch die hier zuerst abgedruckten Briefe von Charlotte Schiller, Soltau, Wolf, Michael Berr, Wilhelm Müller (an Rensbach), Heinrich Stieglitz (an Grunell), Max Waden (an Josef Rant), die drei bisher abgedruckten Gedichte von J. von Eichendorff u. s. w. verdienen Beachtung; insofern möge das oben Mitgetheilte genügen, um auf die besondere Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit dieses Festes aufmerksam zu machen. A. M.

Fichte's „Reden an die deutsche Nation“.

Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation. Von neuem herausgegeben und eingeleitet durch Immanuel Hermann Fichte. Tübingen, Laupp. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Das deutsche Volk ist infolge der in ihm geschehenen geistigen Entwicklungen seit dem Zeitraum eines Jahrhunderts in vielfacher Hinsicht Bildungszentrum für Europa geworden. Es liegt hierin die Verheißung für dasselbe eingeschlossen, auch in äußerlicher Beziehung diejenige centrale, friedliche und friedensbringende Nachstellung in Europa einzunehmen, welche seiner geistigen Entwicklung entspricht, infolge dem nie fehl gebenden Naturgesetze, daß die Organe sich zuletzt immer gemäß den Erleben entwickeln, von denen sie befeuert sind. Kein deutscher Volksstamm ist von dieser Bildungsentwicklung ausgeschlossen, und folglich hat jeder nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, der Theilnahme an dieser Organisation der Zukunft entgegenzutreten, also alle geschlichen Schritte zu thun, welche jenem Ziele näher zu führen versprechen, für den Fall aber, daß die Gegenwart diesem Vorkommen noch unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, wenigstens die Idee des zu erreichenden Ziels sowohl den Zeitgenossen als auch der Nachkommenschaft in Kind und Kindeskind lebendig und nachdrücklich, ja mit möglichster Begriffsreue einzuschärfen.

Dieses was von der Vorsehung gesteckte Ziel eines ganz Deutschlands umfassen, das Interesse seiner Völker nachdrücklich und einheitlich vertretenden Staatswesen ist durch die jüngst vergangenen Kriegereignisse aufs neue besonders lebhaft vor den Augen des deutschen Volks erschienen. Zwar haben die äußeren Ereignisse sehr rasch eine solche Wendung genommen, daß dasselbe ebenso bald wieder in Vergessenheit gerathen

kannte. Und doch hat es nicht den Anschein, als ob dieses von nun an geschehen würde. Ist doch dieses und so lebendig vor Augen getretene Ziel nicht ein bloßes Erzeugniß der vom Augenblicke getragenen und mit dem Augenblicke verrauhenden kriegerischen Aufregung. Liegen ihm doch Ideen zum Grunde, welche nicht im aufgeregten Affect der anrühenden Gegenwart, sondern in der ruhigen Stille denkender Ueberzeugung gründen, nicht vom bloßen Kriegesbedürfnis der Wechseltätigkeit gegen eroberungsfähige Nachbarn, sondern vom klaren Bewußtsein der Weltbestimmung unseres Volks ausgehen.

Soll die Wahrscheinlichkeit zukunftsgründender Völkerkämpfe in eine immer größere Ferne rücken, so müssen die Grundsätze der Philosophie und Humanität sich das Organ ihrer praktischen Ausübung in der Menschheit bilden in einem Krieg und Eroberung entschieden nicht wählenden, daher die hinterlistige und hinterhältige Politik der Vergangenheit verabsichtenden und durch seine eigene Macht rings umher Frieden gebietenden centralen Friedensvolke, welches die Gesetze der Philosophie und Humanität ins Leben einführt, und dadurch von selbst und ohne allen Zwang den übrigen Völkern die freundliche Gelegenheit bietet, eine enge Verbrüderung zum Frieden untereinander und mit ihm einzugehen nach den von ihm vertretenen Grundsätzen der Moral, welche dann auch politische Gütigkeit gewinnen, nicht als geschriebene Verträge, sondern als Gesetze allgemeiner volksmäßiger Ueberzeugung von der Richtigkeit der sich selbst verkündenden Vernunft und des guten Gewissens.

Für den, welcher den Glauben hat, daß es im Plane der göttlichen Vorsehung liegen müsse, ein solches centrales Völkerorgan des Friedens und der Gerechtigkeit zu bilden, entsteht durch diesen Glauben die Pflicht, an der Entwicklung dieses Organs nach Kräften mit zu arbeiten, und so wird der Zweck der Vorsehung in der Weltgeschichte zur Aufgabe der Mitwirkung für einen jeden Gebildeten im Volke. Es wird zur Aufgabe, diese Ueberzeugung zu verbreiten, dieselbe bei allen bestehenden Gelegenheiten laud zu geben, die ausübenden Diplomaten, welche denselben Ziele zustreben, durch solche Kundgebung des wahrhaft deutschen Volkswillens zu ermuntern, dagegen den im Finstern schleichenden Urhebern einer hinterlistigen und hinterhältigen Sonderpolitik der einzelnen Volkstämme durch unaussprechlich erneuerte Misstrauensvota heilsame Mahnungen zu geben, damit sie die Stimme der Gerechtigkeit, welche zu vernehmen und zu lieben ihr Herz verhärtet ist, wenigstens insoweit zu beachten sich gewöhnen, daß sie dieselbe für gewisse Fälle fürchten lernen.

Um den Uebersichten des heutigen Tages solche heilsame Ratschläge nahe zu legen, ist ihnen in der That keine Bessere besser als diese vor Augen zu rücken, als die berühmten „Reden an die deutsche Nation“, welche uns hier zur rechten Zeit in neuer Ausgabe geboten werden. In ihnen erging sich ein deutsches Gemuth von edlerer Art im gerechten Zorne gegen die Hinterlist und Ausheltrigkeit seiner Zeit, in dem Momente, wo dieselbe das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatte. An ihnen können sich zu allen Zeiten deutsche Gemüther, sollen sie durch die Vereitelung ihrer Hoffnungen in der Gegenwart entnuthigt worden sein, neue Wärme und neue Aufrichtigkeit in die vom ewigen Weltgeiste vorgezeichnete Bestimmung des deutschen Volks schöpfen. An ihnen können aber auch alle die Uebersichten in Deutschland, alle die im Trüben sichenden Particularisten sich den besten Begriff schöpfen von der moralischen und heiligen Gewalt, welche nicht aus Menschenfurchung, sondern aus Gott kommt, und welche auch selbst dann unserm Volke wird bewahrt und gesichert bleiben als ein integrierender Theil seiner ewigen Bestimmung, wenn es seinen Uebersichten und Unfreien gelingen sollte, alle Hoffnung auf eine wahrhafte Verbesserung der Zustände unseres Gesamtvolks bis auf den letzten Schimmer aufs neue glücklich auszuscheiden.

„Es könnte wol der Wunsch entstehen“, so schreibt der Herausgeber in der vom 1. Juli datirten Vorrede, „daß gerade jetzt ein deutscher Schriftsteller sich fände, der mit Flammen-

jagen einbringender Bereitschaft diesen großen Beruf Deutschlands Jungen und Ältern, Hohen und Niederen vorzulegen vermöge, und dessen Name zugleich Gewicht genug hätte, um seine Worte Gehörigung zu verschaffen. Und wie es Unabsehbares gibt, welche die stillliche und fromme Stimmung in uns auch zu erhalten und zu reinigen bestimmt sind, ohne gerade bestimmte Vorschriften oder stilkliche Rathschläge zu ertheilen; wenn könnte man nicht auch ein politisches Andachtsbuch sich denken, welches gleichfalls nicht bestimmte politische Rathschläge enthält, wol aber vermöchte, die vaterländische Gesinnung zur Ausübung zu fähigen und aus den höchsten Quellen, welche es überhaupt nur für den Menschen gibt, aus der Einsicht in die stilkliche Gesetze der Weltregierung, gränzlich zu nähren und immer zu neuem zu reinigen.

Für ein solches Buch müssen wir nun erst eigentlich die „Reden an die deutsche Nation“ erkennen; und diese Ueberzeugung ließ es dem Herausgeber sogar als Pflicht erscheinen, ob dem Eintreten eines ganz analogen Zeitpunktes deutscher Geschichte, wie damals, als es erschien, so dem jetzt lebenden Volke wieder zugänglich zu machen. Es erbet Strafen und verdient noch auf das Lebendigste zur Gegenwart; denn die Stände und Gewalten, welche damals das Unglück unsers Vaterlandes verursachten, sind ihrem Verfallern leider nur allzu ähnlich geblieben. Aber diesem Worte ist jetzt der Stachel alles Vorliegenden abgestreift; es ist historisch geworden. Jeder auch jetzt noch Lebende kann sich gesagt sein lassen, was damals ganz anders galt.“

Wer schreibt heutzutage über die Bestimmung des deutschen Volks so warm, so jugendlich, wie damals im Jahre 1808 Johann Gottlieb Fichte? Niemand. Darum tauche dich in die ewige Jugend, du deutsche Jugend, die du unterdessen älter geworden bist, aber noch abgekühlt, und mit der Kühnheit nicht lerner und politischer—aber auch deutscher? Die Tage werden erscheinen, die es offenbaren sollen. Möge dann der Geist Fichte's auf dem Volke ruhen, der Geist Fichte's, welcher ist der Geist Schiller's, der Geist Theodor Körner's, der Geist aller derer, welche nicht besungen waren in den dunkeln Jahren der politischen Uferfälschungen und Sonderbestrebungen, sondern welche in der Idee vorausschauten das herrliche Ziel der Einheit des deutschen Volks in seiner Größe und Schönheit, wie es ebenfalls Johann Gottlieb Fichte in seiner Staatstheorie entworfen hat:

„In den Deutschen soll das Reich ausgehen von der ungebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: von der Personlichkeit, gebildet für sich und vor allem Staate vorher; er bildet sodann in den einzelnen Staaten, in welche sie damals zerfallen, und welche als bloßes Mittel zum höhern Zweck dann wegfallen müssen. Und so wird von ihnen aus erst hergestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es auch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung der Väter für Freiheit, die nur in der Alten Welt erblichen, ein Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, was welche die alten Staaten nicht befehlen konnten; für Frieden gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenangelegenheit trägt. Nur von den Deutschen kann dies ausgehen, welche im Jahrhunderten für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreisen; ein anderes Element ist für diese Entfaltung in der Menschheit nicht da.“

Karl Fortlage

Notiz.

Literarische Freiberei.

Wir sind auf eine literarische Freiberei von so bedenklicher Art aufmerksam gemacht worden, wie sie wol selten vorgekommen ist. Professor H. A. Kolnati theilt in seiner Schrift „Die Verfassung Circassiens“ einen Cyklus von Kriegsgefangenen mit, welche angeblich von den circassischen Völkern, den *Kislois* gefangen worden, und die er selbst in Circassien aus dem *Prinzen Omar's*, Dolmetscher des Generals *Dobrobragow*, gehört haben will. Unser Berichterstatter über das erwähnte Buch in Nr. 31 d. Z.

nennt das eine dieser Gedichte das „Schönste, was das Volk enthält“, ein „herrliches Gedicht voll Adel der Bekundung, glühendem Freiheits- und Muthdurst, stolzem Schwunge und edler Form“. Niemals aber sind diese Verse im Circassien gesungen und von einem Barben Ali Charkis (denn ein solcher hat nie existirt) gebichtet worden, sondern sie sind das Erzeugniß eines deutschen Dichters, Richard von Meerheim's (Pseudonym Hugo vom Meer), und bis auf einige höchst willkürliche und unbedeutende Änderungen wörtlich in dessen epischer Dichtung: „Gulst und Dschadra. Gemälde aus Icherkesien in vier Gesängen von Hugo vom Meer“ (Leipzig, Brockhaus, 1848), enthalten. Sicherlich mußte dem deutschen Dichter diese Anerkennung, welche sein bis dahin fast unbeachteter gebliebener Icherkesienliedern hierdurch zu Theil geworden, zur größten Beugung gereichen, nicht sich nicht hierzu das Gefühl gerechter Enttäuschung über eine solche mehr als harmlos naive Aneignung und Benützung literarischen Eigenthums, die sich nur daher erklärt, daß Kolenati wahrscheinlich glaubte, Hugo vom Meer, von dem er seit 1848 nichts mehr sah und las, ruhe längst im Grabe und seine Dichtung sei gänzlich verschollen. Kolenati hat, wie wir uns durch eigenen Vergleich überzeugen haben, nicht weniger als 294 Verseilen aus „Gulst und Dschadra“ abgeschrieben, gerückelt und verlegt. Die Stelle mit dem Anfange:

Wilt, ja wilt wie Marsform

War des Helden treues Liebchen u. s. w. —

in welcher vom deutschen Dichter ursprünglich Dschadra gefeiert wird, gilt bei Kolenati einer durch ihre Schönheit berühmten Circassierin, „von deren Schönheit sogar ein Lied von den circassischen Kriegerinnen (Trombadours) gesungen wurde“. Ihr Bruder, ein Baschlibes, war, wie Kolenati versichert, in einem Kampfe mit den Russen gefallen, dem er selbst beigewohnt haben will. Durch diese Fiktion wurde in der entsetzten Stelle natürlich eine kleine Aenderung nöthig und statt: „War des Helden treues Liebchen“, ist Kolenati getrost: „Ist des Baschlibes Tochter“. Das Lied will er abends nach dem Kampfe beim Schlafengehen von dem genannten Omar gehört haben; ja die schöne Circassierin, die er schnell aus Dschadra in Dschemet umtauscht, wird uns sogar in Holzschnitt vorgeführt. Die schönen Stellen in der Dichtung von Hugo vom Meer, S. 83—88, findet man bei Kolenati auf S. 47—51 vollständig abgedruckt; nur fügt Kolenati als angeblicher Odyse- oder Augenzeuge die Beschreibung hinzu, wie die Anwesenden während des Gesangs wild durcheinander oben, mit den Füßen den Boden kampfen, mit den gezogenen Dolchen schrien, sich in die weichen Theile des linken Arms schneiden und sich im Opferblut ihrer Verbündeten berauschen u. s. w. Während dieser Aufregung nimmt einer „weiß ein Mullah, in der fanatischen Wuth des Wort“ und spricht:

Brüder! so wahr als Icherkesien.

Wie des Feindes Zwangsjoch duldet u. s. w.

Diese Stelle (S. 51—53 bei Kolenati) findet sich in „Gulst und Dschadra“ S. 65—68; doch hat Kolenati sich ein paar Auslassungen erlaubt, dagegen einige weitere Beschreibungen, welche die angeblichen Vorgänge und Ceremonien während des Singens und Trunkens betreffen, an den geeigneten Stellen eingefügt. Einmal hat er sogar den Namen Gulst beibehalten, und wagt in einer Note hinzuzufügen: „Man sieht, daß der Barbe in dem Gesange seine Individualitäten zu sehr verwirrt.“ Richard von Meerheim versichert uns, niemals in Circassien gewesen zu sein, sondern das Material zu seinem Gedichte, dem weder eine Sage noch ein Factum zum Grunde liege, einzig und allein durch fleißiges Studium der im Anhang angeführten Quellen gewonnen, die Handlung aber aus seiner Phantasie geschöpft zu haben; auch sei er erst 22 Jahre alt gewesen, als er das Gedicht verfaßte. Einmal in seiner Schrift erwähnt übrigens Kolenati den Dichter von „Gulst und Dschadra“, wenn er fragt auf S. 96, „ob Hugo vom Meer, Botschafter und einige andere mit Recht die Circassier als das freieste Volk der alle Völker erheben!“ und S. 19 nennt er ihn neben Botschaftern einen „Reisenden“. Wie wird sich Kolenati heraus-

reden? Biletschitz erzählt er uns, der Dolmetsch Omar sei des Deutschen vollkommen kundig, habe sich „Gulst und Dschadra“ aus Leichtigkeit verschrieben und die betreffenden Stellen auswendig gelernt, um eheliche Reisende hinter's Licht zu führen. Doch auch damit ist es nichts. Denn Kolenati beschrieb seine Reise zwar erst 1859, machte sie aber angeblich schon 1848, und „Gulst und Dschadra“ erschien erst fünf Jahre später. G. M.

Bibliographie.

Aus Heimath und Fremde. Novellen von E. Char, Hg. 8. 16 Ngr.

Salbe's, J., Krieg der Kröte und Mäuse. Ein Schauspiel des dreißigjährigen Krieges. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von M. J. Berchem. Münster, Cöppentath. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Blick auf den anonymen „Rückblick“ welcher für einen vertrauten Kreis, in verhältnissmäßig wenigen Exemplaren im Monate October 1857, in Wien erschien. Von einem Ungarn. London. 8. 1 Thlr.

Gaduff, J., Aus der Schweiz. Gedichte. Char, Hg. 16. 12 Ngr.

Edardt, E., Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. Zur Säcularfeier des Dichters. Öffentlicher akademischer Vortrag am 18. März 1859 zu Bern. Wenigen:Zona, Hochhausen. Gr. 8. 12 Ngr.

— Dramatische Werke. II. — A. u. d. L.: Friedrich Schiller. Drama in fünf Aufzügen. Wenigen:Zona, Hochhausen. 8. 24 Ngr.

Hausnabere Schnaderhüpfeln. G'sang'la, österreichische und aus dem bayerischen Hochlande, dann Gefänge aus dem Alpen:scenen: S' letzte Fensterin, und Drei Jährl'n nach'm letzten Fenster'n. Lieder, die sich zu besondern Vorträgen eignen. Augsburg, Jaquet. 32. 4/4 Ngr.

Schoene, G., Die Reggauerische Chronik das Buch der Koenige. Ulsterfeld, Friederichs. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Des Lebens Leid und Lust. Novellen. 1ter Band. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Schuller, J. K., Georg Reichenstößer und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte von Siebenbürgen in den Jahren 1527—1536. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Schwerdt, F., Der Wunderdoctor Johann Viel in Seebach. Ein erbauliches Lebensbild. Leipzig, Schilde. 1860. Gr. 8. 22 Ngr.

— Zum Feierabend. Mancherlei Geschichten zur Lehr' und Kurzweil. 1ter Jahrgang. — A. u. d. L.: Aus alter und neuer Zeit. Fünf Erzählungen für Reich und Arm. Leipzig, Schilde. Gr. 8. 1 Thlr.

Sondershausen, A., Der letzte aus Albreimar. Erinnerungen und Dichtungen. Drei Theile in einem Bande. Weimar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vries, J. de, Schloß Grildale oder die Kauffrau vom Nieuwpoort. Roman. Deutsch von A. Lange. Zwei Theile. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr.

Tageliteratur.

Fröbel, J., Deutschland und der Friede von Villafranca. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 Ngr.

Oesterreich und der deutsche Bund. Von dem Verfasser der Schrift „Frieden oder Krieg“. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 15 Ngr.

Blee, E., An die deutsche Nation. Aus dem Französischen. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen der Bund und der Frieden. Von einem Nichts-Gothaner. Hannover, Schmolz u. v. Seefeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Simon, F., Don Quixote der Equilimität oder Deutschlands Befreier? Zürich, Kriegering. Per.-8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Carus (Carl Gustav), Erfahrungsergebnisse aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was sich dem berühmten Verfasser im Laufe eines langen erfahrungsreichen Lebens an Ergebnissen über Theorie und Ausübung der Medicin herausgestellt, hat er in diesen „Erfahrungsergebnissen“ niedergelegt, welche der ärztlichen Welt gegenüber als eine Art von Rechnungsablegung über ein halbes Jahrhundert medicinischer Studien zu betrachten sind.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Eine gründliche wissenschaftliche Erörterung der äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, gleich interessant für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler.

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Schrift von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Resultate ernster Forschung über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes zusammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verständlicher Sprache dankenswerthe Aufschlüsse darüber gegeben werden.

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift des berühmten Verfassers über die Erscheinungen der schon seit alten Zeiten sogenannten magischen Region entwickelt die Ansichten desselben über alle in dieses Gebiet einschlagenden, meist in der Gegenwart besonders lebhaft verhandelten Fragen in klarer und anziehender Weise für ein größeres Publikum.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit 161 Holzschnitten. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publikum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben. Die vorliegende, rasch nöthig gewordene zweite Auflage des Werks ist sowohl im Text als in den Abbildungen vielfach vermehrt und verbessert.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel.

Von Nikolaus Hocker. Preis 10 Sgr.

Allen von Köln über Brüssel nach Belgien und Frankreich Reisenden als unterhaltende Lectüre während der Fahrt und als treuer Führer zu empfehlen. Geschichte und Sage, Vergangenheit und Gegenwart dieser Gegenden liefern den reichsten Stoff zu den interessantesten Mittheilungen.

In demselben Verlage erschienen folgende Bändchen und Blätter von Brockhaus' Reise-Bibliothek und Reise-Atlas:

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von J. E. Horn. Preis 10 Sgr.

Von Mainz nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Von Levin Schücking. Preis 10 Sgr.

Eine Eisenbahnfahrt durch Weßfalen. Von Levin Schücking. Preis 10 Sgr.

Das Moseltal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage von Nikolaus Hocker. Preis 10 Sgr.

Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hocker. Preis 10 Sgr.

Mainz — Koblenz. Führer für Reisende auf dem Rheine zwischen Mainz und Koblenz, sowie nach Wiesbaden und Kreuznach. (Karte, Text, 4 Abbildungen.) Preis 5 Sgr.

Koblenz — Köln. Führer für Reisende auf dem Rheine zwischen Koblenz und Köln, sowie auf der Eisenbahn von Rolandseck nach Bonn und Köln. Mit einer speciellen Karte des Siebengebirges und einer Abbildung. (Karte, Text.) Preis 5 Sgr.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Reudell (Rudolf v.), Ein Glückskind. Roman.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rudolf von Reudell, dessen Romane „Bergan“, „Kaiserthum der Gesellschaft“ u. s. w. seinerzeit Aufsehen erregten, tritt hier nach zehnjährigem Schweigen wieder mit einem Roman hervor, der seinem größten Theile nach in den Kreisen der höhern Gesellschaft spielt, aber in seiner Haltung so wenig exclusiv, an spannenden Verwickelungen, überraschenden Katastrophen und merkwürdigen Charakteren so reich und in seiner Darstellung so lebendig und fesselnd ist, daß er in allen Kreisen auf zahlreiche Freunde und Verehrer sich Rechnung zu machen da.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Hunyady.

Ein historischer Roman von Wilhelmine Guisard.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieses Erstlingswerk einer jugendlichen Schriftstellerin behandelt das interessante und dem größeren Publikum doch nicht vergebliche Schicksal des berühmten Matthias Corvino von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick anknüpfender Weise, und verdient die Beachtung aller Freunde des historischen Romans in hohem Maße.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 38. —

15. September 1859.

Inhalt: Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten. Von Karl Gutsch von Bernsd. (Beschluss.) — Ella Ostrowsky. — Zur Geschichte der jenseitigen Theologie. — Notizen. (Der Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg; Project zu einer Goethe-Gesellschaft.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten.

(Beschluss aus Nr. 36.)

Der dritte Band, welchen wir mit gefolgerten Erwartungen zur Hand nehmen, schildert in dem sechsten Buche den Herbstfeldzug von 1813. Sechs Kapitel sind bei der Anordnung des Stoffes entstanden. Das erste schildert die allgemeine Lage nach dem misslungenen Frühjahrsfeldzuge. Wie sich diese nun einmal infolge hemmender und lähmender Einflüsse gestaltet hatte, konnte ganz Deutschland nicht mehr zum Kampfe gegen Napoleon aufgerufen, es mußte erkämpft werden. Die Fürsten des Rheinbundes mußten jeden Augenblick darauf gefaßt sein, zu erfahren, daß sie „aufgehört hätten zu regieren“, wenn sie nicht in Napoleon's Dienste das Aeußerste leisteten. Es war also jede Aussicht geschwunden, von dieser Seite das Bündniß erweitert zu sehen und selbst Schwarzenberg, nachdem er das neue französische Heer bei Grolschen gesehen, hatte erkannt, daß ohne Oesterreich kein Erfolg mehr zu hoffen sei, obgleich Preußens Rüstungen alles überstiegen, was man für möglich gehalten hatte und auch Rußland alles that, sein gelichtetes Heer zu ergänzen. Denn Napoleon's Streitkräfte wuchsen in einem viel höhern Maße und blieben zuletzt an der Elbe den Verbündeten um 50000 Mann überlegen, weil diese so viele Festungen zu umstellen hatten. Die Bemühungen, Oesterreich zu gewinnen, wurden daher mit gesteigertem Eifer fortgesetzt, es mußte mit seiner gesamten Macht in den Kampf eingreifen und seine gesamten Interessen abzuwickeln; dafür mußte ein wirklicher und nachhaltiger Gewinn in Aussicht stehen, und das alles ließ sich nur durch neue Verträge ordnen. Die Geschichte der Unterhandlungen Oesterreichs in dieser Zeit ist trotz der vielen Denkwürdigkeiten und Actenstücke der jüngsten Literatur doch immer nicht vollständig zu geben. Der Verfasser hebt mit Recht die Unsicherheit aller Quellen, besonders der französischen hervor. Zur Verdunkelung der Wahrheit haben vorzüglich später die Schriften, Tagebücher und Lamentationen von St.-Helena beigetragen, wo Na-

1859. 38.

polen seine Rolle keineswegs für unwiderbringlich ausgespielt erachtete, wo er sich als den grausam, unwürdig Verfolgten, und seine beispiellose, ja beinahe zu weit gehende Friedensliebe in das gehörige Licht zu stellen mußte. Jetzt begreift man freilich selbst in Frankreich (vgl. „Revue des deux mondes“ von 1855: „Sir Hudson Lowe“ u. s. w.), daß der englische Gouverneur als Opfer gehässiger Intriguen gefallen ist; aber die Vorstellung, daß Napoleon's Bemühungen, der Welt den Frieden zu schenken, nur durch Englands Gold, das alle Staatsmänner Europas in schändlicher Corruption erkaufte, vereitelt worden sind, wird wol in der Nationalfage der Franzosen für immer haften und darum ist es, wie der Verfasser sagt, Pflicht der ernsten Forschung, das Unwahre wenigstens aus der Geschichte zu verbannen. Es ist zu bedauern, daß selbst achtungswerthe deutsche Geschichtschreiber die Schriften eines Mannes wie Fain als zuverlässige Quellen angesehen und benutzt haben. Der Verfasser trägt redlich das Seinige dazu bei, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Hierauf führt uns der Verfasser in das Hauptquartier der Verbündeten nach Reichenbach und theilt uns den Operationsplan für den Herbstfeldzug mit, welchen Toll auf Befehl seines Kaisers ausarbeiten mußte. In diesem ersten Entwurf finden wir schon den leitenden Gedanken, der später in den bekannten, zu Trachenberg gefaßten Entschlüssen erscheint. Der Plan wurde bald auch Oesterreich auf den ausgesprochenen Wunsch des Fürsten Schwarzenberg mitgetheilt, seltsam genug, da diese Macht noch nicht mit Rußland und Preußen verbündet war und sich zu nichts verpflichtet hatte. Toll erhielt den Befehl, sich zu Gitschin dem Kaiser Franz und dem Grafen Wittternich vorzustellen und dann nach Prag zu eilen, um vereint mit Schwarzenberg, der dort verwundet lag, die künftigen Operationen mit Schwarzenberg und den leitenden Offizieren seines Hauptquartiers zu besprechen. Er erhielt für diesen „ebenso wichtigen, als jarten“ Auftrag eine schriftliche Instruction, welche Graf Kapobistrias in Barclay de Tolly's Namen — nicht

95

eben in classischem Französisch — ausgearbeitet hatte, und entledigte sich der Sache mit Leichtigkeit, da sowohl Schwarzenberg, als der Chef seines Generalstabes, der nun auch veremigte Radetzky, unbedingt auf seine Ideen eingingen. Das k. k. Hauptquartier war ebenfalls nach Gitschin verlegt, und dadurch Toll's Reise nach Prag unnötig geworden, freilich auch Scharnhorst's Theilnahme an den Verhandlungen verhindert. Oesterreich verpflichtete sich dabei noch immer zu nichts, denn es war in Unterhandlungen mit Napoleon, deren Bedingungen zum Glück für Deutschland nicht angenommen wurden, was die österreichischen Staatsmänner allerdings vorausgesehen hatten. Danach wäre das Königreich Westfalen, das Großherzogthum Berg den Napoleoniden verblieben, der Rheinbund unter französischer Protection hätte fortbestanden! Der Verfasser beleuchtet dasjenige, was über diese Verhandlungen bekannt geworden, im Interesse der Wahrheit und weist die Darstellung Fain's von der Unterredung Metternich's mit Napoleon im Marcolini'schen Gartenpalais zu Dresden als ein durchaus unwahres Phantasiebild zurück, wofür es auch Metternich selbst erklärt hat. Nur daß die Scene sehr heftig geworden, Napoleon dabei den berühmten kleinen Hut fallen lassen und Metternich ihn nicht aufgehoben hat, steht fest. Daß der Grund des heftigen Horns nicht in Oesterreich's Forderungen, sondern vielmehr darin lag, daß Napoleon um dessen Verhandlungen mit den Verbündeten wußte, ist durch ein kurzes Briefchen des österreichischen Generals Nugent an den Grafen Münster in London ziemlich klar, darin heißt es: „Gottlob! Bonaparte weiß alles, dürrt Rache und äußert sich höchst unbesonnen. Der Rückzug ist abgeschnitten.“ Oesterreich erhielt nun die gewünschte freie Stellung der vermittelnden Macht, der Congreß zu Prag sollte eröffnet werden, wurde aber verzögert, während zu Trautenberg die bekannten militärischen Conferenzen begannen, an denen außer dem Kronprinzen von Schweden nur dessen Chef des Generalstabes, Graf Löwenhielm, Toll und Knefbeck theilnahmen, da sich die Monarchen, um der Erörterung freien Lauf zu lassen, zurückgezogen hatten. Der Verfasser nimmt für Toll das Verdienst in Anspruch, die von den bereits erwogenen Vorschlägen weit abweichenden Ideen des Kronprinzen bekämpft und widerlegt zu haben. Er widerspricht der Behauptung Gendel's in seinen „Erinnerungen“, daß Knefbeck einen ausgearbeiteten Operationsplan vorgelegt und den Kronprinzen nicht ohne Mühe dafür gewonnen habe, und daß derselbe schließlich angenommen worden sei. Ein schriftlicher Operationsplan ist überhaupt nicht vorgelegt worden, sondern die Beratungen begannen mit einem mündlichen Vortrage des Kronprinzen, welchem zuerst der lebhafteste, ja leidenschaftliche Toll widersprach, der es nicht wie Knefbeck in der Art hatte, leise und schonend aufzutreten. Der Kronprinz bemerkte nämlich, daß er mißbilligend und mit großer Ungeduld zuhörte und forderte ihn auf, seine Meinung frei zu sagen, worauf Toll seine Vorschläge, die schon längst den Monarchen bekannt, also nicht neu waren, vortrug und dabei von Knefbeck, der mit ihnen

vollkommen einverstanden war und sie sich ganz zu eigen gemacht hatte, lebhaft unterstützt wurde. Abgeschwächt freilich und modificirt bildeten sie die Grundlage des Schlußes, zu dem man endlich kam. Die Monarchen wohnten der letzten Sitzung bei; der Kronprinz sagt zu Toll: „Sie haben mich überzeugt, General!“ und forderte ihn auf, das schriftlich aufzusetzen, worüber man sich verständigt hatte. Der Verfasser theilt uns Toll's Entwurf mit, der gegen den schließlich als Original unterschriebenen und mehrfach gedruckten nur unmerkliche Veränderungen zeigt. Die Handschrift ist ungewöhnlich von Knefbeck angefertigt worden. Als das eigentlich Charakteristische des Plans, das in den Schriften über diesen Selbstzug beachtet worden ist, hebt der Verfasser hervor, daß er nicht geographische Punkte, wie die bisherige Kriegsführung nur zu oft gethan, sondern Napoleon's Herr, auf dessen unzerrüttetem Dasein die französische Oberherrschaft in Deutschland beruhte, zum streitigen Object gemacht habe: eine sehr richtige Bemerkung. In den besondern Instructionen wurde freilich die ausgesprochene Gedanke: „Alle Heere ergreifen die Offensive und ihr Vereinigungspunkt ist das feindliche Lager“, kunstreich dahin ausgezogen, daß die Armeen, gegen welche Napoleon sich wendete, dem Kampfe ausweichen sollte, während die andern in seinem Rücken operirten, wobei man anfangs nur an das schlesische Heer dachte, für das man nur höchstens 50000 Mann voranzusetzte, dann aber die Vorschrift selbst auf die Hauptarmee ausgedehnt und dadurch dem Felde die Initiative überlassen hatte. Der Verfasser sieht Knefbeck's Einfluß darin, da nicht wie Blücher, Scharnhau, Grolman eine führende, im Wagniß wie in ihrem Element sich bewegendes Rolle war. Vielleicht hat aber auch Diebitsch die besondern Instruction für die schlesische Armee, welche Barclay unterschrieben, ausgearbeitet. Toll hatte keinen Antheil daran. Auffallend ist dabei, daß die Streitkräfte viel geringer angeschlagen wurden, als sie sich nachher wirklich ergaben. Die russischen Generale konnten sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß die Landwehr in den wenigen Wochen wirklich im Felde verwendbar und zuverlässig werden könne und zählten sie eigentlich nicht mit.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an die politischen Verhandlungen während des Waffenstillstandes knüpft, verfolgen wir nicht weiter, da es unsere oft ausgesprochene Ueberzeugung ist, die Eintracht, welche den deutschen Staaten niemals nothwendiger gewesen als heute, durch verstimmende Reminiscenzen nicht zu stören. Da sollen uns nichts nachtragen, sondern fest und rein zusammenhalten.

Für die Uebersicht der Streitkräfte, welche das zweite Kapitel eröffnet, wird der militärische Leser dem Verfasser im hohen Grade dankbar sein; ihm standen darüber die genauesten Angaben zu Gebote, er berücksichtigt, wo sich die neuesten Werke, z. B. das von Beigle, darin finden, weil die wirkliche Stärke der russisch-preussischen Truppen bisher überhaupt nicht bekannt war und das Streben nach Unparteilichkeit die Verfasser verleitet, für Napo-

der Armee den französischen Schriftstellern zu folgen, so wie dieselbe im Verhältnis zu den Verbündeten so richtig als möglich angegeben. Gleichwohl sind wir über den wirklichen Zustand schon seit 30 Jahren aus diesen Quellen in sehr zuverlässiger Weise unterrichtet. Erst jetzt hat im „Spectateur militaire“ den Inhalt dieser Berichte bekannt gemacht, welche Berthier nach den Stappporten vom 6. August dem Kaiser über die Kräfte an der Elbe, in Sachsen, vom böhmischen Rande bis Hamburg abgefaßt hat. Danach betrug das 30000 Mann Fußvolk, 72600 Reiter, 33500 Artilleristen, 4000 Mann Genietruppen, im ganzen: 100000 Mann mit 1200 Geschützen.

Daß diese gewaltige Heeresmacht so schnell wieder in solchem Umfange geschaffen werden konnte, nach dem Untergange des französischen Veteranenheers in Rußland, beweist, was Frankreich und der Rheinbund unter Napoleon's energischer Hand zu leisten vermochten!

Auf die Ermittlungen, durch welche der Verfasser die schon seinem Zweifel unterliegende Richtigkeit dieser Berichte beweist und ihnen gegenüber die wahre Größe der verbündeten Heere gewinnt, gehen wir hier, zu weiteren Leserkreis im Auge, nicht ein; er weiß, daß ein Schriftsteller den Mangel an Kritik und die Unachtsamkeit mit zuverlässigeren Quellen, als denen er mit Gründen nach. Es ist freilich oft sehr schwierig dieselben zu verschaffen. Russische Quellen, auch die verlässigsten, wenn sie nicht übersezt sind, bleiben meistens Schriftstellern ganz verschlossen. Der Verfasser berechnet die Streitkräfte der Verbündeten — und ihnen und gegen seine Gründe nicht verschließen! — 45000 Mann Infanterie, 76000 Reiter, 30500 Mann Artillerie und Pioniere, 22000 Kosaken, zusammen 100000 Mann mit 1388 Geschützen, zum Kampf im Felde verfügbar. Es ist daher ganz ohne Grund, die Verhältnisse bisher ziemlich allgemein und nicht in französischen Schriftstellern so dargestellt worden als hätten die Verbündeten das Heer des französischen Kaisers schon durch die bloße Masse ihrer Truppenrücken können. Eine solche Ueberlegenheit hatten sie nach Oesterreichs Beitritt nicht, die wirklich sich schwindet aber noch dadurch, daß auf die Kosaken, wenigstens in einer Feldschlacht, wenig zu rechnen war, und daß bei den Fortschritten der Verbündeten auch die französischen Besatzungen der Elbfestungen Harnack treten mußten. Auch die gewöhnliche Meinung, daß die Heere der Verbündeten außer der Einheit der Zahl, noch große Vortheile in Bezug auf Kriegserfahrung und Ausrüstung besaßen, ist mit bedeutenden Einschränkungen gelten. Der Irrthum liegt namentlich darin, daß man übertrieben gewaltig das russische Heer zusammengeschmolzen und nur durch Rekruten sich hatte ergänzen lassen, welche zuerst, während des Waffenstillstandes gekommen, den französischen jungen Leuten, welche an den Frühjahrsfeldzug mitgemacht hatten, an Erfahrung nachstanden. Sie waren freilich nicht

so jung wie die älteren auf den man sich zu baten, so gegen sie ritten, die „der Welt Beschreibung“ daß es eine Landwehr Regiment noch kein war, wie auch in von Verhörungen u werden.

Darstellung schreienden

ohne Ueberlegenheit an Zahl und Kriegsgewohnheit den Kaiser der Franzosen, der den unermesslichen Vortheil der Einheit des Willens und des Sinnes voraussetzte, da er keine Bundesgenossen, nur Vasallen besaß, dennoch durch ihre heldenmässigen Anstrengungen vollständig besiegt zu haben.

In wie verschiedener Weise verfolgt, lesen wir sehr an welche Ansichten über ein bei den andern Mächten der Künstler, welcher thatsächlich continentale Politik Englands Feind Verursacht. Sein Stachel für das Haus der zu gründen, mit beschränkter Monarchischem Ständewesen: geschrieben, „mochte zwischen zweiter oder dritter Ordnung dahin, daß Preußen nur als Oesterreich und Rußland keine besondere Verpflichtung seinen Antheil durch Verzicht Ostpreußen und seine Vorteile des künftigen haben

Der Heeresbefehl kam nach der natürlichen Lage der Verhältnisse in die Hand eines österreichischen Feldherrn. Der Verfasser widerlegt es, daß Kaiser Alexander denselben gewünscht oder daß er ihn, da er ihm dringend angetragen worden, abgelehnt habe. Dem Charakter und der edeln Persönlichkeit des Fürsten Schwarzenberg läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren, über seine Befähigung zu der großartigen, ihm gewordenen Aufgabe spricht er sich weniger günstig aus, und behauptet nur, daß Radeky, der Chef des Generalstabes, nicht die ganze Leitung der Angelegenheiten in die Hand genommen, sondern sie dem General Langenau, welcher sich dazu gedrängt, überlassen

kenntnisse ist in der Biographie v. Bl. f. 1858) Näheres zu herr mit großen Schwierigkeit einleuchtend; nicht allein senfack Befehle an die russischen Truppen, ohne Schwarzen-

berg's Anordnungen zu berücksichtigen, auch die Generale, welche früher selbständig Heere befehligten hatten, hielten sich für befugt, in der Ausführung der erhaltenen Befehle nach eigenem Ermessen zu verfahren. Darum ist es sehr ungerecht, den Oberfeldherren für alles, was verfehlt worden, verantwortlich zu machen, wie oft genug in der Presse geschehen ist.

Nach einer Beleuchtung der Pläne beider Parteien und der Art, wie sie zu Stande gekommen — einer Arbeit, welche der Verfasser unternommen, weil auch dies, wie die vorher betrachteten Verhältnisse selbst in den neuesten Werken weder erschöpfend noch durchaus wahr abgehandelt sind — wendet sich das Werk zu den Thatfachen selbst. Bei der reichen Literatur über den Feldzug von 1813 liegt für eine neue Besprechung nur die Wahl vor, entweder aus dem ganzen Material kritisch gesichtet ein vollständiges, die Acten schließendes Werk, was an die Stelle der ganzen bisherigen Literatur träte, zu liefern oder nur das vorzutragen, was aus eigenen Erinnerungen oder Quellen an neuen, bisher unbekannten Thatfachen und Berichtigungen von Irrthümern sich geben läßt. Der Verfasser hält das erstere noch für unmöglich, weil in den Archiven und Tagebüchern lebender oder kürzlich verstorbener Zeugen noch viel höchwichtiges Material verborgen ruht. Er folgt daher den persönlichen Erlebnissen des Generals Toll und hält nur den Faden der Ereignisse in übersichtlicher Erzählung fest.

Welche Pläne der Kronprinz von Schweden für sich selbst hegte, wenn Napoleon entthront sein würde, ist bekannt genug; weniger bekannt dürfte sein, daß er einen Preis von einer halben Million Rubel auf die Gefangung seines verhassten Gegners gesetzt und in der Ueberzeugung, Napoleon werde den Angriff auf Berlin persönlich anführen, eine eigene Streifschaar Kosaken unter dem Obersten Baron Edvénstern von Treuenbriege ausdrücklich auf diesen Gang ausgesendet hat. Bernadotte suchte stets den Krieg nicht gegen Frankreich, nur gegen Napoleon gerichtet darzustellen und eine Gefangennehmung des letzteren konnte seinem Planen auf die Krone von Frankreich, welchem er dadurch alle Nachteile eines Sieges der Verbündeten ersparte, nur förderlich sein. Dieselbe Idee, daß Europa nur mit Napoleon, nicht mit Frankreich im Kriege sei, hatte auch Moreau, der überhaupt in den seltsamsten Täuschungen befangen war. Wir lesen von ihm, wie er und bald nach ihm Jomini zu Prag bei dem Kaiser Alexander erschienen sind. Dieser hatte schon 1805 Schritte gethan, den damals überschätzten Moreau in seine Dienste zu ziehen, „jetzt kam er, seit zwölf Jahren des Befehls entwöhnt, unbekannt mit der Zeit, der Stimmung, den Bedürfnissen und dem Verlangen der Völker Europas“. Er glaubte redlich, was Bernadotte nur vorgab zu glauben,

sein Wunsch war, mit 40000 französischen Gefangenen an die Küste von Frankreich zu landen, weil, wie er sich einbilden, dann das französische Volk sich erheben werde; das sei das einzige Mittel, Napoleon zu stürzen, aber auch ein schön! Den Republikaner verleugnete er nicht, wie er auch in Gefolge Alexander's stets in bürgerlicher Kleidung, ohne Waffen erschien. „Hätte er länger gelebt, so mußte sein Anwesenheit große Verlegenheiten bereiten.“ Jomini kam aus persönlichen Gründen das französische Heer verlassen, weil ihn Napoleon weder zum Generalleutnant befördern, noch ihm den Abschied bewilligen wollte. Er wurde vom Kaiser Alexander gleich als Generalleutnant angestellt und überall mit der hohen Achtung, die man von ihm als strategischem Schriftsteller hatte, empfangen, obgleich man bald wahrnahm, daß er keinen praktischen militärischen Blick besaß. Er wußte feindliche Streitkräfte, die er sah, nie zu schätzen und besaß keine Orientierungsgabe im Terrain, gestand auch selbst später, daß er kein Taktiker sei. Als „Stratage“ gilt er wol noch bis heute in der russischen Armee als höchste Autorität.

Toll wurde bestimmt, im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg die Geschäfte eines Generalquartiermeisters, soweit sie die russischen Truppen betrafen, zu übernehmen. Wohlwollend sagte ihm der Kaiser dabei vieles über die wichtigen Dienste, die er leisten könne und warnte ihn: „Du wirst leicht heftig, du mußt du dich bewachen.“ — „Was denken Ew. Majestät von mir!“ entgegnete Toll etwas hastig. „Nun, siehst du!“ unterbrach ihn der Kaiser liebenswürdig und lächelnd, „du lästest schon auf! und gegen mich!“ Toll blieb noch einige Tage in der Umgebung des Kaisers und wohnte dem Kriegsrath zu Melnik nicht bei, in welchem der Operationsplan für die Hauptarmee beschlossen wurde: eine Offensive auf dem linken Ufer der Elbe in der Hauptrichtung gegen Leipzig. Napoleon hatte einen Moment die Idee, den Marsch auf Prag, den er nach Befiegung der schlesischen Armee beabsichtigte, gleich jetzt zu unternehmen, er gab ihn aber auf, weil ihn Blücher's energisches Vordringen an den Bober dazu nöthigte. Bei der Hauptarmee erregten die Streifereien der Franzosen nach Böhmen gleichwol Besorgniß, der Hauptschlag könne ihr gelten. Bei diesen Streifzügen plünderten und brandschatzten die Feinde nicht allein, sondern die Polen verlangten sogar Rekrutenstellung, so von dem Städtchen Reichenberg 600 Mann, was wol nur als ein schlechter Witz anzusehen ist. Dagegen ging der Oberst Baron Hammerstein mit zwei westfälischen Fusarenregimentern zu den Verbündeten über. Der Marsch über das Gebirge war in der Unsicherheit über Napoleon's Absichten verschoben worden und als man ihn angetreten hatte, wurde die Bewegung auf Leipzig angesetzt, weil aufgefangene Depeschen dieselbe als einen Stoß in das Heere erkennen ließen. So kam es zum Beschluß, auf dem kürzesten Wege gegen Dresden vorzugehen. Toll war dagegen, konnte aber mit seiner Ansicht, das Heer bei Dippoldswalde concentrirt aufzustellen, nicht durchbringen.

Ueber die vielbesprochene Verzögerung des Angriffs

if Dresden erfahren wir hier die Wahrheit. Der Kriegszug wurde zu Pferde auf freiem Felde abgehalten. Fürst Schwarzenberg war für den sofortigen Angriff, machte in Gegenwart des Kaisers Alexander von seinem Amt, als Oberbefehlshaber zuletzt das entscheidende Wort sprechen, keinen Gebrauch, und als der Kaiser nachgerade Schwanken sich gegen den Sturm — für den ohnehin zu spät geworden war — und überhaupt gegen Angriff auch für den folgenden Tag erklärte, fügte sich. Gleichwohl sollte wenigstens ein „Versuch“ gemacht werden und nur mit 40000 Mann Infanterie. Der Kaiser wurde am folgenden Tage durch diesen Vorzug überrascht, aber er ließ sich dafür stimmen. Als aber am 26. August um Mittag auf den Höhen von Knip erschien, von wo die zahlreichen Züge der Russen zu bemerken waren, wurde die Thorheit, ihnen stürmend anzugreifen, immer anschaulicher. Moreau, selbst Jomini sprachen sich dagegen aus; Fürst Schwarzenberg ritt hinweg, um Radeky aufzusuchen, die Befehle zum Einstellen der Bewegungen auszusprechen sollte. Aber er lehnte nicht wieder, die Stunde, die vier Signalschüsse von den vier Angriffscolumnen und der Sturm begann, nach russischen Tagelärern zur großen Ueberraschung des kaiserlichen Hauptquartiers. Der Ausgang ist bekannt. Bei Besprechung des Rückzugs nach der Schlacht sucht der Verfasser die verbreitete Annahme, daß Barclay die Straße nach Goldberg gegen Befehl auf einen geheimen Zettel Toll's Hand angetreten, zu entkräften; er hat Toll darum fragen können, weil sich diese Geschichte erst seinem Tode verbreitet hat, aber aus vielen Umständen und Mittheilungen, die er sich verschafft, hat er sinnig die Unhaltbarkeit derselben bewiesen. Barclay überhaupt nicht der Mann, sich bestimmen zu lassen, er denn auch hier aus eigenem Entschlusse gehandelt. Wie sich, was von Bedeutung ist, schon am 26. August jert, von den Höhen bei Krabnitz hinabzustiegen, die Straße von Pirna wiederzugewinnen, obgleich es im Namen des Kaisers befohlen wurde, und was er that, war nur die folgerichtige Fortsetzung seines eigenen Verfahrens.

Napoleon's verhängnißvolle Entschlüsse nach die Siege bei Dresden, über welche die Wohlwollender Anhänger die Welt irre zu führen gesucht, genau in das Auge gefaßt. Zugestanden, daß von vorn der Lieblingsidee eines Sieges über die Meer, der Eroberung Berlins und der Erweiterung des Kriegstheaters nach Norden befangen, das was in anderer Richtung lag, nicht nach seinem Werth schätzte, und den Sieg bei Dresden nicht so leicht entschlossen benutzte, wie sonst seine Art war, dagegen sehr natürlich, daß er nicht entfernt an Gefahr für Vandalen dachte. Er konnte sich nicht vorstellen, daß der Rückzug der Verbündeten so ungeheuerlich, daß Mißverständnisse aller Art und willkürlichen Ordnungen den größten Theil ihrer Streitkräfte auf einen Punkt zusammenführen und daß das

militärischen Leser werden sie mit höchstem Interesse empfangen. Mit welcher Einsicht und Energie der König von Preußen in den Gang der Ereignisse eingriff, wissen wir, auch wie bereitwillig ihm die österreichischen Dragoner, welche er persönlich zur ersten Unterstützung führte, folgten. Demolow ließ er auffordern, sich um jeden Preis zu halten, sonst sei eine Auflösung der ganzen Armee zu befürchten und selbst die Rückkehr des Kaisers Alexander, der sich noch im Gebirge befände, gefährdet. Diese letzte Rücksicht wirkte vor allen. Der Kaiser, als er auf eine Höhe bei Graupen gelangte, über sah bald den Stand der Dinge und sandte nach eiliger Berathung mit Toll und Jomini lehtern ab, um den ersten österreichischen General, den er an der Spitze des Herkatzugs finden werde, aufzufordern, sich unverzüglich nach dem Schlachtfelde zu wenden. Toll mußte mit dem Kaiser nach Dux reiten, wo mit Schwarzenberg berathen werden sollte.

Genau
glaub
nicht
abwei
hatte
den
durch
allerl
einzu
ab, e
wo i
einge
zelne
Lieut
lieute
bewo
der
sie ti
den
sicht,
Denn

le lehrten dann nach Dür zurück, gedrückter Stimmung berathen Kaiser der Ansicht, daß man zum schreiten müsse und Toll wurde er nach Leipzig geschickt, um ihn Der König von Preußen war gewesen. Dem General von Kleist von Oberßen von Schöler die Auf- nun irgend möglich, dem Feinde in Dies schien unmöglich in der gedacht hatte, Kleist faßte daher, über Nollendorf zu marschiren, r dieses gewagten Unternehmens. t geschrieben, melde seinem Kö- um sich mit dem Degen in der

Kauft die Wiedervereinigung mit dem Heere zu erkämpfen. Der Verfasser sagt dazu:

Wie unwahr sind alle Darstellungen, die den Plan zur Schlacht bei Kulm, auf den Höhen und im Thal, als ein zusammenhängendes Ganze, als das Geschöpf eines Geistes in vollendeter Gestalt, und geharnischt wie Palas Athene, in die Welt treten lassen!

Die Beschreibung der Schlacht, die er dann gibt, ist ausgezeichnet schön. Das trostige Benehmen Vandamme's, nachdem er von seinem Pferde mit einem Ruß Abschied genommen und vor den Kaiser geführt worden, gefällt ihm immer noch besser, als die erbärmliche Geschmeißigkeit, in welche Leute seines Schlages im Unglück wol zu verfallen pflegen. Unter den fast gleichzeitig gewonnenen Schlachten, welche einen durchgreifenden und entscheidenden Umschwung der allgemeinen Sachlage herbeiführen, wird die Schlacht von Kulm in gewissem Sinne als die wichtigste bezeichnet, weil sie die Hauptmacht und die Kriegsherrn selbst betroffen und ihr Eindringen in den höchsten bestimmenden Kreisen mächtig gewirkt hat. Ihr folgte bald der Sieg von Dennewitz, wo ungefähr 46000 Preußen einem um 20000 Mann überlegenen Feinde die vollständige Niederlage bereiteten, was im 19. Jahrhundert nur dies eine mal vorgekommen ist.

Die strategischen Manöver und wechselnden Pläne beider Parteien, die wachsende Demoralisation und Desertion unter Napoleon's Heeren, und Bennigsen's Ankunft in Pommern werden im vierten Kapitel geschildert. Napoleon hatte fortan gar keinen Operationsplan mehr; vollkommen durch die Verhältnisse und Ereignisse beherrscht, mußte er sich auf das beschränken, was er selbst treffend ein „*va et vient*“ nennt. Der Verfasser nimmt den absichtlichen Entstellungen der Anhänger Napoleon's, welche seine Verblendung über die wahre Lage nicht zugeben wollen, allen Schein der Berechtigung, auch über den Zug nach Düben, den sie zu einem genialen, riesenhaften Plane zu stempeln versucht haben. Er beweist, daß in den gleichzeitigen Actenstücken nicht die geringste Spur einer solchen Absicht zu finden ist. Auch die dramatische Scene mit den Marschällen auf dem Schlosse zu Düben, welche die untergeschobenen Remoires Caulaincourt's erdichtet, wird in ihr Licht zurückgeführt: es hat kein einziger

dort mit Napoleon verkehrt. Ebenso falsch der Zeit ist es, daß der Abfall Walerns Napoleon an der Ausführung seines Risikoplane verhindert habe. Die Kunde davon erhielt er erst auf dem Schlachtfelde von Wagram durch den gefangenen General Merwede. Statt dem wahrheitsgetreuen Souvlon St.-Gyr oder Rogiat zu folgen, haben sich die Schriftsteller lieber Gaim und Pelet angeschlossen! Die Unternehmung hatte nur den Zweck gehabt, die Verbündeten über die Alpe zurückzumandeln.

Auf die Nachrichten von Leipzig ging Napoleon dann der entscheidenden Schlacht entgegen. Diese ist in dem trefflichen Werke des Oberst Aker (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1853) ausführlich geschildert, wir erfahren hier aber noch manche Ergänzung. Die Absicht des Oberfeldherrn bei seinen Operationen war, Napoleon ohne Schlacht zurückzumandeln; es war gelungen, die Zustimmung des Kaisers Alexander dazu zu erlangen, Toll jedoch, dessen Verdienst es schon gewesen, die Streifcorps von Thielmann, Wendorf, Platon auf die Verbindungen des Feindes zu werfen, wußte den Kaiser von der Nothwendigkeit der Entscheidungsschlacht zu überzeugen und in seinem Auftrage auch die leitenden österreichischen Generale. Das letzte Kapitel bespricht nun die Schlachten von Leipzig. Toll bekämpfte lebhaft die Idee in Langenau's erdachte Disposition, welche hier als weniger bekannt und weil sie infolge der selbständigen Verfügung des Kaisers über seine und die preussischen Truppen abgeändert worden ist, wörtlich mitgetheilt wird. Er wurde dann zu Klenau gesandt, um dort seinen Einfluß zu üben. Das Gerücht auf dem Kolmberge wird uns etwas weniger häufig, als man sonst gelesen, nach den Mittheilungen unmittelbarer Zeugen geschildert. Eine sonderbare Scene ist hierauf vor. Toll in seiner Heftigkeit, als Klenau aus dem Verlust der Höhe nicht darauf eingehen wollte, Schriftstücken als wichtig für den folgenden Tag zu besetzen und zu verteidigen, fuhr mit den unvorsichtigen Worten heraus: „Damit wird aber der Kaiser Alexander nicht zufrieden sein!“ worauf Klenau, mit Recht verletzt, erklärte, dann commandiren er hier nicht mehr, sondern seine Offiziere an Toll's Befehle verwies. Dieser, statt einzulenken, nahm ihn beim Wort und gab durch seine fast sämmtlich deutsch sprechenden Offiziere die nöthigen Anordnungen. Klenau jedoch, sich bestimmend, übernahm die Vertheidigung des Dorfs sofort und leitete sie in einem wechselvollen Kampfe persönlich, so daß es glücklich behauptet wurde. Ueber Merwede's Unterredung mit Napoleon, welche auch von Aker und Beißle nach Gaim dargestellt worden ist, wird der einzige echte und zuverlässige Bericht gegeben, nämlich Merwede's eigener, der, bisher ganz unbeachtet geblieben, in der zweiten Auflage von Lord Burghersh's Werk zu lesen steht. Von jenen großmüthigen Friedensanträgen, von der Warnung vor dem „*Salbomadendvolke*“, das der Unabhängigkeit und der Befreiung Europas die größte Gefahr drohe, ist darin keine Rede. Napoleon deutete wohl manches an, zu dem er sich verstehen wollte, aber er strebte, sich so wenig als möglich zu binden, drang nur auf ganz unbestimmt geachtete Un-

Handlungen, und ganz zuletzt trat hervor, was ihm nächst am Herzen lag: ein Waffenstillstand! Die Antwort blieb bekanntlich aus und der 18. October entschied. Er hatte an den Kämpfen dieses Tags weniger theil genommen wegen einer schmerzhaften Gonion, die ihn am schnellen Reiten hinderte. Napoleon's ordnungen für den Rückzug, welche vom militärischen Standpunkte vielfach getadelt worden sind, werden hier einem andern beleuchtet und erklärt. Wahr ist es, diejenigen Truppen, welche Leipzig noch 24 Stunden vor sollten, nicht, wie es tactisch richtig, die nächsten, von die entferntesten gewesen: Poniatowski, Macdonald, Reqnier. Bei ihrem Abzuge mußte ihnen der Rückzug unmittelbar folgen und ihnen keine Zeit lassen sich zur Verteidigung einzurichten. Aber die andern Corps, die Napoleon um jeden Preis retten wollte, daher er abmarschiren ließ, waren Franzosen, die ihm bei der Verteidigung Frankreichs noch gute Dienste leisteten, während Poniatowski's Polen, Macdonald's Rheinbundstruppen für ihn doch bald zu sein waren. So gab er sie preis, um seinen Rückzug zu decken!

Loth vor Erstürmung der Stadt wurde Toll, nebst Flügeladjutanten des Königs von Preußen, Oberst von Ragner, an den König von Sachsen abgeordnet, nachdem Oberst Rysfel für diesen Monarchen Handlungen anzuknüpfen gewünscht. Die Erzählung Ludwigs gibt einen neuen Beweis, wenn es dessen bedurfte, wie schändlich der ehrwürdige König von Preußen selbst im letzten Moment betrogen und wie er es verweigern mußte, seine Truppen aus dem Kampfe zurückzuziehen. Die weiteren Vorgänge im letzten Theile des Feldzugs werden nur kurz berührt, Auszüge aus Toll's Briefen an den Fürsten Wolskytsch besließen den Band, welchem zwölf Beilagen beigefügt sind. Unter ihnen befindet sich außer Meert's erwähntem Bericht und mehreren Documenten über Toll's Thätigkeit auch eine detaillierte Uebersicht der einseitigen Streitkräfte nach den genauesten Grundsätzen, welche sehr willkommen sein wird.

Interessanter als die drei ersten ist der vierte Band, das sechste Buch, den Feldzug von 1814, enthält: zählt über 54 Bogen und sein Inhalt wiegt

Im Eingange werden die diplomatischen Verhältnisse mit den Rheinbundfürsten geschildert, welche im Herbst 1813, während die verbündeten Heere in Frankreich am Rhein lagen, geführt wurden. Diese zu ordnen war vorzugsweise Oesterreichs Sache. Der Verfasser beleuchtet die Gründe, welche die Rheinbundfürsten, die Reichskrone von Deutschland zu übernehmen zu wollen, ebenso wenig aber die Gestalt Deutschlands mit einem andern an der Spitze zu bilden; er schildert die Lage der süddeutschen Fürsten, die sich nur wider Napoleon losgesagt, bereit bei der ersten Gelegenheit wieder auf seine Seite überzutreten. Die Lage der daraus entspringenden Verhältnisse ist

je Krone gerichtet, er und seiner Popularität, auf seine Kriegsvielthe diese Popularität die Nationallehre Frankreich als Sieger zu ihm ihm erbitten!! Darum bleiben, und wenn es g wieder aufzunehmen, Napoleon von Frankreich, daß man nicht gegen

lich gegen Napoleon. Der Verfasser hat das merkwürdige Actenstück, in welchem sich der Kronprinz so vernehmen ließ, selbst in Händen gehabt und gelesen. Stein, Blücher, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt durchschauten vollkommen die Hohlheit seiner gewagten Sätze, aber auf die Mehrzahl der in den Rath der verbündeten Monarchen Berufenen machten die Worte des Kronprinzen von Schweden einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Die Folgen lassen sich nachweisen: Gneisenau's kurzer Aufsatz, in welchem er auf seine Pläne zurückkam, ist bisher nur in englischer Uebersetzung bekannt geworden, wir lesen ihn hier im wesentlichen; daß er recht hatte, bestätigt eine Aeußerung Ney's nach dem Frieden, daß, wenn jener Plan im November zur Ausführung gekommen wäre, die Allirten ihre Märsche bis Paris voraus zählen und ihre Marschquartiere gleich hätten bestimmen können, wie auch Napoleon unterm 19. November an Marmont schrieb: „Wir sind in diesem Augenblicke noch zu nichts in der geordneten Verfassung.“ Toll schloß sich im ganzen Gneisenau's Vorschlägen an, aber sie drangen nicht durch. Langenau's Plan, welchen der Kaiser Alexander zu dem seinigen gemacht hatte, blieb Hauptgegenstand der Verathung. Darin war schon wieder eine große, ja ängstliche Vorsicht des Verfahrens angekündigt, für die in dem Machtverhältniß der miteinander ringenden Parteien wahrlich kein Grund vorlag. Der Plan reichte nur bis auf das „Plateau von Langres, wo man, weil es die Ebenen Burgunds und der Champagne beherrscht, dem Feind den Frieden vorschreiben könne“ — keinen Schritt weiter! Man machte, während die Verhandlungen durch Caulaincourt mit Napoleon geführt wurden, noch einen Versuch, den Kaiser Alexander, damit er dem Friedendcongreß nahe bleibe, in Frankfurt festzuhalten, wodurch die Leitung des Kriegs ganz und unbedingt in Oesterreich's Hand gekommen wäre. Man schilderte ihm sogar die persönlichen Gefahren, denen er in dem grimmigen Volkskriege entgegenginge, aber das eben verwarf alles: Alexander ging nicht in die Schlinge und erklärte fest, daß er sich dem Heere anschließen werde.

Nach diesen interessanten Erörterungen folgt eine Uebersicht der verbündeten Heeresmacht und die Einleitung zu dem Zuge nach der Schweiz, deren Neutralität nicht anerkannt wurde. Hier galt es aber zugleich — gegen die liberalen Ansichten des Kaisers Alexander — die alten Zustände wiederherzustellen. Dem Kaiser wurden daher

die dort gepflogenen Unterhandlungen und Beschlüsse sorgfältig geheim gehalten, auch Toll wußte nichts davon. Selbst die eigenthümliche Disposition für den Marsch in sieben Colonnen (ohne die Russen), wobei ein seltsamer Kreuzen auf dem linken Flügel vorkam, war auf jenem Umwälzungsplane in der Schweiz berechnet: man wollte dem diplomatisch gewandten Bubna die Unternehmung auf Genuß anvertrauen und jede Betrühung mit Zürich, den Sitz der Centralregierung, vermeiden. Kaiser Alexander traf unterdessen in Freiburg ein, sehr verstimmt, sowohl wegen der Politik Oesterreichs in Bezug auf Sachsen und Polen, als auch wegen der Schweiz, wo Schwarzenberg sich in einem Aufruf mit politischen Verheißungen in Regierungen des Freistaats übergehend, in ziemlich revolutionärer Weise unmittelbar an die Einwohner des Landes gewandt hatte. So lehnte der Kaiser Metternich's Vorschlag, in Freiburg, dessen vortheilhafte Lage durch herzoglich, Caulaincourt zur Eröffnung der Unterhandlungen zu erwarten, bestimmt und nicht einmal so höflich, als sonst seine Art war, ab. Napoleon's Rüstungen im Plane, sein Verhältniß zu Frankreich, zu Rußland und dem Vizekönig von Italien, und seine Versuche, zu Segner zu entzweien, werden im dritten Kapitel besprochen. Zweimal hatte er in der kurzen Zeit von achtzehn Monaten ein Heer von einer halben Million Mann in das Feld geführt und zweimal war es fast vollständig vernichtet worden: zu einer dritten Schöpfung von gleicher Größe fehlten jetzt in dem erschöpften Frankreich der Muth, der Wille, die Mittel. Es fehlte an Material zur Ausrüstung der Truppen, an Geld, es fehlte an Waffen — und das war wol das Schlimmste. Die Stimmung in Frankreich war, haben Zeugnisse genug verklärt; Napoleon täuschte sich jedoch darüber. Der Verfasser widerlegt die oft geführte Behauptung, daß Napoleon mit Eingebung an das Volk von Frankreich durch eine liberale parlamentarische Verfassung eine allgemeine Begeisterung, einen Volkskrieg habe erwecken können. Diese willkürlichen Vorstellungen beruhen auf falschen Voraussetzungen von der Möglichkeit und dem Wesen eines Volkskriegs. Was der Verfasser, der nicht Soldat, nicht Absolutist, weder Beamter noch Hofmann, sondern durchaus unabhängig ist — wir betonen das Alles! — über Willen und Nationalgarden und ihre Verwendung, gleich andern, gleich „wirklichen Soldaten“ sagt, ist uns ganz aus der Seele gesprochen.

Gehe wir nun zu den militärischen Operationen des Feldzugs übergehen, heben wir nur noch ein Proßben Napoleons Wahrheitsliebe selbst gegen diejenigen, die es doch besser wissen mußten, hervor. In einem an den Vizekönig von Italien, einen Selbstherrn, gerichteten Schreiben sagt er: „Die Oesterreichische Infanterie ist verächtlich, die einzige, die etwas taugt, ist die preussische Infanterie. Bei Leipzig waren ihrer 500000 Mann, und ich hatte nur 110000. Ich habe sie zwei Tage hintereinander geschlagen.“ Es ist alles das, auch diese Idee napoleonienne, in unsern Tagen wiederholt hat!

Mit dem vierten Kapitel beginnen die Operationen.

Es war in Schwarzenberg's Hauptquartier commandirt, & charakterist in seinem Schreiben, deren Hauptinhalt & abgedruckt ist,

Beforgnisse, von denen man immerdar besorgen war und bald zu concentrirten, bald zu excentrischen unnützen Irrsinn und Contremärschen bestimmen ließ. Niemals ist ihm eine von österreichischen Generalen ausgegangene Disposition vorgekommen, welche die Truppen auf dem kürzesten Wege den Feind geführt hätte.

Wir erhalten überhaupt durch diese Mittheilungen die en Anfschlüsse über die damaligen Pläne im Hauptquartier und die ganze Führung des Kriegs von 1814, die mit unerbittlicher Klarheit beleuchtet wird. In ist, Neuenburg und Wallis waren die Verbündeten Jubel aufgenommen worden, weniger in der Schweiz. | schreibt:

Der Grund davon ist, daß Metternich die alte Verfassung eingeführt hat, durch welche der Adel der Schweiz get, die andere, weit zahlreichere Klasse aber verliert. Man bei sogar einen Bürgerkrieg!

Beim weitem Vorgehen sollten, womit Toll ganz einanden war, Parteigänger wirken; es wurde sogar sticht, durch einen solchen, Eseslawin, mit Welon, der aus Spanien eindrang, Verbindung zu n und Eseslawin brannte selbst vor Lust dazu, erbat auch schon zu seinen 250 Sumischen Husaren und Kosaken noch einige Hundert Tschernomorische den. Diese, schwieriger zu leiten und in Ordnung alten als alle, sind dafür, im Kampf mit den Bergern des Kaukasus geküßt, an List, Gewandtheit, auer und Tapferkeit überlegen. Ueber Eseslawin aber schon von Wittgenstein anders verfügt, einem n wollte man den Auftrag nicht geben und so unterdieser Zug, der gewiß höchst interessant geworden

Wir nehmen die großen Heerbewegungen, die nun t, als bekannt an und überlassen es den Lesern, Details in dem Werke selbst zu verfolgen. Sie t darin wichtige Ergänzungen und Berichtigungen. Werken von Damitz und Thiele finden, von dem gewaltigen Luftstoße auf Colmar, wo die starken erlenkassen, die man vermuthet hatte, in Wahrheit stürten, bis zu der Erreichung des vielbegehrten t von Langres. Daß man nicht weiter gehen solange Blücher nicht Verdun erreicht habe, entToll aus den Reden Radetzky's und berichtete es Kaiser. Mit scharfer Kritik wendet sich der Vergen Thiele, welcher das unverzeihlich langsame n erklären und die Schuld von Schwarzenberg t will: seine Behauptungen werden hier oblig t. Ganz anders bei Blücher! Die schwächere Armee traut sich die Macht der Initiative wol hält sich vollkommen berechtigt, den Feind überall u aufzusuchen, während die sehr bedeutend stärptarmee dem Angriff Napoleon's auf der Hochn Langres nur standhalten zu können vermeint, lücher's Heer zur Unterstützung in der Nähe die Scheinverteidigung von Langres durch eine französische Besatzung hielt die Hauptarmee fünf ; 184 Mann mit 13 sechspfündigen Kanonen,

denen man aber aus Versehen zwölfpfündige Kartuschen zurückgelassen hatte, waren es, welche Gyulai (der Vater des Commandirenden von 1809) statt der erwarteten bedeutenden feindlichen Streitmacht hier traf. Lese man ferner, wie der russischen Kürassierdivision Duca von demselben General Cantonirungen angewiesen wurden außerhalb der Vorposten, in Orien, von denen man nicht wußte, daß sie der Feind noch besetzt hielt; wie Duca, nachdem das Nowgorod'sche Kürassierregiment, das er in seiner Erbitterung in einen Engpaß zum Angriff vorgeschickt, 40 Mann verloren hatte, den österreichischen General sarkafisch um Infanterie bat, um bis zu den ihm bestimmten Quartieren vordringen zu können, und wie man sich in der Umgebung Alexander's über die Unsäglichkeit der österreichischen Generale geäußert! Der schließlichen Armee stand der bei weitem größte Theil der französischen Streitkräfte gegenüber, aber bei Napoleon's Abwesenheit fehlte der einheitliche Oberbefehl, da die Marschälle untereinander nie in gutem Vernehmen standen — wie heute noch! Den Truppen fehlte es an allem, es war nicht einmal Geld da, die Pferde beschlagen zu lassen. Victor erhob in Nancy eine gezwungene Anleihe, die anfangs leidenschaftlich verweigert wurde, bis Grouchy den Maire gefangen setzte. So wichen die Marschälle vor Blücher zurück. Napoleon war in den falschesten Vorstellungen der Lage befangen, wie seine Befehle beweisen, und deshalb sehr entrüstet. Was es mit dem vulkanischen Boden und dem angebrohten Volkskriege auf sich habe, hatten die Verbündeten schon erkannt. Vor Dijon erschienen 15 Husaren und forderten die Uebergabe, der Magistrat ließ den österreichischen Generalen erklären, eine Stadt von 30000 Einwohnern könne sich nicht gut vor 15 Husaren ergeben, wenn aber eine mehr Achtung gebietende Macht erschiene, sei man gern bereit, dieselbe die Schlüssel entgegenzutragen. Im Vogesendepartement waren die Einwohner auf das höchste empört über ihren Präfecten, weil er eine Volksbewaffnung in Gang bringen wollte. Saden mußte befehlen, die Unterthanen sollten seinen Leuten nur das Nothwendige an Wein und Brauntwein verabfolgen. Soweit die deutsche Junge in das alte Frankreich hineinreichte, auch in Lothringen, blieb dieselbe Stimmung. Und man hat den Moment versäumt, diesen Raub deutscher Lande wieder zurückzunehmen! Je näher man aber dem Ziele rückte, desto entschiedener traten die politischen Partien einander gegenüber. Der Verfasser sagt treffend:

So führte, wie nur allzu oft, eine doppelt und dreifach raffinierte diplomatische Feinheit zu einem innern Widerspruch zwischen dem wirklichen und dem angeblichen Willen, zu der verkehrten schlauen Halbschheit, durch die man so oft das schlimmste Unheil auf das eigene Haupt herabbeschwört.

Gneisenau, selbst Müßling, der sich den „Entagierten“ des Blücher'schen Hauptquartiers gegenüber gern als der einzig Besonnene geltend machte, drangen umsonst auf ein Vorgehen gegen Paris, ihre mitgetheilten Briefe sind höchst merkwürdig; aber Kneisebeck, dem der König von Preußen volles Vertrauen schenkte, war nicht dafür zu gewinnen, er hielt es für ein waghalsiges Abenteuer

und arbeitete so den österreichischen Diplomaten, welche Rußland und Preußen abgeneigt, Zeit für Unterhandlungen gewinnern wollten, in die Hände. Wir lesen Langenau's, von Schwarzenberg unterzeichnete Denkschrift, in welcher weder eine bestimmte Ansicht über die zu ergreifenden Maßregeln, noch ein Vorschlag zu finden ist, sondern nur das Für und Wider abgewogen wird, die Entscheidung andern überlassend, von selten eines Oberherrn gewiß eigenhümlich. Die militärischen Bedenken standen also dem politischen zur Seite. Aber der Kaiser Alexander ließ sie mit schlagender Schärfe durch eine andere Denkschrift widerlegen, deren Inhalt uns hier aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird. Der Verfasser derselben ist nicht bekannt geworden, aber wahrscheinlich war es Pozzo di Borgo. Alexander erklärte, den Krieg nöthigenfalls allein und ohne fremde Hülfen fortzusetzen, und da auch der König von Preußen hierzu entschlossen war, so konnte Oesterreich, wenn es das Heft nicht völlig aus der Hand geben wollte, nicht zurückbleiben. Im Sinne der entschiedenen Offensive ließ Alexander durch Toll den Unternehmungen des Platen'schen Streifcorps ein weiteres Ziel setzen; es scheint, er habe durch dasselbe möglicherweise dem Papst befreien wollen, der noch zu Fontainebleau verweilte. Es würde im ganzen katholischen Europa einen großen Eindruck gemacht haben und der Papst vielleicht ein sehr gutes Werkzeug gegen Napoleon geworden sein. Natürlich blieb es nur ein Plan. Die Kriegsergebnisse, welche man folgen, werden mit gewohnter Klarheit dargestellt: Blücher's Annäherung an die Hauptarmee, die er „gleichsam als Vorposten, als locomotive“, wie der Verfasser sagt, hinter sich herziehen wollte; Napoleon's gänzliches Verlassen der Lage Europas und seiner eigenen Stellung in Frankreich, der Zeit im allgemeinen, des Augenblicks im besondern, das wesentlich seinen Untergang herbeigeführt hat, seine Maßregeln und seine Streitkräfte, die im Detail betrachtet sind.

Das fünfte Kapitel schildert seine ersten Unternehmungen, das Treffen bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière nebst ihren Folgen bis zur Eröffnung des Congresses von Chatillon, und Napoleon's Offensive gegen die schlesische Armee an der Marne. Als der Kronprinz von Würtemberg am 28. Januar seine Vorposten beritt, wurde ihm gemeldet, daß Blücher vor ihm bei Brienne stehe; erkannt ritt er hinüber, sich mit dem Feldherrn zu besprechen; im Hauptquartier zu Chamont aber war man über Blücher's Annäherung verwundert, ja erschreckt! Man begriff gar nicht, was Blücher wollte, welche Absicht ihn nach Brienne führe, und Sacken's bewundernswürdiges Schreiben, als Antwort auf die Eröffnungen, die man Blücher gemacht, wurde als excentrisch und als exaltiert mit Abscheu empfangen. Der Verfasser theilt dasselbe seiner Bedeutung wegen vollständig mit und hebt besonders die Worte hervor, welche später in Erfüllung gingen, wenn auch nicht ohne Schwertschlag: „Mit solchen Truppen kann der Feind eine Offensive auf unsere Communicationen nicht unternehmen und thäte er es dennoch, so kann uns nichts Unerwartetes begegnen, denn dann erhalten wir Paris

ohne Schwertschlag!“ Das Treffen von Brienne hin die Befürchtungen im Hauptquartier zu bestätigen, ist jetzt nicht, Blücher aufzunehmen, sondern zu retten. Kaiser Alexander aber wünschte, in der nun zu liefernden Schlacht den Oberbefehl an Blücher zu übertragen und der Befehlshaber erkennt es ehrenvoll an, mit welcher edler Selbsterleugnung Schwarzenberg das gethan, ja daß er wirklich auch kein Gefühl der Bitterkeit gegen den Kaiser Alexander hegte, obgleich er im Laufe des Feldzugs noch manche verletzende Verführung, wenn auch noch so gewiebt in der Form, von ihm erfahren mußte. Die Trennung der beiden Heere nach dem Siege von La Rothière, welche getadelt und verhängnisvoll, war aber im österreichischen Hauptquartier schon vor der Schlacht beschlossen. Und war es Blücher und Sacken ganz recht gewesen, die beengenden Verhältnissen wieder auf ein Feld rufen, selbständiger Thätigkeit verfeht zu werden. Ueber die Schlacht und deren Benutzung geben Toll's Aufzeichnungen manchen neuen Aufschluß. Toll überzeugte den Kaiser, daß Blücher auf einem Parallelmarch nicht weiter als zwei Meilen entfernt sein dürfe, um nöthigenfalls die gesammte Macht schnell vereinigen zu können, der Kaiser beauftragte ihn, mit Schwarzenberg darüber zu sprechen, „Sag ihm, daß ich ganz damit einverstanden bin“, aber Toll konnte — 11 Uhr abends — nur noch Rath sprechen, welcher die Unmöglichkeit der Verpflegung hervorhob; so blieb es dabei. Ein Schreiben Schwarzenberg's an Blücher, das hier ebenfalls vollständig mitgetheilt wird, drückt die Ansichten des Hauptquartiers deutlich aus. Der Verfasser beweist aus Marmon's Memoiren, die über Napoleon's Beweggründe von Trovot zurückzugehen endlich Licht verbreiten, was Schwarzenberg im Bewußtsein der Macht hätte vollbringen können, wenn schon Blücher's vorübergehendes Erscheinen bei La Fère-Champenoise solchen Eindruck auf Napoleon übte. Toll's Rapporte, welche in des Verfassers Händen sind, geben ihm weiteres Material. Sie sind früher nicht getrennt veröffentlicht worden.

Nun kam der Congress von Chatillon, für welchen Napoleon seinen Caulaincourt, der bestimmt werden wollte, zu welchen Opfern er bereit sei, anfangs mit der kolossalen Lüge instruirte: Schwarzenberg's Bericht sei eine Mär, bei La Rothière sei gar keine Schlacht vorgefallen! dann aber, erschreckt durch Marmon's Meldung, daß bei La Fère-Champenoise schon eine bedeutende Heeresmacht stehe, bekanntlich unbefruchtete Wollmuth, jeden Frieden zu schließen, gab. Er wandte sich nun gegen Blücher. Der Verfasser bemüht sich im folgenden Kapitel manche Räthsel zu lösen, welche über die Operationen dieser Epoche noch herrschen, in betreffen auch die Anschauungen im Blücher'schen Hauptquartier. Die scharfsinnige Deutung stimmt merkwürdigerweise mit dem, was der kürzlich verstorbene General von Odyss (Verfasser des „Krieg von 1806 und 1807“), der viel mit der unermüdlichsten Forschung Materialien zu seinen kriegsgeschichtlichen Vorträgen gesammelt, gelegentlich einmal mündlich gegen den Referenten ausgesprochen hat. Man

war im ganzen übermäßig, aber geworden, man hatte es an klaren Befehlen mangeln lassen. Obwohl 1. B. war ganz ohne Befehl gelassen, als Napoleon ihn angriff. Der erste Erfolg machte Napoleon so kühn, daß er sich im Gespräch an der Abendtafel in Champaubert schon wieder an der Weichsel sah! Eine ganze Woche konnte vergehen, ohne daß er in seinen Unternehmungen hier von der Hauptarmee gestört worden wäre, und obgleich man die Kanonade von Champaubert trotz der weiten Entfernung gehört, zweifelte man trotzdem daran, daß Napoleon sich gegen die schlesische Armee gewendet und sich bei der weit ausholenden Umgehung zur Linken, bei ihr vom Feinde halt geboten wurde, der nun auch die Hauptarmee, wie jene, zurückschickte. Zur Geschichte des Gangtreffes von Chaillon lesen wir interessante Bemerkungen. Knebel's Denkschrift über die Nothwendigkeit des Friedens ist im Text dem Inhalte nach, in der Beilage vollständig wiedergegeben; sie ist vortrefflich abgefaßt, leider für eine falsche Ansicht. Die Thatsache, daß statt eines Waffenstillstandes, der wenigstens beide Theile festgehalten hätte, nur die Hauptarmee durch ein Rescript des Kaisers Franz an Schwarzenberg in ihrem Vorgehen gehemmt wurde, ist nicht allein durch Stein's und Weyershausen's Zeugniß, sondern durch eine vom Kaiser Alexander in einer spätern amtlichen Note ausgesprochene Anklage bewiesen, der gegenüber die österreichische Regierung geschwiegen hat. Der Verfasser sagt:

Durch diese verderbliche Maßregel wurde die eigene Thätigkeit gelähmt, während der Feind volle Freiheit behielt. Dem Fürsten Schwarzenberg war damit die sehr schwierige und sehr unangenehme Aufgabe gestellt, sich auf engem Raume in einer Eile ohne Zweck herumzubewegen, dies widerwärtige Treiben durch unhaltbare Scheingründe und leere Vorwände zu rechtfertigen, sich den ungemessenen Anforderungen des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen zu entziehen und eine oft sehr weithinende Kritik seiner Operationen mit nur nie sich verleugnender Schuld zu ertragen, ohne das Wort des Rathes zu verrathen. Es begann die schlimmste Periode und vornehmlich des Heerführers.

Wir geben diese Stelle, weil sie zugleich die Rechtfertigung des vielgetadelten Feldherrn enthält. Der ihm die Dornen in den Borstern gestochten (Fürst Metternich), ist erst im Juni d. J. vor einen höhern Richter besessen worden. Wie oft kam Schwarzenberg bleich und atemlos von einem Zwiesgespräch mit dem König Friedrich Wilhelm, welchen laut ausgesprochene Geringschätzung als Feldherrn, welchen Spott hat er von der militärischen Umdeutung Alexander's ertragen, und er hat alles mit edler Selbstverleugnung, als ein treuer Diener seines Herrn, her sich ergeben lassen!

Im siebenten Kapitel erzählt der Verfasser die Unternehmungen Napoleon's gegen die Hauptarmee: er hält für einen der größten Mißgriffe in seiner Feldherrnweise, daß er sich gegen diese wandte, statt Blücher's Armee ganz zu zertrümmern, da er von Schwarzenberg, in seiner ängstlichen Sorge für Flanken-, Rücken- und Verbindungslinien nicht zu befürchten hatte, daß er auf Paris ginge, auch wenn ihn das Nachgebot der Metternich'schen Politik nicht gefesselt hätte. Die Ursache lag

wel darin, daß Napoleon die schlesische Armee schon zertrümmert wähnte; er schrieb an seinem Bruder Joseph: „Es gibt keine feindliche schlesische Armee mehr“, und darum ließ er nur wenige Truppen zurück zur Verfolgung, während er der Hauptarmee das gleiche Schicksal bereiten wollte. Damals trat der kühne Gedanke, den er später zu seinem Unglück auszuführen versuchte, zum ersten male hervor: den Krieg an den Rhein zu verlegen. Und wahrlich, damals aber nie konnte er eine glückliche Wendung des Kriegs herbeiführen! Er wandte sich aber gegen die Hauptarmee, und wie er nach seinen Erfolgen die Unterhandlungen von Chaillon abbrach, ist bekannt; wie er sich über seine Gegner verächtlich aussprach, ist in den Memoiren seines Bruders Joseph zu lesen. Der Verfasser hat diese, wie alle neueröffneten Quellen mit Einsicht benutzt. Blücher, den Napoleon gänzlich aus den Augen verloren hatte, kam nun mit seinem wunderbar schnell wieder organisierten Heere heran, um vereint mit Schwarzenberg eine Hauptschlacht zu liefern, wie sie unter so günstigen Bedingungen selbst bei Leipzig nicht geschlagen worden war. Aber statt dessen erfolgte der Rückzug. Napoleon wollte nun auf die französische Vorschläge großmüthig Frieden schließen, er wandte sich an Kaiser Franz und erinnerte ihn daran, daß in seinen Adern französisches Blut fließe. Lothringen-Baudeumont ist freilich das österreichische Kaiserhaus. Zum Glück fand er kein Gehör. Blücher hatte sich, diesmal auf Grolman's Idee, welcher dieselbe zuerst gegen Muffling's Adjutanten, den Lieutenant von Werlich (jetzt Generaladjutant des Königs), ausgesprochen, wider von der Hauptarmee getrennt, um nach der Marne zu marschieren; viele Werke behaupten, Napoleon habe diesen Marsch zu spät erfahren. Aus Joseph's Memoiren wird das aber widerlegt. Napoleon wurde in Troyes mehrere Tage durch allermächtigste Thätigkeit festgehalten, ehe er sich zum zweiten male gegen Blücher wandte.

Die Darstellung dieser Wiederholung seiner vorigen Operationen, freilich mit sehr verschiedenem Erfolge, füllt das achte und neunte Kapitel. Nach dem Kriegsrathe zu Bar war die schlesische Armee im wesentlichen und der Bedeutung nach zur Hauptarmee erhoben worden. Das Schreiben des Königs an Blücher spricht das mit klaren Worten aus. Dadurch aber, wie der Verfasser aus Toll's Papieren beweist, fühlte sich Schwarzenberg, als Napoleon mit seiner Hauptmacht gegen Blücher zog, erst recht veranlaßt, abzuwarten, trotz der Erfolge von Bar-sur-Aube und Troyes, trotz des schwächeren Feindes, den er zu bekämpfen hatte. Der Verfasser, welcher den angeblichen Plan Napoleon's, Blücher bei Spilfont zu vernichten, aus seinen eigenen neuerdings bekannt gewordenen Briefen und Befehlen als später erfunden darstellt, sich überhaupt bemüht, „Märchen aus der Geschichte zu verbannen“, unterzieht auch Blücher's Kriegsführung, in dieser Periode einer genauen Kritik, besonders nach der Schlacht von Leun, wo Napoleon durch Maßregeln, auf welche Blücher's Vertrauen einwirkte, noch einmal getrikt wurde und zwar vor seinem Verderben. Napoleon selbst führte dies nach der Schlacht

von Arcis herbei, indem er Paris preisgab und sich in den Rücken der Verbündeten warf. Er war, wie jetzt bewiesen ist, vielfach gewarnt worden; sein Bruder Joseph, der ihm stets die Stimmung von Paris als nur für den Frieden, der ihm diesen Frieden selbst im Fall des Sieges als unerlässlich geschildert, er wie Napoleon's Vertraute hatten ihm zugestimmt: die Befestigung von Paris durch die Verbündeten sei das Ende der bestehenden Ordnung der Dinge; aber Napoleon glaubte das nicht.

Ueber die Verhältnisse im großen Hauptquartier vor der Schlacht von Arcis, über das persönliche Eingreifen des Kaisers Alexander durch sein plötzliches Erscheinen bei Schwarzenberg und viele Scenen, welche nur eben Toll erzählen konnte, gibt der Verfasser aus dessen Aufzeichnungen und seiner Correspondenz mit dem Fürsten Volkonsky, v. h. mit dem Kaiser, die interessantesten Aufschlüsse. Er widerlegt die Behauptung, daß man im Hauptquartier am 22. März nichts von Blücher gewußt und darum nicht mit der Schnelligkeit und Kraft habe manövriren können, welche Napoleon's Schicksal schon damals entschieden hätte, durch die Thatfache eines Schreibens von Toll, am 22. März früh 10 Uhr abgefertigt, in welchem er Artenborn's Meldung über Blücher in Chalons dem General Sleslawin mittheilt. Er zweifelt auch daran, daß der Gedanke, als man Napoleon's Zug an die Marne durch einen aufgefundenen Brief an die Kaiserin erfahren, gerade auf Paris zu marschiren, von Schwarzenberg ausgegangen, weil dieser dem Kriegsrath, in welchem der Entschluß zur Reise kam, gar nicht beigemohnt hat. Ueber diesen Kriegsrath hat nur ein einziger etwas Schriftliches hinterlassen, nämlich Toll. — Das wird uns hier vorgelegt. Barclay war dafür, Napoleon mit ganzer Macht zu folgen, Diebitsch wollte 40—50000 Mann gegen Paris schicken, mit den übrigen Streitkräften ebenfalls Napoleon folgen; Toll konnte sich nicht länger halten, sondern schlug vor, Napoleon nur 10000 Mann, meist Reiterei nachzusenden, mit den vereinigten Armeen Schwarzenberg's und Blücher's aber in Gewaltmärschen auf Paris zu eilen. Der Kaiser unterstützte Toll's Meinung und setzte sich, nachdem sie erörtert war, augenblicklich zu Pferde, um den König von Preußen und Schwarzenberg dieselbe mitzutheilen. Dies geschah auf freiem Feld, und der König wie der Fürst Schwarzenberg gaben dem Vorschlage des Kaisers mit Begeisterung ihre Zustimmung. Diese Erzählung wird auch durch einen ganz unparteiischen, durchaus zuverlässigen Zeugen, Lord Burghersh, jetzt Graf von Westmorland, bestätigt.

Im letzten Kapitel ist dann der Marsch nach Paris, das Treffen bei La Fère-Champenoise, die Schlacht von Paris, der Einzug und Napoleon's letzte Erlebnisse in St.-Dizier und St.-Cloud erzählt. Bei Gelegenheit des merkwürdigen Treffens bei La Fère wird auch des Obersten Löwenstern erwähnt (vgl. Nr. 24 v. Bl. f. 1859), der krank zurückgeblieben der Armee nachsah und dessen Kosaken einen französischen Unteroffizier gefangen, durch welchen Bacthod's Marsch erst bekannt wurde. Häthn Marmont und Mortier Napoleon's Befehle pünktlich befolgt, so würden die Ver-

bündeten Paris ganz wehrlos gefunden haben; der Verfasser hält diese Thatfache den bonapartistischen Schriftstellern vor. Die Fehler, welche bei der Schlacht von Paris auf beiden Seiten vorgefallen, beleuchtet er mit gründlicher Schärfe. Was wir zum Schluß über die allgemeine Stimmung des Volks gegen Napoleon, von der Freude über seinen Sturz, die neuere Schriftsteller wieder zu leugnen versuchten, was wir vom Abfall der Marschälle und dem Benehmen der Bourbons lesen, als Alexander's ursprüngliche Abneigung, sie wiederherstellen, überwunden war, ist so charakteristisch als wahr. Ludwig XVIII. that schon das Seinige, um sich die zu vertheidigen, die ihn allein halten konnten! Es kamen bei seinem Streben, Vorrang und Vortritt vor den verbündeten Monarchen zu haben, die kleinlichsten Scenen vor. So rief er einem Offizianten bei Tafel, der dem Kaiser Alexander zuerst serviren wollte, mit gebieterischer Handbewegung und drohender Stimme über den Tisch zu: „A moi, s'il vous plaît!“

Zwanzig Beilagen, zum Theil wichtige Schriftstücke enthaltend, schließen den vierten Band. Möchte der Verfasser den fünften und sechsten, mit welchem das Werk beendigt sein soll, so bald folgen lassen, als es sich mit der Gründlichkeit seiner Arbeit verträgt. Wir sehen Toll's Denkwürdigkeiten über den türkischen und polnischen Krieg mit Spannung entgegen.

Karl Uffner von Bernau.

Lila Bulhovsky.

Mein Reisetagebuch. Aus dem Ungarischen der Frau Lila Bulhovsky. Pesth, Gmich. 1859. 12. 20 Mgr.

Die Verfasserin dieses mit weiß angenehmem Geplauder gefüllten Reisejournals, Lila Bulhovsky, die gefieirte unter den ungarischen Schauspielerinnen, hat Anspruch darauf, gerade in Deutschland besondere Sympathie zu finden, da sie nicht bloßes Wissen nicht nur mehrere deutsche dramatische Proben im Ungarischen übersezt und auf der besten Bühne nationalisirt hat, sondern sogar die Absicht hegt oder noch hegt, die ungarische Bühne für immer zu verlassen und ihr Talent dem deutschen Theater zuzuwenden. Zu diesem Zweck hat sie, wie glauben namentlich in Berlin, deutsche Sprache, deutsche Pronunciation und deutsche Darstellungsweise studirt und ist dann auch öffentlich auf deutschen Bühnen mit ermunterndem Beifall aufgetreten. In der letzten Zeit haben wir nichts weiter von ihr gehört. Möglicherweise hat sie sich selbst noch nicht ganz genug und daß sie gedenkt, sich noch in der Fertigkeit deutschen Vortrags zu vervollkommen, ehe sie sich entschließt, auf einem der großen deutschen Theater einen Versuch zu machen. Jedenfalls scheint es das einfachste Gebot der Höflichkeit und Dankbarkeit zu erfordern, den aus Deutschen schmeichelhaften Bekräftigungen der ungarischen Künstlerin aufmunternd entgegenzukommen, für wie dies leider irgendwo geschehen ist, ihnen durch belehrende Angriffe im voraus in den Weg zu treten. Hatte man so große Eile, die gute Meinung, welche Lila offenbar von dem Geiste der Deutschen hegt, so grausam zu zerstören?

Viele in Deutschland halten den Zustand, in welchem sich das deutsche Theaterwesen im allgemeinen befindet, für sehr wenig beneidenswerth. Aber im Auslande ist es gegenwärtig fast überall mit dem Bühnenwesen noch schlechter bestellt, als so gibt es sowohl in Frankreich wie in England Leute, welche, so unglaublich dies auch klingen mag, um unsere Theaterzustände, um die Vorzüglichkeit einzelner unserer Schauspieler und Schauspielerinnen, um unser Repertoire und den Geschmack unsers Publikums sogar noch beneiden. Begegneten wir uns

jüngst in einer französischen Krone der Behauptung, daß man Naturwahrheit des Spiels gegenwärtig nur noch auf guten deutschen Theatern finde! Diejenigen Vorzüge, um die uns Eila Buljovskij beneidet, gibt sie uns in ihrem „Reisetagebuch“ mit folgenden Worten an: „Ich schrieb bereits, um was ich die französischen Schauspielerinnen nicht beneide, und jetzt will ich schreiben, um was ich die deutschen beneide. Ich beneide sie vor allem um die vollen Häuser, die man in Deutschland fast immer (?) findet; ferner um die aufmerksame, beinahe andächtige Zuhörerschaft; um die Kritik, die ihre Aufmerksamkeit auf alles richtet und von tiefen Studien zeugt; endlich darum, daß sie nicht auf eine Bühne beschränkt sind.“ Also sogar um unsere Theaterkritik, die doch von vielen Deutschen selbst als ein Abgrund der Erbärmlichkeit angesehen und verabscheut zu werden pflegt, beneidet uns das treffliche Magyarenkind! Eila wirft dann einen Seitenblick auf ihre Heimat: „Aber ich bitte diesen Reiz nicht so zu verstehen, als ob ich den Deutschen ihre Vortheile entziehen möchte; ich wünsche nur, daß es auch bei uns so sei, die wir auf unsere Nationalität so stolz sind, während den Deutschen von der ganzen Welt der Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen wird. Und ist es bei uns so? Ein großer Theil des ungarischen Publikums ist dem wahren Drama entfremdet, der Geschmack ist schwankend, das Urtheil nicht maßgebend. Kurz die Umstände sind zu flüchtig, als daß jetzt schon von einem Kunstinstitut bei uns die Rede sein könnte. Hoffen wir! Die Kritik? Schweigen wir von der Kritik!“

Ihr Weg führte sie von Wien auf der wunderbaren Semmeringstraße nach Triest, von Triest wieder nach Wien zurück, wo Saphir, „dessen Gemüth ewig jung bleibt“, ihr ein Künstlerdanket zu geben versprochen hatte, und von Wien über Linz, Salzburg, München, Stuttgart, Karlsruhe u. s. w. nach Paris. In Salzburg erlebte sie den eigenthümlichen Fall, daß, als sie gerade im Genuß der herrlichen Gegend schwelgte, ein junger Mann aus dem Handwerkerstande sich in ihrer unmittelbaren Nähe von der Baise in die Tiefe stürzte, was einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie darüber ernstlich unwohl wurde. Der Unglückliche gab sich den Tod, weil seine ehemalige Geliebte im Begriff war, einen andern zu heirathen. „Jetzt da er todt war“, erzählt Eila, „wußte jedermann nur Schönes und Lobenswerthes über ihn zu sagen, und viele hätten ihm nun gern geholfen; solange er aber lebte, verleumdete man ihn bei dem Vater des geachteten Mädchens, und obwohl er an zwanzig Thüren anklopfte, so konnte er sich doch nicht ein Anlehen verschaffen, mittels dessen sein Gewerbe selbständig hätte ausüben können. Er hatte dieses Mädchen schon seit drei Jahren geliebt, und sie gab, obwohl sich Freier genug einfanden, jedem einen Korb. Aber endlich brachte der Vater seine Tochter theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen dahin, daß sie den letzten Freier nicht wies.“ Das ist wieder eine jener herzerweichenden Geschichten, die gerade nicht so oft vorkommen, um sie Aitiagegeschichten zu nennen, aber doch auch zu häufig, um sie zu den Seltenheiten oder außerordentlichen Fällen zu rechnen, eine jener bürgerlichen Tragödien, in denen Menschenhärte und Starrsinn auf der einen, Charakterchwäche und überreife Selbstverweigerung auf der andern eine Katastrophe herbeiführen, die das Glück ganzer Familien zerrüttet oder doch einen langen düstern Schatten selbst über ihr Glück hindreitet. Wunderliches Menschenvölk! Da er noch am Leben war, verleumdete sie den jungen Menschen, und nachdem er todt war, diejenigen, die zunächst seinem Tode schuld waren; sie würden ihm auch mit Verträgen zum Zweck seiner Etablierung ein Darlehen bewilligt haben, hätten sie nur genau gewußt, wie und was alles kommen würde; sie sind ja zu jedem Opfer bereit — wenn es zu spät ist.

Da begegnen wir noch einer andern Geschichte, wie sie leider nur zu häufig vorkommt, der Geschichte Mosenegg's, welcher die partigen Anlagen, Grotten und Wasserwerke zu Hellbrunn schuf. Mosenegg erzählt die Verfasserin, habe sich bei dem damaligen Erzherzog, Grafen Dietrichstein, für das Werk 300 Gulden ausbedun-

gen, und fährt dann so schied. Als er indeß die seiner Frau und zwei Monate vor sich hatte, Erzbischof, er möge ihm mit zehn Gulden helfen, so hatte er natürlich die Bitte abgeschlagen, weil lang unvollendet, und weiter arbeiten, nach sechs Wochen bei einer vollenden werde. Dem Militär einen Corpora zum Fleiß anzutreiben, Künstler dem Corpora Kreuzer geben mußte, und Kard im größten Nothig — während die dem sein ganzes Leben widerfahren ließ; jetzt Werten in goldenen W bene Inschrift auf den, wie alle zu prunkvollen das man darben ließ, und heiße Epigramme.

Die interessanteste Partie halt in Paris. Im allgemein ungeheuer, das oben verführer unter greulicher thierischer Fisi die iheuerste und zugleich wohlfeil kann man leichter Millionen u Europa eine Stadt, wo man kann eine herrschaftliche Equipa täglich zahlt, und in einem um 10 Sous durchfahren. Ma einnehmen, und sich für 1 Fr mit der dazugehörigen Toilette selben Genuß kann man sich bei ist der Conducent des D scher ebenso höflich gegen den der herrschaftlichen Equipage. Trinkgeld in ebenso charmanter und in der Italienischen Oper kommenheit auf den bescheiden leude Herzogin in ihre reich Eila sich in der „meergroßen“ daß ihr öfters Thränen in die damals erkannt habe, was mit Alexandre Dumas und Eugenie Duche, welche sich schloß, verbannt es Eila, daß fühlen. Die Kunst, sich und machen, haben ja die Pariser zur Virtuosität ausgebildet. E ger A. Dumas, der ihr bei ihre eben ein Werk aus Eila's W Eila war neugierig, was das will es sogleich herausbringen theil“, sagte Dumas und zwei Händen zurück. Eila öffn nun entspann sich folgendes O Madame?“ — „Nicht im gerin „Lache ich, wollen Sie sagen.“ tes Nachwort?“ — „Das we werth sein; aber ich lache, weil ungarische halten.“ — „Tien und wies ihnen in meiner B an.“ Ein andermal binierte rinnen Duche, Desjaret und Leo

und gerieth in die net Schürze und auf irgendwelcher Spise! Sie in diesem Kochhüten läßt, immer eine er Wäsche hat, die er wert: „Dumas ist ein ermann, vom höchsten fischer und Zimmerfeller. Fuß, was ich daraus auf der Gasse Schritt gen, gewöhnlich sein M. Dumas' „J'ai tana nannte ihn beim einander.“ Mit den vertrautsten Fuß; er der Ducle; auch Frau genannt. Ueberhaupt fischer und Künstler ner und derselben Fac cultus des Grains“, inden Deutschland leucht Schiller in einem end sondern „Lumpen der Frau Bulpovsky

ist reich an Beispielen, welche erkennen lassen, eine wie ganz andere Stellung der Schriftsteller und Journalist in Frankreich einnimmt als bei uns. Freilich halten die französischen Schriftsteller, wie Frau Bulpovsky ebenfalls versichert, auch viel mehr zusammen als die deutschen, nicht etwa aus Sympathie, sondern aus Gründen der Klugheit und des Ansehens. Es gibt natürlich auch Ausnahmen, in welcher Beziehung Eila selbst eine seltsame Erfahrung machte. Bei einer Soirée sagte Schriftsteller A. von seinem Kollegen B.: „C'est un grand coquin!“ und Schriftsteller B. sagte später bei einem Dinner von seinem Kollegen A.: „C'est le plus grand voleur qui existe.“ Der Unterschied ist hier nur der, daß die französischen Schriftsteller sich meist damit begnügen, dergleichen Verschuldigungen mündlich hinter dem Rücken des andern auszusprechen, während deutsche Schriftsteller sie am liebsten gleich brachen lassen und einen öffentlichen Skandal in Scene setzen.

Mit Vorliebe beschäftigt sich Frau Bulpovsky begreiflicherweise mit den pariser Theaterverhältnissen. Sie beschreibt uns z. B. die ebenso luxuriöse als elegante Wohnung der Eugénie Doche. Kein Wunder, daß sie mit solchem Luxus eingerichtet ist, denn sie trat dreihundertmal in der „Cameliendame“ auf und ist zugleich, wie Eila hinzusetzt, „die schönste und eleganteste französische Schauspielerin“, obgleich „auf ihrem fleischgewohnten aamuthvollen Gesicht nicht mehr die Rosen der ersten Jugend blühen“. Die Zeit aber, als Frau Bulpovsky sich in Paris befand, trat Fräulein Doche nicht ein einziges mal auf, „weil man ihr noch keine Rolle nach ihrem Geschmack geschrieben hat“. Sie ist überhaupt seit der Aufführung der „Cameliendame“ nur in zwei neuen Rollen aufgetreten, da sie aber darin keinen Erfolg hatte, so ruht sie auf den Vorhern oder vielmehr den Goldkäden aus, welche die „Cameliendame“ ihr einbrachte, und zieht es vor, Ratt sich für die Kunst abzugeben, „in ihrer einem kleinen Kempalast gleichenden Wohnung von Zeit zu Zeit prächtige Soirées zu geben“. Findet ihr nicht das Los einer solchen pariser Baudovillistin höchst beneidenswert? Aber die glänzende Rebaille hat auch ihre schmutzige Kehrseite, und wenn auch Frau Bulpovsky es nicht in Worte fassen kann, daß die Stellung der französischen Schauspielerinnen eine sehr angenehme sei, so fügt sie doch hinzu: „Aber man muß dazu geboren und erzogen sein, und ich möchte sie trotz ihres äußeren Glanzes nicht annehmen. Ich erblicke zwischen den Rosen, über welche meine französischen Berufsgefährtinnen leicht dahinschreiten, so häßliches Gewürm, daß ich davon zusammenfandere.“

Ueberhaupt scheint der Verfasserin die Schauspielerkunst in Paris gegenwärtig auf einer sehr niedrigen Stufe zu sein. Durch die Lässigkeit der Regie wird zwar, namentlich im Théâtre français, immer noch ein gutes Ensemble erzielt, infolge des Geschicks, womit die Directionen die Reclame treiben, wie der Vergnügungs- und Bekannungsgeist des pariser Publikums füllt sich zwar die Theater, aber es fehlt gänzlich an irgend hervorragenden Talenten. Eila wollte es ihren Kollegen freilich nicht glauben, als dieser nach seiner Rückkehr von Paris ihr sagte, die Aufführung von „Demi-monde“ habe ihn durchaus nicht zufrieden gestellt; sie habe aber bei ihrer Anwesenheit in Paris die Erfahrung selbst gemacht, „daß es so noch glimpflich ausdrücke. Freilich“, fährt sie fort, „daß in der Rolle der «Baronne d'Angen» wenigstens die Rose Chén, einen Liebling des Publikums gesehen, aber die, welche ich in dieser Rolle sah, war weder eine «rose» noch «chén», sondern eine schrecklich affectirte, mittelmäßige Schauspielerin ohne alle Eleganz, jedoch mit um so mehr Manieriertheit.“ Im Dome wohnte sie einer Darstellung von Schiller's „Rabele und Lich“ bei, und sie sagt davon: „Wenn man nur mittelmäßig geputzt hätte, so hätte ich mich ohne Zweifel gedrückt; aber was ich da sah und hörte, war so schlecht, daß es in mir wie in einem Kunstverständigen nur Heiterkeit verursachen konnte... daß man es gewagt hat, Schiller, welchen die Franzosen «groß» nennen und den sie für den deutschen Shakespeare halten, durch eine solche Vorstellung gerade damals in seiner Grabesruhe zu stören, als man ihn in Weimar auf das Friedhof der Unsterblichen erhob, das könnte unter andern Umständen ein ocam belli sein.“ Sie beschreibt die Darstellung sehr dröckig: „Der arme Kram war sowohl in Betreff des Aussehens als auch des Spiels abschreckend; wahrscheinlich hielt er sich für einen heidelsberger Burschen, und da sein Vater, der Präsident, ihm mit dem Rußstocher immer unter der Nase herumfuchtelte, so verwandte er sich hierfür bei der Lady, der er Klippenhöhe verkörperte.“ Auch der alte Rufus, der Secretär waren nicht besser, zum Theil noch schlechter, nur Tyren, der Darsteller Rals's, spielte gut. „Eine ähnliche Vorstellung“, fährt sie fort, „sah ich im Cirque impérial, wo man den «König Lear» des großen britischen Dichters kleinlich bis zur Zwerghaftigkeit anführte. Wenn Schaffpeare diese Vorstellung gesehen hätte, so hätte er, um Wert gewiß verlengnet.“ Sehr richtig bemerkt sie: „Ich glaube, die Dünkelhaftigkeit der Franzosen, der zufolge sie sich für die erste Nation der Welt halten, die von andern nichts zu lernen braucht, führt das Resultat herbei, daß jede französische Vorstellung eines nichtfranzösischen Stücks unter aller Kritik ist. Hingegen scheuen wir, sowie auch die Deutschen, keine Mühe, wir erschöpfen alle Studien, um uns in die Eigenschaften der Rolle, in den Geist des Stücks zu versetzen.“ Dagegen rügt sie die dreinundsechzigjährige Desjart im Theater des Variétés, namentlich durch ihren zum Herzen bringenden Gesang; doch müssen wir in Bezug auf ihre übrigen pariser Beobachtungen und Eindrücke, wozunter auch ein Zusammenreffen mit Jules Janin, ein Besuch am Krankenbette der Rachel u. s. w., den Leser auf die Schrift selbst verweisen.

Ihre Rückreise führte sie über Brüssel, Bonn, Köln u. s. w. zuvörderst nach Frankfurt, von dem sie sagt: „Rohs und Lebensweise erinnern da viel mehr an Paris als an Deutschland; aber die vielen Gärten, Promenaden und Parks erlauben es wieder nicht zu vergessen, daß man in Deutschland ist. Selbst die kleinste deutsche Stadt erhält durch die überall aufstehenden Gärten und Baumplantagen ein liebliches Aussehen. Der bedeutendere Stadt Ungarns sollte ihren Bürgermeister in Deutschland reisen lassen, und es würde gar nicht schaden, wenn Rath hiermit den Anfang machte.“ Von Frankfurt reiste sie über Kassel nach Hannover, wo sie bei der Erbschaft abging, welcher sie bereits in Pech das Versprechen gegeben hatte. Eila bemerkt: „Ich sah sie als Grille, die nicht ganz für sie paßt, und als Emilie Gafotti, die für sie geschrieben scheint. Sie wurde noch der Vorstellung zwanzigmal (!) gerufen. Unendlich wohl that

nur nach den Pariser und den bisher erschienenen deutschen Vorstellungen das Spiel einer wahren Künstlerin, und zwar meiner Freundin, gegen welche nicht der leiseste Schatten von Neid in meinem Herzen Platz hat." Dann begab sie sich nach Hamburg, über deren Bevölkerung sie bemerkt: „Die Einwohner Hamburgs sind sehr herzlich und freundlich, nur die Dialekt sind grob." Das ist immer noch besser, als wenn sie umgekehrt hätte sagen müssen: „Die Dialekt Hamburgs sind sehr herzlich und freundlich, nur die Einwohner sind grob." Es weist erstreckt sich die Kultur an vielen Orten Deutschlands noch nicht, daß auch die Kutscher höflich und zuvorkommend wären, wie noch die Verfechter der Verfasserin die Kutscher in Paris. Ueberhaupt gibt es wol leider bei den Deutschen die verhältnismäßig große Zahl von Individuen, welche wol artig sein könnten, aber grob sind aus Prinzip und sich wunderlicherweise auf ihre Grobheit so viel zugute thun, wie andere auf ihre Urbanität. Daß dies übrigens vom Einnahme aus auch das Recht gesehen werden will, jeugt von einer ganz besondern Echtheit. Sie besuchte weiter Berlin, wo sie Theodor Mundt, „den tiefen Kenner der Schauspielkunst", nicht traf, dafür aber mit Döring, von dem sie sagt: „Ganz Deutschland verehrt ihn, in ganz Europa kennt man ihn", und mit Frau Fried-Wilmann persönlich bekannt wurde, von welcher letztern sie meint, daß sie außer der Bühne vielleicht noch liebenswürdiger sei als in ihren Rollen. In Leipzig, von dessen Persönlichkeiten sie nur G. Whistling als einen der „geistreichsten" Journalisten nennt, brachte sie nur einen halben Tag, in Weimar drei Tage zu, die sie zu ihren angenehmsten rechnet. Sie fand dort „viele gute Menschen, eine sehr gebildete Gesellschaft und Herzlichkeit und Freundlichkeit"; ihren „großen Landsmann" Eißig, den „Mittelpunkt des weimarer Kunstlebens", traf sie zuerst auf der Straße, in Begleitung seiner Tochter, einer „lieben anmutigen Gestalt" und des Hrn. von Bülow, „dessen Name sich auch in Pöhl Anerkennung errungen hat".

Die letzten Blätter des „Reisetagebuch" betreffen Dresden, wo sie unter andern Gustav Kühn, dessen „Demetrius" sie mitnahm, um ihn ins Ungarische zu übersetzen, und seine „Liebenswürdige Handlungen" kennen lernte, die, als sie eintrat, eben einen Roman von Solai in Händen hatte, was ihr, „die schon so viel gelesen hat", bei der Lagerstätte zur besondern Empfehlung gereichte. Die Theatervorstellungen, denen sie beizuwohnte, entsprachen nicht ihren Erwartungen, bis auf Daxoson, der natürlich eine „glänzende Ausnahme" machte. Bei diesem „großen Künstler" und seiner Gattin fand sie eine herzliche Aufnahme; dagegen traf sie Emil verrent, „welchen das pekthre Publikum noch besser kennt als wir", zu ihrem Bedauern nicht an, da er gerade in seinen Gastrollen gab. Wir führen diese Personalien besonders deshalb an, um die betreffenden Individuen auf das leicht aber ungenügend geschriebene Büchlein, wenn es durch einen Zufall zum Augenmerk entgangen sein sollte, aufmerksam zu machen; da weil diese Personalien immer noch mehr interessieren dürften, die Beschreibungen von Kunstgegenständen und Merkmalen, welche die Verfasserin obgleich nur sehr flüchtig berührt. Im übrigen kommt sie auf Anlaß der dresdener Bühne einmal auf den Vorzug der größten deutschen Theater zu reden; sie erblickt ihn in „jenem Ernst, mit welchem die arischen Reiter, die Schauspieler, die Schriftsteller und das Publikum, wenn auch nicht immer ein Erfolg erzielt wird, doch den entschiedenen ersten Willen zeigen, der Kunst und literarischen Interesse zu dienen". Wenn man gerade anders kommt und mit eigenen Augen angesehen hat, in welche ihnen auf den dortigen Theatern die Tragödien Schiller's und Shakespeare's verwandelt und daß selbst kaum noch die nationalen ide aus der zweifelhafte Demetrius-Rolle-Spieler leidlich darstellt werden, wenn man überhaupt mit der Corruption der deutschen Theaterzustände genauer bekannt zu werden Gelegenheit hatte, dann mag diese und schmeichelhafte Ansicht relativ gerechtfertigt erscheinen. A. M.

Zur Geschichte der jenseitigen Theologie.

Die jenseitige Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Eine Festgabe von Gustav Frank. Leipzig, Vertriebs- und Händl. 1858. 8. 20 Rgr.

Von den unvergeßlichen, wenn auch verflüchtigten Festhalten der jenseitigen Jubelstunde haben eine Anzahl Schriften einen festlichen Nachklang bewahrt, dem Mitleidenden als eine liebe Erinnerung, als einen Ursprung des Abwesenden. Und wie die Festfeier selbst der Gegenwart eine bedeutungsvolle Mahnung wurde zur Vergleichung mit der Vergangenheit und zur gerechten Würdigung beider, so können auch alle jene Schriften, auf die von dem Feste her ein besonderes Licht fällt, wieder jene Bedeutung erneuern und auch überreicht dieselbe in das rechte Licht setzen. Nicht die erhöhte Stimmung der Feststunde nur, die jede Disharmonie eines entgegengesetzten Standpunktes verschmälern lassen mußte, nicht der begeisterte Ausdruck der Feierlichkeit, deren würdiger Verlauf immerhin als ein bezeugtes Zeugnis angesehen werden mag, darf der Standpunkt für eine Beurtheilung sein, sondern die ruhige und besonnene Prüfung muß das Urtheil bilden und kritisieren, das dann, gleichweit entfernt von Misgunst und Parteilichkeit, wie von dem heraufstrebenden Einfluß der Feststunde, allein Anspruch hat ein gerechtes zu sein und Irrthümer aufzupfeilen.

So ist es daher gewiß ein glücklicher Festgabe gerade die geschichtliche Theologie zu geben, die in ihrer in Recht Gegenstand einer ununterbrochenen aber auch so verschiedenartigen Beurtheilung, jezt eine solche Darstellung von der erhöhten Wichtigkeit sein mußte. Disziplinäre Forschung, auf deren geistliche Einflüsse erleuchteter Fährten in der Gegenwart und der Vergangenheit geistige Orde in reicher Fülle geruht ist, hat nun an einem ihrer eigenen Söhne eine berechtigte Stimme gefunden, die uns mit jugendlichem Geiste, der seiner Heimat Charakter unverkennbar trägt, die Geschichte der jenseitigen Theologie erzählt, und wenn das Buch für seinen Gegenstand von unserer Zeit Aufmerksamkeit beanspruchen darf, so muß auch hinzugefügt werden, daß die Liebe und Frömmigkeit, welche in des Verfassers Dank für seine geistliche Vaterstadt warm glüht, den rechten Ton und Ausdruck zu solcher Schilderung getroffen hat. Wir finden in dem Buche, das diesen Gegenstand zum ersten male in seiner Gesamtheit betrachtet, neben der wissenschaftlichen Forschung vielfache Spuren eines frischen Lebens, das uns warm umweht und einen Blick in das dem gesegneten, reichen Theorien bringt. Der Verfasser, der seitdem selbst in die Reihen der jenseitigen Theologen getreten ist, hat es verstanden, nicht bloß den Stoff rein geschichtlich auseinander zu ziehen, sondern er läßt uns einen Blick thun in den Charakter der einzelnen Persönlichkeiten und gibt uns meist mit kurzen Worten ein ebenso getreues wie lebensvolles Bild. Durchgehende Aufmerksamkeit im strengsten Sinne zu erwarten, mahnt der Verfasser selbst ab. Dagegen bietet er im Gegensatz zu schon vorhandenen älteren Schriften über denselben Gegenstand, die neben einigen trefflichen Abhandlungen über einzelne Abschnitte in ihrer chronologischen Darstellung nur das äußerliche beschäftigen und daher nur wenig Ausbeute liefern, den Kern zur Schau, den innern Entwicklungsengang der jenseitigen Theologie, sowie dies bei Betrachtung eines geistlichen Lebens in örtlicher und von Zufälligkeiten mannichfach abhängiger Verknüpfung möglich war.

Natürlich mußte auch die Philosophie in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, deren Einfluß auf die gesamte Gegenwart sich auch die Theologie nicht entziehen konnte, und für deren Darstellung nicht das Interesse zu erregen, sondern das rechte Maß zu treffen nur Schwierigkeiten haben konnte. In dessen hat auch hierin der Verfasser glücklich die rechte Mitte getroffen, um nicht neben schon anderwärts Gehörtem zu wie-

berholen oder in Vergleich mit andern Perioden des eigenen Buchs allzu kurz zu werden.

Es wird nun die Geschichte der jenaischen Theologie in vier Perioden betrachtet. Gleich die erste versetzt uns in eine Zeit heißen Ringens. Die Jugendzeit der Universität ist von wilden Stürmen beherrscht und gefährdet, die stabilen und klüßigen Elemente in der lutherischen Kirche machen sich geltend, „die Geister Luther's und Melanchthon's kreiten um den Besitz Jenas“. Die damaligen Koryphäen, Flacius an der Spitze, erweisen sich als eifrige Zionswächter lutheranischer Rechtgläubigkeit gegenüber einer mildern Ansicht von Erbsünde und freiem Willen, wie sie namentlich Victorin Strigel vertrat. Nachdem Melanchthon aus Friedensliebe und Anhänglichkeit nach Wittenberg zurückgekehrt war, bewirkte die strenge Partei noch im Jahre 1558 ein Confutationsbuch als Verpflichtungsformel der Universität, welches mit seiner Verdamnung von neun Irrthümern unter dem Namen der Abiaphoristen und Synergisten auch Melanchthon und die freieren Jenerer traf, und durch welches Flacius einen Idealsaat lutherischer Observanzorthodoxie zu begründen hoffte. Verfolgung und Martyrium waren die Folgen. Die Spaltung ergriff zuletzt sogar das Volkseben. Wie man jetzt politisiert, wurde damals dogmatisirt, ähnlich wie in Byzanz zur Zeit des Arianismus. Das Bauernthum spaltete sich in Subkavianer und Accidentianer. Die Facultät ergänzte sich im Sinn des Flacius, bis die veränderte Ansicht des Hofes und das Ermannern der Universität gegen das Inquisitionstribunal der jenerer Bedoten eine Reaction herbeiführte, die auch den Orthodoxen die Härte der Verfolgung fühlen ließ. Indessen traten sie kühnlich auf gegen die fürstliche Annahme der Schlüsselgewalt. „Sie drohten mit Gottes Bohn und stellten als dessen Vorboten hin: die Stadtgraben um Weimar hätten ja erst kürzlich Blut geschmeckt und die Störche wären aus der Stadt noch dem Galgen gezogen; auch hätte man an den Wienen lürlische Bunde wahrgenommen, dies seien lauter traurige Zeichen, die ein großes bevorstehendes Unglück ankündigten, sowie die vielen Dienen und Schlangen, welche in diesem Jahre auf die Bäume gefroren seien, ganz sichtbar die Schlangenbrut im Kirchenparadiese abbildeten, durch welche die Seelenpreise verdorben würde. Auch ward der Herzog gelegentlich an die vierzig Knaben von Weisel erinnert, welche wegen Verpottung Ulis von Bären zerrissen worden und an die drei Haupeleute mit ihrer Schar, auf welche Ulas Feuer vom Himmel herabgerbetet habe.“

Doch umsonst! sie mußten weichen, Musäus, Wigand und Flacius der Mohn mit dem Geiste Gregor's und Innocenz' und

Die zweite Periode 1573 — 1677 schildert Im mehr Herrschaft der Orthodoxie. Die verworfne Facultät war constitutirt. Die Concordienformel wird im herzoglichen Lande überall angenommen; ein einziger Schulmeister in Jena verweigert die Unterschrift. Indessen urtheilt das Land über die Folgen:

„Nachdem durch die Eintrachtsformel alle Widernisse abgestoßen, die Kämpfe und Krämpfe gesiegt und durch Verdamnung der milden Melanchthon'schen Lehre ein Ferment zu einer Weiterentwicklung vernichtet war, so war der lutherischen Kirche jene kalte Friedhofslage da, und unterbrochen durch das ekelhafte Gebeiß einer jenenischen Polemik. . . An dieser allgemeinen Erstarrung rettete auch gute Theils Jena, nur daß gerade hier durch die unfruchtbare Wüste lutherischer Scholastik mehr als sonst der Weg durch grüne, saft- und kraftvolle Oasen führt zu dem ehernen Panzer der Orthodoxie der warmen frommen Frömmigkeit.“

Es genügt hierfür der Erinnerung an einen Mann Johann Gerhard. Im weiteren Verlaufe werden jedoch in innerkirchlicher Polemik und Entscheidungen über Ideologischer Rechtgläubigkeit Gutachten über ein bestimmtes Problem angeführt, deren Entscheidung bei der nächsten Frage dem Scharfsinn der Antwortenden alle Ehre. Im dreißigjährigen Kriege erbittet sich Johann Gerhart ein politisches Gutachten über seine Stellung zum Lande der theologischen Facultät, die unter Anführung einer Stelle und von acht Gründen antwortet, ohne irgendwelche Zweifel über ihre Competenz zu zeigen. Endlich werden in Leipzig und Wittenberg zu einer Paränese an die Land zu Arnheim und Marburg, welche mit Zurücksetzung der scheidungslehren eine Conföderation angestrebt hatten, und namentlich deren Einwilligung in die Unterlassung der Ulenchus, d. h. einer namentlichen Widerlegung und Beseitigung der Reformirten, als eines unveräußerlichen Strichs des Amtes, wozu der Verfasser bemerkt, die Rintener hätten in veranlaßt gefunden, auf diese heilsame Ermahnung mit eine Silbe zu antworten.

Indessen läßt sich bei allem Eifer für den orthodoxen haben, worin diese Zeit ihren ausschließlichen Ruhm mal setzte, ein milderes Element auch schon in dieser nicht verkennen, eine Vorbereitung auf die folgende 1677 — 1758, deren Färbung dem Syncretismus und

der offiziellen Sprache der kirchlichen Gesetzgebung bedienend, *h. problemum* und *damaunus* begonnen hatten. Dem gegenüber machte das Herz seine Rechte geltend, und in Jena zeigte sich bald genug der Rückschlag des Pietismus. Namentlich der *istoriker Sagittarius* hatte den Muth, sich für denselben zu setzen und ihn für das wahre Wesen des Christenthums zu erklären. Die Facultät schwieg, und auch als Kurfürsten riefen, lesen Menschen wegen seines verübten Frevels gebührend abzuurtheilen und bei namhafter Strafe ihm die Abirung solcher die Ehre der Kirche einzig abzielenden Schriften zu legen", gegen ihn sein Leid. Indessen erst das Jahr 1705 brachte Jena Segnungen des Pietismus durch Berufung zweier ausgezeichneten Persönlichkeiten, nachdem eine Zeit gegenseitiger Prostitution der Professoren das Bild eines Gelehrtenstaats in arger Verirrung gegeben und Jena zur „Canailleuniversität“ gerathen hatte. Jene beiden Männer sind Michael Frisch, ein Antitrübde gleich ein Friedensmännchen für die evangelische Kirche war, und Johann Franz Buddeus, der alle Vorzüge, aber alle Mängel des Pietismus in sich vereinigte und sie natürlich im Kampfe mit Wolff an den Tag legte. Dieser Kampf wurde von J. G. Walch fortgesetzt, der aber seinem streng orthodoxen Standpunkte gemäß sich auch gegen die „Herrnhautigkeit“ Zinzendorf's wandte, dessen Besonderlichkeiten und „geist-Präpationen“ ihm diesen als einen Kottengriff und Verirrung erscheinen ließen.

„Als gemeinsame Signatur dieses Zeitraums stellt sich uns ein effectliches Verhältniß zwischen dem Alten, das man aufgeben, und dem Neuen, das man nicht ohne weiteres will. Zwar sein Theologe hat . . . von den Grundsätzen und Hauptfragen des orthodoxen Lehrgebäudes sich losgerissen, aber die polemische Orthodoxie hatte sich in dem Kampfe mit dem Synkretismus speculativ, in dem Kampfe mit dem Empirismus praktisch und auch vor den Vinderegebildeten ihr Recht ausgesprochen.“

Ein unendlich reiches Geistesleben drängt sich zusammen in diese Periode 1758 — 1858, welche Jena als die Burg der wissenschaftlichen Theologie schildert, und mit Recht sagt der Herr in Bezug auf die Giganten jener Zeit, „die den Ossaiten auf Pelson“: „Wer es unternehmen wollte, die ganze dieses geistig gewaltigen Lebens zusammenzufassen in einem, es würde ihm geben, wie dem Wlbnr des olympischen, als er nicht finden konnte, Unendliches hineinzuweisen.“

Die erste That des neuen Zeitraums ist die Ausföhrung offischen Philosophie mit der jensaischen Theologie, worauf sie sich auf dem Rathgeber gewaltig in die Brust wirft. Der ist der Glanz des Dreiecks Griesbach, Döberlein und r. Seitdem aber die Theologie ihre Centralwissenschaft philosophischer Basis zu erbaun unternahm, wurde ihre Entwicklung durch den Fortschritt der Philosophie wessentlich, die freilich, nachdem die Wolff'schen Grundsätze der Neuheit verloren, in dem „gesunden Menschenverstand“ und höchsten eine geschmackvolle Popularität

„Das subjective Ich stellte sich in den Mittelpunkt, der Mensch ward wiederum das Maß aller und die Welt sah ein zweites Zeitalter der Sordität“, die Chaos der Meinungen das ordnende Princip Kant's, „des Störenden“ trat. Zwar wurde er selbst durch anderweite in Jena ausgeschlossen, aber Reinhold hat seine Philosophie eingeföhrt, und „indem Kant dem unklaren Streben der Ausgleichung mit dem Zeitbewußtsein eine feste Richtung und an die Stelle der herabgeworfenen Offenbarung als das Fundament der Religion substituirte, ist er der wahre wissenschaftlichen theologischen Rationalismus“, von welchem Paulus den Uebergang zum vulgationalismus bezeichnet.

Schlusse des Jahrhunderts ist Jena aus einem unfreien geworden, manchem ein allzu freies. So dem Super-Schneider in Gienach, der „nach dem zweifelhaften Ruhme

eines Wölner Strebens“ im Jahre 1794 das Conkfortium zu einem Schreiben an den Rector Karl August bewog, welches die Jenerser der Neologie beschuldigte und sie zu bedenklichen Beantworte, daß sie der reinen Lehre nach den Symbolischen Büchern getreu bleiben sollten. Zweimal innerhalb 14 Tagen ward die Sache in Erinnerung gebracht. Ein eisenachisches Gutachten bekräftigte hierauf das Ueberhandnehmen der Gleichgültigkeit in Glaubenssachen und der Veringschätzung der christlichen Religion besonders zu Jena, und zwar sagte es: „Lehrer der Theologie, der morgenländischen Sprachen und der Philosophie suchen den Grund der christlichen Religion zu untergraben und die neuentamentliche Geschichte Jesu, obwohl auf die unklügliche Weise, lächerlich zu machen; die höchst unsichern Grundsätze der Kant'schen Philosophie, wodurch die studirenden jungen Leute zu Jena auf den Pantheismus und Atheismus geleitet und ihnen die Köpfe ganz verschoben werden, auf die Bibel und die daraus hergeleitete christliche Religion zu propfen; and, mit einem Worte, die christliche Religion abzuschaffen und dagegen die Träumereien einer Religion der Vernunft einzuföhren.“

Als Mittel gegen dieses furchtbare Uebel wurde eine nachdrückliche Verwarnung, resp. Drohung an die Betreffenden, „über deren Namen ja nur die jungen Candidaten eiblich zu vernehmen wären“, die Einsetzung einer höhern Polizeianstalt und Verdrückung der Befinnungsgerichtigkeit bei der Berufung akademischer Lehrer empfohlen. Das weimarische, von Herder redigirte Gutachten suchte dagegen die Quelle der wachsenden Irreligion ganz wo anders, als in den Lehrmeinungen einiger Professoren, und bezeichneter dorum „Strafpräcepte gegen die akademischen Lehrer wegen ihrer bekannten Behutsamkeit im Unterricht als unnöthig; weil heimlich ausgebreitet und mit kalter Besonnenheit verlarvtes Gift gefährlicher wirkt, als ungewöhnlich; endlich als dastaltliche, die Horkerei und Verleumdung befördernde Misstrauensäußerungen für die Akademie als nachtheilig“.

Karl August ließ die Sache ad acta legen, wo sie geblieben ist. Dagegen verschlehte man von der andern Seite nicht, einen Studentenkravall im Jahre 1795 bei der Gedächtnisfeier der studentischen kürmischen Seccasio nach Mohra der kritischen Philosophie schuld zu geben, „welche das Refonnieren über Gesetze und gesellschaftliches Verfahren lehre“.

Die Namen Fichte, Schelling und Hegel, zu denen noch Fries kommt, verdrängen diese Erbärmlichkeiten. Die Theologen indessen schritten über Kant nicht hinaus, den sie speculativ nicht erreicht

sada
mus
h
format
den
A
läuft
rend
A
lität
h
and
ai
S
gie
im
Worte

Universität Jena, wiewol ursprünglich unter der Herrschaft des Buchstaben und für dieselbe gestiftet, hat sich dann allmählich immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gelehrte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwicklung von ihm geblieben.“

Daran schließt sich nach einigen Worten der Vertheidigung für Jena, „das Gallia der Heiden“ gegen den heiligen Zorn des Confessionalismus, eine gedrängte, kernige Charakteristik der jetzigen Jenerser, vor allen Dase's, und eine Hindeutung auf die künftige Aufgabe der jensaischen Theologie, wie sie Rückert in seinem ihr gewidmeten Buche ausgesprochen: „Sie soll theils evangelische Wissenschaft sein, d. h. kritischer Fortschritt, frei und furchtlos zur Vollendung föhrend das Werk des 16. Jahrhunderts.“

erschöpft. Viel des Herrlichen ist auch neben Schiller und Goethe geschaffen worden, und wenn man den Montheismus halt des Polytheismus in der Literatur einführen und entweder nur Goethe oder nur Schiller oder gar nur Heine oder sonst einen dritten zum Gott Jehaoth dieser Literatur ausrufen wollte, so würde man, mit einer leichten Kränkung, hierauf die beiden Zeilen aus den „Göttern Griechenlands“ anwenden können:

Einen zu bereichern unter allen
Müßte eine Dichterstelt vergehn!

M. M.

Bibliographie.

Abrecht, H., Meisina. Luxemburgische Sage aus dem 10. Jahrhundert. Ludwigslust, Hinckorf. Gr. 16. 15 Ngr. Aphorismen über Katholicismus und Protestantismus. Von einem Laien. Frankfurt a. M. 1858. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Fachner, H., Udalrich II. von Aquileja und Otto von Reichenbuch. XII. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Frederik ober Pflicht und Gehmuth. Nachen, Cremer. 12. 12 1/2 Ngr.

Golz, A. Freih. von der, Thomas Wigenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's, in Mittheilungen aus seinem Briefwechsel und handschriftlichen Nachlasse, wie nach Zeugnissen von Zeugnissen. Ein Beitrag zur Geschichte des innern Glaubenskampfes christlicher Gemüther in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1ter Band. Mit der Silhouette Wigenmann's. Göttingen, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Gesefiel, G., Französische Hof-Geschichten. Berlin, Wagner. 8. 20 Ngr.

Jähns, M., Reinhardt. Berlin, A. Dunder. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

James, G. P. R., Lord Montagu's Page. Ein historischer Roman. Deutsch von C. Sasse mihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr.

Jiffe, E. F., Geschichte der deutschen Bundesversammlung, insbesondere ihres Verhaltens zu den deutschen National-Interessen. Ite Lieferung. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Jörg, E., Fraunhofer und seine Verdienste um die Optik. Eine literarhistorische Abhandlung als Inaugural-Dissertation. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Karajan, T. G. v., Maria Theresia und Graf Sylvatouca. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1859. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe der Kaiserin und des Grafen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 14 Ngr.

Kittel, Maria Gabriella, Das Schiff im Archipelagus. Ivelles. Leipzig, Häbner. Br. 8. 27 Ngr.

Kud, M. v., A. E. I. O. U. Austriae est imperare orbi universo. Alles Ordreich ist Oesterreich Unterthan. Berlin, Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Mühlfeld, J., Aus dem Schülerleben. Biber. Leipzig, Häbner. 16. 10 Ngr.

— — Wilde Beilchen. Ein Frühlingsfranz. Leipzig, Häbner. 16. 10 Ngr.

Müller, B., Das Elend zu Paris und die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten zur Bekämpfung desselben. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Zustände unserer Zeit. Nach den Veröffentlichungen des Caplan Abbé Mullois und eigenen Beobachtungen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfeffel-Album. Gaben eilsässischer Dichter, gesammelt von Klein. Mit dem Portrait Pfeffel's. Colmar. Gr. 8. 2 Ngr.

Quandt, J. G. v., Wissen und Seyn. Eine realistische Handlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus. Dresden, Durbach. Gr. 8. 15 Ngr.

Rode, A. v., Don Gonzalvo von Cordova. Epos in

25 Gesängen. Nach dem Französischen metrisch bearbeitet. Berlin, Peters. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Römer-Büchner, B. J., Die Vogteigerichte. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 12 Ngr.

Rosen, L., Werner Thormann. Ein Roman. Drei Bände. Breslau, C. Trevenant. 8. 4 Thlr.

Scharfenberg, J. F. A., Geschichte des Herzogthums Modena und des Herzogthums Ferrara. Bis zum Jahre 1815. Mainz, Kirchheim. 8. 26 Ngr.

Schmidt, A., Elßaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Leipzig, Zeit u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Theokrit'sche Studien. 1. Theokrit's 15tes Idyll: „Die Syrakuserinnen“ übersetzt von J. B. Hebel. 2. Eben- desselben 3tes Idyll: „Des Ziegenhirten Liebesklage“ oder „Amaryllis“, metrisch übertragen und Anmerkungen zu Idyll 15 beigegeben von F. Weissgerber. Freiburg im Br. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sybow, Wilhelmine v., gen.: Idore Groenau, Die Marktemberin. Eine Volkserzählung. Leipzig, Häbner. 8. 20 Ngr.

Taubert, D., E Lorgau und von : zur Gedenkfeier der 12. August 1759. Torj Walter, F., Das Rechts- und Kirchen- 2 Thlr. 20 Ngr.

Wild, J., Dichtungen. 1ter Band. Trier. Gr. 16. 20 Ngr.

Wild, J. K., Dr. Jacob Heilbrunner. Ein Held unter den Streikern Jesu Christi. Mit Heilbrunner's Bildniß. Leipzig u. Dresden, Raumann. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Mein Preß-Prozeß nach den Acten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Erörterung der Fragen über Verfassung und Reformen in Oesterreich. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung. Sendeschreiben an Herrn Baron von Cotta. Frankfurt a. M., Brünner. 8. 7 Ngr.

Die Garantie-Frage. Von einem Unterthanen Oesterreichs. Biel. 8. 3 Ngr.

Saubold, M., Die böse Noth der schweren Zeit. Ideen über die fortwährend erneuten Krisen der Gegenwart, deren wahre Ursachen und endliche Fernhaltung. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kalb, L., Die Unentschiedenheit, ein Hauptgebrechen unseres Volks in dieser Zeit. Predigt, gehalten in der Weißfrauenkirche über Luc. 7, 18—25, am 26. Juni 1859. Frankfurt a. M., Brünner. 8. 3 Ngr.

Kraft, J., Wie urtheilt der Glaube über den Krieg? Predigt, am fünften Sonntag nach Trinitatis gehalten. Berlin, Berendt. 8. 2 1/2 Ngr.

Das Lied von der Wolle. Festgesang in Form der Schiller'schen Ode auf Sachsens blühende Manufakturen. Leipzig, Wengler. 16. 2 Ngr.

Nach dem Frieden. Ein Gespräch. Berlin, Springer. Br. 8. 2 1/2 Ngr.

Preußens Nachtentfaltung und der Friede. Eine Denkschrift für das deutsche Volk. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Was hat Preußen gesagt — gethan? Preußens Politik gegenüber Oesterreich und Frankreich. Ein Beitrag zur jüngsten Geschichte. Leipzig, Kollmann. 8. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Neues Abonnement auf das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker.

Es eben erschien das erste Heft eines neuen Abonnements auf die dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage dieses Werks.

Einer besondern Empfehlung dieses berühmten Werks bedarf es nicht mehr: dasselbe hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände“ ist das Staats-Lexikon mit Recht ein

unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht bloß für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger“, „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat“. Die dritte Auflage wird wieder von Welcker redigirt, unter Mitwirkung der früheren und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Namen der deutschen Wissenschaft befinden.

Die dritte Auflage des Staats-Lexikon erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend.

In Hinblick auf die in neuerer Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagehandlung entschlossen, ein

Neues Abonnement
auf die dritte Auflage des Staats-Lexikon
zu veranstalten.

Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Das erste Heft und ein ausführlicher Prospect sind in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und des Auslandes zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im September 1859.

J. J. Brockhaus.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Auctore L. Pfeiffer.

Vol. IV. Pars II. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Auch unter dem Titel: *Monographiae heliceorum viventium supplementum secundum etc.*

Ein Supplement zu der ausgezeichneten Monographie Pfeiffer's über die Heliceen. Die früheren drei Bände (1847—53) kosten 15 Thlr.; Band IV, Theil I (1859) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Reise - Bibliothek: Die Donau von Wien bis zur Mündung.

Von Adolf Schmidt. Preis 10 Sgr.

Der Verfasser liefert hier die Fortsetzung seiner früher ebenfalls in der „Reise-Bibliothek“ erschienenen Schrift: „Die Donau von Ulm bis Wien“ (Preis 10 Sgr.), indem er die Donaufahrt von Wien nach Pesth, Belgrad, Orsova, Giurgewo, Galatz bis zur Mündung schildert, zu welchem Behuf er diese Strecke sieben wiederholt besuchte.

In demselben Verlage erschien außerdem:

Brockhaus' Reise-Atlas:

Die Donau von Donauwörth bis Passau. Führer für Reisende auf der Donau von Donauwörth nach Ingolstadt, Regensburg und Passau. (Karte mit 4 Abbildungen in Stahlstich und Text.) Preis 5 Sgr.

Die Donau von Passau bis Linz und Wien. Führer für Reisende auf der Donau von Passau nach Linz und Wien, auf der Eisenbahn von Linz nach Gmunden, sowie nach Ischl und Hallstatt. (Karte mit 6 Abbildungen in Stahlstich und Text.) (Doppelblatt.) Preis 10 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien. Für Freunde der Geschichte der Menschheit dargestellt von Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.

Zweiter Theil. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

(Der erste Theil kostet 2 Thlr. 20 Ngr.)

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weiten Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bis jetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Kulturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Kulturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Kultur in ihrer historischen Entwicklung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten von etwa zwei Dritttheilen der gesamten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen inneren Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, erscheint ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit und wird jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

M. Solitaire's

sämmliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig reccurirt sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschienen von Solitaire: „Erzählungen der Licht.“

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 39. —

22. September 1859.

Inhalt: Zur Dramaturgie. Von Hermann Marggrew. — Der Kirchenliederdichter Philipp Nicolai. Von Leo Schestak. — Moderne Dollen. — Ketzten. (Hornay und Bernhagen über ultramontane Geschichtsschreibung; Julius Rupp contra „Grimm'sche“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Dramaturgie.

1. Ifland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstags am 19. April 1859 zusammengestellt und herausgegeben von Karl Dunder. Berlin, Dunder und Humblot. 1859. 8. 1 Thlr.
2. Kritiken und dramaturgische Abhandlungen von H. Th. Rötscher. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Zur Auswahl. Stützen und Artikel von Thaddäus Kau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8. 1 Thlr.
4. Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Bremer'sche Kritik der Dramen Goethe's. Von Karl Wilh. Boudamm. Regensburg. 1859. 8. 7½ Ngr.

Seitdem Lessing seine „Dramaturgie“ geschrieben und behauptet hat, daß die Deutschen keine nationale Bühne haben könnten, ehe sie nicht eine Nation geworden, und seitdem Schiller die Forderung aufstellte, daß die Bühne als eine moralische Bildungsanstalt zu betrachten oder zu einer solchen zu erheben sei, seitdem ist wol in Deutschland über keinen Gegenstand so viel geschrieben worden als über das Theater, seinen Verfall und seine Reform. Die Frage der deutschen Einheit und eines deutschen Nationalparlamentes hat nicht so viele Feiern in Bewegung gesetzt, als die Frage, wie der gesunknen deutschen Bühne zuhelfen sei. Die deutschen Regierungen dürfen sich zu Glück wünschen, daß so viele unzufriedene und revolutionäre Köpfe in die ihnen vorgehaltene Bühnenfrage Gift vertheilen können, wie die zum Tansen abgerichteten Brillenschlangen in Baumwolle; denn wenn alle diese Aulinas, die sich jetzt, nicht immer ohne gewisse Hinterdanken, nur gegen die Bühne verschworen haben, sich die Politik werfen wollten, das Unglück und das Ide wären nicht abzusehen. Selbst der deutsche Bundesrat würde sich in seiner bewundernswürdigen stolzen Ruhe gegen alle Kritik schwerlich haben behaupten können, wenn die Theateropponenten seine Regie mit derselben Unmüdigkeit und mitleidlosen Schärfe bekämpfen wollten, wie er jetzt die Regien der verschiedenen Hof- und Adrbühnen bekämpft. Man bedenke nur, daß jedes Idioten, welches ein Wochen- oder Tageblatt hat und und zu, von einer reisenden Schauspielergesellschaft,

einer sogenannten „Schmiere“, besucht wird, auch seinen lokalen Reiz hat, der Recensenten und dramaturgische Abhandlungen ins Blättchen schreibt und, weil eben diese „Schmiere“ nichts taugt, daraus den unumwundenen Schluß zieht, daß das deutsche Bühnenwesen ins tiefste Elend versunken und unrettbar verloren sei, wenn man nicht seinen Vorschlägen aufs schnellste Gehör gebe.

Wir leugnen nun keineswegs, daß das deutsche Bühnenwesen und mit ihm die Theaterdichtung an Schäden und Gebrechen leidet, die leider schon die edelsten Theile des ganzen Organismus bedrohen oder bereits ergriffen haben. Thaddäus Kau hat sie in einem weiter unten noch näher zu erwähnenden Aufsatz mit energischem Pinsel gezeichnet, wenn er ihn auch hier und da in zu dunkle Farben getaucht hat. So groß ist die Corruption, die in der Theateratmosphäre waldet, daß sich ihr so leicht keiner ungekräftet nähert. Die idealen Geister, die von Zeit zu Zeit auf der Bühne aufstehen, stehen mit der Privatität; die dram- und drauhängt, in einem nur um so schneidenden Gegensatz, wie dies im Grunde leider auch im ganzen modernen Leben der Fall ist; denn auch hier bleibt die politische Phrase meist eben nur Phrase und das idealste Kostüm dient oft dem lumpigen Charakter zum Deckmantel, und wie sehr erstaunen wir, wenn bei einer unvorsichtigen Bewegung sich dieses ideale Kostüm einmal lüftet und die nebriggsten Motive durchblicken läßt. Zu dieser in das Leben selbst eingreifenden Schauspielerei, zu dieser Schändlichkeit mit edler Gesinnung, die in Wahrheit nicht vorhanden ist, zu dieser Neigung äußerlich zu scheitern, was man nicht ist, zu dieser Intrigue- und Verkleidungssucht, zu diesem Coullissen- und Hintergardienenspiel auf der Schaubühne des Lebens trägt das moderne Theater mit seinem hohlen Schaugepränge und seinen wertlosen Glittern vielleicht wesentlich bei. Die sogenannten Coullissenforderungen nöthigen den modernen Bühnenbildner fast, dem Publikum gegenüber die Rolle zu spielen und unwahr zu sein gegen sich selbst. Die stücklichen Postulate werden verhöhet, die geschichtliche Wahrheit verhungert, garstige und widerliche Leidenschaften beschönigt und oft sogar als die notwendigen Erfordernisse eines

starken und heroischen Charakters verherrlicht. Kein Autoritäts- und Respectverhältniß wird verschont; eheliche Treue wird verspottet, simple Gutmüthigkeit in ein lächerliches Licht gestellt, das Alter verhöhnt, die ältere Autorität untergraben; in der Kunst, andere durch die abgefeimtesten Intriguen, Mystifikationen und Dapzungen hinter sich zu führen, wie überhaupt in der frivolsten Auffassung aller Lebensverhältnisse wird formlicher Unterricht erteilt, und bereits sind wir so weit, daß, wie in Frankreich die Corsette, in Deutschland namentlich ungezogene, naseweise junge Mädchen, die sich gegen jedermann das Ungeheuerliche herausnehmen, die Hauptträgerinnen des Lustspiels sind und den jungen Zuschauerinnen als bewundernswürdige und nachahmungswürdige Vorbilder dienen. Wir für unsere Person sind sicherlich kein Bedant und eher gesonnen, dem dramatischen Dichter zu viele als zu wenige Privilegien einzuräumen; aber zwischen Freiheit und Zuchtlosigkeit ist sicherlich ein sehr großer Unterschied, und gerade die größten Dichter aller Nationen und Zeiten haben bewiesen, daß man das Schöne sowohl in der Tragödie als im Lustspiel lehren kann, ohne selbst zu sein und die sittlichen Grundlagen, auf denen alle sociale Ordnung ruht, für nichts zu achten oder gar zu verhöhnen und zu untergraben. Nirgends findet man z. B. bei Shakespeare etwas, was die Heiligkeit der Sitte und namentlich des Familienlebens in Frage stellen könnte. Der Bruch mit der Sitte, der Eigenwille, der sehr an dered Selb als anerkannt als sich selbst, haben bei ihm überall ihre Strafe. Lieberde, die wider den Willen ihrer Aeltern im geheimen einen Bund schließen, gehen an den Folgen desselben zu Grunde, während auch die Aeltern an den Leiden ihrer Kinder erkennen müssen, wie sträflich der Eigensinn war, mit dem sie dem natürlichen Verlangen ihrer Kinder in den Weg traten. Lear wird für seinen übertriebenen Eigensinn ebenso gut bestraft als Regan und Goneril für ihre Niederträchtigkeit u. s. w. Falstaff ist ein so genialer Spassmacher, daß man die Behandlung, die ihm sein früherer Gönner und Kumpan, der Prince, später zu Theil werden läßt, fast bedauern möchte, aber Falstaff ist nicht bloß ein Spassmacher, sondern auch ein Lump und Schuft, und er verdient seine Strafe, ebenso wie Malvollio sie verdient, nicht weil er bloß albern ist, sondern weil sich mit seiner Albernheit auch dummer Hochmuth und eine gemeine schürliche Gefinnung verbinden. Bei keinem Dichter tritt die Lehre, daß jede seltliche Missethat die Strafe in sich selbst trage, mit solchem Gewicht auf, bei keinem waltet die dramatische Remesse mit solcher Sicherheit und Unparteilichkeit als bei Shakespeare; und darum machen auch seine dramatischen Schöpfungen einen so mächtigen und unzweifelhaften Eindruck, während, wie man wohl behaupten darf, auch an den vollkommensten Dramen der Neuzeit, selbst an denen, welchen man in dieser oder jener Hinsicht sogar gewisse Vorzüge vor den Shakespeareschen einzuräumen darf, sich in kleinerer oder größerer Zahl Stellen befinden, die in sittlicher Hinsicht — die Sittlichkeit natürlich in widerem Sinne gesagt als im gewöhnlichen Wort-

verstande — zweideutiger oder zweifelhafter Natur sind, das Gemüth in Verwirrung setzen und als Ausfluß eines Zeitalters erscheinen, in dessen Schoße sich neben den besten geistigen Säfte auch viele verdorbene und unsunde angesammelt haben. *)

Die schädlichen Einwirkungen dieser Trivialität, die durch die überall pöthig aufsteigenden Gommentarien neue Zuflüsse erhalten hat, sind bereits von manchen besorgten Freunden der Kunst sowohl als der Sitte beobachtet und signalisirt worden. Man ist auf Abhülfe bedacht gewesen, und an Rathschlägen hat es nicht gefehlt. Die einen fordern eine strenge polizeiliche Bewachung des Theaterwesens, eine Beschränkung in der Theilnahme an Vorstellungen, vor allem natürlich eine möglichst strenge Theaterzensur. Was aber letztere betrifft, so reicht eine solche ohnehin ihrer Natur nach mannichfachen Schwankungen unterliegende und auf keine feste Norm zurückzuführende Präventivmaßregel niemals an den Sitz des Übels, abgesehen von andern Umständen, die sie un bequem, verhasst, verkehrstörend und zuletzt unzulässig machen. Die feinern verborgenen Gifte kann eine solche Censur, wie streng sie auch sei, nicht abwehren. Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Presse in censurtem Zustande bei weitem revolutionärer und aufreizender wirkt als in uncensurtem. Ähnlich verhält es sich mit dem censurten Theater im Verhältniß zum uncensurten. Bei so manchen körperlichen Schäden hilft auch bei moralischen das bloße Ausschneiden, die bloße Compression nichts: die Heilung muß von innen kommen und ist spontan dem ganzen Organismus mittheilbar.

Andere dringen auf Christianisirung des Theaters, wie Valdamus, S. XI (in seiner Schrift: „Das Verhältniß des Theaters zur Kirche“) und noch jüngst August Kewald in einem durch mehrere Nummern des „Abendblatt zur Rheinischen münchener Zeitung“ gehenden Aufsatz: „Theater und Schauspieler. Eine kulturgeschichtliche Skizze.“ Nun ist es allerdings eine auffallende Thatsache, daß das Theater sich so gänzlich den Einflüssen der Kirche entzogen hat, während doch die ersten mimischen Darstellungen, die Mythen und Miracles, im Dienste der Kirche standen. Ja, die bornirte Orthodoxie, statt daß sie hätte versuchen sollen, mit der Bühne ein Bündniß zu schließen, beging den von ihrem Standpunkt unzeitigen Irrthum, sich mit ihr in einen Kampf einzulassen, in welchem sie den Kürzern zog. Und zwar sehr zu ihrem Nachtheil; denn es ist unbestreitbar, daß das Theater in unsern Zeiten, namentlich in protestantischen Ländern, wo der Galas allen theatralischen Pomp und fast jede Einwirkung auf die Sinne vermittelst der Kunst verjüngt, größere Macht über die Gemüther erlangt

*) Die bezeichneten Eigenschaften Shakespeares nannten es sehr möglich, daß der Dichter an der Dialektfremdschaft zu London, d. h. Dialekt, im Laufe des letzten Jahres einen Sprachlichen Vortrag halten konnte, worin er nachweisen suchte, daß Shakespeare's Tragedien ein „Wegweiser zum Wahn“ seien. Der Vortrag ist jetzt als Broschüre erschienen, aber die wie in Verbindung mit andern Schriften und Werken über Shakespeare später berichten werden.

hat als die Kirche. Das Theater ist nun bereits dem Christenthum in einer Weise entfremdet, daß eigentlich christliche Stoffe und auch nur die Vorführung einzelner heiligen Handlungen von ihr ausgeschlossen sind, angeblich weil man darin eine Profanation erblickt — ein Motiv freilich, welches mehr als alles andere den verweltlichten Charakter des Theaters offen legt —, in Wirklichkeit aber, weil diejenigen, die der Kirche überhaupt aus dem Wege gehen, am wenigsten auf der Bühne an sie erinnert sein wollen. Zerkow bemerkt in dem angeführten Aufsatz:

Die Malerei hat nicht nur das Recht, das Sittliche und Heilige bildlich darzustellen, sondern es ist ihr als Pflicht, als Culminationspunkt ihrer Wirksamkeit zugewiesen; die Baukunst kennt keine höhere Aufgabe, als den Bau der Gotteshäuser; die Bildhauer stellen unsern Herrn und Heiland, Apostel und Heilige dar; die Musik wirkt bei dem Gottesdienst; die Dichtkunst endlich preist zu allen Zeiten die Werke der ewigen Liebe; und nur der Schauspielkunst sollte es verfallen sein über das Irdische und Weltliche hinauszugreifen? u. s. w.

Er sagt an einer andern Stelle:

Nichts darf in einem Widerspruch mit dem positiv gegebenen Christenthum stehen; in diesem Sinne muß geradezu alles christlich sein. So ist denn auch der Begriff des Schönen nur des Sittlichen nicht bloß in philosophischem Sinne zu fassen, sondern in seiner Beziehung zum Christlichen zu erhalten und nur als eine Consequenz desselben anzusehen. Das Theater soll daher eine auf christlich-sittlichem Grunde ruhende Kunst anstalt sein.

Wir führen diese Ansichten an als die eines Mannes, den man vielleicht für sehr verweltlicht hielt, der aber als früherer langjähriger Theaterregisseur die Privatität alles Theatertreibens so gründlich kennen gelernt hat, daß er als Ueberbringer davon in seinen alten Tagen für die Bühne keine andere Rettung weiß als ihre Christianisirung, wobei er natürlich nicht an ihre Theologisirung, sondern nur an ihre Durchdringung mit christlichen Lebensanschauungen denkt. Wir haben freilich auch hierzu wenig Hoffnung, wenn es wahr sein sollte, was Reichensperger irgendwo behauptet, daß die sogenannte „Renaissance“ nichts anderes gewesen, als „die Wiedergeburt des Heidenthums, oder richtiger gesprochen, des Antichristenthums im Schoße der christlichen Gesellschaft“, oder wenn es wahr sein sollte, was der auf einem ganz andern Standpunkt stehende Verfasser der Betrachtung „Die moderne Bildung und die Kirche“ in Nr. 37 des „Deutschen Museums“ behauptet, daß die moderne Bildung und die Kirche überhaupt zwei Kreise seien, „die, mathematisch gesprochen, keinen Punkt miteinander gemein haben“. Schlimm genug, wenn, was jedoch noch zu beweisen wäre, die moderne Bildung und die Kirche auch nicht einen Punkt gemein hätten! In Bezug auf unsern speciellen Gegenstand merken wir nur, daß ein dramatischer Dichter, der in seinen Schöpfungen die Grundsätze der Humanität und der Gerechtigkeit und das Walten der jedes Unrecht unerbittlich strafenden Nemesis zur Anschauung bringt, genügend das Seine thut; denn diese Nemesis ist nicht ebnisch, nicht jüdisch, nicht mohammedanisch, nicht katholisch, calvinistisch oder lutherisch, überhaupt nicht dissonant, sondern oberstes göttliches Gesetz, das keine confessionellen Unterschiede macht.

Zerkow spricht der deutschen Bühne doch nicht alle Zukunft ab; er verlangt nur, daß sie aus ihrem heidnischen Zustande heraustrete und sich taufen lasse. Ganz anders Alfred von Wolzogen, ein Dramaturg, der übrigens über das inländische wie über das ausländische Theaterwesen tüchtige Studien gemacht und in manchen seiner Aufsätze, z. B. in dem jüngst im „Deutschen Theaterarchiv“ veröffentlichten über das englische Theater der Gegenwart ganz interessante Daten zusammengestellt hat. Dieser mehr als scharfe Kritiker hat durch seine Ausfälle gegen die sogenannte Zukunftsmusik in der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ einiges Aufsehen erregt; er begnügt sich aber nicht damit, der Musik die „Zukunft“ vorn abzuschneiden; auch an das Portal des reitenden

„Ich“, die ober wie er

Wie oft und doch best unsere entwürde etwa ein nouveau“, Portal schrie läßt, wo ma Lorettendram. Decoratione den künstlerisch appellirenden der Cultus b gekbt, wo bi die Menschhe

So hat

des klassischen Repertoires für das deutsche Theater“ in Nr. 28 der Wiener „Revue“, aus dem wir schon früher die Stelle mittheilten, wonach Wolzogen es für das Zweckmäßigste hält, daß heutzutage auf dramatischen Gebieten „gar nichts“ geschaffen würde, und daß sich die Poeten lieber mit dem Suezkanal und dem atlantischen Kabel beschäftigen möchten. Es ist dies eine jener Negationen und Absperrungen, in denen sich der Deutsche überhaupt zu gefallen scheint, eine jener misgeformten hypochondrischen Eingebungen des Augenblicks, die man aus dem Munde oder auf das Papier sprudelt, ohne sich über sie gewissenhaft Rechenschaft gegeben zu haben. Wenn man heutzutage zu behaupten liebt, Geblüthe, wie sie gegenwärtig auf dem Markt gebracht werden, könne jeder Gymnasiast ebenso gut machen, so kann man vielleicht mit demselben Recht behaupten, absprechende Ratschläge wie das obige könne jeder Gymnasiast ebenso gut ausstoßen, weil dazu keine tiefere Motivirung, sondern nur juvenile Schnelligkeit des Urtheils gehört. Sie sind auch vollkommen unnütz und zwecklos, denn da einmal so und so viele Bühnen in Deutschland da sind, welche gestillt sein wollen, so werden sich natürlich auch immer Producenten finden, welche sie stillen. Ein Stillstand in der Production ist gar nicht denkbar, insofern nicht plötzlich alle Theater für immer oder auf eine gewisse Zeit geschlossen würden, und selbst dann würden Dramen gedichtet und wenn auch nicht aufgeführt, doch gedruckt.

werden. Mögen die dramatischen Produkte unserer Zeit auch noch so viel zu wünschen übrig lassen, so sind sie doch eben Kinder unserer Zeit, die in ihren Gesichts- zügen, ihren Eigenschaften und selbst ihren Gebrechen die Gesichts-züge, Eigenschaften und Gebrechen ihrer Mutter wiedererkennen lassen. Die pariser Maitreffen- und Loretten Dramen sind zwar an sich sehr verwerflich, aber sie gewinnen Bedeutung, wenn man sie als Schilderungen der pariser Sitten betrachtet; der künftige Aesthetiker wird sie ignoriren können, aber nicht der Culturhistoriker. Brachvogel's „Narcis“ ist zwar, was die Composition und die Fabel des Stücks betrifft, ebenso raffiniert als absurd und außerdem das unsinnigste Attentat, was jemals gegen die Wahrheit der Geschichte begangen worden ist; aber der Held des Stücks selbst, dieser geistreiche Bummel und Waffertreter Narcis Rameau, ist als Repräsentant einer jetzt weit verbreiteten, blasiert egoistischen, verzweifelten, laustischen, cynisch-sentimentalen Gassenphilosophie doch keineswegs ohne Bedeutung; er gehört zu jener Gattung mit der Welt zerfallenen genialen Lumpen, deren man jetzt so viele hat, und zwar in den verschiedensten Abstufungen von denen an, welche die Gesellschaft ausgestoßen hat, bis zu denen hinaus, welche innerlich gleich zerlumpt und zerrissen sind und doch in der Gesellschaft eine Rolle spielen. Erzeugt das moderne Leben eine solche Species, so läßt sich nicht einsehen, warum nicht ein Exemplar derselben einem dramatischen Dichter Modell stehen soll. Die Sturm- und Drangperiode hatte auch ihre eigenen Menschenarten, die jetzt ausgestorben sind oder sich doch wesentlich verändert haben. Soll doch die Bühne, nach Shakspeare's herrlichen Worten, „dem Jahrhundert und dem Charakter der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen“, und ist Shakspeare nicht eine Autorität über alle Autoritäten? Wir erinnern hier übrigens nochmals an Schiller's treffliches Wort, wenn er den Deutschen vorwirft, daß ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben gereichten, weil man sie gleich für heilig und ewig erkläre, daß es in der Kunst wol ein Maximum gäbe, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden könne. Wollen wir Deutsche denn abdickern? Wollen wir uns und unsere Sprache für todt und weiterer Entwicklung für unfähig, unsere Organe für abgestorben, unsere natürliche Begabung und Productivkraft für erloschen erklären?

Wolzogen macht den Vorschlag, daß in den größten Städten wie Berlin, Wien, Dresden, München und Hamburg eine „ausschließlich dem classischen Repertoire gewidmete Kunstankalt“ errichtet werde. Immerhin versuche man es; nur fragt es sich, ob dieses classische Theater auch hinlänglich Zuspruch finden werde, um sich zu halten. Wir fürchten, daß es selbst Wolzogen zu viel werden würde, alle Jahre ein buxendmal „Emilie Galotti“, oder „Maria Stuart“ oder „Torquato Tasso“ zu sehen; und wenn selbst er nicht regelmäßig dieses Theater besuchen wollte, von wem wäre sonst dieses Opfer zu verlangen? Wolzogen meint zwar, daß die „Meisterwerke

Shakspeare's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, Kell's, zusammengenommen mit einigen ausgewählten Arbeiten Calderon's, Moliere's, Moliere's, Sheridan's und etwa noch Grillparzer's, ja selbst Iffland's und Kopebue's“ Abwechslung genug bieten würden. Also auch Iffland und Kopebue! Natürlich, da das Lustspiel doch nicht gänzlich von dieser classischen Bühne auszuschließen ist, Lessing aber leider nur ein mustergültiges, Goethe und Schiller aber kein einziges hinterlassen haben, so muß man wol zu Kopebue seine Zuflucht nehmen; denn die mitlebenden Lustspielbühnen bleiben überhaupt ausgeschlossen, obschon sie doch denselben Anspruch haben, von unserer Zeit berücksichtigt zu werden, wie Kopebue von der seinigen. Zwar meinen wir, daß Kopebue's „Kleinräuber“ für unsere Zeit immer noch interessanter sind als „Riß Sara Sampson“ oder „Stella“, aber eigen macht es sich doch, in Ermangelung eines deutschen Moliere den Bierschreiber Kopebue unsern classischen Autoren anzureihen zu sehen. Im übrigen ist nicht alles, was unsere Classiker geschrieben haben, durchweg classisch; und wenn wir den Begriff der Classicität in seiner höchsten Reinheit fassen, so würde sich das deutsche classische Repertoire dieser Wolzogen'schen Bühne auf etwa ein halbes Duzend Stücke beschränken müssen. Wolzogen fühlt selbst, daß zu diesem Repertoire noch ein äußeres Reiz- und Zugmittel hinzutreten müsse, und er bringt daher auf eine gute „Toilette“, er verlangt, „daß man die Werke dieser Gattung quoad externa dem Comfort unserer Tage entsprechend, zwar nicht mit plünderhaftem Luxus, aber mit solidem Pracht und mit Geschmack ausstatte, und dabei nur quoad interna das classische Ziel nicht aus den Augen verliere“. Diese „solide Pracht“ ließe sich z. B. bei der „Jungfrau von Orléans“ oder „Wilhelm Tell“ wol herstellen, aber von irgendwelcher „Pracht“, die als Zugmittel dienen könnte, kann bei Stücken wie „Rathan der Weise“, „Pygmalion“, „Torquato Tasso“, „Wallenstein's Tod“ u. s. w. doch schmerzlich die Rede sein.

Wolzogen eifert bei dieser Gelegenheit auch gegen die angebliche Geldsucht unserer dramatischen Poeten; er sagt:

Es wird in allen Theaterzeitungen so lange nach mehr Tantiemen und Honorar geschrieben, bis das Oberste der dramatischen Dichter endlich wirklich auf Erden erscheint und sie sammt und sonders auf goldenen Lorbern ausruhen können. Dann werden alle jungen Leute, die wegen Ueberfüllung der Staatsämter sich von dergleichen trostlosen Carridern zurückgeschreckt fühlen, alle faulen Commis, die es nicht zu selbstständigen Etablissements zu bringen vermögen, durchgefallene Abiturienten und Bährische sich auf das so sehr viel anziehendere Geschäft der dramatischen Dichtung werfen und ihre unerforschliche fünfartige Muse sie schließlich alle zu perservergnügten Couponabschneidern zu promoviren die Gnade haben. Es ist so herrlich wahr, was man jetzt tagtäglich zu lesen und zu hören bekommt, daß nur gutbezahlte Waare was tangen können.

Wolzogen schadet der Sache, der er dienen will, hier wieder durch schwarzgallige Uebertreibungen. Er wird beißend und bitter statt wichtig zu sein. Er macht uns unnötig Angst. Möge immerhin ein „fauler Commis“ oder ein verunglückter Bährich versuchen, ein Theater-

zu schreiben: Nichts wird es eben darauf ankommen, ob er auch Talent besitzt, ein brauchbares Theaterstück schreiben. Auch ein „fauler Commid“ oder ein durch- allerer Fäharich sollen das willkommen sein, wenn dieses Talent besitzen; denn es gehört dazu mehr, als man gewöhnlich glaubt. Wir haben große Achtung vor dem solchen Talent, und wir haben ihm mit unserm Geld nur, wenn es auf Abwege geräth, durch die es und sein Publikum verdirbt. Wir gönnen dem Talent auch von Herzen einen entsprechenden Lohn, wie wir jeder ehrlichen Arbeit gönnen. Wir wollen nicht, daß die Bühnen auf Kosten eines dardenden und sich um- abquälenden Talents bereichern. Selbst Schiller lieferte seinen Arbeiten vom dem Augenblick an, als Bühnen Buchhändler ihn besser zu honoriren anfangen. Im- gen scheinen unsere dramatischen Dichter doch nicht geldsüchtig oder der pecuniäre Ertrag dramatischer iten kein sehr zufriedenstellender, das ganze „Geschäft“, aufständisch zu sprechen, wenigstens ein sehr precäres in. Schwerlich würden sonst Autoren wie Gutzkow, Vogel und Freytag, die sich doch bedeutender Büh- folge rühmen können, der Bühne, die doch für den- er so viel Verlockendes hat, auch nur in einem- ent untreu werden; das thum sie aber, indem sie auf die Abfassung drei- und mehrbändiger Romane en.

Unüberdacht, man weiß es sehr genau, daß unsere- mten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger- Sängerrinnen im Durchschnitt jetzt bei weitem mehr- als Kaffengeschäft als für die Sache der Kunst- men; man weiß es, daß sie durch die Rücksichts- und übertriebenen Honorarforderungen die Büh- heits in ihrer Existenz gefährden theils wirklich- en; man weiß es, daß sie bei ihren Gastreisen bei- weniger die Interessen der Kunst als die Interessen- Sedels im Auge haben, daß sie dabei den Di- en gegenüber oft die unverhältnißmäßigsten Ansprüche- , daß sie, und namentlich die überhaupt das- r führenden Künstlerinnen, welche meist sobald als- der „Kunst“ Lebenswohl sagen, um sich zur Ruhe- in oder sich reich und vornehm zu verheirathen, ablikum in jeder Hinsicht ausbeuten und durch- rentliche Abbezug ihrer Gastspiele und durch die- rung von alten abgelebten Stücken, in denen sie- araderolle haben, auf unbarmherzigste tyranni- nan weiß dies alles, aber man denkt deshalb nicht- ernsten daran, ihr Talent, ihren Geist, ihre- lität, ihre Genialität anders als in dem gewöhn- superlativstils und als etwas in der Art noch nie- jenes zu preisen; es ist ja ohnehin schon längst- nicht in dem Dichter, sondern in dem Schau- en eigentlichen Schöpfer einer hervorragenden Rolle- fen und zu feiern. Wenn dagegen ein Schrift- ein Dichter nur auf seinen kärglichen Lohn An- naht, nur um zu existiren und die Mittel zu- Schaffen zu gewinnen, dann schreien die Herren- und Klatschbrüder (denn auch diese gibt es so

gut wie Klatschschweßern) über schmachtvolle, eines Poeten unwürdige Erwerb- und Gewinnsucht, obgleich doch schwer- lich jemals ein deutscher Dichter und Schriftsteller aus- schließlich von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten Kapitalist geworden. Die von Holzogen in seinem Auf- sage berührte Lantiemenfrage wollen wir hier nicht weiter- erörtern. Wir leugnen nicht, daß die übrigens nur un- vollständige Einführung der Lantieme bisher weniger- der höhern Gattung des Dramas, als dem gewöhnlichen Bühnenspieler zugute gekommen ist; aber der Zeitgeschmack ist dem höhern Drama überhaupt wenig günstig. Im- Prinzip aber scheint uns die Lantieme vollkommen rich- tig, und hätte sie schon zu Schiller's Zeit bei den be- deutendsten Bühnen Deutschlands bestanden, so würden die deutschen Hoftheater nicht nöthig gehabt haben, zum Vortheil seiner Witwe und Kinder Todtenfeiern zu ver- anstalten.

In den wiener „Rezeptionen“ fanden wir einmal die- folgende richtige Bemerkung:

Wir finden es begreiflich, daß man vom Verfall der Schau- spiellkunst spricht. Es ist dies ein unerforschliches Thema. Auch- fehlt es nie an guten Gründen, zu beweisen, um wie viel besser- man ehemals „Komedie“ gespielt habe als heutzutage. Bedenk- lich scheint dabei höchstens die nicht wegzuleugnende Thatfache, daß ähnliche Klagen über den Verfall der Schauspielkunst, sowie- aller andern Künste auch zu jener Zeit laut wurden, auf die- wir gegenwärtig mit theils aufrichtiger und begründeter, theils- eingebildeter oder gar fingirter Sehnsucht zurückblicken.

Es hat sicherlich einmal bessere Zeiten für die Schau- spiellkunst in Deutschland gegeben, wir werden aber dazu- bis in die letzten Decennien des vorigen und in das erste- Decennium des jetzigen Jahrhunderts zurückgehen müssen, wo- die großartigen dramatischen Werke von Lessing, Goethe, Schiller, Zacharias Werner, Heinrich von Kleist- u. s. w. in rascher Aufeinanderfolge entstanden. Diese- Dichtungen gingen mit dem ganzen geistigen Aufschwunge- der deutschen Nation Hand in Hand, mit einer wirklich- poetisch-idealen Stimmung der Gebildeten, die merkwür- dig genug gleich nach den Befreiungskriegen eine furcht- bare Depression erlitt und mehr und mehr einer frivolen- Zerstreuungssucht das Feld räumen mußte. Man hatte- für die Unabhängigkeit Deutschlands gekämpft; was aber- die Bühne betrifft, so gerieth diese immer mehr in eine- traurige Abhängigkeit von weltlichen Einflüssen, dank der- Förderung, welche gerade von oben herab dieser Richtung- zu Theil wurde. Natürlich hielten die eblern Elemente- noch längere Zeit vor. Doch wir wollen hier keine Ge- schichte des deutschen Theaters im gegenwärtigen Jahr- hundert schreiben, sondern nur einige Bemerkungen machen- über die jetzigen Bühnenzustände im Vergleich zu den- jenigen vor 30 Jahren, denn ziemlich so lange ist es her, daß wir als Theaterbesucher und zeitweiliger Journalist- Gelegenheit hatten, uns näher mit der Bühne zu be- schäftigen.

Damals — ich spreche hier hauptsächlich von der ber- liner Bühne, doch auch am Hofburgtheater, in Dresden, in- Leipzig unter Käßner u. s. w. wird dasselbe der Fall ge- wesen sein — gab es ohne Zweifel gerundete und in

sich vollendete Darstellungen, ein besseres und feineres Zusammenspiel, mehr Robuste, mehr ideale Haltung, größere Würde und Gemessenheit im Vortrage. Es war mehr Disciplin da; hierfür sorgten namentlich die Theaterleiter in Berlin, Wien, Dresden und Weimar. Heutzutage mag es vielleicht, wenigstens unter den Schauspielerinnen, ebenso große Talente und in ebenso großer Zahl geben als damals, aber sie drängen sich in zu arroganter Weise hervor, spielen nur sich selbst und führen und zerreissen das Zusammenspiel. Der Geschmack des Publikums war früher geläuteter; heutzutage will man nur eine einzelne Größe, einen Virtuosen bewundern; die Rundung des Ganzen kümmert sehr wenig, und die Scenen, in denen ein solcher Dastabor nicht beschäftigt ist, werden kaum noch beachtet. Was hilft uns aber ein Orchester, in welchem vielleicht der, der die erste Geige spielt, ein Meister ersten Ranges ist und seine Kunst reichlich geltend macht, während die Uebrigen nur mittelmäßige Künstler sind und in das Ganze schlecht eingreifen? Das anspruchsvolle Virtuosenhumor, das ins Extrem ausgeartete Gastrollenwesen, die stupide Neugier des Publikums, das auf der Bühne etwa dieselben Emotionen haben will, wie bei den Krast- und Gliederverrenkungenkünsten der Herren Kappo und Gottreich, haben diesen Zustand hervorgerufen. Allerdings lag der früheren Kunstweise die Gefahr eines zu übertrieben pathetischen, oft manierirten Vortrags nahe, man ist jetzt natürlicher, ungezwungener, realistischer, und trachtet mehr nach scharfer, oft überscharfer Charakteristik, als nach Schönheit und Anmuth; aber in Sachen der Kunst schadet der Idealismus, selbst wenn er zu sehr auf die Spitze getrieben wird, immer noch weniger als der Realismus, der, wenn ihm nicht Einhalt gethan wird, immer mehr in materialistische Barbarei und Roheit ausartet und früher oder später ins Verderben führt; denn zu hoch oben können Kunst und Poesie wol zu ätherisch und hyperlos werden, aber zu tief unten werden sie grobstofflich, sie halten sich nicht mehr auf dem Niveau des wirklichen Lebens, sie fallen unter dasselbe. Wir sind bereits dahin gelangt, daß reine Naturalistinnen bei aller Roheit sich größerer Erfolge rühmen dürfen als wirkliche Künstlerinnen. Es ist gegründete Klage, daß unsere neuern Schauspieler Verse, zu denen Schwung, Declamation und sinnige Tonmalerei gehören, nicht mehr zu sprechen wissen, und es ist daher zu beforgen, daß wenn die letzten Repräsentanten der alten Declamationschule, Frau Gröninger, Frau Reittich, Karl Grunert, Anshütz u. a., von der Stätte ihrer Wirksamkeit abgetreten sein werden, Darstellungen von Dramen wie „Nathan der Weise“, „Wallenstein's Tod“, „Iphigenia“, „Torquato Tasso“ u. s. w. zu den Unmöglichkeit oder Unerträglichkeiten gehören werden.

Dagegen befinden sich unsere dramatischen Dichter in einer bessern Lage als in den zwanziger und dreißiger Jahren; damals war es für einen noch nicht accreditirten Dichter von Tragödien, historischen und socialen Dramen eine kaum zu überwindende Schwierigkeit, eins seiner Producte zur Aufführung zu bringen, und das Haupt-Monopol und die Schranken einer überhängen-

den Censur zu durchbrechen, und die meisten Stücke von Gutzkow, Raabe, Schöbel, Nachvogel, Freytag, & von Meyern, Herff u. a. wurden in jenen Decennium nicht zur Aufführung gelangt sein. Nur leider sind sie gezwungen der Bühnentechnik zu viele Zugeständnisse zu machen, nach künstlichen Affecten zu haschen und Vorfertigkeiten für unsere sogenannten „ersten“ Künstler zu schreiben. Rationaler ist unsere Bühne, trotz der „Bekehr von Ravenna“, des „Heinrich von Schwanau“ und so mancher Stücke von specifisch preussischer Tendenz nicht geworden; sie ist wesentlich kosmopolitischer Character geblieben. Doch verleiht ihr gerade dies einenheimlichen Werth, ein eigenthümliches Interesse und einen lehrreichen Character, und es gereicht uns Deutschen sicherlich auch zur Uebere, daß wir — wie dies auch jüngst noch der Franzose Euguerle in einem Bericht über das Döring'sche Gastspiel in Mannheim anerkannt hat — Schaffpeare, aber außer diesem auch Calderon, Moreto, Molière, Racine u. a. in derselben Güte und mit derselben Gewissenhaftigkeit darzustellen wissen als Lessing, Goethe und Schiller.

Diese allgemeine Betrachtung über das deutsche Theater hat uns so viel Raum weggenommen, daß wir bedauern und über die vorliegenden Schriften, deren Besprechung wir mit diesen Bemerkungen einzuleiten für zweckmäßig hielten, und kürzer fassen zu müssen, als es uns im Grunde lieb ist. Wir werden uns darauf beschränken, den hauptsächlichsten Inhalt einfach anzudeuten und uns an diese oder jene Ansicht oder Mittheilung eine Bemerkung mehr flüchtiger Art anzuknüpfen. Die erste Schrift enthält Reliquien und Aufsätze von Jffland, die der Herausgeber, Karl Dunder, angesehener Chef einer ganz Deutschland renommirten berliner Buchhandlung, als Erinnerungsgabe an den hundertjährigen Geburtstag Jffland's (19. April 1859) zusammengestellt hat und die erst noch nicht gedruckt, theils in den Theateralmanachen von 1807—12 erschienen waren. Der Herausgeber, ein würdiger Veteran, einer der wenigen Ueberlebenden aus der merkwürdigsten Epoche der Entwicklung des deutschen Geistes, führte hierzu um so mehr Veranlassung, da er noch mit Jffland seit dem Jahre 1803 bis zu Jffland's Tode am 22. September 1814 im intimen Verkehr stand. Wir danken ihm für seine Schrift, denn Jffland nimmt in der Geschichte der deutschen Bühne als Schauspieler, Schauspielschreiber, Schauspieldirector und Dramaturg eine der ersten Stellen ein. Bei allen Schwächen war er doch ein hervorragender Geist, würdig der Zeit, der er angehörte. Er wurde der Gründer und Gesetzgeber der modernen Schauspielkunst und des modernen Bühnenseins in Deutschland, theils zu beider Nutzen, theils freilich auch zu ihrem Schaden. Denn das ist sicherlich nicht zu leugnen, daß sich in der bereits ein Abfall von der Idealität der Schiller-Goethe'schen Periode bemerkbar macht, sowohl in seinem Wirken als Schauspieler wie als Schauspielschreiber, und Tied wurde dadurch von einem richtigen Instinct geleitet, wenn er nicht müde wurde, den großen Fleck auf Jffland's Leber vorzuheben. Denn in diesem lag sicherlich etwas Realistisches.

ist, Kleinbürgerliches, das er in einer Weise förderte, als ob er damit sagen wollte: ihr Deutschen seid doch keine Selten und idealen Menschen, sondern geborene Realisten und Spießbürger! Möglich; daß er, aber auch traurig, wenn er damit recht hatte. War aber wirklich der Dichter: Schiller'sche Idealismus und der Wieland'sche Realismus eine Täuschung, so mußte es auch jemand geben, der uns davon überführte, und dazu war gerade Iffland, denn dabel die Bühne in Betracht kommt, der rechte Mann. Sicherlich war Iffland in seinem Genre ein großer, ein vollendeter Meister; das haben selbst die gebildeten höhern Offiziere der französischen Garnison in Berlin anerkannt, die immer Iffland und die Weichmann sehen wollten; aber das Heroische und Geniale lag seiner bejahungslosen Natur fern, oder er zog es in seine bürgerliche Sphäre herab; allen Berichten nach scheint er ein unordentlicher Verstandeskünstler gewesen zu sein, der eine Rollen bis ins kleinste Fältchen berechnet hatte und sich der größten Naturtreue trachtete; am besten gelang es ihm wol Genresfiguren aus dem bürgerlichen Leben von der Art, wie sie seine eigenen Städte enthielten. Eine Menge bloß ephemerer Producte wurde von ihm auf die Bühne gebracht und durch die Meisterschaft, wozu er die betreffende Rolle gab, auf ihr erhalten; aber sie lebten nur so lange als Iffland lebte oder im Stande war zu spielen. Seine Kunst war somit an einen höchst vergänglichen Stoff verschwendet.

Wie allen diesen Eigenschaften bildet er den Uebergang zu der neuern realistischen Schule, der er auch durch ein Gastiren zum Vorbild diente; denn keiner vor ihm ist das Gastrollenreisen so zur eintäglichen Geschäftssache zu machen verstanden als Iffland. Für die stillische Werbung des Schauspielersstandes oder vielmehr für die Werbung seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft hat Iffland sehr viel gethan; er selbst wählte seinen Stand mit aufsehender Würde zu repräsentiren. Doch war hier vielleicht mehr Schein als Wahrheit. August Bernalt merkt in dem bereits angeführten Aufsatz:

Iffland trug seine Kunst in das Leben über. Er konnte nicht hier, wie auf der Bühne, den vornehmen Mann vorstellen; es war es nicht. Wir finden hierzu Belege in jenen Tagebüchern, von denen ich eben gesprochen habe, wie in handschriftlichen Aeußerungen von ihm, die noch in vieler Händen sind, und wie ich sie auch eben erst aus dem Nachlasse des Fräulein von Wed kennen lernte, deren Stammbuch ich im Anfange wahrte. Es waren deshalb nicht nur über ihn selbst böse Dinge verbreitet, die glücklicherweise von seinem Künstlereruhme bedauert sind, als auch über seine Schauspieler, von denen, die er noch lebte, die ärgerlichsten Geschichten im Schwange waren.

In einer Hinsicht verdient aber Iffland jedenfalls unter seinen Berufsgegnossen den höchsten Ehrenplatz, wir wissen als deutscher Patriot und glühender Feind der fremden Gewaltherrscher. Unverblendet durch den Beifall und vielleicht wohlberedelten Schmeicheleien, welche ihm die Offiziere der französischen Garnisonstruppen darbrachten, hat er von diesem Patriotismus zahlreiche Beweise gegeben, die ihm mehr als seine Kunst von seinen Freunden und dem Rothen Orden, von seinen der französischen

Marschälle und Gouverneure aber ernstliche Warnungen eintrugen, die unbeachtet zu lassen damals äußerst gefährlich war, namentlich für einen Mann in seiner Stellung. Bei Schauspielern, die sich nicht in alle immer nur möglichen Masken und Umkleidungen zu schicken wissen, wann sie darin nur Effect machen, und bei Schauspielern, bei denen in der Regel die Rücksicht auf die Kasse jede andere verdrängt, ist diese mutige vaterländische Gesinnung so selten anzutreffen, daß Iffland's Name schon deshalb verdient im Andenken einer dankbaren Nachwelt fortzuleben. So entschieden war diese deutsche Gesinnung bei Iffland und so bekannt im Publikum und besonders unter seinen nähern Freunden, daß Weichmann in einem Gedicht, welches er zu Iffland's Geburtstage am 19. April 1809 verfaßte, gerade diese deutsche Gesinnung hervorheben zu müssen glaubte. Dieses Gedicht, welches die erste Nummer dieser Abtheilungssammlung bildet und nach dem Originalmanuscript von Dunder mitgetheilt:

Nicht dich
Und blide
und enthält unter
Laß stürmen
Der Sturm
Und ewig in
Steht das
Soll Deutschland fallen und untergehn,
Das Deutsche, es wird, es muß bestehen.
Die Frucht von so viel Kraft und Mühen
Wird glücklicheren Geschlechtern blühen!

Diesem Gedicht folgen, aus einer kleinen wienener Druckschrift vom Jahre 1809, Aphorismen aus Iffland's Stammbuch von Goethe (vom 24. April 1796), Herder, Wieland, J. G. (Christian Felix) Weisse, Klopstock, Argenholz, Gall, Abbe Vogler, Liedge, Schiller. Man muß gestehen, daß die Sentenzen von Goethe, Wieland und Schiller gerade die allerunbedeutendsten sind.

Zwar wird uns die Schiller'sche vita brevis. Auf Deutsch: Du kurz. Zum Andenken von Fr. gefügte Datum „Berlin, 1799“ Schiller besuchte Berlin das 1. Mai 1804; doch könnte die 3. Irrthum, Schreibfehler oder gar bers sein, wie das J. G. statt das „Mailand, den 23. April land'schen Sentenz, wo es sta Weimar heißen soll, ohne Zweifel sind. Klopstock schreibt Mann kann alles, was er will Gall's Sentenz: „Große Mensch in der Unsterblichkeit. Mögen im Besitz Ihres Meistertalents f tener als Unsterblichkeit.“ Das Schauspieler zugetheilt werden!

Abbe Vogler in den Worten gesprochen.

Man darf Sie nur sehen,
Man kann auch taub sein,
Man wird Sie verstehen.

Die nun folgenden Aufsätze: „Ueber den Gang, Schauspieler zu werden“ und „Ueber die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne“, empfehlen wir besonders solchen, welche nicht wissen, ob sie Schauspieler werden sollen oder nicht, oder welche es geworden sind; die letztern namentlich werden in dem zweitgenannten Aufsatz die praktischsten Fingerzeige, die brauchbarsten Instructionen, besonders in Bezug auf Declamation und Pronunciation finden. Da begegnen wir Bemerkungen wie folgenden:

Starke Stimmen gefallen sich in der Gewalt, die von ihnen ausgeht. Sie werden dann leicht überlaut und dadurch widrig. Feine, dünne Stimmen glauben oft des Harten und Zierlichen nicht genug thun zu können. Sie werden leicht tadelnd, klagend und süßlich. In den Mitteltönen liegt überhaupt die Gewalt der Ueberredung, der Reiz der Verehrsamkeit. Es ist leichter, einer starken Stimme Willkür zu geben, als einer dünnen Verehrung zu verschaffen.

In dem erstgenannten Aufsatz eifert Iffland unter anderm gegen das Wort „Schauspieler“ und bemerkt z. B.: „Das französische Wort *«acteur»*, obwohl es auch den Hauptbegriff keineswegs erfüllt, lautet doch besser, als das buntlappige Wort *«Schauspieler»*, das nun einmal unwillkürlich mehrere an den spitzen grünen Hut, das Schläffchen und die Prüßche mahnt.“ Iffland schlug bekanntlich für „Schauspiel“ und „Schauspieler“ als stellvertretende Worte „Menschen darstellung“ und „Menschen darsteller“ vor. Freilich würde es sehr sonderbar klingen, wenn man von dem Besuch einer „Menschen darstellung“ statt eines „Schauspiels“ sprechen wollte.

Ueber den folgenden Aufsatz: „Die manheimer Bühne betreffend“, theilt der Herausgeber Nachstehendes mit:

Die manheimer Bühne, welcher Iffland lange angehört und auch das Wissenste zu ihrem damaligen Glor beigetragen, hatte durch die Ungunst der Verhältnisse, namentlich durch die Kriegszeit mannichfach gelitten. Die glänzenden Erfolge, welche Iffland in kurzer Zeit als Director der berliner Bühne errungen, veranlaßten dort den Wunsch, seine Meinung über die Zustände der Bühne in Mannheim und seine Vorschläge für deren Verbesserung zu hören. Er unterzog sich der an ihn ergangenen Aufforderung und schrieb theils selbst, theils dictirte er den folgenden Aufsatz: „Die manheimer Bühne betreffend.“.... Der Herausgeber erhielt dies werthvolle Manuscript von demjenigen Beamten der berliner Bühne, dem Iffland dasselbe theilweise dictirt und der es nachher mündlich und nach Mannheim zu senden hatte. Der bei weitem größere Theil des Manuscripts ist von Iffland's eigener Hand.

Ein sich anreihendes Circular, welches Iffland während der Anwesenheit einer französischen Besatzung in Berlin in Abschrift an sämtliche damalige Mitglieder der berliner Bühne erließ, ist interessant durch die Energie und Schärfe, womit Iffland darin die Schauspieler abkanzelt, und verdient von allen Theaterdirectoren gelesen zu werden. Iffland erinnert die Bühnemitglieder unter anderm daran, daß sie jetzt größtentheils vor einem fremden Publikum spielten, „welches bei sich zu Hause einer sehr sorgfältigen Bühne, der größten Pünktlichkeit der Darstellungen gewohnt ist“, und fährt dann fort:

Da dieses Publikum, ungeachtet es in der großen Mehrheit unserer Sprache nicht kundig ist, gleichwol die Rücksicht beweist,

nicht ein Theater seiner Sprache hienherkommen zu lassen, und die dadurch unsere Erhaltung möglich macht: so ist es die erste Schuldigkeit, ihm in vernünftiger Sprache und soviel als möglicher Mithil verständlich zu werden.

Noch heben wir eine Reihe von Schriftstücken hervor, welche beweisen, wie schon Iffland in den Jahren 1806 und den nächstfolgenden auf die Anregung zur Schillerfeier hinwirkte, was um so größere Anerkennung verdient, da bekanntlich Schiller über die Kogebue-Iffland'sche Richtung wahrhaft vernichtende Urtheile abgegeben hat. Am interessantesten darunter ist der Bericht Iffland's über die von ihm am 9. Mai 1806 veranstaltete Aufführung der „Braut von Messina“ zum Vortheil der Schiller'schen Erben, welche diesen über 2700 Thaler einbrachte. Iffland gedenkt dabei der schönen manheimer Zeit, wo er mit Schiller vier Jahre lang „fast alle Abende“ bei dem Schauspieler Beck zusammenkam und auch Weil manchmal sich einfand. „Schiller“, bemerkt Iffland, „war damals von innig froher Laune.“ Wie stimmt aber diese „innig frohe Laune“ zu Schiller's verzweifelter Ausdrücke in seinen Briefen an Körner, wenn er an diesen schreibt:

Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unermessbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, mein Bestes! Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage hat ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß auf der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erbreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine Lust, die die Leere meines Herzens ausfüllte u. s. w.

Den Schluß des Buchs bildet „Iffland's Krankheitsgeschichte“ von seinem Arzte Formey, die viele für den Menschen wie für den Künstler Iffland höchst charakteristische Züge enthält. Angenehm sind freilich solche detaillirte Krankheits- und Leidensgeschichten niemals zu lesen. Man erfährt daraus unter anderm, wie die berühmte „deutsche Gemüthlichkeit“ auch gegen Iffland operirte, ihm das Leben zu verbittern. Nicht selten, wenn er enttreten wollte, erhielt er bald anonyme, bald unterzeichnete Briefe voller Vorwürfe und heftiger Kritiken, „die keinen andern Zweck hatten als ihm wehe zu thun und durch erregte Galle sein Spiel zu verderben“. Eine Veranlassung zu der ersten Veröffentlichung dieser Krankheitsgeschichte mögen wol die bösen und ungewissheit vergründeten Gerüchte gewesen sein, welche über die Art seiner Krankheit und deren Veranlassung von seinen Bekannten in Umlauf gesetzt worden waren.

Theodor Rätzscher hat seine in der „Spenerschen Zeitung“, im „Deutschen Theaterarchiv“ u. s. w. erschienenen Kritiken und „dramaturgischen Abhandlungen“ (Nr. 2) gesammelt herausgegeben, wofür wir ihm zu Interesse der Kunst und der wirklich wissenschaftlichen Theaterkritik nur dankbar sein können, obgleich vielleicht zu wünschen gewesen wäre, daß der Verfasser die momentane Entstehungsart der Kritiken, insofern sie sich an einzelne berliner Theaterabende knüpfen, hier und da zu verweisen sich größere Mühe genommen hätte. Schöne Widersprüche, wie der zwischen der unbegrenzten Verehrung, die er der Rachel, und der fast unbegrenzten

Anerkennung, die er Frau von Wändorff, also zwei höchst verschieden gearteten Künstlerinnen zollt, hätten, rückt uns, durch motivierende Parallelen ausgeglichen werden sollen. Diese Kritiken, Zergliederungen und Charakteristiken der Hauptrollen der Rachel, Elstner, Marie Seebach, Auguste von Wändorff, Ira Aldridge's, Bogumil Dawison's und des Richard III. Desfairs, bilden, nebst kritischen Bemerkungen über einige neu einstudirte und inscenirte Shakspeare'sche Dramen, die erste Abtheilung vorliegender Schrift. Es sind dies im ganzen Analysen und Recensionen, wie man sie von einem Theaterkritiker zu fordern hat, wenn man ihm den nöthigen Zeitungsraum gewährt, sich ausführlich auszusprechen, und die nöthige Fek, sich gründlich mit dem Gegenstande der Kritik abzugeben; sie sind voll Sachkenntniß, gewissenhaft, liebevoll, aber auch zum Theil scharf eingehend, psychologisch sowohl als ästhetisch erörternd, instructiv für Schauspieler wie für Theaterkritiker und immer mit dem Texte der Dichtung Hand in Hand, diese durch das Spiel und das Spiel durch die Dichtung commentirend, was allerdings immer der Fall sein sollte.

Diese dem Verfasser gebührende Anerkennung schließt natürlich nicht aus, daß wir nicht auch im einzelnen abweichender Ansicht von ihm sein sollten. Wir hätten z. B. gewünscht, daß er die Rachel mehr als ein exceptionelles Wesen dargestellt hätte, als ein Phänomen im Bereiche der Kunst, welches man in seiner Außerordentlichkeit wie ein prachtvolles elementarisches Ereigniß mehr zu bewundern als zu loben und mehr anzustarren als zu bewundern hat. Das Nordlicht leuchtet überaus herrlich, aber es lockt keine Vegetation hervor. So hat auch die Rachel keine Schülerinnen hinterlassen, fast keine Spur ihres Wirkens ist zurückgeblieben; und selbst das Théâtre français hat von ihr keinen Ergo gehabt. Denn ein exceptionelles Wesen wie die Rachel stirbt auf dem Gebiete der Kunst; denn es angehört, die Einheit und die Harmonie der Talente, die sich dann nicht so leicht wieder ins Gleichgewicht finden können. Im Gegentheil, ihre eigenartige Leistungen wirken zuweilen sogar schädlich, da wir an dieser oder jener deutschen Schauspielerin wahrnehmen können, die ihrer Illern und stellen sich auch vor solchen Natur gewaltig jene großen Uebergänge, Sprünge und Contraste, jene unkünstlerischen, freischwebenden Natur wie abzwängt, die eben nur zu dem Befolgen und selbst was harten Wesen einer Rachel, aber nicht in das sicher organisirte Gemüthsleben einer deutschen Schauspielerin passen. In der Charakteristik der Rachel vermißt der Verfasser auch nicht selten in Exclamationen, die immer nur Nothbehelfe und mit dem Wesen der Kritik wenig vereinbar sind, z. B.: „Das Auge von einer tiefen Trauer umschattet! und wie spiegeln sich in dem feischigen ganz durchgeistigten Antlitz die leisesten Zuckungen der Seele ab! Welche Scala von Affecten durchleben diese Lippen“ u. s. w. Phrasenhaft finden wir auch Stellen wie folgende: „Das Genie übertrifft in seinen Schöpfungen stets auch die kühnsten Erwartungen“; er: „Nach unserm Empfinden müßten alle deutschen

Schauspielerinnen die Kräfte ihres Rufes zu den Füßen ihrer großen Genossen niederlegen“; und so noch manche andere. Das kleine Kapitel „Mathematische Rachel in Potsdam“ beruht auf mündlichen Mittheilungen der Künstlerin selbst. Man erfährt daraus, daß der König zu ihr geküßert: „So wie was konstant?“ daß nach einer Vorstellung auf der Fraueninsel sich „ein Feind der Bewunderung von aller Lippen gedrängt“ und daß der Kaiser von Rußland ihr gestanden: er fände sie noch größer als ihrem Ruf. In Bezug hierauf bemerken die meisten „Recensionen“ sehr mit Recht: „Wir trauern der dahingestiegenen berühmten Schauspielerin Beifall genug zu, um die Bewunderung eines Kritikers nicht Röstcher der Anerkennung aller Monarchen vorgezogen zu haben, wenn ihr auch die ewigste Ehre gewesen wäre.“ Daß sich Röstcher in andern Fällen dem banalen Tagebucheismus nicht fangen gibt, beweisen seine sehr geschriebenen Analysen der Hauptleistungen Bogumil Dawison's und der Marie Seebach, indem er ihre großen Vorzüge zwar gebührend anerkennt, aber ihnen auch offen und gewissenhaft darlegt, wo sie ihm nach seiner kritischen Ueberschau auf falschem Wege zu sein scheinen.

Unter den dramaturgischen Aufsätzen haben wir als besonders werth und zielmäßig den über das Mikroskopium in der Schauspielkunst hervor; Röstcher beleuchtet darin besonders das System der Declamation und die raffinierten Kunststücke, womit selbst berühmte Künstler und Künstlerinnen, „um nur zu sein und fortzuwachen die erschlossenen Nerven zu verlegen“, ihre Rollen auskitten und wobei sie nicht selten der Wachsthum des Dichters direct zum Vorschein und die Dichtung selbst verflücken. Ein und wieder will übrigens auch Röstcher ohne Noth etwas Neues aufstellen oder er geht in seinen Forderungen zu weit. Er sagt es z. B. als „radicales Mißverständnis“ der ganzen Situation“ und als „Unfinn“, daß sich alle bisherigen Darsteller des Othello dem Schein von Desdemona zurückgeben lassen, um nachzusehen, ob er auch etwas von der Verpflichtung enthalte, einen Bräutigam für Antonio holen zu lassen; Othello kenne ja jedes Wort seines Scheins auswendig und wisse mit der absolutesten Sicherheit, daß von einer solchen Verpflichtung kein Wort darin enthalten sei. Indes läßt sich auch der bisherige Usus wohl rechtfertigen. Othello thut nur so, als ob er doch eine solche im Schein vielleicht enthaltene Clausel übersehen haben könne; er läßt sich das Mäxler geben, steht es natürlich nur zum Schein durch und sagt dann: „Ich kann's nicht finden!“ Die den letztern Worten von Röstcher untergelegte Deutung, als wolle Othello zu Desdemona sagen: „Ich kann dies nicht zugeben, daß dies, wie Ihr behauptet, gut wäre“, scheint uns doch zu weit hergeholt. Natürlich treibt Othello mit diesem ganzen Wandern nur eine Gaukelei, die aber in dem lauernden vorsichtigen Charakter dieses Juden vollkommen begründet ist. Im übrigen läßt sich auch Othello als Othello dem Schein von Desdemona zurückgeben, um ihn durchzusehen; und es ist doch wol mit Recht anzunehmen, daß sich von

den Traditionen der Schaffpeare-Bühne manche in England erhalten haben und daß ein englischer Darsteller des Shylock, daß Phelps, der sein ganzes Sendtum und Handwerk auf Schaffpeare geworfen hat, die Worte: „Ich kann's nicht finden!“ richtig verstanden haben wird. Von dem Darsteller des Faust verlangt Mörscher, daß er in den Liebhaberszenen den „tiefen Denker“ des ersten Acte durchblicken lasse. Ja, wenn der Dichter selbst nur dazu eine Handhabe geboten hätte! Aber ich weiß nicht, wie in den Worten „Mein schönes Fräulein, darf ich wegen“ u. s. w. und in den folgenden Liebesszenen irgend philosophische Tiefs an den Tag gelegt werden könne. Geistige Ueberlegenheit zeigt Faust freilich auch da, und diese ist es, welche Gretchen so sehr imponirt; sonst aber ist er geschmeidiger Liebhaber und gewandter Cavalier, der höchstens in dem Monolog: „Erhabener Geist, du gabst mir, gabst mir alles“, und in der Rhapsodie: „Wer darf ihn nennen?“ bewußter an den ehemaligen Philosophen und Magister Faust erinnert. Als einen Göttern darf natürlich der Schauspieler den Liebhaber Faust nicht darstellen; ein Element der Unruhe und des Unbefriedigten, eine unruhige Stimmung wird er immer durchblicken lassen müssen; wenn ihm dies aber gelingt, so hat er genug gethan; den „tiefen Denker“ wird er aber in den Armen Gretchen's höchlich zu Hause lassen müssen.

Auch Thaddäus Zan's Sammlung vermischter Aufsätze: „Der Kunstwahl“ (Nr. 8), die wol schon früher in Journalen erschienen sind, gehört hierher, da sich von den darin enthaltenen neun Abhandlungen nicht weniger als sechs auf Theater und dramatische Poesie beziehen; es sind die Aufsätze und Abhandlungen: „Gustav's Alla Rose“, „Zacharias Werner als Dramatiker“, „Die deutsche Schaubühne“, „David Garrick“, „Die Berufswahl des Schauspielers“ und „Die Theaterkritik“. Thaddäus Zan, ein innerlich sehr erregter Geist, ist, wie glauben behaupten zu dürfen, unabhängig von allem Partei- und Coterienwesen, und ist daher auch leicht den Verdächtigungen ausgesetzt, welchen ein auf seine vollkommene Selbstständigkeit haltender Schriftsteller nicht wohl entgeht. Er sagt nach allen Seiten hin rückwärtslos die Wahrheit und sucht die Gebrechen und Krankheiten der Zeit bis zu ihrer Wurzel, der des Egoismus und schamlosen Materialismus, zu verfolgen. Die Waffe seiner Kritik ist kein zierlicher Galanteriedegen; wenn er aber auch zuweilen in seiner Orientierung zu weit gehen und zu sehr ins Schwarze malen mag, so steht man doch, daß es ihm dabei immer um Feststellung der Wahrheit zu thun ist. Einer der pikantesten und lesenswürdigsten unter den obengenannten Aufsätzen, der über die deutsche Schaubühne, hat uns schon früher gleich nach seinem Erscheinen in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ zu einigen Bemerkungen Anlaß gegeben, weshalb wir auf ihn hier nur verweisen wollen. Doch mögen wir uns nicht versagen, hier noch folgende Stelle aus demselben anzuführen:

Es mag wol ein Paradoxon klingen, aber es bleibt darum nicht minder wahr: was unsere Schauspieler gegen früher als

Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft an Werth gewonnen, ebenso viel haben sie an Werth als Mitglieder der Bühne oder als Künstler verloren, oder formuliren wir, um nicht Mißverständnisse ausgelegt zu sein, den Satz dahin: die Schauspieler der früheren Generationen waren durchschnittlich schlechte Hausväter und schlechte Rechner, aber tüchtige Künstler, die modernen Schauspieler dagegen sind durchschnittlich tüchtige Hausväter und gute Rechner aber insofern schlechte Künstler.

Hiermit würden wir uns einverstanden erklären, wenn Thaddäus Zan statt „durchschnittlich“ und „insgemein“ etwa gesagt hätte „größtentheils“. Der Verfasser fährt fort:

Die Schauspieler von heute sind mehr oder minder comme voyageurs in Rollen, die sehr sorgsam Buch und Rechnung über jedes Engagement und jedes Gastspiel führen; Geld soll verdient werden, möglichst viel Geld in möglichst kurzer Zeit, damit man sich rasch und schnell, die großen und glänzenden Specialitäten in Villen und Landhäuser, die kleinen und wenig geschätzten in bescheidenen Verhältnissen zur Ruhe setzen.

Ja, in der That, „zur Ruhe setzen“, das ist der passendste Ausdruck. Wären unsere großen Schauspielerinnen und Sängertinnen wirklich von wahren Kunstenthusiasmus befeuert, woher käme es denn, daß sie sobald als möglich eine Gelegenheit ergreifen, aus dem Künstlerverbande zu treten, und sich nach einer Heirath umsehen, die sie in einen höhern Stand erhebt oder ihnen doch ein bequemes Leben zu verschaffen verspricht?

In dem Aufsatz „Die Theaterkritik“ geht es den Theaterrecensenten sehr schlecht, und so begründet zum Theil das Bescheidigungen auch sind, so bleibt er doch auch hier seiner Gewohnheit treu, keine Ausnahme zuzulassen. Zan hat es immer in Deutschland Stände geben müssen, welche das Stückblatt der allgemeinen Spottlust waren, z. B. gewisse Handwerker, besonders Müller und Schneider, so dann Aerzte und Advocaten, auf die so viele Epigramme bestehen, daß man damit ein ganzes Bändchen füllen könnte, weiter Landjunker, Landschulheer und Landpastoren, Register und Gelehrte und überhaupt alle sogenannten „Friedensfuchser“. Heutzutage sind es „Literaten“ und Kunstsenken und namentlich Theaterrecensenten, welche zu diesen Zwecken herhalten müssen. Nun, vielleicht kommt auch zu den Theaterrecensenten eine bessere Zeit, nur gehören dazu nicht bloße Klagen und Anklagen, sondern eine gewissen pecuniäre Stellung, die ihnen erlaubt, sich in vollkommener Unabhängigkeit zu halten. Mögen dafür namentlich die vielen reichen Theaterfreunde sorgen, denn daß die Theaterrecensenten eine so unentbehrliche Menschenklasse sind wie jede andere, werden alle diejenigen zugeben, welche Einsicht in die Verhältnisse haben. Für jetzt ist das Los eines gewöhnlichen Theaterrecensenten, der täglich das Theater besuchen und täglich seinen Bericht abfassen muß, das traurigste und in jeder Hinsicht unanständige von der Welt und verdient vielleicht im ganzen mehr Mitleid als Spott; zeugt es doch von einem ganz besondern Grade, wenn ein Theaterrecensent während seiner Laufbahn einen eleganten öffentlichen Sclandal davonkommt. Thaddäus Zan ist auch unparteiisch genug, die Uebelstände einzusehen, unter denen ein Theaterrecensent sein saueres Brot verdient. Die Bühnenvorstände wollen, wie Zan bemerkt, keine geistreichen Analysen, keine Rathschläge zur Läuterung des The-

„macht, denn, sagen sie, „wir treiben Handel mit der geistigen Production“; sie wollen, daß der Recensent diesen Handel unterstütze, daß er alles, was sie thun und lassen, gut heiße und vor dem protestirenden Publikum vertheidige. „Wenn heute eine hamburget „Dramaturgie“ geschrieben würde“, sagt Rau, „für die Bühnenvorstände wäre sie nicht geschrieben.“ Und die Schauspieler? „Gerade der Recensent, welcher durch Bildung und Charakter befähigt ist, eine gesunde Kritik zu fällen, ist den Schauspielern der unbüchteste.“ Und weiter:

Die Schauspieler verlangen kein Raisonnement über das Stück, in dem sie mitwirken; sie verlangen keine Belehrung und Berichtigung, es ist ihnen lediglich darum zu thun, daß ihrer und ihrer Rolle Erwähnung geschieht. Wo die letztere fehlt, werfen sie den Bericht, und wäre er auch noch so instructiv und kritisch, beiseite.

Nur zu wahr; man wird die Schauspieler in Deutschland zählen können, die hiervon eine Ausnahme machen. Sonst läßt es sich aber doch fragen, ob es auch in jeder andern Hinsicht wirklich so ganz eben mit unsern Bühnenzuständen steht, wie Rau und andere sie schildern. Wenigstens wenn wir sie mit den Bühnenzuständen des Auslandes vergleichen, haben wir noch immer kein Recht, gänzlich an ihnen zu verzweifeln, und erst in der vorigen Nummer haben wir ein Urtheil der ungarnischen Schauspielerin Ella Bulhovsky angeführt, die uns um so manche Vorzüge unsers Theaterwesens sogar noch beneidet.

Besonders dankbar sind wir dem Verfasser für seinen Aufsatz über Zacharias Werner, der trotz allen spätern Verirrungen sicherlich zu unserm größten dramatischen Autoren gehört, hätte er auch nur den „Vierzehnzehnten Februar“ und seinen „Luther“ geschrieben. Erstern nennt Rau mit Recht Werner's beste Arbeit, und wir müssen gestehen, daß dieses Drama bei seiner Ausführung auf dem leipziger Stadttheater im vergangenen Jahre einen Eindruck auf uns gemacht hat, wie nur irgendeine Schiller'sche Tragödie, d. h. bis zum Schlusse des vierten Act's, der den wormser Reichstag in echt historischer Auffassung vorführt. Der fünfte Act hängt freilich ziemlich lahm am Körper des Dramas. Auch wird es Rau erlauben, nicht bloß den episodisch auftretenden Probal und seine Theresie, sondern auch leider Katharina in Bora einen romantischen „Schemen“ zu nennen.

Von den übrigen Skizzen des Buchs: „Ein Kampf um Dasein und Geltung“, „Goethe's Eintritt in das Leben“ id „Kant's Stellung zur Politik“, sind namentlich der Herr, welcher Jean Paul's Nothstände in Leipzig und of behandelt und auf den wir wol noch gelegentlich zurückkommen, und der dritte von hervorragendem Interesse.

Karl Witz knüpft in seiner kleinen Schrift: „Die dramatische Frage der Gegenwart“ (Nr. 4), an das zweckmäßige Werk über Goethe an; aber obgleich seine Prosa schon Spuren der besten Schule für den kritischen Stil, Lessing'schen verräth, und obgleich sein Schriftchen noch anregenden Gedanken und beherzigenswerthen Hinweise enthält, so können wir doch, offen gestanden, in die Verlegenheit, wenn wir aufgefordert würden zu sein, was denn der Verfasser eigentlich mit seinen Be-

trachtungen bezwecke? Der Titel läßt uns eine unmittelbare in die dramatische Frage der Gegenwart eingreifende dramaturgische Abhandlung erwarten; aber in dieser Erwartung sieht man sich getäuscht; man muß sich mit einem ziemlich lockern Gewebe von bunten Bemerkungen über Shakespeare und Goethe begnügen. Etwas geht jedoch durch die Schrift hindurch: eine unverhohlene Antipathie gegen Gerwinus' Werk über Shakespeare, dessen „einziges Verdienst“ ihm in der weitern Ausführung der zuerst von Goethe gemachten Beobachtung zu liegen scheint, wonach sich die Stücke Shakespeare's „alle um einen einzigen Begriff oder Gedanken drehen, zu dem alle Charaktere in näherer oder entfernterer Beziehung stehen“. Er nennt es sogar ein „unglückliches Buch“, weil Gerwinus dem deutschen Nationalgefühl Fußstapfen versetze und uns zu verstehen gebe, daß Goethe und Schiller im Vergleich zu Shakespeare häufig weiter nichts als „bloße Verdorbenheiten“ seien. Das hat Gerwinus doch wol nicht sagen wollen, wenn er irgendwo in seinem Werke von der „niedern Redeweise des deutschen Dramas“ spricht, die selbst bei Goethe und Schiller oft nur „verfälschte Prosa“ sei; denn ein Dichter, der einer überwiegend prosaischen Zeit angehört, kann wol mitunter „verfälschte Prosa“ schreiben, ohne deshalb doch im ganzen ein bloßer „Verdorbenheit“ zu sein. Auch ereifert sich der Verfasser gar sehr gegen Gerwinus' Behauptung, wonach „der Bildungszustand und die Entwicklungsstufe unsers Volks heute ungefähr dieselbe ist wie Englands zu Shakespeare's Zeit“; Witz erblickt hierin eine Art Beleidigung für die deutsche Nation. Nun, wie man es nimmt! Eine Zeit und eine Nation, aus deren Schoße sich ein Genius wie Shakespeare entwickeln konnte, müssen doch nicht so ganz übel gewesen sein. Im übrigen scheint es auch uns so, als ob sich die Engländer der damaligen Zeit und die Deutschen der unsern gar nicht vergleichen lassen. An einer Stelle setzt der Verfasser Shakespeare darüber zurecht, daß er Petruccio sein Räthchen, die zu bezähmende und späherkspensige, in eine so harte Schule u ihn den Versuch machen zu lassen, sie freundschaftliches Zureden zu belehren. Versuch, doch nur selbst solchen Kobolden gegenüber der Mann nicht, solchen ungezogenen weiblichen Geschöpfen, die auf der modernen Bühne als besonders pikant und reizend gelten, den Sieg behalten zu lassen; auch an ihnen vollzog er mit eiserner Strenge, tragisch oder komisch, das Strafamt, das er überall über den thörichten launenhaften Eigenwillen verhängt.

Ueber das, was der dramatische Dichter seinem Publikum sein und bieten soll, drückt sich der Verfasser gelegentlich schön und meist auch treffend in den Worten aus:

Das volle, frische, wirkliche Leben soll uns der Dichter vorführen, aber erhöht und verklärt nach den Gesetzen der Kunst und Schönheit, die nur ihm bekannt sind, die aus der Fülle der wirklichen Erscheinung die großen und ewigen Züge hervorheben, welche der menschlichen Natur zu allen Zeiten eigen gewesen sind. In Ruhe soll uns sein, als ob wir vor Menschen unsrer gleichen ständen, aber vor Menschen einer vornehmern Natur,

Stelle hätte der Verfasser sein Buch zweckmäßiger geschlossen, als mit seinem nicht sehr feinen und noch weniger geistreichen Ausfall gegen Meißner Hermann.

Hermann Meißner.

Der Kirchenliederdichter Philipp Nicolai.

Dr. Philipp Nicolai's Leben und Werke, nach den Quellen. Von L. Gunge. Halle, Biele. 1858. Gr. 8. 27 Rgr.

Nicolai ist der Dichter der Kirchenlieder: „Wie schon leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Er wurde 1556 zu Mengeringhausen im Fürstenthum Waldeck, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und wirkte selbst als Pfarrer, von 1583—86 zu Herbede in der Grafschaft Mark, 1588—96 zu Riebeck und Altwildungen in Waldeck, von 1596—1601 zu Nann in Westfalen und endlich in Hamburg, wo er 1608 starb. Gunge hat sowohl das äußere Leben Nicolai's, als die amtliche und schriftstellerische Thätigkeit desselben mit aller Genauigkeit, die ihm der Reichtum an Urkunden und Hülfsmitteln möglich machte, dargestellt und ist auch bei der Mittheilung der Details nicht sparsam gewesen.

Das Leben des Pfarrers war gewiß in jenem Zeitalter sehr oft kein idyllisches Pastoral, namentlich da jeder strebsame Geistliche es seinem Vorbilde Luther gleichzuthun suchte, und wenn ihm die Reinheit der Lehre nur durch ein Stäubchen des Flecks schien, sofort zum Schwerte griff, weil er mit einem friedlichen und nachgiebigen Ansehen die Schuld des Irrthums an Gott und der Kirche auf sich zu laden glaubte. So führte denn auch Nicolai ein sehr bewegtes Leben und seine Geschichte enthält manchen wichtigen und anziehenden Beitrag zur Kunde des Geistes, der Sitten und der Zustände jenes seltsamen Zeitalters. Schon von außen dringen zerstreute Räucher ein und bewunderten jahrelang eine geordnete und fruchtbare Thätigkeit. Bald machten rührerische Soldaten das Land unsicher, man muß aus der Heimat flüchten; bald hat der Weibliche, selbst krank und mit Ruhlosigkeit kämpfend, die Trostquellen der Religion bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen, denn seine Gemeinde wird von einer furchtbaren Pest heimgesucht. Die Kirche war keine Stätte des Friedens. Wird der Weibliche zu einer Stelle berufen, so regten sich sogleich Widersacher, die ihm den Einzug in seine Pfarre erschweren. Der Landesherzog, der adeliche Patron, der Vorstand der Städte, der Kaufmann, der Bürger, sie alle sind mit den Stichwörtern der Religionsparteien besetzt. Man durchstöbert die Schriften des Anstömmlings nach heftigen Meinungen, und seinem früheren Wohnorte folgen ihm verdächtige Nachreden, man nöthigt ihn, ein unangenehmes Wundenbekanntnis abzugeben oder mit Geistlichen von Ruf, deren Gutachten beschreiben soll, zu disputieren. Ist er endlich im Amt, so soll er seiner Gemeinde als ein eifriger Mann Gottes Ehre machen; er soll wie Luther seine Donnerkeime erheben bald gegen die Papisten, bald gegen die Calvinisten und Zwingerianer. Und hat er dies so gut gemacht, daß man sich von allen Seiten gegen ihn erhebt, nicht nur mit theologischen Thesen und Explanen, sondern auch mit Basquillen und Vermuthungen, so heißt er wieder ein unruhiger Fäuler und man möchte ihn gern los werden. An denselben Orte bescheiden sich die Amtsdörfer auf der Kanzel, denn jeder steht bei dem andern im Verdacht der Ekklesiastik; die Obrigkeit selbst verbietet den

dergearteten und unerwünschten Habern, aber der Botschaft auf einmal zum Siege verhalten und der eine Bruder abgelehnt werden. Es ist merkwürdig, wie man bei diesen Religionskämpfen durch die scharfe Fassung der Streitfragen aus jeder Meinungsverschiedenheit eine Ursache zum bitteren Hass und zur menschlichen Verfolgung zu machen verstand. Den Reformirten wird z. B. nicht vorgehalten, daß Gott unendlich, wie ihre Prädestinationslehre annimmt, die Mehrzahl der Menschen von den Herren zur Anseligkeit bestimmt und von der Gnade ausgeschlossen haben müsse, sondern man sagt, ihr Gott sei ein „leichenfresser, arglistiger, blutdürstiger Moloch“; sie selbst sind also Götzenanbeter, Bealobdiener, Angezieser, eine Rette Luthers, werth, daß sie der Abgrund verschlingt. Der Calvinist widerlegt seinerseits nicht eine Meinung seiner Gegner von Christus, sondern er nennt den Heiland selbst, welchen sie anbeten, „einen schandlichen Hirngespinn, Wolf, Räuber, Mord“ u. s. w. Nicolai hat sich, als ein eifriger Glaubenswächter und vielleicht durch das Beispiel seines Vaters angeregt, der für die Ausbreitung der Reformation sehr thätig gewesen war, an diesen Fäden an aller Leidenschaftlichkeit theilgenommen und stand deshalb noch nach 150 Jahren bei dem bekannten Pastor Göze zu Hamburg in gutem Ansehen. Nicht minder wie in der Frömmigkeit schon der fromme Eifer zu jener Zeit in der Freundschaft alles Maß überschreiten zu haben. Versetzen wir uns an Nicolai's Geburt. Der arme Mann litt an einem Geschwür im Kopfe, das linke Ohr wurde fast taub, ein hitziges Fieber warf ihn nieder und rief ihn auf. Er sah die Annäherung der Todesstunde und gab den Seinigen den Scheidebogen. Jetzt treten Dedek und andere Kollegen und Freunde an sein Schmerzenslager, um die entseelte Seele recht für den Himmel reif zu machen. Dedek besetzt den Sterbenden mit Fleiß um sein Verlangen, „erinnert ihn länglich, was er bisher für die christliche Kirche gethan“ und bittet ihn zu erklären, ob er auf das, was er gelebt, sein Leben beschließen wolle. Die Kräfte reichen um noch hin zu einem Ja und zu einem Sündenbekenntnis. Dedek steht gleichwohl in seinen Rathungen fort, und als er sich Umstehen auf eine Weile entfernt, tritt ein anderer für ihn ein und so ganze Verhandlung wiederholt sich. Nicolai verfaßt zwei oder drei Stunden vor dem Tode, matt und betäubt, in einen Schlusswort. Die eifrigen Freunde glücken seinem kranken Haupte und jetzt noch nicht die Ruhe. Dedek erzählt, daß er selbst an seine Herren Kollegen mit der Erinnerung geistlicher Barmherzigkeit abgelaufen, sondern „ihm mit Fleiß zum Ohren gerufen, darunter er im Herrn entschlafen und zwar gar sanft“.

Nicolai hat fünf geistliche Lieder geschrieben, eins von ihnen ist verloren, drei sind in die Gesangbücher aufgenommen. Gunge gibt uns namentlich über die beiden schon oben angeführten, welche mit Recht kirchliche Volkslieder genannt werden können, sehr dankenswerthe Nachrichten, indem er von ihrer Originalität (sie sind nicht aus weltlichen Volksliedern entstanden), von der Zeit der Abfassung, von dem Ursprunge der Melodien, von der Verbreitung durch die alten kirchlichen Gesangbücher, von den Veränderungen, Umarbeitungen, Nachahmungen u. dgl. handelt und endlich gewichtige Urtheile über den Werth und die Brauchbarkeit der Lieder für die neue Zeit zusammenstellt. Von den Jesualien: „Wie schon leuchtet der Morgenstern“ u. s. w. finden sich ganz entgegengelegte Meinungen. Bald hält man es für den besten und Erheblichsten, was noch heute dem Herzen dargeboten werden kann, bald empfiehlt man, es als ein veraltetes Kleinod zu reponieren; dem gebildeten Gläubigen, welcher sich in die Anschauungsweise der Vergangenheit zurückversetzen kann, mag es immerhin zur Erbauung bleiben, aber den Unwissenden muß man seine Wandelbarkeit nicht mehr aufzeigen. Baldes triff zusammen, am diesem Liede in den vorigen Jahrhunderten eine außerordentliche Beliebtheit zu verschaffen. Es nahm mit der Vorstellung von Christus als dem Bräutigam der Erde zu, und einige Blat des weltlichen Minneliedes auf, es schied sich mit den mythischen Bildern der Bibel, namentlich des Hohenliedes, deren ahnungsvolle Dunkelheit das Gefühl desto lebhafter

wegte, es verband, was in den Kirchenliedern so selten der Fall ist, mit dem irdischen Schwünge eine phantastische Aufschauflerung, es erhob die Seele über die Alltagsstimmung, es enthielt eine, und wenn man weiter die herrliche Sangesweise, von welcher Mozart sagte, er gäbe kein besseres Werk für sie, die Wirkung unterstützt, so begreift man, daß dieses Lied zu der Zahl jener gehören mußte, welche in alle Gesangsbücher aufgenommen und in allen protestantischen Ländern gesungen wurden. dessen Veranlassung die „amorösen, honigsüßen Rosenworte“ des des auch bald einen gewöhnlichen Mißbrauch. Nicolai hatte die weltliche Liebe mit den sinnlichen Farben der weltlichen Welt und ein anfangs wol unbewußter Trieb verführte das All, jetzt auch die sinnliche Liebe an die Stelle der himmlischen setzen: es wurde allgemeine Sitte, das Lied bei Hochzeiten zu singen. Gewiß wollte man sich helfen oder nie damit vermählen, weltliche Ehe für das Abbild der geistigen Vereinigung Christi und der Kirche; die Klage der Geistlichen, daß die Lärmen Weltstader aus der schönen Blume Gift sogen, endlich Berchet (1702), dieses Lied bei Hochzeiten zu singen, weisen einen argen Mißbrauch hin.

Das zweite Lied: „Wachet auf, ruft aus die Stimme“, besetzt sich dagegen noch jetzt fast allgemein und man wünscht einige leichte sprachliche Veränderungen. Die endliche Nacht der Herrin in dem himmlischen Jerusalem, der Wächterruf Ritternacht, das Hosanna der Jungfrauen, die mit ihren den dem Bräutigam entgegengehen, das vollstimmige Gloria Einzug durch die Perleypforte, die Scharen der Engel der Erlösten um den Thron, die Offenbarung des Geheimnisses, von dem kein sterbliches Auge und Ohr je etwas vernahm: diese großartigen Bilder, welche mehr andeutend als ausmalend, die Phantasie zu erhebenden Anschauungen erwecken und kurzen, markigen Worten beleuchtet, auf den letzten Tag der hienigen, dem an Bedeutung nichts gleichkommt als ihr Tag: das alles ist echte Poesie und tiefe Religion. Die die soll von Nicolai selbst erfunden sein. Ebenso mächtig grand, voll feierlicher Pracht und tiefer, heiliger Freude, ist sie sich in der That mit dem Liede als die Schöpfung der Inspiration.

Sind nun auch die polemischen Heidenhuten Nicolai's nicht interessant, vielmehr der Bergessenschaft werth und bedürftig, dient der Dichter dieser beiden Lieder immer eine Rolle. Vielen Lesern möchte es vielleicht erwünscht sein, der Verfasser mit mehr Freiheit das Ergebnis seiner sorgfältigen Studien zu einer lebendigen Darstellung der Hauptbeurtheilung hätte. Die Arbeit bleibt jetzt zu sehr in den italienischen Fesseln. Doch jeder Schriftsteller hat das Recht, ein Publikum zu wählen und den Gymnologen von Fach die Abhandlung vielleicht gerade wegen dieser philologischen, oft zu sagen, mikrologischen Genauigkeit der Ausführung wegen dieser Vollständigkeit in den Nachweisungen am meisten gefallen.

Leo Cholewin.

Moderne Iphigen.

as mir mein Klavier erzählt. Von Julia Behr. Ber., Behr. 1859. 16. 10 Kr.
vi Weihnachtsgeschichten. Von Ernst Koch, Wilhelm nfer und Karl Altmüller. Göttingen, Wigand. 59. 16. 7½ Kr.

ehmen wir statt der Girtenpötte das Klavier, statt einer eiserne an der Kieselquelle unter dem grünen Blätterdach und Linden die einfachen reinen und natürlichen vergessungen einer aufschubigen Frauenseele im Salon, alen wir uns diese Herzergießungen in kleine Gemälde, n, eingetauscht, wie denn die Verfasserin von: „Was mir mein erzählt“ (Nr. 1), Julia Behr, auch selbst im Vorworte anachronistischen Bildern“ spricht, welche ihr Instrument, „der reund des Lebens“, an traulichem Abend an ihrer Seele geführt, so wird man die Ueberschrift, mit der wir die

Seufzern des Muthleiders und den Herzergießungen zwischen Mutter und Kind. Ja selbst der verstimmtten Seele widmet sie eine Seite, aus der wir lernen, daß es wohlgerathen sei zu schweigen, wenn der einsamliche Klang in unserer Seele verstimmt ist. Der Verfasserin fehlt es nicht, und darum können wir ihr gern, auch für zukünftige Gaben, das Wort.

Auch die „Drei Weihnachtsgeschichten“ (Nr. 2) gehören ihrem Tone und ihrer Haltung noch ganz unter unsere Rubrik. Die erste: „Eine Beförderung“, von Karl Altmüller, ist eine niedliche dem Kaufmannsleben entnommene Idylle. Drei Brüder haben das Gelübde abgelegt, Hagekölzer zu bleiben, bekennen sich aber eines Bessern, gedenken des „anmuthigen Wortes“ des alten Johann Fischart: „Die Kinder sind der Welters schönste Wintermaier, Bräutigam und Mendemann, in denen ihr Alter wieder blühsam wird“, und beschließen sich zum Weihnachtsabend den gegenseitigen Dispens vom Gelübde, nachdem die drei Bräute, mit denen die drei Weihnachtswirthe, die Ehre, der Friede und das Wohlgelassen, ins gemeinsame Haus kommen sollen, gefunden und beziehentlich wiedergefunden worden waren. Die Erzählung entspricht durchweg allen Anforderungen, die man an eine gute Idylle zu machen berechtigt ist.

Die zweite Weihnachtsgeschichte: „Der einsame Mann“, von Wilhelm Lynker, führt uns in das dunkle Gemach eines reichen Mannes, der 40 Jahre nur sich und seinem Erbe gelebt und mit dem Reichthum des Vaters auch dessen Weinamen „der Gortberzige“ ererbt hat. Die laute und stille Weihnachtstube in den verschiedenen Stockwerken des Nachbarhauses drängt ihn zu der Frage: Wo finde ich das Glück und gibt ihm die Antwort: „Nur mir! Im Vergnügen meiner Mitmenschen, meiner Freunde — in dem Muthen, welchen der einzelne am Leben aller, an der Menschheit, an der Geschichte nehmen kann — in der Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und der Aufopferung für Verlassene, immer aber außerhalb, in der innigen herzlichen Vereinigung mit andern.“ Die eine Stunde hat ihn umgewandelt, und er fühlt nun, daß er, aus Freude zu ernten, Freude säen, um das Glück zu finden, sich mit warm schlagendem Herzen unter die Menschen begeben müsse. Er weiß nun, daß ihm eins gefehlt: „ein wenig Liebe“. Die Erzählung schließt sich in Ton und Darstellung würdig der ersten an.

Dasselbe gilt von der dritten Gabe des Büchleins: „Die Novelle“, von Ernst Koch, von der wir es uns nicht versagen können, unsern Lesern die Introduction vollständig mitzutheilen:

„In einer engen Straße der Residenz wohnte der Dichter Leonard. — „Leonard? Wir kennen ihn nicht.“ Möglicherweise war arm, besaß keine öffentliche Stelle, war seiner gelehrten Gesellschaft Mitglied, schrieb oft unter angenommenem Namen, hatte vier kleine Kinder, und wohnte im vierten Stockwerk — und wer kann sich viel um solche Leute bekümmern? Seine Novellen und seine Lieder wurden mit Beifall gelesen, aber seine

Person kannte niemand; nach seinen Leiden und Freuden fragte kein Mensch. Diese hatten seine andern Zeugen, als die enge Wohnstube, seine schöne Ghefrau Johanna und seine vier lieben Töchter; laute zuverlässige Zeugen, weil sie den ganzen Tag um ihn waren, und die Töchter um ihn her tobten und sangen und Frau Johanna um ihn her saßte, während er auf seinem Autor throne saß und für seine Leser arbeitete. Ich schäme mich fast, diesen Autor thron, nebst dem dichterischen Menschen, den er trägt, hier vor aller Welt bloßzustellen. Ein durchgelesener Strohkübel ohne Lehn, aus welchem unten die Strohwideln hervorgucken, wie er an jedem Samstage mit der Papierschere abgehaut, war der Sattel, auf dem er ins romantische Land ritt, der Wildhauerschmel, auf dem er glückliche Menschen weisete, seine geistige Drehbank und der Webstuhl, auf dem er die Ereignisse des Lebens webte und klingende Reime am Reime schlang, während eine sorgenvolle Wirklichkeit auf zwei Füßen ihn hinten am Rode zupfte und um ein Stück Butterbrot bat. Und dann der durchgeharte Handrock, in welchem der Vater oft mit den Kindern auf den Dienen geruht und Guschendänschen gespielt! Aber bedenke wir über alles dies die schönen Farben der Bilder und Altarblätter und Schleier, die der Dichter in seinem engen Leben schuf; lassen wir das ganze hässliche Kleid und Kindergeschrei durch das melodische Gläute der Klavier überdönen, welches, wenn Leonard unten die Glockenstiege zog, sich droben im weinern Kerker hören ließ und die Leute weit und breit erzählte. Hätten die Jungen nicht so einen Eßensappetit gehabt, hätte Frau Johanna, das sanfte blonde Weib, sich eine Magd halten oder den Kleinsten einer Kanne übergeben können, so hätte der Vater nicht bei den besten Stellen seine Feder absetzen brauchen, um ein Stück Brot zu spenden; ja hätte das arme Paar noch ein einziges Kämmerchen neben der Lärmenden Stube gehabt, in welchem Leonard sich hätte schlafen können mit seinem Strohkübel und seinen Träumen, so wäre er unerreicht geblieben von den militärischen Commandos des kleinen Paul, oder von der süßen Bitte: Nimm mir einen Augenblick das Kind ab, Leonard! oder: lieber Papa, mache mir von diesem Tuche und diesem Stocke eine Bahne."

Der Dichter stieg also auf seinem Throne, Frau Johanna erinnert sanft an die Novelle, die er dem Buchhändler versprochen, denn der Dichter ist in glücklicher Stimmung. Sie sagt: „Du sollst sie heute, jetzt gleich beginnen. Ich gehe, um unten im Hause einen Arm voll Holz zu bergen, und die Kinder wollen ruhig sein, nicht wahr, ihr Töchter?“ Die größten schreiben einstimmig: „Ja“, ohne zu bedenken, wozu sie sich verbindlich machen; Hr. Leonard aber läßt die Arme hängen und sagt wehmüthig:

„Kann ich Novellen aus der Erde stampfen?
Wächst ein Roman mir auf der kahlen Gans?
Gewinn' ich Geld aus andern'sen Schäden
Und ein Weib, eh' ich den Stoff ansetze?
Sprich, leucht da einen Phantastischen Boden,
Wenn du kein Weib und keine Tier hast?

„Gib mir einen Stof Johanna.“ Aber der Stof ist schon da. Wir befinden uns mitten in der Novelle dein. Die Kinder halten nicht Wort und hören den Vater. Paul fragt: „Wann schreiben wir den Brief an das Christkind?“ Der Vater lacht, daß der Knabe recht hat. „Jetzt gleich, Rädchen, denn es ist hohe Zeit!“ So geht's an das Schreiben. Während der Arbeit wird die Frage debattiert, wie der Brief zu befehlen sei. Paul schlägt vor, ihn zum Dach hinauszusetzen; der Brief ist inzwischen fertig geworden und schlägt: „Also mein liebes Christkindchen, wir bitten dich, du wollest uns diese schönen Sachen morgen, am heiligen Abend in der Dämmerung, schon in unserm Vaters Stube, Kreuzstraße Nr. 157 vier Treppen hoch, hinfeschicken. Dein treuer Paul Leonard, für sich und seine lieben Brüder.“ Der Vater setzt die Adresse darauf: „An unser liebes Christkind im Himmel, abzugeben auf dem Dache“ und geht mit den Kindern auf den Boden, wo Paul das Papier in die Röhre himmelssternt läßt; der Dichter aber steigt die Bodentreppe

hinab und sagt: „Bräutchen, leg' Holz ein, und ich denk' mich über die Novelle.“ Daß nun die Würde des Dichters gleich an die rechte Stelle tragen, und daß sich für Christkindchen ein bereitwillige Geschenkstube finde, das als heischende für ein Weihnachtswunder mit dem erbetenen Wachsen und Sterben kann allen, was sonst zur Erhaltung des dicken Dichters bedürftig, in demselben erscheint, versteht sich von selbst. Die „Wachsen und Sterben“ führen aber auch zu einem Widerstand und unblutigen Rencontre zwischen zwei Kämpfern der unmittlerbaren jungen Dame; und diese Episode hätte bei einer sorgfältigeren Behandlung noch einen ergötzlichen Eindruck an dem Ganzen zu einer besseren Gesamtwirkung verweisen können. Wir nehmen aber damit von unserm obigen gütigen Urtheil nichts zurück und wünschen vielmehr, daß die „Drei Weihnachtsgeschichten“ auf vielen Weihnachtstischen ihren Platz finden und unmittelbar und mittelbar manche Weihnachtstafel zum Nutzen bringen.

Notizen.

Hormayr und Barnhagen über ultramontane Geschichtsschreibung.

Aus einem Briefe Barnhagen's von Ende vom 2. Februar 1832, der sich im Nachlaß eines jüngst verstorbenen Geschichtsschreibers befindet, bringen wir hier eine Stelle zum Vordruck, worin Barnhagen ein Urtheil Hormayr's über Buchholz' „Geschichte der Regierung Ferdinand's I.“ mittheilt und billigt. Das Urtheil zweier Katholiken über eine hervorragende Leistung ultramontaner Geschichtsschreibung verdient zumal heute Beachtung, besonders da der Brief auf einen oft besprochenen Brief in Hormayr's schriftstellerlicher Thätigkeit ein scharfes Licht wirft. Hormayr's Ausspruch lautet:

„Buchholz, von den hyperkatholischen Kanakern in Wien her ausgegangen, ein erstgeschaffener Mann, aber bis zur letzten Stunde ein wahrer Mann, der die Einheit des gesammten Deutschlands unter einem absolut monarchischen Kaiser, der von jener Congregation, die 1826 durch Canning überwunden wurde, für die Katholiken in Frankreich und Spanien vorzüglich für Dom Miguel in ganz Oesterreich und besonders in Ungarn große Geldsummen gesammelt zu haben, erhielt von seiner Partei den Auftrag, einen unerschütterlichen Donnerschlag gegen die Reformation zu schleudern, und zu diesem Ende im Staatsarchive Studien zu machen. Die Epoche Ferdinand's I. wurde gewählt, weil in selber die Reformation durch den Bauern- und Wicertäuferskrieg und sonst noch in den beunruhigendsten Formen und Neben Umständen auftrat, und man also das (bisher immer vorgeschobene) vitiöse Girkel erlebte, daß man die Reformation nicht wegen ihrer religiösen, sondern wegen ihrer politischen Tendenzen verfolgt habe, und ob die heilige unfehligen Ausdrücke durch die Verfolgung verurtheilt worden seien, oder aber die Verfolgung durch die demagogische und durchaus auflösende Richtung der Reformation von Kataklysmen als Nothwehr erzwungen hätten? Was der Congregation mangelte, ist in diesem Werke sorgfältig verschwiegen, dagegen die Reformation des Protestantismus aufs geschickteste ausgemalt, das Ganze somit durchgängig eine Falschmünzerei, was ich am besten weiß, da ich über ein Jahrzehnt Director des geheimen Archives war und es von 1807—11 von Grund aus reorganisiert habe. Ich weißt war so lange auf einem ganz falschen Wege, als ich mich bloß an jene Quellen hielt, welche die Jesuiten abgeig gelassen, die unendlich viel aus der Epoche von 1570—1650 vernichtet haben. Das Intoleranz und Absolutismus unter Ferdinand II. gegen Calvinisten, Gläubigen, Sitte, Sprache, Rationalität und Nationalität in allen österreichischen und böhmischen Ländern verurtheilt, das geschah unter Leopold I. in Ungarn. Die ich einmal anfang, ungarische und böhmische Quellen zu studiren, ging mir freilich ein entsetzliches Licht auf. Der heile Beweis dessen ist der große Abstand der

Gilberding beider Epochen im österreichischen Plutarch und in der Geschichte Wiens, sogar unter dem kühnen Joche der Wiener Censur. So arg habe ich mir wohlens Buch freilich nicht vorgestellt!"

So weit Hormayr; Barabagen konnte „sich nicht versagen“, in Adressaten, welcher die kritische Anzeige von Bucholz' in einer der Literaturzeitschriften jener Zeit abzuwachen, um so bedeutenden Jaugen vorzuführen, und konnte nur sagen, obgleich er wie Hormayr nicht zu den Protestanten gehört wurde, daß von protestantischer Seite eine nachdrückliche Verwahrung gegen dergleichen Fälscherei eingelegt werde."

25.

Julius Rupp contra „Grenzboten“.

Mit einigen Worten wollen wir einer kleinen Schrift Julius Rupp's gedenken, welche unter dem Titel: „Die Grenzboten, paritätische Staat und die freien Gemeinden“, im Selbstverlage des Verfassers (Königsberg 1869) erschienen ist. Die Schrift ist sich gegen einen Aufsatz der „Grenzboten“ (Nr. 1): „Der Protestantismus und das Kaiserthum“, und ist der Specialabdruck früher in der „Königsberger Sonntagspost“ veröffentlichten Artikels. Julius Rupp behauptet, daß die Art, wie die engstehende Religion und Kirche, Christenthum und Protestantismus behandelt, als ein „wütendes Durcheinander der sondersten Widersprüche“ erscheinen würde, wenn man sich nicht hülfe, „mit ihnen davon auszugehen, daß der Glaube an Macht das alleinseigmachende Dogma oder, um uns eigenen Ausdruck zu bedienen, das einzige, die weltlichen Mächte des irdischen Lebens unerschütterlich feststellende Dogma“. An einer andern Stelle gibt der Verfasser von den „Grenzboten“ folgende Charakteristik: „Ihre Geschichtsbetrachtung ist und durch traditionell und schablonenartig. Der Schlüssel ist, was geschieht, ist für sie ausschließlich das Vergangene. Und deshalb, wo es darauf ankommt, die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart zu würdigen, gänzlich außer Stande, Erscheinungen unserer Zeit, die zu charakterisiren sind, fest fassen zu lassen, für sich selbst zu betrachten und nach dem Maße unseres Jahrhunderts zu beurtheilen. Auch da, wo Erkennen davon abhängt, ob wir einen sichern Blick für haben, was vor uns liegt, ist ihr Kopf sofort nach hinten det, um sich bei der Vergangenheit Rath zu holen. Alle und Begriffe, die sie haben, sind an die Erscheinungen ergangenheit genagelt. Es kann jetzt nichts in einer anderen Weise geschehen, als es vor Zeiten geschehen ist. Daß die ganze Weisheit einer Kritik ist, die für das Auge blinde angesehen sein will — und angesehen wird, ist freilich genug für Deutschland, aber es ist so.“ Wir verthür eine besondere Neigung, uns in den Streit zwischen der Königsberger Sonntagspost und den „Grenzboten“ einzumischen, am wenigsten in der Stellung eines bewaffneten Vermittlers, welche die unabweisbare und exponirte von allen zu sein wir haben hiermit nur diejenigen, welche an den religionsfragen der Zeit einen lebhaften Antheil nehmen, auf controverse und auf das Dasein der vorliegenden Broschüreksam machen wollen. Lobend darf übrigens hervorgehoben, daß Rupp, der seine freigeistlichen Ueberzeugungen dem Geiste philosophischer Speculation durchdringen seiner Schrift, sowohl wo er angriffe, als wo er vertheilte weise verfährt, immer bei der Sache bleibt und niemals brutal-arroganten, ungeschliffenen und persönlichen Ton, den zu vermeiden den Deutschen bei solchen Controversen schwer gelingt.

H. M.

Bibliographie.

James, M., Des alten Mannes Heimath. Eine Erzählung aus dem Englischen überf. von S. M. G. Herausgegeben von D. Bencke. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 16.

Aeschylus, Die Famaiden. Uebersetzt von G. Clemen. Leipzig. 8. 7 1/2 Ngr.

Bontewitz, K. B., Swidbert, der Apostel des bergischen Landes. Eine Vorlesung, gehalten am 30. März 1857. Albersfeld, Babelsberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Brickman, J., Bagel Grip. En Doenkenbol. Gåstrom, Dwig u. Comp. 8. 1 Ngr.

Daugener, Drei Predigten unter Ludwig XV. Ein drastisches Gemälde der Protestanten-Verfolgung in Frankreich und interessante Geschichten über die damaligen Zustände des französischen Hofes. Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem französischen überf. Drei Bände. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 4 Thlr.

Derivas, J. G., Heimchen am katholischen Herde. Iste und Dies Händchen. — A. u. b. L.: Studentenleben. Ein Seelengemälde voll Dunkel und Licht. Zwei Abtheilungen. Köln u. Neuf, Schwann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ohmann, K. G. G., Friedrich Christoph Dörringers Leben und Briefe, als urkundlicher Commentar zu dessen Schriften. Mit Dörringers Bildniß. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 3 Thlr.

Galen, P., Der Straßenvogt von Jasmund. Geschichtliches Lebensbild aus der Occupationszeit der Insel Rügen durch die Franzosen v. Leipzig, Kollmann. 8. 6 1/2 Ngr.

Grün, A., der Titelfelbin. 8. 1 Thlr.

Hofmann, aus den vier. 8. 24 Ngr.

Jäger, des. in gegen das. 8. 24 Ngr.

Haus, Dörringers. Braumüller. 8. 24 Ngr.

Reubell, Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

La Roche, P., Die Erzählung des Phönix vom Meleagros (Jl. I. 529 — 600), ein Beitrag zu den homerischen Studien. München. 4. 8 Ngr.

Longfellow, H. W., Miles Standish's Brautwerbung. Aus dem Englischen von J. C. Baumgarten. St. Louis, Mo., Witter. 16. 12 1/2 Ngr.

Maub, A., Nathanael. Die großen Seelen. Zwei Predigten. Aus dem Französischen. Bremen, Straß. Gr. 8. 10 Ngr.

Muscos, Hero und Leander von F. Torney. Mitau, Lucas. 8. 20 Ngr.

Polenz, G. v., Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen. Der Band. — A. u. b. L.: Geschichte des politischen französischen Calvinismus vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zum Gnadenbist von Nîmes im Jahre 1629. 1ster Theil, vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zur Thronbesteigung Heinrichs III. im Jahre 1574. Göttingen, H. A. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Polzogen und Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Reuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Polzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Verlagsgesellschaft von Hermann Kraggsch.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größtes hängiges Blatt gestellten Anforderungen zu entsprechen. Gegenüber dem gesteigerten Interesse an der Politik wird sie zu Streben nicht ermüden, sondern denselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen zu kommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch Artikel, Originalcorrespondenzen und telegraphische Depeschen, sowie durch ein Feuilleton und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: Handel und Industrie — die verschiedenen Ansprüche ihres fortwährend sich vergrößernden Lesers befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für Sachsen und ganz Mitteldeutschland eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das am 1. October beginnende neue Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher vierteljährlich nur 1½ Thlr. und wird bei allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. (Inhalt: 2 Bgr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In Leipzig: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich für Altona: Haasenklein & Vogler; Amsterdam: Seyffardt'sche Buchhandlung; Berlin: A. Reichenow & Henry & Cohen; Bremen: C. Schlotte; Dresden: C. Höfner und Redacteur Schanz; Frankfurt a. M.: J. Hartenfeld und Jaeger'sche Buchhandlung; Hamburg: Jakob Lärcheim; Hannover: J. D. R. Mehlum; Paris: Bureau central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: J. A. Brockhaus.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des zweiunddreißigsten Heftes (Bogen 26—29 des dritten Bandes):

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858. Zweiter Abschnitt. (Schluß.) Von Dr. Gottfried Cohen. — Die Regierrepublik Liberia. — Karl August Varnhagen von Ense. — Graf Donet-Billaumes, französischer Contre-amiral.

Kleinere Mittheilungen: Beder (Julius). — Dietrich (Karl Friedrich Wilhelm). — Jellachich de Euzim (Joseph, Graf). — Lachner (Dionysius). — Morgan (Edney, Lady). — Potter (Louis de). — Raumer (Karl Otto von). — Rof (Ludwig). — Tocqueville (Charles Alexis Henri Maurice Grevy de). — Wichmann (Ludwig).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbstständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band 6 Bgr. Der erste und zweite Band (die gewöhnlichen 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einband des Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich wie die achten Hefte des dritten Bandes und einem Prospect zu Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der italienischen und deutschen Sprache.

Von Dr. Francesco Valentini.

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und vielfach vermehrt.

In zwei Theilen. Erster Theil: Italienisch-Deutsch. 1. Dictionario portatile italiano-tedesco. 8. Oct. 12.

Dieses Buch schon seit 30 Jahren das beste und freunde Wörterbuch erscheint jetzt in einer dritten, umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage, welche nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Muttersprache und ein ganz selbstständiger Sprachwissenschaftler ist. Valentini's Italienisch-deutsches Wörterbuch in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das beste handhaben bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis für die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Der zweite Theil: Deutsch-Italienisch, ist in der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 40. —

1. October 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Kunstpflege und Kunstgeschichte. Von Moritz Carrière. — Zur Geschichte der deutschen Poesie. Von Leo Cholerovsk. — Chronographisches und Culturgeschichtliches. Winter Artikel. — W. von Humboldt und F. W. Widen. — Ein Arbeiter in Palästina. — Ketzern. (Der humoristische Kasperlechner Jakob Bachmann; Fenchel de Caroll's Arbeiten über Leibniz; Odg von Bettendorfs's Selbstbiographie in neuen Ausgaben.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kunstpflege und Kunstgeschichte.

1. Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preussischen Staat. Entwurf. Aus dem Nachlasse von Franz Kugler. Berlin, Schönbach. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Akademie der Künste und das Verhältnis der Künstler zum Staat. Von Herman Grimm. Berlin, Herp. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.
3. Deutsche Kunstbriefe. Von Adolf Helfferrich. I. Das Kunstschloß. Berlin, Springer. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Geschichte der Baukunst in Spanien von Don José Gaveda. Aus dem Spanischen übersetzt von Paul Heyse. Herausgegeben von Franz Kugler. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Dritter Theil. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Brodhahn. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.
6. Die Tempel von Pästum. Eine Betrachtung über das Schöne. Vorgetragen zu Brunn am 1. März 1858 von Robert Zimmermann. Prag, Calve. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
7. Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München im Jahre 1858. Studien zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Julius Große. München, Lentner. 1859. 8. 27 Ngr.

In Franz Kugler haben wir einen reichen und maßvollen Geist verloren; in besser Manneskraft, hätten im Schaffen ward er hinweggerissen; zwei größere wissenschaftliche Werke blieben unvollendet, und der Hauch eines neuen Lebens im Staate, der seiner praktischen Thätigkeit gedeihlich geworden wäre, weht über seinem Grabe. Kugler besaß eine gefährliche Vielseitigkeit der künstlerischen Begabung: eine klangvolle Singstimme, ein gefälliges Talent der Liedercomposition, ein scharfes Auge und eine sichere Hand zum Zeichnen, einen regen Trieb zu dichterscher Gestaltung in Erzählung, Lyrik und Drama; wie nahe lag da die Möglichkeit einer dilettantischen Verschlingung, des Sichhingebens an den Reiz geselliger Unterhaltung in einem Spiel dieser Kräfte! Aber Kugler besaß Energie und Ernst genug, seiner Thätigkeit einen Mittel-

punkt zu finden, wo er die künstlerischen Anlagen im Dienst der Wissenschaft wirken ließ, er wandte sich zur Kunstgeschichte, und nachdem er ein Buch über die Malerei geschrieben, unternahm er es zuerst einmal das ganze Gebiet der bildenden Künste zu durchwandern. Die Einzelforschungen waren so weit gediehen, daß man einmal den Versuch wagen mußte, sie zum Ganzen zu ordnen; da ergab es sich am besten, wo noch Lücken auszufüllen waren, da war ein Rahmen gewonnen, dem dann das Neue sich einfügen konnte. Kugler hielt sich von Einseitigkeiten fern, er suchte jeder Zeit und jedem Stil gerecht zu werden, und wenn er zunächst auch eigentlich mehr eine Denkmälerkunde als eine Geschichte der Kunst im Zusammenhange mit der Culturentwicklung gab, so hat doch sein Werk in Verbindung mit dem Atlas wie kein anderes das Kunststudium in weitere Kreise verbreitet und erleichtert. Funfzehn Jahre waren seit seinem Erscheinen verfloßen, die Entdeckungen in Ninive hatten ganz neue Anschauungen gewährt, in Aegypten und in Indien hatte man in verschiedene Jahrhunderte und Jahrtausende vertheilen gelernt, was man früher wie eine Masse zusammengestellt hatte; für das Mittelalter war viel geschehen und das ausgezeichnete und umfassende Buch Schnaase's wuchs in der christlichen Zeit zu immer ausnehmendwerthen Dimensionen an, so daß es für romanische und gothische Architektur selbst wieder Quelle wurde; da übernahm es Kugler, das Ganze von neuem zu bearbeiten und zugleich eine ausführliche Geschichte der Baukunst ihm zur Seite zu stellen. Mehrere Bände liegen uns vor, und lassen bei der Genauigkeit, Sicherheit, Schärfe und Klarheit der Darstellung es bebauern, daß ihm nicht die Vollendung vergönnt war.

Aus Kugler's Nachlaß sind forden die „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preussischen Staat“ (Nr. 1) als Entwurf erschienen; er hatte ihn im Auftrag des Ministers Ledenberg ausgearbeitet,

aber die darauf eintretende unruhigbare Reaction legte ihn beiseite und die Kunstangelegenheiten fanden in Berlin nicht besser als die wissenschaftlichen und religiösen Verhältnisse, wie das durch die allgemeine und historische deutsche Kunstausstellung in München zu Tage kam. In allen andern Orten organisierten sich die Künstler und wirkten die Akademien dahin, daß gute und charakteristische Werke des Jahrhunderts zusammenkamen, von Berlin aber sandten nur einzelne Künstler, die Akademie that nichts, es bedurfte erst eines Cabinetsbefehls von seiten des Prinz-Regenten, um nachträglich die preussische Kunst auf der Ausstellung vertreten zu lassen. Herman Grimm berichtet uns nun: „Es soll anders werden, dies ist der allgemeine Wunsch; man verlangt einen frischeren Zug und bessere Resultate.“ Da erschienen denn Rugler's Vorschläge zu guter Stunde. Er sagt z. B. S. 3:

In Betracht des wohlthätigen Einflusses, welchen die Kunst auf die Erhaltung der Sitten und auf die allgemeine Bildung ausüben vermag, wird die Pflege der Kunst als ein öffentliches Bedürfnis anerkannt. Die Staatsbehörde hat daher die Pflicht a) die Beschaffung, Vorführung und Erhaltung von Kunstwerken, welchen eine solche Wirkung beizuwohnt, zu vermitteln; b) die in solcher Richtung sich bewegende Thätigkeit der Meister der Kunst zu fördern, und c) in entsprechender Weise für einen gründlichen Kunstunterricht zu sorgen.

Die Verwaltung der Kunstangelegenheiten ist dem Kultusministerium übertragen. Hierher gehört die Ausföhrung vollständiger Denkmäler, die künstlerische Gestaltung und Ausschmückung der öffentlichen Bauten, die Erhaltung der Monumente, die Gründung einer Nationalgalerie für die Meister der Gegenwart; die Wirksamkeit der durch Staatsmittel unterstützten Musikinstitute; das Bühnenwesen, und dabei die zweckmäßige Förderung alles dessen, was durch Vereine, in Städten, Provinzen auf einem oder dem andern dieser Gebiete geschieht. Dem Minister soll dazu ein Kunstratß an der Seite stehen, gebildet durch 20 Mitglieder, in der Regel zwei Baumeister, zwei Bildhauer, drei Maler, ein Kupferstecher, ein Giebelkünstler, drei Musiker, drei Dichter, zwei Schauspieler, drei Kunsttheoretiker oder Kunstfreunde. Die Kunstakademie dagegen soll nach Rugler weder Verbandsratß noch Kunstbehörde sein, sondern eine Genossenschaft von Meistern der Kunst, für den genossenschaftlichen Zusammenhalt der Künstler und dadurch für die Festigkeit des künstlerischen Strebens zu wirken. So wird sie ein freies Organ für die allgemeinen künstlerischen Zwecke; der Staat soll sie fördern, sie soll in Bezug auf die Ernennung des Kunstratß ein Vorschlagsrecht haben. Ihr gestellt sich ein preussischer Denkmälerverein für die Erhaltung der bestehenden Monumente. Eine persönliche Förderung für Meister soll stattfinden durch Subscription auf herauszugebende Werke, und durch Aussetzung von Preisen. „Der Preis kann theils infolge ausdrücklich ausgesprochener Concurrenz, theils ohne solche für die innerhalb eines bestimmten Zeitraums erschienenen gediegensten Werke der in Aussicht genommenen Gattungen ertheilt werden.“ Mit dem Concurrenzausschreiben, sobald nicht ein Werk für einen bestimmten Zweck ausgeführt werden, sondern im allgemei-

nen Trauer: oder Lustspiele, Historienbilder oder Dramen hervorgerufen werden sollen, dürfte man nicht zu Ende kommen. Sie locken nur die Mittelmäßigkeit hervor, sie begünstigen nur eine schädliche berufslose Literaturproduction, während edle Männer, die auch außerhalb eines Verleger oder einer Bühne finden, es vorziehen, an die öffentliche Stimme direct zu appellieren, statt sich mit einem Preisgericht ein Zeugniß ausstellen zu lassen. Dagegen ist es am Orte, wenn ein Kunstratß diejenigen aus freiem Schöpfertrieb hervorgegangenen Werke bejehnet, die bereits die Feuerprobe einiger Jahre bestanden und durch idealen Gehalt und reine Form Anerkennung verdienen. Jüngere Künstler will Rugler durch Uebersetzung von Arbeiten und durch Reisestipendien unterstützen; auch hier thut er wohl, daß er diese nicht allein und ausschließlich von der Vorkerkennung einer Concurrenz abhängig macht, wie in Frankreich geschieht.

Neben dem Unterricht im Zeichnen und Gesang, in allen Schulen stattfindet, will Rugler nun drei besondere Schulen für bildende Kunst, Musik und Theater, die zwar für sich getrennt bestehen, einzelne Vorträge aber gemeinsam haben können. Die Unterrichtsmethoden der ersten seien: die Lehre der Perspective und Schattenconstruction, Anatomie, Zeichnen und Modelliren nach der Natur und nach der Natur, Malen nach gemalten Vorbildern und Modellen. Die weitere Ausbildung erfolgt dann dadurch, daß die Kunstjünger in Werkstätten eintreten, wo sie unter Leitung der ihrer Anlage und Richtung zugehörigen Meister, als Maler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w. arbeiten. Außerdem finden Vorträge über Kunst- und Culturgeschichte statt. So kommt Rugler (und Herman Grimm) auf die Einrichtung, welche in München bereits besteht, wo das Lehr- und Lernbare den Schülern in Antikensaal und in der technischen Malklasse sowie in den wissenschaftlichen Vorträgen überliefert und eingeprägt wird, dann aber der Eintritt bei einem der Meister erfolgt, bei der angehende Künstler sich nach eigenem Sinn erwählt. Die Aufgabe der Verwaltung ist dabei, zu sorgen, daß unter diesen Meistern die ersten Künstler der Zeit frei, daß in der Akademie der edle Geist gepflegt werde, daß die weltliche wie die kirchliche Richtung vertreten sei. Demnach Rugler, die Baukunst von der Kunstschule trennt, so möchte ich an das Band der Künste erinnern, an das Band, den die Architektur den andern verleiht, an die Nothwendigkeit, daß der Baumeister nicht bloß technischer Techniker, sondern Künstler sein muß, wenn in den Bauten, öffentlichen wie privaten, das ästhetische Gefühl befriedigt, der Schönheitssinn des Volks genährt werden soll.

Wenden wir uns zu Herman Grimm's „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate“ (Nr. 2), so wissen wir nicht, ob er mit einem selbst bereiteten Strohmännchen, oder ob er wirkliches Gerüst sich im Auge hat, wenn er sich darüber verbreitet, daß die Kunst als solche nicht lehr- und lernbar; sondern eine Gabe sei. Er kann dann auch nicht leugnen, daß

Ordnung selbst sich die Herrschaft über Kunstmittel und gewisse Summe von Kenntnissen aneignen muß, und hier das Lehren und Lernen seine Stelle hat. Er will eine freie Schule, wo neben der Gymnasialbildung auch gründlicher Zeichenunterricht gegeben werde; wenn bei-
 sich wirklich genügend verbinden läßt, werden die
 managen der sehen, und wird jeder in diese freie Schule
 ken! Dann eine zweite Schule, wo das freie Hand-
 jenen die Grundlage bildet, Vorlesungen für geistige
 bildung sorgen. Danach soll der Kunstjünger bei
 m Meister in die Werkstatt treten. Grimm hat die
 hult des Malers und Bildhauers vergessen, die zuerst
 erlernt sein muß. Wiederum wissen wir nicht, ob
 Werkschaff dem Strohmann oder wirklichen Meis-
 begreift, wenn er polemisch behauptet, daß der
 at nicht verpflichtet sein könne, für die Künstler zu
 en, daß sie gleich dem Theaterdichter, Romanschreiber
 sich selbst gestützt sein müssen, daß sie es wie ein
 vadorcent an der Universität auf eigene Gefahr wagen
 en, ob sie durchdringen. Sie geben sich eine Aus-
 stellung von Anfang an, und wissen, daß der
 at für das Äußerordentliche nur dann Geld hat, wenn
 Leistungen ungewöhnlich sind. Vortrefflich ist die
 Ende beständige Ausführung:

Leiden Künstler in einem Lande auf, ist die Kraft derselben
 rasend und so tief, daß ihre Schöpfungen zu einem Theile
 allgemeinen geistigen Reichthums werden, dann bietet die
 ung, welche solche Männer einnehmen, keinen Maßstab für
 Behandlung minder begabter Naturen. Weder ihr höher
 (wenn er ihnen eingeräumt wird), noch ihre Verlassen-
 wenn ihnen diese zu Theil wird), gibt für andere ein
 Maß. Solche Geister haben ihre eigenen unerschöpfbaren
 fähigkeiten. Reißentheils ist es großen Dichtern und Künstlern
 genug ergangen. Daran ist jedoch weder die Bosheit der
 den, noch die schlechteste Einrichtung des Staatsorganis-
 Schuld gewesen. Der Grund liegt darin, daß solche Bild-
 in praktischem Leben des Tags wirklich nichts bieten kön-
 sondern als allgemein wirkende große Mächte bestehen.
 und sie an die Jahrhunderte denkend den Tag vergessen,
 sich der Tag und vorwiegend ihnen das, was er ihnen so
 gewährt, welche ohne Gedanken an nachher und vorher
 Gegenwart mit allen Kräften zu dienen befreit sind. Rich-
 tungen den Thron des Landes ein, welche die höhere
 heit dieser Geister empfinden und den Ruhm im Voraus
 den sie einst auf ihre Zeit ausgießen werden, so stehen
 e Träger der höchsten Gedanken auch äußerlich zu der
 mper, die ihnen zukommt. Treffen in solcher Weise Kör-
 id Künstler zusammen, dann entstehen große Aufgaben,
 Werke, große Belohnungen.

ne leichte Kunstförderung ist es dann, können wir
 igen, fertige Renommées zu berufen und zu besol-
 e schwerere und heilsvollere aber, den frischen Kräf-
 rechten Aufgaben zu stellen, an denen sie ihre
 bewahren; so hat Verilles in Bezug auf Philias,
 II. in Bezug auf Michel Angelo und Rafael,
 Ludwig in Bezug auf Cornelius geirren.

er Eindruck von Grimm's Büchern ist ein gemischter.
 hat es mit einem wohlgebildeten und geistreichen
 zu thun, aber man spürt etwas von jenem
 linden Triebe, über alles und jedes mitreden und
 ne Meinung haben oder sagen zu wollen; das

Halbheiß, was da mit unterläuft und wobei das Bra-
 Gedanken noch aus der Erfahrung sich rechtfertigen läßt,
 wird aber stets ausgemessen durch eine Fülle sinnfälliger
 Bemerkungen, die einen lebhaften Eifer und ein gefühls-
 volles Verständnis der Kunst bezeugen. Dahin gehört
 seine Wünsche, daß eine innige Verbindung von Kunst
 und Handwerk noch thut, daß die großen Künstler den
 Trieb nach universeller Bildung hatten und nur dadurch die
 Gedanken ihres Jahrhunderts gestalten, die Wesen der
 Welt und Menschheit befriedigen konnten. „Einem geist-
 beten Mann imponirt nichts als geistige Größe.... Nur
 das Werk kann entzücken und befriedigen, das den Meister
 selbst entzückt und befriedigt; die Arbeit des Werks muß den
 Meister beglückt und schön in sich selbst gemacht haben.“

Auch Helfferich's „Deutsche Kunstbriefe“ (Nr. 3)
 schließen sich an das von Kugler und Grimm Entwickelte,
 wenn sie den Schwerpunkt des Kunstunterrichts in die Werk-
 statt verlegt wissen wollen, sodaß die Schule nur eine
 Ergänzung und Erweiterung derselben bildet. Helfferich
 wird gewiß selbst nicht in Uebereinstimmung sein, daß für das Zei-
 chen nach der Antike und für die Maltechnik die Schule
 am Orte ist; dann aber erscheint es gewiß sehr verfehlt,
 wenn man ein allgemeiner und abstracter Unterricht über
 Composition, über Gewandung u. s. w. erteilt werden
 soll, denn dann gibt man Lehrsätze wie Recepte, und
 das Werk wird kein naturwüchsiger und individueller
 Organismus, wie jedes Kunstgebilde sein soll, sondern ein
 nach der Schablone zurecht gestellter und zusammengeklebter
 Mechanismus, ein akademisches Werk im schlimmen Sinne
 des Wortes. Nein, der Kunstjünger sehe und höre nun
 vom Meister wie dieser seine besondere Aufgabe löst, er
 nehme nun einen selbstgefundenen Stoff, den er versteht,
 der ihm am Herzen liegt, und versuche seine Kraft daran,
 und da kann ihn der Lehrer auf das im Entwurf etwa
 Verfehlete aufmerksam machen, Fingerzeige für die Aus-
 führung geben; so lernt der Schüler unter der Arbeit
 selbst, wie er seine Zwecke erreicht. So geschieht es längst
 in München. Auch das steht nach Helfferich für alle Zei-
 ten fest: „Ohne eine wahrhafte Bildung des Geistes und
 Gemüths gibt es keinen hervorragenden, der Kunst eine
 nachhaltige Förderung verschenden Künstler, was Leonardo
 da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Cornelius, Delaroche
 sattsam bekunden.“ So zeigt auch die Correspondenz von
 Rubens den Maler inmitten all der geistigen Bewegung
 seiner Zeit; in gleicher Weise meinte Melancthon, daß
 die Malerkunst bei Dürer kaum das Größte gewesen, so
 habe sein Geist alle Dinge erfaßt und verarbeitet.

Helfferich spricht ein Wort zur rechten Zeit, wenn er
 seinen ersten Brief gegen die Kunstschönwörter richtet. Die
 Gedankenlosigkeit führt sie im Grunde, meint damit etwas
 abzutun, und verhindert das liebevolle Einbringen in
 das eigenthümliche Wesen der Gegenstände. Hat man
 doch die Namen des Idealismus und Realismus schon so
 weit mißbraucht und verwirrt, daß Rafael, Schiller, Cor-
 nelius von den Freunden des Realismus als Realisten
 bezeichnet werden, Künstler, die vom Gedanken ausgehen

oder einer idealen Formenschönheit zustreben! Der Idealist welcher Künstler ist gibt der Idee eine lebenswirkliche, naturwahre Gestalt; der Realist welcher Künstler ist gibt das Wirkliche nicht nach seiner momentanen Erscheinung, sondern nach seiner ewigen Bedeutung, macht es zum Ausdruck seiner inneren Wahrheit; damit reichen sich beide die Hand, wenn sie von verschiedenen Ausgangspunkten auf dem Gipfel zusammenkommen. Goethe ist realistisch im Vergleich mit Schiller, weil er stets von der Erfahrung ausgeht und im Einzelnen das Allgemeine darstellt, aber „Hermann und Dorothea“ ist idealistisch den Vorgeschichten gegenüber, er erzählt uns nicht eine Wirtstafelrunde lang, wie ein im Dreck stecken gebliebener Schicksalstratten wieder herausgezogen wird, sondern er spiegelt uns in den Erlebnissen einer deutschen Familie das Schicksal des Jahrhunderts, der Weltgeschichte.

Helferich erklärt sich nun auch dagegen, daß man an die künstlerischen Leistungen im einzelnen, an den Kunstgegenstand als solchen einen kulturgeschichtlichen Maßstab anlege. Daran zweifelt natürlich niemand, daß die Kunst ein wichtiges Element im Culturleben der Völker ist, daß sie von der jeweiligen Bildung der Menschheit getragen wird und das gemeinsame Gepräge auch der religiösen oder wissenschaftlichen Bestrebungen einer Epoche trägt. Aber „vom Künstler verlangen, bei seinen Arbeiten ein beliebiges Culturinteresse vor Augen zu haben, heißt der Kunst Gewalt antun, heißt ihr Rücksichten aufzuhängen, die mit der Idee und dem Wesen der Kunst nichts gemein haben und als bestimmende Motive nur schädlich wirken können“. Soviel ich die zeitgenössische Literatur kenne, ist aber nirgends eine derartige Forderung aufgestellt worden. Der Künstler, welcher beabsichtigt, die Kultur seiner Zeit auszudrücken, würde freilich nicht viel erreichen oder der Tendenz verfallen, allein je tiefer er im Strome des geistigen Lebens steht, je inniger er von den Bildungsthemen der Zeit erfüllt ist, desto mehr wird sein Werk solches ausdrücken oder abspiegeln. Helferich fragt: „Wie soll der Landschafts- und Genremaler es anstreifen, seinen Arbeiten den Stempel nationaler Bildung aufzudrücken?“ Wir antworten: einfach dadurch, daß seine Bestimmung national, seine eigene Anschauung deutsch oder hellenisch ist. Oder hängt es nicht mit unserer ganzen Culturentwicklung zusammen, daß erst nach der Reformation das Weltwirkliche in seiner Freiheit und Selbstständigkeit anerkannt ward, die Kunst das kirchliche Gepräge verlor und nun dem unmittelbaren Leben und der Natur sich mit voller Liebe zuwandte, sobald zum Genre und Landschaft erst als für sich geltende Zweige der Malerei auftraten? Haben nicht schon Hegel und Schenke nachgewiesen, wie die Bilder der Teniers und Terburg das lebenswürdige Erzeugniß des holländischen Volksgeistes, des Landes und seiner Geschichte sind?

Die Geschichte hört auf, die bloße Erzählung von Schlachten, Regierungswechsels und diplomatischen Schachzügen zu sein, sie wird erst zur Darstellung der Entwicklungsprozesse, durch welche die Menschheit ihre eigene

Bestimmung verwirklicht, ihr eigenes Wesen entfaltet und zu ihrer eigenen That macht, wenn man das Wesen und Wachsen der Kunst und Wissenschaft, des Rechts, der Sitten und der Religion heranzieht, wenn man die Ideen brachtet, die als gemeinsame Grundlage sich durch die Werke und Erscheinungen auf den genannten Stufen hindurchziehen. Zur Würdigung der Kunstwerk gehört in gleicher Weise, daß man sie im Zusammenhang mit dem Geiste der Zeiten und Völker betrachtet, es dadurch ist die Kunstgeschichte fruchtbar und wissenschaftlich geworden. Diese Ertragsenschaft des deutschen Volks bringt nun auch bei den andern Völkern durch. Sie richtet z. B. das Werk Cavada's: „Geschichte der Baukunst in Spanien“ (Nr. 4) aus. Seine Verpflanzung nach Deutschland verdanken wir Kugler, der das Buch, „welches in bestimmt abgeschlossenen Rahmen die reichste Werkschau der Ersehnungen vom klassischen Alterthum bis auf die Gegenwart herab umfaßt und hiermit ein großartiges landschaftliches Gesamtbild gewährt in einer Weise, wie bisher überhaupt kein zweites vorhanden ist“, zur Uebersetzung empfiehlt, die Paul Heyse auf eine gelungene Weise dadurch vollbrachte, daß er zwischen Bearbeitung und wortgetreuer Wiedergabe die Mitte hielt und ohne an Inhalt und Sinn etwas zu ändern, die mehr rhetorische, declamatorische Form des Spaniers der knappen schlichten Weise deutscher Wissenschaft gemäßer machte. Auf diese Art blieb die begeisterte Wärme des Verfassers für seinen Stoff erhalten, während keine und übertriebene oder ungehörig klingenden Gefühlsorgüsse, keine unnötigen Phrasenblumen oder Blumenphrasen fielen. Die Uebersetzung macht dem Deutschen den Eindruck, welchen der Spanier vom Original hat. Während in Spanien bald die Reste der altchristlichen Baukunst, bald die maurischen Werke, bald die mittelalterlichen Dome, bald die Renaissance eine einseitige Bewunderung oder specielle Darstellung gefunden, unternimmt es Cavada zum ersten mal das Ganze zu überschauen und von der bloßen Kunstliebhaberei zum wirklichen Verständnis dadurch hinzukommen, daß er jeder Periode gerecht wird, die eigenthümliche Bedeutung jedes Stils ergründet, die Bedingungen im religiösen wie im politischen Leben, die äußeren Einflüsse wie die Gedanken bespricht, durch welche oder unter welchen die verschiedenartigen Werke entstanden sind, und dadurch den Zusammenhang der Architektur mit dem Ganzen der Kultur darthut, die großen Bauten als die Denkmale des Geistes ihrer Jahrhunderte schildert. Der Verfasser bezeichnet die künstlerischen Formen klar und scharf, er geht ins Besondere ein, um daraus dann allgemeine Resultate zu ziehen. Vielleicht nur dadurch, daß er dem Orientalisch-Byzantinischen zu viel zuschreibt und einräumt, als solcher mancherlei bezeichnet, was das Erzeugniß des abendländisch-romanischen Sinnes ist, steht er hier und da nicht ganz im Einklang mit deutscher Forschung; dafür herrscht er dieselbe mit vielen eigenthümlichen Anschauungen, die ihm der Reichthum seiner Heimat an den mannigfaltigsten Werken geboten hat. Daß er uns Deutschen die Uebersichtlichkeit des gothischen Stils zuweist, dürfen wir nicht

er annehmen, seitdem urkundlich dargethan ist, wie derselbe von der Gegend von Paris aus sich über Europa verbreitet hat. Nachdem Gavea die Trümmer der Römerzeit beschrieben und der ersten Würde des romanischen Stils gerecht geworden, findet er in Spanien als jenen Contrast zu derselben die spielende Phantasie arabischen Bauten, und entwickelt aus diesem Zusammenwirken sowohl die Gothik als den spätern ornamentischen Stil der Renaissance, den man in Spanien den *terren* nennt, und der sich hier bunter und glänzender als andernwärts entwickelte. Die größten und wichtigsten Bauten werden in besondern Abschnitten noch monographisch behandelt. Unsere Kunsliteratur hat durch das Buch eine dankenswerthe Bereicherung erhalten.

Das Werk von J. D. Passavant: „Rafael von Urbino“ (Nr. 5), ist längst allen Kennern und Freunden der Malerkunst werth und unentbehrlich geworden; es alle Nachrichten der frühern Zeit über ihn zusammen, zählt seine Werke mit möglichster Genauigkeit auf, charakterisirt sie nach ihren historischen Beziehungen und ordnet sie nach ihrer künstlerischen Vollendung. In 20 Jahren, die seit dem Erscheinen des ersten und letzten Theils verfloßen sind, hat niemand emfiger als Verfasser selbst danach gestrebt, die Verzeichnisse von seinen Werken, auch den Zeichnungen und Studien den Nachbildungen oder Vervielfältigungen derselben vollständig zu machen, festzuhalten, was sich ihm von seither verborgenen Notizen über die Persönlichkeit des Meisters und seiner Schüler bot, oder was schärferes Bild, das gereifere Urtheil an dem Werke und Ausgesprochenen berichtigen mochte. So ist ein dritter Theil von Nachträgen entstanden, freinehr ein Werk zum Nachschlagen und Studium, als eine genussreiche Lectüre, wie sie die ersten Theile waren, das Ganze sie bieten würde, wenn der Verfasser neuern Ergebnisse einer neuen Auflage hätte einsehen können, statt sie nun als Nachträge der Schrift zugeben.

In S. 12, wo Passavant einige Bilder bespricht, die die Kreime betrachtet werden können, aus welchen die letzte Blüte der Rafael'schen Disputa erwuchs, ist noch eins der Wandgemälde zu rechnen im Kapitelskirche Sta. Maria Novella zu Florenz, in der rechten Kapelle der Spanier. Es verherrlicht die Welt der Kirche. Thomas von Aquino thronet als Vertreter in der Mitte, auf dem Buch in seiner Hand steht ein Spruch aus dem Buch der Weisheit, über ihm thronen Engel, ihm zur Seite sitzen Propheten und Heilige, zu seinen Füßen lauern als Ueberwundene Arius, Iulian, Averroës. Dann stehen als untere Hälfte des Bildes 14 weibliche Gestalten, Tugenden und Wissenschaften darstellend, unter Baldachinen, zu Füßen jeder ein Mann, der sich in ihrem Dienste ausgezeichnet hat, hier auf dem Bild aus Giotto's Schule noch getreu, hat Rafael gezeichnet, was hier noch vereinzelt ist, er vereinigt, und statt eines Scholastikers den

4
3
2
1
b
n
e
fi
3
n
v
n
A

nicht maßgebend und neuschöpfertisch wirkte. Solche Arbeiten waren belläufige Versuche, nicht Lebensaufgabe für ihn. Auf seinem eigenen Gebiet, in der Malerei, aber bewundern wir die stittliche Energie, die ihn nie auf den Lorbern ruhen, nie sich wiederholen läßt, sondern ihn befähigt jeden neuen Gegenstand mit frischer Kraft zu erfassen und die ganze Kraft an jedes neue Werk zu setzen.

Einige Urtheile sind eine sehr ansprechende Beilage. Den Besitzern der ersten Theile, den Kennern Rafael's wird das Werk so erfreulich als unentbehrlich sein.

Robert Zimmermann („Die Tempel in Palästina“, Nr. 6) führt uns in das jüdische Alterthum. Er beschreibt uns die Natur Unteritaliens, eröffnet uns den Blick in die Geschichte der griechischen Colonien daselbst und schildert dann auf sehr anschauliche Weise die erhabenen Trümmer, welche von der einst wegen ihrer Rosen berühmten glänzenden Stadt Bosetbon's nun in der sumpfigen siebervollen Lede von Pästum noch übrig sind. Die Angabe der einzelnen Theile des dorischen Tempels, die Deutung ihrer Formen ruht auf den neuesten Forschungen und wird nur bei der Schilderung der Säule etwas spielend. Zimmermann sagt, daß sie keiner Basis bedürftig unmittelbar wie ein tragender Atlas auf dem Boden stehe. Dies ist nicht richtig. Ein Unterbau von drei Stufen erhebt sich über den Boden und trägt als gemeinsame Basis die Säulen. Nun führt Zimmermann den Vergleich mit dem stammenden, tragenden Riesen an: „Eine leise Ausrundung von unten nach oben bis ungefähr in die Hälfte des Durchmessers mahnt an die vom Tragen geschwellten Schenkel und Leistenmuskeln.“ Die Säule ist unten dicker als oben, so steht sie einmal fester, dann erscheint sie aber auch zum Tragen geschickter, indem sie selbst immer leichter wird, um der Last, die auf ihr ruhen soll, entgegenzustreben, während sie an der eigenen Last zu schleppen hätte, wenn sie oben dicker würde. Aber die Säule verjüngt sich nicht gleichmäßig, sondern in der Mitte schwillt sie etwas an, und dann wird sie wieder schlanker. Die Mitte ist der Ort, wo eine Stütze ausbiegt, wenn der Druck zu schwer wird, wie man das leicht erproben kann, wenn man sich auf einen Stod lehnt; eine Verklärung der Mitte wirkt beruhigend dem entgegen und gibt dem Umriss der Säule eine classisch-schwungvolle Gestalt: sie strebt der

nicht ihr entgegen und
 ig an. Ob aber jemand,
 aus der obigen Bezeich-
 nung? Ich weiß wenigstens
 von unten nach oben bis
 " eigentlich sagen will;
 Spiel. Sehr gesucht ist
 merklche Zunahme des
 dem Spreizen der Weine
 n entsprechen soll. Vor-
 mann den überwältigen-
 den Eindruck der Ruinen:

aus denen das Werk auf-
 gethürmt ist, erscheint es doch nirgends schwer, nirgends un-
 behälflich. Wie ein geschmeidiger Ringel, der seinen Körper
 nicht abtödtet, aber ihn beherrscht, zeigt das Bauwerk die Last,
 aber auch die Kraft sie zu tragen. Mit heiterer Freude erfüllt
 uns der Anblick der glücklich überwundenen Schwierigkeit, aber
 auch mit Bewunderung das Gewahrwerden dieser Schwierigkeit
 selbst. Zwar der Kampf verleugnet sich nicht, aber auch nicht
 der Sieg. Gleichgewicht fordern wir zwischen Kraft und Last,
 aber nicht Abwesenheit der letztern. Es ist das Kennzeichen der
 Schönheit, daß überall, wo sie erscheint, ein wohlgefälliges Gleich-
 gewicht im Gemüthe des Beschauers sich einstellt und im Ge-
 genstand sich findet.

Gewiß ist das ein Merkmal der Schönheit und der
 in ihr offenbaren Harmonie von Geist und Natur, aber
 der Begriff ist damit nicht erschöpft, wie Zimmermann zu
 glauben scheint, wenn er sogar die Wesenheit des Erha-
 benen, Komischen, Tragischen auf das Verhältniß von
 Kraft und Last zurückführt. Man kann in diesen Be-
 griffen dieses Verhältniß auch finden, aber es macht ihr
 eigenthümliches Wesen nicht aus. Zimmermann ver-
 wirrte sich zunächst selbst in Widersprüche. „Im gothischen
 Dom hebt das Gefühl der Ueberkraft, das die Druck und
 Gegenruck einander wie Kugeln zuwerfenden Pfeiler erwecken,
 die Wahrnehmung der Last bisweilen völlig auf; aber
 die Folge davon ist, daß auch die Bewunderung sich min-
 dert.“ So heißt es S. 17; S. 18 dagegen weilt die
 überschüssige Kraft, wo sie im höhern Maß auftritt, Be-
 wunderung. S. 21 soll aus dem Mißverhältniß zwi-
 schen Kraft und Last bei großer Kraft das Erhabene,
 bei geringer Kraft das Komische hervorgehen. Das Er-
 habene und Komische sind aber gar keine Gegensätze, wie
 Jean Paul einmal behauptet, Wischer dann ausführt und
 die Gedankenlosigkeit ihm nachspricht. Bestände aber wirk-
 lich im Erhabenen und Komischen ein Mißverhältniß zwi-
 schen Kraft und Last, während das Gleichgewicht von
 Kraft und Last die ästhetische Lust erweckt, so würden
 jene uns Mißfallen erregen. Die Idee des Schönen ist
 zu reich, als daß ein Satz wie der vom Gleichgewicht sie
 erschöpfte. Es müssen aber auch die Eindrücke des Er-
 habenen, des Tragischen, Komischen zunächst für sich
 erfahrungsgemäß untersucht und dann nicht als Gegen-
 sätze zum Schönen, sondern als besondere Erscheinungs-
 weisen desselben dargelegt werden. Zimmermann verirrt
 sich S. 23 in seinem Schematismen noch einmal so arg,
 daß ihm eine und dieselbe Säule zuerst „einen komischen
 Anstrich“ hat, dann sich als „triumphirende Kraft“ gel-

tend macht. Da, wenn dieser Aufsatz gedruckt erscheint,
 auch wol meine „Kritik“ ausgegeben wird, erlaube ich
 mir auf die daselbst gewonnenen Begriffsbestimmungen zu
 verweisen.

Das bedeutendste Ereigniß für die deutsche Kunst um
 in neuerer Zeit die allgemeine und historische Kunstaus-
 stellung in München. Sie gab nicht bloß das erhebende
 Bild von dem Werden und Wachsen unserer Nation,
 sie brachte auch das deutsche Wesen in derselben zum Be-
 wußtsein; sie war das glückliche Resultat künstlerisch ge-
 nossenschaftlicher Thätigkeit. Die Künstler, welche began-
 nen hatten auf jährlichen Versammlungen sich zu orga-
 nisieren, erhielten dadurch einen Zweck des Zusammen-
 wirkens, und diese Aufgabe führt wieder zur genossen-
 schaftlichen Verbindung der Kräfte. Und man erkenne
 den Gedanken als die Seele und den Charakter der deu-
 schen Kunst; die Virtuosität des Nachwerks, die natu-
 ralistische Technik trat in den Hintergrund, die Poetik der
 Auffassung, die Schönheit der Composition erschien als
 das Wesentliche. Dieser Sieg des Idealismus wird seine
 guten Früchte tragen.

Julius Große hat die Aufsätze, welche er während
 dieser Ausstellung in die „Neue Münchener Zeitung“ schrieb,
 zu einem Ganzen zusammengearbeitet, unter dem Titel:
 „Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu
 München“ (Nr. 7), worin er uns die Hauptrichtungen, die
 Meister und Hauptwerke der Kunst unseres Jahrhunderts bil-
 dert und das somit den Büchern über neuere Kunstgeschichte
 sich anreicht. Große ist ein reicher Geist, der aber seinen An-
 theil nicht immer zu Rathe hält und der Fülle von Ein-
 fällen oft zu viel Gehör gibt, daher seine Stärke vielleicht in
 humoristischen Roman oder Epös liegt. Wenn sein Urtheil
 nicht überall ganz gereift ist, so wirkt es doch sehr er-
 regend und trägt stets einen Wahrheitskern in sich. In
 Kunstgeschichte von Springer, auf die es sich oftmals mit
 Beifall und Widerspruch bezieht, wird sein Buch zu guter
 Ergänzung dienen, zumal es gegenüber dem vortiligen
 Triumphgeschrei eines profaischen Realismus den Sieg
 des Idealismus bestätigt.

Moriz Carmin.

Zur Geschichte der deutschen Poesie.

Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem
 Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu
 Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern
 und Frauen. Mit ergänzenden Anmerkungen und Quellenangaben
 zur einheimischen und ausländischen Literaturgeschichte. Von
 Johann Wilhelm Boehell, Braunschweig, Schwabach
 und Sohn. Erster und zweiter Band. 1856—58. 8. Jeder
 Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Es wird den Lesern schwer werden, sich an die seltsame
 Form dieses Buchs zu gewöhnen. Der erste Band
 enthält drei Vorlesungen und gibt dann Anmerkungen zu
 denselben, welche einen drei- bis viermal so großen Um-
 fang haben. Man findet in diesen Zusätzen bald eine
 Begründung oder eine Ausführung zu einer Bemerkung
 im Texte, bald sind die Meinungen und Urtheile der Zeit-
 genossen über literarische Erscheinungen, die sich in ihnen

agen hervorgehoben, zusammengefaßt, bald werden Dinge, mit dem Hauptgegenstande nur im mittelbaren Zusammenhang stehen, in einem weitläufigen Excursus betrachtet u. dgl. m. Der Verfasser hat die Berücksichtigung der Themen und die Aufnahme des Fremdartigen zu schuldigen gesucht; vermuthlich veranlaßte ihn zu einer solchen Darstellungsweise der Umstand, daß die Vorlesungen, wie sie 1854 zu Bonn gehalten wurden, weder so viel Detail, noch so viele neue Ansichten darboten, daß auch nur im entferntesten den Ernst, mit welchem die Materialien für das Werk gesammelt sind, vermuthen lassen und so ward der gelehrte Theil der Arbeit in Nachträgen hinzugefügt. Indessen kann man sich mit dieser Unvollständigkeit immer nicht recht versöhnen. Die Hauptthesen werden in Brocken mitgetheilt, die Einschaltung des Fremdartigen zerstreut das Interesse, manches, was der Verfasser wichtig genug schien, um eine Absehwelung zu rechtfertigen, ist es nicht auch dem Leser. Im allgemeinen steht wol fest, daß eine Geschichte der deutschen Literatur den vaterländischen Dichtern immer mehr Rücksicht widmet als den fremden. Nun finden wir in dem weitläufigen Abhandlungen über Ossian und Milton, Dante und Cervantes u. s. w., aber die deutschen, z. B. die Anacreontiker und die Göttinger werden einigen gelegentlichen Bemerkungen abgethan. Das ist, natürlich der Vergleich wegen, aus fremden Literaturen aufgenommen. Wenn der Verfasser sich mit ausländischen Dichtern, welche Vorläufer oder Vorbilder der deutschen waren, genau bekannt machte, so zeugt allerdings von einer sehr schätzenswerthen Gründlichkeit, aber die Ergebnisse seiner Studien stehen hier nicht am rechten Orte. Ist z. B. von dem Ossian's auf Klopstock die Rede, warum gibt der nicht sogleich einen ausführlichen Bericht von den älteren neuern Untersuchungen über die Echtheit der Ossian's Gedichte? oder sollte es nicht möglich sein, zu einem urtheil über Wieland's schlüpfrige Schilderung zu gelangen, ohne daß uns ein 50 Seiten langer und nicht erschöpfender Excursus darüber belehrt, wie die griechische und römische Dichter, Italiener und Franzosen bei der Darstellung der sinnlichen Liebe erlaube? Man setzt man sich bei solchen Vergleichen der Werthe, für die Auffassung und Beurtheilung der deutschen Dichter den rechten Standpunkt zu verlieren. Die Zeit und die nationale Umgebung aus Homer, Virgil oder Milton machten, das wären sie als deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts nimmermehr geworden. Die Kritik doch von diesen begünstigten Epikern die Lehren entnehmen, wenn sie sich über Klopstock's Wesen äußern will; unbillig ist es jedoch, den letztern mit Schätzung anzusehen, weil er nicht womöglich die jener drei Dichter in sich vereinigte.

Im zweiten Bande hat der Verfasser den Plan abgeändert. Die Anmerkungen sind nun, bis auf eine Ausnahmewirkliche Ausführungen des Textes; freilich steht das zueinander in einem noch ungünstigern Verhältniß, denn dieser Band enthält eine einzige Vorlesung

zu einer befriedigenden Vollkommenheit bringen können, wie denn selbst Goethe, so hoch wir ihn stellen mögen, gegen Shakespeare sinkt. Ich kann nicht verbergen, daß der Hauptsatz, aus welchem hier solche bedeutende Folgerungen fließen, für mich manches Bedenkliche hat. Wie oft sind große Ereignisse im Leben der Völker an der Dichtkunst spurlos vorübergegangen. In andern Fällen beschränkt sich ihr Einfluß darauf, daß sie die dichterischen Kräfte anregen. So geht das griechische Drama, welches nach den Perserkriegen aufblühte, in Ideen und Stoffen seinen eigenen Gang und erinnert nur ausnahmsweise daran, daß die Nation eben einen so gefährvollen Freiheitskampf bestanden. Die Erwähnung Shakespeare's läßt uns den Satz wieder unter einer andern Modification erscheinen. Daß seine Poesie in der reifen Blüthe der nationalen und gesellschaftlichen Zustände des Britenlands ihre Wurzel hatte, ist zwar eine unbezweifelte Thatsache; kann man jedoch daraus den Schluß machen, daß auf die politische Glanzperiode für die Nation ein ebenso glänzendes dichterisches Zeitalter gefolgt sei? Ein solches setzt eine allgemeine dichterische Zeitstimmung, eine Ansammlung dichterischer Empfindungen und Anschauungen im Bewußtsein der Nation voraus. Da kann es nicht fehlen, daß sich viele von den begabtesten Geistern der Poesie zuwenden und miteinander wetteifern, jene idealen Argumente zur Klarheit zu erheben und sie auf eine mannichfache Weise in Wort und Bild auszudrücken. Nun stand Shakespeare beinahe allein da und man hatte in England für seine Dichtungen noch nach 100 Jahren zwar ein stoffliches Interesse, aber keineswegs ein tieferes Verständnis; die großen Ereignisse erweckten und befruchteten den Geist des einen Mannes, welchen die Natur mit den seltensten Gaben ausgestattet, aber sie gaben nicht dem Zeitalter einen dichterischen Charakter. Bei dieser Beschränktheit des Einflusses der politischen Geschichte auf die Regeneration der Poesie wird es weniger auffallend sein, wenn die letztere einmal, wie es bei uns im vorigen

! war, ganz ohne eine solche äußere war aber eine natürliche Wirkung war ein Ausgangspunkt jener Kultur, die in dem protestantischen Deutschland leformation her entwickelt hat. Gelebte einer Nation nicht zum Nachteil, was der Geist eines Volkes in sich entwickelt, nicht zur Volksentwicklung? Können die Antriebe, die in der Kultur selbst liegen, nicht bisweilen mächtiger wirken als äußere Motive? Es muß wol so sein, da unserer Nation durch die ersten allein ein wirklich dichterisches Zeitalter zu Theil wurde. Denn die Poesie und die Kunstphilosophie schlangen sich mit gleichem Glücke und einander fördernd zu einer ungewöhnlichen Höhe empor, und die gebildeten Klassen der Nation wurden von ihnen zu einer lebhaften Theilnahme begriffen. Endlich sollte die Kritik, wenn sie über die Unvollkommenheit unserer besten Dichter seufzt, sich daran erinnern, daß der genialen Naturdichtung ebenfalls erhebliche Mängel eigen sind und daß das 18. Jahrhundert unserm Volke statt des einen Heros einen glänzenden Chor von Dichtern und Kritikern gebracht hat, deren reiche Gedankenwelt doch selbst der blasse Verächter der deutschen Heimat nicht ohne Bedenken für Shakspeare's Poesie hingeben möchte.

Die zweite Vorlesung erörtert den oppositionellen Charakter der Literatur, die um die Mitte des Jahrhunderts hervortrat. Die Religionsphilosophie griff das Dogma an oder wies ihm aus und ehrte nur die Moral, um zuletzt einen Eudämonismus von zweifelhaftem Werthe hinzustellen. Rousseau machte die Kultur verdächtig und forderte eine Umkehr zu naiven Zuständen. Der Kosmopolitismus suchte die Schranken einzureißen, welche Völker und Stände trennten, wobei er freilich den Nationalismus untergrub u. s. w. Diese Einleitungen lassen eigentlich erwarten, daß der Verfasser die spezielle Darstellung der Geschichte unserer Poesie nicht mit Klopstock beginnen oder daß er diesen auf eine andere Weise, als es nachher geschieht, einführen würde. Denn Klopstock war weder ein Skeptiker oder Materialist, noch hat er je eine eudämonistische Moral anerkannt, noch hat er das Vaterländische dem Kosmopolitismus geopfert, sondern er behauptete allen diesen Strömungen gegenüber eine feste Stellung und gab auch dem Naturevangelium nur insofern nach, als er nichts Erheucheltes, sondern das wahre und wirkliche Leben seines Herzens dichterisch darstellte und eine Zeit lang sich der Hoffnung überließ, eine völlig selbständige deutsche Naturdichtung erschaffen zu können.

In der dritten Vorlesung, die von Klopstock handelt, ist dieser nicht als der Dichter geschildert, welcher im Widerspruch mit der schwankenden Zeit die positiven Elemente schützte, worin ihm, vielleicht zum Schaden für die junge Schöpfung der Literatur, niemand mit gleicher Güteschidenheit folgte, sondern der Verfasser bemüht sich vielmehr, Klopstock selbst auf die negative Seite hinüberzudrängen. Er läßt ihn seine Ungunst im vollen Maße empfinden und dies war eigentlich vorauszusetzen; denn

erst hin und wieder bestrebt es jemand, daß Klopstock als der Schöpfer unserer neuen Poesie betrachtet wird und daß man ihn dennoch durch die Einschränkung seines Verdienstes, durch die sorgsamste Ermittlung seiner Schwächen des Dichternamens zu berauben sucht. Es wagt man Freude, in der neuesten Geschichte unserer Poesie (Hadamus, „Deutsche Dichter und Prosaisten“, 1858, zweite Abtheilung, I, 150) diese Verleumdung gerügt zu finden. Herder, Goethe und Schiller, die von Klopstock's Zeitgenossen für das wahrhaft Dichterische gewiß das feinste und sicherste Gefühl besaßen und die beinahe noch auf Erfahrung wußten, mit welchem süßen Staunen man sich der langen, ihren Nacht den ersten Sonnenblick einer neuen Poesie begrüßt hatte, sie haben ebenfalls über manches in Klopstock's Dichtungen ein ungünstiges Urtheil ausgesprochen; aber man sieht, sie ehten dabei nicht bei unermessliche Verdienst, welches er sich um die deutsche Poesie erworben. Die Schlegel fanden es bereits nöthig, den Dichter gegen eine unbillige Verleumdung in Schutz zu nehmen, und sie thaten es mit ebenso viel Gerechtigkeit. Meistens machte es sich die neuere Kritik jedoch zum Geschäft, allen Tadel, der jemals ausgesprochen worden, zu sammeln, und es liegt daher so viel Material der Art bereit, daß es äußerst leicht ist, Klopstock mit einer vielseitigen und doch höchst einseitigen Charakteristik zu erniedrigen. Die Zeitgenossen durften Klopstock tadeln, da sie sich seiner Vorzüge bewußt waren; für die Gegenwart sind die letztern nicht mehr so leicht erkennbar und es brächte der Kritik daher wol mehr Ehre, sich einmal mit diesen auf eine gründliche Weise zu beschäftigen. Jedem Herz des Dichters war nicht das Erhabene und Preis zugewendet; dies lehrte ihn ein höheres Leben von der phantastischen und geistverlassenen Alltäglichkeit, welche es dahin die Verse angefüllt hatte, unterschreiben, und so vermochte er es, der Kunst den Idealismus zurückzugeben, d. h. die Poesie zur Poesie zu machen. Er brachte diesen Idealismus mit den höchsten und theuersten Interessen des Menschen in Verbindung. Liebe und Freundschaft, Nationalität und Vaterland, Freiheit und Menschenwürde, der Abganz des Unendlichen in Natur und Geschichte, der Aufschwung aus der Sinnlichkeit zu dem Bewußtsein unserer höhern Ursprungs und Ziel: dies alles machte Klopstock nicht bloß zum Inhalt seiner Gesänge, sondern er hat seinem Volke wieder den Sinn dafür eingepflanzt, solche Anschauungen und Empfindungen geweckt, geläutert und in der Weise lebendig gemacht, daß nicht bloß die folgenden Dichter eine reiche ideale Welt zum weiteren Ausbau voranden, sondern daß für die Nation selbst eine neue Denkweise, eine bis in das französische und herzlos gewordene Familienleben eindringende Beseelung des Sinnes begann.

Solche Wirkungen konnte niemand hervordringen, der nicht selbst ein Dichter war; sie konnten nicht durch eine formlose und abstracte Darstellung vermittelt werden, sondern es war dazu wenigstens eine etwas bilderreiche, ergreifende Sprache nöthig und auch diese hat Klopstock aus dem Nichts geschaffen. Der Ver-

er bemerkt (I, 271), mein Princip habe es erfordert, ich in meiner „Geschichte der deutschen Poesie“ von Klopstock so viel Gutes gesagt; ich dachte, solche Werke zu ehren, müßte das Princip aller Menschen sein. Man kann sich freilich darauf berufen, daß in seinem Buche Klopstock's Größe und Einfluß ebenfalls anerkannt sind; einmal oder zweimal hat diese Anerkennung den Schein der freudigen, sich hingebenden Ueberzeugung. In den meisten Fällen werden jedoch von dem Lobe gleich so starke Tadel gemacht, daß fast nichts übrig bleibt und es ist endlich ein Verdienst Klopstock's nach seiner Bedeutung inandergesetzt. Möchte uns doch gezeigt sein, was in Gedanken liegt, daß ein halbes Jahrtausend hinter kein deutscher Dichter von dem Geiste, der in Klopstock's Poesie waltet, eine Ahnung gehabt, daß die deutsche Poesie erst durch ihn wieder auf den Standpunkt der Freiheit erhoben wurde. Niemals ist bisher nachgewiesen worden, welche Umwandlung die Dichtersprache des göttlichen Zeitalters durch Klopstock erfuhr; ein zierlicher Versuch und ein Beispiel sind hier nicht ausreichend. Gründliche Behandlung dieser Punkte würde der Litteraturgeschichte gewiß zur Empfehlung gereichen. Wie verzichtete man dafür auf einen Excurs über fremde Literatur oder auf die Reproduction unzähligmal abgedruckter Urtheile. Nicht für die Vorzüge, sondern für die Mängel Klopstock's nimmt der Verfasser das Interesse der Welt in Anspruch und es ist schmerzlich zu sehen, wie Tadel sucht dabei ihre Vorwürfe bis zur Unvergleichlichkeit sublimirt. Mit welcher Spitzfindigkeit werthet B. Klopstock's Religiosität und frommes Gefühl. Es heißt (S. 113), seine christliche Aengstlichkeit richtete sich immer auf eine gewisse unermessliche Größe Gottes, die mehr imponirt als die „Seelen bringt, und auf Gebote der Tugend. Wie? wir es uns einreden lassen, daß ein Dichter, zu dessen Wesen die lyrische Subjectivität gehörte, die Größe Gottes nur geschildert und nicht empfunden oder es soll seine Schuld sein, wenn uns die Größe, welche er feiert, nur imponirt und nicht auch Seele bringt? Der Dichter lebte in dem Gedanken, seine Liebe, seine Freundschaft, die Dichtkunst waren ihm heilige Geschenke des Himmels und doch seine frommen Gesänge ein Christenthum enthaltendes, wie die laihle Predigt eines Moralisten, die Gebote der Tugend bewegte? Ein andermal ist es dem Verfasser nicht gläubig genug. „Klopstock in den alten Ueberzeugungen abgefallen und steht in der Mitte einer halben Opposition“ (S. 121). So diese Behauptung ist, so seltsam ist auch die Beweisführung; man mache den Versuch, ob man den subtilen Gedanken des Verfassers folgen könne. Die übernatürlichen Gnadenthätigkeit sei die tiefste Quelle des christlichen Lebens. Diese gebe man auf, wenn man den Freiheit mit Beweisen aus dem reflectirenden Denken und Anregung gläubiger Empfindungen entgegenstreite. Jeder Christ wird sich also vielleicht darauf beschränken, Freigeister zu Gebeten um jene Gnadenthätigkeit

Doch sehen wir weiter, wie der Verfasser mit Klopstock umgeht. Schiller's Abhandlung „Ueber naive und sentimen-

einige ungünstige Urtheile begnügen des letztern gern ohne die Bemerkung, daß Orte im ganzen von er mit der größten Aus-
 recht Schiller dort auch das a Stills der Darstellung, daß der Dichter weniger ein Gemüth wirken, der Gestaltung vorführt, als t und somit das Gemüth Musik der Fall ist, nicht er Gegenstände als durch seiner eigenen Stimmung Schiller fügt hinzu, man wenn man ihm den plasti-
 spreche, seine Stärke liege schen und als musikalischer

Dichter habe er geleistet, was nur in dem Felde der Idealität zu erreichen sei. So viel Anerkennung kann der Verfasser wieder nicht gelten lassen. Er meint, die musikalische Schilderung verdiene erst dann diesen Namen, wenn sie das Herz in Regionen erhebe, welche für Begriff, Worte und Bilder nicht mehr zugänglich seien. Man gehört wahrlich viel Kühnheit dazu, es zu vergessen, wie Klopstock, wenn schon nicht alle Leser, so doch sich selbst oft genug zu jenen Regionen erhebt, wie er es aufgibt, die höchsten innern Anschauungen seines erregten Geistes in Worte zu fassen, wie sein Herz sich gleichsam in sich selbst zurückzieht und auf eine Weile verstummt. Aber wohl ihm, er war ein zu verständiger Mann, als daß er geistlich die Verzüchtung zum Ziele und zum Stille seiner Darstellung hätte machen sollen.

Natürlich ist der Verfasser auch mit Klopstock's Patriotismus nicht zufrieden. Er meint, der vaterländische Sinn desselben sei ein ziemlich unbestimmter gewesen. Dies kann man höchstens von den dichterischen Symbolen sagen, in welche Klopstock seine vaterländische Begeisterung einließ; diese selbst hatte Bestimmtheit genug und war der erste energische Protest des ehrlichen Nationalgefühls gegen die Ausländererei. Mit dieser Ungunst verfolgt der Verfasser Klopstock bis in den zweiten Band hinein, der für Wieland bestimmt ist. Mehrmals wird bei der Hinweisung auf einen Vorzug des letztern bemerkt, daß Klopstock denselben nicht befreffen. Auf diese Weise pflegt man Befriedigung durch die Verkleinerung Herder's, Goethe auf Kosten Schiller's oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethe's zu erheben, sobald der vergleichende Rückblick die Eigenständigkeit der großen Männer aus lauter Mängeln zusammensetzt und die Verdienste, welche man ihnen früher vielleicht zugesprochen, mehr und mehr verunkelt werden. Wie unbillig ist ein solches Verfahren, wenn man nicht eine bloße Charakteristik, sondern ein Rangverhältniß im Auge hat. Bei der Schilderung Klopstock's ist es dem Verfasser, wenn ich nicht irre, nirgends eingefallen, ihn mit Wieland in Parallele zu stellen, und doch waren da Vorzüge genug zu nennen, die Wieland

nicht besaß und deren Mangel denselben als ein Stümper hätte erscheinen lassen. Wie die Menschen verschiedene Kräfte und Triebe erhalten haben, um das menschliche Wesen nach allen Seiten hin so empfangen auch die Dichter verschiedene Ideen, den idealen Lebensgehalt und den Formreichtum, der unendlich reichen und biegsamen Natur des Geistes liegen, in den mannichfachen Beziehungen zu sich zu bringen, und wenn der Poet Wieland's ein Zeugnis zugesprochen wird, so kann man doch Standpunkt Klopstock's gewiß nicht versagen. In seine Dichtungen nur eine kurze Zeit hindurch beherrscht, aber man hätte sich, daraus die Unmöglichkeit ihres idealen Gehalts zu folgern. Es ist immer an den Dichtern, daß sie bisweilen so im alten. So sehr die Romantiker verirrten, ihr ging von dem richtigen Schanken aus, daß die Schiller's und Goethe's einerseits nicht der Wirklichkeit des christlichen Glaubens genuggethan, andererseits das deutsche Heimatsgefühl und den Sinn zu wenig auf ihre alten historischen Grundlagen zurückgeführt. Seitdem ist von den Dichtern, moderne Poeten erschaffen wollen, gar viel man hat sich selbst auf die Negationen geworfen: Atheismus, die Libertinage, die zum Heroismus pelte Brutalität, die tendenziöse Unpoesie haben gespielt. Sollten nicht unsere Dichter noch in der Reise kommen, es sei bei der Umgestaltung und der Kunst mit den positiven Elementen zu für welche in unserer Poesie noch eine Lücke ist die begabtesten Zeitgenossen Klopstock's von seinem Gebrauch machten? Es ist damit nicht daß sich die Dichtungswelt Klopstock's in alle erneuern müßte, aber in seinem Standpunkte Bedingung zu einer nochmaligen Erhebung. Es gäbe es Höheres als eine Poesie, die den Sinn; sowohl wie die anmuthige Seltsamkeit des Lebens christlichen Verklärung anschaut, die fernher mit der Kultur der gebildeten Zeiten entfalteten zugleich das warme Gefühl für die Zukunft, für die Rechte und die Interessen der Heimat und der Welt verbindet, die endlich bei der Darstellung in der Einfachheit und Selbstständigkeit ihren Stolz setzen. Freiheit genug besitzt, um sich nach dem Richtigen, welches und das begabteste Volk der Welt lassen hat. Doch die Hoffnung auf eine solche Erfüllung ist zerfliehet in einen Traum; ihre Erfüllung ist weniger möglich als vor 100 Jahren, da wir Verständniß des hohen, kühnen und energiegelassen mit welchem Männer wie Klopstock und Wieland Welt umzuschaffen gedachten, verloren gegangen.

Der zweite Band, welcher sich allein mit beschäftigt, übertrifft den ersten in jeder Hinsicht. Die Vorlesung ist nicht so mitgetheilt, wie sie sein sollte; der Verfasser konnte sich bei der Umgestaltung bewegen, und diesem Umstande ist es zu schreiben, daß die Charakteristik des Dichters

mittheil und Lebendigkeit hat. Auch die Anmerkungen, oben erwähnt, hier in Ausführungen verwandelt, trägt insofern nicht die Einheit der Darstellung, sie bei dem eigentlichen Gegenstande bleiben. Der Fasser hat in ihnen alle wichtigeren Schriften Wieland's chronologischer Folge besprochen. Jeder Abschnitt zeugt dem gewissenhaften Fleiße, welcher überhaupt das Werk auszeichnet, und enthält etwas Belehrendes. neuen Ermittlungen wird es die Leser am meisten raschen, daß Wieland in seinen politischen Romanen, Phantastikbilder mit Bezug auf die französische Revolution entworfen sind, hier als ein Mann erscheint, er den Geist und den Gang der letztern mit dem Urtheile aufgefaßt, ja mit wahren Sehensbildern Wendepunkt vorher erkannt und auch geschildert, derselbe noch eintretet. Im ganzen ist Wieland trefflich gezeichnet. Ueber manches einzelne möchten andere günstiger urtheilen, doch ist in diesem Falle die, mit welcher eine Verirrung gerechtfertigt oder uldigt wird, wohlthuenend. Es befremdet dabei, daß der Fasser das Mittel, durch welches Wieland am kräftigsten geschützt wird, nicht mit mehr Nachdruck in Anwendung gebracht hat. Nach seiner Gewohnheit, die Seele des Menschen in ihrem Blute zu suchen, machte Wieland irdischen Idealismus verdächtig und verspottete die Regeln einer strengen Lebensordnung. Für den irdischen Gebrauch des Lebens erklärte er den Genuß. Ein solcher Grundsatz kann das Niedrigste gut, darf aber die edelsten Momente nicht nothwendig lassen. Bei dieser laxen Moral blieb Wieland ein rechtschaffener, gutmüthiger, äußerst liebender Mann, in dessen Natur es lag, daß er nur der beständigen geistigen Anregung und Thätigkeit Lebens froh wurde. Er selbst stand in jeder Hinsicht höher als seine Grundsätze und seine Helden. aus ihn gegen seine eigene Philosophie in Schutz und dazu ist eine Schilderung seines persönlichen Lebens am meisten geeignet. Denn in seinem Dichten befreit die Schwäche der Lebensauffassung nur dieses Correctiv einer würdigen Lebensführung. kann es daher im allgemeinen nicht als einen Fortschritt neuern Geschichtschreibung ansehen, daß sie besonders dem verführerischen Beispiele der Schrift von Erweiseth die Dichter nicht mehr hauptsächlich in ihren zu erkennen strebt, sondern sie, dem nach platonischen haschen Dilettantismus zu Liebe, selbst Schlafzimmer aufsucht und ihr Aussehen in der beschreibend, so möchte bei Wieland eine Ausstattung, ja geboten sein, damit ein strengeres über den Dichter nicht zugleich den Menschen verzehe, so hätte sich der Verfasser nicht sollen die Gesentgehen lassen, Wieland durch ein umfassendes seinem persönlichen Charakter einen guten Dienst

Leo Cholevius.

1.

2.

3.

- dem Hühner, zu Solmons. Zweites Bändchen. Schaffhausen, Brodtmann. 1858. Gr. 16. 15 Mgr.
4. Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frey. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Mgr.
5. Erzgebirgische Geschichten von E. Fried von Taura. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.
6. Erzählungen aus Kleberfischen von Günther Nicol. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.
7. Der Schmied. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tabin-gen, Rieder. 1858. 8. 5 Mar
8. Thüringer Sagenbuch von Bände. Wien, Hartleben.

Unser diesmaliger Artikel unmittelbar mit Land- und es an die Spitze gestellt. Stoff in Sage und Erzählung geschichtlich interessant; und wo das Volksleben wahr, frisch, Charakterisierung der besondern Stämme und Landstriche aus die so nehmen wir zu dem befehl Form gern mit in den Kauf steht oder das erstere sich unter der Futhat verliert, dann kann weder über das Niveau der ge erheben, noch ihnen einen Werth len. Inwiefern einzelne der im dieser oder jener Kategorie g stehenden Beurtheilung von selbst ergeben.

Die große Vorliebe für ethnographische Schilderungen, welche eine von den charakteristischen Merkmalen der lesenden und denkenden Zeitwelt ist, findet ihre Erklärung wol hauptsächlich in dem echt menschlich-wissenschaftlichen Drange eines jeden für höhere Anregungen Zugänglichen, mit sich selbst immer mehr bekannt zu werden und die Tiefen der menschlichen Seele in dem treuen Spiegel der verschiedenartigsten menschlichen Individualitäten, der Ethnographie und Kulturgeschichte uns vorhalten, zu ergründen. Wir glauben indeß, daß ihr auch durch ein anderes äußeres Moment bedeutender Vorstoß gethan wird, nämlich durch die Häufigkeit und Allgemeinheit des Reisens, das heutzutage so sehr in fast jedermanns Bereich und Vermögen liegt, wie dies in gleichem oder nur annäherndem Umfange nie und nirgends zuvor der Fall gewesen ist. Wer aber mit Verstand reist, begnügt sich nicht mit den flüchtigen Eindrücken, welche die Schönheiten landschaftlicher Scenerie und die Schätze der Kunstwerke in ihm hervorrufen; er will wenigstens an allen Hauptpunkten, wohin die Reise ihn führt, halb und halb wie zu Hause sein; er will wissen, wie die Menschen da leben, fühlen, denken und handeln, und wie sie gelebt, gefühlt, gedacht und gehandelt haben; er will die Bilder alle, die im Laufe der Jahrhunderte in jenem großen Strome sich abspiegeln, oder die Geschlechter, die durch jenes alte Thor hindurch-

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 28 und 29. B. f. 1858 und in Nr. 14 f. 1859. D. Rev.

vorbereiten schon; und darum Chronik der Stadt, in der er sichographie und Specialgeschichte der idert. Das reichste landschaftliche, wie es sich im Augenblicke darstellt, unendliche Mannichfaltigkeit von geist und Wit- und Vorwitz in So vielfältigen wie und das in mir eine unerschöpfte Welt neben heißen die literarischen Hülfsmittel leichteste Weise dazu befähigen.

Zu den ethnographischen Schriften, die es sich zur besonderen Aufgabe gemacht haben, dem Bedürfnisse der Fremden in dieser Hinsicht zu entsprechen, gehört Nr. 1 der oben aufgeführten Werke: „Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt“, von G. Weigelt. Es ist für die Badegäste in Wyl auf der Insel Föhr bestimmt, verbreitet sich aber über die gesammten nordfriesischen Inseln, oder die Uthlande, dieselben, die wir in der Hansen'schen „Chronik“ schon näher kennen gelernt haben, und will, wie der Verfasser in der Einleitung bemerkt, „mehr ins Weite als Tiefe gehend, das vorhandene Material anschaulich zu einem Bilde der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zusammenfügen“. Das Bild ist gut gelungen, und der mytler Badegast oder sonstige Reisende, der das interessante Städtchen Erde besucht, wird wohl daran thun, sich an der Hand dieses landigen Führers dort geistig heimisch zu machen. Der erste Abschnitt: „Von Husum nach Föhr“, gibt eine lebendige Schilderung der Halligen, die man auf dieser Fahrt berührt; der zweite und dritte handeln von Föhr, Amrum und Sylt; der vierte wirft einen Blick auf die ehemalige Gestaltung der Uthlande; der fünfte schildert die Zerrücktheit derselben und der sechste gibt einen geschichtlichen Umriss und eine Charakteristik der Bewohner. Der fünfte, als Epiloge, stellt eine Theorie über Ebbe und Flut auf, die hier nicht unpassend ihren Platz findet, weil das Meer eine Hauptrolle in der nordfriesischen Geschichte spielt, und es daher ganz in der Ordnung ist, wenn wir den Fäden des Stückes, den das Inselvölkchen ewig bekämpft, und den es doch so liebt, daß es trotz aller Unbilden, die es von ihm erdulden muß, nicht von ihm lassen kann, soviel wie möglich von allen Seiten doch kennen lernen. Der Verfasser opponirt mit seiner Theorie der Kallst Koll's, der in seinem Reiseberichte über die Warften und Inseln der Herzogthümer Holstein und Schleswig die Sache so darstellt: „Der Mond erfährt mit seinen anziehenden Kräften das große Weltmeer an dem Punkte, über welchem er oben im Zenith steht. Er hebt es ein wenig, sehr wenig, vielleicht nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und weiter schreitend läßt er es wieder fallen.“ Warum hält er es nicht fest? fragt der Verfasser und erklärt sich über die Erscheinung seinerseits dahin, daß der Mond das Wasser keineswegs unmittelbar hebt, sondern nur das in denselben herrschende Gleichgewicht der einzelnen Wassertheile, so daß die Flut nur eine indirekte Folge seiner Einwirkung sei. Er sagt: „Die Wassertheile, wenn der Mond unmittelbar über ihnen steht, ein ganz kleines von jenem Zuge, womit sie, wie alle irdischen Körper, beständig zum Mittelpunkte der Erde streben, sie werden leichter. Diese Wirkung des Mondes muß nach allen Seiten hin mehr und mehr abnehmen, bis sie, wo er im Horizonte steht, Null geworden ist. Hier also befindet sich verhältnismäßig schwereres Wasser, und da in einem und demselben ungeheuren Wasserkörper das Gleichgewicht der so leicht beweglichen Wassertheile sich nicht hält, so muß das Element in Bewegung gerathen, und diese muß sich mit schwingender Schnelligkeit von den Regionen der größten Schwere aus weiter pflanzen.“ Er bemerkt noch, daß diese Theorie nach den Beobachtungen in der Nordsee und in dem Atlantischen Ozean aufseiner nicht erprobt, daß aber der Widerspruch sich hebe, wenn man annehme,

daß die Hauptbewegung vom Stillen Meere ausgeht, welches im Vergleich zu den andern Meeren den kosmischen Einflüssen eine unverhältnismäßig große Ausdehnung darbietet. Das Druß der Theorie, die Kanäle der einzelnen Erscheinungen, die Wirkung der Sonne — die aber nie so groß ist, daß sie im Einfluß des Mondes ganz neutralisirt — alles dies müßte verfolgen, ist hier nicht der Platz; wir konnten jedoch, wenn wir es gethan, um so mehr bei der Epiloge verweilen, als wir in Mittheilung der interessantesten Züge aus dem Haupttrach nur Wiederholungen dessen, was wir bereits bei Besprechung der Hansen'schen „Chronik“ hervorgehoben haben, hätten geben können. Eine kleine Nachlese wollen wir indeß noch halten.

Werfen wir einen Blick auf die Halligenleute, die nun gegen des Plinius; denn „auf Hügeln wohnend, die durch Menschenhände ausgeworfen sind, gleichen sie, wenn zweimal in 24 Stunden alles Land umher überschwemmt wird, Schiffen; Eist bräuhigen aber, wenn die Wässer sich wieder verlaufen haben.“ Von Welchen ist daher hier keine Rede, Ackerbau unmöglich, aller Wirtschaftsbetrieb auf Viehzucht beschränkt; doch genug wird das Vieh vom Wasser weggeführt, und nicht sehr „Kopft der blanke Sand aus Fenster“. Dann flüchten die Menschen und Vieh auf den Boden. Man harret in tödlicher Spannung, ob die Schuppflöhe, auf denen das Vieh nicht ruhen darf, Widerstand leisten werden; denn die Flut wird in der Regel weggewaschen, und können dann man sich von der zu starken Brandung nicht anvertrauen. Glückt es, so scheint die Sonne auf ein gerettetes Häuschen, so ist das Vieh gewonnen, aber alle Bezaglichkeit und Geschäftigkeit auf lang hinaus vernichtet. Alles, was das Haus besaß, und Mann und Weib sind verdochen; selbst das Trinkwasser fehlt, das die Eiskernen hat erloschen. Nachet man dazu die gähende Isolierung — es gibt Halligen, auf denen nur eine einzige Familie wohnt — das Fernsein von aller menschlichen Gesellschaft muß oft Lagerstätten weit gesucht werden — die Schwereigheit des Bettes und die stete Unfähigkeit der Erziehung, so steht man zu diesen Wohnungen weitgerückte, wohlhabende Leute, welche die herrlichsten Gegenden der Erde kennen lernen, zurückkehren, um dort ihrer alten Tage zu pflegen, so lernt man die Anziehungskraft wahrigen, die Heimat und Meer anziehen. Doch wird zuletzt trotz aller Ausdauer und Helligkeit der Halligen Leute das Meer den Sieg über sie davontragen. Denn während sie 1769, obgleich sie vorher den dritten Theil von Land und Leuten eingebüßt, noch 2000 Seelen zählten, sind sie gegenwärtig bis auf 700 herabgesunken. Abgesehen von den großen zerbrechenden Fluten nimmt das Meer durchschnittlich jährlich die Breite eines Fahrwegs rund umher weg, und so fliehet es und nach, wenn der tragbare Boden zu Meeressand geworden, ein Wuchthügel um den andern mit seinen Erdbänden der liegen. Für die Besuchenden, die stets mit der größten Gastfreundschaft empfangen werden, sind übrigens die Halligen, wenn man in Sonnenschein durchs Maus Meer zu ihnen herankommt, ebenfalls originelle als freundliche Erscheinung. „Dicht unter andern gedrängt liegen auf den Wuchthügeln die Wohnungen zwischen denen und deren Gärten nur ganz schmale Fußwege gelassen sind. Lagert man sich am Abhange eines solchen groß bewachsenen Hügels, so hat man einen Anblick einiger Art Rundumher der saftige Wiesenteppich ausgebreitet, mit kleinen schmalen, unregelmäßig gebundenen Meeressandsteinen; aus dem Meer erheben sich in malerischer Unordnung die Warten aus ihren Burgen, dazwischen wehende Räder, und das Gezeig rauscht vom blauen Rahmen des Meeres.“ Oben freundlich ist die Innere der Wohnungen. Gelbe Fenster, Radelwände, mit Arabesken oder biblischen Geschichten bemalt, auch mit guten und geschmackvoll gewählten Bildern behangen, eine kleine Bücherammlung, ein Glas- und Silbergeschloß, auf dem weißbedeckten Tische allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse für den Gast, im kleinen messingenen Kessel brodelndes Wasser, und über dem Feuer große Gefäße. Die Leute besitzen Erfahrung, geschmackvolle Bildung, ungeheuerste Frömmigkeit und eine freundliche, besche-

den Sicherheit in ihrem Benehmen. Die thalliche Verlegenheit mancher Dorfbewohner des Festlandes ist ihnen fremd. Ihr Haupterwerbszweig ist der Seebetrieb; die Producte der thaligen Wirtschaft sind Woll, Milch, Butter, Garneelen (kleine Krebs ohne Scheren) und Vogeleier, von denen viel auf benachbarte Märkte gebracht wird und die sich in solcher Menge finden, daß sie zugleich ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner bilden, ja sogar an die Schweine verfüttert werden.

Die Insel Föhr, die man zu den glücklichen zählen könnte, weil sich auf ihr überall bescheidener Wohlstand, nirgends Armuth zeigt, und das myser Nordseebad, welches zwischen den milden Ostseebädern und den stark irritirenden Nordseebädern eine mittlere Stellung einnimmt, haben eine sehr eingehende und bezeichnend einladende Beschreibung gefunden, rücksichtlich deren wir auf das Buch selbst verweisen. Die Bevölkerung der kleinen Insel von nur $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 6000 Einwohnern besteht aus drei Hauptelementen, den ursprünglichen föhreer Friesen, den von Nordstrand herübergekommenen Friesen, die sich noch jetzt durch Dialekt und Tracht unterscheiden, und eingewanderten Jüten; fast alle Einwohner aber verstehen sich auf fünf Sprachen und beziehentlich Dialekte: die beiden friesischen, Hoch- und Niederdeutsch und Dänisch. Bei dem Ausflug, oder der Ausfahrt, wie der Verfasser sagt, nach Sylt und Amrum betrachten wir uns nur ein düsteres Bild, den Schiffbrüchigen-Thurm. Die Sandbänke und Untiefen bei Amrum sind so gefährlich, daß ein Leuchtturm eher geschadet als genützt haben würde; man hat sich daher begnügt, auf einer Sandbank einen hölzernen Thurm zu erbauen, in dessen oberem Stockwerke die Schiffbrüchigen Brot und Wasser und ein dürftiges Lager finden. Die Zerstörung der Inseln, „die nur eine großartige Ruine ohne den Anschein einer solchen sind“, brauchen wir in der Erinnerung des Lesers nicht aufzufrischen, gedenken aber einer dem Buche beigegebenen sehr schön ausgeführten Karte, die das Sonst und Jetzt auf das deutlichste veranschaulicht. Aus dem letzten Abschnitte, der die Geschichte und Charakteristik enthält, haben wir noch ein paar interessante Einzelheiten heraus.

Nordfriesland war früher in Harden (Gau oder Bezirke) eingetheilt. Eine jede hatte ihre freigewählten Hauptleute und Fahnenträger, wie ihre eigene Fahne und ihr Siegel. Die Harden zerfielen in Viertel, später Kirchspiele genannt, und die Kirchspiele in einzelne Bauerschaften, zu denen jeder mehrere Bauerelagen oder Bauerlagen gehörten. Die Harde erwählte sich jährlich als verwaltende und richtende Behörde einen Rath von 12 angesehnen Männern; den Kirchspielen standen Vögte vor, und den Bauerschaften Sechse oder Achtmänner vor. Die Angesehenen nannten sich „Adelike Boim“ (adeliche Bauern), vor dem Rechte aber standen Knecht und Herr gleich. Hardenversammlungen wurden durch Feuerbasen (Feuer auf Thürmen oder erhöhten Orten), die der Kirchspiele durch Glockengeläute und die der Bauerschaften durch den „Buerstod“ einberufen. Der letztere war ein kleiner gedrechselter Stab, den der Vogt seinem Nachbar mit mündlichem Bescheid über den Zweck der Versammlung überreichte, und den jeder Nachbar, sowie er ihn bekam, ohne ihn aus den Händen legen zu dürfen, augenblicklich selbst weiter tragen mußte. Bei Rath und Gericht ging alles mündlich von statten, auch Recht und Gesetz waren ungeschrieben; man ernannte bei jedesmaliger Versammlung „Görige“, welche die Verpflichtung hatten, von Urtheil und Beschluß später Zeugnis abzulegen. Die erste Aufzeichnung der Landrechte und Verfassung durch den kaiserlichen Oberherrn fand 1426 statt. So entstand „die eiderstedtische Krone der rechten Wahrheit“ und die „Siebenhardebeliebung“, das Ueberrechter und Siebenharde Landrecht. Spuren von Blutrache und Wergeld finden sich noch im 16. Jahrhundert. „Als um diese Zeit der Sohn eines wohlhabenden Landmanns im Nordstrande eines Todtschlages wegen verfolgt ward, ward es dem Vater möglich, ihn nach geliebter Güte wieder ins Land zu rufen. Und wie nun der beglückte Alte über die Mühen und Kosten klagt, die ihm der Sohn verursacht, durchbohrt dieser ihn mit seinem Dolche.

beimten wohnt.

Eine werthvolle Beigabe des Werks bilden die beiden Karten, von denen wir der einen bereits Erwähnung gethan haben, während die andere in gleich trefflicher Ausführung die Insel Föhr in ihrer gegenwärtigen Erscheinung darstellt.

Wenden wir uns von der Nord- zur Ostsee und zu dem weiten Ländergebiet, dessen nordwestliche Küsten sie mit ihren fernsten Gewässern bespült.

„Jaroslav. Episoden aus dem Leben in Rußland“ (Nr. 2), von R. Wendt, führt nach dem Vorwort des Verfassers in die Zeit unmittelbar vor des Kaisers Nikolaus Tod zurück. Wie er im allgemeinen von diesem Zeitpunkt und von den seitdem eingetretenen Veränderungen denkt, theilen wir nach seinen eigenen Worten mit:

„Als am 18. Februar (2. März) 1881 Nikolaus I. Pawlowitsch durch eine Klage, nur ein Schrei des E der Kaiser in gewöhnlichen Zeiten schon den tiefsten Eindruck machen hatte er die Zügel der Herrschaft von dem Tage an, wo er vor der zu dem Grafen Dornberg gesagt hatte: Garberegimenter sei eine Famili nicht zu mischen habe, von der zarische Majestät in mächtiger, wirt; man blickte mit ehrfurchtsvoller man fühlte in seinem Stolz sich ihn war in den letzten Jahren seines durch seine energische, dictatorische Europas. Nun starb jedoch der Kaiser und sein Tod veranlaßte Schrecken jetzt die Würde Rußlands aufrecht er wo Feinde gegen sie ankämpften! W des Volks beleben, den Nikolaus du Festigkeit, seine Geradheit, seinen G und geleitet hat! Er war der Gew er stand, wagten weder die anzugrei noch die gegen ihn aufzustehen, d erschienen war! . . . Aber allerdings allmählich andere Gefühle geltend.

sprach ja, Kaiser
u. letzten Mutes
u. weichen und
war der Kolos
ugen; Alexander
pflichtig auf.
dahin in Rus-
s den Krieg her-
dre, von seinem
u. fordern, deren
bei die Solida-
daß Alexander
u. fortzuregieren.
Veränderungen in
Offnungen und
u. seine Zeit und

Regierungsacten Auf: Es muß

andere werden! suchte sich an den ausgesprochenen Willen des jungen Kaisers, durch den Frieden wieder zu ersetzen, was man im Kriege verloren; durch Übung der innern Kraft das gesunkene äußere Ansehen wieder zu sichern. Jetzt trieb man bewußt und unbewußt in die unabsehbare Wüste der Reform, und so eifrig that man plötzlich, daß man gern alles umgestürzt hätte — im Wahn, daß Aenderung Besserung sei —, wenn man nur gleich gewußt hätte, wo anfangen! Die Reformen haben den Beifall des Verfassers nicht, und er scheint zu diesem Urtheil, wenn auch theilweise aus Zweifeln an der Zweckmäßigkeit der eingeschlagenen Mittel und Wege, doch hauptsächlich aus Unhänglichkeit an das System des Kaisers Nikolaus gekommen zu sein. Die Schlussworte, in denen er sein Resümé ausspricht, sind folgende: „Der Traum, daß man reformirt, hat allmählich immer weiter um sich gegriffen, und im Traume hat man allerdings einzelne Gesetze gegeben, einzelne Verordnungen erlassen, die auf Reformen hinarbeiten: in Wahrheit ist direct nichts Bessentliches geschehen, wenn auch manches vorbereitet und in Angriff genommen ist. Indirect ist desto mehr erreicht. Die Phrase hat die Disciplin gelockert und die Apathie der Masse erschüttert.“ Hiermit ist der Standpunkt, von welchem aus der Verfasser die russischen Verhältnisse betrachtet, im allgemeinen charakterisirt; sehen wir nun, was seine „Episoden“ ausbilden.

Der Name ist entsprechend gewählt; ja er besagt fast noch zu viel, denn auch in der Episode verlangt man Abschluß, der hier theils fehlt, theils nicht vollständig gegeben ist: es sind Fragmente, Skizzen, in einzelnen Situationen und Passagen oft sehr ergreifend und mit großer plastischer Kunst ausgeführt, im ganzen aber ohne Abgrenzung und einheitliche Durchführung. Darin aber ist der Titel sehr bezeichnend gewählt, daß man bei allen diesen Nebenhandlungen die Haupthandlung total vermisst. Der Verfasser führt uns eine Menge Bilder aus dem gesellschaftlichen und Familienleben der höhern und niedern Stände vor, verändert auch den Schauplatz, indem er ihn im ersten Theile nach Großrußland, im zweiten in die Ostseeprovinzen verlegt; allein seine Episoden sind lauter Nachschäde, seine Bilder so voll Schatten ohne Licht, daß der Schlag von diesen Nebenhandlungen auf die Haupthandlung ein trostloser, das Gesamtgemälde, das man sich aus den Einzelbildern entwerfen möchte, ein grauseneregendes sein würde; man kann es nicht über sich gewinnen, aus dem hier dargebotenen Individuellen zu generalisiren, und deshalb vermisst man eben, wie wir wiederholen, die Haupthandlung. Von der Leibeigenschaft, von der Art und Weise, wie dieses Institut durch einen zum großen Theil verarmten Adel ausgebeutet wird, wollen wir schweigen, das gibt a priori zu denken genug, und daß dabei nichts Gutes herauskommen kann, versteht sich von selbst; niemol wir nicht unbewusst lassen dürfen, daß die Verstimmlung des Lesers durch die Mielichigkeit, mit welcher der Verfasser auf die dies-

falls eingeführten Reformen blickt, noch lebendiger gehend werden muß. Auch von den Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben, von dem äußern Gang ohne innern Wohlstand, der Eitel- und Trunksucht, dem hohen blanken Deseu, der Moll- sante, die en gros zur Aufheuerung gebracht wird, endlich von der Decadencecorruption wollen wir den Blick abwenden. Es mag auch sein, daß der häufig betrauerte Pope, der bei Ausübung der speciellen Seelsorge mehr auf die Erbauung seines Magens als auf die des Pfarrkinder Bedacht zu nehmen und der viel Schändliches von jenen Patronatseigenthümern vorgegangen Jahr hunderte, die wir bei englischen und deutschen Geistlichen gefüh- bert finden, zu haben scheint, und ebenso der Lehrer, der vom Schis- lichen als Diener betrachtet wird, und mit dem die Gemeinde auch nicht umgeht, weil er sie an Bildung übertrifft, der also ganz isolirt steht: es mag sein, daß beide auch nicht viel Stoff zu freundlichen Bildern darbieten; aber irgendwas, denkt man, wird doch das abgekehrte Gefühl zur Reize kommen. Wie leicht in der Familie? Ja, wenn unter all den Familien der verschwie- denen Stände, die der Verfasser uns vorführt, auch nur eine einzige wäre, in der wir, um nicht zu sagen ein glückliches, doch mindestens ein erträgliches Zusammenleben enträfen; aber nir- gends eine Spur. Die Ständen wider das höchste Gebot: sammt was dem anhängig, sind das immer wiederkehrende Thema der Handlung und des Dialogs durch beide Theile des Buchs hin- durch, von Anfang bis zu Ende, und wo sie die Grundlage des Familienlebens nicht angraben, da müssen Standesvorur- theile, Gleichgültigkeit und andere Phasen der Selbstsucht zur Berrüttung und Trennung führen. Der Gutsherr entsetzt das leibeigene Mädchen und zwingt sie dem leibeigenen Bauern zur Gattin auf; selbst die Ehe schädigt die Frauen nicht. Und wie solchergestalt das Familienmoment nach zwei Richtungen hin, beim Adel und der leibeigenen Bauernschaft auf das tiefste beeinträchtigt erscheint, so steht es nach andern Seiten hin nicht viel besser aus. Berghaus in seinem geographischen Handbuch (Breslau 1843) erklärte es für unzweifelhaft, daß in Rußland die Bande der Ehe unverletzt erhalten werden und in höherer Achtung stehen als in irgendwelchem andern Lande Europas. Darum, fährt er fort, kommen Ehescheidungen auch in sehr unbedeutender Zahl vor. Im Jahre 1831 wurden in der griechischen Kirche, dem herrschenden Glaubensbekenntniß, überhaupt 217 Ehen getrennt, und unter jenen Trennungen überdies noch fünf wegen Ehebruchs, das ist ein Ehebruch auf 7,506,000 Individuen. Wollte man nach den Episoden generalisiren, so könnte man bei der Zahl 7,506,000 getroffen die letzten fünf Siffern weglassen und würde damit noch viel zu hoch greifen. Wo ist nun die Wahrheit? Daß es eine äußerst gewagte Schätzung ist, wenn der verdiente Geograph die Fälle der Scheidung wegen Ehebruchs zum Maßstabe des russischen Vorkommens dieses letztern stellt, nimmt, wird niemand bestreiten; aber immer geben doch jene statistischen Momente so viel an die Hand, daß man sich nicht ohne weiteres von einer so allgemeinen Sittenverderbnis über- zugen kann.

Gehen die Skizzen aus dem Leben der herrschenden und dienenden Klasse so wenig ergüßliche Ansätze, so hofft wol der Leser in der Episode „Bürgerlich“ auf wohlthuendere Scenen zu stoßen; indes werden diese Hoffnungen gleich mit dem ersten Satze getänzt. „Die russischen Ostseeprovinzen“, heißt es dort, „räumen sich allein unter den Provinzen des Reichs ein eigen- liches bürgerliches Element zu dessen. Der Russe hält seine Städte, Moskau nicht ausgenommen, für große Dörfer, und ihre Bewohner, die Meschtschanini, unterscheiden sich wenig von den Landbewohnern; während die sogenannten erblichen und persönlichen Ehrenbürger (welche heißen Graftschenini) gewisser- maßen in die Rangklassen eingereiht sind.“ Hiernach rechnet sich das bürgerliche Element, wenn wir dem Verfasser folgen, räumlich auf ein Minimum; aber auch von diesem bekommen wir nichts zu sehen. Zwar wird die Scene nach Dorpat verlegt, aber die Hauptfigur in derselben spielt ein lebenslänglicher alter Student, der von den Almosen der Committionen lebt, und

wichtigen Erfindungspläne
 derselben von einem plögl
 erhält, und nun am Sie
 vollendete Werk in einem M
 wieder gerührt; und noch
 Astronomie, den sein Niesen
 ein im Leben gemacht hat,
 die von einer Mutter ge
 Charaktere; der alte Stud
 noch auf dem Schulwege
 assen ihn, weil er zu ver
 mehr ins Haus, ist eine si
 Typus des bürgerlichen russischen Lebens bietet weder er noch
 er Professor dar, noch findet sich eine Schilderung desselben in
 irgendeiner andern Epikope.

Wo übrigens der Hauptschaden aller russischen Verhältnisse
 ege, läßt der Verfasser häufig durchblicken. Er sucht ihn im
 del und macht dabei keinen Unterschied zwischen dem russischen
 ab deutschen Adel, ja, in der Parallele, die er zur Charakteri
 l beider zieht, fällt das Facit mehr zu Ungunsten als zu Gun
 n des letztern aus. Namentlich behauptet er auch, daß trotz
 s Ufases vom Jahre 1817, der die Leibeigenschaft in Liv
 nd aufhob, die Verhältnisse der dortigen Bauern in nichts
 gen die der leibeigenen russischen Bauern gebessert, ja gegen
 über in mancher Beziehung verschlimmert worden seien, und
 ar lediglich durch Schuld des Adels, der die Bauern um so
 hängiger von sich erhalten habe, als sie weder eigenes Land
 gewiesen bekommen, noch Befreiung von den Fronen erlangt
 iten. Bezeichnend ist das Bild, das der Verfasser bei Be
 rehung dieser Verhältnisse einem Collegienrath in Dorpat
 den Mund legt: „Wissen Sie, lieber Herr, wie mir Ruß
 id vorkommt? Wie ein ungeheurer Eisenbahnzug, an dem
 n eine Locomotive zieht, das ist der Kaiser; und hinten eine
 vere von gleicher Kraft, die statt zu schieben in entgegenge
 ter Richtung zieht, das ist der Adel. Die Schaffner, die
 amten, sehen mit dem Gesichte nach der vordern Locomotive,
 r ihre Arme hängen an Drähten, die von der hintern kom
 t.“ Wir verfolgen die Ausführung dieses Bildes und die
 tualitäten, die als mögliche Phasen im Entwicklungsgeange
 russischen Zustände an denselben zur Anschauung gebracht
 den, nicht weiter und wünschen, daß auch das Werk des
 fassers dazu beitragen möge, den eingeleiteten Reformen trotz
 unliebhaften Auges, mit welchem er dieselben betrachtet, zu
 n günstigen Erfolge zu verhelfen.“)

Den „Mimosen“ (Nr. 8), von J. Baldino, stellen wir
 dem uns früher vorgelegenen ersten Bändchen ein gutes
 nostikon, müssen dasselbe jedoch gegenwärtig, nach der Lectüre
 zweiten, bedeutend einschränken, denn die sämtlichen drei
 hlungen dieses Bändchens lassen viel zu wünschen übrig.
 ehlt dem Verfasser nicht an Phantasie und Darstellungs
 , manche Situation ist gut angelegt, und viele Schilderun
 ind trefflich gelungen; aber es fehlt in diesen drei Erzäh
 n durchgehends an Urtheilskraft und Geschmack, und wenn
 Verfasser beides besäße, so hat er hier keinen Gebrauch
 gemacht. Man fällt im Weiterlesen von einer Ueber
 ng in die andere und muß sich, wenn man an einer Stelle
 oller Befriedigung verweilt hatte, zehn Seiten später oft
 ch befinden, ob man es noch mit demselben Manne zu
 hat. Dies gilt in gleichem Grade vom Inhalt wie von
 yrm. In der letztern ist der verständige Ton einer guten
 hrift manchmal vollkommen getroffen; manchmal läßt er
 , als ob er einen intellectuell auf sehr niedriger Stufe
 en Leserkreis vor sich habe, und erklärt z. B. in besondern
 Worte wie Fama und Rammon; manchmal nimmt er
 Jagdebienzien aus einem gelehrten Potpourri, wirft mit

on dem hier besprochenen Werke ist seitdem noch ein dritter
 rschienen, welcher die Jahresschaft 1859 trägt. D. Red.

Matern, Ktöten und Wölchen, wobei der Verfasser in Charakteren naturgeschichtliche Beschreibungen gibt. Darum ist es und hier nicht zu thun. Wir wollen auch den Lesern nicht zumuthen, das Gesagte in seiner ganzen Ausdehnung für wahr zu halten, denn wir können es selbst nicht so glauben. Dem man aber bedenkt, daß ein Schweizer das Buch geschrieben, daß es in der Schweiz erschienen ist, daß es den Zusatz: „Aus dem bündnerischen Natur- und Volksleben“, auf dem Titel trägt, und daß es die ausgesprochene Tendenz hat, eine Art Landeskunde darzubieten; und wenn man damit in Verbindung bringt, was Osendbrüggen von den zuger Gefängnissen im „Deutschen Museum“ mitgetheilt hat, so läßt sich doch der Argwohn nicht unterdrücken, daß wenigstens etwas Wahres daran ist, und dies würde genügen, um die allgemeine Aufmerksamkeit für den Gegenstand in Anspruch zu nehmen, welche letztere, wenn sie sich demselben zuwendete, zugleich die Abhülfe des Uebels in sich trüge, dem dergleichen Dinge müssen in unserer Zeit in civilisirten Ländern aufhören zu bestehen, sobald sie allgemein besprochen werden.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung)

W. von Humboldt und F. G. Welcker.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an F. G. Welcker.
Herausgegeben von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1853.
Gr. 8. 28 Rgr.

verspottet), auch die Sage hart und gehässig entgegentritt, denn diese weist ihnen häufig auch nach dem Tode einen einsamen traurigen Ort zum Aufenthalt an, werden hier in Graubünden auf das Girsennmoos verbannt, ein ddes Moos, von einem Graben ohne Brücke umgeben, nie von der Sonne, nur vom Mond beschienen, und durch nichts belebt als durch Froschgequäl und Unkenruf; hier schweben sie wie Reibelbilder tausend Jahre umher, bis die Stunde der Erlösung kommt.

Wir schließen mit einem Bilde aus der Neuzeit: es gehdrt zur Katastrophe der dritten Erzählung, in deren Beginn der Senne Krell einen Fremden unter anderm auch deshalb durchprägt, weil er auf Napoleon III. geschimpft hatte; es kann also über die Chronologie kein Zweifel sein.

Der Scheinethurm.

Unter dem Dorfe Jigero steht unweit des rechten Ufers des Rheinstroms und der Brücke, die von Untervaz herüberführt, mit Graben und Wall umgeben, das uralte Schloß Fridau oder Fridnow. Es wird zu Hochgerichtesgefängnissen (die drei Bünde, Böhmergerichte, Göttershaus und Grauerbund zerfallen in 26 Hochgerichte) verwendet. Das Volk nennt es nur den Scheinethurm. Die Mauern sind schwarzgrün, das Dach ist mit Moos bewachsen, und durch die obern schmalen Oeffnungen faust und pfeift und heult der Wind. Innen aber ist es grauenhaft. Tief unter der Erde befinden sich die Gefängnisse. Kein Strahl des Lichts und kein erfrischender Athemzug des Windes kann in sie bringen. Die dunkelste Dunkelheit und der lebenszerstörende Modergeruch, entseßlicher als im Schoße der Gräber, herrscht in ihnen. An Eissen werden die Gefangenen in die schauervolle ewige Nacht hinabgelassen. Die, welche, um zum Verhör oder vor den Richter gebracht zu werden, hinaufgewunden werden müssen, werden nicht mehr abgeholt, wenn sie keine Antwort mehr geben, weil der Schwarze Tod mit seinem pestartigen Hauche ihr Leben vernichtet. Drunten mühen sie zum Entsetzen der Reue hinabgelassen fortmodern, bis der Zahn der Zeit das alte Gemäuer zerfressen, und die letzten Reste ihrer Gebeine ans Tageslicht kommen. Von Zeit zu Zeit wird etwa ein Hund Stroh hinabgeschmissen, womit der Gefangene sich auf modernen Gerippen belten mag. Sein Wasser und Brod oder was sonst noch etwa mitunter zugelegt wird, läßt man ihm unter Surst, auf daß er es abesse, am Stricken hinab u. s. w.

Wir wollen hier abbrechen; es kommt noch viel von

Zu den schon früher veröffentlichten Briefen Wilhelm von Humboldt's an Schiller, F. A. Wolf und seine Freunde in Charlotten die Dieder hier noch seine Briefe an den hochverehrten Philologen und Alterthumsforscher F. G. Welcker, und wir heißen sie aufrichtig willkommen, da sie gar sehr geeignet sind, das Bild des vorzüglichen Mannes seinen Verehrern noch näher zu bringen und durch gewisse seine Züge zu vervollständigen und zu beleben. R. Haym, der als Verfasser eines tüchtigen biographischen Werks über W. von Humboldt vorzugsweise benutzte war, diese Briefe herauszugeben und einzuleiten, setzt im Vorwort hervor, daß dieselben namentlich als eine neue „Selbstdarstellung Humboldt's“ wichtig seien. Am natürlichsten, meint er weiter, würde man sie als ein Seitenstück zu den Briefen an F. A. Wolf betrachten dürfen, nur daß man hier nicht einen lebensbegierigen und verehrenden Schüler reden höre, der vor dem Meister auch da noch Respekt habe, wo er gegen den Meisters Gebuld und Schonung übe, sondern überall vielmehr den wohlwollenden und gütigen Freund, der mit gleicher Theilnahme den Lebensgang wie die wissenschaftliche Thätigkeit des andern begreift. In diesen Briefen findet der Herausgeber wieder bekräftigt „jene ideale Höhe der sittlichen Anschauung, die über allen Gegensatz der Empfindungen hinaus zu sein scheint und aus welcher der wunderbare Mann für das Verhältniß zu anderen die schöne Toleranz, Milde und Humanität, für sich selbst aber die Freiheit entnimmt, das Leben ästhetischer zu behandeln als es im ganzen erlaubt. Da begegnet uns wieder, in scheinbarem Contrast damit, jene umständliche Feinheit, jene bis zum Peinlichen gewissenhafte Sauberkeit, mit welcher praktische Verhältnisse fast wie theoretische Probleme entwirrt oder zurecht gerückt werden. Da drängt sich recht schlagend endlich die durchgehende Einheit des wissenschaftlichen und des sittlichen, des intellektuellen und des moralischen Charakters unsers Dargestellten auf.“

Doch ehe wir noch einiges von dem hervorheben, was uns von allgemeinem Interesse an diesen Briefen zu sein scheint, dürfte es zweckmäßig sein, einige Angaben über Humboldt's Verhältniß zu Welcker voranzuschicken. Als ein junger Mann von 22 Jahren war Welcker im Herbst 1806 von Gießen, wo er am Gymnasium eine Lehrstelle bekleidete und überdies an der Universität alttestamentarische Vorlesungen gehalten hatte, nach Rom gekommen, um hier einen halbjährigen Aufenthalt zu nehmen. Infolge besonderer Umstände, die sich an den inzwischen

erfolgten Lob eines Bruders, welcher ihn am Gymnasium vertreten sollte, knüpfen, die aber hier zu erzählen zu weitläufig sein würde, erhielt er Zutritt in das Haus Humboldt's, damaligen preussischen Ministerpräsidenten in Rom und zugleich Gesandter für Darmstadt, wo er aufs freundlichste aufgenommen wurde und fortan ein gerngesehener Gast bei der abendlichen Theaterrunde war. Nach wenigen Monaten und nachdem der bisherige Hauslehrer, Siedler, plötzlich das Humboldt'sche Haus verlassen, wurde Welcker durch Voege's den Auftrag übertragen, auf vier Wochen zu Humboldt zu ziehen, um mit ihm den Unterricht der Kinder zu theilen. „Was nur als eine vorläufige Anshülfe gemeint war“, erzählt Hayn weiter, „wurde zu einem dauernden Arrangement. Humboldt selbst hat nach einiger Zeit die darmstädtische Regierung um Verlängerung des Auftrags für Welcker; bereitwillig und auf unbestimmte Zeit wurde derselbe erteilt, erst im Frühjahr 1808 lehrte letzterer, durch die inzwischen eingetretenen Verhältnisse am Gymnasium bewogen, nach Gießen zurück.“ Aber man blieb seitdem — obgleich auch nicht an gelegentlichem Wiedersehen fehlte — fortan in rüstlichem Verkehr, der namentlich seit dem Jahre 1821 ein regelmäßiger und zwar besonders über wissenschaftliche Gegenstände wurde, und wie nahe Welcker dem Humboldt'schen Hause stand, läßt sich aus dem Umstande erkennen, daß, solange Humboldt in mannichfach wechselnden Lagen von Geschäften überhäuft war, vorzugsweise Frau von Humboldt den Freund fortwährend von dem Befinden und Geschick der Ihrigen wie von andern Angelegenheiten in Kenntniß erhielt und daß nach dem Tode beider Gatten die Tochter Karoline in treuer Anhänglichkeit an das Verhältniß fortsetzte. Die Hochschätzung und Sympathie, deren sich Welcker bei der Humboldt'schen Familie erfreute und die Gründe dazu, enthüllen sich namentlich in einem Briefe Humboldt's aus Erfurt vom 23. December 1809, in welchem er unter anderem heißt: „Sie glauben nicht, lieber Welcker, wie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen in unserm Umgange hat für mich, wie ihre Briefe noch jetzt, immer etwas zugleich Erweckendes und Beruhigendes gehabt, und es ist mir eigentlich nie vorgekommen, daß jemand bei so viel unerschöpfbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls so viel Leichtigkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung bewahrt. Dann haben Sie, wie ich nicht leugnen will, mein Herz sehr dadurch befohnen, daß Sie gleich am Anfang so rein und richtig erkannt haben, was eigentlich in meiner Frau von Geist und Gemüth liegt“ u. s. w. Ähnliche Versicherungen wiederholt Humboldt im Jahre 1811 in einem Schreiben aus Wien: „Ihre Anhänglichkeit an uns hat sich in den Jahren unserer Trennung so schön erhalten, daß unser Vertrauen zu niemand gleich groß sein könnte.“ In demselben Briefe preist er Welcker's „für alles empfängliche, durchaus nicht einseitige und immer auf das Beste und Höchste im Menschen gerichtete Natur“. Das sind Lobsprüche, die für denjenigen, der sie spendet, ebenso ehrenvoll sind als für denjenigen, an den sie gelten.

Der Herausgeber nimmt für sich kein anderes Verdienst in Anspruch, als dasjenige, zu der Veröffentlichung dieser Briefe ein Anstoß gegeben zu haben. Welcker habe nicht daran gedacht, in Lebzeiten diesen Briefwechsel in die Öffentlichkeit zu bringen. Höchstens habe er aber doch der Veröffentlichung Raum gegeben, „daß eine Verpflichtung gegen die Namen des großen Staatsmanns als Forschers sei, der Nation nichts vorzuenthalten, was einen Beitrag zu dessen Charakteristik abgeben könne“. Der in diesem Sinne an Welcker gerichteten Bitte sei die Gewährung auf dem Fuße gefolgt, und über die Grundzüge, die bei der Veröffentlichung zu befolgen seien, habe man sich leicht verständigt, so daß nichts geschehen, was aus persönlichen Rücksichten ausgeschlossen gewesen wäre. Freilich sei zu bedauern, daß statt eines Briefwechsels nur Briefe hätten mitgetheilt werden können, allein nur von einem der Welcker'schen Briefe habe der Absender eine Abschrift zurückbehalten gehabt, und diese eine (Vonn, den 3. Januar 1823 datirt, übrigens nahe 20 Seiten lang und

mehr eine wissen-
an seiner Stelle
gewesen, „da e-
legte Grundzüge
liche Discussion
für und Wider

Wir unterse-
an diesen Briefen
liche, was auf
Befanntschaften
gerade nicht viel
teresse vorfindet;
Wollen, Trachte
ebenso ehrenvoll
hab; endlich drü-
bei weitem den u
aber ihrer Natur
schaft, besonders
große allgemein

Unter den
sonders die über
teste Theilnahme,
aber seine Kinder
gen in der Villa
1808 schreibt er
„Karoline endigt
viel Fertigkeit, u
dem sie in den
Ich unterrichte
mehr allgemein,
als sie Namen u
nehme eigentlich
weil ich keine ha
aus mehreren an

nächsten Briefe, aus Ferrara auf der Rückreise nach Deutsch-
land am 20. October 1808 geschrieben, fährt er in diesen
Familienmittheilungen fort, und er drückt zugleich seinen Schmerz
darüber aus, seine Gattin, wenn auch nur auf Monate, ver-
lassen zu müssen: „Die heftige und rührende Anhänglichkeit der
Kleinen, die sich nie so gezeigt hatte als in den letzten Monaten,
und die Stille Karolinen haben mir das Weggehen sehr sauer
gemacht, und nun dazu Rom und die Gegend, an die ich vieles
in mir geknüpft und die vieles in mir entwickelt hatte. Mit
jedem Tage meiner Reise ist der Schmerz und die Sehnsucht
gewachsen, und doch ist mir noch oft, als wären beide noch
gar nicht, was sie sein sollten, als würde noch einmal so das
schreckliche Gefühl kommen, so die recht innige Einsicht, daß es
nun nicht mehr möglich ist, die Kolosse zu sehen, nach dem Va-
ticen zu gehen, den Aventin zu besuchen.“ Ein Brief aus
Königsberg vom 26. April 1809 beginnt mit den Worten:
„Es wird immer schlimmer mit mir, lieber Welcker! Ich bin
nun gar in Königsberg, Theodor (aber bei einer sehr braven
Familie) in Berlin und meine Frau und Tochter in Rom.
Wenn sich jetzt die Familie Kälte und Wärme freundschaftlich
mittheilt, könnte sie wirklich ein recht temperirtes Klima herau-
bringen.“ Hier haben wir einmal eine scherzhafte Wendung,
während er sonst dem Schmerz zu seinen brieflichen Mittheilungen
fast niemals den Zutritt gestattet. Er fährt dann fort: „Meine
Hoffnung zu baldiger Rückkehr nach Italien ist verschwunden.
Ich bin hier gefesselt; aber trotz großer Thätigkeit vergeht ich
nicht nur nicht, sondern empfinde nicht einmal mit weniger Seh-
sucht, was ich verließ und wovon ich getrennt bin. Meine
Frau muß jetzt bald in Wochen kommen. Wenige fühlen so
wie Sie, was sie eigentlich ist und wie wir zusammen lebten.
Sie ahnen daher auch, wie ich jetzt gekümmert sein muß.“
Randchriftlich findet sich bei diesem Briefe noch die Bemerkung:
„Die Beschreibung von Rafael's Bildern im Januar-
stück 1809 der Litt. Zeit. ist von meiner Frau; es wäre mir
lieb, wenn dies in irgendeiner Zeitung ohne andern Zusatz ge-

zu lesen, was er
Ich besahe mich
ruder geboren ist,
großen Theil un-
ist die Gegend
rpt eben ein neues
ere Marmor und
asrum, wozu die
Kunstfachen sich
hufel und Rauch
hoffe ich, soll es
in Jagdschloß des
ne und jeder von
Für ein Land-
en Klar stelle ich
heilige Calixtus
smacht hat."

1828 bezieht sich
Wir haben vor-
in London ein
dort das Leben
aber meine Frau
und Gesehnen
del sie mehr an-
sangsamer und
us dies in diesen
ist es ein Schid-
sellen ganz ent-
Rücklicht ab-
vier Wochen in
in dieser Zeit in
Nenge neuer Be-
ist, die mir für
aber hat es mich

angezogen und ergötzt, wieder einmal und kurz (denn lange würde es keinen Werth für mich haben) in dem großen Gewühl dieser mit keiner andern zu vergleichenden Städte zu sein." Jeder schon nach wenigen Monaten, am 29. März 1829, hat Humboldt seinen Freund von dem am 26. März erfolgten Ableben seiner Frau in Kenntniß zu setzen. Man wird den Brief, der von einer stolischen aber doch tief schmerzlichen Resignation erfüllt ist, nicht ohne Rührung lesen, ebenso den vom 29. Januar 1830, der namentlich von dem seiner Frau zu errichtenden Denkmal handelt, zugleich aber auch die seltene Willenskraft des Mannes zeigt, der sich nun mit erhöhtem Eifer in wissenschaftliche und namentlich sprachliche Studien versenkt, wie denn überhaupt diese Briefe über seine ungeheure, wahrhaft Erschauern erregende Thätigkeit auf diesem Gebiete die interessantesten Aufschlüsse enthalten. In dem letzten (dictirten) Briefe, Tegel 8. Mai 1830, klagt er, daß er mit dem einen Auge weder mehr lesen noch schreiben könne, während ihm das andere doch mit der Brille noch bei Nichte zu arbeiten erlaube, und schließt mit folgenden interessanten Worten über die bevorstehende Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller: „Ich habe ihn mit großer Sorgfalt revisirt und die Ueberflüssigkeiten weggeschritten, über welche man in dem Goethe'schen und nicht mit Unrecht gellagt hatte. Ich bitte Sie besonders auf meine jetzt eben fertig gewordene Vorrede zu dem Briefwechsel zu achten. Sie wird ein paar Bogen einnehmen, und ich suche darin die Eigentümlichkeiten der Weisheit Schiller's und seinen Entwicklungsengang zu schildern. Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe überschauen wird." Selbstem ist Schiller in einer Weise rehabilitirt worden, wie dies damals niemand voraussehen konnte, und vielleicht hat auch H. von Humboldt's öffentliche Anerkennung Schiller's hierzu nicht wenig beigetragen.

Auch Goethe taucht in diesen Briefen mehrmals auf. In einem Schreiben aus Burgdörfer bei Gießen, 27. Januar 1817, schreibt Humboldt, daß er mit Goethe in Weimar zusammen-

getroffen sei: „Wir fanden ihn gesund, aber gar nicht gut ge-
nimmt. Doch heiterte er sich auf. Er las uns dem Oriens-
tischen nachgebildete Gedichte vor, die seinen besten früheren gleich-
kommen, wunnerschön zum Theil." Ganz anders, gewissermaßen
verjüngter, fand er Goethe im Jahre 1827. Er schreibt am
28. Januar aus Berlin: „Ich war zehn Tage in Weimar und
täglich mehrere Stunden mit Goethe. Man kann ihn kaum in
einer andern Periode seines Lebens heiterer und zufriedener,
auch beschäftigter und thätiger gesehen haben. Seine Gesundheit
ist ganz wiederhergestellt, und er ist das Bild eines starken
und rüstigen Greises. Die Herausgabe seiner Schriften setzt ihn
in die erfreulichste Thätigkeit. Er persplittert nicht seine Zeit
dabei auf eine kleinliche Weise, sondern geht daran das Wich-
tige und Große, was noch der letzten Hand bedürfte, zu voll-
enden. Es wird sehr viel Neues in der neuen Ausgabe erscheinen.
Eine zum »Faust« gehörige Episode, »Helena«, in früherer
Zeit angefangen, aber in der spätesten und zum Theil erst jetzt
vollendet, gab er mir zu lesen. Es ist eine sonderbare Kom-
position, wie es bei dem Sujet nicht anders sein kann, aber von
Anfang bis zu Ende belebt durch die regste und höchste Poesie."
Hieran knüpfen wir noch ein interessantes Urtheil über Goethe's
„Wahlverwandtschaften“, in einem Briefe aus Erfurt vom
23. December 1809 enthalten: „Was sagen Sie zu Goethe's
»Wahlverwandtschaften«? So manches Treffliche auch darin
ist, bin ich nicht ganz eins mit dem Werk. Einmal ist mir
gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in der Erzählung des äußern
Lebens, der Partanlagen u. s. w., in die Goethe manchmal,
vielleicht selbst durch das Dictiren, verfällt. Dann kommen die
großen Avenements, wie der Tod des Kindes, so plötzlich und
unvorbereitet, daß sie mehr Zufall scheinen als Schicksal, was
nie sonderlich ergreift. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die
gerne, ohne wieder durch Versetzen, ins Unendliche zu drin-
gen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher
Pflichten und gehen doch nicht recht ins Ideallische über. Es soll
mich nicht wundern, wenn mancher die »Wahlverwandtschaften«
unmoralisch finden. Eine Sonderbarkeit ist noch das häss-
liche Ins-Wasser-Fallen und die wiederholten Rettungsversuche. Der-
sehnungsvoller liebe ich indes das Ganze, man wird es immer mit
Interesse lesen, es ist vorzüglich eine unglaublich wahrer Roman-
schilderung darin.“

Kommen wir nun zu Humboldt's Selbstbekenntnissen, in
denen wir auch seine moralischen und philosophischen Betrach-
tungen über den Endzweck der Menschheit rechnen; denn was er
für deren höchste Aufgabe hielt, war auch zugleich das Ziel,
dem er selbst nachstrebte. Die harmonische Ausbildung der
Menschheit kann ja auch nur dadurch erreicht werden, daß jeder
diesen Proceß erst an sich selbst vollzieht, was freilich bei der
bisherigen unvollkommenen, halbwegs verwilderten und un-
außerlich disciplinirten allgemeinen Zuständen den wenigsten
möglich ist und auch diesen meist nur nach einer langen Zeit
von Jahren und nicht ohne Opfer, die den dadurch errichteten
Gewinn wieder mannichfach schmälern, indem leicht ein gewisser
nicht ganz anselbstfüchtiger philosophischer oder ästhetischer Lan-
guismus der energischen, thatkräftig in das Leben eingreifenden
Charakterbildung Abbruch thut. Wilhelm von Humboldt mag
von vielen in diesem übertrieben worden sein, aber soweit man
auch blicken mag, von keinem an Humanität, Ernst des Er-
bens, Reinheit oder vielmehr Reinlichkeit der Gesinnung, Auf-
richtigkeit gegen sich selbst und Gewissenhaftigkeit gegen andere.
Dies alles zusammengenommen bildete in ihm die Tugend der
Bescheidenheit zu einer Höhe aus, welche bei einem Manne an
seinen geistigen Gaben und seiner gesellschaftlichen Stellung zu
neuerer Zeit vielleicht beispiellos ist. „Mir bleibt“, schreibt er
einmal, „immer für mich und andere die Demuth die erste Tugend.
Ohne sie gibt es kein innerliches Leben, keine Liebe zur Wahr-
heit, kein Band zwischen dem Gemüth und dem Himmel mehr.“
Welche Stimme in der Wüste einer Zeit, wo alles sich über-
schätzt und überhebt und das Ich sich selbst vergöttert! Er ver-
dort eine „strenge unerbittliche Kritik“, aber was seine eigene

bedrückt, will er, daß man ihr nicht unbedingt folge, denn das, was er sage, sei „nicht dogmatisch“ zu verstehen, „nicht als wäre es wirklich so“, er spreche nur aus „wie es ihm erscheine“. Nur einen „heil samen Stos“ will er geben und Veranlassung werden, „daß man wiederholt prüft, daß man augenblicklich am einzelnen Beglückten irre wird, und nun entweder aus sich selbst seinem Wege eine etwas veränderte Richtung gibt, oder mit fester Ueberzeugung in denselben beharrt“. In demselben Sinne trieb er auch die Schriftsteller: „Ich sehe das wenige, was ich drucken lasse, vorzüglich gern als Vorwürfe an, über die sich allgemeiner reden läßt, und mühtu ist mir auch Ladel, wo er die Kenntniß des Gegenstandes erweitert, immer willkommen.“ Und ferner bemerkt er einmal, der Hauptzweck seines Lebens sei eigentlich „nie weder das Schreiben, noch das Thun gewesen, sondern der, durch Schreiben und Thun soviel als möglich, und durch so nahe kommende Anschauung als möglich, von den verschiedenen Arten des menschlichen Seins und der menschlichen Bemühungen in mich aufzunehmen“. Er, der nun so viel in sich aufgenommen und ein so unermessliches Sprachgebiet als philosophischer Linguist beherrschte, schreibt doch im beschämten Tone an Welcker: „Sie sind in dem Fache, von dem die Rede ist, unendlich bewandter als ich und ich möchte nicht bloß sagen, daß Sie von Natur mehr Ihr Anlage haben, darin mit ausgezeichnetem Glück zu arbeiten, sondern ich gehe viel weiter und möchte mir diese Anlage fast ganz absprechen.“

Als Sprachphilosoph durchdringt er auch die scheinbar trockenen Untersuchungen und Reflexionen linguistischer Art mit den gehaltvollsten philosophischen Betrachtungen. Ihm ist, „wenn man alle Mittelzwecke vergißt und nur auf das Letzte und Wesentlichste geht, wahre Erweiterung und Erkenntniß nur wahre Erweiterung des Daseins, und diese ist auf historischem Wege nur durch Anschauen gewesenen Daseins möglich“. Er fährt dann ein paar Zeilen später fast wie ein Seher fort: „Insofern man immer eine stille Sehnsucht in der Seele nährt, die verschiedenen Arten, in welchen sich der menschliche Geist und das menschliche Gemüth groß zeigen, selbst angeschaut und gefühlt zu haben, so ist ein Theil dieser Sehnsucht gestillt und eine Beruhigung für das Hinaustreten erlangt. Denn wenn ich mir denke, wie man wol ohne esse und mir sehr fremde Satttheit am besten auf eine edle und würdige Art den Kreislauf hier so vollendet zu haben denken kann, daß man nicht voraussetzt, es leicht etwas hinzukommen könnte, so ist es nicht durch Vollendung einer Reihe von Thaten, noch einer Masse von Richtungen, nicht durch ein Erschöpfen eines Kreises des Wissens (denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelnheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt), aber wol dadurch, daß jedes Vermögen, das man in sich spürt, einmal einen Gegenstand in sich gefunden hat, in dem es ganz ausgegangen ist, wo nun jede neue Beschäftigung gleichsam nur eine Wiederholung sein würde. Nur also, was im Stande ist, in Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, wie solche, bei der Leben und Tod in Betracht kommt; alles übrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Außerwesentlichen und wird, wie man den ersten Gedanken des Todes sagt, so in zur Gleichgültigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme aufleuchtet.“

Eins der interessantesten rein persönlichen Bekenntnisse, das außerdem mit einer merkwürdigen Wahrnehmung oder Beobachtung beginnt, ist wol folgendes in einem erkürzten Briefe vom 23. December 1809: „Eine Heirath hat selten auf einen Mann einen günstigen Einfluß. Mich aber, kann ich wol sagen, hat sie meinige gerettet. Ich habe eine ordentlich ungeliche Fähigkeit, mich jeder Lage anzupassen, und stand, als ich mich verheiratete, eben auf dem Punkte, ganz und rettungslos in äußere Verhältnisse unter uninteressanten Menschen zu versinken, als ich meine Verbindung und der sich darauf notwendig gründende Plan, selbständig und für mich zu leben, plötzlich, wie aus einem Schlummer herausriß.“ Er rühmt dann an seiner

Frau als einen ihrer ihm an ihr ausgebildet jede innere Freiheit. Kommen auf seine Frau die Vermuthung nahe, ihrem Gatten in den Ethen, häufig, verkannt, hat Wilhelm von Humboldt zu bekennen, welcher die Digen wachte.

Zu den Bekenntnissen, Aufschluß geben, gehören an glühende Begeisterung für die in überschwenglichen Worten mag“, schreibt er, „außer doch alles barbarisch.“ Für Schönheit und Erhabenheit Nibelungen sagen mag, um nun, so gut als ein anderer gelesen habe, so fehlt ihm ganze Zauber des Griechisch Worte ganz aussprechen kann sich fühlt, was machen will heitersten, glücklichsten und was ja im Momente des Todes, möchte sagen, wenn sie aus mehr das Gefühl des Uebels Gottheit (was doch die Eru alles irdischen Trostes ist) einem andern Volke.“ „Am logus“ nicht falsch zu verstehen muß man wissen, was diese Volks war, welche Vorstell auch nur bloße Worte hervortreten.

Dieser Hellenismus denken und zu fühlen, er doch wol die Deutsche Thun, für die geistigste stehenden. Unter den 3 Mittelpunkt ihrer Bild eigentem Geständnis ihm halt in London versöhn die er dort zu sehen der ergreift ihn zwar tiefe E nach seinen Bewohnern. 1808) hinzu: „Dabei nicht ohne Uebe nach recht eigentlich in tiefe Uebe sogar ein Materie weniger rein und edel, macht. Das Unglück und da ich fest überzeugt werden sollte, für die sich mehr zu fühlen, so mung auch bei andern zu verbreiten.“ Am ein dolbt doch zu deutschschun und das heiter stänliche nen ausgezeichnete, fehlte sehr er daran seine Er verung eines Kunstgeb Ausdrucks entgegentrat.

Auf die eigentlich wissenschaftlichen Partien können wir hier, als mehr für den Gelehrten von Interesse, nicht tiefer und ausführlicher eingehen, obschon sie die reichsten Gedanken über Alterthums- und Sprachforschung, dann über die Sprachen selbst als Geistes- und Charakteräusserungen der Völker, die lehrreichsten Parallelen zwischen Aeschylus und Sophokles, zwischen der Trilogie des ersten und Schiller's „Wallenstein“, über

weise bei
(„einer
eine Art
en, weil
Schle-
womit
was als
r Wahr-
hn auch
nd Ety-
ogie als
eine Ab-
e, wenn
sträubt
schen so
prüfen
red (im

che pers-
eis sonst
n erläu-
gen, in
re 1816
und über
ihme an

politischen Verbindungen angestellte Hausfuchung berichtet. Wel-
erstem Anlaß erfahren wir, daß Blücher vor dem Rheinaußers-
gange in Gießen an einer großen Tafel, die von der Galerie
herab sehr viele Zuschauer hatte, den Toast ausbrachte: „Meine
Herren, gut deutsch oder an Galgen!“ Es läßt sich wol ein
Preis darauf setzen, ob sich jemand über die deutsche Frage
färger und kräftiger ausdrücken könnte.
H. M.

Ein Altbair in Palästina.

Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. Von Philipp
Reyer. München, Fleischmann. 1859. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser, ein guter Katholik und guter Altbair, be-
theiligte sich an einer deutschen Pilgerfahrt in das Heilige Land,
wogu der Severinusverein in Wien eine Einladung erlassen hatte.
Die Reisegesellschaft bestand aus 18 Personen, geteilt in neun Prie-
stern und neun Laien, unter denen sich mehrere vornehme Her-
ren und der Professor Stolz aus Freiburg befanden; der Pfarrer
Weichselbaum aus Unterföhring, dessen in dem Buche häufig
Erwähnung geschieht, scheint der Bruder Ludwig dieser Pilger-
schar gewesen zu sein. Der Verfasser brach am 3. März 1855
von seiner Heimat Rosenheim nach Triest auf, fuhr hier mit
einem Eisdampfer auf der gewöhnlichen Route über Korfu,
Athen, Smyrna, Alexandrien nach Jaffa, ging von hier auf
dem gewöhnlichen Wege nach Jerusalem, machte die gewöhnliche
Tour durch das Heilige Land, südlich nicht weiter als bis Bethle-
hem, nördlich nicht weiter als bis Nazareth und östlich bis ans
Roths Meer, besieg in Kaifa am Fuße des Karmel abermals
einen Lloydampfer, fuhr abermals nach Alexandrien, machte
von da den obligaten Abschied nach Kairo und kam nach zwölfs-
wöchentlicher Abwesenheit mit heiler Haut wieder in seinem lie-
ben Rosenheim an.

Wer nun solchergehalt in zwölf Wochen eine Reise nach
und durch Palästina absolviert, der kann zur höchsten Noth nur
dann ein lehrreiches Buch über diese Reise schreiben, wenn
er entweder außerordentlich gelehrt oder außerordentlich geistreich
ist, oder aber eine ganz spezielle Mission zu erfüllen gehabt hat.
Von allen diesen Voraussetzungen habet aber bei dem Verfasser
das Schnurgerade Gegentheil statt. Der Leser kann sich nun un-
gefähr selbst vorstellen, was das wol für eine Sorte von Reise-
beschreibung sein mag, welche der Verfasser jetzt an das Licht
gestellt hat, nachdem er mehr als drei Jahre damit schwanger
gegangen ist. So oft uns ein Buch unter die Hände kommt,

dem jede Berechtigung zur Kritik abgeht, so drängen wir uns
die Frage vorzulegen, welchen eigenthümlichen Aufhebens-
proceß wol ein solches Opus durchgemacht habe. Auf diese Frage
läßt sich nun wol im vorliegenden Falle folgende annäherliche
Antwort geben. Der Herr Vater hat, wie es einem althaischen
Herrn Vater ziemt, seinen Reichthümern auf der Erde in
einigen Seidein Bier seine Reiseabenteuer mit erbaulichen Be-
trachtungen und praktischen Rügenwendungen erzählt, sich dabei,
was ihm augenscheinlich nicht schwer geworden ist, auf das gleiche
geistige Niveau mit seinen kranken Zuhörern gestellt, und
seine auf diesem Wege geklärten und zum Ausdruck hindurch-
gearbeiteten Gedanken zu Hause sorgfältig und gewissenhaft in
Papiere gebracht. Wir loben das, wir wünschen von Herzen,
daß sich die althaischen Bauern noch recht oft und lange an
so belehrenden Unterhaltung erfreuen mögen. Aber eine al-
thaische Bierwirtschaft ist kein literarisches Tribunal, das für
den Verfasser bedenken sollen, und darauf wollen wir ihn hinzu-
in aller Güte und Freundschaft aufmerksam machen.

Wir hegen keinen Groll gegen ihn, so verzeihlich dies auch
wäre, nachdem wir die 469 Seiten seines Products im Schwere
unserer Angelegenheiten durchgeackert haben. Er ist ein gewöhnlicher
Mann und kein fanatischer Pfaffe, wenn er auch dem „dürrn
Protestantismus“ und Liberalismus gelegentlich einen Steinwurf
versetzt und von Bischof Gobat's „dickem Wasse“ spricht. In
Protestantismus und Bischof Gobat werden diese Fische bestän-
dlich verschmerzen. Er, der Verfasser, ist ein Mann, der lebt
und leben läßt und der sogar einer gewissen Begeisterung fähig
ist, wenn er z. B. in Smyrna oder Alexandrien bairische Be-
finde. Er besitzt nicht Geist genug, um boshaft zu sein. Er
ist mit einem Worte ein recht guter Mensch, aber auch ein recht
schlechter Schriftsteller. Wir erinnern uns kaum je eine Reise-
beschreibung gelesen zu haben, welche durchgängig und so-
nahmslos so alltägliche, oberflächliche, uninteressante Beobach-
tungen, so nichtsagende, häufig sogar läppische und abgemessene
Bemerkungen enthalten hätte. Nichts als leeres Stroh. Das
eine Geschmacklosigkeit der Darstellung, die wenigstens zum Glück
bisweilen eine unbeabsichtigte komische Wirkung hervorbringt, zu
einer Sprache, die sicherlich nicht deutsch, aber auch nicht einmal
althaisch, sondern geradezu roh und lieberlich ist. Es war
Papiervergeubung, dieses Urtheil noch mit Beispielen belegen zu
wollen. Interessanter schien uns in letzterer Beziehung nur
die bei dem Verfasser häufig wiederkehrende, sonderbare Umdeu-
tung der Conditionalpartikel, von der wir in der That wissen
müßten, ob sie eine dialektische Eigenthümlichkeit oder eine un-
bewußte Nachbildung des Lateinischen ist. „Das wenn wir
Humanisten hören“, „und so innig waren ich überall be-
kannnt“, „auf diesem prachtvollen Plage wenn man wandelt“,
„dieses Ungeheuer wenn einmal aufstünde“ u. dgl. m. Es
überlassen die Beantwortung dieser Frage dem Leser.

Um die Art, wie er aus interessanten Beobachtungen nur
geistreiche Moral zieht, zu charakterisiren, nur ein Proben.
„Die türkischen Hunde“, sagt er, „haben, wie es scheint, die
besonderen Merkmale, und wenn einer in ein fremdes Revier hinein-
kommt, fängt ein furchtbares Geheul und Rausen an, das in
einer Nacht öfter wiederholt und dem Fremden eine wahr-
hellenmuskelt wird. So kann auch ein einziger Heißhunger
eines Vorübergehenden die ganze Stadt in einen Hundstau
versetzen, weil einer dem andern nachbellt. Diese türkischen
Straßenhunde erscheinen mir als ein echtes Bild unserer Ge-
sellschaft; frei und herrenlos leben sie, aber raufen selbst mit-
einander, wenn der eine oder der andere noch eine Rechtsidee mit-
bringt.“ (!) Die Kunstschätze von Athen veranlassen ihn zu fol-
gender Bemerkung: „Ich beneide aber diejenigen nicht im ge-
ringsten, die ganze Tage an diesen Marmorgötzen (sic!) herum-
schweifeln können und jede Gewandfalte zu studiren und je-
den Nase abzumessen Zeit haben. Es würde dort vielleicht mancher
in Entzücken gerathen, aber ich habe mich nicht um ein Wort
glücklicher gefühlt, da ja nur das trostlose Heidenhum vor
mir lag, das merkwürdigerweise auch in aller Kunstvollkom-

menheit das Herz nicht erwärmt, sondern nur Stammen und Verwundung erregen kann." Desto überschwenglicher ist seine „Enzyklika“ auf dem Boden Palästinas, wo ihm niemals der geringste Zweifel an der Identität des angeblichen Ortes irgendeiner Begebenheit aus der heiligen Geschichte beiegt und wo er im Eifer heiliger Einfalt der zweifelsüchtigen Vernunft gegenüber einen Scharsiften entwickelt, der eines orthodoxen protestantischen Theologen würdig wäre. So zeigt man ihm in Nazareth das Wohnhaus Maria's, das doch wunderbarerweise nach Dalmatien und dann nach Loreto in Italien verlegt worden ist. Wie geht das zu? Unser Mann weiß sich zu helfen. „Wenn“, so argumentiert er, „im heiligen Hause zu Loreto dieselben Worte stehen (verbum hic caro factum est) wie hier in Nazareth, so kann das der Heiligkeit beider Orte keinen Eintrag thun, denn sie gehören beide zu einem und demselben Hause, und bei Entfernung des Vorhauses mußte natürlich diese daranstoßende Festschloßkammer zurückbleiben. Das Ereigniß der Menschwerdung Gottes muß aber natürlich dem ganzen Hause gelten, obwohl es nur in einem einzelnen Gemache geschehen ist; wie man sagt: das ist das Geburtshaus dieses oder jenes Gelehrten oder berühmten Mannes, obwohl er nur in einem Gemache desselben geboren wurde. Uebrigens aber ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Verkündung in einer Betrachtungsfunde Mariens geschehen ist, sowie auch, daß sich die heilige Jungfrau zu ihren Gebeten und Betrachtungen aus ihrer gewöhnlichen Wohnstube in dieses Hinterkammerlein zurückgezogen hat, das wahrscheinlich auch ihr Schlafgemach war, und so im eigentlichen Sinne die angeführten Worte nur hierher gehören, aber im weiteren Sinne auch wol in das heilige Haus in Loreto geschrieben werden können.“

Doch es wird dem Leser ganz recht sein, wenn wir ihn mit jeder weiteren Blumenlese verschonen. Wir wollen ihn deshalb auch nicht mit orthographischen Proben aus dem Buche weiter zur Last fallen.

7.

Notizen.

Der humoristische Kanzelredner Jobst Sadmann.

Die Bücher haben ihre Schicksale, und manche von ihnen machen ein ungewöhnliches Glück, obschon doch die Kritik von ihnen so gut wie gar nichts weiß, wie unter andern „Jobst Sadmann's weil. Pastors zu Limmer bei Hannover plattdeutsche Predigten“, die soeben (Welle, Schulze, 1859) in sechster durchsehener Auflage erschienen sind. Früher fand der Humor auch im Dienste der Kirche, und es ist sehr die Frage, ob er ihr nicht sehr treffliche Dienste geleistet; wenigstens schief das Kirchenpublikum bei diesen unterhaltenden, burlesken, praktischen Wortspielen in ein scherzhaftes Gewand kleidenden und mit lehrreichen Anekdoten aus der Geschichte und dem gewöhnlichen Leben wohl versehenen Predigten sicherlich nicht ein. Dies vollständige Lament ist jetzt von der Kanzel verschwunden, wie es auch immer mehr aus der Literatur und trotz aller sogenannten popularwissenschaftlichen Schriften auch aus der Wissenschaft verwindet. Zu diesen humoristischen Kanzelrednern gehören unter andern der hamburger Pastor Valthasar Schuppius, der „Fahne“ genannt, Sebastian Sailer, der „Cicero suevicus“, der bekannte Abraham a Sancta Clara und unser Jobst Sadmann, der sich, um seinen Pfarrkindern verständlicher zu sein, seinen Predigten meist der plattdeutschen Sprache bediente, nicht ohne Einmischung hochdeutscher Phrasen an ernstern Stellen, wodurch seine Predigten ein wunderbar mosaikartiges Sprache erhalten. Minder geist, kun- und bildreich, aber doch minder gesucht und weniger mit künstlichen Antikthesen speckig als Abraham a Sancta Clara, steht er diesem gegenüber als der schalkhafte, plane, mit einfach gesundem Menschenverstand begabte niederdeutsche Eulenspiegel dem phantasiereichen biddenschen und katholischen. Hier eine kurze Probe von seiner willigen Raute aus einer seiner amüsantesten Predigten, dem Ichnersermon auf den Küster und Schulmeister Wichmanns.

Er erzählt da dein Herr sein! Du wollt dat na deem Kopf soltebe my de el öhr wat bi wollt my herne se my den Re haare mit hen groot Kuypen „as et sel hō Woorde geben wol hebbe um Dogen anseer upstae, so es will, is äten i un dat Hart smeekt. Ja, unse Suppen wunnert, wenn seggt: Gott gi Er essen!“ De Zeilen darauf: Vorange stellt „Journal vo 243) erschien. 13. Februar geramt iz Ein gestorben ist vorträge bewis nach Limmer i lätstg wurde. lich lange Pre bete vorlesen, keiner vor Bi verlaassen konnt der die andad schnupfen stört der sich für de Hofgesolge au Manier weibli Besuchen aus der vermittelte redigen, und das man ihr dem Gottesdie ke ihn gehört. Landesmutter! fern ich ihnen aupte er nich stände nicht ge „Geht in all

Foucher de Careil's Arbeiten über Leibniz.

Schon früher hat Graf Foucher de Careil mehrere von ihm in der königlichen Bibliothek zu Hannover entdeckte bisher nicht gedruckte Schriften von Leibniz in französischer Sprache herausgegeben unter den Titeln: „Réfutation inédite de Spinoza par Leibniz“, „Lettres et opuscules inédits de Leibniz“ und „Nouvelles lettres et opuscules de Leibniz“, auch hat er jede dieser Schriften mit einer Einleitung versehen. Gegenwärtig ist der Graf mit einer Gesamtausgabe der Werke des großen, in Frankreich noch immer im höchsten Ansehen stehenden Philosophen beschäftigt, wovon der erste Band soeben erschienen ist. Der „Répétiteur d'analyse“ an der Polytechnischen Schule, Brouhet — denn es gibt auch in Frankreich Gelehrte, welche die Verdienste ihrer Kollegen zu schmälern suchen — hatte in einer Augustnummer der „Revue de l'instruction publique“ ebenso wol die Nützlichkeit einer solchen Gesamtausgabe der

Verfasser des Grafen dazu in letztem einige in seinen früh angeblühn vorkommende Vertheiligt sich Graf Foukruue und zwar in der Kunst an die Redaction gerichteten Schreiben. Auf die Details tiefer eingehen, wir wollen im Interesse hervorheben. Der das Recht zu, ihn der Uebersetzung von Manuscripten, die in Paris revidiren könne; leben Jahren Leibniz zu einem abien gemacht und dabei Hinantes, plus sages peut-être, er sagt weiter: „Dr. Prouhange der Leibniz'schen Werke Humboldt glaubte, und daß an sei, als wofür die ersten Bernoulli bis Lagrange, ihn über die „unerschöpfliche célèbre par ses connaissances“ anerkannteste ausgesprochen, aber es nicht sehr bereuen zu ihnen Besuch mehr als ich geistliche Bibliothek gleich in n Grotten, wie sie in Fernste in sich. Auch mein noch gewesen sein: ich habe einige und habe sofort auf meiner gefunden, worin er über Leibniz wert: „Leybnizium de quo credo: sed qua de causa

in Gallia profectus sit, nescio: visus est mihi homo ingenii liberalis et in omni scientia versatus.“ Aber zu Hannover selbst habe ich handschriftliche Noten entdeckt, die von ganz anderer Wichtigkeit sind und die ich vielleicht später veröffentlichen werde zugleich mit Leibniz'schen Zeichnungen, welche sein Anrecht an der Entdeckung der Dampfkraft, seine Mitbetheiligung an Papin's Arbeiten, kurz den entschiedenen Antheil darthun, welcher ihm an einer der größten Erfindungen neuerer Zeit gebührt. Ich betrachte es als ein Glück, in dieser Weise dem Geiste der Verkleinerung entgegenzutreten zu können, der seit einiger Zeit sich gegen Leibniz richtet, besonders unter den Mathematikern, und von dem mir Hr. Prouhet's Artikel keineswegs frei zu sein scheint.“ Hiernach wäre also laut französischem Zeugniß auch an dieser wichtigen Erfindung einem Deutschen wenigstens ein beträchtlicher Antheil gesichert, wie ebenfalls laut dem Zeugniß eines Franzosen, des Mitarbeiters am „Moniteur“ P. Mérimée (vgl. den „Moniteur universel“ vom 1. August), bei Erfindung des Kupferstichs die Deutschen und nicht die Italiener die Priorität in Anspruch zu nehmen haben.

Wdg von Berlichingen's Selbstbiographie in neuen Ausgaben.

Eine neue, ziemlich im Geschmack eines löschpapierenen Volksbuchs gedruckte Ausgabe der Selbstbiographie des Ritters mit der eisernen Hand erschien in Heilbronn bei Schwanen unter dem Titel: „Leben, Tugenden und Handlungen des Ritters Wdg von Berlichingen zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Nach der ältern Handschrift, nebst einigen noch ungedruckten Briefen des Ritters herausgegeben von Dtm. H. O. Schöndhuth, Pfarrer zu Uelshagen.“ Im Vorwort bemerkt der Herausgeber, daß die von Franz von Sietzgerwald im Jahre 1781 veranstaltete und im Jahre 1781 wörtlich wieder abgedruckte Ausgabe eine Seltenheit in der Literatur geworden und ohnehin keine urkundliche sei, die zu Berlin im Jahre 1813 erschienene, sowie die drei Breslauer Ausgaben durch Büsching und von der Hagen seien längst vergriffen und auch die neueste

1847 zu Pforzheim herausgekommene sei nicht mehr im Buchhandel zu haben. Diese neueste Ausgabe sei somit ein Bedürfnis geworden und gebe die ihr zu Grunde gelegte Handschrift getreulich wieder. Es ist die Handschrift, welche sich in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet, aus 88 Holzschnitten von starkem Papier und zwei vorangehenden Blättern mit roth geschriebener Inhaltsanzeige besteht und sich durch die schön geschriebenen Initialen wie durch hinzugesetzte Kapitälüberschriften vor allen übrigen auszeichnet. Zwar nicht die älteste, dürfte sie doch wol eine der ältesten sein. Indes leidet sie an gar vielen Fehlern, nicht nur Worten, sondern sogar Satzstellungen und selbst nicht unbedeutenden Auslassungen, worunter eine von zwei Seiten, was sich nur aus der größten Nachlässigkeit seit von Seiten des Abschreibers erklären läßt. Zur Ergänzung dieser Auslassungen und zur notwendigen Berichtigung der Wort- und Satzstellungen hat daher der Herausgeber noch zwei Handschriften verglichen, von welchen diejenige die wichtigste war, welche ihm der Herr Friedrich von Berlichingen, k. k. österreichischer Kammerrath zu Mannheim, in dessen Besitz sie sich befindet, freundlich zur Benutzung mittheilte. Sie ist wol noch aus dem Schlusse des 16., jedenfalls aber aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und stimmt wörtlich mit der durch Franz von Sietzgerwald veranstalteten. Die vorliegende Ausgabe enthält noch als Anhang sieben bisher ungedruckte Briefe Wdg von Berlichingen's aus den Originalen im fürstlich Löwenstein-Berchtesgauer Archiv, was ist außerdem mit Wdgens Bildniß nebst Handschrift geschnitten. Um das Kampfsaßge, kahlkörnige, gutmüthig-kleischige, kurzgunde, herbreichliche Gesicht des Ritters schön zu finden, muß man freilich die idealen Vorstellungen vergessen, an welche aus die Darsteller des Wdg auf unsern Theatern gewöhnt haben, während sich der Goethe'sche Wdg mit diesem Contraste des wirklichen ganz gut verträgt. Der Herausgeber spricht die Hoffnung aus, daß diese urkundlich treue Ausgabe bis dahin dem Bedürfnisse genügen werde, wo die von dem obengenannten directen Nachkommen des hiedrigen und ehrenfesten Ritters vorbereitete illustrierte Prachtausgabe dieser Selbstbiographie erschienen sein wird. Dieselbe wird auch viele interessante Beilagen, z. B. die vollständigen Akten des Processes mit Mainz, sämtliche noch vorhandenen Briefe, Urkunden u. s. w. enthalten. Zu weit aus süddeutschen Blättern erfahren, sind noch im Laufe des vorigen Jahres in Köln interessante Briefe des Ritters vom Jahre 1588 und im Archiv zu Kofach die durch ein Schreiben seines Enkels Philipp Ernst von Berlichingen vom Jahre 1577 beglaubigte älteste Handschrift seiner Selbstbiographie aufgefunden worden, nebst einem von Wdg selbst verfaßten Verzeichniß aller Tugenden und Tathatzen bei Bamberg und Nürnberg, also gewissermaßen eine Anweisung für Wege und Siege, die ihm bei seinem sogenannten „Reiterstücklein“ dienlich gewesen. Die zu erwartende illustrierte Ausgabe wird auch dieses merkwürdige Aktenstück enthalten.

Bibliographie.

Abel, S., Der Untergang des Langobardenreiches in Italien. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Aus den Papieren einer Tochter Jung: Stilling's. Darmstadt. Langewiesche. 1860. 8. 22 1/2 Ngr.

Browulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von L. Simrod. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. Carus, A. O., Erfahrungsergebnisse aus ärztlichen, Stames und ärztlichen Wirken während eines halben Jahrhunderts Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dufschäda, G., Die schöne Beerlanner'sche. Ein planmäßig Hymels to'n Vergnügen an to'n Leben. Altona, Berglagoburau. 8. 2 Ngr.

Edardt, L., Nationalität oder Freiheit? Centralisation oder Föderation? Eine Frage an die Völker Europa's in den Tagen einer neuen napoleonischen Zeit und neuer kühner

Belämpfe. (Eine Stimme aus der Schweiz.) Benigenjens, Hochhausen. Gr. 8. 12 Ngr.

Ringer, G., Altes und Neues aus der dreihundertjährigen Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums. Ein Beitrag zur Cultur- und Lebensgeschichte des lutherischen Deutschlands. Landau, Kasper. Gr. 8. 15 Ngr.

Gratry, A., Studien. Die Folge. — A. u. b. L.: Ueber die Erkenntnis der Seele. Nach der zweiten Originalausgabe ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von J. J. Pfahler in Vereinigung mit J. Weizenhoffer und H. Lessing. Zwei Bände. Regensburg, Mang. Gr. 8. 2 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Graevell, F., Ueber Licht und Farben. Mit besonderer Beziehung auf die Farbenlehren Newton's und Goethe's. Mit Tafeln. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trodene Gullotina. Neufranzösische Gerechtigkeit — Capuar, oder: Phrasen und Wirklichkeit. Tagesgeschichtlicher Roman. Herausgegeben von F. Scherl. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Administration von Scherl's Lehrdrucken. Gr. 8. 4 Ngr.

Höcker, R., Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Historisches israelitisches Jahrbuch für Graft und Scherz auf das Jahr 5620 (1859—1860). Mit Beiträgen von: J. R. Bauer, D. Bed, W. Bed, W. Conrath u. a. m. 1ter Jahrgang. Herausgegeben von C. Winter. Pforta. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Is't kein Art da? oder Israel und dessen Propheten. Von H. J. C. Hamburg, Rolte u. Köhler. Gr. 8. 18 Ngr.

Leonhardi, G., Das Paschavino-Thal. Bilder aus der Natur und dem Volksleben. Ein Beitrag zur Kennen- und der italienischen Schweiz. Mit einer Ansicht der Lärnastalt alle Pressa und einer Karte des Paschavino-Thales. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Monarchie der Jesuitenaner, dargestellt von Lucius Cornelius Cynopius. Das ist: Humoristische Wanderungen durch das Lebensgebiet der Jesuiten, von M. Juchhofer. Sicherung zur Ehre des heiligen Ignatius Loyola und seiner Jünger ans Licht gestellt von J. Winder. Peine, Feuer. Gr. 8. 15 Ngr.

Korden, Marie, Agnes und Marie. Ein Roman aus dem englischen Leben. Drei Bände. Nordhausen, Bücking. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Orlich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den ursprünglichen Quellen und nach Handschriften. 1ter Band. 1te Abtheilung. — A. u. b. L.: Geschichte und Colonisation der Länder Sind und Beng'ab, Geschichte des Königreichs Oude und Schilderung der britisch-indischen Arme. Leipzig, G. Mayer. 8. 2 Thlr.

Reber, Caroline v., Aus dem Leben eines Hagehohen. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Bücking. 1860. 2 Thlr. 20 Ngr.

Richard, R. B., Der Kurfürstlich Sächsische Kanton r. Nikolaus Kreil. Ein Beitrag zur Sächsischen Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den in dem Königl. Sächs. Hauptarchiv in Dresden, der Stadtbibliothek in Leipzig u. befindlichen und noch nicht benutzten Originalurkunden bearbeitet. Zwei Bände. Dresden, Kuhn. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen von dem Verfasser des dramatischen Gedichts „Himmel und Erde“. Cassel, Schmidt. 16. 20 Ngr.

Kottels, J. L., Gottes Erziehung des menschlichen Geschlechtes in der Weltgeschichte durch Christus; oder: Auch eine Philosophie der Geschichte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 Ngr. Sammlung unterhaltender Schriften der neuen englischen Literatur für gebildete katholische Leser. 7ter Band: Scenen aus dem Leben in London. Von G. J. Mason. Köln, Bachem. 27 Ngr.

Schenk, D., Union, Confession und evangelisches Christenthum, mit besonderer Beziehung auf die neulich erschienene Schrift von Dr. Stahl, „Die lutherische Kirche und die Union.“ Darmstadt, Bernin. Gr. 8. 12 Ngr.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. In drei Büchern. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich v. Schiller's Bibliothek. Mit einem Parkville aus seinem eigenhändigen Bücherverzeichnisse. Berlin, Starck. 8. 5 Ngr.

Schmidt-Weissenfeld, Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. 1te Lieferung. Prag, Kober u. Hartgraf. 8. 9 Ngr.

Schmitt, R., Leben und Wirken von Friedrich Wilhelm von Steuben. Philadelphie. 1858. 12. 10 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht. Leipzig, Weitz u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lannus, Bilder in Geschichten, Sagen und Liedern aus dem Munde älterer und neuerer Dichter. Herausgegeben von C. Schudt. Gumburg, Trautwein. 16. 15 Ngr.

Titmann, F. B., Aphorismen zur Philosophie. Dresden, Köhner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wachhausen, G., Macaroni. Lose Blätter. Berlin, Verlags-Comptoir. 16. 10 Ngr.

Walban, H., Böhmische Nationaldichtung. Culturstudie. Prag, Dominicus. 16. 12 Ngr.

Wiedemann, L., Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtsschreiber des bayerischen Volkes. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt. Freising, Dattner. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wolff, J. B., dramatische Werke. 1ter Band: Die Othmannen. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, Kump. 8. 20 Ngr.

Zingerle, L. V., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutsche Antwort auf preussische Phrasen. Ein offenes Brief an den Verfasser der Schrift: „Vertrauen und der Friede von Villafranca.“ Leipzig, Hennings. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Goda della Torre, Graf J., Die Päpste und die Cardinälischen Staaten. Antwort auf das an den Verfasser gerichtete Sendschreiben des Ritters Marchese Gioacchino Napoleone Napolitano von Bologna. Aus dem Italienischen übersezt von F. Rätjes. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Frage und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Frieden von Villafranca und die österreichische Monarchie. Von einem Conservativen des Jahres 1848. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Geldmacht Deutschlands und die Mittelstaaten. Zur Einigung der Besten und der Regierungen gegen die Einfälle der Börsen. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 9 Ngr.

Hamlet in der Politik. Ein Memoire über das Ministerium Sigmaringen-Kürstowal. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Israels Ziel. Licht aus der Vergangenheit. Hamburg, Rolte u. Köhler. Gr. 8. 2 Ngr.

Lieder für Frankreich und Italien. Paris, Claeser. 12. 4 Ngr.

Soldaten-Lieder. Den tapfern österreichischen und deutschen Krieger aller Waffengattungen gewidmet. Wien, Benedikt. 32. 4 Ngr.

Was ist zu thun? Ein Wort eines Kuchens an seine Mitbürger. Auch als Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. Frankfurt a. M., Köhler. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Pantschatantra:

Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen:

Aus dem Sanskrit übersezt mit Einleitung und Anmerkungen

von
Theodor Benfey.

Zwei Theile. 8. Geh. 8 Thlr.

Uebersetzung des „Pantschatantra“, des ältesten und wichtigsten Fabelwerks der alten Indier, dürfte man werden, als die altindische Fabel- und Märchenpoesie nicht bloß die Grundlage des allergrößten Theils des Orients, sondern auch Europas ist. In dem ersten Theile hat sich der gelehrte Verfasser mit, dieses eingehend und allseitig nachzuweisen; der zweite Theil enthält die Uebersetzung des „Pantscha-“ Erläuterungen und Nachträgen. Das Werk wird nicht bloß die Freunde der indischen Literatur interessieren, sondern auch die arabischen, persischen und türkischen, sowie alle, welche an der Geschichte der Fabeln und der Uebersetzung an der Verbreitung der Novellen und Märchen von ihrer Ursprungsstätte aus fast über die ihrer Umbildung, Vermannichfaltigung und Vennutzung zu Dramen u. s. w. Antheil nehmen. Außerdem wird es aber auch jeden fesseln, der eine mit Belehrung verknüpfte Unterhaltung liebt, und ist somit auch dem größern Publikum zur Lectüre zu empfehlen.

In demselben Verlage erschien:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kashmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersezt von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten male ins Deutsche übersezt von Max Müller. 12. 20 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Albert Herfer. Zwei Bände. 12. 2 Thlr.

Salutala. Nach dem Indischen des Kalidasa von Edmund Tobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Salutala“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihresgleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Der vorliegende von Tobedanz ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

Tuti-Naméh. Das Papagaienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übersezt von Georg Rosen. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 16 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Diese aus Indien stammende Märchensammlung bildet ein ebenbürtiges Seitenstück zu der berühmten Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“ und verdient deshalb von allen gelesen zu werden, die sich an jener ergötzen haben. Bisher in Deutschland nur in dürftigem Auszuge veröffentlicht, ist das „Papagaienbuch“ jetzt von dem bekannten Orientalisten Georg Rosen (gegenwärtig königlich preussischem Consul in Jerusalem) nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male vollständig ins Deutsche übersezt worden. Ein besonderer Vorzug des Werks besteht darin, daß dem Leser in demselben seine verlässliche und durch moderne Anschauungen erklärte Bearbeitung, sondern eine das Original möglichst getreu nachbildende, die orientalische Färbung nicht verwischende Uebersetzung bargeboten wird.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheks-Technik.

Mit

einem Beitrag zum Archivswesen.

Von

Johann Georg Seizinger.

Mit 44 Formulare.

Zweite Ausgabe.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Allen Bibliotheks-Besitzern, Bibliothekaren und Archivaren ist vorstehende Schrift zum praktischen Gebrauch zu empfehlen.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Boot und die Karavane.

Eine Familien-Reise, durch

Aegypten, Palästina und Syrien.

Nach der fünften Auflage aus dem Englischen übersezt und mit Anmerkungen versehen

von
Dr. C. A. W. Simly,

Professor in Göttingen.

Mit 5 Abbildungen in Buntdruck.

Gleg. brosch. Preis 2 Thaler.

Leipzig, Ende September 1859.

Bernhard Schick.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. M. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 41. —

6. October 1859.

Inhalt: Lyrische Dichtungen. — Die Restauration der classischen Studien. Von Theobald Zau. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte des preussischen Unterrichtswesens. — Notiz. (Französische Urtheile über das deutsche Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische Dichtungen.

Es ist wol zu bemerken, wie nach der Zeit der Aufregung allmählich auch eine Ermattung in der lyrischen Dichtung eingetreten ist; wie wir in dem Zeitraume von 1830—50 nicht leicht eine Gedichtsammlung fanden, die nicht auf jeder Seite von Freiheit und Vaterland, von religiösen, politischen oder philosophischen Streitfragen erzählte, so ist man jetzt dagegen auf die einfachsten poetischen Themata zurückgegangen und besingt Liebe, Frühling u. s. w. in unzähligen Variationen, als ob das Interesse für das vollständig verloren gegangen wäre, was früher Herz und Verstand beschäftigte. Wir wissen recht gut, daß eine Reaction auch hierin durchaus notwendig war und ahnten es längst vorher, daß die politischen Gesichtspunkte im dichterischen Gewand bald sich abgenutzt haben würden; aber verkennen wir auch nicht, daß die Reaction zu gewaltsam war und daß sie mit dem „Juviel“ auch die wahrhaft edeln und großartigen Interessen aus unserer poetischen Literatur zurückgedrängt hat. Dadurch geschieht es nur zu leicht, daß die Gedichtsammlungen an Interesse bei den Männern verlieren, und doch ist gerade zu wünschen, daß die poetische Stimmung bei jenen gepflegt und erwehrt werde. In unserer Zeit, in welcher der Materialismus täglich neue Fortschritte macht; wo das Ideal für unwahr und unberechtigt erklärt wird, weil nicht jeder Realist seine tiefere Bedeutung versteht; wo ohnehin die geistigen Interessen von der großen Menge als eine Chimäre verachtet werden, insofern nicht aus ihnen Vortheile und Procente gewonnen werden können, thut es noth, daß die Fragen, die den tiefsten Grund der Menschheit aufregen, auch poetisch behandelt werden. Wir wünschen damit nicht eine Tendenzpoesie heraufbeschworen, die ebenso schnell wie früher eine conventionelle Behandlung erfahren würde, wir wünschen nur, daß die Dichter ihre Begeisterung auch auf jene Gegenstände erstrecken möchten, die so sehr geeignet sind, der Poesie einen tiefern Gehalt und ein allgemeineres Interesse zu verleihen. Geschieht das nicht, hören und lesen wir in den Dichtungen nur von Lenz und Mai, von Herz und

Sehnsucht; so laufen wir Gefahr, daß unsere Literatur immer mehr zurück- als fortschreitet. Wie sie jetzt schon anfängt unvolksthümlich zu werden, so wird sie nach und nach nicht mehr als ein Vorzug und ein theueres Gut unserer Nation; sondern als eine nichtsagende Spielerei und Tändelei angesehen werden, zu unwichtig und uninteressant, als daß ernste Männer sich damit beschäftigen könnten, kaum gut genug für halbreife Knaben und Mädchen. Nimmt diese Ansicht überhand, so werden unsere Dichter sich bald nur noch allein lesen und die poetische Stimmung wird nach und nach in der Nation untergehen.

Für unsere diesmalige Beurtheilung lyrischer Dichtungen liegen 15 verschiedene Sammlungen vor, in denen wir meistens so viel Gutes gefunden haben, daß wir, gegenüber den Erscheinungen, die wir bei früheren Gelegenheiten zu besprechen hatten, uns darüber nur freuen können. Wir nehmen die Arbeiten von drei Dichterinnen voraus und lassen die der Dichter dann ohne weitere Klassifikation folgen:

1. Königslieder von Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Berlin, M. Dunder. 1858. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Eine Dichterin aus der F. Leopold Stolberg gegeben hat, ist Erscheinung; von dem letztern I geisterung und die oft das Mai als Erbschaft erhalten. Die größten Theil die Geburtstage d Preußen in einer Weise, in der haufe, verbunden mit einer tief ausdrückt; die meisten sind, in in der „Neuen Preussischen Zeit Dichterin benutzt, um ihren Gegen des Alten Testaments und tiefern Sinn sie in Beziehung wahr auch ihre Begeisterung erst oft zu einer Höhe, daß wir „ih Ausdrucks der Verfasserin zu beklagen erblicken, d. h. der Rebel trübt die Klarheit unseres Urtheils dem ersten Lesen dieser Gedichte der Dichterin den Vorwurf macht Liebe, die bei ihr besonders a loses bietet, so begegnet es ihr ihrem Lichteffect den Blick so die

nicht gleich gewahren wird, wie der ausgesprochene Gedanke anklar und verschwimmend wurde; so kommt es denn wol auch, daß die schönsten und tiefsten Gedanken mehr angedeutet als ausgesprochen sind und unter dem Einfluß der Form verloren gehen. Wir haben es oft gesagt und wiederholen es hier im allgemeinen, um Mißverständnissen zu begegnen, daß wir die Verschwiegenheit von Form und Gedanken für das erste Erforderniß eines guten Gedichts halten. Diese Uebereinstimmung beider läßt uns die älteste Volksepik in der Einfachheit der metrischen Form und der Darstellung so ansprechend erscheinen, und die gleichmäßige Entwicklung beider zeigt sich in der Entwicklung jeder Literatur überhaupt. Aber die Verschwiegenheit bleibt die hauptsächlichste Bedingung, beide müssen bei, nicht sich untergeordnet sein. Das schwächste Gedicht der Sammlung ist unserer Ansicht nach das an den Kaiser Nikolaus; wir glauben, daß die Dichterin den Charakter desselben doch nicht „so verstanden hat“ wie sie behauptet; das weibliche Urtheil hat seine Energie und Konsequenz unberührt gelassen, während die Gräfin „Verzweyten und Liebe, die aus warmem Herzen hervordröhrt“ — wol nicht begründet — als charakteristische Züge des Kaisers angibt.

2. Dichterische Knospen von Malwine Pelsker. Mit einem Vorwort des Herrn Konfiskalraths Böhmmer. Breslau, Bredart. 1858. 16. 22 1/2 Ngr.

Wenn wir auch in diesen Gedichten „die Fülle der Einbildungskraft“, die das Vorwort ihnen nachrühmt, umsonst gesucht haben, können wir sie doch als lieblich und gemüthlich bestens empfehlen; sie sind der Ausdruck einer harmonisch gestimmten Seele, die auch trotz der allgemeinen ersten Stimmung jugendlich zu empfinden versteht. Dabei hätten wir der Dichterin einen literarisch gebildeten Freund zur Seite gewünscht, der das weniger Gute der Sammlung ausgemerzt hätte; dadurch wäre manches nicht mit hineingekommen (z. B. „Gebrochene Freundschaft“, das ganz dem Charakter der Dichterin entgegengeficht: „Nach 5 . . .“), was dem Eindruck des Ganzen schaden muß, Sprache und Ausdruck wären in einzelnen Fällen gebessert und gefeilt worden. Besonders angesprochen hat uns „Die Felsenrose“, „Was sind die Sterne?“ „Trost im Unglück“, „Die Kirchhofrose“ (bis auf den etwas matten Schluß), „Mutterliebe“; das letztere Gedicht namentlich würde, nur etwas kürzer gefaßt, das Beste der Sammlung sein. Die Sonette als Intermezzo sind, der Form und den Gedanken nach, unbedeutend. Noch müssen wir uns gegen die Art literarischer Einführung aussprechen, wie sie hier durch den Konfiskalrath Böhmmer geschieht; abgesehen davon, daß Böhmmer in weiteren Kreisen kaum bekannt sein dürfte als die Dichterin, kann eine Empfehlung nur schaden, die mit bewundernswürdiger Verleugnung aller Logik sagt: „Der ernste Sinn (der Gedichte) ist ein treffender Beweis, daß die Dichterin in ihren Geisteserzeugnissen sich gerade so darstellt, wie sie wirklich ist“, und der einen „heiteren, lebensfrohen Sinn“ mit dem anakreontischen für gleichbedeutend, wemach aber in Widerspruch mit der Theologie hält.

3. Gedichte von Maria Clausniger. Leipzig, Hunger. 1858. Gr. 16. 20 Ngr.

Die Gedichte von Maria Clausniger können weder durch die Reinheit des Begriffs, den sie befragen, noch durch überraschende Gedanken besonders Anspruch auf Beachtung machen. Aber das Gegebene zeigt von lyrischer Empfindung in der Grenze der Bedeutsamkeit und vom Verstandnis und Fleiß in der Art, wie das Technische behandelt wurde. Die Gedanken sind anmuthig und frisch ausgesprochen, sie machen selbst den Eindruck des Ursprünglichen durch den engen, natürlichen Zusammenhang mit dem Gedichte. Einzelne, z. B. „Das Kind am Weihnachtsabend“, „Das Arbeitsstücken der Großmutter“ u. s. w. sind abermals dufsig gehalten und geben schärfere Beweise von der weiblichen Empfindung der Dichterin. Schon um dieser Vorgänge willen empfehlen wir gern diese Gedichte.

4. Aus der See. Gedichte von Heinrich von Littrow. Dritte unveränderte Auflage. Triest, Schimpff. 1858. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir gehören nicht zu den Leuten, die dem Dichter den Vorwurf machen, daß er sich auf Dichtung verlegt; im Gegentheil begrüßen wir die frischen und theilweise originellen Bilder als eine erfreuliche Erscheinung. Der Dichter hat die Poesie und Wirklichkeit seines Berufs sich vollständig klar gemacht und er erzählt uns davon auf eine so anspruchsvolle und so ansprechende Weise, er bringt seine sonstigen Lebensverhältnisse so ungesucht in Beziehung zu seinem Stande, er nimmt endlich so passend die Bilder aus dem Seemannsleben, daß das Lesen, Denken und Fühlen jeden unwillkürlich interessieren muß. Manches freilich steht uns auch ferner, wie z. B. „Die Diven für Kriegsschiffe“, so treffend und gerechtfertigt sie auch sein mögen, in ihrem lokalen Charakter nur für die Eingeweihten verständlich sind; aber immerhin bietet das Buch auf kaum 354 Seiten so viel Frisches und Anregendes, daß es auch über die österreichische Marine hinaus Beachtung verdient und die dritte Auflage ganz gerechtfertigt erscheint. Von den Singsprüchen hier zwei zur Probe:

Die Liebe gleicht dem Winde,
Wenn plötzlich sie entweicht,
Wer weiß, woher sie kommt,
Wer weiß, wohin sie geht,
Wer weiß, wo sie kommt,
Wer weiß, wie lang sie weilt?

Wenn ich die Stürme des Lebens bedrängen,
Sinkt mir niemals der trübende Muth,
Lache des Sturmes, es weilen die Mägen
Auch sich ergötzen auf jenseitigem Flut.

5. Gedichte von Hermann Barrand. (Zum Besten der Erkrankten in Frankenstein und Dojanowo.) Posen, Meybach. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Barrand hätte jedenfalls mehr im Interesse der Abkannnten gehandelt, wenn er die Summe, die der Druck seiner Gedichte erforderte, an sie ohne weiteres überschickte, um den mehr als zweifelhaften Ertrag aus denselben abzurufen. Wir haben die Gedichte oft zweimal lesen müssen, um sie zu verstehen; nicht als ob überraschende und blendende Gedanken unsere besondere Aufmerksamkeit erfordert hätten, nein, es ist allein die Unbeholfenheit der Sprache, die Härte der Rime, die Aufzählung zum Theil ungeeigneter Adjektiva, die uns einmal so in Erstaunen setzten, daß wir glaubten, mit unrichtiger deutscher Sprache zu Ende zu sein; z. B.:

Die draufenden Nachtlüste stürmen
In laublosen Wipfeln so hoch,
Und künden von eifigen Thürmen
Des schreibenden Jahres Felswohl,
Und wehen in fühlenden Herzen
Des Abschieds ergreifende Schmerzen.

Auch nicht ganz ohne Präntension ist Barrand; so gibt er eine Uebersetzung der „Revue nocturne“, doch wol nur in der Absicht um zu zeigen, daß er besser als Jedem in der „Nachtlügen Herrscher“ den Stoff behandeln kann. Ob ihm dies gelungen, möge der Leser nach dem Schluß beurtheilen:

Und seinem Grab am Mitternacht
Der Landoir sich erhebt,
Befragt das Ross, als ging's zur Schlacht,
Und trommelt, daß es lebt.

6. Gedichte von Rudolf Günther. Jena, Neuenhahn. 1854. 16. 10 Ngr.

So wenig correct und so unwohl auch das Diktiren Günther's ist:

Inglischer Strenge schloß heut'utage sich Doctor,
Die Patienten gibt das Respublikum ab, —

so acceptiren wir doch die zweite Strophe beßens zur Kritik der vorliegenden Gedichte. Gewiß, Günther muß sich das lesende Publikum gepulbig lebend vorgestellt haben, als er es versuchte diese Reimereien mit dem Namen Gedichte zu beehren. Wir wäßen, um zu zeigen, daß wir noch sehr milde urtheilen, eine Blüte aus dem Liederbouquet, die uns gerade in die Hand fällt:

Daß zu Füßen dir mich knien,
Meine Blicke auf dir weilen,
Und bei deiner Augen Blicken
Mein verwundet Herze heilen!
Und ich will dir alles geben,
Alles, alles, was ich habe,
Meine Liebe und mein Leben.
Vorderst du noch schönere Gaben?

7. Sprechende Pflanzen. Von F. C. Scherer. Preßburg, Wigand, 1857. Gr. 16. 26 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Die „Sprechenden Pflanzen“ bieten in oft ansprechender Weise eine humoristische Blumenprache. Daß von ungefähr 180 lebenden Blumen hier und da eine nicht den rechten Ton trifft und vielleicht, nach anderer Ansicht, sogar ihrem Charakter ungetreu wird, erscheint uns wol verzeihlich. Der Dichter sagt darüber selbst:

Daß sich mehr sagen läßt,
Dichter und Leser fñhlt.

Allgemein interessant ist die Entschuldigung der Kartoffel ihrer Krankheit wegen:

Hundert Jahre haben wir
Halb Europa nñhren;
Sie vergötterten uns schier,
Suchten uns zu mehren.
Zwanzigfach vergalten wir
Ihnen ihre Mühe,
Bis wir sahn, daß man aus uns
Fuselsaunwein ziehe.
Statt gesunder Nahrung — Gift,
Blos des Mammons wegen?
Grund genug, daß wir für jetzt
Lieber faulen mögen.

8. Gedichte von Georg Scheuerlin. Zweite Sammlung. — H. u. d. L.: Heideblumen. Heidelberg, K. Winter. 1858. 16. 1 Thlr.

Das wir in dem Vorworte im allgemeinen sagten, läßt sich im besondern auf die „Heideblumen“ von Georg Scheuerlin anwenden. Gerade eine befähigte Persönlichkeit, wie sie sich uns in den vorliegenden Gedichten zeigt, sollte ihr Talent nicht allein auf die Bearbeitung des Themas Liebe und Keng verwenden. Die auch unbedeutenden Vorwürfe erscheinen hier übrigens in oft fesselnder Schönheit bearbeitet, durch männlich ernste Gedanken veredelt, die, in würdiger und poetischer Weise ausgesprochen, diese Gedichte weit über die moderne Lovelyliteratur erheben; sie sind wol der Beachtung werth und wir sind überzeugt, daß sie sich Freunde erwerben werden. Die Sprache in ihnen ist einfach und edel, oft voll rhythmischen Wohlklangs; die Reime sind vielfältig, rein und durch Natürlichkeit ansprechend; die Gedanken erscheinen, wie sie bestimmt und scharf gefaßt worden, dem entsprechend rund und mit Geschmac ausgebrñcht, und in den Formen ist ein angenehmer und angemessener Wechsel. Ueber allen Gedichten liegt eine Ruhe, durch die der Dichter auch selbst der Leidenschaft Maß und Schönheit zu erhalten versteht. Daß Scheuerlin auch fähig ist, Erfahrungen und Gedanken tieferen Gehalts und Inhalts poetisch zu behandeln, möge das nachfolgende Gedicht, eins der wenigen dieser Gattung in der vorliegenden Sammlung, nachweisen:

Humorist.

Nicht, daß du mir so viel genommen,
Du halt vernichtendes Geschick;
Nicht, daß kein Thun mir mochte frommen,
Kein Barm um ein bescheidenes Glück;

Nicht solcher Trauer will ich klagen,
Daß ich dich hat: „Nur eines gib!“
Und daß dein Fingern mir „Entsagen“
Auf jedes Blatt des Lebens schrieb.

Nach nicht, daß in der Brandung Schaum
Du mir zertheilt so Maß als Nieß,
Noch, daß von meinem Blütenbaume
Das letzte Blatt — die Hoffnung — fiel.

Rein, weil du mir noch müßtest rauben
Mein letztes, theuerstes Gebiet,
Weil mir dein schöner Hohn den Glauben
Aus hell'ge Menschenrechte vertrieb.

Deß zürn' ich deiner feilen Bahne
Und sende dir das troß'ge Wort:
Mit meines Lebens schönem Wahne
Nimm auch den Traum des Lebens fort!

9. Heideblumen von Martin Weiße. Leipzig, Giese. 1858. 16. 15 Ngr.

Die „Heideblumen“ von 1 Gedichten die S. 89 Erkund Verschiedenheit der Auffassung lung des Empfundnen geben Stufenleiter vom Humor bis zu steht. Während wir also den Frische und Originalität nicht a Gedichte des zweiten oft den Gize ohne daß der Dichter sich des diese Gedankenübereinstimmung z. B. hier in „Der Großmann Mutter“ mit Moritz Hartmann mit Goethe; es liegt hier nennung vor, nur daß Weiße die fasten Gedanken nicht zum und erweiterte.

10. Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Von G. Gentschel. Langensalza, Gentschel. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Es ist etwas Wunderbares um eine deutsche Beständigkeit. Das arbeitet und schafft und dichtet, als Jüngling steht es in goldenen Träumen eine lockende Zukunft, und älter wird es ruhiger; aber das alle Täuschung die Wirklichkeit dieses literarisch dem Bewußtsein eine unverständlich schwachen, aber der Dichter der äußern Lohn für im Gegentheil nicht unbedeutend ihren Berufsgefe Ernst und Liebe immerhin so ein 215 Seiten durch Hermann nen lassen, das tige Studien z bet. In der vö thümliche und g

Vorwort erzählt, die in ältern Werken zerstreut gefundenen und öfters und andeutungsweise gegebenen Legenden und Sagen sammelt und in ein poetisches Gewand eingeleidet. Wir geben dem Verfasser des Vorworts (G. Kniser) gern zu, daß es oft auf eine sinnige Weise geschieht und fügen noch hinzu, daß wir in den Gedichten, neben der genauen Kenntniß der Naturkräfte, warmes Gefühl und aufrichtige Begeisterung (z. B. in den Gedichten an Alexander von Humboldt), Interesse und Liebe für das Vaterland („Die Kaiserkrone“ u. s. w.), hier und da auch einen gefunden Humor („Der Kaffeebaum“) gefunden haben. So wird das Buch vielleicht seinen Leserkreis finden, der über die gerühmten Vorzüge Mangel in Vers und Form übersehen und bedenken wird, daß bei der Beurtheilung der Gedichte festgehalten werden muß, man habe die Arbeit eines Dilettanten vor sich.

11. Poetisches Alpha von A. G. von Thünen. Bremen, Schönmanna. 1858.

Die wenigen Gedichte, die gleichsam in die Welt hineinhorchen sollen, ob eine Fortsetzung erwünscht wäre, sind so frisch und froh, daß wir ihnen eine freundliche Aufnahme gern gönnen möchten, damit das Alpha nicht zugleich das Omega sein und die Erfüllung des Versprechens in Aussicht stehen möge, daß bald ein zweiter Bogen in gleicher Form, gleichem Druck und mit anschließender Seitenzahl erscheine. Hoffen wir, daß die folgenden Buchstaben des Alphabets dem Alpha an Humor und Werth gleich sind. Wir heben aus der Sammlung besonders hervor: „Köschl den Brand“, und das längere Gedicht: „Hafs im Tartarus“, in welchem Pluto, gequält durch Proserpina, alle Qualen des Tartarus als Strafe für den Sänger des Lobes der Frauen zu gering achtet und sich die übermensliche erdenkt, er solle alle Liebesgedichte, die je von menschlicher Hand niedergeschrieben wurden, auswendig lernen. Für Hypochondristen hier noch ein Remedium:

Jüngst ging ich morgens äbers Feld,
Ich war so bärenhaft gestellt
Und suchte in den Wart:
Ich schmäh' dem Leben, grölste Gott,
Und war für Lebensfreuden todt,
Nach Hypochonder Art.

Mir kam ein Graben in die Quert,
Ich stöhnte tief und sprang, o Herr:
Bis an den Hals hinein.
Wie trieb mir das die Grillen aus;
Klatsch: pudelnach schlich ich nach Haus,
Mit Schlamm und Schiß am Bein.

Solch niederschlagend Bad ist jedem zu empfehlen,
Den lebersücht'ge Grillen quallen.

12. Gedichte von Friedrich Marc. London, Thimn. 1858. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begrüßen mit Freuden diese Gedichte als eine hervorragende Erscheinung; hier finden wir, wie Platen es in einer Parabase von dem echten Dichter verlangt, das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren gepaart und der Sprache Jerven abgelockt, die den Leser erfreuen. Wenn wir Platen's hier, gedenken, so geschieht es, weil diese Gedichte durch Gewandtheit und geschickte Behandlung der Form uns unwillkürlich an jenen Dichter erinnerten. Zunächst gibt uns der Dichter „Minneblüten“, in denen sich schwärmerisches kuschliches Verlangen, dann das Erreichen mit seinem Jubel und danach Täuschung und Verzweiflung aussprechen, bis auch diese, männlich überwunden, ruhiger erscheint. Sind diese „Minneblüten“ bestimmt, Glück und Schmerz der Liebe zu bezeugen, so führen uns die folgenden Gedichte: „Ein Tag an der Mercedesküste“, die erhabenen Stimmungen des Dichters vor, der durchdrungen ist von der Urkrastnahrung, gegenüber der

Unendlichkeit und Unermeßlichkeit der Schöpfung; in des ersten Fühlen und Denken hinein klingt feierlich und reich der Ausdruck des deutschen Gemüths. Am gelungensten erscheint uns der Liedercyklus „Deutsche Auswanderer“; ergreifend ist in ihnen die Doppelnatur der Deutschen mit ihrem romantischen Zuge nach der Fremde und mit ihrer Anhänglichkeit an die Scholle der Heimat poetisch erklärt; in ihnen ist alles anständig und lebendig, wir haben Figuren vor uns wie sie sind, wir gewahren Spuren jenes innern Lebens, das den Wanderer nach dem fernern Westen treibt. Wie einfach und ergreifend schwebt der Dichter den Abschied:

Die letzten Püger kamen
An Bord zu uns herauf
Und vieler Thränen nahmen
Den vollen, freien Lauf.
Die schlafenden Begleiter
Die nahm der Rachen fort;
Die Lächer noch in weiter
Entfernung grüßten dort.

Das Ufer wisch juride,
Und Haus und Baum verschwand,
Noch dümmern schmale Stüde
Von fackem Dünstbrand.
Wie wenn noch einmal schauten
Wir in des Freundes Gruf,
Nacht steht in Seufzerlauten
Geprüfte Brust sich Luft.

Geht wenn sie uns verlassen,
Die uns so lieb gehabt,
Vermögen wir zu fassen,
Wie reich wir sonst begabt,
Da wir verwaist in armer,
In öder Welt uns sehn,
Um Trost den Besterbarmer
Gebrochenen Herzen sehn u. s. w.

Wir nehmen aus Rücksicht für den uns zugewiesenen Raum hier Abschied von diesem Buche mit dem Urtheile, daß wir in jedem Gedichte vollendete Natur gefunden haben und daß im unedler, gekünstelter Gedanke die vollständige, liebliche Harmonie der ganzen Sammlung stirbt.

13. Freud und Leid. Lieber und Bitter von C. Dräcker. Manfred. Hannover, Kämpfer. 1858. 16. 1 Thlr.

Der Ernst und die Würde, mit der ein Dichter seine Gabe bietet, sind stets die beste Empfehlung für dieselben. Wie Dräcker Manfred zu der Beirichtung steht, zeigen am Schluß die von Parabasen, in denen sich männlich tüchtige Gesinnung und Hatz gegen alle Unnatur und Lüge aussprechen. Dabei freilich geht der Dichter in der Unterschätzung der Zeitzeit vielleicht zu weit, wie denn überhaupt mit Klagen und Bedauern wenig genügt wird; wir gesundem Herzen und Sinn muß man ankämpfen gegen das Unwahre und der Lüge Wahrheit gegenüberstellen. Was der Dichter als solcher sein will, sagt er in dem Gedicht S. 24; aus dem Golde der Dichteryungen soll das Publikum Lebensnahrung gewinnen. Wie selten aber erhält der Leser Gold und wie es erweist sich bei näherer Betrachtung ein Metall, das für edel ausgegeben wurde, als Composition. Aus Dräcker's Gedichten dagegen wird der Dichter manches entnehmen können, was seinen Geist erweitert und sein Gemüth befriedigt; manches wird in seinem Herzen nachklingen und ihn anregen, der Dichtung nachzufolgen; mit einem Wort, in den vorliegenden Gedichten ist viel Gold von reinem und schönem Gepräge; dahin rechnet wir auch den nachstehenden Lebensbild:

Nicht, daß vor der Welt du schweigst,
Und ihr kalten Gleichmuth zeigst.
Gleichsam als ob deine Seele
Nicht Besonderes verhehle.

Das die Reute zwar erspähen,
Aber nur mit Reide sehen.

Manchmal doch an rechten Orten
Ueberrasche sie mit Worten,
Welche ihnen unerwartet:
Seig', daß anders du geartet,
Daß es lohnte aufzuspassen,
Wolltest du dich hören lassen.

Selbst den Himmel ja vergessen,
Die nur schwärmen und nur essen,
Aber wenn er einmal wettert,
Blitzt und donnert und zerschmettert,
Sobald sie vor Angst bekommen
Den vor ihm Respekt bekommen.

Von der leichtsten und gewandtesten Manier, in der Dräcker-
usfied seine Lieder dichtet, möge noch ein Liebesgedicht Zeug-
geben:

Da wunderholde Frau,
Die mich so ganz begeistert,
Daß mich, wenn ich dich schau,
Entzücken übermeißt.
Vernimm die süßen Töne,
Die dir zum Preis, o Schöne,
Voll Sehnsucht und voll Lust
Entströmen meiner Brust.

Du weißt es, was mein Glück,
Dir senkrechtunten sagte,
Wenn ich zu dir, mein Glück,
Ich aufzuschlagen wagte,
Du kennst, unausgesprochen,
Des Herzens stillen Wogen,
Darin als schönstes Gut
Dein liebes Bildniß ruht.

Du weißt, ob auch kein Wort
Zu mir um Liebe steht,
Daß du mein Grabenhort,
Den ich geheim anbede,
Daß du mir Schwung und Flügel,
Befriedigung und Lüge,
Daß du zu jeder Frist
Mein Ideal mir bist.

Sowie die Lust den Strauch,
Der Wind die Welle regt,
So ist's dein Jaucherauch,
Der mich zu tiefst bewegt;
Mein Singen und mein Schweigen,
Dein Abglanz ist's und eigen,
Das schwärmend dein begehrt
Und stummberedt dich ehrt.

Geheimniß und Kontrast,
Gefucht und doch gemieden,
Mit aller Glut umfaßt
Und niemals doch beschieden.
Wie soll das Räthsel enden?
O hilf, in deinen Händen
Ist Liebe, Glück und Ruh
Mein Herz lauscht — warte du!

Am Schluß müssen wir übrigens noch hinzufügen, daß der
nicht immer glücklich in der Wahl seiner Bilder ist, wie
z. B. den Thurm des Straßburger Münsters ins Welt-
hinabschauen läßt „still und traurig, wie ein Rhödnir
Flammengrab“; in dem Gedicht „Die Heimkehr“ spricht
er „Lager des Schmerzes, der funkelnden Augen und
mühschleicht“; der Rhein erscheint ihm wie „eine Lava-
schen Liebe, aus Alpenversen niederschmelzend und
nd Leben in Wogen wälzend“ u. vgl. m.

14. Neuere Gedichte von bureau. 1858. 14

Die vorliegenden,
einem ziemlich geschraub-
den zweiten Theil der „
Correkte Sprache und
Darstellung sind lobend
ursprünglich und tief er-
gen und Lebensverhältnis
frische und Originalität
verschuldet durch die A
jedem Gedicht nachweisen
Gedichten; nur ein (für
nicht schönes Bild gibt
Herg mit einem Grab
und Ausfälle“ sind nicht
Ihr Werth liegen würde, z. B.:

Vertrauen ist ein klar Kristallgetöse,
Reicht trägt der Hauch der Täuschung seinen Klang,
Und keine Kunst, was er zerbrach der Dredel,
Und kein Bemühen macht's jemals wieder ganz.

Es bleibt für heute noch übrig ein Bündchen Uebersetzungen
zu besprechen und zwar:

15. Nordlandsharfe. Von P. J. Willagren. Elberfeld, Wä- beler. 1858. 8. 20 Rgr.

Es
dann zwei
in wohlge-
übertrager
Nur bei
Ritbaldal
weit daß
menfliche
Ganzen v
kannten P
nahe steh
ihm auch
Norden ge
wir erst
Edba erfi
tenden A
Richtung
vortrefflich
durch Ro
schäpbar
schon 181
Literatur-
hungen ei
und einig
Kenntniß
aber ist e
Uebertragi
ungenieße
Gelegenhe
tragung
Uebersetzu
aufmerksam
Erscheinun
erkennen
lagen bei
hat er zu
die in we
hat er do
mein befa
Harnstrup
ter behand

leben überlebt hat. Ueber die herangezogenen dänischen Dichter aphoristische Notizen, die, so sehr hätten sein können; wesen, in welcher Gattung auszeichneten, z. B. Friberg als dramatischer sehr dankbar sein für das, was die Befähigung des zu Wachs auszusprechen, in der skandinavischen Literatur möge. Durch nichts von mehr befördert, als Begriffe von dem Wachs und bei allen gebildeten Entwicklung sind und 3.

Die Restauration der classischen Studien.

Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. Berlin, G. Reimer. 1859. Gr. 8. 2 Thle. 1 1/2 Rgr.

In einer Stelle in seinen hübschen Lesebildern aus Devonshire und den Seillyn, die wir von dem trefflichen Goethe Biographen Lewis vor einiger Zeit erhalten haben, meint der englische Autor, das Wort des Dichters umbildend, ein gutes Buch sei des Menschen schönste That. Von dieser Höhe der Vollendung und der Trefflichkeit ist uns allerdings schon lange kein neues Buch zu Gesicht gekommen, aber in einer Epoche, welche Herman Grimm nicht unrichtig dahin charakterisiert, daß man in ihr aus einer Art Selbsterhaltungstrieb sich gegen Menschen und Bücher auf der äußersten Defensivlinie halten mußte, wollte man andere Zeit und Stimmung und eigene Gedanken bewahren, dankt uns, hat es schon sehr viel zu bedeuten, wenn ein Buch uns so reizt, daß wir, nachdem seine erste Bekanntschaft gemacht ist, ohne Zwang aus entschließen, es völlig durchzulesen.

Der warmen Anerkennung, welche wir der sehr fleißigen und sehr gründlichen Studie von Georg Voigt schulden, fehlt manches, um für ein so wichtiges Lob gelten zu können, als dem Buche gesagt wäre, wenn wir auf dasselbe das angestrichelte Wort von Lewis in seinem ganzen Umfange angewandt hätten. Das Citat hat in dem concreten Falle nur mit einer gewissen Einschränkung seine Berechtigung. Wir sind mit der lebhaftesten Genugthuung von der Lectüre des angezeigten Werks gefehrt, mit einer so vollen und satten Befriedigung, wie wir sie nicht oft bei unserer Lectüre zu Recensionszwecken empfunden haben; dennoch mahnt das kritische Gewissen zu dem Bekenntniß, daß die Trefflichkeit der Arbeit keine absolute und die Arbeit selbst eine nur relativ fertige ist.

Wünsch ist es der behandelte Stoff und das Interesse, welches sich an diese Materie knüpft, wodurch der Leser von vorn herein für die Arbeit eingenommen wird. Die beiden mächtigen Bewegungen im Ausgange der mittelalterlichen Zeit, die Entdeckungsfahrten und der Humanismus, stehen sich gegenseitig an Bedeutung nicht nach. Beiden liegt die Tendenz der Ausdehnung und Erweiterung zu Grunde. Dort wird ein neuer Raum gesucht und gefunden, auf welchem die geschichtliche Menschheit ihre gesellschaftlichen und staatlichen Urformen wiederholt: hier wird die vergessene Tiefe einer Vorzeit heraufbeschworen und diese in ihren ehesten Schöpfungen noch einmal durchlebt. Den kühnen Seefahrern hat es an Theilnahme und Würdigung, ihrer Geschichte an Forschern nicht gefehlt. Dagegen gehört die Restauration der classischen Studien, wie Voigt durchaus wahr hervorhebt, zu jenen verdrückten Begriffen, die sich seit hundert Jahren von einem Buche zum andern fortzuschleppen, ausgestattet mit einigen Notizen und Phrasen, die denn gleichfalls ihr originales Gepräge durch den vielfachen Umgang längst eingebüßt haben. Einzelne Monographien über die Periode des

Rinascimento sind seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Italien geliefert worden; an einer zusammenfassenden Darstellung des so wichtigen Culturprocesses gebrach es. Unter solchen Umständen muß es äußerst willkommen sein, daß Voigt die Lösung der Aufgabe über sich genommen. Leider versteht er sich nur zu einer theilweisen Lösung der Aufgabe; er schreibt nur ein wenig umfängliches Fragment aus der Geschichte der Humanen. Wie wir aus dem Vorwort erkennen, wurde die Arbeit in Königsberg begonnen, der Verfasser aber inzwischen nach München berufen. Diese Veranlassung legte ihm andere Arbeiten auf; aus ihr erklärt sich der fragmentarische Charakter des vorliegenden Werks.

In einer Einleitung, welche sich durch ihre gedrungenen Kürze von der gewöhnlichen Bescheidenheit der Professorenarbeit seltener wohlthuend unterscheidet, sucht und findet der Verfasser den Ausgangspunkt für seine Darstellung. Er spricht über die geschichtliche Aufgabe und Bedeutung Italiens. Kein Boden Europas ist wohl so verschiedenen Völkern getreten und zertrümmert worden, als der italienische, keiner war lange so mannichfaltig und tiefgreifender Wandlungen. Trotz aller Völkermischungen bewahrte Italien das Idiom am reinsten und treuesten, in welchem die alten Römer ihre Gedanken niederschrieben. Mehr als irgendwo sonst blieb die weltbürgerliche Sprache von Latein hier, im Brennpunkte des kirchlichen und gebildeten Lebens, die Sprache des Geschäftstreibens, der Gesellschaft, der Götterverehrung. Ferner weiß man, daß die letzte und neben der Bildung herrschte die tiefste Schöpfung der alten Römer, ihr Recht und ihre Rechtswissenschaft, in Italien niemals außer Geltung kam. Dieses Römerrecht hat allmählich und unbeschadet, so sich das Blut der Völker der alten Welt mit dem der neu auftretenden Stämme vermischte, auch die Denkweise der letzten, den geistlichen Verkehr und das politische Leben, bald wieder gesäubert, bald eindringlicher infiltrirt. Es vererbte sich auf die neue Bevölkerung eine Fülle von Erinnerungen an das Geschick des Romulus, welches die Welt bezwang. Daß nur noch das Monument vorhanden und steht als ein räthselhaftes Spal da, wie die mittelalterlichen Märchen von der Aeneasstatue Marc Aurel's oder vom Bau des Pantheon bezeugen. Oft ist die Vorstellung dunkel und verworren, wie die von Cäsarenthum, als es unter dem fränkischen Karl wiederhergestellt wurde, oder von der alten römischen Republik, als Arnold von Brescia den Senat, die Consuln und den populum Romanus wieder aufrichten wollte. Oft auch war eine Institution am Leben geblieben, ohne daß man sich ihres alten Ursprungs bewußt wurde, wie z. B. die municipalen Einrichtungen des römischen Alterthums in einzelnen Städten, noch in Rom und Florenz, niemals ganz erloschen. Der allem das hat Italien und insbesondere Rom immer vergeßt, daß von hier eine Welt unterworfen und gelenkt worden ist. Man wird weiter nicht leugnen können, daß Italien dem Welt nach die Wiege nicht nur der Hierarchie, sondern auch die des germanischen Kaiserthums gewesen. Es hat ihr Aufwachen, ihre mächtigen Kämpfe gegeneinander, dann ihren Niedergang gesehen. Beide aber, die Hierarchie und das römische Reich deutscher Nation, sind von alt-römischen Ideen unmerklich durchdrungen worden, beide haben durch sie die weltbürgerliche und universalmonarchische Richtung erhalten. Desgleichen haben die Sprache Roms, das Recht Roms und die Kirche Roms im Boden für eine europäische Gesamtbildung geerntet und es geistiges Band um die Völker geschlungen, dessen Handhaben Italien zur Hegemonie Europas machte. Zur Fortführung dieser ihrer großen Aufgabe wurde die Halbinsel seit dem 14. Jahrhundert und mehr noch im 15. durchaus unfähig. Wir glauben, wenn wir einen Blick auf die damaligen politischen Zustände Italiens werfen, nichts mehr als einen Trümmersack vorfindend und zweifellos Leidenschaften wahrzunehmen. Das zu mächtigen Kaiserthum mehr zusammengehalten, brachten die kleinen Staaten ihre Streitigkeiten nur um einander mit unermüdet Eifer zu quälen und zu schaden. Der unauferfüllte Ehr-

esheit der Dynasten und Usurpatoren gegen die Republiken
 in letztem der ewige Kampf zwischen Adel und Volk-
 adel, der Adelsgeschlechter gegeneinander und demokratischer
 mächten gegeneinander, ein vielgestaltiger Bürgerkrieg blüht
 : Berrätigung und die Dymachti vollenden. Die Halbinsel
 ist der Fremdherrschaft und doch nicht der eines einzigen
 trischers entgegen. Die Entfernung der Curie aus Ita-
 n und das kirchliche Schisma unterwühlen auch die religiöse
 tracht der Gemüther, und die Vorboten des großen Kirchen-
 unung deuten bereits auf ein Auseinandergehen der Nationen
 Glauben und Cultus. Geist und Gemüth verbumpfen überall
 er dem Zwange eines kalten Formalismus. Die Hochschulen
 nur Gefängnisse des Geistes, in denen jede Regsamkeit durch
 eisernen Bande der Scholastik gebrochen wird; diese aber, ob-
 sie einen gewissen Fond von Kenntnissen und Anschauungen im
 sag erhielt, ist eben keine Wissenschaft, sondern nur die disciplini-
 re Methode aller Wissenschaften, die in ihrem strengen Baune
 im Kloster und unter der umschränkenden Regel fortleben.

Da nun leimt plötzlich in Italien die Saat einer neuen
 ungsvegetation, die ihre Blüten zunächst auf dem liter-
 schen und künstlerischen Gebiete treiben sollte und eine
 Einigung Italiens nicht nur, sondern der gebildeten Welt
 haupt unter dem Banner der Muse zu vollbringen berufen

Der Johannes der Bewegung ist Dante Alighieri, ihr
 allicher Petrus Francesco Petrarca. Jenen können wir
 eigentlichen Restauratoren des klassischen Alterthums nicht
 hlen. Seine Größe, meint Voigt, liege darin, wie er die
 antische Scholastik und die provenzalische Romantik so wun-
 er in sich vereinigt. Seine Bildung beruht noch ganz auf
 Disciplinen des Trivium und Quadrivium, seine Leitsterne
 ie Bibel und der Philosoph, in zweiter Reihe stehen ihm
 hselud Augustinus und Thomas von Aquino, Boethius und
 . Der Geist Dante's ist ein schwerwandelnder; leichte,
 thige Formen reizen ihn nicht; er sucht in den Tiefen nach
 Wolde der Weisheit und bleibt unberührt von der heiter
 en Pracht der Glähe. Vom leichten Blute der Hellenen
 er hellenistierten römischen Dichter ist kein Tropfen in ihm.
 e Phantasie hält die strengste Logik den Zügel, ein freies
 eln gönnt er seinem Genies niemals. Und doch, wie die
 ngen großer Geister unberechenbar sind, ahnen wir schon
 ate's Werken etwas von den geheimnißvollen Impulsen,
 den Schätzen der klassischen Römerzeit hinzutreiben schei-
 er las ihre besten Dichter, Ovid, Virgil, Horaz und
 is, und findet er gleich ihren Werth nur in ihren lebens-
 Sentenzen und nicht auch, wie die spätern Humanisten,
 ohllänge ihrer Verse und der Eleganz ihres poetischen
 so war es doch schon bedeutsam, daß er Dichterworte neben
 gebrachten Autoritäten zu stellen und zu seinen Kunst-
 i zu verwenden wagte. Es ist in seiner Poesie sehr be-
 werth, wie er heidnische und christliche Materien, alte
 e Geschichte, hellenischen Mythos und kirchliche Anschauun-
 gar wunderbarlich durcheinander mischt.

Petrarca ist der eigentliche Anfang für die Darstellung
 gewonnen. Der Verfasser gleebert seinen ganzen Stoff
 Bücher, von denen das erste, „Francesco Petrarca,
 alität und ihre zündende Kraft“ überschrieben, sich eben
 m Raume beschäftigt. Von dem Sänger Dante's, von
 iselastischen Canzonen und sterbensüßen Sonetten ist
 it nicht die Rede; er betrachtet ihn ausschließlich als
 yheten und Entdecker der neuen Welt des Humanismus.
 ins Petrarca's ruht in der von ihm erschlossenen Welt
 ausismus. „Nicht nur, daß er dem, in langen Winter-
 ählten Alterthum das Erwachen zugerufen, daß er eine
 Welt neu belebt, er hat sie auch in den Kampf mit der
 benden geführt und aus diesem Kampfe ahnungsvoll ein
 italter emporsteigen gesehen. Hier wies er auf ein
 vollen und unendlichen, aber reich lohnenden Strebens,
 erten von Talenten ihre Richtung, und wurde er auch
 gen Menschenleben in mehr als einer Beziehung schon

erst eine Abnung von dem, was der Mensch als einzelnes Wesen für die unsterbliche Menschheit sein kann, konnte das Ideal des Ruhms, der Unsterblichkeit des Namens wieder aufkommen lassen. Es trat Petrarca aus der Admiration, jamaal aus Clero, den Geschichtsschreibern und den Dichtern entgegen" u. s. w.

Einen weiteren Beleg von dem feinen historischen Sinn, der ihm innewohnt, gibt Boigt, wenn er darauf hinweist, wie Petrarca das Recht der freien Individualität gegenüber dem corporativen Geiste des Mittelalters als der erste zur Geltung bringt. Nichts durchdringt und bezeichnet das spirituelle Mittelalter so entschieden, als der corporative Zug. Nach dem Chaos der Völkerwanderung kristallisierte sich gleichsam die erneuerte Menschheit in Gruppen, Ordnungen, Systeme. Selbst das wissenschaftliche und künstlerische Leben, welches doch nur einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung beschäftigte und sich mühsam leicht in eine geräuschvolle Richtung drängen ließ, fügte sich doch dem allgemeinen Gange: es schloß wie gefrierendes Wasser nach gewissen Mittelpunkten zusammen und von diesen gingen dann die Strahlen wieder nach allen Seiten aus. In dieser Zeit haben solche Massen von Menschen so gleich gelebt und gehandelt, so gedacht und empfunden. Die Vorkämpfer der Menschheit sind nicht Individuen, welche die Masse geistig beherrschen, sondern Stände und Körperschaften, die dem Individuum nur wie einer Standaarte folgen. Petrarca ist der gewaltige Mensch, der diesen Bau der Corporation durchbricht, der seiner Mitwelt nichts zu danken scheint, der im Umgange mit längst Verstorbenen und mit sich selbst alles geworden ist, was er ist, der sein Ich zum Spiegel der Welt zu erheben und für seine Individualität das Staanen der Mitwelt und den Ruhm der Nachwelt zu fordern wagt. In ihm treten die Individualität und ihr Recht zum ersten mal kühn und frei mit dem Anspruch auf hohe Bedeutung hervor, und in diesem Sinn ist Petrarca der Prophet der neuen Zeit, der Führer der modernen Welt und des modernen Geistes.

Das zweite Buch unter der Aufschrift: „Die Gründer der florentinischen Renaissance. Die Wanderlehrer. Erweckung der klassischen Autoren aus den Klostergrüben“, macht uns mit den Mitstreibern, den Jüngern und Schülern Petrarca's bekannt und handelt außerdem von den nächsten Folgen, welche für die Restauration der klassischen Studien den Impulsen des Meisters zu danken waren. Der tuscanische Stamm, oder vielmehr geradezu die Capitale derselben, Florenz, ist es, wo die Anregungen Petrarca's die erste und nachhaltigste Propaganda fanden. Dort sehen wir, wie die Arbeit, die jener auf sein alleiniges Haupt genommen, sofort getheilt wird, wie einzelne Persönlichkeiten diesen oder jenen Strahl seines Geisteslebens aufgefangen haben und in ihrer Weise darstellen, wie die Richtungen sich sondern und doch wieder in Gruppen zusammen treten, um einander zu unterstützen und zu ergänzen. Vornehmlich drei Männer sind es, deren Thätigkeit zu Florenz es bewirkte, daß Petrarca's Anregungen zu lebendig fortwirkenden Kräften wurden: Giovanni Boccaccio, Luigi Machiavelli und Coluccio Salutati. Der erste stellt die Freude des stillen Gelehrtenlebens dar, Machiavelli ist der Gründer des ersten freien Vereins, in welchem Wissenschaft und geistiges Streben außerhalb der Kirche und Hochschule gepflegt werden, Salutati endlich hat dem Humanismus im Staatsleben das Bürgerrecht erworben. Sie alle umschlingt ein gewisser republikanischer Geist, der Petrarca, dem Weltbürger, persönlich fremd gewesen und doch von seiner Lehre den Ursprung herfährt. Nach seiner gründlichen und gediegenen Weise erörtert Boigt das Leben und die Wirksamkeit eines jeden dieser drei Männer auf das speciellste; als ein vorzüglich gelungenes Staatsbild hebt sich der biographische Abriß des florentinischen Staatskanzlers Salutati ab. Den Genuß dieser Männer verfolgend, kommt der Verfasser auf die sogenannten Wanderlehrer. Das Signal, welches Petrarca und seine Schüler gegeben, findet hundert- und tausendfachen Widerhall. Es beginnt mit dem 15. Jahrhundert in Italien ein so reges literarisches Leben, wie in unsern Tagen etwas auf dem industriellen Gebiete. In allen Winkeln überricht man nach alten Vorbildern

bald auch im Auslande, man vergleicht und verbessert, man copirt und verbreitet sie. Der stille Gelehrte arbeitet nicht mehr in einsamer Zelle, er tritt mit seinen Entdeckungen und Erfindungen sobald auf einen offenen literarischen Markt. Es waren Lehrstühle begründet, welche die Aufstellung des Alterthums zu seiner beiden Sprachen als selbstständigen Zweck verfolgten. In den Freikanon und an den Höfen zeigten die Humanisten als angehende Männer empor und traten aufeinander ab. Sie sind die gelehrtenelden des Zeitalters. Sie leben nicht in einer vielverzweigten Gesellschaft, Gelehrtenrepublik, in welche Talent und Fleiß den Zutritt eröffnen. Ein neuer Stand bildet sich, fern von aller seidenhaften Beschränkung, frei und unabhängig gestellt und dennoch geschützt und gesucht von den Vornehmen der Welt. Im Alterthum wurzelt dieser Mann Dichten und Denken; seine Schriftwerke, seine Reden, Euten und Gemmen werden gesammelt und wie heilig verehrt, sein Palast, Tempel, Circus und Grabdenkmale sangen an zu ihm und zu jenen. In die lebhafteste Schilderung dieser euhemerischen Begeisterung für das Alterthum, seine Verehrungen und Werke, reihen sich abwechselnd die sorgfältigsten Untersuchungen über diejenigen Männer, welche ihren Eifer vorzugsweise durch literarische Unternehmungen betheiligten. Voggio, Bartolomeo da Montepulciano und Gino de' Vignoli sind es namentlich, die sich nach dieser Seite hin wesentliche Verdienste erworben haben und bei denen die Darstellung am eingehendsten verweilt.

Allgemein anziehend und frisch ist das dritte Buch: „Das erste medicische Zeitalter. Der Humanismus in den Apulischen Städten“, gehalten. Wir treten damit in die Zeit, wo das Talent mehr in Masse auf das neue Stadium werfen, wo froh beweglich und dem andern in die Hände arbeitet, wo eine große vielgliedrige Gelehrtenrepublik sich aufbaute, wo bald nach gebildete Grundbesitzer, bald im erbitterten Kampfe, bald nach aufopfernder Hingebung an das Studium, bald durch geschäftliche Verbindungen elender Charaktere und gemeiner Laster doch vor allem ein Ziel erstrebt und auf verschiedenen Wegen zuletzt eine Kulturpoche erreicht wird. „Es ist — damit leitet sich der Abschnitt ein — für die Wissenschaften oder Künste, wo sie sich eben erst erheben, gewiß sehr von Vortheil, wenn sie in festen Sige noch stehen und so mit einer vorrührten Entscheidung auch mancher Einseitigkeit entgegen. Ist es doch mit der Ausbildung der Individuen nicht anders. Doch ebenso schädlich und nothwendig wird dann auch die Fixierung der Kräfte und Bestrebungen, das verbindende, planmäßige und gleichsam fortwährende Zusammenwirken, die Concentration. So sehen wir die Wanderschulen allmählich in das geregelt universitäre übergehen und den Humanismus domicil suchen. Seine Jünger gruppieren sich in mannichfacher Weise, bald als privater Gelehrtenstand, bald um die republikanischen Aristokratien, bald an den Höfen der Dynastien.“ Die Centralstellen dieses literarischen Lebens und in ihr die Größen ersten oder doch zweiten Rangs werden in das Auge gefaßt. Zuerst führt uns Boigt nach der Renaissancepublik von Florenz, die berufen zu sein schien, in Italien das zu werden, was Italien für die frühere mittelalterliche Welt gewesen war. Der größte Theil des Vertriebes gehörte dem dortigen Adel. Eine Nobilität wie die florentinische fand sich fast nirgends in Italien. Zu Benedikt sondern hat der Adel wie eine verschworene Faction vom Volke ab, welche vom Staat, dieser unheimlichen moralischen Perma in den Banden der Tyrerhietung und Furcht gehalten wurde. In Genua gab es neben dem Kaufmannadel auch einen Landadel, der räuberisch auf seinen Schülern hauste. Die Neapolitaner setzten den Werth des Adels darin, daß man von ihm Speisungen leben, vornehm stille sitzen und höchstens rund speisieren reiten dürfe. Mit dem Landbau mochte sich hier der Edelmann nicht abgeben, jeder Geschäftsbetrieb war ihm unthunlich. Der Leichter eines Edelmanns, der den Weintrag in der Gärten zu verkaufen pflegte, half seine Mitgift zum Mann, denn ihr Vater galt als Krämer. Im Kirchenstaat gab es einen Landadel, der Ackerbau und Viehzucht trieb, aber auch in

wirten Zellen zur Raubritterelei und zu Parteischandgeln in den Straßen Roms sehr geneigt war. Der Handel war auch hier verachtet. Florenz dagegen hatte einen Geburtsadel, der ohne Schen dem Handel und jedem gewinnverheißenden Geschäft lebte. Daburch stellte er sich selbst mit dem reichen Bürger auf eine Stufe, trat mit ihm in täglichen Verkehr und nicht selten in Familienbündnisse. Der florentinische Adel suchte seine Würde durch Eifer und Verdienst um das Gemeinwesen, durch höfliche Sitte und vor allem durch eine umfassendere und feinere Weltbildung zu wahren. Sein Ideal war wirklich der Kalagathie der Hellenen und der Staatsjugend der Römer nicht unähnlich. Als sein lebhaftester Typus gilt Cosimo de' Medici, den die Literatur- und Kunstgeschichte mit einer Art von Heiligenschein umkleidet hat. Wir erhalten von ihm und seinem Bruder Lorenzo sehr ansprechende Porträts; außerdem machen wir die Bekanntschaft von andern Literatoren unter dem florentinischen Adel, von Roberto de' Rossi, Rinaldo degli Albizzi, Palla de' Strozzi, Piero de' Pazzi, Leonardo de' Datti, Lupo da Castiglione u. a. Eine große Masse der um Cosimo gruppierten Literaten wird uns vorgestellt: Niccolò de' Niccoli, Leonardo Bruni d'Arezzo, Carlo Marsuppini d'Arezzo, Ambrogio Traversari, Gianozzo Manetti, Poggio Bracciolini; ferner die als Lehrer nach Florenz berufenen Guarino, Aurispa, Filelfo, Georgios Trapezuntios, Joannes Argyropulos. Jedes einzelne dieser literarischen Charakterbilder ist mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet, und wir haben auch hier abermalige Gelegenheit, die gewissenhafte Treue und den ewigen Fleiß Voigt's zu rühmen. Wir bekommen die vollständigsten Einblicke in das damalige geistige Leben der Stadt. Manche der Porträts fesseln unwillkürlich durch die überaus lebhafteste Frische ihres Colorits; bei der Schilderung Poggio's u. a. möchte man glauben, es hätte der Verfasser der heutige Redacteur eines deutschen Wochenurnals vorgeschwebt, der auch als Literarchistoriker Debats versucht hat. „Poggio war“, lesen wir S. 174, „sozusagen der literarische Cassinubus. Er hatte ein unverkennbares Talent für wüthendes Schimpfen und niederträchtiges Verleumden. Unter allen seinen Zeitgenossen war er ohne Frage der gewandteste Kopf, er schrieb geistreich und pikant wie kein anderer, sein Stil ist von hinreißender Lebhaftigkeit. Vor seinem Witz und inner wüthenden Bissigkeit herrschte eine wahrhafte Furcht“ u. s. w. Ku aller Welt lag er in Bank und Fehde; die Maßlosigkeit der Iohelmit ist grenzenlos. Es gibt schlechterdings keine Rücksicht, wie der Feder eines Poggio — und seine Gegner Filelfo und Lalla thaten es ihm ziemlich gleich — schonendes Schweigen eboten hätte. Vater, Mutter und Gattin werden in den Kreis der Schmähung und Verleumdung mit gezogen. Die Sittlichkeit des Angegriffenen wird durch die unglaublichen Angriffe und Verleumdungen geschändet und die Anführung specieller alle und Namen muß ihnen Leben und Wahrscheinlichkeit geben. Die von Voigt mitgetheilten Proben sind meistens so stark, daß sie sich eben nur in der lateinischen Sprache mittheilen lassen. Im ähnlicher, wenngleich kürzerer Ueberblick über den Humanismus in Siena, Venedig und Genua schließt das Kapitel. Zu leuchtend sind es Carlo Jeno, Leonardo und Bernardo Giustiniani und Francesco Barbaro; in Genua Jacopo Braccelli und Niccolò da, welche eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen.

Aus der Atmosphäre der Republiken treten wir im vierten Buche: „Der Humanismus an den Höfen Italiens“, in die Welt der Dynastien herüber, und auch dieser Theil des Werkes ist eine Partie, welche dem unmittelbar vorausgegangenen Abschnitt durchaus ebenbürtig ist. Der Wechsel bezeichnet den Lebenslauf der meisten Humanisten; es kann nicht befremden, an den Höfen manche Gestalt wiederzufinden, deren Bekanntschaft wir schon in den Republiken gemacht. Wer einige Jahre lang, nach guten Besoldungen angelockt, von einem Lehrstuhl zum andern herumgezogen war, schützte sich natürlich nach einer ruhigen Lebensweise, nach einer sichern Stellung. Jeder Krieg, die Regung der Parteien wurde selbst in Florenz eine Lebensage auch für den Gelehrten. Er mußte sich mit den Mäch-

habern zu stellen wissen, die aber wechselten, und immer war mehr als einer. Begehrter war es immerhin, an einem Hofe unterzukommen; man hatte nur einem zu dienen, einem zu schmeicheln, von eines Gunst und Gnade den Lohn zu erwarten. Die meisten Herren Italiens waren Tyrannen im antiken Sinne des Wortes, sie hatten sich aus den Trümmern der Volksherrschaft erhoben, andere waren aus Statthaltern und Vasallen souveräne Fürsten geworden, in Neapel begründete die Eroberung das Recht. Keiner fühlte sich ganz sicher auf dem Thron: bald war das Freiheitsgefühl des Volks noch im stillen rege, bald der Anspruch des alten Lehnsherrn zu besorgen, bald vor Präbenden und Kriegsheeren zu zittern. Auf die Gondottieri war kein Verlaß; einem stehenden Heere, wären auch die Kosten erschwänglich gewesen, hätten die Dynastien im und dem Bedürfnis einer her überall dasselbe Begewöhnen, durch Beamte in Bereitschaft zu und ihm doch durch das System mußten die Hof dienen. Sie waren nach artikel, nicht viel anders als zahlreiches, goldbekleidetes, spannen und Faniniere sich ein Ansehen u Fürsten und die Dynastie welt im Lichte antiker ihre Geschichte zu schreiben, schreiben und Epitaphie zu Ruhm ihrer eigenen Gekden Hof zu zieren, der literarischen Hüflinge. die Träger der öffentlichen lehtere in ihrem Interes im gegenseitigen Wetts heute und keineswegs b höchstens daß sich zwisch schied bemerkbar macht, fenschaft, die strengen werden, sondern Publicis sich damals in Italien die wir heute da zu dem Auftraggeber von einer lettres einwirken: der Gesicht geschlagen und ei um nichts besser als die des Zeugnis, welches de seit seiner Bekennung au nicht mit zierlichen und leinworten hinweghüpft umwunden auf den faule: lesen wir S. 216: „Es ist erstaunlich und für den Freund wahrhafter Geschichte demüthigend, wie leicht von den Bosheiten der Dynastienruhm die Ohren nicht nur der Mitlebenden, sondern noch der Jahrhunderte nach ihnen betäubt werden konnten. Fast möchte man behaupten, die ganze Geschichte Italiens während der humanistischen Periode erscheine in dem Lichte eines künstlichen Feuerwerks. Nur schüchtern und in spärlichen Andeutungen verräth sich hin und wieder die Wahrheit; ihre matte und schwache Stimme ist kaum zu hören durch den triumphirenden Lärm der Lobgesänge und Verherrlichungen. Seit jener Zeit und bis auf diesen Tag haben die italienischen Autoren eine Unart, die auch andere Nationen angesteckt hat: sie präconistren die hervorragenden Männer ihres Vaterlandes mit allen Zeugnissen und Autoritäten, die irgend aufzutreiben sind. Sprechen sie von dem Leben und den Verdiensten eines Mannes, so fügen sie bald einen Katalog derer hinzu, die ihn gelobt haben. Aber

wenn man unter jenen und die Motive der

der Humanismus in ungefähr eine geistliche veltanische. Daneben e berühmtesten Kräfte s Mäcene par excellen. Gleiches Stre im kleinern Umfange, zu Ferrara, die Gar und Cesena. nistichen Elements in r Humanismus an der V. Die hellenischen iv, das die Dynasten ie ziehen hieß, öffnete hums den Eintritt in dem großen Schema, inwirkte, der Kampf l derselben nicht allzu en die weltliche Macht ie sich ausschließlich Wönche bedient, um abzufassen. In dem den Kämpfenden trat erweitertes Publikum illiche, aus Herz grei zeigte sich zuerst die üher der Lebenden: er iven. Was war natür- nanisten umfassen, die von denen viele brot- eben, gegen die Zeit- los, sich ohne Mühe nen ließen. Den Hu- die Päpste ein ein- ariat in der Kanzlei. bahm als beschreibender

Scriptor in einer der apostolischen Curien. Seine goldenen Tage in Rom feierte der Humanismus unter Nikolaus V., der namentlich durch sein Interesse für die hellenistischen Studien für die Literaturgeschichte von Bedeutung ist.

Von dem sechsten Buche: „Propaganda des Humanismus jenseit der Alpen“, finden wir, daß es weniger eingehend gehalten als diejenigen Kapitel, welche dem Humanismus in Italien gewidmet sind. Wegen die mitunter bis in das Feinliche getriebene Gründlichkeit der andern Abschnitte tritt die kürzere und knappere Darstellung dieser Partie um so bemerkbarer in die Erscheinung. Die Ausbreitung der humanistischen Bestrebungen in England, Ungarn und Polen wird ziemlich rasch abgethan, länger nur in Deutschland verweilt, wie sich allerdings von dem Biographen des Cinea Silvio de' Viccolomini im voraus erwarten ließ.

Amüßendst ausführlich ist dagegen wiederum das Schlußkapitel: „Die Erscheinungsformen und Tendenzen des italienischen Humanismus im allgemeinen.“ Eine Fülle interessanter Einzelheiten wird geboten, welche nicht sowohl zur Illustration der äußern Lebensschicksale einzelner hervorragender Humanisten und ihrer schriftstellerischen und gelehrten Thätigkeit dienen sollen; Voigt will vielmehr in dem Abschnitt das Wesen und den Geist des Humanismus analysiren. Obgleich wir nicht verkennen, eine wie dankenswerthe Mühe auf das Zusammentragen der mannichfachen Züge, die hier erzählt werden, verwandt worden, so sind wir doch der Ansicht, daß dieses Schlußkapitel ein wesentlicher Compositionsfehler ist. Der gesammte Inhalt des lebenden Buchs mußte in den Inhalt der andern sechs Abschnitte hineingearbeitet werden; es macht dieses Schlußkapitel den nämlichen unbefriedigenden Eindruck, den wir empfinden, wenn ein ungeschickter Biograph zuerst den äußern Lebens-

gang seines Helden darstellt, und nachdem er damit fertig geworden, eine Schlußbilanz nachhinken läßt, in welcher er über Anlagen und Charakter des Mannes, dessen Leben er sich zum Vorwurf gewählt, über dessen Neigungen, Eridenschaften, Begünstigungen und Lieblingsbeschäftigungen, kurz von allem möglichen und noch einigen andern schönen Dingen spricht. Der Lektör trifft, wie man sieht, weniger die materielle Seite dessen, was der Abschnitt enthält; in dieser Hinsicht wird sich gegen die Mittheilungen kaum etwas einwenden lassen, ja viele von ihnen haben ihren ganz unleugbaren Werth. Wir rechnen zu dieser Kategorie unter anderm die Auslassungen über den nationalen Stolz der italienischen Humanisten, über ihre moderne Auffassung des Alterthums und die alterthümelnbe der Gegenwart, über den gegenseitigen Freundschaftslocalismus und die Epistolographie, über ihre polemischen Kämpfe, ihr frivoles Spiel mit dem Pandemum und ihre stiltliche Frivolität. Ueber das letzte Thema heißt es unter anderm (S. 453): „Es wuchs unter dem humanistischen Kreiden eine äppige Frivolität heran, das Gegenbild zu Petrarca's erstem Tugendstreben. Sie zeigte sich in den Schriften, aber sie zeigte sich auch recht bedenklich im Lebenswandel und in der vornehmen Indifferenz, mit welcher den einfachen Geboten der Sittlichkeit Hohn gesprochen wurde. In Priesterweihe war ein Punkt, um welchen jeder dieser Schmeißer in seiner Weise herumzukommen suchte. Meistens waren sie arm, hatten aber gute Freunde an der Curie und gute Protection bei den Großen der Kirche und der Welt. Die Kirche als Versorgungsanstalt zu benutzen, nach ihren Pfanden zu jagen, lag ihnen besonders nahe; dazu aber war die Uebernahme des geistlichen Charakters oft eine unerlässliche Bedingung, so sich die meisten ohne Bedenken fügten. Die einen wurden Priester, wenn der Kelch der Lebensfreuden erschöpft war und sie sich ein behagliches Alter zu schaffen wünschten; andere nahmen die Weihe, kummerten sich aber nicht um die Pflichten, welche sie auflegte, und wußten sie wieder von sich zu schaffen, wenn es ihnen gelegen war. Gerade den namhaftesten der Humanisten waren Weihe oder Ehe, Eölibat oder Concubinat durchaus gleich“ u. s. w. Daher blüht auch die Jote als ein besonderer Literaturzweig in diesen Zeiten und in diesen Kreisen.

Wir sagten, es sei zunächst der Stoff selbst, der Voigt's Werk empfehle. Die Inhaltsrelation, soweit wir uns zu dem solchen verstanden, hat außerdem auf weitere Vorzüge hingewiesen, welche die Behandlung des Stoffes betreffen. Es ist vor allem der hochachtbare Geist eines ebenso unermüdbaren als gewissenhaften Sammlers und Forscherleibes, der sich als roter Faden durch das Buch hindurchzieht, der demselben als charakteristisches Kriterium sein Gepräge verleiht; wir müssen das schon gebrauchte Wort wiederholen, der Geist des Grusses und der Gediegenheit, mit dem Voigt seiner Aufgabe sich unterzieht, der Eifer und die Lust, die pietätvolle Hingabe, mit der er sich in die Personen und in die Zeit versenkt, die er schildert, haben etwas unendlich Urfreuliches und Rührendes. Man fühlt an jedem Satze an, der Autor war stets ganz bei seiner Sache, mit seiner ganzen und besten Kraft. Und diese Kraft will nicht unterschätzt sein. Denn sie hat ihren Werth nicht allein in dem mustergültigen Fleiße; zu dem Fleiße tritt eine nicht unbeträchtliche natürliche Begabung für die Auffassung und Beurtheilung geschichtlicher Verhältnisse und geschichtlicher Charaktere. Die freie aristokratische Bildung, ein geschärfter offener Blick, der Zug von einem wirklich staats- und weltmännischen Denken und Empfinden sind die Eigenschaften, welche der Verfasser mitbringt und die sein Urtheil vor Einseitigkeiten und Härten bewahren; nicht spröde und zugeknöpft, aber auch nicht enthusiastisch im Auerkennen und Bewundern, langsam und vorsichtig im Tadel, tolerant im besten Sinne des Wortes, durchaus unabhängig und frei in seiner Gesinnung, ohne je den Zeitsympathien zu schmeicheln oder den Zeitantipathien entgegenzukommen, ohne aber auch, wenn es gilt, mit der offenen und unumwundenen Sprache zurückzuhalten, bewegt sich der Verfasser durchweg auf der Höhe seiner Objectivität, welche dem Historiker das erste und letzte Ziel bleiben muß.

Weniger beanlagt erscheint dagegen Voigt für die Darstellung. Nicht als ob seine Composition die nachlässige und rüß der schwerfällige jener antebellumianischen Professoren- generation wäre, von der noch immer mitunter ein Epigone in Scherz der Götter und Menschen wie ein Geistespyl an sich unserer Tage tritt, im Gegentheil, Voigt bemüht sich, auch den Anforderungen zu genügen, die man in ästhetischer Hinsicht an ein historisches Kunstwerk zu stellen pflegt. Will möglichst gut, er will elegant schreiben. Von dem Versagen geleitet, feilt und künzelt er oft so lange und so viel, daß der Leser die Feile und die Künstelei merkt, d. h. der Autor agt sich selbst um die beabsichtigte Wirkung. Auch entsteht dadurch eine gewisse Ungleichartigkeit des Stils, die man st umhin kann als störend zu bezeichnen; während manche Stellen, namentlich einzelne Einleitungen der einzelnen Bücher, erst lebhaft und schwungvoll gehalten sind, während manche graphische Genrebilder sich auch in ihrer Form als vollendete Meisterstücke abheben, welche an die besten Muster der Antike nern, contrastirt mit dieser Wärme und Kunst der Farben Töne um so auffälliger die monotone Haltung, welche an Stellen zeigen, und zwar keineswegs solche, in denen die Abigkeit der Materie an sich auf die Sprödigkeit der Darstellung zurückwirkte. Wir haben endlich an der allerdings nicht ig, immer aber doch hervortretenden Neigung des Verfassers, oft genommen, sein philosophisches Raisonnement mit ethischen und moralischen Gemeinplätzen in der Weise zu durchflechten, wie wol unter den Historikern des classischen Alterthums Blus- liebt. Es scheint; solche Sätze erklären sich aus den Con- vinen Voigt's an rhetorische Effecte; sein Geschmac ist sonst ein mehr geläuteter und das Moralstreben sonst doch ein der Tropfen in seinem Blute.

Andere kleine Ausstellungen, welche bei der Inhaltsrelation deutet wurden, sollen nicht noch einmal beiläufig und mit salbungsvollen Ueberundüberladen eines abundanten Wort- ells wiederholt werden, mit dem, wie sich vielleicht mein er Universitätsfreund entsinnt, die akademische Robe ihre icken abzugeben pflegte, unter deren Auspicien wir unsere nsamen Studien in einem historischen Seminar seinerzeit en. Nur diejenigen beiden Momente seien schließlich her- hoben, in deren Erwägung wir den ungetheilten Preis, en Voigt's Arbeit sonst wol Anspruch haben dürfte, der- nicht zuerkennen können: Eine ganze Geschichte des Hu- mus wäre ein Werk und zugleich eine That gewesen; Voigt ur ein Fragment dieser Geschichte, nur eine halbe That. zweite Bedenken ist dieses. In seiner Betrachtung des so- tigen und nachhaltigen Culturprocesses, der durch die zkeit und die Bestrebungen der Humanisten erzeugt worden, igt einen Gesichtspunkt übersehen, ist ihm eine Seite ent- r, welche bei einer erschöpfenden geschichtlichen Würdigung humanismus um so mehr und dringender in die Discussion zogen sein will, als sie mit einer gleich zu nennenden hme bisher nicht zur Debatte gelangt ist. Ich meine die ale Seite, den politischen Inhalt der Bewegung. Auf unerörterten Punkt zuerst hingewiesen zu haben, ist das ist, welches sich Strauß in dem biographischen Denkmal en, das er dem unglücklichen Ulrich von Hutten gesetzt hat. nen oder schmälern wir nicht die Verdienste der Huma- um die Literatur und die Wissenschaften; die Verdienste Männer nach dieser Seite hin sind unleugbar groß und Allein mit dem Registriren dieser Verdienste hat die ge- che Betrachtung der Humanisten sich nicht zu begnügen; außerdem dem unheilvollen Einfluß nachzugehen, den die isten in Italien und mehr noch in Deutschland auf die Erödtung des nationalen Bewusstseins und des politischen im Volke ausgeübt haben. Der Hinweis auf Strauß t und weiterer Erörterungen. Von Voigt ist dieses wich- rhältniß leider ignoriert worden. Thaddäus Kau.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.

Waffen minder glänzend führt, als für diejenige, die er besänftigt.

Dies gilt z. B. von der Erzählung „Der Lebensbaum“, in welcher der alte Gebrauch, Kindern bei ihrer Geburt einen Baum zu setzen, auf eine übrigens sehr aus dem Gang der Begebenheiten verflochten ist schon die erste Schilderung: „Um den alters, der über einem kräftigen Stamme eine Krone wölbt, standen in dem paradieslichen die vier Lebensbäume: der Kinder, die prächtig Söhne und das zu hoher Schönheit sich ent-er emporgehoben. „Unter den Bäumen“, die Stelle hieß, war kein auch so recht der Tempel, in dem die Musikanten verbracht in rührenden Feste und Ereignisse gefeiert

wurden, welche Kelterer und Kindeliche erstant oder herbeiführt. Die Krone des väterlichen Baums wölbt sich weit über die Rasenfläche, auf denen die Kinder ihre ersten Spiele spielten, auf denen sie, größer werdend, der väterlichen Lehre und Mahnung horchten und sich gegenseitig als untrennbare Glieder eines geheiligten Bundes lieben und achten lernten. So blieb es auch, als der ältere Sohn ferne Schulen bezog und die ältere Tochter sich ebenfalls in die Ferne verheiratete. Da, unter den Bäumen, wurden ihre Briefe gelesen, wurde ihrer in gegenseitiger Liebe gedacht und wurden allerlei Pläne und Hoffnungen auf einstige Heimkehr und zeitweilige Besuche aufgebaut. Es liegt um diese „Familienwinkel“ ein unnenbarer Zauber, und wer nicht die Erinnerung an einen solchen im Herzen trägt, ist um ein schönes Erbteil des Kindesglücks gebracht.“ Mit dem Verbleiben oder Verkommen des Lebensbaums steigen und fallen bekanntlich nach der Volkssage die Hoffnungen für das Kind, für das er geduldet worden. In unserer Erzählung hatte der jüngste Sohn, nachdem er sich aus unbekannten Hochherzigkeit im Selbstverleugern entwickelt gehabt, Handgeld nach Neapel genommen. Der Vater, im höchsten Zorne darüber, hant den Lebensbaum desselben mit eigener Hand um und stirbt später vor Gram, der Sohn aber endet trotz eines baldigen Abbruchs jenes Dünstverhältnisses und einer kurz darauf erlangten andern glänzenden Lebensstellung mit Selbstmord, wo der abgehaute Lebensbaum und „der tiefgeheime Zusammenhang zwischen dem Gegenstande und seinem Sinnbild, der im innersten Wesen der Dinge begründet ist“, eine Hauptrolle spielt. Der Verfasser macht die Ansichten des jungen Mannes, der so redet, zwar nicht zu den feinsten, aber wenn er später den besonnenen Freund desselben von den „theils klugen, theils den Verstand verwirrenden Worten und Bildern“ des jungen Mannes sprechen läßt, so wüßten wir nicht, was wir zu den „klugen“ rechnen sollten, denn nicht die oben hervorgehobenen Worte, und damit ist den sympathischen Kräften, namentlich in einem Werke, das sonst durchweg den Stempel der Aufklärung an sich trägt, viel zu viel Spielraum angewiesen. Ähnliches ließe sich von einzelnen Partien der ersten Erzählung, in der übrigens der leidige noch fortlebende Herrenglaube, der hier als Oberinsel die glücklichen Familiendünste zerstreut, recht ergreifend geschildert ist, sowie von der Wahrsagung im „Blondschön“ und von der Erscheinung des Sterbenden im „Breitenhaus“ anführen; es treten aber diese kleinen Ausstellungen vor dem bei weitem überwiegenden hohen Werth des Uebrigen so weit zurück, daß man sie über dem wohlthuenden Eindruck des Ganzen leicht vermag. Letzterer macht sich besonders auch insofern geltend, als neben Schuld und Irrthum ein edles, rein und wahrhaft menschliches Denken und Handeln in wichtigen und tief einschneidenden Konflikten freigeig durchbricht, wodurch bei der Mehrzahl der meist tragischen Erzählungen dennoch ein verführender und erhebender Abschluß gewonnen wird.

Nehmen wir z. B. die allereinfachste heraus: „Ein Opfer todt.“ Man wird freilich dabei den großen Conflict für den ersten Aktbild vermissen; aber wer tiefer schaut, wird mit aus den dauernden, täglich und stündlich aufsteigenden, wenn

auch äußerlich unscheinbaren, für den größten anerkannt. Das Opfer ist ein Knabe, der seinen bettelnden Vatern entzogen und zu einem tüchtigen Weber herangebildet wird. Das väterliche Haus zurückgelassen, sorgt er für die Väter und eine trübselige Schwester durch übermäßig angestrengte Tage und Nachten und verfällt einem frühzeitigen Tode. „Als ich das erst mal nach dem Häuschen hinaufging“, erzählt der Verfasser, „dann nur die Kinder daheim, ein zehnjähriges Mädchen und ein um drei Jahre älterer Knabe mit einem feinen Gesicht, aus dem zwei treuherzige und zugleich kluge Blicke sahen. Sie sahen mir verständigen Bräutigam, erzählte aber ganz unbefangen, daß beide Väter schon am Morgen auf den „Heuscher“ gegangen und vor Abend nicht heimkommen würden. Auf mein Befragen, ob er und sein Schwesterchen auch Hunger leiden müßten, schüttelte er den Kopf bedächtig und murmelte, im Mund hätten manchmal der Vater oder die Mutter nichts gegessen, aber sie beide haben immer genug gehabt. Die Frage, ob ihnen die Väter denn auch recht lieb seien, beantwortete der Kleine: O ja, freilich, fast noch lieber als der Herrgott. Ich verließ die arme Hütte nicht ohne eine Hofnung mitzunehmen. Wie sehr auch das kleine Hauswesen verkommen sein mochte, es lebte darin ja noch die Liebe.“ Die Hofnung täuschte, in Kelterer ließen das Betteln nicht, und es wurde beschloßen, die Kinder von ihnen zu trennen. „Es war an einem frühen Herbstabend, als ich selbst nach dem Waldhause hinaufstieg, die Kleinen abzuholen, um sie zu ihrem neuen Pater zu führen, die fast eine halbe Stunde am andern Ende des Dorfs eintreten wohnten. Die armen Leute, von der unvermeidlichen Trennung schon benachrichtigt, sahen um den kleinen runden Tisch herum, auf dem einige gestohlene Gerichte noch verschiedenartigen zerkleinerten Getreide Brot lagen; aber noch war kein Bissen von dem ärmlichen Abschiedsmahl berührt, und jedes sah sich zusammengekauert, laut und bitterlich vor sich hinweinen.“ Hier verfährt und das unangerührte Bettelbrot mit der Noth der Bettler. Der Abschied wird der Familie durch die Versicherung erleichtert, daß eine Wiedervereinigung in der Hand der Kelterer selbst liege und von ihrem Betragen abhängen. Der Knabe sah Rath. „Er hatte bald zu weinen aufgehört, und es stand auf seinem verständigen Gesicht deutlich zu lesen, daß in der jungen Seele ein erhabener Voratz reifte. Endlich erhob er sich, sagte sein Schwesterchen bei der Hand und sagte: „Komm du nur jetzt mit, Mariel; der Herr Pfarrer verspricht ja, wenn wir nur recht brav seien, werd's nicht lang dauern. Das glaub' ich, und ich will schon bald ein rechter Weberknecht werden. Bist du Gott, Vater und Mutter, am Sonntag komm' ich mit Mariel zu euch heim.“ Er hielt, was er versprochen, wurde ein tüchtiger Weberknecht, bekam von der Gemeinde eine Werkstube, zog mit der Schwester, die ihm die Spulen machte, zu den Kelterern und küßte sich von nun an allein auf die eigene Kraft. Anfangs geht es vorzüglich, aber die Schwester wird krank, die Kelterer können nichts verbieten, er läßt es nicht zu, daß sie sich an die Gemeinde wenden, denn er hat ja Arbeit, und so arbeitet er länger und immer länger in die Nacht hinein und unterliegt dem zwanzigkündigen Schütteln des Weberbrotts gegen die noch zu junge Brust. Das ist ein kleines Heldenthum, oder ein großes, wie man es nimmt, aber trotz aller Trag erhebt, eben weil es ein Heldenthum ist.

Eine einzige Erzählung unter den vierzehn, welche die beiden Bände enthalten, macht einen völlig niederschlagenden Eindruck: „Das verlassene Haus.“ Es ist ein Gemälde aus den inneren Kämpfen der Schweiz, die in den vierziger Jahren entbrannten und deshalb so tief einschneidend und für viele Familien so bis in den innersten Kern hinein vergiftend wirkten, weil sie vorherrschend den Charakter eines Religionskriegs trugen. Das verlassene Haus war einst von einer glücklichen katholischen Familie bewohnt. Nach des alten Vaters Tode heirathet Cyprie, die Tochter, ihren heißgeliebten protestantischen Bräutigam Etienne und bildet mit ihrem Bruder Uli und den Diensthenden, Hans und der alten Kathrin, den Haushalt. Ein

trüßet sie Zwietschge. Uli und Kathrin essen nicht mehr mit den übrigen, um seine Gemeinschaft mit den Kzern zu halten. Er ist sich immer weiter, je mehr die Flamme des Wahnschicks wird, und als der offene Kampf in den Gantonen ausbricht, sehen sich Bruder und Schwager mit den Waffen in der Hand gegenüber. Hier die letzte Scene: „Udlich stank es der Handhure. „Seppie, machet auf, wenn Ihr daselbst; ich es, Hans, Quer Nacht.“ Die Gerusene schleppie sich schwer: Schrittes hinaus. „Gottes Barmherzigkeit sei mit Euch, Kathrin, gehl mir eine Laterne.“ Er trat still in die Stube und suchte die Laterne am gewohnten Orte. Seppie folgte ihrem heine mechanisch nach. Da lag auf dem Schnee, der hinter der Schutz der Gartenmauer liegen geblieben, ein Todter, aber es sah Uli mit entsetzten Blicken niederbrachte. Ein breiter Aftreifen floß über die weiße Fläche. „Er war nicht todt — habe ihn getödtet“, röhnte Uli. Seppie klammerte sich mit den Händen an ein Bäumchen, auf die Leiche niederstarrend. Die Stimmen nahen sich vom Bache herauf. Am zweiten sah sie und die Laterne erlosch. Als die Landkärmer zur Hand kamen, lag Uli, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt, über seinen Leiche. Seppie stand noch regungslos an das Bäumchen geklammert. Hans war verschwunden. Wer den zweiten sah abgebrückt, ob Verzweiflung und Gewissensbisse oder Hand, die den Reister und Wellerungsgegnossen rächen, weiß nur Hans und einer, der alles sieht. Uli war dem Hals geschossen und sein Barthaar verbrannt. Die Kasse seiner Doppelhüte waren leer. Seppie, die am Morgen von einem todtten Knaben entbunden wurde, gegenwärtig, wenigstens vor kurzer Zeit noch, in einem in Tirol: ein hartes Menschenherz vermag viel zu ertragen, bevor der Schmerz es bricht. Sie gab ihr Vermögen geringem Zurückhalt Stessen's Verwandten, unter der Bedingung, daß Hans und Warten als langsam verzehrende Zeuthres Unglücks dem Verfall preisgegeben werden sollten. In die Geschichte des verlassen Hauses, das auf einem rauhen Vorsprunge des Lindenberges steht.“

Hier schließt der verdächtige Abschluß. Wie wäre auch eine Verengung möglich, solange eine Kirche das Extra ecclesiam nulla noch auf ihre Mauern schreibt, vergebend der unaufrichtigen Eosifungen des Herrn in der Bergpredigt, mit denen jener Wahls nicht zu vereinbaren ist, und aus denen man lernen könnte, Eognungen des Christenthums von Geschlecht zu Geschlecht zu pflanzen, ohne den Fluch fortsetzen zu lassen, den die den hineingetragen. So erschütternd der Miß durchsichthum in den großen Geschichtsbüchern, wo die Zahlen der ungeheueren Dimensionen annehmen, auf und einwirkt, und doch das Klein in der Individualisirung näher. Ad jene immensen Zahlen mit der überstürzenden Masseheit des Wechs, das hinter ihnen verborgen liegt, unserer heit bedauern, bricht sich das individualisirende aus der Masse aus Licht gezogene Unglück bis zu unserm innersten Kern, denn es steht verlorren, unmittelbar fühlbar und vor uns. Und wenn beim geschichtlichen Ueberblicke der erweiterten Horizonten langer Jahrhunderte trotz der wieder umhüllenden Wollen doch hier und da eine lichtere und Klärung bemerkbar wird, so ist dies bei der Betrachtung des individuellen Falls, weil dieselbe an einem bestimmten Zeitabschnitte ihre Grenze findet, nicht möglich, vermag das Gefühle des dunkeln Augenblicks der Gegenwart zu überwinden. Wie machen daher dem Verfasser daß diese Geschichte ohne Versöhnung abschließt, keinen, und wenn sie das kleinste Schicksal dazu beiträgt, ummung, die nicht in ihr zu finden ist, nach außen zu so ist der Mangel reichlich ersetzt.

Freys'schen Erzählungen und der Schweiz lassen sich gebirgischen Geschichten“ (Nr. 5), von Alfred von als ebenbürtig zur Seite stellen. Der Verfasser hat sich Gebiete der belletristischen Literatur schnell einen guten

Namen e zählern die welche die nen, das wie seine thätiger l gehenden dungs. An den sich Niveau d ihrem Li nach dem fassen hat befinden einem Stil bände der des Waldes, bald in der Hütte der Klüpplerin, bald in der „weiß überdachten, mit einer Quirlende von Phantastischen durch die Hand des Scharwerksmaurers geschmückten und mit Vogelbauern garnirten Wohnstube des Gimpelsdünns“, d. h. des Hauptvogelfängers im erzgebirgischen vogelwäldischen Vogelstellersdünns; oder wir werden in eine kleine Provinzialstadt, die sich ihrer lateinischen Schule als ihres höchsten Schatzes und Stolz erfreut, und dann wieder unter die Bewohner zweier Grenzstädte geführt, die sich über die trennende Landesgrenze und die trennenden Confessionen hinweg brüderlich die Hand reichen. Das Leben in der Hütte wie in der Wohnung des Bergmanns und Bürgers, Licht und Schattenseiten sind lebendig und plastisch beschrieben, und oft wird in wenigen kräftigen Zügen ein getreues Gemälde von den hervorsteckenden erzgebirgischen Zuständen entworfen. Ganz trefflich ist z. B. in der zweiten Erzählung: „Die Hundgrube Vater Abraham“, die Schilderung einer Versuchsfahrt zu Wiedereröffnung eines alten Schatzes, dessen schlagende Wetter bei mehreren früheren Versuchen schon manches Opfer gefordert hatten; und ebenso gelungene wie die ersten sind die humoristischen Partien, wie z. B. einige Scenen im „Gimpelsdünns“, die mit großem Geschick und Witz gezeichnet sind. Der Verfasser begnügt sich nicht damit, an den Außendingen hängen zu bleiben; er geht ins Tiefe, weiß die Charaktere gut zu markiren und Conflithe spannend genug anzulegen, um uns wie in seine verwickelten Gestränge zu locken, so in die verwickelten Falten des Herzens klare Blicke thun zu lassen. Die Menschen sind menschlich aufgefaßt, das Ueble neben dem Guten, Dämones und Selles ziemlich gleichmäßig vertheilt, doch so, daß das Uebende dem Niederschlagenden mehr bei dem Vorrang abgewinnt; und bei alledem ist den einzelnen Charakteren der Typus der Gestrangewohner, die sie repräsentiren, wohl gewahrt. Was die psychologischen Motive anlangt, so scheinen Conflithe, die zu Verbrechen drängen, und criminalistische Verwicklungen zu den Lieblingsvorwürfen des Verfassers zu gehören. Er läßt sich dabei selten die Gelegenheit entgehen, die Härte, Kälte und Eiskälte, mit welcher die Menge den Gefallenen zu begegnen pflegt, in sprechenden Zügen zu charakterisiren: ein Thema, das den Tausenden, die hierin unter der Herrschaft eines tief eingewurzelten Vorurtheils stehen, allerdings nicht einbringlich genug ans Herz gelegt werden kann. Das Hauptübel besteht darin, daß man sich zu und von jenen Unglücklichen fern hält; könnt lingen, diese Scheidewand zu durchbrechen: Wiederauflösung und hochherzige Wiederauf geltende Regel einzuführen, so würden sich im Verlorenen auch die ihnen verbliebenen zu baren; die allzu große Selbstüberschätzung auf der einen und die allzu große Unterschätzung auf der andern Seite würde sich mindern und könnte nur ein für beide Theile stüllich. Doch lehren wir zu unsern Erzählungen zu gehören zu diesem criminalistischen Genre. (Titel wie bereits nannten, beschäftigt sich mit

und plaudert für die Freiheit der geübten Sängers, dieser ebenso nützlichen als lieblichen Sterbe der Mütter und Väter. In der fünften: „Der Sohn“, resigniert dieser aus Kindesliebe, um die Gefühle der alten Mutter nicht zu verletzen, auf den Sängerbühnen, zu dem er die trefflichsten Anlagen und große Reigung besitzt, und tritt von einem glänzenden und soliden Engagement wieder zurück, nachdem er die Mutter, die ihre Einwilligung ohne Vorbehalt gegeben, in ihrem stillen Schmerze darüber belauscht hatte. Es ist dies ein edler Zug; befehnungsgerichtet scheint hier die Selbstbestimmung bei der Wahl des Berufs zu sehr beeinträchtigt. Bei dieser ist es jedenfalls die oberste Pflicht, der inneren Stimme, insofern sie sich unter Erhebung des Gemüths zu Gott als eine echte bewährt, die Lebensentscheidung zu überlassen und äußere Motive, so edel sie an sich sein mögen, seinen unbedingt maßgebenden Einfluß zu gestatten. Der Verfasser gehört keineswegs zu denjenigen, die über den Beruf des darstellenden Künstlers a priori den Stab brechen, im Gegentheil, er erkennt es mit anderselbstigen Worten an, daß das Theater als Volksehrungsanstalt eine hohe Aufgabe zu lösen bestimmt ist; er läßt ferner das Leben seines Helden, der nunmehr Schullehrer auf dem Lande wird, zuletzt doch als ein verschlehtes durchschimmern, und er hätte es daher nicht als so ganz zweifellos hinstellen sollen, daß der Sohn in jenem Collisionssalle den rechten Weg eingeschlagen habe.

Weit weniger bedenklich ist der Verfasser in einem andern Falle. Es gehört zu seinen stehenden Forderungen, daß Sohn und Tochter bei der Wahl des Vaters sich durch das Verbot der Ältern nicht abwendig machen sollen; und er erklärt es für einen Prohibitiv der echten Liebe, daß sie sich, selbst wenn die Ältern unter den schroffsten Formen ihr Anathema aussprechen, nicht in Resignation ergebe, sondern durch Abschlag des Ehebundes bewähre. Und so sehr sich auch das kindliche Gefühl dagegen sträuben mag, so läßt sich doch, wenn man die Ehe als hohen und heiligen Beruf und wahre Liebe als die einzige Waise und unerlässliche Bedingung derselben aufstellt, gegen die Nichtigkeit dieser Ansicht, der auch in vielen Staaten das positive Gesetz zur Seite steht, etwas Begründetes nicht einwenden. Was aber von dem einen Berufe gilt, das muß dann auch vom andern gelten. Wir kennen dieses Thema unter andern in der sechsten Erzählung: „Pater Joseph“, behandelt. Die Portrien versöhnen sich schließlich. Allein die Scene zwischen Rudolf und seinem künftigen Schwiegervater behält etwas Verleidendes; so weit durfte sich der erstere gegen den Vater seiner Geliebten auch in der heftigsten Leidenschaft nicht vergehen, wenn ihm die Theilnahme des Lesers ungetrübt bewahrt bleiben sollte, was doch nach der ganzen übrigen Anlage in der Intention des Verfassers lag. Was den Helden, den Pater Joseph, anlangt, so haben wir gegen die Charakteristik desselben das einzumenden, daß der momentane Sieg, den die Leidenschaft über ihn gewinnt, wenigstens in der Schroffheit, mit der die letztere auftritt, gegenüber der Weiskraft, die vorher und nachher seine ganze Handlungsweise leitet, nicht völlig gerechtfertigt erscheint.

Die letzte Erzählung endlich: „Forkhaus und Gunkhaus“, führt in sehr ansprechender Weise das Thema durch, daß ohne echte Rücksenliebe auch alle Bedingungen zur echten Liebe zusehen Mann und Weib fehlen, und daß mithin diese ohne jene keine reale Existenz habe. Der Dämon, der hier bei der einen Selbst die edlere Gefühle erschüttert, ist der Gott der Mütter, vor dessen heiligen Altären die Respectabilität ihren Weichwand opfert. Möge der Verfasser fortfahren, in seinen Schriften die wahren Werte und die Blendwerke des Lebens in getreuen Bildern gegeneinander abzuwägen.

Das dritte nach Inhalt und Richtung mit den beiden eben besprochenen in eine Parallele zu bringende Werk, die „Erzählungen aus Niedersachsen“ (Nr. 6), von Günther Nicol, würde sich denselben in der befriedigendsten Weise anreihen, wenn es dem bekanntlich noch vor Veröffentlichung des vorliegenden Werks verstorbenen Verfasser gegolte wäre, seine tüchtigen Inten-

tionen in gleich tüchtiger Weise zur formellen Gestaltung zu bringen, was aber allerdings nicht der Fall ist. Der Kern ist gut, aber die Anlage und Darstellung sind zum großen Theile auffallend unbeholfen. Die sechs Geschichten, welche neben dem „Kosmopoliten“, einer Kirchhofphantasie, den Inhalt der beiden Bände bilden, sind ohne Ausnahme dem geringsten Mangel mehr oder weniger unterworfen, und es genügt die kurze Analyse einer einzigen, um unsere Behauptung zu begründen, die wir eben gut aus jeder andern rechtfertigen könnten. Wir wählen dazu die dritte Erzählung des ersten Bandes: „Der Reineidige“. Was den Erlebnissen eines Anwalts. Sie beginnt damit, daß der Anwalt von seinem glücklich überstandenen Examen berichtet. „Die Herren, welche mich geprüft hatten, waren sehr zufrieden mit mir, sie waren freundlich gegen mich und wünschten mir viel Glück in meinen künftigen Wirkungskreisen.“ Er verläßt den Prüfungssaal und kommt an einem Garten vorüber, wo ein liebliches Mädchen einen Kranz windet, und unter den Worten: „Jetzt will ich ihn bekranzen!“ verschwindet. Von diesem Mädchen erwartet gewiß jeder zuversichtlich, daß sie eine Rolle in der Erzählung spielen werde; keineswegs. Man hat nichts weiter von ihr, und die himmlische Erscheinung läßt fast seine Spur von sich zurück, als daß der Anwalt, ins Schwärme versunken, die Blätter seiner Brieftasche beschreibt und an den beschmerzlichen zu leiden beginnt. „Ich las Verse, latrische Gänge meines Herzens — Advocat, Advocat, nimm dich in Acht, du mußt künftig Prozesse führen. Verse, Verse, Prozesse, Prozesse! Es ergriß mich ein unerträglicher Schmerz.“ Ein beglückter Freund glaubt, daß er im Examen durchgefallen sei. Der Anwalt beruhigt ihn. „Ich bin wohlbestallter Advocat“ — „Und doch nicht froh, und doch nicht glücklich?“ — „O doch, doch, ich werde ja Prozesse führen, ich werde über Erbschaften und Servituten streiten, ich werde Forderungen eintragen, über verkaufte Schweine, Ochsen und Gänse vorzügliche Edikten liefern.“ Das Gespräch wird noch eine Weile fortgesetzt; dann erzählt der Anwalt, daß er sich auf dem Lande niedergelassen, und es folgt eine poetische Beschreibung der Gänge ins Amt, das mehrere Stunden von seinem Wohnort entfernt liegt. Im Wege blühen wilde Rosen. „Ich pfückte mir eine von ihnen und zierte meinen Hut mit ihr, wenn die blauen Kornähren aus den prächtigen Fruchtstelen hervorschauten, ich nahm mir und zierte ein Knospen des Korns ober der Besse mit ihr. Sie war mein Orden! Aber ich nahm auch die Brieftasche zur Hand und schrieb emsig im Wandern. Und wenn ich das Kissen und das, was ich geschrieben hatte, so waren es Briefe, die mir von den weißen Papierblättern vor die Augen hinstarrten. Dann rief ich aus: lieber Gott, schon wieder Verse? Vers, Verse, Prozesse, Prozesse! Blumenkand, Astenkand, was wird aus mir werden? Doch genug, ich will jetzt schärfer auf unsere Geschichte losgehen. Ich wagte mich nur erst ein klein wenig kennen lernen, ihr müßt erfahren, daß es auch Advocaten gibt, welche — Verse schreiben und ein poetisches Herz in der Brust tragen! Was sagt ihr dazu, bedauert ihr nicht einen solchen Mann? Ihr fragt, wird ein solcher Advocat denn viel Prozesse zu führen haben? Wird er sich viele harte Klagen Thaler verdienen? Nun, nun, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Hört mir nur serner aufmerksam zu. Wir sind gleich zur Stelle und der „Reineidige“ wird euch bald vor die Augen treten.“

Der Anwalt trifft nun bei einem Gange ins Amt auf der Brücke vor der Stadt eine alte Frau mit einem Sackling auf dem Schoß und ein junges Mädchen daneben. Der Sackling ist das Kind, das sein unehelicher Vater erschwert. Da die Leute betrübt aussehn, will ihnen der Anwalt mit Rath und That beistehen, wird aber zurückgewiesen. Er kehrt seinen Weg ins Amt fort, nachdem er den Entschluß gefaßt hat, „diese Gruppe durch eine dritte Person beobachten zu lassen.“ Dies wird ihm indes erspart; denn die Leute erscheinen zum Schwurungstermin in der Amtshube, und der Anwalt lernt bei dieser Gelegenheit ihr ganzes Schicksal kennen. Es folgt

n eine Beschreibung des Amtshauses und der Leute, die auf der Treppe standen. Dann heißt es weiter: „Ich betrat die Diele, da das Wartezimmer zur linken Hand liegt, so begab ich mich zunächst in dasselbe, um meinen Stab in ihm hinzustellen und meinen Hut in ihm zu bergen.“ Wie aber, wenn es zur rechten gelegen hätte, wären uns dann die Scenen im Wartezimmer verloren gegangen? Doch wohl nicht, denn im Wartezimmer befindet sich der künftige Meineidige, dem der „kleine milchliche Gerichtsdiener“ vorerst ernstlich ins Gewissen redet.

Begrüßung zwischen Anwalt und Amtsdienner, die Anmeldegen beim Herrn Amtmann u. s. w. werden weitläufig beschrieben. Der Anwalt behält Zeit den Meineidigen zu beobachten zu fixiren. Endlich erscheint der Gerichtsdiener wieder und:

„Herr Advocat, Sie können Ihren Termin bei dem Herrn Amtmann abhalten, da Ihre Gegner erschienen ist.“ Nun lesen eine weitläufige Beschreibung der Amtsstube, in welche der alt, dem ihm vorausschreitenden Gerichtsdiener“ gefolgt war; erfahren daraus, daß sich die Anwälte und Honoratioren an den grünen Tisch des Richters setzen, während die Bauern der Barriere stehen bleiben müssen. Der Verfasser nimmt billig für die Bauern das Recht zu sitzen ebenfalls in Ansehung, beschreibt dabei die Bauerntrachten und fährt mit gewöhnlicher Bräutlichkeit fort: „Wenn aber einmal, wie das wohl ereignen kann, in einem Termin so viele Personen zugleich einen sein sollten, daß sie nicht an dem Tische Platz finden, da es sich ganz von selbst versteht, daß der Richter und Hofkammer hinstreichenden Raum zu freier Bewegung behalten, so stelle man Stühle hinter der Barriere auf.“

Der Herr kommt nun zur Relation seines eigenen Processes. „Der gebante Amtmann saß an dem grünen Tische. . . In neuen Erde unsern des großen grünen Tisches erblickte man einen Tisch des Hausvogts, an welchem dieser in der Regel arbeitete und schrieb. Das Krigeln seiner Feder durch das ganze Zimmer. Ich begrüßte den alten Amtmann in jungen Auditor, und ebenso die Gegenpartei, welche der Barriere stand und sich auf das Geländer derselben stützte. Von allen Seiten bot man mir wieder einen ich guten Morgen. Der Termin war eröffnet, der Amtmann seine Feder in Bewegung zu setzen. „Kann die nicht verglichen werden?“ fragt der Amtmann, „es scheint es Angemessenste zu sein.“ — „Ich bin namens meiner dazu bereit, wenn der Gegner nicht seine Saiten gar zu stark anst.“ Dieser sagte treuherzig: „Bin dazu bereit, in das Laufen zum Gericht nicht liebe. Sagen Sie, Herr, wie viele die Sache erheben wollen.“ Man ordnete sich einmal, und der Vergleich wurde geschlossen. Der hatte das Protokoll beendet, er las es vor. Wir warteten seiner Auffassung einverstanden, und nachdem wir es ihm untergeschrieben hatten, zahlten wir die Gerichtsgebühr, den Gegner entfernte sich. Ich aber blieb an dem grünen Tische, um die weiteren gerichtlichen Verhandlungen anzuhören. Meine Brieftasche lag neben mir, aber wahrlich nicht, so in sie hineinzuschreiben, heute wollte ich mir an rechtliche Notizen sammeln. Verse, Verse, Prozesse, . . .

meinen, bei jedem Kleinlinderspiel: „Herr Amtmann klage!“ würden sich „anziehendere Notizen“ sammeln und die vorstehenden. Es hat uns Mühe gekostet, die durch diese Trivialitäten, die mit der Geschichte ganz nichts zu schaffen haben, bis hierher fortzuführen, und es zu sagen, daß die Erzählung eigentlich jetzt erst bei der Meineidigen sich schließlich erhebt, daß das arme Mädchen vom Anwalt durch freundliche Zusprache geträumt mit einer „funkelnden Pistole“, die er als Honorar für sie bekommen (wobei die Gelegenheit ergriffen wird, das und die Postsecretäre protokollarisch zu beschreiben), wird, daß die Brieftasche noch zu verschiedenen malen muß, und daß die Versüßte nach Jahren einen redlichen Mann zum Freier erhält. Aber wenn man wie

hi
be
su
m
be
f
m
fa
ni
li
zu
ur
sa
lu
de
Er
er
in

Arguzi verweigern.

Noch maßloser ist in Nr. 4 die Einleitung zur Geschichte vom Meerschäumkopfe. Das wichtige Geschäft des Feueranschlagens nimmt in der Beschreibung (II, 119) zehn volle Zeilen in Anspruch, und zwar nicht etwa humoristisch aufgefächert, sondern in völlig ernsthafter pedantischer Umständlichkeit, wie z. B.: „Er hob den rechten Arm empor, zielte und schlug dann rasch mit dem Stahl an dem scharfen Stein hernieder.“ u. s. w. Die Beschreibungen von Häusern und Höfen nehmen sich ganz genau so aus, wie die den gerichtlichen und notariellen Kauf- und Pachtbriefen angehängten Inventarien, und in gleichem Stile sind die Charakteristiken entworfen; selbst die Reflexionen übersteigen häufig in ihrer excessiven Naivität die Grenze des für möglich gehaltenen, wie z. B. bei Erwähnung einer Wirthshausknechterei die Frage: „Sollte man es glauben, daß ein Mädchen unter den Bauern solche Scenen hervorrufen könnte? Und warum sollte das nicht der Fall sein? Der Bauer trägt ein Herz in der Brust, welches wild aufbraust, wenn es verletzt wird oder sich auch nur verletzt glaubt.“ Man könnte sich zu der Annahme versucht fühlen, der Verfasser habe verwandte Erscheinungen verflüchten wollen; allein dem widerspricht die Haltung des Ganzen, auch wäre in diesem Falle die Aufgabe auf eine andere Weise zu lösen.

Für die mag als Weise mit Grundung i seit, verbun Berechnung hält es in Geld ist m Hauptthema Hier und den Gebrä die Bursche eine Censur

an ober Zweifelhäute vor die Thüre pflanzen wohlmeinenden Scherze hat sie etwas an der Flache „gepreßt“ ist, wobei das junge Volk zerlegt, und die Wunde zur „Rote“ gelangen, im Flachsowagen sitzende Mädchen mit einem erschütterten, und diese etwas kalte Begrüßung vom Scherze; ein Fremder darf es nicht thun. In Gebäuden hat man Stolz und Kränzungspagen den Stolz heraus, den der „Bitter“ den Kranz, der auf den Siebel des Dachs neben den allgemein üblichen Geschenken für den Zimmermeister hängt. Der Zimmermeister, und auf dem „hölzernen Fiel mit selbsteigenhümlischem Schwanz“ werden diejenigen spät kommen oder etwas versehen haben. Ist die von dem Regula der Geister mit und Kugeln auf dem Königsberge benutzt, die im „Deutschen Sagenbuche“, Nr. 292, vorwärts wiederkehrt. Sie dient als Relief zu dem des zweiten Bandes, deren Vorzüge mit ihnen.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung)

Zur Geschichte des preussischen Unterrichtswesens.

Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preussischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, Weidg. 1859. Gr. 8. 5 Rgr.

Wie uns dünkt, wird die Broschürenliteratur von unsern tonangebenden Blättern und auch sonst viel weniger beachtet als sie verdient; denn es werden in diesen kleinen, durch ihr Volumen allerdings nicht schwer ins Gewicht fallenden Flugschriften fortwährend Fragen besprochen und Gegenstände behandelt, die nicht selten von größtem und allgemeinstem Interesse sind, besonders seitdem der Brauch, öffentliche Vorträge in gelehrten Körperschaften und in Vereinen, vor einem gemischten oder ungemischtem, vor einem erlesenen oder allgemein gebildeten Publikum zu halten und sie in nicht langer Zeit darauf drucken zu lassen, so in Schwung gekommen, wie dies im Laufe der letzten Decennien geschehen ist und immer mehr geschieht und geschehen wird, je mehr Klüsse zur Stiftung von Vereinen und Festsetzen sich von selbst bieten oder sogar gesucht werden.

Auch die vorliegende Broschüre, ein zum Gedächtnis Friedrichs des Großen in der Berliner Akademie der Wissenschaften von deren Secretär, Adolf Trendelenburg, gehaltenen Vortrag, ist von einem Inhalt, welcher geeignet ist, das schärfste Interesse zu erregen. Denn es handelt sich darin nicht bloß um die Verdienste, die sich Friedrich der Große und sein Staatsminister Zedlitz um das preussische Unterrichtswesen erworben haben, sondern zugleich um viele dahin einschlagende Culturmomente und literarische, religiöse und philosophische Gesichtspunkte, wie überhaupt um die Erweckung des Geistes und die Grundlagen, die es möglich machten und gerechtfertigt erscheinen lassen, daß vorzugsweise der preussische Staat als der „Staat der Intelligenz“ und das ihm zu Grunde liegende Princip als das Princip vernunftgemäßer Entwicklung angesehen und begründet werden.

Trendelenburg hebt zuvörderst hervor, wie rastlos und mit wahrhaft erstaunenerregendem Eifer Friedrich der Große nach dem Hubertsburger Frieden bemüht war, „nach allen Richtungen die Kraft des Landes und des Volkes menschlich auszubilden“, und er bemerkt mit Recht, daß erst beide Seiten, die kriegerische und die friedliche Thätigkeit, zusammen „sein großes Bild vollenden“. In unsern Augen steht Friedrich, trotz gewisser Einseitigkeiten seines Systems, als Gesetzgeber, Bildner und Erzieher seines Volkes ebenso hoch und höher, wie er als Kriegsführer stand. Friedrich verkörpert in seinen Briefen wiederholt, daß er

seiner Natur nach den Dienst der Musen dem Dind im den Ruhm eines menschenbeglückenden Schriftstellers vorzuziehen würde; aber sein literarisches Leben er mit vielleicht zu weit getriebener Bescheidenheit — in seine Schriften und Briefe am liebsten und am liebsten zum Ibern ungemein reich — und mit rühmlicher Pflicht so lange hierzu nicht aus und die Verdienste für den Kriegshandwerk aufgebüßt. Wenn Friedrich irgendwo hat, so war dies sein Fürst oder Feldherr, sondern der den Einfluß und das Ansehen der Föder in Europa einer bis dahin nicht erlebten Geltung brachte. Ihn als p. p. Wissenschaftlichkeit bemühte sich Friedrich, das Hauptziel seinen Siegen von sich abzulehnen und seinen Generalen zu Truppen zuzuwenden. Napoleon mußte wol dem Kriegsmoralen und Soldaten zu schmeicheln, aber niemals auf seinen eigenen Ruhm; wenn er einen Fehler beging, wenn er den heutigen und vielleicht unausführbare Instruktion mit ihm so mußte für den verderblichen Ausweg irgendein nicht General die Verantwortung auf sich nehmen. Er war ein Halbgott verehrt sein. Als der französische Kaiser! konnte sich nach der Schlacht bei Jülich 1813 Napoleon die den vorstellte, fragte dieser ihn: „Nun, was sagt man zu der Narbene erwiderte: „Ach, Majestät, die einen sagen, Sie ein Gott, die andern, Sie seien ein Teufel. Aber kam es alle überein, daß Sie mehr als ein Mensch sind.“ Dieser unverkennbar Schmeichler würde Friedrich II. ohne immer den Rücken gewandt und gesagt haben: Ihr seid mit Friedrich suchte Ibern, und zwar die freikümmigen und die letzten unter seinem Volke zu verbreiten; Napoleon hatte folgte die Ibern und Ibernverbreiter oder die „Ibern aufse Blut, und bedauerte, zu einer so ungeschickten Ibern zu sein, „wo jedes Hirschweib ihn ausreifen würde, wie wie Alexander der Große den Völkern als Kamen's zu sündigen wollte“. Napoleon hielt diesen Einfall Alexander einen Ausfluß größter Staatsweisheit und würde ihn selbst in seiner Weise nachgeahmt haben, wenn er nur rechnen können, Gläubige zu finden. Friedrich der Große repräsentant des gesunden Menschenverstandes, wenn verachtete solche Gaukeleien, die sich auf den Ibern Menge füßen; er bedauerte vielmehr, die Menschen zu der auch sein Volk auf einem so niedrigen Stand der Bildung zu finden, daß er gezwungen war, voranzurücken, zu schonen, um bei der sancta simplicitas keinen Anstoß zu geben. Friedrich verwünschte den letzten großen Kriege in oft wahrhaft rührenden Härte des Schicksals und den Gleichheit seiner zahllosen die ihn nöthigten, immer wieder Schlachten zu liefern. Lande immer neue Wunden zu schlagen, hat er in der alten Hand anlegen zu dürfen; Napoleon dagegen sich im Kriege wie in seinem eigenen Lebensleben im russischen Feldzuge zu dem abermals verwundeten herte: „Nun, Kopp, du bist wieder verwundet zu dem unglücklichen Arme“, und Kopp, dem als nach Napoleon das Recht zugehört hatte, freimüthig zu seine andern Generale, dem Kaiser entgegnete: „Ar: Sie! Immer Schlachten!“ sagte der Kaiser: „Du und den, wenn wir 80 Jahre alt sind!“ Friedrich regte die Siebenjährigen Kriege noch 23 Jahre in fast ununterbrochen; denn gerade die Art, wie er den sogenannten V. folgekleim im Jahre 1778 führte, bewies, daß er ein Krieg mehr führen wollte, obgleich er dem dem Reichthum gegenüber ganz andere Ausichten auf die Folge hatte als früher gegenüber dem veränderten.

Eine ganz andere Aufgabe war es, welche bei der Ibern dieser langen und glücklichen Friedenszeiten die Aufgabe, sein Volk geistig zu disciplinieren, zu bilden, und willenlose stumpfe Creaturen in freihandelnde Menschen zu verwandeln. Er war es, der Sklaven zu herrschen“, und als disciplinierter zu

ag hin hatte er sein Volk erkannt. Dieses große Werk sollte humanistisch durch eine gründliche Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens ausgeführt werden. Mit gewohnter Energie rief sich der König auf diesen Gegenstand, und im December 1769 schickte er seinen Brief über die Erziehung, der 1770 unter dem Titel „Lettre sur l'éducation“ gedruckt wurde, und sich nemten Bände der letzten Ausgabe seiner Werke befindet. den Gymnasien vernimmt Friedrich, daß die Schüler nicht nöthig würden, selbst zu denken und ihr eigenes Urtheil zu üben. „An Unverständigen wirft er vor, daß auf ihnen das Studium griechischen und lateinischen Sprache nicht mehr so im Zwange sei wie vordem. Es will ihm scheinen, als ob diese in Deutschland, der tiefen Gelehrtsamkeit, welche sie ehemals hatten, überdrüssig, gegenwärtig mit dem mindesten Aufwande beruhmt werden wollten; sie hätten das Beispiel einer achtbaren Nation, welche sich begnüge, liebenswürdig zu sein, so würden sie immer oberflächlichler. Er rügt es, daß die Lehrenden keine eigenen Aufsätze schreiben, vernimmt die persönliche Unterweisung und tadelt diejenigen Professoren, die genug thun glauben, wenn sie ihre Collegien abläsen. Er klagt er über die weltliche Erziehung im Adel, namentlich in dem rein Theile desselben; die Erbsöhne derer, welche einst bei obellin regierten, verdammen in Genuß und Trägheit. Die Griechen und Römer verdanken ihre großen Männer in jeder Gattung ihrer mannhaften Erziehung. Es dürfe in den Aemtern Gehalt nicht über das Verdienst liegen; denn wo das geschehe, würde die Regierung die traurigsten Folgen verspüren. In das Vorurtheil, als ob Kunst und Wissenschaften die Vernunft verweichlichen, erklärt er sich entschieden, indem er bemerkt: es was den Geist erleuchtet, alles was den Kreis der Kenntniss erweitert, erhebt die Seele statt sie herabzukommen.“ Auch für Stand der Offiziere fordert er gründlichere Bildung und die Tüchter der höhern Stände betrifft, so will er, daß diese wie bisher bloß dazu erzogen würden, daß sie gefallen. allgemeinen ist er der Ueberzeugung, daß „man aus dem Menschen machen kann, was man will“. Doch erstreckten sich Reformvorschlüsse nur auf die Erziehung in den höhern Ständen an dem Volksunterricht und dem christlichen Unterricht geht weigend vorüber. In ähnlichem Sinne wie in der genannten Schrift spricht er sich in seinem berühmten Schreiben an tatholische Freiherren von Zedlitz vom 3. September 1779 worin sich unter andern die Behauptung findet: „Wer besten rationierten kann, wird immer zum Weisesten kommen, als der, der nur falsche Schlüsse zieht.“ leblich, mit seinem vollständigen Namen Freiherr Karl am von Zedlitz Reize (geb. am 4. Januar 1731 zu Margwalde bei Landeshut in Schlessen, gest. am 18. März, den er sich im Jahre 1770 zum Minister wählte, huldigte denselben Grundsätzen und Tendenzen, indem auch er es den Hauptmangel der bisherigen Erziehungsmethode betrachtete die Böglinge so wenig zum Selbstdenken angeleitet würden. sehen hier“, sagt Trendelenburg, „die didaktische Fortsetzung strebungen, welche damals mit einem neuen und schönen, mit einem noch unvernutzten und unbesetzten Namen rung“ hießen, an welchen die kräftigsten Geister der Nation an einer Angelegenheit der Menschheit theil nehmen.“ Kant befürwortete und förderte diese Richtung, indem in der „Berliner Monatsschrift“ die dort aufgeworfene: „Was ist Aufklärung?“ dahin beantwortete: „Aufklärung Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen“ u. s. w. Es begreiflich, daß Zedlitz dem Weisen von Königsberg andere Neigung schenkte und ihm dadurch einen weitem Kreis zu eröffnen suchte, daß er ihn nach dem Tode Lessings Meier, eines damals berühmten Wolfianers, nach rief; aber Kant lehnte ab. Noch einmal schrieb Zedlitz, und bat ihn zu erwägen, „daß die in Halle Studirenden — 1200 Studenten ein Recht haben, von Ihnem Un-

terweisung zu fordern, deren Unterlassung sich nicht verantworten möchte“. Kant widerstand jedoch auch dieser Aufforderung und blieb seiner Vaterstadt treu; Zedlitz aber ehrte des Philosophen Beharrlichkeit und machte wiederholt die Universität Königsberg auf den Schatz aufmerksam, den sie in Kant und dessen Lehrthätigkeit besaß.

Noch viel Beachtenswerthes enthält diese kleine Schrift, z. B. über die Protection, welche der Minister dem bekannten Dr. Bahrdt angedeihen ließ, bis dieser sich ihrer immer unwürdiger zeigte und in Halle eine Weinwirtschaft für Studirende eröffnete; über des Königs sonderbaren Einfall, bei den Landesschulen Invaliden anzustellen, um diese, „die ihr Leben und Gesundheit für das Vaterland gewaget haben“, unterzubringen und zu belohnen; über Zedlitz' Beziehungen zu Bassew's pädagogischem System; über die Einführung eines neuen Gesangbuchs, wobei des Rescripts vom Januar 1781 gedacht wird, in welchem der die „Aufklärung“ etwas weit treibende König unter andern bemerkte: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder“ und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr!“ Auch einer andern merkwürdigen Aeußerung Friedrich's wird gedacht. Als Sulzer dem Könige einmal versicherte: es fange an mit den Schulanstalten besser zu gehen, seitdem man auf dem (Bassew'schen) Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, rief der König aus: „Ach, Ihr kennt nicht genug diese verwünschte Kasse, der wir angehören!“ Ähnliche Aeußerungen über die Grundverderbtheit des menschlichen Geschlechts finden sich auch sonst in Friedrich's Schriften und Briefen, und es ist immerhin merkwürdig, Friedrich den Großen, der sonst immer mit der Theologie in Fader lag, doch in das theologische Dogma von der Erbsünde und von der Verderbtheit des menschlichen Herzens mit einstimmen zu hören. Leider gehört vielleicht eine gewisse Menschenverachtung dazu, um solche große Dinge ausführen zu können wie Friedrich; indes ist die Menschenverachtung von Seiten eines großen Geistes nicht mit dem stärksten Menschenhaß zu verwechseln; denn letzterer schließt ein und für allemal die Liebe aus; erstere aber kann sich wol mit einem gewissen Mitleid paaren, das wieder zur Liebe führt, ja ein Hauptbeweggrund jener kühnenden Liebe sein kann, jener fast unbegrenzten Toleranz, die uns auch bei Friedrich mit seiner philosophischen Menschenverachtung anhaftet.

Daß das i geführte Erziehu vielen segensreich ist klar. Der stand auf Koste Kosten des vol dings aufgeklärt für ein gemüth Jugend „rasson and die Jugend nicht immer die niemals am rli fertigtete gestellte kel, die Grubild dultsamkeit gege leicht kommt an was den übrigi dem Berliner u sagen wollen, di bene und unter gäbe; denn der rechthaberisch, d kaum nöthig, il zu geben.

Damals war aber der Unterricht vergleichsweise noch einfach; aber dasselbe System (das übrigens auch anderwärts mehr oder weniger sich in den Schulen einbürgerte und dessen man-

nischfache ge-
später zu l-
ber, wenn
erinnert u
und zwar
Wirklicher
Kenntnisse
Doch hören
die Alexan-
1835 gege-
sprach im

16. Juli veröffentlicht hat, bei einem Zusammenreffen im königlichen Schloß zu Potsdam unter andern: „Sie sind Lehrer und theilen gewiß mit mir die Ansicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geistigen Ueberfütterung, bei der man das non multa, sed multum ganz aus dem Auge verliert, eine durchaus verwerfliche ist. Es liegt mir viel daran, daß einmal etwas Luthiges aus dem jungen Menschen weiche. Bei unserer jetzigen Schulungsweise aber ist das kaum möglich; die geistige Selbständigkeit und eine geübte Ausprägung des Charakters wird fast unmöglich gemacht. Ich habe schon oft die Klage gehört, daß man unter unsern Beamten zwar viele tüchtige Arbeiter, aber sehr wenige durch Charaktertüchtigkeit imponirende Persönlichkeiten habe, wie sie zur Leitung der einzelnen Geschäftsteile unumgänglich nöthig sind.... Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbständige Entwicklung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat ja doch noch so gut gehen. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen.“ Alexander von Humboldt fuhr dann im Verlaufe des Gesprächs oder seines Vortrags fort: „Jeder der Herrn Lehrer hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zu einem Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heilige Pflicht. Er thut dabei, unbekümmert um die andern, ganz so, als ob der Schüler nur da sei, um in diesem Gegenstand Meister zu werden.... Es setzt sich bloß Hett an, aber kein gutes gesundes Fleisch. An Wachsathum ist nicht zu denken. Eine mit sich abgeschlossene Selbstzufriedenheit, ein aufweisendes Aburtheilen über alles, das sind insolge davon Hauptzüge unserer Jugend. Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Universitätsstudium durchaus erforderlich ist, geht verloren. Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knochen, die man im heißen Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Kräfte und Triebkraft, die ihnen je in dem brodelnden Herdenschmel moderner Erziehungskraft verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademischen Lehrern haben darüber, mir gegenüber, schon bittere Klagen erhoben. Ich habe insolge davon mehrfach Gelegenheit genommen, mit hochgestellten und einflussreichen Männern, die auf Abhülfe hinarbeiten können, zu sprechen; alle waren mit mir einverstanden, aber doch ist zur Abhülfe noch nichts geschehen, und es bestätigt sich hier wieder, was ich einmal irgendwo gelesen zu haben mich erinnere: In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen; nämlich eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen.“

Wenn ein einfacher Schriftsteller oder Journalist solche Hauptklagen aufstellt, so wendet man wol dagegen ein, daß ein „Literat“ da nicht mitzureden habe; wenn aber ein Alexander von Humboldt in solche Klagen ausbricht, so wird man ihnen wohl oder übel einiges Gewicht beilegen müssen. Sie verdienen dies um so mehr, da er vielleicht nicht so blind war zu vernehmen, daß der Einfluß seines vortheilhaften Bruders dazu beigetragen haben mag, den Unterricht im Griechischen auf den Gymnasien bis zu einer bedenklichen Höhe hinaufzuschrauben. Früher war man höchstens darauf bedacht, die Schüler im Lateinischen so weit zu bringen, daß sie im sogenannten ciceronianischen Latein disputiren und schreiben und im horazischen Stile Verse zusammenfugen konnten, obgleich

so verkannt werden sollten) führte Vielheit von Lehrgegenständen, anfang der Kenntnis wehrlich aufste ebenfalls schädlich wirkte, zwar der Dunkel der jungen Menschen dieser theorethischen fast gar nicht vermehrt wurde. Verität, die keine andere ist als Dieser äußerte sich im Jahre von außerhalb, der dieses Ge- aus Preussischen Zeitung“ vom

se mit diesem Latein in dem alten Rom schwerlich viel besser fortgekommen sein würden, als ein Deutscher, der das Französische auf unsern Schulen gelernt hat, in Paris. Ind solange das Lateinische die Gelehrtensprache, zum Theil auch die Sprache aller höher Gebildeten in Europa war und die meisten und besten Bücher lateinisch geschrieben wurden, hat auch dies seinen Sinn, und als Uebungen in einer Sprache, deren Kenntnis auch dem Nichtgelehrten selbst heute noch von wesentlichem Nutzen sein kann, waren diese Versuche auch später nicht zu verachten. Nun aber sollten die Gymnasien in Laufe weniger Jahre und im geringsten Jünglingsalter dahin dresiert werden, einen griechischen Stil zu schreiben wie Demosthenes und griechische Verse zu machen wie Vater Homer, und nicht bloß die leichtesten Prosaiken und Dichter, sondern auch einige der schwierigsten Stücke von Plato und so banale als schwere Porten wie Hesiodus und Pindar, die selbst dem tüchtigsten Hellenisten noch nach jahrelangem speziellen Studium stellenweise die größten Schwierigkeiten bieten, lesen und verstehen zu können. Der Zweck der Schule scheint aber doch zu gebieten, die große Mehrheit der Jünger in Auge zu fassen und nicht bloß eine Minorität von fünf oder sechs, die, mit besonderem linguistischen Talent begabt, sich zu wirklichen Sprachgelehrten ausbilden wollen, wozu ihnen später die Universitäten und das philologische Seminar im Zusammenhange mit fleißigem Privatstudium noch genug Gelegenheiten bieten. Das Beispiel seines Freundes Schiller konnte Wilhelm von Humboldt ja beweisen, daß man vom Griechischen nicht einmal die Elemente innhaben und das Hellanistikum vermöge angeborenem und gemalten Instincts doch besser begreifen und wiedergeben kann als irgendein philologisch dressirter Gelehrter. Wie nun der lateinische und der griechische Lehrer von ihren Jünglingen die besten Leistungen verlangten, so forderte der Geschichtslehrer von ihnen eine Last von Details und Jahresjablen, das Aufzählen sammtlicher älterer und neuerer Dynastien nach Romm und Regierungsjahren, während der mathematische Lehrer starrsinnig verlangte, daß seine Jünger die schwierigsten geometrischen und algebraischen Probleme mit derselben Leichtigkeit lösen sollten wie ein Bernoulli oder ein Euler. Außerdem forderte der Lehrer des Griechischen binnen wenigen Jahren eine möglichst vollständige Beherrschung der schwereren Sprache, in der die Psalmen und Propheten dichteten, womöglich mit Einschluß des Hebräischen und anderer orientalischen Mundarten u. s. w. So schloßen die Schüler, zum Schaden ihrer übermäßig in Anspruch genommenen geistigen und körperlichen Kräfte, wol mit vielen Wissenschaften oberflächliche und sehr bald für immer abgetrochene Bekanntschaften, aber nur selten mit einer derselben eine innige und dauernde Freundschaft. Dabei blieben aber doch das für einen Deutschen unserer Zeit so wichtige, ja fast unentbehrliche und leicht zu erwerbende Englisch, unsere eigene Muttersprache und der deutsche Stil und die jetzt mehr als je in das Leben eingreifenden Naturwissenschaften entweder ganz unberücksichtigt oder doch sehr vernachlässigt. Was letztere betrifft, so kann man sich von dem Studium für das jugendliche Gemüth freilich gegenwärtig wohl die gewünschten heilsamen Wirkungen versprechen, sei es, daß es sich die objectivsten und neutralsten Wissenschaften hat oder sein sollten, ganz offenbar zu Tendenz- und Parteiwerken mißbraucht werden.

Notiz.

Französische Urtheile über das deutsche Theater.

In den letzten Jahren hat wir in französischen Revuen und Blättern gar nicht selten längere Berichte und Abhandlungen über das deutsche Theater und Drama begegnet, was doch wol als ein Beweis gelten kann, daß beide nicht so uninteressant und geringfügig sind, als man in Deutschland selbst von vielen Seiten es darzustellen liebt. Solche Aufsätze über deutsche Theaterzustände fanden wir in der „Revue des deux mondes“ (von Saint-René Taillandier), im „Mousquetaire“ (von

schet), in der „Revue contemporaine“ u. s. w. Nun hat ich einguerlet im Juliheft der Zeitschrift „Le quart d'heure“ die Reihe von Artikeln über das deutsche Theater unter dem Titel „De la situation du théâtre“ begonnen, deren erster u. der Tragödie handelt. Vielleicht kommen wir auf das auch zurück, wenn es geschlossen ist; für jetzt wollen wir aus dem ersten Artikel nur hervorheben, daß, wie der Verfasser wahrnehmen haben will, die erbärmlichen Eifersüchteleien der kleinen deutschen Staaten untereinander abgenommen hätten und ein „sentiment patriotique commun“ angefangen habe, große Hölle der Deutschen zu bestigen und zu einigen. Er ist dann fort: „Dieser Patriotismus hat selbst im Theater Luft gemacht; er hat die Feuertänze erhalten, die Feuertänze Kämpfe. Erst kürzlich hat man ein sonst ziemlich armseliges, nicht zusammengefügtes und dramatisch uninteressantes Stück: es Testament des Großen Kurfürsten, von Büttich, bis zum vollen Applaudiert, bloß wegen einer Anspielung auf die Einigkeit Deutschlands“ u. s. w. Derselbe Franzose, der, wie er Augenzeuge des genannten Blattes versichert, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre nach Deutschland kam „sans savoir un mot d'allemand“, besuchte von Heidelberg aus auch das maner Theater zur Zeit, als Doering aus Berlin daselbst gastierte, er kletterte darüber in der „Illustration de Bade“. Bericht. Er sah Doering als Falstaff und Franz Moor. In der Rolle gefiel Doering ihm besonders: „J'ai vu rarement création plus vraie, plus saisissante“, kurz, Doering nach des Franzosen Versicherung der „vollständigste, der größte Falstaff, den man sich vorstellen kann“. Weniger er sich von seinem Franz Moor zusprechen gestillt; doch sei vielleicht mehr ein Fehler der Rolle als des Schauspielers. Jüller's „Räuber“, sagt er, „haben, trotz bewundernswerther Eigenschaften, meiner Ansicht nach mehr historische als wahrhaft literarisches Verdienst. Sie sind das Werk eines großen Genies und bezeichnen eine ruhmvolle Zeit in der Entwicklung der deutschen dramatischen Poesie. Es ist ein Jugendwerk, denn Schiller war damals erst 18 Jahre alt, die Uebertriebenheit der Form kann die Unwahrscheinlichkeit des Inhalts nicht vergessen machen, und wenn es einem Spieler gelingt, genügend das Stille zu interpretieren, so ist doch zweifellos, daß er zugleich auch natürlich sei.“ Auf der Aufführung des Shakspeare'schen „Heinrich IV.“ einguerlet die Bemerkung: „Leider konnte ich während der Vorstellung einen Verdruß nicht vermeiden, durch den mir ergötzen, welches Sie mir verursachte, verbittert wurde. Es kann ich der Aufführung eines Shakspeare'schen Stücks ausland beiwohnen, ohne die Deutschen um den Vorzug, erste des großen englischen Tragicus auf ihrer Bühne zu haben, zu beneiden und ohne bei dem Gedanken stehen, daß dies bei uns unmöglich ist, weil sich gewisse literarische Vorurtheile einiger gelehrten Herrschaften demischen Bedanten dagegen auflehnen.“ G. M.

Bibliographie.

zum Garten, M., Die Geschichte Jesu. Für das Ver- der Gegenwart in öffentlichen Vorträgen dargestellt. Zweig, Schwesigke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.
s Boot und die Karavane, eine Familien-Reise durch a, Palästina und Syrien. Nach der 5ten Auflage zur- und Unterhaltung, aus dem Englischen überfetzt und- ertungen versehen von G. A. W. Simly. Mit 5 Abbil- Leipzig, Schilde. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.
hn = Sah n, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der- 5ter Band. — A. u. d. T.: Die Kirchenväter. 1ste Ab-: Väter der orientalischen Kirche. Mainz, Kirchheim. 1 Thlr. 10 Ngr.
fert, R., Josef und seine Brüder. Ein Schauspiel in- 3 Acten. Graz. 8. 5 Ngr.
eppen, C. F., Die Religion der Buddha. 2ter Band.

— A. u. d. T.: Die ismaelische Hierarchie und Kirche. Berlin, F. Schneider. Lex-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marx, K. F. H., Gottfried Wilhelm Leibniz in seinen Beziehungen zur Arzneiwissenschaft. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Richter, G. L., Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgeange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten. 1ster Theil. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Pantchatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit überfetzt mit Einleitung und Anmerkungen von L. Benfey. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Thlr.

Reber, F., Gedichte. Remmingen, Dessefseher. 18. 1 Thlr. 5 Ngr.

Seef, S. v., König Alfred. Berlin, W. Schulze. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Stieglitz, F., Briefe an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von L. Gutz. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Storffrich, D. W., Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet. Bremen, Rühlmann u. Comp. 8. 24 Ngr.

Tietz, F., Sehtere Eisenbahn: und Reise-Erträge. Dunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anders woher. Berlin, Cassar. 8. 10 Ngr.

Vogt, A., Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben. Mit dem Porträt des Verfassers und einer zoologischen Abbildung. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weißbrodt, J., Genoveva. Gedicht. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr.

Wendt, F. F., Dr. Philipp Nicolai, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg. Vorlesungen gehalten auf Veranlassung des Vereins für hamburgische Geschichte. Hamburg, Rolte u. Köhler. Gr. 8. 18 Ngr.

Wieser, J. G., Das Haus des Lirias. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Brann, Karaklat. Lex-8. 20 Ngr.

Wilderemuth, Dittlie, Die Heimath der Frau. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Blumroeder, A. v., Was hat Deutschland in der gegenwärtigen Situation zu hoffen oder zu fürchten? Eine Ergänzung meiner „Ansprache an das deutsche Volk zur Mahnung zur Vorkehrung gegen künftige Gefahren“. Leipzig, Kollmann. 8. 16 Ngr.

Die Deutsche Centralgewalt. Von einem Süddeutschen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Kapuziner-Predigt. Darinnen ehrlich, deutsch und wahr wird gehandelt von der Kriegsgefahr, auch vom Bonaparte und seinen Listen zur Lehr und zum Trost für alle Christen. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Rono

Menschen 6
1860. 12.

Proch
trag, gehalten

17. Januar
Raas

die Dänische
18 Ngr.

Die Reformbestrebungen unserer Zeit. Zerstreute Gedanken über die deutsche Einheit. Vom Verfasser von „Der Deutsche Bund“ und „Was hat Preußen gesagt — gethan?“ Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Kupp, J., Das Sektenwesen und die freie Gemeinde. Königsberg, Theile. Lex-8. 8 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

BILDER-ATLAS zum Conversations-Lexikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erklärenden Texte von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.;

gebunden in Leinwand 32 Thlr. 10 Ngr.

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche und schöne Werk kann fortwährend auf einmal vollständig oder allmählich bezogen werden. Gegenwärtig erscheint davon eine

Neue fünfte Ausgabe in 80 Lieferungen zu 9 Ngr.

Jede der zehn Abtheilungen des Werks ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln einzeln zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

- I. Mathematische u. Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. Schifffahrt und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. Gewerbwissenschaft. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Kappen zur Aufbewahrung der Tafeln werden zu 8 Ngr., Leinwandbände der Tafeln und des Textes mit 25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probeflieferung und ausführliche Prospekte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von Heinrich Schindler in Berlin erschienen und sind in den meisten Buchhandlungen vorrätig:

Sämmtliche Tragödien des Euripides

in den Verhältnissen der Originale übertragen

von Franz Friese.

Band I und II. 8. Geh. à 2 Thlr.

(Der dritte Band ist im Druck.)

Das allgemeine Urtheil hat dies Werk längst an die Spitze ähnlicher Versuche gestellt, den vorrätigen Schatz zu heben, welchen uns das griechische Alterthum in den Werken seiner großen Tragiker hinterlassen hat. Die Arbeit vereint in einer bisher nirgends erreichten Vollkommenheit die größte philologische Treue und Correctheit mit den Vorzügen einer edeln deutschen Diction, welche dem Leser durchaus den Eindruck einer im hellenischen Geist geschriebenen Originaldichtung erzeugt. Die vorliegenden zwei Bände enthalten: Hecabe, Andromache, die Herakliden, Hippolyt, Dreßes, Medea, Helena, Iphigenia, Die Flehenden, Alceste und Iphigenia in Aulis. Jede dieser Tragödien ist außerdem einzeln zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschien und ist in den Buchhandlungen zu haben:

Supplement- oder dritter Schluß-Band

zu
Wilhelm Heine's Expedition in die Fern
von

China, Japan und Schotsch

und die

Erforschung des Amurgebietes

durch P. Collins

im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten,
unternommen in den Jahren 1853 bis 1857.

Mit 12 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten in Holzschnitt und Tondruck ausgeführt in der S. A. Brockhaus'schen Geographisch-artistischen Anstalt, nebst 3 Karten und 16 Tafeln. Ver. 8. Preis 3 1/2 Thlr.

Das wichtige, interessante und umfangreiche Material, das Hr. Wilhelm Heine zu Diensten stand, konnte von demselben in zwei Bänden nicht bewältigt werden, ohne dem Werk an somit der Wissenschaft selbst Eintrag zu thun. Dieser Schluß-Band enthält außer den weiteren Entdeckungen und Aenderungen der Expedition in Kamtschatka und Sibirien noch die höchst wichtige noch nie veröffentlichte Erforschung des Amurstroms zu seinem Flußgebiete von Dr. P. Collins. Die prachtvolle Ausstattung schließt sich selbstverständlich den ersten beiden Bänden an.

Die Widmung dieses Prachtwerkes geruhten Sr. Königlich Hoheit Prinz Adalbert von Preußen huldreichst anzunehmen.

Nachdem die Königlich preussische Regierung ihre Expedition nach China und Japan im Interesse des deutschen Handels bereits im October dieses Jahres abgeleitet läßt, ist dies Werk von doppelter Wichtigkeit.

Leipzig, 1859.

Gerhard Costenoble, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Bauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von Karl Gutschow.

In neun Bänden.

Erster bis fünfter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der fünfte Band dieses Werks erschienen, der ein Seitenstück zu den „Nittern vom Geiste“, in welcher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Weßfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine zweite wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, die erste rasch vergriffen war.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 42. —

13. October 1859.

Inhalt: Die nordamerikanische Expedition nach dem Großen Ocean. — Das Geschlecht der Polynen. — Zur Literatur der Mikailoben. — Motzen. (Das deutsche bürgerliche Schauspiel; Die deutsche Literatur und die deutschen Hefe.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die nordamerikanische Expedition nach dem Großen Ocean.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Gadv. Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets durch Dr. P. Collins, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853–57, unter Zuziehung der offiziellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Helme. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Porträts, landwirtschaftlichen Maschinen u. s. w. in Holzschnitt und Lithographie, nebst 7 Karten und 16 Tafeln. Drei Bände. (Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan.) Leipzig, G. F. Schönböck. 1858–59. Per.-8. 9 Bde. 22 1/2 Mgr.

Gleichzeitig mit der Expedition nach Japan unter Commodore Perry organisierte die Regierung der Vereinigten Staaten ein zweites Geschwader unter den Befehlen des Commodore Cabwallader Ringgold, um die vorhandenen Karten des Großen Oceans nachzumessen und zu berichtigen, und nöthigenfalls mit Perry vereint in Japan zu operiren. Für den letztern Zweck kam nun war das Geschwader in Folge von mancherlei Verzögerungen zu spät an; allein um so eifriger widmete es sich seiner Hauptaufgabe, der Erforschung der bisher nur unvollkommen bekannten Küsten des Großen Oceans. Die Resultate dieser verschiedenen Unternehmungen, soweit dieselben von allgemein wissenschaftlichem Interesse oder als größere Lesepublikum zu unterhalten geeignet sind, bilden den Gegenstand des angezeigten Werks, welches nicht ganz mit Unrecht als Fortsetzung der „Reise um die Erde nach Japan“ bezeichnet werden kann, insofern es in seiner ersten Hälfte die in dem früheren Reisewerk des Verfassers enthaltenen Mittheilungen vervollständigt und in der letztern die Ergebnisse einer Expedition schildert, welche nur im Zusammenhange und in Folge der Öffnung Japans unternommen worden ist.

Die Leser d. Bl. werden sich, wo nicht aus eigener Erfahrung der „Reise um die Erde nach Japan“, so doch vielleicht aus unserer Besprechung dieses Werks in Nr. 23 d. Bl. f. 1857 erinnern, daß Wilhelm Helme's Expedition des Commodore Perry beigegeben war und mit dieser nach Amerika zurückkehrte. Er kann

also die Ereignisse und Fortschritte der Expedition unter Ringgold eigener Anschauung schildern und in eigentümlichem Sinne als Reisebeschreibung bezeichnen. Seine Bemühungen auch diesem noch mehr untergeordneten Ansichten sich auf die Herbeiführung einer Zusammenstellung der Berichte und offizieller Dokumente, der Karten und eine im ganzen ziemlich vollständige. Es liegt auf der Hand, daß das Verfahren die von uns früher erwähnte Vorzüge nicht und Wirklichkeit hervortreten können, und vor allem vermehrt man höchst ungern jenes lebenswichtige persönliche Element, welches einen wesentlichen künstlerischen Einheitspunkt seiner früheren Schilderungen aus dem Gebiete der Natur- und Völkerlebens bildete. Wir werden im einzelnen hierauf zurückkommen müssen. Bei alledem aber legt auch dieses Werk Zeugnis ab von dem rastlosen Fleiße, der gewissenhaften Sorgfalt, dem tadellosen Geschmack und überhaupt der schriftstellerischen Befähigung des Verfassers. Es enthält einen reichen Schatz wissenschaftlich bedeutsamer Thatfachen und anregender Bemerkungen und wird sich voraussichtlich einen ausgedehnten Leserkreis gewinnen.

Der erste Band ist von mehr einleitendem Charakter. Die Expedition segelte am 21. Juni 1853 aus dem Hafen von Norfolk in Virginien und traf am 20. September am Cap der Guten Hoffnung ein. Von hier begab sich ein Theil des Geschwaders nach Sidney in Australien, während der andere direct nach dem nächsten Bestimmungsorte der Expedition, der Straße von Gaspar, abging. Jene Abtheilung, bei welcher sich der Commodore befand, stellte manche interessante Beobachtungen in Bezug auf die Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes und die Länge der Wellen an; doch sind deren Resultate und die sonstigen Ergebnisse nicht charakteristisch genug, um eine specielle Hervorhebung zu verdienen. Sie passirte

im Februar auf dem Rückwege die Straße von Banicoro und sollte dem Andenken des hier untergangenen Lapeyrouse, dessen glorreicher Entdeckungsbahn im Norden der Südsee sie zu folgen bestimmt war, durch eine ergreifende militärische Feier ihre Ehrfurcht. Nach einer vorübergehenden Verührung mit den Eingeborenen einer australischen Insel erreichte man am 10. März den Hafen von Hongkong.

Inzwischen hatten die drei übrigen Fahrzeuge der Expedition ihre Reise nach Batavia fortgesetzt, wo sie sich länger als einen Monat aufhielten. Unter den Beobachtungen, welche sie hier zu machen Gelegenheit hatten, dürfte folgende manchem ziemlich neu sein.

Viele der Eingeborenen verbrauchen große Massen von Opium in verschiedenen Formen, und infolge davon werden im Laufe der Zeit ihre Gesichtszüge scharf, die Haut ist über die Knochen wie Pergament, in Anfällen von Wahnsinn, werbender als Tiger. Mit dem langen Schnabel, wie ein Vogel, und dem langen, spitzen, wie ein Dolchmesser, dessen Spitze aus ihren Zähnen hervorstehen können, tragen sie ein wildes, wahnhaftes und wüthendes Aussehen, mit dem einzigen Gedanken, zu ermorden. Sobald sie einen Feind erblickt, schreit alles: „Amoat! Amoat!“ die erste beste Waffe, die ihm in die Hände kommt, zu ergreifen und folgt dem gemeinsamen Feinde. Gewöhnlich zieht man lange Speere dem kürzeren Feind vor, und mit diesen wird der Wahnsinnige endlich in eine Ecke getrieben und mit einer Jagdlaß, als wäre er ein Tiger, getödtet.

Das Wort „Muck“, woher der Ausdruck „Mucklaufen“, ist eine Verflümmelung des javanischen „Amoat“ (Wöte).

Man schritt jetzt zur Vermessung der Gasparstraße (zwischen den Inseln Wangka und Williton im Südosten von Sumatra und im Südwesten von Borneo), deren gefährliche Riffe, Felsen und Strömungen bisher nur sehr unvollkommen angegeben waren, obgleich neun Beihel des Versteherbells mit China hindurchgegangen. Während dieser viermonatlichen Arbeit, die mit dem 15. Mai beendet war, gab es mancherlei Abenteuer, und insbesondere ist eine Expedition in die dichten tiger- und schlangeneichen tropischen Wäldern der Insel Wangka ebenfalls sehr aufregend.

Nach der Wiedervereinigung des Geschwaders in Hongkong ging das Commando der jetzt noch übrigen fechtfähigen vier Schiffe auf den Kapitän John Hancock über, der im Verein mit Commodore Perry und dem englischen Admiral Sterling dem amerikanischen Commisär McBean und dem englischen John Bowring ein Geschwader von fünf Schiffen zur Verfügung stellte, das sie dem Versteher hinauf nach Peking bringen sollte. Die beiden von seiner Flotte hierzu detachirten Schiffe „Hancock“ und „Cooper“ segelten nach Schanghai und besuchten unterwegs die große und volkreiche Stadt Futschau an den Ufern des Min, wobei sie mit dem chinesischen Leben und Treiben in mannichfache Verührung kamen. Wir machen insbesondere auf die ergötzliche Schilderung des Fischeffangs mit Cormoranen aufmerksam. Man fuhr nun zwar ein Stück in den Peiho hinein; allein nach längerem

Verzuge durch nutzlose Unterhandlungen mit den Chinesen wurden die Schiffe durch anhaltendes stürmisches Wetter aus dem Golf von Peking wieder ins offene Gelbe Meer hinausgetrieben, wo man mit genauer Noth der Gefahr des Schiffbruchs entran. Von Schanghai aus segelte die „Hancock“ nach Klung, einem Hafen am nördlichen Ende der Insel Formosa, wo sich eine chinesische Siedelcolonie befindet, vereinigte sich hier mit der „Cooper“ und traf am 13. Februar 1855 in Hongkong ein, wo sie das Flaggeschiff allein vor Anker fanden, da die Brigg „Porpoise“ im Sturme untergegangen war. Jene, die „Vincennes“, hatte unterdessen die Bonin-Inseln besucht, sodann die unter Perry begonnene Vermessung der Lewewengruppe fortgesetzt und einen großen Theil der östlichen und östlichen Küste des schönen Kiusiu, der südlichsten von den größten japanischen Inseln, aufgenommen.

Da wir den einzelnen Schiffen nicht überall auf ihren Explorationsfahrten zu folgen im Stande sind, sondern uns mit Herausgreifung einzelner Notizen begnügen müssen, so deuten wir jetzt den vom Commodore festgesetzten Plan an, wie derselbe wirklich zur Ausführung kam. Danach sollte die „Vincennes“ über die Bonin-Inseln nach Lewew segeln, die „Cooper“ einige Inseln nördlich und östlich von Formosa und die „Hancock“ die südwestliche und östliche Küste dieser Insel selbst vermessen. Von da sollten sie auf verschiedenen Wegen nach Hakodate auf der Insel Jesso segeln, und zwar die „Cooper“ durch das japanische Meer, die „Vincennes“ und „Hancock“ dagegen durch die lange Inselkette zwischen Lewew und Japan fahren, in Simoda auf der Insel Nippon einsprechen und endlich in Hakodate wieder mit der „Cooper“ zusammen treffen. Von da sollte die „Vincennes“ längs der Ostküste von Kamtschatka und Asien durch die Behringstraße in das arktische Meer gehen, die „Cooper“, die Kurilen, Fox- und Aleutischen Inseln vermessen und die „Hancock“ in dem ganzen Umkreis des Nordpolarischen Meeres dem großen Sammelplatz der amerikanischen Waldfänger, dasselbe thun. Um die Mitte des October sollte sich das Geschwader wieder in San-Francisco vereinigen.

Von hohem Interesse ist der Besuch der „Hancock“ auf Formosa, obgleich uns derselbe in dem, was wir bisher über diese räthselhafte Insel wußten, nicht sehr bereichert. Man fand die Insel 205 (englische) Meilen lang und durchschnittlich 60 Meilen breit. Sie hat eine Bergkette längs der ganzen Küste und ist von zwei Küsten bewohnt, Chinesen und Rothhäuten. Jene nehmen die nördliche und westliche Seite der Insel, diese den Süden und Osten ein, und beide leben in unausgesetzter Feindschaft. Das Gebiet der chinesischen Bewohner ist nicht so fruchtbar, das der Rothhäute unfruchtbar und unbewohnt. An der Nord- und Westseite befinden sich mehrere Häfen, an der östlichen aber sind keine vorhanden. Der Zeichner der Expedition hatte Gelegenheit, mehrere von den Ureinwohnern in nächster Nähe zu betrachten. Er beschrieb sie als Leute von hohem Wuchs, schönem Körperbau, Kupferfarbe, starken Backenknochen und Kinnladen, mit schlichtem schwarzem Haupthaar, das bis

die Schultern reichte, und mit Ausnahme eines Stückes unvollständig über die Schultern gänzlich unbekleidet. Chinesen sind in entsetzlicher Angst vor ihnen und in sie für Menschenfresser. Wenigstens benutzen sie gefangenen Chinesen als Gärtnere und Maurer. Man von der Ostküste aus kleine, doch ansehnlich bequeme Wohnhäuser und um diese gutgepflegte Gärten Felder. Die Häuser waren mit Degen und Pistolen zum Theil aber auch mit sehr kampfstüchtig aussehenden Flinten bewaffnet.

Ueber die Ergebnisse der Expedition in Japan werden wir beim zweiten Bande aussprechen. Hier sei nur Anze be merkt, daß der erste Band mit der Schließung der Unterhandlungen schließt, welche die Ratification des Vertrags von Kanagawa begleiteten. Eine etwas frühere Erwähnung verdient das furchtbare Erdbeben, das nicht lange vor Ankunft der amerikanischen die Insel Nippon erschütterte, Simoda und viele Städte zerstörte und die russische Fregatte „Diana“ an der Küste von Simoda so arg beschädigt hatte, daß sie sank. Ein russischer Offizier schilderte den Vorfall dermaßen:

Am 28. December 1854 war das Wetter schön, der Thermometer 72°, der Barometer 30°, als plötzlich ein gewaltiger an Bord der Fregatte gefühlt ward, der das Schiff erschütterte. Derselbe dauerte volle fünf Minuten, und während nächster halben Stunde folgten ihm in verschiedenen Abständen noch mehrere Stöße von gleicher Heftigkeit. Um 30 Minuten brach plötzlich die See in einer ungeheuren hohen Welle mit furchtbarer Geschwindigkeit auf den Hafen herein. In einem Augenblick war das Städtchen überflutet und vom Boden weggespült. Große Dschunken, ankernd, wurden gegeneinander geschleudert, und von mehreren Stellen das Thal hinaufgeschwemmt. Als der Wütherer zurückströmte, war es von Häusern, Dschunken, in aller Art und ertrinkenden Menschen in einer entsetzlich schauererregenden Masse bedeckt.

Das Anschwellen des Wassers fand fünfmal statt. Einmal verbreitete sich über die Stadt und die umliegende Gegend und die Luft war mit erstickenden Schwefeldämpfen während noch fünf Stunden länger geringere Erschütterungen die Erde bewegten. An Bord der russischen Fregatte ein Schauspiel dar, das die stärksten Herzen erheben. Sie ward von einer Seite zur andern geworfen, und Wasser zurücktrat, lag sie plötzlich auf der Seite mit Fuß Wasser ringsumher. Abplötzlich ward sie wieder hereinströmenden Wellen mit so entsetzlicher Geschwindigkeit gerissen, daß es schien, als stöße das Schiff durch die wüthende Strudel bildeten sich auf allen Seiten, die das so ungeheuerer Kraft im Kreise herumtrieben, daß die Matrosen schwindelig wurden. In dieser hilflosen Lage, solange das Erdbeben fortbauerte.

Um 30 Minuten nach Mittag war alles vorüber, ohne einer gelegentlichen leichten Erschütterung; das Schiff ruhig und lächelte anscheinend über sein Werk der Vernichtung.

So dicht lagen die Trümmer über die ganze Wasseroberfläche, daß die Japanesen auf demselben über die Bojen nach ihren Todten und dem verlorenen Eigenthum suchten. Von den 1000 Häusern Simodas blieben nur 16, alle wurden mehr oder weniger beschädigt. Während Fluten ward eine große Dschunke gegen die „Diana“ und brach in Stücke. Man warf der Mannschaft zu, sie daran zu retten, allein in blindem Gehorsam gehorchten, welches den Japanesen verbiethet an Bord

fi
u
u
g
er
hu
se

31
da
m
31
ft
bi
m
di

grapp vor

Dieser
mentlich
früheren
und Inseln
den derselben
Landbau
chinesischen
früheren
Werth
bringen.
Berichte
die medien
theilung
pausen.
manche
gebrachten.
den Bericht
und den
Küsterbau
der Bonin
die Bonin
Fahs' Mit
kanischen
haben, als
theilhaft
zeichnen.

Der
handelt
herigen
in man
gierde
suchen.
Umständen
Expedition
teresse
neue
große
Reisenden
Forschung
in ähnlich
schrägen,

fördern. Ihre Ergebnisse sind wol für die strenge Wissenschaft und noch unmittelbarer für die Praxis des Handels und Seeverkehrs von Gewinn, für die große Masse der Leser aber, an welche sich doch Heine's neuestes Reise-
 wert wendet, sind sie nicht bloß uninteressant, sondern indlich, obgleich sie ihnen durch
 ortrefflich ausgeführte Karten
 als die Topographie und Sta-
 Japan betrifft, so lassen sie
 wie hinsichtlich aller ethno-
 n und geschichtlichen Fragen,
 das Hauptinteresse des Lesers
 ich den schon an sich beengen-
 japanischen Behörden in mög-

lichst beschränktem Sinne geduteten Bestimmungen des
 Vertrags von Kanagawa, unter dessen Schutze die Ge-
 währsmänner des Verfassers Japan besuchten, fehlt es
 den Besuchern an dem zu eingehenden Forschungen nö-
 thigen Spielraum. Das wird sich hoffentlich in nächster
 Zeit ändern, wenn infolge der neuerdings abgeschlossenen
 Verträge europäische und amerikanische Gesandte und Con-
 sulin ihren dauernden Aufenthalt in jenem merkwürdigen,
 sich langsam aber stetig dem Verkehr und der wissen-
 schaftlichen Forschung erschließenden Inselreiche genommen
 haben werden.

Selbst das in Nr. 40 d. Bl. f. 1858 beurtheilte, an äu-
 ßerm Umfange wie an Werth der Darstellung weit hinter
 Heine's Reisewerk zurückstehende Büchlein von Lühdorf,
 dessen Fahrzeug und Person übrigens hier mehrfache Er-
 wähnung und dessen Angaben eine erfreuliche Bestätigung
 finden, enthält mehr neue und charakteristische Thatfachen
 als die weit ausführlichere und elegantere Reisebeschrei-
 bung, welche uns gegenwärtig vorliegt. Nicht etwa, weil
 sich Lühdorf einer schärfern Beobachtungsgabe rühmen
 könnte — ganz im Gegentheil, sondern vielmehr aus dem
 einfachen Grunde, weil derselbe durch die Umstände zu
 einem mehrmonatlichen unsterblichen Aufenthalte bei Ga-
 kotabe genöthigt wurde, und dadurch Gelegenheit erhielt,
 das alltägliche Thun und Treiben seiner japanischen Um-
 gebung anhaltender und genauer zu beobachten, ohne selbst
 Gegenstand ungewöhnlicher Beobachtung und Berücksich-
 tigung zu sein wie die Mitglieder der nautischen Expedition,
 denen gegenüber das Volk so gut wie die Behörden eine
 gewisse Attitude anzunehmen für nöthig hielten. Da der
 Verfasser und seine Gewährsmänner stets nur auf sehr
 kurze Zeit den einen oder andern Küstenpunkt anliefen,
 so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn sein Buch
 für jeden mit der Literatur über Japan oder auch nur
 mit seinem eigenen frühern Reisewerk leidlich Bekannten
 in vieler Beziehung fast werthlos erscheint, obgleich es
 immerhin eine angenehme Lectüre bleibt. Die Sache wird
 natürlich dadurch nicht besser, daß er abwechselnd drei
 verschiedenen Berichterstatern das Wort läßt, die im
 Grunde genommen sämmtlich dasselbe zu sagen haben;
 und zwar lediglich deshalb, weil es nicht ohne Interesse
 sei, „die von einem Reisenden gemachten Angaben von
 einem andern, der mit jenem nicht bekannt war, bestätigt

zu sehen“. Nun gewinnt es allerdings den Anschein,
 als wolle sich mit der Zeit eine Pseudoliteratur über
 Japan hervormagen, die man nach ihrer Legitimation zu
 fragen allen Grund hat. Allein zu dieser Kategorie ge-
 hören doch ganz gewiß nicht Heine's Schriften, die alle
 inneren und äußern Merkmale der strengsten Wahrheits-
 feits an sich tragen; bei ihnen ist jeder Beleg, der ihm
 bloßer Beleg ist, vom Ueberflus und mithin vom Uebel,
 wie alles unnöthige Geschreib. Wir wollen zwar nicht
 behaupten, daß diesen verschiedenen Berichten aller eigen-
 thümliche Werth abzuspochen sei: der des amerikanischen
 Lieutenant's Habershaw zeichnet sich durch eine wagwitz-
 Frische der Darstellung aus; der des englischen Kapitäns
 Whittingham schildert einen Theil der Operationen des
 englischen Geschwaders zur Zeit des orientalischen Krieges,
 sowie die in sehr unenglischem Geiste geführten Verhan-
 lungen mit den Japanern in Nagasaki; der des Ge-
 nerals Doo aus Kanton endlich ist allerdings durch seine
 Form, auf die wir kurz zurückkommen werden, im höch-
 sten Grade charakteristisch. Allein das alles entschädigt
 um so weniger für den Mangel an neuem Inhalt, als
 bauernder Geltung, je mehr durch die Zersplitterung dieser
 verschiedenen Berichte auch die Uebersichtlichkeit und
 künstlerische Einheit des Ganzen gelitten hat. Die Be-
 wegungen des amerikanischen und englischen Geschwaders
 können uns in der Ausführlichkeit, wie sie hier dargelegt
 sind, heutzutage nicht mehr interessieren; jede erträgliche
 Zeitung gibt uns darüber genügenden Aufschluß. Es
 auch das persönliche Element der Erzählung nirgends sehr
 bedeutend hervortritt, so ist es in der That bloß dem
 Talent und Geschmaack des Verfassers zu verdanken, wenn
 dessenungeachtet dieser Theil des Werks als anziehend und
 unterhaltend empfohlen werden kann. Uebrigens verheißt
 es sich wol von selbst, daß es für alle mit der aus-
 weitigen Kelliteratur über Japan Unbekannten zugleich
 einen reichen Schatz von wissenschaftlichen Thatfachen birgt.

Uns gibt dieser ganze Reichthum nur zu einer kurzen
 Bemerkung über den Zustand der öffentlichen Moralität
 in Japan Veranlassung. Der Verfasser gedachte schon in
 seinem vorigen Reisewerk der uns auffälligen Sitte, daß
 in Japan Leute jedes Geschlechts, Alters und Standes
 gleichzeitig die öffentlichen Bäder benutzen, ohne durch
 irgendwelches Schamgefühl beengt zu werden; daneben
 konnte er aber nicht umhin, die liebenswürdige Schät-
 ternheit und Sittsamkeit der Frauen, und ganz besonders
 der Jungfrauen, anerkennend hervorzuheben. Hierin rühmt
 nun an und für sich keineswegs ein unaufschiebbares Wider-
 spruch liegen: das Beispiel anderer Völkervölker beweist,
 daß mit einer großen Freiheit der Sitte im geschlechtlichen
 Verhältnis ein Zustand gesunder Moralität recht ver-
 träglich ist. Was insbesondere die rücksichtslose Ent-
 blößung des Körpers anbetrifft, so bedarf es hier gar
 keines Hinweises auf die Sitte jener von der Cultur
 wenig oder nicht berührten Völkervölker, die überhaupt
 noch nicht vom Baume der Erkenntnis gelöst zu haben
 scheinen: man braucht sich nur der Erzählung des Bar-
 tholomäus oder dessen zu erinnern, was Bayard Taylor und

andere Reisende über die sinnliche Sitte und namentlich über die sinnlichen Wädr berichten. Hierbei ist aber untrüfliche Voraussetzung, daß das geschlechtliche Verhältnis als ein durchweg natürliches und unversägliches freis in Wort und Handlung mit vollem Ernst und ohne alle Zweideutigkeit behandelt werde. Wenn wir nun früherhin gemerkt hatten, daß diese Voraussetzung allerdings unter dem Japanern eintreffe, so sind wir, offen gestanden, nach den vorliegenden Berichten in unserm Glauben etwas irre geworden. Der Verfasser bemerkt nämlich, daß in Simoda und der Bai von Jedo beinahe jeder Japaner schöne Bilder und Bücher mit sich herumgetragen, sie bei jeder Gelegenheit verflohen gezeigt und mit schönen Commentaren begleitet habe. Er fügt zwar hinzu, daß der Einfluß der üppigen Hauptstadt die Sitten der Bewohner vielleicht nur in der nächsten Umgebung verdirbt und der Rest des japanischen Volks weniger lascive Gewohnheiten haben möge, und bestätigt die vom Chinesen Foo gemachte Bemerkung, daß die Sitten der Einwohner von Hakodate gut zu sein schienen und ob- schöne Redensarten dort selten gehört würden. Wie aber eine Sitte, deren Zulässigkeit nur durch das Vorhanden- sein einer völlig arglosen Anschauung natürlicher Ver- hältnisse bedingt ist, ohne diese Voraussetzung auf die Dauer Bestand haben soll, ohne das Volk gründlich zu demoralisieren, läßt sich nicht wol absehen. Vielleicht ist der neueröffnete Verkehr mit den Völkern des Westens dazu bestimmt, den Anstoß zu einem Bruche mit dieser wie mit mancher andern überkommenen Sitte oder Unsitte zu geben. Im übrigen, bemerkt der Verfasser, sei das Verhältnis der Frauen zu den Fremden ein vollkommen reines, was von den Chinesen nicht gesagt werden könne, obgleich bei diesen das gemeinsame Baden beider Ge- schlechter in öffentlichen Bädern nicht vorkomme. Der englische Kapitän sagt:

Der Verkehr zwischen den Schönen Japans und den Euro- peern wird durch die Polizei entschieden verhindert und die Strafe einer solchen Unglücklichen wäre Anhaftung. Alle Galanterie unserer im Tempel einquartierten Allirten soll daher, wie ich vernommen, erfolglos geblieben sein.

Unter den japanischen Schönen kann man freilich nur die unverheiratheten Frauen verstehen, als deren Reize der Engländer blühende, fast zu blühende Wangen, rothe Lippen und von Gesundheit strahlende Augen bei etwas zu mongolischen Gesichtszügen, hohe und volle Gestalten, weiße Haut, kleine Füße, üppiges Haar und weiße regel- mäßige Zähne bezeichnet, während die verheiratheten Ja- panerinnen fast ohne Ausnahme entschieden häßlich sind. Die verunstaltende Unsitte, die Zähne nach der Verhei- rathung schwarz zu färben, erklärt derselbe aus der von ihm in Erfahrung gebrachten Thatsache, daß jeder Beamte, der ein hübsches Frauenzimmer mit einem seiner Unter- gebenen verheirathet sehe, sich dasselbe zum Nebenweibe nehmen könne. Wie es sich auch mit dieser angeblichen Thatsache verhalten möge, jedenfalls ist die verurtheilte Er- klärung ebenso weit hergeholt wie abgeschmackt. Die Sitte, Nägel oder Zähne zu färben, ist bekanntlich nicht weniger

verbreitet als das Streben, den jugendlichen von dem Frauenstande äußerlich zu unterscheiden. Möglicb übrige- gens, daß diese auffallende Häßlichkeit, welche außer der fernerweiten Unsitte des Ausdrucks der Augenbrauen und der barbarischen Behandlung der Kindbutterinnen auch die schwere Arbeit vieler Frauen verschulden mag, die japanischen Matronen wenigstens den Fremden gegenüber in dem Rufe ehelicher Treue schügen wird, worin sie „mit den Matronen Roms rivalisiren könnten“. Vielleicht ist auf die Reinheit der geschlechtlichen Beziehungen die gänge- liche Unbekanntheit der Japaner mit dem Lanze von wesentlichem Einfluß gewesen. Dafür scheint sich das schöne Geschlecht nicht selten auf eine Weise zu entschä- digen, die hinwiederum bei uns für völlig unweiblich gilt. So erzählt z. B. der Engländer, daß er einmal Zeuge eines zwischen einem jungen, anständig gekleideten, aber betrunkenen Frauenzimmers und ihren Dienern ge- führten Streits gewesen sei, ob sie, wie ihr Wunsch war, in einem Graben liegen bleiben, oder nach Hause gebracht werden solle. Ueberhaupt scheint das weibliche Geschlecht dem Trunke nicht minder ergeben zu sein als das männliche, und insbesondere mögen die Thregärten, der Tummelplatz der jungen Leute, wo natürlich auch Sacki geschenkt wird, die Schuld tragen, daß so viele derselben jenem Laster fröhnen.

Der letzte, kleinere Theil des Bandes, durchgängig aus der Feder des Lieutenant's Haberdham, enthält verhält- nißmäßig eine größere Anzahl neuer Thatsachen. Nach- dem das amerikanische Geschwader die Ostküste von Nipon und die Südküste von Jesso, sowie die beide Inseln tren- nende Meerenge von Zugar (gewöhnlich Sangar genannt) untersucht hatte, fuhr der Dampfer „Hancock“ (1. Juli 1855) an der Westküste von Jesso hinauf. Die Hauptstadt Matsumai bietet einen außerordentlich lieblichen Anblick. An der Nordküste, wo in einer schlechten Bai dicht am Cap Soga die Stadt Tomari, eine japanische Fischerzei- station, liegt, machte der Berichterstatter die Bekanntheit des merkwürdigen Volksstammes der Ainu oder Kurilen, welche den weitaus größten Theil der dortigen Bevöl- kerung bilden. Er fand sie im ganzen den Schilderungen Krusenstern's, Lapeyrouse's, Broughton's und Solow- nin's entsprechend, nur nicht von so übermäßigem Haarwuchs, wie sie gewöhnlich beschrieben werden, und von wesentlich anderem Charakter als die Kurilen auf Saghalin, welche ein englischer Offizier in Hakodate, der kürzlich auf jener Insel ziemlich in der Mitte ihrer West- küste gelandet war, als einen rohen Schlag Menschen von wildem Aussehen mit behaarter Haut geschildert hatte, die in eine Art von grobem Sack gekleidet waren und, weit entfernt aus ihren Gebüschen hervorzukommen, nur mit dem gedankenlosten Ausdruck auf ihren Ge- sichtern, unvernünftigen Thieren gleich, die fremden An- kömmlinge anstierten. Das Haupthaar der Kurilen auf Jesso ist, wo sie es nicht wie auf dem Vorderkopfe hin- weggestreut, dicht und struppig aber schlicht, und von schwarzer, bisweilen bräunlicher Farbe; ebenso der Bart, der selten länger als fünf bis sechs Zoll wird. Der Be-

Haarteile; den man untersucht, hatte ausnahmsweise auf jedem Schulterblatt einen Haarbüschel von der Größe einer Hand, während sein Körper nicht mit üppigerem Haarmutze gesegnet war als der vieler Rattosen. Der bis dicht unter die tiefliegenden Augen wachsende Bart, die buschigen Augenbrauen und der schwe, unfrische Ausdruck des Gesichtes geben diesen Leuten ein höchst mildes Aussehen, das sonderbar gegen ihr mildes, unterwürfiges Benehmen abfällt. Ihre durchschnittliche Größe beträgt nicht mehr als fünf Fuß und zwei oder drei Zoll, einzelne aber von ihnen würden in jedem Lande als große Leute bezeichnet werden können und jener Mangel wird reichlich durch einen kräftigen, muskulösen Bau ersetzt. Sie sind ein wohlgestalteter Menschenschlag, dessen Gesichtszüge dem kaukasischen Typus mehr als einem andern gleichen. Ihre moralischen Eigenschaften sind höchst lobenswerth: sie zeichnen sich durch Nächstenliebe, Anlage zur Großmuth, eine gewisse harmlose Felterkeit und Gutmüthigkeit und im allgemeinen durch zuverlässigen Charakter aus, während ihnen der Ausdruck von verrätherischer List gänzlich abgeht, der in den Gesichtern ihrer Gebieter, der Japaner und nördlichen Chinesen, so deutlich ausgeprägt ist. Durch natürlichen Verstand, sowol als Charaktermilde erscheinen sie vorzüglich geeignet, die Wahrheiten des Evangeliums zu empfangen. Die Missionare hätten freilich vor allem den großen Wohlthator, die Erde, mitzubringen. Durch eine Unreinlichkeit ohne gleichen — man zweifelt, ob sich ein Aino jemals wäscht — durch Ungezieferei und Hautkrankheiten unterscheiden sie sich hinwiederum auf eine höchst unvortheilhafte Weise von den Japanern, welche nächst den Malaien unfehlbar die reinlichste Nation des ganzen Orients sind.

Die „Hancock“ passirte die Straße von Kaprouse, fuhr in das Okhotskische Meer und erblickte nach acht Tagen die flache Westküste von Kamtschatka, an der sie über ein großes unterfischiges Inselband nördlich hinsegelte. Die Resultate der hier und später angestellten Beobachtungen erwiesen größtentheils die besten Karten als unrichtig; so befand man sich z. B. eines Tags laut Angabe der Karte dicht an der Seite eines erloschenen Vulkans, der jedoch thatsächlich mehr als 60 Meilen von der See entfernt war. Die gesammelten Data werden daher nicht allein für die Wissenschaft, sondern namentlich auch für die Walfischjäger von hohem Werthe sein, vorausgesetzt, daß die letztern sie benutzen wollen; es ist aber nichts Seltenes, daß man unter diesen Kapitäne trifft, die einen ganzen Monat lang nicht nach dem Chronometer gesehen haben! Allmählich stieg die Küste steiler empor, ohne daß das Wasser, wie gewöhnlich, tiefer geworden wäre, und unter 161 $\frac{1}{2}$ ° östl. L. von Greenwich traf man auf einige beträchtliche Kohlenlager, wo man die interessante Entdeckung einer Jakutenfamilie, wenigstens des männlichen Theils derselben, machte. Nachdem man noch ein Stück in den Golf von Penzinsel hineingesehelt war, kehrte man zurück und fuhr nach Westen an der Küste Sibiriens entlang, wo man mit genauer Noth der Gefahr des Schiffbruchs entging. Die interessanteste Partie aus

der Schilderung dieser Fahrt ist die Beschreibung des Dorfes Oia, wo „Hunde, Kinder und Fische die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung auszumachen scheinen, obwol Rindvieh und erwachsene Leute gleichfalls nicht selten waren“. Oia ist nur eine Sommeraberklassung, welche die Einwohner mit Einritt des Frühjahrs beziehen, um Lachs zu fangen und aufzubewahren, die gewisse Stellen der Küste in zahllosen Jagen besuchen; sowie der Winter herannahet, suchen sie, mit getrockneten und geräuchereten Fischen beladen, ihre besser geschützten Wohnungen im Innern wieder auf, wo die gesammelten Vorräthe Hirschen, Kindern und Hunden so gut wie Menschen zur Nahrung dienen müssen. In letztern waren unter mittlerer Größe und den Jakuten in der Nähe des Kohlenlagers sehr ähnlich. Ihre Farbe war ein dunkles Olivenbraun, ihr Körperbau leicht und fehnig, ihre Augen lebhaft und der leichte elastische Tritt ihrer mit Mocassin besetzten Füße deutete ein wohlproportionirtes Muskelsystem an. Die keineswegs abschreckend häßlichen Weiber und Mädchen waren lustig und zutraulich, aber dabei anständig und bescheiden. Der Ort wird nicht selten von Walfischfahrern besucht, die hier Rindfleisch, Milch, Fische und etwas Gemüse einkaufen, nicht einkaufen: denn von dem Werthe des Geldes haben diese ganz Leute, die doch selbst ein wenig Englisch verstehen, doch keine Vorstellung. Die glänzendsten Geschäfte waren unter ihnen, wie unter den hochcivilisirten Japanern, mit Uniformindysen zu machen! Der Verkehr der Schiffe mannigfaltig mit diesem gewöhnlichen Wokern ist höchst lebhaft und amantlich geschäftig.

Der Anhang enthält zunächst verschiedene Actenstücke zur Vervollständigung des Berichtes über die Expedition Commodore Perry's, die namentlich für die Kenntniss der außerordentlich kohlenreichen Insel Formosa von Wichtigkeit sind. Ein Aufsatz des verstorbenen Perry bespricht die Nothwendigkeit, dem amerikanischen Handel im Orien weitere Erleichterung zu Theil werden zu lassen, und bringt auf Anlegung amerikanischer Handelsstationen auf den Sundainseln und ganz besonders auf dem von China so gut wie unabhängigen, productenreichen Formosa; ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers handelt von den wahrscheinlichen künftigen Handelsverbindungen mit Japan und Korea, und ist in einem wohlthuend verständigen und maßvollen Geiste geschrieben. Die interessanteste Beilage ist aber das bereits oben erwähnte Tagebuch eines Chinesen während eines Besuchs in Japan, nicht sowohl wegen der darin enthaltenen Notizen über Land und Meer, als vielmehr wegen des Einblicks, den es uns in die Bildungs-, Anschauungs-, Verkehrs- und Ausdrucksweise der chinesischen und japanischen gelehrten Welt eröffnet. Fast alle Artigkeiten werden in gelehrten Abhandlungen oder Werken ausgetauscht, von denen die einen so wenig Inhalt haben als die andern, obwol sie nicht selten eine große Formgewandtheit verrathen. Nach diesen moralisch-pöitischen Ergänzungen zu schließen, sind China und Japan das Gelobte Land der Albums und Stammbücher.

Im dritten Bande, der übrigens als Supplementband

bezeichnet wird, begleiteten wir zunächst die „Ganad“ auf ihrer weiteren westlichen Fahrt längs der obootschischen Küste. Obgleich gerade diese Partie eine der interessantesten im ganzen Breite ist, so müssen wir es doch bei einigen kurzen Andeutungen bewenden lassen. An der ganzen Küstenlinie vom Cap Eschka an der Südspitze Kamtschatka bis in die Nähe des Amur hörten die Reisenden von nur sechs Niederlassungen. Ohne die westlichste derselben an der Nordküste, Ochozof, zu besuchen, schlangen sie, bald nachdem sie Lortel oder Teusel verlassen hatten, eine ziemlich südliche Richtung nach der Jonadinsel ein und wandten sich von da gerade westlich nach der russischen Niederlassung Nyan, unter der sie sich eine große blühende Stadt „mit prächtvollen Häusern und gasbeleuchteten Straßen“ vorgestellt hatten. Statt dessen fanden sie eine Ortschaft von 50—60, allerdings ziemlich mühsam gebauten Nachhäusern, die mit einer einzigen Ausnahme bloß ein sehr hohes Stockwerk enthielten, aber recht nett aussahen und zum Theil von bedeutendem Umfange waren. Aber auch die „schneebedeckten Berge Sibiriens“ vermochten sie nicht zu entdecken; vielmehr gewahrten sie auf diesen jetzt (31. August 1855) eine üppige Vegetation und hochstämmige Waldungen von Lärchen und Birken, und aus der Ferne trug die ganze Landschaft einen fast tropischen Charakter, für den zum Ueberfluß noch Schwärme wandernder Mosquitos ein empfindliches Zeugniß ablegten. Zudem fanden sie bei dem Agenten der russisch-amerikanischen Pelzcompagnie, einem Deutschen Namens Freiburg, sowie später von Seiten des russischen Gouverneurs, der sich infolge der Kriegsverhältnisse weiter ins Innere zurückgezogen hatte, eine überaus herzliche Aufnahme, deren Gostfreundlichkeit sie die Gewinne einer großen Stadt kaum vermissen ließ. Ueberhaupt tragen sämtliche amerikanischen Berichterstatter des Buchs ihre von der andern Seite augenscheinlich lebhaft gehegte und reichlich verbiente Vorliebe recht gefühlvoll zur Schau. Der Hafen von Nyan mündete von amerikanischen Walfischfahrem, deren Anwesenheit ihren Landeuten Gelegenheit bot, Zeugen einer interessanten Walfischjagd zu sein. Und da es eine gewisse Klasse von Lesern gibt, die eine Reisebeschreibung ohne einige aufregende Jagdabenteuer ziemlich schal findet, so wollen wir zu deren Beruhigung bei dieser Veranlassung zugleich erwähnen, daß sie wenige Kapitel zuvor eine Walfischjagd beschrieben finden, welche dem Buche den erwünschten Goutout zu geben nicht ermangeln wird.

Am Tage nach der Abfahrt von Nyan bekam die „Ganad“ die Schantarinseln zu Gesicht und ankerte auf der Höhe von Hsilgoff, dem bedeutendsten Hafen derselben. Diese Gruppe liegt in der südwestlichsten Ausbuchtung des Ochootschen Meers, unter 55° nördl. Br., und ist ihrer geologischen Bildung nach insofern bemerkenswerth, als sie durchaus keine Kennzeichen eines vulkanischen Ursprungs darbietet, wie sie denn in der That von völlig außer dem Bereiche des großen östlichen Pazifikgürtels liegt. Geringe Wassertiefe, Felsriffe und heftige Stürme machen die Schifffahrt sehr gefährlich. Die

Inseln sind eher hügeligbergig zu nennen, mit dichten Tannen- und Birkenwäldern bedeckt und von zahlreichen klaren Bächen bewässert. Obgleich der Boden außerordentlich fruchtbar und die Vegetation üppig ist, so scheint doch wenig thierisches Leben vorhanden zu sein; wenigstens war nicht ein einziger menschlicher Bewohner zu entdecken. Nach vier tägigem Aufenthalte setzte die „Ganad“ ihren Weg nach dem Amur fort; aber ihre Hoffnung, zwischen der Insel Saghalin und dem Festland in den Latorischen Golf segeln zu können, ging nicht in Erfüllung, da man, obwohl mit russischen Karten versehen, keinen hinlänglich tiefen Wasserkanal zu finden vermochte.

Eine genauere Bekanntschaft mit den Küstenverhältnissen des Amurgebietes und dem Latorischen Golf machen wir in den unmittelbar vorhergehenden Kapiteln aus der Feder des englischen Kapitäns Whittingham, welcher den Feldzug der Allirten im Norden zu seinem Gegenstande hat. Obwohl über diese Partie des orientalischen Kriegs sich allmählich ein größeres Licht verbreitet hat, so bleibt doch diese Erzählung ein nicht zu verachtender Beitrag zur Geschichte desselben. Der ungemischt komische Eindruck, den das Entkommen des russischen Geschwaders trieb auf uns gemacht hat und der bei Haupt- und Staatsaktionen wirklich eine Seltenheit ist, so humoristisch diese in der Regel auch zu sein pflegen, wird durch den Bericht des englischen Kapitäns durchaus nicht abgeschwächt. Wir gehen jedoch auf dieses interessante Stück Kriegsgeschichte nicht ein, um für eine andere Bemerkung Raum zu gewinnen. Die Engländer fanden nämlich auf der Insel Saghalin, deren nördlicher Theil zu Rußland wie der südliche zu Japan gehört, in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen, mit jungen Fichtenzweigen umpflanzte Eingäusen, worin man Bären gefangen hielt, die man gut und reichlich mit getrockneten Fischen nährte. Auch sorgfältig gebaute Gräber geforbener Bären fanden sich vor, und da die Eingeborenen deutlich zu verstehen gaben, daß ihr eigenes Wohlfühlen vom dem Wohlfühlen der Bären abhängt, so scheint der Schluß nicht unberechtigt zu sein, daß die Ainu diesen Thieren gütliche Verehrung zollen.

Die „Vincennes“ besuchte auf ihrer Fahrt gen Nochen das damals infolge des allerdings schmähtig verunglückten Angriffs der Allirten verlassene Petropawlowsk und errichtete sodann im Glasenapphafen am Eingange der Wehringstraße ein Jellager mit einem Observatorium, wo sie einen Theil ihrer Mannschaft zurückließ. Die Berichte über die Operationen der „Vincennes“, vom Naturforscher Simpson, sind aber verhältnismäßig ziemlich trocken, da er sich zu sehr innerhalb seiner Specialität bewegt und dem Leser allzu viel Aufmerksamkeit auf das Detail seiner Molluskenfischerei zumuthet. Wirklich amüsant ist es, daß dieser Naturforscher in allem Ernst die berühmte „große Gerschlinge“ entdeckt zu haben glaube und den übrigen Mitgliedern der Station wirklich deren Existenz eingeredet haben würde, wenn man nicht von dem Eingeborenen belehrt worden wäre, daß die Gersch-

nung ganz einfach von drei weißen Bältschen herrührt. Die Berührung mit den Eingeborenen, den Tschuktschen, schildert Lieutenant Brooke in einer ebenso interessanten als eingehenden Weise, die in der Hauptsache an den Charakter und die Lebensweise der Eskimos erinnert, obgleich die ersten unzweifelhaft auf einer viel höhern Culturstufe stehen und für bildende Einflüsse von Seiten civilisierter Nationen eine überraschende Empfänglichkeit zu haben scheinen. Mittlerweile war die „Vincennes“ bis 72° 5' nördl. Br., also höher als irgend ein anderes Schiff, hinaufsegelt, ohne auf das vom englischen Schiffe „Herald“ angeblich entdeckte Land oder die Wrangelsinsel zu stoßen. Nach Vermessung der Gewässer in jenen hohen nördlichen Breiten kehrte sie in die Behringstraße und von da nach San-Francisco zurück. Im Juli 1856 langte sie wieder in Newyork an.

Noch vor wenigen Jahren würde man geneigt gewesen sein, den diesem Bande beigegebenen Bericht über die Reise des Dr. Collins zur Erforschung des Amurstroms für eine zwar werthvolle, aber immerhin äupfrliche Zuthat anzusehen. Seit dem großartigen Erwachen der Südsee aber hat es durchaus nichts Ungereimtes mehr, selbst eine Reise durch Sibirien als „Fortsetzung der Expedition nach Japan“ zu betrachten. Die Hauptbestimmung Japans für die Zukunft scheint die zu sein, gleich den Sandwichsinseln eine Mittelstation zwischen San-Francisco und der Mündung des Amur zu bilden und zwischen Petersburg und Washington einen commerciellen und politischen Verkehr anzubahnen, dessen Wirkungen sich in allen westeuropäischen Verhältnissen fühlbar machen und den Staatsmännern nicht nur der germanischen, sondern auch der romanischen Staaten ernstlich zu denken geben werden. Man kann getrost behaupten, daß in demselben Maße, wie die Cultur, die Bevölkerung und die Verkehrsmittel Sibiriens zunehmen, der Schwerpunkt der Weltpolitik sich verrücken wird. Mehr brauchen wir nicht zu sagen, um die Wichtigkeit der Beobachtungen hervorzuheben, die Collins auf seiner 1856 und 1857 im Auftrage der Unionverwaltung unternommenen Reise angestellt hat. Er reiste unter dem Schutze des Gouverneurs von Ostibirien, General Murawiew, von Moskau nach Irkutsk am Baikalsee, dem Sitze des Gouvernements, auf dem ganzen Wege seine Aufmerksamkeit vorzugsweise denjenigen Einrichtungen zuwendend, die ihm eine Uebertragung auf die analogen Verhältnisse des großen nordamerikanischen Westens zugulassen schienen, wie namentlich die Organisation des russischen Postwesens. Die meisten seiner Beobachtungen sind scharfsinnig, treffend und nicht bloß für Amerika beachtenswerth. Von Irkutsk aus besuchte er die russische Grenzstadt Kjachta und die nur einen Büchsenfluß weit davon gelegene chinesische Maimatschin, wo er als Gast des Gouverneurs unter anderem dem sogenannten Laternenfeste beizuohnte. Die Kaufleute von Kjachta, in deren Händen bekanntlich der ganze Handel zwischen Rußland und China liegt, nahmen ihn mit großer Gastfreundschaft auf, obgleich sie, von Water auf Sohn an die bisherige Handelsweise mit ihren eigen-

thümlichen Kunstgriffen und Kunstgeheimnissen gewöhnt, für seine weit ausschauenden Pläne wenig Verständnis und Empfänglichkeit kund gaben. Von hier setzte er über das Eis des Baikalsees nach Werchaj Udinsk über und erreichte, nach einem Anstöße in die großen Wälder der Strasanstalt Petrowsky am Fuße des Stanowogebirgs, Chetah, die Hauptstadt des transbaikalischen Gouvernements, an dem gleichnamigen Flusse, welcher in der Angoda fällt und somit bereits dem Amursystem angehört. Nachdem er von hier aus die reichen Silberminen von Grofnerstschinsk und die Goldminen des Onon, eines andern Nebenflusses des Angoda, besucht hatte, schiffte er sich bald nach Ausbruch des Eises in Begleitung des Gouverneurs von Ajan und einer Gesellschaft von Kaufleuten und 100 Auswanderern nach den Niederlassungen am Stillen Ocean auf dem letztgenannten Flusse ein. Dieser ergießt sich in die Schilla, aus deren Vereinigung mit dem Argun (53° 30' nördl. Br., 121° 40' östl. L. von Greenwich) bekanntlich der Amur entsteht, welcher von hier aus in anfangs südöstlicher und sodann nordöstlicher Richtung 2000 englische Meilen durchfließt. Die chinesische Grenze beginnt bei dem Dorfe Gorbija an der Schilla und die weitere Stromfahrt ging somit durch chinesisches Gebiet, wo die Reisenden von Seiten der Behörden zwar mit Höflichkeit, aber auch mit äußerstem Mißtrauen behandelt wurden, wie ihnen denn z. B. der Gouverneur von Jgun den Eintritt in diese wol 16000 Einwohner zählende und durch ihre Lage (nicht weit unterhalb des beträchtlichen von Norden her einmündenden Beakstroms und an einer andern von Westen in den Amur sich ergießenden Flusse) bedeutende Stadt verweigerte. Am 10. Juli 1857 kamen sie nach einer zweiwöchentlichen Wasserfahrt in Nikolajewsk an, das ungefähr 20 englische Meilen von der Mündung am linken Ufer des Flusses liegt und der Sitz des Gouvernements für die Provinz der Amurschen Ostküste ist. An dieser Stelle des Berichts vermiffen wir ungern eine genauere Bestimmung der gegenwärtigen Grenze des russischen Gebiets an dem unteren Theile des Stromlaufs.

Aus der reichen Fülle von Beobachtungen, die Collins auf dieser interessanten Reise machte, müssen wir uns begnügen einige allgemeine Ergebnisse hervorzuheben, ohne unsererseits die mit unterlaufenden Ueberschwenglichkeiten des Berichterstatters vertreten zu wollen. Das Thal des Amur oder Saghalin, wie ihn die Anwohner nennen, umfaßt 40 Längen- und 30 Breitengrade und verschlingt seine Hauptquellenarme mit denen des Jenisei und der Lena, während seine großen südlichen Zuflüsse, der Sungari an der südlichsten Ausbiegung und weiterhin ostwärts der Ussuri und Sungari sich in verschiedenen Richtungen bis gegen Korea und Zootong erstrecken. Innerhalb dieses ungeheuern Landstrichs, der hinlänglich groß ist, um nur der ersten Weltreiche zu bilden, finden sich, was Klima, Boden, Producte, Minerale und Waldungen anbelangt, alle Erfordernisse zum Unterhalt einer Einwohnerzahl von 50 Millionen vor. Wildpret ist im Ueberflusse vorhanden, und in den Wäldern haufen Thiere, deren Pelz unter

die kostbarsten Sorten geschnitten werden kann; die Flüsse wimmeln von Fischen und Wasservögeln, während die Gebirge reiche Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Kohlen gewähren. Der Amur ist ein Fluß von großer Schönheit und kann fast majestätisch genannt werden. Er läßt sich 2600 Meilen weit mit Dampfschiffen befahren und Boote von geeigneter Bauart können auf dem Sungari bis zu einer Entfernung von wenigen Hundert Meilen gegen Peking vorbringen. Er enthält hunderte von Inseln mit vielen Seen, Bächen und kleinen Inselchen. Die geraden Flußstrecken sind oft großartig und ausgedehnt, während Berge mit Schneebedeckten Gipfeln, scharfe Sierras und rauchende Vulkane die Majestät der Landschaft vermehren. Das den Amur begrenzende Land läßt sich nach der Flora in drei Abschnitte theilen. Zunächst bis zum Flusse Jea durchströmt er ein gebirgiges Land, das sehr fruchtbares Erdreich mit vortrefflchem Graswuchs hat und gut, wenngleich nicht dicht, mit Birken, Pechtaunen, Fichten und Lärchen, sowie minder guten Eichen und Linden bewaldet, in der Nähe des Jea auf ausgedehnten Flächen aber jedenfalls auch für Ackerbau und Viehzucht geeignet ist. Die zweite größte Abtheilung reicht bis zum Sungari, welcher nicht weit vom Tatarischen Meerbusen anfangs diesem parallel, später in westlicher Richtung dem Amur zufließt. Diesem Landstrich, der im Süden eine weithin gedehnte Ebene bildet, die mit Birken, Eichen, Fichten, Ahorn, Kork- und Ulmen bewaldet ist, während die ferner liegenden Gebirge gutes Bauholz, wie Cedern, Fichten und Lärchen liefern, versehen unzählige Blumen von glänzender Färbung, Weinstöcke und üppige Gräser ein vollkommen süßliches Ansehen. Der schmalere Küstenstrich endlich ist meist mit dichten Waldungen bedeckt und steigt allmählich, von keinem einzigen Flusse durchbrochen, bis zur Tatarischen Meerenge, wo die Küste steil abfällt; diese ganze Gegend zeichnet sich durch ihre strengen Winter mit furchtbaren Schneestürmen aus und bietet nur wenig zum Anbau geeignete Plätze. Dieser Einteilung entspricht im ganzen auch der geologische Charakter des Landes, aus dessen detaillirter Beschreibung wir hier nur die historisch interessante Notiz entnehmen wollen, daß die Mongolen gleich den Aegyptern den Syenit am Albasin zu großartigen Baudenkmalern verarbeitet; wenigstens sah der Verfasser zu Tair etwa 150 Meilen oberhalb der Amurmündung zwei Syenitmonumente, deren Inschriften sich auf die Herrschaft Dschingis-Khan bezogen. Hinsichtlich der reichhaltigen Notizen über Bevölkerung, Handel und Verkehr des Amurlandes müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Da der letztere zum großen Theil vermittelt der Kamreise betrieben wird, so schlägt Collins vor, statt der bisher über Aegypten in die Vereinigten Staaten eingeführten solche vom Amur über den Großen Ocean nach Californien, Mexico und Utah zu beziehen. Welche niedrige Temperatur diese Thiere auszuhalten vermögen, geht aus dem Umstande hervor, daß unser Berichterstatter sie im Februar zu Naimatschin bei 20° Kälte

unter freiem Himmel gefastet und mit Schnee und kleinen Eiszapfen bedeckt fand.

Der Anhang enthält zunächst die neueste durch den Generalconsul Townsend Harris erwirkte und abgeschlossene amerikanisch-japanische Convention, wodurch den Amerikanern auch der Hafen von Rangasaki eröffnet, die bleibende Niederlassung in Simoda und Hakotabe gestattet, der Münzcard ausgeglichen und die Amerikaner unter die Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Consula gestellt werden. Dies ist unstreitig ein bedeutender Fortschritt; solange aber die dem Generalconsul für seine Person und Familie ertheilte Erlaubniß, Einkäufe ohne Dagwoisenzunft eines japanischen Beamten zu machen, nicht auf alle amerikanischen Handelstreibenden ausgedehnt wird, solange werden diese den Chinesen der japanischen Behörden ausgesetzt bleiben. Hierauf folgt ein ausführlicher Bericht über den „Kuro-Simo“ oder Golfstrom des nördlichen Stillen Meeres von dem bekannten Hydrographen, Lieutenant Silas Bent, eine sehr gelegene Arbeit, worin die Vergleichung dieser Meeresströmung mit dem atlantischen Golfstrom auf eine überraschende Weise in die einzelnen Erscheinungen hinein verfolgt wird. Hieran schließen sich endlich Beobachtungen über die Cyclone (kreisenden Orkane) der westlichen Südsee von dem inzwischen verstorbenen William Redfield, die jedoch ihrer Darstellung nach mehr für Meteorologen und physikalische Geographen von Fach berechnet zu sein scheinen.

Das Werk ist von der Verlagsbuchhandlung in der rühmlich bekannten Weise, wie die früheren Reisebeschreibungen von Seine, Andersson und Livingstone, elegant ausgestattet worden. Namentlich verdienen die beigegebenen Karten, eine Karte der Küste von China und Japan, nebst den Marianen und einem Theile der Philippinen von Maury und Bent in zwei großen Blättern, die sehr umfangreiche Karte des nördlichen Großen Oceans, die Karte des Amurstroms von Collins und die beiden Wind- und Sturmarten von Redfield, wegen der Genauigkeit und Eleganz ihrer Ausführung eine anerkennende Erwähnung.

7.

Das Geschlecht der Wolzogen.

Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts. Von Karl August Alfred Freiherrn von Wolzogen und Reubaus. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 4 Thlr.

Man hat sehr oft für die historische Literatur und namentlich die Culturgeschichte in Deutschland den Mangel jener Quellschriften beklagt, über welche die Franzosen in so großer Anzahl gebieten, und die man Memoiren nennt. Dieser Mangel ist allerdings von großer Erheblichkeit auch um desto willkürlicher schon, weil Werke von so großer Anziehungskraft und so großem psychologischen Reiz der Schilderung, wie z. B. die Denkwürdigkeiten eines Tallemant des Réaux, eines St.-Simon, einer Créquy u. s. w. viel beigetragen haben würden, den historischen Sinn und

die allgemeine geschichtliche Bildung zu befördern, für welche unsere früheren pragmatischen Historiker wenig genug geeignet waren Propaganda zu machen, und der erst in neuerer Zeit Geschichtsschreiber wie Hammer, Giesebrecht, Ranke, Häusser und Sybel wesentlich und belebend entgegenkommen. Die Bedeutung der Memoiren für die Sittengeschichte wäre jedoch gewissermaßen zu ersetzen durch eine Gattung von Geschichtswerken, welche in neuester Zeit allerdings beginnt angebaut zu werden, leider aber bis jetzt noch mehr vom genealogischen (wir erinnern an die auf diesem Gebiete so verdienstvollen Arbeiten Kahne's über die Woschitz, Sövel u. s. w.) als vom kulturhistorischen Standpunkt aus. Wir meinen die Geschlechts- und Familiengeschichten, die uns einen so tiefen Einblick thun lassen können in das innerste und intimste Sittenleben vergangener Perioden, wenn sie mit der speciell historischen und zugleich allgemeinen Bildung, mit der wissenschaftlichen Objectivität geschrieben sind, wie das vorliegende Buch es ist. Und in dieser Beziehung möchten wir dies letztere eine Art Muster seiner unter uns noch ganz neuen Gattung nennen. Es behandelt ein Geschlecht, welches, wenn auch nicht eben uralt, doch drei bis vier Jahrhunderte hindurch nicht arm war an hervorragenden, in die Staatsverhältnisse der einzelnen deutschen Landestheile mit eingreifenden Männern, oder an Capacitäten, in denen sich die wissenschaftlichen Standpunkte ihrer Zeit spiegelten, welches ein so denkwürdiges ist, weil es mehrfach in unsere glorreichste Literaturperiode sich verflocht. Zugleich ist diese Wolzogen'sche Geschlechtshistorie mit der kritischen Haltung ausgearbeitet, welche uns von vornherein darüber beruhigt, daß wir hier keine, aus geschwelltem Adelsbewußtsein hervorgegangene, auf die Glorification des Stammes und Namens ausgehende Arbeit vor uns haben. Adelsbewußtsein lebt auch in dem Verfasser, freilich aber in einer Weise, der man sich sicher nicht entgegenzusetzen versucht fühlen wird. Er spricht in dieser Beziehung II, 40 fg. Ansichten aus, die wir vollständig unterschreiben, und nur an einer Stelle dieser sonst trefflichen Lucubration möchten wir ein Fragezeichen machen, da nämlich, wo der Verfasser im Laufe der Deduction zu der Behauptung geführt wird, daß es namentlich dem preussischen Adel zur Ehre gereiche, es immer als eine Pflicht betrachtet zu haben, die jüngern Söhne, wenn nicht alle Söhne, der Armee oder dem Staatsdienste zu widmen. Sich durch den Staatsdienst versorgen zu lassen, darin scheint uns nicht viel Aufopferung und Selbstverleugnung zu liegen; der katholische Adel suchte in Präbenden, Stiftern und Ritterorden Versorgung für seine jüngern Söhne, der protestantische überließ es dem Staat, sie zu ernähren und zwar sehr oft zum Nachtheil intelligenterer Kräfte aus dem Bürgerstande, und das ist denn doch kein Verdienst zu nennen!

Im allgemeinen haben wir ferner an unserm Buche nur anzufügen, daß sich der Verfasser zuweilen den unbedeutenden Sprossen seiner Familie gegenüber etwas zu viel in ein werthloses Detail einläßt.

Die Wolzogen stammen aus Oesterreich. Ihr Adel

ist sicherlich, obwohl der Verfasser sie für ein altes adeliches Geschlecht halten möchte, ein (wie es scheint von Kaiser Rudolf II. am Ende des 16. Jahrhunderts) verliehenes Briefadel. Der Älteste, von welchem Kunde erhalten ist, saß auf einem den Wangenhof zehnpfündigen, unruhiglichen Waaßen'schen Ackerlehen in einem Dorfelein Dürnbach bei Stronberg im Viertel ob dem Wiener Walde unter Oesterreichs. Für seinen Adel spricht nicht, weder ein Traktation oder alte Urbariumstelle, daß sein Hof ein Weidhof gewesen, noch irgendwelche Hindeutung aber das, daß es je ein Ministerialengeschlecht Wolzogen gegeben. Es finden sich zwar an der Straße zu Stronberg zwei Grabsteine, einer mit der Jahrzahl 1524 dem Lorenz Wolzogen, und der andere mit der Jahrzahl 1570 dem Christian Wolzogen gesetzt. Sie sprechen aber offenbar gegen die Ritterbürtigkeit der Familie. Denn erstens enthalten sie nicht das gerade auch in Oesterreich herkömmliche Weimort „der gestreng und edle“, oder „Erz“, oder „der gestreng und ehrbare“, sondern nur das Epitheton „der Ehrbare“; dann sind sie so, daß, nach der Abbildung zu schließen, eine spätere Hand sie beide zu gleicher Zeit hat anfertigen und setzen lassen. Sie tragen beide ein ganz gleichförmiges Wappen mit einem bürgerlichen geschlossenen Storchhelm, keinem adelichen offenen Turnierhelm. (Wir urtheilen nach der beigegebenen Abbildung.) Und zugleich ist dies Wappen dasjenige, was nur bei einer spätern Nobilitirung verliehen sein kann, weil es ein Posthorn und ein auf einem breiten Wappengaloppirendes Pferd enthält, offenbar also durch den spätern Postdienst der Adel erworben ist. Daraus geht offenbar hervor, daß Lorenz und Christian Wolzogen gar kein Wappen hatten, sonst hätte man ihnen das neue der Adel nicht octroyirt. In allem dem kommt noch, daß Andreas Wolzogen in einer Eingabe vom 30. November 1598 ausdrücklich seiner Nobilitationsurkunde erwähnt, die ihm auf einer Fluchtreise zu Wasser verliehen und verborgen worden sei.

Wir haben der beiden ersten bekannt gewordenen Wolzogen erwähnt; Lorenz ist der Stammvater, der außer dem ältesten Sohne, Christian, noch einen zweiten, Paul, hatte. Christian stiftete die ältere, die münchborscher Linie der Familie, Paul die jüngere, neuhäuser Linie, von der die noch heute blühenden Wolzogen zu Kalbriedt stammen, die sich jetzt noch etwas abwärts Freiherrn von Neuhäuser nennen; die großartige österreichische Schlossburg Neuhäuser ist nämlich seit 1628 nicht mehr in ihrem Besitze, und auch überhaupt nur 33 Jahre lang in demselben gewesen, so daß man es durchaus nicht als Stammhaus oder Familienitz betrachten kann.

Beschäftigen wir uns mit der münchborscher Linie zuerst, so sehen wir hier den Sohn Christian's, Andreas Wolzogen in kaiserlichen Kriegsdiensten und als vermurten Kurier sich verdient machen, wofür Kaiser Maximilian II. ihm das Postmeisteramt zu Kaschau in Ungarn verleiht. Geheiratet, verheiratet mit einer kaiserlichen Ritterskinder, wird er 1599 in den österreichischen Ritterstand aufgenommen. Andreas' nächster Nach-

kommen schon sehen wir aber der Religion wegen — sie sind Anhänger des protestantischen Bekenntnisses — Oesterreich verlassen. Von ihnen wird Matthias von Wolzogen Geheimrathspräsident des klugen Grafen Anton Günther von Oldenburg, Hans von Wolzogen aber Senator zu Amersfort in Holland.

Eine Generation weiter finden wir unter den Wolzogen-Missingsdorf zwei Männer, die den Namen bedeutend illustriren. Der erste ist Christoph Andreas, kurfürstlicher Kammerherr und Kanzleibirector zu Heidelberg. Ein rastlos thätiger und ergebener Diener seines Herrn, des trefflichen Kurfürsten Karl Ludwig, wird er das Auge des Kurfürsten, oculus et pupilla Domini Electoris genannt. Er wurde später Amtmann zu Oppenheim und ward vom Kurfürsten mit der Burg zu Cronau belehnt.*)

Der zweite ist Ludwig von Wolzogen, des eben erwähnten Rathsherrn von Amersfort Sohn, Prediger und Professor zu Amsterrdam, über den sehr ausführliche biographische Nachrichten beigebracht werden, da er durch seine theologische Gelehrsamkeit zu einem berühmten Namen kam, und die literarischen Quellen über ihn ziemlich reichlich flossen. Da er eine bedeutende Stellung unter den gelehrten calvinischen Kampfhähnen in den Zeiten der vortrefflichen Synode, der Arminianer, Gomaristen u. s. w. einnahm, gibt uns der Verfasser unsers Buchs ein eingehendes Résumé der Fragen, warum es sich damals handelte und des Verhältnisses Ludwig's von Wolzogen zu denselben. Auch ist des letztern Porträt beigegeben.

In der nächstfolgenden Generation erlischt dann die Linie der Wolzogen-Missingsdorf, um das Jahr 1700 etwa.

Sehen wir uns nun nach der jüngern, welche sich die neuhauser nennt, um, so war ihr Stifter, wie schon bemerkt, Paul Wolzogen, geboren 1504, der, frühzeitig nach Wien gekommen, dort im kaiserlichen Postdienst angestellt wurde und darin noch unter Kaiser Maximilian I. diente, dann von Ferdinand I. zu Sendungen, namentlich mit Geldsummen an entfernte Truppcorps oder mit speciellen Aufträgen an fremde Potentaten benutzt wurde; es scheint fast, daß man in jener Zeit tüchtige Postbeamte zugleich als Cabinetskurier und auch als Diplomaten gebrauchte. Einmal mit einer ansehnlichen Summe Geldes zur Bezahlung der Reiter und des Fußvolks, welche zur

Belämpfung
gefertigt, ha
der Türken
die kaiserliche
schwere Gefa
serliche Fürst
falls dabei
empfohlen h
dinand das
d. h. er über
ihn, da er i
genommen h
worden war.
dem 1564
ein ansehnlich
gingen auf f
von Wolzoge
bedeutende
Hans, Hans
Kaiser Rudo
Jahre 1588
mehrere anse
Hans Christ
schaft in Kor
zubachte, wi
Wien und zu
führte eine g
lin heim.
Grundgüter,
erheben lassen
zogen zu Mei
Fahrenfeld, i
Kriegscharakter
Gulden Kapitalvermögen.

Hans Christoph's Sohn, Hans Paul, verließ um der Religion willen wie seine missingsdorfer Väter Oesterreich und wandte sich nach Sachsen, wo sein Verwandter, der berühmte Hof von Hoeneck damals so einflußreich war. Trotzdem und trotz des väterlichen Reichthums kam er in der Fremde in beengte Umstände, lang eine Rathsstelle beim Markgra Benckendorff in Kulmbach zu erhalten. Landeshauptmann zu Hof 1658 guter Abbildung beigegebenes Porträt zeigt, gibt uns der Verfasser die in hohem Grade unsere Theilnahme hatte ein jüngerer Bruder, Hans verließ und sich nach Polen gemein polnischer Kammerherr ward, nachfolgenden Namen als Theolog und alssteller gemacht. Hans Paul's Enkel kaiserlicher Reichshofrath und sächsischer Minister leitete die zwei Zweige der hauerbacher Wolzogen, von denen dieser letztere noch fortlebt. Aus demselben von Wolzogen, der Schwager Bruder Ludwig, der königlich preussischer

*) Bei der Beschreibung dieses Vorfahren führt unser Autor ein höchst drastisches Beispiel an, wie gewöhnlich in den guten alten Zeiten regiert wurde. Es ist in folgendem Cabinetsdecret Sorensen's enthalten: „Nachdem der Pfalzgrafen Churfürstliche Durchlaucht in gewisser Erfahrung kommen, daß das Wirt's Frau zum Wolf zu Wein sein anlangt sich gegen hohe Personen verhalten lassen, Churfürstlich kaiserliche Gnade zu halten, damit man lieber mit Fiebern als im Feld Krieg führe: Als haben Ihre Churfürstliche Durchlaucht ihr Anerbieten in Gnaden angenommen, und ist dem gnädigsten Befehl, daß gedachte Wirt's Frau die Churfürstliche Kanzlei jährlich mit Schreibfahnen genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martin das erste Mal liefern, auch daß dieses als geschickte, Gänge-Direktor von Wolzogen darob halten solle. Heidelberg den 30. August 1669.

Karl Ludwig.

Der Verwaltung, um sich darnach zu richten.“

Zufanterle, der in jüngster Zeit namenlich wegen seiner inhaltsreichen und bebrutenden „Memoiren“ wieder häufig genannt ist. Des Generals ältester Sohn ist der Verfasser des vorliegenden Buchs, wie er der Herausgeber jener „Memoiren“ war.

Wir haben die letzten Generationen der Familie nicht im einzelnen verfolgt, weil uns dies zu weit führen würde. Wir bemerken nur im allgemeinen, daß die Mitglieder derselben fast alle inmitten von Verhältnissen stehen, welche dem Verfasser Anlaß gaben, eingehende Schilderungen von Persönlichkeiten und Zuständen zu entwerfen, die zum Theil als markante historische Sittenbilder sehr anziehend sind. Namentlich ist der Rahmen der meinlingenschen Hofverhältnisse interessant, in welchem Hr. von Wolzogen und die Gestalt seines Vorfahren Hans Christoph's II. zeichnet. Der Sohn dieses Hans Christoph, Ernst Ludwig, dem für einen ziemlich harmlosen Studentenstreich zu Jena der Herzog von Weimar eine Strafe von 2000 Thaler und dann die Anlieferung von 12 Stück vertafelten guten Müllerbüchsen an die herzogliche Gewehrskammer zubilligt, wird ebenfalls Veranlassung zu einem merkwürdigen Charakterbild aus der gemüthlichen alten Zeit. Mehr literarische Leser werden im höchsten Grade die Streiflichter anziehen, welche unser Buch auf die Beziehungen Karolinsens und Wilhelm's von Wolzogen zu Schiller, zum weimarischen Kreise u. s. w. wirft. Ein Bild Karolinsens ist beigegeben, es zeigt viel mehr geistvolle als hübsche Züge. Nicht ohne Interesse sind auch die Schilderungen von bairischen und javanischen Zuständen, in welche uns der Autor führt, um dorthin seinem Oheim Karl von Wolzogen zu folgen, der als holländisch-ostindischer Oberst und Commandeur von Samarang im Jahre 1808 auf Java starb, wo noch seine Nachkommen leben.

Eine der Beilagen, das Verzeichniß Wolzogen'scher Druckchriften, enthält eine für ein altes Adelsgeschlecht auffallend große Menge von Büchern und Schriften, welche aus der Feder von Mitgliedern desselben geflossen sind. Auch das Verzeichniß des Grundbesitzes der Familie ist nicht gering; es hat 34 Nummern, nur wenige dieser Besitzungen sind jedoch (wie z. B. Baurbach von 1697—1853) eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch festgehalten worden. Der Verfasser bemerkt in dieser Beziehung, daß das Geschlecht sich von Anfang an nicht als ein an feste Sitze gekettetes, sondern als ein wanderndes, unstetes, rastlos ringendes darstellt, welches die Erhaltung materieller Güter den Bedürfnissen seiner geistigen Entfaltung zum Opfer zu bringen niemals angestanden habe. Es mag das ohne Zweifel so sein, doch ist es für ein Geschlecht im großen Ganzen erspriesslicher, wenn es sich einen festen Sitz und Mittelpunkt wählt, als wenn es zu nachgiebig gegen die Anforderungen seiner „geistigen Entfaltung“ ist.

Möchten wir bald ähnliche Erscheinungen anzukündigen haben, denen diese vorliegende zur Anregung getrieben und den Weg gewiesen hat, und möchten so für unsere Geschichte neue, lebendige Quellen sprudeln, die jetzt vom Dunst und Staub der Familienarchive bedeckt sind!

Gewiß ist nichts richtiger als Niehl's Wort: „Geschichte löst sich in der Familie erzeugt Geschichtsbücher in Staat und Gesellschaft.“ 39.

Zur Literatur der Niehl'schen.

1. El Principe de la Paz und die Niehl'sche. Huppspiel in drei Acten. Göttingen, Scheitlin und Jolliffe. 1858. 16. 9 Mgr.
2. Die Niehl'sche. Ein Freimaurertraum. Gedicht in drei Büchern. Von Bernhard Kose. Bremen, Unter. 1858. 16. 20 Mgr.

Aus den deutschen Zuständen und aus dem Geiste, der sie theils erzeugt, theils von ihnen erzeugt wird, hat sich eine eigene Gattung satirischer Prosa, die der Niehl'schen heransgebildet, die in Bezug auf die Kleinräubererei (die Niehl'sche) und die Kleinräubererei die Zelenbächer, die Niehl'schen, die Niehl'schen Bürger u. s. w. zu bezeichnen haben. Beide, die Kleinräubererei und Kleinräubererei, entspringen ja wol auch derselben Quelle. Diese Gattung satirischer Literatur hat bei uns einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und da sie schon seit einigen Jahren den Wogen im Auge ist, muß sie wol auch ihre Berechtigung haben und der Complex von Zuständen, der darin behandelt ist, es wirklich vorhanden sein und von selbst zur Satire ansetzen. Der Kreis dieser Literatur hat sich auch im Laufe der Zeit immer mehr erweitert und mit neuen Typen bereichert; denn Niehl als Personifikation der deutschen politischen Lächerlichkeit, die erst seit dem Augenblick auf die Bühne getreten, seitdem die Deutschen zum politischen Bewußtsein und zur Einsicht in ihre politischen Schwächen gelangt sind, seitdem sie klarer und immer klarer das Bedürfnis fühlen, sich ihrer politischen Ohnmacht und Zerstückelung zu entwinden und sich zu der Machterhebung zu bemühen, die sie durch ihre Zahl wie durch ihre hervorragenden geistigen und sittlichen Eigenschaften einzunehmen bezogen sind. Nun könnte man freilich sagen, daß ein Volk, welches eine so große Reizung zeigt, sich selbst lächerlich und zum Gegenstand des Spottes und der Satire zu machen, gerade durch seine Kleinheit und Kleinlichkeit beweise, und vor ihm Selbstverpöthung und Selbstironisierung die Kraft und das Selbstbewußtsein verliere, die zur Erreichung der bezeichneten activen Aufgabe erforderlich sind. Insofern beweist die Fähigkeit, sich selbst in satirischem Lichte zu betrachten und darzustellen, daß immer eine gewisse Erhebung über sich selbst, einen gewissen Grad der Selbstkenntnis, eine gewisse Einsicht in die Schwächen und Gebrechen, an denen man leidet, und es wird uns schwer nachzuweisen, daß die Satire gerade den Deutschen nicht sehr nützlich und förderlich gewesen ist. Leicht täuscht uns das Pathos, aber nicht die Satire, insofern sie bei der Wahrheit bleibt. Wer sich seiner Lächerlichkeiten zu schämen anfängt, ist auf dem besten Wege, sie abzulegen. Rabener's Satire, so viel und beschränkt sie war, hat doch unter den einfältig rohen störrischen Dorfjüngern, den dienstvergeßenen Dorfscherrn, den laienhaften Candidaten seiner Zeit bedeutend aufgeräumt, und das Geschlecht der sich lächerlich aufputzenden Kleinräuber Bürgermeister, Kirchenvorsteher, Schultheißenbeamten u. s. w. hat seit Klopke's bekanntem Fußspiel sicherlich in nicht unerheblichem Grade abgenommen. Können wir daher, daß der in der Satire genommene deutsche politische Niehl aufgegeben wird, seiner Lächerlichkeit und, um mit Niehl zu sprechen, seine „Jugendbeileben“ sich zu schämen und das Nachtrübsal und die bekannte baumwollene Nachtrübsal von sich zu thun.

Es liegen uns hier zwei literarische Produkte vor, in denen Niehl und seine Sippschaft eine hervorragende Rolle spielen. Die erste dieser Niehl'schen, das Huppspiel „El principe de la Paz und die Niehl'sche“, verunmuthlich von einem der Schwelger sich aufhaltenden deutschen Blüthling und von einer sehr ungebundenen dramatischen Form oder Unform abgesetzt, führt die ganze niehl'sche Familie vor: die Mutter Niehl's,

line, eine puderte Frau, ihre emancipirten Töchter Frau Knobel, Großhändlerin „zur leeren Tasche“, und Frau Weißbier, Großhändlerin „zur freien Hand“, ihre Söhne Harnischel, Redarmischel, Rheinmischel, Waimischel, Lahmischel, Leimischel, endlich Rothmischel, den jüngsten Sohn, „aus der Art geschlagen, das entsetzliche des Hauses“. Indes ist keiner dieser Kleinen und großen Michel die Hauptperson des Dramas, sondern der sogenannte Geheimnißvolle, später Friedensfürst, der gleich in den ersten Acten seine Streiche macht und zwar mit Hülfe der Donna Giffesia, welche ihn jeder Gewissensscrupel hinsichtlich geschworener Eide entbinde. Madame Françoise ist anfangs sehr zufrieden, da sie den Geheimnißvollen zwar nicht für übertrieben eheulich, aber auch nicht für sehr gefährlich hält. Aber seine „Netterbande“ fällt plötzlich über genannte Madame her, tresselt sie, entwaffnet den Citoyen Bonnet-Rouge, der den Degen ziehen will und dafür an einen Ort geschickt wird, „wo er und seinesgleichen über ihre Dummheit nachzudenken Ruhe haben“. Madame Françoise versucht zu protestiren; da erklärt der Geheimnißvolle, daß er an die Nation appellire, worauf unter Säbelgerassel und Trompetenschall die Refleure Sabre und Saffrage-Universel auftreten, „gefolgt von der ersten Solotänzerin Demoiselle Agiorage und dem ganzen weiblichen Corps-de-Ballet, 86 Damen stark, welche Hüßhörner tragen“. Es folgt nun „große Attitude und Lang, währenddessen die 86 Damen aus ihren Hüßhörnern sieben Milliarden kunstvoller Papierrollen über den Geheimnißvollen ausschütten“. Der Geheimnißvolle verwandelt sich nun in den „Principe de la Paz“, worauf ganz Europa in einen Freudentaumel ausbricht; die europäischen Prinzen begrüßen ihn als ihren „Herrn Bruder“, er das „große Euder“, die Revolution gebändigt, die Diplomaten nahen ihm, um ihm dankbarlichst „Hände und Füße zu strecken“ und von ihm die Weisung zu empfangen, fortan an der Börse zu spielen und sich ihren „erottischen Gefühlen“ zu überlassen, und das europäische Chör der Speculanten singt:

Volkracht — juch! — ist der willige Sturz
Verdrüßter Prinzipienreiter;
Die Fragestellung ist praktisch und kurz:
Auszubereiten? oder: Ausbeuten?

Credits und Rentenvereine, o Laß!
O bides Glückseligkeitsbündel!
Laßt jubeln und aus voller Brust
Hoch lebe und breiß Sanct-Schwundel!

Eine Episode in diesem ersten Act spielt Jungfer Drehorgel, welche auftritt und eine Romanze mit folgendem Anfang singt:

Man höret Wunder sagen!
Im Land Michelia
Gerad' in diesen Tagen
Ein tolles Jahr geschah —

drauf „Dahlmäuser“, „Schmereling“ und die andern gothaischen „Viehermeier“ und Professoren mit ihren „zehntausend Aeu Reden“ ihr Theil abbekommen.

Gleich kunterbunt geht es im sogenannten zweiten Act her, welchem man zuvörderst Frau Micheline erblickt, wie sie das it beschäftigt ist, ihr schwarzrothgoldenes Galasleid, das sie 3 Monate lang hatte tragen dürfen, in die „Truhe der Refugiation“ zu legen und dazu zu weinen, während ihr jüngerer Sohn Rothmischel, „der etwas peccirt zu haben scheint, im Winkel auf dem Kofferbänken sitzt und zur Strafe Haller's „Reururation der Staatswissenschaftlichen“, Stahl's „Rechtphilosophie“, anse's „Neuen Bücher preussischer Geschichte“ und Hebbel's „Reichte, Gesamttausgaben“ liest“. Nachdem Rothmischel ehrlich gestanden: „Wir sind Sünder allzumalen. Wir alle haben blich unsere Dummheiten gemacht“, treten Frau Knobel und rau Weißbier auf, gehen aber nach einigen Redensarten wieder, Frau Knobel, um „die Kaufleute von Brüdern, den Elbmischel und Udermischel“ zurechtzulegen, Frau Weißbier aber in den Worten: „Wart, du sollst mich im Eifer für Ruhe

und Ordnung nicht den Rang ablaufen. Dualismus muß sind!“ u. s. w., worauf Rothmischel bemerkt: „Ein herziges Paar von Schwestern, das muß man sagen!“ Dann plötzlich schwebt „ein Zug von Literaturheroen in Gestalt einer blauen Dampfwolke zum offenen Fenster herein, 1 Stube breit“, darunter „Sü der Goldschneider“, „die Kre „wachstüblische Glasfiter“, „Duett der Grenzler“ („2 „Rühne'sche Freimaurer“, 1 reisender Blaustümpfe“, 1 naturhistoriker“, welcher sich dahin äußert:

Wein Voss, wenn du mir irgend traust:
Die wirft du besser, flüster,
Bevor du abermalen kannst
Da jedes Haus sechs Arter.

Doch wir eilen zum Schluß, zum dritten und letzten Act. Der Friedensfürst hat zum Agenten der Firma Knobel gesagt: „Ich bin unzufrieden mit dem Stiefelgeschäft Ihrer Firma“, worauf Mercurius Eurozettel sofort in Ohnmacht fällt und die Diplomaten und Speculanten außer sich gerathen. Der Friedensfürst verabschiedet diese Herrschel entlasse Sie, um mich el Die Stiefelfrage verlangt mehr dache tritt heran und spricht: „der Gloire-Mixtur ist einer G Zeit zu Zeit sehr vornehm.“ über seine Mission, „alle unter freien“, worauf Madame Frau fragt: „Also dürft' auch ich h sie jedoch vom Friedensfürsten m bedroht wird. Bald darauf si Wohnung; Rothmischel steht zu wie eben die Pferde gewaltsam durch ausländische Agenten vom Hofe getrieben werden. Der Harn wollen das nicht leiden und erhebe Frau Weißbier ruft: „Um Gottes Vorrecht ist die Mutter der Tapferkeit ihrem Wangerich im Busen“ gekom: Micheline ihr Staatskleid anlegt ur tet, aber „Signor Concordato“ w Congreß“ mahnt zum Frieden, Frau wittern plötzlich eine „fast revolut setzt sich wieder zum Schreibtisch, an, daß demnächst die münchener P der Buxtehuderianen oder die flebrigen Portefeuilles“ zur Auf- führung kommen solle, und der Chor der Bourgeois singt:

Was links und rechts! was gut und schlecht!
Merkt euch vor allen Dingen:
Erfolg ist heutzutage Recht
Und Unrecht das Willingen.

Das fahren, o Mensch, laß fahren dahin
Moralische Lappalien
Und stelle einzig deinen Sinn
Auf Mehrung der Cap'talien!

Neb' immer Ereu und wenn du spielt,
So spiel, daß sich's mag lohnen!
Neb' Reichtum, und wenn du reichst,
So reich nur Millionen!

Man steht schon
daß es dem anonymen
aber an Spott und bi
Gegenstände seiner Sat
in jene ein behagliches
Stimmung, welche das
des Wiges ist, fühlt man
einigen der oben erwähnt

Lag dies auch gar nicht in der Absicht des Verfassers, der es hier mehr mit moralischen als mit intellektuellen Gebrechen zu thun hatte. Ueberall erblickt der Verfasser in seiner Desperation nichts als Schlechtigkeit; sein Lichtstrahl fällt in diese mit erstickenden Dämpfen erfüllte Atmosphäre. Am meisten vertritt noch Rothmichel des Verfassers Ansichten, aber nicht seine Hoffnungen; auch Rothmichel hat seine „Dummheiten“ begangen und sich dadurch in eine so üble Lage versetzt, daß wir auch für ihn am Schluß dieser, wie gesagt, durchaus nicht geistlosen, aber gänzlich unorganisch gebliebenen satirischen Phantasmagorie keinerlei Hoffnung haben.

Mit Bernhard Roote's „Micheliade“ können wir uns länger fassen, da sie vorzugsweise nur ein spezifisch bremisches Interesse und nicht eben einen allzu großen Ueberfluß an Humor und Witz hat, obgleich sie in den bekannten Heine'schen Wierzeilern nicht übel gereimt ist und gerade einige der schwunghafteiten Stellen gelungen genannt werden dürfen. Michel bewirbt sich um die Hand der schönen Brema; diese aber weist ihn ab, als sie auf seinem Rocke die St.-Helena-Medaillon erblickt und rät ihm, nach Frankreich zu gehen:

Vielleicht mag ein Orseltchen dort
Sich Quers Roth erbarmen;
Doch niemals hoffst, als Quers Weiß
Die Brema zu umarmen —

worauf Vater Rhein begeistert in die Worte ausbricht:

Frau Brema, dieses volle Glas
Auf Quers Wohlhergehen!
Wähne sollt Ihr ewig jung und frisch,
Solang noch Flagen wehen!

Dies Bremerang' soll nicht vergähnen,
Die Bange nicht erblicken,
Oh' nicht im deutschen Lande sel
Die letzte aller Sünden!

Der Himmel laß als Freier Euch
Die ehelichen erwerben
Und schenk' Euch Söhne, stark und kühn,
Bereit, fürs Recht zu sterben!

Zum Schluß tönt eine Stimme vom Himmel:

O Michel, alter Sündenbock,
Wo soll ich Worte finden,
Rein Mißvergnügen an deinem Thun
Aufs neu' dir zu veründen?

Für jetzt möge er jedoch zu seiner eigenen Schande noch fortleben:

Ein Spott für Kluge, ein Abgott nur
Der Narren im deutschen Lande.

Und der Michel?

... Es steht
Der Michel an der Weser
Mit offenem Mund und gähnt, und gähnt; —
Folgt ihm nicht nach, o Leser!

Im Vorwort erzählt der Verfasser: „Veranlassung zu dem vorliegenden Gedicht gab mir ein Spaziergang, den ich im lehrer-versehnen Herbst mit einem schwedischen Offizier in den Straßen Bremens machte. Mein Begleiter hatte das „Nordische Silberbuch“ von Theodor Mögge gelesen und war infolge dessen natürlich sehr verdrießlich. Er behauptete, das Buch sei ein Gewebe von Uebertreibungen und völligen Unwahrheiten und dem Anschein nach nur geschrieben, um Schweden in Deutschland lächerlich und verhaßt zu machen. Namentlich ein darin enthaltenes Urtheil über das schwedische Militär verdroß ihn. „So thöricht es ist“, sagte er, „nach dem Vornehmen eines einzelnen den Geist einer Nation messen zu wollen, so schwierig ist es oft, die Behauptung, es habe jemand dieses oder jenes gesagt, zu widerlegen; aber glücklicherweise bin ich im Stande, eine solche in dem Buche enthaltene Mittheilung als der Wahrheit schnurstracks

zuwiderlaufen zu bezeichnen zu können. Als nämlich der französische General Garrobert in Schweden anwesend war, brach sich vor seinem Hotel in Linköping eine Ehrenwache vom Grenadierregiment des Königs. Ich selbst war als Offizier bei derselben anwesend, als der General, ein kleiner Mann, die Fronte entlang ging und, zu den hohen Grenadieren emporschauend, ausrief: „Bravo! Charmant! Schöne Soldaten! Aber ich hoffe, daß sie, wenn es gilt, noch mehr tüchtig, als ich bin!“ Das Regiment wurde wegen dieses Compliments vielbeglückwünscht. Nach dem „Nordischen Silberbuch“ hingegen soll der General gesagt haben, er hoffe, daß sie weit besser seien, als sie ausfähen.“

Ich mußte allerdings zugeben, daß dies zwei sehr verschiedene Redarten seien und ohne Zweifel höchstens eine davon die richtige sein könne. Pldglich blieb der Fremde vor einem Kaffeehause stehen und, durch das Fenster schauend, sagte er: „Ist nicht ich Sie, was halten Sie von dem Geschnack jener sogenannten Männer? Sechs an der Zahl sitzen sie da und essen Kuchen. Rein, so etwas könnte doch in Schweden nicht passieren. Ein junger Mann, dem es dort einfiel, in einer Conditorei Kuchen zu fordern, würde ein Gegenstand des Spottes werden, die Damen würden über ihn lachen; für diese ist dort der Kuchen, für die Männer der Wein, der Punsch.“

Weiter machte sich derselbe Schwede noch über den Bürgerjoch, die Einsicht, die bremser Abendgesellschaften, „in denen der gemarterte Gast drei bis vier Stunden lang an einem Stuhl gefesselt werde, während man in Schweden hierbei sich nach Belieben erhebe und plaudernd im Saale umhergehe“, und andern Dinge lustig. Infolge dieser Unterredung sei, berichtet der Verfasser, der Plan zu diesem Gedicht entstanden. Soeben richtet er an die „Nestwärmer der Poesie, die Kritiker literarischer Elitiquen“, die freundliche Bitte, es ihm nicht übel zu nehmen, „daß sie im Nachfolgenden nicht nach Gebühr gewärtig sind“, und er schließt: „Ihr öffentliches Besprechen des Buchs soll mir ein Zeichen sein, daß sie mir deshalb zürnen, ihr Schweigen ein Beweis, daß sie verziehen haben.“ Man schilt den Kritiker das Wüchlein, damit sie es besprechen; wenn sie es aber thun, so beweisen sie dem Verfasser dadurch, daß sie ihm zürnen! Wir müssen gestehen, daß unsere Fassungskraft nicht ausreicht, die Logik und die Pointe dieses Witzes aufzufassen.

A. M.

Notizen.

Das deutsche bürgerliche Schauspiel.

Mit Bezug auf eine unserer leiziger Theaterrevue in Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ machte Friedrich Adami in Nr. 38 des „Deutschen Theaterarchiv“ darauf aufmerksam, daß nicht bloß Heinrich Laube und Rudolf Gottschall das bürgerliche Drama als dasjenige anerkannt hätten, welches trotz Goethe und Schiller vorzugsweise populär in Deutschland sei, sondern daß selbst Arthur Schopenhauer in seinem Werk „Parerga und Paralipomena“ behauptet: „Die allein echte deutsche Komödie, aus dem Wesen und Geiste der Nation hervorgegangen und ihn darstellend, ist neben der einzig bestehenden „Diana von Barnhelm“ das Pfändische Schauspiel. Die Vorgänge dieser Stücke sind, eben wie die der Nation, die sie tren abbilden, mehr moralisch als intellektuell, wovon das Umgekehrte von der französischen und englischen behauptet werden kann. Die Deutschen sind so selten originell, daß man nicht, sobald es einmal dazu gekommen ist, gleich mit Knütteln dreinschlagen sollte, wie dies Schiller und die Schlegel gethan haben, welche gegen Pfändland ungerecht und selbst gegen Kogebue zu weit gegangen sind.“ Friedrich Adami weist weiter darauf hin, daß schon vor Pfändland die bürgerlichen Schauspiele von Grotmann, Gemmingen u. s. w. populär gewesen, daß Kautzsch's „Arzt und Bauer“ trotz seiner 86 Jahre sich noch heute auf der Bühne lebensfähig zeige, daß Damas Pfänd's „Jäger“ zu einem zweibändigen Roman „Catherina Blum“ verarbeitet habe

daß, was jedenfalls nur in Deutschland vorkommen könne, allerdings ein „wiener Städtießer“, mit möglichster Beibehaltung der französischen Schläge, aus diesem Roman eine theatrale Vorgeschichte für eines der wiener Vorstadttheater fabricirt se. Er hätte vielleicht auch noch anführen können, daß unter auf dem Stadttheater zu Christiania im letzten Winter gesehenen Stücken kein einziges einen so großen, einen so „unerstent“ Erfolg erzielt hat als Iffland's „Jäger“. Schiller's Vorläuf, wenn er fragt: was denn dieser Meister Großes beuten könne? hilft zu nichts. Man citirt allerdings diesen Spruch, aber man besucht aus wahren Herzensinteresse doch nur Stücke wie „Die Brille“, „Die Waise von Lowood“, „orf und Stadt“, ja selbst ein so verbes Fabrikat wie „Der wie es weint und lacht“ u. s. w., um sich an dieser „Ni“ zu ergötzen, und man denkt mit Schiller's eigener Jung: „Kümmert mich das Loß der Schlachten? mich der Zwist Könige?“ Diese Frage ist unter den von der Jungfrau vorsehenden Fragen, genau gesehen, doch diejenige, welche dem ichen Spißbürger und namentlich seiner weiblichen Ugehälste den beiderseitigen Sprossen am meisten aus dem Herzen rochen ist. Auch unsern Schauspielern und Schauspielerinnen fehlt der eigentlich heroische Zug; man weiß z. B. wol die mentale Schächerin Jeanne d'Arc zur Anschauung zu bringen, nicht mehr die gottbegeisterte Heldin. Der Wallenstein ir's, den wir freilich nicht mehr in seiner vollen Jagend: sahen, war im Grunde auch nur ein gemüthlicher Haus:; dagegen groß war er als Oberförster in den „Jägern“, wir gesehen, daß wir, so viele Theatervorstellungen wir seitdem mit angesehen haben, niemals wieder diejenige Jung erlebt haben, als die war, womit uns Glair: fer Rolle, was er nur darstellte, wie ein Wirkliches mit: a ließ. Wenn übrigens Arthur Schopenhauer, um schließ: auf diesen noch einmal zurückzukommen, in seinem oben an: ten Ausspruch den moralischen Gehalt nicht bloß der fran: en, sondern auch der englischen Schauspiele in Zweifel zu wollen scheint, so ist dagegen zu bemerken, daß das liche Drama ursprünglich von England den Weg zu uns rgenommen, in Deutschland freilich sich nach deutscher und Lebensart bequemt hat, und daß eine streng moralisch: sche Tendenz gerade ein hervorragender Zug der meisten jen Schauspiele dieser Gattung ist.

deutsche Literatur und die deutschen Höfe. ie „Westminster review“ brachte vor einiger Zeit einen: „Weimar and its celebrities“, welchem Diezmann's e und die lustige Zeit in Weimar“, Weh's „Geschichte uses von Sachsen“, Knebel's „Briefe an seine Schw: riette“ und Bachsmuth's „Der Rufenhof von Weimar“ unde gelegt waren. Der Berichterstatter bemerkt unter: „Es gibt kein Land, welches dem Nationalgeschicht: so viele Schwierigkeiten bietet, kein Land, welches des: der Centralisation so lange und so vollständig entbehrt: welchem es noch gegenwärtig in so unvollkommener rhanben ist als Deutschland.“ Dieser Behauptung wird: niemand und am wenigsten ein geborener Deutscher: sprechen wagen; es ist die Mahnung, welche die Sper: n allen Dächern zwitschern, die uns stündlich in die: igt, mit der wir zu Bett gehen, mit der wir auf: id von der wir in der Zwischenzeit namentlich — träumen: auf des Aufstages, der zum größten Theil aus auelbo: n Mittheilungen von der Art besteht, wie sie jetzt so: id, bemerkt der Reviewer weiter: Weimar sei in der: ein winziger Punkt auf der Karte Europas, aber in: ichte des großen Staatenbundes, zu welchem es gehöre: allen in der Geschichte des menschlichen Geistes behaupte: weit hervorragenden Platz als die glänzenden Haupt: eugens und Oesterreichs. Die glänzende Ausnahme: eimar's Hof gemacht, wird weiter auf nachdrückliche

Biographien.

- Anton, A., Erlebnisse eines deutschen Rufflers in Arabien und Ostindien in den Jahren 1853 — 1859. 1ste Lieferung. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.
- Breusing, G., Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.
- Brand, W., Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim am Rhein. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Darmstadt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Rgr.
- Gottschall, R., Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie. Liegnitz, Kuhlmei. 16. 17 1/2 Rgr.
- Die Hohenhausen. Ein Epos in sechs Gesängen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Rgr.
- Klug, Die welsch, ble deutsch! Zeitbild mit Gesang in vier Aufzügen und einem Nachspiel: Friede auf Erden. Hamburg. Gr. 8. 5 Mar.
- Redwig, i
spiel in fünf Act
Schick, M
maßung oder: G:
bilder aus der m
Reutlingen, Enßl
Schilling,
Pöndke. 16. 2. -----
- Schmidt,
schichtlicher Gult
mit dem Culturle
u. b. L.: Die G
Zeit. Götting, C
Deutsche We
Leipzig, L. D. H

Tagesliteratur.

- Kurach, P. S. v. der, Das Heil kommt nicht von Oesterreich. Eine Stimme aus Bayern. Berlin, Kiegel. 8. 15 Rgr.
- Die deutsche Frage und die Allgemeine Zeitung. Leipzig, Hennings. Gr. 8. 5 Rgr.
- Hugler, Der deutsche Bund der Zukunft. Keine Träumereien sondern practisch ausführbare Vorschläge. Leipzig, Kollmann. 8. 8 Rgr.
- Die Kriegs-Posaune. Besprechung der politischen Tagesfragen in populärer Weise. 1stes Heft. Berlin, Cassar. 8. 1 1/2 Rgr.
- Müller, M., Ein Wort über bezahlte Federn und über die rechten Bundesgenossen. Leipzig, Gubner. Gr. 8. 3 Rgr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen

Wöchentlich eine Nummer.

Soeben ist Nr. 14, die erste Nummer des zweiten Vierteljahres, erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig (Preis 2 Ngr.). Die „Fliegenden Blätter der Gegenwart“ werden fortfahren als eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder politischen Zeitung die Tagesfragen in geschmackvoller Darstellung und zweckmäßiger Abwechslung zu behandeln.

Bestellungen, auch auf das erste Vierteljahr (Nr. 1 — 13), werden von allen Buchhandlungen und Postämtern zu dem Preise von 26 Ngr. für das Vierteljahr angenommen.

Inhalt von Nr. 14:

An die Leser. — Sir John Franklin und das Ende seiner Nordpolerpedition. — Die Territorialbildung des österreichischen Kaiserthums. — Das chinesische Reich. — Die Franzosen in Belgien. — Die französischen Kriegsentwürfungs-Weiber vom Jahre 1815. — Kleinere Mittheilungen.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Soeben erschien im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Gustav vom See. Vor fünfzig Jahren.

Historischer Roman in drei Bänden.

Eleg. brosch. Preis 4 Thlr.

Gustav vom See, der beliebte Romanschriftsteller, der in seinen früheren Werken, besonders in seinen „Egoisten“, ein anmuthiges Erzählertalent in so anerkannter Weise an den Tag gelegt, tritt jetzt mit einem neuen Roman vor das Publikum, der die Vorzüge der früheren in sich vereinigt und noch überdies durch die Darstellung einer Zeit, deren Bewegungen und Stimmungen der jetzigen verwandt sind, ein erhöhtes Interesse in Anspruch nimmt.

Kürzlich erschienen in demselben Verlage:

Ludwig Rosen. Werner Thormann. Roman. Drei Bände. 8. 4 Thlr.

Andreas Oppermann. Aus dem Bregenzer Wald. 8. 1/2 Thlr.

Armand. Bis in die Wildniß. Vier Bände. 8. 6 Thlr.

Armand. Alle und neue Heimath. 8. 1 1/2 Thlr.

Armand. Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nord-Amerikaner. 8. 1 1/2 Thlr.

Otto Noquette. Heinrich Falk. Roman. Drei Bände. 8. 5 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämtliche Werke.

Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von A. Steinhardt. Siebenter Band in zwei Abtheilungen. 8. Geh. 6 Thlr. Jede Abtheilung einzeln 2 Thlr. 15 Ngr. Der erste bis sechste Band (1850 — 57) kosten jeder 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Chr. Deser's

Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage größtentheils neu bearbeitet von

J. W. Schaefer.

2 Theil. 50 Octavbogen, höchst elegant gedruckt.

Mit den Bildnissen Goethe's und Schiller's nach Rietschel. Preis 3 Thlr. in Stahlgeßosen von Th. Renger.

In dieser neuen Bearbeitung der Geschichte unserer vaterländischen Poesie glaubt der unterzeichnete Verleger dem großen Kreise aller Gebildeten ein Werk darzubieten, welches sich durch die bereits als trefflich bewährte Anlage, wie durch die jetzigen Standpunkte der Literaturwissenschaft entsprechende Ausführung der allgemeinsten Verbreitung empfiehlt.

Für eine klare, gründliche und anziehende Behandlung des Gegenstandes ist die beste Empfehlung der Name des Herrn Bearbeiters, welcher sich durch seine wissenschaftlichen Werke über die Geschichte der Literatur und sein „Leben Goethe's“ ebenso sehr als Forscher wie als gewandter Darsteller einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen Literaturhistorikern erworben und sich als vorzüglich befähigt zur Lösung der vorliegenden Aufgabe gezeigt hat.

Gemäß der Bestimmung, als ein Lehr- und Bildungsmittel auch in die Hände des weiblichen Geschlechts zu gelangen und als ein

Schulgeschenk für Frauen und Jungfrauen

zu dienen, ist auf die Ausstattung ganz besondere Eleganz verwandt worden. Portraits von Schiller und Goethe, nach Rietschel's Denkmal in Weimar mit dessen Genehmigung und unter dessen Mithilfe gezeichnet und gestochen, schmücken eine in einem in Stahl gestochenen Titelbilde das auf vorzüglichen Papiere schön gedruckte Werk.

Leipzig.

Friedrich Brandstetter.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfte Ausgabe des

Bilder-Atlas zum Conversations-Jerikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Text und von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig von diesem ganz selbständigen, höchst lehrreichen Werke eine

Neue Ausgabe in 80 Lieferungen,

die vom September 1859 an in monatlich vier Lieferungen à 9 Ngr. ausgegeben und somit bis Anfang 1861 vollständig erschienen sein wird.

Das Werk kann übrigens jederzeit auch vollständig (Preis 24 Thlr.) bezogen werden; auch ist jede der zehn Abtheilungen des Werks einzeln zu haben.

Eine Probeflieferung und ausführliche Prospekte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 43. —

20. October 1859.

alt: Neueste Phasen der modernen deutschen Lyrik. Von Hermann Marggraf. — Die Königinhofer Handschrift vor Gericht. Ein
an den Herausgeber. — Källdén's Wolkenbote, übersetzt von G. Schüb. — Hoppensleht und die göttlinger Universität. — Notizen. (Die
drei großen deutschen Heiden; Eine Schrift Adolf Monod's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Phasen der modernen deutschen Lyrik.

auf stillen Wegen. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1859. 16. 24 Ngr.
fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen von
Carl Egon Ebert. Leipzig, Brockhaus. 1859. 16. 1 Thlr.
Natur und Gottheit. Preisgesänge von Adolf Peters.
Leipzig, Schmidt. 1859. 16. 25 Ngr.
der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens.
den deutschen Müttern geweiht von Franziska Gräfin
Chwerin. Leipzig, Weid u. Comp. 1859. 16. 1 Thlr.
) Ngr.

Man hat gegenwärtig für die Besprechungen gewisser
Gattungen feststehende Einleitungen; hat man z. B.
Reihe dramatischer Producte zu beurtheilen, so schickt
meist einige herkömmliche Bemerkungen über den
U des Theaters und der dramatischen Poesie voraus,
hat man humoristische und satirische Schriften zu
sehen, so stellt man in der Regel zuvörderst den Satz
daß unsere Zeit zu ernst und zu gewichtig sei, um
in Humoristen die nöthige launige Stimmung zu
finden und ihm einen hinlänglichen Vorrath von Stoffen
zu sich humoristisch behandeln lassen, zuzuführen,
kennt, daß das Publikum gegenwärtig für den ge-
müthlichen Erzeugnisse sehr wenig empfänglich sei
nichtigeres zu thun habe, als sich Spaß vormachen
lassen. Wer aber über ein Rubel von neuern Lyri-
kern urtheilen hat, kann sich meist nur schwer ent-
scheiden das bekannte Klagebrot über die auf lyrischem und
epischem Gebiete herrschende übermäßige Viel-
schreiberei zu stimmen.

Man leugnet wir keineswegs, daß auf diesem Gebiete
wie auf den meisten andern Gebieten literarischer Pro-
duktion viel hervorgebracht wird und daß schädliche Folgen
unvermeidlich sind; aber wir glauben, daß man
zu in zu übertriebenem Maße und mit einigem Un-
recht allgemein schädlich darstellt, da unter ihnen mehr
wirkenden Lyriker selbst, als das konsumirende Publi-
kum haben. Schlechte Gedichte oder auch nur
welche bloßes Mittelgut sind, finden einfach keine
e, und dem Buchhändler, der sie auf seine Kosten
oder dem Dichter, der sie drucken ließ und in

Commission gab, geschieht es dann ganz recht, wenn er
neben seinem pecuniären Schaden auch noch den Spott
tadelnder Recensionen mit in den Kauf nehmen muß.
Ganz anders verhält es sich in
geschmack- und sittenverderblich
doch immer eine Anzahl von
bibliotheken gelangt und von
gelesen wird. Hier liegt bei
solche Producte anrichten, an
allerdings die Uebersülle, die
schen Production bemerkbar in
Erzeugnissen den Weg verspre-
doch nicht so weit, daß wirklich
bliebe; der Absatz mag durch
große Concurrenz und infolge
Publikums mit lyrischem Futter
jögert und in nur zu bedauerl-
den; aber in der Literatur wo
Eigenartige doch früher oder si-
den Platz angewiesen erhalten,
zum Theil löschpapierenen Unst-
thologien, Literaturgeschichten
ein Dichter freilich nicht satt
fogar in bester oder schlechtester
zu Grunde gehen; indeß an
dauernden Hungerkost, welche
dafür dem Geiste um so höhere Schwungkraft verleiht,
ist der deutsche Dichter als ein notwendiges Attribut und
als eine besondere Pflanze seines ganzen Daseins und Wir-
kens schon seit alters her gewöhnt; das deutsche Publikum
ist aus naheliegenden Gründen von diesem Gedanken
wahrhaft erbaut, und wenn Schiller's „Theilung der Erde“
bei irgendeiner öffentlichen Feier vorgetragen wird, so kann
man darauf rechnen, daß die Schlüßstelle unermeßlichen,
so recht aus dem Herzen kommenden Beifall findet. Denn
klopft ein verdorrter Dichter an irgendeines kunstliebenden
deutschen Philisters Thür, so braucht dieser nur ganz ein-
fach mit Verufung auf Schiller zu sagen: „Lieber, was
wilst du bei mir? was incommodirst du mich? Geh doch
zum Teufel; du weißt ja, daß dessen Himmel dir offen

sein soll, so oft du kommen willst. Ach, wenn es unfer-
einer so gut hätte wie so ein deutscher Dichter, für den
meine Behausung viel zu niedrig, mein Braten viel zu
unschmackhaft, mein Wein viel zu sauer und mein Geld
viel zu schmutzig ist!" Wie man hieraus sieht, kommt der
spießbürgerliche Selbstsucht und Trägheit das, was man
in Deutschland Idealismus nennt, oft sehr gelegen.

Im übrigen will es uns bedünken, als ob in der
letzten Zeit sich wirklich in der lyrischen und besonders
der lyrisch-epischen Dichtung, welche letztere überhaupt
wol nur eine künstlich gepflegte Mode- und Treibhaus-
pflanze war, einige Abnahme wahrnehmen ließe. In-
deß kann dies auch nur Folge bekannter Zeitverhältnisse
sein, und es wäre demnach voreilig, hieraus den Schluß
zu ziehen, daß jetzt überhaupt weniger gedichtet würde

als hieselbst zu wünschen wäre —
so unbesonnener und übereilter
den ließen als bisher, oder
Verleger, durch manche Verluste
den, was wir ihnen auch keines-
Leider glauben wir also, daß
bedeutende Abnahme eine nur
hende sein und daß auf diese
iche Ebbe vielleicht eine nur um
werde. *)

te sollte es uns freilich auch fast
viegend realistische, sogar vielfach
insartende, genuß- und erwerb-
er der Zeit, diese Vorliebe für die
für das Maschinenwesen und für
n, diese wachsende Theilnahme an
politischen und nationalökonomi-
Säkeleien, diese Zunahme kühl
Verständigkeit, kritischen, alles
en Geistes und mehr und mehr
Illusionen- und Glaubenslosigkeit,
iblikum sich aussprechende gedan-
s und Unsinnige steigende, mehr
gesunde, oft völlig lügenhafte
jaubwerrlich, Virtuosenhafte, für

*) In Betreff dieser Ueberproduction fanden wir jüngst im „Abends
blatt der neuen Münchener Zeitung“ die wie es uns scheint ziemlich
zutreffende Bemerkung: „Man müßte unsere Zeit für eine sehr poeti-
sche, ganz von romantischem und idealistischem Schwunge gehobene
halten, wollte man — besonders in Deutschland — aus der Masse
der erscheinenden Vorsten einen Schluß auf Stimmung und Richtung
im allgemeinen ziehen. Es bedarf indeß nur eines Blicks auf
das alltägliche Leben und Treiben der Mehrzahl der „Geschäftsmen“, um
nicht in eine solche Täuschung zu verfallen. Wir möchten noch wel-
ter gehen und behaupten, daß gerade die poetische Ueberproduction ein
Merkmal der Mächtigkeit, des Mangels an wahrer Begeisterung und
Tiefe der Empfindung ist, weil sie ja hauptsächlich aus dem Bestreben
hervorgeht, diesen Mangel wenigstens mit dem Scheine des Gegenheils
äusserlich zu überheiden. An und für sich ist nun ein solches Bemü-
hen nicht zu tadeln; man müßte es sogar belagendwerth finden, wenn
es nicht vorhanden wäre. Aber nothwendig scheint es uns, daß man
sich harte Rechenschaft gebe, um den Werth des größeren Theils der poeti-
schen Hervorbringungen der Gegenwart auf sein richtiges Maß zurück-
zuführen.“

das Viel-Linde, für alles bloß äußerlich Glänzende, über-
haupt für alles, was die Meinung des Tags, was die
flüchtige Mode, was die schlaun Nachsationen irgendeiner
Gotterre für den Augenblick auf den Thron gehoben haben:
es sollte, wie gesagt, uns fast wundern, wenn alles dies
und anderes den poetischen Trieb der Nation nicht all-
mählich abstumpfen, untergraben oder vernichten sollte.
Manche scheinen die Zeit, wo dies eingetreten sein wird,
gar nicht abwarten zu können; vielleicht wird sie aber
früher da sein, als sie selbst erwarten und als es vielen
Balsfers selbst lieb sein wird; denn ihre Bemühungen,
diese allgemeine poetische Waise wieder zu einer Haus- zu
verwandeln, dürften dann vergebens sein.

Es ist in der deutschen Lyrik mit Lenz und Liebe,
Mondschein und Blumenrausch allerdings viel Mißbrauch
getrieben worden, aber wie sehr das Ansehen dieser Ge-
genstände bereits gesunken ist, brauchen wir wol nicht er-
zu sagen. Ein vereinsamer Nachschwärmer mag dann
wol noch singen, aber er findet kein Publikum mehr, und
die Zukunft wird schwerlich noch solche Schwärmer her-
vorbringen. Die Vaterlandsliebe nimmt immer mehr
einen nationalökonomischen Ausdruck an; die Freundschaft
findet in diesem Interessengewühle keinen Boden mehr.
das Gefühl für die Reize und Schönheiten der Natur
stumpft sich immer mehr ab und wird sich immer mehr
abstumpfen, je mehr die Zunahme der Eisenbahnen es
gestatten wird, flüchtig in wenigen Stunden zu genessen,
wozu man früher ebenso viele Tage brauchte; die Lust
selbst wird immer mehr zur Genuß- oder Finanzsache,
und schon jetzt wissen die meisten lyrischen Dichter an ihr
nur die prosaische Seite, nicht ihren geistigen Gehalt her-
nologisch zu feiern. Unsere Vorken der Zukunft werden
den Rauch eines Dampfschiffs, den schrill pfeifenden
Laut einer Dampfmaschine, das betäubende Geklappern
eines Bahnzugs vielleicht viel poetischer und beängst-
werther finden als den Rebeirauch in einer Gebirgshöhle.
die aufmunternden Signallöne eines Pöpphorns und der
heimliche Geklapper einer romantisch gelegenen Wasser-
mühle; die Düfte, welche Rosen und Lilien ausströ-
men, werden ihnen weniger angenehm dünken, als
die gemischten Düfte in einer Herings-, Salz- und
Thranenherberge, wovon wir schon Beispiele in der Lite-
ratur erlebt haben, und die unersichtbaren Räder und
Schrauben an der großen „Weltenuhr“, für die sich noch
Schiller so lebhaft interessirte, werden sie weniger tim-
mern, als die sichtbaren Räder und Schrauben an einem
Maschinenwerk. Die schon heutzutage sehr zweifelhaft
Ehre, ein Dichter zu sein, in der bereits Schiller nur
einen „Fluch“ erblickte, „welchen die Welt über den
Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt“, wird
dann schwerlich noch für jemand etwas besonders Be-
loftendes haben; oder nur reichen Dichtern wird es ge-
lingen, ihren poetischen Nimbus durch ihren finanziellen
zu stützen und aufrecht zu erhalten. Nehmen wir das
schon jetzt wahr, wie förderlich der Besitz ansehnlicher
finanzieller Mittel den Jüngern der Kunst und Wissenschaft
ist, mit welchem Glück Angehörige des niederen und hohen

Weil, des niedern und höhern Finanzstandes den ärmern Talenten Konkurrenz machen. Im vorigen Jahrhundert, wo die Adelskassen und die Wohlhabenden gemessen und die Armen für sich arbeiten ließen, dafür aber auch deren Mäcene waren, war das Verhältnis bekanntlich ein ganz anderes. Dafür haben wir freilich auch das Vergnügen, in einem demokratischen Jahrhundert zu leben, d. h. in einem Jahrhundert, in welchem die Ärmern den Reichern und Höherstehenden auch noch die letzten Vortheile und Vorrechte, die sie sich früher durch eifernen Fleiß und Charakterstärke erworben konnten, wehr und wehr abtrotzen müssen.

Vielleicht tritt aber die Zeit, von der ich hier hypothetisch sprach, gar nicht ein, vielleicht erleben wir früher als wieder andere glauben einen Rückschlag gegen den fortschreitenden Materialismus der Zeit. Was wir bemerken, wollten wir nur denken zu bedenken geben, welche von der jetzigen, wie wir gesehen allerdings übermäßigen Production auf poetischem und namentlich lyrischem Gebiete der Himmel weiß welche Gefahren für das gemeinsame Vaterland zu fürchten scheinen. Diese Wiesestümpfen der Lyrik, laßt sie doch ein paar Tage blühen und sich wohlgefällig im Waße selbstbespiegeln, bis sie im Sonnenbrande, unbeschattet von der Günst des Publikums und fast und wurzellos wie sie vielleicht sind, verwelken oder unter dem schmerzlichen Fußtritt eines erbarmungslosen Kritikers zusammenbrechen! Man wird vielleicht später nicht mehr so viel dichten, aber man wird nicht weniger schreiben, und die literarische Betheerung und der literarische Ehrgeiz werden sich andere Bahnen suchen. Was wird man dabei gewinnen? In der That ist unsern Poeten von gewisser Seite her, um unsern klassischen Dichtern ihr Monopol in alle Ewigkeit zu sichern, der Rath gegeben worden, doch lieber über den Canal von Suez und den atlantischen Rabel zu schreiben, statt zu dichten. Das schilt noch! Diese unpraktischen Leute sollen nun gar über industrielle und nationalökonomische Angelegenheiten ihr Urtheil abgeben! Als Lyriker sind sie doch wenigstens harmlos und unschädlich, aber als Politiker und handelsökonomische Schriftsteller könnten sie in der That gefährlich werden. Es fehlt uns schon jetzt durchaus nicht an gemeinschaftlichen und wohlfahrtsgefährlichen Politikern und Nationalökonomien; will man diese Region noch aus den Scharen unserer schwebelnden und nebelnden Lyriker vermehren? Die Politik hat schon in der Lyrik nicht immer eine sehr glänzende Rolle gespielt; welche Rolle wird aber die Lyrik in der Politik spielen?

Wie sich übrigens die Lyrik der Zukunft gestalten wird, läßt sich in keiner Weise voraussagen; denn es ist auch denkbar, daß sie gerade im Gegensatz zu dem materialistischen Treiben und dem lärmhaften Interessengeklapper der Zeit nur einen um so stillern, gemüthlicheren, von diesem Lärm gänzlich abgewandten idyllischen Charakter annehmen oder als gepanzerte Jungfrau müthig und weltverachtend den Kampf mit dem Materialismus aufnehmen und gerade in dieser Richtung zu neuen Formen und Gestaltungen gelangen wird, von denen wir

jetzt noch nichts ahnen. Offenlich wird es in Deutschland immer eine lyrische Gemeinde geben, die an Zahl und innerer Bedeutung vielleicht um so mehr zunimmt, je unlyrischer sich das Treiben der Welt gestaltet, je mehr der Gassenlärm die zarteren Gemüther schreckt und bedrängt. Deutsche Dichter sind im Grunde nie wahrer, als wo sie lyrisch werden, auch im Epos, Roman und Drama. Das liegt so in unserer Natur, und darin ist auch der Grund zu suchen, daß die deutsche Lyrik im Auslande sicherlich mehr unbedingte Verehrer zählt als der deutsche Roman und das deutsche Drama.

Eine Zeit lang schien auch die deutsche Lyrik in Gefahr, sich in die bloße Negation und in geistreiche Ironie zu verlieren. Vor unserer klassischen Periode war die deutsche Lyrik eine überwiegend christlich-moralische oder doch biblische; die Weimaraner stellten den Grundfals fest, daß die Moral in die Dichtung nicht mit dreingureden habe; sie proclamirten die Selbstherrlichkeit des Kunstwerks, die Alleinherrschaft der Schönheit. Aber große freie humane Gesichtspunkte und zum Theil das erhabene Pathos des Kant'schen kategorischen Imperativs ließen bei ihnen die Abwesenheit eigentlich moralischer Motive nicht oder wenig empfinden. Der Mensch war der Gott der Welt, und kein höherer über ihm; er bedurfte daher auch keiner Anlehnung an einen Hülfsgott, keiner Tröstung, keines christlichen Beistandes. Manche Anhänger des neuen weimarer Evangeliums legten dem Sag, daß jedes Kunstwerk nur seiner eigenen Schönheit wegen Rechtenschaft geben dürfe und keiner andern Forderung unterworfen sei, dahin aus, daß man in einem Kunstwerk aller Moral und Ethik vor den Kopf stoßen dürfe oder müsse, weil man dadurch seine künstlerische Freiheit am besten darthue, ja daß ein Werk zur Hälfte schon dadurch ein Kunstwerk werde, wenn von Moral darin gar nicht oder nur in höhniischem und ironischem Sinne die Rede sei. Auch einige Koryphäen der Romantik betraten diesen Weg, der ihnen dann zum gefährlichen Irrweg wurde und sie in Regionen führte, die nicht bloß von der Moral sondern auch von der Schönheit gänzlich fern lagen. Aber gerade waren es auch wieder einige Lyriker der romantischen Schule, welche, indem sie die menschliche Creatur als eine sehr gebrechliche und hülfbedürftige erkannten, von neuem die Tiefe christlicher Anschauungen erschlossen; oder vielmehr sie fanden zu diesem Lebensbrunnen wieder den Zugang, nachdem er von dem seichten Nationalisten des 18. Jahrhunderts fast gänzlich verschüttet worden. Man muß überhaupt bei den Romantikern zwischen denen unterscheiden, welche die altkirchliche Symbolik und Mystik nur als poetischen Aufzug verwertheten, und denen, deren ganzes Wesen von dem Aether dieses Christenthums durchdrungen und befruchtet war, so daß diese Erinnerung mit ihrer Vorliebe, ihrer Vaterlandsliebe, ihrem ganzen Leben in eins verschmolz. Zu den letztern gehörten Novalis und Mar von Schenkendorf, deren Gedichte eine so tiefe Innerlichkeit, eine so erlösende und zugleich so innerlich stärende Heilskraft athmen, daß der Mensch von wahrer und tiefer Empfindung,

und nicht von bloß moderner Appretur in gewissen Gemüthslagen lieber zu ihnen als zu den Gedichten unserer classischen Autoren seine Zuflucht nehmen wird, und in diesem Sinne sagten wir neulich, daß es nicht gut sei, auf Abschaffung des Polytheismus in der Literatur hinzuwirken. Sind die Stimmungen, denen z. B. Novalis Ausdruck gab, bloß deshalb niedern Ranges und Werthes, weil sie einer andern Region des Empfindens und der Weltbetrachtung angehören als diejenigen, in denen sich unsere Classiker vorzugswelse bewegten? Sind sie von diesen ebenso an Gehalt wie in der Art verschieden? Gehört die christliche Anschauungsweise schon jetzt der Vergangenheit an und hat sie nicht einmal mehr so viel Recht, in der Poesie vertreten zu sein als die ferner liegende antike? Sollen uns Christus und seine Sendboten weniger werth sein als die Lehrer des Stoicismus und Epikureismus? Man setzt sich zwar — in christlichen Zeiten und unter christlichen Völkern! — bei gewissen Leuten leicht Verdächtigungen aus, wenn man überhaupt nur das Wort Christenthum in den Mund nimmt, sobald man damit eine andere Absicht als die dagegen zu polemischen verbindet. Aber es handelt sich ja hier nicht um das dogmatisch verunstaltete, zu weltlichen Zwecken mißbrauchte und in Decrete gezwängte, undsolchfame cardinalbischöfliche oder consistorialträtliche Christenthum, sondern um seine ursprüngliche erlösende, bildende und tröstende Kraft, um seine vom Princip der Liebe als dem Mittelpunkt ausstrahlende Ethik, um seine auch die Armen an Leib und Geist umfassende Albarnerzigkeit. Es gibt Stunden, in denen die Creatur bange aufsteht und sich wie von etwas Unnennbarem und Ungeheuerem bedrückt und angefochten fühlt, Stunden, in denen man sich nicht an den Klagen der Ceres über den Verlust ihrer Tochter oder an den Vorwürfen des Prometheus gegen den hart-herzigen und harrhörigen Zeus aufzurichten vermag; es gibt unerklärbare Stimmungen, die nicht immer bloß dieses oder jenes Individuum, sondern oft selbst ganze Geschlechter und Völker erfassen, Stimmungen, welche Novalis so wahr und ergreifend in den Strophen schildert:

Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weitem
Gespenstlich zeigen thut.
Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele centnerschwer.
Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.
Der Wahnsinn zieht und locket
Unwiderstehlich hin;
Der Puls des Lebens stockt,
Und stumpf ist jeder Sinn u. s. w.

In diesen Strophen spricht sich nicht bloß eine individuelle Empfindung, sondern eine tief geschichtliche Auffassung aus. Solche Stimmungen voll Wahnsinn, voll wilder gespenstlicher Schrecken waren es, welche die Welt

beherrschten, als über Nazareth der Stern in den Aufgang. Und vielleicht leben wir im ersten und in unähnlichen Zeit, wenn und auch die Classiker des Christenthums und die dadurch möglich gewordenen und Herzensbildung vor einem gleichen Ende von Sinn und Selbstverzweiflung schätzen. Aber wir überhaupt zu denken weiß und nicht ganz und zu Trivialisität versunken ist, hat nicht ähnliche Stunden an sich oder andern erlebt? Die antike Welt der Juvenal und Lucian, und die neuere Zeit hatte ihr Satire und Heinrich Heine. Auch dieser, mehr im Epöthier als moralischer Strafredner, setzte den Adel und moralischen Abfall unserer Cultur als ein Ziel hervor und breitete ihn auf öffentlichen Boden aus, zum großen Vergnügen seines Publicums. Er darin sogar ein gewisses Verdienst, und wenn man gerade in lustiger Gesellschaft befindet, in der man Wort oder auch nur ein bloß sinniger Scherz über das übel angebracht wäre, mag auch der cynische Epöthier Blaise sein; aber in Stunden der Einsamkeit und der Stille, wenn ein düsterer Himmel auf uns drückt und wir uns nach einem andern Tröste um; wir fühlen uns nur zu tief, was es heißt, in einer entgötterten Welt leben, deren Stilligkeit höchstens eben nur jene kleinständige moral ist, welche von Heine und zwar mit Unrecht ihres Feigenblatts beraubt und in ihrer gezeigt wurde. An den Vorkommnissen und Ereignissen der Zeit seit einem Decennium hat sich zum ersten deutlich gezeigt, wie viel unserer und unserer Welt der Mensch heitvorhanden war, wie nahe unser Zeit Civilisation an die ausbündigste Barbarei gränzte; schauspielerhaft hohl das Pathos war, mit der Phrasen spreizte. Der Rausch hatte seine gewöhnlichen bekannten Folgen, und man wachte mit kochender Schwere und Unbehaglichkeit in allen Gliedern an sich und den Dingen auf. Der Rausch war ein vorübergehendes Noth auf die Gefühle gränzte, dessen Stelle nun die betrübte Leichenbittern: Selbst der erlaubte gemüthliche Scherz wurde von Leichenbittern verdrießlich aufgenommen, von einem genossen, weil er nicht so heißend war, wie der Pfeffer, noch so aufgelöst und auslösend, wie der des „Kladderadatsch“. Mit dem Reich der Scherze sich war es zu Ende; es war, und selbst bei seiner „Matragengruft“, zu Ende mit jener Scherzhaftigkeit, womit sich die Eintagsfliegen Mensch, jeder Parvenu zum Mittelpunkte des unendlichen aufblüht und zum Gott erhob, womit jeder Kandidat, wenn er aus seinem Hauslehrer in eine Landpfarre einrückte, in bramarbaschischen prohlen durfte, daß er allein durch seines „Wortkraft“ das Schicksal gebändigte und sich die habe; die Zeit war zu Ende, wo der Spruch ein glücklicher König des Alterthums lag, ließ, der Spruch: Bedenke, daß du ein Mensch bist und bei jedermann in Vergessenheit gerathen: schien.

In der Vergeweißung feierte man in Romane die Arbeit, oder vielmehr deren pecuniären Ertrag, der ja auch keineswegs zu verachten ist; in culturhistorischen Novellen und novellistischen Culturschilderungen pries man als Universalmittel gegen die Uebel und Gefahren der Zeit die Wiedereinführung der ständlichen Uebungen von ehemals, des Kunstwesens, der alten Haus- und Familienordnung, deren vollkommene Restauration aber nicht denkbar ist ohne die Wiederherstellung der alten Gläubigkeit, der häuslichen Andacht; die Lyrik dagegen wurde didaktisch, moralisirend, idyllisch. Und es war dies gegen die einseitige Herrschaft der hochfahrenden Byron'schen Gott- und Menschenverachtung, der cynischen Grabbe'schen Weltanschauung und der Heine'schen Trivialisität ein nothwendiger und im ganzen auch heilsamer Rückschlag; denn inneres Glück war auf diesem Wege nicht zu finden, und zuletzt überfällt auch die stärksten und gerade die edelsten Geister, die sich vielleicht doch sagen müssen, daß sie ihre reichen Gaben nicht in einer der Menschheit wahrhaft segensbringenden Richtung angewandt haben, jene Reue, die keineswegs immer eine Folge von Charakterschwäche ist, oder man müßte denn die untrübselige Hartnäckigkeit großer und unverbesserlicher Verbrecher für ein Zeichen von Charakterstärke ansehen.

Nun ist zwar die erbauliche und beschauliche Lehrdichtung in Deutschland nie ganz verwaist gewesen, aber sie stand eine lange Zeit doch ziemlich einsam; Rückert war zwar tief und sinnreich, aber zu orientalistisch und oft zu künstlich in Formen und Constructionen, um überall verstanden zu werden, und in Scherer's schönen und durch ihre Humanitätsstendenz ausgezeichneten Lehrdichtungen begegnet man oft einem verwirrenden Gegen- und Durch-einander von antiken und modernen, von heidnischen und christlichen Anschauungen, von Polytheismus und Monothismus, von Demuth und Selbstverherrlichung, von einseitigem Schönheitskultus und Vernachlässigung des Schönen u. s. w., als daß der daraus gewonnene Eindruck für den Denker ein völlig klarer und befriedigender sein könnte. Die Lehrdichtung ist seitdem zwar nicht tiefer und origineller, aber einfacher, praktischer, vor allen Dingen allgemeiner verständlicher geworden und in häufigern Gebrauch gekommen, und sie tritt nicht bloß in selbstständigen Dichtungen auf, sondern das Bedürfnis für sie kündigt sich überhaupt in dem Bestreben unserer Dichter an, Positives zu geben, statt jenen stiltlichen Forderungen, auf denen bisher der Bestand jeder gesellschaftlichen Ordnung ruhte, höhnisch ins Gesicht zu schlagen. Man ist wenigstens froh, wenn auch nur eine Zeit lang etwas zur Ruhe zu kommen, sich zu sammeln und sich ein wenig zu erholen von jenen diabolischen Attentaten gegen die stiltliche Ordnung, wie sie sich einzelne die Tagesmeinung beherrschende oder ihr entgegenkommende Dichter und Schriftsteller zu Schulden kommen ließen und an denen nur Personen, die bei der stiltlichen Auflösung alles Bestehenden selbst interessiert sind, oder die ganz Boshaften oder die ganz Leichtsinnigen und Gedankenlosen ihre Freude haben können. Indes können unsere Dichter, die überhaupt in neuesten Zeiten nur auf einen sehr klei-

nen Kreis Einfluß haben, nicht allein alles thun; es muß ihnen auch eine reinere Staatsmoral, eine gesündere Gesellschaftsmoral und eine mehr den Geist als das Dogma und das Ceremonialgesetz im Auge behaltende, humanere und verniger heuchlerische Religionspraxis zu Hülfe kommen. Frommthuende hohe Geistliche sollten nicht wagen, das Volk zur Entbehrung, Demuth und Zufriedenheit aufzufordern, wenn es bekannt ist, daß ihre Gattinnen oder Töchter Brillantschmuck tragen und daß ihre Wohnungen Stätten des Luxus sind; und es hilft wenig, Keuschheit, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zwar höchst preiswürdig zu finden und diese und andere christliche Tugenden von den Kanzeln herab empfehlen zu lassen, solange die Verhältnisse nur zu oft und zu sehr der Art sind, daß uneigennützig, ehrliche- und reibliche Männer weniger Einfluß gewinnen als schlaue, schmeichele, intrigante, ihren Vortheil verfolgende Individuen, hier und da bloße Barren und Finanzspeculanten, die nicht allzu zarten Gewissens und gerade dadurch als brauchbare Werkzeuge der Gewalt willkommen sind. Unsere Forderungen mögen freilich mehr nach Utopien als in die wirkliche Welt gehören; aber solange der Machiavellismus im Staatsleben und von da rückwirkend auch in der Gesellschaft seine Herrschaft behält, solange wird auch die Moral in der Literatur und überhaupt die öffentliche Moral fortbauern gefährdet sein, solange wird der Geist Voltaire's und Heine's immer wieder eine neue Incarnation erleben; und man wird sie nicht bloß erklärlich, sondern unter Umständen auch nothwendig und heilsam finden.

Zu den didaktischen Dichtern, welche in neuester Zeit das meiste Glück gemacht haben, gehört Julius Hammer, von dem uns hier eine neue Sammlung „Auf stillen Wegen“ (Nr. 1) vorliegt. Die Charaktereigenschaften eines Dichters, dessen frühere Sammlungen ein so allgemeines Glück gemacht haben und dessen „Schau um dich und Schau in dich“ bereits neun Auflagen erlebt, dürfen wir wol mit Recht als zu bekannt voraussetzen, als daß wir nöthig hätten, uns hier mit ihrer Darlegung ausführlicher zu beschäftigen. Wir wollen nur sagen, was die Freunde seiner Muse hier zu erwarten haben. Hammer liebt es, nicht zu viel auf einmal, nicht dicke Bouquets von Liedern zu geben, sondern kleine Blumensträuße, die sich leicht handhaben lassen, von angenehmem Farbenspiel und zierlicher geschmackvoller Anordnung. So tritt uns auch die vorliegende Sammlung in einem netten, wenig umfangreichen Bändchen entgegen, das sich besonders zu Festgeschenken eignet und auch als freundlicher Begleiter auf Reisen und Spaziergängen dienen kann. Die gegenwärtige Sammlung ist von gemischtem Charakter als seine früheren, und zur Gattung des Didaktischen gehört genau genommen nur die erste kleine Abtheilung: „Suchet, so werdet ihr finden.“ Hammer verbindet mit dem Lehrreichen fast immer einen lyrischen Grundton, etwas Sangbares, und diese Eigenschaft trägt wol besonders dazu bei, seine didaktischen Gebichte einem großen Leserkreis werth und theuer zu machen. Ueber-

Haupt tritt das Lehrhafte bei ihm meist in Form eines sinnigen Gedankens, oft auch einer elegischen Empfindung auf, wie in folgendem Gedächtnis:

Schmal und klein.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Dein Arm schon, er umfängt ihn leicht,
Doch schließt ein weit Gebiet er ein,
Das bis zur Jenseitsgrenze reicht.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Den mit dem Haupt du überragst,
Und doch — in den du tief hinein,
Tief in den Himmel schauen magst.

Mehr als der Mund der Wissenschaft
Erkühlt die hier der Sterne Licht,
Wenn sich's mit süßer Tröstungskraft
In deines Auges Thränen bricht.

Wär' nirgends auf der Erde Raum
Dir einer Heimat heilig Gut —
Der Hügel wär's, das Stüßchen Grund,
Daranter die ein Liebste ruht.

Von den Dichtern führen wir nachstehendes an:

„Weniger schlecht sind die Menschen, als kleinlich und schwach.“
D gewiß, Freund!

Aber bei Kleinlich und Schwach macht sich das Schlechte
von selbst.

Hierauf folgt ein Sonettencyklus: „Frühe Weihe“, Reminiscenzen aus des Dichters Kinder- und Jünglingsjahren mit Hervorhebung besonders derjenigen Momente, die den Dichtergeist in ihm weckten, und seinen Sinn unter anderm auch auf Hellas' Helbengefänge, noch mehr aber auf das deutsche Volkslied und auf Deutschlands glorreichste Kaiserzeit lenkten. Hammer handhabt die schwierige Form des Sonetts mit außerordentlicher, fast spitzfindiger Leichtigkeit, wie das nachstehende zeigen mag:

In der Kinderstube.

Da bist du, Klein Gemach, du träutes schlichtes,
Da, das mit seiner Kinderspiele Ergen,
Vom Brunk der hellen Zimmer fern gelegen,
Mich grüßt im Dufte süßen Dämmerlichtes.

Ein kühnes Räthsel, — aber hoch, jetzt bricht es
Sein eignes Schweigen durch ein leis Bewegen,
Wie sich im Schlaf geschlossene Lippen regen
Und Klänge flüßern eines Traumgedichtes.

Am Schaufelpferd im Winkel flirrt der Flügel,
Im niedern Fache hier die Silberbogen,
Von selbst entfalten sie die bunten Flügel.

Und dort, noch ist vom moosgeschwellten Hügel
Mein ausgestopfter Falk nicht fortgeflogen,
Wie weit auch ich, wie lang' umhergezogen.

Zu den weitem Lebensbekenntnissen gehören auch die folgenden Abtheilungen: „Eine Jugendliebe“ und „Aus schweren Stunden“. An schweren Stunden fehlt es keinem, am wenigsten aber einem Dichter, der vermöge seiner nervösen Reizbarkeit und Empfindlichkeit sich so manches zum Herzen nimmt, was andern keineswegs eine schwere Stunde macht. Ohne diese Eigenschaft, die ihn zugleich beglückt und quält, würde er überhaupt nicht Dichter sein. Größere besaitete Instrumente bringt selbst der Sturmwind eher zum Brechen als zum Tönen; aber

das Gemüth eines Dichters ist wie die Krolsharfe, die auch dem leisesten Lusthauch mit einem Klagelaut antwortet. Man erwarte jedoch trotz des düstern Titels in dieser Abtheilung der Sammlung keine zu herzbrechenden Geschichten. Der Dichter, seiner ganzen Natur nach mehr weich als herb, neigt sich mehr zu wehmüthiger Auffassung und Schilderung, als zu leidenschaftlicher Opposition gegen Welt und Schicksal, und auch seine schmerzhaftesten Ergüsse trieb er in anmuthige Formen zu fassen und in melodischen Klängen auszuhauchen, wie folgende Probe zeigen möge:

Es ist die alte Weise.

Ein trauriges Lied — ist's hier, ist's dort? —
Laut aus der Tiefe, der feuchten;
Da sangt's am dunkelbehauchten Ort
Hellblinzelnd an zu leuchten.
Die Laute rufen: Weh, o weh!
Bläuhwürmchen fliegen leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

Wo aus der Grotte der Frauen quillt,
Begiunt sich's heimlich zu regen;
Der weißen Drapide Marmorbild
Streckt mir die Arm' entgegen.
Verstohlen weint der Quell Weh!
Ein Küßchen schauert leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

Nun steht der Sommer in vollster Pracht,
Doch schon in Trübsal versunken;
Ist darum so sternleer die Nacht,
Als war' sie von Schwermuth trunken?
Aus höchster Lust klingt tiefstes Weh
Und banges Fragen leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

In solchen Gedichten muß man sich eben dem süßen Klange hingeben, wenn er auch im Grunde nur dümmliche Ahnungen statt bestimmter Vorstellungen in dem Gemüth des Lesers hervorruft.

Die folgende Abtheilung wird von einer Auswahl in Form und Inhalt meist gleich ansprechender Balladen gebildet, unter denen sich auch einige befinden, welche humoristische Volksfagen behandeln. Hier und da scheint uns die Ausführung der durch den Stoff erforderten Knappheit zu entbehren, wie in der Ballade „Die Schmelze am Bodensee“. Alois Schreiber hat, wie uns dünkt, in seiner Ballade „Meister Oluf“, die freilich auch wol keine gelungenste ist, eine ähnliche Sage viel gedrängter und dadurch wirksamer und großartiger behandelt. Dagegen scheint uns das Unheimliche und Düstere des Stoffes in folgender Ballade recht charakteristisch ausgedrückt zu sein:

Im Jägerhaus.

Ein trübes Lämpchen im Jägerhaus
Lugt in die schwarze Nacht hinaus.
Großmutter, schläfst du?
Wie schreien die Käuzchen heut' so schrill.
Die Alte murmelt: „Wie Gott will!“
Und nickt ins Bibelbuch.

Das Mädchen, könnt' es verlassen sich
Die Angst, die's plötzlich überschlich!
Großmutter, schläfst du?
Die Alte murmelt was von Fluch
Und senkt das Haupt aufs Nibelbuch, —
Im Hofe knurret der Hund.

Wie rüchelnd hebt die Wanduhr aus;
Ach, säm' der Vater nur nach Haus!
Großmutter, schläfst du?
Großmutter, laß' mir ins Gesicht!
Die Alt' ist stumm und rühret sich nicht, —
Der Hund fragt an der Thür.

Laternenschein kommt durch die Nacht,
Und eine Bähre still und sacht —
Großmutter, schläfst du?
Das Mädchen wird wie Schnee so weiß,
Aus Fräulein klopft ein Finger leis,
Doch niemand hört's im Haus.

Diese Ballade beweist übrigens, wie sehr der bloße Klang und Ton, die geschickte Einfügung eines Refrains u. s. w. dazu beitragen können, einen wenn nicht unbedeutenden, doch höchst einfachen und in seinen Grundzügen schon öfters behandelten Stoff zu heben und ihm den Anstrich und Reiz des Neuen zu verleihen.

Die nächste Abtheilung: „Sommerlänge“, enthält manches Süßliche, darunter:

Mein Kypel.

Versöhne meine Rosen,
Du wilder Sommersturm;
Haß Baum, dich auszutosen,
Hoch über Stadt und Thurm.
Vor' dorten ruf' den Menschen zu:
„In Frieden lebt und hallet Ruh!“
Versöhne meine Rosen,
Du wilder Sommersturm!

Plaudernd von heitern Rosen
Des Thales Quelle rinnt;
Hier laß die Küsschen kosen
Und spielen weich und lind.
Hier fühl' ich, tief in mir erhebt,
Versöhnt mich mit der ganzen Welt; —
O, schöne meine Rosen
Und mein geliebtes Kind!

Sehr sinnig und freundlich sind auch die beiden Gedichte: „Der erste Gast im neuen Haus“ und „Nach dem Einzug“:

Es wohnt sich eigen gewohnheitsraut
Im Haus, das man sich selbst gebaut,
Da saßt es wie ein wachsend Leben
Aus seinem Grund zum Lichte streben,
Bis auf dem Giebel des Daches oben
Sich der geschmückte Baum erhob;
Denn alles, was dem Menschen glückt,
Wird mit Gewachsenem gern geschmückt u. s. w.

Die beiden letzten Abtheilungen: „Gedenk- und Dankfeste“ und „Aus gefelligem und freundschaftlichem Verkehr“ bestehen aus Fest- und Gelegenheitsgedichten, in denen der Dichter, seiner Natur gemäß, überall die gemüthlichen und sinnigen Beziehungen mit Glück hervorzuheben und seine Virtuosität in Behandlung von Sprache, Vers und Reim aufs Beste geltend zu machen gewußt hat. Es befindet sich darunter ein Sonett: „An Sel-

bert's Geburtsstadt Galschen“, worin es von Gellert heißt:

Er war so recht und ganz der schlichte Gese,
Daß er für alle Zeiten lieb erkennen,
Wie viel es sei, in Wahrheit gut zu heißen.

Außerdem heben wir noch den Prolog zu einem Concert für die Liedge-Stiftung, die Sonette zur Enthüllung der Standbilder in Weimar, die Gedichte an den Verstorbenen Medicinalrath Carus, Berthold Auerbach, den verstorbenen Dichter und Legationsrath Wilhelm Gerhard, die Frau Majorin Friederike Serre als die theils durch allgemeine theils persönliche Beziehungen interessantesten hervor. Das Gedicht an Berthold Auerbach gibt uns über den Titel zu Julius Hammer's früherer Liedersammlung „Zu allen guten Stunden“ folgenden Aufschluß:

Die Aufschrift, die dies Büchlein trägt,
Hast du, mein Freund, erfunden,
Und fragst du, welchen Wunsch sie hegt,
So sagt sie: „Stets neu aufgelegt
Zu allen guten Stunden!“

Karl Egon Ebert, der Verfasser der „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“ (Nr. 2), ist schon seit einer Reihe von Jahren als Ehrenmann und als ein geachteter Dichter und Schriftsteller genannt und bekannt; schade nur, daß der Ehrentitel eines „geachteten“ Schriftstellers in Deutschland in der Regel nicht hinreicht, um seinen Erzeugnissen einen großen Kreis von Käufern und Lesern zu verschaffen; meist muß sich ein solcher „geachteter Schriftsteller“ mit der sehr stillen Anerkennung weniger begnügen, und es kann kommen, daß er in manchen Augenblicken an der eigentlichen Bedeutung des Wortes Achtung irre wird. Doch wir hoffen und wünschen, daß diesen „Frommen Gedanken“ eine recht rege, allgemeine und dauernde Theilnahme entgegenkommen möge, denn sie verdienen diese Theilnahme zu finden. Egon Ebert besitzt nicht die Annuität und den lyrischen Schmelz Julius Hammer's; er versteht um so zu sagen nicht so wie dieser Collette zu machen; seine Gedichte sind nicht so sangbar und einschmeichelnd. Aber den Dichter der „Frommen Gedanken“ charakterisirt eine gewisse Mannlichkeit, Geradheit und Offenheit; er will lieber wahr sein als anmuthig und er wird daher zuweilen auch herb und bis zu einem gewissen Grade unschön. Die Erscheinungen und Gegenstände außer ihm sind ihm nicht Spiegelbruchstücke, die vorzugsweise dazu dienen sollen, sein Ich, seine eigenen Freuden und Leiden zu reflectiren; vielmehr empfandet er die Schmerzen und Leiden ihm ganz Fernstehender mit derselben Intensität, als wären es seine eigenen, während er diese in den Hintergrund treten läßt. Er ordnet im Allgemeinen die Kunst der Wahrheit, nicht diese der Kunst unter. Es ist ihm nicht um ästhetische Verschönerung und Ueberstimmung der Gesellschaft, sondern um Besserung und Heilung ihrer Gebrechen zu thun. Ideallist in seinen Anschauungen und Tendenzen, ist er als Sittenschilderer Realist, und mit unerbittlicher Energie schildert er die moralische Schlechtigkeit, wo er sie findet und wie er sie findet, während er doch auch für das

ursprünglich Gute und Böle im Menschen einen hohen Grad wahr hat. Die Worte des verstorbenen über die vorliegenden Dichtungen, bekannt wurden, sind wol schon so wollen wir sie auch an dieser wir auch unsererseits ihnen nur inrnhagen's kurz vor seinem Tode te lauten:

berührend, erkläre ich unumwunden, Tonart der „Frommen Gedanken“ ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wilben Schweifungen, sonderu, begleit in weisen Betrachtungen sich ergeht, muß die innigste Hochachtung für den selber bald eine wohlthuernde Einwirkung; dies kann ich wenigstens von mir vielen andern wird es ebenso ergehen.

Ein stiller Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmutz der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen.

Wir brauchen wol nicht erst ausdrücklich hervorzuhoben, daß Ebert's „Fromme Gedanken“ keine aus der dumpfen Kelleratmosphäre des hoisfährigen und sich auf weltliche Vortheile sehr wohl verstehenden modernen Niesismus, der von dem demüthigen Niesismus der Spener und Jung-Stilling wohl zu unterscheiden ist, hervorgegangene salbungsvolle Phrasen sind. Ebert selbst sagt:

Wahrhaft fromm nennt' ich
Solcherlei Gedanken,
Die an Edeles sich
Stets und Würd'ges ranken;

Die der Wesen Grund
Innerlich betrachten,
Und auf seltenen Fund
In Gemüthern achten;

Die Gefähr' erspähn,
So in Herzentiefen,
Raum von uns gesehn,
Unerklärt noch schliefen;

Die, was Gott erschuf,
Uns bewundern lassen
Müßigen Verus
Jedes Dings erfassen u. s. w.

Fromme Gedanken sind ihm diejenigen, die zur Liebe mahnen; aber

... auch der Zorn
Ist nicht ausgeschlossen,
Wenn er aus dem Vorn
Keinen Sinns geflossen;
Denn nur der ist gut,
Der nur liebt das Rechte,
Dem nicht fehlt der Muth,
Anzugehn das Schlechte.

Jesus war voll Lieb'
Auch, da er im Eifer
Aus dem Tempel trieb
Käufer und Verkäufer;

Treiben möcht' auch ich
Aus der Erde Tempel,
Was nicht tief in sich
Trägt des Edeles Stempel.

Wenn er, sagt er weiter, mit seinen frommen Gedanken nur ein Herz durchdringe, so sei ihm schon viel gelungen:

O, ein Herz ist viel!
Würde Reid genommen
Eins zum guten Ziel,
Allen wär's zum Frommen.

Ähnlich sagt er in dem Gedicht „Böhlthut“, nachdem er darüber Klage geführt, daß, wer Barmherzigkeit grüht und Liebe gesät, meist nur Unbarmherzigkeit erntet:

Schüttle den Ueberfluß aus den Händen!
Rettest du Hunderte nicht vom Falle,
Ist doch dein Ausstreuen kein Verschwenden,
Einer gilt und lohnet für alle.

Der Dichter wendet sich mahnend und warnend an das jüngere Geschlecht:

Sprich mit den Alten auch; die grauen Haare
Verläßt jetzt Europas jung Geschlecht,
Indeß der Hottentott und Delaware
Den Greis beräth im Frieden, im Geseht;
O glaube mir, nur der blickt recht ins Klare,
Der lang gesehn das Unrecht und das Recht,
Die Welt wird dann auf sicherem Weg nur wandeln,
Wenn Aelte denken, und die Jungen handeln.

Drum richte dich nach der Erfahrenen Lehre,
Und an das Böle setze Gut und Blut,
Steh fest, ein Feld im aufgeregten Meere,
Sei muthig, aber flieh den Uebermuth;
Such' keinen Ruhm; des Mannes schönste Ehre
Ist seines Werthes unverlegtes Gut.
Geläng's dir, höchsten Beifall zu ertrachten,
Was frommt er dir, kannst du dich selbst nicht achten?

Des Vortheils Lockung flieh! es treffe Schande
Den Selbstling, der sich an der Wirrung freut,
Der Deute sucht im allgemeinen Brande,
Der sich bedenkt in solcher Unglückszeit;
Sieh Jüngling, hin! an eines Abgrunds Rande
Steht eine Menschheit, bist du nicht bereit,
Ein zweiter Curtius, dich dem Tod zu weihen,
Wenn's gilt vom Unheil viele zu befreien?

Aufs heftigste geißelt er, namentlich in dem Gedicht „Eine schöne Frau“, jene geist-, herz- und seelenlosen Modestruken, die, eine Plage und ein Hauptschaden unserer Zeit, mit den männlichen Stukern jetzt selbst oft im Punkte gedankhafter Reife und Freiheit mittheilern, die „der erste Damenschneider und nicht der Allerzeuger schuf“, deren natürlich Bild man „vor Spigen, Schletern, Federn, Bändern“ nicht zu erkennen vermag. Er erinnert sie mit ergreifenden Worten an die Zeit, wenn alle diese Leutenkünste nicht mehr hinreichen, die salzige Stirn zu glätten, den eingesunkenen Wangen Fülle und den erloschen Augen Glanz zu verleihen:

Wenn dir dein Aussehn ward zur Plage,
Und dir von innen kommt kein Schein,
Wie qualvoll werden deine Tage,
Wie arm, wie elend wirst du sein!

Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehören wol folgende: „Ein altes Händchen“, „Lenzfreude“ mit dem Schluß:

Von Schöner bin ich tief erfüllt,
Wie wird der Schlummer sein so milde,
So geh' ich, Gott, mit dir zur Ruh,
In allem Schönen bist ja du! —

sohann „Frage und Seele“, eine trefflich durchgeführte Allegorie mit den Schlußstrophen:

Zwischen Himmel und Erde so
Weißt du im steten Wandern,
Wiß das einen selig froh,
Und erfreut dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von dir,
Sonnenwärts wirst du schweben,
Aber hier genüge dir
Dieses Leben.

Ferner „Die Mannesstirne“, „Reim und Kind“ und „Die Sonnenfinsternis“. In „Reim und Kind“ fragt der Dichter:

Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Fürs Heil der Menschheit, erst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Des engen Hauses fröhlich blühn?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergehn?
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz sein Herz verstehen?

Er ruft die ewige Weisheit an:

Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim;
Doch winnt ihm Heil, so woll' ihn schützen,
Den kleinen großen Menschenkeim.

In dem Gedicht „Die Sonnenfinsternis“ schildert er, wie er ins Feld hinausgegangen, um die Wirkungen der Sonnenverschattung zu beobachten, ihm zur Seite ein Freund,

Der nie sich wollt' erschüttert zeigen,
Der als ein Geist, der stets verneint,
Vor nichts sich wollt' in Demuth beugen;
Mit seiner Zunge, scharf und spitz,
Wußt' alles gleich er zu zerlegen,
An allem Zweifler, traf sein Witz,
Das Höchste, das wir andern schätzen.

Dieser Freund sucht ihm unterwegs zu 1
a ein solches rein mechanisch erfolgendes M
ar keine Bewunderung verdiene; nur vor
heißt, der es dahin gebracht, ein solches Sch
underte vorauszuverkünden, müsse man
und der Dichter:

„Und wer“ — so rief ich — „wer erschuf
Des Menschen Geist?“ — ich sprach nicht weiter,
Getroffen hatte wol mein Ruf,
Denn ganz verstummt war mein Begleiter.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Sonnenfinsternis
eginnen ingzwischen sich zu zeigen:

Da — in der Luft mit einem mal
Erhob sich leises Wehn und Flüstern,
Das Licht erbleichte, wurde fahl
Und rings begann sich's zu verdüstern,
Und immer tiefer tauchten ein
Die Au'n und Matten, Thäler, Höhen
In einem bläulich grauen Schein,
Ein Zwielicht, seltsam anzusehen.

Wir blickten auf; — das Angesicht
Der Sonne war von kranker Bleiche,
Wie dessen, dem das Auge bricht,
Dann wie das Bild schon einer Leiche.

Ein bichter Flur war's, der es barg
Und immer weiter weiter rückte,
Wie kaum hervor noch aus dem Sarg
Das fahle Todtenantlitz blühte.

Seitdem lehrte sein Freund nie wieder zum Spott zurück:

Es hatte Gott zu ihm gesprochen,
Ein einz'ger großer Augenblick
Des Mannes geist'gen Stolz gebrochen.

Sinnreich ist das Gedicht „Ein schlechtes Buch“, eine Diatribe über ein vom Modegeschmack ausposauntes Buch, das er seinem Freunde wieder zurückschickte:

... In hastiger Eile
Aus meinen Büchern schied ich's aus,
Mir war, solange es hier, als wolle
Ein böser Geist in meinem Haus.

Man k
wir möchten
sittlicher G
Es ist die
den der Me
Dichter, di
Byron's un
Poesie blüht

ie genannt;
r, die Poesie
n Wollend.
n und Wan-
re klassischen
e Anhänger
b man diese
gleichgültig;

es kommt nur darauf an, ob sie auch heilsam und segens-
reich ist. Diejenigen freilich, welche das Princip aufstellen,
daß ein moderner Dichter auf einem freien moralischen
Standpunkt oder genauer ausgedrückt, auf gar keinem
sittlichen Standpunkte stehen müsse, werden diese Poesie
allerdings „zopfig“ finden. Gilt doch heutzutage manchen
ein Buch schon deshalb für zopfig und unpoetisch, weil
unschuldige junge Leute bei seiner Lectüre nicht zu erröthen
brauchen, gerade als ob es ein Hauptvorzug der Poesie
sei, Empfindungen zu erregen und Vorstellungen zu er-
wecken, die nur bei ganz hartgefotenen Menschen keine
Schamröthe mehr hervorrufen. Damit soll übrigens
nicht gesagt sein, daß die sittliche Tendenz allein schon
einem literarischen Erzeugnisse poetischen Werth verleihe,
oder daß ein Werk, welches in diesem oder jenem Punkte
gegen die Sittlichkeit verstößt, dabei doch nicht auch ein
Werk von hervortretender, ja überragender dichterischer
Bedeutung und für Leser gereiften Alters eine ebenso
genüßreiche als bildende Lectüre sein könne.

Zu Adolf Peters' „Preisgesängen“ oder „Natur
und Geist“ (Nr. 3)
bauern, dieser Samu
men zu können, da
doch richtungsverman
wieder ihre eigenen
tisch zusammengefun
Peters' Dichtungen ei
Sprache als der Em
brünstigkeit des Sich
den Abgrund der en
lischen Liebe, wie wi
gefunden haben. In
sucht der Dichter Got
erscheinungen, besonde

menwelt auf, und wir finden darunter Gedichte von so erhabener Schönheit wie das folgende:

Himmel und Erde.

Erde.

Komm, Geliebter, mein Verlangen,
Mein Gebieter, mein Geleit,
Mich erlösend zu umfassen
Steig' herab im Sternenkleid!
Eile, der du mich erkoren,
Hole endlich deine Braut!
Nach Jahrtausend ist verloren,
Seit mein Auge dich gesaut.

Die Lebendigen, die Toten,
Alle sind dir zugethan,
Und die Wollen, meine Boten,
Suchen täglich deine Bahn.
Wälderwipfel, Frühlingsbeerte
Drängt ein Liebeshauch hervor,
Und die Sterne wie Magnete
Zieh'n die Geisterwelt empor.

Eile, eile mir zu geben,
Was dein Blick mir längst verhieß,
Komm mit deinem ew'gen Leben,
Deinem sel'gen Paradies!
Meine Sehnsucht, meine Klage,
Jede Noth, woran ich litt,
Schwindet mit dem Hochzeitsgäste
Und das Weltall feiert mit.

Himmel.

Die Jahrtausende laß fließen,
Die Gestirne ewig hin
Klebeuhligend umgleichen
Meine treue Gallerie.
Denn es hält die alte Schlange
Ihren Bräutigam umspannt,
Als er ward vom Uransfange
An die Ewigkeit gedant.

Aber dir am junge Glieder
Spielt der Zeit lebend'ge Flut,
Luft und Leid wogt hin und wieder
Und mein Blick ist deine Gut.
Meine Sonnenkaffe brennen,
Ihre Glut verzehre dich;
Ewig suchen, ewig trennen
Sollen Erd' und Himmel sich.

Laß im Hoffnungsquell genesen,
Die erkrankt in Liebesglut,
Wer im Glauben mich erlesen,
Dessen Los ist groß und gut.
Die du mütterlich umschmiegest,
Mit der Liebe Milch genährst,
Alle Guten, die du wiegest,
Ruhn in meinem Arm verklärt.

Die zweite Abtheilung unter dem Titel: „Gott“, ist dem unmittelbaren Gottesdienst gewidmet, und man weiß, daß dieser Dienst in unsern Tagen ein sehr schwerer ist und wenig auf Anerkennung rechnen darf; denn der bekannte und wahrscheinlich von einem auf Frey und Robot eifrig haltenden mächtigen Herrn erfundene Spruch, daß Herrendienst vor Gottesdienst gehe, hat jetzt eine so weite und unbeschränkte Ausdehnung erhalten, daß es fast keinen Herrn gibt, der sich nicht wieder für einen höhern

und zuletzt den allerhöchsten Herrn dieser Welt, den Rammon, abarbeitete. Wer Gott dient, und zwar im Tempel seiner Brust und im Allerheiligsten seines Herzens, wird freilich auf jeden äußern Lohn verzichten müssen; ja es kann sogar leicht geschehen, daß er auch den Spott der Weltkinder und der Mäner des Rammon auf sich nehmen muß. Freilich geht es diesen zuletzt sehr oft wie dem reichen Manne, der in Jerusalem verfiel und von dem unser Dichter erzählt:

Im Haus des Wahns sah ich ein Haupt,
Den Kränze, der sich Dämon glaubt;
Kam auf eine goldne Krone setzen,
Band eine sich aus Stroh und Harn?
Er stierte in den Quell des Lichts
Und schwur und flehte: „Ein großes Nichts!“
Er ballte die Faust, als ich weiter ging,
Und brummte in den Bart: „Nichts ist das Ding!“

Das Gedicht „Die Götter der Hellenen“ ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands“, indem der Verfasser schreibt:

Erkenne es, was menschlich sehr und groß
Ist göttlich, doch ward es zum Gotte,
Denn theilt es der Menschen sterblich Los,
Verfällt, umfallet, dem Spott.

Die Götter erlösch, die den Dufen geschwellt,
Das Heilige dient dem Gemeinen,
Hohelachend schweigt die entartete Welt
Und alle Seelen weinen.

Denn preise den Höchsten und preise den Sohn,
Es sprang der Befeligung Funken
Aus Oliven, darin der olympische Thron
Mit allen Göttern versunken.

Es folgt eine Reihe von Psalmen, nach einem Epikn wiedergegeben, über das sich der Dichter in den Anmerkungen ausführlicher ausläßt, eine Nachbildung des Kreuzlieds von Hartmann von der Aue, eine neue Uebersetzung des „Dies irae, dies illa“ und eine Rhapsodie „Die ewigen Säulen“, die zwar voll hymnologischen Schwungs, poetischen Feuers und stellenweise auch tiefer Anschauungen, dabei aber doch chaotischer, wortreicher und weniger klarer ist, als sich für ein Gedicht philosophisch-religiösen Inhalts zurecht machen möchte. Wie Gott selbst zugleich der erhabenste und einfachste Begriff ist, so ist auch überhaupt alles Erhabene einfach. Wer das Erhabene fassen will, muß eher wortfarg als wortreich sein. Es was zur Unklarheit und Uebertriebenheit im Ausdruck neigt überhaupt unser Dichter seiner ganzen Natur nach, weshalb wir auch fürchten möchten, daß seine Dichtungen nicht die allgemeine Verbreitung finden werden, die sie sonst wegen ihres Inhalts verdienen. Ein Berichterstatter über die von Karl Simrock herausgegebenen „Drucke Weihnachtslieder“ wies jüngst in den Brendel'schen „Beobachtungen“ auf die „ergreifende Höhe religiöser Anschauung“, und die „innige Gemüthsstärke“ hin, welche die ältern deutschen Kirchenlieder charakterisiren, hob nur den neuern, obschon in diesen nicht immer die gleiche Herzensgüte und religiöse Aufrichtigkeit zu finden sei, besonders die „Verkündigung“ von J. Kerner, das „Lied der heil'ger frommer Christ“ von G. W. Arnold und das

Strophen von **Lichtenborn**, **Schellenborn** u. a. hervor, und schloß dann: „Wüßte die deutsche Nation neben ihren «realistischen» Bemühungen einige Stunden auch fernerhin für die Botschaft des Ewigen finden; diese Zeit über hat sie wenig daran gedacht.“ Den in den „Anregungen“ erwähnten Liebern, die man ausnahmsweise unter den neuern als Verken geistlicher Pyrit betrachten darf, werden sich auch mehrere von Peters mit Recht anreihen lassen.

Die Dichtung: „Der Stunden Gottesgruß“, von **Franziska Gräfin Schwartz** (Nr. 4), behandelt den idealen Lebenslauf eines sich zu immer größerer Vervollkommenung emporringenden Mannes von der Wiege bis zum Grabe, in 12 Abschnitten oder ebenso vielen Stunden:grüßen, welche letztern dem Helden der Dichtung eine neue bedeutsame Phase oder Wandelung in seinem Leben ankündigen. Die Stunden erscheinen nämlich in dieser Dichtung wie in der prächtigen Goldreignette des Dichters als Engel oder Genien, welche von der Urmutter Zeit abgeschickt sind, um sein Leben zu überwachen und zu beobachten. In den einzelnen Abschnitten zeigt die Verfasserin, daß und wie sich Gott im Mutterherzen, im Menschenworte, in der Natur, in der Wissenschaft, in der Freude, in der Liebe, in der Kraft, in der Wahrheit, in der Freiheit („der Geist der Freiheit ist ein Gottesgeist!“), in der Treue, in der ewigen Jugend, endlich im Frieden offenbare. Hier nur etnige Proben, die dem Wertchen bei Gleichgesinnten vielleicht mehr zur Empfehlung gereichen dürften als eine eingehende Kritik, die auch gern ihre feierliche Amtsmiene und Amtstrobe ablegt, wenn sie sich Dichtungen dieser Art gegenüber befindet. Der anonyme Held der Erzählung besucht die Hörsäle und versenkt sich in die klassischen Studien, in die dichterischen Schätze der alten und neuen Literaturen:

Woh! scholmi sie hin; wol scheint ins Grab gesunken
Ihr ewig der Lichte Herrscherzeit,
Doch hat der Geist des Alterthums die Funken
Des reinsten Lichtes in die Welt gestreut.
Wohl dem, der sie erkannt und eingesammelt
In seiner Seele tief geheimen Schrein,
Der diesem Geiste Dankesgrüße sammelt,
Und leise kettet: O tritt bei mir ein!
Der in der Jugend heil'gen Güterstunden
Dem Dienste dieses Weisheit sich geweiht,
Der andachtsvoll den stillen Weg gesunden
Zu seinem Reich der Kraft und Herrlichkeit!
Der Jüngling that's! Und wie ein heißes Sehnen,
Wie tiefe, wahre Pietät ihn treibt,
Hinzuzuschauen zu dem classisch Schönen,
Das ewig groß und ewig herrlich bleibt,
So zieht's ihn auch, mit erstem Forschungstrieb,
Mit einem Geiste, rein und unentweicht,
Mit einem Herzen voller Dank und Liebe,
Hineinzuschauen in eine spätre Zeit.
Und was einst Klopstock gab in dem Gedichte,
Das durch die Welt den Siegeslauf gemacht,
Was Leibniz und Spinoza, Kant und Fichte,
Jacobi, Herder, Goethe, Wilm gedacht,
Was sämmtlich sie erstreben und erreichten,
Und was als einen Tempel sie erbaut,

In dem der Menschengeist das heil'ge Leuchten
Des Ewigen und Großen fühlt und schaut,
Das hält im tiefsten innersten Gemüthe
Der Jüngling fest, und harret glaubend vor,
Daß diese heilige Erin'rungebläre
Ihm eine Frucht fürs Leben bringen soll.

Aber die Versuchungen und Anfechtungen bleiben nicht
aus; sein Idealismus wird aus tiefste erschüttert:

der !
ste;
er se

er die Welt gewonnen, sich selbst aber verloren hat; er hat
den in unsern Zeiten fast unerbörten Muth, zu entsagen,
freiwillig von seiner Höhe herabzustiegen, in einem klei-
nen Amte sein und der Seinen Leben zu fristen und in
seinen Mußestunden für die Oeffentlichkeit zu schreiben,
nicht zu dem Zwecke perennären Gewinns, sondern nur
um der Welt nützlich zu sein und zu ihrer Besserung
beizutragen. So gewohnt er wieder den innern Frieden,
den er der Weltlust geopfert hatte, und auch die An-
er-

rennung der Eblern und Bessern bleibt nicht aus. Die Darstellung eines solchen idealen Mußerlebens kann lehrreich sein, wenn man überhaupt noch fähig ist, Lehre anzunehmen. Die Dichtung ist offenbar aus einem bewegten und rein gestimmten Herzen hervorgegangen, sie ist kellenweise bereitet, eindringlich und erhebend, in der Erkenntnis und Darstellung stilsicher Gebrechen oft tiefwahr, und so mag man sich wol einzelne sprachliche Nachlässigkeiten, einige harte Elisionen und eine gewisse Monotonie in der Form gefallen lassen. Die Verfasserin selbst wendet sich mit ihrer Dichtung vorzugsweise an die Mütter; sie sagt in der Widmung:

Den Gottesgeist zu suchen, zieht ihr aus
Und tretet ein in jedes Gotteshaus!
Und schaut zu Kanzel und Altar hinauf,
Und schläget Bibel und Gesangbuch auf!
Und benget unter Priesterhand das Haupt
Den Gott zu suchen, den die Seele glaubt!
Doch daß das Menschenberg hier auf der Erde
Des Gottesgeistes schönster Tempel werde,
Daß jede Stunde, die das Leben bringe,
Als Gottesgras euch an die Seele dringe,
Daß euer irdisch Wollen, Sein und Handeln
In einen Gotteshauch sich wdg' verwandeln,
Daß Gott in euch denkt wie er durch euch spricht,
Das, Menschen, glaubet und erstrebt ihr nicht!
O Mütter, euch vor allen ist gegeben
Das Evangelium von dem Gott im Leben,
Auf daß ihr's euren Kindern sollt erzählen
Und ihren Geist dem Gottesgeist vermählen,
Um nützend euer heilig schönes Recht,
Zu bilden ein Gott würdiges Geschlecht!
Drum euch, den Gründern einer neuen Zeit
Sei dieser Stunden Gottesgruß geweiht!

Folgende zwei Gedichtsammlungen gehören genau genommen nicht eigentlich in den Kreis der hier besprochenen Dichtungen, aber wir fügen sie hier an, weil eine mehr weiche, idyllisch-gemüthvolle, dem Laumel und Lärm der Welt abgewandte Stimmung beiden Dichtern eigen ist:

5. Gedichte von Richard Pohl. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1859. 16. 15 Mgr.
6. Gedichte von Karl Wilhelm Bag. Leipzig, C. F. Frische. 1859. Gr. 16. 15 Mgr.

In den Gedichten Richard Pohl's, der sich durch manche werthvolle Beiträge zu den „Anregungen“ als einen soliden Kritiker bekannt gemacht hat, löst sich die Reflexion ganz in Empfindung und die Empfindung in sprachliche Musik auf. Man darf seine Sammlung nach einer Bemerkung der „Neuen musikalischen Zeitung“ geradezu „als einen von musikalischer Seite ausgehenden Versuch begrüßen, Dichtkunst und Tonkunst immer inniger zu verbinden“. Der Versuch mußte ihm um so mehr gelingen, da er als Musikverständiger mit den hierzu erforderlichen Bedingungen hinlänglich vertraut ist. Die meisten dieser Gedichte sind ursprünglich für Musik bestimmt und einige von ihnen schon vorhandenen Compositionen angepaßt. Der Grundton der ganzen Schöpfung ist unserm Dichter Ruß:

Rußt durchweg die ganze Welt,
Wenn du nur hören magst,
Und gläubig lauschend der Natur
Den Weltgeist befragst.

Rußt ist's, wenn im Abendchein
Die Welt zur Ruhe geht,
Durch grüne Waldeseinsamkeit
Der Odem Gottes weht.

Rußt ist's, wenn in Vollmondnacht
Die Welle glänzt und rauscht,
Und mit dem Schill am Ufer spielt
Und flüsternd Märchen tanzt.

Rußt ist's, wenn der Nebel wallt
Beim ersten Morgengraun,
Der Alpen Gipfel still erglänzt,
Oh' sie die Sonne schau'n.

Rußt ist's, wenn mit einem Blick
Zwei Seelen sich verkeh'n,
Zwei junge Herzen, selig kumm
Die Liebe sich gestehn.

Der Dichter bevorzugt die kurzen Rhythmen, weil sie die musikalischsten sind und am meisten sich zur Composition eignen. Viele derselben sind schon an sich Ruß, z. B.:

Heimkehr.

Seht laßt mich, ihr Küsse,
Zur Heimat, zur Heimat!
Was wankt ihr so sehr?
Auf, eilet ihr Gräße
Von Echo zu Echo
Im Flug vor mir her!

Ihr lachenden Knen,
Ich gräß' euch, ich gräß' euch!
Kennt ihr mich nicht mehr?
Ihr Augen sollt schauen
Die Liebste, die Liebste!
Was trübt euch so sehr?

In andern findet man eine anmuthige Naturschilderung oder ein treffendes Bild oder Gleichniß, z. B. in folgendem Gedichte, in welchem die fast allen tiefen lyrischen Gemüthern eigene Unbefriedigung und ihre Sehnsucht nach einer fernern Heimat in bezeichnender Weise ausgedrückt ist:

Die Wdve.

Einsame Wdve! Vom dürrn Strand
Durch Sturm, durch Nebel vorwärts bringend,
Nach unbekanntem, nach fernem Land
Von Woge dich zu Woge schwingend.

— Du bist des einsamen Sängers Bild,
Dem liebeleert sein Leben schwindet,
Nach einer Heimat mit Sehnen erfüllt,
Die er auf Erden nimmer findet.

Die Schwingen berührt das donnernde Meer,
Die Blide sind nach oben gerichtet,
Die Welt umher ist öde und leer:
So hab' ich gerungen, so hab' ich gedichtet!

Der Dichter denkt von seinen Liebern übrigens sehr bescheiden; er sagt von ihnen:

Kleine Lieber, unverhofft
Sollt den Blicken sagen,
Was ich liebte, was gehofft
Und — was still zu tragen.

Schmückt ihr der Geliebten Bild,
 Ob die Blüten fallen:
 Ist die Gedung tren erfüllt —
 Wdget dann verhallen!

Wir glauben diese der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein gewidmete Sammlung, die mit Meisertinne-
 rungen an den Rhein schließt und für die, wie gesagt,
 das musikalische Element und zugleich auch ein an die
 Goethe'sche Liebertweise anklingender Ton charakteristisch ist,
 mit Recht allen Liedercomponisten als Textauswahl, aber
 zugleich auch allen Freunden einer zarten, gemüthvollen
 und einfachen Lyrik und besonders Liebeslyrik empfehlen
 zu können.

Der Verfasser der andern Sammlung, Karl Wil-
 helm Bap, hat uns um „geneigte Beachtung“, aber
 auch um „strenge Kritik“ ersucht, was wenigstens vor-
 aussetzen läßt, daß der Dichter nicht zu den unbeschei-
 denen Talenten gehört; denn diesen ist es um „strenge
 Kritik“ niemals zu thun. Handelt es sich um letztere,
 so werden wir freilich dem Dichter sagen müssen, daß er
 sich noch im Stadium großer Unreife befindet und noch
 viel an sich wird arbeiten müssen, um zugleich einen
 Vorrath gehaltvoller Gedanken und eine durchgebildete
 Form, namentlich für die Ballade zu gewinnen. Indes
 Unreife ist bei einem Anfänger kein unverbesserlicher Ge-
 fahr, und wenn nur sonst Talent da ist, läßt sich unter
 den Einflüssen reicherer Lebenserfahrungen und fortgesetz-
 ten ernstlichen Strebens immer etwas erwarten. Hier und
 da finden sich jetzt schon hübsche Klänge, z. B.:

Sing' ich dir ein Liebesliedchen
 So recht aus des Herzens Grund,
 So laß es mich nicht eiden,
 O küsse den Schluß vom Mund!

Das sind die besten Lieder,
 Die man mit Küßen singt,
 Das sind die besten Küsse,
 Zu denen ein Lied erklingt.

Folgendes Gedicht ist zwar etwas weinerlich, aber es
 hat doch einen angenehmen Ton:

Sie haben dich weit weggesandt
 Gar fern von mir ins fremde Land,
 Nun sit' ich alleine
 Und weine.

Ein Brieflein hast du geschrieben fein,
 Das halt' ich in den Händen mein,
 Und sit' ich alleine
 Und weine.

Es sehnt sich nach deinem mein Herz so sehr,
 Doch du kommst wieder nimmermehr;
 Drob sit' ich alleine
 Und weine.

Das Berliner Neue Museum gibt ihm Anlaß zu fol-
 genden Zeilen:

Wer darf im Angesichte dieser Schöpfung wagen,
 Zu sprechen von der Armuth unsrer Zeit?
 Ein Thor ist's, wer die Gegenwart beschüttelt,
 Ein armer Mann, der Mitleid sich erbittelt.

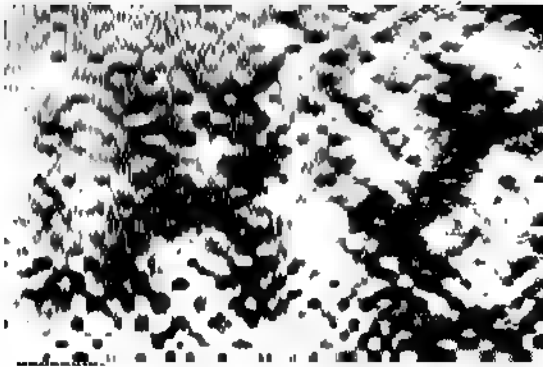
Wir geben allerdings zu, daß das (Schindler'sche)
 Neue Museum so ziemlich das edelste und grandiosste
 Bauwerk griechischen Stils ist, welches die neuere Zeit
 hervorgebracht hat; aber es ist doch immer nur eine geniale
 Copie griechischer Muster, und die Kunstschätze, die es ent-
 hält, gehören, wie der Dichter selbst bemerkt, „der Ver-
 gangenheit und grauem Alter“ an. Gerade dieser Reich-
 thum beweist also, unser Daseinhalten, doch nur die
 Armuth unsrer Zeit. Das dürfte auch der griechische
 Dock-philosoph. Teagones Linadas zu bemerken haben,
 dem der Verfasser seine Gedichtsammlung gewidmet hat.

Wir können übrigens nicht schließen, ohne die Be-
 fürchtung auszusprechen, daß unsere Lyrik auf dem Wege
 begriffen zu sein scheint, sich in einen Quletismus, in eine
 Selbstbeschaulichkeit zu verlieren, die
 könnten. Wir möchten doch auch ge-
 Darstellung großer Charaktere und
 vorzugsweise edler Leidenschaften er-
 fürchten, daß dieser Frieden in der
 ein fauler Frieden ist, zumal da
 Leben und gesunden Humors, der doch auch eine Gottesgabe
 und dabei echt germanischer Art ist, diese fast allzu dumpfe
 Atmosphäre lyrischer Selbstbeschaulichkeit und Erblichkeit
 erfrischend in Bewegung setzt. Hermann Marggraff.

Die Königinhofer Handschrift vor Gericht.

Ein Brief an den Herausgeber.

Wahnt
 Zahret
 rüchlig
 ältesten
 Gelehrn
 an Bi
 sultate
 Pietät
 schätze
 Autor
 und
 heitst
 falls
 kein n
 schlebe
 betrad
 immer
 führen
 ment
 solche
 könnte
 politis
 „Böh
 haltun
 neben
 Nicht
 der er
 Litera
 tiefen
 Ausla
 ergriß



Sache
machen
ver-
telt:
fünf
behan-
Spiele
an Ver-
ie An-
selbst
inhofer
mischen
r. Ruh
Presse,

handlung erscheinen werden, da in den Metiseln keine fälschliche Ehrenbeileidigung vorkommt, aus der Erwähnung des Simons, aus der Anführung der constatirten Thatfache, daß böhmische Handschriften nach Rußland exportirt worden, und endlich aus der oben angeführten Randnote hergeleitet wird.

Da Dr. Hanka nicht persönlich im Gerichtssaal erschien, sondern sich durch einen prager Advocaten, welcher der czechischen Partei angehört, wie dies auch, der Nationalität nach, bei dem Richterscollegium der Fall ist, vertreten läßt, so will ich die Beize mit der eben nicht den Mann der Wissenschaft verrathenden Persönlichkeit des Bibliothekars bekannt machen. Hanka, ein Mann der jetzt bereits in den Siebzigen steht, macht schon durch seine äußere Erscheinung den Eindruck des Glawen, dessen Herovrufung es durch eine entsprechende Kleidung unterstützt. Der früh auslaufende graue Hut mit breiter Krämpfe, der mit Schuhen besetzte Rock, der weit übergeschlagene Hemdtragen, die große Brustnadel, die ihr Abstammungseland, Rußland, auf dem ersten Bild verräth: all das sind Zeichen, durch welche sich der „Gelehrte“ als Glawe manifestirt. Er kam erst im November auf die Universität. Im Jahre 1817 ging er auf Handschriftenentdeckung aus und fand wirklich in Königinhof die Handschrift, in der er eins der ältesten Literaturdenkmale der Czechen erkannte. Er fand sie daselbst oder lehrte doch wenigstens mit ihr nach Prag zurück, schenkte sie dem böhmischen Museum, wurde Bibliothekar dieses Instituts, gab die Handschrift vereint mit andern Denkmälern der czechischen Literatur —, unbedünnt davon, daß diese auch von den czechischen Gelehrten als entschieden neuen Datums und gefälscht oder als aus dem Deutschen übertragen worden — in verschiedenen Ausgaben heraus, und grüßte sich durch diese den Ruf eines Forschers, eines Glawisten, eines Archäologen, in welchem Rufe er namentlich in Rußland steht, von wo aus er kaiserliche Geschenke, Orden und Jahresgehälter erhielt. Bei der czechischen Partei stand er lange Zeit in großem Ansehen als ein Mann, der eben das Palladium der czechischen Literatur gefunden. Seitdem aber die Antiquität von diesem Schätze einem Edelstein nach dem andern als unechte Compositionen abgelöst, ist Hanka's Name bei den Czechen selbst, die nur seinen guten Willen, ihre Literatur mit „ältesten Denkmälern“ zu beschenken, anzuerkennen im Stande sind, sehr in Mißcredit gekommen. Seitdem aber Palacky selbst mit harten Worten gesagt, daß es für ihn ein unverdient Compliment sei, wenn man ihm imputirte, die schönen Verse der Königinhofer Handschrift geschrieben zu haben, was er nimmer im Stande gewesen wäre, ist sein Stern völlig im Erloschen. Der Lobestoss hat er durch einen Vandalismus seltener Art — so bezeichnet auch Palacky die That — sich selbst gegeben, als er eines Tages die Buchstaben der Königinhofer Handschrift eigenhändig mit Tinte aufzufrischen versuchte: eine Barbarei, die ihresgleichen suchen würde, wenn die Handschrift wirklich das älteste Literaturdenkmal der Czechen wäre, die aber der „Tagesbote aus Böhmen“ gewissermaßen dadurch zu beschönigen sucht, daß er die Vermuthung ausdrückt, Hanka habe wol gewußt, daß er nur „frisches auffrische“. Dieser Mann nun, der auch außer dem oben erwähnten Schimpfe, den ihm Dobrowsky angethan, es ertragen, daß der Gelehrte Linguist Miklosch die Fragen: Ist Hanka ein Slawist? Ist Hanka ein Mann von Ehre? entscheiden zu „nein“ beantwortet hat (vgl. Miklosch, „Slawische Denkmäler“), dieser Mann macht nun die erwähnten Artikel des „Tagesboten“ zum Gegenstande einer Verhüllung in der nicht auf Entschlossen gebauten Hoffnung, daß, da sich in Königinhof gar keine Beweise vorfinden, daß dort die Handschrift gefunden worden sei, und die vom Museum beharrlich verweigerte chemische Untersuchung sofort die Unrechtheit an den Tag bringen würde, daß sage ich, die Verurtheilung des Angeklagten, der er von vorne herein gewiß zu sein nicht nur schien, sondern gewiß war, die Echtheit der Königinhofer Handschrift am sichersten besiegeln würde.

Vor dem Gericht erscheint der Angeklagte Dr. Hanka persönlich, begleitet von seinem Advocaten, an der Stelle des Angeklagten, dessen Anwalt. Dieser formulirt die Anklage, gibt den

*) Das es Hanka nach Dobrowsky's Tode wieder zum Vorschein brachte.
Nam. des Verfassers.

Redacteur der *Lebens*, Hr. Hanka als Fälscher und Betrüger hinzustellen, wodurch das Vergehen der Ehrenverletzung begangen sei. Er legt das Gewicht auf die Königinhofer Handschrift, und führt in der Erwartung, daß Ruh den Beweis der Wahrheit, daß Hanka ein Fälscher sei, antreten werde, drei Zeugen aus Königinhof an: einen Katholikern, einen Sakristan und einen Nachwächter aus Königinhof, die nun über den vor 42 Jahren stattgehabten Fund Zeugenschaft ablegen sollen, deren Aussagen aber, abgesehen davon, daß sie nichts beweisen, einen komischen Eindruck gemacht haben würden, wenn die Thatsache überhaupt, eine Partei so weit herabgekommen zu sehen, daß sie zu solchen schwachen Behelfen greifen muß, um die Ehre eines nur angeblich echten Literaturdenkmals, auf welches sie ihre ganze Literatur baut, zu retten, nicht an und für sich eine höchst traurige Erscheinung wäre.

Der erste Zeuge gibt an, er habe es zwar nicht selbst gesehen, aber von Augenzeugen gehört, daß Hr. Hanka die Handschrift in Königinhof gefunden. Der zweite Zeuge sagt (in böhmischer Sprache) aus: Hr. Hanka ist in den Thurm gekommen und hat vorgegeben, daß hier alte Manuscripte aufbewahrt seien. An einer Stelle, wo eine Truhe an der Wand steht, klopfte er und meinte, es sei wohl. Die Truhe wurde weggezogen, eine Thüre geöffnet und Hr. Hanka zog, nachdem er einige Pfeiler herausgenommen, mehrere Pergamentblätter hervor, diese enthalten die Handschrift. Der dritte Zeuge gibt an, daß bloß die Truhe fortgeschoben worden, worauf Hr. Hanka hinter dieselbe gegriffen und die Handschrift in der Hand gehabt habe, die ausseh wie ein „Gebetsbuch“.

Dr. Kuh geht indes in seiner Verteidigungsrede, wol aus Delicatesse gegen die nationale Partei, deren größerer Theil an der Unschtheit nicht mehr zu zweifeln scheint, auf die Echtheitsfrage gar nicht ein, sondern bleibt bei der ihm zur Last gelegten Schuld und bemerkt nur — wie citiren wir wirklich nach einer hienographischen Vorlage, citiren aber eben nur wichtige, das Verfahren in das rechte Licht stellende Sätze —: „daß zum ersten mal jemand vor Gericht gestellt werde, weil er die Echtheit der von jemand herausgegebenen Schriften anfecht. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Denn wenn man nicht einmal den Autor einer literarischen, namentlich einer poetischen Unterschrift zur gerichtlichen Verantwortung ziehen kann, und ein solches Verfahren an und für sich nicht einmal die bürgerliche Ehre zu allernachbarlich vermehren, um wie viel weniger dürfte dieses mit Zug und Recht demjenigen begegnen, der poetische Producte nicht selbst unterschreibt, sondern die Unterscheidungen eines andern einfach als solche bezeichnet oder sie auf kritischem Wege vermuthet. Und wie konnte es, im entgegengegesetzten Falle, überhaupt eine Kritik geben? Wer sollte sich sonst getrauen das Amt eines wissenschaftlichen Richters zu üben, wenn er sich dadurch der Gefahr preisgeben sollte, vor das Strafgericht einzutreten zu werden, ja selbst die Aussicht auf eine muthmaßliche Losprechung wäre kein Ersatz für“... Hier unterbrach der Präsident den Sprecher mit der Bemerkung, er solle bei der Sache bleiben. Kuh erklärte, daß er bei der Sache zu sein glaube, brach jedoch ab und erzählte den Ursprung der incriminirten Artikel. Der „*Tagesbote*“ vom 18. Juli v. J. brachte nämlich die Notiz, daß aus Anlaß der neuesten erwiesenen Unschtheit des Benzelsatelles in der letzten Sitzung des Böhmischen Museums ein Antrag auf Prüfung der Königinhofer Handschrift gestellt, aber abgelehnt worden sei, „weil bisher niemand die Echtheit derselben in Zweifel gezogen habe“ (?). Vierzehn Tage später erhielt die Redaktion des „*Tagesboten*“ vom Verwaltungsausschusse des Böhmischen Museums eine Zuschrift, worin die Nothig dahin berichtet wird, daß die Ablehnung jenes Antrags nur darum beschlossen worden sei, weil bisher noch niemand gegründete Bedenken gegen die Echtheit der Königinhofer Handschrift vorgebracht habe. Drei Monate nach dieser Zuschrift, also einem Zeitraum, in welchem die nöthigen Vorarbeiten gemacht werden konnten, erschienen die incriminirten Artikel im *Heft* des „*Tagesboten*“, die aber nur die Untersuchung des

Kuh jetzt in Schrift z. Beweis direkt als werde. I Artikel ist die Beweis welches ein trage, a auch bei d daß es ein Bodmer (böhmischer verrathe. „*Tagesbo* macht hal zwar erst dem Sche lassen. I lehrten Di tirt worde..

Die K außerhalb lage des si lung altböf finden, so noch unge Leiterschluß Diamanten anstellen, sämtlich Ganz natü wissenschaft führte der, für welche Beweis, d den Artikel sator hinge Hra. Hanka der Angeklagte vorliegende:

Dichtungen das punctum quaestionis; eine Unterschiebung von Dichtungen habe aber mit der bürgerlichen Ehre nichts zu schaffen u. s. w. Zur Befristung dieser gewiß von der gesamten gebildeten Welt getheilten Ansicht citirt der Angeklagte ein Urtheil des Gelehrten und Dichters Wilhelm Müller über den Dichter Chatterton, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seine Werke für Dichtungen des 17. Jahrhunderts, namentlich des alten Rowley auszugeben. Hat nicht ein Cardinal an 40 seiner Fabeln für die des Virgils ausgegeben? Hat es nicht einen spanischen Livius gegeben, von dem sich die größten Gelehrten täuschen ließen? Ist nicht Ossian ein untergeschobenes Schriftstück? Ist nicht die „*Betrachtung*“ als antikritisches Opus und als ein Nachlaß vergangener Jahrhunderte in die Welt geschickt worden? Hat endlich nicht der Historiker Valachy selbst die übrigens nirgends ausgesprochene Vermuthung, Hr. Hanka sei der Verfasser der Königinhofer Handschrift, ein Compliment genannt, von dem er selbst nicht wisse, ob er sich darüber freuen oder ärgern solle? Und seit wann stelle man denn jemand vor Gericht, weil er jemand ein falsches Compliment gemacht? Daß es aber ein Compliment sei, ist so wahr, daß Hr. Hanka, der leider in einer Sache, die so viele Fremde interessirt und ihn so direct angeht, nicht zugegen ist, wenn er hier in dem Gerichtssaale als Verfasser der Königinhofer Handschrift erkannt würde, unter Jubel auf den Händen getragen werden möchte.

Der Präsident stellte hierauf an den Angeklagten nach wörtlicher Vorlesung der Artikel, die Frage: worauf er die den Herren Valachy und Sazavitz zugeschriebene Hypothese von der Echtheit einer altböhmischen Schreibschule, ferner die, dem „*Tages*

42 Jahre nach dem Tode, die Handschrift nicht einmal angetastet. Endlich erzählt der Angeklagte folgendes Erlebnis. Er habe ein christlicher Schriftsteller und Professor vor wenigen Tagen im Eifer zu ihm gesagt: „Sie müssen verurtheilt werden, wenn es auch nur zu zwei Groschen wäre, ich habe erst malingt Königinhof besucht; und es befindet sich dort nicht Ein Document zur Bestätigung der Auffindung der Königinhofer Handschrift.“ Zum Schluß nahm Ruß das Recht der freien Kritik für diesen besondern Fall und im allgemeinen nochmals energisch in Anspruch und erklärte, „daß er, wenn er auch, was Gott verhüte, schuldig gesprochen werden sollte, fortfahren werde, das Recht der freien Kritik zu üben, bis diese gemahregelt werde“.

Das Gericht erkannte dem Angeklagten schuldig und verurtheilte ihn zu zweimonatlichem Arrest, verschärft durch Fassen am ersten und dritten Freitage und zum Verfall der Caution bis zum Betrage von 100 fl. Warum nicht auch zu Prügelstrafe? wird der Leser argwöhnen fragen, der aus dem Verdict entnommen haben dürfte, daß mehr als etwas saul sei im Staate Dänemark. Warum nicht auch zu Stockprügeln? Ka denn wahrscheinlich, weil aller guten Dinge drei sind, Inzucht aber sonst für kein Vergehen, in seinem Blute eine kritische Untersuchung aufgenommen zu haben, vier Strafen ertragen müßte. Daß das Strafmaß selbst in jenen Kreisen, die Ruß eine Vergehens wirklich schuldig halten, Heiterkeit erregt, hat bereits kürzlich ein Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ gemeldet; mit Recht bemerkt auch dieser Correspondent, daß das Urtheil dem ernstesten Mann so manches über den Zustand der österreichischen Gerichte zu denken gebe, wenn man bedenkt, daß erst vor kurzem der Dr. Sebastian Brunner, Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung“, ein besonderer Grund d. M., geklagt von dem Redacteur der „Presse“, den er der Prostitution gelehrt, in erster Instanz freigesprochen worden. Wenn ähnliche Prozesse auch in Zukunft möglich werden sollten, so wären sie am besten geeignet, die freiere Bewegung der Presse, welche der neue Polizeiminister derselben gönnen zu wollen scheint, wieder gründlich zu paralyzieren; denn sobald dem „Lendoy process“ Thür und Thor geöffnet, ist jeder Kritik das Wort abgeschnitten, und wenn man, wie dies bei dem in Rede stehenden Prozesse geschehen, auf die „Absicht“ oder „Absichtslosigkeit“ hin verurtheilt werden kann, so steht es auch jedem frei, als Kläger aufzutreten und aus einem derartigen Aufsatze eine solche Absicht herauszuspiculieren. Man hegt indessen wohl den Glauben, daß Ruß, der bereits die Berufung eingelegt, in zweiter Instanz freigesprochen werden wird.“) Auch fester aber wurzelt die allgemeine Ueberzeugung, daß die hier mitgetheilte Verhandlung der Grabesang der „ältesten böhmischen Sprachdenkmale“ gewesen. Ihre Anhänger haben in dem Proceß gegen Ruß, dessen Verurtheilung sie von vornherein gewiß gewesen zu sein schienen, den letzten Versuch erblickt, der Königinhofer Handschrift den Nimbus eines Nationalreliquies zu erhalten. Er ist mißglückt. Mit nur noch größerer Energie wirft man sich jetzt auf den Beweis der Unechtheit; die Frage, die sonst in einem gelehrten Kreise verhandelt worden wäre, ist eine öffentliche geworden. Mehrere Wiener Journale haben sich an verschiedene berühmte Forscher mit der Bitte gewendet, sie mögen ihnen kritische Artikel über die Handschrift einsenden. Es wird nun ein allgemeiner Kampf beginnen, man wird von verschiedenen Standpunkten und mit verschiedenen Waffen angreifen, bis das böhmische Museum sich zur Capitulation, d. h. zu der bisher in sehr verdächtiger Weise verweigerten chemischen Untersuchung entschließt, durch welche sich die Gegenwärtigen erproben und allein überzeugen lassen wollen.

So eigenthümlich und keineswegs suchend nun auch das Verfahren gegen die Angreifer der Handschrift ist, so darf man sich

Darauf folgte die juristische Verteidigung des Angeklagten von Seiten seines Rechtsanwalts. Nachträglich bemerkte der Angeklagte, daß unter den Zeugnisaussagen über die Auffindung der Königinhofer Handschrift, die verlesen worden, jene des intelligentesten Zeugen, des Pfarrers Vogel, gefehlt habe. Auf seinen Wunsch wird auch diese Zeugnisaussage verlesen. Ihr zufolge war Vogel bei dem Tode der Handschrift nicht zugegen, sondern erfährt erst durch Hanke, daß dieser in Königinhof gewesen, daßelbst die Handschrift gefunden, daß das Pergament derselben Folioformat gehabt und in Octav zusammengelegt gewesen. Der Angeklagte macht auf das Schwanken der Zeugnisaussagen aufmerksam, und weist darauf hin, daß man die Zeugen, von welchen der intelligenteste die jetzt in Dnobe vorhandene Königinhofer Handschrift in Großfolio gesehen haben will, jetzt

*) In diesem Ausspruche liegt eine directere und bitterere Ehrenverletzung, als sie Hanke in dem Artikel des „Lagerboten“ gesucht.

Nam. des Verfassers.

**) Welche kindliche Ueberschätzung der Majorität der Leser, die sich einem Aumenmärchen Glauben schenken sollen!!

Nam. des Verfassers.

*) Diese Hoffnung ist nicht erfüllt, Ruß's Berufung vielmehr vom Oberlandesgericht verworfen und das frühere Urtheil, welches auch außerhalb Deutschlands Sensation erregt hat, bestätigt worden.

D. R. 2.

doch nicht darüber wundern, wenn sich das böhmische Museum nur mit schwerem Herzen zu jener Feuerprobe entschließt. Denn wenn dieses prüfende Feuer den Nimbus, welcher bis jetzt die Handschrift umgeben, verzehrt, so steht weit mehr auf dem Spiele als die Handschrift selbst, ja das ganze Gebäude der modernen geschichtlichen Literatur ist dann von der Flamme bedroht und läuft Gefahr zusammenzusinken, denn die Königinhofer Handschrift ist seine Basis. Von der Auffindung derselben datirt sich der Aufschwung der geschichtlichen Literatur und die Rückkehr des nationalen Bewußtseins. Wir Deutsche können uns in diese Situation der Sachen gar nicht hineinsetzen, wir können uns einen analogen Fall im Gebiete der deutschen Literatur gar nicht ausmalen, denn wenn sich heute auch einer unserer ältesten Literaturstücke als unecht erweisen möchte, so würde diese Entdeckung zwar eine schmerzliche sein, unser Literaturleben im ganzen und großen aber nicht alteriren. Anders bei den Czechen, wo die Auffindung der „Handschrift“ geradezu der Ausgangspunkt der Literaturbewegung ist. Ist sie falsch, so hat man durch mehr als 40 Jahre einen Götzen verehrt, und wenn der Herzog fällt, muß ihm der Purpur nach. Was soll aus den dies minorem gentium werden? Was aus den Dante, Petrarca, Racine und Schiller der böhmischen Literatur, als welche die Czechischen Literaten seit der Auffindung der Handschrift sich gegenseitig in ihren Zeitschriften verehren, wenn man sich auch oft versucht gefühlt hätte, ihnen mit Bezug auf die Königinhofer Handschrift zuzurufen: quod licet Jovi non licet hovi. Was jetzt, wenn ihr Jupiter selbst als ein falscher Gott erkannt wird? Vor allem wird man aufhören müssen die Handschrift in den Schulen zu traditiren, an den Universitäten Vorlesungen über sie zu halten, sie im Museum unter Glas zu verwahren, und was die Nacht geboren, kehrt in die Nacht zurück.

Dem deutschen Publikum, das die Handschrift bis jetzt nur als einer mittelmäßigen Uebersetzung von Swoboda kennen lernen konnte, ist nun durch den bekannten Vermittler slawischer Dictionen, Siegfried Rapper, Gelegenheit geboten worden, dieselbe in einer sinn- und wortgetreuen, ja soweit sich ein Versuch über auch nur eine rhythmische Bewegung des Originals ermitteln ließ, im ursprünglichen Verstande gehaltenen, nichts Weniger aber anspruchsvollen Uebersetzung zu lesen. Rapper ist dieselbe aus Anlaß des Streits unter dem Titel: „Die Handschriften von Königinhof und Grünberg, altböhmische Poeten aus dem 9. bis 18. Jahrhundert“, hier im Verlage von Karl Ellmann erscheinen lassen, wofür auch eine große illustrierte Nachdruckgabe der Handschrift erscheint. Die schon aus dem Titel hervorgeht, und wie Rapper in der „Vorherbemerkung“ gibt, hält der Uebersetzer, der in einem Nachwort zu dem orowerte, obzwar er wenige Seiten vorher sich der Parteinahme dem Streite enthalten zu wollen versichert, eine ganze gegen er Bädinger bricht, die Handschrift nicht für unecht. Ohne seinen Glauben an die Echtheit hätte er wol auch schwerlich mit der Uebersetzung gehen können und ohne diese re sie ihm auch schwerlich in so vollem Maße gelungen. Sie findet sich durch jene Präcision und jenes Aushalten des Metrons aus, durch welche sich Rapper als Uebersetzer überap von seinen Kollegen so vorthellhaft unterscheidet. Wie in „Gesängen der Czechen“, so verräth er sich auch hier als Künstler, der, wenn er auch Copien fertigt, doch auch im ginalen Schaffen Bedeutendes zu leisten vermag. Außer dem ichen Theile der Königinhofer Handschrift enthält das Büch: auch die kleinere Fabel derselben und die Grünberger Hand: ist: „Das Gericht Eubuffs“. Zur Probe theilen wir von : erstern zwei mit:

Die Rose.

Wie die Rose, holde Rose,
Warum bist du früh erblüht.
Früh verblüht vom Frost gestreift,
Stoßgestreift, warum verwelkt,
Und verwelkt, warum entblättert?

Wen's saß ich, lange saß ich,
Da der Hahn im Morgenlicht
Gang, und ach, erachtet es nicht
Und verbrannte allen Menschen!

Da entschlief ich und im Traum
War es, ach, mir Unglückseligen,
Ob mir von dem Finger mein
Goldnes Ringlein niederglitt
Und das theure Steinchen mit.

Wie das Steinchen fand ich nicht,
Und der Klobke kam mir nicht.

Die Lerche.

Gütert wol ein Mädchen Hans
Nah' dem Herrengarten;
Fragt es da ein Lerchlein klein:
„Si warum so traurig?“ —

„Wie denn Wunt' ich frühlich sein,
Lerchlein du viel kleiner,
Da sie in die feur'ge Burg
Mir entführt den Liebsten!“

„Hät' ich einen Hebräer
Schrieb' ich ihm ein Briefchen,
Du dann kleines Lerchlein
Sagst damit zu ihm hin.“

„Hab' nicht Ael, nicht Pergament,
Kann kein Briefchen schreiben,
Grüß' den Liebsten mit Gesang,
Doch mich Gram hier tödtet.“

Die kurzen Anmerkungen, die der Uebersetzer beigelegt, zeigen von einer genauen Kenntniß slawischen Culturlebens und tragen zum Verständniß dieser „Poeten“ bei, die wir allen, die sich mit ihnen bekannt machen wollen, in der Rapper'schen Uebersetzung zu lesen ratthen können. 40.

Kalidāsa's Wolkenbote, übersetzt und erläutert von
E. Schüz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1859.
8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe's bekannter Ausspruch:

Willst du die Blüthe des Frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reist und entzückt, willst du was sättigt und nährt.
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begrüßen,
Nenn' ich, Calantala, dich, und so ist alles gesagt —

hat der indischen Literatur zuerst in Deutschland erleichtert, als dies vermocht hätten. Daß es Lob im höchsten auf den Leser so wohl ihn alle unsere Symp von ihm sowol jenes v im Originaltext wie bekannt geworden sind überall als einer der. Von seinem Leben u scheinlich im 1. Jahr der ihm zugeschrieben: neuern Untersuchungen

Der Inhalt des

wesentlichen dieser: Ein Jätscha (d. i. ein Hüter der Schätze des Reichthums) ist, weil er sein Amt vernachlässigt hat, von seinem Herrn dazu verurtheilt, ein Jahr lang fern von seinem Sitze und von seiner Gattin im Wüstenhain des Ramabergs zu verweilen. Nachdem er bereits mehrere Monate an diesem Ort der

Verdammung zugebracht und von Kummer und Sehnsucht nach seiner Geliebten abgexehrt war, erblickte er zu Anfang der Regenzeit eine Wolke, welche zu dem Ort seiner Sehnsucht, zu dem Wohnsitz seiner Gattin zu ziehen scheint. In der Hoffnung, daß dieselbe ihr seine Grüße bringen werde, opfert er ihr, rast sie an, vertraut ihr sein Leid und bittet sie, nach Klaf, dem Eise jener Wälsche zu eilen, um dort der trauernden Gattin durch die Grüße von ihrem Geliebten Tröstung zu bringen. Der Weg, den die Wolke, ehe sie dorthin kommt, wandern muß, wird in umständlicher, hier und da wol ermüdender Weise (Vers 13—78) beschrieben. Indes gewährt denn doch die eigenthümliche anthropomorphe Auffassung der Natur eigenthümlichen Reiz. Der Dichter betrachtet die Wolke als ein männliches Wesen, dessen Geliebten die ihm begegnenden Flüsse sind, die bald demüthig kommend und jauchzend voll Lust ihm entgegenstürzen, bald schwach und über die lange Trennung betrübt und abgexehrt langsam einherfließen. Die Wolke, die jedes Jahr zur Regenzeit diese Straße zieht, läßt sich dann wie ein Geliebter auf die schwachenden Blüten herab und vereint sich mit ihnen zum Liebesgenusse. Ueberall wird der Wanderer mit Freude empfangen, weil er überall als ein Ersehnter und Segenbringender erscheint. Dadurch, daß das Verhältniß der Natur zu ihm als ein Verhältniß der Geliebten zum Geliebten aufgefaßt und dargestellt wird, gewinnt es allerdings an poetischer Schönheit so, daß man das Ermüdende wol gern mit in den Kauf nimmt. Am anziehendsten ist jedenfalls die Schilderung der Geliebten des Wälsche und all der möglichen Situationen, in denen die Wolke sie wol antreffen könnte: vielleicht, daß sie bei Ankunft des Wälschen ein Lied zum Andenken des fernem Geliebten singt, aber vor Thronen nicht weiter zu singen vermag. Er bittet die Wolke,

da der Schmerz heftiger ist, die tröstende Augen, ihr zu sagen, daß er ihrer in treuerer Mit- Sehnsucht der Stunde des Wiedersehens er Wunsch, daß den Wälschenboten nie ein ie das des Wälsche ist, treffen möge, schließt e an tief gefühlter Empfehlung und an ke so reich und auch für unsern Geschmack o anziehend ist, daß wir uns freuen, diese zu können, unsere Leser von neuem auf zu machen:

fragt, welche Uebersetzung dem Leser am meisten zu empfehlen sein möchte, so würden wir unbedingt antworten: die von Max Müller (Königsberg 1847). Die vorliegende von G. Schüz ist zwar im ganzen genau und tren, doch versehen prosaische und werthliche Uebersetzungen von Gedichten meist den Zweck, für dieselben Geschmack zu erwecken. Wir fürchten, daß es der Schüz'schen Verdeutschung schwer gelingen wird, diesen Zweck zu erreichen. Wollen wir ihr auch ein gewisses Verdienst, welches vorzüglich in der Benutzung der für sachliche Erläuterungen viel brauchbares

Commentare liegt, nicht absprechen, so ist ihre Trachtens mehr für solche, welche mit re Uebersetzung ein schnelleres und bequeres Sanskritextes zu erzielen wünschen, als blühen, welches den poetischen Gehalt des ein entsprechendes Bild desselben haben will. mer seltener werdende, freilich sehr freie

Uebersetzung G. S. Wilson's, welche zuerst 1813 in Kalkutta erschien, mit den wissenschaftlich höchst werthvollen, einen reichen Beitrag nützlichster Materialien für die Erklärung liefernden Anmerkungen desselben Gelehrten hier wieder abgedruckt ist, ist in seiner Weise zu tadeln.

41.

Goppensiedt und die göttinger Universität

Ueber den verdienten im Jahre 1857 verstorbenen Ehren der Universität Göttingen, Goppensiedt, erschien eine Schrift unter dem Titel:

Zur Erinnerung an G. G. G. Goppensiedt, königlich hannoverschen Geheimen Rath, und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens. Göttingen, Dieterich. 1858. Gr. 8. 10 Rgr.

Goppensiedt hat sich schriftstellerisch nicht weiter ausgedehnt, aber man kann es nur billigen, wenn auch das stille, sich weigend nicht an die Deffentlichkeit drängende, mehr praktisch wirkende Gedächtniß der mit- oder nachlebenden Generation in Erinnerung gebracht wird. Georg Graf Friedrich Goppensiedt war am 8. Juli 1773 geboren und Sohn eines Pastors an der Gartenkirche in Hannover, unter neun Kindern das jüngste. Er verlor seinen Vater schon im achten Jahre und hatte frühzeitig mit Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen, wie so viele, die eine ähnliche Karriere machten. Auf der Universität Göttingen, die er 1797 bezog, maßten ein kleines Stipendium, Unterricht und Regenerien des Lebens Nothdurft bedeu. Eiferner Fleiß, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete, zeichnete ihn schon damals aus. Zur Zeit der Franzosenherrschaft war er erster Rathe des Maire der Stadt Hannover und verthürte in dieser Stellung durch seine Klugheit die von Paris wiederholt anbehalten Abholung des 6000 Morgen großen Stadtfleckens, der Ummantelung, in welcher sich die schönen schattigen Spaziergänge in der Waldedell, dicht vor den Thoren Hannovers befinden; auch gelang es ihm, durch eine schlaue Maßregel einen der Kaufmannschaft drohenden erheblichen Verlust, nämlich die zur Ausführung der Continentalsperrre anbehaltenen Verbrennung aller Waaren englischen Ursprungs demnächst gänzlich abzuwenden. Die Franzosen fanden bei der Confiscation nur die sogenannten Lebenshüter vor, und Goppensiedt ließ nur, um dem Mite der Verbrennung des einzigen Umfang zu geben, alle in der Stadt aufstehenden Lampen in Gärten auf dem Markte verbrannen.

Ueber seine übrigen Lebensumstände und seine um die Universität Göttingen erworbenen Verdienste möge man das Schriftchen selbst nachlesen. Man vergesse nicht, daß in seine Curatorzeit die für die Wohlthat der Universität nicht wenig bedrohlichen Katastrophen von 1830 und 1837 fielen, und daß, wie der Verfasser jagt, der Geschlecht der deutschen Professoren (zum Theil vielleicht, weil in meist ohne große dazwischenliegende Lebenserfahrungen fast unmittelbar von der Studentenschaft auf das Rathgeber emporklimm) ein „hülfeloses, verjährtes und empfindliches“ ist, so daß es für ein Curator nicht immer leicht ist, „mit ihnen zu tramen“. Als Beispiel harter Rücksicht und Behandlung führt der Verfasser folgendes an: Als man in Hannover erfahrene, daß Blumenbach die Rescripte des Curatoriums, die er bei seinen jüngern Kollegen circuliren zu lassen hatte, in seinem Alter aus Einnahme Nachlässigkeit oder Vergesslichkeit in den Papierkorb zu werfen pflegte, habe man seitdem jedes Rescript doppelt anfertigen lassen, eins für Blumenbach, um es in den Papierkorb zu werfen, das andere, um es sofort circuliren zu lassen. Selbst, wenn man einen so beschriebenen Act von Nach- und Rücksicht gegen einen alten Gelehrten, bloß weil er aus der Routine schlägt, als etwas Besonderes hervorheben zu dürfen glaubt. Auch wird hier und da etwas Lügiges erzählt. So behauptet früher in Göttingen die Polizeiverordnung, wonach im Theater jede laute Besprechung verboten war. Als nun einmal demnach bei der Aufführung einer Oper ein solcher Ausbruch stattfand, wurde ein als musikalischer Dilettant und Antiquar bekannter Herr als Künstler desselben benannt und es kam nun zu einer höchst umständlichen Untersuchung, einer weitläufigen Acte mit unangenehmen Notis vieler Professoren, ja sogar zu einem Reinigungside des Verflagten!

Entgegen einer öfters wiederholten Ansicht des Verfassers möchten wir behaupten, daß die Universität gar nicht in

sie sind oder sein können, als der Verfasser zu glauben
 int, daß sie allmählich doch etwas ganz anderes geworden
 als sie bei ihrem Ursprunge, ja noch vor 100 Jahren war
 , daß sie im Laufe der Jahrhunderte noch sehr wesentliche
 nderungen werden erleben müssen, kurz daß sie so wenig wie
 andere menschlichen Einrichtungen sich den Kreis wechselnden
 flüssen der Zeit ganz entziehen können; wir für unsere Ver-
 wünschung und hoffen, daß sie im Laufe der Zeit noch viel
 e als sie es jetzt sind Pflanzstätten der höhern echt humanen
 ung und wahrer Bürgerthugend werden möchten. Dann wird
 auch nicht mehr über den Mangel an Pietät zu klagen ha-
 die, wie der Verfasser behauptet, „aus dem wirklichen Leben
 iner Weise zu verschwinden droht, so daß es bald nur mehr
 en Wörterbüchern existiren wird“. Warum verschwindet sie,
 woran liegt dies? Denn sicherlich haben wir doch Bildungs-
 alten niederer und höherer Art genug, auf welchen der Geist,
 dem die Pietät hervorgeht, genährt und gepflegt werden
 te. Ist die Wissenschaft etwa so parr, selbstsüchtig und herz-
 geworden, daß sie darüber ihre menschlichen Gesichtspunkte
 humanen Tendenzen verloren hat? Schlimm genug wenn
 Anstalten und zahlreichen andern Bildungsanstalten die
 abe, für die reine Humanität zu wirken, dem von dem Ver-
 etwas über die Absicht angeführten „Literatenthum“ über-
 wollten?
 J. M.

Notizen.

Die drei großen deutschen Heiden.

Wir erhielten aus Süddeutschland eine Zusendung folgen-
 inhalts: „In der von dem mainzer Stadtbibliothekar Dr.
 überlegten Schrift des Theatinermönchs Pater Joachim
 ra: „Die christliche Politik, Conferenzen gehalten in der
 ichen Kapelle der Tuilerien während der Haftzeit des
 1857“ (Mainz 1858), findet sich in dem Aufsatze „Ueber
 lehr des Christenthums verglichen mit dem des Heident-
 „ S. 98 in der Anmerkung die Notiz, „daß in Deutschland
 lehrte, verleiht durch das Beispiel Goethe's, welcher
 Morgen zum Jupiter betete, heututage noch von
 iederherstellung der heidnischen Religion träumen, als der
 n, welche das artistische und literarische Schöne zu er-
 und das Volk zu erhalten im Stande sei. Ohne uns
 te Ordreterung dieses Satzes, auf eine Vertheidigung oder
 rtigung unsers Goethe hier einzulassen, notiren wir dies:
 : Frage, woher der hochwürdige Herr Pater diese Bemer-
 abe nehmen konnte, und wo sich speciell finden läßt, daß
 den Jupiter angebetet habe?“ Vielleicht hat der Pater
 a nur einen Witz machen wollen, denn im Ernst läßt sich
 etwas schwerlich behaupten. Man greift eben zu allen
 en Mitteln, um die „großen Heiden“ Deutschlands:
 , Alexander von Humboldt und Schiller an den Galgen
 gen; die unzähligen kleinen muß man freilich laufen las-
 lamentlich wird jetzt gegen den dritten dieser großen Hei-
 gen Schiller, von katholischen wie protestantischen Kan-
 d besonders auch in ultramontanen Blättern gepredigt;
 schrend jüngst ein norddeutsches Journal wahrscheinlich
 weise, daß auch eine ziemlich unheilige Zeit zuletzt nicht
 ige Heiligen- und Reliquienverehrung auskommen könne,
 geradezu den „deutschen Heiligen“ nannte, bemerkte ein
 rrespondent der „Augsburger Postzeitung“ in einem
 „Zum Schillerfest“ (Nr. 87, Weilage): „Es fällt mir
 entferntesten ein, die Verdienste Schiller's und seine
 beutung in der deutschen Literatur herabsetzen zu wollen,
 ir schon vor etwa 21 Jahren mein Lehrer der Aesthetik,
 gewissen Kreisen berühmte Aesthetiker Wischer, bewiesen
 Schiller eigentlich nur als Dramatiker groß, als Zyr-
 ganz ungenügend sei; aber dieser elbaste Menschens-
 idert mich an, um so mehr, je ungeschmackter er ist.“
 sonders kümmert den Verfasser der viele Champagner,
 vorausichtlich bei den Festlichkeiten verbrauchen werde;

denn mit dem, was derselbe kosten wird, würde man, behauptet
 er, nicht nur das alte Haus in Marbach haben ankaufen, son-
 dern noch drei Ewerwerke haben hinzufügen können. Im übrige
 gen möchten wir den Verfasser in literarhistorischem Interesse
 doch ganz ernstlich ersuchen, einen Nachweis zu der Behauptung
 zu liefern, daß Schiller's „Lieb von der Glocke“ „blos Nachah-
 mung eines ältern, freilich etwas jopfigen Gedichts“ sei.
 J. M.

Eine Schrift Adolf Monob's.

baire angeführt werden.

10.

Bibliographie.

Bad, F., Die ältesten Kirchen im Lande zwischen Rhein,
 Mosel und Nahe. Einleitung in die Geschichte der evangelischen
 Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel und Nahe. Ister Theil.
 Die Zeit vor der Reformation. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8.
 7½ Ngr.

Boden, H., Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen
 Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen die
 Größten unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet.
 Frankfurt a. M., Weibinger Sohn u. Comp. 1860. Per. 8.
 15 Ngr.

Böttger, G., Die Einführung des Christenthums in Sach-
 sen durch den Frankenkönig Karl von 775 bis 786, insbesondere
 zur Vertheidigung der Richtigkeit der Urkunde desselben über Ver-
 größerung und Begrenzung der Diocese Bremen vom 14. Juli
 788. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 20 Ngr.

Carriere, M., Aesthetik. Die Idee des Schönen und
 ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Zwei Theile.
 Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Dittmer, G. W., Genealogische und biographische Nach-
 richten über Lübeckische Familien aus alterer Zeit. Lübeck, Ditt-
 mer. Per. 8. 16 Ngr.

Grimm, H., Die Cartons von Peter von Cornelius in
 den Sälen der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.
 Berlin, Hertz. 8. 5 Ngr.

Heß, J. C., Biographien und Autographen zu Schiller's
 Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit
 Abbildung der Unterschriften versehen. Jena, Mauke. Hoch 4.
 2 Thlr. 20 Ngr.

Modernes Leben. Sociale Capucinerpredigten über Ehe,
 Familie, Hagestolgenthum, Geselligkeit, Luxus, Mode von P. Do-
 menica de St. Invention. Leipzig, Fries. 8. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., Spanen. Neue Gedichte. Anklam, Dieke.
 1860. 16. 15 Ngr.

Anzeigen.

Zur Schiller-Literatur.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund.
Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

sch, Geschichtschreiber,
commentar zu Schiller's
2. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
10 Ngr.
graphische Schilderung.

weimarischen Veteranen
b Theaterleben. Nebst
Schiller, Herder, Wie-
Johannes von Müller,
er, Jffland, Gadow u.

und die Aufführung
(1826, 1857.) Nach-
stellungen aus dem Nach-
germeister von Weimar
Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuestes und vollständiges Fremdwörterbuch zur Er-
klärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter
und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften,
im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange
von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache be-
arbeitet von Dr. J. H. Kallschmidt. Fünfte Auflage.
In zehn Heften. Erstes Heft. 8. Geh. Jedes Heft
6 Ngr.

Handwörterbuch deutscher sinverwandter Ausdrücke
von Christian Friedrich Meyer. Vierte Auflage.
In fünf Heften. Erstes Heft. 8. Geh. Jedes Heft
8 Ngr.

Daß diese Wörterbücher bereits in fünfter und vierter
Auflage erscheinen, ist gewiß der beste Beweis, daß dieselben
ihren Zweck richtig erfüllen und deshalb anfrichtig empfohlen
werden können, zumal ihr Preis sehr mäßig ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämtliche Werke.

Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von
A. Strinhardt. Erster bis siebenter Band. 8. 1850—59.
Geh. Der erste bis sechste Band jeder 3 Thlr., der siebente
Band in zwei Abtheilungen 5 Thlr., jede Abtheilung einzeln
2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus
Müller ist von den kompetentesten Richtern für eine treffliche
erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten
Einleitungen von Karl Steinhardt noch bedeutend erhöht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des dreißigsten Heftes (Bogen 34—37
des dritten Bandes):

Der Krieg in Italien 1859. Erster Artikel. — Gewer-
und Gesellenvereine in Deutschland. — Pierre Joseph
Proudhon und seine Schriften. — Graf Schwerin-Putzar,
preussischer Minister des Innern.

Kleinere Mittheilungen: Ferdinand II. (König beider Sicilien).
— Schlagintweit (Wolff).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten
Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Con-
versations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus
selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat,
Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen
Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages be-
handelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen
Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits
einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres
also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an
6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den
16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden)
werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie
das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich dem ersten
bis achten Heft des dritten Bandes und einem Prospect in allen
Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Friedrich Bülow.

Elfter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Antonio Perez. — II. Edward Fortunat von Baden. — III. Ein
Prozess in Welsch-Löwen. Nach den von Graf E. Dandolo veröffent-
lichten Actenstücken deutsch bearbeitet von P. Plattner. — IV. Scher-
er's. — V. Ferdinand Stüder. (Ein Lebensbild aus den Revolution-
stücken.) — VI. Christian von Moth. — VII. Die Bauern in der
Eifel. — VIII. Der Bauer Martin. (Eine Biographische Skizze aus den Zeiten
der französischen Revolution.) — Miscellen.

Der erste bis zehnte Band dieses für die weitaus
kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seiner
reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall an-
genommenen Werks haben denselben Preis.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 44. —

27. October 1859.

Inhalt: Das Christenthum im Lichte des fortgeschrittenen Protestantismus. Von Julius Braunschädt. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Vierter Artikel. (Beschluß.) — Die Gottscheer. Von W. F. Kitz. — Julius Gübner's „Lieberbrevier“. — Notizen. (Zur Kritik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Christenthum im Lichte des fortgeschrittenen Protestantismus.

1. Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwicklung des christlichen Geistes in Briefen an einen Katen von Heinrich Lang. Berlin, G. Reimer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

2. Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart von F. C. Baur. Tübingen, L. F. Gred. 1859. 8. 18 Ngr.

Der Protestantismus ist ein univervelles geistiges Princip, in welchem der Keim des Fortschritts liegt. Der historische Protestantismus der Reformation ist selbst nur aus diesem Keim erwachsen. Insofern könnte es also als ein Pleonasmus erscheinen, von einem fortgeschrittenen Protestantismus zu reden; denn versteht sich der Fortschritt hier nicht von selbst? Gehören Protestantismus und Fortschritt nicht wesentlich zusammen? Doch was dem Wesen nach zusammengehört, ist nicht immer auch in der Wirklichkeit verbunden. Es ist ja nur allzu bekannt, daß es in jüngster Zeit einen Protestantismus gegeben, der statt des Fortschritts die „Umkehr“, also den Rückschritt auf seine Bahne geschrieben. Gegenüber diesem nicht bloß einfach umkehrenden, sondern sogar ausdrücklich und mit Bewußtsein die Umkehr zum Princip stehenden Protestantismus dürfte es also wol kein Pleonasmus sein, von einem fortgeschrittenen Protestantismus zu reden. Ja, der Protestantismus ist seinem Wesen gemäß fortgeschritten, trotzdem ihn die Umkehrgeister wider ein Wesen zurückzudrehen wollten. Wer sich davon überzeugen will, der braucht nur die beiden genannten Bücher in die Hand zu nehmen. Vergleicht man die Anschauung dieser mit der der Reformatoren, so steht man, welche Riesenfortschritte der Protestantismus über eine erste, noch unvollkommene Erscheinung im Zeitalter der Reformation hinausgemacht; man empfängt den Eindruck eines Abstandes wie zwischen einem reifen Manne und einem unmündigen Knaben. Und doch wäre es ungerecht und undankbar, das Verdienst der Reformatoren herabzusetzen; denn wie der Mann nur aus dem Knaben, so konnte auch der gegenwärtig so weit vorgeschrittene Protestantismus, wie er in den beiden genannten Büchern zum Ausdruck gekommen ist, nur aus dem

Werke der Reformatoren erwachsen. Denn hätten diese den Geist nicht von dem Joche des geistlosen Objectivismus der römischen Kirche befreit und der freien Schriftforschung Bahn gebrochen, so wäre es unendlich gewesen, zu dieser gegenwärtigen Erkenntniß des Christenthums zu gelangen.

Die Schrift von Lang ist weitern Umfangs als die von Baur. Jene umfaßt die ganze Entwicklung des christlichen Geistes, während letztere nur das Urchristenthum zum Gegenstande hat. Aber beide Schriften haben dies miteinander gemein, daß sie befreiend wirken, befreiend von jener Gebundenheit, die dem Protestantismus noch aus seiner ersten unfreien Form im Zeitalter der Reformation zu

Lang's „1“ ist eine Art gehend von ei Christenthums, lichen mit dem endlichen, des 2 er deshalb auch bestände es nu Welt, in der führt uns Lang des christlichen der Katholiken religiösen Gemü falsche Verläufe Wenn der 4 als das ihm fein Welt seine Schr verliert er seine Dingen, wird ai liche, alles Mate lichkeit zu sein, 1 Gesetz, zum auß dasjenige, wofür allein Wahre, 8 alles?

Das negative Verhalten des Katholicismus gegen die Welt, die Natur, konnte, wie Lang zeigt, nicht

verhindern, daß das Endliche, die Welt, durch alle Poren eindrang und sich dem weltverneinenden, untrüglichen Geist gegenüber als die durchaus berechtigte, wahrhaft lebenskräftige Macht erwies. Mit dieser Thatfache endet das Mittelalter und übergibt sie der neuen Zeit.

Die Reformation trat der Veräußerlichung des christlichen Geistes in der katholischen Kirche mit der Macht der freien, nur in Gott gebundenen stillen Persönlichkeit entgegen. Dies war auch der wahre Sinn des reformatorischen Schlagwortes: „Der Glaube rechtfertigt.“ Die falschen Vermittelungen, die sich im Katholicismus zwischen Gott und Mensch eingebracht hatten, wurden hiermit beseitigt; der Mensch wurde in seine ursprüngliche, unmittelbare Beziehung zu Gott wieder eingesetzt. Lang sagt:

Man fürchtet bis auf den heutigen Tag von dieser Macht, die seinen höhern Herrn gelten läßt, sich im eigenen Gewissen offenbart, dieser das Christenthum zum ersten mal aufgeleant hat, die größtentheils und Kirche, für die ganze Ordnung Menschheit. Mit Unrecht. Man hat sie nur mit falschen, angrifflichen Mitteln be-
Man lasse die Geister aneinander plagen, lasse den Geist frei walten, er corrigirt Wahrheit und das Gute ist stets reichlich als Schlechte, sonst gäbe es keinen Gott. n und der Protestantismus vereinigen die in Gegensätze: Freiheit und Ordnung.

fehlt auch nicht die schwache Seite der Lebendigkeit an das geoffenbarte Wort übernatürliche, inspirirte Offenbarung.

Die Reformation, indem sie auf das Urchristenthum zurückging, hatte dieses nur in der Form der überlieferten biblischen Schriften. Diese Schriften waren den Reformatoren das Wort Gottes, die einzige und volle Wahrheit. Sie sind den Aposteln von Gott selbst dictirt worden, damit die christliche Religion rein und makellos auf die menschlichen Geschlechter fortgepflanzt würde; ja nicht bloß die Bücher, welche die christliche Religion enthalten, sondern auch diejenigen, welche die Zeit der Verheißung und Vorbereitung auf dieselbe behandeln, sind von Gott selbst untrüglich eingegeben und dictirt; es ist ein Strom der Offenbarung, der durch das Alte und Neue Testament fließt; hier und sonst nirgends hat Gott der vernünftigen menschlichen Vernunft sich deutlich gemacht, hier allein ist der Weg bezeichnet, der zur Versöhnung und Seligkeit führt. Es ist also das erste und letzte Gebot dessen, der selig werden will, zu erforschen, was Gott in diesen Büchern spricht, und wenn es erforscht ist, dem sich mit seinem Denken und Willen vollständig zu unterwerfen. Wer ein Jota davon nicht glaubte oder nicht recht glaubte, der fuhr zum Teufel, denn er war Gott selbst ungehorsam. Deswegen sagte Luther:

Mund und rein, ganz und alles geglaubt oder nicht geglaubt; der Heilige Geist läßt sich nicht trennen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren und glauben lassen; wo die Glocke an einem Orte berstet, klingt sie nicht mehr und ist ganz untüchtig.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, betrachtete es

die neue Kirche als ihr wichtigstes Geschäft, die reine Lehre festzusetzen und stellte demgemäß eine protestantische Dogmatik auf, die dann die protestantische Orthodoxie des 17. Jahrhunderts zur Fessel des Geistes machte. Diese verknüpfende Orthodoxie geriet in Widerspruch mit dem die Subjectivität besetzenden Princip, das ursprünglich im Protestantismus lag. Ein todtter und starrer Objectivismus trat an die Stelle des lebendig machenden ethischen Princips der „Rechtfertigung durch den Glauben“. Die Kirche geriet in eine neue Veräußerlichung. Lang schildert diese Entartung des Protestantismus durch die Orthodoxie sehr gut und sagt dann:

Wo war nun die freie christliche Persönlichkeit, die im Ding, und waren es Engel vom Himmel, so groß achtet, an sich wider das Gewissen abtreiben zu lassen von dem, was sie als göttlich erkennt und achtet? Wo war nun die über sie äußere todt, dem Subjecte fremde Autorität erhabene Heiligkeit und Unantastbarkeit der selbstgewonnenen Ueberzeugung, die sie auf dem Reichstage in Worms durch Luther's Aufstehen so evocirendem Weise sich ausgesprochen hat? Wo war nun die Subjectivität, die den Gott, wie er sich im eigenen Innern offenbart, für den höchsten Souverän ansieht? Mit Recht hat Lessing gesagt: „Luther, du hast und vom Joch der Theologie befreit, wer befreit uns von dem viel schwerern Joch des Dogmatismus?“ ... Die Zumuthung, wider die innerste Ueberzeugung etwas glauben zu müssen, weil es nun einmal schwarz auf weiß in einem Buche steht, war die gründlichste Zerstörung der individuellen Persönlichkeit und der größte Widerspruch gegen den protestantischen Sinn des Glaubens.

Gegen die kirchliche Orthodoxie des 17. Jahrhunderts lehnte sich das religiöse Gemüth im Spener'schen Pietismus auf. Doch auch der Pietismus war nur ein einseitiges Entwicklungsstadium des christlichen Geistes. Zu pietistischer Frömmigkeit hat, wie Lang treffend bemerkt, etwas Ungeordnetes, Säuerliches, Gebrücktes; man wirkt ihr auf allen Schritten den Zwang und die Gewalt an, sie sie sich angethan hat; die fortgesetzte unnatürliche Bekämpfung der Vernunft gab dieser Richtung einen mystischen, finsternen, ängstlichen Anstrich, den wir bei allen Mönchen finden. Der Pietismus charakterisirt sich durch seine gereizte, verbitterte Stimmung gegen den „Jatgeist“ und durch seine Intriguen gegen die Träger der Wissenschaft.

Dieses unedle Geschäft, der Großinquisitor der protestantischen Kirche zu sein, hat der Pietismus sehr früh übernommen, als — etwa 30 Jahre nach seinem ersten Auftreten — die Orthodoxie, die ihn anfangs verfolgt hatte, zu ihm übertrat und er nun aus einer verfolgten Sekte zur herrschenden Kirche geworden war; schon 1723 — Spener war noch nicht 20 Jahre todt — wurde auf Betrieb der Pietisten, wobei sehr viel Reichliches mit unterlief, der Philosoph Wolf aus Halle verjagt und dessen Schüler Lorenz Schmalz, Herausgeber der neuen Bibelübersetzung, auf die Anklage des Pietismus lange im Gefängnis geworfen, aus dem ihn erst nach mehreren Jahren die Flucht befreite.

Ein unbefangenes Verständniß der Schrift war dem Pietismus, soviel er auch für allgemeinere Verbreitung des Bibelstudiums gethan, unmöglich. Denn steht einmal die Voraussetzung fest, daß die Bibel in allen ihren Theilen untrügliches Gotteswort ist, von dessen Anerkennung die Seligkeit abhängt, so kann man sie nicht unbefangen auffassen, man wird ihr immer

erwalt anstun. Daher die unnatürlichen Harmonisirungs-
suche mit den unvereinbaren Berichten der vier Evan-
gen; daher die typologischen und allegorischen Mon-
stranen, die man z. B. in das Buch Daniel, in das
Hesekiel Salomons, in die Offenbarung Johannis hin-
legte. Das alles wegen der orthodoxen Voraus-
setzung, die dem Pietismus zu Grunde liegt. Die Wie-
geburts- und innere Erneuerung des Menschen ist die
Ursache, aber sie ist gebunden an den Schriftinhalt. Der
Pietismus steht in jedem, in welchem sich das religiöse
nicht in den durch Schrift und Kirchenlehre bezeich-
neten Formen äußert, einen Unwiedergeborenen und Un-
zähligen; in dem weltlichen Leben steht er nur Lüste,
ern nicht allem eine christliche Etikette aufgeklebt, ein
gibter Fittler angehängt, alles in Beziehung zum Hei-
gebracht wird. Daher seine Göttersprache. Lang
dort dies alles vortrefflich und hat im Hinblick darauf
t unrecht, wenn er den Pietismus dualistisch und
lerant nennt. Wer einmal mit pietistischen Umgang
ist hat — Schreiber dieses hatte einmal das Glück,
Original dieser Art kennen zu lernen —, wird es
nicht finden, was Lang sagt:

Der Pietismus macht überall auf — auf, er scheidet schroff
den Finsterniß und Licht, zwischen Wahrheit und Lüge,
den Christus und Belial, zwischen Wiedergeborenen und
iedergeborenen, zwischen Seligen und Verdamnten.

Sich betrachten die Pietisten natürlich als die, in denen
Gnade zum Durchbruch gekommen ist oder, wie Kant
al treffend sagt, als die „*Privilegierten Gottes*“. Doch
halb der christlich Erbkten sehen sie nur Finsterniß,
de, Verdamniß, folglich nicht bloß in den Heiden,
rn auch in den nicht nach ihrem Sinne Wieder-
enen. „Der engherzigste, ausschließliche Particu-
mus, der sich denken läßt!“ ruft Lang aus. Man
: zwar nicht sagen, daß der Pietismus den Anders-
nden, d. h. Ungläubigen, gleich der katholischen Kirche
lgen heiße; er beweint vielmehr den Irrenden als
Verlorenen und sucht ihn nachzugehen, um ihn zu
und zu bekehren; daher überall das auf Bekehrung
hende, sich um das Seelenheil anderer abhängende
1, das wir in pietistischen Kreisen finden. (Schreiber
kann hier aus eigener Erfahrung mittheilen, daß
st noch vor kurzem auf offener Straße pietistische
tchen mit der einladenden Bemerkung: „*Umsonst!*“
ft wurden.) Lang sagt richtig:

er von Toleranz kann man gleichwohl beim Pietis-
nicht reden. Wapchast tolerant kann man nur sein,
1 zu der Einsicht gelangt ist, daß das Heil des Men-
anz unabhängig von theoretischen Glaubensansichten, auf
rn Stellung des Gemüths zu Gott, auf der frommen
ng beruhe; tolerant kann nur sein, wer die Wahrheit
rrthum, das Licht auch in der Finsterniß, Gott auch
der steht und anerkennt. Der Begriff der Toleranz ist
echt christliches, aber äußerliches, modernes Ge-
und es ist gut, daß unsere Hochkirchlichen, Herr Stahl
sorten, es offen bekennen: Christenthum und Religion
haus aus die Intoleranz.

habe mich bei dieser Charakterisirung des Pietis-
was länger verweilt, weil der Pietismus auch

heutzutage noch in gewissen A-
lich der heutige nur noch in
aufrichtiger ist. Oder will
der Hengstenberge, den Pieti-
den des „*Volksblatt für Sta-*
Annoncen christliche Dienstm-
christliche Schreiner u. s. w. g
bieten, für einen natoren sta-
halten? So wenig als die Orthodoxie, ebenso wenig
ist der Pietismus heutzutage noch eine natürliche, ehr-
liche Erscheinung. Denn was einmal in der Geschichte
überwunden ist, kann nur noch künstlich und gewaltsam
festgehalten werden.

Nach dem Pietismus beleuchtet Lang die Aufklärung
und den Rationalismus. Er zeigt den Fortschritt, den
der christliche Geist in beiden gemacht, aber auch ihre
Schranke. Doch erfahren wir hierbei nichts wesentlich
Neues. Lang wiederholt hier nur, was wir auch sonst
schon aus der Literaturgeschichte und der Geschichte der
Philosophie wissen, daß es das Verdienst des Nationa-
lismus sei, aus den Verirrungen eines überspannten
Dogmatismus, die
gösen Lebens unter
und ewig Menschli-
zu haben, daß ab-
Mangel an historisch
Nationalismus wir-
tonung der Autono-
Bemunft, alles zu
gleichen. Aber in de
beiden Principien,
und der des prüfe
immer der Christlid
legte der National
Tag, theils durch f
entbehrende Weltan-
keit die Geschichte z
stenthum nach sein
erinnert zum Belege
standesaufklärung
als die Welt: Wo
hatten sie; die ist
Herblichkeit allein si
wie die Dreieinigkei
Pfaffenbetrug und h

In dem darau-
schnung des Christli-
hundert: Hamann
moderne Weltanschau-
und Schiller, ist
digung Goethe's un-
Unchristlichkeit. La
Geltzer, der Goethe
in einem Briefe an
sprach, ob Christus
das Urbild des echt
risch sei, wie ihn i

Seite dorer, die nicht in Christus, sondern in der Menschheit die volle Offenbarung des göttlichen Lebens verehren, deswegen sei er kein Christ, denn nur um diese Angel drehe sich die Benennung christlich oder unchristlich, ob man glaube, daß diese ungetrübte Erscheinung der Menschheit, wie wir sie in der Person des Erlösers verehren, einmal eine historische Wirklichkeit gewesen sei oder nicht. Lang erwidert hiergegen:

Also das Wesen des Christenthums, die entscheidende Frage, ob jemand ein Christ ist oder nicht, hängt von der Entscheidung einer historischen Frage oder von der Annahme einer dogmatischen Formel ab; also nicht das macht mich zum Christen, daß ich den Geist Christi habe, daß ich in meiner Gesinnung und in meinem Leben diejenigen Züge auspräge, in denen nach den eigenen Worten Christi (in der Bergpredigt) das Bild des Christen oder das Wesen des Christenthums besteht; nicht meine Theilnahme an dem Himmelreich, das Christus in Wort und Leben dargestellt hat, sondern der Glaube an ein geschichtliches Jesus Christus. Diese Theorie gibt mir das Anrecht auf das weltliche und religiöse Leben; als wahr an und lebe als ein Christ. Du die Glaubwürdigkeit der evangelischen Aussagen prüfen, daß du dich zweifelst, oder als Theologe von Fach sein, daß das Charakterbild Christi als bei den Synoptikern, daß in der Bibel Widersprüche sich finden, daß es gar keine so ausgemachte Sache ist, daß du bist eben ein Ungläubiger. Du begreift diese neuere Theologie, um was es sich in dem Kampfe handelte, den Lessing mit Göthe geführt hat; so sehr hat sie alle Errungenschaften der Aufklärung vergessen!

Nach Lang's Begriff vom Christenthum sind Goethe und Schiller „gute Christen und gute Protestanten“ gewesen. Wer noch in dem dogmatischen Christenthum befangen sei, dessen Gesichtskreis sei viel zu eng und beschränkt, um unsere große Literaturperiode richtig zu würdigen.

Wenn nun schon aus dem Bisherigen zu ersehen ist, auf welchem hohen und freien Standpunkt Lang steht, so geht dies vollends aus den drei letzten Briefen seines Buchs hervor, deren einer die neuere Kritik der Bibel und die Bedeutung der Bibel für den heutigen Protestantismus, der zweite die Schleiermacher'sche Theologie, und der dritte und letzte die kirchliche Reaction der letzten 25 Jahre beleuchtet.

Was zuerst die neuere Bibelkritik betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß durch alles das, was die neuern Untersuchungen über den biblischen Kanon Alten und Neuen Testaments herausgestellt haben, das frühere Verhältniß der Kirche und der Theologie zur Heiligen Schrift von Grund aus erschüttert worden ist. Die supranaturalistischen Voraussetzungen, nach denen die Bibel ein göttlich inspirirtes Buch ist, sind geschwunden; der menschliche historische Ursprung der einzelnen biblischen Schriften ist erkannt. Aber hat die Kirche dadurch verloren? Ist ihr Bestand an jene veralteten Voraussetzungen geknüpft? Lang verneint dies mit Recht. Er zeigt, daß die Theologie durch die veränderte Stellung zur Bibel unendlich viel gewonnen, während die Kirche oder die religiöse

Gemeinde jedenfalls nichts verloren hat. Allerdings bei einer nur oberflächlichen Betrachtung der großen Herrschaftszüge, welche die kritische Geschichtsforschung durch das Gebiet des Alten und Neuen Testaments gemacht hat, könne es scheinen, als wäre der christlichen Kirche ihr bisheriger Boden unter den Füßen weggezogen, und der panische Schrecken, der viele einfache, religiöse Gemüther bei der Kunde von diesen Verheerungen ergriffen, sei ebenso begreiflich, als die hartnäckige Ablehnung der evidentesten Resultate von seiten mancher Theologen. „Aber es geht gewöhnlich so: wenn man nur gesund und frei ist und einer Gefahr mit hellen Augen ins Angesicht schaut, so hat sie geschwind das schreckhafte Ansehen verloren.“ Und nun geht Lang der angeblichen Gefahr aus den Leis, und alsbald erweist sie sich als ein Schreckgespenst. Was, fragt er, soll die Kirche denn eigentlich verloren haben? Daß mit dem Christenthum ein neues Lebensprincip in die Menschheit gekommen sei, das eine durchgängige Umwandlung des äußern und innern Lebens der Menschheit hervorgebracht, das sei geschichtliche Thatsache. Daß dieses neue Lebensprincip in dem Evangelium von Jesus Christus ausgesprochen sei, darin stimmen die Kritik mit dem Glauben der christlichen Gemeinde überein. Mögen nun diese Reden und Aussprüche Christi, in welchen er so unnachahmlich das Wesen des Himmelsreichs und den Weg zum Vater darstellt, alle wirklich von ihm herrühren oder nicht, mag er sie buchstäblich so gesprochen haben oder nicht, mag die Uebersetzung ab oder hinzugefügt haben — was, fragt Lang, verschlägt dies für die Gemeinde? Werden darum diese Reden nicht mehr als Grundlage aller religiösen Erbauung benutzt werden? Mögen die einzelnen Thatsachen, die uns aus dem Leben Jesu erzählt werden, genau so sich ereignet haben oder nicht — was verschlägt das? Lang zeigt, daß wir auch trotzdem Weihnachten und Ostern noch werden als christliche Feste feiern können. Auch wenn man an Volkmar die Evangelien als das Epos des Christenthums auffasse, erleide die Kirche dadurch keinen Verlust.

Das ist ja eben das Wesen des Glaubens im protestantischen Sinn, daß dasjenige, was als einmal äußerlich geschehen angesehen wird, etwas dem Menschen Innerliches werde; der Christus in uns und für uns hat ja für die protestantische Religiosität eine Bedeutung. Wer noch behauptet: wenn nicht alle diese Erzählungen buchstäblich wahr seien, so sei die Heilige Schrift nur ein unbrauchbares Ammenmärchen, der ist zwar die Wahl so anzusehen, er muß sich aber auch gefallen lassen von Paulus zu den Juden gezählt zu werden, die an immer Wunder und Zeichen sehen wollen.

Die Stellung, welche der Protestantismus nach dem ganzen gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung zur Bibel einzunehmen hat, ist nach Lang die, daß er die Bibel nicht mehr als ein Lehrbuch der Theologie — geschweige der Astronomie, Erdkunde, Geschichte — wozu sie die Orthodoxie auch hat machen wollen —, sondern als ein religiöses Buch auffasse und benutze.

Sie ist keine Norm für unser Denken und Glauben, sondern was viel mehr ist, die unerschöpfliche Quelle des religiösen Lebens, der religiösen Erbauung und Erweckung, der ständigen Neuverjüngung und Heiligung. Wie wir immer wieder zu der

Schriften und Kunstmalern der alten Griechen zurückkehren, wenn wir unsern ästhetischen Sinn bilden und die Gesetze der Schönheit kennen lernen wollen, so sehen wir stets von neuem zur Bibel zurück, wenn wir im tiefsten Grund der Seele wollen religiös erweckt werden; aber so wenig wir glauben, wenn wir unsern Geschmack an jener unverlegbaren Quelle der Schönheit bilden, darum auch die Götterlehre und Mythologie der alten Griechen uns aneignen zu müssen, so wenig fällt uns ein, alle theologischen und naturhistorischen Vorstellungen der Bibel uns aufzwingen zu lassen und nach ihnen unser gesamtes Wissen von Natur und Welt und Menschheit, welches durch ein achtzehnhundertjähriges Ringen des Geistes unser Eigenthum geworden ist, umzuformen und umzuwandeln zu wollen.

Schließlich, nachdem Lang gezeigt hat, daß die Kirche durch die veränderte Stellung zur Bibel nichts verliere, macht er noch auf den Gewinn aufmerksam, der ihr daraus entspringen muß, daß sie nun die unselige Dogmenzänkelei fahren lassen und den Glauben pflegen wird, der in der Liebe thätig ist. Viele ihrer edelsten Glieder, die sie bisher ausgestoßen hat, weil sie sich nicht zu dem Grundsatz bekennen: „Ich glaube, weil es meiner Vernunft widerspricht“, werden freudig in ihren Schos zurückkehren; der Gegensatz zwischen Kösterglaube und Wissenschaft wird verschwinden, und die Heiligen Schriften werden aufhören, tode und kalte Hieroglyphen für uns zu sein.

Wir stimmen dem ganz bei. Die Kirche kann sich in der That nur dadurch verlängern, daß sie den Muth hat, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in Bezug auf die Bibel anzuerkennen und demgemäß mit den alten supranaturalistischen Voraussetzungen zu brechen. Sie wird alsdann erst den wahren religiösen Werth der Bibel schätzen lernen.

In dem Briefe über die Schleiermacher'sche Theologie, welcher dem über die Kritik der Bibel folgt, weist Lang treffend nach, daß, obgleich die christliche Kirche und die theologische Wissenschaft Schleiermacher allseitige und tiefgehende Anregungen zu verdanken hätten, und obgleich er die Theologie aus ihrer Confusion herausgerissen habe, indem er ihre Gegensätze durch eine philosophische Neubegründung der religiösen Grundbegriffe überwand und die Religion aus dem Wesen des menschlichen Geistes auf natürliche, vernunftgemäße Weise abzuleiten und zu begründen suchte, doch andererseits seine Theologie noch vielfach die Spuren einer künstlichen Restauration des Alten an sich trägt und insofern schon die Keime der nachfolgenden Reaction enthält.

Mit der exclusiven, einzigartigen Stellung, die Schleiermacher seinem Christus anweist, und womit er der überlieferten Kirchenlehre die wichtigste Concession gemacht hat, verbindet sich zugleich der ganze Particularismus, der in der Kirche immer mit derselben verbunden gewesen ist.

Zwar zog Schleiermacher selbst nicht die Consequenzen seiner Christologie, in der er die Philosophie an die Theologie vertrat, aber „wer will das Rad aufhalten, das einmal im Rollen bergab begriffen ist?“ Wir überlassen es dem Leser, in Lang's Buch selbst die nähere Beweise für die schwere Anklage, daß in Schleiermacher die Anfänge der nachfolgenden kirchlichen Reaction und Restauration lagen, nachzulesen, und wenden uns zu dem

letzten Briefe, der diese Reaction und Restauration zum Gegenstande hat.

Wenn sich schon aus dem Bisherigen zur Genüge ergab, daß Lang ein Feind aller Halbheit ist und Entschiedenheit liebt, so wird man es besonders noch aus seinem in dem letzten Briefe ausgesprochenen Urtheil über die moderne charakterlose Scheintheologie erkennen. Die sogenannte „Vermittelungstheologie“ kommt schlecht bei Lang weg. Sie wurzelt in Schleiermacher und verbreitet den Schein ebenso großer Wissenschaftlichkeit als Gläubigkeit; aber es ist nur der Schein von beiden; anstatt der Wissenschaft so vielfach Willkür und subjective Liebhaberei, ein wunderliches Gemisch moderner Weltansichten und überlieferter Vorstellungen, bei welchem die Einheit der Anschauung und die Klarheit der Begriffe verloren geht; anstatt der Gläubigkeit ein ebenso willkürliches Spiel mit der Bibel, wobei man meint zu glauben wie sie, während man, genauer betrachtet, etwas ganz anderes untergeschoben hat.

Lang belegt dies aus den E Nothe und Martensen mit Beispielen das Beharren der Kirchentage, der Evangelischen Allianz u. s. w. kirchliche Reaction in allen ihren E Energie, zeigt aber auch, wie n Fortentwicklung von dieser Reactio dieselbe höchst unpopulär sei, im Wurzeln schlage. „Das Volk schmeigt zu allem, was die Herren in der Kirche experimentiren“, der Protestantismus hat vielfach seinen Platz „außer der Kirche“ genommen, und was hilft es durch innere und äußere Mission dann und wann eine Seele für Christus zu gewinnen, wenn man durch ein falsches, engherziges Kirchenthum zwei Drittel der Bevölkerung aus den Kirchen vertreibt?

Hoffen wir, daß der in dem Geiste der deutschen Nation lebende Protestantismus die Reaction der Kirche vertreiben wird. Die Reaction wird alsdann auch ihrerseits, wenn auch wider Willen, einen Fortschritt herbeigeführt haben.

Die Schrift von Baur: „Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart“ (Nr. 2), ist zwar nicht von so allgemeinem Interesse als die Lang'sche — ihr Gegenstand ist eine Vertheidigung der Auffassung des Urchristenthums, welche die Tübinger Schule und namentlich Baur vertritt, gegen deren neueste Gegner —, aber dennoch sind auch in ihr der allgemeinen Gesichtspunkte so viele und so fruchtbare, daß wir sie hier, wo von der Fortschrittsrichtung in der protestantischen Theologie der Gegenwart die Rede ist, mit Recht anschließen können. Während die Gegner der Tübinger Schule alle mehr oder weniger noch in supranaturalistischen Voraussetzungen befangen sind und bei ihrer Erforschung des Ursprungs und Inhalts der urchristlichen, in den neutestamentlichen Schriften niedergelegten Anschauung und Lehre nicht ohne dogmatisches Interesse zu Werke gehen, so hat sich dagegen Baur auf den Standpunkt der reinen, unbefangenen, von dogmatischen Interessen und Voraussetzungen freien Schriftforschung gestellt und macht denselben siegreich gegen seine

Gegner geltend. Diese Baur'sche Bibelkritik wirkt ebenso befreiend, wie die Lang'sche Kritik der kirchlichen Erscheinungen, und wie überhaupt die Wahrheit stets wirkt. In die Einzelheiten der Baur'schen Schrift, in ihre Widerlegung der einzelnen Gegner, gegen die sie kämpft, können wir hier nicht eingehen. Wir heben nur die allgemeinen Gesichtspunkte hervor, namentlich die Baur'sche Geschichtsanschauung. Man hatte dieser vorgeworfen, daß sie in der Geschichte nur Allgemeines erblickte, einen rein ideellen Proceß, in welchem das Besondere, das Individuelle und Persönliche ohne alle Bedeutung wäre. Hiergegen erklärt sich nun Baur ausdrücklich und erkennt es vollkommen an, daß die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Nationen und Individuen das concrete Leben der Geschichte ausmache, jedoch freilich nur mit der wesentlichen Bestimmung, daß das eine für sich so einsichtig wäre als das andere, daß das Besondere ebenso wenig ohne das Allgemeine, als das Allgemeine ohne das Besondere sein kann, daß somit, weil über dem einen der beiden wesentlich zusammengehörenden Factoren nie der andere übersehen werden darf, immer auch das Mannichfaltige als ein zur Einheit Verbundenes und das Besondere in seiner Unterordnung unter das Allgemeine gedacht werden muß.

Denen gegenüber, die, sobald von einer in der Geschichte sich entwickelnden Idee die Rede ist, darüber erschrecken und alsbald den Boden ihrer empirischen Geschichtsanschauung zu verlieren glauben, sagt Baur:

Wo gibt es denn eine Reihe geschichtlicher Erscheinungen, die nicht auch einen Zusammenhang hätte, und wo gibt es einen Zusammenhang, welchem nicht auch irgendeine das einzelne zur Einheit verknüpfende Idee zu Grunde läge?

Mit Recht betrachtet es Baur überall als dieselbe Aufgabe der geschichtlichen Betrachtung — und er hat sich in der Erforschung des Urchristenthums eben diese Aufgabe gestellt —, in dem Geschehenen nicht bloß ein zufälliges Aggregat zeitlich und räumlich verbundener Ereignisse zu sehen, sondern auch in den innern Zusammenhang einzudringen und vor allem die Punkte ins Auge zu fassen, in welchen sich uns in dem äußerlich Geschehenden auch die innerlich bewegenden Mächte, das Allgemeine, das dem Besondern zu Grunde liegt, die das Ganze beherrschenden Ideen zu erkennen geben. Dies sei aber keineswegs nur eine rein abstracte Geschichtsanschauung, eine einseitige Hervorhebung des Allgemeinen, in welchem das Einzelne und Besondere, das Individuelle und Persönliche völlig bedeutungslos wird, es lasse sich der eine der beiden Factoren nie von dem andern trennen; wie das Einzelne und Besondere ohne ein Allgemeines, als eine befehlende Idee, ein Körper ohne Seele wäre, so erhalte auch das Allgemeine und Ideelle erst in dem Einzelnen und Besondern, in der Individualität der geschichtlichen Subjecte den Boden seiner realen Existenz, das concrete Leben des geschichtlichen Daseins. Was daher den geschichtlichen Subjecten ihre geschichtliche Bedeutung gibt, sei immer nur die Energie, mit welcher sie als die Repräsentanten ihrer Zeit, als

der lebendige Ausdruck eines Zeitbewußtseins die ihre Zeit bewegenden Ideen ergreifen, in sich gestalten und ausbilden, und in ihrer realen Erscheinung in sich verstellen.

Welche inhaltsleeren Namen wären alle irgendwie lebenden Personen der Geschichte, wenn sie ihr höchstes Interesse nicht erst dadurch für uns hätten, daß wir in ihnen den Reiter auf über ihnen stehenden, sie befehlenden Ideen erblickten, in welchen sie selbst den festen Haltspunkt ihrer geschichtlichen Existenz haben? Wenig sich freilich erklären läßt, warum gerade diese bestimmten Individuen mit dieser Energie ihrer Individualität aber viele andere hervortreten, so wenig ist es auf der andern Seite zufällig, sondern vielmehr durch den ganzen Charakter der Zeit, in welcher sie leben, bedingt, daß es gerade diese oder jene Idee ist, die in ihnen zu ihrer geschichtlichen Bedeutung kommt.

Von diesem Gesichtspunkt aus hält es Baur für gewiß, daß was ein Karl der Große, ein Gregor VII nicht gethan hätte, ein anderer nur unter andern Namen und in seiner Weise, nach Maßgabe seiner Individualität, im ganzen aber doch mit demselben Endresultat, gethan haben würde.

Man müßte sich in der That wundern, daß Baur sich genöthigt sieht, an diese so einfache, von der druckenden Geschichtsforschung unserer Zeit längst anerkannte Wahrheit zu erinnern, wenn man nicht wüßte, wie sehr dogmatische Unfreiheit die Mehrzahl der Theologen noch immer hindert, die biblische und die Kirchengeschichte in demselben Lichte zu erblicken wie die Profangeschichte, also auch in jener nur die Entwicklung allgemeiner Ideen zu erkennen, die in hervorragenden kirchenhistorischen Persönlichkeiten als Repräsentanten der gemeinlichen Entwicklung concreten Ausdrucks gewannen, in ihnen gleichsam sich incarnirten und Mensch wurden. Dieser dogmatischen Unfreiheit gegenüber, welche die heilige und die Profangeschichte mit zwei verschiedenen Maßstäben mißt, in letzterer alles natürlich zugehen läßt, in jener hingegen übernatürliche Mächte zur Erklärung der Erscheinungen herbeizieht, ist es Baur's und der ganzen Tübingen Schule großes Verdienst, auf die biblische und die Kirchengeschichte dieselbe Methode der Geschichtsforschung angewendet und geltend gemacht zu haben, als in der Profangeschichte bei kritischen Geschichtsforschern üblich ist.

Baur fragt, seinen Gegnern gegenüber, was denn eigentlich in den Principien der Tübingen Geschichtsanschauung so neu und unerhört, so tadelnswerth und verworflisch sein soll. Man werfe ihr vor, das Christenthum habe nach ihr keinen Anfang.

Wo hätte ich aber je behauptet, das Christenthum habe nicht von Jesu von Nazareth seinen Anfang genommen, der wo wäre ich je auf den Gedanken gekommen, Sokrates, der Alexandriner, die Essener seien die Urheber des Christenthums oder auch nur, sein Anfang sei erst von Paulus oder dem Verfasser des vierten Evangeliums zu datiren? Und doch hätte ich ja selbst in diesem Falle einen Anfang. Soll also die Behauptung einen vernünftigen Sinn haben, so kann sie nur gemeint sein, ich setze den Anfang des Christenthums nicht schon hin als Wunder. Dies thue ich nun freilich nicht, aber es thut man ja auch sonst nicht. Selbst die entsetzlichen Supranaturalisten lassen sich durch den Wunderanfang des Christenthums nicht abhalten, über denselben zurückzugehen. Das Christenthum ist einmal eine geschichtliche Erscheinung.

zug, als solche muß es sich auch gefallen lassen, scharflich betrachtet und untersucht zu werden.

Baur macht mit aller Entschiedenheit das Recht geltend, die neutestamentlichen Schriften unter den historischen und kritischen Gesichtspunkt zu stellen, womit natürlich das Recht verbunden ist, die alte dogmatische Einheit des Kanons aufzulösen, ihn auseinander zu legen, dem lebendigen Fluß der Entwicklung zu bringen, bei jeder einzelnen Schrift nach ihrer Ursprung, im Verfasser und nach allem demjenigen zu fragen, was ihr ihre bestimmte Stelle in der Entwicklungsgeschichte des Christenthums anzuweisen ist.

Man hat es der Tübinger Schule zum Vorwurf gehalten, daß sie von einem Tendenzcharakter der neutestamentlichen Schriften gesprochen, daß sie dieselben aus der Verstellung ihrer Verfasser erklärt, also ihrer Abfassung eine Motive untergelegt hat. Aber das war, wie er zeigt, nur die notwendige Konsequenz ihres kritischen Standpunktes. Denn habe die historische Kritik hauptsächlich die Aufgabe, bei den Schriften, deren Ursprung Charakter sie untersuchen soll, alles so genau als sich zu erforschen, so dürfe sie nicht bloß bei ihrer Erscheinung stehen bleiben, sondern müsse auch in Inneres eindringen, sie habe nicht bloß nach den Umständen der Zeit überhaupt, sondern insbesondere nach der Stellung des Verfassers zu ihnen zu fragen nach den Interessen und Motiven, den leitenden Ideen seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Je größer Bedeutung eines schriftstellerischen Products ist, um eher sei anzunehmen, daß ihm eine das Ganze beherrschende Idee zu Grunde liegt, und das tiefere Wesen der Zeit, welcher es angehört, in ihm sich offenbart. Die historische Kritik würde daher auch bei neutestamentlichen Schriften die Aufgabe, die sie hat, in ihrem ganzen Umfange erfüllen, wenn sie nicht von geistigen Charakter, welchen sie an sich tragen, Interessen der Zeit, unter deren Einfluß sie entstanden, die Richtung, die sie verfolgen, die Grundtendenz, welcher das einzelne sich unterordnet, genauer sich befriede, überhaupt den Versuch machte, möglich in ihr Inneres einzudringen und gleichsam schöpferische Conception der Gedanken, aus welcher der Seele ihres Verfassers hervorgegangen sind, zu erblicken. Auch die Tübinger Schule habe somit, wie von einem Tendenzcharakter neutestamentlicher Schriften sprach, nichts gethan, was nicht in der Aufgabe der Kritik von selbst begriffen ist.

Nur kann in der Ausführung dieser Aufgabe das Verfehlte werden, und man mag daher mit der Tübinger Schule über die Resultate ihrer kritischen Forschungen; aber daß die Grundzüge derselben die seien, das können nur die in Abrede stellen, die supranaturalistischen Voraussetzungen befechten, das Christenthum einen übergeschichtlichen, übernatürlichen Wunderanfang setzen, also die in der katholischen Geschichtsauffassung Befangenen. Denn das ist in der Unterchied der protestantischen von der kat-

holischen war.

Daher mußten auch die dem Christenthum einen Wunderanfang vindicirenden dem echt katholischen Canon beistimmen, daß im Verlaufe nichts zum Vorschein kommen könne, was nicht zuvor schon vorhanden war, das Spätere könne nach ihnen nicht das Höhere sein als das Frühere, es könne kein anfänglicher Gegensatz, wie der zwischen Paulinismus und Judenthum, der erst durch die weitere Entwicklung ausgeglichen werden müßte, somit überhaupt keine Entwicklung anerkannt werden, durch welche in der Folge erst etwas zum geschichtlichen Dasein gelangt, was zuvor noch nicht existirte.

Es ist dies nichts anderes, als die echt katholische, auf dem Traditionsbegriff beruhende Geschichtsauffassung. . . . Es ist ja alles, was zum Wesen des Katholicismus gehört, unmittelbare Aufrichtung und Einfügung Christi, das von ihm Gewollte und Ausgesprochen, apostolische Tradition, urchristliche Lehre und Praxis, die Bischöfe aller Zeiten haben nicht anders gelehrt als die Apostel, und die Apostel nicht anders als Christus. Diesen Gedanken hat der Protestantismus durchbrochen, er vermochte ihn aber nicht sogleich in seinem ganzen Umfange zu durchbrechen, und die protestantische Geschichtsauffassung mußte sich erst allmählich entwickeln; je mehr dies geschah, um so mehr trat ihr Gegensatz zur katholischen hervor. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß, sobald voller Ernst damit gemacht wird, das Christenthum aus dem Gesichtspunkte der protestantischen Geschichtsauffassung aufzufassen, diese Auffassung nicht bekräftigt werden kann, ohne daß alsbald auch die echt katholischen Principien zum Vorschein kommen, der absolute Wunderanfang und der Canon einer jeden wahren und wirklichen Entwicklung negirenden Tradition.

Gemäß dieser seiner echt protestantischen Geschichtsauffassung entwirft und Baur ein lebendiges Bild von den im Urchristenthum miteinander kämpfenden Gegensätzen. Judenthum und Paulinismus, oder Particularismus und Universalismus sind nach ihm die allgemeinsten und wesentlichsten Gegensätze der Entwicklungsgeschichte des Christenthums. Der richtige Gesichtspunkt für die Geschichte der Entstehung der christlichen Kirche wird nach Baur verfehlt, wenn man von den dogmatischen Vorstellungen und Ansichten ausgeht, die sich bei den ersten christlichen Schriftstellern finden. Ehe von einer Entwicklung innerhalb der christlichen Kirche die Rede sein könne, müsse man vor allem wissen, wie es sich mit der Entstehung einer christlichen Kirche verhält und auf welchem Boden sie steht. So gewiß nun das Christenthum nicht particularistisch ist, so gewiß könne der Grundgedanke, aus welchem es ursprünglich hervorging, nur die rein sittliche Idee der allgemeinen Gleichheit der Men-

sehen vor Gott oder der christliche Universalismus gewesen sein, worin von selbst enthalten sei, daß das bewegende Princip aller geschichtlichen Entwicklung nur in dem Gegensatz zu dem jüdischen Particularismus liegen konnte, mit welchem sich der christliche Universalismus erst auseinanderlegen und in irgendeiner Form zur Einheit zusammenschließen mußte.

Baur beruft sich für diesen Entwicklungsgang der ältesten christlichen Kirche auf die Analogie einer andern geschichtlichen Erscheinung, die auch zu dem Großartigsten gehört, was die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, nämlich die Entwicklungsgeschichte des römischen Staats.

Wo etwas Großes zu Stande kommen soll, muß es auch einen Gegensatz geben, in welchem die einander gegenüberstehenden Mächte erst durch Kampf und Widerstreit zu einem gemeinsamen Resultat gelangen, das um so bedeutender ist, je mehr es erst durch Mühe und Anstrengung errungen werden kann.

Was in der christlichen Kirche der jüdische Particularismus gegenüber der aus allerlei Völkern bestehenden heidenschristlichen Gemeinde war, das war, wie Baur zeigt, im römischen Staat die Aristokratie der Patricier in ihrem Unterschied von den in ihrer Ansicht tief unter ihnen stehenden Plebejern. Und wie in Rom diese beiden Elemente und Factoren des erst werdenden Staats bei allem, was sie voneinander unterschied und trennte, dennoch von dem Bewußtsein ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit so tief durchdrungen und so stetig beherrscht waren, daß sie nie zu weit auseinander gehen konnten, und unter allen Kämpfen und Parteistellungen nur um so ernster und kräftiger an ihrer gegenseitigen Vermittelung und Einigung arbeiteten, so nahm auch die Entstehungsgeschichte der christlichen Kirche denselben Verlauf. Hier wie dort mußte erst die Schiedsmannd eine auf nationale Vorrechte und Vorurtheile sich stützende aristokratische Partei durchbrochen werden, und der Punkt, von welchem die dagegen sich erhebende Opposition ausging, ist dasselbe allgemeine menschliche Gleichheitsbewußtsein, das auf dem religiösen Gebiet so wenig als auf dem politischen eine solche Beschränkung ertragen kann und nicht eher zu seiner Ruhe kommt, als bis die allmähliche Gleichstellung der beiden Theile, hier also der Patricier und Plebejer, dort der jüdenchristlichen Petriner und der heidenschristlichen Pauliner soviel möglich erkämpft und die von Anfang an trennenden Unterschiede in dem gemeinsamen, die Gegensätze aufhebenden Gesamtbewußtsein verschwunden sind. Was aber das Ganze organisch zusammenhält und fortgehend die Grundlage bleibt, auf welcher das Sterben nach Einigung fortschreitet und zu einem sich mehr und mehr erweiternden Einheitsstreben ausbildet, sind hier wie dort bestimmte, von Anfang an vorhandene, traditionelle Grundformen eines aristokratischen Organismus, welches alles sich unterordnen muß, was in dieselbe Einheit des Ganzen aufgenommen werden soll. Baur glaubt an diese Parallele um so eher erinnern und an ihr den Gang veranschaulichen zu dürfen, welchen, wie er überhaupt der allgemein geschichtliche ist, so auch die christliche Kirche

in ihrer Entwicklung genommen hat, als in der That die theokratische Kirche des Mittelalters die unmittelbare Fortsetzung der alten römischen Weltmonarchie war, und beide dieselbe Idee eines auf alle Völker sich erstreckenden Universalismus zu realisiren suchten, nur die eine politisch, die andere religiös und kirchlich.

Dies ist der geschichtliche Standpunkt, von dem aus Baur die Gegner der Tübinger Schule mit Erfolg bekämpft, und von dem aus es ihm möglich wird, eine ungezwungene Erklärung der urchristlichen Entwicklung zu geben, während man in den Erklärungsversuchen der Gegner das Gezwungene, Erfindliche merkt, das durch ihn dogmatische Befangenheit in die Untersuchung hineinkommt.

Die beiden Schriften von Lang und Baur haben viel miteinander gemein, daß sie das Christenthum frei von supranaturalistischen Voraussetzungen, daß sie es historisch auffassen, ohne in demselben das göttliche Princip zu verkennen, durch welches es eine wesentlich neue Art von geschichtlichen Erscheinungen begonnen hat. Sie haben beide dies miteinander gemein, daß sie mit der protestantischen Freiheit der Forschung Ernst machen und vor keinem wissenschaftlich begründeten Resultate zurückbeugen, als könnte das Christenthum keine wissenschaftliche Untersuchung vertragen. Sie sind beide geschworene Gegner aller Halbheiten und falschen Vermittelungsversuche. Durch diese Unabhängigkeit von dogmatischen Voraussetzungen, diesen Muth der wissenschaftlichen Forschung, diese Seriosität und Offenheit wirken sie befreiend, und darum darf man sie zu den hervorragendsten, verdienstlichsten Erscheinungen in der gegenwärtigen protestantisch-theologischen Literatur rechnen.

Julius Franke

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.

(Schluß aus Nr. 41.)

Eine vereinzelte Sagenbearbeitung bietet „Der Edmann“ (Nr. 7), von H. B. Das Büchlein enthält eine Geschichte, die im Dreißigjährigen Kriege spielt. Der Edmann war Herr eines württembergischen Städtchens, an der Nagold, der mit einem Leben voll Unglück und Noth einen eisdernen Tod gefunden, und den die Sage auf dem nördlich des Städtchens gelegenen Edberge umgehen läßt, wo er seine vergrabenen Schätze hütet und auf Erlösung harret. Sein und seiner Familie Schicksal beschreibt das Büchlein, sowie eine Episode aus dem Leben des geistlichen Hans Reich, der, zum kaiserlichen Militär genöthigt in der Nähe des Städtchens desertirt und dort barmherzig aufgenommen wird, und die an seine Verfolgung sich knüpfenden Scenen bilden den Gegenstand der nicht ohne Spannung geknüpften Erzählung, die aber des Schrecklichen und Grausamen viel und in so schwarzer, fast durch seine Gegensätze gewibelter Färbung enthält, daß der Totaleindruck nichts weniger als wohlthuend ist. Der Verfasser scheint dies selbst gefühlt zu haben, indem er am Schluß dem Leser „zu bedenken gibt, daß die Abscheulichkeiten, die in der vorliegenden Erzählung verkommen, auf Rechnung jener barbarischen Zeit, nicht der famulischen Phantasie des Erzählers zu schreiben seien“. Allein dies ist eine Entschuldigung, die vor dem Richterstuhl der Aesthetik keine Anerkennung findet. Am wenigsten aber hätte das entsprechende Buchverfahren (S. 68) durch die Worte: „Der Gerechtere war der Opfer gefallen“, gewissermaßen eine objectiv Billigung erhalten.

den. Eines nähern Eingehens können wir uns um so mehr erheben, als das Moment der Sage mit den wenigen referirten Aen abgethan ist, während in culturgeschichtlicher Beziehung geschilderten Zustände, selbst wenn ihnen historische Thatsachen zu Grunde liegen sollten, doch zu lückenhaft und mit zu eig. innerer Wahrscheinlichkeit dargestellt sind, als daß wir diesem Gesichtspunkte aus Gewichte auf sie legen könnten.

Wir schließen unsern Artikel mit einer vollständigen Sagenanleihe, dem „Thüringer Sagenbuch“ (Nr. 8) von L. Bechstein. Der Verfasser ist als fleißiger Sagensammler bekannt und sich auf diesem Gebiete der Literatur nicht unerhebliche Verdienste erworben. Die Sagen sind im vorliegenden Werke wie im „eutschen Sagenbuch“ topographisch geordnet, eine Anordnung, je nach dem Zwecke, zu dem man das Buch in die Hand nimmt, Vortheile oder Nachteile hat. Der die Sammlung als Grundlage zu wissenschaftlichen Studien benutzen will, wird sich bei der Anordnung seine Arbeit erschwert sehen; wer es aber bei einer Aenderung durch Thüringen zum Reisebegleiter mitnehmen will, wird hier, was er für jede Gegend gebraucht, nebeneinander und sich leicht von dem Charakter, den Mythe und Sage ihr heilen, eine Gesamtvorstellung entnehmen. Die Wanderung zunächst der Berra entlang, von den Quellen Stromaufwärts bis an die preussische Grenze nördlich von Eisenach, wo sich zum Harz und Wartburggebiete zurück, folgt dem Zuge des Thüringer- und Frankenwaldes, berührt das Pfand, durchschneidet die obere und mittlere Thäler der Saale mit Abzweigen ins Orla- und Schwarzthal, erhebt sich aus dem Saalthale von Halle ab in das Helmge- feld, durch die Quellen der Unstrut auf, geht an diesem Flusse, bis zur Mündung in die Saale, verfolgt dann aufwärts den Fluß bis zur Wasserscheide zwischen Ilm und Saa- re, wendet sich dann durch das Gebiet der Drei Gleichen nach rt, wo sie ihr Abziel findet. Der Verfasser will diese thür- ingische Sagenanleihe nicht mit dem, was früher auf glei- chen Gebieten von ihm veröffentlicht worden, verwechseln wissen, eine durchweg neue und selbständige Arbeit, nicht nur ein agisches Sagenbuch, sondern auch ein thüringisches Mythens- buch; und es ist gegründet, daß er dem mythischen Element zusehender Berücksichtigung gewidmet hat. Doch beschränkt sich selbst, daß hierin überall nur wichtige Einzelheiten in künftige Fortsetzung gegeben sein sollen. In den früheren Anleihen des Verfassers gehört der „Sagenbuch“ und die Sa- isse des Thüringerlandes“ (4 Bde., Weimaringen 1835—38) an „Deutsche Sagenbuch“, (Leipzig 1853). Wie sich das dieser beiden Werke zu dem gegenwärtigen verhalte, ver- wie nicht anzugeben, da uns dasselbe nicht vorliegt. „Deutsche Sagenbuch“ haben wir sorgfältig verglichen; unter usend Sagen, die es enthält, fallen beinahe dreihundert- 20—608 und 710—758, auf dasselbe Gebiet, welches liegende „Thüringer Sagenbuch“ beschreibt und davon sind bei Drittel in dieses letztere neuere Werk, jedoch nicht wder- ndern unter mehrfachen Modifikationen aufgenommen. Das- thält in beiden Bänden zusammengekommen 433 Sagen, also zur größten Hälfte aus neuem Material. Die Dar- ist einfach, frisch und lebendig, und der für die Sage : Ton ist im ganzen gut getroffen; doch begegnen wir er einem Fehler, der wir schon früher an dem Verfasser iselben Gebiete wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben, dem, daß er in den einfachen Sagenberichten mitunter Bi- pässe, die keineswegs von einer besonders glücklichen hu- ren Ader zeugen, sowie ganz subiective reflectirte Be- ren, anknüpfend an moderne Zustände, mit scharf her- aber Tendenz einfließen läßt. Wegen die humoristische oder Behandlung einzelner Sagen wird niemand etwas einzu- haben, vorausgesetzt, daß der Dichter gut ist; was aber kramen der modernen Wirklichkeit anlangt, so kann man etwas Unpassenderes denken, als Tagesfragen in das

stille Halbdruck oder die magische Beleuchtung der Sagenwelt bereinzuliegen; alle Klusken hört im Augenblicke auf, und wir haben ein Gefühl, das demjenigen gleicht, mit welchem wir eine Bühne kommt dem dazugehörigen Apparat bei Tage betrachten. Der Verfasser scheint dies selbst zu fühlen; denn einzelnes, was in dieser Beziehung im „Deutschen Sagenbuch“ besonders schroff hervortritt, findet sich in dem vorliegenden Werke nicht wieder; aber ganz ist ihm die Herrschaft über „das unruhige Uebel“, das so schwer zu zähmen ist, wie wir's bei Jakobus am dritten lesen, doch nicht gelungen.

Wenden wir uns nun zum Inhalt. Mythische Anleihe finden sich gleich beim Beginn der Wanderung, an den Quellen der Berra. Die Stadt Eisfeld soll uralten Ursprungs sein. Im Volksmunde heißt sie Kiesel und nach alten Urkunden Kiesel, was an die Aisen erinnert. Nur wenige Stunden von Eisfeld entfernt gibt es ein Gottesfeld (Gothers, Gottesfeld), auf dem einst eine große Stadt gestanden haben soll, und die Kieselstange mit ihrem Hammerwerfen ist in der eisfelder Gegend völlig heimisch. Am Dreißigstages verbrannt man zu Kiesel die Frau Holle (Hulda, Perchta), worin der Abschuß des alten Julesterns zur Zeit der Winterjohannisfeier erblickt werden mag. An denselben mythischen Cultus erinnert eine Christnachtsfeier zu Schwenna, wo die mährische Jugend in der heiligen Nacht mit brennenden Fackeln auf den nahen Thengelberg zieht, dort ein hochobersüßes Feuer entzündet und es unter Gesang und Musik umgeht, woran sich mittenachts Glockengläute und Beikunde reihen. Einer andern mythischen Festfeier, zur Krählings- oder Sommerwiederkehr, entspricht das Laubmännchenspiel zu Kuhl. Es kommt nach Bechstein in Thüringen nur sehr vereinzelt vor. Häufiger findet es sich anderswo, namentlich in der Pfalz. Man begeht das Fest dort am Sonntag Lätare oder dem „Som- mertrag“. Die Knaben tragen an Stäben Weizen, die sich durch Größe und Gestalt von den Fackelweizen unterscheiden, die Stäbe sind mit Bändern geschmückt, und zwei von der Höhe sind als Sommer und Winter, der eine in Roos, der andere in Äpfeln gekleidet. Somit, der dieser deutschen Sitten in einem interessanten Aufsatz über den Mothoring- oder Mid-Lent-Sun- day (Sonntag Lätare) in „People's Journal“ (Bd. 1, 1846) gedenkt, bemerkt, daß dieselbe Sitten vor der Reformation auch in England stattgefunden habe. Im „Popish Kingdome“ wird sie so besungen:

Thus children also dance, with spoons, their archmills round about:
And two they have whose of the one is called Summer stout;
Apparids all in green, and dressed in youthful line array:
The other, Winter, clad in moss, with hoar all hoar and grey.
These two together fight, of which the pale one Summer get.
From hence to meet they go, and all with wine their whilky wet.“)

Bechstein beschreibt das Laubmännchenspiel in Kuhl nicht näher. Einer schönen Sitten, deren Sommit im Hinblick auf den Sommertrag Erwähnung thut, sei noch mit ein paar Worten gedacht. Man pflegt an diesem Tage die Mutterkirche, die der Heimat, zu besuchen und auf dem Hochalter seine Geschenke darzubringen. Das Gefühl der Aufrechterhaltung dieser Verbindung ging aus der Kirche ins häusliche Leben über, und Dienstboten und Lehrlinge erhielten die Erlaubnis, am Sonntag Lätare ihre Mütter zu besuchen, denen sie dann kleine Geschenke mitbrachten. Daher der Name Mothoring-day, Muttertag. Somit bemerkt, dieser Gebrauch habe sich bis ganz vor kurzem in England erhal- ten, befreie vielleicht hier und da noch.

Doch kehren wir zur Thüringer Sage zurück und hören wir, wie der Verfasser, dem hier auf ganz heimischem Gebiete

*) Die Kinder ziehen auf mit Weizen, die tragen sie am Sporn.
Zwei sind dabei, davon tritt einer als starker Sommer her,
Der steht so ganz von grünem Laube im Schanz der Jugend dar,
Der andere, der Winter, geht in Moos, mit weißem Haar;
Und schlagen müssen sie die Weizen; doch sagt der Sommer das;
Denn machen sie beim Schwanze mit Weizen die Äpfel wehlich auf.

der Forschung ein kompetentes Urtheil zu setzen, die berüchtelte, die Sage vom Schieferberge, assajst. „Dieser Berg ist der hauptsächlichste Träger des Rhythenthums im Thüringerlande. Durch seine eigenthümliche Form, die einem Stogt ähnelt, durch seine steile Wand, seinen langgedehnten Rücken, durch seine felsame Höhe, die ganz klar eine vorgeschichtliche Zeit angedeutet, aber dennoch kein bloßer Werk der Natur ist, mag er schon dem Urvolke dieser Gegend oder, wenn man ein solches nicht annehmen will, der frühesten Bevölkerung merkwürdig und wichtig geworden sein. Die mythische Zeit erlor das Innere dieses Berge zu einem der Wohnorte der mächtigen Götze, die, wenn sie die Nachtzeit ihres Weisens herausföhrte, zugleich auch Unholde sein konnten, und stellte sie an Wuotan's Statt als Zugführer an die Spitze seines Heers. Das frühe Mittelalter bildete aus der Frau Gulda eine Leufelin, wandelte das Innere des Berge zur Festungsstätte um, vernahm aus der Bergeshöhle das Wimmern und Klagegeschrei der gepeinigten Seelen, gab davon dem Berge den Namen Schieferberg und nannte ihn latetallisch mons horriananus. Das spätere Mittelalter legte seine poetische Anschauung an das alte heidnische Götterwesen, es bildete die Frau Gulda zu Frau Venus um, eine Heilgöttin mit germanischem Element und trauslichem Wesen. Hatte die frühe deutsche Heidenlage der greisen Gulda einen greisen Begleiter gegeben, der zugleich ein Vortrann abte, den trann Adart, so gab die späte mittelalterliche Sage ihrer Frau Venus einen jungen Gefellen, den Ritter Lanzknecht, den sie sich zu ihrem Wunderberg gelockt, und dem es endlich vor ihr graute. Wie aber soll alle obenstehenden Sagen sich verjängen, so hat die Frau Venus und Lanzknecht wiederum eine Verjängung in jüngerer Zeit erlitten, daß der Ritter Lanzknecht ein Minnesänger sein soll, und endlich brachte die allernachste Zeit und Dichtung denselben mit dem Minnesängertrichte auf Wartburg in eine lauge poetische Verbindung.“ Die Frau Gulda identifiert der Verfasser mit Jertze, Gertrude, Kierbus. Sie erscheint als Erbmutter, als Mutter zahlloser Kinder, bald Wichtlein oder Heimgen, bald Moos- oder Holzweiblein, und übermachtet darnach alles häusliche Leben, besonders das Frauenleben der Argeit, die Nacht- und Linnendruckung. Das wachende Herr, dessen Führer im untern Werrathal Elbel, auch Elbel (= Elbel, der Wilde Jäger in Dänemark und Schleswig,) heißt, ist Nachhall der frühesten Mythe, der Cinkriacher, der gefallenen Kampfboden, die mit Odin nach Walhalla ziehen, als ein Kriegsherr, ein Herr der Starren unter männlicher Führung; daran schließt sich ein anderer Lohndherr, bestehend aus den Eerten ungetaufter gegebener Kinder, ein Herr der Schwachen unter weiblicher Führung. Spätere Sage verschmolz beide, und wol dazu erst trat die dritte Beziehung, die einer Jagd, hinzu, als des Heeres letzte Verjängung. Ein Feilgithum des Woban soll in der Nähe von Oberdruff gefunden haben. Zu Zeiten läßt sich eine weiße Jungfrau um die Mittagshunde mit einem Schlüsselbunde am Gürtel sehen, wandelt den Schieferberg herab, badet sich im Schieferbrunnen und geht dann wieder hinauf. Der Verfasser bemerkt: „Solche Jungfrauenerschinnungen auf und an Schloß und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das Baden in einem warmen Brunnen oder Weißer verbindet, deuten stets noch der früheren mythischen Zeit, wir aber vermögen sie kaum zu deuten.“ Er spricht sich nicht darüber aus, worum ihn gerade das Baden bestimme, die betreffenden Sagen auf mythische Momente zurückzuführen. Wir verweisen rückfichtlich der Jungfrauenerschinnungen auf die von uns im dritten Artikel mitgetheilte Hypothese Schönwerth's, die viel Unsprechendes hat. Man wird sich erinnern, daß er die Jungfrau für die verhäthete Erdmutter (Rethus, Sel oder Freya) hält, die, zur Rahnfrau geworden (Tuioce terra editus), in den Burgen umgehet, gleich ihren Nachkommen Erbsung durch Christenthum suche und dafür ihre Schätze als Preis bietet. Versteht man sich mit dieser Deutung ein, so liegt es sehr nahe, im Bade ein Symbol der von der Jungfrau ersehnten Taufe und eine Vorbedingung dazu zu finden. An Irmlin, Tuioce's Sohn, Rannus-Eule, erinnert die

Kirche zu Groß bei Glasfeld, die früher die Zwenckirche hieß; der Berg, worauf sie steht, ist der Zwenckenberg oder Zwenck. Auf jener grausame heidnische Götze, deren wir bei den einflussreichen Sagen im ersten Artikel gedacht haben, beziehen sich die Sagen von eingemauerten Kindern in den Bergen zu Lubauken, Gollenberg, Hennenberg, Krausenberg (südlich von G. Knosch) und Rahnitz bei Pörsdorf. In der Nähe der letztgedachten bräunlichen Grotte gibt es einen „Gotteshain“, ein „Gotteshof“ und Götzenbilder.

Die volgotländische Sage ist reich an mythischen Wesen, unter welchen der Wilde Jäger, die Holzweibel, Holzmann und Woodwente große Bekantheit mit denen in der Oberpfalz heutzutage ertheilt. Sie sind von Germanen, einem jarten, schwachen Geschlechte, Soelchen angekaufter Kinder, die niemals schreien, oder schadenfroß anstreiten und sich unter dem Schutze der Frau Beretta oder Bertha (auch Bertha, Wildbertha, Wildbertha, in Tirol Bercht genannt) und in ihrem Gefolge befinden. Zu Bertha, die durchweg mit der Frau Helle oder Hella identisch ist, tritt auch hier in doppelter Erscheinung auf, theils als Gemahlin des Wilden Jägers, theils als selbständige Herrscherin. Riesen und Zwerge kommen nur vereinzelt vor, letztere als Lebewesen (außer der Erde), Baumkriechen (über der Erde) und Wald- Hausgeister. Gnome und Affen sind stark von Riesen befreit, doch sind die männlichen im Weigilande häufiger als die weiblichen. Der Teufel erscheint mehr als Drache; doch er ist da guter Drache vorstehend, der Götzen zuführt, zengt für germanischen oder wendisch-slawischen Ursprung. In Hof und Schier treten Pestgeister auf, in Hof der Lange Mann, in Schier in Bestmann.

Sehr bedeutend ist die Anzahl der geschichtlichen Sagen u. der vorliegenden Sammlung. In Thüringen drängt sich die Romantik gern der Geschichte zur Begleitung auf. Man hat uns an die Wartburg und den Kyffhäuser erinnert. Auf diesen Gebieten sind wir einigen Glückseligkeiten begegnet. So hat Landgraf Ludwig der Milde in Otranto auf der Insel Cyprien (Nr. 89), wobei übrigens eine Verwechselung mit Ludwig dem Heiligen stattfindet, der wie Nr. 87 richtig angegeben wird, in Cuesh starb. Aber diese Klagschloßade spielt dem Verfasser einen jenen Streich während er sie dort aus der Feste Italiens nach in Insel Cyprien versetzt, wird sie hier zur Insel erhoben. „Erkrankte auf der Insel Otranto.“ Richtiger wol richtiger Ludwig des Milde ist die Angabe in Nr. 145, daß er in Ulm (St. Jean d'Acre) starb. Eine fernere Glückseligkeit trifft ihn in den Sagen Nr. 185 und 186, wo erzählt wird, Karl der Große habe durch dem Voigtland einen deutschen Schwirvogt gesandt. Uebereicht; dieser habe drei Söhne gehabt, davon einer, Friedrich der Fromme, abermals drei Söhne hinterlassen, von dem der mittlere den Beinamen der Reiche geführt. Wertha, die Gemahlin des letztern, eine nahe Verwandte Kaiser Heinrichs II. habe von diesem im Jahre 1194 das Decret ausgewirkt, bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen solle. Hier wird die zweite Generation nach Karl dem Großen ins Jahr 1194 versetzt, ein Error von dreihundert Jahren, der denn doch auch für die sächsische Sage zu stark ist. Uebrigens hat Heinrich der Fromme, u. allerdings der erste erbliche Vogt war, nicht wie hier angegeben in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts (erste Generation aus Karl dem Großen), sondern in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gelebt. Damals bestanden fünf Vogteien: Sora, Weiz, Greiz, Plauen (worunter nicht die Stadt, sondern das Elstthal bis Auerz zu verstehen mit der Residenz Voigtsberg) und Se. Heinrich besaß die Vogtei Weiz, und sein Sohn Heinrich der Reiche vereinigte alle fünf in seiner Gewalt. Zur Zeit Karls des Großen hatten die Sorbenwenden das Voigtland noch nicht unter Ludwig dem Deutschen verloren sie das Land zwischen Saale und Elster (869) und später (890) das Land zwischen Elster und Mulde. In den voigtländischen Sagen finden wir auch einzelne Irrthümer in den Ortsnamen, wie Wirsigk statt Wersigk, Thannau statt Thannau, Lossengrün statt Lossengrün.

Stoff hat Stoff, die wir indeß, als leicht erklärlich, dem Verrückten leinwegs hoch anrechnen wollen. Einige mehr nur ansehnliche Geschichten und Sage Nr. 57, die mit den Worten „Vor mehreren Jahren“ beginnt, hätten füglich weglassen sollen; das der mehreren Jahren erst sich zugutragen, kann unmöglich als Sage gelten. Ebenso gehört das Storchengericht (Nr. 68) mehr der Ratengeschichte als der Sage an. Zum Schluß waren einige der interessantesten und merkwürdigsten Sagen hauptsächlich ausgenutzt hier Platz finden.

Bei Themar ist ein Kreuzweg, unter dem ein Wasserlein hingeleitet ist, das man wie andere dergleichen bedeckte Bäche im Gemüthsleben die „Dohle“ nennt. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr schweigend an diesen Ort geht, dem erscheint die leuchtende Gestalt eines Engels, welcher eine Papierrolle in der Hand hält und sie vor den Augen des Lesers aufrollt. Dieser schließt dann in goldener Schrift auf der Rolle die Zahl der Jahre, die er noch zu leben hat. — Zwischen Themar und den Dörfern Mariefeld und Oberstadt lag das verschwundene Dorf Grotte, in alten Urkunden von 114 Quartier genannt. Wer in den zwölf Nächten auf dem versteinerten Fels dem Wodensschlag lauscht, wird glücklich. Ein Bauer aus Mariefeld hatte den Traum, jede Nacht in den zwölf Nächten hinzugehört. Er hörte nichts und sah nichts. Endlich in einer der Nächte lag er in seiner Kiste ein furchtbares bröckelndes Wodensschlag an sein Ohr. Ehe der vierte Schlag erfolgte, hatten ihn Schreie und Draußen zu Boden geworfen, und er blieb lange krank. Später aber glückte ihm alles; er wurde der reichste Mann im Dorfe, und es entstand das Sprichwort, wenn einer schnell reich wurde: „Der hat es in Grotte zwölf schlagen hören.“ In ähnlicher Weise soll der Ausdruck: „Er hat Späne!“ in Folge der häufig wiederkehrenden Sage, wonach die von mythischen Wesen geschnittenen Späne sich in Gold verwandeln, entstanden sein. — Unweit Themar liegt ein Dorf, „Dörfel“, zur Strafe für die Unachtsamkeit der Bewohner unter den Trümmern eines Berges begraben. Eine dunkle Kiste, das Felsloch geheißen, liegt sich in den Fels hinein, und der Schluß steht sich in eine grauenhafte Tiefe. Das Felsloch nennt man wie ein ähnliches am großen Gieselsberge bei Römisch die Kalte Höhle. Aus der Tiefe tritt schauriger Rauch, man oft Krampf und Schreck veranlassen und behauptet, das rühre her von den Seelen der verdammten Bewohner des Dorfes. „Là dove i peccatori stanno fresco!“ „Wo die Verdammten in der Hölle sitzen.“ — Dante'sche Gedanken in der Sylvesters thüringer Volkslage. — Werfen wir uns in einem Sprunge aus der kalten Höhle in den irdischen Dämmerung, in den Draufstand. „Auf einem der Wackelbänke in Eifer lag ein gewisser Stein im Pfaher; man nannte eine Jungfrau auf zufällig diesen Stein betritt, so wird sie noch in selbigen ihre Braut; und wenn eine unverschämte Braut wird, so heißt: Die muß auf den Wackelstein getreten haben! Aber niemand aus dem Dorfe, sonst wäre er längst abgetreten.“ — Am Felsen im Dietzharter Grunde, wo sonst ein altes Raubschloß stand, das wo es viele Blatzen gibt, die dem Witz der über die Lippen und Zehen herabgehängten Gefangenen, die sich nicht kaufen konnten, raufsteht, sammelte eine Mutter Getreide. Sie hatte ein kleines Kind bei sich, das noch nicht essen konnte, setzte es an eine sichere Stelle und gebot ihm, sich zu bleiben und mit Blumen und Gräsern zu spielen. Das Kind spielte auch eine Zeit lang, aber bald wurde es ihm wehlich, immer an einer Stelle zu sitzen; es rutschte fort und über und weiter vor bis zum fernen Felsenrand und noch weiter; und auf einmal hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Aufsteig schaute sie auf, starrte nach der Stelle, wo sie das Kind hingesezt hatte, fort war es; doch war genug im Gras vorhanden, wohin es sich hinsetzen hatte. Frau kniete in die Knie vor Schreck, dann kroch sie klitternd bedenkend hinab und umließ den Fels in weitem Umkreis, die sie kleine zerstreute Leiche herauftragen. Und wie sie an Stelle kam, wo diese liegen mochte, da sah ihr Kleinkind zu und spielte mit drei roten Rollen und sammelte fröhlich;

„Mutter, mit Engel besetzt! Mit Engel besetzt! Engel Blumen gebe.“ — Eigentümlich beschreibt die Sage den Untergang des versteinerten Dorfes im Dietzharter Grunde. Die Stelle des Ort vertritt hier eine fromme Magd, die sich entfernt hatte, um im Felsenort das heilige Abendmahl zu genießen. „An diesem Tage ging etwas in tiefer Stille vor zu Dietzhart. Es war so still, so gewitterschweil, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Und den Leuten war so seltsam, sie wußten nicht wie, und verwunderten sich aus, als auf einmal in aller Stille die unteren Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde und immer dunkler und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Sterne leuchteten noch. Wie die Magd zurückkam fand sie kein Abendmahl mehr; nur einen großen Engel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand“ — das Kreuz des Thurmboys. Am andern Morgen war auch dieses versteinert.

Andere interessante Sagen sind die von der Reichen Frau zu Leunberg, Anna von Uwe, geschiedene Gemalin Heinrich's VIII. von England (Nr. 142); vom Wäffermann, einem wackelbäugigen Gespenst, mit silberner Hand statt des Kopfes, und silbernen Knöpfen und breiten Schößen am Rock, der die Waldwiesen wackelt (Nr. 175); von der Verwünschung der reichmannsdorfer Volksgemeinde, durch eine Mutter, deren Sohn man ungeschicklich hingerichtet hatte: sie schüttet ein Gemäß mit Wein hinab, und das Bergwerk soll so viel Jahre verfallen sein, so viel Körnerlein in die Grube fallen (Nr. 178); vom Fronten zu Langenberg, ein culturgeschichtliches Curiosum, indem viele Grundbesitzer aus den Dörfern der Umgegend bis in die neuere Zeit erschienen mußten, um einem Leuz aufzuführen, zu dem sich die langweilige Bürgergesellschaft schwarzgekleidet einfand, ohne jedoch mitzufragen (Nr. 238); von der armen Frau zu Gangloff zwischen Gera und Roda, welche die verwünschte Prinzessin zu Gewatter blüht (Nr. 240); von dem geschiedenen Kindelein zu Dobelwitz mit dem Thronkranz in den Händen, ein Eichenstiel zu dem Träume der wackelbäugigen Mutter, dessen wie im ersten Kriechen gedachten (Nr. 309); endlich dem Kinderfreunde, dem milden Herrn Augustin zu Götze (Nr. 427).

Es hat mit der Sage eine eigene Verwandtschaft. Sie hängt sich ganz im stillen fort, häufig nur unter Eingeweihten, und Hunderte und Tausende, die am Orte oder in der Umgegend leben, wissen nichts davon. Bawirken mag sich aber doch auch die Zahl der Wissenden auf eine Eins zurückführen lassen und ein verlorener jugendlicher Spedding der modernen Eya der schlummernden Frau Sage in den Schos fallen. Möglicherweise ist dies bei der folgenden der Fall. „Da wo jetzt Plauer steht, war ein heiliger Otterhof, in welchem die Wenden opferten. Ein Heidenbesitzer trat zu einem Otterbild und sprach: „Höfster Christengott ist dort oben!“ und zeigte bei diesen Worten nach dem Himmel. Gähmend entgegnete ihm der Otter: „So will ich deinen Gott treffen!“ und schoss einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz sank sich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde stehen. Da sanken die Heiden auf ihre Knie nieder, und die Christen brachen legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieser alten Kirche des Reichthums bezeichnet noch heute ein blaues Pfaherkreuz den Ort, wo das himmlische Kreuz sich verabschiedete. Gähner entstanden um die Kirche und erblickten von dem blauen Kreuze den Namen Plauer.“ Referrat ist in drei Lebenskabinen unabhäufigmal auf dem Kirchplatz zu Plauer aufgefressen und gegessen; aber von dem blauen Kreuze hat er nie etwas gesehen, noch davon oder von der Sage gehört. Nun, um ganz gewiß zu gehen, hat er aus der Ferne spezielle Erkundigung eingezogen. Von dem blauen Kreuze ist nichts zu sehen. Erstlich ist der Platz erst im Jahre 1867 neu gepflastert worden; so gut aber der Pfaherkreuz die Jahreszahl der früheren Pflasterung (1719) in bläulichen Steinen und eine schöne Rosette eigener Erfindung vor dem Hauptportale angebracht hat, so gewiß hätte er, wenn ein blaues Kreuz vorhanden gewesen wäre, auch dieses reprä-

ducirt, denn die Pietät des Volks in dieser Beziehung ist groß und anerkennenswerth. Brücklein selbst führt mehrere Beispiele an (Nr. 41), wo Steinkreuze und selbst Rasenkreuze von alter Zeit her bis jetzt auf das sorgfältigste unterhalten worden sind. Dazu kommt, daß von jenem blauen Kreuze auch sonst niemand etwas weiß. Der Gewährsmann des Referenten, eine im Fache der Geschichte und Sagenforschung Plauens ganz zuverlässige Autorität, versichert, daß in keinem der ältern wir neuern Chroniken und Historiographen Plauens etwas von dieser Sage zu finden sei. In Brücklein's „Sagenschatz Sachsens“ wird von einer blauen Wunderblume erzählt, die an der Stelle der jetzigen Kirche gestanden haben soll. Von dieser findet sich eine Spur in einem Werke des 16. Jahrhunderts, sie soll der Stadt den Namen gegeben haben. Aber dieser ist bekanntlich wendischen Ursprungs und vom slawischen plawil = überschwemmen, abgeleitet. Der Ort hieß: die Stadt an der Plawer, d. h. an einer Überschwemmungen leicht ausgeführten Thalebene, wie noch jetzt, nach Kobi's Reisebeschreibungen, in Rußland ähnliche Gegenden Plawna (syr. Plawna) heißen. Das Hauptbedenken gegen die Wichtigkeit der Brücklein'schen Sage ist aber das, daß der Kirchplatz zu Plauen in alter Zeit gar nicht gepflastert gewesen ist, und daß sich aus einer neuerdings im dreßdener Archiv aufgefundenen Stiftungsurkunde klar nachweisen läßt, daß die Stadt Plauen bereits existirt hat, als die Kirche gegründet wurde. Doch genug; es lehn nur darauf an, an einem speciellen Beispiele die Treue der Sagenforschung zu untersuchen. Und wenn es sich auch von selbst versteht, daß von einem so geringen Theile nicht auf das Ganze geschlossen werden kann, so fordert doch eine Erfahrung, wie sie hier der Sagensammler gemacht hat, zur strengsten Sorgfalt in der Prüfung auf; sonst wird die Sagenkunde mit einer Masse poetischer Productionen überschwemmt, die an sich recht schön sein können, denen aber das echte Schrot und Korn der Sage, die Approbation der Jahrhunderte und die Fortpflanzung im Munde des Volks von Geschlecht zu Geschlecht, fehlt.

18.

Die Gottscheer.

So weit die deutsche Junge klagt
Und Gott im Himmel höher singt
Das soll es sein!
Das, wahrer Deutschere, nenne dein!

G. M. Wenz.

Mit den großen Fortschritten dieses Jahrhunderts in der Länder- und Völkerkunde verbreitete sich auch ein stets wachsendes Interesse für die slawischen Stämme, welche im Jugenalter den Schauplatz der Weltgeschichte betreten, und, von den verschiedensten Seiten angefaßt, bald als halbcivilisirte Barbaren betrachtet und als die Unterdrücker aller Civilisation vorgeführt werden, bald auch durch idealistisches Auffassen und phantastisches Wiebergeben der Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Volksdichtungen u. s. w. Bewunderung erregten.

Unter den slawischen Völkern zogen in jüngster Zeit die Südslawen die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich, wozu vornehmlich die mehr oder minder gelungenen Uebersetzungen serbischer, slowenischer und anderer „Nationallieder“ beigetragen haben mochten. Aus diesen, einen tief poetischen Hauch atmenden, für Freiheit und ritterlichen Heldennuth begeisterten Gesängen, die ein lebensfrischer, kräftiger Widerhall des geistigen Lebens der Südslawen sind, schloß man häufig auf den allgemeinen Geist der südlichen Slawen.

Es ist nicht meine Absicht im vorliegenden Aufsatze ein Bild des südslawischen geistigen Lebens zu geben, ich will vielmehr ein deutsches Völkchen den Freunden des Germanenthums und insbesondere jenen der deutschen Sprachforschung vorführen; ein Völkchen, das einzig in seiner Art, eine für sich abgeschlossene Sprachinsel, umfattet von der sie rings umgebenden slawischen Bevölkerung des Herzogthums Krain, ganz geeignet ist, die Auf-

merksamkeit seiner Stammesverwandten auf sich zu ziehen. Dieses Land bewahrt Eigenthümlichkeiten und so viele Vorzüge im Stamme, dem es angehört, daß Jahrhunderte aus sehr wenig an seinen Bewohnern geändert haben, obwohl es von einer slawen- und sprachverschiedenen Bevölkerung eingeschlossen ist. Dieses Volk sind die Gottscheer in Krain.

In Bezug auf die Abstammung der Gottscheer suchen philologisch-kritische Historiker in denselben Nachkommen der Gothen zu erweisen, indem sie ableiteten = Gotti = Gavi, Got = Goven, Got = Gomer, Gottscheer, und als Gewährsmann galt der holländische Historiker des 17. Jahrhunderts Schöndebem, welcher auch wird, daß die Ostgothen auch an der Save ihren Sitz hielten und sich bis nach Istrien und Liburnien ausdehnten, und in Dorfe Gottenas (Gottenhof), bei Neustadt in Unterkrain, soll einer Sage zufolge Theodorich Lager gehalten haben. Ich glaube jedoch, daß diese Abstammung kaum stichhaltig sich erweisen kann. Historisch richtig ist es, daß die Eingewanderten eine viel spätere Zeit sind; sie selbst halten sie für eine frühliche Colonie. Der berühmte laibacher Bischof Thomas Ghisi (am Ende des 16. Jahrhunderts) sagt, er habe im bischöflich inkrainischen Archiv zu Laibach in Krain eine Urkunde gelesen und eigenhändig copirt, welcher zufolge Kaiser Karl IV. von Oesterreich von Ortenburg (im heutigen Gottschee) 300 Mann an Weibern und Kindern, theils Franken, theils Thüringen, wegen eines Aufstandes des Landes verwiesen wurden, als nachbare Rache überlassen hätte, von welchen nachher die waldigen Gegenden von Gottschee urbar gemacht und woselbst sie dann angesiedelt wurden. Das steht nun fest, daß die Gottscheer deutscher Abkunft sind und sich seit Jahrhunderten in Sprache, Kleiderracht und Sitten von den slowenischen Nachbarn (Kraenern) unterscheiden.

Zunächst ist es die Sprache, auf welche ich die deutschen Sprachforscher besonders aufmerksam machen möchte. In diesem Aufsatze will ich nur einiges anführen, doch bin ich fern im Besitze einer allerdings beachtenswerthen Zierersammlung in Gottschee, die ich nach und nach zur Kenntniß zu bringen zu können bin.

Die Sprache der Gottscheer ist ein veraltetes grobes Deutsch, hier und da — doch selten — mit slawischen Worten vermengt; doch sind sie den Deutschen vielfach unverständlich, so zweifelsohne in der gegenwärtigen Ausbildung der deutschen Sprache seinen Grund hat, während die Gottscheer ihren alten Dialekt ziemlich unverfälscht beibehalten haben mögen. Schon halb, weil ihre Sprache seit langen Zeiten unverändert geblieben ist und einen Blick in die fortschreitende Entwicklung der deutschen Sprache erleichtert, dürfte eine genaue Durchforschung der Sprache für den Forscher altheidischer Idiome interessant und für die Culturgeschichte vielleicht nicht ohne Erfolg sein. Und bin ich sehr bereit, mit meinen schwachen Kräften auch Beizulegen beizutragen, falls sich jemand einer dergleichen Arbeit unterziehen würde. Beispielsweise führe ich einige Kleinigkeiten an. Die Gottscheer sprechen in der dritten Person der Mehrzahl in den Zeitwörtern das „ent“ aus, als: „shi ardeient“, „hont“ (sie haben); das a wird wie o a, aber verschmolzen ausgesprochen; das ov = au, als: vov = Frau u. s. w. Besonders werth sind die vielen ich und scht statt i und s, sowie die Ausfälle le, ferner die vielen al, und die Vocale am Ende der Worte. Im übrigen klingt die Aussprache unangenehm, rauh und hat einen eigenthümlichen Accent, sobald man den Schwere sogleich erkennt, wenn er auch eine andere Sprache spricht. Das Erlernen der slawischen Sprache fällt ihm übrigens sehr sehr bezeichnend sind ferner einzelne Ausdrücke. So heißt im Volk = Holzgangel, der Buchs = Schleicher, der hoh = Springerle, das Hühndchen = Scherzer, der Sporn = Jagelisen u. s. w.

*) Kaiser Otto II. schenkte laut Urkunde des 10. Jahrhunderts 23. November 976 die Herrschaft Laibach an Abraham, Bischof von Freisingen.

Als Beispiele ihres Dialects führe ich an:

U. Gairath Slebs. 7)

Ben l on Gairath Slebs,
Kinet mler der Gairathen in
Scholl tride in den Scholl
U. Gairath gair Gairath
Die Gairath und Kinet mler
Die es mler werte gair.

Gairath i a Kinet,
U. Gairath i a Kinet,
U. Gairath i a Kinet,
U. Gairath i a Kinet.

Da holt es Tag und Nacht:
„Gairath zu den Gairath,
Da holt es Tag und Nacht:
Da holt es Tag und Nacht:
Da holt es Tag und Nacht.“

Ich enthalte mich einstweilen jeder Bemerkung, obwohl es mir scheint, daß der sechste Vers der ersten Strophe zur zweiten gehört, und sich der Einsender sicherlich getraut habe. Da ich keinerlei Veränderungen vornehmen will, werde ich auch für die Folge die Lieder genau so aufzeichnen, wie sie aus dem Munde des Volks kommen, und nur die allenfalls notwendig erscheinenden Bemerkungen beifügen.

Das Vater Unser.

„Vater unser, der du bist im Himmel; gehilliget ist dein Namen; zu lumen ist dein Reich; dein Willen geschehen die im Himmel also auch auf Erden. Gib uns heut unser tägliches Brod, und vergib uns unsere Schulden, doch auch hier vergib uns unsere Schuldigen, und für uns alle in die Vergebung, Sonder erlasse uns von den Bösen. Amen.“

In diese Stille möge vorliegender Fingerzeig genügen und nur als ein Wink für die deutschen Sprachforscher gelten, indem sich für ihre Forschungen und Untersuchungen hier ein noch gar nicht bekanntes Feld darbietet.

Wie die Sprache ziemlich unverfälscht verblieb, ebenso wurde die Kleidertracht der Gottscheer von dem Wechsel der Mode nur wenig berührt und sie erinnert in so manchem an die deutsche Abkunft. Noch bei Beginn dieses Jahrhunderts fand man nicht selten die bekannte Halskrause, und im vorigen kamen Rollbärte häufig vor. Grobe Leinwand und weißes Tuch lieferten den Hauptstoff zur Bekleidung. Das weiße Kopftuch nach Art der slawischen Frauen gebunden, unter welchem die langen Haarzöpfe mit eingestochenen farbigen Bändern frei über den Rücken herabhängten; das lange Hemd, um den Hals einen breiten, in kleine Falten gelegten Kragen, darüber ein Ueberrock und eine Schürze von einem Gürtel umschlossen, über welchen ein langer Rock aus weißem Tuche und ohne Kermel angezogen wird; Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen: dies bildet die einfache Bekleidung der Gottscheerin. Die Männer tragen runde Filzhüte, Hals und Brust sind frei, das lange Hemd hat einen langen zurückgeschlagenen Kragen, das Oberkleid, ebenfalls ohne Kermel, ist aus weißem Tuche und wird häufig mittels eines ledernen Gürtels zusammengehalten; aus gleichem Tuche sind die weitrösen Hosen.

In Bezug auf Lebensart und Bildung zeigen sich bereits vielfache Merkmale des Slawenthums, denn die Gottscheer nähern sich hierin nach und nach ihren slawischen Nachbarn, und es geht kaum zu bezweifeln, daß ein gutes Stück Germanenthums in der Zeit hier slawisiert wird, während man sich andererseits bemüht, die Slawen zu germanisieren. Wenn sie auch die Vermengung durch Heirathen mit den nachbarlichen Slawen gern vermeiden, so nehmen sie doch viele Gebräuche der Slawen an,

7) Ich und nicht ich; das Zeichen über dem a ist wegen der Aussprache — ä.

mit denen sie im fortwährenden Verkehr stehen. Unter den hochgeachteten wurde ehemals besonders dieser hervorgehoben: Am Hochzeittage begab sich der Bräutigam an der Spitze eines zahlreichen Heerzugs zu seiner Braut, die ihm einen mit Wein gefüllten Krug vorsetzte. Nachdem er und sie diesen geleert hatten, wurde der Krug zerbrochen, wonach sich der Zug nach der Kirche oder vorerst nach der Wohnung des Bräutigams in Bewegung setzte.

Die Erziehung der Kinder, die Haus- und Feldwirtschaft ist dem Weibe überlassen, indeß zieht der Mann in die weite Welt, und sorgt bei seinem Ausfuhrhandel für das Auskommen des Hauses, da der heimische, ungewinnliche Boden die Bevölkerung zu ernähren nicht im Stande ist. Der Gottscheer ist ein tüchtiger Handelsmann im Kleinen wie im Großen, der Vater nimmt nicht selten seine Jungen in die entferntesten Länder mit, so entsteht aus der Gewohnheit eine Neigung zum Handelsgeheim, die durch das Lebensbedürfnis veranlaßt, und oft durch glückliches Gedeihen anlockend gemacht wird. Ihre Haupterwerbsart, die größtentheils in Holzgeräthschaften besteht, geben ihnen nicht weniger Stoff dazu, als manche Gewoaren und Eßkräuter, die sie aus Rußland holen, und dann ins Ausland tragen. Man kann annehmen, daß jährlich im Durchschnitt mindestens 40—50000 Thaler durch den Handelsverkehr nach Gottscheer fließen. Die Gottscheer sind endlich gutmüthige, aufrichtige, treue und mäßige Leute, fern von Trug und List, auch verräth die Jugend mitunter große Fähigkeiten.

Einen bemerkenswerthen Gegenstand des Handels bietet der aschgraue Walz des Biliich (Myoxus glis nach Vinné), welcher in Buchenwäldungen lebend und vorzüglich von Buchedern sich nähren, im Herbst in großer Anzahl gefangen wird. Das Einfangen dieser Thierchen geschieht auf mehrere Arten, und die vielen Eigenthümlichkeiten derselben bieten reichhaltigen Stoff für die Gottscheer-Märchen. Der französische Chronist Balzanos registriert im frommen Aberglauben seiner Zeit manche derselben, und gab unter andern sogar ein Kupfer als Erklärung oder vielmehr Verhöhnung bei, auf welchem ein schenklischer Teufel mit einer Peitsche die stehenden Thierchen vor sich hertrieb. Dabei erzählt er, daß ihm zwei Banern, die diesen „schänklischen Thieren“ selbst gesehen (!), denselben beschrieben haben, und sagt bei: „Viel fürnehme Personen im Lande haben's nicht wollen glauben, bis die Selbstsafariung ihnen allen Zweifel genommen.“ Eine Masse von Sagen und Märchen knüpft sich an den kleinen Biliich!

Wenden wir am Schluß noch einen historischen Blick auf diesen Ländchen. Das Gebiet des heutigen Herzogthums Gottscheer gehörte im 11., 12. und 13. Jahrhundert den Patriarchen von Aquileja (Aquilieja), welche ausgedehnte Besitzungen in Krain hatten. Patriarch Berthold gab es dem Friedrich von Ortenburg, der zu Ortenburg residierte, im Jahre 1247 zu Lehn. Nach dem Aussterben der Ortenburger, unter deren Regierung die Deutschen aus Franken und Thüringen angewandert waren, kam Gottscheer im Jahre 1420 an die Grafen von Gilly. Friedrich Graf von Gilly, der mit seinem Vater in Habert lebte, baute sich nahe bei der Stadt Gottscheer das Schloß Friedrichstein, welches gegen Ende des 18. Jahrhunderts niedergefallen wurde. Die Gillyer starben aus und das Haus Ortenburg kam in den Besitz der Güter derselben. Während dieses Zeitraums wurde Gottscheer ein Pfandschillingengut und die Stadt landesherrlich. Georg Graf von Thurn, der im Bauernaufstande im Jahre 1515 sein Leben verlor, hatte es pfandweise geerbt; dann wurde es als Kammergut verwaltet, bis es im Jahre 1547 Franz Ulrich Graf von Blagay pfandweise von der Hofkammer an sich brachte. Von seinen Nachkommen verkaufte es Niklas V. Ursini dem Freiherrn Johann Jakob Khisl zu Kaltenbrunn und Reinsitz im Jahre 1619, welcher letzterer im Jahre 1623 in den Grafenstand erhoben wurde. Diese Grafschaft wurde kraft des Kaufbriefs vom 9. Juli 1641 von Bartholemäus Grafen von Khisl dem Grafen Wolf Engelbrecht von Auersperg verkauft, welcher unverehelicht starb und seinen Bruder Johann Reichard zum Erben aller seiner Besitzungen einsetzte. Der Leptgenannte wurde am 17. Septem-

der 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben und Gottschee
sammt seinen angelerbten Besitzungen zu einem Fideicommiss ge-
macht, welches nunmehr unverrückbar bis in die Gegenwart bei
diesem fürstlichen Hause, das den Titel „Herzog von Gottschee“
führt, verblieb.
D. S. Alun.

Julius Häbner's „Bilderbrevier“.

Von dem Julius Häbner'schen „Bilderbrevier der dresdener
Galerie“, über dessen erstes Heft wir uns in Nr. 21 d. Bl. f. 1857
ausführlicher ausgesprochen haben, ist jetzt eine zweite Folge (Dres-
den, Künze) erschienen, mit Originalradirungen von H. Bärner,
F. Seiffert und G. Krüger. Die Gemälde, die hier in radirten Nach-
bildungen von sauberster Ausführung zur Anschauung gebracht und
von Häbner poetisch erklärt werden, sind: St. Cecilia nach Ras-
sael; Madonna mit Heiligen von Correggio, ein Gemälde, wel-
ches bei allen Schönheiten durch ein gewisses säklich-förmliches
Wesen doch die religiöse Malerei im Stadium beginnender oder
bereits weit vorgeschrittener Verweltlichung zeigt; Herodias, aus
der Schule da Vinci's; das Opfer Abraham's von Andrea del
Sarto; Lucretia Borgia von Tizian; die Anbetung der Könige
von Paolo Veronese; Madonna und Engelchor von Garofalo;
Madonna mit Heiligen von dem ernsten und edeln, nicht genug
geschätzten Bagnacavallo; Ecce homo und Kinnus und Semira-
mis von Guido Reni; Semiramis von Guercino; Herodias von
Carlo Dolce; der heilige Sebastian von M. A. Caravaggio;
Madonna von Murillo; der heilige Franciscus von Zurbaran;
Maria mit Heiligen von van Eyck; Maria mit dem Kinde, alt-
deutsche Schule; das Bildniß des Goldschmieds Morrett von Hans
Holbein d. J. (früher bekanntlich für ein Porträt des Herzogs
Sforza und für ein Werk Leonardo da Vinci's gehalten); Ru-
bens' Odhne und Dianes Heimkehr von Rubens; Genrebilder
von Mehu, Honthorst und Mieris; Landschaften von Kuisbael
und Claude Lorrain; den Schluß bildet der greise Tizian vor sei-
ner Staffelei in den Todeschlaf gesunken und mit der Devise: Vita
brevis, ars longa, nach einer Zeichnung Häbner's. Die So-
netts sind auch in diesem Hefte wohlgeformt und sinnig empfun-
den, mag nun Häbner, der mit Recht auch unter den deutschen
Dichtern einen Platz beanspruchen darf, eine transcendente
Heiliggengeschichte oder eine häusliche Scene interpretiren, mag
er ironisch das Sonett auf Caravaggio's heiligen Sebastian mit
den Worten beginnen:

Sebastian, du armer, frommer Mann,
Wie oft bist du nicht todtgeschossen worden! —
und mit dem Recept schließen:
Nimm nichtig Fleisch und ja recht wenig Knochen.
Ein Duzend Pfeile und den Bisd nach oben —
Probatum est: das Werk wird selbst sich loben! —

oder mag er sich in die tiefe unvergleichliche Gemüthspoesie der
altdeutschen Gemälde versenken und schildern, wie dem Christus-
Knecht

Fürsorglich mit dem Wehl wehrt die Fliegen
Ein Angelien, fast unsichtbar, so klein;
Viel andre fegen Flur und Diele rein,
Durchhaften süß mit Weigenschau' und Stiegen —
und dann klagend anrufen:

O fromme Einsicht, schlächter Kinderkran,
Du Weibse jener Tage bist dahin!
Oder mag er endlich von van Eyck's Maria wahr und treffend sagen:
Ein Wunderwerk darf dir dies Bild erscheinen,
So klein im Raum und doch so groß im Ainen!

Man könnte es freilich vielleicht für nicht ganz in der
Ordnung finden, daß der Interpret in dem oder jenem So-
netts, wie in dem oben erwähnten über den heiligen Sebastian
der Polemik Raum gibt, da man doch in einem solchen
Werk überhaupt ausschließlich nur solche Bilder erwarten sollte,
von denen sich gar nichts Schlimmes sagen läßt. Häbner scheint
dies auch selbst gefühlt zu haben, indem er in einer Anmerkung

erklärt, er habe dadurch keineswegs die Verdienste des tüchtigen
akademisch-naturalistischen Bildes beeinträchtigen, sondern sich
nur gegen jene Richtung überhaupt wenden wollen, „welcher der
geistige Inhalt des Gegenstandes nicht die Hauptsache ist“. Es
ist leider nur zu wahr und zeigt sich nur zu deutlich auch an
der italienischen Malerei, daß, wenn Kunst und Poesie erst an-
mal eine gewisse Stufe von Realismus und Naturalismus er-
reicht haben, es vollkommen unmöglich ist, gänzlich das Ver-
derben und äußersten Verfall von ihnen abzuwenden. Freilich
gehen diesem Materialismus und diesem Verfall in der Regel
gewisse Ausfaltungen des Idealismus vorher, namentlich zu-
erst einseitiger und ausschließlicher Kosmos des bloß Schö-
nen und Amüthigen, dann des bloß Sterblichen und weltlich
Gefälligen auf Kosten des tief innern Gemüths, der demüthigen
Einsicht und der ethischen Strenge.

Als Probe von der Gewandtheit wie von der sinnigen poe-
tischen Auffassung, womit der Dichter, dem dabei sein maler-
scher Laßsinn begreiflicherweise sehr zu Hatten kommt, seine
Thematika behandelt, wählen wir folgendes Sonett gerade des-
halb, weil das ihm zu Grunde liegende Gemälde das einfachste
von der Welt ist: eine ziemlich öde Placksanbacht mit einigen
dieselbe durchschneidenden Feldwegen und dahinter ein schlichtes
Dorf mit einer Windmühle:

Das Dorf.

(Von Jakob Kuisbael.)

Durch dünnen Sand, auf vielverschlangnen Wegen,
Wie willig folgt das Auge deiner Spur,
Du lästlich angestankte Natur,
Zum Kirchlein unter Bäumen still gelegen!

Auf Federn steht in Garben Erntesegen
Im dichten Reihn, es ruht die milde Flur;
Der Wind, der herblich über Stoppeln fahret,
Treibt schwere Wollenzüge uns entgegen.

Und mit der Wolken lustig leichtem Lauf,
Die unbegrenzt den Aetherraum durchzieren,
Steigt Sehnsucht aus dem tiefsten Herzen auf.

Und schwebt mit ihnen über Lebenswirren.
Den wir so heiß gesucht nach allen Winden,
Den Frieden, werden wir ihn endlich finden?

Die vielleicht noch schwierigere Aufgabe, das Schauspiel einer
Operation des Zahnarztes in einem Sonett zu schildern, löst
Julius Häbner nicht minder glücklich in dem Sonett „Der Zahnarzt“
(nach Honthorst), zu dessen Schluß er übrigens die Worte mahnt:
Situations dieser Art lieber in kleinen Dimensionen wie Don,
statt in großen wie Honthorst darzustellen, wie sich ja auch
mancher Stoff übel ausnimmt, wenn er statt z. B. in einer
Ballade behandelt, zu einer längern lyrisch-epischen Dichtung
ausgesponnen wird. Es ist sicherlich schwerer, solche Gegen-
stände wie Honthorst's Zahnarzt in Sonettenform poetisch zu
behandeln, als Madonnen, Heiligengruppen und andere druck-
und pathetische Stoffe.
H. H.

Notizen.

Zur Kritik.

Thaddäus Lau hat jüngst in den gegenwärtig von Kuis-
bael geschickt redigirten „Jahreszeiten“ gegen die anonyme
Kritik eine lange gedrohen und uns gewissermaßen verpflichtet
dazu verpflichtet, auch von unserer Seite das Thema aufzu-
nehmen, indem er bemerkt, daß wir ja wol für derartige Ein-
würfe in d. Bl. ein Plätzchen zu finden wüßten. Thad-
däus Lau meint, daß die anonyme Kritik bei vielen Be-
merkungen, weil in ihr persönliche Antipathien und Per-
sonalinteressen Befriedigung finden könnten, weil, „hinter dem
Schilde der Anonymität gebedt, die Gemeinheit der Schwärze
nach Belieben menschen, die Widertracht sich ihre Freigabe be-
reiten kann“ u. s. w. Abgesehen von der etwas maßlosen An-

druckweise, deren sich Lan bedient, scheint er uns — und hierauf kommt es doch vor allem an — in der Sache vollkommen recht zu haben; wenigstens sind die Nachtheile, die sich mit der nicht anonymen Kritik in gewissen Fällen verbinden oder verbinden können (z. B. eine gewisse vielleicht zu weit getriebene Rücksichtnahme gegen dieses oder jenes Privat- oder Parteiinteresse, gegen diese oder jene befreundete Persönlichkeit u. s. w.), bei weitem nicht so schädlich als die von Lan bezeichneten schlimmen Folgen und moralischen Gebrechen, die nur zu oft Begleiterinnen der anonymen Kritik und hindänglich bekannt sind. Auch nur die anonyme Kritik wird es einem Kritiker erlauben, jenem System eines gewissen Recensenten zu hulbigen, wonach man kein Buch lesen dürfe, was man recensiren wolle; denn, sagte er schon, ein Recensent darf seine vorgefaßte Meinung haben, und die bekommt er, wenn er ein Buch vorher liest. In England ist das Verhältniß freilich ein ganz anderes; hier ist das Leben ein möglichst öffentliches und die Kritik eine fast immer anonyme, und sie kann dies sein eben in Folge der rechtlichen und offenen Bekennung und des gegenseitigen Vertrauens, welche das Resultat dieser seit so vielen Jahren herrschenden Offenlichkeit des Gesammtlebens der Nation sind. In Deutschland dagegen krankt das Nationalleben noch immer an einer Menge Anonymitäten, und im Gegensatz dazu sollte die Kritik wie überhaupt alles, was nicht unmittelbar vom Staat ausgeht, namentlich aber alles Literarische die Anonymität möglichst zu vermeiden suchen. In England gibt es ferner doch im Grunde nur große politische Parteien, in Deutschland aber unzählige literarische Claqueurs, zum Theil nur Localclaqueurs, die nur ihr engbegrenztes Interesse im Auge haben, und auch dies macht einen großen Unterschied. Leider läßt sich das Princip der Nichtanonymität wol kaum in einem Blatte consequent durchführen, aus Gründen, die theils Geheimnisse der Redaction, theils und noch mehr Geheimnisse der Mitarbeiter sind und die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Im übrigen wird der ehrliche Mann auch im Dunkel der Anonymität nichts von seiner Ehrlichkeit einbüßen und der unehrliche im Lichte der Offenlichkeit nichts an Ehrlichkeit gewinnen.

Die wegen ihrer bekannten ultramontanen Parteirichtung bekannte „Augsburger Postzeitung“ brachte jüngst eine Antikritik gegen den in Nr. 35 d. Bl. enthaltenen Bericht über Konrad von Volandens Roman „Franz von Sickingen“, auf die wir uns nicht weiter einlassen. Nur folgende Stelle schien uns, außer der Nachricht, daß „Franz von Sickingen“ in Deßau nicht öffentlich ausliegen dürfe, von allgemeinem Interesse: „Es gibt gewiß viele unberufene Richter! Doch die Zahl der unberufenen Kritiker ist begrenzt. Das liegt in der Natur der Sache, in dem Wesen des Schöners. Aber über Homer und Virgil das schon auf den Schulbänken erlernte Lob wiederholen, für Götterhülfe und Parvial schwärmen, von Shakespeare nie anders als mit einer Thräne im Auge reden, ist eine wohlfeile aus jeder Literaturgeschichte zu erlaufende kritische Begabung. Dagegen über ein Talent der Jetztzeit ein Urtheil abzugeben und ihm seinen Rang und Sitz auf dem Parthei anzuweisen, dazu gehört mehr als Schiller's „Bürgschaft“ einmal gelesen zu haben.“ Wir wissen wol, daß viele, die seit ihrer Gymnasialzeit kaum ein Werk eines unserer classischen Dichter zur Hand genommen haben, doch allezeit bereit sind, mit dem Namen dieser Dichter die der Gegenwart zu erdrücken, und ein Cultus des Genius Verstorbenen in dem Sinne und in der Absicht begehren, um den Mitlebenden sagen zu können: ihr seid doch nichts als Lumpen und Lungenhülse! Indes mag es doch ihr zweckmäßig sein, von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht „mit inner Thräne im Auge“, auf solche Säulen der Poesie hinzureisen wie Homer und Shakespeare. Hätte Konrad von Voland von diesen beiden Meistern gelernt, was er hätte lernen sollen, so würden Luther und Franz von Sickingen in seinen Romanen nicht die unwürdigen Rollen spielen, in denen wir sie jetzt leider erblicken.

A. M.

Bibliographie.

- Winstorff, W. G., Neroth's Glitter. Ein Roman. Aus dem Englischen überf. von C. Druggelin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Baumgärtner, H., Der letzte Hohenhausen. Trauerspiel. Freiburg im Br., Wagner. 12. 14 Ngr.
- Baumgärtner, H. G., Schöpfungsgedanken. Pöhyologische Studien für Gebildete. 2ter Theil. — M. u. d. T.: Blide in das All. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.
- Biedermaier, K., Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.
- Brachvogel, H. G., Denoni. Ein Roman. Drei Bände. Leipzig, Gossnoble. 1860. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.
- Ragmann, H. G., Die Völker des Mittelmeeres und der Ostsee als Träger der menschheitlichen Bildung. Vortrag auf Veranlassung des Berliner Hüfse-Bereins für das Germanische Museum zu Nürnberg, gehalten am 23. März 1859. Berlin, Rauch. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Rehger, J. S., Johann Jakob Reger, Chronist von Schaffhausen. Ein Beitrag zur schweizerischen Kultur- und Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Mit Reger's Porträt (in Tonbrud.)) Schaffhausen, Furter. 8. 18 Ngr.
- Oppel, K., Kemi. Aegyptens Bedeutung für die Kulturentwicklung der Menschheit und Aegyptische Glaubenslehre. Mit 2 erläuterten Tafeln. Frankfurt a. M., Aufferth. 8. 10 Ngr.
- Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 1ter Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
- Rosenkranz, K., Wissenschaft der logischen Idee. 2ter Theil: Logik und Ideenlehre. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Schramm, C., Süd-afrikanische Missions-Bilder für Jung und Alt. Nach eigener Anschauung dargestellt. Straßburg. 12. 6 Ngr.
- Sloman, H., Leichte Blätter über die Pariser Kunstausstellung, über Klaus Groth's Roman und die neue französische Uebersetzung seiner Gedichte. Kiel, Schwes. 8. 18 Ngr.

Tageliteratur.

- Is die Parthei-Forderung nach einer Suprematie Preussens in Deutschland berechtigt? Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.
- Roellner, J., Preussen als Großmacht und im deutschen Bunde gegenüber Oesterreich. Zur Erkenntnis des deutschen Zwiespalts älterer und neuerer Zeit. Darmstadt, Bernin. Gr. 8. 24 Ngr.
- Ottermann, H., Preussen, der Bund und der Frieden von einem Nicht-Gothaner, beleuchtet. Bromberg. Gr. 8. 5 Ngr.
- Der Prozeß gegen den Pfarrer Ritter in octonmässiger Darstellung seiner Entwicklung durch die drei Instanzen des Verfahrens. Darmstadt, Bernin. Gr. 8. 5 Ngr.
- Schaff, H. W., Preussen und die Uebereinkunft von Villafranca. Ein zweites Wort über Preussens Politik. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 4 Ngr.
- Die kurheffische Verfassung vor der Bundes-Versammlung. Hamburg, D. Meißner. 8. 5 Ngr.
- Bolger, G. H. D., Das freie Deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. Vorläufiger Entwurf eines freien Anregungs- und Lehrvereins zur Vertretung der gesammten Deutschen Bildung als einheitlicher Geistesmacht und zur Belebung des Selbstgefühls im Deutschen Volke. Allen vaterlandsliebenden Trägern und Pflegern geistigen Strebens in allen Ständen als Aufruf zum Beitritte vorgelegt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotted und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des neununddreißigsten Heftes:

Conföderation. (Bundes- oder Eidgenossenschaft, nach ihrer Entwicklung und ihrer weltgeschichtlichen Wichtigkeit dargestellt.) Von J. F. Kortüm. — **Confrontation** (Gegenstellung.) Von Ph. Boyp. — **Congresse, Congressacte.** (Congresse der neuesten Zeit, insbesondere jene von Wien und Aachen. Die verhängnisvollen Congresse gegen die deutschen, italienischen und spanischen Verfassungen zu Karlsbad, Wien, Troppau, Laibach, Verona und ihr Zusammenhang mit unsern heutigen Gefahren.) Von Rotted und Welter. — **Conscription.** Von Rotted. — **Conscriptionssystem in neuerer Entwicklung und Auffassung.** Von W. Schulz-Vodmer.

Inhalt des achtunddreißigsten Heftes:

Conscriptionssystem in neuerer Entwicklung und Auffassung. Von W. Schulz-Vodmer. (Schluß.) — **Consens, Einwilligung.** Von Welter. — **Consistorium, s. Kirchenverfassung** (evangelische). — **Consolidation, Zusammenlegung, Verordnung der Grundstücke.** Von A. Lette. — **Constant** (Benjamin de Meberque). Von J. Weigel. — **Constitution, Constitutionelles System.** (Die Ausbildung des constitutionellen Systems in Deutschland und neuerlich in Preußen und Baiern. Ständische Verfassung. Parlamentarismus.) Von Rotted und Welter. — **Consula und Consulate.** Von G. Marxquardsen. — **Consumtion, Consum.** Von G. Rau. — **Consumtionsteuern.** Von G. Rau.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

In der F. Gutter'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschienen fordern:

Papst Gregorius VII.

und

sein Zeitalter.

Durch

H. Fr. Frödrer.

Vierter Band.

4 Bl. 48 Kr. oder 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von Rober & Markgraf in Prag.

GESCHICHTE der englischen

Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sittengeschichte Englands.

Von E. Göttschenberger. I. Das Mittelalter. Die Romantik bis zu den Zeiten der Königin Elisabeth 20 Bogen. Lex. 8. 2 Thlr. 10 Sgr. = 3 Bl. 40 Kr. Dst. B.

Die Widmung dieser ersten größeren Literaturgeschichte Englands hat nach Durchsicht des Manuscripts Prof. Servinus in Heidelberg angenommen und erklärt, daß die Behandlung des Gegenstandes, den der Verfasser sich vorgezeichnet, ein Bedürfnis und in dem vorliegenden Werke mit Liebe und Gründlichkeit bearbeitet sei.

Geschichte der französischen Revolutions-Literatur von 1789—1795.

Von Schmidt-Weissenfeld. 25 Bogen. Lex. 8. 4 Thlr. = 4 Bl. 50 Kr. Dst. B.

Der im Gebiete der Literaturgeschichte rühmlichst bekannte Autor, dessen Werk über „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration“ sich eines großen Erfolgs erfreut, bietet im Vorliegenden eine Detailgeschichte der großartigen Revolutionsliteratur von 1789—95, die durch ihre Charakteristiken der großen Revolutionen Männer, eines Rousseau, Desmoulins, Marat, Robespierre, Danton, Hebert, Fréron u. s. w., sowie durch die ausserordentliche Drucksache der Journale, Pamphlete, Broschüren, Glubb, Theaterstücke, der Poesie und Philosophie in jener Zeit, am Genie der Revolution, eine außerordentlich wichtige innere Geschichte derselben enthält. Bei der Gründlichkeit, mit der das ungeheure Material geordnet und beleuchtet worden ist, bei dessen lebensvoller, frischer Darstellung, unterliegt es keinem Zweifel, daß Gelehrte wie alle gebildete Leser auch dieses Werk begrüßen werden.

Vorstehend angezeigte Werke sind durch alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des

Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts.

Von L. A. A. Freiherrn von Wolzogen und Reichard.

Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhendes Werk, das für die politische und Kulturgeschichte der vier letzten Jahrhunderte, in welche das altösterreichische und später verzweigte Wolzogen'sche Geschlecht eingegriffen hat, ein wichtiges Material bietet. Bekanntlich sind die Namen Wilhelm und Karoline von Wolzogen mit unserer klassischen Literaturperiode eng verbunden, und der Verfasser hat sich bemüht, vorzugsweise auch diese Beziehungen in das rechte Licht zu stellen.

Die unter den 10 Lithographien des Werks befindlichen Porträts des k. preuß. Generals Ludwig von Wolzogen und Karolinen von Wolzogen sind auch einzeln auf chinesischem Papier (jedes zu dem Preise von 10 Ngr.) zu haben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 45. —

3. November 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Karl Schwarz. — J. Michlet und G. H. Fries als Naturforscher. Von Heinrich Strabann. — Aus Heubner's Leben. — Zur Völkerpsychologie. Von Adolf Zeising. — Notiz. (Die Pecht-Kamberg'sche „Schiller-Galerie“) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Schwarz.

Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Leipzig, Brodhause. 1859. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Nic niger est, hunc tu, Romane, caveo!

Aus dem modernen Galiläa der Heiden, aus dem schönen grünen Thüringen ist ein geistliches Buch erschienen, dessen Charakter seinen Ursprung nicht verleugnet, und aus dem uns ein frischer und gesunder Geist anreicht, wohlthuend und erfrischend, wie dem Wanderer Vergnügen und Waldeßgruß trifft. Es sind die „Predigten aus der Gegenwart“ von Karl Schwarz, gehalten in Gotha seit seiner Berufung als Oberhofprediger.

Je größeres Aufsehen diese Berufung seinerzeit machte — ein Aufsehen, welches kurz darauf das maßvolle und doch entschiedene Auftreten des Berufenen auf einem Kirchentage in der Frage über die Bußpraxis unserer Zeit noch steigerte —, desto aufmerksamer sind auch diese Predigten betrachtet worden, theils aus allgemeinem Interesse, welches die so oft gerühmte oder anathematisirte Milde seines Kirchentegiments hinlänglich motivirt, theils in polemischer Absicht, um in ihnen den Gegner und seine Kraft kennen zu lernen, theils wol auch um zu sehen, ob der Mann, dessen wissenschaftliche Leistungen auch die Gegner anerkennen mußten, gleiche Befähigung auf diesem praktischen Gebiete beweisen werde, nachdem er — *rara avis!* — nicht nur isolirt und im Kampfe, sondern auch in seiner hohen Stellung seinem freisinnigen Standpunkte treu geblieben war. Es ließe sich wol allein über dieses letzte Moment schon vieles sagen; wichtiger aber, weil nicht nur persönlicher Natur, ist der Punkt, daß diese Predigten das Princip vertreten und die Frage entscheiden helfen sollen über die Lebensfähigkeit des Systems und die Berechtigung dieses Standpunktes auf einer Kanzel der protestantischen Kirche in unsern Tagen: ein Gesichtspunkt, der wol für die Veröffentlichung dieser Predigten durch den Druck namentlich entscheidend gewesen ist.

1859. 45.

Die rein wissenschaftlichen theologischen Fragen und Kämpfe sind billig dem großen Publikum minder bekannt geblieben und eine nur dilettantenmäßige Kenntniß derselben ist Sache des Geschmacks. Hier ist es aber eine Frage von allgemeiner Bedeutung, die nicht den Gebildeten, sondern den Menschen angeht, und die nicht ein persönliches oder zufälliges Interesse nur erregen mag, sondern die aller Theilnahme beansprucht und derselben sicher ist. Denn diese Theilnahme kann nächst der völligen Gleichgültigkeit gegen das religiöse Interesse, die freilich zuweilen unter strengem Confessionalismus und exclusiver Kirchlichkeit verborgen ist, nur der gegnerische oder vielmehr der feindliche Standpunkt leugnen, der unduldsam von Haus aus am liebsten jedem andern durch einen Bannstrahl das Wort abschneidet. Und daran hat es denn auch hier nicht gefehlt, nur daß alle Blicke den Verfeimten nicht treffen konnten. Aber wenn auch die moderne Frömmigkeit eben als solche auch bei uns heimisch geworden oder gewesen ist, so wäre es doch schlimm, müßten wir annehmen, der Druck jener exclusiven Kirchlichkeit habe die Theilnahme am religiösen Leben im allgemeinen erdödet können oder erkalten lassen, und es kommt zunächst daher nur darauf an, das noch von dem vulgären Rationalismus her landläufige Gerücht zu widerlegen, als ob alles, was mit dem weitschichtigen Repernamen Rationalismus belegt wird, todt und vergangen sei, als ob derselbe seinem Wesen nach keine erbauende, Gemeinde bildende und zusammenhaltende Macht habe. Dieses verwerfende Urtheil hat jenem völlig überwundenen Vulgärrationalismus gegenüber seine geschichtliche Berechtigung, und hiervon schreibt sich wol zum Theil der Horror namentlich der jüngern theologischen Generation her vor allem, was in der Theologie rationalistisch genannt werden kann, gerade so wie die Naturwissenschaften ihren Ruhm darin setzen, rational zu sein.

Es dürfte wol überhaupt die strenge Fassung des Begriffs Rationalismus große Schwierigkeiten haben, ja

sein Inhalt wechselt mit der Zeit und mit den Verhältnissen. Konnte doch ein Röhr den bekannten Gase in Jena noch vor 25 Jahren einen Mystiker nennen, ihn, den man gegenwärtig den an die „Milch der frommen Denkungsart“ Gewöhnten als einen ausgemachten und entschledenen Rationalisten zu bezeichnen pflegt, ohne daß er sich geändert, und wer weiß, wie er in abermals 25 Jahren genannt werden wird. Es sollte daher eben der Umstand, daß der Begriff Rationalismus mindestens zum guten Theil seine Bedeutung von der Periode empfängt, billig jeden Theologen von der Verwechselung des Schwarz'schen mit jenem Vulgärrationalismus a priori abhalten, da Schwarz schon als Mann der Wissenschaft der Anachronismus nicht zugemuthet werden darf, jenen Todten beschwören zu wollen. Sein Standpunkt mag mit größtem Rechte speculativer Rationalismus heißen, mit welchem Namen man mit Unrecht freilich nicht selten zugleich die Unfähigkeit desselben für das praktische Leben und für die praktische Theologie bezeichnen will. Ueber zutreffend ist daher der Name historischer Rationalismus im Gegensatz zu dem unhistorischen Wesen des alten Rationalismus oder Gemüthsrationalismus, da er die Religion ins Gemüth verlegt und sich vorzugsweise an dieses wendet, oder endlich religiöser Rationalismus, „denn er will das zerrissene Band von Religion und Sittlichkeit von neuem und fester knüpfen und der bürren, endlichen, auf sich selbst stehenden Moral entgegenreten“, ja am besten heißt er gar nicht Rationalismus, sondern Idealismus, nur daß es dann nöthig ist gleich hinzuzufügen, daß dieser Idealismus die ganze reale Welt mit den idealen Mächten des Christenthums durchdringen und geistig durchläutern will und kann, und dieser Unterschied ist groß und wichtig genug, um die Möglichkeit jener Verwechselung aufzuheben.

Dagegen ist jenes „von der Herestraße der kirchlichen Reaction aufgekommene, aber eben darum sehr verbreitete“, verworrene Gerede über den Rationalismus bei manchen andern erklärlich.

Der Gegensatz des Rationalismus trifft nach ihnen nicht die wechselnde kirchliche Richtung der Gegenwart, die als solche doch auch nicht das Gepräge der absoluten Vollkommenheit beanspruchen kann, sondern den Kern des Christenthums. Ihnen wird dadurch ihr Glaube bedroht, und insofern ist ihre Angst und ihr Sträuben berechtigt, ihm irgendwelche Concessionen zu machen. Schwach müssen freilich solche Seelen sein, welche selbst die Auseinandersetzung mit dem Gegner scheuen, die bei- den doch nur heilsam sein kann; ja sehr schwach und ängstlich müssen sie sein, wenn sie es nicht einmal wagen, sich in einen Vertheidigungskampf für ihre Ueberzeugung einzulassen. Aber völlig unberechtigt sind die Gegner, welche unter einseitiger Betonung der geschichtlichen Wahrheit, daß Rationalismus im engeren Sinne „eine durch tiefere Gemüths- und Geistbildung überwundene Erfindungsform“ bezeichnet, es leugnen, daß er auf ein allgemeines, sich immer neu verjüngendes Princip zurückweist,

das so uralte, so unzerstörbar und so ewig neu ist wie Brunn, Gewissen und Wissenschaft selbst, — ein Princip, welches in der protestantischen Kirche seine Wurzeln geschlagen und sein Recht trotz aller Verflümmelungen immer von neuem und immer lauter fordert.

Dabei gerathen die Gegner in einen wunderlichen Widerspruch, wie Schwarz sagt:

indem sie bald die völlige Abgestorbenheit und Verkommenheit des Rationalismus verkündigen, dann wieder vor seinen drohenden Gefahren warnen, alle öffentlichen Gewalten alarmiren und das klägliche Eingeständniß machen, alle Kirchlichkeit und alle Bekenntnistheorie, aller Schutz und alle Privilegien seitens des Staats zu Gunsten der neustablierten Rechtsgläubigkeit seien überdurchschnittenden Erfolg gewesen, nur eine dünne Decke sei durch und durch rationalen Denkart der Massen; nur ein Schatz des geistlichen Standes in seiner hoffnungsvollen jungen Generation, nicht aber die Gesinnung des Volkes im ganzen, nicht die der Gebildeten in ihm.

Sollte denn die Macht des Bösen, entweder nun wirklich persönlich gedacht, oder als Sünde in unheimlicher und manichäischer Gestalt, nicht von der Macht des Evangeliums und Christi Persönlichkeit vernichtet werden? Gegenüber der alles überwindenden Macht der evangelischen Wahrheit und dieser Persönlichkeit wird jenes Geständniß unendlich bedenklich, ja fast zur Anklage wider diejenigen, welche es aussprechen.

Wir andererseits können jenes Eingeständniß nur beklagen, aber wir beklagen das Factum nicht, wir suchen vielmehr den Schluß, daß alle Religionsmacherei neuerer Zeit, alles äußerliche Reframieren auf kirchlichem Gebiet, alles So lennen längst vergangener Bekenntnisse, alles Sich-auf-den-Archipoden-Stellen statt auf den Gewissensboden, alles Schmiegen auf Verneunft und Wissenschaft innerlich unwahr, unberechtigt und wertungslos sei, eine wurzellose Glanzigkeit, eine auf dem Sand gebaute Kirche, die einem Karttrahne gleich zusammenstürzt, wenn die Stützen des Staats weichen, die bei jedem Regenerwechsel jitters und mitwackelt. Wir ziehen fernher den Schluß, daß es bei dem durch und durch rationalen Sinn eines Volkes, unserer gebildeten Stände, namentlich der Männer — einem überall auf die praktisch-sittlichen Aufgaben gerichteten Sinn, der seine Wurzeln hat in der Religion und, wenn auch unbewußt, von tieferen, aus dem frommen Gemüth kommenden Impulsen mitbewegt wird —, daß es bei diesen Voraussetzungen nur darauf ankomme, das rechte Wort zu treffen, die rechte einfache Empfindung auszusprechen, die dem Glauben zugewandte Stelle der Seele zu berühren, den wahren und tiefsten Bedürfnissen der Gegenwart nahe zu treten, um auch diejenigen, welche der Kirche völlig entfremdet waren, und die selbst nicht mehr in ihr zu stehen meinten, wiederzugewinnen; um die Religion, die den meisten nur in pyrrhischer und dogmatischer Verzerrung entgegengetreten, aus Verachtung und Ohnmacht zu erheben, zu der das ganze Leben weisenden und in freier innerlicher Herrschaft bestimmenden idealen Macht.

Gerade in diesen letzten Worten, welche auf die große Verschuldung der exklusiven Kirchlichkeit hindeuten, liegt eine unauflösbare Wahrheit. Neben dem frivolen Eros und der oberflächlichen Aufklärerei unreifer Philosophen — die indessen ungleich seltener geworden sind, und für deren Thorheit man nicht die Philosophie verantwortlich machen soll, die nichts davon weiß — hat auch die „innere unwahre, verstand- und geschmacklose Reaction der letzten 30 Jahre“ manchen im stillen entfremdet, dessen fromme Erhebung und Anregung gleich fähig wie kühn ist. Noch mehr, durch die Schuld jener Eiser-

ist eine Kluft eingetreten zwischen der Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Cultus und jenen einfachen, klaren Männern, ja dem auf That und Wirklichkeit drängenden Zug der Zeit. Es ist damit nicht die große Zahl der Halbgebildeten gemeint, die eher zu jenen unreflexen Philosophen zu rechnen sind, „freilich auch nicht das berliner Geheimraths-Christenthum der letzten Decennien“; nein es ist gerade der Kern unser Volks, es sind die besten unserer Männer,

solche, die durch wissenschaftliches Studium, durch ernste, praktische Arbeit, durch reiche Lebenserfahrungen, durch mannichfache Welt- und Menschenkenntnis geistig gereift sind, deren Blick auch für das innere Leben geschärft und auf die höchsten Ziele gerichtet ist, und die wol oft das Bedürfnis empfinden, für die Verkündigung des Göttlichen im Gewissen, für die weichern und ernsteren Stimmungen des Gemüths das rechte Wort zu vernahmen, die tröstliche Botschaft des Evangeliums zu hören.

Genug solcher, die dem Christenthum näher stehen als sie selbst glauben, in denen die Quelle der Religion noch immer sprudelt, wenn auch in den geheimsten Tiefen der Seele und wie verschüttet durch das harte Gestein theologischer Satzungen, haben das Unzureichende der exclusiven Kirchlichkeit schmerzlich empfunden; ihr Gefühl ist von der dogmatischen Härte und lieblosen Unduldsamkeit oder von der ungenießbaren Langweiligkeit und inneren Unwahrscheinlichkeit, von dem engen Wirkungsgebiete und dem schreienden Widerspruche gegen alle Seelenerfahrungen, wie sie den Predigern jener Richtung vielfach eigen ist, hart genug verletzt worden, und so hat diese Richtung genug verschuldet, soviel wie nur immer der geschwächte Rationalismus.

Wir leugnen es nicht, der Rationalismus in seiner verkommnen, dem vorigen Jahrhundert angehörigen Gestalt hat dadurch, daß er hinter den eigenen Forderungen und Verheißungen weit zurückblieb, daß er Vernunft nannte, was nur der nüchternste Verstand war, daß er an allem tiefsten und unmittelbaren Geistesleben selbstgenügsam und lächelnd vorüberging, er hat der theologisch-kirchlichen Reaction die Bahn gebrochen und die Berechtigung gegeben. Bezieht es doch diesem Rationalismus an philosophischem Sinn, an jeder Fähigkeit sich in die Vergangenheit zu vertiefen, an poetischem, an speculativem, an religiösem Sinn; waren doch alle die höhern Kräfte des Gemüths, der Phantasie und des philosophischen Denkens unterdrückt oder als Schwärmererei geächtet von dem allein herrschenden Verstande; hatte ich doch die Moral, die alles gut machen und für alles einreten sollte, losgerissen von den Wurzeln der Religion und war damit zur dürrsten, selbstgerechtesten Jugendlehre hinabgesunken; war doch diese ganze sogenannte Vernunft in die dünne Spitze es auf sich selbst stehenden Subjects ausgelassen, and hatte somit auch jede Erinnerung verloren an die Macht und Bedeutung der Gemeinschaft, unter deren bestimmendem Einfluß das Einzelne steht. Und — trotz alledem — begreifen wir auch in diesem ungeheuern Deficit von Geisteskräften den nothwendig nitretenden Bankrott und die ihn begleitende Restauration, wir nennen diese letztere doch für nichts anderes halten als ein einseitiges Reagiren, das in seiner Mischung verschiedenartiger Elemente, in seiner inneren Unklarheit, in seinem Widerspruch über die ganze Bildung und Denkart der Gegenwart nur eine sich ablebende Uebergangsstufe bezeichnet.

Sie hat sich in der That schon abgelebt. Zwar ein nigeres Gemüthsleben, eine sinnige Vertiefung in die irdische Vergangenheit, „sogar einzelne speculative, der uern Philosophie entlehnte Gedanken“ gesteht billig ich Schwarz der neuen Kirchlichkeit und ihrer Theologie

zu; aber er leugnet, daß sie alle Tiefen des Seelenlebens zu ergründen und den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung zu befriedigen vermöge, wie die Religion es soll, weshalb sie sich auch nicht in das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen verirren, nicht mit Vernunft und Gewissen in unlöslichen Widerspruch setzen dürfe. Und darum verwirft er wie jenen überstandenen Rationalismus auch den Supranaturalismus unserer Tage, welcher das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen gerade als das Ausschließliche und ihm Eigene mit besonderer Vorliebe betrachtet und seine Aufgabe findet in dem Glauben der Wunder, in der mechanischen Inspirationslehre und dem judaisirten Gottesbegriff eines Gottes der Willkür; er verwirft ihn als unmöglich, innerlich unwahr, unassimilierbar für ein in der Welt des 19. Jahrhunderts lebendes, in den Formen des 19. Jahrhunderts anschauendes und denkendes Wesen, und so wenig er sonst geneigt ist, die Erbschaft jenes alten Rationalismus mit allen Actibus und Passibus anzutreten, so spricht es Schwarz doch andrücklich aus:

In dieser scharfen, bewußt Antithese gegen den von unsern Supranaturalismus stehende negativen Sage halte ich den H Also der Reper ist frei das ist ausgemacht. Mag rischen, speculativen oder r nen, er trägt den Uelname heit dieses Verständnisses, Muth oder anders genannt, kann nicht verfehlen, heiligen aber nichtsdestoweniger sehr heißen Born oder Bewunderung zu erregen, die hier und da bei der Vergleichung mit der eigenen Umgebung wol auch ein gewisses neidisches Aufselzuden begleitet. Rationalist ist er aber auf jeden Fall, und was brauchen wir weiter Zeugnis? rufen die Segner. „Er hat sich selbst das Urtheil gesprochen.“ Das hat er allerdings, wenn auch in anderm Sinne, und den Fehlbegriff zugleich mit hingeworfen zum Kampfe, der vorläufig mit scharfer Verurtheilung seinen Anfang nimmt. Aber er mag sich trösten, der Rationalist, damit, daß die Männer, welche er citirt, ein Lessing, Herder, Schleiermacher, Hegel, und die ihm darin vorgearbeitet haben, die Verurtheilung theilen, die jedenfalls über ihn ausgesprochen wird oder ist. Ja es ist ein tiefer und praktisch wichtiger Gedanke, den Schwarz selbst ausspricht und der doppelte Beachtung und Prüfung verdient, wenn er sagt, sein Standpunkt sei der der Gegenwart, der gegenwärtigen Bildung, des Lebens, der Wirklichkeit, bestimmt und befähigt, jenen oben ausgesprochenen Zwiespalt auszugleichen.

Es ist durch und durch unwahr und gehört zu den vielen, mit großer Dreistigkeit ausgesprochenen Täuschungen der Reaction, nur die Gläubigkeit in ihrem Sinne vermöge die Gemüther zu ergreifen und das Leben dauernd zu beherrschen. Ist doch gerade das Gegentheil der Fall. Kommt es doch, wie schon gesagt, nur darauf an, nach dieser langen und herzlich langweiligen Episode der kirchlichen Reaction, das was theologisch längst vorgearbeitet ist — und wahrlich nicht widerlegt und geistig über-

wunden durch die schwächlichen Confusionen und Halbheiten unserer mediocren Geister —, das was aus den Schladen herausgearbeitet, kritisch gesäubert und in die Idee erhoben ist durch unsere Heroen: Lessing, Herder, Schleiermacher und Hegel, wieder aufzunehmen, daran anzuknüpfen, das zusammenzufassen zu einfachen Gedanken, das praktisch fruchtbar zu machen für die Volksgemeinde. Nur auf diese zusammenfassende und in klarem Wort darstellende Kraft, auf diese Verbindung wissenschaftlicher Bildung mit praktisch-ethischer Begrifferung, auf diese Concentrirung aller idealen Impulse der Zeit zur Religion: darauf kommt es an, um die Gemüther tiefer zu ergreifen und nachhaltiger zu befechtigen, als die exclusiv Gläubigen je vermocht.

Ist nun in dem Vöhrigen das Verhältniß des neuen Rationalismus zu dem herrschenden Supranaturalismus geschildert, so geht der folgende Theil des Vormorts — dem die bisherige Gedanken und angeführten Citate angehören — zu der Schilderung der gegenwärtigen Predigt, ihrer wirklichen Aufgabe und ihres ideellen Wesens über, welche Schilderung in gleich klarer und schärfer, vor allem aber in gleich zutreffender Weise erfolgt, wie denn Referent überhaupt gestehen muß, daß dieses Vormort bei aller Schärfe seiner Sprache, die übrigens nicht mit übertreibender Aufregung verwechselt werden mag, in einer Weise den Nagel auf den Kopf trifft und die Wahrheit sagt, wie es in der neuern theologischen Literatur nur selten geschehen ist.

Es ist dies natürlich nicht ein schimpfender und polternder Töner, dem man nicht selten auf anderer Seite begegnet, im Gegentheil ist die Sprache des Vormorts durchgängig die des Mannes der Wissenschaft; aber es ist die Kühnheit und Schärfe, womit Schwarz das, was er als Wahrheit erkannt hat, rückhaltlos ausspricht, die fast überraschend wirkt, da namentlich bei solchen Wahrnehmungen bisher höchstens nur eine schüchterne Sprache geführt wurde. Es kann diese Schärfe oder Verbtheit nicht verfehlen ängstliche Gemüther zu erschrecken; ja wenn Schwarz bei Erwähnung der Gebildeten, die er der Predigt wiedergeben will, das spöttische Lächeln um den Mund der Heiligen unserer Tage zieht, „deren Mienen schon bei dem bloßen Worte Bildung krampfhaft zucken, und die mit ihrer kläglichen Gandedatenbildung, ihrem engsten dogmatischen Horizont, ihrer völligen Unkenntniß aller zartern Seelenregungen auf das, was sonst Bildung genannt wird, verächtlich herabsehen“, so hat Referent bei manchen Stellen im Geiste ihre Empörung geschaut und das Anathem gehört.

Es kann allerdings nach der Berechtigung dieser Sprache gefragt werden. Das Vormort berührt zuweilen die äußerste Linie, indeffen ohne sie zu überschreiten. Die Schärfe des Ausdrucks, dessen Ironie an einigen Stellen vernichtend wirkt und dessen Prägnanz jedem Worte eine treffende Kraft verleiht, ist nicht selten überraschend, das kann nicht geleugnet werden. Aber gerade diese Entschiedenheit ist ebenso angemessen, wie deren Muth neu ist. Die Terminologie der Gegner kennt unendlich viele und fabelhafte Nuancirungen. Bemänteln und verdammen, Lob und Tadel ist bei ihnen einer Steigerung und Milde- rung fähig, von der sich der nicht Eingeweihte kaum eine Vorstellung machen kann und die dem Unbefangenen

oft geradezu widerlich wird. Die Sprache des Ichns und der Wirklichkeit verwandelt sich bei ihnen in ein Patois, das jedem andern unbegreiflich, wenn nicht gar unverständlich ist und bei welchem ihm nicht selten angst und bange wird. Diese Terminologie kann natürlich weder der Maßstab noch die Folie sein für die Beurtheilung dieses Vormorts. Aber wenn für jene Terminologie die Erklärung nur in einer zu beklagenden Geschmacksunbildung oder logischen Unklarheit gefunden werden mag, so ist die Berechtigung für diese Schärfe einfach die Ueberzeugung des Verfassers. Wenn die Sache wahr ist, so ist eben nur die Wahrheit scharf. Du Form, an deren Klarheit und Eleganz niemand etwas ändern können, ist Nebensache, und wenn sie dennoch tadelnd hervorgehoben wird, so darf man sich nicht wundern, daß jemand schreit, dem auf die Füße getreten wurde.

Ja es muß hinzugefügt werden: Schwarz mußte so sprechen. Seine Antithese zu der herrschenden Exklusivität hebt er selbst hervor. Wer den Muth hat, das zu bekennen, dem würde eine mit Halbheiten gefärbte Sprache schlecht stehen. So aber ist das Vormort schlagend, aber schlagend in jedem Sinn, und das ist ein unübertroffener Vorzug, bei einem Schwarz eine nothwendige Konsequenz.

Die Citate werden übrigens das etwaige Mißverständniß beseitigen, als bedürfe die Sprache einer solchen ausdrücklichen Apologie. Diese ist keineswegs nöthig. Das Dinge berührt und genannt werden, die bisher niemand den Muth hatte auszusprechen, das ist es, was auffallen wird, und daß sie in einer Vorrede zu Predigten genannt und ausgesprochen werden, das soll erklärt werden. — wenn es sich nicht von selbst versteht, daß dieses Vormort nicht eine Einleitung in Predigten im allgemeinen ist, sondern daß es hier galt, Fragen zu beantworten, Befürchtungen zu zerstreuen, Anklagen verstummen zu machen, Inquisitoren zum Schweigen zu bringen oder ihnen zu zeigen, wen sie richten wollten.

Quin huc inanes, si potes, vertis minas

Et me remorsurum petis! —

sagt ihnen schon das Vormort. Wer weiß, ob sie nicht die Warnung befolgen!

Schwarz leugnet nun, daß die Predigt der Gegenwart ihrer Aufgabe entspreche; ja er sagt, daß sie zu großen Theile in eine traurige Verkümmernng gerathen, daß sie sehr häufig nur noch Zerrbild sei. Er muß viel solche Prediger gehört haben, die allerdings namentlich unter den jungen Theologen zahlreich vorhanden sind, die in der Predigt nicht, oder nicht nur ein Zeugniß vom Christus, sondern vor allem ein Zeugniß von ihrem Dogmatik geben wollen, und diesem Tristhum oder nicht traurigen Verblendung, besser diesem schändlichen Mißbrauch gegenüber ist das stark verwerfende Urtheil ganz gerechtfertigt, namentlich wo es den geistlosen Schülern gilt, die nach glücklicher Ablernung des Häusers gewöhnlich den Meister übertreffen wollen. Hören wir Schwarz selbst:

Widen wir auf den gegenwärtigen Zustand der Predigt und der Wirkung für das Leben, so erblicken wir darin nur eine Entfremdung des oben Behaupteten. Denn das muß sogleich gegeben werden, daß trotz aller künstlichen Anstrengungen und eifrigen seitens der Staatsregierungen, der Kirchentage und religiöser Versammlungen zur Hebung des Cultus, zur Einziehung weltlicher Einkünfte, zur Heiligung des Sonntags, zur Verehrung der pfarrenamtlichen Kräfte, zur Begünstigung extremer Lässigkeit so gut wie nichts erreicht ist, so daß gerade aus der Lücke dieser bis dahin mit aller äußeren Macht ausgestatteten religiösen Wiederholung die Frage aufgeworfen ist: Warum ist die Kirche keine lebendige Macht mehr in der Gegenwart? warum ist die Predigt so unwirksam? Daß dem so sei, darüber niemand im Zweifel; denn sind auch die Kirchen hier und da noch erfüllt, wo ein begabter Prediger oder ein durch die Wahrheit und Ernte seines Charakters bewährter und hochverehrter Pfarrer redet, oder auch wo ein fanatischer Priester neuerer Schulung mit wenigstens auf eine Zeit lang einen ungewöhnlichen Nerveneffekt ausübt; die Kirche im ganzen und großen ist ihrem Cultus verfallen, dem Bewußtsein der Gegenwart fremd; das ganze reiche, thätige Leben und Fortschreiten der Zeit geht an ihr vorüber. Die Predigt ist ohnmächtig, langweilig, sich immer nur in einem eng geschlossenen Kreise regend, höchstens noch stille und weiche Frauenseelen erbauend, oft aus den Tiefen ihres frommen Gemüths mehr in sie eintragen als sie selbst empfangen; sie ist unfähig die großen Aufgaben der Menschheit mit zu umfassen, das gerade wogende Leben zu verklären, die Leidenschaften zu reinigen, auf hohe Ziele zu lenken; sie ist mit einem Worte keine Lebensmacht. Ja! sagen wir es ganz unumwunden: sie ist als nutzlos und trivial verachtet. Ist doch das Wort „Predigt“ selbst zu einem verächtlichen geworden, zu einer Art Spottwort, um den Begriff aller Langweiligkeit, Geschmacklosigkeit, Gedankenlosigkeit zu bezeichnen. . .

Der Zustand der Predigt ist wirklich ein beklagenswerther! Langweiligkeit und Gedankenlosigkeit, dort Gedanken, aber der rohesten Dogmatik und in der geschmacklosesten Form. Predigten, die weder Kraft noch Klarheit haben, weil sie in einem gewissen unheimlichen und unbeschreibbaren, hermalischen, aller Gedankenschärfe wie aller tiefen Gemüthsregung entbehrenden Kanzelphrasentum jahraus jahrein bewohnt und wüßelig an zusammengereichten Bibelstellen fortzickeln; die daher auch keinen andern Eindruck hervorbringen als der Müdigkeit und stillen Resignation; dort schärfer zugeratene Gedanken, aber zugepöbelt in aller dogmatischen Härte und Niedrigkeit, die durch ihre innere Unwahrscheinlichkeit, ihren schreienden Widerspruch gegen alle Seelenerfahrungen, ihren engen Priordismus, ihre lieblose Gefühlslosigkeit und Unduldsamkeit sogleich in anstößige einzuwirken, und die bei innerlichen und geistigen Naturen nur Unwillen wecken und Abwendung von solcher reinen Unbildung. Und diese dogmatischen Predigten, wollen altförmig werden, so können sie, weil sie eben dem geistigen der Gegenwart entfremdet sind, ihre innern Kämpfe und Selbsterlebnisse, ihre Seelenkrankheiten, aber auch die in ihr den idealen Kräfte, nicht verhehlen; sie können dies nicht als in der Form der Geschmacklosigkeit und des barocksten Scheiterns, mit Hülfe von Ohlle und Tausel, in der der inadem, der Ausdrucks, der Missionsgeschichten u. s. w. die vulgäre Kanzelphrasen, oder das harte Dogma, das nante Desemutis, oder die protestantischen Kapuzinaden dem Aufspaz der Erzählungskunst, mit allen Uebertreibungen ab Caricaturen des Heiligen. Die letztern sind offenbar lebtesten und, wenn man will, die wirksamsten; sie setzen die Stufe der Jesuitenmissionen und nehmen unter den Predigten dieselbe Stelle ein, wie die schlechten Märchen und Melodramen unter den Werken der dramatischen Dichtung.

Denn trifft diese Anklage, die nicht schrecklicher sein kann, trifft sie die treuen Seelen nicht, die freu-

dig und mutig aus der einfachen Macht des Evangeliums predigen, das in ihrem Herzen Leben und Wahrheit geworden ist, und die dann auch den Weg zum Herzen finden. Sie haben sich weder in „leere Worte“ noch in „harte Dogmen“ je verloren; sie predigen überhaupt nicht mit ihrem Leben als mit ihren Worten und haben auch in der letzten Vergangenheit, da sie es mehr als je bedurften, Muth und Freudigkeit sich erhalten. Schwarz nimmt sie auch ausdrücklich an. Aber solche „Rathanaelsseelen“, die es in den dunkelsten Jahrhunderten des Mittelalters wie heute gegeben, bezeichnen doch nur die Ausnahmen; die Thatsache bleibt unabweislich: „Die Predigt ist gegenwärtig im Zustande tiefsten Verfalls.“ Wer also trägt die Schuld?

Die Schuld trägt der Materialismus, aber neben dem natürlichen vor allem der theologische und kirchliche Materialismus. Die Versunkenheit in Genuß und Arbeit, die raffinierte Unnatur der sogenannten gebildeten Klassen, mit einem Worte der moderne Weltgeist ist nicht allein anzuklagen, denn seine Schuld hat der geistliche Stand mit verschuldet, der zurückgeblieben hinter der Bildung der Gegenwart, fern von dem Wege freier wissenschaftlicher Erkenntnis die Religion als enges, unverständliches und verfeinertes Dogma predigt und nicht als innerlichstes, tiefstes und freiestes Geistesleben. Er ist anzuklagen, das Hyperchristenthum unserer jungen theologischen Generation, das Lutherthum und Hyperlutherthum, dies Bekanntheitswesen bis zum Katholicismus zurück, diese Sacramentalkirche, die alle geistige Vermittelung ausschließt und nur magische Kräfte wirken läßt, diese starre Objectivität der reinen Liebe, der gegenüber das Subject rechtlos bleibt, die erkennende und weiterbildende Vernunft zum Schweigen verurtheilt wird.

Alle diese Krankheitserscheinungen sind nur Ausflüsse des kirchlichen und theologischen Materialismus, der nicht ein Gegensatz, sondern eine Art des natürlichen ist. Daher kommt auch die Macht des natürlichen Materialismus, den in dem ungleichen Kampfe sein Gegner, der kirchliche Materialismus, nicht überwinden kann. Jener hat Natur und Wirklichkeit auf seiner Seite und stützt sich auf Fleisch und Blut; alle die Selbsttäuschungen und falschen Annahmen des andern vermögen nichts.

Wie mag nun die Predigt wieder eine geistige, achtunggebietende und seelenerschütternde Macht werden, „von der das vielthätige und vielgestaltige Werthtagelben zusammengefaßt, durch die es erhoben und verklärt wird, eine idealisierende, reinigende und versöhnende Macht für alle Klassen der Gesellschaft“? Mit vollem Rechte sagt Schwarz hierüber, der Prediger müsse vor allem selbst in die Tiefen des Evangeliums eingedrungen und von seiner beseligenden Macht ergriffen sein, aber er müsse es auch zugleich im eigenen Geiste und im Geiste des gegenwärtigen Lebens wiedergeboren haben.

Auf die lebendige Durchdringung in der Wechselwirkung der beiden Factoren, auf das wirkliche und völlige Eingehen des Christenthums in die Tiefen der Subjectivität, in alle die Bedürfnisse, Fragen und Zweifel der Gegenwart, und das von neuem Herausgeborenwerden aus ihnen — kommt alles an. Man kann diesen Gedanken auch so ausdrücken: Auf die völlige und wirkliche Menschwerdung Christi, auf die wirkliche und völlige

Humanisierung des Christenthums kommt es an. Damit ist denn zugleich das unendliche Recht der Subjectivität, das der Protestantismus zuerst so stark betont hat und das die Macht und Bedeutung der objectiven Wahrheit nicht aufhebt, aber sie immer von neuem, immer reicher, reiner und herrlicher aus den Tiefen des Menschengemüths hervorgehen läßt, anerkannt.

Es ist also die halbvergessene Fortentwicklung des Christenthums, für welche Schwarz zuerst nach langer Zeit wieder eintritt. Er selbst beruft sich auf einen Aenander als seinen Vorgänger hierin, aber er hat auch vollkommen recht, wenn er sagt, sobald jene oben ausgesprochene Durchdringung nicht bloß als ein äußerliches Hindurchgehen durch den Kanal der Individualität, sondern als ein organischer Lebensproceß gefaßt wird, sobald davon die Rede ist, daß eine Wechselwirkung zwischen dem Subject und der Wahrheit des Christenthums besteht; daß das Christenthum selbst bei diesem Durchgange durch die Millionen der Menschenherzen, durch die Verschiedenheit der Völkerseelen und die Jahrtausende der Geschichte sich reinigt, vergeistigt, vertieft; sobald mit einem Worte von einer Fortentwicklung des Christenthums geredet wird, da treten die Theologen erschrocken zur Seite, da heißt es: „Erhet, er hat Gott gelästert.“ Das war der Schreckensruf, der den geistesverwandten Bunsen empfing, als er das semitische Christenthum ins Japheitische, oder sagen wir lieber ins Deutsche übersetzen wollte, „in das Deutsch der Gegenwart, in die Innerlichkeit des deutschen Gemüths und in die einheitliche und zusammenhängende Weltanschauung der Gegenwart.“ Denn diese Uebersetzung muß als ernsthafte und gründliche zugleich eine geistige Umbildung sein, ein Wiedergeborenwerden,

die Form sich ändert, sondern auch der er wird. Der reine und einfache Kern wie er aus den Reden Christi am 11. soll hineingepflanzt werden mitten in unser Streben und Fühlen, in unser Leben und wirkt mitten in die Gegensätze unserer

Zeit, in die reiche und gegliederte Sittlichkeit der modernen Welt, in das verfeinerte und vergeistigte Empfindungsleben, wie wir es jetzt durchleben. Das Christenthum soll gleichsam herausgehoben werden aus den geschichtlichen Zusammenhängen seines Ursprungs, aus den der damaligen Zeit angehörigen Gegensätzen, abgelöst von dem, was nur historisch, das heißt, was vergangen ist; es soll zu einem vollkommen gegenwärtigen, lebensvollen, aus unserm Fleisch und Blut von neuem geborenen werden.

Es ist das ein Großes! Das ideale Princip des Christenthums dem jüdischen Wunderboden entzogen und hineingestellt in eine natürliche und sittliche Weltordnung, vom Orient nach dem Occident verpflanzt, aus der Weltabwendung und Einsamkeit zur Weltburchdringung fortgebildet! Daß der Gegensatz von Welt und Reich Gottes damals, da die christliche Kirche auf dem Schuttboden der dem Untergange geweihten heidnischen Sitte und Sittlichkeit sich erhob, eine ganz andere Spannung hatte als heute, liegt auf der Hand; daß Familie, Gesellschaft, Recht, Staat kaum noch in ihren Grundlinien gezeichnet, kaum noch in ihrem positiven sittlichen Werthe anerkannt waren, ist unleugbar. Die neue Religion war ja nur noch ein idealer Keim, es fehlte die volle sittliche Ausgestaltung! Das aber ist der Charakter unserer Religiosität: einmal, daß sie sich in die innere

den Seelentiefen bis zur Unschärfe zurückgezogen aus Dogma und Cultus, dann wieder, daß sie überall ihren Ausgang, ihre Bewährung und Erfüllung sucht in der Sittlichkeit. Daß Religion und Sittlichkeit gar nicht mehr zu trennen, daß jene nicht anderes ist als die ideale Gemüthserhebung, die Begreifung der sittlichen Aufgaben, wie sie gewonnen wird durch die Einkehr in Gott, durch seine Liebe, die sich zur Gegenliebe entzündet in dem Herzen der Menschen. Das ist daher die Aufgabe unserer Predigt, überall in sich diese innerste und engste Verblutung von Religion und Sittlichkeit darzustellen, die Religion in ihrer Ursprünglichkeit, gleichsam in ihrem stehenden Leben, noch aus dem toten Dogma erlöst, zu erfassen, aus ihr als dem göttlichen Quellpunkt aller Sittlichkeit fort und fort zu schöpfen.

Es ist nun diese Fortentwicklung des Christenthums allerdings ein überaus schwieriger Punkt, der zugleich auch als das Schibboleth des Nationalismus mannichfachen Widerspruch erfahren wird. Zwar ist auch ein Aenander dafür eingetreten, der gewöhnlich dem Supranaturalismus zugerechnet wird, aber als selbständiger und eigenständiger Geist keiner Schulrichtung obliegend entspricht; insofern ist es immer nur eine formale Fortentwicklung gemeint, d. h. eine immer vollkommener Darstellung im Leben und in der Wissenschaft, auf die man hingewiesen, und ein andere zu verlangen entspricht so wenig den Ideen als nur der gegenwärtigen Theologen, sondern den Ideen und dem Gefühl des Christen, daß Referent nicht umhin kann, näher auszusprechen, was ihm eigentlich als die Forderung Schwarz' erscheint. Es ist nämlich doch nur eine formale Fortentwicklung damit gemeint, nur daß Schwarz damit Ernst macht und deutlich sagt, was er darum versteht. Ein Lessing wies darauf hin, daß die christliche Religion in sich selbst das Princip, d. i. die bestimmte Möglichkeit einer stetigen Fortbildung und Entwicklung habe. Schwarz fügt das Wie hierzu bei. Das Ausschneiden des einseitig oder mit besonderer Vorliebe betonten rein historischen Elements, d. h. nicht etwa des historischen Christus, sondern nur des geschichtlichen Faktums am Bau, die Revision des überkommenen „judaistischen“ Gottesbegriffs eines Gottes der Willkür, das Aufheben jenes Schmähens auf die Welt und alle menschliche Bildung, die nicht wie in den Anfängen des Christenthums diesem gegenüber- und entgegensteht, sondern von dem Christenthum durchdrungen ist oder immer mehr durchdrungen werden soll, anstatt daß man sich mit bloßer Verbannung und Schmähung genügen läßt: das ist es, was Schwarz fordert, und Referent vermag allerdings nicht als das Postulat einer nur formalen Weiterentwicklung hierin zu erkennen. Die Verwirklichung ist natürlich eine unendlich schwierige Aufgabe, die aber darum doch unmöglich abgewiesen werden darf, ja die Ehre mag von diesem Standpunkte gerade eher gehofft werden, der die religiöse Innerlichkeit und Gemüthsstärke des Supranaturalismus mit der wissenschaftlichen Kritik und dem Gebot einer praktischen Sittlichkeit verbindet.

Freilich darf hierbei die Gefahr nicht vergessen werden, die bei dem einmal Begonnenhaben die weitere Ausführung unleugbar bedroht. Ist mit dem Ausschneiden einmal der Anfang gemacht, so ist dem Fortgehen nur schwer ein Damm zu setzen, ja das Ende ist überhast

ist abzusehen, und wie jene Forderung das Kennzeichen des Rationalismus mit seiner Wahrheit, aber auch mit ihren Schwächen und Mängeln ist, so ist auch die eben gedehnte Gefahr, die sich bei dem ersten Schritte zeigt, als ewige und ewig unüberwindliche Hinderung des Rationalismus. Die Berechtigung des Subjects, welche der Protestantismus allerdings kennt und betont, wird leicht der Willkür des Subjectivismus, wenn die objective Form gelodert wird, und diese Wahrheit, die noch neuerdings eine Stimme aus der griechisch-orthodoxen Kirche als Charakteristikum und nicht gut zu machenden Mangel des Protestantismus im allgemeinen bezeichnet, ist für Wissenschaft der feste Fankapsel, aber für die praktische Ethologie und für das Leben wird sie zur höchst bedenklichen Frage. Referent kann nicht umhin für das weiteregehen auf eine Broschüre zu verweisen: „Quelques ts d'un chrétien orthodoxe sur les confessions occidentales etc.“ (Leipzig, Brockhaus, 1855), welche sich diesen Punkt verbreitet und neben manchem Irrthum geistvoll Anregendes und Wahres enthält. Für die Urtheilung aber erinnert er zugleich an das von Bunsen Gelegenheit des „rationalistischen Bibelstillschließes“ in Einleitung seines Bibelwerks Gesagte. Bunsen findet sich die geschichtliche Berechtigung der rationalistischen Erläuterung, „welche im gewöhnlichen europäischen Gebrauch die philosophische heißt“, zunächst in dem Einsatze zur Tyrannei und Unkräftigkeit der scholastischen Erläuterung, welche die einzelnen Bibelstellen aus dem Zusammenhange reißt und in ihnen nur Haltepunkte für ihre fertigen dogmatischen Formeln sucht. So aber im allgemeinen darin, daß sie vernünftig sein die Bibel vernünftig auslegen will. Aber die Schrift ist diesen Standpunkt ein von Menschen unter gegebenen Umständen, in gewissen Zeiten und Verhältnissen für gewisse Zwecke geschriebenes Buch, welches nach allgemeinen Regeln der Auslegungskunst erklärt werden muß als ein Buch jenes Volkes und Landes, wozu der ewige Gehalt und die ewige Bedeutung für die Menschheit verloren geht.

Alles dieses ist dem gewöhnlichen Rationalismus gegenwärtig. Die Gefahr schwindet indessen dadurch, daß eben nicht der gewöhnliche überwundene Rationalismus ist, welcher jene Forderung vollziehen will. Dieser ist nicht entgehen. Anders ist es hier bei diesem Rationalismus, welcher die ideal-realen Mächte des Christentums kennt und anerkennt, der Speculation und Ethologie gleichmäßig umfaßt und überhaupt frei ist von erwundenen und überstandenen Einseitigkeit jener Zeit.

Es zeigt sich auch sofort bei den von Schwarz für die Forderung gezogenen Konsequenzen. Er verwirft er und mit Recht die Unterscheidung zwischen moralischen oder dogmatischen Predigten, die beiden als einseitig gleich werthlos und verkehrt sind. Denn beide sind es.

Er sieht nicht anders als die alten Rationalisten, die sich in die ewige und ordinäre Philisterrationalität verloren, sind die Be-

Schwarz nennt als Muster in dieser Beziehung nur den einen Dräseke, der indessen nur geistlose Nachahmer und Manieristen gebildet hat, „die artige, symmetrische Dispositionen mit pikanten Schlagwörtern schmückten, aber von seiner alles, was er berührte, vergeistigenden und verinnerlichenden Kraft keine Ahnung hatten“. Auch wurden seine Wege damals von den tiefen wissenschaftlichen Gängen Schleiermachers und der speculativen Schule gekreuzt, von der indessen gerade für die Predigt nicht so viel gewonnen wurde, als man hätte erwarten sollen. Schleiermacher selbst hat noch so viel Theologie gepredigt, und seine Schüler haben wie immer unter einseitiger Festhaltung des christologischen Kerns und der dialektisierenden Form sich von dem Meister weit entfernt, hinein in eine gewisse doctrinäre Monotonie. Ihre theoretisierende Stilleheit konnte die realen Lebensmächte nicht bewältigen, und diese leere gebliebene Stelle nahm die neu sich erhebende Orthodoxie ein, die unter dem Selbstgeschrei des Realismus christliches Leben und Sitte neu zu gestalten und unter das harte Joch des alten Dogmas zu zwingen suchte. Der Versuch ist gescheitert, aber eben darum müssen jene realen Lebensmächte, d. i. nicht Aberglaube und Gewohnheitschristentum, sondern „das, was wirklich noch lebt und mächtig ist in den Herzen und Sinnen der Menschen, das ganze reiche Innen- und Außenleben“, in die Predigt hineingezogen und unter das Licht des Evangeliums gestellt werden.

Das ist die Aufgabe des Christentums, freilich auch die, die dafür verantwortlich ist, daß das frommen Realismus innerlich wahr und dem Bösen gegenüber die Herrschaft aller Mächte aber auch ein Leben, eine Gegenwart, eine Kraft, die, was drängend und mächtig ist.

Hierher gehört nun auch die Frage über die Berech-

tigung der Kritik auf der Kanzel. Sie ganz zu verbannen mit der einfachen Zurechtweisung, hier komme es nur auf Erbauung an, weiß Schwarz als einseitig ab. Die Ruhe des Gemüths und der Seele kann ja ohnehin nicht ungestört bleiben bei den Fragen und Zweifeln, die jedem Denkenden im Innern aufsteigen und die von außen her in unserer reflexionsreichen Zeit durch Lectüre und Gesellschaft vielfach genährt werden. Auch Schwarz erkennt gerade die Aufgabe an, jene Zweifel zu überwinden, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, Gemüth und Verstand zu versöhnen. Es kommt hierbei nicht auf den ungestörten Besitz, auf die gewohnheitsmäßige Ruhe an, sondern auf die Wahrheit. Echte Frömmigkeit, die sich bewährt in den Prüfungen des Lebens, bedarf eines Glaubens, der vollstes und innerstes Eigenthum geworden, d. i. durch alle Kräfte unsers Geistes, auch die erkennenden hindurchgegangen ist, ja die Sicherheit und Kraft des Willens wächst mit der Klarheit des Erkennens, und darum ist es gerade die Aufgabe des Christlichen, der die ganze wissenschaftliche Arbeit für die Gemeinde hindurchgemacht haben soll, ihr die Früchte dieser Arbeit nicht vorzuenthalten. Er gerade soll so einfach, klar und kurz wie möglich ihr hinweghelfen über die Widersprüche und Schwierigkeiten, die sie nicht zu beseitigen vermag und die doch den Verstand immer von neuem beängstigen. Referent hat sich indessen hiervon nicht überzeugen können. Er verweist für seine Bedenken und Zweifel hierbei auf das, wovon unter anderem der berühmte göttinger Meyer in seinem „Commentar“ warnt, daß nämlich der Prediger nicht in ein vornehm wissenschaftliches Gebaren ver falle und die Kanzel mit dem Rathgeber verwechsle. Mit um so größerem Nachdrucke sind daher die folgenden Worte Schwarz' zu betonen:

So un widersprechlich wahr dies alles ist, so gewiß ist doch wieder, daß die Kritik auf der Kanzel nur mit der größten Vorsicht, mit wahrhafter christlicher Weisheit und Liebe geübt werden darf. Und soweit hier überhaupt allgemeine Regeln aufgestellt werden können, wird das als Grundsatz gelten müssen, daß die Kritik nie Selbstzweck, immer nur Mittel, daß sie nie herrschend, immer nur dienend sei. Damit hängt nothwendig zusammen, daß sie nie mit wissenschaftlicher Selbstgenügsamkeit und Ausführllichkeit auftreten darf, sondern in der einfachsten, kürzesten, anspruchslosesten Form, daß ferner die Negation immer nur den Uebergang bildet zu einer neuen Position, einer volleren und klarern Herausarbeitung echt christlicher Wahrheit. Das ist von jener Forderung der Urbanität das Wahre, daß der Eindruck jeder Predigt wesentlich ein positiv erhebender und versöhnender sei, daß jeder Risikant des Zweifels sich zur christlichen Harmonie auflösen müsse; und da, wo stilles Zartgefühl waltet, wird sich auch von selbst das Bedürfnis geltend machen, je unannünder die Kritik ausgesprochen, desto wärmer und begeisteter auch das Echte und Bleibende hervorzuhelen.

Endlich soll die Predigt auch der Form nach eine gegenwärtige sein. Sie soll die Sprache der Gegenwart reden, nicht aber eine vergangene in geschmackloser Nachahmung des Biblischen und Kirchlischen, denn durch die gehäufte und ungewählte Anwendung verliert auch der biblische Ausdruck an Reiz und Kraft und wird zu einer geistlosen und ermüdenden Form, zu einem zusammenhangslosen Flickwerk, besonders wenn neben der Sprache

der Gegenwart nicht nur die eiserne der Bibel, sondern auch die nur hölzerne eines wenn auch großen rufführenden Jahrhunderts geredet wird. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Forderung für den innern Bau der Predigt, in welchem nicht der alte lästige Schmelzmus, die steife Umständlichkeit in der Einteilung, die allzu viele abstracte Logik in der Unterscheidung von Grund und Folge, Wesen und Wirkung, überhaupt nicht ausschaltliche Maschinerien herrschen sollen, sondern ein innere Fortschritt, der den Geist der Gegenwart an sich trägt.

Jenem Tadel und diesen hohen Forderungen gegenüber liegt der Vorwurf eines anmaßenden Selbstgefühls nahe, der ja so gern gegen alle erhoben wird, die nicht in dem gewöhnlichen Niveau der Mittelmäßigkeit stehen, und namentlich von solchen, die ohne die Möglichkeit einer andern Polemik diesen Vorwurf als den zunächst liegenden mit Freuden erheben und ausbeuten. Indessen Schwarz sagt es selbst, daß er nur so gesprochen, weil er vielleicht tiefer als mancher andere von der Dürre und Verkommenheit der Predigt in unserer Zeit durchdrungen und von einer ganz andern Thätigkeit her schon in das praktische Amt eintretend von der Schwierigkeit des Predigens einen vollern Eindruck erhalten habe und unbefangener darüber reden können als diejenigen, welche die praktische Laufbahn von früh an sich erwählten. So habe er, weil er das Ziel und den Weg der Besserung klar zu sehen glaube, den ersten Schritt gethan, auch um derrer willen, die das Morgenwehen einer neuen Zeit an sich selbst fühlen, aber die sich durch das Ward unserer Theologie nicht hindurchzufinden und die neue Zeit mit heraufzuführen vermögen.

In diesem Sinn und Geiste sind diese Predigten entstanden.

Eine eingehende Beurtheilung derselben, namentlich in homiletischer Beziehung zu geben, hält Referent nicht wol für seine Aufgabe an diesem Orte. Er weiß wohl Treffenderes darüber zu sagen, als daß sie eben im Sinn und Geiste des Vorworts geschrieben, die dort geklarte Aufgabe deutlich erkennen lassen und also als eine lebendige beweisen, wenn auch manches Neue in ihnen als ungewohnt vorerst noch überraschend wirkt. Es sind religiös-sittliche Predigten. Den Inhalt dieses kurzen Urtheils geben des Verfassers eigene Worte in der Vorrede, dem Geist auch in ihnen weht. Reich an praktischen Gedanken verbinden sie, wie sich das bei einem Schwarz selbst versteht, zugleich speculative Ideen, jedoch in dem Sinne, daß das am tiefsten Speculative zugleich am meisten praktisch ist, und ohne irgendwelche einen gesuchten Contrast zum Schau zu tragen, der auf der Kanzel an unangenehmsten auffällt. Der Inhalt bestätigt daher gleichfalls, daß sich die Predigt wie die Religion vorzugsweise an das Gemüth wenden, aber zugleich den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Veröhnung befriedigen soll. Die polemische Tendenz der Einteilung ist wie billig den Predigten fern geblieben, wenn in ihnen auch hier und da ein Streiflicht auf Irrgen und Streitpunkte der Gegenwart fällt. In Bezug

auf die Form hat sich Schwarz in der Vorrede mit der beharrlichen Opposition des Genies gegen alles nur Hergebrachte und gegen das slavische Hangen an traditionellem Schematismus erklärt. In den Predigten ist die Form schlicht zu nennen, ein Beweis, daß die Sache, der Inhalt ihm die Hauptsache ist. Der Ausdruck ist einfach, klar und würdig, im Gegensatz zu dem anderer Prediger, die in der Vorrede mit der Terminologie des 16. Jahrhunderts davon reden, daß sie „ein Büchlein ausgehen lassen“, und in den Predigten selbst ihre Vertrautheit mit moderner Phrasologie beweisen.

So ist denn zu hoffen, daß diese Predigten nicht nur für das polemische Interesse Theilnahme erregen oder dem Interesse an der Persönlichkeit genügen werden, sondern daß sie vielmehr wirken, wie die Predigt wirken soll, erluchtend, läuternd, erregend, erbauend. Die Gefahr für sie ist freilich nicht zu leugnen, daß mancher sie lesen wird nicht als Predigten, sondern zunächst nur als Predigten von Schwarz, daß daher auch ihr Eindruck diesem Nothwendig entsprechend und von dem sonstigen Verhältnisse des Lesers zu dem Prediger abhängig sein wird. Indessen ist das wol bei allen Predigten der Fall; genug daher, wenn, wie es Referent von sich selbst gesteht, das Wort an sich ganz unabhängig von solchen Umständen den Weg zum Herzen findet. Die erste Bedeutung dieser Predigten ist ja auch vorerst die für das System, als Beweis für seine Lebensfähigkeit und praktische Geltung, ja für die Berechtigung dieses Standpunktes auf einer Kanzel der protestantischen Kirche. Dieser Beweis ist geleistet. Seiner überzeugenden Kraft Wirkung mag zunächst Vorurtheile und Zweifel zerstreuen. Aengstliche und Befangene werden sicher erschrocken die Köpfe schütteln, wenn sie des Wortworts unfehlbar derbe Sprache hören. Mögen sie seine Aufgabe bedenken: es soll polemisch sein und will Bahn brechen, und im Entscheidungskampfe müssen starke Streiche fallen. Auf anderer Seite wird ja noch ganz anders polemisiert! Und an Entgegnungen kann es nicht fehlen, denn natürlich wer sich getroffen fühlt, wird nicht schweigen. Bei allem Gegensatz aber und Gegenstand wird sich Schwarz nicht beirren lassen. Gerade er ist der Mann, seine Sache zu vertreten. Fühlt man doch auch aus seinen Worten die Siegeshoffnung der Ueberzeugung, und der Kampf muß daher entscheidend sein für die ganze Zukunft seiner Richtung.

Ein Dichter machte vor einiger Zeit den — verunglückten — Versuch, mit seiner Harfe den Grundstein zu legen zu einem mächtigen Bau, dessen Sockel bei so bedenklichem Unterbau noch niemand geschaut. Diese Predigten werden eine bessere Grundlage sein für den Ausbau einer zu erbauenden und aufzubauenden Gemeinde, und schon als erregend werden sie nicht verfehlen können, ein neues kirchliches Leben mit zu erwecken. Möchten aber diese Predigten namentlich auch jüngere Theologen lesen; das Wortwort sollen nur solche überschlagen, die in ihrer Demuth sich zu gut dünken, noch lernen zu können! Gält noch ein großer Theil von ihnen wirklich ihre Aufgabe für gelöst, wenn sie unverbaute dogmatische Formeln

1859. 46.

wiederläuen, oder wollen sie ja textgemäß predigen, so gleicht dies mehr einem Bangballspielen mit dem Texte, bei welchem dem Zuhörer angst und bange wird. Schüler freilich werden in unserer schnellen Zeit bald genug sich befeuern, den Meister auch in der Antithese womöglich zu überholen, und ein Zuviel ist hier erst recht vom Uebel. Aber man soll Gespenster nicht vor der Zeit sehen, und dieser Furcht ist auch bei dem unleugbaren allgemeinen Zuge der Gegenwart zu dem Positiven nicht allzu viel Raum zu geben. In dieser Beziehung ist zu beklagen, daß Schwarz seiner akademischen Thätigkeit entzogen ist, wenn nicht in Jena oder anderswo jugendfrische Kräfte im Lehramte des neuen Geistes pflegen. Vorerst aber genüge dieser erste Anstoß, diese erste rettende oder schaffende That! Der künftige Ausbau kann unserer Sorge entbehren, wenn es die Wahrheit ist, der das Wort gilt.

Dieser Aufsatz war in der vorliegenden Gestalt brendet, als uns ein „Offener Brief“ bekannt wurde, den jemand unter dem Namen des gothaischen Bauern Heinrich Stradaus an Schwarz in der Absicht zu schreiben sich veranlaßt gefunden hat, ihn zu widerlegen, ihm Widersprüche, ja das Unchristliche und Widerchristliche seines ganzen Strebens nachzuweisen, die evangelischen Geistlichen aber vor ihm zu warnen und zur Bekenntnistreue zu ermahnen:

Offener Brief an Hrn. Dr. Schwarz zu Gotha von Heinrich Stradaus. Leipzig, Breit. 1859. 8. 4 Ngr.

Es ist diese Form nicht ungeschickt gewählt. Es hat zunächst etwas doppelt Wohlthuendes und Gewinnendes, wenn ein alter Mann in schlichter Weise für seine Ueberzeugung eintritt und zur Treue gegen den Glauben der Väter mahnt. Sodann wirkt die einfache aber kernig derbe Sprache auf das Gemüth wie die Mahnung einer entschwindenden Zeit ungleich mächtiger als gelehrte Discussionen. Indessen müssen wir doch hierfür auch eine entsprechende Persönlichkeit fordern, die dann gewiß auch alle jene Vorzüge zu voller Geltung bringen würde, wenn sie das Feld der gelehrten Discussion und Polemik meidend eben nur für die Ueberzeugung und mit der Macht der Ueberzeugung kämpfte. So aber bringt der Verfasser einen Bauer, der nicht nur Schwarz' wissenschaftliche Werke studirt hat, sondern ganz unbefangenen seinen Cicero, Horaz, ja die Neuplatoniker und Lucian citirt, daß es eine Art hat, und auch mit der gesamten theologischen Literatur eine genaue Bekanntschaft beweist, sodas der Verdacht nahe liegt, es sei die ganze Werkleitung nur gewählt, um unter der Firma natürlich gutmüthiger Vertheidigung mit einer recht bairischen aber auch nur bairischen Grobheit zu schreiben, was man sonst nicht wagen dürfte anzusprechen, das was nicht gleich widerlegt werden kann, als einem schlichten Verstande unzugänglich abzuweisen und überhaupt den Anspruch erschöpfender Gründlichkeit oder auch nur angemessener Form von vornherein abzulehnen. Darum muß es sich Schwarz gefallen lassen, als „junger Mann“ — warum nicht lieber: „junger

Mensch? — angerebet und zurecht geworfen zu werden, darum wird die Erfahrung des alten Soldaten vorgeschoben, der schon viele hat sterben sehen und einst für König und Vaterland gekämpft, und endlich wird auch von dem unerschütterlich wahren, aber nicht ganz neuen Argument etwas ausgedehnter Gebrauch gemacht, daß mit bloß negativer Beispielen Sterbenden und Verzweifelnenden nicht gebietet ist, daß es da gilt, ganz andere Mächte in Bewegung zu setzen, ja es wird uns von einem „recht lieberlichen, gebildeten Strolche“ erzählt, der zutiefst ein Säuser und Nichtsnutz die Religion, die Kirche und ihre Diener verachtete und verspottete, solange es ihm wohl ging, und der sich, von schrecklicher Krankheit plötzlich heimgesucht, doch noch bekehrte und dann ruhig starb. Daneben soll es der alte abgestandene Rationalismus sein, den Schwarz vertritt, seine Richtung wolle er an die Stelle des Christenthums setzen, seine Polemik gegen das ausschließliche oder vorzugsweise Betonen des Vergangenen und Veralteten, das keine Lebenskraft mehr ist, sei einfach die Feindschaft gegen den historischen Christus, und es ist nur zu verwundern, daß neben den andern etwas wohlfeilen Wortspielen nicht auch das durch den Namen gebotene angebracht wird. Von irgendwelcher Anerkennung auch nur einer von Schwarz' Forderungen, ja nur von der Anerkennung einer christlichen Gesinnung ist keine Rede; ja es sind sogar hässliche Verdächtigungen, die zuletzt ausgesprochen werden. Um nämlich von andern zu schweigen, kennt der gothaische Bauer den „Erzählungskünstler“ ganz genau; er weiß vollkommen bestimmt, welche Persönlichkeit damit gemeint ist und findet in dieser Bezeichnung den Dank für die liebende Aufnahme Schwarz' von Seiten seiner Amtsbrüder, die er also verunglimpft und gegen welche er gemeine Stabskassafereien vor christliche Predigten schreibt. Glaubst denn der gothaische Bauer wirklich, diese Worte, die er echt bäuerlich „das Vorgeordnete“ nennt, sei nur für Gotha und gothaische Zustände geschrieben? Hält er sich für berechtigt, weil er auch sonst Schwarz' Worte verdreht, ihm eine so unedle Gesinnung anzubilden? Wir mögen dem Bauer den Irrthum zugute halten, wenn er nicht einseht, daß die Kluge gegen Erzählungen, die Schwarz von der Kanzel verbannt wissen will, sich auf die Gesammtheit aller bezieht, die in diesen Fehler verfallen; aber die Persönlichkeit soll er nicht verdächtigen, und er, der so weise spricht, mag es hören, daß ein ehrlicher Landmann zu solchen Mitteln nicht greift, und daß es einem alten Mann, der einen andern mahnen will, nicht zu schimpfen, schlecht steht zu lügen. Hätte der Verfasser in ruhiger Sprache zur Besonnenheit gemahnt und vor Ueberstürzung gewarnt, wäre er eingetreten für seinen Seelsorger, den er von den von Schwarz Bescholtenen ausgenommen wissen will, oder hätte er einfach gesagt, die Erfahrung seines Herzens, die Ueberzeugung seines Alters sei ihm zu theuer, als daß er sie so schnell aufgeben möchte: sein Wort hätte ihn und seine Sache gerettet und das Wahre seiner Behauptungen zur Geltung gebracht. So wird seine Broschüre erfolglos bleiben.

bra, ja sie wird ihm den Lohr entfremden, der genöthigt auch nicht geneigt sein wird, die zuletzt angebrachten Bemerkungen zu beherzigen. Schwarz verderbe das Volk, das Gott und die Obrigkeit nicht mehr ehren werde. Letzteres möchte nicht in denselben Fehler verfallen, aber es liegt in diesen hingeworfenen und fast unwillkürlich entfallenden Worten für einen inquirirenden Kritiker unendlich viel. Der Schafspelz des wohlmeinenden Bauern scheint sich hier zu verschieben und läßt ein anderes Kleid schauen.

Abgesehen davon mag indessen das Schrifchen als Curiosum seine Leser finden. Einen Eindruck, geschweige denn ein Gegengewicht wird es nicht gewähren. 33.

J. Michelet und G. F. Lewes als Naturforscher.

1. Das Insekt. Naturwissenschaftliche Beobachtungen und Reflexionen über das Wesen und Treiben der Insektenwelt. Von J. Michelet. Mit einem Vorwort von J. F. Blasius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1858. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Naturstudien am Seebrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Von G. F. Lewes. In Bewilligung des Verfassers übersezt von Julius Kiese. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Das sind zwei geistreiche Schriften, die ihre Leser durch eine ganz eigenenthümliche Auffassung ihres Themas und durch die Herz und Geist erfreuende edle Sprache fesseln. Solche Früchte auf unsern deutschen Grund und Boden zu verpflanzen ist ein Gewinn für unsere geistige Cultur und man kann sich freuen, daß die sehr geschickt von berühmten Meistern geschrieben ist. Die Bücher machen ganz den Eindruck, als wären sie ursprünglich deutsch gedacht und deutsch geschrieben. In ihnen athmet noch der angetriebene Geist des europäischen Friedens der wissenschaftlichen Verbrüderung aller Nationen. Sie sind daher ganz dem geeignet, das bekümmerte Gemüth zu beruhigen und still innerlich zu erheben. Wir leben in einer Zeit, die große Nechlichkeit mit der hat, in welcher der große Alexander von Humboldt sein „Ansichten der Natur“ zuerst herausgab und seinen besorgten Lesern zurief: „Ueberall habe ich auf den ewigen Ernst hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Gemüthung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dämmerlicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Klüften der Andesketten.“ Ein ähnlicher Jurot paßt auch für die vorliegenden beiden Schriften, mit dem sie ihre Leser einladen könnten zu ihrer gemüthlichen Naturbetrachtung. Wir thun es hier in ihrem Namen.

Der Verfasser des unter Nr. 1 aufgeführten Werks: „Das Insekt“, J. Michelet, hat sich auf dem Gebiete der Unterhaltungs-naturlehre in kurzer Zeit einen berühmten Namen erworben. Sein erster Versuch über die Vögel hat viel Aufsehen gemacht und diesem zweiten über die Insekten läßt sich die selbe günstige Aufnahme mit Bestimmtheit versprechen, da er jenem in seiner Einsicht nachsteht, sondern ihn sogar noch übertrifft durch Reichhaltigkeit und speciellere Durchführung einzelner Thiergemälde. Er versteht es meisterhaft, seine denkenden Leser zu fesseln. Sein Weg ist ein ganz eigenbäumlich fruchtbarer. Die Natur wird hier in einen Kreis von Lebensgemeinschaften eingestrahlt, welche ebenso ausgezeichnet sind durch ihre Beziehungen zum Menschenleben wie durch ihre poetische Schönheit und Neuheit. Michelet ist viel mehr Naturmaler und Naturdichter als Naturforscher. Er war lange vorher ein berühmter Geschichtsforscher der philosophischen Völkergeschichte. Als sein Vorhaben

knagte ich früher in den engen Kreisen der Bibliotheken, wo ich es noch und noch in einem förmlich einselligen Stubengedanken gewesen war. In dieser einsamlichen Lebensweise lief er beständig und ununterbrochen zu schlafen. Sein Gesandtenstand war bewußtlich, er verlangte nach dem Umgang mit der Natur. Er folgte dieser Aufforderung und fand hier eine reiche Quelle seines Geistes. So ward er ein aufmerksamer Beobachter, ein geistreicher Forscher und ein warmer Freund der Natur. Alles was er hier sah und hörte, was er dachte und was er empfand, war für ihn neu und interessant. Und was ihn im vorzugsweise entzückte, was die überaus klar und verständlich hervortretende Grundlage zum Vergleich mit der Weltgeschichte o Menschen. Er hatte viel erwartet von der so lange vernachlässigten schönen Natur, aber er hatte noch unendlich viel mehr gefunden. Sein Blick war unerschütterlich groß. Seine Schriften sind die hingeworfene, besterworfener Naturforscher wurden seine Wege in den weiten Gefilden des neuen Wissens. Darin lag der Grund, daß er aus diesem begabten Naturleben nicht bloß ein belebtes und gekämpft wurde für seinen eigentlichen Beruf, sondern auch ein heißes Verlangen fühlte, der gebildeten großen Welt in Götter zu verstanden. Er konnte es nicht unterlassen, er sah sich häufig auszufragen, er machte seine Ansichten der Natur ein theilnehmendes Denken zum Bewußtsein bringen; er mußte anerkennen, daß in der schönen freien Natur die heilbringende Grundlage für alle Gelehrten, die bedeutungsvollste Grundlage für alle Bildung sei. Bedenke man nun, welche hohe Stufe geistiger Entwicklung der Verfasser vorher schon erkliegen hatte, ehe ihm diese Quelle der Nahrung seines Geistes zum Bewußtsein kam, wird es klar, daß seine Naturbetrachtungen ausserordentlich reichhaltig ausfallen mußten. Und so gehaltenen begeisterten Eindrücke der Natur haben wir lange nicht gehabt. Den den Naturforschern von Fach mag er wol hier und da zu unvollständig, zu teleologisch zu Werke gehen, das ist wahr, aber werden sich doch über den Mann freuen, der in so frühen Jahren mit seiner ganzen Geisteskraft ein aufrichtiger Kenner der Natur der Wissenschaft geworden ist, er wird ihnen unendlich lieber sein, als das Heer von Dilettanten, die sich darin lassen, buntgeschmückte Streifungen und Kränzchen auf dem der Naturwissenschaften zu pflegen, um damit Geld zu verdienen bei dem großen Publikum. Sie werden auch an kleine Werke gegen ihre Wissenschaft sein zu großes Gewicht legen, es wissen, daß Michael kein Naturforscher von Fach ist und seiner sein will.

Aus der Einleitung des Werks erfährt man, daß der Verfasser im Frühjahr 1856, als er eben mit der Beschreibung des baren 16. Jahrhunderts der Geschichte Frankreichs fertig geworden war und sein „Vogel“ die Presse verlassen hatte, eine ungereifte nach der Schweiz gemacht habe und daß sein Aufbruch zuerst in Genf, später in Luzern gewesen sei. Hier lag seine Wohnung in der Nähe der Stadt, war das Speichzimmer eines kleinen Klosters und gewährte einen reizenden Blick auf die auf den See und die Alpen. Vom Morgen bis zum Abend blieb ihm die Sonne getreu und deckte sich um sein Fenster und in der Mitte des Zimmers aufgestellt war. Die Hauptgegenstände der Objecten für seine Studien war ein hoch über dem eleganten Fichtenwald. „Was dieser Fichtenwald“, sagt er zunächst unter seinen eichen, finkern Säulen vor, wie ein für die Säulen eines Tempels hätte halten können, worin des Lobes, aber eines Lobes, der keineswegs Traurigkeit, sondern eines geschmückten, bezirten und glänzenden Lobes, wie ihn die Natur häufig der Pflanzenwelt gewährt. Bei jedem Schritte erschienen alte, abgesehlagenen, doch sturzwurzelte Bäume mit einem unvergleichlichen Teppich von Sammet bekleidet, einem Stoffe, der prachtvoll mit Moos durchwebt war, welches sich weich anfühlte und rege entzückte durch sein wechselreiches Aussehen, seinen den Schein, seine Farbe. Aber das thierische Leben, was? Mein Ohr gewöhnte sich daran, es zu erkennen, zu hören. Ich spreche nicht von dem Pfeifen der Reisen, von

dem eigenthümlichen Dachen des Spiegels, dem kläffenden Schreien des Dots. Ich denke an ein anderes Volk, gegen welches die Vögel Krieg führen. Ein lautes Gekröse, stark genug, um das Gekröse eines Vogels zu überbieten, sagte mir, daß die Wespen den Wald durchschwärzten. Schon hatte ich ihre Feste gesehen, von welcher aus mehr als eine mich begeisterte, meine Schritte beargwöhnend und offenbar nicht sehr wohlwollend.“ So erfährt der Leser, wie der Verfasser Stoff sammelte zu seinem „Insekt“. Der Winter zog ihn wieder nach Paris an den Arbeitstisch seiner historischen Forschungen, wobei doch auch die Gelegenheit nicht ungenutzt vorüberging, die Welt der Insekten aus den Werken großer Meister zu studiren. Den Sommer 1857 verlebte der Verfasser in Fontainebleau; hier vollendete er sein Werk.

Das Buch zerfällt außer der Einleitung noch in drei Abschnitte, wovon der erste die Metamorphose der Insekten bespricht, der zweite die Nistung und die Künste dieser kleinen Geschöpfe zur Anschauung bringt, und der dritte von der gesellschaftlichen und künftlichen Einrichtung dieses Thierlebens handelt. Der Verfasser bleibt im allgemeinen dem Thema des jedesmal behandelnden Abschnitts getreu, macht sich aber auch nichts daraus, bald hier bald dort einmal abzuspriegen, um etwas einzuflechten, wofür er sich augenblicklich interessiert; so führt er in der Metamorphose der Insekten seine Leser plötzlich in das Reich der Insekten und zeigt, daß sie die unmerklichen Erbauer des Erdballes sind. Solche Freiheiten erlauben sich geistreiche Schriftsteller oft und man hat es sogar gern, weil man darin das Zeichen eines originellen schaffenden Geistes erkennt.

Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir sie etwas specieller mit dem Buche selbst bekannt machen, und wir wählen dazu Betrachtung des Verfassers über die Spinne. Er scheint die wunderbare Natur dieses Thiers mit großer Vorliebe studirt zu haben. Ihr Gewebe sieht er als einen erweiterten Bestandtheil ihres Körpers, ihres ganzen Daseins an. „Von freier Natur selbst“, sagt er, „scheint die Spinne sich in diesem Kreise auszuwickeln und die Fäden ihrer Netze durch die glänzenden Fäden zu verlängern, die sie angelegt hat. Im Mittelpunkt ihres Gewebes besitzt sie ihre größte Kraft zum Angriff oder zur Vertheidigung. Außerhalb desselben ist sie schwächer; vor einer Fille würde sie sich zurückziehen. Dieses Netz ist für sie ein elektrischer Telegraph, welcher die leiseste Berührung fühlt, und ihr die Annäherung eines unbemerkbaren, kaum wägbaren Wides anzeigt; und da es etwas fechtig ist, hält es ihr die Beute fest und verweilt und hemmt sogar gefährliche Feinde. . . . Angelt und Grund bilden mehr als Ruch den Charakter der Spinne. Sie hat zu viel Erfahrung, zu viel Anfälle und Mißgeschick erlebt, ist zu sehr an die Härte des Schicksals gewöhnt, um viel Kühnheit zu besitzen. Sie fürchtet sich selbst vor einer Annäherung: Diese, oft ein Durcheinander, eine unruhige und wilde Herumlauferei, die sich vor nichts fürchtet, durchsucht zuweilen hartnäckig das Netz, mit dem sie nichts anzufangen weiß. Dann macht die Spinne ihr Platz, sei es, daß sie die Berührung der Annäherung fürchtet, welche die Schreibeweiter brennt, sei es, daß sie als gute Arbeiterin betrachtet, ein langer und hartnäckiger Kampf würde ihr mehr Zeit rauben, als erforderlich ist, ein neues Netz anzufangen. Ohne die mindeste Eigenliebe gestattet sie daher der Annäherung, sich dem zu wehren und richtet sich in geringer Entfernung von ein. . . . Ich mache ein Netz von weichen, einer Spinne dreimal hintereinander ihr Netz zu wehren. Dreimal in sechs Stunden machte sie es mit bewundernswürdiger Geduld neu, ohne zu verzweifeln. Das war ein grausamer Versuch, den ich mir sehr zum Vorwurf gemacht habe. Man findet nur zu viel der Ungläublichen, welche durch Unfälle zum Feiern gezwungen werden und nun zu erschöpfen sind, um ihre Unverwundbarkeit wieder zu beginnen. Man legt sie als lebende Skellete vergeblich ein anderes Handwerk versuchen, das ihnen nicht gelingt und bei dem sie schmerzhaft die langen Beine der Holzspinnen beneiden, die ihren Lebensunterhalt im Laufen gewinnen. Wenn man von der begierigen Gefräßigkeit der Spinne spricht,

vergibt man, daß sie das Doppelte freßen oder untergehen muß, freßen um ihren Körper zu erhalten, freßen um ihr Reich zu spannen.“ Man sieht, der Verfasser versteht es meisterhaft, unterhaltend zu belehren und seine Leser für seinen Gegenstand zu interessieren.

Aus dem dritten Abschnitt, welcher die gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen der Insektenwelt zum Gegenstand der Beschreibung macht und sich auf die Termiten, Ameisen, Wespen und Biene bezieht, wollen wir zur Unterhaltung unserer Leser nur noch einige Punkte über das Hauswesen und die Hochzeit der Ameisen zur Mittheilung bringen. Der Verfasser bespricht zuerst die Ameise im allgemeinen und sodann speciell die kleinen braunen und schwarzen, welche er Zimmerameisen nennen möchte. „Sie sind gezwungen, die Kuppel ihres Gebäudes, die dem Einfluß unterworfen ist, beständig zu erhöhen und auszubessern. Unter die wenige Erde, welche sie verwenden, mischen sie Blätter, Fichtenzabeln, Tannenzäpfel. Ist ein Holzstück runter, gebogen, astig, so ist das ein Schatz, sie benutzen dasselbe als Gewölbe oder noch besser als Spitzbogen, denn dieser ist haltbarer. Die zahlreichen Zugänge, welche nach außen führen, laufen sächerförmig; sie gehen von einem concentrischen Punkte aus und streiten sich gegen den Umkreis auseinander. Niedrige, aber geräumige Säle theilen die Masse des Gebäudes ein. Der größte dieser Säle liegt im Mittelpunkte und unter der Kuppel. Dieser Saal ist auch höher und wie es scheint zu jeder Stunde geschäftige Bürger, welche sich durch die Verührung ihrer Nisthörner (eine Art elektrischer Telegraphen) gegenseitig die Anweisungen mitzutheilen oder Rathschläge und Weisungen zu geben scheinen. Dieser Saal ist eine Art von Forum. Nichts ist merkwürdiger zu beobachten, wie die verschiedenen Bewegungen und Arbeiten dieses großen Volks. Während die Lieferantinnen sich damit beschäftigen, die Blattläuse zu melken, Insekten zu jagen oder Materialien herbeizuschaffen, überlassen sich andere, welche eine stehende Erbenarbeit führen, den Familienangelegenheiten, der Erziehung der Kinder. Diese gewahren eine ungeheure, unablässige Beschäftigung, wenn man nach der fortwährenden Bewegung urtheilt, in welcher sich die Kammern um die Wiegen befinden. Hätte ein Regentropfen, scheint ein Sonnenstrahl, so gibt es einen allgemeinen Aufstand, eine Umkehrung aller Kinder der Kolonie, und das mit einem nie ermüdenden Eifer. Man sieht die Pflegerinnen jetzt die großen Kinder aufheben, welche ebenso viel wiegen wie sie selbst, und dieselben von Stodwerf zu Stodwerf bis zu dem erforderlichen Punkte tragen.“

Nun die Hochzeit. Der Verfasser leitet seine Beschreibung mit der Bemerkung ein, daß die thörichtesten der Thoreiten die der Weisen seien, und macht sogleich davon eine Anwendung auf die Republik der Ameisen. Ihre Hochzeit dauert nur einen Tag im Jahre. Sie ist ein wunderbares Schauspiel, worüber der Verfasser in Zweifel ist, ob sich dasselbe auf Liebe oder auf Wuth bezieht. „Man weiß es nicht, aber jedenfalls ist es ein Schauspiel voll Launel und, sagen wir es gerade heraus, voll Schreden. Habt erblüht darin ein Volksfest. Welch ein Fest! Welche Scenen der Irrsinn! Doch nein, nichts Menschliches gibt einen Begriff von diesem wirbelnden Aufbrausen. Ich beobachtete das an einem kühlen Morgen zwischen 6 und 7 Uhr abends. An diesem Tage hatten Regengüsse und warmes Sonnenlicht miteinander abgewechselt. Der Horizont war sehr bewölkt, die Luft aber dennoch ruhig. Es entstand in der Natur ein Haß vor dem Wiederanfang des heftigen Regens. Auf ein niedriges schräges Dach sah ich in einem Gasse eine ganze Gasse geschäftiger Insekten herabfallen, welche bedäbt, erschreckt, außer sich zu sein schienen. Ihre Unruhe, ihren unregelmäßigen Lauf, ihre Stürze und Stöße, um schneller zum Ziele zu gelangen, zu beschreiben, wäre ganz unmöglich. Mehrere setzten sich fest und liebten. Die größere Menge drehte und drehte sich unaufhaltsam. Alle hatten solche Haß zu leben, daß oben dadurch ein Hinderniß entstand. Diese furchtbare Begier löste Eurch ein. Welch eine furchterliche Idylle! Man konnte wahrlich nicht mis-

sen, was sie wollten. Liebten sie sich? Verschlangen sie sich? Zwischen diesem Völke wüthender Brautpaare, welche von oben rinsten, lernten andere ungezügeltere Ameisen umher und grüßten besonders die an, welche sich am meisten verwickelt hatten, bis sie, jettren sie so hart, daß sie glaubten, sie würden die Lücken des zusammenstürzenden. Doch keineswegs. Sie wollten sich um Gehorsam bei ihnen verschaffen und sie zu sich selbst zurückziehen. Ihre lebhafteste pantomime war der thörichtliche Rath, verständig zu sein. Die ungezügelteren Ameisen waren die weisen und unwillkürlichen Mänterinnen, welche selbst keine Kinder haben, zu der andern erziehen und die ganze Last der Arbeit für die Elter tragen. . . . Mehrere der Geschäftigen gaben nach und ließen sich zu dem Vaterlande und der Tugend zurückführen. Aber viele rissen sich los und sagten davon, entschlossen, nur der Lüge und der Laune zu folgen. Am Morgen erinnerte nichts mehr an die Wuth des vorhergehenden Abends, gütiggenommen eine Ueberbleibsel von angetrissenen Flügeln, an denen man nicht die Spuren eines einzigen Abends der Liebe erkannt haben würde.“

Zwischend, der Verfasser der unter Nr. 2 aufgeführten „Naturstudien am Meerstrand“, hat sich schon in sehr vortheilhafter Weise eingebürgert in unsere deutschen schönen Literatur und zwar durch seine vielbesprochene und vielgelesene Erdenbeschreibung unsers großen Vosthe. Er ist ein geistreicher Mann von einem umfangreichen gründlichen Wissen, er hat einen vorurtheilsfreien Maßstab an der Natur unsers geistigen Dichters gelegt und ist zu Resultaten gelangt, die unser patriotisches Herz erheben und erfreuen. Hier lernen wir ihn aus von einer ganz neuen Seite kennen und hochschätzen. Er ist auch Naturforscher und zwar ein recht gewichtvoller Mann von Fach. Er kennt und würdigt die großen Verdienste der deutschen Naturforscher in einer so ehrenden Weise, daß wir ihn auch von dieser Seite unsere ganze Hochachtung und Liebe schenken müssen. Das vorliegende Werk hat, wie alles, was aus der Feder dieses begabten Gelehrten geflossen ist, einen liebenswürdigen vorstürmigen Charakter, einen feinen Witz, einen tiefen Charakter in der Beurtheilung seines Gegenstandes, und es ungetheilte Gerechtigkeit des gebildeten großen Publikums sich zu verschaffen nicht verhehlen wird. Der Inhalt des Buchs ist geistig und die Darstellungsform elegant und anmutig.

Der Verfasser ist bemüht, den Besucher der Seefische durch einfache Anweisung in das Studium und den Genuß an den Wundern des oceanischen Thierlebens einzuführen und von den Thieren und ihrer kammernwerthen Organisation Schilderungen zu geben, wie sie auch den gebildeten Leser ohne unmittelbare Anschauung interessieren können. In erster Beziehung hat er, da er meistens sich selbst erst hat zurecht finden müssen, kein Ersehnen für andere außer zu machen gesucht, und in zweitem Punkte war es ihm darum zu thun, die Aufmerksamkeit auf eine Welt der Geschöpfe zu lenken, die es verdient viel mehr gekannt und beachtet zu werden, als dies bis jetzt der Fall war. Schon dadurch werden diese Studien sich einen sehr großen Ansehens von Lesern verschaffen. Nimmt man aber zugleich noch Rücksicht auf die gedankenreiche klare Sprache, auf den geistreichen Refler, womit das Werk das Denken, Können, Reinen und Wissen des Menschen überhaupt abspiegelt, so wird es zu einer Perle der Literatur, welche sich gerechte Hoffnung machen darf, den Büchermarkt aller Gebildeten zu zieren.

Die Schrift zerfällt in vier Bücher. Das erste enthält die Studien an den Küsten von Devonshire, Ustracombe und Lash. Das zweite lenkt speciell die Aufmerksamkeit auf die Seeräuber. Das dritte bespricht das Fortschreiten auf den Seilzügen. Das vierte bezieht sich auf Studien der Insel Jersey.

Wir wollen dem Verfasser nun gleich selbst das Wort geben und wählen dazu eine Stelle aus dem zweiten Buche. „Wir haben die Beobachtung haben die Anemonen wenig zu ihrer Empfindung aufzukommen; grüßliche Regungen sind bei ihnen aus sehr durchgegründet. Aber etwas haben sie, womit sie ihre Einseitigkeit

weder gut machen: sie lassen sich essen. In Italien sieht man sie in Gewässern und verzehrt sie mit großem Vergnügen; so geschloß ich sie ungefähr wie Galle aus dem Kalbfleisch und riechen sie wie warme Krebse oder Hummer. Man ißt sie mit Krustentieren. Goffe erzählt, er habe sie, wenn ich mich recht erinnern, in Vatten gebraut, und obgleich ihm der erste Mund voll (namentlich vor zoologischen Bewusstseins) nicht recht kummervoll, so sah er doch, nachdem er das erste überwandener, mit biblischem Behagen. Meines Lesersinnens entgegen sich jedoch bei dem Gedanken, daß sie ihre Liebhaber speisen sollen, bei in einer Zeit, wo Pferdefleisch in Wien und andern deutschen Städten öffentlich verkauft wird und Pferdefleischesser in rauhreifem kühnen Zureden halten, werden auch wohl die Aemoren der Bratpfanne nicht lange mehr entgegen. Ich habe geglaubt, daß die Karmone von mütterlicher Liebe nicht viel ist. Wenn sie ihre Nachkommenschaft zur Welt gebracht hat, macht sie sich um die Kinder nicht eben viel Sorgen. Ich sage sie, ich könnte auch sagen er oder es, denn wir wie gleich zu werden, daß die Karmone geschlechtslos, und wahrscheinlich aus diesem ihrer Mangel an mütterlicher Züchtungsfähigkeit; wie kann man auch mütterliche und väterliche Sorgfalt erwarten, wo die Mutter selbst noch unentwickelt ist? Die Karmone in ihren lebendigen Jungen zur Welt; sie ich vermuthet sogar, sie langen sich nur so fort und legen Eier überhaupt nicht. Karmone scheint diesen Punkt zu bezweifeln, sagt indes hinzu, es sei von zahlreichen Forschern versichert, die Jungen können bei ihrem Entstehen einer Karmone zum ersten Male ein Junges ausfallen und sofort seine Kätzchen ausbreiten sah. Einige ge darauf sah ich bei einer reisenden Sammler zuerst auch, es noch eins und so drei, vier, jeden Junge aus dem Munde eines, die sah sofort auf dem Boden des Gefäßes hässlich verfallen; sie waren von verschiedener Größe und ungleich verteilt. Seitdem habe ich diese Art der Geburt oft wahrgenommen, unter andern auch bei einer *Actinia bellina*. Einige kritischer meinen, die Jungen können durch Öffnungen an Spitzen der Kätzchen heraus, aber diese Annahme ist nicht glaublich. Die Wahrheit ist, daß auf dem Grunde des Beckens eine große Öffnung — nicht, wie man es wol in hien dargestellt sieht, mehrere kleine Öffnungen — sich befindet, durch welche die Jungen aus der großen Leibeshöhle in Wasser treten, und dies scheint mir die einzige Pforte zu sein." Daß die Eier auch ausgekrochen werden können ihrer ersten Entwicklung außerhalb des mütterlichen Leibes ich gehe, will der Verfasser auch nicht ganz entscheiden in so stellen, er verachtet aber, daß es ihm nie geglückt sei, außerhalb der Mutter gefunden zu haben. In einer später gefügten Note hebt aber der Verfasser diesen Zweifel wieder auf. Jorsey hatte er einst eine *Actinia parasitica*, welche auf eine große Menge Eier von heller Purpurfarbe lagte, um auf der Oberfläche des Wassers im Becken schwimmen. In dieser Eier legte er in ein besonderes Gefäß, um daran ihre Entwicklung zu beobachten, die sich aber nicht zeigen. „Bald darauf fand ich bei der Section einer *Parasitica* ein Eierkissen diese hellen purpurnen Eier, welche meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Dies steht sehr wie ein Beweis aus, daß wenigstens die *Parasitica*, wenn auch sonst keine der legt, und ferner spricht dafür auch die Thatsache, daß meine Erfahrung reicht — und an dieser Stelle ist sie ersassend —, die *Parasitica* keine lebendigen Jungen zur Welt. Der Verfasser macht dann seine Kollegen darauf aufmerksam, daß hier noch ein weites Feld der Forschung durch elbarte Beobachtung offen liegt, welches zum Behalten aufzuheben wäre noch unentschieden, ob nur einige Arten der Karmone lebendige Junge zur Welt bringen, während die sich durch Auswerfen von Eiern fortpflanzen; oder ob letztere beide Fortpflanzungsarten zulassen. Eines ist gewiß

sich der letztern Ansicht anzuschließen, welches nicht so sehr mehr bestimmend kann, seit uns Huxley durch seine ausgeführten Untersuchungen über die Blatläuse einen ganz ähnlichen Aufschluß über die Fortpflanzung gegeben hat.

Die Studien am Meeresstrande, besonders wenn sie so denkend sich in das einzelne vertiefen wie die vorliegenden, konnten das Leuchten des Meeres nicht unbeachtet lassen. Der Verfasser ist der Meinung, daß dieses schöne Phänomen hauptsächlich von der Leuchtqualle herrührt. So oft er im Dunkeln an ein mit Seewasser gefülltes Glas rief, zeigten sich von allen Seiten blinkende Funken; nach und nach sei dies Leuchten schwächer geworden und zuletzt ganz ausgeblieben, gerade wie die elektrische Kraft des Bittersaals nach wiederholten Entladungen verschwände. Er folgt also ganz der Ansicht Quatrefages', welche überhaupt in unsern Tagen die geltende ist. „Man bemerkt im Meere zwei Arten von phosphorescirendem Leuchten. Die erste besteht in äußerst glänzenden, aber vereinzelten Funken und rührt hauptsächlich von Cestrien, Schallbittern und Kameliden her. Die zweite besteht in einem allgemeinen schimmernden Aufleuchten des Wassers, über dem wieder einzelne Funken verstreut sind und geht von den Leuchtqualen aus. Diese Leuchtqualen haben kein besonderes Organ, das wie bei andern Thieren die Phosphorescenz hervorbringt, sondern, das Licht entströmt der ganzen Masse ihres Körpers. Jeder Reiz, welcher Art er auch sein mag, ruft dieses Licht bei ihnen hervor. Die Erscheinung ist kein Verbrennungsproceß, wie bei einigen Insekten, sondern hängt aufs innigste mit der freiwilligen oder gewaltsamen Zusammenziehung des Geschöpfes zusammen. Sie ist unabhängig von jeder Secretion, und wahrscheinlich entstehen die Funken durch die plötzliche Zusammenziehung oder das Zerreißen ihrer faserförmigen Fasern, wogegen das feste Licht durch die dauernde Zusammenziehung dieser faserförmigen Substanzen erzeugt wird.“

Bei der Gelegenheit, wo der Verfasser von den Eddipen spricht und erwähnt, daß man dieses Thier in Gräben schneiden könne und dann noch tagelang jeden Theil in unverminderter Regsamkeit fortleben sah, berührt er ein eigenthümliches Kapitel der Moral, wofür sich jeder Gebildete leicht interessiert. Das Zerstückeln der Thiere, behauptet man, bleibe immer eine schwer zu verantwortende That, selbst wenn diese Operationen im ersten Dienste der Wissenschaft geschehen. Der Verfasser versichert, auch er sei dieser Ansicht gewesen, später aber davon abgesehen, weil er durch reiferes Nachdenken die Ueberzeugung gewonnen habe, daß den Thieren der Schmerz in eben dem Maße weniger zum Bewußtsein komme, als sie eben auf einer tiefern Stufe des Seelenlebens ständen. Hierauf würde also unser schönes Sprichwort: „Düsse nie ein Thier zum Schmerz, denn es fühlt wie du den Schmerz“, eine sehr zweifelhafte Moral in sich schließen. Darüber kann man sich aber trösten. Und man wird überhaupt sehr geneigt der Ansicht des Verfassers beizupflichten, wenn man den Satz zunächst nur einmal auf die Menschen anwendet. Wer wüßte nicht, daß der Mensch um so unempfindlicher gegen Schmerz wird, je tiefer der Stand seiner Bildung oder je schwächer das Bewußtsein seines Geistes ist. Man frage nur die Zahnärzte und Chirurgen, die Kaufbolde und die im betrunkenen Zustande stark Verwundeten. Das Kethern und Chloroformiren spricht ganz vorzugsweise für die Behauptung. Der Verfasser bewahrt seinen Satz zuvörderst dadurch, daß er zeigt, wie das Zusammenfahren, Erdrücken, Schreien u. s. w. durchaus kein sicheres Zeichen des Schmerzes ist, und bezieht sich dabei auf Erfahrungssätze aus Owen's „*Lectures on comparative anatomy*“ und Nagel's „*Grundzüge der Psychologie*“. „Ich präsentirte einmal eine Meerschwein (Solon), die schon 48 Stunden todt war und ankam in Verwesung überzugehen; allein der Esch hatte kaum die Muskelprobe berührt, als derselbe sich schreckhaft zusammenzog, wie sie es beim lebenden Thiere gethan hätte. War das Schmerz? Gewiß nicht. Es war die Reflexion seit der Muskelfasern. Noch lehrreicher ist eine andere Beobachtung, die ich am Scirtische machte. Einer meiner Tritonen war schon eine ganze Weile todt und ich hatte ihn mit allen

vier Rippen an eine Korkscheibe gespießt. Ich hatte Herz und Lunge herausgenommen, ohne irgendeine Zusammenziehung zu bemerken, als ich bei einer zufälligen Berührung des Schwanzes mit dem Messer zu meinem Erstaunen denselben zucken sah. Ich wiederholte den Stich und sah mit immer größerem Erstaunen die schmerzlichen Hinterglieder zucken und jappeln, sobald die Rippe von den Nadeln losgerissen wurden, die sie an den Kork befestigten. Jeder Zuschauer hätte geglaubt, das Thier müsse Schmerzen empfinden; aber als ich in die vordere Theile, die Rippen, den Magen, den Kopf stach, zeigte sich keine Spur von Gefühl. Daß das Thier todt war, konnte nicht zweifelhaft sein. Es war schon einige Stunden todt, als ich das Herz herausnahm, und doch behielt offenbar der Schwanz das volle Gefühl. Bei genauerer Prüfung entdeckte ich, daß die Reizbarkeit vom Schwanz an immer mehr abnahm und in der Mitte des Leibes ganz verschwand." In dieser Weise sucht der Verfasser sein Thema gründlich zu entwickeln und verweist dann schließlich noch auf einen Aufsatz von Jussieu: „Ueber die Abwesenheit des Schmerzgefühls bei den niederen Thieren“, worin eine Menge von merkwürdigen Thatfachen zusammengestellt ist.

Es war ferner von der Messerschelbe die Rede, welche der Mehrzahl unserer Leser als eine Molasse bekannt sein wird; dagegen möchten sie wohl weniger genau wissen, wie man diese merkwürdigen Seegeesthepse fängt. Man glaubt einem Scherz zu hören, wenn man vernimmt, daß man ihnen Salz auf den Schwanz streuen müsse, um sie fangen zu können. Doch lassen wir den Verfasser reden. „Es ist ein stiller heisser Nachmittag, die Blutzeit vorüber, und eine weite Sandfläche liegt vor uns. Als Waffen haben wir eine Anzahl dünner Eisenstäbe bei uns, die alle an einem Ende mit Widerhaken versehen sind wie eine Harpune; dazu kommt das Papier mit Salz, der Korb und der Rüssel. So schreiten wir über den einkankelnden Sand dahin, bis wir an die Grenze des niedrigen Wasserstandes gelangen, und nun fangen wir an, und nach Spuren der Messerschelben umzufragen. Diese Spur besteht lediglich in ein paar kleinen Höhlungen dicht nebeneinander, die zuweilen zu einer verbunden sind und so ziemlich wie das Schlüßelloch eines Schreibepulvers aussehen. Ein geübtes Auge entdeckt die Spur mit einer Sicherheit, die den Laien in Erstaunen setzt, denn der Sand ist von Höhlungen aller Art durchlöchert; der angehende Jäger muß die Oeffnungen, die etwa wie Schlüßellocher aussehen, erst untersuchen, bis er nach einigen Fehlschritten die richtigen erkennen lernt. Hat man ein Eisenstäbchen, etwa von der Dicke eines Stahlfederhalters bei sich, so steckt man es mit der Spitze in die Höhle, und wenn diese einer Messerschelbe gehört, so stößt das Stäbchen durch sein eigenes Gewicht ein gutes Stück hinein. Bedarf es irgendeiner Anfertigung, um es durch den Sand zu bringen, so kann man sicher sein, daß man auf falscher Spur ist.“ Auf diese Art pflegen die Fischer den Gang anzuführen. Sie fühlen ihre Beute an dem Stäbchen, drehen dieses um, damit die Widerhaken in die Schale greifen und ziehen es mit dem Thiere heraus. Diese Fangart ist die übliche und wird auch in den Büchern beschrieben.

Nehe Freude macht aber die Jagd mit Salz, welche allerdings etwas mehr Zeit erfordert und nicht so einträglich ist als die vorher beschriebene, dafür aber auch eine viel reichere Beilage gewährt und daher besonders den Naturforschern empfohlen werden kann. „Wir finden eine Messerschelbenhöhle“, erzählt der Verfasser, „vielleicht nur einige Zoll, vielleicht auch mehrere Fuß tief. Die geringste Bewegung scheucht sie unabwehrlich hinweg. Wir müssen sie also zu fassen suchen. Wir streuen eine Fingerspitze voll Salz auf die Oeffnung und warten ab, was erfolgt. Nach einer oder zwei Minuten beginnt das Wasser anzunehmen — es geräth in Bewegung — der Sand hebt und hebt sich — wir halten den Rüssel an und die Sand betritt, um blühschnell zuzufassen — noch eine Oebung und die Messerschelbe zeigt langsam die Spitze ihrer Gangröhre; sie ist jedoch noch immer im Sand vergraben und wir müssen warten, bis sie sich wenigstens einige Zoll weit

herausgearbeitet hat, oder sie geht und wieder verschwindet. Nicht leicht dauert sie, wenn sie so weit gekommen ist, plötzlich den Fortschritt und tritt, statt weiter hervanzugehen, einen rasen Rückzug an. Aber wenn sie sich einmal einen Zoll weit an der Höhle herausgehoben hat (und wir schnell bei der Hand sind, so ist sie unser). Zuweilen hängt sie sich, wenn man sie packt, so fest an den Sand, daß man die Schale zerbricht, um abzutrennen und die Hälfte des verflüchtigten Leibes zurückzulaufen. Zuweilen erscheint sie auch gar nicht. Man hat die Erfahrung mit Salz gemacht, die ersten Regungen darin bemerkt und so bei sich doch gedrückt, denn sie zieht sich ganz in die Tiefe zurück und die Höhle fällt ein. Das Einsinken des Schwanzes führt also fernabwärts immer zum Range, und diese Unfähigkeit erhöht den Reiz zur Jagd. Oft erscheint das Thierchen nur an der Oeffnung, um zu sehen, was es gibt und sich wie mit ganz ungerathener Fertigkeit zu überlegen, ob jemand wahrnehmbar genug sein könne, ihr, der Bewohlerin des Salzwehns, Salz anzubieten; unser Aussehen hat aber so wenig Anziehendes für sie, daß sie mit einem Blitze genug hat und fort ist, wie weggeblasen. Höchst auffallend betrug sich zwei Thiere. Sie kamen bis an die Oeffnung, warfen und trotzig ihre Köpfe an die Rippe und zogen sich eiligst zurück. Meinien sie etwa, wir würden mit solch einer Abwendung zufrieden sein? So wußte der Verfasser seine Leser zu spannen, als wachten sie die Jagd selbst mit.

Seine Studien am Seestrande hängen meistens mit der Beschreibung des Einfangens der Objekte zusammen und es liegt gerade hierin ein eigenthümlicher Reiz für den Leser. Zuweilen macht er sich sogar lustig über den Leser, womit er nach dem Objekte zu den Studien am Seestrande Jagd macht. „Es hat jedenfalls etwas Komisches, wenn geübte Männer wie Kafen vor einem Mauselecher mit angehaltenem Athem — in der einen Hand das Salz, die andere in Bereitschaft zum raschen Eingreifen, den Köpfe im Wasser — sich über ein Loch bücken und die Bewegungen des Sandes verfolgen, und andererseits liegt etwas im hohen Grade Drolliges in dem seltsamen Aussehen der Messerschelbe, wenn sie ihre Person so ungerührt hervorsteckt, während man doch durchaus nicht absieht, warum sie sich eigentlich durch das Salz so fähren läßt. Daß sie es fernabwärts sucht, ist klar genug, sonst würde sie sich nicht freiwillig entheben, wenn sie es berührt hat; um so weniger begreift man aber, warum sie danach hervorkommt.“ In dieser Art, die Natur mit dem Maßstabe des menschlichen Thuns, Empfindens und Denkens zu messen und zu vergleichen, ist der Verfasser zuweilen recht gemüthlich zu Hause, es bildet dies gerade die Grundlage zu der poetischen Naturanschauung. Er übersteht diese Schwärze nicht und weiß sogar scherzend mit dem Finger darauf hin, daß es ihm doch nicht möglich, sie ganz zu unterlassen. Zu beklagen dies aber auch gar nicht, denn es würde dem ganzen Werke die dichterische Anmuth fehlen, sowie ihm diese Anmuth Seite der Darlegung genommen werden sollte. An eine Naturbeschreibung wird man doch nicht im entferntesten erinnern. In Bezug auf die obige Stelle bemerkt der Verfasser auch noch selbst: „Genau genommen hat die Messerschelbe überhaupt keinen Kopf. Was ich als Kopf bezeichnet habe, sind nur die Gangröhren; sie bestehen aus Röhren, die der Länge nach aneinander gereiht sind. Bei der Zerlegung des Thieres gingen die Ringe im Wasser von selbst auseinander.“

Damit hoffen wir den Lesern d. U. Vergnügen geben zu haben, mit dem Buche vorläufig bekannt zu werden. Daß sich hieran der Wunsch nach einer noch näheren Bekanntmachung schließen werde, halten wir aus Liebe zum Buche für sehr wahrscheinlich.

Heinrich Strubmann.

Und Heubner's Kerkerleben.

Länge aus der Zelle in die Heimat. 1849—1859 von D. F. Heubner. Dresden, Ruge. 1869. 8. 24 Bgr.

Kerkermemoiren sind schon viele geschrieben worden, und sie sind namentlich dann von Interesse, wenn sie den Gefangenen in ständigen, ebenso erkämpften als siegesreichen Kampfe mit dem äusseren der widerstehenden Sengeweile oder mit den Hindernissen zeigen, die sich ihren Fluchtversuchen entgegenstellen. Durch Mittheilungen der ersten oder der letztern Art sind in den Memoiren des Dichters Schubert, des Pandurenobersten Trend und Gaspar's gerade diejenigen Partien am interessantesten, welche in ihrem Kerkerleben handeln. Es versteht sich von selbst, dass sie Gefangenen, um für ihre Mittheilungen nicht bloss bei Criminalen, sondern auch in weiteren Kreisen des Publikums ein grosses Interesse zu erwecken, seine gemeinen Verbüßten sein lassen, dass sie vielmehr mehr oder weniger mit Weisheit oder ergiebigste Menschen und dabei wemöglich Opfer der Willkür sein müssen, wie Schubert und Gaspar's, mindestens aber Staatsverbrecher, wie der Herr von Trend. Aus der ersten Zeit sind namentlich „Le mie prigioni“ von Silvio Pellico berühmt geworden, die wir hier nur vorübergehend zu erwähnen brauchen. Eine Art deutscher und ziemlich unpopulärer des Pellico ist der Baden's Hölle, der wegen seines „Aus" an der badischen Insurrection zum Gefangenen verurteilt, später aber begnadigt wurde und nun, kassiert und frei, seine im Gefängnis gemachten Erfahrungen in seinen „Kerkererlebnissen“ und andern Schriften beschreibt.

In der vorliegenden Schrift Otto Heubner's erwartet man eigentlichen Kerkermemoiren, seine fortlaufende Erzählung, weniger aber die Schilderung spannender Actionen und würdiger Vorfälle irgendwelcher Art. Sie besteht zum Theil aus künftigen Tagebuchblättern in Prosa, worin Heubner's Eindrücke bei diesem oder jenem Vorfall mehr gemüthlich Charaktere, namentlich bei den ihm gewährten Zusammenkünften mit seiner Familie, darlegt, der Mehrzahl nach aber aus dem Gedichten, die allerdings sämtlich im Kerker verfasst sind, aber nur zum geringsten Theil auf Kerkerzustände, vielmehr auf festliche und andere Vorgänge im Heubner'schen Leben und Fremdenreise beziehen oder allgemein erbaulichen Charaktere sind. Heubner's Gedichte sind fast ohne Ausnahme das, was nach Goethe's Ansicht ein lyrisches Gedicht sein sollte, nämlich wirkliche Gelegenheitsgedichte, d. h. sie, zu denen er nicht den Stoff irgendwoher aus der Ferne, sondern gar aus Büchern suchte, oder zu denen er seine Phantasie nicht erregte, sondern solche, zu denen er durch irgendwelchen Anlass, inneren oder äusseren, welches auf sein Gemüth wirkte, unmittelbar angeregt wurde. Sie sind zunächst: subjectiver Eindrücke, die in ihm hervorgerufen oft nur von einer Lichtstrahl, eine kleine Blume, ein Glöckchen blauer Aue, eine Aue an einem Familienfesttag knäuelnde liebe Frau, ein hinreichend, obschon der Dichter bei diesen subjectiven Eindrücken freimüthig stehen bleibt, sondern sehr häufig auch Actionen mehr allgemeiner Art fortsetzt. Heubner's in gebundener wie in ungebundener Rede als ein echter Gemüthsmensch voll wahren Christenglaubens, der nicht bei andern durch das einsame Kerkerleben in ihm hervorgebracht wurde, sondern den er schon mitbrachte und welchem er, gerade weil er in ihm schon befestigt war, es vorzugsweise dankte, dass er weder in Groll, Erbitterung und Vergessen, noch in eine dumpf aserische und düster mythische Richtung. Seine Gläubigkeit paart sich vielmehr mit einer Feinheit und Kraft des Gemüths, die ihn die Feinheiten und die, welche mit einem langjährigen Kerkerleben unverbunden sind, mit außerordentlicher Feinheit und Feinheit tragen lassen und ihn für jede noch so kleine Freude dankbar machen. Wir wollen hier nicht das Richtige suchen, wie es kam, dass ein Mann von solcher Rich-

tung und Gemüthsart in eine politische Bewegung, von deren Schwärmen und Führern kaum noch ein anderer derselben Art und Richtung angehört, hineingegriffen werden konnte; der Versuch, diese Frage zu beantworten, würde gegenwärtig vollkommen missig sein.

Mit der Religiosität Heubner's ist seine Familien pietät, die bei ihm fast in die Bedeutung eines religiösen Gultes tritt, eng verwachsen. Die meisten der hier verzeichneten Gedichte sind, wie schon bemerkt, an Familienmitglieder gerichtet oder beziehen sich auf Familienereignisse, Familienfeste, Confirmations-, Geburts- und Todeslieder, die er den Seinigen aus der Ferne zu senden, „Liedern vom Herzen und gingen zum Herzen“, sagt; „Sie haben mich und die Meinen hier und da dazwischengeschobenem Prozess oder Tagebuchblätter (von ihm selbst genannt) sind fast ausschließlich dem Familienleben in oft rührender Weise die ausnahmsweise gestatteten Besuche von Frau und Kindern. Eine solche Zusammenkunft fand Sonntag den 8. Juli 1849 früh in der dreisehner Kerkerzelle statt. Da schreibt Heubner: „Es ist seit langen Jahren selten vorgekommen, dass mir eine Thräne ins Auge trat. Aber heute kann ich meine Thräne nicht zurückhalten; immer und immer wieder sehe ich die liebe Gestalt im Kerkerhofe, trennend, den Blick nach dem zurückgebliebenen Gatten emporrichtend — bis es mir trübe vor Augen wird. Ja, es wird mir auch trübe im Herzen, wenn ich daran denke, dass ich solche Liebe nicht verdienen, und verdienen bin, sie häufig zu verdienen und zu vergelten. Es ist traurig, dass die Liebe, die Quelle und Freude des Lebens, die ihm allein Werth gibt, dennoch unterthan sein muss höheren Pflichten, selbst wenn diese mit ehernem Fuße alle ihre Blüten zertreten.“ Das mag wohl wahr sein, nur täuschen sich leider so viele über die „höheren“ Pflichten, zu denen sie berufen zu sein glauben, ohne es doch immer zu sein, und sie verlernen darüber Pflichten, die gerade ihnen in ihren Verhältnissen und bei ihren Charaktereigenschaften recht eigentlich als die „höheren“ gelten sollten. Und zwar unterliegen dieser zu meist ihnen selbst nachtheiligen frommen Täuschung sehr oft gerade die reinsten, gläubigsten und wohlwollendsten Menschen, die dann, ohne es zu wissen, der Spielball anderer sind, welche sie missbrauchen.

Am seinem Trauertage, 8. April 1850, besuchte ihn auf dem Königsberg die ganze Familie, auch die Kinder, die größten und kleinern, und er schreibt über dieses Freudenfest: „Von 1/2 9 Uhr an verwarf ich keinen Blick vom Fenster, und kurz nach 9 Uhr sah ich einen Wagen heranziehen. Ich wusste, dass Kalle die Lieben fuhr, und hieß seine künftigen Schwestern, alle Bekannte, heute doppelt willkommen. Vor einem Ständchen von jetzt ab durfte ich meine Lieben nicht erwarten. Sie kamen nach 10 Uhr; groß und klein, alle Hände voll, ein lebendiges Füllhorn voll Blumen in Sträußen und Stöcken, sammt hundert andern guten Dingen, mit denen liebe Freundinnen sie beladen. Sie konnten unausgesetzt bis nachmittags 5 Uhr bleiben. Ich habe geküßt, geplaudert oft eine Viertelstunde, die Veränderung, die und dem Gefängnis Heubner übrigens in eine günstige bezeichnen vier mal so groß, als ich höher; der Laken vor ist alles lustiger, und dort läßt seinen Berg und dort gleich, nur: Summen, welches die und das Verleihen an machte, einen Zustand: Liebes sein konnte, als spricht die Natur bei die hier eine äusserst fi

allen Seiten durchkreuzen. Du weißt, daß eine solche Einsamkeit meiner Natur willkommen ist.“ Unter solchen Umständen und in der Ungewissheit, ob die nächste Zeit Tod oder lebenslängliches Gefängnis bringen werde, zufrieden zu sein, dazu gehört entweder eine tief christliche Gläubigkeit oder ein unerschütterlicher Stoicismus, den wir bei Heubner jedoch weniger annehmen können als die erstere. Vergleichsweise fühlte er sich sogar glücklich; er schreibt: „Wenn ich schärfer nachhine, so ist es mir gewiß, Millionen sind viel unglücklicher als ich. Gott tröste sie! Wenn man mein Schicksal von außen her und oberflächlich betrachtet, so werden wenige sein, die mit mir tauschen möchten. Denn es kann wol kommen, daß ich die goldenen Tage der Freiheit nicht wieder erblicke. Aber Tausende sind ja mit gleich wenig Aussicht der Freiheit beraubt und entbehren im Kerker der überreichen Tröstungen, die mir die Liebe der Reinen, die Achtung vieler, eine reiche Lectüre und ein offener Sinn für Dichtung und Religion gewähren. Und wenn ich tauschen sollte, ich tauschte mit keinem Menschen auf der ganzen Welt — um ihr zuwillen.“ Das ist echt christlich oder vielmehr echt menschlich gedacht. Wir bedauern fast, daß diese Aufzeichnungen in Prosa, die, wie er versichert, hier ganz so wiedergegeben sind, wie sie ursprünglich geschrieben waren, mit der Periode seiner Gefangenschaft in Dresden und Königsberg schließen, während alles, „was in den spätern Zeitraum (Walldorf) fällt, nur insofern Platz gefunden hat, als es im Liebes-Gefühl gewann“. Denn es gibt Reflexionen und Vorfälle, die im Hausrode schlichter Prosa sich besser ausnehmen, als im Staatsrode von Vers und Reim. Indes ist auch den zahlreichen Gedichten, unter denen sich auch einige gelungene Uebersetzungen von Gedichten des Engländer Charles Boner, dessen freundliche Theilnahme dem Verfasser, wie dieser versichert, viele einsame Stunden erheitert hat, von Lamartine und Vörlanger befinden, sichtbar der Stempel innerer Wahrheit ausgebrüht, und mit Recht kann Heubner von ihnen sagen, daß „fruchtloses Wehklagen von ihnen fern gehalten wurde“, und daß ihnen „durch die Lage, in der sie geschrieben wurden, ein eigenthümlicher Ton und ihr besonderer Charakter“ gewahrt sei. Als Probe führen wir folgendes an:

Der Gast.

An Schwester Maria, nach Uebersendung eines Rosenstocks, den ich auf einen Tag in der Zelle behalten konnte.

Es war der erste liebliche Morgen,
Mit welchem der jüngernde Frühling erschien;
Das Zwitschern der Vögel verschönte die Sorgen,
Ich ließ es durchs offene Fenster jehn.
Die Käste brachten mir Grüße getragen
Von allwärts her, doch von Westen zumal.
Das Buch und die Karte war aufgeschlagen:
Ich las von dem herrlichen Gmefers-Thal^{*)}.

Von seinen donnernden Katarakten,
Vom schwanfenden Boot in des Kessels Schlund,
Vom einsamen Fährhaus unter den nackten
Zerklüfteten Felsen im tiefen Grund.
Und von den sonnigen warmen Geländen,
Von äppigem Laub um silbernen Born,
Von tausend rührigen, emigen Händen,
Von grünen Wiesen und goldenem Korn.

Und über dem Lauschen und über dem Lesen
Und über dem Träumen und Schildereien,
Da kam auf einmal ein liebliches Wesen,
Ein seltener, seltener Gast herein.
Er grüßte mit stummem, doch herzlichem Gruße,
Der kleine — zwei Spannen nur maß er, nicht mehr —
Doch frisch und frohlich vom Kopf bis zum Fuße,
Als kam' er vom Hofstaat des Frühlings daher.

*) Eine besonders schöne Gegend im Staate Newport.

Am Hüften trug er zwei köstliche Röschen
Und um die Stirne zwei Knospen im Kranz;
Sein braunes Gewand, Wams, Röschchen und Hosen,
Verloren in grünen Gefängen sich ganz.
Man fragte bei meinen Bekannten allen,
Ob einer so freudlichen Gast je sah?
Er ließ es sich lange bei mir gefallen,
Von Morgen zu Morgen blieb er da.

Wir sprachen gar viel und gar erbaulich;
Ich verstand sein wortlos Geflüster im Ru;
Er that wie zu Hause und nidte traulich
Den Bildern all meiner Lieben zu;
Es war, als ob sie ihn alle verstanden,
Und Schwester Marien hat er begrüßt,
Die man nach der Erkennung beim Wiedersehen
Eine liebe alte Bekannte grüßt.

Von all seinen Lieben und all seinen Kunden
War Liebe das erste und letzte Wort;
Er sagte: „Sie mit ihr vermählt und verbunden,
„Sie ist mein Verlangen und ist mein Gott.
„Denn wech' ich auch aller Orten und Enden
„Als Herold der Liebe gefandt und begrüßt,
„Und friste mein Leben aus ihren Händen.“ —
Dann sag' mir, was mein Gast gewesen ist?

Seine Gabe und Reigung, an irgendeinen unschätzbaren Gegenstand einen höhern und allgemeineren Gedanken zu knüpfen, beweist unter andern das Gedicht „An Cäcilien, in Uebersendung einer Cineraria“, aus dem wir die letzten von Strophen hier noch mittheilen wollen:

Aus der Asche
Grauer Haare, die die Stirn umfränzen,
Kann doch noch ein helles Auge glänzen.

Aus der Asche
Eines Herzens, das sich müd' geschlossen,
Kann doch noch der Stern der Liebe leuchten.

Aus der Asche
Glüht vielleicht dem Gott noch das verheißte
Fänzchen, wenn ein milder Hauch es weckt.

Aus der Asche
Sproßet eine blau und weiße Blüte:
Sieh, es leuchtet! Tren ist Gottes Güte.

Wir haben geglaubt, und mit der Anzeige gerade das Buch etwas beilen zu sollen, um die vielen, die an Heubner's Schicksal innigen Antheil nahmen und sich über seine Freilassung aufs herzlichste freuten, möglichst frühzeitig auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen, und wir fügen noch die Schlagwort des „Rühroff“ den 1. Juli 1859 unterzeichneten Vorwort hier an:

„Nunmehr, nachdem das Leid vorüber, gilt Romes's Wort:

— — — In süßer Zwiesprach soll
In unsrer Zukunft dieses Leid uns dienen.

„Und solche Zwiesprach glaube ich mit den Freunden allen, deren warme herzliche Theilnahme mir die Freude des Wiedereintritts in die Freiheit in unaussprechlicher Weise erhöht und mir in dem einzigen Schmerze, der mir geblieben, in dem Schmerz über das Los derer, die mit mir litten und noch leiden, gleich viel Trost und Hoffnung gewährt hat, halten zu dürfen. Ich hab mir von dieser Theilnahme schriftlich und mündlich, so nah und fern, in den weitesten Umkreisen, unzählige erheuchelte Beweise gegeben worden; ich möchte gern jedem, der meiner so freundlich gedacht hat, die Hand drücken; aber es ist unmöglich. Darum soll dieses Büchlein anstatt meiner hinandringen und grüßen und danken.“

Zur Völkerverpsychologie.

Zeitschrift für Völkerverpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Bezarius und G. Steinthal. Dritter Band. Erstes Heft. Berlin, Dammier. 1859. Gr. 8. Preis 15 Mgr.

Der Gedanke, für eine Wissenschaft wie die Völkerverpsychologie, die als besondere Disciplin bisher noch nicht vorhanden war, eine eigene Zeitschrift zu gründen, mag als Kühn und unzumuthlich unter den gegenwärtigen, für rein wissenschaftliche Untersuchungen höchst ungenügenden Verhältnissen mehr als bedenklich erscheinen; gleichwohl muß man den Männern, welche diesen Gedanken faßten und ausführten, Dank dafür wissen, denn so wenig die Zeit dem Untersuchenden entgegenkommt, so sehr unterstützt das Unternehmen der Zeit, und zwar nicht bloß ihren wissenschaftlichen, sondern auch ihren praktischen Bedürfnissen. Die Hauptfrage, welche jetzt die gesammte kultivirte Welt beschäftigt, ist die der Nationalitäten. Die endliche Entscheidung desselben liegt in den Händen der Kriegskunst und Diplomatie, die sich als solche wenig um die Wissenschaft bekümmern und insbesondere von der Philosophie als einer Science, die hierbei mitzusprechen hätte, nichts wissen wollen. Trotzdem wird sich jeder, der die Sache tiefer ansieht, sagen müssen, daß die Nationalitäten, welche durch die praktischen Leistungen der Völker und Beobachtungen erzeugt werden, nicht eher auf die Dauer zu beständigen vermindern, ehe sie nicht wirklich der inneren und eigentlichen Natur der Völker und dem jeweiligen Standpunkt ihrer nationalen, sozialen und culturhistorischen Entwicklung entsprechen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Frage, worin denn nun eigentlich die innerste Natur eines Volks besteht und in welchem Stadium seiner weltgeschichtlichen Entwicklung es sich gerade zur Zeit befinde, in gründlicher und zufriedenstellender Weise nur durch die Wissenschaft zu erledigen ist und daß sich dieselbe nicht bloß mit einer empirischen Erforschung und Zusammentragung der äußeren Thatfachen begnügen darf, sondern sich auch zu einer denkenden und vergleichenden Betrachtung derselben und zu einer Erkenntnis der den Thatfachen zum Grunde liegenden Bedingungen und Gesetze, farg zu einer philosophischen Behandlung der Sache erheben muß.

Das Bedürfnis nach derartigen Untersuchungen ist seit langer empfanden und nach Umständen befriedigt worden. Gleichwohl hat es an einer besonderen Wissenschaft dafür gefehlt, und was in dieser Hinsicht geleistet, daran haben von verschiedenen Gesichtspunkten aus sehr verschiedene Wissenschaften gearbeitet: Geschichtswissenschaft, Culturgeschichte, Völker-, Völker-, Anthropologie, Ethnologie u. s. w. Diejenige Wissenschaft, welche diese verschiedenen Arbeiten bisher am vollkommensten in sich concentrirt und aus ihnen allgemeine Ergebnisse zu gewinnen versucht hat, ist die Philosophie der Geschichte. Trotzdem hat sie das, wozu es vor allem ankommt, noch nicht geleistet. Statt einer Entdeckung der Gesetze der Völkerverentwicklung hat sie, wie von den Herausgebern dieser Zeitschrift in den „Einleitenden Gedanken“ richtig hervorgehoben ist, meist nur eine oberflächliche und unvollständige Darstellung des geistigen Inhalts, der Quintessenz der Geschichte gegeben, auch ist sie gewöhnlich mehr von einer erklärungsmäßigen Begründung der einzelnen Völker in ihrer Eigenständigkeit, sondern von einem allgemeinen Begriffe ausgegangen, welcher als die Idee und das Ziel der Menschheit von vornherein festgesetzt war, und auf diesem Wege in der Regel nur dazu gelangt, den Geist der einzelnen Völker summarisch zu schildern, um sodann die Fortschritte von einem zum andern ins Auge zu fassen und so ein concentrirtes Bild der gesammten Menschheit zu gewinnen. Im ganzen war also das Streben der Philosophie der Geschichte mehr auf die Darstellung des Entwicklungsanalogies des Allgemeinen abgesehen, nicht auf die scharfe Erfassung und Abgrenzung des speciellen Charakters der einzelnen Völker gerichtet, und gerade die Aufgabe, welche sich die Völkerverpsychologie stellt, bleibt also von ihr ungelöst.

Auf wozu besteht nun diese Aufgabe? Die Herausgeber

sagen sie selbst darin: „Zur Selbstkenntnis des Völkervolkes zu kommen, was die Völkerverpsychologie eine der wichtigsten Aufgaben der Menschheit ist; aber: diejenigen Gesetze der menschlichen Geistes zu entdecken, welche zur Entwicklung kommen, wo immer diese als eine Einheit zusammen leben und wirken“. Von welcher Seite wird dieser Aufgabe die Frage entgegengekehrt werden, ob sie denn zu lösen sei? Ob denn wirklich der Volksgesetz mit dem Individualgeiste irgendwie vergleichbar, ob er nemlich wie dieser etwas selbständig für sich Bestehendes, etwas in seiner Totalität sich nach eigenen Gesetzen Entwickelndes, oder nicht vielmehr ein bloßes Abstractum, ein Collectivbegriff, ein Product der ihm bildenden Individuen, folglich nicht eine einheitliche und als solche einheitlich zu begreifende Seele, sondern nur ein durch die verschiedenartigen Einwirkungen, gesondert durch den Zufall zusammengewürfeltes Aggregat von verschiedenen Seelen sei? und ob daher überhaupt von einer Psychologie des Volksgesetzes in dem gedachten Sinne die Rede sein könne? Aber mehr oder weniger dem materialistischen Vasthoren schwer huldigt, wird genügt sein, auf diese Frage in vorerwähntem Sinne zu antworten, weil dem Materialismus überhaupt alles Abgemessen und Höher nur ein Aggregat der Einzeldinge und der Begriff desselben eine leere Abstraction ist, der in der Wirklichkeit nichts entsprechen soll. Die Herausgeber verlassen, was in dieser Ansicht Wahres liegt, nicht. Sie geben zu, daß von einer Psyche des Volks, ganz in demselben Sinne genommen, wie von einer Psyche des Individuums gesprochen werden, um einer gleich einheitlichen Substanz, welche als Träger der Thätigkeit gedacht werden müsse, nicht viel zu reden sein könne; sie wollen daher auch die Hauptaufgabe der Völkerverpsychologie vorwiegend auf die Erkenntnis einer solchen Substanz und deren Qualität, als vielmehr auf die Darstellung des psychischen Processes und Processes, weniger auf die Begründung der Seele als solcher, als auf die Erforschung der ihre Verthätigung durchbringenden Gesetze gerichtet und ihre Wissenschaft mehr als eine „Volksgeschichte“, als eine eigentliche Seelenlehre im engeren Sinne des Wortes betrachtet wissen. Trotzdem aber hat sie weit entfernt, in der Gesamtheit eines Volks ein bloßes Aggregat zu sehen und dem einzelnen sich verthätigenden Volksgesetz eine ihm zum Grunde liegende einheitliche Substanz, also eine gewisse Subjektivität und Persönlichkeit, geradezu abzusprechen. „Die bloße Summe aller individuellen Wesen in einem Volke, sagen sie, kann den Begriff ihrer Einheit nicht ausmachen, denn dieser ist etwas anderes und bei weitem mehr als jene; ebenso wie der Begriff eines Organismus (einer organischen Einheit) bei weitem nicht durch die Summe der zu ihm gehörenden Theile erschöpft wird; vielmehr stellt dieser Summe gerade noch das, was sie zum Organismus macht, das innere Band, das Princip, oder wie man es sonst nennen mag. So ist auch der Volksgesetz gerade das, was die bloße Vielheit der Individuen erst zu einem Volke macht, er ist das Band, die Idee des Volks und bildet seine Einheit. Diese Einheit nun ist die des Inhalts und der Form oder Weise seiner Thätigkeit, in der gemeinschaftlichen Erzeugung und Erhaltung seines geistigen Lebens. Denn in dem geistigen Leben aller Individuen eines Volks herrscht eine Uebereinstimmung und Harmonie, welche sie zusammenfaßt und zu einer organisch verbundenen Einheit macht. Das nun, was an dem verschiedenen geistigen Leben der einzelnen mit dem aller andern übereinstimmt und jene Harmonie bildet, zusammengekommen, ist die geistige Einheit des Volks, der Volksgesetz. In der Form einer Definition wird die Völkerverpsychologie den Volksgesetz als das Subject, von welchem sie etwas prädiciren will, demnach etwa so bezeichnen: das, was an innerer Thätigkeit, nach Inhalt sowohl wie nach Form, allen einzelnen des Volks gemeinsam ist; oder: das allen einzelnen Gemeinsame der inneren Thätigkeit.“

Wir können dieser Ansicht nur beistimmen und halten daher die Wissenschaft einer Völkerverpsychologie in dem entwickelten Sinne nicht nur für möglich, sondern auch für geboten, wenn wir das Leben der Völker in ihrer Eigenständigkeit, sowie in ihren Gegensätzen und Wechselbeziehungen wirklich begreifen und zugleich

für die Umwirkung auf die Fortentwicklung derselben die richtigen und heilbringenden Gesichtspunkte gewinnen wollen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß eine Zeitschrift, die sich die Ausbildung dieser Wissenschaft zum Zweck gesetzt hat, sowohl von dem hierzu berufenen Schriftstellern, als von dem Publikum auf das entgegenkommendste unterstützt werde, zumal nicht nur die früheren Errungenschaften der beiden Herausgeber sowohl auf dem Gebiete der Psychologie als auf dem der Sprachwissenschaft, sondern auch die in diesem ersten Heft ausführlich dargelegten Prinzipien keinen Zweifel darüber zulassen, daß die Leitung und Weiterführung dieses Unternehmens in den besten Händen ist. Wir können nicht umhin, allen Gebildeten den Inhalt dieses ersten Hefts zu eigener Kenntnisaufnahme zu empfehlen; um aber von dem, was man überhaupt in dieser Zeitschrift zu erwarten hat, einen wenigstens allgemeinen Begriff zu geben, lassen wir hier noch eine kurze überschlägliche Zusammenfassung der Erörterungen folgen, aus denen nach der Angabe der Herausgeber selbst der vornehmliche Inhalt der Zeitschrift bestehen wird.

Der *Volkspsychologie* sollen gründermäßig sein: 1) Abhandlungen, welche die Erforschung und Aufstellung von volkspsychologischen Gesetzen auf dem Grunde von gegebenen Thatfachen bezwecken, gleichviel ob das Gesetz die psychische Einheit einer Nation oder einer Staats- oder einer andern geistigen Gemeinschaft und Einheit betrifft; 2) Darstellungen von historischen, ethnologischen, anthropologischen oder geographischen Thatfachen, durch welche die Erkenntnis von allgemeinen psychologischen Gesetzen veranlassen oder unterstützen können; 3) Berichte und Urtheile über Werke, welche unmittelbar Gegenstände unserer Wissenschaft zum Inhalt haben, sowie auch über solche, welche zu den Hülfswissenschaften derselben gehören.

Der Sprachwissenschaft, welcher als der reichsten Quelle der Volkspsychologie eine ganz besondere Berücksichtigung zu Theil werden soll, werden folgende Expositionen eingeräumt werden: 1) allgemeine sprachwissenschaftliche Aufsätze, in welchen durch Thatfachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder genannt oder unterstützt werden; 2) überschlägliche Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch einzelner Gruppen von Formen, wie z. B. Verbalformen u. s. w.; 3) Besprechungen solcher Schriften, welche entweder auf dasselbe Ziel abschließend hinarbeiten oder zu demselben hinführen, indem sie durch bloße Darstellung sprachlicher Erscheinungen und Thatfachen die psychologische Erklärung derselben veranlassen.

Außerdem soll eine besondere Rubrik noch für kurze Bemerkungen, Beobachtungen, Ergüsse und Fragen eingeräumt werden, sofern dieselben als Hinweise und Mahle zu weiteren Beobachtungen, durch Aufstellung von Problemen, Andeutungen und Versuchen zu ihrer Lösung oder kritische Notizen über Gegebenes, die Erforschung psychologischer Gesetze auf die Bahn bringen können.

Der Leser wird hieraus erkennen, daß die Zeitschrift trotz der bestimmten Grenzen, in denen sie sich bewegen will, ein ungemein weites, und nach allen Seiten hin interessantes Gebiet befaßt und daß sie sich die vielseitigste Anregung und Belehrung von ihr versprechen darf. Möge sie Kraft und Ausdauer besitzen, sich gegen die Ungunst der Zeiten zu behaupten.

Adolf Zeising.

Kottg.

Die Pecht-Rambert'sche „Schiller-Galerie“.

Ein Prachtwerk, welches ebenso wol der deutschen Auffassung und Interpretationsgabe als dem deutschen Gedächtnis zur hohen Ehre gereicht und wegen der beigefügten Erläuterungen auch literarischen Werth in Anspruch zu nehmen hat, ist jedoch — kurz vor Schiller's hundertjährigem Geburtstage, zu dessen Verherrlichung es von der Verlags-Handlung ins Leben gerufen wurde — mit der zehnten Lieferung vollendet worden; es ist das folgende:

Schiller-Galerie. Charaktere und Schiller's Werke. Begründet von Friedrich Pecht und Karl von Ramberg. Hundert Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. Leipzig, Brockhaus. 1860. 1 13 Thlr. 10 Ngr.

In dem erst jetzt am Schluß mit ausgebreiteter Vorrede veröffentlichten Buche, daß das Werk ursprünglich ein von Pecht zu den im Auslande vermittelten, in deutschen Ausgaben in demselben Verlage wie die „Schiller-Galerie“ erschienenen Illustrationswerke „Die Frauen der Welt“ und „Schaffpeare-Galerie“ werden sollte, und führt dann fort: „Die Schularbeit der Geburt unseres nationalen Dichters schien der geeignetste Zeitpunkt, ihm die eigene Verehrung zu bewahren durch eine Production, wie sie merkwürdigerweise bisher noch nicht versucht worden war, da wir zwar allerhand Bilder Schiller'scher Gestalten, aber noch keine zusammenhängende Illustration seiner Werke besitzen, die den heutigen Anforderungen irgend entsprechen könnte. Daß die Nothwendigkeit mit seinen vornehmsten Werken indes nur eine äußerliche sein dürfe, daß das Mal weder französisch noch englisch, sondern eben nur deutsch sein müsse, daß es ein viel genaueres Eingehen auf die Natur des Dichters bedinge, als es dort zu finden, wenn es nicht irgendwie würdig sein, der Dürftigkeit entsprechen solle, welche um alle gegen ihn empfinden, das verstand sich gewissermaßen von selbst.“ Die Aufgabe war um so schwieriger, da die Denkmäler Schiller's den Zeichner leicht zu einer conventionalisirenden, trübsamen Auffassung verleiten können, wie dies bisher fast ohne Ausnahme der Fall war. Wir freuen uns aber sagen zu können, daß diese Aufgabe von den beiden Künstlern, sowohl von Pecht als von Ramberg, glücklich vermieden ist, die Schiller's sind wahr, lebensvoll und charakteristisch, und wenn auch manche derselben bei dem ersten Anblick von der Bewunderung, die sich als Niederschlag der Faszination oder der bewundernden Aufregung in uns gebildet hat, abweichend sein mögen, was der eigenthümlichen Auffassung der Zeichner überaus zu Ehren macht, so werden wir bei längerem Anschauen sagen müssen, daß sie mit der Intention des Dichters und dem Charakter der dargestellten Personen fast immer im Einklang stehen, oft sogar überraschende Aufschlüsse gewähren und das Verständniß der Schiller'schen Dichtungen überhaupt erleichtern helfen. Ein größeres Lob als dieses kann ihnen, dünkt uns, nicht gespendet werden. Rameau'sch meisterhaft erscheinen uns alle die wenigen Charakterbilder, wo ein historischer Anhalt an ein vorhandenes Porträt oder an Personalschilderungen vorhanden war; aber auch da, wo die Zeichner allein auf ihre Phantasie mit der Deutungsversuchen angewiesen waren, wird man immer ein eigenthümlich geistreiche Auffassung anerkennen müssen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, wollen aber mit besonderem Dank noch die schönen und charakteristischen Bildnisse Schiller's selbst und seiner Gattin hervorheben.)

Die Erläuterungen, die man der Feder Pecht's verdankt, sind reich an geistreichen, scharfsinnigen und eigenthümlichen Bemerkungen, die zu einer richtigern Auffassung der Schiller'schen Dichtungen und ihrer Hauptgehalte überhaupt dienen können und sich um so mehr durch eine gewisse naturalistische Frische auszeichnen, da Pecht, wie er selbst versichert, es immer vorgezogen hat, die Dichter selbst, statt ihre Kritiker und Glossatoren zu gemessen, inwieweit er gesteht, daß er Gervinus und besonders Julian Schmidt manche vortreffliche Winke verdankt. Wie er endlich in diesem Gebändnis eine Anerkennung der Kritik überhaupt, obgleich wir nicht recht einzusehen vermögen, wie er

*) Von diesem Anlaß möge füglich erwähnt sein, daß nach dem wahrscheinlich von J. G. Reinhold gemachten und gegenwärtig als Werk des Dichters Adolf Schöner bekanntem Diktate ein interessanter lithographirter Portrait Schiller's erschienen ist, das um so mehr Aufmerksamkeit erregt, weil aus der Zeit (Wende des achtziger Jahres, Reinhold es malte, sein weitest vorgeschrittenes Alter von Schiller ansetzt.

Analyse eines Kritikers und Literarhistorikers der schaffenden Phantasie eines Künstlers sehr nachzuhelfen vermögen, ohne übrigens zu verkennen, daß die Kritik im allgemeinen dazu beitragen könne, dem Künstler vor jener allzu idealistisch-conventionellen, teilweise gespreizten Manier zu warnen, die sich sonst meistens in Illustrationen dieser Art bemerkbar macht. Von besonderem Interesse war uns auch im Vorwort die hingeworfene Aeußerung: „Deutschland besitzt noch keinen Maler, der dem Dichter ebenbürtig wäre“, interessant darum, weil sie aus der Feder eines Künstlers herrührt, der freilich auch Denker ist. Uebrigens freuen wir uns, dem Publikum laut der Vorrede anzeigen zu können, daß Verlagshandlung und die beiden Künstler eifrigsten, diesem bereits mit größtem Beifall aufgenommenen jährlichen Nationalwerk ein Parallelwerk, nämlich eine „Goethe-Galerie“ folgen zu lassen.

H. M.

Bibliographie.

Arneih, A., Maria Theresia und der Hofrath von reiner. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Bareille, J., Emilia Paula. Historisches Zeit- und Ikonographie aus dem 1. Jahrhundert. Nach dem Französischen. Deutsch herausgegeben von J. Chowanow. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Berg, J., Die Geschichte der schweren Prüfungszeit der anglikanischen Kirche Schlesiens und der Oberlausitz, d. i. der Einführung der Reformation bis zur Wegnahme Schlesiens durch König Friedrich den Großen. Ein Beitrag zur Erklärung der gegenwärtigen äußeren Zustände derselben und Darstellung ihrer Rechte und Ansprüche in dieser Hinsicht, nach bewährtesten Quellen und Urkunden bearbeitet und mit den erforderlichen Uebersichten, Nachweisungen und Beilagen versehen. Jauer. 1857. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Caballero, J., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemke. I. Band. — A. u. d. L.: Die Rode. Ein spanisches Sittengemälde. I. Theil. Braun-Weig, Beckermann. 8. 24 Ngr.

Crafft, J., Julian und Emilia. Drama in fünf Aufzügen. Königsberg. 8. 24 Ngr.

Deutschlands Lehrjahre. 1848 — 1860. Ein Gedächtnisbuch des deutschen Volk von einem Volkstheoretiker. 1ste Lieferung. Berlin, Administration von Scherl's Leseblätter. 8. 4 Ngr.

Dichterperlen. Eine Auswahl des Guten und Schönen aus deutschen Dichtern seit Haller. Herausgegeben und mit Erläuterungen begleitet von G. Bone. Zwei Bände. Bonn, Henry Cohen. 1860. 8. 2 Thlr.

Gischwald, K., Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten. gesammelt und mit einem Glossar versehen. Leipzig, Gub. 1860. 8. 15 Ngr.

Feislak, J., Studien zur Geschichte der altschlesischen Literatur. 1. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Gärtner, B., Aus der Wälder. Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr.

Jolovine, L., Progres en Russie, pour faire suite à l'essai, depuis Alexandre le Bien-Intentionné. Leipzig, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kustav vom See, Der fünfzig Jahre. Roman in fünf Bänden. Breslau, G. Trevenit. 8. 4 Thlr.

Lahn, J. G. v., Mythologische Parallelen. Jena, Mauke. 20 Ngr.

Lahn, J. G. v., Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, Graf zu Nürnberg, der Ahnherr des Preussischen Königs. Ein deutsches Bürgerbild. Berlin, Herz. 8. 6 Ngr.

Liemer, K., Die Einführung des Christenthums in den zehn Ländern. I. Theil. — A. u. d. L.: Die Einführung des Christenthums im mittelfränkischen und mittlern Deutschland,

enthaltend: Das Leben und Wirken des heiligen Bonifatius. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Hochstetter, P., Schreiben an Alexander von Humboldt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Horn, H., Ferdinand von Schill, der unergründliche Kämpfer für Deutschlands Ehre und Freiheit. Dem deutschen Volke zur Nachahmung vorgestellt. Tübingen, Necker. 16. 4 Ngr.

Huber, J., Die Philosophie der Kirchenväter. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Humboldt's, A. v., Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von H. Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. 1ste Lieferung. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 15 Ngr.

Kessel, D. v., Reise- und Jagd-Abenteuer aller Länder und Völker. Mit 8 Abbildungen in Farbendruck von A. Haun. Berlin, Janke. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, A., Blüten aus dem Leben des Mädchens. Gedichtsammlung für junge Mädchen. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 20 Ngr.

Köpke, R., Deutsche Forschungen. Die Anfänge des Königthums bei den Gothen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kuhn, A., Die Herabkunft des Feuers und des göttertrunks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Leffing's, G. C., gesammelte Werke in zwei Bänden. Leipzig, Göttsche. Lex.-8. 4 Thlr.

Neumann, G. F. B., Der Flüchtling. Erisches Gedicht. Leipzig, Gubner. 16. 25 Ngr.

Ramshorn, C., Maria Theresia und ihre Zeit. 1ste Lieferung. Leipzig, Voigt u. Günther. Lex.-8. 10 Ngr.

Die Rettung der Wittenberger Universitäts-Bibliothek durch Herrn ersten Leibarzt M. Gottlob Wilhelm Gerlach, jetzt ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Halle. Zur Geschichte des Jahres 1813. Halle, Friede. Br. 8. 6 Ngr.

Rossmäpler, C. A., Der Mensch und das Weltmeer. Eine Skizze. Leipzig, Brandstetter. Lex.-8. 10 Ngr.

Runeberg, J. L., Des Nahrung's Stuhl Sagen. Eine Liedersammlung. In's Deutsche übersetzt durch A. T. Leipzig, Köpfer. 16. 16 Ngr.

Schneider, K. F. R., Infanteriegeschichten aus der Geschichte des Blücher's Infanterie-Regiments. Stolp, Stern. Gr. 8. 25 Ngr.

Seibler, L. P., Claudia Procula. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 16. 20 Ngr.

Sernaleken, L., Mythen und Bräute des Volkes in Deutschland. Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volkskunde und Sittenkunde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Zeitbilder. Nr. 1. Tübingen, Necker. 12. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Meine Ansichten über die Congress-Frage. Aphasien aus der Feder eines politischen Anarchisten. Leipzig, Bredt. 8. 5 Ngr.

Honigmann, D., Die preussische Verfassung und der confessionelle Eid. Breslau, Gaisner. Gr. 8. 6 Ngr.

Richter, K. G., Die vereinigten Staaten von Europa. Andeutungen zur Herstellung eines dauernden Friedens unter den europäischen Staaten. Dresden. 8. 7 1/2 Ngr.

Rünefahrt, J. G., Johann Joachim Winckelmann. Kurze Lebensgeschichte, bei Gelegenheit der Aufstellung des Winckelmannsdenkmals allen Mitbewohnern der Stadt Stendal und der übrigen Altmark gewidmet. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 6 Ngr.

Schlatter, G. F., Staat, Kirche und Konfession. Eine politisch-kirchliche Betrachtung. Ulm, Gebr. Rößling. 1860. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Ein literarisch-artistisches Denkmal zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

4. In zehn Lieferungen. 13 Thlr. 10 Ngr.

Gebunden in Calico mit Goldprägung und Goldschnitt 15 Thlr. 10 Ngr.

Gebunden in Leder mit Goldprägung und Goldschnitt 16 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld; Karl Moor, Amalia, Franz Moor; Sisco, Leonore, Andreas Doris, Julia Imperia, Ferdinand, Luise Miller, Lady Milford; Philipp II., Elisabeth von Valois, Don Carlos, Marquis Posa, Prinzessin Eboli, Alba; Wallenstein, Gräfin Terzky, Octavio Piccolomini, Max Piccolomini, Erika, Der Kapziner, Gustaf von Blefswig; Elisabeth, Königin von England, Maria Stuart, Leicester, Mortimer, Burleigh; Johanna, Karl VII., Agnes Sorel, Calbot, Königin Isabeau; Donna Isabella, Don Manuel, Don Cesar, Beatrice; Wilhelm Tell, Hedwig, Tell's Ruade, Arnold vom Rischthal, Britta von Brunck, Götter; Carandot, Rafe; Demetrios; Der Prinz, Die Griechin.

Die «Schiller-Galerie», die in jeder Hinsicht als ein Prachtwerk ersten Ranges und ein Unternehmen, das der deutschen Kunst zur Ehre gereicht, bezeichnet werden kann, die erste zusammenhängende Illustration seiner Werke, liegt dem deutschen Publikum nunmehr vollständig vor. Sie ist von der Verlagsanhandlung als ein des Dichters würdiges literarisch-artistisches

Denkmal zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage

ins Leben gerufen worden und mit Aufbietung aller Kräfte wurde es möglich, sie noch kurz vor diesem Tage, der in ganz Deutschland als ein Nationalfest gefeiert wird, zu vollenden. Als bleibende Erinnerung an diesen Tag kann den Verehrern Schiller's nicht leicht ein anderes Werk mit mehr Recht empfohlen werden, als die «Schiller-Galerie», die gleich bei ihrem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich bereits zahlreiche Freunde erworben hat.

Die bereits bestellten gebundenen Exemplare der «Schiller-Galerie» werden in den ersten Tagen des November versandt werden und also noch vor dem 15. Nov. überall eintreffen. Wer bis dahin noch gebundene Exemplare zu haben wünscht, möge sich bei einer Buchhandlung den Auftrag dazu ertheilen.

Ausser der Prachtausgabe der «Schiller-Galerie» in Quart ist von derselben auch eine

Prachtausgabe in Imperial-Folio

veranstaltet worden. Die Stahlstiche sind auf chinesischem Papier, der erläuternde Text auf starkem Velinpapier mit geschmackvollen Initialen gedruckt.

Von den in der «Schiller-Galerie» enthaltenen, mit allgemeinsten Anerkennung aufgenommenen

Porträts von Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld

sind Separat-Abdrücke erschienen, in Imperial-Folio und in folgenden zwei Ausgaben:

auf feinstem Kupferdruckpapier; jedes Blatt 16 Ngr.;

Prachtausgabe auf chinesischem Papier; jedes Blatt 20 Ngr.

Viele Besitzer der «Schiller-Galerie», denen diese Porträts lieb und werth sind, werden dieselben, welche Pendel bilden und sich trefflich zum Zimmerschmuck eignen, gewiss gern nochmals anschaffen.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Anthropologie der Naturvölker.

Erster Band.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen

von Dr. Theodor Baig.

Professor in Marburg.

Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Der 2. Theil dieses Werkes erscheint Anfang 1860.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par Michael Antonides.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender gelehrter Russe, als Frucht langjähriger Forschung der Öffentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 46. —

10. November 1859.

Inhalt: Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von Hermann Marggraf. — Die Schwelgeregimenter während der Französischen Revolution. Von Karl Gustav von Berner. — Charlotte von Kalb. Von Bernhard Rudolf Weber. — Motiv. (Graf Menck's Offiz.) — Bibliographie. — Zu Schiller's Jubelfeier.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Erster Artikel.

Eine ähnliche Erscheinung wie die gegenwärtige Säcularfeier Schiller's hat in Deutschland im Laufe dieses Jahrhunderts etwa nur die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation. Damals suchte und fand die lutherische Hälfte der deutschen Nation ihre Einheit in der Verehrung Luther's, dieses ebenfalls an einem 10. November geborenen geistigen Helden. Der Enthusiasmus, der sich damals für diesen „Mann Gottes“ kund gab, war vielleicht noch intensiver und volkstümlicher, umfaßte dafür aber auch nur denjenigen Theil der deutschen Nation, welcher sich in kirchlicher Hinsicht nach Luther nennt; der Schiller-Cultus dagegen bringt zwar weniger in die unteren Schichten, besonders der ländlichen Bevölkerung, ist aber dafür um so ausgedehnter, indem er den Gebildeten und Vorurtheilslosen aller Confectionen und Parteien als Ausdruck und Symbol ihrer geistigen Gemeinschaft und idealen Verbrüderung dient, und zwar nicht in Deutschland allein, sondern überall und an den entferntesten Punkten des Erdkreises, wo sich als Vorposten deutscher Cultur und Sittlichkeit Deutsche in genügender Anzahl angesiedelt haben, um dieses brüderliche Fest mit einigem Nachdruck begehen zu können. Obgleich dieser Cultus hier und da Formen annimmt, daß es scheinen könnte, als ob er ein bloß persönlicher sei, so ist er im wesentlichen doch ein ideeller und nationaler, wieviel vielfach nuancirt und aus verschiedenen Elementen gemischt, wie dies in bewegten Zeiten wie die unsrige immer der Fall ist und nicht anders sein kann. Der Gleichgültigen wie der Gedankenlosen, welche die Sache nur mitmachen, wie sie alles mitmachen, was die Mode des Tages erfordert, gibt es freilich auch eine große Zahl. Und auch an Gegenstimmen fehlt es nicht. Sie kommen zum Theil aus dem Lager der Ultrakirchlichen, sowohl der protestantischen als katholischen, aus Hamburg und Stuttgart ebenso gut wie aus Augsburg und Regensburg. Dies verstand sich von selbst. Merkwürdiger erscheint es dagegen, daß sogar ein Exradicaler, Karl Springen, sich gegen den Schiller-Cultus aussprach und mit einer immerhin anerkennenden

werthen Unerfrohenheit und Unbekümmertheit um die öffentliche Meinung und die Zustimmung seiner Gesinnungsgenossen in seinem „Pionier“ behauptete, daß Goethe als der auf einem freieren Standpunkte sich befindende Überlegenere und universellere Geist diesen Cultus viel mehr verdiene als Schiller.*) Indes sollten diese Herren, was wenigstens die diesmalige Novemberfeier betrifft, doch bedenken, daß eine Säcularfeier eben nicht alle Tage wiederkehrt und daß keiner von denen, welche an der Schillerfeier des Jahres 1859 theilnehmen, die vom Jahre 1959 erleben wird.

Bei aller Anerkennung, die wir den dem Schiller-Cultus zu Grunde liegenden Tendenzen zollen, und bei allem Vorbehalt, den wir seinen Zwecken für unsere Person nach unsern schwachen Kräften zu leisten bemüht sind, müssen auch wir allerdings mit einer Aufrichtigkeit, die man uns sicherlich nicht verübeln wird, bekennen, daß, soweit unsere Kenntniß der Zustände reicht, der Schiller-Cultus

*) Der Abdruck der begeisterten Betrachtungen und Mittheilungen Adolf Frahr's über Goethe's Gartenhaus in Nr. 38 und 39 des „Pionier“ kann wol als ein neues Zeugnis dieser Vorliebe Helgen's für Goethe und seines Bestrebens, für ihn Propaganda zu machen, angesehen werden. Und in der That, wenn wir in Nr. 38 des „Pionier“ unter der Ueberschrift „Höchste Leistungen in einer Volksrepublik“ lesen: „Das Volk zu unterwerfen durch «Volksheer» ist die höchste Kunst. Wegen Veröffentlichung einer vollbrachten Schandthat auf 10000 Dollars Schadenersatz klagen, ist das höchste Recht. Das meiste Geld zu machen durch das schlechteste Mittel ist das höchste Ziel. . . . Nicht todgeschlagen zu werden als christlicher Mann, ist das höchste Glück“; oder: „Werde beliebt beim Böbel und du wirst unentbehrlich und gerhrt bei allen «honetten Leuten».“ „Sei klein genug, dich unter die Kleinsten zu erniedrigen, so wirst du ein großer Mann“ u. s. w., — so nähert sich der Exradicale Helgen diesem ähnlichen Gesinnungsstandpunkt, von dem aus Goethe schrieb:

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das,
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

Dem:

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So raßt sie, um den Teufel zu bannen,
Gleich die Schelme, die Tyrannen.

die von seinen Pflegern erwarteten und beabsichtigten Früchte für das wirkliche Leben noch nicht getragen hat. Der Geschmack, statt sich zu veredeln und zu verfeinern, vergrößert sich, so scheint es, fast täglich mehr. Lüste und die Grille verdrängen Amale und Thella, und die berliner Maschinenbauer und noch viel verberes Belichter machen Wosa und Wallenstein eine Concurrenz, welche diese nicht bestehen können. Soll der Idealismus, als dessen Hauptrepräsentanten man nach der vulgären Ansicht Schiller betrachtet, nicht eine bloße Phrase sein, so darf man fordern, daß er alle Lebensverhältnisse so weit möglich — weit wird diese Möglichkeit unter allen Umständen nicht reichen — durchbringe und verkläre. Aber man suche doch das Volk bei seinen Geschäften, bei seinen öffentlichen Vergnügungen, in seinem Familienleben und seinem geselligen Verkehr auf, und sage dann, wie viel Idealismus in und hinter diesem Treiben steckt. Auch die Gebildeten — natürlich mit Ausnahmen, aber leider mit nur wenigen — sind von dem Vorwurf eines vorwiegend trivialen und materiellen Sinnes sicherlich nicht freizusprechen. Mit so manchen Idealisten scheint es sich genau so zu verhalten wie mit gewissen Kirchengängern, die sechs Tage lang der Welt und am siebenten ein Stündchen dem Himmel dienen, der freilich von ihnen keinerlei Gebrauch machen kann. Je mehr Gedanken durch einzeln in der Welt verbreitet werden, um so mehr scheint die Gedankenlosigkeit in der Masse zuzunehmen, weil jeder aus diesem großen Vorrath so viel Gedanken entnimmt, als ihm passend scheint und darüber das Selbstdenken verlernt. Auch haben wir noch nicht wahrnehmen können, daß die Verherrlichung des Schriftstellertums in der Person Schiller's dazu beigetragen habe, den Schriftstellern, die freilich auch nicht immer ihren Stand sehr würdig repräsentiren und namentlich gerade nicht sehr collegialisch sind, zu einer geachteten Stellung im bürgerlichen Leben und im allgemeinen Verkehr zu verhelfen. Die Schiller-Stiftung, der wir gewiß unsere innigste Sympathie widmen, ist nur für die dringendsten Nothfälle; indeß zeugt der Umstand, daß sie überhaupt zu Stande kommen konnte, doch immer für die Einsicht, daß man auf die Schriftsteller mehr Rücksicht zu nehmen habe als bisher und daß es nicht hinreichte, immer nur die großen Todten zu feiern, sondern daß es einer gebildeten und vorzugsweise literarisch gebildeten Nation würdig sei, auch der Lebenden zu gedenken. Bisher ist die deutsche Nation in der That auch gar zu wohlfeil zu den Genüssen gekommen, die ihr ihre Schriftsteller und Dichter bereitet haben. In allem dem liegt für die Förderer des Schiller-Cultus die Mahnung, ihre Bestrebungen mit noch größerem Eifer als bisher fortzusetzen und mitunter auch mehr beizende Lauge anzuwenden, um alte Schmutzstellen zu tilgen. Die Franzosen haben keinen öffentlichen Racine- oder Roussseau-Cultus, die Lebenden Schriftsteller befinden sich aber dabei ganz wohl, und „der Lebende hat recht“, wie Schiller sagt. Die Franzosen und Engländer sind eben Leute, die praktisch zu handeln und das Leben praktisch anzufassen wissen, während die Deutschen nur zu oft genug gethan zu haben

glauben, wenn sie über eine Angelegenheit möglichst viel hin und wieder gesprochen und jeder seine Weisheit, seine scharfsinnigen Pros und Contras ausgebracht haben.

Es war vorauszu sehen, daß die Säkularfeier Schiller's eine umfangreiche Literatur hervorrufen würde, was denn auch geschehen ist; denn bereits in diesem Augenblick liegt uns ein beträchtlicher Stof „Schiller-Literatur“ vor, und noch mehr davon steht in Aussicht. Ein nicht unbeträchtlicher Gewinn kommt dabei immer heraus, wenn auch Outgemeintes und Manches, was bloß der Speculation seine Entstehung verdankt, als Ballast mit dringepackt ist, sich aber durch die Signatur als durchaus unentbehrliche und preiswürdige Waare empfehlen läßt. Einige dieser Schriften und Werke würden allerdings auch ohne diesen Anlaß früher oder später ins Leben getreten sein; indeß verzögerte oder beschleunigte man ihr Erscheinen, damit sie in dem gegenwärtigen günstigen Augenblick ans Licht treten könnten.

Natürlich wird man in diesen Säkularschriften ein vollkommen unbefangenes und unparteiisches Urtheil über Schiller meist nicht erwarten dürfen; im Gegentheil verdanken sie der Mehrzahl nach ihre Entstehung recht eigentlich der Absicht, nur Schiller's Verdienste und Lichtseiten hervorzuheben, die Ausstellungen, die man sich an seinen Werken zu machen erlaubte, theils auf unlautere Motive, theils auf Beschränktheit und Mangel an Umpfänglichkeit und Verstandniß zurückzuführen, und Schiller überhaupt als denjenigen Repräsentanten der deutschen Nation hinzustellen, in welchem sich die glänzendsten Eigenschaften ihres Geistes und Charakters vereinigt, ihre höchsten sittlichen Postulate ausgesprochen finden. Wer wollte auch in den Jubel der Säkularfeier mit einem schrillen Miston eintreten? Aber ein solcher schriller Miston und eine gerechte Kritik sind zweierlei Dinge, und es gibt schwerlich einen Dichter, dessen Namen mehr über bloße Liebedienerei und schwächerliches Lob ergrünt sein würden, als eben Schiller. Er versteht sich von selbst, daß in Prologen, Festgedichten, Prologen, Epilogen u. s. w. nur die erhabenen Eiten und die Verdienste des gefeierten Mannes hervorgehoben werden; aber Schriften, die irgend auf kritische und literarhistorische Geltung Anspruch machen und dem Geschilberten auf die Dauer nützen wollen, dürfen kein bloßen Ankommen und überschwengliche Festhymnen sein.

Man vergesse nicht, daß an Drang nach Wahrheit und Selbsterkenntniß sich mit Schiller unter seinen Zeitgenossen vielleicht nur noch Lessing vergleichen läßt. Schiller war allerdings ein von edelm Stolge erfüllter Mann, und er hatte hierzu ein Recht, wenn er sich mit den meisten Mistrebenden seiner Zeit und seiner Nation verglich; aber er hatte sich auch die höchsten Ziele gesetzt, und indem er seine Leistungen mit diesem Ideale maß, glaubte er immer noch zu fühlen, wie weit jene hinter diesem zurückständen, wie viel ihm noch zu thun übrig sei, um seinen Ansprüchen an sich selbst zu genügen. Daher gesellte sich seinem stolzen Bewußtsein auch nicht der entsprechende Grad von Demuth und Bescheidenheit,

und so streng er gegen andere war, ebenso streng war er gegen sich selbst. Er, der später gegen Körner gekam, daß er sich von seiner eigenen Tragödie „Don Carlos“ angeekelt fühle, der von seinem berühmten „Lied an die Fremde“ bemerkte, dasselbe sei ein „schlechtes“ Gedicht, das gerade wegen der Jugendsinnlichkeit an dem schlechten Geschmack der Zeit eine Art Volkslied geworden sei: dieser Friedrich Schiller, so empfindlich er auch gegen unbegründeten und unbescheiden ausgesprochenen Tadel war, fordert von seinen Kritikern, die ihn ehren wollen, strenge Gerechtigkeit und ein gänzlich unbefangenes Urtheil, voraussetzt, daß es geschieht; denn nichts verachtete und haßte Schiller mehr als das Dumme, mithin auch den dummen Tadel ebenso gut wie das dumme Lob.

Es sind aber leider, man muß es sagen, über seinen Dichter der Welt so viele Phrasen gemacht worden als über Schiller. So kühl, verständig, vorsichtig und reservirt der Deutsche im allgemeinen ist, so überläßt er sich doch auch leicht einem gewissen Schwall in der Betrachtungs- und Ausdrucksweise, der dann als Ausfluß der Begeisterung und Empfindung gelten soll, während sich die wahre Begeisterung, die nicht zugleich bloße Trunkenheit ist, immer nur maßvoll ausdrückt und der Schwall mit dem Wesen wahrer Empfindung im vollkommenen Widerspruch steht. Zwar hat man Schiller selbst einen Gang zur Phrase vorgeworfen, was auch insofern nicht ganz unrichtig sein mag, als er sich in seinen Dramen öfter schwunghaftere Worte und rhetorischerer Wendungen bedient, als mit dem auszudrückenden Affect, dem Wesen der sprechenden Person und mit der Situation, in der sie sich befindet, verträglich ist. Er verlegte dadurch vielfach jenes psychologische Gesetz, wonach gerade der höchste Affect sich immer nur mit wenigen kurz herausgesprochenen Worten begnügt, wie Macbeth nach seiner Missethat oder Macduff bei der ihm hinterbrachten Trauerkunde, daß die Seinen auf Macbeth's Befehl hingeschlachtet worden; und vielleicht hat Schiller wesentlich dazu beigetragen, die Dichter an die Vorstellung zu gewöhnen, daß wahres Gefühl nothwendig große oder viele Worte machen müsse und daß hinter einfachen Worten daher keine eigentliche Empfindung oder Leidenschaft verborgen sein könne. Es hat sich auch demzufolge eine gewisse typisch gewordene declamatorische Bühnensprache in Deutschland herausgebildet, welche leider kein Tragödiendichter verschmähen darf, wenn er auf unser Publikum nur einige Wirkung machen will, selbst wenn er von dem Unnatürlichen einer solchen Sprache vollkommen überzeugt ist. Aber Schiller's Phrasen oder sogenannte Kraftstellen sind, wenigstens in seinen spätern Dramen, niemals dunkel, unverständlich und räthselhaft; sie schlagen zwar um den Gedanken, der oft ganz simpel, zuweilen sogar etwas dürftig, ein vielleicht zu weitläufiges schimmerndes Gewand, aber dieses ist vollkommen durchsichtig, sodaß man den Gedanken höchstens wie durch einen leichten, seine Umrisse verschönernden Schleier erblicken kann. Dagegen kann man Schiller in seinen spätern philosophischen, ästhetischen und kritischen Schriften, Aufsätzen und namentlich

Briefen, nachdem er durch die Kant'sche Schule gegangen, schwerlich eine Stelle nachweisen, welche etwas Phrasenhaftes hätte. Hier ist sein Ausdruck niemals überschweglich, sondern immer klar und präcis, die Entwicklung immer streng logisch; und die Kritiker und Lobredner Schiller's, die über ihn nur überschwegliche Phrasen zu Markte bringen, beweisen gerade dadurch, daß sie von ihm nichts oder nicht das Richtige gelernt haben.

Außerdem sollten sie bedenken, daß jede Maßlosigkeit und Uebertriebenheit früher oder später nothwendig eine Reaction hervorruft. Die blinden Verehrer und slavischen Anbeter Goethe's haben diesem bei einem großen Theile der Nation mehr geschadet als alle noch so hämischen und kalten Gesellen, die seine sittliche Größe zu besudeln, seine dichterische Größe im allgemeinen und nicht bloß in einzelnen, weniger bedeutenden Werken zu verkleinern und auf das Niveau eines bloß virtuosen Talents herabzudrücken suchten. Wenn es den modernen Bühnendichtern, welche im Drama mehr der französischen Richtung huldigten, während der beiden letzten Decennien in der That gelangen zu sein scheint, die Verehrung für Shakspeare in nicht unbeträchtlichem Grade abzuschwächen, so sind daran die Romantiker vielleicht nicht ganz ohne Schuld, indem diese sogar Shakspeare's Auswüchse und Fehler, die zugleich die Fehler und Auswüchse seiner Zeit waren, als notwendige Bestandtheile, ja als besondere Schönheiten seiner Werke anerkannten und vertheiligten, und es bewirkten, daß sie mit diesen Auswüchsen auch zur Aufführung kamen und zwar vor einem zartnervigen modernen Publikum, welches begreiflicherweise nicht so viel vertragen kann als das fast ausschließlich aus Männern bestehende Publikum der Shakspeare-Bühne. Jeder noch so große Dichter hat, wie manche Festungen, gewisse schwache Außenwerke, die man am besten zur rechten Zeit aufgibt, um das Hauptwerk mit um so besserem Nachdruck und Erfolg vertheiligen und behaupten zu können. Im Eingange unsers Aufsatzes haben wir Luther genannt. Dieser wurde zur Zeit des großen Reformationsstrebens vielfach ganz ernstlich als ein von Gott selbst inspirirter neuer Heiland ohne alle menschlichen Irthümer gepriesen, während seitdem auch an ihn die historische Kritik Hand angelegt hat, um ihm gewisse Fehler und Inconsequenzen nachzuweisen, die er sich bei seinem großen weltgeschichtlichen Werke zu Schulden kommen ließ. Geht diese auf die Dauer fast nie ausbleibende Reaction gegen zu viel getriebene Verehrung und Vergötterung großer Menschen wirklich aus einer schlechten Seite der menschlichen Natur hervor? Schwerlich, obgleich bei einzelnen allerdings der bloße Mord, die Unfähigkeit, menschliche Größe überhaupt zu bewundern, ins Spiel kommen mag; im ganzen aber möchten wir zur Ehre der Menschheit annehmen, daß der erwähnte, an ihr so hervortretende Charakterzug eher ein Ausfluß des Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühls sei und daß sich darin das Bedürfnis ausdrücke, das gekörte Gleichgewicht in der Abschätzung der großen Geister und der Wohltäter der Menschheit wiederherzustellen; denn der Verdienst und der schätzbare Entwicklungsformen,

in denen sich der menschliche Geist offenbart, sind viele, und es ist keineswegs leicht, unter ihnen die Preise so zu verteilen, daß dadurch keinem ein Unrecht geschieht. Wir haben Grund zu glauben, daß es schon jetzt manche in Deutschland gibt, welche in diesem Schiller-Cultus, falls er in gleichen Progressionen zunehmen sollte, eine unbillige Zurücksetzung Lessing's, Goethe's, Herder's u. s. w. und eine unerwünschte Minderung ihres Einflusses erblicken oder von ihm befürchten. Wir für unsere Person erblicken für jetzt in diesem Cultus, selbst in seinen Ausschreitungen, wenn er davon wirklich nicht freizusprechen sein sollte, eben nur einen Act ausgleichender Gerechtigkeit, da es allerdings eine Zeit in Deutschland gab, wo, besonders unter der Mitwirkung der Romantiker und anderer Zeiteinflüsse, Schiller gegen Goethe wie überhaupt zu sehr zurückgesetzt und abfällig verkannt wurde. Hierüber klagte damals Wilhelm von Humboldt mit Recht und trug seinerseits durch die Veröffentlichung seines Briefwechsel mit Schiller und durch die vorausgeschickte Einleitung sichtlich viel zur Wiederkehr einer richtigern und unparteiischen Würdigung des großen Dichters bei. Es wird in solchen Zeiten immer Leute genug geben, welche mit dem Strom des Tagesgeschmacks schwimmen und die von der herrschenden Partei gegebene Parole zu der ihrigen machen, welche an dem wohlfeilen Grundsatz festhalten:

Mußt dem Geheinen deine Ehre geben,
Und dem Gebräuten deinen Druß! Mußt ihn,
Den man gefeiert nennt, erhöhn und heben
Und den Verachteten zu Boden ziehn!

Es würde hier zu weit führen und eine literarhistorische Abhandlung nöthig machen, wenn wir die Einflüsse zergliedern wollten, denen man es zuschreiben muß, daß Schiller längere Zeit so große Ungunst nicht selten des Publikums, sondern der herrschenden literarischen Partei und der Gesellschaftsereme zu erdulden hatte. Diese Zurücksetzung erscheint und jetzt um so seltsamer, da er, wie Wilhelm von Humboldt ihn gelegentlich nicht ganz mit Unrecht nennt, der „modernste aller Dichter war“, sichtlich aber ein sehr moderner Charakter, das Moderne natürlich in seinem bessern und edlern Sinne, nicht im Sinne seiner spätern trivialen Ausartung verstanden. Goethe ist eigentlich viel zu naiv, natürlich und einfach, um sich bei der jetzigen echauffirten Generation eines allgemeinen tiefern Verständnisses und einer allgemeinen Sympathie erfreuen zu können, und wenn Seelenadel, stillige Reinheit, Freiheits- und Vaterlandsgefühl allein hinreichten, um einen Dichter auf die Dauer populär zu machen, so müßte Klopstock ebenso volksthümlich sein wie Schiller, ja noch volksthümlicher, da er nicht wie Schiller einem abstracten, an kein Territorium gebundenen, sondern einem specifisch deutschen Patriotismus huldigte. Was ferner das Princip der Humanität und der religiösen Duldung betrifft, so findet sich dies bei Lessing, namentlich auch in seinem „Nathan“, viel bestimmter formulirt als bei Schiller.

Es müssen also noch so manche wesentlich moderne Eigenschaften bei Schiller hinzuge treten sein, die es ver-

anlassen, daß man jetzt keinen Klopstock-Cultus, Lessing-Cultus oder Goethe-Cultus, sondern einen Schiller-Cultus begehrt, und daß ein kleiner Anstoß diesem nur so weltweite Ausdehnung und einem so feierlichen, fast pompösen Glanz verleihen konnte. Es bleibt sichtlich eine bemerkenswerthe Thatsache, daß Goethe, obgleich in seinem Kern rein deutsch (denn was wäre deutscher in Inhalt und Form als sein „Faust“, sein „Edg von Verdingen“, sein „Werther“, sein „Jahrmärkte von Plundersweilern“ und ähnliche Fastnachts- und Jahrmärkteispiele, seine lieblichen Lieder und Romane, seine Gedichte im Hand Sachs'schen Geschmacks?), größern Einfluß im Auslande erlangt hat als Schiller, und zwar namentlich durch seinen „Faust“, von dem G. W. Benz's bibliographische Jubelschgabe „Aus Weimars goldenen Tagen“ mehr als ein Duzend französische, über 30 englische und acht russische Uebersetzungen anführt, der Uebersetzungen in andere Sprachen nicht zu gedenken: daß dagegen Schiller, obgleich im Auslande als pathetischer, lyrischer und dramatischer Dichter hoch geschätzt und bewundert, von den andern Nationen nicht im gleichen Grade als der eigentliche Repräsentant des deutschen Geistes und als Kulturdichter angesehen wird wie Goethe, dafür aber von der überwiegenden Zahl des deutschen Volks selbst als der eigentliche nationale Dichter angesehen und gefeiert wird.“ Die Deutschen sehen so gern dem Flug eines königlichen Adlers in die Weiten nach, weil sie dann glauben, sie fliegen mit, und nicht selten sind dies gerade diejenigen, die an der Scholle des niedrigsten Bedürfnisses kleben. Im übrigen werden wir noch Anlaß genug haben, bei der Besprechung der vorliegenden oder noch zu erwartenden Schriften und Werke über Schiller auf die Eigenschaften, die ihn der deutschen Nation so theuer machen, zurückzukommen, und zu ihnen dürfte dann auch eine Schrift, „Schiller, sein Leben und sein Sterben“, gehören, deren Herausgeber, Adalbert Kühn, laut eines uns zugegangenen, manches Interessante verheißenden Prospects unter anderem (wie es scheint aus der Hand tüchtiger Gewährsmänner) auch die Frage zu beantworten gedenkt: „Warum ist Goethe als Dichter größer als Schiller, Schiller dagegen populärer als Goethe?“ Wir sehen freilich ein, daß jede Antwort, welche auf diese Frage zu ertheilen versucht wird, immer wieder eine neue Frage erzeugen wird, zumal in bewegter fraglicher Zeit wie die unserige, wie denn ja unser Wissen Goethe selbst einmal bemerkte, daß in solchen Zeiten Schiller als die leidenschaftlichere Natur stets eine größere Wirkung ausüben werde als er.

*) Hierfür zeugt besonders auch die von Anfang zwar nicht gerade übermäßige, aber für Deutschland in verhältnismäßig ungewöhnlichem Grade sich mehrende sehr dankenswerthe Theilnahme an der Aufgabe und den Zwecken der Schiller-Stiftung. Das deutsche Publikum hängt einmal viel mehr als irgendwo anders an Namen, und sehr leicht hätte, um vulgär zu sprechen, sein Name so „gezogen“ als der Name Schiller's. Aus dieser Theilnahme aller Gebildeten für Schiller auf eine wirkliche Massenpopularität des Dichters zu schließen, wäre jedoch vorzeitig; auch war es Schiller am wenigsten um diese Art Popularität zu thun.

für heute wollen wir uns ausschließlich mit einem Werke beschäftigen, das, ein Product der unbedingtesten Verehrung und Pietät für Schiller, an äußerem Umfang und innerer Fülle alle übrigen uns vorliegenden übertrifft und auch ohne Anlaß der Sacularfeier ins Leben getreten sein würde, und dessen erster Band schon vor etwa Jahresfrist erschienen ist. Wir meinen:

Schiller's Leben und Werke. Von Emil Pallestke. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses bereits auch von Frauenhand ins Englische übersehte und jetzt in zweiter Auflage angekündigte Werk scheint recht eigentlich als ein Seitenstück oder vielmehr als ein Gegenstück zu Lewes' Biographie Goethe's auf den Kampfplatz der Concurrenz zu treten. Der Umstand, daß ein Engländer Goethe's Leben beschrieb, schien zu beweisen, daß Goethe in England größter Anerkennung sich zu erfreuen habe als Schiller, und deutscherseits hielt man sich aufgefordert, in einem ähnlichen Werke Schiller, in sein Recht einzusetzen oder dem Auslande vielleicht gar darzuthun, daß Goethe diese Bevorzugung nicht verdiene. Um auch äußerlich die Parallele möglichst vollständig zu machen, ließ man das Werk in einem Format und überhaupt einer äußern Ausstattung erscheinen, derjenigen möglichst entsprechend, in welcher die Bremer'sche Uebersetzung des Lewes'schen Werks erschien; auch in Betreff der ganzen Anordnung, des Plans und der Einrichtung des Textes, der Eintheilung und der Art der Kapitelüberschriften (welche letztere doch oft gar zu künstlich sind, z. B. „Gebämpfetes Feuer“, „Liebesmühe“, „Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz“, „Aetari'sche Blumen“ u. s. w.) ist der Pallestke'sche Schiller dem Lewes'schen Goethe möglichst genähert. Wir wissen nicht, ob es nöthig oder überhaupt nur gut gethan war; denn man merkt zu sehr die Absicht und fühlt sich außerdem zu Vergleichen aufgefordert, die wenigstens nicht in allen Stücken für den Deutschen günstig ausfallen dürften.

Sicherlich wird man zwar die außerordentliche Liebe des Verfassers zu seinem Gegenstande, seinen Fleiß, den Umfang und den Ernst seiner Studien, wie im ganzen auch sein Talent und seinen Geist anerkennen müssen. Vor dem Schwelge und Fleiß, welcher an der Ausarbeitung eines Werks hängt von mehr als 50 enggedruckten Bogen in großem Octavformat, wird der einer solchen Arbeit Kundige unter allen Umständen Respect haben. Auch hat Pallestke ohne Zweifel gründlichere Studien in deutscher Philosophie gemacht als Lewes und sucht mehr als dieser in seinen Kritiken in die Idee der betreffenden Dichtung einzubringen und die Dichtung von diesem Mittelpunkt ihrer Idee aus zu erklären. Aber seine kritischen Analysen, die im Grunde nur bloße Banegoriken sind, werden darüber oft abstrus und verlieren sich in ein trockenes Raisonnement, besonders wenn sich der Verfasser in historische oder literarhistorische Auseinandersetzungen einläßt, die im Grunde nicht zur Sache gehören. Lewes ist auch in solchen Partien, indem er nur das Nothwendigste gibt, viel ansprechender und lebbarer,

wie er dies nicht auch in der Erzählung ist. Außerdem hat Lewes seinen Stoff viel gleichmäßiger verarbeitet als Pallestke den seinen. Manche Partien in des letztern Werke sind zu ausführlich, andere dafür zu dürftig behandelt. Das erstere gilt namentlich von Schiller's Liebeshandlungen, die, auch selbst die unbedeutendsten, mit außerordentlicher historischer Gewissenhaftigkeit erzählt und entwickelt sind. Auf diese und manche andere Umstände, die im Leben Schiller's mehr nur eine episodische und vorübergehende Rolle spielen, ist so viel Raum verwandt, daß, um den Stoff in zwei Bände zusammenzudrängen, viel wichtigere Momente um so kürzer abgefertigt werden mußten. Je behaglicher sich der Verfasser in Betreff der frühern Lebensperioden Schiller's gehen läßt, um so mehr überstürzt er sich später, und zwar gerade in der Partie, welche von der reifsten Periode Schiller's handelt. Hier wird die verbindende Erzählung außerordentlich knapp gefaßt, nur um für die kritischen Analysen der Schiller'schen Dichtungen hinlänglich Raum übrig zu behalten, und es ist dadurch eine Ungleichmäßigkeit in das so verdienstliche Werk gekommen, die jedem urtheilfähigen Leser auffallen muß. Vielleicht trug hierzu auch die Eile bei, die der Verfasser nöthig hatte, wenn der zweite Band noch an dem Sacularfest in die Oeffentlichkeit treten sollte, während sich Lewes gehörig Zeit ließ und lassen durfte.

Eine ähnliche Ungleichmäßigkeit finden wir im Stil, der bei Pallestke noch zu keiner Festigkeit gelangt ist. Hier und da wirkt die Darstellungs- und Schreibart des Verfassers durch die vielen rasch aufeinander folgenden kurzen und gehackten Sätze fast unangenehm; wir führen nur folgende Proben an, die wir auf Gerathewohl aus dem Buche herausgreifen:

Er wollte die geliebte Freundin wiedersehen. Alle Wesen, die er an sich fesselte, hatten etwas gehabt, das ihnen theurer war als er. Damit konnte sich sein Herz nicht behelfen. Charlotten, das wußte er, war er alles. Seine Ansichten waren freier geworden; er glaubte jetzt, ohne innere Kämpfe ihr nahe zu können. Vielleicht fürchtete er die Gefahren nicht, vielleicht hoffte er sie. Ja, wahrscheinlich sprach sich nur das glühende Liebesbedürfniß in allen diesen Wünschen aus.

Oder:

Jetzt wurde alle Hoffnung plötzlich auf den Herzog von Weimar, auf ein kleines Weibchen gesetzt. Frau von Stein konnte dazu helfen. Sie hatte zugleich großen Einfluß auf die chereuero. Ihr vertraute Lette das ganze Geheimniß. Aber Frau von Stein war durchaus gegen die Heirath. Sie stellte Lotten vor, sie werde an Schiller einen kranken Mann haben. Sie beschwor sie, sich nicht ins Unglück zu stürzen. Nur als Lette sich unerschütterlich fest zeigte, versprach die Freundin gerührt ihre ganze thätige Theilnahme. Es galt vor allem den Herzog zu gewinnen.

Man lese diese Sätze, die allerdings die Ausarbeitung eines umfangreichen Werks wesentlich erleichtern müssen, laut vor sich hin und man wird zugeben, daß, wenn sie sich wie in dem Pallestke'schen Werke häufig wiederholen, die Annehmlichkeit der Lectüre in ähnlicher Weise verringern wie die Stöße eines Wagens auf einem sehr holperigen Wege die Annehmlichkeiten einer Reise, wenn schon diese durch höchst interessante Gegenden führt. Auch stößt man auf mancherlei Geschmacklosigkeiten, so

wenn in Bezug auf Aristoteles bemerkt wird, daß, wenn er dies oder das gesagt oder zu sagen beabsichtigt hätte, er ein „Confusiondrath“ gewesen sein würde; oder wenn der Verfasser sagt: „Es war nur ein Schnitt mehr in dem langen Kernholz seiner (Fr. Nicolai's) Sünden, welches er bei beiden Dichtern zu hängen hatte“, oder wenn es an einer andern Stelle mit Bezug auf die „Kenien“ heißt: „Im Januar ging noch ein gewaltiger Hecht (Reichardt) ins Worn.“ Das sind zwar scheinbar nur Kleinigkeiten, je mehr aber der in der modernen deutschen Literatur herrschende salope Ton überhaupt zu solchen Plattheiten neigt, um so mehr sollten sie überall, wo sie finden, unerbittlich aufgesucht und streng gerügt werden. Zu diesen Unarten oder Unbehüßlichkeiten des modernen deutschen Stils gehören auch die jetzt überhaupt sehr in Gebrauch gekommenen Exclamationen, die, ungeschickt angewendet, den Eindruck meist nur schwächen, statt verstärken, z. B.: „Wenn er nur ein einziges hätte beginnen können! Ein Sujet gefielte sich zum andern! Wenn er nur für eins sich hätte entscheiden können! Erhabenes Jaudern einer großen Seele!“ Wenn man ein Seitenstück zu Demos schreibt, vielleicht in der Hoffnung, ihn zu übertreffen und ihm zu zeigen, daß nur ein Deutscher berufen sei, über einen großen deutschen Dichter zu schreiben, dann sollte man wenigstens zudrüberst danach trachten, mit ihm den Kampf in stilistischer Beziehung bestehen zu können, wenigstens nicht zu weit hinter ihm zurückzubleiben. Walckele hat die besten stilistischen Mittel, wie jeder Mann von Geist, aber es geht ihm wie einem Sänger, der mit den besten Stimmitteln begabt ist, dem es aber an Schule oder an strenger Aufmerksamkeit auf sich selbst fehlt.

Das Werk Walckele's, der es Schiller unter anderm mit einem bezeichnenden Ausdruck nachrühmt, die dramatische Dichtung und die Schauspielkunst aus der Stubencharakteristik „zum großen und freien Stil der Geschichte“ zurückgeführt zu haben, scheint in seiner schönen Begelstreuung wol geeignet, den Kreis der Verehrer Schiller's, wenn sich eine solche Erweiterung überhaupt noch als möglich denken läßt, noch mehr zu erweitern, einzelne unbillige oder schiefe Urtheile zu berichtigen, manches in Schiller's dramatischen Schöpfungen, was bisher die Kritik als Fehler anzusehen geneigt war, sogar als Schönheit erscheinen zu lassen und besonders auch seine Verdienste als philosophischer und ästhetischer Schriftsteller, ja als eines Vordermanns auf diesem Gebiete in ein klareres Licht zu stellen. Indes haben wir schon oben den Charakter und den Stil des Werks als einen zu enfomiasstischen bezeichnet, und aus diesem Grunde könnte es doch geschehen, daß dieses Werk, sobald die Stimmung für Schiller nicht mehr so leidenschaftlich erregt sein wird, wie gerade jetzt, auch Widersacher in größerer Zahl finden wird, als man jetzt wol vermuthet. Büchern lassen sich allerdings niemals ihre Schicksale mit Bestimmtheit voraussagen, aber so viel glauben wir doch voraussetzen, daß das von der Zeitstimmung allzu stark gefärbte Walckele'sche Werk nicht die letzte Biographie Schiller's sein

und namentlich die kritischen Acten über Schiller als Dichter nicht zum Abschluß bringen wird; vielmehr dürfte das Bestreben des Verfassers, jede Anklage gegen Schiller niederzuschlagen und fast jeden Tadel durch einen kritischen Nachspruch zu befeitigen, es in einiger Zeit nachwendig machen, eine Revision dieser kritischen Acten über Schiller vorzunehmen.

Unserm persönlichen Gefühl widerstrebt es namentlich, daß diese Erhebung Schiller's zu sehr auf Kosten und zu Schaden anderer vom Verfasser erzielt und erreicht wird. Wir bekennen ganz offen dieses Gefühl, obgleich wir ziemlich sicher darauf rechnen, daß der Verfasser über dieses „Gefühl“ eines neuern Kritikers in seiner Weise an eine spätere Bemerkung auf den Lippen haben wird. Indes ein solches Unglück läßt sich wol übersehen, nachdem man schon ganz anderes überstanden hat, und es und für allemal halten wir an dem Grundsatz fest. Jedem das Seine! Walckele thut dies aber schwerlich, wenn er z. B. den deutschen Barnas zur Zeit der „Kenien“ wie folgt schildert:

Bürger war 1794 gestorben, Klopstock Kleinmeister in deutsche Sprache, der alte Grenadier war Invalide, Glauk nach Humboldt's Ausdruck eine Null, die Stolberg und in ganze Kreis an der Ostsee ein Kreuz für alle in ihrem Einnicht christliche Kunst. Von Wieland urtheilte Schiller, daß man ihn unter die Poeten kaum mit mehr Recht zählen kann, als Voltaire und Pope, wenn auch seine Deutschheit ihn zum ersten Dichter mache. Ueber die „Kenien“ salbaderte der Freund des Aristophanes wie ein Philister. Ein anderes Schauspiel überlebter Kraft gab Herder. Wie bemüht waren die Freunde, ihn sich zu erhalten? Er ging neben der wahren Erde die freudlosen Wege des Hrollo, der Vergeset. Er pries seinen Ohren alles Vermehrte und mädelte an allem, was sie leisteten u. s. w.

Dafür mußte er noch im Tode gestraft werden; denn wie der Verfasser an einer andern Stelle sicherlich nicht ohne Absicht erzählt: „Er (Herder) schied schwer aus einem Leben, das ihm oft schwer zu ertragen war. Er umfaßte auf dem Sterbebette den Arzt stehend, derselbe möge ihn retten.“ Wenn es auf dem deutschen Barnas wirklich so ausfiel, wie Walckele in der oben citirten Stelle schildert, so war es mit ihm freilich traurig genug bestellt. Herder's Kraft hatte sich „überlebt“, Wieland „salbaderte wie ein Philister“ (nicht vielleicht wie ein Gentleman, der an Fußtritten, selbst wenn sie von großen Geistern ertheilt werden, keine Freude hat?) und Klopstock „Kleinmeister“ die deutsche Sprache, er, der recht eigentlich das Sprachmaterial erst geschaffen hat, welches Schiller und Goethe es möglich machte, so viel Herrliches vermittelt dieses Materials zu schaffen, ungerathen daß Klopstock vorzüglich es war, welcher, wenn auch vorzugsweise auf psalmistischer und christlich-hymnologischer Grundlage der deutschen Poesie zuerst jene ideale Haltung verlieh, die ihr Schiller, wenn auch in anderer Richtung und in einschmeichelnden Formen, mit so großem Erfolg zu mahren wußte.“ Wir verweisen jedoch über Klopstock's

*) In Anfang des Werks übrigens, wo der Verfasser mehr als halbtzigmal auch andere neben Schiller gelten läßt, soll Klopstock wenigstens als Oberbegriff warmer Anerkennung, und nicht als

Verdienste auf den Auftrag „Zur Geschichte der deutschen Poesie“ in Nr. 40 d. Bl., dessen Verfasser, Leo Ullrich, es hiernach zu urtheilen mit sehr großem Recht beklagt, daß man jetzt gewohnt sei, Lessing durch die Vertiefener Herder's, Goethe auf Kosten Schiller's oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethe's u. s. w. zu erheben. Wenn W. von Humboldt Claudius eine „Null“ nannte, so erlauben wir uns zu bemerken, daß Humboldt über einen Volksdichter und volkstümlichen Humoristen wie Claudius überhaupt kein Urtheil hatte.“) Während ferner um jene Zeit Jean Paul und die Stifter der doch auch ein in der deutschen Natur tief wurzelnden Element vertretenden und ausbauenden romantischen Schule im Aufstreben begriffen waren, lebte von den Ältern noch der wigige Lichtenberg, der zwar kein Dichter im eigentlichen Sinne, aber einer der scharfsinnigsten Köpfe Deutschlands war, auf den jede andere Nation stolz sein würde; Lichtenberg, der freilich die Fülle seines Geistes nur in einzelnen Lichtfunken austheilte, dessen Schriften aber einen so großen Ueberschuß an treffenden und feinen und dabei unerschrockenen und in die allerpräziseste Form gefaßten Beobachtungen enthalten, daß dieselben so gut wie die unserer sogenannten Klassiker immer wieder vertlegt und gelesen zu werden verdienen. Schlimm genug, wenn Lichtenberg neben unsern Klassikern jetzt kaum noch genannt wird und es der jetzt unterdrückten „Revue de Paris“ überlassen blieb, in einem höchst anerkennenden Artikel die vorzüglichsten, in gewissem Grade einzigen Eigenschaften dieses Mannes hervorzuheben.

Und hier ist vielleicht der Ort, das Bedauern auszusprechen, daß Lichtenberg, den die weimarischen Wildschüßen mit ihren scharfen Kienröhrchen allerdings auch nicht verschonten, nicht Ruhe und Muße genug gewann, den von ihm projectirten komischen Roman, in welchem er alle Lächerlichkeiten seiner Zeit nach allen Richtungen zu geisteln nachsichtigste, nicht ausgeführt hat; denn von allen deutschen Humoristen war Lichtenberg der einzige, dem es vielleicht hätte gelingen können, einen komischen Roman von bleibendem und typischem Werthe zu schaffen. Die dazu gehörende Gestaltungsraft, die ihm allerdings zu fehlen schien, sich aber doch aus seinen Erklärungen und Hogarth'schen Bilder herauswittern läßt, würde ihm schon gekommen sein, wenn er sich nur ernstlich an die Arbeit gemacht hätte; denn wer die Menschen zu beobachten und in ihr Inneres sich zu vertiefen weiß, wird sie leicht auch darzustellen und in dramatische Handlung zu setzen wissen.

Wenn Voltaire vom Standpunkt des idealen und historischen Dramas das Pfand'sche Familien-drama und die Kogebue'sche Komödie verwirft, so ist das seine Sache,

wie Gattung einen Meister, „wie ihn ein Sänger auch heututage noch gern findet“.

*) Voltaire sagt einmal in der apodiktischen souveränen Weise der Kritiker: „Nur das Mittelmäßige ist unbedingt populär.“ Hiernach konnten sich wenigstens alle Schriftsteller, welche nicht populär sind, um der Nachwelt zu erfreuen, ihre Unpopularität rühre daher, daß sie nicht Mittelmäßiges geschrieben hätten.

aber es ist auch eine Sache, über die sich streiten läßt. Wegen die Kogebue'sche Lustspielgattung konnten seinerzeit leider nicht bloße Epigramme helfen, sondern Goethe und Schiller mußten durch die That beweisen, daß sie die Männer seien, echt deutsche muster-gütige Lustspiele zu schaffen. Ebenso gut wie mittelmäßige Trauerspiele nur durch gute Trauerspiele verdrängt werden können, ebenso gut können mittelmäßige Lustspiele nur durch gute verdrängt werden. Von dem Pfand'schen Familien-drama sind wir für unsere Person kein Freund, obgleich wir nicht so eigenartig sind, gewisse besonders hübsche Vorzüge an ihnen zu verkennen. Aber kein Einsichtiger wird leugnen wollen, daß bei Willern, bei denen das Familienleben doch eigentlich den Kern und das Ziel aller individuellen Thätigkeit bildet, das Familien-drama seine vollste Berechtigung hat. Trotz allem noch so heftigen Gerede der Kritik zeigt sich dieser Instinct im deutschen Volke unverwundbar, immer wieder wird die historische und ideale Tragödie von dem Familien-drama aus dem Felde geschlagen, und selbst die verachteten Pfand'schen Familien-dramen werden von Zeit zu Zeit aus ihren Gräbern hervorgeharkt, um diesen unerfüllten Drang nach Familiengeschichten zu befriedigen. Kann der allumfassende Wagen des deutschen Publikums einmal auf die Dauer nicht ohne diese Nahrung gesättigt werden, so wird man sie ihm nicht entziehen können, aber es wird nöthig sein, sie zu verbessern. Vielleicht war niemand so geeignet als Schiller selbst, das deutsche Theater mit einem Repertoire der wirksamsten und großartigsten Familien-dramen und Familien-tragödien zu versehen. Dies beweisen, trotz aller Unwahrscheinlichkeiten der Intrigue und so mancher Verzeichnungen und Uebertreibungen, „Kabale und Liebe“ und die „Räuber“, die ja doch wesentlich auf Familien-conflicten beruhen und außer diesen das ausgezeichnete dramatische Bruchstück „Der Menschenfeind“. Wir verdanken Voltaire seine begeisterte Vorliebe für die ideale historische Tragödie durchaus nicht, aber jedenfalls geht er viel zu weit, wenn er von Pfand's Dramen, in welchen Arthur Schopenhauer sogar das einzige nationale Genie des deutschen Dramas erblickt, in den maßlosesten Ausdrücken behauptet: „Ohr wir nicht Pfand's Stücke und alles, was damit verwandt ist, als eine Schmach des deutschen Volks verabscheuen, eher ist an das Aufkommen von etwas Würdigem und Großem gar nicht zu denken.“

Was Kogebue betrifft, so wissen wir recht gut, wie viel frivoles Gift dieser übrigens für Deutschland mit einem seltenen Lustspiel-talent begabte Bühnendichter in seinen Stücken ausgebreitet hat; aber dieser Vorwurf trifft doch nicht alle Kogebue'schen Stücke; seine „Kleinstädter“ z. B. sind voller treffender und glücklicher satirischer Züge; und oft fühlt man sich versucht auszurufen: Ihr Gewürzkräuter! (und es gibt viel mehr Gewürzkräuter in Deutschland, als mit Gewürzen handeln) laßt doch täglich Kogebue's „Kleinstädter“, um zu erkennen, wie ihr ausseht und wirklich seid, statt euch in der Täuschung zu bewegen, daß auch in euch ein Marquis Vosa stecke!

In den Analysen der Schiller'schen Dichtungen findet

sich viel Schönes und Treffendes, aber auch viel überschwengliches Lob, in das Schiller selbst nicht immer einstimmen würde; denn dieser hielt, wie er es häufig genug gegen Adner aussprach, große Stücke auf die Kritik, und war bekanntlich selbst sein schärfster Kritiker, was ihm nur zur höchsten Ehre gereicht. Wenigstens hätte Palleske von den verwerfenden Urtheilen, die Schiller selbst zur Zeit seiner Reise über seine früheren Werke fällte und von denen wir die über „Don Carlos“ und das „Lieb an die Freude“ bereits oben angeführt haben, Notiz nehmen sollen; sie schmückeln zwar nicht dem jetzt noch herrschenden Geschmach, aber sie gereichen, wie gesagt, Schiller nur zur Ehre, wenn sie auch auf einer sicherlich zu weit getriebenen Verkenntnis der eigenthümlichen Vorzüge dieser Dichtungen beruhen. Die „Jungfrau von Orléans“ gehört zu denjenigen Stücken, welche Palleske, wie es uns scheint, zu überschwenglich lobt. Sicherlich ist sie ein glänzendes Werk, wie es nur ein Genie schreiben konnte, und in gewisser Hinsicht ist sie vielleicht diejenige Dichtung, in welcher Schiller's lyrisch-dramatisches Talent im höchsten Brillantfeuer spielt. Aber auch in keiner andern Tragödie hat sich Schiller wol so weit von Natur und Wahrheit entfernt. Wir wollen dies hier nicht im einzelnen nachweisen, sondern nur zwei bisher vielleicht weniger berührte Punkte berühren. Der eine betrifft das Verhältniß des Dunois zur Jungfrau. Dunois spricht sich gegen Johanna dahin aus, daß er an ihre göttliche Sendung glaube, während alle andern daran zweifeln. Uns würde es poetischer erscheinen, wenn er ihr rundweg erklärte, er werde von ihr nicht lassen, selbst wenn sie der Hölle entfliegen wäre. Wirkliche Liebeshmacht muß auch die Hölle nicht scheuen, muß mit der Verdamnten die Verdamniß theilen wollen. Der andere Punkt ist der: Friedrich Schlegel's Untersuchungen in den pariser Archiven haben ergeben, daß die Jungfrau nie selbst das Schwert geführt, sich nie mit Blut besudelt habe, und schon Theodor Körner fragt in einem Briefe an seinen Vater, warum sich Schiller diesen zarten Zug, auf den er auch ohne archivalische Kenntniß von dem wahren Thatbestande kommen konnte, habe entgehen lassen? Genau gesehen ist ja das Kriegshandwerk ein so hartes und gewalthätiges, daß man selbst den Mann wenig beneiden darf, der in die Nothwendigkeit versetzt ist, es ausüben zu müssen, und die Hand und die Brust des Weibes sind von der Natur zu andern Functionen bestimmt als zu den, Schwert und Panzer zu tragen. Selbst eine Lady Macbeth, die doch zu allem fähig scheint, verleugnet ihre weibliche Natur nicht so weit, selbst den Dolchstoß gegen Duncan's Brust zu führen; sie überläßt dieses traurige Geschäft ihrem Gatten.

Palleske mittelt aus derselben „Jungfrau von Orléans“, ja sogar aus der „Braut von Messina“ Beziehungen auf Deutschland heraus; er sagt z. B.: „Fürchtet die Zmietracht! predigt die Jungfrau und die Braut von Messina.“ Ein Festdichter kann sich wol die poetische Freiheit nehmen, eine solche Deutung in beide Stücke hineinzu legen oder heranzulefen, um dadurch auf die

patriotische Gesinnung seines Publikums erregend zu wirken; aber ein Kritiker, der immer bei der Sache bleibt und immer Positives bieten muß, hat sich vor solchen Hineinlegungen und Ausfügungen sehr zu hüten. Das was hinderte uns dann, folgende Worte der Donna Isabella über ihre beiden Söhne direct auf Deutschland zu beziehen:

Ihr habt sie unter euch in freud'ger Kraft
Aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
Auch ein unsel'ger Brudershaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißen,
Und reiste furchtbar mit dem Gruß der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
An diesen Brüsten nähr' ich beide gleich,
Gleich unter sie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
Und beide weiß ich kindlich mir geneigt.
In diesem einzigen Triebe sind sie gleich,
In allem andern trennt sie blut'ger Streit.

Was hindert uns, sagen wir, von dieser Stelle folgenden Gebrauch zu machen: Donna Isabella ist nur eine Allegorie, eine Personification der betrübten Mutter Germania; Don Manuel als der ältere Bruder ist Oesterreich und Don Casar als der jüngere ist Preußen; Estrella ist der deutsche Bundestag, um den sich beide werben, und die Personen des Chors sind die sogenannten Mittelstaaten, die nicht ein noch aus wissen. Endlich nicht Casar, also Preußen, den Manuel, also Oesterreich, und zuletzt sich selbst todt, und die Mittelstaaten zum Chor:

Erschüttert keh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Los u. s. w.

Doch genug des Scherzes! Bemerkenswerth bleibt es, daß in den Briefen Schiller's an Körner und Körner an Schiller, da, wo von der „Jungfrau von Orléans“ die Rede ist, nirgends auch nur mit einer Silbe Deutschlands in der Art gedacht wird, als sei die Tragödie in Beziehung auf Deutschland gedichtet oder könne auf dessen Schicksal bezogen werden. Schiller selbst hebt an den Stoff nur das Poetische und Rührende hervor; und Körner, nachdem er das Stück im Manuscript gelesen, sendet zwar seine Bewunderung aus, kommt aber nirgends zu dem so nahe liegenden Einfall, daß die kriegerische und patriotische Begeisterung, wovon die Dichtung erfüllt ist, den Deutschen zum guten Beispiel und der Tragödie zu Empfehlung gereichen könne. Ueberhaupt möchte es schwer fallen, in Schiller's Dichtungen solche Stellen zu finden, in denen ausdrücklich Deutschlands Noth, Freiheit und Einheit gefeiert würde. Nur im allgemeinen wird die Vaterlandsliebe empfohlen, eine aktiver ideale Vaterlandsliebe, die sich jedes Volk, ja jeder einzelne deutsche Stamm zu Nutzen machen kann. Wir sagen dies nicht, um Schiller's Patriotismus irgend zu verächtlichen; aber es scheint uns so, als ob dieses Factum wol immer der Erwähnung und Beachtung werth und für

*) Vgl. Schiller's Brief vom 25. Juli 1800 und Körner's Brief vom 6. August 1800 und vom 9. Mai 1801.

alles verallgemeinernde Tendenz des weimarer Dichtertreises überhaupt charakteristisch sei.

Das Declamatorische, dessen hier und da wirklich vorhandenes oder angebliches Uebermaß Schiller so oft von der Kritik zum Vorwurf gemacht worden, gereicht ihm gerade bei Palleste zur Empfehlung und wird ihm von diesem als ein besonderer Vorzug angerechnet. Palleste bemerkt unter anderm:

Daß Schiller sich in seinen Balladen vom musikalischen Elemente entfernte, das wollen wir als einen Gewinn preisen, nicht als einen Verlust beklagen. Denn Schiller hat eben dem Worte seine Selbstständigkeit für die Recitation erobert und bei dem entsehligen Mangel einer würdigen und gebildeten Recitation unserer herrlichen Sprache, einem Mangel, der sich in Kirchen und Schulen, in Theatern und auf der Tribüne in wahrhaft schmerzreißenden Beweisen kund gibt, ist es eine wiewol außerhalb des innern Kunstwerths liegende, aber nicht genug zu schätzende Gabe, welche er in diesen kleineren Gängen der ästhetischen Sprachbildung geboten hat. Wer etwa den „Lauter“ und die „Glocke“ von einer Sophie Schröder hat lesen hören, der hat erst men erfahren, welche „lebende Gestalten“ diese Dichtungen enthalten. Manchem Leser sind Schiller's Balladen bloß deshalb verleidet, weil er die Declamationskünste seiner ehemaligen Mitschüler von Lertz nicht vergessen kann.

Vielleicht war hier Gelegenheit, auch Bürger's Verdienste um die Ballade zu erwähnen, besonders die Palleste in seiner Weise bis zu den ersten Ursprüngen der Ballade hinaufgeht, dabei aber die, wie uns bedünken will, ganz irrthümliche Behauptung aufstellt: „Die Ballade ist italienischer Abkunft, aber erst England, der Norden gab dem verpflanzten Gewächs seine Kraft und seinen Charakter.“ Gerade die echte Ballade, die schottische und skandinavische, ist schwerlich aus dem Süden und am wenigsten aus Italien nach dem Norden importirt worden; reicht sie doch zum Theil in die grauen Zeiten des nordischen Heidenthums zurück. An dieser Quelle schöpfte auch Bürger, dessen „Lenore“ nächst dem Schiller'schen „Rieb von der Glocke“ noch immer, trotz der zopfigen Schlußstrophe (denn Lenore verdient wegen ihrer ausdauernden, treuen und aufopfernden Liebe zu Wilhelm sicherlich eher Seligsprechung als Verurtheilung), als die grandioseste und dankbarste Aufgabe für Declamation angesehen werden muß. Im übrigen möchten wir hierbei doch im Vorübergehen hervorheben, daß Schiller stets auf eine große Partei rechnen kann, deren Günst ihm jederzeit und selbst dann, wenn ihm die Kritik vorübergehend ihre Günst entziehen sollte, ein gewisses Uebergewicht über Goethe und Schopenhauer sichern wird: wir meinen die bei weitem überwiegende Mehrheit der Schauspieler, Declamatoren und Mitspieler von Liebhaberscheatern, welche in Deutschland Legion sind.

Bei der Tendenz, die Palleste in seinem Werke vor Augen hat und durchweg verfolgt, läßt sich denken, daß er alle Hände voll zu thun hat, gegen die Kritiker und Recensenten Schiller's loszuziehen. Einmal ruft er den Kritikern, die zur Fahne des Realismus geschworen haben, zu:

Ihr Kecken, ihr Männer des sogenannten gesunden Menschenverstandes, die ihr der Faulheit und dem Dünkel so willkommen seid, denn jeder Narr kann mit Hulfe eurer Anweisung

wie ihr selbst über unsere größten Meister raisonniren, seid vor allem consequent, leugnet die Würde der Kunst, legt sie zu den Genüssen eurer eignen Davanna, und sprecht nicht mehr davon, daß sie irgendetwas mit dem Geiste zu thun habe.

Aber dieses durch sein ganzes Werk sich hindurchziehende ewige Gezänke mit der Kritik wirkt doch wie wir glauben zuletzt nicht ganz angenehm und schadet der Sache Schiller's eher als es ihr nützt. Oft sieht es ganz danach aus, als ob der Verfasser der Ansicht huldige, daß Schiller als erklärter Lieblingsdichter der Nation der einzige unter allen Dichtern sei, den die Kritik nicht antasten dürfe, wenigstens gibt er in dem etwas schwülzig und phrasenhaft geschriebenen Einleitungskapitel „Schiller's Bild im Volk“ zu verstehen, wie unnötig es sei, Schiller zu kritisiren, da das Publikum doch darauf nichts gebe. Als ob dies für die Kritik ein Motiv sein könnte, abzustanden und ihren Privilegien zu entsagen! Hier und da eifert er gegen das Herausreißen und Benutzen von einzelnen Briefstellen, obgleich er doch selbst, und zwar mit großem Recht, oft genug eine einzelne Aeußerung Schiller's hervorhebt, um dadurch etwas zu seinen Gunsten zu beweisen. Und in der That, wenn die eigenen Aussprüche und Geständnisse eines Mannes keine Beweiskraft haben sollen, was gäbe es dann noch von einiger Beweiskraft. Im ersten überhaupt ansprechenderm Bande wagt zwar Palleste selbst hier und da eine bescheidene Andeutung zu machen, daß Schiller doch auch ein Mensch und als solcher nicht ohne alle menschlichen Schwächen gewesen. So lesen wir auf S. 102:

Hermann Ottner hat in seiner „Geschichte der englischen Literatur“ n. f. w. Shaftesbury's Uebemuthismus wieder in seine Rechte eingesetzt. Wenn Hegel sagt, daß zu solcher Anschauungsweise schon ein hoher Grad von Bildung gehöre, so ist damit zugleich die Schwäche bezeichnet, unter welcher Schiller's vollstehende Bekämpfungen immer zu leiden hatten.

Und S. 373 auf Anlaß der „Rheinischen Thalia“:

Ich will die Versuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journalisten drohen. Aber wer hier nur seinen Charakter rein erhält, muß schon eine ungewöhnliche Kraft besitzen, wer hier Dichter bleibt, ein Kopf ersten Ranges sein. Die Widersprüche, die Schwächen, welche in Schiller's Charakter liegen, werden vielleicht hier am meisten zu Tage kommen.

Im zweiten Bande begegnen wir solchen behutsamen Andeutungen kaum noch, obgleich der Verfasser nicht die wunderliche Frage verschweigt, die Schiller einmal an den dresdener Galerie-director Hartmann richtete: was denn an den alten Lumpen (den Meisterwerken der dresdener Gemäldegalerie) zu sehen sei? Der Verfasser hat sich, das Lessing'sche „Mit Zweifel und Bewundern gegen den Meister“ schließlich vollkommen vergessend, immer mehr in den bloß entoniastischen Stil hineingeschrieben. Zeugnem wir nun auch keineswegs, daß der Proceß fortschreitender nütlicher und dichterischer Bervollkommenung gerade bei Schiller ein ganz ungewöhnlicher war, werth, unsere ganze Bewunderung zu fesseln, so gibt es auch später in seinem Charakter wie in seinen Dichtungen immer noch Seiten, welche beweisen, daß Schiller bei allen hohen Eigenschaften immer doch Mensch war. Und ich meine, daß wir uns hierzu nur Glück wünschen können, denn sonst

wäre das Band und der contrast social zwischen ihm und der menschlichen Gattung vollkommen zertrissen, und es wäre für jedermann vergebens, ihm, wenn auch nicht gleichkommen, doch in dieser oder jener Hinsicht nachzueifern zu wollen.

Zu den lehrreichsten und interessantesten Abschnitten des Werks gehören namentlich unsere Bedanken die Kapitel „Schiller und die Revolution“ und „Schiller und die Philosophie“. Das letztere Kapitel beweist, wie vertraut sich Vallaske mit Schiller's ästhetischen Ansichten gemacht hat, und wir können daher dem von Vallaske in Aussicht gestellten Werke: „Schiller's Aesthetik“, nur mit Spannung entgegensehen. Auch über das deutsche Theater und dramaturgische Fragen finden sich zerstreut viele interessante und lehrreiche Bemerkungen und Aufschlüsse, und es ist klar, daß sich in einer so umfangreichen Lebensbeschreibung Schiller's auch ein gutes Stück deutsche Theatergeschichte abwickelt. Uebrigens ist Schiller der Aesthetiker und dramatische Dichter vorzugsweise der Gegenstand der Vallaske'schen Betrachtungen und Untersuchungen, weniger der Lyriker und Geschichtsschreiber. Dem Verhältnis Schiller's zum Christenthum hätten wir gern ein specielles Kapitel gewidmet gesehen, denn es liegen in Schiller verhüllte Reime christlicher Gesinnung genug, die es ihm wenigstens unmöglich gemacht haben würden, über die Tiroler so zu schreiben, wie Vallaske an einer Stelle über sie auf Anlaß des „Wilhelm Tell“ schreibt: „Sollte diese Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinmenschlichkeit wirken, so mußte dieses Volk kein eigenmächtig beschränktes, hündisch treues, pflanzenverdammtes tiroler Volk, keine kindische Idylle sein.“ Die religiöse Frage würde Schiller, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, vielleicht mehr beschäftigt haben, als man jetzt glaubt, und in dieser Hinsicht ist folgende von Vallaske aus einem Briefe Schiller's an Zelter citirte Stelle sicherlich sehr merkwürdig:

„Daß es hohe Zeit ist, für die Kunst etwas zu thun, fühlen wenige; daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, läßt sich allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und werde den Protestantismus, dessen Metropole es zu sein bestimmt ist.“

Begreiflicherweise können die Studien und Forschungen, die ein so umfangreiches und detaillirtes Werk erforderte, nicht gemacht sein, ohne daß der Verfasser sich dadurch in die Lage versetzt sähe, für diese oder jene unsichere Angabe eine gewisse Beizubringen. In der Vorrede zum zweiten Bande führt er, um ihnen Dank zu sagen, diejenigen Männer und Frauen an, welche ihn hierzu durch ihre Mittheilungen in Stand setzten: Oberhofmarschall Freiherr von Beaulieu-Marcenay in Weimar, Hofrath Becker in Gotha, Gymnasialdirector Schmidt in Halberstadt, Freiherr Wendelin von Mallzahn, Professor Joachim Meyer in Nürnberg, Dr. Prigel in Berlin, Dr. Lorenz in Jena, Director Abelen in Os-

nabach, Franz Dingelstedt, Weßlein, Paul Tiedel (in Leipzig), der verstorbene Barnhagen, das Fräulein Oda von Kalb, die Freifrau von Walderhausen u. s. w. Von unvergleichlichem Werthe war ihm aber, wie er sagt, ein Aufenthalt in dem gastlichen Schlosse des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, auf Greiffenstein in Braunschw., wo des Dichters Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, in angeregter Seelenkraft wie in Gefühl und Tugenden dem Vater ähnlich, der schönen Pflicht lebt, den Deutschen aus dem brieflichen Nachlaß goldener Tage des Würdigen auszulesen“. Wir verdanken dem Verfasser so manche Berichtigungen Schwab'scher und Hoffmeister'scher Angaben und Behauptungen, von Demler's „Lügenbuch“ und dem Klatsch des Detens Obriß gar nicht um um so weniger zu sprechen, da Boas und Diezmann dem Verfasser, wie dieser selbst wol am besten weiß, auf diesem Felde der Berichtigungen aufs tüchtigste vorgeeignet haben. Den Nachweis, daß Schiller, der bekannten Angabe im marbacher Kirchenbuche zum Troz, wirklich am 10. November geboren ist, fügt Vallaske namentlich auf ein von Schiller's Vater eigenhändig geschriebenes Schriftstück wie auf den Umstand, daß Schiller's Geburtstag in der Familie selbst immer am 10. begangen worden sei und er verweist hierüber auf das „Weimarische Jahrbuch“ Bd. 6, S. 221. Er erwähnt ferner, daß Schiller nach einer glaubwürdigen Mittheilung auch neben dem jetzigen Schillerhäuschen in Gohlis mit dem Kupferstecher Cadner zusammen gewohnt habe u. s. w. Auf Anlaß des Aufenthalts Schiller's in Leipzig und dem benachbarten Gohlis unterläßt der Verfasser, beiläufig bemerkt, nicht, der guten Stadt Leipzig, wo schon damals nach Huber's Ausdruck „schwindelbüchse Kritiken“ geschrieben worden sein sollen und jetzt der Hauptfig der von Vallaske verabscheuten „Reellen“ und der „altbackenen Kritik“ ist, einen Stieb auszuthellen, indem er eine Bemerkung Körner's citirt über „das überfliegende Wesen der leipziger guten Köpfe, die zu schlaff, selbst etwas zu wirken, alles was andere thaten, vor ihren Richterstuhl jagen“, und dann noch aus eigener Beobachtung die Versicherung hinzufügt, daß schon die Stammeigenschaft der Sachsen mehr zur Pädagogik und Kritik als zur Poesie neige. Ob nicht manche von seinen Berichtigungen zukünftig wieder Berichtigungen erfahren werden, müssen wir abwarten, so wenn er „Gedermann's Goethe“ bespricht, in Sachen Schiller's die „größten Gedächtnisfehler“ zu begehen. Namentlich von Werth sind einige beizubehaltene Actenstücke, darunter das Schiller's Verurtheilung nach Jena betreffende Rescript vom 11. December 1788, an dem großherzoglich sachsen-weimarschen geheimen Staatsarchiv mitgetheilt. Bei Stahl findet sich nämlich ein Schriftstück erwähnt, worin Schiller zur Professur empfohlen wird, weil man ihn „gratis“ haben könne. Dieses Actenstück soll laut Angabe Stahl's oder vielmehr der Kanzlers Müller, seines Gewährsmannes, von Goethe herühren. Goethe hat aber daran gar keinen Theil; es ist nur von Karl August, dem Freiherrn von Grützsch, von Schwan und Schmidt unterzeichnet und enthält unter anderem die Stelle: „Es ist aber das Subject, welches bei Demersleben

(den Herzogen von Gotha, Coburg und Meiningen) Wir abermalen uns in Vorschlag zu bringen die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte (!) Schriftsteller Friedrich Schiller" u. s. w. Ferner sind im Anhange zwei Büllets an Zacharias Weller mitgetheilt, welche sich auf die von Schiller projectirte Vertheidigungsschrift für Ludwig XIV. beziehen, und ein drittes werthvolles Document ist Schiller's Brief an den Geheimrath Beyme, datirt Weimar 18. Juni 1804, worin er die Versetzung von Weimar nach Berlin von der Bedingung abhängig macht, daß es ihm vergönnt sei, einen Theil des Jahres in Weimar zuzubringen. „Ich würde“, schreibt Schiller, „durch eine solche Abwechselung meines Aufenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zu einer ruhigen Sammlung darbietet; denn aus der größten Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten.“ Für diesen zeitweiligen Aufenthalt in Berlin verlangte Schiller 2000 Thaler jährlichen Gehalt, eine für damalige Lebensverhältnisse keineswegs geringfügige Summe, für die aber Berlin die Ehre, einen so hohen Gast auch nur auf Monate sein nennen zu können, immer noch wohlfeil genug gehabt hätte.

Ziemlich reichlich sind auch die neuen Eröffnungen über Charlotte von Kalb, die der Verfasser den persönlichen Mittheilungen des Freisäuleins Wdda von Kalb verdankt, über Margaretha Schwan, über das Fräulein von Arnim, überhaupt über die Damenbekanntschaften Schiller's ausgefallen, die, wenn sie wirklich alle Liebschaften gewesen wären, allerdings den Dichter in seinen jüngern Jahren als eine Art Don Juan erscheinen lassen würden, der von sich ebenso gut sagen könnte, was Goethe in etwas leichtfertiger Weise von sich sagt: „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum.“ Der Verfasser hat hierbei wahrscheinlich vorzugsweise an seine Zerstreuung gedacht, denn diese fragen, nach dem Beispiele der Karoline von Wolzogen, meist zuvörderst danach, wie viele, wen und wie ein Poet geliebt hat. Leider sind die Aussagen von weiblichen Personen oft sehr zweifelhafter Natur, da ihnen die Phantasie zuweilen übel mitspielt. Charlotte von Kalb, von der später Schiller selbst an die Lengefelsch schrieb, sie habe ihn mit List und Klugheit umfassen wollen, sie sei jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um ihm nur Achtung einzuküssen u. s. w., läßt den Dichter der „Räuber“ nach einer Aufführung des „Rar“ in Rastheim in den hochtrabendsten und dabei ziemlich flachen Phrasen über Schiller'sche sich ergehen, z. B.: „Des Geistes schaffender richtender Gehalte ist seiner Werke Inhalt“, oder: „O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens, du bemühigst und erhebst; dran aus dem reinen freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strom hast du geschöpft.“ Dagegen sagt Katharina Baumann, welche zuerst die Luise in „Kabale und Liebe“ spielte, über Schiller aus, daß er ihr sein Miniaturbild geschenkt und daß er, als sie an ihn die Frage gerichtet: „Was soll ich damit?“ auf gut Schwäbisch sehr

verlegen geantwortet habe: „Ja sehet Sie, i bin a curioser Kauz, das kann i Ihne nit sage.“ Das Wahre ist, daß Schiller weder so gesprochen haben wird, wie Charlotte von Kalb, noch so, wie die Schauspielerin Baumann ihn sprechen läßt. Ebenso zweifelhaft erscheint es uns, daß Schiller der letztern zu ihrer großen Freude den Hof gemacht, daß sie aber, „durch seine saloppe Erscheinung abgesehrt“, seine Gefühle (!) nicht erwidert habe. Benachtheiligt sind übrigens im allgemeinen solche Geschöpfe nicht, welche von Dichtern zu vorübergehenden Liebesbedürfnissen auserkoren werden. Margaretha Schwan z. B. hat es sicherlich um Schiller verdient, daß man ihre Fehltritte, die ohnehin vielleicht durch die bösen Nachreden kavalierlicherer Zwischenträger vergrößert wurden, in die Öffentlichkeit bringt und verewigt. Was ein Criminalrichter aus jarter Rücksicht auf vielleicht noch Lebende ober aus Mangel an hinreichenden Beweisen selbst in unserm indiscreiten Zeitalter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen sich scheuen würde, das rufen unsere Biographien-schreiber ganz ungenirt und unter Begleitung pikanter Glossen oder Andeutungen auf allen Gassen aus.

Noch wir eilen zum Schluß. Man hat Goethe im Verhältniß zu Schiller den Glücklichen genannt. „Goethe“, sagt Vallée, „war ein Wunderkind, geboren im Schoße des Wohlstandes. Eine große Kluft trennt die Masse der Leser von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten fest“ u. s. w. Wir wissen ja wol alle, wie Schiller im Gegenfatz zu Goethe mit seinem Schicksal Brust an Brust zu ringen hatte, „bis das Unglaubliche sich begab, bis der ungelante Sohn des ehemaligen Feldsüßers neben Goethe stand und seine Muse die Goethe'schen Züge annahm“. Dennoch sind wir sehr im Zweifel, wen wir von beiden für den Glücklichen halten sollen. Schiller hat die letzten Jahre seines Lebens doppelt und dreifach gelebt. Goethe, durch seine Stellung an der unbeschränkten Ausbeute seines unermesslichen Genie gehindert, lag an hin und her zu experimentiren, während Schiller, der jetzt genau die Aufgabe und den Umfang seines Talents kannte, in gänzlicher Freiheit seinem Schöpferdrang volle Genüge thun konnte und jedes Jahr mit einem großen Werke hervortrat, das von der hartenden deutschen Nation sofort mit Jubel und Begeisterung aufgenommen und zum nationalen Eigenthum erklärt wurde. Der Geschmack des Publikums ist sonst treulos und wandelbar; aber die Theilnahme für Schiller wuchs mit jedem neuen Werke. Sein allzu früher Tod erschütterte daher auch die Herzen des deutschen Volks, wie vielleicht kaum jemals der Tod eines großen Menschen sie erschüttert hat, ihm aber ersparte dieser Tod wenigstens das Unglück, die Katastrophe von 1806 mitzuerleben, die für ihn und vielleicht selbst für seine Poesie ein empfindlicher Schlag gewesen wäre; denn mit der Monarchie Friedrich's des Großen, in der er die Schutzwehr des Protestantismus und der deutschen Bildung erblickte, würde auch sein Geist vielleicht auf Jahre gebrochen worden sein. Goethe durfte sich ruhig und naturgemäß ausleben, und

wenn das schon in einer Hinsicht ein großer Gewinn ist, so fühlte Goethe doch sicherlich am besten, daß viele ihm schmeichelten, wenige ihn verstanden, seine Existenz und sein Wirken aber der Masse von Lesern, welche in Schiller ihr Ideal verehrten, fremd und gleichgültig blieb. Und er fühlte, daß jene „große Kunst“, welche ihn von dieser Masse trennte, mehr und mehr nur zunahm, je länger er lebte, oder daß wenigstens gerade seine reifsten Schöpfungen nur das Eigenthum weniger Hochgebildeten blieben. Dies und das Mißgeschick, als ein Aristokrat gelten zu müssen, war ihm sicherlich um so schmerzlicher, je besser er es, wenn auch in seiner Weise, mit dem Volke meinte und je mehr er vielleicht zu einem wirklichen Volksmanne geboren war. Auf Schiller aber häufte ein großer Theil des deutschen Volks seine Liebe, weil es mit ihm schwärmen und träumen und sich über die Mängel der wirklichen Zustände trösten und täuschen konnte, und weil außerdem die vielen, die in Deutschland nach höhern Zielen streben und von Geburt auf mit der Ungunst der Umstände, mit Druck, Entbehrung und Verfolgung zu kämpfen haben, in ihm ihren Schicksalsgenossen, ihren Freund, ihr Vorbild erblicken durften.

Armann Marggref.

Die Schweizerregimenter während der Französischen Revolution.

Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789—92. Episoden aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs und der Schweiz. Von Karl Mottl. Sanctgallen, Schilling u. Zollikofer. 1859. 8. 24 Bgr.

Vorliegendes Werk, eine Frucht mehrjähriger Studien auf dem Staatsarchive von Bern, bringt die Geschichte von drei Schweizerregimentern im französischen Dienst: Chateaufieux, von Graub und Schweizergardien, während der Revolution; sie gibt zugleich ein kleines Spiegelbild von den Schicksalen einer Armee, die sich von den Strömungen der Politik fortziehen läßt, statt inmitten derselben wie ein Fels auf ihrer Treue und Disciplin unanwandelbar zu stehen; nicht minder aber zeigt diese treffliche Darstellung, wozu die Schwäche und Rathlosigkeit von oben auch die besten Truppen, die sich verlassen sehen, führen kann. Unblich charakterist ist das Werk noch die innere und äußere Politik der schweizerischen Aristokratie und sucht mit vielen zum größten Theil bisher unbekannten Thatsachen einige der verborgenen Ringe aufzudecken, von denen aus das Staatsgebäude jener Aristokratie gesprengt wurde.

Die politischen Hauptrichtungen der großen Staatsumwälzung kamen in scharfen Contrasten auch in den Capitulationsmäßig angeworbenen Schweizerregimentern in Frankreich zum Vorschein. Der Verfasser sagt darüber: „Reben Truppen, die in ihrer strengen Disciplin an die starre Verbundenheit des alten französischen Staatslebens erinnern, zeigen sich entfesselte Massen, die ihren partialen Willen rücksichtslos gegen alles gesetzlich Borgehen zur Herrschaft zu bringen suchen. Und zwischen beiden treten Truppencorps hervor, die, treu und fest an dem beschworenen Geseze festhaltend, in der Verteidigung desselben gegen den mächtigen Anprall der vollendeten Revolution ehrenvoll untergehen.“ Die weitere Darstellung läßt uns erkennen, wie die oben erwähnten drei Schweizerregimenter, jedes einzeln, hier klar und scharf bezeichnet sind.

Ein kurzer Blick auf den Zustand der französischen Armee und die Ursachen ihrer inneren Auflösung eröffnet das Werk und ist höchst lehrreich auch für spätere Zeiten. Hinter der glänzenden Offiziersaristokratie stand in der traurigsten, an bittere Armuth grenzenden Lage ein Soldatenproletariat, das allen Verdrä-

derungen, von denen es Besserung seiner Zustände hoffte, ganz gekümmert war und den vielen Verloftungen und Verführungen nicht zu widerstehen vermochte. Die Nationalversammlung begriff bald, daß es höchste Zeit war, der immer mehr an sich greifenden Insubordination Schranken zu setzen; sie wollte es dadurch erreichen, daß sie das stehende Heer durch besserer Ausbildung an den Errungenschaften der Revolution für dieselbe genau Sameth's Forderung, die Geseze für die Armee unmittelbar auf die unerbittlichen Maximen der Menschenrechte zu begründen, fand gegen Mirabeau Beifall, und die neue Organisation, welche den Soldaten zum Bürger machte, veränderte auch seinen Geist. Er mußte fortan schwören, „der Nation, dem Geseze und — hinterdrein! — dem König treu zu sein“. Dazu kam die Erlaubnis, an den Clubs theilzunehmen. „In den Clubs wurden die Schienen der rasch fortrollende Zug der Revolution freie Bahn fand.“ Schon bestanden in den meisten Regimentern Comités, in welchen die Tagesfragen in volkstümlichem Sinne besprochen wurden; der revolutionäre Geist, die Demoralisation griff schon in der ersten Hälfte von 1790 ummaßen um sich, daß der Kriegsminister, Latour du Pin, eine Denkschrift an die Nationalversammlung richtete, in welchem er sich entschieden dagegen aussprach, die Armee zu einem Verfall zu machen. Die Constituante antwortete durch eine Entschiedenheit und die beschlossene Theilnahme der Truppen an dem großen Föderationsfeste, das die Revolutionierung der Armee vollendete.

Der erste Ausbruch geschah bekanntlich in Nancy. Da vertrieben darüber unter anderem auf die Darstellung von Göttingen Dort fanden drei Regimenter in Garnison, darunter das Schweizerregiment Eulien de Chateaufieux, 15 Compagnien stark, von denen 11 deutschen Cantonen angehörten. In der Geschichte dieses Regiments geht der Verfasser nun über. Es hatten sich bei demselben, im Unterschiede von dem bernischen Regimente von Graub, wo die Regierung treffliche Maßregeln ergriffen hatte, bedeutende Mißstände eingeschlichen. Daher fanden die Versuche der beiden andern Regimenter in Nancy, welche schon im April 1790 als völlig revolutionirt zu betrachten waren, an auch die Schweizer Soldaten für ihre Pläne zu gewinnen suchten, leichten Eingang. Die bekannte Lütticherin, Thérèse de Mericourt, welche nach Nancy gekommen war, hatte mit „seinen Blicken und glänzenden Worten“ die Revolution hier gefördert, so daß schon die Soldaten des Regiments im Roi Thorschen und Urtag des Appells um 4 Uhr verlangt und nach schwachen Widerstande erhalten hatten. Zwar hatte noch einmal die Disciplin geklagt, indem bei einem Austritte 35 Soldaten dieses Regiments mit der unsäglichsten gelben Cartouche erfaßt worden waren. Aber dies reichte nur noch mehr. Anfang August brach eine vollkommene Meuterei aus; die Soldaten des Regiments du Roi, welche Kenntniss von dem Decrete der Nationalversammlung erhalten hatten, daß Inspectoren ernannt werden sollten, die Rechnungen der Regimenter seit sechs Jahren zu revidiren und die Klagen der Mannschaft anzuhören, bekümmerten ihre Offiziere und entzogen von der Schuld, die sie beauftragten, 150000 Livres. Da haben wir ja schon einen Vorgang zu dem Rathe, der in neuester Zeit den Frontsoldaten gegeben ist: Rechnung zu fordern! Das Geld wurde natürlich auf die unwürdigste Weise vergeudet. Die Wirkung auf das Schweizerregiment, für welches nicht die Decrete der französischen Nationalversammlung, sondern die Vorschriften des Schweizerregiments galten, blieb nicht aus. Eine Beschwerdeschrift, von einem Advocaten verfaßt, wurde von Soldaten, unter anderem vom Grenadier de l'Isle von Lausanne mehrfach abgeschrieben und sollte zur Unterzeichnung im Regiment verbreitet werden. Die Offiziere hatten aber Kenntniss erhalten, das Regiment wurde versammelt, formirte Quartier, de l'Isle und ein anderer Namens Amory, bei denen man jene Abschriften fand, wurden arrestirt und vor ein Kriegsgericht gestellt, das sie verurtheilte. Esiehrathen zu laufen und mit Schande vom Regiment fortgeführt zu werden. Das erste Urtheil wurde vollzogen, der Soldaten aller Regimenter und Volk fürchten das Gefängnis.

bestritten beide und stützten den Commandanten, sie nicht allein wieder in die Reihen des Regiments aufzunehmen, sondern ihnen auch einen Abschied in aller Form, nach 100 Tausender Entschädigung für jeden zu geben. Die beiden französischen Regimenter, wie die Nationalgarde, nahmen sie zu Ehrenmitgliedern auf. Nun traten die Soldaten mit ihren Forderungen angesetzt auf und die Offiziere sahen sich genötigt, ihnen 27000 Euro auf Abschlag anzugeben, welche sie noch an denselben Abende bei einem großen Feste, das sie mit Bewilligung der Municipalität ihren Kameraden von dem französischen Regimentern gaben, verjubilten. Ein Drittel der Mannschaft hatte sich nicht an dem Feste betheiligt. Die Auflösung aller militärischen Macht übertrug nun einen solchen Grad, daß der Marschall Bonville von der Nationalversammlung beauftragt wurde, die Ordnung wiederherzustellen. Mit 3400 Mann zuverlässiger Truppen, worunter die Schweizerregimenter Castella und Bigier, rückte er von Metz gegen Nancy und unterdrückte den Widerstand mit Energie. Die Offiziere der beiden genannten Schweizerregimenter hielten über 143 Gefangene des Regiments Chateaufort Kriegsgericht: einer wurde gerädert, 23 gehängt, 41 auf die Galerien geschickt und die Übrigen mit Gefangenschaft und andern Strafen belegt. In der Schweiz, wo man die Treue und Disziplin für einen Ehrenpunkt ansah, fand diese Strenge, selbst in den demokratischen Cantonen, nur Beifall. Ein Schreiben von Uri ist besonders merkwürdig. „Wann Wir den so schändlichen Kuffand der Soldaten des Regiments Chateaufort mit unbeschreiblicher Unerwartung erfahren und gerechten Zornes verwaunten und verdammt haben, so war uns dem entgegen aber auch über allen Ausdruck lieb zu vernehmen, wie freudig und tapfer die würdigen Regimenter Castella und Bigier und unter Erstem Unser fergeliebter, heldenmüthigster Landeshauptmann Anton Maria Schmid mit seiner Geschlechtscomagnie die so böswürdigen Aufstörer in der Stadt Nancy im vollen Sturm geworfen und darnieder gebauert haben.“ Sämtliche Cantons beschloßen, allen Soldaten, die an dem Aufstande theilgenommen, die Rückkehr in das Vaterland zu verbieten. Das Regiment wurde nach Bülach verlegt, wo es bis zum August 1792 verblieb. Mit der Fortentwicklung der demokratischen Ideen nahm aber in Frankreich die Verdrängung militärischer Minderheit eine andere Wendung; die Sträflinge des Schweizerregiments, obgleich die Cantons dagegen protestirten, wurden in die politische Kerkerei eingeschlossen und hielten ihren freierlichen Einzug in Paris, wo sie von der Nationalversammlung empfangen und mit der Ehre einer Sitzung beglückt, demnachst aber nach dem Jakobinerclub geführt wurden, deren Präsident Berguianod sie mit einer langen feurigen Rede begrüßte. „Ihr Angehörigen der Nation immer theurer und heilig sein!“ lautete der Anfang. Wenige Tage darauf fand ihnen zu Ehren ein großes Fest auf dem Marsfelde statt, wo ihre Ketten von weißgekleideten Jungfrauen getragen wurden. Doch nahm kein einziger Soldat der Schweizergarden an diesem Feste theil. Das Regiment Chateaufort, auf etwa 500 Mann herabgesunken, erhielt Ende August Befehl zum Abmarsch nach Loul, marschirte jedoch durch Zwinedrängen nach der Schweiz zurück, wozu es durch die Ereignisse des 10. August bewogen wurde. Der Graf Artois hatte vergebens versucht, dasselbe für sich zu gewinnen. Eine ganz andere Geschichte hat das ehrenfeste Regiment von Genè. In seinem Offiziercorps war zwar auch eine Opposition der sogenannten Unterthanenoffiziere (Waadtländer) gegen die Bevorzugung der Bern-Bürgeroffiziere hervorgetreten, ihre Wünsche wurden ungenügend aufgenommen und abgelehnt, und die Verwendung der waadtländischen Gemeinen fand zu Bern, wo Abgeordnete von Aubonne erschienen, eine ernste Genfur, indem ihnen der regierende Amtschultheiß das „hochoberteilliche Mißfallen nachdrücklich bezeugte“. Aber die dadurch erregte Unstimmung hatte nicht den geringsten Einfluß auf den Dienst. Das Regiment hatte in Paris die schwierigste Stellung. Der Verfasser schildert die dortigen Verhältnisse ausführlicher, als sie in den meisten Geschichtswerken über die Französische

Revolution zu lesen, um die treffliche Haltung seiner Landknechte in das rechte Licht zu stellen. Unbeirrt von allem, was vorging, bewährte das während von den Revolutionären angefeindete Regiment seine Soldateneigenschaft, und erst Ende October 1791 wurde es nach Luz verlegt. Die Volkswuth aber verfolgte dasselbe auch dorthin, bewaffnete marseiller Barden zogen nach Luz; Nationalgarde, Volkshaufen mit Werschiß belagerten das Regiment völlig, dasselbe wollte sich durchschlagen, aber die höhern Offiziere sahen die Unmöglichkeit ein und von dem Militärcomandanten der Provence, Gardanne, in zweideutiger Weise verlassen, nahm der Regimentscomandant, Major von Battenwyl, endlich, um seine Leute nicht nutzlos zu opfern, die schimpfliche Capitulation an, ohne Waffen abzumarschiren. In traurigem Zustande, auf Umwegen, gelangte dasselbe nach Romans, wo es halt machte, um den Erfolg der Unterhandlungen zwischen Bern und Frankreich abzuwarten. Ludwig XVI. hatte zwar dem Regiment seine Anerkennung für die bewiesene Treue auszusprechen lassen und Befehl gegeben, dasselbe wieder zu bewaffnen; aber der große Rath in Bern beschloß in geschwiefter Entscheidung einstimmig, das Regiment sofort zurückzurufen und sprach in dem Schreiben an den König die Erbitterung über die erlittene Kränkung, nicht ohne Ironie über die Machtlosigkeit der Regierung offen aus. Darauswurde, der neue Minister, bemühte sich zwar noch, das Regiment für Frankreich zu behalten, indem er gegen Bern seinen Hervordruck der Subordination, des Pfluges (!!) und der Beständigkeit rühmte, aber der Bescheid Rath blieb, „ohne in eine Zergliederung dieses Schreibens und seiner unbeschriebenen Bemerkungen einzugehen“, mit Würde bei seinem Entschlusse, und das Regiment, das in Romans wieder Waffen erhalten hatte, marschirte nach der Heimat ab, wo es mit großen Ehren empfangen wurde.

Das Schweizergardenregiment hatte sich leider von dem Weisse der Revolution, der die französischen Garden geschnitten, antehen lassen. Viele widerwärtige Auftritte fielen vor, aber die Ereignisse beim Regiment Chateaufort brachten hier die Soldaten zur Besinnung, die Beziehungen des „Schweizerclubs“ zu dem Regimente wurden gelöst und dasselbe verließ fortan seinen Dienst mit der größten Gewissenhaftigkeit, ja es zog sich, trotz aller Versuche es zu gewinnen, trotz des Beispiels der französischen Truppen, immer mehr in die Schranken der strengsten Disziplin zurück. Welch ein Gegensatz zu dem Verdrängungsvertrage des Regiments in Amiens mit dem Jakobinerclub, dessen Actenstück der Verfasser mittheilt! In der Schweiz konnte man zu seinem gemeinsamen Beschlusse über das Verhalten gegen Frankreich in Bezug auf die gekallten Truppen kommen, daher „zur Erzielung der so nöthigen Einstimmigkeit — jedem Canton überlassen wurde, von sich aus die nöthigen Maßregeln zu ergreifen“. Trauriges Spiegelbild auch für andere, als den Schweizern! Die Gefahr, daß die Schweizergarden im Kriege gegen Oesterreich verwendet werden sollten, ging durch den Widerspruch der auf die Beträge und ihre Neutralität geklagten Cantons vorüber; charakteristisch ist das Schreiben des Obersten d'Alfry, Commandanten des Schweizergardenregiments an den König, in welchem er sich auf das Vorrecht dieser seit 1616 errichteten Truppe, zum Schutz der Person des Monarchen und der königlichen Familie zu dienen, beruft. In diesem Dienst ist das treue Regiment ja auch beim Sturme der Tuileries untergegangen. Schon am 26. Juli sollte dieser unternommen werden, schritt aber an der Lauheit der Vorhände; dabei wurde die rote Fahne, bisher ein Zeichen des Martialgesetzes, in ein Symbol der Revolution verandelt, mit der bezeichnenden Aufschrift: „Martialgesetz des souveränen Volks gegen die Rebellion der volkshenenden Gewalt.“ Zum Schutz des Königs war nur das Schweizergardenregiment da, welches die Tuileries besetzte. Die Dispositionen waren gut, und Ludwig XVI. hätte bei dem geringsten energischen Auftreten die Hälfte der Nationalgarde für sich gewinnen können. Aber der König that den verhängnißvollen Schritt, sich in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben, damit war er verloren und die 750 Schweizer, die sein Schloß

verteidigten, bluteten vergehend. Der Verfasser schildert zuerst die Tollkühnheit des Kampfes, sowie die Stellung der Parteien, stürmischen Landknechten in der gemessenen kühnen Verteidigung und ihres Unzinsmal. Sie waren kühn, einem an dem die stürmische Blut des um a rief sie der Befehl des Königs, unter ich der Nationalversammlung, wo sie agierten, nachdem ihre Erscheinung die in gesagt, sodas mehrere schon die ihnen wollten. Die Soldaten wurden später größtentheils niedergeworfen zu erschaffte ein Deputirter Unwillkürlicher, was jedoch nur einzelnen gelang.

Die wenigen, die noch das Schloß besetzt hielten, konnten nichts thun, als ihr Leben theuer verkaufen: so verteidigten 80 Mann die große Treppe 20 Minuten lang und tödteten 400 Feinde, fielen dann aber bis auf den letzten. Ein Decret der Nationalversammlung vom 20. August sanctionirte die Resultate jenes Graveltag und entließ die noch im Dienste Frankreichs stehenden Schweizerregimenter, es waren noch neun, wobei den Cantonen ein Dank ausgesprochen wurde. Der Verfasser hat über die Schicksale dieser Regimenter wenig Angaben in seinen Quellen gefunden.

In dem Schlußabschnitt: „Diplomatische Verwickelungen und Lösung“, wird nachgewiesen, welche Thatfachen ein feindseliges Vorgehen der Schweiz, durch welche bei der Kunde vom 10. August der allgemeine Aufschrei: In den Waffen! schallte, bald genug hinderten. „So verließ die große Angelegenheit, welche eine Zeit lang die ganze Nation mächtig erschütterte und ihr Ohrgefühl aufs tiefste verletzt hatte, ohne das geringste Resultat in diplomatischen Sand, den die revolutionären Vorgesetzten den guten Eidgenossen nachträglich in die Augen streuten. Die Schweiz hat es zu gar nichts gebracht, als zu dem bescheidenen Gefühls mangelnder Einigkeit und Thätigkeit.“ Mit diesen treffenden Worten schließt der Verfasser den Abschnitt, der jedenfalls für die innere Geschichte seines Vaterlandes höchst lehrreich ist. Das ganze Werk aber wird von allgemeinem Interesse sein.

Karl Gustav von Bernad.

Charlotte von Kalb.

Das gegenwärtige Schiller-Fest bringt auch Personen, die in engerer Verbindung mit dem großen Dichter standen, in lebendigere Erinnerung. Zu ihnen gehörte Charlotte von Kalb, die verschiedenartig bearbeitet — man halte nur Volke's und Julius Schmitt's Schilderungen gegeneinander *) —, aber, welcher Ausfälsungen oder Verirrungen man sie auch schuldig finden mag, in den Zeiten der Noth höchst ehrenwürdige, immer sehr merkwürdige Frau. Besonders ist ihr Verhältnis zu Jean Paul ein betrübendes; um so mehr, da ihre Memoiren, dieses seltsam abgefaßte Buch, dessen Goldsünder andere, namentlich Volke's, in treffender Weise hervorgehoben haben, des Verhältnisses nicht gedenken, das soviel wir wissen nur durch Jean Paul's indirect mitgetheilte Briefe in die Öffentlichkeit gelangt ist. Barnhagen's in dem „Literarischen Nachlaß Karoline's von Wolzogen“ (I, 146) abgedruckter Brief an Goethe, welcher sagt, das Charlotte theuere, „es sei nie dergleichen gesprochen, dergleichen gemeint, wie hin und wieder dort (in Jean Paul Richter's gedrucktem Briefwechsel) angegeben werde“, hat die Sache mehr verwirrt als aufgeklärt.

Ich theile hier einen an mich gerichteten Brief der Frau von Kalb mit, theils, weil Briefe dieser merkwürdigen Frau, der Freundin Schiller's, an sich von Interesse sind, theils, weil er vielleicht Anlaß sein kann, daß der Brief an Jean Paul — wol der letzte, den sie ihm schrieb — aufgesucht und veröffentlicht werde. Der hier mitgetheilte wurde mir nach Rudolfsdorf geschickt, um ihn von da nach Weimar zu senden.

*) Volke in „Schiller's Leben und Werke“, J. Schmitt in „Schiller und seine Zeitgenossen“.

„Im Vertrauen auf Ihre Güte bitte ich Sie, diesen Brief zu befördern.“

„Am Ende unserer Tage segnen wir gern noch unsern liebsten Bekannten; das ist der Inhalt meines Briefes an H. Rab auch Sie grüße ich mit freundlicher Erinnerung. Die gewaltigen, sich immer noch steigenden Begehrtheiten unserer Tage verbinden gewiß oft gleichgültige Seelen zu einem Gedanken.“

„Scheint es nicht, als würde die Ehre der Christen auch den Unbegünstigten schenken und begünstigen?“

„Ich kann wenig mehr selbst lesen; aber mit dem höchsten Interesse vernehme ich von den jetzigen Zeitschriften und Blättern; und in allen beobachtet man doch, wie immer mehrere auf dem Schlummer erwachen.“

„Sie werden es noch erleben, daß manche thätig erscheinen, die sich jetzt vorbereiten; wenn nicht heftigere Stürme ihre gut Absicht verdrängt.“

„Sie haben auch wol die letzte Schrift von Bichte gelesen; sie wird seinen Jüngern ein Testament bleiben. Sein Gedanke wird seiner würdig, und die Witwe immer mehr durch Dulden und Beharrlichkeit erl. Auch dieser letzte Gedanke hat viele seiner Jünger hingerafft.“

„Ich muß schließen, bitte um Ihr Andenken nebst meinen Töchtern, und verharre mit Hochachtung“

Ihre Freundin
A. Kalb.“

Berlin den 6. October 1816.

(Der Brief ist von der fast Erblindeten, mit Ausnahme der letzten Zeilen „Ich muß schließen“ u. s. w. dictirt.)

Ich füge Stellen aus andern Briefen — ich besitze denn nur wenige — hinzu:

1. September 1808 (nach Weimar geschrieben): „Das Schicksal und Herzliche meiner theuern Freundin Schiller. Sehen Sie Goethe, so bitte ich ihn meines verehrungswollen Andenkens und Nachdenkens zu versichern. Ich lese meiner Tochter viel aus Schiller's und Goethe's Schriften vor. Als ich vor 23 Jahren zuerst den „Faust“ las, war es mir ein ungläubliches Vergnügen; jetzt ist es mir ein geistvolles Wort über die Welt.“ (Eigenhändig.)

9. September 1825: „Ich habe in der Vergangenheit manche Bedrücknisse erfahren, und nun, wo ich das Wohl der Meinigen pflegend mitgenießen wollte, ward plötzlich diese Aussicht wunden verbunkelt. Der Tod meines jüngsten Sohnes verunsicherte meine Seele in tiefen Graß. So werden wir nach Graben von dem Leben abgelöst und sehen uns dann allein nach dem ewigen Licht, nach der ewigen Erbarmung. Auch meine Tochter trägt diesen Schmerz mit uniger Wehmuth, diesen Schmerz, den nur der göttliche Friede lindern kann.“

„Der Verewigte konnte hienieden kein Genügen finden, kein würdige Thätigkeit für seinen Geist; der Horizont der Welt blieb der kräftigen Seele verengt. Eigene Eriden sah er verwinden, aber der Herrn über die Eriden unserer Welt bleibt eine stets offene Wunde. Ich bin dadurch noch abgesehen von allem Andern. Lesen und selbst schreiben kann ich schon lange nicht mehr; doch diese schmerzliche Verhüllung, diese Einsamkeit ist mir wohlthätiger als fremdbartige Mittheilung und Zerkürnung, nach der wir nur die Wirklichkeit desto spärlicher wiederfinden. Doch wohl thut mir der Gedanke an die Kinder meiner Tochter“, weil uns die Ähnlichkeit der Gesichte noch enger verbindet.

„Sie haben eine Lustreise in die Pfalz gemacht; ich habe mehrere Jahre in der Gegend gewohnt; doch blüht meine Seele nicht zurück; ich finde allein Trost in der holdseligen Stille und Frieden in der Einsamkeit.“ (Dictirt, bis auf die kaum leserliche Unterschrift.)

Charlotte Kalb am 12. Mai 1843, 82 Jahre alt.

Rudolph Rudolf Aden.

*) Aus Schicksen, wohin sie als Hofdame des vortrefflichen Herzogs Wilhelm folgen mußte, die der so tief gedachten Familie als hiefiger Engel erschien.

Notiz.

Ernst Renan's Essais.

Ernst Renan, nächst Litzel unter den Franzosen vielleicht der gründlichste Kenner der deutschen philosophischen und theologischen Literatur, übrigens gemäßigter als der Straußianer Litzel, ließ bei Michel Levy in Paris eine Auswahl seiner seit etwa acht Jahren in periodischen Schriften, besonders in der „Revue des deux mondes“ und im „Journal des débats“ veröffentlichten Aufsätze und Abhandlungen erscheinen unter dem Titel: „Essais de morale et de critique.“ Im Vorwort, in welchem wir auch gelegentlich Ötteren und Böckh erwähnt fanden, bekant er sich angezogen der gegenwärtigen Zeitlage zu einer ziemlich pessimistischen Ansicht, und er selbst gesteht, daß er zwar die glücklichen, leicht zufriedenen zu stellenden Naturen beneide, daß er aber doch auf seinen Pessimismus stolz sei. Nun wird zwar auch Renan nicht in Abrede stellen wollen, daß die Menschheit im ganzen und großen der Vervollkommenung und Humanisierung entgegensteht, aber er weiß auch, daß kein Gewinn ohne Opfer erzielt wird, daß kein Zeitalter jemals alle Fähigkeiten und Tugenden des menschlichen Geschlechts in gleich harmonischer Ausübung entwickelt hat oder je entwickeln wird, daß gerade dem lebendigen Licht der Kultur sich auch die tiefsten Schatten zugesellen pflegen, daß der Weg zur Vervollkommenung durch häufige Rückschritte unterbrochen wird, die in der Weltgeschichte nicht selten nach Jahrhunderten zählen, daß endlich in demselben Augenblick, wo das eine Volk mächtig im Aufstreben begriffen ist, das andere plötzlich, oder allmählich, aber unaufhaltsam von einer bereits erreichten Höhe herabfällt. Fast scheint dies Renan von seinen Landesleuten anzunehmen, und selbst wenn er sich plötzlich anders umstülpt, macht ihm doch die Aufrichtigkeit, womit er seine Befürchtungen ausdrückt, um so mehr Ehre, „so daß die Franzosen nur zu sehr geneigt sind, sich von dem Klang äußerer Erfolge blenden und einschläfern zu lassen. Muthig tritt er dem Dünkel seiner Landesleute entgegen. Er gerith, früher auch in gewissen Vorurtheilen befangen gewesen zu sein: „Je ne voyais pas encore le virus caché dans le système social créé par l'esprit français“; er habe nicht gesehen, daß das französische Gesetzbuch auf einer „conception toute matérialiste de la propriété“ gegründet gewesen, daß die Revolution einen Keim des Ruins in sich geschlossen habe, „der nur zu bald das Reich der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, die Unmöglichkeit jeder großen Initiative herbeiführen mußte, freilich auch ein scheinbares Wohlfühlen, aber ein Wohlsein, dessen Bedingungen sich selbst zerstörten.“ Er fürchtete, daß die zu sanftmüthige Anhänglichkeit an das Jahr 1789 die Entwicklung der Freiheit „par la régénération de la conscience individuelle“ nur hindern könne, und er rief aus: „Si 89 est un obstacle pour cela, renouons à 89“; denn nichts sei mer Ration schädlicher, „als jener Betischismus, womit sich ihr Hgndankel an gewisse Worte hängt, durch die man sie im Gerinnen bis zu den letzten Grenzen der Ruchschafft und Erniedrigung zu führen vermag.“ Wo man öffentliche Angelegenheiten nicht mehr kritisiren dürfe, da sei auch, bemerkt er ein andermal, der Dönnismus oder die Frivolität nicht mehr fern. Aber den hier vorerzählten Aufsätzen befindet sich auch einer unter dem Titel „Souvenirs d'un professeur allemand“, dem Renan's 1848 erschienenen Buch: „Aus dem Leben eines alten Professors“, zu Grunde gelegt ist. Renan schildert darin unter andern in herrlichen Worten das stille beglückte Leben eines Philosophen, so er weiß sogar dem deutschen Behantismus eine poeische Seite abzugewinnen; nicht nur seien die Charakterzüge, die man dem Behantismus vorwerfe, fast immer lobenswerthe oder solide Eigenschaften, sondern sie ließen auch so viele anmuthige Züge durchschimmern, daß man sich versucht fühle, „d'envier l'Allemagne le bonheur qu'elle a de posséder une variété infinie de types d'illustres pédants.“ Gelegentlich gesteht Renan auch, daß, mit wenigen berühmten Ausnahmen, die große Art, die Wissenschaft in ihren Zusammenhängen mit der

Philosophie, der Metaphisik und Religion aufzufassen“, den Franzosen nicht eigen sei. Daß Renan's Abhandlungen mit einer musterhaften Klarheit und Eleganz geschrieben sind, versteht sich bei einem französischen Autor von seinem Rufe natürlich von selbst; mit schlecht geschriebenen Büchern im bequemen Schlafrock, mögen sie auch sonst noch so gelehrt und inhaltreich sein, macht man sein Glück in Frankreich nicht. *A. M.*

Bibliographie.

- Kud. Sallemant, R., Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
Baumbach, R., Gedichte. Nuern, Krieger. 8. 1 Thlr.
Benedix, R., Auseinander. Eligen. Leipzig, C. S. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Blas, Auguste, Blumen-Märchen für junge Damen. Mit colorirten Bildern. Stuttgart, Chtelud. 1860. 16. 22 1/2 Ngr.
Brugach, H., Histoire d'Egypte des les premiers temps de son existence jusqu'à nos jours. Accompagné de planches lithographiées et d'un atlas de vues pittoresques. 1re Partie. L'Egypte sous les rois indigènes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 4. 8 Thlr.
Caballero's, S., sämtliche Werke. Aus dem Spanischen übersezt von A. Seyher. 1ster Theil. — A. n. d. L.: Clementia. Ein Sitten-Roman. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Dreyer, S., Die Brennrose. Eine Vorgeschichte aus der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.
Oberwein, J., Schiller in Bamerbach. — Dramatisches Lebensbild in zwei Acten. Eine Festsache an 11. November 1859. Rudolstadt. Gr. 16.
Förster, E., Leben und Werke des Igelico de Fiesola. Regensburg, Manz. L.
Hermann, A., Robert Hammer. Eine Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16.
Hensner, D. L., Klänge aus der Zelle 1849 — 1859. Dresden, Runge. 8. 24 Ngr.
Johns, C. W., Eine Herbst-Wanderung. Aus dem Englischen. Mit 24 Abbildungen. Berlin, Deder. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.
Koch, L., Philipp Melancthon's schola privata. Ein historischer Beitrag zum Ehrengedächtniß des Präceptor Germaniae. Gotha, S. W. Verthes. 12. 16 Ngr.
Lang, E., Ultramontane. Novelle. Mainz, Kirchheim. 8. 15 Ngr.
Schmidt, J., Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859. Leipzig, Gerbig. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
Schulmann, E., Nordbutsche Stippfäden und Legenden. Zweite Rege. Hildesheim, Gerkenberg. 12. 15 Ngr.
Toblers, T., dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857. Ritt durch Philistia, Fussreisen im Gebirge Judas und Nachlese in Jerusalem. Mit 1 Karte. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.
Vieliebchen. Ein Taschenbuch für 1860. Neue Folge, 11ter Jahrgang. Von T. Rügge. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
Wigleben, C. W. S. v., Curt von Staudenbach und Adelheid von Waldburg, oder: Das stille Thal. Ein romantisches Gemälde aus den Zeiten der heimlichen Gerichte. Zwei Bände. Leipzig, Junger. 1860. 8. 1 Thlr.

Tageeliteratur.

- Hötel Baur. Diplomatisches Feldensbuch in vier gereimten Conferenzen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 7 1/2 Ngr.
Weiß, S., An die deutsche Nation. Oesterreich, Deutschland und das Einheitsproject. Berlin, Stuhr. 1860. 8. 10 Ngr.

A n z e i g e n.

Zu Schiller's Jubelfeier.

Die Deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § I der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluss der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, dass sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet.“

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen.“

Die Constituirtung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die grossartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt Euch, nicht blos um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnissfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werththätiger Liebe für unsere volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

Göttern kann man nicht vergelten:
Schön ist's ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreuen —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, dass wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hilfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort gibt es im Vaterlande, so abgeschieden von den grossen geistigen Besitzthümern unsers Daseins, dass nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so dass in diesem Namen eine Weihestimmung einzig in ihrer Art, und ein Gesamtbewusstsein, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermisst, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen lässt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und lasst nach dem Festgruss für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangsvereine und Liedertafeln, wo Kapellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch da nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, dass der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern dass die hundertjährige Jubelfeier von Schiller's Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), Wien.

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. October 1859.

Die constituirende Versammlung der Deutschen Schiller-Stiftung:

Dr. Berthold Auerbach aus Dresden. Dr. Ludwig Blum aus Stuttgart. Dr. Ludwig Braunfels aus Frankfurt a. M. Heinrich Brockhaus aus Leipzig. Geh. Medicinalrath Dr. Karl Gustav Carus aus Dresden. Generalintendant Dr. Franz Dingelstedt aus Weimar. Dr. Johann Georg Fischer aus Stuttgart. Dr. Ernst Förster aus München. Advocat Adolar Gerhard aus Leipzig. Dr. Karl Gutschow aus Dresden. Professor Dr. Friedrich Haase aus Breslau. Dr. Julius Hammer aus Dresden. Dr. Gustav Hanbold aus Leipzig. Graf Stanislaus Kalkreuth aus Weimar. Dr. Moritz Lazarus aus Berlin. Generalconsul Ernst Morik aus Hamburg. Hoftheaterregisseur Ferdinand Pircher aus Darmstadt. Karl Rink aus Wien. Major Serre auf Maxen aus Dresden. Karl Voigt aus Weimar. Staatsminister a. D. Dr. Ernst von Wietersheim aus Dresden. Dr. Friedrich Zabel aus Berlin. Dr. Georg Zimmermann aus Darmstadt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von E. M. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

17. November 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. — Deckerlen's „Hygienische Briefe“. Von Heinrich Braun. — Otto Müller's „Klosterhof“. Von Adolf Seifing. — Das Lustspiel bei den Deutschen. — Notiz. (Alfred de Musset.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der neuesten Zeit.

1. Staatsgeschichte der neuesten Zeit. Herausgegeben von K. Biedermann. Erster und zweiter Band. Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. 1814—52. Von A. L. von Nothau. Zwei Theile. Leipzig, Einzel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.
2. Zeitgenössische Geschichten von A. Schmidt. I. Frankreich von 1815—30. II. Oesterreich von 1830—48. Berlin, Dunder und Humblot. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Seit dem Zweikaiservertrage von Villafranca, welcher das vom frischen Blut noch triefende Schwert an schwachem Haare über Europa schweben läßt, haben sich so ziemlich alle denkenden Zeitgenossen überzeugt, daß es sich binnen kurzem entscheiden muß, ob der Kriegssturm — alle Leidenschaften aufwühlend und zerstörender als je zuvor — von neuem entseffelt, oder ob ein dauernder Friede auf der Grundlage einer allgemeinen Entwaffnung gewonnen werden soll, die von solchem Umsatze und solcher Art ist, daß sie mit zwingender Nothwendigkeit jeder noch so ruhmbedürftigen Regierung die Störung des Weltfriedens fortan unmöglich macht. Den Deutschen insbesondere sagt es ein schwerlich trügerisches Gefühl, daß sich das Kriegsgewitter zunächst über ihren Häuptern entladen würde, und daß sie, trotz allen Warnungen der Vergangenheit, dann abermals nicht in der Verfassung wären, um sich den sie bedrohenden Gefahren gewachsen zu zeigen. Es ist das Gefühl des bösen politischen Gewissens, das Gefühl der selbstverschuldeten Ohnmacht und Zerrissenheit, das uns diese Ahnung eingibt. Je mehr wir uns der armen Rolle bewußt werden, die das zwieträchtige Deutschland in dem ein schicksalvolles Welt-drama einleitenden Vorspiele des italienischen Kriegs gespielt hat, um so mehr ist nun freilich wieder von den Mitteln der Einigung und Stärkung die Rede. Aber hierin allein und in der Art, wie dies geschieht, liegt nicht einmal dafür die geringste Bürgschaft, daß das franke Deutschland unter den tausend Heilmitteln, die es sich in Zeitungen, Brochüren und Büchern tagtäglich verschreibt, das rechte nur erkennen werde, und von solcher Erkenntnis bis zum wirksamen Gebrauche ist ja gleichfalls noch ein himmelweiter und sehr zweifelhafter Schritt.

Gleichwol wäre es Thorheit und Sünde, am immerhin löblichen und doch möglicherweise erfolgreichen Streben keinen Theil nehmen, oder es mit solchen Dingen, die jetzt nicht in der Luft liegen, eigenmächtig durchkreuzen zu wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch der historische Kritik Richtung und Maß vorgeschrieben. Im Hinblick auf einen bald möglichen Kampf um Sein oder Nichtsein, zu dem wir uns mit allen geistigen und leiblichen Waffen auszurüsten haben, wäre es nur Zeitverderb, wollte man sich mit kleinlichen Ausstellungen, mit Berichtigung solcher Dinge befassen, von denen es für unsere Zukunft höchst gleichgültig ist, ob sie so oder anders aufgefaßt, gedeutet und gesagt worden sind. Die besten zeitgenössischen Geschichtswerke sind jetzt diejenigen, die uns unsere eigenen Sünden und Thorheiten, sammt ihren unvermeidlichen Folgen, in reichlicher Fülle und größter Anschaulichkeit vor Augen halten, die uns einleuchtende Fingerzeige geben und — wo es sein muß — tüchtige Ohrfeigen, um die noch nicht völlig tauben Ohren für gute Lehren empfänglich zu machen. Wir andern aber, die wir uns gerade mit der Besprechung solcher Schriften befassen, können nichts Besseres thun, als dem Schlagenden von allem Schlagenden ein weiteres Echo zu schaffen.

Zu jenen besten zeitgenössischen Geschichtswerken sind die obengenannten zu zählen; wir wenden darum sogleich unsere Methode auf sie an, indem wir auszüglich berichten, was sie zur Erkenntnis und Bewältigung der uns zunächst bedrohenden Krisis besonders Wichtiges und Dienliches enthalten. Wir thun dies nicht, sowohl auf die Gefahr hin, Eulen nach Athen, als Wasser ins Faß der Danaiden zu tragen. Denn so begreiflich es gewesen, daß wir unmittelbar nach unsern „Befreiungskriegen“ noch hoffnungsvolle politische Kinder waren, die man billigerweise noch nicht für zurechnungsfähig halten durfte: so geben doch jene Schriften nur allzu viele Belege an die Hand, daß wir in der Schule von 1830 noch blutwenig für die von 1848 profitirt hatten; daß die Thorheiten unter allen Thorheiten diejenigen geblieben sind, die es zu keiner Zeit zugestehen wollen, daß sie es jemals gewesen seien; daß wir uns also mit Bescheidenheit die Frage vorzulegen haben, ob wir hoffen dürfen, zum

brüthen und vielleicht zum letzten male gescheldeter geworden zu sein?

Die in zwei Theilen erschienene „Geschichte Frankreichs“ von Rochau (Nr. 1) ist der erste Band einer etwa auf zwanzig Bände angelegten „Staatsgeschichte der neuesten Zeit“, der man nach gutem Anfange einen guten Fortgang voraussagen mag, falls nicht im kriegerischen Thatenbuche die jormentkamme wirkliche Geschichte ihren tausend mal tausend Geschichtsschreibern die Federn mit einem male aus den Händen schlägt. Auf verhältnißmäßig kleinem Raume ist viel Stoff zusammengedrängt, nichts Wesentliches ist übersehen, was überhaupt und zumal für die jetzige Zeit des peinlichen Hangens und Bangens von Bedeutung ist. Man wird nicht gerade mit jedem einzelnen Urtheile des Verfassers einverstanden sein. So äußert er z. B. eine allzu abschätzige Meinung über den Pamphletisten Cormenin, welcher doch nicht wenig dazu beitrug, um in mitunter etwas verzerrten, aber im ganzen treffenden Zügen die medquine Krämerhaftigkeit des Epiephürger-Königthums zur Anschauung zu bringen. Andererseits legt er auf die peruniäre Begehrlichkeit Ludwig Philipp's, die für den Ausbruch der „Revolution der Verachtung“ im Jahre 1848 von erheblichem Einflusse war, ein wol allzu geringes Gewicht, wenn auch vielleicht in der guten Absicht, um die noch weit großartigere Begehrlichkeit des kaiserlichen Nachfolgers ins hellste Licht zu setzen. Aber man braucht die Gabsucht des Bürgerkönigthums nicht zu verkleinern und hat dann einen desto schlagendern Beleg zu der alten Erfahrung, daß oft, wie im Hause so im Staate, der Weiz die Verschwendung zur Urbin hat.

Die Mittheilung oder schärfere Betonung mancher wenig bekannten oder wieder verschollenen Einzelheiten, die aber durch die jüngsten Ereignisse eine neue Bedeutung erlangt haben, läßt überall gewahren, daß der Verfasser unter den von ihm geschilderten Personen und Verhältnissen längere Zeit selbst gelebt hat. Zug es in seiner Aufgabe, daß er den rein politischen Geschichte Frankreichs den größten Theil des ihm zugemessenen Raums widmen mußte, so ist doch auch der literarischen Bewegung, welche die Staatsgeschichte begleitet, erläutert und mitbestimmen hilft, in bezeichnender Weise gedacht. Von einer eintäglichen kritischen Darstellung der in Frankreich austauschenden und bald wieder verschwindenden Lehrsysteme des Socialismus und Communismus konnte natürlich hier nicht die Rede sein; doch hätte wol jener wichtigen und nicht bloß theoretisch interessanten Verhandlungen der constituirenden Versammlung, wodurch über das im ersten Verfassungsentwurfe anerkannte sogenannte „Recht auf Arbeit“ der Stab gebrochen wurde, ausführlicher gedacht werden können. Von diesem „Recht auf Arbeit“ war übrigens, wie auch Rochau bemerkt, bereits unter dem Bürgerkönigthum die Rede; nachdem zuvor schon, zuerst durch François Arago, das Schlagwort einer „Organisation der Arbeit“ gebraucht worden war. Durch seine Schrift über diese letztere verschaffte sich dann der faunatisch Louis Blanc Namen, Ruf und Einfluß; nach-

dem er früher am „Bon sens“ mitgearbeitet hatte, einem republikanisch-socialistischen Tageblatte, das merkwürdigerweise von einem belgischen Senator und Millionär mit großen Kosten unterhalten wurde.

Die in die allgemeine Staatsgeschichte zweckmäßig verflochtene und ausführlich genug behandelte Sondergeschichte der geheimen Gesellschaften und ihres Einflusses auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, bestätigt die schon oft gemachte Bemerkung, daß solche Verbindungen nur die Symptome der krankhaften Zustände sind, an denen das Gemeinwesen leidet, daß sie ebendeshalb die Vorzeichen künftiger Ereignisse sind, daß sie aber selten oder nie die großen geschichtlichen Begebenheiten machen oder nur den Anstoß dazu geben. Die geheimen Verbindungen waren bereits gänzlich verfallen, als die Revolutionen von 1830 und 1848 hereinbrachen; ja, ihr vorgängiger Verfall war sogar eine Bedingung, um das plötzliche und die Gegner überraschende instinctive Handeln der Volksmassen, um eben dadurch das Gelingen der Bewegungen erst möglich zu machen. Bei der Behandlung dieses Gegenstandes hat es Rochau nicht verossen, ein seltsames Stück dynastischen Ehrgeizes wieder in Erinnerung zu bringen. Nach den mit dem französischen Verbannten in Brüssel getroffenen Verabredungen, hatte der Prinz von Oranien im Jahre 1819 dem pariser Comité d'action den Vorschlag gemacht, an der Spitze der von ihm befehligten niederländischen Truppen als Befreier von den Bourbonen in Frankreich einzurücken und diesem Belgien als Alligist zuzubringen. Schon war La Fayette mit den Vorarbeiten zum Abschlusse einer förmlichen Uebereinkunft beauftragt, als der König von Holland den Untrieben seines Sohnes auf die Spur kam und ihn aus dem Lande entfernte.

Auch die Deputirten, so sehr sie mit ihrer Thätigkeit vorbereitend für die Ereignisse von 1830 und 1848 gewirkt hatten, zeigten sich doch inmitten dieser Ereignisse gänzlich ohnmächtig. Die bodenlose Armseligkeit der Helben des Wortes in den Tagen der unaussprechbaren That, offenbarte sich 1830 besonders damals, als die in den Justlagen gerade versammelten liberalen Abgeordneten endlich einen Protest beschlossen hatten, den sie aber nicht zu unterzeichnen wagten und den sie darum nur mit der Bemerkung: „Folgen die Unterschriften“, zu veröffentlichen gedachten. Als nun der Redacteur des „Temps“ das namenlose Actenstück nicht drucken lassen wollte, versetzten sie auf ein anderes Auskunftsmittel: sie ließen die Namen aller in Paris anwesenden liberalen Kammermitglieder drucken, auch derjenigen, die von der ganzen Sache nichts wußten; sie machten sich also einer eigentlichen Fälschung schuldig. Eine nicht minder betrübende Rolle spielten die Deputirten im Februar 1848, als Veranstalter und Abbesteller jenes verhängnißvollen Reformanketts, das wol nur dadurch, daß es nicht zu Stande kam, eine ganz Europa erschütternde Revolution zu Stande brachte. Die nahe Gefahr machte aus der erdnennenden Versammlung noch treniger einen „Dummhaufen“ als ein Hasenheer; und man erlachte es von neuem, wie

sich nicht bloß in demselben Volke, sondern auch bei den gleichen Menschen der größte militärische Muth mit der höchsten bürgerlichen Freiheit paaren kann.

Eine rühmliche Ausnahme machte damals Lamartine. Was man auch von seinem spätern Benehmen halte, wodurch er sich nicht ohne eigene Schuld der Mittel beraubte, noch Großes und Gutes leisten zu können: in den stürmlichsten Tagen der höchsten Gefahr zeigte er, von warmer Begeisterung über sich selbst und seine Gitteltreuen hinausgehoben, eine die wilden Wogen des Aufsturzes mit seltener Weisheitsgegenwart beherrschende Besonnenheit. Da er Leib und Leben für die unverzügliche Vollziehung seines Wortes einsetzte, so verwandelte er auch sein Wort in unmittelbare That, und der hohe Muth, den er bewährte, scheint jetzt — wie dies meist der Fall ist — ein heiterer Muth geblieben zu sein. Einen von Wein und Muth trunkenen Hansen, der die Treppe des Stadthauses hinaufstürmte, rief er mit den Worten an: „Was wollt ihr?“ — „Deinen Kopf!“ war die Antwort. „Wollte Gott“, erwiderte er, „daß ihr alle ihn auf den Schultern hättet; ihr würdet vernünftiger sein.“ Unter schallendem Gelächter und allgemeinem Bravo endigte die Scene. Auf den Betrieb Lamartine's geschah es auch, daß noch in der Nacht vom 24./25. Februar die Errichtung jener 24 Bataillone Mobilmade begonnen wurde, die zur sofortigen Herstellung der Ordnung, sowie später zur Bewältigung des Juni-aufstandes jene wichtigen Dienste leistete, deren Werth freilich — je nach der Stellung der Parteien — sehr verschieden angeschlagen wird. Man begann die Verbungen unter den pariser Waffengejungen, unter denselben blutigen Wurfen von 14—15 Jahren, deren ganze Thätigkeit in der Beihülfe an Waffentumulten und Ruhestörungen aller Art aufzugehen schien. Aber das gewinnende Vertrauen, das man ihnen zeigte und die gute Belohnung der von ihnen geforderten Dienste machte diese berufsmäßigen Söldner zu leidenschaftlichen Beihülfern der Ordnung. Damit kam ein großer Gedanke zur Ausführung, der bloß darum keine bleibenden Früchte trug, weil man mit dessen Vollzug auf halbem Wege stehen blieb. Im Staate und der Gesellschaft sind Freiheit und Ordnung dann erst gesichert, wenn alle Männer in Volk und Heer, in Nationalgarde, Landwehr oder Miliz die Wächter dieser Ordnung sein wollen; und sie wollen es nur sein, sobald die zu diesem Zwecke geforderten Dienste zugleich gerecht und zweckmäßig belohnt werden, sobald man ihnen also die Beihülfe der Ordnung gegen innere und äußere Feinde nicht bloß zu einer patriotischen Pflicht, sondern auch zur Sache eines gerechten persönlichen Interesses zu machen weiß. Ein solches gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem ist im Frieden der beste Theil aller Staatskunst, und im Kriege weitauß der beste Theil aller Feldherrnkunst. Aber die in Civilisation verummante Barbarei des modernen Polizei-, Beamten- und Soldatenwesens glaubt mit ihrem einseitigen Straffsystem gegen die Uebertreter ihrer Verbote immer noch anzukommen; während die Geschichte der Revolutionen seit nahe 70 Jahren auf deutlichste gezeigt

hat, daß sich endlich Regierungen und Völker unter dem Auspicien einer solchen misgegriffenen Politik gegenseitig todt peitschen müssen.

Nach nur die Revolution von 1848 wurde die der „Verachtung“ genannt; aber man braucht nur die ersten Seiten unseres Buchs zu lesen, um sich zu erinnern, daß wir mit der Restauration zugleich in die Periode der Corruption getreten sind. Damit änderte sich indeß, im Vergleich mit der frühern Sturmperiode, einzig die Form der Ausbeutung der Schwachen durch die Mächtigen, der Armen durch die Reichen. Die Völker wurden jetzt weniger mit dem Schwerte in der Faust und vom Schlachtfelde aus des Ertrags ihrer Arbeit beraubt, als daß er ihnen mit der Forke in der Hand und vom Bureau aus abgegründet und abgeschmeichelt wurde; dem Ehrgeiz und der Eroberungslust nahmen die Speculation und der Wucher die Fahne aus der Hand, um sie der neuen Zeit vorzutragen. Was nicht mehr erzwungen werden konnte, sollte jetzt erschlichen werden. Nur bedurfte es, nachdem man die Wege der Gewalt verlassen, wie zu allen Dingen auch dazu einiger Zeit, um sich auf den neu eröffneten Schleichwegen zurecht zu finden. Unverkennbar hatte man es unter dem Bürgerthum darin zu größerer Virtuosität gebracht, als unter den Bourbonen der ältern Linie. Dann kamen die Stürme der Februarrevolution und der Republik von 1848, welche die den Schmarogerpflanzen geistliche bunte Atmosphäre so wenig dauernd zu säubern vermochten, daß vielmehr erst unter Napoleon III. die Kunst, ohne Verdienst mächtig und ohne Arbeit reich zu werden, ihre höchste Vollendung erreichte. Dabei hatte es nicht einmal sein Verenden. Die neufranzösischen Zustände sind vielmehr eine schlagende Offenbarung der Logik der Geschichte. Denn sie sind eine Vermittelung früherer Gegensätze, sie sind die Synthese der beiden Geiseln der Menschheit, der Gewaltthat und der Unterthänigkeit, des räuberischen Kriegs und des brutales friedens, zu einer großen Doppelgeißel. Ob auch die französische Revolution noch ihre Synthesen haben und zu einer Revolution des Jorns und der Verachtung werden wird?

Mit alledem ist jedoch nicht gesagt, daß sich die Corruption, wozu vor allem die Erblichthandlung des in Speculation verführten Wuchers jeder Art zu zählen ist, sowie der in wachsender Ausdehnung getriebene Welthandel mit moralischen Gütern gegen Geld und gute Worte, nur auf Frankreich beschränkt hätte. Sie ist eine ansteckende Weltkrankheit beider Hemisphären geworden und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft schon zum Ausbruch gekommen, als man gerade daran war, Europa politisch zu restauriren. Nach der Unterzeichnung des pariser Vertrags vom 30. Mai 1814 ließ Talleyrand an jeden der Hauptunterhändler, an Metternich, Hardenberg, Castlereagh und Messelrode, eine Million Francs aus dem französischen Staatschatz auszahlen; die übrigen Bevollmächtigten erhielten je 5—600000 Fr. Diese Trunkgelder für einen für Frankreich möglichst günstigen, für die übrige Welt möglichst schlechten und schmachvollen Frie-

den, wofür das Leben vieler Hunderttausende und der Wohlstand vieler Millionen geopfert worden, wurden nach diplomatischem Sprachgebrauch, wie *lucus a non lucendo*, als gebräuchliche Ehrengeschenke bezeichnet. So gab die hohe europäische Diplomatie schon 1814 ein seitdem wiederholt nachgeahmtes Beispiel, wie sich der Enthusiasmus der nach Freiheit und Unabhängigkeit lüftenden Völker im dynastischen Interesse capitalisiren und vergänglich anlegen läßt.

Ueber die im Jahre 1814 wiederum befreite französische Nation, die sich seitdem noch öfter und bis in den vollendtesten Despotismus hinein mußte befreien lassen, fiel zunächst der ausgehungerte Heuschreckenschwarm der noch an die altkönigliche Stallfütterung gewöhnten Emigranten her. Einen besonders naiven Beweis, wie sehr das Bewußtsein der echt dynastischen Gesinnung zugleich das Vollgefühl des eigenen Werthes schwilt, gab schon unter Ludwig XVIII. der sogar zu einem Minister des Hauses völlig unfähige Herzog von Blacas: als er seiner ministeriellen Sinecure entlassen werden mußte, bat er sich dafür die Kleinigkeit von sieben Millionen Fr. aus, die ihm auch sogleich aus dem mit den Früchten des Volksleides leicht wieder zu füllenden Füllhorn königlicher Gnaden gewährt wurden. Die Entschädigung der Emigranten (1825) beurtheilt der Verfasser richtiger, als dies von andern Historikern geschehen ist. Er erinnert daran, daß schon Napoleon I. den Heimgekehrten, die er mit einträglichen Ehren überhäufte, eine Art indirecter Entschädigung gewährt habe. In dieser Richtung fuhrn die restaurirten Bourbonnen mit so großem Eifer fort, daß sich 1825 die Gesammthöhe der Gehalte und Jahrgelder der frühern Ausgewanderten auf nicht weniger als 68 Millionen belief. Die Vertheidiger des Entschädigungsgesetzes hatten sich besonders auf die gesetzliche Abschaffung der Vermögensconfiscation berufen. Dagegen wird richtig bemerkt, daß viele von der Revolution eingezogene Besitzungen des Adels doch auch keinen andern Ursprung, als gerade die Confiscation gehabt, daß sich namentlich die Großen Ludwig's XIV. durch Hab und Gut der vertriebenen oder zur Galere verdamnten Protestanten bereichert hätten. Wie dürfte man also, fragt der Verfasser, den Nachkommen jener Hunderttausende von Protestanten die Entschädigung verweigern? Oder wie den Staatsgläubigern, die zur Conventszeit zwei Drittheile ihrer Forderungen eingebüßt hatten, oder den durch das Maximum zu Grunde gerichteten Kaufleuten, oder den Inhabern käuflicher Stellen, welche dieselben ohne Ersatz verloren hatten? Und wie dürfte man, so fragen wir weiter, eine Entschädigung jenen Hunderttausenden oder Millionen conscribirtter Soldaten, ihren Familien und Nachkommen verweigern, die ihrem bürgerlichen Erwerbe entzissen wurden, ohne im kümmerlichen Staatssolde, den sie bezogen, auch nur annähernd eine Vergütung für die ökonomischen Opfer zu empfangen, wozu man sie vor ihren reichern Mitbürgern verdammt hatte? Die ganze Emigrantenentschädigung — ein neuer Beweis dafür, wie so oft ein scheinbar höchstes Recht ins höchste Unrecht umschlägt — konnte also nur dazu dienen, um das auf

den ärmern Klassen der Bevölkerung lassende Unrecht sichtbar zu machen.

Die Bewegung der Corruption ging nicht ohne einige vorübergehende Rückschläge zu ehrlichem Verfahren vor. Dahin ist unter dem Ministerium Martignac die Auflösung jenes Schwarzen Cabinets zu zählen, das seit Ludwig XIV. bestanden und trotz aller verfassungsmäßigen Garantien des Briefgeheimnisses unter den folgenden Regierungen, namentlich unter Napoleon I., fortgedauert hatte. Zur Zeit der Aufhebung waren 30 Beamte, die eine Besoldung von 3 — 400000 Fr. bezogen, zur officiellen Verlegung des officiell gewährleisteten Briefgeheimnisses bestellt. „Das Briefgeheimnis“, fügt der Verfasser bei, „blieb eine Wahrheit bis auf die neueste Periode, die mit dem 2. December 1851 beginnt.“ Wie hätte auch Napoleon III. den Idern und Ueberlieferungen Napoleon's I. untreu werden dürfen!

Hatten sich ja von den Napoleonischen Ideen sogar die Bourbonnen so viel angeeignet, um sich in der Orléans, die sie von der Eroberung Algiers erwarteten, einen Schild zur Deckung des innern Despotismus und zur Durchsetzung der berücktigten Ordonnanz zu suchen. Diese Expedition hatte besonders der Marschall Marmon lebhaft befürwortet; denn er beehrte den Oberbefehl an der Vortheile willen, „die er davon für sich und seine unzähligen Gläubiger hoffte“. Da er aber einem andern Schuldbedekten, dem Marschall Bourmont, den Befehl überlassen mußte, so ließ er sich für seine eventuellen Ansprüche auf den Schatz des Dei mit einer runden Summe aus der Kriegskasse abfinden. In der Geschichte des Bürgerkönigthums, das die Pariser trotz des Ruhms der afrikanischen Eroberung zum lachenden Erben der von der Heiligen Allianz garantirten Legitimität eingesetzt, wird an passender Stelle weiter berichtet, wie die nachträglich = französische Waffenschwertschaft, die Barbaren zum Zwecke der Civilisation, das Talent der legalen Plünderung, der legalen und illegalen Corruption einen so geräumigen Lummelplatz in Algerien fanden, daß dieselbe in jeder Beziehung zu einer hohen Schule für Napoleonische Marschälle zweiter Auflage geworden ist. Denn das ist nur eine Kleinigkeit und wird bloß beiläufig erwähnt, daß sich auch der Vertheidiger der Quasi-legalität, Marschall Bugeaud, für seinen mit Abd-el-Kader an der Tafna abgeschlossenen Vertrag mit einem Trutzgelde von 100000 Budschus, oder etwa ebenso viel Francs bezahlen ließ.

Wie sehr auch die Regierung Ludwig Philipp's bemüht war, der großen Nation allen Sand der afrikanischen Wüste in die Augen zu streuen und die fortreißenden Wunden der Corruption mit dem Pflaster der gloire zu überstreichen, davon wird ein bekanntes, aber so erbauliches Geschichtsbuch erzählt, daß es hier gleichfalls wiederholt sein mag. Nach der Erneuerung der Feindseligkeiten durch Abd-el-Kader im Jahre 1839 wurde der Welt verkündet, daß sich im Fort Masagran 100 Franzosen mehrere Tage lang gegen viele tausend Araber vertheidigt und die wüthendsten Stürme abgeschlagen hätten.

Leider ergab sich nach Jahr und Tag, daß die im Fort geliegene Fremdencompagnie von einem arabischen Reitergeschwader nur umschwärmt, aber niemals angegriffen worden war; daß sich der ruhmthürliche Commandant, Hauptmann Solibre, nur ein Selbstzeugniß über die Thaten, die er vielleicht noch thun wollte, anticipando ausgestellt hatte. Dafür wurde er später in aller Stille pensionirt; aber trotzdem blieb Masagran in der Volksmeinung ein Glanzpunkt der französischen Kriegsgeschichte, und nach wie vor blieb eine neue Straße in Paris davon benannt. Alle officielle Schminke konnte jedoch nicht helfen gegen die von innen und oben her immer tiefer fressende Fäulniß, deren Zunahme auch durch Rochau mit zahlreichen Thatfachen belegt ist. Ebenso wenig half aber die gegen die Corruption gerichtete Revolution der Verachtung. Denn daß schon am 2. December 1851 ihrerseits wieder diese Corruption eine gelungene Gegenrevolution zu Stande gebracht, davon wird sich wenigstens der deutsche Leser leicht überzeugen, wenn er nähere Notiz nimmt von den Thaten jenes Tags, wie sie zum Theil schon in „Unserer Zeit“ anschaulichst geschildert sind, oder wenn er sich etwa aus Broudhon's „Manuel du spéculateur de la bourse“ mit den Großthaten neuester Selbstbereicherung bekannt macht.

Es ist der Beachtung werth und wurde vom Verfasser gebührend hervorgehoben, daß sowohl im Juli 1830 als Februar 1848 fast nirgends geplündert wurde; daß vielmehr das heldenmüthig kämpfende Volk an allen Dieben, deren es habhaft wurde, sogleich die strengste Justiz übte. Dennoch scheinen 1848 hier und da etwas laxere Grundsätze als 1830 zu Tage getreten zu sein: der Volkshaufe, der sich für einige Zeit der Tuilerien bemächtigt hatte, entschloß sich erst zum friedlichen Abzuge auf die Bedingung, daß die Taschen nicht untersucht würden. Freilich konnte dies so gut von zartem Ehrsgefühl als bösem Gewissen eingegeben sein; aber wundern mußte man sich doch, wenn die von den Mächtigen und Reichen so beharrlich gegebenen Beispiele ohne alle Wirkung auf die untern Kreise geblieben wären. Und fast man gar die Fortschritte ins Auge, welche die frivole Kunst der Bereicherung ohne Arbeit in den letzten Jahren gemacht hat, so wird es immer zweifelhafter, ob der sittlich gesund gebliebene Theil der Nation für eine gründliche Ausräumung des Augiasstalls noch Hercules genug geblieben ist.

Die „Zeitgenössischen Geschichten“, von A. Schmidt (Nr. 2), die in ihrem ersten Theile „Frankreich von 1815 — 30“ zum Gegenstande haben, sind keine vollständige Cultur- und Volksgeschichte, die den Gang und alle Zustände des öffentlichen Lebens mit gleichmäßig ausgegossenem Lichte zu beleuchten sucht. Sie haben einen ganz andern Zweck: sie wollen einzelne Partien der eigentlichen Staats- und Hofgeschichte, die bisher im Dämmerlichte lagen und wofür dem Verfasser noch unbenutzte und manches aufhellende Quellen zur Verfügung standen, zur deutlichen Anschauung bringen. Diese Quellen sind hauptsächlich die amtlichen Berichte,

welche die beiden eidgenössischen Geschäftsträger, von Tschan in Paris und Gfing in Wien, an die jeweilige vortrilliche Behörde erstattet hatten. Um sich unbefangenen aussprechen zu können und wol hauptsächlich, um der Controle des Schwarzen Cabinets zu entgehen, hatte Tschan einen Theil seiner Depeschen als „Privatschreiben“ und unter einer fingierten „Privatadresse“ dem Vororte zukommen lassen. Wahrscheinlich hatte auch Gfing ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, da dieselben in Wien kaum weniger geboten waren. Diese Berichte sind nicht bloß von großem Interesse durch ihre tatsächlichen Mittheilungen, sondern es reichen auch die oft scharfsinnigen Combinationen, die gesunden und nicht selten richtig weisenden Urtheile den Berichterstattern so sehr zur Ehre, daß man der Eidgenossenschaft nur wünschen kann, sie möge auch jetzt so gut wie damals bedient sein; sie möge zumal an ihrem Bevollmächtigten in Paris, Dr. Kern, einen Mann gefunden haben, der mit ebenso unverbiendeten Auge, wie früher von Tschan, sowohl die Gefahren erkennt, die Frankreich in seinem Innern bedrohen, als auch besonders diejenigen, womit von Frankreich aus das Ausland bedroht wird. Immerhin beweisen jene Depeschen, daß sich die Schweiz mit verhältnißmäßig geringem Aufwande eine tüchtige diplomatische Vertretung zu verschaffen wußte, während in Deutschland die diplomatischen Leistungen noch immer im umgekehrten Verhältnisse mit der Zahl der Bevollmächtigten und mit dem für sie erforderlichen Aufwande stehen.

Um jene Quellen mit solcher Umflucht benutzen zu können wie der Verfasser, mußte er seinen Stoff von Grund aus durchdrungen haben und im weitesten Umfange beherrschen. Für jeden, der auch zwischen den Zeilen zu lesen vermag, geht dies aus hundert Stellen deutlich hervor. Das Werk ist um so belehrender, je weniger es die Absicht der Belehrung zur Schau trägt. Nach welcher Richtung aber die Fingerzeige hauptsächlich ertheilt sind, darüber ist bei einem Manne kein Zweifel, der sorben noch durch ein zeitgemäßes Schriftchen: „Elß und Lothringen. Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen“ (Leipzig 1859), gezeigt hat, daß er sehr wol weiß, gegen wen wir zunächst und vor allem auf der Hut sein müssen. Diese indirecten Aufforderungen zur Wachsamkeit machen um so mehr Eindruck, als sie in einem fast durchweg klaren, einfachen und darum wohlthuenden Stile vorgetragen sind. Nur zuweilen wird dieser Stil durch den augenblicklich störenden Schnörkel eines in gar zu üppigen Farben aufgetragenen Gleichnisses durchbrochen. So z. B. S. 92, wo die Ueberschwenglichkeit der Loyalgesinnten nach der Geburt des Herzogs von Bordeaux, mit den wol gleichfalls etwas zu überschwenglichen Worten persiflirt wird: „Die Adressen schwammen kuschend in einem Meer schlammiger Seligkeit; die dichterischen Regase drängten sich gassend in der Stickluft einer classisch-romantischen Ekstase“ u. f. w.

Der ziemlich ausführliche Bericht über sämtliche Kinderreien, die mit jenem erbpriestlichen „Wunderkinde“

getrieben wurden, oder mit jenem „Kinde von Frankreich“, oder jenem „Kinde aller Welt“, das bis zur heutigen Stunde noch kein Mann geworden scheint, ist indessen interessant genug. Er erinnert daran, wie das Drama der Weltgeschichte besonders auch darin das Gepräge einer Shakspeare'schen Tragödie hat, daß es sich der Macc am allermühsamsten nehmen läßt, in jedem noch so tragischen Acte gleichfalls mitzuspielen. Nur darin findet zum Vortheile des britischen Dichters ein Unterschied statt, daß der universalhistorische Handwurf weniger gute Wize als schlechte Späße macht, die er noch dazu in jedem neuen Acte bis zum Ueberdruß wiederholt. Denn erinnert man sich, außer der Geburt des Herzogs von Bordeaux und ihrer Nachwehen, auch der des Königs von Rom, sowie derjenigen des jüngsten Napoleonideus, so gewahrt man zu langweiligstem Erstaunen, daß bis zur „Versammlung der Repräsentanten von ganz Europa um das erlauchte Kind, das eines Tags eins seiner schönsten Reiche beherrschen wird“, sogar buchstäblich dieselben Phrasen und Ceremonien stets von neuem abgeleiert wurden; daß also, von dieser Seite betrachtet, der Humor der Weltgeschichte bei weitem nicht so reich als der des englischen Dramatikers ist. Aber dann erinnern wir uns auch, daß es bereits zwei dieser „erlauchten Kinder“ nicht bis zum Beherrschen eins der schönsten Reiche gebracht haben; und von dem, was nicht geschehen ist, schließen wir unwillkürlich auf das, was nicht geschehen wird. Wir erinnern uns endlich, daß Napoleon I. und Karl X. die Geburt der „erlauchten Kinder“ als die vom Geschicke ihnen verliehenen Unterpfänder betrachteten, die ihnen die dauernde Herrschaft ihrer Dynastien zu verbürgen schienen; daß sie aber mit durch dieses trügerische Geschenk in ihrem dynastischen Hochmuth bis zum Verstehen aufgeschlägt und auf der Bahn einer verhängnisvollen Politik, die sie zum Sturze führen sollte, wie mit unsichtbarer Gewalt fortgestoßen wurden. Darum gedenken wir der ewigen Wahrheit des Spruchs:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten —

eines Spruchs, der für die herrschenden Dynastien nicht sehr erfreulich, aber für die von ihnen beherrschten Völker um so erbaulicher ist.

Schon vor der Geburt des Herzogs von Bordeaux hatten jedoch die Bourbonen ganz den Schick dazu, um sich selbst wieder aus dem Kurse zu bringen. Besonders erbaulich ist es, mit welchem ultraroyalistischen und bis zur völligen Bewußtlosigkeit gesteigerten Eifer schon der Herzog von Artois auf die Abschaffung Karl's X. losarbeitete, wie er nichts versäumte, um sich unendlich zu machen, da er durch alles, was er als Thronerbe gegen die Regierung Ludwig's XVIII. that, die Revolution von 1830 schon im voraus zu allem herausforderte und ermächtigte, was sie gegen seine eigene Regierung gethan hat. Daß Karl X. durch die Brille seiner Creaturen und Beamten die Welt verkehrt sah; daß er sich alles Größtes einbildete, der starke Mann zu sein, der sich nur auf den Kopf zu stellen brauche, um auf seinem harten

königlichen Hirnschädel ganz Frankreich mit voller Sicherheit gegen jeden Umsturz balanciren zu können; daß er von der wahren und wirklichen Volksstimmung nicht die entfernteste Ahnung hatte: das alles ist viel zu königlich und monarchisch, als daß man es anders erwarten sollte. Ging es doch seinem viel klügeren Nachfolger, sowie dem doctrinären Minister Ludwig Philipp's um kein Haar besser. „Das Volk“, hatte Guizot gesagt, „ist wie der Ocean unbeweglich und fast regungslos in seinem Grunde, wie immer auch die Windstöße seine Oberfläche aufwühlten mögen.“ Eine schöne Nebenart, die nicht aller Wahrheit entbehrt, und die sich Fürsten und Minister, statt sich angenehme Ruhe zu wünschen, jeden Abend vor Schlafengehen einander zuzufügen mögen. Nur hatten die staatsklugen Herren zu wenig daran gedacht, daß die „Windstöße“ gerade ausreichen können, um ein noch so stolz bewimpeltes königliches Orlogsschiff an der ersten besten Klippe zu zerschellen, um links oder rechts bald die eine bald die andere Dynastie auf den Sand zu setzen. Sprach man Karl X. von der Möglichkeit eines Widerstandes gegen seine Ordonnanz, so schlug er jede Bedenkllichkeit mit den ihm damals sehr geläufigen, imposanten Worten nieder: „Dann werde ich mich zu Pferde setzen!“ Aber er glaubte an keinen ernstlichen Widerstand; denn sein Polizeipräsident Mangin hatte ihm über die Stimmung der Hauptstadt gesagt: „Was auch geschehen mag, ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß Paris nicht wackeln wird.“ Wie leicht sich der König die Sache vorstellte, geht auch aus seinem Gespräche mit Chabrol hervor. „Nun“, sagte Karl X., „wenn ich die Dictatur ergreife, wird es ja nur auf 14 Tage sein.“ — „Sire“, antwortete Chabrol, „wenn es schon schwer ist die Dictatur zu ergreifen, so ist es noch schwerer sie wieder niederzulegen.“ Napoleon III. ist es wenigstens gelungen, den ersten Theil dieser Aufgabe zu erfüllen; man muß nun abwarten, ob ihm die Ereignisse bald auch die Erfüllung des zweiten und schwierigeren Theils derselben erleichtern werden.

Der zweite Theil der „Zeitgenössischen Geschichte“: „Oesterreich von 1830—48“ gibt dem deutschen Leser einen reichhaltigen Stoff zur Vergleichung der Kriese von 1848—49 mit derjenigen, die 1859 begonnen hat. Groß waren die Veränderungen, die das Jahr 1848 gerade für Oesterreich im Guten wie im Schlimmen herbeigeführt hat. Man denke an die Aufhebung der Robote zur Gründung eines selbständigen Bauernstandes, an den Bau der Eisenbahnen und andere Maßregeln zur Förderung des Handels und der Industrie; aber auch an den jetzigen Finanzjammer, an die maßlose Vermehrung des Militärworts und Militäraufwandes, an die alles lähmende Volkstheben tödtende Centralisation, an die Strigerung des geistlichen Despotismus bis zum Concordat von 1855. Von dem allen, was die reißenden Strömungen der Revolution oder Reaction bringen würden, hatten diejenigen, die am Steuer saßen, am wenigsten eine Ahnung. Um so größer sind die Aehnlichkeiten zwischen jetzt und den Anfängen der früheren Bewegung. Vor allem steht es ganz danach aus, daß man, wie kurz vor dem Jahr

1848 so auch gegenwärtig wieder, mit allen Reformen, die man sich endlich vom schweren Druck der Zeiten tropfenweise abpressen läßt, viel zu spät kommen wird.

Da der Verfasser mit 1830 beginnt, so gibt es sich für den ersten Theil seiner Geschichte ganz von selbst — und gerade das ist kennzeichnend für die früheren Zustände —, daß er über selbstthätige Regungen der Völker Oesterreichs, mit Ausnahme der italienischen Bevölkerung, kaum noch zu berichten hat. Kaiser Franz I. und Fürst Metternich, das war Oesterreich: die ganze Geschichte der Monarchie drehte sich vorerst noch um das, was diese beiden thaten, noch mehr um das, was sie versäumten. Denn auch der Verfasser, in Uebereinstimmung mit andern, welche durch nähere Personen- und Sachkenntniß zu richtigem Urtheile befähigt sind, ist der Meinung, daß Metternich keineswegs der „allmächtige“ Minister war, für den er ausgegeben wurde; daß vielmehr Kaiser Franz einen nicht geringen Theil der österreichischen Politik und ihrer später so offenbar gewordenen verderblichen Folgen zu verantworten hatte. Er schildert den letztern als einen jähren und hartgesottenen Reactionär, als einen Todfeind aller Neuerungen, der mit dem Absolutismus Handgeldendienst trieb und seinem Obgen jedes noch so barbarische Opfer, das ihn selbst nichts kostete, zu jeder Stunde zu bringen bereit war; der seinen Kopf darauf setzte, um die bewegte Welt auf der alten Stelle festzuhalten und der, wo dies nicht ging, lieber rückwärts als vorwärts Geschichte machen wollte; der mit der Absicht eines geizigen Hausvaters, welcher sich selbst einrebet, auf diese Weise für das Wohl der Kinder zu sorgen, am liebsten den ganzen Staat in die Taschen des Hauses Habsburg gesteckt hätte. Den Minister dagegen bezeichnet er als einen Conservativen, der einsichtig genug war, um die Nothwendigkeit solcher Reformen, deren Verweigerung den Bestand der Monarchie oder doch ihren Einfluß in Deutschland und Europa gefährdet hätte, nicht bloß zu erkennen, sondern auch gelegentlich zu befehlen, der aber zugleich so Charakterschwach war, nur in der vorläufigen Sorge für sein persönliches Wohlbehagen jede Anstrengung zur Durchsetzung solcher Reformen zu scheuen, und der also stets sogar von den Ereignissen überholt wurde, deren Eintritt er richtig vorausgesagt hatte.

Bei dieser Hügelsamkeit des Ministers konnten indeffen Franz und Metternich, trotz vieler Verschiedenheiten ihres Charakters und ihrer Anschauungsweise, Jahrzehnte lang Hand in Hand gehen. Auch waren sie wenigstens darin einig, daß es Oesterreichs Mission sei, den permanenten Krieg durch den permanenten Frieden zu ersetzen, und darum überall die Revolution, wo sie ausbrache, niederzukämpfen. Dabei machte jedoch Metternich stets den stillschweigenden Vorbehalt, daß nicht im besondern Falle die Revolution stärker sei als Oesterreich und seine Verbündeten; denn er glaubte keineswegs, daß dieselbe dauernd bewältigt werden könne. Zum Vortheil seiner Einsicht in die oblige Verrottung der europäischen Zustände gestel er sich vielmehr darin, wie der Verfasser

dafür Belege gibt, den unvermeidlichen Sieg der Revolution und den baldigen Umsturz der Monarchie zu weissagen. Bekanntlich war auch Ludwig Philipp der Meinung, der erste große Krieg werde auf den Sturz der Monarchie in ganz Europa hinauslaufen: „The world will be unkinged“ war eine seiner beliebten und öfters wiederholten Redensarten. Eine merkwürdige Uebereinstimmung der Ansichten bei den einsichtigsten Vertheidigern der unumschränkten und der constitutionellen Monarchie; eine gute Lehre für die Freunde der Monarchie, daß sie endlich, um diese nicht untergehen zu lassen, in das Fahrwasser der großen Reformen einlenken und mit dem Strome segeln müssen. Aber freilich, sogar für einen Metternich und Ludwig Philipp sind die Lehren, die sie sich selbst gegeben hatten, vergeblich geblieben.

Als die Tage der Julirevolution heranrückten, war man gerade in Oesterreich mit den Ansprüchen Baierns auf die bairische Pfalz und mit der Hängelung des unabhängig gewordenen Herzogs Karl von Braunschweig angelegenlich beschäftigt. Metternich hatte indeffen, wie aus einer Aeußerung gegen den französischen Gesandten in Wien, von Rayneval, hervorging, die Lage der Dinge in Frankreich richtig beurtheilt. „Ich kenne“, sagte er, „den öffentlichen Geist in Frankreich gut genug, um zu wissen, daß ein Staatsstreich die Dynastie vernichten würde.“ Auch darin irrte er nicht, daß er im Jahre 1830 noch keine Katastrophe für Oesterreich erwartete. Am wenigsten hegte man damals Besorgnisse für Ungarn; während man mit viel größerer Bedenklichkeit nach Tirol und Vorarlberg blickte. „Denn dieses Land“, so berichtete Effinger im September 1830, „hat seit Einführung der Salzsteuer und der Tabacksteuern, sowie der Conscription, obwohl die Dienstzeit, statt vierzehn, wie in den andern Provinzen, nur sieben Jahre beträgt, viel von seiner Ergebenheit für das Kaiserthum verloren.“ Effinger beruft sich dafür auf seine eigene Erfahrung, und auch der Schreiber dieses machte ganz die gleiche Beobachtung auf einer Reise durch Tirol im Jahre 1831, über die er damals in Rottet's „Politischen Annalen“ berichtet hatte. Wer die Vorgänge in Tirol während des Jahres 1859 ins Auge faßte, konnte sich leicht überzeugen, daß sich die gleiche Verstimmung wenn nicht erhalten, doch seitdem wieder erneuert hatte. Kinder glücklich als in seiner Beurtheilung der Krisis von 1830 war jedoch Metternich in der von 1848. Von der Rückwirkung der „schweizerischen Angelegenheit“, der Vertreibung der Jesuiten und der Auflösung des Sonderbundes, erwartete er nur den Sturz des Ministeriums Guizot; ahnte jedoch keinen gewaltthätigen Zusammenbruch der Dinge in Paris und ebenso wenig eine unmittelbare oder mittelbare Gefahr für Oesterreich. Also wieder ein Beispiel jenes nicht gar seltenen „umfassenden, staatsmännischen Blicks“, vollständig in die Ferne, blödsichtig in die Nähe.

Als die Julirevolution ausgeschwungen und der frankfurter Bundestag mittelst der zu ihrer Bekämpfung bestellten Central-Untersuchungskommission, die aber mehr die noch Lebendigen als die Todten begraben mußte, für eine lange

Kirchhofstraße gejorgt hatte, da schien doch endlich, in der Verwerfung der politischen Langweile, der auf dem Grabe der deutschen Burfchenschaft triumphirende Metternich zum Reformator zu werden. Er brachte zwar damit Oesterreich nicht aus dem alten Gleis heraus, und wollte es schwerlich herausbringen. Aber er hatte doch persönlich seine reformatorischen Einfälle, Grillen und Launen, besonders seit dem Tode Franz' I. und noch mehr seit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in Preußen. Es war der aus jähem Faden gesponnene, eine und leider fast einzige „Staatsmännische Gedanke“, den wir 1859 wieder an der Arbeit sehen, an dem sich auch damals die österreichische Politik, „hinschleichend die Gedankenbahn“, in dem von ihr selbst so künstlich geschaffenen Dunkel fortzutaufen suchte: Oesterreich wollte nicht dulden, daß ihm Preußen in seinem Einflusse auf Deutschland den Vorrang ablaufe. Den schon aus eigenstem Instinct überflüssig langsamen Fortschritten Preußens, soweit sie nicht von Oesterreich gänzlich gehemmt und durchkreuzt werden konnten, suchte also der Staatskanzler wenigstens so weit nachzukommen, um die zweite deutsche Großmacht immer noch an einem Zügel festhalten zu können. Aber fast in allen Punkten kam er der reformatorischen Bewegung in Preußen, so sehr sie ihm gute Weile ließ, doch nur in Gedanken nach, kaum irgendwo in der Ausführung. Denn der Verfasser hat es bis ins Einzelne nachgewiesen, wie sogar die homöopathische Dosis einer Reform, auf die es der Staatskanzler abgesehen hatte, theils von der Staatskonferenz aus und besonders durch den Erzherzog Ludwig, theils von der jesuitischen Hofpartei aus und besonders durch den Einfluß der Erzherzogin Sophie, immer wieder beiseite geschoben wurde, um von neuem verdünnt zu werden, oder wie dem Patienten die Arznei, die ihn heilen sollte, höchstens an den Mund gehalten, aber der Löffel vorsichtig wieder zurückgezogen wurde, sobald er schlucken wollte.

In Preußen hatte man die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes schon vor Jahrzehnden in die Hand genommen, und war nach manchen Zögerungen und nach Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten zum Ziele gelangt. In Oesterreich, wo nur dann und wann die Rede davon war, brachte man es erst im December 1846 zu einem Robot-Ablösungspatent. Aber diese Ablösung der Zehnten und Robote bezog sich nur auf Böhmen und die deutschen Provinzen, es bedurfte erst des gewaltsamen Anstoßes von 1848, um die allgemeine Aufhebung der Fronen durchzusetzen und durch den Anfang der Gründung eines freien Bauernstandes das alte Oesterreich zu etwaiger Verjüngung in die Neuzeit hineinzurücken. Als durch den Vertrag Preußens mit Hessen-Darmstadt vom 14. Februar 1828 der Grund zu einem deutschen Zollverein gelegt wurde, erklärte noch Metternich sogar die bloß kommerzielle Einigung Deutschlands für eine Chimäre; und Oesterreich suchte der weiteren Ausbreitung des Zollvereins möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen. Nach der Julirevolution bedurfte jedoch Metternich der Hilfe Preußens zur polizeilichen Maßregelung Deutsch-

lands; und nun gestand er ihm zu, „daß die Regulierung der Handelsangelegenheiten nicht zur Competenz des Bundesraths gezählt werden dürfe“. Dem Zollverein gegenüber ging also die österreichische Politik in die Rolle der Toleranz und Neutralität über, sodaß sie von 1830 an den Bestrebungen des Berliner Cabinets nicht mehr entgegentrat, obgleich man durch die gegen Erwartung fortschreitende Ausdehnung des preussischen zu einem deutschen Zollverein „unangenehm überrascht wurde“. Endlich aber, als die volkswirtschaftlichen und finanziellen Vortheile der deutschen Zolleinigung neben dem finanziellen Eigthume Oesterreichs immer sichtbarer wurden, trat die österreichische Handelspolitik in das dritte Stadium des Gelüftens nach einer großen deutsch-österreichischen Handelsvereinigung, und es war besonders Metternich, später auch Rübe, welche dieses Ziel ins Auge faßten. Ein Haupthinderniß für dessen Erreichung war die eigenthümliche Stellung Ungarns und dessen Absonderung von den übrigen Theilen der Monarchie durch eine eigene Zollschranke. Man brachte also in die dem ungarischen Reichthage gemachten Propositionen vom 11. November 1847, auch den als besonders dringlich bezeichneten Vorschlag der „Aufhebung der zwischen Ungarn und den österreichischen Staaten bestehenden Zolllinie“. Die Revolution von 1848 vertagte die Ausführung dieser vorbereitenden Maßregel; als aber Ungarn mit Hilfe von Rußland unterworfen war, schritt man wirklich durch Aufhebung der ungarischen Zwischenzolllinie und durch „Einbeziehung“ Istriens, der Quarnerischen Inseln und des Umkreises der Freihäfen zur Vereinigung der sämmtlichen Länder der Monarchie in ein Zollgebiet. Dann ging man an die „Beseitigung des Prohibitivsystems“ und die Feststellung des am 25. November 1851 publicirten Schutzzolltarifs in der laut ausgesprochenen Absicht, hierdurch die künftige Handelsvereinigung mit Deutschland anzubahnen. Nach dem „wider alles Erwarten“ erfolgten Eintritt Hannovers in den deutschen Zollverein brachte man es wirklich bis zum Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 mit Preußen und dem Zollverein. Damit hatte man sich die kommerziellen Reformpläne Metternich's, wie sie sich seit Ende 1841 in ihm ausgebildet hatten, aneignen, und war dem Zielpunkte der „Schaffung eines mitteleuropäischen Zoll- und Handelsgebiets“, das dem schon in der Paulskirche verkündeten politischen Gedanken der Schaffung eines „großen mitteleuropäischen Reichs“ entsprach, einen Schritt näher gekommen. Allein ohne den Anstoß der Revolution von 1848 wäre auch dieser Schritt nicht gethan worden; und was damals gewonnen wurde, ging durch den Sieg der Reaction und die maßlose Ausnutzung dieses Sieges bald wieder verloren. Denn das ist nur allzu klar, daß mit durch die Schuld der österreichischen Reactionspolitik, wenn auch keineswegs ausschließlich durch diese Schuld, die Entfremdung zwischen Oesterreich und Preußen, sowie der Zwiespalt in Deutschland, also im Hauptwerke des jetzt wieder besonders „zukünftig“ gewordenen großen mitteleuropäischen Reichs, einen höhern Grad erreicht haben, als noch jemals seit dem Baseler Frieden von 1795.

Die Furcht vor der Möglichkeit eines preussischen Uebergewichts in Deutschland war es auch, welche die Fesseln, in welche die deutsche Presse geschlagen war, etwas zu lockern anfang; denn davon war noch lange keine Rede, daß man es um der Sache selbst, um des Wohls und der Rechte des Volks willen einer freien Presse gestatten wollte, zwischen allerhöchster Weisheit und Aportheit einigen Unterschied zu machen. Das wiener Cabinet, wie Effinger am 6. April 1847 berichtete, war unterrichtet, daß man sich „seit einiger Zeit in Berlin mit Entwurfung eines Pressegesetzes beschäftigte, durch welches die Repression mit der bisher geltenden Prävention vertauscht werde“. Da aber nach den Bundesbeschlüssen, besonders seit den wiener Ministerialconferenzen von 1834, ein die Censur aufhebendes Gesetz dem Bundestage vorgelegt werden mußte, und da man in Berlin wußte, daß „seinerseits der wiener Hof die Zurücknahme der Censurbefugnisse in den Erbstaaten als unzulässig erachte“: so beabsichtigte Preußen den Antrag am Bundestage, daß die Einführung von Pressegesetzen facultativ und dem Ermessen der einzelnen Bundesregierungen überlassen sein solle. Man zweifelte so wenig in Berlin als in Wien, daß dieser Antrag durchgehen und die „Popularität“ Preußens in Deutschland steigern werde. Deshalb entschloß sich das wiener Cabinet sogleich, dem preussischen Antrage zuzustimmen und ließ in Berlin erklären, daß es den von Preußen beabsichtigten Antrag „auf übliche Weise in Gestalt eines Präsidialantrags vor den Bundestag bringen wolle“. Dabei war Oesterreich in seinem „vollen Recht“; und Preußen konnte sich nicht dem Erbotem entziehen, „obwohl es nicht ganz den Wünschen des berliner Cabinets entsprechen mochte, dem dadurch die Popularität der Maßregel entging“. Als ihm aber doch einmal die „Popularität der Maßregel“ entgangen war, mochte nun Preußen um so weniger geneigt sein, mit voller Hand die Saat der Freiheit auszustreuen. Man beschränkte sich also dort auf die Bildung eines Oberzensurgerichts, und zu dieser rettenden That konnte man sich sogar auch in Oesterreich entschließen, durch Errichtung einer „Censur-Oberdirection“ und des eine zweite Instanz bildenden „Obersten Censurcollegiums“. Aber auch dazu entschloß man sich erst am 1. Januar und 1. Februar 1848; also so kurz vor der Februarrevolution, daß man sich diesen Fortschritt ebenso gut ganz hätte ersparen können.

Zu nicht sehr erfreulichen Betrachtungen über die jetzige Lage der deutschen Dinge veranlaßt der hauptsächlich wieder auf die Depeschen Effinger's gegründete Bericht über die Behandlung und Mißhandlung der Verfassungsfrage in Preußen und Oesterreich, sowie über die hemmenden oder schiebenden Einflüsse, die jeder der beiden deutschen Großstaaten so lange auf den andern äußerte, bis über den einen und den andern die Krisis hereinbrach. Gleich nach den ersten Versuchen zu einem ersten kleinen Schritte auf der constitutionellen Bahn warnte Metternich ganz besonders, gestützt auf seine langjährigen Erfahrungen an der Spitze der Geschäfte eines mächtigen

Staats in wechselvollen Zeiten, den König vor den nachtheiligen Folgen für die Regierungsgewalt in Preußen und somit für das conservative Princip überhaupt, die aus zu rasch aufeinander folgenden, den politischen Ideen unsers Jahrhunderts gebrauchten Concessionen hervorgehen könnten. Als nun dennoch im Jahre 1844 eine zu verteilende Verfassung „von dem König unter Beiziehung des Herrn von Bunsen ausgearbeitet“ wurde, und schon in der Mitte dieses Jahres jene „königlichen Entwürfe“ fertig waren, die im wesentlichen mit den späteren Entwürfen zur Institution des Vereinigten Landtags übereinstimmten, da regnete es von seiten der österreichischen Regierung in Verbindung mit dem Petersburger Cabinet, „wohlmeinende Vorstellungen über die Schwierigkeit, auf der einmal betretenen Bahn sich nicht von den Umständen fortreißen zu lassen“. Diese „wohlmeinenden Vorstellungen“ wurden damals noch durch innere Geminnisse unterstützt, wie man denn in Wien versicherte, daß sich der Prinz von Preußen, als präsumtiver Thronerbe, „aufs bestimmteste gegen die Ertheilung einer Constitution erklärt und gegen die Durchführung des königlichen Verfassungsentwurfs eine Protestation eingelegt habe“. So gelang es wirklich, das Verfassungswerk ins Stocken zu bringen. Wiederholt berichtete der schweizerische Geschäftsträger in Wien von dem „Widerstand des Prinzen von Preußen gegen die beabsichtigte Zusammenberufung der von den Provinzialständen gewählten Ausschüsse“; und „wie gegenwärtig der Einfluß des Prinzen von Preußen überwiege, der von jeher den König vor Concessionen gewarnt habe, die die monarchische Gewalt zu schwächen geeignet wären“. Auch „hänge unendlich viel von der augenblicklichen Stimmung des Königs ab“. In Paris

fürchtete gleichfalls die Diplomatie, laut einer von dort eingesandten Depesche, unter so bedenklichen Umständen den unentschiedenen und mit einer zu thätigen Umbildungskraft verbundenen Charakter des Königs von Preußen, der seit seinem Regierungsantritt nur ein stetes Vor- und Rückwärtsgelien in den durch ihn erweckten Hoffnungen, und selbst in Rücksicht der von ihm gegebenen Versprechungen bewirkt habe.

Nach allen Zögerungen und Schwankungen, nach allen öffentlichen und geheimen Verhandlungen waren zwar endlich

in Preußen die Haupthindernisse, die sich der Lösung der Verfassungsfrage auf dem Grunde der Entwürfe des Königs vom Jahre 1844 entgegenstellten hatten, im April 1848 vollständig überwunden. Der Prinz von Preußen hatte jeden Widerstand aufgegeben und theilte sich auf das eifrigste an der Constitutionierung des neuen und definitiven Entwurfs.

Aber als nun endlich das Patent vom 2. Februar 1847 erschien, war dessen „Verkündung ein Act mehr der Ueberraschung als der Freude“. Jede retrogride Verfassung, womit eine Regierung die lang bewiesene Gebuld des Volks belohnen und es zur weitem Vervollkommenung in dieser höchsten Dosis allein geschägten Bürgerthum ausmuntern will, ist ohnehin ein Geschenk von stets zweifelhaftem Werthe. In Preußen aber waren so viele Erwartungen gespannt und wieder abgesehen, so viele Hoffnungen geweckt und wieder eingeschliffert wor-

den, daß schon durch das lange Hinhalten und Nicht-loslassen des Gesenkts der Werth desselben beträchtlich verringert wurde. Gerade der lange und energische Widerstand des preussischen Thronerben gegen die Verfassung, dann aber seine nach allen Zeichen aufrichtige Bekehrung zum Constitutionalismus konnte zwar zu neuen Hoffnungen berechtigen, aber doch erst für jene künftige Zeit, da er selbst zur Regierung gelangen würde. Vorerst war man aber zu spät gekommen: das verfassungsmäßige Leben hatte nicht mehr Zeit, nur so tief in Preußen zu wurzeln, daß daran die deutsche Nation in den Stürmen von 1848 einen festen Halt hätte gewinnen können.

Als Metternich den in Preußen gethanen Schritt nicht mehr verhindern konnte, meinte er wieder, daß auch Oesterreich dazuthun müsse, um nicht hinter der andern deutschen Großmacht zurückzubleiben. Er erklärte in der Staatsconferenz im Februar 1847, daß man nun auch in der Verfassungsangelegenheit Preußen zu folgen habe, und legte zwei Pläne vor zur „Erweiterung der constitutionellen Rechte der Provinzen“ und zur Anbahnung einer „allgemeinen Reichsverfassung“. Genau nach dem ersten preussischen Muster sollten die „erweiterten Provinzialstände die Grundlage der allgemeinen Reichsverfassung“ bilden; und ohne Zweifel sollte die Reichsvertretung aus einer Vereinigung ständischer Ausschüsse hervorgehen. Aber die Staatsconferenz wies diese Vorschläge von der Hand, und das umständliche Nichts, wozu man sich entschloß, war die Einsetzung eines eigenen Departements bei der vereinigten Hofkanzlei, um „das Verhältniß aller Provinzialstände zu der Regierung auf der Grundlage des Rechts und factischen Bestandes zu prüfen und die Regelung desselben anzubahnen“. Die Verfassungsangelegenheit wurde also ad acta verschoben, und man fuhr in der alten Weise fort, sich auf den in der Armee versammelten und zu unbedingtem Gehorsam dressirten Theil der Unterthanen zu stützen, sowie auf eine Polizei, die Gfingger in einer Depesche vom 14. Juli 1846 mit den Worten kennzeichnet: „Durch Sammlung einzelner Notizen erbrückt und von der Wahrnehmung der großen Verschönerungen abgezogen, wußte sie sich nach unten nur durch kleinliche Placereien, nach oben durch unverlässliche und gehaltlose Schilderungen fühlbar zu machen.“ Erst als die bedenklichen Zeichen einer europäischen Gärung immer unzweideutiger zum Vorschein kamen, konnte Gfingger am 19. Februar 1848 berichten, daß endlich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit „von Concessionen im Geiste der modernen Ideen auch einige dem Throne nahestehende Mitglieder des Kaiserhauses“ ergriffen habe, und daß dadurch „hochgestellte Staatsbeamte, die stets dem Fortschritt in gewissem Maße huldigten“ (Metternich und Rübner), veranlaßt worden seien, vorhandene Pläne zur Ausdehnung der Rechte der Ständeversammlungen und Congregationen (in Lombard-Venetig) wieder zur Hand zu nehmen und zur Vorlage an die Staatsconferenz „neu zu bearbeiten“. Im Weiteren wird dann gesagt: „daß Preußen dabei zum Vorbild diene“. So brachte man es endlich, etwa um die Mitte Februar 1848, zu dem

Beschlusse der „theilweisen Erweiterung der ständischen Befugnisse“, die aber zunächst nur den deutschen und böhmischen Ständen, dann erst der Centralcongregation des unruhigen lombardisch-venetianischen Königreichs gewährt werden sollte, „damit die Gabe nicht als eine unfreiwillige erscheine“. Um diese Zeit, und kurz vor der Kunde vom Ausbruche der französischen Revolution, wurde der Plan zur Berufung vereinigter Ausschüsse von Rübner neu bearbeitet und „vom Kaiser der Maxime nach genehmigt“. Das hieß soviel als: „sämmliche Provinzialstände sollten Deputirte aus ihrer Mitte nach Wien senden, um mit den Behörden zu berathen“.

Als es sich nun aber um die Einzelheiten der Ausführung handelte, da trat auch hier wieder das Zweifeln und Zaudern ein. Erzherzog Ludwig, den später Kossuth in seiner Rede am 3. März 1848 als den unübersteiglichen Stein für jeden Schritt zum Bessern bezeichnete, war allen Neuerungen schon im Princip entgegen; er gerieth bald auch mit Metternich, Kolowrat und Rübner über das Zahlenverhältniß und die Competenz der zu vereinigenden Ausschüsse in Differenz. Mitten in diese Differenzen fiel am 29. Februar die Kunde von der Februarrevolution und der Proclamation der französischen Republik, und gerade jetzt kam auch Metternich, weil nun „jede Gabe als eine unfreiwillige erscheinen müsse“, was in seinen Augen das Allergefährlichste war, mit dem Erzherzog Ludwig in der Ansicht überein, „keine weiteren Concessionen zu machen und die schon beschlossenen Reformen nicht zu beilegen (!)“. Kolowrat und Rübner dagegen, sowie besonders Erzherzog Johann, waren für Beschleunigung und weitere Ausdehnung der Gewährungen. Besonders aber behielt die absolutistisch-ultramontane Hofpartei in ihrem Schrecken über die pariser Vorgänge doch noch so viel Besonnenheit und Klugheit, um sich selbst nun unter die Fahne des Liberalismus und Radikalismus zu retten; sie trat in Verbindung mit den Führern der Opposition, und indem sie selbst in Revolution mächte und die Katastrophe vom 13. März zu beschleunigen suchte, behielt sie zugleich für die spätere Reaction die Hand im Spiele. Dies geschah besonders unter dem Einflusse der Erzherzogin Sophie, und wenn auch ihr Gemahl dabei eine Rolle zu übernehmen hatte, so wußte man doch, wie Graf Hartig in der „Ordnung der Revolution in Oesterreich“ sagte, daß „Schaaken, die von dem präsumtiven Thronfolger ausgingen, eine Intervention seiner erlauchten Gemahlin veranlassen berechtigten“. Die Hofpartei, die schon vorher mit Metternich entzweit war, weil er sich der kirchlichen Reaction widersetzt hatte, zerfiel nun vollends mit ihm da er ihrer plötzlichen Bekehrung zum politischen Liberalismus in dem Weg trat. Aber unter solchen Umständen hielt es auch Metternich für gut, sich sehr überflüssigerweise gleichfalls noch politisch belehren zu lassen: am 12. März, am Tage vor Eröffnung des niederösterreichischen Landtags, verkündeten „kaiserliche Handschreiben“ die „schleunige Einberufung vereinigter ständischer Ausschüsse“. Aber sogar jetzt noch, obwohl mehr durch die Schuld des Erzherzogs Ludwig als des Staatskanzlers, wurden Zusam-

menscheit und Befugnisse dieser Ansätze in so lächerlich kleinem Maße zugeschnitten, daß dadurch die Erbitterung im Volke nur gesteigert werden konnte. Und als am folgenden Tage die kaiserliche Hofburg, wo die Staatconferenz in permanenter Sitzung beisammen war, von einer drohenden Volksmenge umlagert und von Deputationen bestürmt wurde, ließ sich Metternich eine ganze Reihe von Concessionen: Verfassungs- und Reformcomité, Volksbewaffnung, Pressfreiheit und schließlich seine eigene Abdankung abnöthigen; mit Verleugnung seiner vieljährigen Maxime, daß man „selbst den Schein der Unfreiheit zu meiden habe“. Er ließ sich dazu zwingen, daß seit 40 Jahren mühsam aufgebaute Kartenhaus seiner vielbewunderten Staatsklugheit in einem schwachen Augenblicke mit eigenem Athem umzublasen, und wenn er früher die preussische Regierung vor den „nachtheiligen Folgen der zu rasch aufeinander folgenden, den politischen Ideen des Jahrhunderts gemachten Concessionen“ gewarnt hatte, so hinterließ er nun durch seinen Sturz der preussischen Regierung und allen andern deutschen Regierungen die Lehre, daß die Verzögerung solcher Concessionen doch noch ihre weit größern Gefahren hat. So sehr er aber am 13. März jeden Halt und jeden innern Anstand verloren hatte, wußte er doch mit dem äußern Anstand, den er hatte, von der Weltbühne abzutreten, um erst später wieder und nur noch vom Souffleurkasten aus einige Dienste zu thun.

Der Verlauf der Ereignisse in Oesterreich seit dem 13. März 1848 konnte und sollte vom Verfasser nur angedeutet werden: Sieg der Revolution, aber baldiger Umschwung zur entsetzten triumphirenden Reaction; Weseitigung des Kaisers Ferdinand am 2. December 1848; octroyirte Verfassung des Gesamtstaats am 4. März 1849; Suspension dieser modernen Verfassung im August 1851 und Aufhebung derselben am 31. December 1851, also durch einen dem bonapartistischen Staatsstreich vom 2. December unmittelbar folgenden, der aber freilich in Oesterreich thatsächlich schon gelungen war, der also mit dem alle politischen Sünden tilgenden und alle revolutionären Teufel austreibenden Weihwasser einer absolut willkürlichen Legitimität nur noch getauft werden sollte. Als Frucht dieser stegreichen Reactionspolitik sehen wir sodann die Wiederaufrichtung der mittelalterlichen Priesterherrschaft am 18. August 1855; den Verlust der schönsten Provinz Oesterreichs durch Krieg und Frieden von 1859; den erneuerten Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten; die Zerklüftung der deutschen Nation in zwei Lager, die selbst gegen den gemeinschaftlichen äußern Feind nur schwer noch zu vereinigen sind. Dabei mag man jedoch anerkennen, daß diese Früchte nicht bloß auf österreichischem Boden geteilt wurden.

Das war der auch vom Verfasser richtig erkannte und bündig ausgesprochene leitende Gedanke, der während einer vierzigjährigen, staatsmännischen Laufbahn der Politik Metternich's zu Grunde lag: Die Regierung sollte mehr regieren und weniger ins Einzelne hineinadministrieren; sie sollte stets die Initiative für diejenigen Refor-

men ergreifen, welche nothwendig seien, um die deutsche und europäische Stellung Oesterreichs zu wahren und zu stärken. Der Zweck seiner Reformanträge war also, daß er die Centralregierung aus der ihm verwerblich schmeinenden Position des Nichtregierens herausreißen wollte, und daß er alles that um der Macht und des Einflusses der Regierung willen, nichts aber um der Rechte und des Wohls der Völker willen. Handelt es sich um die Erhaltung einer bereits bestehenden gouvernementalen Unumschränktheit, oder wenigstens um die möglichste Verzögerung der Selbstregierung des Volks, so gibt es allerdings kein besseres Mittel, als daß die Regierung zur Beschwichtigung ungeduldiger, aber noch unbestimmter Volkswünsche immer selbst etwas Neues thut und selbst etwas Neues erwarten läßt; daß sie den kulturgeschichtlich wohl begründeten Volkswünschen zuvorzukommen sucht, ehe sie zu dringenden Forderungen geworden sind; daß sie also rechtzeitig immer diejenigen Concessionen freiwillig macht, zu denen sie im Falle der Verzögerung und Verweigerung zunächst gezwungen werden könnte. So läßt sich wol auch eine ganze, leicht bewegliche Nation durch die Thätigkeit ihres unumschränkten Gewalthabers in eigener politischer Unthätigkeit erhalten. Durch das, was die Regierung in klüglich bemessenen Pausen thut, bleibt das Volk in der Furcht und Hoffnung auf das, was sie noch thun wird; es bleibt also stets auch in gelinder Spannung und wird zu gut amüfirt, als daß es aus seinem abwartenden Gehorsam herauskommen wollte und könnte. Auf diese Art der Politik hat sich Napoleon III. bis zur Stunde meisterlich verstanden. Ob er damit noch lange auszureichen vermag, ist freilich eine andere Frage.

Auch Metternich hatte die volle Einsicht in die Unpracticabilität einer solchen Politik, aber nicht Thakraft genug, um sie durch die volle Benützung seines allzeit großen Einflusses zur That werden zu lassen. Besonders merkwürdig bleibt aber die Politik Oesterreichs in Bezug auf Preußen, die bis zum Jahre 1848 fast ausschließlich unter der Leitung des Staatskanzlers stand. Mögliche Hemmung der in Preußen beabsichtigten Reformen von seiten Oesterreichs, sowie schwache und darum vergebliche Versuche in diesem letztern Staate, um den verspäteten preussischen Fortschritten gleichfalls nachzujinken: eine solche Staatskünsterei mußte endlich zum gleich großen Nachtheile für Preußen ausfallen, das sich verspäteten ließ, wie für Oesterreich, das gar nicht von der Stelle kam. Denn am Ende ist jede unzulängliche Reform, wodurch die Revolution nicht verhütet werden kann, um kein Haar breit besser als gar keine Reform. Darum war auch der Lohn, den die Politik in beiden deutschen Großstaaten eintrahete, so ziemlich derselbe; und selbst die geschichtlichen Zahlungstage für diesen Lohn stehen nicht weit auseinander: es waren der 13. und der 18. März 1848. Bei alledem liegt in jener wiederkehrenden und geschichtlich erwiesenen Nothwendigkeit, daß der eine deutsche Großstaat den Fortschritten des andern nachzukommen suchen mußte, ein beachtenswerther Fingerzeig für die

Gegenwart, wo es sich, obgleich mehr zur Abwehr äußerer als innerer Gefahren, um eine Reform der überall als unzulänglich erkannten deutschen Bundesverfassung und deutschen Wehrverfassung handelt. Eine baldige und kräftige Initiative, wenn auch nur von der einen Seite, könnte und sollte Deutschland wenigstens diesmal vor dem „allzu spät“ bewahren.

„Es kann wol noch“, so sagten wir an andern Orten, „gegen den jetzigen Kaiser der Franzosen Weltgeschichte gemacht werden, aber nicht mehr ohne ihn.“ Dahin hat man es kommen lassen, daß er im Kreise der von Legitimität wegen ihren Vätern angestammten Potentaten, diese sämtlich um eine Kopfeslänge überragend, wie der Magister unter seinen Schülern steht, daß es diese letzteren höchstens noch hinter seinem Rücken wagen, ihm einen mehr neckischen als gefährlichen Schabernack zu spielen. Den Lesern d. Bl. hätten wir darum eine viel zu dürftige Vorstellung dessen gegeben, was sie in den beiden Geschichtswerken erwarten dürfen, würde nicht ausdrückliche Beziehung auf das genommen, was die Verfasser über die Geschichte des Bonapartismus erforscht und berichtet haben. Wir fassen also in kurzem zusammen, was ins Gedächtnis der Zeitgenossen zurückgerufen zu werden verdient. Man muß den Gegner vor Augen behalten, um ihn überwinden zu können, und es ist ja wahrscheinlich genug, daß auch die jetzigen Deutschen, ob sie wollen oder nicht, den jetzigen Bonapartismus zum gefährlichen Gegner haben werden.

Kaum hatte die collective Staatsweisheit der europäischen Mächte und Diplomaten die historisch ewig denkwürdige Thorheit zu Stande gebracht, den gewaltigen Kaiser und großen Feldherrn zum souveränen Fürsten der Insel Elba zu degradieren und ihm einige hundert Mann seiner alten Garde zum dynastisch gebräuchlichen Soldatenspleiß zu überlassen: so begann auch schon die von den Gottlosen der Restauration mächtig unterstützte Thätigkeit der Bonapartisten in Frankreich, um ihm den beiseite geschobenen Kaiserthron von neuem sitzgerecht zu machen. Die Seele der bonapartistischen Umtriebe war schon vor den Hundert Tagen die Herzogin von St.-Leu, die Mutter des jetzigen Kaisers der Franzosen, Hortensia Beauharnais, welcher die restaurierten Bourbonen, im unverdienten Gefühl ihrer Sicherheit, den Aufenthalt in Paris gestattet hatten. Daß die Mutter ihre Söhne auch nach den Hundert Tagen im Höfendienst des Napoleonismus erzogen hat; daß sie dieselben mit der dürftigen, aber reizenden Speise der „Napoleonischen Ideen“ großfüttern und in solchem Maße mit der Milch des Ehrgeizes tränken ließ, daß sie gegen menschliche Nebengefühle und Nebengebanten möglichst unzugänglich wurden: das alles war so natürlich, als es allbekannt ist. In denselben Hundert Tagen gab der erste Napoleon der Welt eine Probe von Schrot und Korn dieser Napoleonischen Ideen; sie war schlagend genug, aber bis zum 2. December 1851 lange wieder vergessen. Wenn ja, so war 1816 für ihn die Zeit gekommen, da er sich durch freirechtliche Institutionen der thatkräftigen Unterstützung der ganzen Na-

tion zu versichern hatte, statt sie mit dem zerbrochenen und bald zerbrochenen Spielzeuge seiner constitutionellen Zusätze abzugeben. Aber er verzichtete viel zu sehr auf das Volk, das ihn zum Kaiser gemacht und weil es ihn dazu gemacht hatte, als daß er zu solchem Entschlusse kommen konnte. Als er über 30—40000 etwas zerlumppte, aber kampflustige Proletarier besonders aus den Vorstädten St.-Antoine und St.-Marceau Revue gehalten hatte, sagte er nach seiner Rückkehr in die Tuilerien zum Grafen Molé: „Hätte ich gewußt, daß ich so tief herabsteigen müßte, ich wäre auf Elba geblieben.“ Auch machte er seinen Vertrauten kein Geheim, daß er nur auf einen oder zwei Siege warte, um die Nationalrepräsentanten erst zum Schreien und Gehorsam zu bringen und dann nach Hause zu schicken. Freilich rief auch einmal der Volkskaiser im Unmuth über die Potentaten vom Gottes Gnaden: „Wenn ich die rothe Mütze aufsetze, sind sie alle verloren!“ Aber er that es so wenig, daß er sich lieber selbst verloren gab. Bekanntlich hatte auch der Bürgerkönig dem Volkskaiser die gleiche Phrase abgelernt, um ebenso wenig von der Sache Gebrauch zu machen. Ueberhaupt ist es in Frankreich schon lange Mode, die rothe Mütze nicht mehr als Wünschhütchen auf dem Kopfe, sondern in der Hand zu tragen, um damit gelegentlich den Völkern des Auslandes, wie Italienern und Ungarn im Jahre 1859, mit freunblich verlockendem, aber flüchtigem Gruße zu winken.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Besluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Deckerlen's „Hygienische Briefe“.

Der Mensch und seine physische Erhaltung. Hygienische Briefe für weitere Lesetreise von Friedrich Deckerlen. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben hier die Freude, unsere Leser auf ein sehr ganz Buch aufmerksam machen zu können. Es bespricht die Ursachen der bössartigen Volkskrankheiten auf eine ebenso anziehende als leicht faßliche und belehrende Weise, und erwägt die Mittel zur Wege zur Erreichung und Erhaltung der Gesundheit der beisammenlebenden Menschen. Was die Mätheit für den einzelnen Menschen bezweckt, sucht die Hygiene für ganze Gemeinden, ja für die Bewohner ganzer Staaten zu erreichen. Und es ist einleuchtend, daß dies ein Kapitel ist, wofür sich ein sehr großer Kreis dankbar der Leser lebhaft interessieren muß. Der Verfasser hat übrigens schon vor acht Jahren mit der Herausgabe seines „Handbuchs der Hygiene“ an den Tag gelegt, daß er durch sehr umfassende gründliche Forschungen auf dem Gebiete der Pflege der Volksgeundheit ein tüchtiger Sachverständiger sei. Es läßt sich von ihm nur reiß Durchdachtes, nur das erwarten, was dem allgemeinen Wohle des Volks in Wahrheit nützlich werden kann. Und wenn er sich hier zu einer populären Darstellung seines hochwichtigen Gegenstandes verstanden hat, so kann man sich darüber nur freuen und es ihm Dank wissen.

Die Klage über den allgemeinen Rückschritt der Gesundheit des civilisirten Menschenschlags ist schon eine sehr alte. Sie wiederholt sich schon seit mehreren Jahrhunderten immer auf neue, so daß wir eigentlich jetzt ein durch und durch ungesund, verfaulenes Volk sein müßten, wenn sie wirklich ebenso stark und Wahrheit begründet gewesen, wie sie laut und oft wiederholt worden ist. Deckerlen gibt mit Recht auf eine so unbestimmt und allgemein gehaltene Klage gar nichts. Hier werde gemein ohne Maß, hier gelte die mit Phantasie ausgemalte Erinnerung an die Vergangenheit viel mehr, als die unmittelbar vor Augen

liegende Wirklichkeit. Aber dennoch sind wir der Meinung, daß diese Klage auch ihre guten Früchte getragen habe. Denn als sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich Bahn brach und die Veranlassung zu Rousseau's „Emile“ abgab, da wurden Baskow, Campe, Verhulst für die Verbesserung des Erziehungswezens der Jugend begeistert, und es ist unverkennbar, daß diese Männer und ihre noch lebenden Schüler und Nachfolger vom philanthropischen Standpunkte aus großes für die Gesundheit des Menschen gethan haben. Sie haben wenigstens das Verdienst, die Natur wieder in die Schule und das Haus gebracht zu haben. Und dies will unser Verfasser auch, aber er will nur noch etwas mehr, daß nämlich auch die großen Fortschritte der Naturlehre zum Gemeingut aller denkenden Menschen werden. Denn alle Krankheiten seien nichts anderes als Naturerscheinungen, von denen die Ursachen erschöpfte und soviel nur immer möglich abgeschnitten werden müßten. Je mehr nun die Männer der Regierungen, die Vorsteher der Städte, Dörfer, Schulen, die Uebersetzer der Kaserne, der Gefängnisse, der Kranken- und Armenhäuser einseitige Naturforscher wären, um so besser würde es um die Pflege der Volksgesundheit stehen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte Adam Smith durch seine „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ noch von einer ganz andern Seite die Aufmerksamkeit der Staatsmänner; auch er wies auf Volkskrankheiten hin, und bezog sich seine Untersuchungen auch mehr auf den verarmten Wohlstand des Volkes, als auf den des leiblichen Adels, so war doch wieder nicht in Abrede zu stellen, daß mit der Verbesserung des ersten auch der des zweiten folgen müsse. Schärfer wurde der Gegenstand schon ins Auge gefaßt, als Humphry Davy sein chemisches Wissen der Gesundheitspflege des Menschen zuwandte. Aber noch viel mehr geschah es durch Liebig, dessen Untersuchungen über die chemischen Lebensprocesse bei Menschen, Thieren und Pflanzen für die Beseitigung tausendfacher Uebelstände Wunder gethan haben; durch ihn ist der eigentlich erste Grundstein zur wissenschaftlichen Pflege der Volksgesundheit gelegt. Unser Verfasser spricht dies verhältnißmäßig nur wenig aus, indes ist doch sein ganzes Werk eine schöne Frucht der weiter verarbeiteten Liebig'schen Ideen. Er erwähnt auch die großen Verdienste unserer heutigen Statistiker nicht, und hat doch ihrer so nöthig wie Papier und Feder, damit sein Buch hat zu Stande kommen können. Wir nehmen dies aber nicht von der Seite, als dächte er gering von den Leistungen eines Bergbau, von Acker, Köcher und vieler andern, sondern sehen es so an, als wolle er über das, was die ganze Welt für ausgemacht ansieht, sein Werk mehr verlieren. Aus eben dem Grunde schneidet er über Rich's Bestrebungen in Begriff der naturwissenschaftlichen Volkscultur, über Schönlein's naturwissenschaftlichen Standpunkt in der Beurtheilung und Classification der Krankheiten des Volks. Die historische Seite der neuen Lehre ist ohnehin noch ganz untergeordneter Art. Der Verfasser nimmt nur das Verdienst in Anspruch, der Volksgesundheitslehre eine sichere wissenschaftliche Grundlage gegeben zu haben, damit sie sich frei und selbstständig weiter entwickeln könne zum Wohle der ganzen Menschheit. Welche sehr beschwerlichen Mittel und Wege er zur Erreichung dieses edeln Zwecks eingeschlagen habe, läßt sich überall klar und deutlich herausfühlen, indes hält er es nicht der Mühe werth, noch besonders davon zu reden. Das ist der Grundfals aller großen Männer, welche Sand angekreit haben zur Verwirklichung irgendeiner dem Wohle der Menschheit dienenden Idee; sie dachten an sich und ihre Beschwerden gar nicht, sondern nur an den großen Zweck.

Das und vorliegende Werk Oertel's besteht aus 26 Briefen, in denen zunächst das Wesen des Gegenstandes besprochen wird, woran sich dann eine Reihe von Betrachtungen schließt, welche den Einfluß der äußern Natur auf den Gesundheits- und Krankheitszustand des Menschen ins Licht stellen; hierauf kommen die Kapitel, die von der Nahrung, der Kleidung, Reinigung, Wohnung, der Sündlichkeit handeln; dann wird von dem Einfluß der Städte und Dörfer auf ihre Bewohner gesprochen und zuletzt von den Volkskrankheiten speciell gehandelt, wobei die Wichtigkeit der Quarantän-

nen und Sperrmaßregeln, der Räucherungen und Präservativmittel nachgewiesen, aber auch zugleich auf wirthschaftliche Quisquilien hingedeutet wird. Aus diesem nur oberflächlich gegebenen Inhaltsverzeichnis wird man schon zur Genüge erkennen, daß das Buch so recht eigentlich dazu bestimmt ist, ein werthliches Volksbuch zu sein. Denn je klarer jeder einzelne die eigentlichen Ursachen zu den beständigen Volkskrankheiten kennt, je genauer er weiß, was vernünftigerweise zu deren Verhütung und Beseitigung notwendig ist, um so weniger kann das Uebel Wurzel fassen, um so leichter und gründlicher läßt sich auf seine Heilung hinarbeiten. Ganz vorzugsweise enthält das Buch aber kostliche Biale für die hochgehrten Männer im Staate und in den Gemeinden, die durch ihre Amt dazu verpflichtet sind, das Elend der Armen zu mildern und sie vor bössartigen Krankheiten zu bewahren. Diesen Männern ist das Buch ein vortheilhafter Wegweiser, ihnen werden die Mittel und Wege gezeigt, wie hier zu helfen ist. Der Verfasser ist aber gerade in diesem Punkte sehr rückhaltlos und vorkühn zu Werke gegangen. Er weiß, daß es unmöglich ist, die Armen reich zu machen; aber er weiß auch, daß es möglich ist, für ihre Gesundheitspflege viel mehr zu leisten, als dies bisher geschehen ist. Er weiß, daß es unmöglich sein wird, alle Volkskrankheiten ganz zu vertilgen, aber er weiß auch, daß noch lange nicht so viel zu ihrer Verhütung geschehen ist, als der heutige Standpunkt der Wissenschaften, der Civilisation und Humanität es haben erwarten lassen.

Eine Hauptquelle zu Volkskrankheiten findet der Verfasser sehr richtig unter der ärmern Arbeiterklasse, unter dem wahren und eigentlichen Proletariat. Es ist ihm aber gar nicht lieb, daß diese Benennung, wofür man schlicht deutsch Lumpen sagen sollte, in unsern Tagen zu einem beliebten Modewort geworden ist, so daß man von einem Bauern, Beamten, Gelehrten, Schriftstellerproletariat redet, und darin werden ihm viele bestimmen. Man kann den Begriff allerdings durch alle Stufen des Lebens zur Geltung bringen, aber es liegt doch immer etwas Gefährliches darin, und fast höchstens nur zu interessanten Volksgemälden, zu amüsanten Genrebildern der Volkscultur. Dem Verfasser ist das Herz viel zu schwer und der Geist viel zu ernst gestimmt, als daß er sich bei dieser Lebensfrage lange aufhalten sollte. Das eigentliche Proletariat ist eine sehr betrübende Zugabe des gesteigerten Fabrikwesens. Und doch darf man dem hierdurch ausgeprägten Zeitcharakter aller Gewerbe um dieser und anderer Uebeln willen nicht feindselig entgegenzutreten wollen, da es überhaupt eine Unmöglichkeit ist, wider den Strom der Zeit zu schwimmen, und weil auch das Fabrikwesen von sehr vielen andern Seiten als eine außerordentlich hoch zu schätzende Wohlthat für die Menschen angesehen werden kann. Lassen wir daher diese Untersuchung auf sich beruhen und behalten wir die ärmere Arbeiterklasse im Auge, um und klar zu werden, daß hierbei viele Umstände zusammenwirken, aus denen epidemische Volkskrankheiten entstehen können. Zunächst weiß der Verfasser darauf hin, daß mit dieser ständigen Nahrungsquelle gewöhnlich ein häufiger Wohnungswechsel verbunden ist; in großen Fabrikkästen wechseln oft Tausende Woche um Woche ihren Wohnort, denn sie müssen der Strömung des Marktes und der Arbeit bald hierhin bald dorthin folgen. Es gibt hierbei keine große Wahl, der kürzere Weg und die Billigkeit des Mietzpreises entscheiden meistens schon allein. Ein solches ungesundes Wohnen ist der Anfang zum ungesunden Leben überhaupt. Man darf dies ja nicht gering anschlagen und es nicht für übertrieben halten, wenn der Verfasser behauptet, daß in großen Städten vielleicht noch mehr als der fünfte Theil der ganzen männlichen Bevölkerung zu dieser bekümmenden Wohnungsänderung gezwungen sei. Denn in Berlin sind 50000 seiner Bewohner nur Fabrikarbeiter und Gesellen. In Paris leben über 400000 Proletariate, in London zwei bis dreimal soviel. In Manufakturstädten wie Manchester oder Lille, Rouen, Lyon bilden die Arbeiter mindestens ein Fünftel, oft ein Drittel aller erwachsenen Männer. „So gibt es recht wahre Armeen der Arbeit, des Proletariats“, ruft der Verfasser aus. „Und bedenken wir, daß dieselben nachgerade etwas

nachdenklicher geworden über ihr Schicksal und regerter, daß Tausende durch eine Stocung im Handel oder ein einziger schlechter Ernte dem bittersten Mangel preisgegeben sind, so begreift sich jene Aufmerksamkeit, welche ihnen auch von andern Seiten geworden. Ihre Armut ist aber nicht bloß Mangel und Dürben, sondern auch die Quelle von Krankheit und Tod, ja die wichtigste Quelle ihres sittlichen Verderbens, und oft genug ihrer Billigkeit, ihres Hasses gegen die ganze Gesellschaft. Mit innerer Nothwendigkeit werden sie, was sie sind.“ Der Verfasser zeigt dann, daß die Hauptursache aller Leiden dieser Menschenklasse in der unzureichenden Größe und ewig schwankenden und zweifelhaften Sicherheit ihres Verdienstes liege. Er weist nach, daß der Arbeitslohn selbst in sogenannten guten Zeiten noch nicht einmal ausreichte zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse. „Umw zwei Drittel desselben braucht der Proletariat meist nur für Scnaffe des Augenblicks und für einigen Genuß, welchen freilich ein anderer kaum als solchen anerkennen möchte. Doch selbst mit diesem hängt er ganz und gar vom Markte ab, und ein Steigen des Brotpreises um einen Groschen, bei ihm bereits ein Zehntheil des Ganzen, heißt für ihn oft so viel als Dürben und Erkranken. Gewöhnlich hat er aber keine Wahl, als sich allem zu fügen, und das furchterlichste Gespenst für ihn ist die Zeit, wo er nicht einmal jenes Wenige sich zu erwerben vermag, sei es wegen Stocungen im Handel, in der Fabrikation oder wegen Krankheit und Alter. Sein Leben, sein Erkranken und Sterben ist so am Ende nur eine Frage des Geldes! Immer und überall sehen wir die Häufigkeit ihres Erkrankens, ihres Sterbens gleichen Schritt halten mit der Kleinheit und dem Sinken ihres Verdienstes.“

Das ist ein Anfang von einem noch weiter ausgemalten grausenregenden Bilde der Wirklichkeit. Man ziehe seinen bemäntelnden Schlier davon, sondern zeige es recht offen und klar denen, die hier helfen können, helfen müssen. Welche Tagelohn! wäre der Ruf der Unglücklichen, und gesündere, nahrhaftere Kost und mehr Regelmäßigkeit, Gesundheit und Behaglichkeit im Leben, in der Wohnung und in der Familie! — ist der Wunsch des menschenfreundlichen Arztes, der Wunsch des vernünftigen Fabrikbesizers und aller vernünftigen Behörden und Regierungen. Es ist hier schon vieles zur Verbesserung geschehen, aber noch lange nicht genug, und es darf auch nie aufhören, selbst da nicht, wo man für seinen guten Willen nur Unfand gerichtet hat, denn die Unvernunft ist die bödsartigste Krankheit des Proletariats, sie ist schwer zu heilen, aber doch nicht unheilbar, man darf nur die Geduld nicht verlieren, und es nie belächeln, wenn man bei diesen Fabrikbübeln auch fabrikmäßig zu helfen sucht.

Die neuern statistischen Forschungen haben schreckenregende Resultate ergeben. In großen Eilmanereien und Fabriken ähnlicher Art erkranken im Durchschnitt vier bis fünf Arbeiter von zehn, zuweilen alle auf einmal. An Ekstrolche und Schwind sucht stirbt jährlich ein Drittel derselben, und auf einen einzigen aus den wohlhabenden Klassen, welcher beim Nervenleber, der Mahr oder Cholera oder bei andern Epidemien erliegt, kommen 50, oft sogar 100 der Arbeiterproletariat. „Ja man weiß jetzt“, sagt der Verfasser, „daß die arbeitende Klasse durch alle diese Krankheiten immer und überall noch unendlich mehr zu leiden hat, als selbst wirklich Arme in öffentlichen Anstalten oder als Sträflinge in Zuchthäusern!“ Der Ausspruch klingt wie eine bittere Kaffage, wie ein harter Vorwurf gegen unsere so oft und so viel gerühmten Wohlthätigkeitsanstalten. Und doch liegt darin auch nicht die geringste Uebertreibung. Die statistischen Register liefern nur zu schlagende Beweise dazu. Denn wenn die durchschnittliche Lebensdauer der wohlhabenden Stände gegen 50 und bei Weislichen sogar 65 Jahre beträgt, so steigt sie bei den verarmten arbeitenden Klassen selten über etliche 30 Jahre, fast dagegen öfters auf 20 Jahre herab. „Ja von 100 derselben werden oft kaum zwei auch nur 40, kaum einer 50 Jahre alt! Und während bei den glücklicheren Ständen unserer Gesellschaft jährlich einer von 50 — 60 stirbt, muß unter jenen Klassen einer von 20, bei eigentlichen Fabrikarbeitern, Weislichen u. dgl.

aber meist einer von 10 — 20 sterben. Kurz wir faden hier Lebensdauer, den Grad ihrer Sterblichkeit, oder die Zahl der jährlichen Todesfälle so ziemlich von derselben Art wie in den härtesten Gefängnissen oder Zuchthäusern unserer Zeit.“

Der Verfasser kennt neben diesem Proletariat nur noch einen Stand, in welchem der Gesundheitszustand ebenso bedauerndwerth ist. Er meint unsere regulären Truppen, das Militär. Witten im Frieden zähle man hier ziemlich überall nur bis sechs Procent auf der Krankenliste. „Im Felde dagegen hat von je zehn Mann fast immer zwei oder drei krank, im Spital oder in Baracken und ebenso viele sterben etwa jährlich.“ Hier bei bemerkt der Verfasser, daß bei dem Krimkrieg die Verluste der Franzosen 80000 Mann betrugen, wovon aber über vier Fünftheile den epidemischen Krankheiten erlagen und nur ein Fünftheil vom Feinde getödtet sei. Da lernen wir wieder ein neues Uebel von dem Uebel der sterbenden Heere kennen. Die Sterblichkeit und die Häufigkeit bödsartiger Krankheiten ist darnach ebenso groß als in den härtesten Strafanstalten unserer durch Civilisation so hoch gehobenen Zeit.

Kennen wir nun auch noch die Aufmerksamkeit unserer Zeit auf den Gesundheitszustand der Kinder des Proletariats, so ist derselbe so trostlos im Bunde geschildert, daß das Herz bittere Thränen darüber weinen muß. Von 100 Kindern haben man hier nach 10 Jahren kaum noch 30 am Leben, während bei den andern wohlhabenden Klassen doch 80 — 90 dieses Alter erreichen. „Ja in Fabriksfabriken wie Lille, Manchester und andern sterben von 100 Neugeborenen meist 25 noch bevor sie fünf Jahre alt geworden sind. In Manchester wackelt sogar einmal bei einer Zählung von 21000 Kindern nach fünf Jahren nur noch 300 am Leben, und kaum eins von 25 Kindern steigt hier überhaupt auch nur über das fünfte Lebensjahr hinausgekommen.“ So hat eine statistische Untersuchung das Ergebnis wirklich noch schlimmer herausgestellt, als man es mit einiger Wahrscheinlichkeit von der bellagendwerthen Lage der Kellern vermuthen konnte. Es werden hier viele in Noth und Kummer geborene Kinder kaum einige Wochen alt, die andern gelangen fast nur vermöge ihrer frühen Gewöhnung an Entbehrung, an Schädlichkeit aller Art zu einer allerdings verkümmerten Lebensfähigkeit und sind die bellagendwerthen Stammhalter des Proletariats. Hier fehlen die von Sekaloggi ins Leben gerufenen Erziehungsanstalten für die Kinder der Armen, denen alle Mühe und Zeit fehlen, Kinder zu ernähren und zu erziehen. Einige Fabrikbesitzer haben auch in dieser Hinsicht schon zu helfen gesucht und es fehlt uns nicht an hoffnungsvoller Zuversicht zum Besserwerden. Man hat hierbei nur gar zu oft sich mit einer bloßen Scheinhilfe zu begnügen gewußt. Das aber ist oft noch schlimmer wie gar nichts. Ueber alle diese und ähnliche Verbesserungspläne ist schon viel hin- und hergetritten und probirt, die Sache jedoch noch lange nicht so fertig, daß alle Parteien vollkommen zufrieden gestellt worden wären. Indes ist schon immer etwas gewonnen, wenn die Sache nur wieder neu angetrührt wird und deshalb freuen wir uns über das vorliegende Werk, welches nicht bloß die Noth recht handgreiflich ausmalt, sondern auch Winke zur Abhilfe gibt, die zu beherzigen sind.

Am eifrigsten wird im Bunde der Ueberlebe, das Vornehmste bei den Volkskrankheiten bekämpft. Es macht vor allem darauf aufmerksam, daß ohne Ausnahme noch alle Krankheiten Naturphänomene sind, die wir ihrem inneren Wesen nach zu kennen. Und selbst der geschickteste, einflussvollste Arzt wird gesehen müssen, daß er wol die äußern Erscheinungen an einem Kranken deutlicher und auf Gesetze zurückzuführen kann, welche sich auf eine regelmäßige Wiederkehr beziehen, daß er auch diese über jene Hypothese für die Ursache annehmen und sehr viel Wahrscheinlichkeit für seine Ansicht haben kann, daß er es aber zu einem Verständniß des wisslichen Wesens einer Krankheit nicht zu bringen vermag. Er kann sich noch nicht einmal ganz vollständig Rechenschaft von den Bedingungen des Entstehens eines Schnupfens, Katarrhs, eines Durchfalls ablegen. Alles was in der organischen Natur durch Organe wirkt, sperrt sich gegen

Forschungsbestrebungen geheimnißvoll ab, so daß wir uns überall nur mit der Oberfläche begnügen müssen. Es bleibt hier sehr viel Unbegreifliches, und am allermeisten für den, der am beharrlichsten und verständigsten bemüht gewesen ist, die Räthsel zu lösen. Ueber Wahrscheinlichkeit und Vermuthen kommt man hier nicht hinaus. Das gleichzeitige Erkranken vieler Personen auf dieselbe Art macht es allerdings wahrscheinlich, daß auf alle das Wetter, die Speisen, Getränke, überhaupt unter gleichen Umständen dieselben Ursachen eingewirkt haben, aber doch noch lange nicht gewiß. Man nimmt es indeß dafür. So sucht man die Ursachen zur Krankheit in den äußern Veranlassungen und begleitenden Umständen, und man pflegt im allgemeinen um so befriedigter zu sein, je handgreiflicher diese sogenannten Scheinursachen sind. „Alle Welt“, sagt der Verfasser, „liebt einmal ihre, kategorische Ausprüche ungleich mehr als andere, weil sie die bequemsten sind, und keiner ist mit seinem Urtheil leichter fertig als der Unwissendste. Wie etwa der Spleen des Briten durch die Rebel und den trüben Himmel seiner Heimat, oder das passive Wesen des Orientalen, selbst des Holländers und Deutschen durch Rauchen von Taback entstehen sollten, hat man vor dem Stobut von Salzleisch und See und Schifflust, den Ausatz der Lombarden vom Genuß des Maiz, denjenigen mancher Fischervölker von deren Fischen abgeleitet! Ebenso wenig haben andere Bedenken getragen, das Skrofulös oder Blödsinnigwerden der Leute, ja schon der Kinder im Mutterleibe durch den Umstand zu erklären, daß solche in engen Kältern, auf Kalk- und Gipsboden wohnen, oder in ihrem Wasser, in ihrem Brote ald zu viel, bald zu wenig Kalk erhielten. Was man gerade als Erkranken begleitet oder ihm vorangehen sah, das sollte eben nmer dasselbe auch veranlaßt haben, seien es nun Boden, Sumpf, Wasser, Atmosphäre und Witterung, besondere Dünste und Winde, der Speisen, Getränke, Diätfehler, Erkältung“ u. s. w. Dies ist nun um so mehr zu, je allgemeiner verbreitet eine solche Krankheit ausbricht und um so leichter dadurch der Tod herbeiführt werden kann. Von dem bornirten Aberglauben, daß Gott ist den pestartigen Krankheiten die Menschen habe strafen und zernichten wollen, hört man jetzt nur noch von denen reden, welche die Menschen zu Gott führen sollen und sich doch selbst vom Teufel nicht smachen können. Dagegen ist die Ansicht noch gäng und gebe, is die Epidemien von einem gewissen Krankheitsgift herrührten, elche die Luft, das Wasser und andere Nahrungsmittel enthielten, oder welches die Kranken, die Sterbenden, die Todten auswichen. „In vergifteten Brunnen“, sagt der Verfasser, „im rgifteten Brote oder in giftigen Dünsten und Nebeln des Himmels steht das Volk jetzt die Ursache seines furchtbaren Erkranken, und Tausende, vor allen Juden, Wäcker, Fleischer sind schon s Opfer seines tollen Aberglaubens gefallen. Gerade so erging vor dem Todtengräbern in Zeiten der Pest. Denn man schuldigte sie, die Einwohner aus Eigennutz mit dem Pulver igetrockneter Pestbeulen vergiftet zu haben; und doch erlagen gewöhnlich selbst der Pest! Als sich einmal bei derselben Krankit im alten Rom auf feuchtem Brote u. dgl. ein blutrother Schimm, eine Art Pilz oder Alge bildete, wurden viele Matronen als überinnen hingerichtet. Und als dasselbe wieder im 16. Jahrhundert auf Oblaten einer Sakristei geschah, hat man 70 Juden als strafischer verbrannt. Dieselbe abergläubische Bedeutung ist aber: Bildung dieser Algen noch im Jahre 1847 zur Zeit der Cholera bst in unserm Deutschland geworden. Und doch konnten sie his weiter als die Feuchtigkeit der Atmosphäre, in Kellern s. w. beweisen!“ Unter den Aergern kommt freilich schon lange a so plumper Aberglaube mehr vor, indeß ist er auch hier h nicht ganz ausgerottet. Sie erklären sich das Entstehen demischer Krankheiten zuweilen auch noch aus Miasmen, oder s Ansteckungshoffen im Menschen. So wie man Blattern, hocken, Lufthauche dem gesunden Menschen einimpfen könne, thue es die Natur nur geheimnißvoller bei allen epidemischen ankeiten. Die Cholera sollte z. B. durch die Ausdünstung Excremente der Cholerafranken fortgepflanzt werden. Man r aber diese verdächtigten Stoffe den Thieren zu fressen, oder

syrrigte davon in das Blut derselben, ohne die Krankheit zum Vorschein kommen zu sehen. Und wenn man wirklich zugeföhren wollte, daß die Cholera sich durch Ansteckung fortpflanzen könne, so muß doch der erste Cholerafall ohne Ansteckung entstanden sein, und was ist denn die Ursache hierfür gewesen? Die Antwort ist nicht leicht; aber wenn sie befriedigend gegeben wäre, so stände der Möglichkeit doch nichts entgegen, jeden neuen Cholerafall wie den ersten ohne Ansteckung zu erklären. Wer einmal an die Ansteckung der Cholera glaubt, sollte folgerichtig auch keinen Zweifel an ihrer Unendlichkeit haben.

Ganz dieselbe Bewandniß hat es auch mit dem Begriff der Einschleppung einer Epidemie. Ansteckung und Einschleppung einer pestartigen Krankheit sind in unsern Tagen Lieblingsausdrücke des gebildeten Publikums, ja selbst der meisten Aerzte geworden, und dennoch schweben sie grundlos in der Luft wie jeder platte Aberglaube. entchieden da nen denkende großen Meis sagt derselbe lung zu schd gebracht wer In einem Pa als erniedrig fremde Gäfte Das Volk n genug zu beg zufrieden, wi wortlichkeit und zu befeit die Seerkäbte Einschleppun in Aegypten i tinopel den zur Last legt:

Aus dem Obengesagten läßt sich schon abnehmen, daß der Verfasser auch die Quarantänen, Cordons und Sperrmaßregeln für nicht blos unnüge, sondern sogar für schädliche Abwehrungsmittel aufseht. Holland hat nie Quarantänen gehabt, und man kennt dort nicht ein einziges Beispiel von der sogenannten Einschleppung pestartiger Krankheiten. England und Oesterreich haben diese Abwehrungsmaßregel längst wieder aufgegeben, weil man darin nur lästige Behinderungen des Verkehrs erkannte, welche der Gefundheitspflege schaden.

Die Hauptaufgabe der Aerzte und Behörden bei allen böartigen Krankheiten ist es, die Ursachen derselben so zu suchen, wie der Naturforscher sich Aufklärung über ein Naturphänomen zu geben bestrebt ist. Kennt man nun die wahren Ursachen, so muß man bemüht sein, sie wegzuschaffen, oder wenn dies nicht möglich sein sollte, ihnen Mittel entgegenzustellen, wodurch sie unwirksam gemacht werden. Der Verfasser sucht diese Regel mit einigen Beispielen anschaulich zu machen. Newcastle und Lymemouth waren im Jahre 1848 sehr schwer von der Cholera heimgesucht. „In der letztern“, sagt der Verfasser, „machte man sich demzufolge an gründliche Verbesserungen der Stadt, ihrer Kanäle, Dohlen, Häuser u. s. w., während in Newcastle nichts dieser Art geschah. Hier erlagen auch bereits wieder im Jahre 1853 über 2000 Einwohner der Cholera, in Lymemouth dagegen nur 10!“

Vor allem muß man aber den Aberglauben jung und alt aufzuklären suchen über die wahren böartigen Volkskrankheit. Mit dem Beseitigen de ist schon ein großer Schritt vorwärts gethan in d. yllage. Dies ist allerdings ein langsamer Weg, am sichersten zum Ziele. „Tausendfache Umwege“ fasser aus, „und Forschungen waren nöthig, um u in Krankheiten, in Epidemien nicht mehr die plö mystischer Einflüsse wie Miasmen oder Contagi lassen. Sobald sich indeß der Menschengestalt zu ten

Forschen und Nachspüren entschlossen hatte, ist auch zum Lohn dafür die Ansicht geworden, daß jene Krankheiten sammt und sonders nichts anderes sind als gewisse nach einfachen Gesetzen entstandene Wirkungen. Kurz wir können jetzt darin nur einfache Nothwendigkeiten erblicken, die Folgen einer Verletzung der ersten Naturgesetze, und vor allen der Gesetze unseres eigenen Lebens. Mit dieser Ansicht in die wirklichen Ursachen jener Leiden wurde uns aber zugleich der Weg gezeigt, ihrer selbst Herr zu werden. Was uns vordem zu Grunde gerichtet, das können wir jetzt vernichten, wegräumen. Mehr und mehr durchbricht das freundliche Licht der Wissenschaft die Rebel des Aberglaubens wie das willkürliche Spiel der Phantasie, der Dialektik, und findet alsbald überall seine Anwendung auf die höchsten Interessen der Gesellschaft. Um indeß diese letztern auch in unserm Gebiete zu finden, müßte jenes Licht einmal wenigstens die Spigen, die Gebilde eines Volks erleuchtet haben.“ Dahin wird es aber gewiß bald kommen, wenn nur solche Bestrebungen, wie sie bei dem vorliegenden Buche Grundlage und Zweck sind, in allen Kreisen des Volks Wurzel fassen. Und wir schließen daher unsere heutige Besprechung mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß Döckerss Briefe recht viel gelesen und beherzigt werden möchten. Sie sind ganz dazu geschaffen, sich einen großen Anhang im gebildeten Volke und unter den Männern der Wissenschaft zu verschaffen. Den Regierungsmännern der Gemeinden und Staaten wird das Buch eine sehr willkommene Erscheinung sein, sobald sie ein wirkliches Herz für Volkswohl haben; wo dies aber nicht der Fall sein sollte, da wird hoffentlich das Buch auch als unwillkommener Gast heilsam für das Wohl des Volks wirken.

Heinrich Bornbaum.

Otto Müller's „Klosterhof“.

Der Klosterhof. Ein Familienroman. Von Otto Müller. Drei Bände. Frankfurt a. M., Weininger Sohn u. Comp. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Was Wilhelm Alexis der Karl Brandenburg, Heinrich Koenig den heßischen Ländern geworden ist, scheint Otto Müller — freilich in wesentlich anderer Weise — den Freien Reichsstädten werden zu wollen. Nachdem er uns in seiner trefflichen „Charlotte Adernmann“ einen hamburget, in seinem „Etablißment“ einen frankfurter Roman geliefert hat, führt er uns in diesem seinem neuesten Werke ein Bild aus dem Leben und Wesen Bremens vor. Er braucht also nur noch Lübeck zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen, um allen noch vorhandenen Resten unserer reichsstädtischen Herrlichkeit seinen Tribut gezollt zu haben. Abgesehen von dieser wahrscheinlich mehr zufälligen als beabsichtigten Verwandtschaft unterscheidet sich der vorliegende Roman von seinen ebengenannten Vorläufern in mehrfacher Beziehung, insbesondere darin, daß in ihm keine geschichtlichen Persönlichkeiten, wie in dem erstgenannten die durch Talent, Liebesheldigkeit und Schicksal gleich interessante und berühmte Schauspieler, und in dem zweiten die nächsten Angehörigen unseres größten Dichters, sondern rein erfundene oder wenigstens aus unbekannten Kreisen geschöpfte Individuen zu Gegenständen des Interesses gemacht sind. Unser Roman bewegt sich daher entschieden mehr als jene Dichtungen in den Regionen des privaten und alltäglichen Lebens, und er ist wol vorzugsweise deshalb vom Autor selbst auf dem Titel als ein „Familienroman“ bezeichnet worden. Gleichwol würde man irren, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß es sich darin wirklich nur um rein häusliche Interessen, wie in den alten Familienromanen, z. B. nur um Verlobungen und Verlobungen, um eheliche Zwiste und Versöhnungen, um „Kinder und Vost für sie“ handelt. Allerdings ist auch diesen oder ähnlichen Verhältnissen nach Gebühr Rechnung getragen, namentlich ist den erotischen Beziehungen einerseits und den unter Verwandten hergebrachten Conflicten andererseits unverkürzt derjenige Raum gewidmet, den ein Familienroman beanspruchen kann. Daneben aber sind auch höhere und allgemeinere Interessen mit mehr oder minder eingehender Vorliebe in den

Kreis der Darstellung gezogen und insbesondere haben die eigenthümlichen Zustände Bremens dem Autor Gelegenheit gegeben, auch religiöse und confessionelle Fragen zu berathen und in verschiedenen Nuancen der dort dominirenden Orthodoxie und Frömmigkeit zu Motiven für die Verwicklungen und Entwicklungen der Erzählung zu gebrauchen, ja er hat sich selbst eine, soviel ich weiß, bis jetzt von der Romanliteratur noch niemals benutzte Elemente von fast rein wissenschaftlichem Interesse bemächtigt und dasselbe mit glücklichem Erfolg zum Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme zu machen verstanden.

Daß so dem Verfasser gelungen wäre, die verschiedenen Stoffe und Momente, welche er für sein Werk benutzte, auch zu einem streng einheitlichen, organisch ineinander greifenden Ganzen zu verarbeiten, vermögen wir nicht zu sagen. Die Bänder sind mehr lose verschlungen, als eng ineinander gewirkt; die Personlichkeiten, welche einerseits die allgemeineren, andererseits die privaten Interessen vertreten, stehen zwar zueinander in manuellen und nahen Wechselbeziehungen und bilden gegenseitig zueinander die Bedingungen ihrer Schicksale und Vertheilung, aber nichtabermindernd fehlt es an einer befriedigenden Totalwirkung, es tritt keine unter den verschiedenen Personen so mächtig und bedeutend hervor, daß sie und entschieden als Hauptfigur und Angelpunkt der Geschichte erscheine und zwänge, alle Charakterzüge und Handlungen, alle Entwicklungsprocesse und Erfahrungen der übrigen Personen nur von seinen ihrre fördernden oder störenden Einwirkung auf das Geschick der Hauptperson aufzufassen und auf diese Weise inmitten der Mannichfaltigkeit stets auch die Einheit herauszufühlen. Nach der äußeren Anlage des Romans, namentlich nach dem, was den Anfang und Schluß desselben bildet, will der Autor selbst unstreitig Ludwig als die Hauptfigur, als den eigentlichen Helden der Geschichte betrachten wissen. Gerade dieser Ludwig aber wird, wie es mit den Romanhelden so häufig der Fall ist, durch mehrere der übrigen Personlichkeiten in den Hintergrund gedrängt, nicht nur von seinen eigenen Bedeutung, sondern auch von seinen das an ihn knüpfenden Interessen. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Mischung von gesellschaftlicher Genialität, jugendlichem Egoismus und schwäbischer Treuebergigkeit als eine ganz liebenswürdige Persönlichkeit erscheinen läßt, welche namentlich dem verfallenen Konstantin gegenüber wohlthuend wirkt und mehr als dieser auf die endliche Erreichung eines soliden Lebensglücks Anspruch hat. Aber dennoch ist weder das was er tut, noch das was er zu leiden hat, bedeutend genug, daß er das Interesse, welches einerseits Konstantin, andererseits der alte Cyprian Franke für sich erweckt, anzuziehen und uns dafür zu entschädigen vermöchte, daß ihm diese beiden Personen nicht nur rücksichtlich des Geschicks, den sie verfallen, sondern auch in der Art und Weise, wie der Autor ihre Entwicklung in der Darstellung verfolgt, geopfert werden.

Ebenso wie Ludwig selbst sind auch die ihm zunächst knüpfenden Personen, insbesondere die Familie des Klosterhofs für die Wichtigkeit, die ihnen eingeräumt wird, nicht schwerwiegend genug. Die Wunderlichkeit des alten Felix streift doch allzu sehr an Parodie, als daß er eine tiefere Mittheilung zu erwecken vermöchte; seine jüngeren Töchter, Lucinde und Helene, dagegen repräsentieren das junge Mädchensthum in gar zu natürlicher Weise, und selbst Elisabeth, die Geliebte Ludwig's, so trefflich sie in der Grundanlage ist und so lebhaft sie aufwacht, so ist sie doch als Nebenperson erscheint, das Interesse für sich zu Anspruch nimmt, behauptet sich nicht durchweg in ihrer ursprünglichen Annath und Frische.

Weit tiefer angelegt und psychologisch interessanter Charaktere sind dagegen der bereits genannte Cyprian Franke, Ober einer reichen Handelsfirma, und dessen Nichte, Konstantin Bollhausen, ein junger Gelehrter; auch die Schwester des letztern, Anna Bollhausen, ist durch ihre eigenthümliche Lebensstellung und von fremder äußeren und inneren Conflicte, welche sie durchzumachen hat, untreulich erfundene und namentlich in den früheren Stadien ihrer Entwicklung sehr wahr und lebendig gezeichnete Figur. Den Personen sind es denn auch, welche nicht wie jene nur die kleinen

Leiden, die der glücklichen Erreichung des Glückseligens vorauszu-
gehen pflegen und mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit wur-
zeln, sondern ernsthafte Gefahren. Schwere Versuchungen und heisse
Kämpfe durchzumachen, ja zuletzt für ihre Verirrungen mit dem
Leben zu büßen haben, und sie sind es daher auch, deren Entwi-
cklungsmomente und Schicksale der Leser vorzugsweise mit
Theilnahme und Spannung folgt. Jedenfalls würde daher der
Roman einen entschieden tieferen und nachhaltigeren Eindruck ma-
chen, wenn sich der Verfasser entweder auf die Darstellung ihrer
Lebenslage beschränkt, oder wenigstens die minder gewichtigen Ele-
mente in eine mehr untergeordnete Stellung gebracht hätte, um
mehr als der Verfasser für die Behandlung der ernstesten Fragen
ab Lebensverhältnisse eine entschieden höhere Begabung besitzt,
so für die Zeichnung harmloser und genreartiger Bilder.

Am unverkennbarsten hat der Autor dieses Talent diesmal
in der Erfindung und Charakteristik Cyprians an den Tag gelegt.
trotzdem daß die Tendenz des Romans entschieden dahin geht,
in Orthodoxie und Pietismus befangene, jeder freieren Lebens-
gestaltung feindselige Treiben der alten Handelsstadt in seiner
Erderblichkeit und Verwerflichkeit zu schildern, hat es der Ver-
fasser gewagt, in jenem reichen Handelsberrn einen Mann hin-
zustellen, welcher trotzdem daß er mit seiner Familie ganz und
er jener Richtung angehört und eine Hauptstütze derselben bildet,
schon seine in Gefinnung und Handlung sich bewährende Brav-
heit und Herzengüte in dem Leser die unbedingteste Liebe und
Theilnahme für sich erwecken muß. Selbstverständlich wird hierdurch
das Interesse des Lesers in einen Konflikt mit sich selbst hinein-
geführt, indem er geneigt ist, einerseits um des Principes willen
jenen diese Persönlichkeits-Partei zu nehmen, andererseits aber im
Abblick auf ihre sittlichen Vorzüge für sie und mit ihr zu em-
pfehlen. Wie sehr dies im Leser die Spannung steigern, wie es
wirken muß, daß er die dargestellten Konflikte während der
Lektüre in sich selbst mit durchmacht, wird man schon aus die-
ser Andeutung begreifen; die Darstellungskunst des Autors aber
dafür gesorgt, daß die Wirkung dieser mit besonderem Ge-
schick behandelten Partien nicht bloß einen aufregenden und be-
wundernden, sondern auch einen wohlthuenden und versöhnenden
Eindruck machen.

Ähnlich verhält es sich mit der Charakteristik Anna's, welche
in der innigen Liebe und Dankbarkeit, mit der sie ihrem On-
kel und Pflegevater Cyprian zugethan ist, und trotz ihres Wunsches,
auf keine Weise zu trüben, dennoch ihres jugendlichen Erles-
ens nach dem Geraden des Lebens und insolge einer phantastischen
Einklagen zu einem Schauspieler mit dem strengen Principien, die
hause ihres Oheims herrschen, in Konflikt geräth und dadurch
hauptsächlich die einander feindseligen Elemente des Pietismus und
Weltlebens zur Eärung bringt. Die Verwicklungen und
Szenen, welche hieraus hervorgehen, sind von natürlicher An-
und spannender Wirkung, und es ist nur zu beklagen, daß
der Verfasser auf die Entwicklung und Lösung dieser Wirren nicht
se Sorgfalt gewendet, sondern sie zuletzt zu Gunsten weit min-
der Theilnahme in Anspruch nehmender Verhältnisse ziemlich
flüchtig behandelt hat.

Eine ganz eigenenthümliche, vom Autor wahrscheinlich zuerst
in der Romanliteratur eingeführte Figur ist Konstantin Volk-
s. Er liegt zunächst der übrigen Figuren, wenigstens ein-
zelnen, die Vermuthung nahe, daß sie entweder nach ihrer
eigenen Anlage oder nach einzelnen Charakterzügen aus
eben entlehnt sind, so läßt sich dies von Konstantin mit
Sicherheit behaupten. Man wird sich erinnern, daß in den
er Jahren ein junger Bremer Gelehrter, Friedrich Wagen-
s, die vollständige griechische Uebersetzung des phönizischen
Hesiodikers Sanchuniaton im Manuscript aufgefunden
wollte und dieselbe in einer Weise herausgab, daß sie
sicherlich für echt gehalten, später aber als ein künst-
licher Nachwerk des Herausgebers erkannt wurde. Welchen
Einfluß dies auf die Lebensverhältnisse des bereits 1846 gestor-
benen Philosophen gehabt hat, wissen wir nicht, sind auch mit
d. 47.

seinen persönlichen
scheint außer Zwei-
desselben als Vorbi-
hausen benutzt hat,
der Wissenschaft al-
Leistungen seine A-
sammten Gesellschaft
namentlich seinem
geräth, um sich a-
Namen und Geltun-
schuldig, indem er
geglaubten Briefe
das dafür ausgegeb-
Aufwande von Sch-
ihm gelingt, anfang-
täuschen, nach Voll-
weisenablassen wegen seines Betrugs mit sich selbst zerfällt, so kann
auch die Entdeckung der Fälschung erleben muß und demzufolge
in Reue und Schamgefühl sich selbst das Leben nimmt. Man
sieht, seinen allgemeinsten Grundzügen nach gehört Konstantin
zu die Klasse derjenigen Charaktere, die man in dem dem unse-
rigen vorangegangenen Jahrzehenden als „Berriffene“ zu bezeichnen
pflegte; aber man wird zugleich erkennen, daß er unter diesen
eine ganz neue besondere Erscheinung bildet und daß demgemäß
der Verlauf seiner psychologischen und ethischen Entwicklung dem
Autor zur Zeichnung sehr spezifischer Seelenzustände Gelegenheit
geboten haben muß. Der Verfasser hat denn auch die diesem
Charakter gewidmeten Partien seines Romans mit eingehender
Sorgfalt und lebendigem Einleben in die zu schildernden Situa-
tionen behandelt, und sollten sie auch nicht im Stande sein, alle
Leser in gleichem Maße für sich zu interessieren, so dürfen sie
doch bei allen denen, die für derartige Dinge ein Verstandniß
haben, auf eine lebhafteste Theilnahme rechnen.

Unter den Personen untergeordneten Charakters ragt als komi-
sches Original besonders Ludwig's Bedienter Wofius, weiland
Stiefelwischer der Universität Tübingen, hervor. Er gehört zu
den kurzlebigsten Gestalten, die mir vorgekommen sind, und nur
wer in diesem Genre die härtesten Portionen verträgt, wird sich
an ihm von Herzen zu ergötzen vermögen. Ob der etwas heisse,
morose Geschmack unserer Tage damit zurecht kommt, lassen wir da-
hingestellt. Wir haben aus alter, lustigerer Zeit noch so viel harm-
losen Humor behalten, um über ihn mehrmals recht ausbündig
lachen zu können. Gleichwol finden wir, daß der Verfasser be-
s. er gethan haben würde, die F-
aufzutragen. Gerade beim A-
Erfolge am leichtesten unter A-

Mit mehr oder weniger B-
und Einkleidung dieses Roman-
saffers in Aufwendung der Mit-
fahren ist. Der Vorrath an I-
darin aufgespeichert ist, verdis-
An vielen Stellen aber, beson-
und die Familie von Felix Fran-
wofür er verbraucht wird, in-
scheint selbst hier und da die I-
fählt zu haben. Er hat die
reiche Einkleidung ersparen zu
Gefühl ist jedoch diese Absicht u-
eine etwas leichtfertigeren und
wissen Theilen seiner Erzählun-

Für die Zukunft möchten I-
an historisch gegebene Stoffe zu
lich auf die Behandlung ernster
beschränken, da er hierbei mit
beizet, als in der Darstellung

Das Lustspiel bei den Deutschen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß wir Deutsche zwar eine Reihe von trefflichen Tragödien haben, wie sie sicherlich seit Calderon's und Shakspeare's Tagen kein anderes Volk besitzt, daß dagegen unsere Talente noch wenig Lust dazu zu verspüren scheinen, dem so empfindlichen Mangel an guten deutschen Lustspielen abzuheilen. Wenn man uns ein classisches deutsches Lustspiel nennen will, so nennt man noch immer Lessing's „Minna von Barnhelm“, und nur diese. Also im besten Falle ein einziges musterträchtiges Lustspiel auf so und so viel treffliche Trauerspiele! Und dabei ist auch „Minna von Barnhelm“ mehr Charakterstudie und Sitten- und Zeitgemälde als Lustspiel. Kogebue schloß es nicht an Erfindungsgebe — hat er doch seinerzeit halb Europa mit Erfindungen versorgt —, auch besaß er Witz, treffende kleinbürgerliche Satire und große Gewandtheit im Sceniren und Dialogisiren. Dennoch schämen wir Deutsche uns seiner fast mehr, als daß wir uns auf ihn etwas zugute thäten, und nur zu bekannten Gründen. Das Schlimmste ist nur, daß dieser Lustspiel- und Possenbichter bisher noch nicht durch einen gleich talentvollen Nachfolger ersetzt worden ist; denn Modern's Benschir, Bauernfeld und andere haben zwar nicht seine Unarten, aber auch nicht seinen beherrschenden Witz und seine erkennliche Erfindungsgebe. Man hat zwar in den beiden letzten Decennien einzelne mit Beifall aufgenommene Versuche im socialen, politischen und literarischen Lustspiel gemacht, aber sie waren meist nach der Fasse des modernen französischen (Scribe'schen) Intrigenstücks zugeschnitten und man wird sie in 20 Jahren wol schwerlich gern lesern finden als man heutzutage diejenigen findet, die vor 20 Jahren einen Augenblick an der Tagesordnung waren und uns jetzt selbst durch die pilante Komik einer Gesinnung nicht genießbarer gemacht werden können. Ich glaube, unsere Talente wie das Publikum sind in der That der Meinung, daß eine Komödie bloß deshalb, weil sie eben Komödie sei, als eine untergeordnete Gattung nur mit Verachtung angesehen werden müsse, und daß es daher eines wahren Talents nicht würdig sei, auf dem Gebiete des Lustspiels nach literarischen Ehren zu ringen. Vielleicht hat Schiller zu dieser Misachtung der Komödie wesentlich durch die Verse in seinem Prolog zur „Jungfrau von Orléans“ beigetragen:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen

Den Wahn beirrt er, und verlegt den Glauben.

Dem lauten Markt mag Romus unterhalten,
Ein alter Genu liebt stille Gedanken.

Obgleich Schiller in diesen Verszeilen hauptsächlich den leichtfertigen und cynischen Witz des Verfassers der „Pucelle“ im Auge hat, so erscheint es doch einigermaßen auffallend, hier in so apodiktischer Weise den Witz als den ewigen Todfeind des Schönen hingestellt zu sehen, der, indem er den Wahn betriebe, den Glauben verlege. Indes dichterische Sentenzen sind nicht immer wahrlich zu nehmen. An andern Orten sprach sich Schiller über die Bedeutung der komischen Literatur in ganz anderm Sinne aus. Von der Komödie bemerkt er z. B., daß sie den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit in Lachen auflöse, ja er versichert sogar einmal in einem Briefe an W. von Humboldt, daß er die Komödie immer für das höchste poetische Werk gehalten habe. Hüten wir uns also, daß wir wegen einiger unglücklichen Verszeilen in einem Prologe Schiller nicht falsch verstehen. Hat er doch später selbst in der That dem Romus ein Opfer gebracht, indem er zwei französische Lustspiele trefflich ins Deutsche übersezte. Ja, er hat sogar auch ein wirkliches Original Lustspiel verfaßt, das aber nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war; es besteht aus einer Reihe komischer Scenen, welche auf das Körner'sche Haus Bezug haben. Schon Gustav Schwab und Hoffmeister wußten von der Existenz derselben; aber erst Emil Pallest hat in seinem Werke über Schiller (II, 32)

einiges über seinen Inhalt veröffentlicht. Nach einer Mittheilung Alfred von Wolzogen in Nr. 46 der würt. „Zeitschriften“ befindet sich das Originalmanuskript in der höchst reichhaltigen Autographensammlung der H. H. Wilhelm und Karl Kugel zu Heilbrunn, die es nach Hrn. W. Körner's Tode im Jahre 1831 von dessen Adoptivsohn käuflich erworben, aber wie es hat unter der ausdrücklichen Bedingung, das Lustspiel nicht zu veröffentlichen, „weil neben höchst komischen Scenen auch geradezu unschöne Dinge darin vorkommen sollen“. Dagegen sind die vielfachen Bemühungen der Gottsch'schen Buchhandlung, die Werthwürdigkeit zum Zweck der Veröffentlichung zu erhalten, erfolglos gewesen.

Körner, der namentlich in einigen Scenen in „Kabale und Liebe“ Lustspieltalent erkannt haben wollte, forderte Schiller wiederholt auf, sich in einem Lustspiele zu versuchen, und zwar in einem solchen, in welchem die Komik der menschlichen Natur wie in der Tragödie die Würde derselben der eigentliche Stoff sei. Wem könnte es auch wol einfallen, Aristophanes weniger zu schätzen als Sophokles, und Shakspeare's Lustspiele weniger zu bewundern als seine Tragödien? Wer hätte sich nicht durch Körner's „Donna Diana“ in ein poetisches Scherzentrüdt und zu dem Zugeständniß bewogen, daß das Trauerspiel niemals diesen Grad von Reiz und Komik erreichen könne? Man vergesse nicht, daß Corneille für unsere Geschmackswelt ist, während Molière's Komödien noch mit lebhaftem Aufheben gelesen werden, und daß Goldoni's Lustspiele für uns immer noch mehr Werth haben als irgendein italienisches Trauerspiel. Darum achte auch seiner die Verdienste und das Fortschreiten, die gerade auf dem Gebiete des Lustspiels, und zwar des nationalen, in Deutschland noch zu erringen sind, sobald sich zu der gleichen Wettstreit der Talente so auf das Lustspiel werfen wird, wie bisher auf das Trauerspiel.

Es fehlt ja dem deutschen Volk von Haus aus durchaus nicht an der Reizung, sich über die Welt lustig zu machen und allerlei Schabernack und Lurzweil zu treiben, noch an der Fähigkeit, komisch zu erfinden und zu gestalten, so sehr auch gerade diese Seite unserer nationalen Entwicklung in unsern neuen Literaturgeschichten vernachlässigt zu werden pflegt. Was von den literarischen Erzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts für uns noch Werth und Interesse hat, ist fast nur komische oder satirische Charaktere. Da erscheinen zuerst „Reinhold der Buche“, dieses in seiner Art classische und unübertreffliche komische Epos, die Schwänke Ulenspiegel's, des Klaus Narr, die „Schallbürger“ und das „Lolchenbuch“, Sebastian Brant's „Narrenschiff“, Thomas Körner's „Schelmenzunft“, Mollenhagen's „Froschenseler“, da verfaßte Erasmus von Rotterdam sein „Lob der Narrenheit“, da hielt Martin Luther seine Tischgespräche, geistelte Ulrich von Hutten die Dauselmannen, lebten und schrieben der geniale Johann Fischart und Sebastian Brand, dichteten Duxard Waldis und Hans Sachs ihre ergötzlichen, ehrenreichen als lehrreichen Schwänke, stand das Fastnachtspiel in Nürnberg, Basel u. s. w. in Blüte. Und ein solches Volk soll kein Lustspiel haben können oder haben wollen? Bei einem so gearteten Volke sollten es in neuern Zeiten die großen Werke ihrer unwürdig erachten, an der Fehung des Lustspiels zu arbeiten? Ist nicht der gravitätische Ernst, hinter dessen Maske sich so oft die Gewöhnlichkeit flüchtet, ist nicht das gehetzte Pathos, zu dem sich so oft die Mittelmaßigkeit aufbläht, ist nicht die Wichtigthurei, womit man sehr geringfügige oder nichtige Dinge behandelt, ist nicht das bramarbasirende Decorum oft sehr spießbürgerlicher Gesellen schon an sich Lustspiel genug? Zwar antwortete Goethe auf Körner's auch an ihn gerichtete Aufforderung, keine Kraft einmal in einem Lustspiel zu versuchen, weil Deutschland an dieser Gattung noch so arm sei, mit der Entschuldigung: die Deutschen hätten kein gesellschaftliches Leben und könnten daher auch kein Lustspiel haben. Die derselbe Goethe that auch den Ausdruck: „Wirft nur hien und volle Menschenleben“ u. s. w. Der gesellschaftliche Verkehr stand in Dänemark zur Zeit Holberg's sichtlich auf einer

sehr niedrigen Stufe, und doch war Holberg, der eben ins volle Menschenleben hineingriff, ein großer Lustspielbichter, auf dem sich die Dänen mit Recht noch heutzutage etwas zugute thun, schon Goethe in seinen Schriften Holberg's nirgends gedenkt und Schiller ihn schmähete. Das war die Strafe für die Reden, womit sich Holberg seinerzeit auch in Deutschland zu wahrhaft volkshäuslichem Ansehen aufgeschwungen hatte, obgleich er doch ein bloßer Lustspielbichter war. *A. M.*

Notiz.

Alfred de Musset.

In einer pariser Correspondenz des Stuttgarter „Vorgemittags“ war aus die Mittheilung von Interesse, daß der Dichter Alfred de Musset, der auch in der That ein ziemlich deutschprosaantischer Leben ins Blaue führte, ein begeisterter Verehrer deutscher Poesie und Musik gewesen. Namentlich habe er auf solche große Stücke gehalten, wie Bauern ausgesprochen, daß er nicht deutsch verhebe und einmal geäußert: „Wenn ich unsere Universität einsehen, daß die deutsche Sprache heututage ebenso nöthig ist wie das leibige Latein!“ Auch heiße irgendwo in seinen Dichtungen:

Que n'essou-je pas fait, pour avoir le poète
Que le savouir Sachs mit en gloire autrui.

Die Vorliebe Musset's für Deutschland erstreckte sich sogar auf die deutsche Tanz, indem er den Walzer allen Tänzen der Welt vorzog:

Belle nymphe allemande aux brodequins dorés.
O muse de la Valse! O fleur de poésie!

ein andermal:

Je voudrais seulement qu'une duchesse de France
Ses valses aussi bien qu'un ouvrier allemand.

Alfred de Musset wurden wir auch jüngst durch die „Monthly series on French books“ in Nr. 48 der „Literary Gazette“ nert. Wir haben uns über den literarischen Stempel, den Duvellant durch ihre persönlichen Enthüllungen über Alfred de Musset in ihrer Erzählung „Elle et lui“ erregte, bereits in 28 d. Bl. ausgesprochen; aber auch die Bemerkungen der *erary Gazette* wollen wir nicht unterlassen mitzutheilen, e unsern Ansichten zu Hülfe kommen und von allgemeinerer nützung sind. Es heißt darin: „Verleumdung ist von allen en die niederträchtigste; aber wenn sie gegen die Lobten get, wenn sie gegen diejenigen geschwungen wird, die sich das nicht mehr vertheidigen können, so erscheint sie doppelt it; dann tritt die Feigheit zur Niederträchtigkeit und es zur Pflicht, sie an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Betrachtung drängte sich uns auf bei dem Durchlesen von e Sand's letzter Novelle „Elle et lui“. Wer nur irgend r Geschichte der zeitgenössischen französischen Literatur bewar, erkannte nicht wenig, als sie in der „Revue des mondes“ das Leben Alfred de Musset's aus Tageslicht r sahen, und zwar war seine Liaison mit der Verfasserin „lia“ in so durchsichtiger, in so unzweideutiger Weise entas niemand darüber in Zweifel sein konnte. Es ist nicht Amts, über die beiderseitigen Fehlritte der Duvellant usset's abzuurtheilen, aber wäre der talentvolle Dichter angimal tadelnswürdiger gewesen als hier dargestellt ist, en wir uns doch nicht mit der Idee verschöner, sondern er gerade von der Person angegriffen zu sehen, die doch, n denken sollte, das größte Interesse daran haben mußte, Sache in tiefster Dunkel bleibe.“ Was Paul de Musset überliche Gegenschritt „Lui et elle“ betrifft, so bemerkt ichterstatte: „Wir brauchen nicht zu sagen, daß die in der „Pelia“ darin in der schonungslosesten Weise bewirb, müssen aber zugleich hinzufügen, daß, wenn wir Wahrscheinlichkeit zugeben, es seien auf beiden Seiten ergangen worden, die Behandlung, die ihr zu Theil wird,

doch eine verdiente ist. Als Erzählung betrachtet steht „Lui et elle“ tief unter „Elle et lui“, aber als ein Kapitel aus dem wirklichen Leben, also als dasjenige betrachtet, was sie sein will, ist sie von hohem Interesse.“ *A. M.*

Bibliographie.

Keller, W., Geschichte der Freimaurerei in Deutschland. Gießen, Rieder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ejnyat, K., Geschichte. Aus dem Ungarischen übersezt von K. M. Kertbeny. München, Rieger. 16. 10 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte, Geheime Memoiren. 1ster Band. 1te Lieferung. Berlin, Späth. 1860. 8. 5 Ngr.

Luchs, H., Romanische und gothische Stilproben aus Dresden und Trebnitz. Eine kurze Anleitung zur Kenntniß der bildenden Künste des Mittelalters, zunächst Schlesiens. Mit drei lithographirten Bildtafeln. Breslau, C. Trewnandt. 4. 20 Ngr.

Pätzold, K., Die Schweizergarde in Rom, ihre Bedeutung und Wirkungen im 16. Jahrhundert. Nach brieflichen Nachrichten zur Geschichte jenes Zeitalters von den Gardeoffizieren. Aus den Quellen. Gießen, Gebr. Benziger. Gr. 8. 16 1/2 Ngr.

Wallig, H. v., Lucas Cranach. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Jantke. 1860. 8. 4 Thlr.

Mayr, J., Die ehemalige Universität Salzburg. Salzburg, Mayr. Gr. 4. 8 Ngr.

Mejer, F. K., Bellona Orientalis. Zwölf politische Hymnen. Nach einem Schluß-Hymnus Bellona Occidentalis. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mejer, W., Neue Erzählungen aus dem Aes. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Plattner, W., Aus den rätischen Alpen. Dichtungen. Gießen, Gebr. Benziger. 16. 21 Ngr.

Schram, A., Von Oden. Volksgeschichten und Sittenbilder aus Oesterreich. 1te Lieferung. Berlin, Hollstein. 8. 5 Ngr.

Sophos, Fabeln. Syrisches Original der griechischen Fabeln des Syntipas in berichtigtem vocalisirtem Texte zum ersten Male vollständig mit einem Glossar herausgegeben, nebst literarischen Vorbemerkungen und einer einleitenden Untersuchung über das Vaterland der Fabel von J. Landsberger. Posen, Merzbach. 8. 2 Thlr.

Stein, P., Drei Christabende. Roman aus der Zeit der Befreiungskriege. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tempelton, G., Die Welt — die Wälder! Vaterländisches Drama. Leipzig, Herbig. 16. 27 Ngr.

Wietertshelm, G. v., Die Bevölkerung des römischen Reichs. Leipzig, I. D. Weigel. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, W., Ein Weg zum Frieden. Öffentliche Ansprache an die christliche Gemeinde der Stadt Rostock. Braunschweig, Schwesche u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Die provisorischen Gesetze in Kurhessen. Ein Beitrag zur Information des hohen Bundeslages. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Kadaliß, G. F. H., Harm app de Kriegstribüne. Genwoord to fierer tied. Leer, Bod. Gr. 8. 3 Ngr.

Noch ein Nachwort zu der neuen Ausgabe von J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, mit einem politischen Fragmente desselben. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Herr von Schleinitz. Sendschreiben an die Allgemeine Zeitung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Staatenbund, Bundesstaat und Einheitsstaat. Wodurch unterscheiden sie sich von einander und Was sind sowohl der deutsche Bund, die nordamerikanische Union und die schweizerische Eidgenossenschaft und Wie muß die Verfassung des deutschen Bundes reformirt werden, wenn Deutschland nicht die Beste einer Großmacht werden soll? Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Zur Schiller-Literatur.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Becht und A. von Ramberg. 50 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von F. Becht. 4. Heft: 18 Thlr. 10 Ngr.; gebunden in Galico 15 Thlr. 10 Ngr., in Leder 16 Thlr. 20 Ngr. Prachtausgabe 24 Thlr., gebunden in feinstem Leder 30 Thaler.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Dunger. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. 6 Ngr.

Grün (A.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämtlichen Werken. Neue Ausgabe. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kaul (J.), Schillerhäuser. 8. Geh. 10 Ngr.

Schaefer (J. W.), Schiller. Eine biographische Schilderung. 8. Geh. 5 Ngr.

Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Jffland, Geydn etc. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schwabe (J.), Schiller's Beerbigung und die Auffuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar R. F. Schwabe. 12. Geh. 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von R. A. Varnhagen von Ense.

Neunter Band. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Publikum wird ebenso überrascht als erfreut sein, außer dem unlängst erschienenen achten Band der „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's (der besonders wegen der Mittheilungen über Metternich wichtig ist) noch einen neunten Band zu erhalten. Derselbe fand sich ebenfalls druckfertig in seinem Nachlasse vor und war von ihm abichtlich bis zu seinem Tode zurückgestellt worden. Er enthält höchst interessante Denkwürdigkeiten aus seinem Leben in folgenden vier Abschnitten: Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816. — Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817. — Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818. — Karlsruhe. Baden. 1819.

Von diesem neunten Band sind wie von den früheren zwei Ausgaben veranstaltet worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die früheren Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:

I—III. (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.

IV—VI. (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.

VII. (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.

VIII. (1859.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Personen. Kritiken. Absef. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei Belt & Comp. in Leipzig sind jedoch zu beziehen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's

Briefwechsel mit Körner

Zweite wohlfeile Ausgabe.

4 Bände. 8. 100 Bogen. Eleg. brosch. Preis 21

Schiller's und Körner's Freundschaftsbund.

Von

Hermann Marggraff.

Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe

„Schiller's Briefwechsel mit Körner.“

8. 6 Bogen. Eleg. brosch. Preis 15 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen:

Kleinigkeiten in bunter R

Bemerkungen und Betrachtungen

über

Gegenstände der Natur und Kunst

Von

Joh. Friedr. Rudw. Hausmann.

Bändchen I. 8. Geh. 20 Ngr.

Bändchen II. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir empfehlen Hausmann's Kleinigkeiten den Gebildeten ansprechende Lectüre. Dieselben haben eine günstige Aufnahme gefunden und spricht sich zu H. Rosenkranz in Königsberg darüber in folgenden S. „Die Abhandlungen sind vortreflich und wahrhaftig wahr. Hierben unserer Nationalliteratur. Trefflich! Du wärst Du doch ein Ausländer, wärst Du doch erst durch Uebersetzungen eingewandert! — ja dann würde man schönen Abhandlungen wissen! —“ Eine bessere Empfehlung das Buch nicht erhalten!

Göttingen, im October 1859.

Hierich'sche Buchh.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämtliche Werk

Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen von K. Steinbart. Sieben Bände. 8. 1850—59. Bd.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von H. Müller ist von den competentesten Richtern für erklärt worden. Ihr Werth wird durch die Einleitungen von Karl Steinbart noch erhöht. Mit dem soeben erschienenen siebenten Band: „Anders „Die Gesetze“ enthält) liegt das Werk vollständig vor.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

24. November 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von Wilhelm Schulz-Wedmer. (Schluß.) — Biographische Romane. — Zur Erinnerung an Jung-Stilling. — Notizen. (Eine angebliche Geschichte Württembergs von Schiller; Die Konkurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftsteller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der neuesten Zeit.

(Schluß aus Nr. 47.)

Der Schlag von Waterloo hatte die bonapartistische Partei nur betäubt. Sie erholte sich bald wieder, indem sie sich mit dem Anschein des Republikanismus um Lafayette scharte, aber unverwandt ihr Augenmerk auf den Herzog von Reichstadt, Napoleon II., richtete. Wie sich früher Benjamin Constant der Partei Napoleon's I. angeschlossen, so schloß sich später Manuel der Partei Napoleon's II. an und suchte sogar Gultot dafür zu gewinnen. Dieser wollte jedoch überhaupt von einem Wechsel der Dynastie nichts wissen und erklärte, daß „er in hohem Grade eine Gewalt fürchten würde, die, obwohl die Ordnung aufrecht erhaltend, in Bezug auf Ursprung, dem Namen oder dem Scherne nach hinlänglich revolutionär wäre, um von der Anforderung, liberal zu sein, sich zu dispensiren“. Auch Montbel, der ehemalige Minister Karl's X., der in der Stellung war, sich darüber nähere Kunde zu verschaffen, spricht von der besondern Mithrigkeit der Bonapartisten, die unter allen Schattirungen der Opposition die zahlreichsten gewesen und darauf ausgegangen seien, die Gewalt zu ihrem Vortheile einem Fürsten ihrer Wahl, dem Herzoge von Reichstadt, anzuvertrauen. Dazu gehörten namentlich mehrere Generale und andere Offiziere, die sich der Wichtigkeit ihrer Stellung unter dem Kaiserreiche erinnerten. Sie thaten vergebliche Schritte, damit ihnen vom Kaiser von Oesterreich ihr Napoleon II. bewilligt werde. Hätte er diese Bewilligung ertheilt, so wäre wol dem Bürgerkönigthum der Weg zum Throne versperrt geblieben.

Kaum war aber die Julirevolution zu Ende, so begann wieder die „zähe, ameisenartige Betriebsamkeit der Familie Bonaparte“, um sich zum Throne hinaufzuwühlen. Schon am 14. September 1850 erließ von Amerika aus Joseph Bonaparte, in der Form eines Schreibens an einen Offizier der „republikanischen und kaiserlichen Heere Frankreichs“, eine Protestation gegen das Julikönigthum; er suchte den Franzosen begreiflich zu machen, daß sie sich schon unter Napoleon I. mit 3½ Millionen Stimmen seiner Familie in alle Ewigkeit hinein ver-

schrieben hätten. Er verwahrte Napoleon gegen den Vorwurf des Absolutismus: der Kaiser „habe nur die vollständige Freiheit der Nation verschoben bis zu dem allgemeinen Frieden, wo er die unermeßliche Dictatorialgewalt nicht mehr nöthig haben würde, um der gesammten Macht Europas die Spitze zu bieten“. Das sind also buchstäblich die mit anerkennenswerther Beharrlichkeit wiederholten Redensarten, die wir in den spätern Schriften des jetzigen Kaisers wiederfinden, besonders in den „Idées Napoléoniennes“ von 1839 (vgl. „Fliegende Blätter der Gegenwart“, Nr. 7 f. 1859: „Ludwig Napoleon's Principien“). Joseph schloß mit den Worten: „Im Augenblicke seines Hinscheidens schärfte mir Napoleon durch die Briefe des Generals Bertrand ein, daß ich seinen Sohn dahin verpflichten sollte: sich durch meinen Rath leiten zu lassen . . . und Frankreich ebenso viel Freiheit zu geben als sein Vater ihm Gleichheit gegeben habe.“ Durch diese Verpflichtung Napoleon's II. scheint sich nicht auch Napoleon III. verpflichtet zu halten, seinen Franzosen die „Freiheit zu geben“, vielleicht in der richtigen Uebersetzung, daß die Freiheit, falls es sich um eine große Nation handelt, nicht gegeben, sondern nur genommen werden kann. Jenes Schreiben von Joseph Bonaparte wurde von der französischen Presse als „erfolglose Protestation“ bezeichnet und als Curiosum belächelt. Sie gab zwar mit dem „Courrier français“ zu, daß sich der Name Napoleon's an unzerstörbare Erinnerungen der Macht und des Ruhms knüpfe, erklärte jedoch die Guldigungen, die er empfangen, nur als einen der Vergangenhait gewidmeten Cultus „ohne Aussicht oder Hoffnung für die Zukunft“. Sie sah in der „von Frankreich verlangten, verstandenen und geliebten Freiheit“ ein Präservativ gegen „alle Gefahren des Kaiserreichs, das ja seinerseits niemals und von allen Regierungen Frankreichs am wenigsten die Freiheit verstanden und geliebt habe“. So wenig — der 2. December 1851 ist dessen ein Zeugniß — haben die Franzosen von jeher die Freiheit und sich selbst verstanden, ebenso wenig als die Napoleoniden die Freiheit verstanden haben und noch verstehen oder verstehen wollen.

Von ihrem selbst- und ränkesüchtigen Standpunkte der Herrschaft und Habsucht aus thaten also die Bonapartisten ganz klug, wenn sie sich durch solche Freiheitssphrasen, die ihnen gerade so geläufig wie den Egoisten der andern Parteien waren, in ihren weitverzweigten Umtrieben nicht irren ließen. Zunächst trachteten sie mit wachsender Redlichkeit danach, um sich dem Herzog von Reichstadt auf Schleichwegen zu nähern, ihn zu verlocken und zu entführen. Zu diesem Zwecke wagte sich besonders die Gräfin Napoleone Camerata hervor, eine Nichte des Kaisers Napoleon, eine Emancipirte ihres Geschlechts. Die österreichische Prinzenerziehung auf der einen, die bonapartistischen Verlockungen auf der andern Seite brachten es jedoch nur dahin, daß zwar kaiserliche Nachgelüste im Herzog geweckt wurden, daß er aber bei dem Entschlusse stehen blieb: „Ich kann nicht als Abenteurer nach Frankreich zurückkehren! Möge die Nation mich berufen, und ich werde Mittel finden dahin zu gelangen.“ Schon vor dem frühzeitigen Tode des Herzogs am 22. Juli 1832 hatte inzwischen der jetzige Kaiser der Franzosen durch seine Beteiligung im Jahre 1831 am Aufstande in der Romagna auch seinerseits wieder den Namen der Bonaparte in Erinnerung gebracht. Es galt ihm damals um irgendeine Krone in irgendeinem Lande, sei es in Italien, sei es in Polen. Denn kaum war sein älterer Bruder in Italien gestorben, kaum war er selbst den ihn bedrohenden Gefahren entronnen und im August 1831 nach Arenenberg im Thurgau gekommen, als er sogleich wieder — dem Rufe einer Partei folgend — von da fortzeilte, um sich an die Spitze der polnischen Revolution zu stellen. Er kam zu spät: In Sachsen traf ihn die Kunde von Warschaus Fall. Darum richtete der Erbe des Namens, Napoleon III., fortan sein ausschließliches Augenmerk auf Frankreich; er zeigte durch die Attentate von Straßburg und Boulogne, daß er anders dachte als der Herzog von Reichstadt, da er sich kein Gewissen daraus machte, als „Abenteurer“ und bevor ihn „die Nation berufen hatte“ nach Frankreich zurückzukehren.

Unmittelbar nach der Februarrevolution begab sich der ehemalige Gefangene von Ham von England aus nach Paris, von wo er sich aber auf einen Wink der provisorischen Regierung bald wieder entfernte. Man scheint ihm indessen Zeit genug gelassen zu haben, um seine „Verfassung durch die Nation“ vorzubereiten. Schon in den letzten Wochen vor den in den ersten Tagen des Juni vorzunehmenden Ergänzungswahlen in die Nationalversammlung gab es allabendliche Tumulte auf den Boulevards mit dem Geschrei: „Vive Napoléon! Vive l'empereur!“ und sehr wahrscheinlich hatten zur Hervorbringung dieser Tumulte schon damals Geldvertheilungen statt. In der That wurde Ludwig Napoleon in Paris und in drei Departements gewählt, gleichzeitig mit Thiers, Victor Hugo, Brousson und Pierre Leroux. Einer der ersten Beschlüsse der constituirenden Versammlung war die Bestätigung der Verbannung der Bourbons, sowie die Ausdehnung des Beschlusses auf die Orleans. Am

12. Juni beantragte Lamartine auch die Bestätigung der Verbannungsbefehle von 1816 und 1832 gegen die Bonaparte, und dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit gegen eine Minorität von nur 8—10 Stimmen angenommen. Doch über Nacht ward die Versammlung andern Sinnes: der am 13. Juni erhaltene Bericht über seine Wahl erklärte sich für deren Gültigkeit. Besonders eifrig sprach dafür Louis Blanc: es sei der Republik unwürdig, die Wahl als nichtig zu erklären; eine Herstellung der Monarchie sei unmöglich geworden. Bei der noch schwankenden Volkstimmung war jedoch Ludwig Napoleon klug genug, um in einem nachträglichen Schreiben anzukündigen, „daß er einstweilen nicht nach Frankreich kommen werde, um keinen Vorwand zu Aufregung und Ruhestörung zu geben“. Gleichwohl ist es nach vorliegenden Thatfachen höchst wahrscheinlich, daß bei dem durch die Nationalversammlung ausgebrühten Juntaaufstande, der zur blutigen Straßenschlacht der Neuzeit führte, auch die bonapartistischen Aufbegehren stark im Spiele waren. Die Zahl der Verwunden während dieser mörderischen Tage wurde auf 10000 geschätzt; aber Rochau bemerkt, daß sie vielleicht mehr als doppelt so hoch gewesen sei. Eine Vorstellung von dem Umfange und der in eine weite Zukunft hineinreichenden Bedeutung dieser Straßenschlacht kann man sich machen, wenn man sich erinnert, daß in den Julitagen von 1830 auf Seite des Volks nicht mehr als 780, auf Seite der Truppen 163 gefallen waren, daß gar in der Februarrevolution kaum 200 Männer des Volks geblieben sind.

Bei den neuen Wahlen im September wurde Ludwig Napoleon, nachdem er zuvor angekündigt, daß er nun kommen werde, abermals in Paris und in mehreren Departements gewählt. Sein erstes Auftreten in der Nationalversammlung am 26. September gab ihm Anlaß zu der Versicherung, „daß er an der Befestigung der Republik arbeiten werde“. Bei den Verhandlungen über die republikanische Verfassung von 1848, die bekanntlich in die vom 28. Juni bis 20. December dauernde Regierungszeit des von der Nationalversammlung zum Haupt der vollziehenden Gewalt ernannten General Savaignac fielen, galt es namentlich um die wichtige Entscheidung, ob der künftige Präsident von der Nationalversammlung oder unmittelbar vom Volke gewählt werden sollte? Bei dieser Frage war es Felix Voat, der mit richtigem staatsmännischen Blicke die Gefahren der unmittelbaren Volkswahl vorhersehend, „Der Präsident“, sagte er, „der verfassungsgemäß der Nationalversammlung verantwortlich sein soll, muß ebendeshalb von dieser Versammlung gewählt werden. Seine Verantwortlichkeit bleibt ein leeres Wort, wenn der Präsident den Mitgliedern der Nationalversammlung erklären kann: „Ich bin mehr als ihr alle! Ich bin die Nation, denn ich allein bin von ihr gewählt, während jeder von euch nur der Ernählte dieses oder jenes Departements ist.“ Dem Einwande, daß ja ohne Gefahr für die Republik auch der Präsident der Vereinigten Staaten von sämtlichen Staatsbürgern der Union gewählt werde, begegnete er

mit der Hinweisung auf den großen Unterschied zwischen dem nordamerikanischen Föderationsstaate und französischen Einheitsstaate. Er hätte hinzufügen können, daß der an die Spitze einer zahlreichen stehenden Armee, wenn auch nicht als unmittelbarer Befehlshaber, gestellte Präsident der französischen Republik mit einer bei weitem größern und viel gefährlicheren Macht ausgerüstet sei, als der Präsident in Nordamerika. Wat drang mit seiner Ansicht nicht durch; die große Mehrheit der Nationalversammlung, darunter namentlich Lamartine, stimmte für die nur scheinbar republikanische, unmittelbare Volkswahl. Diesem ersten Hauptfehler fügte man sogleich einen zweiten bei. Der Antrag auf allgemeine Abstimmung des Volks über Annahme oder Verwerfung der Constitution, wodurch der spätere Umsturz der Verfassung doch einigermaßen hätte erschwert werden können, wurde verworfen: man berief also das Volk zu einer politischen Thätigkeit, wozu es keinen Beruf hatte; man verweigerte ihm dagegen eine Theilnahme an der Gründung der Verfassung, die man ihm nicht verweigern durfte. Unter solchen Umständen konnte Artikel 68 der Constitution, der jede Maßregel, wodurch der Präsident die Nationalversammlung auflöst oder vertagt, als Hochverrath zu verfolgen gebot, nur noch eine papierene und leicht durchbrochene Schutzwehr sein.

Als Candidat für die Präsidentenwahl am 10. December trat Ludwig Napoleon mit einem geschickt abgefaßten Wahlmanifeste auf, als dessen Verfasser sein späterer Gegner, Thiers, galt. Unter andern gewinnenden Redensarten heißt es darin: „Die Republik soll großmüthig sein; daher rufe ich mit allen meinen Wünschen den Tag herbei, wo das Vaterland ohne Gefahr alle Landesverwundungen wird aufhören lassen.“ Man weiß, daß sich der spätere Kaiser erst dann „großmüthig zu sein“ entschloß, nachdem er 20—30000 neue Landesverwundungen gemacht, und bis das Klima von Algier und Cayenne dafür gesorgt hatte, die Wasse der Verbannenen auf ein ihm unschätzbliches Hülfsmittel zu vermindern. Von 7,300000 Stimmen zur Präsidentschaft erhielt indessen Ludwig Napoleon nicht weniger als 5,430000; sein Hauptgegner Cavaignac nur 1,448000. Die unbedeutende Zahl von 17000 Stimmen, die auf Lamartine fielen, war ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, wie sich in revolutionär bewegter Zeit die Popularitäten um so schneller abnutzen, je williger sich das Volk ihrem Einflusse hinzugeben schien. Das ist sehr erklärlich: die vielfach sich durchkreuzenden Begehren und Wünsche des Volks reichen doch stets nach allen Richtungen hin viel weiter als die Machtmittel, die es zur Erfüllung dieser Wünsche in die Hand seiner Günstlinge gelegt hat. Dagegen wird man aus der gleichfalls nicht sehr beträchtlichen Stimmenzahl von je 370000 und 37000 Stimmen für Ledru-Rollin und Raspail keine allzu sichern Schlüsse auf die Macht des Besitzes sogar in der Zeit der Aufregung ziehen können. Man darf nicht vergessen, daß die Straßenkämpfe im Juni der Wahlschlacht vorausgegangen war und diese letztere schon mit entschieden

hatte. Aus dem geringen Anhange eines Raspail läßt sich etwa nur das eine folgern, daß auch in Frankreich, wie überall, die Zahl jener doctrinären Anhänger des Socialismus eine äußerst geringe ist, die auf dem eifrig gespornten und mit irgendeinem neuen Princip gefüllten hohen Roffe ihrer Theorie mit wenigen Sprüngen in einer schier vollkommenen Welt anzulangen hoffte. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß nicht die Verhältnisse in der Vertheilung des materiellen Besitzes und Erwerbs die allerdings sehr bewegliche Grundlage bilden, auf welcher in der neuzeitlichen Praxis des öffentlichen Lebens, sei es zum Zwecke der Vertheidigung oder des Angriffs, die wirklich maßgebenden und geschichtlich entscheidenden Parteien saßen. Daß dabei die geistigen und sogar die leider viel mächtigeren geistlichen Kräfte nicht schlechthin entscheiden, geht gerade aus den Decembervahlen von 1848 hervor. Die französische Geistlichkeit, gewonnen durch die zu Gunsten des Papstes vorbereitete Unternehmung gegen Rom, neigte entschieden zu Cavaignac, der auch wirklich das Stimmenmehr in den besonders katholischen Departements der Bretagne und des Südens erhielt. Aber der Einfluß des Klerus vermochte seinen Ausschlag zu geben. Um so mehr mag auch in Deutschland die eben sich bildende nationale Partei die Hoffnung ihres Sieges festhalten, obgleich früher oder später ihre Bestrebungen von denen der Pius-Vereine durchkreuzt werden sollten. Auch das ist zu bemerken, daß die Armee, die den afrikanischen Generalen anhing, sowol im December 1848 als auch in der ersten Zeit der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's, in welche die pariser Wahlen von Carnot, de Flotte und Eugène Sue fielen, noch keineswegs in ihrer Mehrheit bonapartistisch gestimmt war und gestimmt hatte.

Tragt man nun nach den Gründen jener großen Stimmenmehrheit, wodurch gleichwol der in sehr zweifelhaftem Lichte leuchtende Held von Strassburg und Boulogne auf den Schild gehoben wurde, so begegnet man einem Zusammenflusse verschiedener Ursachen. Die Gründung der Nationalversammlungen hatte zu jener verhängnisvollen und von der Reaction klug benutzten Verkettung von Umständen geführt, wodurch schon in den Junitagen die Republik zum Versuche des Selbstmordes gezwungen wurde. Es kam Ludwig Napoleon nicht wenig zu staten, daß er — damals noch in England — an den Ereignissen jener Tage persönlich untheilhaftig war oder untheilhaftig schien; daß er nicht genöthigt wurde, entweder für oder wider Partei zu ergreifen und mit andern Parteien und Parteiführern auch sich selbst unmöglich zu machen. Sodann erinnere man sich an die Fortschritte, die während der unbeliebten Regierung der Bourbonen und Orleans der Napoleon-Cultus unter der Volksmasse gemacht hatte und die um so größer wurden, je mehr im Verlaufe der Jahre die Opfer, welche die Gloire gekostet, in Vergessenheit geriethen. Die Priester und Verbreiter dieses Cultus waren die alten Soldaten der Kaiserzeit, die in jeder Dorfschenke die Thaten des Kaisers und ihre eigenen zum stets neu bewunderten Romane

ausspannen; die Bettelmusikanten und Bänkelsänger, die „Bertrand's Abschied“ und ähnliche Lieder durch Millionen Ohren in die Köpfe und Herzen der Menge hineinspielten; die Bilderhändler auf allen Gassen und Märkten, welche den alten Kaiser und seine Marschälle — diese neuheligen Krispene des Soldatenhumors, die im Geiste unserer Jahrhunderte das Leber nur stahlen, um sich selbst Schuhe daraus zu machen — in so grellen Farben leuchten ließen, daß sie von den Wänden aller Bauernstuben herab den Leuten bis zur völlig unheilbaren Verblendung in die Augen stachen. Von der Macht dieses jahrzehndelang fortwuchernden Cultus hatte die Tagespresse und die ganze gebildete Welt kaum eine Ahnung, wie denn überhaupt der vornehmere und reichere Theil unserer modernen Gesellschaft mit dem niedrigen und ärmern Theile, gleich den flammestischen Zwillingen, noch dermaßen zusammengewachsen ist, daß keine Hälfte weiß wie die andere aussieht. Bei solcher Stimmung in der Volksmasse geschah es um so eher, daß sie sich schon den lebenden Ludwig Napoleon zur Sage machte und ihn für den wahren Helden der speculirenden Neuzeit, für einen zweiten Nibals erklärte, durch dessen Berührung sich alles in Gold verwandeln werde. Denn während Ludwig Napoleon selbst noch tief in Schulden fiel, waren die französischen Bauern des guten Glaubens, daß er, der Erbe des Rheims, ein Vermögen von Milliarden besäße. Und weil schon in den ersten Tagen der Republik die neuen Gewaltthaber die Thorheit begangen hatten, sich durch Erhöhung der directen Steuern um 45 % die häußerliche Bevölkerung zu entfremden, so fand bei dieser das Gerücht um so leichter Glauben, daß Ludwig Napoleon, falls man ihn zum Präsidenten wählte, die auf die Grundsteuer geschlagenen 45 Centimen aus eigener Tasche zurückzahlen werde. Diesem Gerüchte suchten natürlich die Bonapartisten möglichste Verbreitung zu verschaffen, und das Mittel bewährte sich nach dem alten Erfahrungssatze, daß man es, um das Volk zu betriegen, ja nicht sein anfangen dürfe.

Am 20. December fand Ludwig Bonaparte's Weidigung zur Treue an der „einen und untheilbaren demokratischen Republik“ und zur Erfüllung aller von der Verfassung ihm auferlegten Pflichten statt. Einer der ersten Schritte des neuen Präsidenten war es, daß er die Auslieferung der Proceßacten über seine Attentate von Straßburg und Boulogne verlangte, die ihm aber von seinem Ministerium Dilon-Barrot verweigert wurde. Im spätern Besitze der unumschränkten Gewalt hat er sich ohne Zweifel auch in den Besitz jener Acten gesetzt, um rückwärts Geschichte zu machen und seiner eignen Vergangenheit die ihm passend scheinende Appretur geben zu lassen. Unter den auswärtigen Angelegenheiten zog ihm besonders der sehr unrepublikanische Ausgang der Expedition gegen Rom wiederholte Vorwürfe zu. Zu seiner Entschuldigung schrieb er also, nach der Rückkehr des Papstes nach Rom, an seinen dort anwesenden Adjutanten, Oberst Ren, einen scheinbar vertraulichen, aber von Anfang an zur Veröffentlichung bestimmten Brief, dem die jüngsten Ereignisse in Italien und besonders im Kir-

chenstaate ein erneuertes Interesse verliehen. Darin kam folgende Hauptstelle vor:

Kurz, ich verstehe die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes nicht anders, als mit einer allgemeinen Begnadigung, einer Lenkregierung, einer freisinnigen Verwaltung und der Einführung des napoleonischen Gesetzbuchs.

Darauf erschien ein Motu proprio des Papstes, worin dieser sehr bestimmt — wenn auch im herkömmlichen Curialstil eines allgezeit fertigen patriarchalischen Wohlwollens — die ihm angesonnenen Reformen von der Hand wies. Dabei hatte es trotz der zehnjährigen französischen Occupation bis auf die heutige Stunde sein Bewenden, zum klaren Beweise, daß es der Kaiser der Franzosen und der Papst mit ihren freisinnigen Reformen ungefähr gleich ernstlich meinen.

Inzwischen hatte man einen Adressenkurum gegen die konstituierende Versammlung hervorzurufen gewußt. Dies geschah zum Theil unter dem Einflusse von Thiers und Molé, die für die neu zu erwählende Versammlung eine Uebersicht der Monarchischgefinnten erwarteten und zugleich der Hoffnung lebten, am neuen Präsidenten ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne zu finden. Nur der erste Theil ihrer Hoffnungen ging in Erfüllung, obgleich sich Ludwig Bonaparte noch während längerer Zeit in offenbar unsicherer und schwankender Haltung befand. Der erste Act seiner persönlichen Politik war die Entlassung des Ministeriums Dilon-Barrot (1. November 1849). An seine Stelle wurden neue Männer berufen. Sie waren meist von unzweifelhafter Mittelmäßigkeit, etwa mit Ausnahme des neuen Finanzministers Fould, der sich als Privatbankier des „bereits von endlosen Geldverlegereien heimgefuhten Ludwig Bonaparte“ eigenthümliche persönliche Verdienste erworben hatte. Erst nach langem Widerstreben soll der Präsident die Erklärung seines Ministeriums, mit der Mehrheit der Nationalvertretung Hand in Hand gehen zu wollen, genehmigt haben. Dies wurde ruhmlos und schon damals wurde der zu erwartende Staatstreik zum Taggespräch. Aber die öffentliche Meinung, die sich mit diesem Gedanken beschäftigte, ermüdete sich auch damit; sie wiederholte sich bis zur Abstumpfung so lange die Fabel vom Wolfe, daß sie es nicht gewahr wurde, als er wirklich über die Schafe herfiel. Zur vorläufigen Beschwichtigung des Argwohns erschien im „Moniteur“ eine durch die Kühnheit ihrer Behauptungen frappierende Erklärung, denn sie strömte über „von sittlicher Entrüstung über die heimtückische Verleumdung der Absichten des Präsidenten, eines Mannes, der nie sein Wort gebrochen habe“.

Aber die gut zu benutzenden Umstände, unter denen

Es ist so süß, sein Wort zu brechen.

In schwerer die wohlvertraute Pflicht, —

traten um so eher ein, als man sie mit viel Geschicklichkeit herbeizuführen wußte. Die Nationalversammlung, welche der constitutionellen Monarchie zustatete, wie der Motte dem Lichte, hatte die Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts vorgeschlagen. In diesem Sinne lag nun die Regierung selbst durch den neuen Minister des

Jauern, Baroche, beantragen, daß die Ausübung des Wahlrechts durch den mittelst Steuerzettel zu führenden Nachweis eines dreijährigen Aufenthaltes am Wahlorte bedingt werden solle. Dadurch wären drei Millionen der bisherigen Stimmberechtigten beseitigt worden. Auch zu weiteren Concessionen im Sinne des monarchischen Princips zeigte sich die republikanische Regierung bereit: zu einem Verbot derjenigen vorbereitenden Wahlversammlungen, die man als bedrohlich für die Ordnung angesehen wollte; zu einer Verwendung der Marquisatsinseln als Deportationsort für hartnäckige Republikaner; zur Beschränkung der Presse. Zum billigen Danke für dieses freundliche Entgegenkommen auf dem Wege zu einer starken monarchischen Ordnung forderte der Präsident, unter dem vorherrschenden Einbruche seines tiefen Schuldengefühls, eine Erhöhung seines Gehalts auf 2,400,000 Fr. Schon die constituirende Versammlung hatte den ursprünglichen Gehalt des Präsidenten von 600,000 Fr. auf 1,200,000 erhöht. Wegen die neue Forderung, den ersten und noch schwachen Beweis Bonaparte'scher Begehrlichkeit, erhob zwar die Nationalversammlung einige Bedenken, sie bewilligte gleichwohl ohne zu bedenken, daß sie damit selbst das Pulver bezahle, das zu ihrer Sprengung verwendet werden sollte. Als gleich darauf der Präsident gar noch die Zahlung der Rechnungen für Einrichtung des Regentzschloßpalastes verlangte, erhob sich freilich in der Versammlung ein heftiger Sturm, allein auch dieser Sturm schlug nach parlamentarischen Brauche in einen der Regierung günstigen Wind um, der ihr aus den Taschen des Volks das geforderte Geld in die Hand wechelte.

Noch in mancherlei Weise begünstigte das Glück, besonders das Glück der Thorheit seiner Gegner, die Pläne des Bonapartismus. Am 26. August 1850 starb Ludwig Philipp. Jetzt begannen die Versuche zur „Kuslon“ der Hauptlinge der Bourbonen und Orleans. Aber der Herzog von Bordeaux war von so unheilbarem Legitimitätschwindel befallen, daß er mehr als eines halben Jahrhundert der Weltgeschichte gänzlich vergaß und in seinem Manifeste von Wiesbaden aus erklärte, daß „er die Berufung an das Volk unbedingt verdamme“. Zwar ließ er sich später überreden, in einem Briefe an Berruyer die Welt zu versichern, daß er die „großen Grundsätze von 1789 anerkenne, die Gleichheit vor dem Gesetz, die kirchliche Freiheit“ u. s. w. Aber damit verwarf er nicht mehr die Einbrüche seiner wiesbadener Naivetät: der Bonapartismus war ihm zugekommen und hatte schon alles vorbereitet, um die große Nation, gleichfalls im Namen „der großen Grundsätze von 1789“ in die eigene Fasse zu stellen. Um die Nation zu diesem Zwecke geschmeidig zu machen, hatte Ludwig Bonaparte 1850 Rundreisen durch eine Reihe von Departements gemacht. Er fand jedoch in Lyon, in Straßburg und anderswo so wenig Aufmunterung zum Attentat gegen die von ihm beschworene Verfassung, daß er sich wieder einmal zu der Erklärung bemüßigt sah: „Der Titel, nach dem ich am Werk gehe, ist der eines ehrlichen Mannes.“ Inzwischen brachte doch die bonapartistische Partei eine Revision

der Verfassung zum Zwecke der Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's mit so viel Erfolg in Anregung, daß sich bis zum Herbst 1850 — unter dem Einflusse der in die Lirre aller beliebigen Regierungen leicht sich einpassenden Präfecten und Unterpräfecten — die Mehrzahl der Departementalräthe für Verfassungsrevision aussprach. Im Volke preßte dagegen der bureaukratische Dienstkeiser bis zur Mitte des Sommers von 1851 nicht über 1 1/2 Millionen Stimmen zu Adressen für diesen Zweck zusammen.

Der Präsident selbst war im Jahre 1850 von seiner Reise in die östlichen und südlichen Departements ziemlich kleinmüthig und niedergeschlagen zurückgekehrt. Er erholte sich jedoch bald wieder „von seiner schmerzlichen Resignation auf den Titel eines ehrlichen Mannes“ durch eine Reise in die ihm geneigten Departements der Normandie, und unter dem Einbruche seiner erhöhten attentatlichen Stimmung wurde nun auch mit wachsender Reckheit die Armer für die imperialistischen Zwecke in Angriff genommen. Bei den Musterungen von Satory und St.-Maure wurde den Truppen mit Speise und Trank zugleich das „Vive Napoleon! Vive l'empereur!“ in den Mund gegeben. General Changarnier, als Befehlshaber im Seine-departement, verbot die Wiederholung des aufrührerischen Rufs; gleichzeitig wurde der wirkungslose Beschluß einer Auflösung der bonapartistischen Gesellschaft vom 10. December gesaßt. Trotz der zweideutigen Rolle, die erst Changarnier gespielt, wurde er zwar durch die Macht der Umstände in einen entschiedenen Gegner des Bonapartismus verwandelt, der ihn aber durch seine Absehung halb unschädlich machte. Bei der Wiedereröffnung der Nationalversammlung am 11. November 1851 war der baldige Kampf der Entscheidung fast zweifellos geworden. Aber der Bonapartismus hatte seine Rüstungen zur Gewaltthat noch nicht ganz vollendet, und um den gesunden Schlaf, den die ehrlichen Männer Frankreichs auf dem Büfche ihres guten Gewissens schliefen, nicht vor der Zeit zu stören, sagte Ludwig Bonaparte in seiner Botschaft an die Versammlung:

Ich habe oft erklärt, daß ich diejenigen für große Missethäter ansehe, welche darauf ausgehen, den durch die Verfassung geschaffenen Bestand der öffentlichen Dinge aus persönlichem Ehrgeize zu stören... Welche Lösung auch die Zukunft bringen mag, seien wir einverstanden darüber, daß es nicht die Leidenschaft, nicht ein Ueberfall, nicht eine Gewaltthat sein darf, welche über das Schicksal eines großen Volks entscheidet.

Dieser Botschaft folgte die neue Forderung eines Zuschusses von nahe zwei Millionen Francs. Die Nationalversammlung hatte zwar gegen das Ministerium mit 415 gegen 286 Stimmen ein Mißtrauensvotum erlassen; sprach sich aber — allerdings aus sehr verschiedenen Gründen — mit 446 gegen 278 Stimmen für die Verfassungsrevision aus. Diese wurde damit gleichwohl verworfen, weil die Gültigkeit eines solchen Beschlusses mindestens drei Viertel aller Stimmen erfordert hätte. Inzwischen hatte sich Ludwig Napoleon gegen die früher von seinem eigenen Ministerium beantragte Beschränkung des Wahlrechts erklärt. Mittels dieser Schwenkung gewann

neue Anhänger unter der von ihm erteilten allgemeinen Stimmentracht, sondern auf weitere parlamentarische Kämpfe schloßerte er auch seine Gegner ein, & einen St.-Arnaud, neben andern geliebten Gefellen, in die das Verfalls und der „Gewaltthat“ flüchten brachte hatte. Noch kurz zuvor hatte jener, „daß nicht eine einzige Compagnie für die ehrgeizigen Absichten Ludwig Bonaparte's zu den Erde“; und am 2. December 1851 die einzige Compagnie gefehlt. Eine Ration“, die sogleich nach dem Staatsstreich, machte ihr begreiflich, daß der Zweck der sei, als „die Aufrechterhaltung der glänzigen wurden füsirt, oder nach den deportirt. Unter dem bewältigend vollendeten Thatsache schwellte nun die Winde der Athem von achthalb Millionen stolze sich blühenden Segel des Kaiser nach der Anstandsfrist eines Jahres glücklich anlangte, während ihm vom kleinen und thörichte Menge derjenige, „nach dem Titel eines ehrlichen Mannes und verwundert nachgahnte.

Ludwig Napoleon hatte das verstanden, was die europäische Demokratie — die Anhänger einer constitutionellen Monarchie auf breiter Grundlage mit eingeschlossen — bis zur Stunde noch nicht gelernt hat. Er hatte begriffen, daß die organisierte bewaffnete Macht die einzige Macht im Staate ist, die in letzter Instanz die Entscheidung gibt; daß derjenige alles gewonnen, der die Armee für sich hat und die bürgerliche Bevölkerung, die den Hauptstoff zur Armee liefert. Die Mittel, die ihm seine Stellung zur Erreichung seiner Zwecke an die Hand gab, mußte er viel klüger zu benutzen als vor ihm alle rathschlagenden Nationalversammlungen und provisorischen Regierungen, welche die zunächst ihnen obliegende Pflicht, den noch vogelfrei in den Lüften schwebenden Volksrechten den Schirm und Schutz einer starken Volksmacht zu schaffen, kaum zu ahnen schienen. Glückliche Zufälle und einige besonders derbe Mißgriffe seiner Gegner halfen ihm den Weg zum Throne ebnen. Als am Morgen des 25. Februar 1848 die pariser Bevölkerung zu ihrer eigensten Ueberraschung in einer Republik aufgewacht war und man sich nun fragte: was zunächst? hatten es in ganz Frankreich noch wenige eingesehen, daß mit einem massenhaften stehenden Heere unter nothwendig einheitlichem Commando keinerlei Freiheit möglich sei, so wenig oder noch weniger unter der neuen Republik, als früher unter der constitutionellen Monarchie. Statt einer Verminderung des Friedensstandes der Armee auf die Zahl derjenigen, die freiwillig weiter dienen wollten, wodurch man den allerhöchsten und allereinfachsten Grundsatz der Freiheit, daß keinem Staatsbürger ohne die dringendste Noth irgendein Beruf aufgezwungen werden darf, zur Anwendung gebracht hätte: ließ sich sogar der Mann des

Friedens, Lamartine; befehlen, einen Beschluß zur Vermehrung des Heers von 360000 auf 600000 Mann zu veranlassen. Davon sollten 200000 Mann an der deutschen Grenze aufgestellt werden, „um Deutschland, auf den Ruf des deutschen Volks, gegen fremde Unterdrückung eine uneigennützige Hilfe zu leisten“. Zugleich geschah manches, was die Armee mit den neuen Zuständen unzufrieden machen mußte. Schon zur Zeit der Februarrevolution, in der Nacht vom 24. auf den 25., hatte das Volk meist ohne Widerstand die Kasernen erbrochen und nicht bloß die Soldaten entwaffnet, sondern oft auch ihrer Kleider beraubt, sie beschimpft und mißhandelt. So „ging die siegreiche Revolution mit einer sinnlosen Feindseligkeit gegen das Heer zu Werke, das ihr damit vom ersten Tage an entfremdet wurde und das später die erste Gelegenheit Vergeltung zu üben willkommen hieß“.

Diese Gelegenheit kam nur allzu bald in den Juni. Da auch in der Folge nichts geschah, um die Armee für die Republik zu gewinnen, so widerstand sie nicht lange den Verheißungen Ludwig Bonaparte's. Dieser hatte schon in seinem von Thiers verfaßten Wahlmanifest unter anderm erklärt:

Unter Beibehaltung der Grundgesetze, auf denen unsere Verfassung beruht, ist es nöthig, daß die Bürde der Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde. Es ist nöthig, für die Gegenwart und Zukunft nicht bloß der Offiziere, sondern auch der Unteroffiziere und Soldaten zu sorgen, und den Männern, die lange unter den Fahnen gedient, eine gesicherte Existenz zu bereiten.

Nach der Eröffnung solcher Aussichten thaten die kleinen Verstärkungen, womit später die Truppen von Sators und St.-Manre bearbeitet wurden, eine desto größere Wirkung, als darin die Armee nur eine Abschlagszahlung auf die weit reichere Belohnung erblickte, die sie sich durch die dem Bonapartismus zu leistenden Dienste noch erwerben sollte. Sogleich nach gelungenem Staatsstreich erließ denn auch Ludwig Napoleon eine Proclamation an das Heer mit den größten Schmeicheleien und Versprechungen. Er verordnete, daß den Truppen die im Bürgerkriege geleisteten Dienste wie Felddienste gegen den auswärtigen Feind angerechnet werden sollten. Er versprach den ehemaligen Soldaten des Kaiserreichs die Auszahlung von Jahrgeldern, welche die Nationalversammlung kurz vor ihrer gewaltsamen Auflösung verweigert hatte; das Budget der Ehrenlegion wurde um mehrere Millionen erhöht; eine Menge Beförderungen von Offizieren und Unteroffizieren wurde vorgenommen; der Masse der Truppen wurde eine Erhöhung des Soldes in Aussicht gestellt.

Was nun freilich die spätere Erfüllung der Verheißungen anlangt, so theilten dieselben das Schicksal anderer Napoleonischer Verheißungen: die Dienstpflicht wurde nicht erleichtert, sondern erschwert; die spät bewilligte Solbzulage für Unteroffiziere und Soldaten ist völlig unbedeutend und steht außer allem Verhältniß mit der wachsenden Theuerung der Lebensbedürfnisse; die conscribirtten Soldaten der französischen Armee blieben zusammengedrückt Kriegsrechte, die es nach wie vor bilden müssen, daß

sie um den von Recht wegen ihnen gebührenden Lohn ihrer Dienste von Staats wegen gebracht werden. (Näheres in „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärr Herrschaft“, Leipzig 1859.) Aber sie sind Knechte, die sich trotzdem für ihren Kriegsherrn, dem sie zum Kaiserthron geholfen haben, ins Feuer hegen lassen. Denn Ludwig Napoleon hat dafür gesorgt, daß seine Soldaten sobald nicht zum Bewußtsein der Rechte gelangen, die er ihnen vorenthält. Er weiß sie nach angemessenen Pausen, die ihre Geduld auf keine allzu lange Probe stellen, mit Pulverrauch zu berauschen, mit Geschüßedonner zu betäuben, mit den Glittern der Gloire zu blenden, und indem er, nach dem Vorbilde seines Oheims, mit Auszeichnung, Beförderung und Geldlohn, die er einigen gewährt, alle zu fördern versteht, verfügt er zu beliebigem Mißbrauch und Mißbrauch über ein zahlreiches Heer, das zugleich das kriegslustigste und kriegsgeübteste der Welt ist. Braucht er aber einen neuen Krieg, in dem er mit den alten Reizmitteln nicht mehr auszureichen glaubt, so wird er nicht lange säumen, um seinem ganzen Heere auf Kosten des zu besiegenden Feindes den reichlichsten Lohn zu versprechen, um neben der Triebfeder der Ehrsucht die der Habsucht im äußersten Maße anzuspannen. Und er wird bald genug eines neuen Kriegs bedürfen: die Armer, die er beherrscht, beherrscht auch ihn; und eine Armer, gleich der französischen, kann sich vom durchbohrenden Gefühle ihres Nichts im Frieden stets nur durch den Krieg befreien.

Die Worte unser groß Dichters:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt —

werden in diesem Jahre seiner Säcularfeier öfter als je zuvor, von Millionen Deutschen gelesen, gesagt und gehört worden sein. So übersetze man nicht, daß diese Worte ihre Geltung auch für den Leser einer Geschichte neuester Zeit haben, falls er dieselbe gleichgültig wieder beiseite legen würde, ohne sich die ernste Frage zu beantworten: wo stehen wir jetzt? was haben wir für die nächste Zukunft zu erwarten und zu thun? Die Verfasser beider Geschichtswerke haben einen Stoff entfaltet, der scharf ins Auge gefaßt zu werden verdient: ihre tatsächlichen Mittheilungen aus kaum verfloßenen Jahren bestätigen es, daß der in Deutschland jetzt so allgemein verbreitete Glaube an das Herannahen einer großen Gefahr ein nur allzu begründeter ist. Ueberall im deutschen Lande ruft sich das vererbte Volksgefühl die Worte des sterbenden Attinghausen zu: „Seid einig! einig! einig!“; und von der Nordsee bis zur Adria, von Memel bis zu den Ardennen wiederholt sich mit tausendfachem Echo der fromme Wunsch:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In freier Noth uns trennen und Gefahr!

Aber selbst dieser Wunsch und jener Ruf nach Einigung sind nur betrübende Zeichen eines unseligen Zwiespalts; davon hört man bei keiner Nation, die einig ist. Und leider ist es noch bis an die Eternen weit vom Wollen

bis zum Können: vom Können aber ist es ebenso weit bis zur einheitlichen That der Hülfe und Rettung.

Indessen regt es sich doch unter den Deutschen, um wenigstens die Möglichkeit einer solchen That vorzubereiten. Ein gemeinschaftliches Organ des Volkswillens, eine deutsche Nationalvertretung ist wieder einmal das Lösungswort vieler. Darüber hätte sich niemand mehr zu freuen, als der Verfasser dieses, der vielleicht der erste, gewiß doch einer der ersten war, welche „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation“ (Stuttgart 1831) öffentlich, einläßlich und zu einer Zeit befürwortet hatten, da noch solcherlei Eingriffe des beschränkten Unterthanenverbandes in das Privilegium des hohen Bundestags, die Deutschen nach seiner Façon politisch todt und selig zu machen, als Hochverrathsvorwurfe verfolgt wurden. Aber die Idee einer deutschen Nationalvertretung, eines zweiten Parlaments, während die Mißgriffe und die mehr als bloß erfolglosen Bemühungen des ersten Parlaments noch in aller Gedächtniß leben, verflattert in den Lüften, wenn sie — wie dies noch zur Zeit geschieht — nur in inhaltsleerer Allgemeinheit ausgerufen wird. Um so viel Leib und Leben zu gewinnen, daß sie zur Hülfe in der Noth werden kann, muß sie Hand in Hand gehen mit dem Vorschlage einer großen, einfachen und aller Welt verständlichen Maßregel, die jetzt schon das deutsche Volk und das deutsche Heer mit der stolzen Zuversicht erfüllt, daß sie der noch so nahen und noch so großen Gefahr gewachsen sein werden.

Freilich fordern diejenigen, die ein nationales Organ des Gesamtwillens verlangen, daß sich in der Vollziehung die Willenseinheit nicht wieder zersplittern solle; sie fordern also zugleich eine kräftige und darum einheitliche Centralgewalt. Aber man braucht nur das bunte Mancherlei der Formen einer solchen Centralgewalt, über die gegenwärtig mit überflüssig großem Eifer verhandelt wird, vergleichend ins Auge zu fassen: so gewahrt man sogleich, daß die mehreren Wege, auf denen man von der Peripherie und den verschiedenen doctrinären Standpunkten aus das Centrum zu erreichen hofft, in der Art sich durchkreuzen, um niemals in einem Mittelpunkte zusammenzutreffen, daß die Deutschen auf diesen Wegen entweder nur feindselig gegeneinander oder immer weiter auseinander gehen können. Ohnehin läßt sich niemals ein zwiespältiges Volk in eine Einheit hineinreden und hineinschreiben, nur unter dem Hammerschlage der eisernen Noth können die Splitter in eins geschmiebet werden. Auch die Schweiz konnte nach vieljährigem mündlichen und schriftlichen Verhandeln doch erst unter dem Eindruck der Noth den Uebergang vom Staatenbunde zum Bundesstaate bewerkstelligen; erst mußten sich die zwiespältigen Elemente im Felde miteinander messen, ehe sie sich im Rathssaale versöhnen ließen. Was 1847 in der Schweiz durch einen wenig blutigen innern Krieg geschah, hätte 1859 für Deutschland unter dem Einfluß eines schweren, aber nicht allzu schweren äußern Kriegs geschehen können. Dieser Moment ist vorüber; es wird früher oder später um so härtere Arbeit kosten und es ist

zweifelhaft genug, ob nicht der in der Stunde der Prüfung schwach befundene Michel unter einem Regen von Schicksalsschlägen eine lange Reihe vollstehrer Lehrjahre nochmals durchmachen muß.

Inzwischen überstürzen sich die einen mit dem Project einer preussischen Hegemonie, - unbekümmert darum, daß demselben zur Zeit in Volk und Regierungen die Antipathien von Millionen im Wege stehen. Gleichviel, ob man diese Antipathien als verderbliche Vorurtheile bezeichnet und bekämpft! Sie bleiben deshalb nicht minder eine Macht, die nur durch bewältigende Thatfachen überwunden werden kann; nicht durch langweilige Predigten, daß alles Heil von Preußen kommen werde, sondern nur dadurch, daß es wirklich von daher kommt. Bis jetzt aber wurde es Preußen durch den oft unbesonnenen Eifer seiner Freunde nur erschwert, selbst da eine maßgebende Initiative ergreifen zu können, wo es wirklich dazu berufen ist; wie namentlich zur Gründung volksthümlicher und wirksamer Wehreinrichtungen, zu denen Oesterreich, um seiner ganz eigenthümlichen Verhältnisse willen, der spätere Beitritt offen zu halten wäre. Warum nicht? Deutschland muß eine Stellung einnehmen, um sich auch ohne Oesterreich seiner Haut wehren zu können. Und war ja auch die Gründung eines deutschen Zollvereins ohne Oesterreich ein guter Schritt vorwärts, der endlich Oesterreich mit zugute gekommen ist. Andere haben es auf eine zwischen den beiden deutschen Großmächten alternirende Centralregierung abgesehen. Es ist ein an sich ganz richtiger Gedanke, daß man den thatsächlich einmal vorhandenen Dualismus zugleich als formell berechtigte anerkennen solle, da er durch das bloße Nichtanerkennen nicht beseitigt, sondern nur gefährlicher gemacht wird. Aber neben andern Schwierigkeiten der Ausführung ist bei jegigen kritischen Zeitläufen zu besorgen, daß jede der beiden deutschen Großmächte eine unüberwindliche Neigung haben möchte, zuerst an die Spitze zu treten, in der nicht ganz unbegründeten Hoffnung, daß sie es dann um so leichter einrichten könne, auch künftig an der Spitze zu bleiben. Ein Drittes ist die Trias. Sie wird dadurch zu nichts Bestimmtem, als zu einer dritten patriotischen Phantase, daß Oesterreich, Preußen und der Complex der Mittel- und Kleinstaaten drei wirklich gesonderte Interessenskreise bilden; daß die Regierungen des dritten Kreises wenigstens das eine gemeinschaftliche Interesse haben, sich weder von Preußen noch von Oesterreich verschlucken zu lassen. Vor zehn Jahren durfte man wirklich, wie auch Verfasser dieses („Die österreichische Frage“ u. s. w., Darmstadt 1849), an eine solche Dreiherrschaft denken. Damals hatten die Februar- und Märzstürme den souveränen Regierungen ihre Zustimmung zu einer deutschen Nationalvertretung bereits abgeschmeichelt. Der erste Biß in den sauersten Theil eines sauren Apfels war also schon geschehen, und so konnte es sich wol darum handeln, nun auch den Rest durch Reglementierung mundgerecht zu machen. Jetzt aber dürfte es seine allzu großen Schwierigkeiten haben, erst die Mittel- und Kleinstaaten unter einen Hut, und dann auch noch mit Oesterreich und Preußen unter einen Drei-

spitz zu bringen. Endlich gewahren wir eine kleine Gruppe, welche nur darum einige Bildereien am alten Zeuge in Antrag bringt, um den Schein einer Theilnahme an zeitgemäßen Reformen auch für sich selbst zu wahren, und welche die mit der Erhaltung des alten Quodlibet Unzufriedenen durch die glänzende Perspektive auf ein großes mitteleuropäisches Reich, auf eine gewaltige, deutsch-österreichische Staatenconföderation zu gewinnen suchen. Gewiß ist eine solche Conföderation der Deutschen mit dem Willern des Donaugebietes — gegenüber dem französischen Centralstaate, der mehr und mehr alle romanischen Völker seinem Einflusse zu unterwerfen sucht und gegenüber dem einseitigen russischen Riesenreiche — nicht der thörichteste unter den frommen Wünschen der Deutschen. Aber um sich in einer jedenfalls noch fernen Zukunft an einem mitteleuropäischen Reiche zu theilhaben, muß sich das alte Deutschland selbst erhalten, es muß sich, wie die gegenwärtige Lage ist, auch ohne den Beistand Oesterreichs halten können. Von all diesen Projecten, mögen sie übrigens mit guten oder schlechten Gründen verteidigt werden, taugt schon darum das eine so wenig wie das andere, weil keine die nächste und die gerade von Frankreich aus drohende Gefahr ins Auge faßt. Noch ein andern Grund taugen sie nicht. Höchst wahrscheinlich lassen die Ereignisse den Deutschen überhaupt keine Zeit, auch nur eins ihrer weltlichstigen Projecte zur Ausführung nahe zu bringen. Sollten ihnen aber die Ereignisse noch so viel Zeit lassen, sie werden immer noch etwas mehr Zeit brauchen, als sie ihnen lassen, und es früher oder später die Krise hereinbricht, sie werden mit ihren Erwägungen über das Beste, was hätte geschehen sollen, doch nicht zu Ende sein und im einen wie im andern Falle zu spät kommen.

Sowenig sonst auch das Unbestimmte in der Politik zu loben ist, kann man es also unter den gegebenen Verhältnissen nur billigen, daß sich in Frankfurt die Gründer eines nationalen Vereins wenn auch nur darum über ein Programm vereinigt haben, das der Benutzung aller denkbaren Cornutualitäten Raum läßt, weil sie es über ein anderes Programm doch nicht hätten vereinigen können. Wenn jemals, so ist es angesichts des Ansehens der jetzigen Verwickelungen besonders wohlgethan, daß man in Bescheidenheit auch die Klügsten und die am klügsten sich Dünkenden mit dem genialen Dichter anerkennen:

Doch unser Geist ist viel zu leicht,
Der Folgezeiten Boden zu ergründen.

Die Männer des deutschen Nationalvereins waren aber verständig genug, um auch für sich selbst so viel „Spiel der freien Hand“ zu befolgen, daß sie gerade derjenigen Regierung das Schnupstuch zuwerfen können, die sich zu Stunde der Gefahr in der würdigsten und männlichsten Weise um die Gunst der Germania bewerben wird. Sie scheinen es begriffen zu haben, daß sich eine deutsche Centralgewalt nicht gut machen und dahin und dorthin vergeblich läßt; daß überhaupt die Macht nicht gegeben, sondern genommen wird; daß auch laut den Erfahrungen von 1849 eine deutsche Nationalversammlung die dritte

Centralgewalt nicht aus der Hand geben kann, bevor sie selbst dieselbe in die Hand genommen hat. Diese vollständige Zurückhaltung der nationalen Partei, die bis auf weiteres erst den Preis der höchsten Gewalt will verdienen lassen, hat auch die Beugnisse der Geschichte für sich. Wir haben aus den „Zeitgenössischen Geschichten“ von Schmidt gesehen, wie Oesterreich politisch genöthigt war, den noch so schwachen Spuren eines preussischen Fortschritts mit noch so ärgerlicher Miene folgen zu müssen, nur daß schließlich der preussische und der österreichische Fortschritt allzu langsam waren, um die glühenden Funken der Märzkatastrophen von 1848 im Vorwärtsgen gehen austreten zu können. Und warum sollte nicht umgekehrt sogar Oesterreich einmal an die Spitze der Bewegung treten können? Warum sollte nicht auch die Regierung eines viel kleineren Staats den rechten Weg finden können, worauf ihm die öffentliche Meinung der Nation mit maßgebendem Einflusse zur Seite gehen würde? Es ist wieder einmal zu löblichem Streben unter den deutschen Regierungen eine freie politische Concurrenz eröffnet, und im Gebiete der Politik tragen noch weit eher, als in der Industrie, die zwar materiell schwachen, aber geistig und moralisch starken die höchsten Preise davon.

Der als Heimatloser im deutschen Frankfurt geborene Deutsche Nationalverein steht zwar noch auf schwachen Füßen; erklart er aber, wie wir seit der Erwerbung seiner Heimatberechtigung in Koburg hoffen, mehr und mehr, so wird er zwar keine Krone zu vertheilen, aber doch Nützliches zu thun haben. Er hat dem bewaffneten und unbewaffneten Theile der Nation das eine klar zu machen, was in der Zeit der Noth die Noth zu bewältigen vermag. Wahrscheinlich ist es die von Frankreich herkommende Kriegsnoth, die wir zunächst zu bestehen haben. Es wurde schon in öffentlichen Blättern darauf hingewiesen, daß auch wieder unter den namhaften Mitgliefern des Deutschen Nationalvereins, wie es begreiflich bei solchen bürgerlich-politischen Bestrebungen zu geschehen pflegt, die Zahl der juristischen Fachmänner stark überwiegt. Die Freunde fürchten, die Feinde hoffen also, daß es die Helden des Jüngern- und Feuderkriegs mit der Würde deutscher Wissenschaft kaum verträglich halten werden, ihr Augenmerk nebenbei auch auf die Erfordernisse eines gemeinen Krieger zu richten, der gegen bestialische Turcos und tollkühne Juaven geführt werden mußte. Indessen hat man es ja schon erlebt, daß gute oder mittelmäßige Advocaten in kurzem zu tüchtigen Generalen geworden sind. Warum sollten nicht Männer der deutschen Wissenschaft, über ihre Bücher und Actenstöße hinweg, wenigstens einen staatsmännischen Blick auf die Mittel werfen können, die ihrem Volke zum Siege verhelfen würden? Dazu bedarf es keiner Studien von Strategie und Taktik, von Exerciz- und Feldreglements. Es braucht dazu nur desjenigen Theils der Feldherrnkunst, den schon Napoleon I. ihren wichtigsten Theil genannt hat: eine Menschenkenntniß, die es weiß, welche Triebfedern man

auf die zum Kriege verwendeten Menschen wirken lassen muß, um das Höchste von ihnen erwarten zu dürfen. Was jetzt Deutschland wieder noth thut, ist ein zweiter Scharnhorst, der von einem zweiten Zugenbunde, von einem offenen, möglichst formlosen, mehr und mehr wachsenden Vereine besonnenen und warmer Vaterlandsfreunde kräftig unterstützt wird. Möchten die Männer des Nationalvereins diesen Scharnhorst des Jahres 1860 zu finden wissen, möchten sie ihn unter den deutschen Bürgern finden, sollte sich auch seine Herrschaft über kein größeres Gebiet erstrecken, als das eines Herzogs von Sachsen-Koburg ist.

Was ist also zu thun? Ludwig Napoleon hat in den schon angeführten Worten seines Wahlmanifestes auf diese Frage geantwortet, und wir sollen es nicht verschmähen, auch von unsern Feinden zu lernen. „Es ist nöthig“, sagte er, „daß die Würde der (militärischen) Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde; es ist nöthig, für die Gegenwart und Zukunft nicht bloß der Offiziere, sondern auch der Unteroffiziere und Soldaten zu sorgen.“ Schon im Beginn des Kriegs für jeden deutschen Wehrmann, der seine Kriegspflicht im vollen Umfange erfüllen wird, die Aussicht auf Ehre und Auszeichnung; die Gewährung jenes vertragmäßigen, gerechten und ganzen Lohns, den der geworbene oder der als Ersatzmann dienende Freiwillige bezieht, auch für den gezwungen dienenden Soldaten; die Verminderung der gezwungenen Dienstzeit im Frieden auf ein solches Maß, daß sie nicht mehr störend in die bürgerlichen Erwerbsverhältnisse eingreift. Wie auf solcher Grundlage ein militärisches Belohnungssystem zur Geltung kommen kann, das die äußersten Leistungen des Muths und der Mannszucht verbürgt, hat der Schreiber dieses an andern Orten so einläßlich entwickelt, daß er hier davon Umgang nehmen darf. Wol aber mag daran erinnert sein, daß bei der Mobilisirung von Landwehr und Linie im Jahre 1859 abermals sehr bedenkliche und warnende Zeichen zum Vorschein gekommen sind. Kann man sich in einem neuen Kriege gegen Frankreich nicht rechtzeitig losreißen vom Schlenker des alten soldatischen Zwangs- und Lohnsystems, so werden die Deutschen unselbstbar, bei etwas veränderten Decorationen, eine Wiederholung des kläglichen Schauspiels von 1806 erleben.

Und leider sieht es noch nicht danach aus, daß man sich davon losreißen wollte! Ein gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem, das die deutschen Heere mit der freudigsten Siegeszuversicht erfüllen würde, läßt sich freilich noch in der zwölften Stunde der schon in die nächste Nähe gerückten Gefahr zur Anwendung bringen. „Aber der Wetterstrahl der Noth, der oft an einem großen Tage vollbringt, was nicht Jahrhunderten gelingt“, wird ebenso oft die schwachen Köpfe und matten Herzen vollends betäuben und betäubt zu Boden werfen. Darauf müssen wir um so mehr gefaßt sein, als sich auch aus der hier besprochenen Geschichte der Bourbonen, der Orleans und der französischen Republikaner von 1848, sowie aus derjenigen der deutschen Staatsmänner aus der Schule eines

Metternich und eines Hardenberg doch nur das eine gründlich lernen läßt, daß von jeher die Völker und die Regierungen aus der Geschichte rein gar nichts gelernt haben. Wir können also bloß mit dem Scheuen und launischen Wunsche schließen, daß endlich die Deutschen eine neue Weltgeschichte gerade dadurch beginnen möchten, daß sie zum ersten male die Lehren der Geschichte zu ihrem Gewinne zu verwenden wissen.

Wilhelm Schulz-Schömer.

Biographische Romane.

1. Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern“. Berlin, Wolf u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Cornelia. Aus dem Privatleben eines Ketzers. Von Dorothaea von Paschkowsky. Leipzig, Wiedemann. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Auguste. Ein Lebensbild. Von Ottilie Wilbermuth. Stuttgart, Krabbe. 1858. Br. 8. 18 Ngr.
4. Bianca Cambiano. Eine Erzählung von Adolf Glasen. Hannover, Hahnspies. 1859. 8. 24 Ngr.

Biographien sollen die Wechselwirkung zwischen den geschlechtlichen Charakteren und der sie umgebenden Welt, den Einfluß, den beide gegenseitig aufeinander ausüben, zur Anschauung bringen; bei öffentlichen und geschichtlichen ist es eine Welt im Großen, bei Privaten und Unbekannten eine Welt im Kleinen; beide aber können von Interesse sein, wenn sie befruchtend durch ihre Erzähler hindurchgegangen sind. Biographische Romane haben gegen reine Biographien den Nachtheil, daß sie lasers anbeirucht lassen, als wir, namentlich bei Personen von Gelehrtheit oder Berühmtheit, nur ungern die volle Wirklichkeit vermissen, vielmehr die Erzhn, um die es sich hier handelt, in ihrer treuen unverfälschten Schöheit durch sich selbst, nicht durch Erkundung eines dritten, gesichert und bis zu den feinsten Nuancen und den jactern Jagen, die dem geschichtlichen Bilde erst die rechte Vollständigkeit und ausgeprägte Individualisation verleihen, vor unsern Augen entrollt zu sehen wünschen. Freilich aber fehlt es hierzu häufig entweder an Unterlagen überhaupt oder doch an solchen Unterlagen, aus welchen eine gewissenhafte Darstellung die reine Wahrheit feststellen im Stande ist. Dann beschränkt sich der biographische Roman wieder insofern im Vortheile, als es ihm unbenommen ist, die geschichtlich fehlenden, zur Ergänzung des Charakterbildes erforderlichen Jage in das vorhandene Material einzufügen, und wir lassen uns genügen, wenn die Anschauung geschieht und mit Beobachtung der Gesetze der inneren Wahrheit erfolgt.

Zur Kategorie der letztern Werke gehört die biographische Novelle „Rachel“ (Nr. 1). Nur ist zu bedauern, daß dieselbe da, wo der Charakter der berühmten Künstlerin zu seiner vollen Entfaltung zu gelangen beginnt, nämlich mit dem Zeitpunkte ihrer ersten Triumphe im Théâtre français, schließt. Möglich, daß die Schatten, die von da an dem Bilde nicht fehlen durften, die Verfasserin davon abgerekelt haben, dasselbe vollständig zu entwerfen. Sie liegt gegen den Schluß hin, namentlich auf den beiden letzten Seiten, nur leicht angedeutet.

„Du gibst Stunden“, sagt Rachel zu ihrem Vater, „in denen ich mich mit einer wahren Prezensanz frage: ob ich den Konkeranz, der jetzt schon meine jugendliche Stirn ziert, immer mit Würde tragen werde: ob der Reichthum, mit dem ich jetzt reich und so viele beglücken möchte, nicht einst mein Herz verhärtet kann; ob der Umgang mit den liebenswürdigen und geistvollen Männern, in dem ich einen so hohen geistigen Genuß habe, nicht auch meinen Sinn verfinstern wird. ... Aus den Beredsamkeiten, welche sich oft der Armuth und dem Glauben nähern, bin ich rein hervorbegegungen, werde ich auch denen widerstehen

konnen, mit welchen der Wah und das neue Leben sich wagt.“ Auf die Bemerkung des Vaters: „Gewiß, mein Kind, wenn du es willst“, entgegnet sie: „Aber werde ich es jem wollen? Von dem Wege, den ich von nun an wandeln werde, ist mir Gott und mir Rechenschaft geben“, schwebt aber „in dem den ihrer Väter zu werden“. Hiermit scheint es, als ob die Verfasserin das künftige Leben der Künstlerin habe charakterisiren wollen, und es ist das alles, womit wir für die letzten 20 Jahre weiterer Selbst, die wie sonach im vorliegenden Werk nur bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre kennen lernen, abgefunden werden. Wir wollen hierüber mit der Verfasserin nicht rechten; jedenfalls scheint aber der Tadel, der die volle Biographie erwarren läßt, nicht ganz verfehlt gründlich. Die Aufgabe, die sich die Verfasserin in dieser beschränkten Weise gestellt hat, war eine belohnende. Der Kampf des Genie mit den ihm entgegenstehenden Hindernissen ist um so erschwerend, je drückender dieselben auf ihm lasten, und je größerer Entzge es bedarf, sie zu besiegen. Wir freuen uns, versichern zu können, daß die dankbare Aufgabe glücklich ist. Das Material ist reichlich gruppiert und die Darstellung gewandt und lebendig. Daß die gedrängten Verhältnisse, unter denen die Künstlerin im Jugendverleite, namentlich aber über die Charaktere ihrer nächsten Umgebung, des Vaters, der Mutter und der älteren Schwester Sara, ein idealer Maßstab ausgegossen worden ist; daß wir das mühselige Kampfen der Kältern um die nachwuchsenden Lebensbedürfnisse durch ihre strenge Religiosität und die Beschränkung der frommen Gebrauche, die bittere Nothwendigkeit, die Kunst zum Erwerbe zu verwenden, durch die entgegenkommende Liebe Rachel's verklärt finden, kann den vortheilhaften Eindruck, den der erfolgreiche Kampf hervorbringt, nur erhöhen; und selbst die tiefen Konflikte, an denen sich die Charakterfestigkeit und der Gedamm der begeisterten Künstlerin bewährt, sind durch die Liebe der jugendlichen Genossen und Bräutchen Leo, die sie gern erwidern möchte, aber im Interesse der Kunst aufopfert, dargeboten.

Hiermit glauben wir das lebenswichtige Werkchen im allgemeinen genügend charakterisirt zu haben, und es bleibt uns noch übrig, auf einzelne besonders interessante Momente in der Kürze hinzuweisen. Hierzu gehört die Schilderung des Kalafet, insofern dessen ihr zuerst beim Erscheinen des stillen Pfades zur Ruhme die häßliche Hand geboten wird. Sie liegt auf ihrem gewohnten Plage in einer der Straßen von Paris bei rauhen Winterwetter Victor Hugo's ergreifendes Gedicht: „Gott ist immer da“, und ihr ausdrucksvoller, rührender Gesang fñt ihr den trefflichen Professor Choron zu, der sie reichlich unterstützt, zu ihrer künstlerischen Ausbildung durch seinen Unterricht den ersten Grund legt, und ihr bis zu seinem Tode ein trauerfüllender Freund bleibt. Weniger glücklich war es dem Professor Prevost, Mitglied des Théâtre français, bei dem sie sich in der Dramatik fortzubilden suchte: „Ihre Blide rehen auf dem Professor, aber da er noch immer nicht zu ihr spricht, wagt sie es, sich ihm mit leisen und bescheidenen Schritten zu nähern, und als er aufsteht, trägt sie ihn erst mit schmerzlicher, aber bald mit freier Schme an glühenden Worten ihre Bitte vor. Der Professor, davon ergezogen, erhebt sich; und da er ein wenig kurzschichtig ist, um er näher zu ihr hin. Kaum hat er die schwächliche Gestalt, die düstigen Kleider und das braune, bleiche Gesicht des jungenjährigsten Mädchens erblickt, als er ganz verwandelt fragt: „Du willst Schauspielerin werden? Ich rathe dir, mein Kind, gebe lieber Blumen verkaufen!“ Rachel ist vernichtet; ihre Augen füllen sich mit Thränen, aber ihr Stolz unterdrückt sie. Sie macht schweigend eine Verneigung und verläßt rasch das Zimmer.

Später finden wir, auf welche geistreiche Weise sie es am Professor rächt. Es ist der Tag ihres ersten großen Triumphe, das Debut am Théâtre français, den 12. Juli 1855. Sie hat Hermione gewählt. In jeder neuen Scene rächen sich ihr Spiel mächtiger, es reißt mit Ulgewalt die Zuschauer hin, die ihr in stürmischem Applaus den Leib ihrer Verehrung darbringen. Doctor Béron, der Bourgeois von Paris,

und Jule Janin
 „Démouille Mars sa
 dann mit prahlende
 „mit unablässiger S
 „sie spricht!“ Das
 „neus zu rufen. „Q
 „ausgegangen, um
 „plündern, und als i
 „ward sie mit Blum
 „Vorhang gefallen i
 „überfliegen dabei di
 „und Kunststrande,
 „ich ihr durch den
 „vorstellen zu lassen und ihre Glückwünsche und Guldigungen
 „anzubringen. Sie empfängt sie mit einem Ausstand und einer
 „Sicherheit, als hätte sie immer nur in den vornehmsten Kreisen
 „ich bewegt, doch scheint sie unter den Umstehenden nach einem
 „u spähen, den sie seit dem Beginn des Stücks bemerkt hatte.
 „endlich findet sie ihn. Es ist Herr Prevost, Mitglied des
 „théâtre français, der ihr einst statt seines Unterrichts einen so
 „erlebenden Rath gegeben hatte. Er steht an eine Conliffe ge
 „hnt und hat fast den ganzen Abend seine Stelle nicht verlassen;
 „so Interesse, das Rachel ihm einflößt, ja vielleicht die Bewun
 „rung für sie festelt ihn. Sie nähert sich ihm und wirft sich
 „it einer bezaubernden Anmuth vor ihm auf die Knie. Indem
 „ihm verschiedene Blumenbouquets überreicht, sagt sie mit
 „er graziösen Koetterie: „Ich habe Ihren Rath, mein Herr,
 „folgt, ich verkaufe Blumen, wollen Sie einige haben?“ Der
 „professor erhebt lächelnd, doch beschämt, die junge Künstlerin
 „b bezeigt ihr seine Freude, sich so sehr geirrt zu haben.“
 „Von nun an folgen Tage des ungetrübten Glanzes. Bis
 „hin wurde unter harten Entbehrungen der Armuth ihr künst
 „liches Streben bald durch die ermutigendsten Anerkennungen
 „oben, bald durch die empfindlichsten Demüthigungen gekränkt,
 „r nie gebeugt.

„Aus dem königlichen Palak der Bühne, aus dem blendend
 „Licht der Foyers und dem glänzenden Kreis, dessen Mittels
 „st sie soeben noch gewesen war, tritt sie bald darauf in die
 „rige mattbeleuchtete Stube der Aelteren, in der nicht ein
 „ein Divan die erschöpfte Künstlerin aufnehmen kann. Alle
 „hen der Entbehrung und Armuth betrachtet sie heute mit
 „digen und stolzen Blicken. Sie beruhigt die Mutter, die es
 „zum Vorwurf macht, nichts für ihren Empfang bereitet,
 „für ein Souper oder eine Erfrischung gesorgt zu haben.
 „umarmt den Vater, der sie weinend umschließt, und ruft
 „spirend: „D nun ist alles Schwere überwunden! Nicht
 „Entsagung, aber die Sorglosigkeit soll von nun an unter
 „herrschen.“

Inter denjenigen Männern, die früh ihre künftige Größe
 „it hatten, und einen wohlthätigen Einfluß auf ihre künst
 „e Ausbildung ausübten, gehört Saint-Aulaire, der sich
 „seinen unerschütterlichen Glauben an ihr Talent bewährte.
 „ner Schule mußte sie einst vor „dem klassischen Arcopag
 „onservatoire“ mehrere Stellen recitiren. Man fand die
 „ing der Verse nicht übel und urtheilte, daß, „wenn sich
 „schmach geläutert und ihr dramatisches Verstandniß erschlos
 „en würde, sie eines Tags die Vertrauten werde spielen kön
 „n.“

Dagegen erklärten sie die Herren Professoren für unfähig
 „Tragödie, und warfen ihr vor, daß sie die Verse mit zu
 „kühnheit und Freiheit recitire. Aber schon lange vorher
 „r die Herzogin von Abrantes gesagt: „Wenn man wie
 „ademaiselle, spielt, ist man berufen, das Théâtre français zu
 „ren.“ Und während sie im Jahre 1837, als sie um ein
 „nent in diesem Theater nachsuchte, von Jouslin Des
 „nit der harten Antwort: „Du willst im Trauerspiel
 „? Welche Dummheit! Hast du Organ, so komme ins
 „zurückgewiesen wurde, legt sie im Jahre 1838 in
 „mit dem Schauspieldirectoren und Künstlern, in welchem
 „felle Mars dem Vorsth führt, Probe ab und „wird von

bi
 zu
 D
 w
 ge
 cl
 la
 fo
 to
 w
 us
 R
 ri
 ein

und Verblendung."

Also hatte der Vater das „sonst ewig verborgen gebliebene“ Verbergen auch gewußt. Wie aber diesem das Geheimniß, das aus gleich zuvor als bisher verhüllt dargestellt wird, doch schon lange zuvor offenbar wurde, darüber wird nirgends trotz der sonstigen Ausführlichkeit der Darstellung auch nur mit einem Worte berichtet.

Keinliche Widersprüche finden sich in der Schilderung der Charaktere. Wegen des leichten Drittheil der Erzählung hin treten die Schattenseiten gegen die Lichtseiten in den Hintergrund, die Verfasserin weiß das Interesse dauernd zu fesseln und man legt das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand.

Bei größter Feile würde sich das Talent der Verfasserin in vortheilhafterem Licht gezeigt haben: dies gilt selbst für die äußere Form der Darstellung, rücksichtlich deren wir nur eins hervorheben wollen, nämlich den unpassenden Gebrauch, der häufig von den Fremdwörtern gemacht worden ist. Sie sind nicht ganz zu vermeiden, sie mögen in Fällen, wo die Erzählung ihren ruhigen Verlauf hat, wo ein historischer Faden abgespinnnen, aber Künste und Wissenschaften verhandelt wird, ihren Platz behaupten; aber bei gewissen Schilderungen sind sie unerträglich, namentlich überall da, wo einer starken, tief innerlichen Empfindung Ausdruck gegeben werden soll, wo die Leidenschaft, der Schmerz, irgendein gewaltig erregtes Gefühl das erschütterte Herz fortlähmt. In solchen Fällen verlangen wir reine Natur, und das Fremdwort tritt wie ein schriller Rißklang in die Seelenstimmung, in die wir versetzt werden sollen, herein. Solchen Eindrücken begegnen wir in „Cornelia“ öfters: so z. B. in dem Schuldvorwurfs des Brudermörders; er schildert die Scene, die zu dem Morde Veranlassung gegeben, das Zusammenstreffen des Bruders mit Cornelia: „Sie sucht Blumen — andere — mehr. Eine Rose schneidet sie ab, — so schön, wie der Herbst sie bietet — dann kehrt sie zu ihm zurück. Ich kann sie en face betrachten!“ Fühlt die Verfasserin nicht, daß sie mit diesem en face die ganze Porke der Leidenschaft zerstört, daß sie einen erquickenden Scenewechsel eintreten läßt und die abgerissenen Senses eines gedrückten Herzens mit Salomphrose verdrängt? Ebenso störend ist das kurz darauf folgende: „Da, o da, in dem Moment hatte der Teufel eine Acquisition gemacht. Mein Leben war ihm verfallen.“

An eine weibliche Feder erlaucet der häufige Verkehr mit dem Spiegel. Dies und die wiederholte schmeichelehafte Personalbeschreibung nimmt sich an dem Lebensbilde des Arztes um so eigenenthümlicher an, als dieser in der ersten Person sprechend eingeführt wird und somit zum Lobredner seiner selbst gemacht wird. Kurz es scheint, als ob die Verfasserin sich etwas habe gehen lassen und als ob sie Idyllisches und Werthvolles zu liefern im Stande wäre, wenn sie sich die Aufgabe höher stellte und an deren Lösung mit tieferm ästhetischen Ginstre herantrete.

Das Lebensbild „Anguste“ (Nr. 3), von Ottilie Wildersmuth, fußt auf wirklichen Thatfachen. Die Verfasserin schildert uns hier das Leben einer Freundin, ein sehr einfaches Leben, wie sie selbst in der Vorrede sagt, dessen ganze Aufgabe es gewesen, zu lieben und zu leben, daher die Schilderung mehr ein Lebensbild als ein Lebensbild sei. Damit ist der Charakter des Buchs im allgemeinen richtig bezeichnet; nur aber denselben noch etwas genauer festzustellen, fügen wir hinzu, daß die Geschichtere als ein vernünftiges Weib, als eine Mutter und Gattin von praktischen, gefunden Anschauungen, und, in der Trübsal, als eine freundliche Dulderin auftritt. Wir nannten die Verfasserin in einer früheren Besprechung die Missionarin der Zufriedenheit (vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1857); auch in dieser Lebensbeschreibung finden wir sie als solche wieder, und daß sie sich im gegenwärtigen Falle nicht auf dem Gebiet der Erfindung bewegt, sondern Wahres und Gelebtes berichtet, kann unsere Theilnahme nur erhöhen. Nach der schönen Tendenz, die sich die Verfasserin zu ihrer schriftstellerischen Aufgabe vorgezeichnet zu haben scheint, unter Aufzählung an das Alltägliche und Gewöhnliche Weib und Gemüth auf ein höheres, inneres Seelenleben, wie sich dasselbe auch unter getrennter

seiner Beobachtung klar einfachen und geringen Pflichten auswickeln kann, hinzuführen, und alles Dürre und Schmerz durch die Freuden, die eine solche Lebensauffassung darbietet, zu verklären, finden wir es sehr natürlich, daß sie sich dem Seelenleben, das sie vor uns aufrollt, mit ganz besonderer Sorgfalt zuwandte, und wissen es daher zu entschuldigen, wenn sie sich durch diese Zuneigung verführt, oft etwas zu breit ergeht und hier und da Details mit eingezeichnet hat, welche weder ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind, noch als Säge zur Vervollständigung der Charakteristik dienen können. Hauptächlich trifft dieser Vorwurf den ersten Theil des Buchs: wir könnten dafür manche Belege darbieten, ausdrücken es aber, weil dergleichen einzelne und abgerissene hingestrichelte Beispiele leicht einen Eindruck hervorrufen könnten, den wir um so mehr vermeiden zu sehen wünschen, je wohlthätiger und beschwermender die Lectüre auch dieses Werkes der Verfasserin auf den Leser zu wirken geeignet ist. Wir sehen einen liebendwürdigen weiblichen Charakter in hellen und trüben Tagen an uns vorüber gehen, wir sehen die Trägerin desselben namentlich stark in den Prüfungen, die der Verlust lieber Angehöriger, Krankheit und ein früher, lange vorausgesehener Tod ihr auferlegen, und frommen uns mit ihr des guten Grundes, auf dem sie faßt, eines stillen Hergens und eines klar besonnenen, thätigen und christlichen Weltvertrauens. Hören wir sie selbst in Apophorismen aus ihren trüben Tagen:

„Immer ist auch der Schmerz um Dahingegangene ein sehr selbstfühlendes Gefühl. Härtete Schmerzen gibt es, ein Schicksal zu leiden zu sehen. Das ist eine schwere Prüfung um die Nacht, die ich am Bette des Kindes verwalte. Krampfleiden hat sie, fette, dämonische Sehen, ich habe an mir selbst hierin die größten Erfahrungen gemacht. Der Wille und anhaltendste Gedanke sind die alleinige Gegenwehr.“ Und an einer andern Stelle: „Leiden ist ein großes Förderungsmittel des christlichen Geths; ich durfte das schon öfter erfahren und sage es mit voller Wahrheit, daß ich die glücklichsten Stunden in meinem Leben, in der Harmonie der Seelen, am meisten in den tiefsten Leidensstunden genießen durfte. Da fühlt man wahrhaft, was man eigentlich an sich hat. Heitere sorglose Tage bringen einen leicht auszuhalten, man wird sich fremd, ohne es zu wollen.“

Ihr Trost ist: „Ich muß nicht leiden, ich will leiden.“ In diesem einzigen kleinen Satzchen liegt eine unendliche Weisheit. Wir möchten es dreifach unterstrichen hervorheben, denn es enthält die drei Punkte, die wir für das Buch, ist ein Stein der Weisheit für jeden Leidenden, den er zu seinem größten Vortheil nicht gering zu berücksichtigen vermag. In dem Althum ihrer Philosophie schrieb sie: „Das höchste Geschenk Gottes sind leichte, freundliche Wege, die er uns führt, und ein helles Auge, seine Wege zu sehen und sie mit dankbarem Herzen zu wandeln. Wenn du heim zu frohlich diese Wege gehst, nimmst du die Welt dies häufig über und nennt es Leichtsinns. Meines Kinds, laß dich solches nicht annehmen! Ein Kind, welches murret, wenn es der Vater mit Luth zieht, kann ihm unendlich gefallen. Darum wandle immer deine Wege, und genieße in Unschuld die Blumen, die zu Seite blühen, vergiß aber darüber deine hohe Bestimmung nicht und wenn nach vielen lichten Tagen sich der Himmel anzuhebt, so sei auch am trüben Tage fröhlich und guter Dinge, und denke, daß unsere Schicksale unmittelbar aus der Hand Gottes kommen und in jeder Lage dem Ziel der Vollendung näher rücken sollen.“

Ihre letzten Verfügungen vom Sterbebett aus sind eben einfach als beherzigenswerth: „Liebe Emilie“, hat sie, „Ich bin immer unter den Sorgen der Haushaltung ein Stück kleinen Gewissens frei, sich nach oben! Ihr aber, meine Tochter, vergesse nicht das Ziel des Geths in euren Tugenden, denkt an die thörichten Jungfrauen! Ich weiß nicht wie es euch geht, aber denkt daran, daß man im irdischen Fleish und Sorge für andere am besten inneren Frieden bewahrt und in jeder Lage glücklich ist. Du du, lieber Mann, mache aus zu großer Sparsamkeit den Reichen nicht ihr Werk schwer. Seige ihnen Vertrauen: sich und

zu genau nach, daß die Kinder nicht erschrecken, wenn sie solchen Lärm hören." Dem ältesten Sohne, dem Juckes, ruft sie zu: „Du hast einen schönen, ehrenvollen Beruf, führe ihn recht und ehrenhaft vor Gott und Menschen, nimm dich freiwillig der Unterbrücken an und erkenne auch im Verbrecher noch den Menschen." Dem zweiten Sohne, dem Kaufmann, gilt das Wort: „Du bist bloßer Haushalter über Gottes Güter, Sorge vor allem für die unsterbliche Seele; was du erwirbst, soll dir und der Menschheit dienen, laß es nicht zum Herrn über dich werden.“

Ihr Leben war lang und schwer, die Furcht vor dem Tode war überwunden, er hatte eine willkommene Gestalt in ihrer Seele gewonnen; da zeigten sich noch einmal schwache Lebenshoffnungsschimmer. Aber sie mochte sich nicht mit ihnen befreunden. „Ach, nehmt mir's nicht übel“, bat sie, „aber seht, es ist mir wie einem Kinde, das sich auf eine Reise freut, alles ist eingepackt, man hat sich angekleidet und wartet, und wartet vor der Thür, und der Wagen kommt immer noch nicht. Wenn es dann zuletzt hieße: ziehe dich wieder aus, du mußt dahleiben; seht das ist doch traurig!“ Sie zog sich nicht aus, behielt aber trotzdem für das Leben, mit dem sie abgeschlossen, für Gegenwärtiges und für heitere Momente aus der Vergangenheit ein gleich offenes Gemüth. „Wer oft unser herrliches Lachen gehört“, sagt die Verfasserin, „hätte nicht geglaubt, daß es aus einem Sterbekammer komme.“ Auch bilbete sie sich nichts auf die besondern Prüfungen ein, die sie zu bestehen gehabt. „Ein Geistlicher las ihr das schöne Lied: „Endlich bricht der heiße Kiesel.“ Bei dem Schlusse: „In des Himmels höchsten Freuden werden nur durch tiefe Leiden Gottes Lieblinge verklärt“, schüttelte sie den Kopf: „Gefällt mir nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Ich will kein besonderer Liebling Gottes sein, wie sind alle seine Kinder.“ Hier ist echte, gesunde Religiosität, im Leben bewährt, einfach und naturwahr dargestellt. Die Verfasserin sagt: „Wie viel sich dagegen einwenden läßt, welche Uebervindung es kostet, solche aus ganz eignen und heiligen Erinnerungen hinauszugeben in die Welt, das habe ich selbst vielfach am tiefsten gefühlt. Aber ich glaubte nicht gegen den Sinn der Seligen zu handeln, die sich gesenkt hätten, zu denken, daß da und dort eine gedrückte Seele sich aufrichte an der Kraft und dem Segen, die ihr Sterbelager erleuchtet.“ Möge dem Wache der gehoffte Erfolg nicht fehlen.

Anhangsweise erwähnen wir einer uns bei den besprochenen biographischen Romanen mit vorliegender Erzählung: „Bianca Caudiano“ (Nr. 4), von Adolf Ulaser, weil sie ebenfalls mehr skizzierte Charakteristik der Heldin, als allseitig abgerundete Erzählung ist. Wie finden in Bianca Caudiano eine Fürstin, welche nach verrathener Liebe eine edelmüthige Resignation an den Tag legt und, anstatt Vergeltung zu üben, auch auf den Thron verzichtet, um ihren Schmerz im Kloster zu Ruhe zu bringen. Der Stoff hätte, geschickt benutzt, zu einem interessanten psychologischen Gemälde verarbeitet werden können: allein theils klagt sich die Verwicklung auf eine völlig unhaltbare Situation, theils ist die Ausführung so wenig gelungen, daß wir nicht im Stande sind, etwas zur Empfehlung der Schrift zu sagen. Die Charakteristik ist durch mehrfache Faltlosigkeiten, von denen einige selbst auf Rechnung der sonst am glücklichsten gezeichneten Heldin kommen, beeinträchtigt, in den Reflexionen ist Nichtiges und Unrichtiges durcheinander gemischt, der Dialog ist gedehnt, und den Persönlichkeiten, namentlich was die Reinheit, Gemessenheit, Gewandtheit und Sicherheit anlangt, die man bei den vorerwähnten Charakteren voraussetzen hat, nicht entsprechend. Ein Beispiel genügt für viele. Die Hauptpersonen neben der Heldin, der regierenden Fürstin, sind die Stiefmutter derselben, die verwitwete Fürstin und deren Tochter, die Prinzessin. Es sind Unterhandlungen angeknüpft, die zur Vermählung des Prinzen Alfons mit der Prinzessin führen sollen. Der letztere entdrückt aber bei seinem persönlichen Erscheinen in der regierenden, noch unermählten Fürstin eine frühere Geliebte, und die Pläne der verwitweten Fürstin werden hierdurch noth-

wendig durchkreuzt. In dieser Situation haben wir den Fürsten Alfons, die verwitwete Fürstin und die Prinzessin einander gegenüber. Und was ist der Stoff der Conversation? Der Fürst erzählt 20 Seiten hintereinander fort die Lebensgeschichte seines Hofmeisters, der meher vorher noch nachher in die mindeste Beziehung zur Fabel der Erzählung gebracht ist, schildert seinen Eintritt in ein Kartäuserkloster, nimmt davon Gelegenheit, sich über die Regeln dieses Ordens und die darin strengen, bald minder strengen Beobachtung derselben des Weiteren zu verbreiten, wobei die Damen unter wolle Oberleid, die Strümpfe anfangs u. ihm angerathen, sich daß er dies mit der Mittel angeschlagen hlung: „Ich vergaß, d haltend sein zu können: wenn ich Ihre Gedul zu entfernen.“

Auch wir verabschieden uns in derselben kurz abgebrochenen Weise vom Verfasser, wir würden sonst ebenso wie er unsere Leser um Entschuldigung bitten müssen, und es bedarf nach der gegebenen Probe keiner weiteren Belege, um das eben ausgesprochene Urtheil zu begründen. 18.

Zur Erinnerung an Jung-Stilling.

Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's. Barmen, Langewiesche. 1860. 8. 22 1/2 Rgr.

Die Herausgeberin bemerkt im Vorwort: „Die hier mitgetheilten Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit wurden nicht geschrieben, um dem Drucke übergeben zu werden; sie sollten bei festlichen Gelegenheiten eine geliebte Schwester erfreuen. Da dieselben nun in dem trauten Kreise, der sie umgab, Anklang gefunden, da manche Stilling's-Freunde wol gern noch einen Rückblick zu jene ihnen theuer gewordenen Räume und Zeiten thun, so gebachte ich sie am Abend meines Lebens als freundliche Abschiedsgrüße denselben zu übergeben.“ Die erste Abtheilung des Buchs besteht aus „Zwölf Bildern aus der Vergangenheit“, darunter: „Das Vaterhaus“, „Die Hausfreunde“, „Der Geburtstag“, „Das Institut“, „Der Weih-nachabend im Jung'schen Hause“, „Die silberne Hochzeit“, „Stilling's und Alfons' letzte Stunden“ u. s. w. Die Skizze „Das Vaterhaus“ enthält einige anziehende Mittheilungen über Jung-Stilling's Gekennung und Charakter, über sein Verhältniß zu Religion, Natur, Musik, wie zu seiner vortrefflichen Gattin Elise und zu seinen Kindern, darunter auch sein „Glaubensbekenntniß“, wie er es in Freuden niedergelegt hat: „Wenn auch endlich rectificirt und simpl Gott der Menschen, ihr Erlöser, Ziel meiner Nachahmung, wozu und die Liebe zu ihm fähig war aber gut ist, den Liebe ich; wer den meide ich; wer aber weder ich.“ Unter den Hausfreunden auch einen Sturza; dieser, „eine einer förmlich orientalischen Physiognomie rothem Geurleibe, mit breiten tiefdenkender Miene sprach er sich Dreieinigkeit aus, und verlieh d ausgezeichnete Klarheit ein doppjüngste kränliche Tochter Jung's) er ihr oft das Strickzeug dabei in de offenem Munde das kleine fests Mar von Schenkendorf brachte m Jung-Stilling's Familie einen so Verkehr zu, und hierauf zunächst nicht Schenkendorf's, welches in

Am kurz zu sein: ich selbst habe diesen Stoff vor beiläufig 20 Jahren in einem Trauerspiel: „Das Ländchen von Amsterdam“, behandelt, das im Druck erschienen und auch in Leipzig, Petersburg und andern Orten damals aufgeführt worden ist. Je mehr ich mich infolge jener Aufführungen und gereifterer Erfahrungen verbandt von den bühnlichen Mängeln meiner Tragödie, aber auch von der Güte des Stoffes überzeugte, um so mehr wurde mir der Wunsch nahe, das Stück mit specieller Berücksichtigung der Bühne noch einmal gründlich um- und durchzuarbeiten und mit dieser Bearbeitung mein Glück von neuem bei der Bühne zu versuchen. Ich fühlte mich hierzu um so mehr ermuntert, da Heinrich Raabe, der jetzt Rosenthal's Trauerspiel „Das Düvels von Amsterdam“ angenommen hat, gerade im Hinblick auf mein „Ländchen von Amsterdam“ in der „Zeitung die elegante Welt“ seinerzeit bemerkte, daß die Directionen mich „auf dem Gewissen hätten“. An diese beabsichtigte Bearbeitung zu gehen, hat es mir bisher an der erforderlichen Ruhe gefehlt, aber ausgegeben hatte ich den Plan bis zuletzt, um so weniger, da ich von verschiedenen Seiten wiederholt dazu aufgefordert oder ermuntert wurde. Es ist nun sehr natürlich, daß Rosenthal ein bühnengerechteres Stück aus dem Stoffe gemacht haben wird als ich, da ich zu der Zeit, als ich schrieb, noch nicht mit den Erfordernissen der Bühne hinlänglich vertraut und in manchen Traditionen der romantischen Schule des Shakespeare-Gebietes befangen war. Insofern aber sein Stück sich auf den Bühnen einbürgern sollte, wäre mir dadurch Hoffnung, einer neuen Bearbeitung meines ältern Stücks in demselben auf den Bühnen Geltung zu verschaffen, und ich auch der Rath zu einer neuen Bearbeitung für immer entfallen. Hierin liegt doch wol eine gewisse Beeinträchtigung des Eigenthums, so fest ich auch überzeugt bin, daß Rosenthal's Bearbeitung mit der meinigen, von der er ja möglicherweise nicht nur den Titel leant, nicht die entfernteste Ähnlichkeit haben wird. Ich ergreife in dieser Angelegenheit das Wort theils aus ähnlichen Gründen, da ich weiß, daß in solchen Fragen in Deutschland jeder Benachtheiligte für sich selbst eintreten muß, theils aus allgemeinem, nachdem ich schon früher in manchen Fällen, auch ohne dabei persönlich interessiert zu sein, in d. Bl. hervorgehen mußte, daß das Jagden nach Stoffen, auch wenn sie von andern kurz vorher bearbeitet worden, daß die Aneignung und Ausbeutung fremder Ideen, daß die Lust, andern Concurranten zu machen und sie zu überbieten, gerade bei unsern dramatischen Dichtern einen sehr beträchtlichen Grad erreicht habe. Es ist mir bekannt, daß es Franz Brendel, der einmal in seinen „Vorgängen“ versicherte, daß unter den Künstlern und namentlich unter den Tonkünstlern doch immer noch mehr collegialischer reigennütziger Sinn und größeres Anstandsgefühl herrsche, als unter den Schriftstellern und Dichtern. Nun, ein glänzendes Beispiel von Entsagung zu Gunsten eines Collegen gab uns in dem verstorbenen Epöhr, der, wie wir jüngst lasen, begonnen hatte, einen von Ihle verfaßten Opernlibretto in die Scene zu setzen, dem die Freischütz-Sage zu Grunde lag, aber eine Arbeit beiseite legte und für immer liegen ließ, die die Kunde wurde, daß Weber ebenfalls mit einem „Ländchen“ beschäftigt sei. Rosenthal selbst hat sich schon, wie ihm nachgewiesen worden, fremder Ideen bemächtigt, im „Sonnenhof“ und in seinem letzten phantastischen „Das gefangene Bild.“ Rosenthal kann sich freilich Entschuldigungen auf Charlotte Birch-Pfeiffer berufen, welchem Geschäft, die Ideen und Erfindungen anderer zu bereichern ihren Selbstzweck als ihr Gewissen beschwert fühlte. unsere Person erblicken in diesem Treiben einen selbstigen Epigonenthums, eine betrübende Folge jener wenigsten Concurrerenzmache, die dann eintritt, wenn den die Erfindungsgabe, aber nicht die Lust zu dichten ausbleibt, wenn sie nicht durch ihren Genius, sondern durch Motive dazu getrieben werden, Bühnenstücke zu schreiben, interessante Stoffe auszupressen und abzunutzen. Im

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des vierunddreißigsten Heftes (Bogen 38—41 des dritten Bandes):

Der Krieg in Italien. Zweiter Artikel. (Schluß.) — **Japan und sein Eintritt in die Völkerbewegung.** Von Karl Friedrich Neumann. — **Ludwig Joseph Anton de Potter.** — **Alexander Freiherr von Bach.**

Kleinere Mittheilungen: Abel (Karl von). — Biarritz. — Brunel (Isambard Kingdom). — Bulgarien (Chadäus oder Fichtel-Benckitsch). — Cathcart (Charles Murray, Graf). — Devon (William Courtenay, Graf von). — Flüggen (Sidbert). — Gray (Asa). — Krasinski (Graf Zygmunt). — Maufe (Johann Heinrich Wilhelm). — Saint-John (Bayle). — Staunton (Sir George Thomas).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste und zweite Band (die gewissermaßen den 16. und 17. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich dem ersten bis achten Hefte des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämtliche Werke.

Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von A. Steinbart. Siebenter (Schluß-) Band in zwei Abtheilungen. 8. Geh. 5 Thlr. Der erste bis sechste Band (1850—57.) kosten jeder 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den kompetentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinbart noch bedeutend erhöht. Mit dem sechsten erschienenen siebenten Bande (der unter anderm „Die Gesetze“ enthält) liegt das Werk nunmehr vollständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Naturhistorischer Schulatlas.

Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie.

Für den methodischen Unterricht bearbeitet von

Dr. Carl Arendts.

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. Auf feinem Kupferdruckpapier. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Naturhistorischen Schulatlas soll für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hilfsmittel geboten werden, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt. Der Preis für das aus 33 Tafeln und 3 Bogen Text bestehende Werk in einem sehr dauerhaften und praktischen Einbände beträgt nur 1 Thlr. 5 Ngr., sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Vielen Unterrichtsanstalten ist dieser Naturhistorische Schulatlas von den vorgesetzten Behörden empfohlen und dasselbst bereits eingeführt worden.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen ist erschienen:

Hausmann, J. F. A., Kleinigkeiten in bunter Reihe. Bemerkungen und Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst. Bändchen 2. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Bändchen 1 erschien 1839. Ladenpreis 20 Ngr.)

Witter, H., Die christliche Philosophie nach ihrem Begriffe, ihren äußern Verhältnissen und in ihrer Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Band 2 (Schluß). Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

(Beide Bände kosten zusammen 7 Thlr.)

Welcker, F. G., Griechische Götterlehre. Band 2. Lieferung 1. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Umtausch älterer Auflagen des Conversations-Lexikon

gegen die neueste zehnte Auflage (20 Thlr.)

unter Zuzahlung von 12 Thlrn.

findet nur noch bis Ende dieses Jahres statt.

Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Die zehnte Auflage des Conversations-Lexikon kann fortwährend auf einmal oder allmählich (in 80 Hefen zu 7½ Ngr.) bezogen werden. Eine Ergänzung derselben bildet

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon, wovon monatlich ein Heft zu 6 Ngr., jährlich ein Band erscheint.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 49. —

1. December 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Wolfgang Menzel als Literaturhistoriker. Von Leo Cholewinski. — Angely's „Oxyptia“. Von Wilhelm Fernen. — Zur Charakteristik der nordamerikanischen Indianer. — Der Karibengeneral Gomez. Von Karl Gussas von Berned. — Die Pinetafage. — Zur Schiller-Stiftung. — Notizen. (Der böse Geist in Goethe's „Faust“; Die Bühnen des skandinavischen Nordens.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Wolfgang Menzel als Literaturhistoriker.

Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit von Wolfgang Menzel. Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. Gr. 8. 5 Thlr.

Der besondere Standpunkt, von welchem der Verfasser die deutsche Literatur betrachtet, und die neue Art der Behandlung des Gegenstandes geben diesem Werke ein eigenenthümliches Gepräge. Wir haben eine Klasse von Literaturhistorikern, welche man die patriotischen Alterthümeler nennen könnte. Das volksmäßig Deutsche und das Christliche sind für sie der Anfang und das Ziel aller Nationalbildung, daher nehmen sie das Maß, nach welchem der Werth aller Dichtungen und Dichter bestimmt wird. Die rechte deutsche Poesie hört für sie eigentlich schon mit dem 12. Jahrhundert auf. Denn die stolze Erinnerung an die Zeit der Höhe des Reichs und der Kirche in der Periode der Hohenstaufen erscheint ihnen bereits dadurch getrübt, daß das Ritterthum und die Ritterdichtung so viele fremde Elemente in sich aufnahmen, daß eine Absonderung des Herrenstandes von dem Volke eintrat u. s. w. Die Literaturgeschichte hat von da ab beständig zu scheitern und zu klagen. Die Reformation muß den Vorwurf hinnehmen, daß sie den naiven Glauben vernichtet und das politische Zerwürfniß der Bruderstämme hervorgerufen. Ebenso habe die Befreundung der Humanisten mit der Wissenschaft und der Kunst des klassischen Alterthums das Christenthum untergraben, dem Culturleben eine un-deutsche Grundlage gegeben und endlich dem Vaterlande eine fremde Kunstschöpfung aufgedrungen. Alles, was auf dieser Seite unserer Literatur liegt, wird angefeindet oder verworfen; dagegen sammelt und rühmt man mit Vorliebe die Nachklänge der alten Volksdichtung und verspricht sich eine bessere Zukunft von den patriotischen und christlich frommen Regungen, die mit der neuern Romantik, mit der Lyrik der Freiheitskämpfer hervorbrechen und gegenwärtig in vielen volksthümlichen und glaubensvollen Dichtungen walten. Dieses ist, im ganzen genom-

1859. 49

men, auch Menzel's Standpunkt. Mit welchem Glücke belastet er z. B. die Reformation

Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener als im Zeitalter der Reformation und des 15. Jahrhunderts. Wie jart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des 15. und 16. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, versetzt auf eine ganz merkwürdige Weise, Beseffenheit nennen. Das Ueberhandnehmen der Herrenproceße, der magischen Künste damit zusammen. Nie weder vor- noch nachher größere Macht in Deutschland, was soll welche das wirkliche Dasein des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung existiren lassen. In die schauerlichen Nacht-Scenen dieses Zauber- und Gespensterwesens, dieser Scenen in Holzerkammern und am Abenstern pfiffen sodann die lustigen Viccolobäden der Humanisten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian sein wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhohnte, lachende lustige Teufel neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höller-Preugel.

Wie mäßig war dagegen der erste katholische Angriff, welchen Friedrich Schlegel auf die Reformation machte, und dieser suchte seine Behauptungen doch wenigstens durch Gründe zu rechtfertigen, während sich hier unser Urtheil vor einer malerischen Schilderung beugen soll. Wird aber ein solches Zerrbild es uns aus der Erinnerung bringen, welche Verfinsterung und Knechtschaft des Geistes das protestantische Deutschland durch die Reformation von sich abschüttelte, welcher Fäulniß der Kirche und des kirchlichen Lebens der Gemeinden durch sie ein Ende gemacht wurde? Es ist ja ein festes Gesetz der Geschichte, daß alle Uebergänge von einer niederen zu einer höhern Culturstufe mit Barbarei bezeichnet sind, daß eine Idee, mag sie die Wissenschaft oder das Volks- und Staatsleben betreffen, oft nicht in hundert Jahren die Masse durchdringt und ihre Umbildung vollendet: darf man daher eine der großartigsten und wohlthätigsten Unternehmungen, welche die Welt gesehen, um der nächsten

123

Folgen willen und mit alleiniger Hinweisung auf ihre Mängel als das abscheulichste Teufelswerk brandmarken? Menzel scheint wirklich geneigt, in dem ganzen Protestantismus eine feichte, glaubensleere Vernunftleier zu sehen. Sein Judenhaß hat offenbar zugenommen. In dem ältern Werke: „Die deutsche Literatur“ (zweite Auflage, Stuttgart 1836), ist z. B. Mendelssohn noch der edle Jude, einer der feinsten und weisesten Moralphilosophen und Erfahrungseelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan gewesen zu sein, das Toleranzdrama Lessing's selbst heißt eine Dichtung der mildesten, süßesten Weisheit. Jetzt hören wir, daß Lessing in dem frevelhaften Stücke seinen Leibjuden Mendelssohn, dessen häßliche Bosheit Hamann aufgedeckt, habe rächen wollen. Menzel reißt sich selbst zu unwürdigen Ausbrüchen der Erbitterung gegen die „Literaturgenossen“, indem er es sich z. B. bei Beschreibung H. Heine's ausmalt, „wie der Judenjunge (als Kritikus) mit der Hand in den Hosentaschen frech vor den italienischen Madonnenbildern steht“.

Mit gleicher Ungunst wie die Reformation sind die Bestrebungen der Humanisten betrachtet. Darf man nur ihre Vertretungen gesehn und es vergessen, daß sie die Schöpfer der deutschen Wissenschaft sind? Die Feindseligkeit gegen die lateinisch gebildeten Gelehrten und Dichter äußert sich oft auf eine sonderbare Weise. Es wird z. B. über den ganzen Humanismus ein Anekdota ausgesprochen, es wird eine Menge größtentheils vergessener neulateinischer Poeten citirt, um die Verurtheilung als gerecht erscheinen zu lassen; dann aber folgt ein Kapitel mit der Aufschrift „Volkschämliche Reaction innerhalb der lateinischen Dichtung“ und mit dem ausführlichen Nachweis, daß Männer wie Renschlin, Frischlin, Hayneccius gleich anfangs eine Vermittelung zwischen der gelehrten Bildung und dem nationalen Volkshumor erstrebt. Ebenso wird die antiklassische Poesie der ersten schlesischen Schule als die verderblichste Neuerung dargestellt, Opitz der eingebildete, unvernünftigste Verfälscher geschildert, aber von Hermsdorf, Dach, Gryphius, Logau, Jöben, die doch auch gelehrte Dichter waren, hat Menzel gleich wieder so viel Gutes zu berichten, daß sich jedermann fragen muß: wo kommen diese zahlreichen Ausnahmen her, wenn das Verderbliche wirklich in der Sache lag und nicht vielmehr bloß in der Verlehrtheit einzelner? Wie ganz anders fielen das Urtheil über diese Entwicklungsstufe der deutschen Cultur und Dichtkunst aus, wenn man die Wahrheit voranstellte, daß der Bildungsstoff der Alten Welt unendlich übersehen werden und unbenuzt bleiben konnte, daß die besten Männer auch sofort Versuche machten, das fremde Element zu germanisiren. Menzel widerlegt sich selbst durch eine einzige, fast naiv zu nennende Zeile, die ein hinreichendes Zeugniß von der unermesslichen Wohlthat enthält, welche der deutschen Cultur mit dem Humanismus zu Theil wurde. Er sagt: „Das katholische Deutschland lag (noch im 18. Jahrhundert) in tiefem Geistes Schlaf.“ Weshalb lag denn nicht auch das protestantische Deutschland die ganze Zeit hindurch in demselben tiefen Schlafe? Doch

einzig, weil es die Erbschaft des Alterthums anzutreten wagte, weil es von den entwickelten Völkern, welche und die geistreichsten Völker hinterlassen, Besitz ergriff und weil sich in dem vom Humanismus getränkten Boden alle Bildungskeime regten. Ja Menzel selbst hebt hervor, daß der Anschluß der neuern Romantik an die vaterländischen, volksthümlichen und religiösen Elemente der Poesie des Mittelalters von Protestanten ausging, und dennoch sollen wir diejenigen Bestrebungen verwünschen, welche die Welt aus der Abgestorbenheit der altkatholischen Bildungszustände herausstießen.

Sonst ist dem Verfasser noch eigenthümlich, daß er in die Werke der Poesie strengere sittliche Forderungen stellt. Er will nicht, daß man, wie die Kunstlehre es eine lange Zeit hindurch gemacht hat, die Beilagen der Schönheit allein von der Form her nimmt. Hierin stimmt er ihm bei; ja ich bin sogar der Meinung, daß man damit durchaus nichts Fremdes in den Kunstbegriff einträgt. Es war eine Verlehrtheit, die einen unberechenbaren Schaden verursacht hat, daß man sonst in der Kunst allem die Darstellung an Gesetze band und das dargestellte Leben der Willkür preisgab. Die ästhetische Schönheit ist nämlich nur da vorhanden, wo durch die Kunst das schlechteste Vollkommene und Vernünftigste in vollendeter Form für die Phantasie zur Erscheinung kommt; es kann also unmöglich da von ihr die Rede sein, wo man die Fäulnis und den Schmelz, das stülpische Schwächliche, ja das Verbrechen als etwas Vollkommenes und Vernünftiges darstellt. Der Dichter ist natürlich nicht gehalten, die Thorheit und die schlimme Leidenschaft von seinen Gebilden auszuschließen, aber er muß sie als solche bezeichnen, er muß sie nicht für etwas Besseres ausgeben als sie sind. Die Sittlichkeit ist daher in der Kunst kein bloßes Aggrement, sie ist neben der Form ihr zweiter Factor, ohne welchen es keine Kunst und kein Kunstwerk gibt, denn sie ist zugleich mit der Wahrheit der Gedanken in dem Begriff der Idealität enthalten. Menzel schätzt und liebt vor allem einen verständigen, thatkräftigen Sinn und reinen Sitten, die keine weicheleiche Genüßsucht, kein gemüthliches Schöndünken mit eigenen und fremden Schwächen entweicht, ferner eine anspruchlose Einfachheit und Natürlichkeit, die sich eher zur Dürre als zu einem geizigen Wesen hinneigen könnte, ebenso ein lebhaftes Ehrgefühl sowohl in Bezug auf die persönliche Unabhängigkeit und Manneswürde als auf die vaterländische und die bürgerliche Freiheit, endlich eine laute, aus dem schlichten Bibelglauben der Väter entsprungene Frömmigkeit. Er macht der Siegfried des Nibelungenliedes und Goethe's Werther je Symbolen für den größten Gegensatz in der Reihe der stitlichen Anschauungen und Grundsätze. Männer wie F. R. Arndt haben ihm die Gesinnung, welche einem wahren Dichter zukommt. Jedermann wird gern zugestehen, daß Menzel dies Charakterbild, nach welchem er die Ideale der Dichter beurtheilt, aus sehr achtungswerthen Eigenschaften zusammengesetzt hat, und es ist gewiß ein Fortschritt der Literaturgeschichte, daß man auch einen solchen Maßstab in Anwendung bringt, wie es der Poesie selbst

nur zum Nutzen gereichen kann, wenn die Dichter sich an den Gedanken gewöhnen, daß die Kritik berechtigt ist, an die Welt, welche sie und in ihren Darstellungen vorführen, solche Ansprüche zu machen.

Nicht zu loben ist es jedoch, daß Menzel bei seinem Sitzengeicht mitunter eine große Härte bewies. Am schmerzhaftesten regt es natürlich wieder Goethe. In vorliegendem Werke wird die ganze Reihe der schweren Anklagen, mit welchen der Verfasser von jeher Goethe angegriffen, aufrecht erhalten. Wie oft hat man dagegen erinnert, daß auch die stilkliche Seite der Goethe'schen Dichtung so viel Großes und Schönes darbietet. Menzel achtet auf keinen Einwand, er verdoppelt nur seine Anstrengungen, um den Dichter zu erdrücken; doch bringt sich eine Kritik, die gegen jeden Unterschied zwischen Goethe und Klopstock wegzuhäuteln möchte, natürlich selbst um jede Wirkung. Welche Parteilichkeit liegt darin, daß Klopstock, Wieland, Thümmel mit einer Kugel fortkommen, während Goethe nicht nur für seine eigenen Sachen einsprechen soll, sondern womöglich für all das liebliche Zeug, welches zu seiner Zeit und nach ihm geschrieben worden. Menzel sucht ihn mit recht pikanten Gegensätzen herabzumwürdigen. Wieder wird es uns zu Gemüth geführt, daß Goethe 1809, als die armen tiroler Bauern ihr Blut für die Ehre Deutschlands vergossen, seine „Wahlverwandtschaften“ schrieb. Darf man ihm allein einen solchen Vorwurf machen? In demselben Jahre gab G. Wagner seinen „Wilhelm“ und anderes heraus, oder wenn Wagner zu denen gehört, die Goethe's Beispiel verdorben hat, verloren denn selbst die patriotischen Romantiker bei dem öffentlichen Unglück die Lust zu literarischen und dichterischen Arbeiten, oder waren die altfränkischen und ritterlichen Reminiscenzen in den letztern ein so kühner Angriff auf den Unterdrücker? In jener Zeit hatte der ältere Schlegel Sammlung genug, seine Vorlesungen über das Drama auszuarbeiten, Arnim gab seinen „Wintergarten“ heraus, 1810 die „Gräfin Dolores“, Fouqué 1808 den Roman „Alwin“, G. von Kleist, der Dichter, welchem die Schmach des Vaterlandes als Herz brach, 1808—10 den „Amphitryon“, die „Penelopea“, „Erzählungen“ und „Räthchen von Heilbrunn“; Jean Paul verfaßte, wie Menzel selbst bemerkt, seine wichtigsten Sachen, den „Attila Schmelze“ und den „Kaspererger“ gerade im Jahre 1809. Man kann dazu wohl sagen: seid langsam zum Zorne, denn des Menschen Herz ist ein wunderlich Ding. Die Bekenntnisse einer jenen Seele im „Wilhelm Meister“ erklärt Menzel eine „ironisch gemeinte Stilübung“; auf diese Weise nun man den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen. Wie ungleich fallen bei einer solchen Willkür die Urtheile aus! Man erschrickt, wenn man von dem „König in Zule“ liest: „daß ein alter Säuser sitzt, hat an sich das Ruhrendes!“ Der „Fischer“ dagegen wird gelobt. Mannte nicht ebenfalls jemand fragen: ist es rührend, daß dummer Fischer sich einbildet, im Wasser eine schöne Reize zu sehen und daß er gar, um zu ersaufen, zu ihr abspringt? Menzel ist über den schändlichen Egoismus gehalten, daß sich das liebe Ich in der weltlichen und

in der geistlichen Lyrik so vorbrängt; aber „Des Knaben Bergleid“ von Uhland athmet ihm die ganze Frische deutscher Jugend, obgleich doch hier das ruhmredige Ich des Knaben (wenn auch nicht unmittelbar des Dichters) sich durch das ganze Lied hin breit macht und zum Ueberfluß noch besonders an jeden einzelnen Vers anhängt. Am meisten verlegt die starke Betonung des stilklichen Moments, wenn man standalöse Personifikationen der Schriftsteller zu Hilfe nimmt, um den Ruf ihres öffentlichen Wirkens, das natürlich stets dem edlern Selbst, dem mehr gehobenen Geistesleben, den Stunden der Weihe entspringt, zu vergiften. Wie sauer hat es sich gutten um die Ehre der deutschen Nation werden lassen! Mag man uns doch zeigen, daß er in der rathlosen Zeit selbst rathlos wurde, daß ihn bald die Kühnheit, bald die Verzagttheit zu Fehlgriffen, mancher Art verleitete u. s. w. Soll das Andenken eines solchen Mannes vernichtet werden, so verdienen seine Bestrebungen doch eine gründliche Kritik. Menzel macht die Sache mit diesen Worten ab (II, 118):

Gutten war von Jugend auf grundlieberlich, aus dem Kloster entsprungen, sein ganzes Leben hindurch venerisch, von seiner eigenen Familie ausgehoben. Nur bei den Humanisten, zuerst in Erfurt, fand er Schutz, indem er anstatt dem Dienste des Heilandes lebiglich dem der Venus ergeben war.

Der Verfasser erklärt, „daß den Werken, nicht mit den Mägen findet aber bisweilen Anlaß zu wird es nicht geschenkt, daß er, Körper und ungewöhnlicher (?) Von Juan spielte, bis er die D u. s. w. Ernst Schulze wird eine Theil. Von dem Freiherrn von J einer objectiven Literaturgeschichte zu finden, daß er ein überaus la

Die Aufnahme des stilklichen Urtheil kann natürlich nicht der Darstellungsformen entbehrt. Punkte wird das Buch vielleicht Nirgends ist eine Dichtung nach mit den Gesetzen der Kunstphilosophie wahre Kritik trat doch seit Vossing daß man nicht mehr nach subjectivem Belieben an den Kunstwerken bald dies, bald jenes lobte oder tabelte, sondern daß man von theoretischen Bestimmungen ausging, daß man den Werth eines Gedichts nach seinem Verhältniß zu den allgemeinen Gesetzen der Poesie und zu dem Begriff seiner besondern Gattung feststellte. Darf die Kritik diesen Standpunkt aufgeben und wieder in den alten Naturalismus zurückfallen? Menzel charakterisirt die Ausführung oft mit den bloßen Prädicaten: geistreich, witzig, schön, zart, abgeschmackt, nüchtern u. dgl.; doch mag heutzutage vielleicht der Mehrzahl der Leser alles Theoretische für ein müßiges Gerede gelten.

So viel über die eigenthümliche Art, wie der Verfasser die Literatur auffaßt; sehen wir jetzt, wie er die Geschichte derselben darstellt. Menzel unterscheidet in dem Vorworte zwei Klassen von Lehrbüchern; die einen gaben

nur Titel und Namen, die andern nur *Raisonnements*. Ihre seien unnütz, diese unter Umständen sogar schädlich, wenn nicht Inhaltsauszüge den Leser in Stand setzen, sich von dem, wovon es sich handelt, einen Begriff zu machen. Mit solchen Inhaltsauszügen habe man bisher nur ausnahmsweise einzelne Abschnitte der Geschichte ausgestattet. Die Lehrbücher sollten aber überall Inhaltsauszüge geben und dies werde hier zum ersten male von ihm versucht. Ein solches Unternehmen hat in der That etwas Großartiges, denn Menzel hat sich keineswegs auf die berühmtesten Werke der Literatur beschränkt, und wie viele Jahre unermüßlichen Fleißes gehören dazu, so viele Hunderte von epischen Dichtungen, Romanen, Dramen u. s. w., die keineswegs immer unterhaltend sind, mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Das Unternehmen ist aber auch sehr verblüffend. Viele Leser kennen dem Titel nach den „Eleganti“, „Sophiens Reise“ und andere alte Romane, die zu ihrer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt; sie haben jedoch nicht Lust, diese müßig stehenden Bücher in die Hand zu nehmen und daher wird ihnen eine Mittheilung über ihren Inhalt sehr willkommen sein. Ja selbst die Männer von Fach sind dem Verfasser den größten Dank schuldig, denn sie erhalten von vielen Büchern, die man sich nur in dem seltensten Falle verschaffen kann, einige Kenntniß. Wenn ich nun gleichwol an diesen Inhaltsauszügen manches aussehe, so geschieht es nur mit dem Wunsche, daß der Verfasser selbst in einer zweiten Auflage, die er sich und dem Publikum verspricht, eine Nachbesserung vornimmt; denn ein neues Werk dieser Art von einem andern wird schon wegen der Schwierigkeit, welche die Beschaffung des Materials mit sich bringt, nicht in 30 Jahren erscheinen.

Inhaltsangaben können sehr verschieden angelegt sein. Willkürlich sollen sie die Idee einer Dichtung feststellen und darthun, wie diese Idee durch die epische oder dramatische Construction der Handlung, durch das Zusammenspiel der Interessen, der Umstände und Charaktere entfaltet ist. Ich meine kritische Analysen, wie wir sie oft von „Germania und Dorothea“ oder von Schiller's Dramen erhalten haben. Andere Auszüge gleichen mehr einer dichterischen Reproduktion. Mit dem Referate eine erläuternde Hinweisung verbindend, nehmen sie die bedeutungsvollsten Züge der Ausführung möglichst vollständig auf und bilden auch die Sprache der Dichtung nach, damit der Eindruck des Werkes dem des Werks selbst einigermaßen nahe kommt. So hat Wilmars den Leser in das Epos des Mittelalters eingeführt. Endlich gibt es Auszüge, welche sich auf die bloße Angabe der Facta beschränken, solche trockene Summarien, wie sie sich in den Schulcompendien finden, welche das ergänzende und beleuchtende Wort des Lehrers voraussetzen. Man kann nicht sagen, daß die eine Art dieser Auszüge die beste ist, denn alles ist gut, was an seinem Plage ist. Der Geschichtschreiber, welcher durch die Einführung in den Inhalt dem Leser deutlich machen will, „wovon es sich handelt“, wird jedoch offenbar bei jeder Dichtung sich fragen müssen, worauf er hauptsächlich hinzuweisen hat, und demgemäß mit der

Form der Auszüge wechseln, meistens auch dieselben commentiren. Menzel hat nun weder kritische Analysen entworfen, noch eine dichterisch gehaltene Reproduktion gewollt, wir finden überall nur kürzere oder längere Summarien. Diese sind in den seltenen Fällen anziehend, wo der Stoff schon für sich das Gehörte ausmacht, wenn es sich z. B. um ein anmuthig erfundenes Märchen, um eine widersinnige fatalistische Tragödie, um frivole Romane von Cramer und Spitz handelt. Aber in den größten Dichtungen ist der Stoff oder der Plan nur ein unscheinbare Blumenkrope, erst ihre Entfaltung macht es offenbar, welche Pracht der Form und Farbe in der grünen Hülle verborgen war. Niemand erhält z. B. aus Vorführung von dem Nibelungenliede, dem es nicht zum Bewußtsein gebracht wird, welche ergreifenden Lebensbilder, welche mächtigen Charaktere hier aufgestellt sind. Das hat der Leser davon, wenn man ihm erzählt (I, 22):

Chriemhild fordert von Hagen den Hirt, Hagen aber sagt er werde nicht verrathen, wo der Schatz sei, solange noch ein seiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bräutigam den Kopf abschlagen und bringt ihn selbst zu Hagen. Hagen aber ist froh und sagt: nun wisse kein Mensch auf Erden, wo der Hirt sei als er, und er werde es nie sagen. Da schlägt ihm die grimme Chriemhild mit Sifrit's Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den diese weibliche That in Zorn bringt, erschlagen. Der alte Hgel hat nichts als die Lobten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das ist der Nibelungen Noth.

Was denkt sich der Leser bei diesem vielen Kopf abschlagen, selbst wenn er den ganzen, in demselben trockenen Tone gehaltenen Auszug des Gedichtes gelesen hat? Wie ganz anders macht sich die Analyse des Nibelungenliedes bei Wilmars oder Heinrich Kurz! Wie geschicklich ist da immer mit der Erzählung die Hinweisung auf den großen Stil verbunden, in welchem alle diese Charaktere und Handlungen ausgeführt sind! Weiß jemand, welche Fülle der großartigsten und lieblichsten Poesie im Homer steckt, wenn er von der Ilias und Odyssee nicht weiter kennen lernt als die den einzelnen Phasobien vorgebrachten lateinischen Argumente? Menzel hat sich offenbar von seinen Inhaltsangaben zu viel versprochen. Die Entwicklung historischer Verhältnisse und ebenso die Charakteristik vieler Dichter hatte, wie es mir scheint, in den ältern Werken des Verfassers weit mehr Gehalt und Bestimmtheit. Damals kümmerte sich Menzel am wenigsten um eine erschöpfende Mittheilung der stofflichen Elemente unserer Literatur. In jedem Kapitel wurden bedeutungsvolle Principien und Meinungen aufgestellt oder bekämpft, alles hatte Geist und Leben, und wenn viele Behauptungen unhaltbar waren, so lag doch in dem frischen Tone, in dem immer thätigen Umblick viel Anregendes! Auch dieses Buch enthält viel Schönes der Art; ich will nur auf die feinen und anziehenden Charakteristiken Goethe's und Jean Paul's hinweisen. Im ganzen gehören aber solche Abschnitte jetzt doch zu den Ausnahmen. Schiller, Lessing, Herder, Schiller sind nicht mehr mit derselben Wärme und Gründlichkeit besprochen. Wie es mir scheint, hat sich der Verfasser, bei seiner vieljährigen Beschäftigung mit der Literatur, etwas müde gelesen und

geschrieben; es ist ihm zu lästig gewesen, den ganzen Reichtum von Kenntnissen und Ansichten, der ihm durch ein so langes Studium zugeflossen, in Anwendung zu bringen. Er wollte jetzt besonders durch seine Inhaltsauszüge belehren und so eilte er von Buch zu Buch, indem er über das, was andere Literaturhistoriker hauptsächlich beschäftigt, nur das Nothwendigste hinzufügte. Welcher Leser sollte wol ahnen, daß Wolfram's „Parzival“ zu den größten Schöpfungen der Poesie gehört, wenn man ihm wieder nur ein schulmäßiges Summarium mittheilt und über das dem Anscheine nach ganz müßige Gewebe von Aenteuereu allein durch diese dürftige Bemerkung Aufschluß gibt (I, 250):

Das poetische Motiv in diesem schönen Gedichte ist ohne Zweifel der echt germanische gewöhnliche Charakter des Helden, das Bewußtlose, die Hingebung an andere, die dennoch die tiefste und gebieterische Kraft verbirgt, im Gegensatz gegen das weltgewandte und stets bewußte Wesen der Romanen. Ingleich ist Parzival das Ideal eines Tempelherrn oder geistlichen Ritters, in dem das Heldenthum gänzlich dem Höheren und Göttlichen zugewendet sein soll.

So viel wird sich doch von selbst in dem Bewußtsein jedes Lesers als Niederschlag einer oberflächlichen Lectüre absetzen. Dabei ist es erfreulich, daß mit einem Leseflug'schen oder Schiller'schen Drama doch etwas mehr Umstände gemacht werden, als mit einem Stücke von Kogebue. Am wenigsten zeigt der Auszug, wovon es sich eigentlich handelt, worin der Hauptwerth einer Dichtung in dem Epischen liegt. In „Sophsien's Reise“ von Hermes (1770—73) hat z. B. die Haupthandlung wenig Interesse. Sie dient besonders dazu, einige damals neue und beliebte Charaktere einzuführen. Es erscheint hier in Herrn Riff, dem Ebenbilde Grandison's, das vornehmere Tugendideal, philosophisch und cavallermäßig fein gebildet, mit Gold auf der Weste, andererseits in dem reichen Schiffer Cornelius Puff die bürgerliche Redlichkeit, das gute Herz, die überall helfende Menschenliebe eines Natursohnes, welchem ebenso viel Verbeilheit wie Zartgefühl eigen ist, welcher als Ungelehrter mit den Resten seines Schulwissens Scherz treibt, aber praktischen Verstand hat und die Lücken in seinen Kenntnissen mit einem munteren Mutterwitz ausfüllt. Noch anziehender sind die vielen Episoden, welche sich durch die Bekanntschaften, die Sophsie auf ihrer Reise macht, an die Hauptfabel anschließen. Da lernen wir z. B. einen Pfarrer kennen, der eine adeliche Dame zur Frau hat. Die Eishelrath führt zu einem Kampfe der resignirenden Weisheit mit dem zankfüchtigen Eigensinn der Standesvorurtheile, welcher mit Meisterhand gezeichnet ist. Da erzählt ferner ein Edelmann, wie er in seiner Jugend sich in das Kammermädchen der Mutter verliebte, wie sich die Liebe allmählich in die bloße Begierde verwandelte, wie er seine Absichten beschönigend sich nach und nach in die Lüge und zuletzt in die größte Liebertrachtigkeit hineinphilosophirte: dies alles ist in einem so wahren und ergreifenden Seelengemälde, mit einer solchen Berechnung der Motive und der Umstände ausgeführt, daß noch heute nichts geschrieben werden kann, was uns in höherem Grade

mit einem unheimlichen Erstaunen über die Irrenwege der Leidenschaft erfüllt. Menzel hat auf den Werth dieser und ähnlicher Episoden nicht aufmerksam gemacht. Den Haupttheil der Geschichte Sophsien's erzählt er so (III, 24):

Sophsie wird mit vielen interessanten Charakteren bekannt, die sich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt sich in einen gewissen Herrn Risse, mit dem sie zufällig in einem Bette zusammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entsagt selbstenwegen dem braven Seemann Cornelius Puff, der sie aus mehreren Gefahren errettet. Ein russischer General Ischernoi stellt ihr nach und entführt sie nach Danzig. Puff aber befreit sie wieder. Der obligate Bösewicht des Romans und ihr eigentlicher böser Dämon ist ein gewisser Schulze. Endlich da Risse sie aufgibt, muß sie einen armen Schalkmann heirathen, der sie anfangs plagt, mit dem sie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenpersonen, Episoden und moralische Excurse fast ganz verschwinden gemacht.

Was haben wir nun von der Mittheilung, daß in dem Romane ein Herr Risse und ein Herr Puff auftreten; was liegt darin Eigenthümliches, daß Sophsie den einen liebt und den andern nicht mochte? Dergleichen Dinge kommen ja in tausend Romanen vor. Außerdem ist es räthselhaft, wie ein Mädchen zufällig und in allen Ehren mit einem Herrn in einem Bette zusammenkommen kann. In Wahrheit übernachteten sie, ohne voneinander zu wissen, nicht in demselben Bette, sondern nur in demselben Zimmer. Schulze ist auch nicht der böse Dämon Sophsien's, sondern einer andern jungen Dame. Endlich erzählt der Roman auch nicht, daß Sophsie anfangs von ihrem Manne geplagt wurde, nachher aber mit ihm ganz glücklich lebte; denn im letzten Kapitel meldet ja die junge Frau ihren Bekannten erst, daß sie in diesem Augenblick vom Altare komme.

Die Auszüge werden hoffentlich in den meisten Fällen wenigstens das Thatsächliche richtig angeben. Auf ein bestimmtes Urtheil über diesen Punkt muß ich verzichten. Die bloße Erinnerung reicht zu einer gründlichen Prüfung nicht aus, seltenere Bücher hat man nicht zur Hand, und ehrlich gestanden, es ist mir unmöglich gewesen, so viele hundert Auszüge hintereinander zu lesen. In manchen bekanntern Dichtungen finde ich jedoch auffallende Abweichungen, die kaum durch eine Verschiedenheit der Ausgaben zu erklären sind. Der Verfasser erzählt z. B. aus Wieland (II, 535):

Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und seine eifersüchtige Gattin Proctris dadurch beschämt, daß Kephalus sich unter der Maske des Seladon zu ihr schleicht, ihre höchsten Wünsche genießt und sich dann erst als ihr Mann zu erkennen gibt.

Der Plan des Gedichts ist vielmehr dieser: Kephalus macht sich über seine Untreue Vorwürfe und Aurora will ihn damit beruhigen, daß Frau Proctris ja auch der Versuchung erliegen möchte. Aus Eifersucht beschließt er, seine Gattin zu prüfen. In der Maske eines plumpen, aber reichen Seemanns wird er abgewiesen. Als schöner und zärtlicher Seladon hat er mehr Glück. Er verwirrt die Sinne seiner Frau, sie ist dem Falle nahe, da verwandelt sich ihr Liebhaber in ihren wüthenden Ehemann. Sie entflieht in die Wildniß. Jetzt sucht er sie voll Sehnsucht auf. Er findet sie endlich in einer lieblichen

Scotte schlafend, aber an ihrer Brust ruht der wahre Seladon, dessen Gestalt er vorhin angenommen. Da vermüthet er seine Eifersucht und stürzt sich in den See; doch Aurora ist schon da, um ihn zu retten und zu trösten.

Auch der Bericht über „Rufation“ enthält eine Ungenauigkeit. „Eine schöne Dienerin bringt Speisen und Wein und sticht den Cynikern so in die Augen, daß sie den Anstand vergessen und endlich total betrunken hinfallen.“ Dies begegnet nur dem Stoiker Kleanth, der andere Philosoph, ein Pythagoräer, welcher die Seelen von allem Stofflichen rein haben wollte, kam in den Armen der Sklavin zur Selbsterkenntniß. Im „Kombabus“ ist die Königin nicht „Potiphar's Weib“, denn sie „klagt nicht ihren Begleiter an, daß er sie habe verführen wollen“, sondern sie selbst wird mit Kombabus von den Hölzlingen der Untreue beschuldigt und ins Gefängniß geworfen. Im „Gandalin“ soll ja die Naturgewalt der Liebe sich darin beweisen, daß der Ritter seine Treue gegen Sonnemon bewahrt und doch wieder sein Herz von der unbekannten Dame, eben weil sie die verschleierte Sonnemon ist, nicht losreißen kann; wenn nun Gandalin, wie der Auszug angibt, wirklich zuletzt der Unbekannten erklärte, daß er nicht sie, sondern nur Sonnemon liebe, so würde sich ja die Idee des Gedichts damit aufheben. Bei Wieland ruft aber der Ritter, nach so vielen Kämpfen verzweifeln, noch zuletzt:

Ich liebe Sonnemon und dich;
Ihr beide herrscht in meiner Seelen,
Als hätt' ich nur für euch allein
Ein Herz, und zwischen euch zu wählen
Wird ewig mir unmöglich sein!

Anderer Ungenauigkeiten sind wahrscheinlich durch die Druckerei in das Buch gekommen. Wir stoßen oft auf falsche Namen und der Fehler ist nach Umständen mit Consequenz mehrmals wiederholt. Beim Lesen des ersten Bandes versäumte ich es, mir solche Versehen anzumerken und ich habe es auch nachher nicht immer gethan. Da jedoch die dem Werke angehängten Berichtigungen nicht alles verbessern, möge hier ein kleiner Nachtrag folgen. Die ersten deutschen Uebersetzer des Homer waren Schaidenreißer und Spreng, sie treten II, 266 als Schneidemeißer und Spreng auf. Der Humanist Gellius ist überall Gellid genannt; ich weiß nicht, ob mit Absicht. Zu Opitz gestellt sich S. 305 ein Freund Wochner, es ist Buchner gemeint. Gryph's Dramen haben hier (S. 405) einen Golo für einen Geta, eine Selenissa für die Selenissa, und Horribilicribrifax schreibt sich durchweg = scribrifax. Gottsched's Bühnenerin, die Frau Neuber, heißt S. 460 und 462 Namber, der Scythentönig Thoas S. 513 (dreimal) Troas. Der Teufel in Wolf's „Iphigen“ III, 84 war diesmal nicht der alte Spötter Lucian, sondern ein Zurlan. Ueßgen, der Dichter des alten beliebten Liedes „Im Arm der Liebe ruht sich wohl“ u. s. w., hat sich S. 105 und auch im Register in einen Kelgen verwandelt. S. 181 ist Bacchidon und Wilson für Alton zu lesen, S. 263 Luette (Gattin des Siebenkäs) für Linette. In „Otfried und Werner“ von Gupfrow sind zwei Dramen zu einem ge-

worben; S. 431 im „Uriel Acosta“ hat der Erzengel Uriel dem kleinen Heiden Ariel Platz gemacht.

Bei der Besprechung dieses, mit einem so großen Fleiße ausgearbeiteten Werks habe ich mich nur deshalb über einige Mängel ausführlicher geäußert, weil ich meine Wünsche motiviren mußte. Zu diesen gehört vor allem, daß man sich der unbilligen Geringsetzung des Sentimentismus enthält, welcher nach meiner Ueberzeugung nächst dem Christenthum die wichtigste Grundlage unserer Cultur ist und auch ferner dem Betrug hat, der Barbarei zu wehren. Aber es wird auch denjenigen, welche sich ebenfalls nicht mit dem Verfasser auf demselben Standpunkte befinden, ganz interessant sein, unsere Vorleser einmal von einer andern Seite anzusehen. Ueberdies sind bei dieser Auffassung diejenigen Partien, welche auf dem volkstümlichen Elemente ruhen, in ein helleres Licht gestellt und so findet man hier z. B. zum ersten male einen Ueberblick über die gesammte deutsche Märchenbildung. Von den Auszügen habe ich gewünscht, daß sie instructiver wären und mehr in die Eigentümlichkeit der Werke einführten, da sich aus der kurzen Darstellung des bloßen Stoffs zu wenig für das Urtheil ergibe. Es ist nun gleichwol die Frage, ob die Literaturgeschichte nicht auf etwas Unmögliches ausgeht, wenn sie dem Leser das eigene Studium der Literatur selbst ersparen will, und so hätte ich vielleicht mehr gefordert, als ein Buch und ein Mann zu leisten im Stande ist. Der Verfasser wäre gewiß mit seinem Werke noch in zehn Jahren nicht fertig geworden, wenn er statt der Auszüge wirkliche kritische Analysen und eingängliche Beurtheilungen hätte geben wollen. Dies ist aber dennoch eine Forderung, auf die man unmöglich verzichten kann. Ein Ausweg wäre der, daß jemand die Hälfte weglasse und das Uebrige gründlich durcharbeitete. Wie viel Zeit und Ueberwindung muß es Menzel gekostet haben, die ganze Reihe der Schulen und schlüpfrigen Sachen von Gramer, Spieß, Kogelme u. a. zu lesen; möchte doch die Mühe auf wichtigere Dinge verwendet sein! Ich wiederhole jedoch gern, daß das Werk, wie es ist, selbst belehrten Freunden der Literatur gute Dienste leisten wird, da es aus so vielen

*) Wir für unsern Theil wünschten, daß sie auch genauer und gewissenhafter wären und weniger Enthaltungen und Berichtigungen enthielten; farg, daß mindestens dieser Theil des Menzelschen Werks, bei dem doch die größte Genauigkeit und Objectivität erste Pflicht waren, von den Gemischnungen seiner persönlichen Antipathien und seines Parteilichkeitspunktes frei geblieben wäre. Es gehört schon zu den eines gewissenhaften Kritikers unwürdigen Randwörtern, in einem literarhistorischen, also auf längere Dauer Anspruch machenden Werke einen Autor absichtlich dadurch Schaden zuzufügen, daß man aus einer längeren Reihe literarischer Leistungen gerade diejenigen auswählt und bemerkt, auf die der Autor selbst vielleicht den geringsten Werth legt, während man die vielleicht gehaltvollern unberücksichtigt läßt, daß man sogar Kapitelüberschriften in verunstalteter Gestalt citirt und glaubens machen will, daß sie dem Texte der Erzählung selbst entnommen sein u. s. w. Ueber die durch Entstellungen, Berichtigungen und Verunstaltungen gegen Goethe, Wolf, Klopstock und Lessing von Menzel begangenen Missethat hat August Boden vor kurzem eine auf gründlichen Forschungen beruhende Schrift „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Größen unserer klassischen Literatur erhobene Klagen“ herausgegeben, auf die wir demnächst zurückzukommen gedenken. D. Rsh.

Büchern, die man nie zu Gesicht bekommt und über die ich bis zu die neuen Schriften der Literarhistoriker, welche sie auch nicht gesehen haben, nur ein nichtsagendes, stereotypes Urtheil fortpflanzt, wenigstens eine flüchtige Mittheilung enthält.

Des Cholerins.

Kingsley's „Hypatia“.

Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Von Charles Kingsley. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Siffa. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bausen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Bde.

Angesichts der unermüdblichen Geschäftigkeit, mit der man sich beistellt, dem lebhaftesten Interesse unser's Publikums an den Erzeugnissen der neuesten englischen Romanliteratur entgegenzukommen und beständig frische Nahrung zu bieten, kann es befremden, daß ein Schriftsteller wie Charles Kingsley, vor allem ein Werk wie seine „Hypatia“, verhältnißmäßig so langsam den Weg zu allgemeinerer Beachtung in Deutschland gefunden hat. Wenn wir jedoch die in jenem Interesse vorherrschende Geschmacksrichtung zu dem Geiste dieses Werks, das mit einem ergreifenden Charakter voller Echtheit die Masse gleichzeitiger Productionen übertrifft, in Vergleich stellen, erklärt sich wol, daß in dem gewöhnlichen Zuge literarischen Wechselverkehrs die Würdigung desselben sich nicht Bahn brechen konnte. Das Gute, Schätzbare erlebt immer seinen Tag, und so wird uns jetzt die Freude, Kingsley's herrliches Buch in einer gelungenen deutschen Uebersetzung verbreitet, von dem angesehensten Fürsprecher mit begeistertenwärmenden Geleitwort der deutschen Theilnahme empfohlen zu sehen.

Es ist freilich dafür gesorgt, daß selbst auf dem gerötheten Boden „Hypatia“ an Popularität mit den Erzeugnissen der englischen Romanliteratur, welche, gewiß nach Verdienst, gegenwärtig bei uns in aller Gänze sind, nicht zu weitern vermag, ebenso sehr aber auch, daß die Wirkung des Buchs, wo sie Eingang findet, durch Tiefe und Nachhaltigkeit den Vortheil doppelt zurückgewinne. Das poetische Gemälde eines Zeitalters, in welchem der Kampf um die höchsten Fragen der Menschheit ausgefochten, durch ungeheure Stürmungen eine neue geistige Ordnung der Dinge zum Siege geführt wird, setzt, um mit vollem Verständnis genossen zu werden, eine reiche, dem Ernst jener großen Probleme befreunte Bildung voraus. Den erhöhten Gewinn, dessen ein solcher Standpunkt fähig macht, bietet dagegen auch Kingsley's historische Dichtung in erquickendster Fülle dar. Sie versetzt uns in den Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr., eine entlegene Zeitferne, welche an sich schon für den eigentlichen Romanleser etwas Abschreckendes hat. Gibt es aber für die sinnbegabten modernen Menschen irgend einen Willkür in die Geschichte vergangener Jahrhunderte, der fesselnder wäre als der auf das Schauspiel der gewaltigen Konflikte, in welchen das erstirbende Heidenthum die immer noch jähren Reste seiner gebrochenen Lebenskraft gegen die aufgehende Welt Herrschaft des Evan-

gels zu behaupten suchte? Der wissenschaftlichen Darstellung winkt hier ein Feld, dem wir recht bald einen Romanen wünschen, für die poetische birgt es im besondern Sinne reiche Ernte. Es ist der verhängnißvolle Geist solcher Uebergangsperioden, der jene tragischen Verwickelungen auf die Schicksalsbühne rüstet, welche immer die bevorzugten Lieblinge des tiefsten Dichtergemüths sein werden. Daß wir weiblichen Gestalten selten unter ihnen begegnen, liegt in den Bedingungen dieser Charaktere, die naturgemäß sich nur ausnahmsweise in einer weiblichen Individualität erfüllen. Eine dem Untergang verfallene Lebensidee mit absoluter Hingebung des Gefühls, mit unerschütterter Energie des Willens zu umfassen und gegen die innere Vernunft der fortschreitenden Geschichte zu behaupten, dieses Heldenpathos des Irrthums in eine Weibchensee gepflanzt, ist aber von jenen seltenen Erscheinungen fürwahr die seltenste. Hypatia, die jungfräuliche Lehrerin der platonischen Schule zu Alexandria, als fleckenloses Gestirn weiser Bildung in bewunderndem Gesange gepriesen, an Schönheit und Adel der Sitten über allem Vergleich erhoben, gewährt uns, lebend und sterbend für die verlorene Sache der alten Götter, an deren Wiederherstellung Julian der Apostat vergeblich seine kaiserliche Macht gesetzt hatte, dies wanderbare Schauspiel in ihrem durch aufgelegte Buch der christlichen Wädel so schreckenvoll herbeigeführten Ende zugleich das merkwürdigste Gegenbild zu den Martyrern der zahlreichen Bekenner, die um Christi willen den grausamsten Tod in tausend Gestalten erlitten.

Auf den ersten Anschein tritt uns das Dramatische des Stoffs so einladend entgegen, daß man sich wundert, ihn noch nicht zur eigentlichen Tragödie verarbeitet zu sehen. Die Kultursphäre jedoch, in welcher die ganze Erscheinung Hypatia's wurzelt, enthält Elemente, die der Natur des Dramas widersprechen und wenn es gleich ohne Zweifel einer genialen Hand gelingen müßte, derselben Meister zu werden, so haben wir in Kingsley's Werk den überzeugendsten Beleg dafür, daß die vielfältig gemischten Zustände, welche den Hintergrund des Geschehens seiner Selbst bilden, jedenfalls nur durch das breit angelegte, mannichfach verschlungene Baugesetz des Romans zu erschöpfender Anschauung gebracht werden können. Indem der Dichter Hypatia für unser Interesse zum Mittelpunkt des letzten Kampfes zwischen der jungen Kirche und der alten Welt zu machen weiß, gelangt er auf richtigem künstlerischen Wege dahin, eine gewisse Spärlichkeit individualisierender Züge, welche in dem Geistescharakter dieser Hauptgestalt begründet ist, durch den Reichthum ihrer Beziehungen zu dem umgebenden Kreise zu ergänzen und zwar mit höchst geschickter Wendung so, daß unser Gefühl, anknüpfend an das vielseitiger bewegte, schärfer ausgeprägte Treiben der andern Charaktere, immer vorhin zurückgeleitet wird, wodurch die schließliche Wirkung der gesammelten Eindrücke größtentheils als von ihr ausgehend erscheint. Wenn uns jetzt im allzu blendend gleichförmigen Lichtglanz unabhörter Jugend, jetzt im allzu düstern Nebelgewölbe mythischer Speculation das lebendige Men-

schonantlig fast zu entschwinden droht, immer bleibt durch die kräftig dazwischentretenende Theilnahme der übrigen Gestalten, die ihrem Gegenstand nicht losläßt, die klare Zeichnung des Bildes gerettet. Daß eine gewisse übertriebene Fremdheit selbst die Momente noch leise umschleiert, was hervordringende Spuren einer vollern weiblichen Empfindung und das hehre jungfräuliche Wesen unmittelbar näher rücken, darf dem Dichter keineswegs als Mangel plastischen Ausdrucks in Anrechnung kommen, vielmehr wird dieser ebenmäßig durchgeführte Abstand gegen das ganze übrige, gleichsam aus minder edelm Stoffe geformte Geschlecht als künstlerisches Verdienst in der Charakteristik Hypatia's zu erkennen sein. Welche Kraft, Wärme und Farbenfülle der Darstellung, welche eindringende Schärfe und markige Sicherheit der Linien unserm Dichter zu Gebote steht, davon ist jedes Blatt seines Buchs ein sprechendes Zeugniß. Ja, ganz abgesehen von der tiefern Ausbeute, die es dem Unterrichteten gleichzeitig mit dem poetischen Genuße zusichert, muß diese derb anfassende, rüstige Behandlungsweise, die das Ferne, Vergangene plötzlich wie zauberhaft in den vertrauten Bereich der einfachsten Anschauung heranzieht, auf jeden empfänglichen Sinn unwiderstehlichen Reiz üben. Die Vorzüge solch herzhafte-freien, aller Umschweife sich entschlagenden Verhältnisses zum Alterthum, denen die Ursache des großen Erfolgs der „Römischen Geschichte“ von Theodor Mommsen durchaus verwandt ist, deuten bei Kingsley, durch die Gabe des schöpferischen Dichters gesteigert, auf kein geringeres Urtheil, als das vom Landmann Shakespeare, dessen auch Bunfen in seiner Vorrede mit gleicher Ansicht gedenkt, direct überkommen. Nicht so leichtin wird hier die Verufung auf den inhaltschweren Namen nachgesprochen. Derselbe altenglische Geist in der That, dessen höchsten Inbegriff uns die Erinnerung an Shakespeare vergegenwärtigt, hat zur Ausstattung der meisten Kingsley'schen Figuren seinen unverfälschten Segen gesendet. Aber nicht allein in diesem herzerfreuenden Krafthauche dauerhafter Vitalität, mit dem unser Dichter seine Menschen besetzt hat, offenbart sich der Geist, der uns solchen Vergleich würdig dünkt. Der frische Humor, von welchem das Leben und Wehen der einzelnen Gestalten durchdrungen ist, waltet als herrschende Stimmung über der ganzen Welt, die als Kampf- und Lummelplatz dieser Gestalten rein und hell beleuchtet in Kingsley's Buche sich vor unsern Blicken ausbreitet. Wie die Sonne, die da scheint über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, umfaßt er mit gleicher Gelassenheit frei überschauender Betrachtung, mit gleich vertheilter Wärme des künstlerischen Interesses alle Parteien. Im vollkommensten Widerspruch zu dem Worte, das Emil Montégut, der Kritiker der „Revue des deux mondes“ — allerdings bei Gelegenheit eines der modernen Romane Kingsley's, welche für uns diesmal außer Betracht bleiben — aufstellt: „Il y a dans M. Kingsley deux personnes bien distinctes, un artiste et un clergyman“, zeigt uns „Hypatia“ durchweg eine bewundernswürdige Verschmelzung gerade der persönlichen Beziehungen, die den

Verfasser als Mann des Predigtamts und Theologen von Fach nach einer bestimmten Seite seines Stoffs hin prädisponiren konnten, in die gemeinsame heiter-ernste Anschauung des Kunstwerks. Ganz dem schönen Bilde entsprechend, welches Bunfen von der im glücklich vereintem geistlichen Beruf und regsam munterem Weltleben so recht menschlichen Wirksamkeit des Pfarrers von Overley entwirft, finden wir in seinem Buche nirgends einen auch noch so verflachten Zug störrischer Scheidung zwischen den innern Ansprüchen der Composition und den Motiven des subjektiven Gedankenganges. „Neue Feinde mit altem Ghaß“: durch diesen Nebentitel bekennet sich Kingsley freilich dazu, daß er die geschilderten Verirrungen im heidnischen wie im christlichen Lager, den Zeitgenossen als mahnenden Spiegel wünschste einleuchten zu sehen, jedoch hat er in ästhetischem Betracht ganz unverfängliche Wint an die Lesewelt, der am Schluß des Buchs noch einmal im kurzen Rückblick aufgenommen wird, der Reinheit der Darstellung keinen Eintrag. Wertwürdige Analogien solcher Art, wie David Strauß in seiner geistesscharfen Schiz Julian's, des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren“, und Adolf Schmidt in seiner „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums“ sie dem modernen Beurtheiler direct zu Gemüthe führen, überläßt die literarische Schilderung, wie das Leben selbst, nach dem Maß der Einsicht und Auffassungsgabe eines jeden zu raten und in weitem Verknüpfungen auszubilden.

Kingsley hat, im Innersten erfüllt von der Idee siegreichen Christenthums, gemäß dem großartig unbefangenen Sinne, der ihn überall leitet, sich nichts weniger als gegen die Aufgabe gesperrt, neben dem wüsten Bruchfall des Weltcorruptionsherdes von Alexandria, wenn ihn jüdisch-heidnische Elemente vorzugsweise bezeichnen, das schlimme Unwesen der in wilder Herrschsucht zu allen zügellosen Trieben entarteten Kirche ohne Schonung zu offenbaren, ja, seinem Gefühl nach, selbst neuen Schatten auf dieser Seite des Bildes zu häufen, als im Grunde durch das objective Sachverhältniß gefordert war. Er sagt in seinem Vorwort:

Ein Lebensgemälde des 5. Jahrhunderts muß notwendig vieles enthalten, was jedem Leser peinlich ist, und wovon Jugend und Unschuld wohlthun das Auge gänzlich abzuwenden. Es stellt ein grauenvolles, aber dennoch großartiges Zeitalter, zu jener kritischen, jener Hauptepochen im Leben des Menschengeschlechts dar, wo Tugend und Laster nicht beieinander — ja in einem und demselben Individuum vereinigt — in überreichem der Offenheit und Stärke sich zeigen. Wer ein solches Zeitalter beschreibt, hat einen lästigen Mißstand zu bekämpfen. Er mag nicht zu sagen, wie schlecht die Menschen waren, und er will keinen Glauben finden, wenn er erzählt, wie viel Gutes sie thaten. Im gegenwärtigen Fall ist jener Mißstand ein doppelt großer; denn während die Sünden der Kirche, obgleich natürlich, sich doch in Worten ausdrücken lassen, ist es unmöglich die Sünden der heidnischen Welt, die sie bekämpfte, zu bezeichnen; der christliche Vertheidiger ist daher des Anklaufs wegen genöthigt, den Zustand der Kirche weit schwächer darzustellen, als die Thatfachen es verdienen.

Diese vorzügliche Bemerkung wird indessen, wie uns dünkt, durch das Buch selbst nicht ganz gerechtfertigt.

Einerseits ist Kingsley's Gesichts, die bepravirte, mit jedem schändlichsten Raffinement der Sinne vertraute Lebensart der glaubenslosen Bildungsaristokratie in seinen Andeutungen, treu und doch für das Gefühl des Lesers gemildert, auszusprechen, so groß, daß es ihn von vornherein überhebt, die nackte Verworfenheit beim Namen zu rufen, andererseits treten die bessern Elemente der Kirche, in denen das christliche Heil, unversehrt vom allgemeinen Verderben, seine fortwirkende Macht bewahrt, in bestimmten Charakteren klar genug ans Licht, um jeden Zweifel über das Unergehn des auf- und abwogenden Strebens unmöglich zu machen.

Als Hauptrepräsentant des rein erhaltenen Christenthums bewegt sich der junge Mönch Philammon im Vordergrund der geschilderten Begebenheiten. Aus der weltfremden Einside der Laura treibt ihn die Sehnsucht nach den fernem unbekannten Dingen in das Gemüth der Riesensstadt Alexandria, das ihn fast bewußtlos von einer überraschenden Erfahrung zur andern fortreißt. Die Schilderung seines ersten staunenden Eintritts in das gewaltig ihn umwogende neue Leben, in die betäubende Fülle nie geahnter Eindrücke gehört zu den hochpoetischen Momenten anser Buchs, in deren Empfindung sich die Seele wie trunken verliert. Eine Unendlichkeit künftiger Entwicklungen scheint sich hier den erwartungsvoll gespannten Blicken anzukündigen. Allein, wie bunt und massenhaft nun auch in dichtester Folge die Abenteuer sich hereinbrängen, deren jedes gleichsam eine neue Werthung mit sich führt, so täuscht der Dichter doch zuletzt in gewissem Sinne das aufgeregte Vorgefühl. Abgeschlossen von der Wirkgehalt der Kirche, die seinem kindlichen Gemüthe die gehoffte Zuflucht nicht zu bieten vermag, wendet sich Philammon, fridensuchend und erkenntnißdürstend, an die Philosophie, welche ihm durch den Mund der göttlichen Hypatia Wunder der Erleuchtung verspricht. Dem im Vorhof Irrenden öffnet sich bedrohlich statt des Allerheiligsten, um dessen Eingang er zu werben glaubt, das Labyrinth der Leidenschaft. Hart und heiß streift die Lösung der sündigen Welt an ihm vorüber. Endlich das jäh und tief einschneidende Weh um die bittere Verlehnung und den entsehligen Untergang der angebeteten Freundin, womit denn alle die schwebenden Fäden plötzlich zu Boden fallen und Philammon's ganze bisher bestandene Arbeit gewissermaßen rückgängig gemacht wird. Sein resignirtes Geluflüchten in die leblose Einsamkeit, die er verläßt, um seine thatensfähige Jugendkraft im Dienste des Evangeliums zu erproben, läßt manche Frage des natürlichen Antheils unbefriedigt. Das ist nicht zu leugnen und viele Leser werden es Kingsley im stillen als Mangel kunstgerechter Lösung vorwerfen, daß er zum Schlusse das Amt der Darstellung geradezu an die Legende abgibt. Auf keinen Fall aber dürfen wir eine unwillkürliche Schwäche des künstlerischen Vermögens erblicken, wo den Dichter offenbar ein wohlervogener Plan geleitet hat. Es gehört mit zu der innern Wahrheit des Baubildes, welches er entrollt, daß edle, mit reinem Willen und frischem Muth begabte Naturen in einer 1869. u.

solchen Welt verirrten sich bekämpfender Michtungen, deren tolles Gaukelspiel Licht und Falles unerkennbar durcheinander mengt, keine rechte Stütze des Wirkens finden und, um den Glauben an die Idee zu retten, in frommer Beschaulichkeit thatenlos von der Welt sich abschließen.

Gleich ist uns Kingsley die Charakteristik der Wege, auf denen werthtätige Liebe der Ungunst auch des feindlichen Tags tapfer entgegen ihrem Ziele nachringt, nicht schuldig geblieben. Victoria, die Tochter des römischen Weltferten, und der durch sie aus tiefer Versunkenheit zur geistigen Wiedergeburt erhobene Raphael Eben-Ezra bilden in dieser Beziehung zu Philammon's Schicksal das trostvollere Seitenstück. Die Gestalt Raphael's mit ihrem vollen Lebensinhalt der Epoche umfassenden Metamorphosen ist für sich eine psychologische Meisterleistung, deren Werth nicht leicht überschätzt werden kann. Unvergleichlich schilbert der Dichter, wie unter der entsehlenden Maske lasterhaften Genusslebens und skeptischer Plaktheit nach und nach immer sichtbar das adeliche Gepräge angeborener Idealität wieder hervorschimmert. Der vermeintlich auf gleichem Boden stehende Statthalter Drexel wirkt von Anfang an nur als treffliche Folie für die begaunerbende Ueberlegenheit der Ironie, die Raphael neben ihm entfaltet, und der Eindruck höherer Bestimmung ist uns bei letztem, wie sehr er sie wegzusprengen sich Mühe gibt, trotz aller Auswüchse einer bizarren Individualität sofort entfallen. In seinem Verhältnis zur Philosophie, von der er sich wohl bewußt ist, daß sie ihre Rolle ausgespielt hat, fesselt uns bis dahin, wo sein hoffnungsloses Sichhindurchwinden durch die Jargänge leerer Dialektik bei der Verweisung des fahrenden Idealismus ankommt, der nimmermüde Wahrheitsdrang. Und das rettende Bestirn, das dem schiffbrüchigen Geiste in dieser letzten Noth erstahlt, bleibt der feste Punkt, an welchem nach allen Schwankungen und Kämpfen, nach den Schrecknissen der Lebenskatastrophe Hypatia's unsere Gedanken beruhigt sich sammeln.

Wir gestatten uns nicht, dem Reize nachzugeben, der uns noch länger bei der Betrachtung eines Werks festhalten möchte, an dessen Vollendung männlicher Ernst des Geistes und garte Wärme des liebevollsten Gemüths, tiefinnige Religiosität und großartige Freiheit philosophischen Gesichtsblids, schöpferische Kraft kühn gestaltender Phantasie und heiterer Uebermuth des immer schlagfertigen Witzes gleichen Theil gehabt haben.

Nur ein Wort noch zu dankbarem Gedächtniß der Uebersetzerin, die sich das Verdienst erworben hat, den Genuß dieses Werks in einer würdigen deutschen Ausgabe zugänglich zu machen. Zum Gedächtniß! Denn sie ist schon dahingefahren, wenige Monate nachdem ihr die Freude vergönnt gewesen, ihre Arbeit, deren Veröffentlichung sie als eine Herzensangelegenheit betriebte hatte, unter so ehrenvollen Auspicien dem Publikum — sie durfte sich wol sagen: den Wesen des Publikums — übergeben zu sehen. Sophie von Wille starb im September 1868 als Stiftern- und Ordensdame zu Fulda nach jahrelangen Leiden, unter

deren Gedrängung ihr geistiges Leben sich so frisch und frei erhalten hatte, daß ein Willen in weite Ferne gerückt schien. Man sieht es der Verdeutschung unseers Ringsley wahrlich nicht an, daß sie zum größten Theil eine Frucht der schmerzlichen Ruhe des Krankenlagers ist. Voll und unverkünstelt weht uns der Hauch blühender Gesundheit und freudigen Kraftgefühls daraus entgegen. Daß in einzelnen Bezeichnungen und Stilwendungen die mit elastischer Leichtigkeit überall handfeste Markfülle poarende Form des Originals sich nicht vollständig abgeprägt findet, thut dem Charakter der Gesamtwirkung keinen Schaden. Und diese kleinen Mängel — theilweise vielleicht auf Mißverständnisse zurückzuführen, die sich unter der Presse eingeschlichen haben — sind von der Art, daß bei einer neuen Auflage, die, denken wir, nicht fehlen kann, eine sorgsame Durchsicht sie ohne tiefen Eingriff beseitigen wird.^{*)}

Werkwürdig sind es gerade zwei weibliche Geber, die sich in Deutschland mit der Uebersetzung dieses mannhaftesten Autors beschäftigt haben. Bunsen hat, indem er bemerkbar macht, daß wir von dem Erstlingswerke, mit welchem Ringsley im Jahre 1848 die Herausgabe seiner Dichtungen begann: „The saint's tragedy“, eine solche nicht befähigt, sich entgegen lassen, daß dieselbe, gleichfalls die höchst gelungene Arbeit einer (ungenannten) Dame, bereits vor vier Jahren im Verlage von Joh. Aug. Koch zu Marburg erschienen ist unter dem Titel: „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen oder das Trauerspiel der Heiligen. Dramatisches Gedicht von Charles Ringsley. Nach der zweiten Originalausgabe aus dem Englischen übersezt.“ Allen Freunden unserer „Gypatia“ sei dies bisher in unbegreiflicher Nichtbeachtung verbliebene Buch, die schönste poetische Wertherklärung jener rührend lieblichsten Gestalt unseers deutsch-mittelalterlichen Legendenschatzes, auf das wärmste empfohlen. Und möge das gute weibliche Beispiel recht bald in der Uebersetzung der übrigen Werke Ringsley's, seiner Romane: „Alton Locke, or tailor and poet“, „Westward Ho“, „Yeast“, „Two years ago“, welche neuerdings wenigstens in die Lauchnig'sche Bibliothek englischer Autoren Aufnahme gefunden haben, vor allem aber seiner „Alexandrian lectures“ und des „Phaeton“, eine tüchtige männliche Nachfolge erleben.

Wilhelm Hense.

Zur Charakteristik der amerikanischen Indianer.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer von J. G. Kohl. Zwei Bände Bremen, Schönmann. 1859. 8. 3 Thlr.

Dieses Werk ist eine Ergänzung des von uns in Nr. 27 d. Bl. besprochenen Reiseberichts desselben Verfassers über seine jüngste Tour durch die nordwestlichen Staaten der Union. Er

^{*)} Den seinen lebendigen Sinn und die poetische Begabung, wovon die Uebersetzung der „Gypatia“ Zeugniß ablegt, bewährt nicht minder eine „Auswahl englischer Gedichte“ (darunter die so unzähligen und beschriebenen „Schicksals-Reden“ Lord Byron's), in deren Herausgabe Gophis von Wills der Tod abrief und die Anfang dieses Jahres (Juba, Mai) erschienen ist.

stellte uns dieselbe bereits dort in Aussicht, und wir können uns nur Glück wünschen, daß er so bald Wort gehalten hat. Von einem Schriftsteller wie Kohl kann man jedes neue Werk ansehen als ein dankenwerthes Geschenk hinnehmen; das Gesicht der Kritik ist hier ein leichtes und angenehmes, schwerig allenfalls da, wo es gilt dem Leser von dem überströmend reichen und mannichfaltigen Inhalt seiner eigentlichen Reisebeschreibungen ein leblich vollständiges Bild zu geben. Reich und mannichfaltig genug ist zwar auch der Inhalt des vorliegenden Werks, aber er ist doch einheitlicher, er gruppiert sich um ein einziges, begrenztes Thema. Uebrigens haben wir uns bei Gelegenheit unseers Berichtes über sein früheres Reisewerk so ausführlich über den Werth seiner Beobachtungen und die seltenen Verdienste seiner Darstellung ausgesprochen, daß uns jetzt nur die angenehme Pflicht übrig bleibt, dem Leser, soweit der beschränkte Raum es gestattet, einigermaßen einen Einblick in die uns neuerdings erschlossenen Schätze zu eröffnen. Diese Schätze sind fast ausnahmslos aus dem dunkeln Schöße eines fernem und fremdartigen Volkslebens und Volksbewußtseins zu Tage gefördert. Alles ist hier neu und eigenhümlich; alles trägt das unverkennbare Gepräge der Frische und Ursprünglichkeit.

„Kitschi-Gami“, d. h. „Großes Wasser“, theilt der Verfasser sein Werk nach dem Namen, welchen die Ojibbwa-Indianer (von den Engländern und auch auf unsern Karten meistens „Chippewas“ genannt) dem größten Süßwasser der Welt, dem canadischen Obern See (Lake Superior), geben. Die Geschichte dieses Sees waren der Schauplatz seiner Beobachtungen über die Traditionen, Sagen, Sitten, Gewohnheiten und den Charakter jenes Indianerstammes und damit im Grunde genommen der Indianer überhaupt, deren verschiedene Stämme sich nicht nur in den Hauptzügen ihres physischen wie moralischen Typus, sondern auch in den Details ihrer Gebräuche und in den Productionen ihrer Phantasie überaus gleich.

Der Verfasser theilt sein Buch in drei Abschnitte, von denen er den ersten „Die Insel“ überschreibt. Er datirt die sämtlichen Briefe, aus denen dieser Abschnitt besteht, aus La Pointe, einem kleinen zur Gruppe der Apostelinseln gehörigen Ulande am Westende des Sees, wo die französischen Missionare früher einen ihrer Hauptmissionsplätze und die großen Pelzcompagnies eine ihrer wichtigsten Stationen hatten. Noch jetzt ist es einer der Hauptpunkte am Obern See, und als der Verfasser im Sommer 1855 auf diesem See reiste, hatten die amerikanischen Behörden hierher die meisten Stämme der Ojibbwas, die rund um den See wohnen, zusammenberufen und auf der Insel La Pointe ihren Sitz aufgeschlagen, um mit diesen Stämmen allen Berathungen vorzunehmen und ihnen namentlich auch ihren jährlichen Tribut auszusahlen oder ein sogenanntes Payment abzugeben. Dieser glückliche Umstand bot natürlich dem Verfasser die beste Gelegenheit, jene merkwürdigen Urdwiler sich etwas näher anzusehen und über ihre Sitten und Traditionen Erkundigung einzulegen. Die erste Sorge des Verfassers ging also dahin, daß er sich mitten unter ihnen niederließ und sich in einer der benachbarten Häusergruppen oder Dörfer seinen eigenen indianischen Wigwam baute und sein eigenes Feuer anzündete. Der Verfasser schildert daher zunächst den indianischen Hüttenbau, der fast ausschließlich in den Händen der Frauen liegt, welche auch das Brennholz aus dem Walde schafften und präpariren mußten. Beim Häuserbau verfahren dieselben folgendermaßen. Sie befestigen eine Anzahl schlanker junger Bäume in die Erde, sodaß dieselben ein Viereck bilden, verbinden sodann die Enden jedesmal gegenüberstehenden Stämme miteinander, indem sie über dicken Enden verschlingen und hierauf noch mit dem zarten Bast der canadischen Eiche umwinden, und bilden auf diese Weise eine Art Laubengitter, um das ebenfalls junge Bäume oder Zweige in gleichen Abständen horizontal herumgelegt werden. Insetzt wird das ganze Gerippe mit Birkenrinde bedeckt, welche die Indianer in 20 Fuß langen und drei Fuß breiten Rollen vorrätig haben, und über das Ganze lange, dicke Schürze von Lederbast geworfen, an deren Ende schwere Steine herabhängen.

zuerst werden Hände und Fußboden mit gekochtem, weichen, häufig gemauerten Wiesenmatten belegt und ausgelegt. Während des Besuchs hatte der Verfasser vielfache Gelegenheit, die Weise der indianischen Frauen und namentlich die höchst merkwürdige Verhüllungsart der Sänglinge genau kennen zu lernen.

Nachdem hatte sich der Verfasser wohlthätig wiedergelassen, als der emissar für die indianischen Angelegenheiten ankam und die Indianer sich anschickten ihren „Großen Vater von Washington“, wie: denselben im Gegensatz zu ihrem „Großen Vater in Washington“, den Präsidenten, nennen, mit einem feierlichen Aufzuge zu empfangen, mit einem Kriegerzuge und der Darreichung einer Friedenspfeife zu bewillkommen. Der Verfasser wanderte dort zu jener Zeit und konnte hier und da der Toilette eines Kriegers beistehen, deren durch die Tyrannei der feindseligen Götter der westlichen Mode die Art der Bekleidung, was namentlich Bemalung des Gesichts andeutet, mit einer erschöpfenden Genauigkeit entwickelt. Nachdem die Friedenspfeife von Zeit zu Zeit herumgegangen war, brachen die Sänglinge auf, marschirten unter Trommelschlag mit flatternden Federbüscheln und fliegenden Fiedeln, Fiedeln und Fiedeln durch das Dorf zu jagen auf den freien Platz des ehemaligen Forts. Hier erstreckten sie einen hölzernen Pfosten und daneben ihre Krieger, woran die Tänze, die Reden und die Gesänge begannen. Der Verfasser schildert diese Vorgänge sehr anschaulich und geht namentlich auf den Inhalt einzelner Reden mit ziemlicher Ausführlichkeit ein, um die charakteristischen Züge derselben, die Ruhmredigkeit und Aufschneiderei, scharf hervortreten zu lassen. Die ganze Schaulustigkeit verleiht aber diesmal ihrem Reiz, da der Große Vater aus Washington das Verbot, die Annahme der Friedenspfeife zu verweigern und den Krieger am nächsten Tage eine moralische Bekehrung über Barbarei und ihren Aberglauben zu halten.

Im vierten Briefe beschäftigt sich der Verfasser sehr eingehend dem Canoe und erklärt uns die Herkunft des Namens, wovon den westindischen Inseln stammt, sowie die verschiedenen Arten und Materialien derselben, wobei er ganz besonders dem entzündlichen als dem leichtesten, berühmtesten und vorzüglich seine Aufmerksamkeit widmet und dessen Beschaffenheit, Konstruktion, Gebrauch und Behandlung ausführlich beschreibt. Er gibt ihm zugleich Veranlassung die Scene der Ankunft einer indianischen Familie auf einem Westindianencano zu zeichnen und dabei der zahllosen Hundstöße zu gedenken, welche ankommenden Gäste theils begleitete, theils empfing. Die der Hunde ist nämlich unter den Indianern trotz der heftigen grausamen Behandlung, die sie im allgemeinen erleiden, ordentlich groß, da die Indianer nie einen jungen Hund, in einzelnen Fällen auch eine große Zuneigung zu einem unteren Individuum dieses Geschlechts fassen, welches der reichlich wiedervergilt.

Der Verfasser hatte in La Pointe auch Gelegenheit, einem häßlichen religiösen Feste, der Aufnahme eines durch feierliche präparirten Sänglinge in den „Orden des Wildes“, neuer Art Tausch, beizuwohnen und die ganzen vielschichtigen Anordnungen zu beobachten, welche in einem außerordentlich die weite erbaute Landtempel begangen wurden. In der dabei eintretenden religiösen Beifallsart bildet ein passendes Gegenstück der vielen politischen Reden, welche von den sprachlosen Rothhäuten in den jeden Tag während der Verhandlungen den amerikanischen Agenten unter freiem Himmel gehalten öffentlichen Rathverhandlungen gehalten wurden und sich die Redner durch Witz und Humor für das Bewußtsein der Machtlosigkeit der Weißen gegenüber schloß zu halten. Der Verfasser beobachtete aber nicht bloß alle Vorgänge im öffentlichen Leben, er besuchte auch die einzelnen und versammelte abends in seinem kleinen Wigwam zahllos immer verschiedenartige, die, von Tadel, Gähnen, andern ihnen vorgesetzten Delicatsen verlor, voll bereitwillig waren, ihm die geschehen Dinge zu deuten.

Hierbei kam denn die Unterhaltung natürlich auch auf die Religion der Indianer, über die bisher noch ziemlich unklare und unrichtige Vorstellungen geherrscht haben. Ihr vielgerühmter Glaube an den „Großen Geist“ ist zu arbeitsam, als daß man sie deshalb den reinen Monothisten beizählen könnte; während der viel wirksamere Glaube an persönliche Schutzgeister sich auf eine seltsame, Fetischismus und Schamanismus vermischende Weise an die Vergötterung roher Naturkräfte und körperlicher Eigenschaften knüpft und zugleich die Vorstellung von einem persönlichen Uegründe des Bösen in dieses Chaos religiöser Anschauungen, denen keine Priesterklasse als Hütern der Rechtgläubigkeit Regel und Schranke vorgesetzt, eine Art von Dualismus hineinbringt. An dem Obern See wird namentlich dem Bären und dem Kasper eine göttliche Verehrung zollt. Die beiden gewöhnlichsten Opfer sind Hunde und Lachse.

Im Gegensatz zu dieser Noth und Unklarheit des religiösen Bewußtseins erzählt nun der Verfasser mehrere erhebende Beispiele indianischer Gastfreundschaft und Großmuth. Die Freigebigkeit der Indianer artet sogar in eine Art Communismus aus, der mehr als sonst etwas hinderlich auf den Fortschritt ihrer Civilisation einwirkt. Ein anderes großes Gemüth ist ihrer Neigung zum Spiele, sowohl zu den reinen Glücksspielen als auch zu andern Spielen, bei denen Verstand und Lebenskraft geküßt und die Zeit auf mantere Weise vertrieben wird. Von diesen fast zahllosen Spielen für jedes Alter, jedes Geschlecht und jede Jahreszeit, welche ohne Ausnahme sehr interessant und sehr unterhaltend sind, schildert der Verfasser namentlich das sogenannte Pagen- oder Schiffspiel, das Würfelspiel, das Schachspiel und verschiedene Kinderspiele. Ueberhaupt haben die Indianer im ganzen sehr viel Empfänglichkeit für gesellige Freuden und Unternehmungen. Ihre Tänze, ihre Gesänge, ihre Maubende versammeln oft Hunderte, wobei allerdings nicht außer Acht zu lassen ist, daß die meisten ihrer formlosen Vergnügungen wol zugleich einen religiösen, politischen oder überhaupt einen Zweck haben. An besondern Veranlassungen zu kleinen Versammlungen und Familienfesten fehlt es nie. Am interessantesten sind aber wol ihre Vergnügungen zum Vortrag von Geschichten und Märchen, für deren Erzählung sie fast allgemein ein großes Talent besitzen. Sie sprechen denn Erzählen sehr liegend, aber meist etwas leise und gleichförmig. Das eintönige Metrum, welches Longfellow für seinen „Hiawatha“ gewählt hat, ahmt die eadentlose Vortragweise der Indianer sehr gut nach. Der Verfasser theilt sogleich als Probebeispiel eine Geschichte: „Die gute und die böse Frau“, mit, die ihm eine alte Indianerin, ihr Weibchen im Munde, auf seine Bitte eines Abends in seinem Wigwam erzählte. Diese Erzählung, welche den ersten Märchentönen ähnelt, kommt jedoch zu keinem runden Abschlusse, wie dies bei vielen indianischen Sagen der Fall ist. „Sie klingen eine Zeit lang wie die Aeolsharfe fort, und kommen dann plötzlich zum Schweigen.“

Der Verfasser bringt nun in den nächsten beiden Briefen eine Reihe von „Vermischten Aufzeichnungen“, die fast alle interessante Charakter- und Sittenzüge enthalten. So schildert er z. B. einen Auftritt am Sterbebette eines Kindes, spricht von der Vielweiberei der Indianer und von der Erb- und Brautheide der Dämonen, und schenkt den indianischen Weisheiten, den indianischen Lässern, dem Besuche der Rothhäute mit den Indianern und dem Wachsenhandel besondere Kapitel. Der ganze erste Abschnitt schließt mit einem Gegenstande, der allerdings viel Beachtung gefunden hat, mit der Zeichnung und Bilderschrift der Indianer, von welchen der Verfasser hier und später vielfache Proben mittheilt. Die wohlthätigste Entdeckung dieses für die Sprachphilosophie so wichtigen Themas hier wiederzugeben verbietet uns der Raum; aber vielleicht ist es nicht unangemessen, wenn wir einige Beispiele in den eigenen Worten des Verfassers aufzählen.

„Wenn sie von dem Sonnenschein eines Tages sprechen, so fahren sie mit dem Finger über das ganze Himmelsgewölbe langsam hin, fangen dabei am Horizont an, streichen über

den Beirath weg und lassen die Hand wieder am Welthorizont stehen: Dies ist das Zeichen oder der Befehl für einen Zug.

„Fällt ein Schuß in der Erzählung, so stoßen sie gewöhnlich einmal mit dem Rücken der rechten Hand in die flache Kiste, daß es ein wenig klappert. Aber nicht sehr laut.

„Ist von einer Reise zu Pferde die Rede, so setzen sie wohl die zwei Vorderfinger der rechten Hand reitend auf den Zeigefinger der linken und lassen beide die galoppirenden Bewegungen des Pferdes machen. Ist es eine Reise zu Fuß, so spazieren dabei die besagten beiden Vorderfinger allein einigemal durch die Luft.

„Aber die Zeichensprache entwickelte sich auch weiter. Sie ließ sich auch auf sichtbare Darstellung abstracter Begriffe ein. Und da wurde denn natürlich vieles conventionell werden. Wollte man z. B. den Begriff „schön“ ausdrücken, so ließ sich das nicht nachahmen wie z. B. ein Glanzschuß mit dem Schläge der Hand. Man konnte aber über ein Zeichen für den Ausdruck dieses Begriffs sich verreden. Wunderbarerweise haben die Indianervölker alle über die Annahme desselben Zeichens einig geworden. Wenn sie andeuten wollen, daß sie ein „schönes“ Weib sehen, so fahren sie dabei einmal mit der flachen Hand sanft und leicht durch die Luft, als wollten sie die Weibchenlinien nachahmen. Geht das Geschlecht, ob Mann oder Weib, ließ sich gewiß ganz verschieden andeuten. Klein es ist allgemein, daß sie, wenn von einer Frau die Rede sein soll, sich mit den flachen Händen einmal über das Gesicht und den ganzen Körper hinabfahren, als wollten sie lange wallende Ähren, oder die schönen Contouren des weiblichen Körpers bezeichnen. Dieses Streichen anders Gesicht steht überall für ein „Mitglied des schönen Geschlechts“.

„Der Begriff von großer Zahl oder „viel“ wird durch ein mehrmaliges Ausgreifen mit den Händen in die Luft angedeutet. Die Bewegung dabei ist ähnlich der Bewegung der Hände unserer Tänzerinnen, wenn sie die Gaskagarten schlagen.

„„Wenig“ oder „gar nicht“ deuten sie dadurch an, daß sie die eine Hand über die andere wegstreichen lassen.

„Ganz sonderbar, aber ganz allgemein ist das Zeichen der Verwunderung bei den amerikanischen Indianern. Sie halten nämlich dabei die hohle Hand vor den Mund, den sie eine Zeit lang dahinter verbergen. Dies ist aber, vermute ich, nur ein Analogon, das eigentliche Zeichen, nämlich der vor Verwunderung aufgesperrte Mund steht dahinter. Die Hand führen sie zum Munde und das Gesicht wird dahinter verbergen, weil es überhaupt unschicklich ist, Emotion oder Verwunderung zu zeigen.“

Die Briefe des zweiten Abschnitts, welcher die Kusschrift „Die See“ führt, sind „von der Insel“ datirt. So heißt nämlich eine große feige Bucht, welche die Halbinsel Keweenaw mit dem Festlande bildet und in deren innerstem Winkel sich die indianischen Missionen befinden. Da dieser versteckte Winkel kaum jährlich einmal von einem größern Schiffe besucht wird, so mußte sich der Verfasser und sein Begleiter, der dortige katholische Missionar, dessen er bereits in der Reisebeschreibung rühmend gedacht hat, entschließen, die Halbinsel à la voyageur zu durchkreuzen, d. h. theils zu Fuß, theils mit Benutzung einiger Stöße und Seen der Mindencanoe. Sie nahmen den canadischen Voyageur du Roy, welcher das Reisegeräth nach Sitte dieser erstaunlich kräftigen Menschenklasse mit der Stirn und dem Rücken trug, als Dolmetscher mit, marschirten auf grundlosen Wegen durch den von baumgeheberten canadischen Rebhühnern umwandelten Urwald; in dessen Lichnungen sie ein paar irländische Kuckucksfamilien trafen, welche sie mit einem eigenthümlichen Urwaldlergeräusch, dem sogenannten Nichtenadelbier, regalar, und erreichten am Abend den 15 Meilen breiten Fudelsor, über den sie zur Nacht auf einem gemiethten Birkencanoe fuhren. Dieser See geht durch einen engen Fluß in den sogenannten Portage-Lake über, an dessen Ufer sie bei einem französischen Aufseher übernachteten, der aber weder zu essen noch zu trinken, weder Betteln noch Stroh, noch Heu hatte. Unter

wurden Mühseligkeiten, die aber nicht entfernt an das herantretende, was der katholische Missionar auf einer abenteuerlichen Winterreise durch diese Gegenden und über den See zu erdulden gehabt hatte, setzte man am andern Morgen die Fahrt auf den Seen und Flüssen zwischen den wüsten Wäldern und Wäldern fort und erreichte endlich durch die sogenannte Portage-Gezehr die Kiste, an der sich auf verschiedenen Seiten der Bucht eine katholische und eine protestantische Mission gegenüberlagen. Der Verfasser quartirte sich hier bei einem Halbindianer ein, machte von da aus täglich kleine Ausflüge und sammelte dabei eine Anzahl interessanter Sagen und Erzählungen, die er im Folgenden zugleich mit den Rebenumständen berichtet, unter denen sie ihm mitgetheilt wurden.

Die erste dieser Erzählungen: „Eine indianisch-christliche Legende“, hat die Geschichte des ersten Menschenpaares zu ihrem Gegenstande und ist besonders durch die eigenthümliche Art und Weise interessant, wie die indianische Phantasie die biblische Mythologie verarbeitet und weiter ausgeführt hat. Von den beiden nächsten Erzählungen, die sich als „Träume“, d. h. als Produkte einer erregten indianischen Einbildungskraft geben, schildert die erste einen Besuch bei der Sonne; die andere den Seelenweg in das himmlische Paradies, welches die Indianer in den fernsten Westen verlegen; die dritte den „Lebensstrom“ eines jungen Indianers bei Gelegenheit der feierlichen Fasten in der Einsamkeit, durch die sich der Knabe zum Eintritt in das erwachsene Alter zu befähigen und zu legitimiren hat; den verjüngten Visionen, welche in diesem Zustande die geistige Anregung im Verein mit der körperlichen Schwäche herbeiführt, liegt der Indianer eine prophetische Vorbedeutung für sein ganzes Leben zuzuschreiben. „Menabosha und die Sündflut“ führt die interessanteste Gestalt der ganzen indianischen Mythologie ein, einen Halbgott, der bald als Prometheus, bald als Hercules, bald als Hühnerhals oder Gulespiegel auftritt und in dem der Indianer das Uebil seines eigenen Wesens anschaute und verehrt. Der Hauptinhalt dieser Sage von der Sündflut, wie sie der Verfasser aus dem Munde einer alten Indianerin vernahm, ist folgender:

Die Thiere waren von jeher die Verwandten und Bettern von Menabosha. Als er einmals schlechte Zeiten hatte, weil die Jagd unergiebig war, ging er zu den Wölfen hinaus, die ihm zu essen gaben und sie auf die Jagd zu begleiten erlaubten. So wirthschafteten sie zehn Tage miteinander. Da kamen sie an einen Kreuzweg und wurden über die einzuschlagende Richtung unarins. Menabosha ging seinen eigenen Weg und nahm nur den jüngsten Wolf mit, den er sein Brüderchen nannte und der ebenfalls mit großer Liebe zu ihm hing. Die beiden Freunde richteten ihr Jagdlager mitten im Walde auf. Eines Tags aber ging der kleine Wolf, seines Freundes Warnungen in den Wind schlagend, auf das Vieh des benachbarten Sees, den der Schlangenkönig, Menabosha's ärgster Feind, bewachte, brach ein und ertrank. Menabosha verlebte den ganzen Rest des traurigen Winters in Einsamkeit und Betrübnis. Er wußte, daß der Schlangenkönig sein Brüderchen getödtet hatte, mußte aber seine Rache verschoben, bis der See im Frühling angethaut war. Als er zum See hinkam und noch die Festschneise seines Bruders erkannte, brach er in laute Klage aus. Eines der Schlangenkönig das hörte, tauchte er mit seinem gehörnen Haupte aus dem Wasser hervor. Menabosha verwandelte sich schnell in einen Baumklotz am Rande des Wassers. Der Schlangenkönig befahl einem seiner Trabanten hinzugehen und die Sache, die ihm verdächtig vorkam, zu untersuchen. Und wirklich riesige Schlange wand sich mit ihrem 20 Ellen langen Körper um den Baumklotz und presste und zwängte ihn, um zu sehen, ob es etwas Lebendiges, oder ob es bloßes Holz sei. Dem Menabosha knackten die Glieder im Leibe. Aber er hielt aus, gab keinen Laut von sich, und so betrübten sich die Schlange und sprachen: „Nein, er ist es nicht! Wir können unbefriedigt schlafen. Es ist nichts als Holz!“ Da es ein sehr heißer Tag war, so legten sie sich daher auch alle auf den Sand des

Ufer hin und schloffen ein. Kaum hatte die letzte Schlange ihre Augen geschlossen, so schlüpfte Menaboschu aus seinem Baumstamme hervor, griff zu seinem Bogen und Pfeil und schoß den Schlangenkönig nieder. Auch drei seiner Söhne durchschloß er mit Pfeilen. Da wachten aber die übrigen auf und schrien, indem sie ins Wasser zurückschlüpften: „Wehe! Wehe! Menaboschu ist unter uns, Menaboschu tödtet uns!“ Sie machten einen entsetzlichen Lärm im ganzen See und peitschten das Wasser mit ihren langen Schwänzen. Die unter ihnen, welche am flachsten in der Zauberei waren, holten auch ihre Medicinsäcke hervor, banden sie los und preuten den ganzen Inhalt, alle ihre Zaubermittel, am Ufer und ringsumher im Walde und in der Luft aus. Da fing das Wasser in trüben Wirbeln an zu kreiseln und zu schwellen. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken und heftige Ströme von Regen schossen aus der Höhe herab. Die ganze Umgegend, die halbe Erde wurde überschwemmt, am Ende die ganze, weite Welt. Der arme Menaboschu war längst, bis in den Tod erschreckt, gestoßen. Er hüpfte von einem Berge zum andern wie ein scheues Lichthörnchen und wußte sich nirgends zu lassen. Denn die schwellenden Fluten folgten ihm überall hin. Endlich entdeckte er einen sehr hohen Berg, auf den er sich rettete. Aber auch dieser Berg wurde bald überflutet. Auf seinem äußersten Gipfel stand ein 100 Ellen langer Lannenbaum, und an diesem kletterte nun Menaboschu empor. Er kam bis in die letzte Spitze, das Wasser ihm immer nach. Es reichte ihm schon bis an den Gürtel, bis über die Schultern, bis an den Mund. Da plötzlich stand es still, entweder weil die Schlangen ihre Zaubermittel und Hülfquellen erschöpft hatten, oder weil sie dachten, es sei nun genug und Menaboschu könne ihnen nirgends mehr entwischt sein. Allein Menaboschu, so ungemächlich auch seine Lage sein mochte, hielt aus und stand fünf Tage und fünf Nächte auf seiner Lanne, zerbrach sich aber vergebens den Kopf darüber, wie er sich fortbewegen sollte. Endlich am sechsten Tage sah er einen einsamen Vogel — es war ein Loon — auf dem Wasser schwimmen. Er rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Bruder Loon, du geistlicher Laucher! Thue mir den Gefallen und tauche einmal in die Tiefe, und sieh nach, ob du die Erde, ohne die ich nicht leben kann, noch zu finden vermagst, oder ob sie gänzlich erloschen ist.“ Der Loon that es. Er tauchte mehreremal hinab. Aber er konnte nicht tief genug hinabgelangen und kam immer wieder unverrichteter Dinge hervor, indem er die Trauerbotschaft brachte, die Erde sei nicht zu finden. Menaboschu wäre beinahe verzweifelt. Doch sah er am folgenden Tage den erwarteten Körper einer kleinen Moschustrage von den Wellen zu sich herangetrieben. Er haschte sie, nahm sie in die Hand, und indem er sie warm anblies, brachte er sie wieder zum Leben und sprach zu ihr: „Brüderchen Nase, wie können beide ohne Erde nicht leben. Tauche hinab ins Wasser und bringe mir, wenn du kannst, etwas Erde herauf. Wenn es auch nur wenig ist, wenn es auch nur drei Sandkörner wären, ich werde dir und mir schon etwas daraus zu bereiten wissen.“ Das gefällige Thierchen tauchte sogleich hinab und kam nach langer Zeit wieder zum Vorschein. Aber es war todt und schwamm auf dem Wasser. Menaboschu fing den Körper ein und untersuchte die Pfötchen. In dem einen Vorderpfötchen entdeckte er ein paar Sand- oder Staubsörner. Er nahm sie heraus, trocknete sie in seiner Hand an der Sonne und blies sie dann weg übers Wasser, und wo sie hinfielen, da blieben sie schwimmen und wuchsen und vergrößerten sich infolge der Kraft des Erdreichs, die ihm entweder angeboren oder von Menaboschu's Zauberrathem eingeblasen war. Es entstanden erst kleine Inselchen. Diese wuchsen schnell zu größeren aneinander. Endlich konnte Menaboschu von seinem unzugänglichen Baumstamme aus auf eine dieser Inseln hinausspringen. Er schiffte auf ihr wie auf einem Floß umher, half den andern Inseln sich zu nähern und zusammenzuwachsen und es wurden am Ende große Länder und Continente daraus. Unsig und thätig marschirte er nun hin und her, um alles wieder einzurichten und die Natur in ihrer frühern Schönheit herzu-

fl
d
fi
di
2
m
n
H
T
T
n
hi
U
S
g
di

frühere vom Wasser erlöste Erde hätten bloß Menaboschu und die Wölfe und der Schlangenkönig mit seinen Ungethämern bewohnt

lung
tisch
segu
sein
Loor
schei
jebor
auf
risch
MAN
die
den
eigen
gleit
Ihre
ober
entst
fie
verli
viele
aber
Klas
herü
Ber
ducti
schw
und
des
Rfci
ram
auf
ande
sind
habe
sang
ferti
zen
berü

saat
Best
schw
Hyl
bung
dian
mit
Die
des

mit dem Huronensee verbindet und über dessen Entdeckung die vom Verfasser mitgetheilte Sage vom Helsen Silberkopfs berichtet, in der abermals Menabosha als Hauptacteur auftritt. Die Reise von der Kufe war wieder reich an wichtigen Beobachtungen, z. B. über die indianische Küche, über den Fischfang bei Faddelschein und die abenteuerliche Lebensweise der Missionare. Der Aufenthalt in dem Zelte seines geistlichen Freundes in Rivière au Desert war für den Verfasser ebenfalls reich an interessanten Erfahrungen. Er zählt und die Waldfrüchte jener Gegenden auf, beschreibt und das Künstleratelier einer Familie, wo der Mann indianische Pfeifenköpfe schnitt, während die Frau sich mit Stickereien aus Stachelschweinohrnbelen beschäftigte, gibt uns eine ausführliche Schilderung der Fischerei, die hauptsächlich mit Speeren betrieben wird, und weist uns in die Geheimnisse der Construction und des Gebrauchs der Schnellschuhe und Schlitten ein.

In „Krieg und Frieden“ gewinnen wir einen umfassenden Einblick in die Hauptpotenzen und Hauptvorgänge des indianischen Volkslebens sowie in das Verhältniß der verschiedenen Stämme untereinander. Ein besonderer Brief ist den Windigos gewidmet. Die Windigos sind Menschen, die durch Hunger und Noth so weit gebracht werden, ihregleichen zu verzehren. Wer zu diesen schrecklichen Existenzmitteln hat greifen müssen, der wird von den Indianern mit Schrecken und Abscheu gemieden, durch diese feindselige Stellung zur Gesellschaft vielleicht nochmals in dieselbe Verlegenheit und Versuchung gedrängt, und auf diesen Verdacht hin als vogelfrei betrachtet und zu Tode gehegt. Es ist nicht zu leugnen, daß, wie der Verfasser an mehreren Beispielen nachweist, derartige Fälle von Kannibalismus vorkommen, aber es mischt sich auch viel Uberglauben in die Sache und dann werden durch diesen Uberglauben Windigos auf dieselbe Weise geschaffen, wie bei uns im Mittelalter der Herenglaube Hexen ins Dasein rief. Jedenfalls ist dieses Kapitel auch von hoher psychologisch-ethischer Bedeutung.

„Die alten Zeiten“ ist eine Vergleichung der Lage der Indianer im Zustand der Unabhängigkeit und unter den Franzosen, Engländern und Amerikanern, die sie als das goldene, silberne, eiserne und eiserne Zeitalter ihres Volks zu bezeichnen vielleicht mehr Recht haben als alle übrigen Nationen, deren Unzufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Los die Vergangenheit in einem zu rothen Lichte erscheinen läßt.

Der dritte Brief enthält die Lebensbeschreibung eines großen indianischen Häuptlings, Schingualonge, dessen Grabmonument sich in Rivière au Desert befand. Er war der Sohn einer Indianerin und eines britischen Offiziers von schottischer Nation, eine Mischung, die überhaupt eine besonders tüchtige Rasse abgeben soll. Die Mutter, welche ihm später einen harten Stiefvater gab, erzog ihn unter den Indianern und nach indianischer Weise. Das Kind „hatte von Jugend auf Harle und gute Träume“, oder mit andern Worten, es war ein gewandter und begabter Knabe, der sich schon frühzeitig durch Unthätigkeit auszeichnete. Er wurde sich bald seines höhern Berufs bewußt und erhielt, nachdem er die Verbindung mit seinem Vater wieder angeknüpft hatte, in dem Kriege der Engländer mit den Amerikanern Gelegenheit sich auszuzeichnen. Seinen geschickten „Tadamen“ verdankten die Briten die Eroberung des Forts Radinaw, und der englische General ertheilte ihm zur Belohnung dafür eine „Geferle“, machte ihn zum offiziellen Häuptling seines Stammes und verschaffte ihm zahlreiche Medaillen, die er jedoch stets an seine jungen Krieger und Freunde vertheilte. Er war in allen Angelegenheiten auf Seite der Briten und blieb diesen, seine alte Heimat, die an die Amerikaner abgetreten wurde, verlassend, bis an sein Ende treu. Außerdem war er vollständig in die Gängel seiner eigenen Stämme verflochten und führte mehr als eine Expedition ins Siouxland zum Risikopfeil hinüber. Natürlich war er auch ein gewaltiger Jäger und großer Medicinmann. Später wurde er Christ und entsagte dem Uberglauben, der ihm sein ganzes großes Vermögen gesichert hatte. Seine große heidnisch-indianische Bibliothek, welche der Verfasser

fer liebste zu sehen wünschte, hat er jedoch vor seinem Tode selbst zerbrochen.

Der Rest des Buchs bietet wiederum eine Sammlung indianischer Schriftzeichen und eine Anzahl gemischter Aufsätze, unter denen namentlich die über die Wanderungen und Ströme des Bären und über die Kunst des Stiefentinderbeiters Beachtung verdienen.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Buchs. Wir brauchen jedoch kaum hinzuzufügen, daß sein Hauptreiz in der gelungenen Darstellungweise und überhaupt in der ungemessen glücklichen Beherrschung der Form zu suchen ist.

Der Artilleriegeneral Gomez.

Miguel Gomez. Ein Lebensbild. Von Wilhelm Wern von Radden. — A. u. d. L.: Supplement zu: Wanderungen eines alten Soldaten. Dritter Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1838—40. Mit einem Facsimile. Berlin, Teuber. 1859. 12. 8. 15 Sgr.

Wer hätte die „Wanderungen eines alten Soldaten“ nicht mit lebhaftem Interesse verfolgt! Der vierte Theil läßt sich immer auf sich warten, das Manuscript dazu ist fertig, aber theils zufällige, theils nicht zu behebende Hindernisse verzögern dessen Herausgabe und der Verfasser läßt einwillen das Lebensbild „Miguel Gomez“, welches eine Episode im vierten Theile bilden sollte, als Supplement zum dritten erscheinen. Dabei nimmt er die Gelegenheit wahr, um für den Fall, daß jener vierte Theil wider Erwarten als Memoires d'outre tombe, d. h. nach seinem Tode, aus Licht der Öffentlichkeit treten sollte, im voraus gegen jede spätere Correctur oder beliebige Abänderung des Erzählten zu protestiren. Solch literarisches Attentat, das gegen seine Absicht, „nur strenge Wahrheit zu berichten“, geschehe, werde übrigens leicht herauszufinden sein, wenn man die Ausdrucksweise und Tendenz des Originals im Auge behält. Aufmerksamere Leser werden so willkürliche Verkümmelungen wohl erkennen, aber schwer bleibt es immer, wenn sie geschickt ausgeführt sind. In Italien hält man den ganzen, im correcten Spanisch geschriebenen Brief Orsini's für gefälscht und doch glaubt die Welt an seine Echtheit — ohne alle Vergleichung gesagt zu dem Werke eines deutschen Edelmanns, der für die legitime Sache gekämpft hat!

In dem spanischen Kriege hatte Zumalacarraga für die Sache seines Herrn den Kampf auf die baskischen Provinzen und Navarra beschränkt. Nach seinem Tode wurde das Fronto geändert. Es begannen zahlreiche Expeditionen in das Innere Spaniens, deren unglückliches Endresultat allerdings nur die Richtigkeit von Zumalacarraga's Kriegsweise schlagend bewies. Don Miguel Gomez, 1790 in Andalusien geboren, früher schon Bataillonechef, später verabschiedet und dann im vorrückenden Alter schnell zum General aufgestiegen, wurde mit fünf Bataillonen Infanterie, zwei Escadrons und zwei Berggeschützen im ganzen mit 2890 Mann, abgeschickt, um in Biscaya und Galicien das königliche Banner aufzupflanzen. Bewaffnung und Rüstweise war durchaus den herrschenden Begriffen von leichtem Gebirgssoldaten entsprechend: grau tuchener Cayot, dergleichen oder leinene Pantalons (ganz so gegenwärtig Garibaldi's Brestscharen), rothe Baskenmüge in der Deckform aus Barretts und wasserdicht, Hauffantalen, bloßer Hals, ein graulerner Sack (Morra) für Wäsche und Kleidung, in welcher auch ein Theil der Patroneu sorgfältigst wurde, ein englisches Infanteriegewehr, dessen Bajonnet stets an der Seite getragen. Patronenfische vorn am Leib geschnitten. Die Rüstweise ist fast immer in gänzlich aufgelösten Guerrillatrüppen, ohne alle Schule, meistens sogar ohne Soutiens; dabei geschickte Terrainbenutzung weniger, als brutale Nichtachtung der Gefahr und hämische Verschlagenheit. So charakterisirt der Verfasser die Schaar, mit welcher Gomez auszog. Seinen Feldern schenkt er, mit seiner andalusischen Abkunft im Widerspruch, als blut, blutdürstig, von breiten, etwas gewöhnlichen Gesichtszügen, un-

spärlischem Vort und gutmüthigem Ausdru, fleischigem Körperbau und ansehnlicher Wohlbehäbigkeit. Selbst in seinem Charakter habe etwas Weiches, fast Weibliches gelegen, das sonst den Spanier durchaus nicht kennzeichnet. Im Umgange von der liebenswürdigsten Reizbarkeit, sanft, stets verträglich und versöhnlich, sei er dagegen im Dienste pünktlich gehorsam, unerschütterlich treu seiner eigenen Ehre gewesen und habe streng auf Disciplin und Subordination gehalten. Die Hauptursache, weshalb man ihm die Führung der Expedition anvertraut, sei wol das Geseht von Guernica im Frühling 1836 gewesen, in welchem er, zum ersten mal selbständig befehlend, Caspartero besetzt habe.

Nach seinem Exil zu Bordeaux, wo er, arm und alt, die ihm unter Bedingungen gebotene Amnestie verschmähd, noch lebt, hat Gomey dem Verfasser durch einen Freund des letztern, den neapolitanischen Generalconsul von Meyer, sein eigenhändiges Tagebuch über jenen denkwürdigen Zug als freundliches Andenken übersandt. Das in demselben enthaltene Parischित्रनरित्र ist der vorliegenden Darstellung als Grundlage gedient, der Verfasser folgt ihm Tag für Tag und begleitet diese Details mit seinen eigenen Betrachtungen, wie auch mit andererseits aufgenommenen Erläuterungen, letztere besonders aus dem Werke des jetzigen Obersten von Goeben: „Vier Jahre in Spanien“, und den „Mémoires sur la guerre en Navarre“ des Obersten Roland. Willkürs von Fach werden das Trienarित्रनरित्र mit Hülfe einer guten Karte von Spanien gewiß mit Interesse verfolgen. Uebrigens der Zug des tapfern und kühnen Kriegers doch seinerzeit selbst den lebhaftesten Antheil des Kaisers Nikolaus von Rußland, dessen erste Frage beim Leven war: „Wo steht der brave Gomey?“ Der dienstthuende Generaladjutant mußte aus goldener Nabel die jedesmalige Stellung des kaiserlichen Feldherrn auf der Karte bezeichnen. Es galt dem Prinzip der Legitimität, das jener starke Geist überall festhaft wünschte.

Wir können die Einzelheiten des interessanten Werks nicht in die Betrachtung d. Bl. ziehen. Ein allgemeiner Ueberblick wird genügen. Nachdem Gomey in Kastrun wenig Anklang gefunden, wurde er in Galicien mit um so größerem Aufsehen und empfangen. Trotz der gewaltigen Uebermacht seiner Gegner, die in mehreren Colonnen ihn verfolgten, wußte er sie stets durch unerwartete Märsche zu täuschen, drang im August in das Königreich Leon ein und versetzte am den Krieg in das Innere der Halbinsel. In einem glänzenden Geseht bei Rallala vernichtete er die Division des Generals Lopez, sodas nur zwei Mann entkamen, welche die Schreckensnachricht nach Madrid brachten. Lopez, ein geborener Mulatte, früher ein gut renommirter Cavalierführer, folgte seiner Division im bequemen Wagen und wurde in Givilseidern gefangen. Es ist derselbe, der später als Abenteuerer auf Cuba landete, um es für die Nordamerikaner zu erobern, wobei er aber gefangen und garotirt, d. h. mit glühenden (?) Eisernen erbrochelt wurde. Gomey ehte unaufhaltsam seinen Marsch nach Aragon fort, drang in das Königreich Valencia ein, wo er sich mit Cabrera vereinigte, und wandte sich dann, trotz einer Niederlage bei Villarobledo nach Andalusien. Siegreich durchzog er Sevilla, Cordova, Jaen und Granada, und gelangte bis an die Südspitze der Halbinsel; vor Gibraltar angelangt, fanden die stehenden Christinos Schug unter den englischen Kanonen, welche die Karlisten mit Karistiken empfangen! Er hatte in zwölf glücklichen und sechs unglücklichen Gesehten tüchtig bekanden, sechs besetzte Hauptstädte mit unermesslichem Kriegsmaterial genommen und sehr viel Geld als Contribution erhoben, über 20000 Gefangene gemacht, zehn Bataillone und drei Escadrons in den verschiedenen Provinzen organisiert und, die Haupttendenz seines Zugs, die Sympathien des Volks für den rechtmäßigen Herrscher überall theils geweckt, theils sorglich gepflegt. Gefangene freilich, die den Gewaltmärschen nicht folgen konnten, wurden auch hier zuweilen nach paaischem Kriegsgesetz erschossen. Gomey schlug einmal seinem Gegner Blair Auswechslung vor, dieser erwiderte aber: die Gefangenen wären seiner Partei todt, müßten sie nur alle sterben!

Das Gomey in seinem Tagebuche nie anerkennend über Cabrera spricht, der doch sicherlich der thätigste und entschlossenste Führer war, ist auffallend; wol hat er diesen jungen Liebling der Truppen etwas neidisch angesehen, aber es ist auch, wie der Verfasser bekennt, Thatsache, das sein einziger von den karlistischen Generalen für Cabrera eingenommen gewesen, was doch etwas gegen ihn spricht. Cabrera trennte sich in Sevilla mit seiner Cavallerie wieder von Gomey, der jetzt nur noch 5000 Mann und 1000 Pferde zählte. Die feindlichen Generale unter denen nun zum ersten male Narvaez auftritt, hatten ihn mit 48000 Mann und 4000 Pferden umstellt und an das Meer gedrängt, Gomey schien verloren. Da schaute er sein wunderbares Werk durch einen echt romantischen Rückzug. Er schlug die eine feindliche Colonne, täuschte die andere durch forcirte Hin- und Herbewegungen, und machte sie alle durch sein kühnes Wagniß ruhig: ein Unternehmen führte er aus, das niemand für möglich gehalten hatte. Der Rückzug begann am 25. November in Arcos de la Frontera nördlich Algirita und endigte am 19. December bei Orduña in Biscaya, nach 159 Leguas (etwa $\frac{1}{10}$ deutsche Meile die Legua) ununterbrochener Märsche und Kämpfe, ohne einen einzigen Ruhetag zu haben. Der Verfasser theilt das eigene Urtheil des Generals Gomey über seinen Rückzug aus dem erwähnten Tagebuche mit, im Original und einer Uebersetzung, wobei nur zu bemerken, das er seinem Verfasser, Wort für Wort zu übersetzen, nicht treu geblieben ist und dadurch „den einfachen und doch so grandiosen Charakter des Originals“ durch viele zugesetzte Worte, von denen im Texte keine Spur ist, wesentlich verändert hat. Bei einem mündlichen Vortrage, wozu ursprünglich diese Blätter bestimmt gewesen, mag das vor Zuhörern, welche nicht spanisch verstehen, gestattet sein, beim Druck aber hätte wol eine Correctur statifunden müssen. Wir verstehen, das bei dem mündlichen Vortrage diese Zusätze zur Erläuterung gedient haben, aber — verba volant, scripta manent! Das im Text des Werks stete Division expeditionario statt des richtigen Genus steht, ist natürlich ein Druckfehler.

Den Weg, welchen die Expedition im ganzen während fünf Monaten und 24 Tagen zurückgelegt hat, berechnet der Verfasser auf 829 Leguas, Ruhetage und Gesehte eingerechnet $5\frac{1}{2}$ Leguas pro Tag und Marsch! Hören wir nun den Lohn des Herrführers. Nachdem ihn der König huldvoll empfangen und ihm für seine ruhmvolle Expedition gedankt, wurde er beim Heraussteigen von der Andienz arretrirt, seines Commandos enthoben, und in das Fort Utriquola gesperrt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Man klagte ihn an, seinen ursprünglichen Auftrag überschritten, dann aber gegen Befehl das südliche Spanien verlassen und dadurch das Scheitern des Unternehmens auf Bilbao veranlaßt zu haben; dazu kamen noch Beschuldigungen über Mißbrauch, Vergeudung und selbst Veruntreuung königlicher Gelder, doch ist ihm das nie bewiesen worden. Als Maroto seinen schenstlichen Verrath methodisch vorbereitete, öffnete er auch die Kerker der politischen Gefangenen, um sich Freunde zu gewinnen; Gomey wurde frei, verschmähte aber jede Anstellung unter Maroto, wird später, als dieser sich demaskirte, das ihm angetragene zweite Commando der Arme mit 17 treu gebliebenen Personen seines Idu übertrat. Dort Mansardenstübchen muth und Entfag dem verbannten I der allgemeinen I zugleich eine halb Geldennamen oder zu lassen. Mit I von sich und blu seine Landkente I Schetel, von u

üde geformt in zitternder Rechten, so erklimmt
 ine Manfarge im vierten Stock, wo er schon
 rechten Vergeltung entgegenharrt; dort erhebt
 sich aufwärts, denn oben überm Sternengelt
 no wahrhaftig den verdienten Lohn für seine
 e!" So schließt der Verfasser das Lebenslicht-
 mit Recht genannt. Ueber die Vorzüge seiner
 der ihnen eingefügten militärischen Betrach-
 : nur auf seine frühern, allgemein anerkannten,
 en, die reichen Früchte seines eigenen, viel-
 Karl Gyllen von Bernach.

Die Vinetasage.

Die Existenz Vinetas in historischer und geologischer Hinsicht.
 Von G. Becker. Programm der Salbernschen Realschule zu
 Brandenburg 1858.

alschen Lande die Sage von der
 Aske, die, einst blühend durch
 den Städten Deutschlands, dann
 bereste aber der Schiffer bei Ha-
 Brunde erblickt, deren Glockenger-
 zu ihm herauflingt. Dichter-
 lgeschmückt; aber daß die Erzähl-
 , das hat lange nicht bloß das
 Geschichtschreiber angenommen,
 vielfach von der in der See un-
 Und wie, sagen die Anhänger
 die Sage sich gebildet haben,
 Grund haben? Die anziehende
 er oben angeführten Gelegenheits-
 fluß gebracht.

ist Helmold in seiner slawischen
 tergegangen Stadt Vineta; die
 r Ründung der Oder, ein dänis-

Man findet aber leicht, daß Hel-
 Adam von Bremen (gest. 1076)
 nselken über Julia Erzählte auf
 dt Vineta übertragen hat. Der
 starb 980 zu Zulium, seinen
 ch Vineta. Es ist deshalb schon
 erwechselung sich herrschende von
 n Julins ursprünglich slawischem
 uto, dies verschrieben in Vineta,
 der Chroniken einerlei Ursprung
 s. Dieser Fehler Helmold's aber
 Erzählung von der Größe der
 Albert Krantz (gest. 1517), ohne
 ie Meeresfluten Erwähnung zu
 er von der Pracht Vinetas be-
 Dagegen berichtet, ihm folgend,
 im Untergang Vinetas durch das
 größte Stadt Europas geworden
 hlebener Städte Vineta und Zulin
 ginn eine chaotische Verwirrung
 und Jomaburg. Weiter geben
 mmerischen Chronik (1531—42)
 läne der Stadt; Chytrius erhielt
 echius, Bürgermeister von Trep-
 Damerow 1564 hinausfuhr und
 rlei Wunder in der Tiefe gläu-
 licher war die Mittheilung von
 Danach scheiterten in jenem
 Vineta zwei holländische Schiffe,
 in Marmor, von denen der eine
 afrechten Richtung in eine schiefe
 mführte. Die Unmöglichkeit des

Auf solche sich widersprechende Berichte, auf die chro-
 nischen Untersuchungen hin blühte man die abenteuer-
 lichen Erzählungen. So weiß Gebhard in seiner Abhandlung
 Vineta (1691) von der großen Bildung der Einwohner zu
 zählen, von der dortigen Akademie, von den Universitäts-
 Ränden, von den Eiten, von der Feuer- und Wasserkunst,
 der herrschenden Gastfreundschaft, und erblickt die Trümmer
 Stadt, Straßen u. s. w. im Meere. Besonders alt ist
 Beschreibung von Jonathan Fischer in seiner deutschen Hand-
 geschichte (1791), der Vineta das Haupt aller Handels-
 Mittelpunkt des Handels zwischen Polen, Rußen, Län-
 nen und der westlichen Welt nennt, zu den größten Ursachen
 Veranlassung gegeben; eine Zeit lang habe sie herrsch-
 tessen, sie habe manchmal von dessen Burg Jomaburg gewiß
 die Gothländer hätten die zwei ungeheuren metallenen Thore
 des Palnatoke weggeholt. Und doch war die Jomaburg im 11.
 und Magnus von Danemark zerstörte 1043 die Befestigung.
 Dagegen leugnete Sell in seiner peninsulischen Ge-
 geschichte die Existenz Vinetas überhaupt und bemerkt be-
 ringfügigkeit der Cultur und des Handels der Slaven dinst
 Zeit, wie auch schon vorher das Dasein Vinetas von er
 bezweifelt war. Es fehlt somit jedes geschichtliche Zeugniß
 das einstige Dasein jener sagenhaften Stadt, und wenn die
 suchungen an Ort und Stelle haben ergeben, daß auch die
 der Phantasie im Meere erblickten geordneten Fundament
 nicht vorhanden sind. Der erfahrene Seemann Johann
 Beck, auf einer Fahrt nach Ewinemünde in die fabelhafte
 gend von Vineta an die Küsten der Insel Widen und
 fand nur eine Sandbank von 4—5 Fuß unter dem Meer-
 lichen Steinblöcken. Dann wurden die vermeintlichen Trüm-
 von Stettin und Ewinemünde aus von einer Gesellschaft
 untersucht und die Trümmer erschienen nur als große Stei-
 blöcke. Endlich ist 1836 das Riff durchforscht, es ist
 ein Gölund ungefähr 1/2 Meile weit vom festen Lande
 Döhrer belegen, aus Granitsteinen bestehend, ergeben sich
 Klüfte finden sich, wie geologische Forschungen beweisen
 überall an der Oder. Sie sind ein Erfolg verheerender
 mender Fluten; das dazu erforderliche Wasser hat auf die
 paten, Subeten, böhmischen Gebirgen und dem hiesigen
 Aufenthalt gehabt. Ferner kann da, wo Vineta gelegen
 soll, keine Meeresüberflutung stattgefunden haben, denn da
 den ist nicht vulkanischer Art, noch kann die Ursache
 Einsturze weit ausgebreiteter Kalkschichten gesucht werden.
 Die Sagen der Vorwelt, sagt man mit Recht, verdienen
 der Beachtung unwürdig gehalten werden. Inwiefern es
 keine Sage von Vineta, es beschränken sich alle Erzählun-
 geln darauf, Vineta sei untergegangen, weil die Einwohner
 zu gottlos gewesen seien. Wie kann man aus den Trüm-
 bern auf historische Facta schließen? Wo sind große
 bedeutender Anzahl finden, hat auch sonst die Sage
 versunkenen Stadt gefabelt. Nicht jede Sage ist
 Vinetasage durchaus nicht.

Zur Schiller-Stiftung.

Das „Bremer Sonntagsblatt“ enthält in seiner
 der Ueberschrift „Zur Schiller-Stiftung“ eine Mahnung
 der Schiller-Stiftung, worin unter anderem hervorgehoben
 was in andern Ländern, sogar in dem kleinen Dänemark
 land nicht zu vergehen, schon seit einer langen Zeit
 ren geschehen ist, um verdienten Schriftstellern zu
 ten Nothlagen, z. B. bei Krankheiten, im hohen Alter
 oder ihren Hinterlassenen zu Hülfe zu kommen. Das
 ses Kapitel auch in d. Bl. wie anderwärts schon
 belt, als daß wir hier noch einmal ausführlich
 kommen sollten. Vor allem erfreute uns die Rede
 von Dickens, Bulwer und dem verstorbenen Deppa
 projectirte „Guild of literature and art“ nicht zu
 die Vermuthung aussprachen, als geschleiert kom-

darf, insofern es richtig ist, was der Verfasser des betreffenden Artikels sagt: „Charles Dickens und Bulwer haben in London noch ein zweites Kpfl für das Alter und die Noth der Schriftsteller begründet, haben zu hohen Eintrittspreisen Komodie gespielt und dafür eine bedeutende Summe Geldes gewonnen, die jetzt jährlich durch neue Spenden der in solchen Dingen sich immer großartig breithaltenden Engländer vermehrt wird.“ Man macht eben nie viel Lärm von solchen Dingen in England. Uebrigens soll zu den schon bestehenden oder im Werden begriffenen Stiftungen dieser Art, wie wir in einem englischen Blatte lesen, noch eine neue treten, für die bereits 100 Gentlemen Beiträge unterzeichnet haben sollen, etwa 20 davon jeder 100 Pf. St. Man kauft bald 10000 Pf. St. zusammenzubringen und dann die Stiftung in Actiendotation trennen zu lassen. Der Plan dazu ist von der Royal society ausgegangen und zwar in der Absicht, eine entscheidendere literarische Tendenz dabei zu verfolgen als der Royal literary fund, dem man vorwirft, zu sehr zum „work-house level“ herabgesunken zu sein.

Beachtenswerth erschienen uns in dem citirten Aufsatz des „Dreimer Sonntagsblatt“ auch folgende Bemerkungen über die gegenwärtige Stellung der deutschen Schriftsteller: „In Wien hat man allerdings immer einen freundlichen Sinn für das schriftstellerische Talent gehabt. Noch jetzt sind die vorstigen Dichter Castelli, Grillparzer, Seidl, Bauernfeld, Palm, Mosenthal, Kompett u. s. w. mit Staatsanstellungen von größerer oder geringerer Einkünftlichkeit bedacht. Auch Wartenberg gab Bodländer eine gekürzte Lebensstellung; König Max in München besaß eine Anzahl Romanen, die von ihm sogar nur mit großen Schwierigkeiten den Ultramontanen und Altbaiern gegenüber in ihren Stellungen erhalten werden konnten. Im allgemeinen aber ist die Lage eines Schriftstellers in Deutschland die präcarste. Die Kunst der Fürsten und Regierungen wird nur nach langen Bitten oder auf Empfehlung der gerade in Gnadneten oder an Höfen genehmen Gesinnungen erteilt; Herr von Arnim war nicht in Verlegenheit, im bairisch-österreichischen Süden Kunst und Anerkennung zu finden; auch Scherndberg fand sie, aber doch nur durch eine so entscheidende Färbung seiner Arbeiten, wie sie eben nicht in jedes besonderer Neigung oder Ueberzeugung liegt. Wir könnten eine lange Reihe von Namen, sowohl aus der schönwissenschaftlichen wie publicistischen Sphäre aufzählen, die niemals Hoffnung haben dürfen, selbst für den Fall, daß z. B. eine plötzliche Paralyse ihre Hand oder ihren Geist lähme, auch nur die Spitalkosten von einer seiner Stellen her zu bekommen, wo es heißen würde, die Friedrich II. von seinem Kammerer sagte: „Dafür hat Euch wohl kein Geld nicht!“

Nun, wir haben jetzt die Schiller-Stiftung, und dem Himmel sei Dank, sie gedeiht und wächst, und es ist nur noch zu wünschen, daß die Schriftsteller der ihnen geeigneten Achtung sich dadurch würdiger machten und die Aufgabe der Stiftung dadurch erleichterten, daß sie den unter ihnen noch so häufig anzutreffenden uncollegialen animus nocendi et injuriandi mehr und mehr abzulegen bemüht zeigten. Ich erinnere mich noch gar wohl, mit welchen ein Theil alldem, zum Theil gehässigen Anwendungen man meinen früheren Vorschläge zu einer solchen Stiftung entgegentrat: es seien ganz und gar unpraktisch, wenigstens unannehmbar in Deutschland; das sei Betrug; man dürfe die schwarze Bäckerei der Schriftstellerklasse vor dem Publikum nicht anlegen; die Lagen seien gänzlich unbegründet; das Talent breche sich doch lahn, und es sei ganz in der Ordnung, daß der minder Begabte, und habe er Weib und Kind, verkomme und verderbe u. s. w. Erst ist die Stiftung accreditirt, und seitdem sie accreditirt ist, hören einzelne von meinen früheren entschiedensten Opponenten an zu ihrem eifrigen Förderern. Der Mensch beurtheilt die Dinge gern nach dem Erfolge, und der Deutsche hängt sich gern an Namen. Es war ein glücklicher Einfall der brechenen Grundinleger und zunächst Julius Hammer's, die Stiftung auf den rechteften und populärsten Dichternamen, auf den Schiller's zu setzen. Man versuche es nur und fordere das Publikum auf 1859. 60.

zu Beiträgen für eine Stiftung zur Unterstützung hilflosbedürftiger Schriftsteller, und seine Hand wird sich rühren, man fordere es in einem Augenblick begeisterter Aufwallung auf zu Beiträgen für die Schiller-Stiftung, und es wird Beiträge regnen, ohne daß das Publikum weiter nach dem Zwecke der Stiftung fragen wird. In England, wo man sich immer nur durch die Sache und nicht durch Accidntielles bestimmen läßt, würde nicht ein Schilling mehr eingegangen sein, wenn sich der Royal literary fund etwa den Namen einer Chalfreare-Stiftung hätte beilegen wollen. Auch dies dünkt mich, gehöre zu den charakteristischen Unterscheidungszeichen zwischen den realistisch-constitutionellen Jaleis und den idealistisch-monarchischen Heilandsgermanen.

A. M.

Notizen.

Der Böse Geist in Goethe's „Faust“.

Eine Remerkung, welche sich eine der hervorragendsten und genialsten Schauspielerinnen der Gegenwart, Frau Gerlach-Rosmann, herausgenommen, scheint bei dem Theaterpublikum, das als Masse überhaupt nicht zu denken gewohnt ist, Anlaß gefunden zu haben, während die wissenschaftliche Kritik über die Zweck- und Rechtmäßigkeit derselben getheilte Ansicht ist. Die genannte Künstlerin spricht bekanntlich als Gretchen in Goethe's „Faust“ die Worte des Bösen Geistes selbst und monologisch. Mdscher erklärt sich gegen diese Remerkung. Er sagt unter anderm: „Der Böse Geist ist der Geist des bösen Gewissens, der aus Gretchen's Innern verwurfsvoll gegen die Schuldbeurtheile heraustritt. Der Böse Geist ist also einerseits Gretchen's Inneres, das Gefühl ihrer Verirrung und ihrer Schuld, andererseits das böse Gewissen, insofern dasselbe gegenständlich und von Gretchen unterschieden ist. Das erste Moment bedingt, daß nicht ein Mann, wie dies vor Jahren in Berlin der Fall war, den Bösen Geist sprechen dürfe, sondern nur ein Weib.“ Ein anderer Mdscher bemerkt er dann weiter, ein Mdscher ganz entgegengesetzter Art sei neuerdings begangen worden. Eine Darstellerin Gretchen's habe den Bösen Geist und das geistliche Gretchen zugleich gesprochen. Das sei aber gerade so schief und unpoetisch, als wenn man die innere Verwandtschaft beider Geister vernachlässige: „Das Gretchen, welches sich die Einheit des Bösen Geistes mit sich selbst so ausgeliefert, daß sie beide auf sich nimmt, kann es höchstens bis zur Illusion des Vagabundens bringen, der plötzlich eine Stimme ertönen läßt, man weiß nicht woher?“ Mdscher hebt dann weiter hervor, wie Goethe ausdrücklich sage: „Böser Geist, nicht böses Gewissen“, und wie er durch diese Bezeichnung, überhaupt auch durch jedes Wort in der ganzen Scene klar genug andeute, daß er eine von Gretchen unterschiedene Gestalt als Träger des Bösen Geistes wolle. Im ganzen stimmen wie mit Mdscher hierin überein; wir wollen nur eine kurze Bemerkung hinzufügen, die vielleicht dazu beitragen kann, die Tendenz, welche Vortheile mit der Erscheinung und den Worten des sogenannten Bösen Geistes verband, klarer zu machen. Der Böse Geist ist allerdings zugleich auch Gretchen's böses Gewissen, ja; aber er ist außerdem auch der wirkliche, durch äußere Veranlassung und Einbrüche hervorgerufene Böse Geist, der auch im Gewissen, in der Aene waltend kann. Er ist dasjenige böse Element im Gewissen, das fürs erste nicht sittliche Besserung bewirkt, sondern den Schuldbeurtheilten aus Scham vor dem Urtheile der Welt zu weitem Unthun treibt, um das frühere Vergehen zu verbergen; er ist der wirkliche böse Dämon, der die Gedanken verwirrt, das Herz verflucht und verhärtet und namentlich bei Gretchen die mütterliche Liebe zu dem Wesen, das sie unter dem Herzen trägt, im Voraus erstickt und ihr nicht eher Ruhe läßt, bis sie bloß in der Absicht, ihre Schande vor der Welt zu verbergen, das junge Wesen, kaum nachdem es sich von ihr abgelöst, mit eigener Hand tödtet. Diese Art des Gewissens und der Aene führt nicht gute, sondern böse Saat und steigert die Schuld und Sündhaftigkeit, und darum hat Goethe diesen Eosinnvorgang als einen von außen hinzutretenden, durch gewisse

äußerliche Eindrücke heraufbeschworen, körperlich gehalten Bösen Geist personifiziert. Und weil er der Böse Geist ist, glauben wir auch nicht, daß er von einem Weibe gesprochen werden sollte; denn er ist der absolut Böse, ein Dämon, eine Art Teufel. Hat man es als einen Vorzug dieser von der Gesellschaft beliebten Neuernng gerühmt, daß man nun die Worte des Bösen Geistes von einer vortrefflichen Schauspielerin sprechen höre, statt von der schnarrenden Stimme eines Veteranen oder der dünnen einer Anfängerin, so bemerken wir dagegen einfach, daß es eben Sache der Regie ist, den Bösen Geist durch einen ausgezeichneten, willkürlichen Rebe mächtigen Schauspieler zu besetzen. Sehr richtig ist Köstner's Bemerkung: „Ist denn die Poesie, und namentlich die dramatische Poesie nicht gerade dadurch Poesie, daß sie das für die Phantasie existierende Bild auch als solches schließt und nicht in einer Abstraction verflüchtigt?“ Außerdem fällt infolge dieser Neuernng das lebhaft Erregende, was dem Dialogischen mehr als dem Monologischen eigen ist, gänzlich weg, und endlich müssen wir dem Schauspieler überhaupt die Rechtsvollkommenheit, in dieser Weise von der Vorfahrt des seiner Absicht sich sehr deutlich bewußten Dichters abzuweichen, ganz und gar bekreuzen. Oder wozu sollen die Konsequenzen dieser willkürlichen Änderungsart zuletzt führen?

Die Bühnen des skandinavischen Nordens.

Eine Mittheilung über das Stockholmer Theater in Nr. 38 der wiener „Korrespondenz“ war uns besonders deshalb interessant, weil daraus hervorgeht, daß die schwedische Bühne einen womöglich noch gemischtern und kosmopolitischen Charakter trägt als die deutsche, da zu dem nationalen Drama nicht nur wie bei uns das französische, spanische und englische, sondern noch das dänische und unser eigenes kommen. Wir finden darin unter anderem erwähnt, daß in der Saison vom September 1858 bis Juni 1859 im königlichen Theater zu Stockholm von deutschen Stücken unter andern Schiller's „Räuber“ („Röfvarbundet“ heißt der schwedische Titel), Raabe's „Graf Otf“, „Die Grille“ („Syraan“), „Gräulein Söderchen“ und „Nacht und Morgen“ von Charlotte Birch-Pfeiffer; im sogenannten „Kleinern Theater“ Raabe's „Gais von Ofsen“, Brachvogel's „Wunderknecht“, Bauernfeld's „Obernauß“, Nekrop's „Einen Jux will er sich machen“ („Nu akavi ron os!“); im Södertheater Kaiser's „Diebstahler“ in lokalisirter Bearbeitung, Haupt's „Schleichhändler“ und mehrere Lustspiele von Ödner; im Labugardolund-Theater Nekrop's „Talloman“ und der Birch-Pfeiffer'sche „Outenberg“ zur Aufführung kamen. In eine frühere Zeit, in die Wintersaison von 1856/57 fällt die Aufführung von Gupfow's „Alle Rose“ unter dem Titel: „Ella Rose eller Hjertats Rättigheter“, im königlichen Theater. Was werden diejenigen und namentlich M. von Wolzogen hierzu sagen, welche kurzweg fordern, daß wir Deutschen für die Bühne gar nichts mehr schreiben, sondern uns auf die Vorführung der Stücke unserer sogenannten klassischen Autoren beschränken sollen, da sie nun erfahren, daß die Stockholmer Bühnen nicht von unserm klassischen Theater der Vergangenheit, sondern vorzugsweise von dem unklassischen der Gegenwart leben? Zum Theil liegt dies gerade daran, daß die schwedischen Dichter der Wolzogen'schen Forderung sehr nahe kommen, indem sie im Produziren neuer Stücke äußerst träge sind, was dann immer zur Nationalisierung der Nationalbühne führen muß. Dabei haben die Schweden nicht einmal wie wir einen Grundstock von heimischen klassischen Stücken; denn wenn man nicht bis auf Kellgren, den Dichter der von dem deutschen Componisten Rannman mit Musik ausgestattet und in bisher noch unübertriffenen Versen abgefaßten Nationaloper „Gustav Wasa“ zurückgehen will, so hat man fast nur den 1796 geborenen Dichter Bernhard von Westm zu nennen, dessen Trauerspiele, worunter namentlich „Erik XIV.“, auch ins Deutsche, „freilich nicht so gut als wünschenswerth“, überetzt worden sind. Dieser Mangel an dramatischen Producenten liegt nun wieder daran, daß, wie der Verfasser des Aufsatzes bemerkt, die Schweden mehr Talent für die Lyrik als das lyrische Opos als für das Drama besitzen. Hierzu kommt, daß

das schwedische Theater sich von der seit Gustav III. eingeführten gespreizten französischen Manier bisher nicht vollkommen frei gemacht hat; nur in der Oper leidet es mehr als bei u anderer Hinsicht eine wahre Austerität zu erreichen. Das Theater in Kopenhagen; denn die Schweden sind ein geschmackvolles Volk. Interessant war uns ein Urtheil über Brachvogel's „Wunderknecht“, welches durchsicht und von dessen Bericht ein Stockholmer Blatt sagte: „Der Brachvogel gehört zu jenen poetischen Dilettanten, welche durch Zufall einmal einen glücklichen Wurf thun, allein zu sehr des innern Fonds ermangelnd, um wahrhaft Werthvolles zu schaffen.“ Leider müssen wir auch bemerkt finden, daß unsere nordischen Stammesverwandten (den wie es scheint mit Ausnahme der Norweger) Deutschland in der letzten Zeit mit einiger Kälte betrachten; denn wie der Stockholmer Correspondent sagt: „Prezens schwankende Politik hat Deutschland reelle Feinde geschaffen, ohne doch ihre Pläne, Dänemark einen Theil seines Gebiets zu entreißen (!), ausführen zu können.“ „Feinde ringen!“ möchte man da mit Theodor Mommsen antworten. Aus einer wahrscheinlich von Edmund Löbbecke gesagte kopenhagener Correspondenz desselben wiener Blattes haben wir in Erfahrung, daß in Kopenhagen wiener Posen beliebt sind, während man es noch nie versucht habe, auf der kopenhagener Bühne eine berliner Lokalposse aufzuführen. Berlin lassen sich auf dem kopenhagener Theater die Dichtungen unserer Classiker Krüger, Goethe und Schiller ebenso wenig bilden als die berliner Posen, und von Schaffpoet's Tragödien waren im Laufe von mehr als 10 Jahren nur „Marbeth“, „Lui“ und „Hamlet“ dann und wann gegeben. Christiania besitz ein Theater, das Stadttheater, welches sich fast ganz in den Händen dänischer Schauspieler befindet, und das norwegische Theater, dessen Akteure bloß eingeborene Norweger sind, auf welchem an gewisse norwegische Richtung bis auf die norwegische Aussprache des gemeinsamen Kulturdänisch und einzelne norwegische Volksgebräuche festgehalten wird. Scribe ist bei den ernsten Norweger nicht so beliebt als in Kopenhagen; dagegen haben an beiden Theatern manche deutsche Posen von Angely, Armin, Schneider, Kaiser, Raimund, auf dem Stadttheater auch mehrere Dramen von Charlotte Birch-Pfeiffer, Friedrich Heins „Becher von Ravenna“ und Mosenthal's „Doroth“ in „Sonnenhof“ zur Aufführung. Den größten Erfolg jetzt errangen Island's „Jäger“. Je seltener man aus dem Norden über dieses Thema etwas in deutschen Blättern liest, um so mehr muß man sich den wiener „Korrespondenz“ für solche Mittheilungen zum Dank verpflichtet fühlen.

Bibliographie.

- Utraa. Taschenbuch für Fremdwort auf das Jahr 1860–1860. Herausgegeben unter Mitwirkung der Brüder Fleming, Bad, Beschlein, Graf Dreyler u. A. von H. W. Müller. 21ster Jahrgang. Sonderhausen, Uppel. Gr. 16. 1 Thl. Augusting, J. A. S., Ahters Uben oder: planische Wälder für Kinner und die Lüd. Lohpöhlst an ut oren de bril. Hensburg, Gersbruch. 1857. 8. 12 Mgr.
- Baader, B., Rangesammelte Volksagen aus dem Land Baden und den angrenzenden Gegenden. Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Werke: Volksagen aus dem Lande Baden u. Karlsruhe, Gerner. 8. -10 Mgr.
- Beschlein, L., Kunstfleiß und Gewerfleiß. In acht einfachen, wahrheitsgetreuen Lebensbildern geschildert. Eppel, D. Wigand. 1860. Gr. 8. 12 Mgr.
- Bircher, A., Das Bruchthal in seinen historischen und gegenwärtigen Erinnerungen. Beitrag zu den Schweitzeragen aus dem Kanton von G. L. Rotholz. Marau, Schriber. Gr. 4. 10 Mgr.
- Butters, J., Emanuel Tormellius, erster Rector des Jüngerbrüder Gymnasiums. Eine Lebensstizze zur Feier des 300. Jährigen Jubiläums dieser Studienanstalt. London, Lamb. Gr. 8. 7 Mgr.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von E. Krafft. Regensburg, Montag u. Weiß. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Daumer, G. F., Meine Conserktion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr. Das junge Dorfmadchen. Eine wahre Erzählung. Pest, Osterlamm. Gr. 16. 4 Ngr.

Droste: Göltschhoff, Annette Frein v., Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dünker, F., Schiller und Goethe. Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dusen Schön, F., Pugmamsellen, Drieswart. Ein Deklamationsspiel. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Ngr.

Erbe, A. W., Natur- und Kulturleben in vergleichenden Bildern. Für alte und junge Leser verfaßt. 18es Bändchen. Wiesbaden, Krieger u. Riedner. Gr. 8. 24 Ngr.

Faas, G., Geschichte der Päpste nach den Ergebnissen der bewährtesten Forschungen verfaßt. 1ste Lieferung. Tübingen. Kopp. Gr. 8. 15 Ngr.

Fackermann, A., Der vatcanische Apollo. Archäologischer Vortrag. Greifswald. Gr. 8. 10 Ngr.

Fahn, J. G., Ueber die Ursachen und Folgen der Kreuzzüge. Greifswald. 8. 15 Ngr.

Die Herren vom Aesblatt. Roman in 28 Kapiteln. Vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie“ und „Die Leute der Amtseinfuhr.“ Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 6 Thlr.

Gesefiel, G., Von Jena nach Königsberg. Drei Theile. Berlin, Jank. 1860. 8. 4 Thlr.

Geslein, B., Berlin's kleine Tyrannen. Ein Volksgemälde aus der Gegenwart. 1ste Lieferung. Berlin, Gericke. Gr. 8. 3 Ngr.

Holzher, Der Philosoph Lucius Annaeus Seneca. Ein Beitrag zur Kenntniss seines Werthes überhaupt und seiner Philosophie in ihrem Verhältniß zum Stoicismus und zum Christenthum. 1ster und 2ter Theil. -Rastatt. 1858, 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtspiel von Schillero Rescivivo. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

Lange, J. P., Vermischte Schriften. Neue Folge. 18es und 19es Bändchen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1860. 8. 20 Ngr.

Luthe, G., Ein Leben im Wort und Worte für's Leben. Lebens- und Charakterbild, nebst einer Sammlung von ihm gehaltenen amtlichen Gelegenheitsreden. Regal. Gr. 8. 1 Thlr.

Marggraf, F., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Einleitung zur 2ten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig, Zeit u. Comp. 8. 15 Ngr.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. München, Lentner. 16. 20 Ngr.

Pupikof, J. A., Johann Jakob Hess als Bürger und Staatsmann des Staates Zürich und eidgenössischen Bundespräsident. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und des schweizerischen Gemeinns in der Restaurations- und Regenerationszeit. Nebst Bildniss und zahlreichen Beilagen von diplomatischen Correspondenzen und Berichten Zürich. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reber, P., Christnacht. Ein Gedicht. Aarau, Schöpfung. 16. 10 Ngr.

Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgetheilt. Mit 4 Porträts. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Schönhuth, D. F. S., Die Burgen, Klöster, Kirchen, und Kapellen des Württembergers Landes mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. Unter Mitwirkung vaterländischer Schrift-

steller dargestellt. 1ster Band. 18es Heft. Stuttgart, Fischhaber. 16. 2 Ngr.

Schubert, G. F. v., Anhang zu des Verfassers Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 4 Ngr.

Spieß, A., Schiller's Leben und Dichtungen. Mit dem Bildniß Schiller's. Wiesbaden, Krieger u. Riedner. Gr. 8. 2 Thlr.

Steinhilber, F., Leben und Lieben. Gedichte. Hannover, Rümpler. 1860. 12. 1 Thlr.

Wachsmuth, B., Geschichte deutscher Nationalität. 1ster Theil. Die Gesamtheit der deutschen Nation. Braunschweig, Schwesche u. Sohn. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wenzel, G. G., Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelfestschrift zur 100jährigen Geburtsstagesfeier Friedrich von Schiller's. Dresden, Arnob. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenzig, J. und J. Krejci, Der Böhmerwald. Natur und Mensch. Mit einem Vorwort von Carl Ritter. Nebst 25 Holzschnitten nach Zeichnungen von E. Gerold. 1ste Lieferung. Prag, Beckmann. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Westphalen, C. H. P. Edler von, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes Manuscript. Herausgegeben von F. O. W. H. von Westphalen. Zwei Bände. Berlin, Decker. Lex.-8. 5 Thlr.

Wibb, F. K., Die weiße Taube. Eine Erzählung. Nordlingen, Beck. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Zehender, F., Der Leuenhof. Eine Erzählung für das Volk. St. Gallen, Schmitt u. Zollikofer. 1860. Gr. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe eines Deutschen über die deutsche Bundesreform. Heidelberg, J. G. B. Mohr. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutschland's Einheit und Macht muß sich gründen in Religion der Menschenliebe. Hamburg. 8. 15 Ngr.

Gildemeister, J., Das Entstehen der theologischen Facultät zu Marburg über die heftige Befragung und seine Vertreter. Antegnung. Frankfurt a. M., Bräuner. Lex.-8. 10 Ngr.

Haas, F., Das Recht der badiſchen Agende. Frankfurt a. M., Bräuner. 8. 5 Ngr.

Haun, C. W., Die eigenthümliche Mission des Preussens. Mühlhausen. 4. 5 Ngr.

Julius Fabricius, Erinnerung an die Secularfeier des Schillerfestes am 10. November 1859. Altona, Mengel. Lex.-8. 5 Ngr.

Kleinschrod, G. F. G., Die preussische Politik und der italienische Krieg von 1859. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Koebe, J. W., Der Geist, in welchem die Universität zu Berlin gestiftet und eröffnet wurde. Rede zur Gedächtnisfeier König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1859 gehalten. Bonn, Marcus. 8. 5 Ngr.

Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel. Ein Wort zu seiner Zeit von Freimund. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 5 Ngr.

Schubler, G., Reform der deutschen Bundesacte. Stuttgart, Reff. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber die eigentliche Bedeutung des deutschen Fürstenbundes von 1785. Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Wiedasch, W., Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schiller's edler Geistesrichtung erläutert. Hannover, Rümpler. 8. 7 1/2 Ngr.

Kirchliche Zustände in Oesterreich unter der Herrschaft des Concordates. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Schiller.

Akademische Festsrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859 gehalten in der Collegienkirche zu Jena in Gegenwart Ihrer Königl. Hoheiten des Großherzogs und der Frau Herzogin von Sachsen von
Runo Fischer.

Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv. 8. Geh. 10 Ngr.

Runo Fischer's Schiller-Rede in Jena fand daselbst die glänzendste Aufnahme und ist ein Meisterstück nach Inhalt und Form. Ihre Veröffentlichung wird deshalb gewiß allen Verehrern Schiller's willkommen sein. Seine zehnjährige Wirksamkeit in Jena vorzugsweise behandelt, bietet sie zugleich ein Lebens- und Charakterbild des Dichters in engem Rahmen. In einem Anhang werden interessante Schriftstücke von Schiller aus dem jenaischen Universitätsarchiv zum ersten male mitgetheilt.

Als passende Festgeschenke empfehlen wir folgende elegant gebundene Miniatur-Ausgaben aus unserm Verlage:

- C. M. Arndt**, Gedichte. 2 Thlr. 7½ Sgr.
- Chamisso**, Gedichte. 3 Thlr.
- Gellert**, Geistliche Oden und Poesien. 24 Sgr.
- Goldsmith**, Landprediger. 1 Thlr. 15 Sgr.
- Anastasiu Grün**, Gedichte. 2 Thlr. 15 Sgr.
- **Schub.** 1 Thlr. 12 Sgr.
- **Der letzte Ritter.** 2 Thlr. 7½ Sgr.
- **Pfaff vom Kahlenberg.** 2 Thlr. 7½ Sgr.
- **Nibelungen im Frick.** 1 Thlr.
- **Spaziergänge.** 1 Thlr.
- H. B. von Schlegel**, Gedichte. 1 Thlr. 10 Sgr.
- Tasso's befreites Jerusalem.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin.

Taschenbücher zu wohlfeilen Preisen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. (18 Thlr. 20 Ngr.) **Ermäßigter Preis 2 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Dreissig Jahrgänge. 1830—59.
(68 Thlr. 5 Ngr.) **Ermäßigter Preis 25 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Fünf Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. (13 Thlr. 10 Ngr.) **Ermäßigter Preis 1 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Ein Prospect mit genauer Angabe des Inhalts ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Heubner (Otto Leonhard), Herr Goldschmid und sein Probrstein. Bilder aus dem Familienleben. Zweite Auflage. N. u. d. L.: Volksschulbibliothek. Siebente Band. 8. Geh. 16 Ngr.

—, **Kleine Geschichten für die Jugend.** Seine Kindern in der Heimat erzählt. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Diese beiden trefflichen Volks- und Jugendschriften wurden von Heubner während seiner Gefangenschaft geschrieben und durften deshalb damals nicht mit seinem Namen erscheinen. Sie werden jetzt, nach seiner Freilassung, in den vorliegenden neuen wohlfeilen Ausgaben, seinen zahlreichen Freunden innerhalb und außerhalb Sachsens gewiß willkommen sein.

Sobald erschienen:

Lehrbuch der Dogmengeschichte

von Dr. F. Schmid,

Prof. der Theologie an der Universität Erlangen.

VI und 140 Seiten. 8. Brosch. 28 Ngr. oder 1 Bl. 36 Kr.

Der Name des Herrn Verfassers dürfte genügen, um das theologische Publikum auf die Bedeutung eines Werks aufmerksam zu machen, welches in seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte“, wie in der von ihm herausgegebenen „Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche“ so anerkannte Vorgänge hat.

C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von S. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen:

Die neuen Katalogen

des

Materialismus,

eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit

von

Eduard Balzer.

Preis 15 Sgr.

Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung in Göttingen.

Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht, jedoch nur noch bis Ende dieses Jahres. — Ausführlicher Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 50. —

8. December 1859.

Inhalt: Zur Geschichte des Terrorismus in Frankreich. Von Hermann Waggstaff. — Der historische und der sagenhafte Londoner. — Ausländische Stimmen über die Sclaverei. — Kritik. (Die literarische Kritik. Von Emil Müller-Samowagen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des Terrorismus in Frankreich.

Robespierre. Von Theodor Mundt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es geschieht nicht ohne Absicht, wenn wir auf die Besprechung der Kingsley'schen „Hypatia“ in der vorigen Nummer die Besprechung des Mundt'schen „Robespierre“ in der heutigen folgen lassen. Denn so verschieden auch die Charaktere und Interessen sind, um die sich die Conflicte in dem Kingsley'schen und dem Mundt'schen Buche drehen, so fällt dort wie hier doch die Handlung in eine Zeit der ungeheuersten Gärung. Ein neuer Geist zertrümmert mit mächtigem Schläge alte Formen und alte Einrichtungen, ja selbst die alten Götter; man sieht, daß das Alte unwiederbringlich und nothwendig verloren ist, und doch kann man dem Neuen, was sich an seine Stelle setzen will, nicht die rechte Sympathie entgegenbringen; denn mit dem Faulen und Schlechten rafft es auch manches Gute und Schöne dahin, und wie dort eine leider stark verunstaltete neue Religionslehre gegen die alte Philosophie sich vielfach versündigt, so versündigt sich hier eine eklektische und atheïstische, auf das alte Heidenthum zurückweisende Philosophie vielfach gegen die alte Religion. Ganz besonders zeigt sich aber die Aehnlichkeit in dem Ausbruch dämonischer und bestialischer Leidenschaften, die als faulstieberartige Werberbnisse einer brandig gewordenen Hyperkultur die Köpfe verwirren, die Herzen verhärten und zu Handlungen treiben, welche dort wie hier die Scene mit Blut und Schmutz füllen und die Menschheit auf dem Gipfelpunkt thierischer Entartung darstellen. Was Kingsley von seiner „Hypatia“ im Vorwort bemerkt, daß er darin ein „grauenvolles aber dennoch großartiges Zeitalter“ dargestellt habe, „eine jener kritischen, jener Hauptepochen im Leben des Menschengeschlechts, wo Tugend und Laster dicht nebeneinander, ja oft in einem und demselben Individuum vereint, in überraschender Offenheit und Stärke sich zeigen“: das kann Theodor Mundt buchstäblich, ja vielleicht mit noch größerem Recht, auch von seinem „Robespierre“ behaupten. Eine so edle, königliche, ein wirklich tragisches Interesse in Anspruch nehmende Gestalt wie die der Philosophin Hypatia

1859. 50.

selbst ragt freilich aus der Schmutz- und Blutlache der Französischen Revolution nicht hervor.

In dem neuen Buche Mundt's tritt das Novellistische noch mehr zurück als in seinem „Mirabeau“ und beschränkt sich im Grunde nur auf das Liebesverhältnis Robespierre's zu Charlotte Duplay, das ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wir für unsere Person sind mit diesem Mangel an eigentlich novellistischen Elementen nur einverstanden; in diesem furchtbaren Geschichtsdrama war höchstens Platz für eine novellistische Episode, nicht für eine kunstmäßig durchgeführte novellistische Handlung; die politischen Intriguen spielen eine zu mächtige Rolle, als daß der Leser genug Gemüthsruhe übrig haben könnte, um eine kleinliche Liebesintrigue mit Spannung und wirklicher Theilnahme zu verfolgen. Einen Roman kann man das Mundt'sche Buch nur insofern nennen, als die geschichtlichen Selten und Selbinnen selbstredend wie Personen eines Dramas vor uns stehen und ihre Beweggründe, Absichten und Ansichten in Zwiegesprächen oder in Zusammenreden entwickeln. Ohne Zweifel hat sich der Verfasser zu diesem Zwecke auch manche dichterische Freiheiten genommen, aber er wird auch vielfach mit seinem dichterischen oder politischen Instinct das Richtige getroffen haben; es wird ihm gelungen sein, manche in ihren Beweggründen dunkle Handlung psychologisch zu motiviren oder sie als nothwendige Folge dieser oder jener Umstände, Verhältnisse oder persönlichen Beziehungen darzustellen. Ganz besonders scheint es seine Absicht gewesen zu sein, Robespierre historisch und psychologisch zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, oder wenigstens den unheimlichen Eindruck zu mildern, den seine Persönlichkeit selbst nur in der bloßen Geschichtserzählung auf die meisten hervorbringt. Bis zu einem gewissen Grade hat der Verfasser diese Absicht auch erreicht, er hat ihn uns in der That etwas menschlich näher gebracht. Aber für den wirklich Gutmüthigen behält Robespierre auch in dieser Darstellung immer noch genug des Unliebswürdigen und Abstoßenden, und noch immer wissen wir nicht genau, was an Robespierre wirklich Ueberzeugung, was egoistische Berechnung oder bloßes theatralisches Pathos war.

Von diesem theatralischen Pathos sind freilich die

126

wenigsten Revolutionshäupter freizupredigen; sie erscheinen der Mehrzahl nach ebenso gemüthlos und innerlich ungesund als künstlich affectirt und schauspielershaft. Die bei den Franzosen so hervortretende Sucht, zu glänzen und Effect zu machen, kann es in Folge der sich ihr gestellenden persönlichen Lebensbedürfnisse auch zu Verschönerungen bringen, die ihr Bestehendes und Verführerisches haben, aber mit dieser Lebenswürdigkeit war es während der Revolution ziemlich zu Ende und zwar in einem Grade, daß auch die Galanterie gegen die Frauen aufhörte, die auch freilich dieser Galanterie sich zum großen Theil unwürdig gemacht hatten. Man ist in dem leichtgläubigen Deutschland nur zu sehr geneigt, alle Individuen, welche sich in der Revolution einen Namen gemacht haben, sofort für große talentvolle Männer, für gewaltige Potentaten und heroische Charaktere zu halten; aber wie überhaupt ein so großer Reichthum an genialen Männern in so kurzer Spanne Zeit gar nicht denkbar ist, so wird man bei genauerem Ansehen finden, daß bei der Mehrzahl die schauspielershafte Attitüde und der affectirte Heroismus das Reizende waren; daß zwar viele in frappanten geistreichen Maximen und Wortworts Stark waren und überhaupt durch die allgemeine Bewegung getragen wurden, daß aber nur sehr wenige einen wirklich neuen und fruchtbaren, praktisch anwendbaren Gedanken aufstellten. Noch kleiner waren freilich die Kleinen, welche in Deutschland diesen Schauspielern ihre Rolle und ihre Gesellen nachzuspielen suchten, obgleich es richtig ist, daß ein Legendre, ein Santerre, ein Chaumette, ein Collot d'Herbois, ein Hébert, ein Marat, ein St.-Just, ein Desmoulins, ja selbst ein Robespierre und Danton eher nachzuahmen sind, als ein Washington oder Franklin in ihrer schlichten einfachen Bürgertugend. Schauspielern ist leichter nachzuspielen, als einen wirklichen Menschen nachzuahmen. Um aber dies alles an Beispielen darzuthun und überhaupt von dem in dem Mundstücken Buche enthaltenen Reichthum an großartig und furchtbar wilden Scenen einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir etwas näher auf die interessantesten Partien des Buchs eingehen. Je weniger die Vorurtheile für oder gegen die Französische Revolution abgeklärt sind, um so ersprießlicher wird es sein, von Zeit zu Zeit dem Publikum jene oft barocken oft entsetzlichen Scenen ins Gedächtniß zurückzurufen.

Die Erzählung eröffnet sich sofort mit einer großartigen Scene, mit dem Feste auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791, bei dem auf Danton's Antrag zur Unterzeichnung jener Erklärung geschritten wurde, wonach der König mit seiner Blutschuld zugleich abgedankt habe und ein neuer konstituierender Körper zusammenberufen sei, „der auf eine wahrhaft nationale Weise zur Vertheilung der Schuldigen schreite und eine neue aus dem Volke flammende Gerechtigkeit an die Spitze Frankreichs berufe“. Noch steht der Altar des Vaterlandes, der an dem großen Feste des Vaterlandsbundes und der Nationalverbrüderung zur Ableistung des feierlichen Eides gedient hatte. Wir lernen bei dieser Gelegenheit sofort eine beträchtliche Anzahl der hervorragendsten Revolutions-

häupter kennen: Robespierre, Danton, Marat, Brissot, Camille Desmoulins, Pétion, Pierre Chaumette, Schenken wuthschnaubender Redacteur des „Père Duchesne“, Madame Roland, Luise von Kéralio, Mitredactrice des „Mercure national“ u. s. w. Auch Lafayette erscheint „in einer ziemlich formlosen Stellung auf seinem bekannten weißen Pferde sitzend“, an der Spitze eines Detachements von Nationalgarben, wird aber durch einen Pistolenschuß, der flüchtig seine Wange streift, daran erinnert, daß er hier nicht gern gesehen ist, und sprengt blüßschnel davon. Die nun folgende Scene schildert der Verfasser sehr gewöhnlich, obgleich wir in ihr bereits jenen Zug dämonischer, halb pöffenhafter, halb bestialischer Ausgelassenheit erblicken können, die später das Volk wie eine epidemische Krankheit ergriff und es vollkommen wirbelig machte. Der Verfasser erzählt:

Während ein Theil des Volks fortsah, auf dem Altar zu unterzeichnen, begannen die Uebrigen sich plötzlich der heftigsten Fröhlichkeit zu überlassen. Es bemächtigte sich auf einmal aller eine glückliche fast ausgelassene Stimmung, und die Sonne, welche in diesem Augenblicke mit ihrem strahlenvollen Glanz oben den Horizont durchbrach und alles Regengewölke zerstreute, flammte wieder wie ein Symbol dieser nun und fern aufstrebenden Volkshierarchie empor. . . . Heitere läche Sommerlässe umschwebten losend die tanzenden Paare der jungen Leute, die sich plötzlich bei der Hand ergriffen hatten und sich in der Raute herumschwangen, indem sie mit frohgestimmten Rufen das „Ça ira“ sangen.

Sie tanzten in den Tod hinein; denn plötzlich rücken Linientruppen und Nationalgarben heran, werden mit Steinwürfen empfangen, ein Pistolenschuß geht los und verwundet einen Dragoner, die Truppen feuern erst in die Luft, dann aber mitten „in das Fleisch der Volksmasse“, und „blutend, schmerzvoll zusammenzuckend, wälzt sich jetzt der Knäuel des Volks ineinander. Viele sind gefallen, man ergreift in wildem Schrecken die Flucht und ein dumpfes Wehgeheul erfüllt die Lüfte“. Mitten in diesem Tumult, mit einer merkwürdigen Ruhe an dem Altar gelehnt, erblickte man die ernste Gestalt Robespierre's, der zu seinen Freunden Danton und Pétion äußert:

Ist es nicht ein wunderbarer, fast bewundernder Gedanke, den dieses vergossene Blut des Volks ausströmt? Ich bitte euch, Freunde, riecht einmal mit recht tiefem inbrünstigen Athem dieses um uns her dampfende Blut in eure Lungen an!

Damit ist Robespierre sicherlich bezeichnend und charakteristisch genug eingeführt. Indes ist hier seiner Lebens nicht: von Legendre gewarnt, begibt er sich Arm in Arm mit Pétion, in Dunkel der Nacht von der unheimlichen Blutstätte hinweg.

Hierauf steht sich der Leser in das Jakobinerkloster versetzt, wo Robespierre's Gefinnungsgenossen versammelt waren, die sich von diesem Kloster die Jakobiner nannten. Auf der Damentribüne befanden sich besonders die Damen der Halle „in ihrer strahlenden und mannhaften Körperfülle, darunter manches interessante Gesicht mit lebhaften dunkelblühenden Augen“, auch Gestalten aus der damaligen Demi-monde, hervorleuchtend unter ihnen Héloïse von Méricourt, die bekannte Abenteuerin, deren früher dissolute Sitten plötzlich „Krieg

und untadelhaft" geworden, und die, besonders seitdem sie sich als Amazone kleidete, das „Musterbild aller republikanischen Tugenden geworden zu sein schien“, was man wol glauben muß, da Mundt für diese Versicherung Zeugen, den Verfasser der „Essais“, anführt. Théroigne at, wie alle natürlich gewordenen Persönlichkeiten Frankreichs, in einer wunderlichen Vergangenheit, die gar nicht weit hinter uns liegt, in Deutschland ihre Nachahmerinnen fanden, und man wird daher vielleicht nicht ungern sehen, wie Mundt ihr Aussehen und ihren theatralischen aufspuk schildert:

Sie trug ein kurzes blaues Tuchkleid, das eng anliegend re nicht allzu schlanke, aber in den ägyptischen Formen sich zeigende Gestalt umfloß. Auf ihrem Kopfe flatterte ein Federhut la Henri IV., der ihrem ziemlich bedeutenden und ansehnlichen Gesicht einen ungemein lähnen Ausdruck verlieh. An ihrer Seite hing ein Schwert mit bligendem Handgriff, zwei Pistolen gen in dem ihre Taille umfassenden Gürtel, in der Hand wog sie eine Kettenkette, die bei ihr zugleich die heftigen affischen Gesticulationen begleitete.

Wir werden später sehen, wie kurzweilig tragisch ihr Leben war. Damals spielte sie noch eine gewisse Rolle, selbst Männer wie Robespierre und Pétion hielten nicht unter ihrer Würde, sich mit ihr in ein Gespräch zu lassen. Der Leser des Mundt'schen Buchs wird sich gern von ihr abwenden, um von der Tribüne Sieyès, Robet (das „Krokobil der Jacobiner“), Brissot, Goussier, Collet d'Herbois, mit seiner „entsetzlichen Schreienstimme“ und „fürchterlichen Geberdensprache“, zu hören auf den um die Gunst der Jakobiner buhlenden Herzogen von Orléans und den jungen Herzog von Chartres, maligen König der Franzosen, Ludwig Philipp, einen zu werfen. Denn so abstoßend zum großen Theil: Revolutionshändler auch sind, so tragen sie doch Pistolen im Gürtel und keine Kettenkette in der Hand, sondern Worte von verhängnisvoller weitgeschichteter Bedeutung im Munde.

Aus dem Jakobinerkloster werden wir in eine Art Idylle, als häusliche Leben Robespierre's versetzt, der eben seinen zweiunddreißigsten Geburtstag feiert. Merkwürdig ist es immerhin, daß Robespierre es sich im Schosse Tischlerfamilie Duplay, bei der er wohnte, so wohl ließ und vornehmen Gesellschaften aus dem Wege

Robespierre führte hier das einfachste Leben von Welt. Gewöhnlich als er mit am gemeinsamen Tische saß und nicht selten wurde er hier gesprächiger und eilender, als sonst seine Art war. Freilich festelte ihn Lebenswürdigkeit der ältesten Tochter des Tischlers, Core, welche diese Neigung mit gleicher Sympathie mit der glühendsten Verehrung erwiderte und ihn in seinem Geburtstage mit einem Strauß Rosen besetzte; denn Robespierre war, wunderbar genug, ein Liebhaber von Blumen und bis zu einem gewissen Grade ein Künstler; er war ein gemüthlicher Blumensammler. Diese Dinge finden sich nicht selten in einer und derselben Person vereinigt, wenigstens in den Zeiten der Hyper-

Auch ein deutscher Revolutionsmann, ein Ver- und soweit es deutsche Verhältnisse erlaubten, ein

Nachahmer Robespierre's ist uns bekannt, der außerordentlich leicht zu Thränen zu bewegen war und nichts so sehr liebte als sentimentale Lectüre. Bei Gelegenheit der gemüthlichen Geburtstagsfeier Robespierre's erhalten wir auch eine sehr detaillierte Personalbeschreibung desselben, die nicht weniger als vier Seiten einnimmt. Mundt bemerkt dabei:

Es gab immer zuerst eine Scham zu überwinden, wenn man in der Nähe von Robespierre sich befand. Nur Eleonore schien diesen wunderbar betörenden Eindruck, welchen man im ersten Augenblick von der Persönlichkeit Robespierre's empfing, niemals empfunden zu haben.

In dem wirren blutigen Drivolution können solche idyllische gehende Lichtblicke sein, und so der in eine Scene aufsteigender hat am 14. September in der aus den Händen der Abgeordneten stitution feierlich beschworen, le Herzen, mit Erbitterung, ohne schwor, auch zu halten. In der er zu Grunde gehen. Man d Standpunkt bebauern, aber eigent Schicksal darum nicht, weil es die er in seiner Handlungslosigkeit Unredlich war man freilich auch sich gegenseitig zu betrügen, aber war wenigstens entschlossenes M Kraft. Der König hatte keine mit denen sich spielen ließ, ehe heuer, entschlossen sein Blut zu

Verzweiflungsvoll, mit zerbrochenen Knien lehrte er in die Tuilerien zu erblickte, ließ sie einem lauten gell rief der König, indem er sich in Taschentuch über die Augen deckte, Sie, Madame, mußten Sie darnum um Zeuge zu werden, wie — Er brach hier die Stimme des Königs. bare erschütternde Pause von einiger sich Marie Antoinette zu den Füßen sagte den in sich zusammenbrechenden indem sie ihn heftig und unaufhörlich

Man würde das tiefste Mitleiden empfinden, wenn man richtig hätte, daß der König sich unmittelbar darauf hingefügt habe, um auf den Rath der Königin an den Kaiser von Oesterreich zu schreiben und ihn aufzufordern, nun endlich zu handeln.

Aus dem unglücklichen Königsschloß werden wir dann plötzlich wieder in den Gassenstrudel versetzt. Wir erblicken da

drei Menschen, fast nackt; was sie von einer fleischähnlichen Hülle noch an sich trugen, machte durch seine Zerissenheit und seinen Schmutz einen beinahe noch widerwärtigern Eindruck, als ihre nackten braunrothen Glieder, die daraus hervorragten. Statt der Weinkleider trugen sie nichts als einen entsetzlichen Lumpen, der um ihre Leiden geschlungen war. Auch Strümpfe und Schuhe waren an ihren Füßen nicht zu erblicken.

Bis zu dieser Schamlosigkeit war die berühmte französische Politur damals herabgesunken, die Rousseau'sche

Naturmenschllichkeit war zur Rasttheit ausgeartet, und der Kanniballismus feierte auf offener Straße seine Orgien! Diese Sansculottes führten eine halb sehr lustige, halb sehr abscheuliche Pantomime auf, indem der eine den König, der andere die Königin, der dritte die bei beiden um Brot bettelnde Constitution darstellten. Freilich fehlte es damals in Paris nur zu oft an Brot, und zeitweise schwang wirkliche Hungersnoth ihre furchterliche Geißel über die unteren Klassen. Man fand nicht selten verhungerte Menschen auf der Straße und dieser Anblick reizte das Volk zur Wuth; nur ging es in seiner leidenschaftlichen Blindheit darin fehl, daß es diese Wuth gegen das unglückliche Königspaar lenkte, welches, wie die Demagogen es darstellten, an allem Unglück schuld sein sollte, während es damals doch in der That bereits so machtlos war, daß es weder Gutes noch Böses zu thun in der Lage war. Mundt erzählt, daß später einmal der Gemeinderath, um diesem Mangel abzuhelfen, Massen von Lebensmitteln und Getreide zu einem Preise verkaufte, der weit unter den Kosten stand, was der Commune Tag für Tag ein Geldopfer von 12000 Francs verursachte.

Volk und Königsfamilie waren damals gleich elend; das Unglück der Letztern aber wurde dadurch noch gesteigert, daß sie den öffentlichen Festlichkeiten beizuwohnen mußte, womit die Niederlagen des Königthums gefeiert wurden. Nachdem der König die Einführung der demokratischen Verfassung, die eigentlich seine gänzliche Annullirung enthielt, beschworen hatte, fand abends eine prächtige Illumination der Tuilleries und der Geyssischen Felder statt, welche zu besetzen das Königspaar eine Spaziersfahrt machte oder machen mußte — man kann sich denken in welcher Stimmung! Nur der Dauphin war glücklich; mit dem kindlich frohen Ausdruck: „Es lebe die Nation!“ schlug er unaufhörlich in seine kleinen Hände, und wenn einzelne gute Menschen, hiervon gerührt, ihm zuriefen: „Es lebe der Herr Dauphin!“ so wußte sich der kleine Prinz vor Entzücken kaum zu lassen. Am 30. September fand dann die Ceremonie statt, womit der König die frühere Nationalversammlung verließ, und jetzt erst befiel ihn plötzlich der Gedanke, „daß er mit dieser Versammlung den besten Freund, den er bisher noch gehabt, fortjandte“. Jetzt sah er sich bereits „Brust an Brust gegen das ihm umtobende Volk gedrängt“, dasselbe Volk, welches nach heftiger Ceremonie Robespierre und Pétion mit Eichenkränzen krönte und den Wagen, in welchen es sie hineincomplimentirte, mit eigenen Händen durch die Straßen zog. Eine Zeit lang wurden sie dabei durch einen sonderbaren Hochzeitzug aufgehalten. Abbé de Courmand, zugleich Professor am Collège de France und einer der ersten Geißlichen, welche den von ihnen geforderten Eid auf die Verfassung geleistet, feierte heute nämlich seine Trauung mit seiner Concubine, Demoiselle Dastre, und die drei aus diesem Concubinat hervorgegangenen Kinder stellten sich in der Procession „als wohlgepflegte und bereits ziemlich herangewachsene Beweismittel dieses Verhältnisses“ dar.

Weiter machen wir die Bekanntschaft des jungen Lieutenants Bonaparte, der mit Danton einen Besuch bei Ma-

rat macht und diesem die bonapartistische Doctrin vorträgt, wonach die Arme die eigentliche Freiheitsanstalt der Nation sei und in der Armee das wahre Blut der Demokratie gewonnen werden müsse. „Und dann werden wir vielleicht eine Lüge mehr gewonnen haben zu den vielen, die schon an uns freffen!“ rief da Marat aus, „mit einer unbeschreiblichen Verzerrung seines weiten sich unheimlich hinziehenden Mundes“. Er und Robespierre schlugen es an, mit Bonaparte bei Danton zu diniren: Marat, weil er nicht auf dem „Schlosse“, wie er Danton's luxuriöse eingerichtete Wohnung nannte, erscheinen und nicht mit Robespierre zusammentreffen möge; Robespierre, weil er keine Zeit habe, die üppigen Gastmähler bei Danton zu machen. Nachdem uns Mundt noch mit Camille Desmoulins, der trotz seiner sentimentalen Gesinnungsart sich selbst den Titel eines „Generalprocurators der Laterne“ beilegte, und seiner schönen Frau in ihrer Häuslichkeit bekannt gemacht, werden wir in den Salon der Madame Roland eingeführt, wo wir unter andern Dammouriez, Vergniaud, Barbaroux, der sogar mit einer Musterspize im Salon erscheint und das besondere Wohlgefallen der Herrin des Hauses erregt, Pétion in seiner neuen Würde als Maire von Paris, Champsfort u. s. w. näher kennen lernen. Selbst Robespierre erscheint zum ersten mal, und zwar auf die persönliche Einladung der Madame Roland, obgleich er bereits früher seine Abneigung gegen die Girondinen ausgesprochen, gegen diese „Salonmänner der Republik, die sie zu veredeln glauben, indem sie ihr einen Namen ästhetischer und antiker Bildung ankleben“. Auch entfernt er sich sehr bald wieder heimlich mit Pétion, und er macht unterwegs gegen diesen seinen Unwillen in den Worten kund:

Mein Freund, ich habe es hart geköhnt, daß ich von meinem Grundsatz, keine Gesellschaften zu besuchen, heute abgesehen bin. Sonst fühlte ich mich durch diese sogenannten Gesellschaften nur in meiner Menschenwürde gekränkt. Heute aber sind dadurch alle Teufel und Dämonen, die bisher in meinem Innern geschlummert haben mögen, aufgeweckt und zu ihrer eignen Existenz in mir gekommen. . . . Wenn die Windsturm sich we Löwen anstellen, so bleibt einem ehrlichen Manne nichts mehr übrig, als Gott zu danken, daß er die Teufel in sich aufreiben laßt, und daß er sich fortan als echter Teufel sein Brot verdienen mag. Mir brausen noch die Ohren von den hochtrabenden Redensarten dieser Freiheitsmänner, aber diese Redensarten sind nur der Ballast, durch den sie sich kurze Zeit über dem Wasser halten werden, diese Girondins, die ihr leeres Freiheitsgeschiff mit Citaten aus Rom und Hellas überladen haben.

Unterwegs stoßen beide Männer auf Guillotins, wo wie allen Menschen der Mund überquillt vom dem, was von sein Herz voll ist, nämlich vom seiner Mäxime, über die er bemerkt: „Meine Mäxime wird den Girondinen wie seinen letzten Freund bedienen. Ein sanfter Schnitt, und das letzte Asyl des Menschen, der Tod hat sich ihm eröffnet.“ — „Ein sanfter Schnitt“ wiederholte Robespierre, und er fügte hinzu: „Man soll niemand quälen.“ Die Franzosen haben wenig segensreiche Erfindungen gemacht, die wie die Buchdruckerkunst, die Eisenbahnen, die Dampfschiffahrt u. s. w. den Rundgang durch die Welt gemacht und eine Unmäh-

zung in der allgemeinen Cultur der Menschheit hervor- gebracht hätten; aber sie dürfen sich wenigstens dem Ruhm brüsten, diejenige Kopfschneidemaschine erfunden zu haben, welche am schnellsten und genauesten arbeitet und daher bei allen Völkern, wo noch Köpfe abgehauen werden, sich immer mehr einbürgert.

Die Girondins bewarben sich um die Gunst Robespierre's, aber die Unversöhnlichkeit zwischen ihm und jenen zeigte sich immer unabweisbarer, besonders von jenem Tage an, als ihn der Girondist Guadet des Aberglaubens zick, weil Robespierre von der Vorsehung gesprochen, die weit besser über die Menschen wache als die menschliche Weisheit. Darüber zur Rede gestellt, hatte Robespierre geradezu den Namen Gottes genannt und die merkwürdigen Worte gesprochen: „Allein mit meiner Seele (Soul avec mon âme), wie hätte ich bestehen sollen in den ungeheurn Kämpfen, wenn ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?“ Er nannte die Girondisten die eigentlichen Schüler Voltaires, „die nur das Hochzeitsfest der Revolution mit dem Atheismus feierten“. Die Girondins waren gerade die aller schlechtesten Freunde des Königs; sie haßten das Königthum, obwohl sie sich anstellten, als ob es ihnen um seine Erhaltung unter dem Schirme einer Verfassung zu thun sei, und bei Madame Roland, die durch ihre Schönheit und ihren Geist einen so großen Einfluß auf ihre Partei besaß, scheint dieser Haß sogar ein persönlicher gewesen zu sein, womit sich noch der Himmels welsch welche ehrgeizigen Pläne verbanden mochten. Aber gleichwohl verachteten sie auch das Volk und betrachteten es so gut wie Voltaire als „Canaille, die der Aufklärung nicht werth sei.“) Aber als Mittel, um die Königsmacht zu schrecken, zu schwächen und zu brechen, schien ihnen das Volk sehr brauchbar; sie sahen ihm nicht nur alle standalösen Excesse nach, obwohl diese modernen Barbaren doch sehr wenig zu ihren antikristlichen Neigungen paßten, sie suchten auch durch ihre Agenten das Volk immer wieder von neuem zu bearbeiten und aufzuheizen. So geschah dies namentlich im Juni 1792, wo sich am 22. nachts jene große Volksprocession bildete, die, unter Vortragung zahlreicher Banner und eines Waffenstein mit den darin eingegrabenen Menschenrechten die königliche Kamille in ihren Gemächern heimsuchte. Es befanden sich darunter die entschlichsten und wildesten Orskalten: ein zerlumpter häßlicher Kerl schwang eine Art von Galgen in der Luft mit einer Puppe, in Flittergold gekleidet und mit der Inschrift auf der Brust: Marie Antoinette am Galgen! Ein Burische trug auf einer Wile das durch und durch gestochene frische blutende Herz eines Kalbes mit der Umschrift: Aristokratenherz! u. s. w. Glücklicherweise wurde nur der an-

ständigere Theil des Volks in die Gemächer des von Petion verrathenen Königs eingelassen; aber nicht weniger als vier Stunden blieb er den Blicken des Volks ausgesetzt, um von ihm wie ein Wunderthier angehaßt zu werden; er mußte mit dem Volke trinken, Brüderschaft trinken um so zu sagen und die rothe phrygische Mütze, diese Narrentappe des Revolutionscarnevals, aufs Haupt setzen; ja selbst die Königin wurde genöthigt, sie dem kleinen Dauphin aufzusetzen, und verzweifelt rief sie nach Beendigung des ganzen auf die Demüthigung des Königspaars berechneten rohen Vossenspiels aus: „Wir sind encanaillirt!“

Dennoch war es bei dieser Gelegenheit zu einer Art Versöhnung und Freundschaft zwischen König und Volk gekommen, indem der König sich vertrauensvoll, das Volk nicht über Gebühr unanständig und fast gemüthlich scherzend benommen hatte. Eine solche Annäherung lag aber nicht im Plane der Girondins, und es kam zur Tuilerienschlacht des 10. August, die bekanntlich dadurch eine Niederlage des Königs wurde, daß er in unbegreiflicher Schwäche seine treuen Schweizer opferte. Er selbst wurde in die Loge der Schnellschreiber der Nationalversammlung angebracht, in der That aber in Gefangenschaft gebracht. Und in dieser Lage hatte der König noch die Stimmung, den in zerrissenen und blutbesprigten Kleidern herintretenden Maler David zu fragen, ob er sein von ihm angefangenes Porträt bald fertig haben werde, worauf David roh und cynisch lachend erwiderte: „Ich werde künftig nie mehr das Porträt eines Tyrannen übernehmen, als wenn ich seinen Kopf schon in meinem Hute habe.“

Ebenso unbegreiflich war das Benehmen der Königin und der Prinzessin Lamballe, als sie die ihnen in der Manège angewiesenen Zimmer bezogen; man sah sie allerhand Kurzweil treiben, schäkern, lachen, hintereinander in den Zimmern umherlaufen, dann zusammen ans Fenster treten und mit spöttischen Blicken die unten stehende und hinaufschauende Menge mustern. War das wirkliche Freude, durch den Wahn, getriert zu sein und den Reiz der Neuheit hervorgebracht? oder verstellter Trost und erheuchelte Lust? oder eine Art Bewußtlosigkeit und Delirium? Die Prinzessin Lamballe war keine Cassandra, sie ahnte nicht, daß sie schon im nächsten Monat als ein Opfer der Volkswuth fallen, daß man ihr schönes Haupt auf eine Wile stecken, ihren Leichnam zerlegen, ja, daß Schamlosigkeit mit einzelnen Theilen ihr unzüchtiges Spiel treiben werde. Das geschah in den „die menschliche Natur schändenden“ berückigten Septembertagen, als die Schweizer in den Kerlern und die Priester an heiliger Stätte niedergemetzelt wurden. Fünf Tage dauerte das Blutbad, und selbst Robespierre sagte zu Petion: „Wäre es nicht deine Pflicht gewesen, dich den heut vorgehenden Abscheulichkeiten mit aller Kraft deines Amts zu widersetzen?“

Diese abscheuliche Bluttaufe empfing die junge französische Republik, die inzwischen auf den Antrag Chabot's erklärt worden war. Mit Recht äußerte sich Condorcet über diesen Act sehr bitter. Er sagte:

*) Friedrich der Große zeigte sich bekanntlich über diese Ansicht Voltaires empört, und er schrieb ihm einmal in Bezug auf diese Maxime: „Während des Kriegs herrschte eine Seuche in Breslau und man begrub täglich 120 Menschen. Eine Gräfin sagte damals: „Gott sei Dank, der hohe Adel ist verschont, es sterben nur Leute vom Volke!“ Sehen Sie, das ist das Bild der Leute, die da meinen, sie seien aus besserem Stoff geknetet.“

Ein Schauspieler und ein Priester haben zuerst die Republik über Frankreich heraufgeführt. Und wie zum Defekt, wie zum Schaden, wie zum Nachtheil wurde die Republik heute geboren, denn, wie gesagt, sie stand gar nicht als Hauptsache auf unserer heutigen Tagesordnung. Und wenn es noch durch eine feierliche, wohlgeordnete Abstimmung geschehen wäre! Aber durch Stehen und Eigenbleiben wird aber die große Frage zwischen Königtum und Republik entschieden.

Inzwischen ist Madame Roland stoisch oder frivol genug, ihren Salon fortzuhalten; nur richten sich ihre und ihrer Parteigenossen Intriguen jetzt gegen Robespierre, wie früher gegen das Königspaar; Robespierre und die Gironden haben in dieser Republik nebeneinander nicht Raum. Der wichtige, aber sehr eingebildete Couvet, Verfasser des berühmten „Faublas“, übernimmt die große Aufgabe, Robespierre durch eine sehr flach abgefasste, wenn auch rednerisch gewandte Anklage vor der Tribüne herab niederzuschmettern. Robespierre verspricht, auf die gegen ihn gerichteten fünf Anklagepunkte in acht Tagen zu antworten.

Der Tag seiner Vertheidigung erscheint und ruft eine neue Revolutionsheldin auf die Scene, die Schauspielerin Rose Lacombe. Kein Wunder, daß in der französischen Revolution Heroismus und Schauspielerlei so schwer voneinander zu unterscheiden sind, da so viele Schauspieler und Schauspielerinnen in diesem schrecklichen Drama heroische Rollen übernahmen. Rose Lacombe bildet ein Seitenstück zu der Théroigne; sie trägt in der rothen Schärpe, welche ihren Leib umschließt, zwei Pistolen und den linken Arm tastet in einer „geschmackvoll arrangirten Binde“, um dadurch an die sicherlich bereits geheilten kleinen Wunden oder Schmarren zu erinnern, die sie bei dem Sturm auf die Tuilleries und in den Septembertagen empfangen hatte. Sie will in die Manège und geräth dabei in einen heftigen Wortwechsel mit der gleich komödiantenhaften Théroigne, die ihr, mit dem Schwert an der Seite, in den Weg tritt. Es kommt zwischen beiden zu Anzüglichkeiten, die hier und da noch etwas dicker sind als diejenigen, welche sich in „Maria Stuart“ die beiden Königinnen an den Kopf schleudern, aber in den Mund dieser Revolutionsheldinnen doch wol besser passen. Inzwischen aber hat Robespierre die gegen ihn gerichtete Anklage mit leichter Mühe in der Manège niedergeschlagen und wird vom Volke jubelnd begrüßt, während er an der Seite St.-Just's dahinschreitet. Auch dieser St.-Just, der als ein unreifer junger Mann von 23 Jahren besser gethan hätte zu studiren und Erfahrungen zu sammeln, statt Weltgeschichte zu machen, erscheint uns mit seinem forciert fanatischen, unheimlichen, gespreizt geheimnißvollen, erkünstelt stolischen Wesen als eine jener innerlich ungesundeten Naturen, wie sie jene Zeit in so reichlicher Zahl hervorbrachte. Sein Wahlspruch war: „L'empire est aux phlegmatiques!“ und Mundt meint, daß Ludwig Napoleon den seinigen: „L'avenir est aux apathiques!“ danach zurecht gemacht habe.

Wald erblickten wir Ludwig XVI. vor der Barre des Nationalconvents, um auf nicht weniger als 57 Anklagepunkte zu antworten: ein Verfahren, womit Robes-

pierre keineswegs zufrieden war; denn dieser wollte überhaupt nichts von einem Proceß, sondern nur von einer Verurtheilung, einem „Act der Nationalprovidenz“ wissen; St.-Just aber ist der Ansicht, daß es hier überhaupt nichts zu richten gebe, man könne hier nur richten, wie man Cäsar gerichtet habe, der „ohne andere Formalitäten als 22 Dolchstiche“ hingerichtet worden. Ludwig XVI. oder Capet, wie man ihn damals nannte, hatte sich anfangs in schmerzvoller aber würdiger Haltung gezeigt, war aber bei der Beantwortung der Anklagen in eine „weniger für ihn sprechende Beweglichkeit und Geschmeidigkeit“ übergegangen. Hätte er gewußt, wie wenig ihm diese Geschmeidigkeit helfen würde, so hätte er dem Nationalconvent sicherlich das Recht, ihn zur Verantwortung zu ziehen, abgesprochen und jede Rechtfertigung verweigert. Vielleicht hätte er gerade dadurch sein Schicksal zum Bessern gewendet, da der Rath stets den Franzosen imponirt, oder er wäre wenigstens mit größern Ehren untergegangen.

Kaum glaublich erscheint es, daß dieser so schwer gedemüthigte Mann nach dem widerwärtigen Verhöre von dem Generalprocurator Chaumette, genannt Anaxagoras, den er an einer Brottrinde essen sah, sich ein Stück Brot aushat, das er denn auch in ziemlich ruhiger Gemüthsruhe verzehrte, und im Temple wieder angelangt eine Mahlzeit, bestehend in sechs Cotelettes, einem Stück Geflügel, mehreren Eiern und einigen Gläsern Wein, zu sich nahm, worauf er sich dem Schlafe überließ. König Ludwig war zwar bekanntlich ein starker Esser, aber aufregende und zugleich niederdrückende und peinigende Situationen wie die, in welcher er sich soeben befunden hatte, pflegen sonst eben nicht den Appetit zu schärfen. Mundt erzählt uns weiter des Königs Hinrichtung mit allen sie begleitenden traurigen Umständen und Brutalitäten; er erzählt uns unter anderm wie die Offiziere des marsellaischen Bataillons an dem Hinrichtungstage Briefcouverts, die in Blut getaucht waren, auf die Spitze ihrer Degen gesteckt hatten, wie hinter ihnen her aber ein einzelner Mann schritt „von fürchterlichem Aussehen, dessen nackte Arme ganz und gar mit Blut beschmiert waren und der, indem er aus seinen Fingern das tiefende Blut von Zeit zu Zeit auf die umherstehende und ihm zujauhelnde (!) Menge spritzte“, mit krächzender Stimme schreckliche Verwünschungen ausstieß. Blut zu sehen, Blut zu riechen, Blut womöglich zu schmecken war eine epidemische Manie bei den Pariserern geworden, wie bei der Bevölkerung Roms zur Zeit des Tiberius, Nero und Gallula. Andere freilich fühlten sich entsetzt; eine Frau stürzte sich in die Seine aus keinem andern Grunde, als weil sie die Schanden eines solchen Tags nicht überleben mochte, und selbst Charlotte, Robespierre's Schwester, die ihren Bruder obzähin nur ungern in den Banden der Familie Duplay sah und es übel empfand, daß sich Eleonore Duplay, welche sich ihm in einer schönen Nacht vor der Büste Rousseau's zu eigen gegeben, „Bürgerin Robespierre“ zu nennen pflegte, beschloß sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und warnte ihren Bruder mit den Worten: „Wir ist, als

wenn mit diesem Tage ein großer, unsaglicher Wendepunkt für euch alle und auch für dich eingetreten wäre."

Aber die Revolution frist, nach einem bekannten Ausspruch Bergniaud's, wie Saturn ihre eigenen Kinder und ihre Kindeskinde, und wir sehen bald ein anderes schreckliches Schauspiel: 22 Köpfe der Girondins unter dem Fallbeil! Andere endeten durch Selbstmord und die meisten starben wenigstens mit Muth und Anstand; sie hatten nicht umsonst die Philosophie der Stoa getrieben, sie führten ihre Rolle des antiken Heroismus, die sie zu spielen übernommen hatten, wie gut routinirte Schauspielers zu Ende. Selbst Danton war entsezt. „Oh, so viel Blut!" rief er aus, „so viel Tod! Nie hätte ich geglaubt, daß es so viel Tod in der Welt gäbe!" Mit Danton war überhaupt eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte sich nach Arcis-sur-Aube zurückgezogen und war durch seine zweite Gattin Luise, eine sonatische Anhängerin der Kirche, von seinem Voltairianismus bekehrt und — so steht es wenigstens Mundt dar — für den Gedanken gewonnen worden, den Atheismus zu bekämpfen. In diesem Zwecke ging er wieder nach Paris.

Hier hatte nämlich Hebert den alten Gott für abgesetzt erklärt, und da die Menschheit einmal wie es scheint nicht ohne allen Gottesdienst leben kann, den Cultus der Vernunft, aber einer wahnsinnig gewordenen Vernunft eingeführt, jener Vernunft, die, wie Rephiloopheles bemerkt, der Mensch nur braucht, „um thierischer als jedes Thier zu sein". Mit ihm im Bunde standen Anaxagoras Chaumette und der preussische Baron Anacharsis Clooz. Chaumette leugnete, ein vollständiger Atheist zu sein, und das gestand ihm Hebert auch zu, nur mit der wegwerfenden Bemerkung, daß noch niemals ein Schustersohn ein guter Atheist gewesen. Auf einer höhern Stufe stand Clooz, den eigentlich nur die deutsche Philosophie nährlich gemacht hatte. Indem er für einen Cultus der Philosophie schwärmte, erkannte er doch wenigstens etwas Höheres an; er war nicht eigentlicher Atheist, sondern Pantheist, und er hatte es bemerkt, daß die Kirche Notre-dame eine Facade mit der Inschrift „Der Philosophie" gegeben und ihr Eingang mit den Büsten berühmter Philosophen geziert wurde. Indeß die verrückten Hebertisten wollten einmal einen officiellen Cult der Vernunft oder vielmehr der pariser Gassenvernunft und nicht einen der Philosophie, bei der sich doch immer noch zu viel denken ließ, und eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, Mademoiselle Armide Maillard, erste Sängerin der Académie nationale de Musique, wurde dazu ausersehen, sie darzustellen und zwar in der Hauptkirche Notre-dame, dem jetzigen „Tempel der Vernunft". Sie weigerte sich zwar anfangs, als ihr aber Clooz ein Paar neue Brillantohreringe versprach, ließ sie sich bereit finden, diese schwächliche Rolle zu übernehmen. Das Unsinnigste, was geschehen kann, geschah bei diesem officiellen Feste der Vernunft. Mundt erzählt:

Voraus ging eine Schar weißgekleideter Frauen, die mit weißfarbigen Bändern geschmückt waren, und Kränze von künstlichen Blumen, denn der November oder Brumaire gestattete nichts anderes, auf dem Haupte trugen. Dann folgten alle

Mitglieder des Gemeinderaths, der Club der Jakobiner, obwohl in nicht sehr bedeutender Anzahl, die verwandten Clubgesellschaften und die revolutionären Comités, denen zur Seite Länger und Längerinnen in den Sprüngen einer ernsthaften Garabande einhergeschritten. Und nun auf einem Tragstuhl, der mit Quirlen von Eichenzweigen umflochten war, die phrygische Krone auf dem Schönen, von wundervollen Locken umwallten Haupte, den Kothurn an den Füßen, bekleidet mit einer weißen Tunica und einem himmelblauen, über die Schulter herabfließenden Mantel, erblickte man die neue Göttin der Vernunft, die schöne Armide. Unter dem Schall der sie umtöndenden Instrumente wird sie im Triumph dahingeführt, um sich des Heiligthums der Jungfrau zu bemächtigen. Jetzt bietet ihr Anaxagoras Chaumette auf eine höchst galante Weise die Hand, um sie von ihrem Palanquin absteigen zu lassen. Er hat sich dazu ein Paar weiße Handschuhe angeschafft, die damals noch sehr wenig im Gebrauch waren und die zu dem tiefen Blau seiner Carmagnole und zu dem Scharlach seiner Krone höchst malerisch abstachen. Die Priesterinnen, welche die Göttin der Vernunft am Altar umgeben, sind weiß figurantinnen der großen Oper. Alle haben sich, wie auch der größte Theil des Publikums, mit der rothen Krone geschmückt. Die ganze Gemeinde wirft sich auf die Knie nieder. Chaumette singt an, aus einem alten Weidwandsack Opferbündel auszustreuen, wodurch er die Göttin auf einen Augenblick in Wolken einhüllt u. s. w.

Am Ende folgten Hymnen, deren eine Marie Joseph Genier gedichtet hatte, und Tänze, darunter ein Contretanz, der besonders beifällig aufgenommen wurde, Leberhochrufe für die Vernunft und Vereens auf die heilige Jungfrau. Und nicht bloß in Notre-dame, auch in andern Kirchen hatte man Frauenpersonen zu Götinnen der Vernunft ausstaffirt. Leonard Goussier, der Geschichtsschreiber Kölns, erzählt gelegentlich, daß in der Kirche Gustave das Chor durch Decorationen in eine Landschaft mit Buschwerk und ländlichen Hütten verwandelt und darin eine Tafel in Eisenform angebracht war, beschriftet mit allerlei Speisen und Getränken zum Gebrauch der Gläubigen. Auch der Göttin der Vernunft, die in himmelblauem Mantel und rothwollener Krone auf einem Altar thronte, wurde von Zeit zu Zeit von tabakrauchenden Canonikern ein Gläschen oder ein Würstchen gereicht. In der Kirche St.-Gervais waren neben Würstchen und Pfefferkuchen Fingerringe aufgeföhrt, zu deren Inhalt den Gläubigen Brannwein verabreicht wurde. Das paßt für das Land, wo früher die Geistlichen in den Kirchen die Kartens- und Würfelspiele aufführten.

Gegen diesen Unsinn erhob sich Robespierre in der nächsten Versammlung der Jakobiner mit den Worten:

Der Atheismus ist aristokratisch! Das Volk ist niemals atheistisch! Die Idee eines höchsten Wesens, welches über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen bestraft, ist ganz volkethümlich, ist eine Idee des Volks. Und — fügte er hinzu — wenn Gott nicht existirte, so müßte man ihn erfinden!

Mit dieser Rede war auch das Schicksal der Hebertisten besiegelt; sie starben unter dem Fallbeil, Hebert selbst wie ein Selgling, weinend wie ein Kind, mehrmals von Dymochten befallen und vom Volke jetzt ebenso verehrt als früher gefeiert. Auch Vincent verfoß große Thronen; Konstin bemahm sich frech; Normore und Dazire starben ruhig, „als wenn sie ein Geschäft abmachten", am gesafteften Chaumette und Clooz. Dieser hat zwar

schonlich, daß man ihn zuletzt hinrichten möchte, weil er zuerst noch einige Principien seiner Philosophie mit sich ins Meine zu bringen habe; aber als dies nicht sein konnte, war es der preussische Baron auch zufrieden. Eine andere Strafe erteilte die abenteuerliche Théroigne; sie war als eine von den Jakobinern Abgefallene von einer Bande fürchterlicher Weiber auf öffentlichem Plage ergriffen, auf die Erde geworfen und „auf dem der hellen Sonne ausgelegten Röckpertheil“ mit Peitschenhieben aufs grausamste behandelt worden. Hierüber hatte sie den Verstand verloren und in ein Irrenhaus eingesperrt werden müssen.

Den Hbertisten wurden Danton und seine Freunde in den Tod nachgeschickt. Robespierre spielte mit Danton grausam und tückisch wie die Katze mit der Maus. Wie Egmont dachte Danton: „Er wird es nicht wagen!“ aber Robespierre wagte es doch. Robespierre hatte ihn nur gebraucht, die atheistische Bande Hbert's unterdrücken zu helfen; nun mußte auch Danton beseitigt werden, der letzte von allen, den er fürchten zu müssen glaubte. Beide hatten noch eben eine Spazierfahrt in die Elbselischen Felder gemacht, kaum zu Hause angelangt, wurde Danton verhaftet. Das Uebrige ist bekannt. Die „grausenvolle Verbergsamkeit“, welche Danton brüllend und tobend, „wie ein schnaubender Draken“, vor dem Revolutionstribunal entwickelte, half ihm nichts. Er und seine Freunde ließen ihren Kopf da, wo ihn schon so viele vor ihnen gelassen hatten. Das noch neue Ungeheuer der Guillotine zeigte sich unersättlich. Als Danton mit seinen Schicksalsgenossen auf dem Richtplatz angelangt war, sagte Camille Desmoulins zu Danton: „O mein Freund, ist das die Republik, von der ich geträumt hatte, und nach der wir uns alle sehnten?“ Die Klage kam nun zu spät. Wenige Tage später mußte sich auch die schöne Lucile Desmoulins in die fürchterlichen Hände Samson's geben; denn die Guillotine, geschlechtslos wie sie war, machte zwischen Mann und Weib keinen Unterschied.

Robespierre, der nach Danton's, seines mächtigsten Rivalen Sturz, seine Dictatur gesichert glauben durfte, dachte nun zuvörderst an die Einführung eines neuen Cultus, und eines schönen Morgens erblickte man an den Staatsgebäuden und Kirchen Tafeln mit der summarischen Verordnung: „Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an.“ Am 9. Mai fand das Einweihungsfezt dieses neuen Cultus statt, bei dem er seine bekannte aber ziemlich phrasenhafte Rede hielt, in welcher unter andern die Worte vorliefen: „Heute wollen wir uns einer reinen (!) Freude hingeben; morgen werden wir wieder Tyrannen und Laster bekämpfen.“ Aber auch Robespierre verfiel hierbei in den Fehler des Schauspielers, des theatralischen Pathos, über das der Franzose so schwer hinauskommt. Bekanntlich erschien er in einem neuen festlichen und eleganten Costüm und trug einen herrlichen Blumenkranz von auffallender Größe, in welchem alle seine Lieblingsblumen vereinigt waren, in der blutbefleckten Hand. Das Tollste war aber sein Kampf mit dem Monstrum des Atheismus, einer von dem Maler David erfundenen fragenhaften

allegorischen Figur, die im großen Bassin des Tuileriegartens aufgestellt war, und um die ringsherum alle andere allegorische Figuren: der Ehrgeiz, die Zwietracht, die falsche Einsicht u. s. w. aufgestellt waren. Auf dieses Ungeheuer schritt Robespierre mit einer kumpeligen Mundt erzählt weiter:

Der Atheismus war nur ein gemalter Carton, und so bald ihn Robespierre mit der Lanze berührte, geht er in Flammen auf und kündigt mit einem fürchterlichen Gepörsel von Raketen, Bomben, Schwärmern und bengalischem Feuer, welches das Ungeheuer alles in seinem Schoße verbarg, zusammen. Da ihm entzündeten sich auch die andern Lasterbilder und künden ebenfalls unter schrecklichem Krach und Knallen ein. Da sah aber jetzt erst, daß unter dem Ungeheuer des Atheismus die Bildsäule der Weisheit verborgen war u. s. w. Robespierre aber rief: „So ist es denn wieder in nichts verfallen, dieses Ungeheuer des Atheismus, das von den Königen über Frankreich ausgegossen worden, und mit ihm werden alle Verbrechen und alles Unglück der Welt verschwinden.“

Robespierre war reif zum Sturze; seine Zeit war gekommen; schon während dieser Feier zeigte sich unter seinen Begleitern, den Mitgliedern des Convents, ein auffälliger Geist; schon jetzt hatte man den Muth, ihn bittere Bemerkungen und bedrohliche Anzüglichkeiten hören zu lassen. Keiner ragte an ihn; aber die Meute brach ihn zu Tode. Man war des Blutvergießens endlich müde geworden. Das Revolutionstribunal hatte ihm in der letzten Zeit immer zu schlecht „gearbeitet“; in Paris habe man jetzt durchschnittlich in jeder Woche nur 20 Köpfe bemerkt er, und das genüge dem Bedürfnis bei weitem nicht; in Strömen müsse man das Blut vergießen, wenn man es nur irgend hernehmen könnte; das Blut der Menschen sei es ja, das verdorben sei. Wo war da ein Stillstand, eine Grenze abzusehen? Diese unsinnige Blutentziehungstheorie wandte sich nun gegen ihn und die Seinen; der Sophist verstrickte sich in seinen eigenen Netzen und kam darin um. Sein Ende, fast mehr genau als tragisch großartig, ist bekannt; wenn aber die es begleitenden schauerlichen Umstände nicht im Gedächtnis gegenwärtig sein sollten, lese sie bei Mundt nach.

Der Abschnitt der Französischen Revolution, welchen Mundt in diesen drei Bänden behandelt hat, gehört zu den furchtbarsten und interessantesten Episoden der Weltgeschichte überhaupt. Nie haben eble und unedle Tugenden, Vernunft und Wahnsinn, egoistische Berechnung und begeisterte Aufopferungsfähigkeit einen solchen bizarden tragischen Carneval aufgeführt; nie haben sich in einer so kurzen Spanne Zeit so viele entsehlige Begebenheiten zusammengedrängt; nie hat die geschichtliche Remise so prompte und summarische Justiz geübt; nie hat das Messer der Gerechtigkeit die Schuldigen so schnell und so logischer Consequenz getroffen. Das Königspar hat zwar mehr für die Vergehen der frühern Herrscher, welche das Volk als „Canaille“ behandelt und nichts für seine Aufklärung gethan hatten; weshalb es auch nicht zu verwundern war, wenn sich im Moment der Entsehlung das Volk als Canaille auführte. Aber auch für die Person waren der König und seine Gemahlin nicht ohne Schuld. Schwäche und Sultungslosigkeit schlugen in

Gerung wie die war, in welcher sich der König befand, halbwegs zu Verbrechen aus, wenigstens sind ihre Folgen die gleichen; bei aller Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit sind beide nicht von Vetterlichkeit und hinterlistiger Handlungsweise und die Königin außerdem nicht von einer gewissen Ehrfurcht und herausfordernden Höflichkeit freizusprechen. Was aber die Revolutionsherrscher betrifft: Marat, die Girondins samt Madame Roland, Philipp Egalité, Hébert und seine Anhänger, Danton und seine Freunde, Robespierre und die Seinigen, so wird man in ihrem Untergange nur die notwendige Folge ihrer eigenen Handlungsweise und eine Bewahrheitung des alten Spruchs erblicken, daß dem Menschen mit dem Maß, mit dem er mißt, auch wieder gemessen werden soll. Daß auch milder Schuldige oder ganz Unschuldige in das Verderben mit Hineingerissen wurden, ist von solchen gewaltigen Katastrophen leider unzertrennlich.

Der lebendig, mit politischem Scharfblick geschriebene und flüßlich reiner als der „Mirabeau“ gehaltene Mundt'sche „Robespierre“ verdient scharf gelesen zu werden. Die Form zwar ist eine sehr freie; sie schwankt zwischen dem Arrangement eines historischen Romans und dem geschlossenen Gange der historischen Erzählung. Hiermit sind aber auch wieder gewisse Vorzüge verbunden. Die Blätter werden nicht wie im historischen Roman zu sehr von der geschichtlichen Wahrheit auf bloßes genreartiges oder novellistisches Beiwerk und auf die dichterische Fiktion abgezogen; auf der andern Seite erlaubt die einmal gewählte Form dem Verfasser mehr als dies in einem pragmatischen Geschichtswerk irgend möglich ist, neben dem rein politischen auch die persönlichen Beziehungen der Revolutionsherrscher darzustellen, auf die Gasse unter das Volk hinabzukelgen, die handelnden Personen in ihre Sündlichkeit oder in die Salons zu begleiten, den scharflich bedroutenden Antheil, welchen weiblicher Haß und Ehrgeiz an den Handlungen der Männer hatten, and Licht zu ziehen und die Antriebe des Herzens und die augenblicklichen Aufwallungen der Leidenschaft, oft nur die augenblicklichen Verstimnungen und Mißverständnisse, wie überhaupt die psychologischen Motive zu beleuchten und in den Vordergrund zu stellen.

Hermann Herggraff.

Der historische und der sagenhafte Lanhäuser.

Seit Richard Wagner's großartiges musikalisches Drama über die deutschen Nibelungen gegangen, ist der Lanhäuser aller Welt bekannt; es ist aber nicht allein dies das Verdienst dieses Werks, einen anziehenden Stoff der deutschen Vorwelt wieder dem deutschen Volke bekannt gemacht zu haben, sondern auch dies, durch das neu erwachte Interesse zu gründlicherer Durchforschung desselben Veranlassung gewesen zu sein. Durch das Werk Wagner's wurde Gräffe zu seiner Erläuterung der „Sage vom Ritter Lanhäuser“ (Dresden 1846), wie er selbst in seiner Zweignungschrift an den Componisten sagt, angeregt; durch dasselbe zunächst ist auch eine nicht in den Buchhandel gekommene Belegenheitschrift von H. Bander „Die Lanhäuser-Sage und der Minnesänger Lanhäuser“ (Königsberg, 1856) ins Leben gekommen. Derselbe prüft die merkwürdige Sage auf Grund sorgfältiger Durchforschung aller Quellen scharf und gründlich und gelangt zu wesentlich neuen interessanten Ergebnissen.

1859. 10.

Der Lanhäuser bezeichnet zunächst zwei Persönlichkeiten, einmal den Lanhäuser der Sage, sodann den Minnesänger; beide sind von Wagner in Eine Person verschmolzen, der Componist hat aber auch noch außerdem zwei Sagenstoffe, die Sage vom Brunnberge und vom Wartburgtriede, vereinigt; das ist aber nur Willkür des Künstlers gewesen; die alten Darstellungen des Wartburgtriede erwähnen nicht des Lanhäuser als Mitstreiter. Wir haben uns zunächst an den Lanhäuser der Sage zu halten.

Als der Venusberg des Lanhäuser wird der Hirsberg zwischen Gotha und Eisenach genannt; indess nicht in den alten Volkssagen, die von einer bestimmten Lokalität überhaupt nichts wissen, ja nicht einmal Venusberg als Eigennamen gebrauchen. Die Venus wird von dem einen als die antike heidnische Göttin, von andern als die germanische Göttin Freya oder als Frau Holle, von andern wieder rein appellativisch gefaßt.

Nach den alten, bis ins 14. Jahrhundert hinaufreichenden, von Uhlend vervollständigten Volkssagen war Lanhäuser ein guter Ritter, den die Lust nach Abenteuern in den Berg der Frau Venus führt. Wenig will er nach sieben Jahren fort. Venus sucht ihn vergebens durch die Hand einer ihrer Gespielen zu halten; er nennt sie eine Teufelin; den Vorwurf weist sie zurück, sie sei die Königstochter von Babilon. Doch verlegt erläßt sie ihn jetzt. Er vilgert nun nach Rom zu Papst Urban IV. Der Papst aber, einen düren Stab in der Hand haltend, spricht: „Sowenig dieser Stab grünen wird, sowenig sind dir deine Sünden vergeben.“ Verzweifelt glaubt sich Lanhäuser von Maria geschieden und kehrt in der Frau Venus Berg zurück, wo er mit Freuden empfangen wird. Am dritten Tage aber nach seiner Abreise hatte der dürre Stab zu grünen begonnen, doch die jetzt ausgesendeten Boten suchten ihn vergeblich.

So die eigentliche Lanhäuser-Sage. Es finden sich aber frühe Erweiterungen und Anknüpfungen an Verwandtes. Hermann von Sachsenheim in seiner „Märchen“ (1453) läßt den Lanhäuser in dem durch den treuen Eckart gehaltenen Venusberg einem Gericht von zwölf Rittern vorführen. Wolfgang Heider (1580) läßt den Lanhäuser dem Papste nicht seinen Ungehorsam im Venusberge, sondern seine Kriegsbübereien beichten. Endlich der bekannte bairische Geschichtsschreiber Meutmann (1500) nennt Lanhäuser einen König, der die Deutschen und ihre Verwandten nach Asien in den Krieg geführt habe und zwar mit einer Königin kriegerischer Frauen, genannt Frau Schmirein, welcher Name für Semiramis erklärt wird. Meutmann beruft sich dabei auf alte Sagen.

Jacob Grimm nennt mit Recht die Sage eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters, in welcher die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte der christlichen Geistlichkeit rührend geschildert wird. Der ganze Inhalt weist auf diese Lenden hin, wie nicht minder verschiedene Partien in den Volkssagen, welche ihre Unzufriedenheit mit Gerechtigkeit und Papst mit klaren Worten aussprechen; hat ja diese Sehnsucht rückwärts nach dem realistischen Alterthum ihre Vertreter im deutschen Volke bis in die neueste Zeit, bis auf Goethe und Schiller. Der Lanhäuser, kann man sagen, ausgeschlossen von der menschlichen, christlichen Gesellschaft, flüchtet sich in den Wald, in den Zaun, der Lanhäuser ist der im Walde Hausende, also schon durch seinen Namen gleichsam als allegorische Person für den Druß der heidnischen Venus bestimmt.

Aber also kann die Sage nicht in der Luft schweben; die Sage wurzelt in einem bestimmten Boden, die Lanhäuser-Sage muß aus deutschem Boden hervorgewachsen sein.

Wenden wir uns nun zu dem Minnesänger Lanhäuser, so lernen wir dessen Leben fast einzig aus seinen Liedern kennen. In der Minnesänger'schen Sammlung sind 16 Gedichte desselben, die jener Liederhandschrift enthält außerdem eins. Sie finden sich vereinigt in der großen Sammlung von H. G. von der Hagen, der aus ihnen und historischen Quellen des Dichters Leben zusammengestellt hat. Diese Gedichte gehören in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Lanhäuser, wie der Dichter genannt

127

wird, ist der Herr vom Leinfelden. Ein solches literarisches Geschlecht findet sich in Salzburg und Bayern, ein anderes in Franken und Schwaben. Die Umstände seines Lebens, selbst das ähnelnde Wappen, welches der Manasse'sche Wappenstein weist, weisen darauf hin, daß der Dichter zu dem österreichisch-bayerischen Geschlecht gehört habe. Nach seinen Gedichten scheint er als ein von Haus nicht begüterter Ritter umhergezogen zu sein, als Nachfolger Balther's von der Vogelweide besonders am österreichischen Hofe, mit Büchern ausgestattet von Herzog Friedrich dem Streibaren (1290—46), dessen frühen Tod er innig beklagt. Man wieder dem Mangel preisgegeben, klagte er, daß er nichts von dem von Österreich geschickten Golde erhalten; er meinte damit das von Papst Innocenz IV. zur Ausrückung der Wahl Heinrich Raspe's, des Gegenkönigs Friedrich's II., geschickte Geld, das er auch schon als ein entschiedener Anhänger der Hohenstaufen ausgeben mußte; diese, Friedrich II. und seine Söhne Heinrich und Konrad verließ er. Es erzählt ferner aus seinen Gedichten, daß er einen Kreuzzug mitgemacht hat, auf dem ihn der Weg durch Italien führte. Nach dem Tode Friedrich's des Streibaren war er bei Otto II. von Bayern, der, ebenfalls treuer Anhänger der Hohenstaufen, Schwiegervater des Königs Konrad (IV.), nach des Babenbergers Tode zum Statthalter Österreichs ernannt war. Auch noch mit andern Fürsten war er bekannt: so rühmt er den jungen Fürsten Albrecht von Thüringen; das ist Albrecht der Unartige, der 1268 Thüringen von seinem Vater erhielt, wonach der Dichter ihn noch 1268 lebt, aber vor 1270 sicherlich, weil in diesem Jahr die Verheiratung seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter Friedrich's II., durch Albrecht stattfand, nach welcher That er dem treuen Anhänger des großen Kaisers nicht mehr preiswürdig erscheinen konnte. Ueberhaupt weiß seine Spur in seinem Nachlaß über das Jahr 1270 hinaus; um diese Zeit muß er gestorben sein.

Alle seine Lieder sind Minnelieder im engeren Sinne; sie zeigen aber alle eine leidenschaftliche, verflammte Natur, die spätern Unzufriedenheit mit der ganzen Welt.

Man fragt es sich, wie sich der Leinfelder der Sage und der historische Dichter vereinigen lassen. Da ist zunächst auffallend, daß auch der Leinfelder der Sage zu derselben Zeit schiedet, denn Papst Urban IV. regierte 1264—68. Beide Leinfelder sind Ritter. Auch der Leinfelder der Sage unternahm noch Avenant einen Kreuzzug; Kriegsfrauen, die Avenant nennt, gab es damals viel; gerade solchen sich anzuschließen, war dem Charakter des Dichters nicht entgegen. Die Bezeichnung des Dichters als Leinfelder des Königs von Babalen, damit ist offenbar Babylon gemeint, also wieder eine Hinweisung auf den Orient. Somit ist es sehr wohl denkbar, daß der historische Leinfelder als Kreuzfahrer in einem Bergschloß sich mit einer Mohammedanerin in vertrautem Umgange befunden und dadurch eine unvergessliche Szene auf sich geladen habe. Aus dieser geschichtlichen Thatsache konnte sich, wenn die Burg als Berg gefaßt wurde, leicht die Sage weiter bilden.

So kam die beiden Leinfelder, der Dichter und der Sagenheld, also doch ursprünglich eins gewesen, und eine Ueber einstimmung, wenigstens in dem Hauptpunkte, der Schöpfung der dionatorischen Phantasie des modernen Ritters mit der geschichtlichen Wahrheit ist von der Kritik nachgewiesen. 42.

Ausländische Stimmen über die Säkularfeier Schiller's.

Begreiflicherweise mußte eine Feier von solcher Ausdehnung und theilweisem Geydränge, wie die Säkularfeier Schiller's, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen, und nicht blos die literarischen Blätter des Auslandes haben sich mit der Feier und dem Geydränge eingehend beschäftigt, selbst politische Zeitungen widmeten dem Bräutigam oder selbst leitende Artikel, in denen sich aber meistens

unter beschönigenden Complimenten Nachschlage an Kampf ganz anderer Art verbergen. Auch im Ausland kann sich nicht verhehlen, daß bei dieser Feier auch hoch und tief Interessen, sondern auch nationale und wenn man will zum Spiel kamen, entsprechend der Doppeldeutigkeit in der Dichtung, der zwar das ästhetische Interesse im Vordergrund, das nationale sehr wenig betont, aber doch ein Ziel ein durch die ästhetische Erziehung aller Völker zu einer geographischen Strömung geschoben ist, das heißt ihnen begeben. Er verstand darunter zwar nicht nur das als den modernen Constitutionalismus, auch sehr in mehrfache im Sinne der französischen Revolution und kann aber gar die Socialdemokratie, und was ihr noch da frage betrifft, so hatte er sicherlich weder von dem Deutschland noch von einem Großdeutschland ein Wort. Aber er predigte doch die Staatsbürgerliche Pflicht, die die unbedingte Gewissensfreiheit und er kann in der nationaldeutschen That, das Vaterlandliche, die, wie wir eine von dem wahren Menschen und echten Dinge umliche Tugend ist. So haben sich bei Schiller's Nachlass die wir Deutsche in unserer Lage und zu Tage werden die es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn man zu solch nationalen Prinzipien erhoben hat. Aber an dem Deutschland scheint dem Ausland sehr wenig zu sein, denn weil die meisten ausländischen Journale sagen in ausschließlich die human und ästhetische Bedeutung hervorzuheben und uns in bald offener bald verhüllter Weise, daß wir uns einfallen lassen wollen, auch nur politische Bedeutung hinzuzulegen. Wenn wir auch ästhetischen und philosophischen Dingen einzig sind, um Beschränkung auf einen Winkel Laufende von Zweifeln zu trügern zusammenzubringen, so haben wir ja alles, was wir suchen und zu erreichen beabsichtigen dürfen.

Einen ähnlichen Standpunkt scheint die „Morning Post“ zu nehmen, wenn sie in einem die Befreier betreffenden sagt: „Heute vor 100 Jahren ward einer der Könige der Geburt, der, solange als das deutsche Volk und die Sprache leben, in den Herzen und Köpfen seiner unabherrschten herrschen wird, der ihnen gewaltigen Reiches des Geistes erobert hat als eine Lombardie & Elß, ein Ostpreußen oder Karland, der eine großartige begründet half als in Frankfurt am Main vor dem Eisenach entworfen wurde, und dessen Genius der Literatur aller civilisierten Staaten in der Welt und in seinen Strahlen aufgedrückt hat. Auch und haben wir und Gefühle, die erhabene Phantasie und die hohe Idee Schiller's zum Heile gereicht“ u. s. w. Man kann leicht sich leicht nichts dagegen haben, wenn wir ein wenig nach der andern die zur letzten verlieren und „Reich des Geistes“ behalten, das unsere Nation beim nächsten Säkularfeier Schiller's mit Griechenland landes reichsfrei in Troien, Prologon, Taphelton reden bis zum Erreß setzen können. In diesen drei werden aus Frankreich und England, Italien, Spanien leicht zu einem Reiche vereinigen Italiener gewiß als ein deutscher Freiheit und Einheit auf zu vorzukommen in Was würde man im Erbitterungsburen der „Morning Post“ machen, wenn man den Engländern vortun wollte, Irland oder Canada oder sonst eine englische oder Colonie seien nicht so viel werth, als das „Reich des Geistes“, welches Shakespeare den Engländern erobert hat einem höchsten und allgemeinsten Standpunkte was die Dinge richtig sein, aber die englische Nation dürfte nicht weniger gereizt und fähig sein, sich auf diesen Stand erheben, sobald sie sich nämlich dieses idealen Joch auch nur den geringsten Abzug an ihrem Nationalgefühl fällen lassen sollte.

Das „Oxford Chronicle“ — brüderlich kommt eine Provinzialzeitung, aber ziemlich im Geiste in „

erschienen — erscheint in der Nummer vom 22. November in einem „The Bohemian festival in Germany“ überschriebenen Aufsatz ebenfalls Schiller und seine Gedenkfeier, in welchem aus namentlich in darin angeführte Vergleich zwischen der Gedenkfeier des deutschen Dichters und derjenigen des Schönen Bursen von Interesse war. Der Aufsatz des „Oxford Chronicle“ ist von John Murray, einem Verehrer und gründlichen Kenner der deutschen Literatur, der schon im Jahre 1827 eine Anthologie: „Survey leaves and translations from the lyric poets of Germany“, erschienen ließ, welche auch Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte enthält. Der Aufsatz beginnt: „Der Name Schiller's, der, wo immer nur deutsch gesprochen wird, einen so großen Einfluß ausübt, ist der großen Masse der Engländer kaum bekannt, und doch hat er in seiner vorläufigen Eigenschaft als Dichter, Geschichtsschreiber und dramatischer Dichter auf die Herzen seiner Landsleute einen tiefen Eindruck gemacht, als irgendein anderer ihrer begabtesten Schriftsteller. Die hundertjährige Feier seines Geburtstags kann nicht vorübergehen, in dem Jahrbüchern des deutsch sprechenden Vaterlandes ein denkwürdiger Tag zu sein, ja in allen Ländern, wo die stille, geduldige und fleißige deutsche Rasse gefunden wird, in London, in Paris, in Manchester, in Glasgow, kurz in der ganzen civilisierten Welt. Unablässig wurde, dessen Gedenkfeier unter seinem vorzüglich führenden Landeuten einen so großen Sturm von Begeisterung hervorrief, schrieb Schiller nur in der reinen und klassischen Sprache, und seine Gedichte atmen durchgehend den Geist eines verfeinerten und eleganten Geschmacks. Wäre er in der That ein Landmann, angezogen durch die Erscheinungen und Töne der Natur, und mit einem Genie begabt, der fähig war, mit den höchsten und niedrigsten Themen sich zu befassen. Seine schönsten oder mindestens doch seine populärsten Ergüsse sind im Dialekt des schottischen Landvolks geschrieben, obschon allen Klassen verständlich und genießbar. Schiller's Gedichte erwecken vielleicht für ihren Verfasser unter den untersten Klassen seiner Landsleute kein so launiges Gefühl von Liebe als die Gesänge von Burns unter denselben Gesellschaftsklassen in Schottland, aber von schwunghafter und romantischer Auffassung erfüllt, mit der höchsten Schönheit der Sprache angethan, dienen sie doch, den Geschmack selbst der düstern Farmer, in deren Häuten sie überall eindringen, zu bilden und zu veredeln, weil sie frei sind von der Dürre und der Unanständigkeit, welche zuweilen die Wirkung der Burns'schen Gedichte entstellen und schmälern. Schiller war in manchen Punkten des nationalen Interesses der Lehrer und Führer seiner Landsleute: er entzündete ihr Freiheitsgefühl; er näherte ihre Reigung für das Ideale und Schöne; er stimmte ihren Vorherrschaft für die tödliche Kraft poetischer Sprache. Schiller's Balladen und Lieder sind, dank dem wachsenden Verkehr zwischen den Nationen und dem immer zunehmenden Studium der deutschen Sprache in allen Ländern im Handlung und Gegendruckungen geworden. ... Sein persönlicher Charakter war von erhabenem und reinem Gepräge und ein Leben ein fast ununterbrochener Kampf mit Widerwärtigkeiten und Krantheitszufällen. Diesem allen zum Trotz strebte das heroische Feuer seines Geistes, der nach einem höhern und edlern Zustande des Seins zu verlangen schien, aber alle Hindernisse und setzte ihn in Stand, Werke zu vollenden, welche nie immer in den denkbarsten Herzen seiner Landsleute und der Menschheit leben werden.“ Freilich wird ihm schließlich vom nationalen Standpunkt vorgeworfen, er habe keine rechte christliche Gesinnung gehabt, er sei, wie es scheint, nur eine Art von „imperfectly christianised heathen“ gewesen; denn leider aber der Voltairianismus damals auf viele der leitenden Geister Deutschlands, auf Goethe (der aber dabei doch ein Freund Jung-Stilling's und des Fräuleins von Klettenberg war), Wieland u. s. w. großen Einfluß gehabt und sie mit „rationalistic terrors“ erfüllt, ganz im Gegensatz zu dem christlichen Geiste, welcher die Schriften ihrer großen Zeitgenossen, eines Klopstock, Herder, Hamann und anderer berühmter Autoren und Denker erfüllt habe. Murray theilt dann noch eine kleine Anzahl von

ihm verfaßter Uebersetzungen einiger Schiller'scher Gedichte mit, von denen wir folgendes als Probe mittheilen:

The German Muse.

By Augustus unprotected,
By the Medici neglected.
So cross the German muse:
Fame was absent at her planning,
Yet her sword, nothing daunting,
Doom'd — though not in royal down.

By her greatest Son unaided,
By her greatest Prince unshaded,
Sent away in want and shame:
Beautiful may the German tell it,
While his pride he cannot quell it.
By herself she won her fame.

Then her branch ascended higher,
Then with bolder hand the lyre
German poets swept again;
When to fountains of her feeding,
From her heart's own depths proceeding,
Proud she turned, from fashion's train.

Das „Athenaeum“ bringt über die Schiller-Feier im Kopenhagener Schloss ein Bericht, doch ohne tiefer auf die Bedeutung des Festes einzugehen. Der Berichterstatter sagt unter anderm, er wolle nicht genauer untersuchen, ob die Gedenkfeier Schiller's ein Ausfluß poetischer Begeisterung oder politischer Agitation sei; nur so viel sei gewiß, daß dieses Fest einzig in England dastehe, so weit er auch zurückdenken möge. Deutschland habe sich da überall gezeigt, in den Geschäften, im Gespräch, in der Haltung der Zuschauer, in den Aufträgen der Comitésmitglieder, so wie er ohne böse Nebenbedeutung hinzusagen wolle, auch in dem „unpractical bustle“ und der „gentle confusion“.

Mit am vorurtheillosesten unter allen Ausländern hat wol A. Seinguerlet über die Gedenkfeier Schiller's geschrieben, und zwar in der „Revue germanique“ vom 31. October in Form einer Correspondenz aus Heidelberg. Er hebt nicht nur hervor, daß der Geist, aus welchem diese Feier hervorgegangen, der Ausfluß desselben Gedankens sei, der sich in dem Drange nach nationaler Einheit manifestire, er erkennt selbst die Berechtigung dieses nationalen Gedankens an. „Bei keinem Volke“, sagt er unter anderm, „hat die Literatur einen so gewaltigen politischen Einfluß gehabt als in Deutschland, nirgendwo hat sie so viel dazu beigetragen, den Patriotismus zu begründen, denn sie war national, ehe noch eine Nation da war. Und unter denen, welche durch ihre Schriften, durch die Thätigkeit ihres Genies am mächtigsten dazu mitgewirkt haben, dieses Gefühl zu erwecken, muß man Schiller einen ersten Platz anweisen. Der Dichter, welcher von den Alpen bis zur Ostsee über alle Herzen herrscht, dessen Lieder der Student in der „Kneipe“, der Arbeiter in seiner Werkstatt, die Jungfrau am Piano singt, dessen Schöpfungen seit 60 Jahren in den deutschen Theatern mit Beifall begrüßt werden, verdiente es vor allen, zum Symbol der deutschen Einheit erhoben zu werden. Finden Sie nicht, daß diese Verehrung ebenso viel werth ist, als die für einen Heiligen oder für einen Großen? Vergessen Sie nicht, daß hier jedes Kind seine Sprache in den Schriften seiner Dichter sammelt und daß die Literatur hier zu Lande nicht der Ausfluß des raffinierten Geschmacks einer hochgebildeten Aristokratie, sondern aus dem Schoße des Volks selbst hervorgegangen; daß sie nicht auf den Kreisen vornehmer Damen, unter den Schwelgereien von Schenkegebern und galanten Abbés, sondern unter schmerzlichen ökonomischen Prüfungen hervorgegangen ist.“ Uebrigens, bezeichnender und zugleich fälschlich kann man sich aber den volkreichen Charakter der deutschen Literatur nicht wohl ausdrücken, als hier von einem Franzosen geschieht. Dagegen möchte

es vielleicht hier und da Widerspruch erregen, wenn der Verfasser verkündet, daß Schiller, „avec une âme délicate, impressionnable et très-onctive à la rêverie“, auf den „esprit sec, raisonneur et un peu sardonique“ Norddeutschlands nicht denselben Einfluß geübt habe, wie auf seine bayerischen schwäbischen Landsleute und auf das mittlere und sübliche Deutschland überhaupt. Der Schein spricht freilich gegen Norddeutschland, dessen trockenen, raisonnirlichen und etwas sardonischen Geist wie keineswegs in Abrede stellen wollen. Aber wenn man den Absatz der Schiller'schen Werke in Norddeutschland mit ihrem Absatz in Süddeutschland (etwa gebildete Theile von Deutsch-Österreich, namentlich Wien vielleicht ausgenommen) vergleichen wollte — worüber freilich nur in den Rechnungsbüchern der Götze'schen Buchhandlung die richtigen Aufschlüsse zu finden sind —, so dürfte die Vergleichung, wie wir glauben, nicht gerade zu Ungunsten Norddeutschlands ausfallen. Und wie kam es, daß Schwaben seine hervorragenden Geister, einen Wieland, Schiller, Hegel, Schelling u. s. w. nicht festhalten vermochte? In Bezug auf die Preußen macht übrigens Seinguerlet folgende Bemerkung, die wenigstens auf einen großen Theil des preussischen Volks paßt: „Der Preuze, der zuvörderst Preuze und dann erst Deutscher, vor allem aber Soldat ist, wird immer einem Deutschen und Dichter einen Preuze und Soldaten, den Allen Fritz v. B. oder selbst den Feldmarschall Bernadotte vorziehen.“

Nachdem Seinguerlet die Festprogramme verschiedener deutscher Städte (darunter auch das der Stadt Leipzig, der „capital de la librairie“, wo das Fest einen „caractère plus littéraire“ als anderwärts haben werde) ihrem Hauptinhalt nach besprochen und einzelne Bemerkungen daran geknüpft, sagt er weiterhin: „Auf Anlaß der Säcularfeier Karl August's, der Goethe's Freund und Schiller's Beschützer war, hat man die glückliche Idee gehabt, die Statuen dieser literarischen Denkmäler auf einem Pudekal zu erheben. Bernadotzgerweise wird mit Deutschland dem Andenken dieser beiden großen Dichter denselben Cultus und in seiner Bewunderung trennt es nicht diejenigen, die während ihres Lebens so eng verbunden waren. Allerdings hatte die Säcularfeier Goethe's vor zehn Jahren nicht die gleichen Kundgebungen hervorgerufen, und ein abschließlicher Bewunderer Schiller's könnte in diesem Abhand vielleicht einen Beweis dafür erblicken, daß sein Lieblingsdichter auf das Voll einen tieferen und tieferen Einfluß geübt habe als Goethe. Ich für mein Theil glaube dies nicht, ich erblicke darin nur einen Nachtheil der Zeitumstände. Damals, im August 1849, litt Deutschland an den Folgen einer langen und schwierigen Krise. Erschöpft durch die Anstrengungen, die es gemacht hatte, um zur Einheit zu gelangen, in seinen Hoffnungen getäuscht, war es in eine niedergedrückte apathische Stimmung versunken. Heute dagegen richtet es sich aus seiner lethargie auf; ein neuer Hauch belebt die Geister und erhebt die Herzen. An der Schwelle einer neuen Ära begrüßt Deutschland voll Begeisterung den Dichter, welcher sang: „Aus Vaterland, aus thyren, schließ dich an.“ u. s. w.

Belegentlich kommt Seinguerlet auch auf die Schiller-Stiftung zu sprechen, und er bemerkt dabei: „Rien de mieux que d'honorer les morts, mais à la condition de ne pas oublier les vivants.“ Es hätte auch wirklich gar keinen Sinn, wenn man die Zeitgenossen Schiller's fortwährend aufs hinterste anklagen wollte, Schiller nicht so unterstützt zu haben, wie man ihn hätte unterstützen sollen, während man doch fortfährt, sich gegen die Talente der Gegenwart der gleichen Unterlassungsstände und womöglich in noch erhöhtem Grade schuldig zu machen. Wibt es auch zur Zeit seinen Dichter von der Größe Schiller's — obschon man doch nicht genau weiß, was bei größerer Aufmerksamkeit und dem oder jenem hätte werden können —, so gibt es doch vielleicht manchen ehrlichen, fleißigen Arbeiter, welcher der Literatur und der Sache der Bildung und Humanität nicht unerhebliche Dienste geleistet, welche, ohne dieselbe hohe Begabung wie Schiller zu besitzen, ihm doch vielleicht ähnlich nach-

gezogen, denselben ehrenvollen Arbeitslohn bewahren, dessen Opfer in Bezug aller Dinge, die zum eigentlichen Lebensfort gehören, vielleicht selbst zur Unentbehrlichkeit seiner Gesundheit gebracht und wegen seiner unabhängigen Stellung an denselben Stand der Opimalität gelitten hat oder noch leidet. Solche Männer für ihre Opfer nicht zu entschädigen — daran wird vermocht das! — sondern nur ihrer brüderlichen Sorgen, Demüthigungen und Gemüths zu ertheilen, das, wenn wir meinen, würde doch eine literarisch gebildete Nation zu ihren Pflichten zählen, hat sich bei der Nachwelt und dem Lande dem Vorwurf aussetzen, daß sie wieder einmal einen verdienten Schriftsteller in Noth und Schmach habe verlassen lassen. Man darf nicht vergessen, daß der moderne Staat sich gerade diejenigen Talente am wenigsten brauchen und verwenden kann oder will, die sich im Dienste des Publicums am besten, nützlichsten und treuesten bewähren. Der Buchhandel kann nicht alles thun, obschon er allerdings mehr thun könnte, wenn er mehr als bisher darauf Bedacht nähme, wertvolle Talente und Männer von guter christlicher Gesinnung aufzunehmen und sie ihrer eigentlichen Capacität gemäß und ohne Behinderung ihrer freien Bewegung zu verwenden. Statt ihnen wie so oft gekennzeichneter Werkzeuge vorzuziehen. In allen Ländern sind ohnehin zu Buchhändler selten, die, wie der jüngst verlebte pariser Verleger Charles Burne, gerade durch die gegen ihre Autoren bewiesene Liberalität sich ein Ehrengedächtniß stiften. Freilich dürfen wir niemand, weder Publicum, noch Staat, noch Buchhändler des Kalküls anklagen, denn wo herrscht mehr Klugheit, Verstand und Intrigue als unter den Schriftstellern selbst? Dieser Autor von langjähriger Erfahrung weiß nicht, wie viel geistige Intriguen oftmals gesponnen, wie viel Klugheit und Verstandungen aufgetrieben werden, um nicht bloß den guten Ruf, sondern selbst die Existenz eines Autors zu untergraben, ihn wenn möglich aus einer classischen Stellung zu verdrängen und das Schicksal irgendwelcher Götter an seinen Platz zu bringen! Und kann irgendwer behaupten, es sei den anstrebenden dramatischen Autoren von irgendwelchem Nutzen gewesen, daß jetzt mehr als früher Dichter und Schriftsteller die Verwaltungen von Theatern führen oder dramaturgische Stellen bekleiden? Evident, ein Kapital wenigstens noch einmal so groß wie das bisher für die Schiller-Stiftung gesammelte, wäre als vorhanden zu betrachten, wenn unter den Schriftstellern selbst der Geist größerer Legalität statt des bloßen Ullagegeistes herrschend wäre.

Daß in Ausdrücken der Begeisterung spricht sich Corcadi in der „Revue des deux mondes“ über die Schiller-Feier aus, und überhaupt können wir den Franzosen die Anerkennung verschaffen, daß sie dieses deutsche Nationalfest weiß als nationale, confessionnelle oder politische Einseitigkeit fast so mit einer gewissen Ehrerbietung besprechen, es zum Theil auch als Anlaß benutzen, mehr oder weniger deutlich sich über den Druck, unter dem gegenwärtig die Literatur in Frankreich leidet, zu beschweren und in dieser Hinsicht die Deutschen als zu beneidendes Musterbild aufzustellen. Corcadi findet die Säcularfeier Schiller's um so bewundernswerther, da dieser Entschluß aus einem Dichter gelte. Wer habe in einer Zeit, da die Dichtkunst so abgeneigt sei, in dieser Zeit der Eisenbahnen, der Hochöfen und Erbsen mobilien erwarten können, daß sich 4 Millionen Menschen an dem gleichen Tag, in dem gleichen Saal und zu dem gleichen Zweck versammeln würden, und daß dieser Gedanke die Verherrlichung eines Dichters befehle, in Zweck die Feler eines literarischen Jubiläums sein würde? Er handelt sich hier nicht um eine akademische Feier, die ganz von einem Volke sei in Bewegung. Wie habe ein Fürst, ein Kaiser oder General, wie ein Mann von Gelehrtheit, ein Mann der Verhängigkeit und der Unterdrückung in Deutschland eine Forderung empfangen, wie sie jetzt dem armen, ehrlichen, frommen Schiller dargebracht werde, und selbst außerhalb Deutschlands könne man begreifen, daß Schiller würdig sei, der Gegenstand der Verehrung eines ganzen Volkes zu werden. Nur daß Corcadi Schiller zu den „großen Söhnen der französischen Rev-

laten" zählen möchte, dürfte einiges Bedenken erregen. Schiller war zwar in seinen früheren Jahren ein Verehrer Rousseau's und ein Anhänger seiner Grundsätze, aber sein Oppositionsgeist in seinen Jugendwerken war ein paar Tage älter als die Französische Revolution und ging entschieden aus den zum Theil elenden Zuständen des damaligen Deutschlands hervor; ebenso entschieden hat er aber auch gegen die französische Revolution protestirt und von ihr kein Heil weder für die deutsche Nation noch für die Menschheit erwartet. Horace sagt an einer andern Stelle: „Es ist so fahlglauben zu dürfen, daß es wenigstens noch ein Volk in Europa gibt, welches in allen seinen Schicksalen dem Kultus des ehrenhaften, reinen, geistigen, wahrhaft menschlichen Ruhms heiligt, welches sich den Triumpfen des Gehäns, des Herrschens, der Kunst hingibt! Es ist in der That bedauerlich zu sehen, daß die erbärmliche Mehrheit der Vertreter der rohen Gewalt eine kumpfsüchtige Vergeltung widmet, und indem sie ihre Tyrannen vergilt, selbst das Joch drückender macht.“ Wohin dieser Fies zielt, ist unschwer zu erkennen. Horace hebt dann weiter hervor, daß das Volk noch eine andere Bedeutung habe als die, den vortheilhaften Gewinn zu verschaffen. Diese Inbelsfessler sei für Deutschland die Gelegenheit gewesen, für einen flüchtigen Augenblick seine moralische Einheit wieder zu finden und zum Ausdruck zu bringen. Es sei das Vorrecht und die Ehre der deutschen Wissenschaft und vor allem der deutschen Philosophie, den deutschen Gedanken zum Bewußtsein gebracht zu haben, „daß sie eine Nation bilden, und daß sie unter diesem Titel in die geistige und politische Gesellschaft Europas als Mitbewerber eintreten können und sollen, mit der Sendung, der Initiative, dem Rang und der Macht eines großen Volkes“.

Die „Illustration“ brachte in Nr. 46 unter der Überschrift: „Le centième anniversaire de la naissance de Schiller“, einen längeren biographischen Artikel von Ph. Basoul über Schiller, der begreiflicherweise auch mit Illustrationen (der Götter-Anderschen illustrierte Zeitung „Über Land und Meer“ entnommen) schmückt ist, theils kleineren, welche Figuren und Situationen aus dem Schiller'schen Tragödien darstellen, theils größeren, deren eine die Schiller-Biatur in Stuttgart, abends am 10. November, eine andere das Städtchen Marbach und in der Umgebung die verschiedenen „Schiller-Häuser“ zur Anschauung bringt. Der Verfasser führt seinen Aufsatz mit der Phrase der Frau von Staël ein: „Goethe est le génie allemand, Schiller est le génie humain“, hebt dann weiter hervor, daß die Deutschen in Schiller nicht bloß das poetische Genie verehrten, sondern daß sie für sie auch der Tyrann der menschlichen Gütlichkeit selbst sei, und fährt fort: „Was Deutschland betrifft, so hat das Volk dieses noch eine andere Bedeutung. Die in religiöser, staatslicher und mündellicher Beziehung so getheilten Deutschen haben sich, um den genialen Mann zu feiern, welcher am vollständigen die deutsche Nationalität repräsentirt. Wie zur Zeit der Unabhängigkeitskriege hat sich die Nation vereinigt, um ihren gemeinsamen Freund zu feiern. Eine solche gemeinsame Anacht an demselben Altar schien sich nicht sobald wiederholen zu können, und doch ist sie möglich. Dieses Volk bewacht es, und Deutschland wird sich wie ein Mann erheben, um denjenigen zu ehren, der in seinen Gedichten, seinen Dramen und seinen historischen und philosophischen Schriften in der Zukunft das reiche Bild der deutschen Einheit am glänzendsten zur Erscheinung bringen wird.“ Der Verfasser bedauert, daß in Frankreich, „où l'admiration pour le génie littéraire est toujours vivante“, jetzt nicht mehr wie sonst die Werke des Vorrechts, die Leute zu einem gemeinschaftlichen Kultus zu vereinigen, als dieses Privilegium vielmehr an die industriellen Feste übergegangen sei. Man dürfe diesen ihren Nutzen und selbst ihre Größe allerdings nicht absprechen; aber niemand könne sie doch zu Feste vergleichen, „dont le seul but est de glorifier le génie sans aucune arrière-pensée d'intérêt“. Der Verfasser alle hierbei folgende interessante Betrachtung an: „Eine heutige vielleicht misskannte Wahrheit, die aber wieder zur Geltung gebracht werden sollte, ist die, daß der vollständige und

gernehmte Abbild des sozialen, städtischen und intellektuellen Baues jedes gebildeten Volkes in seiner Literatur zu finden ist. Sie drückt viel mehr aus als seine Geschichte, denn diese erzählt uns nur, was eine Nation war, sie erzählt uns nur, was der Vergangenheit und Vollbrachte; während die Literatur — wohlverstanden in ihren höchsten Erzeugnissen — zugleich Wurzel und Frucht, und nicht bloß darüber berichtet, was eine Nation war, sondern zugleich darüber, was sie alles sein kann. Die Geschichte eines Volkes ist im Grunde nur die Geschichte seines Egoismus, während seine Literatur die Geschichte menschlichen Lebens überhaupt ist. Nichts bezeugt sie, nichts hält sie auf, sie kennt weder geographische Marken noch vor-schriftsmäßige Beschränkungen; daher gehorchen die Völker keinem reinen und erhabenen Zivilisationsstriebe, als wenn sie ihre großen Schriftsteller in Ehren zu halten wissen.“ Daß dies aber die Franzosen, selbst unter dem jetzigen militärischen Regime, nicht verlernt haben, bezeugt dieselbe Nummer der „Illustration“, indem darin die Begräbnisfeierlichkeiten, welche bei der Beisetzung des kürzlich verstorbenen Begräbers und Hauptredactors derselben „Illustration“, Jean Baptiste Alexandre Dumas, stattgefunden, beschrieben werden. Die vornehmsten Notabilitäten von Paris: Thiers, Mignet, Rémusat, Guizot, Saint-Gilles, Horace Vernet, Gavarni, Ribot, G. de Lesseps, Thierry, L. Kappeler, Baskin, berühmte Buchhändler und Verleger, fast so viele Männer von Gewicht, daß ihre Namen zu nennen hier zu weit führen würde, geleiteten seine sterblichen Reste zur letzten Ruhestätte. Welch ein Contrast zu dem Begräbnis gerade unseres Schiller! Streich hat auch Paris und Weimar Contraste; dafür war aber Paris nicht einmal ein großer Schriftsteller, sondern nur Journalist. Wie gering dagegen ist das Ansehen, welches ein deutscher Journalist genießt, selbst in großen deutschen Städten. Wem vielleicht das zu einem gewissen Grade ausgenommen! In Schottland und England haben selbst kleinere Städte bewährten Journalisten ihre Dankbarkeit dadurch bewiesen, daß sie ihnen öffentliche Denkmäler errichteten; wo läme dergleichen in Deutschland vor?

Die Basoul sagt auch Laurent auf Anlaß der Schiller'schen Gedenkfeier in der „Europe artiste“ darüber, daß sich Frankreich so wenig um das Andenken seiner literarischen Größen, eines Voltaire, Rousseau, Corneille, Molière kümmere, und mit einem sehnsüchtigen Blick auf die Deutschen fragt er: „Was sollen wir mehr bewundern? Das Volk, das seine großen Männer also ehrt, oder den Dichter, der seinen Landsleuten solche Gefühle einflößt?“ Indes möge sich Laurent hierbei trösten, bei näherer Prüfung würden ihm wahrscheinlich manche Illusionen verschwinden. Interessant waren und einige Bemerkungen Laurent's, so wenn er behauptet, daß der Franzose, wie sehr er auch von seiner Ueberlegenheit allen andern Ländern gegenüber überzeugt sei, dennoch sich mit dem deutschen Volke, „dem einzigen mit dem russischen (!), das uns Franzosen sympathisch ist“, durch ein lebhaftes Mitgefühl verbunden fühle; megegen er versichert: „Der Italiener lacht und ab, sobald wir mit ihm in Berührung kommen; der Spanier verachtet und im Wuth; der Engländer ist der einzige, der uns Haß einflößt.“ Sehr gerecht trifft aus Deutsche Laurent's Tadel: „Deutschland, welches sonst nicht das Anrecht begehrt, sich auf eine oberflächliche Würdigung zu beschränken, läßt sich mehr als einen in Frankreich bloß durch Geschicklichkeit usurpirten Ruf aufbringen.“ Laurent kennt überhaupt kein einziges französisches Buch, „welches eine Hoffnung ausdrückt“; Deutschland könne zwar eben so wenig als Frankreich einen großen Namen anführen, aber es habe doch den Kultus der Vergangenheit und besonders den Glauben an die Zukunft. Fast unerhört ist das muthige Zugeständniß im Munde eines Franzosen: „In Bezug auf Intelligenz und Gütlichkeit stehen wir Franzosen auf einer niedrigen Stufe, und das aus Ursachen, welche in einem rein literarischen Blatte nicht näher beleuchtet werden dürfen“; und sehr treffend die Bemerkung: „Die gegenwärtige Generation sagt sich indig darüber und steht lachend ihrer eigenen Leichenfeier zu. Sie

registriert untergehende Wesen, ohne eine einzige beglaubende Versicherung zu können.“ In der That kann man die Schularbeiter Schiller's als eine Art Leichenfeier betrachten, wodurch sich die gegenwärtige Generation selbst zu Grabe trägt; mit einem fast schauerlichen Ausdruck des Vergnügens auf ihrem mit Leichensack überzogenen Hüft wiederholt sie immer von neuem den Refrain von ihrer Unfähigkeit, geniale Männer hervorzubringen, obgleich es unter denen, welche diese lustige Leichenfeier anstimmten, manche geben mag, die sich als eine hervorragende Ausnahme betrachten und sich selbst unter der Lupe ihres Selbstbewusstseins in hundertfacher Vergrößerung erscheinen, während sie allen Uebrigen nur den Verkleinerungsspiegel vorhalten.

A. M.

Notiz.

Die historische Erfindung.

Der literarische Streit über den „Fechter von Ravenna“ hat sich gelegt. Richtschwerenungen sind viele sich daran knüpfende Prinzipienfragen unerledigt geblieben. Es fällt uns nicht bei, den alten Haber wieder aufzuwärmen und nach dem Ursprunge des dramatischen Gedichtes zu forschen. Eine Eigenthümlichkeit der deutschen Natur, die nämlich: sich aus dem besten Gerechtigkeitsurtheile zur Ungerechtigkeit gegen die sich bekämpfenden Realitäten fortzuziehen zu lassen, hat auch bei dem Streite mehr als einmal das Oberste zu unterst gesetzt. Wer der Erfinder der Idee zu jenem Trauerspiele gewesen, das geht uns hier gar nichts an. Es ist aber die Veringschätzung, mit der man die Erfindung einer dramatischen Handlung, die Erfindung eines dramatischen Conflicts der Ausführung glaubte nachsetzen zu müssen, welche wir hier betonen. Es ist und bleibt eine Cardinale Frage, ob bei der dramatischen Arbeit die Erfindung das Bedeutsame, ob nicht. Es kommt dem Dramatiker wol mit Recht ein Grausen bei, wenn er erwägt, daß seine mühsam geschaffene Grundlage des Stücks von, einem andern ausgebeutet werden dürfe, nur weil dieser formell durchgebildeter ist oder bühnengemäßer zu schreiben versteht. Von sehr ehrenwerther Seite wurde damals darauf hingewiesen, daß man dem Maler, wenn er denselben Gegenstand, z. B. den Christusopf, mit so vielen und nach so vielen andern Künstlern als Grundlage seines Gemäldes wähle, daraus keinen Vorwurf mache. Wir hier auf die Erfindung gar wenig, dagegen alles auf die Ausführung ankomme, so auch dort bei dem Dramatiker. Wir lassen hier gegen Lessing sprechen. „Bei dem Künstler“, sagt er im „Laokoön“, „bäut die Ausführung schwerer als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung bäut uns gegen die Erfindung das Leichtere.“ Und weiter unten: „In der That hat der Dichter einen großen Schritt vorans, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frohliche Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich sein würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessieren.“ Natürlich gelten diese Worte gleichmäßig von historischen Stoffen wie von den dramatischen Vorwürfen, die Romanen oder andern Dramen entlehnt sind. Lessing, der sich die Mühe genommen eine „Rianna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ zu erfinden, wählte allerdings die Bedeutung der hundert frohlichen Kleinigkeiten zu wägen. Bei einem „Eifer“, einer „Grille“, einer „Kannenseele“ hat man freilich auf diese hundert frohlichen Kleinigkeiten nicht Rücksicht zu nehmen, deshalb mag es auch gerathen sein, diese Kleinigkeiten als untergeordnet anzusehen. Eine dritte Stelle endlich behandelt die Erfindung in der Malerei. Da der Maler gesehen, sagt Lessing, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, so sei er gegen die Erfindung zu lau geworden und in dem engen Besitze weniger, ihm und dem Publikum geläufiger geworden Vorwürfe geblieben. „Er lieg“, fährt Lessing in diesem Tadel wahrlich fort, „seine ganze Erfindungsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammen-

setzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Seite, welche die Leichter der Malerei mit dem Dichter Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische eintheilen, so geht doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck. Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile und ihrer Lage untereinander. Es ist Erfindung, aber von jener geringen Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrathet (c. d. Pionem, v. 128—130):

... . Taque

Regimen illarum artium dedecus in actum.

Quam si profueris ignota imitatio prima.

Kurieth, sage ich, aber nicht befehl. Kurieth, als für ihn kriecher, bequemer, zuträglich; aber nicht befehl, als besser und also an sich selbst.“ So Lessing! Und wer es sich mit der Dramatik Ernst sein läßt, weiß auch, daß die Erfindung und Gliederung des dramatischen Conflicts an der ganzen dramatischen Arbeit das Schwerste. Ist in diesem Conflicte durch die Geschichte oder durch einen dritten, sei es im Drama, sei es im Roman, weitergearbeitet, so ist die dramatische Schöpfung nur halbe Arbeit.

Emil Müller-Baumgarten.

Bibliographie.

- Udelburg, K. Ritter v., Entgegnung auf die von Dr. Frz. List in seinem Werke: „Des Bohémions et de leur musique en Hongrie“ (Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn) aufgeführte Behauptung: daß es keine ungarische Nationalmusik sondern bloß eine Musik der Zigeuner gibt. Mit einem Vorwort von Alexander von Ujász. Pest, Kämpel. Br. 8. 7 1/2 Bgr.
- Album zur Schiller-Fest. Von Studierenden der Bonn Universität. Bonn, Manz u. Comp. Ter.-8. 1 Tbl. 10 Bgr.
- Anders, Maria v., Pandora. Ein weltbürgerliches Stammbuch. Leipzig, Arnold. 1860. 16. 20 Bgr.
- Aus Weimars Theater-Leben. Ein Bild der Erinnerung. Weimar, Kühn. 8. 5 Bgr.
- Buisson, G., Der Mensch, die Familie und die Gesellschaft in ihren Verhältnissen zur städtischen Entwicklung in Deutschland. Aus dem Französischen. Basel, Bohnenmeyer. 4. 1 Tbl. 4 Bgr.
- Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking u. deren Aufrage von einer Freundin derselben verfaßt. Mit dem Vorwort von Wislizen. Hamburg, Agentur des Hauses Kosse. 1860. Gr. 8. 1 Tbl.
- Schiller'sche Dichtungen in lateinischer Uebersetzung. Ein Beitrag zur 100jährigen Geburtsfeier des Dichters. Von G. Lindemann. Leipzig, Engelmann. 8. 6 Bgr.
- Entstellungen aus England. Von einem Deutschen. Hannover, Hümpler. 1860. 8. 12 Bgr.
- Fischer, J. M., Russische Landschaften über die letzten drei Jahrhunderte. Leipzig, Veit u. Co. Gr. 8. 20 Bgr.
- Frank, G., Kyffhäuser. Gedicht. Duerfurt, Schmidt. 16. 15 Bgr.
- Freitag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 1847. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Tbl. 15 Bgr.
- Friedrich, F., Kriegs-Bilder. Jena, Deisinger. 1860. 8. 20 Bgr.
- Grote, F., Bartholomäus Saftow, ein merkwürdiger Lebenslauf des 16. Jahrhunderts. Für Jung und Alt bestimmt. Mit Vorwort von P. Rothemann. Halle, Friedr. 1860. Gr. 8. 1 Tbl. 15 Bgr.
- Gubitz, F. W., Gedichte. Zwei Bände. Berlin, G. v. S. Buchhandlung. 1860. Gr. 12. 2 Tbl. 15 Bgr.
- Heinrich, L., Proben von Gottes wunderbarer Güte. Erzählungen. Leipzig u. Dresden, Rasmann. 8. 6 Bgr.
- Hermann, C., Eine deutsche Revolution oder der Kampf

nd von 1848. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von H. W. Gubitz. 39ter Jahrgang für 1860. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1860. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kraus, H., Die Stadt und Herrlichkeit Grefeld, historisch-topographisch dargestellt. 1tes und 2tes Heft. Grefeld, Klein. Gr. 8. à 10 Ngr.

Klein, H., Die Fänsweibchen vom Ralkniberge oder Berglaube und Glaube. Eine Sage aus der Zeit vor und zu Anfange des 30jährigen Krieges. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 1860. 8. 9 Ngr.

Kraus, D., Das lutherische Bekenntnis und die in Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen Gutachten der theologischen Facultäten zu Göttingen und zu Greifswald. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kuhn, A., Schiller. Sein Leben und sein Sterben, sein Wirken und seine Werke. Vertheilt als Souvenire zu einem Denkmal gesammelt. 1ter Band. 1te Abtheilung. Mit 5 Illustrationen. Weimar, Kuhn. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Kuhn, A., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. 1ter Theil. Sagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

La Salle, de, Die zwölf Tugenden eines guten Lehrers, erklärt durch den Bruder Agathon. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. Augsburg, Kollmann. 8. 9 Ngr.

Lohrengel, W., Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten nebst einem Anhang. Glatzthal, Grosse. 1860. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Löschin, G., Mittheilungen aus der Bildungs-geschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Hans oder Schule? oder Hans und Schule? Danzig, Berling. 8. 6 Ngr.

Monod, A., Die Aufgabe und das Leben des Weibes. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen. Neu-Münster, Bergmann. 16. 7 1/2 Ngr.

— Maria Magdalena. Aus dem Französischen. Potsdam, Schleier. 1860. 12. 5 Ngr.

Deutscher Rufnamenanach. Herausgegeben von G. Schab. Mit dem Bildnis Jos. Freih. von Eichendorff's und einer Vorrede von Louis Epke. Der Jahrgang. Würzburg, Stachel. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Parthey, G., Zur Erdkunde des alten Aegyptens. Mit 16 Karten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr.

Die Phantasie im Dantessoh. Leipzig, Giese. Gr. 4. 25 Ngr.

Prug, R., Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848 bis 1858. Zwei Bände. Leipzig, Wigst u. Günther. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sand, G., Die Grille, oder: Die kleine Habette. Französische Dorfgeschichte. Deutsch von A. Schrader. Mit 4 Bildern. Leipzig, Frielein. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Sandvoss, F., So spricht das Volk. Volksthümliche Redensarten. Berlin, Schotte u. Comp. 1860. Gr. 16. 12 Ngr.

Schädelin, J. J., Julia Alpina. Trauerspiel in drei Akten. Bern. 8. 8 Ngr.

Schiller, F. v., Geschichte von Württemberg bis zum Jahre 1740. (Zum ersten Male im Druck herausgegeben und aus der „Württembergischen Volksbibliothek“ abgedruckt zur 100jährigen Geburtsstagsfeier des Verfassers.) 1te Lieferung. Stuttgart, Schaber. Gr. 16. 8 Ngr.

Schiller-Kalender. Auf das Säcular-Jahr von Schiller's Geburt. Wien, Lechner. Gr. 16. 20 Ngr.

Schmeling, G., Der Krondiamant. Historisch-romantische

Erzählung aus der Zeit der Kaiserin Catharina II. von Russland. 1tes bis 4tes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 4 Ngr.

Schöpf, J., Die heilige Elisabeth. Drama in fünf Akten. Janssen. 1856. Gr. 16. 8 Ngr.

Seibert, C. G., Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Ein Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 12. 5 Ngr.

Spinnerkönig's Höllenfahrt. Ein Herbstnachdram. St. Gallen, Schölin u. Hollisfer. 1860. 16. 9 Ngr.

Stolz, A., Ueber die Vererbung sittlicher Anlagen. Freiburg im Br. Gr. 4. 11 Ngr.

Wachenhufen, H., Die Wäffensäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Saksen. Zwei Theile. Berlin, Wagner. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zöfeler, D., Theologia naturalis. Entwurf einer systematischen Naturtheologie vom offenkundigen Standpunkte aus. 1ter Band: Die Prolegomena und die spezielle Theologie enthaltend. 1te Hälfte. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, Mittheilungen aus der Kassen-Gemeinde an seine Hamburger Freunde zur Aufklärung und Rechtfertigung. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Frühlich, R., Schiller. Ein Gedenkblatt für das Volk zum 100jährigen Geburtstage seines großen Dichters den 10. November 1859. Berlin, Schroeder. Gr. 4. 1 1/2 Ngr.

Gollhard, Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen, am 2. Januar 1759, und die Schlacht bei Bergen in Kurhessen zwischen den Franzosen und Allirten, am 18. April 1759, nebst einer topographisch-historischen Schilderung des Marktes. Wibel. Gr. 8. 4 Ngr.

Gelfferich, A., Schiller-Rebe. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 1/2 Ngr.

Jähne, R., Zur Schillerfeier am 10. November 1859. Gedicht. Berlin, A. Duncker. Hoch 4. 2 1/2 Ngr.

Mexzer, G. C., Schiller als Dichter der Jugend. Rede zur Vorfeier des 100jährigen Geburtstags unsers grossen Dichters. Augsburg, Rieger. Gr. 4. 8 Ngr.

Mähfeld, J., Die geistige Emancipation der Frauen. Eine Anregung. Anclam. Gr. 8. 2 Ngr.

Reichthum der Konfordatenstaat. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Preussens Aufgabe in Deutschland. Rechtsstaat wider Revolution. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre.“ Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 16 Ngr.

Pyll, R. L., Schillers Bedeutung für unsere Zeit. Greifswald. Gr. 8. 5 Ngr.

Rasmus, G., Die Schillerfeier. Ein liegendes Blatt für das gesammte Deutschland. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Die Revolution in Mittel-Italien. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Ngr.

Stier, R., Dr. Stahl's Buch: „Die lutherische Kirche und die Union.“ Ein kritisches Referat. Berlin, Wiegandt u. Griepenkerl. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die 4 ersten Monate der französischen Besetzung. Ein Beitrag zur Geschichte von Frankfurt, zur Geschichte des 17jährigen Krieges und zur Jugendgeschichte Goethes. Frankfurt a. M., Aufarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolff, P. H., Die Weihe des Genies. Ein Festspiel den Namen Schiller's dargebracht zum 10. November 1859. Berlin, Haffelberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Wurmbrand, Graf W., Öffener Brief an den Hrn. Verfasser der Flugschrift „Sustine et Abstine.“ Prag, Gredner. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur innern Reform Oesterreichs. Erlangen, Giese. Lex.-8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotted und Welter.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des neununddreißigsten Heftes:

Consumtionssteuern (Verzehrungssteuern). Von H. Kan. (Schluß). — Continentalstern, Continentalstern. Von F. Bülow. — Contingent. Von H. Marquardsen. — Contract, f. Vertrag. — Contraktatur (Gegenzeichnung). Von Welter. — Contrebande. Von H. Marquardsen. — Contribution, f. Kriegsschaden, Kriegskosten. — Controite. Von Welter. — Controverse und Citiergefetz, Status controversiae. Von Welter. — Contumax. Von D. . . . — Conventio-
nalliste. Von Welter. — Convoy. Von H. Marquardsen. — Corporation, Corpus, universitas, moralische Person, Personengemeinschaft. Von Welter. — Corpus Catholicorum, Corpus Evangelicorum. Von Welter. — Corpus delicti, f. Thatbestand. — Corpus juris canonici, f. Kanonisches Recht; Kanonisches Rechtsbuch. — Corpus juris civilis. Von Welter. — Cortes und Cortesverfassung in Spanien. Von Rotted. — Courtoise; Curialien. Von Bülow. — Credit (Handels-
credit und liegenschaftlicher Credit). Von K. Rathy. — Cre-
dit (öffentlicher). Von K. Rathy. — Creditanstalten. Von
K. Rathy.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeich-
nungen angenommen werden.

Der Umtausch älterer Auflagen des Conversations-Lexikon

gegen die neueste zehnte Auflage (20 Thlr.)

unter Zuzahlung von 12 Thlrn.

findet nur noch bis Ende dieses Jahres statt.

Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Die zehnte Auflage des Conversations-Lexikon kann fortwährend auf einmal oder allmählich (in 80 Heften zu 7 1/2 Ngr.) bezogen werden. Eine Ergänzung derselben bildet

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon, wovon monatlich ein Heft zu 6 Ngr., jährlich ein Band erscheint.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jester (s. e.), Die kleine Jagd.

Zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von C. F. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. (Auch in sechs Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Die Jagd hat im allgemeinen in der Gegenwart mehr mehr Boden gewonnen und besonders die kleine Jagd erfreut sich wiederum einer größern Beachtung; manchem Jagdliebhaber wird es deshalb erwünscht sein, über die vortheilhafteste Benutzung und Behandlung derselben Auskunft zu erhalten. Er findet diese vollständig in dem vorliegenden Buche, denn der Verfasser wie der Bearbeiter waren der Sache durchaus mächtig, was schon die Anerkennung, die sich Jester's Werk früher bei Jägern und Jagdfreunden erworben hat, sowie das jetzt Erscheinen einer vierten Auflage desselben beweist; im feinen praktischen Werth, seinen reichen Inhalt, gibt die Rede des Bearbeiters nähere Auskunft.

Bei einer guten typographischen Ausstattung, unter Zugabe vieler Holzschnitte und Lithographien, wurde der Preis des nunmehr vollständig erschienenen Werks, das in dritter Auflage 3 Thlr. 6 Ngr. kostete, doch nur sehr niedrig, an 2 Thlr. gestellt.

In demselben Verlage erschien:

Windell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Eschsch. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Eschsch bearbeitete dritte Auflage des berühmten, noch unübertroffen dastehenden Windell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichsten äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der früheren Auflagen.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Berlin und seine Umgebungen.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

Preis 5 Sgr.

Allen Besuchern Berlins als neuester, übersichtlicher und vollständiger Führer zu empfehlen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 51. —

15. December 1859.

Inhalt: Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von Hermann Werggraff. Zweiter Artikel. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Ranke. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. Von Karl Zimmer. — Zur Erzählliteratur. — Die Deser-Schaefer'sche „Geschichte der deutschen Poesie“. — Notizen. (Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert; Zum Seculargedächtniß Elly's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Zweiter Artikel.^{*)}

Die Jubelfeier Schiller's, die so viele Literatur und zum Theil auch Maculatur hervorgerufen hat, war, wenn wir sie in ihrer Totalität überblicken, sicherlich ein schönes Fest, das übrigens von neuem bewiesen hat, wie erstaunlich viel der Deutsche im Laufen, Sprechen, Dichten, Singen und Zweckschmausen zu leisten vermag. Was selbst den Ausländern an diesem Fest vorzugsweise imponirte, war die Einstimmigkeit, womit es von allen gebildeten Deutschen auf dem ganzen weiten Erdenrund begangen wurde, eine Einstimmigkeit, welche man im Auslande von uns Deutschen, die sonst nur so klägliche Schauspiele von Zerissenheit und Disharmonie zum besten zu geben pflegen, in dieser Weise nicht erwartet hatte. Man erstaunte über die Größe und Ausdehnung des deutschen Vaterlandes, das, wie man plötzlich zu seiner Verwunderung wahrnahm, nicht einmal auf die deutschen Bundesstaaten beschränkt ist, sondern in allen europäischen Ländern, in Nordamerika, ja unter allen Breitengraden und selbst unter barbarischen Völkerschaften seine Provinzen nebst dazugehörigen Central- und Hauptorten zählt. Es ist freilich fürs erste nur ein geistiges, ein ideales Vaterland, aber das Ausland mochte sich doch im stillen fragen: wie, wenn dieses so zahlreiche, über den ganzen Erdbreis verbreitete Volk, welches mit so großer Fähigkeit an seinen geistigen Gütern hängt und seiner Begelsterung für seinen Lieblingsdichter auch im Auslande einen so berechneten, einen so selbstbewußten Ausdruck zu geben weiß, sich einmal auch in politischen Dingen zu demselben stolzen Bewußtsein und derselben Sinnmuthigkeit aufrufen sollte, die es jetzt nur in Sachen der Literatur, der Kunst, des Ordens an den Tag legt? Würde nicht dieses Volk, das trotz seiner furchtbaren Zerissenheit in Bezug auf Dynastien und Stämme, Politik und Religion, selbst Maße und Gewichte, doch bisher nicht tot zu machen war und nach Zeiten trostloser Zerissenheit immer von

neuem wieder irgend Gehörigkeit und Unger nicht dieses merkwürdige Volk bei gleich religiösem Gebiete wir benutzte auf der die Welt unter sein

Was man weiter Franzose Forcade ben sich freiwillig oder gestimmigen öffentlichen Meinung beugten“, besonders zu bewundern fand, war der Umstand, daß sie einem Dichter galt: einem Dichter in einer Zeit des Materialismus, des Industrialismus, des alles verschlingenden Geschäftsreibens, der haushaltenden Prosa, der Stockjobberlei, der politischen Salbaderei und Zeitungsleserei und hochnasigen Kritikelei; in einer Zeit, wo niemand mehr an die Dichter und die Poeten kaum noch an sich selbst glauben, und fast jeder Vater bis zum Tode erschrickt, wenn sich in seinem Sohne ein poetisches Talent oder eine schriftstellerische Anlage verräth; wo die meisten nur noch gewohnt sind, über einen jungen Dichter in spöttischem Tone zu sprechen; wo bei vielen ein sonst geschätzter Mann sofort bedeutend in der Achtung sinkt, wenn sie hören, daß er auch „Verse macht“, vielleicht sogar schon mit einer Sammlung Gedichten debutirt hat, von der sie bisher nichts wußten! In einer solchen bläsierten egoistischen Zeit, wo man schon Jünglinge, die halb noch Knaben sind, von Speculationen, Geldgeschäften, Actien und Renten sprechen hören kann, feiert man nicht etwa den verstorbenen Chef des Hauses Rothschild, sondern Schiller, den Dichter des Idealismus, als das Vorbild und den Heros der Zeit, selbst auf die Gefahr hin, daß durch diese Feier wieder so und so viel junge unerfahrene Menschen, die zufällig noch vom Geiste des Materialismus unberührt geblieben sind, verführt werden, diesem Vorbilde nachzustreben, nachzudichten und nachzuleben, um zu spät zu erkennen, wie schön zwar, aber wie verderblich auch ihr Wahn gewesen. Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß

^{*)} Vgl. den ersten Artikel in Nr. 46 d. Bl. 1859. 51.

D. Reb.

jenes materielle Wölken, „welches sich nicht anders reuen kann als bei Tisch“; daß die Regionen der bloß Neugierigen, der Schau- und Hörtlustigen die große Armee bei diesen Festivitäten bildeten; daß viele berufen, aber wenige ausgewählt waren; daß hier und da persönliche Eitelkeit oder die Sucht nach Popularität sich einmischte, welche letztere namentlich manchem bisherigen ausschließlichen Goethe-Verehrer plötzlich in einen ebenso ausschließlichen Schiller-Verehrer verwandelte; daß endlich noch ganz andere Motive: politische Parteiinteressen, vaterländische Tendenzen, Opposition gegen die Dunkelmänner unserer Zeit u. s. w., im ganzen mehr als ästhetische mitgewirkt haben, dem Jubelfest einen so unerhörten Glanz und eine so weite Ausdehnung zu verleihen. In der That sah man an vielen Orten gerade solche Personen die Festanordnungen am eifrigsten betreiben und für die Feier agitiren, die sonst allen ästhetischen Interessen sich abhold zeigten; ja man sah selbst einzelne Schriftsteller, deren Richtung von der Art ist, daß Schiller, lebte er noch, mit gründlicher Verachtung jede Gemeinschaft und Berührung mit ihnen ablehnen würde, plötzlich sich gebehrden, als seien sie die Erben seines Geistes und die eigentlichen Hüter seines Idealismus. Aber das Wunder, daß in unserer materialistischen Zeit gerade ein Dichter es war, dem ein solches Nationalfest, ein Fest aller Deutschen gefeiert wurde, bleibt damit doch unerklärt und zugleich unbemakelt. Es war eine der Voessle dargebrachte Guldigungsfeier, deren tiefe und eigentliche Bedeutung man anerkennen muß, selbst wenn man innerlich davon überzeugt sein sollte, daß, je mehr Ehren auf das Haupt eines verstorbenen Dichters summiert werden, um so mehr von der Ehre, auf welche die noch lebenden und noch wirkenden Dichter Anspruch machen und vielleicht auch machen dürfen, subtrahirt zu werden pflegt. In Bezug auf diese Bedeutung des Festes bemerkte jüngst Otto Band in der „Novellenzeitung“:

Deutschland hat beim Schiller-Feste nicht allein persönlich seinem Liebling und einem seiner ersten Dichter gehuligt, sondern es hat in dieser Guldigung der Literatur überhaupt seine Achtung dargebracht. Es ist sich darüber klar geworden, daß die unermeßliche Macht der Literatur die Hauptbahnbrecherin aller höchsten Kultur und alles Bildungsfortschritts ist. Was wären die Juden und Griechen, ja was wären wir, ihre Geisteserben, wenn man jenen Völkern all ihre Helden und Staatsmänner ließe und könnte ihnen aus der Geschichte ihre größten Schriftsteller wegstreichen? Es bliebe nur eine Glanzherrlichkeit geordneter Barbarei übrig. . . .

Band führt dann weiter aus, wie alle übrigen Literaturzweige und selbst die Künste doch im Grunde nur Dichter und Unkünstler der Armut der Voessle seien. Abschließend äußerte der Richter G. W. Daly bei der neuperferten Schiller-Feier in seiner in englischer Sprache gehaltenen Rede: Wenn die Werke eines Mannes diejenigen eines Baumeisters zu überleben im Stande seien, so seien es die Werke eines Dichters. In Indien seien alle Zeugnisse der frühern Civilisation verloren gegangen mit Ausnahme der Literatur. Eine große poetische Schöpfung sei in sich selbst unzerstörbar, sie werde stets wieder durch

die nie rastende Imagination aufgeführt. Groß können, aus denen keine Rationalpoeten hervorgegangen, in fast vergessen, ihr früheres Dasein sei aus um ihre Eroberer überbracht worden. Deutschland hat daher stolz auf seinen Schiller sein u. s. w.

Man vergesse nicht, daß selbst das kammervollkommene Schottland um mit ihm England dem Dichter Burns ähnliche nationale Guldigungsfeier widmeten und dann wie die Deutschen durch die Schiller-Feier, das deutsche Wort bezeugten, daß „das Licht und die Wärme der Voessle in alle Sphären der Menschheit einzutreten mochten Geschichte und Philosophie nicht gelangen“. Es selber wird man bei dem Namen beider Dichter, und in bei weitem mehr bei dem Namen des Schottens als bei dem Schiller's, an Karl Heine's satirische Einsicht erinnert: „Solange ein Dichter noch auf Erden weilt, suchen ihm die Menschen das Leben auf nicht möglichst schwer zu machen; sobald er aber unter die Toden wünschten sie, daß sie ihm leicht werde.“ Der Ruhm dieser Dichter, die noch dazu in demselben Jahre gestorben waren, und ihre pompösen und geräuschvollen Guldigungsfeiern bilden in der That einen schneidenden Contrast, der zu geeignet ist, ein fast peinliches Gefühl zu erwecken und bei dem Empfindenden das Vergnügen über so viele Festlichkeiten beträchtlich zu dämpfen, besonders wenn man sich vorstellt, daß Fälle dieser Art im Laufe der Zeiten sich wol wiederholen möchten.

Man will freilich an solche Gegenstände nicht gern innert sein, und nur wenige Festredner hatten den Mut an sie zu erinnern. Zu ihnen gehörte Rudolf Gortz der in seiner zu Leipzig gehaltenen und in Nr. 181 „Europa“ abgedruckten Festrede, bei aller Anerkennung der Vorzüge unserer Zeit wie der edeln Tugenden, der die Schiller-Feier hervorhob, doch auch der bescheidenen gedachte, in welchem ihm das Jubelfest unserer Zeit beherrschenden Grundmächten zu stehen. Er bemerkte:

Schon seit die Culturgeschichte ihren Griffel an, so Tage in ihren Büchern zu verzeichnen und dabei zu lesen Das Deutschland von 1860 ist ein Land, dem die Zukunft voransteht unter den höchsten Interessen des Lebens, und Gedenktage seiner Dichter zu den größten Feiertagen macht; doch würde Altes sich irren, wie sie oft sich gernt, wenn sie die Thatsache deutet, nur eine halbe Wahrheit finden.

Der Festredner wies nun darauf hin, wie die große Entwicklung der materiellen Interessen in unsern Tagen eine gewisse Verdrängung des inneren Lebens herbeiführen habe, und er forderte auf sich anzumachen, den Empfang dem Dichter Schiller von unserer Seite bereitet werden würde, wenn sie, statt seinen Schatten zu feiern, zum ersten mal zu Grabe über seine Schöpfungen“. Nach Gottschall's Kritik der Realismus, „der heutzutage das große Werk und die geheimnisvolle Werkstatt des Dichters ein photographisches Atelier der Wirklichkeit zu betreten sucht“, mit Schiller's dichterischer Erfindung den Proceß machen“; sie würde ja an Schiller's

die „nationalökonomischen Studien“ vermissen, „welche die weit vorgeschrittene Dichtkunst unserer Tage mit alchemistischem Zauber in baare's Gold der Pöbel zu verwandeln weiß“; sie würde zu Schiller's Gedichten sagen: „Rhetorik, Gedankenkrampf, nicht ohne Schwung, doch ohne warme Sprache der Empfindung“; die Dalsberge unserer Zeit würden zu seinen Stücken sagen: „Viel Talent, aber keine Technik, der Dichter mußte erst bei Frau Birch in die Schule gehen!“ und wenn eine und die andere Bühne dieses oder jenes Schiller'sche Drama aufzuführen wirklich versuchen wollte, so würde das Stück an der mangelhaften Darstellung und am Geschmack der Menge scheitern. Der Staatsminister von Preuß hat eine in ihren schwächsten Punkten stark angefochtene Rede bei der dreißigsten Gekammer gehalten, die aber, was man auch sonst von ihr denken und sagen wolle, mancher sicherlich ganz Richtiges enthält und in einigen Punkten mit Gottschall's Rede wunderbar übereinstimmt, obschon beide Redner gewiß nicht auf demselben Standpunkt stehen und ich noch weniger verabrede haben. Preuß warf die Frage auf, ob unsere Zeit wol nach Schiller's Sinne wäre und ob Schiller, wäre er 1859 statt 1759 geboren worden, der große Dichter geworden sein würde, der er war, und er fuhr dann fort:

Gewiß birgt unsere Zeit gleich dichterische Begabung, aber sie bringt sie nicht zur gleichen Vollendung und das ist wahrlich nicht die Schuld der Dichter unserer Tage; denn warum sollte der ewige Schöpfer die geistig Bevorzugten heute mit geringerer Maße gesegnet haben? Die Schuld trägt die Mitwelt, deren Blicke nicht mehr nach den Sternen gerichtet sind... die Zeit der Ideale ist dahin, nicht wie manche optimistische Stimmen sagen, weil die Ideale erreicht, sondern weil sie entfallen sind.

Ich weiß nicht, wie man, wenn man unbefangene diese Worte liest, ihre Richtigkeit bezweifeln kann, mag man auch mit der Preussischen Politik einverstanden sein oder nicht: eine Frage, die mich hier weiter nichts angeht. Aber sicherlich wird man mit keinem noch so antimilitaristischen, zugleich aber einem idealen Streben huldigendenichter der Gegenwart sprechen können, der sich nicht zu seiner ministeriellen Ansicht bekannte und darüber Klage führte, daß er sich mit seinem Idealismus sehr vereinzelt fühle und gerade sein Bestes und Tiefstes in sich schließen müsse. Ueberhaupt wird man die meisten bedenken, welche öffentlich nur die begeisterten Lobredner seiner Zeit sind, unter vier Augen ein ganz anderes anstimmen hören. Das Gute liegt auf weitenrecken der Geschichte vertheilt, und die bloßen Schmeichler der Gegenwart sind nicht immer ihre besten Freunde.

Hoffen wir, daß von den unzähligen Tausen, Festen und Festgedichten, die der Säcularfeier Schiller's Entstehung verdanken, eine nachhaltigere und fruchtbarere Wirkung übrig bleiben werde, als von den Reden Debatten in unserer früheren Nationalversammlung übrig blieb, obschon dessen doch mehr ist, als manche sich denken. Niemand liest mehr die massenhaften Protokolle, in denen sie ausbewahrt sind, aber daß der nationale Geist, der sie meist durchwehte, noch fortlebt und fort-

wirkt, das beweist eben die so nicht erwartete wirklich großartige Theilnahme, diese bewundernswürdige Einnüchtheit, womit die Säcularfeier Schiller's begangen wurde. Wir glauben daher, daß ihre Nachwirkung, wenn sie überhaupt eine von Dauer sein sollte, mehr der nationalpolitischen Bewegung als der ästhetischen Erhebung unserer Generation zugute kommen wird.

Und in der That, wenn der in unsern Tagen vielgenannte Idealismus nur etwa ein bloßer Aufzug sein soll, um dahinter die kleinlichsten Motive: Engherzigkeit, Inhumanität, Hochmuth, Neid, Selbstsucht, Intriguenlust u. s. w. zu verbergen, dann ist er um nichts besser als jene erschlichene und schleichende Gränzelei, die mit dem Himmel ein kokettes Augenspiel treibt, dabei aber die weltlichsten Zwecke verfolgt und die Nebenmenschen auf inhumanste verurtheilt und verdammt. Wir unsertheils befürworten den Idealismus, aber nur unter der Bedingung, daß er eine Wahrheit werde und das wirkliche Leben als ein zu einer entsprechenden Handlungsweise anfeuerndes Princip durchdringt. Kann er dies nicht, beschränkt er sich nur auf tönende Phrasen und einstudirte schauspielerhafte Geberden und Attituden, dann, wir sagen es offen, würden wir sogar den rohesten Materialismus vorziehen, weil dieser wenigstens ein ehelicher Freund oder Feind ist, mit dem sich Brust an Brust ringen oder doch zu gegenseitigem äußern Vortheil wenigstens ein Vertrag schließen läßt. Sehr recht geben wir dem Verfasser eines Leitartikels in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, wenn derselbe bemerkt:

Es ist freilich leichter, einen todtten Dichter zu feiern und zu seinen Ehren Volkstage zu gestalten oder zu veranstalten und Geld mit freigebiger Hand zu spenden, als im praktischen Leben nach seinem Geiste zu wirken und zu walten, und die höchsten Güter, deren leuchtende Bilder er in die Gemüther des Volkes pflanzte, diesem Volke auch als thatächliche Besitzthümer zu gewähren.

Und weiter:

Es ist gewiß etwas Schönes um den Ruhm, einen der größten Dichter aller Zeiten den unsern nennen zu dürfen; aber es wäre doch auch recht schön, wenn wir nicht bloß von diesem literarischen Ruhme unserer Vergangenheit zehren müßten, sondern mit gleichem Stolz auf das hinweisen könnten, was wir als Nation in der Gegenwart fertig gebracht und für die Zukunft vorgearbeitet hätten.

Der Verfasser spricht hier freilich mehr vom politischen Standpunkt; aber selbst diesen festhaltend, möchten wir doch wünschen, daß wir auch die Hauptaufgabe des Idealismus, ein verklärendes Princip des Lebens selbst zu sein, besser und praktischer als bisher zu lösen wüßten. Auch auf dem Gebiete der Politik und des Verfassungslebens werden wir nicht alles Idealismus entbehren können, wenn sie nicht zu einer Politik der bloß materiellen Interessen und des bloßen Eigennuges ausarten soll. Schiller selbst hielt alle politische Freiheit nur dann für gesichert und ersprißlich, wenn die Völker erst auf dem Wege der ästhetischen Durchbildung und Reinigung wirklich humanisirt und von allen Schläden alter Barbarei befreit seien. Leider müssen wir Arnold Schloenbach recht geben, der einmal in den „Anregungen“ schrieb:

Man kann eine gewisse Schwärmerci in sich tragen, man kann von den Idealen anderer großen Dichter sich gehoben fühlen — und doch ein Philister sein; ja es gibt eine Art der Schwärmerci und des Idealismus, der die Philisterei geradezu befördert.

Dieser Idealismus des Philistertums ist es auch, der wie die falsche Frömmelci die Probe meist schlecht besteht, wenn es gilt, seiner Sache wirkliche Opfer zu bringen; und er handelt darin, wie die Frömmelci, eigentlich ganz consequent, da die Anweisungen, die er ausstellt, auf eine jenseitige Welt lauten. Es ist der Idealismus der, laut der Aufforderung des Dichters, in der Idee gleich Millionen umschlingt, in der Wirklichkeit aber nicht einen einzigen Nebenmenschen mit inniger Wärme und Eingebung umschlungen hält. Von keiner Stätte erschallen ideale Vorträge in größerer Menge als von den Brettern der Bühne, während die Wirklichkeit hinter den Coulissen oft die gemeinste ist. Die prächtigen Kostüme sind eben nur Blätter. Holtei erzählt in seinen „Vierzig Jahren“, wie er es mit angehört habe, daß der Gatte einer berühmten Schauspielerin einmal zu dieser gesagt: „Eine große Künstlerin willst du sein? Eine S... bist du!“ Diese Schauspielerin war die Frau Fendel-Schub, die immer nur ideale Frauengestalten zur Darstellung brachte, und ihr Mann ein Professor. Koberne, der Dichter der Trivialität, schwärmte, wie auch der spießbürgerliche Pfaffen, für keinen Dichter mehr als für Schiller, und die Dichter selbst, die in ihren Schöpfungen hauptsächlich den Idealismus vertraten, hielten in ihrem Verhalten gegen ihre Mitmenschen und namentlich gegen ihre Mitstreitenden keineswegs immer diesen idealen Standpunkt fest, wie sich an zahlreichen Beispielen nachweisen ließe. Sie erinnern an jenen Geistlichen, der mit anerkennenswerther Offenheit zu seinen Pfarrkindern sagte: „Handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten!“ ein Thema, worüber übrigens schon der humoristische Abraham a Sancta Clara in seinem „Judas der Erzschelm“ und zwar in der Humoreske „Die Wahrheit auf der Kanzel“ die ergötzlichsten Stoffe gemacht hat, derselbe Abraham a Sancta Clara, der in seiner „Fischpredigt des heiligen Antonius“ hervorhebt, wie die Fische nach der Predigt „die Köpfe geneigt und sich bedankt der wunder schönen Lehr“, nachmals wieder in das Wasser geschwommen; — aber Fische verblieben wie zuvor“. Solchen Fischen hat wol auch mancher heilige Antonius bei der Säkularfeier Schiller's gepredigt. Wer denkt hierbei nicht an die Excesse, welche den widrigen Schlußact der berliner Jubelfeier bildeten? Es war dies freilich nur der von Schiller so gut wie nichts wissende „süße Vöbel“ einer Hauptstadt, die unter allen europäischen Metropolen vielleicht den moralisch schäblichsten Vöbel beiläufig, dessen cynische Respects- und Zuschlosigkeit zu der sonstigen hohen Geistes- und Verstandesbildung dieser Hauptstadt eines Volks von 18 Millionen einen zwar lehrreichen aber bitter warnenden und keineswegs sehr erfreulichen Gegensatz bildet.

Noch eine Bemerkung möchten wir hier an die Schüler-Feier anknüpfen. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß bei diesem Säkularfest der Name und die Be-

deutung des Gefeierten ausschließlich in dem Vordergrund gestellt wurde, obgleich es andererseits gerechtfertigt erscheint, wenn man hier und da wenigstens der Verdienste seines Freundes Goethe neben denen Schiller's gedenkt, denn ebenso unzertrennlich wie der Name Goethe's von dem Schiller's ist der Name Goethe's von dem Schiller's. Sollen aber die in Zukunft etwa noch zu begehenden öffentlichen Schiller-Feste nicht an ihrer Monotonie und Unseitigkeit zu Grunde gehen, ja sollen sie zuletzt nicht mehr Schaden als wirklichen Nutzen stiften, sollen sie nicht immer mehr in einen bloß persönlichen Cultus ausarten oder einem bloßen Parteizweck dienen, so dürfte es nöthig sein, ihnen ein mehr literarhistorisches Gepräge als bisher aufzudrücken, den Gefeierten als das ebenso wol verbundene wie eine Reihe von Entwicklungen abschließende hervorragende Glied eines großen organischen Ganzen darzustellen und dem bildungsbedürftigen Publikum die verschiedensten Formen und Gestaltungen, in denen sich der deutsche Geist manifestirte, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Das wäre ein wirklicher Cultus des deutschen Genius in seiner Totalität, nicht in einer Einzelerkenntnis. Schiller würde dabei sicherlich eher gewinnen als verlieren. Ein Berichterstatter des „Athenaeum“ über die Pallasische Biographie Schiller's bemerkte zu unserer Genugthuung ganz in Uebereinstimmung mit den von uns in Nr. 46 d. Bl. ausgesprochenen Ansichten: es spiele in dem Pallasischen Buche der Parteigeist eine größere Rolle als dem Biographen eines solchen Dichters gestattet sein sollte. Ueberhaupt reize in Deutschland die böse Gewohnheit immer mehr ein, den einen nicht feiern zu können, ohne auf ein halb Duzend andere loszugehen. Das ist leider nur zu wahr und von uns bereits bei verschiedenen Anlässen gerügt worden. Alle Objectivität, wie sie von literarisch-wissenschaftlichen Betrachtungen unzertrennlich sein sollte, wird dadurch mehr und mehr unmöglich gemacht, und statt Literaturgeschichten werden wir zuletzt nur noch ein ungeheures Archiv von Anlage- und Vertheidigungsschriften, von Panegyriken und Libellen, von Enkomien und Paquillen haben. Es freut uns, wie wir gesehen, andenkend, daß nun auch ein Ausländer, dessen ruhig beobachtendem Blicke dieses Treiben sicherlich höchst wunderbar vorkommen muß, eine solche Rüge ausgesprochen hat, denn was man uns nicht glaubt, glaubt man vielleicht doch einem Ausländer.

Die hier vorangeschickten Bemerkungen stehen mit dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande unserer Betrachtung in genauem Zusammenhange; es sind Punkte, die wir im voraus erledigen zu müssen glaubten, um uns selbst und mit uns unsere Leser über die verschiedenen Fragen und Gegenfragen, zu welchen die Jubelfeier Schiller's und Anlaß gibt, einigermaßen ins Klare zu setzen und die Kritik der Schriften, welche durch diese Säkularfeier direct oder indirect hervorgerufen wurden, zu erleichtern. Nach der Erledigung dieser Vorfragen können wir denn Säkularliteratur um so ungetheilter unsere Aufmerksamkeit widmen. Wir bemerken im voraus, daß diese Lu-

ratur, die nicht immer dem wirklichen Bedürfnis, sondern vielfach auch der buchhändlerischen Speculation und der deutschen Schreibwuth ihre Entstehung verdankt, so angewachsen ist und täglich noch anwächst, daß wir selbst noch keine vollständige Uebersicht über ihre Rasse gewonnen haben und noch nicht einmal die Mannschaften dieser zahlreichen literarischen Armee genau zählen können. Glücklicherweise, welcher aus diesen literarischen Erzeugnissen diejenigen auswählen kann, die sein besonderes Interesse erregen. Nicht so beneidenswerth ist aber die Lage desjenigen, der, wie wir, gewissermaßen von Pflicht und Amt wegen genöthigt ist, Kenntniß von allen zu nehmen und was neunundneunzigmal und zum Theil schon besser gesagt oder erzählt worden ist, zum hundertsten male, wenn auch mit etwas andern Worten lesen zu müssen. Wir haben im ersten Artikel die beiden voluminösen Bände der Valleske'schen Biographie Schiller's besprochen, und wenden uns nun zuvörderst zu einer andern dankenswerthen Biographie (die neu angekündigte von A. Spiess liegt uns noch nicht vor).

1. Schiller und seine Zeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, D. Wigand. 1859. 4. 10 Thlr. — Volksausgabe der Festschrift zur Säcularfeier seiner Geburt. Drei Bänder. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie man sieht, sind von dieser Biographie zwei Ausgaben erschienen, eine Fest- und Prachtausgabe, die mit Illustrationen geschmückt ist und auf die wir Liebhaber von solchen Illustrationswerken hiermit nur aufmerksam gemacht haben wollen, und eine Volksausgabe ohne Illustrationen. Scherr ist zugleich Culturhistoriker, und er selbst bezeichnet in dem Vorwort den Standpunkt, von dem er ausging, als einen mehr culturgeschichtlichen als literarhistorischen. Sein Plan sei gewesen, ein Lebensbild Schiller's und seiner Zeit zu liefern, und er habe daher der kritischen Analyse von Schiller's Dichtungen nur so viel Raum gegeben, als sich mit seinem Plane vertrug. Diese culturhistorische Grundlage unterscheidet allerdings sein Werk wesentlich von allen andern Biographien Schiller's, obgleich sie freilich zu Zeiten den Verfasser, wenn auch immer in instructiver und anziehender Weise, fast zu weit von seinem Gegenstande in ferne Zeiten und in ferne Richtungen abseits führt, während sie wieder an andern Stellen mehr verschwindet, als sich mit dieser culturhistorischen Anlage verträgt.

Wenn Valleske in seiner Biographie mehr Details und da ihm manche bisher unbenutzt gebliebene Schriftstücke zu Gebote standen, zum Theil auch neue gibt, was man von dem Scherr'schen so gut wie gar nicht sagen kann, so besitz das letzte doch auch manche bedeutende Vorzüge vor dem erstern. Einmal läßt es doch auch nichts Wesentliches vermissen, und ist das Valleske'sche Werk besonders in Bezug auf die Frauenbekanntschaften Schiller's detaillirter, so ist das Scherr'sche dafür gedrängter und übersichtlicher; sodann ist es in der Kritik und Antikritik weniger anspruchsvoll und im Stil und in der Darstellung fließender und natürlicher. Man fühlt sich von der Scherr'schen Darstellung viel mehr getragen,

zuweilen hingerissen, der Ton ist schmächtig gemüthlicher und populärer, und wenn schon der Verfasser für Schiller im ganzen und großen in einer Weise enthusiastisch ist, wie man immer nur sein kann, so verfällt er doch nicht in einen mehr aus dem tendirenden Verstande als aus dem Herzen kommenden rein entomiasitischen Ton. Der Verfasser deckt vielmehr, was ihm seinem Gefühl nach im einzelnen an Schiller's Schöpfungen tadelnswerth erscheint, ohne Rückhalt auf, und er bewirkt dadurch, daß man seinem Lobe nur um so mehr Glauben schenkt. Man stellt und Neuern immer Lessing als Vorbild aller Kritik auf. Nun, dieser Lessing hat auch unter anderm gesagt, man müsse gerade gegen Meister der Kunst mit „Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd“ zu Werke gehen. Diesen Grundsatz sollte man unter allen Umständen festhalten, besonders darum, weil gerade die Fehler, welche sich die Meister der Kunst zu Schulden kommen ließen, am verführerischsten und dadurch verderblichsten wirken, am bequemsten nachzuahmen sind und am leichtesten nachgeahmt werden, sobald sie sich dann wie „eine ewige Krankheit“ forterben. Ohnehin grenzt in der modernen Civilisation das Unnatürliche so nahe an das Natürliche, das Schiefe an das Gerade, das Unwahre oder Halbwahre an das Wahre, das bloß Gekaufte an das Leidenschaftliche, die Umpfindelei an die wahre Empfindung, das Schönbun an das Schönsein, und das Kranke an das Gesunde, daß selbst die größten Meister den verderblichen Einflüssen dieser Mißbildung sich nicht immer entziehen konnten und oft bei sehenden Augen schliefen. Es wäre unschwer nachzuweisen, daß die in dem neuern dramatischen Producten hervortretenden Fehler zum Theil wenn auch nicht immer mißverständliche Nachahmungen gerade des Falschen und bloß Schimmernden in den Werken unserer klassischen Autoren sind. Darum: „mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd“ gegen die Meister, sei es auch nur darum, um mit den Sieben, die man aufscheinend gegen diese führt, hauptsächlich ihre Nachfolger zu treffen.

Der Verfasser Gilbert und charakterisirt in der Einleitung das in seiner zweiten Hälfte so überaus merkwürdige 18. Jahrhundert, das an großen und segensreich wirkenden Männern auf allen Gebieten, aber auch an den seltsamsten Gegensätzen reicher war als irgendein früheres Jahrhundert, das für die geistige Befreiung und wirkliche Humanisirung des Menschengeschlechts vielleicht mehr geleistet als die Reformation, und dessen liberale Bestrebungen zu einem glücklichen und festern Ziel geführt haben würden, wenn nicht die Bluthaten der französischen Schreckensmänner die Weßern in Verrückung gesetzt und irre gemacht, den liberalen Fürsten Deutschlands ihre Emancipationsstrebungen verleidet und namentlich zwischen dem aufgeklärten Theile des Adels und den mächtig emporstrebenden, die Welt mit Ideen befruchtenden gebildeten Schichten des Bürgerstandes von neuem den Samen des Hasses und Mißtrauens und überhaupt nach allen Richtungen hin die Keime garstiger Leidenschaften gesät hätten.

Denn in der That sind der intelligente Theil des Adels und der intelligente des Bürgerstandes nie so innig Hand in Hand gegangen, wie in den Jahren vor der Französischen Revolution und noch zu Anfang der letztern, und man kann kaum die Biographie eines hervorragenden Dichters und Schriftstellers jener Tage aufschlagen, ohne auf zahlreiche Beispiele zu stoßen, wie sehr der Adel, soweit er überhaupt nach Bildung trachtete, weniger selbst producirend als schützend, theilnehmend, mitgenießend und fördernd sich an dem Gedeihen der Literatur und an dem großen Werk der Humanisirung betheiligte. Wie weit man damals in der Humanisirungstheorie und in dem Werk der Verbrüderung aller Menschen vorgeschritten war, dafür gibt es wol keinen schlagenderen Beweis als den bekannten, ihr edelherziges Anerbieten begleitenden Brief des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelpenninck an Schiller, in welchem es unter anderem heißt:

Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, unser Geschenk abzuschlagen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, Brüder, die, obwol Ihnen unbekannt, Sie verehren und lieben und sich bei Lesung Ihrer Werke gewohnt haben, den Verfasser dieser Werke als ein Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen.

So schrieben damals deutsche Adelsleute; jetzt würde man selbst in den Schichten der reichen Bourgeoisie wahrscheinlich vergebens nach jemand suchen, der liberal und hingebend genug wäre, sich offen einem Dichter gegenüber zu solchen Grundätzen zu bekennen. Mit Recht schien sich damals jeder wirklich Aufgeklärte zu sagen, daß es für ihn keine höhere Aufgabe gebe als die Förderung der Humanität, der Humanität sans phrase, daß ohne sie die Theologie keine rechte Theologie, die Wissenschaft keine rechte Wissenschaft, die Poesie keine rechte Poesie, das Menschenleben kein reches Menschenleben sei.

Hierzu kam das immer brennender sich fühlbar machende Bedürfnis, die bis zum Lächerlichen verzwickten und verzweigten Gesellschaftsformen zu vereinfachen und das Leben überhaupt auf einen natürlicheren Zustand zurückzuführen, ein Bedürfnis, dem namentlich Rousseau einen herrlichen Ausdruck gegeben und dadurch auch auf deutsche Köpfe und besonders auch auf unsern Schiller ebenso befruchtend als in fast stürmischer und revolutionärer Weise aufregend gewirkt hatte. Von da an beginnt der schwerlich bereits ausgefochtene sociale Kampf, der seitdem alle Positionen unsicher gemacht hat. Begreiflicherweise konnte fürs erste nicht ein Zustand gesunder Natürlichkeit, sondern nur ein Zertrübtes derselben erreicht werden. Ueberhaupt lag alles wie durcheinander; es war ein Chaos von Gegensätzen, das Johannes Scherr sehr malerisch in folgenden Worten schildert:

Welche Fälle von Menschengeschick bestimmen Gedanken auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Strebens? Welche unüberschaubare Reihe von originellen Menschen, von edeln, großen, räthselhaften und schrecklichen Charakteren? Welches Gedeihen

von Helden, Dichtern, Denkern, Künstlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtisänen! Welche Verschlingung und Thränenlosigkeit wechselt mit prometheischem Trost, und titanischen Kühnheit des Wollens gesellt sich die geniale Kraft des Vollbringens. Wildeste Stoffe, das schwebende Schicksal noch auf den Lippen, springt sich in mystische Verwicklungen oder umgekehrt schwärmerische Zerknirschung in blasphemischen Atheismus. Neben dem unbändigen Geist und Schicksal aus souveränen Gottes, der, trunken von Berührungslust, nichts heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigsten Herzenslauten erhabener Begeisterung auf. Wunderbares wird gedacht, Unerwartetes geschieht auf diesem Boden, welcher vullanisch unter den Füßen der Menschen schwankt. An der Stelle, wo noch da ein Herz unsere Bewunderung, ein Gesetzgeber unsere Dankbarkeit, ein Poet unser Entzücken erregte, blüht sich im nächsten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine schwüle Atmosphäre von Pader, Schminke, Krivolud, Mysticismus, Intrigue und kaltem Egoismus umgibt uns; aber in dieser Luft die Verderbens blühen mit einmal, himmlischen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thaten der Vernunft und Humanität.

Dies war die Zeit, welche mehr als eine schon ehmals gezeigte, einen Genius wie Schiller zu befruchten; sie war ein gärendes Gemenge der einander widerstrebenden Empfindungen, Anschauungen und Bestrebungen, wie Schiller es anfangs selbst war. Es lagen viel reiche Elemente in ihr, aber auch Keime des Verfalls und Verfalls; sie gestattete ihren großen Geistern, einen möglichst weiten und freien Standpunkt einzunehmen. Aber auch dem Charakter der Zeit verdient auch der Charakter des Volksstammes, dem Schiller angehörte, Beachtung. Scherr schildert die Schwaben, die seine eigenen Landsleute sind, als innoce, bei der ersten Begegnung und besonders gegen Fremde zurückhaltend und verschlossen, mitunter ganz vierteljährig sich anstellen, aber strebende, ausdauernde, tief innerliche, auf das Innere zu bedacht gerichtete Menschen. Reich ausgestattet mit Phantasie und Abstractionskraft, sehr oft von einer starken aber durchgezogenen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuss geneigten, bis zur Hypochondrie, morgen lustig bis zum Trunk gemüthliche „Kneipbrüder“ und finstere „Ständler“, nicht fern dem höchsten Idealismus zugewandt und doch auch wieder so dächsig zaudernd, hochliegende Entwürfe mit anerkennender Kritik zerlegend — so sind die Schwaben.

Niemand wird verlangen, daß wir der Darstellung Scherr's Blatt für Blatt oder auch nur Kapitel für Kapitel folgen sollten, da die Thatfachen, wie gut sie auch vom Verfasser zusammengestellt und beleuchtet sein mögen, doch immer nur bekannte sind, wir beschränken uns auf die Beführung einiger uns interessant erscheinenden, zum Theil auch zu einer Gegenüberstellung auffordernden Bemerkungen. Der Verfasser ist unter anderem der gewöhnlichen und verzeihlichen, aber doch ziemlich äußerlichen Ansicht, „wie sehr Goethe seinem großen Freunde und Mitstreiter gegenüber ein Glücklicher genannt werden müsse“. Allerdings hat sich Schiller in Bezug auf seine äußere Lage ungleichlich mehr quälen müssen als Goethe. Er mußte seinem Regenten, der überdies in gewissem Grade sein Gönner und Wohltäter war, aber die Unbesonnenheit beging, sich mit dem Genie in einen ungleichen Kampf einzulassen, die Unterthanentreue brechen, heimathsfähig werden, „sich fast anonym zu nennenden Druckschriften ein Verbot zu erteilen (obgleich bereits Herzoglich weimarischer Rath!)“, sich selbst

amen und Titel beilegen u. s. w., und wenn wir die-
 1 Primatlosen feiern, so feiern wir, und die Behör-
 n mit uns, im Grunde auch gewisse Insubordinationenfehler
 t, dadurch feierlichst und officiell anerkennend, daß dem
 nie eben mehr erlaubt sei als einem wandernden Hand-
 rksburschen. Staatsminister Bruns hat unserer Zeit
 1 Vorwurf der „Heimatlosigkeit“ gemacht, und wir
 nen uns, diesen Vorwurf gerade aus solchem Munde
 vernehmen, da wir mit Recht annehmen dürfen, daß
 an Männer von seiner Stellung diese nur zu bittere
 ihrheit begreifen, in nächster Zeit auch alles geschehen
 d, um dieser deutschen Heimatlosigkeit gründlich und
 immer ein Ende zu machen. Man hat gegen diesen
 rwurf allerdings mit einigem Schein von Recht geltend
 macht, daß derselbe frühere Zeiten mit mehr Recht treffe
 die unsrige, und hat dabei gerade vorzugsweise auf
 längere Zeit heimatloses Leben Schiller's hingewiesen.
 Zustand des damals noch nicht so wie heute polizei-
 regulirten Deutschland war aber zu Schiller's Zeit
 sonderer Art, daß in den einzelnen Staaten zwar die
 onistische Willkür, im allgemeinen aber wol mehr
 zügigkeit herrschte als jetzt. Heutzutage würde ein
 istfeker, der ein Stück wie die „Räuber“ geschrieben
 : und unter Umständen wie Schiller flüchtig geworden
 , innerhalb der deutschen Bundesstaaten wegen man-
 nen Heimatscheins nirgend, auch nicht im entfernten
 Dorfe, auf ein nur vierwöchentliches Asyl rechnen
 m, er müßte, und wenn er dreimal ein Schiller wäre,
 der Schweiz oder nach Belgien oder nach Nordame-
 auswandern, oder sich unter die Quaren anwerben
 t, um bei Gelegenheit wieder mit diesen über den
 n zurückzukehren. Schiller dagegen, dieser heimat-
 ige „Dr. Ritter“, durfte im Lande bleiben und sich
 von seinen Talenten nähren; ja er stieg vom wei-
 chen Rath zum minningenschen Hofrath, zum Profs-
 um Reichsgroßboten und Hoffähigen, der ein adeliches
 ein zum Weibe nahm, während sich der Minister
 e mit einem sehr schlichten bürgerlichen Mädchen
 ge und dafür von seiten der zurückgesetzten und
 en weimarischen Hofdamen Schande und Spott, we-
 id allerlei Klatsch und böswilliges Geschwätz auf
 hmen mußte.
 1erdings hat Schiller die triviale Ansicht, daß Goethe
 ücklichere war, mit veranlaßt oder zu ihrer weitem
 itung beigetragen, indem er einmal an seinen Freund
 schreibt: „Wie leicht ward sein Genie vom Schild-
 tragen und wie muß ich bis auf diese Minute
 mpfen“ — ein Ausdruck, welcher selbst Scherr zu
 merkung veranlaßt: „Schmerzliche Worte, Schmerz-
 h insofern, als sie verrathen, daß selbst der Ideal-
 eines Schiller in Momenten der Schwäche unter
 ude der Wirklichkeit sich gebeugt hat.“ Aber war
 darum, weil er nicht wie Schiller durch die Schule
 ih gegangen war, oder darum, weil er einen Mi-
 ten bekleidete, wirklich glücklicher als Schiller? Das
 ne sehr materialistische Ansicht. Gestand mirines
 ne Goethe doch selbst, daß er keine Stunde ganz

ungetrübter Freude genossen habe. Selbst daraus, daß
 Goethe's poetisches Genie von Haus aus ein freigebigeres
 war und daß ihm seine Schöpfungen (mit einigen Aus-
 nahmen) meist nicht so viele Mühe kosteten, als Schiller
 an die seinigen wenden mußte, können wir kein größeres
 Glück für Goethe ableiten; denn gerade diese Leichtigkeit
 des Empfangens, Wiedergebens und Schaffens verführte
 ihn auch zu vielen leichten und selbst leichtfertigen Arbeiten
 von flüchtigster Pinselsführung, die ihn selbst auf die
 Länge nicht befriedigen konnten und auch in dem eifrig-
 sten Goethe-Verehrer neben dem gesteigerten Gefühl der
 Bewunderung für die Vielgestaltigkeit seines Genie das
 Bedauern erwecken, daß er mit seinem wunderbaren Genie
 nicht hausälterlich genug umgegangen sei. Zu dersel-
 ben Zeit, wo die Productionskraft der Goethe'schen Muse
 auszufließen anfang, trat Schiller, nun in seiner Vollreife
 und von dem begeisterten Beifall des besten Theils der
 deutschen Nation gehoben, nur mit großen mächtigen
 Compositionen auf, für die er seine Kräfte aufzusparen
 genußt hatte, und es geht aus seinen Briefen hervor,
 daß er sich wenigstens, während er mit der Idee und dem
 Vorarbeiten dazu beschäftigt war, wie während der Aus-
 führung selbst vollkommen glücklich fühlte. Was aber
 die Unzufriedenheit betrifft, welche nach der Behauptung
 des geistreichen Reichsinalraths A. Clemens einen Grund-
 zug seines Charakters bildete, so gibt es eben Naturen,
 zu deren wirklichem Wohlfühlen diese Unzufriedenheit gehört,
 weil sie aus dem stolzen Gefühl ihrer Ueberlegenheit über
 die andern Menschen entspringt und das Mißbehagen an
 der wirklichen Welt den Aufenthalt in der selbst erschaffe-
 nen idealen nur um so beglücklicht macht.

Bei der Lectüre des Scherr'schen Buchs fielen mir
 gewisse wunderbare Verflechtungen in Schiller's Leben auf,
 in denen immer Goethe eine Rolle spielt. Bekanntlich
 besuchte der Herzog von Weimar einmal die Militäraka-
 demie, und ihm zur Seite wohnte auch Goethe, der be-
 reits Deutschland mit dem Schall seines Namens erfüllt
 hatte, einer Preisvertheilung bei, bei welcher auch der
 damals zwanzigjährige Schiller einige Prämien erhielt.
 Zu der Zeit ahnten beide freilich noch nicht, daß es
 ihnen bestimmt war, im Gebiete der Literatur Rivalen
 und im Leben Freunde zu werden, aber auf Schiller mag
 die stolze Erscheinung Goethe's zur Seite seines herzog-
 lichen Freundes, der dann auch später Schiller's Freund
 und Sönnner werden sollte, einen aufregenden Eindruck
 hervorgebracht haben, und vielleicht hat sich schon damals
 dunkel die Vorstellung von dem hohen Verufe des Dicht-
 ers, „mit dem König zu gehen“, in ihm geregt. Inwie-
 fer man kann berechnen, welchen Eindruck die Erscheinung
 des berühmten Dichters zur Seite des Herzogs, wie frü-
 her der Besuch des Kaisers Joseph, in der Brust des ge-
 nialen hochstrebenden Jünglings hervorgerufen haben mag,
 und wie die Reihe von Vorstellungen verfolge, welche
 sich an diesen Eindruck knüpften? Ferner: Goethe hat in
 Leipzig auch die Familie des Kurfürstlichen Stod und seine
 beiden Töchter Minna und Dora kennen gelernt, und
 ihrer in seinen autobiographischen Mittheilungen auf

freundlichste gedacht. Minna Stod wurde später die Braut und Gattin desselben Körner, der berufen war, später so mächtig und wohlthätig in die Geschicke und die Bildung Schiller's einzugreifen und in dessen Familienkreise der Dichter eine Reihe schöner Tage verlebte, die er zu den glücklichsten seines Lebens rechnen durfte. Und so wurde Körner durch Schiller auch Goethe's Freund. Ferner: Goethe war durch die Vermittelung Charlotte von Stein's schon in früher Zeit zu der Familie Lenzefeld in freundliche Beziehungen getreten und hatte sie unter anderm bei ihrer Schweizerreise 1783 warm an Lavater empfohlen. Im Lenzefeld'schen Hause fand auch die erste Begegnung Schiller's mit Goethe statt, die freilich wie bekannt zuvörderst keine Annäherung, sondern eher Entfremdung zur Folge hatte, aber doch die spätern innigen Beziehungen vorbereitete. Zu beachten ist endlich, daß die beiden Frauenlein von Lenzefeld aufs innigste mit Karoline von Dacheuboden, der spätern Gattin Wilhelm von Humboldt's befreundet waren und zunächst die Bekanntschaft zwischen Schiller und Humboldt vermittelten. Man erkennt aus dem allen, daß das Glück unserm Schiller doch keineswegs so abhold war, als man wol annimmt, sondern ihn zur günstigsten Zeit in den Mittelpunkt der interessantesten und für ihn wichtig gewordenen persönlichen Verhältnisse versetzte. Zugleich zeigt sich an diesen Verflechtungen das Wehen und Weben eines wunderbaren Geistes der Gemeinlichkeit, der damals die Hochgebildeten durchdrang und zusammenführte, die geistig und künstlerisch Schaffenden fördernd und befruchtend in den Kreis Gleichfühler bandte und sie zu Aposteln einer geschlossenen Gemeinde machte, von denen dann sich wieder weitere Kreise bildeten.

Scherr scheint die Versicherung Petersen's, daß Schiller auf der Akademie keine Zeitungen gelesen habe — übrigens mit Recht hinzufügend, daß diese „auch danach waren“ —, in Zweifel ziehen zu wollen, aber auch später war Schiller kein Freund der Zeitungsleserei, wie aus einem Briefe Körner's an Schiller vom Jahre 1786 hervorgeht, in welchem der erstere diesem auch einige politische Neuligkeiten mittheilt, weil Schiller keine Zeitungen lasse, und ein andermal schreibt er an ihn: „Du willst Politics von mir wissen, das ist ein neuer Zug von dir.“ Bekannt ist Schiller's Ausspruch vom Jahre 1793: „Ich kann seit 14 Tagen keine Zeitungen mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte (die französischen Terroristen) mich an.“ Dagegen gibt Scherr zu, daß Schiller während einiger Zeit einen hervortretenden Hang zur Reibance gezeigt, der sich jedoch glücklichemweise, nachdem sich sein Charakter immer mehr gereinigt und sein Schicksal eine günstigere Gestalt gewonnen hatte, immer mehr aus seinem Wesen verlor. Gegen Titel scheint Schiller, wenn man aufrichtig sein will, nicht unempfindlich gewesen zu sein; doch entsprang diese Liebhaberei sicherlich aus der nur zu richtigen Ueberzeugung, daß ein titelloser Schriftsteller in Deutschland bei dem größten Ruhme, den er in der literarischen Welt genießen mag, doch in der bürgerlichen wenig oder nichts gilt, und wir müssen leider sagen, daß, obgleich das

Frankfurter Nationalparlament unter Angabe so und so vieler Gründe die Abschaffung aller nicht zum Beruf gehörigen Titel decretirte, dieses Unwesen seitdem nur noch gestiegen ist, so daß man wol annehmen darf, dieses Uebel sei unausrottbar in Deutschland. Der Verfasser einer noch näher zu erwähnenden Schrift: „Schiller und Goethe“, J. G. Könnel, macht gelegentlich die leider nur zu richtige Bemerkung:

Der gepriesenste Dichter ist und bleibt dem Deutschen ein armer Litrat, wenn er eben weiter nichts ist als ein Dichter, wenn nicht ein Amt ihn ernährt, oder wenn er nicht eigenem Reichthum besitzet, oder wenn er nicht mit seiner Dichtergabe so persönlich dienlich und liebes Kind zu machen sich willig zeigt — oder, hätte er hinzufügen können, wenn er nicht einen in die Augen fallenden Titel besitzt. Der meiningenswerthe Hofrathstitel ist für Schiller sicherlich von manchem Vortheil gewesen, obgleich es uns Nachlebenden jetzt selb lächerlich erscheint, wenn wir in Recensionen der damaligen Zeit von einem Herrn Hofrath Schiller als dem Verfasser des „Don Carlos“ u. s. w. lesen. Scherr findet in der Ertheilung des ersten Titels, des Titels eines weimarschen Rath's, welchen Schiller erhielt, und post nach der Vorlesung des ersten Act's des „Don Carlos“ am darmstädter Hofe, eine Art Ironie. „Wie doch das Leben wunderbar mit den Menschen spielt!“ ruft er aus: „ein Gedicht, welches den idealen Sieg des rein Menschlichen über die Conventienz feiert, trug seinem Verfasser einen rein conventionellen Titel ein“, doch fügt er auch hinzu: „Aber es war doch etwas und in Schiller's Lage gar nichts so Unbedeutendes.... Unser Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentärmedicus; sondern der herzoglich weimarische Rath Schiller.“ Nun, Titel kosten den Verleihern nichts, bringen unter Umständen ihnen und dem Staate sogar etwas ein; im übrigen ist es, wie Scherr bemerkt, „von jeder deutsche Art gewesen, bei Männern von Genius und Charakter selbstverständlich ein doppeltes Maß von Geduld, Ausdauer und Ausdauer vorauszusetzen und sie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweisen“. Das ist freilich eine spottwohlfeile transcendente Abfütterung, an der sich auch in christlichen Staaten die wahren christlichen Tugenden: Redlichkeit, Rechtsschaffenheit, Nächstenliebe, Bescheidenheit, Demuth u. s. w. begnügen müssen, weshalb es auch, trotz aller noch so verlockenden Annäherungen in Predigten, Schulbüchern und Kinderbüchern, leider selten genug anzutreffen sind.

Trotz des von Scherr überall kund gegebenen schon enthusiastischen für Schiller's Schöpfungen hat er doch seinen Grundsat, der Kunstschaffter habe das Recht auf die Pflicht, die Mängel an Werken der Dichtung anzudeuten, sich nicht allzu sehr verkümmern lassen. In Einzelheiten können wir hier nicht viel einsehen. In der „Maria Stuart“ tabelt er es z. B., daß das Ideal Menschliche und Leidenschaftliche in der That in diesem Trauerspiel das Historische weit, zu weit überwiege; wenn er aber weiterhin versichert: „Das Gedicht gehört zu den fürstbarsten Streichen, die jemals gegen Rom geführt

wurden", so ist dies eine Behauptung, die manchem in hohem Grade räthselhaft erscheinen möchte. Wir selbst gestehen aufrichtig, daß wir in dieser Hinsicht bisher mit Blindheit geschlagen waren. Auch der Versuch Scherr's, Max und Thella historisch gerechtfertigt erscheinen zu lassen und ihre Empfindungsweise als derjenigen, welche in der That während des Dreißigjährigen Kriegs bei Lieben den obgewaltet haben könnte, entsprechend darzustellen, erscheint uns vollkommen mißrathen. Bei der Beurtheilung der „Braut von Messina“ hätte doch auf die Besonderheit hingewiesen werden können, wie es kam, daß die Tragödiendichter des vorigen Jahrhunderts, z. B. Lessing, Klinger u. s. w. Brudermord und Brudermord so häufig in Anwendung brachten. Othello und Polynix waren doch ganz andere Leute als Don César und Don Manuel. Der Brudermord, wenn er wegen einer Geliebten geschieht, hat auf der Bühne immer etwas Schrupfliches und gehört mehr in die Criminalistik als in eine Tragödie. Die Sache wird dadurch, daß Beatrice die Schwester der briden um sie buhlenden Brüder ist, um nichts besser, und es gehörte das gewaltige Genie Schiller's, der Schwung seiner Sprache, die Schwere seiner Gedanken, ja sogar wir auch eine gewisse glänzende Sophistik dazu, um trotzdem die Tragödie mit einem feierlichen Eindruck zum Abschluß zu bringen. Auf Anlaß der „Anthologie“ bemerkt Scherr:

Im ganzen floßen wir hier doch auf ausreichende Beweise, daß in Schiller's Seele die rein lyrische Seite fehlte. Es ist eigen, daß der Dichter, welcher in seinen Dramen den vollen lyrischen Bruch so oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung ist leicht: Schiller's Dichtung ist wesentlich Gedankenpoesie. Der Gedanke vermittelt bei ihm stets den Ausdruck der Empfindung“ u. s. w.

Natürlich fehlte es Schiller nicht an Gefühl, er wäre sonst überhaupt kein Dichter, aber es war ein mehr energisches, titanisch stürmisches, früher Wilder auf Wilder und Gleichnisse auf Gleichnisse häufendes, später stark mit Reflexion vermisches, als ein natives, zartes, gemüthlich weiches und inniges Gefühl, wie es auch in den bessern Erzeugnissen der deutschen Volkspoesie walzt. Nur wo ihn die wehmüthige Sehnsucht nach Irgeineinem hier auf Erden nicht anzutreffenden Zustande der stillschweigenden Vollkommenheit heimsucht, da trifft auch Schiller, den überhaupt das Familienleben allmählich weicher stimmte, den ahnungsvollen, mehr an- als ausklingenden Ton der eigentlichen deutschen Lyrik. Es ist richtig, daß Schiller als scharfsinniger Bezgiebter menschlicher Leidenschaften sich auch als Lyriker mehr über das Gefühl, als dieses unmittelbar selbst aussprach.

Wenn wir uns recht erinnern, so hat Schiller einmal den Charakter seines Freundes Körner als eine Mischung von Wärme und Kälte bezeichnet. Diese Bezeichnung paßt auch auf Schiller selbst, nur nach beiden Seiten hin in höherer Potenz. In seinen Dramen wird man nicht selten plötzlich vom höchsten Hitz- bis zum Gefrierpunkt hinabgeschleudert, und auf gewisse Stellen, die der Dichter oder Scherz geschrieben hat, folgen oft

solche, die der bloß combinirende Verstand ausgeflügelt, an welchen bald der Sophist, der auch für die Ausbrüche fehlerhafter Leidenschaften Entschuldigungsgründe aufzufinden weiß, bald der kluge realistische Staatsmann mitgearbeitet hat. In der That besaß Schiller viele Eigenschaften, die ihn in Stand gesetzt haben würden, auch als Staatsmann groß zu werden, und eine gegen Streicher bei seinem Abschiede von diesem hingeworfene Aeußerung Schiller's scheint darauf hinzudeuten, daß ihm wirklich einmal so etwas als möglich vorschwebte. Gottschall hat mit besonderm Nachdruck die hervortretende Neigung Schiller's zu Antithesen, wenigstens in seinen Dramen, hervorgehoben; nun ist aber die Antithese niemals das Erzeugniß der Inspiration, sondern immer nur des Scharfsinns und des Verstandes. An solchen antithetischen Kunststücken der Rede ist der „Don Carlos“ besonders reich, weniger Wallenstein, wieder mehr „Maria Stuart“ und die „Braut von Messina“, am wenigsten „Wilhelm Tell“, der, mit dem Torso des „Demetrius“ eine ganz neue Richtung bezeichnet, in welcher dem Dichter leider der unerbittliche Tod für immer halt gebot. Schiller, zu dessen vorzüglichsten Eigenschaften die Unerlöschbarkeit gehörte, womit er sich selbst prägte und nach gewonnener Selbsterkenntniß seine Fehler abzulegen suchte, spricht sich selbst einmal darüber aus, daß er auf einem Wege der Unnatur und Künstlichkeit begriffen gewesen, und daß er entschlossen sei, diesen Weg aufzugeben. So streng nahm sich Schiller selbst in die Waage. Unbedingt, selbst seine Fehler beschönigende Lobredner, wie er sie jetzt so häufig findet, würde er einfach bemitleiden haben.

Zu diesen unbedingten Lobrednern Schiller's gehört Scherr nicht, obgleich zu seinen Verehrern; auch gehört er nicht zu denen, welche absichtlich andere Größen verkleinern, um Schiller auf ihre Kosten riesenhaft wachsen zu machen. Mit Schiller theilt auch Goethe die Bewunderung des Verfassers, Lessing wird mit Ehrfurcht, Klopstock und Bock, selbst Gellert werden mit schuldigem Respekt besprochen, und manche dieser literarischen Charakteristiken, wie auch die von Fichte, Jean Paul u. s. w. bilden sogar eine Herde des Buchs. Ueber die jetzt eingerissene etwas armselige Gewohnheit, Herder deshalb abzulanzeln, weil er, in einer ganz andern Richtung sich bewegend, mit den Theater- und Xenienbüchern Goethe und Schiller zerfiel, woran er schwerlich allein schuld war, kann sich auch Scherr im wesentlichen nicht erheben. Ohne Zweifel wird auch dem jetzt so verkannten Herder früher oder später einmal ein Rächer erstehen. „Bater Oleim“ wird gleichfalls, wie jetzt gebräuchlich, fast nur in spöttischer Weise erwähnt, obgleich auch er, wie dies selbst Goethe anerkannte, namentlich durch seine Kriegsklieder eine bedeutende literarische Stellung einnahm und sein Leben durch eine Reihe rühmlicher Handlungen bezeichnete, die seine mittelmaßigen Gedichte mehr als aufwiegen. Wenn man ein fast ausschließlich dem Wohlthun und der Unterstützung talentvoller Jünglinge geweihtes Leben in unserer Zeit nicht mehr wie es verdient anzuerkennen vermag, so ist das schlimm für unsere Zeit. Dem Angriff auf Oleim

sehen übrigens die löblichen Worte ger-
Schiller selbst in einem Schreiben an
er Gleim bei dessen Besuche in Weimar
erlernt, dem lebenswürdig anspruchslosen
Ingerd der Grenadierlieder und seinem
be widmete. Auch gegen die romantische
vielfach ungerecht, obgleich er, billiger
als andere, doch dies und das an ihr anerkennt. Wir
verkennen nicht die Ausartungen der Romantik und haben
sie nie verkannt; dennoch glauben wir behaupten zu dürfen,
daß sie dem deutschen Volke mehr im Blute liegt als aller
Hellenismus. Wie sehr nicht dieser, sondern die Ro-
mantik uns angeboren ist, beweist unter andern Goethe, der
in Rom, unter allen idealen Gebilden der Alten Welt, die
fragenhafte Hexenküchenszene im „Faust“ dichtete; beweist
Schwanthaler, der zwar zum Theil im anti-idealen Stils
bildete, aber — das Trautmann'sche Buch über ihn weist es
nach — im Grunde des Herzens ein nur in den Reminiscenzen
und Traditionen des Mittelalters sich wohl befindender Ro-
mantiker war; beweist die deutsche Malerkunst; beweist end-
lich die deutsche Musik der Vergangenheit, der Gegenwart
und sogar vor allem „der Zukunft“. Wenn es gelingt,
diesen romantischen Zug in uns gänzlich zu vernichten, so
wird man auch das deutsche Gemüthsleben bis zur Wurzel
zerstört haben. Diese Romantik steht zu der Philisterei,
zu welcher der Deutsche ebenfalls neigt, in einem heil-
samen Gegensatz, sie bildet die edlere Seite dieser Spieß-
bürgeret, die mit all ihren engherzigen Anschauungen und
ihren nur auf das gemeine Bedürfnis gerichteten Zwecken
allein das Feld behaupten würde, sobald es gelingen sollte,
sie ihrer romantischen Gemüthsseite vollkommen zu ent-
kleiden. Stricke Anhänger des trockenen modernen Rea-
lismus haben von ihrem Standpunkte das vollkommene
Recht, gegen den Idealismus und die Romantik zugleich
Fronte zu machen, aber Anhänger des sogenannten Ide-
alismus sollten wissen, daß dieser Idealismus, wie er sich
wenigstens in Deutschland ausgebildet hat, mit der Ro-
mantik viel näher verwandt ist als man glaubt, daß er
gewissermaßen selbst eine Ausgärung derselben ist und
daß er mit allen seinen schönen Illusionen und poetischen
Gestaltungen der Romantik ins Grab nachstinken wird,
um dem illusionlosen, jeder romantischen Träumerei und
idealen Schwärmerei barm modernen Realismus, der
nur nach Nützlichkeit zweckt, und zuletzt vielleicht
dem rohen cynischen Materialismus das Feld zu räumen.

Eine Lücke glauben wir in allen bisherigen Biogra-
phien Schiller's wahrgenommen zu haben; wir vermissen
nämlich in allen einen gemauerten Nachweis, wie sich Schil-
ler's Rufe aus ihren rohen und vielfach cynischen und
schmutzigen Anfängen stufenweise zu immer reinerer und
höherer Bildung geläutert hat. Dieser Proceß ist gerade
der interessanteste und bewundernswürtheste in Schiller's
Leben, und es scheint uns so, als ob er bisher nicht die
erschöpfende und eingebende Behandlung gefunden habe,
die er zu finden verdient. Hierzu gehört freilich zuvör-
derst das unumwundene Eingeständniß, daß Schiller
in seiner Jugend in einem Grade zum Cynismus neigte,

wie überhaupt nur wenige Dichter; die Gedichte der
„Anthologie“ und einzelne Szenen und Ausdrücke in den
„Räubern“ und „Kabale und Liebe“, namentlich in den
älteren Ausgaben beweisen es. Der so merkwürdige Läut-
erungsproceß Schiller's begann zwar schon vor seiner
Bekantschaft mit Körner, aber dieser hatte doch einen
sehr wesentlichen Antheil daran. Noch in Dresden fand
Schiller großen Geschmack an Blumauer, dessen „Die an
den Nachtschl“ bei einem Finanzrath über Tische (!)
vorgelesen und von Schiller, dem spätern Idealisten, „ganz
charmant“ gefunden wurde. Schiller hatte in seiner
früheren Periode in der That eine ziemlich stark hervor-
tretende Anlage zum Humor, der zuweilen bei ihm sogar
etwas grobe Züge annahm und sich vielleicht nirgends
so urkräftig finden mag, als in den nicht für den Druck
bestimmten komischen Szenen, die nur als Manuscript in
der Autographensammlung der Herren Künzel zu Heilbronn
vorhanden sind und deren Nichtveröffentlichung, wie wir
schon früher mittheilten, bei dem Verkauf wegen der darin
sich findenden geradezu anstößigen Szenen ausbedungen
wurde. Dieser Humor zeigt sich, im veredelten und verfeinern-
ten Weise, zum letzten mal in „Wallenstein's Lager“ und
schimmert auch noch durch die vortrefflichen Tafelszenen in
den „Piccolomini“ durch. In seinen spätern Originaltra-
gödien, wie schon im „Don Carlos“, findet sich davon
keine Spur mehr. Doch zeigt sich dieser Humor noch in
einzelnen Xenien, obgleich hier mehr spitzig und polemisch,
und in einigen wenigen Schichten, besonders aber in sei-
nen Bearbeitungen der Wozzi'schen „Turandot“ und der bei-
den französischen Lustspiele. Im geselligen Verkehr blieb
er immer ein Freund mäßigen Scherzes, und Napoleon's
Charakter war ihm namentlich deshalb zuwider, weil man
ja, wie er äußerte, von diesem Manne keine einzige he-
itere Aeußerung vernahme, und es scheint allerdings richtig
zu sein, daß ein Mensch, der sich dem Scherze gänzlich
unzugänglich zeigt, eben nur ein Halbmensch ist. Wenn
dennoch Schiller von seinen spätern Tragödien jede hu-
moristische und komische Nuance gänzlich fern hielt und
sogar die charakteristischen Epäpe des Wälders im
„Macbeth“ durch ein paar freiliche Strophen ersetzte,
so scheint dies weniger aus seiner eignen Natur, als
aus einer durch die Einwirkung des Hellenismus entstan-
denen, vielleicht etwas eigensinnigen Theorie hervorgegan-
gen zu sein. Wir zweifeln kaum, daß sich derjenige ein
Verdienst erwerben würde, der einmal diese von allen
Biographen höchlichst vernachlässigte Seite Schiller's dar-
stellen und sein Verhältniß zum Humor und zur Komik
einer Specialuntersuchung unterwerfen wollte, wobei natür-
lich auch das, was er in seinen ästhetischen Schriften und
Briefen über das Komische bemerkt, angezogen werden
müßte.

Auch würde in einer solchen Darstellung der große
Einfluß, den Bürger's Dichtweise auf die Jugendpoesie
Schiller's ausübte, eingehender zur Sprache gebracht
werden müssen. Dieser Einfluß war allerdings auf
der einen Seite für Schiller nachtheilig, auf der an-
dern aber auch sehr fördernd. Bürger's „Nachtrier der

Wend“ z. B. — von der jüngst noch Schaeffermann in den „Göttinger Jahrbüchern“ behauptete, daß er kein Gedicht in deutscher Sprache kenne, in welchem antiker Stoff und moderne Form in so harmonischer Vollendung verschmolzen seien, und daß er auch Bürger, wenn nicht weiter gedichtet, unsterblich zu sein verdiene — war für Schiller vielleicht die erste Anleitung zu der Meisterschaft, womit er später antike Stoffe in moderne Formen kleidete und mit modernen Ideen durchdrang. Warum will man den Einfluß, den der verkannte, von Schiller selbst nicht sehr glimpflich behandelte Bürger auf den ersten gehabt hat, nicht so hervorheben wie er hervorgehoben zu werden verdient? Aber in unserer, obgleich mit Volksanliegenheiten kottelirten Zeit nehmen unsere vornehmsten gelehrten Literaturgeschichtsschreiber vielleicht gerade daran Anstoß, daß Bürger seinen Stolz darinsetzte, ein Volksdichter zu sein, und daß er dieses Ziel auch erreichte; denn wir hegen wirklich die Ueberzeugung, daß seine „Ernste“, sein „Schwur“, „Räuber“, „Schurke“ und andere seiner Balladen und Lieder in Kreise gedungen sind (z. B. in die Spinnstuben, die doch von älterm Ursprung und für das deutsche Volkthum charakteristischer sind als alle ästhetischen Theaterstücke und Reunionen), wo noch nie ein Goethe'scher, oder Schiller'scher, oder Klopstock'scher Vers erscholl, und wir wissen auch nicht, ob in dieser vornehmen Geringschätzung alles Volksthümlichen ein besonderer Vorzug unserer Zeit zu suchen sei; denn sie bezeichnet nur zu deutlich die Kunst, die sich allmählich zwischen der höhern Bildung und dem Volkthum aufgethan hat. Wir müssen es ungeschweht aussprechen, daß auch die Schiller-Feier, deren nationale Bedeutung wir ja oben anerkannt haben, nur von den Girkeln der höhern Bildung ausgegangen ist; denn wir erinnern uns nicht, gehört und gelesen zu haben, daß die dörfliche Bevölkerung irgendwo sich daran betheiligte habe; was sich aber die untern Schichten in den Städten dabei gedacht haben mögen, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1859. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Erst nun beinahe einem Menschenalter leistet das „Historische Taschenbuch“ der Geschichtswissenschaft und deren Verbreitung in den Kreisen der wissenschaftlichen Jugend*) und des gereiften Alters seine ebenso trefflichen als längst anerkannten Dienste: sowohl die Biographie als die Staats- und Culturgeschichte sind ihm zu Denk verpfichtet. Gründliche Forscher und gewandte Federer sind ununterbrochen bei dem Werke thätig gewesen, und es hat immer neue und frische Kräfte zu gewinnen gewußt, wenn frühzeitig der Dienst verlagert oder sonst behindert waren. Und gewiß ist: das „Historische Taschenbuch“ ist eine Fundgrube für alle geworden, die in und aus der Geschichte lernen wollen. Und wir

selbst sehen seinen Augenblick an zu befeuern — die Denkwürdigkeit steht doch wol unter seinem Verhältnisse übel an —, daß wir selbst bei unsern eignen historischen Studien als im Verlaufe der Monographien des „Historischen Taschenbuchs“ gar manches verdanken, was Früchte getragen hat. Auch der neueste Jahrgang ruht sich seinen Vorgängern aufs würdigste an, wofür zunächst die allgemeine Inhaltsangabe als Beweis dienen möge. Die sechs darin enthaltenen Monographien sind folgende:

1. Don Carlos von Spanien. Von Adolf Helfferich.
2. Christoph Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit. Von Heinrich Dünker.
3. Zur neuen Geschichte Roms. 1848—50. Von Friedrich von Raumer.
4. Ueber den künstlerischen Bildungsengang Rafael's und seine vornehmsten Werke. Von Gustav Friedrich Waagen.
5. Die Entwicklung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich. Von Karl Wiedemann.
6. Das vierte Stadium oder das jüngste Jahrhundert und die Zukunft der orientalischen Frage. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.

Schiller hat mit mehreren seiner schönsten Dramen Unglück gehabt, wenn man ihre Helden von dem heutigen Standpunkte der Geschichtsforschung aus betrachtet: dem Wilhelm Tell hat die historische Kritik entweder ganz beiseite geschafft oder wenigstens jeder Heldenthat entkleidet; Wallenstein ist zum wirklichen Betrüger geworden, das Haupt der Maria Stuart trägt keine Märtyrerkranz mehr und Don Carlos gehört nicht mehr in die heiligen Hallen wahrhaft tragischer Charaktere. Und steht etwa die Jungfrau von Orléans so ganz sicher auf ihrem Rothorn? Hat nicht schon mehr als einmal dieselbe Kritik an demselben gerüttelt? Doch wenden wir uns jetzt zur vorliegenden Monographie Helfferich's über Don Carlos.

„Es geht ein böser Geist durch unser Haus“, darf man, wenn von irgendeinem Fürstenhause des 16. Jahrhunderts, so namentlich von den spanischen Habsburgern sagen: denn der bärstere Fanatismus des arabischen Westens, gepaart mit dem Folgen der Gemüthskrankheit Johanna's, der Mutter Karl's V., genährt von Grundrissen, wie sie der Inquisition zum Grunde lagen und aufgeschwelen von der religiösen und politischen Doppelmission, welche allenthalben in den Völkern romanischen und germanischen Stammes an den Grabschreibern des Westens verbreitet, machen Naturen, Verhältnisse und Katastrophen erklärlich, wie die Geschichte sie uns in und durch Philipp II. und Don Carlos vor die Augen führt. Der Sohn war eine misrathene, aber von Ehrgeiz geprengte Natur, der Vater nicht im geringsten geeignet oder nur gewillt, den trankstarrten Sohn irgendwie zu heilen; Don Carlos ging unter theils an den Folgen seines psychischen und physischen Gebahrens, theils an der moralischen Folter, die der heuchelose Vater über ihn verhängte. Die beabsichtigte Flucht des Sohnes nach den Niederlanden brachte die Katastrophe zum Ausbruch. Der Sohn ward in strengen Gewahrsam genommen. Während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft, die sechs Monate dauerte, hatte ihn der Vater nicht ein einziges mal besucht: eines Morgens kam er bis in das Zimmer des Kays Gomez, von wo aus er seinen Sohn sehen und hören konnte. Das Bewußtsein des Todes mochte das eifige Gewissen des unnatürlichen Vaters ein wenig gerührt haben, zumal da Don Carlos, der sich in einer durchaus gesammelten Gemüthsbeschaffenheit befand, ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Die beiden Reichthümer, die auf des Prinzen eigenen Wunsch sich seines Seelenheils annahmen, traten indeß dem Könige davon ab, um die ruhige und gesammelte Seelenverfassung des Sterbenden nicht zu stören. Er ließ sich gleichwohl nicht abhalten, zu dem Bette des Kranken, als dieser eingeschlafen war, zu schleichen und segnend über ihn die Hand auszustrecken. Keinem Mitgliede der königlichen Familie wurde gestattet, den Fuß auf die Schwelle des Gefängnisses zu setzen, und voll

*) Wir wissen aus eigener Berufserfahrung, welche Nahrungskraft das „Historische Taschenbuch“ für die lehrbegierige Jugend besitzt und was für sie aus demselben gewonnen werden kann.

tiefter Bekümmerniß hörte man den im Sterben Liegenden seufzen: er sehne sich nach dem Tode. Nachdem er allen seinen Feinden vergeben und gehört, es sei die Sigille des heiligen Jakob, ließ er sich von seinem Bräutervater die geweihte Lurze in die Hand geben und verschied: es war der 24. Juli des Jahres 1668. Unter seinen Papieren fand sich durchaus nichts vor, was auch nur den Schein hochverrätherischer Pläne auf ihn zu werfen vermocht hätte. Aber gewiß ist, daß der Verdacht, seinen Sohn gewaltiam aus dem Leben geschafft zu haben, nach allem, was über die Hast des Thronfolgers verlautete, sich gegen Philipp erheben mußte: es ist dies das wohlverdiente Loos, das den lasten und schleichenden Tyrannen auf allen seinen Schritten und Tritten verfolgte. Was half es, daß jeder Verdächtige sich sagen mußte, der Prinz sei eines natürlichen Todes gestorben, mochte man die Ursache in einer unglücklichen Unterlebensentzündung oder richtiger in der gänzlichen Zerrüttung seiner von Geburt an schwächlichen Erbesbeschaffenheit suchen. Sogar am Hofe selbst und dann in immer weiteren Kreisen fand der Glaube Eingang, der Kaiser habe auf Befehl des Königs Gift in seine Nahrung gemischt. Und ganz unbesungen bemerkt Huyndas — gekörnt als Professor der Theologie zu Kollod —: „Carolus cum discipulorum sibi crudelitatem, quae in Belgico per Albanum extorsit ostendisset, iussu patris Philippi custoditus est in custodia extinctus est.“

Mit der Nachricht vom Tode des Prinzen muß aber, auch gleichzeitig das Gerücht von seiner Vergiftung nach Italien gelangt sein. Denn der potentatliche Gesandte am Hofe zu Madrid hält es für nöthig, jenem Gerüchte mit folgenden Worten entgegenzutreten: „Non voglio rootar d'aggiungor questo o quasi firmamento chi et detto principe non e morto da altro veneno che dalli gran diordini cho facera, o dalla molta inquietudine del suo animo.“ Derselbe Gesandte hatte auch kurz nach der Verhaftung des Prinzen nach Hause berichtet, er habe bei dem Bräutervater des Königs Erkundigungen eingegeben und im Vertrauen erfahren: schon über drei Jahre trage der König sich mit dem Gedanken, da die ganze Handlung und Einwirkung des Prinzen ihn nicht daran zu weichen lasse, daß er seinen Thronerben habe. Deshalb habe er auch fortwährend gezögert, die Vermählung desselben mit der Tochter des Kaisers in Vollzug zu setzen, und außerdem manches unterlassen, was er sonst gethan haben würde. Viele Thorheiten ertrug er und merkte fortwährend auf, ob der Prinz sie einzukellen Miene mache. Er machte verschiedene Versuche, um zu sehen, ob die Ratschweifungen, die derselbe beging, von jugendlicher Erbeschaft und Herrschbegierde, oder ob sie von Mangel an Urtheilskraft herrührten; deshalb überließ er ihm den Vorschlag in den Rathschlungen, gab ihm Gewalt, in allerlei Staatsangelegenheiten zu entscheiden, und stellte ihm bedeutende Sammen Geldes zur Verfügung. Allein nur zu bald fehlte es nicht an handgreiflichen Belegen, daß der Prinz in den Sitzungen des Geheimen Rathes nur Verwirrung anrichtete und jede Beschlußnahme unmöglich machte; daß er die Autorität, die ihm an des Königs Seite anvertraut war, zu dessen Nachtheil mißbrauchte, das Geld aber unathmigerweise und unverständlich vergeudete. Darum schien es dem Monarchen angemessen, in allen diesen Dingen seine Hand zurückzuziehen. Dadurch steigerte sich die Unzufriedenheit des Prinzen und die Verzweiflung lag an, sich seiner zu bemächtigen. Er griff einige Minister wiederholt bei der Ohre an und zeigte die schlimmste Bekanntschaft gegen sie, so daß der König, um größeres Aergerniß zu vermeiden, sich zuletzt zu der bekannten Maßregel entschließen mußte.

Auch jetzt verlegnete Philipp II. wider seinen Bräutervater, noch die Stimmung seiner Seele, die in ihm gegen den Sohn rief, als dieser noch lebte. Denn in der ruhigen Stillschweifung seines vornehmen und verzogenen Lebens sah Philipp von einem offenen Feinde aus den Leichnam im Schloßhofe sich ordnen, und als einige Rangkreislagen sich zu erheben drohten, bestimmte er durch persönlisches Eingreifen die Reihenfolge. So ging der Zug lautlos durch die Straßen von Madrid, wo das

gemeine Volk seinen Schmerz freien Lauf ließ. Im Anspruch durfte nicht gehalten werden; vermuthlich bestanden der König unangenehme Aufspielungen. Selbst in Rom sah er es durch seinen Gesandten zu hintertreiben, daß dem Prinzen eine Leichenfeier gehalten würde. Der Papst indeß dachte so genug, den Daul nicht zu bangen. Bei Philipp waren ja selbst die Verschönerungen, die am Tode geliebter Personen in der Brust eines jeden natürlich gearteten Menschen wach werden, die Masse kalter Berechnung. Erst nachdem der Prinz tatsächlich in der Kirche einer Klosterkirche fand, ward es seiner Gemutter und seiner Leute gestattet, über seinem Sarge zu weilen. Der Vater zog sich auf einige Zeit in dasselbe Kloster zurück, wo der Verstorbenen die Befugnis, seinen Sohn hassen zu dürfen — welche eine gräßliche Erscheinung — von einer angeweihten Hostie gefordert hatte. Wie weit aber Philipps Verstellungskraft ging — so vermag noch heute das Gemüth zu empfinden —, gibt aus einem Briefe an den Herzog von Alba hervor. „Da es Gott gefallen hat, den Prinzen, mein sehr geliebten Sohn, zu sich zu nehmen, so können Sie ersehen, in welchem Schmerz und in welcher Traurigkeit ich mich befinde. Er starb am 24. Juli auf christliche Weise, nachdem er noch von Tage zuvor die heiligen Sacramente empfangen und Reue im Busse gezeigt hatte, welches alles mir in dieser Bekümmerniß zu Trost und Erleichterung gereichte. Denn ich hoffe, daß ihn Gott zu sich gerufen hat, damit er immerdar bei ihm sei und daß er mit seiner Gnade und seinem Beistand gewähren wird, damit ich den Schmerz mit christlicher Bekanntschaft und in Geduld ertrage und überdure.“ Nach fünf Jahren ließ Philipp die irischen Ueberreste seines unglücklichen Sohnes in eine prächtige Grabkammer des dunkeln Escorial — es war das versteinerte Bild seiner Seele — versetzen und den Grabstein desselben mit der Inschrift bezeichnen: „Memoriae aeternae: incomparabilis aemulitudo, beneficentia et amor veritatis.“ Wir können dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß seine historische Aufgabe unter Anleitung der besten Hülfsmittel, zu denen namentlich auch Prescott gehört, sehr lobenswerth gelöst hat. Was aber Sachard bringen wird nach den Nebentangen, die wir kennen, darauf darf man mit Recht gespannt sein. *) Ob er da übrigens bewahrt wird, was der spanische Geschichtsforscher Daitoga am Hofe der Niederlande 1842 in einer besondern Schrift erklärte, daß Philipp vielfach verleumdet worden sei und vieles in den Archiven der Niederlande verlohre, was den vorlesenden König zu rechtfertigen geeignet sei, das muß von der Geschichtsschreibung, soweit sie dieses zu sehen vermocht hat, gar sehr bezweifelt werden.

In der zweiten Monographie unseres Taschenbuchs führt uns Dänger an den wunderbar verwitterten Sternenhimmel des Escorial und Drango, der mit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts alle sich begab fühlenden Geister ergriffen hatte. Der Edmünd Christoph Kaufmann, geboren zu Winterthur 1753, auf kurz zu an jenem Himmel als einer der glänzendsten Sterne leuchtete und von Lavater als sein „geweihter Apokal“ betrachtet, war ein ganz leeres und kacher, einzig auf lägenhaften Schreie gekelter Abenteuer. Und dennoch täuschte er überall, selbst bei der bedeutendsten Männer; er fand Eingang an deutschen Höfen, kurz in allen Kreisen, von deren Urkundung man hätte erwarten sollen, daß sie mächtig genug sei, die trügerische Hülle zu durchdringen. Allein gewaltig war das Versehen seiner Erkennung, hinterließ das Feuer seiner Persönllichkeit, die Gemüther bewältigend wie Tagliostro's Wunderbarkeit — wie war da der Verstand möglich, zumal in einer Zeit, welche von Schmeichelei und geheimer Weisheit und nach Enthüllung übernatürlicher Kräfte erfüllt war? Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts lag an die Reize der verborgenen Wahrheit lebhafter als irgendwelcher Zeitalter zu fühlen und griff deshalb sehr mit leidenschaftlicher Begierde selbst nach der von Blauder umgebenen Zauberkraft

*) „Kalliege gegen Don Carlos“ von Gaudard (1828), Nimmt der Verfasser als den Vordrucker eines großen Werks an.

des geschickten Betrügers. Das Leben Kaufmann's ist ein sehr sprechender Beitrag zu jener Zeiterscheinung: der Verfasser hat sich ein Verdienst durch eine gelungene Charakteristik jenes Abenteurers erworben: denn nicht blos Thatsachen, sondern auch Persönlichkeiten charakterisiren ein Zeitalter.

Indem wir die dritte Abhandlung des Taschenbuchs „Zur neuern Geschichte Roms“ mit der kurzen Bemerkung den Lesern empfehlen, daß man Römmer's Schriften nie ohne Bezeichnung liest, wenden wir uns zur vierten Monographie: „Ueber den künstlerischen Bildungsgang Rafael's und seine vornehmsten Werke“, von Waagen. Es konnte dem auf diesem Felde ganz heimischen Verfasser nicht einfallen, in einem so beschränkten Raume dem Künstlerhistoriker von Fach Neues bieten zu wollen, aber das Verdienst darf er in Anspruch nehmen, dem Laien einen Ueberblick über die großartigen Leistungen eines Meisters auf dem Gebiete der Kunst gegeben zu haben, dem die Culturgeschichte der Menschheit einen ersten Ehrenplatz schon längst angewiesen hat. Dem Schöner aber in jedem Kreise der menschlichen Gesellschaft zu seinem Rechte und zu seiner Wirksamkeit zu verhelfen, ist allemal ein Verdienst: denn den mystischen Zusammenhang zwischen dem irdischen und dem sittlich Schönen, den schon die alten Griechen hielten, wird uns heutiger Tage niemand mehr bestreiten.

Unsere heutige Geschichtswissenschaft hat sich von der Wissenschaft der Völker unabhängig gemacht, sie fragt jetzt vor allem nach den Völkern, nach ihren staatlichen Entwicklungen, nach ihrer Cultur, ja selbst nach ihrem Gemeinder und Familienleben: ein Historiker ohne die darauf sich beziehenden Kenntnisse und Darstellungen ist bereits zum Opfoterier seiner Wissenschaft geworden. Und auch der wissenschaftlich gebildete Leser fühlt sich zumeist angezogen durch historische Monographien, wie sie uns Wiedemann in seiner „Entwicklung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich“ dargelegt hat. Nichts hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Kritiker wie der Geschichtsforscher in so hohem Grade auf sich gezogen, wie die frappanten Gegensätze und die zum Theil ebenso raschenden Berührungspunkte, welche dem Beobachter der drei größten und wichtigsten Culturstaaten des modernen Europa, Deutschland, England, Frankreich, selbst der oberflächlichste Blick auf das Staatsleben dieser drei Reiche zeigt. Diesseit jenseit des Rhein, diesseit wie jenseit des Kanals haben die Forscher und warme Patrioten sich damit beschäftigt, die irdischen Zustände ihres Vaterlandes mit denen der beiden röm genannten Länder zu vergleichen. Indes abgesehen von ob allerdings scharfen Seitenblicken, welche die politischen Zustände Englands bei gegebener Gelegenheit auf die Mann- und Schattenseiten des continentalen Staatslebens zu werfen, weist die neuere englische Literatur nur äußerst wenige echte geistlichen Vergleichungen englischer und continentaler Zustände auf: Macaulay's „History of England“ die vortrefflichen „Notes of a traveller“ von dem Schotten sind fast die einzigen Arbeiten, die eine besondere Beachtung verdienen. Um so zahlreicher sind und waren dagegen von wie die Natur der Sache es mit sich bringt, die Versuche östlicher und deutscher Geschichtsforscher und Politiker, die ihnen Verfassungszustände in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und direct oder indirect mit denen der eigenen Länder zu vergleichen. Zuerst hat Guizot, den ältern Spuren Montesquieu's, Delolme's u. a. folgend, in fast allen seinen Geschichtswerken den Blick gleichzeitig auf England und auf Frankreich geworfen und mit möglichster Schonung tiefgewurzelter nationaler Vorurtheile seine Landeskunde zu der Kenntniß, Bewunderung und Imitation der mannichfachen Vorzüge des englischen Staatswesens anzuleiten versucht. Seit ungefähr zehn Jahren hat sich in Frankreich eine förmliche englische Schule gebildet, welche wol von Guizot als auch von den englisch-constitutionellen Lehrern der Restaurationszeit, wie Benjamin Constant, barunterscheidet, daß sie den Hauptgegenstand des englischen Staatswesens, und zwar zum Vortheil jenes, nicht blos in der consequenten Durchbildung und wirt-

samern Umland, sondern auch im Staatsleben der Individuen in Frankreich erblickt. An den deutschen Verfassungen reißt von Werken „Ungen war, 1 Constitution

Wiener Congreß in den Vorbergründ getreten war, wiederum zu dem englischen Urbilde zurückkehrte. Seine „Politik“ athmet den Geist der englischen Freiheit und Verfassungsmäßigkeit, und seine „Geschichte der englischen Revolution“, nicht ohne absichtsvolle Seitenblicke auf die Zustände des eignen Vaterlandes geschrieben, gab wenigstens Andeutungen darüber, worin denn eigentlich jene englische Freiheit, die wir beneiden, und jene Verfassung, die wir gern auf unsern heimischen Boden verpflanzen möchten, ihr Wesen und ihre Wurzel habe.

Fast gleichzeitig führten aber wie J. Grimm's „Rechtsalterthum von Herz, Eichhorn's „Deutsche Geschichte“ die „Deutsche Verfassungsgeschichte“ die Forschungen der Germanisten auf eine Vergleichung deutscher mit Einrichtungen hin, indem dadurch angetrieben wurde, aus welcher das 1 gewisser Hinsicht auch das französisch hervorgegangen ist, auf das altgermanische Volksleben. Diese wissenschaftlichen Einflüsse sowohl als die Entwicklung der Dinge in Frankreich, wie sie dort nach 1848 vor sich ging, konnten nicht blos die gebildete und dem Maßvollen jugendliche Aufmerksamkeit, sondern auch die radicalen Gesinnungen von dem vermeintlichen staatlichen Elend Frankreichs ab, und so beschäftigte man sich immer lebhafter mit Vergleichen zwischen dem englischen und französischen, oder im weiteren Sinne zwischen dem germanischen und romanischen Staatswesen; man fing an sowohl die Symptome als die geschichtlichen Voraussetzungen und Ursachen der auffälligen Abweichungen des einen von dem andern aufmerkamer zu studiren. Die Wissenschaft des vergleichenden Staatsrechts und der Geschichte ist ihren Antheil an dieser unerkennbar sehr heilsamen Entwicklungshase des politischen Bewußtseins unsers Volks nicht schuldig geblieben. Wenn sie sich dabei mit besonderer Vorliebe der Betrachtung des englischen Staatswesens zugewendet hat — wir erinnern an von Rühl's „Geschichte der Staatswissenschaften und deren Literatur“ —, so kann dies nicht gerade wunder nehmen: die politischen Institutionen Frankreichs, ein planmäßig gegliederter und in allen seinen Theilen genau formulirter Schematismus sind an sich

deutschen Volks gefunden haben, die den Werth und die Bedeutung solcher Studien zu würdigen im Stande sind.

Wie nun unser Verfasser, der bekanntlich auf diesem Felde heimisch ist, seine Aufgabe gelöst hat, darüber mögen sich unsere Leser durch eigene Lectüre selbst zu überzeugen suchen. Wir bemerken nur Folgendes: Kenntniß und Beherrschung des interessantesten Stoffes, Klarheit der Darstellung und eine überall hervorretende Vertrautheit mit der betreffenden Literatur, wie die beigegebenen Anmerkungen bezeugen, sind Eigenschaften der vorliegenden Monographie. Das Ganze bildet einen belehrenden Beitrag zur vergleichenden Geschichte der in Rede stehenden drei Kulturvölker. Uebrigens ist der Verfasser seinen bekannten politischen Ueberzeugungen auch hier treu geblieben.

Die letzte Abhandlung unseres Taschenbuchs, an Umfang die bedeutendste, bringt den Schluß von Zintzen's Betrachtungen über die orientalische Frage; sie steht an Interesse und geschichtlicher Kunst den vorausgegangenen drei Abtheilungen nicht nach und läßt den Wunsch um so mehr aufkommen, das Ganze in ungetrenntem Zusammenhange als besondere Monographie lesen zu können. Ist die orientalische Frage, die von den Donauländern bis in die Niederungen des Indus und Ganges ihren unheimlichen Schatten wirft, ihrer Lösung in den jüngsten Zeiten und durch die neuesten theils diplomatischen theils Waffenkämpfe wesentlich näher gerückt? Ist sie nicht noch immer mächtig engen Raum der europäischen Entscheidung näher gekommen, ist hat? Noch ist der Großherrscher im Innern Asiens entflohen; sein uralter am Bosporus; noch prangt in der Hagia-Sophia; noch hat Kertsch aus bis unter die Mauern und noch haben sich seine Heere den Blicken lassen. Doch kann der Fortschrittsproceß der türkischen unaufhaltsame und merkwürdige Schritte gehen, wenn der Kampf entbrennt, der in den jüngsten Jahren Asiens ernstlich bedroht, jetzt im eigenen Heerlager der Asiaten beschleunigen als alle Intrigen der europäischen Christen in der letzte König der am Rhein in Frankreich Ludwig XVI. über die Frevel seiner Väter büßte, die Sultan, der mehr Herz und Aussehen zu sein, den Leidens- das Schicksal Völkern und Fürsten der Vergangenheit am dem Platz andern Würdigern zu Verfasser schließt seine Abhandlung eine scheint uns als größter Versuch ihrer Lösung festzustellen: regität des Osmanischen Reichs europäische Ruhe auf lange in die begonnene Wiebergeburt tagung haben sollte, welchen man fation und christlicher Geküttung offen muß. Wir können diese Verfasser durchaus nicht theilen. Wie unser Bedauern recht gut, hische Reich seiner Isolirtheit ob in Grundlage entzog und in dem; sie machte ihm dadurch zur ge in sich aufzunehmen; aber die Barbarenthum und das Fremde is Christenthum. Der „frankt dem hellenden Arzte sondern der den christlichen Segen über

seinem Grabe sprechen soll. Und dieser Segen wird tröstliche Früchte tragen, sobald nicht mehr türkische Kofse den fruchtbarsten Boden der Donauländer kampfem und das Symbol des Christenthums, das Kreuz, auf der Hagia-Sophia seine alte Stelle wieder einnimmt!

Carl Zimmer.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Aus der Provence. Fünf Novellen von Friedrich Ludwig Meimar, Kühn. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Drei Erzählungen von Emil Kuh. Treppan, Leipzig. 1857. 16. 18 Mgr.
3. Das alte Haus. Erzählung von Friedrich Gerstädt. Leipzig, Göschen. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.
4. Die Reise zum Oheim oder Irrthum auf allen Ecken. Novelle von Arthur Limbach. Nordhausen, Böhme. 1858. 8. 1 Thlr. 5 Mgr.
5. Rosa. Ein Lebensbild von Agathe Rutenberg. Leipzig, Hübner. 1857. 16. 20 Mgr.
6. Durch eigene Kraft. Novelle von Adele Heim. Leipzig, D. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 24 Mgr.
7. Der Scheith. Novelle von Maria Gabriella Lill. Leipzig, Hübner. 1857. 8. 1 Thlr.
8. Novellen von August Becker. Poth, Gedensack. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.
9. Meteor. Novellenzyklus von Ernst Willkomm. Zwe Bände. Nordhausen, Böhme. 1858. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.
10. Herzensgeschichten. Novellen von Theodor Wehl. Göttingen, Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 6 Mgr.
11. Novellen aus der Theaterwelt. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1857. Gr. 12. 18 Mgr.
12. Auf der Düne. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Meyer. 1858. 12. 1 Thlr.

Einige dieser hier verzeichneten Werke könnten für die Werke der Verfasser gelten. Gewöhnlich bemüht man sich an dem ersten Werke eines Autors allerlei Unzulänglichkeiten, aber meine Mangelhaftigkeit, materielle und formelle Fehler aller Art aufzufinden. Aber nach meiner Ansicht haben alle ersten Werke vorausgesetzt, daß der Verfasser ein entschiedenes Talent ist — ihre eigenthümlichen Vorzüge, Vorzüge, die übrigens seinem Werk welches auf Dauer Anspruch machen kann, fehlen dürfen. Ich rechne dazu eine gehobene Stimmung des Autors, welche einer den Leser hebenden wird; es ist das mehr oder weniger helle Bewußtsein, etwas Hohes, Bestimmtes zu thun, wenn man ein Buch schreibt; ich rechne ferner dahin eine scharfe Einsicht und Energie, mit welcher der Autor zu seinem Ziele hinandrängt; ich rechne dazu einen Reichtum von Gedanken, Philosophien, Bildern und Formen; oftmals fühlt man bei einem ersten Werk dieser Autor mußte sein Werk schreiben, er würde nicht weiter existieren können, wenn er dies Werk nicht hätte schreiben dürfen. Wie gesagt, von diesen schönen Eigenschaften finden sich in manchen der oben angezeigten Bücher nicht unbedeutliche Spuren; an deren erheben sich nicht über das gewöhnliche Mittelmaß und an deren das Bedauern, daß das Mittelmäßige überall dem Ganzen den Weg versperret; das ganz Wertlose trägt seine totale Vernichtung in sich selbst. Wir wenden uns jetzt zu der Besprechung der einzelnen Werke und Werken.

Wir erfahren aus dem kurzen Vorwort von „Aus der Provence“ (Nr. 1), daß der Verfasser, Friedrich Ludwig Meimar, die Provence aus eigener Anschauung kennt, und daß seine Reisebriefe aus der Provence vor einigen Jahren vom Publikum mit Freuden aufgenommen (wie er es nennt) aufgenommen wurden. Auf manches poetische Talent wirkte das Leben in der Provence erschöpfend oder gar einschläfernd; unser Dichter aber ist männlich und kräftig geblieben. Nur ein Dichter kann so denken, fühlen und dichten, wie es in diesem Buche geschieht; was wir Tieffinn nennen, nicht jenen krankhaften, sondern jenen gesunden männlichen Sinn.

Ann, den findet man weder bei Franzosen noch bei Spaniern; den Idealismus der Liebe, welcher eine gesunde Sinnlichkeit nicht ausschließt, den kennt nur der Deutsche. Nur der Deutsche hat das Talent sich in fremde klimatische und Naturverhältnisse, in fremde Nationalitäten und die daraus hervorgehenden Tendenzen und Stimmungen, seien es politische, religiöse oder sentimentale hineinzuversetzen, zu dieser Behauptung liefert Friedrich Ludwig's Werk einen glänzenden Beleg. Das Poetisch-Schöne vermählt sich in diesen Dichtungen auf eine natürliche Art mit dem Philosophisch-Tiefen und beides erscheint in einer Fülle, die, ohne üppig zu sein, doch durch ihren Reichthum erfreut. Es ist eine harmonische Schönheit in diesen Dichtungen: Gedanke und Wort, poetische Wahrheit und reale Wirklichkeit, Natur und Menschenwelt, Idealität und Maß des Menschlichen, Begeisterung und Stetigkeit, Ruhe und Bewegung: das alles steht hier in reinstem Uebensmaß. In der That, solche Bücher sind selten in unserer Literatur. Man darf diese Dichtungen romantische nennen, wenn doch einmal alles rubricirt werden soll; aber bei unserm Autor ist alles concret, reell und frei von extravagant-phantastischer Zuthat. Um noch etwas einzelnes zu erwähnen, möchte ich sagen, daß die dialogische Form nicht oft, aber bisweilen gebraucht wird; der Dialog zweier Liebenden S. 227 und 234 darf zu den vollkommensten Schöpfungen der Poesie gezählt werden und darf sich stolz demjenigen an die Seite stellen, was unsere Klassiker in diesem Genre geleistet haben. Noch möchte erwähnt werden, daß der Gestalten- und Farbenreichthum des Verfassers auch in die Nebenpartien seinen schönen Glanz bringt; ein wahrhaft reiches, lothbares Bild ist z. B. die Schilderung einer kurzen Geseftzt zur Nachtzeit. Unseres Autors Urtheile und Phantasmaten über Rußland und musikalische Stimmungen sind geistreich und treffend; und so ließe sich noch vieles im einzelnen loben; aber Referent hofft, daß jeder, der heute zum ersten male von diesem schönen Werke hört, sich bestimmen lassen wird, es kennen zu lernen; seine Lectüre gewährt in der That einen hohen Genuß.

Die „Drei Erzählungen“ (Nr. 2) von Emil Kuh treten sehr anspruchslos auf und doch haben sie den gerechtesten Anspruch auf allgemeine Beachtung. Die erste Erzählung, betitelt „Die Glücksmünze“, ist eine der reizendsten Idylle, die ich kenne; und dieses Idyll spielt in der modernen Welt von heute; noch mehr, es spielt in der modernen jüdischen Welt, ja eigentlich in der modernen jüdischen Handelswelt: es ist dieses kleine Gedicht ein wahres Kunstwerk; man könnte sagen, ein Idyll auf diesem Gebiete wäre eine Aufgabe der schwersten Art; Kuh hat sie ausnehmend schön gelöst. Die zweite Erzählung, „Eine Pfingstnacht“ betitelt, spielt an der kroatisch-ungarischen Grenze und ist in ihrer Art ein wahres Meisterwerk: Landschaft, Nationalität, historischer Hintergrund, persönliche Charaktere: alles naturgetreu und poetisch wahr geschildert und mit voller Farbe gemalt. Der Graf Ladislaus, umgeben von seinen verschwenderischen, gnußfüchtigen Freunden, der alte Zigeuner, der Knecht Stephan, unter Kossuth Gisar, der katholische Priester, der in die ungarische Revolution tief verwickelt war, die ungarisch-kroatischen Mädchen und Mägde, das kleine Zigennermädchen, der Sanhirt, der Jäger: das alles gibt ein Bild, so kunstreich, so wahr, so leicht ineinander gearbeitet, daß jede einzelne Person eigentlich nur als Glied des Ganzen und dabei doch in voller Selbstständigkeit erscheint. Der Leser folgt dem Dichter mit Bewunderung und Freude; denn für den Freund der Dichtkunst ist ein solches Werk eine wahre Freude. Als mir ein Freund, welcher Meister im Vorlesen ist, diese Erzählung vorgelesen hatte, sagte ich: „Sie haben gesungen.“ — „Wen meinen Sie?“ fragte der Vorleser. „Wen könnt ich meinen, als den Dichter“, entgegnete ich. Die dritte Erzählung spielt halb in der bürgerlichen halb in der Theaterwelt; ein angesehener Arzt liebt eine Schauspielerin und wird nicht wiedergeliebt: diese Erzählung ist zwar den bei den ersten im Werth nicht ganz gleichzustellen; aber die Zeichnung der Charaktere, die Knüpfung des Knotens ist, wie die Auflösung desselben, mit großem Geschick behandelt. Nur eins hätte ich zu be-

merken. Was den Stil im engeren Sinn des Wortes betrifft, so scheint uns der Verfasser noch kein festes System des Stils zu haben: bald schreibt er in langen Perioden, Satzgebirge auf Satzgebirge häufend; bald in ganz kurzen Sätzen, ganz lapidarisch, ganz abh Gegenstand den Aut auf einem Punkte fest Autor ganz unter der Handes steht; es ist reines, was er schreibt des Stils wieder von bewirkt die reine L ein erfahrungreicher, ristisch, philosophire Jünger sind ewige J gends ist es des D welche durchschimmert wohlthuend an: wenn und Haltlosigkeit des menschlicher Verhältn so sprechen sie in Do wächlich laut und übe heit und von der una sen auf eine Macht des Gedankens, auf eine Kraft des Willens, auf eine Welt des Herzens hin, welche uns die ganze auf Unwahrheit gegründete Gegenwart verachten lehrt und unsern Blick fühlbar hinausrückt zum Ausblick auf die großen in der Menschheit unsterblichen Heroen unsers Geschlechts.

Die Erzählung: „Das alte Haus“ (Nr. 3), von Friedrich Gerstäcker, ist in Hoffmann's Geschmack geschrieben; aber der Verfasser handhabt diese Manier mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit und hält sich frei von Uebertreibung. Die Darstellung ist einfach, der Ton dem Inhalt angemessen; die Geschichte liegt sich angenehm und löst sich befriedigend. So ist „Das alte Haus“ ein in vollem Sinne unterhaltendes Buch.

Der Verfasser der Novelle: „Die Reise zum Oheim, oder Irrthum auf allen Seiten“ (Nr. 4), Arthur Limbach, zeigt ein beachtenswerthes Talent zur Lustspielbildung. Sein Werkchen wird als Erzählung überall, bei Kennern und bei gewöhnlichen Lesern, Anerkennung finden; als Lustspiel bearbeitet würde es auf dem Bretern gewiß Glück gemacht haben, um so mehr als wirklich deutsche Lustspiele so selten sind. Die Erfindung der Erzählung ist durchaus leicht; die Verwickelungen stellen sich als leicht mögliche, wo nicht als notwendige dar; die Misverständnisse sind durchweg begreiflich, und was die Lösung betrifft, so wird dieselbe nicht zu früh verrathen, sondern so hübsch verschleiert, daß die Novelle durchweg spannend ist, und weil man nirgends die Absicht wahrnimmt zu spannen oder interessant zu sein, so wird man auf eine leichte und natürliche Art unterhalten. Werke und Werkchen ähnlicher Art, als Lustspiele bearbeitet, sollten wir Deutsche nur einige bekommen; dann würde den Uebersetzungen französischer Lustspiele und Mollitäten schon der Markt gleichmäßig werden.

Die jeder B geordnet — das heute, u benoht noch fe führe ich von Ros: Theil de in ihrer wähen von ihre an seine Scene, Thore d

denkmal vorstell. Gessen wir, daß die Verfasserin noch durch bessere Bücher diese „Rosa“ vergessen macht.

Udo Le Helm, die Verfasserin der Novelle „Durch eigene Kraft“ (Nr. 6), sagt in der Vorrede: „Diese Novelle verlangt für die Frauen keine von außen kommende Emancipation, weder im Geiste noch in der Kleidertracht; sie will, daß diese Emancipation ein Proceß sei, der sich von innen nach außen vollzieht; sie glaubt, daß das Weib nicht weniger liebens- und begehrenswürdig sei, nicht schlechtere Mutter und Mutter, wenn es zugleich Künstler, Handwerker, Literat ist.“ Das Weib, sagt die Verfasserin hinzu, ist nicht allein für Populationswunderschaften; sie ist nicht bloß Weib, sie ist Mensch; wir dürfen nicht annehmen, daß sie bloß Weib ist; denn sie hört in den Tropen zwischen 30 und 40 Jahren auf, dies zu sein und lebt doch, gleich dem Manne, bis zu 70 oder 80 Jahren. Die Verfasserin sagt ferner, diese Novelle sei von spannendem Inhalt; allein ich vermisse an diesem Buche jene schöne Wärme, welche ein Autor ganz unwillkürlich seinem ersten Werke einhaucht; wenn diese Wärme einem Werke fehlt, so kann es auch nicht erwidern, nicht hinreißen — also auch nicht spannen; es müßte denn jemand unter „spannen“ nur die ganz ordinäre Neugierde verstehen, die beim Anfang eines Buchs gleich nach dem Schluß steht, ob es auch gut ausgeht, wie die Bibliothekbesitzer Abonnenten es nennen. Interessant ist in diesem Buche die Schilderung des Brigham Young und der Mormonencolonie am Salzsee; doch meinen wir, daß für die Tendenz des Romans die kulturhistorische Bedeutung der Mormonen noch umfassender hätte benützt werden können. Auch sind wir der Ansicht, daß die Verfasserin in jener Zeit, wo bekannte Autoren ihre Emancipationsnovellen geschrieben haben, ihrem Buche mehr Leser würde gewonnen haben, als jetzt geschehen mag.

Schiffale von Europäern und Orientalen sind in der Novelle „Der Scheyk“ (Nr. 7), von Maria Gabriella Rittl, kunstreich und doch leicht ineinander verflochten. Ohne Zweifel ist das europäische Leben in seiner Verdrängung mit dem orientalischen ein interessanter Vorwurf für eine Novelle sowohl, als auch für einen Roman. Gabriella Rittl hat in ihrem Werke mehr Situationen als Charaktere gezeichnet; das Ganze ist mehr im Stil der Contemplation als der Action gehalten; das descriptive Element herrscht in dieser Novelle durchaus vor; aber alles ist concentrirt, stark, scharf gesprochen und gezeichnet, nirgends findet sich Unbekanntes oder nebelhaft Gehaltenes — und das ist in der That ein Vorzug, der nicht allen weiblichen Autoren nachgerühmt werden kann. Noch müssen wir an Gabriella Rittl erinnern, daß sie Uebersetzungen hat und diese Uebersetzungen mit Energie auspricht; so führt sich die Verfasserin in ihrem Buche als katholische Christin ein; und wer auch dieser christlichen Kirche nicht angehört, der wird es zu ehren wissen, wenn jemand seine Uebersetzung begründet und auspricht. In wie vielen Büchern von Schriftstellerinnen würde man vergebens nach dem Vorhandensein irgendeiner Uebersetzung suchen, es müßte denn die Uebersetzung von der Größe des eigenen Talents und von der Ungerechtigkeit der Kollegen wie des Publikums sein. Außerdem ist das Buch reich an hübschen Episoden, zu denen z. B. die Schilderung der Tempelruinen auf der Insel Rhé im Nil, die ausführliche Beschreibung des Empfangs einer europäischen Prinzessin in dem Serail von Kairo u. s. w. gehören. Es gewährt das Buch, als Ganzes wie in seinen einzelnen Theilen betrachtet, eine angenehme und belehrende Lectüre; obwohl das Beliehende auf ganz natürliche Art in die Geschichte verflochten ist und gar nicht als Belehrung von dem Leser empfunden wird. Die Frau Herzogin von Brabant hat die Dedication des Buchs angenommen.

August Becker nennt seine „Novellen“ (Nr. 8) culturgeschichtliche Erzählungen und dazu sollte sich eigentlich jede gute Vorgeschichte potenzieren. In der Vorrede spricht der Verfasser sich sehr verständig über die Bedeutung der culturgeschichtlichen Erzählung aus; er sagt, es sei gewiß keine unwichtige Aufgabe der Novellistik, in freier künstlerischer Auf-

fassung und Gestaltung auf dem großen historischen Grunde selbsterkundene oder aus der Specialgeschichte geholtte Figuren hervorzujubeln, welche im Gegensatz zu der verbliebenen und verblasenen Romantik vergangener Tage ein wirkliches und doch poetisches Bild früherer Tage und Zeiten gäben, ein Bild, das uns nicht fremd anmutete, sondern im Grundcharakter unserm Volke ruhend, nach bestimmten Analogien auch die Bedürfnisse und das Wollen unserer Zeit künstlerisch veranschaulichte; das Gleichartige werde uns ansprechen um so mehr, wenn es im Contrast und im Kampf mit ungleichartigen Elementen gegang werde. Der Verfasser nimmt offenbar seine Aufgabe ernsthaft und das gewinnt sehr für ihn; seine Erzählungen sind nicht unbedeutend und geben das Recht, auf noch größere und vollkommene zu hoffen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der Novellencyklus von Ernst Willkomm: „Renner“ (Nr. 9), kein erstes Werk ist; aber es zeugt davon, daß selbst die ersten Werke der Verfasserin Kennzeichen eines nachhaltigen Talents tragen. Willkomm's Muse ist eine erste Muse; auch in diesem Novellencyklus schlägt das vor; Willkomm gibt niemals einem Gedank eine schönere Form als die, in welcher er geboren wurde; es ist nichts Blendendes in seinen Dichtungen, nichts ist auf den Schrein hin gesagt, alles ist gehalten. Die in diesem Novellencyklus gesammelten Novellen spielen theils in Gebirgsgegenden der Rindenschlaube, theils in Schleswig, theils an der dänischen, schwedischen und italienischen Küste. Was die schöne Erzählung, die in Schleswig-Holstein spielt, betrifft, so ist es ein Verdienst, durch das Medium einer Fiktion die Interessen Schleswig-Holsteins auch demjenigen Theile des Publikums näher gebracht zu haben, welches ohne diese anschauliche Darstellung nicht hin in Bewegung gebracht werden können. Ernst Willkomm hat in dieser Sammlung von seinem Talente neue Proben abgelegt; das erste wie das letzte Genre, die Detailmalerei wie das Malen mit breitem Pinsel, beides gelingt ihm gleich gut; in der leichtesten Manier erweckt er mich — um einen Vergleich aus der Musikwelt zu wählen — an die Scherzen eines unferst Joseph Haydn. Ein in seiner Art vollkommenes Werkchen, ein wahres Cabinetstück ist die Erzählung: „Zwei Originale“, im zweiten Bande dieser Novellen; sie verdient, in einer Sammlung der klassischen Werke der deutschen Humorschrift eine Stelle zu finden. „Ein traurige Begebenheit“ ist die Erzählung betitelt, welche den größten Theil des ersten Bandes einnimmt; dieser Erzählung gebührt unter den erstbesten Novellen dieser Sammlung unbedingt der Preis. Es ist nicht bloß der Rationalcharakter von Hall und Land meisterhaft gezeichnet; das echt Menschliche ist, selbst in seinen Irrthümern, in reicher Wahrheit gezeichnet und gezeichnet; die Conflictte greifen naturgemäß ineinander; sie sind großartig, ohne großartig sein zu wollen, sie sind natürlich und darum erregen sie bald Furcht und Zittern, bald sanftes Mitleid, sie reinigen und erheben das Gemüth und wecken die Ahnung einer weniger getrübbten Zukunft. Solche Leistungen, wie dieser Novellencyklus Willkomm's enthält, sind mehr als Reizende; sie leuchten nicht nur, sie wärmen auch.

Die Novellen Feodor Wehl's: „Herzengeschichten“ (Nr. 10), welche wir hier vor uns haben, sind eigentlich ein Stützenbuch. Sie enthalten Geschichten wie sie in Hamburg, Wien, München, Stuttgart und andern Groß- und Kleinstädten sich ereignen oder doch ereignen haben können; die hier mitgetheilten Geschichten sind Stützen, wie die meisten Stadtgeschichten eigentlich nur Gerippe von Geschichten sind; der Ursprung ist meistens halb verhallt, der Verlauf, der Culminationspunkt, das Ende, alles wird nur apperitisch mitgetheilt; es ist der Künstler, welcher verbindet und vermittelt. Das Mythologische, das Märchenhafte dieser Geschichten gibt Stoff zum Nachdenken, interessantes Thema zur Unterhaltung, zum Discutiren und zum Discutiren, und ruft alle Verstandeshäftigkeiten wach. Wehl handelt hier wie ein reicher Mann, welcher seine Goldbarren prägt und sagt: „Seht, das alles konnte ich andern zeigen, prägen lassen — wenn ich wollte.“ Wirklich wollte der Verfasser auch

talentreichen Autoren Stoffe anbieten zur Verarbeitung; schließlich geht es von dem großen Ordealen aus, daß auch das grüßte Material Ornament sein soll; aus seinem Glanz legen bildet Thormahlen seinen Apollon, aus seinem Glanz legen bildet der gewöhnliche Lyriker seinen gewöhnlichen Apollon. In den angegebenen Beziehungen ist das Buch Wehl's ein interessantes und bedeutsames Werk, wenngleich der Autor der Form durchaus keinen Reiz hat geben wollen.

Ich glaube fest, daß jene Theaterwelt, in welcher der alte Ludwig Deventer, die Elisch, Cyprian und Kechliche lebten und agierten, eine unvergleichlich interessanter war, als die gegenwärtige, welche wimmelt von lauter sogenannten „großen Künstlern“, die von nichts als hoher Woge, Urlaubereisen, Gastverstellungen, Cartelverträgen und weitverbreitungen sogar von denjenigen Mitteln, wodurch sie sich den Doctorstitel verschaffen möchten, den Kopf voll haben. Jener älteren besten Zeit, wo die Kunst noch nicht so ganz zum Handwerk erniedrigt war, wo der Komödiant noch sein wollte was er war, Komödiant nämlich, gehören die hier mitgetheilten „Novellen aus der Theaterwelt“ (Nr. 11) an; die jetzige Theaterwelt ist viel zu wenig lustig, wichtig und interessant, als daß man aus ihr ergötzliche Geschichten entnehmen könnte. Die erste der hier mitgetheilten Novellen ist von Hermann Schiff; es ist eine Arienentengeschichte und der amüsante Schiff hat die von einem Kunstschiffer seiner gefassten Komödiantin Julia Pettig (nicht Rettig) vortrefflich geschildert; was Referent von Schiff gelesen hat, war allezeit angenehm zu lesen, auch wenn es nur eine Kleinigkeit war. Ferner enthält dies Bündchen einen Schwan, betitelt „Der neue Hamlet“, von H. Rammann. Ein Fr. H. G. W. Rasmann, ein Theaterenthusiast, hat nicht Ruhe, bis es ihm gelingt auf einem öffentlichen Theater den Hamlet darzustellen; es geschieht aber mit einer ganz neuen bis jetzt ungetrübten Auffassung des Hamlet. Auch diese Novelle ist in hohem Grade ergötzlich. Ferner hat Walbert vom Thale eine ganz hübsche Geschichte geliefert: „Der Freischütz.“ Ohne Zweifel macht diese Sammlung keinen Anspruch darauf der Literatur anzugehören; aber sie bietet eine höchst ergötzliche Lektüre.

Die Novelle: „Auf der Däne“ (Nr. 12) von H. Spielhagen, macht den Eindruck wie ein früheres Werk eines begabten Autors; ich sage dies im anerkanntesten Sinne; Ursprungswerte sind oft voll von Reimen zukünftiger Werke, es ist häufig eine Fülle von Gedanken und Bildern darin, eine gewisse Kühnheit in Gedanken und Formen, eine schöne Begabung und eine anmutige Reichtigkeit; Ankünfte an Bekanntes werden darin meist überwogen von Neuem, nicht Bekanntem. In dem hier vorliegenden Buche sind interessante psychologische Probleme glänzend gelöst; ich meine nicht, es wären psychologische Experimente, Wunderlichkeiten oder Horribilitäten hervorgehoben, sondern es wird nur das Einfache und Angebotene, was im Leben jedes Glükten — wie jedes Palastbewohners vorfindet. Das nationale Element ist gut gewählt, bekümmert gezeichnet, interessant ausgeführt; der landschaftliche Hintergrund ist naturwahr, und der Autor hat demselben soviel Bedeutung gegeben, als nöthig war, mehr nicht; die geistige Unterlage des Werks ist das Leben des Menschenherzens, die Harmonie des Menschengemüths, die Bewegungskraft der Menschenseite. Der Verfasser hat es verstanden, aus diesen Elementen ein Werk zu schaffen, welches das Gefühl ebenso anspricht wie den Verstand, ein Werk, so concentrirt und abgerundet gedacht und ausgeführt, daß es über des Künstlers Kraft nicht hinauswuchs; zugleich ist dasselbe so echt deutsch, wie wir für deutsche Kunst und Poesie es wünschen müssen. Wir müssen noch hinzufügen, daß dies vortreffliche Werk in einer solchen Einfachheit gehalten ist, daß selbst der gewöhnliche Leser dies Buch ein ganz vorzügliches Lektüre nennen wird.

Zum Schluß dieses Artikels hätte Referent noch eins zu sagen: Wenn viele Schriftsteller, die hohe Würde der Dichtkunst vergebend oder nicht kennend, der Unternehmung, der Herrschaft, der Allgütigkeit, dem ordentlichen Bedenken und Glauben

und dadurch mehr oder weniger die hohe Würde der Kunst zu vernachlässigen, so ist es trotzdem und erstens, immer noch Autoren zu finden, welche die Kunst der Darstellung durch das Wort hoch halten als die erste, edelste und reichste unter allen Künsten. 10.

Die Deiter-Schaefer'sche „Geschichte der deutschen Poesie“.

Neue Auflagen älterer Werke haben, wie unsere Leser wissen, in der Regel keinen Anspruch darauf, in d. Bl. angezeigt zu werden, es sei denn, daß sich eine spätere Auflage von den früheren sehr wesentlich unterscheidet. Dies ist nun der Fall mit Ede. Deiter's „Geschichte der deutschen Poesie“, wovon jetzt eine mit Vorrede und Schiller's Bildnissen nach Kestner's geschmückte zweite Auflage, größtentheils neu bearbeitet von J. M. Schaefer, erschienen ist. Schaefer, durch sein „Leben Goethe's“ rühmlich bekannt, hat so wenig von dem alten Deiter'schen Werk stehen lassen, daß er im Vorwort glaubt bemerken zu müssen: „Ein und wieder, wo der Deiter'sche Text stehen geblieben, mag einige Analogie des Stils bemerkbar sein, doch bemühte ich mich, auch in solchen Partien durch eingefügte Veränderungen das gehörige Gleichmaß herzustellen. In den meisten Fällen zog ich vor, den Text ganz umzuschreiben.“ Schaefer hat ferner die „Geschichte der deutschen Dichtkunst“ bis auf den letzten Tage weiter geführt, doch bemerkt er selbst im Vorwort, „daß spätere Bearbeitungen der Geschichte unserer Poesie mehrere der erwähnten Dichternamen der Vergessenheit übergeben werden“. In der That hätten mit eben demselben Rechte, wie hier ein oder zwei Duzend Namen mehr oder auch weniger als nöthig genannt sind, ebenso viele andere genannt oder die genannten weggelassen werden können. Sicherlich hat der literarische Werth des Deiter'schen Buchs durch die Schaefer'sche Umarbeitung beträchtlich gewonnen, wenn auch vielleicht eben so sehr an seinem früheren mehr harmlosen Charakter eingebüßt. Da das Buch auch in dieser Schaefer'schen Umarbeitung besonders zu Rücksicht für Frauen und Jungfrauen bestimmt ist, so wundert es uns, daß so viele Namen bekannter Frauen fehlen, selbst solche, welche wie die Gräfin Salm-Halm eine ganze Richtung vertreten. Die humoristische Literatur ist natürlich auch in dieser Literaturgeschichte wie in allen modernen Literaturgeschichten gänzlich zurückgesetzt und vernachlässigt, infolge der etwas wissenschaftlichen Weise fast aller modernen Literaturgeschichtsschreiber überhaupt und besonders derjenigen, die mit einer bekannten kritischen Schule in einer äußeren geistigen oder auch äußeren Verwandtschaft stehen. Von den älteren Humoristen haben wir J. B. Moscherosch, Abraham a Sancta Clara, Riemer, Richterberg, die doch sicherlich so gut wie Rastler in einer Geschichte der Poesie genannt zu werden verdienen, ferner Krieger, Jäger, J. G. Müller, Verfasser des „Eriegfried von Lindenberg“, den noch Jörrens einen Romanautor, „einen Ringer“ nannte, Kortüm, Verfasser der „Johanne“, und viele andere nicht genannt; von Goethe wird gerade sein bestes Lustspiel „Die geistliche Doctorin“, von Thümmel die „Witzweiber“ nicht erwähnt; und bei Claudius ist der humoristische Stoff des „Wandwäcker Hohn“ kaum mit einem Worte gedacht. Daß man nach den meisten neuen Humoristen und Satirikern, wie L. G. Richter von Lang, Verfasser der „Hannoverschen Reisen“, Weisskop, Perloffsohn, Gaskell, Wiesner, Saphir, Bogumil Goltz, Dr. Wises, Holzer, Kessel u. s. w. vergebens suchen wird, versteht sich hiernach von selbst. Ein neuer Titel in verbeßelter Auflage hätte uns wahrlich noch, um die Deutschen

*) Christian Deiter's Geschichte der deutschen Poesie in Umarbeitung und Schönerungen für gebildete Leser. In der zweiten Auflage größtentheils neu bearbeitet von J. M. Schaefer. Zwei Theile. Mit den Bildnissen Goethe's und Schiller's nach Kestner's Original. Leipzig, Verlagsort. 1866. Gr. 8. 2 Bde.

endlich einmal wieder daran zu erinnern, daß sie auch eine humoristische Ader hat. — kaum glaublich! — sogar eine ziemlich reiche humoristische Literatur haben. Und fällt dabei ein, wie inprudente Italiener, welcher die Geschichte der Literatur seines Volkes schrieb, einen Boccaccio und andere dieser Art abkapseln mußte, wenn er bei den modernen deutschen Sittenpredigern, welche die Kritik in eine Kanzel verwanbelt, wie sie früher bereits die Kanzelberedsamkeit in Kritik verwanbelt haben, in die Schule gegangen wäre. *H. M.*

Notizen.

Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert.

Die „Protestantische Kirchenzeitung“, ein übrigens freisinniges Blatt, sprach vor einiger Zeit von einem Grundübel der literarischen Bildung, und bezeichnete als solches den „abstrakten Kosmopolitismus“. Selbst unsern Schiller, an dem doch der Sinn für den Staat, für politische Ideen sich am meisten gehoben habe, sei es als ein „kleines und arneliges“ Ideal erschienen, für eine Nation zu schreiben. Woll hätten wir Ursache zu unsern großen Dichtern mit Ehrfurcht emporzusehen, aber, fährt die „Protestantische Kirchenzeitung“ fort, „dieses war ästhetische und nur literarische Leben — und vor allem diese Goethe'sche erhabene Bildung — als das höchste Maß der Gefundheit zu preisen, ist eine arge Verwechslung der vollkommensten Kunstform mit dem trüben Lebensinhalt, den sie einfließen soll.“ Hieran ist in Nr. 5 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (in dem Aufsatz „Eine Anklage gegen Goethe und Schiller“) zwar sehr richtig und sehr bemerkt, daß Schiller allerdings wie jeder große Dichter für die Menschheit und nicht bloß für eine Nation gebichtet, dabei aber doch durch seine Dichtungen mächtig auch auf den vaterländischen Sinn der Deutschen eingewirkt, diesen geweckt und belebt habe. Die Freiheitsbegeisterung Schiller's sei keine abstrakte kosmopolitische, aber freilich auch nicht eine so eingeschränkt politische, daß sie über den Bürger den Menschen übersehen hätte. Dies zugebend möchten wir doch etwas über oder gegen folgende Stelle in dem genannten Aufsatz des Oxfordschen Blattes bemerken: „Schle gothaer Lenzkritik! Wie kann man vergangene Literaturzustände verantwortlich machen für Anschauungen, die nur unserer Zeit angehören! So hoch man auch den Einfluß der Literatur auf das Leben einer Nation anschlagen mag, zuerst wird die Literatur immer ihre Impulse aus dem Leben empfangen müssen, ehe sie wieder eine Rückwirkung üben mag. Wäre zur Zeit Schiller's in einer vaterländischen Bewegung gewesen, so hätte wol auch die Poesie — soweit den Gesetzen der Poesie verträglich zu sein — sich derselben nicht entziehen können.“ — und Schiller zu sehr aus dem ganzen Lande herauszureißen und sich anzuhellen, es niemand gewirkt habe, der überhaupt über neben der universell-kosmopolitischen ging auch eine sehr entschiedene politische verstanden durch Klopstock, Voß, die beider, um nur die hervorragendsten zu nennen liegt eine ganz beträchtliche Antwort, als ebenso viele unzweideutige Bezeugungen, diesen „Gothaer“ des vorigen Jahrhunderts um ein einzig, einseitlich und Deutschland zu thun, daß ein großer Teil schon damals in der That in „vaterländischen“ Vergehen war. Vergessen wir die vaterländischen in freien deutschen Rhein und die Klage und die Unfreiheit Deutschlands erhoben, Schiller allgemein habe erst den Deutschen Land, genannt Vaterland“ entlockt.

Dieser Ruf gebührt aber offenbar vor allen dem Sänger der Messias, der schon im Jahre 1766 sang:

Was that die, Lär, dein Vaterland?
Dein Hohn ist, gült dein Herz die nicht
Da steht Namen Schall!

Ueber den mächtigen Einfluß, welchen Klopstock mit seinem vaterländischen Odem, mit seinen feurigen Worten an den deutschen Jüngling und das deutsche Mädchen auch in weiteren Kreisen als innerhalb des Dichterkreises der Rheinländer geübt hat, sind unbefangene Kenner der deutschen Literatur und Vaterlandsgeschichte vollkommen im Klaren. Diesen Ruf wenigstens sollte man ihm lassen, nachdem man ihm Verdienst auf Verdienst zu entziehen bemüht gewesen ist. Freilich schadet ihm bei der jetzigen Generation gerade eine Eigenschaft, die ihm bei der jetzigen zugute kam: seine christliche Gesinnung, die sich diesem Patriotismus stellte, ohne sich jedoch angehörigen Orts aufzudrängen.

Zum Gedenkgedächtniß Tilly's.

Die „Historisch-politischen Blätter“ brachten in ihrem letzten Heft einen Aufsatz unter dem Titel: „Aus ein Säculargedächtniß (Tilly)“, dessen Tendenz sich sofort aus den Einleitungsworten erkennen läßt: „In dem Augenblicke, da Schiller's Jubelfest mit allen Glorien Deutschlands eingeleitet worden, dürfte es vielleicht nicht unbillig sein, an einen Mann zu erinnern, der, obwohl aus einem früheren Jahrhundert, mit Schiller in gewisser Beziehung steht, und dessen dreihundertjähriger Geburtstag in eben dieses laufende Jahr gefallen. Schiller, der große Dichter und kleine Historiker (!), dem wir im Abzuge gern den Tribut unserer Verehrungollen, ist es vorzugswürdig, dessen hinstehende Darstellungsweise jedes Bild von Tilly zu werfen hat, wie es in den vulgären Geschichtsbüchern traditionell geworden und noch jetzt vielfach durch die Welt läuft. Der Name des langverklärten Feldherrn ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, was die Gewalt des Stils über den Ruf eines Mannes und über die Anschauungen ganzer Generationen vermag.“ Nachdem der Verfasser auch einigen protestantischen Forschern wie G. A. Meusel, Schröder, Barthold, Denker und Graf von der Deden, Verfasser der Schrift „Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg“, dafür gedankt, daß sie unparteiisch genug gewesen, einer billigen Beurtheilung des eigentlichen Herrschers Dahn zu brechen, theilt er mit, daß der Graf von Bismarck die Veröffentlichung eines größeren Werks: „Tilly et la guerre de Tronle an“, vorbereite, und daß dasselbe ein fleißige und gewissenhafte Arbeit erwarten lasse, woraus sich ein erste erscheinende Darstellung Tilly's und seiner Zeit so lang nicht die Rede sein könne, bevor nicht das Urkundenmaterial der bedeutenden Archive aus Tageslicht gezogen worden. Dem man erwäge, daß in dem Reichs- und Staatsarchive zu München allein 800 Folianten über diese Periode vorhanden sein, so habe man eine ungefähre Vorstellung davon, was hierin auch zu thun bleibe. Das Septemberheft der „Belgique“ hat übrigens bereits einige Auszüge aus der zu erwartenden Schrift Bismarck's mitgetheilt, darunter ein Schreiben Tilly's an die Infantin-Statthalterin Isabella, datirt „vom Lager vor Magdeburg, 22. Mai 1631“. Die „Historisch-politischen Blätter“ bringen dies Schreiben in möglichst wortgetreuer Uebersetzung, und es ist darin wol die Stelle die bedeutungsvollste, in welcher Tilly verkündet, daß infolge des äußerst hartnäckigen Widerstandes und Kampfes von Seiten der Belagerten, sowie durch die Feinde der Soldaten, „da in einigen Häusern durch die Bürger selbst Feuer gelegt worden war“, ein solcher Brand entstanden sei, daß außer dem Dom und einigen wenigen Häusern alles in Asche anzugehen, „und war solches (heißt es weiter) ein ebenso beschlagener als erschreckliches Schauspiel, eine so schöne und berühmte Stadt in Zeit weniger Stunden in äußerliche Verwüstung gebracht zu sehen“. In demselben Aufsatz wird auf eine Charakteristik Tilly's von D. Kloppe in Westermann's „Illustrirten Deutschen Monatsheften“ hingewiesen. Im Organsatz zu dem Monatsheften ist

Klopp an Tilly, daß er, soweit es in jener Zeit möglich, auf strenge Zucht und Ordnung gehalten, in den von ihm besetzten protestantischen Landestheilen, z. B. in Oldenburg und Ostfriesland, im ganzen schonendes Regiment geführt habe und daß die hier und da von der Soldateska begangenen Excesse nicht auf seine Rechnung kämen. S. M.

Bibliographie.

Andlauer, G. v., Gedanken meiner Reise über die Einflüsse der Kirche auf Familie, Gemeinde und Staat. Freiburg im Br. Gr. 8. 16 Ngr.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, Th. Hofmann, B. v. Lepel. 1860. Breslau, C. Trewennt. 1860. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bessell, W., Ueber das Leben des Ulfilas und die Befehrung der Gothen zum Christenthum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Björnson, B., Synnøve Solbakken. Aus dem Norwegischen überfetzt von O. Lühbert. Mit einem Glossar. Bergen. Gr. 16. 20 Ngr.

Bippen, W. v., Putzner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Weimar, Vbhlaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blide in die Familie von der Verfasserin der Mutterfreuden und Mutter Sorgen. 1stes Heft. Leipzig, D. Wigand. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Blomberg, G. Freth, v., Bilder und Romanzen. Dichtungen. Breslau, C. Trewennt. 1860. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brehm, C. A., Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meisinger Sohn u. Comp. Lex.-8. 16 Ngr.

Buch, J. G. L., Zwanzig Vorlesungen über die Geschichte der Reformation in Frankreich, gehalten in Bremen im Winter 1858—59. Bremen, Vallet u. Comp. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caballero's, J., sämtliche Werke. Aus dem Spanischen überfetzt von A. Seydewitz. Vier und Vier Theil. — A. u. v. L.: Die Mäde. Ein Sitten-Roman. Zwei Theile. Breslau, Marx u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1860. Herausgegeben von A. Genninger. 45ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grusenkeise, R. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Großen. Fortgesetzt von G. Woldhausen. Vier Bände. — A. u. v. L.: Nikolaus I. Von der Intervention in Ungarn bis zum Tode des Zaren. Von G. Woldhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dichtergräße. Neuere deutsche Lyrik ausgewählt von Elise Polko. Mit Illustrationen. Leipzig, Arnold. 1860. 16. 8 Ngr.

Dühr, A., An Alexander von Humboldt, den Nestor und Fürsten der Naturforscher etc. Berlin, Nauck. 4. 7½ Ngr.

Des Ritters Arnold von Harff Pilgerfahrt von Köln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien etc. wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. Nach den ältesten Handschriften und mit deren 47 Bildern in Holzschnitt herausgegeben von E. von Groota. Köln, Heberle. 1860. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Jäde, G., Aus dem Morgenlande. Thier-Novellen nach Bibpai. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 24 Ngr.

Keserstein, G., Pädagogische Briefe. Zur Reform der Volksschule. Leipzig, Bock. 1860. 8. 16 Ngr.

Knecht, G., Erinnerungen an meinen selig entschlafenen

Freund und Mitarbeiter Bernhard Schlegel, Bote des Evangeliums auf der Sklavensüste in West-Afrika. Mit seinem Bildniß. Bremen, Vallet u. Comp. 8. 5 Ngr.

Magyar, L., Reisen in Süd-Afrika in den Jahren 1849 bis 1857. Aus dem Ungarischen von J. Hunfalvy. 1ster Band. Mit 1 Landkarte und 8 Lithographien. Pest, Lauffer u. Stolp. Lex.-8. 3 Thlr.

Reyer, E., Widukind. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten. Detmold. 8. 20 Ngr.

Die Nibelungen. In Prosa überfetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr. Mit 45 Bildern gezeichnet von E. Benndemann, J. Gähner, A. Kachel und A. Stille. Leipzig, D. Wigand. 1860. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ditt, Louise, Die Erben von Schloß Oheenschloß. Roman in drei Bänden. Leipzig, Gähner. 1860. 8. 3 Thlr.

Pawlikowski, G. Ritter Cholewa v., Hundert Bogen aus mehr als fünfshundert alten und neuen Büchern über die Juden neben den Christen. Ein literar-historischer Beitrag zur Geschichte der Juden seit Christus. Zusammenge stellt und mit den nöthigen Registern versehen. 1ste Abtheilung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pröbke, G., Feldgarden. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Culturgeschichte. Leipzig, Gähner. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Reichli, J., Revolutionen. 1stes bis 3tes 4

Sturm, Berlin, Schint

Tempel, Herbig. 1860

Thalhaus, Frau Larbe de

frei bearbeitet. Nachen, Cremer. Gr. 12. 25 Ngr.

Von dem Neuen Jerusalem und seiner himmlischen Lehre, nach Gehörtent aus dem Himmel. Welchem etwas voraus geschickt wird über den Neuen Himmel und die Neue Erde. (Von J. Swebenborg.) Aus der 1758 zu London gedruckten lateinischen Urchrift erstmalig überfetzt von J. G. S. Lafel. Zwingen, Verlags-Expedition. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wils, J. R., Der Hund an der Eisenbahn. Eine Erzählung für Reiche und Arme, für Glücklich und Unglücklich. Stuttgart, J. G. Steinkopf. 1860. 8. 7½ Ngr.

Wuttke, A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

August, G. J., Schiller. Ddr. Berlin. 4. 1½ Ngr. Bodenstadt, F., Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schiller's in München. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Büchlein von Schiller und Goethe, oder Nachrichten von den Lebensumständen, dem Bildungswege und den Werken dieser unsterblichen Dichter. Stuttgart, Fischhaber. 8. 6 Ngr.

Der deutsche Bund oder: ob Gotha, ob Bamberg? Ein national-politischer Versuch. Vom Verfasser des Europäischen Gleichgewichts der Zukunft. Berlin, Springer. 1860. Lex.-8. 20 Ngr.

Cartheuser, A., Offenes Schreiben an Herrn Dr. Baumgarten in Moskau. Jphoe. Gr. 8. 1½ Ngr.

Elze, A., Festsche an Schiller's hundertjährigem Geburtstage im Herzoglichen Hoftheater zu Dessau gehalten. Dessau, Aus. Gr. 8. 3½ Ngr.

Schadow, A., Worte bei der Grandreinslegung zu Schiller's Denkmal in Berlin am 10. November 1859 gesprochen. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 1½ Ngr.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. Prachtwerke:

Schiller-Galerie, geb. 15 1/2 Thlr. u. 16 1/2 Thlr.; Pracht-
ausgabe, geb. 30 Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, 1. u. 2.
Lieferung à 1 Thlr. 18 Ngr. — **Shakspeare-Galerie**, geb.
13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Gold-
gen, geb. à 5 1/2 Thlr. — **Washington Irving**, deutsch und
englisch, geb. à 6 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-
Lexikon**, cart. 26 1/2 Thlr., geb. 32 1/2 Thlr.

II. Gedichtsammlungen:

Album der neuen deutschen Lyrik, geb. 2 Thlr. u. 2 1/2 Thlr.
— **Gregorovius**, Euphorion, geb. 1 Thlr. — **Euphonia**,
Uriel Acosta, geb. 24 Ngr.; **Sapf und Schwert**, geb. 24 Ngr.
— **Hammer**, Schau um dich und Schau in dich, Zu
allen guten Stunden, Fester Grund, Auf stillen Wegen,
geb. à 1 Thlr. — **Mosen**, Gedichte, geb. 1 Thlr. 26 Ngr.
— **Müller**, Gedichte, geb. 3 Thlr. 16 Ngr. — **Prach**,
Aus der Heimat, geb. 2 Thlr. 10 Ngr. — **Schulze**, **Die
bezauberte Rose**, cart. 12 Ngr., geb. 1 Thlr., 1 Thlr.
10 Ngr., 2 Thlr. u. 3 Thlr. — **Sturm**, Gedichte, geb.
1 Thlr. 10 Ngr.; **Neue Gedichte**, geb. 1 Thlr. 10 Ngr.;
Fromme Lieder, geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder und
Gedichte**, geb. 1 Thlr. 20 Ngr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr.

III. Unterhaltungsliteratur und Wissenschaftliches:

Humboldt's Briefe an eine Freundin, geb. 2 Thlr. u. 5 Thlr.
— **Lichtstrahlen aus Humboldt's Briefen**, geb. 1 Thlr.
10 Ngr. — **Lewes**, The Life and Works of Goethe, geb.
4 Thlr. 15 Ngr. — **Gausen**, Bibelwerk, Erster Band
2 Thlr. 10 Ngr. — **Schwarz**, Predigten, geb. 2 Thlr. —
Conversations-Lexikon, Dritte Auflage, geb. 23 1/2 Thlr.,
25 Thlr. u. 25 Thlr. 26 Ngr. — **Kleinere Conversations-
Lexikon**, geb. 7 Thlr. 14 Ngr., 7 Thlr. 25 Ngr. u. 8 Thlr.
— **Winkel**, Handbuch für Jäger, geb. 6 Thlr. 20 Ngr.
— **Tesler**, Die kleine Jagd, geb. 2 Thlr. 10 Ngr. —
Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 6 Thlr. —
Oesterlen, Apocryphische Briefe, geb. 2 Thlr. 25 Ngr. —
Schoedler, Die Chemie der Gegenwart, cart. 2 Thlr.
10 Ngr. — **Staedler**, Allgemeine Geographie, geb. 3 Thlr.

IV. Jugendschriften:

Arendts, Naturhistorischer Schulatlas, geb. 1 Thlr. 5 Ngr. —
Hendner, Herr Goldschmid, 16 Ngr.; **Kleine Geschichten**,
8 Ngr. — **Richter**, Kinderleben, cart. 20 Ngr. — **Spek-
ter**, Der geliefelte Vater, carton. 20 Ngr. — **Eine Tiger-
geschichte**, 6 Ngr. — **Töpffer**, Stachelbein, 16 Ngr. —
Beaumont, Le Magasin des enfants, geb. 1 Thlr. —
Comte, Sagesse et bon coeur, geb. 2 Thlr. — **Genlis**,
Les Veillées du château, geb. 1 Thlr. 10 Ngr.]

Ein ausführlicher Weihnachts-Katalog von
F. A. Brockhaus in Leipzig ist in allen Buchhand-
lungen gratis zu erhalten.

Sieben erschien im Verlage von Wilhelm Bislet in
Leipzig:

Drei Friedhofs-Rosen.

Dichtung

VON

Ernst Pfeilschmidt.

Miniaturs-Ausgabe, eleg. brosch. 24 Ngr. — eleg. geb. mit
Goldschnitt 1 Thlr.

Der Verfasser hat sich durch seine „Heiligen Zeiten“ —
„Vor 300 Jahren“ — „Luther in Coburg“ beim gebildeten
Publikum einen guten Namen erworben und kann auch diese
neue Dichtung als sinnige Weihnachtsgabe empfohlen werden.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Berlin und seine Umgebungen.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

Preis 5 Sgr.

Allen Besuchern Berlins als neuester, übersicht-
licher und vollständiger Führer zu empfehlen.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue

Erzählungen aus dem Ries

VON

Melchior Meyr.

32 Bogen. Brosch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr. In Pracht-
band mit Goldschnitt Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Inhalt: Regine. — Der Sieg des Schwaben.

Der große und allgemeine Beifall, den die vor drei Jahren
erschienenen ersten Rieser Erzählungen überall gefunden, wird
auch diesen neuen Erzählungen nicht fehlen und dürfen dieselben
der Damenwelt besonders empfohlen werden.

Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon

worden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste
zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht,
jedoch nur noch bis Ende dieses Jahres. — Ausführlichen
Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von L. Holte in Wittenbittel sind erschienen
und durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu
erhalten:

W. A. Mozart's 15 Sinfonien für das Pianoforte solo
arrangirt von F. W. Morkull. 2 1/2 Thlr.

Dieselben für Pianoforte à 4 ms. 3 1/2 Thlr.

M. Clementi's Gradus ad Parnassum revidirt von
Dr. Fr. Chrysander. Complet 2 1/2 Thlr.

Ausführliche Prospekte gratis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 52. —

22. December 1859.

Inhalt: Zur indischen Märchenliteratur. — Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von Hermann Marggraf. Zweiter Artikel. (Beschluss.) — Royalistische Memoiren. — Notizen. (Thaddäus Sas gegen Walstrobe; Tremend's „Argo“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur indischen Märchenliteratur.

Santhasianta: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersezt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Wenzel. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 8 Thlr.

Die Untersuchungen Theodor Wenzel's über die Wanderzüge der Fabel- und Märchenbildungen, auf welche reits vor zwei Jahren in Nr. 47 d. Bl. f. 1857 bei Gelegenheit der Besprechung des „Tuti-Näme“ aufmerksam gemacht worden ist, sind endlich unter obenstehendem Titel erschienen.

Das in Rede stehende Fabelbuch, welches der gelehrte andkritist dem deutschen Publikum zum ersten mal in er unmittelbar nach dem Sanskrittexte abgefaßten, vorstlichen Uebersetzung darbietet, das „Fünfbuch“ betitelt, ein culturhistorisch sehr bedeutendes und spielte mehrere Jahrhunderte hindurch sogar schon in Europa eine höchst wichtige Rolle. Eine treffliche deutsche Uebersetzung, welche

Befehl des für seine Zeit hochgebildeten Herzogs erhard I. von Württemberg oder von diesem selbst im en Viertel des 15. Jahrhunderts nach einer hebräischen lateinischen abgefaßt ward, gehört zu den ersten Ernissen der deutschen Presse.

Die Geschichte seiner Entstehung wird in folgender fe erzählt:

In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt Mahilä mit Namen. Da war ein König Amarasakti (unsterb Kraft besitzend) genannt, im Paradiesbaum aller Wissen ten, dessen Füße von der Strahlenfülle der Kronjuwelen vorzüglichsten Säulen bedeckt waren und welcher Meister war den Künsten. Dieser König hatte drei Söhne von der größten Dummheit: Bahusakti (viele Kraft habend), Ugra (furchtbare Kraft habend) und Anantasakti (unendliche habend) mit Namen. Da nun der König sah, daß diese Sinn für Wissenschaft hatten, rief er seine Räte zusam und sprach: „Es ist euch bekannt, daß diese meine Söhne Sinn für Wissenschaft haben und ohne Urtheilskraft sind. macht mir mein Königreich, obgleich frei von Dornen — jene ansehe —, keine Freude. Sagt man ja doch mit Recht: ein Sohn wird gar nicht geboren, oder stirbt, als daß nicht sei; kurz ist derummer jenes beides: der Thor besotang er lebt. Wozu kann eine Kuh nützen, die weder noch Käiber gibt? Wozu kann uns ein Sohn helfen, der

weder klug noch tugendhaft? Lieber auf Erden den Tod eines Sohnes, als die Dummheit eines in der Familie geborenen, wegen deren sich ein Mensch in der Mitte der Weisen wie ein Daffard schämt. Gilt diejenige für eine Mutter, welche einen Sohn geboren hat, dem beim Beginn der Zählung der Schar der Tugendhaften nicht vor Entzücken der Stille aus den Hän den sinkt, sprich, welch Weib ist dann noch anfruchtbar? Besser eine Fehlgeburt, besser Enthaltung von Liebesgenuss, besser eine anfruchtbare Gattin, besser sogar daß eine Tochter geboren wird, besser daß er kaum geboren stirbt, besser Verbleibung im Mutter Schoß — nur keinen unverständigen Sohn, und wäre Schönheit und Reichtum auch sein Theil! Ein einziger Sohn von bravem Sinn, guten Thaten und reinem Stamm ist ein Schmutz des ganzen Hauses, wie eine Perle des Diadems. Deswegen muß jedes irgendmögliche Mittel angewendet werden, ihren Verstand zu erwecken.“

Darauf sagten einige: „Majestät! schon die Grammatik allein erfordert ein Studium von 12 Jahren. Wenn diese einigermaßen erkannt ist, werden die Schriften über Recht, Erwerb, Genuß und Befreiung kundt und dann findet Erweckung des Geistes statt.“

Da sprach unter ihnen ein Minister, Namens Sumati (großen Verstand haben): „Majestät! des Lebens Dauer ist nicht ewig. Die Erlernung der grammatischen Regeln nimmt eine lange Zeit weg. Drum ist für die Erweckung ihres Geistes ein abgekürztes Verfahren zu erkennen. Man sagt auch: Unendlich traurig ist der Grammatik Umfang, das Leben kurz, Störungen aber zahlreich, drum weg was unnüthig und nimm den Saft nur, gleichwie der Schwan Milch aus des Wassers Mitte.“

„Nun gibt es, o König! einen Brahmane Namens Wischnusarman, der berühmte ist, als einer, der in vielen Wissenschaften Vollkommenheit erreicht hat. Diesem übergib sie! Er wird sie sicherlich in kurzer Zeit aufgeweckt machen.“

Der König aber, nachdem er dies gehört, ließ Wischnusarman wogenheischhaft be werbe di

Da höre mer selbst nüd daß dies weisheit führen. Ich sage achtzig 2 sind Mei Wunsch

Dann laß den heutigen Tag niederschreiben: wenn ich nicht binnen sechs Monaten bewirke, daß meine Söhne in der Lebensweisheit alle andern übertreffen, dann möge Gott mir die Götterstrafe nicht zeigen.“

Der König aber, nachdem er dies gehört, war höchst erfreut, übergab sie ihm mit Eifersucht und fühlte sich ganz beruhigt. Wischnusarman übernahm sie, ging mit ihnen nach Hause, schrieb innerhalb die nachfolgenden fünf Bücher, nämlich: 1) Verfeindung von Freunden; 2) Erwerb von Freunden; 3) Kriegen und Querkrieg; 4) Verlust von schon Besessenen; 5) Handeln ohne sorgfältige Prüfung, und ließ das *Rājagōpā* so lesen. Diese aber, nachdem sie sie durchstudiert hatten, wurden in sechs Monaten so, wie ihm vorher gesagt war. Seit dieser Zeit dient dieses „Die fünf Bücher“ genaues Lehrbuch der Lebensweisheit auf Erden zum Unterrichte der Kinder. Mit einem Wort: „Wer unaufhörlich dies Werk der Lebensweisheit liest oder hört, der erleidet nie und nimmer, selbst durch Sakra, ein Mißgeschick.“

So berichtet die sanskritische und zwar jüngere Rezension des Textes dieses Buchs, welches die verschiedensten Schicksale erlebt hat. In der älteren Rezension finden wir nur die Angabe, daß Wischnusarman die Prinzen durch Erzählungen unterrichtet, nicht aber, daß er diese Erzählungen zu diesem Zwecke in ein Buch gebracht habe. Er wird demnach also nur als Lehrer, nicht aber als Schriftsteller bezeichnet. Wer diese Erzählungen aufgeschrieben wurde, wie überhaupt bei vielen älteren indischen Werken, im Dunkeln gelassen. Bensey sagt:

Es braucht nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie unwahrscheinlich, wie abermal es wäre, wenn der Verfasser sich selbst als Lehrer — der Autor sich als Held — hier eingeführt und sich mit all den Lobsprüchen bedeckt hätte, mit welchem Wischnusarman in der Anleitung so verschwenderisch überhäuft wird. War aber Wischnusarman ursprünglich bloß als Lehrer angeführt, so kann der Name entweder ein rein erfundener, oder irgendeine hervorretende indische Persönlichkeit zu dieser Rolle verwendet sein. Wir kennen bis jetzt keine der Art, welche exact diesen Namen führte, allein das Sanskrit hat die Eigenthümlichkeit, in Eigennamen Synonyme zu vertauschen; man heißt Wischnusarman „durch Wissen beglückt“, und Wischnugupta „von Wissen beschützt“ (oder nach der speciell indischen Auslegung „den Wissen beschützen möge“). Dies letztere ist aber der Name desjenigen Ministers, welcher den Indern für das Rußer eines Staatsmanns galt, des Ministers von Tschandragupta, bekannter unter dem Namen Tschandrapal (von *canaka* Röhrenröhre, *cicor*, also gewissermaßen Cicero); und ich bin daher der Ansicht, daß wenn Wischnusarman auch nicht für synonym mit Wischnugupta zu nehmen ist, doch der Name erfunden oder gewählt ist, um an den großen Meister der Politik zu erinnern.

Ähnliche Fälle wiederholen sich im Bereiche der älteren morgenländischen Literaturen öfter. Wir erinnern nur an den hebräischen Literaturkreis, in welchem Salomo als Prototyp der Weisheit und Dichtkunst angesehen und ihm die lyrischen Gesänge des Hoheliedes ebenso zugeschrieben werden wie die Sammlung der Sprichwörter und philosophischen Betrachtungen des Weislers, so wie an den arabischen, in welchem z. B. dem alten mythischen Kolmān die bürre Bearbeitung der Aesopischen Fabeln als literarischer Eigenthum zugeschrieben wird. Man liebt es im morgenländischen Alterthum, seine Werke unter der schützenden Däbūt großer und allgemein bekannter Namen in die Welt zu senden, ein Umstand, der dem Literar-

historiker es oft so unendlich schwierig macht, genau begrenzte Epochen für einzelne Werke des Schriftthums zu bestimmen. Sind nun derartige Werke noch dazu Sammelwerke, wie das „Pantshatantra“, so wird es geradezu zur Unmöglichkeit, die Frage sowohl nach der Zeit seiner Abfassung, als dem Namen des ursprünglichen Verfassers in einer wissenschaftlich genügenden Weise zu beantworten. Wie viele und welche Theile des in Rede stehenden Werks von dem eigentlichen Zusammensteller dieser vollständigen, zum Theil wol im Volke selbst entstandenen Erzählungen, Märchen, Fabeln und Sprüche in das Buch aufgenommen worden sind, das zu bestimmen, liegt wol außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Doch muß es immerhin eine erste authentische Rezension gegeben haben, welcher nach Bensey's in jeder Hinsicht wohlbegründeter Ansicht diejenige der Zeit nach am nächsten kommt, welche in der aus dem Velewiterter gemachten arabischen Uebersetzung, den „Fabeln Bidpal's“ (herausgegeben von de Sacy, Paris 1816) noch wirklich vorliegt. Diese arabische Uebersetzung nun beruht, wie schon gesagt, auf einer zur Zeit von Rhosru Anushirwan (531—579 n. Chr.) in die damalige Hossprache Persiens, das Pehlewī, übertragenen Rezension. Erwägt man nun, daß trotz der nicht unbeträchtlichen Anzahl bekannter Handschriften des „Pantshatantra“ keine einzige mit der andern völlig übereinstimmt, so wird es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß, solange in Indien Sanskrit von allen Priestern und Gelehrten gekannt war und geschrieben wurde — also etwa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts —, alle gelehrten Abschreiber nach Gutdünken abkürzten oder hinzusetzten. Demnach ist allerdings anzunehmen, daß die arabische Bearbeitung sich der ältesten und erreichbaren Rezension des „Pantshatantra“ und dessen Grundlage im allgemeinen wenigstens am meisten nähert. Freilich sinkt auch der relativ immerhin bedeutende Werth dieser arabischen Uebersetzung, wenn man die vielfachen und zum Theil großen Abweichungen des arabischen Textes in den Handschriften in Erwägung zieht und bedenkt, wie verschiedene Phasen derselbe durchlaufen hat, ehe er uns gekommen ist. Für die Kritik dieser Uebersetzungen sind nun die verschiedenen, unabhängig von einander entstandenen Uebersetzungen derselben vom höchsten Werthe: die griechische von Simeon Seth (1080), die im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Rart-Wādā bearbeitete persische, eine hebräische von Rabbi Joel (?) von 1250, die nach dieser letzteren von einem gelehrten Juden Johann von Capua (johann 1262—78) gefertigte lateinische („Directorium vitae humanae“) und nach dieser die bereits erwähnte deutsche („Das Buch der Byffel der alten Wissen von Geschlechtern in der Welt“, Ulm 1483), der andern aus dieser lateinischen geoffenen Uebersetzungen nicht zu gedenken.

Läßt sich hiernach der Zeitpunkt, bis zu welchem die ursprüngliche Redaction des „Pantshatantra“ abgeschlossen gewesen sein muß, dahin bestimmen, daß das Werk schon vor Rhosru Anushirwan, also etwa vor oder im Anfang des 6. Jahrhunderts nach Christus bestand, so ist der

wissenschaftlichen Lösung dieser chronologischen Frage doch schon nach einer Seite hin Genüge gethan, und wenn Benfey den terminus a quo für die Zeit der Composition des „Pantschatantra“ mit gleicher Präcision zu bestimmen weiß, so ist hier das Mögliche geleistet. Er zieht nämlich den Umstand in Erwägung, daß eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl der Fabeln, welche im „Pantschatantra“ vorkommen — selbst ein wesentliches Moment des Rahmens des dritten Buchs —, aus Aesopischen stammen. Demgemäß mußte bereits vor Abfassung des ganzen Werks eine ziemlich umfassende Bekanntheit mit griechischen Fabeln bestehen; diese läßt sich aber nicht vor der Zeit voraussetzen, in welcher die Indier in dauernde Berührung mit den Griechen geriethen, der der griechischen Königreiche neben und in Indien, etwa im 2. Jahrhundert vor Christus.

Als Grenzen der Entstehung des Werks, sagt Benfey, haben wir also etwa das 2. Jahrhundert vor Christus und das 6. nach Christus, eine Bestimmung, welche allerdings so weitläufig ist, daß sie fast kaum noch für eine solche gelten kann. Eine genauere wird vielleicht möglich werden, wenn es gelingt, die Zeit derjenigen Schriften zu fixiren, aus denen man die Partien des „Pantschatantra“ entlehnt hat, welche ins Chinesische übersetzt sind. Denn es sprechen bedeutende Gründe dafür, daß sie jünger sind als das Grundwerk, aus welchem das „Pantschatantra“ stammt.

Läßt sich nach den von Benfey mit größter Sorgfalt hierüber angestellten Untersuchungen eine sichere Nachweisung über den Autor und die Zeit der Abfassung des Werks nicht geben, so wird diese Unsicherheit doch dadurch sehr aufgewogen, daß sich aus dessen Arbeit unzweifelhaft herausstellt, daß das Werk ursprünglich ein buddhistisches war. Benfey schließt dies aus der verhältnißmäßig höchst beträchtlichen Menge von Fabeln und Erzählungen desselben, welche sich auch in buddhistischen Schriften nachweisen lassen. Auf die weiteren und ausführlicheren Beweisgründe für diese wichtige Annahme hier näher einzugehen, verbietet der Raum, und verweisen wir die Leser auf die wichtigen Nachweisungen I, 304 fg. und 585 fg.

Das Wesen des Buddhismus charakterisirt Albrecht Weber in seinen „Vorlesungen über indische Literaturgeschichte“ in gedrängter Kürze so:

Seine Lehre war, daß die Schicksale dieses Lebens durch Thaten des frühern bedingt und fest geregelt seien, daß keine böse That ohne Strafe, wie keine gute ohne Lohn bleibe. Diesem Fatum, das den Menschen innerhalb des Kreises der Seelenwanderung beherrsche, könne sich derselbe nur dadurch entziehen, daß er seinen Willen eben auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus diesem Kreislaufe richtet, dieser Richtung treu bleibe und mit beharrlichem Eifer bloß verdienstlichen Handlungen nachstrebe, wodurch er denn zuletzt nach Abwerfung aller Leidenschaften, welche als die stärksten Fesseln im Gefängnisse des Kreislaufes angesehen werden, das erwünschte Ziel der gänzlichen Befreiung von der Wiebergeburt erreichte.

Indem nun diese Lehre tugendhafte Gesinnung allein und tugendhaften Lebenswandel als die wahren und darum erfolgreichsten Mittel zur Erreichung der endlichen Befreiung von den Fesseln erklärte, und somit den Opfer-

dienst als werthlos verwarf, so trat sie in entschiedene Opposition gegen den Brahmanismus. Dieser Gegensatz ist allerdings in der Moral des „Pantschatantra“ unverkennbar, und wenn dennoch dann und wann Anklänge an brahmanische Anschauungsweise und Lehre wirklich bemerkbar sind, so erklärt sich dies lediglich daraus, daß dies oder jenes Märchen aus vorbuddhistischer Zeit stammen mag.

Dieser Beweis, daß das „Pantschatantra“ aus dem buddhistischen Kulturkreise hervorgeht, hat eine Bedeutung sowohl für die Geschichte als für die Charakteristik der Auffassung desselben wird demnach der neuen Religionsentwicklung vor Christus bis zum 6. und

Daß der ursprüngliche Zweck wie man vielleicht glauben möchte, angenehmen Unterhaltung sei, halte des Werks selbst und ist, welche die Veranlassung gebietet. Der Zweck ist im moralischen und didaktischen. Unter der Lehre der Mithi, d. i. der Moral eingeordnet. Daß man der Gebrauche der Könige und Priester diejenigen Gegenstände, welche gewisse von Bedeutung sind, zu gemein bekannte Thatsache, die diesen, sondern auch in andern geländischen Literaturkreisen — wir erinnern nur an die „Fakihat al-Khulafā“ von Ibn Arabshāh — zum öftern wiederholt.

Das Werk selbst, sowie es in vorliegt, zerfällt in fünf Bücher. Das erste Buch, „Verfeinerung von Charakter“, ist dieses: Vardhamānaka, der Sol begibt sich in Geschäften auf Reise gute Stiere, die in seinem Hause gada (der Erstreuer) und Sandisch menlebende) mit Namen, welche si einer trefflichen Deichsel befanden. eine, Sandischwaka, am Ufer der Sumpfe aus und brach das Wein, Als ihn nun Vardhamānaka in diesem Zustande sah, versank er in die tiefste Betrübniß und unterbrach aus Mitleid drei Nächte lang seine Reise. Seine Reisegefährten nöthigen ihn jedoch zur Weiterreise und in Folge dessen beschloß er einigen seiner Leute zurückzubleiben, um auf Sandischwaka zu achten, indeß er weiter zog, um die übrige Karavane nicht der Gefahr auszusetzen, in dem von Löwen und Tigern angefüllten Walde länger zu bleiben. Die Wächter aber, welche mußten, wie gefährlich der Wald war, ließen Sandischwaka im Stich, gingen der Karavane nach und sagten am folgenden Tage fälschlicherweise zu dem Kaufmann: „O Herr! Sandischwaka ist gestorben und wir haben ihn im Feuer bestattet.“ Sandischwaka aber erholte sich, gesundete und brachte Tag um

Tag damit zu, daß er brüllend mit seinen Hörnern die Gipfel der Erdhügel durchwühlte. Da hörte einst ein Löwe, Pingalaka (der Dunkelgelbe) mit Namen, welcher von Durst gequält, umgeben von sämmtlichem Wild, zum Ufer der Jamuna herabstieg, um Wasser zu trinken, schon aus sehr weiter Ferne das Gebrüll des Sandhüwels. Dieser Ton setzte sein Herz in große Angst, doch verbarg er seine Furcht und blieb unter einem Feigenbaume stehen, wo er sein Gefolge in vier Kreisen aufstellte. Dem Löwen aber folgten immer zwei Schakale nach, Karataka (Krähe) und Damanaka (Händiger) mit Namen, Ebbne von Ministern, welche aber ihr Amt verloren hatten. Diese bemerkten die ihnen ungewohnte und auffallende Angstlosigkeit des Thierkönigs und berathen sich darüber. Damanaka sucht die Ursache derselben zu erforschen und beschließt, nachdem er sie erfahren, dem Löwen seine Furcht zu benehmen, ihn dann durch die Macht seines Verstandes zu unterwerfen, um so zu der ihm gebührenden Ministerstelle zu gelangen. Damanaka erfährt denn, daß der Löwe sich vor dem Gebrüll des Stiers, den er für ein Ungeheuer mit überirdischer Kraft hält, fürchtet. Er verspricht dem Pingalaka, ihm diesen Stier zu unterwerfen und bewirkt durch seine List, daß jener diesem sein Leben zusichert und beide Freundschaft schließen. Nachdem aber im Laufe der Zeit diese Freundschaft eine zu enge und Damanaka, weil der Löwe nur mit dem Stiere verkehrt, überflüssig geworden ist, bewirkt er durch allerlei Ränke, daß Pingalaka, bei dem er den Stier verheimlicht, diesem das ihm gegebene Wort bricht und ihn tödtet. Daher der Titel: „Verfeindung von Freunden.“

Die in dieser Fabel überlieferte Freundschaft ist benutzt, um ein politisches Verhältniß: die Stellung eines Königs und seines wider das Herkommen erworbenen Freundes, eines roturier gewissermaßen, gegenüber dem hergebrachten — nach indischer Sitte angerechneten — höchsten Braminen zur Anschauung zu bringen und zugleich daran zu erinnern, daß man den heimtückischen Verräther, der die Freundschaft um seines eigenen Vortheils willen zu trennen sucht, scheuen müsse.

Das zweite Buch, „Erwerbung von Freunden“ betitelt, ist in folgenden Rahmen eingeschlossen: In der Nähe der Stadt Mahiläropja wohnt auf einem hohen, großen Feigenbaum ein Krähenmännchen, Namens Laghupatanaka. Als dieses einst, um Nahrung zu suchen, sich nach der Stadt auf den Weg machte und sich umsah, gewahrte es den Jäger. Um die mit ihm auf einem Baume wohnenden Vögel zu warnen, kehrt es zum Baum zurück und sagt zu diesen: „Hört! da kommt ein böser Jäger herbei, mit einem Netz und Körnern in den Händen. Darum dürft ihr ihm auf keine Weise trauen. Er wird, nachdem er das Netz ausgebreitet hat, Körner davor austreuen. Diese Körner müßt ihr alle zusammen ansehen, als ob sie Gold wären.“ Der Jäger kommt, wirft sein Netz aus, streut Körner darauf, aber die Genossen des Laghupatanaka, eingedenk der Warnung desselben, hüten sich vor der Verlockung. Mittlerweile erblickt der König der Tauben, Akshitragsiva, indem er

von Tausenden umgeben nach Nahrung umherstreift, die Körner schon aus weiter Ferne. Trotzdem, daß Laghupatanaka warnte, flog er von seiner Jagd herrschend hin, um zu essen und fiel sammt seinem Schwanz in das große Netz. Der Jäger, dies sehend, kam herbei, um die Beute zu ergreifen. Akshitragsiva fordert die Gefangenen auf, daß alle zu gleicher Zeit fliegen und das Netz mitnehmen. Dies geschieht, nachdem sie glücklich entronnen, zernagt eine kleine freundschaftliche Maus, Namens Giranjaka (die Goldene), das Netz und befreit sie auf diese Weise. Die Krähe, welche alles mit angesehen, von dem Nutzen der Freundschaft mit der Maus überzeugt, macht dieser Freundschaft Vorschläge, welche von derselben, freilich nach viel Bedenken, endlich angenommen werden. Die Krähe verläßt das in Folge einer Hungersnoth unbar gewordene Land und zieht zusammen an einen Ort, wo eine der Krähe befreundete Schildkröte, Namens Aksharaka (der Langsame) lebte und führen im Geiste mit dieser ein vergnügliches Leben. Als dieser Aksharaka das Geschick ihnen eine Gazelle, Namens Aksharaka (gestreckter Leib habend), zu. Diese wird einem Jagdhunde vermist und die Krähe, auf Erkundigung geschickt, kehrt mit der Nachricht zurück, daß Aksharaka am Ufer eines Sumpfes in einem Jagdnetz gefangen. Die Krähe nimmt nun die Maus auf ihren Rücken und bringt sie zu dem Ort, wo die Gazelle gefangen, damit sie diese durch Bernagen der Schlingen befreie. Während dies geschieht, kommt auch die theils Schildkröte herbeigetroffen. Kaum ist sie aber angekommen, so erscheint auch schon der Jäger, der, da die Gazelle und Maus rasch entflohen, die auf der Erde liegende Schildkröte als Beute ergreift und in ein Netzwickelt mit fortführt. Mittlerweile kommen Aksharaka und Laghupatanaka laut jammernd zu dem Ort, wo Giranjaka sich befand. Diese spricht:

Ach, wozu nun? solange unser Land noch nicht aus unserm Geschicksstricke entlassen ist, so ist es ein Mittel, denken, ihn zu befreien! Denn man sagt, wenn er in ein Unglück fiel, aus Verachtung um ihn der vermehrt nur sein Unglück, aber endet es anders. Das einzige Mittel für Unglück nach der Lehren des Spruchs heißt: schet zu wie ihr's wegklopfet! und verliert Kummer nicht!“ und ferner: „Wenn man bedacht, als man zu wahren und wie man sich neuen Gefahren man sich frei mache, wenn man in Unglück geriet, ist die beste Berathung.“

Nachdem sie dies gehört, sagte die Krähe:

Oh, wenn du so meinst, so laß uns thun, was wir werde. Hier Akshitragsiva soll auf dem Weg gehen, den er einschlägt, sich irgendeinem Sumpfe nähern und an dem hinfallen, als ob er leblos wäre. Ich werde mich mit meinem Kopf setzen und mit leisen Schnabelstößen damit der böse Jäger ihn für todt hält und, um seinen meinen meine Wasse bildenden Schnabel, nachher die Erde wirft und des Wildes wegen angelassen kommt. So weile mußt du die größern Würde des Jägers, in dem Aksharaka eingewickelt ist, zerreißen, damit Aksharaka als möglich in den Sumpf kommen kann. Aksharaka! diesen Rath hast du herrlich ausgedacht! Und der

2 wahrhaftig so gut, als wäre er schon frei. So wollen wir es denn so machen!

Nachdem nun so geschehen, kommt der Jäger auf seinem Wege in die Nähe des Sumpfes und sieht den Schiranga in der angegebenen Weise am Ufer desselben mit der Krähe auf dem Kopfe liegen. Nachdem er ihn erblickt, dachte er mit erfreutem Herzen bei sich: „Sicherlich ist das arme Wild, nachdem es mit dem bösen Leben, als ihm geblieben war, das Netz zerrissen und mit Mühe und Noth sich in das Innere des Waldes geflüchtet hat, auch den Schmerz, den ihm die Fessel der Schlinge verursacht hatte, dort gestorben. Diese Schildkröte kann mir nicht weglassen, da sie festgebunden ist. Drum will ich auch jenes mitnehmen!“ Nachdem er diese Betrachtung angestellt hatte, warf er die Schildkröte auf die Erde und lief nach der Gazelle. Mitleidweise zerbiß ranjaka mit den diamantgleichen Zähnen, welche seine Kräfte sind, den Stadgürtel und Mantharala machte sich ihnen aus dem Grase heraus und froh in den nahen Sumpf. Schiranga aber sprang in die Höhe, ehe jener noch erreicht hatte, und machte sich mit sammt der Krähe auf die Flucht. Wie nun der Jäger erstaunt und mit Verdruss zurückkehrt, siehe da! so war währenddessen auch die Schildkröte auf- und davongegangen. Da zte und jammerte er und ging, betrübt über die Fe des Geschicks, nach Hause. Sobald dieser Jäger soweit als möglich entfernt war, kamen auch jene: die Krähe, Schildkröte, Maus, Gazelle, voll von größten Freude, an demselben See zusammen, umarmten sich einander, hielten sich für zum zweiten male gebunden und brachten ihre Zeit mit großem Vergnügen damit, daß sie sich in der geselligen Unterhaltung an schönen Reden ergötzen.

Dies beherrschte der Weise, erwerbe sich Freunde und ige sich gegen seine Freunde aufrichtig. Denn man auch. „Wer auf Erden Freunde erwirbt und ohne theilt sich benimmt, der wird vereint mit diesen nie nimmer zu Grunde gehen.“

Das dritte Buch, betitelt: „Krieg der Krähen und 1“, behandelt eigentlich die aufopfernde That eines rös. Der Rahmen, in welchen die verschiedenen Ereignissen und Sprüche eingefügt sind, ist dieser: In einer ing des Südens liegt eine Stadt, Mahilakropia mit n. In deren Nähe ist ein Feigenbaum, reich an Zweigen und beschattet von einem überaus starken Blätterdichte. ohnte der König der Krähen, Namens Meghavarna (Wolkenfarbige) mit seinem Gefolge, welcher sich eine ig daselbst gebaut hatte und darin mit seinen Untertanen wohnte. Gleicherweise wohnte daselbst in einer Feste bildenden Berghöhle der Eulenkönig, Namens rdana (der Friedejeimalmer), mit einem Gefolge nzähligen Eulen. Dieser kam in jeder Nacht herzu und umschwebte den Feigenbaum von allen Seiten, ie der Eulenkönig irgendeine Krähe zu packen be-achte er sie, beherrscht von alter Feindschaft, um ng dann weg. Auf diese Weise wurde in Folge des igen Angriffs die Burg dieses Feigenbaums durch

ihn allmählich der Krähen beraubt. Das ist ja der Lauf der Welt, denn es heißt ja: „Wer voll Trägheit es abwartet, wie eine Krankheit und sein Feind ungehindert sich ausbreiten, der wird ihr Opfer mit der Zeit.“

Da rief der König eines Tags alle Krähenminister zusammen und sprach:

Hört! Unser! die Nacht anbricht, gleich, ein Wortchen nun abwehren! Die Burg nicht, wir zu gehen und ihn a gemessenerweise um Krieg, Marsch, i gislet!

Nachdem die übrigen Minister ihre Meinung mitgetheilt haben, gibt auch der langjährige Minister des früheren Königs, der hochbegabte tiefe Kenner aller Lehren der Lebensklugheit, Schiradschwin (kräftig, lang lebend) mit Namen, seinen Rath und spricht:

Kind! was alle diese Minister gesagt haben, ist in den Schriften über Lebensklugheit begründet; alles dieses ist in der That von Nutzen, wenn es zu seiner Zeit paßt. Allein dies ist die Zeit für einen doppelgünstigen Zustand. Drum wird es dir sicher gut ausgehen, wenn du einen Doppelzustand anwendest. Der Feind, von Habgier beherrscht, wird dich nicht vernichten. Sollte du übrigens irgendeine Blöße an ihm fassen, so wirst du hingehen und ihn verderben.

Meghavarna sagte: „Water! mir ist sein Aufenthaltsort unbekannt; wie werde ich nun eine Blöße an ihm erkennen können?“ Schiradschwin sagte: „Kind! durch Kundschafter werde ich nicht bloß seinen Wohnort, sondern auch seine Blöße offenbar machen.“ Schiradschwin macht ihm zur Erreichung seines Zwecks folgenden Vorschlag:

Kind! höre, welches Mittel von mir beschlossen ist! Behandle mich, als ob ich von dir abgefallen wäre, bedrohe mich mit harten Worten, dann bestreiche mich so mit zusammengeholtem Blute, daß die Eplone des Feindes alles für Ernst halten, wirf mich nachher von diesem Feigenbaum herunter und begib dich alsdann zu dem Berg Nishjama; dort bleibe mit sammt deinem Gefolge so lange, bis ich sämmtlichen Eulen durch sehr liebevolles Betheuern Vertrauen eingefloßt, sie mir geneigt gemacht habe und, sobald ich meinen Zweck erreicht, die bei Tage der Blindheit verfallenden in der Mitte der mir bekannt gewordenen Burg vernichte. Ich habe sicher erkannt, daß wir auf andere Weise nichts erreichen. Denn diese Feste, welche keinen Ausweg hat, wird nur zu ihrer Ermordung dienen.

Die List gelingt, die Eulen werden in ihrer eigenen Höhle verbrannt und der weise Minister, der mit Gefahr des eigenen Lebens seinen Herrn gerettet, ruft am Schluß ihm mahnend zu:

So ruht denn gleichsam mein Herz aus, nachdem mein Unternehmen sein Ziel erreicht hat. So genieße denn jetzt lange Zeit diese deine von allen Gefahren befreite Herrschaft, einzig beschützt mit dem Schutz deiner Unterthanen und vererbe sie so auf Kind, Kindeskind und alle Nachkommen. Auch darfst du dich nicht durch den Wunsch des Glücks, indem du denkst: „Ich bin im Besitz der Herrschaft“, berücken lassen! denn schwankend ist die Macht der Könige; der Herrschaft Glück so schwer zu erklimmen wie ein Bambusbaum; geneigt zu plötzlichen Sturz; obgleich mit hundertfältiger Küftung gehalten, dennoch schwer zu halten; obgleich gepriesen und verehrt, am Ende

trägetisch. So herrsche denn du, nachdem du der Herrschaft Glüd, weißt wie das Ohr eines wühenden Elefanten, erlangt hast, einzig festhaltend am Rechte!

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Erzählung hier der bekannten Sage über Erzählung von Japhrus bei Herodot (III, 153) entspricht, welche bei arabischen und persischen Historikern in ähnlicher Weise erzählt wird.

Der Rahmen des vierten, „Verlust von schon Veressenem“ betitelten Buchs ist dieser: An einem gewissen Ort auf dem Meere steht ein großer Dschambubbaum, welcher beständig voll von Früchten ist, und da wohnte ein Affe, Namens Raktamukha (rothes Maul habend). Da stieg einmal ein Krokodil, Namens Wikaralamukha (fürchterliches Maul habend), aus dem Wasser des Meeres und legte sich an den Rand des mit sehr weichem Sand versehenen Ufers unter diesem Baum nieder. Darauf sprach Raktamukha zu ihm: „Höre, du bist mir als Gast genast! so ist denn die ambrosiagleiche Dschambufrüchte, welche ich dir gebe!“ Nachdem er so gesprochen, gab er ihm Dschambufrüchte. Jenes aber, nachdem es diese gegessen und lange Zeit das Vergnügen seiner Unterhaltung genossen hatte,ehrte wieder nach seinem Hause zurück. So lebten diese beiden, im Schatten des Dschambubbaums ruhend und sich die Zeit mit mancherlei schöner Unterhaltung verreibend, stets vergnügt. Das Krokodil aber gab die von den gegessenen übriggebliebenen Dschambufrüchte, wenn es nach Haus gekommen war, seiner Frau. Eines Tags aber wurde es von dieser gefragt: „Herr! wo bekommst du immer derartige ambrosiagleiche Früchte?“ Es antwortete: „Liebe! ich habe einen lieben Freund, einen Affen, Raktamukha mit Namen. Dieser gibt mir unter vorhergehenden Zeichen der Liebe diese Früchte.“ Da sagte sie denn: „Wer immer solche ambrosiagleiche Früchte genießt, dessen Herz muß ganz wie Ambrosia sein. Wenn ich dir also als Gattin lieb bin, so gib mir dessen Herz, damit ich, nachdem ich es gegessen, frei von Alter und Tod, mit dir Freuden genieße.“ Jener sagte: „Sprich doch so etwas nicht! Er ist ja unser Bruder geworden. Außerdem gibt er Früchte und darf deshalb nicht getödtet werden. Drum laß dies ungerechte Verlangen fahren.“ Drauf sagte das Krokodilweibchen: „Du hast noch nicht ein einziges mal meinen Worten entgegengehandelt. Drum wird das sicher ein Affenweibchen sein. Denn aus Liebe zu ihr verbringst du dort sogar den ganzen Tag. Nun kenn' ich dich durch und durch. Mit einem Wort: bekomme ich sein Herz nicht zu essen, dann begnüge ich um deinetwillen ein großes Fasten und fasse mich todt.“ Das Krokodil entschließt sich denn, um Ruhe zu haben, dem Befehle seines Weibchens zu folgen und bereitet den Affen, unter dem Vorwand, daß er von diesem gastlich aufgenommen werden solle, seinen Rücken zu besteigen. Als sie mitten auf dem Wasser sind, vertraut er ihm sein wirkliches Vorhaben an. Da sprach der Affe, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte: „Lieber, wenn dem so ist, warum hast du mir das nicht gleich dort gesagt? Denn mein Herz ist immer wohl verwahrt in einer Höhlung des Dschambubbaums. Ich will

es der Frau meines Bruders (d. i. dem Krokodilweibchen) einhändigen. Warum hast du mich nun, ohne daß ich mein Herz bei mir habe, hierher gebracht?“ Nachdem das Krokodil das gehört, sagte es voller Freude: „Lieber, wenn dem so ist, so gib mir dein Herz, damit das böse Weib es ißt und aufhört mit Fasten. Ich will dich zum Dschambubbaum bringen.“ Nachdem es dies gesagt,ehrte es um und ging zu dem Fuße des Dschambubbaums zurück. Der Affe aber, nachdem er Hunderte von verschiedenartigen Gelübden zu den Göttern gemurmelt hatte, gelangte mit Ach und Weh zu dem Ufer des Meeres zurück. Darauf sprang er mit einem Sprung so weit und so rasch wie möglich auf den Dschambubbaum. Darauf bat ihn das Krokodil, ihm sein Herz zu geben. Der Affe aber lachte höflich und erwiderte: „Wui, Wui! Du dummköpfiger Mörder unter der Maske der Freundschaft! Hast denn irgendjemand zwei Herzen? Geh nur schleunig unter dem Dschambubbaum weg und komm mir niemals wieder hierher!“ Darauf erwiderte das Krokodil: „Freund! Du hast kein Verlangen nach meinem Herzen. Ich habe das nur aus Spaß gesagt, um deine Herzensmeinung zu erproben. Drum komm als Gast in unser Haus. Deine Bruders Gattin ist voll Sehnsucht nach dir.“ Doch der Affe, durch Erfahrung klug gemacht, blieb und das Krokodilehrte beschämt über den Verlust seines treuren Freundes in seine Wohnung zurück.

Das fünfte Buch, „Handeln ohne sorgfältige Prüfung“ betitelt, scheint, wenn nicht alle Anzeigen trügen, in entschieden späterer Zeit die Gestalt erhalten zu haben, in welcher es jetzt in den sandkritischen Textrecensionen vorliegt. Die ursprüngliche Rahmen Erzählung wird bald verlassen und an die erste reiht sich unmittelbar die zweite, welche scheinbar den Faden der Erzählung fortspinnet. Die Betrachtung, wie schädlich vorzeitiges Handeln ohne vorhergegangene sorgfältige Prüfung sei, bildet das Band, welches die ersten Erzählungen lose verbindet, während erst die dritte Erzählung den Rahmen für die folgenden bildet.

Diese dritte, „Die Schätze suchenden Brahmanen“ überschriebene Erzählung ist im wesentlichen folgenden Inhalts: Vier arme Brahmanen berathen sich, wie sie dem traurigen Zustande ihrer Armuth ein Ende machen können. Sie begeben sich auf die Reise und begegnen auf ihrem Weg dem höchsten unter den Yogins, Bhairavānanda (Erliegt des Indra besitzend) mit Namen, gehen mit diesem in sein Kloster und bitten ihn, ihnen den sichersten Weg zu den Freuden des Reichthums oder dem Tod anzugeben. Bhairavānanda aber, die Fähigkeiten dieser vier Schüler erkennend, macht vier Zauberknäule, gibt jedem von ihnen eins derselben und sagt: „Weht in die Gegend nördlich vom Himalaya und wo irgend das Knäuel von einem hinfällt, da wird er ungewisselt einen Schatz finden.“ Der erste nun findet an dem Ort, wo sein Knäuel hinfällt, Kupfer. Damit zufrieden bleibt er. Der zweite findet Silber, bittet die andern mit ihm zu theilen und nicht weiter zu gehen. Während die andern damit nicht zufrieden sind, begnügt auch er sich und bleibt. Der

dritte fand Geld und bittet den vierten nicht weiter zu gehen, sondern mit ihm zu theilen. Dieser geht indes doch allein weiter; umherirrend aber erblickt er auf einem Plage einen Mann, auf dessen Kopfe sich ein Rad herumdrehte und dessen Körper von Blut benetzt war. Aufschleunigste geht er zu ihm und sagt: „Wer bist du? Warum stehst du so mit einem sich drehenden Rade auf dem Kopfe? Sag' mir ob irgendwo etwas zu trinken ist, denn ich werde vom Durst geplagt.“ Indem er so sprach, verließ das Rad augenblicklich den Kopf von jenem und stellte sich auf das Haupt des Brahmanen. Dieser sagte: „Was ist das?“ Jener antwortete: „Auch mir ist es ganz auf dieselbe Weise auf den Kopf gekommen.“ Dieser sprach: „O sage mir denn, wann es wieder herabsteigen wird. Ich fühle großen Schmerz.“ Jener antwortete: „Wenn irgendeiner wie du, mit einem Zauberstäuel in der Hand, hierherkommen und dich anreden wird, dann wird es sich auf dessen Haupt stellen.“ Dieser fragte: „Wie lange Zeit ist es, daß du hier so gestanden hast?“ Jener sprach: „Wer ist jetzt König auf Erden?“ Der Brahmane antwortete: „Manavotja ist König.“ Der Mann sprach: „Als Rama König war, da kam ich, von Armuth geschlagen, da du mit dem Zauberstäuel in der Hand hierher. Da wurde von mir ein anderer Mann mit einem Rade auf dem Kopf erblickt und befragt. Darauf sprang das Rad von dessen Kopf auch auf meinen, gerade wie jetzt, während du fragst, auf den meinen. Weiter kann ich die Zeit nicht berechnen.“ Der Brahmane mit dem Rade fragte: „Lieber, wie erzieltest du denn zu essen und zu trinken, während du so da standest?“ Der Mann sagte: „Von dem Gott der Schätze ist aus Furcht, daß ihm seine Schätze geraubt werden, dies als Schatzmittel gegen die Zauberer aufgestellt, damit ja niemand hierherkomme. Wenn aber einer mit Mühe und Noth bis hierher gelangt, so hat er, frei von Hunger, Durst und Schlaf, weder alternd noch sterbend, nichts weiter zu genießen als eben diesen Schmerz. Jetzt aber laß mich nach Hause gehen. Ich bin durch dich von diesem langen Leid erlöst. Drum will ich nun nach meiner Heimat gehen.“ Nachdem er so gesprochen, ging er weg.

Bald darauf findet ihn der Goldzauberer, tadelt ihn wegen seiner unersättlichen Begierde und nachdem sie sich gegenseitig mit Erzählungen unterhalten, welche alle in mehr oder weniger Beziehung zu dem angeführten Thema stehen, endigt das Buch ohne eigentlichen Schluß.

Fragen wir nach dem wissenschaftlichen Werth des hier von dem Uebersetzer des interessanten Buchs Grelleten, so müssen wir denselben sehr hoch anschlagen. Die dem ersten Theil bildende Einleitung; welche die Wanderzüge der im „Wantschatantra“ erzählten Märcen und Fabeln bis in ihre entlegensten Punkte mit Schärfe und vollster Beweiskraft verfolgt, ist eine der bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete der Literaturgeschichte, welche nicht nur bereits Ergebenes in gewandter Form recapitulirt, sondern so viel des Neuen, bisher noch nicht Erforschten und Unbekannten enthält, daß man der deutschen Wissen-

schaft zu diesem Gegenstand mit ruhiger Workst, scharfsinniger Combination und in erschöpfender Weise behandelnden Werke aufrichtig Glück wünschen muß. 41.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

3. zweiter Artikel.

(Schluß aus Nr. 31.)

Schiller äußerte sich einmal ungefähr dahin, daß sich in der Geschichte seiner Bekanntschaften auch die Geschichte seiner geistigen Entwicklung darstelle. Man darf dieses Verständnis allerdings nicht wörtlich nehmen; Schiller war ein zu unabhängiger Geist, eine zu selbständige Kraft, eine zu ausgiebige Potenz, um sich Einflüssen von außerhalb in so unbedingter Weise hinzugeben, daß ihre Wirkung einer gewaltsamen Störung, statt einer gesetzmäßigen Regulierung seiner Bahn gleichkommen wäre. Aber indem er fühlte, daß sein Genie nur zu sehr dazu neige, sich in excentrischen Richtungen zu bewegen, suchte er bei andern nach Maß, Regel und gesetzlicher Bestimmung. Er fühlte, was sein Genie zu leisten vermöge, aber er sah ein, daß es ihm noch an Kenntnissen, Geschmack und künstlerischen Principien fehle; denn hierfür viel zu thun, hatten ihm die kümmerlichen Tage in Stuttgart und Mannheim nicht viel Zeit übrig gelassen. Das Geschick wollte ihm auch darin wohl, daß es ihn in die persönliche Nähe derjenigen Lehrerinnen führte, die als die geeignetsten für ihn in Deutschland überhaupt zu finden waren: auf Christian Gottfried Körner folgte später Goethe, ohne daß dadurch Schiller's Verbindung mit dem erstern eine Unterbrechung erlitt, und an Goethe reihte sich Wilhelm von Humboldt. Dies sind die drei Männer, welche auf Schiller's geistige Bildung und ästhetische Erziehung von größtem Einfluß gewesen sind, ohne daß er je in ein Abhängigkeitsverhältniß von ihnen gerieth; er nahm von ihnen nur an, was er brauchen konnte, um seinen Geschmack zu reguliren und sein Wissen über die Kunst zu vervollständigen. Im übrigen vertraute er seinem Genie und seinem Rant, der für Schiller's spätere Bildung eigentlich das wurde, was für ein Gebäude das Fundament. Hier war auch das Bollwerk, hinter welchem er sich mit dem comotirten Süßquellchen seines Genies gegen alle zu weit gehenden Anforderungen seiner Freunde, denen er übrigens auf dem Wege des wechselseitigen Unterrichtes ebenso viel und zum Theil mehr gab als er von ihnen empfing, gesichert fühlen durfte. Die Rathschläge seiner Freunde hatten auf ihn nur so weit Einfluß, als sie gewisse allgemeine ästhetische Principien betrafen und brauchbare Fingerzeige für geschmackvolles harmonisches Formen und Gestalten boten; sein eigenes Wesen, seine Gedanken- und Vorstellungswelt ließ er sich durch sie nicht beeinträchtigen; hier wies er jeden störenden Eingriff ab. Wenn letzten Endes Körner's, daß er in seinen Dramen zuweilen zu lyrisch werde, ließ er unbrüchlich, und über die Wahl seiner Stoffe diskutirte er mit seinem Freunden nicht. Er theilte seinem Freunde Körner wol mit, daß er diesen oder jenen Stoff vorzunehmen gedachte, aber fragte ihn nicht um seine Ansicht, was er zur Wahl dieses Stoffes meine. Zwar

... durch den Einfluß Goethe's und
... denn Körner, eine mehr moderne Natur,
... überhaupt schwerer mit den geistlichen Tra-
... eine Zeit lang fast zu sehr in den Hellenismus
... mit besonders die „Braut von Messina“
... aber mit einer jener kühnen Wendungen, wie
... nur dem Genie eigen sind, schlug er plötzlich in
... „Wilhelm Tell“ und in dem leider Torsso gebliebenen
... „Demetrius“ eine ganz neue Richtung ein, durch die er
... sich, übrigens in vollkommen origineller und unabhängi-
... ger Weise, dem großen freien Wurf in Shakspeare's hi-
... storischen Dramen näherte, in denen es ebenfalls weniger
... auf die Durchführung einer eigentlichen dramatischen In-
... trigue als auf historische Charakteristik und auf die Vor-
... führung bedeutender geschichtlicher Momente in großen
... Gruppen und Tableau abgesehen ist. Schiller's inzwi-
... schen namentlich durch H. W. Schlegel's Kritik und Uebersetzer-
... Kunst vermittelte nähere Bekanntschaft mit Shakspeare's
... historischen Dramen ist auf diese letzte Wanker schwerlich
... ohne Einfluß gewesen; Schiller selbst schrieb nach der
... Ausführung einer Bearbeitung des Shakspeare'schen „Co-
... riolan“ an Goethe: „Für meinen Tell ist mir das
... Bild von unerschätzbarem Werth; mein Schicksal wird
... auch dadurch gehoben.“ Ein gewisser Einfluß der roman-
... tischen Schule und besonders Schlegel's, den er ja auch
... persönlich kannte, ohne, wie man weiß, ihn besonders zu
... lieben, verräth sich bei Schiller ja schon seit der „Jung-
... frau von Orléans“ in einer gewissen Mischung romanti-
... scher und antik-classischer Elemente, und so dürfen wir
... auch hierin gewissermaßen eine Bestätigung der eigenen
... Aeußerung Schiller's erblicken, daß die Geschichte seiner
... Bekanntschaften auch die Geschichte seines Geistes sei.
... Aber diese Einflüsse dienten nur dazu, den Strom seines
... Geistes zu nähren und höchstens zu färben, aber nicht
... ihn zu trüben oder in eine seinem Wesen und Ursprung
... fremde Richtung zu drängen. Mit Recht bemerkt Kuno
... Fischer in seiner schönen Festschrift, deren Fünftag noch näher
... gedacht werden soll: „Schiller's Freundschaften sind Lebens-
... epoche von den Jugendgesellen der Militärschule bis hin
... zu Humboldt und Goethe!“

Nachstehende Publicationen betreffen dasjenige Freundschaftsverhältniß Schiller's, welches für die äußere Gestaltung seines Daseins wie für seine geistige Entwicklung höchlich einflußreichste wurde:

2. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Zweite wohlfeile Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, Weit u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr.
3. Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Von Hermann Marggraf. Zugleich als Einleitung zur zweiten Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig, Weit u. Comp. 1859. 8. 15 Ngr.

Die Bedeutung des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, von welchem Scherr in seiner Biographie Schiller's bemerkt: „Das ist so ein Buch, an welchem ein deutsches Herz sich erfreuen und erfrischen kann“, hob jüngst Körner Bruch auf Anlaß dieser Wiederausgabe in Nr. 49 des „Deutschen Museum“ mit folgenden schönen Worten hervor:

Das Werk, bekanntlich erst 1847 erschienen, nimmt unter den Quellen zur Kenntniß von Schiller's innerem und äusserm Leben eine der ersten, ja vielleicht schlechthin die erste Stelle ein; es ist nicht zu viel behauptet, daß erst seit dieser Briefwechsel Schiller's mit Körner vorliegt, ein wahrhaftes Verständniß seines großen Dichters und zwar gerade in den reifen und wichtigsten Perioden seines Wirkens, möglich geworden ist. Aber auch abgesehen von diesen nachliterarischen Zwecken bietet die Lektüre dieses Buchs einen großen und dauernden Genuß; nirgend, auch nicht in den an Goethe gerichteten Briefen, in denen doch immer mehr der Dichter, der Kunstphilosoph sich äußert, den Schiller uns so unmittelbar, so von seiner echt menschlichen Seite entgegen, nirgend thun wir so tiefe und dabei so ergreifende und belehrende Einblicke in dieses starke, kühne, stolze Herz, in die Irthümer, denen es unterworfen war, in die Trümpfe, die es, erfüllt vom lebendigen Genuß der Schönheit, über sich selbst hinweggetragen, bis es endlich jene Reinheit und Heiligkeit, jene innliche und ästhetische Verklärung erlangte, in welcher Schiller am im Gedächtniß der Nachwelt fortlebt. Und dieser Körner mit seinem ausdauernden, durch nichts beirreten Freundschaft, diesem immer bereiten, liebevollen Verständniß, dieser innigen gärtlichen Zuneigung, die darum doch niemals ansetzt in weiches Verhätscheln des geliebten Freundes — welch schöner, welch innerlich befriedigender Kabbist eines echt deutschen Charakters und einer wahrhaften mündlichen Freundschaft!

Schwerlich konnte den Verehrern Schiller's, die es auch bloß zum Schein und zu Nebenzwecken, sondern in der That und der Wahrheit sind, auf Anlaß seiner Sacularfeier ein werthvolleres Geschenk gemacht werden, als mit dieser zweiten wohlfeilen Ausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, deren Preis im Verhältniß zu dem Umfange des Werks (100 Druckbogen) so niedrig gestellt ist, daß man mit Fug und Recht erwarten darf, sie in recht viele Hände übergehen und so weit möglich ein Gemeingut der Nation werden zu sehen. Mit Freuden entspreche ich dem an mich gerichteten Wunsche, zu dieser neuen Ausgabe ein einleitendes Wort zu schreiben, das auch als selbständige Schrift im Buchhandel zu haben ist. Wenn es mir dadurch gelungen sein sollte, eine gerechtere Würdigung der seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften Körner's wie auch seiner Verdienste um die Literatur in weiteren Kreisen als bisher anzubahnen, so wäre ein Hauptzweck meiner einleitenden Schrift erreicht. Dadurch daß Körner den Dichter aus bedrängtesten Umständen, ja vielleicht von materiellem und geistigem Untergang rettete, wie dadurch, daß er in seinem Sohne Karl Theodor der deutschen Nation einen seiner tapfersten Kämpfer und seiner begeisterten Kriegs- und Vaterlandslieger großzog, hat Christian Gottfried Körner sich um das gesammte deutsche Vaterland wohl verdient gemacht; ein specieller Verdienst hat er sich um Sachsen und besonders um die sächsische Hauptstadt erworben. Hier sah es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in geistiger Hinsicht noch sehr düster und traurig aus; Körner sowohl als Schiller klagen darüber aufs bitterste, und letzterer schied aus Kurfürstentum mit der ungünstigsten Vorstellung von dessen Bewohnern, namentlich von dem Dresdenern, deren Charakter er einmal „feist, zusammengeknäuelte“ u. s. w. nennt. Es war allerdings eine kleine literarische Gemeinde vorhanden, die aber sicher nur auf sehr wenige Köpfe beschränkt war, und außer dem engern Freundeskreise der Körner'schen

Familie wird es kaum jemand in Leipzig und Dresden gegeben haben, welcher Schiller's Genius zu würdigen gewußt oder sich um seine Person mit einiger Sympathie bekümmert hätte. Schiller wirkt den damaligen Sächsen vor, daß es gefährlich sei, bei ihnen im Ruße zu stehen, man schätze etwas höher als sein Brotsack. Dies scheint allerdings nur zu sehr der Fall gewesen zu sein, denn Körner hielt, um seiner amtlichen Laufbahn nicht zu schaden, aufs ängstlichste auf Anonymität, obgleich seine Schriften oder vielmehr Aufsätze der allerunverfänglichsten Art und ausschließlich ästhetischen und kunstphilosophischen Inhalts waren. In der Einleitungsschrift heißt es:

Man hatte nichts dagegen, daß ein Beamter seine Rußstunden im Wirthshause, im Theater, in Gesellschaft, beim Kartenspiel oder bei Musik verbrachte, aber sie in schriftstellerischer Thätigkeit zu verwenden und dadurch der Menschheit nützlich zu werden, das war ein Verbrechen, für welches seine Verzeihung zu haben war.

Körner that nun in Dresden redlich und mit bestem Erfolg das Seinige, um diesem geistlosen Pedantismus ein Ende zu machen, und es gelang ihm dies namentlich mittels der gesellschaftlich literarischen Reunionen in seinem Hause, zu denen alles, was in Dresden höhere Bildung besaß oder zu besitzen sich einbildete, oder doch den Schein davon zu behaupten wünschte, Zugang zu erhalten suchte; denn das Körner'sche Haus war ein Mittelpunkt aller Celebritäten und Männer von Geist und Namen geworden, welche Dresden aus längere oder kürzere Zeit oder nur auf der Durchreise besuchten. Was erst nur Mode war, wurde dann Bedürfnis, und es bildeten sich neben dem Körner'schen Cirkel und später noch andere Kreise dieser Art, von denen sich Geschmack an Kunst und Literatur weiter verbreitete. Wir für unsere Person sind sonst nicht gerade sehr geneigt, in den deutschen Salons ein sehr segensreiches oder besonders wirksames nationales Culturelement zu erblicken; aber der Körner'sche Cirkel hatte eine wirklich literarische Bedeutung, er war ebenso frei von präventivem Zwange und conventioneller Steltheit als von jener ungefunkenen Kollaterale mit dem bloßen Esprit und schlagfertigen Witz, wodurch die bloß äußerlich gebildete Salonbabe und der sonst jeder sittlichen und tiefen Grundlage entbehrende Weltmann so häufig den Mann von Genie und wirklich schöpferischem Geist übertreffen. Der Körner'sche Cirkel — von denen, wie man dem Publikum von Augsburg her Hoffnung gemacht, eine Gesamtausgabe vorbereitet wird — und namentlich seine Briefe mit Schiller und seinem Sohn Theodor gelesen hat, der wird davon überzeugt sein, daß in Körner's Nähe nichts Unreines und Unedles, nichts bloß Schimmerndes aber Gehaltloses auf die Dauer eine bleibende Stätte finden konnte. Die feinste Bildung verlor für Körner um so mehr an Werth, je weniger sie auf rein menschlicher Grundlage beruhte.

Für die Kenntniß Schiller's, sowohl des Dichters und Aesthetikers als des Menschen, ist dieser Briefwechsel von äußerster Wichtigkeit und in letzterer Beziehung, wie auch Robert Bruns hervorhebt, die Hauptquelle. Solchen Ideali-
sten, welche sich Schiller nicht anders als immer in den höch-

sten Regionen schwebend und der Weltlinge und des weltlichen Vortheils gar nicht acht habend vorstellen können, wird es überraschend sein, bei der Lectüre der Einleitungsschrift oder noch besser der Briefe selbst (falls sie dieselben mit erforderlicher Ruhe und Objectivität überhaupt zu lesen vermögen), aufs deutlichste wahrzunehmen, daß Schiller das Leben in den meisten Fällen sehr praktisch und energisch anzufassen, alles gut zu berechnen und seines Vortheils wahrzunehmen wußte. Dies versteht sich auch von einer so energischen Natur wie Schiller war eigentlich von selbst. Seine ökonomische Lage zu verbessern und sich bürgerlich solid einzurichten, war sein sehr bestimmtes Ziel, das er auch zu erreichen wußte. Er selbst spricht einmal davon, daß es für den Schriftsteller auch einen „ökonomischen Ruhm“ gebe, und daß dieser ihm sehr nöthig sei, um auch in der bürgerlichen Welt etwas zu gelten; er sah ein, daß es nöthig ist, sich zunächst eine gesicherte Lebensstellung zu erringen, um große Commissionen ausführen zu können. Man kann der Welt nur dazu Glück wünschen, daß er diese Umsicht und Energie besaß, denn ohne sie würde er das Große, was er wirklich später vollbracht hat, nicht haben vollbringen können. Er hat zwar seine sorgenvollen Jahre gehabt, in denen er als echter Literat von buchhändlerischen Aufträgen lebte, aber es gelang ihm doch, sein Leben später ziemlich behaglich einzurichten, sodaß er schon zu Ende des Jahrhunderts sein jährliches Einkommen auf 2400 Reichsgulden anschlagen konnte, was zwar mit seinen Leistungen und seiner aufreibenden Arbeit immer noch in keinem Verhältniß stand, aber doch für die damaligen und namentlich jenaischen Lebensverhältnisse immerhin kein ganz unansehnliches Einkommen war. Die Verbindungen mit Hof und Adel, welche er seiner Frau dankte, kamen ihm hierbei direct oder indirect zu statten. Ein Dichter, der, wie Schiller in seinen letzten Lebensjahren, nach Waller's Angabe jährlich 160 Thaler an seinen Weinlieferanten zahlt, ungerechnet die feinen Weine, die ihm geschenktweise zufließen, kann wol keineswegs zu den armen Poeten gezählt werden. Und selbst jene Nothjahre gereichten ihm nicht zum Schaden. Es waren die Jahre, in denen er sich auf das Studium der Geschichte, Philosophie und Aesthetik verlegte, das ihm dann für die Ausarbeitung einer Reihe der vortrefflichsten dramatischen und lyrischen Producte so sehr zu statten kam, übrigenfalls Jahre, die ihm doch auch durch das Selbstergehn des Grafen Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg sehr erleichtert wurden. Wir treffen gerade in diesen Jahren auf einen großen Zug im Charakter Schiller's. Die Popularität, welche ihm seine dramatischen Erstlingswerke verschafften, konnten ihn wol verführen, auf diesem Wege fortzufahren und ein Vielschreiber zu werden, und ein Dichter neuerer Zeit würde dieser Versuchung schwer widerstanden haben. Er aber, einem höhern Ziel als der bloßen sogenannten Popularität nachstrebend und heißgierig, für die Unsterblichkeit zu dichten, verschmähte den raschen Werblust und die wohlfeile, leicht aber auch das größte Talent verfallende Popularität und ruhte jahrelang von

seinem dramatischen Schaffen aus, um dann plötzlich mit einem so reifen Product wie „Wallenstein“, an dem er jahrelang in der Stille gedichtet und gearbeitet, vor die erkaunte Welt zu treten. Aber auch in diesen Jahren verlor er sein Ziel, sich eine gesicherte Stellung zu erringen, nicht aus den Augen, und Goethe behauptet sicherlich nicht mit Unrecht, daß Schiller viel mehr Lebensflucht und Lebensart als er besessen habe. Scherr setzt zwar, indem er diese Stelle anführt, hinter das Wort „Lebensflucht“ ein Fragezeichen, aber Goethe, der im „Epilog“ und sehr vielen andern Stellen das Hohe und Große an Schiller mit wahrer Selbstverleugnung gefeiert hat, wird wol gewußt haben, was er hier sagte, wie er auch sicherlich in gewissem Sinne nicht unrecht hatte, wenn er von Schiller versichert, daß dieser eine aristokratische Natur gewesen als er. Im übrigen bemerkt auch Scherr gelegentlich: „Es klingt seltsam und ist doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus verständige Ansicht und Ueberzeugung hatte.“ Und warum sollte er sie nicht gehabt haben?

In unserer praktisch-realistischen Zeit wird es der Verehrung für Schiller sicherlich keinen Abbruch thun, wenn man nachweist, daß er in allen Existenzfragen eine bei einem Dichter nur selten anzutreffende praktische Umsicht bewiesen. Rechnet man hierzu seinen namentlich in früherer Zeit hervortretenden Hang zur Reclisance und zu abschprechenden Urtheilen, aus dem dann auch die „Kenien“ zum Theil hervorgingen, endlich seine stolze Unzufriedenheit, in welcher der Reclisanc Rath A. Clemens sogar einen pathologischen Grundzug seines Charakters erblicken will, so denke ich, wird man es gerechtfertigt finden, wenn Schiller früher einmal in d. Bl. als ein wesentlich moderner Charakter bezeichnet wurde. Schiller war in seinen Briefen außerordentlich freigebig mit wegwerfenden Äußerungen und harten Urtheilen, wie „armselige Hunde“ (Rauver und Engel), „Lasse“ (Friedrich Schlegel), „dämmerlicher Hund“, „aufspringlicher und impertinenter Bursche“, „Allerweltsschwäger und Sytophant“, „Prachthand und Blindbeutel“, „Lumpenpad“ (worunter er die Schauspieler versteht) u. s. w., und nur zu leicht erscheinen ihm die Verhältnisse und Umgebungen, in denen andere leben, „elend“. Die Härte, womit er sich über Alexander von Humboldt und anfangs selbst über Goethe ausdrückte, ist bekannt, ebenso Schiller's klatschhafte Mittheilungen über Herder und dessen Frau und sogar über die Herzogin Amalie. Diese Neigung zum Klatsch ist freilich ein Brauch, „von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung“, indess ist er in unserm „gemüthlichen“ Deutschland so beliebt, daß auch Schiller, indem er sich so hart äußert, bei den meisten eher auf Zustimmung als auf Tadel zu rechnen haben wird.

Im übrigen dürfen wir nicht verkennen, daß einem so eminenten Geiste wie Schiller die Menschen und alle menschlichen Verhältnisse mit Recht oft sehr niedrig vorkommen mußten. Auch hatte er während seiner Nothjahre die Menschen sicherlich von keiner sehr vorthellhaften

Seite kennen lernen. Auch nur zehn Jahre voll Kampf, Unbehrung und Demüthigung können hinreichen, um für Lebensdauer nicht die Liebe zur Menschheit, aber die Liebe zu den einzelnen Menschen oder die Achtung für sie gründlich zu vernichten. Unter den Tausenden und Zehntausenden seiner Verehrer fanden sich etwa nur ein halb Duzend, die, wie nachgewiesen werden kann, wirkliche Opfer für Schiller brachten, ohne eine Gegenleistung von ihm zu verlangen: Andreas Streicher, Frau von Wolzogen, Christian Gottfried Körner, der Herzog von Augustenburg, der Graf Schimmelmann, endlich Streicher's Hauswirth, der manheimer Baumeister Anton Hölzel, der, aus bloßer Verehrung für Schiller sein Opfer schenkte, um die zur Deckung einer den Dichter fürchtbar drückenden stülgarter Schuld nöthige Summe herbeizuschaffen. Vergessen wir den einfachen Namen Hölzel's nicht neben den glänzenden einer Frau von Wolzogen, eines Grafen Schimmelmann und eines Herzogs von Augustenburg! Wirklich, obgleich wir es nicht bestimmt wissen, gab es noch drei oder vier anonym gebliebene Wohlthäter, welche sich die Verehrung für Schiller etwas mehr Geld, Zeit oder Gemüthsruhe kosten ließen als wohlthätige Ausbrüche der Bewunderung, zu denen wir auch im ganzen jene öffentlichen Ovationen für Schiller in Mannheim, Weimar, Lauchstädt, Leipzig und Berlin rechnen dürfen; denn so idyllisch solche Ovationen für die Darbringenden und so erhebend und anseuernd sie für den Befehrten augenblicklich auch sind, so bringen sie doch keine reelle Hilfe; ja die vielleicht unmittelbar darauf sich offenbarenden finanziellen Nothstände und die persönlichen Demüthigungen vor „Gewatter Schnelder und Handschuhmacher“ wirken dann im Gegensatz dazu nur um so peinigender und erbitternder. Es heißt in der Einleitungsschrift zum Briefwechsel:

Schiller war schon durch seine ersten lyrischen und dramatischen Producte der Lieblingsdichter der Nation; aber was that diese Nation für ihn? Man zahlte an der Theaterkasse seine paar Kreuzer, um der Aufführung eines Schiller'schen Stücks beizuwohnen, und man kaufte namentlich die an Druckfehlern reichen Nachdrücke seiner Dramen, weil sie die wohlfeilsten waren. Seine Geburtstage sind sicherlich, solange er lebte, weniger solenn und geräuschvoll gefeiert worden als nach seinem Tode. Im übrigen wird man ihm gewiß keine seiner Bedrückungen, Heimlichkeiten und Demüthigungen erspart haben, die man überhaupt auch dem Genie nicht erspart, wenn und solange es in bedrückten Umständen lebt oder gar zahlungsunfähig ist.

Und wenn einmal unter den vielen Besitzern von Hunderttausenden sich ein paar finden, die dem Gram helfend beispringen, so macht dies eine Sensation, über die Körner auf Anlaß der Schimmelmann-Augustenburg'schen Schenkung einmal an Schiller schrieb:

Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Reas'schen Leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.

Niemand hatte ein gleiches Recht so zu urtheilen als Körner, der selbst Opfer gebracht, aber alles gethan hatte, um keine Kunde davon ins Publikum gelangen zu lassen. Freilich so ganz uneigennützig Menschen wie Körner gibt es — traurig zu sagen! — unter einer Million viel-

leicht nicht zehn, und Körner bedachte nicht, daß wenn von edelherzigen und wohlthätigen Handlungen gar keine Kunde in die Oeffentlichkeit gelangte, eben noch weniger gesehen würde. Man hört von so vielem Schlechten, warum soll man nicht auch das Gute erfahren, das in der Welt geschieht? Um einen Wettseifer auch in guten Handlungen zu veranlassen, ist, wie wir glauben, Publi- cität das beste Mittel, und es liegt sicherlich nichts Unna- türliches darin, wenn jemand für das, was er gut und recht gethan, Anerkennung zu finden wünscht, sei es auch nur, damit das von ihm gegebene gute Beispiel nicht ver- loren gehe und zur Nachahmung anseure.

Die Einleitungsschrift bemerkt unter anderem:

Der Schiller-Körner'sche Briefwechsel ist endlich, um para-
 dor zu sprechen, noch durch das interessant und charakteristisch,
 was er nicht enthält. Er enthält z. B. fast gar keine Beschrei-
 bungen irgendwelcher Art, keine Schilderungen von Städten,
 landschaftlichen Scenerien und Vorgängen aus dem Volksleben.
 In sich hineingesehrt, ad
 und er gesteht einmal se
 weil es ihn zerstreue.
 über jene Fragen der G
 lebens, die uns jetzt so
 auf jene wichtigen Ereignisse
 betrafen und seine Empfindung erschütterten.

Um so größere Bewunderung verdient das Anschauungs-
 vermögen des Dichters, der in seinen Dramen so viele
 politische und staatsmännische Weisheit niederlegte, in
 „Wallenstein's Lager“, im „Tell“ und im „Demetrius“
 die mannichfachen Volks- und in manchen seiner Gedichte
 Landschaftsbilder mit so kräftigem Pinsel zu gestalten wußte.
 Als merkwürdig hätte noch hervorgehoben werden können,
 daß, so zahlreich und umfangreich in diesen Briefen die
 ästhetischen Erörterungen auch sind, davon doch auf Werke
 der bildenden Kunst kaum irgendwo Anwendung gemacht,
 kaum ein Gemälde oder ein Sculpturwerk auch nur er-
 wähnt wird, obgleich doch Schiller unter anderem die Mei-
 sterwerke in der dresdener Galerie gesehen hatte. Frei-
 lich nannte er diese gegen den Galeriedirector Hartmann
 „alte Pumpen“! Wer erklärt dieses Räthsel?

Wie in viele andere und vorliegende Schriften hat
 sich auch in meine Einleitungsschrift der Irrthum ein-
 geschlichen, daß das bekannte Rescript, worin Schiller für
 die Professur in Jena empfohlen wird, weil man ihn
 „gratis“ haben könne, Goethe zugeschrieben wird. Die-
 ser Irrthum ist aber erst durch Valleske aufgeklärt wor-
 den, der das Rescript wörtlich im Anhang zum zweiten
 Bande seiner Biographie Schiller's mittheilt. Meine an
 das Rescript geknüpften Bemerkungen bleiben jedoch, wie
 ich glaube, berechtigt, da auch der Herzog August so ziem-
 lich dieselben Rücksichten zu nehmen hatte wie sein Minister.

Körner's Verdienste um Schiller sind unendlich groß.
 Außer seinem Familienleben und dem Gefühl einer ge-
 sicherten Lebensstellung verdankt es Schiller namentlich
 den Einflüssen seines Freundes Körner, wenn sein Ge-
 müth allmählich weicher, zufriedener und rücksichtsvoller
 gestimmt wurde. Wir haben außerdem oben die Ver-
 dienste hervorgehoben, welche sich Körner um das geistige
 Leben Dresdens erworben hat. Dennoch wurde sein Name

bei der Säcularfeier neben dem Schiller's kaum irgendwo
 genannt. Und doch verdient es Körner so sehr, daß
 man sein Andenken durch irgendein öffentliches Denkmal,
 z. B. die Aufstellung einer Büste an irgendeinem passen-
 den Orte in Leipzig oder Dresden ehrt.

Wir schließen diesen Artikel mit einer Nachkost, dem
 Anführen folgender Schriftchen, welche der bloßen Collecta-
 neen, zum Theil selbst der Curiositätenliteratur angehören:

1. Schiller-Kalender. Auf das Säcularjahr von Schiller's
 Geburt. Wien, Lechner. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.
2. Schiller-Anekdoten. Zusammengestellt von Paul Förster.
 Berlin, Schlingemann. 1860. 8. 5 Ngr.
3. Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und
 Menschheit aus seinen Gedichten und Dramen zusamen-
 gestellt von F. v. Sargues. Berlin, Mohr u. Comp.
 1859. 12. 6 Ngr.
4. Der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtsspiel von Schillero
 Reschdivo. Stuttgart, Fischhaber. 1859. 16. 12 Ngr.

Die Speculation im Kleinen
 Gen zu benutzen sucht, hat auf
 ler's zu ihren mehr lächerlichen
 tionen benutzt, und auch der A
 betheiligt. Man hatte Schiller's
 Schiller-Portemonnaies, Schille-
 pagner, selbst Schiller-Liqueur,
 Schiller-Wrapsen, warum sollte
 Kalender und Schiller-Anekdoten
 Gen gehört zu den „Zeichen“
 wollen wir dem im ganzen
 Kritik zusammengestellten „Schiller-Kalender“, diesem
 „Ergebnis eines vieljährigen Schiller-Cultus“, einen ge-
 wissen Werth nicht absprechen, da das angehängte alpha-
 betisch geordnete Sach- und Namenregister mit den Hin-
 weisungen auf das betreffende Datum diejenigen, die sich
 seiner bedienen, in den Stand setzt, die merkwürdigsten
 Facta in Schiller's Leben rasch und bequem im Kalender
 selbst aufzufinden. Dennoch ist der Kalender nicht so
 vollständig als er sein könnte und sollte, und wir ver-
 missen die Namen mancher Notabilitäten, sogar die Namen
 eines W. von Humboldt und Fichte, deren Beziehun-
 gen zu Schiller derart waren, daß es an dem nöthigen
 Kalenderdatum sicherlich nicht fehlen konnte. Von Schil-
 ler's Stücken vermiffen wir „Demetrius“, obgleich sich
 für diesen das Datum in Schiller's Notizenbuch findet,
 wo es am 10. März 1804 heißt: „Mich zum Deme-
 trius entschlossen.“ Daß das hübsch ausgestattete Büch-
 lein das Ergebnis eines „vieljährigen“ Schiller-Cultus
 und gränblichen Studiums sei, möchten wir hiernach doch
 bezweifeln.

Ein mit aller Noth zusammengestoppelles Büchlein
 sind die „Schiller-Anekdoten“. Schiller liebte zwar, wie
 man erzählt, den Scherz in der Unterhaltung, aber er
 war kein eigentlicher Bonmotist und schlagfertiger Wit-
 hold; man kann sich daher denken, was alles ausgetrieben
 werden mußte, um ein Bändchen mit Anekdoten aus
 Schiller's Leben zu füllen. Da lesen wir z. B. die Er-
 zählung von der Aufführung der „Braut von Messina“

in Rauchstädt, wo bei den Worten: „Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen“ (in unserm Büchlein falsch citirt: „Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen“) ein gewaltiges Gewitter losbrach, so stark, daß der Leser selbst versuchen möge, „sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortbauenden Gewittertoson durch alle Herzen zog, rings todtensbleiche Gesichter, jedem flochte der Athem, auch Schiller saß in seiner Loge wie versteinert“, wobei wir bemerken, daß die „todtenbleichen Gesichter“ wenigstens auf keinen Selbsteisern geseffen zu haben scheinen. Wenn man vergleicht unter die Anekdoten rechnet, dann freilich könnte man mit Moses- und Christus-Anekdoten ganze Bände füllen, und jeder Heilige, namentlich aber der heilige Grispin, würde Stoff zu Anekdotensammlungen im Umfange von Holobänden bieten.

Die Schrift „Schiller. Ansichten des Dichters“ u. s. w. ist eine bloße Anthologie aus Schiller's Werken, und zwar nur aus seinen poetischen, was allerdings das Bequemste ist. Die Mehrzahl der Verehrer Schiller's kümmerst sich freilich nicht um seine prosaischen Schriften und noch weniger um seine Briefe, die doch einen Schatz der trefflichsten Gedanken enthalten und deren Studium nothwendig ist, um sein Wesen und seinen Charakter vollkommen zu begreifen. Der Herausgeber theilt seine Sammlung in die Hauptrubriken „Gott“, „Natur“ und „Menschheit“, und er bemerkt im Vorwort:

Die ersten beiden Rubriken „Gott“, „Natur“ sind im Vergleich zur Rubrik „Menschheit“ unverhältnismäßig schwach. Man wird hierüber nicht rechten können; denn es lag nicht in meiner Hand, ein schönes Gleichmaß in dem Stoffe der drei verschiedenen Rubriken herzustellen. Schiller ist vorzugsweise, wie sich hier schon äußerlich zeigt, ein Dichter, der die Tiefen des menschlichen Herzens in seinem Fühlen, Wollen und Handeln enträthelt.

Ein fast wunderliches Büchlein ist der „Politische Jahrmarkt“, welches in der Buchhändleranzeige als „eine der originellsten Schriften, die jemals erschienen sind“, bezeichnet wird. In einer Vorbemerkung sagt der Herausgeber, der sich „M. Keimeln, poeta laureatus“ nennt:

Der gütige Leser wird bald wahrnehmen, daß wir folgende kunstreiche Aussprüche, gleichsam „sententiae poeticae in usum Delphini“, nur aus den bereits existenten Werken des bekannten Friedrich Schiller und zwar aus der loyalst rectificirten kleinen Gotta'schen Gesamtausgabe, sorgfältig zusammengelesen haben, was wir uns submissiv zu bemerken erlauben.

Es sind in dem Büchlein eine gute Anzahl politischer Sentenzen, oder solcher Sentenzen, die sich wenigstens auf politische Situationen und Personen anwenden lassen, so zusammengestellt, daß sie gewissermaßen als dramatische Personen eine ganze scenische Handlung durchführen, z. B.:

Germania.

Mich laß in tiefer Nacht

Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen.

Johanna.

Eine weiße Taube

Wird fliegen und mit Adlersfühnheit diese Geter
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.

Rath.

Urgib dich! Du bist meine

Gefangene!

Haynan.

Weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheit.

Oberpostamtzeitung.

Die glauben, daß der Herr des Himmels sich
Durch eine schlichte Nagd verkünden werde u. s. w.

Diese Probe wird hoffentlich genügen, um von dem wunderlichen Gange eine Vorstellung zu geben. Sicherlich gibt es unter dem deutschen Volke mehr als unter irgendeinem andern solche Leute, welche sich in capricösen und wunderlichen Ideen gefallen und mit der den Deutschen eigenen Gewissenhaftigkeit auf sie einen Fleiß und einen Scharf- oder vielmehr Klauhsinn verwenden, die einer vernünftigen und dem Verfasser wie der Menschheit nützlicheren Idee würdiger wären. Damit wollen wir übrigens nicht gesagt haben, daß dieses Büchlein gerade wegen seiner Wunderlichkeit von manchen, die das Wunderliche lieben, nicht mit Vergnügen gelesen werden sollte. Beiläufig bemerken wir noch, daß sich auch ein paar sehr bekannte Goethe'sche Aussprüche in diesen Carneval verorten haben.

Es liegen uns noch so viele Sacularschriften vor — darunter einige werthvolle Beiträge zur Biographie Schiller's, wie namentlich das Werk „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Bolzogen“, größere und kleinere Schriften über seine Werke oder seinen Bildungsengang, oder seine persönlichen Beziehungen, Dichtungen, auch dramatische, in denen wie in Ludwig Gerdts „Friedrich Schiller“ und in Apels „Dichter's Liebe und Heimat“ Schiller selbst als Held auftritt, die biographische Erzählung von H. Schwert „Schiller's Geburtstag“, allegorische Festspiele, Prologe, Festreden, z. B. von J. Grimm, Runo Fischer, G. Rastus, A. Eybow, A. Jung, M. Carriere, A. Gottschall (die Breslauer Rede), J. Jakoby, W. A. Paksow, W. Möbins, J. W. Schaefer u. a. — und es kommen uns noch allmähentlich solcher Sacularschriften so viele zu, daß wir auf unsere Absicht, bis Ende dieses Jahres mit dieser gewaltigen Papiermasse aufzuräumen, nothwendig verzichten mußten; bei gelegener Zeit und sobald als möglich, gedenken wir im nächsten Jahre unsere Betrachtungen wieder aufzunehmen. Als wir uns in frühern Tagen wie alle Jünglingsherzen an Schiller's Dichtungen begeisterten, hätten wir nicht geglaubt, daß uns Schiller einmal so viel Noth und Mühe machen werde; denn die weltbekannte Schreib-, Sprech- und Druckfertigkeit der Deutschen hat sich bei dieser Sacularfeier in einem Grade offenbart, der alles übertrifft, was man von ihr billigerweise erwarten konnte.

Hermann Marggraf.

Königliche Memoiren.

Denkwürdigkeiten eines Königs. Von Hermann von Scharff-Scharffenstein. Erster und zweiter Band. Berlin, Herbig. 1859. 8. 2 Thle.

Es ist ein eigenhümliches Buch, welches uns hier vorliegt. Man erwartet interessante Denkwürdigkeiten aus hochhistorischer Feder, vielleicht mit etwas Dichtung vermischt, möglicherweise Aufschlüsse über unbekannte politische Begebenheiten; man vermutet hier wieder eine Darstellung der neuesten Geschichte aus einem dem gewöhnlichen Menschen unabhürten Standpunkte zu begreifen. Aber alle diese Vermuthungen gehen irre. Der Verfasser, um es kurz zu sagen, bietet uns historischen Stoff aus aller Zeit, in der Weise wie ihn der allbekannte „Kleinasiatische Historiker“ so unterhaltend auszubilden weiß; aber er unterläßt sich doch gar wesentlich von diesem, der ihm als Muster vorgezeichnet zu haben scheint. Was er gibt, nun, er mag es auf die Art, die er angibt, gesammelt haben, aber es fehlt ihm der Reiz der Neuheit, es sind zum bei weitem größten Theil allgemeine bekannte Thatsachen der allgemeinen Geschichte, und die Anlage ist auch nicht eine sehr glückliche. Denn, das ist das Eigenhümliche der Anordnung, der Verfasser hat sich so seinen Stoff zerstückelt gelegt, daß er, der sein eigenes Leben darzustellen zu wollen verfuhr, mit seinen Jugendjahren beginnend, in seiner frühesten Jugend zu einer alten Dame seiner Verwandtschaft nach Düsseldorf gekommen zu sein behauptet, die zunächst ihm die Erinnerungen ihrer Jugendzeit des Meisteften erzählt und nun immer weiter rückwärts gehend, wieder die Jugenderinnerungen einer alten Dame, welche sie kennen gelernt, aufsteigt, unterstützt dann durch alte schriftliche Aufzeichnungen, die in noch weitere Vergangenheit zurückzuführen. So ist es denn möglich am Ende bis auf die Völkerverwanderung zurückzukommen, und wenn in den vorliegenden Händen der Verfasser auch noch nicht in diese Nebelwelt hineinkommen läßt, so möchten wir doch nicht werten, daß dies in den folgenden nicht möglich sein möchte. Auf diese Weise aber Denkwürdigkeiten zu schreiben ist freilich eine neue Manier, aber ob sie irgendwie vor dem Richterthum der Kritik bestehen kann, ist eine wol nicht schwer zu entscheidende Frage. Warum nun gerade „Denkwürdigkeiten eines Königs“ sich die Memoiren benennen, ist auch nicht leicht zu sagen; denn da die Person des Verfassers bis dahin noch keine bedeutende Rolle gespielt hat, wissen wir nicht, ob er irgendwo königliche Verdienste sich erworben hat. Das merkt man freilich heraus, daß die Hofluft ihm ungemein behagt; denn abgesehen davon, daß er in die heimlichen Verhältnisse des Hoflebens sich mit Lust und Liebe hineingelegt hat, daß alles vom Hofe ausgeht in ihm einen berechneten Verdrüßiger findet, daß Tilly und Maria Stuart mit einer Ehrenrettung von ihm bedacht werden, so streut er, obgleich auch seiner bergischen Heimat nach dem preussischen Regentenhaus mit Devotion zugethan, doch dem Hofe von München bei jeder Gelegenheit Palmen.

Damit wollen wir indes gern zugestehen, daß er für diejenigen Leser, welche mit den Einzelheiten der Geschichte, namentlich mit dem genealogischen Theile weniger vertraut sind, manches Interessante darbietet; aber der gute Eindruck wird zu leicht geschwächt durch Ueberspinnungen auf die bekanntesten Ereignisse und die breite Schilderung derselben.

So führt uns nun das Buch alsbald in das Leben der unglücklichen Herzogin Jacoba ein, die 1597 starb, knüpft daran die Darstellung des elendschen Erbfolgekrieges, springt durch Verletzung der Seitenregeln über auf Margarethe von Valois, Heinrich IV. von Frankreich und Maria von Medici, wendet sich dann wieder zum Kaiserhofe Wolfgang Wilhelm, erzählt ausführlich vom Kloster Altenberg und der heiligen Ursula. Nun aber schließt sich daran die Geschichte der Grafen von Berg und Altena, dann kommen wir in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, hören nun von dessen Veranlassung, dem Winterkrieg, plötzlich wieder von Gonzalo von Cordoba, dann von Isabella, der Tochter Philipp's II. So kommen wir nach Brüssel, damit

zu Rabens und Anton von Dyd. Es ist nicht schwer nach dieser, man möchte sagen, unart christlichen Weise bei Maria Stuart anzukommen und ihr eine Thron des Mitleids nachzuweisen, und sie führt leicht auf Albalard und Oloise und Arnold von Brescia, von denen wir auch im reichsten Maße zu lesen bekommen. Der Demagog Arnold leitet über, freilich nicht zum Kaiser Arnold, aber doch zum heiligen Arnold, bis wir wieder bei dem Dreißigjährigen Kriege angekommen sind und von Johann von Werth hören, daß er nicht aus einer Bauernfamilie kam. Darauf folgt die ausführliche Erzählung von Kaiser Rudolf von Rassen und seinem Geschlechte; hat dieselbe uns aber vielleicht zu lange aufgehalten, so werden wir dafür entschädigt, daß nach der Bekanntschaft mit Odenbarnseldt und Moriz von Cranien jetzt Tilly persönlich vor uns erscheint in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und als schätzenswerthe Gegenstand gegen den ephemer Realisten der Ritter mit dem Schwam. Aber alsbald macht die Romanze der historischen Wirklichkeit Platz. Wir sind am Hofe Ludwig's XIII.; Michellin, dann der Herzog von Luynes lebt und lebt vor uns. Doch der Schluß bringt uns nach Düsseldorf zurück; ausführlich wird der Tod der Herzogin Magdalena erzählt und eine Wallfahrt lehrt uns Klütting und seine Schätze durch und durch kennen.

Womit ein sehr buntes Allerlei; aber wo bleibt die künstlerische Einheit? Das Buch rührt von einem Verfasser her, und es soll uns gar nicht wundern, wenn es von einem anderen Gattel als Argument gegen die Giltigkeit der von Taciturnum mit so viel Scharfsinn auf die althellenischen und deutschen Epochen angewandten Liebertheorie benutzt werden sollte. 42.

Notizen.

Thaddäus Rau gegen Balesrode.

In den dreißiger und vierziger Jahren waren persönliche Reibungen und Kämpfe zwischen den Schriftstellern — natürlich nur auf dem Papier — sehr an der Tagesordnung, und diese literarischen Schemale besonders waren es, welche den Schriftstellersstand so tief in der öffentlichen Achtung sinken machten. Dessenhalb literarische Debatten wird es zwar immer geben, solange es verschiedene Standpunkte und Principien gibt, je sie sind sogar heilsam und notwendig, weil sonst die geistige Strömung leicht von Ekel und Stagnation oder doch mindestens erdödnender Monotonie bedroht wäre. Verwerflich erscheinen solche öffentlichen Auseinandersetzungen nur dann, wenn sie einen rein persönlichen Charakter annehmen, wenn die Feinde in einem invidiösen Ton geführt wird, wenn das Publikum mit Kesseltischen befüllt wird, die nicht vor die Öffentlichkeit gehören, kurz, wenn man zu ehr- und verabschämendlichen Beschuldigungen und Verdächtigungen seine Zuflucht nimmt, für welche die vollständigen Beweise fehlen und für die selbst der günstigste Entscheid der Gerichte, falls ein solcher bei unsern mangelhaften Pressgesetzen überhaupt zu erlangen sein sollte, keine ausreichende Genugthuung gewährt. Bei solchen Schemalen schadet in der Regel jeder sich selbst gerade ebenso viel als er dem andern schadet, und oft erleidet gerade der Theil die meiste Einbuße, der zuerst dazu provocirt. In der letzten Zeit war diese Art der Polemik allmählich seltener geworden, aber der alte böse Feind ruht nicht. Dies beweist noch der jüngst zwischen Cohen-Balesrode und Thaddäus Rau entstandene Streithandel. Da Thaddäus Rau zu den Mitarbeitern unsers Blattes gehört und es uns selbst nur erwünscht sein kann, wenn sich Rau von den gegen ihn erhobenen Verdächtigungen reinigt, wird man uns ausnahmsweise gestatten, von dieser Streitigkeit in aller Kürze Notiz zu nehmen. Balesrode hatte in seiner anonym herausgegebenen Broschüre: „Eine politische Todenschanze“, Rau, einen eben von seinem Triennium absoluirten, mit einem nachgelassenen Doctortitel besetzten Studenten“ genannt und ihn beschuldigt, ein Protégé des Generals Bismarck gewesen zu sein, dessen Wohlwollen er sich „als Mitarbeiter an der reactionären Presse Königshaus durch einige gegen freisinnige Persönlichkeiten und

Lebenden verfasste Aufsätze" erworben, indem der General wahrheitsfalsch nicht gewußt, „mit welcher Elastizität“ sein Preitgel zu gleicher Zeit als Mitarbeiter an Blättern von entgegengesetzter Tendenz „den am Pregel von ihm verfertigten Menschen und Michtungen wieder das Wort redete“. Außerdem hatte er eine Verschulbigung des „Literarischen Centralblatt“ ausgemerzt, wonach Thaddäus Lau's Wort über die Magna-Charta nur ein an Friedrich Hartter begangenes Plagiat sein sollte. Thaddäus Lau hat nun eine Erklärung gegen diese Verschulbigungen in die „Berliner Aeneas“ einrücken lassen, was ihm um so schwerer ankommen sein muß, da er noch in seiner Schrift „Zur Auswahl“ sich zu dem Grundsatze bekannte, daß man auf gewisse böswillige und verleumdende Angriffe am besten thue zu schweigen, und sich auch noch im Eingange seiner Entgegnung gesteht, wie in eigener Angelegenheit vor die Öffentlichkeit zu treten für jeden, der durch den Beruf der Öffentlichkeit angehöre, sein Recht habe. Es thut wehe, Lau genöthigt zu sehen, sich auf seine beiden Handen Gramine, auf seine Lehrerbildung am kaiserlich-keis. Gymnasium zu Königsberg, auf das von Drumann seinen „vorgeschlagenen Malagen“ und seinem „regen wissenschaftlichen Streben“ unterm 4. April 1856 ausgestellte Zeugnis u. s. w. zu berufen. Lau versichert aufs Bestimmteste, daß in dem von U. Lindenberg redigirten „Freimüthigen“, dessen „cynisches Treiben“ er stets gemildert, als eine Zeile von ihm gestanden, daß seine Artikel in der „Hartung'schen Zeitung“ und in der „Dresdener Post“ fast stets mit seinem Namen unterzeichnet gewesen, er forbert den Verfasser der „Lobenschan“ öffentlich auf, ihm einen einzigen Artikel zu nennen, worin er dem von ihm angeblich am Pregel verfertigten politischen Personen und Dichtungen das Wort geredet, und die Behauptung in Betreff seiner Schrift über die „Magna-Charta“ nennt er „eine der Lügen, in denen sich anonyme Menschen gefallen“. Auf die von Lau gegen Walestrode gerichteten persönlichen Beschuldigungen und den näher motivirten Vorwurf, daß demselben die Forderung einer Censur-ordnung, wie sie „unter Ehrenmännern üblich“, nicht zugemuthet werden dürfe, gehen wir hier nicht weiter ein; wir erwähnen nur, daß beide in Königsberg persönlich bekannt gewesen, „in einem und demselben Gast täglich Stuhl an Stuhl gekissen“, und daß Lau Walestrode's Verfahren gegen ihn auf das unlautere Motiv persönlicher Rache zurückführt, worüber alles derjenige, dem daran liegt, die Lau'sche Replik nachlesen möge. Zum Schluß derselben heißt es: „Lebe ich als Schriftsteller in Frankreich oder England, ich hätte nicht erst nöthig, an die Redaktionen der Zeitungen und Journale die besondere und ausdrückliche Bitte zu richten, dieser Erklärung ihre Spalten öffnen zu wollen.“

Treuwandt's „Argo“.

Von den Albums für 1860 hat uns die bei Treuwandt in Breslau erscheinende von Fr. Eggers, Th. Hofmann und W. von Lepel herausgegebene „Argo“ zuerst ihre Aufmerksamkeit gemacht, und da sie so artig war, dies zu thun, wollen wir auch nicht zögern, sie möglichst rasch und kurz in d. Bl. zur Anzeige zu bringen. Wir können im allgemeinen nur sagen, daß der Jahrgang 1860 in seiner Einkleidung und namentlich nicht in artistischer hinter seinen Vorgänger zurücksteht. Unter den meist sehr ansprechenden Genrebildern nennen wir die von F. Kreiswiler („Gleichenstiller Mäler“), Th. Hofmann, S. Köpfer („Die Mutter der Debutantin“), R. Arnold, O. Weber, D. Wisniewski u. s. w.; Thierstücke lieferten J. Schmittson und G. Steffert; die Landschaften, welche, wie auch schon im vorigen Jahre, eine besondere Fülle des Raubes bilden, sind von G. Biermann, M. Schmidt, Th. Foguet, H. Gann und M. Kieffahl, und unter ihnen namentlich die von letzterem „Das Pfarrhaus“ durch idyllische Gemüthlichkeit und Heimlichkeit außerordentlich ansprechend. Die interessantesten Bemerkungen zu den Bildern und ihren Künstlern rühren auch diesmal von Eggers her. Der literarische Theil bietet zwei Erzählungen oder Skizzen, die von Th. Storm: „Späte Rosen“, mit Initialen von W. Kieffahl, und die andere: „Der Centaur“,

von P. Heyse, mit Initialen von E. Dörger. In letzterem hat die Abenteuer eines widerwärtigen Genies in Dörger im ganzen mit recht feinem und reizendem Humor geschildert, während Storm's sonst sehr handlungslose Novelle von einer weichen Empfindung durchwogen ist. Die Gedichte sind von E. Geibel („Das Gewitter“, Bruchstück aus einem erscheinenden Gedicht); Th. Fontane, K. Heigel, J. Große, W. von Herff, R. Gottschall, G. von Blomberg, D. von Lepel, F. von Kppen u. s. G. Hessel läßt in einem Gedichte drei Jecher in einer Ecke beisammensitzen, deren jedem eine Kugel ins Glas fällt. Der erste begehrt sofort ein neues Glas, der zweite siphirt seine Kugel heraus und wirft sie fort; und der dritte?

Dem dritten thut's passen,
Der machte sich nicht darauf,
Die Kugel ohne Bier
Trank mit dem Wein er aus.

Der erste Jecher war ein Deutscher, der zweite ein Franzose, der dritte ein Dänischer. Emil Ritterhaus bewerte ein gefühlvolles rührendes Gedicht: „Am Grabe von Adolf Schuler“, in, worin es unter anderem heißt:

Ja, Blüten sind es, die an Dürst reich,
Nicht ist dein Lied der kalten Erde gleich,
Kein wildes Stürmlied je dein Singen war,
Dem Wellenlied gleich es, einfach, schlicht und klar:
Wer hat verflucht im Lied so schön wie du,
Im trauten Herd die süße Liebesdurst. . .

Die Daulerin, die Krankheit, hielt am Pregel
Mit Eisenklammern des Porens Band.
Sie hat zerflüßt ihm jeden Blumenstrauch,
Tropfenweise trank den Schierlingstest er aus,
Ja, Sorg' und Krankheit, beide eng im Bund,
Die machten trüb ihm jede Lebensstund'.
Ein Wort von dir flücht noch im Ohr mir heut',
„Erl' Jahren hab' ich mich nicht mehr gesreut!“
Deß Lieb so manche Dorgen froh gemacht;
Ihm hat das Glück seit Jahren nicht gelacht.
Ihn hielt Fortuna nicht im weichen Schoß:
Poet, Poet! die sel ein traurig Loß.
„Gehst zu leben!“ rief ein Gorthe sprach.
Ein Lebentag, es war ein Sonntag!
Dir Klang es anders, nicht als Wort der Lust,
Die Klang: „Behende, daß du leben mußt!“
Die Klang es scharf wie eines Dolches Stich,
Der Augenpaare Reden sahn auf dich!
Dürst, fürst, fürst, du hast du tren geschafft,
Zusammen deine ganze Kraft gerast,
Für deine Kinder und dein treues Weib
Hast du gequält den Lehramtswid' Leib,
Im Dienst des Handelsgottes spät und früh —
Dein letztes Lied, es war fürst, fürst, fürst!

Dan weiß kaum, ob die Dichterei mehr ein Kind des Unglücks, oder das Unglück mehr ein Kind der Dichterei ist.

A. M.

Bibliographie.

- Andros, H. W., Culturhistorische Bilder aus dem Rathleben der Gegenwart. Leipzig, Matthes. 1860. Gr. 8. 1 Thl. 10 Rgr.
Hepel, E. F., Religionsphilosophie. Mit einem Nachwort von G. Frank. Leipzig, Engelmann. 1860. Gr. 8. 1 Thl. 7½ Rgr.
Kuer, Adolph v., Neue Novellen. Drei Bände. Stuttgart, Wigand. 1860. 8. 3 Thl.
Högelamp, G., Karl Ritter. Eine kurze Charakteristik seines Wirkens. Berlin, Neigel. 1860. 8. 6 Rgr.

- Stendel, H. W., Erzählungen aus dem Leben der Thiere. Mit 16 Abbildungen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Brockhaus, H., Die Sage von Nala und Damayanti nach der Bearbeitung des Somadeva herausgegeben. Leipzig, Birkel. 4. 16 Ngr.
- Glaubius, M., Kleine Erzählungen. Mit 3 Illustrationen. Glogau, Flemming. 16. 10 Ngr.
- Gsch, Luise, Margarith. Erzählung. Barmen, Langewiesche. 1860. 16. 16 Ngr.
- Glaubrecht, D., Neue Erzählungen aus dem Offenlande. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1860. 8. 10 Ngr.
- — — Herbstblätter. 18er Band. — K. u. d. T.: Der Buchstabe. Erzählung. Mit 4 Illustrationen. Glogau, Flemming. Br. 8. 22½ Ngr.
- Der Grundriss der Nationalität und das europäische Staatsrecht. Berlin, Springer. 1860. Per.-8. 12½ Ngr.
- Gundling, J., Esen Gold. Familiengeschichten. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Happ, H., Das Buch Job. In gereimtem Versmaße übersetzt und mit den nöthigen Erklärungen versehen. München. 8. 1 Thlr.
- Heine, H., Poetische Werke. 18er und 19er Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859—60. 8. 4 1 Thlr. 15 Ngr.
- Heise, P., Vier neue Novellen. Berlin, Gerg. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.
- Hildenbrand, A., Geschichte und System der Rechts- und Staatsphilosophie. 18er Band. Das klassische Alterthum. Leipzig, Engelmann. 1860. Per.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.
- Huter, H. v., Bild einer christlichen Fürstin. Maria, Erzherzogin zu Oesterreich, Herzogin von Bayern. Mit 1 Stahlstich. Schaffhausen, Huter. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Jürgens, A., Deutschland im französisch-sardinischen Kriege vom Pariser Congreß 1856 bis zum Frieden von Villafranca 1859. 1te Hälfte. Basel, Schwelbhauser. Gr. 8. 24 Ngr.
- Kallmeyer, T., Die Begründung deutscher Herrschaft und christlichen Glaubens in Kurland während des 13. Jahrhunderts. Riga, Kymmell. Gr. 8. 20 Ngr.
- König's, G., Halmenshüter. Hf. I. II. VIII. XXII. Gotha, Verker. Du. Imp.-Hol. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Kreis, H., Karus. Komödie in fünf Akten. Stuttgart, Kreis u. Hoffmann. 8. 1 Thlr.
- Neues Düsseldorf'scher Künstler-Album. 18er Jahrgang. 1860. Unter literarischer Redaction von Allen. Düsseldorf, Lithographische Kunst-Anstalt. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.
- Laurenz, H. B., Graf, Dr. W. Hansl's Lehre vom Musikalisch-Schönen. Eine Abwehr. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 20 Ngr.
- Lepsius, R., Ueber einige Berührungspunkte der ägyptischen, griechischen und römischen Chronologie. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 26 Ngr.
- Longfellow, H. W., Die goldene Legende. Deutsch von A. Red. Leipzig, Wagner. 1860. Gr. 12. 1 Thlr.
- Der Rathschreiber. Eine rheinische Geschichte. Mit 5 Bildern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 7½ Ngr.
- Schlüter, G. W., Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des gläubigen Herzens aus den Schriften des heiligen Augustinus. In Sinnssprüchen. Münster, Coppelath. 16. 15 Ngr.
- Schrumpf, G., Süd-Afrikanische Reise-Bilder. Tagebuch meiner Rückreise aus dem Innern Süd-Afrika's nach der Capstadt, in den Monaten October, November und December 1857. Straßburg. 12. 7½ Ngr.
- Telfchow, W., Geschichte. Leipzig, Zeit u. Comp. 8. 15 Ngr.
- Winder, G. Frh., Gedichte. Berlin, Kiegel. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Vogel's geographische Bilder zur Länder- und Völker-Physiognomik. 1ste Lieferung: Polarländer, Brasilien, die Schweiz. Imp.-Pol. Mit 1 Heft Erläuterungen in Lex.-8. Carlsruhe, Veith. 4 Thlr.

- Blattische Volks-Kalender für 1860. Herausgegeben von H. Dörr. Der Jahrgang. Mit 6 Holzschnitten. Leipzig, Böigt u. Wänter. 8. 10 Ngr.
- Billigen, B. J., Gedichte. Carlsruhe, Veith. 1860. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Wolf, F., Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballero's. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 14 Ngr.
- Sienstänge. Berlin. 64. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

- Gedächtnis-Blätter an die Frier von Schiller's 100jährigen Geburtstag am 10. November 1859. 18es Heft. Bremen, Kühn. Da. 16. 5 Ngr.
- Fischer, K., Friedrich Schiller. Akademische Rede zu Schiller's 100jährigem Geburtstage gehalten in der Collegienkirche zu Jena. Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.
- Senke, R., Die Geburt des Dichters. Ein Festspiel zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich Schiller's. Danzig, Deutscher. 8. 3 Ngr.
- Gerber, W., Rede an Schiller's hundertjährigem Geburtstage gehalten. Altona, Schlüter. Gr. 8. 3 Ngr.
- Grimm, J., Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen akademie der wissenschaften am 10. november 1859. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 10 Ngr.
- Hermwegh, G., Die Schillerfeier in Zürich. Prolog für die Fest-Vorstellung im Theater am 10. November 1859 gedruckt und gesprochen. Zürich, Meyer u. Zeller. Per.-8. 4 Ngr.
- Jacoby, J., Schiller der Dichter und Mann des Volks. Schillerfeier, im Königsberger Handwerkerverein gehalten. Königsberg, Thelle. Gr. 8. 5 Ngr.
- Recht und Morgen der Deutschen. Ein Morgenlied am Schillertage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.
- Schöna, I. F., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich's von Schiller, gehalten beim Festact des Gymnasiums zum Heiligen Kreuz zu Dresden am 10. November 1859. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.
- Staedler, G. E., und E. Rudolph, Zur Erinnerung an Schiller's hundertjährigen Geburtstag. Zwei Vorträge, gehalten in der Festversammlung des jüngeren Berlinischen Lehrervereins am 9. November 1859. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.
- Tschmann, J. W., Zur Erinnerung an Schiller. Ein Vortrag zur Feier seines 100jährigen Geburtstages in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, am 20. October 1859 gehalten. Berlin, Döcker. Per.-8. 10 Ngr.
- Des deutschen Volkes Größe und Einigkeit in seinen geistigen Heroen Friedrich von Schiller und Alexander von Humboldt. Zwei vaterländische Gedichte zur Feier von Friedrich von Schiller's 100jährigem Geburtstage am 10. November 1859. Darmstadt, Strauß. Gr. 8. 2 Ngr.
- Wiedasch, W., Wodurch ist Schiller der Lieblingsdichter der deutschen Nation geworden? Rede, gehalten am 10. November 1859 bei der Schulfest des Lycums. Hannover, Kämpfer. Per.-8. 3 Ngr.
- Ein Zeugniß gegen die Vorrede des pädagogischen Jahrbuchs für 1859 von A. Diesterweg und gegen dessen am 9. Mai 1859 gehaltene Rede im Hause der Abgeordneten. Für Lehrer und Schulfreunde. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Zur Geschichte der kurzlebigsten Versuchungswirren. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3 Ngr.

A n z e i g e n.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch im neuen Jahre fortfahren, als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ, ihrem Rottio getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ als einzige Richtschnur ihren Wirkens zu betrachten. Die Wohlfahrt und Einigkeit des ganzen Deutschlands ersehend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfassung, andernteils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensowol in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, wird dieselbe vom neuen Jahre an durch eine Sonntags erscheinende Beilage vermehrt werden, indem in eine „Ergänzung zu allen Zeitungen“ bildenden „fliegenden Blätter der Gegenwart“, die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten mit der Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne übrigens zum Bezug derselben verpflichtet zu sein.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Beilage gewünscht wird. Inserate (die Seite 2 Rgr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Im Verlag von **Zeit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Stunden Gottesgruss.

Eine Apotheose des Lebens.

Den deutschen Müttern geweiht

von

Franziska Gräfin Schwerin.

Zweite unveränderte Auflage.

Miniatur-Ausgabe, auf feinstem Velinapapier gedruckt.

In reich verziertem Bindwunder mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 10 Rgr.

Als in Halbleder gebundene Exemplare mit Goldschnitt. Preis 2 Thlr.

An Tiefe und Reife der Gedanken, an Schwung und Fülle der Ideen, an Adel und Wohlklang der Form, läßt die gehaltvolle Dichtung nichts zu wünschen übrig, und es kann namentlich der gebildeten, für Schönheit und Wahrheit empfänglichen Frau oder Jungfrau von lieber Hand kaum eine werthvollere und bedeutsamere Weihnachtsgabe geboten werden, als dieses, dem Werth seines Gehalts entsprechend, elegant ausgestattete vorzügliche Werk.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zahlung von 12 Thlr. gegen die neueste sechste Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht, jedoch nur noch bis Ende 1859. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sorben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848—1858.

Von

Robert Prutz.

Zwei Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 10 Rgr.

Leipzig.

Voigt & Günther.

Bei J. P. Bachem in Köln ist neu erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Sammlung von klassischen Werken der neuen katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung

XIV. Bändchen. **Wesen und Wirken der Universitäten.** Von Dr. J. H. Newman. Mit Genehmigung des Verfassers überfetzt von G. Schändelen 288 Seiten. Preis 18 Sgr. (1 Fl. 6 Kr. Rh.)

XVII. Bändchen. **Die Kirche der Väter.** Bild aus dem Leben und den Schriften der Väter des 4ten und 5ten Jahrhunderts. Von Dr. J. H. Newman. Nach der neuesten Ausgabe mit Genehmigung des Verfassers überfetzt von Prof. Dr. Kayser. 272 Seiten. Preis 20 Sgr. (1 Fl. 12 Kr. Rh.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

R e g i s t e r.

entener eines Typothekmüllings. 474.
 reholdt, M., Ueber Goethe's Farbenlehre. 179.

a, F., The poetry of Germany. 438.
 afoff, S. L., Russische Familienchronik.
 aus dem Russischen überfetzt von S. Rapp-
 ynoff. 374.

am. Bibliothek deutscher Originalromane.
 herausgegeben von J. L. Reber. Zweif-
 t Jahrgang. 567.

- des literarischen Vereins in Nürnberg
 ir 1859. 331.

- lyrisches, aus dem Latein. Heraus-
 geben von P. Wigand. 148.

ers, H., Marschenbuch. Land- und
 oßbilder aus den Marschen der Weser
 ib Elbe. 252.

üller, f. Koch.

. R., Die Ironischen. 128.

ikanische Gedichte. Deutsch von F.
 pielhagen. 438.

afen, dem, Christian Friederich Wurm's,
 ofessor am akademischen Gymnasium
 Hamburg. 370.

I, J. W., Die Ritter-, Räuber- und
 hauerromantik. 54.

Album für Kunst und Dichtung,
 ausgegeben von J. Eggers, Th. Hofe-
 an, B. von Lepel. 1859. 206.

Dasselbe. 1860. 958.

nd, Amerikanische Jagd- und Reise-
 nteuer aus meinem Leben in den west-
 en Indianergebieten. 396.

is in die Wildniß. 396.

Wifela von, Dramatische Werke. 31.

D., On the study of modern lan-
 ges in general etc. 478.

359.

omus, H., Pöbel. Bilder und Skizzen
 aus Vergangenheit und Gegenwart. 252.

Kuer, Adelheid von, Novellen. 225.

Augustin, J. R. F., Achten Men. 361.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen.
 217.

Adelmann, F. G. D., Das deutsche San-
 nerthum. Erster und zweiter Theil. 81.

Hyton-Martin, f. Goethe.

Maldino, J., Mimosen. Zweites Bändchen.
 731.

Parad, R. A., Ein Lobgedicht aus Nürn-
 berg aus dem Jahre 1490 von dem Re-
 derfänger Ranz Hap. 146.

Barraud, H., Gedichte. 746.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in
 Nord- und Centralafrika in den Jahren
 1849-55. Dritter Band. 117. Vierter
 und fünfter Band. 265.

Hap, R. W., Gedichte. 792.

Handlitz, R. Graf von, Forkrath Lupin
 an Madame Hellbroof oder die Natur im
 Gifte. 66.

Baur, F. G., Die Lübinger Schule und
 ihre Stellung zur Gegenwart. 301.

Beckstein, L., Thüringer Sagenbuch. 731.

Becker, A., Novellen. 938.

— G., Die Grifenz Vinctas in histori-
 scher und geologischer Hinsicht. 904.

Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt
 717.

Behrle, R., Joseph und seine Brüder. 31.

Beilhad, R., Konstantin Dragofed. 432.

2

2

2

2

2

2

2

2

2

Böhl von Haber, J. R., Versuch einer Be-
 deutsamkeit desselben. Nach seinen eigenen
 Briefen. 419.

Bolanden, R. von, Franz von Sidingen.
 642.

Boll, G., Geschichte Mecklenburgs mit beson-
 derer Berücksichtigung der Culturgeschichte.
 409.

Boll, C., Die Insel Rügen. 252.
 Bollmann, R., Vertheidigung des Machiavellismus. 19.
 Boner, C., Verse. 1834—1858. 129.
 Böse, Ernst, der, in Goethe's „Faust“. 905.
 Bowring's Uebersetzung sämtlicher Gedichte Heinrich Heine's. 628.
 Borberger, C. von, Ein Walpurgisstraum. 548.
 Brandes, H. R., Ausflug nach Schweden im Sommer 1858. 354.
 Brandt, G. J., Ueber atomistische und dynamische Naturanschauung. 61.
 Breier, C., Die Sabbathianer. 598.
 Briefe und Dichtungen Friedrich's des Großen in biographisch geordneter Auswahl, herausgegeben von R. Schwalb. 593.
 Brindmann, J., Aus dem Volk für das Volk. Erstes und zweites Heft. 367.
 Bronn, H. G., Untersuchungen über die Entwickelungsgeetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Aus dem Französischen. 321.
 Bruns, J., Im Herrn Rabegh's. 534.
 Buchanan, G., Leben und Schriften des Bursard Waldis. 185.
 Buchholz, C., Der Verbannte am Pontus Tarrinus. 432.
 Bühnen, die, des skandinavischen Nordens. 906.
 Bülow, C., Der arme Mann im Lodenrock. 150.
 Buljovosty, Pila, Mein Reisetagebuch. Aus dem Unarischen. 696.
 Careil's, Houtcher de, Arbeiten über Leibniz. 741.
 Caveda, J., Geschichte der Baukunst in Spanien. Aus dem Spanischen übersetzt von P. Heyse. Herausgegeben von F. Rugler. 721.
 Chézy, Helmina von, Unvergessenes. Druckwürdigkeiten aus dem Leben. 445.
 Clausen, Maria, Gedichte. 746.
 Clemens, A., Das Ferngefühl nach Raum und Zeit betrachtet. 583.
 — Die Sinnestäuschungen. 583.
 Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftstellerei. 886.
 Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1859. Herausgegeben von H. Gerninger. Vierundzwanzigster Jahrgang. 210.
 Cornelli, G. A., Geschichte des münsterischen Aufrufes. Erstes Buch. 393.
 Corvinus, J., Die Kinder von Finkenrode. 389.
 Grafenholpe, M. J. von, Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Deutsche Originalausgabe. Erster bis sechster Band. 374.

Grafenholpe, M. J. von, Dasselbe. Fortgesetzt von C. Volkhausen. Siebenter Band. 374.
 — Der verfallene Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutsche Originalausgabe. 374.
 Gubasch, C., Bouquet. 228.
 Gurge, L., Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieber. 716.

Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 1790—1815.) Herausgegeben von F. von Smitt. 434.
 Dettmer, C., Professor Gustav Overd. 383.
 Deutsche Journalistik. 298. 521.
 Deutsche Kunst in Bild und Lied. Herausgegeben von A. Böttger. Erster Jahrgang. 206.
 Deutsche Literatur, englische Urtheile über dieselbe. 78.
 Deutsche Literatur in Italien. 339.
 Deutsche Literatur und deutsche Götter. 779.
 Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten. Nr. 1—5. 548.
 Deutscher Wig. 131.
 Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre 1809—15 im Liede deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kette. 543.
 Deutsch-nordamerikanische Zustände. 259.
 Die sogenannte classische und die sogenannte Epigoneliteratur. 609.
 Dieterich, F., Der Streit zwischen Mensch und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der Lantern Brüder übersetzt. 165.
 Diez, Katharina, Agnes Bernauer. 268.
 Dingelstedt, J., Gedichte. Zweite Auflage. 197.
 Dora b'Isria, Gräfin. 42.
 — Ihre Schriften über den Orient. 521.
 Dornblüth, F., Die Sinne des Menschen. 579.
 Douai, A., Kata Morgana. 661.
 Dräcker-Ranfieb, C., Freud und Leid. 748.
 Drobisch, L., Amarillen und Bartwellen. 229.
 Durch Nacht zum Licht, ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in Galunnes“. 227.
 Dusenich, F., Hausrecht der Dreierwelt. 361.
 — Köpchen Dreierwelt in Hamburg. 361.
 Düsseldorf's Künstleralbum. Herausgegeben von C. Höppl. Neunter Jahrgang. 206.
 — neues. Redigirt von W. Ellen. Erster Jahrgang. 206.
 Duttonhofer, Die acht Sinne des Menschen nach ihren körperlichen und geistigen Beziehungen. 579.
 Ebert, R. G., Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. 781.
 Edmann, der. Eine Schwarzwaldfage von F. B. 731.
 Egil, G., Jephthe und seine Tochter. 661.

Ehrentempel des 19. Jahrhunderts. (Neben Eichhorn, F., Panopticon. 27.
 El Principe de la Paz und die Ruchlin. 776.
 Elisabeth. Ein Romanzenroman. 283.
 En von Blumen et Baumartel Schalen ehren Göttern von A. B. Herausgegeben von F. Meuter. 357.
 Erklörung, die dichterische. 922.
 Eruff, R., Bilder aus der Beamtenwelt. 147.
 Fahn, A., Geschichte der westfälischen Geschlechter. 393.
 Falkner, Erzählungen. 227.
 Familienelement, das, in Schiller's Tragedien. 594.
 Feydeau, C., Daniel. 501.
 Fanny.
 Fichte, J. G., Reden an die deutsche Nation. Von neuem herausgegeben und angereicht von J. G. Fichte. 681.
 Floto, F., Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. 32.
 Förster, P., Schiller-Knechtchen. 95.
 Franke, H., Seid einig, einig, einig! 548.
 — Vorwärts! 548.
 Frank, G., Die jenseitige Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 699.
 Frankl, L. A., Nach Jerusalem! 161.
 Franz, A., Die Präntkenkronen der römischen Naturwissenschaft. 61.
 Franz, R., Österreich's Feind ist Deutschlands Feind. 548.
 Französische Uebersetzung eines schottischen Romans. 645.
 Französische Urtheile über das deutsche Theater. 762.
 Französisches Theater, zur Geschichte gehören. 130.
 Französisches Urtheil über deutsche Kunst. 442.
 Fren, J., Zwischen Jura und Alpen. 731.
 Friedrich, F., Jubelerinnerungen. 22.
 Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Schuß- und Truglieder für 1859. Deutschlands Söhne gewidmet von G. L. Erstes Heft. 548.
 Friske, C., Caritas. 555.
 Fuchsmundi, der. 461.
 Geiselm, F., Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1430. 146.
 Genast, W., Florian Geyer. 26.
 Gengenbach, Pampilius. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der Reformationszeit. Herausgegeben von A. Gersch. 245.
 Genthe, F. B., Friedrich Laubmann als Mensch und Gelehrter. 442.
 George, Amara, Vor Tagesanbruch. 127.
 Gerstäder, F., Welt! Ein californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 361.

Gerhards, F., Das alte Haus. 938.
 Gerwinus, G. G., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Dritter Band. 169.
 Gesellschaft, die, der Junggermanen. 282.
 Gesellschaftlerin, die. Vom Verfasser der Neuen deutschen Zeitbilder. 598.
 Giltensberg, K. von, Paul Eisen Schmidts oder Baronin und Sängerin. 229.
 Glaser, M., Bianco Landiano. 882.
 — Familie Schaller. 569.
 Glaubrecht, D., Die Heimatlosen. 599.
 Glas, M. von, Wie viel entdeckt bis jetzt die neuere Naturwissenschaft? 624.
 Glückselig, L., Andenken an Marshall Karsch. 536.
 Goldmann, M., Der Mensch und sein Charakter. 581.
 Goldschmidt, K., Dramatische Werke. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. 431.
 Golovin, J., Der Flüchtling. 233.
 Goltz, D., Der Mensch und die Leute. 301.
 Goethe-Gesellschaft, Project zu einer solchen. 702.
 Goethe's „Faust“ in Frankreich. 42.
 — angebliche Falschdisertation. 167.
 — Gedichte, die Wytton-Martin'sche Uebersetzung derselben. 538.
 — Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung. 354.
 Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae. Herausgegeben von E. Marie (M. Schulz). 608.
 Gottschall, K., Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. 153.
 Gottscheer, die. 812.
 Götzinger, Wilhelm. 353.
 Grange, Marquis de la. 318.
 Grans, Agnese, Weilen des Lebens. 226.
 Grävell, F., Goethe im Recht gegen Newton. 579.
 Grichen, G., Constante ac sincere! 548.
 — Dante Alighieri. 32.
 — Drei Monate nach Vato. 434.
 Grieflinger, L., Lebende Bilder aus Amerika. 87.
 Grimm, H., Die Akademie der Künste und das Verhältnis der Künstler zum Staate. 721.
 — J. und W., Deutsches Wörterbuch. 482.
 Groote, J., Stadtschreiner.
 Große, J., Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München im Jahre 1858. 721.
 Groth, K., Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. 38.
 — Voer de Oern. 41.
 Gruenz, K., Eine gemischte Ehe. 661.
 Gruppe, D. F., Deutsche Uebersetzungskunst. 153.
 Gryphius, Andreas, Das verliebte Gespenst, Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von F. Palm. 250.
 Guisard, Wilhelmine, Die Hunyoby. 601.
 Gundling, J., Advocat Schnobelen. 339.
 Günther, K., Gedichte. 746.

Gusek, D. von, Heimat und Fern. 569.
 Gushow, K., Der Zauberer von Rom. Dritter und vierter Band. 669.

Gaan, L. A., Jena Hungarica. 22.
 Gallberg, Emilie Emma von, Najade. 288.
 Hammer, J., Auf stillen Wegen. 781.
 Hammerstein, Luise von, Erzählungen und Novellen. 227.
 Hansen, M. U., Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, sowie dem Fürstenthum Lübeck u. 252.
 d'Harcourt, Ad., geb. Gräfin St.-Anlaire, Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Aus dem Französischen von Marie von F. 512.
 — Marquise, Helene, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Aus dem Französischen von L. K. Encker. 512.
 d'Harcourt, F., Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit. 955.
 Harlort, K., Aus mexicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus seinen hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von F. G. Kühne. 419.
 Harting, P., Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegenwärtigen. Aus dem Holländischen übersezt von J. G. A. Martin. 677.
 Hartmann, K., Meister Putz und seine Gefellen. 74.
 — M., Märchen und Geschichten aus Osten und Westen. 554.
 — K. A., Das Lieb vom Ewigem. 93.
 Hartwig, D., Henricus de Langenstein dictus de Hassia. 326.
 Hauff, Wilhelm, und Johann Christian Günther. 391.
 Hauff's, W., Reiterlieb. 462.
 Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien u. herausgegeben von E. Hauser. 350.
 Häusser, E., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Zweite Auflage. 568.
 Heber, L., Die vorcarolingischen christlichen Glaubensurkunden am Rhein und deren Zeit. 326.
 Heidelberg, die Universität. 186.
 Helken, die drei großen deutschen. 799.
 Heim, Adele, Durch eigene Kraft. 938.
 Heine, W., Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ophiot unter Commando von Commodore Gawn. Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets von Dr. P. Collins u. 765.
 Heinrich, A., Die Schlacht bei Novara. 288.
 Helfferich, A., Deutsche Kunstbriefe. I. Das Kunstschmied. 721.
 — Die Schule des Willens. 581.

Hensel, Luise und Wilhelmine, Gedichte. Herausgegeben von S. Klette. 177.
 Hentschel, G., Flora. 747.
 Herzen, A., Gesammelte Erzählungen. Dritter Theil: Unterbrochene Erzählungen. Aus dem Russischen von Malvina von Mysenbug. 589.
 — Aus den Memoiren eines Russen. Dritte und vierte Folge: Gedachtes und Erlebtes. 589.
 Hesel, G., Drei Jahre. 74.
 — Von Lurgot bis Babeuf. 74.
 Heubner, D. F., Klänge aus der Zelle in die Heimat. 831.
 Heyden, G., Galerie berühmter und merkwürdiger Menschenländer. 425.
 Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. 935.
 Historisch-politische Blätter, die, und Redwig's „Philippine Welter“. 58.
 Hoffmann von Fallersleben, Deutschland über alles! 548.
 — Finlinge. Erstes Heft. 515. Zweites Heft. 679.
 Hohelied, das, in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutscher Reime übersezt und erläutert von F. Albrecht. 177.
 Holtri, K. von, Noblesse oblige. 569.
 Holzwarth, F. J., Ludwig und Oeltrudis oder Bilder aus der Kirche im 12. Jahrhundert. Erster Theil. 326.
 Hoppenstedt, J., Zur Erinnerung.
 Hornmayer und Wernhagen über ultramontane Geschichtsschreibung. 718.
 Häbner, J., Silberbrevier der dresdener Galerie. Zweite Folge. 814.
 Humbert, C., Don Manuel oder des Helden Standbild. 27.
 Humboldt, A. von, Goethe und Schiller über ihn. 441.
 Humboldt's, W. von, Briefe an F. G. Welcker. Herausgegeben von A. Haym. 736.
 Ifland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne. Herausgegeben von K. Dunder. 705.
 Italienische Zustände. Erster Theil, f. Mundt.
 Jahrbuch deutscher Belletristik. Herausgegeben von S. Kapper. Fünfter Jahrgang. 210.
 Jahrbuch des Erz- und Riesengebietes. Herausgegeben von E. Ritter von Welbrother und St. Neumann. Zweiter Jahrgang. 147.
 Jahrmarkt, der politische. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Roscivivo. 955.
 Jean Paul in England. 503.
 John, M., Barbarossa's Erwachen. 434.
 Johnson, Miss, Peasant life in Germany. 1001.
 Jung, A., Das Geheimniß der Lebenskraft. 14.

- Kollb., Charlotte von. 850.
 Kolibäsa's Wollenbote, übersetzt und erläutert von G. Schüg. 797.
 Kapper, S., Die Handschriften von Königinhof und Gränberg. 797.
 Karlsbader Gebetbuch. Herausgegeben von Friede von Mühlensfeld. 202.
 Kingale, G., Hypatia, oder Neue Feinde mit allem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gillsa. 895.
 Kittl, Maria Gabriella, Der Scheit. 938.
 Kittitz, F. S. von, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. 56.
 Knefbeck, G. von dem, Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des Siebenjährigen Kriegs. 345.
 Koch, C., Zynker, W., und Altmüller, R., Drei Weltnachtsgeschichten. 717.
 Kohl, J. G., Rüschi-Sami oder Erzählungen vom Obern See. 898.
 — Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. 493.
 Köhler, A., Alte Bergmannslieder. 177.
 Kolenmüller, A., Komco und Julie. 30.
 Kolenati, F. A., Reiserinnerungen. Erster Theil. 221. Zweiter Theil. 571.
 Königinhofer Handschrift, die, vor Gericht. Ein Brief an den Herausgeber. 793.
 Koole, B., Die Michelade. 776.
 Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert. 942.
 Kossak, C., Babesilber.
 — Berliner Silhouetten. } 128.
 Kottlitz, jur. 814.
 Kugler, F., Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kanfangelegenheiten im preussischen Staat. Entwurf. 721.
 Kuh, C., Drei Erzählungen. 938.
 Kurz, J. G., Bibel und Astronomie. Vierte Auflage. 66.
 Lang, G., Ein Gang durch die christliche Welt. 801.
 Langheim, W., Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften u. dargestellt. 383.
 Lange, J. P., Vom Delberge. Neue vermehrte Ausgabe. 177.
 Lasaulx, C. von, Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern. 583.
 Lateinische Inschrift in Auerbach's Keller. 426.
 Lau, Thaddäus, gegen Malebrode. 957.
 — Zur Auswahl. 705.
 Laurenty, J., Kein Geld. 434.
 Lavater, das dreier Gedicht von 1786 auf ihn, und dessen Verfasser. 558.
 — ein satirisches Gedicht auf denselben vom Jahre 1786. 283.
 Laven, Ph., Gedichte in trierischer Mundart. 236.
 Leben, Tethen und Handlungen des Ritters Götz von Berlichingen jubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Herausgegeben von D. F. G. Schönhuth. 742.
 Leben und Thaten des weisland wohlbeden und gestrengen Herrn Sebastian Scherzlin von Wurttenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Herausgegeben von D. F. A. Schönhuth. 409.
 Lebensalter, das, der Dichter und Rechtsgelehrten. 611.
 Lechler, G. M., Wielik als Vorläufer der Reformation. 326.
 — ein Bild aus dessen Knabenzeit. 539.
 Lewes, G. S., Naturstudien am Meerstrande. Uebersetzt von J. Frese. 826.
 Libussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von P. A. Klar. Achtebunter Jahrgang. 210.
 Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfasser des „Weissen Kindes“. 627.
 Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von A. Knapp. 177.
 Lieder, geistliche, eines elsässischen Zimmermanns aus dem vorigen Jahrhundert. Mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben von G. Stähelin. 455.
 Limbach, A., Die Reise zum Dheim oder Irrthum auf allen Seiten. 938.
 Literarische Freibeuterei. 682.
 Literarische Notizen aus Frankreich. 22.
 Literaturgeschichte vom kulturhistorischen Standpunkte. 41.
 Littrow, J. von, Aus der See. Dritte Auflage. 746.
 Livingstone, D., Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Aus dem Englischen von F. Koge. 613.
 Lorbell, J. M., Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. 726.
 Lochner, G. W. R., Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. 146.
 Löher, F., Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Dritter Band. 146.
 Lohmann, P., Appius Claudius. } 481.
 — Dittor Tromwell.
 — Der Schmied in Kuhl. 28.
 Lorinser, F., Neue Reisekizzen aus Spanien. 387.
 Ludwig, F., Aus der Provence. 938.
 Lüngel, G. A., Geschichte der Diocese und Stadt Hildesheim. 393.
 — Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wulsenweber. 393.
 — Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. 393.
 Lustspiel, das, bei den Deutschen. 870.
 Luther, G. A., St. André. 74.
 Lynker, f. Koch.
 Mangel, der, an ästhetischer Begabung bei den Schweizern. 611.
 Marbach, D., Hippolyt. } 438.
 — Mebeia.
 Marc, F., Gedichte. 748.
 Marggraf, G., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. 958.
 Martin, Sanct-Florian's Rasch. 471.
 Materialismus ob. Spiritualismus? Echter Artikel. (Von Karl Fortlage.) 2.
 Mautner, G., In Cautinam. 548.
 Mehnwald, F., Nach Norwegen. 107.
 Meißner, Alfr. 463.
 Memoiren der Fürstin Dasklow. Erste Geschichte der Kaiserin Katharina II. I. Einleitung von A. Herzen. 374.
 — der Kaiserin Katharina II. Selbst geschrieben. Nach einer von A. Herzen. 285.
 Menzel, W., Deutsche Dichtung vom ältesten bis auf die neueste Zeit. 88.
 Messner, J., Handwerksbücher. 569.
 — Waldgeschichten. 570.
 Meyer, J., Beiträge zur Bekämpfung, Verbesserung und Vermehrung des Schicksalen Textes. 665.
 — Dittmar'scher Gedicht. 361.
 — F., Erinnerungen aus Jerusalem Palästina. 740.
 Michelet, J., Das Insekt. 826.
 Romansen, L., Shakespeare's Rom. Julia. Eine kritische Ausgabe der lieferten Doppeltextes. 460.
 Monod, A., Das Weib. Aus dem Russischen übersetzt von Reimede. 74.
 Monographien zur historischen Wissenschaft. Im Verein mit wissenschaftlichen Kollegen herausgegeben von R. B. Ein.
 Morell, R., Die Schweizerregimente Frankreich 1789—92. 848.
 Morike, C., Vier Erzählungen. 35.
 Mücke, L., Leben und Pochen in Arre. 108.
 — Verloren und gefunden. 476.
 Mähler, C., Die Freimänner. 280.
 Müller, G. S., Verstand und Gemüth. } 387.
 — R., Ansichten aus dem deutschen. }
 — M., The German classic the fourth to the nineteenth century. 646.
 — D., Der Klosterhof. 868.
 Mund, A., Lord William Russell der Norwegischen von J. G. Burt. 9.
 Mundt, L., Robespierre. 909.
 — Skizzen aus Piemont und Rom.
 Münich, R. G. W., Kurzer Jahresphilosophischen Vortragskurse in Wissenschaft und Kunst. 66.
 Musenalmanach, deutscher. Herausgegeben von G. Schab. Neunter Jahrgang. 212.
 — oft und weispreussischer. }
 — Herausgegeben von A. Schman. }
 — Jahrgang. 212.
 Mustet, A. de. 871.
 Naturphilosophie, materialistische. }
 — Amerika. 575.
 Neumann, G., Lazarus. 177.
 — Geharnischte Sonette für 1855.
 Nicol, G., Erzählungen aus Amerika. 731.

Nicolai, J. G., f. Gerg.
Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert herausgegeben von B. Häfker. 244.
Noelken, F., Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. 200.
Novellen aus der Theaterwelt. 938.
Novellenalbum für Bosanowo. Herausgegeben von H. Gottschall, Pulvermacher und A. Kremerdt. 147.

Originalbibliothek, neue belletristische, f. Ernst.

Oester, G., Geschichte der deutschen Poesie. Zweite Auflage größtentheils neu bearbeitet von J. W. Schaefer. 941.
Oesterlen, F., Der Mensch und seine physische Erhaltung. 864.
Oettinger, E. M., Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. Erster bis vierter Band. 374.

Pabst, Ch. E., Dante Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Ostlands, Mittelands, Westlands und der Nachbarlande. Erstes und zweites Heft. 282.

Paldamus, F., Deutsche Dichter und Prosaischen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Zweite Abtheilung. Erster Band. 113.

Pallaste, G., Schiller's Leben und Werke. 841.
Pantchatantia. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Th. Benfey. 945.

Pape, J., Schneewitzchen vom Gral. 288.
Paschowsky, Dorothea von, Cornelia. 882.
Passavant, S. D., Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Dritter Theil. 721.

Patriotische Klänge von 1855. 548.
Pech, f. Schiller-Galerie.
Peisner, Malwine, Dichtertische Knochen. 746.

P. Pisanini, 1858. — H. Saint-Simon, 1843. Science de l'homme. Physiologie religieuse. 574.

Peter Friedrich Georg, Prinz von Oldenburg, Poetische Versuche. 702.

Peters, M., Natur und Gottheit. 781.

Pfeffel-Album. Gaben elassischer Dichter gesammelt von L. Klein. 538.

Pfeffer, S., Scherz, Schwere aus Frankfurt und Sachsehaufe u. f. w. 237.

Pfeifer, G., Nikolaus Hermann. Der Kantor von Sanct-Joachimthal. 517.

Piening, Th., Enact und Enurrt at de Splunkuv. 361.

Pirazzi, G., Fünf Zeitgedichte. 548.
Poesie, die, des Handels. 223.

Poeten und Musiken. 384.
Pohl, A., Gedichte. 792.

Porsch, G., Der wahre Glaube als Folge vernünftiger Naturbetrachtung. 575.
Precher, F., Wolkenkuckuckheim. 389.

Preller, G. A., Nischliche Sitten. 409.
Proschko, F. J., Der Jesuit. 569.
Prug, M., Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. 132.
Psalm David's allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von L. Koller. 177.
Pische, Populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Kenntniss des menschlichen Geistes und Geschehens. Herausgegeben von L. Rosch. 577.

146.
Raumer, f. Historisches Taschenbuch.
Reckensteinmanöver. 238.

Reichenbach, Freih. von, Die Pflanzenwelt in ihrem Verhältniss zur Sensitivität und zum Ode. 583.

Renan, E., Essais de morale et de critique. 851.

Reuter, F., Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen. — Bischer in Leterow. 357.

— Kein Hühner. 557.
Revue germanique, die 114.

Richter, G., Grundzüge religiös-philosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. 92.

Ring, M., Der Geheimrath. 569.
Rittershaus, Emil. 919.

Rochau, A. L. von, Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiedereherstellung des Kaiserthums. 858.

Rosenberg, J., Deutsche Antwort auf die weisse Frage. 548.

— Kleine Wanderchronik. 128.

Rogier, L., Les poètes contemporains. Thales Bernard et l'école allemande. 182.

Rohmer, Th., Die Religion Jesu. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Wiedenmann. 423.

Roman, ein realistischer, des vorigen Jahrhunderts. 114.

Rosmann, B., Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. 231.

Röscher, G. Th., Kritiken und dramaturgische Abhandlungen. 705.

Rückblick auf die literarische Production des Jahres 1858. (Von Hermann Marggraf.) 1.

Rupp, J., Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden. 719.

Rutenberg, Agathe, Rosa. 938.

Sachmann's, J., welland Pastors zu Limm bei Hannover, plattdeutsche Predigten. Sechste Auflage. 741.

Sagen, die, von Merken. Herausgegeben und erläutert von Sam. Marti (H. Schult). 607.

Sand, George, und die beiden Muffet. 522.

Sanders, D., Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache. 489.

— Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet. 489.

— Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 492.

Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von D. Schade.

on der
1882.

kräftig.

902.

utung

meers.

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

E

Schoedler, F., Die Chemie der Gegenwart u. Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte theilungen aus dem Leben 1. 583.
 von der Oberpfalz. Zweite, die ökonomischen Berichten. 404.
 von, Erinnerungen aus der königlichen Hoheit Helene Luise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. 512.
 — Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke. 455.
 Schücking, L., Günther von Schwarzburg. 568.
 — Paul Brondhorst über die neuen Herren. 597.
 Schüller, G., Don Quixote und Falstaff. 661.
 Schulmann, L., Nordbaltische Stippfäden an Legenden. Zweite Auflage. 361.
 Schulz, Bohmer, W., Entwaffnung oder Krieg. 585.
 — Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. 505.
 Schwarz, R., Predigten aus der Gegenwart. 817.
 — W., Still und Bewegt. 129.
 Schwebemeyer, R., Herz und Haupt. 30.
 Schwerdt, G., Aus alter Zeit. }
 — Aus neuer Zeit. } 517.
 — Daheim ist doch daheim. }
 Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. 781.
 Seinguerlet kein „Jägerle“. 593.
 Semler, G., Die Tempelskulpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. 477.
 Seydel, R., Schopenhauer's philosophisches System. 316.
 Shakespeare französisch. 187.
 Sharpe's, G., Geschichte Aegyptens von der ältesten Zeit u. Deutsch bearbeitet von G. Solowicz. 601.
 Schloß, ob tragische oder komische Figur. 78.
 Siegfried, A., Hausgärtchen für Kinder Gottes. 455.
 Sievers, J. J., Denkwürdigkeiten, f. Blum. 611.
 Smidt, G., Herr Rentier Rosenzweig und seine beiden Neffen. 339.
 Smitt, F. von, f. Denkwürdigkeiten.
 Sonnenfeld, F. von, Volksgelehrten aus dem Schwarzbubenland. 554.
 Sperlinge, die, des Herrn. Von W. F. 600.
 Spielhagen, F., Auf der Däne. 938.
 Stadtsecretarius, des, Christianus Wierstraat
 Chronik der Stadt Reus u. Herausgegeben von C. von Groote. 241.
 Stieler, A., Die Braut der Kirche. 455.
 Steppes, A., Amaranth und Oslomonda oder die Brautfahrt. 430.
 Stern, M. C., Einer Lüge Folgen. 28.
 Sternberg's, „Erinnerungen“, ein englischer Urtheil darüber. 610.
 Stendel, Elise, Welt und Haus. 225.
 Stillfried, Eugenie, Die Tochter Jephtha's. 177.

Städt, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. 66.
 Stolar, G., David Schleiß, weiland Antistes der Schaffhausener Kirche. 326.
 Stölberg-Stolberg, Luise Gräfin zu, Gedichtes. 745.
 Stoller, F., Der König von Lauchstam. 570.
 Stölterfoth, Adelheid von, Rheinische Lieder und Sagen. Vierte Auflage. 238.
 Stradaus, F., Offener Brief an Herrn Dr. Schwarz in Gotha. 825.
 Studer, W., Anleitung in das Studium der Physik und Elemente der Mechanik. 677.
 Sündenfall, der, und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolkenbütteler Bibliothek herausgegeben von D. Schönmann. 243.
 Sybel's historische Zeitschrift. 291.
 Taillandier's, St. René, Revue, über die deutsche Literatur. 367.
 Taura, G. von, Erzgebirgische Geschichten. 731.
 — Die Tochter des Bildhauers. 570.
 Tefter, W., Fürstin Ursula. Der General Linder. 227.
 Tent, Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft, herausgegeben von F. J. Krüger. Erster Jahrgang. 182.
 Thünen, A. G. von, Poetisches Alpha. 748.
 Tilly, zur Säcularfeier desselben. 942.
 Toll, f. Bernhardt.
 Trenkelburg, A., Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. 760.
 — Macchiavelli und Antimacchiavelli. 18.
 Trensch, A., Allen frohen Wanderern. 387.
 Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur. 407.
 Turt, W. von, Leben und Wirken desselben. Von ihm selbst niedergeschrieben. 383.
 Ummius und Lavater. 667.
 Ungerer, E. A., Abälard und Heloise. 238.
 Varnhagen von Ense, R. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Aelter Band. 633.
 Venedy, J., Geschichte des deutschen Volks. Dritter Band. 169.
 Verein der Bühnendichter und Componisten in Paris. 111.
 Bismarck, A. F. G., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Erster Theil. 71.
 — Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. 71.
 Vischer, F., Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst. 312.
 Voigt, G., Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 750.
 Volksbibliothek, norddeutsche, f. Schif.

Volksbuch, allgemeines plattdeutsches Sammlung von Dichtungen, Sagen u. f. m. Herausgegeben von G. W. F. Raabe. 357.
 Volkskalender, plattdeutscher, für 1858. Herausgegeben von F. Dör. 361.
 — für 1859. 2. Jahrgang. 361.

Wachsmuth, G., Schmetterlinge. 230.
 Wagner, W., Das Buch vom Hahnemann. 536.
 Wagners, G. W. A., Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 87.
 Wartenburg, R., Die Mäler der Stadt. 38.
 Weber, Beba, Leben und Literatur. 71.
 Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur. 478.
 Wehl, F., Herzengeschichten. 338.
 Weigelt, G., Die norddeutschen Inseln damals und jetzt. 731.
 Weihe, M., Heideblumen. 747.
 Weiss, G., Der lustige Offenschmidt. 288.
 Wendt, R., Carolasch. Erster und zweiter Theil. 731.
 Werder, R., Columbus. 31.
 Wiedemann, Th., Johann Lurmain, genannt Aventinus, Geschichtsschreiber des letzten Volks. 326.
 Wierstraat, f. Stadtsecretarius.
 Wiese, W. von, Schloß und Pfarrhaus. 129.
 Wilbermath, Dittlie, Auguste. 882.
 Willibald, W., Aeneas Gedichte. 749.
 Willagen, P. J., Hannibal's Lob. 288.
 — Nordlandsharfe. 749.
 Willkomm, G., Metere. 938.
 Winterfeldt, Hans Karl von, und der Tag von Moys am 7. September 1757. 10.
 Wohlfarth, J. F. L., Philipp Melancthon. 125.
 Wolf, A., Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 374.
 Wolzogen, Caroline von, aus dem Nachlaß derselben. 261.
 Wolzogen und Neuhaus, R. A. A. Freih. von, Geschichte des Reichsfreiherrn von Wolzogen'schen Geschichts. 773.
 Wordsworth, für denselben gegen Julian Schmidt. 644.
 Wurm, f. Andenken.
 — Zur Bezeichnung des deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Etymologie. 489.
 — G. F. L., Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerkunst bis zum heutigen Tage. 491.
 Wüst, W. F., Gedichte in schwedischer Mundart. 237.
 Zander, F., Die Lauchstam und der Minneringer Lauchstam. 917.
 — Zeitschrift, eine neue französische. 262.
 — historische, f. Sybel.
 — für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von R. L.

- | | | |
|---|--|--|
| jans und G. Steinhilf. Erster Band.
Erstes Heft. 888. | Zumbrook, F., Neue poetische Versuche u.
in weisfällischer Mundart. 21. | Königlich hannoverschen Geheimen Cabli-
netrath, und sein Verhältniß zur Halber-
stadt Göttingen. 798. |
| Zimmermann, R., Die Tempel von Pönnu.
721. | Zur Charakteristik des einheitlichen Zusam-
menhangs im Natur- und Geistesleben.
66. | Zwei Lieder, Deutschlands Helden gewidmet
im Jahr 1869. 648. |
| Zumbrook, F., Poetische Versuche in weis-
fällischer Mundart. Sechste Auflage. 21. | Zur Erinnerung an G. E. F. Goppensiedt, | |

